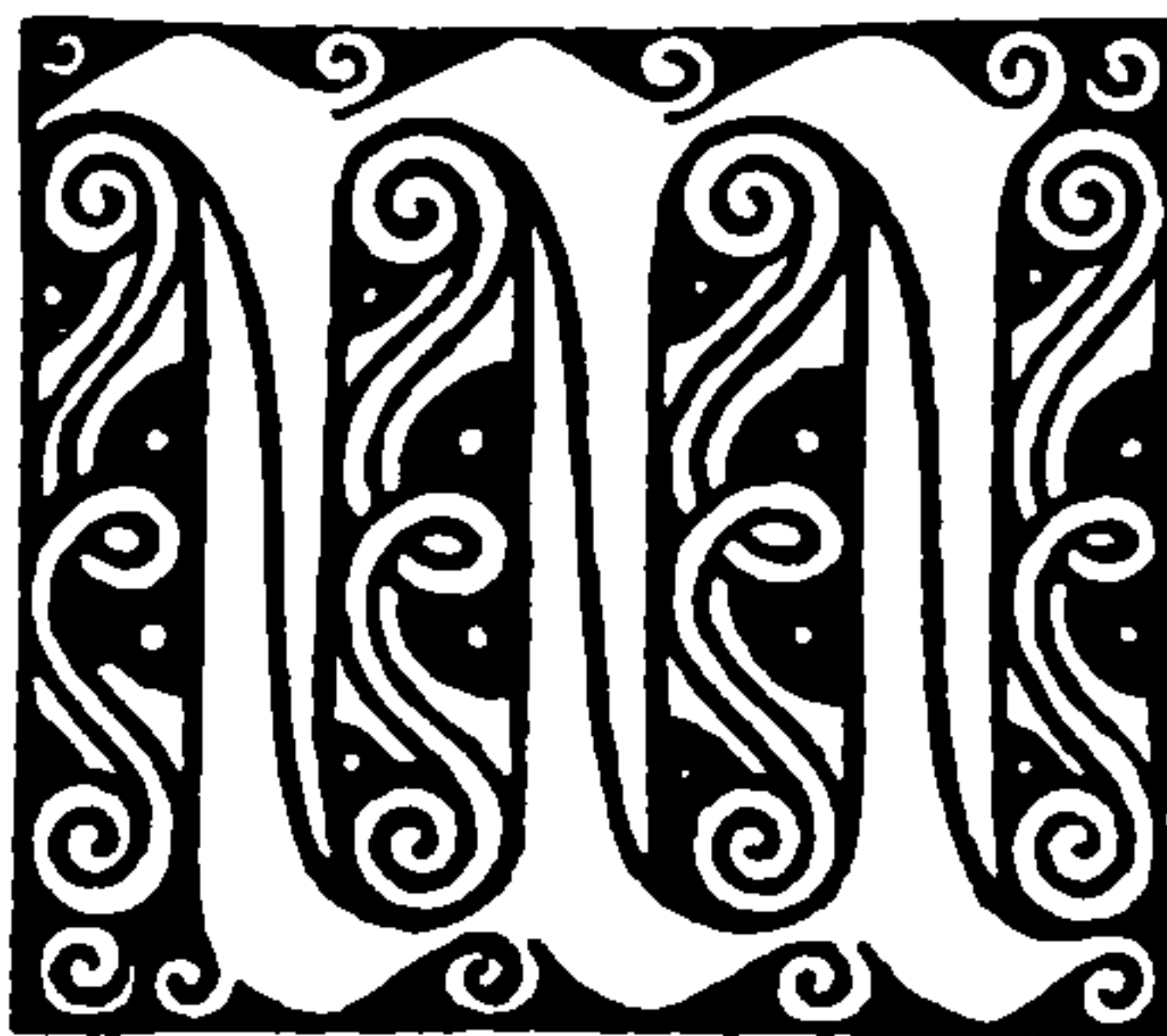


Morgen

**Zweiter Jahrgang MCMVIII,
erstes Halbjahr**

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik
Georg Brandes: Literatur / Richard Muther:
Kunst / unter Mitwirkung von Hugo
von Hofmannsthal: Lyrik :: Zweiter
Jahrgang MCMVIII, erstes Halbjahr
(Heft 1 bis 26) :: Schriftleitung
Dr. Artur Landberger



Morgen-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 35

Inhaltsverzeichnis.

Achelis, Th.	Seite	Borngräber, Otto	Seite
Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde. I. Recht und Sitte . . .	481	Die ersten Menschen	667
A. L.		Brandes, Georg	
Theater	219, 442	In der Fremde	10, 200, 257
Zeitschriften	343	Maria Stuart	520
Wir	509	Bothwell	619
Zur Kellame	576	Erinnerungen	738, 819
Mehr Schmutz für den Bahnhofsbuch- handel	707	Bredow, E. von	
Anonym		Krieg und Technik	141, 193
Musik	70, 131, 187	Zur Automobildebatte	243
Aus dem Musikleben	407	Französischer Optimismus	388
An unsere Leser	377, 413	Billige Lorbeeren	571
Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin		Buchwald, Bruno	
Herrn Arthur Jacoby	638	Preußens Anleihe	68
B.		Das Branntweinmonopol	99
Ein Gespräch unter Vielen	103	Havenssteins Debut	132
Bab, Julius		Hapag-Lloyd	162
Dehmels Rinderspiel	26	Kali	190
Persönlichkeit	209	Siegmund Friedberg	218
Bahr, Hermann		Börsenvorstand und Presse	246
Tagebuch	151, 468, 492, 626, 746	Bankbilanzen	278
Bang, Herman		Die Straßenbahn	311
A propos	184	Deutsche Bank und Dresdner Bank	341
Entgegnung	333	Der Postscheck	410
Bierbaum, O. J.		Rochette	442
Moderne Theaterreformer	162	Die neuen Anleihen	475
Etwas vom Erbfeinde	195	Der Kompromiß	507
Anatole France's Romöbiantengeschichte	334	Börsenehre	574
Politisches und anderes aus Fiesole	393	Die Bankenquete	639
Blätter aus Fiesole I., II., III.	563, 657, 693	Rathenautokratie	673
Das Faustrelief auf dem Münchner Künstlertheater	748	Börsenjustiz	768
Blumenthal, Hermann		Dividenden-Strategie	801
Knabenalter	562	Politik und Börse	840
Bölsche, Wilhelm		Carnegie, Andrew	
Maßregeln im Kampf der Weltanschauung	677	Die indische Frage	79
		Japanisches Reisetagebuch	221, 291, 378, 419
		Ceyloner Reiseindrücke	689
		Carossa, Hans	
		An die Natur	157
		Nun kommt das Frühjahr	668

Civiculus academicus	Seite	Goldbed, Eduard	Seite
Wissenschaftliche Ehren	414	Sind wir gesund?	72
Destinn, Emmy		Pantomime	336
Rahel	629, 662, 702	Die Bazillenfutche	400
Deutsch, Regine		Briefe an den deutschen Kronprinzen 477, 513 577, 714	
Fausttage in Weimar	570	Gurlitt, Prof. Ludwig	
Diot, J.		/Schülerbriefe	789
Politische Gedichte		Halbert, A.	
Zum Abschied	406	Das „verlorene Lied“	670
Reichstagsfrühling	406	Handl, Willi	
Herr Müller / Herr Meyer	440	Theater 96, 130, 188, 277, 329, 474, 572, 671	
April	475	Harnisch, Johannes W.	
Siegeslied	507	Eine Anfrage	239
Sankt Korfuzius	541	Hart, Julius	
Peripetie	572	Vom Selbstbetrug der Aesthetik	725
Der gekündigte Heine	608	Gattung und Individuum	809
Neuromantik	672	Hauptmann, Carl	
Karlsruhe	708	Graf Michael 14, 60, 87, 115, 145, 180, 203 229, 260, 296	
Pfingsten	767	Hellpach, Willy	
Hätschen in der Grube	800	Wir Jungen und die Politik	137
Kriegsgefang	840	Herrmann, Gustav	
Doenges, Hofrat		Richtfest	213
Gefälschte Kunstwerke	149	Hirschfeld, Georg	
Wandmalerei	319	Frühlingsnacht	485, 524, 558, 593
Edel, Edmund		Hofmannsthal, Hugo von	
Kunst, Kultur und Kellame	601	Ritt durch Phokis	792
Efta		Jacoby, Arthur	
A propos des A propos	333	Amoklauf	606
Eulenberg, Dr. Herbert		Jentsch, Karl	
Ulrich Fürst zu Waldeck	104	Gegen das System Reim	165
Wilhelm Busch	118	Die Polennot	287
Gedanken über Albrecht Dürer	305	Polennot	334
Mit einem Gürtel	490	Englische Staatsmänner	778
Lord Byron	490	Jezower, Ignaz	
Rede für eine Heinfeste	835	Reminiszenzen über Wagner	216
Fließ, Wilhelm		Jules-Casé, Anna	
Der Knabenüberschuß	352	Pariser Salons	373
Fränkel, Manfred		Rahlenberg, Hans von	
Linkshändigkeit als Heilmittel	334	Der enigmatische Mann 432, 459, 495, 528 554, 597, 631, 666, 705, 761, 796	
Fürstenberg, Graf zu		Rehserling, Eduard Graf	
Dr. David Jayne Hill	540	Zur Rundfrage über Maximilian Harden	72
Geyer, Emil			
Vom Liebesempfinden der Gegenwart	511		

Rinkowström, Graf	Seite	Mell, Max	Seite
Sibyllinische Blätter des Magus	26	Gedichte	22
Roigen, David		Mey, Kurt	
Einsamkeit der Armen und Reichen	783	Musikalische Schriften	101
Rolb, Annette		Misch, Robert	
Memoiren	569	Weimars alte und neue Theaterstätten	126
Rosenberg, Dr. M.		Mühsam, Erich	
Kant und die Kirche	302	Karl Kraus. Eine Erledigung	241
Rühn, R.		Muther, Richard	
August Scherl als Volksbildner	551	Die englische Ausstellung	176
Ranßburgh, Alfred		Daumier	225
Die Mechanik der Kräfte	33	Zum Fall Eschubi	425
Ritzmann, Berthold		Hans Rosenhagen	566
Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek		Die Sezession	588
II. Unsere Klassiker	29	Goya	622
III. Dramatiker im 19. Jahrhundert	268	Fritz von Uhde	653
IV. Roman im 19. Jahrhundert	362	Der Wiener Festzug	825
V. Roman im 19. Jahrhundert	435	Notizen	104
VI. Roman der Gegenwart	499	Oppeln-Bronikowski, Friedr. von	
VII. Drama der Gegenwart	633	Die Fürstin von Salerno	321
VIII. Drama der Gegenwart „Lyrik“	697	Pelletan, Camille	
IX. Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart	830	Ein neues Wahlverfahren	47
Richtenberger, Henri		Fürst Bülow und das Wahlrecht	451
Freidenkertum in Deutschland	235	Pöschinger, H. von	
Der Pessimismus	741	Aus unveröffentlichten Briefen des Kaisers Wilhelm I.	651
Romboso, Paolo		Potthoff, Heinz	
Aus der Vorstellungswelt des niederen Volks	382	Verpestung Berlins durch die Provinz	214
Romer, Oberarzt Dr. med. Georg		Sodom und Gomorrha	674
Hygienisch-kritische Bemerkungen zu unserer Gesangbuchpoesie	766	Preisaußschreiben	77
Roewengard		Rille, Rainer Maria	
Sternengebot	154	Samuels Erscheinung	489
Rpt.		Eine Sibylle / Der Blinde	736
Aus dem Tagebuche Ferdinand Bonnß	135	Ein Prophet / Eine von den Alten	737
Marcuse, Julian		Rosenhagen, Hans	
Grenzfragen ärztlicher Ethik	763	Berliner Kunst-Ausstellungen	120
Martin, Rudolf		Salten, Felix	
Die lenkbaren Luftschiffe	123	Zur Rundfrage über Maximilian Harden	25
Der Kampf ums Gold	338	„Erbe“	324
Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten	685	Wiener Mädchen	397
Marschner, Carl Wilh.		Saubengels	428
Warum hat Berlin kein Kantdenkmal?	542	Die Wege des Herrn	756

	Seite		Seite
Schattmann, Alfred		Simmel, Georg	
Musik	98	Der Mensch als Feind	55
Schaufal, Richard		Psychologie des Schmuckes	454
Frank Wedekind und das Problem des		Sombart, Werner	
Theaters	74	Die Erziehung zum Sozialismus	5
Neue Baltheseriana	245	Die Ausstellung	249
Vom Kinde, vom Mitleid und vom		Die Kellame	281
Himmelreich	372	Karl Marx (zum 14. März 1908)	313
Scheerbart, Paul		Karl Marx und die soziale Bewegung	445
Die Revolution im Militarismus	26	Sp. a.	
Schamgefühl	371	Giuseppe Tornelli †	837
Scheffler, Karl		Stark, Paul	
Epilog	43	Pariser Hochzeitsreise	35
Schmitz, Oscar A. H.		Steindamm, Joh.	
Die Spaltung der modernen Kultur	534	Zu Sombarts Kellame	599
Schnitzler, Karl		Stirner, Max	
Der Prozeß. Prolegomena	1	Die Deutschen im Osten Deutschlands	345
Das Ende?	39	Kindersegen	731
Zwischenspiel	77	Strindberg, August	
Der Geschichte Widerschein	105	Mensch unter Menschen	24, 25, 102, 245
Auch ein Urteil	170		
Dernburg	185	Taube, Freiherr von	
Judica	185	Der Tragame	328
Interpretation	239	Traube, J.	
Zwischen Morgen und Abend	273	Alchimistisches aus der Neuzeit	356
Südbot	307		
Kaiser und Lord	366	Vészti, Josef	
Phylistrata	390	Die Kronprinzenbriefe	645
Letzte Nachrichten	441	Viator	
Deutscher Frühling	471	Utavismus	370
Wonnemond	505	Parlamentarische Duelle	401
Liebenbergers Eide	545	Volchert-Liech, Helene	
Schimmerndes Elend	609	Theater und Mode	403
Heros Hau	643		
Bismarckiana	709	Walser, Robert	
Reval	772	Zeichenstunde	183
Scholz, Wilhelm von		Sie schreibt	669
Vom Frühling in den Winter	263	Wedekind, Frank	
Zueignung an *.*	671	Die Zensur	82, 108
Schur, Ernst		Weißmann, Adolf	
Wider Werbandi	159	Musik	310
Die Tänze der Schwestern Wiesenthal	369	Widmann, J. B.	
Rita Sacchetto	542	Schamgefühl beim Essen	401
Seyd, Wilhelm		Wiedemann, Dr. M.	
Schule und Erziehung	421	Was wird aus der Bagdabbahn?	613
Shaw, Bernard		Politisches von der Bagdabbahn	804
Die Unmöglichkeiten des Anarchismus	463		

Bedeutende Gewinne

bei sehr geringem Risiko bieten die von uns neu geschaffenen

NAFTA-BRUTTO-ZERTIFIKATE.

Völlig nachschussfrei.

=== Sofort zahlbare Monatserträge ===

trotz der jetzigen Krisis bis **M. 175.—**, die sich nach der Beendigung derselben bedeutend erhöhen werden.

Preis M. 600 — 2000 pro Zertifikat.

:: :: MAN VERLANGE AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT :: ::

Deutsche Nafta-Gesellschaft

m. b. H.

Potsdamerstr. 129/130 « **BERLIN W. 9** » Potsdamerstr. 129/130

FERNSPRECHER VI, 1906 u. 1907.

Nationalbank für Deutschland

Altienkapital und Reserven rund 93 Millionen Mark

Depositenkassen und Wechselstuben:

Berlin:

Fernialemerstraße 24 (am Hauptbahnhof).
Burgstraße 27 (Stahlkammer).
Alexanderstraße 45.
Kaiser Wilhelmstraße 1.
Belle-Alliance-Platz 3.
Kommandantenstraße 12/13 (Stahlkammer).
Potsdamerstraße 22b.
Nollendorf-Platz 8 (Stahlkammer).
Kurfürstendamm 211 (Stahlkammer).

Berlin:

Brunnenstraße 120.
Friedrichstraße 113/119 (Central-System).
Alt-Moabit 120 (Stahlkammer).
Dramenstraße 61 (am Moris-Platz).
Königsplatz 55 (Stahlkammer).

Wiesbaden:

Wilhelm-Platz 9 (Stahlkammer).

Stuttgart:

Albrechtstraße 1 (Stahlkammer).

Vermittlung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Depositen- und Scheck-Verkehr.

Stahlkammern.

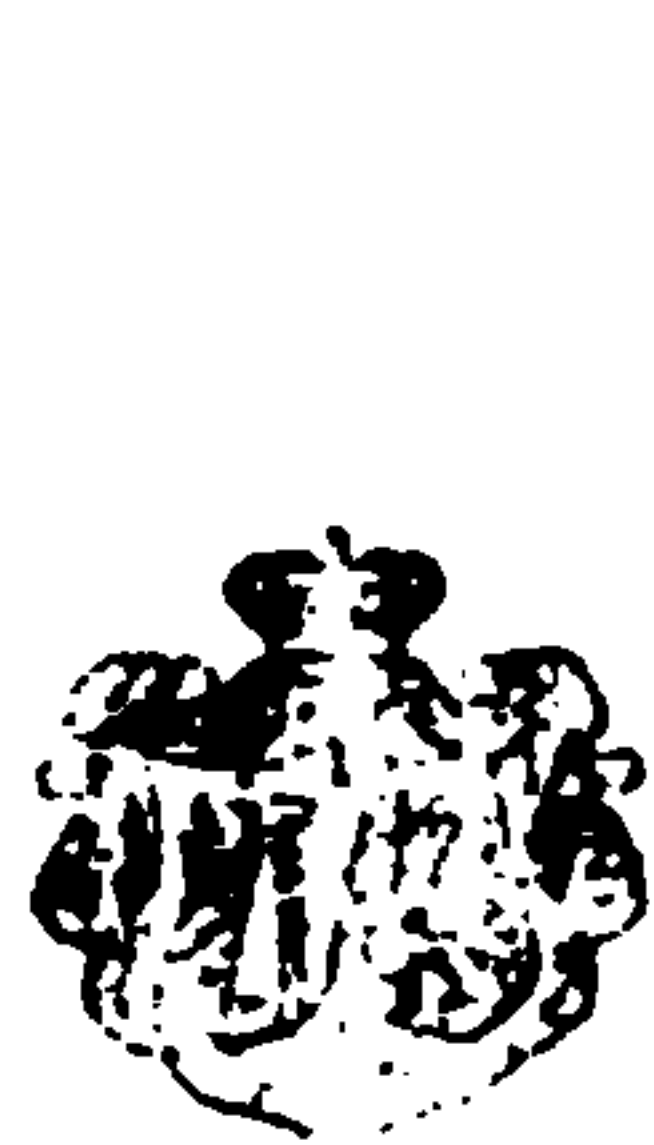
o o
o o

Inhalt

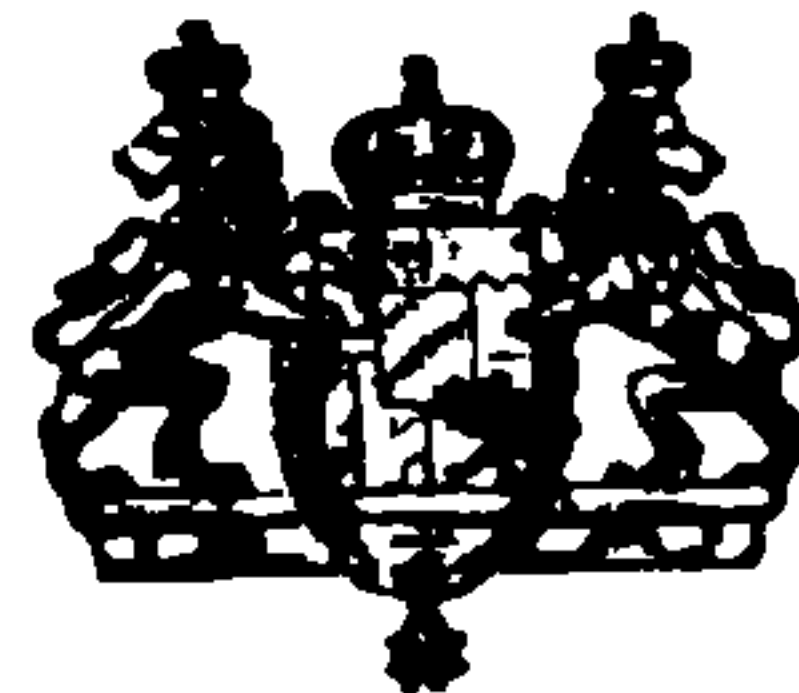
o o
o o

	Seite		Seite
Karl Schnitzler . . . Der Prozeß. Prolegomena	1	Felix Salten . . . Zur Rundfrage über	
W. Gombart . . . Die Erziehung zum		Maximilian Harden . . .	25
Georg Brandes . . . Sozialismus . . .	5	Graf Rinkowitrom . . . Sibyllinische Blätter	
Carl Hauptmann . . . Lebenserinnerungen . . .	10	des Magus . . .	26
Max Mell . . . Graf Michael . . .	14	Paul Scheerbar . . . Die Revolution im	
Strindberg . . . Gedichte . . .	22	Militarismus . . .	26
do. . . Randbemerkungen:		Julius Bab . . . Dehmels Kinderspiel . . .	26
do. . . Galeeren-Sklaven des		Berthold Lihmann . . . Unsere Klassiker II. . .	29
do. . . Ehrgeizes . . .	24	Langburgh . . . Die Mechanik der	
do. . . Das Leben gewebt aus		Krisis . . .	33
do. . . demselben Stoff wie		Paul Stark . . . Pariser Hochzeitsreise . . .	35
do. . . unsere Träume . . .	25		

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr iur. Artur Langberger. Berlin W. 50, Eislebenerstrasse 14.



SEIDENHAUS
MICHEL & C^{IE}
HOFLIEFERANTEN.



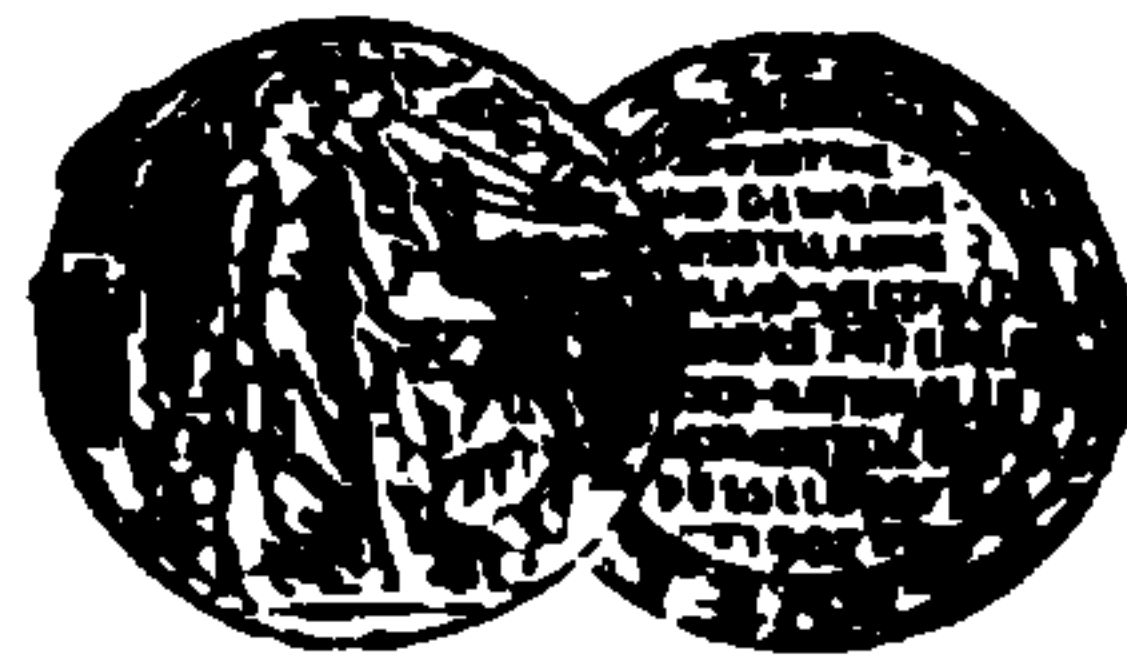
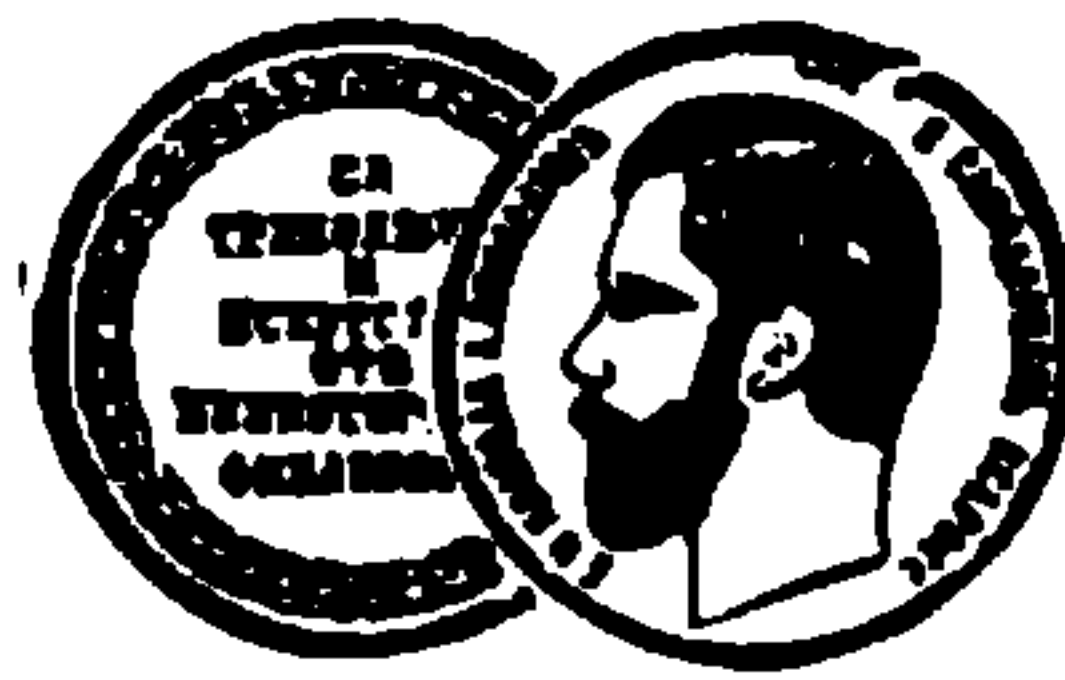
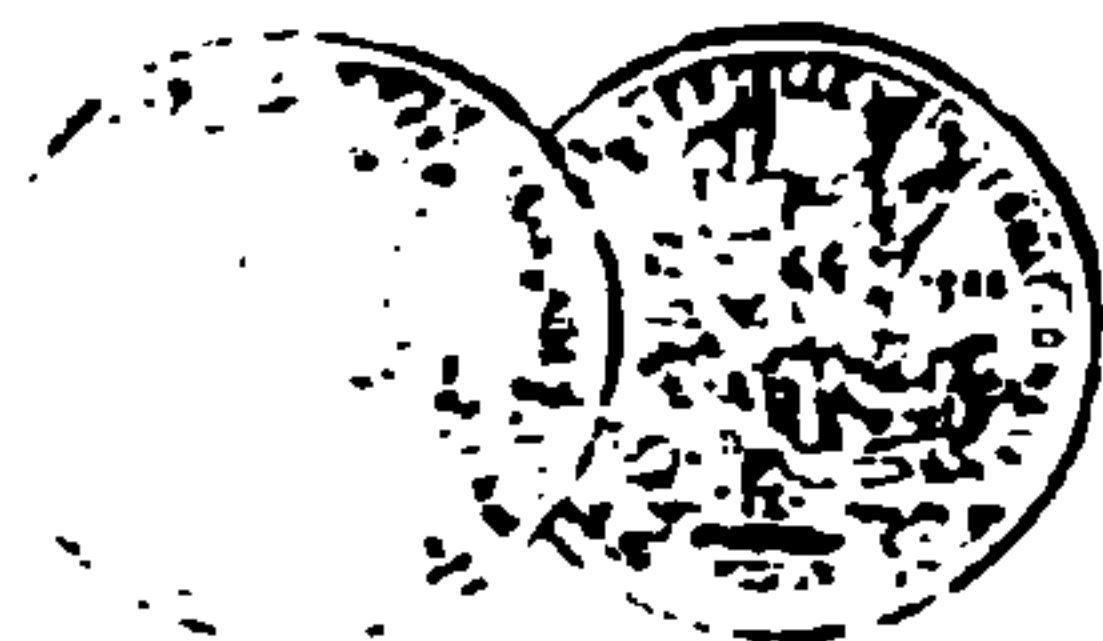
GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS
FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE
MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD



FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN
UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROSEN.



SPECIAL-ABTEILUNG FÜR
LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÖCHER,
FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHARPEN ETC.



Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 1

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

3. Januar 1908

Der Proceß. Prolegomena.

Raum mahnt ein Zeichen an des Winters strenge Herrschaft. Statt über die im Schneekleid unterm kaltklaren Himmel ruhende Erde, quält sich des Wanders Auge durch den trostlos trüben Raum, irrt freudlos über das öde Feld, wagt, steter Enttäuschung satt, kaum mehr einen Blick zum ewig verhängten Himmel. So war der Advent, die Weihnacht so. Und die heilige Zeit der langen Nächte, die zu unsern Vätern mit hundert Stimmen und Symbolen sprach, hemmt diesmal in unserm Herzen jede freudige Regung. Fern sind uns die alten Götter, kein Baum, kein Stein, kein Opfertier redet uns von Freias, Tivaz Ermnaz', des Allumfassers, Wünschen; und die liebliche Legende, die die Christenlehre an die Stelle dionysischer Freuden rückte, dringt mit keinem Laut zu den stillen Winkeln unsrer Seele. Im Spreewald, dem heiligen Hain der Semnonen, den mit frommer Scheu nur und Fesseln die Alten betraten, giebt keine Gottheit dem Werden mehr Deutung, ohne Schauer, ohne Zukunftssorge treibt fesselloses Gedölk nun in ihm sein Wesen, wird, auch in Festeszeit, der Prosa des Alltags nicht ledig.

So steht's. Und wir wundern uns längst nicht mehr, wenn alter Hader auch in der Julzeit nicht schweigt, mit Heuchlergebärde Phariseer vom Frieden sprechen, den ein Gott den Irdischen schenke, die reinen Willens sind; schütteln uns nicht vor Ekel, wenn man Frieden im Christensinn nennt, daß zwei Tage lang widrige Rede verstummt. Diesmal war's besonders arg, und das Uergste vom Urgen ist der Proceß, den wir zum zweiten Mal nun erleben. Wiederum wird, wie vor Wochen, in Moabit gegen Maximilian Harden verhandelt, und wiederum in erster Instanz. Ich habe nach der ersten Verhandlung gesagt, wem wir, nach meiner Ueberzeugung, diese Entwicklung der Dinge zu danken haben (Herr Isenbiel hat's bestätigt) und will mich heute nicht wiederholen. Zurückzunehmen habe ich nichts, doch Einiges hinzuzufügen, das gesagt werden kann, ehe der Proceß zu Ende ist. Sind die Vorgänge noch im Gedächtnis? Die königliche Staatsanwaltschaft hatte im Mai 1907 dem pensionirten Stadtkommandanten Moltke die Bitte, gegen Harden die öffentliche Klage wegen Beleidigung zu erheben, abgelehnt, und Herr Beseler hat diese Ablehnung damals gebilligt. Der Proceß kam, ward nach allen Regeln der Privatklagekunst durchgeführt, und Herr Harden verließ nach fünftägiger Verhandlung den Gerichtssaal mit einem Freispruch in der Tasche. Gebrüll in der ganzen Presse. (Aus den Zelten schimpfte Einer im Unimierkneipenton in den Tag hinein. „Es ist Teufelsvermesseneit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen“, hat der alte Jahn schon gesagt.) Folge: die Staatsanwaltschaft greift die im Namen des Königs entschiedene Sache auf, legt, wie der unterlegene Privatkläger, Berufung ein und läßt das bisherige Verfahren für nichtig erklären, um für ein ganz neues Raum zu gewinnen.

Das Verhalten der Staatsanwaltschaft bedeutet zweifellos einen schweren Eingriff in das Rechtsempfinden des Volkes und steht im schreienden Widerspruch mit der Thatsache, daß Männer aus eigener Urtheilskraft über eine Sache zu befinden pflegen. Wenn ich Mitglied des Reichstags, von Adel, General wäre und hinter dem breiten Buckel des Herrn Urendt säße, hätte ich von einem Schandfleck der Justiz gesprochen; und hätte dabei unberücksichtigt gelassen, daß hinter Herrn Isenbiel Beseler's breite Gestalt steht; hätte Herrn Beseler auch, an Bülow's Stelle, ruhig das zur Verfügung gestellte Portefeuille abgenommen. Damit ist die Schuld des Herrn umschrieben. Die juristischen Angriffe gegen das Vorgehen der Staatsanwaltschaft kann ich, als Laie, nicht teilen. Der Staatsanwalt ist fraglos nach § 417 der Strafproceßordnung berechtigt, in jedem Stadium des Verfahrens die Verfolgung der Sache zu übernehmen, und er ist ebenfalls berechtigt, sich an die Judikatur des Reichsgerichts zu halten. Meinem Laienverstande leuchten auch die Erklärungen der Herren von Liszt, Rahl, Rujawa, Büding, Hamm und Anderer nicht ein. Sie tranken alle an einer einseitigen Betrachtung der strafprocessualen Ordnungsvorschriften, ohne Rücksicht auf das Gerichtsverfassungsgesetz, dem im Zweifelsfalle ohne Frage und unter allen Umständen die Praevalenz gebührt. Ueberdies erklärt § 1 der Strafproceßordnung ausdrücklich: „Die rechtliche Zuständigkeit der Gerichte wird durch das Gesetz über die Gerichtsverfassung bestimmt.“ Das Gerichtsverfassungsgesetz aber bestimmt in § 27³ klipp und klar: „Die Schöffengerichte sind zuständig für die nur auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen, wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht.“ Mit Recht hat das Reichsgericht dazu erklärt: „Die allgemeine und kategorische Fassung des § 27 zu 3 Gerichtsverfassungsgesetzes: „wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht“, spricht dafür, daß von einer Zuständigkeit eines Schöffengerichtes immer nur so lange die Rede sein kann, als dem Schöffengerichte ein die Verfolgung betreibender Privatkläger gegenüber steht, daß aber unter allen Umständen und in jeder Lage des schöffengerichtlichen Verfahrens der Fortfall des Privatklägers auch die schöffengerichtliche Zuständigkeit beseitigt. Denn das Gesetz formuliert die Bedingung der Zuständigkeit nicht mit den Worten ‚wenn Privatklage erhoben ist‘, oder ‚wenn das Verfahren auf Grund erhobener Privatklage eingeleitet worden ist‘, sondern schlechthin dahin, daß ‚die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht‘, und es würde einer besonderen gesetzlichen Bestimmung, wie sie sich beispielsweise in § 28 G. V. G. vorfindet, bedürfen, um die Art der Anklageerhebung auch für die Zuständigkeit zur Urtheilsfindung entscheidend ansehen zu können.“ Das ist klar, deutlich, in sich schlüssig und mit dem Gesetz in Einklang. (Gefällt's euch nicht, so müßt ihr mit dem Gesetz, nicht mit der Anklagebehörde hadern.) Gar nicht klar aber ist, was die unter sich uneinigen Herren Professores wollen. Wäre auch nur irgend Jemand, Jurist oder Laie, in den Sinn gekommen, zu mäkeln, wenn der Staatsanwalt etwa am zweiten Verhandlungstage, nach der Aussage des Zeugen Bollhardt, die Betreibung der Sache in die Hand genommen hätte, und das schöffengerichtliche Verfahren in media re abgebrochen worden wäre? Keiner hätte diesen Gang der Dinge für problematisch gehalten. Nun sagt § 417²: „Die Staatsanwaltschaft kann in jeder Lage der Sache bis zum Eintritt der Rechtskraft des Urtheils die Verfolgung übernehmen.“ Ob vor, ob nach der Urtheilsfällung ist also absolut gleichgültig. Ja, sagt man, aber da steht ja auch ausdrücklich noch: „In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Uebernahme der Verfolgung enthalten.“ Richtig: die Uebernahme; die Verfolgung selbst braucht damit nach der Seite ihrer Mittel aber doch noch nicht erschöpft zu sein. Der Grundsatz Ne bis in idem wird

davon gar nicht tangirt, da er immer nur rechtskräftig erledigte Verfahren zur Vor-
aussetzung haben kann; er bedeutet (nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts),
„daß nach einem in Strafsachen auf Verhandlung ergangenen, rechtskräftig gewor-
denen, richterlichen Erkenntnisse der Gegenstand der zur Aburtheilung gelangten That
wider dieselbe Person nicht von neuem strafrechtlich verfolgt werden darf, soweit nicht
die Bestimmungen über Wiederaufnahme des Verfahrens modificirend einwirken.“
Und nun noch Einß: die Auslegung von § 27³ des Gerichtsverfassungsgesetzes (die
übrigens durch § 75⁴ eine, wie mir scheint, bisher nicht genügend beachtete Unter-
stützung erhält) ist zweifelßfrei, die von § 417 der Strafproceßordnung sehr umstritten.

Ueber die Verhandlung selbst, die, während ich schreibe, noch dauert, heute rasch zwei
Worte. Sie im Ganzen zu beurtheilen, wird nach der Urtheilßfällung ohnedieß noch
Pflicht werden. Vorläufig nur: sie fiel auß, wie zu erwarten war. Alles zur Sache
Wesentliche wurde hinter verriegelten Thüren verhandelt, und weißlich hat Herr Land-
gerichtßdirektor Lehmann dafür gesorgt, daß ihm die standalöse Behandlung, die Herr
Amtßrichter Kern über sich ergehen lassen mußte, nicht widerfahren kann. Waß Graf
Cuno von Moltke, waß Fürst Philipp zu Eulenburg und die Frau von Elbe unter
Eid außgesagt haben: außer den im Gerichtßsaal Verbliebenen weiß eß keiner. Die
beiden Herren sollen beschworen haben, keiner Segrualßünde mit Männern schuldig zu
sein. Hat sie, außer dem Zeugen Bollhart, dessen jemand geziehen? Kein Mensch.
Auch die so sehr verübelte Aeußerung Bernsteins wurde unter außdrücklicher Berufung
auf die beschworene Außsage Bollhardts hin gemacht. Dem Grafen Cuno Moltke hat
Harden Homosexualität nie nachgesagt. Wer daß Gegenteil behauptet, lügt. Daß eß
in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden; der Herr
Stadtkommandant a. D. hat biß zum 11. Mai 1907 diesen Vorwurf selbst nicht auß
Hardenß Worten herausgelesen. Daß kann nicht bestritten werden. Erstens hat er
selber in der Schöffengerichtßverhandlung zugegeben, den Sinn der Artikel nicht vor
dem Eingreifen des Kaisers verstanden zu haben. Zweitens hat er im November 1906
durch Alfred Freiherrn von Berger, um die Maimitte 1907 durch seinen Vetter, den
Domprobst Otto von Moltke mit Harden verhandeln lassen. Und drittens hat er am
17. Mai Harden durch denselben Herrn (Kartellträger und Domprobst: man sieht, wir
sind im zwanzigsten Säculum) dem Herausgeber der „Zukunft“ eine Duellforderung zu-
gehen lassen. Den Termin festzustellen, an dem Graf Cuno über den Sinn der Ar-
tikel umgelernt hat, dürfte also nicht allzu schwer sein. Die Feststellung scheint mir
wichtig, wichtiger, beträchtlich wichtiger auß daß Herumtrampeln auf einer Frau, der
selbst der Gegner nur mit Waffen gegenüber zu treten wagt, die er nicht dem Recht,
sondern der Medizin entnommen hat. (Die für die rechtliche Beurtheilung des Falles
also gar nicht in Frage kommen; denn kein Laie ist verpflichtet, medizinischer Diagnostiker
zu sein und Krankheitsßymptome, die oft sogar von Aerzten übersehen, noch öfter miß-
deutet werden, zu erkennen. Wo kämen wir hin, wenn eine so verrückte Forderung
für begründet erklärt würde!) Jede Beleidigung setzt nicht nur einen Beleidiger,
sondern auch einen Beleidigten voraus. Der zum Nebenkläger avancierte General-
lieutenant von Moltke hat sich biß in den Mai hinein nicht beleidigt gefühlt. Daß
sei festgestellt. Von Rechts wegen.

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld hat sich seiner Zeugenpflicht dießmal
nicht entzogen. Ueber seine Vernehmung wissen wir nichts; doch genügt, waß wir
beim Proceß Brandt von ihm erfahren haben. Er ist „enthusiastischer Freund“ und
hat oft „Briefe geschrieben, die überschwellen von freundschaftlichen Empfindungen“.
Berufung auf die Heroen, auf Goethe, den zu einem sehr ehrlichen Vergleich acht

Tage vorher die, diesmal merkwürdig gut inspirierte, Tante Voss angeführt hatte. (Die Hauptstelle wurde leider vergessen. „Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält Und mit dem genießt!“) Böses, Schmutziges? Haß, meine Herren, nie gegeben. „Daß ganz infam schmutzige System ist nur durch die Herren Harden und Consorten aufgestellt worden.“ Die Behauptung ist erweislich unwahr. Eine halbe Stunde vor dem Hertfelder hat Fürst Bülow, dessen Verhalten vor der Schranke wirklich lautes Lob verdiente, unter seinem Eide bekundet: „Die beiden Grafen Hohenau und den Fürsten Eulenburg kenne ich seit sehr lange; den letzteren sehr genau. Ungünstige Gerüchte über sie sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen.“ Aber wahr oder nicht: Mitte November 1906 wußte Eulenburg genau, wie Harden, der Gründer „des infam schmutzigen Systems“, über ihn dachte. Warum klagt er nicht? Alfred von Berger hätte dem lieben Freund den Zeugendienst gewiß nicht versagt. Unterhandelt mit Menschen so erbärmlichen Sinnes, läßt sich mit ihnen auf eine Besprechung von Friedenspräliminarien ein? Am 27. April hatte Harden mit lautem Wort wiederum auf ihn gewiesen; zum ersten Mal auch mit rauhem. Nun klagt er doch sicher? Nein. Er nimmt seine klägliche Zuflucht zu der Enge des Paragraphen 175, macht in der Selbstanzeige eine tiefe Verbeugung vor dem Verläumder und schreibt an die Prenzlauer Staatsstütze: „Ein Schriftsteller von dem Rufe Maximilian Hardens hat . . .“ Und so weiter. Geht Einer, der sich rein weiß, solche Wege? Undern magß möglich scheinen, mir nicht. Hundertmal hat man aus dem Verhalten eines Menschen Indizien geschmiedet und Staatsanwälte sind oft genug dabei besonders eifrig gewesen. Mancher arme Schächer hat sich sein Elend damit geschaffen, daß sein Verhalten in kritischen Momenten im Widerstreit mit schlichter Vernunft sich zeigte. Bei Gefürsteten gilt andre Logik. Auch mit Politik hat der Ehrenwerthe sich nie beschäftigt; von Moltke nie politische und persönliche Informationen über den Kaiser bekommen. Daher das schöne Wort „Liebchen“. Wer den Fall Eulenburg mit der Vernehmung hinter verrammelten Thüren abgeschlossen glaubt, täuscht sich. Das mag einstweilen genügen.

Das ganze Verfahren hat vorläufig nur den physischen Ruin einer bis heute ehrenhaften Frau zur Folge gehabt. Auf dieses Ergebnis stolz zu sein, habt Ihr ein Recht; nicht für Euch hat ja Goethe die Definition des „rechten Kerls“ gegeben. Ein anderes Ergebnis vermag ich bis jetzt aus der Verhandlung nicht zu gewinnen. Unter einem riesenhaften Aufwand wurde der Versuch gemacht, etwas als unwahr zu erweisen, was kein Mensch behauptet hat. Jämmerlicher ist selten mit der Wahrheit umgesprungen worden, als in diesem Fall; der übrigens, sehr ehrenvoll, für Harden einen Mitschuldigen schafft. § 186 des Strafgesetzbuches lautet: „Wer in Beziehung auf einen Undern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Druckschriften begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.“ Ich konstatiere, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches sich desselben Thatbestands, wie der Herausgeber der „Zukunft“, schuldig gemacht hat, und nehme an, daß es Herr Isenbiel sehr schmerzlich empfindet, dem Wirken seines Gerechtigkeitsgefühls Schranken auferlegen zu müssen, die im Paragraphen 186 des Reichsstrafgesetzbuchs selbst ihre Begründung nicht finden.

Karl Schnitzler.

Die Erziehung zum Sozialismus.

Von Werner Sombart.

Wie wir uns aus der früheren Darstellung erinnern, legen die Syndikalisten auf zwei Dinge vor allem Wert: die Entfaltung des Opfersinns und die erzieherische Wirksamkeit der Gewerkschaften.

Was zunächst jenen ersten Punkt anbetrifft, so hört hier natürlich (wie in allen ähnlichen Streitfällen mit den Sozialisten) jede Diskussion sofort auf, wenn jemand behauptet: diese oder jene (bisher nicht vorhandene) Seelenstimmung werde zuverlässig sich einstellen mit dem Tage, da die neue Gesellschaft ihren Anfang nimmt. Derart Kinderereien waren ja früher häufig. Heute hütet sich ein zurechnungsfähiger Sozialist, mit ihnen zu operieren. Auch die Syndikalisten — oder wie man genauer immer sagen kann: Sorel, da er es ist, der gerade diese Elantheorie, wie wir sie nennen können, ausgebildet hat —, auch Sorel verfäht natürlich nicht plump, wie die Zukunftsstaatler alten Stils, die den neuen Geist der Hingebung, Opferwilligkeit, Selbstlosigkeit als deus ex machina hervorriefen, damit er ihnen ihre Träume verwirklichen helfe. Sorel bemüht sich, einen Beweis dafür zu erbringen, daß in Zukunft einmal alle Menschen nur von dem einen Wunsche beseelt sein werden: so viel wie möglich zu arbeiten, ohne dafür eine besondere und dem Maß ihrer Leistung entsprechende Vergütung zu beanspruchen. Wir haben schon, daß er auf die Soldaten der Revolutionärsarmee exemplifiziert. Je nun. Die waren doch in recht eigenartiger Lage. Die Hauptsache: sie standen vor dem Feinde, von dem sie annahmen, daß er allein das Hindernis sei, das sie vom Reich der Freiheit, des Glücks und der Harmonie (wie es ihnen die Revolution verhieß) trennte. Sie wähten: gleichsam nur eine letzte, äußerste Anstrengung machen zu müssen, um für immer von allen Nöten befreit zu sein. Ein ungeheurer Siegespreis winkte ihnen, wenn sie den Feind niederwarfen. Sie waren also gewiß aufs äußerste persönlich an dem Erfolge interessiert.

Eine ähnliche Kampfesstimmung kann vielleicht einmal die Generalstreikler beseelen, wenn sie glauben, die letzte große Entscheidungsschlacht zu kämpfen: weil sie dann auch von der Hoffnung beseelt sein mögen: wenn es ihnen nur gelinge, diesen einen Schlag noch zu tun, so zögen sie am Siegestage in das Reich ein, wo Milch und Honig fließt. Aber am folgenden Tage? Au Lendemain? Wenn das gelobte Land sich nicht zeigt; wenn die Alltagsmisere beginnt und es gilt, die kleine schmutzige und öde Arbeit am Webstuhl und am Hochofen und in den städtischen Kloaken zu verrichten; wenn alle Kampfesstimmung deplaciert ist: da es doch keinen Feind mehr zu besiegen gibt. Was dann? Welcher Zusammenhang besteht überhaupt zwischen dem Elan, der einen Generalstreik durchführt, und der hingebenden, begeisterten Stimmung, in der (nach Meinung Sorels) später die Tagesgeschäfte erledigt werden? Ich sehe keinen.

Nicht minder glücklich ist der Hinweis Sorels auf die heroischen Opfer, die die Krieger mohammedanischer Stämme vollbringen, da doch hier die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, die in ihrem Glauben fest verankert ruht, wahrhaftig Erlebkraft genug ist, sich dem Feinde todesmutig entgegenzuwerfen. Was soll aber dieser Vergleich, wenn es sich doch um die „aufgeklärten Völker“ unserer modernen Staaten handelt?!

Noch weniger am Platze aber scheint es mir zu sein, wenn Sorel an die Erfinder erinnert, die ohne Hoffnung auf materiellen Lohn nur um der Freude an der Sache willen

ihre Erfindungen gemacht hätten. Nun — daß mag für wenige hyperidealistische Naturen zutreffen. Aber es wäre ungeheuerlich, daran zu denken, die Masse zu den Höhen dieser paar weltfremden Sonderlinge emporheben zu können. Ganz und gar falsch ist es aber, wenn Sorel meint: die Zahl dieser selbstlosen Erfindertypen werde täglich größer, wie die Erfahrung lehre: da z. B. in den Vereinigten Staaten die ganze Arbeiterschaft jetzt schon an der Verbesserung der Maschinerie und der Vervollkommenung der Technik überhaupt mitarbeite. Bei dieser Anteilnahme der amerikanischen Arbeiter (über die ich mich sehr genau an Ort und Stelle unterrichtet habe) handelt es sich nun aber um alles andere, als um irgendwelche ideale Opferfreudigkeit und Hingebung an die Sache: vielmehr ist es der reine, unverfälschte Busineßgeist, ist es rein kapitalistisches Wesen, das sich in den Arbeitern rege macht: die unmittelbare Aussicht auf materielle Entschädigung treibt diese allein, sich an der Vervollkommenung der Technik zu beteiligen. Die amerikanischen Unternehmer haben nämlich ein ganzes System ausgebildet, um den Arbeiter zur Mitteilung seiner Erfahrungen anzuregen: sie lassen die Arbeiter ihre Vorschläge zur Verbesserung der Maschinen usw. einreichen, und die geeigneten werden dann ausgeführt und angewandt: erweisen sie sich als zweckmäßig und rentabel, so erhält der Arbeiter — der ganz bestimmte Eine Arbeiter, der den Vorschlag gemacht hat — Anteil am Gewinn. Also das genaue Gegenteil liegt hier vor von dem, was Sorel im Auge hat.

Gerade daß heutzutage innerhalb wie außerhalb der Arbeiterschaft ein förmliches Erfindungsflieber herrscht, ist nicht etwa der Beweis, daß wir auf dem Wege zu jenem Geist der Hingebung sind, von dem die Syndikalisten alles für ihr Reich der Zukunft erhoffen, sondern — der Beweis dafür, daß die menschliche Natur (wie sie heute in ihrem heruntergekommenen Zustande nun einmal ist) erst zu voller Entfaltung ihrer Fähigkeiten gebracht wird, wenn man sie mit der Aussicht auf klingenden Lohn fängt: weil die Erfindergewelt heute von der Gier nach Geld erfüllt ist, darum der Erfindungsstaumel, den keine andere Zeit gekannt hat, in der noch nicht jede Erfindung am nächsten Tage zu Gelde gemacht werden konnte wie heute.

Es ist gewiß einer der sympathischsten Züge an den Vertretern der syndikalistischen Lehre, daß sie an die edlen Seiten im Menschen appellieren, daß sie aus einem starken Idealismus heraus eine Menschheit postulieren, die gleichsam in gehobener Stimmung dahinlebt; es zeugt auch für ihr feines psychologisches Empfinden, daß sie den ungeheuren Bankerott wahrnehmen, den die Menschheit erlebt, wenn ihr die beiden Ideale, die bis jetzt so gut wie alles Licht, allen Glanz, alles Hohe, alles Edle in das Dasein der Masse hineintrugen: Gott und Vaterland — zerbrechen. Aber ob sie nicht doch einem Wahne verfallen, wenn sie glauben, daß „alle die großen Gefühle, die sie — die Vaterlandsidee — entseßelte, und die den ewigen Grund zum Leben bilden: Heroismus, Opfermut, Hingebung, Würde, nicht verschwinden, sondern weiter blühen werden im tiefsten Gemüt der revolutionären Arbeiterseele“? Wie Lagardelle es ausdrückt. Der revolutionären Arbeiterseele: so übersehe ich la conscience ouvrière de révolte — vielleicht nicht ganz dem Sinn gemäß; vielleicht könnte man sagen: der Arbeiterseele, die von der Revolution erfüllt ist, oder: die selbst in einem Zustande der Revolutionierung sich befindet. Wie aber auch immer man den Ausdruck: en révolte auffassen will, stets ist damit die Grenze bezeichnet für die Wirksamkeit jenes Ideals: es hat eben zur Voraussetzung den ewigen Kampf im Innern eines

Landes: die Revolution; verflüchtigt sich aber, sobald diese zugunsten des Proletariats entschieden ist. Während doch die nationale Gegensätzlichkeit, der nationale Kampf wenigstens als Möglichkeit immer bleiben. Und diese Möglichkeit allein vermag das vaterländische Ideal lebendig zu erhalten, das in langen Friedenszeiten auch matt und fleh wird.

Aber was den Syndikalisten noch weiter entgegenzuhalten ist: selbst zugegeben, daß das Defizit an Idealismus, das durch den Wegfall der alten Ideale im Volke entsteht, durch das neue Revolutionsideal voll und dauernd gedeckt werden könnte: was wäre damit für die Durchführbarkeit des sozialistischen Produktionssystems, das sie auf jenen Idealismus des revolutionären Willens aufbauen, bewiesen? Da doch heute der Kapitalismus nicht etwa auf dem (zu ersetzenden) Ideale der Vaterlandsliebe, sondern eben auf dem sehr realen Eigennutz aufgebaut ist? Bleibt es nicht, wie immer man die Sache anschaut, weltfremder Phantasmus, unsere Massen von heute in hohe ideale Spannung jahrein jahraus versetzbar sich vorzustellen? Das Alltagsleben auf nicht egoistische Seelenstimmungen aufbauen kann man nur unter einer Voraussetzung: daß ein religiöser Fanatismus in den Massen lebt. Alle anderen idealen Potenzen werden sich ewig als zu schwach erweisen, die Bestie im Menschen zu zähmen, selbst wenn die Ideale nicht auf vorübergehende Ziele gerichtet sind, wie es bei dem Revolutionsenthusiasmus der Syndikalisten obendrein noch der Fall ist. Für alle nicht mehr im tiefsten Sinne religiösen Menschen wird ewig das kaukasische Sprichwort gelten: „Wer soll arbeiten? Du und ich. Wer soll essen? Ich und du.“

Nicht so direkt nach Wolkensuckdusheim wie die Eorellsche Elantheorie führt der andere Gedankengang in dem syndikalistischen Erziehungssystem: wonach die Gewerkschaften der Ort sind, wo die Arbeiter die Kenntnisse und Eigenschaften erwerben sollen, die sie dereinst befähigen, die Produktionsleitung den Händen der Unternehmer zu entreißen und selbst Leiter und Organisatoren zu werden. Hierbei wird doch wenigstens mit dem Alltagsmenschen gerechnet und nicht mit einem Fabelwesen, das sich sein ganzes Leben lang von früh bis spät im Zustande der Ueberreizung, der Ekstase befindet.

Wie steht es nun aber mit der Eignung der Gewerkschaften, als Vorschulen der späteren Produktivgenossenschaften zu dienen? Ich glaube, bei näherer Prüfung wird man finden, daß hier ein großer Irrtum dem Raisonement der Syndikalisten zugrunde liegt. Daß sie nämlich vollständig irren, wenn sie annehmen, der Arbeiter erführe in seinem Gewerkverein auch nur das Allergeringste von dem Produktionsprozeß und lerne dort irgend etwas, das ihn befähigte, später selber Unternehmer zu werden. Ich weiß nicht, woran man denkt, wenn man schreibt: „In den Gewerkvereinen bildet sich auf einer neuen Basis die Fähigkeit und die technisch-politische Gewöhnung aus, den Produktionsprozeß zu leiten“ (Leone). Bitte: was lernen die Hafenarbeiter vom Betriebe einer transatlantischen Reederei, was die Hochofenarbeiter von der Organisation eines Hüttenwerkes, von der Kalkulation der Eisenproduktion, was die Handlungsgehilfen von dem Funktionieren eines Warenhauses, was überhaupt irgendein Gewerkvereiner von irgendeinem Produktionsvorgange? Ich muß mit Blindheit geschlagen sein; denn irgendwo muß sich ein — wenn auch noch so kleiner — Zusammenhang zwischen den beiden Welten zeigen, für die doch so kluge Leute wie die Syndikalisten geradezu eine Identität annehmen?

Gewiß sind die Gewerkvereine wichtige Erziehungsschulen für die Massen, ohne die wir uns eine gedeihliche Entwicklung unserer sozialen Zustände gar nicht vorstellen können.

Sie sollen die demokratischen Tugenden der Selbstzucht, sie sollen die Einsicht in die Schwierigkeiten aller Gesellschaftsordnung wecken.

Über das alles hat doch mit der Vorstellung der Syndikalistin nichts zu tun: als werde der Arbeiter in seinem Gewerkeverein zum selbständigen Produktionsleiter, zum Organisator und Disponenten erzogen.

Welcher verhängnisvolle Irrtum ist es doch: die allmähliche Ausbildung der kapitalistischen Unternehmung im Schoß der alten feudal-handwerksmäßigen Gesellschaft gleichzusetzen mit der Entwicklung der Gewerkevereine! (Sorel des öfteren.) Jenes waren doch die neuen Wirtschaftsformen selbst, die sich langsam in die Welt hineintasteten; die Gewerkevereine haben ja aber mit dem Produktionsprozesse gar nichts zu tun. Was allein den ersten kapitalistischen Gebilden in der handwerksmäßigen Welt in unserer Zeit entspricht, das sind die Staats- und Gemeindebetriebe (von denen aber die Syndikalistin eh' nichts wissen wollen) und sind die auf der Konsumentenorganisation aufgebauten Genossenschaftsbetriebe: hier in der Tat sind Ansätze zu einer neuen Produktionsweise vorhanden, und hier in der Tat sind praktische Lehrschulen für den Sozialismus. Aber in den Gewerkevereinen?!

Ich halte es für einen der größten Mängel der syndikalistischen Doktrin (die gerade an dieser Stelle so vielversprechend einsetzt!), daß sie die Genossenschaftsbewegung und namentlich die Konsumvereinsbildung so ganz unberücksichtigt läßt. Hierauf sollte sie ihr Hauptaugenmerk richten und (nach Art der Webbs) ihre Zukunftspläne auf einer organischen Verbindung der Konsumvereine mit den Gewerkevereinen aufbauen.

Mit dieser Kritik der Gewerkevereinstheorie (wie man den eben erörterten Bestandteil des syndikalistischen Lehrgebäudes nennen könnte) fällt nun aber auch die ganze Doktrin des Generalstreiks in sich zusammen.

Wir brauchen, wenn wir die Bedeutung dieses Kampfmittels für die soziale Bewegung der Gegenwart erörtern, gar nicht die Frage nach seiner praktischen Durchführbarkeit aufzuwerfen: das heißt, ob wirklich in irgendwie absehbarer Zeit der Kampf des (nehmen wir an einmütig zusammenhaltenden!) Proletariats eines Landes gegen die Staatsgewalt und den Widerstand wohl immer noch von der Mehrzahl der Bürger als aussichtsreich angesehen werden dürfe.

Nehmen wir der Einfachheit halber seine Durchführbarkeit und seinen glücklichen Ausgang an: daß also nach Verlauf von drei Tagen die sämtlichen bisher kapitalistisch verwerteten Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter gelangt seien. Würde das — so fragen wir uns — irgendeinen Sinn haben und zu irgendeinem dauernden Erfolge führen können? Anders ausgedrückt: Können wir uns vorstellen, daß auf diesem Wege der Sozialismus in die Welt komme?

Offenbar nur, wenn eine von zwei Voraussetzungen zutrifft. Entweder nämlich, wenn die Annahme des rationalen Sozialismus richtig ist, daß eine prästabilierte Harmonie, eine von Gott geschaffene „natürliche“ Gesellschaftsordnung bestehe, die man nur zu entdecken brauche, damit die soziale Welt ebenso harmonisch geordnet sei wie der Kosmos. Steht man auf diesem Standpunkt, so kann man den Generalstreik als Mittel, die neue Ordnung zu verwirklichen, damit motivieren, daß man ihn benutzt, um die letzten Hindernisse wegzuräumen, die sich dem Einzug ins gelobte Land entgegenstellen: daß er gleichsam die bissigen Hunde (Klassenstaat und Unternehmertum), die den Weg zu den Schätzen versperren, ins Jenseits

befördert. Aber der Syndikalismus lehnt jede innere Beziehung zum rationalen (utopischen) Sozialismus ab. Er „will sich vor allen Dingen auf eine realistische Auffassung des sozialen Lebens stützen“ (Leone); „er ist von einem unersättlichen Verlangen nach Realismus erfüllt“ (Sorel). So kommt also für seine Beweisführung die rationale Argumentation nicht in Betracht.

Dann aber muß die andere — einer realistischen Betrachtungsweise entsprechende — Voraussetzung zutreffen: die subjektiven und objektiven Bedingungen der neuen Produktionsweise müssen erfüllt sein, wenn der grand jour anbricht. Sie werden es aber niemals werden (wie wir sahen), wenn man nichts anderes als die Erziehung des Arbeiters in den Gewerksvereinen für nötig hält, um alle erforderlichen Qualitäten des neuen Produzenten zur Entfaltung zu bringen.

Was würde also selbst der vollständige Sieg dem Proletariat nützen, wenn es doch nicht imstande wäre, ihn auszunützen? Was will also die Idee des Generalstreiks in einem sozialen Systeme, das auf „einer realistischen Auffassung“ sich aufbauen soll?

Man sieht: in dem Gedankengebäude der Syndikalisten flassen noch weite Lücken, sind die Fundamente zum Teil zu schwach, sind viele Teile des Gebälks morsch, und brüchig ist allzuoft das Gestein.

Unbildlich gesprochen: so vortrefflich und glücklich viele Ansichten und Theorien des Syndikalismus sind: die neue soziale Theorie ist es noch nicht. Damit diese geschaffen würde, bedürfte es noch ganz anderer Vertiefung aller Probleme. Vor allem einer vollständigen Emanzipation vom Marxismus. Wenn die Syndikalisten ihren Stolz darein setzen, nichts zu tun, als den Marxismus wieder rein zu verkündigen, so macht das ihrem Pietätgefühl Ehre und war wohl auch aus taktischen Gründen geboten: der Entwicklungsfähigkeit ihrer Theorie hat es zweifellos geschadet. Denn die ist vielfach gerade an den veralteten Marxschen Kategorien gescheitert. Es ist nicht gut, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Und man kann keine lebensfähige soziale Theorie für das zwanzigste Jahrhundert schaffen, wenn man die Lehren vom Wert, von der Produktivität, vom Staat, von der Klassenbildung und dem Klassenkampf, von der Revolution usw. mit samt den alten Ideologien aus einem veralteten Systeme einfach herübernimmt.

Worauf es heute ankommt, ist: neue Werte zu schaffen, die Ideenwelt des Proletariats mit neuem Inhalt zu füllen, daneben aber die Erkenntnis der sozialen Welt von Grund auf neu aufzubauen. Gewiß sind dazu vortreffliche Ansätze (wie ich von vornherein zugegeben habe) in den Schriften der Syndikalisten vorhanden (einer der bedeutendsten Ansätze ist die — freilich ganz flüchtige — Untersuchung Leones über das Verhältnis zwischen Macht und Gewalt und ihre Vertretung in der Geschichte): ich möchte das neue grundlegende Werk, das da kommen soll, geradezu betteln: „Macht und Gewalt“ („force et violence“). Aber die Hauptarbeit muß noch getan werden. Möchten sich dabei die Syndikalisten als rechte revolutionäre Revisionisten* erweisen und nicht rasten und ruhen, ehe sie nicht wirklich die alten Lehren zerstört und neue an ihre Stelle gesetzt haben.*)

*) Die hiermit zum Abschluß gebrachte Artikelreihe über den revolutionären Syndikalismus ist (in nur wenig veränderter Fassung) der vielfach umgestalteten sechsten Auflage meiner Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung“ entnommen, die in diesen Tagen bei Gustav Fischer in Jena erscheint.

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

IV.^{*)}

Henrik Ibsen schrieb an seinem Doppel drama „Kaiser und Galiläer“, daß er mit mir erörtert hatte, seit er es erdonnen. Anfangs war er nicht zu bewegen, mir auch nur das Geringste daraus vorzulesen. Da er noch eine Abschrift machen wollte, um den Prosadialog durchzufeuilen, wollte er mich die erste geringere Form nicht sehen lassen. Er meinte: „Ich schreibe nie eine Zeile, ohne mir zu sagen: Was wird wohl G. B. dazu sagen? Wie sollte ich Sie da das Stück ungefeilt sehen lassen?“ Trotzdem ließ er mir bald darauf große Partien vor, darunter die Szenen zwischen Julian und dem Mysteriker Maximus. Seine Stimme eignete sich mit ihrem gedämpften Tonfall zur Wiedergabe des Stimmungsvollen und Unheimlichen.

Im übrigen wandten sich alle seine künstlerischen Instinkte ihm selbst noch unbewußt dem modernen Prosaschauspiel zu. Er sollte ja von da an lange Jahre schweigen, während sich die neuen Bestrebungen in ihm formten. Allerdings hatte er schon 1869 die scharfe moderne Satire Der Bund der Jugend geschrieben, jedoch nicht mit dem Voratz, hiermit einen neuen Weg einzuschlagen; er kehrte deshalb gleich darauf zur fernen Vergangenheit zurück. Nun befand er sich ganz sichtlich in einer starken inneren Entwicklung.

Während er sich mit Norwegen auf dem Kriegsfuß fühlte, war er mit noch nicht verschlossener Empfänglichkeit bemüht, sich die Bildungselemente des neuen Deutschland anzueignen, insofern sie ihm zugänglich und insofern sie für ihn brauchbar waren. Sie standen aber selten auf gleicher Höhe mit ihm. Er war ein ständiger Zuhörer der Vorlesungen im Dresdener Literarischen Verein und nahm mich dorthin mit. Wir hörten verständige und gediegene Vorträge. Einer beschäftigte sich mit Tiedcks Abhandlung über Hamlets Monolog; im Verlaufe der Diskussion stellte es sich heraus, daß ich außer dem Redner der einzige im Verein war, der die Abhandlung kannte. Einer galt dem modernen deutschen Lustspiel, im Vergleich zu dem französischen, dessen künstlerisch abgeschliffenen Dialog der Redner vorurteilsfrei den Preis zuerkannte. Rudolf Döhn, ein alter Republikaner aus dem Jahre 48, hielt Vorträge über ein Buch „Jesus und die Frauen“ eines jungen Dr. Wünsche; er tadelte den orthodoxen Standpunkt des Verfassers, lobte aber im übrigen das Buch sehr. Dr. Wünsche erhob sich und sagte, er sei nicht rechtgläubig, hätte sich aber aus Vorsicht nicht für oder wider die Orthodogie ausgesprochen. Dann schloß der Abend mit einer Apotheose Feuerbachs. Denn Döhn hatte in seinen Vortrag zwei Seiten des kürzlich verstorbenen Denkers über die Wahrheit und Schönheit des Madonnenkultus sowie die Liebe aller Menschen zu ihrer Mutter eingeflochten. Es war merkwürdig, zu beobachten, welche Wirkung sie ausübten. Einige Männer weinten. Ein alter Mann trocknete seine Augen und sagte: „Hätte Ludwig Feuerbach weiter nichts geschrieben als diese paar Seiten, so wäre er ein großer Mann!“

Ibsens Schwager, Leutnant Falsen, der später Kommandant in Tromsö und darauf Konsul in Archangelsk wurde, war mir in Dresden ein lieber Freund. Er hielt sich

^{*)} Siehe „Morgen“, Heft 28, 29.

dort auf, um Russisch zu studieren, da er in den norwegischen Generalstab eintreten wollte. Es war ein allseitig gebildeter junger Mann, der viel gelesen und gedacht hatte; er führte ein Buch wie Taines „De l'Intelligence“ auf der Reise bei sich. Außer mit ihm kam ich noch mit anderen norwegischen Offizieren zusammen. Godfred Christensen und Goldschmidt schlossen sich uns an und wir aßen täglich an demselben Hoteltisch zu Mittag. Die norwegischen, ein wenig lachlustigen Herren, behaupteten, daß Goldschmidts Mittagruhe gestört würde durch die Furcht davor, daß die Kellner, die ihn, den so viel Älteren, für eine Art Wirt von uns anderen hielten, ihm die ganze Rechnung vorlegen würden, was sie einige Male irrtümlich getan hatten. Die Norweger suchten daher die Kellner dazu zu veranlassen, um sich über Goldschmidts Proteste zu amüsieren.

V.

Er, Godfred Christensen und ich unternahmen zusammen eine Partie in der Sächsischen Schweiz, wo wir viel Schönes sahen und gut miteinander auskamen. Der Maler war damals, wie er es selbst nannte, „wild“ in seiner Kunst; er war jung und feurig. Goldschmidt, der auf dieser Partie keineswegs seine Ueberlegenheit geltend machte, sprach über den „Corsaren“, das illustrierte Oppositionsblättchen, das ihn in seiner Jugend berühmt und berüchtigt gemacht hatte; es war erstaunlich, wie erfüllt er noch davon war; alle anderen hatten das Blatt vergessen, er beschäftigte sich jeden Tag mit der Erinnerung daran und rief es anderen ins Gedächtnis zurück. Er erzählte, wie naiv er gewesen war, als er die Veröffentlichung begann, und wie überrascht er, die Taschen voll klappernden Geldes, seinem ersten Gewinn, zu seiner Mutter nach Hause gekommen war, in die Tasche gegriffen und gesagt hatte: „Jetzt paß mal auf, Mutter, wieviel ich verdient habe!“ Wollte er etwas als scharf oder wichtig loben, so sagte er gewöhnlich: „Das ist wie ein guter Corsar-Artikel.“ Wie er behauptete, hatte das für ihn auf die Dauer unerträgliche Mißverhältnis zu Kierkegaard ihn veranlaßt, den „Corsaren“ aufzugeben. An einem Tage gingen wir über den Uttenwalder Grund zur Bastei hinauf, an einem anderen nach Pötscha, an einem anderen nach Rrippen und über den Ruhstall, den Kleinen Winterberg, das Prebischtor nach Herrenkreitschen. Das Wetter war funkelnd klar und kalt. Wir trafen in Schandau eine liebenswürdige und verständige Gastwirtin mit klugen braunen Augen und einem allerliebsten Wesen. Sie ordnete unsere Tour, und Goldschmidt war mit Recht ganz entzückt von ihr und sagte zu ihr: „Sie sind eine sehr wackere, gescheite Frau!“ Sie bat uns, sie weiterzuempfehlen, und fügte naiv hinzu: „Man muß immer spekulieren.“ Sie gab uns ihre Karte und sagte: „Sagen Sie, wir sind brave Leut', hab'n keen Gellner, hab'n nichs, nur reinliche Bett“, hatte im übrigen allerhand Einfälle und klagte mit Humor über den Schaden, den ihr die Kaiserbegegnung in Berlin zugefügt hatte. „Nächstes Jahr bestellen wir die Kaiser hierher nach Sachsen.“

Seltzam war es, wie weit Goldschmidts Stil im mündlichen Gespräch hinter seinem schriftlichen zurückstand, der so ausgesucht ist. Sobald er schwärmerisch wurde, klang seine Rede hohl: Ein Wort von wunderbarer Schönheit — und er verdrehte die Augen nach oben. Ein so köstliches Geheimnis — und er sah entzückt aus wie Höhen, wenn dieser bei Vorlesungen in Ekstase geriet. Ständige Uebertreibungen: Ein Ereignis (daß

er sich verschloß), daß für mein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Ein Hieb — und es wäre der Tod gewesen. (Von Finten beim Fechten.)

Es war pikant, durch den Umgang mit ihm zu sehen, wie viele Manieren sein junger Bewunderer Wilhelm Möller sich von ihm angeeignet hatte, z. B. die, etwas Rätselhaftes zu sagen, einem dann starr in die Augen zu sehen, um die Wirkung zu beobachten. Goldschmidt hatte die Schwäche, stets über Philosophie und bildende Kunst zu sprechen, zwei Dinge, von denen er nichts verstand. Dafür besaß er keinerlei Sinn für das, was er vor Augen hatte, nicht den geringsten Natursinn aus erster Hand, sondern wollte in der schönsten Naturumgebung geradezu in die Gelehrsamkeit, die Nemesis, Aegypten, hineinstiefeln, falls man ihn nicht alle Augenblicke auf Erden zurückhielt und sagte: „Sehen Sie doch den Felsen, den Baum!“

Erst spät abends, als wir im Finstern den Abstieg vom Präbischtor unternahmen und er, der schwache Augen hatte und im Dunkeln schlecht sah, Angst empfand und sich der Phantasterei überließ, gewann die romantische Naturbetrachtung bei ihm die Oberhand und er fabelte von Fensterscheiben im Felsen, Rhylopern in den Waldebhängen, weil man sich zur Not einbilden konnte, daß die erleuchteten Fensterscheiben der kleinen Häuser im Berge saßen oder große Augen seien.

An einer Stelle zeigte er während des Heruntersteigens eine auffallende Angst vor dem Absturz, trotzdem nicht die geringste Gefahr bestand. Ich bat ihn zweimal, sich an meiner Hand festzuhalten, aber er schlug dies mit den possierlichen Worten aus: „Nein, es ist genug, wenn einer zugrunde geht.“ — Bei seinem Mißtrauen war er augenscheinlich gegen die Möglichkeit auf dem Posten, daß ich ihn in den Abgrund stürzte.

Als wir unten angekommen waren, verbreitete er sich weitläufig über seine Nemesis-Lehre, die darauf ausging, einen Unfall oder ein Unglück im Leben des Einzelnen mit einem früher von ihm begangenen Versehen oder Verbrechen zusammenzufoppeln — eine Lehre, der ich, um unnützen Streit zu vermeiden, nur schwach widersprach, so leer sie mir auch erschien.

VI.

Eines Tages lud Goldschmidt Henrik Ibsen und mich zum Abendessen bei ihm im Hotel Berlin ein. Nach der Mahlzeit schenkte er Ananaspunsch ein und es herrschte die beste Stimmung. Er erbot sich, uns etwas vorzulesen, daß er kürzlich geschrieben hatte, und las dann eine feine kleine Erzählung über einen von ihm in Begleitung eines englischen Touristen unternommenen Besuch in Ferner vor, die damit schloß, daß der Engländer Voltaires letzte Haltung gegenüber der Marquise du Chatelet anerkannte als ein Benehmen, dessen er selbst trotz seiner strengen Prinzipien nicht fähig gewesen wäre.

Wir äußerten uns mit Wärme über die Kunstform der kleinen Geschichte, und der Abend schien harmonisch enden zu sollen, wie er begonnen, als der Teufel in Goldschmidt zu fahren schien und er, zu mir gewandt, in scharfem Tone sagte: „Voltaire war kein Atheist!“ „Das ist bekannt,“ lautete die Antwort. — „Er glaubte an Gott und baute ihm eine Kirche.“ — „Das weiß ich; freilich war Voltaires Gottesbegriff sehr unbestimmt und nur ein letzter Rest des überlieferten.“ — „Gleichviel, er glaubte an Gott. Glauben Sie an Gott, Henrik Ibsen?“ — Ibsen, den viel Belangloseres schon in Verlegenheit brachte, erwiderte verlegen über diese Inquisition: „Allerdings.“ — „Dann

begreife ich nicht, wie Sie mit einer Persönlichkeit wie Brandes verkehren können, der an keinen Gott glaubt.“ — Ich war sehr überrascht. Im Augenblick herrschte bei mir kein Zweifel, daß wir eingeladen worden waren, damit Goldschmidt diese Frage anbringen konnte. Ipsen antwortete mit steigendem Unbehagen: „Ich weiß nichts darüber, an was Brandes glaubt oder nicht glaubt, habe nie mit ihm darüber gesprochen und fühle mich auch nicht dazu veranlaßt.“

„Glauben Sie vielleicht an Gott?“ fragte mich Goldschmidt jetzt. Ich bemerkte, daß die Beantwortung dieser Frage eine Voruntersuchung erfordere, was der Fragende unter Gott verstände: einen alten Mann im Himmel mit weißem Bart? Bräutigam und Sohn der Jungfrau Maria? Das Wesen, das die Weltkörper aus dem Nichts schüfe? Oder die Allnatur? Oder das sogenannte Göttliche in der Natur und im Menschen? Und so weiter. Diese Voruntersuchung wäre doch zu umfassend, um so spät abends abgeschlossen werden zu können. Ich zöge es deshalb vor, aufzubrechen. — Wir gingen beide verstimmt unserer Wege.

Wie gesagt, damals zweifelte ich nicht an Goldschmidts Absicht, einen Bruch zwischen mir und Ipsen herbeizuführen. Später sah ich ein, daß er dazu meine Gegenwart nicht nötig gehabt hätte, daß er mich in wohlwollender Absicht eingeladen habe, daß im Verlaufe des Abends seine schwierige Sinnesart die Oberhand über ihn gewonnen hätte.

Nach mehreren Jahren der Verstimmung war es mir lieb gewesen, in diesen Wochen endlich mit einem Mann wie Goldschmidt in ein normales Verhältnis gekommen zu sein, einem Mann, dessen literarisches Talent so groß und so unzweifelhaft war; nun verstand ich, daß sich die Freundschaft nicht halten ließ.

Diese kleine Episode veranlaßte allerdings keinen Bruch; dieser ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Einige Zeit nach meiner Heimkehr nach Dänemark war in einer Gesellschaft von mir die Rede, und irgend jemand erwähnte, daß in einer großen englischen Zeitschrift ein anerkennender Artikel über mich gestanden hatte. Goldschmidt bemerkte abweisend, daß dies nichts zu sagen hätte; man wisse schon, mit welchen Mitteln ein solcher Artikel erreicht würde. Ein anwesender näher und zuverlässiger Freund von mir bemerkte, er wünschte, daß meine Finanzen so beschaffen wären, um mir die Bestellung großer englischer Organe zu gestatten; dazu wäre sicherlich eine erkleckliche Summe nötig.

Goldschmidt hatte wohl kaum an Geld gedacht; aber auf jeden Fall war die Äußerung bössartig, und als er mir nach kurzer Zeit auf seinem gewöhnlichen Spazierwege, dem damals sogenannten Liebespfade, jetzt der Böschung, begegnete, und mir mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Bedauern darüber, daß er mich so lange nicht gesehen, entgegenkam, — da erklärte ich ihm mit der Festigkeit der Jugend, daß ich ihm nie wieder einen Besuch machen oder mit ihm verkehren wolle und weshalb. Er geriet in gründliche Verlegenheit und suchte sich stotternd auszureden, machte mir Vorwürfe, daß ich an „Zwischenträger“ glaube; aber ich blieb bei dem, was ich gesagt, und wir trennten uns für immer. Seit der Zeit hatte ich einen Feind in ihm, er sprach schlecht von mir, wenn er mir auch nie das geringste zuleide getan hat. Wäre ich zwanzig Jahre älter gewesen, so hätte ich jene Äußerung über den Zeitschriftenartikel ungerügt hingehen lassen, wie ich es nachher mit so vielen hundert ähnlichen getan; aber ich befand mich in dem Alter, wo man die souveräne Gleichgültigkeit noch nicht erreicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

Das weiße Schloß Pilliza lag einsam in der Morgenfrühe. Die weiten Rasenflächen und die roten Glutnelken der Beetumfassung schimmerten in bläulich kühlem Lichte. Drei schlanke, lichtgewandete Mädchen schritten aus dem eisernen, glasdurchbrochenen Portal, das ein Diener geräuschlos vor ihnen aufgetan, auf dem Rießwege schweigend entlang, über den weiten Platz vor der Schloßfront, und nahmen die Richtung in einen Seitenflügel; in der Nische eine jede von einem leiswogenden, weiten Spizenhute beschattet und in der strenggehaltenen Linken ein sammetnes Gebetbuch. Ein Frühglöckchen ertönte in die Morgenluft. In dem weiten, verlassenem Park begannen langsam die weiten Rasenflächen warm zu leuchten. Ein Zug Krähen erhob sich irgendwo freischend aus einer Gruppe mächtiger Silberpappeln an der Mauer und zog fort. Dann hörte man nur unaufhörlich die Wildtauben gurren und nach Paußen die Goldamseln ihre kleine Kadenz immer wieder neu herunterflöten.

Es war ein Sommermorgen. Im Schlosse ruhten noch die Alten. Die Diener gingen geräuschlos um, vom vergangenen Tage Ungeordnetes zu ordnen und zu stäuben. Was in der hellen Jugend mit den Gebetbüchern in der Hand geschwiegen hatte, das ein jedes der Mädchen nur scheu gewagt, in die klare, kühle Morgenluft auf- und von Auge zu Auge zu blicken, und sie jetzt längst versunken saßen in die Flüsterworte des jungen Bruders vor dem Altar in der kleinen Schloßkapelle, das lag als Gespött in den fröhlichen Jungfern, die die Rahmen der Möbel eben mit weißen Tüchern abstrichen, und als pfiffige Neugier in den leinenkittlichen Dienern, die sich dann und wann leise etwas mitzuteilen, vor sich hin zu sinnern und zu lachen hatten.

Der alte, mächtige Adelsmarschall, ein entfernter Verwandter des Schloßherrn, der gestern unerwartet angekommen war, hatte am Abend mit seiner lauten, rücksichtslosen Stimme alles wie heimlich aufgewühlt, obwohl ihn der ehrwürdige, heitere Schloßherr sehr bald einsam in sein Zimmer genommen hatte, damit nicht auch die Jungen, in ihren abendlichen Spielen und Mittelsamkeiten auf den mondbeschiedenen Terrassen und auf den Silberwiesen und unter den Sternen, von der harten Art und Offenheit ernüchtert und erschreckt würden, die herzlos nichts scheute und nun gar auf zarteres Frauenfühlen sich nie groß besann. Der alte Adelsmarschall hatte sozusagen am Ende gewütet, daß man es durch mehrere Zimmer hören mußte. Daß die alte Gräfin mit unausgesprochener Ablehnung ihren einsamen Salon verlassen und sich in ihre im andern Flügel gelegenen Schlafgemächer frühe zurückgezogen. Alle hatten schließlich bald gewußt, um was diese Ausbrüche jetzt nicht zu halten waren. Auch die jungen Leute, der junge Graf Franz und die Mädchen waren heimlich erschüttert davon, wie sie sich auch noch am Abend gestellt hatten in arglosem Wandeln und in Worten. Alle hatten sie mit peinlichem Gefühl der Zusammenkunft mit dem jungen Michael entgegengesehen, der noch in später Nachtstunde angekommen war, und jetzt eben in totenähnlichem Schlafe lag. Wie der Hofmeister mit dem Leibjäger das Wohnzimmer des Schloßherrn musterte und den Rauchtisch des Herrn selber sorglich rückte und stellte, besah er lachend den großen, silbernen Aschen-

becher und zählte mit Gewichtigkeit nicht weniger als dreizehn Reste von den großen Zigarren, die der Riese Goliath — wie ihn die Diener untereinander heimlich nannten — in der Zornflut seiner Reden aufgeraucht hatte, dabei immer wieder mit Aplomb in den Winkel speiend mit Räuspern und Scharren der Kehle und Schnauben und Stöhnen, wie ein mächtiges Tier unter Wasser.

In Jung und Alt lag es jetzt noch wie dunkle Gewittergründe. Der alte Graf Gregor hatte im Traume wie einen Alb gefühlt. Der junge Graf Franz, der jetzt im Frühlicht draußen an einem Felsen aus Nebelgrauen ein Schwein beschlich, fühlte die Stille, als verhallte Geschrei, und sah mit Kummer in den Mienen über die Nebel des Flusses in der Tiefe, die wie Opale im Morgenlicht lagen. Und die Diener raunten es sich allenthalben immer wieder zu, daß, als der Wagen mit dem jungen Michael im Schloß eingefahren, der alte Adelsmarschall gar nicht imstande gewesen war und es um keinen Preis geduldet hätte, noch gleich mit dem Sohne zusammenzutreffen. Daß Erlaucht, der junge Graf, ohne Empfang nur vom Diener in sein im ersten Stock gelegenes Zimmer durch die mattenleuchteten Gänge wäre emporgeführt worden, ohne auch seinerseits nach jemand zu fragen. Daß die Alten gegessen — und gegessen hätten, von der Zeit an gedämpft redend — immer wieder auf die Vergangenheit und die Geschehnisse und Irrtümer kommend, bis an der Zerrüttung dieses eigentümlichen Menschen schuld sein sollten.

* *
*

Graf Michael glich seinem Vater in nichts. Seine Gestalt war klein, sein Gesicht schwächlich und mager, bleich, fast gelb. Sein Haar war schlaff und wie Rohle — auch Brauen und Wimpern von derselben Finsternis. Sein Auge scharf und lachend, aber sengend und müde — immer müde. Er hatte immer eine nachlässige Gebärde. Fast mit Absicht etwas Verachtendes und Wegwerfendes. Wenn er saß, lümmelte er sich. Wenn er sprach, näselte er oder gab seinen Worten sonst sonderbare Zutaten von Geräuschen. Er machte den Mund mit den großen, weißen Zähnen weit auf und formte ihn rund, wenn er mit sanftem Tone, besonders gedämpft, eindringlich wurde. Er nahm die Zigarette, die fast nur während des Essens aus seinem Munde kam, mit absichtlicher Sonderlichkeit und trug sie sozusagen dem andern, der vor ihm stand, viele Male als Beweismittel seiner Ideen vor die Augen. Er hatte etwas im ganzen Wesen, was wie eine dämonische Grazie unhaltbar und hart anmutete, scharf und verführerisch. Und weil er immer müde und wie geistreich gleichgültig gegen alles war, so buhlte man um ihn, obwohl alle wußten, daß er Vermögen, Ehre und Ansehen und seine Ruhe einer ungebändigten Genußsucht, wenn es über ihn kam, opferte. Uebrigens war Graf Michael hochgebildet, hatte gelehrte Bücher über Politik und das Finanzwesen geschrieben und war Abgeordneter, der blendend zu reden wußte, mit einem Zug von genialem Hohn, wie keiner sonst im ganzen Hause. Er war außerdem ein großer Schwärmer, der die französischen Poesien des Verfalls über alles liebte, und wenn er in schöner Gegend auf dem Lande, dem Genießen fern, sein Leben mit Melancholie rückschauend anjah, näselte er stets mit müdem, klagenden Ausdruck seiner

brennenden Augen Verlaine-Verse vor sich hin, daß sein Vetter, der junge Graf Franz, ihn oft dabei lange lächelnd betrachten konnte, und machte auch Verse in diesem Geiste oft selber und hing heimlich daran, wie an einem Glück.

Graf Michael hatte sich gleich nach seiner nächtlichen Einfahrt, ohne von dem Imbiß auf dem Tische etwas noch zu nehmen oder den Wein zu berühren, der da stand, schnell seine Stirn und Schläfen mit Wasser gekühlt, ausgekleidet, war in ein kühles Nachthemd gefahren, das sein Kammerdiener ihm hinhielt, und hatte befohlen, ihn nicht zu wecken, bis er selber erwachte.

Aber er erwachte nicht.

Der Morgen war licht geworden. Die Damen des Schlosses waren mit roten und ponceaufarbenen, großen Schirmen und breiten Hüten über die grünen, kühlen Rasenflächen unter die Eichen zum Frühstückstisch gekommen. Man hatte dann — als wenn man absichtlich alles vermied, was auf den Abend vorher und auf Graf Michael Bezug nähme — ohne Rücksicht eine Wagenpartie zu den Herden in die Weidegründe verabredet, und die jungen Mädchen mit Graf Franz lachten längst draußen fern im Lichte über den alten wolligen Hirten, mit dem sie sich über das Leben und über die Innerlichkeit der Schafseelen eindringlich und nicht ohne Nedelei unterhielten. Graf Michael lag noch immer und schlief wie ein Toter.

Auch die alte Gräfin hatte im Wagen das Schloß verlassen, um in ein Altersasyl zu fahren, das sie aus eigenen Mitteln für Frauen gegründet, und wo sie stumme, liebende Arbeit tat, angebetet fast von den zitternden, dem Grabe zuwankenden Mütterlein und berührt von den verkrümmten, majeren Händen der Alten wie eine Wundertäterin, oder berührt auch ihre schlanke, behandschuhte Hand von den nervös zuckenden, welken Lippen, die nicht Grenzen fanden, die Ergebenheit und Dankbarkeit auszudrücken.

Graf Michael erwachte nicht. Er schlief wie ein Toter. Der Diener sah in sein Gesicht, dessen Mund offen stand. Graf Michael sah aus wie das lebendige Leiden, wie angenagelt ans Kreuz — wie er die Hände so ausreckte — die dunkelhaarige Brust frei, weil der Knopf am Nachthemd gerissen. Der Diener wagte ihn nicht zu wecken.

Auch wie der alte Graf Gregor, von seinem Jäger begleitet, langsam Schritt um Schritt auf dem Rießweg entlangspazierte — und sich unter die Eichen setzte, die Zeitung in Händen, und wie der mächtige, zausbärtige, greise Adelsmarschall mit kurzen Schritten eilig herankam — gedämpft und mit scheinbarer Heiterkeit grüßend und das Geschrei des Abends gleichsam vergessen machend — hatte der junge Michael nicht einmal seitdem die Lippen bewegt und lag in seinem Innersten ausgeblasen und versunken. Und trotzdem der Diener des jungen Herrn den Vater kannte und seine Ungeduld fürchtete, wagte er doch nicht, den jungen Grafen wider Befehl zu wecken, weil er wußte, daß, was der Vater im Jähzorn und in der Fülle und Wucht des Leibes und der Würde war, der Sohn war in unerbittlicher Wegwerfendheit und Verachtung. Der Diener wagte nicht ihn anzurufen. Michael schlief, als hätte er ein Jahr nicht mehr die Augen zugetan.

* *

*

Erlaucht, der Riese, hielt seinen Sohn für einen völlig verlorenen Menschen, der in allem von den Wegen abwich, die seine Ahnen und sein hochklingender Name ihm ein für allemal vorschrieben, wie sich der mächtige Zaubart im Zorn ausdrückte. Der ganze Winter war in Uergernissen vergangen. Einmal schon, weil der junge Graf im Parlamente freiere Ansichten bekundet und beinahe einen Bruch mit seiner angestammten Partei herbeigeführt und den Alten und sein Haus damit bloßgestellt hatte. Dann aber vor allem, weil er in den Zeiten der großen Kälte nach Weihnachten bald in eine Affäre verwickelt gewesen, über die schließlich trotz der großen Verschwiegenheit, die darüber herrschte, dem Alten doch so viel klar geworden, daß es sich dabei geradezu um eine lächerliche oder gar krankhafte Verstiegtheit von Ehre gehandelt hatte.

Graf Michael lebte in der Hauptstadt in der Tat von Monat zu Monat ein haltloses Genußleben. Aber er war trotzdem überall begehrt und willkommen geheißen. Er brachte, so müde und lässig er eintrat, in Salon oder Klub, immer in seinen glimmen Augen ein flüchtiges Schelmenstückchen, worüber man lachte, oder entwidelte — während über Spitzenroben und Uniformen bisher ein drückendes Herkommen, wie der blaue Rauch der duffigen Zigaretten sich gedehnt hatte — im Feuerchein des Kamins plötzlich mit versorgter, kummervoller Miene ernsthaft Ideen, von denen die jungen Militärs und die verbindlichen Herren im Grad, nun gar erst die in leuchtenden Seiden und Spitzen herumlächelnden und huschenden, lieblichen Komtessen erst im Laufe der Zeit merkten, daß es sich nur um spaßhafte Kombinationen und nicht etwa um Wirklichkeiten gehandelt. Aber Graf Michael konnte auch tieferst sein, wenn er jemand dessen für wert hielt, was nur sehr selten geschah. Und noch mehr, er konnte rücksichtslos sein, und es war nicht möglich, ihn abzubringen von Haß und Zorn, wenn er innerlich aufgewühlt und in seinen Anschauungen von Geßmack und Anstand empfindlich getroffen war. Und Graf Michael, schwächig und zart und geschmeidig und verbindlich, wie er war, haßte wohl mit einem sicheren Blick, und zürnte mit einem gedämpften Wort, wie ein spitzer Dolch, aber vergab nur, nachdem die Entscheidung gefallen war und ihn abgefühlt hatte in allen Edelmannes Ehren.

Es war gegen Mitte Februar gewesen, daß ein Faßnachtßball bei der Fürstin, die Graf Michael besonders wegen seiner Extravaganzen protegierte, zu einem kleinen Skandal ausgeartet. Die Fürstin bemühte sich längst, Graf Michael „zu beruhigen“, wie sie sich jedesmal scherzend ausdrückte, wenn sie ihm gnädig die Hand zur Begrüßung hinhielt. Sie war eine junge, sehr muntere und übermütige Frau und machte ein großes Haus. Ihre Gesellschaften hatten einen besonderen Charakter, weil sie ein wenig Gemütsbewegungen heimlich unter den köstlichen Roben und unter den Uniformen und Ordenssternen zu entfachen wußte und für gut fand. Die jungen und unverheirateten Diplomaten und Offiziere kamen hin mit eigenen Spannungen, weil die Fürstin jedem vorher scherzend den oder jenen lustigen Wint gegeben und ihm die Augen drollig ein wenig geregt hatte. Auch Künstler kamen. Und das gerade war es auch, daß die Fürstin es interessant fand, Männer und Frauen nach Geist, nicht nur nach Namen ein wenig füreinander anzuregen. Graf Michael war auf dem Faßnachtßball ärgerlich erschienen. Man stand in dem Mittelsaal des fürstlichen Palais an den Wänden herum, und auf den spiegelnden Parketts bewegten sich ununterbrochen Paare in fröhlichem Reigen.

Graf Michael war verspätet gekommen, weil er im Klub beim Spiel gefessen, und ziemliche Verluste ihn zuerst nicht gleich losgelassen. Bis er sich doch noch an die Zeit erinnert und an sein bestimmtes Versprechen, daß ihm die Fürstin mit gewinnender Fröhlichkeit abgenommen. „Ich werde Ihnen eine besondere Ueberraschung bereiten“, hatte sie in ihrer neckenden Art gesagt. Nun also war Graf Michael eilig aus dem Klub heimgefahren, hatte sich in die Uniform eines armenischen Großen geworfen, die ihm erlesen stand, mit Prunkstücken von Dolchen im Gürtel und einem Schwertgehänge von Gold und Steinen — mit Prachtstickereien in dem Jäckchen, das um die Arme dem Rücken strenge Form aufzwang, und dem Pelzbarett mit Feder und buntem Steinwerk, das blinkte. Aber als er eintrat, geärgert noch heimlich von den Mißerfolgen am Spieltisch, die nun schon wieder seit Wochen gingen, daß sein Portefeuille bedenklich sich leerte, auch geärgert, daß er nicht gleich über all den Tanzenden die Herrin des Hauses sehen konnte, war er bei einer Gruppe junger Diplomaten der Hocharistokratie stehen geblieben, sich ein paarmal leicht begrüßend, und hatte schweigend einigen grob verhänglichen Auslassungen über die Tochter des Ministers Franzius, über Frä. Alice, zugehört.

Fräulein Alice war ein bürgerliches Mädchen und ohne großes Vermögen. Graf Michael kannte sie kaum. Sie war ohne jede Aht, eine schlanke, geschmeidige Brünnette, geistig rege und in allem frisch und wahr mitten in der Fröhlichkeit, tanzte aus der innerlichen Hingabe so sanft und schwärmerisch und zog die Blicke nach sich in ihrer Jugend und in ihrem Blühen. Ihr junger, dunkler Kopf ragte aus den einfachsten, strengsten Linien des nur noch durch einen Kettenschmuck gehobenen, blassen Kleides frei und sicher auf, bestimmt und ablehnend. Graf Michael hatte sie ein paarmal schon in Gesellschaft begegnet und nie groß angesehen, weil er im Grunde ein Weiberverächter war — wie so viele, die nur Frauen kennen, die sich nicht hochhalten, sich berauschen wollen und sich wegwerfen.

Jetzt sah Graf Michael den Grafen Philipß lange an — und schrieb sich innerlich etwas ins Gedächtniß dabei. Er sah Graf Philipß ewig an und im Kreise der jungen Lebemänner einen nach dem andern — und lächelte — weil er eigentlich nicht beim ersten Eintreten gleich einen Streit vom Zaune brechen wollte. So erbittert und gereizt er schon war. Er war auch zu der Gruppe, die noch immer lachend da stand, zögernd, nachdem er sich nach der Fürstin vergeblich umgesehen, zurückgetreten. Und war dann doch, ohne zum Entschlusse zu kommen, mit vergilbten Mienen und zernagt durch den Saal bis zur Fürstin vorgebrungen. Aber der Scherz der Fürstin, die ihm trotz Verspätung gnädig die Hand zum Kusse hinhielt, die er zweimal küßte, vermochte ihn nicht gesprächig zu machen. Er hatte an dem Abend dann lange dagestanden. Die Fürstin hatte ihn genedt. Sie hatte ihn gefragt: „Nun — wen meinte ich?“ Sie hatte ihm geschmolzt. Sie hatte ihn aufgezo gen: Er hätte wohl wieder ein paar Hunderttausende beim Spiel verloren, wie im Winter vorher! Daß schlen er wie wehmütig zuzugeben. Aber er war sonst nicht zu gewinnen — er sah seine reich strotzende Maskierung an — und oft in die Tanzenden und suchte und sah manchen Kopf, der fliegend an ihm vorbeiwippte, und dessen Diadem im Haar schwankte. Er sah und dachte — und war schließlich müde ohne Abschied verschwunden.

Aber am anderen Tage hatte er seine Sekundanten an Graf Philipß gehen lassen, ihn unter erschwerenden Umständen zu fordern wegen der Aeußerungen, deren un-berufener Zeuge er gestern hätte sein müssen. Und das Duell hatte auf einem Gute im Eichengehölz stattgefunden, so daß sein Gegner eben jetzt im Bade die letzten Reste seiner Verletzung zu beseitigen suchte. Niemand hatte groß gewußt, weswegen. In der Ferne hatte man von einer Eifersuchtsaffäre gemunkelt, ohne mehr als nur die Anfangsbuchstaben der Beteiligten zu nennen, und schließlich wußten Eingeweihte, und das war die Fürstin, der Graf Michael es selbst erzählt hatte — und deren Vertraute es sicher, daß es um Alice gewesen war.

* *
*

Eigentlich war in der augenblicklichen Krisis, die der krankhaft irre, unverantwortliche Leichtsinn Michaels nun schon wiederholt und jetzt in ganzer Stärke neu heraufbeschworen hatte, nicht viel zu tun. Das begriff niemand so klar, wie der alte Graf Gregor, der allein auch ein Recht hatte, dem Adelsmarschall in seine stummen Unruhen, die jetzt am Morgen dem Toben der vorigen Nacht gefolgt waren, hinein Ratsschläge zu geben.

„Was geschehen ist, ist geschehen“, sagte der heitere Schloßherr ein paarmal. „Es war bei uns nicht viel anders. Wenn wir Unglück hatten im Jeu, gewannen wir auch nichts“, lachte er freundlich. „Und wenn du nicht so toll dahinter warst wie Michael, der ja das Spiel nimmt, wie die Stationen einer Wallfahrt, bis er beim letzten Leiden angekommen ist —“

„Nun“, sagte der jähe, verzweifelte Alte, gespannt aufmerkend: „In allem waren wir anders. In allem — wir hatten uns in der Gewalt, wir spielten zum Zeitvertreib einmal und hörten auf, wenn es sozusagen der Anstand erforderte.“

„Na, na!“ lachte Graf Gregor, „manchmal schon — manchmal auch nicht“, jagte er gütig.

„Ja, aber diejer Bengel“, fuhr der Adelsmarschall aufgebracht fort, ohne zu hören, was Gregor weiter gesagt hatte, „vergißt Essen und Schlafen — er vergißt Ehre und Leben — er verspielt sein Hemd und seine Seele — dort wird geraubt und geraubt bis zum letzten Blutstropfen.“

„Das ist mir übrigens unbegreiflich“, sagte Graf Gregor, „daß man unter Freunden auf so etwas eingeht!“

„Freunde“, schrie plötzlich Erlaucht, der alte Verächter empört. Aber er besann sich und jagte lange nichts weiter, weil seine Lippen bebten. Bis er an den heiteren, sanften Schloßherrn dicht herantrat und fast gebückt und entwürdigt flüsterte: „Er spielt ja gar nicht im Klub — er spielt nicht mit Freunden — er spielt in jeder Spelunke der Hauptstadt, er spielt in jedem obskuren Winkel — in einer niederen Animierteinpe spielt er — in einer dreßigen Konditorei — in einem fünfzig Voch war es — mit einem armenischen Hunde war es — mit einem verwahrlosten Kerle vom Viehmarkt mit der großen, gelben Geldklappe und einem verlotterten Kittel war es.“ Des Alten Worte überstürzten sich. Er konnte vor Aufregung nicht weiter reden.

Graf Gregor sagte auch nichts, sondern besann sich.

Michael hatte wirklich in der letzten Woche in solchem Maße wieder ein Vermögen verspielt — Hunderttausende. Die Zeit war gekommen, wo die Summe an den schlauen, strupphaarigen Viehhirten und Händler bezahlt werden mußte. Wer sollte nun zahlen? Graf Michael besaß ein Gut aus der Erbschaft seiner Mutter. Das hätte wohl gerade hingereicht. Es war ein altes Familienstück. So etwas einfach hinzugeben tut man doch nicht. So hatte er sich an die Fürstin um Vermittlung gewandt, und diese hatte es dem Grafen Gregor — und dieser es schließlich dem alten Adelsmarschall beigebracht. Nun war der Vater gekommen — und der Sohn — und man saß davor, die Sache in Ordnung zu bringen. Nur mußte man sehen, wie? Auch Graf Gregor konnte einstweilen nicht recht sehen, wie das bei den jähzornigen Ausbrüchen und Aufgebrachtheiten des alten Riesen noch einmal gelingen sollte.

* *

*

Der junge Michael erwachte lange nicht, obwohl er tausend Bilder und Farben im Geiste schweigend umgehen fühlte. Der Kammerdiener hatte es längst gemerkt, daß er im Halbtraum lag, und fühlte instinktiv, daß er gleich erwachen mußte. So breitete er in der gewohnten Weise die Kleidungsstücke auf einem Seidensessel in der Nähe des geblühten Himmelbettes aus und stand mit dem Taghemd in der Hand, wie ein stummer Götz. Michael erwachte plötzlich und warf die Beine um. Die Sonne quoll fringelnd über den Velours des Teppichs und malte eine zarte Vision vor seine Füße.

Der bleiche, dunkle Mensch besann sich, wo er war. Als er im Hemde ans Fenster trat, hielt sich der Diener einige Schritte zurück. Dann sah Michael den Diener lange an, wie er es auch oft so in der Geselligkeit zu tun pflegte, und begann gleich danach achtlos mit dem Bade. Toilette machte der junge Graf immer mit erlesener Sorgfalt. Aber er hatte sich schon zum Spiegel noch in weißen Unterkleidern festerlich niedergelassen, und der Diener rasierte ihn säuberlich, ohne daß auch nur ein Wort oder ein leises Räuspern über seine Lippen gegangen. Er konnte einen ganzen Morgen stumm sein, unterdessen er Zigarette um Zigarette anglohm — rauchte, mit vernissenem Blick in den Rauch sah und auf das Glühstück — und die Zigarette in den Mundwinkel kniff oder verächtlich in den Aschbecher warf, wenn nichts mehr daran zu verbrennen war.

Was er zu erwarten hatte, war ihm in diesem Augenblicke ebenso unklar wie den andern. Weßwegen er eigentlich gekommen war, begriff er jetzt im Nüchternen, wo er gar keine Illusionen hatte, gar keine Anwandlung von Güte oder Bereitschaft — ganz und gar nicht. Es ging ihm einige Male fast wie eine Abwehrgeiste durch den Körper, wie einfach abreißen — alles lassen, versuchen vielleicht, mit dem jungen Franz oder einigen Freunden die Angelegenheit auszugleichen. Die Vorstellung, daß er sich an die Fürstin gewandt, drückte ihn flüchtig, wie eine Schmach. „Es ist ja doch alles Farce“, dachte er gleich danach. „Im übrigen müssen ja die alle ihre Sensationen haben. Wir sind alle Aristokraten“, dachte er, „denen sonst das Leben langweilig wird“, lachte er vor sich

hin. Daß war der erste Laut, den er für den Diener vernehmlich von sich gab. Und er sagte dazu, wie ganz in der größten Seelenruhe: „Hast du etwas gehört, wer alleß auf dem Schlosse ist? Ist denn unser gnädiger Herr da? Ist Erlaucht gekommen?“

„Sehr wohl, Herr Graf!“ sagte der Diener willfährig.

Des jungen Grafen Gedanken waren dann nur mit Erwägungen erfüllt, wie er dem Skandal entgehen könnte und die Summe aufbringen, wenn der alte, gnädige Herr, wie er den Koloß, seinen Vater nannte, mit ihm ein für alle Male — nein — daß ging ferne vorüber an ihm. Denn es bejahte sich sogleich in ihm, wie er an seinen Vater dachte, die Ehre und die Macht der Familie so stark, daß er der Sache jetzt mit einiger Vernunft, ja fast mit Ruhe entgegensah. Daß er sich einredete, daß jetzt alleß längst gut eingeleitet wäre, und auch zu einem friedlichen Ende wie schon früher aus harten Krisen führen werde. Der Kaffee hatte ihn zu erfrischen und fröhlich zu machen begonnen.

Außerdem liebte er die weiten, einsamen Parkwiesen. Er war ans Fenster getreten und sah durch einen Spalt des Vorhangs ins Freie. Hier war er als Kind schon gewesen. Hier hatte er als Kind schon mit wehmütigen Blicken den Jungfern nachgesehen und nie gewagt, eine anzurühren oder zu küssen. Hier stieg manche Erinnerung auf, wie süße, reine Jugend mit den verheißenden Heimlichkeiten, und zog ihn jetzt wie ein ferneß Lied und machte seine Seele fast träumen. Wie ihm der Diener sorglich den Damastbund um den hohen Kragen band und die echten Perlenknöpfe an den Manschetten rüdte, konnte er nicht stille stehen, sondern zog langsam den Hantierenden von neuem ans Fenster, um in die Kuppeln und Kronen der alten Baumriesen und in die Wiesen hinauszuschauen und hineinzuhorchen in das Gurren der Wildtauben, die unaufhörlich neu einsetzten, und in die Pfiffe des Pirols. Es war ihm, als wären die wüsten Nächte und wilden Saumel, die fast irren und dämonischen Zwänge, in denen er eingeschraubt von unsichtbaren Mächten am Rundtische der kleinen, widerlich riechenden Spelunte und wer weiß wo noch zugebracht, völlig versunken unter frischer, freier Sommerluft. Und wie in einer Umwandlung von leichter, freier Bewegung befahl er, fast errötend lächelnd, dem Diener, ihn bei der alten Gräfin und den jungen Damen zu melden. Aber vor jeder Tür, wo er harrte, um seine sommerliche Begrüßung zu sagen, hörte er, daß niemand zu Hause, daß man ausgefahren wäre. So besah er sich schließlich in den Alleen des Parks einsam die neuen sonnenbetupften Wege, auch einige neue Brückenbauten über das müde fließende Bachwasser, und dann den weißgetünchten, kleinen Vestatempel, den Komtesse Melanie in diesem Frühjahr nach eigener Zeichnung hatte errichten lassen. Auch die beiden alten Herren waren ohne den jungen Grafen abzuwarten in die sommerlichen Felder des Vorwerkes hinausgefahren, um irgendwo dort am Rande eines jungen, strotzenden Eichenwaldes den neuen Dampfspflug mit seinem animalischen, schnaubenden Getön die weite Tafel des Stoppelgeländes frisch aufbeizen und umwerfen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Von Max Mell.

Ballade vom Frühling.

Du siehst geballte Wolken niederdrücken
 daß braun' und dunkle Land, als ob es läge,
 ein Leib, luststöhnend auf dem Rücken,
 die ganze Luft schwingt von Entzücken,
 drin mußt du hingehn! Alle kleinen Wege!
 Verführerisch fühlst du dich angehaucht,
 mußt stehn in junges Licht getaucht,
 mußt leichte Schritte tun
 in grünem Kleid und Schuh'n.

Glüh' ihr höher, Herz und Wangenröte!
 Schmalem Fuß, von süßem Tau genäht,
 seh' ich nach und brauch' zu meinem Fest
 nichts als Schilfrohr, doch gestuht zur Flöte,
 nichts als Luft, schmelzend durch sie gepreßt.
 Und ich ersinn' das Lied
 von dem, was ihr geschieht.

In einem Augenblick, sie wird's nicht wissen,
 geschah's in Licht, daß ab von Wolken fiel,
 oder in ihren raschen Finsternissen —
 sie sah des Baches zitterndlichtes Spiel
 und warf sich hin an ihm, es kam
 ihr halb in Angst, halb ohne Scham:
 „Hier will ein Gott dir nah'n,
 Stier, Wolke oder Schwan.“

Ballade vom Sommer.

Er kam in das blühende Land,
 wo Fruchtbaum an Fruchtbaum stand;
 in die Quellen hielt er die Hand
 und schloß ihren Ursprung mit glühend versiegelndem Brand.

Die Sonne auf sein Geheiß
 schärft den unentfliehbaren Strahl,
 und die endlose Straße staubt weiß,
 und die Felder seufzen gebräunt und strecken sich ganz übers Tal.

Und den Schlauch der Winde, er band
seine flatternden Bänder auf,
und der Sturm ergriff das Gewand
der schlummernden Berge und wühlte es brünstiger auf.

Der Wolken fröhlicher Zug
ward schwer zusammengeschnürt;
es stöhnte der Berg, der sie trug,
eh' sie stürzend den Boden verdunkelter Täler berührt.

Und wie kam's, daß er sich besann?
Denn er nahm das lauterste Gold
der Sonne weg, und es rann
in die Frucht, die wegspringt und nachtem Fuße hinrollt.

Unter Garben, mächtig gefügt,
liegt er still, bis die Sonne sinkt,
und schweigt und lächelt vergnügt,
wenn die Grille betäubend schreit und die Heuschrecke über ihn springt.

Und mit dem Wagen, der schwer
sich am Abend mit Garben belud,
geht er müd' und stolpernd einher
und geht ihm durchs Scheunentor nach und schließt es hinter sich gut.

Ballade vom Herbst.

Der Herbst hat sich hinaufgesetzt
in einen knorrigen Apfelbaum.
Ich sah ihn ja und sprach: schon jetzt?
und achtete dann seiner kaum.
Bis mir, bestreut vom Schattengold,
daß sich bewegte, hin und her,
ein Apfel vor die Füße rollt',
von Kraft und Kernen überichwer.
Da sagt ich mir: und deine Kraft?
Und dein Ergebnis und dein Kern?
Hast du gehaust einfiedelhaft
noch immer wie auf fremdem Stern?
Wie geht der Tag? Wie geht die Nacht?
Wie geht die Zeit? Kennst du den Schritt?—
Zu Mitternacht bin ich erwacht
und ging mit ihr bedächtig mit

bis an den Abgrund, den sie stumm
hinunterstürzt so wie ein Stern.
Da weinte ich und kehrte um.
Dies mein Ergebnis und mein Kern.
So lag und sann ich unterm Baum;
Des Herbstes Schatten traf mich kühl.
So stand ich auf. Und weiter Traum
band sich in mir mit Jetzt-Gefühl.
Der eine Apfel fiel mir zu:
o Herbst, den zweiten breche ich!
Und tat's, in guter Ernteruh,—
als mich ein Schaudern doch beschlich.
Es dunkelte, ein Wehen ging,
drin raunte eine Sage nach:
wie in der Frucht ein Schicksal hing,
die sich Proserpina einst brach.

Ballade vom Winter.

Wie heute die Träume funkelten,
 daß zaubr' ich mir nicht mehr vor,
 weil sich wie in nachgedunkelten
 Gemälden ihr Schönstes verlor.
 Und wie niedrige Schächte,
 von Oellampen dürstig erhell't,
 laufen jetzt die Nächte
 unter der Welt.

Denn du kamst, du kamst, den ich hasse,
 ich habe dein Kommen gehört,
 drum ist auch der Tag, der blasse,
 Wie ein Wrad zerstört.
 In die Höfe der Häuser bringst du,
 durch jedes halboffene Thor;
 hinter Straßenecken springst du
 plötzlich hervor.

Du peinigst mit deinen Zangen
 den Wind, daß er winselt und schreit;
 nimmst Wasser und Atem gefangen
 und belastest mit Nächten die Zeit.
 Mit tausend Speerspitzen vermagst du
 zu kämpfen, blendend bewehrt,
 wie ein Hunnenkönig jagst du
 auf dürrem Pferd,

verfolgst du, die Geißel umklammernd,
 den Schnee, der uns wohlthut und liebt,
 daß er schlagend ans Fenster und jammernd
 durch erstorbene Gassen stiebt. —
 Und still wird's. — Kannst du ermatten?
 Wer sich jetzt aus der Stadt wagt, wird sehn
 im Schneefeld Fußstapfen voll Schatten
 ins Abendrot gehn.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Galeerenflaven des Ehrgeizes.

Balzac spricht an einer Stelle von den Galeerenflaven des Ehrgeizes und schildert deren Zustand ungefähr wie Homer Tantalus, Ixion und die Danaiden. Sie werden unaufhörlich von ihrer Leidenschaft gejagt, überlegen zu sein, vor allen andern gesehen, gehört zu werden. Darin glänzt die Bosheit und die Herrschsucht; und die werden bestraft. Wenn der Ehrgeizige nicht der einzige und erste sein kann, wird er krank. Voltaire mußte zu Bett gehen, wenn ein Fürst an seinem Hause vorbeireiste, ohne ihm einen Besuch zu machen. Daß einer ihrer Briefe nicht beantwortet wird, halten sie für ein Zeichen, daß ihr Ansehen gesunken ist. Dann grübeln sie über die Ursache, bis sie trübsinnig werden. Lesen sie in der Zeitung, welche vornehmen Leute der Landung des Königs beiwohnten, so wird ihnen die Welt finster. Es ist nämlich nicht genug für sie,

daß sie gelobt und die Größten genannt werden, sie leiden auch Todesqualen, wenn andere gerühmt werden. Sie schweben in beständiger Furcht, daß sie abgesetzt werden, daß Jüngere sie hinter sich lassen könnten. Sie gleichen darin dem großen Verbrecher, der auf seine Entdeckung wartet. Das Porträt eines Ehrgeizigen gleicht sehr dem eines Galeerenflaven. Herrschsucht, Haß, Furcht, vor allem Furcht steht in seinem Gesicht geschrieben.

Balzac dagegen wurde von dem edlen Ehrgeiz getrieben, Entdeckungen zu machen; gute Arbeit zu liefern, die ihm Freude gewährte. Aber sein eigenes Leben verlief im Verborgenen. Unbekannt und verkannt in seinem Paris, das er entdeckt hatte, sah er zu, wie geringe Rekordschreiber die ersten Preise bekamen, ohne daß er krank wurde. Als es ihm im Alter von einundfünfzig Jahren gelang, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in die seine erste und einzige Gattin einziehen sollte, starb er am Tag des Aufgebots. Ein schöner Tod nach einem Leben der Entsagung.

„Das Leben gewebt aus demselben Stoff wie unsere Träume.“

Das Leben selber kann sich oft wie ein böser Traum zeigen. Ich ging eines Morgens auf dem Lande spazieren und hing meinen Gedanken nach, als mir eine große Ulmer Dogge entgegenstürzte. Ein Bengel stand dabei und lachte. Ich zog meinen Revolver und rief: „Loß den Hund, sonst erschieße ich ihn.“ Der Junge lachte nur, der Hund zog sich zurück, und ich ging weiter. Auf dem Rückweg kam mir ein Mann mit einer Flinte entgegen und fragte, wie ich seinem Sohne mit Erschießen habe drohen können. Ich antwortete, die Drohung habe dem Hund gegolten. Am Abend desselben Tages erzählte man mir, der Hund sei tot aufgefunden. Ich geriet in den Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Obwohl ich unschuldig war, wurde ich als Meuchelmörder verdächtigt.

Ich besuchte eines Abends mein vierjähriges Töchterchen, das mich unten im Park erwartete. Ich sah sie aus der Entfernung mit zwei unangenehmen Kindern zusammen, aber sie sah mich nicht. Als ich meine Schritte beschleunigte, sah ich, wie sie sich mit den Kindern entfernte. Ich rief; sie hörte nicht. Ich lief und sah sie am Eingang eines Kellers, in den die Kinder sie hinunterziehen wollten. Sie leistete Widerstand, aber die Kinder rissen sie an den Kleidern. Sie schrie heftig; hörte infolgedessen meine Rufe nicht. Ich wollte zu ihr eilen, aber da trennte uns gerade ein Rasen mit einem eisernen Zaun, den ich aus Furcht vor der Polizei nicht zu betreten wagte. Da stand ich und rief. Schließlich riß mein Kind sich los, sah mich aber nicht . . .

So schauerhaft kann es zugehen!

Zur Rundfrage über Maximilian Harden.

Ich glaube nicht, daß ein Mensch von kleiner Gesinnung fähig sein kann, ein großes Werk zu verrichten. Und ich glaube nicht, daß ein Mensch von unlauteren Motiven imstande ist, dauernde Wirkung zu üben.

Schädliche, unreine oder egoistische Wirksamkeit ins Breite und Dauernde ist nur einem

Manne möglich, dem vom Schicksal ein hohes Amt und eine staatlich gewährleistete Machtbefugnis gegeben ward.

Maximilian Harden hat sein Amt aus eigener Persönlichkeit geschaffen. Es trägt keinen anderen Namen als den seinen. Und die Macht, die er über Menschen besitzt, hat er von niemandem empfangen.

Das Werk, das er verrichtet hat, ist so groß, daß man es aus der Geschichte unserer Epoche nicht hinwegnehmen könnte, ohne die Geschichte dieser Epoche zu fälschen oder sie in ihren wichtigen Zusammenhängen unerklärlich zu machen. Und die Wirkung, die er auf dem ungeheuren Komplex aller politischen, künstlerischen und kulturellen Gebiete ausübt, ist nun seit fünfzehn Jahren schon die bedeutendste und lebendigste, die unsere zeitgenössische Publizistik aufzuweisen hat.

Es ist noch niemals geschehen, daß ein Mann von zweifelhaftem menschlichen Wert Ähnliches erreicht und errungen hätte. Und es kann sich auch auf keinem geistigen Arbeitsfeld je ereignen. Leute, die Talent hatten und in ihrem innersten Wesen wertlos oder niedrig waren, sind mit dem Talent allein niemals noch weit gekommen. Sie hatten weder Entwicklung, noch Dauer. Sondern nur einen Anfang. Immer nur einen Anfang. Dann sind sie irgendwie niedergebrochen, von Kräften gekommen, haben alle Wirkungsfähigkeit spurlos verloren und sind verschwunden. Wir haben das ja so oft erlebt, erleben es jeden Tag. Ich könnte Namen nennen. Halbverschollene und ganz verschollene Namen.

Damit erledigt sich die Frage nach Hardens persönlicher Intaktheit. Ohne diese Intaktheit gäbe es gar keine Harden-Frage, sondern — vielleicht — nur einen Mollat-Prozeß.

Wenn aber dieser ganze Streit ein Ende hat, wird es unnötig sein, daran zu erinnern, wer Maximilian Harden ist.

Daß es im Augenblick notwendig erscheint, hat freilich etwas Beschämendes. Aber keineswegs für Harden.

Felix Salten.

„Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, Leipzig 1819.“ S. 96: „Der öffentliche Kredit ist die Seele des Handels; er beruht auf dem Vertrauen, so sich einzelne Bürger durch ihre Ehrlichkeit erworben haben. Diese Masse des Privatkredits vieler Mitbürger zusammen genommen, ist eine Niederlage, die allen Mitgliedern der Gesellschaft heilig sein sollte; weil es das unmittelbare Interesse eines jeden mit sich bringt, nach seinem Vermögen den Kredit der übrigen zu unterstützen, und alle Verfälschung oder Verminderung desselben zu verhüten. Wer das öffentliche Vertrauen verdächtig macht (durch schlechte Finanzoperationen) verdient härtere Strafe als derjenige, so sich an einer öffentlichen Geldkasse vergreift, die ihm anvertraut ist.“

Graf R i n k o w s t r ö m.

Die Revolution im Militarismus.

Ich hatte vor kurzem das Vergnügen, einen Pariser Ingenieur kennen zu lernen, der sich über die bevorstehenden Umwälzungen im Militärwesen ungefähr folgendermaßen äußerte:

Wer da glaubt, sagte er heftig, daß die Zukunftskriege human geführt werden könnten, der macht die Rechnung ohne die Japaner und Chinesen. Diese Kulturvölker denken nicht daran, die weiße Rasse zu schonen; man wird nicht nur alle Brand- und Sprengstoffe im Kriege verwenden, man wird auch alle Giftstoffe benutzen. Und das zwingt die Europäer, dasselbe zu tun. Und dennoch wird man die ganze Kriegsführung zweifellos sehr bald den Technikern und Ingenieuren überlassen müssen; nur diese können die neuen Mordwerkzeuge

herstellen und verwenden. Daß die lenkbaren Luftfahrzeuge das gesamte Kriegswesen umkrempeln müssen, das wird wohl bald auch dem Dümmden klar sein. Festungen, Uniformen, Fußtruppen, Reiterei und Schlachtschiffe werden in drei Jahren zum alten Eisen geworfen sein; ein paar hundert „Lenkbare“ werden bei Ausbruch des Krieges unzählige Dynamitbomben in die Großstädte werfen. Und der ganze Kampf wird nur ein Kampf der lenkbaren Luftschiffe sein. Die stehenden Heere Europas sind darum gänzlich überflüssig. Man hat die Techniker und Ingenieure mit der Neuschaffung der Landesverteidigung zu beauftragen. Die Luftschiffe sind so zu konstruieren, daß sie außer den Sprengstoffen auch noch Brennstoffe tragen können; die Verbindung beider befähigt die Kriegsführenden, sofort die Städte auch in Brand zu setzen. Gleichzeitig sind Giftbomben zu werfen, die giftige Gase ausströmen. Diese „schärfere Kriegskunst“ kann nur von wissenschaftlich gebildeten Technikern geschaffen und ausgeübt werden; diesen zuliebe muß aber selbstverständlich das übrige Heerwesen weichen; es darf nicht ruhig mehr weiterexistieren. Es wird ein europäischer Ingenieurverein gebildet werden, der nur darauf hinarbeiten soll, den europäischen Offizierkorps klar zu machen, daß ihre letzte Stunde geschlagen hat.

Ich fragte nun, was das Publikum zu dieser „schärferen Kriegskunst“ sagen würde. Und da meinte er, daß alle Welt aufatmen würde — da ja bei derartiger Kriegsführung jeder Staat alles daran setzen wird, die Entstehung der Kriege zu verhindern.

Paul Scheerbart.

Dehmels Rinderspiel. Von Julius Bab.

Von allen, die heute in Deutschland dichten, stellt Richard Dehmel wohl am reinsten und reifsten das Wesen des Mannes dar. Er hat nicht jene widerstandslose Ergriffenheit den Dingen gegenüber, nicht jenes ganz Hingegeben-, ganz Getragensein, das den weiblichen Typus des Dichters kennzeichnet. Er hat in seiner Zwiesprache mit Frau Welt nicht die

klagende oder anklagende Jünglingsgeste der in ihrem geheiligten Selbstgefühl beleidigten Individualität. Er steht im kampfsgerüsteten Ernst da, selbstbewußt und doch zugänglich, ergriffen und doch voll widerstehenden Stolzes, voll herrischer Schöpferlust — „Herr seiner Seele“ — ein Mann. Mannesart ist es, sich nicht nehmen und treiben zu lassen, sondern

noch dunkelste Triebe heraufzureißen ins Licht des Bewußtseins und mit zielvollem Willen formend Hand an sie zu legen; und das Zeichen der Reife ist es, nicht im billigen Genuß glänzender Vereinsamung schwelgend, ein Sonderlingsich auszubauen, sondern den wahren und wirksamen Kräften der Umwelt die eignen zu fruchtbarer Arbeit harmonisch einzuordnen. Ein Genie der Ordnung — das ist auch als Künstler der rechte Mann, und was ihn vom Philister scheidet, ist kein Mangel an Wirklichkeitsbehagen und Ordnungssinn — es ist die größere Tiefe, in die er hinuntergreift, die elementare Natur der Triebe, die er lösmisch zu bändigen hat, die weiter gespannte, viel mehr umfassende Arbeit, die er leistet. (Kein Unterschied aber ist wesenstiefer wie der zwischen dem wahrhaft gereiften, männlichen Künstler und dem ewigen Bohemien!) Dehmel hat in der ehernen Arbeit seiner Selbstzucht wahrlich tief genug gegriffen: Instinkte von „sthythischer Wildheit“, von zerstörungdrohender, blind selbstseliger Gewalt waren es, die aus seiner Natur hervorbrachen, sein Wesen mächtig mit allen Urkräften des Lebens zu durchtränken. „In allen Tiefen geprüft“ hat sich Dehmel — und nichts ward verworfen, nichts von hochmütig-geistigem Vorurteil um eines ethischen Dogmas willen verleugnet — aber es wurde auch nichts der entfesselten Willkür, der instinktiven Zerstörerlust überlassen. Ein immerwaches „Kulturgewissen“ zwang diese tiefen Kräfte, sich dem sozialen Leben (in dem sehr weiten, die ganze Stellung des Ich zum Nüchtern umspannenden Sinne des Wortes „sozial“) einzuordnen — „unsre Lüste wollen fruchtbar sein“. Ein herrisch waches Bewußtsein, ein menschlich tiefes Pflichtgefühl ergriff diese wilden Triebe, erkannte sie als mächtige Arbeiter am Wert der Kultur und bog sie zu dienen. Aus allen Krämpfen des Triebes, aus allen „Verwandlungen der Venus“ schreitet die Harmonie einer reifen, weit mehr als subjektiven Persönlichkeit hervor:

„So sollst auch du dich aus der Dämmerung
und dich verklären, [drängen
Seele, bis dein grau Gehirn sich lichtet,

wie die Sonne scheint durch Eis,
und dir deine Brunst beschwichtet
und im Traum selbst deinen Willen weist.“

Im Traum selbst — als letztes Ziel winkt der Arbeit dieser Selbstzucht der Augenblick, „da der Mensch, von allem Zweck genesen, nichts mehr zu wissen braucht als seine Triebe“. Wenn das Ich alle Außenkräfte willig in sich aufgenommen und mit den eignen Trieben zu einer sicheren Harmonie verschmolzen hat, wenn es so „gotteins mit der Welt“ ist, dann erhebt sich der „Mensch, der dem Schicksal gewachsen ist“, der auf einer neuen höheren Stufe die selige Triebficherheit des Kindes wiedergefunden hat.

Dies ist im Kern die Schöpfung Dehmels, wie sie sich uns jetzt in den Bänden der Gesamtausgabe*) zu zeigen anfängt — eine in immer reinere Sphären aufringende Lebensarbeit. Dieser Lebenskampf gewann künstlerische Verkörperung, gewann ein völliges Widerspiel im Aesthetischen, da Dehmels wissende Selbstzucht immer reiner die bändigenden Formen der Sprachkunst ergreifen und handhaben lernte, immer mehr den Rohstoff der Gefühle und Gedanken zu verdichten vermochte. Bis der wildeste Ausbruch in rein tönendem Wortgefüge, zur Klarheit gelöst, das herbste Denken mit rhythmischem Zauber in ein ganz erschauendes, ganz fühlbares Bild gebannt war. Bis Gedichte entstanden, so blutvoll noch in der Vision, so weitdeutend hintergründig im Anklang der Worte — Gedichte, wie wir sie in den schönsten Stücken des „Zwei Menschen“-Buches bewundern. Aus dilettantischem, epigonalem, stoffbegeistert Rohen aufsteigend — es war eine Mannesarbeit.

Und keine von allen Formen des Menschenseins steht der ganz ausgereiften Art des Mannes so nah wie das Kind. Nießches tiefes Wort vom „Kind im Manne“ ist noch in aller Ohren. — In der Seele des Jünglings ist das Gleichgewicht von Ich und Welt erschüttert, er ist pathetisch und sentimental. Der

*) Seit 1906 bei G. Fischer in Berlin im Erscheinen begriffen.

Mann aber ist auf den weiten Kriegspfad des Bewußtseins wieder zum sachlichen Gleichmaß zurückgekehrt; er fand sein Gesetz in der Welt, fand den Rhythmus, in dem er ihr ruhig Schritt hält. Jetzt hat er wieder die blinde Sicherheit, die reine Weltbejahung des Kindes, nun kennt er wieder die weise Einfalt, die da spricht „schenk uns, o Welt, dein Gleichgewicht“. — In einer Spirale gleichsam aufgestiegen, findet sich der Mann in einem höheren Stodwerk auf dem Standpunkt des Kindes wieder. Mit brüderlichem Gefühl blickt dieser Mann auf die Welt des Kindes — ein wenig überlegen vielleicht in seiner Bewußtheit, ein wenig beschämt in der stets minderen Vollkommenheit seiner Triebgewißheit — vor allem aber blickt er verstehend und liebevoll, tief erkennend und bejahend in diese Welt des Kindes. Er kann sie ganz erfühlen — er kann sie gestalten. — Richard Dehmel ist der Schöpfer unserer echten, unverfälscht kindlichen *Rindergedichte* geworden.

Dehmel hat Gedichte geschaffen, in deren sprachlicher Fügung die ganze Seele des Kindes lebt — ein Leben, das nicht in harten Kausalitäten zweckvoll vorwärtsschreitet — das in freien Gefühlsimpulsen den sicheren Mittelpunkt umkreist, in allen Regungen von seligphantastischer Unverbundenheit und doch in tief harmonischer Einheitlichkeit. Der tiefe Sinn im „sinnlosen“ Rinderschwarz ist noch nie so aufgefangen, so durch die Musik der Worte emporgespiegelt worden als in Dehmels Rindergedichten.

Die Sammlung dieser von Richard und Paula Dehmel verfaßten Verse trug den Titel „Fikebuke“ — nach dem frühesten, bekanntesten und vorzüglichsten dieser Gedichte. Das war das Spiel der kleinen Datta mit ihrem Hampelmann, dem der Vater den schauerlich grotesken Namen Wiklipukliß, des mexikanischen Götzen, gegeben hat. Wie nun die vielerlei Gedanken, die Vaters höchst dunkel begriffene Worte in dem Gehirnen aufjagten, mit allerlei andern Spieleinfällen sich kreuzweis verschlingen und einen Reigen um „Fikebukes“ Gestalt tanzen — das war in diesem Gedicht gestaltet: ein

Gespräch, von der kleinen Datta mit ihrem steifzappelnden, stummen Partner sehr ernst und würdig geführt. Aus dieser kleinen Szene ist nun ein großes Spiel gewachsen. Der überaus starke, volkstümlich-phantastische Reiz in der Figur dieses zum Rinderspott herabgekommenen blutigen Gottes — der launig-groteske Klang dieses Fikebuke, in dem sich Teufel und Hampelmann, Greuelgötze und Spielzeug mischen, hat Dehmel weitergelockt. So ist das Traumspiel „Fikebuke“ entstanden, das am 23. November dieses Jahres in Mannheim seine Uraufführung hatte.*)

Mit den Liedern des Fikebuke-Buches hat sich eine pantomimische Handlung zu einem Rinderspiel verqu coast, das viel heitere Lust für die Kleinen und den Großen dazu einen hintergründigen Ernst gibt. „Eine religiöse Posse“, wie Dehmel sagt. — Aus dem Traum der Kinder am Weihnachtsabend hebt sich das Spiel an. Als Datta und Bruder Heinz in den Bettchen liegen, kommt ihr Traumgeist Husch und er macht den Fikebuke, der riesengroß an der Wand wuchs, lebendig mit seiner blauen Zauberblume. Gleich ist der alte Götze wieder der böse herrschsüchtige Tyrann; er geht gegen seinen Schöpfer an, er will die gebietende Blume von ihm. Und einmal gelingt es ihm, sie an sich zu reißen und Datta und Heinz mit sich fortzuführen nach Mexiko auf seinen Götzensitz am glühenden Vulkan. Aber Freund Husch, der Traumgeist, hat vom göttlichen Weihnachtsmann eine neue Zauberblume erhalten, die ist grün wie des Lebens goldner Baum. Da reist er dem bösen Gotte nach und befreit seine Menschenkinder. Dattas mutiger Rindersinn lockt Fikebuke wieder aus Mexiko fort, und schließlich entwindet der Geist ihm die schöpferische blaue Blume wieder. Den Teufel, den der Traum schuf, hat auch der Traum wieder überwunden — ein harmloser kleiner Hampelmann fällt polternd vom Regal, als Datta und Heinz erwachen.

In dies Spiel von nachdenklichem Sinn ist bewegend und belebend, bunt und wirr vielerlei Wunderbares verflochten. Wie in

*) Textbuch bei E. Fischer, Berlin.

einem rechten Kindertraum mischt sich in diese Geschichte des geschaffenen, übermächtigen und wieder vernichteten Gottes alles Spielwerk, das der Weihnachtsmann den Kindern brachte: die Seifenblasen und die Bleisoldaten, der neue Hut und das Sintenfaß, der Säbel und die Schneemänner, alles mischt sich hinein, in das Traumreich des jähling erwachsenen Hampelmanns. So entsteht ein vielfarbiges, wechselreiches Spiel, hell und lustig für Kinderaugen, lässig-bequem und doch gut genug geeint für Kinderhirne, und in der beherzten Art, mit der es die abergläubische Frage des Gözen verlacht, sicher (auch unverstanden!) ermutigend, befreiend, kräftigend — höchst heilsam für Kinderseelen.

Das Traumspiel ist von Hermann Zilcher in den freimüßlichen Stücken (Vorspiel und Zwischenaktsstücke) etwas weitschweifig und schwer, in der Begleitung der Handlung und in den Liedern sehr frisch, anmutig und heiter vertont, und Karl Hagemann, der Leiter des „Nationaltheaters“, hatte viel Liebe und Sorgfalt auf seine Inszenierung gewandt. Die Regie ließ den schwierigen Bühnenapparat mit großer Präzision arbeiten, und darstellerisch waren wenigstens Ditta und Fiegebuße auf der Höhe. Andere Partien freilich waren schwächer besetzt — und, was der Hauptmangel war, es

fehlte (wohl weniger an Einsicht als —) an Zeit und Geld, um diesem neuartigen Bühnengebicht einen entsprechenden Stil zu geben. Es fehlte den Kostümen, den Dekorationen und größtenteils auch den Mimen der steif-graziöse, primitiv-phantastische, aus Natur und Traum grell gemischte Kinderstil. In der Art eines Kreidolf müßte das Bühnenbild dieses Spiels erscheinen, um seine volle Wirkung entfalten zu können. Deshalb glaube ich nicht, daß die freundlich aufgenommene Mannheimer Aufführung schon das Maß der Wirkung begrenzt, die dies Dehmelsche Spiel tun kann. Wenn eine Berliner Bühne, wie wir das hoffen wollen und fordern können, sich dieser Aufgabe mit allem Reichtum weltstädtischer Mittel zuwendet, so muß ein theatralisches Novum entstehen — kräftig genug, uns vom Elend der süßlich-banalen „Weihnachtsmärchen“ zu erlösen und unsern Kindern eine gesunde und starke Theaterfreude zu geben.

Und ich meine, auch die Erwachsenen sollen dann hingehen und mit genießendem Ernst durch dies Kinderspiel hindurch in die Seele eines reifen Mannes sehen, der es vermochte, seine wildesten Gözen aufzulösen in ein heiter dämmerndes Kinderspiel — seines Traumgeistes.

Julius Bab.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

Unsere Klassiker. II.

(2. Fortsetzung.)

Ich glaube nicht, Widerspruch zu begegnen, wenn ich behaupte, daß in jedem deutschen Haus, in dem überhaupt das Werk eines Dichters vorhanden ist, sich ein Band von Schiller befindet. Jedes Kind bringt die Kunde von seinem Dasein und eine Ahnung von seiner Bedeutung aus der Schule mit, jedes Kind hat etwas von ihm gelesen, jedes Kind hat etwas von ihm auswendig gelernt. Und auch dem erwachsenen Menschen begegnet, selbst wenn er noch so tief und eng in die Alltagsarbeit von früh bis spät eingeschlossen ist, von allen deutschen Dichtern Schiller auf seinem Arbeitswege

immer noch am ehesten, wäre es auch nur, daß im Vorübergehen der Blick den Namen auf dem Theaterzettel an der Anschlagssäule trifft, der die Aufführung eines Schillerschen Dramas ankündigt. Schiller ist also scheinbar mit unserer Kultur so innig verwachsen, daß es überflüssig scheinen könnte, über ihn und seine Werke bei der Frage „was sollen wir lesen“ ein Wort zu verlieren, da in diesem Fall jeder weiß, was er an ihm hat. Und doch möchte ich nicht stillschweigend über ihn hinweggleiten, wenn auch das, was ich zu ihm zu sagen habe, sich mehr auf das wie als

auf das was bezieht. Für Schiller möchte ich dem deutschen Haus zwei Ratschläge geben: Einmal: keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um dem Kinde, sobald es überhaupt dergleichen — wenn auch zunächst nur mit rein stofflichem Interesse — zu fassen fähig ist, die Dramen von der Bühne aus, durch lebendige Vorstellung zugänglich zu machen, und dabei möchte ich in Parenthese eine Bitte an Theater und Stadtverwaltungen anschließen, die Mittel bereitzustellen, um regelmäßig auch den Allerärmsten, deren Eltern ihnen auch den bescheidenen Aufwand des Besuches einer Schülervorstellung nicht gestatten können, diesen Genuß zu ermöglichen. Das ist Kulturarbeit, die sich hundertfältig lohnt und zwar nicht nur ideell. Was ein solcher Theaterabend oder -nachmittag an Sinn für Großes und Freude an Schönheit in kindlichen Seelen weckt, in die sonst vielleicht nie ein Lichtstrahl aus der Region der verklärenden Gewalten des Lebens fällt, das ist in Worten gar nicht abzuschätzen. Ein Eindruck, wie die Verklärung der Jungfrau von Orleans, ein Klang wie aus dem Reiterlied „Und sehet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein,“ der jubelnd über dem Treiben des wilden Lagerlebens sich in die Lüfte schwingt, als bleibende Erinnerung lebendig bewahrt, kann auch dem Vermsten in dunkelster Stunde vielleicht das geben, was er braucht: die Kraft auszuharren; ein solcher Eindruck, festgehalten als Lebens- und Zukunftssymbol, kann schlummernde Energie in Tat umsetzen und einen Strom von Schönheit und Güte aus verborgenen Quellen zum Licht rufen. Man begnüge sich aber nicht mit der Verteilung der Dramen zur Lektüre. Damit ist es nicht getan, sondern das Drama und der Dramatiker muß sein volles Recht haben auf der Bühne. Und auch die kleinste und mit bescheidensten Mitteln arbeitende Bühne ist imstande, die kindlich empfängliche Phantasie in freundlichste und freudigste Illusion zu versetzen, und das Kunstwerk des Dichters durch die Vorstellung restlos in vollendeter Schönheit der Seele als dauernden Besitz einzuverleiben. Ganz von

selbst wird dann das Bestreben vorhanden sein, diesen einmal gewonnenen Eindruck durch nachfolgende Lektüre immer wieder aufzufrischen und dadurch zu vertiefen.

Das ist das eine. Der andere Rat ist der: in Feiertagsstunden immer wieder die Balladen Schillers zur Hand zu nehmen, am besten so, daß der dafür Begabteste des häuslichen Kreises sie den anderen vorliest, nicht wie etwas Alltägliches, sondern als eine Extrafreude, die den Wert der Stunde erhöht, so wie man wohl ein schönes Bild oder ein anderes künstlerisches Kleinod zu andächtiger Bewunderung und freudiger Erbauung von Zeit zu Zeit den Seinen zeigt und sich mit ihnen still der Schönheit und des Besizes freut.

Als ein solches Schmuß- und Ehrenstück möchte ich die Schillersche Ballade für das deutsche Haus für alle Zeit lebendig und in Ehren gehalten wissen.

Goethe hat einmal von seinem Jugendbekenntnis, den „Leiden des jungen Werther“, geurteilt, es werde ein jeder Mensch einmal in seinem Leben eine Epoche haben, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben. Man kann das erweiternd fast auf jede dichterische Schöpfung Goethes anwenden; sie wirkt wie eine Aussprache, wie eine persönliche Berührung und Begegnung mit jemand, der für unsere eigensten Empfindungen und Gefühle nicht nur das tiefste Verständnis hat, sondern auch den befreienden Ausdruck zu finden weiß. Das ist an sich kein Wert- oder Grabmesser des Kunstwerks, sondern ein Persönlichkeitsstempel, geprägt mehr durch das Temperament des Menschen, als durch das Genie des Dichters. Wie wir denn diese Eigenschaft oft bei auch minder bedeutenden Dichtern finden, während sie bei manchen ganz Großen kaum spürbar ist. Wohl aber gibt sie einen Fingerzeig für die Wahl von Ort und Stunde, die der Zwigesprache mit solchem Dichter am günstigsten sind, die das Geheimste ihres Wesens erschließen. Bei Goethe klopft man nie vergebens an, aus welcher Stimmung und in welcher Umgebung man auch zu ihm flüchten mag, er schenkt immer und jedem wie ein König

aus der Fülle des Reichtums, aber sein eigentliches Gesicht enthüllt er nur dem, der sich in tiefer Einsamkeit zu ihm gesellt und, still zu seinen Füßen sitzend, lauscht, was Menschenseele zu Menschenseele spricht.

Und was sollen wir von Goethe lesen?

Die Antwort ist schwieriger und in gewissem Sinne auch wieder leichter als bei den bisher genannten. Leichter, weil es sich um das Lebenswerk eines schöpferischen Dichtergenius handelt, der, unbeschadet der Universalität seines Geistes, vermöge deren er der Weltliteratur angehört, die deutsche Eigenart, die deutsche Rasse in einer idealen Vollenbung und Treue verkörpert und widerspiegelt. Schwieriger, weil, um ihn ganz zu verstehen, um sich in seine Größe — wenn ich so sagen darf — wirklich einzufühlen, eine gewisse Reife Voraussetzung ist, ein überschauender Blick über das Leben, den uns nur das Leben selbst und die Erfahrung verleiht. Der Jugend werden in der Regel andere Dichter mehr oder doch ebenso viel zu sagen haben, als gerade Goethe. Sie wird ihn mehr bewundern als lieben. Mit jedem Jahresring innerer Erfahrungen aber, den der einzelne ansetzt, kommt er Goethe näher, und wenn der Jüngling, der in den Dissonanzen seiner persönlichen Ideale und der nüchternen brutalen Forderungen des Lebens schmerzlich ringt und sich quält, das Werk des Jünglings Goethe, den Werther aufnimmt und empfindet, als sei es für ihn geschrieben, so wird der Mann und der Greis in der abgeklärten Weite, Reinheit und Heiterkeit der Goethischen Weltanschauung späterer Jahre die Lust, das Klima suchen und begrüßen, in dem er selbst reiner und freier und freudiger atmet, seine Lebensluft.

Jedem Lebensalter hat Goethe etwas anderes zu sagen, nicht nur dadurch, daß ein jedes sich das in ihm die stärkste Resonanz Wedende hervorruft, sondern auch dadurch, daß früher von ihm Aufgenommenes in einem neuen Lichte erscheint, und nur dunkel Gefühltes und Geahntes sich zu tief innerlichem Erkennen und Verstehen entfaltet. Also ein Lebensbegleiter und zwar nicht nur für den

geistigen Arbeiter, der seinen Kenntnissen, seiner erworbenen Bildung nach imstande ist, die Gedankenwelt Goethes in allen ihren Voraussetzungen und letzten Zielen zu verstehen und zu erkennen, ein Lebensbegleiter vielmehr für jeden, der über den Tag und seine Arbeit sich emporarbeiten und über den Dunstkreis des Kampfes ums tägliche Brot hinausschauen will, ein Lebensbegleiter, dessen Hand ein jeder so früh als möglich zu fassen suchen soll, um sie nicht wieder loszulassen, ein Lebensbegleiter, der nicht nur in einer Feierstunde sich zu uns an den Tisch setzt, sondern der in jedem Augenblick, gerade im Getriebe des Alltags, uns durch ein aufrichtendes Wort, durch einen Blick in seine Kraft und Güte strahlenden Augen uns über uns selbst erhebt.

Goethes Gedichte umfassen mehrere Bände, die man nicht mit sich herumtragen kann, aber es gibt ein kleines schmales Heft „50 Gedichte von Goethe“*) auf gutem Papier gedruckt, mit einem wirklich guten Porträt des Dichters davor, das sich bequem in die Rocktasche stecken läßt, und einen überallhin begleiten kann. Es ist eine Auswahl, eine kleine, und mancher wird vielleicht eines oder das andere vermissen, und hätte dies und das von dem Aufgenommenen gern durch anderes ersetzt gesehen. Für diesen anspruchsvolleren und Goethefesteren Leser ist gesorgt durch die beiden in weichem Leder gebundenen Bände von Goethes Gedichten in der sog. Pantheonauflage**); auch sie schieben sich bequem in die Tasche des Arbeitsrocks und sind in ihrer vornehmen, praktischen und geschmackvollen Ausstattung auch schon rein äußerlich gut zu leiden. In derselben Ausgabe und Ausstattung gibt es den „Faust“, d. h. die Dichtung, die für jeden Deutschen, einerlei welches Alters oder Standes, ein Lebensbegleiter im eigentlichen wie im übertragenen Sinn sein sollte. Denn jedem, auch dem, der unter der Bürde des Lebens seufzt und sich plagt, das tägliche Brot zu verdienen, auch für ihn ist diese frohe Botschaft von der

*) Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 50 Gedichte von Goethe. Hamburg-Großborstel.

**) Goethes Gedichte. 1. u. 2. Bd. mit zwei Porträts. Berlin, G. Fricke's Verlag, 1905.

Befreiung und Erlösung der Menschheit durch Arbeit im Dienst der Menschheit geschrieben, auch er fühlt, daß der einzelne Faust, der Forscher, der Gelehrte, der mit den Qualen des Zweifels, des Sichselbstnichtgenügens, dem Kampf mit den Leidenschaften ringt, ein Teil seines Wesens ist, auch er fühlt die furchtbare Qual und zugleich die erlösende, über den Jammer des Einzelschicksals hinaushebende Kraft der Worte des schuldbeladenen Faust vor Gretchens Kerkertür: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“, auch er hört aus dem Wort des Herrn im Himmel: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“, die befreiende Verheißung für alle heraus, die ausklingt im Chor der Engel: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“.

Um das zu fühlen, das zu verstehn, braucht es keiner Vorbereitung durch Studieren und darum ist es für jeden geschrieben. Freilich, im zweiten Teil der Dichtung, da wird wohl manchem die Nachfolge schwer, da häufen sich die Schwierigkeiten, und die klaren festen Linien der aufwärtstrebenden Dichtung verschwinden und verschwimmen häufig im Gewölke in die Weite schweifender Dichterphantasien. Und das ist allerdings zu beklagen, denn ohne den zweiten Teil bleibt der Faust ein Bruchstück. Die große Menschheitserlösungsidee ist erst im zweiten Teil in poetische Tat umgesetzt. Aber ich halte es nicht für unmöglich, auch dies Hindernis zu überwinden, und es könnte wohl lohnen, gerade einmal den Versuch zu wagen, den Kern und Wesensgehalt des zweiten Teils der größten Dichtung, die je in deutscher Sprache geschrieben, so zu entfalten, daß auch das ganze Gedicht für jeden sich zum einheitlichen, die Seele tief ergreifenden Kunstwerk rundet.

Also den ersten Teil des „Faust“ und „Goethes Gedichte“ als eisernen Bestand für jeden. Sodann die großen Dramen: Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenie, Tasso zweifellos, von den Romanen das große leidenschaftsdurchzitterte Jugendwerk, die „Leiden des jungen Werther“ und das Werk der reifen

Mannesjahre „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Nicht alles wird in letzterem zu jedem sprechen, aber es ist so durchtränkt von poetischer Kraft und Anschaulichkeit, so durchtränkt von reifster Goethischer Menschlichkeit, daß ich es doch jedem, der gelernt hat, wenn auch nur von einem kleinen Hügel, aufgebaut aus eigenen Erfahrungen, ins Leben zu sehn, raten würde, es zur Hand zu nehmen, wäre es auch nur, um bruchstückweise den Genius dieser Dichtung auf sich wirken zu lassen. Wer sich ganz in Goethe eingelebt hat, mag sich auch an den Roman „Die Wahlverwandtschaften“ wagen, und solchem Leser würde auch die Gedichtsammlung des Alters „Der Westöstliche Divan“ viel zu sagen haben. Der Jugend gehört, abgesehen von einzelnen Balladen, die aber in ihrer ganzen Schönheit sich auch eigentlich erst später offenbaren, vor allem „Hermann und Dorothea“. Für alle aber — Jung und Alt — ist geschrieben das große Kunstwerk, die Lebensbeichte „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, ein königliches Geschenk, das Goethe auf der Höhe des Lebens seinem Volk und der Nachwelt beschert hat. Ein Bild seines Lebens von absoluter innerer Wahrheit und darum von einer inneren Schönheit, wie es kaum ein zweites geben wird; ein Bild seines Lebens, planmäßig zum Kunstwerk gestaltet (und eben von dieser nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgenden Unordnung und Umordnung der einzelnen Begebenheiten ist der Doppeltitel gegeben: Dichtung und Wahrheit), ein Bild seines Lebens, in dem der größte deutsche Dichter die geheimen Quellen und Bezüge aufdeckt, aus denen seine menschliche und dichterische Persönlichkeit ihre Nahrung empfing und sich bildete. Mit einem Wort also, ein Werk, das für jeden um der Persönlichkeit seines Urhebers und um seines Stoffes willen von höchstem Interesse ist, zugleich aber ein Werk, das in seiner künstlerischen Gestalt und Form zu den anziehendsten und liebenswürdigsten Büchern nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur gehört, und das doch, wie ich mich immer wieder überzeugen muß, für viele sog. Gebildete nichts weiter bedeutet,

als einen Buchtitel. Gewiß ist auch hier nicht alles für jedermann geschrieben, das ist ja selbstverständlich bei einem Werk, in dem es sich um die innere Bildungsgeschichte eines der vielseitigsten und bedeutendsten Menschen aller Zeiten handelt, aber es enthält auf der anderen Seite so vieles, was für jeden da ist, daß keiner versäumen sollte, sich aus eigener Lektüre in diese wundervolle Schilderung eines Dichters Lebens Eingang zu verschaffen. Wer aber den unmittelbaren Zauber seiner Persönlichkeit aus

erster Hand an sich erfahren will — und auch das zu wollen sollte keiner zögern! —, der nehme einen Band Goethischer Briefe*) aus seinen Jünglings- und jungen Mannesjahren zur Hand. Sie wirken in ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Humor, ihrer Innigkeit und Leidenschaft wie eine persönliche Begegnung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Goethes Briefe in kleiner Auswahl. Hansbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung. Bd. 18/19. 2 Bde. je 1 Mk.

Die Mechanik der Krisis. Von Alfred Lansburgh.

Die fetten Rufe werden jetzt von den mageren abgelöst, obwohl sie die biblische Zahl noch nicht erreicht haben. Viel zu früh macht die gute Konjunktur Anstalten, einem neuen Niedergang zu weichen. Aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln. Die Krisentheorie kennt gewisse Symptome, die das Kommen eines scharfen wirtschaftlichen Rückschlags ankündigen. Diese Symptome sind lückenlos vorhanden. Jeder Handlungsbeflissene im dritten Jahre seiner Lehrzeit kann sie an den Fingern her zählen: Es ist mehr Kapital festgelegt worden, als der Zunahme des Volkseinkommens entspricht, es ist zu viel gegründet und zu viel emittiert worden, die Kreditansprüche des Staats und der Gemeinden haben zu große Dimensionen angenommen, kurz, die ganze Nationalwirtschaft hat über ihre Verhältnisse gelebt. Das ist zweifellos richtig. Nur ist es sehr banal. Denn wenn jemand zu wenig Geld im Portemonnaie hat, so versteht es sich eben von selbst, daß er vorher mehr ausgegeben als eingenommen hat. Es versteht sich auch von selbst, daß seine Verlegenheiten erst dann beginnen, wenn die Leute ihm nichts mehr borgen wollen, was volkswirtschaftlich ausgedrückt heißt, daß jede Krisis mit einer Kreditflemme beginnt. Aber wenn die Dinge so einfach liegen, so ist es doch sehr merkwürdig, daß die Krisen immer wiederkehren, und daß die Weltwirtschaft sich die feststehende Diagnose der Krankheit und die Kenntnis ihrer Ursachen nicht zunutze macht. Warum wird denn in ziemlich regelmäßigen Zeitabständen immer wieder zu viel geborgt und zu viel investiert? Warum wächst denn immer wieder die Produktion über die Möglichkeit des Absatzes hinaus? Sollte es nicht ein Leichtes sein, Angebot und Nachfrage dauernd in einem gesunden Verhältnis zueinander zu erhalten?

Im ersten Moment möchte man antworten: Aber gewiß ist das möglich. Es ist sogar das Natürliche. Man braucht sich ja nur den Prozeß der Umwandlung der Vermögensüberschüsse in werbende Anlagen klar zu machen, um einzusehen, daß die wirtschaftliche Maschinerie ohne jede Störung funktionieren muß, wenn man sie nicht mutwillig verdirbt. Das geringste Steigen der Nachfrage überseht sich in eine Steigerung des Preises und in einen Mehrgewinn des Produzenten oder Händlers. Das lockt sofort neues Kapital in den betreffenden Fabrikations- oder Handelszweig, denn das Kapital wendet sich bekanntlich stets dahin, wo es den größten Gewinn winken sieht. Dadurch hebt sich das Angebot auf die Höhe der Nachfrage, und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt, ehe es ernstlich gestört worden ist. Weder die Einkommensverteilung noch die größere oder geringere Sparsamkeit einer Bevölkerung haben Einfluß auf diesen Ausgleich. Den produzierten Waren ist es vollkommen gleich, ob sie von der Arbeiter- oder Unternehmerklasse konsumiert werden. Bei größerer Kaufkraft des Arbeiters wendet sich das Kapital den Artikeln des Massenbedarfs zu, weil hier die Nachfrage überwiegt, im andern Falle den Luxusartikeln. Die soziale Frage spielt also hier nicht hinein. Und der Spartrieb ebenso wenig. Wächst in einem gegebenen Moment die Neigung der Bevölkerung, ihr Kapital zu verschwenden, statt es zu vermehren, erhöht sich also der Konsum auf Kosten der Produktion, so liefert bei der geringsten Preissteigerung das Ausland entweder die Waren in natura, oder das Kapital, um diese Waren im Lande herzustellen. Auch in solchen extremen Fällen geht der Ausgleich schnell und sicher vor sich, und für eine Krisis bleibt kein Raum. So möchte man im ersten Moment argumentieren.

Über sobald man erkennt, welche Rolle der internationale Warenaustausch und der internationale Kredit spielen, stößt man schon. Denn wird einer von beiden unterbunden oder erschwert, so ist es mit dem Ausgleich vorbei. Durch Zölle werden die fremden Waren, durch psychische oder politische Einflüsse die fremden Kapitalien an der Ausübung ihrer nivellierenden Funktionen gehindert. Vor allem aber ist es das Element des Kredits, das den Störenfried spielt. Der Kredit ermöglicht es den Kapitalien, sich zu großen Summen zusammenzuballen und Riesenunternehmungen zu finanzieren, die erst jahrelang nach ihrer Konzipierung fertiggestellt und produktionsfähig werden. Ein Bedürfnis, das heute entsteht, wird erst nach Jahren befriedigt; dann aber durch eine Massenproduktion, die das Bedürfnis weit übersteigt. Das unterscheidet unser Zeitalter, das Zeitalter der durch den Kredit auf die Spitze getriebenen kapitalistischen Produktionsweise, von früheren Epochen, in denen Bedarf und Angebot, Konsum und Produktion sich örtlich und zeitlich näher waren. Eine geringfügige Preissteigerung in einem beliebigen Artikel veranlaßte ehemals das Handwerk oder den kleinen Fabrikbetrieb, sich der Erzeugung dieses Artikels zuzuwenden. Binnen weniger Wochen war der Ausgleich da. Krisen waren eigentlich nur denkbar, wenn Missernten eintraten, die damals, vor der Erschließung der amerikanischen Kornkammer, noch zur Hungersnot und absoluten Lähmung der Konsumkraft führen konnten. Solche Krisen sind heute nur noch im Falle mehrerer aufeinander folgenden Welt-Missernten denkbar. Dafür haben wir heute die Kredit- und Produktionskrisen, die den auf seine Errungenschaften so stolzen Kulturmenschen deshalb moralisch niederdrücken, weil sie sich nicht auf natürliche Ursachen, sondern nur auf Fehler in unserem künstlichen Wirtschaftsaufbau zurückführen lassen.

Jeder Vermögenszuwachs steigert den Konsum. In einem Lande, das sich schnell bereichert, wie Deutschland, ist die Nachfrage normalerweise immer etwas größer als das Angebot, was sich äußerlich in einer permanenten Tendenz zur Preissteigerung kundgibt. Ließe sich das Angebot a tempo auf die Höhe der Nachfrage bringen, so wäre der Ausgleich da, ohne Erschütterung und Krise. Aber das geht nicht so schnell. Da müssen zunächst die Kapitalien bereitgestellt, es muß gebaut und investiert werden. Und bauen und investieren dauert einige Zeit, und heißt nichts anderes, als die Nachfrage zunächst noch vergrößern. Wer zum Beispiel dem gewachsenen Bedarf an Tuch genügen will, der kann das erst, nachdem er ein Gebäude errichtet, Maschinen ge-

kauft und längere Zeit hindurch Arbeitskräfte beschäftigt hat. Um produzieren zu können, muß er also zunächst konsumieren. Sein Endziel ist die Vermehrung des Angebots in Tuch, deren natürliche, wenn auch ungewollte Wirkung eine Preisermäßigung wäre. Für den Moment aber trägt er dazu bei, die Preise der Baumaterialien, der Maschinen, der Rohle, des Garns und der Arbeitskraft nur noch mehr zu steigern. Daher die Tatsache, daß eine plötzliche Preissteigerung zunächst immer neue Preissteigerungen zur Folge hat. Eine Tatsache, die von den Regierungen leider viel zu wenig beachtet wird, sonst würden sie mit den preistreibenden Zollerhöhungen etwas vorsichtiger sein. Die lebhafteste Tätigkeit der deutschen Industrie ist mit eine Folge der Schutzollpolitik, durch die natürlich die in einem betriebsamen Lande mit einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 900 000 Köpfen ohnehin bestehende Preissteigerungstendenz kräftig unterstrichen wird. Diese Preissteigerung auf der ganzen Linie ist das, was mit einer gewissen Einseitigkeit „Hochkonjunktur“ genannt wird, und was zur Investierung immer neuer Kapitalien reizt, die während einer kürzeren oder längeren Ubergangszeit, der „Bauperiode“, den Konsum und die Preise ins Ungemessene steigern.

Über einmal kommt der Tag, an dem die Neuinvestitionen aus der Bauperiode heraus- und in das Stadium der Produktion treten. Jetzt werfen sie die Preise, die sie vorher selbst getrieben haben. Sie werfen die Preise aber nicht nur auf dem Gebiet ihrer eigenen Produktion; sie werfen sie auch auf jenen anderen Gebieten, auf denen sie bis dahin als Käufer aufgetreten sind, und denen sie jetzt, wo ihr Bedarf an Baumaterialien, Maschinen usw. gedeckt ist, ihre Kundschaft entziehen. Sie stiften also auch auf anderen Gebieten, vornehmlich auf dem Bauparkt und in den sogenannten „schweren Industrien“, Verwirrung. Daher setzt eine Krise fast immer zuerst auf dem Bauparkt und bei den schweren Industrien ein, um von hier aus langsam weiterzufressen. Natürlich wäre es falsch, anzunehmen, daß sich dieser Prozeß mit militärischer Präzision vollzieht. „Die Industrie“ ist ein Sammelbegriff. Sie geht ihren Weg nicht in schnurgerader Richtlinie. Während in der einen Branche die Zahl der Neubauten und Vergrößerungen die Zahl der vollendeten und ins Produktionsstadium eingetretenen Betriebe noch übersteigt, halten sich vielleicht in einer anderen Branche beide Gattungen die Wage, stürzen sich in einer dritten vielleicht schon sämtliche Neubetriebe auf den Markt und erschüttern so die Preisgestaltung ihrer Erzeugnisse. Ja, es kann sogar vorkommen, daß eine Produktionskrise

ausbricht, ehe noch die Uebererzeugung sichtbar ist. Nämlich dann, wenn aus beliebigen Gründen eine Kreditrestriktion Platz greift, und die Kapitalien sich der ferneren Investition in der Industrie entziehen. Dann kann die Krisis sich lokalisieren und etwa auf den Baumarkt oder die Maschinenbranche beschränken. Eine solche Kreditversagung hat auch diesmal den Anstoß zur Erschütterung der Konjunktur gegeben; aber erst in einem vorgerückten Stadium, nachdem auf den meisten Gebieten der Industrie enorm investiert und der Grundstein für die spätere Ueberproduktion bereits gelegt worden war. Es ist daher auch leider nicht zu erwarten, daß die Krise, mag sie nun jetzt oder erst später akut werden, sich auf einige wenige Gebiete beschränken wird.

Lassen sich Krisen vermeiden? Die Frage ähnelt jener anderen, ob sich die Kriege beseitigen lassen, ist aber leichter zu beantworten. Denn es hat stets Krisen gegeben, und es wird zum mindesten unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise stets welche geben müssen, da dieses Produktionssystem ja darauf beruht, einen künftigen, im voraus nicht meßbaren Bedarf zu befriedigen. Davon abgesehen gibt es auch gewisse elementare Größen, die sich der Kontinuität der wirtschaftlichen Entwicklung in den Weg stellen. Der Ausfall der Ernten, die Witterung, die Mode, Erfindungen und Entdeckungen greifen mehr oder weniger empfindlich in das Verhältnis von Angebot zu Nachfrage ein. Es dürfte also der Staatskunst nicht gelingen, die Krisen aus der Welt zu schaffen. Aber sie dürfte manches zu ihrer Milde rung tun können. Krisen treten ceteris paribus stets da am verheerendsten auf, wo Schutzzölle eine Mauer um das Land ziehen

und den internationalen Warenaustausch erschweren. Wohlgemerkt, nicht für die Dauer. Wenn alle Erwerbsverhältnisse im Lande sich erst einmal den Zollverhältnissen angepaßt haben und die Preise der maßgebenden Artikel annähernd auf Weltmarkthöhe plus Fracht und Zoll stehen, genügt ein geringer Mehrbedarf und eine kleine Steigerung der Preise, um die fremde Konkurrenzware zum Einfließen zu bringen und Preisausschreitungen zu verhindern. Aber es vergeht immer eine längere Zeit, ehe sich ein Land auf die erhöhten Zölle eingerichtet hat. Und die Zwischenzeit, also die Zeit der Anpassung, ist der allerbeste Nährboden für Krisen. Da gehen die Preise aller Waren sprunghaft in die Höhe und reizen das Kapital zur Investierung. Auch die durch hohe Lebensmittelzölle verteuerte Ware „Arbeitskraft“ steigt im Preise und wird konkurrenziert; nämlich durch arbeitssparende Maschinen, die eine Ueberproduktion auch auf dem Gebiete der mechanischen Kraft hervorrufen. Damit ist keineswegs gesagt, daß die letzten Zollerhöhungen unbedingt eine Krisis provozieren mußten. Sie haben nur einen empfänglichen Boden für sie geschaffen, indem sie den Anstoß zu der so verhängnisvollen Preissteigerung gegeben haben. Daß diese Steigerung zu offenbaren Ausschreitungen auf dem Gebiet der Kapitalinvestierung und namentlich zu einem Mißbrauch des sogenannten „kurzfristigen Kredits“ geführt hat, ist Schuld der Banken, die mit dem ihnen anvertrauten Volksvermögen ziemlich kritiklos operiert haben; ist aber auch Schuld der Reichsbank, die durch überreichliche Diskontierung industrieller Wechsel den „produktiven Konsum“ viel zu sehr hat in die Halme schießen lassen.

Pariser Hochzeitreise. Von Paul Stark (Paris).

— Karl, einen Ruß!
— Im letzten Betriebsjahre hat der Automobilexport Frankreichs um dreißig Millionen Franken gegen das Vorjahr zugenommen . . .
— Laß die Statistik und die Zeitung, Karl!
— Im selben Betriebsjah . . . im selben Jahre ist die Zahl der Geburten in Frankreich wieder um dreißig Tausend zurückgegangen. Die Fruchtbarkeit . . .
— Was geht Dich das an . . . Und überhaupt! Auf unserer Hochzeitreise! Die Franzosen machen sich selbst die wenigsten schwarzen Gedanken . . .
— Ja, Du hast recht. Diesem Massenenthusiasmus auf diesem Monstre-Nachtfest kann sich niemand entziehen, inmitten zwanzig Tausend, die ins Grand-Palais kamen, um

sich wohlthätig zu amüsieren. Fanfaren und Trommeten von Kürassieren! Ohrenbetäubender Trommelschlag! Die tausend Musiker der Pariser Garnison künden feierlich das Nahen des republikanischen Hofes an, der aus den Elbsäisichen Feldern hereinzieht. Es ist der gloriose napoleonische „Trommelwirbel von Austerlitz“ — das Programm sagt's —, unter dessen Donner schlägen Kabinettschef Clemenceau — der Staatschef hat sich wegen Erkältung entschuldigen lassen — die rundlich-stattliche Madame Fallière zur Präsidententribüne führt.
— Dieser Hölle marsch für die starken Ohren der Grenadiere des Kaisers bestimmt! Das zarte Fräulein Fallière, das am Arme eines Ministers folgt, scheint nicht übel Lust zu haben, sich gleich mir die Ohren zuzuhalten.

— Nun öffne aber gefälligst diese — Schatz! — und noch mehr die schönen Augen. Der Festzug, der äußerst lehrreiche „Entwicklungszug des Verkehrswesens durch alle Jahrhunderte“ beginnt. Dazu die entsprechende historische Musikbegleitung. Ganz im Anfang in Tierfelle gekleidete Urmenschen — pelztragende Automobilisten zum Beschluß. Ein Circulus vitiosus. Das ist Lateinisch und brauchst Du nicht zu verstehen.

— Da kommt Cleopatra . . .

— Das ist karthagisch und brauchst Du auch nicht zu verstehen: Salambo ist's, von ihren Sklavinnen getragen. Ich erkenne es an der Musik und an den Kostümen der Großen Oper. Der Zug ist von dieser, den anderen subventionierten Theatern und den großen Malerateliers zusammengestellt. Schüler und Modelle der Ecole des beaux arts sitzen als Könige und Königsliebchen in den Staatskarossen und Tragsesseln. Da ist das Behikel, in dem Heinrich IV. ermordet wurde, dort die schwere Kalesche, die Ludwig XVI. auf seiner Flucht zum Verhängnis wurde. Beiden hätte das Automobil Thron und Leben gerettet!

— O, diese halbnackten Zigeunerinnen, die hudepad reiten, vorbei an der Frau Präsidentin, den Damen des republikanischen Hofes.

— Szenen von der Landstraße aus Scarrons „Roman comique“ — klassische Bilder, an deren romantisch-freier Wiedergabe das feine Kunstgefühl eines alten Kulturvolkes ohne falsche Prüderie Freude hat.

— Bei uns in Berlin wäre eine solche Darstellung vor Hof und Ministern nicht möglich.

— Auch nicht die etikettlose Begeisterung, womit der offizielle Teil des Festes abschließt. Es ist das Defilee der Autos, die bei der letzten großen Schau hier preisgekrönt worden sind. Jetzt wieder die Kanonenschläge! Gnade! Glorioser Trommelwirbel von Austerlitz! „Die Siege unserer Automobilindustrie sind unser neues Austerlitz, unser neues Jena,“ konnte man während der letzten großen Ausstellung in Pariser Blättern lesen. Nun — wir in Deutschland sind jedenfalls noch ziemlich weit davon entfernt, unsern Nachbarn auf dem Gebiete der neuen Industrie ein Geban bieten zu können. Lassen sich doch dieselben Pariser Blätter mit Schadenfreude aus Berlin melden, daß behördlich Enqueten zur Untersuchung dieser Inferiorität angeordnet worden seien.

— Wir werden Versäumtes einholen, Männchen, arbeiten . . .

— Arbeiten können wir schon längst, Schatz! und besser als der Franzmann! — Müssen ihm nur noch das Amusement abgucken! Die Ehse, womit man so eine neue

Industrie popularisiert! Dieses ganze Monstr Nachtfest dient ja eigentlich nur einem wotätigen Zwecke: das Auto beliebt und volktümlich zu machen. Hat es der offizielle T auf angenehme Weise schon redlich getan, tut es der gemütliche, der jetzt anhebt, in ne ausgebehnterem Maße. Hier von der Mittigalerie wohnen wir einer Ballettvorstellung d Großen Oper bei und hören vom andern En der Riesenhalle die Sängerinnen der Romisch Oper. Dabei haben wir noch einen vorzülichen Ausblick auf das Automobilturnier di unter uns, unter der Riesenkuppel. Und d Auto ist doch mal die Hauptsache bei dem Fest! Sieh jetzt die lustige Panne, die von den Clow des Nouveau Cirque gemimt wird. So brir man dem Auto die Lacher und Käufer a die Seite.

— Ja, zwanglos geht es schon zu. D Völkchen der Malerateliers hat den Tanz d unten begonnen. Mit dem biden Ludwig XI springt eine Chausseuse trotz ihres schwer Pelzes leicht herum, und Marie Antoinette wird von einem Automobilbaren im Arc gedreht. Dazu eine Art Menuett von Hupe tönen unterbrochen . . . im Galopp endend .

— Das ist wohl einer der neuen Tänze . Die „Cascadeuse“ oder der „Peking-Par Tanz“? Raffiniertes Kokoto, Wollust u Grazie, die sich mit der vierten Aut geschwindigkeit vermählen . . . Und das v nehme, führende Tout-Paris sieht schmunzel zu . . . wird in den Wirbel und Rausch m gerissen . . .

— Karl, einen Ruß . . .

— Ja, das macht die Pariser Zauberlu Diese mit den Traditionen der Jahrhund mit dem Reichtum und dem Luxus können n nicht in unsere Heimat hinüberbekomm brauchen wir auch nicht. Haben wir d selbst unsere Ueberlieferungen, Vorzüge u Tugenden und — ihre Fehler. Eins a möchte ich nach Berlin zaubern —

— Und das wäre?

— Etwas wie ein Tout-Berlin . . .

— Wie dieses Tout-Paris?

— Ja, wie dieses Tout-Paris, das l Monstre-Kirmesse schuf, um das Auto fördern.

— Den Automobilfesten, Korso und d gleichen fehlen in Berlin Boden und T teiligung. Berlin ist eine Stadt der Arbe

— Sehr richtig — das heißt: nichts u richtiger als diese gewohnte Generalisieru Du weißt es jetzt, wie jeder, der längere T hier geweilt, Paris ist nicht minder „Sto der Arbeit als Berlin“. Ja, in einer T ziehung noch mehr. Denn in Paris arbeit selbst der Luxus und das Amusement, arbei

der vornehme Müßiggang: und das ist eben Tout-Paris. Wie ein solches Tout-Berlin zu schaffen wäre? Das gäbe einen lehrreichen Essay . . . woher der Mangel stammt . . . wie Mittel und Wege zu finden wären zur Rekrutierung dieser Arbeiterschaft des Amusements . . . Da Du aber — wie ich sehe — das Souper schon bestellt hast, so möchte ich nur plaudern . . .

— Wie es eben beim Souper Tout-Paris so zwanglos um uns herum tut.

— Beim Scheine rosiger Kerzen . . . ganz leicht hin — ohne schwerfällige Gedanken und Schlüsse — so recht nach der Art des ersten Essayisten. Que sais-je? frage ich mit Montaigne, was weiß ich? . . . Warum haben wir kein ausschlaggebendes, führendes Tout-Berlin? — Que sais-je? Auch nicht im Theaterleben? Was weiß ich? Vielleicht ist es so besser. Que sais-je? In Deutschland ist das Theater noch immer Erbauungsort, nicht bloß Unterhaltungsstätte . . . Sehe ich aber bei den Pariser Generalproben und Premieren die lange Reihe von Autos, die Toilettenpracht, ziehe ich die große Exportfähigkeit der französischen Bühnenkunst in Betracht, so lobe ich mir dieses Tout-Paris, dieses vornehm-müßiggängerische Tout-Paris, das all dies so emsig schafft und fördert . . . Ach, reich mir doch die Schlüssel! . . . So lobe ich Tout-Paris und suche nach einem besonders bezeichnenden Eigenschaftswort . . .

— Es ist süß!

— Süß? Die Speise?

— Tout-Paris ist süß.

— Ja, es ist süß, Tout-Paris. Ihr Frauen findet doch gleich das richtige Wort. Na, sagen wir aber doch nur: nett.

— Sehr nett war aber Tout-Paris gestern im Theater de la Porte Saint-Martin. Das gibst Du doch zu?

— Wir hatten eben schon von allem Anfang das Hochgefühl, uns zu den achtzehnhundert Ausgewählten zählen zu dürfen, die mit Tout-Paris der Generalprobe von Sardous „Affaire des Poisons“ beiwohnten. Dazu noch unser Bühnen- und sportkundiger Freund, der uns hinter die Kulissen von eben diesem Tout-Paris führte . . .

— Du spähetest in alle Logenverstecke . . .

— O, Du hast's wohl auch gemerkt: Tout-Paris ist eine freie Republik des Geistes. Da saßen ganz offen in einer Logenreihe: ein Ministerpräsident: Clemenceau; ein Kritiker: Mendès; ein Dichter: Richpin; eine Romanschriftstellerin: Marcelle Tinahre . . . Ob eine solche Erste-Rang-Liste für Berliner Premieren förderlich — vor allem aber möglich wäre? Que sais-je?

— In einem dichtverschlossenen Baignoir saß eine berühmte Sociétaire der Comédie française, von der man nur . . . den Automobilfabrikanten sah, der ihr das jüngste Sensations-Auto geliefert . . . Und dann: im Zwischenakte verschwandest Du auf zehn Minuten.

— Bitte, nur fünf Minuten. Bei Lebensgefahr drängte ich mich durch die schmale Bühnenpforte hinter die Kulissen. Da drückte ich dem greisen Hegenmeisterlein Cardou rasch und warm die Hand; sah, wie junge Schauspielerinnen den alten Coquelin abkühlten; sah, wie ganz Paris huldigend an der Schneiderin der ersten Darstellerin, Madame Darty, vorbeizog. Ja, es ist eine Wonne, in Paris Modeschneiderin, Automobilfabrikant, großer Bühnenkünstler und selbst auch Dichter zu sein. Nun weiß ich's: Mag auch noch so viel Snobismus und Frivolität in diesem Milieu von Tout-Paris unterlaufen — ich glaube, in dieser Atmosphäre liegt neben industrieller auch ideelle Förderung. Ganz gewiß, wir könnten so eine Art Tout-Berlin brauchen — wenigstens in den Zwischenakten. Es paßte sicherlich zu dem „Festlichen Theater“, das Ludwig Fulda wünscht. Und solche Stücke, wie das Sardouische „Affaire des Poisons“, erst recht. Aber zunächst würde man eine derartige amüsante, geschichtliche Rekonstruktion — wie dieses Stück — in Berlin gar zu scharf unter die Lupe nehmen. Ueberhaupt, ich habe in Paris das Gefühl bekommen: wir nehmen im Theater alles zu scharf unter die Lupe und bringen zu wenig egoistische Lebensfreudigkeit dahin mit — und zu wenig Altruismus, der eben von dieser ausgelöst wird . . .

— Im zweiten Zwischenakte, was war das für eine herzliche, neidlose Huldigung für eine schöne und geistreiche Frau! Alles drängte sich in den Wandelgängen um Madame Colette Iver, von der es bekannt geworden war, daß man ihren Roman „Princesse de la Science“ eben preisgekrönt hatte.

— Diese Szene wird mir auch lange im Gedächtnis haften bleiben, wie so Tout-Paris einer Vorkämpferin des Feminismus spontan huldigte. — Das könnte Euer deutsche Frauenbewegung brauchen! So etwas bringt dem Feminismus mehr Gewinn als alle Eure deutschen Frauentage! Freilich, Madame Iver trug gleich den anderen Vertreterinnen der literarischen Weiblichkeit von Tout-Paris eine reizende Robe — und all diese tapferen Vorkämpferinnen der Frauenbewegung redeten keine Reden, sondern plauderten, plauderten allerliebste! Immer wieder komme ich darauf: Wie sind doch diese Pariser Zwischenakte champagnerisprudelnd! Wie könnte man mit

einem Tout-Berlin die Bierschwere von den unserigen nehmen?! Wie man das macht? Que sais-je? Que sais-je? Was weiß ich? frage ich wieder zum Schluß mit Montaigne. Bismarck hatte freilich schon lange die Antwort darauf: die Flasche Wein, die erst jeder Deutsche ins Blut bekommen mußte.

— Die haben wir jetzt, Männchen. Laß uns ausbrechen! Hier liegt schon die Rechnung. Das Souper für die Person kostet einen Schilling?

— Es ist ein Souper der englisch-französischen Entente cordiale, wie es jetzt in vielen Pariser Nachtklokalen Mode ist.

— Ah, also wir Deutsche sind hier noch nicht so beliebt, daß man auch uns in unserer eigenen Währung das Geld abknöpfen würde.

— Wir geben auch nicht so viel aus wie die Engländer. Und dann: unsere für Frankreich besonders beängstigende Bevölkerungszunahme . . .

— Ja, diese Superiorität war auch die einzige, die unser französischer Freund von gestern anerkannte. Ja, richtig . . . wie ging Euer Streit aus?

— O, nichts für . . .

— Du machst mich neugierig.

— Muß ich's Dir sagen? Also: unser Freund, der selbst Automobilfabrikant ist, strich noch weiter die Vorzüge der französischen Motorindustrie heraus. Im Zeitalter der Technik — sagte er — komme es nicht auf

die Menschenmasse an, und zwei lenkbare Luftballons ersetzen füglich ein Armeekorps. Ja, wie die „Patrie“ — wendete ich ein. — Da beehrte er auf und . . .

— Na, und?

— Muß ich's Dir sagen?

— Karl, Du machst mich nun aber wirklich neugierig!

— Mein Partner rief aber zornig: Spätestens über ein Jahr laßt Sie unsere Firma zur Taufe eines tadellosen Dirigeable ein. Werden Sie dann endlich die Ueberlegenheit von uns Franzosen einsehen?! — Ich ganz ruhig darauf: Spätestens über ein Jahr laße ich Sie zur Taufe — meines Erstgeborenen — das ist sicherer — und darin haben wir Deutsche eine Superiorität, die Sie selbst schon heute anerkennen.

— Aber Karl! — Einen Ruß! — Und komm schnell!

Notizen.

Druckfehlerberichtigung! In der Harden-Glosse Karl Hendells befand sich ein sinnverstellender Druckfehler, der hiermit berichtigt sei. Statt „Selbstlosigkeit“ mußte es „Selbständigkeit“ heißen. Die Redaktion.

Da der neue Umschlag unserer Zeitschrift nicht rechtzeitig fertiggestellt werden konnte, wird er erst von Nr. 2 an zur Verwendung gelangen.

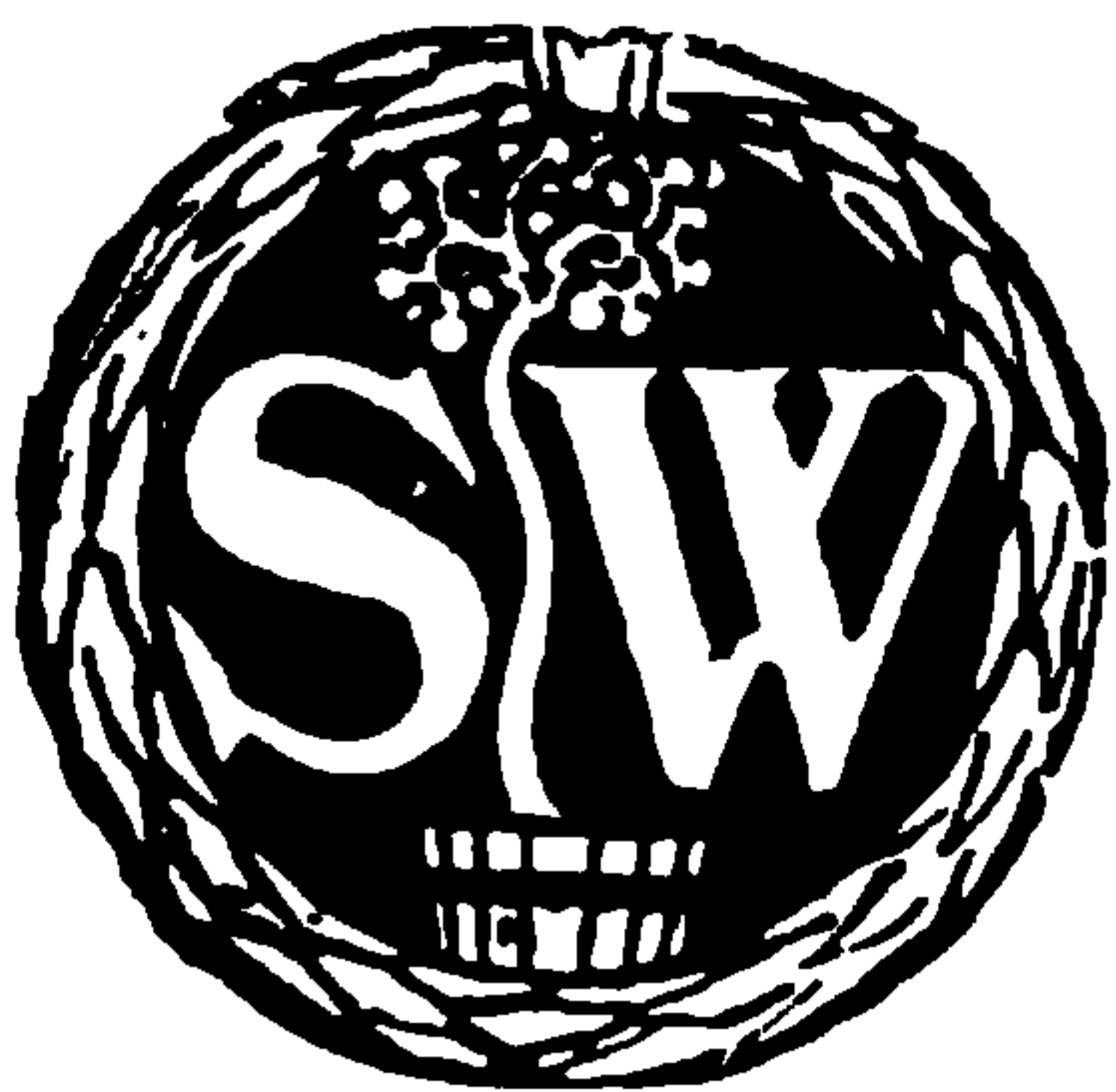
Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landberger Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co, Wilmsdorf-Berlin W. 50, Gläbenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Vogt & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstraße 66.

Neujahr an der Riviera und Karneval in Eis und Schnee, nennen sich zwei Gesellschaftsreisen, die voraussichtlich bei Interessenten sehr viel Anklang finden werden. Diese Gesellschaftsreisen werden veranstaltet vom Reise- und Verkehrsbureau des Kaufhaus des Westens, G. m. b. H., woselbst Spezialprogramme zu erhalten sind.

Die Deutsche Bank veröffentlicht in der heutigen Nummer unseres Blattes das Verzeichnis ihrer Depositenkassen in Berlin und Vororten mit dem Hinweis, daß die Bureau der Depositenkassen A vom 23. d. M. ab sich in dem neuen Bankgebäude Mauerstr. 25/28 befinden.

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Firma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig bei, auf die wir besonders hinweisen.

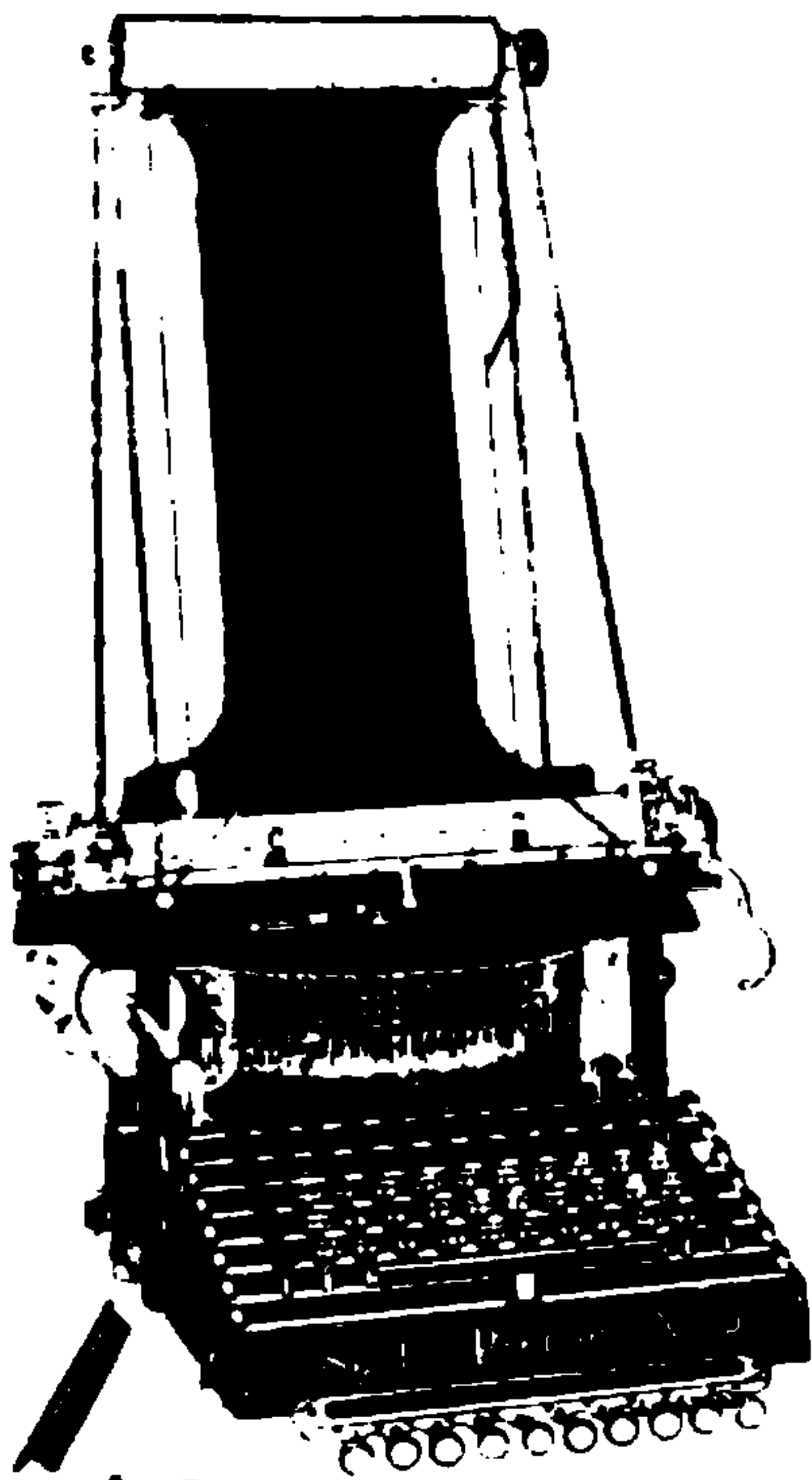
Anastatische Neudrucke seltener Werke.
GESCHICHTE D. KGL. DEUTSCHEN LEGION 1803—'6 v. Beamish. 2 Bde. 2. Aufl. 06. 1285 Seit. Mit 18 Taf. kolor. Militärtracht., Plan. etc. Vornehm ausgestattet 30 M., 2 Hftbde. 34 M.
DENKMAL D. BREMISCH-VERDISCHEN RITTERSCHAFT v. L. Mushard. Folio. 573 Seit. m. 121 Wappenabb., Initialen, Stammtaf. etc. Bremen 1708. (200 numer. Exple) 51 M., Antik geb. 55 M.
DIE RELIGION DES BUDDHA u. ihre Entstehung. Von C. Fr. Koeppe. 2 Bde. 2. Aufl. 027 Seit. 06. 21 M., geb. 24 M.
AST, FR., LEXICON PLATONICUM. 3 vols. 1974 Seit. 2. Aufl. 09. 30 M., 3 Hftbde. 37.50 M.
LASSALLE, FERD., D. PHILOPHIE HERAKLEITOS D. DUNKLEN V. EPHEUS. 2 Bde. Orig.-Ausg. 26 M.
APPAYYADIKSITA'S MERKSPRÖCHE AUS D. KUVALA-YANANDA, e. indisch. Kompendium d. Redefiguren, a. d. Sanskr. v. R. Schmidt. 1907. 6 M.
Ausführl. Verzeichn gratis u. franko. Verlagsanerb. erw.
Herm. Barndorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.



AUSSTELLUNG PROF. SCHULTZE - NAUMBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke))

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: ::



Zeit ist Geld!

Wie beides gespart werden kann, lehrt auf das
glänzendste unsere neue

Formular-Schreibmaschine „Smith Premier“

Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen
es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, Monats-
Rechnungen, Konto-Auszüge in aller kürzester Zeit
zu stellen.

Unentbehrlich für kaufmännische und
Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.

Prospekte gratis und franko von:

Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 62.



Werkstätten für Handwerkskunst Otto Erdmann junior

Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 61 Tempelhoferufer 21

o o
o o

Inhalt

o o
o o

	Seite		Seite
Karl Schnitzler . . .	39	SSS	70
Karl Scheffler . . .	43	Randbemerkungen:	
Camille Belletan . . .	47	Eduard Graf Reysenling Zur Rundfrage über Maximilian Harden .	72
Georg Simmel . . .	55	Eduard Goldbeck . . .	72
Carl Hauptmann . . .	60	Richard Schaufal . . .	74
Bruno Buchwald . . .	68	Frank Webekind und das Problem des Theaters	74
Epilog			
Ein neues Wahlverfahren			
Der Mensch als Feind			
Graf Michael (Fortsetzung)			
Preußens Anleihe			

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Gieslebenerstraße 14.





**SEIDENHAUS
MICHEL & C^{IE},
HOFLIEFERANTEN.**

**BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,
ECKE MARKGRAFENSTRASSE.**

**GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS
— FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE —
MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD**

**FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN
UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROSEN.**

: : : : : SPECIAL-ABTHEILUNG FÜR : : : : :
LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÖCHER,
FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHÄRPEN ETC.






Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 2

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

10. Januar 1908

Das Ende?

Am vierten Januar 1908 wurde Maximilian Harden von der vierten Strafkammer des Landgerichts Eins in Berlin zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt, weil er den Grafen Cuno von Moltke der Homosexualität geziehen haben soll. Ich habe vor acht Tagen hier gesagt: „Dem Grafen Cuno von Moltke hat Harden Homosexualität nie nachgesagt. Wer das Gegentheil behauptet, bleibt nicht bei der Wahrheit. Daß es in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden.“ Ich nehme kein Wort von diesen Sätzen zurück und bestreite, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin in eine objektive Würdigung des gegebenen Thatbestandes eingetreten ist. Wäre sie, nie hätte ein Urteil von so handgreiflicher Ungerechtigkeit zustande kommen können. Ich kann nur annehmen, daß die also Irrende der Massensuggestion erlegen ist; auch Strafkammerlinge sind ja Menschen.

Ueber das, was in den Artikeln wirklich steht, ist überhaupt nicht verhandelt worden; nicht am ersten, nicht am letzten Tag, nicht öffentlich, nicht hinter verrammelten Thüren. Mit beispielloser Willkür wurde hineininterpretiert, wurde auf Hardens Haupt abgeladen, was eine von allen politischen Instinkten verlassene Presse im Mai angerichtet hat. Wenn Harden nicht selber zugegeben hätte, wer in dem so viel beschwasteten und doch so harmlosen Nachtgespräch der „Süße“ sei, so wüßte man's heute noch nicht. Im Mai noch wurde allgemein Leconte dafür gehalten. Der Name Moltke wurde in der „Zukunft“ drei-, höchstens viermal erwähnt, nie in sexuell kompromittirendem Sinne; auch die Wendung: „Zwei Aestheten von sehr verschiedener Sinnenrichtung“ kann nur ein ganz Befangener im Sinne des Strafkammerurtheils auffassen. Sinn, meine Lieben, ist Geschlechtssinn; einen andern giebt's nicht. Und Aesthet ist bekanntlich ein Mensch, der (nicht etwa für künstlerische, sondern) für geschlechtliche Impressionen außerordentlich empfänglich ist. Jeder sieht, auf wie starken Stützen die Urtheilsbegründung ruht. Das Nachtgespräch war am 24. November, die Bemerkung über die verschiedene Sinnenrichtung zweier Aestheten am 27. Oktober 1906 erschienen. Seitdem wurde der Name des ehemaligen Stadtkommandanten von Berlin nur noch zweimal erwähnt. Am 17. November 1906 in einem „Praeludium“ überschriebenen Artikel. „Phil hat, heißt es da, für alle seine Freunde gesorgt. Ein Moltke ist Generalstabchef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Barmbüler hofft man auch noch ein warmes Eßchen zu finden. Lauter gute Menschen, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit.“ Warum wurden die Herren von Tschirschky,

von Varnbüler und Hellmuth von Moltke nicht vor Gericht citiert und gefragt, ob sie aus den Zeilen den Vorwurf homosexueller Bethätigung herausgelesen hätten. Weil sie dem Frager ins Gesicht gelacht hätten. Sie wußten sich rein und lasen die Artikel nicht hinein, was nicht drin stand. Und warum wurden nicht auch sie von ihrem Kaiser zur Rechtfertigung aufgefordert, wenn doch die Zukunft-Artikel Anstoß und Unterlage zu allem Unheil gewesen sein sollen? Ich hoffe, auf die Frage wird uns von irgendeiner Seite Antwort, und zwar plausible und unzweideutige Antwort werden. Ist Harden endlich schuld, daß in denselben Tagen, wo Graf Cuno von Moltke, auch der Graf Wilhelm von Hohenau gehen mußte, wo dem Harden nie auch nur das Geringste behauptet hat? Gebt Antwort, wenn euch möglich scheint! So lange sie fehlt, wird die Ueberzeugung nicht zu erschüttert sein, daß andre Gründe, als die Artikel der „Zukunft“, für die Verabschiedung des Herrn den Ausschlag gaben, und daß die entgegengesetzte, im Gerichtssaal aufgestellte Behauptung eine eklatante Unwahrheit darstellt. Im Jahre 1907 kommt der Name Moltke nur noch einmal vor. In dem Heft vom 2. Februar steht der Satz: „Die Grafen Moltke und Hohenau haben das Komthurenkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Phili hat es wohl längst).“

So. Damit ist das Verbrechen, das der Herausgeber der „Zukunft“ begangen hat, umschrieben. Und ich frage jeden Ehrlichen, ob ich nicht Recht habe mit der Behauptung, daß Harden dem Grafen Cuno von Moltke Homosexualität nie nachgesagt habe, daß, wer es behauptet, nicht bei der Wahrheit bleibt? Frage weiter: ob die Verfehlung, wenn überhaupt eine in den paar Sätzchen liegt, mit vier Monaten Gefängnis gepönt werden muß? Einer Straftat, die der Gesetzgeber für Diebstahl, Zuhälter, Huren, Münzelgeldbetrüger und ähnliche Ehrenbürger als Sühnebeweisener gemeiner Gesinnung ins Strafrecht aufgenommen hat. Ich kann's nicht finden und sage mit Luther: „Wenn Das soll Recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ist's ganz aus.“

Non quis, sed quid dicatur, attende, hat Seneca gewarnt. Sehen wir uns die Beweisaufnahme ein Bißchen an. Otto von Moltke, der Klosterprobst und Vetter des Nebenlagers, hat bekundet: „Der Zweck meines Auftrags, den ich zugleich auch als Kartellträger übernommen hatte, sollte der sein, in einer persönlichen Unterredung mit Herrn Harden festzustellen, was er mit den Artikeln eigentlich beabsichtigte und welche Auffassung er über meinen Vetter eigentlich habe.“ Ferner: „Ich konnte meinen Auftrag nur so auffassen, daß volle Wahrheit über den Inhalt der Artikel geschaffen werden sollte.“ Festgestellt ist hiernach, daß der so schmachvoll beleidigte Herr am 11. Mai 1907 noch nicht wußte, was der Beleidiger sagen wollte, obwohl er, wie auf besonderen Wunsch des Oberstaatsanwalts ebenfalls festgestellt wurde, die „Zukunft“ immer mit Spannung erwartete und sofort las. Beleidigungen dieses Art müssen in der That furchtbar sein. Noch furchtbarer behauptete Thatsachen, die der, über den sie behauptet werden, nicht zu erkennen vermag. Hier konnte unter der Beweisaufnahme eigentlich ein Strich gemacht werden. Wenn man's anders beliebt, so wird man nach Gründen suchen müssen, die mit der rechtlichen Beurteilung der „That“ des Angeklagten in keinem direkten Zusammenhang stehen. Wir brauchen auch nicht lange zu suchen. Der seit dem 11. Mai für besudelt ausgegebene Ehrenschein des Herrn von Moltke mußte wieder gereinigt werden. Das war nur möglich, wenn man Frau von Elbe ruinierte. So kam's, daß wir acht Tage lang eine Verhandlung genossen, die den Herausgeber der „Zukunft“ so gut wie nie nichts anging. (Wo

gemerkt, daß that derselbe Gerichtshof, der Beweisangebote gegen den Zeugen Eulenburg ablehnte.) Die Ehrlichkeit fordert das Bekenntniß, daß das Ziel glänzend erreicht wurde. Und wie (aristophanischen Gedenkens) der von Myrrhine gesoppte Kinesias bekam Herr Harden vom Chorführer das höhrende Wort zu hören: „So in die Patsche geführt hat Dich, traun, dieß erschändliche, dieß erzscheußliche Weib.“ Ob dieß Ergebnis zu solchen Hymnen Anlaß giebt? Den Zeitgenossen hat das Schauspiel gefallen. Ich möchte mir aber doch in aller Bescheidenheit ein paar Bemerkungen zum Thema Elbe gestatten. Erstens: der Geheimrath Schweninger hat an Frau von Elbe keine Spuren von Hysterie bemerkt. Zweitens: die Nichte des Grafen Cuno Moltke und Gattin Schweningers hat davon ebenfalls nichts bemerkt. Drittens: Herr Harden, der doch, wie ihm selbst seine erbittertesten Gegner nicht bestreiten, ein leidlich guter Psychologe ist, hat dito nichts bemerkt. Viertens: warum hat man den dritten Mann der Frau, der ja leicht genug zu erreichen war, nicht vernommen? So glaubwürdig wie die Gräfin Dandermann, die Schwester des Klägers, ist er doch mindestens auch. Fünftens: warum hat man nur drei Viertelstunden lang die Briefe des Vaters der Dame verlesen, ohne zu konstatieren, daß Herr von Heyden längst sein Urtheil revidiert hat? Sechstens: acht Tage lang hat die vom Vorsitzenden, vom Staatsanwalt, von Herrn Sello bedrängte Frau einem Kreuzfeuer stand gehalten, daß die allerwenigsten Männer unbleesert überstanden hätten; gab, wo oft um Kleinigkeiten und Subtilitäten gestritten wurde, klare und verständige Auskunft. Siebtens: Herr Doktor Rorth, der fast drei Lustren lang ihr Hausarzt war, hat vor der Ehe der Frau mit dem Kläger nichts von Hysterie bemerkt. Achten: die Sachverständigen Professor Eulenburg und Medizinalrath Hoffmann sind sich nach tagelangem Verhör, nach der halbstündigen Philippika des Fürsten Eulenburg, der Aussage des Nebenklägers, den Briefen Herrn von Heydens noch immer nicht über die Hysterie der Dame einig, so daß Herr Isenbiel den Freund Philis, Doktor Frey, aus Wien hercitieren muß. Neuntens: Erst dieser Herr, im Verein mit ein paar verärgerten Diensthofen und der Schwester des Klägers, bringt das Kunststück fertig, die Glaubwürdigkeit der Frau von Elbe zu vernichten. Quaevis hysterica mendax, hat der Herr auf Drängen des Staatsanwaltes behauptet, sei ein allgemein anerkannter Satz. Herr Professor Eulenburg hat seine Richtigkeit bestritten. Zehntens: Die Aussage der Zeugin findet eine Stütze in wiederholten Aeußerungen Bismarcks. Doch Otto von Bismarck war bekanntlich auch hysterisch und log, wie Frau von Elbe, im Zorn das Blaue vom Himmel herunter. Im Ernst: Um diese Edlen zu retten, nimmt sich eine Handvoll Duzendjuristen heraus, den Reichsgründer zum Verleumder zu machen. Und kein Sturm der Entrüstung setzt die zu so löblichem Thun Entschlossenen von den Sigen. Wenn Euch eine solche Beweisaufnahme ideal vorkommt und zu Hymnen über die begeistert, die Ihr im Mai und Juni wie ertappte Verbrecher und lichtscheue Existenzen behandelt: ich will die Freude nicht stören. Mit keiner Silbe wurde auf diesen Blättern die Sache erwähnt, ehe das schöffengerichtliche Urtheil ergangen war. Nie wäre sie erwähnt worden, wenn ich die Gefährlichkeit des Pressetreibens nicht vom ersten Augenblick an erkannt hätte. Und heute zu schweigen, wäre eine Schmach. Wenn vom „Vorwärts“ bis zur „Kreuzzeitung“ systematisch an der Fälschung eines einfachen Thatbestandes gearbeitet und nicht eine Stimme zu Gunsten des zu Unrecht Verurtheilten laut wird, hat auch die bescheidenste Kraft das Recht und die Pflicht, zu sagen, wie Fichte gemahnt hat, was ist.

Uebersieht man den Gang der Verhandlung im Ganzen, so erhält man folgende Bild: Zuerst kommt der Herr Klosterprobst und stellt seinem Vetter einen glänzenden Leumund aus. Dann werden die Thüren verriegelt, die beiden (nicht von Harden sondern von der Presse) Beschuldigten waschen sich gegenseitig rein (wir sind augenscheinlich wieder bei dem mittelalterlichen Institut der Reinigungsbeide angelangt). Hier re bene gesta öffnen sich die Thore wieder und wir sehen die Herren in voller Reine vor uns, mit Eifer an der Arbeit, das Zeugnis der Frau von Elt aus der Welt zu schaffen, die Dame selbst auf dem blanken Ehrenschild des Herrn Grafen zu opfern. Ich muß bekennen, schon Imposanteres gesehen zu haben. Und ich muß bitten, uns mit der Phrase vom blanken Ehrenschild, die wir nun bis zum Uebelwerden oft zu schlucken bekamen, endlich zu verschonen. Erst kam Herr Isenbittorff damit, dann kam Herr Sello und zuletzt gar das Urtheil selbst. „Graf Moltke, heißt in der Begründung, steht sittenrein da, kein Makel haftet ihm an und blank und fleckenlos steht sein Ehrenschild da.“ Geschmackvoll. Und ungemein klug. Sicher hat der Gerichtshof alles ihm zugängliche Material über den also Gefeierten studiert, ehe er zu so kräftiger Belobigung ausholte. Ganz sicher auch das in den Ehescheidungsakten liegende ärztliche Zeugnis, daß im schöffengerichtlichen Verfahren erwähnt wurde. Hört die läppische Verhimmelung eines braven Dußendmannes nun nicht bald auf und wird der gentlemanlike Sport, sie auf Kosten einer Frau durchzusetzen, noch weiter betrieben, dann wird die Publikation dieses Gutachtens zur leidigen Pflicht werden . . . Les insensés dirent: le ciel est beau.

Chassons cet homme, et soufflons sur sa gloire,

Comme au grand jour on éteint un flambeau.

Ob der Herausgeber der „Zukunft“ in den letzten Tagen nicht manchmal die Worte gedacht, die Beranger einst für Chateaubriand schrieb? Sich nicht manchmal der Sprüchlein erinnerte, in denen mittelalterlicher Humor das bei Hegendorf zuerst aufgetauchte Wort: „Juristen böse Christen“ zu variiren liebte? Nicht lächelnd Luther Frage gelesen hat, ob „Büttel, Henker, Juristen, Fürsprecher und was des Gesinde mehr ist, selig werden“ können? In einem erhitzten Kopf läuft, ehe die Erschöpfung kommt, manche Frage führerlos umher, die man in gesunden Tagen straff am Zügel hält.

Am 9. Mai 1749 schrieb Friedrichs Großkanzler Coceji an seinen König, daß „die Procuratoren eine wahre Pestilenz der Justiz“ seien, daß sie „mehrentheils Laquais gewesen und gleichwohl den ganzen Proceß dirigirten“. Das war damals vielleicht eine lapidare Unwahrheit; ist vielleicht heute wieder eine. Das darf man hoffen, muß es glauben. Glauben, daß kein Staatsanwalt, kein Richter anders je als seiner Ueberzeugung entsprechend handeln und erkennen wird. Subjektiv bleibt aber auch des Richters Glaube. Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Harden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe. Und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wieder kehrt, so lange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht, der deutlicher als irgend etwas sonst für Machiavelli's alte Weisheit predigt. „Wohl zu merken ist, daß die Menschen entweder zur Ruhe geschmeichelt, oder vernichtet werden müssen. Denn wegen geringer Beleidigungen rächen sie sich; wegen großer vermögen sie das nicht. Jede Verletzung muß also so zugesügt werden, daß keine Rache zu besorgen ist.“ Und nicht Harden allein wird die Richtigkeit des Satzes empfinden. Auch Bernhard Fürst von Bülow wird die Frucht seines Wirkens bald genug nun reifen finden. Und ihm geschieht, was er sich verdient hat.

Karl Schnitzler.

Epilog.

„Soll er strafen oder schonen,
muß er Menschen menschlich sehn.“

Ähnlich wie Warren Hastings einfiel, der seinem Vaterlande mit Einsetzung der ganzen Lebenskraft ein großes Kolonialreich gewonnen hatte und der, um eines im Verhältnis zu dieser Tat unbedeutenden Fehls willen, schimpflich dann vor den Augen der Nation verurteilt wurde, hat Harden in diesen Tagen vor seinen Richtern gestanden. Nicht so abenteuerlich heroenhaft wie der unsterbliche Generalstatthalter der ostindischen Kompagnie; aber bei weitem auch nicht so angreifbar. Wie so oft schon in der Geschichte, stand — diesmal im bürgerlichen Allerweltßrod — eine Eroberernatur vor korrekten, buchstabengläubigen Beamten; steht sie jetzt vor dem Tribunal der Presse, die mit dem Blick auf die Abonnentenliste lobt oder tadelt, vergöttert oder verlästert. Harden erfährt nun das Schicksal aller sieggewohnten Willensmenschen: er stolpert, wo er sich ganz sicher wähnte. Und seinen Fall begleitet das Frohlocken der ihm Unebenbürtigen.

Eine kleine, abseits stehende Schar sieht mit tiefem Grimm und schmerzlicher Teilnahme dem beschämenden Schauspiel in erzwungener Untätigkeit zu. Für sie existiert kaum die pharisäische Frage: wo ist Recht? wo ist Unrecht? Denn das sind unklare Begriffe, abhängig vom Klassenbewußtsein, von Altersanschauungen, von hundert sozialen und individuellen Determinationen. Höher als solche wechselnden Begriffe steht die wollende Kraft. Denn sie ist elementarisch.

Eine solche Kraft, eine unserer wertvollsten, soll nun, im Namen eines formalen Rechtes, gebrochen werden. Mit vorgewünschtem Erfolg, nach einem Grundsatz der Staatsraison.

Solches geschieht nicht zum erstenmal. Solange es politische Geschichte gibt, hat es auch Menschen gegeben, die ihrem politischen Aggressivitätstrieb Opfer geworden sind. Dem gegenüber hat das in höherem Sinne ethisch wägende Urteil nicht im Moralkodex ängstlich nach passenden Paragraphen zu suchen — weder für die Gewalt noch gegen sie —, sondern nur zu fragen, ob die strafende und vernichtende Gewalt einen schöpferischen Staatsgedanken vertritt und ob sie rücksichtslos sein darf, weil der Angreifer fördernde Kulturarbeit hindert. Das „Recht“ ist immer dort, wo ein verständiger Zukunftswille ist, eine mutige Arbeitstüchtigkeit und ein leidenschaftlicher Bautrieb. Ein Bismarck durfte immerhin ihm unbequeme Politiker mit staatlichen Machtmitteln rücksichtslos beseitigen, denn die Gegner gefährdeten ein genial gedachtes Werk.

Heute aber hat die Staatsgewalt nicht diese höhere Sittlichkeit des großen Wollens für sich. Das haben ihre letzten fünfzehn Arbeitsjahre hinlänglich bewiesen. Wenn sie darum einer ursprünglichen Energie im Namen der Majoritätsmoral die Sehnen der Kraft durchschneidet, so steht sie vor uns da, wie sie immer noch dastand, wenn die Mittelmäßigkeit das große Talent vor den Richterstuhl rief. Sie erscheint doppelt arm, als Inhaberin der materiellen Macht. Denn sie vergißt ihr höchstes Vorrecht zu nutzen, ihre edelste Kraft: sich mit dem Talent — mit jedem Talent — zu vertragen und es nutzend so zu fördern, sich ihm so zu verbünden, daß es zum Straucheln garnicht kommen kann.

Harden hat denen, die an das Edle und Bedeutende in seiner Natur fest glauben, in diesen Prozessen nicht immer gehalten, was seine Fähigkeiten, was seine Lebensarbeit versprochen.

**

In der ersten Verhandlung fehlte es ihm an zurückhaltender Würde. Eine so peinliche und ungeheuer schwierige Arbeit, wie er sie freiwillig, als ein Tapferer, übernommen hat, — in Parenthese: eine Arbeit die nicht diskreditiert ist, weil der erste Kläger als Sieger nun den Saal verlassen hat — konnte unangreifbar nur den machen, der an sie mit der großen Einsicht eines rückhaltlosen Herzens und sokratischen Geistes voll, herantrat. In der zweiten Verhandlung aber war Harden krank und matt. Trotzdem steht er noch jetzt, wo er seine Beweise zum Teil hat dahinsinken sehen, als die siegende Kraft gegenüber seinen hunderttausend Splitterrichtern. Denn er steht noch wie vor da als ein Wille, als der Träger einer Idee, als eine Eroberernatur; als Einer, der den Stoff des Lebens formend anzugreifen sich leidenschaftlich müht, wo sich die ihm gegenüber vom Leben passiv dahinführen lassen, ängstlich bemüht nur, im Gedränge Haltung und äußere Würde zu bewahren.

Hier lacht es spöttisch von allen Seiten. Produktiv? Werte schaffend? Dieser Destruktur! Ein Idealist dieser mit so vielen Fehlern behaftete Mann?

Ich kenne Hardens „Fehler“. Besser als die meisten seiner Ankläger; denn ich stehe ihm näher. Was aber sind bei einer fanatisch wollenden Natur überhaupt „Fehler“! Auch sie werden dem von Natur Starken zu Wurzeln der Kraft; sie sind der aktiven Energie Reaktionserscheinungen. Fehler sind gemein, wenn sie Werkzeuge gemeiner Zwecke sind. Bei Harden sind sie Waffen oder Mittel der Selbsterhaltung. Sie wirken oft unsagbar unbequem und sind zuweilen schädlich; nie aber sind sie verächtlich. Denn es sind ebenfalls übersehte Energien. Seine Schwächen sind darum wertvoller noch, als die selbstgerecht mit „Objektivität“ prunkende, feierliche Korrektheit des ersten Anklägers; diese Fehler stehen immer noch höher als die lendenlahmen Vorzüge der ringsumher mit Gift, Galle, Philisterhaftigkeit oder Indifferentismus „Gerechtigkeit“ Uebenden.

Und wer Harden einen Destruktur nennt, weiß nicht, daß man auch mittels der Verneinung bejahen kann. Als Kritiker hat dieses aktive Temperament seinem Volke ein neues Gebiet politischen Denkens erobert: ein Warren Hastings im weiten Neuland der modernen Staatsidee. Das ist nicht eine willkürliche Behauptung, sondern für mich selbst eine erlebte Gewißheit. Es ist am Platze, pro domo zu sprechen. Diesem Manne verdanke ich viel. Nicht der Mitarbeiter der „Zukunft“ sagt das, und natürlich auch nicht der Harden persönlich Bekannte, sondern der sich lange vorher seiner einsamen, von allen Bildungsmitteln fast abgeschnittenen Entwicklung Erinnernde. Dem Autodidakten hat dieser Publizist in Jahren großer innerer Ungewißheit und Wirrnis Klarheit über viele Dinge gebracht. Und damit Selbständigkeit. Er hat den von allem Parteilieben bitter Enttäuschten zum Staatsbürger erziehen und aus dem nach physischer Freiheit verlangenden Demokraten einen an der inneren Freiheit sein Genügen Findenden, einen Konservativen machen helfen. Einen lebendig Konservativen, hoffe ich, von jener Art, die Paul de Lagarde meinte, und die jederzeit zu nützlicher Arbeit wie zur Fronde gleich bereit sein müssen. Was Harden aber meinem Individuum gewesen ist, das muß er notwendig auch großen Teilen der Allgemeinheit gewesen sein. Denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich von einem tiefgehenden persönlichen Erlebnis allemal auf Ganze schließen darf. Es ist auch nur nötig, sich umzusehen, um objektive Bestätigungen zu finden. Ueberall fällt der Blick auf Wirkungen, die ohne Hardens Tätigkeit nicht möglich gewesen wären. In fünfzehn schweren Arbeitsjahren hat er unser öffentliches Leben von einem Wust schädlicher Phrasen gereinigt, ist in aller Stille

der Führer einer namenlosen Partei geworden, der die Besten aller Stände und Berufe angehören, und hat, fanatisch sich anstrengend, die notwendigen nationalen Aufgaben in Angriff genommen, die die im Besitz aller staatlichen Machtmittel Wohnenden nicht einmal zu erkennen vermochten. Die Deutschen verdanken diesem politischen Moralisten, diesem vor innerer Leidenschaft bebenden Pathetiker, der, als ein Skeptiker im einzelnen, das Unmögliche will, und von dessen Stirn Einem große menschliche Gedanken entgegenleuchten, ein besseres Nationalgefühl und ein in der Selbstkritik gewonnenes Selbstbewußtsein, nüchterneres Denken, kühneres Wollen und erhöhte Arbeitslust.

Und eine Energie, die solches ganz aus sich selbst, gegen eine Welt von Feinden stehend, vollbracht hat, will man nun mit dem Schein weiser Gerechtigkeit zerbrechen! Einen Politiker solchen Stils, dessen Gegenwart dem Volke so nötig ist, läßt die Nation indifferent sich rauben! Diese Nation, die so gut, arbeitsfroh, stark und brav ist, aber leider so ganz und gar unpolitisch, daß sie eines Fiktion bedarf, um zu einer gesunden Opposition sogar zu kommen.

Harden ist hinlänglich dadurch „bestraft“, daß sich ihm manches als Irrtum oder als unbeweisbar herausgestellt hat. Das Bewußtsein dieser Niederlage nach zwei Siegen trifft ihn mehr als das Gesetz es kann. Das Zugeständnis, das er machen muß, ohne in dem, worauf es ihm allein ankommt, überzeugt worden zu sein, ist seinem empfindlichen Selbstgefühl schrecklicher als das Gefängnis. Der Schaden, der seiner Lebensschöpfung droht, nagt mehr an seiner stolzen Seele, als jede Schmähung von außen. Ein solcher Geist „straft“ sich selbst, weil er sich selbst Richter zu sein vermag. Und der eigentlich nicht so sehr von Harden, sondern vielmehr von der geistlosen öffentlichen Meinung und von seinen Vorgesetzten gekränkte Kläger war ebenso vollständig zu rehabilitieren durch ein Urteil, das im vernünftigen Verhältnis zum Anlaß stand.

Man schiebt einen Mann wie Harden nicht ins Gefängnis, läßt einen solchen Geist nicht niedere Strazarbeit verrichten und vor uniformierten Aufsehern stammeln stehen. Tut es nicht schon aus Gefühlen moralischer Aesthetik. Lebenslängliches Zuchthaus macht zum Märtyrer; vier Monate Gefängnis sind eine lächerliche Entwürdigung. Im vielgescholtenen Mittelalter strafte man adlige Herren mit Ritterhaft. Einem Harden tut man nicht Schimpf an. Den Schimpflichen gebührt der Schimpf, nicht Männern, die Glück und Leben einer Idee des Ganzen zum Opfer bringen. Der formale Gehl fordert formale Eühne. Eine Zeit, die anders empfindet und handelt, ist barbarisch, ist würdelos. Unnatürlich und schmachvoll ist es, mit so unstandesgemäßer Strafe den zu treffen, der im Innersten voller Ehre ist, der größere Ansprüche an sich selbst stellt, als einer seiner Richter zu ahnen scheint. Was man diesem gewiß oft harten, mißtrauischen und zuweilen eitlen aber über alledem großen, edlen und feurigen Herzen antun will, das beschimpft uns allen das Gefühl. Es ist ein Schlag ins Gesicht allen Streitern des Geistes; es erniedert den Beruf, den gerade dieser Mann aus den Niederungen des Professionismäßigen erhoben hat, und lästert das Talent, das an sich schon, von Gottes wegen, eine ethische Kraft ist.

Die Zeit wird Harden sicher einst ja die Genugtuung bringen, die sie Warren Hastings brachte, dem in den Abgrund Verdamnten, als er im Parlament, an derselben Stelle, wo er fünfundzwanzig Jahren früher angeklagt worden war, mit begeistertem Zuruf empfangen wurde, als sich alle Häupter vor seiner Lebensleistung entblöhten. Nur wird es bei Harden

nicht solange dauern. Hält er aus, verzehrt er sich nicht am eigenen Gram, so sind die Ereignisse dieser Wochen, die nun beendet scheinen, der Anfang erst gewesen eines ernstern Kampfes. Denn es handelte sich für Harden nie darum, das Privatleben Dieses oder Jenes zu ruinieren, sondern darum, die Wahrheit einer politischen Ueberzeugung zu erweisen, die er seit fünfzehn Jahren unermüdet verkündet. Es ist eine Wahrheit! Wer lebt, wird es sehen.

Es dreht sich Einem etwas um, wenn man nun sieht, mit welcher schamlosen Empfindungslosigkeit die Presse diese gerade auch ihr angetane Gewalt hinnimmt und slavisch noch darüber frohlockt. Dieselben Journalisten, die ihre Feder in Gift und Galle tauchen, wenn hinten in Rußland ein Jude vergewaltigt, wenn ein liberaler Volksschullehrer gemäßregelt wird, die mit staunenswerter Einmütigkeit gegen die Verhaftung Gorki protestiert und einen Weitzanz der Leidenschaft zugunsten von Drenfuß aufgeführt haben, freuen sich über ihren vornehmsten Kollegen verhängten Schmach, weil sie, dem „Apostaten“ gegenüber, den Gefühlen persönlicher Vergeltungslust mehr folgen als der menschlichen und politischen Vernunft.

Entsetzlich ist dieses Urteil! Mag es sich durch das Gesetzbuch immer rechtfertigen lassen. Mögen die Richter so überzeugt und korrekt gewesen sein wie möglich. Denn diese Art „Gleichheit vor dem Gesetz“ ist die schreiendste Ungleichheit, die es gibt; diese schematische Gerechtigkeit ist ungerecht und stellt unsere Kultur hinter die der Chinesen. Leben wir im zwanzigsten Jahrhundert, als Kämpfer um alle möglichen Kulturgüter, um ruhig die Folterung eines Mannes mit anzusehen, der erfüllt ist von Leidenschaft für das Wohlergehen seiner Nation? Jetzt wäre es an der Zeit für jene anonyme Partei; jetzt müßte diese unfähige Regierung den nachdrücklichsten Widerspruch hören. Mit nicht zu überhörender Entrüstung müßte ihr zugeschrien werden, daß wir nicht willens sind, diese unerhörte Tat zu dulden.

Der letzte Rest von Vertrauen verschwindet. Man kommt sich dieser gesetzlichen Rechtsunsicherheit gegenüber vor wie ein vom Staat Ausgestoßener. Nichts auch kann dieses unglückselige Urteil ganz wieder gutmachen. Wird die allzu geschickt gemachte Operation geschickt zu Ende geführt, dergestalt, daß am Ende eine Begnadigung vorgesehen ist, um der „Strenge“ dramatisch die „Milde“ folgen zu lassen, so ist der Eindruck dieser Strafverhängung — nach einem Freispruch! — doch nicht mehr auszulöschen.

Vieles noch müßte gesagt werden. Es wäre die Pflicht unserer durch Immunität geschützten Abgeordneten, es zu sagen. Wozu sitzen sie sonst auf ihren Stühlen! Mögen sie sich dieser Verpflichtung zur rechten Zeit noch erinnern. Auch dann, wenn der Reichskanzler wieder mit seiner Demission droht. Mag er doch gehen! Denn soll die Frage persönlich zugespitzt werden und lauten: Bülow oder Harden? so sage ich für mein Teil mit allem möglichen Nachdruck: Harden! Denn er ist ein Wille; und Bülow ist nur ein intelligenter Gehorsam.

Friedenau.

Karl Scheffler.

Ein neues Wahlverfahren.

Von Camille Pelletan.

I.

Seit einigen Jahren beschäftigt man sich in Frankreich und anderen parlamentarisch regierten Ländern aufs eifrigste mit der Frage, wie die Vertretung der Minoritäten ermöglicht werden solle.

Zur Diskussion gestellt ist das Problem eigentlich schon längst, aber mit der praktischen Anwendung des Prinzips sah es bis vor kurzem recht mißlich aus. Man hatte — besonders in England, Spanien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Brasilien usw. — verschiedene Wahlverfahren erdacht, die sich aber bei der Probe als sehr unvollkommen erwiesen, und die man bald fallen lassen mußte. Ein solches Verfahren, das man uns jetzt dringend empfiehlt, funktioniert — mit geringen Abweichungen — in einigen wenigen Schweizer Kantonen, aber es hat wohl keine verlockenden Resultate gezeitigt, denn die sehr starke Majorität der anderen Kantone, die doch ein halbes Jahrhundert hindurch die Ausübung des neuen Wahlmodus bei ihren Nachbarn verfolgen konnten, hat ihn nicht bei sich eingeführt. Es hatte also den Anschein, als würde das Problem vielleicht noch auf lange Zeit ein Gegenstand rein theoretischer Betrachtungen bleiben, aber seitdem das sogenannte „Proportionalwahlssystem“ in Belgien eingeführt und acht Jahre lang erprobt worden ist, hat die Frage eine andere Gestalt angenommen: Viele Politiker empfehlen diesen Wahlmodus jetzt auch für Frankreich.

Es muß hier gesagt werden, daß die Anregung von den Klerikalen ausgegangen ist. Eine katholische Regierung war es ja, die Belgien mit dem Proportionalwahlssystem beschenkte, und da es sich bewährte, mußten wohl auch unsere Katholiken auf den Gedanken kommen, daß sie sich auf diese Weise zu ihrem Recht verhelfen könnten, denn die konservative Opposition ist in unserer Deputiertenkammer nicht nach dem Verhältnis der Stimmenzahl, die sie bei den Wahlen erhält, vertreten. Aber auch einige sehr einflußreiche Politiker der anderen Parteien hat ein rein theoretisches Gerechtigkeitsgefühl getrieben, der Frage näher zu treten. So ist z. B. unser Freund Buisson, Jules Ferrys Mitarbeiter bei der Einrichtung des Laienunterrichts und eins der angesehensten Mitglieder der sozialistisch-radikalen Partei, ein begeisterter Fürsprecher des neuen Systems geworden. Desgleichen Jaurès, der eine große Anzahl unifizierter Sozialisten für die Idee gewonnen hat.

Was mich betrifft, so erkenne ich gern an, daß die Theorie, die an die Stelle unserer gegenwärtigen Wahlarten das Proportionalwahlssystem setzen will, ihre Berechtigung hat und Beachtung verdient, finde aber, daß sie durch die bisher vorgeschlagenen Reformen nicht verwirklicht werden kann, und daß die Uebelstände die Vorteile bei weitem überwiegen.

Der Wahlmodus, den die meisten Anhänger des Proportionalwahlsystems als den vollkommensten empfehlen, der in Belgien probiert worden ist, und den in Frankreich die Kommission der Wahlreform befürwortet, ist das Houdtsche System, das man kurz erklären muß, bevor es zur Diskussion gestellt werden kann.

Dieses Verfahren ist nämlich nur in Bezirken, wo mehrere Abgeordnete zu wählen sind, anwendbar. Jede Partei stellt ihre Kandidatenliste auf. Nachdem man

die Wahlzettel den Urnen entnommen hat, addiert man die Stimmen, die den Kandidaten jeder der rivalisierenden Listen zugefallen sind. Nehmen wir an, es wären deren vier, eine republikanische, eine Merikale, eine unifiziert-sozialistische und eine unabhängige sozialistische, die auf die Namen ihrer Kandidaten im Durchschnitt, die erste 50 000, die zweite 26 000, die dritte 20 000, die vierte 12 000 Stimmen vereinigt haben. Da auf jeder Liste je sechs Kandidaten stehen, so ergibt die Addition ihrer Stimmen für die Republikaner 300 000, für die Merikalen 156 000, für die unifizierten Sozialisten 120 000, für die unabhängigen Sozialisten 72 000. Nun dividiert man jede dieser Zahlen durch 1, dann durch 2, dann durch 3 usw., bis man zu der Kandidatenzahl gelangt.

Danach gestaltet sich die Rechnung folgendermaßen:

A	B	C	D
300 000	156 000	120 000	72 000
150 000	78 000	60 000	36 000
100 000	52 000	40 000	24 000
75 000	39 000	30 000	18 000
60 000	31 200	24 000	14 400
50 000	26 000	20 000	12 000

Die sechs größten Zahlen, die sich aus dieser Rechenoperation ergeben, sind also die drei ersten der Liste A, die zwei ersten der Liste B und die erste der Liste C. Die zweite Zahl von B, 78 000, ist die kleinste unter den sechs höchsten. Diese liefert den Wahlquotienten, indem jede Liste so viel Sitze in der Kammer gewinnt, als die Summe der auf sie gefallenen Stimmen, durch 78 000 dividiert, ganze Zahlen ergibt. Beiläufig bemerkt, ist diese Division überflüssig: Man würde zu demselben Resultat gelangen, wenn man ganz einfach nur die sechs höchsten Zahlen zum Maßstab nähme.

Bei den gewöhnlichen Wahlsystemen würden die 300 000 republikanischen Wähler alle ihre sechs Kandidaten durchsetzen, bei dieser Berechnung aber nur drei. Dagegen verschafft der neue Wahlmodus auch noch zweien von den drei Minoritäten eine Vertretung, die eine durch zwei, die andere durch einen Deputierten. Die dritte Minorität allein bekommt nichts, weil die Gesamtsumme ihrer Stimmenzahl geringer ist als der Wahlquotient.

So ist der Wahlmodus beschaffen, dem man den Vorzug zuschreibt, daß er den Minoritäten eine gerechte Vertretung zukommen läßt, während die jetzigen Wahlsysteme sie beiseite schieben, um der Majorität alles zu gewähren.

Diese Behauptung geht aber zu weit. In den gegenwärtigen Parlamenten sind alle Minoritäten vertreten, die eine gewisse numerische Stärke haben, obgleich keine, daß belgische ausgenommen, aus dem sogenannten Proportionalwahlsystem hervorgeht. Allerdings erobert die Partei A da, wo sie am zahlreichsten ist, alle Sitze. Dafür wird aber in anderen Wahlbezirken derselbe Vorteil einer von den anderen Parteien zuteil, so daß schließlich alle eine Vertretung in der Kammer haben. Mit Unrecht rühmen folglich die Anhänger des neuen Wahlsystems, es sei das einzige, das den Minoritäten den ihnen zukommenden Anteil sichere.

Entspricht nun aber dieser Anteil wenigstens den Forderungen der Gerechtigkeit?

Keineswegs. Wenn die von jeder Partei in jedem Wahlkreis erzielten Stimmenzahlen mathematisch genau einen, zwei oder mehr der Anzahl der zu vergebenen Mandate entsprechende Bruchteile der Gesamtheit der abgegebenen Stimmen darstellen könnten, z. B. also da, wo sechs Abgeordnete gewählt werden sollen, genau ein, zwei, drei, vier Sechstel für je eine Partei, dann könnte wirklich von einer verhältnismäßigen Vertretung die Rede sein. Aber solch ein Zufall kommt ja in der Wirklichkeit nie vor. So erhalten in dem Falle, den ich eben besprach, die unifizierten Sozialisten einen Sitz auf 20 000 Wähler, die Republikaner je einen auf je 16 000—17 000, die Konservativen je einen auf je 13 000, während die 12 000 Stimmen der unabhängigen Sozialisten verloren gehen. Solche Launen erlaubt sich die Wahlarithmetik überall. Wenn sie abwechselnd alle Parteien begünstigen, werden solche Ungleichmäßigkeiten sich ausgleichen und gerechte Wahlen bewirken. Ereignen sie sich aber recht oft zum Vorteil derselben Partei, so wird die Vertretung der verschiedenen Parteien ebensowenig eine proportionale sein wie bei den gegenwärtig geübten Wahlarten.

Uebrigens brauchen wir uns hier nicht mit Vermutungen zu begnügen. Wir können uns auf Erfahrungen berufen. In Belgien erhielten bei den Wahlen des Jahres 1900 die Katholiken 991 000 Stimmen, die Liberalen 499 000 und die Sozialisten 461 000, also die beiden Oppositionsparteien zusammen 960 000 Stimmen. Aber die Katholiken eroberten 86 Mandate, also je ein Mandat auf 11 500 Stimmen, und die Opposition 65 Mandate, also je ein Mandat auf 14 700. Wäre die Proportion eine gleichmäßige gewesen, so würden die Katholiken 78 und die Opposition 70 Mandate erhalten haben. Der Abstand wird durch die Zufälligkeiten des Proportionalwahlsystems verdoppelt.

Dieser Mangel an verhältnismäßiger Uebereinstimmung würde schon genügen die Majorität zu fälschen. In Belgien erzielt sie bekanntlich die katholische Partei nur mit künstlichen Mitteln. Als sie sich nämlich genötigt sah, das allgemeine Stimmrecht wenigstens dem Namen nach zu gewähren, schwächte sie es ab, indem sie den Wählern derjenigen Bevölkerungsklassen, in denen sie die meisten Anhänger zählt, das Recht erteilte, zwei, ja drei Stimmen abzugeben. So daß die Zahl der abgegebenen Stimmen die der Wähler um 35 % überbietet! Würde dieser Mißbrauch beseitigt, so könnten zweifelsohne die beiden Oppositionsparteien zusammen eine mindestens ebenso große Majorität erzielen wie diejenige, über die jetzt die katholische Partei verfügt. Aber eine recht einfache Berechnung genügt, um deutlich darzutun, daß die Opposition trotzdem, dank den Unvollkommenheiten des Proportionalwahlsystems, eine Majorität von 81 Stimmen in der Kammer erreichen würde, da sie weit weniger Stimmen braucht, um ein Mandat*) zu erobern.

*) Diese Berechnung lautet folgendermaßen: Eigentlich verhält sich die Zahl der Wähler zu der Zahl der abgegebenen Stimmen wie 65 zu 100. Dieses Verhältnis ergibt sich, wenn ich von der Voraussetzung ausgehe, daß die 800 000 doppelten und dreifachen Wahlzettel der katholischen Partei 68 000 Stimmen mehr geben würden, als den beiden Gegenparteien, eine Zahl, die hinter der Wirklichkeit offenbar weit zurückbleibt. Ich ziehe also 68 000 Stimmen den Katholiken ab, dann bleiben ihnen 926 000 gegen die 960 000 ihrer Gegner. Aber diese Zahlen würden nicht mehr stimmen, wenn jeder Wähler nur einen einfachen Wahlzettel in die Urne fallen ließe. Jede dieser Zahlen muß um 35 % vermindert werden, wenn man die Wirkung, die eine Abschaffung der zwei- und dreifachen Wahlzettel haben würde, richtig ab-

Ähnliche und noch ärgere Mißverhältnisse können nun allerdings auch bei den gegenwärtigen Wahlssystemen vorkommen, aber aus den obigen Betrachtungen erhellt doch immer, daß der belgische Wahlmodus keineswegs den verschiedenen Parteien eine richtige Vertretung sichert. Hierin bestände aber doch seine einzige Berechtigung, denn unter allen andern Gesichtspunkten bietet er ungeheuerliche Uebelstände.

II.

Zunächst verändert das Proportionalwahlssystem vollständig den Charakter des Wahlkampfes.

Es genügt nicht, wenn man sagt: Auf diese Liste sollen drei, auf jene zwei, auf eine dritte ein Mandat kommen. Es muß außerdem noch vorher entschieden werden, welche von den Kandidaten jeder Liste eventuell gewählt werden sollen. Auf diese Frage hat die belgische Gesetzgebung mit einer Bestimmung geantwortet, die wir als unannehmbar bezeichnen müssen. Sie hat nämlich die Reihenfolge der auf jeder Liste aufgestellten Kandidaten zur Richtschnur erhoben: Der erste bekommt das Mandat, auch wenn anderen Kandidaten derselben Liste mehr Stimmen zugefallen sind. — Ferner verbietet sie dem Wähler, auf seinen Wahlzettel statt eines von seinem Komitee aufgestellten Kandidaten den Kandidaten einer anderen Partei aufzuschreiben. Auf diese Weise setzt man die Komitees an die Stelle der Wählerschaft und stellt das allgemeine Stimmrecht, angeblich um seinen Beschlüssen die gebührende Achtung zu verschaffen, unter Vormundschaft. Diese Klausel, die bei uns einen allgemeinen Unwillen erregen würde, haben die Befürworter der französischen Wahlreform fallen lassen: Sie sind damit einverstanden, daß diejenigen Kandidaten einer Liste, denen die meisten Stimmen zufallen, die Mandate bekommen.

Über wie wird sich dann der Wahlkampf gestalten? Unter der Herrschaft der gegenwärtigen Wahlssysteme richtet man seine Angriffe ausschließlich gegen die feindlichen Parteien, sucht man ihnen möglichst viel Stimmen wegzukapern. Bei dem Proportionalwahlssystem dagegen sind die Kräfte der Parteien von vornherein bekannt, denn die wenigen hundert oder tausend Stimmen, die sich von der einen zu der andern Partei vielleicht verschieben, können an dem Resultat nichts ändern. Aber man weiß, daß von den vier, fünf oder sechs Kandidaten der Liste nur der oder die ersten gewählt werden. Der Sieg hängt nicht etwa davon ab, ob man mehr Stimmen erhält als die Parteigegner, sondern mehr als die Freunde, die Kampfesgenossen, mit denen man auf derselben Liste figuriert. Der Wettbewerb spielt sich innerhalb jeder Partei ab, und zu was für Verrätereien gegen die gemeinsame Fahne müssen sich nicht unter so gestalteten Umständen die Kandidaten hingedrängt fühlen!

schätzen will. Ich nehme also 624 000 liberale oder sozialistische und 600 000 katholische Wähler an. Nach derselben Berechnung werden die 11 500 Stimmen, die für letztere zur Eroberung eines Mandats ausreichen, von 7475 Wählern abgegeben. Demnach würden 600 000 katholische Wähler 80 Kandidaten durchbringen und die 624 000 der Opposition nur 70. Diese Ungleichheit rührt wahrscheinlich davon her, daß eine in zwei Fraktionen gespaltene Opposition immer Stimmen verliert, die sich bei einer Stichwahl nicht verbünden können, denn das Proportionalwahlssystem kennt keine Stichwahlen. Jede dieser beiden Fraktionen hat ja in manchen Wahlkreisen Minoritäten, die zu schwach sind, als daß sie in Betracht kommen könnten (wie z. B. bei der oben erwähnten Partei D.).

Und wenn es sich wenigstens nur um die Kandidaten handelte! Aber jedes noch so winzige Städtchen, jedes Teilchen des Wahlgebiets wird denjenigen Kandidaten durchsetzen wollen, den sie sich speziell auferkoren haben, sei es, weil er bei ihnen seinen Wohnsitz hat, sei es, daß er sie schon früher vertreten hat. Das entscheidende Wort wird dabei das persönliche Wohlwollen und die Eigenliebe der Kirchturmpolitiker sprechen, noch mehr aber die lokalen Interessen, für die sie, den gemeinsamen Interessen des Departements gegenüber, einen besonders eifrigen Verteidiger brauchen. Ganze Bevölkerungen also werden, weil sie sich für eine bestimmte Kandidatur begeistert haben, der Propaganda, die für das Gemeinwohl arbeitet, entgegenwirken. Gibt es etwas, das verderblicher wäre für die Moral der Wähler?

Das Proportionalwahlssystem ist noch mit einer anderen Gefahr verbunden, indem es die Häupter und die tüchtigsten Männer aller Parteien aus dem Parlamente ausmerzt. Es kam bei dem politischen Listenskrutinium, wenn wir diesen Wahlmodus in der Kammer der Deputierten zur Anwendung brachten, und es kommt heutzutage beim munitipalen Listenskrutinium sehr oft vor, daß der ausscheidende oder der nächstkünftige Maire weniger Stimmen bekommt als mancher andere seiner Mitbewerber. Man begreift leicht, weshalb: Er hat viel Feinde, ist den meisten Anklagen und Verleumdungen ausgesetzt, und so bekommen Nullitäten die Stimmen der Schwankenden und Unentschiedenen. Ferner wird die Gefahr, daß die Tüchtigen vor den Unbedeutenden zurückweichen müssen, noch gesteigert durch eine Intrige, die ich bei Gemeindewahlen, sogar wo das alte Listenskrutinium zur Anwendung kam, beobachtet habe. Wenn die beiden entgegengesetzten Listen ungefähr dieselbe Stimmenanzahl erzielten, so machten sich manche Wähler, die keine von beiden genehmigen mochten und die nicht zahlreich genug waren ihre Kandidaten durchzusetzen, den Spaß, für die Mittelmäßigkeiten der beiden Listen zu stimmen, verschafften ihnen so die Majorität und brachten einen Gemeinderat zusammen, der zu jeder erspriesslichen Arbeit unfähig war. Dies ist nun freilich bei den gegenwärtigen Wahlssystemen ein Ausnahmefall, ein fauler Witz, kann aber bei dem Proportionalwahlssystem sehr leicht und recht oft vorkommen. Immer wird es schon einer recht unbedeutenden Minorität möglich sein, den Redner, den die Gegner am meisten fürchten, den Politiker, der die stärkste Stütze seiner Partei ist, aus dem Parlamente zu verdrängen.

Diese Gefahr ist den Urhebern des belgischen Wahlgesetzes allerdings nicht entgangen, denn offenbar aus diesem Grunde haben sie bestimmt, erstens daß die Mandate jeder Liste nicht nach der Stimmenzahl, sondern nach der von dem Komitee festgesetzten Rangordnung vergeben werden sollen; zweitens, daß der Wähler keine Namen von verschiedenen Listen entlehnen dürfe. Dies ist freilich eine genügende und wirksame Abhilfe, aber sie hebt das allgemeine Stimmrecht zugunsten der Komitees auf. Eine solche Abänderung würde verderbliche Folgen nach sich ziehen. Denn der Berechtigungsgrund der echten Volkssouveränität besteht ja darin, daß die Ideen, die den Machthabern zur Richtschnur dienen sollen, von den tiefsten Schichten der Nation ausgehen, die allerdings irren und bösen Suggestionen Folge leisten können, die aber wegen ihrer großen Menge der Intrige und der Bestechung unzugänglich sind. Wollten wir also einen großen Teil der politischen Macht oligarchischen Körperschaften über-

...

tragen, die allerlei persönlichen, oft unbekannten, fast anonymen Einwirkungen ausgesetzt, ohne gesetzliche Bürgschaften konstituiert und durchaus unverantwortlich sind wie die Wahlkomitees, so hieße dies die demokratische Regierungsform in gefährlicher Weise fälschen. So lobenswerte Arbeit die Komitees aller Parteien leisten, wenn sie nur so viel Macht und Ansehen besitzen, als die öffentliche Meinung ihnen zugesteht, und wenn sie nur uneigennütige, opferwillige Männer in ihren Schoß aufnehmen, so gefährlich würden sie wirken, wenn sie mit dem fürchtbaren Vorrecht ausgerüstet würden, tatsächlich die Vertreter des Volkes zu erwählen, denn es würden sich dann eine Menge Ränkeschmiede und Streber in sie hineindrängen. Ginge es einmal ohne eine Oligarchie nicht ab, so würde man vielleicht eher die der Rückschrittler über sich ergehen lassen; da hätte man es wenigstens mit Leuten zu tun, die man kennt. Die Komitees sollen die Berater, nicht die Herrscher der Wählerschaft sein.

Nun heißt es zwar, daß allgemeine Stimmrecht bezwecke, daß Ideen, nicht Menschen zur Herrschaft gelangen sollen, und wieder schreißt man uns mit Anacharsis Klok' berühmtem Warnungsruf: Frankreich, du krankst am Personenkultus! Der Mann hatte recht, ein Land, das freibleiben will, muß sich an Prinzipien, nicht an Personen halten. Aber unter dem Regiment des Parlamentarismus drückt der Wähler die Ideen mittels Personennamen aus, und diese Namen haben einen genau bestimmten Sinn. Zwischen den Ideen der Politiker ein und derselben Partei bestehen oft wichtige Unterschiede, und will der Wähler diejenige, die er vorzieht, kundgeben, so kann er dies nur tun, indem er den Namen nennt, der sie repräsentiert. Politische Parteien sind keine der Autorität eines Papstes unterworfen, an das Kredo eines Konzils gebundene religiöse Genossenschaften. Daß allgemeine Stimmrecht hat keinen Sinn mehr, wenn der Wähler nicht der Herr ist und nicht selber diejenigen angeben kann, die er gewählt sehen will, und noch weniger Herr ist er, wenn er diejenigen, die nicht gewählt werden sollen, nicht ausschließen darf. Ihm müssen die von ihm Erwählten Rechenschaft ablegen. Ist er der Ansicht, daß sie ihr Mandat schlecht erfüllt haben, so muß ihm ein Mittel zur Verfügung stehen, sie durch andere zu ersetzen. Bei uns zu Lande erlebt man es nur zu oft, daß Mitglieder der extremen Parteien, Radikale oder Sozialisten, aus Ehrgeiz oder gewonnen durch die Verführungskünste der höheren Gesellschaft, in ihrer Prinzipienstrenge nachlassen: Wer soll in einem solchen Falle entscheiden, ob eine Pflichtverletzung vorliegt oder nicht? Doch offenbar die Wähler. Wie oft haben nicht die Komitees, sei es aus Korpögeist oder aus Erkenntlichkeit für Gefälligkeiten, oder weil der Schuldige Leute seines Schlages in das Komitee hineinzupraktizieren verstanden hatte, sich nachsichtig gezeigt, wo der Wähler in seiner rechtschaffenen Gesinnung strenge aufgetreten wäre!

Hat man nun aber das Proportionalwahlssystem, so muß der Wähler sich den Anordnungen seines Komitees unterwerfen oder seinem Recht zugunsten feindlicher Parteien entsagen. Nur die einem Kandidaten der offiziellen Liste gegebenen Stimmen können ein Resultat erzielen, denn sie allein werden mit den Stimmen der anderen Kandidaten derselben Liste zusammenaddiert, damit die Summe herauskomme, die ein Anrecht auf ein oder mehrere Mandate gibt. Ob das Komitee aus Mißgunst und Neid einen Mann, zu dem die Masse der Wähler Vertrauen hat, ausschließt, oder

einen, dem sie abhold ist, auf den Schild erhebt, ist Nebensache. Die offizielle Liste ist ein unantastbares Ganzes, der Wähler muß sie sich gefallen lassen oder auf das Recht, seiner Partei zu dienen, verzichten.

Zu diesen Uebelständen kommt endlich noch einer hinzu, der mir bedenklicher als alle andern erscheint. Das Proportionalssystem läßt keine Stichwahlen zu. Folglich keine Möglichkeit, Bündnisse vor der Wählerschaft einzugehen: Die Parteien bleiben vereinzelt. Man nennt das ihre „Unabhängigkeit“. In Wirklichkeit ist es ein Krieg aller gegen alle, der niemanden zur Besinnung kommen läßt. Man vergißt da sich zu fragen, ob nicht zwischen der eigenen und einer anderen Partei irgendeine Ideen- oder Interessenverwandtschaft bestehe, und in der Kammer ist dann jede Partei von jeder andern gleichsam durch einen tiefen Graben getrennt.

Dies ist der Hauptgrund, weswegen die katholische Partei in Belgien trotz ursprünglichen Widerstrebens das Proportionalwahlssystem eingeführt hat. Wollte sie am Ruder bleiben, so mußte sie vor allen Dingen darauf bedacht sein, ihre Gegner voneinander getrennt zu halten. Die alte liberale Partei in Belgien ist in volkswirtschaftlicher Beziehung nicht weniger konservativ als die Merikalen; sie hat immer die Sozialisten verabscheut und denkt beinahe so beschränkt egoistisch wie unsere Bourgeois zur Zeit der Julimonarchie von 1830. Die katholische Partei behauptet sich daher größtenteils nur deshalb, weil die Liberalen oftmals sich mit den vorgeschrittenen Parteien nicht verbünden mochten, ja bisweilen katholische Kandidaten unterstützte, damit die Sozialisten nicht siegen sollten.

Aber seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts hat sich in Belgien die Lage etwas verändert. Gleich bei den ersten Wahlen — und zwar noch ehe das Proportionalwahlssystem hinzukam — verschwand die große liberale Partei, die so lange in Brüssel geherrscht hatte, aus der Kammer. Es wurde also nun eine Lebensfrage für sie, daß sie ihre Isolierung aufgeben mußte, und es war vorauszu sehen, daß die ehemalige Abneigung der liberalen Bourgeois gegen die Arbeitermassen bald schwinden würde.

Dieser Gefahr nun wollte die katholische Regierung entgehen, und deshalb beschloß sie die Einführung des Proportionalwahlsystems. Sie erzielte damit zwei Resultate: Erstens sicherte sie durch die Vertretung der Minoritäten ihren liberalen Gegnern eine anständige Anzahl Mandate, die den Bestand der katholischen Majorität nicht bedroht, aber die Eigenliebe der feindlichen Partei beruhigt, sie von verzweifelten Schritten zurückhält und die alte Abneigung der Bourgeois gegen die Sozialisten wieder ansacht. — Zweitens und hauptsächlich, da bei diesem System nur ein Wahlgang stattfindet, so können die Stimmen der beiden Oppositionsparteien sich nicht mehr vereinigen, um den Sturz des gemeinsamen Feindes herbeizuführen. Da wo eine von ihnen nur über eine sehr schwache Minorität verfügte und sich kein Mandat erobern konnte, gingen Stimmen verloren, und die katholische Majorität hatte den Vorteil davon.

Dies ist der wahre Grund gewesen, weshalb in Belgien das Proportionalwahlssystem eingeführt wurde. Der einfachste Beweis hierfür ist die Rede, mit der der belgische Justizminister das Gesetz vor dem Senat befürwortete. Im übrigen ist es nicht schwer zu begreifen, daß der Gedanke, die Minoritäten hätten ein Recht auf Vertretung, nicht die Haupt Sorge einer Regierung gewesen sein kann, die soeben gewisse Kategorien von

Bürgern mit einem doppelten und dreifachen Wahlrecht ausgerüstet und so den Ausdruck des Nationalwillens gefälscht hatte.

Meines Erachtens müssen wir nun bei uns in Frankreich aus demselben Grunde, der es der belgischen Regierung empfahl, das Proportionalwahlssystem verwerfen.

In den Ländern, wo das Volk herrscht, hat jede Befragung der Wähler den wesentlichen Zweck, eine Majorität auszusondern, die in Übereinstimmung mit dem Willen der Mehrheit regieren könne. Dazu ist es vor allen Dingen notwendig, daß die Parteien und Fraktionen, statt sich zu isolieren, sich kraft eines gemeinsamen Gedankens zu großen Einheiten zusammenschließen. Nun hat zwar jede Partei ihre besonderen Theorien und Bestrebungen und tut sich etwas darauf zugute, — wie sich das ja gehört. Aber da, wo das Volk so weit reif ist, daß es sein Geschick selber lenken kann, kennt es in seinem gesunden, derben Verstande nur zwei Parteien: eine, die vorwärts, und eine, die auf derselben Stelle beharren oder gar rückwärts gehen will, die Partei des Fortschritts und die konservative Partei. So ist es immer in England zugegangen, wo beide Parteien abwechselnd ans Ruder kommen, die erstere, wenn die Nation eine gerechtere Ordnung der Dinge erstrebt, gemäß einem ewigen Sehnen der Menschheit; die zweite, wenn sie, ermüdet durch den zurückgelegten Weg, sich ausruhen will.

Die Zerstücklung und Vereinzelnung der Parteien kann nur mit der Ohnmacht des Nationalwillens enden. Soll also Volksherrschaft möglich sein, so müssen sich die Parteien zu Majoritäten und Minoritäten zusammenschließen können. Geht dies wegen des Wahlmodus nicht an, so werden die Regierungsprogramme in den Wandelgängen der Deputiertenkammer vereinbart. Hat dagegen bei den Stichwahlen die Wählerschaft selber die Bündnisse, die ihr zweckmäßig scheinen, eingehen können, so schafft sie sich die Regierungsmajorität. Und dazu, will mich bedünken, ist sie berufen und berechtigt.

Vielleicht erscheinen diese Betrachtungen nicht so plausibel in Deutschland, wo der Parlamentarismus noch erheblichen Beschränkungen unterworfen ist und wo man Bündnisse geschlossen hat, die seitdem auseinandergegangen sind und für die uns jedwedes Verständnis fehlt. So viel kann ich versichern, bei uns betrachten die sozialistisch oder auch nur republikanisch gesinnten Wähler die Einigkeit unseres „Bloß“ der Linken als eine notwendige Bedingung der Reformen, auf die sie hofften. Nun aber wäre infolge der Angriffe derjenigen republikanischen Deputierten, die mit den Sozialisten gern brechen möchten, — vielleicht um ihre Reformverheißungen loszuwerden — und der Angriffe gewisser sozialistischen Gruppen, die das Bestreben haben, sich von den „Bourgeois“ zu trennen und eine eigene Gemeinde zu bilden, — infolge dieser entgegengesetzten Tendenzen wäre der Bloß, dem Willen des Landes zum Troste, längst auseinandergefallen, wenn die meisten Republikaner der Deputiertenkammer nicht bedächten, daß sie ihre Wahl einem Zuschuß sozialistischer Stimmen verdanken, und daß sie diese noch brauchen, und wenn die meisten sozialistischen Volksvertreter nicht den Republikanern gegenüber in derselben Lage wären.

Somit gestattet wohl das Proportionalwahlssystem ein genaueres Rechnen als die andern Wahlssysteme, aber die Rechnung stimmt trotzdem noch lange nicht: Die Souveränität des Volkes kommt dabei recht schlecht weg. Hierauf hinzuweisen ist wohl nicht überflüssig zu einer Zeit, wo man für dieses Wahlssystem in mehreren Ländern — auch in Deutschland, glaube ich — lebhaft Propaganda macht.

Der Mensch als Feind. Zwei Fragmente aus einer Soziologie.

Von Georg Simmel.

Von einer natürlichen Feindseligkeit zwischen Mensch und Mensch reden die skeptischen Moralisten, für die *homo homini lupus* ist und „im Unglück unserer besten Freunde etwas ist, was uns nicht völlig mißfällt“. Aber auch die völlig entgegengesetzte moralphilosophische Gesinnung, die die sittliche Selbstlosigkeit von den transzendenten Grundlagen unseres Wesens herleitet, entfernt sich damit gar nicht so sehr weit von jenem Pessimismus. Denn sie gesteht doch ein, daß sich in der Erfahrbarkeit und Berechenbarkeit unserer Wollungen die Hingabe an das Du nicht auffinden läßt. Empirisch, verstandesmäßig ist danach der Mensch schlechthin Egoist, und jede Umbiegung dieser natürlichen Tatsache kann nicht mehr durch die Natur selbst, sondern nur durch den *deus ex machina* eines metaphysischen Seins in uns geschehen. So scheint sich eine naturgegebene Gegnerschaft als eine Form oder Grundlage der menschlichen Beziehungen zum mindesten neben die andere, die Sympathie zwischen Menschen, zu stellen. Daß merkwürdig starke Interesse z. B., daß der Mensch gerade am Leiden anderer zu nehmen pflegt, ist nur aus einer Mischung beider Motivierungen zu erklären. Auf die mit unserem Wesen gegebene Antipathie weist auch die nicht seltene Erscheinung des „Widerspruchsgeistes“ hin, die keineswegs nur in jenen prinzipiellen Mein-Sagern wohnt, wie sie in Freundes- wie in Familienkreisen, in Komitees wie unter dem Theaterpublikum die Verzweiflung ihrer Umgebung sind; er feiert auch keineswegs auf dem politischen Gebiet seine charakteristischsten Triumphe, in den Oppositionsmännern, deren klassischer Typus Macaulay in Robert Ferguson beschreibt: His hostility was not to Popery or to Protestantism, to monarchical government or to republican government, to the house of Stuarts or to the house of Nassau, but to whatever was at the time established. All solche Fälle, die man für Typen der „reinen Opposition“ hält, brauchen dies wenigstens nicht zu sein; denn derartige Opponenten pflegen sich als Verteidiger bedrohter Rechte zu geben, als Verfechter des objektiv Richtigen, ritterliche Beschützer der Minorität als solcher. Viel weniger markante Vorkommnisse scheinen mir einen abstrakten Oppositionstrieb deutlicher zu verraten: der leise, oft kaum bewußte, oft sogleich verfliegende Anreiz, einer Behauptung oder Anforderung, namentlich wenn sie uns in kategorischer Form entgentritt, die Verneinung entgegenzusetzen. Selbst in durchaus harmonischen Verhältnissen, bei manchen durchaus nachgiebigen Naturen tritt dieser Oppositionsinstinkt mit der Unvermeidlichkeit einer Reflexbewegung auf und mischt sich, wenn auch ohne bemerkbaren Erfolg, in das Gesamtverhalten ein. Und wenn man dies etwa wirklich als einen Schutzinstinkt bezeichnen wollte — wie manche Tiere auf bloße Berührung hin ihre Schutz- oder Angriffsvorrichtungen automatisch hervorstrecken —, so würde dies gerade den primären, fundamentalen Charakter der Opposition beweisen; denn es hieße, daß die Persönlichkeit, selbst wo sie gar nicht angegriffen wird, sondern rein objektiven Äußerungen anderer gegenüber, sich nicht anders als durch Opposition behaupten kann, daß der erste Instinkt, mit dem sie sich befaßt, die Verneinung des anderen ist.

Vor allem scheint man auf einen apriorischen Kampfinstinkt nicht verzichten zu können, wenn man auf die unglaublich kleinlichen, ja läppischen Veranlassungen der ernsthaftesten Kämpfe achtet. Ein englischer Historiker erzählt, daß vor nicht langer Zeit zwei irische Parteien durch das ganze Land hin sich wütend gerauft hätten, deren Gegnerschaft aus einem Streit über die Farbe einer Kuh entstanden sei. In Indien fanden vor einigen Jahrzehnten gefährliche Aufstände statt infolge der Fehde zweier Parteien, die nichts voneinander wußten, als daß sie die Partei der rechten und der linken Hand waren. Und nur sozusagen am andern Ende tritt diese Nichtigkeit der Streitveranlassungen daran hervor, daß der Streit auch oft in gleich kindischen Erscheinungen mündet. Mohammedaner und Hinduß leben in Indien in steter, latenter Feindschaft und markieren diese darin, daß die Mohammedaner ihr Obergewand nach rechts knöpfen, die Hinduß nach links, daß bei gemeinsamen Mahlzeiten jene im Kreise, diese in Reihen sitzen, daß die armen Mohammedaner eine Seite eines bestimmten Blattes als Teller benutzen, die armen Hinduß aber die andere. In den menschlichen Gegnerschaften stehen Ursache und Wirkung oft so außer Zusammenhang und vernünftiger Proportion, daß man nicht recht unterscheiden kann, ob der angebliche Gegenstand des Streites wirklich dessen Veranlassung oder nur ein Ausläufer schon bestehender Gegnerschaft ist; mindestens gegenüber vielen Einzelvorgängen der Kämpfe zwischen den römischen und griechischen Zirkuspartei, der Parteiungen von *εὐνοῦνοιοι* und *δυνατοῦνοιοι*, der Kriege der roten und der weißen Rose setzt uns die Unauffindbarkeit eines irgend rationalen Kampfgrundes in diesen Zweifel. Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Menschen sich niemals um solcher Kleinigkeiten und Nichtigkeiten willen liebten, wie sie sich hassten.

Endlich scheint mir auf ein ganz primäres Feindseligkeitsbedürfnis die oft unheimlich leichte Suggestierbarkeit der feindseligen Stimmung hinzuleiten. Es gelingt dem Durchschnittsmenschen im allgemeinen sehr viel schwerer, einem anderen eben solchen Zutrauen und Neigung für einen dritten, bisher Gleichgültigen, einzulösen, als Mißtrauen und Abneigung. Besonders bezeichnend erscheint hier, daß dieser Unterschied namentlich da relativ groß ist, wo es sich um niedere Maße von beiden, um die ersten Ansätze der Stimmung und des Vorurteils für oder gegen jemanden handelt; über die höheren, zur Praxis führenden Grade entscheidet dann nicht mehr diese flüchtige, aber den Grundinstinkt verratende Geneigtheit, sondern bewußtere Abwägungen. Es zeigt dieselbe Grundtatsache, nur wie in einer anderen Wendung, daß uns jene leichten, unser Bild eines anderen nur wie ein Schatten übersiegenden Präjudizierungen auch von ganz indifferenten Persönlichkeiten suggeriert werden können, während ein günstiges Vorurteil schon eines autoritativen oder uns gemütlich nahestehenden Veranlassers bedarf. Vielleicht würde ohne diese Leichtigkeit oder Leichtsinn, mit dem der Durchschnittsmensch gerade auf Suggestionen ungünstiger Art reagiert, das aliquid haeret seine tragische Wahrheit nicht gewinnen. Die Beobachtung mancher Antipathien und Parteiungen, Intrigen und offenen Kämpfe könnte allerdings die Feindseligkeit unter jene primären menschlichen Energien einreihen lassen, die nicht durch die äußere Wirklichkeit ihrer Gegenstände entfesselt werden, sondern sich von sich aus ihre Gegenstände schaffen. So hat man gesagt, der Mensch habe nicht Religion, weil er an Gott glaube, sondern weil er Religion, als eine Stimmung der Seele, habe, so glaube

er an einen Gott. Für die Liebe ist dies wohl allgemein anerkannt, daß sie, insbesondere in jungen Jahren, nicht die bloße Reaktion unserer Seele ist, die durch ihren Gegenstand so hervorgerufen wird, wie es eine Farbenempfindung in unserem optischen Apparat wird; sondern die Seele hat das Bedürfnis, zu lieben und ergreift nun von sich aus irgendeinen Gegenstand, der diesem genügt, indem sie ihn sogar unter Umständen erst von sich aus mit den Eigenschaften bekleidet, die scheinbar die Liebe hervorriefen. Es spricht nichts dagegen, daß dies — mit der gleich hervorzuhebenden Einschränkung — nicht auch die Entwicklung des entgegengesetzten Affekts sein könne, daß die Seele nicht auch ein in ihr autochthones Bedürfnis, zu hassen und zu kämpfen besäße, daß oft erst seinerseits auf die Gegenstände, die es für sich designiert, deren haßerregende Eigenschaften projiziert. Daß dieser Fall nicht so flagrant hervortritt wie der entsprechende der Liebe, mag daran liegen, daß der Liebestrieb, durch seine ungeheure physiologische Zuspitzung in der Jugend, ganz unverkennlich seine Spontaneität, seine Bestimmtheit von dem terminus a quo her dokumentiert. Der Haßtrieb hat in sich wohl nur ausnahmsweise so akute Stadien, durch die sein subjektiv-spontaner Charakter in gleicher Weise bewußt würde.

Wenn nun wirklich ein formaler Feindseligkeitstrieb als Gegenstück des Sympathiebedürfnisses im Menschen besteht, so scheint er mir doch historisch einem jener seelischen Destillationsprozesse zu entstammen, in denen innere Bewegungen schließlich die ihnen gemeinsame Form als einen selbständigen Trieb in der Seele zurücklassen. Interessen jeder Art zwingen so häufig zum Kampf um bestimmte Güter, zur Opposition gegen bestimmte Persönlichkeiten, daß als Residuum davon sehr wohl ein Reizzustand, von sich aus zu antagonistischen Äußerungen drängend, in das vererbliche Inventar unserer Gattung mag übergegangen sein. Daß gegenseitige Verhältnis primitiver Gruppen ist bekanntlich und aus oft erörterten Gründen fast durchgehend ein feindseliges. Das entschiedenste Beispiel geben vielleicht die Indianer, bei denen jeder Stamm prinzipiell als im Kriegszustande mit jedem anderen befindlich galt, mit dem er keinen ausdrücklichen Friedensvertrag geschlossen hatte. Es ist aber nicht zu vergessen, daß in frühen Kulturzuständen der Krieg fast die einzige Form bildet, in der es überhaupt zu einer Berührung mit fremden Gruppen kommt. Solange der interterritoriale Handelsverkehr unentwickelt, individuelle Reisen unbekannt waren, geistige Gemeinsamkeiten noch nicht über die Gruppengrenzen hinausgriffen, gab es außer dem Krieg gar keine soziologische Beziehung zwischen den verschiedenen Gruppen. Hier zeigt das Verhältnis der Gruppenelemente zueinander und das der — primitiven — Gruppen zueinander völlig entgegengesetzte Form. Innerhalb des geschlossenen Kreises bedeutet Feindschaft in der Regel den Abbruch von Beziehungen, das Sichzurückziehen und Vermeiden von Berührungen; von diesen negativen Erscheinungen wird hier selbst die leidenschaftliche Wechselwirkung des offenen Kampfes begleitet. Dagegen liegen die charakterisierten Gruppen als Ganze gleichgültig nebeneinander, solange Frieden ist, und gewinnen erst im Kriege eine aktive Bedeutung füreinander. Deshalb kann ebenselbe Expansions- und Wirksamkeitstrieb, der im Innern einen unbedingten Frieden als Grundlage der Interessenverschlingung und unbehinderten Wechselwirkungen fordert, nach außen hin als kriegerische Tendenz auftreten.

II.

Ein Kampf, der sich auf der Basis einer Einheit und Gleichheit erhebt, pflegt in vielerlei Fällen leidenschaftlicher und radikaler zu sein, als wo er keinerlei vorhergehende oder gleichzeitig bestehende Zusammengehörigkeit der Parteien vorfindet. Wo das altjüdische Gesetz Bigamie gestattet, verbietet es doch die Ehe mit zwei Schwestern (obgleich man nach dem Tode der einen die andere heiraten darf); denn diese wäre besonders dazu angetan, Eifersucht zu erregen! Es wird also ohne weiteres als Erfahrungstatsache vorausgesetzt, daß auf dem Boden der verwandtschaftlichen Gemeinsamkeiten sich ein stärkerer Antagonismus erhebt als unter Fremden. Der gegenseitige Haß ganz kleiner Nachbarstaaten, deren ganzes Weltbild, deren lokale Beziehungen und Interessen unvermeidlich höchst ähnlich sind, ja vielfach zusammenfallen müssen, ist oft viel leidenschaftlicher und unversöhnlicher als der zwischen großen Nationen, die räumlich wie sachlich einander völlig fremd sind. Das war das Verhängnis von Griechenland und dem nachrömischen Italien, und noch eine Steigerung davon erschütterte England, bevor es nach der normannischen Eroberung zur Verschmelzung beider Rassen kam. Der Haß dieser beiden, die auf demselben Territorium durcheinander wohnten, durch fortwährend wirksame Lebensinteressen aneinandergebunden, von einem einheitlichen Staatsgedanken zusammengehalten — und doch innerlich sich völlig fremd, in der ganzen Wesensart ohne gegenseitiges Verständnis und in den Machtinteressen einander absolut feindlich — dieser Haß war, wie man mit Recht betonte, erbitterter, als er zwischen äußerlich und innerlich getrennten Stämmen überhaupt aufkommen kann. Kirchliche Verhältnisse geben mit die stärksten Beispiele, weil in ihnen die kleinste Divergenz wegen ihrer dogmatischen Fixierung sogleich eine logische Unversöhnlichkeit erhält: wenn überhaupt Abweichung da ist, so ist es begrifflich gleichgültig, ob sie groß oder klein ist. So in den konfessionalistischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, namentlich im 17. Jahrhundert. Kaum war die große Absonderung gegen den Katholizismus geschehen, so spaltet sich das Ganze um der wichtigsten Dinge willen in Parteien, die man öfter äußern hört, man könnte eher mit den Papisten Gemeinschaft halten als mit denen von der andern Konfession! Und als 1875 in Bern eine Schwierigkeit über den Ort des katholischen Gottesdienstes stattfand, erlaubte der Papst nicht, daß er in der Kirche, die die Altkatholiken benutzten, abgehalten würde, wohl aber in einer reformierten Kirche. Zwei Arten von Gemeinsamkeit kommen als Fundamente eines ganz besonders gesteigerten Antagonismus in Betracht: die Gemeinsamkeit der Qualitäten und die Gemeinsamkeit durch Befastsein in einem sozialen Zusammenhang. Das erstere geht ausschließlich auf die Tatsache zurück, daß wir Unterschiedswesen sind. Eine Gegnerschaft muß das Bewußtsein um so tiefer und heftiger erregen, von einer je größeren Gleichheit unter den Parteien sie sich abhebt. Bei friedlicher oder liebevoller Gesinnung ist dies eine ausgezeichnete Schutzvorrichtung der Vereinigung, vergleichbar der Warnungsfunktion des Schmerzes innerhalb des Organismus; denn gerade die energische Bewußtheit, mit der sich die Dissonanz bei sonst durchgehender Harmonie des Verhältnisses geltend macht, mahnt sogleich zur Beseitigung des Streitgrundes, so daß er nicht erst im Halbbewußten sich weiter und bis zu dem Fundament der Beziehung durchnagt. Wo es aber an dieser Grundabsicht, sich unter allen Umständen

schließlich zu vertragen, fehlt, wird das an der sonstigen Gleichheit geschärfte Bewußtsein des Antagonismus ihn selbst verschärfen. Menschen, die viel Gemeinsames haben, tun sich oft schlimmeres, ungerechteres Unrecht als ganz Fremde. Manchmal, weil das große gemeinsame Gebiet zwischen ihnen selbstverständlich geworden ist und deshalb nicht dieß, sondern das momentan Differente ihre gegenseitige Stellung bestimmt; hauptsächlich aber, weil eben nur wenig zwischen ihnen different ist, so daß jeder kleinste Antagonismus eine ganz andere relative Bedeutung hat als zwischen Fremden, die beiderseitig von vornherein auf alle möglichen Differenzen gefaßt sind. Daher die Familienkonflikte um die wunderlichsten Kleinigkeiten, daher die Tragik der „Lappalie“, um die völlig zusammenstimmende Menschen manchmal auseinanderkommen. Dieß beweist keineswegs immer, daß die harmonisierenden Kräfte schon vorher in Verfall geraten sind; es kann gerade aus einer so großen Gleichheit der Eigenschaften, Neigungen, Ueberzeugungen hervorgehen, daß das Auseinandergehen an einem ganz unbedeutenden Punkte sich durch die Schärfe des Gegensatzes als etwas ganz Unerträgliches fühlbar macht. Es kommt dieß dazu: dem Fremden, mit dem man weder Qualitäten noch weitere Interessen teilt, steht man objektiv gegenüber, man reserviert die eigene Persönlichkeit, deshalb nimmt die einzelne Differenz nicht so leicht den ganzen Menschen mit. Mit dem sehr Verschiedenen begegnet man sich eben gerade nur an den Punkten einer einzelnen Verhandlung oder Interessenskoinzidenz, und deshalb wird die Austragung eines Konflikts auch auf diese selbst beschränkt. Je mehr wir als ganze Menschen mit einem andern gemein haben, desto leichter wird sich unsere Ganzheit jeder einzelnen Beziehung zu ihm assoziieren. Daher die ganz unverhältnismäßige Heftigkeit, zu der sich sonst durchaus beherrschte Menschen manchmal gerade ihren Intimsten gegenüber fortreißen lassen. Das ganze Glück und die Tiefe in den Beziehungen zu einem Menschen, mit dem wir uns sozusagen identisch fühlen, daß keine einzelne Beziehung, kein einzelnes Wort, kein einzelnes gemeinsames Tun oder Leiden wirklich einzeln bleibt, sondern jedes ein Gewand für die ganze Seele ist, die sich in ihm ohne Rest gibt und empfangen wird — eben dieß macht unter solchen einen entstehenden Zwist oft so verhängnisvoll leidenschaftlich und gibt das Schema zu dem verhängnisvollen: „Du — überhaupt.“ Einmal so verbundene Menschen sind zu sehr gewöhnt, in die Seiten, die sie sich gerade zuwenden, die Totalität ihres Seins und Fühlens hineinzulegen, um nicht auch den Streit mit Akzenten und gleichsam mit einer Peripherie auszustatten, durch die er weit über seine Veranlassung und ihre objektive Bedeutung hinauswächst und die Gesamtpersönlichkeiten in die Entzweiung hineinreißt. Auf der höchsten geistigen Ausbildungstufe mag dieß vermieden werden; denn dieser ist es eigen, die völlige Hingabe der Seele an eine Person doch mit einer völligen gegenseitigen Sonderung der Elemente der Seele zu verbinden; während die undifferenzierte Leidenschaft die Totalität des Menschen mit der Erregung eines Teiles oder Momentes verschmilzt, läßt die Bildung keinen solchen über sein eigenes, fest umschriebenes Recht hinausgreifen und gewährt dadurch der Beziehung harmonischer Naturen den Vorteil, daß sie sich gerade an dem Konflikt bewußt werden, wie geringfügig er im Verhältnis zu den verbindenden Kräften ist. Abgesehen hiervon wird aber gerade bei tiefen Naturen die verfeinerte Unterschiedsempfindlichkeit Zu- und Abneigungen dadurch um so leidenschaftlicher machen, daß

sie sich von der entgegengesetzt gefärbten Vergangenheit abheben; und zwar bei einmaligen, unwiderruflichen Entscheidungen ihres Verhältnisses, ganz unterschieden von dem Hin- und Herpendeln in den Alltäglichkeiten eines im ganzen unfraglichen Zusammengehörens. Zwischen Männern und Frauen ist eine ganz elementare Aversion, ja ein Haßgefühl, nicht auf bestimmte Gründe hin, sondern als die gegenseitige Repulsion des ganzen Seins der Personen — manchmal ein erstes Stadium von Beziehungen, dessen zweites leidenschaftliche Liebe ist. Man könnte auf die paradoxe Vermutung kommen, daß bei Naturen, die zu dem allernähesten Gefühlsverhältnis bestimmt sind, dieser Turnus durch eine instinktive Zweckmäßigkeit hervorgerufen wäre, um dem definitiven Gefühl durch sein entgegengesetztes Präludium — wie durch einen Anlaufschritt — die leidenschaftlichste Zuspitzung und Bewußtsein dessen, was man nun gewonnen hat, zu verschaffen. Die gleiche Form zeigt die entgegengesetzte Erscheinung: der tiefste Haß wächst aus gebrochener Liebe. Hier ist wohl nicht nur die Unterschiedsempfindlichkeit entscheidend, sondern vor allem das Dementi der eigenen Vergangenheit, daß in einem solchen Gefühlswechsel liegt. Eine tiefe Liebe — und zwar nicht nur eine sexuelle — als einen Irrtum und eine Instinktilosigkeit zu erkennen, ist eine solche Bloßstellung vor uns selbst, ein solcher Bruch durch die Sicherheit und Einheit unseres Selbstbewußtseins, daß wir unvermeidlich den Gegenstand dieser Unerträglichkeit für sie büßen lassen. Das geheime Gefühl der eigenen Schuld an ihr überdecken wir sehr zweckmäßigerweise durch den Haß, der es uns leicht macht, die ganze Schuld dem andern zuzuschreiben.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(1. Fortsetzung.)

Fräulein Alice war eine junge, schlanke, dunkle Gestalt; stählen und schmiegsam. Ihre Blicke von eigenem Feuer konnten ebenso gütig und fast erschrocken blicken, wie hinweg sich heben, kühl und fern, und weit hinaus sein über nichtige Dinge. Um ihre dunkelfarbigen, vollen Brauen konnte es unabsichtlich zucken und beben. Wer sie kannte, wußte auch, daß sie dann nicht aus sich blickte, nur in sich hinein, daß sie suchte und sich streng hielt. Das weiche Dach breiter, voller Wimpern säumte schwere Lider. Es lag Melancholie im Blick, wenn sie schwerer schienen, als es im Lachen und am heiteren Tage der Fall war. Ihr Blick konnte beglücken, wenn sie mit den Augen absichtslos wie bat. Es war ein sanfter Glanz im Blick. Und oft lag es wie ferner Kummer in den sonst stolzen Bewegungen, wenn sie langsam sich dehnten, und ein feines Uderwerk an der weichgewölbten, glatten Stirn aufsprang, daß dem Strahl der Augen sich dann wie Inbrunst zumischte. Also daß man immer wieder heimlich den Sinn und das Rätsel dieser Züge ermaß. Ihre Zähne schimmerten wie blinkende Kleinodien, ihre Lippen waren jung und frisch wie reife, reine Früchte, und der Klang ihrer Stimme war verschleiert und voll Güte und ging einem nach wie der Ton der verborgenen Waldwasser, die im weiten Winterschweigen eingehüllt heimlich über Felsen ihre Tobel rollen.

Komtesse Melanie hatte Alice diesen Winter in einigen Gesellschaften der Hauptstadt kennen gelernt und hatte gleich an ihr gehangen.

Weil der Minister Franzius im Herbst in sein hohes Amt eingetreten, war der Familie damit der Verkehr in der Hofgesellschaft zur Notwendigkeit geworden.

Der Minister, dessen Ebenbild die Tochter war, galt als ein Mann von bestimmtester Art und großer Klarheit, ein Mann auch von einer Arbeitsenergie und von einem Erfassen und Umfassen der Dinge, daß seine Räte zu tun hatten. Ein gütiger, weitsichtiger Mann. Er hing an der Tochter mit bevorzugender Liebe. Jetzt, wo sie seit Jahren wie eine Pflegerin im Hause umging, weil Frau Minister viel krank darniederlag. Alice war ihm auch in der Durchsichtigkeit und Geschlossenheit ihrer Erscheinung Ebenbild. Und nicht zum geringsten darin, daß sie ganz und gar voller Tätigkeit lebte mit seltener Hingabe, um aus sich etwas zu sein; und daß sie ohne großen Schein alles mit der Sehnsucht nach Vollenbung tat, worum sie sich bemühte.

Es gab Alice unter den neuen Freundinnen einen eigenen Vorrang, daß sie in vielen einsamen Feierstunden musikalisch zu arbeiten versucht und schon zu erstaunlicher Fertigkeit sich erhoben hatte. Sie sang mit Ruhe und weichem, vollen Klang, und spielte, mit stiller Liebe sich in die Verwebung von Tönen und in die Zauber ihrer Harmonien verlierend, daß man dachte, nie so Einfaches und Selbstverständliches an Seelenmitteilung in Tönen gehört zu haben. Nichts Virtuoses — nur ganz und gar klar, und das Innerste ohne Absicht ergriffen und dargeboten. Deshalb war Alice ohne jedes Zutun ihrerseits in diesen Tagen der eigentliche Mittelpunkt des jungen Kreises geworden. Nun sie einmal auf kurze Zeit den sorgenden Mühen daheim entgangen war. Am Nachmittag musizierte man im Salon der jungen Gräfin schon heimlich ein wenig, sang und versuchte. Und dann am Abend erfüllte Alice ohne Umstände gern die Bitten der alten Gräfin Anna, und auch Graf Gregor hing an dem schönen, freien, natürlichen, dunklen Mädchen und sagte ihr lächelnd und in Güte anmutige Nedereien, wo er konnte.

Freilich war durch die Ankunft des alten Adelsmarschalls all dieses heitere Leben seit gestern unterbrochen worden, und Gräfin Anna mußte Melanie und Eva, die ihr Mißvergnügen verdrossen geäußert, trösten, daß die Unterbrechung gewiß nicht lange dauern würde.

* *
*

„Michael wird es schon begreifen“, sagte Komtesse Melanie freundlich zu dem jungen Grafen Franz. Und wie sie noch einige weitere Schritte sorglich getan und die beiden anderen Mädchen schon auf einem Baumstamm auf die andere Seite des Wiesenwassers balanciert waren, sagte sie noch einmal rückgewandt mit verhaltener Stimme umständlicher: „Er muß das einsehen, daß wir nicht Zeuge sein wollten.“

So waren sie dann wieder untereinander heiter gewesen. Der junge Graf hatte Alice, als sie auf dem schmalen Fußpfad neben mannshohen Weizenhalmen entlang schritten, Mohn ins Haar, und der schwärmerischen Komtesse Eva Kornblumen gegeben. Ein Wiebehopf saß ohne Aengstlichkeit auf einer verfallenen Hürde, den man, eine Weile erstarrend und stumm werdend, um ihn nicht zu verschrecken, ansah. Dann zogen zwei Silberreiter hoch in den Lüften über ihnen, und man hörte ein fernes, flüchtiges Klagen.

Die beiden Wagen harrten an einem Strohtadel. Komtesse Melanie verfügte, daß

Franz mit Eva voranführe, um den Weg nach Wunsch anzugeben. So stiegen sie ein, Alice und Eva, eine jede mit einem bunten, vollen Strauße im Arme, der in der hellen Sonne leuchtete. Melanie hatte keine Blumen. Sie fuhr Alice zur Seite, die von der sommerlichen Welt ringsum ganz stumm gemacht, kaum jetzt hörte, was die liebende Melanie in ihrer aufwachenden Erwartung gleich zu reden begann.

„Onkel Michael ist wegen seines Sohnes gekommen“, begann sie. Alice hatte tausend Blumen jetzt auf den Rücksitz gebreitet und begann sich daran zu freuen.

„Daß werden wir daheim recht sorglich ordnen“ — sagte sie nur.

Aber Melanie dachte an die Stimmung im Schlosse und ließ sich nicht stören, weiter zu erzählen.

„Es ist wirklich nicht nett vom Vetter Michael“, sagte sie neu —, „daß er so sinnlos wild ist.“

Alice begann Nelchblumen in der Hand zusammenzuraffen und hörte achlos.

„Ist er wild?“ fragte sie nur.

„Wild“, sagte Melanie. „Ach Gott! Ich habe ihn furchtbar gern“, sagte sie gleich darnach. „Aber du hast gar keinen Begriff, wie er ist“, sagte sie dann emphatisch.

„Werden wir ihn denn sehen?“ fragte Alice fast gleichgültig.

„Wir sind nur weggefahren, damit wir nicht gerade alle gar Zeugen sein müßten“, wollte Melanie ausführlich werden.

„Der Vater ist eine ordentliche Festung“, sagte Alice lächelnd. „Der junge Graf gleicht gar nicht dem alten Herrn“, sagte sie nach kurzer Weile dazu, indem sie ein Bündel roter Mohnblüten mit rosa Skabiosen vorn an den zarten Spigenhang Melanies befestigte.

„Hab Dank — Liebchen“, sagte Melanie und küßte Alice unversehens mit einer drolligen Neigung des Kopfes auf die Fingerspitzen, die aus den duftigen Halbhandschuhen heraus — sich an ihrem Busen noch mit Stecken und Ordnen zu tun machten. Melanie wußte natürlich nur ganz von ferne, um was die Aufregung daheim zu erwarten war — und war nicht über die allgemeinen Aeußerungen von Tollheit hinausgekommen, die man Graf Michael zum Vorwurf machte. Aber sie hatte damit gezögert, als Alice, unterdessen sie jetzt im Hinrollen des Wagens mit dem Binden der Blumen eifriger-beschäftigt war, in ihrer klaren Art ihren Eindruck von Michael darlegte.

„Er hat die sonderbarsten Augen von der Welt“, hatte sie selber begonnen. „Und wie eine stechende Weisheit. Man könnte denken, daß man einen Spötter vor sich hat. Aber manchmal dünkt mich, er spottet nur das Kleine weg — damit er zu einem Besseren durchdringt. Ich dachte immer, daß er große Sehnsucht haben müßte. Vielleicht ist es das, worum er spottet?“

„Du sagst das wunderbar“, sagte Melanie, über Alices einfache Rede begeistert und in Gedanken. Und sie sah Alice lange versunken an und küßte sie dann zärtlich und übermütig: „Ich bin nur froh, daß wir dich haben!“

„Daß du alles nur so tief denkst“, sagte sie. „Weißt du — aber leichtsinnig ist er auch furchtbar. Du hast gar keine Ahnung, bis zu welchem Grade. Woher kennst du ihn denn so gut? Ach ja — er war ja ein paarmal mit dir bei der Fürstin zusammen, nicht?“ sagte sie.

Aber Alice sagte ganz arglos: „Ich kenne ihn gar nicht. — Oder doch — nun ja! — Was kenne ich denn von ihm? Vater sagt: er wäre klug, und seine Ansichten

wären scharf und klar. Daß redet auch sein Auge. Daß kann einen ansehen — lange — und nicht irren. Daß ist etwas Gutes. Und dann! — Was kenne ich noch? Seine sanfte Art zu grüßen. Daß Leise und Verschüchterte.“

„Aber — verschüchtert ist der nicht immer“, sagte Melanie erheitert.

„Er kann es aber sein. Es gibt Dinge, die er ehrfürchtig ansieht,“ sagte Alice bestimmt.

Melanie sah Alice groß an. „Nur weiter -- weiter!“ rief sie jetzt neugierig. „Was kennst du noch von ihm? Daß ist höchst interessant.“

„Wir machen ja eine richtige Untersuchung“, lachte Alice verloren. „Nein — nein! Wirklich! Man muß so etwas manchmal erwägen. Daß belehrt sehr“, sagte sie dann zutraulich. „Ich — kenne an ihm noch —: die Zartheit seiner Hand. Die Hand ist lang und still — und ganz sorglos. Seine Hände sind wie gute Kinder. Wenn er sie über dem Knie zusammenfaßt, möchte man denken, oben in den verkniffenen Blicken sitzen Zweifel und Verachtung und graben in sich — aber seine Hände sind wie Betende, die sich festhalten möchten an etwas.“

„Hahaha“, lachte Melanie. „Du bist ein Tollkopf“, sagte sie neckisch und gläubig. „Daß ist in Wahrheit sehr fein, was du so phantasierst.“

„Ja mein Gott“, sagte Alice, „man versucht sich doch bei allem etwas zu denken, wenn man viel einsam ist. Und du mußt auch nicht alles nur für Phantasie halten. Vieles ist so. Z. B. ist etwas in diesem dunklen Menschen, das mich sehr traurig macht. Und das Schlimmste ist — — —“ Aber Alice redete nicht gleich weiter, sondern sah eine Weile melancholisch in die Ferne. Man hätte denken können, es käme jetzt ein sehr subjektives Bekenntnis, eine wahre Offenbarung. Melanie mochte gar nicht stören mit Fragen zuerst, so sehr sie jetzt aufhorchte.

„Siehst du,“ sagte Alice resigniert, „Menschen, die Tiefe haben — denen sieht das Leid aus den Augen. Jeder Mensch ist ein dunkler Grund. Wenn die Sonne hinein scheint, ist ein heller Grund zu sehen. Alles schwankt. Mir ist auch manchmal nicht froh.“

„Mit dir wird er sich gern unterhalten haben,“ sagte Melanie, auch in Träume verloren. „Solche Weisheit, das ist Wasser auf seine Mühle.“

„Nein“, sagte Alice, „er hat es immer vermieden, mit mir zu tanzen — und also auch mit mir zu sprechen.“ „Er ist gewiß ziemlich hochmütig“, sagte sie ganz kalt, als Graf Franz zurückrief, daß sie die Wagen heimschicken und lieber durchs Dorf gehen wollten. Dann spazierte man den Dorfweg entlang und bog in einen Obstgarten ein, der in hohem Grase stand, und schritt durch ein altes Eichen tor, das ein Wärtel mit tiefer Devotion den Herrschaften geöffnet hielt, indes er vor sich einige unverständliche Worte fast hersang, den Hut noch immer tief haltend und den Körper krümmend, als sie schon auf den Alleen des Parks hinwandelten.

Und wie sie die erste Biegung des Gartenweges erreicht hatten, sahen sie den jungen Michael im Schatten einer alten Kiefer auf einer Bank sitzen. Aber im nächsten Augenblick war er auch schon aus seinem Sinnen aufgesprungen und kam ihnen heiter und sicher in froher, lustiger Sommertracht entgegen, den Hut in der Hand ein paar mal verbindlich neigend und dann plötzlich, wie zum Ausdruck einer besonderen Freude ausgelassen in die Luft werfend. Er war zwar bleich. Aber seine Stimme klang klar, und seine Augen schienen nichts zu verraten, daß er in irgendeiner

Unruhe oder gar in schlimmerem lebte. So grüßte er verbindlich, ließ sich, wie wenn er ihr unbekannt wäre, Alice vorstellen, ohne mehr als sich zu verbeugen, küßte Komtesse Melanie die Hand und Vetter Franz auf die Wange und reichte Komtesse Eva spröde die Hand mit einem neckischen Lächeln, weil er mit ihr immer ein wenig den Spötter und Nieder zu spielen in den letzten Wintergesellschaften gleichsam zur Gewohnheit gemacht hatte. Dann ging man lässig wandelnd dem Schlosse zu.

* *

Wie der alte Adelsmarschall, in der Hand einen Weidenzweig, mit dem er ununterbrochen achtlos tändelte, sich bald viele Male hintereinander das runde Knie klopfend, bald auch eine nach der andern die großen, die Pferde belästigenden und herumwirrenden Staubfliegen auf der Wagendecke und gelegentlich, wie zum Spaß und mit Zuruf am Rücken des Kutschers oder Dieners treffend, unter das Schloßportal einfuhr, standen die jungen Herrschaften zufällig an der Beeteinfassung des großen Rasenplanes, der junge Graf Michael unter ihnen. Der alte Riese tat, als sähe er nicht, als sein Sohn sofort zum Wagen geeilt war und ihm, indem er einen Diener wortlos beiseite stieß, beim Aussteigen zu helfen suchte. Denn es war eine Aktion, ehe der mächtige Koloss aus einem Wagen heraus fest auf der Erde stand.

Graf Gregor nickte Michael noch auf der andern Seite im Wagen stehend zu.

Aber der Adelsmarschall hatte sich nur schwer in ganzer Macht nun aufgerichtet, tat mühsam und plump tastend einen Schritt und ließ sich bedächtig von dem Trittbrett auf die Steinstufe des Schloßeingangs nieder — rechts und links behutsam gehalten, ließ sich seinen Staubmantel abnehmen und seinen mächtigen Rundhut aus Stroh — aber nichts sonst — keine Begrüßung sonst — kein Wort sonst, kein Blick auch — keine Acht, als wenn außer seinem Nachbarn und Freunde, dem alten Schloßherrn, noch irgend jemand anwesend wäre, den er zu beachten, irgendwie nötig hätte. Es war eine peinliche Pause. Die jungen Herrschaften, Graf Franz und die beiden Komtessen, auch Alice waren sogleich, um nicht Beobachter zu sein, zurückgetreten. Graf Gregor, der sonst einen heiteren Gedanken zu rechter Zeit zu ergreifen wußte, konnte zum eigenen Verdrusse im Augenblick keinen anderen Ausweg finden, als dem jungen Herrn Michael schweigend, und nicht ohne einiges Wehleid im Blicke, hinterrücks die Hand zu geben. Als der gewaltige Herr und Vater an ihm vorbeigeschwankt und gleich ohne Aufenthalt weitergegangen war.

„Wenn ich dem Herrn Sohn und Abgeordneten begegnen sollte,“ sagte der streng, ohne sich rückzuwenden, und als spräche er nur zu Gregor, „dann muß ich einstweilen tun, als wenn gar nichts zwischen uns wäre. Denn dieses miserable Geschäft kann man doch nicht auf offener Straße erledigen.“

„Nun, mein werter Vetter,“ sagte der alte Gregor, zwinkerte dem jungen Grafen zu und fand ein wenig Heiterkeit wieder. „Ich halte dafür, daß wir den Waffenstillstand für diesen ganzen Tag proklamieren. Ich schlage durchaus vor, daß wir die weitere Auseinandersetzung auf eine bestimmte Stunde gegen Abend verlegen.“

„Gut, lieber Gregor“, sagte der erregte Alte und sah sich nicht um, als er den Gang um die Ecke — den jungen Herrn im Vestibül, mit dem Hute in der Hand,

gleichgültig zurücklassend — verschwand. „Gut,“ sagte er, „ich finde den Vorschlag gut.“ — „Waffenstillstand ist gut —“, blieb er nun vor Gregor stehen, wie nur noch die Diener um sie waren — und lachte krampfhaft, wie geschüttelt plötzlich — und war dann, ebenso schnell stumm werdend, ohne Acht von Gregor geschieden und schwerfällig in kurzen Schritten in seine Zimmer eingetreten.

* *

Graf Michael stand bleich im Vestibül. Lange hatte er nicht so sich vergessen. Lange hatte er nicht so Würde und Selbstgefühl außer acht gelassen. Er war auf der Stelle stehen geblieben, als wenn ihn die Verachtung des Alten wie eine Pagode hingepflanzt hätte, daß er sich einfach nicht bewegen gekonnt. Er stand auch noch immer mit dem Hute in der Hand, gerade wie der Kleiderständer aus den Elchgeweihen daneben. Oder er stand auch leblos wie der gewaltige Kopf des Urß, der im Vestibül aus der weißen Wand ragte. Er kam erst zur Besinnung, als zum Empfange von Gräfin Anna Jungfer und Dienerschaft neu ins Portal traten.

Was sonst selten passierte, Michael hatte etwas in sich, was ihn blind machte gegen alle Schidlichkeit. Er wollte geradezu fliehen. Die Diener hatten ein seltsames Lächeln in den Augen. Das Fliehen gelang nicht. Es waren nur einige hastige Wendungen gewesen, denn nun kam auch Graf Franz zurück und die Komtessen. Und Alice kam. Alle scheinbar froh. Alice begrüßte die Gräfin Anna mit Handkuß. Alle sahen in der Sommerwärme frisch aus. Graf Michael trat deshalb vom Treppenhause ebenfalls ins Vestibül zurück und ging der eintretenden, hochgerichteten, sanften Dame in Silberseide und violettem Rapottchütchen bleich und zögernd entgegen.

Die alte Gräfin nahm seine Hand mit Güte. Michael küßte die weißbehandschuhte Hand. Aber er war noch immer wie gebunden. Er kam sich unglaublich lächerlich vor. Wie ein dummes Kind. Er fand kein Wort, wie bei einer Rondolenz. Er konnte seine Blicke nicht einmal mit Hohn wappnen. Wie er so herabgekommen war, erinnerte er sich gar nicht. Als er ankam, war er noch in voller innerer Haltung gewesen, jetzt mußte er erleben, daß er mit einer Leichenbittermiene dastand. Die jungen Menschen draußen standen und sahen, wie die ehrwürdige Gönnerin zu ihm trat und ihm mit voller, schweisgsamer Teilnahme in die Augen sah, ohne daß er Würde und Schärfe wieder fand. Sie standen und sahen es. Auch Alice sah es. Er wäre am liebsten in die Erde gesunken, oder als ein Maulwurf in einen Erdschlupf verschwunden. So jämmerlich war er sich nie bisher erschienen. Und die Gräfin Anna brach erst das Schweigen und sagte sanft: „Ich denke, daß es noch einen Kampf geben wird. Aber wir müssen hoffen zu gutem Ende.“ „Ja, bester Michael!“ sagte sie dann halb vorwerfend, halb mitleidig, daß es die draußen alle hören mußten. Michael hatte einige Schritte mit ihr gemacht. Dann besann er sich. Dann blieb er zurück. So daß ihm die alte Gräfin noch einen freundlichen Blick, mit ihrem Schirm einen zärtlichen Wink, und schließlich ein auf Wiedersehen zurückgab.

In Alice war ein Gedanke aufgeblüht. Ihr war entsetzlich peinlich, daß sie plötzlich alles begriff und gewissermaßen aus seiner beleidigten Seele alles empfand. Sie

hatte lange geschwiegen. Alle hatten geschwiegen. Franz und Melanie machten ängstliche Gesichter. Gräfin Eva zerpflückte einen Stengel und eine Blüte in der Hand und ging mit jenen voraus. Man schritt ohne Worte. Michael, der unversehens herausgetreten, ging lange schweigend mit Alice. Es war auch Alice augenblicklich unmöglich zu reden. Was in ihr vorging, konnte sie nicht allen gleich in die Ohren schreien. So waren sie eine lange Weile unter dem Schatten der alten Kastanienwege hingewandelt.

„Ist es wahr, daß Sie nicht Halt und Ziel haben, wenn Sie in der Stadt leben?“ sagte sie dann plötzlich, als die Vorangehenden, um eine Baumgruppe gebogen, außer Sicht kamen. Als wenn sie eine Mutter wäre oder eine Pflegerin, die nach der Gesundheit fragt. Aber sie sagte es unglaublich gütig zugleich, so unglaublich innig, ohne Absicht, sie konnte so wenig verbergen, daß sie gar nicht zürnte ob des Geschehenen, daß Graf Michael in sein Auge wie Leben bekam — Staunen — und wenn es das richtige Wort wäre: eine ganz unerwartete Leichtigkeit, daß er noch vollends stehen blieb, in die Schatten einer alten Pappel hochsah — sich reckte — und ganz freimütig Alice lange ansah. Alice war eben im Begriff sich in den Schatten neben einer Gnomenbank ins Gras zu setzen.

„Sehen Sie sich neben mich“, sagte sie heiter, und breitete einen leichten Blumenstrahl aus, dessen einer Zipfel frei neben ihr lag.

Aber wie sie allein waren, wurde es doch stumm. Alice kam von neuem das peinliche Gefühl, daß sie der ganzen Begegnung hatte beiwohnen, und eine gewisse Entwürdigung des Mannes hatte mit ansehen müssen. Es drückte sie, weil auch Michael noch immer schwieg.

„Seltsam,“ sagte sie dann ganz aus freien Stücken, „daß Sie hierher gekommen sind und nicht gewußt haben, daß Sie sich hier demütigen würden.“ Graf Michael sah ins Gras — und hörte nur. Die Worte klangen hart und angenehm.

„Sagen Sie mir einmal offen: Sie werden es gewiß für eine Dreistigkeit halten, was ich sagen will“, redete Alice. Aber es lag auch wieder ihre ganze Sicherheit und Fröhlichkeit im Ton. Und man konnte nicht zweifeln, daß es auf ein gutes Ziel zuging.

„O, Gott! — nein,“ sagte Michael — „sprechen Sie nur — wirklich — ich weiß nicht! Sie sprechen wie ein Freund. Es macht mir eine sonderliche Bewegung. Sie kennen mich nicht — Sie wissen nicht — hoffentlich wissen Sie nicht —“, sagte er dann fast scherzend, — „denn alles zu wissen, ist nicht immer das Himmelreich.“

„Freundschaft wider Freundschaft“, sagte sie auf einmal bestimmt und gütig.

Und dann begann sie selbst sicher und frei zu reden.

„O, ich weiß schon,“ sagte sie, „daß Sie alles nur tun um Ihrer Eitelkeit und Ihrer Zerstreuung, Ihrer momentanen Launen willen. Das ist nicht besonders. Aber es tut auch nichts. Auch daß Sie im Winter Graf Philipps um meinetwillen zur Rede stellten und ihn vor die Pistole forderten, war nur eine Laune. Sie kannten mich ja gar nicht. So etwas tut man einfach um der Noblesse willen.“

„Ja, Gott — das —“, sagte Michael.

„Sagen Sie mir einmal offen, worum es sich hier in der ganzen Angelegenheit handelt,“ sagte Alice — „damit ich Ihnen raten könnte.“

„Sie können mir nicht helfen —,“ sagte er einfach und sah sie lange an, sah ihre Stirn an, die sich niederbeugte, sah, daß die Adern wie sanfte, blaue Runen in

der Stirn lagen — sah, daß die Lider schwer sich senkten und der Blick melancholisch im Graß einen Räser verfolgte, und daß der Mund, dieser süße, junge, unberührte Mund, aus dem die sanften Fragen mit ganzer Sicherheit kamen — lange wie schmerzlich geschlossen lag.

„Ich werde Ihnen etwas sagen“, begann Alice neu und sprang auf. „Alle derartige Zermürfnisse haben etwas Erniedrigendes. Weil schon ein Leben zu Lust und Laune erniedrigt. Mit einer Hingabe leben, das erhebt die Kräfte. Ein Magnet muß ziehen, sonst wird er schwach. Ich könnte nicht leben, als nur so da zu sein und nichts weiter. Ich treibe Musik. Ich arbeite ernst. Wenn es auch nicht bedeutend ist. Für mich bedeutet es alles. — O! — Aber es nützt auch nichts, wenn Sie sich erst entwürdigend lassen. Gehen Sie einfach fort. Gehen Sie. Kommen Sie nicht erst zu Ihrem Vater. Er wird in sinnloser Wut sein. Er wird auch Grund haben. Und Sie werden nicht zur Besinnung kommen. Sie wollen sich nicht abwenden und finden nicht, was Sie hält. Sie wagen Ihr Leben für jeden Menschen. Sie werfen sich weg für jeden. Das ist es. Unser Leben muß uns für etwas wert sein. Ihnen ist es in allem unwert für jeden Preis. Da ist nicht viel zu wünschen.“

Graf Michael war wie in innerstem Erstaunen. Zärtlich waren Alices Worte, sanft und unglaublich schön und klingend — und streng, daß er fast errötete und sie erst wieder ansah, als er sich lange besonnen hatte.

„Was will sie? Was ist ihre Absicht?“

Ihre Lippen lagen von neuem wie im Schmerz geschlossen. Das Auge voll Feuer glomm in Trauer. Sie schien fast, wie einer Erregung nicht Herr zu werden.

„Sie haben wunderbare Dinge zu mir geredet“, sagte Michael leise.

„Sagen Sie nicht wunderbar“, meinte sie fast demütig. „Was notwendig war“, sagte sie. — „Ich mußte Zeuge Ihrer Erniedrigung und Schmach sein, und nun fühle ich die Schmach mit“, sagte sie. „Aber ich möchte um alles, daß Sie jetzt wenigstens weiterer Schmach entgingen!“ —

„Es ist nicht das eine Mal“, redete sie erregter weiter, „Sie haben ein Vermögen im Spiel verloren. Das ist mir nur ein Zeichen jenes anderen Lebens. Sie haben das Besitzen satt und wollen sich Schmerzen machen, scheint's. Ich rate Ihnen nicht, wenn Sie nicht die Bitterkeit und der Schmerz dieses Augenblicks auf den Weg bringt. Ich empfinde, daß es anders werden muß. Wenn Sie es nicht empfinden!“

Die Unterredung wurde jäh abgebrochen. Die Komtessen kamen und brachten Alice rote Netten und hingen sie ihr auf die Schulter und unter die dunkle Flechte am Ohr. Sie schritt, wie befreit und stark. In ihren Augen lag ein leichtes, glückliches Lachen. Am Tische, wohin man sich begab, war ein wunderbar freier Ton — eine Emporgerichtetheit lag in den Jungen. Der junge Franz konnte laut und froh von der Jagd erzählen — vom Morgen — und die Komtessen lachten ohne Besinnung. Die alte Gräfin Anna empfand wie eine Loslösung, ohne zu wissen. Der prustende Riese schien gleichmütig zu speisen. Und Graf Michael saß ohne Gedrücktheit, ganz zurückgewonnen unter den andern, sah oft zu Alice hinüber, ohne je einem Blick von ihr zu begegnen. Es hatte ihn wie zu sich gebracht, daß das gute, starke, wahre Mädchen das äußerste von ihm wußte und klar und mit Zärtlichkeit menschliche Schmerzen und Fehler ansah.

(Fortsetzung folgt.)

Preußens Anleihe.

Unsere Finanzminister sind im allgemeinen nicht Männer von neuen großzügigen Ideen. Seit Miquels Abgang haben wir keinen einzigen gehabt, der die Anforderungen an einen Durchschnittsminister überragt hätte. Und auch Freiherr von Stengel, dem ein guter Ruf voranging, hat bisher den Beweis nicht zu erbringen vermocht, daß seine Hand stark genug ist, das Deutsche Reich aus der Finanzmisere zu retten. Seine Steuerprojekte haben bisher wenig Anklang gefunden, und selbst wenn man sich ihnen sympathisch gegenüberstellen würde, kann man nirgends eine gewisse Originalität erkennen. Vielleicht ist er zu alt, vielleicht der Widerstand zu groß, den er (trotz allen gegenteiligen Versicherungen) bei den Bundesregierungen findet. Seit mehr als zehn Jahren wird über den ständigen Kursrückgang der deutschen Reichs- und Staatsanleihen geschrieben, werden Vorschläge gemacht, dem Uebel abzuhelpen. Journalisten, Volkswirte, Geheimräte und ordenslüsterne Bankiers haben sich den Rang streitig gemacht, Mittel zur Abwendung der Kursentwertung zu finden. Sie alle gipfelten in der Hauptsache entweder darin, größere Absatzmöglichkeiten für unsere Anleihen zu schaffen oder den Zinsfuß zu erhöhen. Auch das einfachste Mittel, den Staatskredit einzuschränken, nicht immer, wenn der Frühling naht, mit einer neuen Anleihe schwanger zu gehen, ward von den Finanzärzten empfohlen. Natürlich ohne Erfolg; denn hierzu wäre zunächst die Einschränkung der Heeres- und Marinerüstungen notwendig; und daran denkt im Deutschen Reich ernsthaft kein Mann der Regierung. Die Gefahren wurden in dunklen Farben geschildert; recht häufig sogar übertrieben. Eine solche Uebertreibung scheint mir der Hinweis zu sein, Deutschland werde im Kriegsjahre kein Geld bekommen. Die deutsche und preußische Staatsschuld beträgt insgesamt etwa 12 Milliarden Mark; davon mögen im Besitze der Banken sich höchstens 200 Millionen Mark befinden. (Bei der Auflösung des letzten Anleihekonsortiums wurde viel Aufhebens davon gemacht, weil die Banken noch über einen Betrag von 123 Millionen Mark verfügten.) Kann man, da so beträchtliche Summen untergebracht wurden, im Ernst davon sprechen, dem Deutschen Reich würde im Notfalle der Kredit verweigert werden? Die Gefahr liegt nicht in der Unmöglichkeit, neue Anleihen unterzubringen, sondern allein in der kursmäßigen Entwertung des Besizes. Schon durch Erhöhung des Zinsfußes um $\frac{1}{2}$ oder gar 1% wäre der Absatz weit stärker.

Und trotz allen Klagen ist fast jede Anleihe bisher zwanzig- bis vierzigmal überzeichnet worden; nicht zum geringsten Teil freilich mit Hilfe der sogenannten Konzertzeichner, jener Subskribenten, denen nur daran gelegen ist, einen möglichst großen Betrag zu erwerben, um die Differenz zwischen dem niedrigeren Emissions- und meist höheren Börsenkurse zu verdienen.

Die neueste Emission der preußischen konsolidierten Anleihe, mit deren Veröffentlichung wir am Sonnabend überrascht worden sind, beweist, daß man endlich gewillt ist, neue Bahnen zu beschreiten. Herr v. Rheinbaben, dem man eine so umwälzende Idee vielleicht am wenigsten zugetraut hätte, muß eingesehen haben, daß es so nicht mehr weiter geht. Die Kalamität am Geldmarkte hat das kaum Glaubliche ins Bereich der Wirklichkeit gerückt. Ob freiwillig oder unter dem Zwange der Notwendigkeit; der Finanzminister ist zu loben; mag der Plan auch nicht seinem Hirn, sondern dem des neuen Reichsbankdirektors, des Herrn Havenstein, entstammen. An der Börse (und darum natürlich auch in dem größten Teil der Finanzpresse) ist Herr v. Rheinbaben getabelt worden; nicht, weil er den Käufern der Anleihe eine höhere Verzinsung vorschlägt, sondern weil er das Verbrechen begangen hat, vor der Majestät der Großbanken die Reuerenz zu verjagen. Die neue Anleihe wird nämlich zum erstenmal ohne Hilfe eines Bankenkonsortiums begeben; sie wird durch die Vermittlung des preußischen Staatsinstitutes den Käufern direkt angeboten. Ich finde, daß dieser Weg sehr glücklich gewählt ist, und daß nicht der mindeste Anlaß zur Empörung vorliegt. Fortgesetzt haben die Banken behauptet, an der Emission deutscher Reichs- und Staatsanleihen seit einer Reihe von Jahren nichts verdient zu haben; es kann ihnen daher doch nur angenehm sein, an solchen Geschäften nicht beteiligt zu werden. Allerdings wendet man an der Börse ein, daß auch aus rein praktischen Gründen die Umgehung des Bankenkonsortiums ein Fehler war. Hierdurch werde der Markt der Anleihen der Stützung beraubt, den die Banken gewähren würden, wenn sie durch Konsortialbesitz an der Kursentwicklung interessiert sind. Mit Verlaub; wann haben denn die Banken die deutschen Anleihemärkte gestützt? Sie haben, das ist freilich anzuerkennen, eine Zeitlang den Kursrückgang zu verhüten gesucht; doch als die Beträge, die sie hätten aufnehmen müssen, zu groß wurden, haben sie den Markt sich selbst überlassen. Ich kann hierin nicht einmal ein großes Unrecht sehen, aber ich kann auch die Ansicht nicht vertreten, daß die Regierung

Schaden erleidet, oder töricht handelt, wenn sie die Bankwelt ausschließt.

Der Groll der Börse entstand noch durch eine andere Eigentümlichkeit der neuen Emission. Die Regierung hat, so hieß es, die Börse überrascht; sie hat plötzlich die Subskriptionsbedingungen in wohlvorbereiteter Form auf den Tisch der Banken flattern lassen, ohne die Herren Bankdirektoren vorher in vertraulichen Gesprächen von ihrem Vorhaben zu unterrichten. Wozu sollten die Banken vor anderen Sterblichen Kenntnis erhalten? Glaubt einer, sie hätten irgendeinen Einfluß auf die Emission gewinnen sollen? Dann hätte man sie beteiligen müssen, nicht von der Hilfe ausschließen können. Und will man uns einreden, die frühzeitige Kenntnis hätte nicht eine spekulative Ausnutzung des Planes zur Folge gehabt? Glaubt man, die Herren wären so edelmütig gewesen, ihre Bestände an alten Anleihen zu behalten, statt sie, bevor der Kurs ins Weichen gerät, rasch an den Markt zu bringen? Als Herr Möller durch die Dresdner Bank vor etwa 3½ Jahren Aktien des Bergwerkes Hibernia kaufen ließ und dann die Verstaatlichungs-offerte machte, wurde an der Börse, in Zeitungen und im Parlament mit Recht bemängelt, die zeitige Bekanntgabe an ein einzelnes Bankinstitut sei ungehörig und habe der Spekulation Tür und Tor geöffnet. Jetzt ist's wieder nicht recht, wenn die Diskretion wirklich bewahrt wurde.

Verständiger scheint, doch nur bei flüchtiger Betrachtung, der Einwand, daß der Zeitpunkt für die Emission nicht glücklich gewählt sei, weil der Geldmarkt noch zu sehr belastet ist und man erst jetzt nach den Anforderungen zum Quartalsstermin ein wenig aufzuatmen beginne. Doch auch hier ist zu fragen: Sollte der Finanzminister warten, bis andere Bundesstaaten, bis vor allem die Städte den nur für die schwierigste Zeit zurückgestellten Anleihebedarf gedeckt haben? Wenn die neue Emission mißglückt, könnten die Banken von einem Erfolg reden. Aber ich glaube daran nicht, glaube vielmehr, daß der Erfolg recht groß sein wird. Ein Bedürfnis zur Kapitalanlage ist, wie die Entwicklung der Rentenkurse in den letzten Monaten gezeigt hat, in bescheidenem Umfange bereits vorhanden. Der vorläufig noch hohe Bankdiskont von 7½ % beweist nicht das Gegenteil, denn die Geschichte der Anleihenkurse belehrt uns, daß in ihnen eine Erleichterung des Geldmarktes immer viel eher zum Ausdruck kommt, als in den offiziellen Zinssätzen der Reichsbank, die sich nicht so rasch den Fluktuationen des Geldmarktes anzupassen vermögen, wie die Kurse der Rentenwerte. Auch ist nicht einzusehen, warum die Regierung nicht

in einigen Monaten ihre Aufforderung zur Subskription wiederholen kann. Es scheint, daß man, um die Wiederholung zu ermöglichen, den Weg gewählt hat, nur solche Zeichnungen zuzulassen, auf die eine Sperrverpflichtung (mindestens bis zum 31. Dezember 1908) eingegangen wird. Da es somit verkäufliche Stücke vorerst nicht gibt, braucht die Zulassung zum Börsenhandel in diesem Jahre nicht zu erfolgen, und es wird die bei Einführung einer Börsennotiz vorhandene Gefahr beseitigt, daß bei einem nochmaligen Bezugsangebot zum jetzigen Kurse die Besitzer ihre alten Stücke verkaufen können, um neue zu beziehen. Wenn die Besitzer unter der Hand Sperrstücke veräußern und der Käufer einen höheren Preis als den Emissionskurs zahlt, so geschieht das auf eigenes Risiko, und die Regierung trifft für den Verlust keine Schuld. Darum hat man wohl auch von einer Begrenzung des aufzulegenden Betrages Abstand genommen, weil man bei einer Wiederholung der Emission nicht gut wieder einen neuen Betrag angeben könnte.

So vernünftig der Beschluß der Regierung also ist, so konnte man sich doch nicht davor bewahren, einen Fehler zu begehen, der sich freilich erst später rächen wird. Um nicht ganz offen zu gestehen, daß der vierprozentige Typ die einzige Möglichkeit schafft, einen günstigen Subskriptionserfolg zu erzielen, hat man das System der automatischen Zinsherabsetzung gewählt. Nach zehn Jahren sollen nur 3¾ % Zinsen gezahlt werden; nach weiteren fünf Jahren sogar nur 3½ %. England hat mit diesem System des Schatzkanzlers Goschen keine guten Erfahrungen gemacht. Der Rückgang der englischen Anleihenkurse, der in den letzten Jahren dort ebenso starken Unwillen erregt hat, wie dieselbe Erscheinung in Deutschland, ist zu einem großen Teil darauf zurückzuführen, daß die Ermäßigung des Zinsfußes in einem Moment vorgenommen werden mußte, wo der Burenkrieg dem Lande starke Opfer auferlegt hatte. Es ist unmöglich zu wissen, ob in zehn Jahren der Geldmarkt die Herabsetzung des Zinsfußes gestatten wird. Sollte sich innerhalb dieses Zeitraums Deutschlands Volksvermögen so stark vermehrt haben, daß die Einführung eines niedrigeren Anleihezinses möglich erscheint, so wäre die Konversion immer noch der vorherigen Festlegung einer automatischen Herabsetzung vorzuziehen.

Dennoch aber ist dem preussischen Finanzminister, schon weil er einmal die alten, ausgetretenen Geleise verlassen hat, ein Erfolg zu wünschen. Der Widerstand, der auch bei den Kollegen gefunden wurde, war gewiß nicht gering. Selbst Herr von Stengel war wohl von der Idee nicht gerade entzückt; sonst hätte er,

wie es früher fast regelmäßig geschah, die Emission der Reichsanleihen gleichzeitig mit Preußen vorgenommen. Oder hat Herr Geheimrat Dr. Koch, der noch bis zum 1. April die Reichsbank leitet, ein Veto eingelegt? Wie dem auch sei: Das Deutsche Reich wird ietzt, nachdem Preußen einen Schritt vom Wege gewichen ist, nichts anderes tun können, als dem Beispiel zu folgen. Und wenn der Mutige vom Glücke begünstigt wird, geht man vielleicht auch endlich dazu über, nicht bloß die Emissionsmethode zu ändern, sondern (was mir noch notwendiger erscheint) neue Absatzquellen für unsere Anleihen zu schaffen. Bruno Buchwald.

Musik.

Die Königliche Oper brachte gleichzeitig mit dem in Deutschland zum ersten Male aufgeführten zweiaktigen Musikdrama „Therese“ von Massenet eine Neu-Einstudierung des „Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius. Die Zusammenstellung der traurigen (in jeder Hinsicht traurigen) Therese mit dem heiteren Barbier — die übrigens für das deutsche Werk einen glänzenden Triumph bedeutete — war recht lehrreich. Massenets Sert-dichter Jules Claretie hat sich eine pikante Geschichte mit wildbewegtem „historischen Hintergrunde“ ausgedacht: der Liebhaber, der im Hause des rechtmäßigen Gatten als politischer Flüchtling Schutz und Gastfreundschaft genießt; die von dem Gatten angebetete Frau, die mit dem andern fliehen möchte, obwohl sie auch den einen liebt; die Greuel der Revolution, von denen man anfangs nur von weitem vernimmt, die dann aber brutal in die Szene hineinspielen. Welch ein Aufwand! Und trotzdem: welch eine Langweile strömt von den beiden Akten aus! Wie wirkungslos ziehen all die Dinge vorüber, von deren stofflichem Reiz allein schon die Autoren wahrscheinlich einen starken Effekt erwarteten! Es ist wie ein schlecht erzählter Zeitungsroman, schlecht für die Bühne hergerichtet. Und da will man uns immer einreden, die Franzosen seien die geborenen Dramatiker, die Leute mit dem Theaterblut! Auch Massenet, der alte Theaterpraktiker, hat nicht bemerkt, welche Schwächen dem Libretto anhaften; er hätte sonst wohl den Versuch gemacht, die leeren Stellen durch ein wenig musikalisches Feuerwerk, auf das er sich sonst gut versteht, zu überdecken. Nichts davon! Sein gleichgültig rieselndes oder grob dreinschlagendes Getöse macht die Langweilige noch langweiliger.

Und nun zu Cornelius. Sein Stoff hat gar nichts Pikantes; er ist fast unerlaubt harmlos. Aber wie charmant und wichtig die

Aufmachung! Wie lebendig sind die Figuren, wie reizvoll bewegt die flott wechselnden Szenen! Und dabei in der Musik: welch lebenswürdige Schwärmerei, welche Süße in den lyrischen Partien, welch feiner Humor überall, welch entzückende Einfälle im Orchester, und welch ein geschmeidiger Fluß im Ganzen trotz der oft komplizierten Arbeit! Immer aufs neue entzücken den Musiker die geistreichen Einzelheiten dieser Partitur, die das Muster- und Meisterbeispiel einer feinkomischen Oper darstellt. Freilich, das ist keine Entdeckung; hundertmal ist es schon ausgesprochen worden. Nur fällt einem dabei stets Lessings Epigramm ein:

Wer wird nicht einen Klopstock loben!
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erheben,
Doch fleißiger gelesen sein!

Daß der „Barbier“ ein Kleinod unter den heiteren Opern ist, das weiß die Welt! Wer wird den „Barbier von Bagdad“ nicht loben! Doch wird ihn jeder aufführen, vor allen Dingen: wird ihn jeder anhören? . . . Da hapert's!

Merkwürdig genug, da doch die Rufe nach dem Bringer der leichten, heiteren und doch vornehmen Oper immer aufs neue erhoben werden! Welches Genre von heiterer Oper mag da nur gemeint sein? „Benedikt und Beatrice“ von Berlioz, „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Götz, „Falstaff“ von Verdi, „St. Foix“ von Hans Sommer, „Die Abreise“ von d'Albert, die „Feuersnot“ von Strauß . . . ist kein Stück darunter, das dem Ideal jener ersehnten „heiteren Oper vornehmen Stils“ nahekäme? Oder ist das Verlangen nach der Lustspieloper vielleicht nur eine „gebildet“ klingende Redensart, die verdecken soll, daß man sich gestern im neuesten Operettenschlager himmlisch amüsiert hat? . . .

Aus den Konzertsälen. Der Beginn der zweiten Hälfte der Konzertsaison erhielt ein etwas interessanteres Gepräge dadurch, daß in verschiedenen Veranstaltungen neue und unbekannte Kompositionen der Oeffentlichkeit unterbreitet wurden. Bescheiden nur war die Ausbeute in einem Kammerkonzert, das James Simon mit eigenen Arbeiten bestritt. Eine kluge, tüchtige Verwendung der Mittel, sorgfältiges Vermeiden alles Gewöhnlichen, in einigen Liedern (dem „Gäerspruch“ von Conr. Ferd. Meher 3. B.) ein sicheres Erkennen für stilistische Erfordernisse: das etwa ist das Rühmliche, was hier zu verzeichnen war. Nach Regungen eines Temperaments, einer Persönlichkeit gar, lautete man vergebens. — Bei Busoni, der es in diesem Winter leider bei nur einem Orchesterabend mit neuen und selten

aufgeführten Werken bewenden lassen will, hörte man neben einem effektvollen, aber inhaltlich nicht viel besagenden Violinkonzert des Veranstalters und einem vorwiegend durch die Orchestriertechnik interessierenden Bacchanal von P. Ertel eine sinfonische Fantasie „Pohjolas Tochter“ von Jean Sibelius, die den Eindruck machte, als sei in ihr mit Absicht jeder farbenfrohere Effekt vermieden und die Nüchternheit zum Prinzip erhoben worden. Sibelius interessiert den Musiker immer durch melodische oder harmonische Eigenheiten; so frostig, wie in diesem Stück, hat er sich aber wohl selten gegeben. Liszt war es, der an diesem Abend alles überstrahlte mit dem „Mazeppa“ und den drei Petrarca-Sonnetten, die in der fast unbekannten Gesangsausgabe (eines darunter von Busoni geschmackvoll instrumentiert) zu Gehör kamen und durch die eigene Glut ihrer Melodik hoffentlich manche verschrobene Ansicht über den Komponisten Liszt etwas modifiziert haben. — Ein ganzes Konzert war dem 1906 in Königsberg verstorbenen Tonseher Konstanz Berner gewidmet, dessen Bedeutung nach Ansicht seiner Freunde in der breiteren Öffentlichkeit seither nicht genügend gewürdigt wurde. Soweit sich nach den vorgeführten Kompositionen (Solosänge und Frauenchöre) eine Meinung gewinnen ließ, war Berner eine kernernte Musikernatur von im Grunde konservativem Charakter, aber mit glühender Sehnsucht nach manchen leuchtenden Blüten, die er auf dem Neulande der modernen musikalischen Kunstübung locken sah. Wenn mancherlei Zwiespältiges, was so in seine Schreibweise geraten ist, sich nicht überall störend bemerkbar macht, so liegt das in erster Reihe an dem warmen Gefühlston, der aus den wertvollsten seiner Gesänge hervorklingt, und der diesen zuversichtlich nach und nach zu der ihnen gebührenden Schätzung verhelfen wird.

SSS

Musikalische Rundschau.

Eugen d'Albert, über dessen komische Oper „Tragalbaba“ in Nr. 27 des „Morgen“ eine mit Eusebius gezeichnete, von einem gelegentlichen Mitarbeiter herrührende Besprechung erschienen ist, teilt uns mit, daß bis in jenem Referat enthaltene Angabe, seine Oper sei in der kurzen Zeit von fünf Monaten komponiert, gedruckt und einstudiert worden, auf einem Irrtum beruhe. Rudolf Lothar habe ihm vielmehr im Jahre 1903 bereits das Textbuch zu „Tragalbaba“ übergeben, 1904 sei die Komposition begonnen und zu Weihnachten 1906 vollendet worden. Offenbar hat das unter dem Vorwort zum Textbuch zu lesende Datum „Meinau, Juni 1907“ den Referenten irre-

geleitet. d'Albert stellt fest, daß der Klavierauszug der Oper bereits gedruckt vorlag, als Lothar das Vorwort schrieb. Die Schlüsse, die in der Besprechung an die irrtümliche Annahme geknüpft wurden, sind damit natürlich hinfällig. — [Nachschrift d. Red.: Diese Notiz war bereits in Satz gegeben, als Herr d'Albert in einer Berliner Tageszeitung eine den gleichen Fall betreffende Richtigstellung veröffentlichte. Deshalb Herr d'Albert sich plötzlich entschloß, in einem anderen Blatte „sein Recht“ zu suchen, obgleich er (wie er selber bekannt gibt) wußte, daß es ihm an dieser Stelle nicht vorenthalten würde, ist uns nicht recht verständlich.]

*

Cosima Wagner feierte ihren siebenzigsten Geburtstag. Als vor einem Vierteljahrhundert sich die Gruft des heimgegangenen Meisters schloß, da war „Baireuth“ ein Kampfsthema und eine Zielscheibe des Hohnes und Spottes und ein Vergnügen für viele. . . . „Steht denn das neunzehnte Jahrhundert wieder vor einem Bankrott der Menschheit, und ist der Elkel vor dem Dasein, wie uns einige blasierter, musik- und poesiesatte Roués der Kunst einreden wollen, wirklich ein so verbreiteter, daß wir Anachoreten des heiligen Berges zu Baireuth werden mußten? Solange die Mehrzahl den Glauben an die Zukunft der Menschheit nicht verloren hat, solange wir auf das Vaterland hoffen, auf deutsche Politik, Kunst, Wissenschaft und Industrie vertrauen, halten wir es lieber mit den genügsamen Bewohnern des Tales, betrachten uns den furchtbaren Berg von unten und sehen in ihm nicht mehr als eine effektvolle Theaterdekoration.“ . . . So klang ein vielbeachteter Widerhall nach des Meisters letzter Sat. Wohl gab es ein Häuflein, das von anderem Empfinden beseelt war. Sein wurde gespottet. Baireuth werde vorübergehen wie eine Wolke, so dachte man. Aber die Getreuen harrten aus; und ihr Mühen um den Fortbestand des Werkes erhielt Ziel und Zusammenhalt, als sich fand, daß ihnen in der Lebensgefährtin des Meisters eine Bannerträgerin erstanden war, die mit hohem Sinn und wundervoller Energie das Erworbene zu bewahren und lebenskräftig zu erhalten trachtete. Gleichgültig, wie die Wirksamkeit Cosima Wagners im einzelnen beurteilt wurde. Der Name dieser Frau ist aus der Geschichte der deutschen Kunst nicht mehr zu löschen. — Baireuth bildet heute kein Kampfsthema mehr; Hohn und Spott sind verstummt. Ein Kulturymbol ist uns der Name, wie der Name Weimar. Und wir preisen die Siebzigjährige glücklich, daß sie das erleben durfte, die beiden Namen als strahlendes Zweigestirn leuchten zu sehen.

Randbemerkungen.

Zur Rundfrage über Maximilian Harden.

Maximilian Hardens großes publizistisches und satirisches Talent bewundere ich und glaube, daß er stets bemüht gewesen ist, dieses schöne Talent in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen. Der Politiker Harden kämpft leidenschaftlich gegen alles, was ihm die Wohlfahrt Deutschlands zu beeinträchtigen scheint. Aber in jedem echten Publizisten und Satiriker steckt auch ein Künstler. Der Kampf, der Spott, die Negation sind die Kunstform der Satire, sie bedarf ihrer als ihrer Ausdrucksmittel. Jeder Künstler liebt die Form seiner Kunst um ihrer selbst willen. Der Politiker bekämpft um eines praktischen Zweckes willen, der Satiriker muß etwas haben, das er bekämpfen kann, um seine Kunst darin auszuleben. Hier, meine ich, liegt die Quelle für manche Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die nicht als solche gewollt sind, die nicht persönlichen Motiven entspringen; allein, wo der Politiker vielleicht schonen würde, da hält der Satiriker unerbittlich an dem Stoffe fest, der seiner Kunst willkommen ist, unbekümmert darum, ob er die Zwecke des Politikers gefährdet.

Eduard Graf Reysnerling.

Sind wir gesund?

In den letzten Wochen haben wir wieder und wieder die beruhigende Versicherung vernommen, daß deutsche Volk sei gesund, kerngesund. Dieses beglückende Attest wurde jedoch meist auf eine bestimmte Schicht des Volkes beschränkt, und zwar versicherten konservative Blätter, der Adel sei vorbildlich rein, liberale Organe rühmten die Sittenstrenge des Bürgertums und die sozialdemokratische Presse stellte mit Genugtuung fest, daß die sogenannte arbeitende Klasse von unangetasteter Urkraft strohe. Allerdings war jede einzelne Gruppe geneigt, die Gesundheit als ihr Monopol in Anspruch zu nehmen und die anderen Gruppen

für durchseucht zu erklären. Wer aber diese Tendenz als peinlichen Erdenrest ignorierte, der mußte durch Addition zu dem Satz gelangen: Das deutsche Volk ist gesund.

Wenn wir diesen Satz mit Nutzen näher betrachten wollen, so müssen wir vorausschicken, daß seelische Gesundheit gemeint ist. Und wer ist seelisch gesund? Schlicht gesprochen: derjenige, der stark, mutig, aufrichtig und gütig ist. (Die Güte — Uebermenschen und Realpolitikern sei es gesagt — darf einem Negerstamm, nicht aber einem Kulturvolk fehlen.) Wer diese populäre Definition anerkennt, der wird vielleicht doch ein wenig an der Behauptung zweifeln, daß die Gesundheit des deutschen Volkes völlig intakt sei.

Lassen Sie uns unsere prominenten Männer, unsere staatsmännische Weisheit und unsere bewährten Institutionen ein wenig anschauen!

Unsere prominenten Männer sind die Minister; sie sind es aber nur dem Range, nicht der Persönlichkeit nach. Bei aller Anerkennung ihrer soliden oder charmanten Qualitäten werden wir kaum sagen dürfen, daß sie stark, mutig und aufrichtig sind. (Gütig sind sie.) Wir haben es oft erlebt, daß Minister an die Spitze eines Ressorts berufen wurden, für welches sie weder Interesse noch Kenntnisse mitbrachten, und daß sie die Berufung annahmen, statt dem Monarchen zu sagen: „Ich bin für diesen Platz nicht der rechte Mann, Euer Majestät werden leicht einen Besseren finden; ich würde den Staat schädigen, wenn ich durch Annahme des Postens verhinderte, daß dieser Bessere gefunden wird.“ Wir haben es erlebt, daß Beamte aus relativ untergeordneten Stellungen in Positionen erhoben wurden, denen sie nach ihren amtlichen Unte-
zedentien gar nicht gewachsen sein konnten, und daß sie es nicht versuchten, den Herrscher über seinen Irrtum aufzuklären. Ist es katonisch, ein bißchen Selbsterkenntnis und Resignation zu verlangen? Gewiß nicht. Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe. Im bürgerlichen

Leben kommt es oft genug vor, daß ein Mann eine Stellung, die ihm zugebach ist, aus inneren Bedenken ablehnt. Es sollte selbstverständlich sein, daß ein Gentleman nicht mehr übernimmt, als er leisten kann. Aber die leitenden Männer fühlen sich seit Caprivis uneligem Beispiel zu militärischem Gehorsam verpflichtet. Daß durch diese Auffassung der Staat geschädigt, die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit annulliert wird, scheinen sie nicht zu begreifen. Sie treten ihr Amt an, arbeiten das vorliegende und eingehende Material sine ira et studio auf, bringen kein eigenes Programm mit, stellen keine Ziele auf, weisen keine Wege an. Die Motive ihres Handelns sind fast niemals in der Sache, sie sind fast stets „oben“ zu suchen. Der Kanzler, von allen der Klügste, begnügt sich doch, von der Hand in den Mund zu leben: er führt die Existenz eines politischen Proletariats. Das artige Zwischenspiel, daß dieser lächelnde Menschenverächter kürzlich im Reichstag aufführte, zeigte wieder einmal recht deutlich seine Technik. Die Situation ist ungetrübt, da werden künstlich Wolken zusammengeblasen. Sieh', o Herr, wie schwierig die Lage ist! Und im Nu sind die Wolken zerstreut. Sieh', o Herr, was dein Diener vermag! Der Kanzler darf von sich sagen: „Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg,“ denn er ist Meister darin, auf der eigenen Bahn Hindernisse aufzutürmen, um sie forträumen zu können. Nirgendes aber ist ein rüstiger Fortschritt zu erblicken. Der soll unmöglich sein? Unmöglich soll es sein, ein vernünftiges und volkstümliches Wahlrecht für Preußen zu schaffen? Der Konservativen wegen? Für die Konservativen gibt es ein Zauberwort, es heißt: „Mein Junge.“ Magnaten und Stoppelhopper, sie parieren alle, wenn nur die Regierung ernstlich will, denn die Karriere des Jungen, der Assessor oder Leutnant, Attaché oder Kammerjunker ist, zwingt zu Konzessionen. Der Weg fände sich schon, wenn nur der Wille da wäre. Und welch ein Mißverhältnis zwischen den Zwecken und den Mitteln! Man denke an die letzte Wahlkampagne, den nationalen Aufschwung,

die nächtlichen Reden des Kaisers und des Kanzlers und vergleiche damit das politische Ergebnis: Das Reichsvereinsgesetz und die Börsengesetzreform. Die augenblickliche politische Lage gleicht dem letzten Akt des Schauspiels: „Stein unter Steinen.“ Der Block steht „auf Hochkant“, und nun beherrscht nur die eine Frage die Gemüter, wann der auf der Rippe stehende Block fallen und wen er zerschmettern wird. Ist diese Politik gesund? Wenn Sumpflust gesund ist, ja.

Und nun die Gegenspieler, die Volksboten. Neigen sich, beugen sich. Lassen sich vom Kanzler koramieren und versprechen, es nicht wieder zu tun, statt ihm zu sagen: „Durchlaucht, Kollege Baasche hat hier zwei Minister kritisiert. Sachlich, sogar höflich. Dies von ihm gestern gegebene Beispiel, daß Sie so sehr empört, werden wir auch in Zukunft befolgen, denn dazu sind wir hier. Sie scheinen sich mit Bismarck zu verwechseln. Ziehen Sie jede beliebige Konsequenz, es geht auch ohne Sie, aber glauben Sie nicht, hier im Volks Hause den Zensor spielen zu können!“ Aber unsere Volksvertreter, zumal die liberalen, sind ja in einer üblen Lage. (Im Reichstage freilich nicht so sehr wie im Landtage.) Täglich kommt irgendein Wunsch aus dem Wahlkreis; hier soll eine Schule gebaut, dort eine Chauffee angelegt, hier ein Hafen geschaffen, dort eine Sekundärbahn bewilligt werden, die Liste ist unendlich. Von der mehr oder minder prompten Erfüllung dieser Wünsche hängt die Erneuerung des Mandates ab. Die Erfüllung der Wünsche liegt aber in den Händen der Ministerialbezernten. Daher gibt es so wenige unabhängige Volksvertreter, daher ist die Regierung, wenn nicht ein Dummling oder ein Schwächling an der Spitze steht, immer stärker als das Parlament. Die Konservativen sitzen seit hundert Jahren in der Macht, das Zentrum verfügt über eine imposante Organisation, die liberalen Parteien müssen am meisten betteln. Sie sollten am meisten Rückgrat haben, aber mit Rückgrat betteln ist schwer. Daher sind unsere bürgerlichen Volksvertreter alle so flaumweich, so wundervoll abgeflärt. Ein Parlament, das sich den letzten Bülowcoup

ohne ein Wort des Protestes bieten läßt, ist schwerlich ganz gesund.

Nun haben wir ja zur Korrektur aller Uebelstände die Presse, aber unsere Presse hat leider — *exceptis excipiendis* — in der letzten Zeit gezeigt, daß ihr alle staatsbürgerlichen Rechte gleichgültig sind, wenn es gilt, einen verhassten Gegner zur Strecke zu bringen. Und wenn Harden der böseartigste Schurke des Jahrhunderts wäre, so hätte doch die liberale Presse die Pflicht gehabt, gegen die Erweiterung der staatsanwaltlichen Kompetenz, die hier pragmatisch erfolgt ist und einen höchst bedenklichen Präzedenzfall bildet, mit allen Kräften zu protestieren. Das haben leider viele Blätter, die die Freiheit auf ihre Fahne schreiben, versäumt. Ein nationalliberales Blatt war schamlos genug, es zu tadeln, daß der Amtsrichter Kern über die Instradierung des Prozesses nicht „belehrt“ worden sei. (Ich kritisiere die liberale Presse, weil ich ihrer Richtung am nächsten stehe.) Während der ganzen Debatte war die Tonart so trivial, gehässig und niedrig, daß man nur ausrufen konnte: *Cloaca maxima!* Mut, Aufrichtigkeit und Güte war in den Blättern nicht viel zu finden; Liebedienerei, Fälschung und Neid überwog bei weitem. Die Presse hat die Pflicht, sich selbst schärfer zu kritisieren als irgendeinen anderen Stand, und ich weiß, daß mancher angesehenen Journalist mit mir übereinstimmt, wenn ich in dem Verhalten des größten Teiles der Berliner Presse Fäulnisssymptome zu erkennen glaube.

Wer dies alles zugibt, wer Regierung und Bureaukratie, Parlament und Presse, Justiz und Verwaltung unbarmherzig unter die Lupe nimmt, der pflegt doch meist hinzuzufügen, die Armee wenigstens sei völlig intakt. Wir wollen es hoffen. Es macht aber immerhin einen befremdenden Eindruck, wenn Verfehlungen, die das Ganze schädigen und schänden, nicht bestraft werden, wenn der Apparat der Ehrengerichte gegen den Oberst Gädke, aber nicht gegen den Grafen Hohenau in Bewegung gesetzt wird, wenn die höchsten Chargen nichtsahnend in einem Wollenkuckuckusheim zu leben scheinen, wenn der Kriegsminister im Reichstag mit

apodiktischer Sicherheit Behauptungen aufstellt, die sich unmittelbar nachher als unzutreffend erweisen. Es muß auch einmal ausgesprochen werden, daß in den denkenden Kreisen der Armee im Hinblick auf die Heeresleitung ein Pessimismus herrscht, wie er in diesem Umfang und dieser Intensität vielleicht noch niemals vorhanden war.

Wir alle tragen schuld. Alles stände anders, wenn wir mehr Bürger und weniger Lakaien wären. Wir werden erst dann gesunden, wenn wir aufhören, vor allerhand Mandarinen in Ehrfurcht zu erstarren. Erziehung zur Mannhaftigkeit . . . das ist, mit Gurlitts gutem Wort gesprochen, das Ziel für uns alle. Vor allem lautet die Parole, die immer aufs neue wiederholt werden muß: entschlossener Widerstand gegen alle Selbstherrschergelüste! Der Byzantinismus, die unwürdige Speichelleierei hat oben begonnen, ist ins Volk gesickert und droht, es zu verseuchen. *Hoc fonte derivata clades in patriam populumque fluxit.*

Die Frage, die hier erörtert wurde, ist heute die wichtigste von allen. Gewiß, der englisch-russische Vertrag bedeutet etwas, aber viel, viel mehr bedeutet die Erkenntnis, daß die politischen Werte durch die ethischen Werte bedingt sind. Wir sind eingekreist, das ist schlimm, aber diplomatische Kombinationen vergehen, Bündnisse zerfallen. Entscheidend ist nur das Eine, ob wir das Wort Fichtes: „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel gleichbedeutend!“ in Gegenwart und Zukunft ohne Schamröte nachsprechen können. Gelingt es uns, unsere seelische Gesundheit zu bewahren, uns Kraft, Mut, Aufrichtigkeit und Güte als kostbaren Besitz zu sichern, so sind wir unüberwindlich.

Eduard Goldbed.

Frank Wedekind und das Problem des Theaters.

I.

Wedekinds ästhetische Bedeutung liegt — in der moralischen Persönlichkeit. Die deutsche Literatur ist reich an solchen problematischen

Poeten: Lessing, Friedrich Schlegel, Novalis — nur einige der größten zu nennen. Lessing, einer der wirklich führenden Geister seiner Rasse, bejaß nicht die Spur vom Dichtertum etwa eines Hölderlin; Friedrich Schlegel, vielleicht der glänzendste Schriftsteller vor Nietzsche, spiegelt sich in unzähligen Bruchstücken eines nur im „Formalen“ der Individualität sich zur Einheit schließenden Werks, Novalis, neben Herder das tiefste, jedenfalls das reichste aller „zusammenschauenden“ Genies der Deutschen, freier, leichter, „vegetativer“ selbst als Goethe, hinterläßt gleichfalls bloß Fragmente. Die Literatur war diesen ungeheuern Potenzen nur ein Ausdrucksmittel, eine Wesensäußerung neben gleichwertigen andern, niemals wie den großen romanischen und slawischen Gestalten als Schaffens-Lebensziel. Alle sind sie als Schriftsteller gewissermaßen Eklektiker: Lessing, der Polemiker, geht auch als Muster-Dramatiker bei der französischen Vernunft (Diderot) in die Lehre, Schlegel, der nicht ohne tieferen Zusammenhang den aphoristischen Moralisten Chamfort preist, schreibt die für den deutschen Dilettantismus bezeichnende „Lucinde“, Novalis dichtet im Stil des lutherischen Gesangsbuches und entwirft seinen Osterdingen — als stilistische eine Meisterleistung —, von Tieck überschattet, nach dem Wilhelm Meister-Schema.

Welcher wahrhaftige Verehrer des nach Erkenntnis ringenden menschlichen Ingeniums aber möchte dieser „Problematischer“ missen, wer einen Jean Paul daran geben für einen der wichtigen „naturalistischen“ Techniker?

In diesem Zusammenhang, aus diesem Gesichtswinkel heraus ist die Erscheinung des seltsamen Dichters Frank Wedekind zu fassen, zu beurteilen.

Wedekind ist wie Schlegel, wie Novalis ein Dilettant, wie Lessing ein Doktrinär, wie Jean Paul ein Gestalter ohne ruhig-sichere Bildnerhände.

Von einem andern Standpunkt aus ist Wedekinds antitheatralische Dramatik zu betrachten. Die schwerfällige Bühnenformel „Wedekind“ bedeutet eine der bedeutsamsten

Entwicklungsphasen der Bühne überhaupt. Sie ist ein Uebergang, keine Erfüllung, sondern eine Zerstörung, offenbart gegen ihre eigentliche „Absichtlichkeit“ eine technische Tendenz. Doch davon später.

Der dramatische Dichter Wedekind tritt als Revolutionär des szenischen Gehalts auf: er schreibt (1891) die Tragödie der Pubertät („Frühlingserwachen“). Man tut dem genialen Erstling unrecht, wenn man ihn als einen schätzbaren Beitrag zur Reform der sexuellen Jugendberziehung ins Inventar des freisinnigen Doktrinarismus bucht. „Frühlingserwachen“ ist wie jede starke und eigenartige deutsche dichterische Tat — wie „Werthers Leiden“, wie „Die Räuber“ — ein Erlebnis. Während aber der junge Schiller den Unmut des unter der Korporalsfuchtel sich bäumenden Individualismus in das romantische Abenteuer der böhmischen Wälder „poetisierte“, gibt Wedekind in losen Shakespeare-Lenz-Szenen scheinbar realistische Ausschnitte, im Grund abförende Verallgemeinerungen. Sicherlich „will“ Wedekind die Groteske der ängstlich und ungeschickt, äußerlich und halbschlüchtig gehüteten Sexualentwicklung zeichnen. Jede Dichtung „sagt“ etwas, das man vom Gymnasiallehrer extrahieren lassen kann. Und es heißt, eben keine große Entdeckung gemacht haben, wenn man befindet, Wedekind sei ein Sexualethiker oder sonst ein Apotheker. Aber das Wesenhafte einer Dichtung ist denn doch das Dichterische, und eben das Dichterische lebt sinnfällig in diesem prangend erwachten Frühling — wie leider in keinem zweiten Werk des problematischen Poeten.

Richard Schaul.

Vom Böhertisch.

Camille Flammarion: Unbekannte Naturkräfte. (Julius Hoffmann.)

Ueber Spiritismus und verwandte Gebiete spricht hier der Direktor der Pariser Sternwarte.

Carl Hauptmann: Einhart, der Lächler. (Marquardt & Co.) Roman in 2 Bänden.

Der Weihnachtsroman von 1907.

Die Mode, Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert. (F. Bruckmann, München.)

Ein Buch, das des Interesses in weitesten Kreisen sicher ist.

Otto Julius Bierbaum: „Mit der Kraft,“ Automobilia. (Marquardt & Co.)

Lustige Geschichten, die jeden Automobilen erfreuen und dem Autosport neue Freunde erobern werden.

Lothar Schmidt: Der gerettete Selbstmörder. (Georg Müller, München.)

Ein Band flott geschriebener Novellen dieses bestbekannten Schriftstellers.

August Strindberg: Historische Miniaturen. (Georg Müller, München.)

Wilhelm Fischer: Lebensmorgen, Erzählungen. (Georg Müller, München.)

Laucadio Hearn:

Koto, Blicke in das unbekannte Japan.

Jumo.

Kokoro, mit Vorwort von Hugo v. Hofmannsthal.

Jedes dieser Bücher (Rütten & Loening,

Frankfurt a. Main) ist inhaltlich und sprachlich ein Kunstwerk.

Jacobsen: Novellen, Briefe, Gedichte (Eugen Diederichs) in der geschmackvollen Ausstattung, die man bei dieser Verlagsanstalt gewöhnt ist.

Ernst v. Wolzogen: Der Bibelhase, Roman. (Engelhorn.)

Hanns Heinz Ewers: „Das Grauen,“ Novellen. (Georg Müller.)

Multatuli-Briefe. (Rütten & Loening.) 2 Bände.

Fr. v. Ostini: „Deutsche Illustratoren.“ (Franz Hanfstaengl, München.)

Auf den Weihnachtstisch!

Deutsche Hausmusik aus vier Jahrhunderten. (Marquardt & Co.)

Notiz.

Franz Wedekinds neueste dramatische Arbeit wird in den nächsten beiden Hesten des „Morgen“ veröffentlicht werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Pennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmerstraße-Berlin W. 50, Gislebenerstraße 11. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittel, Wien I, Graben 28. — Druck von Vag & Garleb S. m. b. S., Berlin W 57, Bülowstraße 66.

Schluß der Inseraten-Annahme für das nächste Heft (Nr. 3 vom 17. Januar cr.) Freitag, den 10. Januar cr.

Inserat-Preise: Die 2mal gespaltene Nonpareille-Zeile (66 mm breit) 1 Mk. Die Reklame-Zeile (66 mm breit) 2 Mk.

Fernsprecher: Amt VI, 2271.

Für Juristen und Nationalökonomien

Lesen ich im I. Quartal 1908 folgende Kurse:

I. Die Technik der Börsengeschäfte

Sonntag nachmittags 1/2 5—7 Uhr. Anfang: 11. Januar.

II. Theorie u. Technik der Bankgeschäfte

(mit der Hand der neu erscheinenden Bankbilanzen)

Freitag abends 8—1/2 10 Uhr. Anfang: 10. Januar.

Anmeldungen u. Prospekte bei der Redaktion des Plutus, Charlottenburg, Goethestr. 69.

Georg Bernhard,

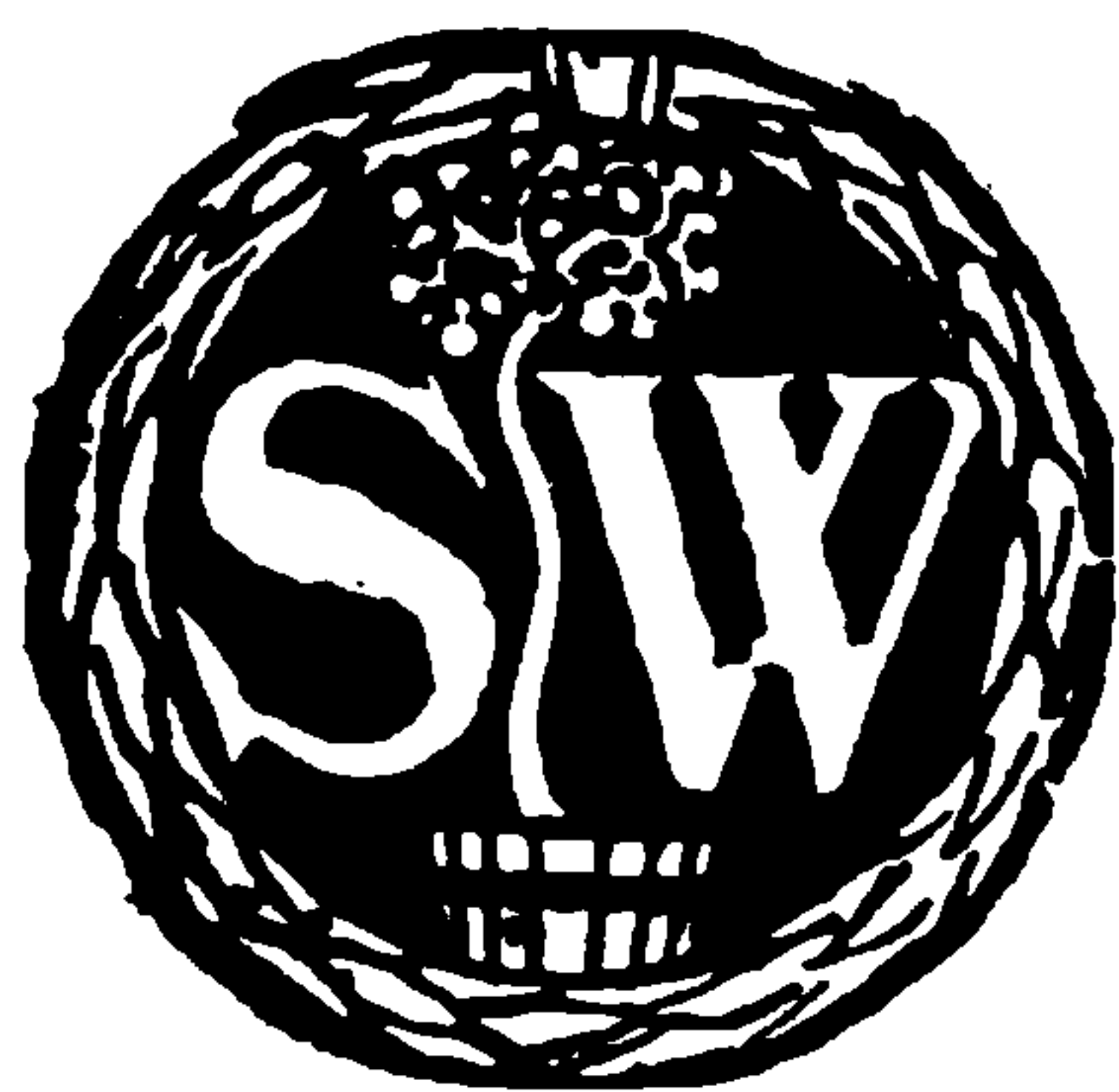
Herausgeber des Plutus.

LEIPZIGER VEREINIGTE WERKSTÄTTEN FÜR WOHNUNGS- EINRICHTUNGEN

E. O. M. B. H. KLOSTERGASSE 9 TEL. 14675

EINRICHTUNGEN IN EINFACHER UND ANSPRUCHSVOLLER AUSFÜHRUNG :: DURCHDACHTE ZWECKMÄSSIGKEIT, VERSTÄNDNISVOLLES EINGEHEN AUF BESONDERE WÜNSCHE. SORGFÄLTIGER, HANDWERKSMÄSSIGER ZUSAMMENBAU.

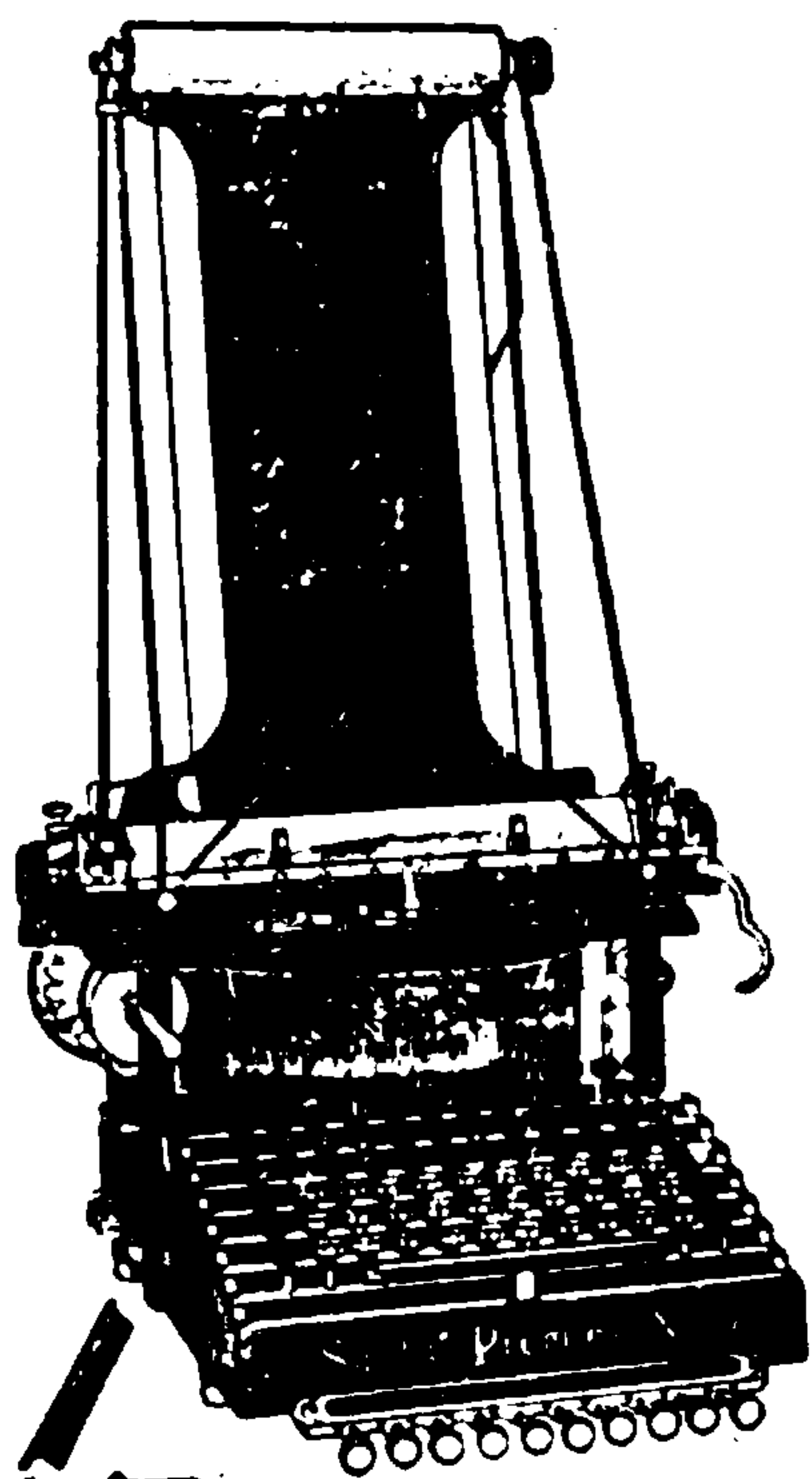
KÜNSTLERISCHE LEITUNG:
PAUL WÜRZLER-KLOPSCH
ARCHITEKT
WESTSTRASSE 68 III. TELEPHON 10235



AUSSTELLUNG PROF. SCHULTZE - NAUMBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G.m.b.H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke))

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: :: ::



Zeit ist Geld!

Wie beides gespart werden kann, lehrt auf das
glänzendste unsere neue

Formular-Schreibmaschine „Smith Premier“

Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen
es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, Monats-
Rechnungen, Konto-Auszüge in aller kürzester Zeit
fertig zu stellen.

Unentbehrlich für kaufmännische und
Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.

Prospekte gratis und franko von:

Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 62.

Soeben erschien im Verlage Georg Müller, München:

Hanns Heinz Ewers: Das Grauen.

Seltene Geschichten, geb. Mf. 3.50, geb. Mf. 5.—. (Inhalt u. a.: Die Tomatensauce — Die Herzen der Könige — Der tote Jude — Die Wasserleiche — Die Topharbraut — Mamaloi &c.)

Wer das Schaffen von Hanns Heinz Ewers verfolgt hat, der wußte wohl, daß gerade von ihm noch überaus Bedeutungs-
volles zu erwarten war; denn Ewers ist ein Einzigartiger in der deutschen Literatur. Er läßt sich nicht in eine bestimmte
Rubrik unterbringen, denn dafür ist sein Wollen und Können zu stark. Sein vorliegendes Buch berechtigt vielleicht dazu,
ihn den romantischen Dichter modernster Kultur zu nennen. Weit gereist, hat er überall das Seltsame, das Merkwürdige,
fern ab vom Wege Liegende gesucht und aus jenen erlebten und erträumten, ihn selbst am stärksten ergreifenden Stimmungen
hat er ergreifende Novellen geformt mit der unerhörten Phantasie eines G. E. A. Hoffmann, eines E. A. Poe und
Willems de l'Isle Adam, unserer Zeit wertvoller als selbst die Novellen dieser Großen, weil Ewers die härteren
Mittel modernen Kunstgeistes formen halfen. Kein lebender Autor vermag den obengenannten Geschichten auch nur
etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Unsere Zeit will ja so gern das Gruseln lernen. In immer größeren
Mengen werden Detektivstudie und Kriminalromane verschlungen — aber das wahre Gruseln hat man immer
noch nicht gelernt. Nun: Hanns Heinz Ewers ist ein Dichter, der mit unerhörter Kunst seinen Zaubertrank mischt —
man lese das Buch, und man hat das Gruseln gelernt.

• •
• •

Inhalt

• •
• •

	Seite		Seite
Preisanschreiben	77	Bruno Buchwald	Das Branntwein-
Karl Schnitzler	77		monopol 99
Andrew Carnegie	79	Kurt Mey	Musikalische Schriften 101
Franz Wedekind	82		Randbemerkungen:
Carl Hauptmann	87	August Strindberg	Mensch unter Menschen 102
	87	B.	Ein Gespräch unter vielen 103
Willi Handl	96	Eulenberg	Ulrich Fürst zu Waldeck 104
Alfred Schattmann	98	Vorträge. Notizen	104

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.



SEIDENHAUS
MICHEL & C^{IE}
HOFLIEFERANTEN.

BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,
ECKE MARKGRAFENSTRASSE.

GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS
— FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETS —
MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD

FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN
UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROSEN.

::::: SPECIAL-ABTHEILUNG FÜR ::::::
LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÖCHER,
FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHÄRPE ETC.












Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Kritik.

Nummer 3

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

17. Januar 1908

Preisauschreiben.

Wir wiederholen hiermit unser Preisauschreiben, an dem sich Jeder, gleichviel, ob er Abonnent des „Morgen“ ist oder nicht, beteiligen kann. Bedingung ist, daß der Umfang der Novelle acht Seiten nicht übersteigt, und daß die Arbeit bis zum 15. März in Händen der Schriftleitung ist. (Anonyme Zusendung ist nicht erforderlich.) Die beste Novelle erhält den Preis von Mk. 2000.— Das Preisrichteramt haben übernommen:

Professor Georg Brandes, Kopenhagen / Universitätsprofessor R. M. Meyer, Berlin / Carl Hauptmann, Mittelschreiberhau / Dr. Artur Landberger, Berlin / Otto Julius Bierbaum, Fiesole / Ernst Freiherr von Wolzogen, Darmstadt.

Zwischenspiel.

Reminiscere. Als Ferdinand Lassalle am 16. Januar 1863, also (merkwürdig) heute vor vierundvierzig Jahren von der (sehr merkwürdig) vierten Kammer des ehemaligen Berliner Stadtgerichts wegen „Gefährdung des öffentlichen Friedens“ zu (merkwürdig) vier Monaten Gefängnis verurtheilt wurde, ließ er das Urtheil drucken und gab seiner Begründung einen Commentar mit auf den Weg, der mit den Worten schloß: „Und nun gehe hin, Urtheil! Lieber wollte ich vier Monate im Gefängnisse sitzen, als an deiner Stelle sein, als sein wie du; und glaube mir: es werden gar viele sein, die, wenn sie eine solche Alternative hätten, wählen würden wie ich!“ Für das am 4. Januar von der vierten Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin gefällte Urtheil empföhle sich dasselbe Verfahren. Und wenns kein Anderer thut . . . Die Empfindungen Lassalles sind mir nicht allzufern. Wir reden noch davon. Heute nur: vor acht Tagen stellte ich eine Reihe Fragen und bat um Auskunft. Bis heute warte ich vergebens auf Antwort. Ich hoffe, sie kommt recht bald und fällt recht deutlich aus. Und da ich grade von Fragen rede: ist wahr oder ist nicht wahr, daß man die Frau von Elbe mit der Drohung mürbe zu machen suchte, es würden, wenn sie nicht eine Revision ihres Erinnerungsvermögens vornehme, Angriffe gegen ihre Frauenehre erfolgen, die ihr jetzt vielleicht sehr unbequem werden könnten? Ich bitte um Auskunft. Ferner: Der Geheim Justizrath und Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel fragte Herrn Dr. Magnus Hirschfeld (einen Mann, nehmt Alles nur in Allem), ob er wieder ein Gutachten abzugeben gedenke, und schüchtern

den Herrn mit der Erklärung ein, daß er in diesem Falle dem Gutachter recht unbequeme Fragen zu stellen gedenke. Herr Magnus Hirschfeld fiel auf den Rücken, rebozierte felerlich und gab ein dem Angeklagten ungünstiges Gutachten ab. Die „objektivste Behörde der Welt“ aber hatte plötzlich nicht mehr das Bedürfnis, die angebotenen Fragen zu stellen. Das sei festgestellt. Ferner: Herr Landgerichtsdirektor Lehmann gehörte dem Gerichtshof an, der, im Dezember 1900, den Bankier Sternberg, auf Grund von ein paar, nicht mühelos erhaltenen, Prostituirtenausfagen, ins Zuchthaus schickte und von Harden in der „Zukunft“ etwas unsanft angefaßt wurde. Das sei festgestellt. Ferner: Dieser Gerichtshof hat damals den Vertheidiger Sternbergs, den Justizrath Sello, als Zeugen vernommen, und auf Antrag eines jungen Staatsanwalts (den Herr Isenbiel am Schluß höflichst belobte) nicht vereidigt. Auch Das sei festgestellt. Et hoc meminisse juvabit. Ich enthalte mich aller Aeußerungen, aller wohlfeilen Commentationen, und bemerke, daß ich noch immer eifrig bemüht bin, mir den Glauben zu wahren, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin lediglich dem Druck unbewußt wirkender Umstände erlegen ist.

*

Chronica. Auch in Aethiopien giebt's warme Brüder. Ein Rudel Hitzköpfe schwärzester Couleur stattete den Italienern um die letzte Dezembermitte einen Besuch in Lugh ab und führte eine Fantasia auf, die dem Europäerhäuflein gefährlich zu werden drohte. Genau ein Jahr nach der Unterzeichnung des englisch-französisch-italienischen Abkommens. Wer die Initiative zu dem reizenden Spielchen ergriffen, wer es eronnen hat, steht noch nicht fest. Möglich, daß Herrn Tittoni die Lorbeern Pichons (dessen letzter Streich wieder meisterhaft; wie die Haltung unserer Presse) nicht schlafen lassen; möglich auch, daß der schlaue Menelli nicht Lust hat, das Schicksal Abduls Uziz zu theilen und den Harrenden einen kleinen Wink geben wollte, daß er trotz des Alters noch immer mit Späheraugen die Dinge dieser Erde betrachtet. Jedenfalls ein Handel, der uns vorläufig nichts angeht. Konnten, mußten wir nun nicht still sitzen? Nein; schon liest man wieder, daß wir uns bei der diplomatischen Aktion betheiligen wollten, die den alten Fuchsen zur Raison bringen soll.

*

Fraktion loquax. Am zehnten Januar wurde im preußischen Landtage über die freisinnige Interpellation gesprochen, die die Regierung um Einführung des Reichstagswahlrechts und andere Wahlbezirktheilung ersuchte. Wochen, Monate lang schon hörten wir von der geplanten großen That, von ihren möglichen Folgen, ihrem Einfluß auf die innere Politik des Reiches. Hörten, wie der Freisinn endlich sich besinnen, der Welt zeigen wolle, daß er in der vor Jahresfrist geschlossenen Vernunftthe mit den Conservativen das männliche Element darstelle. Viele haben an das nahende Wunder geglaubt; geglaubt, daß die Herren Wlemer, Kopsch, Müller-Meinungen und Genossen sich endlich wieder auf ihre Pflicht besännen. Hundertmal wurde den Lesern ja erzählt, daß des Kanzlers Geschick in den Händen der neuesten Dreieinigkeit liege. Nun wird, nun muß sich doch zeigen? Kein Gedanke. Fürst Bülow kennt die Herren zu genau und hat, als kluger Kopf, von König Eduard und Clemenceau gelernt, wie man mit Schwägern umgeht. Seine Antwort auf die Interpellation war eine glatte Absage, von einer Schroffheit, wie sie kaum je einer Regierungspartei zu Theil geworden ist. Die Absage zu motiviren, fand er überflüssig (Mit Recht; die Folge hat's gelehrt). Eine Partei von Selbstachtung hätte nach so schwerer Provocation den einzig möglichen Weg, der ihr zu gehen blieb, nun ohne Säumnis beschritten. Richters haltlose Epigonen empfinden anders. Prompt wird, ohne Widerstand, Alles heruntergewürgt, was man zu schließen

bekommt. Nur nicht verrathen, daß man fast am Ekel stirbt; nur — man sieht: die Rollen haben gewechselt — nur keine inneren Krisen. Und das läßt sich „entschiedenen Liberalismus“ schimpfen, hält sich für eine Kulturmacht, den Repräsentanten zukunfts-trächtiger Werthe? Wo, wann je hätte das Centrum, das ihr wie eine felle Dirne zu schmähen wagtet, dessen Umfälle ihr durch Jahre hin mit Hohn und Spott überschüttet habt, sich so verächtlich an seinen Grundsätzen, seiner Vergangenheit vergangen? Mit dem Finger wird künftighin die Schande auf Eure betriebsame Impotenz weisen, der Zeichner dieser Zeiten fragen, wie Furcht und Bescheidenheit sich in diesen Geführten-schädeln begrenzte. Auch von „Freisinn“ sprechen? Nein. Der ist mit den Führern gestorben. Und das haltlos durch unsre Tage schwankende Häuflein ist längst zur Fraktion loquax geworden.

Karl Schnitzler.

Die indische Frage. Von Andrew Carnegie.

Was denken Sie über Indien? Diese Frage stellt man jeden Tag an mich. Ich glaube aber, daß einer, der an den außergewöhnlichen Reichtum und die besonderen Vorzüge Amerikas, dieses bevorzugten Lieblings des Glückes, gewöhnt ist, sehr leicht geneigt ist Indien zu unterschätzen. Wenn ich nach dem urteilen soll, was ich gesehen habe, so kann ich nur sagen, und das als aufrichtiger Freund Englands: Könnte es sich noch heil und mit Ehren aus der Sache ziehen! Im Augenblicke das Land preiszugeben ist selbstverständlich außer Frage; England hat auf weite Landstrecken hin das einheimische Regierungssystem vernichtet und muß nun versuchen, die ruhmvolle Aufgabe fortzusetzen diesen Millionen die Segnungen einer geordneten Regierung zu geben. Wollte es das Land sofort aufgeben, so würde dieser Rückzug das Signal zu einem allgemeinen mörderischen Kampfe sein, Ströme von Blut würden fließen und Gewalttätigkeiten geschehen, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat. Aber wenn England heute Indien als Geschenk erhalten würde und ich für England entscheiden dürfte, ich würde sagen: Dankend abgelehnt! Es scheint jetzt gerade Mode zu sein, von Indien als dem herrlichsten Juwel der englischen Krone zu sprechen, wollte Gott, daß dieser Edelstein nicht einmal eines Tages blutigrot leuchtet!

Ich habe nur zwei Gründe gehört, die man zugunsten des gegenwärtigen Zustandes anführt: Erstens soll Indien einer großen Anzahl von Leuten, die sonst kein Arbeitsfeld finden würden, Platz und Beschäftigung geben; doch glaube ich, daß es noch sehr viel Land gibt, wo diese Herren Platz und Arbeit finden könnten, wenn sie überhaupt fähig sind sich im Kampfe ums Dasein oben zu halten. Wenn man nur immer das wirkliche Interesse Englands im Auge behalten würde, dann brauchten die Beamten weniger Schutz statt mehr als bisher. Der zweite Grund ist ein kommerzieller: Man hat zu beweisen versucht, daß Englands Handel durch die Okkupation Indiens eine große Ausdehnung erfahren hat. Ich möchte aber dagegen einwenden, daß Handelsinteressen allein die Besignahme von fremden Ländern und die Unterwerfung fremder Völker in einem so großen Maßstabe nicht erheischen. Die Besetzung von kleinen Inseln, wenn diese an ganz bestimmten Punkten liegen, sichert den Handel vollständig. Hongkong, ein schmaler Streifen bei Shanghai und noch ein oder zwei Häfen sind genügende Garantien für alle Möglichkeiten, die der Handel annehmen kann. Penang und Singapore erfüllen heute völlig diesen Zweck. Diese Plätze sind von dem

so kostbaren silbernen Fäden umgeben und können von England leicht gegen die übrige Welt verteidigt werden, und — die eingeborenen Völkerschaften werden nicht gezwungen um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen.

Noch einen Gesichtspunkt gibt es, den ich bei dieser Frage nicht unerwähnt lassen möchte, auch nicht als begeisterter Freund Englands: Ich meine, England, die Mutter neuer Nationen und der Hort unterdrückter Völker, spielt in Indien eine falsche Rolle, es muß sich dort den Namen eines Eroberers gefallen lassen. Ich will damit keinen Tadel aussprechen, ich will damit nur sagen, es steuert einen falschen Kurs, und auf diesem Kurse stehen ihm die Sterne nicht günstig. Früher oder später wird es diese Rolle doch einmal aufgeben müssen. Das Ziel der angloindischen Politik ist, alle Energie daran zu setzen, den Samen zu streuen, aus dem eine eingeborene Bevölkerung hervorgehen soll, die fähig ist an der Regierung Anteil zu nehmen, und die sie schließlich ganz in die Hand nehmen kann, deren Verhältnis zu England das sein wird, wie das von Kanada und Australien. Es gibt nur diesen einen Weg für England, und den muß es so bald wie möglich gehen. Es soll von ganz Indien die besten Männer versammeln, ihnen seine Zwecke und Ziele auseinanderlegen und ihnen zeigen, wie hoch sein Streben gerichtet ist, es soll auf Australien und Kanada als Muster hinweisen und dann sagen: Seht, auf eine solche Höhe wollen wir auch euch bringen, wollt ihr unserem Rufe folgen und uns dabei helfen?

Ich spreche zu meinen Lesern als Amerikaner und nicht, wie die Indier sagen, als ein Glied der herrschenden Klasse, als einer der Usurpatoren. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, gebildete Eingeborene ihre geheimsten Gedanken aussprechen zu hören, die in den Ohren eines Engländers wie Verrat geklungen hätten, und solche beachtenswerte Stimmen und Anzeichen von Kräften, die im geheimen tätig sind, sollten die Regierenden in Indien als wertvoll wohl beachten. Obwohl die gebildeten Indier mit den Absichten der englischen Regierung einverstanden sind, wenn sie Ordnung halten will und versucht Recht zu schaffen, soweit seine Justiz reicht, so stehen sie doch diesen Bestrebungen Englands gegenwärtig feindlich gegenüber. Es ist die alte Sache: Man lehrt ein Volk lesen und stellt ihm als die erhabensten Vorbilder — unsere Rebellen vor: Cromwell, Hampden, Sidney, Russell, Washington, Franklin. Lebt ein Eingeborener ruhig und zufrieden in seinem Lande, daß von fremden Eroberern beherrscht ist, so verachten wir ihn in unserem Herzen, denn Loyalität gegen England bedeutet Verrat gegen sein eigen Land, und auf Verräter kann man sich nicht verlassen.

Wenn man in Indien sagt, der höchste Stolz Englands sei, keine auswärtigen Besitzungen zu haben, sondern Nationen zu schaffen, die fähig sind, sich selbst zu regieren — in der Tat eine sehr schöne Aufgabe —, so sollte England langsam aber stetig nach und nach einheimische Elemente hinzuziehen, wo es tunlich ist, dann würde ich das Gefühl haben, daß die Spannung nachlassen würde, daß dann Hoffnung vorhanden wäre auf dauernden Frieden. Die größte Gefahr, gegen die England ankämpfen muß, ist die Opposition der Angloinder. Es wird sehr schwer sein eine Reform durchzusetzen gegen die Köpfe dieser Klasse, die sich allein für kompetent hält einen Rat zu geben, von Engländern, die in Indien Erfahrungen gesammelt zu haben glauben. Ich meinerseits halte diese Leute im ganzen und großen für durchaus inkompetent; es gibt

natürlich Ausnahmen. Der Grund, warum die dortigen Engländer zu völlig verkehrten Anschauungen über die Politik in Indien neigen, ist, weil sie auf dem Sicherheitsventil eines furchtbaren Kessels sitzen. Ob und zu hören sie das Zischen und Brodeln des zusammengepreßten Dampfes, und das macht sie bange, wenn's ihnen zu hörbar in die Ohren tönt. Wenn sie merken, daß man die Spannung etwas verringern und ein wenig Dampf ablassen will, so erschrecken sie, protestieren und sagen, daß ihre Lage dadurch noch schlimmer würde.

Aber wir, die wir weitauf stehen und das Spiel der Kräfte in dem Kessel kennen, wie ich es aus Quellen kenne, die jenen verschlossen sind, wir wissen, daß immer mehr Dampf abgelassen werden muß, wenn man eine schreckliche Katastrophe verhüten will. Die angloindischen Autoritäten sind dagegen gewesen, daß die Eisenbahnen auf Rasten keine Rücksicht nehmen wollten, sie wurden überstimmt. Heute drängen sich alle Rasten in denselben Wagen, um die besten Plätze, und das hat mehr Einfluß auf das Rastenwesen gehabt als alle anderen Einflüsse zusammen genommen. Die Regierung des Mutterlandes war weiser gewesen als diejenigen, die zu nahe standen, um einen klaren Ueberblick zu haben, und so ist diese Maßnahme in jeder Beziehung ein Mittel geworden, die indische Bevölkerung auf eine höhere Kulturstufe zu heben. Nach meiner Ansicht kann England nicht rasch genug sein, um fähige Eingeborene auf seine Seite zu ziehen und ihnen Macht anzuvertrauen. Viel mehr läuft es Gefahr, wenn es zu langsam als zu schnell dabei verfährt.

Im ganzen und großen scheint mir, als ob sich das Kolonisieren nicht lohnte, obwohl es kaum eine edlere Aufgabe gibt, die sich damit vergleichen könnte. Aber die materiellen Vorteile Englands bei seinen Kolonien scheinen nicht groß zu sein: Wird die Kolonie reich, gedeiht sie, so macht sie sich selbständig; ist sie schwach und unrentabel, so fällt sie dem Mutterlande zur Last. Die Kolonien selbst gewinnen offensichtlich in jedem Falle, nichts könnte günstiger für sie sein. Und wenn England sich mit der Rolle einer liebevollen Pflegerin begnügt und seinen Lohn in dem Bewußtsein findet, eine gute Tat getan zu haben — gut, möge es in diesem Bestreben fortfahren. Aber wenn man erwartet, daß diese Kolonien Englands Macht vergrößern und seine Reichtümer vermehren werden, dann soll man möglichst bald Bilanz machen. Ich habe nur ein Gebet: Möge der Himmel Amerika vor dem Kolontenrummel bewahren!

Ein anderer Gesichtspunkt ist die Frage, ob all die Vorteile, die der Einführung englischer Ideen entspringen, soweit sie überhaupt unter einem unterjochten Volk verbreitet werden können, wirkliche und dauernde Güter für eine so niedrig stehende Rasse sind. Einem Uneingeweihten, der nie über die Grenzen seiner kleinen Insel hinausgekommen ist, mag es sonderbar erscheinen, daß diese Frage überhaupt aufgeworfen wird. Englische Zivilisation, Freiheit, bürgerliche und religiöse Freiheit, Ordnung, Geseze und Christentum — sind das alles keine Wohltaten? Gemach, gemacht, mein Freund. Das mögen vielleicht ganz herrliche Errungenschaften für Völker sein, die solche Güter in sich aufzunehmen vermögen, aber für Hottentotten sind diese Güter völlig wertlos. Man zwingt Nahrung von Erwachsenen kleinen Kindern auf und wahrscheinlich kann das nicht gut tun. Der wahre Anhänger der Entwicklungslehre wird solche Versuche nur bedauern.

Ganz allgemein gesprochen kann ich nicht glauben, daß es in der Macht Englands liegt, und selbstverständlich noch weniger in der einer anderen Nation, einer fremden Rasse Segnungen zu bringen, ohne diese Wohltaten durch die unseligen Folgen zu vernichten, die aus jeder fremden Einmischung erwachsen. Wenn man heute auch einem ganz tiefstehenden Volke die Möglichkeit raubt, sich selbst zu regieren — und jede fremde Einmischung tut das — dann wird das natürliche Wachstum eines Volkes nicht nur zurückgehalten, sondern wird in Kanäle geleitet, die ihm seinem innersten Wesen nach fern liegen. Wenn die Einmischung nur vorübergehend ist und neue Nationen entstehen wie Kanadier, Amerikaner, Australier, die sich selbst regieren, dann werden die Bewohner sehr bald patriotisch und arbeiten gern mit an ihrem eigenen Geschick. Aber ganz anders liegen die Dinge in Indien. Niemand kann behaupten, daß unsere Rasse in Indien je festen Fuß fassen wird. Die Engländer sind dort Eroberer und müssen solange als solche betrachtet werden, solange sie überhaupt dort bleiben. Ich hoffe aber, daß sie das nur bis zu dem Zeitpunkte tun werden, wo die Eingeborenen sich selbst zu regieren anfangen werden. Das meiste kann England durch sein Beispiel tun. Die kleinen Inseln: Hongkong, Singapore, Straits Settlements, Shanghai, auch das nicht allzugroße Ceylon lehren die östlichen Völker, was westliche Zivilisation heißt, sie können als Muster dienen, wie verschiedene Wege eine Entwicklung gehen kann, je nachdem die Verhältnisse es erheischen. Selbst das Christentum wird sich weiter ausbreiten angesichts solcher Vorbilder, mehr als wenn man es durch bezahlte Missionare dem Volke aufzwingt. Nimmt ihnen England aber die Freiheit zu handeln, anzunehmen oder zurückzuweisen, so kann es den Schaden nie wieder gut machen, auch nicht durch all das, was es Gutes bringt. Eine Nation muß sehr viel anzubieten haben, um das zu ersetzen, daß es in der Brust des unterjochten Volkes den heiligen Kern einer Selbstregierung ersticht.

Die Zensur*).

Theodicee in drei Szenen von Frank Wedekind.

Personen:

Dr. Cajetan Prantl, Sekretär des Reichstages
Seiner Majestät.

Walter Buridan, Literat.

Rabidja, seine Geliebte.

Eine Jose.

Szenarie:

(Walter Buridans Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Bücher-
gestell, Divan, Klubstuhl, hohem, bis auf den Teppich hinab-
reichenden Spiegel, einem Wandschirm, dickem Teppich, Eisbären-
fell und Musikinstrumenten. Rechts vom Zuschauer eine Seiten-
tür. Im Hintergrund eine sehr breite Balkontür, durch die man
auf den Balkon hinausgeht. Es ist Abend. Die Lampen
brennen. Draußen klarer Sternenhimmel.)

- | | |
|-------------------|----------------|
| 1. Balkon. | 5. Klubstuhl. |
| 2. Schreibtisch. | 6. Spiegel. |
| 3. Büchergestell. | 7. Seltentür. |
| 4. Divan. | 8. Wandschirm. |
| 9. Laßtrommel. | |

Erste Szene.

(Rabidja unsichtbar. Walter Buridan sitzt hinter dem
Schreibtisch.)

Buridan: Was tust Du denn solange
da draußen auf dem Balkon? — Nun, Rabidja,
warum antwortest Du denn nicht? (Er erhebt sich.)
Sie ist doch vorhin auf den Balkon hinaus-
gegangen! (Er ruft:) Rabidja! (Er eilt auf den Balkon
hinaus.) Gott sei Dank! (Rabidja ins Zimmer zurück-
führend.) Rabidja, wie kannst Du mich so entsetz-
lich erschrecken!

Rabidja: Ich war darauf gespannt, wie
sich die Befürchtung, daß ich nicht mehr da sein
könnte, bei Dir äußern würde.

Buridan: Ja, ja. — So wenig gelingt
es mir, bei all der Liebe, die ich für Dich fühle,
Dich glücklich zu machen!

*) Wir führen im nächsten Hefte die Veröffentlichung dieses Einakters zu Ende.

Radibja: Ja, ja. Ich bin ein unzufriedenes, undankbares Geschöpf. Was läßt sich daran ändern!

Buridan: Ich mache Dir einen Vorschlag, Radibja, und bitte Dich, meinen Vorschlag zu überlegen. Wir sind jetzt achtzehn Monate beisammen, ohne während der ganzen Zeit mehr als fünf Tage voneinander getrennt gewesen zu sein. Ich weiß, daß ich nicht mehr der Mensch bin, der ich früher war. Ich bin häufig verstimmt, weil es mir an der nötigen Spannkraft fehlt. Diese Spannkraft kann ich aber nur in mir selbst wiederfinden . . .

Radibja: Das heißt mit anderen Worten, Du willst Dich von mir trennen?

Buridan: Nur für vierzehn Tage . . .

Radibja: Dann können wir uns schon geradesogut vollends Lebewohl sagen.

Buridan: So wenig bin ich Dir wert?

Radibja: Was bin denn ich Dir noch wert? Ich war von Kindheit auf immer die Freude meiner ganzen Umgebung. Dir bin ich längst keine Freude mehr, obschon ich alles tue, wovon ich denken kann, daß es Dir angenehm ist. Aber daran liegt es eben. Ich bin durch meine Nachgiebigkeit und meine Selbstlosigkeit ein ganz anderes Geschöpf geworden als ich damals war, als Du mich zu Dir nahmst. Mit jedem Tag werde ich ärmer an Eigenart. Mit jedem Tag werden meine Mittel, mit denen ich früher auf Dich wirkte, geringer und schwächer.

Buridan (im Klubfessel): Ich glaube nicht, daß Du durch Dein Zusammensein mit mir irgend etwas von Deinem Zauber verloren hast. Aber Du läßt mir ja keine Zeit, um meine Genußfähigkeit wiederzufinden.

Radibja: Ich bin das Alleinsein nun einmal nicht gewohnt. Wir waren unser acht Geschwister in meinem Elternhaus. Da war es ganz unmöglich, auch nur eine Minute des Tages allein zu sein. Als ich dann zum Theater kam, gab es eine Unmenge Kollegen und Kolleginnen, Regisseure, Theaterarbeiter und Dramaturgen, die in jeder Stadt wieder andere waren. Allerdings hat man mir ja auch schon öfter gesagt, daß ich der Kunst wegen überhaupt nicht zur Bühne gegangen sei, sondern nur um meine Unterhaltung dabei zu finden.

Buridan: Glaubst Du denn, ich schreibe meine Theaterstücke aus einem anderen Grunde, als nur um während des Schreibens meine Unterhaltung dabei zu finden? — Ich habe mich sogar auch schon gefragt, ob ich denn wirklich so viel trinke, um Theaterstücke schreiben zu können, oder ob ich nur Theaterstücke schreibe, um so viel dazu trinken zu können. — Aber das alles macht Dich nicht glücklicher.

Radibja: Als Du vorgestern abend fortgegangen warst, da ließ ich von den beiden

Mädchen die Körbe, in denen meine Kostüme liegen, vom Hängeboden herunterholen. Ich packte die Kostüme hier aus und zeigte sie den Mädchen. Das ganze Zimmer, der Schreibtisch, der Divan, der Sessel, alles lag voll Kostüme. Dann zog ich eins nach dem anderen an, ging darin über den Teppich und besah mich im Spiegel. (Sie tut es.) — Die Mädchen müssen geglaubt haben, ich hätte den Verstand verloren.

Buridan (erhebt sich): Arme Radibja! (Er läßt sie.) So tief erniedrigst Du Dich, um Dein Zusammenleben mit mir ertragen zu können!

Radibja: Ich erniedrigte mich ja doch so gerne, wenn ich wenigstens sähe, daß ich Dir damit irgend etwas nützen würde! Aber je mehr ich mich in allem nach Deinen Wünschen ändere, um so weniger bedeute ich für Dich. Manchmal siehst Du mich schon gar nicht mehr, wenn ich dicht vor Dir stehe.

Buridan (erschrickt): Radibja!

Radibja: Von solchen Momenten kannst Du natürlich nichts wissen. Als der Winter begann, hast Du mir wenigstens noch manchmal Deine Lieder einstudiert. Das hast Du wohl ganz vergessen? Du hast sie mir mit der Reitpeitsche einstudiert, damit ich, sobald ich auf dem Podium erscheine, das Publikum durch meine Leidenschaftlichkeit überwältige. Dort an dem Büchergestell hängt noch der Zettel angeheftet, auf den Du die Lieder, die ich singen konnte, notiert hattest. Du hast den Zettel seit mindestens sechs Monaten nicht mehr angesehen. Der Winter ist zu Ende und das Singen Deiner Lieder ist ein Erlebnis aus meiner Vergangenheit. Die Reitpeitsche gebraucht der Hausknecht, um unten im Hof die Teppiche auszuklopfen.

Buridan (nimmt die Laute von der Wand): Willst Du mir nicht eines der Lieder vorsingen?

Radibja: Wenn ich noch eines kann.

Buridan (hat den Zettel vom Büchergestell genommen und liest die Titel): Da steht: Der blinde Knabe, Franziskas Abendlied, Ilse, Die Wetterfahne, Galathea, Von vorn befehn, Konfession, Tränenschwer und Stille Befürchtung.

Radibja (nennt einen der erwähnten Titel, z. B. „Die Wetterfahne“, und nimmt die zum Singen nötige Haltung an).

Buridan (setzt sich auf die Armlehne des Klubsessels und schlägt die Beine übereinander): Aber die Reitpeitsche habe ich nicht. Könntest Du nicht vielleicht auch ohne sie in die nötige Leidenschaftlichkeit geraten?

Radibja: Ich will's versuchen.

Buridan (schlägt die Saiten an): Dies ist die Stimmung. — Hoppl!

Radibja (singt in diesem Fall folgendes Lied):

Du auf Deinem höchsten Dach!
Ich in nächster Nähe!
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe!

Du in Deinem Herzen leer,
Ich in blindem Wahne —
Dreh Dich hin, dreh Dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Sauft uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Meinst Du, daß verliebt ich bin,
Weil ich Dich ermahne —?
Dreh Dich her, dreh Dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer froh und munter!
Schon der erste Wintersturm
Schleudert Dich hinunter.
Wenn dann auch verflogen wär',
Was ich jetzt noch ahne —
Dreh Dich hin, dreh Dich her,
Schöne Wetterfahne!

(Radidja wirft sich Buridan in die Arme und birgt ihren Kopf an seiner Brust.) Ich habe das alles entsetzlich schlecht gemacht!

Buridan (sie lässend): Du hast das Lied ausdrucksvoller gesungen, als ich es je von Dir gehört habe. — Wolltest Du mir doch nur das bißchen Zeit lassen, daß ich zu meiner geistigen Sammlung brauche, um mich solcher Augenblicke wieder aus vollem Herzen freuen zu können!

Radidja (errögend): Wer bürgt mir denn aber dafür, daß Du Dich mit Deinen geistigen Fragen und Aufgaben beschäftigst, wenn Du mich den ganzen Tag und den ganzen Abend allein läßt und dann, wenn Du endlich gegen Morgen nach Hause kommst, nur Mißvergügen und Teilnahmslosigkeit für mich übrig hast! (Auf und niedergehend.) Ich glaube jeden Abend zwei volle Stunden daran, daß Du Dich auswärts mit Deinen geistigen Aufgaben beschäftigst. Ich glaube auch noch eine dritte Stunde daran. In der vierten Stunde frage ich mich dann aber endlich, wer ich denn nun eigentlich bin! Dir haben hundert und hundert Frauen nur dadurch die Zeit vertrieben, daß sie Dir all ihre Liebesabenteuer erzählten. Bin ich vielleicht so armselig, daß ich nichts zu erzählen fände, wenn ich die Möglichkeit hätte, etwas zu erleben? Ich soll mit gebundenen Gliedern mit allen erdenklichen Frauen um Dich kämpfen, die sich vollkommen frei bewegen können. Ueber diese trostlosen Fragen komme ich nicht hinaus, wenn Du mich mit mir allein läßt. Wie kann es da einen Menschen wundern, daß ich mich nicht mit mir selbst beschäftigen kann.

Buridan: Du bist auf meine Vergangenheit eifersüchtig. Du verzeihst es mir nicht, daß

ich, bevor wir uns kennen lernten, mehr erlebt habe als Du.

Radidja: Im Gegenteil! Deine früheren Abenteuer schätze ich an Dir gerade ebenso hoch, wie ich mir selbst meine Jugend und meine Erscheinung anrechne. In Deine Vergangenheit hatte ich mich längst verliebt gehabt, als wir uns zum erstenmal begegneten. Das Wenige, was ich erlebt habe, kennst Du, und ich würde nie bedauern, daß es wenig war. Aber dafür müßte mein Wert für Dich nun auch meine Gegenwart sein! Darauf hatte ich mit aller Bestimmtheit gehofft, daß meine Gegenwart Deine Vergangenheit aufwiegen könnte. Unser Zusammensein ist der bitterste Hohn auf meine Erwartungen. Zu Hause soll ich mich dadurch verdient machen, daß ich nicht vorhanden bin, und gehen wir zusammen aus, dann bedrückt Dich meine Erscheinung. Sieht mich jemand an, weil ich ihm gefalle, dann tönt ein Fluch von Deinen Lippen. Das ist dem keine Freude, das ist mir keine Freude, und Dir kann es auch keine Freude sein. — Bin ich dazu von Gott geschaffen?

Buridan: Als wir uns kennen lernten, geliebtes Herz, da warst Du Dir Deines Sieges so sicher wie ein Götterkind! Du erblicktest nicht die geringste Schwierigkeit in unserem Zusammensein, während mich die Furcht vor dem Unheil, in das sich auch das größte Glück verwandeln kann, sehr ernst stimmte. Jetzt entmutigt es Dich, daß auch bei der größten Liebe das gemeinsame Glück mühevoll erobert werden muß. Und ich sage mir jeden Tag, daß ich mir diese Eroberung tausend und tausendmal schwerer vorgestellt hatte.

Radidja: Dazu hast Du auch allen Grund! Jede Widerwärtigkeit, die Deine gute Stimmung gefährden könnte, räume ich Dir ängstlich aus dem Wege. Die Absätze an meinen Schnürstiefeln sind mit Gummi beschlagen, damit Du meine Schritte in der Wohnung nicht hörst. Oder bin ich vielleicht eine schlechte Hausfrau? Oder koste ich zu viel? — Wenn ich in einem Schaufenster einen Schmutz liegen sehe, den ich gerne haben möchte und für den ich das Geld nicht ausgeben will, dann gehe ich jeden Tag an dem Schaufenster vorüber und sehe mir den Schmutz an, und sehe ihn mir täglich so lange an, bis er mir vollständig verleidet ist. Dann habe ich das Geld gespart.

Buridan (im Klubseßel): Ganz genau ebenso ergeht es mir mit meinen schriftstellerischen Entwürfen.

Radidja: Wie meinst Du das?

Buridan: Wenn mir ein künstlerischer Entwurf einfällt, den ich liebend gerne ausarbeiten möchte, zu dessen Ausarbeitung ich aber die nötige Zeit nicht finde, dann sehe ich

mir den Entwurf jeden Tag von allen Seiten an, und sehe ihn mir täglich so lange an, bis er mir vollständig verleidet ist. Dann habe ich die Zeit, die ich für die Ausarbeitung des Entwurfs nötig gehabt hätte, gespart!

Radidja (setzt sich ihm auf die Knie, küßt ihn und sagt scherzend): Aber könntest Du denn Deine Schriftstellerei nicht für die nächsten zehn Jahre aufgeben? Du hast ja, bevor wir uns kannten, so unendlich viel geschrieben, daß es für die nächsten zehn Jahre vollauf ausreichen wird. Außerdem hast Du doch jetzt Deine Schauspielerei. Du hast Dein öffentliches Auftreten mit mir zusammen. Und dann hast Du Deine Musik, Deine Lieder, die Du mir mit der Reitpeitsche einstudierst! Und schließlich hast Du doch auch Deine Rinderspielzeuge, die Du erfunden hast! Die hätte ich beinahe vergessen. Der deutsche Diskus, die Fahrradschaukel, das Rinderdrahtseil, die Laufstrommel. Könntest Du denn, wenn Du Dich nach geistiger Betätigung sehnst, nicht wieder einmal ein Rinderspielzeug erfinden? Das nimmt Dir erstens weniger Zeit weg, und zweitens macht es doch uns beiden ganz unvergleichlich mehr Vergnügen als Deine Schriftstellerei! — Soll ich nicht wieder einmal auf Deiner Laufstrommel durchs Zimmer gehen? (Sich erhebend.) Wo ist denn die Laufstrommel? (Sie holt die Laufstrommel hinter dem Bandschirm vor und schiebt sie in den Stützen ins Zimmer.) Da ist sie. Ich kann schon ziemlich gut ohne die Stützen darauf durchs Zimmer gehn. Soll ich es versuchen?

Buridan (antwortet nicht).

Radidja (schiebt die Laufstrommel an die Wand zurück): Das scheint Dich auch nicht mehr zu unterhalten.

Buridan: Du hast ja kein Publikum!

Radidja: Ich habe kein Publikum. Ja, leider! — Und das sagst Du noch in vorwurfsvollem Ton? — Gelte ich Dir denn noch etwas, wenn ich kein Publikum habe dem ich gefalle? Was wäre Dir eine Geliebte, die andern Männern nicht gefällt? — Bin ich deshalb eine Exhibitionistin? — Und wenn mich ein ganzes Haus voll Menschen in meinen Kostümen auftreten sieht, dann habe ich doch die Beruhigung, daß es Gott sei Dank nicht ein einzelner ist, der mich angafft und dessen Blicke Du als tödlichste Beleidigung empfindest.

Buridan (erhebt sich): Liebe Radidja, wir müssen unser Beieinandersein etwas vornehmer, etwas vertrauensvoller gestalten! Ein Glück ist unmöglich, wenn beide ununterbrochen davor zittern müssen, einander zu verlieren. Wir müssen einander glauben können! Wir haben ein geistiges Band zwischen uns nötig, das uns zusammenhält, auch wenn wir einmal vierzehn Tage lang nicht miteinander unter ein und demselben Dache wohnen!

Radidja: Du beschäftigst Dich doch wahrhaftig zur Genüge mit geistigen Dingen! Ich finde das bei Dir auch ganz gerechtfertigt, nach dem wilden Leben, das Du in dieser Welt geführt hast. Aber soll ich mich deshalb auch mit Philosophie und dergleichen abgeben? Ich tue das schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es mich nicht kleidet. Und was gewinnst Du denn, wenn ich Teilnahme für Dinge heuchle, für die ich in Wirklichkeit keine Teilnahme hege? Dadurch verlierst Du das Beste, was Du an mir hast, meine Aufrichtigkeit, meine Natürlichkeit. Außerdem — wenn ich einmal damit begonnen habe, Dir blauen Dunst vorzumachen, was bewahrt mich dann davor, daß ich es nicht auch in wichtigeren Dingen tun werde?

Buridan: Bei jedem Aufschwung, den die Seele nimmt, wird man sofort in die nüchterne Wirklichkeit hinabgezogen!

Radidja (Tränen in den Augen): Deine Worte sind ungerecht! Du weißt ebenso gut, was ich Dir bin, wie ich weiß, daß ich mich nicht auf philosophische Erörterungen verstehe. Auf Deinen Kreuz- und Quersfahrten durch alle fünf Weltteile hattest Du jedes Gefühl für Natürlichkeit verloren. Bin ich deshalb „nüchterne Wirklichkeit“, weil Du es bei mir wiederfandest? — Dazu bin ich zu stolz auf mich! Dazu habe ich an mir selbst viel zu viel Freude! — Im Gegenteil, wenn ich, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, das große Wort über Kunst und Literatur führen wollte, wie das die Frauen zu Hunderten tun, dann wäre ich gewöhnliche Alltäglichkeit und nüchterne Wirklichkeit für Dich. Es erlebst Du nicht an mir. Ehe ich die herrlichsten Gaben, die mir der Himmel verliehen hat, so kindisch entwürdigte, biete ich mich lieber, so wie ich nun einmal geschaffen bin, auf offnem Markte aus.

Buridan: Radidja! — Ich glaube, so wahr ich hier stehe, daß Du dazu imstande wärst!

Radidja: Fändest Du das so ungeheuerlich? — Dann wärst Du über meine Bedeutung im Klaren. — (Sich ihm nähernd.) Ich möchte doch nur die echte Perle, die ich hier an dieser Hand (ihre Hand lassend), an dieser entzündenden Hand trage, nicht deshalb, weil uns die Perle langweilig geworden ist, gegen einen falschen Diamanten vertauschen.

Buridan (zurücktretend): Es gelingt mir nicht für eine Minute mehr, mich selber wiederzufinden! Seitdem Du mir den Beweis gegeben hast, daß Du ein Geschöpf von unbegrenzten Möglichkeiten bist, fühle ich bei jedem Atemzug den Schreck in den Gliedern, Dich zu verlieren!

Radidja: Und dabei beklagst Du Dich noch, daß es Dir an geistiger Unregung fehlt!

Buridan: Ich bedanke mich für derartige Anregung! Ich habe nicht zwanzig Jahre um meine persönliche Freiheit gekämpft, um mein Dasein in Angst und Entsetzen zu verbringen!

Radibja: Wenn Dich die natürlichsten Dinge mit Entsetzen erfüllen, dann gehörst Du doch selbst zu der furchtsamen Menge, deren blinde Furcht Du immer verspottest.

Buridan: Ich kann von diesen Dingen nichts hören, weil ich todmüde bin! Laß mir vierzehn Tage Zeit, dann blide ich der Wirklichkeit wieder mit der größten Unerfrodenheit in die Augen!

Radibja: Damals hatte ich Dich doch auch nur ganz schlicht und sachlich gebeten, Du möchtest es einmal auf eine Probe ankommen lassen, um zu erfahren, wie geartet ich bin.

Buridan (auf dem Divan): Ich hatte Deinen Brief nicht geöffnet. Oder ich hatte ihn nicht zu Ende gelesen.

Radibja (ohne sich bei der Erzählung anders als iachlich zu erregen): Als Du aber an jenem Abend Deinem Freunde das Spottgedicht von der Wetterfahne vorlasest, da glaubte ich natürlich, daß sei nun die Probe, auf die Du mich stellen wolltest. Ich fürchtete dabei nur, daß ich durch Deine Verspottung nicht Mut genug finden würde, die Probe zu bestehen, weil mir das Gedicht im übrigen ganz gut gefiel. Als Du mich dann aber mit mir allein ließe, da erhob sich ein Sturmgeheul in meinem Kopf, das mich hinderte, noch irgend etwas zu sehen oder zu hören. Rings um mich her flammten die Gedanken wie Blitze nach allen Richtungen hin. Sie zuckten so rasch durcheinander, daß ich nicht über einen einzigen Gedanken einen Augenblick nachdenken konnte. Nach einer Stunde kamst Du zurück. Ich kannte mich selbst nicht mehr vor Wut darüber, daß Du ein so klägliches Jammergehöpf aus mir gemacht hattest. Ich biß Dich in die Wange, daß Du aufstöhnstest. Ich hätte auch ganz bestimmt Deine Kehle durchgebissen, wenn ich die nötige Kraft gehabt hätte. Aber als Du dann plötzlich, ohne ein Wort zu sprechen, nach meinen Bildern langtest, die in Deinem Zimmer auf dem Kamin und auf dem Schreibtisch standen, und als Du ein Bild um das andere in Stücke zerrisest und die Stücke unter Deine Füße tratst, da faßte mich ein Gefühl, wie ich es bis dahin nie gekannt hatte. Von einer Probe, die Dir meine Liebe beweisen sollte, wußte ich nichts mehr, als ich die drei Treppen hinunter rannte. (Räkelnd.) Was mich über das Geländer ins Wasser trieb, war einzig die Empfindung, daß gerade das, was mir von frühester Kindheit auf am liebsten an mir war, daß das in Fetzen zerrissen unter Deinen Füßen lag.

Buridan (verwundert): Deshalb also sprangst Du hinunter?

Radibja: Ich kann nicht behaupten, daß ich es selber tat. Mich trieb weiter gar nichts als meine nüchterne Wirklichkeit.

Buridan: Ich wurde unversehens an Dir zum Bilderstürmer, weil ich mich auf Deine tödlichen Angriffe hin nicht an Dir selbst vergreifen wollte! Nur um Dich in Deiner Raserei durch ein völlig unschädliches Mittel zur Besinnung zu bringen, vergriff ich mich an Deinen Bildern!

Radibja: Du brauchst mir Deine Liebe nicht zu beteuern. Ich weiß ganz bestimmt, daß mich kein Mann in dieser Welt höher schätzen würde als Du mich schäzest. Deshalb gibt es für mich auch keine Wahl zwischen Dir und einem anderen Mann. Für mich gibt es nur die Wahl zwischen Dir und einem freien, durch nichts beschränkten Freudenleben.

Buridan (erhebt sich): Radibja, gib mir vierzehn Tage Urlaub! Nur vierzehn Tage gib mir, ohne daß ich derweil um Deinen Besitz zu zittern brauche! Dann habe ich wieder Genüßfähigkeit im Ueberfluß!

Radibja: Ich glaube Dir, daß Du Dich danach sehnst. Wenn Du vierzehn Tage ohne mich gelebt hast, dann habe ich Dich verloren. Ich überschätze meine Anziehungskraft nicht.

Buridan: Radibja! Ich habe große Gedanken in meinem Kopf! Es war sonst nie meine Gewohnheit, mit meinen Plänen und Projekten zu prahlen. Dir gegenüber muß ich es tun, damit Du Mitleid mit ihnen fühlst. Ich arbeite schon viel länger, als wir uns kennen, an einem Werk, durch das die Widersprüche, in denen ich mich seit meiner Kindheit befinde, endlich aufgehoben werden sollen. Ich sehe seit Jahren nicht ein, warum die Verehrung, die wir für die ewigen Weltgesetze hegen, und die Verehrung, die wir schönen Farben, schönen Körpern, der ganzen Schöpfungssprache entgegenbringen, warum sich diese Gefühle ewig in den Haaren liegen sollen! Das war früher anders, als sich die Anbetung des Geistes mit der Verehrung menschlicher Schönheit unter demselben Tempeldach zusammensanden. Warum soll das nicht wieder anders werden? Der Streit kommt nur daher, daß wir die erhabene Schönheit geistiger Gesetzmäßigkeit so wenig würdigen, wie wir die unerbittliche Gesetzmäßigkeit körperlicher Schönheit einsehen. Der Geist ist uns ein strenger Zuchtmeister, die Erscheinungswelt ist uns ein loser Possenreißer. Die Freude am Geist, die Ehrerbietung vor der Erscheinungswelt, das sind die beiden Elemente, die ich, bevor ich sterbe, noch miteinander ausöhnen möchte . . . (Da klopf es.) Herein!

(Eine Jofe bringt einen Karton herein, den sie auf den Divan stellt.)

Die Jose: Eine schöne Empfehlung von Herrn Schneidermeister Müd, und das sei das Phantasielostüm für die gnädige Frau.

Buridan (zu Rabidja): Was ist das für ein Kostüm?

Rabidja: Das ist mein Phantasielostüm für das Hochzeitsballett im dritten Akt.

Buridan: Ach ja! Wir haben ja morgen abend Vorstellung! (Zu der Jose.) Hat der Herr Schneidermeister Müd eine Rechnung mitgeschickt?

Die Jose: Der Herr Schneidermeister Müd läßt sagen, der Herr Buridan werden es dann schon berichtigen.

Buridan (gibt ihr Geld): Geben Sie das dem Boten.

Die Jose: Sehr schön. (Ab.)

Buridan: Dann würde ich aber das Kostüm jedenfalls heute noch anprobieren.

Rabidja: Wer kann wissen, ob ich darin auftreten werde.

Buridan: Aber Du mußt doch wenigstens sicher sein, daß es Dir paßt.

Rabidja: Gut, dann gehe ich und ziehe es an. (Sie nimmt den Karton, legt Buridan die Arme um den Hals und küßt ihn.) Sei mir nicht böse, daß ich Dich so gequält habe.

Buridan: Ich bin gespannt, wie Du darin ausziehst.

(Rabidja mit dem Karton ab. — Buridan setzt sich hinter den Schreibtisch, schlägt ein Manuskript auf und schreibt.)

(Schluß folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(2. Fortsetzung.)

Der junge Graf Michael war in einer ihm fast fremden Aufregung am Nachmittag in sein Zimmer zurückgekommen und versuchte seine Lage noch einmal zu überdenken. Die Worte Ulices saßen ihm im Blute, wie eine heiße Wunde. „Dieses Mädchen weiß also, daß ich um ihretwillen“ — der Gedanke stochte, weil Ulice ihn fast verhöhnt hatte. „Nein verhöhnt“ — sagte er fast wehmütig. Denn er dachte an die großen, dunklen Augen und an die Trauer darin, die gleichzeitig neben den harten Worten hergegangen.

Er war zudem außermaßen zufrieden. Der alte, hohe Herr hatte am Tische durchaus nichts weiter von Mißachtung merken lassen. Es war alles ein wenig gebunden, aber doch von jener Seite ohne Kränkung vorübergegangen. Und Michael dachte auch, daß es um jeden Preis zu Herabwürdigungen nicht kommen dürfe. „Gehen Sie! Gehen Sie einfach fort! Solche Zerwürfnisse haben etwas Erniedrigendes.“ Er hörte jetzt neu die Worte und dachte auch, daß es viel schlimmer wäre, als der sanfte Stimmton je ahnen konnte. „Eine Höllenfahrt!“ dachte Michael, „wenn es wieder so wird wie damals. Ich habe es ja schon manchmal bis zur Neige durchgekostet“, dachte er. „Es kam mir damals auch nicht auf eine Portion Entwürdigung an.“

Er hatte sich dabei von dem blumigen Liegesofa emporgeschneilt, als wenn ihn eine Hornisse in der Lage gestört, und hatte die Augen aufgerissen, die vorher geschlossen waren, und blickte erschrocken um sich, ob den Gedanken seiner ewigen Schmach irgendwer in der Luft rings hätte spüren können. Aber es war niemand im Zimmer. Fliegen tanzten zwecklos im Raume, untereinander sich fast wie jagend und fliehend. Es war draußen und drinnen Sommernachmittagsruhe. Er erhob sich vollends. Der Diener, der im Vorzimmer gehört hatte, daß sein Herr wach war, kam mit geräuschlosem Schlusse der Tür herein und ergriff gleich gewohnheitsmäßig das helle Röschchen, das der Graf aufß Bett geworfen, und begann es zu glätten.

Michael verwies es ihm.

„Ich brauche dich nicht“, sagte er. Aber als der Diener mit derselben Geräuschlosigkeit, fast auf Beinen trotz des Velours der Diele, wieder sich entfernen wollte, hielt ihn Michael doch zurück.

„Wieviel Uhr haben wir eigentlich?“ fragte er.

„Erlaucht haben über eine Stunde gelegen.“

„Ist es möglich“, sagte Michael, ging zu seiner Uhr zurück, die er nachlässig hatte ins Sofa gleiten lassen und nahm sie auf. „Wahrhaftig, du hast recht. Ich habe fast 1½ Stunden geschlafen.“

„Gott! Gott! Gott!“ sagte er nur, als er begann seine Manschetten zuzuknöpfen und sich herzurichten.

„Ich möchte — ob die gnädige Gräfin noch in ihrem Zimmer ist? Gehe und frage! Verstehst du! Es liegt mir daran, daß ich sie spreche, ehe man zum Tee sich wieder zusammenfindet.“ —

Der Diener ging ohne etwas anderes, als äußerlich zu kennzeichnen, daß er den Auftrag innen völlig ergriff. Er ging eilig — und kam ebenso eilig zurück.

„Frau Gräfin ist noch in ihren Gemächern“, sagte er. „Die Kammerfrau meint, daß sie jetzt gern empfangen werde.“

„Dann mache mir rasch alles in Ordnung — hier — nein, nicht hell! Ich möchte einen dunkleren Anzug — da — der ist gut.“ Er hatte selber mit in den Riesenschrank gesehen und einen dunklen Promenadenanzug herausgerissen.

Dann ging Michael in der eigentümlichen Unruhe zur Gräfin hinauf und hatte nicht eine winzige Minute zu warten brauchen, als sich die Tür aufthat, und nicht mehr die Kammerfrau, sondern die alte Gräfin selber in großer Stille und Güte ihm entgegenkam.

„Komme nur, lieber Michael“, sagte sie und ließ seine Hand nicht los, auch nachdem er ihr die Hand ohne andere Worte, als die einer überraschten Freude über soviel Entgegenkommen, geküßt hatte.

„Komme nur ganz herein“, sagte sie, indem sie ihn mit sich zog, und gleichzeitig auch der Kammerfrau eine bestimmte Weisung mit den Augen gab, sie allein zu lassen. „Bei mir hier in diesem Flügel ist die größte Ruhe. — Nun, du kennst ja meine Räume. — Sieh einmal, wie herrlich meine Weymouthskiefern gewachsen sind.“

„Stört dich der Lärm der Turteltauben nicht?“ sagte Michael, als sie gemeinsam aus dem Fenster sahen.

Aber die Gräfin war voll Freude.

„Nein, ganz und gar nicht“, sagte sie sanft. „Solche Naturlaute haben eine Milde, wie Musik, und das Gemüt kann sich daran Ruhe hören.“ „Aber nein, daß du kommst, bewegt mich“, sagte sie, plötzlich ganz zu ihm sich wendend, und zog ihn vom Fenster hinweg auf das Sofa.

„Stehst du, hier sitzen wir in aller Stille, und du kannst mir hier einmal deine Angelegenheit —“

„Ach, gnädigste Tante“, sagte Michael gleich. „Meine Angelegenheit. — von meiner Sache da draußen ist nicht weiter groß — es ist nichts Rechtes darüber zu

jagen," sagte er . . . suchte er . . . „Es ist im Grunde eine rechte Entwürdigung“, entfuhr es ihm, wie es Alice gesagt hatte.

„Siehst du, mein lieber Michael, das ist prachtvoll — daß du das selbst jagst.“ redete die Gräfin. „Das ist wirklich, — ja, mein liebes Kind . . .“ wollte sie weiter reden und in Güte von neuem Michaels Hand in die ihre nehmen.

Aber Michael war in einer Erregung voll Unrast und Demut zugleich.

„Weißt du, liebe Tante, es ist in der Tat eitel Schmach und nichts sonst. Es ist ein Zustand, wo der Mensch nicht recht bleiben kann, was er ist. Es ist gar nicht zu ertragen, auch nur jetzt zurückschauen. Wenn ich rückschaue, empfinde ich einen Ekel. Vielleicht noch viel mehr. Die Sache hat ihre Grenze erreicht. Die Sache kann nur damit endigen . . .“

„Womit?“ fragte die Gräfin gespannt.

„Ich will dir etwas sagen, ehrwürdige Tante, ich würde es gar nicht ertragen können, wenn ich vom Vater weiterer Schmach und Demütigung ausgesetzt würde. Ich gebe es zu — so wie ich jetzt die Sache ansehe — es ist — es ist — gelinde gesagt: die ganze Kette von Irrungen — ich muß zugeben — aus ganzer Seele . . . aus tiefster Seele . . .“

Frau Gräfin sah, daß er mit einer Erschütterung rang, und war selber sehr ergriffen.

„Ganz ohne Umstände,“ sagte Graf Michael, „auf dich setze ich mein Vertrauen, liebwerteste Tante. Du mußt dafür sorgen, daß eine Versöhnung kommt, ohne daß ich mich weiter in den Staub werfe. Bezahlt müssen die Sachen werden. Ich weiß, daß es meinem Vater nichts ist. Ich kann es nicht. Aber ich kann mich nicht in den Staub weiter hinwerfen. Mein Vater kennt nicht Grenzen. Frage ihn, ob er mir stillschweigend vergeben will —? — ob er mir noch einmal stillschweigend vergeben will? Ich bin sonst entschlossen —“

„Wozu?“ fragte die Gräfin.

Aber Graf Michael redete in sie lebhaft ein, ohne auf seinen Satz zurückzukommen.

„Sage meinem Vater, daß ich völlig Nar sehe. Sage ihm meinetwegen, daß ich ihn völlig begriffe — um jeden Preis — ja, ja, ja — nur muß alles weitere, was mir Schmach zufügt, vermieden und eine baldige Versöhnung bewirkt werden.“

„Mein lieber Michael“, sagte die Gräfin besinnlich. „Ohne, daß du deinem Vater selber ins Auge blickst?“

„Das wäre unmöglich, liebste Tante. Du kannst bei Papa alles. Onkel Gregor kann bei Papa alles. Ihr müßt es können. Ihr müßt mich wieder in eine reinliche Lage bringen. Um jeden Preis — müßt Ihr es. Tut es! Ich müßte mich sonst entschließen —“

„Ja, lieber Michael“, wollte die Tante noch einmal beginnen, nachdem sie ihn lange angesehen. Aber er sah so kummervoll plötzlich aus — es war so etwas Gebrechliches und Zerlöstes in ihm, wie sie es nie bisher sonst gesehen hatte, daß sie einhielt mit Widerrede, ihren Ton noch gütiger stimmte, wieder seine Hand nahm, wie

die ihres Sohnes, und dann lange schwieg. Michael hatte nach den letzten Worten, daß er sich nämlich entschließen mußte, sofort auch geschwiegen, hatte gleich achtlos Tantes Hand losgelassen und sah jetzt in Verzweiflung zum Fenster hinaus.

„Michael“, sagte die Gräfin. „Ich bin ja an sich so glücklich — —“

Michael hörte gar nicht, er begann sofort in ihre Rede neu hineinzusprechen.

„Ach, mein Gott, liebe Tante“, sagte er jetzt ganz verzweifelt, „es ist ja ein Luderleben, was unsereiner da draußen führte, und gütige, versöhnliche und innerliche Töne spielen einem so selten ein Lied auf. — Hier in dieser Stille erkennt man alles, hört man alles, — begreift plötzlich — — —“

Michael bewegte sich nicht. Es rann ihm ungeesehen eine Träne. Er blieb starr am Fenster, den Blick abgewandt von der hohen Frau, daß die Träne längst vertrocknet war, als er sich endlich wieder zu ihr wandte.

„Ich werde dir tun, was möglich“, hatte erst die alte Gräfin das Schweigen gebrochen.

„Ich werde alles tun. Ich werde es gewiß nicht zulassen, daß man von dir noch weiteres verlangt. Wenn ich dich von Herzen verstanden habe, wünschst du, daß man verzeiht und die Sache einfach aus der Welt schafft. Du bist zur Besinnung gekommen. Damit gut. Es ist nicht würdig, daß du wie ein junger Bube noch hintriffst und es dem Vater bekennst, und er dich abkanzelt! Du hast vollkommen recht! Das soll auch nicht sein. Gut. Michael! Ich werde zu ihm gehen und dir den Weg bahnen. Du weißt, daß es um das Geld nicht ist. Um die Ehre und das Ansehen. Versteht sich. Es muß noch einmal alles ohne Aufsehen ausgeglichen und beigelegt werden. Dein ergebenes Eintreten bei deinem Vater wird genug sein. Er wird dir nichts Uebles sagen. Er wird gar nichts sagen weiter von Vorwürfen. Ihr werdet euch einfach stillschweigend die Hand reichen. Dein Vater wird auch gerührt sein. Du kennst ihn ja, daß er dich liebt, wie ein Narr.“

„Ja, ja, ja, ja — auf die Knie möchte er mich noch nehmen, jetzt mit meinen dreißig und mehr Jahren. Aber, daß ich ein erwachsener Mensch bin, das stört ihn doch ein wenig“, sagte Michael wehmütig lachend.

Die Gräfin war aufgestanden. Graf Michael stand vor ihr, unterdessen sie mit dem Blick ins Leere noch überlegte.

„Gut also —“, sie flügelte, und die Kammerfrau trat ein.

„Nein“, sagte sie, „es ist nicht nötig.“

Dann ging sie ans Fenster, unterdessen die Kammerfrau geräuschlos verschwand.

„Es bewegt mich derart, lieber Michael!“ sagte sie sehr leise. „Ich will nicht in Unruhe zu deinem Vater kommen. Dein Wunsch wird deinen Vater auch bewegen. Nun will ich gleich zu ihm gehen. An deiner Stelle, — du kannst ja einstweilen zu Gregor und den Mädchen — —“

„O nein, liebe Tante“, sagte er. „Das kann ich nicht. — Das hängt alles — ach nein — lieber nicht da hinunter! Du wirst mich zu dir befehlen. Ich werde es hören, was mein Loos ist. Laß es mich nur um alles bald wissen, gnädigste Tante.“

Und mit einem Handfuß war er draußen.

Die Gräfin hatte dann eine lange Unterredung. Aber man hörte nichts, daß der alte Riese dabei aufbrauste. Das Gespräch blieb murmelnd, raunend durch die Doppeltür. Und schließlich kam Frau Gräfin heraus, bleich — aber ruhig —, und ging zu Graf Gregor. Der alte, heitere Herr erwog mit ihr weise. Und dann ging auch er mit ihr zu dem alten Adelsmarschall hinein. Und endlich ließ die alte Gräfin Michael in einem verschlossenen Billett wissen: „Papa ist es zufrieden. Es soll alles bezahlt werden. Es soll alles ausgeglichen sein. Es bewegt ihn dein Wunsch. Er hat Sinn für das Gefühl von Schmach und Würde. Es bedarf keinerlei Erklärung, außer der, die ich ihm brachte. Gehe zu ihm und reiche ihm die Hand! Das mag deine Bitte um Versöhnung gelten. Er wird dir mit gleicher Liebe die Hand reichen.“

Dann war die alte Gräfin über die Wiesen, auf denen Schmetterlinge ihr kummerloses Schwebelieben führten, und unter Bäumen hingewandelt und hatte den jungen Tennisspielern in den hellen Roben und Hüten, indem sie sie zusammenrief, flüsternd gesagt: „Michael kommt auch gleich. Gott im Himmel sei Dank! Es ist alles in vollster Güte abgegangen. Michael ist ja so vernünftig, und der alte Herr ist vollkommen beruhigt wieder.“ Daß über alle die jungen Gesichter eine Freude lief. Auch Alice's Augen waren wie hinweggezogen, weit hinaus sich eine Weile verlierend, — indes sie den Schläger achtlos auf den Tisch legte, und ihn erst neu aufnahm, nachdem sie sich eine weiße Lilie, wie sie um den Platz ragten, an ihre Brust fest eingesteckt hatte, und sich nach dem Schlosse ein paarmal wie absichtslos umgesehen.

* *
*

Der alte Schloßherr, Graf Gregor, kannte seinen lieben Vetter, den greisen Adelsmarschall, besser als die fromme und stille Gräfin. Er hatte gleich gesagt, daß es gut wäre, wenn sie bei der Begegnung zugegen bliebe. Er hatte es ausdrücklich gesagt, und hatte sich an die ausbrechende Rücksichtslosigkeit des mächtigen Alten, die trotz Versicherungen der Güte plötzlich ihn erfassen könnte, erinnert. „Bleibt bei ihm, einer oder der andere. Meinetwegen will ich bei der Prozedur sein“, hatte er gelacht, weil er den alten Grafen Michael von Fleisch und Blut kannte und im Jungen nur sah, was im Alten nicht anders gewesen war.

Aber der junge Michael dachte gerade, daß die Anwesenheit Dritter der Versöhnung eine andere Wendung geben und die Sache unerträglich verschlimmern könnte. So hatte er sich also ohne Zagen melden lassen, und war auch ohne Umhüchse sofort hereingeführt worden.

„Setz dich, lieber Michael“, hatte der alte Herr sehr freundlich gesagt. Und Michael war auf den Alten zugegangen und hatte seine volle, mächtige Hand ergriffen, und hatte ihren Gegendruck gefühlt, und hatte die Hand auch ehrerbietig geküßt.

Aber dann saßen der alte Adelsmarschall und der Sohn in immer regerer Rede und Gegenrede voreinander. Und es waren schon harte Worte wieder aus des Alten Munde gekommen, daß in dem Sohne immer mehr der Stolz aufgewacht. Dann kam der Alte auf den Winter und die albernen Ehrbegriffe, die Michael zu Extravaganzen

und Lächerlichkeiten hingerissen, zurück, und er begann sich aufzuregen, wie wenn er objektiv in einer Sitzung des Goubernements mit einer Gegenpartei rücksichtslos polemisierte. Daß schon im jungen Michael der erwachsene Mensch und Verfechter seiner Standpunkte neu herauskroch. — Und dann kam es leider auch dazu, daß der Alte dem Jungen seine Abhängigkeit vor die Augen hielt.

„Mein sehr Lieber,“ sagte er schon im Hochtone. „Dein Gut ist ja ein ganz prachtvoller Besitz, aber einstweilen noch ganz erbärmlich verwaltet.“ „Und dann, was könntest du denn schließlich auch tun, um die Schmach drohender Verachtung auszulilgen, wenn ich nun nicht wieder gute Miene zum bösen Spiel machte?“ — — — und so fort!

„Und mein sehr Lieber!“ klang's in immer höheren Tönen. „Deine liebe Mutter war eine zarte Frau, aber auch solcher Narrheiten voll,“ hatte der Alte ausgerufen: „all die Illotria mit Verlesen und Philosophien sind blöde Untaten — nichts weiter!“

Und es kam schon, daß Michael sich vergaß und plötzlich aufgebracht sagte: „Bin ich gekommen, um so etwas von neuem anzuhören?“

Daß der alte Zausbart jetzt schon Michaels sanften, traurigen Blick sah, wie er in Haß zu funkeln begann, und um so mehr Fassung sich selber suchen mußte im Hin und Her in der langen Flucht der Zimmer.

Biß sie dann voreinander standen, der Sohn gewappnet, daß der Vater sich nun wirklich nicht mehr halten und ihm die letzte Schmach antun und einfach sinnlos aufgereggt nach ihm schlagen würde.

Der Alte schrie: „Schmach um Schmach hast du mir angetan! Bezahle, was du auf Ehre und Gewissen übernommen hast!“ „Du bist ein verlornen Sohn,“ klang es heraus, „du wirfst mich und uns alle trotz deiner Gaben mit Unehren in die Grube bringen!“ „Gaben, Teufelsgeschenke! Poetengewinsel — Luderleben — Launen — irre, krankhafte Haltlosigkeit — verwahrlostes Sichwegwerfen! Komme nicht zu mir, wenn du mit dem Dünkel kommst! Ich enterbe dich, Bube“ — brüllte er.

Und der junge Michael hatte geschrien: „Dafür wirfst du mir Rede stehen und genugtun nach Edelmanns Art!“

Daß es alle draußen hören mußten. Alles zusammenlief. Alles auch vom Tennisspiel plötzlich wie gescheucht weg war. Die alte Gräfin wie achtlos rannte und auf den Treppen trotz Atemlosigkeit nicht rastete. Die Jungen bleich waren. Graf Gregor schon in der Tür stand. Niemand etwas zu tun wagte. Auch Alice unten am Türpfosten mit einem Ausdruck von Schmerz fast inbrünstig lauschte.

Aber es war nichts mehr zu hören. Es hatten Türen gekracht.

Michael war längst davongeeilt.

Der junge Franz wollte zu ihm. Aber im Zimmer drinnen war es ganz stumm. Es war im Schlosse, als wenn der Blitz eingeschlagen. Es war eine furchtbare Ruhe plötzlich.

Im Zimmer des alten Adelsmarschalls standen der Schloßherr und die Gräfin. Auf ihre Fragen war keine Antwort zu bekommen.

Der Alte lag im Lehnstuhl wie erschöpft und weinte, trotz innerem Widerstreben.

Er sagte immerfort: „Ich habe ihm mehr gesagt, als ich wollte. Mehr gesagt, als ich wollte!“ Nichts war sonst aus ihm zu hören. Dabei blieb er.

* *

Es war eine furchtbare Erregung gewesen, und der junge Michael war in sein Zimmer zurückgerannt, kann man sagen, so unter der Wucht der Scham und Entwürdigung stehend, und hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Die Glieder flogen ihm in Zorn und Erbitterung wie im Fieber, und er konnte auch gar keine Gedanken fassen. Alles jagte und zerfloß in ihm, daß er kaum recht wußte, was an innerem Widerwillen und an niederschmetternden Erinnerungen in ihm und dem Alten, im grimmen Aufschrei und Streite von Auge zu Auge blitzend, sich entladen hatte, und nun wieder da stand zwischen Vater und Sohn, wie eine Mauer.

Michael hatte sich gleich in einen Stuhl geworfen, unterdessen seine Hände irgendeinen Gegenstand drückten und zertändelten. Er hatte das seine, silberne Etui für Zigaretten, das er in Händen hielt, in der Gewalt dieser äußersten Zermürfnisse völlig wie ein weiches Stück Blech zerbogen — und konnte seine Beine noch unmöglich still halten. Dann kam, indem er ein paarmal in der ganzen Bleiche seines Gesichtes lachte — höhnisch lachte, und nicht ein Ende fand —: wenn er all den Worten wieder flüchtig begegnete, die ihm der Alte in die Ohren geschrien — die mancherlei Schmach seiner Jugend und seiner Jünglingsjahre, die Zeiten, wo die zarte, phantastische Mutter, wie er, unter Vaters entsetzlichem Mißtrauen und anderen Launen und Quälereien hatte ihr Leben zubringen müssen. Es wachte in ihm der alte Haß auf und der alte Hohn: „Deine Mutter — deine Mutter — Verse — Philosophien — verwahrloster Bube — Haltlosigkeit — verworfenes Leben . . .“ es ging und kam — ferner und leiser — ein bleiches Leidensgesicht mit dem Ausdrucke des Hohnes legte sich auf ein Ohr des großen, runden Stuhls, und mit diesem Hohn in den Linien des nun fast offenen Mundes und der Augenhöhlen vergaß er, wo er war — was war — Stille kam — und er schlief.

Der Diener hatte nicht gewagt, hineinzutreten. Er hatte den jungen Herrn die Tür werfen hören und hatte auch an der Hast und dem Lärm, mit dem er unerwartet gekommen, und ins Zimmer hineingesprungen, die ganze Sache sich gleich richtig zu deuten gewußt. Aber als er endlich doch mit tiefster Geräuschlosigkeit das große, metallene Schloß drückte, das nicht einen Laut gab, fand er seinen Herrn schon im Zimmer beschäftigt mit der Garderobe.

„Gib die Koffer“, sagte der junge Herr. Der Diener lief hin und her, und der Graf wie er packten nun gemeinsam.

Michael war ganz verwandelt. Sein Atem ging, als wenn er ihn nicht richtig einteilen konnte. Man merkte es manchmal, daß er ohne Grund plötzlich einen tiefen Zug tat, um zu sich zu kommen. Seine Augen waren kalt und streng.

Die alte Gräfin, die bei dem Adelsmarschall lange gewohnt, bis man ihn zur Ruhe gebracht und auf Sofa gebettet hatte, kam.

„Bleibe — tue keine unüberlegten Schritte“, sagte sie gütig, wie nur jemand.

Michael lächelte sie an wie ein Abwesender, mit einer Art, die ihn kaum bekannt erscheinen ließ, so ungütig und selbstisch, und so gar nicht, als könnte solch ein Sohn noch zu seinem Vater zurückkehren.

Der alte Schloßherr kam.

„Du willst also — doch weg?“

„Onkel!“ sagte Michael — — Aber er kam nicht zu einem Worte. Die Glieder begannen ihm neu unruhig hin und her zu fahren plötzlich, als er nur den geringsten Gedanken sich klar machte von dem, was eben über ihn hergefallen.

Man bemühte sich aufrichtig.

„Lieber Mensch“, kam auch der junge Franz, und nahm ihn in ganzer Frische und Güte in beide Arme. „Ich begreife ja völlig. Ich weiß ja, daß dein Alter keine Grenzen kennt — mein lieber Michael! Aber ob du nun gerade mit dem Fortgehen das Richtige tust —“, sagte er, ihm in die Augen sehend.

„Es — handelt — sich — um — nichts — weiter“ — sagte mühselig Graf Michael. „Das — alles — das ganze Verbrechen — das ganze, miserable Geschäft — jetzt —“, sagte er mühselig und raffte seine Mundwinkel zu einer allmählich rückkehrenden Strenge, wie er im Parlamente manchmal aussehen konnte. „Nämlich du — Franz — das ist — jetzt alles — völlig — gleichgültig“, sagte er, und sah Franz ununterbrochen an und suchte sich ganz klar zu werden. „Ein Mann — ja —“, sagte er immer erregter und dumpfer zugleich.

„Er wird mir Rede stehen!“ schrie er dann. —

„Er wird mir Rede stehen!“ sagte er dumpf bebend und verstummte neu.

Franz hatte fast ein Lächeln im Auge. Er war nahe daran, herauszulachen. Aber er sah die haßbereiten Blicke Michaels und blieb daher sanft und erschrocken.

Es war im Augenblick nichts zu tun weiter.

„Eine Nacht legte auch Napoleon zwischen sich und seine Entschlüsse, wenn es sonst anging“, sagte Franz nur sanft.

Michael hörte gar nicht. Er packte mit eigener Hand, griff auch sinnlos einiges, ohne es erst zu merken, bis er seine Eingenommenheit verfluchte. Er hatte eben eine Streichholzschatel sorglich einhüllen wollen, und hatte sie dann ebenso schnell in verdrießlichem Zorn an die Erde geworfen, wo er sie zertrat.

„Der Zug geht um . . .?“ -- „Seh's, Erlaucht!“ sagte der Diener. —

„Schaffe mein Gepäck ungelesen hinaus! Ich will im Obstgarten aufsteigen. Der Wagen mag am Eichentor halten. — Du kennst die Stelle!“ — sagte Michael ruhig.

Es war gar nichts zu tun. Es war auch für jedermann fühlbar, daß im Augenblick Bleiben nicht viel Verheißendes bringen würde. Man konnte in solcher Lage unmöglich zureden.

So hatte sich auch Franz von ihm mit gewohnheitsmäßigem Kuß auf die Wange freundschaftlich verabschiedet, weil Michael um keinen Preis irgendeine Begleitung wünschte. Dann war Michael dem Gepäck nach in den Hof und auf den hinteren Gängen in die verlassen Wege des Obstgartens geeilt. Aber er war noch einmal ein Stück zurückgekommen. Er wußte selbst nicht, wozu. Er hatte nur ein eigentümliches

Gefühl ohne Sinn, daß ihn zuerst eine Wendung machen, und noch einmal zum Schlosse und in die Parkalleen, die völlig leer waren, gehen hieß. Er dachte vor allem jetzt — „erst alles in Ehren ordnen“. Daß mußte ja geschehen. „Dann werde ich schon sehen, wie leben oder nicht!“

Der Gedanke kam ihm auch in seiner plötzlichen Unentschlossenheit, als ob er die alte Gräfin sehr lieb hätte, und es nicht passend wäre, sie ohne ein Wort des Dankes und Abschieds zu verlassen. Daß ging alles nur unbestimmt in ihm hin, ehe er doch die eingeschlagene Flucht von neuem aufnahm, weil er plötzlich wieder die Schmach gefühlt, so in seiner lächerlichen Lage irgend jemand, wer es auch sei, noch gar zu begegnen. So lief er hastiger, einsam den abendlich beglühnten Schattenweg hinunter. Und er lief jetzt nur wieder, wie wenn er gepeitscht würde. Er suchte mit aller Not aus der ganzen Lage voll Wider sinn und Bedrohung hinauszufahren.

Da bog Alice in sanftem Gange aus Abend Schatten in seinen Weg ein. Sie sah ein wenig bleich aus, aber sie schritt sicher. Sie kam auch gleich ganz bestimmt auf ihn zu.

Graf Michael entblößte seinen dunklen Kopf.

Alice war einfach und freundlich.

„Ach, du mein Himmel“, sagte Michael, und wußte nicht recht noch ein Wort hinzuzufügen.

„Ich sagte es Ihnen ja —!“ sagte Alice. „Über die Welt fällt nicht ein. — Ach, Gott! Auch wenn es harte Worte gab. Die ändern nichts an den Dingen“, sagte sie kindlich.

„Wissen Sie denn alles?“ fragte er bestimmt.

„Mir scheint, viel zu wissen ist nicht immer das Himmelreich“, sagte sie launig verhalten.

„Ich werde Ihnen jetzt kaum eine Erklärung geben können über alles“, sagte er hart und in sich.

„O nein, nein! — Nicht doch! — Nur werden Sie wissen wollen“, sagte sie ohne Rücksicht, „daß ich mehr hoffe, als nur solche Verwirrung.“

„Mein gnädiges Fräulein“ — sagte Michael demütig — und sah in die Ferne, wo am Tor der Wagen seiner harrte.

Es war summende Stille um sie. Ein Pirol sang. Ein Fink schmetterte aus dem mächtigen Eichenbaum. Es war Frieden ringsum.

„Wenn Sie alles wissen und doch kamen“, sagte er zögernd — und sah in ihre Augen, die wie die einer zärtlichen Frau schimmerten, und ihm Wohltun zuredeten ohne Ziel.

„Mein Gott, Sie werden Ihre Kraft wiedergewinnen. — Es wird ein Wendepunkt kommen. Sie werden es doch einrichten“, sagte Alice stark.

Michael zögerte noch immer.

„Sie werden sich doch wiederfinden“ — sagte Alice bestimmt, und Güte und Gram sah nieder aus ihren Zügen.

Daß Michael Alices Hände eilig ergriffen hatte, und beide sanften, braunen Hände in seine Augenhöhlen einpreßte. Daß er die Hände küßte, wie wenn er sich nicht los-

lösen könnte — die Hände ansah — in Erstaunen, als wenn sich seine kalten Augen erschrocken hätten — als wenn er sich vergessen hätte — als wenn er eine Vision sähe.

„Es ist nicht weiter Zeit“, sagte sie.

„Schreiben Sie mir!“ sagte sie, „wenn sich alles zum Guten gewendet.“

„Schreiben Sie offen an mich. Sie wissen ja, wo ich bin — nicht? Meine Eltern haben kein Mißtrauen. Ich mache aus nichts ein Hehl. Man muß klar leben,“ rief sie im Gehen.

Michael war wie im Taumel — noch immer einmal nach Alice rückgewandt — beglückt und zerrissen — und derart in großer Verwunderung zum Wagen geeilt, der ihn die alte Kastanienallee hinausfuhr.

Alice hatte sich nicht umgeblidt.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Lessing = Theater: Kaiser Karls Geisel. Unsere Kultur will neu werden. In das veränderte Gesicht der Welt hat das viele Eisen der Maschinen härtere, festere, vielleicht auch kältere Züge eingezeichnet; es wohnt sich schlecht in den Grenzen der Moral von gestern. Die Empfindlichen empfinden dies, fröhlich oder bang; die Schreckhaften zittern oder wettern; ein Mutiger macht da und dort den Versuch, in Gleichmut oder in Trotz danach zu leben; einen Namen dafür weiß niemand. Wie sollte auch Moral, die noch nicht ist, die aus der Bewegung und dem Gebrauch der toten Dinge erst den lebendigen Herzen herüberdämmert, in die sichere Fassung bestimmender Worte aufgenommen werden? Geschähe ihr das jetzt, noch ehe sie recht geboren ist, sie könnte, in starre Worte eingebunden, wohl gar nicht mehr ganz zum Leben kommen. So tastet die ahnende Sprache von heute an Bildern und Gleichnissen herum, damit doch den Geistern, die zur Erkenntnis vorwärts drängen, ein Anhalt für ihren Ausdruck gegeben sei. Heidentum ist so ein Gleichnis. Sein Inhalt ist, genau betrachtet, nichts anderes als Negation, Wegleugnung alles Strengen und Verhaltenden in den Lehren vom christlichen Leben. Dämmert wirklich das alte Heidentum wieder herauf: hellenisch-asiatische Sinnlichkeit, römische Sachlichkeit, germanische Schwärmerei in der wilden Natur? Ich kann nicht glauben, daß die ungeheueren, rätselhaft zerspaltene, riesenhaft starke und frauenhaft zitternde Seele unserer Zeit sich nach irgendeiner von jenen verschollenen schönen Einfachheiten neu ordnen könnte. Heidentum ist nur ein Gleichnis. Diejenigen gebrauchen es gern, denen, weil unsere Kultur neu werden will, das Christentum zu alt erscheint.

Dichter gebrauchen es gern. Sie sind die Empfindlichsten unter jenen Empfindlichen,

denen es im Herzen anders zu schlagen beginnt, wenn irgendwo im innersten Geäder unserer Kultur neue Gäfte im Einstömen sind. Die stärkeren von ihnen, mit den männlichen wilden Zügen, schweigen und bilden, setzen knirschend, in wütendem Drang zu schaffen, Strich an Strich, Form über Form, fast unbekümmert, ob es herrlich gelingt oder schmachlich verdirbt. So schuf uns Wedekind seine furchtbare Heidin Lulu und das Zerrbild des Marquis von Keith. Gerhart Hauptmann, dieser andere größte unter den heutigen deutschen Dramatikern, gehört dagegen zu den frauenhaft Zitternden. Diese müssen sich erst auseinandersehen. Sie greifen nicht zu und setzen keinen Zug an, bevor sie nicht in schmerzlicher Zwiesprache mit sich selbst Erklärung und Verantwortung ausgefunden haben. Hauptmann, der Nazarener, kann das bißchen zukünftige Heidentum, das er dichterisch vorempfindet, noch nicht furchtlos ansehen. Seit es ihn damals, zur Zeit der versunkenen Glocke, unter die gottlosen Waldgeister trieb, wirft sich seine Dichtung unruhig zwischen Fragen und Träumen umher. Der Christ und der Germane in ihm haben argen Unfrieden. Zwischen Vor und Zurück bleibt ihm das Drama haltlos stehen, innerlich unvollendet. Vom belehrsamem Märchen zum fabelnden Traum und von da zur moralischen Legende irrt der Schritt seines neuen Gewissens. Ist es nicht tiefere Bedeutung, daß dieses, noch zaghaft und allzu zart, seiner Erfindung immer nur kindlich-weibliche Formen eingibt, ihm als elbisches Wesen, als tanzendes Fünklein oder als wildes Heidenkind Gestalt wird? Seine zitternde Liebe gießt, was sein eigenstes Empfinden vorahnt, in schlanke, gebrechliche Glieder, macht aus dem, was sich in Kraft und Schwere ankündigen will, ihr duftigstes und lustigstes Gebild. Heidentum, in den Spiegelungen und Brechungen christlichen Glorienglanzes strahlend. Hier ist der arge Riß in seinem späteren Wachstum. Er

liebt wohl das Harte, Stolz, Wilde, Blutvolle, Heidnische, das seinem Seherauge aus der Menschheit Zukunft herüberströmt; aber er liebt es mit einer allzu christlichen Liebe, demütig, fast furchtsam, und immer zur weichen Vergebung bereit. Und gerade die Sinnlichkeit, der beste Teil des neuen Stolzes und der neuen Freude, fehlt seiner zärtlichen Liebe am meisten. So kann sich ihm das voranstehende, in nächste Zeiten hinauslächende Heidentum nicht willig ergeben, so muß es gegen seinen nazarenisch sanften Willen zurückschlagen, unter seiner ängstlichen Hut verderben, wie dieser Sachsengeißel bei Karl dem Großen geschieht. Von lauter Fragen, Zweifeln, Forderungen gehebt, sinkt das noch allzu schwächlich erträumte Bild vor der Zeit leblos zusammen, und sollte doch jauchzen und lachen und lachen und nichts als Leben sein, von einem neuen, blühenden Leben. Dem Anderen, der den wissenden klaren Willen hat, weil er in Tat und in Erkenntnis auf der Erde und über seinem Leben steht, ist alle Macht und aller Raum gegeben. In unlösbarer Ohnmacht geht dieses vielbedeutende Heidentum durch die gewaltige Herrlichkeit Karls des Großen hindurch und läßt im Grunde nichts darin zurück als ein paar Fragen, die es im Kommen schon mit sich brachte. „Sagt mir, was ich nicht weiß: warum die Welt zerriß?“ und weiter: „Bist du nur eine Flocke Höllenglut, wie muß es sein, das Meer!“ Hier war kein Kampf, hier ist kein Drama. „Wie muß es sein, das Meer!“ Wir hätten's gern im Tiefsten gefühlt. Der Dichter fragte wohl seine Sehnsucht, aber diese erschraf vor sich selbst. Und die kleine Flocke Höllenglut (das arme Fünklein von früher) verzichtete, statt reichen Flammensegen auszuspenden, kläglich in der winterlichen Luft um den erhabenen alten Mann. Zu ihm, in die schützenden Umrisse dieser feierlich großen Figur, die aus Nebeln sagenhafter Geschichte in starker, durchaus menschlicher Bestimmtheit aufragt, flüchtet der Dichter sein Gewissen, seinen jagenden Willen, sein ganzes Gefühl von sich selbst. Darum wird sie ihm so übermächtig, so prachtvoll riesenhaft, so bis in die tiefsten, leidvollsten kleinen Risse hinein voll aufrechter unzerbrechlicher Macht über das Leben, wie ihm seit Florian Geher keine mehr gelang. Dieser Karl gehört zu dem Maskulinisten, was der so wunderbar weiblich begabte Gerhart Hauptmann geschaffen hat. Ein Mann, ein großer, stolzer, weicher und starker, ein ganzer und deutscher Mann. Von allen, die heute schreiben, ist keiner, der solche zärtlich gewaltige Mannheit aus seiner Seele hervorzaubern kann, als Gerhart Hauptmann, der wunderbar weiblich begabte Dichter. In solchen

Figuren scheint manchmal seine Sehnsucht nach trotzig ungebrochenem Leben mit allen Forderungen seines zögernden Gewissens herrliche Verjöhnung zu feiern. Da umhüllt ihn wieder die ruhige Ganzheit, die er verloren hat, seit er in das Unwetter der Fragen nach neuer Sittlichkeit hinausgetreten ist. Wo er sich nicht mehr mit christlichen Zweifeln um sein junges Heidentum quält, wo er schweigt und schafft, da wird er auf einmal wie jene anderen mit den männlich wilden Zügen; ja fester, größer und um vieles schöner als sie. Auch heidnisch schön . . . er darf nur eben von seinem Heidentum nichts wissen.

Verse, wie die seinen in diesem letzten Stück, von so stiller und tüchtiger Schönheit, ohne Lärm und ohne Blasen, in einfachen, kräftigen, ungeputzten Farben blühend, brauchen einen Stil der Sprache, den von den heutigen Künstlern der Bühne nur herzlich wenige haben. Herr Marr, der wackere Riese, hat ihn keinesfalls; und so zerbrochen in seiner rauhen Rehle, die aller heldischen Mannheit und aller wilden Jägerlust des Kaisers Karl die glaubhaftesten Töne gab, gerade die wertvolleren Worte von tiefer und besonderer Menschlichkeit.

Kleines Theater: Der König Randaules. Unsere Kultur will neu werden. Die Empfindlichen empfinden das, den Nachdenklichen gebricht es zu vielfältigen Problemen. André Gide, der seine feine Empfindung für Gegenwartiges und Nächstes wesentlich zur klaren gedanklichen Bestimmtheit erzogen hat, stellt hier eines von diesen vielfältigen Problemen auf. Es ist seltsam und noch kaum von einem modernen Dichter so deutlich angerührt. Es handelt vom Geben und Nehmen, und so mag es wohl auch irgendwie in den Welten christlicher Morallehre gewurzelt haben, bevor es einen triebkräftigen Reim so weit hinaus in dieses völlig moralfreien Geistes Furchen sandte. Um Gut und Böse ist es Gide nicht mehr zu tun, die Fragen der verletzten und der verjöhnten Scham (die der stumpfsinnige Vergleich mit Hebbel ihm immer vor die Füße wirft) berühren ihn nicht im mindesten. Er spricht vom Geben und Nehmen; vom äußeren Reichtum, der Kräfte ersticht, und vom inneren Reichtum, der Kräfte errafft. In seiner Vorrede ist es deutlich genug zu lesen. Der Kampf dieses Dramas stellt nicht Persönliches und nicht Moralisches, er stellt Soziales gegeneinander. Wer reich und gut und mächtig ist, der wahre sich und seinen Besitz. Verschwendung tötet. Sie fängt beim Unlebendigen an, aber rastlos, ziellos, ihrer selbst nie froh, greift sie bald auf das Lebendige hinüber; und kein Leben kann es jemals ertragen, wie eine tote Cuche

verschwendet worden zu sein. Dies ist in Gides Drama die Tragödie des Königs Randaules. Er stirbt daran, daß er lebendige Schönheit verschwendet. Die Ueberfülle seines Reichtums und die Last uralter Ueppigkeit haben sein Gewissen auf dieser einen Seite zusammengebrückt. So wird es zum innersten Gesetz seines Lebens, daß er immer nur weggeben, von sich werfen, sich im Verschanken auflösen muß; und dabei übersehen muß, daß auch das Geben seine strengen Gesetze hat, die unerbittlich töten, wenn sie beleidigt werden. Ueber ihn kommt der Plebejer herauf, der hungrige, raube, larme, der, ohne es irgendwie erfahren zu haben, das Wissen von der notwendigen Bewahrung besten Gutes einfach als Selbstverständliches mitbringt. Er verhält und verhüllt sofort, was er an Schönheit und Leben für sich gewonnen hat. So sieht in diesem Stück der Dichter das Starke und Sieghafte, das über die alten Kulturen, die sich ihrer Auflösung nicht erwehren können, kommen soll. Sieht es mit einem prächtig moralfreien Blick, nicht gut, nicht böse, in erquickend kühler Klarheit. Er denkt, wie französische Köpfe denken: in bestimmten, scharf ausgeformten Begriffen, die er bis zum vorgesezten Ziel entwickelt. Darüber hinaus ist nichts. Und wie der Gedanke, so das Wort. Es bedeutet nichts hinter seinem klaren Inhalt. Unendlichkeiten weiter und vager Gefühle werden nicht heraufgebracht. Auf ruhiges Anschauen, aufmerksames Hören, und williges Verstehen kommt alles an, wenn dieses Werk, wie es gegeben wurde, genossen werden soll. Daß freilich dieses knappe Verstehen einer so klar vorgetragenen Sache bisher noch keinem Publikum gelingen wollte — auch dem französischen nicht, zu dessen Geist der Geist des Stückes immerhin als ein verwandter sprechen mußte —, ist eine von den Unbegreiflichkeiten, die sich in dieser unbegreiflichen Welt des Theaters ja ohne Ende neu gebären.

Willi Handl.

Musik.

VI. Konzert des Mozartorchesters unter Karl Panzner: Max Schillings — Das Eleusische Fest, Das Hegenlied. Es ist mit der Kunstgattung des Melodrams eine eigene Sache. Sicher erscheint es ästhetisch am vollwertigsten, wenn es wirkliches Melodram auf der Bühne ist. Dann kann es unter Umständen innerlich wahrheitsgemäß, also sozusagen ethisch, durchaus am Platze, ja geradezu bedingt sein. Voraussetzung ist natürlich ein innerlich wahres und klares, aus dem Kern und Wesen des Stofflichen heraus schaffendes Gestalten. In der pathetischen oder lyrischen Oper zur Musik

des Orchesters sprechen zu lassen, wird ja immerhin nur unter ganz besonderen Umständen logisch und gefühlsmäßig richtig sein. Möglich und denkbar sind solche Fälle hier durchaus, wenn auch vielleicht weniger leicht sich ergebend, wie in der komischen Oper.

Wird das Melodram nun aber von der Bühne losgelöst, dann hört es im Grunde auf, Drama zu sein. Man müßte es denn als Monodram auffassen, was ja immerhin einiges für sich haben dürfte. Der ästhetische Widerspruch, welcher durch die Verpflanzung des Melodrams in den Konzertsaal und durch seine Anlage für den konzertmäßigen oder intimeren Vortrag in re ipsa entsteht, war der an sich nicht unbegründete Anlaß für den ganzen langen Streit, die Unklarheit und die ablehnende Haltung vieler hinsichtlich einer so eigentümlichen Erscheinung.

Da kam die Praxis, und sie warf alle Theorie buchstäblich über den Haufen. Der höchst seltsame Fall ward und ist Ereignis, daß eine Kunstübung, die kein innerlich naturwahres Ganzes hervorzubringen vermag, doch in ihrer Wirkung festgefügt dasteht und ihre Daseinsberechtigung einfach durch ihr Dasein bewiesen und bekräftigt hat. Ein wirklich merkwürdiger Fall, zu dem sich nicht so leicht ein Analogon finden dürfte. Man kann das Phänomen wohl so erklären: das Melodram redet gleichzeitig mit den Mitteln zweier Künste zum Hörer, es erzählt einen Stoff auf zweifache Art, ohne daß das eine Ausdrucksmittel das andere bedingte. Die Musik könnte an sich ebenso gut fortbleiben. Was in einer ästhetisch vollwertigen Oper unbedingt ein Konfens wäre. Denn ist sie wesensecht, dann muß in ihr geradezu die Musik aus dem Texte hervorgewachsen. Daß aber die Musik im Melodram in der Wirkung mit der Rezitation zu einem Ganzen verschmelze, ist jedenfalls nur möglich, wenn die Musik in ihren Grenzen bleibt: am ehesten, wenn sie bereits im Stoffe eine Rolle spielt. Daneben aber jedenfalls nur noch, wenn sie lediglich die Gefühls- und Stimmungswerte des Stoffes ausnimmt und wiedergibt und sich jeder Wiedergabe anderer äußerer Elemente enthält.

Es ist klar, daß nur ein reines und feinsinniges Kunstempfinden hier den richtigen Weg der Gestaltung finden wird, und es ist in diesem Sinne für Max Schillings charakteristisch, welche Beschränkung er sich in dem Umfange seiner Musik zu dem Schillerschen Gedichte aufgelegt hat. Fast könnte man infolge des Mißverhältnisses des Umfanges der rein rezitatorischen Elemente dieses Gedichtes zu dem der musik-ermöglichenden die Wahl des Poems keine glückliche nennen. Im

„Hegenliebe“ sind die Verhältnisse jedenfalls bessere, daher auch seine größere Wirkung. Die Musik selbst ist ja im ersten Falle noch nicht so typischer Schillings, wie im anderen. Aber sie ist fein, anmutig und kunstreich. Könnte man an dem „Hegenliebe“ vielleicht bedauern, daß die berückende Weise, welche es als Leitmotiv beherrscht, bei Lichte betrachtet, nicht eben gar so hinreißend schön ausgefallen ist, wie man hätte wünschen mögen, so ist sie doch ausdrucksvoll und gefühlsreich, und das ganze Werk zeigt die technische Meisterschaft und melodisch-harmonische Eigenart seines Schöpfers in ausgeprägtem Maße.

Possarts Sprechkunst und die gut abgetönte Begleitung des Orchesters unter Panzner befestigten den Eindruck, daß das Todesurteil früher Zeiten über das Konzert-Melodram dem lebendigen Leben gegenüber prinzipiell nicht mehr zu Recht besteht.

Alfred Schattmann.

Das Branntweinmonopol.

Am 22. Februar 1886 ist dem Reichstage ein Gesetzentwurf zur Monopolisierung der deutschen Branntweinindustrie vorgelegt worden. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die deutschen Lande. Niemand wollte von dem Monopol etwas wissen, und erst fünf Jahre zuvor hatte man Bismarcks Versuche, ein Tabakmonopol zu schaffen, mit nicht minder großer Empörung abgelehnt. „Der Deutsche läßt sich von der Regierung viel gefallen“, schrieb im Jahre 1857 der Minister Delbrück, „er läßt sich viel mehr von der Polizei gefallen als ein Franzose oder ein Engländer. Aber was er sich namentlich im Gegensatz zu den romanischen Völkern nicht gefallen läßt, das ist: aus fiskalischen Gründen die Beschränkung seiner Freiheit, das ist die Einführung von Monopolen.“ Die Worte wurden von Eugen Richter bei der Beratung des Branntweinmonopols im Reichstage wiederholt. Und mit der Abneigung gegen Monopole begründete die Majorität die Ablehnung der Vorlage. Die konservativen Parteien waren selbstverständlich für den Entwurf; Zentrum und Freisinnige aus prinzipiellen Gründen dagegen, die Sozialdemokratie lehnte ab, weil sie dem heutigen Staat, der, von agrarischen Interessen geleitet, der Landwirtschaft höhere Einnahmequellen schaffen wollte, nicht das Vertrauen schenkte, die Macht, die ihm das Monopol gewährt, in volksfreundlichem Sinne anzuwenden. War's kein Fehler, die Regierungsvorlage des Jahres 1886 abzulehnen? Gewiß nicht, wenn die Regierung auf der Form bestanden hätte, die sie dem Gesetz gegeben hat, sicherlich

aber unter Berücksichtigung der Veränderungen, die in den nächsten zwanzig Jahren in der Branntweinindustrie vor sich gegangen sind. Der Regierungsentwurf wollte die Herstellung des rohen Branntweins der privaten Erwerbstätigkeit überlassen. Nur eine übermäßige Produktion sollte dadurch verhindert werden, daß neue Brennereien nur errichtet, bestehende nur erweitert werden durften, wenn der Bundesrat die Zustimmung gegeben hat. Die Monopolverwaltung übernahm die Pflicht, den Brennereien dasjenige Quantum abzunehmen, das sie nach dem Stande vom 1. Oktober 1884 zu produzieren pflegten. Die Reinigung des Branntweins, die Weiterverarbeitung zu alkoholischen Getränken, sowie der Verkauf sollten fortan nur dem Reiche zustehen. Die Opposition fragte, warum man nicht auch den Brennereibetrieb verstaatliche, warum den Landwirten denn ein Preis von 30—40 Mk. pro Hektoliter reinen Alkohols (für Kartoffelbranntwein; je nach Festsetzung des Bundesrats) gewährt werden sollte. Die Frage war berechtigt, doch unsinnig scheint mir gewesen zu sein, hierin einen Ablehnungsgrund zu finden. Eugen Richter wies darauf hin, daß derselbe Branntwein, der den Agrariern im Durchschnitt mit 35 Mk. abgenommen werden sollte, der Marktlage entsprechend nur mit 20—25 Mk. hätte verwertet werden können. Gewiß; aber die Branntweinindustrie hatte damals infolge einer Ueberproduktion Jahre des Minderertrages hinter sich, und der Preis war hierdurch gedrückt worden. Die Forderung war töricht, der Landwirtschaft zuzumuten, ihren Branntwein dauernd der Regierung zu einem Preise zu verkaufen, bei dem die Brennereien eine Rentabilität nicht abwerfen.

Wichtiger war der Einwand, die von der Regierung beabsichtigte (in merkwürdiger Offenheit von vornherein zugestandene) Verteuerung der Verkaufspreise belaste die breiten Schichten des Volkes. An die in der Begründung der Monopolvorlage ausgesprochene Ansicht, gerade hierdurch werde der Konsum des Trinkbranntweins erheblich abnehmen (was aus sozialpolitischen Gründen erstrebenswert sei), konnte im Ernst niemand glauben. Der Verkaufspreis sollte pro Liter reinen Alkohols 2,50 Mk. betragen, während er sich bisher im Kleinverkauf damals nur auf 1 Mk. bis 1,50 Mk. gestellt hatte. Der Mangel der Regierungsvorlage bestand von vornherein darin, mit einem Reinertrag des Monopols von 303 Millionen Mark zu rechnen; hätte man sich mit 100 Millionen Mark begnügt und dementsprechend niedrigere Verkaufspreise eingesetzt, so wäre die Ablehnung ein Fehler gewesen. Der wäre wohl von den Oppositions-

parteien (des „Prinzips“ wegen) auch ohnehin gemacht worden; auch ohne den weiteren Mangel des Entwurfs, den Verschleiß des Alkohols in die Hände der Regierung zu bringen. Denn hierdurch schuf man einen heftigen Widerstand in den Reihen der Gastwirte, Destillateure usw., die eine günstige Einnahmequelle aufgeben sollten. Der Protest dieser Kreise aber stärkte das Rückgrat der Reichsboten. Monopolisieren soll man nur Betriebe, die sich in den Händen weniger befinden; die Opposition der Allzuvielen schafft unnötigen Widerstand.

Daß die Monopolisierung unter Ausmerzung der erwähnten Fehler für die deutsche Volkswirtschaft von heilsamem Nutzen gewesen wäre, braucht heute kaum noch bewiesen zu werden. Zwei Momente waren es, die an die Stelle eines Staatsmonopols ein Privatmonopol setzten, das die Schattenseiten des Staatsmonopols aufwies, ohne dessen Nutzen darzubieten. Diese beiden Momente bildeten das Kontingent und die Gründung des Spirituskartells. Beide zusammen verliehen der Branntweinindustrie eine Machtstellung im Reiche, wie sie auch der Staat in größerem Maße nicht hätte haben können. Aber die Einnahmen flossen natürlich nicht dem Reiche, sondern der Privatindustrie zu. Nachdem die Monopolvorlage abgelehnt worden war, schuf man am 24. Juni 1887 ein neues Branntweinsteuergesetz. Für eine bestimmte Menge der jährlichen Spiritusproduktion, die nach der Anzahl der Bevölkerung berechnet wurde, sollte den Brennern ein Vorzugssteuersatz eingeräumt werden. Die Verbrauchsabgabe, die pro Hektoliter 70 Mk. betrug, wurde für dieses Kontingent auf 50 Mk. ermäßigt. Diese Rückgewährung von 20 Mk. (die noch heute unpopuläre „Liebesgabe“) schaffte der Regierung die Möglichkeit, die Steuereinnahmen der Branntweinproduktion zu erhöhen, und schützte die Brenner vor einer Ueberproduktion. Dadurch wiederum konnten die Preise mehr als bisher gehalten werden, und der Kapitalwert der Brennereien erfuhr eine beträchtliche Steigerung. Gleichzeitig aber wurde (da neue Brennereien die Vergünstigung nicht erhielten) der Weg zur Konzentration geebnet, der im Jahre 1899 in der Gründung der Spirituszentrale mündete. Mit ihr war das Privatmonopol geschaffen, denn nun folgte eine Aera der Preiserhöhungen, und mit jedem Jahre wurde das Kartell fester gefügt. Der Preis des Sprits ist im Jahre 1907 nicht weniger als viermal erhöht worden, immer mit der Begründung einer schlechten Kartoffelernte, die aber nach Ansicht wichtiger Fachkreise sich mindestens als starke Uebertreibung erweist.

Vor allem aber wurde durch das Kontingent und durch die Kartellierung jede spätere Monopolisierung der Branntweinindustrie erheblich erschwert. Das zeigt sich auch jetzt, wo der Reichsschatzsekretär zur Vermehrung der Einnahmen das 1887 begrabene Monopol mit wichtigen Abänderungen aus dem Tode erwecken will.

Der Gesetzentwurf liegt bereits dem Bundesrat vor; seine wesentlichsten Grundzüge sind bereits durchgesiebert, und man kann darum, obgleich es noch nicht feststeht, ob an den Zeitungsmeldungen nicht manches falsch ist, schon einige Worte darüber sagen. Während es anfangs hieß, die Monopolvorlage sehe eine Verstaatlichung der Brennereibetriebe vor, wird jetzt die wahrscheinlicher klingende Nachricht verbreitet, nicht die Brennerei-, sondern die Spiritusindustrie soll in den Besitz des Staates übergehen. Wie beim ersten Entwurf soll den Brennern ein fester Abnahmepreis für den Spiritus gewährt werden. Den im Jahre 1887 begangenen Fehler, auch den Vertrieb durch Reichsagenten vorzunehmen, scheint man eingesehen zu haben. Die Abnehmer des Sprits sollen nur gezwungen werden, allein vom Staate zu kaufen. Deutlich ist schon erkennbar, daß der Monopolentwurf ein Produkt der famosen Blockpolitik ist. Die Agrarier werden anscheinend diesmal bessere Preise erhalten als im Jahre 1887. Denn der damalige Durchschnittspreis von 35 Mk. wird längst von dem Spirituskartell überschritten. Es zahlt den Brennern für den 70er Spiritus zurzeit etwa 48 Mk. Hieraus erklärt sich auch die Stellung der agrarischen Presse gegenüber dem Monopol. Sie behauptet, kein Interesse an der Verstaatlichung zu haben, da sie durch die Spirituszentrale vor einem Rückgang der Branntweinpreise geschützt ist. Deshalb versucht man auch, den Agrariern noch einen anderen Vorteil einzuräumen, indem man die gewerblichen Brennereien in viel stärkerer Weise als bisher gegenüber den landwirtschaftlichen benachteiligt. Das würde schließlich noch angehen; viel schlimmer ist, daß die Regierung offenbar beabsichtigt, die Spiritfabriken in ganz ungerechtfertigter Weise zu begünstigen. Dagegen muß beizeiten Front gemacht werden, und zwar in so geharnischter Form, daß der Regierung der Mut vergeht, dem Reichstage auch nur einen solchen Entwurf vorzulegen. Der Monopolplan stammt, wie an der Börse behauptet wird, von Herrn Stern, dem Direktor der Posener Spiritfabrik und einem der eifrigsten Förderer der Syndikatsidee. Schon hierdurch wird sein Zweck deutlich gekennzeichnet; noch mehr aber durch gewisse Vorgänge, die man in den letzten Monaten an der Börse zu beobachten Gelegenheit hatte. Zu

einer Zeit, wo die Kurse der Industriepapiere ständig gewachsen sind, haben die Aktien der Spritfabriken eine Steigerung um durchschnittlich 40—50 % erzielt. Die Herren Stern und Zwidlitz (der als Direktor der Breslauer Spritfabrik ebenfalls dem Syndikat angehört) haben, wie erweislich wahr ist, durch ihre Käufe den Preis der Spritaktien so stark erhöht. Selbst wenn man annimmt, daß sie ursprünglich diese Käufe nicht infolge der bevorstehenden Verstaatlichung vorgenommen haben, sondern weil sie wußten, daß die ständige Erhöhung der Spritpreise die Erträgnisse der Fabriken wesentlich bessern werden, muß mit Entschiedenheit dagegen protestiert werden, daß die Regierung die Spritfabriken auf Basis dieser in die Höhe getriebenen Kurse erwerben will. Ich halte ein Monopol im Prinzip für nützlich und durchführbar, doch nur unter der Voraussetzung, daß die Spritfabriken zu annehmbaren Preisen erworben werden, und zweitens, daß eine Parlamentskommission die Festsetzung der Verkaufspreise vorzunehmen hat.

Warum Herr Stern maßgebenden Regierungskreisen den Vorschlag zur Monopolisierung gemacht hat, ist klar ersichtlich, wenn man an die Verhandlungen zurückdenkt, die zur Verlängerung der Spirituszentrale geführt haben. Der bisherige Kartellvertrag läuft am 1. Oktober dieses Jahres ab, ist aber bereits, nach langen erbitterten Kämpfen, auf weitere zehn Jahre erneuert worden. In dem neuen Vertrag ist die Reinigungsprämie, d. h. also der Gewinn der Spritfabriken, ermäßigt worden. Diese erklärten ganz offen, daß sie sich mit dem geringeren Gewinn nur zufrieden geben könnten, weil sie bisher in der Lage gewesen sind, infolge der hohen Einnahmen beträchtliche Reserven zu stellen, so daß die Fabriken jetzt niedriger zu Buche stehen. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Spritfabriken mit einer Ermäßigung ihrer Gewinne werden zu rechnen haben, die vielleicht in der Höhe der Dividenden deshalb nicht zum Ausdruck kommt, weil sie in der Lage sind, von den Rückstellungen der früheren Jahre zu zehren. Weiß man jetzt, warum die Spritfabriken ein Interesse daran haben, ein Reichsmonopol zu schaffen?

Gerade deshalb aber ist rechtzeitig davor zu warnen, eine Verstaatlichung in einer Form vorzunehmen, die den Besitzern der Spritaktien unter entsprechender Belastung des Volkes erhebliche Vorteile gewährt. Ist die Verstaatlichung nicht auf Basis niedrigerer Kurse möglich, so mag man einige Jahre warten, bis die Einnahmen der Spritfabriken zurückgegangen sind. Die Regierung hat drei Fehler gemacht: sie hätte das Monopolvertrag vom Jahre 1887 in eine annehmbare Gestalt bringen müssen

(an diesem Fehler hat sich auch der Reichstag beteiligt), sie durfte durch das Kontingent die Zentralisation der Brennindustrie nicht fördern, sie mußte der Spirituszentrale von vornherein mit Hilfe der Gesetzgebung entgegentreten oder bei ihrer Begründung den Monopolentwurf in verbesserter Form erneuern. Diese Fehler liegen lange Zeit zurück; aber nicht minder groß war ihr Vergehen in der neuesten Zeit. Sie hätte, ohne den Interessenten vorher Mitteilung zu machen, den Aktionären der Aktien-Spritfabriken und den privaten Firmen eine Ankaufsofferte unterbreiten müssen; zu jener Zeit, als das Kartell in die Brüche zu gehen drohte. Die Schädigung des Volksinteresses durch diese Versäumnis ist so groß, daß man sich jetzt wenigstens davor hüten sollte, neue Torheiten auszuführen.

Bruno Buchwald.

Musikalische Schriften.

Bereits vor einigen Jahren begann die erste Gesamtausgabe, nicht nur die erste deutsche, sondern die erste überhaupt, der literarischen Werke von Hector Berlioz. Die bekannte Weltfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig flücht damit ihrem Ruhmesfranze einen neuen, wertvollen Zweig hinzu. Die bis zum Größten eigenartige Persönlichkeit dieses bedeutendsten französischen Komponisten ist durchaus nicht nur für Musiker interessant, sondern wird in ihren schriftlichen Äußerungen die ganze gebildete Welt interessieren, ja vielfach — neben reichster und vielseitigster Belehrung — auch herzlich amüsieren. Denn Berlioz besitzt echten Humor, der eigentlich den Franzosen fernliegt und wohl von dem deutschen Blute stammt, das (nach seinem deutschen Biographen Rudolf Louis zu urteilen) auch in seinen Adern floß. Diesem Humor verband sich der fein pointierte und stark satirische französische Witz. Daher enthalten seine Schriften oft die köstlichsten Episoden. Und dennoch ist der Grundzug ein tiefster, wie bei jedem Humoristen und auch bei jedem wirklichen großen Manne. Von den beabsichtigten zehn Bänden fehlen noch der sechste und der achte. Die übrigen haben folgenden Inhalt: I. und II.: Memoiren; III.: Vertraute Briefe; IV.: Neue Briefe (1819 bis 1869); V.: Ideale Freundschaft und romantische Liebe; VI.: Grotteste Musikantengeschichten; IX.: Die Musiker und die Musik; X.: Große Instrumulationslehre; hierzu kommt noch ein Folioband Partiturbelispiele und ein Ergänzungsband „Die Technik

des modernen Orchesters“ von Ch. Wibor. — Zu rügen ist nur das nicht ganz einwandfreie Deutsch einer Uebersetzerin, deren Muttersprache vielleicht nicht einmal die deutsche ist: wie viele ausgezeichnete deutsche Uebersetzer hätten sich nicht der genannten Verlagshandlung zur Uebersetzung der Schriften Berlioz' zur Verfügung gestellt!

In letzter Zeit wimmelt es von neuen Richard Wagner-Biographien. Vor einigen Jahren erschien in einer süddeutschen Sammlung eine solche in kurzem Umriß von dem bekannten Komponisten Wilhelm Rienzl. Im vorigen Jahr kam der erste Band einer dreibändigen Biographie in der Bettlheim'schen Sammlung in Berlin heraus, die den bekannten und namhaften Literaturhistoriker Max Koch in Breslau zum Verfasser hat, aber kaum vor zwei Jahren zu Ende geführt werden kann. Ein treuer englischer Freund der Wagnerkunst, Alston Ellis, arbeitet seit mehreren Jahren an einer Wagnerbiographie von geradezu riesenhaftem Umfange. Im vergangenen Jahre wurden wir außerdem durch eine ausgezeichnete Wagnerbiographie von Bürkner erfreut, welche aus dem rechten Geiste geflossen ist und besonders demjenigen Teil des Publikums warm empfohlen werden kann, welcher kurz aber gut über Richard Wagners Leben und Werke unterrichtet sein will. Alles Genannte aber tritt an Bedeutung und meist auch im Umfang bedeutend zurück hinter Karl Friedrich Glasenapp's großem, sechsbändigem Werke: Das Leben Richard Wagners, in sechs Büchern dargestellt (bei Breitkopf & Härtel in Leipzig). Diese Biographie ist das standard work über Richard Wagners Leben und wird es voraussichtlich bleiben. Konnte man der vor Jahrzehnten erschienenen, bedeutend kleineren, ersten Auflage hier und da den Vorwurf zu geringer Objektivität und zu großen subjektiven Enthusiasmus machen, so haben sich die neuesten Auflagen (gegenwärtig liegt die vierte vor) gerade durch ihre streng sachliche Quellenforschung und strenge Kritik des vorliegenden überreichen Materials den vollen Beifall auch der wissenschaftlichen Musikhistoriker zu erringen gewußt. Dabei ist der Enthusiasmus des Autors nicht verringert und verleiht seinem Werke eine mitreißende Wärme und den Stempel einer kräftigen Persönlichkeit. Die Neuauflage ist bis zum fünften Bande gediehen; der sechste und letzte dürfte erst im Laufe dieses oder des nächsten Jahres als Abschluß des Ganzen zu erwarten sein. Der fünfte Band umfaßt den Lebensabschnitt von 1872 bis 1877, also von der

Grundsteinlegung des Bayreuther Bühnenfestspielhauses bis zum Ende der ersten Bühnenfestspiele (mit der Uraufführung des gesamten „Ring des Nibelungen“). Es war eine Zeit schweren Ringens, zerstörter Hoffnungen und aufreibender Kämpfe, die zwar mit einem für alle Zeiten bedeutsamen, damals aber in seiner Größe kaum geahnten, keinesfalls aber verstandenen Siege endete, aber mit einem durch schwere Opfer allein ermöglichten Siege, dem neue Kämpfe zur eigenen Festigung erst noch folgen mußten, Kämpfe, die den Meister bis zu seinem Tode begleiteten und deren Schilderung der Schlußband des ausgezeichneten Werkes gewidmet sein wird. Glasenapp's Biographie wird nach ihrer Vollenbung den berühmtesten Biographien unserer großen Dichter, Denker, Musiker, Künstler und Helden mindestens gleichwertig sein; sie muß in jeder Fachbibliothek und in jeder besseren Hausbibliothek ihren Ehrenplatz einnehmen!

Kurt Meh.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Sei bange um dein Auge.

Es gibt Menschen, die so wohlerzogen sind, daß sie schweigen, ihre Gedanken verbergen können; Gedanken, die sie nicht besitzen, aussprechen; sich in fremde Stimmungen versetzen können, als seien es ihre eigenen. Eins aber kann selten erzogen werden: das Auge. Wenn du in einer Gesellschaft bist und jemand hält eine lustige Rede auf den Wirt, in der dessen Schwächen in unpassender Weise bloßgestellt werden, so hüte dich, mit einem Blick deinen Beifall zu erkennen zu geben. Dieser Blick kann dir einen Feind fürs Leben schaffen.

Wenn du auf der Straße gehst und siehst, wie der Wind das Kleid eines jungen Mädchens aufwirbelt, so blid nicht dahin. Jemand kann deinen Blick auffangen und dir Uebles nachsprechen.

Wenn du zusammen mit andern ein Musikstück anhörst, so wechsele nicht mit einem Zuhörer Blicke. Dein beifälliger Blick kann als kritisch, ironisch von dem Spielenden aufgefaßt werden, denn der sieht euch im Talaranda-Spiegel des Klaviers.

Wenn du ein Wohl ausbringst, so spiegle dich lieber im Wein, statt umherzuspielen. Ein unstätes Auge erregt Mißtrauen, und der Wein verrät gern die Wahrheit.

Wenn ich in Gesellschaft gehe, werfe ich mich in eine Trance von Wohlwollen, Rücksicht, unkritisch, ohne nachzudenken; bin aber immer bereit, ein abweisendes oder ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen, wenn man in meine Seele einzubrechen sucht. Und auf der Straße gebe ich meine Augen nicht fort. Man sagt allerdings: Er sieht einen nicht an. Ich antworte: Doch! Aber nicht jeden.

Sei bange um dein Auge!

*

Ein ganzes Leben in einer Stunde.

Eine seltsame Geschichte, die ich nicht verstanden habe, an die ich mich aber erinnern muß. Ich wachte eines Morgens auf, ohne bekannte Veranlassung heiteren Sinnes. Einer Mahnung folgend, ging ich in die Stadt hinein.

Als ich auf Geratwohl dahinwanderte, kam ich in das Viertel, in dem ich geboren und erzogen bin. Sah den Kindergarten, die Schule, das Elternhaus. Kam durch enge Gassen; ging an der Volksschule vorbei, in der ich, damals Student, als Lehrer gequält wurde. Sah zwei verschiedene Häuser wieder, in denen ich als Hauslehrer gelitten hatte.

Zog nach Norden, kam nach einer andern Schule, in der ich gepeinigt worden. Auf einen Markt mit einem Haus, in dem während meiner Kinderzeit unser einziger Verkehr wohnte; zwanzig Jahre später wohnte dort im selben Stockwerk mein schlimmster Feind. Kam an einem Haus vorbei, in dem meine Schwester sich vor dreißig Jahren verheiratete. An einem andern Haus, in dem mein Bruder einen harten Kampf durchkämpfte. Nach einer dritten Schule, in der ich Student wurde; im selben Haus wohnt noch heute mein erster und letzter Verleger. Kam an einem Haus vorbei, wo ich vor vierzig Jahren als Theaterlebe angenommen wurde und mein erstes Stück einreichte. An dem Haus, in dem ich mich zum erstenmal verheiratete . . .

Da begann es heller zu werden. Ich sah

die Möbelhandlung, von der ich meine Einrichtung das letzte mal bezog. Ging an der Wohnung vorbei, in der meine Frau und mein Kind vor drei Jahren wohnten.

Während einer Stunde hatte ich mein ganzes Leben in lebenden Bildern durchgemacht. Es fehlten nur drei Jahre: dann war ich in der Gegenwart. Das war ja wie eine Agonie oder eine Todesstunde, wenn das ganze Leben vorbeiraust.

Da wurde ich nach Norden gezogen, wo mein letztes Kind und seine Mutter wohnen. Ein Gefühl sagte mir, mitzubringen: 1. Parfüm für die Mutter; 2. Schulgeld für das Kind, denn heute begann es in der Spielschule. Ich unternahm eine Jagd nach dem Parfüm; es sollte Glieber sein, aber ich mußte Maiglöckchen nehmen. Ich wollte auch Blumen haben, fand aber keine. So zog ich nach Norden. Kam in deren Häuslichkeit. Die Sonne schien hinein, der Kaffeetisch war gedeckt, alles strahlte von Schönheit und Wohlbefinden, Gemütlichkeit und Liebe. Ich wurde freundlich empfangen, fühlte in einem Augenblick, daß mein ganzes schwarzes Leben hinter mir lag; empfand das Glück, gerade jetzt zu leben!

Ein Gespräch von vielen.

von A.: Na, Kleingläubiger? Was sagst du nun? Vier Monate Gefängnis! Hab ich's nicht gleich gesagt? Solche Chosen müssen nur feste angepackt werden. Lehmann und Isenbiel: Das ist das Rezept.

von B.: Und eine so brave Presse, wie unsere liberale, auf die ihr immer so geschimpft habt. Geh hin und abonniere auf Mofse! — Ernsthaft gesprochen: Ich verstehe euer Entzücken nicht. Der erste Prozeß war fatal. Der zweite mit diesem unheimlichen Urteil ist ein Unglück. Weniger wäre wahr gewesen. Und wenn nun gar noch mehr kommen sollte?

von A.: Seine Schuld, wenn er die vier Monate nicht aushält.

von B.: Das meine ich nicht. Er ist wohl auch zäher, als er aussieht. Das ist einer,

der nur um so härter wird, je mehr man auf ihn haut. Bismarck hat sich nie mit Waschlappen abgegeben.

von U.: Also, was soll denn noch mehr kommen?

von B.: Mehr für Runo.

von U.: Und wenn? Er hat's weiß Gott verdient, daß wieder alles gut gemacht wird, was . . .

von B.: Na?

von U.: Also: was nicht Harden böse mit ihm gemacht hat.

von U.: Sehr richtig! Das hat er verdient. Es hat ihm ja auch nur das, nur das geschadet. Und ohne das hätten wir weder den fatalen ersten, noch den unglückseligen zweiten Prozeß gehabt. Aber ich fürchte: jetzt wird er zu dir vergolbet werden. Und es wird jetzt überhaupt alles, was für eine Weile sicherlich schwärzer ausfiel, als es ist, gar zu glühend bengalisch beleuchtet werden. Schon damit man den schwarzen Mann vergift, der schließlich die Hauptperson in den Prozessen war. Du verstehst mich.

von B.: O ja. So blind bin ich nicht, um den zu übersehen. Das war ja das Böse bei der Sache, daß hinter allem diese Stimme aus dem Grabe grollte. Ein Glück nur, daß der Herr aus Leipzig sie so vorsichtig kommentiert hat.

von U.: Ein Glück für Herrn Isenbiehl, — ja; und böse für Harden im Rahmen dieses Prozesses, der nur bei uns in Preußen als gemeiner Beleidigungsprozeß geführt werden konnte. Nichtsdestoweniger aber wird kein Kommentar, keine Vergoldung, kein bengalisches Feuer imstande sein, es auf die Dauer vergessen zu machen, daß ein Größerer, als alle Lebendigen, seinen Schild über diesen „gemeinen Verleumder“ gehalten hat. Und deshalb sage ich: Wirklich freuen kann sich über dieses ungeheuerliche Urteil nur, wer sich freut, wenn Dem etwas am Zeuge geflickt wird. B.

Eulenberg: Ulrich Fürst zu Walbed.

Im Verlag Marquardt & Co. erscheint soeben das neue Schauspiel von Herbert Eulenberg „Ulrich Fürst von Walbed“, welches noch in dieser Spielzeit am Deutschen Theater in Berlin über die Bühne geht. Wir bringen hier die Widmung des Werkes:

An das Urbild Ulrichs.

Ich weiß nicht, ob du in der Chronik stehst,
Ob du gelebt, so wie ich dich gesehn,
Und ob dein Fleisch jetzt wie einst ich verweht
Und Blumen heut auf deinem Grabe stehn.
Du bist zu mir gekommen in der Nacht
Und hast dein finstres Schicksal mir erzählt;
Oft bin ich dann mit Zittern aufgewacht,
Daß du zu deinem Freunde mich erwählst.
Ich habe dich von deinem Fluch befreit,
Reich mir zum Dank die blutbefleckte Hand.
Ich geb dir weiter nicht mehr das Geleit,
Dein Leid ist in mein Leben eingebrannt.
Ich schlug dein Schicksal an den Himmel an,
Die Menschheit lehrt sich schauernd in dir um.
Es segnet sich, wer dich ertragen kann,
Und folgt dem eignen Herzen blind und stumm.

Vorträge.

Am Freitag den 31. Januar, 8½ Uhr abends, spricht im Oberlichtsaal der Philharmonie Dr. Hanns Heinz Ewers über „Die Negerfrage“, am Sonntag, den 2. Februar, vormittags 11 Uhr, in der Secession (Rurfürstendamm Nr. 200) Professor Georg Simmel über „Psychologie des Schmutzes“.

Notizen.

Im nächsten Monat wird im „Morgen“ das neueste Bühnenwerk August Strindbergs „Der Scheiterhaufen“ veröffentlicht werden.

Eine Reihe unveröffentlichter Aufsätze Max Stirners aus dem Jahre 1848 werden folgen. Die Redaktion.

Auf verschiedene Anfragen hin teilen wir mit, daß das Abonnement derjenigen Leser, die auf ein Jahr bei Beginn unserer Wochenschrift abonniert haben, selbstverständlich bis Nr. 23 des neuen Jahrgangs gültig ist.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzer, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Helligkeitstr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmsdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rasael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Balowstr. 66.

Für Juristen und Nationalökonomien

lese ich im I. Quartal 1908 folgende Kurse:

I. Die Technik der Börsengeschäfte

Sonnabend nachmittags 1/2 5—7 Uhr. Anfang: 11. Januar.

II. Theorie u. Technik der Bankgeschäfte

(an der Hand der neu erscheinenden Bankbilanzen)

Freitag abends 8—1/2 10 Uhr. Anfang: 10. Januar.

Anmeldungen u. Prospekte bei der Redaktion des *Plutus*, Charlottenburg, Goethestr. 69.

Georg Bernhard,
Herausgeber des *Plutus*.

Kultur- und Sittengeschichtliche Werke

v. Dr. Eug. Döhren (Hagen, Welsenburg)

DER MARQUIS DE SADE U. SEINE ZEIT, e. Beitr. z.

Kultur- u. Sittengesch. d. 18. Jahrhds. m.

bes. Bez. a. d. Lehre v. d. Psychopathia sexu-

alis. 4. Aufl. 537 S. 10 M., geb. 11 1/2 M.

DAS GESCHLECHTSLEBEN IN ENGLAND, BES. IN

LONDON. 3 Bde. I. Prostitution u. Ehe.

II. Flagellomanie. III. Homosexualität u.

and. Perversitäten. à 10 M., geb. à 11 1/2 M.

DIE SEXUELLE OSMHRESIOLOGIE, d. Beziehgen d.

Geruchsinnes u. der Gerüche z. menschl.

Geschlechtstätigkeit. 2. Aufl. 06. Eleg.

br. 7 M., Origbd. 8 M.

DAS „VERSEHEN“ DER FRAUEN u. d. Anschau-

ungen d. Aerzte u. Naturforscher darüber.

M. 10 Abb. u. 2 farb. Umschl. v. Fidus.

Ausf. Verzeich. gr. u. fr. Verlagsanerb. erw.

Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Neuer Verlag von Otto Dreyer in Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.

Eine Ehecirce von heute.

Roman aus der Gesellschaft.

Von *.*

Die Schilderung ist ein Beitrag zur Psychologie eines sich hinter den Spruch des Gesetzes und der Kirche verkriechenden Dimentums.

108 Seiten gr. 8°. Preis 2 M.

Das Magazin

Offiziell.
Organ d.

77. Jahrgang.

Vereins
f. Kunst

Monatschrift f. Literatur, Musik, Kunst u. Kultur.

Schriftleitung: Herwarth Walden.

Zeitgemässe Orientierung auf dem gesamten Gebiete der Literatur, Musik, Kunst und Kultur. Bringt literarische Beiträge (Novellen, Gedichte, Skizzen), Essays und eine Rundschau (Glossen, Besprechungen, Rezensionen) sowie eine Zeitschriftenschau.

Aussprüche

aus den

Dramen Shakespeares.

Von E. Jacobi.

Es ist ein erschöpfender Literaturschatz aus den Dramen des grossen Briten, welcher hier mit grossem Fleiss und feinem kritischen Verständnis in deutscher und englischer Sprache zusammengestellt ist.

5 1/2 Bogen 8°. Preis 1 M.

Owanama.

Deutsch - Südwest-Afrika.

Volkstümliche Kolonialkunde für Schule und Haus von

E. Sembritzki,
fr. Gouvernementslehrer in Kamerun.

Mit 6 Plänen und Karten.

Preis 1 M. 50 Pf.

Neue Gesang - Methode

nach erweiterten Grundsätzen vom primären Ton von

Paul Bruns.

... Die methodische Entwicklung des Klangphänomens wird zum kunstvollen Klanggebilde, u. zwar zum künstlerisch schönsten Klangprodukte gebracht ...

136 Seiten gr. 8°. Preis 3 M.

Leitfaden

für den

Tanzunterricht.

Verbunden mit einer Anleitung zur Ausbildung des Körpers sowie einer Tanzkurzschrift (Stenochoreographie.)

Durch viele Illustrationen veranschaulicht von

A. Freising, †

Kgl. Universit.-Tanzlehrer.

Mit einer Notenheft-Beilage.

13 Bogen 8°. Preis geb. 20 M.

Unbekannte Episoden

aus der

Bismarck'schen Zeit.

Ein politischer Roman beginnend mit der Verhaftung des Botschafters Grafen Harry von Arnim bis zur Verabschiedung des Fürsten Otto von Bismarck.

Von einem alten Diplomaten.

Preis 60 Pf.

Im Verlage von Arnold Bopp, Zürich und Leipzig, erschien:

Victor Hardung:

Seligkeiten

Legendäre Erzählungen
künstlerischen Humors

Preis geb. M. 2.50

brosch. , 2.—

In allen guten

Buchhandlungen erhältlich

Die Neue Freie Presse in Wien schreibt:

... muß es zweimal lesen, dieses bedächtige, dieses leichtfertige Buch, um ganz auf seine Schönheiten und seine heimlichen Reize zu kommen. Ist sonst meist der Witz ins grellste Licht gerückt, sorglich stets mit dem Hauptton bedacht, so hüllt er sich hier schwammhaft in Perioden, versteckt sich kiebernd in Nebensätzen. Es ist nicht leichtgemacht ihn zu genießen. Aber er ist da und Entdeckerfreuden lohnen, hat man sich erst die Mühe des Suchens genommen. „Introite, nam et hic Dii sunt“, so lautet das Motto, das einladend vor den nur angelehnten Toren des Himmels steht, und fühlt man sich später auch geneigt, der Bezeichnung „Dii, Götter“ zu widersprechen angesichts der menschlichen, allzumenschlichen Geschöpfchen, die uns begegnen: der Einladung gefolgt zu sein, bedauert man dennoch nicht; denn sie sind reizend, diese kleinen heiligen und süßen Engel, denen so starke Reste irdischer Empfänglichkeit, weltlicher Vergnügen anhaften, reizend, und amüsan. Und unsere liebe Frau, die da oben den Ton angibt, sie ist weise, gütig und schön. Eine gute Gesellschaft ...

Wiesbaden.

**Weltbekannter
Kur- und Badeort.**

**|| Saison das
ganze Jahr ||**

**Berühmte Rochsalzthermen v. 65,7° C.
✠ Alle modernen Heilverfahren. ✠**

Unübertroffene Heilerfolge.

**160000 Kurfremden jährlich. 210 Aerzte,
darunter Spezialärzte für alle Krank-
heiten. 230 Badhäuser, Hotels und
Pensionen.**

Neues Kurhaus,

**erbaut mit einem Kosten-Auf-
wande von fünf Millionen Mark.**

**Königliches Theater mit Schauspiel und
Oper, Residenztheater, mehrere Varietés.**

**Ebenso bevorzugt als
dauernder Wohnsitz.**

**Alle Annehmlichkeiten der Großstadt u.
gleichzeitig des fashionablen ruhigen
Kurortes. — Kurprospekte durch die**

Städtische Kurverwaltung.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen
Theater

Verfasser

**von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.**

**Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Kaiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 15.**



**Unser
Illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.**

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7; Georgenstr. 23.

Verantwortlich für die Inserate: B. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Kritik.

Nummer 4

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

24. Januar 1908

Der Geschichte Widerschein.

In wenigen Tagen wird von den Eifrigen wieder gefest, werden wir wieder hören, wie herrlich weit wirs gebracht; wird sicher auch von tausend Schwärmern wieder geschildert, wie, uns zum Heil, Wilhelm dem Großen Wilhelm der Größere folgte. Es giebt Zweifler im Land. Sie zu bekehren, darf uns als Ziel wohl ein Stündchen loßen. Ueber die Jahrhunderte hin, über Tausendmeilensteine weg grüßen sich Großen.

*

„Der Kaiser stand, zur Herrschaft gelangt, der Litteratur nicht unfreundlich gegenüber. Er verschmähte es nicht, einen gezierten Brief an den Dichter (Josephus Lauffius?) zu richten und darin von seinem Wohlwollen gegen Schriftsteller und Redner zu sprechen. Die große Bedeutung des gesprochenen Wortes seiner Zeit erkannte er dadurch an, daß er selbst als Redner oder, richtiger gesagt, als Prediger auftrat. Diese Predigten, die er vor seinem Hofe und vor vielen Zuhörern hielt, erschienen ihm als ein geeignetes Mittel, erziehend auf sein Volk einzuwirken und seinen Ansichten wirksame Verbreitung zu geben. Gern erörterte er christliche Themat. Dolmetscher übersetzten seine Reden in andere Sprachen. Mit seinem litterarischen Geschmaß scheint es indessen nicht gut bestellt gewesen zu sein; das Lob, das er manchen wunderlichen Gedichten gespendet, macht uns skeptisch. Auch sind die kaiserlichen Erlasse keineswegs ein Muster gerader und einfacher Rede.“ (Martin Schanz über Constantin den Großen; „Geschichte der römischen Litteratur“.)

„... Wie vermöchte ich aber alle einzelnen Hin- und Herreisen aufzuzählen, die er in die verschiedenen Bistümer und Grafschaften seines Reiches unternahm!“ (Der alte Thietmar seufzt in seiner Chronik über Otto III.)

„Fast alljährlich zog er in wechselndem Aufenthalte von einem Ende des oberen Deutschland an das andere.“ (Dümmler von Ludwig dem Kinde; „Geschichte des ostfränkischen Reiches“.)

„Der veränderte Charakter des Regiments offenbarte sich auch in der unruhigen Reiselust des neuen Herrschers, der gern unterwegs war, soweit es die mangelhaften Verkehrsmittel irgend erlaubten.“ (Treitschke über Friedrich Wilhelm IV.; „Deutsche Geschichte“.)

„Leicht gewann sich Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute. Denn in diesem regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre.

doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfnis war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergözte sich gern auf der Jagd. Offen trat er Jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mißtrauisch: und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart empfunden.“ (Gisebrecht über Otto den Großen; „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“.)

„Schr bequem und beliebt war sein Regiment mitnichten; die allgemeine Klage war, daß er die Unterthanen zu sehr belaste, und zwar immer stärker je älter er wurde. Man hatte viel von seinem Zorn zu leiden, der dann auch keineswegs ohne Einfluß auf die Geschäfte blieb. Wenn die großen Angelegenheiten überhaupt selten ohne Leidenschaft verwaltet werden, so war es auch bei ihm der Fall. Aber in der Situation lag ein gutes Correctiv momentaner Aufwallungen. Man hat wohl erlebt, daß er nach irgend einer ihm geschehenen Mißachtung Feuer und Flamme war, um sich zu rächen, den andern Tag aber Pacifikationsentwürfe zum Vorschein brachte, welche sehr wohl erwogen und von der anderen Seite angenommen werden konnten. Alles war voll von Gährung und Wechsel der Entschlüsse. Wer in dem vorigen Jahre mit Krieg und Verderben bedroht worden, dem wurden nach veränderten Umständen im Laufenden Anerbietungen zu der engsten Verbindung gemacht. Jede neue Wendung der Dinge regte neue Entwürfe auf. In seinem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen: allzuweit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeere mit Spanien zu wetteifern unternahm.“ (Ranke über den Großen Kurfürsten. „Zwölf Bücher preussischer Geschichte“.)

„Die Uebungen des Körpers betrieb der König rastlos, mit unermüdlicher Lust. Reiten und Jagen, Künste, in denen seine Nation hervorragte, waren auch sein stetes Vergnügen. Der König sprach so geläufig und gern, daß man ihn fast redselig nennen konnte. Außerdem betont sein Biograph vorzugsweise nur seinen kirchlichen Sinn, der auf seine ganze Politik von großem Einfluß war. Wie weit er von Beginn seiner Regierung an in seiner Politik selbständig, wie weit er abhängig war von den Ratschlägen seiner Umgebung, ist nicht leicht zu erkennen. Indessen ist über die letztere fast nichts bekannt, und nur von seiner Mutter steht es fest, daß sie auch in Sachen der Politik mitsprach und ihrer Stimme wenigstens zuweilen Gehör zu verschaffen wußte, ja, in den ersten Jahren entschiedenen Einfluß ausübte. Im Ganzen trat der Kaiser, abgesehen von dem Einfluß, den seine Mutter auf ihn ausübte, allem Anscheine nach sehr selbständig auf; die hohen Hofbeamten, die ihn umgaben, übten auf seine Politik schwerlich einen bestimmenden Einfluß. Am häufigsten unter ihnen genannt werden der Kanzler und die Notare, doch nur, weil sie Urkunden und Erlasse anzufertigen haben, nicht weil sie irgend maßgebenden Einfluß auf den Gang der Politik ausübten.“ (Ueber Karl den Großen in Abel und Simson, „Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen“.)

„Die auswärtigen Gesandten beschwerten sich häufig, daß er Alles allein thun wolle und sie von Niemanden sonst beschieden werden können. Die auswärtigen Angelegenheiten seien unter zwei Ministern vertheilt, und keiner von Beiden kenne sie alle. Was man sonst wohl für die Politik fordert, Kenntniß der Formen, Schonung

und rücksichtvolle Rede, war nicht seine Sache; er sprach mit Lebhaftigkeit und sparte die Sarcastmen nicht; seine Aeußerungen, von Mund zu Munde getragen, haben ihm an den meisten Höfen Feindseligkeiten erweckt, ja selbst Nationen gegen ihn aufgereizt; ein guter Diplomat wäre er nicht geworden.“ (Ranke über Friedrich den Großen; „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“.)

„In der auswärtigen Haltung des neuen Königs ist die erste Zeit eine der Krisis gewesen. Die alten Ueberlieferungen preußischer Politik sind noch keineswegs verwischt, aber sie werden doch nicht mehr mit der Sicherheit und Stetigkeit des großen Königs festgehalten; manche persönliche und dynastische Motive wirken mächtig ein und zersplittern die Staatskräfte in fruchtlosen Unternehmungen. Schöpfungen, die der große Vorgänger noch begonnen hatte, deren Vollendung aber ein Vermächtniß an den Nachfolger waren, werden vernachlässigt und sterben langsam ab. Die überlieferte preußische Politik schlägt mit einem Male um, damit beginnen dann die Schwankungen der Unselbständigkeit, die Preußen zwischen den östlichen und westlichen Allianzen hin- und hertreiben und deren Katastrophe mit dem Untergang der alten preußischen Monarchie zusammenfällt.“ (Droysen über Friedrich Wilhelm II. „Deutsche Geschichte“.)

„Sein Herz hing an dem Glücke des Friedens. Alle die friedlichen Segnungen aber, welche sein Volk unter der christlich-ständischen Monarchie zu erwarten hatte, sollten allein ausgehen von der Weisheit der Krone; denn wie ein Patriarch des Alten Testaments verstand er seine Würde, recht eigentlich als eine väterliche von Gott selbst zur Erziehung der Völker eingesetzte Gewalt erschien ihm das Königthum. Auf die Person des Monarchen bezog er Alles, was im Staate geschah, und wenn er seinen Untertanen zürnte, dann sagte er drohend: „ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen (nur ungern bestieg der Kurzsichtige ein Roß), ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“ Sein volles Herz auszuschütten, war ihm ein Bedürfnis. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anheim, ganz anders als sein Ahnherr Friedrich, der nie vergaß, daß Königsworte nur, wenn sie Thaten sind, in der Nachwelt fortleben. Wenn er an froher Tafelrunde in allen Augen den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit widerstrahlen sah, dann sagte er oft mehr, als in seinem Willen lag. Er regierte nicht nur selbst, sondern verstand es auch so einzufädeln, daß seine Rathgeber zumeist vor halbvollendeten Thatfachen standen.“ (Treitschke über Friedrich Wilhelm IV. „Deutsche Geschichte“.)

„J'ai étonné les hommes, et c'est beaucoup. Repassez dans votre mémoire l'histoire de ma vie: vous verrez que j'ai tout tiré de ce principe, et qu'il a été l'ame de toutes mes actions.“ (Montesquieu, „Dialogue de Sylla et d'Eucrate“; Worte Sulla.)

*

„Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maaßregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten. Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsen gehört denen, die den Muth dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Unterthanen seine Zunge, da wo die Noth drängt, und trösten über jeden Ausgung.“ (Jacob Grimm, „Ueber meine Entlassung“.)

Karl Schnitzler.

Die Zensur.

Theodicee in drei Szenen von Frank Wedekind.

(Schluß.)

Zweite Szene.

(Die Jose bringt auf einem silbernen Teller eine Karte herein.)

Die Jose: Der Herr läßt fragen, ob Herr Buridan zu sprechen sind.

Buridan (liest die Karte): Dr. Cajetan Prantl.
— **Ich** lasse bitten. (Er geht mit der Jose hinaus und kommt mit Dr. Prantl zurück.) Wie komme ich zu dieser Auszeichnung, daß sich Hochwürden selbst zu mir bemühen?

Dr. Prantl (eine jugendliche Erscheinung von tadellosem Auftreten): Ich bitte um Entschuldigung. Ich bin die drei Treppen augenscheinlich zu rasch heraufgestiegen.

Buridan: Ich wohne allerdings sehr hoch. Am Tage ist dafür die Aussicht um so freier. Darf ich Sie ersuchen, Platz zu nehmen.

Dr. Prantl (sich setzend): Sie haben mir heute nachmittag die Ehre Ihres Besuches erwiesen. (Nach Atem ringend.) Verzeihen Sie, ich habe etwas mit meinem Herzen zu kämpfen.

Buridan (setzt sich auf den Divan): Bitte, wir haben Zeit.

Dr. Prantl: Sie hatten mir auf Ihrer Karte hinterlassen, daß Sie mich in einer sehr ernstesten Angelegenheit dringend zu sprechen wünschten. Daher war es meine Pflicht, zu Ihnen zu kommen.

Buridan: Hochwürden wissen, um was es sich handelt.

Dr. Prantl: Ich kenne zwei Angelegenheiten, in denen Sie sich mir anvertraut haben. Die eine Angelegenheit ist Ihr Wunsch, sich mit der Dame, die Sie zu Ihrer Lebensgefährtin erwählt haben, und die meines Wissens auch künstlerisch Ihre Partnerin ist, kirchlich trauen zu lassen. Ich komme selbstverständlich nur in der Voraussetzung zu Ihnen, daß es diese Angelegenheit ist, um derentwillen Sie mich heute aufgesucht haben.

Buridan: Selbstverständlich handelt es sich bei mir in erster Linie um meine kirchliche Trauung. Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen zu bekennen, daß mir, als ich Sie heute nachmittag zu sprechen suchte, die andere Angelegenheit auch ein ganz klein wenig am Herzen lag.

Dr. Prantl: In dieser anderen Sache wäre ich natürlich nie in meinem Leben zu Ihnen gekommen.

Buridan: Selbstverständlich!

Dr. Prantl: Sie fragen in Ihrem Schreiben vom neunundzwanzigsten vorigen Monats bei uns an, welche Gründe Seine Exzellenz von Spord zur Einsprache gegen die Aufführung Ihres Trauerspiels „Pandora“ bewogen haben. Auf Ihre vorige Eingabe hatten wir Ihnen schon erwidert, daß Seine Exzellenz als Beichtvater Seiner Majestät diese Einsprache gegen die Aufführung Ihres

Trauerspiels erheben mußten, und daß die Einsprache Seiner Exzellenz unmöglich zurückgenommen werden könnte. Die Gründe, die uns zu unserer Einsprache nötigten, schriftlich zu Ihrer Kenntniß gelangen zu lassen, dazu sehen wir uns nicht im geringsten veranlaßt.

Buridan: Es schmerzt mich tief, Herr Doktor, daß der Ton, dessen Sie sich heute bedienen, so grundverschieden von der liebenswürdigen Herzlichkeit ist, mit der Sie mich bei meinem ersten Besuch bei Ihnen empfangen.

Dr. Prantl: Das erklärt sich einfach daraus, daß ich Ihrem Wunsch, sich kirchlich trauen zu lassen, damals unvergleichlich mehr Teilnahme entgegenbrachte als Ihren schriftstellerischen Mißhelligkeiten. Außerdem kannte ich damals auch den Inhalt Ihrer „Pandora“ noch nicht.

Buridan: In allem, was ich bis jetzt geschrieben und veröffentlicht habe, findet sich nicht ein Wort, das Ihnen in Wirklichkeit Grund zu Uergerniß geben könnte.

Dr. Prantl: Ich habe Ihre sämtlichen Schriften derweil gelesen. Es handelt sich bei uns aber gar nicht darum, welche Wirkung Ihre Ansichten auf uns ausüben. Es handelt sich darum, welche Wirkung Ihre Ansichten auf den arglosen Zuschauer ausüben, der die öffentlichen Darstellungen besucht, um sich zu zerstreuen, und der, ohne etwas davon zu ahnen, mit einer Schädigung seiner sittlichen Empfindungen in sein Heim zurückkehrt.

Buridan: Dann bestehen Sie also darauf, daß der geistige und sittliche Gewinn, den der Zuschauer aus der Darbietung schöpfen soll, ihm in schwerfälligen Lehren auf den Heimweg mitgegeben werden muß?

Dr. Prantl: In zweifelhaften Fällen bestehen wir darauf!

Buridan: Das ist eines Künstlers gänzlich unwürdig!

Dr. Prantl (einfach): Die Menschheit ist unserer Obhut anvertraut, nicht der Künstler!

Buridan: Aber kann denn die Kirche, die sämtliche Künste in ihren Dienst stellt — Musik, Malerei, Plastik, Dichtung, Schauspielerei; ich denke an die Mysterien des Mittelalters, an die lateinischen Theateraufführungen der Jesuiten —, kann die Kirche die Kunst als ihre Feindin bekämpfen?

Dr. Prantl: Es ist unsere Pflicht, wenn die Kunst das Glück der Menschheit anfeindet.

Buridan (sich erhebend): In Norddeutschland hat durch die Darstellungen meiner „Pandora“ meines Wissens keine Seele Schaden genommen. Sie wissen vermutlich nicht, wie sich seinerzeit ein norddeutscher Zensor zu der Frage der öffentlichen Aufführung stellte?

Nach einer kurzen Audienz, die er mir gütigst gewährte, hatte sich der Zensor davon überzeugt, daß in dem Stück nicht ein einziges spöttisches Wort enthalten ist, dessen Spott sich nicht durch die Verhältnisse, in denen es ausgesprochen wird, in tiefempfundenen wahrheitsgetreuen Ernst verwandelt. Darauf nahm er keine Rücksicht mehr auf die Gefahr, daß seine Entscheidung von einem ungebildeten Straßenpöbel falsch beurteilt werden könnte. In stichtlichem Stolz auf seine Machtbefugnis sagte er mir: Begreifen wird man Ihr Stück allerdings nicht ohne weiteres. Aber eben deshalb bin ich dafür, daß es so prompt als möglich zur öffentlichen Beurteilung gelangt. Wir Preußen haben uns nie vor der reinen Vernunft gefürchtet.

Dr. Prantl: In Preußen ist man durch unsere weltliche Ordnung in Anspruch genommen. Wir haben es mit dem seelischen Wohl der Menschen zu tun. Wir können uns auf Ihre Zumutungen nicht einlassen, weil Ihrem Wirken die Aufrichtigkeit fehlt. Ihnen fehlt die seelische Lauterkeit, die anima candida. Es fehlt Ihnen das Hochzeitsgewand, das auch vom ärmsten Bettler gefordert wird, wenn er nicht in die tiefste Hölle geworfen werden soll.

Buridan: Darin bewährt sich der untilgbare Fluch, den ich in dieses Erdenbaisein mitbekommen habe! Was ich mit dem tiefsten Ernst meiner Ueberzeugung ausspreche, halten die Menschen für Lasterungen. Soll ich mich nun deshalb in Widerspruch mit meiner Ueberzeugung setzen? Soll ich mit klarstem Bewußtsein unecht, unaufrichtig, unwahr werden, damit die Menschen an meine Aufrichtigkeit glauben? Um das tun zu können, müßte ich der Lasterer sein, für den mich die Menschen halten!

Dr. Prantl (erhebt sich, mit fester Stimme): Ich komme nicht hierher, um Ihre bösen, sondern um Ihre guten Geister heraufzubeschwören! Beruhigen Sie sich doch!

Buridan: Was hilft alle Liebe zum Guten, wenn sich das Gute nicht lieben lassen will! Ich jammerte nie über die schimpflichen Lebenslagen, in die mich das allgemeine Mißverständnis geraten ließ; ich nutzte vielmehr die schimpflichen Lebenslagen nur wieder dazu aus, um die ewigen Gesetze klarzulegen, die sich darin offenbaren. Aber auch darin erschien ich wieder als Spötter!

Dr. Prantl (bestiger): Das haben Sie Ihrem doppelzüngigen Beruf zu danken! Wer traut einem Menschen, der aller Welt gegen Eintrittsgeld auftritt, was er zu Hause mit sich selbst auskämpfen sollte. Täglich sehe ich in meiner Eigenschaft als Zensor, wie unheilvoll der Schriftsteller das Wesen seines Berufes verkennet. Warum zerren Sie immer und immer wieder auf die Bühne, was nicht auf die Bühne

gehört?! Bleiben Sie doch in Ihrem Beruf! Ihre Arbeit ist Modeware! Ihr Geschäft ist ein Glücksspiel!

Buridan (ruhiger): Aber können Sie mir denn irgend etwas aus meinen Schriften anführen, was nicht zum letzten Zwecke hätte, die ewige Gesetzmäßigkeit, vor der wir alle demütig auf den Knien liegen, künstlerisch zu gestalten und zu verherrlichen?

Dr. Prantl: Was nennen Sie die ewige Gesetzmäßigkeit?

Buridan: Ich verstehe unter ewiger Gesetzmäßigkeit dasselbe, was der Evangelist Johannes den Logos nennt. Ich verstehe darunter dasselbe, was die gesamte Christenheit als heiligen Geist anbetet. In keiner meiner Arbeiten habe ich das Gute als schlecht oder das Schlechte als gut hingestellt. Ich habe die Folgen, die dem Menschen aus seinen Handlungen erwachsen, nirgends gefälscht. Ich habe diese Folgen überall immer nur in ihrer unerbittlichen Notwendigkeit zur Anschauung gebracht.

Dr. Prantl: Lassen Sie mich einen Augenblick über Ihre Arbeiten nachdenken. Jedenfalls war ich mir während des Lesens nicht bewußt, es mit einem Schriftsteller zu tun zu haben, der das Leben so ernst nimmt.

Buridan (sehr leicht): Aber welche Kurzweil bereitet uns denn das Leben, wenn wir es nicht ernst nehmen?! Ein Spieler, der das Spiel nicht ernst nimmt, ist ein Spielverderber! Ich möchte mein Leben so ernst nehmen, wie einer meiner Bekannten das Regelschieben. Mein Bekannter sowohl wie ich, wir möchten beide um unseren höchsten Genuß nicht betrogen sein. Sobald wir uns über die Gesetze des Spieles hinwegsetzen, ist die Freude am Spiel dahin. Mißverständnisse, Schimpfreden, Schlägereien, wüster Aberglaube und dumpfe Verzweiflung sind die Früchte — alles Ergebnisse, um derentwillen das Leben nicht lebenswert ist.

Dr. Prantl: Habe ich Sie nicht vielleicht doch schon wieder eine Sekunde lang zu ernst genommen?

Buridan: Lassen Hochwürden unsere heutige Aussprache nicht fruchtlos sein! Legen Sie bei Seiner Excellenz ein empfehlendes Wort für die Aufführung meiner „Pandora“ ein! Keine neue Kunst in dieser Welt hat noch je dem Geist, dessen Gesandter Sie sind, widersprochen. Keine Wahrheit, mag sie noch so unerwartet kommen, noch so verblüffend klingen, wird diesem Geiste je widersprechen. Darin eben besteht doch gerade die Göttlichkeit der Religion, daß sie als ewige Herrscherin in unerreichbarer Höhe über allen Wandlungen des Menschengestes thront! Nein, darin allein besteht ihre Göttlichkeit natürlich nicht. Darüber brauchen Sie mich nicht aufzuklären. Die Religion ist vor allem die hilfreiche Trösterin im Unglück. Das hat niemand so am eigenen Leibe erfahren

wie ich! Die Religion lehrt uns, jedes beliebige Unglück, das unsere menschliche Berechnung durchkreuzen möchte, von vornherein berechnen. Die Religion hat den größten und einzigen Feind des Menschen, sie hat den Zufall in Ketten geworfen. Die Religion schlägt einen glänzenden Salto Mortale über unsere jämmerliche Ohnmacht, in der wir ohne sie der Willkür des Schicksals überantwortet sind. Wer ihre göttliche Unüberwindlichkeit einmal erkannt hat, der sagt mit nüchternster Geistesruhe: Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!

Dr. Prantl: Wie mir scheint, verehren Sie in der Religion nichts Höheres als die Kunstfertigkeit, auf jede Frage eine Antwort zu wissen und aus jeder Klemme einen Ausweg zu finden!

Buridan: Auf jeden Fall kenne ich nichts Bedauernswürdigeres auf dieser Welt als einen Dummkopf, der nicht an Gott glaubt!

Dr. Prantl: Sie sprechen über Religion wie ein Börsenmakler über den Kurszettel, wie ein Jodei über Pferderennen spricht! Ihnen fehlt jede geringste Spur von christlicher Demut! Die Religion ist nicht Sache der Vernunft! Die Religion ist Sache des Herzens!

Buridan: Aber doch wohl nur für diejenigen, der seine eigenen Gedanken nicht zu Ende denken kann, dem die Gedankenarbeit, die die Menschheit seit Jahrtausenden bewältigt hat, ein Buch mit sieben Siegeln ist!

Dr. Prantl: Ein Mensch von sittlichen Empfindungen kann seine eigenen Gedanken nicht zu Ende denken! Das ist ein Ding der Unmöglichkeit! Wozu bedürften wir denn des Glaubens, wenn wir mit unserer Vernunft auskämen! Sie tranken an einem geistigen Hochmut, wie ich ihn bei den verstocktesten Verbrechernaturen auf dem Schafott nicht verblüffender gefunden habe.

Buridan: Darf ich mir jetzt die Freiheit nehmen, Sie darum zu bitten, sich etwas beruhigen zu wollen.

Dr. Prantl (ruhiger): Ein wahrhaft gläubiger Mensch kann über seinen Glauben ebenso wenig sprechen, wie ein wahrhaft keusches Mädchen über seine Keuschheit sprechen kann.

Buridan (sehr ruhig): Ich finde die Art, wie Sie Ihren Beruf auslegen, einfach irrig. Es hat ja allerdings einmal jemand gesagt: Wo die Vernunft aufhört, beginnt der Glaube. Ich erblicke darin eine Herabwürdigung des Glaubens. Ich finde, daß in dem ganzen Riesendom unseres Glaubens die Vernunft nirgends aufhört. Ich finde im Gegenteil, daß die höchste Spitze dieses herrlichen Gebäudes aus der höchsten, auf ewig unübersteigbaren Entfaltung der Vernunft besteht. Ich finde, daß jeder Pfeiler, jedes Gewölbe dieses Gebäudes nur durch die Vernunft in unerschütterlichem Gleichgewicht festgehalten wird, nur durch die

Vernunft seit Jahrtausenden gegen jeden Wolkenbruch, gegen jedes Erdbeben gesichert ist.

Dr. Prantl: Es ist nicht gerade taktvoll von Ihnen, daß Sie mir auf diesem Gebiet das richtige Verständnis absprechen. Die Anschauungen, die Sie äußern, sind schon zu den verschiedensten Zeiten aufgetaucht und wurden jedesmal gründlich widerlegt. Ich rufe Ihnen mit einem Wort den Unterschied zwischen Ihren halbsbrecherischen Rechenkünsten und der Allmacht, die Sie damit verwechseln, ins Gedächtnis: Glauben Sie an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele?

Buridan: Ich kann Ihnen aus tiefstem Herzen versprechen, daß ich Sie solcher Meinungsverschiedenheiten wegen niemals anfeinden würde.

Dr. Prantl (entsetzt): Sie bilden sich wohl gar ein, daß wir uns vor Ihnen fürchten?!

Buridan (ängstlich): Wie kommen Sie auf den Verdacht! Ich wagte damit anzudeuten, daß Sie nie etwas von mir zu fürchten haben würden. Mir ist meine innerste Ueberzeugung viel zu heilig, als daß ich sie je einem Menschen enthüllen würde, von dem ich nicht vollkommen sicher bin, daß er genau ebenso denkt wie ich.

Dr. Prantl: Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie absolut gleichgültig uns Ihre Geheimnisträumerei ist! Sie befinden sich in einer bejammernswerten Verblendung, wenn Sie sich darauf verlassen, daß es in der christlichen Religion eine Geheimlehre gibt!

Buridan: Sehen wir einmal ruhig den Fall, es gäbe eine solche Geheimlehre, woher könnten Sie dann wissen, ob man sie Ihnen bis zum heutigen Tage nicht vorenthalten hat?

Dr. Prantl: Wenn Sie hoffen, uns mit derartigen zweideutigen Zugeständnissen die Freigabe Ihrer Theatervorstellung abdisputieren zu können, dann täuschen Sie sich gewaltig!

Buridan: Ich kann Ihnen bei allem, was heilig ist, schwören, daß mir die Freigabe meiner Theatervorstellung in diesem Augenblick vollständig gleichgültig ist! Diese Freigabe war mir aber auch schon beinahe ebenso gleichgültig, als ich vor vier Wochen zu Ihnen kam. Und wenn ich Ihnen damals den Wunsch aussprach, mit meiner Lebensgefährtin kirchlich getraut zu werden, so lag mir auch unsere kirchliche Trauung dabei nur sehr gering am Herzen, so war mir unsere kirchliche Trauung — nicht weniger als die Freigabe meiner „Pandora“ — damals auch in letzter Linie nur ein willkommenener Anknüpfungspunkt, nur ein Mittel zum Zweck. Das einzige Ziel, das ich mit allem, was ich mit Ihnen besprach, mit allem, um das ich Sie bat, verfolgt habe, heißhungrig verfolgt habe, waren Sie!

Dr. Prantl: Ich?!

Buridan: Sie! Ihr Reich! Der Geist, dessen Verkünder und Kämpfer Sie sind! Der

Einflang, den ich seit frühester Kindheit mit diesem Reiche suche! Das Einverständnis, das ich seit frühester Kindheit mit den Wissenden der ewigen Wahrheiten suche! Ihr Beruf als Priester macht es Ihnen zur Pflicht, mich nicht zurückzuweisen! Sie glauben ja nicht, wie heiß, wie inbrünstig meine Seele nach dem Reiche verlangt, in dem zu wirken und zu kämpfen Sie das beneidenswerte Glück haben! Was gäbe ich in diesem Augenblick darum, wenn ich an Ihrer und Sie an meiner Stelle wären! Jedenfalls kann ich ohne Uebertreibung behaupten, daß ich, ohne mich in Ihrem Reiche ergehen zu dürfen, einfach nicht leben kann. Ich meine das buchstäblich. Was seit Jahrtausenden als höchster Lebensgenuß geschätzt wird — von sinnlichen Genüssen rede ich natürlich gar nicht, aber Kunst und Literatur —, das alles verliert nicht nur jeden Reiz für mich, sondern erregt mir ausgesprochenen Widerwillen, wenn es mir einige Zeit versagt war, mein Inneres mit den Gesetzen, durch die die Welt regiert wird, in Einflang zu bringen. Und dieser Zustand äußert sich körperlich bei mir. Bei den reichlichsten Mitteln, die der Mensch zur Befriedigung all seiner Begierden nötig hat, würde ich in einem solchen Fall kurzweg Hungers sterben. Ich wüßte auch nichts, was mir in dieser Welt so lieb wäre, daß ich es nicht kalten Blutes opferte, wenn mich das Opfer mit dem, was ich als Höchstes, als Ewiges anbede, ausöhnen könnte.

Dr. Prantl: Ich bin kein blinder Eiferer; von dieser Verirrung fühle ich mich vollkommen frei. Ich kenne die fast unbegrenzte Weitherzigkeit der Religion von Grund aus und verehere in dieser Weitherzigkeit eine ihrer herrlichsten Segnungen. Aber einem verbissenen, fanatischen Menschenverächter, wie Sie es in all Ihren Schriften sind, die Religion der Nächstenliebe als willkommenes Kellamaterial auszuliefern, vor diesem fürchterlichen Frevel möge mich mein guter Engel bewahren!

Buridan: Weil ich die unvermeidlichen Folgen menschlicher Handlungen schildere, deshalb bin ich ein verbissener Menschenverächter!

Dr. Prantl: Nicht deshalb, weil Sie diese Folgen schildern, sondern wegen der empörenden Freude, die Ihnen die hilflose Verzweiflung Ihrer Mitmenschen bereitet! Wegen Ihrer himmelschreienden Lieblosigkeit! Und dabei wollen Sie uns überreden, mit Ihnen Hand in Hand zu gehen?! Die Kirche hat den göttlichen Beruf, das Leben der Menschen zu schützen und zu behüten! Ihnen ist das Schauspiel menschlicher Vernichtung höchster Lebensgenuß! Sie kommen wie ein Triumph des Bösen, wie eine Lustseuche über unsere Generation! Vernichtete menschliche Existenzen sind die Marksteine an Ihrem Lebensweg! Ist nicht erst neulich wieder ein junges Geschöpf in der

schauerlichsten Weise in den Tod gegangen, nachdem es einen Blick in Ihre Bücher geworfen hatte?

Buridan (auf dem Divan): Sprechen Sie mir nicht davon! Um Gottes Barmherzigkeit, sprechen Sie nicht davon! Das Unglück lag in Familieneigentümlichkeiten begründet. Leichtlebige Menschen gehen leicht in den Tod.

Dr. Prantl: Mich wundert nur, daß Sie dieses Unglück nicht auch schon in irgendeinem Ihrer Dramen auf die Bühne gezerzt haben!

Buridan (außer sich): Wenn mir die Schilderung des Unglücks Genugtuung bereitet, so habe ich dafür auch ebensoviele getan, um die Freuden unseres irdischen Daseins in all ihrer ursprünglichen Pracht und Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen! Das ist mein höchster Stolz, daß mich auch die erdenklichsten Widerwärtigkeiten nicht in die Reihen der Verneiner, der Pessimisten zu drängen vermochten! Hören Sie mich noch eine Minute an, Herr Doktor! Ich habe große Pläne in meinem Kopf. Es ist sonst nicht meine Art, mit Projekten zu prahlen. Ihnen muß ich zu meiner Rechtfertigung mein geheimes Inneres aufdecken. Seit frühester Kindheit arbeite ich daran, die Verehrung, die uns die schöne Natur einflößt, mit der Verehrung auszusöhnen, die uns die ewigen Weltgesetze abtrocknen. An der Schönheit der Weltgesetze haben wir keine Freude. Vor den Gesetzen weltlicher Schönheit hegen wir keine Achtung. Die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere, dem ich seit frühester Kindheit zustrebe.

Dr. Prantl: Sie treten in kein Gotteshaus ein, ohne Heiligkeit und Schönheit auf innigste miteinander vereinigt zu finden. In Ihrem Munde klingt die Zusammenstellung entseherregend. Was Sie Schönheit nennen, sind Zirkusspiele, Seiltänzerie, niedrige Ausschweifungen! Auf dem Altar der von Ihnen verherrlichten Schönheit schlachten Sie Menschenkinder ab, mit denen Sie vorher Ihr sündiges Spiel getrieben hatten!

Buridan: Ich verwahre mich gegen diesen Vorwurf! Ich kenne keinen heiligeren Besitz in dieser Welt als den Besitz an geliebten Menschen! So wahr wie ich keine höhere Gottheit anerkennen kann als die höchste Entfaltung der uns offenbarten Vernunft — schon aus dem einzigen Grunde, weil das Höchste, das edelste Ergebnis der uns offenbarten Vernunft die menschliche Güte ist, während Sie mit aller erdenklichen Herzensgüte nie dazu gelangen, sich Vernunft zu erlärmen!

Dr. Prantl (lächelnd): Ihre menschliche Güte würde Ihre Vernunft aber nie daran hindern, über das unglückliche Geschöpf, das eben unter Ihren Füßen zugrunde gegangen ist, ein

Theaterstück zu schreiben! Das ist ja das Grauensvolle an Ihren Aufführungen, daß alles darin die lebendigste Wirklichkeit ist! Statt eines Spiels, führen Sie Unglücksfälle herbei! Stirbt ein Mensch bei Ihnen, dann ist eben ein Menschenleben dahin! Von geistiger Betätigung keine Spur! Man sieht davor wie das kaiserliche Rom vor Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen! Raubtierheken sind der Gipfelpunkt dessen, was Sie Kunst nennen! Ihre Kunst ist die fürchterlichste Gotteslästerung, die seit Jahrtausenden von einem Menschengehirn erdacht worden!

Buridan (im Lehnstuhl): Gotteslästerung! — Ich habe mein halbes Leben lang ohne Kunst gelebt. Ohne Religion könnte ich nicht eine Minute leben!

Dr. Prantl: Stammt denn vielleicht das Wort von der Wiedervereinigung von Kirche und Freudenhaus im sozialistischen Zukunftsstaat nicht von Ihnen? Ist das etwa keine Gotteslästerung?

Buridan: Dieses Wort, Herr Doktor, ist nicht von mir! (Aufspringend.) Dieses Wort habe ich nie geschrieben! Dies Wort habe ich niemals ausgesprochen! Auf welche Weise kann ich Sie so rasch wie möglich von dieser Tatsache überzeugen? Lassen Sie meine sämtlichen Schriften vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchsuchen. Sie stoßen nirgends auf dieses Wort. Ebenso wenig finden Sie irgend einen Zeugen, der das Wort jemals aus meinem Munde gehört hat. Das Wort ist eine der zahllosen Verleumdungen, die die Zeitungsrezensenten erfanden, um mich auf einige Jahre ins Gefängnis zu bringen! Um wie viel leidenschaftlicher, um wie viel ehrfurchtsvoller ich dem Widerstreit zwischen Geistesgewalt und Weltlust gegenüberstehe, das beweist Ihnen meine „Anleitung zur Ueberwindung der Todessehne“. (Er nimmt ein Buch vom Büchergestell, schlägt eine Seite auf und überreicht es Dr. Prantl.) Ich bitte Hochwürden inständig darum, nur die ersten zehn Seiten dieser Anleitung lesen zu wollen.

Dr. Prantl (liest laut, langsam und aufmerksam): Die Furcht vor dem Tode ist ein Denkfehler. — Viele Leiden sind schmerzlicher als Sterben. — Alles Leiden ist schmerzlicher als der Tod. — Fürchten wir uns nur, geboren zu werden! — Jeder bringt seinen ärgsten Feind mit zur Welt. — Mit klaffenden Wunden bekämpfen wir ihn unser halbes Leben lang, und hängen wir endlich, ihn zu Boden geworfen zu haben, — dann...

(Dortweil ist Radidja, in ein beliebiges geschmackvolles Phantasielostum gekleidet, durch die Seitentür eingetreten. Sie hat die Baustrickleiter hinter dem Wandschirm aufgehängt, ist darauf gestiegen und rollt sie unter ihren Füßen nach vorn. Sie fürchtet zu fallen und hält sich auf das Wort „dann“ einen Augenblick stützig auf die Schultern Dr. Prantls.)

Radidja: Ach, entschuldigen Sie, bitte!

Dr. Prantl (wendet sich nach ihr um, hebt im ersten

Erstaunen die Hände zum Herzen, faßt sich aber rasch und betrachtet Radidja mit ruhigem Lächeln).

Radidja (rollt die Trommel unter ihren Füßen einige Schritte rückwärts): Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckt habe.

Dr. Prantl (legt lächelnd das Buch beiseite): Da ist er ja schon — der Feind! — der Versucher! — die Schlange des Paradieses! — (Zu Buridan.) Wollen Sie auch jetzt noch behaupten, daß jenes Wort nicht von Ihnen stammt? — (Radidja betrachtend.) Die Erscheinung ist echt! — Fürchten Sie nichts, mein Kind. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, Sie herabwürdigen zu wollen. Ich habe es hier nur mit diesem Herrn zu tun, der es versucht hat, uns ein inniges Verlangen nach den Segnungen der Kirche vorzuspiegeln, in der Hoffnung, wir würden ihm daraufhin die öffentliche Aufführung seiner — fragwürdigen Theaterstücke gestatten. (Zu Buridan, sehr ruhig.) Sie werden sich schlechterdings damit abfinden müssen, daß wir für so — abenteuerliche Tauschgeschäfte nicht zu haben sind. Wir lassen uns nicht verführen. Am allerwenigsten aber sind wir durch zauberhafte Gaukelspielereien zu erschüttern, die Ihre mittelalterliche Menschenkenntnis ausgebrütet hat, um in den Bekämpfern Ihres verderblichen Treibens die niedrigsten Begierden wachzurufen.

Buridan: Ich muß Ew. Hochwürden aufs demütigste um Nachsicht bitten. Durch zwei Worte, die Sie mir gütigst gestatten wollen, ist die unvorhergesehene Störung unseres Gespräches aufgeklärt.

Radidja: Soll ich die Herren allein lassen?

Dr. Prantl: Bleiben Sie nur, mein Kind. (Zu Buridan.) Eine unvorhergesehene Störung nennen Sie das? Geben Sie Ihre wirkungslosen Verstellungskünste doch endlich auf. Diese zauberhafte Märchenerscheinung legte ihre weißen Hände in demselben Augenblick auf meine Schultern, als ich aus Ihrem Buche die von Ihnen dazu verfaßte Beschwörungsformel abgelesen hatte! (Radidja mustern.) Zu dieser Begegnung also locken Sie mich in Ihr Haus! — (Den Kopf schüttelnd.) Ich eigne mich zur Verwirklichung Ihrer Pläne ganz und gar nicht.

Buridan: Ich muß Ihren Spott geduldig über mich ergehen lassen.

Dr. Prantl (bis zum Schluß ruhig bleibend): Es fällt mir so wenig ein, Ihrer zu spotten, wie ich mich je dazu verleiten lassen werde, Sie ernst zu nehmen. Sie spotten eines jeden, der Sie ernst nimmt. Und dem ersten, der Ihrer spottet, zerschmettern Sie, wenn möglich, die Schläfen. Vielleicht ist Ihnen aber das Gebot bekannt: „Du sollst Gott nicht versuchen!“ Sie werden sich wohl noch einmal davon überzeugen, daß kein Sterblicher, und stehe er noch so selbstherrlich in der Welt, ungestraft die ewige Allmacht versucht. (Ab.)

Dritte Szene.

Radibja (immer noch auf der Laustrommel stehend): Was wollte der Herr?

Buridan (auf dem Divan): Der Herr wollte sich auf ewig von mir verabschieden. (Er nimmt das Buch vom Boden auf und blättert darin.)

Radibja: Die Trennung scheint Dir sehr zu Herzen zu gehen. Mich würdest Du leichteren Herzens ziehen lassen. Erinnerst Du Dich noch an die endlose Reihe von Särgen, die Du in Dein Notizbuch gezeichnet hattest?

Buridan (ohne sie anzusehen): Ja, ich erinnere mich an die Särge.

Radibja: Auf jeden einzelnen Sarg hattest Du die Worte geschrieben: Endlich allein.

Buridan: Endlich allein.

Radibja: Und wenn ich Dich nun wirklich verlassen wollte?

Buridan: Du glaubst ja gar nicht, wie inbrünstig meine Seele nach jenem Reiche verlangt!

Radibja: Ursprünglich beziehen sich die Worte aber doch wohl auf zwei Menschen, die in ihrem Brautgemach endlich miteinander allein waren?

Buridan (ohne aufzublicken): Für die beiden werden die Worte auch noch einmal ihre Bedeutung ändern.

Radibja: Willst Du mich denn nicht ansehen? (Da Buridan nicht antwortet.) Ich stehe auf Deiner Laustrommel hier. — Ich stehe in dem Maskenkostüm hier, das ich morgen abend in der Aufführung Deines Stückes in dem Hochzeitsballett tragen soll.

Buridan: Ich suche vergeblich nach einem Ausdruck dafür, wie unendlich gleichgültig mir die morgige Aufführung meines Stückes ist.

Radibja: Armer Buridan! (Sie springt von der Laustrommel herab.) Was soll Dir noch Freude bereiten, wenn Du an Deinen eigenen Theaterstücken keine Freude mehr hast! (Sie setzt sich ihm auf die Knie.) Laß Dich das, bitte, nicht erschrecken. Ich komme nämlich auch nur, um mich von Dir zu verabschieden. Das eine mußt Du mir doch zugeben: Es ist jammerschade um mich, wenn ich einem Manne zur Last falle. — Ich werde mich nun also wieder auf das wilde Meer hinausbegeben, auf dem Du mich vor achtzehn Monaten eingefangen hattest, auf dem man sich nur durch seine Kräfte, nur durch seine Vorzüge über Wasser halten kann. Bei Dir könnte ich mich nur noch durch meine Defekte über Wasser halten — vorausgesetzt natürlich, daß ich welche hätte.

Buridan: Ich trage mich seit geraumer Zeit mit dem Gedanken, ein Freudenhaus als moralische Erziehungsanstalt ins Leben zu rufen. Ein Haus, in dem die Zöglinge Jahre hindurch derart mit Freuden übermüdet werden, daß sie fürs ganze Leben ihren höchsten

Genuß in dem erblicken, was man sonst Sorgen und Mühseligkeiten nennt.

Radibja (erhebt sich und kniet sich neben ihn auf den Divan): Du scheinst wahrhaftig vom Himmel dazu beauftragt zu sein, Deinen Mitmenschen die schönsten Dinge ihres Daseins zu verleiden.

Buridan: Du begreifst nicht, daß man sich selbst zu einem Gegenstand des Abscheus wird, wenn man nur um seiner selbst willen ißt und trinkt und liebt.

Radibja: Wäre denn die Freude nicht Manns genug, den Abscheu zu überwinden?

Buridan: Warum lieben die wilden Tiere im Käfig nicht? Weil ihnen die Freiheit fehlt, ihre Beute zu erjagen.

Radibja: Mir fehlt die Freiheit auch, darum liebe ich doch.

Buridan: Deine Liebe fühlt sich genau so frei, wie meine Tatkraft in Ketten liegt! Was bin ich! Was bin ich!

Radibja: Nun? (Sie tritt zum Spiegel.) — Du suchst doch sonst nicht so lange nach dem treffenden Ausdruck. — Du scheinst wieder einmal der (sie blickt in den Spiegel) nackten Wirklichkeit nicht in die Augen blicken zu können.

Buridan: Ein Tier!

Radibja (sich im Spiegel betrachtend): Und ich soll ein Engel sein!

Buridan: Ein Tier!

Radibja (ihr Spiegelbild küssend): Zu einem Engel bin ich mir doch noch zu gut.

Buridan: Ein Tier!

Radibja: Aber doch ein außergewöhnliches Tier! Ein seltsames Tier!

Buridan (auffspringend): Radibja! Du kannst Deinen Körper vor meinen Augen so bezaubernd zur Schau stellen, wie es Dir irgendwie möglich ist. Aber der Schaustellung müssen ebenso viele höchste menschliche Werte das Gleichgewicht halten.

Radibja: Triffst das bei mir nicht zu?

Buridan (stellt die Laustrommel auf die Stirnseite): Stell Dich auf diesen Piedestal! Dann werde ich Dein Zensor sein!

Radibja: Mein Zensor willst Du sein? — Aber ich bin doch kein Trauerspiel!

Buridan: Ich werde keine strengere Zensur an Dir üben, als wie ich sie seit Jahren täglich, stündlich über mich ergehen lassen muß. So Gott will, findest Du meine Zensur ebenso unbillig, ebenso willkürlich, wie ich die Zensur meiner Zensoren finde.

Radibja (auf die Laustrommel steigend): Bittel Sprich!

Buridan: Radibja! Wenn Du über die Straße gehst, dann besteht der Zensor darauf, daß Du ein langes Kleid trägst. Dir droht keine Lebensgefahr; deshalb hindert er Dich, das Leben anderer zu gefährden. Wenn Du aber im Zirkus als Kunstreiterin reitest und nicht vom Pferd stürzest, ohne Deine Glieder zu brechen, dann gestattet Dir der Zensor gern,

mit allen Reizen Deines Körpers zu wirken. Und wenn Du auf dem hohen Turmseil von Kirchturmspitze zu Kirchturmspitze hinüber tänzelst, dann fragt kein Zensor mehr, wie Du Dich dazu herausputzt. Du kannst Dir ein Spinnegewebe über den nackten Leib spannen. Man weiß, daß Du keinen Fehltritt tust, ohne unten auf dem Marktplatz als unerkennbares häßliches Etwas ins Rinnsal hinabgesetzt zu werden.

R a d i d j a (lächelnd): Sind die anderen Zensoren ebenso eifrige Bilderstürmer wie Du?

B u r i d a n: Radidja! In Palermo sah ich einmal eine Seiltänzerin. Aber die Tänzerin tanzte auf einem elastischen Seil. Mitten unter dem Seil war ein viereckiges Brett mit aufrechtstehenden fußhohen blinkenden Messern aufgestellt. Ueber diesen Messern tanzend entkleidete sich das Mädchen, indem es sich dabei nach rechts und links um sich selber drehte. Darauf setzte sie das Seil in schaukelnde Bewegung, kniete auf dem schaukelnden Seil nieder, trieb es rascher und rascher an, daß es unter ihren Knien wie eine Bogensehne schwirrte; und als es wieder in ruhiger Lage war, sprang sie auf die Füße, überschlug ihren Körper dreimal hoch in der Luft und stand dann ebenso harmlos ruhig lächelnd über den blinkenden Messern auf dem elastischen Seil, wie Du hier vor mir stehst.

R a d i d j a: Nun? Und? — Du fürchtest ernstlich, ich könnte des Hochzeitsgewandes, das ich trage, nicht würdig sein?

B u r i d a n (leuchtend, mit geschlossenen Augen): Darauf ließ sie sich einen langen Mantel heraufreichen, in den sie sich bis auf die Fußspitzen einhüllte, ging mit geschlossenen Augen zum Ende des Seiles hin, stieg herab und verschwand hinter dem Vorhang. (Die Fassung verlierend.) Radidja, Deine Eitelkeit ist mir eine Folterqual. Zieh ein Reformkleid an, Radidja! Zieh ein Reformkleid an! Ich verburste nach Geschmackslosigkeit, nach unergründlicher Geelentiefe, in der ich mich vor allem, was Sinnlichkeit ist, verkriechen kann! Hast Du denn kein Erbarmen mit Dir, wenn all die Herrlichkeit so wenig mehr wirkt wie ein buntes Taschentuch, das an einem Spazierstock flattert?!

R a d i d j a (sehr ruhig): Habe ich mich geschaffen?

B u r i d a n: Ich habe Dich nach meinem Belieben geschaffen, ich werde Dich nach meinem Belieben umschaffen!

R a d i d j a (sehr ruhig): Rühr mich nicht an!

B u r i d a n (droht handgreiflich zu werden): Häßlichkeit will ich vor Augen haben! Häßlichkeit! Nichts als Häßlichkeit!

R a d i d j a (sich freinachend): Ich lasse mich nicht vergewaltigen! (Sie ist rasch auf den Ballon hinausgeeilt und lehnt sich mit dem Rücken gegen die Brüstung.)

B u r i d a n (ausschreitend): Radidja!

R a d i d j a (setzt sich auf die Brüstung und schlägt das

eine Bein hinüber): Wenn Du mir einen Schritt nahe kommst, werfe ich mich außen hinab!

B u r i d a n: Ich bin zur Besinnung gekommen, Radidja. Es war ein Tobsuchtsanfall. Ich hatte einen Augenblick vollständig vergessen, wer Du bist.

R a d i d j a (aufrecht auf der Brüstung stehend): Nicht einen Schritt, sonst lieg ich unten!

B u r i d a n (winselnd): Komm herein, Radidja! Komm herein!

R a d i d j a: Du liebst mich ja doch nicht mehr, und ich kann ohne Dich nicht leben.

B u r i d a n: Komm zu mir herein! Wie soll ich Dich denn nicht lieben! Ich will ja mein ganzes Leben Dein Sklave sein!

R a d i d j a (ist außen hinabgestiegen und hält sich am inneren Rand der Brüstung mit den Händen fest): Nicht einen Schritt! Ich habe Dich mit Deiner Gedankenwelt verfeindet; ich werde Dich Deiner Gedankenwelt zurückgeben! (Da ihr Buridan entgegen will, hebt sie die rechte Hand empor und lehnt sich weit nach rückwärts.) Noch ein Schritt und ich lasse die Brüstung los!

B u r i d a n (heulend): Innigst geliebtest, teuerstes Geschöpf! Geliebteste Radidja! Bleib doch! Bleib! Alles, alles ist Dein eigen!

R a d i d j a (hat sich so weit hinabgelassen, daß nur noch ihr Kopf über der Brüstung zu sehen ist): Ich gebe Dir Deine Freiheit zurück! — Komm nicht näher, glücklicher Buridan! Sonst bist Du Mörder! (Der Kopf verschwindet. Man sieht noch die Hände, mit denen sie sich festhält.)

B u r i d a n (ist in die Knie gebrochen, ringt die Hände ineinander und betet, ohne noch einen Blick nach dem Ballon zu werfen): Herr! Herr! Vater des Himmels und der Erde! Hilf uns! Hilf mir! Hilf! Wenn sie hinabfährt, ist ein Menschenleben hin! Welch ein Menschenleben! Ich habe gespottet! Herr im Himmel, ist das die Rache?! Sei barmherzig, Vater im Himmel, halte Dich an mich! Schenk ihr Erleuchtung! Du allein kannst helfen! Halte sie! Führe sie zurück! Ich will Dir dienen und Deine Macht verkünden, solange ich lebe! Hilf meiner armen Radidja! Rette sie! Ich habe sie mißhandelt! Ich wußte nicht, was ich ihr tat! Sie ist das herrlichste Geschöpf, die größte Seele, die in Deiner Schöpfung lebt...

R a d i d j a (hebt noch einmal den Kopf über die Brüstung): Soll ich Schwester Scharolka von Dir grüßen...? (Sie wirft die Hände in die Luft zurück und verschwindet.)

B u r i d a n (der nicht hingesehen hat): Oh! Oh! Das ist ihre Stimme! Herr Gott im Himmel, ich flehe Dich an! Soll ich aufspringen?! Wird ich noch ihre Hand fassen?! — Radidja! — Geliebte! — — (Er horcht nach rückwärts und ruft mit röchelnder Stimme.) Radidja...! Radidja...! (Nach einer Pause sich in Krämpfen vornüberwerfend.) Er läßt seiner nicht spotten! Er läßt sich nicht versuchen! — O Gott! — O Gott, wie unergründlich bist Du...

(Vorhang.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(3. Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

In der Stadt war längst alles im Sande verlaufen. Es war gegen den Herbst. Der Adelsmarschall hatte sofort nach der Abfahrt des Sohnes an seine Hauptkassse in der Stadt Order gegeben, nach Verfügung des jungen Grafen alles zu bezahlen. Und der Sohn lebte, wie er es immer tat. Nein — nicht also! Michael hatte sich zurückgezogen. Er arbeitete. Er hatte in einer großen Aufwallung die Sommermonate fast ganz in der Stadt zugebracht. Seine wenigen Klubgefährten und die mancherlei Salonfreunde, die jetzt alle in Seebäder gegangen, oder, wo der Herbst begann, sich schon auf Jagden vergnügten, hatten nicht viel von ihm zu sehen und zu hören bekommen. Michael hatte sich neu in Steuersysteme hineingedacht. Er hatte die zugehörige Literatur eingehend durchstudiert und selber einen Reformplan auf's gründlichste durchgesehen und aufgebaut. Daß er eine Genugtuung empfand, wie selten im Leben.

Fräulein Julie war längst ins Seebad. Sie wohnte sonst draußen vor der Stadt in einem Landhause. Das Haus lag mitten in einem Gehölz aus Eichen und Buschlaub, und davor dehnte sich ein gepflegter Rasen mit Rabatten aus weißen Reichblumen, die, wenn Michael abends im Mondschein vorfuhr, blendender schimmerten als in der Sonne.

Fräulein Julie war eine heitere, junge Dame, ein Mädchen aus niederem Stande, einer Wäscherin Tochter. Aber sie war gescheit und lustig und hatte einen jungen Leib, wie ihn Bildhauer gern haben, in weichen, reich modellierten Wellen. Und sie hatte mit soviel Geschick aus Büchern aufgelesen, daß sie plaudern konnte wie ein Brunnen. Es war sehr lustig, ihr zuzuhören. Was sie nur für tolle Einfälle hatte! Das Unzusammengehörigste konnte sie mischen. Und es gab eine richtige Karikatur von Gedanken, daß der Verdrossenste lachen mußte, ob er auch nicht wollte.

Sie war eine Zeitlang Soubrette an einem kleinen Theater gewesen. Dort hatte Michael sie kennen gelernt und sie dann für sich genommen.

Uebrigens war ihr die Einzelhaft, wie sie das Wohnen in dem Landhaus und in der Sicherheit des gräflichen Reichtums und von Michaels Verschwendung nannte, nicht ganz zu Geschmade. Sie hatte schon oft gewünscht, sich wieder einmal auf den Brettern zu zeigen. Aber sie hing auch an Michael — sah an ihm auf, fürchtete sich sogar vor seinen Launen. Daß sie dann noch lustiger aussah in ihrer Demut, und es aus einer Verstimmung, die Michael in das Haus eintrug, oft eine Tollheit gab, zu der sie ihn am Ende doch hinriß.

Aber Michael war in diesen letzten Zeiten nicht verstimmt, nur immer sehr mit sich beschäftigt bei ihr eingetreten.

Das machte jetzt seine ernste Arbeit.

Michaels Versunkenheit konnte Julie in den Tod nicht leiden. Gleich nach dem Auftritt in Pilica waren die Freunde noch gekommen und hatten ihre Freundinnen vom Theater ebenfalls mitgebracht. Da erschien Julie einmal in langem Trauergewande, das sie dann allmählich bis zum gelben Atlaspierrot aufhellte: so seine heimlichen Feuer

schürend. Einmal hatte sie sich als Orientalin mit köstlichen Perlenketten und Gehängen und Münzen, die unaufhörlich klapperten und klagen, gleich den Freundinnen angetan, und so empfingen sie den Geliebten und die Freunde, eine jede wie eine Statue in dem geräumigen Empfangssalon an den Wänden verteilt und aufgestellt. Bis dann jemand im Musikzimmer einen Schwebetanz aufgespielt, und die Statuen in weichen Windungen sich regten und schlangen.

Alles das kannte Michael. Alles das sah er — —. Und er hatte es auch in den Wochen schon wieder nicht gesehen. Er hatte gelächelt, ohne groß viel zu sagen. Er hatte auch sehr gütig und sehr geistig ausgesehen. Er kam jetzt immer von seinen Büchern.

Und erst wenn die Freunde geredet, die losen, leichtsinnigen Mädchenblide geblickt, die Dirnen getrunken und durcheinander geschrien und sich frech genedkt, und ihre Coiffüren verrückt und ihre Blumen in ihre Busen auffällig tiefer hineingesenkt, oder die Männer an den Bärten gerupft hatten —, erst, wenn sie begonnen hatten, miteinander zu zanken, junge Offiziere und Edelleute, um Kaisers Bart, um eine gleichgültige Wissenschaft, um die Orthographie eines Namens, um die Anciennität eines nicht anwesenden Kameraden —, und die Damen sich schon über den Tisch lümmelten oder auf dem Schoße der Männer hockten, und sie in ihre Reden hinein ausgelassen an die Nase stupften, indes andere sich umhalsen und andere sich zum Tanze schlangen, weil eine von ihnen mit einem Finger auf dem kostbaren, klavierenartigen Flügel eine Tanzmelodie herunterastete, mit ungebärdigem Lachen sich dabei windend —: dann war auch für Michael allmählich alles andere untergegangen. Dann war auch er von Wein und Lärm und von Müdigkeit des inwendigen Grübelns soweit gebracht, sich einzulassen, mitzurufen, mitzustreiten, plötzlich Verse zu zitieren, zu tanzen. Und er rauchte dann ins Endlose, sah bleich aus, fast gelb, lachte wie sinnlos und war frivol, nannte gemein die Dinge bei ihrem frechsten Namen und brachte, wenn die Freunde längst mit den zerknüllten und zerknitterten Freundinnen in Droschken hinweggefahren im Morgengrauen, die Nacht wohl noch vollends mit Julie zu.

Aber das war in diesem Sommer nur noch wenige Male vorgekommen. Michael hatte bald gewünscht, daß er ganz der Arbeit leben und ohne Unterbrechung das Buch vollenden könnte. Und Julie war sehr zufrieden gewesen, daß sie in ein französisches Seebad reisen und dort mit Freunden und Freundinnen zusammen Art und Leben frei mit bunten, prunkenden Strandtoiletten und gepuderten, blonden Aufrüstungen von Haaren fortführen konnte.

Da sah sie auch wirklich unglaublich niedlich aus. Der Kopf allein war sehenswert. Der Teint war flaumig, und das etwas lange Gesicht gewann durch die gerundeten, gelbblonden Haarwülste, die um die Stirn lagen. Alles war hell an dem Mädchen, schwebte und tanzte an ihr. Auch die hellen Seidenfalten, daraus der freie Hals leuchtete. Wenn sie von den klaren Wellen umwogt im Wasser stand und ein feines Häutchen sich von der Nase drollig abzog, weil die Sonne einfach toll sengte, und die Haut sich bei allen zu lösen begann, da konnte sie so anmutig lachen und ein so liebliches Gesicht schneiden, die Augen so herrisch verknäusen und die Mundwinkel so zum Schmollen ziehen, daß Baron Frederik darüber noch mehr wie über ihre törichten Worte

von der Eidechse laut lachen mußte, und über den Gedanken, daß sie den alten Adam endlich hier ganz auszöge.

Baron Frederik war hier immer um sie. Er betrachtete sie dann von oben bis unten wie ein Renner. Und sie entzündete sein Blick, weil sie aufrichtig in ihn verliebt war.

* *

Es war einige Wochen vor Weihnacht, daß im Parlamente eine große Erregung angewachsen unter den Parteien, und daß man in Klubs und Salons von den Gegenständen erfüllt war, die aus dem Hause sich verpflanzt hatten. Auch bei der Fürstin war man am Kamin heiß aneinander gekommen. Und es war, daß diese Erwägungen und Entscheidungen auch alles bald zurückdrängten, was sonst an persönlichen Geschichten und Histörchen aus Bädern und von Reisen mit in die Heimatstadt und die Geselligkeit einfloß.

Es war natürlich auch, wie sich die Gesellschaft wieder vollzählig in der Hauptstadt zusammengefunden, bald stadtbekannt geworden, daß Graf Michael eine gelehrte Arbeit über die Steuer des Landes verfaßt hatte. Und sogar die bürgerlichen Parteien und die Führer der Radikalen staunten über die Gründlichkeit und Unparteilichkeit, mit der der junge Graf die Fragen der gerechten Belastung von Reich und Arm, Hoch und Niedrig, darin abgewogen und zur klaren Entscheidung gesichtet dargestellt hatte.

Aber daß alles wäre gegen die Aufregungen im Hause der Abgeordneten bald vergehen worden, wenn nicht Graf Michael selber darin begonnen hätte eine lebhaftere Rolle zu spielen. Wenn nicht ganz zufällig eine lebhaftere Kontroverse des Führers der äußersten Linken mit ihm entstanden, und dann vor allem der Minister Franzius sich bemüht gesehen, Graf Michael in seinen Ausführungen beizuspringen.

Der Minister hatte in längerer Darstellung mit reichlichem Zahlenmaterial, mit Berufung auf das Buch und die Untersuchungen des Grafen Michael seine Ideen entwickelt. Er verlas im Anschluß daran eine lange Stelle aus Graf Michaels Buch, rühmte das Buch außermaßen und schloß seine Rede damit zu sagen: „Mögen die tiefen und wahrhaftigen Untersuchungen des Grafen Michael im ganzen Lande rückhaltlosen Nachhall wecken.“

Graf Michael war gleich im Parlamente Gegenstand der mannigfachen Ansprachen. Seine Parteifreunde umringten ihn.

„Das Buch wäre zur rechten Zeit geschrieben,“ sagte einer seiner Gegner, ihm freundlich die Hand schüttelnd.

„Verfluchter Kerl, soviel Ehre,“ kam der junge Graf Amadeus, einer seiner Intimen.

Es war um ihn ein ewiges Händeschütteln. Und obzwar er an dem Tage vermied sich selbst mit dem lebendigen Wort noch in die Debatte zu mischen, obwohl er schließlich während der weiteren Reden nur lächelnd in seiner Bank gesessen und den Minister, der ihn „belobt“ und „gerühmt“ hatte, auf einem Blättchen karikierte, schnörkelnd darunter schreibend: „Dem gelingt es doch: die Mohrenwäsche.“ Auch ein anderes Blättchen schließlich noch befräselnd, wo ein Chamäleon mit seinen eigenen Zügen sich die Hand vor die Augen hielt und weinte, und darunter: „Das gerührte Chamäleon“

— so ging doch sein Ansehen in alle Winde, und in der ganzen Stadt war er sofort der Mann des Tages.

Uebrigens hatte der junge Michael Alice bis jetzt nicht wiedergesehen.

Aber der Erfolg, wenn Michael auch allenthalben den Verächter spielte — und Worte im Klub zurückwies — und sich in seinen Hotelräumen geradezu laut lachend auf den ersten, besten Stuhl warf, nachdem auch der Oberkellner ihm gleich beim Eintritt in tiefer Ergebenheit gratuliert, und der Direktor des Hotels vor einer ganzen Reihe staunender Bediensteter und dann auch Fremde am Eingang ihn gleichsam erwartet hatten, um ihm mit neugierigen Blicken stumm zu huldigen — der Erfolg hatte doch eine ganz seltsame Erhebung in ihm zustande gebracht. Daß er außermaßen freundlich mit seinem Kammerdiener verfuhr, ihn wie einen Freund gütig und sanft anredete, und schließlich zu ihm mit großer Genugtuung redete.

„Meine Sache hat heute gesiegt — nicht zum geringsten durch meine mühevollen Sommerarbeit,“ sagte er.

Michael ging an dem Tage nicht aus. Er lag auf dem Sofa, träumte und rauchte. — Er verfügte, daß man eine Einladung für den Abend absagte. Er studierte dann eingehend in seinem Buche die vom Minister zitierten Stellen, suchte auch noch einmal in der Bibliothek die Belege gründlich zu vergleichen. Er merkte sogar, daß ihm einiges schon entfallen war. Dann nahm er Verlaine — und begann vor sich hin zu sprechen:

„Votre âme est un paysage choisi
„Que vont charmant masques et bergamasque
„Jouant du luth et dansant et quasi
„Tristes sous leurs déguisements fantasques.“

Er war sehr abgemüdet. Die Nacht vorher war es im Klub fast Morgen geworden. Und das Parlament hatte nicht versäumt werden können. So schlief er nun einige Stunden.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Busch. Eine Silhouette von ihm, zu seinen Lebzeiten geschnitten.

Von Herbert Eulenberg.

Wiedensahl, das Dörfchen, wo Wilhelm Busch geboren und gestorben ist, ist ein Flecken in der Provinz Hannover mit einer Handvoll Häusern, die friedlich dastehen, rote Ziegeldächer als Hüte über den Kopf gestülpt oder dicke, moosbedeckte Strohlappen schief aufgesetzt. Ein Bächlein fließt um das Dorf herum, auf dem im Sommer und Winter, wenn es nicht, um sich nicht zu erkälten, eine Eisbede übergezogen hat, die Enten und Gänse fröhlich ohne Unterschied des Geschlechtes zusammen baden. Fette Wiesen und herrliche dunkle Tannenwälder umrahmen das Bild. Den Dampf und die Elektrizität kennt diese jenseits der Eisenbahn gelegene Idylle noch nicht, und als vor ein paar Wochen zum erstenmal ein Automobil die Gegend durchsauchte, schrien die Bauern: „Der Döbel ist

gekommen und will den Wilhelm Busch holen.“ Man wäscht sich dort an der Pumpe, man liest die Zeitungen von vorgestern, und Musik nennt man dort, wenn der Viehknecht abends ins Horn trötet, daß die Rüge von der Weide heimkehren sollen. Gleichwohl läßt es sich im Sommer, wenn die Wiesen dick voller Blumen stehen und in der Sonne strahlen wie ein Pfauenschwanz, und wenn die Vögel alle zusammen musizieren, ohne je aus dem Takt zu kommen, dort ebenso gut leben als in Berlin. Und selbst im Winter, wenn an den Fenstern die weißen Eisblumen blühen und es draußen friert, daß die Steine heulen, und man drinnen bei Rheinwein oder wenn's zu kalt wird, bei altem Nordhäuser sich tröstet, kann man es dort ebenso gut ertragen als in Rom oder in Florenz. So dachte auch Wilhelm Busch, als

er am 15. April 1832 in Wiedensahl zur Welt kam:

Raum, eh' man sich's recht bedacht,
Schlupp! Ist man zur Welt gebracht."

Sein Vater war der Krämer des Dorfes, der schwarze Seife, Salglichter, Salz, Kamellen, Streichhölzchen und Bindfaden verkaufte, und sein Weib half ihm tapfer dabei. Die Großmutter nahm sich des Kleinen an, da die Eltern, wie gesagt, besseres und mehr zu tun hatten, als Kinder groß zu bekommen. Die Alte, die wie die Leute über 70 Jahre gewöhnlich, nicht mehr viel schlafen konnte, stand mit Herrn Busch jun. in der Früh auf, schob ihm ein Stück Pumpernickel in den Mund, damit seine Zähne sich amüsieren konnten, und steckte das Herdfeuer an. „Besonders im Winter“, erzählt Busch einmal, „kam es mir wonnig geheimnisvoll vor, so früh am Tage schon selbstbewußt in dieser Welt zu sein, wenn ringsumher noch alles still und tot und dunkel war. Dann saßen wir zwei, bis das Wasser kochte, im engen Lichtbezirk der pompejanisch geformten zinnernen Lampe, sie spinnend, ich spielend oder später aus dem Gesangbuch schöne Morgenlieder lesend.“ Als der Junge größer geworden war und etwas werden mußte, schickte man ihn, während die Großmutter sich indessen zu ihren Müttern versammelte, auf die Hochschule nach Hannover. Aber es erging Busch wie allen wählerischen Leuten, er konnte und konnte den Beruf nicht finden, der auf dieser Welt für ihn paßte. Und schon war er nahe daran, sich mangels Beschäftigung aufzuhängen, als ihn ein Freund mit den Worten: „Maler kannst du immer noch werden!“ an die Akademie nach Düsseldorf wies. Hier saß er ein Jahr lang im Antikensaal ab und wollte gerade vor Langeweile sterben, als ihm einfiel, daß, wenn man den Rhein hinunterfuhr, man nach den Niederlanden kommen mußte. Dies tat er, und hier vor den Bildern von Brouwer, Teniers, Franz Hals und anderen bekam er wohl die erste Anregung zu seinem späteren Schaffen. „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, ihre Unbefangeneheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen brauchte, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen“, gesteht er selbst.

Als letzten Studienort hat er sich dann München erwählt, wo er allerdings mehr im Künstlerverein als in der Akademie saß, und wo die „Fliegenden Blätter“ das erste Bild und die ersten Verse von ihm brachten. Dann ging's über Düsseldorf wieder der Heimat zu. Man führte ihn, der damals ob seines trockenen Humors in Malerkreisen schon allgemein gefeiert wurde, jubelnd in den „Malkasten“, in der Hoffnung, daß dieser Märchenprinz aus

Genietand das verschlafene Dornröschen wachküssen würde. Aber man war bitter enttäuscht von ihm; kein Spaß entschlüpfte inmitten der porzellanenen Honoratioren seinem Munde. Endlich stand er auf und klopfte ans Glas. Alles fuhr auf: „Wilhelm Busch wird reden“, und hundert neugierige Augen sahen ihm aufs Maul, in Erwartung, was da herauskommen würde: „Kellner! Noch einen Schoppen Mosel!“ sagte er und schwieg damit definitiv.

Am andern Morgen fuhr er in die Einsamkeit nach Wiedensahl und schrieb und malte dort ganz allein, „ohne wem was zu sagen“, wie er sich ausdrückte, alle seine schönen Bilder Geschichten auf. Und als es ihm genug schien, schwieg er so beharrlich, wie damals im „Malkasten“, und lebte friedlich in Wiedensahl bis auf den heutigen Tag, auf keine andere Unterhaltung angewiesen als auf Bücher, Bauern und das Jägerlatein des Försters am Abend in der Waldschenke. Er hat sich niemals feiern lassen, und während andere berühmte Jubelgreise sich zu ihrem 70. Geburtstag unter Tränen anreden lassen oder im Kreise der lieben Thren sitzen, tiefgerührt den Enkel auf dem Schoß, bis dieser plötzlich, ohne Respekt vor jenem Tag, sich unmanierlich benimmt, floß Wilhelm Busch damals allein in die einsamen Tannenwälder, die Gott sei Dank noch nicht das Reden gelernt haben. Früher las er viel im Darwin und Schopenhauer, und abends, wenn die Leute in den Großstädten Offenbach oder Philippi anhören, oder sich darüber freuen, daß einer Seiltanzen kann, ohne sich die Beine zu zerbrechen, dann holte er sich Shakespeare und las sich bei der Lampe darin so glücklich, als wenn er im Grad in der ersten Loge der Oper gefessen hätte. Heutzutage, wo die Augen schon matter geworden sind, spielt er lieber mit den Kindern herum, oder sieht im Sommer den Bieren zu, die ihm noch interessanter sind als eine Reichstagswahl, und raucht dabei Tabak, so viel er paffen kann, und hüllt sich wie Zeus in blaue Wolken ein. Und über kurz oder lang wird er eines nicht schönen Tages sterben, wenn es einmal acht Tage hintereinander Streifen geregnet hat, oder das Bier im Faß erfriert, und man rechte Lust auf das Grab bekommt, wo man nicht mehr naß und kalt wird und länger als acht Stunden hintereinander schlafen kann, ohne von irgendeiner verfluchten Pflicht geweckt zu werden. Und seiner Schwester Sohn, der Pfarrer in Wiedensahl ist, wird ihn zur Ruhe bringen und über seiner Gruft folgende Predigt halten: „Hier ruht in Gott und in Erde Wilhelm Busch, ein lachender Philosoph, der letzte große Humorist, den wir Deutsche hatten. Denn die bis dato nach ihm kamen, verdienen leider nicht den Namen. Amen!“

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Der Reigen der Berliner Kunstausstellungen schloß im alten Jahr mit drei sehr verschieden gearteten Vorführungen, die, jede für sich, als wichtig genommen werden wollten. Da war zuerst die Ausstellung der Königl. Akademie der Künste, bei der in erfreulicher Weise die Absicht zutage trat, der teilweise schon recht erstarrten Kunst der Mitglieder durch Hinzuziehung einiger jüngerer Kräfte ein frischeres Aussehen zu geben. Wenn eine glückliche Wirkung damit nur stellenweise erreicht wurde, so lag das daran, daß viele von den eingeladenen Gästen im Kampfe mit den Widerständen, die sich ihnen noch bis vor kurzem entgegenstellten, oder durch den Mißbrauch ihrer Fähigkeiten ihre ursprünglich guten Gaben bereits erheblich abgenutzt haben und nur noch Schatten ihrer selbst sind. Zu diesen nahezu verbrauchten Künstlern muß man nicht nur die deutschen Maler Lepsius, Olde und Dettmann, sondern auch den einzigen mitwirkenden Ausländer John Singer Sargent zählen, der an dieser Stelle zwar mit einigen älteren Arbeiten — Bildnisse des Generalleutnants Sir Jan Hamilton, des Mr. Penrose und allenfalls auch noch das des Lord Ribblesdale — sein ausgezeichnetes Talent bewies; in anderen Arbeiten jedoch das Wort von Degas über ihn — „chef de rayon de la peinture“ — bis zu dem unangenehmen Grade rechtfertigte, daß man ihn den amerikanischen Fritz August Kaulbach nennen möchte. Aber auch Stuck und Ludwig v. Hofmann hätten besser vertreten sein dürfen, als es der Fall war; während Fritz Klimsch sich wohl noch niemals und nirgends von einer so vorteilhaften Seite gezeigt hat, wie hier mit seiner Frauenbüste und einem Merkur. Und auch Gotthardt Ruehl präsentierte sich ungewöhnlich günstig. Von den Mitgliedern selbst bot Max Liebermann in seinen „Polospielern“ wohl das reizvollste und lebendigste Stück Kunst in der ganzen Ausstellung, und Arthur Kampf fiel zum mindesten auf. Schade, daß man dem neuen

Präsidenten der Akademie kein inhaltreicheres Kompliment für sein „störrißches Pferd“ und sein „Damenbildnis“ machen kann! Aber sein Ehrgeiz ist leider nur zu sehr auf solches Bemerkttwerden gerichtet. Und doch könnte Kampf mit seinem tüchtigen Handwerk gewiß Kunst machen, wenn er sich abgewöhnen möchte, beim Malen seiner Bilder an deren Wirkung auf das breite Publikum zu denken. Indem er sich zugleich erinnert, womit andere Maler da und dort Effekt gemacht, bringt er sich um jeden Schein von Originalität und in seine Arbeit fast immer eine unangenehme Trivialität hinein. Vielleicht fehlt ihm das Temperament; dann sollte er aber um so energischer bemüht sein, seine nicht geringen Fähigkeiten durch Konzentration des Willens, nicht durch übertriebene Bildformate zur Geltung zu bringen. Jedes seiner hier vorgeführten Bilder könnte man sich anders denken, als er es gemalt. Das ist bei Werken, die eindringlich, als Einheiten konzipiert sind, unmöglich. Es bezeugt am Ende mehr Achtung vor der Künstlerschaft Kampf, solche Dinge auszusprechen, als ihm eine Anerkennung über die Vorzüglichkeit seiner Leistungen zu geben, deren Unhaltbarkeit vielleicht schon das nächste, der Kunst zu Ehren geschaffene Bild Kampf erweisen kann.

Die Berliner Sezession veranstaltete im Salon Paul Cassirer eine Ausstellung „Zeichnende Künste“. Diese Vorführung schien nicht nur mangelhaft vorbereitet — sie war auch ungünstig und unvorteilhaft untergebracht; denn bei der Beschränktheit des Raumes schlugen sich viele Sachen, dicht zusammengebrängt, gegenseitig tot. Was die Ausstellung an interessanten und sehenswerten Leistungen zu bieten hatte, ist durch die Namen van Gogh, Liebermann, Enevogt, Munch, Klimt und Corinth erschöpfend charakterisiert. Was man von Daumier, Delacroix, Puvis de Chavannes oder gar von Daubigny und Millet zu sehen bekam, war deprimierend — der Abhub

des Pariser Kunsthandels. Und wieviel Zeichnungen von jüngeren Künstlern waren da, denen man von weitem anmerkte, daß sie ad hoc, acht Tage vor Schluß des Einlieferungstermins angefertigt waren! Dazu wieder Dinge von lediglich snobistischem Wert, wie die Zeichnungen von Maillol. Vergleichen gehört nicht vor die Öffentlichkeit. Wohin man mit dem Zeigen solcher Intimitäten gelangt, dafür bilden die falschen Rodin-Zeichnungen des in seiner Kunst so vortrefflichen Bildhauers Georg Kolbe ein beklagenswertes Beispiel. Man kann nicht genug davor warnen, den Import einer ausländischen Kunstware, die schon am Orte ihrer Entstehung den Beifall der ernsthaft zu nehmenden Kunstverständigen schwer findet, fortzusetzen. Es muß gegen diese Sachen schließlich mit Notwendigkeit eine Reaktion erfolgen, die auch der guten ausländischen Kunst gefährlich werden kann. Und wer wollte das nicht bedauern! Soll diesen Schwarz-Weiß-Ausstellungen der Berliner Sezession ihre Wirkung auf die Kunst und das Publikum erhalten bleiben, so wird man Grenzen ziehen, vor allem aber Nachdruck darauf legen müssen, daß hauptsächlich gezeichnete Studien zur Ausstellung gelangen. Das würde einmal dazu führen, daß die Maler sich wieder häufiger zeichnerisch Rechenschaft über ihre Beobachtungen gäben, sodann würde das Publikum auf Grund solchen Materials besser beobachten können, in welcher Richtung sich der einzelne Künstler besonders bemüht. Ein klassisches Beispiel für den Zweck und Wert der Zeichnung bot mit seinen Arbeiten den Besuchern wieder Liebermann. Da ist der Weg, um das Interesse für die zeichnenden Künste stets wachzuhalten. Die Graphik braucht auch in Zukunft nicht ausgeschlossen zu werden; aber Stumpfsinnigkeiten, wie den dieses Mal vorhandenen Arbeiten Richard Müllers, sollte man in einer Sezessionsausstellung nicht begegnen. Man ist doch bei anderen Gelegenheiten nicht derartig liberal.

In Ed. Schultes Kunstsalon sah man die erste gemeinsame Ausstellung einer Gruppe deutscher und französischer Künstler, welche die Malerin Ida Gerhardt zusammengestellt hatte.

Ein innerlicher Zusammenhang zwischen den Beteiligten war nicht erkennbar; immerhin jedoch konnte der Versuch, einige jüngere, in Frankreich zur Beachtung gelangte Maler dem deutschen Publikum vorzustellen, interessieren. Hoffentlich wird er nicht wiederholt; denn es liegt nicht die geringste Notwendigkeit vor, diese Epigonen der großen französischen Impressionisten näher kennen zu lernen, geschweige, daß sich ihnen der deutsche Kunstmarkt öffnet. Lehnt man schon die deutschen Nachtreter von Manet, Cézanne, Monet und Degas ab — wieviel mehr Recht hat man, sich gegen die französischen zu wehren! Daß die Franzosen im allgemeinen begabter für die Farbe sind als die Deutschen, braucht nicht mehr bewiesen zu werden, und nur im Malerischen unterscheiden sich ihre mittelmäßigen Talente von deutschen Mittelmäßigkeiten. Wer Künstler wie Puh, Picasso, Herbin, Marquet, Balloton, Roussel, Guébin usw. den Leo Puh oder E. R. Weiß und ähnlichen vorzieht, handelt mindestens unpatriotisch. Und wenn man in Paris gegenwärtig Gauguin für einen der Großen im Reiche der Kunst ausgibt, so braucht man in Berlin diese Mode wirklich nicht mitzumachen. Der einzige von diesen Künstlern, der höher bewertet zu werden verdient, ist Maurice Denis, der hier in einer großen Komposition „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ und in der köstlichen Skizze zu einem Nymphenbilde Zeugnisse seines feinen Talents bot; der aber doch schon zu viel manieriertes Raffinement aufwendet, um dem deutschen Geschmack dauernd zuzusagen. Das Beste in der ganzen Vorführung war eine Wand voll Bilder des Dänen Wilhelm Hammershøj, dessen schlichte, ruhige und eindringliche Kunst den zuverlässigsten Maßstab bot für die Bewertung der Leistungen aller dieser verschiedenen deutschen und französischen Maler, die sich durch Schreien, Ausblähen und Extravaganzen bemerkbar zu machen suchen und zwar viele Bilder, aber wenig Kunst hervorbringen. Hammershøjs Bild einer Frau beim Kaffeetrinken, worauf die weiße Tasse den Mittelpunkt der farbigen Komposition bildet, und ein Interieur mit einer Weißzeug nähernden

Frau darf man zu den schönsten Schöpfungen zählen, die man je hier von diesem in der Beschränkung so großen Künstler gesehen hat.

Die Schwärmer, die da glauben, man könne die ersehnte Blüte der deutschen Kunst durch Vereinsgründungen befördern, sterben nicht aus. Hat sich da wieder ein Verbandi-Bund konstituiert und die Welt, außer mit einem die bekannten Schlagworte von der Not des deutschen Geistes wiederholenden Manifest, mit einer „Verbandi-Ausstellung“ im Künstlerhause beglückt. Als ob der deutschen Kunst in dieser realistischen Zeit irgend etwas anderes zur Blüte verhelfen könnte, als rastlose Arbeit und unermüdbliche Selbstzucht! Mit Sentimentalitäten ist heutzutage nichts hochzubringen und wohl überhaupt niemals etwas hochgebracht worden. Man wird als deutsch im guten Sinne immer nur die tüchtigste Kunst bezeichnen, die in Deutschland gemacht wird; und, je nachdem die besten Leistungen auf der realistischen oder der idealistischen Seite hervorgebracht werden, kann einmal diese, einmal jene „Richtung“ zur Herrschaft gelangen. Es steht in keines Menschen Macht, selbstverständlich auch in der der Kritiker nicht, der Kunst die „Richtung“ vorzuschreiben. Wenn jetzt lange Jahre hindurch eine nach Wahrheit und Erkenntnis strebende Kunst alles Interesse auf sich zog, so muß eine innere Notwendigkeit dafür vorgelegen haben, und sicherlich betätigten sich die tüchtigsten deutschen Künstler in dieser Richtung. Verloren ist nichts, gewonnen sehr viel, und wenn eine Zeit erscheinen sollte, die eine höher gestimmte Kunst verlangt, wird sich zeigen, daß es den durch eine strenge Schule der Naturbeobachtung gegangenen deutschen Künstlern nicht an Kraft gebricht, solchen Ansprüchen zu genügen. Aber es ist nicht anzunehmen, daß das Dasein des Verbandi-Bundes den Eintritt dieser Zeit irgendwie beschleunigen könnte. In seinen Bestrebungen, eine gesunde deutsche Kunst zu unterstützen, hat er ohne weiteres jeden ehrlichen Kunstfreund und die ernsthafteste Kritik auf seiner Seite; aber wenn er sich auf die Veranstaltung von Ausstellungen legt, muß er auch Zeugnis dafür ablegen, daß er es mit dieser

Gesundheit ehrlich meint. Die Vorführung im Künstlerhause macht von vornherein bedenklich gegen die Tendenzen des Bundes. Es überwiegen darin nicht nur die schwachen Werke, sondern man kann sogar die Mitwirkung von Dilettanten konstatieren. Gute Namen allein verleihen einer Ausstellung noch kein Relief. Es gehören auch gute Werke dazu. Sehenswert ist eine Wand voll Hans Thomas, unter denen einige ältere Bilder, wie die „Flucht nach Ägypten“, die „Flora“ und die „Gewitterlandschaft mit Pflug“, den Meister in jedem Sinne vorteilhaft vertreten. Hans Baluschek, dem man im allgemeinen den Wunsch nahelegen möchte, für seine Proletariargestalten hier und da wirklich einmal ein Modell zu nehmen, bietet in dem Idyll „Zur Walderdbeere“ — der Wirt dieser Sommerkneipe sieht schmunzelnd dem Spiel zweier Schmetterlinge über einem leeren, grobgezimmerten, unter Föhren stehenden Gasttisch zu — eine der besten und humorvollsten Leistungen, die er in der letzten Zeit sehen ließ. Auch Martin Brandenburg hat ein neues, freilich wieder sehr sonderbares Kind seiner eigenartigen Phantasie hier. Ein gutes Teil der sonst ausgestellten Werke ist von früheren Ausstellungen her bekannt. Um eine „Sat“ handelt es sich also bei dieser Ausstellung nicht. Wenn der Verbandi-Bund nicht stärkere Beweise für die Notwendigkeit seiner Existenz und die Höhe seiner Absichten beibringt, wird man nicht zu große Hoffnungen auf sein Wirken setzen dürfen.

Der Salon Fritz Gurlitt beschloß das alte Jahr mit einer höchst sehenswerten Trübner-Ausstellung und beginnt das neue mit einer Vorführung von Landschaften Paul Hönigers, die an sich sehr gute Leistungen, im Charakter jedoch immer noch zu französisch sind, um besonderen Respekt vor der Eigenart des Malers zu erwerben. Wenn die hier gezeigten Stillleben von Alice Trübner auch verraten, wieviel sie als Malerin ihrem Gatten verdankt, so spricht sich doch in der Wahl der Stoffe und im Farbenarrangement ein so persönliches Geschmack aus, daß man behaupten darf, diese Arbeiten repräsentieren in der deutschen Kunst schließlich doch eine eigene Note.

Im Salon Paul Cassirer gibt es als Jahresouvertüre eine Louis Corinth-Ausstellung. Wie man sich auch zu der Tendenz der Corinth'schen Kunst stellen mag — der Maler ist ein ganzer Kerl, der aus dem Vollen schöpft, der das kann, was er will, und als eine fest auf sich gestellte Persönlichkeit wirkt. Wer möchte ihm in Berlin mit der gleichen Bravour diesen weiblichen, zusammengekrümmten auf der Seite liegenden Akt nachmalen? Wie famos ist der gezeichnet und wie gut ist die Farbe! Dann die Frau, die mit lachenden braunen Augen aus einer schwarzen Maske schaut, und ihren vollen Busen im geöffneten blauen Kleide sehen läßt. Gewiß ist das sinnliche Kunst; aber wer will ihr die Daseinsberechtigung abstreiten? Verehrt man nicht auch Rubens, und hat er nicht noch ganz andere Dinge dargestellt? Ein Selbstporträt als Halbakt, mit dem Spachtel gemacht, hat glänzende Qualitäten. Weniger zu rühmen sind einige Bildnisse; aber ganz vorzüglich wieder die Hände einer jungen Dame, die in einen Dalienbusch greifen. Wie raffig und beweglich wirkt der orientalische Tänzer! Eine Kreuzigung ist nicht weit genug gebracht, um Bewunderung zu erwecken; aber amüsant die Studie dazu. Von älteren Arbeiten sieht

man hier nicht ohne Vergnügen Corinth's „Andromeda“ und jene des Malers Humor so glänzend beweisende „Tischgesellschaft“ wieder, die trotz ihrer unglaublichen Unordnung ein Charakterstück ersten Ranges ist. Von den sonstigen Ausstellern kommt als Künstler in höherem Sinne neben Corinth eigentlich nur Georg Kolbe in Betracht, der dieses Mal fast nur Porträtbüsten zu zeigen hat. Er bewährt sich auch auf diesem gefährlichen Gebiet als ein Eigener. Seine Form ist diskret und doch im hohen Grade charakteristisch, und seine Psychologie bleibt wahrlich nicht an der Oberfläche. Unter diesen Porträts dürften die von Frau Direktor St., von Fritz Klimsch und Curt Herrmann wohl die gelungensten sein. Max Bedmann und Emil Nolde gelten in den Kreisen der Sezession als Talente. Ihre hier vorgeführten Bilder widersprechen dieser guten Meinung nicht gerade; aber man müßte doch erst stärkere Zeugnisse ihrer Begabung abwarten, um Fernerstehenden eine gewisse Bedeutung ihres Talents plausibel machen zu können. Denn das Talent an sich ist nichts wert, wenn sein Besitzer nicht alle Kräfte daran setzt, es durch redliche Arbeit hochzubringen und zu redlichen Leistungen anzuhalten.

Die lenkbaren Luftschiffe.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

Das Problem der Lenkbarkeit der Luftschiffe gilt seit einigen Monaten auch dem großen Laienpublikum als gelöst. Die Fachmänner haben es seit Jahren als gelöst betrachtet. Schon im Jahre 1904 sprach der jetzige Kommandeur des Luftschiffer-Bataillons Major Groß in seiner Schrift „Die Luftschiffahrt“ den Grundsatz aus, daß das lenkbare Luftschiff nicht mehr erjunden zu werden braucht, da alle Konstruktionsbedingungen hinlänglich geklärt seien. Die Erfolge der verschiedenen Luftschiffe, welche Santos Dumont seit dem Jahre 1898 der Öffentlichkeit vorgeführt hatte und insonderheit die zahlreichen Aufstiege des von Ingenieur Julliot konstruierten „Lebaudy“ seit dem November 1902 konnten an der Richtigkeit dieser Auffassung keinen Zweifel mehr lassen. Die drei Auf-

stiege des Grafen Zeppelin im Jahre 1900 waren wenig glücklich verlaufen, aber dennoch berechtigten sie zu der Annahme, daß auch dieses starre Aluminiumsystem sich vielleicht ebenso wie das halbstarre System des Ingenieur Julliot und das unstarre des Santos Dumont bewähren werde.

Während die wichtigsten technischen Erfindungen vor hundert Jahren, insonderheit die Dampfmaschine, die Eisenbahn und die Spinnmaschine, aus England kamen und in neuerer Zeit Amerika eine Reihe der besten Arbeitsmaschinen geliefert hat, stehen diese beiden Staaten bei der epochemachenden Erfindung der Motorluftschiffahrt gänzlich unbeteiligt da. Außer Zweifel ist dies bei dem gewöhnlich als Motorluftschiff bezeichneten, von Gas getragenen Motorballon. Es erscheint aber

nicht ausgeschlossen, daß den Amerikanern ein Hauptverdienst bei der Erfindung der nicht von Gas getragenen Flugmaschine, also der „Schwerer als die Luft“ zukommen wird. Wenn die durch schriftliche Zeugnisse von Augenzeugen beglaubigten Flugmaschinenfahrten der Gebr. Wright Anfang Oktober 1905 zu Dayton in Ohio wirklich stattgefunden haben, so ist kein Zweifel, daß auch das Problem der Luftschiffahrt ohne Gasballon als gelöst zu gelten hat. Solange die Gebr. Wright sich mit ihrer Flugmaschine aber nicht vor der breiten Öffentlichkeit zeigen und ihre angeblichen Rekordfahrten von 20 bis 37 Kilometer wiederholen, wird man ihren Angaben trotz aller Zeugnisse mit größter Zurückhaltung gegenüberstehen müssen.

Brauchbare Motorluftschiffe gibt es gegenwärtig nur in Frankreich und Deutschland. Nachdem die „Patrie“ am 30. November verloren gegangen ist, sind der „Lebaudy“, die „Ville de Paris“ des Petroleumraffineurs Deutsch, das kleine Motorluftschiff des Comte de la Vaulx und das neueste Motorluftschiff des Santos Dumont die einzigen brauchbaren Motorballons in Frankreich. In Deutschland gibt es zurzeit drei Motorballons, das starre Aluminiumluftschiff Nr. 3 des Grafen Zeppelin, den halbstarren Militärballon und das unstarre Motorluftschiff des Majors von Parseval. Graf Zeppelin und Major von Parseval sind aber augenblicklich ebenso wie die Heeresverwaltung mit der Herstellung je eines neuen größeren und verbesserten Motorluftschiffes beschäftigt. Das starre Aluminiumsystem des Grafen Zeppelin ist in Frankreich nicht vertreten. Nur in Deutschland findet man diese drei Hauptsysteme nebeneinander. In Italien ist der Graf Schio in Besitz eines Motorluftschiffes namens „Italia“, welches sich aber wenig zeigt. In England hat vor wenigen Tagen ein militärisches Motorluftschiff des halbstarren Systems seine ersten Aufstiege gemacht. Auch in Oesterreich und Belgien soll die Heeresverwaltung mit Herstellung eines Motorluftschiffes bereits beschäftigt sein. Von den 15 Motorballons in Amerika ist nicht ein einziger brauchbar.

Bei dem zunehmenden Interesse der Staaten für die lenkbaren Luftschiffe dürfte die Erfindung sich schnell vervollkommen. Wie in Frankreich schon seit Jahren, so werden sich auch in Deutschland und wahrscheinlich bald in Amerika reiche Sportsleute finden, die sich den Luxus eines eignen Motorluftschiffes leisten. Den Grafen de la Vaulx und den Herren Deutsch wie Santos Dumont kosten ihre aeronautischen Liebhabereien allerdings eine erhebliche Summe Geldes. Solange der Bau von

Motorluftschiffen nicht fabrikmäßig in großem Maße betrieben wird, sondern nur auf Bestellung und unter Angabe der besonderen Größenverhältnisse und Konstruktionswünsche stattfindet, sind die Herstellungskosten noch sehr hohe. Das unstarre Motorluftschiff des Majors von Parseval kostet gegenwärtig 200 000 Mark. Hierzu kommt noch die einfache hölzerne Ballonhalle mit einem Kostenaufwand von 75 000 Mark. Der Motor des Ballons kostet allein 20 000 Mark. Die einmalige Füllung dieses Motorballons mit Wasserstoffgas kostet 1200 Mark. Bei einem ganz neuen Ballon hält sich die Füllung allerdings vier bis sechs Wochen. Bei einem älteren Ballon aber nur etwa acht Tage. Die Kosten des Ballons und auch der Gasfüllung werden in Zukunft sich jedenfalls erheblich billiger stellen, sobald die Motorluftschiffahrt sich in größerem Umfange eingebürgert hat. Aber die hohen Kosten für die Ballonhalle sind nicht zu umgehen. Denn der Ballon kann in gefülltem Zustande nur in einer etwa 23 Meter hohen und 70 Meter langen Halle aufbewahrt werden.

Wie heut der Berliner Verein für Luftschiffahrt der Besitzer aller Kugelballons in Berlin ist, so werden demnächst sich Vereine und Klubs bilden, die den Sport der Motorluftschiffahrt betreiben. Da bei dem Motorluftschiffe das Gas nach Beendigung der Fahrt nicht aus der Hülle entfernt werden muß, wie bei dem nicht lenkbaren Kugelballon, der in ungefülltem Zustande auf der Eisenbahn zurücktransportiert werden muß, so werden die einzelnen Fahrten mit dem Motorluftschiffe dem Verein billiger zu stehen kommen als die Fahrten mit dem nicht lenkbaren Kugelballon. Je nach der Größe des Ballons kostet die Gasfüllung eines Kugelballons 120 bis 200 Mark. Unter den zahlreichen Fachmännern und Industriellen, welche in den letzten Wochen den fast täglichen Fahrten der beiden Motorballons in Segel beigewohnt haben, war allgemein die Ueberzeugung verbreitet, daß der Einrichtung von Verkehrslinien durch die Luft Schwierigkeiten nicht mehr entgegenstehen. Es ist ja nicht nötig, daß die Fahrten mit der Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Eisenbahn bei jedem Wind und Wetter stattfinden. Man kann sich anfangs darauf beschränken, große Entfernungen mit dem Winde zurückzulegen. In Norddeutschland herrscht bekanntlich gewöhnlich Westwind, der den Ballon nach Osten trägt. Eine bedeutende seitliche Abweichung ist durch den Motor leicht zu erzielen. Man wird also in den Rheinlanden regelmäßig darauf rechnen können, mit einem Motorluftschiff nach Berlin, Dresden oder Breslau zu gelangen. Geht der Motorballon mit dem Winde, so vermehrt sich

die Schnelligkeit des Windes um die Eigenbewegung des Motorballons. Beträgt die Geschwindigkeit des Windes 50 Kilometer und die Eigenbewegung des Motorballons 45 Kilometer, so vollzieht sich die Luftreise mit einer Schnelligkeit von 95 Kilometer. Die Rückfahrt dieser Motorballons vom Osten nach dem Westen kann an windstillen Tagen oder bei Ostwind erfolgen, der allerdings verhältnismäßig selten zu finden ist.

Unter den Zuschauern der zahlreichen Aufstiege der beiden Motorballons in Segel pflegt sich sofort ein absolutes Vertrauen zur Sicherheit des Betriebes einzustellen. Wie groß dieses Vertrauen ist, kann am besten der Tatsache entnommen werden, daß der Vorzug, an einer solchen Fahrt teilzunehmen, von den hervorragendsten Persönlichkeiten und den größten Industriellen umstritten wird. Der Kommandeur der Verkehrsgruppen, General von Lynker, war einer der ersten, die in dem Militärballon aufstiegen, und der frühere Staatssekretär Admiral von Hollmann hat als Vorsitzender der Motorluftschiff-Studiengesellschaft sehr bald eine Extrafahrt mit dem Parsevallschen Motorballon gemacht. Im Herbst haben mehrere der größten Industriellen, die in dem Aufsichtsrat der Motorluftschiff-Studiengesellschaft sitzen, an Fahrten teilgenommen. Aus diesen Kreisen dürfte sich noch innerhalb eines Jahres eine industrielle Gesellschaft zum Bau von Motorluftschiffen bilden. Da das Parsevallsche Motorluftschiff an der Ballonhülle alle Metallbestandteile vermeidet und daher verhältnismäßig das leichteste ist, dürfte es sich für Zwecke des Sports in besonderem Maße eignen. Die industrielle Fabrikation wird sich wahrscheinlich zunächst diesem unstarren System zuwenden, das sich für eine weitere Verbreitung am besten eignet. Die kommenden Fahrten des Grafen Zeppelin werden darüber Aufschluß geben, ob sein riesenhaftes Aluminiumluftschiff sich schon bald für Einrichtung von Verkehrslinien eignet. An Tragfähigkeit und Schnelligkeit wird dieses starre System kaum jemals von dem halbstarren und unstarren System erreicht werden. Solange das Aluminiumluftschiff nur auf dem Wasser landen kann, wird es eine größere Anwendung kaum finden können.

Die Fähigkeiten der Motorluftschiffe sind zurzeit noch unbegrenzt. Die Erfinder von Motorluftschiffen neigen fast durchweg zu einer Ueberschätzung der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit ihrer Luftfahrzeuge. Insbesondere überschätzen sie den Aktionsradius und die Eigenbewegung ihrer Motorballons. Die Rekordfahrt der „Patrie“ am 23. November 1907 von Chalais-Meudon bei Paris nach dem

240 Kilometer entfernten Verdun in rund 7 Stunden ist bisher nur durch die Fahrt des Zeppelinschen Aluminiumluftschiffes No. 3 am 30. September 1907 über eine Entfernung von 350 Kilometer in 7 Stunden überboten worden. Nicht der Benzinvorrat, sondern das Entweichen des Gases, welches dem Ballon die pralle, zigarrenartige Form mehr oder weniger raubt, begrenzt gegenwärtig am meisten den Aktionsradius. In meinem soeben erschienenen Buch „Die Eroberung der Luft, kritische Betrachtung über die Motorluftschiffahrt“ (Berlin, Verlag von Georg Siemens) habe ich nachgewiesen, daß die halbstarren und unstarren Motorballons durch das Entweichen des Gases und das Nachlassen der Prallheit der Ballonhülle nach etwa 8 bis 10 Stunden ihre Lenkbarkeit verlieren und daher zur Landung gezwungen werden. Die am 30. November 1907 vom Sturm bei Verdun abgetriebene „Patrie“ hatte sich allerdings schon etwa 20 Stunden in der Luft gehalten, als sie zum erstenmal in Irland auf den Boden aufschlug, um nach Verlust einzelner Maschinenteile wieder in die Höhe zu steigen. Die „Patrie“ ging aber führerlos mit dem Winde. Da das Entweichen des Gases die pralle Form beeinträchtigt, kann der halbstarre oder unstarre Motorballon nicht länger den Luftwiderstand überwinden. Von diesem Uebelstand ist nur das Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin befreit, da das Entweichen des Gases aus den 16 Ballons die Form der äußeren Aluminiumhülle nicht beeinflussen kann. Es erscheint aber nach dem Urteile von Fachmännern sehr wahrscheinlich, daß im Laufe der Zeit Mittel entdeckt werden, um das natürliche Entweichen des Gases auf der Höhe wesentlich zu beschränken.

Worin besteht die Eigentümlichkeit des lenkbaren Luftschiffes gegenüber jedem anderen Fahrzeuge? Für den Motor in der Luft ist jeder Punkt sowohl auf dem Lande, als in der Luft, als auf dem Wasser erreichbar. Er ist aber nicht nur erreichbar, sondern er ist auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten, mit der größten Sicherheit und mit der größten Annehmlichkeit zu erreichen. Dieser in meinem „Zeitalter der Motorluftschiffahrt“ von mir aufgestellte Grundsatz trifft auf die gegenwärtigen Motorluftschiffe noch nicht in vollem Maße zu. Ihr Aktionsradius ist noch so beschränkt, daß an eine Ueberfliegung des Ozeans oder auch nur an ein Hinauswagen auf eine erhebliche Entfernung noch nicht zu denken ist. Hingegen haben aber nicht nur die beiden französischen Kriegsluftschiffe, sondern auch die drei deutschen Motorballons durch viele Fahrten bewiesen, daß der Kanal von Calais nach Dover für sie

kein Hindernis bildet. Der Kanal hat eine Breite von 35 Kilometern, während das Zeppelinische Motorluftschiff 350 Kilometer und der deutsche Militärballon wiederholt Entfernungen von 100 bis 200 Kilometer zurückgelegt haben. Einer regelmäßigen Verbindung durch die Luft von England nach dem Kontinent und umgekehrt steht also schon bei dem gegenwärtigen Stande der Technik kein Hindernis entgegen. So oft das Motorluftschiff mit dem Winde geht, kann die Eisenbahn und das Dampfschiff an Schnelligkeit den Vergleich nicht aushalten. An Eigenbewegung bleiben schon jetzt die schnellsten Dzeandampfer mit ihren 37 Kilometern weit hinter dem Zeppelinschen Motorluftschiff mit 50 bis 54 Kilometern

oder der verschwundenen „Patrie“ mit 45 Kilometern zurück. Die Lenkbarkeit der Luftschiffahrt ist kein Phantom. Die hohen großen Ballonhallen, die jetzt am Bodensee und in Segel, wie rings um Paris errichtet sind, erscheinen als die Wahrzeichen der neuen Zeit. Bald werden hunderte von solchen Ballonhallen sich in Deutschland und Frankreich erheben. Als über der Jungfernhöhe am 27. August 1907 der deutsche Militärballon und der Parsevalsche Motorballon stundenlang nebeneinander den Lufthocean durchquerten, hatte jeder Zuschauer das Gefühl, zum erstenmal ein Bild aus dem kommenden Zeitalter der Motorluftschiffahrt vor Augen zu haben.

Weimars alte und neue Theaterstätten.

Von Robert Misch.

I.

Der Vater Karl Augusts berief im Jahre 1756, wohl auf Wunsch seiner kunstliebenden Gattin Anna Amalia, die er soeben aus Braunschweig heimgeführt, die erste regelmäßige „Theatertruppe“ nach Weimar. Der berühmte Prinzipal Döbbelin, der spätere Begründer und Vorläufer der Berliner „Königlichen Nationalbühne“, leitete sie; und der Hof übernahm sie bald auf eigene Rechnung.

Der jähe Tod des Herzogs ließ schon 1758 — ein Jahr vor Schillers Geburt — diese Hofbühne wieder ins Nichts versinken. Ein Jahrzehnt lang mußte sich Weimar ohne Theater behelfen, bis Anna Amalia erst Koch, später Schler berief. Hatte ersterer mehr das Singspiel gepflegt, so brachte Schler seine Frau, die aus Lessings Dramaturgie bekannte Madame Hensel; und Konrad Ekhof. Ein erstklassiges Personal also, und dazu ein Repertoire, in dem Lessing, Molière, Diderot, Beaumarchais und die damaligen Weimaraner zu Worte kamen. In der Geschichte der deutschen Oper bildet Wielands „Alceste“ mit der Schweizerischen Musik ein historisches Datum. So vielverheißender Entwicklung machte der Schloßbrand 1774 ein jähes Ende; denn in der „Wilhelmsburg“ selbst hatten die Bühnenmusen ihr Heim aufgeschlagen, dessen Einrichtung und Benutzung für die große Prunkoper à la Louis quatorze bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zurückreicht.

Im Jahre 1775 kam Goethe nach Weimar. Die Epoche der „Dilettantenkomödie“, in der außer dem Olympier selbst Karl August,

sein Bruder Constantin, Anna Amalia, Anabel, Bertuch, Musäus, die Göchhausen, Corona Schröter und die angesehensten Edelleute und Beamten der Stadt mitwirkten, gehört ja zu den bekanntesten und meistgeschilderten Episoden (auch durch die bildenden Künste) unserer Literaturgeschichte. In den herrlichen Versen auf des genialen Maschinisten „Miedings Tod“ hat Goethe selbst berichtet, wo und wie diese, wohl fruchtbringendste und genialste „Dilettantenkomödie“ aller Zeiten gespielt wurde. Indessen, diese Bezeichnung besagt nur, daß es statt ungebildeter Komödianten vornehme Herren auf den Höhen der Zeitbildung waren, die hier im „Nebenberuf“ zwanglos und ohne Eintrittsgeld, bald im Freien (auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal), bald „in engen Hütten und im reichen Saal“ sich vor selbstgewähltem Publikum produzierten. Schon das Repertoire zeigt uns, daß hier — unabhängig von äußerem Zwange und materiellen Fragen, durch ein einziges, glückliches Zusammentreffen nie vor- und nie nachher wieder dagesessener Umstände — eine neue, heitere, zwanglose Theaterkunst wie durch ein Wunder in die Höhe sproßte.

Außer den leichtgefügtten Singspielen, die Goethe in diese reizende Umgebung Weimars hineindichtete, gab man seine „Mitschuldigen“, „Geschwister“ und „Iphigenie“ (in der frühen Fassung), Aristophanes' „Vögel“, Minna von Barnhelm, Molière, Hans Sachs. — In Weimar selbst benutzte man das im Jahre der Goetheschen Ankunft vom Unternehmer Hauptmann erbaute Redoutenhaus auf der

Esplanade (jetzt Schillerstraße), in dem Mieding auf Kosten der Herzogin eine leicht abzubrechende, kleine Bühne errichtet hatte. Dieses Jahr 1775 kann also mit Fug, trotz aller Unterbrechungen, in höherem Sinne als das Begründungsjahr des Weimarer Hoftheaters gelten.

Da sich das Haus für seine Zwecke als zu klein erwies, erbaute Hauptmann für „9432 Taler“ mit Zuschuß der Herzoglichen Kammer ein größeres auf dem jetzigen Platze, im großen Garten des Geheimrats v. Fritsch. Es wurde jenes „klassische Haus“, in dem nach geringfügigem Umbau Goethe und Schiller später ihre großen Schlachten schlugen. Unten befanden sich Wirtschaftsräume, oben der große, 34 Fuß hohe Tanzsaal mit einer Galerie und fester, geräumiger Bühne. Am 1. Januar 1780 wurde es mit einer „Redoute“ eröffnet. Eine heitere Ironie des Schicksals für ein Haus, das zu so großen Kunsttaten bestimmt war.

Das lustige „Dilettantenpiel“ hörte mählich auf, so um 1783. Goethe widmete sich den neuen staatsmännischen Pflichten mit Eifer und wollte „nicht mehr Großmeister der Uffen“ sein. Sie waren auch alle müder und älter geworden. Der Herzog berief daher 1784 den Prinzipal Bellomo, dessen Stärke auf dem Gebiete des Singspiels lag. Auf die Dauer konnte freilich diese „Truppe“ der geistig und artistisch verwöhnten Gesellschaft des jungen Musenhofes nicht genügen. Der Herzog und seine Mutter, angeregt durch die kunstreformatorischen Bestrebungen Reichards, den er auf einer Berliner Reise kennen gelernt, beschloßen völlige Umgestaltung des Theaters, Übernahme in eigene Regie.

Goethe verhielt sich skeptisch bei dem „jetzigen Zustande des Publikums, der Schauspieler und der Bühnenproduktion“. Er fürchtete auch eine Zerplitterung seiner Kräfte, übernahm aber, dem Wunsche des fürstlichen Freundes folgend, nachdem die Verhandlungen mit anderen Bühnenleitern gescheitert waren, schließlich doch die Oberleitung der neuen Bühne unter Assistenz des tüchtigen Verwaltungsbeamten Rirms. Er betrachtete das Unternehmen nur als ein Glied in der Kette der neuen staatlichen Institute, die den Künsten und Wissenschaften gewidmet waren, und hat in den ersten Jahren, trotz ehrlich-künstlerischer Absichten, das Theater hauptsächlich als Geschäftsmann geleitet. „Ein Theater muß Geld verdienen. Geringere Einnahmen und das Schlechterwerden einer Bühne sind natürliche Gefährten.“

Am 7. Mai 1791 wurde es mit Jisslands „Jägern“ eröffnet. Rosebue, Jissland und Genossen beherrschten in den ersten Jahren

durchaus das Repertoire, daneben die Oper, die freilich damals in ihrer Mozart-Blüte stand. Da Weimar das Theater allein nicht halten konnte, ließ er es oft auswärtig gastieren und erreichte so, daß es kein Defizit ergab.

Die große Epoche begann erst im gemeinsamen Zusammenwirken mit Schiller seit 1799. In diesem Jahre fand auch der Umbau statt, der mit Schillers berühmten Prolog, einem wahren Fansarenstoß der neuen Richtung des großen, idealen Dramas, und Wallensteins Lager eröffnet wurde. Neue Darsteller wurden gewonnen, die Schiller vor ganz neue, ungewohnte Aufgaben stellte.

Es galt, die Nüchternheit oder die gespreizte Unnatur der älteren Hamburger Schule Schröders zu verdrängen. Diese Schauspieler mußten erst erzogen werden, den Glanz, Schwung und Rhythmus des Schillerschen Verses zur Geltung zu bringen, dem sie zuerst rat- und hilflos gegenüberstanden. In rascher Folge schuf Schiller seine Meisterwerke, bearbeiteten er und Goethe griechische Tragiker, Shakespeare, französische Klassiker und hoben mit diesen und anderen Dramatikern der Weltliteratur den Spielplan auf eine bisher unerreichte Höhe.

Nach Schillers jähem Tode führte der einsam zurückgebliebene Olympier das Theater nicht mehr mit jener Freude, die allen Widerwärtigkeiten trozt. Auch hatte er sich mählich immer mehr zum starren Theoretiker einer antikisierenden Richtung ausgewachsen, der der Schauspielkunst herrisch, fremd, nur von außen gegenüberstand, und sie in Fesseln zwängte, die ihre künstlerische Freiheit, ihr Wachstum vernichteten. Seine bekannten, viel bespöttelten Schauspielervorschriften mußten schließlich zu Unnatur, Manie und Hohlheit führen. Er übte bei den Proben den Vortrag mit Tempis, Fortes, Vianos, Crescendo und Decrescendo ganz nach Opernart ein. Der Darsteller durfte dem Publikum nicht den Rücken lehren und mußte mechanisch bald dies, bald jenes Glied bewegen. Das früher so lebensvolle Zusammenspiel, das alle Zeitgenossen rühmen, wurde so mählich zum kalten, gespreizten Automatenpiel.

Die Intrigen der Jagemann, der schönen Theaterliebsten des Herzogs, machten den großen Mann immer theatermüder; und es war nur der letzte Tropfen, der den Becher übersießen ließ, als er zwölf Jahre nach Schillers Tode das Bühnenzepter aus Mulaß des bekannten „Aubry-Hundes“ niederlegte, nach mehr als 25 jährigem Wirken. Dies Haus hat er dann nie wieder betreten. Dennoch klagte er tiefbewegt, als es am 21. März 1825 ein Brand in Schutt und Trümmer legte.

Ein schnell entstandener Interimsbau wuchs aus der Asche des „klassischen“ Hauses empor und sollte später einem monumentaleren Gebäude weichen. Man verschob diesen Bau achtzig Jahre lang und begnügte sich immer wieder mit kleinen Erneuerungen. Erst vor zwei Jahren legte die Spinnhade dies Haus nieder, das zuletzt den Forderungen neuer Szenekunst nicht mehr genügte.

Bühnengeschichtlich hat es nur einmal hervorragende Bedeutung gewonnen — durch die Erstaufführung des „Lohengrin“, die Liszt am 28. August 1850 durchsetzte, zu einer Zeit, als der politische Flüchtling Wagner mehr als je einer solch rettenden Tat bedurfte. Er war boykottiert, seine ersten Opern vom Repertoire der wenigen Bühnen verschwunden, die sich an diese unerhört neuen Aufgaben gewagt, er selbst auf tiefste Entmutigt. Diese Weimarer Tat hat, wie er selbst bekennt, dem großen Sondramatiker aus neue Ziel und Richtung gewiesen. Mut und Entschluß, alle vagen Unternehmungen beiseite zu drängen, um sich ganz der Ausführung seines „Siegfried“ zu widmen, erwachsen ihm aus diesem Weimarer Erfolge. Und aus diesem Siegfried-Entwurf erblühte organisch der ganze „Ring“ und sein ganzes späteres Schaffen. Ein ausgewähltes Publikum deutscher und ausländischer Größen wohnte dem Weimarer Ereignis bei. Zum erstenmal erkannte ihn auch die maßgebende Kritik (selbst des Auslandes) an, so daß der entzückte Sondichter dem kongenialen Freunde schreiben konnte: „Wahrlich, Du hast aus diesem kleinen Weimar für mich einen wahren Feuerherd des Ruhmes gemacht.“

Ist auch noch manch tüchtige Kunstschlacht in diesem zweiten Hause geschlagen worden — es sei nur an die Neubelebung der Shakespeare'schen Königsdramen durch Dingelstedt erinnert —, haben es auch, von Liszt und Sigel bis auf Dingelstedt, Loë und den jetzigen Intendanten Vignau, fast stets tüchtige Männer geleitet, so blieb es doch fortan in zweiter Reihe, wie es die Entwicklung der großen Kunstzentren gegenüber den kleineren Städten mit sich bringt.

Das neue, in diesen Tagen eröffnete Haus des Münchener Architekten Littmann versucht eine neue Lösung eines alten Theaterproblems. Für Schauspiel und Oper steht bei der Mehrzahl der Mittelbühnen nur ein einziges Gebäude zur Verfügung — leider zumeist auf die Bedürfnisse der Oper zugeschnitten und daher viel zu groß für das „Schauspiel“, wie schon Laube klagt. Auch trennt der breite Orchesterraum im rezitierenden Drama, besonders im Lustspiel, als unüberbrückbarer Abgrund der Intimität und Stimmung, die Bühne vom Zuschauer. Die Bedürfnisse der modernen

Oper mit ihrem riesigen Orchesterapparat sind wiederum ganz verschieden von denen der Spiel- und Mozart-Oper.

Hier setzt Littmann ein. Im Ruhezustand ist das Weimarer Orchester der tiefe, „mythische Abgrund“ Bayreuths mit dem unterirdisch und unsichtbar wirkenden Instrumentalkörper, den große Schalldecken überbrücken, um das wogende Tonmeer zu einheitlicher, gedämpfter Wirkung zusammenzufassen. Das ganze Proszenium des neuen Theaters ist beweglich. Für die Zwecke der Spiel- und komischen Oper hebt sich der Boden des Orchesterraumes, die Schalldeckelwände verschwinden, eine kurze Brüstung steigt empor. Je nach der Größe des nötigen Instrumentalkörpers kann man die Höherlegung des Orchesters variieren. Ähnliches ist auch schon anderswo versucht worden; aber Littmanns wirklich geniale Erfindung sorgt auch für die Erfordernisse der Schauspielbühne. Der Orchesterboden kann völlig bis zur Fußbodenhöhe gehoben werden. Gleichzeitig schiebt sich, nach Versenkung der vorderen Brüstungswand, eine Stufenanlage hervor, die eine ideale Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum, gleichzeitig eine Vorbühne und damit eine größere Intimität herstellt. Der ganze Apparat wird durch elektrische Motoren bewegt.

Diese Vorbühne kann zu Vorspielen benutzt werden, bei denen der Vorhang die für den nächsten Akt aufgebaute hintere Szenerie noch deckt, oder auch während des Umbaus. Die sogenannte Shakespearebühne, die Savits in München eingeführt hat, findet hier Raum zur Entfaltung. Auch können die Schauspieler nun — Ersatz für den geschlossenen Vorhang — vor der Gardine für den Applaus danken. Dies ist erreicht, indem sich auch die Seitenwände des Proszeniums heben und senken. Unterirdisch bilden die beiden Seitentüren die Eingänge für die Orchestermusiker, aufgezogen bilden sie die Seiteneingänge der Vorbühne vor der Gardine. Das Ganze sinn- und kunstreich — ein Kolumbusci moderner Szenekunst.

Das neue Haus schließt sich in der einfachen Formensprache seines Äußeren an den Altweimaraner Stil seiner Umgebung an, ist auch im Inneren ohne jede Ueberladung im Farbenakkord Weiß, Gold, Grün gehalten, mit leichter, moderner Anlehnung an das Empire. Nach moderner Art steigt das Parkett stark nach hinten an; auch fehlen die optisch und akustisch ebenso unergiebig wie störenden Proszeniumslogen. Diese Logen und somit auch die Endpunkte der beiden Ränge (der dritte Rang ist nur eine Erweiterung des zweiten) sind ziemlich weit vom Bühnenrahmen zurückgerückt. Dieser Bühnenrahmen erscheint mir etwas zu breit für das Schauspiel. Littmann

hätte auch ihn, wie das Proszenium, beweglich, also verengerbar machen sollen.

Wandelgänge, Treppenhäuser, Vestibül, alles ist breit-geräumig und einfach-schlicht gehalten. Das Foyer mit seinen vierkantigen Säulen und Pilastern haben Gascha Schneider und Hans v. Hofmann mit prachtvollen Friesgemälden geschmückt. Es ist nun abzuwarten, ob die Akustik sich bewährt, deren letzte Geheimnisse ja noch nicht ergründet sind. Das alte, schlichte Haus war darin nach seinem 1857 erfolgten inneren Umbau musterhaft.

Littmann hat nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten der Theatermuse ein würdiges Heim auf dieser anspruchsvollen klassischen Stätte errichtet.

II.

(Die Einweihung.)

Wirklich, es war weisevoll. Eine ganze Stadt, die der Kunst, dem Genius ihrer und unserer großen Epoche huldigt. Wie aufgetraht sie war; und wie sich diese liebe, alte Dame Weimar geschmückt hatte: mit den leuchtend weißen Schneeflocken der Dächer und Brunnen, mit Fahnen und am Abend mit lodernben Flambeaus! Dies liebe, alte Weimar, das noch so hübsch im alten, behaglichen Schritt der Goethe-Schiller-Zeit wandelt und lebt und sich seine lieben, ruhigen, alten Häuser bewahrt hat. Noch hat diese neue, gewaltige, aber auch so gewaltsame, eiserne Zeit ihr nicht das unruhige, zuweilen rohe Gepräge gegeben, das so vielen anderen Städten ihren Zauber raubte. Nur hier und da ein etwas anspruchsvollerer, prokender Bau zwischen den alten, stillen Giebel- und hochdachigen Häusern. Und verliert man sich seitwärts — so etwa von der Moritzkirche aus, in der Herder gepredigt und vor der sein Erzbild steht —, so sieht man sich gleich um Hunderte von Jahren zurückversetzt.

Ein Kongreß berühmter Persönlichkeiten aus der literarischen, der Kunst- und Theaterwelt hatte sich zusammengefunden, wie wohl noch nie in dieser Stadt. Auf den Straßen sah man ihre Charakterköpfe, an den Hotelstafeln ihre bekannten Namen. Die Bühnenleiter hatten die gute Gelegenheit zu einem kleinen Parlament benutzt. Und alle die Gewaltigen, die gottgleich aus kleinen Mimen große Helden, aus kleinen Mädchen große Damen machen und die Sonne ihrer Huld gleichmäßig über Apollos Söhne und Marijas Nachkommen scheinen lassen, waren da. Hülsen, ihr hochgewachsener Präside, war da und Graf Seebach (Dresden), Speidel

(München), Lepel (Hannover), Graf Bylandt (Kassel), Muckenbecher (Weisbaden), Putlig (Stuttgart), Lebebour (Schwerin) und auch all die Herrscher der großen städtischen Bühnen. Von Bühnenauctoren hatten sich (alphabetisch) Otto Ernst, Fulda, Halbe, Kadelburg, Lienhardt, Lindau, Misch, Jobeltitz eingefunden. Von den Gelehrten seien nur Erich Schmidt, Brandl (Shakespearegesellschaft), Oechelhauser (Karlsruhe), Fischer (Innsbruck) erwähnt, von Künstlern Hans Olbe, L. v. Hofmann, Vandewelde. Freilich nur eine kleine Auslese.

Als das wimmelte auf den Straßen durcheinander, freute sich des herrlichen Sonnenscheines und bewunderte den edel-ruhigen Bau des neuen Musenhauses, von dessen hellem Sandsteinportikus sich die beiden Erzheroen so prachtvoll abheben. Man hat sie näher an das Theater geschoben — hoffentlich ein gutes Symbol! — Am Abend kam der Kaiser. Die Menschen säumten in dichten Mauern die Straßen ein. Drinnen im Hause festlich-fürstliche Pracht an seidenen Gewändern, Uniformen, Hoftrachten, Brillanten, Orden, nackten Frauenschultern. Die Frackträger dazwischen als Vertreter der „intellectuels“ — wahrlich, eine seltsam-seltene und reizvolle Mischung!

Das Parkett war nur von Herren besetzt. Die Hof- und offizielle Welt thronte im ersten Rang, in dessen großer Mittelloge der Kaiser und der Großherzog saßen, flankiert von dessen Vaterschwestern (Fürstin Reuß, Herzogin-Regentin von Braunschweig) und anderen Fürstlichkeiten. Fanfarenlänge begrüßten sie. Das üblich-bunte Programm eines solchen Festabends rollte sich ab, eingeleitet von weisevollem Orgelspiel. (Auch eine Neuheit: die Orgel baut sich über dem Plafond unsichtbar auf, wird aber im Orchester oder, weil tragbar, auch von der Bühne aus durch elektrische Uebertragung gespielt.) Richard Voß' „Frühlings-Märchenspiel“ leitete ein, das Theater Vorspiel des „Faust“ über zu Wallensteins Lager und nach großer Pause zum Festwiesenaft der „Meistersinger“. Alles war prächtig ausgestattet, inszeniert und wurde, wenn man den Maßstab der Mittelbühne anlegt, auch vorzüglich gespielt.

Das Vossische Festspiel mit seinem, von Apollo allerhöchstselbst angeblich geschichteten Streite der alten und neuen Bühnenkunst (???) stand leider nicht auf der Höhe des Abends, der Situation, der prachtvollen Dekorationen Kautskys und der Kostüme Fantos. So etwas ist freilich verteuft schwer. Auch Goethe scheiterte an solchen Allegorien. Warum denn aber immer allegorisch?! Warum nicht einmal

realistisch?! Bot der Musenhof Altweimars nicht Stoffes genug in Hülle und Fülle? Gucklow's, freilich jetzt antiquierter „Königslieutenant“ hätte Voss Vorbild sein können. Aber vielleicht waren ihm die Hände gebunden. Weingartner hatte dazu nach Liszt-Motiven (damit auch dieser Weimaraner zur Geltung kam) eine anschniegig-klangvolle Musik geschrieben (speziell in den Chören).

Das Haus selbst war ein großer Erfolg und hielt allen Erwartungen optisch und akustisch stand. Vornehm-festlich und dennoch behaglich. Keine schlechten Plätze durch das stark ansteigende Parkett und die fehlenden Orchesterlogen. Auch das bereits ausführlich geschilderte „variable Proszenium“ schien sich zu bewähren. Das Foyer, in dem die Herrschaften Cercle hielten und der Großherzog einige der Autoren und Gelehrten ins Gespräch zog, einzig schön und festlich in seinem vornehmen weißlichen Grundakord. Ludwig von Hofmann, dem diese Aufgabe freilich besonders

gut liegt, hat eines seiner reizvollsten allegorischen Bilder mit diesem Triptichonfriesen geschaffen, der vom festlich-beiteren Dionysos-Einzug (Komödie) bis zum Grausigen (Tragödie-Furien) steigt. Gascha Schneiders großzügige Bilder sind leider nur halb fertig.

Am Abend vereinte der Großherzog seine Gäste zu einem Herrenabend im großen Saale der „Armbrustgesellschaft“, bei dem sich diese offizielle Hof- und Würdenträgergesellschaft noch einmal mit all den Männern der Schminke, der Feder und des Pinsels reizvoll mischte. Generalintendant von Wignau, der gegen manchen Widerstand dieses Haus durchsetzte und so viele Größen zusammen-, dieses in seiner Art einzige Fest aber zustandebrachte, hat damit Bewundernswertes geleistet und den Dank seines Fürsten wohl verdient.

Weimar, der alte Musenort, hat nun einen seiner Tradition und seines Namens würdigen Musensitz erhalten. Mögen sie ihm immer treu bleiben!

Theater.

Deutsches Theater: Die Räuber. Ignis sanat . . . Wo kein psychologisches Medikament und wo kein eisernes Pathos mehr half, da war das Feuer heilsam. Anders konnte dieses glutende, brennende, lodernde Drama theatralisch gar nicht bewältigt werden. Ich habe es wohl an die zwanzigmal und öfter spielen gesehen: Von den gewaltigen Burgtheater-Riesen Laubeschers Herkunft, von ihren genialischen Jüngern, von begabten und von mäßigen Komödianten, von Virtuosen, von Dilettanten, von Burschenschaftlern; habe es in Aufführungen gesehen, die weit schwerer an schauspielerischem Gewicht waren, als diese hier, oder minutiöser an historischer Treue oder auch lauter im Ton oder eifertiger im Tempo. Aber noch niemals erschien es mir so ganz aus Flamme und Jugend nachgedichtet, so aus der Seele des zwanzigjährigen Schiller hergeholt. Zwanzig Jahre: dies ist der Zeitgeschmack, den es braucht; dieser und kein anderer. Sucht euch den gewichtigen Schneider, der ihn euch zuschneiden, den kundigen Maler, der ihn auf die Leinwand werfen kann! Kein Kostüm hilft da und keine bildhaft einprägsame Kulisse; Feuer allein ist heilsam. Im Gauseln und im Sturm, im Fluchen und im Beten, im Himmlischen und im Kindischen hat diese Inszenierung des Deutschen Theaters immer die rechte Temperatur. Wie Amalia süßlich singt, der Alte herzbrechend weint, der Bösewicht grinst, die Libertiner schwadronieren, und wie der herrlich entfesselte Ratarakt der wilden Gefellen

(mit ihrem Roller in der Mitte) den Abhang hinuntertost, das ist alles jung, jung, ganz wunderbar jung! Eine wahrhaftige Wiedergeburt der schillerischen Zwanzigjährigkeit. Man müßte mehr von den kleinen Kniffen und den großen Weisheiten des Metiers verstehen, als man in Jahrzehnten von seinem Klappstisch aus belauern kann, um da auch nur so ungefähr im einzelnen nachweisen zu wollen, an welche schlaun, verwegenen, halbversteckten oder vordringenden, altbewährten oder unerhörten Mittel dieser Eindruck von Sturm und Flamme gebunden worden ist. Rhythmische Künste sind es vor allem; nicht nur in den Massenszenen, wo jedes Brausen und jedes Summen seinen eigenen suggestiven Tonfall hat, sondern auch in der glücklich abgewogenen Folge von Anspannen, Ueberspannen und Entspannen der Kräfte, im raffinierten Ineinanderspiel der optischen und akustischen Elemente, im stark empfundenen Einklang von Gruppierung, Gebärde und Sprechton.

Lohnt es sich, diesem vollatmigen Sturm erst kritisch nachzuleuchten, um zu berechnen, wo er hätte sanfter oder melodischer oder herrlicher blasen sollen? Muß man dem feingliedrig schlanken, feurigen, sympathischen Herrn Beregi verraten, daß sein Karl Moor doch mehr beau ténébreux als helbischer Empörer ist? Oder etwa die verblüffende zeichnerische Phantastik Wegeners auf ihre reale Berechtigung untersuchen? Den Eindruck der jünglinghaft flammenden Dichtung geben: das war die Aufgabe. Wie sehr sie gelang, erwies sich, als statt dieses ausgereift schurkischen, bewußt un-

sich fressenden, tündisch genießenden Bösewichtes, den Wegener grell in grell malt, nun der nachdenklich blutleere, aus Unkraft giftige, knäblich erbohte jüngere Bruder in der dunkleren Schattierung Moissis gegeben wurde. Der bedeutende Austausch veränderte die große Ganzheit der Vorstellung kaum. So mächtig wirkt, über jede einzelne Stimme hinaus, der brandende Rhythmus, der die eigentliche Seele dieses szenischen Kunstwerkes ist.

Willi Handl.

Musik.

Romische Oper: „Louise“ von Gustave Charpentier. Die lähmende Langeweile, die von einzelnen Partien des Charpentierschen „Musikromans“ gelegentlich seiner zweiten Berliner Premiere (die erste fand vor fünf Jahren im Königlichen Opernhause statt) ausging, wollten einige gern der Aufführung auf Konto setzen. Sicher ist, daß Herrn Gregor diesmal nicht alles nach Wunsch gelang, und auch wohl nicht gelingen konnte. Die klingenden, leicht behandelten Stimmen, die für die beiden Hauptrollen nötig sind, waren nicht vorhanden. Das Gefühl für das Skizzenhafte, Improvisierte des Ganzen war den Darstellern nicht einzupflanzen. Kapellmeister Tango raderte sich ab mit Hilfskräften, die bei allem guten Willen nicht mehr als eine Opernorchesterleistung aus dem Durchschnitt zustande bringen konnten. Und der Gregorschen Regiekunst mußten gerade in der Szene die Hände gebunden bleiben, die dem skeptischen deutschen Zuschauer den Glauben an diesen Lobgesang auf Paris und den ganzen Bohème-Hofuspolus beizubringen hat, in der Szene auf dem Montmartre: die Bühne der Romischen Oper ist zu klein, um ein einigermaßen imposantes Bild von der Stadt des Lebens und der Freude zu ermöglichen. Man konnte Zustände bekommen vor diesem Guckkastenpanorama, das Größe, Weite, eine strahlende, berausende Welt vortäuschen sollte, und in dem sich der Blick an Kulissen und faltige Leinwand stieß.

Aber das alles hätte doch nicht zu einer so unbefriedigenden Gesamtwirkung zu führen brauchen, wenn das Werk aus Eigenem heraus wirkungsfähiger wäre. Auch die Oper selber will etwas vortäuschen, was vorzutäuschen ihr nicht gelingt. Charpentier will uns das Leben einer Welt entrollen, zu dessen Glaubhaftmachung stärkere dichterische Kräfte vonnöten gewesen wären, als er sie ausbringen konnte. Es heißt, zunächst sei nur die Festszene auf dem Montmartre entstanden. Eine Gelegenheitsarbeit. Das Uebrige habe sich später ankrystallisiert, und so sei ein abend-

füllendes Opernwerk daraus geworden. Ganz gut hätte auf solche Weise eine geschlossene, lebendige Kunstschöpfung entstehen können. Es gibt Beispiele. Allein, wie es scheint, hat sich der Dichterkomponist beim Ausspinnen der Idee und Ausweiten der Form von Dingen beeinflussen lassen, die nur für das Schaffen eines ganz Großen nicht unbedingt gefahrbringend sind: allerlei Absichteilen sind ihm in die Quere gekommen, Paris sollte verherrlicht, das ungebundene Leben der Zigeuner Künstler sollte glorifiziert, die Freiheit und insbesondere die freie Liebe in einem verklärten Schimmer gezeigt werden. Diese Ziele behielt er offenbar mehr im Auge, als es für den Aufbau und die lebendige Entwicklung des Stückes heilsam war. Und so hören wir denn immerfort von der Stadt der Wonne, von den freien Musenjöhnen, vom Paradies und „trauten Liebesland“, hören immerfort davon in didaktischen Worten, aber wenn die Musenjöhne lebhaftig erscheinen, dann sind sie charakterlose Spasmacher von magerem Witz, und vom Wonneland und Wonneleben verspürt man herzlich wenig. Paris! Paris! Paris! Wir unterdrücken ein Lächeln, wenn wir diesen Ruf immerfort wiederholt hören; wir versuchen, uns in den Lokalpatriotismus der Leute an der Seine hineinzudenken, um aus ihm heraus zu „verstehen“ . . . Bis wir vernehmen, daß auch die Pariser über diesen outrierten Verherrlichungsversuch gelächelt haben. Wäre er weniger outriert und mehr, als ein Versuch, so hätten sie wohl nicht gelächelt.

Im ersten und letzten Bilde stören tendenziöse Dinge weniger; im Stübchen der Arbeiterfamilie entwickeln sich Szenen von reizvoller Stimmung. Aber dann fährt plötzlich wieder etwas „Grundsätzliches“ dazwischen, die prosaische „Moral von der Geschichte“, wie im letzten Akt: „Ein jeder hat Anspruch auf Freiheit, zu lieben hat ein jeder die Pflicht!“ . . . Es schüttelt einen.

Charpentiers Musik ist nicht stark genug, um über das Mißliche solch grauer Textstellen hinwegzuhelfen. Und sie hat die fatale Eigentümlichkeit, daß sie just in den Partien am meisten versagt, die vom Komponisten als Höhepunkte gedacht sind: im Liebesduett und in der Festszene des dritten Aufzuges. Der Gedanke, die Straßenrufe von Paris für die musikalische Illustration der Szene auszunutzen, hat viel Bestechendes. Einerzeit pries man diesen Einfall als Clou der Oper. Heute schon ist sein Reiz stark verblaßt. Die Idee war gut, aber die Ausführung ist zu skizzenhaft geblieben, zu sorglos hingesezt, wie das Meiste in der Partitur. Diese leichte, über geistige Andeutungen nur selten hinaus-

gelangende Arbeit hat sicherlich mit dazu beigetragen, daß das Interesse an der „Louise“ nach schnellem Aufklappen so rasch wieder abnahm. Trügt nicht alles, so wird das Werk bald als „interessanter Versuch einer realistischen Oper“ der — Geschichte angehören, wenigstens in Deutschland. SS

Havensteins Debut.

Der neue Reichsbankpräsident hat im deutschen Parlament seine Jungfernsrede gehalten. Drei Tage nach dem Amtsantritt; Graf Kanitz schuf die Gelegenheit durch eine Interpellation, die dem Reichstag bereits im November zugegangen war und wohl den Zweck verfolgen sollte, den Rücktritt des schon damals amtsmüden Dr. Koch zu beschleunigen. Die Gelegenheit war nicht schlecht gewählt; die 7½ % Bankdiskont verstimmt den Industrie und Banken nicht minder wie die Landwirtschaft. Die Späßen piffen es von den Dächern, daß auch die Börse mit Herrn Koch nicht mehr durch Dick und Dünn gehe, daß man ihm nachsage, durch allzu große Vorsicht den Zins unnötig verteuert zu haben. Natürlich; die Diskonterhöhungen erschwerten das Emissionsgeschäft, veranlaßten den Rückgang der Kurse, noch bevor die amerikanische Panik ausbrach. Die Gelegenheit durfte von den Agrariern nicht unbenutzt gelassen werden; wenn von rechts und links getobt wird, kann auch der Festeste nicht standhalten. Ich bin davon überzeugt, daß die leisen Angriffe aus Bank- und Börsenkreisen den sich nach Ruhe sehenden Präsidenten des Zentralnoteninstitutes mit zum Rücktritt bestimmt haben. Und wäre die Interpellation des Grafen Kanitz einige Monate früher zur Erörterung gekommen, so hätte die Debatte einen anderen Verlauf genommen. Herr Heiligenstadt, der Leiter der Zentral-Genossenschaftskasse, hat durch die Aufsätze, die er im August erscheinen ließ, die Situation verändert. Ein Teil der Depositen-gelder der Privatbanken sollte, das war einer der Wünsche der Reformer, bei der Reichsbank von Gesetzes wegen angelegt werden. Und an der Börse munkelte man schon früher allerlei über ein Depositenbankgesetz. Dem mußte rechtzeitig entgegengetreten werden. Läßt man erst bankenfeindliche Bestrebungen auskommen, so haben wir dieselbe Bescherung wie beim Börsengesetz. So hatte die Heiligenstadtsche Propaganda zur Folge, daß die schon fast Abtrünnigen sich der alten Liebe erinnerten. Und Herr Dr. Koch hätte von seinen früheren Freunden nichts mehr zu fürchten gehabt; auch dann nicht, wenn er im Amte geblieben wäre.

Der neue Mann war ein unbeschriebenes

Blatt. Die preußische Seehandlung, die er verließ, war zwar manchmal als Gegnerin der Reichsbank aufgetreten, doch nicht so prononciert wie die Zentralkasse der Landwirte. Herr Heiligenstadt hatte vielleicht auch durch seine Artikel die weitere Wirkung erzielt, daß man ihn, der den Präsidentenstuhl nicht abgelehnt hätte, Herrn Havenstein nicht vorziehen konnte. Denn seine Ansichten waren ein neues Programm, auf das man sich ohne weiteres nicht festlegen konnte. Dennoch raunte man sich zu, Havenstein gehe mit Heiligenstadt konform.

Die Diskontdebatte brachte darüber keine Klarheit. An einigen Stellen seiner Rede bezog er sich zwar auf den Kollegen, aber doch auch wieder in einer Form, die ihn nicht bindet. Dennoch hat die Rede die Freunde der Kochschen Politik beruhigt. Er will an den „alten Grundsätzen der Goldwährung“ festhalten und hat die agrarischen Pläne zurückgewiesen. Seine Ausführungen waren die besten, die man während der zweitägigen Debatte zu hören bekam. Oder, richtiger gesagt: nicht zu hören bekam; denn der Vertreter des Reichsbankpräsidiums sprach mit so leiser Stimme, daß man ihn selbst im Abgeordnetenraum nicht verstehen konnte. So kam der Vortrag leider verstümmelt in die Zeitungen, und erst nach dem stenographischen Bericht kann man die Ausführungen würdigen. An die Akustik des Reichstages muß sich Herr Havenstein mit der Zeit noch gewöhnen.

Die Rede war gut, obgleich der Redner nichts Neues zu sagen vermochte. Vor allem ist die Klarheit der Darstellung, die gründliche Erfassung des Themas zu loben. Was er anführte, um zu beweisen, daß die französische Prämienpolitik auf deutsche Verhältnisse nicht anwendbar ist, traf den Kern der Sache.

War es überhaupt notwendig, wegen des hohen Bankdiskontes die Regierung zu interpellieren? Sicherlich wird oft über unwichtigere Sachen im Reichstage gesprochen; dennoch darf man nicht annehmen, in der Debatte sei von anderer Seite als von Herrn Havenstein etwas Neues vorgebracht worden. Die Diskontfrage wurde zur Währungsfrage. Dabei bringen die Redner häufig Dinge zur Diskussion, die mit dem Diskontsatz nicht das mindeste zu tun haben. Wenn ein Abgeordneter vom Bankwesen nichts versteht und deshalb zu Allgemeinheiten greift, kann man's begreifen; daß auch Herr Raempf, der als früherer Bankdirektor Gelegenheit hatte, die Währungsfrage eingehend zu studieren, und unzweifelhaft über großes Fachwissen verfügt, vom Thema abschweifte und mit der Diskontfrage politische Dinge verknüpfte, ist zu bedauern. Der gekünstelte Versuch, die Zoll-

politik hineinziehen, mißlang besonders. Gewiß ist ihm zuzugeben, daß ein stärkerer Export Gold ins Land bringt, aber mit Recht hat Herr Camp ihm erwidert, daß sein Hinweis auf die hohen Zölle unberechtigt ist, denn England hatte trotz dem Freihandel einen Bankdiskont von 7 %. Und ebenso richtig ist es, wenn die Agrarier behaupten, daß der Import an Getreide umgekehrt Gold ins Ausland schaffte. Die Zollpolitik hat nach meiner Ueberzeugung mit dem hohen Bankdiskont sehr wenig zu tun, und es wäre mindestens recht töricht, sich bei der Festsetzung der Zölle von dem Gesichtspunkte des Zahlungsausgleichs leiten zu lassen. Auch ein kleiner Irrtum in der Rede des Herrn Raempf ist zu berichtigen. Er behauptete, die Prämienpolitik der Bank von Frankreich habe seit einem Jahrzehnt aufgehört. In Wirklichkeit besteht sie noch heute, wird freilich von der Bank dadurch zu verdecken gesucht, daß man nur ausländische Münzen hergibt und die Prämie als Münzgewinn bezeichnet.

Von keiner Seite wurde darauf hingewiesen (was mir wesentlich erscheint), daß die Bedeutung des hohen Bankdiskontes beträchtlich überschätzt wird. Es ist nicht zu bestreiten, daß für gewisse Schichten der Bevölkerung, namentlich für den mittleren Handelsstand, ein hoher Zinsfuß Lasten aufbürdet, die unter Umständen zum Ruin führen können. Diese Fälle sind jedoch außerordentlich selten, und auf der anderen Seite ist der große Nutzen einer Diskonterhöhung gar nicht zu verkennen. Hätte Herr Dr. Koch nicht so frühzeitig das Warnungssignal gehißt, wir befänden uns jetzt in einer Krise, die schlimmer gewesen wäre, als die der Jahre 1900 bis 1902. Niemand, der die tatsächlichen Verhältnisse kennt, vermag zu bestreiten, daß die Uberspekulation durch die frühzeitige Verteuerung der Geldsätze sowohl an der Börse wie in der Industrie verhindert worden ist. Fragen wir uns aber auch einmal, wie groß denn die Summen sind, die durch die Erhöhung des Diskontsatzes vom Handel und der Industrie bezahlt werden müssen. Der Jahresumlauf in Wechseln wird auf ca. 604 Millionen Mark geschätzt; der durchschnittliche Bankdiskont betrug im Jahre 1907 6,033 %, im Jahre 1906 5,15 %. Es sind also während des Jahres 1907 ca. 53½ Millionen Mark mehr an Wechselzinsen verausgabt worden. Diese Summe ist eher zu hoch als zu niedrig gegriffen, denn der Wechselumlauf ist auf Basis der Wechselstempelsteuer berechnet, und hierbei ist vorausgesetzt, daß jeder Wechsel drei Monate zu laufen hat. In Wirklichkeit hat aber eine sehr große Anzahl von Wechseln eine viel kürzere Laufzeit, nur ein ganz kleiner

Betrag gelangt erst später zur Einlösung. Andererseits freilich ist zu berücksichtigen, daß wir schon im Jahre 1906 einen recht hohen Bankdiskont hatten. Selbst wenn aber die Ziffer viel größer wäre, ist doch immer zu bedenken, daß die Diskontzinsen nur zu einem sehr geringen Teil ins Ausland wandern, und daß es keine Steuer ist, die die niederen Volksschichten belastet. Auch die höheren Anleihezinsen, die infolge der teuren Geldsätze vom Reiche und von den Einzelstaaten gezahlt werden müssen, kommen zu einem großen Teil den kleinen Rentnern zugute, denen ein höherer Zinsgewinn zu wünschen ist. (Daß die Regierung die Mehrlasten schließlich wieder den unteren Schichten der Bevölkerung aufhals, ist eine Sache für sich.) Gerade aber diejenigen Kreise, die einen höheren Diskontsatz zu zahlen haben, würden viel stärkere Verluste erleiden, wenn eine durch künstliche Mittel herbeigeführte Verbilligung des Zinssatzes die Krise verschärfen würde.

Wer sich freilich auf den Standpunkt stellt (der auch vom Grafen Ranitz vertreten wurde), daß nur der hohe Diskontsatz die Krise herbeigeführt hat, wird mir nicht beipflichten. Ueber die grundlegenden Begriffe der Krisentheorie sollte man wahrlich nicht mehr zu streiten haben. Kann es überhaupt noch einen Zweifel geben, daß die wirtschaftlichen Krisen latent sind, daß die Akkumulation des Kapitals der innerste Grund aller Krisen ist? Eine Ueberproduktion muß in der kapitalistischen Wirtschaft immer vorhanden sein; es kann sich nur um die Frage handeln, wodurch gerade das Rad ins Hemmen gebracht wird. Und gerade diesmal ist der Irrglaube, daß nur ein Fehler unserer Geldzirkulation die Wirtschaftsstodung herbeigeführt hat, in Kreisen verbreitet, von denen man solche Ansichten nicht erwarten sollte. Das ist vielleicht verständlich, denn in Deutschland ist das Rad diesmal früher zum Stillstand gekommen, und die wilde Uberspekulation, die sonst das letzte Stadium der Hochkonjunktur auszeichnet, nicht in die Erscheinung getreten. Dennoch sind Waren über den Bedarf hinaus angefertigt worden, mußten natürlich angefertigt werden. Wer das selbst für Deutschland nicht zugeben mag, blicke doch nur nach Amerika. Dort ist die Uberspekulation deutlicher zutage getreten. Und leben wir nicht in einer Weltwirtschaft? Vermag sich Deutschland dem amerikanischen Einfluß zu entziehen; nicht bloß in bezug auf den Geldmarkt, sondern auch in bezug auf die wirtschaftliche Konjunktur? Eine Geldkrise kann, wie der Fall des Schotten Law hinreichend gezeigt hat, nur durch unberechtigte Vermehrung der Geldzeichen entstehen. Davon kann doch diesmal keine Rede sein.

Aus der Richturmpolitik, die nicht über die Grenzen des Vaterlandes hinaussieht, erklärt es sich auch, wenn alle möglichen kleinen Mittel empfohlen werden, um den Diskontsatz herabzudrücken. Graf Kanitz hat den Antrag gestellt, die Reichsbank möge Beträge bis zu 1000 Mk. in Silber zahlen, während nach dem geltenden Münzgesetz ein jeder nur verpflichtet ist, Silberzahlungen bis zu 20 Mark anzunehmen. Herr Raempf hatte vollkommen recht, wenn er dem Antragsteller entgegenhielt, daß die Mehrausprägung von Silber nur insoweit nützlich sei, als der Verkehr das weiße Metall auch wirklich aufnehmen kann und nicht wieder abstößt. Aber noch ein Gesichtspunkt ist, scheint mir, in der Reichstagsdebatte nicht berücksichtigt worden. Die jetzt zur Neuprägung gelangenden Scheidemünzen werden aus den alten Talerstücken hergestellt, von denen sich noch ein Betrag von ca. 25 Millionen Mark im Besitz der Reichsbank befindet. Ist dieser Betrag verbraucht, so ist zu fragen, wer den Münzgewinn zu erhalten hat, der dadurch entsteht, daß der Silberwert jeder Mark nur etwa fünfzig Pfennig beträgt. Würde das Reich den Gewinn erhalten, so wäre nichts anderes erzielt, als daß im Etat eine ungerechtfertigte Einnahmequelle erscheint, während die Reichsbank in geradezu frivoler Weise ihre Bestände an Scheidemünzen zum vollen Werte aufnehmen müßte. Würde jedoch dieser Prägegewinn in die Kassen der Reichsbank fließen, so entstünde ihr freilich buchmäßig ein Gewinn, den sie jedoch als solider Kaufmann nur in den Reservefonds stellen könnte. Diese Reserve von neuem als Betriebskapital zu verwenden, d. h. zum Ankauf von Wechseln und Gewährung von Lombardgeldern zu benutzen, wäre nicht ohne Gefahr. Der Antrag Kanitz hätte allenfalls einen Zweck, wenn in der Tat die Goldproduktion zu gering wäre, um dem Bedürfnis an Metall zu genügen. Der jetzige Goldmangel rührt aber nur daher, daß für eine vorübergehende Zeit allzuviel Gold in die einzelnen Kanäle der Volkswirtschaft geflossen ist. Vor allem aber ist gegen den Antrag Kanitz einzuwenden, daß das Silber vom Publikum nur ungern genommen wird, und daß gar kein Grund vorliegt, in dem schwerfälligeren Silber zu zahlen, wenn man Banknoten ausgeben kann. Die Notenemission hat für die Reichsbank immer den Vorteil, daß sie Zweidrittel mehr ausgeben kann, als in entsprechenden Goldwerten vorhanden ist, während beim Silber doch etwa die Hälfte zur Prägung der Münzen benutzt werden muß.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß auch

das Prinzip der Dritteldeckung unserer Banknoten zu Konsequenzen führt, die von unübersehbaren Folgen sein können. Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten jederzeit in Gold einzulösen. Ein paar Privatbanken sind daher in der Lage, so viel Noten aufzubringen, um die Reichsbank zu sprengen. Sie brauchen augenblicklich nur etwa 500 Millionen Noten bei der Reichsbank zu präsentieren und die Goldzahlung zu verlangen. Dann sinkt der Goldbestand unter die Dritteldeckung und das Institut kann den gesetzlichen Verpflichtungen nicht nachkommen. Auch der Vorschlag des Abgeordneten Camp, die Noten wie in England als gesetzliches Zahlungsmittel zu erklären, vermag hieran nichts zu ändern. Gewiß sollte man die jetzige Bestimmung, die niemand verpflichtet, Banknoten anzunehmen, aufheben, weil der Fall, daß während einer Krisis plötzlich Mißtrauen gegen die Banknoten entsteht, und die Annahme verweigert wird, viel eher denkbar ist, als der, daß aus irgendeinem Grunde die Privatbanken so große Beträge bei der Reichsbank präsentieren werden. Aber auch wenn man die Noten als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt, kann doch die Einlösungspflicht der Zentralbank nicht beschränkt werden. Auch die Bank von England ist selbstverständlich verpflichtet, die ihr präsentierten Noten in Gold einzulösen und nur bei Zahlungen, die (beim Wechseldiskontgeschäft usw.) zu leisten sind, tritt das Recht der Notenzahlung in Kraft. So kann aber wiederum im Falle einer Krisis der Fall eintreten, daß die Banknoten zwar angenommen, sofort aber wieder der Reichsbank zur Rückzahlung in Gold präsentiert werden.

Das Schlagwort von der reinen Goldwährung dürfte also nicht gar so oft gebraucht werden. Wir haben streng genommen die reine Goldwährung ebensowenig wie andere Länder; sie steht nur auf dem Papier, und in Wirklichkeit kommt es nur auf das Vertrauen an, das ein Staat im Auslande genießt. Wenn in irgendeinem exotischen Staate die Zentralbank eine so ungünstige Golddeckung hätte wie bei uns, würde man ihm im Auslande keinen Kredit geben. Und Rußlands wirtschaftliche Zustände sind gewiß nicht besser, weil die Staatsbank mit Hilfe auswärtiger Anleihen den Gegenwart sämtlicher ausgegebenen Noten in Gold besitzt. Nicht wegen des Kredites im Auslande soll man daher die Doppelwährung oder deren Surrogate ablehnen, sondern hauptsächlich deshalb, weil das weiße Metall sich für unseren modernen Verkehr nicht eignet.

Bruno Buchwald.

Randbemerkungen.

Aus dem Tagebuche Ferdinand Bonn's.

(Vorbemerkung der Redaktion: Es ist uns gelungen, mit Hilfe eines Systems, das uns Herr Sherlock Holmes zur Verfügung zu stellen die besondere Liebenswürdigkeit gehabt hat, Einblick in die Bonnschen Tagebücher zu gewinnen, und zwar in ihre alleruntauglichste Fassung: in die nämlich, die sie hatten, ehe der ungewöhnliche Ferdinand sie niederschrieb. Herr Sh. H. legt Wert auf die Feststellung, daß dieses System nicht etwa bloße Gedankenleserei ist. Im übrigen genügt der Name des großen Kombinator's, um die Exaktheit der Mitteilungen, die wir lediglich seiner Methode verdanken, über jeden Zweifel zu erheben. Dies auch für den Fall, daß die im Druck herauskommenden Diarien Bonn's die im folgenden mitgeteilten Stellen nicht enthalten sollten. Unser Verdienst, die ersten und feinsten Zuckungen des Bonnschen Ingeniums aufzufangen, festgehalten und der Mit- wie Nachwelt überantwortet zu haben, wird dann nur um so größer sein.)

Wenn ich nicht Ferdinand Bonn wäre, möchte ich Wilhelm der Zweite sein. Nicht allein, weil ich diesen herrlichen Potentaten mit der ganzen Glut meiner Seele verehere, sondern auch, weil ich finde, daß ich manches mit ihm gemein habe. Zwar, ich bin nur ein Herrscher auf den Brettern, die die Welt bedeuten, habe keine Aemter zu verteilen, sondern bloß Rollen, und, wenn ich jemand zerschmettere, so ist es kein Bismarck, sondern ein Theatermeister. Aber das sind bloß Gradunterschiede, und es ist das auch nicht das Wesentliche in der Konsequenz der innerlichen Persönlichkeiten, wie ich sie (in tiefster Loyalität, wie sich's von selbst versteht) empfinde. Das Wesentlichste in dieser Ähnlichkeit eines genialen Mimen und Schauspielers mit einem genialen Monarchen ist, daß wir beide Renaissancenaturen sind, Naturen, die sich im Bereiche ihres, sei es nun großen oder kleinen, Berufes nicht genügtun können, sondern abler-

gleich darüber hinausschweben. (Sind meine Tropen nicht auch gleich den Seinen edel und schön?) Gleich Ihm bin ich in Dichtkunst, Musik, Malerei zu Hause, und gleich Ihm betätige ich mich in diesen Tempeln des Ideals, weil es mir ein Ekel ist, zu sehen, welche Gemeinheit dort herrscht in dieser Zeit des verfallenden Geschmacks. O Andalusia! — Und da fällt mir ein: Ist nicht auch wider mich eine ganze Rote Korah derer aufgestanden, denen deutscher Idealismus ein Greuel ist? Freilich: Ihm wagen sie, die Elenden, Feigen, Niedrigen, die Giftzähne nicht so offen entgegenzublocken, wie mir. Aber sie hassen Ihn, wie sie Mich hassen. Darum tut mir ihr Haß so wohl, und selbst Er kann das Gefindel nicht mehr verachten als ich.

*

Welch eine angenehme Beschäftigung ist doch das Dichten! Es geht wie geschmiert. Nicht einmal zu schminken braucht man sich.

*

Will man das Wesen des Dramas erkennen, so muß man Indianergeschichten lesen und sich vergegenwärtigen, was man früher als Junge dabei empfunden hat. Hauptsache: Ein Häuptling, der sehr edel und mutig und schlau ist und immer gewinnt, wenn's ihm auch manchmal recht dreckig geht. Alles andere ist Mumpitz. — Ich habe einen Häuptling entdeckt, der ein Indianer des Scharfsinns ist. Das zieht noch mehr als die Große Adlerfeder. Die legt das Ohr auf ein Ende und hört, wie viele Reiter kommen, und ob es Blau- oder Rothhäuter sind. Mein Häuptling des Verstandes würde, vergleichsweise, auch hören, ob die Pferde Schimmel sind. Vor allem aber: er lehrt auch das Gruseln. Wie wichtig das ist, wußte schon Kollege Shakespeare. Nur fehlte ihm der feine Sinn für den Effekt. Seine Gespenster erscheinen. Wie dumm!

*

Die Preßbengel rümpfen ihre krummen Nasen und mauscheln, meine Werke seien keine Literatur. Als ob ihre Rezensionen Literatur

wären! — Wißt ihr, was der Unterschied ist zwischen mir und euch? —: Eure Schreibereien dauern einen Tag, — meine ein paar hundert. Ihr kriegt dafür pro Zeile ein paar Pfennige, — ich trage jede Woche ein paar tausend Mark auf die Bank. — Hinc illae lacrimae! Und dann: ihr seid so geistverlassen, daß ihr glaubt, euer Quatsch sei was, — ich dagegen lache mir den Buckel voll und weiß . . . (Anmerkung der Redaktion: Hier versagte System und Apparat plötzlich. Es war, als ob Ferdinands Gedanken einen Lachkrampf kriegten, in dem alle Worte untergingen.)

*

Meine Schauspieler taugen nichts. Zugegeben. Aber: taugen Wilhelms Minister viel? Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!

*

Was die Federhalterrastelbande auch pfauchen mag —: Ich bin der Sieger! Welcher Theaterdirektor vor mir hat es gewagt, die Presse mit Fußtritten aus seinem Tempel zu jagen, und welcher vor mir ist auf den glorreichen Einfall gekommen, sich ihrer Kritik zu entledigen und sich dennoch, eben dadurch, ihrer Reklame (worauf es einzig ankommt) zu versichern? Ich, ich, ich, — ich als der Erste und Einzige habe den Beweis dafür erbracht, daß es auch ohne, daß es direkt gegen die Presse geht. Mag die Berliner Theatergeschichte einmal von mir berichten, was sie will: diesen Lorbeer muß sie mir reichen: Er hat die Nörgler aufgefordert, den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln, und sie haben ihn dafür interessant gemacht.

*

Wenn irgend jemand das Recht hat, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, so habe ich es. Ich habe (man kann nicht stillvoller sein) miserable Komödien miserabel aufgeführt, habe das Vergnügen genossen, die Rezensenten (die die anderen Schauspieler nicht weniger hassen und verachten als ich) vor den Bauch zu stoßen,

habe, was kein geringeres Vergnügen für einen geborenen Redner ist, mich oft und oft, umbraust von Beifall, mit zündenden Reden an die Menge wenden dürfen, habe meiner lieben Frau dazu verholfen, in großen Rollen aufzutreten, habe huldvolle Worte Seiner Majestät vernommen, ganz Berlin bei mir gesehen und eine große Menge Geldes verdient. War ich nicht, bin ich nicht berühmt? Hab' ich's nicht à mon goût getrieben? Wer kann das von sich sagen in dieser Zeit der Kompromisse? O, ich bin ein ganzer Kerl! — Jetzt noch mein Tagebuch der Bande ins Gesicht geschleudert, dann stopf' ich mir die Châtelongue mit Rassen scheinen und lache, daß die Wände wackeln.

Vom Büchertisch.

Hermann Blumenthal: Der Weg der Jugend, Roman. (Julius Bar.)

Die erste Arbeit eines sehr talentvollen Autors.

Henrik Pontoppidan: Hans im Glück, Roman in 2 Bänden. (Insel-Verlag.)

Einer der besten Romane und sicherlich das reifste und reichste Werk des feinen skandinavischen Erzählers.

Robert Michel: Die Verhüllte, Novellen. (C. Fischer.)

Albert von Hofmann: Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. (W. Spemann.)

Forrers „Reallexikon“. (W. Spemann.)

Hermann Rienzl: „Die Bühne, ein Echo der Zeit.“ (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Friedrich Meusel: Friedrich August Ludwig von der Marwitz. (Mittler & Sohn.)

Bis in die letzten Jahre Friedrichs des Großen reicht dieses schicksalsreiche Menschenleben zurück. Marwitz hat Friedrich den Großen noch dreimal geschaut, er hat Friedrich Wilhelm III. genau gekannt, hat Blücher und Gneisenau nahe gestanden, mit Stein und Niebuhr verkehrt und Hardenberg bekämpft.

„Die da hungern und dürsten, die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden.“ (Schulze & Co., Leipzig.)

Ein religiöses Buch, wenn es sich auch gegen jedes Dogma und alle Orthodoxie wendet.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Vah & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Balowstr. 66.



AUSSTELLUNG PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke))

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: ::

Sieben erschien im Verlage Georg Müller, München:

Hanns Heinz Ewers: Das Grauen.

Seltene Geschichten, geh. Mf. 3.50, geb. Mf. 5.—. (Inhalt u. a.: Die Tomatenauce — Die Herzen der Könige — Der tote Jude — Die Wasserleiche — Die Lopharbraut — Mamaloi &c.)

Wer das Schaffen von Hanns Heinz Ewers verfolgt hat, der wußte wohl, daß gerade von ihm noch überaus Bedeutungs- volles zu erwarten war; denn Ewers ist ein Einzigartiger in der deutschen Literatur. Er läßt sich nicht in eine bestimmte Rubrik unterbringen, denn dafür ist sein Wollen und Können zu stark. Sein vorliegendes Buch berechtigt vielleicht dazu, ihn den romantischen Dichter modernster Kultur zu nennen. Welt gereift, hat er überall das Seltene, das Wertwürdige, fern ab vom Wege Liegende gesucht und aus ihnen erlebten und erträumten, ihn selbst am stärksten ergreifenden Stimmungen hat er ergreifende Novellen geformt mit der unerhörten Phantasie eines G. E. A. Hoffmann, eines G. A. Poe und Villiers de l'Isle Adam, unserer Zeit wertvoller als selbst die Novellen dieser Großen, weil Ewers die härteren Mittel modernen Kunstgeistes formen lassen. Kein lebender Autor vermag den obengenannten Geschichten auch nur etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Unsere Zeit will ja so gern das Gruseln lernen. In immer größeren Mengen werden Detektivstücke und Kriminalromane verschlungen — aber das wahre Gruseln hat man immer noch nicht gelernt. Nun: Hanns Heinz Ewers ist ein Dichter, der mit unerhörter Kunst seinen Banbertrauf mischt — man lese das Buch, und man hat das Gruseln gelernt.

Verlag von SCHUSTER & LOEFFLER, Berlin W.

Frederik van Eeden Die freudige Welt

Betrachtungen über den Menschen
und die Gesamtheit aller

Autorisierte Uebersetzung von Else Offen

Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Urteile. Eeden ist einer von jenen feurigen Lobslingern des Lebens, vorderen freudeleuchtenden Worten die Welt für einen Augenblick heller zu werden scheint. Wiesbadener Tageblatt.
Ja Frederik van Eeden vereinen sich zwei sonst auseinanderstrebende Kräfte, wissenschaftlicher Forschertrieb und dichterisches Gestaltungsvermögen zu einer Einheit, vor deren Schönheit jede Kritik verstummen muß! Hier ist ein Dichter, der es uns lohnt, wenn wir seinetwegen die Mühe auf uns nehmen, seine eigene Sprache zu lernen, so dankenswert es auch ist, daß er eine Uebersetzerin gefunden hat, die sich systematisch der Huld bei seiner Einführung in unsere Literatur gewidmet hat. Einen seiner größten Vorzüge, die sprachliche Schönheit seiner Lyrik, vermag eben doch nur der zu würdigen, der selbst in die Sprache des Dichters einzudringen versucht. Doch auch wer vor dieser Arbeit zurückschreit, wird sich durch die Lektüre der bis jetzt in Uebersetzung erschienenen Bücher van Eedens aus reichste belohnt fühlen.
Frankfurter Generalanzeiger.

Die Einbanddecke für den I. Jahrgang (Heft 1—29) des „Morgen“

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.

Halbleinen = Decke zum Preise von Mf. 2.—

in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den kompletten Jahrgang 1907 gebunden in Halbleinen für Mf. 10.— und in Ganz-Pergament für Mf. 12.50.

Marquardt & Co., Berlin W. 50.

	Seite		Seite
Willy Hespach . Wir Jungen und die		Hermann Bahr . Tagebuch	151
Politik	137	Loewengard . . Sternengebot	154
E. v. Bredow . Krieg und Technik . .	141	Hans Carossa . An die Natur	157
Carl Hauptmann Graf Michael (Fort-		Ernst Schur . . Wider Verdandi . . .	159
setzung)	145	O. J. Bierbaum Moderne Theaterreformer	162
Hofrat Doenges . Gefälschte Kunstwerke .	149	Bruno Buchwald Hapag-Lloyd	162

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.





SEIDENHAUS
MICHEL & C^{IE}
HOFLIEFERANTEN.

BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,
ECKE MARKGRAFENSTRASSE.

GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS
- FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE -
MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD

FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN
UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROSEN.

: : : : : SPECIAL-ABTHEILUNG FÜR : : : : :
LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÖCHER,
FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHARPEN ETC.






Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Poesie.

Nummer 5

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

31. Januar 1908

Wir Jungen und die Politik.

Ein Brief an Werner Sombart von Privatdozent Dr. med. et phil. W. Hellpach-Karlsruhe.

Wer Ihre „antipolitischen“ Darlegungen nur aus dem Widerhall kennt, den sie in der Tagespresse gefunden haben, der müßte meinen, Sie hätten ein paar geistreichende Absurditäten zum besten gegeben, über die es sich kaum oder höchstens wegen der Gefahr der Verwirrung in einigen von Ihrem Namen geblendeten Geistern zu reden verlohne. Keine Kritik, auch die ruhigste und verhältnismäßig sachlichste nicht, hat es für nötig gehalten, ernstlich zu fragen, ob Sie nicht etwa an ein Problem gerührt haben, mit dem die ganze intellektuelle Jugend unserer Tage aufs schwerste ringt — und ob Sie vielleicht gar auf die brennende Frage die Antwort erteilt haben, zu der heute oder morgen der Gang der Dinge eben diese Jugend treiben muß und soll. Muß und soll: das heißt, diese Antwort ist nicht bloß die kausal unvermeidliche (ob sie das ist, mag sogar am Ende bestritten werden), sondern die teleologisch beste, diejenige, mit der die wertvolle Fortbildung unserer Gesamtkultur einschließlich der Politik am vollkommensten gesichert wird. In der Tat, tut man sich mündlich um, so stößt man bei überraschend vielen Altersgenossen auf solche Bewertung Ihrer Äußerungen. Es gibt ja so leicht keinen einigermaßen Begabten, geistig Interessierten (von den literarisch oder rhetorisch Befähigten ganz zu schweigen), an den nicht frühzeitig die Versuchung heranträte, in die Politik einzutreten. Es muß unumwunden zugegeben werden, daß dieser Versuchung in den letzten Jahren wieder mehr junge Männer erlegen sind, als es etwa zwischen 1890 und 1900 der Fall war: in fast allen Parteien sind „Jugendbewegungen“ aufgeflacert oder künstlich angeregt worden. Ich bin überzeugt, daß auf diesen Wellenberg, der in der jüngsten Reichstagswahl seinen Ramm geworfen hat, ein neues tiefses Tal folgen wird. Aber nicht diese „Prophezeiung“ will ich hier begründen; sondern ich möchte Ihnen darin zustimmen, daß das gründliche Abfließen dieser Woge, ganz gleichgültig, ob es nun faktisch erfolgt oder nicht, wünschenswert ist, daß unsere geistige Jugend ihre Kulturmission am besten, ja vielleicht nur dann überhaupt erfüllen kann, wenn sie der politischen Tätigkeit fern bleibt — soweit nicht etwa unbezähmbare Neigung zur Politik den einzelnen unwiderstehlich in die politischen Zirkel wirbelt. Politische Abstinenz aller derer, die sich nicht als „geborene“ Jünger der Politik fühlen (und auch dieses Gefühl sollte aufs kritischste von ruhiger Ueberlegung geprüft werden), liegt heute geradezu im Interesse gesunder Entwicklung; sie ist nicht bloß Möglichkeit oder Notwendigkeit, sondern Pflicht.

Warum? — Weil ein jeder in seiner kurzen Spanne Leben mit seiner persönlichen Kraft haushalten soll, so gut er kann, weil er sie dorthin konzentrieren soll, wo er die Gewißheit hat, sie in tüchtige, sein Bestes verkörpernde Leistungen umzusetzen, und weil es solche Leistungen im Bereiche unserer deutschen Politik heute und für absehbare Zeit nur auf einer Stufe der politischen Betätigung gibt, die zu ersteigen gerade der Politiker die wenigste Hoffnung hat. Wer wollte es bezweifeln, daß im Amte des Ministers und Staatssekretärs, allenfalls auch noch in der Stellung eines Ministerialdirektors oder Präsidenten eines der kleineren Reichsämter, die Politik auch bei uns und heute dem Dasein des Inhabers solchen Amtes einen wirklich befriedigenden, ausfüllenden, ja großen Inhalt zu geben vermag? Namen wie Miquel und Bubbe, Posadowsky, Tirpitz und Dernburg, Bökler und Althoff reichen hin, um das zu erweisen. Aber welche Chancen hat denn der Politiker, auf solche Posten berufen zu werden? Von allen Leuten die minimalsten. Miquel ist nicht als Parlamentarier, sondern trotz dieser Eigenschaft aufgestiegen; er durfte (gleich den vereinzelt Genossen ähnlichen Schicksals) nichts Eiligeres zu tun haben, als den politischen Teil seiner Lebensleistung vergeßen zu machen. Und ließe sich Dernburg etwa dort denken, wo er heute steht, wenn er im normalen Lebensalter sich als Mitglied der freisinnigen Vereinigung ins Parlament hätte schicken lassen oder auch nur als Vorstand einer örtlichen Wahlorganisation politisch hervorgetreten wäre? Es gibt bei uns wirklich keinen Weg, der so sicher zum Ausschluß von der Möglichkeit schöpferisch-politischer Leistung führt, wie der Weg durch die Politik; und an jeden, der politischen Ehrgeiz größeren Stiles hat, der nicht bloß Politik reden und schreiben, sondern Politik machen will, ist kein Rat so wohlgemeint wie der, die Politik in weitem Bogen zu meiden.

Denn das ist ja das Charakteristische, daß eben nur der regierende Politiker bei uns in die Lage kommt, Politik zu machen; der Parlamentarier, der Demagoge (im besten Sinne) überhaupt nicht. Opposition wird zertrümmert oder matt gesetzt. Das Schicksal des Zentrums und der Sozialdemokratie bezeugen es. Positive Parteien werden ausgenützt, ohne zum mindesten legalen Einfluß zu bekommen: die Nationalliberalen. Nur auf dem Umwege über persönliche, politisch nicht verantwortliche und oft nicht einmal sichtbare Beziehungen ist wirklicher Einfluß zu erringen: die Reichspartei in der Ära Stumm, die Konservativen heute wie ehedem, das Zentrum im letzten Jahrzehnt. Womit man sich zugleich der bedingungslosen Gouvernamentalität verschreibt: der Bund der Landwirte mußte wohl oder übel unter die parteikonservativen Fittiche kriechen, das Zentrum büßte einen einzigen Oppositionsversuch mit dem Verlust der Machtstellung. Ich sehe nicht, wie diese Perspektiven einen jungen Menschen von Talent und Charakter locken könnten, sich der Politik zu verschreiben; ja, es wäre ein böses Zeichen, wenn sie es fertig brächten.

Nun sagt man dagegen: es muß eben anders werden, und daran sollen alle mithelfen. Damit meint man den Parlamentarismus. Aber keiner weiß ein Rezept, ihn herzuzaubern, ihm auch nur einen Schritt entgegen zu tun. In Wahrheit liegt die Sache bei uns ganz ähnlich wie in Oesterreich: die parlamentarische Regierungsform wird, wenn sie einmal kommt, von oben kommen; kraftvolle und weitblickende Persönlichkeiten der Regierung werden sie einbürgern, Persönlichkeiten, die eben auch wieder nicht aus der Politik hervorgegangen sein werden. Von unten kommt uns keine

Änderung der Regierungsform. Diese Möglichkeit ist 1867 verpaßt worden, und den verpaßten historischen Augenblick bringt keine Ewigkeit wieder. Die Parteien können (darauf laufen die gelegentlichen Vorschläge, die man liest, hinaus) das Parlament lahmlegen, mehr nicht; die Regierung wird dann fortwursteln (wie in Oesterreich) oder aber (bei uns das übliche) durch nationale Forderungen (Armee, Marine, Kolonien) sich eine willige Mehrheit schaffen. „Es ist noch immer, immer, immer gut gegangen....“ Aus dieser Zwickmühle heraus weiß die „nationale Demokratie“, die sich jetzt etabliert hat, so wenig einen Weg, wie der nationale Liberalismus einen gewußt hat. Auch ihm blieb nichts übrig, als sich in eine gefügige und eine bedeutungslose Hälfte zu spalten — sich benützen oder sich ausschalten zu lassen.

Trostlose Perspektiven: wenn nämlich aller Trost in politischen Möglichkeiten läge. Aber davon ist ja zum Glück keine Rede. Wer, in der nüchternen Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit deutscher Politik, dennoch den Drang ins öffentliche Leben spürt, braucht solchem Drang keine gar zu beschwerlichen Zügel anzulegen. Sie selber bezeichneten schon die Selbstverwaltungskörper als Stätten öffentlicher Betätigung, an denen auch der un- und antipolitische Geist die Möglichkeit zu sachlicher und schöpferischer Arbeit im Allgemeininteresse findet. Lassen Sie mich hinzufügen: die Berufsverbände, die Wirtschaftsassoziationen, die großen Interessenvereinigungen aller Art. Die stimmen, wenigstens die „mitzählenden“, darin überein, daß sie politische Neutralität halten — Flottenverein und Zentralverband der Industriellen, Gewerkschaften und Handlungsgehilfenverband, Bund der technischen Beamten und Bund der Landwirte, Leipziger Ärzteverband und Handelstag; sie lehnen sich natürlich gelegentlich stark an eine Partei oder Parteigruppe an, aber eben doch nur taktisch, um sie als Mittel zu benutzen, und nicht programmatisch eingeschworen. Die stimmen auch darin überein, daß sie von Tag zu Tag mehr die eigentlich bewegenden Mächte unserer sozialen Entwicklung werden, zu denen die politischen Körperschaften immer deutlicher in das Verhältnis eines formulierenden Vollzugsausschusses treten. In ihren Reihen ist die Sachkenntnis, die wirklich hervorragende Leistung, die Persönlichkeit mit ihrem Besten führend, nicht die Glätte der Umgangsformen noch die Strupellosigkeit der demagogischen Phrase, die in der Politik (jene oben, diese unten) die Wirkung verbürgen. Schon heute sind die besten Mitglieder unserer Parlamente die Führer solcher Interessenverbände (wer ist uns denn interessanter und wichtiger: Normann oder Graf Ranitz? Liebermann oder Schad? Hieber oder Strejemann? Ropsch oder Rämpf? Stadthagen oder Hué?), sind sie es alle mit der deutlichen Neigung, Programm Programm sein zu lassen und das sachlich Erstrebte von jeder Mehrheit zu nehmen, die sich dafür ergibt. Ich will nicht prophezeien, ob (was so wenig reaktionäre Leute wie Jentsch und mancher andere noch hoffen) auf diesem Wege unsere ganze Politik eine berufsständische Umbildung erfahren wird. Das weiß ich nicht. Aber daß unsere politischen Parlamente sich anschicken, immer mehr eine Art Subkomitees der „Berufsparlamente“ zu werden, dieses Zeichen der Zeit läßt sich höchstens geflissentlich noch verkennen.

Damit wird auch die kolossale Ueberschätzung der Politik, von der Sie mit Recht gesprochen haben und die wohl nur die natürlichen Nachwehen einer großen politischen Geburtszeit (1860—1877) darstellt, von selber verblasen. Gewiß, es hat in der

Völkerentwicklung politische Perioden im striktesten Sinne, d. h. in dem Sinne, daß die Politik die entscheidend umbildende Gewalt war, gegeben. Aber ihnen sind doch andere und meist desto ausgesprochener unpolitische vorausgegangen und gefolgt: müssen doch eben auch die Kultursaatenausgestreut werden, keimen und reifen, ehe die Zeit des Schnittes und der Bergung kommt. Nun heißt es wohl: Wie soll solch ein politisch Zeitalter, bricht es herein, die rechten Männer finden, wenn alles mittlerweile von der Politik sich abgelehrt hat? Die Erfahrung aber widerlegt diese Sorge. Große politische Zeiten überraschen immer durch die bedeutende Zahl jungfräulicher Talente und Charaktere, die sie in die Höhe führen, sowie durch die bedeutende Summe von Sachkenntnis, die sie zeitweilig der Politik dienstbar machen; am wenigsten aber sind es die politisch schon Abgestempelten und „Sturmerprobten“, die dabei in führende Position treten (man denke z. B. nur an die Hilflosigkeit, mit der die meisten 48er -- von rechts und links -- den Ereignissen der Reichsgründung gegenüberstanden!). Für das Wirken in einem kommenden politischen Zeitalter gibt es gar keine schlechtere Vorbereitung, als die heutige Politik, und gar keine bessere, als die Enthaltung von ihr. Gerade auch das wird unsere intellektuelle Jugend sich vor Augen halten müssen: die Pflicht, unverbraucht von der Politik zu bleiben, um einstens vielleicht unverbraucht für die Politik zu sein.

Daß praktische Enthaltung nicht theoretische Entfremdung bedeutet, darauf haben Sie ja schon hingewiesen. Im Rahmen der „allgemeinen Bildung“ (was das übrigens sei: das dringlichste geistige Problem unserer unheimlich spezialisierten Epoche!) finden auch die großen politischen Fragen ihre Stelle. Nur eben daß der Geist nicht in der Abrackerei mit den kleinen zermürbt wird, mit den Fragen des Tages von heute, die einmal ernst genommen zu haben, morgen jeder belächelt. Und daß diese kleinen Fragen in ihrer Wichtigkeit durchschaut, das Augenmaß, die politische Größenschätzung, die im Parteigetriebe rettungslos verloren zu gehen pflegt, geübt, ein Problem in seinen Zusammenhängen und Folgen mit Muße durchdacht werden kann: Besinnung auf die letzten Grundlagen, wie sie notwendig jeder intensiv praktischen Leistung folgen muß, die ja doch nie ad infinitum fortgesetzt werden kann, ohne sich zu erschöpfen. Doch darüber brauchen wir nicht zu theoretisieren, das wollen Sie uns ja praktisch vormachen hier im „Morgen“. Ich bin keinem gegenüber so blindgläubig, daß ich darauf schwören möchte, der Versuch werde Ihnen sogleich vollkommen glücken. Aber der Versuch allein verdient unseren Dank und ist, wie ich Ihnen kürzlich in behaglicher Plauderstunde schon versicherte (am Bußtagabend, wo der Feiertagstrubel einer in den Flegeljahren sich räkelnden Weltstadt uns so viele Themen zum Variieren hinwarf) -- ist dieses Dankes gewiß. Von den Alten hat mittlerweile Carl Gentz es Ihnen vor aller Öffentlichkeit gesagt. Von den Jungen werde ich, scheint's, der erste sein; hoffentlich nicht der einzige. Im stillen jedenfalls sind's ihrer viele. Sie haben in Hunderten zu klarer Ueberzeugung gebracht, was als dunkles Gefühl in ihnen gärte, ihnen unnütze Kämpfe, eine falsche Entschließung, eine schwere Enttäuschung erspart; sie für sich selber und für fruchtbare Arbeit an der Gemeinschaft gerettet. Vielleicht vermag dieses Bewußtsein nach allem Aerger, den Ihre Arbeit Ihnen vorerst ins Haus trug, Sie nunmehr ein wenig zu erfreuen: ist doch die gehegte Meinung am Ende immer noch ein bißchen wertvoller als die gedruckte!

Krieg und Technik.

Von E. von Bredow, Generalmajor z. D.

In der französischen Armee, auch in der Kammer, erklingt zuweilen ein satirisches Wort, dessen Sinn noch kürzlich von Ch. Humbert in seinem vielbesprochenen Buche gegeißelt wurde: *La question est à l'étude* -- d. h. Behörden und Kommissionen beschäftigen sich mit der Angelegenheit. Meist handelt es sich dabei um wichtige Fragen in Bewaffnung und Ausrüstung, die wohl ernste Erwägungen, aber auch schnelle Entscheidung im Interesse der Schlagfertigkeit der Armee erfordern. An Stelle der ernsten Prüfung tritt dann aber manchmal -- oder oft -- eine pedantisch-bureaukratische Behandlung des Dinges und ein unerträglicher Verschleppungszustand, die der Wichtigkeit der Sache nicht entsprechen. Wenn französischer Witz jenes Wort satirisch wandelt, wie ist's bei uns? Sind da nicht auch manche wichtige Fragen technisch-militärischer Natur *à l'étude*? -- *ad infinitum*?

Mit jedem Jahre mehr treten die Umwandlungen deutlicher, reliefartiger hervor, welche Explosionsmotor und Elektrizität in Luft, Wasser und auf der Erde dem gesamten Verkehrsleben der Gegenwart aufdrücken, damit als strategische Faktoren im Kriege Bedeutung gewinnen.

Da sind zunächst die Kraftfahrzeuge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Armeeführer im Zukunftskriege in ihren strategischen Entschlüssen freier sind, wenn Proviant und Munition, wo die Wegeverhältnisse es gestatten, auf Kraftfahrzeugen herangeschafft werden, anstatt durch tierischen Zug -- ganz abgesehen von der Frage, ob wir für unsere Millionenheere Pferde in genügender Zahl für die Kriegsdauer werden aufbringen können (wenn wir den Wünschen der Pferdezüchter auf Erhöhung des Remontepreises nicht bald nachkommen, ganz gewiß nicht). Eine Armee, die ihre erste Trainstaffel auf 60 km zurückhalten kann (Kraftfahrzeuge), ist leichter beweglich, freier in Entschluß und Aktion, als eine, die diese Impedimenta bereits auf 20 km hinter sich weiß. Das ist ein Fundamentalsatz, an dem nicht zu rütteln ist.

Unsere ersten Versuche mit Lastselbstfahrern datieren aus dem Jahre 1898. Seitdem sind diese Versuche in die sich aus kleinsten Anfängen entwickelnde Kraftfahrzeugabteilung der Verkehrstruppen gelegt worden -- bei Aufwendung sehr geringer Mittel, zuerst nur 30 000, dann 100 000 Mark*). -- Und heute, nach zehn Jahren, sind wir so glücklich, in der ganzen Armee 25 Personen- und ebenso viele Lastselbstfahrer zu besitzen. Das ist ein wirklich nicht sehr übereilter Fortschritt. Für die Personenselbstfahrer hilft im Manöver das Freiwillige Automobillkorps. Bei den Lastselbstfahrer-Versuchen in bereitwilligster Weise die Privatindustrie. Wer aber hilft im Kriege? Im Kriege, der bereits nach wenigen Tagen -- vom dritten Tage an -- schwerste Entscheidungen zeitigen kann?

Unsere kräftig entwickelte Privatindustrie der Autobranche, die vorhandenen in Privatbesitz befindlichen Automobile, Lastzüge, Bier- und Geschäftswagen, Autobusse werden zu Etappen-Organisationen zusammengefaßt und von Verkehrstruppen unterstützt, in Verbindung mit Feldbahnen, bald in der Lage sein, Verpflegung und Munition

*) 1907: 762 000 Mark; 1908: 1 880 750 Mark.

den Armeen nachzuführen, Kranke und Verwundete abzuleiten. Immerhin wird auch diese Organisation auf große Schwierigkeiten stoßen. Bei der Zusammensetzung von Fahrzeugen verschiedenster Systeme, Leistungsfähigkeit und Belastungsvermögen wird es an Reserveteilen fehlen, und die Monteure werden Tag und Nacht zu tun haben.

Über vorne bei den Feldtruppen, in erster Linie, bei den ersten Entscheidungen, da rechnen wir noch heute mit dem tierischen Zug für alles was Proviant, Futter und Munition betrifft — genau wie im Jahre 1870. Das aber kann lähmend auf die strategischen Entschlüsse einwirken und Vorteile von unermesslicher Tragweite für den Gegner zeitigen, der von seiner Verpflegungsbasis unabhängiger ist.

England zeigt uns da den Weg. England, das in allen technischen Fragen schneller arbeitet wie wir, wo alle wichtigeren Versuche bei zwei Behörden konzentriert sind: Artillerie-Prüfungskommission und Kraftfahrzeugabteilung der Verkehrstruppen. Wir schwanken bis heute in unseren Versuchen, neigen bald zum Dampftrakteur, bald zum 2—3 t Benzinwagen — jetzt wieder zu letzterem. — England hat im Burenkriege mit 50 Fowler-Dampfmaschinen bereits die besten Erfahrungen gemacht und darauf weiter gebaut. In der Mechanikal-Transportbranche besitzt es drei Kompagnien mit je 3—4 Dampftrakteuren und 14—15 Anhängewagen. Die Kompagnie leistet durchschnittlich 200 t, 35—45 km täglich. Im letzten Manöver geschah die Verpflegung der 12000 Mann in kriegsgemäßer Weise größtenteils durch mechanischen Zug. Neuerdings hat England im Mobilmachungsplan für jede der sechs zum Auslandsdienst bestimmten Divisionen 14 Trakteure mit 52 Anhängewagen (à 5 t Ladegewicht) vorgesehen. Aber man hat auch an 2000 Autobusse verschiedener Linien durch Subventionen für den Krieg verpflichtet, ihnen hinsichtlich Stärke von Motor, Unterbau und Karosserie typische Vorschriften gegeben. Der größere Teil davon soll zunächst für Proviant und Fuhrpark der Kavalleriedivision der mobilen Armee ausgenutzt werden. Bei uns ist für die Kavalleriedivisionen überhaupt nichts derartiges vorgesehen — Lillen auf dem Felde — nicht einmal eine Sanitätskompagnie haben sie zum Aufnehmen ihrer Verwundeten.

Und welche Gründe stehen entgegen, daß wir nicht in ähnlicher Art vorgehen? Zunächst: Zwei Kriegstheater, ein östliches und ein westliches. Wir können gegen Rußland nur an die Verwendung der nie versagenden Quadrupeden denken. Den großen Vorteil, welchen Frankreich in dieser Hinsicht vor uns voraus hat, indem es nur mit einem Kriegstheater großartigster Straßenentwicklung zu rechnen hat, hat es durch Neuorganisation seiner Trains und Basierung auf mechanischen Zug noch nicht in entsprechender Weise ausgenutzt. Deutschland ist somit gehalten, seine Proviant- und Fuhrparkkolonnen alter Art beizubehalten, was jedoch die Aufstellung einiger Sektionen Kraftwagen nicht ausschließt.

Sodann heißt es: Lastselbstfahrer im Frieden aufzustellen, d. h. in größeren Organisationen, verbietet sich wegen der Empfindlichkeit der Maschinen und der Schwierigkeit der Instandhaltung derselben. Auch Veralterung der Konstruktionen und damit Reserveteilbeschaffung als Hindernisse werden angeführt. Ich glaube auf Grund meiner praktischen Erfahrungen, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein dürften.

Wenn England auf Wagen von 5 t Ladegewicht abkommt, so brauchen wir das nicht nachzumachen. Ich bezweifle, daß man auf den ins Auge gefaßten Kriegstheatern:

Nordost-Frankreich, Belgien, Holstein, besondere Freude daran erleben wird. Straßenbrücken und Ueberführungen bedürfen dafür besonderer Verstärkung, und im bergigen Gelände wird's schwierig. So lasse ich denn auch unseren Freibahnzug der Seegerfelder Fabrik (Dampfmotor) außerhalb der Erwägung. Mit fünf Anhängekarren befördert er immerhin 16—18 t, in der Ebene 7—8 km, im bergigen Gelände 5 km die Stunde. Im Harz 1905 und auch in diesem Jahre bei den Probefahrten Posen—Glatz—Berlin hat sich die Erfahrung herausgeschält, daß im bergigen Gelände von Belastungen über 3½ t abgesehen werden muß. Nehmen wir z. B. Kraftwagen mit 3 t Ladegewicht, so stellt sich für ein Armeekorps die Berechnung wie folgt:

	Wagen	Pferde	Tagesleistung	Marshallänge
6 Probiani-Kol. (29 Wagen à 1 t)	174	850	20 km	5400 m
6 Probiant-Kol. (58 Selbstfahrer à 3 t)	58	0	60 km	900 m

Entleert kehren erstere in drei, letztere in einem Tage zum Magazin zurück. Vorteilhafter aber erscheint es, den größeren Teil — zwei Drittel — auf Trakteuren zu verladen und nur ein Drittel auf Selbstfahrern. Denn eine Probiantkolonne ladet $\frac{3}{4}$ Tagesbedarf einer Infanteriedivision. Das wäre die Leistung von 9—10 Lastselbstfahrern, für ein Armeekorps also 18—20. Auf 60 km zurückgehalten, könnten sie, leichtbeweglich, hin und hergeschoben werden.

Selbst das Kehrtmachen, der Horror für eine Trainkolonne, das zu Katastrophen führen kann, ist durch den Rückwärtsgang erleichtert.

Ähnlich verhält es sich mit den Fuhrparkkolonnen eines Armeekorps. Diese sieben Kolonnen schaffen in je 60 zweispännigen Wagen je 54 t fort. Würden drei Fuhrparkkolonnen durch 36 Kraftwagen ersetzt, so könnte der Rest auf 18 Trakteuren folgen. Für je zehn Kraftwagen ist außerdem ein Vorratswagen mit Feldschmiede, den nötigen Reserveteilen und Benzin in Anschlag zu bringen. Die Marschlängen würden dadurch von 8—9000 m auf 1500—2000 m herabgedrückt, während in dem Raum hinter den fechtenden Truppen bis auf 60 km Tiefe Bewegungsfreiheit für die Truppensäulen herrschen würde. Da aber Trakteure und schwere Lastwagen in stetig steigender Anzahl im Lande vorhanden sind, so könnte man sich zunächst mit der Aufstellung von 54—56 Lastselbstfahrern und 4—5 Vorratswagen pro Armeekorps als erste Staffel der Trains begnügen, was einem Geldaufwand von ungefähr einer Million entsprechen würde. Das Personal an Monteuren und Schlossern kann man nicht ganz zu Lasten stellen. Neuformationen sind hier unerlässlich, auch wenn wir für den Kriegsfall nur auf Ausnutzung der im Lande betriebsfähigen Selbstfahrer rechnen — und dann erst recht.

Ich halte diese Ausgabe für wichtiger wie die Beschaffung der Feldküchenwagen, die auch an 20 Millionen kosten, und deren Notwendigkeits-Koeffizient im Kriege nur an wenigen Tagen hervortreten dürfte. Der Engländer macht es einfacher und praktischer. Er behilft sich in den vorderen Gefechtslinien mit den schnell selbstkochenden Spirituskonserven. Das tut's auch. Dazu kommt noch die Verlängerung der Trains

um wieder 1200 m pro Armeekorps, während wir bestrebt sein sollten, sie nach Möglichkeit zu verkürzen. —

Mit Selbstfahrern als Kampfmittel, sei es Panzerwagen mit Schnellfeuerkanone oder Maschinengewehr — auch ohne Panzerung —, sind wir ganz im Rückstande geblieben. Frankreich hat 20 derartige Wagen im vorigen Jahre in Auftrag gegeben, nachdem der Typ festgestellt war. Vielleicht etwas übereilt — Vierräderantrieb scheint zu fehlen — aber immer besser wie nichts. Denn im Stellungskriege — und der dürfte in kommenden Kriegen sehr in den Vordergrund treten — werden solche Fahrzeuge nicht unerheblichen Nutzen zu leisten vermögen. Wir besitzen wohl nur die beiden vor einigen Jahren ursprünglich für Rußland hergestellten und dann übernommenen Panzerwagen, die schwer sind und nur Zweiräderantrieb besitzen.

Eine der wichtigsten Errungenschaften moderner Technik ist das Motorrad. Für Befehlsübermittlung und schnelle Erkundungen ein unerläßliches Hilfsmittel. Es ist das auch von uns längst erkannt. Aber immer noch fehlt der Typ, fehlt vor allem die Zuteilung der nutzbringenden kleinen Maschinen zur Truppe. Die Kraftfahrabteilung der Verkehrsgruppen verfügt über eine Anzahl — wenn ich nicht irre, an 30 — die bei den Kaisermanövern für Leitung und Führung ausgiebigst ausgenutzt werden. Aber der Truppe wird dieses wertvolle Fahrzeug ferngehalten. Auch nichts getan, um anregend auf private Betätigung zu wirken. Und doch müssen wir im nächsten Kriege fordern, daß jeder Offizier höherer Stäbe mit Auto und Motorrad umzugehen versteht. Für jeden höheren Stab, für jedes Regiment müßte ein Motorrad zur Ausrüstung gehören. —

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Telephon. Die Fernsprechabteilungen genügen, um Oberkommando (Leitung), Generalkommando und Divisionen, auch diese mit den Vorposten zu verbinden.

Es fehlt bei uns an der Drahtverbindung der kämpfenden Truppen mit der Führung und unter sich während des Gefechts. Weder Bataillone noch Regimenter*) sind mit Fernsprechern ausgerüstet. Wie weit ist in dieser Beziehung z. B. die englische Armee voraus! Dort ist der Divisionskommandeur durch die Zwischenbehörden mit den in vorderster Linie kämpfenden Kompagnien verbunden, ebenso mit den Artillerieabteilungen und der vorgeschobenen Kavallerie. Dieser ganze Fernsprechverkehr ist in eingehendster Weise durch Instruktionen geregelt, so daß jeder Stab weiß, was er zu tun hat. Dabei gilt als Grundsatz, daß jede wichtigere Fernsprechverbindung auch gleichzeitig eine Heliographenverbindung hat, bzw. Signallaterne. Erst dadurch ist sicheres Funktionieren gewährleistet, da die Feuchtigkeit der Erde bei nicht isolierten Leitungen oft empfindsame Unterbrechungen herbeiführt. Auch jeder Offizier der englischen Armee ist imstande, mit Taschentuch-Morse oder Laterne sich auf weite Entfernungen hin verständlich zu machen. Man beherrscht das Morse-Alphabet ebenso wie die Winterzeichen. Deren Kenntniß wird von allen Mannschaften verlangt. In der Kaserne sind nur Spielfarten mit solchen gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abgesehen vom Patrouillenapparat der Kavallerieregimenter.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(1. Fortsetzung.)

Michael erwachte mit sehr angenehmen und heiteren Gefühlen. Als wenn er auf den Sommerwiesen gelegen und sanfte Worte gehört hätte. Was? erinnerte er sich nicht. Auch wer ihn angesprochen. Es waren mehrere helle Menschen gewesen. Ein paar-mal hatten dunkle Flecken sich in seinem Bilde wie herumgedreht.

Lächerliches Besinnen, wenn so die Feten der zarten Gestaltungen aus Träumen noch herumtreiben in einer ganz dunklen Flut, und man sie sammeln und zusammen-treiben muß, wie eine Wäscherin ihre fortgeschwommenen Tücher.

„Wäscherin“, das Wort lag ihm auf den Lippen. Die Gestalt stand vor ihm und ging allmählich in die Alice über.

Dann kam es ihm so vor, als ob sie es im Traum gewesen, die ihn angesprochen. Er mußte sich mit Lachen des damaligen elenden Zustandes erinnern. Kein Wunder, wenn er bisher nicht gewagt hatte, sie an die Freundschaft zu gemahnen.

„So etwas, wie sie damals an mir tat, tut die Herzensgüte und die Höflichkeit des Gemütes, nichts anderes. Was hätte sie tun sollen, wenn sie mich auch nur mit Ruhe noch ansehen wollen, nachdem sie mir Verwahrlostem zufällig begegnen mußte?“

Es waren Gedanken und Gefühle, die flüchtig kamen. Es waren die Schemen des Halbschlafs. Dann erhob er sich, sah sich um, trat ans Fenster und sah auf die Straße. Unten wälzten sich Droschken und Omnibusse und Menschen in der Dämmerung. Er beschloß gleich Besuche zu machen.

Während er die Toilette begann, kamen Freunde.

Graf Amadeus kam, ein spröder, langaufgeschossener, eleganter Edelmann, das Monotel nicht aus dem Auge lassend. Graf Amadeus saß lange wortlos da. Den grauen Zylinder mit Trauerrand hatte er in den Nacken gestülpt, und den Stod mit dem Mondstein stemmte er gegen das Kinn. Ein sehr junger Herr, aber schon ein ganzer Verächter. Er bewunderte lange einen Ring, den Graf Michael auf den Tisch gelegt, und den er von seiner toten Mutter besaß. Ein Opal, der mit Perlen und Rubinen umfaßt war und sich zu einem langen Schilde rundete. Graf Amadeus sah den Ring lange an — und sagte kein Wort. Als er ihn hingelegt und zum zweiten Male in die behandschuhten Finger sorgfältig aufgenommen, sagte er gedämpft nasehend: „Rubine und Perlen wohl — aber nicht noch Opal. — Gestattest du, daß Nobier mir danach eine Busennadel macht? Hast du übrigens gesehen, der Minister Franzius trägt eine Busennadel aus großen Brillanten. Fatal — nicht!“

Als Graf Amadeus hörte, daß Michael am Abend nicht von der üblichen Partie sein wollte, befandete er seinen Unwillen.

„Politik — ist was! — ein verfluchtes Geschwätz! Du wirst, weiß Gott, noch der langweiligste Pflichtmenschen!“ sagte er nasehend. Dann sah er Michael an, der unter dem brennenden Kronleuchter am Tische stand, indessen ihm der Kammerdiener die Perlen in sein Hemd knöpfte. Er sah lange in Michaels geistige Züge, die der reiche Herzen-

schein von oben traf. Dunkel und bleich sah Michael aus, verzehrt sein gelbgraues, ausdrucksvolles Gesicht. Immer noch ein wenig verkniffen, sobald er an etwas ernstlich dachte. Aber die vollen schwarzen Brauen lagen ruhiger als je. Er redete heut kein Wort und zog gar nicht den Mund zum emphatischen Ausdruck rund zusammen. Der Ausdruck der Augen hatte etwas Schelmisches. „Ich bin es doch,“ schienen die Augen mitten hinein in die Stille zu reden. Sie hatten ein entferntes Lächeln.

Auch andre Freunde kamen, die ihn zum Klub holen wollten — und aushören, wie alles gekommen, und warum im Parlamente gerade ihm die Palme zugefallen wäre? Da war Michael nur harmlos lachend wie ein Kind, ohne große Erklärung. Aber er war durchaus für gar keine Amüsements am Abend zu haben. Daß auch Baron Frederik und Graf Franz und der jugendliche Bruder der Fürstin und ein paar andere junge Herren mit langen, hellen Schoßröcken und Samaschen über den Stiefeln und mit Gläsern in den Augen — und einem Tone beim Treppensteigen, als gingen sie über die Treppen ihrer eigenen Schlösser und brauchten auf niemand in der Welt Rücksicht zu nehmen — sich mit gemachtem Widerstreit, Lachen und Spötereien entfernten.

* *

*

Michael fuhr gleich danach aus. Er fuhr zum Minister. Er hatte sich einen besonderen Band seines Werkes, der für seinen eigenen Gebrauch festlich gebunden worden, in den Wagen legen lassen und dachte den Dank an den Minister damit abzutragen. Er dachte vor allem jetzt an Alice und wünschte dringend, nun zum ersten Male, ihr zu begegnen.

„Sie wird kommen,“ redete er sich mit Sicherheit ein, als er im geschlossenen Coupé durch die Straßen fuhr, in seinen großen Zobelpelz gehüllt, daß man das kleine, zernagte Gesicht beim Vorüberfahren im Laternenschein vom Innern aus flüchtig leuchten sah.

Beim Minister war es totenstill im Treppenhause und tiefe Ruhe auch in den Gemächern. Ein Kanarienvogel sang leise in einem Zimmer der weiten Flucht. Der Ton brach sich in den Teppichen und Vorhängen und kam wie ein inniges, fernes Lachen. Aber sonst schien es, als läge stummer Friede in den halbdunklen Räumen.

Der Minister selber war geräuschlos sofort eingetreten, wie man Graf Michael kaum zu einem Sessel genötigt hatte. Franzius war ein untersehter, noch jugendlicher Mann. Er hatte einen kahlen Kopf, aber sein Blick war frisch und unverbraucht, trotz der grauen Haare um die Schläfen und im Nacken. Seine Stimme klang tief und gutig. Seine Gesichtsfarbe war frisch. Auch der kurze, volle Bart hatte einen Anflug grauer Haare. Franzius sprach sehr warm gleich und sehr erfreut, und sehr sachlich.

„Wir haben einen Sieg gewonnen, dazu haben Sie viel beigetragen, Graf!“ sagte er. Dann kam man auf alle Einzelheiten der Debatte noch einmal zu sprechen und bekräftigte noch einmal die Einigkeit, die in dem Beschlusse des Hauses schließlich gewonnen war.

Aber der Minister, während Michael ihm gegenüber saß und sich im Gespräch wie achtlos unwillkürlich ein paarmal umgesehen, sprang dann bald auch ab und sprach seinen Kummer aus, daß seine Frau wieder in diesem Herbst viel kränkelte. Und er wollte eben eine Entschuldigung vorbringen, daß er ihn leider allein empfangen mußte, als Alice schlicht und einfach, wie eine Schwester angetan, im Türrahmen erschien.

„O Papa,“ sagte sie im Hereintreten, „ich höre schon, was du sagst. Aber ich komme doch selber, Mama zu entschuldigen.“

Und sie ging auf Michael freundlich zu mit der Bestimmtheit, die in allem lag, was sie tat.

Graf Michael konnte eine Bewegung nicht zurückhalten. Er hatte sich ein wenig in die Höhe gerückt. Er ging einige Schritte ihr entgegen und küßte ihr die Hand.

„Sie kennen sich,“ sagte der Minister.

Alice ließ gar keine Zeit zu Erinnerungen.

„Nein, es ist doch herrlich!“ sagte sie, Michael in die Augen sehend, „haben Sie Dank! Ich muß Ihnen ja ganz besonders danken, für das, was Sie jetzt zustande gebracht haben,“ sagte sie so freudig und so gütig — und verstummte dann doch, ein wenig verlegen.

Graf Michael konnte im Augenblick gar keine Worte finden.

„Sie haben in der Tat —“ wollte der Minister die Rede der Tochter weiterführen. Er wußte nicht, was früher vorgefallen.

„Ach Papa — du mußt nämlich wissen,“ lachte Alice jetzt vollends in ganzer Frische. „Papa weiß natürlich gar nicht, daß wir schon lange Freunde sind,“ sagte sie munter.

Graf Michael lächelte in einer so kindlichen Art, daß der Minister nur mitzuhören konnte, obwohl er nichts weiter begriff.

„Du mußt nämlich wissen, Papa, obwohl wir uns nur einmal gesehen haben — oder nein, wohl von ferne viele Male — aber Aug' in Auge nicht. Auge in Auge doch nur einmal sozusagen,“ plauderte sie zu Michael, der es lächelnd bestätigte.

„Weiß Gott! — Und wie mir damals anders zu Mute war,“ sagte er schwermütig, auf ihre Worte horchend.

„Oh, keine Trübsal erinnern!“ rief Alice ganz nebensächlich. „Ja nicht!“

„Aber wie soll ich dir das gleich erklären, Papa!“ sagte sie unerschrocken. „Sie haben aber auch ganz vortrefflich gearbeitet und geschaffen — in der Zeit — und wahrhaftig einen Beweis von Tatkraft gegeben! Na, ich danke!“ Sie lachte über ihre eigenen Worte.

Und Michael lachte auch — mit einer Demut im Blick. Der Minister sah heiter aus. Er sagte sehr zufrieden, auf das dunkle, hoheitsvolle, reine Mädchen blickend:

„Sie hat manchmal eine ganz seltsame Art zu leben und zu denken.“ Fast als wenn er jetzt auch dachte, daß er damit etwas entschuldigen mußte.

Aber dann begannen sie sich frei zu erzählen und endeten damit, daß Graf Michael mit dem Minister verabredete, dann und wann seine Einladungen zu einem engeren Zusammensein mit wenigen politischen Freunden in vertraulichem Kreise zu benutzen.

„Ich will dann auch von Ihnen hören, daß Sie nicht umsonst lebten, wie Sie es nennen,“ sagte Michael zutraulich zu Alice. „Ja, mein Gott, umsonst,“ sagte er — sich gleich besinnend. „Ich kann es nicht aussprechen, was ich eben denke,“ sagte er ganz verloren wieder. „Über Sie mögen Gedemütigte nicht. Und Sie mögen auch nicht, wenn jemand sich zu viel in der Schuld von andern fühlt.“

„Da haben Sie völlig recht,“ rief Alice lustig. „So etwas gilt bei mir nicht. Darin ist immer Uebertreibung.“

„Ja, sie kann streng mit sich und den Menschen verfahren ohne Ansehen der Person,“ sagte der Minister und sah mit Stolz auf Alice, die vor Michael stand und fröhlich aussah.

„Ich muß wohl jetzt zu Mama zurück,“ sagte Alice eilig entschlossen. „Über wenn Sie einmal kommen — und zuhören, kann ich Ihnen wirklich auch etwas beweisen.“

Alice reichte Michael die Hand zum Kusse.

„Natürlich so gelehrte Miene wie Sie dabei machen können, kann ich nicht machen. Musik! Sie wissen: Nur ein Spiel treibe ich! Ein seliges Spiel mit den Dingen. — Wie die Götter spielen — denke ich es mir. Auch mit Schmerzen und Leiden, daß man lacht und weint — und doch endlich durchbringt.“

Michael war wie umklungen. Er sagte gar kein Wort mehr. Er fügte nur die Hände, die sanft waren, und doch einen kräftigen Druck gaben. Er sah das Mädchen lächeln, einen Blick voll springenden Lichtes, voll warmer Glut, wie wenn er lange in eine dunkle Rose gesehen — sammet-schwarz —: und die ganze Erscheinung entschwebte schon, kaum daß er es begriff! Und kaum daß er dann noch genau hörte, was der Minister ihm sagte, als er im Treppenhaus freundlich von ihm Abschied nahm.

Michael fuhr nach Haus. Er war in einer Bewegung, daß er nicht daheim sein konnte. Er dachte an seine Mutter. Er stand lange daheim am Tisch im Pelze noch, sann und sann vor sich hin. Erst allmählich sah er alle die Briefe liegen, die gekommen waren. Er schob sie lächelnd beiseite. Ein Rubert fiel nieder vom Tische, daß der Diener, der an der Tür gestanden hatte, sofort aufhob. Der Graf erkannte es. Es war vom Vater.

„Geliebter Sohn,“ schrieb der Alte.

Michael laß nicht weiter.

„Nun also,“ sagte er nur und ließ den Brief auf den Tisch gleiten.

„Nicht ausspannen!“ sagte er nebenher.

Dann bog er den Brief sorgfältig zusammen und ging mit dem Brief in der Hand hin und her.

„Was gibt man im Theater?“ sagte er gleichgültig.

„Es ist kleiner Empfang bei der Fürstin,“ sagte er vor sich hin. „Ich werde zur Fürstin fahren und dort speisen.“

Dann schob er den Brief des alten Herrn in die Brusttasche, den er noch immer nicht gelesen hatte, und ging wieder zum Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefälschte Kunstwerke.

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Vor einigen Wochen lief eine allerdings stark übertriebene Nachricht von Fälscherstücken an Werken der bildenden Kunst durch die Tageszeitungen. Man sprach von 400 gefälschten Lenbachbildnissen und von ebensoviel Fälschungen Böcklinscher, Defreggerscher und Grüner'scher Kunstwerke. Tatsache ist, daß in München zwei Kunsthändler kürzlich in Haft genommen wurden, denen nachgewiesen werden konnte, daß sie seit längerer Zeit einen schwunghaften und natürlich sehr lohnenden Handel mit gefälschten Bildern getrieben haben. Die Untersuchung der unsauberen Geschäftsgebarung dieser beiden Kunsthändler führte zu fünf weiteren Verhaftungen, und vielleicht meldet die Tagespresse über kurz oder lang, daß abermals Verhaftungen von Beteiligten an diesen Betrugsgeschäften vorgenommen wurden.

Der Gang solcher Fälschergeschichten ist immer derselbe. Ein paar arme Schluider von Malern oder, wenn es sich um Arbeiten der Bildhauerkunst oder des älteren Kunstgewerbes handelt, Bildhauern und Handwerkskünstlern werden von einem gewissenlosen Agenten für seine betrügerischen Absichten gewonnen und dann ihrer Begabung für Fälscherarbeiten nach entweder nur vorübergehend oder dauernd beschäftigt. Der Handel mit gefälschten Kunstwerken ist eines der blühendsten Geschäfte und ernährt in sehr reichlicher Weise die, welche ihm dienen, Künstler und Kunstagenten.

Man kann sich nur schwerlich ein Bild davon machen, was alles an Werken der Kunst und des Kunstgewerbes gefälscht wird. Von den Besitzstücken altägyptischer Gräber bis hinauf zu den Gemälden unserer modernen Meister ist nichts von dem, was Altertumswert oder künstlerischen Reiz besitzt, vor Fälschung sicher. Es ist noch kein Jahrzehnt her, daß der jüngst verstorbene Münchener Archäolog Furtwängler eine überlebensgroße Marmorbüste, die von dem Leiter einer großen Antikensammlung als eine griechische Originalskulptur von hohem

Kunstwerte erworben worden war, als Fälschung erkannte. Es wäre sehr voreilig, sagen zu wollen, in diesem Falle wäre der Leiter jenes Museums oberflächlich zu Werke gegangen bei der Prüfung des besagten Kunstwerks. Furtwängler aber habe sich als zuverlässiger Kenner antiker Kunstgebilde auf neue erwiesen. Ebenso leicht hätte Furtwängler der Täuschung zum Opfer fallen können. Auch der erfahrene Kunstkennner ist beim Einkauf von Kunstwerken der Gefahr ausgesetzt, betrogen zu werden. Wilhelm Bode, der vielbewährte Berliner Museumsleiter und Kunsthistoriker, hat erst jüngst bekannt, daß auch er einmal in seiner früheren Eigenschaft als Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin Fälscherkünften erlegen ist. Er hatte von einem der ersten und zuverlässigsten Antiquitätenhändler Italiens eine kleine Bronzestatuette als Spinario-Arbeit erworben und demgemäß unter den Renaissancebronzen seines Museums aufgestellt. Er und mit ihm jeder, der sie sah, freute sich seines Spinario's, bis eines Tages die verwunderte Anfrage des Münchener Bildhauers Römer bei Bode einlief, warum denn eine Arbeit von ihm, eben der angebliche Spinario, Aufstellung bei den Renaissancebronzen gefunden habe.

Ein Zufall führte hier zur Aufdeckung eines raffinierten Betrugs. Vielleicht war Bode gar nicht das erste Opfer dieses Betruges, vielleicht war schon der italienische Antiquar mit dieser Bronze betrogen worden. Zur Ehre zahlreicher Kunst- und Antiquitätenhändler muß gesagt werden, daß sie in allererster Linie der Gefahr ausgesetzt sind, gefälschte Kunstwerke zu kaufen. Ein charakteristisches Beispiel für diese Tatsache erzählten vor einigen Jahren englische Kunstzeitschriften. Zu einem bekannten Londoner Kunst- und Antiquitätenhändler kam eines Tages ein Herr, um einige kleinere Kunstgegenstände zu kaufen. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit lehrte er im Verlaufe von vier

Wochen wieder, nie ohne einen kleinen Kauf abzuschließen. Sein Interesse galt besonders Holzarbeiten der Renaissancezeit. Plötzlich erschien er eines Tages in wahrnehmbarer Erregung im Geschäftslokal des Kunsthändlers, erzählte, daß er einen Ausflug an die Küste gemacht und bei dieser Gelegenheit in einem kleinen Dorfe im Hause eines alten Landmannes herrliche alte Renaissancemöbel: Schrank, Tisch, Truhe entdeckt habe. Leider könne er die herrlichen Möbel nicht für sich erwerben; deren Besitzer, höchstwahrscheinlich klug gemacht von Kennern, fordere einen sehr hohen Preis, und seine (des Erzählers) Sammelfreude finde ihre Grenze, wenn es sich bei der Erwerbung eines Kunstgegenstandes um eine höhere als die und die Summe handele. Der Kunsthändler erkundigte sich nach der Adresse des Besitzers der alten Möbelstücke, fuhr in das Dorf hinaus und fand in dem bezeichneten Hause ein altes, wackliges Männlein, das rundweg erklärte, die Möbel seien ihm nicht feil, weil sie alter, vielhundertjähriger Familienbesitz wären. Erkundigung beim Ortsvorsteher und Pfarrer ergab, daß die Familie des alten, begüterten Mannes seit mehr als hundert Jahren im Dorfe ansässig, einst aber aus der und der Gegend eingewandert sei. Das und der Widerstand des alten Mannes reizten die Kauflust des Kunsthändlers mit dem Erfolge, daß er nach einem Vierteljahre vergeblicher Bemühungen um sie eines Tages Besitzer der herrlichen, alle Kennzeichen des Alters und der Echtheit tragenden Möbelstücke war. Einige Wochen später wußte er, daß er das Opfer eines raffinierten Betrugs, in Szene gesetzt von dem einstigen Käufer, geworden war. Was nützte ihm die Bestrafung des alten Mannes, der gegen eine Entschädigung von einigen Guineen Mithelfer an diesem genialen Stücklein von Fälscherkunst geworden war; die Tausendpfundnote, welche es ihm gekostet hatte, war unwiederbringlich verloren, und zum Schaden hatte er noch den Spott!

Kein Sammler sollte zum Spotten geneigt sein, wenn er hört, daß ein anderer Sammler beim Erwerb von Kunstwerken oder Alter-

tümern Fälscherkünsten erlegen ist. Unter den Künstlern und Arbeitern, die im Dienste der Fälscherindustrie stehen, befinden sich ganz unglaublich geschickte Leute; Fälschungen von Gemälden, Bronze- und Marmorsculpturen, Holz-, Porzellan- und Zinn-, Elfenbein- und Silberarbeiten werden mit solcher verblüffenden Kunstfertigkeit ausgeführt, daß es, namentlich bei Arbeiten des alten Kunstgewerbes, selbst dem Kenner passieren kann, bei der Gegenüberstellung des echten und falschen Stückes dieses nicht von jenem unterscheiden zu können. Ich sah einmal einen „Goldchinesen“, d. i. ein Porzellangeschirr aus der Heroldzeit Meißen, der in nichts von dem echten Stück, das mir zur Hand war, unterschieden war. Nicht nur in bezug auf die Masse herrschte, äußerlich wenigstens, völlige Uebereinstimmung zwischen dem echten und gefälschten Stücke, sondern auch in bezug auf die Bemalung. Selbst die durch den Gebrauch entstandenen abgegriffenen Stellen an dem echten mangelten dem gefälschten Gefäße nicht. Die Kunstfertigkeit mancher Fälscher von Kunstwerken ist so groß, daß sie schließlich der echten Vorbilder gar nicht mehr bedürfen zur vollendeten Nachbildung; ihre Hand, ihr Auge wird so vom Charakter, von Geist und Inhalt des nachzubildenden Kunstwerks erfüllt, daß sie als künstlerische Doppelgänger des Meisters gelten können, den sie in seinen Arbeiten fälschen. Wilhelm Bode erzählt, daß sich in venetianischen Restaurants ein verbummelter Maler herumtreibt, dessen kleine Tafelbilder vor einem Jahrzehnt in London als „Antonellos“ und „Manteguas“ bis zu 10 000 Mark bezahlt wurden. Er begleicht noch heute seine Wirtshausschulden teilweise mit solchen kleinen Wildern, die er im Restaurant aus dem Gedächtnis malt.

Bei den Fälscherstücken an Werken der bildenden und angewandten Kunst unterscheidet man zwischen ganzen und halben Fälschungen. Alle bisher als Beispiele angeführten sind ganze. Halbe nennt man solche, bei denen der Teil eines vorhandenen echten Kunstwerks zur Ausführung der Fälschung benutzt wird. Bei Malern z. B. ist es hier und da Brauch, ab

und zu Bleistift-, Kreide- und Kohle-, zuweilen auch Farbeskizzen aus ihren Studienmappen zu entfernen, sie billig zu verkaufen, weil sie ihren Zweck erfüllt oder keinen Wert mehr für ihren Urheber haben. Solche Blätter bilden sehr willkommene Unterlagen für Fälscher; sie lassen häufig die künstlerische Handschrift ihres Erschaffers charaktervoll erkennen, und es bedarf oft nur leichter Mühe, um aus der flüchtigen Skizze eine gerundete Arbeit zu erzeugen. Schwieriger, wenn bei Fälscherkünsten überhaupt von Schwierigkeiten gesprochen werden kann, als die halbe Fälschung von Bildern ist die halbe Fälschung von kunstgewerblichen Arbeiten. Aber die Fälscherindustrie weiß sich auch hier mit verblüffender Geschicklichkeit zu helfen. Ich habe das an jenem französischen Silbergerät aus dem 18. Jahrhundert charakteristisch wahrgenommen, das in seinen echten Stücken durch die Wirren der Revolutionsjahre sehr selten geworden und daher bei Sammlern stark begehrt ist. Bei den Arbeiten dieser Art, das wissen die Fälscher sehr genau, ist das Hauptaugenmerk des Kenners auf die vier Stempel gerichtet, mit denen bis zu Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Frankreich jede Goldschmiedearbeit gezeichnet sein mußte. Daher kaufen die Fälscher altes Silberzeug mit diesen vier Stempeln, das keinen künstlerischen Wert besitzt. Dieser wird ihm dadurch nachträglich gegeben, daß man es reich mit Ornamenten verziert. Es ist erstaunlich, wie auf diese Weise aus ganz schlichten Gefäßen

kostbare Prunkstücke hergestellt werden, die zu unsinnigen Preisen Liebhaber finden. Andere Fälscher wieder bilden das ganze Gefäß neu und versehen es mit dem echten, einem alten, wertlosen Stücke entnommenen Boden mit den vier Stempeln, der so geschickt aufgelötet wird, daß auch der erfahrene Sammler die Täuschung nicht zu entdecken vermag.

Betroffen wird von der Kunst der Fälscher das Ausland, vor allem Amerika, weit mehr als Deutschland. So erfreulich diese Tatsache für uns ist, so findet sie ihre Ursache doch nur darin, daß wir im allgemeinen nicht sammeln. Die Kunstfälscher würden nur den hundertsten Teil ihrer glänzenden Geschäfte machen, wenn sie auf uns Deutsche allein als Kunden angewiesen wären. Die Amerikaner — das sind die am liebsten gesehenen Besucher betrügerischer Kunst- und Antiquitätenhändler, denn von ihnen haben sie selbst dann nicht Allzuschlimmes zu erwarten, wenn sich nachträglich die Unechtheit eines „Kunstwerks“ und seines ebenso unechten Ursprungszeugnisses herausstellt. Ihnen ist ihr gefälschter Rubens oder Raffael, ihre unechte Bronze, ihr nachgemachtes „altes“ Silber, Porzellan und Zinn echt und alt genug; mag immerhin ein Kenner die wahre Herkunft dieses Kunstplunders erkennen; die, für welche sie im Grunde ihre Antiken usw. erwarben, die lieben Freunde, stehen bewundernd vor den angeblichen Kostbarkeiten. Und das ist schließlich der Zweck ihrer ganzen — Kunstübung.

Tagebuch.

Von Hermann Bahr.

Sankt Veit bei Wien. 1. Januar. Mit der Elektrischen zur Stadt. Und wie der Wagen langsam durch den dicken Dunst und gelben Qualm der nässenden Nebel taucht, fällt mir eine Formel für das gute Wien ein: es ist eine kleine Stadt, die zu groß wird; und Angst davor kriegt. Dies ihr Reiz: daß aus allem Werden und Wachsen überall noch eine liebe kleine Stadt der stillen alten Zeit schaut. Dies die Drohung, die man überall spürt: daß etwas Großes, etwas Starkes, welches nicht mehr abzuweisen ist, Einlaß verlangt. Dies das Rätsel: daß alle Kraft der Gegenwart, aller Mut zur Zukunft eine solche Scheu vor der entsinkenden Vergangenheit haben.

Daß geht hier jetzt vor: ein Absterben, unaufhaltsam, daneben ein Aufblühen, drängend und treibend, aber dieses wie verzagt vor jenem. Welches Problem! Schade, daß es niemand merken will. Aber die Dichter, die sich ja bei uns vom Leben absentieren, beten flehentlich jedes alte goldene Gitter an, und wenn draußen die Zeit klopft, erschrecken sie. Diese Schönheit des unten angesammelten, dumpf aufleuchtenden, überall rüttelnden Lebens will niemand spüren. Es ist eine Stadt, die noch einmal, nicht ohne Wehmut, Abschied nimmt, nun aber weiß, daß sie vorwärts muß. Jene Wehmut wird in allen Arten ausgedrückt, vom Couplet bis zum Sonett; dieses Wissen um den eigenen Trieb zur Zukunft nirgend. Mir aber ist es der liebste Reiz dieser Stadt, wie man sie sich insgeheim vor verbotener Jugend strecken und dehnen und spannen spürt.

Dann auf dem Graben hin und her, zwischen Körntnerstraße und Rohlfmarkt, was mich immer sehr unterhält, weil es das in Europa sonst nirgend mehr gibt. Hier bleibt nämlich die Straße für die herrschende Klasse reserviert. In Berlin oder gar Paris und London gehört die Straße dem Volke. Auf der Straße haben alle dasselbe Recht. Die Straße kennt keinen Unterschied nach Rang und Stand. Nur in unserer lieben Stadt stellt sich mitten breit ein General auf, um über das Wetter mit einem Hofrat seine Meinung auszutauschen, und der Verkehr muß stocken, bis es erledigt ist; und wenn eine Gräfin die Kutsche halten läßt, um einen artigen jungen Herrn von der Statthalterei an den Schlag zu winken, warten Automobile, Karossen, Omnibusse hinter ihr in Andacht, kein Fuhrwerk wagt sich vor. Weßhalb Generale, Gräfinnen und Hofräte, wenn sie manchmal nach Berlin kommen, auch immer finden, diese ja gewiß in mancher Beziehung recht bemerkenswerte Stadt sei ihnen zu plebejisch.

Aber ich werde das Gefühl nicht los: alle diese Menschen spielen sich etwas vor. Sie forcieren einen Ton, Haltungen, Gebärden, die sie im selben Augenblick schon zu verlieren fürchten. Unsichtbar steht über ihnen gleichsam: Nach einem alten Stich! Die Tracht stärkt diesen Eindruck noch: man räumt sich, rasiert sich, hält sich auf Biedermeier. Was ja nun nicht bloß wienerisch ist. Es biedermeiert auch in Deutschland überall herum. Merkwürdig, daß das deutsche Bürgertum jetzt allmählich ganz den Stolz aufzugeben scheint, seinen eigenen Ausdruck zu wollen. Es zieht lieber ein Kostüm an. Und jenes, welches ihm am wenigsten paßt. Bei Brudmann ist neulich ein köstliches Buch erschienen: Die Mode von 1818 bis 1842. Da lernt man unseren Freund Biedermeier erst recht kennen und lernt ihn verstehen. Sein Geheimnis ist, sich bei äußerer Armut innerlich reich zu wissen. Er hat niemanden nötig, besteht auf sich selbst und weist barsch ab, was nicht zu ihm gehört. Geschlossenheit in sich, Freiheit von Zweifeln, Unbedenklichkeit, die einen fast bäuerischen Troß hat, geben ihm eine Würde, stark genug, sich in Anmut gehen zu lassen. Nein, zum heutigen Bürgertum paßt er gar nicht.

3. Januar. Gestern in der Oper: „Wintermärchen.“ Shakespeare, die Mildeburg, Selma Kurz, das alles wäre ja sehr schön. Aber dann mischt sich der Goldmark drein. Diesen braven Mann muß ich beneiden: er lebt in Gmunden, sieht täglich den Traunstein und darf auf dem See sein. Warum läßt er gar nichts davon merken? Darüber wäre nachzudenken: wie sich heute das Leben der meisten Autoren durchaus

nicht mit ihren Werken deckt. Warum „schaffen“ sie dann eigentlich? Und: was schaffen sie dann eigentlich?

Wie lieb und gut das Wiener Publikum mit einem Autor ist, dem es sich überlegen fühlt!

9. Januar. Ein junger Mensch kommt jetzt manchmal zu mir; wie er meint, um sich Rat zu holen; eigentlich wohl mehr, um sich seine Sorgen abzureden. Er liest ungeheuer viel zusammen. In diesem Zustande glaubt man noch, die Wahrheit müsse irgendwo gedruckt stehen. Nun findet er sich immer wieder enttäuscht. Und klagt mir vor, wie schrecklich es sei, daß so viele schlechte Bücher erscheinen; sie sollten, aus Gründen der Kultur, verboten sein. Ich, den Pilatus spielend, frage: Was ist ein gutes, was ein schlechtes Buch? Und es verblüßt ihn, mich demonstrieren zu hören, daß auch das beste Buch es nur für den ihm gemäßen Leser, und daß ein Buch, das uns schlecht ist, für seinen Leser, zu welchem es nämlich gehört, ein gutes sein kann. Geben Sie den Faust einem, dem dafür die geistigen Bedingungen fehlen (welche schließlich eine Frage der Umgebung, der Erziehung, also zuletzt des väterlichen Einkommens sind); er wird sich langweilen, während ihm vielleicht die ganz einfältige Erzählung eines törichtten Kalenders etwas zum Leben bringt und ihn stark oder froh macht, worin allein doch aller Wert der Kunst besteht. Der Wert für die anderen nämlich. Was aber ein Werk seinem eigenen Künstler wert ist, als Hilfe, sich freizumachen, dies hinwieder weiß nur dieser Schöpfer selbst. Und wenn ein Buch, das mir mißfällt, auch nur zehn Menschen findet, welche daran Freude, Trost in Not, Ermutigung haben, wie kann ich verlangen, daß gerade mein Urteil gelten soll? Ich halte es nicht für gut, daß die literarische Kritik im Besitz einer einzigen geistigen Klasse ist, die nun natürlich nur zuläßt, was sich in ihrer Region bewegt, alles andere aber, auch wenn es reinen Herzens ist, verkennt, so daß man von ihr eigentlich immer nur erfährt, welche Bücher einem Einkommen etwa von fünftausend Mark und aufwärts empfohlen werden können.

11. Januar. Memoiren von Robert von Hornstein. (Verlag der Süddeutschen Monatshefte.) Ein sehr angenehmes Buch. Aus ruhiger, gern verweilender Erzählung altväterischen Behagens bricht überall das tüchtigste, das tätigste Wesen hervor. Diese Menschen unmittelbar vor uns, die wir in unserer Jugend so wenig verstehen konnten, als uns jetzt die zunächst nachrückenden Eiferer gerecht sind, hatten, der im Ernst, der im Scherz, eine gewisse gravitatische Sicherheit, durch welche sie fähig wurden, das Leben abzuwarten, während die Heutigen immer vor Angst vergehen, die Minute des Glücks zu veräußen. Wir leisten freilich mehr, wenn man die Werke zählt und die spannende Kraft ihres Willens mißt. Sie aber, sich niemals übereilend, eingedenk, daß morgen auch noch ein Tag ist, und durch ein stilles Selbstvertrauen fest, konnten sich besser bewahren. — Ich vermute übrigens, daß sie — jene, die um 1848 Kinder waren, um 1870 Männer — jetzt an der Reihe sind, „entdeckt“ zu werden. Diese so verkannte Zeit von der Paulskirche bis zum Sozialistengesetz wird nun irgendeiner öffnen. Und dann wird eine neue Mode daraus werden. Ich glaube dies schon an manchen zu spüren, die jetzt zwanzig Jahre alt sind. Das ist nämlich die große Gerechtigkeit, daß immer wieder andere Menschen zwanzig Jahre alt sind.

13. J a n u a r. Seltsam, österreichischen Menschen zuzusehen, was sie wollen, wie sie wirken, und dann zu hören, wie sie heißen, wofür sie gelten. Die einen glauben an Oesterreich nicht mehr, geben es auf, und jeder will nur noch geschwind in der Verwirrung, aus der Verwüstung was für sich retten. Diese nennt man Patrioten. Die anderen fühlen, wie sich lebendige Kraft, neuer Mut und ein alles verbindender Sinn überall regen, ein großes und starkes Reich kündigt sich ihnen an, und sie rütteln an den Toren, um es einzulassen. Diese heißen Landesverräter und werden so behandelt.

15. J a n u a r. Farman und Lemoine. Dädalos und vielleicht der Stein der Weisen. Sagen werden wahr. Morgen fliegen wir durch die Luft, und vielleicht machen wir morgen Gold. Mir fällt dann immer ein: Was würde Leonardo, was würde Goethe sagen, in unsere Zeit geführt, zum Telephon, in ein Automobil, durch die Luft? Wenn aber Goethe dann den Wunsch hätte, nun auch die Werke der Dichter kennen zu lernen, um ihre Ausdrücke dieser neuen menschlichen Bedingungen zu prüfen, welche könnten wir ihm nennen? Einen, ja: Walt Whitman.

„Sternengebot“ von Siegfried Wagner.

Uraufführung im Hamburger Stadttheater.

Es gibt in der Kunst keinen Wahrheitsbeweis: was künstlerisch unwahrscheinlich ist, wird durch den erbrachten Beweis, daß es wirklich geschehen ist, nicht wahrscheinlicher. Und so läßt sich auch in der Kunst mit Quellenangaben nichts beleben: was nicht dichterisch wirkt, wird darum, daß es einem Dichterwerk entnommen ist, nicht dichterischer. Siegfried Wagner schöpft seine Operndichtungen aus dichterischen Quellen. Seine Belesenheit, seine umfassende Kenntniß von alten Sagen und Märchen läßt ihn ein für allemal nicht los. Was ihm einfällt, ist immer nur ein Motiv von da oder dort, für jede Stimmung, für jede Personifikation stellt sich ihm ein Analogon aus der Sagen- oder Märchenwelt ein. Ist es nicht aus diesem Sagenkreis, so ist es aus jenem. So ist er mehr Forscher als Erzähler, mehr Sammler als Dichter.

Er zitiert seine Quellen nicht, ja er läßt sie nicht einmal gern klar erkennen. Er freut sich ganz für sich der erworbenen Gelehrsamkeit, und diese stille Freude ist vielleicht gerade das, was ihm Schaffensfreude vorgaukelt, was ihn trotz allen Mißerfolgen bei seiner Art, die fast wie ein Stil aussieht, unverdrossen verharren läßt. Aber das Unglück ist, daß man das Zitat vermißt, daß man die Geschichten, die sich da begeben, ohne Deutung des symbolisch Gedachten oder historisch Gemeinten nicht versteht. Daß aus all dem Gedachten und Gemeinten kein selbststarkes Gedicht werden will.

Auch das Sternengebot will gedeutet sein. Wenn man es ohne Umdeutungen, ohne Nebenbedeutungen an sich vorüberziehen läßt, bleibt gähnende Langeweile, bleiben Vorgänge, Dinge und Menschen, die nicht für einen Augenblick, nicht für eine Episode den geringsten Anteil zu heischen vermögen.

Ronrad der Salier besiegt und vernichtet den Grafen Luitpold, den Ralwen. Das Knäblein, das dem Sterbenden sein sterbend Weib gebär, befahl er einem treuen Knecht zu töten. Der betrog ihn. Der Knabe lebt. Das kündet in der Sonnenwendnacht dem

bang fragenden Konrad die Stimme der Seherin. Sternengebot will, daß jenes Knäblein einst der Erbe des Saliers, seines Kindes Freier sei.

Helferich, der die Tochter Konrads liebt, belauscht die Verkündigung. Und wie dann alsbald ein Brief verloren geht, der just ihm in die Finger fallen muß, erfährt er den ganzen Zusammenhang, weiß er, daß der den Brief überbringen sollte, der junge Heinz, der totgeglaubte Kalwensohn ist. Er beschließt, auf die Liebe zu Agnes zu verzichten, weil Sternengebot es nun einmal so will. Sternengebot!

„Was trieb mich hin zum grausen Wald,
Nachts Geheimes zu erkunden?
Daß ich nun den Brief gefunden,
Kann es sein, daß Zufall schalte?“

Ist da noch ein Udalbert, ein vergrämter, verärgerter Ritter, dem es gar arg ist, daß er beim Werben, im Wettspiel, im Krieg, immer nur als zweiter neben Helferich geht. Auch der kennt das Sternengebot. Nicht aus einem Brief, den er gefunden, sondern aus den Mitteilungen des Kurzbold. Wer der ist?

„Hörtet ihr nicht von Quellenspürern,
Solchen, die geheimnisvoll,
Wo Wasser in der Tiefe rieseln,
Ahnend wittern und enthüllen?
Solch einer bin ich!
Das Wasser, das ich mitt're, das heißt Weh!
Der Schacht, den ich spüre, der heißt Schuld!“

Außerdem ist er, wie er gelegentlich erzählt, „zu Höherem geboren“ — vielleicht noch ein verkappter Kronprätendent. Doch das gehört zu den geheimen Wissenschaften des Dichters und seiner näheren Freunde. Im Drama wird es nur ganz flüchtig angedeutet.

Ganz nebenbei sticht Helferich den Ratgeber des Saliers, Herbert, den wir nur daher kennen, daß er den Brief, jenen dramatischen Knotenpunkt, aus der Tasche hat fallen lassen, damit ihn Helferich fände, über den Haufen. Nur so nebenbei. Es hat weiter keine sonderlichen Folgen, denn als Kurzbold, der geheimnisvolle Wehspürer, den Helferich des Totschlags bezichtigt, glaubt ihm keiner. Und auch nachdem Helferich jedes Wort der Rechtfertigung verschmäht, geschieht weiter nichts, und er kann ruhig seines Weges ziehen.

„Ob an Sterne der Glaube, an nächtliche Zeichen,
An des Jonichs Kraft, an Kobolds Schleichen,
All' einz, wie du den Wahn benennst,
Genug, daß du es dein Schicksal wahnst.
Und wie die Kunde, die du erhalten,
So wird das Loß sich dir gestalten.
Eng verkettet sind Wahn und Geschick!
Sie zu spalten schrid' zurück.“

Und so geschieht alles, wie's geschehen muß. Helferich verzicht. auf Agnes, Udalbert muß auf Agnes verzichten, und wie der Vorhang sinkt, legt diese, die Züge von einem demütigen Lächeln verflärt, die Hand auf Heinz' Haupt.

In dem Drama des Zufalls, des Uberglaubens kann es nicht wohl dramatischer zugehen. Aber welche Summe dramatischen Uberglaubens muß einer mitbringen, daß

er die grausen Vorgänge eines so schwülstigen, unklaren Symbolismus für ein Drama nehme. Der Brief! Ist das nicht Travestie? Wie stolz war die Literatur, als sie sich von dem Brief als dramatischem Angelpunkt losgemacht hatte. Da wäre er nun wieder. Und die Kurzbolde, die geheimnisvollen Rumpelstilzchen, die so froh sind, daß keiner weiß, daß sie Rumpelstilzchen heißen. Und die bösen Udalberte und die guten Helferliche.

Es ist doch wohl kein Stil, was da, weil es so hartnäckig immer wiederkommt, fast wie ein Stil aussieht. Es ist die Marotte eines einzelnen, eines der in seinem Vorstellungsvermögen zurückgeblieben ist, der sich in seinen Vorstellungskreis eingesponnen hat, daß er nicht mehr heraus kann und doch nicht so stark ist, andere hineinzuziehen.

Siegfried Wagner der Musiker will von Siegfried Wagner dem Dramatiker nicht getrennt sein. Da hat er eigentlich recht, denn seine Musik ist ganz eins mit seiner Dichtung. Sieht beinah aus wie ein Stil und ist doch ganz und gar keiner.

Die melodische Erfindung ist erstaunlich dürftig. So selbstzufrieden dürftig, wie sie bloß einer für Melodik auszugeben wagt, den jeder Einfall heilige Eingebung dünkt, daß er selber nichts daran zu deuteln findet. Die Einkleidung des dürftigen Einfalls gerät dann meist anspruchsvoll genug. Aber bloß im Klanglichen. Was da harmonisch vor sich geht, was da an Polyphonie aufgeboten wird, ist durchaus anspruchlos. Nicht schlicht — primitiv. Für Leben und Weben, für wogende Bewegung muß die Triole den ständigen Notbehelf abgeben. Nicht die in notwendiger Steigerung, in zwingendem Vorwärtsdrängen aus der Zweiteiligkeit sich löst, sondern die da stammelt, die da plappert, in überhaspelter Wichtigkeit nichts sagende Dinge vorbringt. Eine breitspurige Scheinkontrapunktik macht sich zwischendurch wichtig und bringt es doch nirgends über gefälliges Mitlaufen oder Drumherumlaufen einer Stimme hinaus. Und all das ist klanglich so anspruchsvoll, so laut und farbenreich aufgepußt, daß man wohl aufhorcht und in dem Klingen und Schillern nach einem Inhalt sucht — bis man am Ende geärgert und gelangweilt das Suchen bleiben läßt. Nicht einmal reizvolle Einzuelepisoden, nicht einmal Stellen von besonders starker Charakteristik finden sich in dem jüngsten Werk von Siegfried Wagner. Sogar das Ballett des dritten Aktes bringt nur Ballettmusik allergewöhnlichster Prägung.

Und dabei sprechen die Freunde Jung-Siegfrieds so gerne von kühnen Neuerungen, die er bewußt erstrebt und geschaffen hätte. Sie machen sich und der Welt da etwas weiß. Es gibt nichts von Neuerungen, weder von bewußten noch von unbewußten, in den Bühnenwerken Siegfried Wagners. Alles daran ist typisch, konventionell, ja mehr als das, reaktionär. Der hahnenbüchene Humor und die süßliche Sentimentalität und die wichtige Geheimnistuerei dazu — all das ist so wenig neu, daß man erstaunt sein muß, wie einer den Mut hat, immer wieder damit zu kommen.

Wenn da einer meldet, der Kurzbold wolle sich überzeugen, ob Konrad der Galier auch einen Budel habe, und der darauf erwidert:

„Gewiß! Sag ihm das:
Ein jeder hätte seinen Budel!
Meiner saß im Hirn —“

so ist daß in der Meinung, mittelalterlich dicken Ton zu treffen, eine platte Ueberebheit geworden. Und wenn die Musik zu einer Schachpartie einen Jodler anschlügt, so spricht sich darin dieselbe genügsame Platttheit aus. Eine Kunst in den Flegeljahren, die sich an derlei genügen läßt. Und daß ist das Schlimme an Siegfried Wagners Kunst, daß sie nicht aus den Flegeljahren herauskommen will, daß sie sich etwas darauf zugute tut, verkannt zu sein und so immer selbstzufriedener wird, immer unreifer anmutet.

Die Aufführung stand vor keiner eigentlich neuen Aufgabe. Typisches in Wort und Ton, in Gebärde und Bild galt es darzustellen. Keiner verjagte — um so weniger als alle es heilig ernst mit ihrer Aufgabe genommen hatten. Am ernstesten wohl Herr Dawson, der den Kurzbold verzweifelt wichtig machte. Die Damen Fleischer-Edel, Kühnel, Neumeyer und Brandes, die Herren Lohsing, Birrenkoven, vom Scheidt, Hinklen, Sträß und Erhard — alle taten das ihre mit Eifer und Hingebung. Alle mitsamt vermochten kein lebendiges Interesse für ihre Typen zu erwecken. Und das Orchester, das unter Brecher das Menschenmögliche tat, ebensowenig für die Musik.

Die Freunde des Komponisten riefen ihn nach dem zweiten Akt oft und laut, nach dem dritten Akt noch lauter und öfter.

„All' eins, wie du den Wahn benennst,
Genug, daß du es dein Schicksal wahnst.

Mar Loewengard.

An die Natur.

Eilig im Wetterduft,
Mutter, auf Urgestein,
wo nur golden die Flechte dorrt
über der schallenden Schlucht,
atm' ich dir entgegen,
tief hinwirkende Glüherin Du!

Wer kennt Dein Herz?
Wo Du nur Kraft säst,
erntest Du Liebe,
Liebe hier im Nordgeflirr
wie dort drunten im Frühling,
wo Du durchs ärmste Tal webst
und aus halbverdorrten
Weidenkrüppeln
immer wieder

bluthell junge Gerten
in die Luft wie Strahlen züdst.

Steh, wir wissen, Mutter, Du willst Demut,
duldenbe Stille,
willst
meine Knabenwilbe Liebe nicht.

Wie Blüten des Rebstock
unscheinbar
sind die Kinder, die Du segnest,
und Du bildest sie Dir
köstlich wie dessen Früchte.

Mit gelassener Abwehr
lächeln Deine Lippen

über die Verzücungen
meiner gesteigertsten Brüder hin,
aber Du hegst
mutterdumpf
die einfältige Schnecke,
die Laß brüchige Häuschen
sorglos
an den umwitterten Felsen klebt

Feuergespitzte Gipfel
kränzen
fern die dämmernde Welt
über dem sinkenden Duft
Ernst aus dem Schatten der Schlucht
schauertest Du nun
den Einsamen an

Sing ins Herz dem Pilger,
Ewige, den Mut
Deiner eigenen Liebe!
biß ihm die reizende Flucht
Deiner Verwandlungen
nur wie Dir noch
seelenglühend Spiel ist!

Gib ihm eine Hütte,
offen der Gefahr
auf umbrandetem Eiland,
wo sich Menschenvolf
taubenhaft im Sturm zusammenängstigt . . . !

Ja, binde sein Loß
an die bedrängten Gescheide
deiner dürstigsten Kinder!

Gib ihm, daß er sein Glück
Stund um Stunde Dir abtrokt,
still voraus versöhnt
jedem Unglück!

Dann wird reden Dein Mund,
der mit steinernem Schweigen
einst ihn befremdete,
zu dem Sinn des Getrösteten . . .

Du wirst ihn erneuern,
wenn Du ihn müd gequält hast,
aus Deinen offenen Adern,
wie Du sein Feld ihm erneuerst,
Mutter, am schwülen Tag,
wenn aus fahl atmender Wolke
Dein silbernes Del
schwer herabrauscht
aufß durstende Tal,
daß die schwache Flamme
verstaubter Saaten
lichtgrün auflodert . . .

Du wirst vor Erstarrung
hüten seine Liebe
wie den Purpur der Beere,
der selig im Schnee brennt,
wirst sein Herz umhauchen
ahnungsvoll,
daß es Dir zuglüh
in seiner engen verhüllten Welt
wie Du selbst
in dem Klaren, Unendlichen
glühst und pulsest, o Mutter!

Hans Carossa.

Wider Werdaudi.

Von Ernst Schur.

Die Kultur bewegt sich in Vorstoß und Rückstoß. Als einen solchen Rückstoß gegen gewisse Uebertreibungen mag man die Gründung des Werdaudi-Bundes betrachten, der zu den vielen vorhandenen Bünden noch einen hinzufügt. Doch so natürlich solche Wellenbewegung der Kultur ist, so wird man doch in diesem Falle sich diese Neuerscheinung etwas kritischer ansehen müssen, um vielleicht überflüssige Hemmungen, die Kräfte unnütz verzehren, zu beseitigen. Die Beharrungsinstitute sind im guten Deutschland zu leicht zu wecken, und gar zu gerne erheben diese ihr träges Haupt.

Sie Deutschtum, sie Internationalismus, tönt es in dem Programm. Solche programmatischen Borniertheiten wirken immer verwirrend. „Der nationale Idealismus muß gepflegt werden!“ „Schauen wir auf England! Trotz der weiten Verzweighthet seiner Wirksamkeit (ein schlechtes Deutsch; etwa germanisch?) auf dem Erdball bleibt der Engländer — Engländer.“ Hier erlaube ich mir gleich zwei Bemerkungen. Nationaler Idealismus! Dieser Begriff ist sehr schön und unseres Erachtens betätigen ihn die, die unter Einsetzung ihrer Kraft und ihrer geistigen Persönlichkeit für die moderne Entwicklungsidee in Kunst, Industrie und allen in Betracht kommenden Gebieten kämpfen und es dabei wahrhaftig nicht leicht haben.

Aber was hat nationaler Idealismus mit germanischer Mythologie zu tun? Da fehlt die Gedankenbrücke. Wir wollen uns erst klar werden über diesen Begriff und flugs wird uns das „Deutschtum“ serviert. Das sind Verdunkelungen.

Und dann der Engländer! Der immer wieder bei den Haaren herbeigezogene Engländer, „der bei aller Internationalität Engländer bleibt“.

Gewiß bleibt er es, und wir können uns daran ein Beispiel nehmen. Aber er bleibt es, indem er resolut sich der Wirklichkeit anpaßt und in diesem modernen Sinn, in dieser Lebenskraft, die sich darin ausdrückt, die nicht fragt,

was ist englisch, sondern einfach seinem Wesen nach handelt, betätigt er seine Eigenheit, sein Engländerthum. Nicht aber, indem er in eine verschwommene Vergangenheit zurückflieht und etwa mit Alttertümeleien kokettiert. Was würden wir sagen, wenn er mit einem Male seine keltisch-angelsächsische Urreligion hervorholen wollte, und glaubte, uns damit imponieren zu können. Oder, wenn der Franzose sich mit seiner mythologischen Vergangenheit drapierte?! Undenkbar!! Alles würde in ein unsterbliches Gelächter ausbrechen und diese Ausländer würden wir als beschränkte Idioten ansehen. Ebenso — lachen wir auch hier.

Und wir müssen um so mehr lachen, als dieser Bund sich gerade hier in Berlin konstituiert. Germanen gibt es nach neuerer Forschung nur zwischen Weser und Elbe. Von Osten kamen Slawen, von Westen Romanen hinein. Wozu also dieses gänzlich ungerechtfertigte Pochen auf Rassentum, das gar nicht besteht? Und nun noch gerade in Berlin, das viel mehr wendisches, als germanisches Blut hat. Diese alberne Koketterie mit dem Germanentum hat der deutschen Kunst schon genug Unheil gebracht. Immer bringt sie den Stillstand. Rude Burschen, undifferenziert und roh waren die Germanen, wie jedes Naturvolk, und darum waren sie ein gutes Material in der Weltgeschichte.

Dabei passiert diesen Verfälschern noch die Inkonsequenz, daß sie nun nicht das Germanentum durchhalten, sondern es mit dem Christentum verquiden. Wenn sie wenigstens noch ihrem Wotan, ihrer Frigge treu blieben! Aber sie verlassen sie im entscheidenden Moment. Und weshalb? Weil ihre Anhänger-schar, die Spitzen der Gesellschaft, ihnen nicht folgen würde in das mythologische Heidentum.

Der § 2 der Satzungen lautet: „Der Bund will versuchen und helfen, die Seelenkraft des deutschen Volkes durch das Mittel der Kunst zu erhalten und zu stärken, d. h. er will den Künstlern, deren Kunst auf gesunder, deutscher

Gemütsgrundlage beruht, größeren und unmittelbarerem Einfluß auf die Kultur verschaffen.“ So steht es da, bid gedruckt. Die Gedankenverbindung zwischen der Seelenkraft des deutschen Volkes und der auf gesunder, deutscher Gemütsgrundlage beruhenden Kunst ist etwas löcherig, und man meint, sich eher im christlichen Verein junger Männer zu befinden, als in einem Verein, der der Kunst wirklich dienen will.

Weiterhin heißt es: „Gerade in unseren Zeiten, da wir weit und breit eine Kunst und ein Schrifttum einsehen (!) sehen, die sich mit auffallendem Behagen in die Gebiete des Dekadenten begeben, wird ein entschiedenes Zurückkehren zu schlichter, gesunder Hervorbringung eine ernste Aufgabe.“ (Wieder dieses schlimme Deutsch!)

Dann aber mit einem Male wieder umschwenkend:

„So möchten wir – bei aller Liebe und Verehrung gegenüber den schönen Werken unserer vaterländischen Vergangenheit – doch vom Erhalten und Verlängern alter Kunst (dieses Deutsch!) mehr zum urkräftigen Schaffen im deutschen Geiste hinausweisen.“ (!) Bierreden im Brustton, wie bei patriotischen Wahlversammlungen.

Und was ist nun deutsch? Kurzerhand erklärt das Programm: „Gefühl ist alles.“

Noch ein zweites Moment ist zu bedenken. Es könnte so aussehen, als sollte dieser Bund die Künstler unterstützen, sie fördern, ihnen helfen. Etwa wie der „Verband der Kunstfreunde am Rhein“, der Ehrengelder an Künstler bewilligt. (Dieser Verband aber hält sich wohlweislich fern von „Teutschtümelei“, obwohl der lokale Bezirk vielleicht eher zu unchristlichen Tendenzen verführen könnte, da hier wirklich Tradition und alte Kultur vorliegen; er vergißt auch über dem Heimatlichen nicht das Internationale.) Aber wenn ich mir dieses Publikum ansehe, so mußte ich mir sagen: Das sind die, die die Kunst nur als offizielles Repräsentationsmittel gelten lassen; das sind die, die sich nur damit verbrämen wollen, die von innerer Beziehung zum Künstlerischen

nichts wissen und daher erstaunt und beleidigt aufsehen würden, würde man ihnen erzählen von der Freiheit und der Selbstherrlichkeit der Kunst. Und, was noch schlimmer ist, das sind die, die keinen Pfennig ausgeben für Kunst, die sich auch die kleinste Summe abringen lassen, die zu jeder offiziellen Eröffnung einer sanktionierten Kunstausstellung in Gala erscheinen und den Saal verlassen, indem sie glauben, der Kunst durch ihre Gegenwart genügende Dienste geleistet zu haben.

Damit sind wir an dem Kernpunkt angelangt: das Reaktionäre wird bestärkt. Die dem Deutschen so gefährlichen Bequemlichkeitsinstinkte wieder genährt. Glücklich hat die Sezession dem Publikum beigebracht, daß es seine Pflicht sei, Bilder zu kaufen. Es ist Interesse auch in anderen Städten geweckt worden, in Köln, in Darmstadt, in Dresden. Es bricht die Erkenntnis sich Bahn, daß Kunst etwas Lebendiges ist, dem man nach seinen Kräften dienen solle. Kurz, die Kunst herrscht und das Publikum lernte seine Stellung begreifen, im Dienen fördernd zu sein. Es lernte auch endlich begreifen, daß es hier etwas zu lernen gibt, ehe man den Mund zur Kritik öffnen darf, und so spannen sich neue Fäden zwischen Kunst und Publikum. Die Offiziellen, die der Kunst sich nur bedienen, waren glücklich an die Wand gedrückt, eine neue Entwicklung brach an. Und nun kommen die Verbandstruppen und fallen dieser Entwicklung in den Rücken. Sie sagen: ihr braucht nichts lernen; Gefühl ist alles; ihr tragt es in euch, es lebe das Deutschtum. Ihr braucht auch nicht kaufen, denn nicht ihr seid da, um die Kunst zu fördern, sondern die Kunst ist da, um eure schleimigen Gefühle zu kitzeln. Ihr seid der Mittelpunkt, wir dienen euch. Und so erhebt unter dieser Maske die Reaktion ihr Haupt. Und so stärken sie die kompakte Majorität, die glücklich gebuddelt war. Unter diesem neuen Banner scharen sich alle, die wutentbrannt und ziellos in den Kunstausstellungen herumgehen und sich beklagen, was das für ein Geschmiere ist, aus dem sie nichts für ihr Gemüt entnehmen können. „Gefühl ist alles!“

Was ist nationaler Idealismus? Liegt er in der billigen Phrase, die um des Vorteils willen der Masse schmeichelt und gerade die Worte prägt, deren Zweideutigkeit nur das eigentliche Streben verdunkelt, die aus der Kumpelkammer der Vergangenheit Gestalten hervorlockt, als sollten Kinder eingelullt werden? Oder betätigten ihn nicht die, die dafür sorgen, daß der Deutsche seine Stellung im Weltmarkt, die ihm gebührt, erobert und innebehält? Der um dieses höheren Zieles willen sich nicht scheut, der Gegenwart die Wahrheit vorzuhalten, die vielleicht nicht erquicklich ist. Betätigt ihn der, der der Masse sagt, ihr braucht nichts tun, ihr habt Seele und Gefühl, sie kosten nichts! Oder der, der aufmuntert: ihr müßt kämpfen, ihr müßt auf dem Posten sein, ihr müßt euch aufraffen, euch erziehen, Altes, Ueberkommenes abstreifen?!

Denn, was ist deutsche Kunst?

Etwa die, die äußerliche Symbole sich aus der Vergangenheit hervorholt, um die innere Blöße, das Nicht-Können zu verdecken.

Oder nicht etwa jene Kunst, die aus dem Persönlichen kommend, Fremdes annimmt und verarbeitet und sich dann noch behauptet, in jener Kraft das Deutsche betätigend, während die pseudodeutsche Kunst sich immer ängstlich hütet und immer fürchtet, vernichtet, beiseite geschoben zu werden. Erst jene in Kämpfen und Verzweiflung und immer neuem Mut erstandene Kunst stellt sich gleichberechtigt und stolz neben die Kunst des Auslandes und wird schließlich sich die Achtung erzwingen. Ausländerei ist vom Uebel. Aber schlimmer noch ist Deutschtümelei, deren Minderwertigkeit wir sofort einsehen, wenn wir von anderen Völkern diese Stellungnahme behauptet sehen. Kein Volk darf sich heute ungestraft abschließen. Das rächt sich früher oder später.

Und unerfindlich bleibt, daß ein Martin Brandenburg zweiter Vorsitzender, ein Baluschel Vorsitzender dieses Vereins ist und sich unter den Unterschriften auch ein Richard Riemerschmied befindet. Sonst glänzt allerdings, was in neuer Kunst tätig mitarbeitet, durch Abwesenheit.

Es gibt genug Aufgaben zu erfüllen und allein, wenn wir die kunstgewerbliche Bewegung, die im Kern genug wirtschaftliche Probleme birgt, die mit der Zukunft des deutschen Volkes zusammenhängen, in Betracht ziehen, bieten sich Ausblicke und Möglichkeiten genug.

Hier sind auch wirklich Kämpfe ausgefochten und Opfer gebracht worden. Firmen, Künstler, Gelehrte und Kunstfreunde haben zusammengehalten und haben Opfer an Geld, Zeit und Mühen gebracht. Weshalb? Um die deutsche Industrie, die deutsche Kunst, das deutsche Kunstgewerbe, die deutsche Architektur und Raumkunst zu stützen und sie auf eine Höhe zu bringen, daß sie der ausländischen Konkurrenz gewappnet gegenübersteht. Das ist nationaler Idealismus, meine Herren! Und erfordert mehr Will und Scharfsinn, mehr Geist und Scharfsinn, als auf dem Lotterbett des patentierten Deutschtums träger Ruhe zu pflegen. Das schafft neue Werte. Und während es diese moderne Entwicklung fertiggebracht hatte, den Deutschen zu einem neuen Geist zu erziehen, der in Taten sich ausdrückt, der strebt, in den Dingen wirksam zu werden, in Form zu kommen, Werte zu realisieren, soll nun wieder das alte Ideologentum, die Stubenatmosphäre, die Feinheit von den Dingen und all das gelten, das uns solange rückständig erhalten, uns mit einem Zaun umgeben, mit einer Brille versehen hat.

Ich habe den „Fall Meier-Graefe“ geschrieben und glaube damit gegen den Vorwurf der Ausländerei gesichert zu sein. Doch ebensosehr trenne ich mich von dieser Partei, die meines Erachtens nur der Reaktion dienen kann. Die Uebertreibung ist in beiden Lagern. Aber ich würde mich lieber zu der Partei der „lästigen Ausländer“ als zu der der „beschränkten Patrioten“ rechnen lassen. Die Lust ist da immerhin wenigstens frei, während bei den Deutschtümlern muffige Kleinstubenatmosphäre herrscht.

Dies ist meine Meinung. Sobald ich gute Taten des Werbandi-Bundes sehe, werde ich diese öffentlich korrigieren. Bis dahin werde ich das glauben, was Eingeweihte schon kommen sehen: die nordische Gefahr.

Randbemerkungen.

Moderne Bühnenreformer.

I.

Was sie zumeist am heutigen Theater verbrieft,
Ist, daß sich's ihren Stücken verschließt.

II.

Ein schiefgewachsenes Mädchen wird nicht grade,
Weht's im Reformkostüm zur Promenade.

III.

Pfui! rufen sie, Guckasten! Welch ein Stall da!
Doch über diesem Stalle leuchtete der Stern
Zu mancher göttlichen Geburt. O werthe Herrn,
Bedenkt den Spruch: Hic Rhodus est, hic salta!

IV.

Welch ein Lärmen! Welch ein Schrein! —:
Geht uns Schläuche! Neue Schläuche! —
Seh ich hin, sind's arme Gäuche,
Und sie haben keinen Wein.

V.

Das ist gewiß: Es wird ein schönes Haus,
Sicht neu, geschmackvoll, festlich, heiter aus,
Und, was der wohlerfahrene Architekt
Erstrebt: es wird erreicht, nicht bloß bezweckt:
Man kann von allen Plätzen alles hören und
sehn. —

In dies Theater werd ich gerne gehn,
Sofern das Hörn und Sehn sich auch verlohnt
Und man uns gnädiglich mit dem verschont,
Was jezt schon, fürcht ich, hier um Einlaß
jammert,

Inbrünstig sich an andre Künste klammert,
Weil es allein nicht stehn und gehen kann.
Denn Krüppel seh ich mir nicht gerne an,
Sind sie auch prächtig, ja in Gold geschient.
Mit Orthopädie ist uns nicht gedient.

Otto Julius Bierbaum.

Hapag — Lloyd.

Raum hat die Anspannung am Geldmarkte
Ein wenig nachgelassen, so treten die
Aktiengesellschaften wieder mit neuem Kapital-
bedarf auf. Sicherlich ein Zeichen fortschreiten-
der Entwicklung der deutschen Industrie; aber
auch eins, daß zu starken Bedenken Anlaß geben

muß und nicht augenblicklich, gewiß aber später
einmal zu einer scharfen Wirtschaftskrise
führen wird. Das Jahr 1908 dürfte ein Jahr
der Rentenhäufung sein; den Industripapieren
hat der Kapitalist, eingedenk der Spekulations-
verluste, Feindschaft geschworen, andererseits
aber sucht der durch ein niedrigeres Preisniveau
und schwächere industrielle Betätigung schon
entstehende Geldüberfluß nach neuer Kapital-
anlage. Darum sehen wir überall das Be-
streben, keine neuen Aktienemissionen vorzu-
nehmen, sondern Schuldverschreibungen (Obliga-
tionen) auszugeben.

Auch die größten beiden Schiffahrtsgesell-
schaften, die Hamburg-Amerika-Linie und der
Norddeutsche Lloyd, haben solche Finanztrans-
aktionen angekündigt. Die Herren haben den
Markt geschickt vorbereitet. Am 10. Januar
ward plötzlich verkündet, zwischen den beiden
Gesellschaften seien Vereinbarungen getroffen
worden, „die eine enge Zusammenarbeit auf den
wichtigsten Gebieten ihres Verkehrs für die
nächsten Jahre sicherstellen“. Die Nachricht kam
aus Bremen, also diesmal von Herrn Wiegand,
der sich auf die Reklame sonst nicht so gut ver-
steht, wie Herr Ballin, sein großer Rivale. Die
Meldung mußte die Herzen aller Aktionäre be-
glücken; hatten doch die (oft kleinlichen) Stiche-
leien der beiden Gesellschaften jahrelang ge-
bauert. Auf die Einigung sollte man nicht
allzuviel geben; schon im Geschäftsbericht für
das Jahr 1897 fand die Amerikalinie begeisterte
Worte für das „freundnachbarliche Verhältnis
mit dem Norddeutschen Lloyd“. „Der 15jährige
Vertrag,“ so hieß es damals, „der eine Gemein-
samkeit des Betriebes der ostasiatischen Linien
herbeiführt, unterscheidet sich kaum noch von
einer Fusion.“ Dennoch hat der Friede nicht
lange gehalten, und das jetzige Bündnis soll
nun wieder das Passagegeschäft in Ostasien
regeln. Die Hamburg-Amerika-Linie will auf
die Passagierbeförderung nach Ostasien ver-
zichten, dafür sind ihr Zugeständnisse für den
nordatlantischen Zwischenverkehrsverkehr gemacht
worden. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß
gleichzeitig mit dieser Nachricht eine andere,
aus New York datierte, verbreitet ward, die
Wolff's Telegraphenbureau auf demselben Blatt
zum Abdruck brachte. Die Cunardlinie (der
deutschen Schiffahrtsgesellschaften größter Kon-
kurrent) habe es abgelehnt, so war zu lesen, die
Ueberschiffspreise für die zweite und dritte
Kajüte der Dampfer „Lusitania“ und „Maure-
tania“ zu erhöhen. Der Konkurrenzkampf ist
also wieder in verschärfter Form entbrannt und
am 3. Februar soll in London die Entscheidung
fallen. War die Einigung zwischen Ballin und
Wiegand etwas anderes, als die Vorbereitung
zu diesen Kämpfen mit der Cunardlinie? Und

aus der Tatsache des Zusammenschlusses muß entnommen werden, daß die Bedeutung des Zwistes in den Bureaus der Schifffahrtsgesellschaften nicht unterschätzt wird. Als zu Anfang des Jahres 1905 eine Einigung mit der Cunardlinie erzielt wurde, ward ein großes Freuden- geschrei angestimmt. Man sieht jetzt, wie wenig auf solche Verständigungsaktionen zu geben ist. Auch der Morgansche Schifffahrtstrust, der im Jahre 1902 gegründet wurde, wird nicht viel aufrichten können. Immerhin hätte man gut daran getan, die Cunardlinie in den Trust aufzunehmen. Der Fehler wurde später erkannt, war aber nicht mehr zu heilen. Er ist dem Morgantrust zuzuschreiben, der das mit englischen Regierungsgeldern gefütterte Unternehmen in seiner Bedeutung unterschätzte, während die Gesellschaft einer Ausnahme in den Trust nicht abgeneigt war. Man sollte daher das auf eigene Kraft angewiesene englische Schifffahrtsunternehmen jetzt nicht schelten, wie es seit Jahren in der deutschen Presse geschieht. Schon deshalb nicht, weil die Erträgnisse der Cunardlinie deutlich beweisen, unter wie schwierigen Verhältnissen sie zu kämpfen hat.

Der Beschluß des Norddeutschen Lloyd, den Geldbedarf durch Ausgabe von 25 Millionen Mark neuer Obligationen zu decken, hat zu lebhaften Erörterungen Anlaß gegeben. (Bei der Hamburg-Amerika-Linie liegt ein Beschluß noch nicht vor, aber die Gerüchte treten bestimmt auf und sind nicht dementiert worden, so daß an der Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln ist.) Ist die rasche Entwicklung unserer Schifffahrtsgesellschaften nicht sehr bedenklich? Daß diese Kiesenunternehmungen trotz der beträchtlichen Vermehrung der Kapitalien sich nicht mehr konsolidieren konnten (wie die starken Schwankungen der Dividenden ergeben), mag dem Konkurrenzkampf zuzuschreiben sein, muß aber immerhin die Argumente der Zweifler verstärken. Sicher ist, daß so große Summen bei so relativ geringer Verzinsung nicht hätten aufgebracht werden können, wenn nicht der Patriotismus zum Aktivismus der Gesellschaften gehörte. Der Hamburger und der Bremer Großkaufmann, der Offiziers- und Beamtenstand sind stolz, Aktien des Lloyd oder der Paketfahrt zu erwerben, mag auch die Deutsche Bank oder der Bochumer Gußstahlverein ihnen höhere Rente zahlen. Und sicherlich ist's kein Zufall, daß die Reedereien erst zu der starken Kapitalvermehrung geschritten sind, als der Flottenrummel begann. Im Jahre 1897, kurz vor dem Ausbruch der Propaganda zur Vermehrung der deutschen Kriegsslotte, hatte der Lloyd ein Aktienkapital von 40 Millionen, die Paketfahrt von 45 Millionen Mark; an Obligationen 32,95 und 13,9 Millionen Mark.

Heute betragen die Aktienkapitalien je 125 Millionen, die Obligationen ca. 55 und 37 Millionen Mark. Diese Beträge zu verzinsen, muß immer schwieriger werden, obgleich nicht geleugnet werden soll, daß die Verzinsung jetzt etwas besser ist, als in den Zeiten einer bescheidenen Ausdehnung. Berechnet man, welche Summen den Gesellschaften einschließlich der Reserven zur Verfügung standen, und welche Beträge andererseits für Dividenden und Obligationenverzinsung gezahlt worden sind, so ergibt sich von 1897—1906 eine Steigerung der Rentabilität um je ca. $\frac{1}{2}$ %. Der Prozentfuß stellt sich bei Berücksichtigung mehrerer Dividenden (nach dem Durchschnitt) etwas günstiger; auch ist in Betracht zu ziehen, daß sich die Abschreibungen mehr als prozentual vermehrt haben. Dennoch ist der Einwand, für die Aktionäre habe die Vermehrung der Kapitalien keinen rechten Zweck, nicht von der Hand zu weisen. In den Generalversammlungen sollte man diese Dinge eingehender besprechen; sollte auch einmal fragen, ob die ständige Vergrößerung des Schiffskörpers nicht mehr auf politische Gründe, als auf wirtschaftliche zurückzuführen ist. Daß die Schnelldampfer der Schifffahrtsgesellschaften im Kriegsfall als Hilfskreuzer verwendet werden sollen, ist allzu offenes Geheimnis, als daß man es dementieren könnte. Was der Reichstag nicht bewilligt, zahlen also die Aktionäre. Wenn sich's rentiert, ist schließlich darüber nicht zu klagen; nur sollten die Direktoren der Schifffahrtsgesellschaften allein im Interesse der Aktionäre handeln und die Politik aus dem Spiel lassen.

* * *

Herr Stern, der Direktor der Posener Spritfabrik und der Zentrale für Spiritusverwertung, sendet mir, unter Bezugnahme auf den Aufsatz in der dritten Nummer des „Morgen“, ein Schreiben, worin er einige der hervorgehobenen Gesichtspunkte zu widerlegen sucht. „Der Monopolplan stammt, wie an der Börse behauptet wird, von Herrn Stern“; diese Worte hatte ich geschrieben, und der vermeintliche Urheber der Regierungsvorlage beruft sich nun darauf, daß schon früher Gerüchte ähnlicher Art verbreitet worden sind, die er dementiert hat. Er verweist auf einen an den Generalsekretär des Verbandes Deutscher Spiritus- und Spirituoseninteressenten am 16. Januar gerichteten Brief, worin Behauptungen dieses Herrn in einer Königsberger Versammlung widerlegt werden sollten. Über diese Behauptungen gipfeln, nach meiner Ueberzeugung, doch in etwas ganz anderem, als in dem, was

ich gesagt habe. Der Generalsekretär behauptete, Direktor Stern sei „schon Anfang Juni im Reichsschatzamt ein- und ausgegangen“. Darauf antwortete Herr Stern wörtlich: „Ich wiederhole, daß ich aus Anlaß der von der Reichsregierung vorbereiteten Branntweinsteuerreform zum ersten Male am 25. Oktober 1907 im Reichsschatzamt war, und zwar auf Veranlassung des Reichsschatzamtes selbst, um über einzelne Fragen Auskunft zu erteilen; ich erweitere diese Feststellung noch dahin, daß ich vor dem 25. Oktober 1907 mit keiner amtlichen Persönlichkeit über die Branntweinsteuerreform in irgendwelche Verhandlungen getreten bin.“ War das von mir behauptet worden? Daß Angehörige der Regierung mit den Herren Stern und Zwidlich in amtlicher Eigenschaft über das Branntweinmonopol monatelang vorher verhandeln würden, könnte nur einer annehmen, der die Gefahr solcher Verhandlungen nicht kennt. Die Worte des Herrn Stern sollen also nicht bezweifelt werden; widerlegen sie aber, daß der Plan seinem Kopfe entsprang? Auch wenn Herr Stern keiner „amtlichen Persönlichkeit“ den Vorschlag gemacht hätte, die Branntweinindustrie zu verstaatlichen, könnte man noch nicht von „Verhandlungen“ reden. Mir scheint aber, daß es auf diesen Punkt überhaupt nur sehr wenig ankommt. Die Tendenz meines Aufsatzes ging dahin, zu verhindern, daß dem Reichstage ein Monopolprojekt vorgelegt werde, das nicht die Interessen der Spritfabriken, sondern die der Steuerzahler wahrnimmt. Deshalb wies ich darauf hin, daß im Gegensatz zu anderen Industriewerten die Kurse sämtlicher Aktien von Spritfabriken rapide gestiegen sind, und ich behauptete, daß die Herren Stern und Zwidlich diesen Kurssteigerungen nicht fernstehen. Darauf haben beide Herren nicht erwidert. Ich will daher heute noch daran erinnern, daß die Steigerung der Spritaktien hauptsächlich durch Börsenkäufe der Firma Siegfried Ellon & Co. herbeigeführt worden ist. In welchen Beziehungen diese Firma zu Direktoren der Spritfabriken oder der Spirituszentrale steht, weiß Herr Stern ebenso genau wie ich.

Herr Stern sagt in seinem Schreiben weiter, als Maßstab für die Abfindung der Spritfabriken sollen Aktienkurse und Dividenden gänzlich außer Betracht bleiben; nur durch einen festen Gelbbetrag pro Hektoliter ihrer bisherigen Reinigungsverleistung sollen die Spritfabriken entschädigt werden. (Die Kurssteigerung könne also keinen Einfluß auf den Ueber-

nahmepreis ausgeübt haben.) Die Richtigkeit der Mitteilung will ich gern voraussetzen, obgleich der Entwurf in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, dem Reichstage noch nicht zugegangen ist. Aber erreicht man nicht bei der Regierung und den Parlamenten auch eine größere Abfindungssumme, wenn der Kurs der Aktien höher notiert? Der Aktionär rechnet nur auf Basis des Kurses, und auch wenn die Reinigungsprämie allein für den Verstaatlichungspreis maßgebend ist, kann die Opposition leichter bekämpft werden, können namentlich die Aktionäre (die sonst von Vergewaltigung reden) leichter beruhigt werden, wenn man ihnen vorrechnet, daß sie durch die Verstaatlichung keinen Schaden erleiden. Damit sollten die Spritfabriken (wenn der Monopolplan ihnen bekannt war) nicht gerechnet haben? Wenn die Regierung ohne Rücksicht auf die Interessen der Aktionäre expropriieren wollte, brauchte sie auch am 25. Januar mit den Interessenten nicht zu verhandeln. Bei solchen Verhandlungen spielt aber naturgemäß der Aktienkurs eine Rolle; mag der Erwerb auch auf anderer Basis erfolgen. Ich kann mich daher beim besten Willen nicht von der Ansicht abbringen lassen, daß die Regierung besser daran tun würde, mit der Verstaatlichung noch einige Jahre zu warten, bis durch den neuen Kartellvertrag die Spritfabriken geringere Erträge aufweisen; es sei denn, daß man sie jetzt schon zu einem Preise erhält, der den Rückgang zum Ausdruck bringt.

Bruno Buchwald.

Notizen.

Der Reinertrag beider Vorträge ist für wohlthätige Zwecke bestimmt, doch werden Freikarten für die Abonnenten ausgegeben.

Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Paris, der sich durch eine quellen-geschichtliche Untersuchung über das Nibelungenlied, durch seine Arbeiten über Richard Wagner, Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche auch diesseits des Rheines einen Namen gemacht hat, tritt soeben mit einem Werke über „Das moderne Deutschland“ hervor, das noch in diesem Winter deutsch (bei E. Reißner in Dresden) erscheinen wird. Wir bringen ein besonders interessantes und lichtvolles Stück daraus zur Veröffentlichung. D. Red.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Hellwegestr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Österreich-Ungarn: Robert Fell, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Gislebenstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Bag & Carlew S. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Am 1. Januar 1908 begann zu erscheinen:

XENIEN

EINE MONATSSCHRIFT/HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRÄF.

JAHRGANG 1908 HEFT NO 1.

INHALT

ALEXANDER FREIHERR VON GLEICHEN-RUSSWURM: Der Weg zur modernen Renaissance / FERDINAND GREGORI: Lenau und Sophie Löwenthal / Prof. Dr. EDUARD ENOEL: Friedrich der Grosse und seine Schrift über die deutsche Literatur / WILHELM BÖLSCH: Heine im Abendrot seines Jahrhunderts / Prof. Dr. KARL BORINSKI: Der vorchristliche Jesus / PAUL KUNAD: Vom Dichter / Literarische Berichte

ERSCHIENEN IM
VERLAG FÜR LITERATUR/KUNST
UND MUSIK
ZU LEIPZIG

BEZUGSPREIS/3HEFTE VIERTELJAHRUCH 1,- M / EINZELHEFT - 35 M

Jedes Heft hat einen Textumfang
::: von mindestens 64 Seiten! :::



Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek
zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von

Reclams

Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Millionen von Bänden über den ganzen Erdball verbreitete, bedeutendste deutsche Bücherammlung bietet in jetzt nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig den vielseitigsten und gediegensten Lese- stoff, sowohl zur Unterhaltung als auch zum Studium. Die Universal-Bibliothek enthält mehr als 2500 Nummern Unterhaltungslektüre der bedeutendsten Erzähler aus der Weltliteratur, mehr als 1400 Nummern Bühnenwerke und etwa 1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

Kataloge

verleitet an Interessenten überall hin gratis:
Philipp Reclam jun. • Leipzig

Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen“

Im Verlage von **Arnold Bopp, Zürich und Leipzig**, erschien:

Victor Hardung:

Seligkeiten

Legendäre Erzählungen
künstlerischen Humors

Preis geb. Mf. 2.50
brosh. „ 2.—

In allen guten
Buchhandlungen erhältlich

Die Neue Freie Presse in Wien schreibt:
... muß es zweimal lesen, dieses bedächtige, dieses leichtfertige Buch, um ganz auf seine Schönheiten und seine heimlichen Reize zu kommen. Ist sonst meist der Witz ins grellste Licht gerückt, sorglich stets mit dem Hauptton bedacht, so hüllt er sich hier schamhaft in Perioden, versteckt sich kühnend in Nebensätzen. Es ist nicht leichtgemacht ihn zu genießen. Aber er ist da und Entdeckerfreuden lohnen, hat man sich erst die Mühe des Suchens genommen. „Introite, nam et hic Dii sunt“, so lautet das Motto, das einladend vor den nur angelehnten Toren des Himmels steht, und fühlt man sich später auch geneigt, der Bezeichnung „Dii, Götter“ zu widersprechen angesichts der menschlichen, allzumenschlichen Geschöpfchen, die un- begegnen: der Einladung gefolgt zu sein, bedauert man dennoch nicht; denn sie sind reizend, diese kleinen Seligen und süßen Engel, denen so starke Reste irischer Empfänglichkeit, weltlicher Vergnügen, sticht anhaften, reizend, und amüsant. Und Unsere liebe Frau, die da oben den Ton angibt, sie ist weise, gütig und schön. Eine gute Gesellschaft . . .

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.
Verlag von Otto Janke, Berlin SW.,
Unhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt
zunächst Romane von:

Thunelba Rühl, „Doktor Strom“
Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt“
M. Gerhardt, „Professor Bollborn
und die Seinen“

Das Beiblatt läßt sich die Pflege
der Novelle und
Skizze, sowie der Lyrik und Kritik
angelegen sein. Alle wichtigen Neu-
erscheinungen der Literatur werden
:: :: :: sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern)
:: :: 8 Mark 50 Pfg. :: ::

Bestellungen bei allen Buchhandlungen
und Postanstalten.

Memoiren d. Kgl. Preuss. Prinzess Friederike
Sophie Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth,
Schwester Friedrichs d. Gr. Von ihr selbst geschr.
2 Bde. 10. Aufl. 4 M., geb. 5 M.

Dasselbe: FRANZÖSISCHE AUSGABE. Geb. 10 M.

Dasselbe: ENGLISCHE AUSGABE. 6 M., geb. 7 1/2 M.

„... sie fesseln besond. durch d. na. v. pik. Darstellungsweise
aller, se bat d. intimst. Verhältn. a. d. Hof. d. 8. Jahrh.“

MÜHLBACH, L., FRIEDRICH d. Gr. u. s. Hof. Hist. Roman.

2 Bde. 10. Aufl. 583 Seit., gross. Druck. 6 M., geb. 7 M.

MEDWILL, TH., GESPRÄCHE m. LORD BYRON m. 5 Portr.

4 M., geb. 5 M., war. d. Vorbild. f. Eckermanns Gespr. m. Goeth.

APULEJUS, DER GOLDNE ESEL Satir.-myst. Roman.

Uebersetzt von R. Rode. 5. Auflage, mit 6 Illustr. 06.

4 1/2 M., geb. 5 1/2 M.

Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.

Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königl. Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Raiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Raiserplatz 15.

Inseraten-An-
nahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Eislebenerstr. 14
(Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Carle G. m. b. H., Berlin W.



Unser
Illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.



AUSSTELLUNG PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke))

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: :: ::

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS

(Herausgegeben von C. von Silvers)

ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.

Jedes Heft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen die original-grossen Musterbogen, die direktes Nacharbeiten ermöglichen.

Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:

Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23e.

Die Einbanddecke für den I. Jahrgang (Heft 1—29)

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.

Halbleinen-Decke zum Preise von Mf. 2.—

in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den kompletten Jahrgang 1907 gebunden in Halbleinen für Mf. 10.— und in Ganz-Pergament für Mf. 12.50.

Marquardt & Co., Berlin W. 50.



Werkstätten für Handwerkskunst Otto Erdmann junior

Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 61 Tempelhoferufer 21

	Seite		Seite
Karl Jentsch	165	Herman Bang	184
Karl Schnitzler	170	R. G.	185
Richard Muther	176	R. G.	185
Carl Hauptmann	180	*	187
Randbemerkungen:		Willi Handl	188
Robert Walser	183	Bruno Buchwald	190

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.





Die Phonola



Keine Liebhaberei

sondern ein wahres Bedürfnis ist die Musi. Sie selbst auszuüben, alle Ton-
schöpfungen auf dem Klavier zur Entfaltung zu bringen, muß das Ideal jedes
Musikliebenden sein. Mittels

Gupfelds Phonola

mit den Künstler-Notenrollen

vermag man schon nach ganz kurzer Übung in vollendeter Meisterschaft selbst
die schwierigsten Klavierwerke mit allen Feinheiten des Anschlages, der
Nuancierung und Betonung vorzutragen. Die Künstlerrollen spiegeln das
Originalspiel erster Meister, d'Albert, Busoni, Grieg, Reizenauer u. a. wider.
Prospekt und Vorführung bereitwilligst.

Ludwig Gupfeld N.-G., Leipzig.
Berlin W., Leipzigerstr. 123a,
Ecke Wilhelmstraße.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Gombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 6

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

7. Februar 1908

Gegen das System Reim.

Wenn heute noch formidable Kriegsflotten für notwendig erachtet werden zum Schutze des Handels, so erkennt man daraus, wie historische Erinnerungen dem Blick die Tatsachen der Gegenwart zu verschleiern vermögen. In der Konquistadorenzeit, wo der Handel Raubhandel war, und die Kolonialwaren den Inhabern der mit Waffengewalt eroberten Monopole mehr als 100 Prozent abwarfen, war das Kriegsschiff nicht allein Schutzwehr, sondern Werkzeug des Handels. Seitdem haben sich die Zustände und Formen des Handels gründlich gewandelt. Der Gedanke ist lächerlich, daß ein heutiger Staat seine Exportwaren und seinen Bedarf an Edelmetall auf dem Wege der Kapererei zu beschaffen versuchen könnte, und unsere Industriellen und Großhändler würden entschiedensten Einspruch erheben, wenn die Regierung durch ein Bombardement der Häfen unseres besten Kunden, Englands, den deutschen Export fördern wollte. Die einzige Nation, die stichhaltige Gründe für die Vergrößerung ihrer Kriegsflotte hat, ist die englische. Für ihre Insel bedeutet die Flotte dasselbe, was für uns das Heer. Sie besitzt zudem ein über vier Weltteile ausgebreitetes Kolonialreich. Freilich sinkt die Wertschätzung der Kolonien bei den Einsichtigen zusehends; wie ein Carnegie, der doch von solchen Sachen etwas versteht, sogar über Indien denkt, haben wir in Nummer 3 des „Morgen“ erfahren. Und endlich bezieht das englische Volk drei Viertel seiner Lebensmittel aus überseeischen Ländern. Zwar denkt aus dem oben angeführten Grunde kein Staat daran, ihm diese durch Blockaden zu sperren, aber man kann es den Engländern nicht verargen, daß im Unbehagen eines so unnatürlichen Zustandes schon der Gedanke an die entfernteste Möglichkeit einer solchen Gefahr sie nervös macht. So ist denn die Wahrscheinlichkeit, daß wir je einmal unsere Flotte zu einer großen Aktion brauchen werden, äußerst gering. Indes, solange das Wettrüsten noch anhält unter der Einwirkung einer historischen Tradition, der die tatsächlichen Grundlagen längst entzogen sind, müssen wir natürlich in der Reihe Schritt halten. Deshalb ist die Idee eines Flottenvereins, der es sich zur Pflicht macht, uns Landratten - das sind wir geographisch und historisch - über diese unangenehme Notwendigkeit aufzuklären, an

sich nicht unberechtigt. Durch die Art aber, wie der Verein in den letzten Jahren seine Aufgaben zu lösen versucht hat, ist er ein geradezu gefährliches Institut geworden. Die verhältnismäßige Sicherheit vor maritimen Friedensstörungen, deren wir uns erfreuen (größere Grenzregulierungen, in die wir hineingezogen werden könnten, stehen nur noch im Osten und Südosten bevor, wo Landheere zu entscheiden haben werden), hat zur Voraussetzung, daß die Völker und die Regierungen bei der Regelung ihrer wechselseitigen Beziehungen Vernunft walten lassen. Nun sind die mächtigen Interessentengruppen, von denen sowohl die Parlamente wie die Regierungen beherrscht werden, leidlich vernünftig, was hier soviel bedeutet wie: auf ihren richtig erkannten Vorteil bedacht. (Dieser Vorteil gebietet einer dieser Gruppen zwar, die Kriegsrüstungen zu fördern, aber das Risiko eines Krieges wünscht auch sie nicht zu übernehmen.) Doch ist die Möglichkeit immer vorhanden, daß die Vernunft in einem unglücklichen Augenblick einmal von der Phantasie oder von der Leidenschaft überwältigt wird, wie es den Franzosen Anno 1870 passiert ist. Zwar hat auch diese explosivste aller europäischen Nationen, durch jene schreckliche Erfahrung gewarnt, solche Fortschritte in der Besonnenheit und Selbstbeherrschung gemacht, daß sie sich im Juni 1905 des gefährlichen Delcassé entledigte. (Der Beifall, den ihm die Kammer am 24. Januar dieses Jahres gespendet hat, war nur eine harmlose Befriedigung der nationalen Eitelkeit.) Zwar sind die Engländer und die Deutschen gar nicht explosiv geartet, aber mit dem Feuer spielen, ist niemals klug, und darum darf eine Agitation nicht geduldet werden, die nur unter der Voraussetzung Sinn hat, daß uns in nächster Zukunft ein Krieg gegen England bevorsteht. Das wirkt ebenso wie die bekannten Sensationsromane. Die Phantasie wird mit diesen Zukunftsbildern so anhaltend beschäftigt, daß sie sich zu fixen Ideen verdichten, zugleich wird auf beiden Seiten der grundlose und blinde Nationalhaß geschürt, und wenn nun fixe Ideen und Leidenschaft längere Zeit hindurch in derselben Richtung zusammenwirken, so kann es schon geschehen, daß bei einem zufälligen kleinen Konflikt von Interessen oder von Ansprüchen der Nationallehre unter allen möglichen Entschlüssen gerade die dümmste, die verrückteste gefaßt wird.

Unter diesen Umständen verdienen die Bayern, die den auf verhängnisvoller Bahn fortstürmenden Flottenverein kräftig gebremst haben, den Dank des Vaterlandes. Allerdings geht ihre Opposition gegen das System Reim von ganz anderen Erwägungen aus als den oben angestellten, aber gerade diesen anderen Erwägungen ist das Publikum viel zugänglicher als den meinen, so daß der Zweck, den ich anstrebe, durch sie weit wirksamer gefördert wird. So ziemlich die ganze Presse (ausgenommen nur, so viel ich von meinem Winkel aus sehen kann, einige der Grobseifenindustrie nahestehende Blätter) hat ja glücklicherweise für die Bayern Partei ergriffen. Aber es gilt in diesem Augenblick, dem Wiedereinlenken in die verhängnisvolle Bahn vorzubeugen, und darum möchte ich die Rede, die auf der Hauptversammlung zu Kassel der Ehrenvorsitzende des bayerischen Landesverbandes, der Reichsrat Freiherr von Würzburg,

gehalten hat, sorgfältiger Erwägung empfehlen. Sie ist ja in den Zeitungen skizziert worden, aber da die Berichterstatter an Ort und Stelle in ihrer Hast kaum in der Lage sind, gerade die wesentlichen Gedanken eines Vortrags herauszugreifen, will ich diese nach dem gedruckten Wortlaut zusammenstellen.

Der Freiherr erinnert zunächst daran, daß der deutsche Flottenverein nach dem Vorbilde der englischen Naval league gegründet worden ist, aber zu einem ganz anderen Zweck als diese. Die Naval league entstand in einer Zeit, wo die Admiralität den Ausbau der Flotte vernachlässigte, und jene machte es sich zur Aufgabe, die Regierung zur Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben; der deutsche Flottenverein sollte das Volk über die Notwendigkeit der vom Kaiser beschlossenen Gründung einer deutschen Seemacht aufklären und die Gemüter dafür erwärmen. Dann wird erzählt, wie der Konflikt entstanden ist. Als der Freiherr 1900 aufgefordert wurde, an der Gründung eines bayerischen Landesverbandes mitzuwirken (man möge sich, meint er, deswegen an ihn gewandt und ihn dann zum Vorsitzenden erwählt haben, weil er keiner politischen Partei angehöre), fand sich in Bayern wenig Verständnis und Liebe für die Flottenpläne der Reichsregierung und für den Verein. Die einen sagten: Wozu brauchen wir einen Flottenverein? Wir haben ja auch keinen Armeeverein; Regierung und Reichstag werden das Erforderliche schon besorgen. Andere: Wenn die Preußen Schiffe haben wollen, mögen sie selber sich welche bauen, wir brauchen keine. Noch andere: Die Marineschwärmerei ist ja nur eine Liebhaberei, und dazu ist sie uns zu teuer. Mit diesen Äußerungen war nun gerade dem neuen Landesverbande seine Aufgabe, die in der Berichtigung der ihnen zugrunde liegenden Ansichten besteht, klar vorgezeichnet. Die Veranstaltung der Hauptversammlung zu München 1903 förderte nicht bloß den Landesverband, sondern den ganzen Flottenverein. Hier ereignete es sich zum ersten Male, daß das Präsidium von einem Bundesfürsten empfangen wurde — der Prinzregent leerte auf das Gedeihen des Vereins sein Glas — und die Versammlung wurde zu einem Volksfeste gestaltet, bei dem alle Stände vertreten waren, was von den Hauptversammlungen der nächsten Jahre mit gutem Erfolg nachgeahmt worden ist. Ueber Grundsätze und Methode herrschte zwischen dem bayerischen Verbände und dem Präsidium vollkommenes Einvernehmen. Herr von Würzburg hatte in einer Rede gesagt: „Nicht aufdringlich wollen wir vorgehen, sondern ruhig und sachlich die Bedeutung der Flotte für das Wohl unseres Vaterlandes darzulegen uns bemühen. Mit politischen Fragen dürfen die Ziele des Flottenvereins nicht verquidt werden; welcher politischen Partei das einzelne Mitglied angehört, das ist uns gleichgültig.“ Dieser Satz wurde vom Präsidium 1902 in das Handbuch aufgenommen, das den Vereinsleitern die Direktiven geben sollte.

Diesem System der ruhigen, parteilosen Aufklärung trat 1904 das von Reim repräsentierte neue System der leidenschaftlichen Agitation mit parteipolitisch-konfessionellem Einschlag gegenüber. Herr von Würzburg machte die Präsidialmitglieder in

mündlichen Besprechungen und in einer Denkschrift auf das Bedenkliche dieses neuen Systems aufmerksam; von den zehn angesehenen Vereinsmitgliedern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, an die er Exemplare geschickt hatte, bekam er zustimmende Antworten. Die Gegenpartei gab den Bayern den Rat, sie möchten ihre Tätigkeit in Bayern nach ihrem Belieben einrichten, sich aber um das, was der Flottenverein außerhalb Bayerns tue, nicht kümmern. Das sei gerade so, meint der Redner, wie wenn der Bundesrat den Bayern riete, sich auf ihre Briefmarken und ihren Malzausschlag zurückzuziehen und sich um sonstige Reichsangelegenheiten nicht zu kümmern, das heißt also: sich aus dem Reiche ausschließen zu lassen. Der Zwist führte zu der Krise des Jahres 1905. (Redner erwähnt nicht, daß der Kaiser im Mai des genannten Jahres in einem Telegramm an den Vereinsvorsitzenden, General Mengeß, der Vereinsleitung seine Mißbilligung ausgesprochen und sie angewiesen hat, „sich fortan in den Bahnen des Regierungsprogramms zu bewegen“.) Damals fing man an, den Bayern vorzuwerfen, sie trieben Hintertreppenpolitik und seien Schleppträger des Zentrums. Herr von Würzburg sieht es nicht als Beleidigung an, wenn man von einem Mitgliede des Flottenvereins sagt, es gehöre zur Zentrumspartei, wünscht vielmehr dem Vereine möglichst viele Zentrumsmänner als Mitglieder. Aber er konstatiert, daß von den gegenwärtigen und den früheren Führern des bayerischen Verbandes keiner dem Zentrum angehöre, und spricht seine gerechte Entrüstung über die Form aus, in der diese angebliche Zugehörigkeit zur Zentrumspartei behauptet wurde, indem man den Mitgliedern dieser Partei die nationale Gesinnung absprach. (Dem abschulichen Unfug, jeden, welcher der Regierung oder auch nur einer die Regierung beherrschenden Clique opponiert, als Reichsfeind oder Antinationalgesinnten zu verächtigen, sollte man bloß noch mit Ignorieren oder mit Spott bekämpfen.) Das neue System bestimmte den (seitdem verstorbenen) Kriegsminister von Ullrich und einen jetzt noch aktiven Minister, aus dem Verein auszuscheiden, und in einer Sitzung des Landesausschusses erklärte ein Generalstabsoffizier, die Kritik, die das Vereinspräsidium an dem Flottenprogramm der Regierung übe, könne doch nur bedeuten, daß der Staatssekretär der Marine entweder sein Geschäft nicht verstehe oder seine Pflicht vernachlässige; unter diesen Umständen könnten aktive Offiziere füglich nicht länger im Verein verbleiben. Für die Hamburger Hauptversammlung im Jahre 1906 wurden deshalb die bayerischen Delegierten instruiert, doch zu wirken, daß von der Agitation alles ferngehalten werde, was geeignet sei, Andersdenkende und ganze politische Parteien zu verletzen, unsere Marine vor dem Auslande herabzusetzen und das Vertrauen in unsere Marineverwaltung zu erschüttern.

Dann kam der 13. Dezember 1906 und die Wahlagitation des Präsidiums durch die Massenverbreitung von Broschüren. Die Wirkung bestand in zahlreichen Austrittserklärungen und Austrittsdrohungen; hätte der bayerische Verbandsvorstand nicht die Flugblätterverteilung gehemmt und alles aufgeboten, den ungünstigen Eindruck abzuschwächen, so würde der bayerische Verband damals „aufgesplissen“ sein. In einem offiziellen Briefe der Berliner Geschäftsstelle wurde der Grundsatz aufgestellt: Mitglieder, die aus diesem Anlaß austreten, sind wertlos. Sehr richtig bemerkt Würzburg, wie könne ein vernünftiger Mensch erwarten, die Mitglieder einer aus lauter Zentrum-

männern bestehenden Ortsgruppe würden auf die Weisung des Präsidiums des Flottenvereins gegen ihre politische Ueberzeugung wählen? (Merkwürdig, daß Reim und Genossen nicht einsehen, wie ihre beiden Tendenzen: die Marinetendenz und die parteipolitisch-konfessionelle, einander gegenseitig aufheben. Wie schwer hat es schon gehalten, die Antipathie der Bevölkerung gegen die Wasserpolitik soweit zu überwinden, daß die freisinnigen und die Zentrumsabgeordneten, ohne ihre Mandate zu gefährden, für die Forderungen der Regierung stimmen konnten. Wie will man hoffen, den Reichstag noch über das Regierungsprogramm hinaus fortz reißen zu können, wenn man das Zentrum, das bedeutet vorläufig noch die Katholiken, von der Beteiligung an der „nationalen“ Sache ausschließt?) Der Landesverband beschloß -- noch vor der Veröffentlichung der Reimbrieife im Bayerischen Kurier -- beim Präsidium Vorstellungen zu erheben. Auf der Hauptversammlung zu Köln beantragte der bayerische Landesverband: es sollten Garantien dafür geschaffen werden, daß sich solche Vorkommnisse nicht wiederholten, und daß die Vereinsstätigkeit wieder in die satzungsgemäße Bahn einlenke. Die Bayern zogen ihren Antrag zurück, weil ihnen mit der Aussicht auf einstimmige Annahme eine Resolution angeboten wurde, deren erster Teil dem Sinne nach das gleiche enthielt: eine unzweideutige Desavouierung des Verhaltens des Generals Reim. Der zweite Teil, der dem Präsidium das Vertrauen der Versammlung aussprach, konnte unmöglich als Billigung dessen verstanden werden, was der erste Teil mißbilligt hatte; er konnte nur bedeuten: man vertraue, daß das Präsidium in Zukunft die ihm durch den ersten Teil der Resolution gegebene Weisung befolgen werde, und deshalb glaubten die Bayern auch diese zweite Hälfte der Resolution annehmen zu dürfen und zur Wiederherstellung des Friedens annehmen zu müssen; besonders da von Mitgliedern des Präsidiums versichert wurde, die Wahlagitation sei nicht von diesem, sondern nur von Reim persönlich ausgegangen. Wäre die Absicht, Reim zum geschäftsführenden Vorsitzenden zu wählen, in Köln kundgegeben worden, so würde es nach dem Dargelegten für die Bayern unmöglich gewesen sein, auf dieser Basis mit dem Präsidium Frieden zu schließen. Indem hierauf das Präsidium dennoch dem General Reim eine leitende Stelle anvertraute, bekundete es, daß es sich für Reims System entschieden habe, und damit war die Haltung, die der bayerische Landesverband einzunehmen habe, unzweideutig gegeben.

So weit der Freiherr von Würzburg. Wenn die bayerische Auffassung, zu der sich ja auch andere Landesverbände bekannt haben, durchdringt, wird die weitere Tätigkeit des Vereins nicht allein unschädlich bleiben, sondern auch Nutzen stiften. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, den Bayern klar zu machen, daß auch sie kein idyllisches Sonderdasein führen können, sondern sich darin ergeben müssen, in den Strudel der Weltwirtschaft und Weltpolitik hineingezogen zu werden. Das kriegerische Gewand werden ja dieser Weltpolitik einige weitere Jahrzehnte friedlicher Entwicklung wohl abstreifen.

Carl Jentsch.

Auch ein Urtheil.

„Und Dies rede ich noch Alles von dem Herrn hinieden auf Erden, nämlich daß Recht und Richter, res und persona, nicht für ein Ding, sondern unterschieden und nicht in einander gemenet soll sein, also daß man nicht sehen noch achten soll, was der Richter, sondern was das Recht thut. Die ganze Schrift verbeut, die Person anzusehen. Sie haben aus unsern Büchern gelernet, daß man die Obrigkeit und Herrschaft soll ehren, das ziehen sie dahin: was die Person thut, das soll man ehren. Während wir doch allein das Amt und Recht gemeinet und verstanden haben, so mengen sie es so schändlich und meinen, alles, was die will und denkt, das sei der Obrigkeit und des Amtes Wert. Wenn aber Das soll Recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ist ganz aus.“ Es giebt im lieben Deutschland heute Dinge, für die die Sprache fehlte, wenn uns Luther nie, der mächtigste Magister, gesprochen hätte, und zu diesen Dingen gehört der famose Prozeß, den Herr Beseler inszenirt, Herr Lehmann geführt, Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld aber geleitet hat. Als das Urtheil gesprochen war, sagte ich hier: „Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin gegen Maximilian Harden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht.“ Warß ein frommer Irrthum von mir, also zu reden? Der Schein spricht jedenfalls gegen die Hoffnung. Nach der Urtheilssfällung sagte Jeder sein mehr oder minder niederträchtiges Sprüchlein her, und wie auf Kommando ward die Sache dann unter fidelem Silentium begraben. Diesem löblichen Beispiel zu folgen, geht über meine Kraft, und ich kann denen, die es angeht, zu meinem Bedauern die Freude des Schweigens nicht machen.

Am vierten Januar verurtheilte die vierte Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin den Herausgeber der „Zukunft“ zu vier Monaten Gefängniß, weil er den Grafen Cuno von Moltke beleidigt haben sollte. (Daß der Beleidigte am 11. Mai 1907 die sechs Monate früher gedruckten Beleidigungen noch nicht erkannt hat, ist erwiesen.) Ganze vier Wochen, bis zum 30. Januar, hat es gedauert, ehe das erkennende Gericht die schriftliche Begründung zu seinem Urtheil zu liefern vermochte. Leicht kann die Arbeit also nicht gewesen sein, und ich muß zunächst fragen, ob Beleidigungen, die man unter einem solchen Aufwande von Zeit und Arbeitskraft konstruiren muß, mit vier Monaten Gefängniß zu pönen sind. Oder sollten andere Gründe für die Verzögerung der Urtheilsszustellung in Anspruch zu nehmen sein? „Alle Rechtspflege, hat Heinrich von Treitschke gesagt, ist eine politische Thätigkeit.“ Und nach politischen Gründen der Verzögerung zu suchen, liegt nahe genug. Hat nicht der right honourable Beseler neulich schon im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt, daß nach seiner Ansicht Revisionsgründe für die Aufsechtung des ergangenen Urtheils nicht vorlägen? Wie kommt dieser, immer interessanter werdende, Herr zu seiner Ueberzeugung? Die Antwort wäre

immerhin wertvoll zu hören. (Dabei lasse ich das Skandalon ganz außer Betracht, daß ein königlich preussischer Justizminister materiell in ein noch schwebendes Verfahren einzugreifen versucht. Sind wir wirklich schon soweit wie in Frankreich? Doch Herr Beseler hat ja Vorgänger gehabt. Ehe zum zweiten Mal gegen Harden verhandelt wurde, hatte schon Herr von Einem im Reichstage zu den prozessualen Vorgängen Stellung genommen und, wie das Ergebnis des Verfahrens gegen Hohenau und Lynar bewies, mit einer Ahnungslosigkeit gesprochen, die Lakaien nur entschuldbar finden können. Manchem ist die konstitutionelle Verantwortlichkeit eine merkwürdig leichte Bürde.) Daß die gewissenhafte Excellenz ihren Glauben nicht auf Preßreferate stützt, möchte ich wenigstens zu ihrer (nicht des Gerichts) Entlastung annehmen. Ein anderer Grund: hatte jemand ein Interesse daran, die Motivation des Urtheils nicht vor dem Spruch des Militärgerichts in die Hände Hardens gelangen zu lassen? Ich weiß es nicht; vier Wochen Lieferzeit wollen aber erklärt sein; umso mehr, als Herr Simonson doch nur acht Tage Urlaub zur Fertigstellung der Begründung bewilligt erhalten hatte und vierundsechzig Seiten in einer Woche auch zu leisten waren, spielend, wenn die schriftliche Begründung in allen halbwegs wesentlichen Punkten mit der mündlichen übereinstimmt. Die etwas näher zu betrachten es nun an der Zeit ist.

Ein paar Thatsachen zunächst. Erwiesen ist, daß der so schwer verletzte Graf Moltke die Beleidigungen nicht verstanden hat und um Aufklärung bat; erwiesen, daß der (nach Herrn Jsenbiels Terminologie) „Ehrenmann, der wahre Edelmann, nicht nur von Geburt und Stellung, sondern nach dem Adel der Gesinnung“ die Frauen „Closetts“, die Ehe eine „Nothzuchtanstalt“ genannt hat, zwischen sich und seine Frau eine Waschschüssel gestellt, sich in Unterhosen ins Bett gelegt und die ehelichen Pflichten nicht im Umfange normal veranlagter Männer ausgeübt hat. (Daß die Aussage der Frau von Elbe von der des Gesinnungsaristokraten beträchtlich abweicht, weiß ich; stehe dem Herrn mit dem blanken Ehrenschilde aber nicht viel anders gegenüber als Herr Jsenbiel der Frau von Heyden.) Erwiesen ist ferner, daß die Herren Cuno und Philo sich „Mein Geliebter“, „Mein Alles“ anredeten und den Kaiser in ihren Briefchen das „Liebchen“ nannten; erwiesen, daß der mit dem Adel der Gesinnung das Taschentuch seines Freundes Philo gerührt an die Lippen drückte (die alberne Mär, dies sei ein Scherz gewesen, ward von altersgrauen Kriminalisten willig geglaubt; williger, als die feste Aussage des Leutnants von Kruse über diese Scene). Erwiesen ist, daß der Herr seiner Frau erklärt hat: „Du bist die Stufe, über die hinweg ich höher schreite“; erwiesen, daß die Worte fielen: „Wir haben einen Ring um Seine Majestät gezogen, einen Kreis geschlossen, in den niemand eindringen kann.“ Erwiesen ist, daß Philo eine Zeitlang Tag für Tag Briefe vom Flügeladjutanten Moltke erhielt; erwiesen, daß Graf Cuno durch Jahre und Jahre hin in intimer Freundschaft mit dem Grafen Wilhelm von Hohenau lebte, sich mit ihm duzte. Daß Alles ist erwiesen; in beiden Instanzen, und es ist zugleich beträchtlich mehr, als Harden je in seinen Artikeln behauptet hat. Und da kommen fünf Leute und erklären, daß Einer für ein paar Sätzchen, die weit

hinter dem erweisbar Wahren bleiben, vier Monate Gefängniß verdient habe wegen Verletzung des § 186 des Strafgesetzbuches!

Wie das möglich wurde? Sehr einfach. Man hält sich nicht an das thatsächlich Gegebene, nicht streng an den Wortlaut, sondern man interpretiert; unterstellt, liest hinein und heraus. Eine ähnliche Begründung, wie die dieses Urtheils, war wohl schon seit Jahren nicht mehr da. „Der Angeklagte“, geht an, „hat nach Ansicht des Gerichts den Grafen Moltke als einen an Perversion des Geschlechtstriebes leidenden Mann hingestellt.“ Der Inhalt dieser Gerichtsansicht ist objektiv unwahr. „Nicht anders sind die Artikel in der Oeffentlichkeit aufgefaßt worden.“ Diese Behauptung ist objektiv unwahr. „Sie sind vielfach sogar dahin aufgefaßt worden, daß er den Mitgliedern des Kreises strafbare Bethätigungen des homosexuellen Triebes nachsagen wollte.“ Diese Behauptung ist objektiv unwahr. Kein Mensch hat sie bei ihrem Erscheinen so aufgefaßt, sogar der Herr Kläger nicht. Sonst hätte er den Klosterprobst nicht mehr im Mai zu bemühen brauchen. Aufgefaßt in diesem Sinne hat sie außer den Herrn Lehmann, Gohr, Fritschen, Simonson und Lange nur der Fürst von Liebenberg, und der nur solange, als das von ihm beantragte Ermittlungsverfahren schwebte. „Der Angeklagte hat auch dem Freiherrn von Berger und dem Klosterprobst Otto von Moltke zugestanden, daß er den Nebenkläger für homosexuell halte und auf seine normwidrige Veranlagung hingedeutet habe.“ Die Behauptung ist unwahr. Zugestanden hat der Angeklagte das nicht, er hat im Gegentheil gesagt, daß er seine Ansicht über die Veranlagung des Grafen in den Artikeln nicht zum Ausdruck gebracht habe. Der Klosterprobstliche Missionar wäre ja auch überflüssig gewesen, wenn die Substitution der Fünfmännerkammer berechtigt wäre. Zu allem Ueberflus hat der Klosterprobst noch, als er Hardens Ueberzeugung vernahm, nach eigenem Befunden erklärt, daß „jetzt ja ein ganz neues Moment in Erscheinung getreten sei“. Das Alles thut nichts: der Angeklagte hat „zugestanden“. Reizender noch ist, daß auch der Freiherr von Berger zum Schergendienst gezwungen wird. Aber, meine verehrten Herrn, die Vermittlung Bergrers fand ja im November 1906 statt. Warum hat denn der Mann erst im Mai mit der Reinigung seines Ehrenschildes begonnen? Wirklich, ein Muster klarer, einfacher, schlichter Logik, diese Urtheilsbegründung! Weiter: „Der Angeklagte meint nun, es stehe nichts von homosexueller Bethätigung in den Artikeln. Er mußte sich aber klar darüber sein, daß ein Homosexueller ein solcher Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt, daß dies also mit aktiver Homosexualität identisch ist.“ Erstens hat Harden dem Nebenkläger Homosexualität nie nachgesagt. Wollen wir uns nicht endlich entschließen, bei dem zu bleiben, was in den Artikeln wirklich steht? Zweitens ist von einer Veranlagung bis zu ihrer Bethätigung ein Riesenschritt. Drittens ist es unwahr, daß ein Homosexueller nur ein Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt. Von wannen den Herrn ihre Wissenschaft kam, bleibt ihr Geheimniß. In jedem medizinischen Lehrbuch über diesen Gegenstand liest man anders. Das geht Euch nichts an, ihr habt nur mit den Normalmenschen zu thun? Nein, meine Herrn! Ehe man seine Mitmenschen ins Gefängniß schickt, unterrichtet man sich, was die Urtheilsfähigen, die in so peinlicher Materie Sachverständigen sagen. (Diese gewissenhaften Herrn erlauben sich, dem Herausgeber der „Zukunft“ Leichtfertigkeit vorzuwerfen, weil er Bismarck glaubte, Frau von Elbe und Schweninger vertraute!) Wurden die Herrn Moll, Eulenburg, Hirschfeld, Hoffmann etwa gefragt, ob sie aus den infrimirten Stellen den Vorwurf der Homosexualität, und

war der aktiven Homosexualität herauslesen? Diese Frage wäre beträchtlich wichtiger gewesen, als die über die Hysterie der Frau von Elbe (die ein Wiener Arzt auf's Tapet brachte, der weder in der theoretischen, noch in der praktischen Medizin irgend etwas geleistet hat, trotzdem aber mit einem preußischen Orden am Rod vor der Schranke erschien. Auch die Frage, wer diesem Braven den Orden verschafft hat, wäre vielleicht am Platze gewesen). Weiter: „Es sind dies Thatsachen, die geeignet seien, den Nebenkläger verächtlich zu machen und ihn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen.“ Thatsachen? Bisher war, wie man sieht, nur von unterlaglosen Behauptungen einer Königlich preußischen Strafkammer die Rede; die auch dadurch nicht wahrer werden, daß sie fünf Unterschriften tragen. Weiter: „Schon durch den bloßen Vorwurf (Vorwurf?) der homosexuellen Neigung wird nach der Auffassung aller normaldenkenden Volkstheile der davon Betroffene in seinem moralischen Werthe herabgesetzt, geradezu verächtlich aber wird er, wenn er diese Neigung bethätigt.“ Ist nicht lohnend, die Herren an der Arbeit zu sehen? Plötzlich wird zwischen Neigung und Bethätigung unterschieden, ein Unterschied anerkannt, den man fünf Zeilen vorher bestritten hatte; plötzlich wird der Kontakt mit der Wissenschaft wieder hergestellt. Warum? Weil man jetzt die Sachverständigen braucht. Denn „die Verhandlung hat ergeben, daß der (von wem?) gegen den Grafen Moltke erhobene Vorwurf nicht nur nicht erweislich wahr, sondern direkt unwahr ist. Graf Moltke hat eidlich bekundet, daß er nicht in unsittlicher Neigung zu Männern hingezogen wird und nicht normwidrige Gelüste an sich gespürt, geschweige denn bethätigt hat“. Ja, meine Herren, den Eid des Grafen Moltke in Ehren; aber der flecklos Reine hat auch bekundet, daß „nie am Kaiserlichen Hofe ein süßes, unmännliches Wesen geherrscht hat“, und Herr Lehmann konnte nicht schnell genug diese eidliche Versicherung unterstreichen. Inzwischen haben die Herrn Hohenau und Lymar vor Gericht gestanden (Zwei Ehrenmänner; selbst den erdrückendsten Aussagen gegenüber leugneten sie bis zum letzten Augenblick.), und wir haben eine Urtheilsbegründung gehört, die mit dem (auch eine neue Erscheinung) beedeten Hymnus des Grafen Moltke in einem nicht zu verwischenden Widerspruche steht. Dabei hat Graf Moltke jahrelang, nochmals seiß gesagt, intim mit Hohenau verkehrt, sich mit ihm geduzt, ist ihm verwandt. Denkt Euch, die Frau von Elbe hätte dies beschworen! Er hat ferner, vor dem Schöffengericht, gesagt, er wisse nicht, wo der Graf Lymar gewohnt, wisse nicht, wo dessen Villa gelegen habe, und kenne ihn kaum. Dabei hat er in dessen nächster Nähe im kleinen Potsdam gewohnt und seine Wohnung von dem jetzt Ueberführten übernommen. Ich weiß nicht, ob der Graf Cuno danach noch als klassischer Zeuge in eigener Sache zu gelten hat. Sicher ist, daß ihn das Gericht dafür nahm und auch die unwahrscheinlichste seiner Erklärungen ohne jedes Bedenken als wahr unterstellte. (Selbst Herr Jsenbiel hat von der Taschentuchszene nur gesagt, daß „er sie eher für einen mißlungenen Scherz halte“.) Weiter: „Fürst Eulenburg hat ebenfalls eidlich bekundet, daß zwischen ihm und dem Grafen Moltke lediglich ein rein ideelles Freundschaftsverhältnis besteht, das in jungen Jahren in jugendlicher Schwärmerei geschlossen, durch gemeinsam künstlerische Bestrebungen sich immer enger gestaltet und bis ins Alter den idealistischen Zug behalten hat. Von Erotik ist dabei keine Spur.“ Der Fürst Philipp hat aber auch bekundet, daß er nie außeramtlich Politik getrieben habe. Ein klassischer Zeuge. „Nein, Marcius, ich lehn' auf eine Krüd' und schlage mit der andern, eh' ich dies Werk versäum'.“ Passons. „Auch Frau von Elbe

hat . . .“ Doch wozu den ganzen nicht zur Sache gehörigen Kram erst citieren. Den Herrn beliebt's, sich nicht an den Wortlaut der Artikel zu halten. Sie konstruieren Behauptungen, die in den inkriminierten Artikeln nicht stehen, und schlagen sie hinterdrein selber wieder tot. Nachdem dieß zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen ist, wird der Mann, der mit der Strafkammertonstruktion nicht das Geringste zu thun hat, zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Bona fide; Alles bona fide, versteht sich. Wo ist für einen ernsthaften Publizisten im Deutschen Reiche noch Raum, wenn dieses Urtheil Rechtskraft erlangt, diese Praxis zur anerkannten wird? Morgen kann jeder Andre auf das Sünderstühlchen geschleppt werden. Und wo, meine Herrn von der Presse, bleibt in diesem Fall Ihr Gerechtigkeitsgefühl? Wenn ein Lokalreporter von einem Schutzmann etwas unsanft angefaßt wird, heult der Sturm durch die Blätter, und der Scirocco benimmt dem braven Bürger die Athmung. Hier wird Einer, von dem Ihr Alle gelernt habt oder lernen solltet, in einem Verfahren geopfert, das seineßgleichen in den letzten Jahren nicht hatte: und ringsß schweigen, bisß auf die schmählichen Krähen, alle Stimmen. Das Urtheil ist gesprochen, all right. Wie es zu Stande kam, von welcher valeur seine Gründe sind, welche politischen Wetterzeichen der Urtheilsverkündung vorausgingen, das alles interessiert Euch nicht. „Wer euch vertraut,

Findt Hasen, wo er Löwen hofft,
Wo Füchse Gänse. Ihr seid nicht starrer, nein,
Als glühnde Kohlen auf dem Eis,
Als Schnee im Sonnenschein. Eure Tugend ist,
Zu adeln den, den schlimme Fehler niederdrücken,
Dem Recht zu fluchen, daß ihn schlägt. Wer Größe
Verblent, holt sich auch Euren Haß; und Eure Neigung
Gleicht des Kranken Eler, die hitzig heischt,
Was nur das Uebel mehrt. Wer sich verläßt
Auf Eure Gunst, der schwimmt mit bleirnen Flossen
Und haut mit Vinseln Eichen nieder. Hängt Euch!“

Seid Ihr nicht, wie die Römlinge Coriolans? Daß die Aussage Schweningers und die seiner Frau für das Urtheil nicht existieren, daß der Kanzler, Herr von Einem, Herr Beseler über einen Prozeß sprachen, daß Herr Amtsrichter Kern in den trostlosesten Winkel der Judikatur verwiesen, vom Kaiser die Existenz einer Camarilla, auf englischem Boden, bestritten wurde, ehe das Verfahren zu Ende war: Euch kümmert's nicht. Auch nicht, daß die Strafkammerlinge sich die Behauptung herausnahmen: „Der Verdacht kann nicht zurückgewiesen werden, daß auch eine Sensationblust mit im Spiele war.“ Wo sind die Unterlagen für diesen „Verdacht“? Nirgend's. Nie waren sie als Thema probandum Gegenstand der Verhandlung; selbst Herr Isenbiel hat Harden die ehrenhaften Motive nicht bestritten, hat gesagt: „Er glaubte, dem Lande, dem er angehöre und daß er liebe, einen guten Dienst zu leisten. Ich für meine Person als Staatsanwalt glaube ihm das, nicht, weil es Herr Graf Reventlow und Geheimrath Schweninger ihm bestätigen, sondern weil ich ihn kenne und glaube, daß er vielfach gute Zwecke verfolgt.“ Seit wann ist eine Urtheilsbegründung dazu da, „Verdachtsmomente“ auszusprechen? Und nett ist's doch auch, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches mit den Hefen eines sensationshungrigen Stribenten zum Kaiser geht und aus diesem Grunde die Herren Hohenau und Moltke aus Amt und Würden zu scheiden haben. „Die schärfste Rüge verdient es aber, geht das Meister-

werf weiter, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird.“ Ich stelle fest: Wäre der Kronprinz nicht gewesen, die Herren säßen heute noch im Warmen. Der Kronprinz war mit seiner Handlung durchaus im Recht und die schärfste Rüge wäre ganz wo anders am Plage. „Die Grundlage seiner Beschwerden und Beschuldigungen sind einige Bemerkungen des Fürsten Bismarck über die Hintermänner der Kinaeden, ferner Gerüchte, die wahrscheinlich auf diese Aeußerungen zurückzuführen sind, und Mittheilungen der Frau von Elbe.“ Daß man vier Monate Gefängniß verdient, wenn man dem Fürsten Bismarck glaubt, dürfte den Historiker interessieren. Daß wird auf Grund eines Gesetzes ausgesprochen, das gar nicht existirte, wenn Fürst Bismarck nicht gewesen wäre. Und kein unsanftes Wort wird irgendwo gegen solches Gebaren laut. In der That: wir sind schon weit gediehen im neuesten Kurs. „Die Aeußerungen des Fürsten Bismarck sind wahrscheinlich im Zorn gefallen, aus ihnen konnte und durfte der Angeklagte nichts auf Homosexualität des Fürsten Eulenburg und seiner Freunde Hinweisendes entnehmen.“ Natürlich nicht. „Kinaede“ ist zu unbestimmt und „Hintermänner im doppelten Sinne, auch im physischen“ ist ebenfalls zu unbestimmt. Was für eine Psychologie überdies, die den Reichsgründer im Zorn rasch zum Verleumder werden läßt!

Was bleibt nun noch von dem ganzen Dunstgebilde? Richtig: „Harden hat es nicht für nöthig erachtet, vor der Publikation (welcher?) Herrn Sanitätsrath Moll oder Herrn Geheimrath Eulenburg, die Mitarbeiter der „Zukunft“ waren, sein Material zu unterbreiten.“ Daß ein Richter von den Pflichten des Redakteurs etwas ahnt, wäre am Ende kein unbilliges Verlangen. Selbst ein habitueller Kostgänger der Tante Voß muß einmal in seinem Leben wenigstens etwas vom Redaktionsgeheimniß gehört haben. Und was hätten die Herren Mediziner in diesem Falle auch sagen können? Haben sie eine Ahnung von Bismarcks Unterlagen? Nein. Haben sie nicht tagelang Frau von Elbe im schärfsten Kreuzfeuer gesehen, ohne sich über ihre Hysterie schlüssig zu werden? Ja. Und da hätte aus einer kurzen Unterredung Ersprießliches, Endgültiges herauspringen sollen? Doch zu viel, längst zu viel der Fragen. Längst zu viel auch schon für den Nachweis, daß die ganze Urtheilsbegründung unhaltbar ist; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert. Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht Hardens Prestige ist gefährdet, sondern die Frage, ob noch Recht gesprochen wird in politischen Prozessen, lastet schwer auf unserm Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereigniß werden, das Unbegreifliche geschehn und bleiben kann: was wäre noch unmöglich. Haben wir nicht sonst schon an Unerfreulichem genug, bringt uns nicht jeder Tag fast des Grams ein gerüttelt Maas? Ich kann nicht finden, daß wir daran Mangel litten, und wehre mich aus chrlicher Sorge dagegen, zum Mitschuldigen an Zuständen zu werden, die nimmermehr zu einem guten Ende führen. Unsere auswärtige Lage ist, trotz dem Klang der offiziellen Schalmeyen, nichts weniger als lieblich anzuschauen, und eh' die Osterglocke tönt, kommt uns mit unwillkommenem Tag vielleicht die Kunde, daß wir lächelnd wieder in neue Negchen tappten. In unsrer inneren weiß kein Mensch mehr Bescheid, und wir sehen nur, daß der Versuch, die politische Charakterlosigkeit zum Prinzip deutschen Regierens zu machen, reif zu ruhmlosem Verenden ist. Stampft das Bißchen, was uns an Vertrauen blieb, nun auch noch in den sandigen Rasen der Mark, dann stellt Euch vor Eure Kinder hin, wenn Ihr's noch könnt.

Karl Schnitzler.

Die englische Ausstellung.

Von Richard Muther.

Nachdem die Tagespresse über alle Einzelheiten der englischen Ausstellung berichtet hat, ist hier nur noch ein Resümee am Platz. Gewisse Fragen bieten sich dar, die auch für das Schaffen der Gegenwart nicht ohne Belang sind. Denn man steht vor einer seltsamen Tatsache. Eine wirklich große Künstlerindividualität ist kaum einer dieser Meister gewesen. Das kommt sofort zum Bewußtsein, wenn man sich des Mannes erinnert, der gleichzeitig in Spanien gearbeitet hat: des Francisco Goya, der in seinen besten Bildnissen dicht neben Rembrandt steht. (Eine Ausstellung, die nächsten bei Miehle in Wien stattfindet, wird es klarlegen.) Mit einem solchen Originalgenie verglichen, erscheinen die Engländer als geschmackvolle Unempfinder. Gainsborough ist der einzige, der in gewissem Sinne ursprünglich wirkt. Selbstverständlich kommt er von van Dyck. Die kühlen Farben, die seinen Werken einen so feinen Silberklang geben — sein Weiß, sein bleiches Blau, sein helles Rosa —, entsprechen denen, die van Dyck, der Hofmaler Karls I., für die Bildnisse seiner englischen Epoche wählte. Nebenbei denkt man an das französische Rokoko, an Watteaus weißen Pierrot in der Sammlung Lacaze, dessen jüngerer Bruder der Blue Boy zu sein scheint. Doch mit diesem Hinweis auf die Rokokonote und den van Dyck-Einschlag wäre eine Charakteristik Gainsboroughs nicht erschöpft. Man müßte hinzufügen, daß beides sich in ihm zu einer so wunderbaren neuen Stilleinheit umformte, daß man an den Stammbaum seiner Werke kaum mehr denkt, sondern sie wie Inspirationen eines Gottbegnadeten hinnimmt. Bei Reynolds ist das anders. So imposant seine Bilder sind, kommt man über die Erwägung schwer hinweg, daß er inmitten seiner Epoche doch als Anachronismus dasteht. Denn schließlich gilt es konsequent zu verfahren. Wenn man es Lenbach als Schwäche anrechnet, daß er seine Modelle immer durch die Brille alter Klassiker ansah, darf man nicht verschweigen, daß das Reynolds ebenfalls tat. Gibt es irgend etwas in seinen Bildern, das verrät, daß er ein Zeitgenosse Rattlers, Greuzes und Fragonards war? Gewiß, man kann sagen: seine Schriftsteller- und Kinderporträts erinnern sehr daran, daß seine Tätigkeit mit dem literarischen Aufschwung in England und dem Auftreten Jean Jacques Rousseaus zusammenfiel. Das ist alles. Im übrigen wirkt er, als hätte ein maître-peintre der Renaissance oder des Barock sich in das dixhuitième siècle verirrt. Nicht nur die Farbkombinationen sind von Tizian, Tintoretto und Rubens ganz genau diktiert. Selbst die Motive seiner Bilder haben durch diese Meister schon die klassische Ausprägung erhalten. Das mit dem General, der an seinem Pferde lehnt, ist ebenso alt wie das mit der Säule und der wallenden Portiere, die die pompöse Hintergrundkulisse seiner Figuren abgeben. Die klassische Kunst, die er aus dem ff kannte, war ihm ein riesiges Lexikon, das er nur nachzuschlagen brauchte, um bei jeder Aufgabe sofort zu sehen, wie sie von den Alten gelöst war. Und nachdem Reynolds dieses Nachschlagebuch abgefaßt hatte, war dessen Benutzung auch für die andern nicht schwer. Meinetwegen: der Schotte Henry Raeburn hat noch seine eigene Note. Er ist energischer als die Engländer, resoluter in den Farbenkontrasten, breiter im Strich

-- was die großen Bildnisse des Edinburgher Museums noch deutlicher als die nach Berlin geschickten Werke darlegen würden. Aber die andern. Selbst ein Kunstkennner, der das Gras wachsen hört, dürfte unfähig sein, zwischen Beechey und Hoppner, Romney und Lawrence irgendwelchen Unterschied zu entdecken. Selbstverständlich unterscheiden sie sich von Reynolds und Gainsborough, wie das immer Kleinere von Größeren tun. Sie sind flauer. Das Distinguierte wirkt oft leerer, das Reizende süßer. Doch das ist ein Qualitätsunterschied wie der zwischen Lucas und Goya. Untereinander sind sie wie ein Ei dem anderen ähnlich. Die Art, wie sie des von Reynolds festgestellten Vokabulars sich bedienen, ist eine so unpersönliche, immer sich gleichbleibende, daß man an die Sagungen der mittelalterlichen Kirche denkt: *Non est imaginum structura pictorum inventio sed ecclesiae catholicae probata legislatio et traditio.*

Freilich, hier beginnen die Fragen, die diese scheinbar so historische Ausstellung den Kunstfreunden und Künstlern von heute vorlegt. Es ist unter diesen Meistern kaum eine einzige ganz große Künstlerindividualität. Die meisten arbeiten nach einem Rezept, einer Schablone, einem Schema. Wären in drei weiteren Sälen gute moderne Porträts vereinigt, so könnte man mit Genugtuung feststellen, daß wir weit origineller sind: viel abwechslungsreicher in den Motiven, viel persönlicher in der Art, wie wir jede Aufgabe anpacken. Aber freilich, in die englischen Säle zurückgekehrt, würde man auch schmerzlich empfinden, daß Originalität durchaus nicht immer mit Geschmack sich deckt. Es gibt Gesetze und Regeln. Nur der Genius kann sie umwerfen, um an ihre Stelle neue zu setzen. Die anderen — und wer ist gleich ein Genius — fahren besser, wenn sie nach Nietzsches Wort „in Fesseln tanzen“. Das haben diese Maler gewußt. Sie experimentieren und suchen nicht. Sie ordnen das Persönliche ganz dem Gesetze unter. Das Mischee ist da. Die Methode, wie ein wirkungsvolles Bildnis inszeniert werden kann, steht fest. Nach dieser Methode richteten sie sich, als ob sie einer zwingenden Gesellschaftsform sich beugten. Und indem sie mit solchen feststehenden Dingen, mit gewissen, nie versagenden, in ihrer Wirksamkeit ausgeprobten Tricks geschickt operierten, gelangten sie vom Schema zum Stil. Sie können sich nicht verhauen. Es ist ganz unmöglich, daß ein glücklicher Wurf mit einem Mißgriff wechselt. Während das Schaffen der Modernen ein Lotteriespiel ist, bei dem es Treffer und Nieten gibt, ist hier ein geschmackvolles, nach guten Vorbildern hergestelltes Mischee sogar Talenten zweiten und dritten Ranges dermaßen zustatten gekommen, daß sie gar nicht anders können, als unweigerlich Geschmackvolles herzustellen.

Außer dem Geschmack, der wie ein *force majeur* alles durchdringt, bewundert man die unsagbare Vornehmheit. Daß sie zum großen Teil auf Rechnung der Menschen, nicht auf Rechnung der Maler kommt, ist klar. Denn um eine Kunst des Hochadels handelt es sich. Moderne Künstler haben so blaublütige Modelle nicht oft zu malen. Wir kommen uns neben diesen Aristokraten des *ancien régime* ungeheuer plebejisch vor. Trotzdem. Es gibt auch eine moderne Noblesse. Auch das gesellschaftliche Leben von heute, obwohl es grotesker, nicht mehr so einheitlich wie das der Vergangenheit ist, hat großen Stil. Wo sind die Maler? Lassen die paar Künstler, die, ohne in Schicksalus zu verfallen, ein vornehmes Damenporträt zu liefern wissen, sich nicht an den Fingern her zählen? Haben unsere Damen der großen Welt wirklich die rührende Ge-

schmachlosigkeit und gesellschaftliche Unbehilflichkeit, die sie nach manchen Bildnissen ihrer Maler zu haben scheinen? Spielt das Mondaine bei ihnen wirklich so häufig ins Demimondaine über? Das ist also abermals eine Chance, um die man diese Alten beneidet. Unseren Malern von heute, ganz besonders denjenigen, die wirkliche Künstler sind, fehlt der Verkehr in der vornehmen Gesellschaft. Weltferne Arbeiter, leben sie in ihrem Milieu dahin und glauben dann in Bildnissen ihr Bestes zu geben, wenn sie gleichsam zum Ersatz für das, was ihnen in Wahrheit nicht gelingt, von dem berichten, was der Tag gerade an neuen impressionistischen und sonstigen Problemen aufwirft. Was ob eine noch so interessante Lichtstudie oder ein noch so interessantes Stillleben ein Bildnis wäre! Im 18. Jahrhundert hatte sich diese unglückselige Trennung von Kunst und Leben noch nicht vollzogen. Der Gegensatz zwischen den Claude Lantiers und den Jagerolle war noch nicht ausgeprägt. Ein Maler der Gesellschaft brauchte nicht notwendig ein Faiseur zu sein. Das Haus des Junggesellen Reynolds bildete einen der gesellschaftlichen Mittelpunkte Londons. Lawrence hat als gleicher unter gleichen mit der hohen Aristokratie ganz Europas verkehrt. Die Maler kannten ihr Thema. Und da sie in der Welt, deren künstlerische Interpreten sie sein sollten, gesellschaftlich heimisch waren, vermochten sie die große Allüre des Salons so wundervoll zu treffen. Ganz wie einst in den Werken des Hofmarschalls Velasquez sich der Geist des Königtums in so unverfälschter Echtheit ausdrückte.

Ein Drittes, was nicht verfehlen kann auf unsere Künstler Eindruck zu machen, ist die dekorative Großzügigkeit der Werke. Man macht wieder die Beobachtung, die schon auf der Jahrhundertausstellung sich aufdrängte. Die Räume des Obergeschosses, wo die Bildnisse von Edlinger, Graff, der Angelika Kauffmann und Tischbein hingen, wirkten damals wohltuend, während es in den anderen Sälen, trotz viel besserer Bilder, nicht möglich gewesen war, ein einigermaßen befriedigendes Ensemble herzustellen. Jede Kunst leidet eben an den Mängeln ihrer Vorzüge. Man denke sich an diese Wände impressionistische Porträts gehängt, so würden sie in ihren frischen vibrierenden Tonwerten gewiß bei der Einzelbetrachtung sehr prickelnd wirken. Aber sie würden auch Löcher in die Wand machen. Man würde von weitem nur Goldrahmen und darin ein helles, toniges Chaos sehen. Die Stärke dieser Engländer, auch wenn sie sonst gar nicht stark sind, liegt in dem unfehlbaren Takt, mit dem sie die Gesetze raumschmückender Kunst befolgen. Nichts Kleinliches, undeutlich Verschwommenes gibt es. In klaren, schön geschwungenen Linien, in harmonischen, auch für die Fernsicht wirksamen Farbenkomplexen bauen ihre Werke sich auf. Und nicht nur die Silhouette der Figuren ist von großzügiger, gleichsam blockmäßiger Geschlossenheit; nicht nur die Gesten sind von melodischer, dekorativ ausdrucksvoller Rhythmik. Auch für die Hintergründe war nicht der naturalistische, nur der dekorative Gesichtspunkt maßgebend. Man kann es sehr billig finden, daß die nämlichen Versuchstücke — Postamente, bauartige Vorhänge und Parkprospekte — unveränderlich wiederkehren. Man kann daran Anstoß nehmen, daß die Figuren nie in einer Landschaft, in einem Zimmer, sondern immer nur vor einer Kulisse sitzen. Man kann sich des Bödlinschen Wortes erinnern: auf einem Mädchenporträt müsse schon die Landschaft die Stimmung des Frühlings suggerieren, und kann dann Manier darin sehen, daß die Engländer selbst bei Kinderporträts nur

braune Herbstbäume kennen. Daß sie diese Requisiten aus sehr guten Gründen verwendeten, muß man trotzdem zugeben. Das Auge gleitet gern über die unmöglichen Draperien, Säulen und verschnörkelten Bäume, weil sie trotz ihrer Unnatur in so amüsanten Arabesken die Figuren umspielen. Man fühlt, die schöne Fleckenwirkung, die harmonische Balance heller und dunkler Flächen, die allen diesen Bildern einen so effektvollen dekorativen Wohlklang gibt, wäre auf andere Weise kaum zu erzielen gewesen.

Schließlich noch eine Frage. Die Bildnißmalerei der Gegenwart hat ja ihre schönsten Erfolge auf dem Gebiete des intimen realistischen Porträts erzielt. Man stellt, oft inmitten ihres Milieus, Menschen dar, die sich so unbefangen geben, als hätten sie kaum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dagegen läßt sich nichts sagen. Es ist das natürliche Feld der Porträtmalerei, daß sie nicht ohne Schaden verlassen würde. Doch es ist nicht das einzige. Man könnte mit einer gewissen Berechtigung auch die Ansicht vertreten, daß es gar nicht Aufgabe eines Kunstwerkes sei, die gewöhnliche Werktagnatur zu schildern, was in bescheidenerem Maße auch die Photographie zu leisten vermag, sondern daß es die höhere Mission zu erfüllen habe, auch ein wenig Schönheit, Feststimmung und Feierlichkeit in unser Leben zu tragen. Von solchen Erwägungen gingen diese Engländer, übrigens auch die gleichzeitigen Franzosen aus. Wenn es irgendwie möglich war, haben sie das Irdische ins Ueberirdische zu transponieren gesucht, aus ihren Damen Göttinnen, Grazien und Musen gemacht. Das heroisierte Porträt stand im Mittelpunkt ihres Schaffens, weniger weil die Mythologie, als weil ein sehr erklärlicher Durst nach Schönheit mitsprach. In bürgerlichen Kulturen können solche Bestrebungen leicht ins Romische fallen. Schon Adrian van der Werff ist gescheitert, als er holländische Kaufmannsfrauen mit der Etikette Juno, Minerva oder Hebe verjah. Immerhin ist es nur eine Taktfrage, zu entscheiden, wo eine solche Transponierung möglich ist und wo sie lächerlich sein würde. Warum kann eine wirklich schöne Dame von heute nicht auch in Wolken thronen? Warum kann ein wirklich schönes junges Mädchen nicht ebenso geschickt Musidora und Terpsichore, Diana und Flora spielen, wie es ihre älteren englischen Schwestern taten? Noch hat sich zu solchen Experimenten wenig Gelegenheit geboten. Doch gewisse Symptome kündigen an, daß die Sehnsucht nach dem stilisierten Porträt auch jetzt wieder wach wird. Rodins Victor Hugo, Ringers Beethoven und manche andere Statuen machten auf dem Gebiete der Plastik einen vielversprechenden Anfang. Das Porträt, das Dora Hix im vorigen Jahr von Frau Gerhart Hauptmann malte, war in seiner Art auch kein mißglückter Versuch. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden die Bestrebungen der nächsten Jahre darauf abzielen, der Porträtmalerei etwas von der Feierlichkeit wiederzugeben, die sie unter der Herrschaft der rein naturalistischen Prinzipien einbüßte: sie aus der Werktag- in die Sonntagstimmung, vom Wahren mehr zum Schönen überzuleiten, sie aus realistischem Gelände mehr in die Regionen freier Kunst zu heben.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(5. Fortsetzung.)

Es waren Wochen vergangen. Graf Michael kam wieder einmal aus dem Parlamente und fuhr bei Minister Franzius vor, um sich nach dem Ergehen der Damen zu erkundigen. Er war jetzt oft Gast im Hause des Ministers gewesen und in Wahrheit seitdem auch ein ganz verwandelter Mensch geworden. Selbst seine komischen Anwandlungen hatte er ganz vergessen, daß er aufgerichtet und in seiner seltsamen Weise streng erschien, solange er nicht gerade vor Alice selber saß und mit ihr Geschichte und Lebensabsichten besprach.

Als Michael die Treppe langsam im Pelze emporstieg, blieb er bald stehen und lauschte. Töne eines Adagio drangen gedämpft in die hohe Halle. Er kam in der Dämmerstunde. Im Parlamente hatte er es einfach nicht mehr ausgehalten, in einem unbestimmten Verlangen nach dem Mädchen. Und jetzt merkte er auch, daß er ganz in die stille Arbeit und Beschau ihres Lebens hineinlauschte.

Wundersamer Friede herrschte. Die Töne von ferne klangen wie ein ganz entrücktes, seliges Leben. Nicht ohne Klagen kamen und schwoilen sie und entfernten sich und kamen und drängten wie liebendes Geplauder und wie enthaltender Vorwurf. — Oder wie Zerbrochenheit und dann neues Emporwachsen und Sich-Lösen und Entschweben.

Michael hatte eine Seele voll Sehnsucht, die jetzt ganz weit offen lag, wie ein reiner, klarer Quell aus Schutt und Geröll allmählich ergraben. Es drängte ihn nahezugehen. Obwohl kein Diener im Hause war, und er an sich nicht an solchen Ueberfällen Gefallen fand, kam ihm jetzt gar kein Gedanke, etwa erst sich melden zu lassen.

Es war und blieb tiefe Ruhe.

Der Minister wurde offenbar erst später erwartet.

Die Klänge des Adagio wiederholten sich. Alice hatte das Tempo der Klänge geändert, sie schien zu üben. Graf Michael tat Schritt um Schritt auf dem Läufer des Flures hin und öffnete geräuschlos eine Tür. Dann stand er lange — und ging zögernd doch den Tönen durch die stillen Räume immer näher.

Alice saß am Klavier. Ihre junge Gestalt war dem Nahenden abgewandt. Sie hatte eine solche Versunkenheit, daß Graf Michael lange in der Tür zum Nebenzimmer stehen konnte. Alle Räume waren noch dunkel. Der kleine Schein der Klavierlichter allein umfloß Alices Schattengestalt. Dann drehte sie sich plötzlich um — und sah, wie beobachtend, mitten aus dem Spiel ins Ungewisse.

Graf Michael war einen Augenblick wie betroffen. Er merkte jetzt das Unpassende der Lage und hatte versucht sich in das Zimmerdunkel zurückzubeugen. Aber Alice äugte mit solch sicherer Miene fast streng, daß er doch langsam hervortrat.

„Mein Gott! — Ah — nein — wer kommt denn da aus der Nacht?“ — sagte sie.

Aber Graf Michael sah sie an — und sie ihn — und er redete nicht.

„Verzeihen Sie!“ wollte er sagen. Aber er war auch gleich näher getreten und sah Alice hochaufgerichtet — und nahm ihre Hände, die er inbrünstig küßte. —

„Graf“ — sagte Alice zögernd — und ein wenig erschüttert.

Da war es, daß Graf Michael ihr wie in einer Berausung gar nicht mehr Zeit ließ.

„Alice — es ist nun einmal nicht anders — als daß ich mich verzehre und vergehe nach dir“ — sagte er — „daß ich weder Ruhe noch Frieden finde, wo ich auch bin — daß ich ein anderer im Guten werde mit dir — daß ich ein Elender bin, ohne dich — und wenn ich endlich — es war mein Wille — ich mußte kommen — ich mußte dich finden — so oder so — und du hast es jetzt in deiner Hand, mich hinauszurufen und zu verachten — oder mich ganz emporzuheben“ — sagte er hastig und ohne sie noch weiter anzusehen.

„Gott! Gott! Gott!“ — sagte Alice erschrocken, und trat zum Flügel zurück, auf den sie versunken und bleich geworden ihren Arm stützte wie in Trauer.

Graf Michael stand in einer wahren Erschütterung. Es kam ihm jetzt so vor, als ob das hoheitsvolle Mädchen wie eine Parze und doch voll Seligkeit da stand, den Faden seines Lebens in ihrer Hand drehend und wendend — und noch immer erschrocken erwägend, ob sie ihn durchschneiden, oder ob sie ihn ins helle Licht froh hinausspinnen sollte, in ihrer sicheren Jugend. Denn Alices Augen sahen noch immer nur groß und erstaunt vor sich nieder. Ihr Atem war so klein geworden, daß sie plötzlich sich noch fester halten mußte, und dann die Adern ihrer weißen Stirn pochten und schlugen, und sie nicht recht wußte, was zu tun.

„Ach du mein himmlischer Vater!“ seufzte sie nur.

Aber Michael überfiel es. Er nahm sie in seine Arme und küßte das schöne, klare Mädchen mit sanfter Liebe.

„Alice — ich bin nichts. Vergib mir! Ich bin nicht wert, daß ich dich begehre! Ich bin nicht wert, daß du mich sanft ansiehst! Aber es ist kein Halten mehr in mir,“ sagte er in bebender Herzensbeglückung.

„Ich wußte nicht, daß man sich so jehnen kann nach einem!“

„Oh!“ sagte Alice liebend — indem sie sich zärtlich nun aus seinen Armen löste — und ewig kein Wort redete und ihn auch nicht ansah.

„Aber du bist ein Schlauser,“ lächelte sie dann ganz leise, „daß du solche Stunde wähltest!“

„O meine lieben Götter! Was soll ich denn auch tun — bei solchem Ueberfall?“ brach sie plötzlich in Schluchzen aus, und Tränen sprangen aus ihren großen Augen und feuchteten ihre Wangen.

Und sie stand wieder stumm.

Daß Michael nur erschrocken ihre Hände in den seinen hielt, so weich mit ihr verfahren, als ob er eine unschuldige Lilie oder eine Schale aus weißem Stein vor sich hätte, die er mehr anbetete als liebte.

So hatten sie beide stumm und zärtlich voreinander gestanden. Da hörten sie den Minister kommen. Alice ermannte sich. Dann eilte sie gleich entschlossen hinaus.

„Vater,“ sagte sie schon draußen. „Es hat sich etwas Begeben. Nun rate einmal!“

Man hörte, daß der Minister gar nicht aufgelegt war, sich aus seinen Kämpfen im Parlamente in Späße zu finden. Er schritt gehorjam neben der Tochter ins Zimmer herein.

„Na, Mädel, schnell, schnell!“ sagte er, „ich habe gar nicht viel Zeit!“ —

„Du mußt Zeit haben, Vater,“ sagte sie. „Denn es ist — etwas Hochpolitisches!“ versuchte sie heiter zu sein mit zitterndem Stimmton.

„Ist es unangenehm?“ sagte er, noch gar nicht im Bilde, weil Alice sich jetzt ganz ernst neben ihm aufrecht.

„Ein bißchen!“ versuchte sie zu lachen, obwohl ihr Herzpuls noch ruhelos fladerte, als sie mit dem Minister wieder eintrat.

Der Minister war völlig erschrocken. „Mein Gott — nein,“ sagte er ganz erstarrt, als er Graf Michael stehen sah.

Graf Michael kam ihm zögernd entgegen, indes Alice den Vater ließ und ihren Arm in den seinen zärtlich einlegte.

„Mein Gott! Mädchen,“ sagte der Minister nur.

„Sie ist in allem selbständig. — Und ich könnte doch wünschen, was ich wollte, es müßte nach ihrem Kopfe gehen!“ versuchte er ungewiß zu lachen.

„Heißen Sie mich willkommen, Excellenz,“ sagte Michael gütig bittend, „und vergeben Sie mir!“

Der Minister sah Alice lange und fest an. Dann fügte er sie lange bewegt. Danach faltete er die Hände, betrachtete Michael mit fragend gutigem Blick, reichte ihm die Hand und umarmte ihn.

„Über, mein Kind! Was wird denn nur Mama sagen?“ Er war voll sanfter Güte.

* * *

In Alices Leben war eine sehr große Veränderung gekommen. Sie war die Braut des jungen Grafen und in der ganzen Residenz der angestaunte Liebling der großen Gesellschaft. Was in ihr, während der Zeit und langen Pflugschaft der Frau Minister, als eine stille Flamme warmer, starker Liebe um das Krankenbett geleuchtet hatte, das strahlte jetzt hell, wenn sie in die Säle und Salons am Arm Michael's eintrat, und wenn sie empfand, wie selbst der alte, eingefleischte Aristokrat und Herr, der Adelsmarschall, sie mit ganzer Zusammenfassung seiner fast vergessenen Edelmannsallüren empfing und behandelte, wie eine schöne Tochter, mit Stolz, man kann fast sagen mit Eifersucht.

Der junge Graf Michael war an ihrer Seite rein wie ein Kind neben Einer aus einer höheren Welt.

Die Fürstin sagte es ihm und ihr mit der ganzen Laune einer verwöhnten und selbstsicheren Frau.

„Was sie für eine Begehrtswerte ist!“ sagte sie. — „Ich liebte sie wahrhaftig. Aber nein — ich wußte es doch noch nicht. Es ist mit ihr, wie mit einer schönen Musik. Ich sehne mich beständig, sie zu hören,“ sagte sie zu Michael, „und ich bin beglückt, wenn sie mich mit ihren Blicken auch nur einmal streift.“

Dann ging sie wohl zu Alice mitten durch die Herumstehenden — und fügte das Mädchen.

„Ich liebe Sie, Alice,“ sagte sie laut vor allen, „und ich weiß, daß niemand außer Ihnen Michael glücklich machen konnte.“

Alice war wirklich noch strahlender geworden in der Zeit. Alice war jung, und ihre Stimme klang jetzt wie eine ausgelassene, süße, klare Melodie. Man konnte den Ton ihrer Stimme nicht hören, ohne nicht etwas wie eine unbestimmte Beglückung im Blute zu fühlen und sich daran immer wieder mit Sehnsucht wie an etwas Seltsames, Schönes und Unbekanntes zu erinnern. Ihr dunkles Haar glänzte noch tiefer und sah aus wie aus schwarzem Stein. Und das Dunkel ihrer Augen war wie eine frische Schattenquelle, aus der Glück und Güte und eine reichere Hoffnung rannen, wohin sie auch nur zufällig am Arme Michaels gehalten sich hinwandte.

Sie war beinahe so groß wie Michael. Wenn sie gemeinsam eintraten in einen Kreis, hätte man den Verächter und Spötter gewiß nicht erkannt. So hatte das frohe, einfache und freie Mädchen die Düsternisse und Zynismen und die verwahrloste Miene, all den zur Erstickung von Müdigkeit und Selbstvorfürfen aufquellenden Gram, der sich in Gespött und Verachtung früher entlud, in eine freie Laune gelegt und vergessen machen.

Michael war beneidet allenthalben. Auch wenn die Stimmen seines früheren Kreises reichlich Glossen machten. Michael empfand eine richtige, verzehrende Liebe zu Alice, die er im Leben bisher nicht gekannt hatte.

Woher hätte er sie auch kennen sollen? An seine junge und blühende Mutter bewahrte er nur von ferne Bilder und Träume von einem liebenden Leben. Im heimatischen Schlosse hatte es Erzieher und Diener gegeben — nichts sonst. Und einen fremden Vater. Und dann — wie er frei zu leben begonnen auf Reisen und in der Stadt — allenthalben Frauen und Mädchen, die seiner Winke harnten, und die er zuerst mit einer flüchtigen Sucht und dann mit gleichgültiger Gewohnheit hingenommen. Alles das lag ihm plötzlich fern, wie eine ganz andere Welt.

Das Bild Alices erfüllte seine Träume und stand in der dunkeln Luft seiner Nächte, wenn er aus Träumen die Augen aufschlug. Auch jetzt noch, wo er ihrer schon gewiß war. Und der Geist der stillen Hingabe an ein eigenes, menschliches und ausfüllendes Tun, der die Familie beherrschte — wobei ein jeder einem jeden hilfreich und gütig zur Seite stand mit gutem, förderndem Zuruf und Mahnung und mit einer heimlichen, immer fühlbaren, tätigen Liebe — umfaßte jetzt auch ihn. Daß er in einer neuen Welt und einem neuen Leben plötzlich geborgen sich dünkte, und wie unjet sonst — wo er ging und stand, ohne jenes alles.

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Zeichenstunde.

Da entkleidet sie sich, während sich der Künstler das nötige Material aus der Unordnung des Zimmers zusammensucht, Hut und Rock und die Unterkleider fallen, Korsett und Hosen und der Strumpf, und die nackte steht da. Ein Ruhebett ist in die Nähe des geheizten

Ofens gestellt worden, das Mädchen legt sich in nachlässiger Haltung auf biegsame Polster, achtlos um Posen. Sie weiß, daß sie schön ist, sie ziert sich nicht lange, sie hat schon erfahren gelernt, wie ernst es dem Zeichner in solchen Momenten zumut ist. Und nun liegt sie da mit zu dem Buch, das sie liest, niedergeschlagenen Augen, unumschränkt schön. Der Künstler hat sich einen Griffel gespißt und zeichnet sich, indem er die Augen ermächtigt

und zwingt, in das lebendige Bild, Merkwürdigkeiten herausholend, einzubringen. Seine Stirn zieht sich bald darauf in sorgenvolle Falten zusammen, offenbar kämpft er mit Schwierigkeiten. Er möchte aus allen ihn bisher beeinflussten Schulen und Vorschriften heraustreten an die freie, frische Luft der köstlichen Selbstzucht. Er zerreißt das begonnene Blatt und wirft sich in ein entstehendes neues, auch dieses verwirft und vernichtet er und fängt wieder ein neues an. Unterdessen ist das blühende Leben noch einfacher geworden. Musik entströmt dem Körper. Was für grausame Forderungen treten jetzt an die Künstlerhand leise aber schneidend deutlich heran. Er soll die Musik zeichnen. Da möchte er seinem breiten Kohlenstift Zartheiten, namenlose, zumuten, da möchte er fließen können wie Wellen, leuchten können wie die Sonne und schimmern können wie der mitternächtliche Mond. Nichts ist ihm fest genug und nichts unbestimmt genug gezeichnet. Wieder martert er das gedankenvolle Auge mit dem Anblick des lässig hingestreckten Körpers. Wie das zu den Linien und Falten herausherzt und duftet. Wie das edle Bein in die neu erfundene Unschuld sich rundet. Wie die Zeichnung sinkt und die Dichtung tönt. Der eine Arm ist lang ausgestreckt, mit der Hand den Sitz der Wollust anrührend. Die Brüste sind in natürlicher Bequemlichkeit vorgestreckt, zwei vorgebogene Hügel, zwei Aepfel zum ewig Anschauen. Die andere Hand hängt vom Stützpunkt wie zu Fingern geformtes Wasser nieder. Nun bestürmt wieder die gekrümmte Fußspitze die künstlerische Aufmerksamkeit. Der Hals verliert sich in die schöne Brust wie ein schöner Kunstgedanke in einen noch treffenderen und schöneren. Wie das einer weißen Wolke, Welle, Taube oder Empfindung ähnlich sieht. Die Wolke ist auch sehr einfach und auch so unerfaßlich, ebenso die Welle, aber die Taube flattert, das Können jenseits, und eine rasche zornige Empfindung zerreißt wieder das Blatt. Neu gezeichnet! An einem Stück weicher, unbekümmerter Natur zererschmettern die feinsten Kunstleistungen wie mutwillige Spritzer am unanfechtbaren Felsen.

Das Gefühl meint, es zeichnen und treffen zu können: niederschlagende Täuschung. Nur der eiserne Verneifer kann's. Das Genie staunt zitternd in seine Knie. Wie das atmet und denkt zu dem Leib heraus. Wie sich das hinauf und hinabschämt, wie sich die herrlichen Falten in die stolzen Formen, die Linien ineinander verlieben. Gott wird von ferne in Gebirgszügen und Meeresbrandungen verständlich. Der Künstler, verworfen, wie er sich vorkommt, geht hin und amüsiert sich mit dem Modell.

Robert Walser.

A propos.

Es gibt in unseren Tagen eine gewisse Klasse vortrefflicher Männer, die Jahre ihres Lebens damit verbringen, es in einer ganzen Reihe ausgezeichneter Künste zur Vollkommenheit zu bringen. Sie studieren hydraulische Apparate, die Wirkungen des elektrischen Lichts, alle Eigenschaften der Dampfmaschinen und die Anwendbarkeit des Dampfes, und sie bedienen sich all der Vorteile, die die Kenntnis all dieser physischen Gesetze ihnen schenken kann. Wenn sie alle diese Studien vollendet haben, dann nehmen sie eine Anstellung an dem einen oder anderen Theater an -- um es zu verderben.

Diese Menschen heißen mit einem allzu bescheidenen Namen Maschinenmeister, und sie sind auf dem besten Wege, die wirklichen Theaterleiter zu werden, kraft der Gewogenheit des Publikums, dessen Bequemlichkeit Behagen daran findet, von einem Parkettplatz aus die Fortschritte der technischen Erfindungen zu verfolgen. Sie sind es, die den Dampf zum Zwischenaktsvorhang gemacht und in Wilhelm Tell einen wirklichen Wasserfall eingelegt haben. Sie sind so beharrlich und so erfinderisch, daß sie bald das „mechanische Theater“ geschaffen haben werden, wenn sie nur noch einige Zeit weiter behaupten dürfen, daß sie daran arbeiten, die künstlerische Illusion zu vervollkommen, während sie in Wirklichkeit nur erreichen, das Publikum abzulenken und die Innigkeit seiner Aneignung zu verringern.

Während der „Techniker“ der „Hauptakteur“ der Schauspiele wird, werden die Schauspieler Staffage.

Das Ende wird sein, daß die Menschen-
darstellung ausstirbt, während nur die Dreh-
bühnen weiterschurren.

Das Leichenbegängnis der Kunst — und
unter Entfaltung von wieviel Pomp und wie-
viel Elektrizität — wird der „Techniker“, der
Herren Maschinenmeister letzter Triumph sein.

H e r m a n B a n g.

Dernburg.

Herr Bernhard Dernburg, dem wir, ehe er
auch nur die kleinste positive Arbeitsleistung
hinter sich hatte, von der Spree bis an den
Main, vom Main bis zur Isar eine via
triumphalis bauten und, im Winter, mit Rosen
bestreuten, wächst sich langsam zum Mann der
unbegrenzten Unmöglichkeiten aus. Das Urtheil,
das erfreuliche Urtheil des Reichsdisziplinar-
hofs gegen Herrn Jesko von Puttkamer (den
eine jeder Scham baare Presse Monate lang
wie einen Hallunken und Zuhälter beschimpfte,
und die jetzt kein Zeichen des Bedauerns für
alte Sünde findet) ist eine solenne Blamage
des vorschufreichsten aller Staatssekretäre. Herr
Jesko bekam einen Verweis und eine laute
Anerkennung seiner großen Verdienste um die
von ihm in langen, heißen Jahren verwaltete
Kolonie. Keine Dienstentlassung, keine Geld-
strafe. Einer, diesmal wirklich läppischen,
Weibergeschichte wurde der tüchtigste Gouver-
neur, den wir hatten, geopfert, von derselben
Presse, die in verlogenster Entrüstung neulich
über Harden herfiel, giftigsten Verdacht, ohne
jede Unterlage, gegen Olga Molitor verbreitete,
und Frau von Elbe mit Schmutz bewarf, aber
bis heute kein noch so bescheidenes Wörtchen
gegen Frau von Gernar einzuwenden hat.
Wirklich, ihr seid die Hüter der Gerechtigkeit,
der vertrauensweckende Hort der Freiheit und
des Liberalismus. Und da wundert ihr euch,
daß kein irgend auf dem Gebiete des Geistes
Einkommensteuerverpflichtiger auf euer Gehaben
achtet, und nur Dugendjuristen und die ihnen

vorgesehenen Excellenzen euerem Geslunker zum
Opfer fallen?

Derselbe Herr Dernburg hat neulich auf
eine Anzapfung durch die „Hamburger Nach-
richten“ ein Dementi erlassen, das erklärte:
„Ich habe lange Jahre höfliche und freund-
liche Beziehungen zu Herrn Harden gepflegt,
ich bin aber nicht sein Nachbar im Grunewald,
habe ihn seit mehr als Jahresfrist nicht gesehen
und bin niemals, weder während der Moltke-
Harden-Processe noch nachher, in der Lage ge-
wesen, mich in seinem Interesse zu verwenden.“
Die Tropensonne scheint dem Gedächtnis nicht
günstig zu sein. Herr Dernburg war mindestens
noch im letzten Frühjahr mit Herrn Harden
zusammen. Und die Behauptung, daß er nicht
in die Lage gekommen sei, sich für den Heraus-
geber der „Zukunft“ zu verwenden, hat dem
Andern, der mit bei Bethmanns war, sicher
ein paar amüsante Minuten verschafft.

R. G.

Judica.

In der „Deutschen Juristen-Zeitung“ hat
am 15. November Herr Professor Dr. Finger
aus Halle einen Aufsatz veröffentlicht, den man
der öffentlichen Beachtung empfehlen muß. Ein
Ramponirter könnte pro domo nicht besser
sprechen. Nur ein paar Proben. „Durch-
führung eines Wahrheitsbeweises in Fällen,
in denen er nach der juristischen Bedeutung der
Beleidigung nicht statthaben soll, ist ein grober
Verstoß gegen das Gesetz, der die Interessen des
Privatklägers in schwerster Weise verletzt.“
Dieser Satz ist mit einem Seitenblick auf § 185
geschrieben, und jeder Hallunke muß seine helle
Freude daran haben. Denn merkt's euch, ihr
Schufte, mein Vergehen ist gleich groß, ob ich
nun einen ehrsamem Mann oder einen habi-
tuellen Plöhsenseer einen Hallunken nenne.
Weiter: „Das Gericht hat zu prüfen, ob das
Beweisthema in den durch die Beleidigungs-
klage begrenzten Rahmen fällt und ob durch
die namhaft gemachten Beweismittel die be-
weisbedürftige Thatsache wirklich erhärtet
werden kann . . . Wird zum Beispiel jemand
homosexueller Neigungen beschuldigt (eine
Beschuldigung, die Harden bekanntlich nie

erhoben hat. Nur ein Sykophant kann das Konstatiren normwidrigen Empfindens mit Beschuldigen gleichsetzen), so scheint es mir für den Beweis derselben gleichgültig, wie er sich gegenüber der ihm angetrauten Gattin betragen hat, denn daraus, daß jemand gegen eine bestimmte Person anderen Geschlechts keine Zuneigung empfindet, kann absolut nicht geschlossen werden, daß er homosexuell veranlagt sei. (Natürlich nicht; denn es handelt sich ja nur um „die ihm angetraute Gattin“, zu der man nicht nach gewissenhafter Selbstprüfung und kraft eigenen Entschlusses kommt. Die ihm angetraute Gattin, das ihm widerfahrene Unglück: ein Meister der Sprache nur wählt so klug die Worte.) Die Zuneigung zu einer bestimmten Person anderen Geschlechts wird nicht nur durch den Geschlechtsunterschied, sondern durch eine Reihe individueller Faktoren beeinflusst. (Dum prüfe, wer sich ewig bindet.) In einem solchen Prozeß wird zur Durchführung des Wahrheitsbeweises die Feststellung von Intimitäten des Ehelebens entbehrlich sein, weil sie nicht geeignet sind, die Thatsachen zu erhärten, auf deren Feststellung sich der Wahrheitsbeweis des Beklagten in letzter Linie bezieht.“ (Mit Einschränkung, verehrter Herr; wenn ein Arbeiter in der Wuth einmal sein Weib verprügelt, so beweist das zweifellos kein homosexuelles Empfinden; wenn ein General aber zwischen sich und die [doch wohl nach eigener Wahl, nicht bloß auf Drängen der Regimentskammeraden] gefreite Frau eine Waschschiüssel stellt, die normalen Geschlechtsfunktionen nicht ausübt und nur mit äußerstem Widerwillen einige Male versucht; sich in Unterhosen ins Bett legt, die Frau für ein Klosett und die Ehe für eine Nothzuchtanstalt hält, so wird darin ein heterosexuell veranlagter Laie allerdings Thatsachen sehen, die geeignet sind, das behauptete Factum normwidrigen Empfindens als wahr zu erhärten.) Episode aus der Moral: „Wie viele dem jugendlichen Alter kaum erwachsene Personen werden in jenen Tagen nach den massenhaften Zeitungsblättern gegriffen und die Berichte aus dem Gerichtssaal verschlungen haben

— in zahllose bisher reine Gemüther wurde abscheuliches Gift geträufelt.“ (Ob gerade die reinen Gemüther die Berichte mit besondrer Gier verschlungen haben werden?) „Daß in jenem Prozesse die Oeffentlichkeit nicht völlig ausgeschlossen, vielmehr die ganze gebildete Welt zum Zeugen aufgerufen wurde, ist nach meiner Anschauung eine Versündigung gegen unser Volksthum, gegen unser Vaterland.“ (Hier wäre Etwas am Platze, wofür der Wahrheitsbeweis nur vor einem Gericht zu erbringen wäre, das den Muth zu einem „groben Verstoß gegen das Gesetz“ hätte. Passons.) Zum Schluß noch etwas besonders Reizendes. „Es ist ein großer Unterschied, ob eine allgemein bekannte, in öffentlicher Wirksamkeit stehende Person vor Gericht aufzutreten genöthigt ist, oder ob den Schutz desselben ein einfacher, der Allgemeinheit unbekannter Mann anruft. Der Unterschied liegt nicht in der Ehre beider, sondern — in der Wirkung derselben Angriffe. Hat heute N. N. seine Ehre vor Gericht gegen einen Angriff zu vertheidigen, dann spielt sich dieser Proceß im Rahmen einer alltäglichen sensationlosen Affäre ab; die offenen und versteckten Angriffe, die er etwa von dem Angeklagten zu erleiden hat, sie thun gewiß auch ihm weh, er wehrt sie ab — aber das Bild ist gemildert durch das Bewußtsein, daß die Angriffe eben bloß vom Beleidiger ausgehen und keine Resonanz finden im Kreise derer, auf deren Meinung man Werth legt. Der Mann in exceptioneller Stellung braucht den gerichtlichen Schutz gegen ungerechtfertigte Angriffe in höherem Maße, denn er muß sie sich laut vor der Welt gefallen lassen.“ (Ich habe gegen diese Sätze, solange § 185 die Proceßbasis bildet, nichts einzuwenden. Handelt sich's um § 186, so sind sie zu verwerfen, und zwar aus der einfachen Erwägung heraus, daß der faux pas eines Mannes in exceptioneller Stellung auch für den sittlichen Bau der Gesellschaft von ganz anderen Folgen begleitet zu sein pflegt, als der Exceß eines Arbeiters, auf dessen Wandel, wie der Herr aus Halle ja zuzugeben die Freundlichkeit hat, kaum ein Duzend Augen gerichtet sind.)

R. G.

Musik.

Aus den Konzertsälen. Die jüngsten Veranstaltungen in den Berliner Konzertsälen boten wiederum vielfach Gelegenheit, mit neuen Tonwerken bekannt zu werden. Deutsche und ausländische Komponisten waren fast zu gleichen Teilen an jenen Werken beteiligt, die auf dem Programm den Vermerk „zum ersten Male“ trugen. Und von den Nichtdeutschen standen die Russen der Zahl nach in der vordersten Reihe. Zwei Orchesterkonzerte, geleitet von Dimitry Utscharumoff, wurden, wie man hört, auf Veranlassung der kaiserlich russischen Musikgesellschaft*) gegeben mit dem Zwecke, die neuere russische Musikproduktion zu propagieren. Es war nur eine halbe Sache. Denn wenn schon etwas zu propagieren ist, so kann dies doch unmöglich einerseits Musik sein, die uns hinlänglich bekannt ist, wie alles das, was von Tschaikowsky auf dem Programm stand, noch auch andererseits dasjenige, was die mehr oder weniger kosmopolitisch gefärbten, nicht nationalen und auch nicht fortschrittlich gesinnten Jungrossen schreiben. Von den vorwärts schauenden, sich moderner Errungenschaften bedienenden, aber durchaus im nationalrussischen Boden wurzelnden Komponisten kamen nur wenige, und fast nur mittlere Talente zu Worte. Die Häupter der modernen russischen Schule, die Leute aus der Belajew-Gruppe und ihre Gefolgschaft, fehlten gänzlich. Der ihnen nahe stehende Biadow war mit einem kleinen programmatistischen Stückchen „Baba-Jaga“ (die Hexe) vertreten, das weniger russisches, als französisches Kolorit trägt; es erinnert stark an den witzigen „Zauberlehrling“ von Dufay. Von Naprawnik, dem Kapellmeister am Petersburger Marien-theater, hörte man zwei kleine Sätze „Märchen“ und „Fantasie“, die ausdrücklich für Vollprogramme geschrieben sind, also gewiß nicht die höchsten künstlerischen Absichten ihres Autors zu erkennen geben. Eine Suite „Kaukasische Skizzen“ und ein Marsch „Einzug der Tartaren“ von Tjanow hatten am verhältnismäßig meisten Charakter, brachten jedenfalls einen Hauch eigenartiger russischer Melodik mit, weil ihr thematisches Material auf nationalrussischen Weisen fußt; leider nur waren es lediglich Proben feinerer Unterhaltungsmusik. Das einzige Werk großen Stils, des frühverstorbenen, hochbegabten Kalinnikoff G-Moll-Sinfonie, hat nichts eigentlich Modernes. Es ist ein gesund empfundenes, prächtig aufgebautes Stück Musik, dem man von der

ersten bis zur letzten Note interessiert zuhört; aber es kommt über den Rahmen der alten Sinfonieform nicht hinaus, und Kalinnikoffs Tonsprache ist doch durchaus „westeuropäisch“, hat jedenfalls nur wenig Russisches. Kalinnikoff wäre, hätte er nicht so früh dahinscheiden, vielleicht ein anderer Tschaikowsky geworden, ein besserer, denn nach dieser Sinfonie zu schließen, besaß er weniger Neigung zu bombastischer, phrasenhafter Schreibweise, als Tschaikowsky, und dafür mehr Persönlichkeit. Der Name Tanéjew, der dreimal auf Utscharumoffs Programmen zu lesen war, erweckte Hoffnungen. Von einem Mosklauer Komponisten dieses Namens haben wir ein paar sehr gediegene Kammerstücke kennen gelernt. Und die Ballade „Ulioscha Popowitsch“, ein wirksames, farbenfrisches Stück, ließ zunächst darauf schließen, daß ihr Autor mit dem bei uns wohlakkreditierten Kammermusikkomponisten identisch ist. Eine F-Dur-Suite von ziemlich mittelmäßiger, gleichgültiger Musikmacherei und ein süßliches Unterhaltungsintermezzo machten es dann aber zur Gewißheit, daß man es nicht mit dem Mosklauer, sondern mit dem Petersburger Tanéjew (Alexei) zu tun hatte. Der bedeutendere Namensvetter desselben (Sergei) wurde uns zum ersten Male als Orchesterkomponist vorgestellt in einem von dem bekannten Kontrabaßvirtuosen Russewitsch dirigierten Konzert. Aber auch hier gab es insofern eine Enttäuschung, als der Zwischenakt aus Tanéjews musikalischer Trilogie „Die Dreistie“ gar zu wenig von der Persönlichkeit seines Schöpfers widerspiegelte, sich vielmehr als echt theatrale — freilich sehr farbenprächtige — Dekorationsmusik erwies. Daß Russewitsch ebensowenig, wie Utscharumoff, die Absicht hatte, uns mit markanten modernen Erscheinungen der russischen Orchesterliteratur bekanntzumachen, bewies der Umstand, daß auch er Tschaikowsky aufs Programm gesetzt hatte und dazu ein Sinfonie benanntes Spektakelstück im Schulmeisterstil von Glöckner, das die Feinsüßlichen vorzeitig aus dem Saale trieb. Von Interesse war an diesem Abend nur Rachmaninoffs C-Moll-Klavierkonzert mit dem Komponisten, einem genialen Pianisten, am Flügel. So daß also die russische Invasion (bis jetzt wenigstens) als bemerkenswertestes Resultat gezeitigt hat — einen Klavierspieler! —

Englands schöpferische Tonkunst vertrat Edward Elgar mit seinen Orchestervariationen über ein eigenes Thema. Ein gediegenes Werk mit sehr hübschen Einzelheiten, aber ein Stück in Stücken, ohne inneren Zusammenhalt. Und seinem Charakter nach völlig deutsch geartet, wie ja von einer spezifisch britisch-modernen Musik überhaupt nicht gesprochen werden kann.

*) Eine zur Pflege der russischen Musik gegründete Gesellschaft, die in 22 Sektionen über ganz Rußland verbreitet ist. Vergl. Bruneau, Russische Musik. Bd. IX der Sammlung „Die Musik“, Berlin, Marquardt & Co.

Aus Amsterdam war Julius Röntgen gekommen, um gemeinsam mit dem Sevcik-Quartett ein im selbstgenügsamen Spießbürgerstil gehaltenes Klavierquintett vorzuführen. Eine Anzahl Arbeiten tüchtiger deutscher Musiker (E. E. Taubert: Violinkonzert und Klaviersuite; Alexis Holländer: Ländler für zwei Klaviere), schnellten damit an der Wertskala um einige Grade in die Höhe. Ueber eine Overtüre von Richard Weg (eine solide Arbeit aus dem Durchschnitt), die Nikisch im letzten „Philharmonischen“ brachte, wäre nicht weiter zu reden, wenn das bläßliche Opus nicht den Namen Kleists auf dem Titel trüge; Virch-Pfeiffer-Overtüre sollte es heißen! Sehr marquant hob sich von dieser Musik des Mittelmaßes Hermann Bischoffs E-dur-Sinfonie ab, die gleichfalls durch Nikisch vorgeführt wurde. Da Bischoff in München lebt, hat man geglaubt, ihn der neuen Münchener Schule zuzählen zu sollen, wobei völlig übersehen wurde, daß diese Sinfonie von der formalen Verschommenheit, die für viele Erzeugnisse aus jener Schule charakteristisch ist, absolut nichts besitzt, daß sie vielmehr gerade dadurch sich auszeichnet, daß die einzelnen Sätze trotz deutlich hervortretender poetisierender Elemente architektonisch sicher und fest gestaltet sind. Ob Bischoffs Stärke im Sinfonischen liegt, mag dahingestellt bleiben; einige Anzeichen sprechen dafür, daß er auf dem Gebiete der dramatischen Musik noch etwas zu sagen haben wird. Jedenfalls aber ist seine Sinfonie ein vollwertiger Beweis dafür, daß der oft erhobene Vorwurf, unseren von modernem Geiste erfüllten jungen Tonsetzern gehe der Sinn für plastische musikalische Formung ab, durchaus nicht überall zu Recht besteht.

§§§

Theater.

Hebbel-Theater: Maria Magdalena. Es wäre ein Anlaß, sich wieder ein paar allgemeinere Beiläufigkeiten über Zweck und Nutzen des Theaters zu leisten; denn dieses Theater ist neu. Das eine Warum brächte da gleich ein nächstes hinter sich her, und unversehens hielte man wohl bald bei irgendwelchen Anfangsfragen. Indessen, allzu prinzipielles Bemühen könnte leicht in der Schätzung des gegebenen Anlasses verwirren; bleiben wir bei der Sache. Dieses Theater ist neu. Das heißt, es wurde ein neues Gebäude errichtet, von einer soliden und geschmackvollen Feierlichkeit im Inneren. Ein Raum für strenge und sachliche Kunstübung, ein Raum, der alles Helle, Heitere, Späthafte mit deutlicher Entschiedenheit abweist! Nun, im Theater soll ja, wie die Kundigen versichern, immer alles anders kommen, und was so das rechte Publikum ist, das hat

schon über die schwärzesten Rahmungen und die unerbittlichsten Wandverkleidungen hinweg gegebenen Falles wie toll gelacht. Daran müßte es also nicht liegen. Auch an dem Namen nicht, der — Gott weiß, in welcher Absicht! — von dem strengsten, verbissensten, unerbittlichsten, dunkelblütigsten aller deutschen Dramatiker hergenommen wurde. Ist er ein Programm? Das wäre schlimm genug. Denn Hebbel, als Prinzip genommen — so als theoretischer Glaubensartikel, meine ich — war bisher doch immer nur ein Programm für die Erziehung von literarischen Forschern, Dramaturgen und stichfesten Kritikern — was ja so im vagen Umriß ungefähr dasselbe ist. Hebbel als Anruf an den öffentlichen Geschmack, an die Liebhaber der dramatischen Kunst, an die Freunde des Theaters ist aber ein akustischer Irrtum. Man hört den Namen lobpreisend ausschreien und täuscht sich arg über die Richtung, woher der Schrei kommt. Hebbel ist die Bewunderung weniger ganz klarer Verstehender, nicht die Lust derer, die vornehm zu genießen verlangen. Der Ruf nach Hebbel kam aus befriedigten Gehirnen, nicht aus begehrenden Sinnen. Hebbel ist das richtige Programm für ein Theater im Entstehen.

Dieses aber steht nun schon fertig da, und sein bedrohlich literarischer Name wird ihm hoffentlich nicht viel anhaben. Spielt man doch schon auch den guten, lustigen, menschenfreundlichen, überaus klug zwinkernden Shaw darin, der so von Grund aus allem Hebbelium zuwiderdichtet, daß man sich einen lustigeren und anschaulicheren Gegensatz schon gar nicht mehr denken kann. Ja, von Hebbel bis Shaw, das wäre schon eher ein Programm für ein Theater — aber freilich ein so umfassendes, daß die durchschnittliche Dauer einer Direktion (in Berlin wie anderwärts) kaum hinreicht, ihm gerecht zu werden. Und so steht man vorläufig noch ziemlich ungewiß inmitten zwischen diesen zweien und fragt sich, welchem der beiden Pole uns nun die notwendige Resultante von Geschmack und Geschäft im weiteren Verlaufe der Entwicklung zutreiben wird. Ich wäre für Shaw; man lernt bei ihm so prächtig leben; aber sollte es Hebbel sein, bei dem man so wunderbar sterben lernt, so müßte der erhabene sittliche Ernst, der dann augenscheinlich in diese Berliner Welt gekommen wäre, jeden Guten gleichwohl sehr erfreuen und unserer Bewunderung sicher sein.

Warten wir's ab; denn dieses Theater ist neu. Das heißt, vom Gebäude selbst kann das schon mit Sicherheit behauptet werden. Weniger von den Spielenden und von ihrem Spiel. In dieser Hinsicht — das ist so eines von den selbstverständlichen Paradoxen — muß jedes neue Theater zunächst alt sein. Diese Kunst ist un-

bedingt nur von der absoluten Beherrschung des Materials aus zu revolutionieren (aber Revolution ist vielleicht ein zu großes Wort; sehen wir dafür: erneuern, oder etwa nur: bereichern). Nun, ein so kompliziertes, auseinanderstrebendes, in mancherlei Sinn widerspenstiges Material, wie dasjenige des Theaters, wird nicht beherrscht, ehe man es nicht in den verschiedensten Versuchen erprobt, gebraucht, mißbraucht, ja selbst verdorben hat. Und was die ersten bildenden Griffe betrifft, so ist, will mir scheinen, beim Theater noch immer der unauffälligste Anfang der beste. Man regt erst die Glieder, macht ein paar Schritte, sieht zu, ob man sie auch ordentlich gerade sehen kann; später dann wird man schon tanzen lernen, seinen eigenen Schritt erfinden, seinen eigenen Rhythmus haben — wenn sich Kräfte und Fähigkeit finden. Kluge hüten sich wohl auch vorerst und geben noch nichts preis, selbst wenn sie's hätten und könnten; so sind sie wenigstens sicher, nicht gleich beim ersten Zusammentreffen mit dem Geschmack der anderen mißverstanden und überrannt zu werden. Dies nur so ganz im allgemeinen. Aber bedenkt man es, so wird man sich doch nicht so sehr darüber betrüben (wie es leider doch geschehen ist), daß es dieser ersten Vorstellung des Hebbel-Theaters an einem besonderen Niveau, an etwas großartig Neuem gefehlt hat. Tüchtig — dieses biedere Handwerkerlob möchte da noch am besten passen. Aber das Handwerk geht voraus, auf die Kunst wollen wir noch geduldig warten. Was verschlägt es zunächst, daß die kleinen Rollen herzlich schlecht, die großen mit allzu sichtbarer Anstrengung, unter allzu sichtbarem Druck, in allzu sichtbarer Unterwürfigkeit unter eine ängstlich bemühte Regie gespielt worden sind? Man hat ein paar gute Schauspieler gesehen — wiedergesehen; hat sie so gesehen, daß sie in ihren Tugenden und in ihren Fehlern als gut zu erkennen waren. Es wurde Material gezeigt, nichts weiter; ein Material, in dem starke Hoffnungen sind. Das Stück? Mir scheint, wenn man es einmal ganz nach dem Traum der Hebbelleute, ganz verständig und verständlich spielen wird, dann werden es Geschmack und Sittlichkeit von heute erst recht nicht verstehen wollen. An diesem Stück kann, glaube ich, kein Theater mehr etwas verderben, weil kein Theater daran mehr etwas retten kann. Bürgerliches Trauerspiel: aber eben das Bürgertum, dessen Weltanschauung hier den tragischen Stoß erhält, hat sich längst selbst hinweggeleugnet, will sich gar nicht mehr so erkennen, steht sich ganz, ganz anders und weiß kaum, was es mit diesem verlorenen Abbild noch beginnen soll. So spielt das Drama, bei aller grimmig ergreifenden Realität, in der leeren Luft; es ist mehr als historisch, es ist vergangen.

Nun, Hebbel schrieb zum Glück noch andere außer diesem. Sie sind für das Theater, das nun einmal den Namen dieses Dichters angenommen hat, gewichtige Forderungen. Ungeheuerliche Forderungen, will mir fast scheinen. Denn läme Hebbel, den bisher die Kundigen akademisch verehren und die Genießenden tatsächlich nicht mögen, dank der eigenen Kunst dieses Theaters (die sich noch entwickeln muß) wahrhaftig zu einem lebendig fortwirkenden Leben auf der Bühne, so wäre das wohl noch mehr als eine bedeutende Bereicherung, es wäre eine ganz außerordentliche Erneuerung, fast schon eine Revolution.

Warten wir's indessen bei Bernard Shaw ab.

Willi Handl.

Rali.

Wenn die Agrarier ein gewerbliches Unternehmen gründen, um sich von den Händlern unabhängig zu machen, beginnen die sonst so treuen Anhänger der „Gewerbefreiheit“ die Hilfe des Staates anzurufen. Natürlich erklärt man auch die Emanzipation von vornherein für verfehlt und prophezeit mit kühnem Blick das Mißlingen der Spekulation. Genau so, wie man vor zehn Jahren jedem neu entstehenden Kartell den nahen Untergang voraussagte. Bis man schließlich einsah, daß man sich ständig blamierte, und vernünftigerweise mit den Faktoren der großkapitalistischen Entwicklung zu rechnen begann. (Oder wie die Mittelständler noch heute vergeblich auf den Zusammenbruch der Warenhäuser warten.) Man kann sich daher vorstellen, welches Echo die Nachricht des „Berliner Börsen-Couriers“ hervorgerufen hat, daß ein größerer landwirtschaftlicher Interessentenkreis einen geschlossenen und abgebohrten Felderkomplex in der Raliindustrie erwerben will, um ein Raliwerk auszubauen. Die Konsumenten wollen sich von den Lieferanten unabhängig machen, wollen fürderhin nicht mehr die hohen Preise für die notwendigen Düngemittel zahlen? Unmöglich. Und wenn's versucht wird, muß das Projekt gewiß bald scheitern. Vielleicht gar eine Revolution gegen den preussischen Fiskus? Der führt ja eine gewichtige Stimme im Rali-Syndikat; er ist an der Produktion des Syndikats mit einem Anteil von 61,18 pro Mille beteiligt. Die Nachricht ward zum Teil bementiert, größtenteils aber bald bestätigt. Das Blatt, das sie selbst in die Welt gesetzt hatte, wollte die eigenen Worte schon zwei Tage darauf nicht mehr im vollen Sinne aufrecht-erhalten. Anfangs kommentierte es die Felder-erwerbung dahin, daß „eine landwirtschaftliche Körperschaft“ nunmehr als Selbstproduzent

auftrate. Bald darauf hieß es, es sei nur eine Anzahl kapitalkräftiger Herren aus der Landwirtschaft „maßgebend“ beteiligt, aber die Korporationen als solche dächten nicht daran, direkt als Erwerber der Felder aufzutreten. Und die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft wie der Bund der Landwirte dementierten nachdrücklich und schrieben, Statut und Vermögenslage hindern allein schon den Abschluß solcher Geschäfte. Die Rugenhändler, d. h. ein paar Bankiers, die an der Aufrechterhaltung des Zwischenhandels in den Anteilen der Kali-gesellschaften lebhaftes Interesse haben, waren ein wenig beruhigt. Noch nicht völlig, denn man verhehlte sich nicht, daß es sich immerhin um einen beträchtlichen Komplex (25 Maximalfelder) handelt, und der Gedanke liegt zu nahe, als daß seine Ausführung nicht sollte in Erwägung gezogen werden können. Bald wurde bekannt, daß die Felder der Gewerkschaft Burbach gehören, deren Vorsitzender, Herr Korte, im Kaliyndikat eine wichtige Rolle spielt. Ein Kartellmitglied wagt es also, an den Konkurrenten Felder zu verschachern? Noch härteres Kopfschütteln erregte es, als man vernahm, gerade Herr Korte habe vor kurzem im Syndikat erst die Forderung gestellt, den Landwirten die Vergünstigung nicht mehr einzuräumen, die nach dem bestehenden Vertrag als sogenannte Notstandsvergütung gezahlt wird. Noch ist über die Stellung des Herrn keine völlige Klarheit geschaffen; aber wie auch der Streit der Kaliproduzenten ausfallen möge, welches Interesse auch die Gewerkschaft Burbach an dem neu entstehenden Kaliwerk haben möge; der Fall ist, scheint mir, von symptomatischer Bedeutung.

Ich will die agrarische Gründung in ihrer Wirkung nicht überschätzen; die Frage, wie sich das Werk zum Kaliyndikat stellen wird, ist nebensächlich gegenüber derjenigen, was Preußens Regierung im Augenblick zu tun hat. Ich will selbst annehmen, die Auffassung, der Zweck der Gründung sei nur, dem Syndikat einen Schreck einzujagen, und die Aufhebung der Notstandsvergütung zu hintertreiben, entspreche der Wahrheit. So bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß eine Reihe von Landwirten einen Keil in das Syndikat treiben will, um zu verhindern, daß seine Macht allzu sehr wachse und den Abnehmern die Preise diktiere. Auch wenn die Hoffnung (die von den Rugenhändlern gehegt wird) berechtigt ist, das neue Werk werde schließlich dem Syndikat betreten, so vermag das nichts daran zu ändern, daß die Landwirte jederzeit mit der Auflösung drohen können. Kartellverträge kann man, wenn's sein muß, wie Spinnweben mit leichtem Schlag durchbrechen; selbst wenn der neue Kartellvertrag (der im nächsten Jahre zustande-

kommen muß) diesmal auf 10 oder 15 Jahre geschlossen wird, wissen die Agrarier recht gut, welchen Trumpf sie in der Hand halten, indem sie ein eigenes Werk besitzen. Schon bei den Erneuerungsverhandlungen wird die ihnen verliehene Macht von wesentlicher Bedeutung sein; noch mehr aber im Kartell, wenn es sich um die Festsetzung der Preise handelt. Der Einwand, daß agrarische Werk könne nur eine geringe Beteiligungsquote erhalten und darum niemals über die Majorität verfügen, ist nur eine Ausrede, die nüchterner Erwägung nicht entsprang, sondern nur die Furcht verdecken sollte, die man dem Plane entgegenbrachte. Hat der preußische Fiskus, ohne die Majorität zu besitzen, nicht manchen Einfluß auf die Beschlüsse des Kartells? Und geschah seine Erwerbung der Gewerkschaft Herchnia nicht mit dem berechtigten Wunsche, den Einfluß auf das Syndikat zu vermehren, auch ohne die Majorität der Beteiligungsziffer zu erlangen?

Der Gedanke, ein eigenes Kaliwerk zu besitzen, ist, mag er dem Hirn einzelner geschäftsgewandter Landwirte oder wirtschaftlich geschulter Führer entsprungen sein, vorzüglich und zur rechten Zeit aufgetaucht. Denn wir befinden uns augenblicklich in der Aera des Rückschlages, die in der Kaliindustrie besonders scharfe Formen annehmen mußte, weil die Zahl der neuen Gründungen in den letzten Jahren Legion geworden war, weil die Gewissenlosigkeit einer Handvoll Spekulanten dafür gesorgt hatte, eine Uebersättigung der Besitzer von Anteilen an Kali-gesellschaften herbeizuführen, wie wir sie in keinem anderen Industriezweige erlebt haben. Der Unfug, der mit dem Vertriebe von Bohrauteilen getrieben wurde, hastet noch in unserer Erinnerung; er hat einen Entwertungsprozeß zur Folge gehabt, der sich auch auf die solide fundierten Unternehmungen erstrecken mußte. Wartet man, bis die Folgen der Ueberspekulation völlig beseitigt sind, bis womöglich der neue Syndikatsvertrag wieder zustande gekommen ist, so ist der Zeitpunkt verpaßt, und der Erwerb der Felder wäre, wenn überhaupt, so nur zu wesentlich höheren Preisen möglich. Von allen klugen Finanzleuten wird daher die jetzige Zeit der Brache ausgenutzt, und erst vor wenigen Wochen war zu lesen, daß die Kali-gewerkschaft Beienrode die Hälfte der Aktien des Kaliwerks Hattorf erwerben will. Andere Fusionen schweben in der Luft; sie entspringen sämtlich dem Gesichtspunkt, daß die Aktionäre einer Reihe von Kaliunternehmen während der Krisis gern bereit sind, ihre Anteile zu billigen Preisen herzugeben. Die banale Lehre, daß man eine Ware möglichst billig kaufen soll, in den Zeiten, wo der Verkäufer Geld braucht, sollte doch nicht erst zu wiederholen sein.

Nur der preußischen Regierung muß sie

wiederholt werden. Die Herchniafuge wurden in den Zeiten des Aufschwunges erworben; schon ein Jahr später hätte man sie viel billiger bekommen. Feierlich wurde damals versichert, an weitere Verstaatlichungen sei in absehbarer Zeit nicht zu denken. Das Wort mag berechtigt gewesen sein, um keine Kurstreiberei der Ralifuge herbeizuführen; daß man es aber gehalten hat, war unklug. Vergeblich sinnt man nach neuen Steuern und will nicht einsehen, auf wie leichte Weise der Staat Geld verdienen kann, wenn er nur ein wenig kaufmännischer handeln würde. Die Ruge des Werkes Herchnia haben sich im Jahre 1906 mit ca. 7 % verzinst. Rechnet man das Zinsforderndnis der Anleihen selbst mit 4 %, so verbleibt noch ein Gewinn von etwa 3 %. Ist ein solcher Nutzen von der Hand zu weisen? Er hätte nach Belieben vermehrt werden können, wenn man im Jahre 1907, als der Entwertungsprozeß der Ralifuge seinen höchsten Grad erreichte, vorsichtig und ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine Reihe anderer Werke erworben hätte. Noch ist die Gelegenheit nicht vorüber, wenn die Zeiten auch nicht mehr so günstig sind und rascheres Handeln als im vorigen Jahre am Platze wäre. Die Entwicklung der deutschen Raliindustrie geht einen so klaren Weg, daß es ganz unverständlich ist, warum die Regierung, deren Vertreter im Syndikat sitzen, den Dingen ohne Verständnis gegenübersteht. Wir sehen eines der stärksten Monopole entstehen, das Deutschland zu allen Zeiten gehabt hat. Nur dem Umstande, daß die Raliindustrie sich noch im Prozeß der Gärung befindet, daß eine zu große Anzahl von Feldern noch zu erschließen ist, darf es zugeschrieben werden, daß die Macht dieses Monopols bis jetzt noch nicht in vollem Umfange in die Erscheinung treten kann. Erbitterte Konkurrenzkämpfe, persönliche Differenzen der beträchtlichen Anzahl von Spekulant (die mit feiner Spürnase im letzten Dezennium bemerkt haben, daß an der Aufschließung von Ralifeldern viel Geld zu verdienen ist), hindern die Ausnutzung der durch Deutschlands Machtstellung als einziges Raliproduktionsland begründeten Kraft. Kann ein Zweifel aufkommen, daß in spätestens zehn Jahren dieser Prozeß beendet sein wird? Schon sehen wir, wie einige der großen Interessenten sich brüderlich die Hand reichen, und es wird nicht mehr lange dauern, dann hat das Großkapital die Mehrzahl der noch freien Ralifelder in seinen Besitz gebracht; dann wird vor unseren Augen ein Trübsgebilde entstehen, demgegenüber das Kohlen-syndikat ein winziger Wurm ist. Will die Regierung wie in der Berggesetzgebung den Anschluß versäumen? Oder reichen ihre Machtmittel nicht aus, um rechtzeitig den Besitzstand

an der Raliindustrie zu verstärken? Das Gegenteil ist richtig. Sie kann auf Grund ihrer Stellung im Syndikat die Erneuerung des Kartells erschweren, sogar zur Unmöglichkeit machen. Sie kann durch Einführung eines Exportzolles den Absatz ins Ausland schmälern, denn die Raliindustrie ist wie keine zweite auf den Export angewiesen. So fällt es ihr leicht, sich selbst den Ankauf der Felder und Ruge zu verbilligen. Statt dessen steht sie mit verchränkten Armen da und sieht müßig zu, wie andere sich bereichern. Drohungen, nichts als Drohungen, werden ausgestoßen, aber von einer energischen Handlung ist nicht das Geringste zu spüren. Man gibt sich sogar noch die erdenklichste Mühe, das Syndikat zusammenzuhalten, aus dem kleinlichen fiskalischen Gesichtspunkt, daß bei einer Sprengung vorübergehend eine Schmälerung der Rente eintreten würde. Das ist die Politik des Bureaukraten, aber niemals die des großzügigen Kaufmannes. Nicht einmal Parteifragen vermögen die Regierung am richtigen Wege zu hindern. Denn die Agrarier haben nur ein Interesse daran, daß Preußen stärkeren Einfluß auf die Raliindustrie gewinne. Sie wissen sehr wohl, daß sie von der Regierung weit eher günstige Preise herauschlagen können, als von den jetzigen Produzenten. Warum also zögert man noch, warum findet sich im preussischen Landtage nicht ein einziger, der sich in die Dinge vertieft, der mit weit-zügigem Blick erkennt, wohin die Entwicklung dieses wichtigen Industriezweiges führt? Man frage sich doch, warum die Banken, die sich bisher der Raliindustrie ferngehalten haben, seit wenigen Jahren mit steigender Kapitalkraft Einfluß zu gewinnen versuchen! Weiß man nicht den Feldererwerb der landwirtschaftlichen Interessenten in seiner prinzipiellen Bedeutung zu würdigen? Jeder Tag des Zauberns kostet die Steuerzahler Tausende; unverzüglich müßten die „edlen und erlauchten Herren von beiden Häusern des Landtages“ die Regierung fragen, warum sie nicht schleunig Geldmittel fordert, um ihren winzigen Besitz an Raliwerken beträchtlich zu verstärken.

Bruno Buchwald.

Vom Büchertisch.

Ein Buch über Wilhelm Leibl. Sieben Jahre haben sich kürzlich vollendet, seitdem Wilhelm Leibl, von allen neueren Malern der mit den gesunden Sinnen, mit den „kräftigsten Fäusten“, lang vor der Zeit an einem kranken Herzen gestorben ist. Seine kritische und fast schon geschichtliche Anerkennung konnte er zum Teil noch erleben; vollends aber war kurz nach seinem Tode und

weiterhin die Kunstwissenschaft bemüht, dem Schaffen des Einsamen die Bedeutung zu sichern, die es unerkannt in sich trug. Mit ihren scharfen Analysen ist (nachdem Muther auch hierin den Anfang gemacht hatte) Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte gerade diesem Künstler, der solcher Zersäuerung zu widerstreben scheint, gerecht geworden; und biographisch boten vor allem Zeitungsartikel persönliche Erinnerungen von Freunden und damit wertvolles Leibl-Material. Zu eben diesem Kreis nun gehört auch ein Arzt Dr. Julius Mahr in Bronnenburg (Oberbayern) — von dem ist soeben ein stattlicher und reich mit Bildern geschmückter Lexikonband erschienen, der voraussichtlich „das“ Leibl-Buch werden wird. Des Künstlers Leben und sein gesamtes Werk läßt dieses Buch („Wilhelm Leibl.“ Verlag Bruno Cassirer, Berlin.) auf Grund eines reichen Schatzes von Briefen und Angaben aus dem Verwandtenkreis und eigener Reminiszenzen ineinander klingen; die Analyse tritt hier bescheiden zurück hinter treuer und schlichter Erzählung, und die lebenswürdig-einfache Art, das Vollendete Leiblscher Bilder nicht zu zerlegen, sondern gleichsam nur streichelnd zu berühren, steht dem Verfasser so gut an, daß das Kunstlose seines Stils seine Wirkungen nur noch verstärkt. Es ist, als könnte das Wesen des wortfargen, in seiner Verbtheit taktvollen Meisters gar nicht echter sich spiegeln als im Mahrschen Buch. Die freie Landluft, die Leibl so liebte, spielt auch um diese Huldigung eines Freundes und Jagdgenossen, eines von aller norddeutschen Schärfe unberührten herzlichen Menschen. Und zu der Gewissenhaftigkeit des Chronisten, der alle erreichbaren Daten — auch die Zeitungsstimmen von damals! — zusammenträgt und mit frommer Geduld ein beschreibendes Verzeichnis des ganzen Leiblschen Werkes einfügt, tritt eine Auswahl von Illustrationen, in der man gerade die entlegensten Leiblschen Bilder, z. B. in herrlichen Heliogravüren, vereint findet. Sich in den Meister hineinzusehen wie hineinzulesen ist hier Gelegenheit. Im biographischen Teil ließt sich vor allem die Schilderung der Beziehungen, die Leibl als armer und unbekannter Münchener Akademieschüler zu Pariser Kunstfreunden fand, überaus fesselnd. In einem sonst so wenig romantischen Leben liegt hier ein kleiner Roman. Leibl geht Ende 1869 in

die französische Hauptstadt. In der Aristokratie eines fremden Landes wird er in seiner ganzen Stärke („un nouveau Holbein, un nouveau Durer“) erkannt, wird er festgehalten. Da bricht der Krieg aus, und er kehrt nach Deutschland zurück. Sein Leben gerät wieder in ärmliche und äußerlich trübe Verhältnisse. Die Landsleute stehen ihm künstlerisch ferner als die fernen Franzosen, deren Sprache er nicht zu erlernen vermocht hatte. Das „genialische“ Münchertum geht über den unbequemen, unerbittlichen Wahrheitsmaler hinweg. Friedrich Vecht persifliert ihn zur selben Zeit, wo ihn der „Figaro“ verkündet. Das alles wird im Mahrschen Buch ganz nach den Tatsachen aufgefrischt, und nicht ganz verständlich ist es deshalb — die einzige dunkle Stelle im Buch —, daß der Verfasser dennoch der Leiblschen Kunst die größere Entwicklungsmöglichkeit da zuschreibt, wo sie blieb, in der Heimat. Zum mindesten läßt es sich schwer beweisen, daß für Leibl, dessen kurzer Pariser Aufenthalt so fruchtbar wurde, die Heimat und die Verkenntung heilsamer waren als günstige Lebensverhältnisse. Und wenn man ihn mit Dürer vergleicht, so wirkt es traurig genug, daß er auch dessen Existenz — „ein so armer Narr von Künstler!“ hat Goethe von Dürer gesagt — auskosten und im deutschen Vaterland „nach der Sonne frieren“ mußte.

U. G.

Dr. A. Lohr: Prinz Emil von Schönaich-Carolath. (Götschenscher Verlag.)

Hermann Eßwein: „Die Schrittmacher“. (R. Piper, München.)

Adolph Rohut: „Ärzte als Staatsmänner.“ (Berlinische Verlagsanstalt.)

Chamisso: „Peter Schlemihls wundersame Geschichte.“ (Hans von Weber.)

Die Erscheinungen des Verlages Hans von Webers verdienen eine ganz besondere Würdigung, die ihnen hier auch noch zuteil werden wird. Jedes von diesem Hause edierte Werk zeichnet sich durch aparte Ausstattung sowohl in der äußeren Form, wie in der Wahl der Typen, Vorsatzpapiere usw. aus.

Notiz.

Der Aufsatz des Generals von Bredow „Krieg und Technik“ wird ebenso wie die „Lebenserinnerungen“ von Georg Brandes in nächsten Hefte zu Ende geführt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Vörsentell: Bruno Unghwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennestraße 8; für Österreich-Ungarn: Robert Feil, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expeditior für Österreich-Ungarn bei Rafael & Witzel, Wien I, Graben 24. — Druck von Bah & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Wilhelmstr. 90.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt des Verlages Richard Ungewitter, Stuttgart, Hegelstraße 25, bei, auf welchen wir besonders hinweisen.

Ziehung 25.—26. Februar

Geld - Lotterie

zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete
420000 Lose 12977 Geldgew. — M.

4900000

Hauptgewinn bar eine Abzug Mark:

750000

500000

250000

150000

3	à 5000 = 15000	200	à 100 = 20000
10	à 2000 = 20000	600	à 50 = 30000
20	à 1000 = 20000	3000	à 30 = 90000
40	à 500 = 20000	8000	à 10 = 80000
100	à 200 = 20000		

Wohlfahrts-Lose à M. 3,30 Porto u. Liste 30 Pf. extra.

Lud. Müller & Co. in München,
in Nürnberg,
in Berlin C., Breitestr. 5.
Telegr.-Adr.: Müllermüller.



Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek
zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von

Reclams

Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Millionen von Bänden über den ganzen Erdball verbreitete, bedeutendste deutsche Bücherammlung bietet in jetzt nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig den vielseitigsten und gediegensten Lese-
stoff, sowohl zur Unterhaltung als auch zum Studium. Die Universal-Bibliothek enthält mehr als 2500 Nummern Unterhaltungslektüre der bedeutendsten Erzähler aus der Weltliteratur, mehr als 1400 Nummern Bühnenwerke und etwa 1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

Kataloge

versendet an Interessenten überall hin gratis
Philipp Reclam jun. • Leipzig

Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen“

In Riel

ist für jede Firma, deren Waren in den Kreisen der Kaiserlich deutschen Marine und in den kaufkräftigen Schichten der Bevölkerung, also in den führenden, besterstellten Geschäfts-, Bürger-, Beamten- u. Offizierskreisen, d. Universitäts-, Handels- u. Marinestadt Riel (m. Vorort. 200000 Einw.) u. der wohlhabenden Provinz Schleswig-Holstein Eingang finden sollen, die

Rieler Zeitung

ein wirksames und unentbehrliches Veröffentlichungsmittel.

Zeilenpreis 30 Pf. :: Seitenpreis 145 M. :: Rabatt nach Tarif.

Im Verlage „Deutsche Zukunft“, Leipzig, erscheint demnächst und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Elternbundes, Zentrale Leipzig.

Arzt und Schulbetrieb. Gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen. Herausgegeben von Pastor Friedrich Steudel. Preis 1 Mark.

Professor Dr. Max Banner, **Tote Bildungsfaktoren in Schule und Haus.** Preis 1 Mark.

Unser Programm. Preis 20 Pfg.

Friedrich Wilhelm Kitzing, **Das moderne Schul- und Erziehungsdrama,** mit besonderer Berücksichtigung der neuen literarischen Erscheinungen. Preis 60 Pfg.

Felix Otto, **Trübes Wasser.** Eine Seminaristenkomödie. Neue Bühnenausgabe. 1.—5. Tausend. Preis 1 Mark.

Malleus Maleficarum.

DER HEXENHAMMER. 1489—1906, kritische deutsche Ausg. von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. 796 Seit. Brosch. 20 M. 3 Originalbände 24 M. Einzelne käuflich!

Einige Urteile der Presse:

„Die Bibel der Malle“, „das verruchteste und unsittlichste Buch der Weltliteratur“, „aber ein kostbares Kulturdokument“, „für den „Dilettanten“ im Sinne Goethes, für dieses Elitepublikum das eigentlich das geistige Niveau eines Volkes bestimmt und der wahre Träger und Verbreiter der Nationalbildung ist, bietet der Hexenhammer eine Quelle unerschöpflicher Belehrung“ etc. etc.

Ausführlichen Prospekt und Verlagsverzeichnisse gratis und franko. Verlagsanerbietungen erwünscht.

Herm Barsdorf, Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Bei Bestellungen wolle man sich auf den

===== „Morgen“ ===== beziehen.

===== Verfasser =====

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 18, Raiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Raiserplatz 18.

Insertaten-Annahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: H. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Vag & Carls G. m. b. H., Berlin W.



Unser
Illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.



SAALECKER WERKSTÄTTEN G. m. b. H.

ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN W. 10

Viktoriastrasse No. 23 (bei der Potsdamer Brücke)

AUSSTELLUNG VON ARCHITEKTUR-MODELLEN

SAALECKER MÖBEL VON PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche

Freie Besichtigung.

„MORGEN“-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT MORGEN.

SONNTAG, DEN 1. MÄRZ 08 — MITTAGS 12 UHR

IM KAISERSAAL DES HOTEL ADLON, UNTER DEN LINDEN 1.

**C. HAUPTMANN-
SCHREIBERHAU**

„NEUE DICHTUNGEN“

**FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN“ IST DIESER VORTRAG
KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM MONTAG, DEN 24. FEBRUAR,
BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN“, BERLIN W. 50, EIS-
LEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER
ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE**

EINTRITTS-KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.

BILLETS BEI: AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE

DER REINERTRAG

IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCHULKINDER IN BERLIN.

••
••

Inhalt

••
••

		Seite			Seite
E. von Bredow . . .	Krieg und Technik (Schluß) . . .	193	Gustav Herrmann . .	Richtfest . . .	213
Otto Julius Bierbaum	Etwas vom Erb- feinde . . .	195	Heinz Pothhoff . . .	Verpestung Ber- lins durch die Provinz . . .	214
Georg Brandes . . .	In der Fremde (Fortsetzung) . .	200	Ignaz Jekower . . .	Reminiscenzen über Wagner . .	216
Carl Hauptmann . .	Graf Michael (Fortsetzung) . .	203	Bruno Buchwald . .	Siegmund Fried- berg	218
Julius Bab	Persönlichkeit .	209	U. L.	Theater	220

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.





SEIDENHAUS
MICHELS & C^{ie}
HOFLIEFERANTEN.

BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,
ECKE MARKGRAFENSTRASSE.

GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS
■ FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE ■
MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD

FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN
UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROSEN.

||||| SPECIAL-ABTEILUNG FÜR |||||
LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÖCHER,
FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHÄRPEN ETC.






Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Poesie.

Nummer 7

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

14. Februar 1908

Krieg und Technik.*)

Von E. von Bredow, Generalmajor 3. D.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit der diesjährigen englischen Manöver auf der Ebene von Salisbury wurde von einem Herrn der Umgebung des Herzogs von Connaught ersteres angezweifelt. Der Herzog ließ sich sofort zum Beweis herbei. Sein Chef des Stabes mußte per Taschentuch-Morse den General Hamilton herbeirufen, sein Sohn, Prinz Arthur, mit gleichen Mitteln die Artillerie befragen, welches Ziel sie hätte. Alles funktionierte vortrefflich. Auch die Verbindung der Artillerie mit dem Infanteriegefecht ist stets durch einen Artillerieoffizier und das ausgedehnte Gefechts-Telephonnetz gewährleistet. In alledem fehlt's noch bei uns. Nur die Kavallerie hat ihre Patrouillen-Apparate, die bei feuchtem Wetter und auf weite Entfernungen oft versagen. Ausbildung und Ausrüstung hinsichtlich des Heliographen ist ungenügend, desgleichen verallgemeinerte Kenntnis des Morse-Alphabets. Division, Brigade, Regiment verfügen noch immer nicht über Fernsprecher. Bei der Artillerie sind nur die Regimenter mit dem Artillerie-Brigadefeldkommandeur verbunden, nicht einmal mit dem Divisionskommandeur. Nur einige Haubitzenabteilungen besitzen versuchsweise Fernsprecher. Allgemeine Kenntnis des Morse-Alphabets fehlt bei Offizieren und Mannschaften. Das neue Exerzierreglement fordert endlich, daß ein Artillerieoffizier nebst Winkler die Verbindung zwischen der vorderen Infanterielinie und der Artillerie herstellt. Übungen in Heliograph-Morse und Azethlenlaterne-Morse werden nicht in genügendem Umfang angestellt. Aber die Artillerie-schießschule macht in ausgiebigster Weise vom Fernsprecher Gebrauch. Es fehlt an Übertragung auf die Truppe. Wir verlassen uns zuviel auf den Winklerdienst, der in allen Kompagnien, Schwadronen und Batterien von den Unteroffizieren und sechs bis acht Mann geübt wird. Geländewellen, Pulverdampf und Nebel gestalten diesen Nachrichten-dienst oft zu einem unzuverlässigen. —

Und wie steht's mit der Ausrüstung der Kavallerieregimenter mit tragbaren Maschinengewehren? Nützlichkeit und Bedürfnisfrage sind längst anerkannt. Unser jetziges Maschinengewehr ist zu schwer und zu kompliziert — 27 Kilo, 11 Federn. Die Technik stellt längst leichtere Gewehre einfacherer Mechanismen her; kleinere Armeen, z. B. die dänische, haben solche bereits eingeführt. Bei uns ist auch diese Frage à

*) Siehe „Morgen“ Nr. 5 vom 31. Januar.

l'étude schon lange. Die Zentralstelle, welche die Versuche macht, kommt über die Frage des Sattels bzw. Tragegestells nicht hinaus. Auch hier fehlt's an der schnellen organisatorischen Uebertragung auf die Truppe. Frankreich mit seinem rührigen Kriegsminister wird uns trotz Humbert darin wohl zuvorkommen.

Luftschiff und Funkentelegraphie haben schnelleres Zugreifen unserer leitenden Stellen veranlaßt. Frankreichs Vorgehen hat zu ersterem — dem Anlauf des Zeppelinischen Luftschiffes und Bereitstellung der Mittel für ein zweites — den Anstoß gegeben. Nach der verschwundenen „Patrie“ sind in Frankreich fünf gleiche Luftschiffe im Werden — man spricht schon von einem Aufmarsch der Luftschiffe an der französischen Ostgrenze. Aber von Utopien können wir absehen: als Kampfmittel sind die Luftschiffe aus verschiedenen Gründen nur geringwertig zu veranschlagen. (Die Ausführungen des Reg.-Rats Martin in seinen verschiedenen Büchern und die des Herrn Scheerbarth in Heft 12 des „Morgen“ 1908 haben meine Ueberzeugung nicht gewandelt.) Aber ein gefährliches Aufklärungsmittel, das die strategischen Aufgaben der Kavallerie ungemein erschwert, sie trotzdem zu erweitern und zu ergänzen befähigt ist. Das außerdem im Festungs- und Stellungskriege von schwerwiegendster, umwälzender Bedeutung werden kann, aber nicht durch die Kampfkraft, sondern durch die Aufklärungsfähigkeit. Und trotz der ungewohnten Fügigkeit, mit der wir zugegriffen haben, ist uns Frankreich doch wieder voraus. Im Laufe dieses Jahres werden fünf Luftschiffe à la Patrie mit einem Aktionsradius von 250 km und je 300 kg Sprengmittelausrüstung im Aufmarschraum auftreten können. Wenn ich mir vergegenwärtige, als Kavalleriegeneral, was von französischer Seite an strategisch-kavalleristischer Aufklärungstätigkeit zwischen Remilly und Saarburg beim Kriegsbeginn geplant wird, so beunruhigen mich diese fünf großen Zigarren, die auf 7—800 m Höhe — in gewisser Entfernung — unsäßer herumfliegen, auf das äußerste. Unsäßer! Darin liegt's — das quält, beunruhigt, lähmt. Warum hält im Verwüstungsprinzip die Technik nicht Schritt, wie zwischen Panzer und Geschütz? Auf mittlere bzw. weitere Horizontalfentfernungen kann Feldartillerie wohl den sehr beweglichen Lenkbaren beschießen, doch nur bei großem Munitionsaufwand wird ein Erfolg zu erzielen sein — selbst dann noch zweifelhaft. Kommt der Dirigeable näher, so versagt die Elevation. Die Firma Erhardt-Düsseldorf hat im vorigen Jahre einen Panzer selbstfahrer ausgestellt, der in der Kuppel ein 35 mm Schnellfeuergeschütz (Pompon) führte, das jede Elevation nehmen konnte. Das Fahrzeug — bestimmt zur Verfolgung von Luftballons — hatte nur einen Fehler, es war gepanzert und daher zu schwer. Man nehme ihm den Panzer, befähige es durch Vierräderantrieb, auch kurze Strecken im Gelände zurückzulegen, und dann gebe man jeder Kavalleriedivision zwei solcher kleinen schnellen Maschinen zu rücksichtsloser Verfolgung der feindlichen Lenkbaren. „Laß es jetzt gut sein, Seni, komm herab, der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.“ Lenkbare Luftschiffe müssen von der terra firma aus bekämpft werden, und dazu brauchen wir ein kleines Schnellfeuergeschütz auf schnellem Vierzylinder und zwar schnellstens.

Immerhin haben wir 1907 einen gewaltigen Schritt in der Organisation der Feldtelegraphentruppen vorwärts getan, eine Inspektion geschaffen, ein viertes Bataillon errichtet, und jedem Telegraphenbataillon eine vierte Kompanie als Funkentelegraphen-

abteilung zugeteilt. In dem Heraufwachsen der technischen Truppen sind Analogien unverkennbar. Aus Eisenbahnkompagnien sind Regimenter und Brigaden geworden, gleiches bei den Telegraphentruppen — und so wird's ergehen mit den Luftschiffstruppen — und so muß es kommen mit der Kraftfahrzeugabteilung. Wir brauchen für jede Kriegsarmee ein Bataillon für Lastselbstfahrer, ein Bataillon für Personenselbstfahrer, ein Bataillon für Motorräder. Nicht um sie einheitlich zu verwenden, sondern um am ersten Mobilmachungstage Stäbe und Truppen usw. damit zu versehen. Schon das nächste Quinquennat muß hier Neuorganisationen bringen, wenn die deutsche Armee nicht ins Hintertreffen geraten soll. Wir müssen aber auch die Offiziere und dadurch die Truppe mehr für technische Fragen interessieren. Das technische Fluidum muß bis in die feinsten Veräderungen geleitet werden und darf nicht nur bei einer Zentralstelle monopolartig eingekapselt bleiben. Belebung der Peripherie tut dringend not.

Etwas vom Erbfeinde.

Von Otto Julius Bierbaum.

Ein Kanadier, der Europens überlächelte Höflichkeit nicht kannte, berichtete, nachdem er dem Volke der Dichter und Denker einen Besuch gemacht hatte, seinen Landsleuten neben manch anderem, daß ihnen furios erschien, dieß:

„Es rühmen sich nun die Männer mit den Bärten aus gelber Wolle und den Nasenfenstern, daß sie und ihre Schwarm eine große Liebe zu den Tieren hätten und keiner Kreatur mit Fleiß und zwecklos wehe täten. Dieß aber, meine Brüder, ist eine von den vielen Lügen dieser Wollbärte. Denn seht, in so vielen Wigwams von ihnen ich auch war: in jedem sah ich ein seltsames und bedauernswertes Tier, das sie zu nichts anderem in der Gefangenschaft hielten, als daß sie sich an seinen Schmerzenslauten ergöhten. Es ist ganz harmlos, tut niemand was zuleide und steht bescheiden ruhig da. Aber kaum erblickt es der scheußliche Mann durch sein Nasenfenster oder des scheußlichen Mannes gleich scheußliche Frau durch ihre abscheulichen blauen Augen, vor deren kaltem Lächeln ich mich mehr gefürchtet habe, als vor den 100 000 Kanonen des Kaisers mit dem zweizinkigen Barte, der gen Himmel wächst: so stürzt er oder sie mit häßlicher Gier darauf los, reißt ihm das Maul auf und drischt mit beiden Fäusten auf den stumpfen Nagetierzähnen des wehrlosen und entsetzlich aufbrüllenden Geschöpfes herum. Und gerade das ist es, was diesen entmenschten Barbaren Freude bereitet. Damit das unglückselige Wesen noch lauter schreie, heule, wimmere, stöhne, winsеле, kreische, quieke, knurre, geben sie ihm auch noch Fußtritte; und unterdessen, wenn es der Mann ist, der diese Tierquälerei verübt, stellt sich die Frau neben ihn und verhöhnt den Schmerz der gepeinigten Kreatur, indem sie widerliche Schmerzenslaute ausstößt. Ringsherum aber sitzen andere Scheusale der gleichen Art und geben grunzende Töne des Entzückens von sich, wie Schweine, die ihren Rücken an einer Mauer schaben, oder sie drehen ihre gräßlichen blauen Augenklugeln so heftig im Kreise, daß man meint, es müßten Funken von ihnen stieben wie von geriebenen Feuersteinen. Zumal die Weiber gebärden sich über alle Maßen greuelhaft, und ich

habe dabei erkannt, warum sie ihre Brüste mit Reifen umschnüren wie Fässer. Es geschieht dieß nämlich eben wegen dieser Entzündungsanfälle beim Quälen jenes armen Tieres. Denn dabei wippen sie ihre Brüste so heftig, daß sie davon fliegen würden, wären sie nicht durch metallene Reifen gehalten. — Und: wo ihr im Lande dieser entarteten Menschen auch wandern möget, meine Brüder: in den riesigen steinernen Städten, wo sie, Räßig an Räßig eng beieinander und übereinander, wohnen, oder auf dem Lande, wo die Häuser weiter auseinander stehen: auf hohen Bergen neben Gletschern und Schneefeldern; in den Tälern an den Ufern der Flüsse; auf der Ebene, die sich zum Meere streckt: überall hört ihr aus den Häusern heraus dieses ungeheure, gräßliche Klagen der Qual. Denn sie machen nicht einmal die Fenster zu, wenn sie ihrer scheußlichen Leidenschaft frönen; nein: Alle sollen, Alle müssen es mitanhören, was ihre schändliche Grausamkeit verübt. Es ist, als ob sie auf ihre Niederträchtigkeit stolz wären. Und es ist das auch wirklich so. Wer am schnellsten und ausdauerndsten auf die Zähne jenes bejammernswürdigen Tieres los schlagen kann, wird unter ihnen berühmt, wie bei uns ein großer Jäger und mutiger Krieger. Es gibt Schulen, wo diese Tierquälerei gelehrt wird, und ich habe mir sagen lassen, daß im Lande der Deutschen das schönste Mädchen keinen Mann bekommt, wenn es nicht eine jahrelange Übung in dieser infamen Kunst aufweisen kann. Denn sie nennen es, und das ist wohl das Greulichste daran, eine Kunst. Eine Kunst — — —!“

Darin, find ich, hat der Kanadier recht: Eine Kunst ist die Klavierpaukerei nicht, mit der der Nachkomme des büffelhorntutenden German und die Nachfahrin der haderbrettschlagenden Thunelba ihre überschüssige Kraft in Schallwellen umsetzen. Die Tierquälerei beruht auf einem (übrigens sehr begreiflichen) Irrtum der Rothaut. Um so fürchterlicher ist die Menschenquälerei, die in diesem akustischen groben Unfug liegt, der ganz Deutschland mit tobsüchtigem Lärm erfüllt.

*

O deutsche Eltern, jammert euch denn gar nicht der armen, unschuldigen Kindlein, daß ihr es überß Herz bringt, sie vor das tastensletschende Klavier zu zwingen, und wenn sie gleich nicht mehr Musik im Leibe haben als ein mit sauren Gurken gefülltes Faß, und nicht mehr Talent zum kunstreichen Tastenschlagen als ein Walfisch? Und, o deutsche Mitbürger und Mitbürgerinnen, fürchtet ihr auch nicht Sünden, daß ihr die Hörorgane von Zeitgenossen, die nicht zur Strafe für irgendwelche Verbrechen, sondern nur durch die Ungunst des blinden Zufalls eure Nachbarn geworden sind, so schauderhaft und unverschämt malträtirt, indem ihr (es gibt keine frechere Schamlosigkeit) von früh bis nachts in sie hineintrommelt (ich ahme nur höchst mühsam euren Rhythmus nach):

Zum Klavier
Brauchen wir,
Hörst du, du,
Kein Talent,
Sondern bloß
Möglichst groß
Ein Instrument.

Und dazu,
Hörst du, du,
Ein Pedal,
Und zumal
Rücksichtslose Pfoten.
So spielen wir
Auf dem Klavier
Das hohe Lied der Knoten.

Und wenn ihr schon kein Gefühl der Rücksicht auf die andern habt: möchtet ihr nicht endlich einmal der Empfindung zugänglich werden, daß ihr aus Rücksicht auf euch selber eigentlich gezwungen wäret, dieser schamlosen Enthüllung eurer seelischen Blößen Einhalt zu tun? Ihr laßt doch nicht alles öffentlich sehen, was an euch kümmerlich, häßlich, gebrechlich, unappetitlich ist; -- wie könnt ihr es nur immerzu hören lassen?

*

Es gibt deutsche „Hausfrauen“ (ach, daß man gerade dieses Wort in — Gänsefüßchen zu setzen jetzt so oft nötig hat), die zwar keine Zeit finden, Schlafrock und Nachfrisur in den ersten Stunden des Tages abzutun, wohl aber leider mehr als ein Viertelstündchen dazu übrig haben, sich mit strähnig herumzottelndem Haar und jener beleidigend formlosen Flanellhülle ans Klavier zu quetschen, dem nun die noch schläfrigen Finger ein unsauberes Gewimmer entklopfen. -- Opfert man so seinen Göttern, Madame? Ach, was red ich: Götter! Das ist nicht Andacht, sondern Frühstücksverdauung. Mozart oder Lehar, Beethoven oder Rudolf Waldmann — alles egal auf diesem Nudelbrett der Gedankenlosigkeit und des Gefühlschwundes. O, daß die Schlafrockhuldinnen doch lieber Beesseat klopften! Es würde nicht nur nützlicher sein, sondern auch besser klingen. — Das Schrecklichste am Klavier ist, daß es in der Regel den Respekt vor der Musik ertötet, und das ist der Respekt vor etwas Heiligem. Das Klavier ist ein irreligiöses Instrument, das Instrument der Blasphemie. Die Musikduselei auf dem Klavier sollte sich wenigstens auf schlechte Musik beschränken. Es wäre doch ehrliche Gemeinheit. Aber diese Gotteslästerer heucheln ja gerade Verehrung des höchsten Wesens. Es ist unsäglich schäuderhaft und der fürchterlichste Beweis dafür, daß in den weitesten Kreisen bei uns keine Spur von Kulturgewissen existiert. Ich vergleiche den Menschen, der die ewigen Offenbarungen des musikalischen Genies auf dem Klavier zu einem breiigen Gack verhadet und sich einbildet, damit Kunst zu treiben, dem Wilden, der sich mit den zerrissenen Fetzen der Kleidung eines von ihm totgeschlagenen Europäers behängt und nun glaubt, als Kulturmenschen dazustehen. — Daß uns aber diese musikalischen Kannibalen auch noch tyrannisieren dürfen, indem sie uns auf Schritt und Tritt mit ihren scheußlichen Geräuschen verfolgen, ist ein schlechtthin schmachtvoller Zustand, der selbst einen Anarchisten dazu bewegen könnte, nach einer ästhetischen Polizei zu rufen.

Was würde man dazu sagen, wenn es sich jemand unterstünde, den nackten Hintern zum Parterrefenster herauszustrecken? Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich an-

nehme, daß man das ziemlich allgemein als moralisch unzulässig empfinden würde, weil es ein beleidigendes Vergnügen für das sittliche Auge ist. Das sittliche Ohr scheint aber seltener zu sein. Wer es besitzt, ist ohne die mindeste Möglichkeit zur Abhilfe unausgesetzt der Beleidigung durch akustischen Exhibitionismus der greulichsten Art ausgesetzt.

*

Man hat die Klavierwut der Deutschen einmal eine Seuche genannt. Sie ist mehr — sie ist ein Laster! Und sie ist als solches kaum weniger gefährlich als die deutsche Saufwut. Wenigstens verbummt sie gleich ihr und schwächt die Empfänglichkeit für feinere ästhetische Genüsse. — Vom Klavierspiel als Kunst und vom anständigen Dilettantismus im Sinne guter Hausmusik ist hier nicht die Rede. Das Klavier hat, seit es in dieser fürchterlichen Massenhaftigkeit aufgetreten und zu einer Plage geworden ist, die deutsche Hausmusik nicht gefördert, sondern gefährdet. Die echte deutsche Hausmusik war ehrliches, liebevolles, andächtiges Bemühen um die Kunst; der heutige pseudomusikalische Hauspektakel auf dem Klavier entspringt einem erbärmlichen Behagen an gedankenloser Dahinduselei, verbunden mit roher Lärmsucht, und ist eine Art Lösegeld, mit dem sich grundbarbarische Menschen von der kulturellen Pflicht, der Kunst zu dienen, loskaufen. Sie „spielen Klavier“ und finden, daß sie nun genug Mühe, Zeit und Geld für die Kunst aufgewandt haben. Wer auf so billige Manier den Anschein von künstlerischen Interessen hervorzurufen vermag und gleichzeitig eine Art Genugtuung darin findet, denkt nicht daran, sich geistig intensiver zu beschäftigen und seelisch zu vertiefen. Was ist das aber für ein Volk von „Dichtern und Denkern“, das so niederträchtig mit dem — Klavier dichtet und denkt?

*

Was ist eigentlich schuld an dem Unfug? Der zunehmende Nationalwohlstand, mit dem die innere Kultur nicht im gleichen Maße zugenommen hat. Hoffen wir, daß es ein Übergangsstadium ist. Manche Zeichen sprechen dafür. Einige Ablenkung haben die in Schwang gekommenen Leibesübungen geschaffen. Der Sport erfordert eine gewisse Anspannung im Spiel, die den Willen kräftigt und vielleicht schließlich Widerwillen gegen alles Faule, Halbe, ohne Anspannung des ganzen Willens Ausgeübte erzeugen wird. Wer ordentlich Tennis spielt, wird es am Ende (hoffen wir) verächtlich finden, salopp Klavier zu klumpern. Das Vornehme am Sport ist, daß er das Streben nach möglichster Vervollkommenung zum selbstverständlichen Ziele hat. So wird er wohl auch lehren, wie absurd es ist, im Rahmen einer hohen Kunst sich mit Leistungen zufrieden zu geben, die tief unter der Mittelmäßigkeit liegen. Wer Talent und Willen und Fleiß genug besitzt, wirklich gute Klaviermusik zu treiben, der wird sich davon nicht abbringen lassen; die anderen werden aber hoffentlich zur Einsicht kommen, daß es anständiger und vernünftiger ist, Musik hören zu lernen, statt miserabel in ihr zu dilettieren.

*

Aber ist es nicht im Grunde doch ein schöner Trieb: wenn auch mit schwachen Kräften, so doch mit gutem Willen tätig einer Kunst zu dienen? Seine Seele ausströmen zu lassen in den Weisen der großen Begnadeten? Ausdruck zu verleihen seinen Empfindungen in Tönen der empfindungsreichsten Menschen? Nachzutasten ihren Schönheitbeflügelten Gefühlen? — Ich könnte noch eine Seite voll schreiben mit lauter ebenso wohlklingenden Phrasen, aber sie würden auch durch Duzende von Variationen nicht gehaltvoller. Dieß alles ist hinfällig vor der einen Wahrheit, daß der Sinn einer jeden Kunst ihre Schönheit ist. Wer diesen Sinn talentlos verzerrt, frevelt an der Kunst, und wenn sich seine ganze leuchtende Seele dabei opfert. — Malträtirt er dabei aber auch noch die Ohren seiner Mitmenschen, so kann der beste Wille ihn nicht vor den berechtigten Flüchen derer bewahren, die er mit seiner schönen Seele so rücksichtslos mißhandelt.

Wirklich: Der Mensch muß nicht von allem haben. Wer kein Talent zu einer Kunst hat, soll die Finger davon lassen und sich begnügen, sein Empfänglichkeitvermögen auszubilden.

Lerne, o Lehmann, zu lesen, und hüte dich, selber zu dichten;
Lächerlich macht dich der Vers, den du mit Reuchen gebarst.
Sie aber, Fräulein Marie, verschließen Sie schleunigst den Deckel
Ihres Klaviers und tun lieber Ihr Ohr Sie mal auf.
Lieblicher steht zu Gesicht einem Mädchen verständiges Lauschen,
Als der schmerzliche Blick, der die Noten zerspießt.

*

Und dann, hurra, wir sind ja, ohne alles Verdienst und Würdigkeit, auch bei absolutem Talentmangel jetzt in den Vorhof des Tempels ausübender Kunst zugelassen. Dort stehen Flügel und Piano zu unserer Verfügung, — doch eine Barriere schützt sie vor unseren Fingern. Eine Barriere, die aber gleichzeitig eine Art Vermittelung zwischen uns und dem Instrument ist. Sie erlaubt uns, dem Klavier ein Musikstück so mitzuteilen, wie wir es empfinden, ohne daß es uns gestattet ist, ihm gleichzeitig unsere Talentlosigkeit mitzuteilen. Ohne unsere Finger zu rühren (der Himmel segne die Barriere), entlocken wir den von meisterhaft angeschlagenen Tasten berührten Saiten alles, was die Technik eines Meisters ihm zu entlocken vermag, und dürfen es doch nach unserer Lust nuancieren, Taft für Taft Herr über das Instrument.

Ein Wunder also. Und es nennt sich wunderbarlich geheimnisvoll Phonola.

Dürfen wir daran glauben? Dürfen wir hoffen, daß ein sinnreicher Mechanismus uns von dem schlecht Mechanischen dilettantischen Klaviermißbrauch einst befreien wird?

Es klingt so verlockend. — Aber klingt die Kunde nicht zu schön, als daß sie wahr sein könnte?

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

VII.*)

Mein Buch über die Emigrantenliteratur war eben in deutscher Sprache erschienen, und es lebte in Dresden ein einziger Mann, dem ich es gesandt hatte und auf dessen Urteil ich den größten Wert legte. Das war Hermann Hettner, Professor der Kunstgeschichte, Direktor der Skulpturenabteilung des Museums, Verfasser des lehrreichen Werkes Die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein paar Wochen hielt ich mich schon in Dresden auf, ehe ich soviel Mut gesammelt hatte, um zu ihm zu gehen. In dem Literarischen Verein hatte ich gehört, daß er „grob“ sei, hegte also einige Besorgnis. Er besaß ein schönes Haus vor der Stadt. Ich kam in ein stattliches und geschmackvolles, mit Gemälden, Skulpturen und Statuen geschmücktes Gebäude.

„Ist der Herr Professor zu Hause?“ „Wir werden sehen.“ Ich gab meine Karte ab und wurde sofort oben geführt. „Sie hier! Nein, wie reizend! Und ich, der ich nach Kopenhagen reisen wollte, um Sie zu sehen!“ Und er erzählte mir, daß er gerade mit seiner Frau nach Dänemark reisen wollte und von vielen Seiten so viel Vorteilhafteres über mich gehört hatte, daß er zu ihr gesagt hatte: „Einen Freund werden wir dort bekommen.“ — Sie kam herein und bestätigte seine Worte. Ich wurde für den nächsten Tag zum Mittag und zum Abend eingeladen und mußte heftige Aeußerungen des Bedauerns darüber hören, daß ich vierzehn Tage in Dresden gewesen wäre, ohne Hettner aufgesucht zu haben. Er unterhielt sich ein paar Stunden mit mir, führte mich gleich im Skulpturenmuseum umher und gab mir jede Auskunft, die ich wünschte. Von Dänen hatte nur Frau Jerichau über mich gesprochen. Sie hatte bloß gewußt, daß ich nicht religiös sei. „Sie können sich denken, was das auf mich alten Feuerbachianer für einen Eindruck machte.“ Und zornig fügte er hinzu: „Ludwig Feuerbach starb vor zwei Wochen, am 13. September. Keine große Zeitung brachte ein Wort darüber, keine Universität sandte eine Deputation zu seinem Begräbniß. So ist er, dem wir unsere edelste Erziehung verdanken, ohne Sang und Klang in die Erde gesenkt worden.“

Es verjagte mich in Erstaunen, wie er trotz seines regelmäßig schönen Gesichts in Aussehen, Wesen, Manieren, Ausdrucksweise Renan glich.

Wohlthuend wirkte es auf mich, zu hören, mit welcher Innigkeit und Wärme er mein in Dänemark heruntergerissenes Buch pries. Beinahe am meisten überwältigte es mich, daß er, Deutschlands größter Literaturhistoriker, gestand, erst durch mein Buch Benjamin Constant kennen gelernt zu haben, während zu Hause der elendeste Rezensent alles, worüber ich schrieb, schon vorher kannte und alles miteinander als Leihbibliotheksbromane stempelte. Er hob meine Darstellung und meinen Stil als etwas für die Deutschen Neues und Ungewöhnliches hervor und versprach mir, daß das Buch in Deutschland außerordentlich viel gelesen werden würde, was trotz der großen Unvollkommenheiten des ersten Gusses auch eintraf.

Ich befragte ihn über die Natureindrücke und die Gesellschaftsverhältnisse, von denen die deutsche Romantik ausging, an deren Darstellung ich gerade herangehen

*) Siehe „Morgen“, Jahrgang 1907 Heft 28/29, Jahrgang 1908 H.-ft 1.

wollte. Für ihn war die Romantik ein Nachklang der Sturm- und Drangperiode, nur daß die Naturbetrachtung, die in der neuen Héloïse und in Werther empfindsam gewesen, nun bei den Romantikern phantastisch geworden war. Die Bewegung sei derjenigen parallel, zu der Chateaubriands poetischer Katholizismus in Frankreich den Anstoß gab. Alles, was Tieck und Wackenroder geahnt und erträumt, erhielt seinen Stützpunkt, als unter Napoleon die Klöster aufgehoben und geöffnet wurden, und ihre alten Gemälde so an das Tageslicht kamen. Die Brüder Sulpire-Boisseree machten sich damals zu Fürsprechern der Kunst des Mittelalters. Die Naturphantasterei sei das notwendige Seitenstück zu Schellings und Olen's Naturphilosophie. Aus der Liebe zum Mittelalter ergab sich der Haß gegen das Antikisieren der Klassiker. Da Lessing, Schiller und Goethe den Patriotismus als Beschränktheit betrachteten, wurden die Romantiker mit Gewalt deutsch.

Auf meine Frage: „Glauben Sie an die Aesthetik, und bis zu welchem Punkt?“ erwiderte er: „Ich glaube wie Sie nicht im allergeringsten an die alte spekulative Aesthetik. Für mich ist Hegel's, Vischer's, Zeising's, Herbart's, Zimmermann's, Loh'e's Aesthetik nur Kategoriengerassel. Sie sind den rechten Weg gegangen, als Sie sich aus ihnen herausarbeiteten. Die Metaphysik des Schönen beruht auf der Torheit, daß der Schönheitsbegriff sich bei der Erzeugung des Kunstwerks fruchtbar erweise, sodann auf der Torheit, daß die Kunst über der Natur stehe. Wie jeder weiß, tut sie das in gewissen Beziehungen, in anderen nicht. In mancher Hinsicht verzweifelt der Künstler daran, die Natur erreichen zu können. Hegel's Aesthetik war nur das philosophische Spiegelbild der Schiller-Goetheschen Vergötterung der Antike. Und ich will verrückt sein, wenn ich weiß, was die Herbartianer wollen. Niemand glaubt mehr an sie.

„Die gegenwärtige Reaktion gegen die Philosophie hat zwei Ursachen: Feuerbach hat, als wir jung waren, Hegel gesprengt, und die Naturwissenschaften verdrängen die gesamte Vorausspekulation.

„Die neue Aesthetik verhält sich zu der spekulativen wie die Naturwissenschaft zur Naturphilosophie; sie sucht Gesetze auf dem Wege der Induktion. Die wahre Aesthetik ist zuerst eine Logik der Phantasie (entsprechend dem, was man die formelle Logik nennt), wie sie z. B. im Märchen herrscht, sodann eine Grammatik des Materials, ich meine die von der Beschaffenheit des Stoffes abgeleiteten Stilgesetze. Lessing versuchte eine solche Grammatik in seinem ‚Laokoon‘, Freytag in seiner ‚Technik des Dramas‘, Anselm Feuerbach in seinem vatikanischen ‚Apollo‘. Wahre Aesthetik ist sodann die Geschichte der Phantasie und der Kunst. Allerdings gibt es wenig allgemeine Gesetze, aber eben gerade wie in der Grammatik. Auch die Grammatik verändert sich, je nachdem die Sprache sich verändert. Gewisse Stilgesetze sind indessen nicht zu durchbrechen, sie, die davon abhängen, daß der Stein schwer und spröde ist, oder davon, daß das Drama Dialogform hat. Aber der Teufel hole die Kathederästhetik!

„Wenn man in jungen Jahren nach Rom kommt, fallen einem alle Kategorien wie Schuppen von den Augen. Leute wie Zimmermann in Wien haben nichts gesehen. Das einzige Gute, was Vischer geschrieben hat, sind seine Jugendarbeiten in den kritischen Gängen; jetzt verhöhnt er selbst seine Aesthetik; sobald er indessen

etwas beurteilen soll, so fällt er wieder in seine Kategorien zurück, das Erhabene, das Komische usw.“

Was im Verlaufe dieser Gespräche Hettner und mich in gleichem Maße in Verwunderung versetzte, war die vollständige Einigkeit, die zwischen uns herrschte, obwohl wir niemals unsere Anschauungen verglichen hätten. Hettner konnte diese Einigkeit kalt lassen, mir aber verlieh sie Sicherheit. Denn ich erlebte es von neuem, wie vor zwei Jahren Stuart Mill gegenüber, daß mein Instinkt mich richtig geleitet, daß ich also in den Jahren meiner Bildung nichts zu bereuen hatte. Ich war nun dessen sicher, daß meine nächsten älteren Freunde in Kopenhagen im Unrecht waren, wenn sie behaupteten, meine ersten Abhandlungen seien die besten; ich hatte im Gegenteil während meiner kurzen Schriftstellerzeit denselben Weg zurückgelegt, den die Wissenschaft in den letzten dreißig Jahren genommen.

Hettner glaubte, gewiß mit Recht, daß der freimütig unkirchliche Geist, in dem sein großes Werk geschrieben war, seine Anstellung in Preußen verhindert hatte. Er fühlte sich unbehaglich und einsam in dem kleinen Sachsen, lebte in seiner Familie ohne jedes Verhältniß zum öffentlichen Leben.

Das allgemeine Urteil stellte damals den trockenen, unkünstlerischen, von allen Mäusen verlassenen Julian Schmidt, der moralisierende Kritiker betrieb, hoch über ihn. Außerdem begann sich bei Hettner das Gefühl geltend zu machen, daß die philologisch ausgebildete Jugend seine ungebundene philosophische Art, die Literaturen zu behandeln, als halbwegs dilettantisch betrachte.

Er führte mich in seine Familie ein, wo seine lebenswürdige zweite Gattin den Mittelpunkt bildete. Beim Abendtisch, zu dem ein Teil männliche Jugend versammelt war, hörte ich einzelne politische Äußerungen, die mir damals neu waren. Ich war daran gewöhnt, Deutschland als die mit Vorliebe angreifende Macht und die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs als die rein formelle Initiative anzusehen, die mit überlegener Klugheit hervorgerufen worden war, um die Verantwortung für den Krieg auf die französische Seite abzuwälzen. Einer der jungen Herren um Hettners Tisch erinnerte mich daran, wie Preußen, um den Krieg zu vermeiden, vor wenigen Jahren bei dem Zusammenstoß bezüglich Luxemburg zurückgewichen war. Dieser Jugend erschien Deutschland als die friedliche Macht, die immer wieder unter den Grenzeinfällen des übermütigen Frankreich zu leiden gehabt hatte. Lange Zeit hatten die Deutschen nachgegeben, bis sie deswegen förmlich geringgeschätzt wurden; jetzt waren die anderen an die Reihe gekommen: „Jetzt ist es an den anderen, sich zu ducken.“ Dies wurde munter und mit einem Lächeln, aber doch in der selbstbewußten Stimmung gesagt, die der Ausgang des Krieges natürlich hervorgerufen hatte.

Einen Monat später wurde ich in Berlin in Friedrichs Weinstube eingeführt, wo sich allabendlich eine Gruppe von Schriftstellern versammelte. Julian Schmidt und Hermann Grimm waren die Hauptpersonen, der eine eine kleine, grobe, knorrige Gestalt mit einer Kartoffelnase, der andere lang, würdig, mit ungesunder Hautfarbe und olympisch wie ein wahrer Schwiegerjohn Bettinas.

Als ich in diesem kleinen Kreise den Namen Hettner ehrerbietig nannte, wurde man nicht angenehm berührt. Als ich meine Liebe zu dem philosophischen Geist aus-

sprach, in dem seine Bücher geschrieben wären, entstand eine Kunstpause, nach der Grimm trocken bemerkte: „Ich wüßte nicht, daß Fettner ein Philosoph wäre.“

Drollig war es, die beiden Hauptpersonen des Kreises so zärtlich verbunden zu sehen; denn während Grimm die strenge Ueberlieferung von Goethe zu bewahren und fortzusetzen glaubte, stammte Julian Schmidt in gerader Linie von dem moralischen und patriotischen Menzel ab, Goethes bitterstem Feinde.

VIII.

Mit Ipsen hatte ich mich allmählich dermaßen zusammengelebt, daß ich fühlte, der Abschied würde schwer werden. Er sagte immer wieder, er glaube nicht an meine Abreise, und tat weiter nichts, als mich zu bitten, auch um meinetwillen, ich solle den ganzen Winter über bleiben: „Ich will nicht glauben, daß Sie fortgehen.“

Als Zeuge der Gleichmäßigkeit und Festigkeit, mit der er in Dresden arbeitete, ungestört vom Geräusch der Umwelt, mußte ich mit Wehmut meines Arbeitslebens in Kopenhagen gedenken, daß täglich vom Gelärm der Stadt, von Gefälligkeiten erbittenden Menschen und dem Gebrüll der Zeitungen gestört wurde. Und es kam mir vor, als beginge ich mit dem Zeitungslernen eine Sünde gegen mich selbst.

Es galt für mich nur eines: mich zu sammeln, das war die Bedingung, um handeln zu können. Alles Schaffen erforderte innere Ruhe, ohne Unterbrechungen seitens der Umwelt. Rein entwickelter Mann dürfte es dulden, daß fremde Finger in seinem Heiligtum wühlten, wo seine Seele saß und spannte. Alles Schaffen war Spinnwebgewebe, während es gewebt wurde, und konnte also leicht zerrissen werden, selbst von Journalistenfingern. War es dagegen vollendet und in die freie Luft hinausgekommen, so wurde es zu Stahl Draht gehärtet und konnte, gut gewebt, ein Jahrhundert oder zwei halten.

(Schluß folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(6. Fortsetzung.)

Nun waren schon längst Wochen des neuen, frohen Lebens verstrichen. Graf Michael mußte einige Tage verreisen. Der alte Adelsmarschall hatte ihm in seiner guten Stimmung eine seiner ferneren, großen Besitzungen zur Verwaltung übergeben. Und hatte seiner Schwiegertochter als Morgengabe nach der Hochzeit ein sehr lieblich gelegenes Schloß bestimmt. Man arbeitete es in Stand zu setzen. Es war ewig nicht bewohnt gewesen. Alles sollte Michael besichtigen und einrichten. Hätte es sich nicht darum gehandelt, wäre er nicht aus Alices Nähe zu bringen gewesen.

Aber wie er fort war, überfiel es ihn wie eine Krankheit. Er saß im Coupé und machte sich tausend Bedenlichkeiten. Vor allem kam ihm immerzu das Verlangen, zu Alice zu reden und ihre Stimme zu hören, Alice das und jenes zu sagen. Nämlich es kam ihm plötzlich so vor, als ob sie sehr unvorsichtig in allem wäre. Weil sie gar nicht an sich zu denken gewohnt war. Diese Vorstellung bedrängte ihn gleich. Wer ihn im Coupé sitzen gesehen, hätte allmählich einen vor sich gehabt, der sich das Hirn

zernagte in Sorgen. Und außerdem wurden diese Gesichte nicht heller, je düsterer draußen die Frühlingsnebel über die trostlosen Acker und Weidestriche trieben.

Michael sah sehr bleich aus auf der ganzen, weiten Fahrt. Der Kammerdiener, der dann und wann nach seinen Wünschen zu fragen kam, war heimlich verwundert. Graf Michael lehnte auch das Speisen ein paarmal zu sonst gehöriger Zeit ab und rauchte sehr viel. Es kamen ihm schon die allertrübsten Begriffe. Er hatte Zeit zurückschauen.

Rückschauen ist immer die Rehrseite der Münze „Tatenlos“. Kein Mensch muß rückschauen, wenn er Kraft hat, tätig zu sein. Die Tat ist immer ein Heilmittel der Seele, und jede Tat ist auch eine stillschweigende Versöhnung mancher Vergangenheit, wenn sie nicht war, wie es den Menschen immer gefallen konnte! — Eine Versöhnung oder eine Quittung über den letzten Sinn des Charakters, wenn doch das Schicksal eine Versöhnung nicht zuläßt, und die Früchte nicht reifen, die Leiden und Freuden des Lebens nicht zu Gaben sich eimen.

Michael war beim Rückschauen unglaublich gequält. Er dachte dann von neuem, Alice könnte ihn nicht mehr lieben. Er wäre „der reiche Jüngling“. Er wäre auch zu nichts fähig. Er machte sich die wunderlichsten Visionen von seiner eigenen Erscheinung.

„Wie lächerlich ich schon aussehe neben einer so unberührten und unverbrauchten Gestalt.“

Er konnte lange diese Vorstellung nicht loswerden. Er sah sich klein und unansehnlich in die Salons neben ihr eintreten, die ihm dann fast erhaben aufgeredt dächte, so daß alle umher heimlich über ihn zu lachen schienen.

Und wie kam er dazu? „Ein Selbstling, wie ich, muß sich nicht an einen so warmen Herd setzen,“ dachte er dann weiter.

„Sie erwarten von mir, was ich nicht geben kann,“ dachte er.

Die Augen Alices, die so unglaublich liebend stark machen konnten und ruhen auf ihm und suchen konnten, daß aus ihm das Erwartete in Wort und Geste ausginge, sah er dann vor sich viele Male.

Daß ihn dann wieder die Sehnsucht neu nagte — er es ihr zusichern, klar sagen, sich hinwerfen und sich zu erkennen geben — und um Verzeihung ihre Kinderseele anrufen wollte.

Ein lächerliches Spiel von Ideen betrieb dann Michael, solange der Expres hinraste in unaufhörlichem Takte, beflissen sich fast zu überholen.

Aber am Ziele in Wronka war alles verschwunden. Er fand Handwerk und Arbeit in gutem Fortgang. Die Tage hatten sich auch aufgehellt. Frühlingsblumen trochen aus den braunen Winterwiesen hervor. Das Schloß schien ihm sonnig. Die Gestalt seiner Mutter ging mit ihm in den Räumen um. Es war ihr Lieblingsaufenthalt gewesen. Wie mit ihrer Seele ging er da wieder in die Zukunft — dachte sich zu Alices Empfang alles aufs schönste aus, wie Mutter es ebenso getan. Er fühlte jetzt ein wahres Glück, Alices Wege zu bestreuen mit Glanz und Reichtum, mit der wundersamsten Schönheit — und Einsamkeit und Heimlichkeit.

Die Gemächer zu ebener Erde ließ er ohne Stufen in einen stillen und hoch eingefriedeten Rosengarten sich öffnen, und vom Altan, der auf doppelt mannshohen Rarhatiden ruhte, sah man ins Grenzenlose der Lande. Den See ließ er ihren ersten Blicken am Morgen durch die Fenster freilegen, daß sie den Frieden der stillen, blauen Wasser inmitten alter Eichen sehen und ihre Seele wie in Licht und Glanz und tiefen Schatten jung schweifen lassen konnte. „Doch in seinem Reiche gefangen.“ Dieser Gedanke kam jetzt von ferne. Ein wenig nur traurig. Denn er war wirklich in diesen Tagen nur eine frohe Ersinnung von allerlei Liebeswerk. Er sah Alice in Lauben und Grotten. In der stillen Gondel, die er bestellte. Auf dem Altan. — Und war umgeben von den Verheißungen der Zukunft, als hätte er ein Paradies aufzubauen hier auf Erden.

Aber schließlich sehnte er sich so, überfiel ihn eines Nachts eine solche lächerliche Angst, das Mädchen könnte nicht munter sein, das Mädchen könnte ihn plötzlich nicht mehr lieben, sie könnte von seiner Vergangenheit plötzlich alles erfahren haben, sie könnte ihn statt mit dem sanften Glanz ihrer Augen mit Stolz empfangen und all das Aeußerliche seiner Gaben, die er allein brachte, plötzlich zurückweisen. Es stand zu seinem Schrecken, so etwas in der Luft wie eine dunkle Schicksalsfrau. Es zerriß ihn derart in Aufregung, daß er aus dem Bette herausgesprungen war, schreiend, nach dem Licht greifend — und klingelnd. Daß der Diener, der mit der brennenden Kerze hereineilte, gleich eine besorgte Miene machte. Weil Graf Michael wie verstört darsaß, als hätte er noch immer einen Schrecken vor sich — der in der Tat auch erst langsam, nachdem er den Kopf mit nassen Tüchern sich umhüllt hatte und kaltes Wasser getrunken, im Scheine des Lichtes sich verlor.

Dann schloß Graf Michael zwar wieder ein. Aber am anderen Morgen gab er sofort an die Beamten der Herrschaft seine Befehle, gab die Pläne, legte auch angesichts der Bauführer und der Gärtner noch einmal alles klar und fuhr, drei Tage früher als geplant, in die Hauptstadt zurück.

* * *

Am Tage, als Michael von Unruhe geplagt vorzeitig heimgereist war, hatte Alice mit ihrem Vater einen Spazierritt in den Anlagen der Stadt unternommen. Das junge, edle, englische Blut, das sie ritt, war ein Geschenk des Grafen, ein ganz frommes Tier, das mit der peinlichsten Sorgfalt ausgebildet von einer Kaiserin bei Schlachtgetümmel hätte geritten werden können, ohne anders als selbstverständlich und sanft trotzdem seine Schritte zu setzen und zu tanzen, ohne jede Gewalttat. So war Franzluis und die Tochter in der beginnenden Frühlingsluft in sanften Gängen die Reitwege entlang geritten, in heiterem Geplauder Alices, die in einem dunkelbraunen Sammetkleid mit weißem Federhut anmutig dareinsah und oft das liebe Muttertier, wie sie die englische Stute nannte, am Halse klopfte und strich.

Vater und Tochter hatten Heiterkeit in den Mienen.

In den Anlagen an mancherlei Wegübergängen standen Menschen, die auch die erste Frühlingsbahnung genossen, oft auch mit einer tiefen Verbeugung oder mit gemessener Vertraulichkeit und Verbindlichkeit grüßten. Und Arbeitsfrauen waren bemüht, die alten Blätterreste des Herbstes wegzuharken, daß man den Frühling und die junge Erde und die jungen Knospen roch.

Ulice dachte an Michael viele Male, lachte kindlich in die helle Luft, erzählte, wie er oft sich so klein und demütig machte. „Dieser gute Hans Hudebein,“ sagte sie ausgelassen. „Als ob einer nicht alles einmal erfahren müßte — und ein Mann, wie er, immer nur wie ein Kind in Gut und Reinheit hätte sitzen können.“

„Du kannst dir gar nicht denken, Papa,“ sagte sie dann ein paarmal in anderen Wendungen sehr weise, „daß gerade ein erfahrener Mensch beglückt — ein erfahrener Mensch — der nur nicht Liebe erfahren hat — daß sie ihn so in Erstaunen setzt, daß er sich nichts dünkt — auch wenn er etwas ist.“

Der Minister lächelte, und die Tochter lachte dann und erzählte, wie er manchmal Kleinmütig redete, und erzählte von der Inbrunst seiner Briefe.

„Ganz übertrieben ist er. Man kann sich ordentlich beunruhigen. Wie er dann an alles denkt, wie eine sorgliche Mutter,“ sagte sie. „Da möchte man schon gar nicht mehr aus dem Bett aufstehen, nur in seinem Futteral liegen bleiben, wie ein goldener Löffel in seinem Etui, damit einem ja nichts widerföhre!“

* *
*

Michael war gleich vom Bahnhof aus bei Ulice vorgefahren und war unglücklich, sie nicht zu treffen. Man sagte nur, sie sei ausgeritten mit Erzellenz. Er wartete. Aber dann war er ungeduldig, wie immer, und ließ sich zu seinem Vater fahren, um ihm zu berichten.

Im Wagen änderte er den Entschluß. Er war sehr voll Verlangen gewesen. Nun er wußte, daß Ulice in aller Frische draußen im Freien sich tummelte, und daß im Hause des Ministers alles war, wie er es kannte, gewann er seinen Mißmut wieder. Er fuhr ins Hotel zurück und begann dort in Zeitungen und Briefen herumzukuramen. Da stieß er auf eine seltsame und fast abstoßende Handschrift. Michael konnte Briefe tagelang unbeachtet lassen, wenn er nur wußte, wes Geistes Kind der Schreiber war. Er sagte häufig: „Ich weiß alles, was mir ein Mensch mitteilen kann. Es gibt ja keinerlei Geheimnisse. Es ist immer dasselbe uns tausendmal bekannte Leben. Und wenn wir erstaunt tun über das und jenes — dann ist es nur um des guten Tones willen, daß wir uns so stellen.“ Nun mußte Michael diese Zeilen lange ansehen. Aber er schob Briefe und Zeitungen weg und befahl ihn in Ruhe zu lassen und setzte sich, an Ulice zu schreiben.

„Daß sie auch gerade fortreiten mußte, während ich komme!“

Er schrieb ihr einen mürrißchen — oder wenigstens verletzten Brief.

Er fand gar nicht weiter . . „Liebe“ . . „Liebe“ . . „Ach, Liebe! Liebe! Daß drückt es ja auch nicht aus“ — sagte er — und zerriß den Brief und nahm einen

anderen Bogen. „Sie weiß gar nicht, wie ich mit Leib und Leben an diese Augen und Lippen, an diese stählerne, schmiegsame Gestalt — an diese energischen Hände — an diesen Gang und dieses Lachen gebunden bin, wie ein Sklave.“

Er saß lange vor diesem Bogen und schrieb nichts — kramte einige Photographien von Alice aus, sah sie an und dachte dahin und dorthin.

„Sie hätte, wenn sie mich liebte — wenn sie mich auch nur einen Schein liebte — erraten können, daß ich eher läme. Ihr aber ist es ganz gleichgültig, wenn ich komme! Wenn sie sich nur im Strahle des Glückes sonnen kann.“

Wie eine Bitterniß quoll es auf in ihm. Er sprang auf und ging hin und her und klingelte.

„Ein Bote!“

„Ist es sehr eilig, Erlaucht?“ jagte der Diener.

„Fünf Minuten,“ jagte Michael und setzte sich wieder zum Schreiben zurück.

„Wenn du mich so liebst . . . wie ich dich . . . aber du kannst mich nicht so lieben. Ein Mensch mit einem so freien Gefühl hat gar nicht Veranlassung, so zu lieben. Wenn nicht das Leben in einer ewigen Entsagung gegen alles Gute, im höllischen Vergeuden, vergangen ist, der weiß gar nicht, was es heißt zu lieben — das Keine und Klare und Gutgemute zu lieben. Mir ist es so vergangen. Mir ist es vergangen sozusagen in der Fremde. Deshalb weißt du nicht, wie ich mich fühle, wenn ich dich nicht daheim und euer Haus für mich verschlossen finde.“

Daß er nur hätte eine halbe Stunde warten brauchen, um die beiden harmlos heimkehrenden Reiter zu finden, kam ihm in seiner Herrlichkeit gar nicht in den Sinn. Daß er nach der Toilette daheim nur wieder fortfahren und zum Minister und Alice emporsteigen können, kam ihm in seiner Verwöhntheit gar nicht in den Sinn. Er hatte sie nicht gleich gefunden, wie er sich gedacht hatte. Es war ihm, als wenn er sie ewig nun nicht gefunden hätte. Und er war mürrisch und zog damit seine Stunde hin.

Aber wie der Diener ins Zimmer trat, war der Brief noch nicht fertig. Er las diese in unglaublich verzweifelter Tone gemachte Anklage und zerriß den Bogen von neuem.

„Ach du mein Himmel!“ sagte er — und strich sich mit der vollen Hand mehrmals versunken Mund und Kinn. Er saß noch verstaubt. Er hatte nicht einmal daran gedacht, sich nach der mehr als Tagesfahrt ein wenig im Spiegel anzusehen. So hatte ihn die Einsamkeit und Enttäuschung in eine Schwermut gebracht.

„Ich werde mich nun vor allem endlich —“ sagte er, ohne zu enden.

„Ist denn nicht ein Brief vom Minister gekommen?“ . . Er durchsuchte die Briefe neu.

Nein, nichts war da. Es war ja auch schier unmöglich. Allices Briefe gingen nach Wronka. Also konnten sie nicht hier auf dem Tische paradien.

So begann er jetzt ein Bad zu nehmen und sich zu erfrischen, und seine Gedanken bekamen einen belebteren Gang.

Der Diener erlaubte sich zu sagen:

„Wenn Herr Graf Geduld gehabt hätten, die Herrschaften mußten ja jeden Augenblick zurück sein.“

„Du hast ganz recht, Friß“ — sagte Michael gutmütig und fast froh.

Dann öffnete er einige Briefe — und warf sie ungelesen hin, nachdem er sie nur langsam auseinandergestrichen — achtlos bedient unterdessen vom Kammerdiener, der ihm jeden Handgriff abnahm, daß Graf Michael fortwährend mit den Händen unbeschäftigt da stand. Er begann zu rauchen und blinzelte dann nebenher lange auf einen der kleinen Bogen, den er in Gedanken hingebreitet.

„Wenn — Sie — eine — tiefe — Enttäuschung erleben wollen . . . dann . . . lassen Sie, mächtiger Mann, sich weiter mit diesem sehr freien und zielsicheren Mädchen . . .“

Michael sah die Worte . . . ließ sie wieder, sah das Widerwärtige der Schrift, die wie ein böswillig gewundener Stacheldraht niedrig hinkroch — ganz vage Zeilen ohne Unterschrift — und warf den Bogen samt Rubert ebenso achtlos in den Ofen.

Dann im nächsten Augenblick erhob er sich und war ganz sicher. Es hatte nur des niedrigen Beispiels bedurft. Er reckte sich. Eben brachte auch der Diener einige Billetts. Man lud ihn ein. „Da — auch Alice schon . . .“ sagte er fast belustigt: „Seht einmal an,“ sagte er laut lachend. „Friß,“ sagte er . . . „bin ich nicht zu beneiden?“ Er sagte alles sehr herablassend . . . „Kannst du dir eine schönere Herrin auf Wronka denken? Wird sie nicht schön aussehen, wie die jungen, weißen Birken? Und sanft umgehen, daß die Hirsche und Rehe zu ihr kommen werden, wie zahme Tiere? Hahaha . . .“ lachte er, wie er in den Brief gesehen.

Alice schrieb:

„Liebster von allen unter dem Schneehimmel.“

„Es schneit?“ sagte er . . . und er lief ans Fenster. „Gott!“ — Dichte Floden tanzten . . .

Er ließ lachend weiter:

„Über warten, daß gibt es nicht. Geduld haben kann Graf Michael nicht. Nun mag er aber mit um so größerer Eile zurückkehren, ehe die Herren Musiker zu Abend kommen. Denn er ist erwartet. Wie sehr denn? Oh — wer muß denn im Leben noch mehr warten, als Graf Michael auf die Heimkehr seiner Geliebten? — Und stille stehen, bis das Glück und die Sonne kommt, und darf und kann sich nicht vom Fleck rühren? — Alice, das geduldige Mädchen, die hohe Verlobte Graf Michaels. Sie erwartet ihren Verlobten mit der Ungeduld, wie die am Nordkap nach ewiger Winternacht die Sonne erwarten! Oder — ach — ich bin so dumm und einfältig, daß mir nichts einfällt — Geliebter, sei nicht böse! Die Sehnsucht und der Ernst liegt noch auf der Post nach Wronka. Nun ich weiß, daß du da bist, erwarte ich dich, wie nur ich dich erwarten kann.“

Graf Michael war in bester Laune. Er grüßte sogar die Kellner draußen auf der Treppe.

(Fortsetzung folgt.)

Persönlichkeit. Ein Brief und seine Antwort.

Von Julius Bab.

I.

Du schreibst mir, Du wunderst Dich, daß die Menschen einander so wenig verstehen und daß sie Dich nicht verstehen. Aber wie sollten sie denn einander verstehen und wer bist denn Du, daß sie Dich verstehen sollten? — — Lebt denn einer, der weiß, wie der Raum und das Licht war in jenem Zimmer, in dem Du geboren wurdest? Kennt einer Deiner Freunde die Stimme Deiner Amme? Weiß einer, wie das Haar Deiner Mutter in der Sonne leuchtete, als Du zuerst lebend wurdest für seine Farbe? Und wer kennt den Klang des Liedchens, das Dein Vater zu pfeifen pflegte, wenn er Dich morgens aus Deiner Wiege hob? — — Und dann — — war einer dabei an jenem Sommerabend, als Du ungesehen ins Gartenzimmer tratest, ein kleiner Bursche, und staunend zusahst, wie die großen Schwestern einander bei den Händen hielten und sich wiegten und sangen? — Und wer außer Dir hat jenen Ton gehört, mit dem Dein älterer Bruder einmal im Nebenzimmer dem Freunde zurief, er habe ihn im Spiel betrogen? Keiner hat ihn gehört und doch ist er irgendwie durch Dein Leben gegangen, Tag und Nacht, immer wirksam. — — Weiß einer von jenem Augenblicke, da Du, ein neunjähriger Knabe, allein im Zimmer standest, während draußen die Regentropfen gegen die Scheiben schlugen. Die Luft war ganz grau, die großen Tannen drüben kaum mehr zu sehen und das Feuer im Kamin knackte so seltsam. Und plötzlich fingst Du an zu weinen — wie Du noch nie geweint hattest, auch nicht, wenn man Dich gescholten oder geschlagen hatte. Und dann kam die Mutter herein und fragte, was Dir fehle, und keiner wußte es. — — Oder hat einer das Zucken Deiner Lippen bemerkt, an jenem Sommernittag, als Du die Straße hinaufkamst, die Schulmappe auf dem Rücken, und die Horde Gassenjungen das betrunkene Bettelweib umjohlte und zum erstenmal etwas in Dir aufstand und sich empörte wider das Weisen der anderen? Und wer hat das Glühen Deiner Augen gesehen über jenem untergeglühten ersten Indianerbuche von Wetterhart, dem edlen Häuptling, und seinen Gefahren und Taten. Und wer — — — genug, es lebt keiner, der all das gesehen hat und mitempfunden. Wie aber solltest Du da von einem verstanden werden — Du, der Du nichts bist als eine Folge solcher Augenblicke und tausend anderer — aber wahrlich nichts anderes!

Ja, wenn Deine Mutter noch lebte, die wüßte doch mancherlei von den untersten und tiefsten Schichten Deines Ich — sie hat Dich miterlebt in Deinen ältesten Wesens teilen. Und wie wenig wäre es schließlich doch auch nur, was sie mit Dir gemein hätte aus der unendlichen Fülle jener Augenblicke, die Deine Persönlichkeit bilden und die zahlreicher sind als jene kleinen Lebendigen, die Zellen, die Deinen Körper bilden und von denen die Gelehrten sagen, daß sie zur Kette gereiht die Erde wohl zweimal umspannten. — Und nun gar Deine Freunde von gestern, von wenigen Jahren, die auf dem ungeheuren Berge Deines Wesens kaum die letzten obersten Sandkörner sich bilden sahen und denen im besten Fall Dein Gebaren eine dumpfe Gesamtabbildung der Myriaden älteren Dinge zuspiegelt, eine blasser tastende Gemeinvorstellung, die so wenig Dein Leben erschöpft, wie etwa Worte Wirklichkeiten. —

Und Du wunderst Dich, daß sie von ihren Myriaden vergangener Augenblicke geleitet, immer wieder an Dir vorbeistreichen?! Du wunderst Dich — ? — Du Wunderlicher —

II.

Mein Freund,

hab Dank für Deinen Brief, der die höchste Wahrheit hat, die unter Menschen möglich ist, weil er mit Glauben und Güte geschrieben wurde. Er hat nichts gesagt, was ich bestreiten möchte, aber auch nichts, was mich zum Schweigen bringen könnte. Denn daß es Unmögliches fordern heißt, ein fremdes Ich zu erfassen, wenn es nur Name ist für eine tausendgliedrige Kette vergangenen Lebens, — das ist eine alte Weisheit und das habe ich auch nie verleugnet. Und doch sage ich noch heute, daß es beflagenswert und verwunderlich sei, wie wenig die Menschen einander verstehen — denn es gibt noch ein anderes in uns, das begriffen werden kann, — und dies ist nicht eine unübersehbare Summe von Vergangenen, sondern ein einheitliches Bild, das über dem in Millionen Tropfen hingleitenden Stromsturz unseres Wesens als ein leuchtender Regenbogen steht — — freilich auch nur eine Luftspiegelung und so wenig betast- und begreifbar wie gleitendes Wasser. — Aber wenn es denn wahr ist, daß keine Gegenwart in unserem Ich ist, so sind wir doch nicht nur Vergangenheit, sondern auch Zukunft, und jener zukünftige Teil unseres Wesens ist es, den wir verstehen lernen sollten.

Laß mich Dir ein Wort sagen von jenem in jedem Augenblick ungewordenen und doch so mächtig wirksamen Teile unseres Ich. Es mag wohl nur Zufall sein, lieber Freund, daß Dein Brief als letzten Augenblick aus der Entwicklungsgeschichte eines Menschen den gibt, der, in wie primitiver Gestalt auch immer, die Kunst in das Leben eintreten läßt. Immerhin scheint es mir ein bedeutsamer Zufall. — Sicher nämlich ist, wenn nicht eher, über jenem Indianerbudje der Gestaltungstrieb des Knaben erwacht. Als er sich mit brennenden Wangen erhob, da stand es in ihm fest, daß er auch so ein Held werden wollte, wie Wetterhart, der listige, tapfere Häuptling, und vielleicht hat er seinem „Ideal“ zuliebe sich anderen Tages in die gewagteste aller Raufereien gestürzt. — Du meinst nun vielleicht mit Recht, daß das nicht viel bedeutet: — wie sehr kindliche Völker ihre Kunstwerke am eigenen Körper anbringen, so tun sehr kindliche Menschen noch bei uns überall: sie dichten sich selbst zu ihren Helden. Und vielleicht ist's auch noch nichts anderes, wenn der Knabe ein paar Jahre später nicht mehr Romanheld, sondern Romandichter „werden“ will, und wenn er noch etwas später in kluger Berücksichtigung von allerlei Dingen einen „Beruf“ erwählt, in dem er nun wirklich arbeitet. — — — Alles nur Spiel oder Notdurft, nicht wahr?! — Freilich — — aber soll ich Dich, den wissenden Liebhaber der Kunst, erst erinnern: aller Gestaltungstrieb ist im Grunde nur Trieb zur Selbstgestaltung! Im Grunde bleiben wir ja doch wie jene Kindlichen, deren ganze Kunst Selbstschmückung, Schaffen am eigenen Leibe ist — wenn wir auch die Schmuckstücke für unseren „Geist“ weiter von uns projizieren können, als der Wilde seine Tätowierung vom Körper. — Wer will nun aber das große Geheimnis ergründen, ob solch Schmuß im höheren Grade Folge oder Ursache wirklichen Wesens sei? Ob unser Leben mehr den Traum erschafft als wie der

Traum unser Leben? Ob nicht jeder Traum die Kraft in sich trägt, Wirklichkeiten nach sich zu ziehen, ganz in dem Grade, in dem er intensiv geträumt wurde? — Ist etwa jedes Spiel nur Brücke zwischen einer vergehenden und werdenden Wahrheit? Hat nicht jeder Wille eine Kraft in sich, Wirklichkeiten zu wandeln? — Mißverstehe mich nicht, als ob ich hier von einer „Freiheit des Willens“ spräche. Dieser Wille mag an Art und Kraft tief unfrei gezeugt sein in den Tiefen unserer Natur von unseren vielen vergangenen Augenblicken. Und jeder Künstler weiß es: es ist nirgends so wenig Willkür als im Spiel, und keiner spielt ein anderes als ihn seine Natur zu spielen zwingt. Nur das will ich sagen: da wo Wunsch und Wille, Spiel und Gestaltung in unser Leben eingreifen, da durchlaufen die unbekannten Kräfte, die unser „Ich“ zusammenordnen, eine Form, in der sie sichtbare Zeichen hinterlassen, in denen sie und das Ich, zu dem sie unsere Anschauung formuliert, also in etwas verstanden werden können! Was ich vorhin sagte vom Werden-Wollen in den Betätigungen, im „Beruf“, das sind freilich nur die allergrößten belanglosesten Zeichen — aber unser „Werden-Wollen“ malt sich noch in zahlreichen, viel feineren Zeichen. Wie der Knabe aus seinem Buche den Indianerhäuptling als Vorbild seines Wesens ergriff, so bildet sich im Laufe der Zeit aus allem, was wir in uns und um uns erfahren, ein unendlich komplizierteres Vorbild. Das fällt nun keineswegs mit dem zusammen, was man sich als absolutes Ideal vorstellt, wenigstens nicht bei leidlich „bescheidenen“ Naturen, — und es ist nicht etwa das schulmeisterliche „Streben nach dem Ideal“, von dem ich rede! Nein, dies „Vorbild“ kann resignierten Naturen, am Maßstabe fremder Persönlichkeitswerte gemessen, recht gering erscheinen — aber es ist etwas, bei dem sich ihre unbewußte Eitelkeit (sprich: Selbsterhaltung!) beruhigt, etwas, mit dem ihr Geschmack sich verträgt und was sie deshalb gern und deutlich darstellen. Naive Leute halten dann meist dies Vorbild (mit dem sie doch so wenig identisch sind, wie der Knabe mit dem Häuptling Wetterhart) für eine Nachbildung ihres wahren Wesens, und ich glaube, diese naive Verwechslung von Wirklichkeit und Wunsch zählt zu den verbreitetsten Irrtümern auf Erden*). Die meisten Menschen glauben zu sein, was sie doch nur sein wollen; ganz im Recht wäre also, wer nur ablehnen wollte, das, was die Menschen sind, und das, was sie darstellen, zu identifizieren. Aber viel zu weit geht nun doch, wer sagt: daß das sichtbar Dargestellte nichts mit dem wirklichen geheimen Wesen des Menschen zu tun habe. Hochzubeachtende, wenn schon nie erschöpfende Anzeichen von vielem, was wirklich war und werden wird, sind solche Vorbilder, erzeugt von Vergangenheitem und Zukünftiges erzeugend. Auch der Knabe war ja nicht der Held jenes Buches und doch verriet seine Begeisterung, sein Traum von ihm, sein Wille, ihm zu gleichen, vielleicht zum erstenmal, viel von allem, was an Ererbtem und Erfahrenem in ihm lag und was noch in ihn eintreten sollte. Noch ist das Vorbild roh, nur in wenigen Punkten sich mit den Möglichkeiten des wirklichen Wesens deckend, aber bald wird er sich feinere, täuschendere — selbsttäuschendere Vorbilder finden. Und so kommt

*) Muß ich noch hinzufügen, daß ich hier nicht von jenen dem feineren Geschmack so uninteressanten bewußten Komödianten spreche, die zur Komödie, die Natur uns alle spielen läßt, noch eine willkürlich ersonnene eigne hinzustümpfen und die eben dadurch die Dürftigkeit ihrer Natur verraten. — Und dabei liegt für den tieferbringenden Blick auch in jeder Selbstverstellung noch ein gut Stück Selbstdarstellung!

in jedes Menschen Leben (und der Grad des Bewußtseins tut hier nichts zur Sache) der Augenblick, da er sich gefällt, so oder so zu sein, da er sich ein Bild macht seines eigenen Ich und es nun zu erhalten trachtet. Daß mag wohl als Eitelkeit, als Bequemlichkeit oder als Eigennuß, als Beschränktheit oder als Unmaßung in die kleine Welt der Erscheinung treten — aber der große Trieb des Formens und Stilisierens steht doch dahinter, es ist der Trieb des Künstlers in jedem Menschen — und jeder schuf sich zum wenigsten ein Kunstwerk, ein Bild, ein Leitbild: „sein Ich“. Und was da schafft, ist nichts anderes als der große Grundtrieb alles Lebens: die Selbsterhaltung — nur muß man heraus hören, daß es hier nicht nur um die Erhaltung, sondern auch um Selbst geht, daß der große Trieb zur Dauer auch immer ein Trieb zur Individuation ist. — Daß Bild seines Ich aber, daß jeder aus seinen Vergangenheiten heraustreibt, daß ichwebt nun jeder Gegenwart voran, gleich einem großen ewig offenen Gefäß, das dem zuströmenden Inhalte erst Form gibt. Dann wird es der größte Teil der Lebensarbeit, dies Bild zu erhalten: bald die unablässig zuströmende Flut des Wirkenden; seiner Form einzuzwängen, bald die Form nach dem neuen Bedürfnis zu modeln. — Wo das aber nicht gelingt, das ewig verwandelnde Bild, den Zukunftsteil unserer Natur, — den zu quellenden Vergangenheiten anzupassen, da gibt es Zusammenbruch des „Selbstbewußtseins“, da endet eines Menschen Wesen. — So ist das, was wir zu sein glauben und scheinen, doch nicht nur Produkt, sondern auch Faktor von Wirklichkeiten, und der Mensch ist wahrhaft Mitbildner seines Wesens — wenn auch nicht im Sinne ahnungsloser Schulpädagogen.

Unser „Ich“ aber ohne Konstanz in der wechselnden Flut der Empfindungen hat ein doch sehr „wirkliches“, wirksames Leben als Glaube, als Wille zu einem Ich!

Daß aber, mein lieber Freund, dies vielsagende Vorbild jedes Menschen, das kannst Du sehr wohl sehen und verstehen, denn er müht sich unablässig, es darzustellen, es zu verkörpern — wie wir ja alle, bewußt oder unbewußt, unablässig bemühte Schauspieler unseres erträumten Selbst sind.

Daß Wesen dieses Schauspiels aber zu erfassen, das nenne ich Menschenkenntnis — und nicht das Erspähen zahlreicher und doch so weniger gleichgültiger Wirklichkeitsbruchstückchen. Und einander zu bestätigen in diesem nötigsten und nützlichsten aller Spiele, das nenne ich Menschenfreundlichkeit — und nicht das selbstverständliche Beispringen in relativ gleichgültigen Wirklichkeitsnöten. Jeden aber zu einem möglichst klugen (d. h. mit den zuströmenden Wirklichkeiten harmonierenden) und edlen (d. h. auf vornehme Wirkung bedachten) Darsteller seiner selbst zu bilden, das scheint mir das Wesen wahrer Menschenliebe — und nicht jene Eigsucht, mit der manche ein fremdes Ich zum Träger ihres Leitbildes pressen, um sich so an fremder Kraft zu bereichern.

Der aber, der den anderen nicht so selbstsüchtig „idealisiert“, sondern ihn in seinem Selbstdarstellungstrieb achtet und liebt, der wird wahrhaft etwas von uns verstehen, auch ohne die Stimme unserer Amme oder den Rod unseres Lehrers gekannt zu haben. So gehört denn wohl nur Liebe zum Verstehen — ja vielleicht ist Liebe nichts weiter als der Wille, das Selbstbildnis des anderen zu erblicken und gelten und wachsen zu lassen.

Daß es aber solche Liebe gibt und verstehende Freundschaft, des, mein Lieber, bist eben Du mir Beweis, der Du mir lebend hundert schöne Male Deine Lehre widerlegtest.

Nichtfest.

Weit geöffnet alle Fenster. Rühler Nadelduft rieselt herein wie Gebirgswasser -- türkisblau schwebt der Himmel auf lachsfarbigem Horizonte, den die scharfen Konturen langstämmiger Fichten zerreißen — aus allen Wiesen steigen flaumig-weiße bide Schleier empor und bleiben starr darüber stehen — wie von unsichtbaren Händen gebreitet.

Von fernher tönt hartes Mirren der heimkehrenden Adergeräte — irr — phantastisch zuckt eine Fledermaus durch die nachtende reglose Luft — gleich einer jäh auftauchenden Ahnung nahen Unheiß.

Er steht am Fenster — mit beiden Fäusten klammert er sich ans Kreuz — eine atavistische Reminiscenz ans Kreuz des Erlösers bligt durch sein wirres Hirn — schwer lastet sein Kopf auf gestrafftem Arme. Drüben — einen Steinwurf weit — wächst ein neues Haus aus der Erde — nackt und roh plagt es herein in den Frieden der waldigen Einöde — Stein auf Stein hat man getürmt — Hoffnungen auf Freude und Glück. Drinnen — im eigenen Heim — trägt ein unerbittliches Schicksal Stein auf Stein ab und reißt nieder, was in harten Lebenskämpfen gebaut wurde — für ewig.

Bang lauscht er hinein — da liegt sie — regungslos — ihr kurzer Atem schluchzt wie nach langem Weinen — sorgenvoll prüfende Blicke hängen an jedem Zittern der Lippen — jedem Pulsen des Blutes. Noch ist sie da — noch flattert das Leben in ihrer Brust wie ein gescheuchter Vogel — der fliehen will aus dem Glashause des Körpers — hinaus in den unendlichen Raum, in dem die Seele schon weilt — und immer wieder schlägt er mit dem Kopfe gegen die Scheiben und taumelt zurück.

Dann ist es ganz still — eine Weile — mit angespannter Lunge — lautlos steht alles — ein befreiender Seufzer preßt sich aus der Brust, wenn ihr mattes Lebenslicht wieder flackert.

In der Nachtlust wehen die Kerzen — Motten und Falter tanzen darum wie die gequälten Gedanken — prasselnd — Wassertropfen auf heißem Erze — verglühn sie in den Flammen.

Ein Flatterding folgt dem anderen — eine Furcht — eine Hoffnung — der anderen. — Noch lebt sie — was aber — wenn —. Mit jähem Ruck reißt er den furchtbaren Gedanken ab — wie ein würgendes Seil, das sich ihm um den Hals schlingen will. Sie muß leben — seine fiebernden Augen bohren sich tief in die zarte Brust, die da vor ihm leucht und zittert — an der er oft geruht hat in Wonne und sicherem Glück. Die Wucht alles Wollens — das ganze Gewicht seiner Lebenskräfte wirft er auf das eine: sie muß leben!

Wahnwitz — wenn er sie nun emporhobe — aus dem Bette risse — unter dem Arme faßte — dann muß sie doch gehen können — die Augen aufschlagen, wenn er schreit, daß die Wände zittern. Dann ist alles gewonnen. — Nur Leben will er sehen — bewußtes, warmes Leben.

Krampfhaft klammert er sich ans Bett — die Zähne dringen in die Lippe, daß sie aufquillt. Ungestlich lauernd huscht sein Blick von Gesicht zu Gesicht: Haben die noch Hoffnung — glauben die an Rettung? Wagt nicht an den Tod zu denken! —

Er löst die gerungenen Hände. — Glaubt nicht, daß ich bete — wozu denn — ich habe nie gebetet. Wir haben ja Aerzte — und sie ist noch so jung — und gestern — da lebte sie ja noch — und lachte — aß und trank — schaute mich an — und sprach zu mir.

Schluchzend bricht er zusammen — das Stöhnen seiner gepeinigten Brust mischt sich in grausigem Zwiegesange mit den Todesseufzern der Scheidenden. Finster — eifrig schleicht die Nacht dahin — kein Ton — nur jähe Atemzüge — ab und zu der hohle Schrei eines Käuzchens.

Grau bricht der Morgen an — die ersten Stimmen erwachen. Noch immer — noch immer. — Schon mischt sich erlösender Wunsch in die starre Hoffnung. Aber kämpfen — ringen um dies unwiederbringliche Leben bis zum letzten Hauche!

Ein herrlicher Tag — das rote Herbstlaub glüht wie Gold — Stunde auf Stunde verrinnt — schon neigt sich die Sonne — ein schwarzer Wolkenstreifen segelt langsam quer über sie hin — ein Geisterschiff. Nur noch ein schmales Band hat der leuchtende Ball zu durchschreiten — dann kommt die Nacht. Noch immer — noch immer — schon starb die Hoffnung.

Jetzt ruht die feuerflüssige Scheibe auf dem Erdrande — alles steht in Flammen — lodernd — leuchtend — das Ende. Noch ein Atemzug — und noch einer — noch — einer. Ein feiner Spalt trennt — die festgeschlossenen Lider — brechend schnellt der Blick nach oben — das Ende. Ganz einsam wird es um ihn — den Knienden — Schluchzenden. Langsam — mit der Sonne sinkt alles, was ihn — erfüllte hinab — in die Tiefe — in die ewige Nacht — wie ein Haus, das die kassende Erdrinde verschlingt.

Drinne kein Laut mehr — von draußen schallen fröhliche Stimmen herein — das neue Haus kam unter Dach — man hißt die Laubkrone — Richtfest.

Tränenlos schleicht er in den Garten — die letzten Rosen — er achtet nicht der Dornen — welkt — und stirbt — mit ihr.

Leipzig, 18. Oktober 1907.

Gustav Hermann.

Randbemerkungen.

Die Verpestung Berlins durch die Provinz.

Etwas drastisch. Aber wenn man nicht grob ist, wird man nicht verstanden. Und dieses muß einmal scharf ausgesprochen werden.

Es ist wie ein Evangelium, daß die Großstadt (Berlin vor allem) der Sitz des Lasters, der Unzucht, ein Sodom und Gomorra, die Kleinstadt, das Dorf die Stätte ehrfamer Zucht und Sitte sei. Kein Philister kommt aus Berlin nach Rasewalk, ohne die Augen zu verdrehen:

„Was ich erleben mußte!“ Jedesmal, wenn eine schreckliche Tat oder ein Sumpfsprozeß in das „Großstadtleben“ hineinleuchtet, verschlingt die Provinz gierig die Berichte und lügt den alten Pharisäerspruch: „Ich danke dir, Gott...“ Herr von Schudmann, den ein gütiges Geschick zur Pflege der Feigenblätterkultur in Südafrika bestimmt hat, gab vor Jahresfrist mit seiner bekannten Landtagsrede den reinsten Ausdruck für diese Stimmung. Gläubig betete die Presse draußen den Unsinn nach. Und die Berliner Presse suchte zu verteidigen, statt zum Angriff

gegen die Schuldigen vorzugehen. Jetzt bringt der Moltke-Harden-Prozeß eine Neuauflage, und die „Mitteilungen der nationalliberalen Partei für Münden-Ravensberg“ bringen in ihrer Bußpredigt folgenden Satz fertig: „Noch spreizen sich glücklicherweise die Sumpfsblüten einer Asphaltkultur offen nur in den Massenspferchen und Lasterhöhlen der verkommenen, moralisch und physisch entnervten Großstadtbevölkerung.“

Nun ist es aber höchste Zeit, daß Berlin den Spieß umkehrt und sich zur Wehr setzt gegen den Schmutz, der ihm von außen in sein anständiges Haus getragen wird. Ich weiß, daß es einseitig ist, was ich sage. Aber um eine Wahrheit deutlich zu erkennen, muß man sie isolieren. Und die hier zu erkennende Wahrheit ist: daß Berlin eine ganz „anständige“ Stadt sein könnte, wenn nicht die Provinz das Bedürfnis nach einem „unanständigen“ Berlin hätte!

Für wen sind denn alle die sogenannten Luststätten und Lasterhöhlen da? Für die Berliner? Du lieber Gott, die Mehrzahl der Berliner sieht davon ebensowenig wie von den Kunstschätzen. Da lebt eine Million Menschen in Groß-Berlin, die arbeitet und schuftet wie nur irgendwo und hat gar nicht Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die sie genau wie der Basewalker nur aus der Zeitung kennt. Da lebt eine zweite Million, ruhige, solide Bürgerfamilien, die sich furchtbar freuen würden, wenn die Großstadt weit weg läge, damit die Kinder nicht soviel sehen. Was dann noch übrig bleibt: berufsmäßige und Gelegenheitsfünder, davon könnte Babel nicht fett werden. Das „unsittliche“ Berlin, die Prostitution und was drum und dran hängt, ist eine Fremdenindustrie. Nur der dauernde Strom von Fremden, der aus allen Ecken Deutschlands durch Berlin (und manche andere Großstadt) flutet, ernährt das Babel, macht die Gelegenheiten möglich und notwendig, die dann auch den Berliner verführt. Man gehe doch in die Stätten des Leichtsinns, der sogenannten Unmoral und sehe, wer dort verkehrt. Man frage doch die galanten Damen nach ihrer besten Rundschaft: Fremde, Geschäfts-

und Vergnügungsreisende, oder Leute, die für längere Zeit sich in Berlin aufhalten müssen, wie Studenten, Assessoren, Offiziere, Abgeordnete usw. usw. Die eigentlichen Berliner spielen demgegenüber keine erhebliche Rolle.

Der Großstädter ist nicht „lasterhafter“ als der Kleinstädter. Er würde nicht halb so viel bummeln, wenn er nicht durch die Gelegenheiten verführt würde, die um des Kleinstädters willen geschaffen sind.

Bis hierher habe ich alle Werturteile im Sinne der landläufigen Moral wiederholt, ohne zu prüfen, ob diese Moral richtig ist. Aber nun kommt das Abweichende, das uns an die Wurzel des Übels führt: der Großstädter ist trotz der verführerischen Gelegenheiten, denen er oft und gern nachgibt, reiner und anständiger als der Kleinstädter. Weil er ehrlicher ist. Der Provinzler fügt zu der nach seinen eigenen Moralbegriffen verpönten großstädtischen Unzucht noch ein schweres Laster: er lügt! Und diese Lüge ist schuld an Sodom und Gomorra. Wenn ich von dieser Lüge spreche, so meine ich nicht das Dorf. Denn dort ist das „Unsittliche“ meist noch nicht unsittlich, weil es natürlich und aufrichtig ist. Der Kern des Übels ist (neben der ländlichen „Gesellschaft“) die Kleinstadt, wo jeder hübsch fromm und sittsam sein, die wahre Natur verleugnen muß. Alle Lamentationen der Krähwinkler über die Sündhaftigkeit Berlins sind ja gelogen. Wer irgend kann, fährt zur Großstadt, um die verachteten Genüsse zu kosten. Und wer nicht hinein kann, schilt mehr aus Neid als aus Ueberzeugung. (Alles mit vielen Ausnahmen natürlich!) Erlaubt ist, was sich ziemt — und was die andern nicht merken. Wie einst die englische Gesellschaft sich entrüstete über Byrons Don Juan und heimlich das Buch verschlang, so „sündigt“ heute noch der Offizier in Zivil, der Student ohne „Couleur“ und der schlichte Bürgermann in der fremden Stadt, wo er sich ungekannt glaubt.

Es ist übertrieben, aber darum nicht unrichtig: das sündhafte Berlin ist eine Notwendigkeit, damit alle Krähwinkler zu Hause Unstand und fromme Zucht heucheln können! Wären die Kleinstädter nicht solche Heuchler,

lebten sie zu Hause, wie es ihrer inneren Natur entspricht, so könnten und müßten die Vergnügungsorte in Berlin um zwei Drittel weniger sein. Die Gewohnheit der Provinz, zu Hause sehr sittsam zu sein und in der Großstadt sich auszutoben, hat Babel groß gemacht. Man könnte mit dem zweiten Gatten der Frau von Elbe sagen: Berlin ist das Mosett Deutschlands geworden. — Nicht die Provinz sollte auf Berlin schelten. Eher könnte Berlin sich beschweren, daß es die Ablagerungsstätte sein muß für alle, die zu Hause nicht „sich aus-

zuleben“ wagen. Die Verlogenheit und die Lüsternheit der Provinz hat den Sumpfboden geschaffen, aus dem von Zeit zu Zeit die „großstädtischen Miasmen“ aufsteigen.

Über wenn dann die Kleinstädter jammern über die Sittenverderbnis, die sie in ihren Zeitungen um keinen Preis missen möchten, so kann die Großstadt ihnen antworten: Behaltet ihr euren Unrat selbst, dann wird es bei mir nicht halb so stinken!

Heinz Vothhoff, M. d. R.

Reminiscenzen über Wagner.

Von Ignaz Jezower.

Ein Urteil über Wagner aus dem Jahre 1856.

Andreas Towiański kommt 1840 nach Paris. Er bringt den polnischen Emigranten, den radikalen, die von seiner nationalen oder sozialen Revolution und den gemäßigten, die von einer Intervention der Mächte: die Wiederherstellung Polens erwarten, eine neue Botschaft, das neue Wort. Nur durch Erfüllung aller Gebote des Evangeliums könne die innere Freiheit gewonnen werden, und die innere Freiheit müsse die äußere zur Folge haben. Towiański leitet aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott das Verhältnis des Menschen zum Menschen ab. — Towiański hat kein Buch geschrieben, er gab seinen Schülern — zu denen auch die zwei größten polnischen Dichter Mickiewicz und Slowacki gehörten — das lebendige Wort. Ego sum sermo Dei. Und er sagt ihnen: „Habt in allem ein Ziel — die Exaltation; steigt immer höher. Stets haltet zu Gott . . . Vernachlässigt nicht Wissenschaft, noch Kunst, . . . bewahrt immer euren Ton.“ Denn man müsse im vollen Ton sein, bei jeder Handlung das dreifache Opfer bringen, und dadurch alles in die Sphäre des Großen, Reinen und Heiligen erheben. Von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt 1856 Towiański in einem Gespräch das Schaffen Wagners. Der Dichter Gołzyczński hat Towiańskis Ausführungen niedergeschrieben. Das Manuskript befindet sich im polnischen Museum zu Rapperswyl.

Ueber Wagner als Musiker.

(Aus der Erinnerung niedergeschrieben am Tage des hl. Andreas 1856.)

Man unterhielt sich über den Komponisten Wagner, der von sich sagt, er eröffne der Musik einen neuen Weg.

Der Meister sprach:

Gewiß eröffnet er einen neuen Weg, denn in der Art wie er schafft, stellt er das Muster der Wahrheit auf. Nur täuscht er sich hinsichtlich des Umfangs. Ihm scheint, er tue es auf der ganzen Linie, in Wirklichkeit aber gelingt's ihm nur auf einem gewissen kleinen Teil derselben.

In unserer Sprache. Er schafft sein Werk durch das dreifaltige Opfer: er holt alles aus dem Geiste, führt es durch den Körper, und bringt es in dieser Ekstase zum Ausdruck. Deshalb hat seine Musik auch einen ganz anderen Ton, sie teilt sich mit, und läßt sich gleich von jeder anderen Musik unterscheiden. Ein Beispiel dafür, was das dreifaltige Opfer auf jedem Gebiete vermag. So müssen wir in allem, sei es in Sprache, im Schrifttum oder in Musik dieses dreifaltige Opfer suchen . . .

Wagner ist ein Märtyrer, er hat den Stolz, der zugleich fühlt, daß er sich nicht zu seiner Höhe aufschwingt. Fern dieser Höhe kämpft er, auf die eigenen Kräfte vertrauend, und kann den Gipfel nicht erreichen. Aber mit der Hälfte dieser Kraft könnte er die ganze Linie durchlaufen, könnte er seinen Gipfel erklimmen, und von dieser Höhe das dreifaltige Opfer von Anfang bis Ende in die Musik einführen . . .

Er müht sich so ab, schafft in solcher Not und solcher Wahrheit, und wird nicht verstanden. Er fühlt seine Ueberlegenheit, und muß es mitansehen, wie den anderen, die sich nicht wie er mühen, und die das Opfer nur bringen im Flug des Geistes oder — wie die Italiener — mit ihren Nerven, gehuldt wird. Das ärgert, empört ihn. Denn wahrlich mancher erhebt sich im Fluge des Geistes viel höher als er, durchreißt die ganze Linie . . .

Um seiner Sünde, seiner Reinigung willen muß er sich so abquälen, in Nöten leben, und erreicht das Ziel nicht. Doch später wird er einsehen, in diesem oder künftigen Leben, daß — hätte er sich vor Gott gedemütigt und das Christentum angenommen — er ohne so viel Mühe, denn mit Hilfe der Gnade, viel mehr erreichen würde.

Ich könnte ihm dies alles noch erklären, ihm mathematisch nachweisen: wo er stehe und wo er stehen müßte, ich könnte ihm die Mittel in die Hand geben, aber er kann seiner Schuld willen meinen Dienst nicht annehmen. Denn ob er gleich leicht es einsehen müßte, so wird ihn doch der Geist, der bei ihm ist und der darüber wacht, daß er den mühseligen Weg gehe und das Leid, das ihm zubestimmt, trage, irreführen und nicht zulassen, daß er erkenne.

Doch nach der Art und dem Geiste seiner Musik gehört er bereits unserer Stunde an und steht unter der Fahne unserer Sache.

Siegmund Friedberg.

Die Berliner Ballotale werden in diesem Jahre eine starke Verminderung ihrer Einnahmen zu verzeichnen haben: zwei ihrer besten Gönner haben ihnen den Rücken gekehrt. Herrn Adolf C. Eberbach ist nun Herr Siegmund Friedberg, der „reiche Bankier“, wie ihn die Freundinnen des „Moulin rouge“ und der „Amorsäle“ nannten, in die Versenkung gefolgt. Dort suchten beide nach dem Hasen des Tages zerstreut; den Nervenreiz, nach dem die von unersättlichem Erwerbsdrange gepeinigte Seele zu dürsten pflegt.

Herr Friedberg war nicht bloß bei den Schönen der Ballsäle ein populärer Mann. Fast jedes Kind kannte ihn; nicht vom Ansehen,

sondern aus den Riesenannoncen, die der Bankier in den Zeitungen ständig veröffentlichte, aus den Plakaten, die an den Zwischenaktsvorhängen der Varietés, an freien Straßenplätzen, weithin sichtbar, der Menge die Existenz der Firma verkündeten. Herr Friedberg wurde rasch bekannt; ebenso rasch als Inhaber des Bankgeschäfts, das besonders seine Hypothekenabteilung Kapitalisten und Kapitalbedürftigen anpries, wie als Herausgeber des „Ratgebers auf dem Kapitalmarkt“. Aber nur wenige, denen die Anpreisungen zu Gesicht kamen, wußten, was Art ihr Urheber war, woher er gekommen und welche Vergangenheit er hinter sich hatte; nur wenige ahnten auch nur, daß der alleinige Inhaber des Bankgeschäfts, das über 120 Angestellte verfügte, noch nicht ein Alter von 30 Jahren erreicht hatte. In den

Kreisen der Börse und der Handelspresse wußte man freilich weit mehr. Friedberg machte zum erstenmal in der Öffentlichkeit von sich reden, als er im Prozeß gegen den früheren Redakteur der „Vossischen Zeitung“, Herrn Professor Meher, als Zeuge zu fungieren hatte. Der Angeklagte war Mitarbeiter des Ratgebers; das war nicht gerade geeignet, Herrn Friedbergs Renommee zu erhöhen. Auch die äußere Form seines Blattes, gewisse Eigenheiten des Inhalts, die dem Hugo Löwyschen Schwinkelblättchen, der „Berliner Finanz- und Handelszeitung“, nachgebildet waren, mußten Mißtrauen erregen. Man hörte auch bald, daß der aus Hamburg Eingewanderte die freie Hansestadt verlassen hatte, weil ihm der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war. Dort sprach man an der Börse nicht bloß von unbezahlten Differenzen, sondern tuschelte auch von schlimmeren Dingen. Das genügte, die Augen der anständigen Handelsjournalisten bei der Lektüre des Ratgebers zu schärfen, dem an sich dadurch ein Odium anhaftete, daß ein Bankier ihn herausgab. Die Verquickung von Bankgeschäft mit Handelsjournalistik wird mit Recht bekämpft; der Bankier hat Geschäftsinteressen, die sich mit den Aufgaben des unabhängigen Journalisten niemals vertragen. Doch Herr Friedberg hat es bis zu einem gewissen Grade verstanden, eine solche Verquickung, wie man sie anfangs für wahrscheinlich hielt, zu vermeiden. Geschickte Freunde hatten ihn wohl gewarnt, das Blatt zur Erteilung von „Tips“ im Interesse seines Bankgeschäfts zu benutzen. Sie wußten, daß hier ein Angriffsunkt liegen würde, daß sich febergewandte und fachverständige Mitarbeiter auf die Dauer schwer finden lassen, wenn das Blatt hierzu erniedrigt wird. Es ist sicher nicht Herrn Friedbergs Anstandsgefühl, sondern seiner geschäftlichen Schlaueit zuzuschreiben, daß er dem Räte folgte. Der Zweck, das Bankgeschäft zu alimentieren, konnte auch erreicht werden, ohne den alten, verbrauchten Weg zu wandeln. Wer konnte es ihm verübeln, ein Finanzblatt herauszugeben, wenn die Redaktion sich in keiner Abhängigkeit von dem Bankgeschäft befand? Sind nicht auch die Großbanken durch Aktienbesitz an der „Nationalzeitung“, die Berliner Handelsgesellschaft am „Lokal-Anzeiger“ beteiligt? Ist's nicht schließlich ehrlicher, am Kopfe des Blattes mitzuteilen, woher die Quellen seiner Unterhaltung fließen, als es im geheimen zu unterstützen und so viel besser zum Werkzeug von Spekulationsinteressen zu machen? Andererseits kam gerade durch die öffentliche Nennung des Herausgebers der Name der Bankfirma in aller Munde und mußte ihr so einen umfangreichen Kundenkreis

verschaffen. Die Kritik mußte verstummen, wenn auch das Mißtrauen nicht schwand.

Herr Friedberg hatte wohl auch bald eingesehen, daß es für ihn weit lukrativer ist, auf Spekulationsgewinne durch Empfehlung von Wertpapieren zu verzichten und dafür ein größeres Publikum für seine Hypothekenabteilung heranzuziehen. Und in der Tat gelang es ihm, sich durch sein redaktionell außerordentlich geschickt geleitetes Blatt enge Fühlung mit den Kreisen der Kapitalisten zu verschaffen. Denen riet er, ihr Geld in sicheren Hypotheken anzulegen. Hiergegen ließ sich auch vom Standpunkt schärfster Vorsicht nichts einwenden. Und die Provisionen, die Herr Friedberg einstrich, wuchsen beträchtlich. Ein schlimmer Punkt war freilich, daß der „Ratgeber“ zu hohe Propagandakosten verschlang, und so an eine Rentabilität nicht zu denken war. Die Inserate wurden anfangs selbst den unbedeutendsten Winkelblättern gegeben (denen wohl auch wegen der Hamburger Vergangenheit der Mund gestopft werden mußte), und jene Sorte von Leuten, die immer am Plage ist, wenn es gilt, den Leichtsinns eines Menschen auszunützen, umscharte Herrn Friedberg. Er war für alles zu haben; seine Verschwendungssucht scheint man pathologisch erklären zu müssen.

Ob Friedberg schließlich, um sich über Wasser zu halten, zu Depots gegriffen hat, steht in dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, noch nicht fest; auch noch nicht mit Sicherheit, wie es ihm möglich war, anfangs ohne Kapital sein Bankgeschäft zu betreiben. Denn als er aus Hamburg kam, hatte er ca. 150 000 Mark Schulden an einen dortigen Makler und 40 000 Mark an Freunde seiner Familie. Das Geld der Mutter war verjubelt; wenn jetzt die Verwandten eine Million Mark zur Verfügung stellen, so geht daraus hervor, daß Friedberg sich später seiner Familie für die Ehrenrettung anscheinend dankbar erwiesen hat. Auch darüber hat man noch keine Gewißheit, ob Friedbergs Privatbedarf, der auf mehr als 150 000 Mark geschätzt wird, allein seinen Ruin herbeigeführt hat, oder ob er auch, wie es in den Zeitungen heißt, an den Gründungen namhafte Beträge verlor. Am wahrscheinlichsten ist, daß beides eine Rolle spielte. Was die Hypothekenabteilung einbrachte, verschlangen der „Ratgeber“, die Automobil-Zentrale und zuletzt noch die eigene Druckerei. Das alles aufzubringen, mußte unmöglich sein.

Hätten wir es hier mit einem der ersten besten Schwindler zu tun, mit einem Manne, dessen Lebensaufgabe nur darin bestand, die Depots seiner Kunden in Bordellen und Tanz-

lokalen zu verprassen, der Fall Friedberg wäre nicht wert, näher betrachtet zu werden. Aber mir scheint, er bietet nicht bloß nach einer Richtung ein sehr großes prinzipielles Interesse. Den Mann zu entschuldigen, hieße die Tatsachen auf den Kopf stellen wollen; aber trotz aller Vorwürfe, die gegen ihn zu erheben sind, muß man sein hastiges Treiben vom psychologischen Standpunkt zu würdigen wissen. Friedberg gehört zu jenen modernen Erscheinungen, die mit entschiedener Begabung und allzu starkem Drange, Großes zu leisten, in dem schweren Kampf, der ihnen durch die kleinen Verhältnisse ihrer Herkunft aufgebürdet wird, schließlich unterliegen, weil sie nicht über die notwendige Schulung verfügen, die zum Herrschen nun einmal notwendig ist. Die moderne kapitalistische Entwicklung macht es nicht bloß der Arbeiterschaft immer schwieriger, in eine höhere Klasse emporzusteigen. Der Versuch des Vorwärtstrebenden, auf Grund seiner Fähigkeiten zu höherem Berufenen, die Fesseln zu sprengen, die die Klasse, aus der er stammt, ihm auferlegt, gelingt nur wenigen; und er mißlingt immer, wenn nicht eiserne Selbstdisziplin den Weg ebnet. Wäre Friedberg, der Sohn des einfachen Hamburger Malters, der seine Familie schlecht und recht ernährte, in die richtigen Hände gekommen, hätte er die notwendige kaufmännische Führung gehabt, hätte er gelernt, sein Streben in die richtigen Wege zu leiten; ich glaube, aus dem Manne wäre ein talentvoller Gründer geworden. Jetzt ist es leicht, nach ihm mit Steinen zu werfen. Der „Verein für die Interessen der Fondsbörse“, der von seiner Existenz höchstens einmal durch eine törichte Erklärung Runde gibt, veröffentlichte sofort ein Communiqué, worin er Friedberg von sich abzuschütteln versucht. Natürlich, denn das Börsengesetz muß gerettet werden; verhindert nur, daß die bösen Agrarier den Fall gegen die Börse ausnutzen. „Durch Versendung von Rundschreiben und Inseraten, namentlich aber durch das von ihm gegründete Blatt lockte er Privatleute an sich, die töricht genug waren, auf seine Anpreisungen einzugehen.“ Die Ehre der Börse ist nun gerettet. Gibt's nicht in Euren Reihen eine ganze Anzahl, die durch die gleichen Mittel das Publikum einzufangen trachten? Rummert Euch gefälligst um die Zirkulare der Neuburger und Konsorten und greift zu einer Zeit ein, wo die Warnung noch am Platze ist. Und wenn Ihr's unterlassen habt (was schließlich zu verzeihen ist, weil Herr Friedberg seine Geschäfte in dichtes Dunkel zu hüllen wußte), so stellt es jetzt nicht so hin, als ob das von mir gewiß nicht gebilligte Unreißertum Euren Widerwillen erregt. Bruno Buchwald.

Theater.

Neues Theater: Simson von Henry Bernstein, deutsch von Rudolf Lothar. Mir scheint, daß man bei der Beurteilung von Bühnenwerken dieser Art mit literarischen Bedenken nicht kommen soll. Wo kein literarischer Ehrgeiz ist, soll auch kein literarischer Wertmesser sein. Wer Stücke schreibt, um damit Geld zu machen, und ihre Wirkung auf den niedrigsten Instinkt, die Sinne, stellt, verdient an sich noch keinen Tadel. Erst wenn er eines Tages verlangt, daß man ihn ernst, gar literarisch nimmt, ist's an der Zeit, die ganze Verlogenheit seiner Arbeit mit aller Deutlichkeit nachzuweisen. Also hüten Sie sich, Herr Bernstein. — Für diesmal genüge zur Feststellung (der Qualität der Arbeit wie der Darstellung) Goethes Wort:

„Getretner Quark

„Wird breit, nicht stark.“ —

Aber Bonn! Berlin hat ihn wieder. Und wem noch zu junge Erinnerung die Objektivität des Urteils nicht erschwert, erkennt, daß es sich hier noch immer um einen Künstler handelt, der unter Brahms oder Reinhardts Zucht auch an erster Bühne an erster Stelle stehen könnte. Augenblicklich noch immer verlobbert, ruiniert er ohne Leitung jedes Ensemble. Doch ich weiß, daß er das Genie, auch wenn's mal nicht das eigene ist, verehrt. Er gestatte mir also in sein köstliches Tagebuch die folgenden Zusätze:

„Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Kreatur von der Welt.“ (Goethe: Wilhelm Meister.)

„Man muß sich mit seinem Gegenstande und nicht mit dem Zuschauer beschäftigen, wenn man gut in die Augen fallen will.“ (Rant.)

„Da unser größtes Vergnügen darin besteht, bewundert zu werden, so ist der Glückliche der, welcher, gleichviel wie, es dahin gebracht hat, sich selbst aufrichtig zu bewundern. Nur müssen die andern ihn nicht irre machen.“

(Schopenhauer: „Von dem, was einer vorstellt.“)

„Schlimm für den Schauspieler, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebärden hängen, daß ebensoviel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen.“

(Schiller: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.)

„Ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nötig ist, zum Nachtheil aller anderen heben.“

(Lessing: Hamburgische Dramaturgie.)

„Man kann sie einteilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. Die ersten liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft: „Siehe da!“ und auf immer sind sie verschwunden.“

(Schopenhauer: „Ueber Urtheil, Kritik.“)

„Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen.“

(Ludw. Börne: Dramaturgische Blätter.)

Ich weiß: Presse und Kritik sind Ihnen ein Greuel. Nun wohl! Folgen Sie den Worten dieser Großen und Sie werden keine ernste Kritik mehr zu scheuen haben.

„Es ist niemals zu spät, vernünftig und weise zu werden, es ist aber jederzeit schwerer, wenn die Einsicht spät kommt, sie in Gang zu bringen.“

(Kant.)

U. L.

Erklärung.

In dem nicht politischen Teil der Nr. 17 unserer Zeitschrift „Der Morgen“ von 1907 haben wir die Behauptung mitgeteilt, der Graf Cuno von Moltke habe mit einem Homosexuellen, Namens Axel Petersen, zu tun gehabt; dieser, Moltkes Freund, sei wegen der hochstehenden Persönlichkeiten drohenden Gefahren ausgewiesen und habe dann von Graf Moltke mehrere Tausend Mark erpreßt.

Wir erfüllen gern die Pflicht, angesichts der vollen und zweifelssfreien Aufklärung, welche der Prozeß wider Harden gebracht hat, an derselben Stelle des „Morgen“ zu erklären, daß diese uns von dritter — wie auch wir inzwischen festgestellt haben, unglaubwürdiger — Seite zugetragenen Angaben von Anfang bis Ende unwahr sind, und wir bedauern, diesen unwahren Angaben gutgläubig in unserem Blatt Aufnahme gewährt zu haben.

Die Schriftleitung:

Dr. Landsberger.

Notiz.

Der von Richard Strauß, zurzeit in Rom, in Aussicht gestellte Beitrag über Richard Wagner war bis zum Schluß der Redaktion nicht eingetroffen, so daß wir zur Erinnerung an Wagners 25 jährigen Todestag erst im

nächsten Hefte diesen Aufsatz, sowie eine längere Würdigung des Meisters aus der Feder Professor Kochs folgen lassen.

Vom Büchertisch.

Wie Stürme segnen. Roman von Frederik van Eeden. Aus dem Holländischen von Else Otten. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin, Leipzig.

Dieses Buch zeigt wieder einmal, daß nur ein Mann einen guten Frauenroman schreiben kann. Frederik van Eeden, der die wundervolle Legende vom kleinen Johannes gedichtet hat, gibt uns in seinem neuen Werke die Geschichte einer Frauenseele.

Es ist schwer, den Inhalt dieses eigenartigen Buches wiederzugeben. Es handelt wenig von äußeren Geschehnissen. Der Dichter erzählt von den inneren Konflikten einer Menschenseele, die im Kampfe reift. Wie Stürme segnen!

Hedwig Marga de Fontayne wächst in einer holländischen Provinzialstadt auf. Ihr Leben ist reich an Enttäuschungen und Kämpfen, an Süßigkeiten und Bitternissen. Schon als Kind drängen sich ihr Fragen auf, die sie nachdenklich machen, und als heranreifende Jungfrau unterscheidet sie sich in vielem von den anderen Mädchen ihres Alters.

In einem Vorwort wehrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, in seinem Werke nur „die sorgfältige Studie eines pathologischen Falles“ gegeben zu haben. Hedwig ist kein Weib wie die anderen, und deshalb erscheint uns manches an ihr unwahrscheinlich. „Alles, was in diesem Buche erzählt wird, beruht auf eigener Wahrnehmung“, sagt der Dichter. Hedwig, die Hauptperson, ist nicht ein „krankhaftes Wesen ihrer Art und Veranlagung nach“. „Solche Individuen werden noch immer täglich geboren, und ihr Kampf mit dem rauen Leben bildet eines der schönsten und interessantesten Sujets für die Kunst.“

Es ist ein tiefes, stilles Buch für Reife und Verständige. In jedem Kapitel fast finden wir psychologische Feinheiten. Nur ein wahrer Künstler vermag die gewagtesten Stellen so glaubwürdig zu schildern.

Ich möchte dieses Buch jeder modernen vorurteilslosen Frau in die Hand geben, denn es steht himmelhoch über allen Bekenntnisbüchern, die in den letzten Jahren von Frauen für Frauen geschrieben wurden.

Hermann Blumenthal.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Vorfertteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Hellwegestr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennestraße 8; für Österreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Witzel, Wien I, Graben 25. — Druck von Vah & Carlebach, Berlin W. 57, Bülowstr. 18.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt des Verlages Gustav Fischer, Jena, über „Sombart, Sozialismus“ bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Zahlung 22.—22. Februar

Geld - Lotterie

zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete
420 000 Lose 12 977 Geldgew. — Mk

4900000

Hauptgewinn bar ohne Abzug Markt:

750000

500000

250000

150000

3	à 5000 = 15000	200	à 100 = 20000
10	à 2000 = 20000	600	à 50 = 30000
20	à 1000 = 20000	3000	à 30 = 90000
40	à 500 = 20000	9000	à 10 = 90000
100	à 200 = 20000		

Wohlfahrts-Lose à M. 3,30

Porto u. Liste
20 Pf extra.

Lud. Müller & Co. in München,
in Nürnberg,

in Berlin G., Breitestr. 5.

Telegr.-Adr.: GStMüll.

Glottes Operetten-Libretto

vom Komponisten gesucht. Offerten erbeten
unter „Libretto“ an die Hauptexpedition des
General-Anzeigers für Schöneberg u. Umgegend,
Schöneberg, Kolonnenstr. 4.



Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek
zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von
Reclams

Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Mil-
lionen von Bänden über den ganzen
Erdball verbreitete, bedeutendste deut-
sche Bachersammlung bietet in jetzt
nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig
den vielseitigsten und gediegensten Lese-
stoff, sowohl zur Unterhaltung als auch
zum Studium. Die Universal-Bibliothek
enthält mehr als 2500 Nummern Unter-
haltungslektüre der bedeutendsten Er-
zähler aus der Weltliteratur, mehr als
1400 Nummern Bienenwerke und etwa
1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

Kataloge

verlangt an Subskribenten überall hin gratis
Philipp Reclam jun. • Leipzig

Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen“

Die
Einbanddecke für den I. Jahrgang (Heft 1—29)
des „Morgen“

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.

Halbleinen-Decke zum Preise von Mk. 2.—

in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den kompletten Jahrgang 1907 gebunden
in Halbleinen für Mk. 10.— und in Ganz-Pergament für Mk. 12.50.

Marquardt & Co., Berlin W. 50.

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.
Verlag von Otto Janke, Berlin SW.,
Anhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt
zunächst Romane von:

Thunelda Rühl, „Doktor Ekrom“
Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt“
M. Gerhardt, „Professor Bollborn
und die Seinen“

Das Beiblatt läßt sich die Pflege
der Novelle und
Skizze, sowie der Lyrik und Kritik
angelegen sein. Alle wichtigen Neu-
erscheinungen der Literatur werden
::: sorgfältig besprochen. :::

Preis vierteljährlich (13 Nummern)
::: 8 Mark 50 Pfg. :::

Bestellungen bei allen Buchhandlungen
und Postanstalten.

Die Philosophie des Imperialismus. Von Erneste Seillière:

APOLLO ODER DIONYSOS? Krit. Studie ab. Friedrich
Nietzsche u. den imperialist. Utilitarismus.
1906. Brosch. 7 M., Lwbd. 8 1/2 M., Hfzbd. 9 M.
DER DEMOKRATISCHE IMPERIALISMUS. Rousseau—
Proudhon—Marx. 446 Sekt. 1907. Brosch. 7 M.,
Lwbd. 8 1/2 M., Hfzbd. 9 M.
DIE ROMANT. KRANKHEIT. Fauriol—Beyle. 1908.
455 S. Brosch. 7 M., Lwbd. 8 1/2 M., Hfzbd. 9 M.
JEAN JACQUES ROUSSEAU, sein Leben u. s. Werke.
Von F. Bröckerhoff. 3 Bde. 1792 Sekt. Brosch. statt
d. früh. Ladr. v. 26 M. für 12 M., in 2 Lwbd. 15 M.
ÜBER ROUSSEAU'S VERBINDUNG MIT WEIBERN nebst
13 bisher unbekannt. Brief. R's. an die Gräfin Moudetot.
Von K. G. Lenz. 2 Bde. 2. Aufl. mit 2 Portr. 1906.
Brosch. 4 M., Originalbd. 5 M. Unkstr. Ausgabe.
Ausführl. Verzeichnis gratis u. franko. Verlagsanerb. erw.
Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen
Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Raiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Raiserplatz 15.

Inseraten-An-
nahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Fieblebenerstr. 14
(Tel. VI. 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

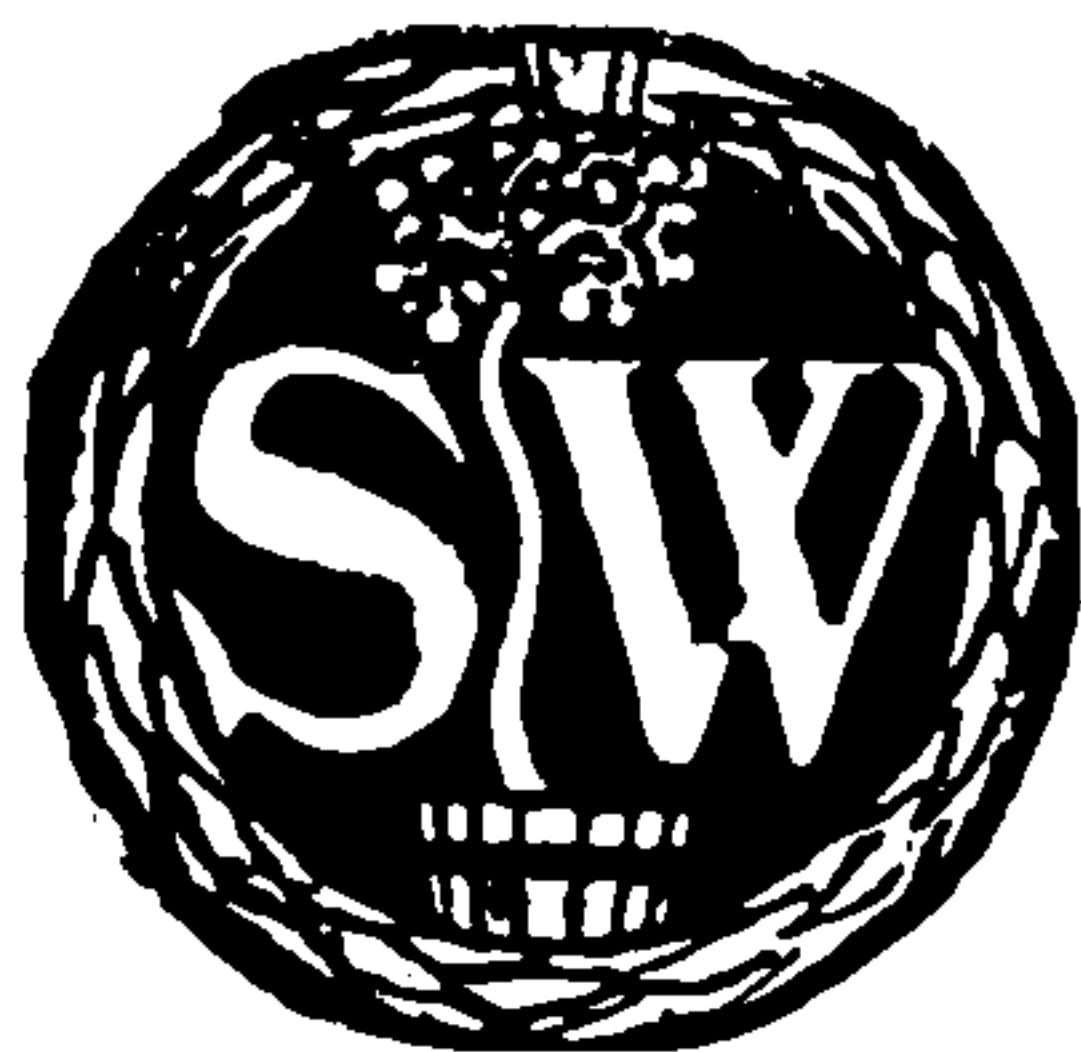
Verantwortlich für die Inserate: F. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin W.



Unser
Illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.



Saaecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
Viktoriastr. 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

AUSSTELLUNG VON BAU-MODELLEN SAALECKER MÖBEL VON PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche
— Freie Besichtigung —

:: :: OTTO WIGAND m. b. H. :: LEIPZIG :: ::

Jahrgang 1907

- I. Wolfgang Kirchbach-Nummer.
- II. Confucius-Nummer.
- III. Lamarck-Nummer.
- IV. Auguste Comte-Nummer.

à Heft M. 1,80,
kompl. M. 6,—.

Jahrgang 1908

12 Hefte

à Heft 60 Pfg.,
kompl. M. 6,—.



Der zweite Jahrgang der „Menschheitsziele“ wird auch äußerlich dadurch ausgebaut werden, daß die Vierteljahr-Hefte in eine *Monats-Rundschau* umgewandelt werden, ohne Erhöhung des Jahrespreises von M. 6.

Die monatlichen Hefte werden allerdings auf zwei Bogen beschränkt, doch erhält der Leser immer noch 24 Bogen statt der bisher gelieferten 16.

Der Einzelpreis pro Heft beträgt 60 Pfg.

Programm und **vornehme Ausstattung**, auf die wir im Sinne fortschreitender Kultur besonderen Wert legen, bleiben die gleichen; mehr Berücksichtigung soll Kunst und Körperkultur finden, und auch die Politik soll, ohne Parteipolitik treiben zu wollen, nicht ausgeschlossen werden.



Werkstätten für Handwerkskunst Otto Erdmann junior

Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 6 Tempelhoferufer 21

	Seite		Seite
Andrew Carnegie . . . Japan Reisetagebuch . . .	221	Erich Mühsam . . . Karl Kraus, Eine	
Richard Muther . . . Daumier . . .	225	Erlebdigung . . .	241
Carl Hauptmann . . . Graf Michael (Forst.) . . .	229	C. v. Bredow . . . Zur Automobildebatte	243
Henri Lichtenberger . . . Freidenkertum in		August Strindberg . . . Mensch unter	
Deutschland . . .	235	Menschen . . .	245
Randbemerkungen:		Richard Schaukal . . . Neue Baltheseriana	245
Karl Schnitzler . . . Interpretation . . .	239	Bruno Buchwald . . . Börsenvorstand und	
Johannes W. Garnisch Eine Anfrage . . .	239	Presse . . .	246

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die
Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.



PETER'S
UNION-
PNEUMATIK

Erstklassige und bevorzugte Bereifung für
Fahrräder, Automobile, Transportwagen.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Kritik.

Nummer 8

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

21. Februar 1908

Zum Preisausschreiben!

Wir erinnern hiermit nochmals an das Preisausschreiben von M. 2000.—
für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung des „Morgen“
einlaufende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf.

Das Preisrichteramts liegt in den Händen von:

Professor Georg Brandes, Kopenhagen / Universitätsprofessor R. M. Meyer,
Berlin / Carl Hauptmann, Mittelschreiberhau / Dr. Artur Landsberger, Berlin /
Otto Julius Bierbaum, Fiesole / Ernst Freiherr von Wolzogen, Darmstadt.

Japanisches Reisetagebuch.

Von Andrew Carnegie.

Nie werde ich wieder diese Einfahrt in den japanischen Meerbusen vergessen. Die Sonne ging gerade auf und der Himmel war so blau wie in Italien. Der Fujiyama erglänzte unter ihren Strahlen und seine 3000 Meter hohe Spitze war ganz klar. Die Wolken legten sich rechts und links an seinen Felsen an, aber sich nur etwas weiter unten an ihn anklammernd, als wollten sie es nicht wagen, seine Spitze einzuhüllen. Er stand da in seiner nächtigen einsamen Größe — der eindrucksvollste Berg, den ich je gesehen. Berge sind fast immer eine Enttäuschung, da man ihre Höhe gewöhnlich nur allmählich ermittelt, nur der Fujiyama, und nur wie er so dasteht, aufsteigend aus der Ebene wie eine Pyramide, so daß man auf ihn das Wort Schillers anwenden kann von den „Dingen, die sich empor türmen“, überragt er jede andere Spitze oder Gipfel, und es ist nicht verwunderlich, daß die Japaner in alten Zeiten sich die Heimat ihrer Götter auf seinen Höhen dachten.

Es war 9 Uhr abends, als die Anker niederrasselten, und in wenigen Minuten wimmelte es von kleinen Booten um unser Schiff, uns an Land zu bringen. Bis man nicht einmal in einem solchen Sampan gefahren ist, braucht man sich nicht zu schmeicheln, schon das Größte an Beförderungsmitteln kennen gelernt zu haben.

Stellen Sie sich vor: Einen langen, breiten Kahn mit einer kleinen Kabine im Stern, das Deck vorn niedriger als an den Seiten und darauf vier Geschöpfe, die aussehen wie die Dämonen im Blad Grod*), mit möglichst wenig Meißern. An jeder Seite, aber nicht hintereinander, stehen ihrer zwei, und jeder handhabt ein langes Ruder und begleitet jeden Schlag mit Rufen, wie ich sie nie zuvor gehört habe. So werden wir von diesen gelben Teufeln vorwärts gebracht, die sich augenscheinlich in einen Zustand fürchterlichster Aufregung hineinarbeiten. Endlich landen wir, passieren das Zollhaus ohne Untersuchung und erreichen mit ganz unsicheren Seebeinen unser Hotel. Ein paar Bissen zum Abendessen, aber dort wieder diese fürchterlichen Kerle, die uns bedienen. Wir müssen alle Augenblicke lachen über irgend etwas Komisches und wundern uns, wo wir nur sein mögen; aber alles, was wir essen und trinken, ist überraschend gut — an Land, nach 22 Tagen auf See.

*

Wir sind nun drei Tage in Japan, aber alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich unfähig bin Ihnen mehr als eine blasser Vorstellung von dem zu geben, was uns allerorten begegnet. Und müßten wir morgen heimkehren, wir würden doch das Gefühl der völligen Befriedigung von unserer Reise haben. Obwohl ich schon das Merkwürdigste und Wunderbarste gesehen habe, was Europa zu bieten vermag, ein Gang von wenigen Stunden durch Yokohama oder Tokio hat uns mehr Unerwartetes enthüllt, als je zuvor ein Ort. Kein Land, das ich bisher besuchte, hat wirklich so viel Neues geboten, als ich mir vorgestellt hatte; hier ist es umgekehrt. Alles geht so weit über das hinaus, wie ich es mir ausgemalt, und ich muß in einem fort bedauern, daß wahrscheinlich nur wenige meiner Freunde jemals Japan besuchen werden, um all die Seltsamkeiten zu sehen und zu genießen. Lassen Sie mich einmal einen Spaziergang beschreiben: Wir sind an der Hoteltüre, haben ungezählte Verbeugungen fast bis auf den Boden von diesen vielen Teufeln entgegengenommen. Ein Duzend Kleiner, hinter Kerle taucht auf, jeder zwischen den beiden Deichseln seines Wagens wie ein Kutschpferd und ladet uns ein Platz zu nehmen, gerade wie Kutscher. Sehen Sie sich einmal ihr Kostüm an oder vielmehr nach ihm um: keine Schuhe — wenn man nicht eine Strohschuhle, die mit Stroh festgebunden ist, einen Schuh nennt — Beine und Leib ganz bloß, mit Ausnahme eines schmalen Lappens um Lenden und dann ein Hut! Dieser ist entweder von einem dunklen Material, so groß wie der Boden einer Tonne — ich übertreibe nicht —, um vor Sonne und Regen zugleich zu schützen, oder von hellem Stroh, aber von ebensolcher Größe. Das sind die Betteln, die einen in 3¼ Stunden nach Tokio bringen. Wir lehnen ihre Einladungen ab und gehen zu Fuß. Da stolziert ein Kerl auf Stelzen, ein anderer hat feste Holzklöbchen von gleicher Höhe, ein Dritter hat flache Strohschuhe, ein vierter gar keine. Was ist das für ein Geräusch hinter uns? Wir sehen uns um und erblicken vier Auliz, ganz nackt wie Adam, jeder an einer Ecke eines vierräderigen Rollwagens, beladen mit Eisen, und die sich jeden Schritt durch unheimliches Stöhnen Luft machen. Noch nie zuvor sah ich dieses unentbehrliche Metall auf solche Weise transportiert. Aber sehen Sie einmal Dorthin! Ein Fisch-

*) Amerikanisches Lustspiel von Hoyt. (Unmerk. d. Uebers.)

händler mit einem Bambusstod über der Schulter, an dessen Enden Fischkörbe schaukeln — alle Lasten werden so getragen —, da drüben geht ein Wasserträger, der seine Eimer auf die nämliche Art trägt: über seine Schultern hat er ein Tuch geworfen, das ihm das Aussehen eines Zirkusclowns gibt. Die Kleidung der Frauen ist nicht so mannigfaltig, aber ihre gemalten Lippen und weißgepuderten Naden, und wenn eine verheiratet ist, ihre geschwärzten Zähne geben uns Grund genug zum Staunen, obgleich ich sie abscheulich finde, wenn sie lachen; ich muß meine Augen wegwenden. Wie Frauen solche ekelhaften Fragen aus sich machen können, kann ich nicht begreifen, aber — Die Mode bringt noch manches andere fertig. Das Aussehen der Kinder ist im höchsten Grade komisch; sie sind so dick eingemummt in Kleider, daß sie aussehen wie kleine fette Eskimos. Die Frauen tragen sie ohne Ausnahme nach Indianerart auf dem Rücken. Dort begegnen sich zwei Japaner auf der Straße, sie verbeugen sich dreimal, jedesmal tiefer und ehrfurchtsvoller als das vorhergehende Mal, und geben sich die peinlichste Mühe, die vorgeschriebene Zahl von Zentimetern innezuhalten, die ihre gegenseitige Stellung vorschreibt, und dann schütteln sie ihre eigene Hand zum Zeichen der Freude.

*

Die Japaner gehen frühmorgens ins Theater und bleiben da bis 5 Uhr nachmittags. Die Pforten werden um 5 Uhr früh aufgemacht, aber die reichen Leute erscheinen nicht vor 6 oder 7 Uhr, wo die Vorstellung beginnt. Um Mittag wird im Theater das Frühstück serviert, die Zuschauer rauchen, essen, schlürfen Tee und vergnügen sich nach Belieben. Es gibt keine Sitze, nur eine kleine Matte wird für jeden hingelegt, der eintritt, und daneben eine Schachtel mit Sand und darin zwei glimmende Kohlenstückchen, mit denen man sich seine Pfeife anzündet; wohl bemerkt: Damen, ohne Ausnahme, rauchen in Japan so gut wie Herren. Jeder bringt sich eine kleine Pfeife mit langem Rohr mit, daran ist ein Tabaksbeutel angehängt. Von Zeit zu Zeit tut man ein wenig Tabak in die Pfeife, gerade genug für zwei Züge, dann wird der Tabak ausgeklopft und die Pfeife von neuem gestopft. Nie habe ich mehr als zwei kleine Züge auf einmal machen sehen! Sogar junge Mädchen rauchen auf diese Art, und einem, der Tabak verabscheut wie ich, gewinnen sie durch solche Gewohnheiten keine größeren Reize ab, wie man sich wohl vorstellen kann. Ein Schächchen, das seine Lippen mit Tabak . . . Psui!

Die Hochzeitsgebräuche sind von den unseren sehr verschieden. Die Priester haben nichts damit zu tun, auch gibt es keine religiösen Zeremonien. Die Eltern des jungen Mannes suchen eine passende Frau für ihn aus, wenn er 20 Jahre alt ist, und bringen die ganze Sache in Ordnung. Sie halten bei den Eltern des jungen Mädchens an, und wenn diesen die Partie gefällt, wird ein Kontrakt zwischen den Eltern des jungen Paares aufgesetzt und der Tag bestimmt, wo Braut und Bräutigam Saki aus derselben Tasse trinken. Feste und Vergnügungen werden gegeben, manchmal mehrere Tage hintereinander, wenn die Eltern reich sind — und die Ehe ist geschlossen. In jedem Falle muß die Braut bei den Eltern ihres Mannes wohnen; mehr als ihrem Manne muß sie sich bemühen, sich die Zufriedenheit seiner Eltern zu erwerben. Sehr

oft leben drei Generationen beieinander, und eine Verehrung wird den ältesten entgegengebracht, von der wir uns keinen Begriff machen können.

Daß verheiratete Frauen sich ihre Zähne schwärzen, ist die abscheulichste Sitte, die ich je gesehen. Ich bin in sehr feinen japanischen Häusern gewesen und habe sonst sehr gut aussehende Frauen gesehen, aber sie brauchten nur ihren Mund zu öffnen, um sich sofort widerwärtig zu machen. Es freut mich daher, wenn ich höre, daß diese Gewohnheit mehr und mehr abkommt, und daß einige junge Frauen sich geweigert haben, sich ihr zu unterwerfen.

*

Japan ist in den letzten Jahren ein Seeexporteur für Amerika geworden und wir besuchten deshalb die Seefaktoreien in Yokohama. Der frisch geerntete See ist ohne jeden Geschmack, erst wenn er der Sonne ausgesetzt ist, gärt er wie Heu. Er wird dann gekräuselt, gedreht, gebaden und dann zu den Händlern gebracht, die ihn wieder sorgfältig abzupfen und in die Form rollen, in der er zu uns kommt. Ich sah viele Hunderte von Frauen und Mädchen in den Fabrikräumen, die mit ihren kleinen Händen den See flink rollten und in große runde Töpfe legten, unter denen ein kleines Kohlenfeuer angezündet war. Und jetzt, meine Freundinnen, lassen sie mich Ihnen den Unterschied von schwarzem und grünem See erklären: Schwarzer See wird erzeugt, wenn man ihn an der Sonne etwa 50 Minuten länger dörren oder gären läßt als den anderen, und während dieser Extra-50-Minuten verflüchten sich gewisse Bestandteile, die unseren Nerven schädlich sein sollen. Grüner See hat deshalb eine größere Wirkung auf schwache Nerven als schwarzer. Sie sehen also, es ist dasselbe Blatt, es liegt nur an der Behandlung. Noch etwas möchte ich Ihnen erklären: Grüner See mit natürlicher Farbe könnte in Amerika nicht verkauft werden, nein, wir wollen „ein schöneres Grün“ und wir bekommen es auch, natürlich! Was kann der Kaufmann gegen diese gebieterische Forderung seiner Käufer tun! Und diese gewünschte Färbung wird erzielt, indem man dem reinen See Indigo mit Gips beimischt, und das ist auch der gewissenhafteste Kaufmann zu tun gezwungen. Ich sah in einem Falle sogar Preußisch-Blau gebrauchen, was sehr giftig ist, und man erzählte mir, daß man selbst zu Ultramarin seine Zuflucht nimmt. Diese außerordentlich giftigen Substanzen geben ein noch „schöneres Grün“ als Indigo und Gips, und werden deshalb von den unwissenden Menschen bevorzugt. Die Moral: Bleib bei schwarzem See und vermeide Gift!

*

Man hört in Japan in der Nacht oft lang klagende Laute; ich fragte nach und erfuhr: sie kommen von blinden Männern und Frauen her, die angestellt sind, um die Kranken zu reiben und zu zwicken und ihre Schlaflosigkeit auf diese Weise zu heilen. Die Kur ist sehr beliebt bei den Japanern, und selbst Fremde erzählten mir, daß sie sie mit Erfolg angewendet haben. Ich vermute, daß das Klima leicht Rheumatismus und ähnliche Störungen erzeugt und daß dann die Bevölkerung zu allem greift, was vorübergehende Linderung bringt. Doch ist mir das „in den Schlaf kneifen“ eine ganz neue Methode.

Man lebt hier sehr gut in den Hotels. An Fischen und Wild hat Japan die größte Reichhaltigkeit. Fasanen, Schnepfen, Hasen, Hirsche sind sehr billig und aus-

gezeichnet. Ochsen- und Hammelfleisch ist ebenfalls gut; dergleichen die Gemüse. Rüben, Radieschen, Karotten sind sehr groß, ich führe das auf die tiefe und sorgfältige Behandlung des Bodens zurück. Vandy maß einige und berichtet: „Kettige 18 Zoll und schön weiß, Karotten 20 Zoll und herrlich.“ Das Hotel, in dem wir wohnen, erfreut sich eines französischen Kochs, den man sich eigens hat kommen lassen, und gestern abend hatten wir eine Gesellschaft der berühmtesten Schauspieler, die den Erfolg eines neuen Stückes, das sie eben auf einer großen Tournee gespielt hatten, durch ein Festmahl feierten. Ich unterhielt mich damit, mir aus der Gesellschaft den Montagu*) Gilbert, Bellet und Booth unter ihnen herauszusuchen, und ich traf immer das Richtige, wie ich nachher erfuhr. Die Verhältnisse sind ungefähr die gleichen wie bei uns, glaube ich. Die Schauspieler stehen in hoher Achtung hier, sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als sie dinierten, und unser Dolmetscher erzählte uns in gebrochenem Englisch, indem er auf zwei junge Liebhaber wies: „Sehr hoch geschätzt von sehr hohen Damen, oh, sehr hoch!“ Europäische Kleidung verändert das Aussehen der japanischen Herren nicht sehr, glaube ich, sie sind sehr klein und haben — es tut mir leid, das von ihnen sagen zu müssen — durchweg ein wenig krumme Beine; ihr einheimisches wallendes Gewand gibt ihnen Würde und Anmut. Wirklich muß man, wenn man eine Zeitlang im Osten sich aufgehalten hat, zugeben, was man dort so oft hört, daß unsere abendländische Kleidung die uninteressanteste der Welt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Daumier. Von Richard Muther.

Der 26. Februar ist der 100. Geburtstag Honoré Daumiers. Ein Stück französische Kulturgeschichte zieht, wenn man sein *œuvre* durchblättert, vorüber. Denn Daumier hat bekanntlich ein halbes Jahrhundert lang politische, soziale und moralische Satire geschrieben. Als Jüngling war er eingetreten in das *bataillon sacré*, das Charles Philipon, der Gründer der „*Caricature*“, gegen das Bürgerkönigtum anstürmen ließ, und noch 1870/71 ließ er, Tribun und Prophet zugleich, seine Stimme erschallen. Das Witzblatt war ihm eine Bühne, die die Welt bedeutete, eine Kanzel, auf der er die Lebensfragen seines Volkes erörterte.

Zu dem kulturpsychologischen kommt der künstlerische Wert der Blätter. Es ist mit Karikaturen eine mißliche Sache. Dem Tage dienend, sterben sie mit dem Tage. Die Fragen, von denen sie ausgingen, sind erledigt, die Leidenschaften, von denen sie getragen waren, erloschen. So kommt es, daß man in Karikaturensammlungen wie in Herbarien blättert. Was einst lebendig war, ist vergilbt; was einst belacht wurde, langweilt heute. Von Daumiers Blättern gilt das nicht. Sie haben Ewigkeitswert, weil er das, was er zu sagen hatte, in klassischer, ewig-gültiger Form gesagt hat. Das Lächerliche wurde unter seinen Händen zum Erhabenen, das Pamphlet zum Kunstwerk. Ohne die Anekdote zu verstehen, bewundert man die bildnerische Wucht, die den Gedanken formte. Mit unerhörter *Maestria* läßt er das Orchester aller Leidenschaften spielen, mit

*) Berühmte Schauspieler in Amerika für die einzelnen Fächer. (Anmerk. d. Uebers.)

genialer, gleichsam improvisierender Leichtigkeit weiß er die Grundnote jedes Charakters zu packen, die signifikante Grimasse, die signifikante Geste zu finden. Dazu die große Mühe, der monumentale Wurf, den seine Blätter trotz ihres kleinen Formates haben. Hier von ausgehend hat man ihn den Homer der Bourgeois genannt, ja den Vergleich mit Michelangelo nicht gescheut. „Ce gaillard là a du Michelange sous la peau,“ meinte Balzac, der mit ihm zusammen in der Redaktion des Charivari saß, und der junge Daubigny, als er die Sixtinische Kapelle in Rom betrat, soll gesagt haben: „Das sieht ja aus wie von Daumier.“

Die Frage ist nun: Hat man zu bedauern, daß ein Mann, der nach seinem ganzen Wesen berufen schien, jüngste Gerichte an die Wände sixtinischer Kapellen zu malen, diese Riesenkraft, die ihm in die Wiege gelegt war, als Aktualitätszeichner verzettelte? Raum. Denn jeder Mensch muß als ein Ganzes, als in sich gefügter Organismus genommen werden. Daumier wäre zur Karikatur gewiß nicht gekommen, hätte ihn nicht ein innerer Beruf in diese Bahn gelenkt. Er war nicht Künstler allein, der mit dem Auge des Aestheten auf ihre Formen- und Farbenwerte hin die Welt betrachtete, sondern er war gleichzeitig auch ein Kämpfer. Alles was rings vorging, ergriff und berührte ihn. Ueberall war er nicht als unbeteiligter Zuschauer, nein als Akteur dabei. Ein Goya redivivus wollte er selbst mit am Weltbild modeln, glaubte, indem er höhnte und freuzigte, einem besseren Neuen den Weg zu bahnen. Dieser rebellische Geist konnte nur in der Karikatur sich entladen. Sie war ihm das Ventil, durch das der Politiker sich Luft machte. Sie war seine Waffe, seine Geißel.

Trotzdem. Es muß auch Tage gegeben haben, wo er seinen Beruf verfluchte. Denn man darf nicht vergessen: ein Karikaturenzeichner ist Journalist. Wie der Tageschriftsteller neben Artikeln, die ihn reizen, sehr viele andere schreiben muß, die er nur als Brotarbeit empfindet, steht der Tageszeichner sehr oft vor Aufgaben, bei denen es sich um gar keine höhere Mission, sondern lediglich um Reporterdienst handelt. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, ausgefüllt durch all jene läppischen Dinge, die heute das photographische Klischee erledigt. Ein solcher Druck mußte auf Daumier um so tragischer lasten, als er kein landläufiger Illustrator, sondern ein in die Karikatur verschlagener Künstler war. Gewiß, auch künstlerischen Gedanken, die in ihm nach Ausdruck schrien, konnte er in seinen Karikaturen eine gleichsam provisorische Gestaltung geben. Der Bildhauer Michelangelo übernahm die Bemalung der sixtinischen Decke nur deshalb, weil der Auftrag ihm ermöglichte, wenigstens in der Flächen Darstellung plastische Gedanken auszusprechen, die in Marmor niederzulegen ihm versagt blieb. In ähnlicher Weise fühlt man aus Daumiers Karikaturen heraus, daß das Sujet für ihn nur Wert hatte wegen der bildnerischen Form, in die er es kleiden konnte. Doch immerhin, es blieb eine Verquickung, ein künstlerischer Kern in literarischer Schale. Und während er im Frondienst der Journalistik sich mühte, wogte neben ihm der große Befreiungskampf der modernen Kunst. Die Corot und Diaz, die Millet und Courbet waren seine Freunde. Um so mehr mußte es ihn reizen, das Gefängnis, in dem seine Kunst eingeschlossen war, zu sprengen. So tritt neben den Karikaturisten Daumier der Maler, neben den leidenschaftlichen Mitstreiter im Kampfe des Tages der große Schöpfer tendenzloser Kunst.

Sein 40. Geburtstag fiel mit dem der zweiten Republik zusammen. Damals haben Courbet und Bonvin ihn bestürmt, das Bild der Republik zu malen, das ein Preisausschreiben für das Hotel de Ville verlangte. Im nächsten Jahr, 1849, war er erstmals im Salon vertreten: mit einem großen, jetzt verschollenen Gemälde, das die Lafontainesche Fabel „Le meunier, son fils et l'âne“ behandelte und wozu die Skizze sich in meiner Sammlung befindet. Silen- und Bacchantenzüge, Don Quichotefiguren, Molièresche Doktoren, Reiter à la Géricault folgten. Und von romantischen Stoffen ging er zu Themen aus seiner eigenen Epoche über. Er begleitet die Menschen in das Parlament und in den Justizpalast, in das Theater und in den Zirkus, in den Omnibus und in die Eisenbahn. Akrobaten malt er, Seiltänzer, Ringer und Tierbändiger, Wäscherinnen und Arbeiter, Richter und Advokaten, Kupferstecher und Schachspieler, Amateure und Trödler. Die Menge stellt er dar, wie sie, zu einem Organismus geworden, im Theater lauscht oder in wilder Aufstandsstimmung sich über die Straßen schiebt. 1860 wagt er den Schritt, seinen Vertrag mit dem Charivari zu lösen. Er will nicht mehr Tageszeichner, er will Maler, lediglich Maler sein. Doch das Wagnis mißglückt. Das Publikum, das in der Form der Karikatur seine Werke hingenommen hatte, schiebt sie in der Form des Gemäldes achselzuckend beiseite. Schon nach wenigen Jahren war er in bitterster Not. Ein kleines Landhaus, das er in Valmandois gekauft hatte, ohne es bezahlen zu können, vermochte er nur zu halten, weil Corot, immer gütig, ihn mit der Schenkungsurkunde überraschte. 1864 erneuerte er resigniert den Vertrag mit seinem Journal und hat während der letzten Jahre wieder als Karikaturenzeichner sein Dasein gefristet.

Auch später noch wurde das Urteil über Daumier ausschließlich durch diese Werke bestimmt. Als der König der Karikatur ist er in den Handbüchern gepriesen. Seine Bilder, in Privatsammlungen vergraben, wurden nicht beachtet. Die Malerei mußte erst durch die Schule des Impressionismus gegangen sein, das Auge der Kenner mußte erst an Manet und Degas, an van Gogh und Rodin sich gewöhnen haben, bevor Daumiers Entdeckung erfolgen konnte. 20 Jahre nach seinem Tode war die Zeit für ihn reif. Unter der Flut neuer Eindrücke, die die Zentenale von 1900 vermittelte, war der von Daumier ausgehende einer der stärksten. Ich wies damals in meinem Buch „Ein Jahrhundert französischer Malerei“ als erster in Deutschland auf Daumiers Bilder hin. Seitdem haben Ausstellungen in Berlin, München und Wien seinen Ruhm verbreitet. Aus dem König der Karikatur ist noch posthum der große Bahnbrecher der modernen Kunst geworden.

Denn was ist die Schicksalsfrage für diese neue Kunst einer neuen Zeit gewesen? „Der wird der Maler sein, der wahre Maler, der dem jetzigen Leben seine epische Seite zu entreißen versteht, der uns wird sehen und begreifen lassen, wie sehr groß und poetisch wir in unseren Krawatten und Lackstiefeln sind.“ So schrieb Baudelaire einmal, und in diesen Worten ist das Leitmotiv für die Würdigung Daumiers enthalten. Jahrzehntelang war die Malerei in der Vergangenheit umhergeirrt, hatte nicht geglaubt, in dem, was das Leben ihr bot, Stoffe für Kunst zu finden. Daumier, der als Karikaturist dieses Leben betrachtete, entdeckte als erster darin eine groteske Schönheit. Und von diesem Grotesken gelangte er in seinen Bildern zum großen Stil. Macht

es einen Unterschied, daß diese Werke nicht michelangeleske Propheten und Sibyllen, sondern Advokaten und Wäscherinnen darstellen? Ältere Kritiker, die noch an Rangklassen der Stoffe glaubten, pflegten vom Bauernmaler Millet zu sagen, er habe das Große aus einem Nichts gezogen, habe aus Trivialem Erhabenes gemacht. Das gilt von Daumier mit gleichem, ja mit größerem Recht. Ich habe Millet früher einmal den Daumier der Bauern, Roger Marx hat Daumier den Millet der Großstadt genannt. Doch sogar bei diesem scheinbar so ehrenden Vergleich kommt der Künstler Daumier noch zu kurz. Denn Millet ist auf dem Umweg über die Bibel und Virgil zu seinem epischen Stil gelangt. Von Stimmungen ausgehend, die ihm literarisch vermittelt waren, modelte er an seinem Thema so lange, bis es die Form des Arkadischen, biblisch Patriarchalischen annahm. Daumier brauchte einen solchen Umweg nicht, da er selbst das hatte, das Goethe an Michelangelo rühmte — das große Auge. Hinsichtlich der Malerei Millet's konnte Fromentin die Frage aufwerfen: „Hat er, ja oder nein, gute Bilder geschaffen? Hat seine Ausdrucksweise, ich meine die Hülle, in die er seine Gedanken kleidet, wirklich die Eigenschaften der *bonne peinture*?“ Bei Daumier wäre eine solche Frage deplaciert. Man bewundert an seinen Bildern nicht nur die statuarische Geschlossenheit der Gestalten, den großen Zug der Linie, den wunderbaren Rhythmus der Anordnung und das elementare Leben, von dem sie durchzuckt sind — auch eine Malerei, die den Vergleich mit bester klassischer Kunst verträgt. Denn das Licht ist ihm nicht allein formenbildender Faktor, nein auch die magische Kraft, die alle farbigen Nuancen in reizvollster Harmonie verwebt. Mag er in den leuchtenden Farben des Rubens schwelgen oder in fast monochromer, an Velasquez anklingender Skala sich bewegen, er hat Kultur. Die Sprache der Alten erklingt, ohne im Munde des Modernen zur Phrase geworden zu sein.

Freilich, solche Dinge fühlt der Künstler. Die Fähigkeit des Gelehrten, selbst wenn er wissenschaftlich noch so geschult ist, versagt in der Regel an dem Punkte, wo die Analyse rein künstlerischer Dinge beginnt. Auch wer über Daumier, den Maler Daumier schreiben wollte, brauchte das Rüstzeug des Gelehrten. Er hatte Daten zu sammeln, hatte das in 100 Privatsammlungen verstreute Material zu sichten; doch andererseits mußte er auf all das philologische Beiwerk verzichten, das sonst kunstgeschichtliche Bücher füllt. Denn über den Karikaturenzeichner Daumier, über seinen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte war geschrieben. Es war auch nicht möglich, von Schulzusammenhängen oder einer Entwicklung zu sprechen, da es nicht um eine fortlaufende Tätigkeit, sondern um sporadische Eruptionen eines Mannes sich handelte, der als Künstler schon fertig da stand, als er den Pinsel zur Hand nahm. Die sachliche Erörterung dieser artistischen Fragen mußte die Hauptaufgabe, der eigentliche Inhalt des Werkes sein. Darum ist es schön, daß das Buch über Daumier, das in der Luft lag und kommen mußte, gerade von Kossowski geschrieben wurde. Künstler und Gelehrter zugleich, vereinigte er die beiden Eigenschaften, ohne deren Zusammenwirken ein Daumier-Buch etwas Halbes geblieben wäre. Man ahnt, wie die Kunstwissenschaft sein könnte, wenn die zwei Worte, aus denen der Begriff sich zusammensetzt, öfter verbunden wären, und stellt als Kritiker die Tatsache fest, daß seit dem Erscheinen dieses prächtigen Werkes der Name Kossowski zu den besten gehört, deren zurzeit die deutsche Kunstliteratur sich rühmt.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(7. Fortsetzung.)

Im Hause des Ministers machte man oft im kleinen Zirkel Musik. Man fand sich zusammen wie gute Freunde. Rappaport, der Virtuose, und einige der tonangebenden, jungen Künstler der Musikschule, mit denen Alice freundliche Verbindung unterhielt. Man kam gegen die Dämmerung und saß dann in den Räumen still herum, während man in Quartetten oder an zwei Klavieren die erlesenen, großen Werke der Tonkunst klingen ließ.

Das gehörte zu Alice.

Auch der Minister kam dann wohl herein, ein wenig durch die Vorhänge zu lauschen und den Herren nebenbei gütig und selbstverständlich ohne groß Worte die Hand zu reichen.

Auch Frau Minister kam eine Weile.

„Seien Sie nicht böse,“ sagte die ehrwürdige, zarte, bleiche Dame. „Ich setze mich drinnen hin und höre zu, soweit ich kann.“

„Ich weiß nicht, Mutter,“ sagte dann Alice besorgt, „ob es dir überhaupt gut ist. Mama ist nämlich so erregbar, daß sie womöglich weint.“

„Ach Kind, nein, nein — so schlimm ist es jetzt schon nicht mehr.“

Aber sie saß doch nur kurze Zeit. Unterdessen man bis in den Abend hinein im Musikzirkel Werk um Werk vornahm und danach jedesmal in heiteres Entzücken und Geplauder ausbrach.

Michael kam mitten in eine Sonate von Bach. Er mußte lange im Tür Rahmen stehen und war ein wenig enttäuscht.

Alice saß am Klavier, und Rappaport strich die Geige.

Michael stand ewig, er machte fast ein komisches Gesicht. Der alte Professor Alberti, der in seiner Nähe ungeschen auf einem Sessel lehnte, mußte in sein Gesicht blicken. Michael konnte offenbar gar nicht stille stehen. Er räusperte ein paarmal. Man hatte es nicht gehört. Jedenfalls Alice hatte es nicht gehört. Aber je länger es dauerte, desto weniger konnte er an sich halten. Er war Schritt um Schritt ins Zimmer getreten. Jetzt merkte Alice das Geräusch und unterbrach mitten. Sie erhob sich und lachte froh. Michael küßte ihre Hände.

„Gott, nein! jetzt findest du uns schon bei Frau Musika, Herz!“ sagte sie.

Michael war es durchaus nicht angenehm. Er begrüßte die Herren nur feierlich.

„Lassen Sie sich ja nicht stören,“ sagte er gemessen.

Aber Alice war heiter und frei.

„Wir spielen die Sonate noch einmal,“ rief sie lebhaft in den Kreis, unterdessen sie wieder auf dem Klaviersessel Platz genommen.

„Liebchen,“ sagte er — „wie geht's Mama?“

„Oh, viel besser wieder,“ sagte sie leicht. „Mutter hat eben eine Weile zugehört da drinnen. Aber sie ist noch zu erregbar — darum ist sie bald in ihre Zimmer gegangen.“

„Und Papa?“ sagte Michael sanftmütig.

„Papa ist in großer Arbeit, aber sonst geht es ihm sehr gut. Willst du ihn nicht begrüßen?“

„Ja Gott,“ sagte Michael. Aber weil Alice keine Anstalten machte, mit ihm zu kommen, blieb er unschlüssig. Er sagte nichts Rechtes.

„Wenn das gnädige Fräulein auf die Musik kommt, kann man nichts weiter wollen, als zuhören,“ sagte Michael dann mit gewisser Resignation.

„Das ist aber auch wahr. Oh! wir wollen Michael lieber ein Lied spielen, das er gern hat,“ ordnete Alice an.

„Sie spielen es auf der Geige! Rappaport!“ Alice hatte einige Notenblätter hingelegt.

„Ach nein, Gnädigste, das müssen Sie singen,“ sagte Rappaport, nachdem er einen Blick in die Blätter getan.

„Werde ich es denn aber auch gut machen? Heute? Liebes Herz? Es soll eine Ueberraschung sein,“ sagte sie . . . „Du mußt ganz geduldig zuhören . . . Müchka . . . nicht?“

Und sie sang dann eine kleine Elegie, die Graf Michael früher gedichtet, und die sie während seiner Abwesenheit in Wronka komponiert hatte.

Graf Michael hatte Platz genommen und saß ganz verloren. Zuerst hörte er die Worte — ohne recht sich zu erinnern. Dann bekam sein Gesicht einen ganz verlegenen Ausdruck, als er sich zu besinnen angefangen. Und weil ihm auch aus früherer Zeit Bilder ferne aufwachten. Es war ein Vers voll Lebensgram. Alice sang ihn, als wenn sie der Gram ganz erfüllte. Michael war ganz ergriffen, und dann hob ihn und trug ihn sein Gefühl. Als Alice geendet, ging er zu ihr, die sich auf dem Klavierstuhl sofort zu ihm zurückgewandt hatte.

„So ein Ausdruck! So ein Gram, Kind! Du singst es . . . nein . . . und wie du nur gerade . . . ganz herrlich . . . ich begreife gar nicht, daß eigene Worte so klingen . . .“

„Herrliche Worte zum Komponieren,“ sagte Rappaport.

Und der Graf wurde nun sehr leutselig, unterdessen er Alice auf die Stirn gestützt und das blaue, glänzende Aderwerk mit dem Finger zärtlich neckend berührt hatte.

„Ich möchte es wohl noch einmal hören,“ sagte er.

Man sang es noch einmal. Dann spielte man noch einige kürzere Bachsche Weisen, denen Michael eine Weile jetzt mit ganzer Versunkenheit zuhörte.

Aber Alice dachte an gar nichts anderes. Auch dann nicht, als sie gespielt oder gehört hatte.

Zum Schluß hing Alice an Michaels Arm, als sie mit den Musikern noch in die Partituren sah und mit freiem Eindringen in Einzelheiten mit dem Professor Alberti einige rätselhafte Harmonien genau ansah und ansah.

Michael war doch am Ende enttäuscht. Er hatte mit Alice vertraulich reden wollen. Und man hatte immerfort nur weiter Musik gemacht. Er hatte ihr in die Augen sehen und ihr von den Einrichtungen im neuen Schlosse erzählen wollen — und man hatte über Töne geredet. Man hatte in Partituren, und Alices Augen hatten fortwährend

in die Augen der anderen hineingesehen, gütig und frei. Als ob er gar nicht gekommen. Als ob er gar nicht weg gewesen. Als ob er gar nur einer unter vielen wäre.

Dazu war auch der Minister an dem Tage einsilbig geblieben. Auch er saß unter den Künstlern mit einer unbestimmten Empfindung, nicht ganz und gar dazu zu gehören. Und die flüchtigen Versuche, die er bei Tafel gemacht, Michael über alles, was er unterwegs erlebt hatte, auszufragen, waren in Alice's Lebhaftigkeit und Versunkenheit in das frohe Spiel der Kunst untergegangen. Sie war auf eine Gavotte zurückgekommen, die sie dann auch andeutete. Und sie neckte Michael nur daneben.

„Sei nicht böse, Geliebter, wenn ich einmal davon koste,“ sagte sie launig, „dann kann ich kaum wieder davon.“

Michael war durch und durch höflich.

„Kind, ich freue mich ja.“

„O nein, du freust dich gar nicht?“ sagte Alice lachend, „und ich kann es dir ja auch gar nicht verdenken. Nämlich Graf Michael ging mir ein Schloß einrichten,“ sagte das schöne, launige, stolze Mädchen, „und blieb weg, daß ich fast verzweifelte. Und nun hätte er wohl verdient, daß ich ihn allein empfinde. Aber ich habe doch auch noch andere Freunde,“ neckte sie Michael und sah Rappaport heiter an und lachte zu Michael ohne Arg.

Der Abend blieb einfach eine Enttäuschung für Michael. Eine Qual schließlich.

Nichts Rechtes konnte gefunden werden, was Michael's Zurückhaltung schließlich verzeuchte.

Er war an dem Abend sehr formell.

Im Wagen empfand er fast einen Groll. Es däuchte ihn, als ob er gar nicht bis zu Alice durchgedrungen. Er war verdrossen. Er kroch in seinen Pelz und sank in sich ein. Es war Zeit, daß er heimkam, daß er einmal vor allem eine Nacht schlief.

Aber er fuhr dann doch in den Klub und saß mit einigen Kavaliern beim Glase, ohne selbst zu trinken. Er sprach nichts. Er hörte nur zu. Es waren einige Politiker seiner Partei da, die die Lage erörterten.

* *
*

Sogar der alte Adelsmarschall mit Ordenssternen und in überreicher, prächtiger Uniform fuhr bei der Fürstin vor und trat mit gewinnender Zurückhaltung in den Ballsaal. Es war alles in prunkender Lichtfülle. Die Spiegel an den Pfeilern strahlten eine wogende Buntheit heiterer Köpfe mit Diademen und blinkenden Steinen, strahlten Licht von den hellen Frauenbüsten, und Laune aus unzähligen, aufmerksam prüfenden oder lachenden Augen.

Der Adelsmarschall war gleich an der Tür von dem Fürsten empfangen worden, und Michael und Alice küßten dem ehrwürdigen Manne die Hand, als er ihnen bei einer Wendung in die inneren Räume entgegentrat. Der alte Graf war in diesen

Monaten auch ein ganz anderer geworden. Zum ersten Male, daß er wieder an Gesellschaft teilnahm. Er hatte eine solche zufriedene Miene, daß man gar nicht fragen brauchte, wie er sich fühlte. Alice stand noch mit Michael in seiner Nähe, als er sich nach der Fürstin umsah, nachdem er Alices junge, freie Stirn liebevoll mit seinen vollen Lippen berührt hatte.

„Papa ist so außermaßen freundlich,“ sagte Alice zu Michael.

Dann trat der alte, mächtige Adelsmarschall zur Fürstin und war es zufrieden, von allen Seiten zu hören und zu sehen, wie die glänzende Welt an seinem Glücke teilnahm.

Man rühmte Alice, man rühmte Michael. Alice war einfach an diesem Abend der vergötterte Liebling. Die Prinzen des Hofes ließen es sich nicht nehmen, um die Ehre zu bitten. Sie tanzte hinreißend. Sie tanzte, wie wenn sie einen Gottesdienst triebe. Sie tanzte mit einer Hingabe gar nicht an Einen, der mit ihr dahinschwebte. Sie tanzte gewissermaßen, wie einen Altar der Liebe und Schönheit umschwebend — so ein Ewiges feierend, worum die Bewegungen des Leibes sich als Anbetung und als Sehnsucht dargaben.

Michael sah es mit Stolz. Er mußte Alice, seine junge Braut, wie eine weiße Blüte im Winde viele Male mit sie weiterführenden Kavalieren hintreiben und fort-eilen sehen.

Graf Michael tanzte fast gar nicht.

Er hatte es immer ein wenig lächerlich gefunden und von oben angesehen, wie auch Wein und Frauen. Er hatte es nicht recht zu was gebracht darin, schon weil in seinen Kinderspielen niemand an Tanzen zu Hause gedacht hatte. Auch der alte Adelsmarschall hatte einst all den unnützen Künsten nichts abgewonnen. Die Gouverneure hatten zu ernsteren Dingen erziehen müssen. Nun stand auch der alte Herr von ferne, und sah Alice fast mit Neid.

Michael unterhielt sich ein paarmal mit der Fürstin, die ebenso, wie der alte Herr, Alice noch nie in solchem Zauber von Bewegung und stillem Geistespiel gesehen hatte. Es war offenkundig, daß alle heimlich oder offen von diesem Zauber befangen waren, den das hohe, dunkle Mädchen kühn und siegreich in die Gesellschaft von Hunderten hineingetragen, die Augen und Seelen neugierig und teilnahmsvoll hin und her bewegend in zärtlicher Hingabe oder manche in heimlich aufwallenden Begehrungen.

Einige junge Männer sahen Michael mit drolligem Bedauern nur von ferne stehen.

Aber man kann nicht denken, welche Grazie Alice entfalten konnte, um zu Michael als zu ihrem erwählten Liebling jedesmal dann zurückzukehren. Er, der in einiger Blässe und Versorgtheit schon dastehen und sie mit Zufriedenheit immer wieder empfangen konnte. Aber eine Sorge um ihr Leben gab es nicht, nun gar um die Gesundheit. Michael war immer neu ihrer sicher, und immer neu entschwebte sie, nur mit zärtlichem Grüßen ihrer Augen noch zu ihm zurückgewandt, der gewissermaßen am Ufer zurückstand, während sie auf das Meer der schönen Harmonien wieder hinaus sich tragen ließ, auch mit zärtlichem Lachen, mit der ganzen Glut ihrer Lichter, wenn sie an ihm vorbeischwebte, wie eine Windsbraut von Melodien und wiegenden Hymnen geführt.

Michael hatte dann an dem Abend längere Zeit schon bei dem alten Adelsmarschall gestanden, hatte en passant mancherlei für die Hochzeit und die Einrichtungen des Hausstandes, hatte einige neue Pläne zur Ausnutzung der fern gelegenen Herrschaft, auch den Plan einer eigenen Waldeisenbahn aus den mächtigen, ziemlich ungenutzten Wäldern beredet. Er war dann mit der Fürstin eine lange Weile in einen Salon getreten, in dem die Helligkeit des Saales in das mattere Licht der roten Damastwände sich verlor. Er hatte plötzlich, da der Tanz mit dem Prinzen sich in die Länge zog — wie eine Anwandlung, daß Alice ihn nur jetzt ruhig suchen möge, wenn sie zu ihm zurückkehren wolle. Eine Lächerlichkeit, die aus der Abneigung aufstieg, die Michael am Ende immer gegen solche offizielle Wirbel von Tanz und Licht, Seiden und Spitzen und Steinen empfunden hatte. Jetzt gleichsam wie wohligh umfassen von einem stillen, einsameren Raume.

Er hatte sich deshalb auch sogleich, als die Fürstin verschwunden war, auf ein Sofa geworfen, und saß eine Minute wie aufatmend, weil die ganze Lärmwelt um ihn ebbte.

Da hörte er aus dem ihm unsichtbaren Nebenraume einige Mannesstimmen sich erzählen und raunen. Sie sprachen nicht behutsam. Es klang wie Gespött und neckender Gegensatz voll Behagens.

„Michael ist verrückt,“ sagte eine Stimme. „Ein Mädchen, wie die, so frei und gesund und eigentlich nüchtern —“

„Prachtvoller Mensch,“ sagte die andere Stimme.

„Er kann ja überhaupt nichts festhalten, der gute Junge,“ sagte der Gegner. „Im besten Falle ist alles eine Laune.“

„Genie und Laune —.“

„Genie unbedingt,“ sagte die andere Stimme. „Genialer Kerl, wenn ich dessen Gaben hätte!“

„Ein Mensch, der nie glücklich werden kann und jeden anderen einfach unglücklich macht.“

„Weiß Gott! das Mädchen ist eine strahlende Freude,“ sagte eine andere Stimme dagegen.

Michael war sofort aufgestanden und hineingetreten, wie arglos.

„Nun, um was handelt ihr so zärtlich und verschwiegen?“ sagte er komisch lächelnd und ein wenig eingeschüchtert.

Die Freunde waren einigermaßen verlegen.

„Wenn man vom Fuchs spricht, erscheint er,“ sagte der eine, ein junger Offizier.

„So! — von mir?“ sagte Michael. „Gutes oder Schlimmes?“

„Was läßt sich von dir Gutes reden?“ sagte der Offizier harmlos.

„Nun, höchstens, daß du —,“ wollte der zweite, junge Mann in Staatsuniform vollenden. „Einen wunderbaren Menschen an deiner Seite hast,“ ergänzte Michael mit harmvoller Güte im Blick. „Das muß mir selbst der Neid lassen!“

„Ja, das wollte ich in der Tat sagen.“

„Nun, siehst du, wie ich euch kenne,“ sagte Michael mit blinkendem Auge, aber sanft.

Aber Alice kam mit der Fürstin — eilig — achtlos, und, wie wenn sie nicht da wären, gar nicht auf die anderen blickend. Sie hatte eine solche Unruhe in Blick und Gebärde und fast Hast, daß Michael sie ganz stolz ansah.

„Da — bin ich, Kind —,“ sagte er, „du suchtest mich wohl?“

„Weißt du, Michael,“ sagte Alice — „ist es dir nicht doch unangenehm, daß ich dich nur immer stehen lassen muß?“

„Wir haben es ihm schon vorgehalten, Gnädigste,“ sagte einer der beiden.

„Oh,“ sagte sie, „nein, nein, da ist nichts vorzuhalten! Es ist eine rechte Marotte von mir, daß ich so tanze. Es ist eine törichte Leidenschaft,“ sagte sie wie unzufrieden.

„Graf Michael macht es klüger, wie ich,“ sagte sie ausdrücklich, „er hat auch anderes und Wichtigeres zu tun. Und für mich ist es durchaus nicht gut. Wenn ich morgen ans Klavier komme, bin ich wie tot.“

Alice bat, man möge heimfahren. Sie hatte an Michaels Mienen seinen Gram erkannt und drängte ihren Vater. Die Prinzen hatten den Saal schon verlassen. Nun konnte man sich auch verabschieden. So ging man.

Alice saß mit Michael und dem Vater stumm im Wagen und hielt nur seine Hand in der ihren. Michael empfand ihre Güte und war sehr beglückt.

Daheim saß Michael noch lange und sah fortwährend den Kopf Alices vorbeischieben und hörte die Walzermelodien, wie ferne Rhythmen ohne Klang unaussetzlich im Ohre leben. — Aber Alice sah ihm in die Augen — ihre stille Flamme zog zu ihm, sie sah nur ihn, dächte es Michael wieder und wieder. Da legte er sich und schlief in sanften Träumen.

Aber Alice schrieb daheim noch lange.

„Daß viele Tänze, Geliebter, hat keinen Sinn. Wenn du nicht tanz'st, macht es mir auch keinen Spaß mehr. Ich finde mich fast rücksichtslos, jetzt, wie ich bin. Daß ist mir mitten in der Bewegung gekommen. Ich habe plötzlich alle Lust daran verloren. Ich sitze noch auf. — Es ist die tiefste Nachtruhe. — Ich sehe dich immerfort vor mir. — Du mußt unzufrieden sein mit mir. Weißt du, daß du etwas im Auge hast, daß man immer lieben muß — und was nur Kinder und Unglückliche haben.“

„Ich liebe dich, mein Geliebter.“

Darunter schrieb sie: „Morgen muß dich dein Diener zeitig wecken, dann wirst du diese Zeilen lesen, ich werde dir im Geist einen Kuß auf die Stirne drücken und dann mußt du schlafen, wie doppelt gewiegt. *Cia popcia*, schlaf, liebeß Kind!“

Nachdem sie gesiegelt und verschlossen und es dem Diener zu zeitiger Bestellung noch eingehändigt, schlief sie selbst mit sanfter Frohheit in den Zügen in tiefste Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Freidenkertum in Deutschland.

Von Henri Lichtenberger.

Im direkten Gegensatz zum Christentum entwickelte sich in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein starker und kampfluftiger Materialismus, voll Vertrauen auf die Unumstößlichkeit seiner Lehren. Er zählt noch heute Millionen von Anhängern.

Er beginnt in den Jahren von 1830 bis 1870 mit dem antichristlichen Sensualismus des jungen Deutschland und den Aposteln der Rehabilitation des Fleisches, dem theologischen Radikalismus von Strauß und Baur, dem politischen und philosophischen von Ruge und den Gebrüdern Bauer, dem Naturalismus Feuerbachs. Er beherrscht das deutsche Denken in den fünfziger und sechziger Jahren: Karl Vogt und Moleschott, Büchner und Eolbe einerseits, Marx und Engels andererseits sind seine Führer. Seinen besonderen Akzent erhält er im Bereich der Naturwissenschaften durch Darwins Entwicklungslehre, während auf politischem Gebiet der Sozialismus und der marxistische Materialismus in den großen Massen zahllose Anhänger finden.

Nach 1870 begann der Kampf gegen ihn auf Grund der Kantschen Erkenntnislehre, später auch von seiten der Neuromantiker, und es büßte der Materialismus bei der geistigen Elite viel von seinem Kredit ein. Trotzdem zeigt der ungeheure Erfolg der Haedelschen Schriften, die in riesigen Auflagen erschienen, deutlich genug, daß er bei einem sehr bedeutenden Bruchteil des gebildeten Publikums noch nichts von seiner Wirkung verloren hat. Auch seine Anziehungskraft auf die sozialistischen Massen scheint ungemindert. Das Erfurter Programm hat die Religion freilich als „Privatsache“ erklärt; die Sozialistenkongresse haben mehr als einmal Strebungen abgelehnt, welche die Partei aus dieser Neutralität herausdrängen und sie zwingen wollten, in religiösen Fragen eine Kampfstellung einzunehmen. Aber wenn die Partei sich auch aus taktischen Gründen geweigert hat, den Atheismus in ihr

Programm aufzunehmen, um ihren Einfluß auf gewisse Bevölkerungsschichten nicht zu verlieren, so steht die große Masse ihrer Anhänger doch auf dem Standpunkt des marxistischen Materialismus. Der Sozialismus befindet sich schon durch die philosophische Grundlage seines Programms im radikalen Gegensatz zum religiösen Gedanken, und das Gros seiner Anhänger — daran zweifelt kein Mensch — glaubt mit Bebel, daß Christentum und Sozialismus sich wie Wasser und Feuer verhalten. Auch die neuerdings gemachten Versuche, zu beweisen, daß der Sozialismus nicht notwendig auf dem ökonomischen Materialismus von Marx beruhen muß, sondern sich ebenso gut aus der Lehre Kants heraus rechtfertigen lasse, haben die Situation allem Anschein nach nicht verändert.

Wir haben also zu prüfen, was diese Verbreitung des Materialismus zu bedeuten hat.

Sein Erfolg beruht zunächst darauf, daß er als die philosophische Lehre gilt, welche die Resultate der Naturwissenschaften miteinander verknüpft. Er erweckt Vertrauen, weil seine Vertreter — wie Karl Vogt und Haedel — zugleich bekannte Naturforscher sind. Sie haben ein Recht, im Namen der Wissenschaft zu sprechen, und genießen als Philosophen ihre legitime Gelehrtenautorität. Schon oft ist angesichts der erstaunlichen Fortschritte der Wissenschaft und Technik im Laufe des Jahrhunderts die Ueberzeugung aufgetreten, daß die Wissenschaft die Welträtzel zu entziffern, daß sie Normen für das menschliche Handeln aufzustellen und die Menschheit zum Glück zu führen vermöge. So wurde der Materialismus von einer Reihe von Gelehrten als die wissenschaftliche Philosophie par excellence hingestellt und von der Masse des Volkes als solche angenommen; er ist durch das ungeheure Ansehen groß geworden, das die positiven Wissenschaften heutzutage genießen. Wie der Materialismus Demokrits, Epikurs und Lukrezens, wie der

Lametttrieß und Holbachs, entsprang auch der deutsche Materialismus aus der Bewunderung für die großen wissenschaftlichen Entdeckungen des Zeitalters und aus dem Glauben, daß man eine metaphysische Welterklärung auf rein wissenschaftlicher Basis begründen könne.

Er ist ferner entstanden aus der allgemeinen realistischen Tendenz, die einer der Hauptcharakterzüge des Zeitalters ist und die ihrerseits wieder in der Ausbreitung des kapitalistischen Unternehmergeistes wurzelt. Ebenso wie Deutschland im Laufe des Jahrhunderts immer zielbewußter zur Eroberung der ökonomischen und politischen Macht schreitet, ebenso wie das Bürgertum anstatt nach Kultur und Freiheit immer energischer nach Wohlstand trachtet, ebenso wie die Kunst sich vom romantischen Subjektivismus ab und dem modernen Naturalismus zuwendet, ebenso gewinnt auch auf philosophischem Gebiet die äußere, materielle Realität den Vorrang vor der Idee. Der moderne kapitalistische Unternehmer wird dauernd durch seine Gewinnberechnung in Anspruch genommen, von der zunehmenden Hast des Lebenstempos ergriffen; er gewöhnt sich daran, das Dasein als ein unaufhörliches, unbegrenztes Trachten nach Reichtum anzusehen; er erblickt schließlich in der zähen Arbeit, im business, einen Selbstzweck und bildet sich eine rein utilitarische Moral, die in allen Dingen nur auf den unmittelbaren, greifbaren, groben Erfolg sieht und nur die Eigenschaften achtet, die zu ihm führen. Auf philosophischem Gebiet wird er sich insolgedessen zum Materialismus hingezogen fühlen, der die letzte Realität nicht in einem geistigen Prinzip, sondern im wirklichen, faßbaren Stoffe sieht. Ebenso wird er dem Evolutionismus beipflichten, der den Kampf ums Dasein, dieses oberste Gesetz in der Unternehmervelt, zum Weltgesetz erhebt.

Und am andern Ende der sozialen Stufenleiter steht der Proletarier, der schwer und unablässig frondet, um das tägliche Brot zu verdienen, der sein Wohlbefinden, ja selbst sein Dasein jeden Augenblick durch Mächte bedroht sieht, über die er nichts vermag, der im Elend oder doch wenigstens in Armut dahinlebt und

die ungeheuren materiellen Hilfsquellen des Stadtlebens vor Augen und in unmittelbarer Reichweite hat. Auch er denkt wie der Unternehmer und sucht sich von der Welt eine rein materialistische Vorstellung zu bilden. Dem aristokratischen Materialismus der Brotherrn entspricht der nivellierende und horizontlose Materialismus der sozialistischen Masse.

Bei gewissen Geistern findet sich noch eine besondere Ursache, die der Verbreitung des Materialismus günstig war. Es ist dies eine Art von Pessimismus, der sich infolge der zunehmenden Gewissenhaftigkeit entwickelte. Die Menschheit fand bisher ihren Trost in dem religiösen Gedanken, in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, in der Hoffnung auf eine himmlische Gerechtigkeit, die die Ungerechtigkeiten des Lebens und des Schicksals wieder ausgleicht, in dem Glauben an einen allerbarmenden, gütigen Gott, der über seine Kinder wacht und mit ihrem Leiden Mitleid hat. Nun aber hat die Moderne in dem Maße, wie sie ihrer Vernunft vertrauen lernte, auch den Herzensbedürfnissen mehr mißtrauen gelernt. Nicht nur, daß die tröstlichen Aussichten, die das Christentum eröffnete, ihr an sich nicht mehr wahrscheinlich dünkten: es hat sich auch eine Art asketischer Reiblichkeit herausgebildet, die ihr alles Jenseitshoffen verbot und sie die Theorien annehmen ließ, welche jenen, nunmehr illusorisch erscheinenden Hoffnungen am härtesten widersprachen. Ein Materialist wie E. Solbe z. B. war tief überzeugt, daß die Ewigkeitshoffnungen nur von schwachen Seelen genährt werden, daß die moralische und wissenschaftliche Rechtschaffenheit dem heutigen Menschen gebieten, ein für allemal zu verzichten, dem Leben ins Antlitz zu schauen und seine Wünsche auf das Erdenbesein zu beschränken. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint der Materialismus als ein Streben nach intellektueller Rechtschaffenheit, als fester Wille, nicht länger das Opfer von Illusionen zu sein, in denen sich die Menschheit seit vielen Jahrhunderten gewiegt hat.

Und schließlich ist der Materialismus auch die Antwort des modernen Geistes auf die

Angriffe der Verfechter des Glaubens. Spricht doch der Katholizismus das Anathema über das „falsche Wissen“ und ersticht gewaltiam alle rationalen Strebungen im Schoße der Kirche, um die menschliche Vernunft gänzlich unter das Joch der Autorität zu beugen. Nicht weniger mißtrauisch betrachtet der orthodoxe und pietistische Protestantismus die freie Wissenschaft. Die Vertreter der Religion haben offenkundig bewiesen, daß sie die Vernunft als verdächtig oder als feindlich ansehen. Und sobald sie es vermochten, haben sie nicht gezögert, sie zu bekämpfen, nicht allein mit geistigen Waffen, sondern auch mit Gewalt; sie haben die Staatsgewalt angespornt, diese Ketzerei zu unterdrücken. Die Verfolgungen, denen Männer wie Fichte und Strauß, Büchner und Moleschott ausgesetzt waren, die zahllosen Schikanen, unter denen die Universitäten zu leiden hatten, sowohl in der Restaurationszeit wie unter Friedrich Wilhelm IV. und in der nach 1848 folgenden Reaktionsperiode, die ablehnende Stellung des orthodoxen Pietismus gegenüber manchen deutschen Geistesgrößen haben bei vielen eine tiefgehende Erregung hervorgerufen und die Ueberzeugung verbreitet, daß zwischen Glauben und Wissen ein notwendiger und normaler Gegensatz bestände.

Noch größeren Haß erregte die Kirche, weil sie oft als Verbündete der Monarchie gegen die Revolution, als Feindin der demokratischen Bewegung und als die große konservative Macht erschien, die das Volk durch ihre trügerischen Versprechungen im Gehorsam erhält, es unter die Autorität und Tradition beugt, ihm feiges Sichfügen in sein Elend predigt und es von dem energischen Vochen auf seinen Glücksanspruch abhält. So erschien der Materialismus vielen als die radikalste Form des Antiklerikalismus, als ehrliche und entschlossene Kriegserklärung gegen die Gewissensbedrückung, die Kirche und Religion auszuüben trachten. — Womit ich indes nicht gesagt haben will, daß der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen wirklich notwendig sei, noch daß die Kirche unter allen Umständen eine tyrannische und reaktionäre Macht sein

müsse. Ich konstatiere nur, daß sie sich geschichtlich oft intolerant, als Bedrückerin und Verbündete der weltlichen Mächte gezeigt hat. Der Materialismus ist sozusagen die klassische Form der antiklerikalen und antireligiösen Reaktion, die dieses Austreten der Kirche hervorrief.

Uebrigens scheint der Materialismus in Deutschland neuerdings — wenigstens bei der geistigen Elite — einen Teil seines Ansehens verloren zu haben. Seine Glanzzeit ist die Reaktionsperiode, die den Umwälzungen von 1848 folgte. Es ist die Zeit, wo Karl Vogt den „Röhlerglauben“ seines Kollegen Rudolf Wagner verspottete, weil dieser das Vorhandensein einer Lebenskraft und einer Seelensubstanz zu beweisen suchte. Die Vorkämpfer des Materialismus zeigten sich ihren philosophischen und wissenschaftlichen Gegnern so überlegen, daß die Regierung, um sie zum Schweigen zu bringen, Moleschott und Büchner von ihren Lehrämtern absetzte. Das Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ (1859) scheint der spiritua- listischen These den Gnadenstoß zu geben. Und D. F. Strauß zerreißt in seinem „Alten und neuen Glauben“ (1872) die letzten Bande, die ihn an das Christentum knüpfen, und erklärt feierlich seinen Uebertritt zur Entwicklungslehre und zum materialistischen Monismus.

Aber in dem Augenblick, wo Straußens Buch erscheint, hat bereits die Reaktion eingesezt. Die „Rückkehr zu Kant“ bereitet sich vor: eine wirklich wissenschaftliche Bewußtseinskritik von hoher philosophischer Bedeutung beginnt. Und im Licht dieser Kritik erscheint der Materialismus alsbald als ein ebenso unbewiesenes und unbeweisbares metaphysisches Dogma, wie jedes idealistische System, als eine gewagte Hypothese über Probleme, denen gegenüber die menschliche Vernunft sich auf ein ewiges Ignorabimus beschränken muß. Der Materialismus kann also seinen Anspruch, die wissenschaftliche Philosophie par excellence zu sein, nicht aufrechterhalten. Es gibt heute nicht einen ernstesten Denker, der nicht alle Resultate der positiven Wissenschaften ehrlich bejahte und sich nicht bemühte, eine möglichst

bejriedigende Erklärung für sie zu suchen. Die Materialisten haben also keinerlei Recht, in dieser Hinsicht ein Monopol zu beanspruchen. Worauf es ankommt, das ist die Erklärung, welche den Tatsachen am meisten gerecht wird. Die der Materialisten aber hat für die Neukantianer einen großen Fehler: sie ignoriert die positiven und gewissen Ergebnisse der Bewußtseinskritik. Sie muß also als unzulänglich abgelehnt werden. Der Materialist ist ein philosophischer Dilettant, der sich auf ein ihm fremdes Gebiet wagt, auf dem er sich arg verirrt.

Wird der Materialismus einerseits von den Fachphilosophen im Namen der kritischen Prinzipien bekämpft, so wird er andererseits von den Vertretern der Neukantianik geächtet. „Der alte und der neue Glaube“ von Strauß wird in dem grausamen Pamphlet Niebhs gegen die „Bildungsphilister“ und den „sokratischen“ Rationalismus der Gegenwart mit einem Peitschenhieb begrüßt. Einst hatte der Materialismus durch seinen Radikalismus bestochen. Nun wird er überholt und beiseite geschoben von einem neuen, noch viel unentwegteren Radikalismus, der pessimistisch ist bis zum Nihilismus, skeptisch aus intellektuellem Gewissen, immoralistisch und antichristlich durch höchste Verfeinerung der moralischen Rechtfertigbarkeit. Er hatte sich früher Anhänger erworben dank seiner demokratischen Tendenzen, weil er die Sache des Volkes in die Hand nahm und von der Heraufkunft eines Gesellschaftszustandes träumte, der das Glück und Wohlbehagen aller herbeiführen sollte. Heute ist er als utopisch und naiv optimistisch verurteilt. Man verspottet seinen Glauben an die Allmacht der Wissenschaft und leugnet, daß diese je imstande sein wird, das Paradies auf Erden zu gründen. Die Materialisten werden der geistigen Mittelmäßigkeit oder moralischen Unredlichkeit verdächtigt, weil sie — wie Niebhs meint — nicht einsehen wollen, daß die Sklaverei und das Elend der großen Masse die schmachvolle und traurige Rehrseite aller

Kultur sind, weil sie das Scheitern ihrer schönen Versprechungen dadurch zu verbergen suchen, daß sie die Würde der Arbeit rühmen und erklären, es sei edler, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu erwerben als müßig zu leben. So wird der Materialismus von den offiziellen Vertretern der Philosophie als unwissenschaftlich abgelehnt, während die fortschrittlichen Geister ihn als ängstlich und philisterhaft brandmarken.

Trotzdem hat er noch lange nicht ausgespielt. In den sozialistischen Massen wirkt er fort und insofern bleibt er ein mächtiger Faktor im deutschen Geistesleben. Von Zeit zu Zeit verjüngt er sich auch in neuer Gestalt. Und der Riesenerfolg der Schriften Haedels ist ein deutlicher Beweis, daß er seine Macht über eine sehr große Zahl von Geistern noch nicht verloren hat. Freilich darf man nicht vergessen, daß dieser buchhändlerische Erfolg kein philosophischer Achtungserfolg war! So sympathisch und geachtet Haedels Persönlichkeit ist, so streng hat sich die wissenschaftliche Kritik gegen die Schriften des großen Verbreiters materialistischer Lehren ausgesprochen. Man hat ihn als „philosophische Null“ behandelt und spricht von seinen „Welträtseln“ wie von jenen Sensationsromanen, deren äußeren Erfolg man vermerkt, um ihn der philosophischen Unbildung des Lesepublikums auf Rechnung zu setzen. So kann man denn wohl sagen, daß der Materialismus heute noch die Massen besticht, daß er auf den deutschen Geist aber keinen Einfluß mehr hat. Ja der Widerstand der Elite gegen den Materialismus ist in Deutschland sogar viel heftiger als in Frankreich. Der deutsche Geist hat wenig Achtung vor einer Weltanschauung, die ihm altmodisch und wenig wissenschaftlich erscheint, und deren anspruchsvolle Mittelmäßigkeit höchstens für die große Masse der Unwissenden oder Halbgebildeten taugt, die sich die Orakelsprüche einer zweifelhaften Weisheit unbedenklich zu eigen macht.

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Interpretation.

In Nr. 17 des „Morgen“ vom 4. Oktober 1907 brachte die Schriftleitung eine Notiz, in der dem Grafen Cuno von Moltke Beziehungen zu einem notorischen Erpresser nachgesagt wurden. Die Nachrede war übel und war falsch. In Nr. 19 vom 18. Oktober wurde sie, wiederum von der Schriftleitung, zurückgenommen und die Sache schien erledigt. Sie warß nicht. Inzwischen hatte das famose Offizialverfahren gegen Harden begonnen, einß daß im deutschen Rechtsleben des letzten Dezenniumß seinesgleichen nicht hat. Die mittelalterlichen Institutionen der Reinigungs-(Leugnungs-)eide und Confabulati wurden hervorgeholt, und die ganze Aktion ward in einer von politischen und rechtlichen Normwidrigkeiten schwangeren Atmosphäre zum erwünschten Ziele geführt. Ein lediglich durch fremde Hülfe erfochtener Sieg darf den Sieger stolz machen, und meine (von der Presse totgeschwiegenen) Artikel waren unbequem. Ein Glück, daß der „Morgen“ wenigstens an einer Stelle verwundbar schien; die Möglichkeit, von da auß eine Ingerenz auf daß im andern Theil werdende zu versuchen, konnte selbst einen besseren Strategen locken. Man entdeckte plötzlich, daß die in Nr. 19 gebrachte, allen Forderungen des Preßgesetzes entsprechende Berichtigung der Schriftleitung nicht genügte, und verlangte den Ausbruch des Bedauernß. Dem Verlangen wurde entsprochen, und wiederum konnte die leidige Sache erledigt sein. Sie warß wieder nicht. Dieselbe Presse, die mit keinem Wort meine Artikel erwähnte, druckte die Erklärung ab und begleitete sie mit unehrlichen Commentaren. „Man zieht sich von Harden zurück“ („Die Post“). „Und fallen seh ich Blatt auf Blatt“ („Deutsche Zeitung“). „Ein schmachvoller Rückzug“ („Deutsche Tageszeitung“). „So muß von Hardens eifrigsten Anhängern einer nach dem andern den Rückzug antreten“ („Nationalzeitung“; „Deutsche Nachrichten“). „Auch der Morgen spricht jetzt sein Pater peccavi“ („Deutsche Zeitung“). Und so weiter. Der Zweck der Uebung ist, bei der angestammten Intelligenz den Glauben zu erwecken, auch der „Morgen“ hätte sich zum Verrath an der guten Sache Hardens verstanden. Damit, meine geehrten Herrn, istß nichts. Mir fehlt jede Möglichkeit, auf die Schriftleitung, der Schriftleitung jede, auf die politische Haltung des „Morgen“ einzuwirken. So warß, so istß, so bleibtß. Und der lächerliche Versuch, die Urel Petersen-Geschichte mit der politischen Polizeiaktion gegen Harden zu verknüpfen, wird die, meiner innersten Ueberzeugung nach, saubere Sache Hardens bei keinem Urtheilßfähigen zu diskreditiren vermögen, nie die Stellung des „Morgen“ auch nur um Haarsbreite vom Wege des für Recht Erkannten drängen.

Karl Schnitzler.

Eine Anfrage.

Die Anfrage, die ich hier zu stellen gedenke, hat eine für mich unerfreuliche Vorgeschichte, über die ich aber mit einigen Worten werde sprechen müssen. Dazu werde ich das Persönliche nicht ganz umgehen können.

Der wesentliche Inhalt dieser Anfrage ist nämlich schon einmal in der Presse erschienen. Als Vertreter eines westdeutschen Blattes — ich nenne den Namen nicht, weil er im Zusammenhange gleichgültig ist und ich mit der Redaktion dieses Blattes den Wunsch hege, daß sein Name aus der Erörterung der Angelegenheit möglichst gründ-

lich verschwinde — als der Vertreter dieses Blattes hatte ich ihm diese Anfrage zur Veröffentlichung übergeben. In der falschen Annahme, die Anfrage sei in diesem Blatte veröffentlicht, gab ich sie, einem Redaktionsgebrauche folgend, mit dem Zitat des Blattes an Berliner Blätter weiter. In einem dieser erschien sie mit dem Zitat und nur als Zitat. Sie ist also gleichsam ungestellt geblieben. Trotzdem wurde sie in der Presse des In- und Auslandes ziemlich beachtet. Daran lag mir freilich weniger: Sie sollte von dem, an den sie gestellt war, beachtet werden. Das ist indes, obwohl ich öffentlich die Verantwortung für sie übernahm, trotz ihrer Resonanz in der Presse bisher nicht geschehen.

Ich muß sie insofgedessen wiederholen: Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld hat bekanntlich beschworen, er habe sich nicht mit Politik befaßt, seit er aus seinem Amte ausgeschieden ist. Politik ist nun ein ziemlich vieldeutiger Begriff und es fragt sich, was der Fürst bei seinem Eide darunter verstand. Offenbar nicht dasselbe, was die weniger sublim ästhetische misera contribuens darunter versteht. Da nun für das Politische allein wichtig, aber dafür auch sehr wichtig ist, ob der Fürst nach gemeinhin üblicher Auffassung Politik getrieben, möchte ich dies gern eruieren.

Es soll nämlich (soll? item, sagen wir: soll) nämlich ein Brief vom Grafen Groeben an den Fürsten Eulenburg geschrieben worden sein, in der ersten Hälfte des Jahres 1906 (damals, erinnere dich, Leser, brach der Reichskanzler im Reichstage zusammen, wurde zur Einwirkung auf die Geschäfte also unfähig), des Inhalts, jetzt sei es an der Zeit, unter Beseitigung des Herrn v. Holstein, des mächtigsten Geheimrats im Auswärtigen Amt, eine wünschenswerte Aenderung in der Marokkopolitik herbeizuführen. Da sich nun aus der Tatsache eines solchen Briefes eine recht lange und hochinteressante Gedankenfette ableiten würde, frage ich hiermit öffentlich beim Fürsten Philipp zu Eulenburg an, ob ein Brief solchen oder ähnlichen Inhalts an ihn geschrieben wurde; wenn ja, ob der Fürst diesem Briefe irgendeine Folge gegeben hat.

Ich bin nicht der einzige, der über des Fürsten Eulenburg Auffassung von Politik nachsinnt. In diplomatischen Kreisen, in den Verkehrskreisen des Fürsten fragt man sich erstaunt: Wie kann der Fürst sagen, er habe keine Politik getrieben? Der Fürst hat gewiß ein großes Interesse daran, hier Arbeit zu schaffen; hat gewiß ein Interesse daran, daß er mit seinem Eide nicht mißverstanden wird. Wenn er schweigen sollte, wird man daher sehr allgemein denken: Also doch!

Und dann: Graf Groeben ist doch nicht irgendwer. Botschaftsrat a. D. Schreibe so ein Mann so einen Brief, wenn er nicht ganz genau weiß: so und so? Würdest du, unpolitischer Leser, an jemand schreiben: Jetzt ist es an der Zeit, unseren Vereinsvorstand zu stürzen und die Vereinspolitik zu ändern, wenn du nicht ganz genau wüßtest, der Empfänger ist prinzipiell geneigt, mitzumachen? Schließlich: der mächtigste Geheimrat im Auswärtigen Amt und dein Vereinsvorstand, Marokkopolitik und Vereinspolitik, das ist doch wohl noch ein gewisser Unterschied. Deshalb hat auch die „Deutsche Tageszeitung“ erklärt, sie sei in der Lage, mitzutellen, der Fürst Eulenburg habe seines Wissens niemals einen Brief vom Grafen Groeben erhalten. An der subjektiven Richtigkeit dieser Erklärung zweifle ich nicht im mindesten. Aber sie genügt mir nicht. Man kann sich verhören; mißverstehen; unbewußt übertreiben. Nicht die „Deutsche Tageszeitung“ natür-

lich. Aber andere, Mittelmänner. Ueberhaupt, wenn die Erklärung nicht mit Namen versehen, nicht unterzeichnet ist, bleibt immer die Möglichkeit des Dementis. Darum hat auch die Erklärung der „Deutschen Tageszeitung“ — nicht nur auf mich, möchte ich bemerken — so gar nicht überzeugend gewirkt.

Noch zwei Kleinigkeiten: Auf welchem Wege ich zu der Kenntniß des fraglichen Briefes gekommen bin? Darüber werde ich mich einstweilen nicht auslassen. Wer mich kennt, wird der Versicherung Glauben schenken, daß der Weg ein vollkommen loyaler war. Wer mich nicht kennt, mag zweifeln. Vielleicht *εστὶν ἡμῶν ὅτιαν* . . . Die Zweite: In der Presse — vor mir liegt z. B. ein Ausschnitt aus dem „Figaro“ — ward angedeutet, Herr v. Holstein stehe mit meiner Anfrage in Zusammenhang. Daraufhin habe ich mich an Herrn v. Holstein gewandt, den ich bis dahin noch nicht die Ehre hatte zu kennen, und bin von ihm zu der Erklärung ermächtigt worden, daß er weder direkt noch indirekt die mindeste Ingerenz auf die Publizierung dieser Anfrage gehabt hat, daß er von der Absicht einer solchen Anfrage nicht das Mindeste geahnt hat; daß es ihm endlich neu und überraschend gewesen ist, von Schritten des Grafen Groeben gegen ihn Kunde zu erhalten. Für den Ausschluß von Mißverständnissen garantiere ich. — —

Ich harre der Antwort, und meine höchst unbedeutende Person ist nicht der einzige Interessent an ihr.

Johannes W. Harnisch.

Karl Kraus. Die Erledigung eines Nachrufs.

Vor der Erledigung Maximilian Hardens durch die vierte Strafkammer des Landgerichts I in Berlin hatte ihn schon eine Doppelnummer des Herrn Karl Kraus in Wien „erledigt“. Die antithetische Materialsichtung für den Berliner Staatsanwalt wurde an einer Stelle unterbrochen, an der der Herausgeber der „Fackel“ Hardenschen Stil übte. Daher konnte zur Erledigung Hardens auch die Feststellung beitragen, daß der Schriftsteller einen minderwertigen Stil schreibt, dessen Feder ein anderer Schriftsteller bei fleißiger Bemühung auf seinen Stil zu stellen versteht. Wenn ich nun hier damit paradiere, daß ich den Stil des Herrn Kraus paradiere, so will ich vorher feststellen, daß das A und das O in diesen beiden Worten keineswegs das A und das O in meinem Urteil über die Bedeutung der „Fackel“ als Kulturorgan ausdrücken. Ich würde auch Kraus' Erledigung Hardens ohne Nachruf lassen, wäre ihr nicht ein Nachruf gefolgt, der eine Erledigung erheischt.

Diese neuerliche Broschüre von Karl Kraus enthält Sätze von wundervoller Schönheit. Sie sind von Heinrich Mann, und werden aus dem „Morgen“ abgedruckt, um uns davon zu überzeugen, daß „Herr Heinrich Mann nach dieser Probe seiner Verstandeskraft gut tun wird, sich auf die künstlerische Produktion zu beschränken“. Herr Karl Kraus wird nach dieser Probe seiner Urteilskraft gut tun, sich auf die Antworten des Herausgebers auf die Fragen des Wiener Korruptionswesens zu beschränken. Von den Dichtern im allgemeinen ist er der Ansicht: „Sie dichten seitab von der publizistischen Realität, und wenn sie über Herrn Maximilian Harden befragt werden, vertrauen sie der Legende. Man müßte sie kritisch entmündigen, aber wenn man gewissenlos genug ist, läßt man sie zu einer Enquete.“ — Man ist gewissenlos genug. Man läßt Herrn Stanislaw Przhyszewski zu einer Enquete — die andern Dichter waren schon von der Gegenpartei geladen —, und läßt ihn bestätigen, daß ihm

über den Fall Harden nur wenig zu sagen bleibt. Das Wenige ist leider recht falsch (er vertraute wohl zu sehr der Legende), und bei meiner überaus großen Verehrung für den Dichter Przhyszewski habe ich für seinen schwächlichen und ärgerlich unbeholfenen Brief an Kraus nur die Entschuldigungen, mit denen der „Fadel“-Herausgeber „einen Wedekind“ und „einen Strindberg“ gegen die Anklage verteidigt, noch heute Ansichten über Maximilian Harden zu haben, die bei Karl Kraus mehrere Jahre zurückliegen, die er aber als braver Nekrolog jetzt doch nicht so ganz hätte vergessen haben sollen. Ich glaube nicht, daß Herr Przhyszewski mir böse sein wird, wenn ich ihn mit den gleichen Gründen zu rechtfertigen suche, mit denen Kraus die umgekehrte Sinnesrichtung eines Wedekind erklärt, der einem Gerücht zufolge persönlich nie die Lektüre der „Zukunft“ auf sich habe einwirken lassen, der im Gegenteil — demselben Gerücht zufolge, daß Herrn Kraus unmittelbar zu Ohren gekommen ist — ausdrücklich die Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Herrn Harden von einem Vermeiden der Lektüre der „Zukunft“ abhängig gemacht habe. Vielleicht hat also Herr Przhyszewski, mutatis mutandis, das Vermeiden der Lektüre der „Zukunft“ ausdrücklich von der Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Karl Kraus abhängig gemacht. Das wäre nur begreiflich. Denn auch Przhyszewski „ist eine zu große Persönlichkeit, um an die Menschen seiner nächsten Umgebung andre als gesellschaftliche Anforderungen zu stellen“. Wäre Wedekind in Wien und Przhyszewski in Berlin, dann würde der Welt klar werden, daß sich Dichtergefinnungen nicht unter Außerachtlassung geographischer Konstellationen richtig einschätzen lassen. Aber auch die Verteidigung eines Strindberg durch Herrn Kraus wäre zugunsten des Herrn Przhyszewski heranzuziehen. Kraus meint nämlich, es sei wohl auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, „daß Strindberg nicht nur nicht deutsch, sondern auch nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest“. Nun, von Przhyszewski nehme ich mit einiger Sicherheit an, daß er — obwohl Pole — zwar

deutsch, aber sicherlich nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest, und ich bestätige ihm unter gewissenhafter Anwendung der entsprechenden Terminologie des Herrn Kraus gegenüber Strindberg, daß ein Geist von seiner Ausdehnung es sich zwar nicht zur Ehre anrechnen muß, an einer Ecke der Werkstatt des Herrn Kraus mitarbeiten zu dürfen, daß es aber immerhin in seinem Interesse liegen kann, sich zur Plazierung seiner Essays ein „warmes Eckchen“ mehr zu erhalten. „Was können denn die Dichter dafür, wenn sie die Journalisten zu einem Urteil prostituieren?“ Wenn also ein Przhyszewski — immerhin ein Sonderbarer — seine Menschen nicht selbst frisst, sondern von Karl Kraus sich vorkauen läßt — nun, so ist das auch nicht tragisch zu nehmen. (Was kann ich dafür, daß Kraus den Satz falsch konstruiert hat?) Damit könnte ich einen Przhyszewski denn also wieder dem Schicksal eines Kraus überlassen.

Alles, was Herr Kraus Herrn Harden nachruft, zu erledigen — noch dazu in Kraus' Stil —, kann mich nicht reizen, schon räumlich nicht. Aber ich darf es nicht unterlassen, auch Herrn Kraus noch einmal zur Enquete zu laden, auf die Gefahr hin, durch allzu eindringliche Befragung seine wertvolle Freundschaft und meine Mitarbeiterchaft an der „Fadel“ zu verlieren. Ich achte solch persönlichen Vorteil gering, wenn mir eine unterdrückte Empörung inneren Nachteil brächte. Und meine hohe Schätzung polemischer Potenzen bleibt unvermindert, wenn ich einmal sagen muß, daß Kraus sich in einer Sache, die publizistischen Unstand erfordert, bis auf die Knochen blamiert hat, und wenn ich mit jedem Wort doch nur die Sensationslust treffe, die journalistisches Ansehen zu einer würdelosen Leistung mißbraucht hat.

Wer als Publizist — noch dazu als einer, der zu schreiben versteht, einen andern Publizisten — noch dazu einen, der auch zu schreiben versteht, und der schon länger schreibt, als er für minderwertig gilt —, im Augenblick, wo er von der Staatsgewalt in seiner publizistischen Tätigkeit gefährdet wird, in einer Weise „er-

ledigt“, die das Material der Verteidigung beschmutzt und zu entwerten sucht, das Material der Staatsanwaltschaft sichtet und vermehrt, der erledigt sich selbst in seiner Eigenschaft als anständiger Publizist. Wer einem Schwerkranken, nachdem die schwere Erkrankung als ein „Grippchen“ verdächtig ist, nach seiner Verurteilung zu einer qualifizierten Todesstrafe, aus der Gesinnung einer seit langen Jahren als korrupt und gesinnungsniebrig dargestellten Schmodtpresse heraus Worte des Hohns und der Geringschätzung nachruft, hat seinen eigenen Nachruf geschrieben, der es mir erübrigt, Kraus gegenüber noch Hardens Höherwertigkeit zu demonstrieren.

Wer den Satz schreibt: „Die bloße Tatsache, daß Herr Harden sich mit Politik beschäftigt, kann zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit beitragen“ — und ihn in einem Zusammenhang schreibt, der ein eindeutiges Eingreifen in eine politische Angelegenheit darstellt, braucht zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit keine Tatsache mehr beizutragen. Damit, daß Hardens historisches Verständnis bei Herrn Karl Kraus in Wien kein Verständnis findet, ist gegen Herrn Hardens publizistische Fähigkeit kein Beweis erbracht. Jedenfalls soll es Leute geben, und zwar solche, denen es um Erleuchtung zu tun ist, die sich lieber eine Vergangenheit von einer Zukunft erhellten lassen, als eine Gegenwart von einer Fadel, und die an geistvoll betriebener Politik mehr ästhetischen Genuß finden, als an einer durch Jahrzehnte genährten sittlichen Entrüstung über die Korruption der Wiener Tagespresse und an einem vom sicheren Ausland erhobenen Denunziationsgefläß wegen vermeintlicher Verleugnung mißverständener Webefindlicher Axiome.

Erich Mühsam.

Zur Automobildebatte.

Gewiß: Viel Licht, viel Schatten! Sicher nichts Neues. Rettet man dann noch das Stedenpferd der Schattenseiten, so ist der Scheinsieg leicht. Besonders, wenn man die

Beweisführung stützt auf noch nicht erwiesene Zeitungsnachrichten, Äußerungen anderer Blätter entstellt anführt oder auf Gebiete gerät, wo der von Sachverständnis nicht getrübte Blick irreleitet.

Zunächst glaube ich nicht, daß man eine Rede ernst nehmen kann, wenn darin gesagt wird: Das Automobil und seine Gebrauchsweise ist kein Fortschritt in der Kultur, sondern ein Rückschritt. Man frage Groß-Industrielle, Ärzte, Wegebaumeister, Geschäftsreisende der Großstadt, Feuerwehren, Sanitätsdienst, Groß-Brauereien, alle größeren Geschäfte Berlins, die Warenhäuser vor allem, deren einzelne täglich bis 40 Autos im Dienst haben — kurz alle die Branchen, die im Groß-Betriebe den Grundsatz „Zeit ist Geld“ verkörpern, ob sie einer Meinung sind mit Herrn Major Strosser. (Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 23. Januar.) Auch ein Blick in den Marstall würde interessant sein. Solchen Ausführungen fehlt der höhere Standpunkt. Wie Herr Minister Breitenbach in seiner sehr sachlichen, kurzen Ausführung betonte: Vorwürfe ähnlich denen bei Einführung des Dampfwagens.

Und im „Tag“ vom 23. Januar soll es zu lesen sein: Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs, und diejenigen, die sich gegen die Automobile aussprechen, sind verkehrseindlich? Ich kann's nicht finden. Der sachliche Artikel des Herrn von Pustau enthält in dieser Hinsicht nur die Worte: Mit der Verschärfung der Automobil-Verkehrs-Vorschriften muß man um so vorsichtiger sein, als wir damit einem der dringendsten Bedürfnisse der Gegenwart direkt entgegenarbeiten würden: Der Entlastung und Beschleunigung des Verkehrs.

Herr Major Strosser bezweifelt als alter Soldat den Nutzen der Automobile im Kriege. „Es heißt, in der Aufklärung wird das Automobil große Dienste leisten. Aber der Feind hat es ganz leicht, die Straßen für die Automobile unbrauchbar zu machen, er braucht nur die Bäume umzuschlagen und über die Straße zu werfen. Das Automobil wird niemals auch

nur im entferntesten den Kavalleristen im Aufklärungsdiens ersehen.“ Wenn man solche Sätze liest, so . . . könnte man eigentlich wirklich darüber zur Tagesordnung übergehen. Aber sie fallen gerade in die Zeit der Reichstagsverhandlungen über den Militäretat, und der fordert zum erstenmal eine größere Summe zur Einstellung von Selbstfahrern, ca. 800 000 Mark. Solche Kraftsätze an so weitsehender Stelle sind daher geeignet, schiefe Bilder zu erzeugen und irrezuleiten. Wenn das Kriegsministerium allerdings zur „Aufklärung im Kriege“ die Einstellung von Personen-Selbstfahrern verlangte, dann wäre man dort auf dem Holzwege. Diese Forderungen würden mit Recht dem Orkus überwiesen. Wir brauchen Personen-Selbstfahrer und Motorräder im Kriege für die Führer, Generalstabsoffiziere und Adjutanten, und Last-Selbstfahrer zur Heranschaffung von Proviant und Munition für die großen Heere der Zukunft. Vor die Vorposten, vor die Spitze gehört das Auto nicht, nur ganz besondere Ausnahmefälle könnten seine Verwendung zu Aufklärungszwecken rechtfertigen. Solche Fälle können allerdings im Kriege vorkommen. Im allgemeinen aber erfüllt sich der Wert des Selbstfahrers erst innerhalb der eigenen Linien, dort aber mit solcher Ueberlegenheit, d. h. bei guter Straßenentwicklung, daß Armeen, die nicht zur Entwicklung und Ausnutzung dieser technischen Mittel greifen, in Rückstand kommen müssen. Mit dem Baumfällen ist es auch eine eigene Sache. Die Nürnberger . . .? Man muß eben doch da sein, um Bäume zu fällen, und das paßt nicht immer in den strategischen Rahmen. Auch ist's eine mühselige Arbeit — und die Kavallerie hat Sprengmunition, auch für solche Zwecke. Zur Aufklärung brauchen wir keine Selbstfahrer. Das verwirrt die Begriffe, ebenso, wie wir den Lenkbaren gerade zur Aufklärung neben der Kavallerie brauchen und nicht als Kampfmittel, wo seine Bedeutung ebenso ungeordnet bleiben und sich auf Ausnahmen beschränken wird, wie die des Autos zur Aufklärung. Ähnliche Verwirrungen hat seinerzeit auch das Zweirad gezeitigt.

Über sehr sympathisch ist mir ein Satz in der Rede des Herrn Major Strosser: Eisenbahn und Automobil können nicht miteinander verglichen werden, denn die Eisenbahnen fahren auf eingeebten Wegen, deren Uebergänge geschlossen werden können. — Ich bedauere nur, daß er diesen Gedanken nicht weiter ausführen kann in den bevorstehenden Verhandlungen des Reichstags über das neue Automobil-Gesetz. Er trifft damit den Nagel auf den Kopf. Wenn Herr Regierungsrat Dr. Haasela in Nr. 59 des „Tag“ einen großen Teil der Unfälle darauf schiebt, daß den Fahrern in kritischen Momenten die durchaus erforderliche Ruhe und Geistesgegenwart fehlt, so hat er damit gewiß recht. Wie ist das aber vereinbar mit dem Umstande, daß Frauen Fahrscheine erhalten — im Großstadtgetriebe —, denn gerade diese beiden Eigenschaften fehlen der Frau im allgemeinen und meistens. Ich bin vor einigen Wochen in einem elektrischen Wagen unter der Leitung einer dieser Damen gefahren, und ich muß sagen, ich war froh, heil wieder hinaus zu sein, trotz einer Pace, die der einer Droschke zweiter Klasse fast entsprach, wesentlich unter 15 Kilometer blieb.

Auch der Gleitschuß muß obligatorisch werden. Die durch das Gleiten entstehenden Gefahren und Unglücksfälle sind nicht zu unterschätzen. Damit würde allerdings der Vollgummibereifung der elektrischen Wagen der Krieg erklärt. Jeder Selbstfahrer — ob Benzin oder elektrisch — muß in der Großstadt mit je einem Gleitschuß hinten und vorne versehen sein. Die Fußbremse kann sonst nicht auf schmierigem Asphalt wirksam gemacht werden. Eine dahingehende Polizeivorschrift ist wichtiger als die Erhöhung der kleinen Straf-gelder. Es muß alles darangesetzt werden, dem Selbstfahrer die Gefahren des öffentlichen Verkehrs zu nehmen, sollen die — teils nicht mit Unrecht — aufgerührten Wogen des öffentlichen Unwillens sich wieder glätten und nicht schädigend für die bebrängte Industrie und damit für viele Erwerbszweige werden.

C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Das Lügengewebe.

Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, habe weniger als andere gelogen; habe darum immer geglaubt, was andere sagten. Wenn ich jetzt auf meine alten Tage mit Jugendfreunden zusammensitze und kollationiere, so finde ich, daß mein ganzes Leben ein Gewebe von Lügen ist.

Heute Nacht saß ich mit einem Jugendbekannten zusammen, und es entspann sich dieses Gespräch. Ich sprach:

- Als sich der Fürst von X. verheiratete...
- Verheiratete? Verheiratet ist er nicht.
- Ist er das nicht? Ist das auch eine Lüge?
- Er ist nie verheiratet gewesen.

— Jetzt habe ich zwanzig Jahre lang verbreitet, er sei verheiratet gewesen; eine ganze Geschichte hat sich an diese Lüge geknüpft; die wollte ich eben erzählen, muß sie nun aber fallen lassen.

Eine andere Lüge! Dreißig Jahre habe ich erzählt, daß Doktor H. anwesend war, als der Malunger Mörder hingerichtet wurde. Er hatte mir nämlich vorgelogen, er habe als Randibat den Auftrag erhalten, den abgehauenen Kopf zu untersuchen. Dabei hatte er mir so interessante Einzelheiten gegeben, daß ich sie in der Gesellschaft zu erzählen pflegte. So ein Lügner!

— Aber er war doch da!

— War er dort?

— Gewiß, ich habe ihn hinter dem Geistlichen stehen sehen, als ich das Blutgerüst photographierte.

— Du? Hast du... Lügst du? Oder hat er gelogen?

— Ich lüge nicht!

— Nein, jetzt weiß ich nicht, wo ich zu Hause bin. Alles steht auf dem Kopf! Ich habe zehn Jahre lang die Lüge zurückgenommen, die ich verbreitet hatte; ich habe Doktor H. zum Lügner gemacht...

Man müßte nie sprechen, nie schreiben, nur das Notwendigste, was man gebraucht, zeichnen. Er ist also wirklich dagewesen! Wie soll ich ihm seine Ehre wiedergeben, die ich ihm geraubt habe?

Neue Baltheseriana.

Die Menschen fügen sich am liebsten den Befehlshabern. Und nur der Liebenswürdigkeit von Gewaltnaturen fühlen sie sich verbunden. Liebenswürdigkeit, hinter der man Schwäche ahnt, verpflichtet zu nichts.

Wer die Politik nicht im Grunde verachtet, dem versagt sie den Dienst.

Es gibt unter den Menschen harmonische Stiernaturen. Sie befriedigen moralisch-ästhetisch. Die weiß-braune Bernhardinernatur, die breitnackige Stiernatur, der trodenschnige Pferdemensch. Unter den Frauen: die grünfunkelnde Panterkatze, die lässig-schlank-weiche Barsoisnatur, die kräftig-gebrungene, versammelte Bullterrierart. — Parallele: Rachel-Ofenmenschen.

Ueber den wollüstig-beruhigenden Einfluß gedankenloser sorgfältiger Reinigungsarbeiten (Süßflintenputzen, Fensterwaschen) auf den Betrachter. Parallele: Aufmerksamese von mechanischer Fingerbefeuchtung begleitetes Buchdurchblättern ist unmittelbar in den Magenerven angenehm-likelnd wirksam.

Die Seuche der mit öliger Bonhomie verkündeten neuen Kompromißkunst rafft alles bessere Streben schon im Keim des Ahnens hinweg. Der mit der neuen „Raumkunst“, dem „Buchschmuck“, dem „Brevier“-Eklektizismus behaglich mitgehende moderne „Gebildete“ ist der gefährlichste Herd jeglichen im tiefsten Kern kunstfremden Unfugs. Surrogat, Kitsch, G'schnas allüberall. Besser ganz schlecht, ganz blöde, ganz wild, besser Dogmatiker, Rationalist, Bonze, Verknöcherung als dieses marklose, schleimig-glänzende Neugetue. Und die widerliche Kompromiß-„Philosophie“, der wiederkauende Monismus, diese ganze fette Feststimmung selbstgefällig „Erwachender“! Die grundgräuliche neue Frauentracht mit Seelen„zuwag“, das süßliche Gewortel von Schodpropheten, eine neue Heilsarmee sader Dünkelmeier, alle ins „Sezessions“-Profil gerichtet. Rasch ein paar Züge grobkörnigen Wilhelm Busch-Knasters und einen tiefen Zug aus Jeremiaß Gotthelß grundflarem Deutschtum.

Richard Schaukal.

Börsenvorstand und Presse.

In der 27. Nummer des „Morgen“ habe ich meinen Standpunkt zur neuen Börsengesetz-Novelle präzisiert. „Weil die Agitation der Banken und Bankiers nur darauf hinausging, daß ihnen Lästige zu beseitigen,“ so schrieb ich damals, „hat man sich nicht, wie es sich gehörte, gefragt, ob nicht in den anderen Abschnitten des Börsengesetzes manches enthalten ist, was für eine Aenderung reif ist.“ Denn nur der Abschnitt 4 soll im wesentlichen reformiert werden; das Börsenregister soll abgeschafft, der Differenzeinwand fast unmöglich gemacht werden. Damals schon gingen Vorschläge dahin, vor allem die bisherige Art der Kursnotierung einer Verbesserung zu unterziehen. Was ich geschrieben hatte, fand leider keinen Widerhall; wie fast immer bei wirtschaftlichen Gesetzesvorlagen kümmern sich die Parteien nur allzuwenig um das, was von Fachleuten gesagt wird, sondern beurteilen die Dinge vom allgemeinen Standpunkte ihrer Partei. Mehrfach schon habe ich während der kurzen Zeit, in der ich die Ehre habe, Aufsätze im „Morgen“ zu veröffentlichen, darauf hingewiesen, daß man die Politik bei der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen aus dem Spiel lassen möge. Ganz besonders aber müßten die Parteien doch einig sein, wenn es sich darum handelt, notorisch vorhandene Mißstände aufzudecken, die, wie in diesem Falle, die Käufer und Verkäufer von Wertpapieren aufs empfindlichste schädigen. Als in der Börsen-enquetekommission die Grundlagen für das Börsengesetz geschaffen wurden, wiesen die Vertreter der Börse darauf hin, die Beaufsichtigung der Märkte durch einen Staatskommissar sei unnötig, weil die Börsenorgane selbst schon für Ordnung und Ehrlichkeit im eigenen Hause Sorge tragen. Die Praxis hat bewiesen, wie notwendig die Aufsicht durch Unparteiische ist; wären die Herren von so hoher Objektivität erfüllt, wie sie es gern darstellen möchten, sie würden ihre Agitation zur Aenderung des Börsengesetzes nicht bloß auf die ihnen genehmen Punkte beschränkt haben. Ist's darum meine Schuld, wenn jetzt in der politisch rechtstehenden Presse dafür gekämpft wird, die neue Novelle nicht Gesetz werden zu lassen, bevor jene Mißstände beseitigt sind? Ein bestimmter „Fall“ muß nun einmal vorliegen, bevor man den auch schon theoretisch begründeten Weg beschreitet. So will es der Brauch; doch behält das Wort *exempla docent* seine Richtigkeit. Mein Zwist mit dem Börsenvorstand gab das Material, das Kennern der Verhältnisse nichts

Neues zu sagen vermochte. Der Vorstand der Berliner Fondsbörse sprach (ich will die Tatsachen hier nur kurz recapitulieren) die Drohung aus, meine Eintrittskarte zu den Börsenversammlungen nicht zu erneuern oder sogar zu entziehen, weil ich in vertraulichen an Banken und Bankiers zur Versendung gelangenden Börsenberichten Angaben über die ungefähre Höhe der Umsätze und über die Namen der wichtigsten Käufer und Verkäufer von Effekten mache. Daß sei angeblich den Börseninteressen schädlich und irreführend. Zwei Fragen sind hierdurch aufgerollt und in den Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung gerückt worden: die Zulassung der Presse zur Börse und die amtliche Notierung der Umsätze. Für beide Forderungen ist längst gestritten worden. Herr Georg Bernhard ist schon vor Jahren im „Plutus“ dafür eingetreten, daß Journalisten nicht Gäste der Börse sein dürfen, die nach Belieben ausgewiesen werden können. Und für die Notwendigkeit einer amtlichen Notierung der Umsätze hat der Staatskommissar der Berliner Börse, Geheimrat Hemphenmacher, längst schon in der Öffentlichkeit Stellung genommen. Hat man das alles nicht beachtet? Ist's wirklich nötig, immer erst ein bestimmtes Beispiel anführen zu müssen? Die „Kreuzzeitung“ sagt, es hätte bisher an einem schlüssigen Beweise für die Beeinflussung der Presse an der Börse gefehlt. Wirklich? Wer die Handelszeitungen ausführlich liest, kann solche Beweise fast täglich finden; schon die ganze Organisation der Handelspresse macht sie von solcher Beeinflussung abhängig. Die großen Börsenblätter, die gezwungen sind, die Nachrichten ihren Lesern möglichst rasch zu überbringen, sind auf die Informationen der Banken und Bankfirmen angewiesen. Kann nicht allein schon ein Kursverlust daraus entstehen, daß die Mitteilung von der Verteilung einer höheren Dividende zu spät veröffentlicht wird? Solche Nachrichten aber sind, wenn sie unwiderleglich richtig sein sollen, nur von den Gesellschaften selbst oder von den Banken zu beziehen. Es sind mir Fälle bekannt, in denen an hiesige angesehene Handelsblätter Briefe geschrieben wurden, man verweigere ihnen die Zusendung der offiziellen Mitteilungen, weil das Blatt sich eine Kritik gegenüber der Gesellschaft erlaubt hat. Sind diese Zustände nicht unhaltbar? Zwingen sie nicht zu einer grundlegenden Reform, die noch weit über die Punkte hinausgeht, die mein Zwist mit dem Börsenvorstand angeregt hat? Die Frage der Korruption der Handelspresse muß überhaupt einmal unter diesen Gesichtspunkten betrachtet werden. Vor dem Erlaß des Börsengesetzes flogen den Journalisten die Hundertmarksheine auf den Tisch,

damit sie gegen die Banken und die ihnen nahestehenden Aktiengesellschaften nichts schrieben. Die Korruption ist seitdem nur wenig gebessert worden. Das Börsengesetz hat höchstens die Form der Korruption geändert. Nicht mehr die Journalisten erhalten das Geld, sondern die Verleger in Form von Inseraten. Die sorgen dann schon dafür, daß ihre Redakteure kein zu scharfes Wort gegen die Banken schreiben. Und schlimmer noch ist vielleicht die Korruption durch Nachrichten. Eine Handelszeitung, die an der Börse boykottiert wird, ist machtlos, weil ihre Redakteure auf die Mitteilungen angewiesen sind, die ihnen an der Börse gemacht werden. So ist ja die Wut des Börsenvorstandes gegen mich entstanden; ich wußte aus langer Bankpraxis, daß Leute, die nicht mit dem Schilde des Journalisten an der Börse herumlaufen, die wirklichen Vorgänge viel zutreffender und eingehender erfahren. Diesen Gesichtspunkt nutzte ich für meine Organisation aus und machte mich selbst damit gleichzeitig von der Börse unabhängig. Darum wird jetzt auch der unsinnige Vorwurf gegen mich geschleudert, daß ich Indiskretionen weiter getragen habe; Indiskretionen, die jeder Börsenbesucher (aber nur nicht der Journalist) erfährt. —

Ich will ein Beispiel dafür anführen, daß tatsächlich nach Ansicht der Börse und ihrer Organe der Journalist nur Gast ist, der nicht alles erfahren darf, was an der Börse bekannt ist. Ich bedauere nur, hierbei wieder mich mit Herrn Kommerzienrat Paul Böhme befassen zu müssen, der eigentlich schon durch meinen Nachweis der bewußten Kursstreberei gerichtet ist. Am 26. Oktober 1907 wurde an der Börse bekannt, daß in den Aktien der Terraingesellschaft Groß-Lichterfelde, deren Aufsichtsratsvorsitzender Herr Paul Böhme ist, von seiner Firma ein Angebot vorlag, das nirgends Aufnahme fand, so daß der Kurs gestrichen werden mußte. Erst am 16. Dezember verlautete, die Gesellschaft, die für das Jahr 1906 eine Dividende von 28 % verteilt hatte, werde infolge der für die Baugesellschaften ungünstigen Konjunktur ein erheblich geringeres Erträgnis zur Ausschüttung bringen. In den Zeitungen war bisher hiervon nichts zu lesen. Einer meiner Vertreter wandte sich darum an Herrn Böhme, um ihn nach der Richtigkeit der Gerüchte zu fragen. Der gab auch die Auskunft, indem er die Richtigkeit der Gerüchte bestätigte. Als er aber hörte, die Auskunft sei zur Veröffentlichung in den von mir herausgegebenen Berichten bestimmt, geriet er in Zorn. Er hätte die Mitteilung nicht gemacht, wenn er den betreffenden Herrn, den er für einen Bankvertreter gehalten habe, vorher gekannt hätte. Ich glaubte,

Herrn Böhmes Zorn gelte nur mir und meinem Unternehmen und benutzte seine Aussage in der Vernehmung, zu der mich der Börsenvorstand aufgefördert hatte, als Grund zur Ablehnung eines Richters, dessen Animosität gegen mich aus diesem Vorfall hervorgehe. Da kam ich aber schlecht an. Herr Barthold Arons und, wenn ich mich recht erinnere, Herr Levy (in Firma Cohn, Levy & Co.) sekundierten dem Herrn mit Wärme. Herr Arons sagte: „Das Vorgehen des Herrn Böhme ist durchaus berechtigt, denn ich kann nicht wünschen, daß Auskünfte, die für einen Bestimmten gegeben werden, in die Presse kommen.“ Damit wurde mein Verlangen, Herr Böhme möge nicht als Richter über mich fungieren, abgelehnt. Wirft aber dieser Vorfall nicht ein eigenartiges Licht auf die Art und Weise, wie die Aktiengesellschaften und deren Aufsichtsratsmitglieder die Öffentlichkeit informieren? Am 16. Dezember wollte Herr Böhme der Presse die Auskunft verweigern, daß die Terraingesellschaft Groß-Lichterfelde eine niedrigere Dividende verteilen werde, obgleich ihm die Tatsache bereits bekannt war. Und erst am 30. Januar 1908 wurde offiziell mitgeteilt, daß diese Dividende nur 4 % gegen 28 % im Vorjahre beträgt! Dieser Fall zeigt uns, daß die Börse sich tatsächlich noch als Geheimbund fühlt, und hundertmal mindestens ist mir von Bankiers gesagt worden, man könne doch nicht verlangen, daß ein Journalist das Recht habe, die Geschäfte mitzuteilen, die an der Börse abgeschlossen werden. Es muß den Herren daher mit Entschiedenheit klar gemacht werden, daß die Börse ein öffentlicher Markt ist, und es ist nur merkwürdig, daß sie dies selbst vergessen haben, während sie sich früher immer so hingestellt haben, als ob es an der Börse überhaupt kein Geheimnis gebe. Soll ich Ihnen, meine Herren vom Börsenvorstand, vielleicht die Äußerungen vorhalten, die Ihre Freunde in der Börsenenquetekommission und in der Literatur getan haben, als es sich darum handelte, das Börsengesetz abzulehnen? Der Stein ist einmal ins Rollen gekommen; nun mag man ganze Arbeit machen. Die unsinnigen Bestimmungen des Börsengesetzes über den Terminhandel und Differenzzeinswand soll man aufheben, aber gleichzeitig darf nun eine Aenderung der übrigen Abschnitte des Börsengesetzes nicht mehr aufgeschoben werden. Präzise Bestimmungen über die Kursfeststellung, vor allem amtliche Notierung der Umsätze, Verpflichtung der Makler zu bestimmten Angaben an jedermann (damit der Hinweis auf das Geschäftsgeheimnis nicht immer nach ihrem Belieben erfolgen kann) sind das mindeste, was zu fordern wäre. Gelingt es erst, die Märkte genau zu kontrollieren,

so wird einem großen Teil der heute fortgesetzt erfolgenden Kurstreibereien und Fälschungen, denen der Börsenvorstand ruhig zugeesehen hat, ein Riegel vorgeschoben werden. In New York werden die Umsätze längst amtlich notiert; es wird sogar genau festgestellt, wieviel Stück zu jedem einzelnen Kurse gehandelt worden sind. Was in dem übel beleumdeten Amerika möglich ist, müßte auch bei uns durchführbar sein.

Bruno Buchwald.

Vom Büchertisch.

Valerius Brinssoff: Novellen. (Hans von Weber.)

Fjodor Collogub: „Das Buch der Märchen.“ (Hans von Weber.)

Amanda Sonnenfels: „Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter“ (Dr. A. Sehlaff), dem Prinzen Schönaich-Carolath gewidmet.

Rainer Maria Rilke: „Auguste Robin.“ (Marquardt & Co.) Dieser Band (7. bis 11. Tausend) erschien soeben in verdoppeltem Umfange. Eine Reihe von Robinschen Zeichnungen, die der Weihnachtsnummer des „Morgen“ beigegeben wurden.

Notizen.

Die unfreundliche Glossierung verschiedener Blätter über die in Nr. 7 des „Morgen“ abgegebene Berichtigung kann mich nicht veranlassen, an dieser Erklärung herumzudeuten oder ihr etwas hinzuzufügen. Sie bleibt vielmehr von Anfang bis zu Ende unverändert bestehen. Für Leute, die nicht begreifen, daß

man eine gutgläubig übernommene Notiz, wenn man sich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt hat, ohne Winkelzüge richtig stellt, habe ich meine Erklärung auch nicht abgegeben.

Was diese Erklärung mit der politischen Haltung des „Morgen“ zu schaffen hat, ist schlechterdings unverständlich. Aus der Befugnis der Schriftleitung, zu bestimmen, wer im „Morgen“ schreibt, wird sie nie und nimmer die Berechtigung herleiten, auf die Gesinnung der Mitarbeiter einzuwirken und ihnen zu suggerieren, wie sie zu schreiben haben. Das gilt wie für den politischen, so auch für alle anderen Teile des „Morgen“. Und soweit die Mitarbeiter des „Morgen“ in Betracht kommen, würde die Schriftleitung des „Morgen“ mit derartigen Versuchen auch wenig Erfolg haben.

Die Schriftleitung.

Wenngleich wir wissen, daß unsere Leser ihre Beteiligung an einer Wohltätigkeitsmatinee von dem Zwecke und nicht von der Teilnahme anderer abhängig machen, so möchten wir doch darauf hinweisen, daß die für die Hauptmann-Vorlesung am 1. März im Bureau unseres Verlages hergestellten Listen aus einem bedauerlichen Irrtum nicht sämtlich zuverlässig abgefaßt sind. Da wir wünschen, daß, wer zu dem guten Zwecke auf unsere Anregung hin beisteuert, es um der Sache selbst willen, und nicht aus gesellschaftlichen oder anderen Rücksichten tut, haben wir bereits am Montag, den 17., früh an sämtliche Listenempfänger eine Benachrichtigung obigen Inhalts gesandt. Auf Grund einer Anfrage der Vossischen Zeitung von Montag Abend teilen wir mit, daß die Beträge des Vortrages selbstverständlich entsprechend dem Zwecke dem Magistrat in Berlin überwiesen werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spanbauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Hellwegestr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmerdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I., Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Einhart der Lächler

Roman von **CARL HAUPTMANN**

2 Bde. à 3.50 M.

:: :: :: :: Zu beziehen durch alle Buchhandlungen :: :: :: ::

MARQUARDT & CO ○ **BERLIN W 50**

Schneider & Pfeiffer

Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.



**Schierstein im Rheingau.
Erdan an der Mosel.**

Man verlange Preislisten und Proben.

„MORGEN“-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT *MORGEN*.

SONNTAG, DEN 1. MÄRZ 08 — MITTAGS 12 UHR

IM ZUR VERFÜGUNG GESTELLTEN

KAISERSAAL DES HOTEL ADLON,

UNTER DEN LINDEN 1. ————— EINGANG WILHELMSTR. 70a.

C. HAUPTMANN- SCHREIBERHAU „NEUE DICHTUNGEN“

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN“ IST DIESER VORTRAG KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM MONTAG, DEN 24. FEBRUAR, BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN“, BERLIN W. 50, EISENBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE

EINTRITTS - KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.
BILLETS BEI: AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE.

DER REINERTRAG

IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCHULKINDER IN BERLIN.

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.
Verlag von Otto Janke, Berlin SW.,
Unhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt
zunächst Romane von:

Thudnelba Rühl, „Doktor Esrom“
Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt“
M. Gerhardt, „Professor Bollborn
und die Seinen“

Das Beiblatt läßt sich die Pflege
der Novelle und
Skizze, sowie der Lyrik und Kritik
angelegen sein. Alle wichtigen Neu-
erscheinungen der Literatur werden
:: :: :: sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern)
:: :: 3 Mark 50 Pfg. :: ::

Bestellungen bei allen Buchhandlungen
und Postanstalten.

AKTUELL!

GESCHICHTE D. ÖFFENTL. SITTlichkeit IN DEUTSCH-
LAND v. Dr. W. Rudeck. 2. Aufl. 514 Seit. mit 58 Illustr.
Illustrat. Brosch. 10 M. Leinwand. 11,50 M. Halbf. 12 M.
GESCHICHTE D. ÖFFENTL. SITTlichkeit IN RUSSLAND
v. B. Stern. 2 Bde. ca. 1000 Seit. 1907/08, mit 51 Illustr.
Illustrat. Br. 15 M. Origbde. 18 M. Einzelne käuflich!
I. Kultur u. Aberglaube, d. Kirche, d. Klerus u. d. Sekten (m.
u. ohne erotisch. Ziele), Laster, Vergnüg., Leiden, 502 S.
m. 29 teils farb. Illustrat. Br. 7 M. Origbd. 9 M. (Erschlen.).
II. Russische Grausamkeit, Weib u. Ehe, Geschlechtliche
Moral Unsittlichkeit, die Dokumente d. Unsittlichkeit.
M. 22 Illustrat. Br. 10 M. Geb. 12 M. (Erscheint in Kürze).
Sterns Werk — das erste überhaupt auf d. Gebiet —
bildet ein document humain allerersten Ranges!
Ausföhr. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.
Herm. Barodorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königl. Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
zu Zweck Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Salensee.

Inseraten-An-
nahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Gislebenerstr. 14
(Tel. VI. 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: B. W. Heinrich-Schneiders. Druck von Böh & Garlich G.m.b.H. Berlin W.



Unser
illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 9

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

28. Februar 1908

Die Ausstellung.

Von Werner Sombart.

Welche? Nun keine besondere. Jeder mag an die denken, die ihm am nächsten liegt: dieser an die Ausstellung der Scholle, jener an die englische Ausstellung; dieser an die verfloßene Automobil- oder Theaterausstellung, oder an die „Ausstellung historischer Betten“ in der „Gelben Nachtigall“, jener an die Ausstellung für Bureaubedarf oder an die Ausstellung für Reklame. Diese ist es gewesen, die mich zu diesen Worten angeregt hat, und ich will dann später noch einiges über ihren besonderen Inhalt ausagen. Aber zunächst denke ich an die Ausstellung in abstracto, an die Ausstellung schlechthin, an die Ausstellung ohne Inhalt, an die Idee der Ausstellung also (nach Heines Definition von der „Idee“). Es scheint mir ganz unterhaltend, sich einmal dieses wichtigen Bestandteils der modernen Kultur, seiner Geschichte, seiner Zukunft, seiner Bedeutung für unser soziales Leben bewußt zu werden. Denn daß „die Ausstellung“ ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur sei: an dieser Tatsache selbst dürfte kaum gezweifelt werden können. Wo auch immer wir unsern Schritt hinsetzen, stoßen wir auf eine Ausstellung von irgend etwas: von den intimsten Gegenständen unseres persönlichen Daseins bis zu den gleichgültigsten Dingen der äußeren Lebensführung. Es wird so viel ausgestellt, daß nun bald eine neue Art der Ausstellung reif zur Entstehung ist: die Ausstellung für Ausstellungswesen. Die Ausstellung ist als Kulturphänomen deshalb so hervorragend interessant, weil sie in ganz verschiedener Bedeutung erscheint, unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten gewertet werden, in durchaus verschiedene Zusammenhänge eingeordnet werden kann.

Zunächst gehört die Ausstellung — auch ihrer Entstehung nach — in die große Kategorie der öffentlichen Schaustellungen, die für unsere Kultur (ich meine damit immer die amerikanische Kultur, wie sie in größerer oder geringerer Intensität und Extensität in allen Ländern mit kapitalistischer Wirtschaft, insonderheit unter dem Einfluß der modernen, anorganischen Technik und der anwachsenden Menschenmasse in den letzten Menschenaltern sich zu entfalten angefangen hat), die für unsere Kultur, sage ich, so charakteristisch sind. Die Ausstellung gehört zur Familie der Konzerte, Theater und in engerem Sinne der Museen, die alle erst im letzten Jahrhundert entstanden oder

doch sich erst während dieser Zeit zu dem demokratischen Omnibus-Prinzip entwickelt haben. Denn was heute die genannten Institutionen sind, können wir als Musikomnibus, Literaturomnibus und Kunstomnibus bezeichnen. Sie sind gratis oder gegen billiges Entree der unbekannten Masse erschlossene Erbauungs- oder Vergnügungstätten und verhalten sich zu allen intimen und persönlichen Veranstaltungen gleichen Inhalts wie der Omnibus zur eigenen Equipage, das Restaurant zum eigenen Speisesaal, wie der „Volksparf“ zum fürstlichen Garten oder die Zeitung zum Brief. In diese Familie, sage ich, gehört die Ausstellung auch. Man kann sie die Mutter oder wenn man will die ältere Schwester des Museums nennen, dem sie wohl meist vorausgegangen ist.

Will man die Schaustellung seltener Tiere unter die Ausstellungen rechnen, so war dies zweifellos die erste Spezies; denn wir begegnen ihr (oft handelt es sich nur um ein einziges Tier: 1 Elefant, 1 Seehund, 1 Stachelschwein, 1 Rhinoceros usw.) schon im 16. und 17. Jahrhundert. Diese Singularschaustellungen exotischer Tiere wuchsen sich zu den herumziehenden Menagerien, diese zu den ständigen zoologischen Gärten aus.

Die ersten Ausstellungen im eigentlichen Sinne waren Kunstausstellungen. Man nennt das Jahr 1763 als dasjenige, in dem Pariser Künstler zum ersten Male eine Ausstellung von Gobelin-Seiden veranstalteten. Aus den Kunstausstellungen ist dann das Kunstmuseum erwachsen, wie aus den Gewerbeausstellungen, deren erste (französische) in das Jahr 1798 fällt, das Gewerbemuseum.

Will man sich ein Urteil über den Kulturwert der Ausstellung als Schaustellung bilden, so wird es also von dem abhängen, daß man über die Entwicklung des Omnibusprinzips und insbesondere des Omnibus als Bildungs- und Erbauungsmittel überhaupt hat. Kein Zweifel, daß durch die Ausstellung wie durch alle ähnlichen Veranstaltungen mehr Menschen mehr Dinge zu sehen und zu hören bekommen als ohne sie. Sie sind darin am ehesten der Zeitung vergleichbar. Wer dieser Verabreichung von Bildungsbrosamen an die hungernden Massen Bedeutung beilegt, wird der Ausstellung das Wort reden müssen ebenso wie der Zeitung. Aber ebenso zweifellos ist es, daß dieser Vorzug (wer ihn dafür hält) um einen teuren Preis erkauft ist: um den Preis der Intimität und der organisch persönlichen Wertung eines Gegenstandes. Als ein Sonderling erscheint uns heute der, der jede derartige Schaustellung unorganisch verbundener Dinge für eine Profanierung, für eine Entweihung hält, und der in dem exhibitionistischen Zuge unserer Zeit eine Schamlosigkeit und eine widerwärtige Sitte erblickt. Als einen Sonderling, der sich am liebsten am nächsten Laternenpfahl aufknüpfen sollte, betrachten wir den: der erklärt, ein Kunstwerk in einem Museum auszustellen, mit einer Nummer versehen in der Reihe neben vielen seines Gleichen und Ungleichen, sei ebenso ein Zeichen von Rohheit und kultureller Verlumptheit wie Beethovensche Sonaten und Chopinsche Nocturnos vor tausend gepukten Menschen in einem elektrisch beleuchteten Saale zur Aufführung zu bringen. Ebenso aber natürlich lächeln wir über einen Menschen, der etwa eine Ausstellung von Miniaturen, deren jede auf intimste persönlichste Wirkung berechnet ist, für eine Geschmacklosigkeit hält, oder der nur mit innerstem Unbehagen durch die Säle schreitet, in denen jetzt die alten englischen Kunstwerke „aus Privatbesitz“ sich vor einer geilen, zahlenden Masse prostituieren lassen müssen. (Freilich, hören wir unsern Sonder-

ling sagen: wenn die Bilder, die für vornehme englische Aristokratenjkte bestimmt waren und die diese alte aristokratische Kultur, also Kultur schlechthin, förmlich schmücken lassen, inzwischen in den Salons der Herren Wertheimer, Rothschild, Pierpont Morgan und ähnlicher Herren geendigt waren, so waren sie prostituiert, ehe sie sich hier auf öffentlichem Markte zeigten.)

Nun wird aber die Ausstellung dadurch erst recht interessant, daß sich in ihr mit dem Interesse der Schaustellung ganz andere Interessententreise schneiden. Sie hat nämlich im Laufe der Zeit eine ganz neue Funktion bekommen. Sie ist zeitweilig ein normales Glied in der Kette des wirtschaftlichen Prozesses gewesen: sie ist als eine der vielen Möglichkeiten erkannt worden, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen. Die Zeit, in der die Ausstellung diese Funktion übernahm, war die, in der die Absatzorganisation alten Stiles, wie sie jahrhundertlang bestanden hatte, sich aufzulösen begann. In aller früheren Zeit war entweder der Kunde zum Produzenten gekommen und hatte sich in dessen Werkstatt die bedurften Artikel bestellt oder, wenn sie auf Vorrat gearbeitet waren, dort ausgesucht. Oder aber, wo ein ortsferner Güteraustausch stattfand, insbesondere also zwischen Produzent und Produzent oder zwischen Produzent und Händler: da hatte doch eine persönliche Berührung der Kontrahenten untereinander und mit den gehandelten Warenpartien stattgefunden: die Besitzer der Waren waren mit diesen auf die Märkte und Messen gezogen und waren hier ihren Kunden Auge in Auge gegenübergetreten. Dieser alte „Handel mit prompter Ware“ ist nun (wie bekannt) fast allerorten in den modernen Kulturstaaten und fast für alle Branchen durch den Handel nach Probe (Muster) auf dem Wege der Korrespondenz oder allenfalls durch Vermittelung des Geschäftsreisenden ersetzt worden. Die Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse sollte nun offenbar dazu dienen, diese neue Form des Güteraustausches zu ergänzen; sie sollte gleichsam (in etwas veränderter Gestalt) die alte Messe fortsetzen. Man stellte eine Art von Musterlager auf und fand es vorteilhafter, die Kundschaft zum Besuch dieser Kollektivmusterung einzuladen, statt die Probestücke zu versenden oder zu warten, bis der Kunde in den Privatlagerraum kam. Das Bestreben, die Konkurrenz bei dieser Gelegenheit aus dem Felde zu schlagen, ließ diese Form der Feilbietung noch vorteilhafter erscheinen. Insbesondere schien sich die Ausstellung zu eignen als neue Absatzform für schwer transportable Dinge, wie Maschinen u. dgl. Und für einzelne Artikel wurde sie bald die einzige oder doch wenigstens bei weitem wichtigste Form des Absatzes: so für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Gemälde und Skulpturen u. a.

Ob und wenn ja: in welchem Umfange die Ausstellung als Absatzorganisation heute noch für Handel und Industrie notwendig ist, ist eine viel umstrittene Frage. Es scheint fast, als ob die Meinung der Geschäftsleute sich mehr und mehr dahin neigte: die Ausstellung sei heute als Absatzorganisation ebenso überwunden wie ihre älteren Schwestern (NB. von der anderen Linie), die Messen und die Märkte. Die Industrie ist ausstellungsmüde geworden, sagt man. Man hält dafür, daß die großen Kosten sich nicht bezahlt machen. Und in der Tat scheinen die Gründe, die gegen diese Form der Ausstellung sprechen, schwer zu wiegen.

War die Ausstellung ihrer Zeit erst durch die Entwicklung des modernen Verkehrs ermöglicht worden, so hat dieser in den letzten Jahrzehnten sich noch weiter so sehr ver-

vollkommenet, daß nun auch die Ausstellung überflüssig erscheint. Sie wird immer mehr ersetzt durch die Annonce, durch Versand von Katalogen und Musterungen, durch Geschäftsreisende, durch Reisen der Chefß oder der Vertreter an den Fabrikationsort usw., soweit Großhandel in Frage steht; durch die Schaufenster in den Großstädten, die Kaufhäuser usw., soweit es sich um Absatz an letzte Konsumenten handelt.

Über — diese allgemeinen Erwägungen haben keine zwingende Kraft. Ist doch selbst die Leipziger Messe, obwohl sich kaum ein plausibler Grund für ihren Fortbestand anführen läßt, heute noch immer in Blüte.

Und es finden sich auch immer wieder Geschäftsausstellungen oder, wie der technische Ausdruck jetzt lautet, Fachausstellungen, die von allen Beteiligten als segensreiche, d. h. gewinnbringende Veranstaltungen gepriesen werden. Vielleicht entwickelt sich sogar ein neuer Typus von reinen Fachausstellungen, der noch auf lange hinaus lebensfähig ist. Daß wenigstens behaupten die Herren, die die letzte Geschäftsausstellung, die Augur (Ausstellung umfassend Geschäftsbedarf und Reklame), zustande gebracht haben. Diese Augur war tatsächlich insofern von besonderem Interesse, als sie (zum ersten Male?) von Geschäftsleuten ins Leben gerufen worden war, die andere Geschäftsleute veranlaßt hatten, Bedarfartikel der Veranstalter auszustellen. Ist das vielleicht die neue Form der Fachausstellung? So meint der Organisator der Augur, Herr Arthur Jacoby, der in einem lehrreichen Vortrage folgende Eigenarten und Vorzüge des neuen Ausstellungstyps anzuführen mußte:

„Der Titel (der Augur) müßte eigentlich heißen: „Ausstellung, veranstaltet für den Verband Berliner Spezialgeschäfte“. Denn nicht die Mitglieder dieser Vereinigung sind die eigentlichen Exponenten, sondern Betriebe, welche zunächst diesem Verbraucherkreis, dann aber auch dessen Konkurrenten etwas anzubieten haben, sind die Aussteller des Augur. Das Zustandekommen einer Fachausstellung unter solchen Umständen vollzieht sich also derart, daß nicht diejenigen, welche etwas verkaufen wollen, sondern diejenigen, die etwas zu kaufen beabsichtigen, die Initiative der ganzen Veranstaltung ergreifen. Es darf hier offen ausgesprochen werden, daß dieses System einen gewissen Zwang enthält, denn die Rücksicht auf einen großen Verbraucherkreis zwingt auch solche Firmen, die sonst nicht daran dächten auszustellen, sich an der Ausstellung zu beteiligen, weil es ihre Konkurrenz tut, und weil sie es mit einem großen Abnehmerkreis nicht verderben wollen.

Wenn man untersucht, welche Legitimation wirtschaftliche Verbände, die derartige Ausstellungen veranstalten, zu ihrem Vorgehen haben, das doch immerhin dem Muß-Aussteller erhebliche Arbeit und ganz beträchtliche Kosten auferlegt, so gelangt man zu dem Resultat, daß diese Korporationen doch keineswegs unberechtigt handeln, wie es bei oberflächlicher Prüfung scheinen möchte. Wer leicht hin urteilt, könnte z. B. anführen, es liege absolut kein Bedarf für derartige Veranstaltungen vor; die Verbraucher würden von den Reisenden der in Betracht kommenden Firmen ohnehin mit den Mustern besucht; sie könnten danach ihre Wahl treffen. Wer so urteilt, sollte berücksichtigen, daß schon die Durchsicht einer Warenkollektion immerhin eine sehr beträchtliche Zeit erfordert; denn ein geübter Reisender läßt sich nicht gern damit abspeisen, wenige Stücke seiner Muster vorlegen zu dürfen; er wird stets versuchen, möglichst seine ganze Kollektion vorzuzeigen, um den Auftrag zu vergrößern. Selbst wenn sich die Verbraucher aber entschließen könnten, das Zeitopfer zu bringen und die Mehrzahl der Kollektionen ihrer Branche anzusehen, so muß man bedenken, daß kein Kaufmann, der Achtung vor der Zeit anderer Leute hat, sich Muster von Firmen vorlegen lassen wird, bei denen er nicht wenigstens ziemlich sicher ist, daß er dem Reisenden einen Auftrag

werden erteilen können. So wenig angenehm es ist, einen Laden zu verlassen, ohne gekauft zu haben, so peinlich ist es, auch dem besterzogensten Vertreter gegenüber, dessen ganze Musterkollektion anzusehen und ihm nachher zu sagen: „Bedaure sehr, aber ich kann Ihnen nichts ablaufen.“ Das sind Momente, die bei Ausstellungen vollständig fortfallen, wo die exponierten Waren zu jedermanns Ansicht ausgestellt sind, wo es zwar der Aussteller höchst angenehm empfindet, wenn er einen Auftrag erhält, wo er aber auch nicht das geringste moralische Recht hat, solchen unbedingt zu erwarten. Dafür wird ihm ja andererseits die Möglichkeit geboten, ohne besondere Reisespesen einer bedeutenden Anzahl ernsthafter Interessenten seine Muster zu zeigen und vielen Geschäftsleuten persönlich Offerte zu machen, bei denen er sonst, mit Rücksicht auf bestehende Verbindungen, vielleicht gar nicht vorgelassen werden würde. Hierdurch scheint die moralische Legitimation der Veranstalter genügend nachgewiesen zu sein, ganz abgesehen davon, daß, nach den Statuten, fast jede wirtschaftliche Vereinigung das Ziel hat, das Ansehen der Branche zu heben und die Interessen zu fördern. Ob eine Ausstellung imstande ist, das Prestige einer Klasse von Geschäften wirksam zu erhöhen, darüber bitte ich Sie zu urteilen, wenn Sie die Ausstellung angesehen haben werden. Was die Förderung der Interessen betrifft, so ergibt sich schon aus dem Vorhergejagten, daß die Verbraucher aus dem Zusammenströmen einer großen Menge von Kollektionen, aus dem Prüfen der Waren ohne Kaufzwang, aus den Vergleichen, die sie zwischen den einzelnen Angeboten ziehen können, und aus den Anregungen, welche sie gewinnen, sehr erhebliche Vorteile haben. Es soll gern zugegeben werden, daß auf Seiten der Veranstalter die Vorteile überwiegen, dafür müssen die Veranstalter aber auch das sehr erhebliche finanzielle Risiko des Unternehmens tragen. Endlich aber ist der Käuferkreis in diesem Falle der Stärkere, und es wäre töricht, solche Stärke nicht auszunutzen, um so mehr als sie dem anderen keinen Schaden bringt, wenn er seine Sache richtig ansieht.“

Wie weit diese Argumente für die Lebensfähigkeit von Fachausstellungen oder wie wir auch sagen können (denn es handelt sich um gar nichts anderes): einer etwas modernisierten Messe stichhaltig sind, muß die Zukunft lehren.

Nun ist aber zu bedenken, daß auch dann, wenn sich die Hoffnungen auf eine Erhaltung oder Neubelebung des alten Meßhandels nicht erfüllen sollten, wenn tatsächlich die Ausstellung als eine bestimmte Form, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen, sich als veraltet erweisen sollte, sie doch nicht so rasch aussterben würde wie sonst eine veraltete Form des Warenabjages. Und zwar deshalb nicht, weil sie als Geschäftsausstellung wiederum mit allerhand Beiwerk behangen ist, daß ihr unter Umständen einen Fortbestand sichert, auch wenn das Interesse des Geschäftsmannes an ihr sich verringert haben oder ganz geschwunden sein sollte.

Ich meine dieses.

Insofern der gute Absatz der Produkte auch ein Problem ist, das eine Allgemeinheit (einen Staat, eine Provinz, eine Stadt) angeht, so machten diese öffentlichen Körper aus den Ausstellungen auch eine öffentliche Angelegenheit und unterstützten sie aus öffentlichen Mitteln. Da nun aber Ausstellungen eine teure Veranstaltung sind, so mußte man darauf achten, wie man die hohen Kosten durch hohe Einnahmen decken konnte. Dazu reichten die Standgelder der an der Ausstellung interessierten Geschäftsleute nicht aus. So blieb nichts anderes übrig, als die Ausstellung dem Publikum zu öffnen, sie gegen Entree der Masse zugänglich zu machen. Man betrachtete also die Ausstellung wieder als Schaustellung, von der man annahm, daß sie allgemeines Interesse bieten könne. Ectham genug diese Annahme!

Offenbar besteht nämlich für den normalen, unverbildeten Menschen nicht das geringste Interesse, die von den Geschäftleuten aufgestapelten Waren sich anzusehen. Kaufen will ich nicht in der Ausstellung. Ich werde auch in den seltensten Fällen durch die Ausstellung angeregt werden, meine Bartwischse oder meine Strumpfbänder oder meine Stiefel oder meine Federhalter in einem andern Geschäfte zu kaufen, als ich gewohnt bin es zu tun oder der Zufall es fügt. Sich nun aber ohne Kaufabsicht Berge von Bedarfsartikeln anzusehen, ist eine ganz und gar verrückte Idee. Aber — je verrückter, je blöder eine Idee: desto geeigneter erscheint sie heutzutage der Masse suggeriert zu werden. In der Tat entstand eine Ausstellungsbesuchsmanie durch Massensuggestion. Ohne allen Sinn und Verstand trottet die Menge in den Ausstellungen umher und starrt 'blöden Auges bald rechts bald links in die Vitrinen, in denen die Artikel des täglichen Bedarfs ausgestellt sind, die man zu Hause kaum eines Blickes würdigt. Sie schieben sich Sonntags durch die Gänge irgendwelcher Ausstellung und schlagen so ihre Zeit tot, mit der sie Besseres nicht anzufangen wissen, statt sich in Gottes freier Natur zu ergehen oder zu Hause mit den Kindern zu spielen.

Aber freilich: ganz konnte man sich auf den Schwindel der Suggestion nicht einlassen: man mußte dem Mob etwas greifbar Vorzügliches bieten. So kam man dazu, die moderne Messe mit einem Vergnügungspark auszustatten, in dem mit Lärm und buntem Gepränge die in die Ausstellungsfalle Hineingeratenen nun einigermaßen (für ihr teures Geld wiederum, aus dem man abermals einen Teil der Kosten bestritt) verlustleret wurden. Den Höhepunkt seiner Entwicklung hat dieser komplizierte Voll-Ausstellungstyp in den Welt-Ausstellungen: den sog. Weltjahrmärkten erreicht. Hier hat Herr Omnibus seine höchsten Erlumphe gefeiert. Hier: in dieser wahllosen, aber enormen Häufung von Waren, Menschen und Klimbim.

Und es schien fast, als habe schon 1889 die Ausstellung in jeder Form ihr Ende erreicht, als in Paris das Wahrzeichen der modernen Kultur: der Eiffelturm aufgepflanzt und in der Tat eine unerreicht glänzende Veranstaltung in der Jubiläumsausstellung verwirklicht worden war. Fiel doch gegen sie selbst die Pariser Ausstellung von 1900 oder gar die lächerliche Ausstellung von St. Louis im Jahre 1904 kläglich ab. Und endigten doch die lokalen Ausstellungen immer wieder mit empfindlichen Verlusten. Schienen die Aussteller ausstellungsmüde zu sein, so das Publikum schaustellungsmüde. Begreiflicherweise: da es doch endlich einmal die ewigen Selsen und Regenschirme und Dampfmaschinen satt bekommen mußte („Mutta, wat jehn mir die jinen Beeme an“, sagt der Berliner), und da ihm der Klimbim in den Schredenstkammern großstädtischer Vergnügungsparks als ständige Einrichtung geboten wurde.

Aber weit gefehlt, wenn man annehmen wollte: die Ausstellung sei damit in jeder Form überwunden gewesen. Ihr war inzwischen ein Helfer entstanden, der in unsrer Zeit alle Widerstände überwindet und Tote zum Leben erweckt:

Die Ausstellung selber war zum Ausbeutungsobjekt des Kapitals geworden! Und nun ging es wie mit der Literatur: im Grunde will kein Mensch mehr das viele Zeug lesen, das der Buchhandel täglich auf den Markt wirft. Aber danach fragt das Kapital nicht; es will sich verwerten, und da es sich nur verwerten kann, wenn es Güter produziert, wenn die großen Rotationspressen in Bewegung sind, in dem man so viele Hunderttausende

investiert hat: so müssen halt Bücher und Broschüren und Zeitschriften und Zeitungen gedruckt werden. Mag das Publikum krepieren an den Massen von bedrucktem Papier, das es schlucken muß. So, sage ich, geht's nun auch mit der Ausstellung. Sie wird jetzt immer mehr Gegenstand kapitalistischer Unternehmungen: aus der Gewerbeausstellung ist ein Ausstellungsgewerbe erwachsen; in Berlin ist sogar eine mächtige Summe in einer steinernen und heizbaren Ausstellungshalle angelegt worden. Nun muß also ausgestellt werden. Ganz gleich, was, ganz gleich, ob irgendein Bedürfnis vorhanden ist: das wird eben geschaffen. Es muß ausgestellt werden im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter: denn das investierte Kapital heischt unausgesetzte Verwertung, der ganze Apparat von Beamten usw., unausgesetzte Beschäftigung. Ehedem, solange man in lustigen Hallen die Ausstellungen veranstaltete, hatte die liebe Seele wenigstens im Winter Ruh. Diese Schonzeit ist nun auch weggefallen.

So folgt nun Ausstellung auf Ausstellung. Und beunternenswert ist die Gindigkeit, mit der die Ausstellungsgewerbetreibenden immer wieder neue Ausstellungsmöglichkeiten erspähen.

Was wird die Zukunft bringen? Was wird länger sein: die Geduld des Publikums oder der Geldbeutel der Ausstellungsgewerbetreibenden? Wie lange wird die Industrie ein Interesse daran haben, diesen das Material für ihre Geschäftszwecke zu liefern? Und wird die Ausstellung als Objekt kapitalistischer Unternehmung auch rentabel bleiben, wenn sie wieder reine Schaustellung wird? d. h. nur belehren (und vergnügen) will?

So viel ich sehe, befindet sich unser Ausstellungswesen heute in einer Krise. Das zeigt deutlich wieder die mehrfach genannte Reklameausstellung „Augur“. Die Ausstellung schwankt heute hilflos zwischen ganz verschiedenen Aufgaben hin und her. Sie braucht auf der einen Seite die Fabrikanten und Händler als Kostendecker und muß deshalb diesen zur Reklame dienen. Auf der andern Seite möchte sie gern dem Publikum eine belehrende Schau darbieten. Diese beiden Aufgaben werden sich aber kaum vereinigen lassen. Jedenfalls wird es dazu eifriges Studium bedürfen. So enthielt die Augur zweifellos Ansätze zu neuen und wirklich wertvollen Darbietungen von allgemeinem Interesse, die mit dem eigentlichen Zweck der Ausstellung nur in einem sehr losen Zusammenhange standen: wie die (allerdings sehr unvollständige) Plakatausstellung u. a. Diese Darbietungen sollen doch offenbar das große Latenpublikum anlocken, damit es die Hallen fülle. Daneben aber stand dann die ganze Menge des alten Meßtrams, der das Publikum unmöglich auf die Dauer interessieren kann. Läßt sich aber dieser selbst nicht vielleicht in einer lehrreichen Weise anordnen? So hatten in einer besonderen Abteilung die Vereinigten Berliner Spezialgeschäfte selbst ihre eigenen Erzeugnisse ausgestellt. Dieser Teil der Ausstellung hätte nun recht wohl zu einer höchst lehrreichen Schau gestaltet werden können, wenn man sich etwas nach neuen Ideen umgesehen hätte. Man weiß, daß wir an dem Punkte der Entwicklung des Detailhandels angelangt sind, an dem wahrscheinlich das große Spezialgeschäft, namentlich wenn es sich mit anderen in großen Kaufhäusern zusammentut, das Warenhaus schlagen wird. An dieser Entwicklung hätte die Ausstellung das Publikum teilnehmen lassen sollen; durch Vorführung von Modellen solcher Kaufhäuser für eine Vereinigung von Spezialgeschäften, durch Mitteilungen über den

inneren Geschäftsbetrieb: Organisation im Gegensatz zum Warenhause, graphischen Darstellungen des Umfanges, des Entwicklungsganges einzelner Häuser usw. usw.

Nichts von alledem. Statt dessen die völlig uninteressanten Vitrinen mit Korsetts auf toletten Manequins, halb angezogene Huldinnen darstellend, und Reitunterzeug für Damen, die auf hohem Rosse thronen (ein besonders beliebter Trick, mit dem man offenbar Stimmung im großen Publikum zu machen hofft), bis hinab zu den ganz gewöhnlichen Musterkollektionen von Seifen, Schuhen und Regenschirmen.

Ich meine: die Ausstellungsinteressenten sollten jetzt folgende Erwägungen anstellen:

1. Die Ausstellung hat zwei Seelen in ihrer Brust: sie ist Messe einerseits, Schauspiel andererseits. Als Messe geht sie nur die Geschäftswelt an, als Schauspiel das große Publikum.
2. Man sollte sich ganz klar sein, auf welchen Besucherkreis man rechnet: ob auf Geschäftsleute oder auf Herrn Omnibus. Danach soll man entweder Geschäftsausstellungen ohne allen Aufputz oder Schaustellungen ohne Musterlager veranstalten, die ein allgemeines Interesse haben. Die beiden Typen müssen sich verselbständigen, damit jeder zur vollen Entwicklung gelangen könne.
3. Die Veranstalter von Schaustellungen sollten mit ganz anderem Aufgebot neuer Ideen an die Arbeit gehen, wenn sie wirklich die Ausstellung mit den Anforderungen unserer Zeit in Einklang bringen wollen. Sie müssen die ganzen Errungenschaften des modernen Anschauungsunterrichts sich dienstbar machen, damit die Ausstellung eine Art von Fortbildungsschule für das lernbedürftige Publikum werde. Dazu sind jetzt schon auf unseren Ausstellungen eine Menge beachtenswerter Ansätze vorhanden, die aber nicht zur Entfaltung gelangen können, weil sie unter der Verfolgung ganz heterogener Zwecke zu leiden haben.
4. Glauben die Geschäftsleute, die eine Messe veranstalten, das Publikum als Füllsel nötig zu haben, so mögen sie ihm nicht den öden Tangel-Trubel bieten, sondern Einblicke in die Organisation und das Getriebe von Produktion und Handel tun lassen durch Vorführung von Arbeitsmaschinen, Belebung durch Illustrationen von Produktionsgebieten, graphische Darstellungen und Ähnliches.
5. Kann das Privatkapital ohne die geschäftlich interessierten Aussteller von beliebiger marktgängiger Ware nicht auskommen, das heißt: rentiert sich die reine lehrhafte Schaustellung nicht, so muß der Gedanke staatlicher oder städtischer Subvention erwogen werden.

Aber daß heute das Ausstellungsweisen verfahren ist und einer gründlichen Reform bedarf: darüber sollte kein Zweifel mehr herrschen.

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

IX. *)

In Berlin, wo ich den größten Teil einiger Monate verlebte, fand ich zu meiner Ueberraschung meinen Namen so verbreitet, daß sich mir nicht wenige Häuser sofort öffneten.

Zu meiner Freude erfuhr ich, daß die Art, in der ich die Literaturgeschichte behandelte, die am feinsten Gebildeten in Deutschland ansprach. Wo ich hinkam, kannte man mich nicht bloß dem Namen nach, und da ich weit jünger aussah als meine dreißig Jahre, wurde ich nicht selten gefragt, ob ich vielleicht ein Sohn meines berühmten Namensgenossen sei. Fast alle die Politiker und Schriftsteller, die ich traf, und nicht wenige hervorragende Frauen, wie Fanny Lewald, sagten mir die artigsten Dinge über Ursprünglichkeit der Gedanken und Frische des Stiles, und die Gunst, die mir entgegengebracht wurde, stieg von Jahr zu Jahr, nicht nur in Norddeutschland, sondern hauptsächlich in Bayern und Württemberg, ich begegnete in den folgenden Jahren in München immer wieder Männern, die meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten, weil sie zuvor meine Bücher gelesen hatten.

Der Eindruck, den ich hier von dem neuen Deutschen Reich empfing, wie der Krieg es geschaffen, und von der deutschen Gesellschaft (soweit sie sich nach dem Ausschchnitt beurteilen ließ, den ich vor Augen hatte), war stark und für mich von bleibender Bedeutung.

Die Einwirkung machte sich um so heftiger fühlbar, als ich mit Vorurteilen gegen das Deutschtum gepanzert war, Vorurteilen in mehreren Schichten.

Zu dem alten Unwillen, den ich als Däne von klein auf genährt, hatte sich später die Trauer über Deutschlands Triumph und — nach dem Aufenthalt in Italien — ein förmlicher Haß gegen das Deutschtum als schönheitsverlassen und geschmacklos gesellt. In meinen Augen war das neue Deutsche Reich die feste Burg der europäischen Reaktion. Der neuerrichtete Kaiserthron erschien mir als ein zusammengezimmerter vorzeitlicher Sitz aus der Kumpelkammer der Geschichte, frisch gestrichen mit edlem Blute, und was den Thron bestiegen hatte, war das Mittelalter, „Herrscher über alle Reiche der Finsternis“, wie ich es in einem Vers ausgedrückt hatte. Die in den offiziellen Kriegsbefehlen enthaltene Mischung von Siegesfreude und Gottesfurcht hatten in mir den Eindruck hinterlassen, daß das neue Deutschland verheuchelt oder dummfromm sei; auf allen Grenzgebieten, im Westen, Norden und Osten, behauptete es sich ja nur als Gewaltherrschaft.

Es stand mir eine große Ueberraschung bevor. In den Kreisen der Berliner Gesellschaft, in denen ich eingeführt wurde, herrschte ein Geist, der dem Geist in Kopenhagen mindestens um ein Menschenalter voraus war. Der Ton war frei, ohne unharmonisch zu sein; eine Bildung, die gleichzeitig tief und gründlich war, stempelte die Gespräche und ermöglichte einen lebhaften und äußerst lehrreichen Verkehr. Die Tüchtigkeit war oft imponierend bei den Männern und Frauen in dieser Stadt mit ihrer

*) Siehe „Morgen“, Jahrgang 1907 Heft 28/29, Jahrgang 1908 Heft 1 und 7.

reißenden Entwicklung, und ihre Kenntnißfülle wirkte bezaubernd, wenn man aus einer Stadt wie Kopenhagen kam, wo der erbärmliche Inhalt einiger erbärmlicher Zeitungen den Gesprächsstoff bildete. Man war hier aus den verschiedensten Punkten des neuen Deutschen Reiches oder aus Oesterreich oder der Schweiz zusammengekommen. Die Emigranten des Jahres 48 waren nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in den nordamerikanischen Freistaaten heimgekehrt und brachten einen Hauch von fremden Ländern und Verhältnissen mit sich. Das Stubenhockerwesen in Kopenhagen nahm sich im Vergleich zu dem Allsinn in Berlin doppelt traurig aus. Und mit der Einbildung, daß in Dänemark mehr Freiheit herrsche als in Preußen, wurde bei mir gründlich aufgeräumt.

In bezug auf die Geistesfreiheit, die mir aus naheliegenden Gründen am meisten am Herzen lag, war überhaupt gar kein Vergleich möglich. Die Forschungsfreiheit, für deren Anerkennung ich in Dänemark kämpfte, war in dieser Gesellschaft durchgeführt, eine Sache, an die keine Worte verschwendet wurden. Ich kam mit Hunderten von Menschen verschiedener Lebensstellungen und verschiedener politischer Richtungen zusammen, traf aber sozusagen niemand, weder Mann noch Frau, der zu positiver Religion in irgendeinem Verhältnisse stand. Dieses Land war in höherem Grade als irgendein anderes ein Land der Freidenker. Universitätsprofessoren und Studenten, Kaufleute und Politiker, Schriftsteller und Redakteure, Adelige und hochbornehme Damen, Diplomaten und Offiziere, — sie alle betrachteten die Theologie, in der die dänische Gesamtheit lebte und atmete, als ein Stück Mittelalter, das sie nicht nur hinter sich, sondern für das sie jedes Interesse verloren hatten. Und ebensowenig verschwendeten sie Worte an ihr Freidenkertum.

X.

Ueber die soziale Frage wurde vorurteilsfrei und leidenschaftslos gesprochen; nichts glich dem albernen Schrecken, auf den die beginnende Arbeiterbewegung in Dänemark gestoßen war. Die meisten betrachteten den Sozialismus als Irrlehre, aber ohne Haß oder Zorn. Gerade in diesen Kreisen hatte außerdem Lassalle sich bewegt und ein lebendiges Beispiel dafür geliefert, daß hohe Kultur und Gelehrsamkeit sich mit der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit unserer ökonomischen Gesellschaftsordnung vereinigen ließen. Ueberdies waren alle die Aelteren, Frauen sowohl wie Männer, in den Jahren 48—49 revolutionär gesinnt gewesen, und von der politischen zur sozialen Umwälzung war es nicht weit.

Was merkwürdiger war: in diesen Kreisen gab es keine Vaterländerei. Es gab allerdings einzelne Damen, hauptsächlich solche, die von der französischen Kultur völlig unberührt geblieben, denen das Nationalgefühl etwas zu Kopf gestiegen und deren Urtheil über fremde Völkerschaften nicht ganz unparteiisch war. Aber man konnte es ja einer hervorragenden Frau, die Deutschlands politische Demütigungen erlebt und seine Wiedererrichtung gesehen hatte, nicht verdenken, wenn sie auf das geschmacklose Kompliment eines Fremden: „Jetzt sind die Deutschen la grande nation geworden“ erwiderte: „Das sind wir immer gewesen.“ Im übrigen war gerade dem geschlagenen Frankreich gegenüber der gute Ton in diesen Häusern sympathisch und so rücksichtsvoll, daß seine Ver-

Lehung mit Schroffheit bestraft wurde. Eines der gastfreiesten Häuser in dem freisinnigen Berlin jener Tage, einen wirklichen Salon, bildete das Heim des Reichstagsabgeordneten und Verlegers Franz Dunder am Anfang der Potsdamerstraße, wo die Kreise, die man in Rußland die Intelligenz nennt, ihre Sammelstätte hatten. Hier trafen sich die allermeisten in freisinniger Politik und Literatur hervorragenden Persönlichkeiten. Eines Tages, als einige Franzosen zu Tisch waren und Hasenbraten angerichtet wurde, erlaubte sich ein chaubinistischer und etwas grober Reichstagsabgeordneter den schlechten Wit, einem der französischen Gäste gegenüber die Hasen als seine Landsleute zu bezeichnen; er meinte damit, die Hasen liefen wie das französische Heer. Frau Lina Dunder befahl ihm, sobald man sich vom Tisch erhoben hatte, die Gesellschaft und das Haus zu verlassen.

XI.

Viele der Politiker, denen ich begegnete, gehörten der Opposition an und fühlten sich als Gegner Bismarcks und seines Wesens. Was er Gutes und Nützliches für Deutschland ausgerichtet, das hatte er ihrer Ansicht zufolge nach dem Rezept im „Faust“ getan als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Aber es gab auch andere, Politiker wie Laien, die nach der Begründung des Reiches in Bismarck einen ganz anderen sahen, als den ultrapreußischen und ultrakonservativen Heißsporn, der er in seiner Jugend gewesen, und die zu ihm als dem zukünftigen Lenker des Reiches großes Vertrauen hatten. Seine Befähigung für die auswärtige Politik war ja unbestritten und in der inneren Politik hatte er vorläufig die alten Mitglieder der nationalen Partei, die Nationalliberalen, zu Mitarbeitern genommen.

Mir persönlich war Bismarck kräftig zuwider; ich hatte damals noch einen schärferen Blick für die gewaltige Brutalität als für die Genialität bei ihm. Doch die Gestalt begann mich zu beschäftigen, wie sie alle anderen beschäftigte. Was mich hier anzog, das war der Mann, der so fest in seinen Schuhen stand. Hier war ein Mann, der da wußte, was er wollte, und der es ohne Schwanken ausgeführt hatte.

Mehr als ein Jahr lang hatten kleine Dänen mir die Ohren damit vollgeheult, daß ich rücksichtslos gewesen sei, und das ließe sich weder verteidigen noch entschuldigen. Was ich meinte, mochte mehr oder weniger berechtigt sein, das müsse seinen Wert erhärten, aber ich war in meinem Auftreten rücksichtslos gewesen, und das sollte gerächt werden, dafür sollte ich büßen.

Hier sah ich nun auf der Straße, traf in allen Gesprächen und in jeder Zeitungsspalte den großen Mann des Zeitalters, ihn, dessen Vorgehen überall mit dem Stichwort „Rücksichtslosigkeit“ bezeichnet wurde, — welchen Eindruck machte es nicht auf mich, als ich beim Durchlesen eines seiner Briefe auf den Satz stieß: „Ich bin umgekehrt lange nicht rücksichtslos genug — eher feige.“ Dieser Satz stahlte mein Rückgrat. Er paßte auf mich, als wäre er für mich geschrieben. Ich hatte ja, damit meine Lehren hinuntergleiten könnten, mich zu einer Mäßigung in der Polemik verleiten oder überreden lassen, die sich als ganz unnütz erwies. Von jetzt ab sollte mich keine Macht der Erde zum Nachgeben bewegen können.

XII.

In dieser Stimmung befand ich mich, als ich in Berlin zum ersten Male einige Flugschriften Ferdinand Lassalles flüchtig durchsah. Als Einleitung in ihr Studium laß ich Spielhagens ausgezeichneten Roman *In Reih und Glied*, zu dessen Hauptperson, Leo, Lassalle Modell gestanden. Ich hatte damals eben Friedrich Spielhagen persönlich kennen gelernt. Er stand auf der Höhe seiner allgemeinen Beliebtheit, war frisch, beredt und gastfrei. Der rote Radikalismus in seinen Büchern sprach mich an, besonders wie er in dem Roman über Lassalle zu Worte kam, fest und ohne jede Deklamation.

Lassalles eigene kleine Schriften trafen mich persönlich, schlugen in mein Inneres ein, wie es lange nichts Gedrucktes getan hatte. Nicht durch ihre Form, denn sie war oft geschmacklos; nicht durch ihren Inhalt, denn weder ältere deutsche Politik noch Staatsökonomie lagen mir am Herzen; sondern durch die Persönlichkeit, die hier zum Ausdruck gelangte: eisenhart, deshalb unbeugsam, überlegen durch Kenntnisse und Klarheit, deshalb über den Widerstand offizieller Ankläger und privater Angreifer dahinschreitend, als existierten sie nicht, nichtsdestoweniger in hohem Grade politisch und endlich ritterlich, elegant, genial, selbst Bismarck beeinflussend, prophetisch den Gang der Ereignisse voraussehend.

Lassalle bestärkte in mir den Eindruck, daß das Bürgertum jener Tage in der Philisterei zugrunde gegangen sei und daß kein Schriftsteller, der einigen Einfluß auszuüben wünsche, es versäumen dürfe, sich an den Arbeiterstand zu wenden.

Auch der Grundzug seines Wesens war rücksichtslose Festigkeit. Derselbe Grundzug sollte, trotz meiner völligen Ungleichheit mit ihm als Persönlichkeit, auch der meine werden. Mein Schicksal hatte mit dem seinen das eine gemein, daß auch ich mich mit zahllosen Hassern zu schleppen hatte.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(8. Zeitvergrößerung.)

Alice hatte in ihrer jungen Kraft und Frische wie schon manchesmal verstanden, die Grillen Michaels zu verschrecken, und hatte ihm auch die Tage danach wieder mit so viel frohen und ernsten Ueberlegungen und Zutraulichkeiten ausgefüllt, jedesmal, wenn er bei ihr saß, oder wenn sie gemeinsam im Stadtwalde oder draußen über die Heide ritten, daß er in ihrer Gegenwart vergeblich noch nach Launen und Vorwürfen suchte. Michael war dann wieder heiter und voll ausgelassener Vorschau, nannte Alice mit strahlenden Namen und gab ihrem Wesen die schönste Sicherheit, sich Glück und Ruhm, seines ursprünglich doch verfehlten Lebens — wie er es nannte — Erlösung und Erfüllung zuzuschreiben.

Nur daheim in seiner Behausung oder unter den Freunden seines Kreises, unter den Genossen im Parlamente wurde er in der letzten Zeit auffällig kleinlaut, jedesmal, wenn er unter den Männern der Arbeit und des Tages saß und nicht recht wußte, wie mit ihnen sich stellen?

Den meisten war es ein Wunder, welche Veränderung Alice im Charakter Michaels hervorgebracht. Es hatte geradezu etwas Rührendes, wie er, der junge, rücksichtslose Mann, an dem Mädchen emporjah, und wie sie ihn auch ferne beherrschte. In alle die früheren Amüsements war er jetzt ganz und gar nur wie in Kampf und Zögern eingetreten. Er hatte weder an Spiel noch an den Strapazen der nächtlichen Sitzungen, wie er sie früher in Juliens Villa viele Male und gewohnheitsmäßig arrangiert hatte, noch irgendwelches Genügen gefunden.

Graf Michael war in derlei Lagen sozusagen nur noch mit einem Fuße eingetreten und stand dabei mit einer innerlich völlig verlassenen Miene. Aber er war auch längst heimlich geplagt jetzt von den Bewegungen, in die ihn seine eigene, zernagte Natur versetzte, jedesmal, wenn ihn Alice in ihrer unbedachten, natürlichen und einfachen Art entlassen hatte. Was ihm in ihrer Gegenwart war, wie ein Hauch frischer Heide- und Weideluft, wie ein Schreiten in grenzenlose Ungewissheiten, rein nur getragen von der eigenen Liebe und der gläubigen Ausschau, das fiel in der eigenen Seele zurück und kehrte sich um in allerlei Zweifel. Das Gesunde und Starke in Alice machte ihn heimlich manchmal wie schwach. Er redete dann in fortwährenden Unruhen heimlich hin und her, und hatte ihr auch ein paarmal geschrieben. Es war dann in den Briefen schon wie eine Selbstzerfleischung, und eine Alice fast komisch erscheinende Erniedrigung.

„Du mußt mir das nicht antun,“ sagte sie zuerst. „Es trifft mich wie dich, wenn du mich fortwährend nur siehst, gesund und stark und schön. Ich kann so traurig und so zerbrechlich sein, wie du. Auch wenn ich es nicht scheine. Papa mochte nie, daß man seine Leiden offen trägt, wie ein Ballkleid,“ sagte sie launig. Dann küßte sie den scheu aussehenden, bleichen Menschen und strich ihm über die bleichen Wangen.

„Wenn ich nicht bei dir bin, bin ich auch nicht ganz bei mir. Verzeih’ mir den Brief,“ sagte er dann ganz ergeben.

Solche Briefe hatten etwas unglaublich Hartes. Fast wie wenn man da einen Geißelbruder vor sich hätte, der seinen früheren Sünden Gnade begehrt mit Pein in Zerknirschung.

Alice war es einmal plötzlich zum Weinen gewesen. Sie war so erschrocken, daß Frau Minister eine Verwandlung des Mädchens durch die Vorhänge fast erkannt hätte. Rein am Schritte, als Alice nur im Nebenzimmer durch die Türe huschte.

„Was ist dir, Kind?“ hatte die stille Dame gleich gefragt. Alice war in ihr Zimmer gelaufen, so eilig sie konnte, um nichts zu verraten. Und Frau Minister hatte sich nur beruhigt, weil Alice’ Ton und Stimme mehr gleichgültige und unwirksame Rückweisung als Kummer erschienen.

Aber Alice hatte im Zimmer gegessen und sich gar nicht aufraffen können von der Niederlage.

„Du geliebte, strahlende, unberührte Jugend — —“ schrieb er.

„Man möchte sich erniedrigen, nur um nichts zu sein gegen ihn, daß er zur Befinnung kommt und zum natürlichen Leben!“

Dann laß sie weiter:

„Wenn ich dich sehe, kann ich vor Verlangen und Sehnsucht nach dir nichts weiter sinnen. Aber ich weiß, daß ich ein ganz jämmerlich verworfenes Leben lebe,

mit niederem Volk, beim Spieltisch in Spelunken und verräucherten, dumpfen Höhlen, mit allerhand Gesindel auf der Landstraße, wo mich Gelüste der Jugend und der Laune packten. Mit schmutzigen Zigeunerdirnen und mit frechen Hetären. Und daß ich nie einhielt! Nun bin ich im Kern wie ohne Glauben oft und ganz unzuverlässig. Du mußt das wissen. Du mußt auch wissen, daß ich es nicht begreifen kann, wie ich neben dir gehen soll, die du mich mit so viel reiner Kraft umgibst. Daß es einem solch angefrankten und leeren Leben gelten soll, daß du lebst. Es kann gar nicht lange dauern, dann wirst du alles selbst erkennen. Darum will ich es dir vorher sagen — ehe es dich noch erschrecken und dein Schicksal werden wird — damit du dich jetzt noch besinnen kannst.“

Und noch eins schrieb er:

„Ihr alle seid Menschen, die leben in einer Hingabe. Ich muß es dir noch einmal sagen: Erschrocken bin ich jedesmal, wenn ich dich der Kunst hingegeben sah. Ach du Vater im Himmel! — Ich? — Bin ich je einer Sache hingegeben gewesen? Selbst in den Armen der Leidenschaften lebte ich mit halbem Widerwillen. Und wenn ich ganze Vermögen einer Familie drangab, da empfand ich nur deshalb ein Gelüste, weil ich einmal Enttäuschung und Druck der Umstände so weit fühlte, etwa als wenn einem ein Schrank oder eine Zimmerbede auf den Kopf fällt, und man doch nicht zerbrochen wird. Du hast Hingabe an mich. Du kannst ausströmen aus deiner arglosen Seele — ach nicht Liebe — doch Gnade. Verschwende sie nicht an einen so Unzuverlässigen! Den es schon jetzt manchmal anwandelt, als ob er in eine reine Atmosphäre nicht geboren wäre, nur erniedrigt umherliefe neben dir in ganz ausgesprochener Unterscheidung, die nur seine Schmach zeigt.“

„O mein Gott“ — sagte Alice — und weinte — und wußte sich nicht Rat. Dann schrieb sie:

„So schreibt man nicht an ein liebendes Mädchen, die so gerne liebt — mit keinem Vorwurf und keiner Rückschau. — O ich weine — über alles Vergangene! Ich möchte wohl einen Engel gefunden haben. Aber nun weine ich nur mit dir aus Freude, mein sehr großer Sünder, weil auch im Himmel mehr Freude ist über dich, wie über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Du quälst mich wahrhaftig, du bester Mensch! Du hast mir nichts zu beichten. Ich liebe dich. — Und du trägst noch immer alles in dir, was du bist und — ich habe auch Trauer im Grunde und Blute. Wo wäre die nicht? Aber nur darüber trauern, daß ich äußerlich gesund bin und mich halte, das ist mir doch ein bißchen stark, Herr Graf! Daß wollen wir nicht deinen Helden nachmachen, deinen Herren Baudelaire, und wie sie sonst heißen. Wenn du mich liebst, trotzdem ich bin, was dich so ganz und gar klein macht, komme sofort und sieh in den Grund meiner Seele — darin Glaube, Liebe, Hoffnung ruht, so stark, daß du daraus zwei große Flügel von mir bekommst, und wenn ich sie selber striden sollte, du mein guter, liebster Verworfener —! Deine lachende Alice, die du einen Augenblick bis ins Herz hinein traurig gemacht und erschrocken hast.“

Es war wieder am Tage eines großen Balles gewesen. Am Morgen hatte man mit Toiletten zu tun. Die ersten Nachmittagsstunden hatte dann Alice einige Töne gespielt, sich zum Troste. Ihre Frische war nach dem Briefe zurückgekommen. Und noch

in die Töne hinein, ein Adagio, das trostreich und gläubig in die einsamen Dämmerräume der Ministerwohnung klang, kam Michael beglückt und verstohlen.

„Mein Kind — meine Geliebte — meine liebe, liebe Alice“ — sagte er nur und bückte sich auf ihre Hände. „Oh, mein Gott! — Es war mir wie ein inneres Versprechen — alles mußt du wissen und mich ganz kennen. Aber du liebst mich und läßt mich nicht fallen!“

„Es ist wie eine Versuchung, die kommt,“ sagte er dann. — Und sie reichte ihm die Lippen stumm hin, und er küßte sie auf den Mund.

„Herz“ — sagte sie. — „Aber niemals wieder darfst du mich so quälen.“

„Es ist wie eine Krankheit, immer dich zu versuchen“ — sagte er.

Aber Alice sah sehr erschrocken aus und sehr demütig auch, wie er es nicht an ihr gesehen hatte bisher, und ihr Blick hat in unaussprechlicher Güte und Trauer, daß er stumm wurde.

„Ach meine Geliebte,“ sagte er nur ganz inbrünstig, wie es ihm selbst ganz fremd im Wesen schien. „Der Zweifel war immer meine Krankheit.“

Aber Alice küßte ihn wieder auf den Mund, und er fühlte, daß er bei ihr Glück und Glauben ohne Grenzen finden werde.

(Schluß folgt.)

Vom Frühling in den Winter. Eine Besteigung des Hirzer.

Von Wilhelm von Scholz.

Aus dem verschwenderisch bunten, an allen Wegen und Straßen über die Mauern blühenden Meraner Frühling liegt warmes, strahlendes Sonnenlicht und ein klarer, tiefer Himmel. Das breite Tal glänzt. Die nahen steilen Berge stehen mit überblauten Schatten, mit dunklen, violett dämmernden Abhangwäldern weich in der Luft. Nur wo über dem Waldgebiete der Felskern der Gebirge frei hervortritt, da leuchtet noch weithin zartes Weiß. Flecken, Streifen, Striche schimmern freundlich über der lachenden Landschaft — wie ziehende Sommerwölkchen, nur ruhiger, nur fester in das wunderbare, farbenreiche Bild verwoben.

In klarer Mondnacht, wenn die südlichen Parkbäume der alten Schlösser und Villen an den Straßen mit ihren schwarzen Laubsilhouetten in das überdunkelte Blau des Himmels schneiden, wenn die Bergrümpfe in dem Nachtduft des Tales ganz zu fahlgrünen Dämmer Schatten entkörpert sind, dann leuchten diese Schneefelder fast raumlos, als hätte sich ein Glanz in matt polierten Silberschilden verirrt.

Die Sehnsucht, zu ihnen emporzusteigen, wird immer wieder zwingend.

Das nächste Ziel, das mit einigen jungen Bekannten verabredet ist, ist der Hirzer oder die Brennspeige, mit 2785 m der höchste Gipfel der nord-südlich dem Passetal gleichgerichteten

Sarntaler Alpen, deren Mitte er etwa bezeichnet. Wie ein hohes, turmloses Domhaus ragt er — von der Westseite des Etschtales, etwa dem kleinen Marlinger Friedhof, aus gesehen — aus den abendlich beschienenen Höhen jenseits der Paster empor, von weißen, senkrechten Schneerinnen zerrissen. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich den west-östlichen Grat, die Dachschneide des Doms, als den Hauptrücken des Berges.

Ueber das Allgemeine hatten wir uns verständigt. Der Hirzer erfordert wegen des langen Anmarsches im Passetal Uebernachten in der 2050 m hoch gelegenen Hirzerhütte. Wir hatten beschlossen, trotz der winterlichen Schwierigkeiten, die uns oben erwarteten, nicht den gewöhnlichen Aufstieg durch die von der Hütte östlich ziehende Mulde und die ziemlich senkrecht in den Berg gerissene Schneerinne zu machen, sondern über den Westgrat, über die Dachschneide des Domhauses, zu gehen. Einer der Teilnehmer an der Partie hatte den Hirzer schon mehrmals im Sommer und im Winter auch über den Westgrat bestiegen. Von uns drei anderen war einer wenigstens einmal oben gewesen und ein sehr guter Kletterer. Steigeisen, Schneereisen, Pickel, Seil, Rucksack waren zurechtgelegt, der Proviant zum Teil schon besorgt. Es vergingen mehrere Tage, an denen der Himmel bezogen war; zuwartend prüften wir Wind, Wolken, Wetterglas.

Eines Morgens um 8 Uhr traten die drei Weggenossen bei mir an. Sie hatten spät abends das gute Wetter kommen sehen und mich nicht mehr verständigen können. Nun hieß es eilen. Indessen sie langsam voranwanderten, machte ich mich fertig und zog ihnen bald in sonnigen, schon mittäglich heißem Morgen nach.

Erst zum Schloß Planta. Dann ein Stück Wasserleitungsweg neben dem Wal; so heißen hier die weit droben an den Bergflüssen abgeleiteten Bewässerungsgräben, an deren Seite ein schmaler Fußsteig läuft. Er zieht sich über Wiesen an das Hochufer heran, an dem er, fast eben wie eine Terrainhöhenlinie und alle Nasen und Schluchten umwandernd, flugaufwärts führt. Beim Leiterhof, einem Gehöft am Abhang, verlaße ich ihn und schlage die Stiale-Gasse nach Schenna ein, einen steilen, holprig gepflasterten, zwischen halbhohen Weinbergsmauern hinauf-führenden heißen Weg. Die Sonne brennt in windloser Stille auf ihn nieder. Im Wege liegt ein abgehaener dürre Dornbusch. Er verfängt sich von hinten in meinen vom Rucksack herunterhängenden Lodenmantel; wie ich ihn abschütteln will, kratzt er sich auch noch in meine Hosen und mit ganz besonderer Wut in meine Strümpfe ein, wo er am besten durchgreifen kann. Ich muß einen Augenblick ganz still stehen, um auch ihn zu einem kurzen Waffenstillstand zu bringen. Jeden neuen Versuch zur Ablösung einer seiner itachelbewehrten Arme beantwortet er mit einem unborhergesehenen Angriff an einer anderen Stelle. Ich kämpfe lange. Endlich gelingt es mir, einen seiner Dornstrünke unter meinen eisenbeschlagenen Schuh zu bringen. Nun muß er auch an den anderen Stellen loslassen. Er kratzt dabei, aber er ist bezwungen. Der Heuchler liegt vor mir, als ob er nicht eben noch ein feindseliges, willens- und flugheitsbegabtes lebendiges Wesen war.

Ich halte stehend einen Augenblick Rast. Mir gegenüber, über dem breiten, steinigöden Bett der Passer, der sanft geschwungene niedere Ruchelberg, den fern und duftig die weiße Pyramide der Zielspitze überragt. Er läuft rechts, dort bei Dorf und Schloß Tirol, vom Fuße der Muthspitze aus, als deren fortgesetzter charakteristischer östlicher Rücken er erscheint; vom steinigen Gipfel zieht dieser Rücken waldfrei, im Sommer grasig — jetzt schneebedeckt — herab und tritt dann in Nadelwald ein, in dem er breit nach Süden wendet. Seine gebrochene Gratlinie gibt mit der zweiten ausgeprägten Rippe des Berges dem Muthspitzgipfel, diesem Eckfeiler einer von Tschigat über die Röthelspitze ziehenden hohen Felsmauer, prächtige scharfe Kanten.

Auf den Rebbergen ringsum ist die braune Erde noch unbedeckt. Arbeiter und Frauen sind beschäftigt, mit im Wasser ganz weich gemachten

Weidenruten die Weinstöcke an die Stangen und die darüber gelegten Latten zu binden. Mit warmem Rosa leuchtet hier und da über der sonnentrockenen, lichtbraunen Erde ein blütenüberhülltes Pfirsichbäumchen auf. Dann wieder satte, dunkle Grün gut bewässerter Wiesen.

Den Schloßhügel von Schöenna mit dem alten, schönen Edelsitz und der an den ländlichen Friedhof angebauten gotischen Gruftkirche der Grafen von Meran läßt der Weg links über dem tief unten rauschenden Bach liegen und zieht sich in langsamer Steigung am westlichen Abhang des Passiertales hinauf. Ob und zu schauen rechts die schneebedeckten Felsen des Pfinger oder der Plattenspitzen über die waldigen Vorberge; links öffnet sich mehr und mehr das steile und öde Quertal, in dem der Finklebach von den etwa 2200 m hoch liegenden Spronser-Seen herunterkommt. Spikhorn und Schwarzkogel werden sichtbar. Ich achte jetzt nicht viel des Weges oder der Umgebung, gehe gleichmäßig weiter und lasse die Landschaft rechts und links des Kleinen, mit mir wandernden, schwebenden Gesichtspunktes am Wegrand, auf den ich das Auge geheftet habe, zurückschließen. Herz und Lunge arbeiten mit angestrenzter Kraft, und die Hitze wirkt ein Verzehren aller Gedanken in angespanntes Körpergefühl.

So bin ich unversehens bis zu dem freundlichen Dorf Verdins gekommen und mache im Badwirthshaus kurze Rast.

Gleich hinter Verdins schwenkt der Weg von seiner nördlichen, dem Passiertal parallelen Richtung ab und wendet scharf nach rechts. Eine breite, tiefe Schlucht öffnet sich, in deren Grund ein wasserreicher Bach fließt: die Masul-Schlucht. Der Weg zieht hoch an ihrem südlichen Waldufer hin, fast eben, so daß das steile, felsige Bachbett, in das der Blick zwischen den Abhangsbäumen hindurch zuerst tief hinuntersinkt, bald nur noch haushoch unter dem Wanderer liegt und schließlich ganz nah an die Straße herankommt.

Ich habe in Verdins einen Träger genommen und schreite nun leicht und frei auf dem Schluchtweg. Der imposante Hintergrund der Plattenspitzen gibt diesem rauhen, in Schatten getauchten waldigen Felsental einen gewaltigen Abschluß. Er ist noch nirgends deutlich mit der Nähe verbunden, sondern ragt abgelöst fern, hoch und klar über den Wirren des ins Gebirge hineinsteigenden Weges auf. Bei der eingekesselten Imlersäge, die im ganzen Winter kein Sonnenstrahl trifft, begrüßt mich Hundegebell. Hier haben die Kameraden gerastet, berichtet mir der Wirt. Der Zwischenraum ist vermindert, ich kann sie, wenn ich gleich weitersteige, in dem Dorf Prenn, dem letzten bewohnten Ort auf unserem Wege, einholen. Schon ver-

lling: hinter mir das regelmäßige Aufkreischen der Holzsägen im Rauschen des Wassers. Bald hinter der Mühle geht der Weg über den Bach und wendet wieder dem Passertal zu, jetzt in Waldserpentinien steil ansteigend. Auf einer ab und zu durch die hohen Baumwipfel zur Linken hereinschauenden Hochwiese liegen ein paar besonnte Bauernhäuser. Von dort klingen streitende Stimmen zu uns herab, seltsam klar und klein, ferndeutlich wie aus dem Phonographen; trotzdem kann man kein Wort verstehen. Das bequeme freie Ausschreiten, das der Schluchtpfad zuließ, muß auf den rasch die Höhe erklimmenden Wendesteigen erst wieder innerlich überwunden werden, ehe das Gehen genussvoll wird. In den Schattenstellen des Weges, wo er einen Taleinschnitt ausschreitet oder wo ein Fels ihn der Sonne verlegt, liegt jetzt schon Schnee, naß und vereist. Zwischen den Häusern von Brenn, einem ganz kleinen Bergdörfchen, ist die Straße ein schmutziger Gletscher. An dem im Schatten zwischen den Häusern stehenden, stark und voll strömenden Holzbrunnen stützen phantastische Eisgebilde das fließende Rohr, und der Baumtrog ist ganz überfroren.

Ich hatte richtig gerechnet: hier traf ich die Kameraden. Mein Träger wurde abgelohnt, ein neuer aus der jungen Mannschaft von Brenn erworben. Als ich mit ihm über den Preis unterhandelte, suchte ein alter Bauer — so ungeniert, als ob er in einer mir unverständlichen Sprache redete, und mich nicht im mindesten beachtend — ihn zu einer immer höheren Forderung zu treiben. Aber der gutmütig grinsende Knecht war offenbar durch die Verhandlung mit mir so in Anspruch genommen, daß die Worte des Verhandlers wirkungslos abliefen; mein Gebot von drei oder vier Kronen, die er sonst wesentlich mühsamer verdienen mußte, siegte bald. — Noch eine rasche Stärkung, ein Nachfüllen der Flaschen; der Weg wurde fortgesetzt.

Brenn liegt etwa 1400 m hoch. Von 350 m Meereshöhe waren wir ausgegangen, hatten also über 1000 m schon gezwungen. Bis zu den 2000 m der Hirzerhütte ging der Weg nun durch kühle Nachmittagsstunden und über leidlich günstigen Schnee. Nur gleich hinter dem Dorfe waren die Waldsteige vereist; ich freute mich im stillen schon über die mitgenommenen Steig-eisen, als ich an den Rückweg dachte.

Wir gingen schweigend durch niedrigen und sich immer mehr lichten Wald, umwanderten ein paar Nasen und Vorsprünge — schon hier lag der Schnee so tief, daß wir die Schneereifen anschnüren mußten — und traten dann bald auf baumlose Schneefelder, die im Sommer beweidete Grasscheiden sind.

Hier ist die obere Decke des etwa metertiefen Schnees schimmernd gefroren und trägt den Fuß

mit dem Schneereifen, ohne einzubrechen. Nur ab und zu dröhnt es weithin: dann sinken unter der Decke die lockeren Schneemassen von der Last der Wanderer in sich zusammen; ein Schneebrett, eine Fläche von vielen Quadratmetern, senkt sich um ein ganz geringes, wobei kaum sichtbare Risse in der glänzenden Decke entstehen. Die dumpfe Wucht dieses ringsum hallenden Tones überrascht zuerst und klingt wie sich begegnender Hall und Widerhall ferner Lawinen.

Die Aprilsonne, die schon lange am Himmel ausgehalten hat, senkt sich jetzt langsam den winterlichen Bergen drüben über dem Passertal zu, dessen Sohle schon in ganz dunkler Tiefe verschwunden ist. Unsere langen Schatten steigen in dem warmen Abendsonnenschein auf dem Schnee uns voran. Hell beschienen taucht oben an einem der Buckel des hügelig gebildeten Bodens eins der Schindelhäuschen auf, die hier in kleiner Schar mit der Alpenvereinshütte Nachbarschaft halten; der hellbraune Giebel leuchtet freundlich aus der gleichmäßigen, geneigten Schneefläche.

Ein freier Ausguck ist ins Land vorgeschoben, auf einem Wall, über den sich die zwischen den parallelen Westgraten des Hirzers und der Hönigspitze herkommende Talmulde auslaufend hinabsenkt. Da liegt die Hütte. Wir haben rasch aufgeschlossen, das Gepäck hineingetan und sind wieder herausgetreten. Der meterhohe Schnee, der sich drei Schritte von der Mauer rings um die Hütte erhebt, trägt noch besser als der des Anstiegsweges; er ist steinhart. So stehen wir fast so hoch als der Giebel des Hauses bei unserer Aussicht.

Das ganz verhüllte blaue, tief unter uns versunkene Passertal trennt breit flassend, als ob es ein Schattenmeer emporsende, den einförmigen Vordergrund der hinabeilenden Schneeflächen von dem gewaltigen Gegenüber der in das tiefe, etwas rauchige Rot des nachglühenden Abendhimmels hineinragenden fast grauen Schneehäupter. Die nahen Spronser Berge, mehrere Spitzen der Törelgruppe, dahinter ein einzelner eisiger Felsgipfel von den Oetzalern. So liegt es vor uns in ungeheurer, fast furchtbarer Einsamkeit: Schnee, Fels, Eis, Schnee; eine durchsichtig graue Wolke, die um einen Felszacken zieht; Fels, Eis, Schnee. Das Abendleuchten erlischt zusehends. Das Land der Menschen unten ist ganz in Dunkel und Schweigen getaucht; kein Licht ist irgendwo an den nachtenden Hängen zu erspähen. Graue, klare Abendkälte läßt den Anblick in regloser Dämmerung gefrieren. Nichts rührt sich, die Wolke ist aufgezogen. Nichts von Leben, soweit das Auge reicht. Winterliche Todes-einsamkeit liegt in gerader Blickhöhe ringsum, während uns die einsinkende Nacht den Rückweg für Stunden abschneidet, uns von den letzten Menschen-

wohnungen trennt und in der gleichmäßig grauen, frierenden Schneeweite an dieß Hüttlein bannt, in dem eben der Jüngste von uns ein knisterndes Feuer entfacht hat und Wasser für eine Suppe auf den Herd schiebt. Ein Stern fängt kalt und ruhig dicht über den höchsten Eisgraten zu leuchten an. Ich spiele mit dem graufigen Gedanken, daß irgend ein tollkühner Mensch allein oder selbst mit einem Genossen dort in das Gebiet dieser eisigen Dreitausender hineingestiegen ist und sich vor Abend verirrt hat, daß sie die Hütte nicht mehr finden und nun in dem Dämmergrau des Schnees, tastend und tappend, erschöpft umherwandern, frierend, mutlos geworden und mit jedem Schritt sich weiter in die todbringende Einsamkeit verlierend. Das klare, tiefdunkelblaue Nachtfirnament besternt sich nach allen Seiten. Die Genossen sind schon in die Hütte gegangen, aus deren Türriken ein spitzer Lichtschein in den Schnee fällt, und gerade über der sich der mächtige Koloß des Hirzers, eine formlose, doch hart umrissene Schattenmasse, in die kalte Nacht erhebt.

Recht behaglich wird es in der Hütte nicht. Der Herd raucht, ohne daß er dabei den Raum, den man mehrmals lüften muß, ganz zu erwärmen vermöchte. Das kleine Deckenlämpchen brennt trübe. Die nassen Nagelstiefel hängen tropfend an der Trockenstange um den Herd.

Beim Essen, das wir mit verteilten Kräften bereitet haben (Erbbsuppe, Schnitzel, Tee und belegtes Brot aus dem Rucksack), werden die Wetteraussichten für den kommenden Morgen erwogen, wird von anderen Touren berichtet und ein Blick in das Fremdenbuch geworfen. Einer erzählt lachend von dem uns bekannten, sehr tüchtigen Führer G., der die Eigentümlichkeit hat, gern die Touristen, die nicht selber wissen, ob der Gipfel noch gezwungen werden kann, unter irgend einem Vorwand zur vorzeitigen Umkehr zu bewegen. Das bringt unser Gespräch auf die Bergsteiger, die den Gipfel überhaupt für das Unwesentlichste am Berge halten und sich begnügen, den breiteren Unterbau unter ihre Füße zu bringen, die dann aber doch von der „Besteigung“ dieses Berges sprechen.

Allmählich verfließt das Gespräch. Noch einen Blick hinaus: langsam erlischt im Auge die Hüttenhelle, dann dehnt es sich weit in das sternklare Dunkel.

Wir suchen uns den ganzen Vorrat an wollenen Decken zusammen. Während der Nacht, wenn der Herd erloschen ist, dringt die eisige Kälte durch alle Fugen und Ritzen herein und erobert sich den ihr ein paar Stunden lang streitig gemachten dunklen Raum zurück. Das unbequeme Hüttenlager, auf dem meine Weggenossen beneidenswert gut schlafen, hält mich in einer Art Bergfieber wach. Ich bin froh,

als endlich das erste Morgengrauen sich an den Spalten der geschlossenen Läden ankündigt.

Lange, ehe die Sonne über die Sarntaler Berge herüberkam, im breiten Morgenschatten, gingen wir auf dem nachts festgefrorenen Schnee in nordöstlicher Richtung auf den Westgrat zu, um ihn von seitwärts an der Stelle zu erreichen, an der er nach niedrigen Ansätzen, in einer Steile fast, bis in die durchschnittliche Höhe seines Gratzuges, der mit dem Gipfel endet, hinaufführt. Wir brauchten nicht einmal die Schneereifen, so gut trug der Schnee. Zwei von uns, die beiden Jüngeren, waren bald weit voran. Die Schneefelder, über die wir langsam herauflamen, schoben sich weich mit einem leichten steileren und schon deutlich weniger mächtigen Hang an die daraus hervorstechende, dünner beschneite, stellenweise selbst schneefreie Felspartie, über die wir nun in der Richtung des Grates ohne besondere Schwierigkeiten, doch mit einiger Anstrengung und des bröcklichen Gesteins wegen vorsichtig, weiterstiegen.

Indessen sank und wuchs die Landschaft in gleichzeitiger, unerhört wundervoller Bewegung für unsern Eindruck; sie gestaltete sich zu immer großartigeren Gegensätzen; fliehende Tiefe und steigende Höhe. Während die hinter uns weichenden Schneefelder, die Salmulde, in der die Hütte liegt, das weitgedehnte Vasseier sinkt und sinkt, wächst eine gewaltige Schneegipfelferne, ein immer weiterer, immer höher hinaufreichender, den Himmel tragender mächtiger Schneezackenring in nord-west-südlichem Halbkreis über unserem verschwindenden, dort unten zurückgelegten Wege auf! Und vor uns streckt sich der Rücken, der uns von unten breit und unterseht erschien, immer schlanker, steiler, schmaler empor. Gleichwie Dinge im Leben, die man als reisender Mann, der sie erringt, anders ansieht als wie der Jüngling, der sie begehrte, rückt der Berg höher ins Einsame hinauf.

An eine feste Felszacke gestützt, halten wir Rückschau. Selbst der freie, alle Fernen überwindende Blick kann bei den wechselnden Weiten, die er hier zu durchmessen hat, nur wie mit Vogelflügeln mühsam die Lüste teilend über die unermesslichen Tiefen zu all den heraufkommenden Höhen schweben. Das Auge kann sich nicht erschöpfen, kann die Fülle nicht bewältigen, will immer wieder zurückkehren und die fühlbare Unendlichkeit übertasten.

Auf der oberen, weniger steilen Gratschneide wachsen die Schwierigkeiten des Weges. Die Schneebeziehungen sind ungünstig: nach Norden zu, wo der schmale, oft weniger als Klasterebreite Grat fast senkrecht ein paar hundert Meter tief mit glatten Wänden abfällt, hat der Schnee gefährliche Wächten gebildet, die über die Ausdehnung des festen und sicheren Bodens täuschen;

nach Süden liegt er an Stellen, wo wir, ihn traversierend, mühsame Kletterei umgehen könnten, zu dünn und zwingt uns ans Gestein. Immer wieder Hoffnung erweckend, immer wieder enttäuschend, ein langes Hinauf und Hinab ist das Ueberschreiten solch eines zerrissenen Grates, auf dem man von Felskopf zu Felskopf, von einem Gratbloß über den oft kaum fußbreiten tiefen Sattel zum nächsthöheren Zacken weiterklettert. Dann erscheint einmal, an einer Biegung des Weges, noch turmhoch über uns der Gipfel, in dessen Höhe wir bald zu sein glaubten; oder er schiebt sich scheinbar als die unmittelbare Fortsetzung des nächsthöheren Gratstückes vor und liegt, wenn es erreicht ist, noch viele Köpfe und Sättel entfernt.

Die beiden Jüngeren, die schon gleich nach dem Ausbruch einen viel rascheren Schritt ansetzten, sind uns jetzt so weit vorangekommen, daß unser lauter Ruf sie nur gerade noch erreicht. Es gilt, sie zu warnen, weil sie der Wächte zu nahe und in Gefahr sind, die hunderte von Metern tiefe nördliche Wand hinabzustürzen. Endlich gelingt es: sie scheinen unsere laut und langsam mit großen Pausen gerufenen Worte verstanden zu haben. Sie halten sich sichtlich jetzt mehr dem südlichen Abhang zu. Wir rasten. Der Anstieg über den Grat war unter den besonderen diesmaligen Verhältnissen sehr viel schwerer, als wir gerechnet hatten. Wir haben auch mehr Zeit verbraucht, als eigentlich in unserem Plane stand. Es ist Mittag vorüber. Ich schätze, daß wir noch etwa fünfzig Meter, den senkrechten Abstand gerechnet, unterhalb des Gipfels sind. Um die Wächtengefahr, in der wir noch eben unsere Genossen sahen, zu vermeiden, beschließen wir, von dieser Stelle des Grates aus die Schneefelder des südlichen Abhanges zu traversieren. Diese Ueberschreitung muß ziemlich oberhalb des von der Hönigspitze zum Hirzer hinüberführenden Grates an den Hals der Schneesinnen führen, durch die der gewöhnliche Anstieg gemacht wird. Von dort ist dann nur noch ein leidlich steiles, aber unschwieriges Stück Weges zwischen Stein und Schnee bis zum Gipfel zurückzulegen. Mein führender Weggenosse prüft den nun von der Sonne schon ziemlich erweichten Schnee. Das ist die Gefahr bei dieser Traversierung, daß der Schnee nicht mehr trägt. Unterhalb der für die Ueberschreitung durchaus nicht zu steilen Schneefelder ändert sich der Neigungswinkel dieser Bergseite plötzlich: ein etwa hundert Meter hoher Felsabfall schließt unmittelbar an.

„Es kann noch gehen!“

„Also los!“

Wir sind, wie schon bei der ganzen Grat-überschreitung, angefeilt. Während immer einer

sich versichert, den Pickel oberhalb an der Bergseite bis fast an das Eisen in den Schnee einbohrt und den Fuß ganz feststellt, geht der andere langsam und vorsichtig um die Seillänge weiter, sichert ebenso und wartet den Nachkommenden ab. Ein paarmal zwingen uns Felsnasen, die das Schneefeld unterbrechen, ziemlich hoch hinauf oder hinab zu steigen. So brauchen wir lange für das verhältnismäßig kurze Stück des Weges. Dabei wächst unsere Sorge, daß der Schnee, wenn wir nicht bald diesen Südhang traversiert haben, zu weich werden möchte. Die Sonne prallt auf die weiße Fläche. Wir gönnen uns keinen Augenblick Rast.

Jetzt biegt der Abhang weit aus. Es wird mit doppelter Vorsicht gegangen. Aber nun haben wir's auch erreicht. Wir überschauen das steile letzte Stück zum Gipfel. Gerade hinauf! Noch eine kurze energische Anstrengung: dann sind wir oben.

Der Gipfel ist schmal. Wir halten uns der Wächte wegen an der nicht so sehr beschneiten Südostseite, wo wir festen Boden unter uns haben. Ich setze mich rittlings um eine der Stangen des Vermessungszeichens, gerade über dem Tal, das zwischen Ost- und Hönigspitz-Grat zum Sarntal hinunterführt.

In riesigem, weißem Ring ist alles Herrliche beisammen; von Norden über Westen nach Osten: die Stubai, die Oetz, die Ortlergruppe mit der klassisch ruhigen Schneephymide der Hönigspitze, Adamello, Brenta, die schneebedeckten, doch an den steileren Felswänden, an denen kein Schnee haftet, nackten Dolomit-Massive und -Türme. Wie Gewölke sich dem Blick oft in Berge verwandelt, die in das Blau des Himmels hineinragen, so erlebt hier das Auge fast umgekehrt den Eindruck, als ob ungezählte Scharen weißer Wolken den Sehkreis umlagern. Von der Ringfläche dieses ungeheuren Panoramas umschlossen: ein großartig zerrissener, aber von dem weiß überhüllenden Schnee und dem aus Schein, Schatten und Widerschein gewobenen Schleier zerstreuten Lichts zu gestalteten: großen Formen verwandelter Vordergrund. Die nach den vier Himmelsrichtungen ausgesandten Hirzer-Grate, die Nachbargebirge. Vor allem der sich nach Süden öffnende Blick: der mächtige Felszug, der vom Pfinger über Platten- und Hochplattenspitze im Bogen herankommt und, wie in einem Ring, den Hönigspitzgrat umhüllt. Immer wieder überwandert der rastlose Blick Nähe und Ferne der weißwinterlichen Welt, in der man nichts mehr ahnt vom Frühling des Tales, sinkt in die weiche, sich gemach mit Schatten füllende Schneetiefe der Gründe, geht die überdachten und mit Wächten behangenen Grate entlang oder schwebt wie ein Vogel von Zacke zu Zacke, von Gipfel zu Gipfel, über die luftlichten Tä-

weiten zu den letzten kaum noch erkennbaren Spitzen des Horizonts.

Es war später Nachmittag geworden, als wir den Abstieg begannen: über die Sattelsenkung, die nach der Königspitze hinüberführt, an eine der Schneerinnen, die steil ins Gestein gerissen sind, bis hinab an die Sohle des muldenförmigen Tales, an dessen weitem Ausgang die Hütte liegt. Der erste senkrechte Blick hinunter weckt Zweifel an der Benutzbarkeit dieses Abstieges. Wir halten und sichern uns an den Felswänden der Rinne, stoßen Pickel und Absätze tief in den weichen Schnee und schieben uns, halb sitzend, langsam abwärts, bis die Rinne weniger steil und ganz übersichtlich wird. An einer solchen Stelle ohne Gefahr hundert Meter abfahren zu können, ist eine Belohnung für manche Mühe. Freilich sind dafür selbst lederbesetzte Rodenhosen empfindlich; und wenn irgendwo Gestein im Schnee verborgen ist, so wird man im Drüberfahren rechtzeitig, aber unsanft davon in Kenntnis gesetzt.

Ein paar Tage vor uns hat eine Partie den Hirzer zu besteigen versucht und ist unberrichteter Sache wieder heimgekehrt. Schneesturm hieß es, hätte sie an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert. Das erschien uns gleich als unwahrscheinlich. Hier fanden wir nun ihre nicht überschnittenen Reisen Spuren und sahen ganz deutlich die Stelle, an der sie umgekehrt waren. Ein Schneesturm aber hätte die Spuren verweht, die jetzt neben uns herliefen.

Der im Tal unserem Anstieggrat parallel ziehende, ziemlich gedehnte Rückweg bis zur Hütte war mühsam. Der Schnee trug schlecht, wir brachen oft bis an die Hüften ein, einigemal in Alpenrosengesträuch, das von der winterlichen Hülle verdeckt war.

Als wir aus den oberen Mulden in das weitere Tal hinauswanderten, spiegelte der eben leicht überfrorene Schnee ein brennendes bronzenes Abendrot, das wie aus einer metallenen Schale emporleuchtete. Langsam stiegen wir in seine uns entgegenschimmernden Strahlen hinab.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

III. Dramatiker im 19. Jahrhundert.

(3. Fortsetzung.)

Es wurde früher — und auch bis vor kurzem nicht mit Unrecht — den deutschen Literaturhistorikern nachgesagt, für sie höre mit Goethes Tode die Literatur auf. Das trifft heute allerdings nicht mehr zu. Wohl aber habe ich neuerdings häufig bei der jungen und jüngsten Generation aus den sog. gebildeten Kreisen den Eindruck gehabt, als ob für sie allerdings die deutsche Literatur insofern mit Goethe aus sei, als ihr literarisches Interesse erst wieder einsetzt bei der Literatur des letzten oder der letzten eineinhalb Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Was zwischen 1832 und 1890 sich in der deutschen Literatur begeben und gedichtet hat, ist ihnen mit verschwindenden Ausnahmen so gut wie unbekannt, zum mindesten gleichgültig. Dieser Ausnahmen sind eigentlich nur vier: Heinrich v. Kleist, Franz Grillparzer, Heinrich Heine, Friedrich Hebbel, und von diesen nehmen sie drei, Kleist, Heine und Hebbel, für sich, für die neue Zeit in Anspruch, als Erscheinungen, die sich nur infolge eines be-

dauerlichen Versehens der Vorsehung, die sie zu früh auf die Welt kommen ließ, in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verirrt haben. Wenn man sich dann mit ihnen unterhält und diesen oder jenen Namen nennt, dann ergibt sich zwar, daß sie auch den einen oder andern davon gelten lassen, ja manchen ehrlich bewundern, aber das Merkwürdige ist und bleibt, daß die heutige Jugend den Zusammenhang mit der Zeit, aus der jene herausgeboren sind, viel mehr verloren hat, als mit der, in der Goethe und Schiller wurzeln. Mit dieser Tatsache wird daher jeder rechnen müssen, der sich anschickt für einen Hörerkreis, der den zwanzigen näher ist, als den dreißigen, die Frage zu beantworten: „Was sollen wir lesen aus der Zeit, die zwischen Goethes Tod und der Gegenwart liegt?“. Denn es gilt hier nicht nur auf Altbekanntes und Altvertrautes neu aufmerksam zu machen, sondern häufig auch nie Gesehenes oder Beachtetes ans Licht zu ziehen und für scheinbar Begrabene das Recht des

Lebens in Anspruch zu nehmen. Und es wird vielleicht nicht immer ganz leicht sein, auf dem zu Gebote stehenden Raum bei jedem den Beweis der fortbauenden Daseinsberechtigung im Augenblick überzeugend zu erbringen. Immerhin hoffe ich, daß auch in solchen Fällen die Nachprüfung, d. h. die eigene Lektüre, den Zweifelnden zu meiner Ansicht bekehren wird. Umgekehrt wird von den Älteren vielleicht mancher sich wundern, daß Dichtungen und Dichter, die für ihn als Lichtpunkte und Freudenbringer mit den schönsten und liebsten Erinnerungen seiner Jugendzeit untrennbar verknüpft sind, und die daher bis auf den heutigen Tag in seinen Augen von einem Nimbus von Größe und unvergänglicher Jugend umstrahlt sind, hier mit Stillschweigen übergangen werden. Demgegenüber möchte ich noch einmal feststellen: es kommt mir hier und darf mir hier nicht darauf ankommen, möglichst viel Namen zu nennen, sondern allein darauf, die Blicke auf die Erscheinungen zu lenken, die meiner Ueberzeugung nach nicht nur das Gestern und Heute, sondern auch das Morgen noch überbauen werden, auf die Werke und die Dichter, die wir auch denen, die nach uns kommen, als lebendiges dauerndes Nationaleigentum vererben dürfen und sollen.

Da es sich aber — auch bei solcher notwendigen Auslese — immerhin noch um eine verhältnismäßige große Anzahl von Namen handelt, wird es sich aus praktischen Gründen empfehlen, wenn ich im folgenden die einzelnen Dichter nicht wie bisher als schriftstellerische Individualitäten im Zusammenhange ihrer gesamten schöpferischen Tätigkeit als Dramatiker, Lyriker, Epiker behandle, sondern die dichterischen Formen selbst als Einteilungsprinzip zugrunde lege, also das Drama, den Roman, die Lyrik der Zeit zum Ausgangspunkt nehme, und frage, welche Dramatiker, welche Epiker, welche Lyriker dieser Epoche sollen wir lesen.

Ich beginne mit dem Drama und möchte da zunächst etwas nachholen, was an sich schon im vorigen Abschnitt hätte gesagt werden können, in diesem Zusammenhang aber am

besseren Plaze ist. Wenn ich im ersten Abschnitt betonte, daß wir mit unsern Klassikern als bleibenden Besitz Homer und seine Dichtung überkommen haben, so gilt das in gleichem, ja in noch höherem Maße von Shakespeare. Nicht nur, daß seit Lessing alle unsere Dramatiker bei ihm in die Schule gegangen sind, daß der deutsche Dramentypus, den die Klassiker, vor allem Schiller, geschaffen haben, in seinen künstlerisch wertvollsten Bestandteilen Shakespeareschen Ursprungs, aus der durch Shakespeares Studium gewonnenen Anregung erwachsen ist — das Drama Shakespeares selbst ist seit mehr als hundert Jahren ein lebendiger Bestandteil unserer Literatur, lebendiger (jedenfalls was die Aufführungen auf der Bühne betrifft) bei uns, als in seiner eigenen Heimat in England. Ja, er steht uns, wenn er von der Bühne zu uns spricht, fast näher, als unsere deutschen Dramatiker, Schiller nicht ausgenommen. Dieses wunderbare Phänomen des Hereinwachsens eines in einer weit hinter uns liegenden Kulturepoche wurzelnden, einer fremden, wenn auch stammverwandten Nation angehörigen und mehr als das, ausgeprägt den britischen Typus verkörpernden Dichters, in unsere moderne deutsche Kultur erklärt sich wohl nur aus dem merkwürdigen Zusammentreffen von zwei Momenten, von denen das erste eine historische Tatsache ist, auf die England, das zweite eine historische Tat, auf die Deutschland stolz sein kann. Nämlich: Shakespeare ist der erste schöpferische Genius, der, so sehr er Kind seiner Zeit sein mag, ein ausgesprochen moderner Mensch ist, ein Mensch, der die ganze Kultur des ausgehenden, von der Renaissance schon durchglühten Mittelalters in sich aufgenommen hat, und dabei vom Wirbel bis zur Zehe ein Mensch der neuen Zeit; in seinem Denken, Empfinden, in dem Pulsschlag seiner Leidenschaft, in dem Weltbild, das er in seiner Seele trägt, uns so nah wie keiner seiner Zeitgenossen, ja näher wie manche unserer eigenen Zeitgenossen. Und dieser erste, im besten Sinne wirklich moderne schöpferische Genius, auf den England stolz ist, ist uns zu eigen gegeben (durch die kongeniale Uebersetzung A. W.

Schlegels), in einem Zeitpunkt, wo wir als Nation durch die geistige Arbeit unserer Klassiker — der Dichter wie der Philosophen — und durch die großen politischen und nationalen Umwälzungen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts als Nation reif geworden waren für Arbeit der neuen Zeit. Und so hat Shakespeare bis auf den heutigen Tag nicht nur in unseren schöpferischen Geistern als belebende Kraft fortgewirkt, sondern lebt und herrscht auch mit den aus seinem Geist geborenen Menschengestalten und ihren Schicksalen in unsern Herzen, wie ein König auf ererbtem Grund und Boden. Und darum wird auf die Frage: „Was sollen wir lesen?“ eine Antwort lauten müssen: Shakespeare. Lieber möchte ich sagen: seht Shakespeare! Jedenfalls wer ihn noch nicht kennt, sollte wenn irgend möglich, zuerst ihn von der Bühne kennen lernen (Hamlet, Othello, König Lear, Macbeth, Julius Caesar, Richard III., Der Kaufmann von Venedig) und erst dann an die Lektüre gehen. Für die Komödien ist erfahrungsgemäß eine gewisse Eingewöhnung in den eigentümlichen durch den Geschmack und die Sitten der Zeit bedingten Stil erforderlich, um zu einem reinen Genuß des Kunstwerks, vor allem auch zu einem inneren Verständnis des darin pulsierenden Shakespeareschen Humors zu gelangen. Eine Aufführung des Sommernachtsstraums, die allerdings an die betreffende Bühne in jeder Hinsicht sehr große Anforderungen stellt, wäre vielleicht die beste Einführung in diese Welt. Ihm wird das Verständnis für den „Sturm“ folgen, und „Was ihr wollt“ wird heiteres Behagen in wachsendem Maße erwecken, je öfter man es sieht.

Heinrich von Kleist, der jüngere Zeitgenosse Goethes und Schillers, der letzteren nur um wenige Jahre überlebte, gehört, trotzdem die größere Hälfte seines Lebens noch in das 18. Jahrhundert fällt, durchaus dem 19. an. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tagte in weiteren Kreisen die Erkenntnis, was wir an ihm haben; erst im letzten Menschenalter ist er uns wirklich ins Herz gewachsen.

Kein Wunder! denn Kleist war ein Eigener, der unabhängig von Goethe und Schiller, im Gegensatz zu Zeitstimmungen und Zeitgeschmack auf einsamen Wegen seinem Ziel zustrebte, das ihn nicht nur weit über die Ziele der Klassiker, sondern vor allem auch über die Ideale seiner Zeitgenossen hinausführte. Ihm klang das Leben nicht in Harmonien wie jenen, sondern in Dissonanzen, und diese Dissonanzen künstlerisch zu gestalten, ist die Arbeit seines kurzen schmerzvollen Lebens gewesen. Nicht das sittliche Problem der Erlösung und Entsühnung ringender Menschen im Kampfe mit sich und der Welt lockt ihn, sondern ihn lockt das psychologische Problem der Entschleierung geheimster, seltsamster, widerspruchsvollster Regungen der menschlichen Seele, die Seelenanalyse als Selbstzweck. Das machte ihn für die Zeitgenossen so schwer verständlich, das gerade ist es, was die jetzt lebende Generation zu ihm hinzieht. Er ist kein Freudenbringer wie Goethe, kein aufrüttelnder Freiheitsapostel wie Schiller; er ist ein Seelenkünstler, der mit zartestem Gemüt, mit hellseherischer Klarheit, und mit rücksichtsloser Ehrlichkeit und Energie menschliche Individualitäten, um ihrer selbst willen künstlerisch gestaltet. Es wird daher auch heute, wo man im allgemeinen derartigen künstlerischen Problemen von vornherein mehr Verständnis entgegenbringt, Kleist immer noch in seinem Eigensten nur von einer verhältnismäßig kleinen Gemeinde wirklich verstanden und gewürdigt werden. Selbst seine beiden volkstümlichsten Dramen, „Das Rätchen von Heilbronn“ und der „Prinz von Homburg“ danken — vor allem das letztere — einen großen Teil ihrer Beliebtheit dem Stoff. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, daß auch dieses Interesse sich verinnerlicht, und daß man den Prinzen von Homburg nicht mehr bloß liest und aufführt, weil es ein wundervolles patriotisches Stück ist, sondern weil in den Gestalten des großen Kurfürsten und des Prinzen zwei Seelengemälde komplizierter Charaktere gezeichnet sind, wie sie in der Literatur kaum ihresgleichen haben. Wer sich mit Kleist einleben will, beginne mit dem Rätchen von Heil-

bronu, dem Prinzen von Homburg. Hat er diese beiden Dramen wirklich ihrem Wesensgehalt nach erfasst und innerlich verarbeitet, dann werden ihm die „Herrmannschlacht“, ja selbst die „Penthesilea“ sich in ihrer dichterischen Schönheit und psychologischen Tiefe ohne Mühe erschließen. Sie werden sich ihm zu einem Ganzen runden, dessen er als bleibenden künstlerischen Besitz bei jeder Wiederauffrischung durch erneutes Lesen oder Sehen immer aufs neue wieder froh werden wird.

Auch Grillparzer hat, nachdem er im Gegensatz zu Kleist in jungen Jahren mit seinen Erstlingsdramen im Sturm auf die Bühne erobert, verhältnismäßig lange auf einmütige Anerkennung und vor allem auch auf wirkliches Verständnis für seine Eigenart, namentlich außerhalb seiner österreichischen Heimat, warten müssen. Gleichwohl bereitet er dem Eindringen in den Kern seines Wesens nicht entfernt die Schwierigkeiten wie der spröde Kleist, ist allerdings auch auf der anderen Seite, mit jenem verglichen, bei zweifellos ebenbürtiger dramatischer Gestaltungskraft viel weniger originell. Das Gestirn, das seinen Pfad erhellt, ist Goethe, ohne daß darum von einer Nachahmung Goethes gesprochen werden dürfte. Aber wenn wir von Heinrich von Kleist getrost behaupten können, seine Persönlichkeit würde sich aus eigenem Reichtum ihren Stil geschaffen haben, auch wenn er nicht die gleiche Lust mit Goethe und Schiller geatmet hätte, so können wir mit derselben Bestimmtheit von Grillparzer behaupten, daß ohne den Anhauch Goethes er nicht der geworden wäre, der er ist und als der er sicher ist, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Daher ist es doppelt merkwürdig und bedauerlich, daß, wie ich häufig habe feststellen können, gerade das schwächste und seinem geistigen und künstlerischen Gehalt nach unreifste seiner Werke, das Jugenddrama die „Altfrau“, das bekannteste ist, das einen ganz falschen Eindruck gibt. Wer den feinen Psychologen, den mit einer fast unfehlbaren Treffsicherheit gestaltenden Dramatiker, den Poeten, dem der süße Wohlklang der Sprache in berückend schönen Versen und

Bildern unter den spielenden Händen in wunderbarer Fülle entströmt, kennen lernen und an dem Adel und der Schönheit seiner Gedankenwelt sich erbauen will, der nehme sich die Trilogie „Das goldene Vließ“, die Dramen „Sappho“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ vor und erheitere sich an dem feinen und namentlich in den ersten Akten geradezu überwältigenden Humor seiner einzigen Komödie „Wehe dem, der lügt“, eines von den wenigen deutschen Lustspielen, die das Zeitalter, in dem sie entstanden, jugendfrisch überbauern. Vor allem aber versäume er nicht, das leider Fragment gebliebene Drama „Esther“, das Grillparzers Eigenart in jeder Hinsicht am imponierendsten und reizvollsten offenbart, zu lesen, womöglich zu sehen.

Ganz ein Kind des 19. Jahrhunderts ist Friedrich Hebbel. Gleich Kleist seiner Zeit vorausseilend und dabei wie jener in seinem Besten erst ein Menschenalter nach seinem Tode verstanden und gewürdigt. In seinen Jugendtagen im Banne Kleists stehend, ist er jenem auch später näher geblieben als Schiller. Auch er schnell zu einer eigenen Persönlichkeit sich durcharbeitend im Gegensatz zu Traditionen der Vergangenheit und Moderationen der Gegenwart. Aber während Kleist sich verblutete als Rivale Goethes in dem Kampf, ihm „den Kranz von der Stirn zu reißen“, knüpfte der jüngere und glücklichere Hebbel unbefangen und frei an Goethe an, nur der Bereicherung durch den großen Genius froh, nicht dadurch gebrückt. Und, unbekümmert um den auf der Dichtung der Zeit lastenden Fluch des Epigontums, seines Wertes und seiner unzerstörbaren und unablenkbaren Eigenart ruhig bewußt, mit scharfen klaren Augen in das Leben und in den Kampf seiner Zeit hineintugend, suchte auch er mehr vorwärts als rückwärts blickend seine Wege und seine Ziele. Sein Werk ist die Verjüngung des bürgerlichen Dramas. Sein 1843 erschienenenes bürgerliches Drama „Maria Magdalena“ war es, das den Deutschen den Blick wieder erschloß für die großen und besonderen Aufgaben, die gerade im modernen

Leben dieser Gattung des Trauerspiels vorbehalten sind. Und wenn er auch, ebenso wenig wie sein Zeitgenosse Otto Ludwig, eine unmittelbare, der gegebenen bedeutenden Anregung entsprechende Nachfolge gewedt hat, so knüpft doch zweifellos die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstehende, gerade auf die dramatische Herausarbeitung tragischer Konflikte des bürgerlichen Lebens gerichtete Literaturbewegung (zu der der Norweger Ibsen den letzten Anstoß gab) an Hebbel und sein Werk an. Daß die unmittelbare Wirkung nicht so stark war, lag teils wohl an den Zeitercignissen, teils an Hebbels Eigenart, der in dem an und für sich nur zu berechtigten Drang, gegenüber den verwässerten und verbrauchten Gestalten des alten bürgerlichen Rührstücks, das die deutsche Bühne bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrschte, neue individuelle Charaktere zu schaffen, den Prozentsatz an typischen, allgemein menschlichen und daher auch allgemein verständlichen Bestandteilen zu gering bemas, Bestandteilen, deren jeder dramatische Charakter, vor allem auch im bürgerlichen Drama bedarf, um nicht nur als ein besonderer „Fall“ zu interessieren, sondern als „Menschheitserlebnis“ zu packen und zu erschüttern.

Dieses mit einem gewissen Trotz sich Einbohren in ein psychologisches Problem, diese Unfähigkeit, Konzessionen zu machen, haben Hebbel aber auch auf dem Gebiet des großen heroischen Dramas lange Zeit nicht das Ohr und das Verständnis für die intellektuelle und die künstlerische Kraft, die sich in seinen Werken offenbarte, finden lassen. Und auch jetzt, wo fast jeder Tag seine Gemeinde vermehrt, kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß durch die Wahl seiner Stoffe, durch die Einstellung seiner Probleme Hebbel den Kreis derer, die sich aus Ueberzeugung zu ihm bekennen, auch für die Zukunft beschränkt hat. Aber noch etwas anderes ist sicher: in alle Zukunft wird nicht nur sein Name genannt werden, sondern auch seine Dichtung lebendig bleiben für den, dem es eine Freude und eine Lust ist, Höhenluft zu atmen. Herb, spröde

bisweilen, auch schrullenhaft mitunter, aber nie kleinlich ist seine Kunst, sind seine Menschen und ihre Konflikte. Und wer den Schlüssel zu ihrem Wesen gefunden hat, dem offenbaren sie eine Welt von reinster überwältigender Poesie. Darum lasse auch der sich nicht abschrecken, der z. B. bei der Maria Magdalene, dem Drama des grauen Alltags, zunächst nicht warm werden kann, er nehme dann die „Judith“, und er wird dort staunend eine blühende, sinnliche Schönheit der Sprache und eine herzbezwingende Kraft der Seelenmalerei in einer das Gemüt aufs tiefste innerlich erschütternden packenden dramatischen Handlung kennen lernen, die, auch wenn einzelnes fremd anmutet, jeden in ihren Bann schlägt und festhält. Wer ihn einmal so gefühlt, dem werden auch Dramen wie „Herodes und Marianne“ und „Otho und sein Ring“ viel zu sagen haben. Vor allem aber ist für jeden, der nur einen Funken dichterischen Verständnisses in sich trägt, das letzte Werk geschrieben, die Trilogie „Die Nibelungen“, mit der Hebbel nach siebenjähriger Arbeit auf der Höhe des Lebens und zugleich schon an der Schwelle des Todes sein Volk beschenkt hat. Fast ein halbes Jahrhundert ist seit der ersten Aufführung in Weimar verstrichen, aber noch heute strahlt das Werk in leuchtender Jugendfrische. Jede neue Aufführung mehrt die Zahl seiner Bewunderer und langsam von Jahr zu Jahr verwächst es fester und inniger mit unserem geistigen Leben und wird als eine der bedeutendsten dichterischen Offenbarungen deutschen Wesens empfunden, als ein Werk, das, mit dem größten, was wir besitzen, bestimmt ist, die Jahrhunderte zu überdauern. Von Rechts wegen müßte mindestens einmal im Jahr auf jeder deutschen Bühne diese gewaltige künstlerische Gestaltung und Verklärung deutscher Heldensage in dramatischer Form gegeben werden, vor allem aber müßte, muß jeder Deutsche das Werk kennen, in lebendigem Besitz haben.

Ein älterer und ein gleichaltriger Zeitgenosse Hebbels dürfen in diesem Zusammenhang nicht mit Stillschweigen übergangen werden, sie sind beide ihm nicht voll eben-

bürtig, vielleicht nicht so sehr, was die Stärke der ursprünglichen Begabung anbetrifft, als die Kraft, sich aus dem Angebornen zu einer geschlossenen künstlerischen Persönlichkeit durchzuarbeiten; aber sie bestehen doch als Individualitäten neben ihm. Das sind Christian Dietrich Grabbe und Otto Ludwig. Ersterer von Haus aus vielleicht der größt-angelegte, der aber in einem kurzen, zum Teil durch eigene Schuld verpuschten Leben nicht dazu gekommen ist, sein letztes Wort zu sprechen. Fast alle seine Dramen imponieren durch großzügige Einzelheiten, sowohl im Aufbau der Handlung wie in der Anlage der Charaktere, Einzelheiten, die so bedeutend sind, daß sie auch in dem minderwertigen Gestein, in dem sie stecken, als Edelmetall siegreich hervorglänzen, aber keines seiner Werke ist eine einheitliche Kunstoffenbarung. Beide

Eigenschaften offenbaren die Dramen „Don Juan und Faust“ und „Napoleon oder die 100 Tage“.

Das gleiche Schicksal ist eigentlich auch Otto Ludwig zuteil geworden, wenn auch bei ihm das Unvermögen, bei großer dramatischer Veranlagung ein Drama aus einem Guß zu schaffen, sich aus anderen Ursachen erklärt. Sein bürgerliches Drama, der „Erbförster“, ist in den beiden ersten Akten ein Werk, das dem Größten, was wir auf diesem Gebiet besitzen, ebenbürtig ist, ein Werk, durchflutet von einem Strom urwüchsiger Poesie und Kraft, der seinesgleichen nicht hat, aber als Ganzes unbefriedigend, spitzfindig und eigenfinnig. Und doch rate ich jedem um dieser ersten Akte willen das Drama zu lesen; und ebenso um seiner ersten Akte willen auch Otto Ludwigs zweites vollendetes Drama „Die Massabäer“.

Zwischen Morgen und Abend.

Der Sehnsucht muslimischer Gemüter, zu flüchten in den reinen Osten, Patriarchenlust zu kosten, ist die Stunde nicht günstig, und eisig fast pfeift der Wind aus Nord und West durchs goldene Horn. Abdul Hamid sieht fröstelnd den Herbst sich ins gilbende Blätterdach de la Sublime Porte nisten und quält sich und Senis Lehrlinge mit der Frage ab, ob der bröckelnde Bau seines Reiches den Verfall eines morschenden Leibes überdauern wird. Er ist der Erste nicht, der sie gestellt hat; und die Uneinigkeit der Erben läßt selbst ihm zu leiser Hoffnung Raum. So lange der alte Hader lebt, kann der kranke Mann nicht sterben, und so alte Erbanprüche werden von heute auf morgen nicht, nie ohne drückende Noth abgemeldet. „Il y a,“ hat Herr Albert Sorel gesagt, „une question d'Orient depuis qu'il y a des Turcs en Europe“; seit jener Maiennacht also, da der, vom westlichen Europa im Stiche gelassene, Palaiologe Constantinos Dragases mit seinen neuntausend Getreuen der Janitscharenwut erlag, die Thore der Sophienkirche unter den Arthieben der osmanischen Horden splitterten. Hatte das Orakel gelogen, daß frommem Christenglauben einst an dieser geweihten Stätte das plötzliche Wunder einer Schicksalswendung versprochen? Am 30. Mai 1453 in der Frühe um acht zog Mohammed der Zweite in Constantins Stadt, mit dem Kreuz der Weisheitskirche sank das oströmische Kaiserthum in den Staub. Durch Europa gellte ein Ruf des Entsetzens. Doch während man im Westen zur Abwehr rüstete, bereitete im Norden sich Einer auf den Erbantritt vor. Ivan der Dritte, der Moskowiter, holte sich aus Rom, aus den Händen des zweiten Paul, die Bruderstochter Constantins, Sophia Paläologa. Ließ sich dann im Kreml die Krone Constantin Monomachs aufs Keußenhaupt setzen und nahm als neues Wappen Rußlands den zweiköpfigen Adler an, der heute noch in seiner ehrwürdig alten Mißgestalt am Rautenpalast des Kreml die Fänge redt. „Das russische Reich, sagt Gelzer in seiner byzantinischen Kaisergeschichte, ist die thatsächliche Fortsetzung des byzanti-

nischen Kaiserthums.“ Und Rambaud in der Geschichte Rußlands: „Iwan war der Erbe der byzantinischen Kaiser und der römischen Cäsaren. Moskau beerbte Byzanz, wie Byzanz Rom beerbt hatte. Da es der einzige Hauptsitz der Rechtgläubigkeit geworden war, fiel ihm auch die Aufgabe zu, die griechischen Christen im ganzen Morgenlande zu schützen und die Wiederbergeltung für 1453 gegen den Islam vorzubereiten.“ Sophia aber, die über Lübeck, Reval, Nowgorod nach Moskau fuhr, warß, die in dem Gehirn Iwans für „das Geheimniß der Selbstherrschaft“ Platz zu schaffen wußte, den Lehnsherrn des Tatarenchans zum Herrn eigener Entscheidung machte.!

Die Offensivkraft der Türken war im Laufe der Jahrhunderte in langen, erbitterten Kämpfen gebrochen und der Schutz des Besizes wurde mehr und mehr zur allein noch möglichen Aufgabe. Langsam drängte des Russenreiches Riesenlast indeß nach Süden. Möchte immerhin für kurze Fristen das Clavenauge nach Westen blicken: die Sophienkirche blieb der Magnet, an dem sich durch allen Wandel hin die europäische Politik des Riesen orientierte. Schon Peter der Große wünschte in Byzanz sein Grab. Schritt für Schritt wurde der Pontus Euxinus umflammt, tastete sich der Koloß dem Balkan zu. Und seit die Unhalterin auf dem Zarenthron saß, haben sich die Frictionen gehäuft. Jede Bagatelle war willkommen. „Der Herr Abdul Hamet (schreibt Katharina an Grimm, das „Factotum“), der macht mir Streiche; er hat lassen den Kuban und die Insel Taman einnehmen und hat alle Einwohner für seine Unterthanen erklärt; das ist nun eine unerträgliche Sache und allen Bündnissen zuwider: das ist unmöglich, daß ich mir sollte auf die Nase spielen lassen. Vous savez que jamais allemend n'a souffert cela.“ Der geliebte souffre-douleur widerspricht, will sich von den Interpretationskünsten der Semiramis nicht überzeugen lassen, wird aber mit dem Sage zur Ruhe gewiesen: „Je ne sais en quoi je n'ai pas tenu mes traitès; je n'ai jamais promis de me laisser duper; il se peut qu'Abdoul Hamet ignore les intrigues du divan et consorts, ma moi je n'y serai pas trompée. Il dépend souverainement de la sublime Port de les finir sans bruit, si cela est de son gout.“ Der zweite Enkel muß Constantin heißen. Paul und Alexander hatten Kriege mit der Türkei, Nikolaus des Ersten Gedanken konnten in einer langen Regierung nie vom Balkan loskommen, der „ranke Mann“ war der Anfang und das Ende seiner Unterhaltungen. „Wir haben, sagte er in den berühmt gewordenen Unterredungen mit Sir Georg Hamilton Seymour, dem Britenbotschafter in Petersburg, wir haben einenranken Mann auf dem Halse, einen sehrranken Mann; es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages sterben sollte, bevor alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen sind.“ Lord John Russell läßt er sagen: „Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge über den Westen Europas. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von geringer Wichtigkeit.“ Das war am 9. Januar 1853. Ein paar Tage danach muß Sir Seymour wieder eine Rede über den Patienten anhören. „Die Türkei ist nach und nach in einen solchen Zustand der Hinfälligkeit versunken, daß, wie ich Ihnen neulich abends sagte, so sehr uns die verlängerte Existenz des Kranken am Herzen liegt — und daß ich so sehr als Sie die Fortdauer seines Lebens wünsche, dürfen Sie mir glauben —, er uns plötzlich auf dem Halse bleiben kann. Was tot ist, können wir nicht mehr erwecken, wenn das türkische Reich fällt, so fällt es, um nicht wieder aufzustehen.“ Vier Wochen später trifft er Seymour in Gesellschaft, fängt wieder davon an, und der arme Nesselrode hat nachher alle Mühe, die Aeußerungen Nicolais ins Unversängliche zu biegen. Der Krimkrieg kam mit seinen bösen

Nadenschlägen, die Nicolai das Leben, Alexander den Zweiten die Freude seiner Regierungstage kosteten. Hatß genügt? Zwei Dezennien nachher hatte derselbe Alexander wieder einen Krieg mit der Türkei, den der Vertrag von San Stefano beendete, der Berliner Kongreß abschloß. Und wenn der längst fällige, neue Pilgerzug gegen den auf der Hagia Sophia prunkenden, jedes Christenherz verletzenden Halbmond noch immer auf sich warten läßt, so schuldet die Hohe Pforte uns und den Folgen unserer Pachtung des Sonnenplatzes.

Wer den Russen am empfindlichsten Punkt berühren will, braucht nur vom Balkan zu sprechen. Herr von Uehrenthal, der kluge Berather Franz Josephs fürs Auswärtige, hatß neulich gethan, und greulich gräuliches Gewölk flog alsbald am politischen Himmel hin. In London und Petersburg, Paris und Moskau gebärdete sich die Presse, als ob ein Sakrilegienraub passiert sei. Und doch hatte Herr von Uehrenthal nur von einem Bahnunternehmen gesprochen, das Oesterreich-Ungarn im Berliner Vertrage ausdrücklich zuerkannt war. Der Vater der Mürzsteger Puntation wurde des Kindsmordes geziehen, und als die lächerliche Gebarung nicht mehr aufrecht zu erhalten war, kam aus England das mot d'ordre von der Inopportunität des Augenblicks. Die kostbare, so mühsam geschaffene Reformentente sollte bedroht sein, weil Oesterreich vom hohen Herrn der sublimen Pforte eine Conzession wollte, die es de jure schon besitzt: einen Fahrstrang au delà de Mitrovitza. Natürlich hat der Lärm seine Hintergründe; für Rußlands Wohl regt sich der Brite nicht auf, und für die von England immer offiziell betriebenen, immer im Geheimen gehinderten Reformpläne hatte der Russe nie mehr als ein Lächeln übrig. Dabei ist das merkwürdigste des Spektakels wieder, daß wir von Ost und West um die Wette geschmäht werden (Oesterreich also Sekundantendienste leisten); trotz Swinemünde, Wilhelmshöhe und Windsor, trotz unserer fortwährenden Büdlinge vor Mariannen. Hier still zu halten, gebot doch die einfachste Klugheitspflicht. Klugheit? Führen wir nicht im Zolltarif, der doch Alles für den internationalen Verkehr in Betracht Kommende aufzählt. Eines könnten aus dem Fall aber die Geistreichen lernen, die uns immer von der Entschädigung Deutschlands im nahen Orient für Marokko fabeln. Diese Klugen hätten uns zu einem Fiasko verholfen, neben dem Algeciras sich immerhin noch wie ein Erfolg ausnimmt. Wird Herr von Uehrenthal viel Freude an seinem Plänchen erleben? Warum nicht, wenn er den alten Franzl fest an der Stange zu halten vermag? Das Stürmchen wird sich legen, sobald Herr Jävolks, der eines Erfolges dringend bedarf, seine Conzession in der Tasche hat. Vielleicht hören wir nächsten etwas über die Aufhebung der Dardanellensperre, die Heinrich von Treitschke schon eine „ungroßmüthige und thörichte Ausbeutung eines bescheidenen Sieges“ genannt hat. „Einem mächtigen Reiche verbieten, das Meer vor seiner Küste mit Kriegsschiffen zu befahren, ist unmöglich und ebenso unsittlich, wie einst der Vertrag über die Schließung der Schelde oder ähnliche Leistungen der älteren Handelspolitik. Eine so schimpfliche Bedingung hält ein stolzer Staat nur so lange er muß.“ Vielleicht! Selbst der Brite hat gegenwärtig kein Interesse an der Regelung der Ballansorgen. Dazu ist Zeit noch, wenn er eine Entlastung an der indischen Grenze braucht, auf die der Russe drückt. Trotz allen Verträgen, die den Druck latent machen, doch nicht aus der Welt schaffen können. Und die Stunde, da man an der Themse das Benefizium eines Balkankrieges braucht, ist wahrscheinlich näher, als dem Oufiderauge erkennbar wird. Einsiweilen ist Ziel der englischen Diplomatie, dafür zu sorgen, daß der Krieg, wenn er kommt, unter Bedingungen

geführt wird, die eine endgültige Regelung unmöglich machen. Diese schwärende Wunde darf vom Leibe Europas nicht schwinden. Und solange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen Abhängigkeit Rußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Uehrenthal hat. . .

~*~

Der Plan der Weltmächte, die Reform ohne und gegen Rußland durchzuführen, war, wie der Erfolg gelehrt hat, eine Sünde wider Natur und Geschichte. Was waren die Folgen aller dieser gesetzgeberischen Experimente, die so oft im englischen Parlamente mit den frohlockenden Rufen begrüßt wurden: „Die Türkei ist gerettet und die Befreiung der Rajah vollendet“ —? Das Fez hat den Turban verdrängt, die Schönheiten des Serails tragen Pariser Schleppekleider und schmücken wohl auch die Wände mit einigen schlechten europäischen Steindrucken, wobei es freilich vorkommt, daß ein Bild des Prinzen von Wales mit den Namen darunter den lächelnden Besucherinnen aus Pera als Napoleon III. vorgestellt wird. Die vornehme Welt trinkt Champagner und redet Französisch; die junge Türkei bringt von den Pariser Studienjahren einige starkgeistige voltairianische Redensarten heim, spöttelt über den Glauben der Väter und veredelt die altorientalische Unzucht durch die tugendhaften Gewohnheiten der Closerie des Lilas. Man entledigt sich unbequemer Paschas nicht mehr durch die seidene Schnur, sondern verbannt sie und benutzt nur noch ausnahmsweise den Dolch des Meuchelmörders. Die aufgeklärten türkischen Staatsmänner haben sich gelehrtig alle Künste napoleonischer Preßleitung angeeignet, sie sind Meister im „Glissiren“ zeitgemäßer Korrespondenzen und Entrefilets in den Journalistenkreisen von London und Paris, doch vornehmlich unter jenen betriebsamen orientalischen Stammverwandten, welche die Wiener Presse beherrschen, finden die am Bosporus gedrehten goldenen Pillen jederzeit einige gefällige Abnehmer. Mit noch größerem Erfolge bemühte sich die Pforte, auch auf den Börsen Europas als ein ebenbürtiges Glied der civilisirten Staatengesellschaft aufzutreten. Ihr verjüngter Staatshaushalt stellte bald die verwegensten Großthaten des europäischen Gründerthums in Schatten. In etwa vierzehn Friedensjahren belastete sich dieses Land der unermesslichen natürlichen Hilfsmittel mit einer Schuldenlast von über fünf Milliarden Franken und gelangte endlich zu jenem unvergleichlichen Budget, das von 18 Millionen £ Einnahme zwei für den Haushalt des Sultans, 15 für die Verzinsung der Staatsschuld bestimmte und nur noch eine Million für Heer, Flotte und Verwaltung übrig behielt.

Für die äußere Macht des Reichs war das Zeitalter der Reformen eine Epoche unaufhörlicher Niederlagen und Verluste. Algier kam an Frankreich; Aegypten errang sich die Erblichkeit seines Herrscherhauses und eine selbstständige Stellung, welche der Souveränität nahe kommt; in Mesopotamien ist das Ansehen der Pforte geschwächt, in Arabien ein leerer Name; Serbien und Griechenland erkämpften ihre Freiheit; die Donaufürstenthümer wurden vereinigt und fast ganz unabhängig, die Mündungen des Stromes fielen erst an Rußland, dann unter die Verfügung einer europäischen Commission.

Treitschke, Deutsche Kämpfe.

*

Man muß wieder von der vierten Strafkammer des Landgerichts I reden. Der Nefse des Reichskanzlers war von der „Wahrheit“, einem der erbärmlichsten Sclandalblätter Deutschlands, mit dünnen Worten der Homosexualität bezichtigt und als geistiger Urheber der lächerlichen Beschuldigungen genannt worden, die psychopathisch belastete Seelen gegen den Kanzler verbreitet hatten. Jede Spur von Beweis für das Behauptete fehlte. Im Hardenprozeß sagte Herr Oberstaatsanwalt Isenbiel vom Angeklagten: „Er glaubte, dem Lande, dem er angehöre und das er liebe, einen guten Dienst zu erweisen. Ich für meine Person als Staatsanwalt glaube ihm das.“ In diesem Prozeß erklärte Herr Staatsanwalt Rasch: „Die ‚Wahrheit‘ liebt es, Privatverhältnisse von Leuten, die für das Publikum kein Interesse haben, an die Öffentlichkeit zu zerren.“ Habituelle Sclandalucht also. Er beantragt vier Monate. Il a y des juges à Berlin. Das Urtheil der vierten Strafkammer lautet auf zwei Monate Gefängniß; für gröbliche Beleidigung ohne jede Unterlage. Harden bekam vier für Behauptungen, die nie in der „Zukunft“ standen. Von Rechts wegen. Denn vor

dem Gesetz sind ja alle gleich. Kommentare? Nirgend. Est modus in rebus, sagt der alte Horaz. Die Presse schweigt, der Reichstag schweigt, und Herrn Isenbiel hat die Sache sicher so gut gefallen, daß er keine Revision einlegt.

Karl Schnitzler.

Theater.

Hebbel-Theater: Der Andere. Gewiß, der Rock des Herrn Ambrogio Palizotti ist ein Teil seiner Person. Es gibt Sprichwörter, mit denen man diese Wahrheit sofort zur platten Banalität zusammenwerfen kann. Aber das Sprichwort, sozial von Natur. — das individuelle Sprichwort heißt Paradoxon —, geht doch nur außen herum, macht die allgemeinere Perspektive auf, die vom Beschauer durch den Rock auf den Mann geht. Inwendig sind aber dann noch andere, ziemlich verwünschte Wahrheiten, die den Beschauer nichts angehen und nur ganz unheimlich zwischen Rock und Mann oder zwischen Haut und Seele, man weiß gar nicht recht wo, herumgespenstern. Es ist auf alle Fälle ein wenig bedenklich, da hineinzugreifen; man zieht doch nur Zweifelhafte hervor. Gewiß, es kann verlocken, zwei Menschen die Röcke vertauschen zu lassen und dann zuzusehen, wie der eine mit dem anderen, fremden Teil draußkommt. Aber es ist auch allzu gefährlich; in diesem Durcheinander von Verwechslungen hat man dann schließlich Mühe, sein eigenes Gesicht wiederzuerkennen..

Daher der Name: Tragische Komödie. Zwei Gesichter, zur Vorsicht; eines davon muß eben von Fall zu Fall das rechte sein. Nimm einen armen Menschen mitten auseinander — es ist sicherlich sehr amüsant. Aber nur dann, wenn er dich gar nichts angeht, wenn er durch keine einzige seiner Qualitäten deine Menschlichkeit aufgerufen hat. Zieht er dich einmal mit irgendeiner Eigenschaft, die du selber hast oder haben möchtest, in eine wärmere Zone der Verwandtschaft hinein, so wirst du schon das Amüsement des Auseinandernehmens nicht ohne eine kleine Träne genießen können. Und während du ihn zerlegst, wirst du recht traurig denken: nun sollte ich eigentlich von Herzen lachen. Daher der Name: Tragische Komödie. So muß ihn wohl Bab auch verstanden und als eine Art Wegweiser für die Stimmungen seinem Stück beigelegt haben. Nur schade, daß sich in der Kunst mit bloßen Titulaturen so wenig weisen und erweisen läßt. Der gute Palizotti ist gewiß rührend komisch, solange er seinen eigenen Rock spazieren trägt; denn da ist er uns fremd. Sein Rock, nämlich seine ganze große charakteristische äußere Hülle ist sein Reichtum, vielleicht noch seine Dumm-

heit. Sind wir reich, sind wir dumm? Nun also; folglich ist er uns fremd, es geschehe mit ihm, was da wolle, wir lachen. Komödie, komische Komödie. Der Mann wird zerlegt, sein Reichtum abgeblättert, seine Dummheit gegen einen allzu harten Widerstand gestoßen, so daß sie fast zu Blödsinn zerpulvert: wir lachen. Nun bleibt aber noch etwas übrig, eine kleine rührende Güte, eine Liebe, warme Sehnsucht nach menschlichen Herzen, nach Erkennung und Anerkennung von seinesgleichen. Und sofort sind wir an seiner Seite, haben ihn bei uns, bebauern die schmerzliche Zerlegung; die Träne quillt. Denn er ist nicht nur reich und dumm, sondern auch gut, und folglich ist er unser. Denn gut, ja Gott sei Dank, gut sind wir doch alle, oder möchten es wenigstens so gerne sein! Komödie, tragische Komödie. Indessen, es ist noch ein anderer da; und — leider — dieser Andere wird nicht zerlegt, sondern zusammengesetzt. Ein Gespenst mit einem fremden Rock. Dieser Cäsar hat, solange er in seinen eigenen Kleidern steckt, den seelischen Umriß eines schlecht gelaunten Hausdieners. Nichts weiter. „Herr, wie Ihr befehlt“ ist das Leitmotiv seiner Persönlichkeit. Es wird schwer, dabei an irgend etwas zu denken, was ihn uns verbinden, uns irgendwie ins Herz einwurzeln und dem Gemüt nahebringen könnte. Würde er jetzt zerlegt, würde ihm seine gleichgültige Armut abgeschält, sein unverständlicher Troß ausgebrochen, seine grundlose Düsterteit abgewischt, er könnte unter Umständen noch komischer sein, als Palizotti, weil er uns noch viel weniger nah ist. Aber nun kommt er in einem fremden Kleid, schon ein anderer, und erklärt den, der er nicht mehr ist. Und während er sich erklärt und an ergrimmter Leidenschaft in sich frißt, was ihm die sonderbare Minute bietet, wird er auß neue anders, und später wieder auß neue. Und schlägt den fremden Rock in immer anderem Faltenwurf um seine Seele und scheidet endlich mit dem Versprechen, diesen fremden Rock nun von sich zu tun und er selbst zu sein. Vorher aber war er es kaum einen Moment lang. Und wir werden niemals wissen, wer er eigentlich ist. Nur Worte, wie: trotzig, herrisch oder so Ähnliches bleiben als Marken der Erinnerung zurück. Ein Schicksal ohne die dazu gehörige Persönlichkeit: komische Tragödie. Dieser Vicenti hätte nicht so auß

dem Leeren herkommen dürfen; hätte schon etwas sein müssen, bevor er etwas anderes wurde. Wie Palizotti etwas war, bevor er zunichte wurde. Freilich, etwas sein, das heißt im Drama immer nur: etwas tun. Aber es ist eben die Absicht des Autors, daß dieser Mensch, bevor der Spaß des Stückes beginnt, nichts ist und nichts tut; dann erst, im Anderswerden und Anderssein soll er sich selbst finden. Es ist eine antidramatische Absicht. An ihrer einwandfreien Logik geht das Stück zugrunde. Denn Personen, die wir nicht kennen, haben für uns kein mitfühlbares Schicksal, und an Helden, die sich vor unseren Augen zusammensetzen, glauben wir nun einmal nicht.

So viel ist gegen dieses Spiel einzuwenden. Es mußte mißlingen, weil an seinen ernstesten und interessantesten Stellen nicht recht zu sehen ist, was eigentlich eingesetzt wurde. Daß es ehrenvoller ist, ein solches Spiel so zu verlieren, als ein leichteres leicht zu gewinnen, bleibt trotzdem wahr. Vor solchen Problemen zu schwach gewesen zu sein, hat noch immer die Ehre des schönen Wagnisses für sich. Derartiges kann nicht aufgestellt und durchgesprochen werden, ohne die feinste Kenntnis sprachlicher und seelischer Werte, ohne eine große, an Fragen reiche innere Kultur, ohne eine Sehnsucht, sich mit seinem Höchsten bildkräftig auszusprechen, die nichts anderes ist, als der Reim und Anfang aller Dichtung. Eine Dichtung ist hier, zweifellos; daß sie auf der einen Seite aus dem Leeren heraufwachsen will, mag ihre Erscheinung hinfällig machen, an ihrer dichterischen Natur kann das nichts ändern. Und so muß man sich freuen, diesem kühnen Versuch begegnet zu sein, um der Versprechungen willen, die er mit sich bringt.

Im Hebbel-Theater wird dieses Stück voll Problemen, Fragen, beabsichtigten Zwißpältigkeiten und nicht beabsichtigten Uebergehungen recht klar und korrekt und etwas nüchtern gespielt. So erscheint seine Blöße noch um ein wenig nackter. Und hinter den paar guten schauspielerischen Figuren, die zwischen tüchtig und bedeutend stehen, bleibt die Seele des Stückes unbewegt, regt sich der Hauch von Bangnis und Geheimnis kaum, der aus dem Grunde dieser Vorgänge aufgestört werden müßte, wenn vom Theater her der gedanklichen Phantasie des Dichters etwas ungefähr Gleichartiges entgegengekommen wäre. Romödienhelle und tragischer Schatten standen zu jäh, zu unvermittelt nebeneinander. Dazwischen fehlte das Undefinierbare, das von beiden etwas hat. Aber gerade um dieses Undefinierbare dreht es sich hier in der tragischen Romödie.

Kleines Theater: $2 \times 2 = 5$. Der größte Reiz dieser flirrenden, schillernden, unverschämt lachenden Romödie liegt im Bekenntnishaften. Daß zwei mal zwei unter gewissen Windrichtungen des persönlichen Schicksals fünf ist, absolut nur fünf und beileibe nicht vier, muß jeder am eigenen Leibe erfahren, um es zu glauben. Es ist kein Rechenexempel, es ist ein Seelenzustand. Wer sich jemals zwischen Hoffnung und Sorge, zwischen Frechheit und Furcht, zwischen Rücksicht und Grobheit durch ein einigermaßen verwickeltes Leben durchdrücken mußte, kennt diesen erlösenden Glaubenssatz, versteht ihn, schätzt ihn. Versteht und schätzt dieses Stück, das die einfachsten und die absonderlichsten Wahrheiten auf nichts anderem, als auf der inneren Jugend seiner Personen aufbaut. So sitzen sie fest und brauchen keinen weiteren Beweis. Die ungeheure Leichtigkeit, mit der die antimathematischen Sätze sich von dem beweglichen Gewissen der Personen loslösen, hat nichts mehr von der Erbitterung der Satire, sondern blüht aus dem Blute einer unbedenklichen, leicht hingleitenden absoluten Fröhlichkeit. Wem wäre auch irgend etwas satirisch übel zu nehmen, wenn erst einmal festgestellt worden ist: $2 \times 2 = 5$? So fehlt denn freilich der nach einer besonderen Richtung gehende Trieb und Ansporn, der die Romödie erst zum richtigen dramatischen Kunstwerk machen müßte. Was tut's? Vollkommenheiten schließen sich in der Welt dieser Grundsätze von selber aus, und im übrigen ist es besser, mit herzhafter Lust und dramatisch zu sein, als seine dramatische Mühe zum allgemeinen Mißvergnügen zu verlieren. So schlank und schaumig leicht, wie es gewollt ist, wird das Stück am Kleinen Theater auch gegeben. Die charakteristische, federnde Schmalheit des Herrn Abel zeichnet die famose Grundlinie des Ganzen. Ihr Ausdruck verstärkt sich noch in den frei erfundenen Arabesken, die Fräulein Grüning und Herr Gebühr als Karikaturisten von herzhaftester Laune anfügen.

Willi Handl.

Banfbilanzen.

In einem alten Lehrbuch des Bankwesens las ich neulich, die Veröffentlichung der Banfbilanzen werde wie kein anderes Ereignis an der Börse mit besonderer Spannung erwartet. Wo sind die Zeiten geblieben? Heutzutage kümmert sich kaum noch einer darum, ob die Banken ein paar Prozent mehr oder weniger Dividende verteilen, und die Berechnung der Liquidität ist zur Spielerei der Handelspresse geworden. Aus alter Gewohnheit bemühen sich die Zeitungen, die Ziffern zu-

sammenzustellen, graben eifrig, um unter der kaum durchdringlichen Kruste einige nebensächliche Punkte ausfindig zu machen, die zur Aufklärung dienen können. Mühsam werden im Laufe des Jahres die Notizen zusammengestellt, die von den großen Konsortialgeschäften der Banken zu melden wußten; dann stellt man es als eine große Wichtigkeit hin, wenn man weiß, die Deutsche Bank habe im abgelaufenen Geschäftsjahre eine Emission von türkischer Anleihe vorgenommen oder die Nationalbank das Konsortium der Phönix-Nordstern-Fusion geleitet. Niemand weiß, wie hoch der Anteil der Banken an den Geschäften gewesen ist, niemand vermag selbst zu beurteilen, ob ein Gewinn geblieben ist, geschweige denn wie groß er war. Noch vor 10 oder 15 Jahren sickerte wenigstens gelegentlich aus den Direktionsräumen der Banken etwas in die Öffentlichkeit; die Türen zu den Sitzungssälen sind in den vergrößerten, modernen Bankpalästen doppelt verschlossen worden, und aus den Geheimarchiven bringt nun kein Hauch nach außen.

Hat es überhaupt noch einen Sinn, Bankbilanzen besprechen zu wollen? Ihre Bedeutung ist mit der Kapitalkonzentration nicht gesunken, sondern gestiegen; und die Verantwortung der Bankleiter wuchs in dem Maße, wie Aktienkapital und Depositengelder sich vermehrt haben. Doch in demselben Tempo ist der Ueberblick über die Verwaltung der Gelder gesunken. Wenn die Börsenpresse bei der Kritik der Großbanken nur einen Teil des Eifers anwenden würde, der bei anderen Gelegenheiten oft unnütz verschwendet wird, hätten wir längst eine Gesetzgebung, die der Bilanzkritik einen Wert verleihen und den Interessen der Gläubiger dienen würde. Allein man zieht es vor, sich so zu stellen, als ob man mit überlegener Weisheit den geheimsten Spuren der Bankpolitik zu folgen vermöge, als ob man aus den präsentierten Ziffern wirklich auch nur in oberflächlichen Zügen ein Urteil über die Tätigkeit der Banken erlangen könnte. Den Banken ist es nicht zu verübeln, wenn sie nicht Lust haben, sich ohne gesetzlichen Zwang vor den Blicken der Kritiker zu entkleiden, und nicht mehr verraten, als das unvollkommene Gesetz von ihnen verlangt. So müssen wir erleben, daß selbst die winzige Forderung, die Spezifikation der einzelnen Posten möge in den Bankbilanzen bei den verschiedenen Instituten nach gleichem Prinzip erfolgen, in den Wind gesprochen wird.

Ich mag die Komödie nicht mitmachen, will nicht die Ziffern sezieren, die von der Nationalbank für Deutschland und der Berliner Handelsgesellschaft in diesen Tagen der

Öffentlichkeit übergeben wurden. Nur was an allgemeinen Gesichtspunkten gesagt werden kann, darf nicht verheimlicht werden. Herrn Fürstenbergs Bilanzzahlen zu verstehen, ist noch schwieriger, als die der anderen Banken. Hinter ihnen lugt sein spöttisch lächelnder Blick hervor, mit dem er die lästigen Frager beiseite schiebt. Er braucht nicht (wie die Deutsche Bank) ängstlich besorgt zu sein, irgendein Zeitungsschreiber werde ein paar verständnislose Depositengläubiger aufwiegeln, denn er ist seiner Rundschaft, die er in der Großindustrie gesucht und gefunden hat, unter allen Umständen sicher. „Ihr wollt wissen, wie groß meine Abschreibungen gewesen sind? Was geht's euch an? Abschreibungen sind nur auf das Bankgebäude vorzunehmen, weil vorweg für eine entsprechende Bewertung der Bestände und Forderungen gesorgt worden ist.“ Basta. Wer aber nicht weiß, wie groß die stillen Reserven gewesen sind, die Herr Fürstenberg in früheren Jahren gestellt hat, vermag sich kein Urteil darüber zu erlauben, ob der ausgewiesene Gewinn (was mir wahrscheinlich dünkt) nur deshalb so hoch ist, weil die Abschreibungen geringer geworden sind. Die Börsenpresse „nahm an“, daß auch diesmal eine stille Reserve in das laufende Jahr hinübergenommen wurde, die in Zukunft einen wertvollen Rückhalt gewährt. Woher sie das weiß, wird nicht gesagt; doch nähere Auskunft kann der liebe Leser vielleicht aus dem inhaltlosen Geschäftsbericht erlangen, der im Inseratenteil zum Abdruck gelangt.

Die Bilanz der Nationalbank für Deutschland hat sicherlich einen großen Vorzug vor den anderen. Aus ihr geht wenigstens eins mit Deutlichkeit hervor: Sie ist so miserabel, daß ihr gewiß das Verdienst zuteil werden wird, in dieser Beziehung an der Spitze aller diesjährigen Bankbilanzen zu stehen. Sie zeigt den Zusammenbruch eines Systems, dessen unheilvolle Wirkungen längst erkannt worden sind; nur nicht von dem Aufsichtsrat der Nationalbank. Die Aufgabe einer Mittelbank darf nicht mehr darin bestehen, ihre Gewinne aus der Börsenspekulation zu ziehen. Es gibt für die Nationalbank wie für die Commerz- und Diskontobank nur eine einzige Möglichkeit der Existenzberechtigung: Die Kreditgewährung an den Warenhandel hat die alleinige Quelle der Gewinne zu sein. Man braucht sich nicht ängstlich gegen jedes Effektengeschäft zu verschließen; aber ein Institut, das (wie die Nationalbank) bei einem Aktienkapital von 80 Millionen Mark ca. 60 Millionen Mark in Effekten- und Konsortialbeständen angelegt, hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Allenfalls kann eine Persönlichkeit wie die des

Herrn Fürstenberg den Anspruch erheben, ihr eine Ausnahmestellung einzuräumen. Ist eine solche Persönlichkeit in der Direktion der Nationalbank vertreten? Als der frühere Oberbürgermeister von Posen, der Geheime Regierungsrat Witting, im Jahre 1901 in die Leitung der Bank eintrat, glaubte man, er werde ein neues Gepräge erhalten, und die Beziehungen des Regierungsbeamten würden ihm den Weg weisen, der zum Erfolge führt. Statt dessen sehen wir beim Eintritt des Konjunkturrückganges ein Fiasko, das noch weit stärker gewesen wäre, wenn sich der Rückschlag nicht in so milden Formen vollzogen hätte. Nach der Statistik der „Frankfurter Zeitung“ ist der Durchschnittskurs der Dividendenwerte am Ultimo Dezember 1907 um ca. 20% niedriger gewesen als Ende 1906. Schätzt man den Rückgang der Fonds auf 5%, den der Bankaktien auf 10%, so würde sich bei der Nationalbank auf den Vorjahresbestand ein Verlust von ca. 6,2 Millionen Mark ergeben. Da man weiß, daß die Bank an einigen glücklichen Transaktionen ein paar Millionen verdient hat, und 1,045 Millionen als Verlust ausgewiesen werden, kann die Summe ungefähr stimmen. Solche Ergebnisse werden in einem Jahre erzielt, das wie selten ein Krisenjahr zuvor starke Erschütterungen im deutschen Aktienwesen nicht erbracht hat. Wären die Kursverluste so groß gewesen wie im Jahre 1900, die Nationalbank für Deutschland hätte überhaupt keine Dividende verteilen können. (Dabei haben anscheinend wohlthätige Aufsichtsratsmitglieder, um den Gewinn nicht noch mehr zu schmälern, die von Herrn Landau Stieffohn, Herrn Kurt Gubernheim, mit so unglücklichem Erfolg entrierten Eberbachgeschäfte übernommen.) Ist das eine Bankpolitik, derentwillen es sich lohnt, einen großen Apparat zu unterhalten, sieben Direktoren (einschließlich der Stellvertreter) und siebzehn Aufsichtsratsmitglieder zu unterhalten? Selbst in den Jahren günstiger Börsenkonjunktur ist die Nationalbank über eine Dividende von 7½% nicht hinausgekommen. Man würde freilich Unrecht daran tun, Herrn Geheimrat Witting hauptsächlich die Schuld beizumessen; er würde selbst beim besten Willen gegen Herrn Stern, die deos minorum gentium (die allein vom Börsenspiel leben) und den Aufsichtsrat sehr wenig auszurichten vermögen, der bei der Nationalbank mehr als anderswo die Direktoren beherrscht, weil sie ihm ihre Stellungen zu verdanken haben.

War der Konjunkturrückgang nicht vorauszusehen? Die Deutsche Bank hat ihn schon in ihrem vorjährigen Geschäftsbericht zum Aerger der Börse verkündet; ihr ist hierfür nicht einmal Dank zu sagen, denn sie vermochte nur auszusprechen, was allen Einsichtigen längst bekannt war. Doch noch einige Wochen nach ihrer Prognose, am 19. März 1907, äußerte Herr Direktor Stern in der Generalversammlung der Nationalbank, die Verwaltung glaube, „daß in nächster Zeit eine Erleichterung des Geldmarktes zu erwarten sei und damit eine Beruhigung der Börse eintreten werde“. Daß dieser Prophet sich getäuscht hat, brauchte man ihm nicht übel anzurechnen, wenn nicht aus dieser Äußerung ein so großer Mangel volkswirtschaftlichen Verständnisses hervorleuchten würde, wie man ihn bei einem Bankdirektor nicht erwarten darf.

Die Bilanz der Nationalbank ist daher auch mit Recht von dem überwiegenden Teil der Presse ungünstig beurteilt worden; nur der „Berliner Börsen-Courier“, das unehrlichste aller Handelsblätter, hat den Mut gefunden, die Tatsachen in einer Weise zu verbrehen, daß selbst der Naivste den guten Glauben nicht mehr annehmen kann. Er erklärt die Ziffern trotz des Gewinnrückganges „im allgemeinen als durchaus zufriedenstellend“. Die Verluste seien „verhältnismäßig nicht bedeutend gewesen“; das sei hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, daß die Nationalbank in der Lage gewesen sei, „einen sicherlich nicht unbedeutenden Teil der entstandenen Kursdifferenzen mit den reichlich vorhandenen inneren Reserven zu verrechnen“. Fast jedes Wort ist eine Unwahrheit. Die Kursdifferenzen entsprechen etwa dem schätzungsweise sich ergebenden Effekten- und Konsortialgewinn, und in Wirklichkeit weiß das Blatt von den stillen Reserven ebensowenig wie ich. In diesem Stil geht es dann weiter. Der erhebliche Rückgang der Kreditoren (der allenfalls noch damit zu verteidigen ist, daß gegen die Mittelbanken naturgemäß das Mißtrauen am stärksten wütete und zur Entziehung von Guthaben führte) wird damit zu erklären versucht, daß „die ausländischen Geldgeber für ihre Mittel auch an den auswärtigen Plätzen ebenso lohnende Verwendung fanden wie in Berlin“. Wahrlich, bei einer solchen Presse, die maßgebenden Einfluß besitzt, darf man nicht erstaunt sein, wenn die Banken Berliner Handelsredakteure wie Schuppußer behandeln.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Hellwegestr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Österreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 60, Gieselerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei J. Rafael normalis Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Vag & Carls G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 10

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

6. März 1908

Die Reklame. Von Werner Sombart.

Man darf vor allem, wenn man zu einer klaren Vorstellung vom Wesen der Reklame kommen will, nicht die Reklame selbst mit den Mitteln verwechseln, die ihr am häufigsten dienen. In sich ist alles geeignet, Reklamemittel zu sein: das Leben und der Tod, die Liebe und der Verrat. Aber darum sind diese Dinge doch noch keine Reklame. Und auch solche Dinge werden es noch nicht, die eine Hauptbedingung der Reklame erfüllen: eine große Publizität zu erzeugen. Weder das Plakat noch die Annonce sind an und für sich Reklame. Auch sie sind nur Mittel zur Reklame, wenn auch die beliebtesten und wenn auch meist zur Reklame verwandt. Aber sie haben ihre selbständige Geschichte. Sie haben oft anderen Zwecken als dem der Reklame gedient, und tun es heute noch, wie jedermann weiß. Wird doch jede Verfügung einer Behörde der Regel nach als Annonce oder als Plakat veröffentlicht. Und ist doch wahrhaftig keine Reklame. Das Wesentliche der Reklame müssen wir vielmehr in der Zwecksetzung suchen. Ich nenne Reklame alles: was dazu dienen soll, eine Ware oder eine Leistung derart zu loben, daß das Publikum dadurch angelockt wird, die angepriesene Ware oder Leistung gegen Entgelt zu erwerben, tunlichst mit der Wirkung, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben. Anpreisung ist das gute deutsche Wort für Reklame. Anpreisung aber hat den Zweck, Stimmung für die eigene Ware (oder Leistung) zu machen und notfalls die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. In diesem Sinne ist aber die Reklame das Kind erst unserer Zeit: erst unsere (das heißt, wie ich neulich sagte, immer: die amerikanische) Kultur hat dieses Phänomen als organischen Bestandteil in sich aufgenommen, erst unser Wirtschaftsleben vor allem hat die Reklame zu einem notwendigen Gliede in der Kette der Geschäftsvorgänge gemacht.

Die Entstehung der Reklame wird von manchen in das Mittelalter, von anderen doch wenigstens in das 17. oder 16. Jahrhundert verlegt. Beides halte ich für falsch. Weil ich nämlich diejenigen Erscheinungen, die man als Formen der Reklame für jene früheren Zeiten anspricht, nicht als Reklame in jenem oben bezeichneten Sinne gelten lassen kann.

Häufig führt man die berühmten Cris de Paris, die uns schon aus dem Mittelalter überliefert worden sind, als älteste Form der Geschäftsreklame an. Man versteht

unter den Cris de Paris die Aufrufe der Straßenhändler und der herumziehenden Handwerker (wie der Scherenschleifer, der Schornsteinfeger usw.), die zu wiederholten Malen in allen Jahrhunderten in saubere Verse gebracht sind. Ein Beispiel eines dieser Cris:

Artichault, artichault!
C'est pour monsieur et pour madame,
Pour rechauffer le corps et l'ame
Et pour avoir le cul plus chault.

In gewissem Sinne handelt es sich hier freilich um eine „Anpreisung“, der aber doch wesentliche Bestandteile der Reklame fehlen: der Verkäufer bezweckt nicht eigentlich, seine Waren als die besseren zu preisen, die vor der seines Konkurrenten den Vorzug verdienen. Er ruft aus: „hier könnt ihr einen sehr nützlichen Gegenstand kaufen“ oder: „ich bin wieder da“. Wie heute noch der Lumpensammler in unseren großstädtischen Wohnschächten. Dieser Ruf ist notwendig zur Ausübung des Handels oder des Gewerbes im Umherziehen, wenn nicht jeder einzelne Kunde aufgesucht werden soll. Deshalb würde ich auch nicht die älteste Form des Plakats als Reklame bezeichnen: nämlich die Ankündigung einer Ausstellung seltener Tiere oder einer Zirkus- oder Seiltänzerveranstaltung (wobon hübsche Proben auf der Augur zu sehen waren). Denn auch hier ist der Zweck der Ankündigung: die Bekanntgebung einer Tatsache. Deshalb rechne ich auch nicht unter die Anfänge der modernen Geschäftsreklame die Bücherkataloge, die die Buchhändler schon im 17. Jahrhundert öffentlich bekanntmachen. Auch sie bezwecken nur die Ankündigung der neuen Erscheinungen.

Auf der Grenze zwischen der einfachen Anzeige und der Reklame stehen die Inserate besonderer Spezialgeschäfte, denen wir schon im 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts begegnen.

So findet sich z. B. im Moniteur universel vom 4. April 1810 die Annonce:

„M^{me} veuve Emch succédant à son mari dans la place de suisse des Messageries rue Notre-Dame-des-Victoires, continue toujours à vendre la véritable eau de Cologne de Jean-Marie Farina, vis-à-vis la place Juilliers, à Cologne.“

Aber selbst diese embryonalen Geschäftsreklamen finden sich doch nur ganz vereinzelt in den Zeitungen bis zum Ende des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. Und man darf als Zeitpunkt der wirklichen Geburt der modernen Geschäftsreklame vielleicht das Jahr 1829 ansehen. Weil in diesem Jahre zum ersten Male (soviel bisher bekannt ist) ein — Warenhaus zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Kundschaft anzulocken, eine kurze Empfehlung seiner Bestände in einer (Pariser) Zeitung brachte. Von diesem Zeitpunkt ungefähr wenigstens datiert die Reklame als ständige Einrichtung des Wirtschaftslebens. Und es ist gewiß kein Zufall, daß es die ersten Pariser „Magasins de Nouveautés“, der Petit Saint Thomas, der Deux Edmond oder der Siège de Corinthe sind, von denen die Reklame in die Welt gebracht wird. Denn sie sind es wohl, die wir als die Väter des modernen Geschäftsgeistes anzusprechen haben, und nur als den Ausfluß ganz und gar gegen früher veränderten Geschäftsgebarens kann man die Reklame richtig verstehen.

Es ist ein Kennzeichen der vorkapitalistischen, handwerksmäßigen Wirtschaft, daß

die Beziehungen zwischen Produzent, Händler und Konsument stabile, traditionell gefestigte sind, daß Händler und Produzent nie in die Lage kommen, sich um den Absatz ihrer Waren sonderlich zu bemühen oder gar den Kunden zur Abnahme ihrer Produkte nötigen zu müssen. Der Produzent macht recht und schlecht seine Stiefel und wartet, bis der Konsument oder der Händler sie ihm abkaufen, wenn er sie nicht gar schon auf deren Bestellung gemacht hat; der Händler sitzt in seinem Laden, hinter seinem Stande und wartet ebenso selbstverständlich, daß die Kundschaft zu ihm komme, wie sie zu seinem Vater und Großvater auch schon gekommen ist.

Wir wissen, daß der Kapitalismus erst dieses Idyll ruhiger Beschaulichkeit zerstört hat, daß er Unrast, fieberhafte Tätigkeit, Nervosität an die Stelle gesetzt hat, wo ehemals friedliche Genügsamkeit, gesättigtes Dasein herrschten. Wir wissen auch, wie das gekommen ist; wissen, wie sehr es im Wesen kapitalistischer Produktion begründet ist, daß sie mit ihrem Angebot an Waren stets der Nachfrage voraneilt. Weil mehr Waren produziert werden, also auch abgesetzt werden müssen, so entsteht unter den Produzenten und Händlern der Konkurrenzkampf (der aller früheren Zeit fremd war). Damit aber wird der Warenabsatz für Produzenten und Händler erst ein Problem: aus der traditionell-handwerkemäßig geübten Tätigkeit wird unter dem Zwang der Verhältnisse ein zielbewußtes, vernunftgemäßes Handeln, dessen Aufgabe darin besteht, das klargestellte Problem zu lösen: wie trotz Verschlechterung und Erschwerung der Absatzverhältnisse nicht nur die „Nahrung“ zu sichern, sondern — was das immer mächtiger sich entfaltende Gewinnstreben energisch heischte — steigende Gewinne zu erzielen seien.

Daß dieses Problem nur zu lösen sei, wenn man mit den alten Geschäftsprinzipien brach, war selbstverständlich. Der Kunde, den man früher wohlgemut erwartet hatte und der auch sicher gekommen war, weil sich für ihn keinerlei wesensverschiedene Kaufgelegenheit anderswo bot, der Kunde mußte jetzt gesucht, angegriffen, herbeigeschleppt werden. In Breslau und auch anderswo liegen in manchen Straßen fast Haus neben Haus ganze Reihen minderwertiger Herrenkleiderhandlungen. In der Ladentür stehen der Besitzer selbst oder sein Stellvertreter, auf Beute ausschauend. Läßt sich auch nur von fern ein Bäuerlein blicken, so geraten die Türsteher in unseren Läden in Bewegung. Und wie sich das Bäuerlein ihnen nähert, beginnen sie es in ein Gespräch zu verwickeln und durch Unpreisung ihrer Waren zum Kaufen zu animieren. Folgt es nicht willig, so wird wohl auch eine leise Nachhilfe, ein sanftes Schieben oder ein schüchternes Zupfen nicht verschmäht. Der Nachbar abgreift den Kunden von der anderen Seite her in gleicher Weise an. Und es kann kommen, daß an dem einen Rockärmel unseres Michel der Herr Cohn und am anderen der Herr Levy ziehen. „Ärmelausreißgeschäfte“ nennt der Volksmund diese Art Läden.

Auf daselbe aber, was hier in roher, handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles moderne Geschäftsgebarren hinaus, und das Mittel, das die körperliche

Uebertwältigung des Kunden ins Psychologisch-Geistige zu übertragen bestimmt ist, heißt: Reklame.

Die Reklame ist also ein notwendiger Bestandteil aller amerikanischen, das heißt rein kapitalistischen Wirtschaft. Aber auch nur dieser. Sie ist um so entwickelter, je entwickelter der Amerikanismus ist. Und wird geradezu zum Gradmesser ökonomischen, das heißt kapitalistischen Fortschritts. Deshalb z. B. in Wien die Reklame nicht recht gedeiht. „Ich bitt Sie gar schon, welcher urntliche Mensch moacht Reklam?“ Das ist noch heut Wiener Ansicht. Auch Ansicht des gebildeten Wien. Für Reklame ist kein Platz im Rahmen einer alten, gesättigten, im wesentlichen noch auf handwerksmäßiger und frühkapitalistischer Wirtschaft ruhenden Kultur.

Mit dieser Feststellung: daß die Reklame mit dem Hochkapitalismus in die Erscheinung tritt und ein notwendiger Bestandteil hochkapitalistischer Wirtschaft ist, könnte es nun sein Bewenden haben, wenn die Reklame eine interne Angelegenheit der Händler wäre, wie die Wechseldiskontierung oder das Differenzgeschäft. Nun hat aber die Reklame ein Janusgesicht: mit dem einen Kopf schaut sie in das Geschäft, mit dem anderen auf die Straße. Denn das ist ja gerade ihr Wesen: daß sie die breite Öffentlichkeit aufsucht, um hier die Gimpel zu fangen. Das „große Publikum“, die Geschäftslaien sind doch am letzten Ende das Wild, auf das der Reklamejäger es abgesehen hat. Geschäfte kapitalistischen Geistes werden einander keine Reklame vormachen: sie müßten lächeln wie die Auguren. Nur der Nicht-Geschäftsmann oder allenfalls der noch im alten Geleise dahinsahrende handwerksmäßige Produzent oder Händler sind würdige Objekte der Reklame. Damit aber wird die Reklame eine öffentliche, eine Kulturangelegenheit. Wir müssen ihr vom Standpunkt einer allgemeinen Kulturbetrachtung und Kulturwertung aus gerecht zu werden suchen. Was ist uns — die die ganze Sache nichts angeht — die Reklame?

Nun ich denke, darauf kann die Antwort nur lauten: ein Uergerniß, und zwar ein großes. Die Reklame ist jene Erscheinung der modernen „Kultur“, an der aber auch beim besten Willen nichts als Widerwärtiges gefunden werden kann. Sie ist als Ganzes wie in ihren Teilen und in allen ihren Formen für jeden Menschen von Geschmack rundweg ekelhaft.

Schon daß sie überhaupt da ist; die Tatsache, daß man Reklame macht, wirkt abstoßend. Jede Unpreisung nun gar zum Zwecke des Gewinnes ist ein Gräuel für jedes noch unverdorbene Gemüt.

Aber was dazu kommt: weil es sich in weitaus den meisten Fällen um die Unpreisung wirtschaftlicher Güter handelt, so zerrt uns die Reklame, die uns ja keinen Augenblick aus den Klauen läßt, wider unsern Willen in das sehr wenig erfreuliche Getriebe unseres Wirtschaftslebens hinein. Sie erinnert uns jeden Augenblick an all den Dreck, den wir ja nun mal zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft brauchen,

aber den wir doch nicht eigens noch über Bedarf immer unter die Nase gehalten haben möchten; schlimm genug, wenn wir Hühneraugen heilen oder uns den Mund spülen oder die dünner werdenden Haare mit stärkenden Essenzen waschen müssen. Aber es ist doch eine unerhörte Dreistigkeit und Ausdringlichkeit von den Leuten, die mit den Artikeln handeln, die solche Notdurft befriedigen sollen: daß sie uns in jeder illustrierten Zeitung, an jeder Straßenecke, in jedem Straßenbahnwagen ihre unappetitlichen Artikel mit grellen Plakaten anpreisen. Wie es überhaupt eine Ausdringlichkeit ist, mir etwas anzubieten, wonach ich gar keinen Bedarf geäußert habe: den Reisenden, der so etwas tut, wirft man zur Tür hinaus: dem Reklamemacher bin ich schonungslos ausgeliefert.

(Die Reklame ist hier nur der Ausdruck einer allgemeinen Tendenz unserer Zeit, die in schamloser Weise die häßlichen Vorgänge der Bedarfsdeckung ans Licht zerrt und womöglich in Schönheit tauchen möchte. Wie mitleidig lächeln müssen der Sohn oder die Tochter einer (vielleicht noch einmal anbrechenden?!) kultivierten Zukunft über unser Bemühen: Nachtlörche und Bralheringe in Schönheit kaufen zu wollen!)

Wenn die Reklame wenigstens dazu beitrüge, daß wir nun unsern Alltagsbedarf besser decken können, als wir's ohne sie tun würden. Davon ist aber gar keine Rede. Eher lockt uns die Reklame zur schlechten Ware, und jedenfalls verteuert sie die Ware enorm. Was jährlich von der nationalen Arbeitszeit auf Reklameerzeugung verwandt wird, ist sicher ein ganz erheblicher Bruchteil. Ich zweifle nicht (obwohl wir Ziffern dafür nicht besitzen), daß wir eine Stunde am Tage weniger zu arbeiten brauchen, hätten wir keine Reklame nötig.

Daß die Reklame, wo sie auf die öffentlichen Plätze hinaustritt, das Städtebild, das eh' wenig erfreulich ist, noch mehr schimpfirt, braucht nicht erst ausdrücklich festgestellt zu werden. Geradezu aber zum groben Unfug, zur Verwüsterin und Zerstörerin wird die Reklame, wenn sie sich auf dem platten Lande und gar noch an landschaftlich schönen Punkten breit macht. Es ist eine widerwärtige, strafbare Schamlosigkeit, wenn ein beliebiger Käsehändler seine stinkige Ware auf irgend einem romantischen Felsen anpreist. Oder wenn rechts und links vom Eisenbahndamm alle 100 Schritte eine Reklametafel aufgestellt ist.

Nun hat man wohl gemeint: die ästhetischen Schädigungen, die wir durch die Reklame erfahren, würden beseitigt, wenn sich die Kunst ihrer annähme, wie sie ja schon angefangen hat, es zu tun. Ich war früher selbst dieser Meinung, bin aber gründlich von ihr zurückgekommen. Was in aller Welt macht es die Sache besser wenn wir nun wirklich an den Pflaster Säulen oder in den Straßenbahnen gefällige Plakate statt der Scheußlichkeiten von früher finden? Eine künstlerische Gesamtwirkung wird nur in ganz seltenen Fällen zu erzielen sein: das buntermale Durcheinander von Farbflecken schließt rein äußerlich jeden ästhetischen Genuß aus. Dazu kommt, daß wir es schließlich satt bekommen, daßselbe noch so kunstvolle Plakat allerorts,

wohin wir fliehen, wieder vor Augen zu haben. Ueber die widerwärtige Tatsache aber, daß künstlerisches Schaffen sich hat ergeben müssen, um die beste Stiefelwichse oder die stärksten Hosenträger anzupreisen, hilft auch ein noch so vollendetes Plakat nicht hinweg. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß arme, hungernde Künstler ihr Können gegen kargen Lohn einem beliebigen Insektenpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, damit er seine Ware in Schönheit anpreisen könne. Die Kunst im Dienste der Reklame ist eine der vielen gründlichen Verirrungen unserer Kultur.

Abhilfe? Gibt es keine. Wer wollte dem Kapitalismus etwas anhaben?

Nur Schuttdämme können wir aufrichten, damit der Schlammstrom der modernen Kultur nicht alles um uns her verwüste. Strenge Gesetze für Heimatschutz, damit wenigstens das Land von der Reklameseuche frei bleibe. Die (Groß-)Stadt ist ja für feineres Kulturleben sowieso verloren.

Und eine freundliche Bitte an die Veranstalter der Reklame selbst! Da ihr doch nicht aufhören werdet, die Welt zu verunstalten, so gibt es nur ein Mittel, die Wirkung eurer widerwärtigen Tätigkeit abzumildern: macht uns lachen! Wer einen zum Lachen zwingt, dem sieht man manches nach. Warum eifert ihr darin nicht euren Vorbildern, den Amerikanern, nach? Mit der Kunst im Dienste der Reklame ist's wirklich nichts, glaubt's mir. Wie wäre es mit dem Humor im Dienste der Reklame (und meinerwegen auch der humoristischen Kunst im Dienste der Reklame, wofür wir schon hübsch: Ansätze haben)? Ich führe als Proben einige Leistungen amerikanischen Reklamehumors an.

„Die letzten Worte großer Männer:

„Spitze der Armee“, murmelte der große Napoleon in dem Augenblicke, als sein Riesengeist sich von den Fesseln des Körpers befreite.

„Mehr Licht!“ seufzte Goethe.

„Befrängt mich mit Blumen!“ sagte Mirabeau.

„Gebt Herrn Denrolle einen Stuhl!“ ließ sich Lord Chesterfield inmitten seines Todesröchelns vernehmen.

„Begrabt mich“, sagte Jack Tower, „in einem Anzuge, welcher in einem Atelier von Nims-Nims & Co. gearbeitet ist, denn ich wünsche im Grabe noch wie ein Gentleman gekleidet zu sein.“

Oder:

„Unsere Tante, die Witwe X., ist gestern gestorben. Sie hat uns nichts hinterlassen als ihren Ruf und ein großes Lager Manufakturwaren. — Auf 6/4 Pfennen und 14/4 Pfennen legte sie großen Wert, die Hemden hielt sie hoch, das war ihr Stolz. O möge man den kleinen Weg nicht scheuen, gewiß wird man es nicht bereuen.“

Oder endlich:

„Hier liegt John Smith. Er erschoss sich mit einem Revolver System Colt, der auf der Stell: tötete. Die beste Waffe für diesen Zweck.“

Die Polennot. Von Karl Jentsch.

Der Flottenenthusiasmus ist nicht der einzige Fall von Verdunkelung der Gegenwart-tatsachen durch historische Reminiszenzen. Seit beinahe zwanzig Jahren macht das Wort „Ostmarken“ ein paar Millionen Deutscher verrückt. Als ob wir in der Zeit Albrechts des Bären lebten, wo tapfern Reden Grenzgebiete anvertraut wurden, sie vor Mongolen- und Slaveneinfällen zu schützen und durch Eroberung zu erweitern! Als ob 1870 die Feindschaft der Bevölkerung des Kriegsschauplatzes, die ja allerdings manch blühendes deutsches Leben gekostet hat, die Operationen unserer Heere auch nur im mindesten hätte hemmen können! Landesverteidigungsfragen des 20. Jahrhunderts vom Standpunkte des ersten behandeln — wenn das nicht Romantik ist, dann gibt's keine Romantik. Und nicht bloß romantisch ist die preußische Politik geworden, sondern auch scholastisch. Sie schnitzelt Begriffe, und leitet aus diesen Hirngebilben politische Normen ab. Wenn ich nicht irre, ist es der jüngst verstorbene Ernst Hasse gewesen, der den Unterschied zwischen einem Nationalstaat und einem Nationalitätenstaate herausgefunden hat. Am 9. Dezember vorigen Jahres hat der Staatssekretär des Innern bei der Begründung der Vereinsgesetzbillage im Reichstage diesen Unterschied zur Rechtfertigung des Paragraph 7 benutzt. Im Nationalitätenstaate, ja, da darf jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, nicht aber im Nationalstaate, wenigstens nicht öffentlich. Ein Körnchen Wahrheit steckt ja allerdings in der Unterscheidung; bei dem Zahlenverhältnisse der Nationalitäten im Deutschen Reiche haben wir nicht nötig, unseren Polen, Franzosen und Dänen eigene Universitäten und Landmannminister zu bewilligen; aber daß wir ihnen verbieten müßten, öffentlich ihre Sprache zu reden, das ist eine Folgerung, die ich, weil ich keine Lust habe, mich einsperren zu lassen, nur unverständlich nennen will. Noch dazu hat 1867, als die Provinzen Preußen und Posen in den Norddeutschen Bund ein-

bezogen wurden, der Oberpräsident von Posen, Horn, eine Proklamation in deutscher und polnischer Sprache erlassen gegen die Verleumdung, daß den Polen durch den Eintritt in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer Muttersprache verkümmert werden solle. In mehrfach modifizierten Wiederholungen bezeugt er: „Auch im Norddeutschen Bunde werdet ihr unbehelligt Polen bleiben, eure Muttersprache reden, eure Sitten üben, und die katholische Kirche wird sich derselben Freiheit und desselben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preußischen Vaterlande genossen hat.“ Daß die Polen an ihrer Sprache hängen, kann man ihnen um so weniger als Schuld anrechnen (hat überhaupt vor der Erfindung des Nationalismus schon einmal jemand darin ein Unrecht gefunden?), weil, wie Goethe bei Erwähnung der Pflege des Deutschen im Elsaß (im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit) sagt, wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, er sich zur Schmach rechnet, „die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann“. Zwar ist die preußische Zeit bis zum Kulturkampfe und den unter Fall beginnenden Sprachvegetationen für unsere Polen glücklicher gewesen als die unter der Schlachzigenherrschaft. Aber die genannten und die übrigen Vegetationen haben die Erinnerung an dieses Glück so gründlich getilgt, daß sie sogar die Wiederkehr der verhaßten Schlachzigenherrschaft wünschen, wofür sie nur dadurch von den Sprachvegetationen und der Verdrängungspolitik befreit werden. Warum man sie wegen der Sprache bedrängt? Kein Mensch weiß es zu sagen; denn wer die Notwendigkeit dieser Verdrängung aus dem Worte Nationalstaat ableitet, kommt doch heute, wo wir aus der Scholastik heraus sind, als animal rationale nicht mehr in Betracht. Keinem Menschen, und weder dem preußischen Staate noch dem

Deutschen Reiche kann ein Schaden daraus erwachsen, wenn sich die Polen ihres Idioms bedienen. Manchen Behörden mag das Unbequemlichkeiten verursachen, aber wenn man fremdsprachige Gebiete annektiert, muß man sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die man sich dadurch zuzieht. Will ein Kaufmann mit fremdsprachigen Menschen Handel treiben, so muß er deren Sprache selbst lernen oder für sie einen Korrespondenten anstellen. Und was die Versammlungen betrifft — ist es denn überhaupt notwendig, daß sie polizeilich überwacht werden, und daß, wenn man unbedingt einen Polizisten hinschicken will, um die etwa handgemein Werdenben auseinanderzubringen, dieser Mann versteht, was gesprochen wird?

Lernen die preußischen Polen nicht deutsch, so schadet das keinem Menschen, außer ihnen selbst. Das haben die Verständigeren unter ihnen immer gewußt, und darum früher so viel Deutsch gelernt, wie sie nur immer konnten. Bis man ihnen — ja, wie Schäffle das einmal genannt hat, kann ich des Staatsanwalts wegen nicht aussprechen; von da an haben sie natürlich gesagt: nu grade nicht! Hätte man alles beim Alten gelassen, so würde nach ein Paar Jahrzehnten die ganze polnische Bevölkerung Preußens Deutsch gelernt haben; und hätte man alles beim Alten gelassen, so würde der ganze ritterliche Grundbesitz der polnischen Landesteile und der größte Teil des bäuerlichen in deutschen Besitz übergegangen sein, und zwar wohlfeil. Der seit der preußischen Okkupation eingeleitete Prozeß der Verdrängung der Polen aus dem Grundbesitz — ohne Anwendung von Gewalt, bloß indem der wirtschaftlich Tüchtigere den Untüchtigeren hinausarbeitet — hat bis 1885, bis zum Jahre der Kriegserklärung an die Polen angehalten. Bei der Beratung des Enteignungsgesetzes hat der Abgeordnete Vorsch daran erinnert. In der Begründung des ersten Ansiedelungsgesetzes am 22. Februar 1886 habe der damalige Landwirtschaftsminister mitgeteilt, daß sich in der Zeit von 1860 bis 1885 der polnische Grundbesitz in der Provinz Posen um 195 537 Hektar vermindert hat. Von da an aber ist es ganz

so wie mit der Sprache gegangen. Der Erfolg des gewaltigen Kriegsgeschreis und der aufgewendeten 350 Millionen besteht darin, daß seit 1886 in den polnischen Landesteilen 100 000 Hektar an die Polen verloren gegangen sind. Das Fiasko der Ansiedlungspolitik ist so offenbar, daß außer vielen anderen kompetenten Autoritäten sogar das hyperlokale Herrenhaus und einzelne seiner Mitglieder, die hochangesehene Magnaten sind, es öffentlich eingestehen sich gebrungen fühlen. Wenn ich eitel wäre, würde ich mir etwas darauf einbilden, daß meine Prophezeiung des negativen Erfolgs, die ich vom ersten Beginn des wunderlichen Feldzugs an wiederholt ausgesprochen habe, noch über meine Erwartung hinaus in Erfüllung gegangen ist. Ich habe in verschiedenen Blättern sechs Gründe angegeben, die mich bestimmten, diesen Feldzug für die größte politische Dummheit des 19. Jahrhunderts zu erklären. Ich will sie nicht noch einmal anführen, denn fünf davon sind seitdem unzählige Male auch von anderen dargelegt worden, und den sechsten glaubt mir vorläufig niemand; ich will darum nur zwei in den letzten Debatten gefallene Äußerungen beleuchten.

Professor Dr. Hörsch hat in der Schlesischen Zeitung russische Reisebriefe veröffentlicht, die in ihm einen scharfblickenden und objektiven Beobachter erkennen lassen. Seit einiger Zeit tritt er in demselben Blatte für die Enteignungsvorlage ein. Die gegenwärtige Stimmung der Polen beschreibt er ja richtig; er vergißt nur, wie diese Stimmung entstanden ist, und überschätzt nach hafatistischem Brauch in ungeheurer Weise die Bedeutung der Stimmungsausprägungen. In einem seiner Artikel meint er, es handele sich um zweierlei; einmal darum, wie die preußischen Polen (ich zitiere aus dem Gedächtnis) in den Staatskörper eingegliedert werden können. Nein, Verehrtester, darum handelt es sich gar nicht. Sie brauchen nicht erst eingegliedert zu werden, weil sie eingegliedert sind. Sie haben sich niemals geweigert, Steuern zu zahlen. Sie haben sich niemals geweigert, die für alle Preußen geltenden Staatsgesetze anzuerkennen,

und so oft sie sie übertreten hatten, die Strafe auf sich zu nehmen. Sie haben niemals den Militärdienst verweigert und haben seit 1864 in drei Kriegen für Preußen geblutet. Bestünden Abfallneigungen bei ihnen, so wäre die Versuchung in den zwei großen Kriegen stark gewesen. Denn in beiden hatten sie gegen Katholiken zu kämpfen, und man weiß, was den Polen ihre Religion wert ist. In dem einen standen ihnen galizische Volksgenossen gegenüber, in anderen Truppen einer Nation, die ihnen immer freundlich gesinnt gewesen war, und in deren Hauptstadt ihre politischen Flüchtlinge eine zweite Heimat gefunden hatten. Aber es ist nichts von Verrat, nichts Verdächtiges vorgekommen. Wäre etwas dergleichen ruchbar geworden, so würde es Bismarck angeführt haben in seiner großen Rede am 28. Januar 1886, wo er die in der Thronrede angekündigten „Maßnahmen zum Schutze der deutschen Interessen in den östlichen Provinzen“, in Ermangelung von Gegenwartthaten, mit alten Geschichten begründen mußte, in einer Weise, in der man heute noch den Belagerungszustand über ganz Preußen begründen könnte, daß ja 1848 einmal rebelliert hat. Also die Polen sind in den preußischen Staat eingefügt, und der Verwaltungsorganismus funktioniert bei ihnen ohne die geringste Störung. Sie haben, gleich allen preußischen Katholiken, den Maigesetzen passiven Widerstand geleistet, und sie leisten denselben Widerstand dem Versuche, ihnen ihre Sprache zu rauben. In beiden Fällen mit vollem Recht, weil da der Staat seine Kompetenz überschritten hat. Ueber die beiden Gebiete, in die er da eingegriffen hat, besitzt er keine Gewalt. Gesetze und Maßregeln, die gegen die Natur gehen, sind eo ipso nichtig. Der Staat hat weder Gewalt über mein Gewissen, noch könnte er, wenn er ein polnischer Staat wäre, meine Zunge zwingen, eine polnische Konsonantenkombination wie *prz* auszusprechen. Im ersten Fall mußte der Staat bald nachgeben, weil die Zahl der passiven Widerstand Leistenden so groß war, daß er sich durch die Aufrechterhaltung undurchführbarer Gesetze um alle

Autorität gebracht hätte; im zweiten Falle kann er das törichte Beginnen etwas länger fortsetzen, weil die Zahl der Betroffenen bedeutend kleiner ist. Daß die Polen, nachdem sie diese Verationen dreißig Jahre lang erduldet haben, und nachdem man ihnen offen angekündigt hat, daß man sie von ihrem väterlichen Boden verdrängen wolle, die preußische Regierung zum Teufel wünschen (was Millionen andere Leute aus anderen Gründen auch tun), ist selbstverständlich; sie wären nicht Menschen, sondern Hunde oder Klöcher, wenn sie es nicht täten. Aber quid sine viribus irae? Was bedeuten im Zeitalter der Riesenheere, Riesenkapitalien und Kanonen Schimpfwörter, Phantasien und ein Nationalischak von ein paar hunderttausend Mark? Im passiven Widerstand unüberwindlich, sind die Polen jeder Möglichkeit der Aggression beraubt. Uebrigens stammen alle Beweise für den Deutschenhaß, die Unverträglichkeit und Unversöhnlichkeit der Polen, wie sie z. B. auch der ehrliche W. von Massow in seiner „Polennot“ anführt, aus der Zeit nach dem Kulturkampf. Erst durch diesen und den 1886 gegen sie unternommenen Feldzug sind die Bürger und die Bauern für die Phantasien und die Hekereien der Pfaffen und der Schlachzigen empfänglich gemacht worden. Hätte man von diesen ein paar Duzend standrechtlich erschossen, ehe man sich der ganzen polnischen Bevölkerung gegenüber ins Unrecht gesetzt hatte, so würde ich bravo gerufen haben. Also unsere Polen sind in unseren Staatskörper eingegliedert. Seit 1872, noch gewaltsamer seit 1886, arbeitet die Regierung daran, dieses Glied auszurenken, und jetzt will sie durch die Losreißung vom Boden die Ausrenkung vollenden. Zweitens handelt es sich nach Hörsch darum, ob die beiden Provinzen deutsch oder polnisch sein sollen. Bedeutet deutsch soviel wie Teil des preußischen Staates, so sind sie deutsch. Keine europäische Großmacht stellt das in Frage, und wenn ein deutscher Professor die Frage aufwirft, so ist das eine Albernheit. Oder man meint damit die Sprache und die Nationalität. Dann lautet die Antwort: weder deutsch noch polnisch,

iondern gemischt. Das ist eine Tatsache, die sich nur dadurch aus der Welt schaffen ließe, daß man die ganze polnische Bevölkerung totschlüge, oder nach Westafrika oder ins rheinisch-westfälische Industriegebiet schafte.

Ähnlich wie Professor Höpisch hat sich Fürst Bülow in der Herrenhausitzung vom 30. Januar ausgebrüht: „Ich frage nur: können wir zwei Provinzen entbehren, von denen die eine 18 Meilen von Berlin ihren Anfang nimmt?“ Keiner der erlauchten Herren hat die Geistesgegenwart gehabt, zu rufen: „Über, Herr Reichskanzler, wachen Sie doch auf! Sie träumen! Schauen Sie sich doch um! Wo stehen denn die Armeen, die Posen und Westpreußen erobern wollen?“ Müssen nicht die armen Polaken überschnappen und vom Größenwahn befallen werden, wenn das gewaltige Preußen, das die zwei stärksten Militärmächte Europas zerschmettert hat, mit ungeheurem Pathos sich rüstet, um Berlin vor ihnen zu schützen? Da Japan doch ein bißchen zu entfernt liegt, könnte eine von Osten anrückende Armee nur eine russische sein. In Beziehung auf Rußland gibt es nun zwei Möglichkeiten. Entweder es löst sich auf, dann wird natürlich auch ein polnischer Staat entstehen, der 7 bis 10 Millionen Einwohner haben, jämmerlich verwaltet und blutarm sein wird. Wie könnte der dran denken, auch nur eine Quadratmeile vom preußischen Staatsgebiet abzureißen, wenn die Italiener mit all ihrem Irredentistengeschrei dem schlatterigen Oesterreich das ganz verwelschte Südtirol nicht streitig machen können? Aber noch ungemütlicher freilich würden die Zustände in Posen und Westpreußen dann werden, wenn die dort lebenden Polen immer noch Ursache hätten, mit der preußischen Regierung unzufrieden zu sein. Oder Rußland erstarkt im Wirtschaftsleben und in der Kultur, so daß sein gewaltiges Gebiet und seine Kopfszahl in seiner politischen Macht voll zur Geltung kommen. Dann wird es die eisfreien Häfen, die es braucht, an unserer Ostseeküste suchen, und es wird die Macht haben, sie zu nehmen. Das einzige Mittel, dieser Eventualität vorzubeugen, ist eine

Politik, welche die dem Riesenreich unterworfenen kleinen Nationalitäten in Preußen eine Schutzmacht sehen und herbeiwünschen läßt. Statt dessen hat es sich bei allen kleinen Nationalitäten, nicht bloß den slawischen, gefürchtet und verhaßt gemacht, und dadurch den Deutschen den Zugang zu den großen Kulturaufgaben verbaut, die ihrer im Osten und Südosten harren und die sie aus der kleindeutschen Heringstonne, in der sie sich ungemütlich in kleinlichem Gezänk drängen, hinausführen könnten ins Freie.

Vor 20 Jahren fand ich es geraten, zu versichern, es sei nicht etwa Sympathie mit den Polen, was mich bestimme, die gegen sie gerichtete Politik zu bekämpfen. Polnische Wirtschaft und polnischer Charakter sind mir immer widerwärtig gewesen. Aber ich muß gestehen, daß die Polen in den letzten Jahren viel von ihren widerlichen Charakterzügen verloren haben. Dank der vortrefflichen Erziehung, die ihnen der Galatismus hat angedeihen lassen, sind die bäuerlichen Schlampen, die lieberlichen Herren von Krapulinski und Waschlappscki wirtschaftlich geworden; sind unsere Polen aus larmoyanten Klageweibern allesamt, die Weiber eingerechnet, tatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen, schafsgeduldigen Sklavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden.

Wenn ich die Polenpolitik als einen Komplex kolossaler Dummheiten charakterisiere, so will ich damit natürlich nicht etwa Bismarck der Dummheit beschuldigen. Im diplomatischen Verkehr und im Verkehr mit dem Hofe mußte er seiner vulkanischen Seele übermenschlichen Zwang anlegen, und da Basen zerschlagen und Türklinken abreißen nur eine sehr mäßige Genugtuung ist, liebte er es, in der inneren Politik den Gluten seiner Leidenschaft Luft zu machen. In der Leidenschaft aber sieht man nicht, wohin man geht. Uebrigens gab es neben den ausgesprochenen Beweggründen, die seine Polenpolitik durchaus zweckwidrig erscheinen lassen, unausgesprochene, die für seine Nachfolger jedoch nicht mehr bestehen. Diese haben sich nun, anstatt langsam und vorsichtig abzu-

wiegeln, mit der jetzt ganz unmotivierten Polenpolitik belastet. Nun rufen Minister und Statisten: Herr, die Not ist groß! Aber der alte Hegenmeister, der den Kulturempfängern den Dienst geleistet hat, die Verantwortung für den unvermeidlichen Rückzug auf seine Riesenschultern zu laden, lehrt nicht mehr zurück, den Statisten denselben Gefallen zu erweisen. Je länger die Regierung die unvermeidliche Umkehr verschiebt, desto schwerer schädigt sie die Autorität des Staates.

Nachdem ich dieses Artifelchen geschrieben habe, finde ich einige der darin ausgesprochenen Gedanken in dem mir soeben zugehenden Berichte über die Herrenhausitzung vom 26. Februar wieder, und zwar in den Reden der Herren Grafen Mirbach und Generalfeldmarschall Graf Haeseler. Nett ist auch, wie der Freiherr Lucius von Ballhausen, der 1886 die Ansiedlungsvorlage eingebracht hat, gegen diese Fortsetzung der Bismarckschen Politik polemisiert.

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

Wir hatten das Glück, uns der Gesellschaft des Kapitäns Totaki von der japanischen Marine und des Fräuleins Mio, einer jungen Dame, die einige Jahre in Amerika gewesen und eine englische Erziehung genossen hatte, zu erfreuen. Sie waren ausnehmend freundlich zu uns während unseres ganzen Aufenthaltes; ihrer Gesellschaft verdankten wir viele vergnügte Stunden. Der Kapitän gab uns einmal eine Abendunterhaltung in einem Teehause und führte uns zu den berühmten japanischen Geishas, von denen wir alle schon gehört haben. Man führte uns in einen großen Raum, der Fußboden war bedeckt mit Bambusmatten, die auf einer weichen Unterlage ruhten. Selbstverständlich legten wir unsere Schuhe an der Tür des Hauses ab. Es gab weder Stühle noch sonstige Möbel dort, aber man brachte für uns sofort welche. Die Begrüßung der zahlreichen Dienerinnen war sehr ehrfurchtsvoll, jede warf sich auf den Boden nieder und berührte jedesmal die Matte mit ihrer Stirn, wenn sie in den Raum eintrat. Bluschbeden wurden von einer Dienerin hereingebracht und um das Kohlenbeden gelegt. Einige Minuten später trat wieder eine Aufwärterin ein, warf sich auf den Boden nieder und setzte uns eine japanische Delikatesse vor, eine andere brachte Suppe in kleinen bemalten Schalen, eine andere Fisch, eine dritte Kuchen, eine vierte Tee in sehr zierlichen Tassen, weitere Mädchen noch viele andere Sachen und endlich wurde Saki, der übliche Landwein, gebracht und in kleinen Täßchen wie Tee kredenzt.

Dann kamen die Mädchen: sieben traten herein, jede mit einem Musikinstrumente von seltsamer Konstruktion; sie verbeugten sich tief, aber ich bemerkte, daß sie nicht die Matte mit ihrer Stirn berührten: ihr Rang ist viel höher als der der Dienerinnen. Dann begannen sie zu spielen. Es gibt keine Abendgesellschaft ohne eine Darbietung dieser Geishamädchen, und solche Unterhaltungen bilden fast das einzige gesellschaftliche Vergnügen der Japaner. Und jetzt die Musik: Bitte sich wohl zu merken, daß die japanische Tonleiter nicht die unsere ist und japanische Musik keine Melodie für unsere Ohren und doch werden dieselben Gefühle in ihnen durch ihre Musik geweckt, wie in uns durch unsere, so daß mir nach alledem Harmonie einfach eine Sache der Erziehung

*) Siehe „Morgen“ Heft 8 von 21. Februar 1908.

zu sein scheint. Die herrliche „Fünfte Symphonie“ oder „Lohengrin“ oder Burns' „scots wha hae“, nach unserer Art gespielt und gesungen, würde diesen Menschen nicht mehr bedeuten als ein lautes Geräusch von Kastagnetten. Stellen Sie sich einmal die „Fünfte Symphonie“ in einer anderen Tonleiter vor als die unsere. Der Gedanke will mir nicht in den Kopf, daß wir nicht die einzig mögliche Harmonielehre haben, aber man muß eben lernen, daß es verschiedene Wege zu jeder Sache gibt und niemand, der viel weiß, wird so anmaßend sein zu sagen, daß seine Methode die beste ist. Weil aber die Tonleiter anders ist, so hatte ich auch kein Verständnis für das Dargebotene. Als ich glaubte, sie spielten eine Totenklage, mußte ich die Entdeckung machen, daß es eine herzliche Bewillkommnung war und die Versicherung dieser hübschen Mädchen, daß sie sich glücklich fühlten, die hohe Ehre zu haben, vor solch illustren Gästen spielen zu dürfen. Unsere Begleiterin nahm eins von diesen Instrumenten, spielte und sang uns etwas vor, aber ich war auch nicht glücklicher im Erraten dessen, was sie spielte. Es war ein Hochzeitschor, und ich wollte wetten, es sei das japanische „Miserere“; dieser Irrtum mag immerhin seine Bedeutung haben, aber für uns war die Musik, gerade herausgesagt, abscheulich. Eine Fistelfstimme und ein Kreischen und dazu noch ein Singsang im Kopftou, der unangenehmste Klang, den es in der Musik gibt, das ist das ganz gewöhnliche und das beliebteste. Die Instrumente sehen aus wie Banjos*) und geben einen sehr grellen Ton ähnlich der Trommel; aber es gibt ein noch größeres Saiteninstrument, das japanische Piano, auf dem ältere Frauen spielen, die jüngeren sind noch nicht geübt genug, um es zu beherrschen. Nachdem man einige Lieder gesungen, legten einige Mädchen ihre Banjos weg, und nach einer Verbeugung schickten sie sich an zu tanzen. Aber anstatt einer lebhaften Verkörperung munterer Musik ist der japanische Tanz sehr gemessen und der Körper wird statt der Füße bewegt. Mit Hilfe des unentbehrlichen Fächers suchen die Mädchen die verschiedensten Gemütsstimmungen darzustellen und alle mit ausgesuchter Anmut. Es war Poesie in der Bewegung. Jeder Tanz illustrierte eine Geschichte, und hier kennt man sich ebenso gut aus, wie in dem „Highland fling“ oder dem „Sailors Hornpipe“**). Da war es nicht sehr schwer der Darbietung zu folgen. Die Gebärde ist mehr wie die Musik Universal-sprache, und in ihrem Bereich macht uns ein einziges natürliches Gefühl die ganze Welt verwandt. Da gibt es keine verschiedenen Tonleitern, um Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Die Liebe in ihren mannigfaltigen Formen war, was wohl auch zu erwarten war, das Thema der meisten dieser Tänze. Ich denke, ich gewann meinen Ruf als guter Errater wieder. Ich konnte Fräulein Rio einen ganz guten Bericht geben von allem, was in den Tänzen zum Ausdruck kam, und während dieses Teiles des Abends unterhielten wir uns vortrefflich. Wie blöd muß einem Japaner unser Wirbeln um den Saal herum erscheinen, bis man müde oder schwindelig wird – und das alles aus reinem Vergnügen an der Sache!

Die Gewänder der Mädchen gehörten zu den reichsten und modernsten ihrer Art, die Harmonie ihrer Farben war überraschend. Ihre Umgangsformen waren die der höchsten

*) Vierseitiges, gitarreähnliches Begleitinstrument.

**) Bekannte schottische Volkstänze.

Gesellschaftsklasse. In der Tat, sie machen die Mode, sie sind die gebildetsten und best-erzogensten ihres Geschlechts. Nach solchen Mädchen wird geschickt, wenn man eine Abendgesellschaft geben will, gerade wie wir eine Musikkapelle engagieren. Als ganze Klasse genommen, sollen sie in hoher Achtung stehen, wohnen ausnahmslos bei ihren Eltern, die sie unter großem Kostenaufwand ausbilden lassen, und machen oft, wie man mir sagte, sehr gute Partien. Der Kontrast zwischen ihnen und ihren weniger gebildeten Schwestern ist so groß, daß es sogar uns auffällt, die wir erst wenige Tage hier sind und selbstverständlich mit ihrer Lebensart noch nicht vertraut sind.

Die größten Sehenswürdigkeiten von Tokio sind die Tempel und die berühmten Gräber der Taikun. Sie sind einander sehr ähnlich, doch ist das Grab des sechsten Taikun in Schibba weitaus das prächtigste. Es ist allgemein aus Bildern bekannt, und eine Beschreibung würde keinesfalls eine richtige Vorstellung davon geben. Die Farben sind wunderbar und die äußerst zarte Anwendung von Gold ganz auffallend. Auch sieht man an ihm die schönsten Stücke alter Lackfarbenmalerei. Aber diese Gräber machen auf mich keinen Eindruck, erwecken in mir kein Gefühl, das ich mit Ehrfurcht bezeichnen könnte, überhaupt nichts in Japan, wie mir scheint: etwas Spielzeughafte haftet allem an, auch ihren Tempeln.

Die japanische Kunst scheint eine angewandte zu sein. In keinem Lande sind die täglichen Gebrauchsgegenstände so künstlerisch. Es gibt wenig Möbel in den japanischen Häusern: keine Wände mit Bildern behangen in prächtig vergoldeten Rahmen, keine Vorhänge oder Gardinen, keine Sofas, keine Stühle, keine Tische oder Ständer oder Leuchter, wie sie unsere Zimmer füllen. Die Leere der Zimmer fällt einem geradezu auf, wenn man eintritt, aber wenn man sich die täglichen Gebrauchsgegenstände bestieht, findet man sie von ungewöhnlicher Schönheit. Sicherlich ist dies viel wichtiger, als wenn sich die Kunst auf einige wenige Personen oder Gegenstände beschränkt. In Japan ist die Kunst demokratisch, kann man sagen, alle Klassen unterwerfen sich ihrer Herrschaft. Eines muß noch gesagt werden über die Kunst im Osten, in China und Indien sowohl wie in Japan: bis auf den heutigen Tag hat sie sich auf das rein Dekorative beschränkt; die höhere schöpferische und gestaltende Kraft ist noch nicht erreicht. Warum das so ist, ist eine sehr interessante Frage, und ich will ihr einmal nachgehen, wenn sich die Gelegenheit bietet, und will dann sehen, womit das zusammenhängt. Sollte die Armut im Osten etwas damit zu tun haben? Es gibt dort sehr wenig reiche Leute, wenige sind wohlhabend in unserem Sinne, 25 000 Mark werden in Japan als ein Vermögen betrachtet, und man hat mir gesagt, sehr wenige selbst von den höheren Massen besitzen so viel. In China und Indien herrscht ganz derselbe Zustand, einige indische Radsjahs ausgenommen. Der Anstoß, den die Religion der Kunst in Europa gab, fehlt im Osten, die Tempel sind armselig und enthalten keine Kostbarkeiten. Reiche Handels- und Industrieklassen gibt es noch wenig im Osten, und der „Reichtum fließt nicht so in die Taschen“ wie in Europa und Amerika. Ich fürchte deshalb, die Kunst wird im Osten auch in den kommenden Jahrhunderten nicht über das Stadium des rein Dekorativen hinauskommen.

*

Was ihre Religion und ihren Glauben anlangt, ist es schwer, etwas darüber zu sagen, oder ob sie überhaupt eine haben. Eines aber ist sicher: die gebildeten Massen haben den Glauben der Menge abgelegt, wenn sie ihn überhaupt jemals gehabt haben, und verehren keine Götter mehr. Die ungebildeten Massen sahen wir jedoch noch mit ihren bescheidenen Gaben in die Tempel strömen und durch Gebete Hilfe erflehen. Japan ist wie das alte Griechenland: es hat eine Religion für die Massen und eine andere oder keine in dem gewöhnlichen Sinne für die Gebildeten.

Wie in katholischen Ländern wird ein Altar mehr verehrt als ein anderer. Der dem Fuchs geweihte Tempel ist der populärste im ganzen Lande. Er ist geschmückt mit Bildwerken von „Meister Reinold“ in den verschiedensten Stellungen. Seine Verehrer sind sehr zahlreich — die Schlaueit des Fuchses ist ja sprichwörtlich geworden —, und diese Menschen hoffen durch Opfer und Gebete den Gott „Fuchs“ zu bewegen, ihnen etwas von seiner Schlaueit abzulassen. Der Fuchs kann mit Recht als der erfolgreichste Prediger in Japan bezeichnet werden, er versteht besser wie irgend ein anderer sein Geschäft, seine Gemeinde ist die größte. Aber er hat eine Rivalin von nicht geringer Bedeutung in der Göttin „Imma“. Wir sahen ihr Bild: ein großes, sehr starkes Weib, auf japanische Art sitzend und umgeben von Kinderbildnissen; kleine Kinder sind um die Hauptfigur wie Engel rings herum angebracht: jemand verkauft aus Ton gemachte und häßlich bemalte Abbilder für vier Pfennige das Stück: viele solcher Dinge werden von den Andächtigen vor die Göttin gelegt.

Als wir davor standen, lag gerade eine junge verheiratete — denn ihre Zähne waren schwarz —, nicht reich, aber anständig gekleidete Frau vor der Göttin auf den Knien und so in andächtigem Gebet versunken, daß sie unsere Gegenwart gar nicht wahrte. Es war unverkennbar — hier war aufrichtige Frömmigkeit, ein Erheben der Seele zu einer höheren Macht. Ich wollte sehr gerne wissen, welches Leid sie drückte, und unser Dolmetscher erzählte uns nachher, daß sie die Göttin nur um eine Gnade bat, das alte Gebet: es möchte ihr ein Sohn geschenkt werden. Armes Weib! Wenn man bedenkt, was ihr Leben in diesem Lande bedeutet, wenn ihr Gebet unerhört bleibt — es tut einem weh, wenn man daran denkt. Ein lebendiger Leichnam wird sie, eine andere tritt an ihre Stelle; alles, was ein Weib für teuer hält, liegt in dieser einen Wagschale. Ich sah auch Männer im Gebete vor anderen Götterbildern und in einem Zustand der Ekstase. Ich sah so viel in den Tempeln, daß ich verstimmt wurde und wünschte, ich hätte nie einen besucht. Es gibt einem ein so niederschmetterndes Gefühl vor der Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes, wenn man sieht, wie noch so viele niedergehalten werden durch die niedrigste Form des Aberglaubens.

In einem der berühmtesten Schintotempel sah ich den heiligen Tanz, mit dem die Gottheit versöhnt werden soll. In einer zwei Stock hohen Bude an der Vorderseite des Tempels war eine kleine Bühne, auf der drei alte Priester saßen. Einer schlug eine Trommel, der zweite spielte eine Flöte, der dritte fingerte auf einer Gitarre. Im Takt zu dieser Musik bewegte sich ein sehr hübsches junges Mädchen, mit prächtigen heiligen Gewändern behangen, mit einem Fächer in der Hand, die Tochter eines Priesters, das war alles. Ebenso wie der Tamtamschlag des Buddhisten, den wir im selben Augenblicke von dem Tempel gegenüber hörten, soll der Tanz die Götter geneigt machen, die

Opfer und Gebete der Gläubigen gütig aufzunehmen. Wir sahen in demselben Tempel eine große hölzerne Figur, die jede Art von Leiden zu heilen imstande sein sollte. So sehr und so eifrig war dieses Standbild von den armen Duldern gerieben worden, daß die Nase nicht mehr da ist. Das Gesicht ist buchstäblich glatt gerieben; die Ohren sind fort, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann alle Züge menschlicher Form verwischt sein werden. Mir kommt die große Zehn des heiligen Petrus in der Kathedrale zu Rom in den Sinn, die auch schon ganz glatt geworden ist von den Rüssen der andächtigen Katholiken.

*

Heute ging ich mit Bandy durch die Hauptstraßen von Tokio von einem Ende bis zum anderen. Bei unserem Erscheinen sammelten sich solche Menschenmassen an, daß die Polizei zu tun hatte, die Gassen auseinander zu bringen. Die Stadt ist in einer Ebene erbaut und hat nur Brunnenwasser. Feuerzbrünste sind sehr häufig. Die japanischen Städte sind solche Haufen von Brennmaterial, daß ich mich wundere, daß sie überhaupt noch existieren. Aber das Herdfeuer, das man da hat, ist klein: nur ein Kohlenbecken gibt es hier und da zu Kochzwecken, und da die meisten Menschen in Garküchen essen, gibt es in vielen Häusern überhaupt kein Feuer. Lange Leitern sind aufgerichtet wie Feuertürme, und auf diesen sitzen Wächter die ganze Nacht, um sofort Alarm zu schlagen. Nur durch Niederreißen oder In-die-Luft-sprengen der angrenzenden Gebäude kann man für gewöhnlich dem Weitergreifen des Feuers Einhalt tun. Es gibt keine Versicherungen in Japan, das Risiko wäre auch viel zu groß.

Man gewöhnt sich an alles, auch an Erdbeben, und Japan hat viele solcher unvorhergesehenen Besuche. In einer Nacht spürten wir in Tokio drei Stöße, einer war kräftig genug, uns aus dem Schlafe zu wecken. Mein Bett bekam einen tüchtigen Stoß, und das Haus drohte uns auf den Kopf zu fallen. In derselben Nacht hatten wir ein großes Feuer in der Stadt, und hunderte von schrill klingenden Glocken, wie die Ruhglocken in unseren Wäldern, wurden zum Alarm geläutet, aber das Geklapper der Nachtwächter in unserer Straße gab mir die beruhigende Versicherung, daß bei uns alles in Ordnung sei, und ich blieb liegen. Die Nachtwächter hier haben nämlich zwei kleine vieredrige Brettchen aus ganz hartem Holz, diese schlagen sie gegeneinander als ihr „Könnt-ruhig-schlafen-Signal“, wenn sie die Runde machen. Aber ich glaube kaum, daß Fremde in der Regel den Zweck dieses Klapperns kennen und daß sie ab und zu davon aufgeweckt werden, nur um sich die Versicherung geben zu lassen, daß nicht die geringste Veranlassung besteht, sich zu beunruhigen.

Ich werde in meinem Schreiben eben durch eine neue Erderschütterung unterbrochen. Zuerst begann mein Stuhl zu zittern, dann das Haus, ich konnte nicht weiter schreiben, und wie ich aufblide, sehe ich Bandy in voller Aufregung vor mir stehen. Minutenlang schien es, als sollten wir zu kleinen Stücken zermalmt werden, als sei das Ende aller Dinge gekommen. Dieses Gefühl werde ich nie vergessen. Die Bewegung eines auf See rollenden Schiffes auf das Land übertragen, wo man festen Boden und ringsherum schwere Steinmauern hat, die jeden Augenblick auf uns zu fallen drohen — das ist wenig angenehm. Aber es ging vorüber, und unsere Mutter Erde wurde wieder so ruhig wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

Schluss

Dritter Abschnitt.

Graf Michael hatte im Hause des Ministers wieder einmal einen Musikabend durchgemacht und befand sich müde auf der Heimfahrt nach seiner Wohnung.

Es war eine helle Vorfrühlingsnacht. Die Sterne schienen, und die Nacht war kühl und klar.

Michael war wie immer von der Teilnahme ermüdet, die er einer Sache gezollt hatte, die im Grunde nicht sein Leben war. Ermüdet auch von den innigsten Rücksichten, die er Alice dargebracht jedesmal, wenn das dunkle, erhabene Mädchen ihn fühlen ließ, daß sie nur so geschmückt und tätig einherzugehen wünschte, um seines Hauses und Lebens Zier zu sein.

Michael war tief verstimmt ohne Grund.

Er dachte an all die Stunden zurück, wo er schließlich in einen Lehnstuhl gelümmelt von fern das vertrauliche Leben der Musiker und die leidenschaftliche Beschäftigung Alice nur noch durch die vorgehaltenen Finger mitangesehen hatte. Und es ging, wie es ihm fast immer ging, daß er quälende Erwägungen und Mißtrauen spann und nicht mehr in eine klare Gedankenfolge hineingeriet.

Er wollte heimfahren und ließ sich dann doch, in den Wagen versunken und unzufrieden, zum Klub weiterfahren, um in fremder Gesellschaft wenigstens, so schien ihm jetzt der Klub — seine unheimlichen, brennenden Selbstquälereien los zu werden.

Aber am Ende der Straße, wo man in den Hof zum Klub einbog, besann er sich neu, ließ halten und änderte dann noch einmal seinen Befehl.

Man fuhr zurück. Es war ein Schein der Nacht ihm empfindlich in die Augen gekommen. Er wünschte plötzlich, daß der Kutscher in den Stadtwald und zum See hinausführe.

Daß der Wagen geschlossen war, störte Michael. Er wollte den Hut in den Nacken geschoben frische Luft schöpfen und die Kühle fühlen und die stärkende Frische der in Halbfrost schlafenden, nächtlichen Welt.

„Halten!“ rief er zum Kutscher und hatte, ehe der Diener vom Bod sprang, den Wagenschlag im Fahren aufgerissen und war auch schon aus dem Wagen gesprungen.

Es war am Eingang nach den städtischen Anlagen, wo man in die Ferne in die nächtlich dämmernde Ebene von einem freien Hügel aus sehen konnte.

Der See lag schimmernd vor ihm. Es war eine stumme, silberne Welt. Die Sterne blinkten. Die jungen Gehölze von Eichen standen noch kahl, aber es roch frisch nach Knospen, und die Wege schlängelten sich bleich in die tieferen Dunkelteile, die das blinkende Schild des stillen, großen Wassers umrahmten.

„Ich werde eine Weile spazieren —“, sagte er zum Diener, „und Ihr fahrt heim.“

Michael hatte es mit allerbestimmtester Geste gesagt. Daß der Diener zuerst nicht zu fragen wagte und nur zögernd, für den Fall, daß doch ein weiterer Wunsch des Herrn käme, den Bod des Wagens neu bestiegen hatte.

Aber als nichts kam, fuhr der Kutscher ebenso zögernd von der Stelle. Der Wagen machte ein dumpfes Rollen in die Stille der Nacht, und die Pferde klappten und trappten hörbar.

Der Kutscher hatte auf Veranlassung des Dieners noch einmal angehalten.

„Befehlen Erlaucht am Eingang der Straße zu halten?“ jagte der Diener.

„Meinetwegen, haltet in der Allee,“ jagte Graf Michael — indem er den warmen Mantel festnahm und den Pelztragen in die Höhe schlug, weil ein leichter Wirbel Staub hob und eine Welle umtrieb.

„Nein,“ sagte der Graf dann, „ich werde die kleine Strecke zu Fuß gehen. Und ihr erwartet mich daheim.“

Aber der Leibdiener wartete dann daheim bis gegen den Morgen und bis gegen Mittag, und Graf Michael kam nicht. Und er wußte im Augenblick nicht recht — und zog Erkundigungen ein. Auch in des Ministers Palais wußten die Diener nicht, wo Michael geblieben. Und im Palais des alten Adelsmarschalls gaben die Diener die gleiche heimliche Antwort, wie die Diener des Ministers.

Michaels Leibdiener war von früher an dergleichen gewöhnt, hatte Übung, sich allerhand Möglichkeiten zu denken, in die sein Herr geraten war — und besorgte sich nicht weiter.

Über der Tag verging und die Stunde, wo Michael gewöhnlich zu Alice fuhr, um mit ihr zu spazieren oder hinauszureiten.

Niemand erschien.

Alice saß am Fenster, tausendmal auslugend und mit Sorglichkeit forschend.

Michael war weder in seine Wohnung zurückgekehrt, als es gegen die Dämmerung ging, noch auch vor dem Portal des Ministers vorgefahren.

Es kam eine große Sorge in Alice.

„Mein Gott,“ sagte sie und lief zu dem Minister. „Was mache ich nur — Michael wollte bestimmt kommen — und nun ist es eine Stunde und mehr, daß ich warte.“

„Er hat sich vielleicht in der Uhr getäuscht,“ sagte der Minister.

„Ach Papa, nein, nein,“ sagte Alice mit einer gewissen Gereiztheit, die aus der inneren Pein plötzlich aufkam.

„Aber liebes Kind,“ sagte der alte Herr, „Michael hat ja doch auch noch mancherlei anderes zu tun. Man kann doch nicht absolut auf die Stunde schwören.“

Alice fand nicht Ruhe, obwohl sie es zufrieden war, daß Vater sich ahnungslos und wie unbesorgt seinen Geschäften neu hingab.

Und Alice ging ins Zimmer der Mutter. Aber sie wagte augenblicklich nichts weiter zu sagen.

„Ist Michael nicht gekommen?“ fragte Frau Minister sanft.

„Nein, er kommt wohl später. Er muß Geschäfte haben.“

Aber Alice war schon längst wieder in ein Buch vertieft gewesen und hatte ein Lied am Klavier nur in der Begleitung durchgespielt, weil sie jetzt nicht in der Lage war, Töne aus der Seele und Kehle hervorzubringen. Michael kam nicht.

Alice war auch an den Schreibtisch gegangen, hatte an Michael einige fragende, liebende Worte geschrieben und sich dann entschlossen, nicht zu schreiben, sondern gleich nur einen Diener hinauszuschicken.

Aber die Zeit zum Abend war verronnen. Michael kam nicht.

Der Minister war in eine Sitzung ausgefahren. Frau Minister hatte sich in aller Stille zurückgezogen. Alice empfing im Vestibül in Sorge selbst die Antwort des Dieners und hörte mit kaum anwesender Seele, wie wenn sie sogleich aufspringen und ohne Hut und Umhang hinauslaufen und zu Michael hin mühte, um ihm in irgendeiner Gefahr die Hand zu bieten.

Sie wollte den Diener ausfragen.

„Vielleicht ist Herr Graf unterwegs zu mir aufgehalten worden?“

Aber der Diener machte Reden drum herum. Er wußte es ja auch, daß Graf Michael seit gestern abend gar nicht dahim gewesen, und daß ihn die Diener vergeblich die ganze Nacht und den Tag erwartet hatten. Er redete also unbestimmt, daß Alice die Lage wie in einem Blitzlicht plötzlich einjah.

Sie lief in ihr Zimmer zurück. Sie begann sich möglichst unscheinbar für die Straße anzutun.

Die junge Jose sah, daß Alice sehr bleich geworden, aber sehr bestimmt von etwas erfüllt war.

„Gehine, ich muß ausgehen. Ich glaube, es wird nötig sein. Graf Michael ist leicht erkrankt,“ jagte Alice. „Versteht du. Wenn jemand nach mir fragen sollte, wenn Papa beim Heimkommen fragt: Ich bin bereits im Bett. Der Portier mag achtsam sein, wenn ich heimkomme.“

„Soll nicht Wilhelm mit dem gnädigen Fräulein gehen?“

„Niemand geht mit. Den Revolver leg mir hin,“ jagte Alice nur.

Und dann lief sie zum Hotel Michaels und kam in seine Räume, die völlig still und ruhig lagen, und verlangte klare Auskunft.

Anfangs wußte man nichts. Man wagte erst keine Vermutungen. Man jagte endlich, daß Graf Michael am Eingang zum Gehölz einen Nachtspaziergang angetreten. Man war dann offener.

Alice war bis ins Innerste erschrocken. Sie dachte an leibliche Gefahren.

„Mein Gott,“ sagte sie, allein ist der Graf in später Nacht in den Stadtwald gegangen und noch nicht zurückgekehrt!“

Aber die Diener blieben ganz ruhig.

„Oh, Erlaucht,“ jagte der Kammerdiener. „Es ist manchmal schon vorgekommen. Der gnädige Herr wünscht in solchem Falle durchaus nie, daß man sich ängstigt. Passiert sein dürfte ihm nichts!“

Alice lief heim. Das Wort ging mit ihr. Sie mochte es nicht wiederholen.

„Nein, nein, passiert sein dürfte ihm nichts,“ sprach es in ihr für sich gegen ihren eigenen Willen.

Weil sie wußte, daß gerade das das Furchtbare war.

* *
*

Michael saß in einer kleinen, niedrigen Stube, in einer Kneipe in der Nähe des Roßmarktes.

Am Tage war Frühlings-Pferdemarkt gewesen. Viel Getümmel allenthalben.

Er saß mit ein paar Zigeunern, die er kannte, an einem Rundtisch, und nur die glutäugige Chbale, eine fünfzehnjährige Dirne, die ihn, am Eingang des Lokales stehend, plötzlich hineingelockt, hing auf der Sofakante, aus der Seegras quoll, und hatte den Arm um Michael gelegt, ohne daß er es achtete.

Michael spielte.

Die beiden Männer mit Bärten, braun und wollig, um Kinn und Wangen und voll frischer Eier in den Bliden sahen auf den vergrabenen Michael hernieder, der in tiefer Versunkenheit seine Hand achtlos in die dunklen Strähne wühlte, die um sein bleiches Gesicht hingen, und womit die leichtfertige und müde Chbale gleichgültig tändelte.

Chbale war voll jenes Zaubers wilder Menschen, die glimmen, aufbrennen und dann lange in Asche sind, stumm und in sich und hart, trotz Jugend. Und die aus dieser Härte werden wie demütige Hunde und kriechen in gewundener Dargabe in neuer Glut und in heimlichem Haß.

Chbale hing sich über den Tisch zu Michael.

Sie war, wie die Zigeunerfinder, ganz verwahrlost gekleidet und saß müde und spielte mit Goldstücken und den Ketten, die ihr auf die junge, bronzene Brust niederglitten.

Sie war schön.

Sie hatte einen freischenden Ton.

Sie beobachtete trotz ihrer großen Müdigkeit das Spiel.

Wenn Michael verlor, küßte sie ihn ins Gesicht und lächelte wie traurig.

Aber wenn einer der bärtigen, in Raftane gekleideten Männer verlor, freischte sie wie wütend und sah mit Feuerblick zu ihnen.

Ein kleiner, niedriger Wirt bediente.

Man trank aus Schalen. Der Wein war gut.

Aber man trank nur zum Scheine.

Auch Chbale spie es heimlich in die Ecke.

Michael hatte die ganze Nacht und den Tag hin so gegessen.

Chbale war längst ein paarmal eingeschlafen. Sie streckte sich wieder hinter Michael auf das Sofa.

Die Zigeunermänner sahen aus wie wütende Bestien.

Sie waren aufgedunsen.

Sie hatten gewonnen.

Man spielte schon stumm mit Verschreibungen.

Gold und Papier, was Michael in Menge bei sich getragen, war längst in die Taschen der Händler gewandert.

Lange ging das Spiel ohne hörbare Zeichen.

Chbale regte sich neu aus dem Schläfe und richtete sich wie abweisend auf.

Man hatte den ganzen Tag Licht gebrannt.

Nun sah sie, daß die beiden Männer, ihr Vater und ihr Oheim, noch standen wie vorher.

Sie erkannte an den gespannten Mienen voller Gier, daß sie nicht aufhören würden, ehe nicht Michael selber sich endlich erhöbe.

Eybale hing sich an Michael neu und preßte ihn.

Sie küßte ihn auf seinen Mund, mit Leidenschaft, mit Inbrunst.

„Liebster,“ sagte sie.

Michael saß verzehrt da und dachte nicht mehr an sie. Als er hereintrat, hatte man ihm das Mädchen geboten. Nun wußte er kaum, was vorgegangen war oder noch vorging.

Michael hatte längst ein Vermögen hingegeben.

Es begann wieder in die Nacht hineinzugehen.

Es war wie ein sinnloser Zwang, daß er sich noch aufrecht hielt. Daß er immer auf diese Art und Zeichen sah.

Im Raum war eine Schwüle wie in der Hölle.

Und eine vollkommene Stummheit.

Eybale zog sich die Haarsträhne aus ihren losen Banden und begann sie neu zu flechten.

Sie wollte sich dann fortschleichen.

Der eine braunbärtige Alte schalt sie und riß sie gleichgültig mit Vorwurf zurück.

Eybale stampfte wütend mit dem Fuß und stieß ihn zur Seite.

Dann ging sie doch von der Tür ins Zimmer zurück.

Die Stunden gingen ungehört.

Nur dann und wann hörte man Zahlen nennen.

Die Gesichter sahen aus wie von Geistern, die um die Seligkeit feilschten. Jeder Augenglanz und jeder leibhaftige Kopf und Arm und Hand und jedes Glas stand nur noch im Raume wie schwebend und klein und fern.

So unermessen unbestimmt und gehalten ein jedes Ding von unsichtbaren Mächten.

Es kam keinem der Männer ein, seine Stellung auch nur einmal zu ändern.

Nichts. —

Erstarrt stand alles.

Nur Eybale dehnte und streckte sich auf dem Sofa wie eine junge Tigerin.

Ihre zarte Brust hing aus ihren Lumpen.

Sie streckte sich, auf dem Bauche liegend, und umschlang von Zeit zu Zeit, wie in heimlicher Sinnengier, Michael, der sie jetzt von sich schob, weil der Gram seine Züge ganz verzerrte.

Auch rauchen hatte er vergessen.

* *
*

Am nächsten Morgen im Dämmer ging Michael heim, ins Hotel zurück.

Der Portier hatte ihm ganz ins Gesicht geleuchtet — und hatte ihn erst erkannt an der harten und befehlenden Gebärde.

Nicht einmal am Ton der Stimme konnte er ihn erkennen.

Michael war wie ein Irrsinniger.

Er saß auf dem Bettrand, wie ihn der Diener auskleidete, ließ dann den Diener mit dem Fuße fort, noch ehe die Auskleidung beendet war, und warf sich ins Bett und schlief wie ein Toter.

Ausflug.

Graf Michael lebt jetzt seit langem in Paris. Er war damals nicht, weder ins Haus seines Vaters noch seiner Braut, zurückgekehrt. Der innere Widerwille, der ihn plötzlich gegen sich erfaßt hatte, die innere, niedere Scham ließ ihn nicht aufblicken.

Er war am anderen Tage von der Hauptstadt abgereist. Niemand wußte mehr.

Er hatte einen Brief voller Demütigungen geschrieben. Aber keine Macht der Erde vermochte ihn mehr zurückzubringen.

Alice hatte Trauerkleider angelegt, die sie lange Jahre nicht mehr von sich brachte. Ihr Wesen war schön und still. Sie gewann Kraft wieder in ihrer Kunst, ihrer Arbeit. Oh, sie konnte jetzt die Arbeit pressen. „Dieses göttliche Tun,“ sagte sie, „das uns eine Welt wiedergibt, wenn wir eine verloren haben.“

Und Graf Michael ist seit Jahrzehnten nun ein vollkommen harter Sonderling.

Uebrigens geht er jetzt hoch aufgerichtet, und man kennt ihn kaum wieder.

Nur an der vergrabenen und verächtlichen Miene.

Er lebt viel mit Künstlern, die in seinem Palais verkehren. Auch in der großen Welt. Man kennt ihn allenthalben in Paris.

Sein Vermögen ist sehr groß. Er hat sich ein Haus an der Avenue des Champs, ein hoch umgittertes und ummauertes, reiches Haus, von einem der ersten Baumeister bauen lassen und empfängt darin kalt und förmlich.

Er ist sehr verändert im ganzen Wesen, schweigsam und streng abweisend fast gegen jedermann.

Er war damals schnell grau geworden.

In seinem Hause hat er allerlei Erinnerungen an Alice.

Da hängen ihre Kinderbilder und die Bilder der Jahre ihrer strahlenden Güte und Schönheit.

Aber er redet zu niemand von ihr. Und niemand darf ihn auch danach fragen.

Traurig ist er gar nicht.

Er spricht in allem mit der Sicherheit eines Mannes von Welt und von reichen Bestimmungen.

Die Heimat meidet er und haßt sie allmählich.

Die Verwandten dort beginnt er zu kränken mit Nichtachtung und mancherlei unsinnigen Verfügungen.

Uebrigens haßt er jetzt auch Spiel und Frauen.

Als der alte Adelsmarschall starb, erwartete man, daß er endlich in allen Ehren heimkehren und die Regierung der Grafschaft mit Gepränge antreten werde.

Nichts ist geschehen. Er kam nicht einmal zum Begräbniß.

Graf Michael ist in Paris als Mäcen bekannt.

Er verschwendet ganze Vermögen, die schönsten Bilder und Statuen zu kaufen, die er dann auch heimsendet, wo sie Jahr um Jahr verpackt in den verhangenen Sälen seiner Schlösser liegen — in Menge sich häufend. — Aber er gibt niemals Erlaubniß, die Kisten aufzupacken, ehe er käme. Und er kommt nie.

Um Politik kümmert er sich gar nicht mehr.

Man sieht ihn viel in Konzerten. In Notre-Dame trifft man ihn. Er sitzt dann versunken und hört den mächtigen Gesängen und dem Dröhnen der Orgel zu.

Sein Leben geht ganz für sich in Ideen hin — dann und wann noch ferne durchwoben von den eigentümlichen Röstlichkeiten einer unbegreiflich glücklichen, unbegreiflich verzehrenden Erinnerung.

Ende.

Kant und die Kirche. Von M. Kronenberg.

Ueber dem Grabe Kants hat sich vor kurzem in Königsberg ein merkwürdiger Streit erhoben und weit über das Weichbild der Stadt hinaus in ganz Deutschland lebhaftes Interesse erregt. Ueber dem Grabe Kants, nicht im un-eigentlichen Sinne, sondern im Wortverstand: denn es handelt sich um jenen unter dem Namen Stoa Kantiana bekannten und an den Königsberger Dom angrenzenden Bogengang und die daran angebaute Kapelle, in welcher die Gebeine des Philosophen ruhen.

Diese Grabstätte Kants bildet eine der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten in der „Stadt der reinen Vernunft“, und kein Fremder wird von ihr geschieden sein, ohne einen tiefen Eindruck empfangen zu haben. Es ist ein verhältnismäßig schmaler aber hoher Raum, in den nur spärliches Licht fällt. In der Mitte des Fußbodens ist eine Tafel eingelassen, welche den Namen Immanuel Kant, sowie das Geburts- und Sterbedatum des Philosophen, enthält. Am Kopfende des Grabes steht die Kantbüste von Hagemann, die beste, welche es gibt, nach der Rauch sein mit Meisterhand gefertigtes Kantdenkmal geschaffen hat, und nach welcher auch an dem Denkmal Friedrichs des Großen, Unter den Linden in Berlin, Kants Reliefbild modelliert wurde. Die Büste trägt die Inschrift:

Lucifugas domuit volucres et lumina sparsit.

d. h. er bändigte die lichtscheuen Geier und hat unendliches Licht verbreitet — man möchte diese letzten Worte am liebsten mit Goethes „Epilog zu Schillers Glocke“ übersetzen:

Er schwebt uns vor, wie ein Romet ent-schwindend,

Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Darüber aber liest man an der Seitenwand in großen goldenen Lettern die berühmten Worte aus dem Schluß der „Kritik der praktischen Vernunft“:

Der bestirnte Himmel über mir,

Das moralische Gesetz in mir.

Kein weiterer Schmuck ist sonst zu sehen; und gerade diese Schlichtheit und Einfachheit, welche so ganz der Wesensart der Persönlichkeit Kants und seines Denkens entspricht, das Feierliche der Stimmung dieses Raumes, welches durch das Halbdunkel erhöht wird, der dadurch gegebene besondere Hinweis auf den Charakter des Erhabenen, welcher in der ganzen Kantischen Philosophie, und vor allem in seiner Ethik, ausgeprägt ist — alles das verbindet sich zu einem Gesamtbilde, das auf jeden empfänglichen Beschauer eine tiefgehende Wirkung hervorrufen muß.

Es mußte daher seltsam überraschen, als vor kurzem die Nachricht kam, diese Kantische

Grabkapelle sei baufällig geworden, und man denke daran, sie ganz abzureißen und die Gebeine Kants im Dome neben zahlreichen anderen Universitätslehrern beizusetzen. Daß es mit dieser angeblichen Baufälligkeit nicht so schlimm ist, haben die Verhandlungen der Königsberger Stadtverordnetenversammlung deutlich genug gezeigt. Selbst die eifrigsten Verteidiger der Magistratsvorlage, welche einen Kredit von 50 000 Mark für die Umwandlung forderte, gaben zu, daß die Grabkapelle noch recht wohl mindestens 50—100 Jahre bestehen bleiben könne, wenn auch der Boden sich ein wenig gesenkt habe. Schon aus diesem Grunde wäre es gerechtfertigt gewesen, daß die Magistratsvorlage von den Königsberger Stadtverordneten mit außerordentlich großer Majorität abgelehnt wurde.

Was aber hierbei vor allem bemerkenswert war und Interesse erregen mußte, war die, schon vor den Verhandlungen im Königsberger Stadtparlament viel erörterte Streitfrage, ob es zulässig sei, die Gebeine Kants in einer Kirche beizusetzen, und ob nicht hierin eine Verleumdung läge, ein Widerspruch gegen die ganze Persönlichkeit des Philosophen und gegen den ganzen antikirchlichen Geist seiner Philosophie, ein Widerspruch, der unter allen Umständen die Ueberführung der Gebeine Kants in den Königsberger Dom auch dann ausschließen müsse, wenn dieser mehr als Gruftkirche — wie es ja denn tatsächlich der Fall ist — denn als eine Kirche zu gottesdienstlichen Zwecken anzusehen sei.

In der Königsberger Stadtverordnetenversammlung wurde von einigen Seiten die gegenteilige Stellung eingenommen. Vor allem war es der Königsberger Oberbürgermeister Körte, welcher, nach dem Bericht der Königsberger Hartungschen Zeitung, sich dahin äußerte: „Auch der Kirche ist er (Kant) nicht abhold gewesen, in seiner Schrift über Religion betont er vielmehr ausdrücklich, daß Religion ohne Kirche unmöglich sei;“ und ihm sekundierte ein Anhänger der Magistratsvorlage, der Stadtverordnete Doktor Stettiner, der behauptete, „wenn man das Grabmal Kants in

die Kirche lege, so handele man damit im Kantischen Geiste“.

Diese Aeußerungen stehen aber durchaus im Widerspruch mit dem Geiste der Kantischen Philosophie.

Kant unterscheidet genau zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. Die letztere ist ein hohes Ideal, welchem die Menschheit auf ihrem Wege unaufhörlich entgegenschreitet, obwohl sie nie hoffen kann, es vollkommen zu erreichen; die erstere aber nur eine Verzerrung dieses Ideales, oder eine Entartung der Grundidee der unsichtbaren Kirche, eine Entartung ganz besonders in den Erscheinungsformen der christlichen Kirche, welche er vor Augen hatte, gegen welche er die ganze Schärfe seiner Kritik richtete, und welche er mit allen Waffen, selbst mit denen der Ironie, des Spottes und des Hohnes, die ihm sonst ferner lagen, bekämpfte.

Jene unsichtbare Kirche, welche Kant vor Augen steht, hat eine rein ethische Grundlage. Ihre Notwendigkeit gründet sich nicht darauf, daß die Ethik der Religion, das sittliche Handeln der Gottesvorstellung bedürfe, sondern allein darauf, daß die Erfüllung der sittlichen Forderung schwer, der einzelne Mensch schwach, und selten imstande ist, aus eigener Kraft dem fernen Ziele der sittlichen Vollendung entgegenzuschreiten. Der geistesstarke Mensch, der ganz auf sich selber ruht, der den Schwerpunkt seines Daseins nicht außer sich, sondern in sich hat und mit Goethe-Prometheus spricht:

Hast du nicht alles selbst vollendet,

Heilig glühend Herz?

— dieser Mensch bedarf zur ethischen Vervollkommenung keiner Religion, auch nicht der Religion im höchsten Sinne des moralischen Vernunftglaubens, wie Kant ihn faßt; er bedarf noch weniger des Beitritts zu einer Kirche, auch wenn diese nichts als eine ethische Gemeinschaft ist. Für die große Mehrheit der Menschen aber ist es, wegen ihrer geistig-moralischen Schwäche, dennoch notwendig, daß sie aus dem „ethischen Naturzustand“, wie Kant sagt, d. h. aus dem Zustande, wo jeder für sich

dem Sittlichen nachstrebt, heraustreten und sich zusammenschließen und vereinigen zu einer ethischen Gemeinschaft, eben jener unsichtbaren Kirche, deren einziges Ziel also die Kräftigung des Willens in der Richtung des Guten ist, deren einziger Tempel die Herzen der Menschen sind, welche keine Statuten, keine Dogmen, keine Gebote und Zeremonien, keinen Unterschied von Priester und Laien kennt, sondern in der alle gleich sind als sittlich strebende Menschen.

Wie anders ist es mit den sichtbaren Kirchen! Schon dadurch zerstören sie die ethische Grundlage, daß sie einen Zwang ausüben in Dingen, welche einen Zwang absolut nicht vertragen, weil alle Sittlichkeit auf Freiheit beruht; daß sie zu Bekenntnissen nötigen, obwohl jede solche Nötigung die Menschenwürde verletzt und die Sittlichkeit vernichtet. Und wie nun gar, wenn solche Nötigung ausgeübt wird in bewußter Heuchelei, indem diejenigen, welche die Gewalt anwenden, die Priester und die Bischöfe oder die staatlichen Behörden, die aus politischen Rücksichten mit ihnen zusammengehen, zu Bekenntnissen nötigen, von denen sie sehr wohl wissen, daß sie der Wahrheit widersprechen, nicht nur der objektiven Wahrheit, d. h. der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern auch der subjektiven Wahrheit desjenigen, der in seinem Inneren vergewaltigt wird. „Wenn sich der Verfasser eines Symboles,“ sagt Kant, „wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, sofern er innerlich sich selbst die Ueberzeugung von Sätzen, als göttlichen Offenbarungen, gestehen soll, frage: getrauest du dich wohl, in Gegenwart des Herzenskündigers mit Verzichtleistung auf alles, was dir wert und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu beteuern? so müßte ich von der menschlichen (des Guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen) Natur einen sehr nachteiligen Begriff haben, um nicht vorauszu sehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hierbei zittern müßte . . . Der nämliche Mann, der so dreist ist zu sagen: wer diese oder jene Geschichtslehre als eine teure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein.“ „O Aufrich-

tigkeit, du Alsträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wiewohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in der menschlichen Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen.“

Kann man wohl ernsthaft meinen, es entspreche dem Geiste des Mannes, der diese Worte gesprochen, daß er in einer Kirche seine letzte Ruhestätte finde? Es sei denn, daß es sich um den Dom einer Frei-Kirche handelte — obwohl man auch dann noch sehr in Zweifel sein könnte — nicht aber, wie hier, um das gottesdienstliche Gebäude, das einer konfessionellen Gemeinschaft dient. Wie sehr verkennt man aber überhaupt die Geistesart eines solchen Genies, wie Kant es war, wenn man ihn in die Schranken eines konfessionellen Bekenntnisses einzuengen sucht, seien es auch die Schranken des in liberalstem Sinne aufgefaßten und dem Ideal der unsichtbaren Kirche angenäherten Protestantismus.

Dieser ganze Streit, der sich über dem Grabe Kants erhoben, lenkt aber von neuem die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß Deutschland kein Pantheon besitzt, wie die Franzosen, wie die Engländer in ihrer Westminster-Abtei. Eine solche Ruhestätte für die großen Toten eines Volkes, die ehemals die lebendigen Glieder seiner geistigen Entwicklung waren, würde mehr als alles andere ein weithin sichtbares und wirksames Symbol der nationalen Einheit sein. Aber man wird freilich an die Verwirklichung eines solchen Gedankens nicht ernsthaft herantreten können, ehe nicht in einem gewissen Maße die geistige Einheit zurückgewonnen ist, die uns über der politischen verloren ging.

Gedanken über Albrecht Dürer.

Von Herbert Eulenberg.

Es gibt einen Begriff bei uns in Deutschland, mit dem wir tagtäglich umgehen wie mit dem Metermaß, dem Literfrug und dem Pfundgewicht, ein konstruierter Begriff, für den es im wirklichen Leben kein einziges Beispiel gibt, das ist der Normalmensch. Für ihn sind unsere Gesetze verfertigt, für ihn gelten unsere Sitten, geben wir unsere Gesellschaften, feiern wir unsere Feste, für ihn sind unsere Verfügungen erlassen, und sind Apotheken, Kirchen und Schulen erbaut. Für ihn macht der Schneider seine fertigen Anzüge, schreibt der Arzt seine Rezepte, gibt der Lehrer seine Schulaufgaben und der Richter seine Urteile, für ihn hält der Pfarrer seine Predigten und für ihn schaufelt der Totengräber seine Gräber. In Wahrheit hat ihn niemand gesehen noch gehört; wie ein unsichtbarer Geist wandelt der Normalmensch unter uns Deutschen umher, aber für dieses knöcherne Gespenst tun wir alle unsere Pflichten, zahlen wir unsere Steuern, leiden wir unseren Aerger. Was einem etwa im Leben als solchen begegnet oder vorgestellt wird, das sind so widerwärtige Kreaturen, daß man im Interesse des idealen Normalmenschen sich dagegen verwahren muß, daß diese bloß anscheinend korrekten Geschöpfe seinen Namen führen. Wenn man bloß einmal im kleinen Umkreis seiner Familie und seiner Verwandtschaft Umschau hält, ist man baß erstaunt, daß man so einen ganz richtigen Normalmenschen nirgends entdecken kann. Da ist eine sonst unbescholtene Tante, die eine abgöttische Liebe zu Tieren hat, wieder eine, die Nachts ohne Licht nicht schlafen mag, da ist ein Onkel, der trinkt, ein Nefse, der das Schießen nicht vertragen kann, eine Cousine, die einen Zirkusreiter geheiratet hat, ein Kind, das Nachts vom Teufel träumt, ein Vetter, der gerne Tiere quält und ein Schwager, der die Platzangst hat oder einer, der ins Hazardspiel verfallen ist. Alles ganz harmlose, unbestrafte Individuen, aber samt und sonders keineswegs völlig normal zu nennen. Ja, man findet einen solchen Mustermenschen in ganz Deutschland, von Memel bis Lindau nicht, und selbst Staatsanwälte, die sich im Spiegel besehen, werden finden, daß sie irgend etwas Anormales an sich haben, etwa, daß sie mit der linken Schulter zuden, wenn einer freigesprochen wird, oder nachts das Strafgesetzbuch unter dem Kopfkissen haben müssen.

Das Seltsame dabei ist, daß der Mensch meist diesen kleinen Grillen mit einer gewissen Wehmut obliegt, daß er geärgert oder bekümmert diesen seinen fixen Ideen nachgeht, durch die er lebt und verbrennt. „Denn Leiden ist allen Kreaturen beigemischt“, wie Meister Eckhart sagt, und darum sind seit alters her Rausch und Tränen dichte Nachbarn gewesen. An dieses Anormale und Schmerzhche, das in jedem Menschen wohnt und ihn ausmacht, muß man immer denken, wenn man in die Bildergalerie von Meister Albrecht Dürer eintritt. Bei ihm, der doch nach seinem eigenen Bekenntnis „alles mit Fleiß nach der Natur gemacht hat und nicht das kleinste von ihr abgewichen ist“, überkommt uns als nächstes Gefühl vor seinen Werken das der Absonderlichkeit und der Anormalität. Alle seine Menschen und Figuren haben etwas Sonderbares, Apartes, ihnen schmerzlich Eigentümliches. Dieser nach seinem besten Wissen rein naturalistische Künstler hat, mit seiner Staffelei vor seinen Mitmenschen sitzend, keinen Normalmenschen, ja nicht ein-

mal einen Typus entdecken können. Jeder hat sein eigen Gesicht wie seine Seele, und seine besonderen Ecken und Fältchen, Hans Tucher so gut wie Kaiser Maximilian und der Apostel Petrus. Und wenn man selbst das harte normale Stadtverordnetengesicht des Jakob Muffel lange betrachtet, wird es einem plötzlich, als sähe man diesen scheinbar ruhigen Mann nachts vom Bett aufspringen und wie Harpagon mit heißen, zitternden Händen an seinen Truhen und Schränken herumstreichen, um sich zu überzeugen, daß alles verschlossen sei. Oder seht euch das Bild des Hieronymus Holzschuher an, das heute in Berlin lebt! Sieht er nicht aus, wie ein würdiger Rathherr und Bürgermeister, von dessen Lippen Worte der Weisheit träufeln, und der mit Martin Behaim, dem Seefahrer, von dem neu entdeckten Westindien und der Insel Java parlieren konnte, wo „die leut Man und Graben hinden schwanz gleich die hündt haben?“ Aber blidt diejem Herrn Holzschuher nur ein wenig länger in die Augen und auf den Mund, und ihr seht plötzlich das feierliche Bild verwischt, und habt einen jähzornigen Mann vor euch, der mit seinem Weib wegen angebrannter Suppe wie ein Feldwebel mit seinem Rekruten brüllt, oder der leberkrank wird, wenn sein Söhnchen nicht Primus ist, oder der einen Hund in den Leib tritt, der zu ungelegener Zeit an ihm hochspringt.

Und so ist es mit jeglichem Bilde, das der Meister gemalt hat, es führt sein eigenes, seltsames, begrenztes Leben, und ist nit ein Mensch dem andern gleich auf Erden. Für diese Verschiedenheit der Menschen hat kein Maler auf der ganzen Welt wohl schärfere Augen gehabt als Albrecht Dürer, der um 1500 zwischen Himmel und Hölle in deutschen Landen zu Nürnberg auf Erden lebte. Führte ihn seine Kunst zu Gott empor, so zog ihn ein zänkisches Weib, das ihm sein Leben lang beigejelt war, zum Teufel hinab. Der Schmerz der Erkenntnis, die Folge von Adams Apfelbiß, spricht wie aus seinen schönen traurigen Augen und Lippen, aus fast allen seinen Werken: aus dem Blicke des Christuskindeß, das mit der Nelke oder den Haaren seiner Mutter spielt, ebenso wie aus den Händen des heiligen Hieronymus, oder der Haltung des Frauenkopfes bei dem Bild von der Melancholie, oder vielleicht am gewaltigsten aus jenem Kupferstich vom verlorenen Sohn. Mitten in einem deutschen Gehöft kniet er auf dem Boden, rings um sich die Schweine, die behaglich schmaukende, mit dem Rüssel im Boden wühlende, vergnügliche Kreatur. Da muß er die Hände zusammenfalten und zum Himmel emporblicken und wieder kommen erste Tränen aus seinen Augen und ein erstes Gebet aus seinem Munde. Wer den Menschen Schmerz, der aus diesen zusammengepreßten Händen und diesem geöffneten Munde kommt, einmal tief betrachtet hat, der weiß, was Malen heißt, und was für eine große Kunst das ist.

Ein solcher Künstler war Dürer, der größte Maler, den Deutschland hervorgebracht hat, der das Leben verdoppeln konnte, weil er alles sah, wie es war, und jedem Ding und jedem Menschen auf den Grund schauen konnte, wo wir nur Oberfläche und Umrisse erblicken, als ob er dabei gewesen wäre und zugeesehen hätte, wie Gott die Welt erschuf. So löste er das Siegel eines jeden Menschen, wenn er ihn malte, und als ein Freund und Schüler von ihm ihn einmal getadelt hatte, daß das Bild, das er von seiner eigenen alten Mutter gezeichnet hatte, nicht häßlich genug wäre, da holte er diesen, als die Alte später gestorben war, an die Leiche, auf daß er sie betrachte und erkenne, „daß sie in ihrem Tod viel lieblicher sach, dann do sie noch das Leben hätt“. „Und mir war dabei“, erzählt jener, „als ob Meister Albrecht sie schon im Leben oft so wie heute auf der Totenbahre

gesehen hätte“. Daß ist das Wunderbarste und Genialste an Dürer, daß er außer seinen beiden Augen, die jedes Härchen auf den Lidern des anderen sahen, und den Mundwinkeln einer Frau anmerkte, ob sie eine wilde oder eine fromme Jugend durchgemacht hatte, noch jenes dritte Auge hatte, vor dem alle Formen in eins zusammenfließen und alles Vergängliche verewigt wird.

Der Normalmensch, der nirgends existiert, würde schließlich noch von Dürer berichten, daß er bei Michael Wohlgemuth zu Nürnberg Zauberlehrling war und das Malen erlernte, und daß er in Venedig und in Antwerpen gewesen wäre, und daß er an der Auszehrung gestorben sei, und daß der Schwerpunkt der Dürerschen Kunst in seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit liege, der überwältigenden Kraft seines leidenschaftlichen seelischen Empfindens, der rein menschlichen und streng sittlichen Bildung seines Geistes, der Rindlichkeit seines Gemüths und dem Adel seiner Gesinnung, die sich nicht nur überall in seinen Leistungen ausdrücke, sondern auch von seinen bedeutendsten Zeitgenossen wie Picheimer, Kamberarius und Melanchthon wiederholt bezeugt werde, wie dies alles in Brodhauß' Konversationslexikon — auch einer Einrichtung für Normalmenschen! — zu lesen ist. Aber es würde vergessen, zu erzählen, daß auf seinem Grabstein auf dem Friedhof der St. Johanneßkirche die Worte stehen: „Streu ihm Blumen, o Wanderer“, Blumen, keine Phrasen!

Südost.

„Solange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen Abhängigkeit Rußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Uehrenthal hat.“ Vor acht Tagen schloß ich mit diesen Sätzen ein Kapitel österreichisch-russischer Politik. Da die Ammenmärchen, die uns die (aus guten Gründen) momentan etwas verstimimte englische Presse über Mariannens marokkanische Abenteuer zum besten giebt, längeren Redens nicht werth sind, können wir uns noch ein bißchen über die Balkanfragen unterhalten. Nicolaus der Erste hatte in den Januar- und Februar-tagen 1853 nicht zum ersten Mal mit einem Engländer über den „ranken Mann“ gesprochen. 1840 schon, als er in London war, hatte er mit Wellington, Lord Aberdeen und Sir Robert Peel von einer Balkanentente geredet, gesagt, daß er keine Scholle türkischer Erde wolle und keiner andern Macht eine Scholle abzulassen gedanke. Peel (die Auslandspolitik der Tories war immer stärker als die der Wighs) erwiderte, daß der Gedankengang den englischen Interessen durchaus parallel laufe, doch müsse (Seitenblick auf Indien) Großbritannien dafür sorgen, daß Aegypten keine zu starke Regierung bekomme, die England die Ueberlandstraße (der Suezkanal war noch nicht gebaut) sperren könne. Drauf der Kaiser: „Jetzt kann man nicht festsetzen was aus der Türkei gemacht werden soll, wenn sie tot ist; solche Arrangements würden ihr Siechtum beschleunigen.“ Ein rundes Duzend Jahre darauf bekam Sir Seymour aus demselben Munde Ententevorschläge, die solche Arrangements enthielten, und die von Nesselrode 1844 ausgearbeitete Denkschrift über die englisch-russischen Interessen, auf dem Balkan den status quo zu erhalten, war längst vergessen. „Bezeichnend bleibt, sagt Bamberg in seiner ‚Geschichte der orientalischen Angelegenheiten‘, daß England sowohl die Vorstellungen von 1840 wie die von 1853 geheim gehalten hat und erst später, nicht ohne Zuthun Frankreichs, und erst, als Rußland die britische Politik verdächtigte, sich zu einer

Veröffentlichung verstand, die ganz Europa in Bewegung setzte.“ Diese Vorgänge zeigen, daß Rußland den Willen, die Balkanfrage im Einverständnis mit England zu lösen, seit langem und lange gehegt hat, daß er an Englands Widerstand schließlich gescheitert ist. Mählich dann verschob sich das Bild. Schlug ins Gegentheil um, als England sich militärisch am Kriemkrieg betheiligte und bei der Hohen Pforte durch Jahrzehnte hin die Rolle des Opponenten übernahm, den russischen Einfluß zu lähmen, die russischen Wünsche systematisch zu kreuzen, erkennbares Ziel seines Trachtens wurde. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte die stille, oft genug mit Barbarenmitteln gestützte Gegnerschaft, die manchen Wechsel politischer Konstellationen überdauert hat, ihren fühlbarsten Ausdruck auf dem Berliner Kongresse fand.

Die Situation änderte sich, als der weiße Bär die Pranken allzu sichtbarlich nach dem fernen Osten streckte und, etwas unvorsichtig, in die sich am Stillen Ozean vorbereitenden Machtverschiebungen einzumischen begann. Der Bund mit Japan war Englands Antwort; die ewig denkwürdige. Der Riese war an einer neuen Glanzverwundbar geworden, und der gelbe Mann, dessen Sehnen der neue Freund an der Themse entgegenkam, erwies sich für die Aufnahme in den Bund der Kulturmächte dankbar. Er hat die Schwächung Rußlands besorgt, gründlich besorgt, ohne daß England auch nur einen Kreuzer gefechtsklar zu machen brauchte. Doch ehe das möglich war, mußte la France erst in Englands Kiclinie bugsiert werden. War's leicht, nach Menschenalter langen afrikanischen Rivalitäten, hundert unangenehmen Scheerereien, die man sich gemacht hatte? Nein; doch „préparé par l'esprit conciliant d'Édouard VII“ (Herr Tardieu hat's ausgeplaudert), wurde die diffizile Aufgabe gelöst. Das Formelle erledigten die Herrn Lansdowne und Delcassé im Juli 1903 in London. Marianne rückte vom Reussenherrs ab und sicherte England, gegen Marokko, zunächst den Besitz Aegyptens. Eine Etappe; und so kurz nach Taschoda und dem Burenfeldzug ein Erfolg, der seinen Meister lauter als Neffenreden lobte. Als man war, wo man sein wollte, wurde in Portsmouth der Friede diktiert. Einen rascheren Umschwung hat die Welt selten erlebt. 1900 von Allen verlassen, 1904 Bündnis mit Japan, Entente mit Frankreich, brauchbare Freundschaft mit Italien. Der kürzeste Seeweg nach Indien war auf ein Menschenalter hinaus gesichert. Und, im Frieden zu Portsmouth, die Möglichkeit geschaffen, sich via Paris und Tokio mit dem Russen zu verständigen. Das war im Herbst 1905. Nur von uns war, sehr merkwürdig, nie die Rede. Algeciras wurde Ereignis, Frankreich, Italien, England, Rußland waren vom ersten bis zum letzten Tage eine diplomatische Einheit gegen uns. Selbst ein Blinder mußte das Britenziel nun mit Händen greifen. In der deutschen Oeffentlichkeit aber stellte man sich blind und taub. Oestreich hatte den „ehrlichen Mafler“ gespielt, Herr Agenor von Goluchowski sich damit die Sekundantendepeche geholt, gegen die kein Serum zu schützen vermochte. „Golu, Golu“, rief l'Empereur bald darauf in Wien, „venez donc ici et asseyez-vous près de votre empereur“! Golu ward ein paar Monate danach durch Herrn von Aehrenthal ersetzt. Und zwischen den Festen wurde rasch noch Sennor Alphonso in den von Edwards Hand gesteuerten Rahn der Coalirten genommen. Eine reizende Geschichte, die jeden, der nicht innerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle sitzt, zu homerischer Heiterkeit stimmen konnte.

Revenons; von einem Umweg, der zum Verständnis der Situation nicht zu vermeiden war. Heute stehen wir ganz allein; selbst der getreue Sekundant ist für uns verloren. Und die diplomatische Hilfsaktion, mit der wir Herrn von Aehrenthal beizuspringen versuchten, wurde in sämtlichen Kabinetten Europas sicher mit dem nöthigen Humor aufgenommen. Daß ein so kluger Diplomat an den empfindlichsten

Punkt Europaß rühre, ohne sich vorher mit den zunächst interessirten Regierungen verständigt, mindestens in Verbindung gesetzt zu haben, ist ein Gedanke, der nur im deutschen Klima noch gedeihen konnte. Die Bahn von Sarajewo nach Mitroviza wird gebaut, und der Höllenlärm, der merklich schon im Verhallen ist, war für die Masse, die in jedem Lande nach Futter für ihre Vorurteile verlangt. Ob das Osmanenreich freilich seiner Auflösung schon entgegensteht, ist eine Frage, der von heute auf morgen nicht Antwort zu werden braucht. Ich glaub es nicht; glaube auch nicht an Englands Wunsch, die längst fällige, noch immer nicht verfallene Erbschaftsmasse zur Vertheilung zu bringen. Italien, Oestreich, Rußland mögen den Wunsch im Stillen hegen: England müßte eine Tradition verleugnen, wenn es einwilligen wollte. Es hat den ersten Nicolaus mehr als einmal abgewiesen, hat den zweiten Alexander um die Frucht seines Krieges gebracht. Und sollte heute plötzlich nichts mehr dagegen einzuwenden haben, daß Abdul Hamids Hinterlassenschaft unter den Hammer kommt? Vom Bosporus bis nach Port Said ist der Weg beträchtlich kürzer, wie von Gibraltar, wie von Malta selbst, und die Freundschaft mit dem launischen Franzenvölkchen dauert nicht ewig. Keiner weiß es besser, wie der kühle Skeptiker in Windsor. Auch ohne daß das Griechentheil von der Hagia Sophia in Glabenaugen leuchtet, ist der Russe auf dem Balkan, wenns die Stunde fordert, zu beschäftigen; vielleicht sicherer noch. Generosität war nie das Laster englischer Politik, nie hat John Bull ohne Zwang resignirt. Doch Resignation oder nicht: die Thatsache bleibt, daß England, Rußland, Frankreich, Oestreich und Italien der Pforte gegenüber vorläufig als Einheit erscheinen, und daß der deutsche Einfluß dabei ins Gedränge kommt. Bleibt die weitere Thatsache, daß eine auf dem Balkan aktive Politik Oestreichs eine empfindbare Schwächung der deutsch-österreichischen Beziehungen bedeutet.

Die Geschichte hat uns oft genug gezeigt. „In der Beurtheilung Oestreichs ist es auch heut noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust getrieben worden ist. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oestreich im Felde standen, Verlegenheit bereitete und uns im Stiche ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns im russischen Krieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nomineller Verbündeter für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nahe zum Kriege gegen Rußland und Preußen geltend machte? Die Unwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Josef niedergehalten, und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung, wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rantüne des Grafen Buol gegen den Kaiser Nicolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenig Jahre nach Vilajos; aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die Träger einer rivalisirenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen. Die Bürgschaft, die diesen Möglichkeiten gegenüber in der Person des heutigen Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn liegt, steht, wie gesagt, auf zwei Augen; eine voraussehende Politik soll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeiten liegen. Die Möglichkeit eines Wettbewerbs zwischen Wien und Berlin um russische Freund-

schaft kann ebenso gut wiederkommen, wie sie zur Zeit von Olmütz vorhanden war und zur Zeit des Reichstatter Vertrags unter dem uns sehr wohl gesinnten Grafen Andrássy Lebenszeichen gab.“ So sah Bismarck der Dinge Wesen. Franz Josef ist inzwischen nicht jünger geworden, zwischen Petersburg und Wien seitdem ein direktes neues Kabel gelegt, Herr von Uehrental ist aus anderem Holze als der ungarische Graf, und der auch an Personalkredit reiche Sachsenwälder ruht unterm Rasen. Bernhard den Lächler am Webstuhl der Zeit zu sehen, hat ihm gnädig Dile erlassen. Wer diesen Lauf der Dinge trostlos findet, ihn ohne cauchemar betrachten kann, ist zu beneiden. Dem mit dem Virus politischen Denkens Inficirten aber schleicht grau die Sorge durchs schmerzende Gehirn.

... „So tröstet dich deine Leier?“ Ihr braucht sie nicht zu hören. Und mancher Trost ist euch geblieben. Heinrich Leonhard von Eschirch sitzt an der Donau und bespricht (kannst schief gehn?) mit Golus Erbe den internationalen Terminhandel. Just so wills unser Geschick, daß uns seit Bismarcks, des alten Pfüschers, Weggang ja nur Freundliches bescheert hat. Auch künftig bescheeren wird: zweifelt nicht. Tag vor Tag liest der loyale Monarchist doch die Meldung, daß der Kaiser selber mit Herrn von Schön die auswärtige Politik bespricht. Schön. Und der Herr Kanzler? Weiht Herrn von Sydow, seinen Mann, in die Elemente des Unterbilanzsystems ein. Laßt die Schellen klingen! Wer darf, nach der schwizenden Lustigkeit einer erquälten Fastnacht, denn ernste Einkehr für die stille Zeit der Fasten fordern?

Karl Schnitzler.

Musik.

Die neue „Fledermaus“. Was hatte — sagen wir der „Fledermaus“ des Theaters an der Wien gefehlt? Nichts, nichts und abermals nichts. Herr Gregor dachte anders. Ihm fehlte etwas: nämlich daß er selbst noch keine „Fledermaus“ zustande gebracht, daß er die Operette nicht reformiert hatte. War nicht in der Zeitung zu lesen, daß man — in Leipzig — auch der leichtbeschwingten Muse ein neues Kleid angezogen hatte? Das ließ offenbar Herrn Gregor nicht schlafen. Denn daß er blind in der Suche nach Rassenstücken wäre, wird man nicht behaupten wollen. Er ist und bleibt ein Idealist. Und es zeigt sich wieder, daß die Idealisten mitunter schlimmeres Unheil anrichten als die Leute, die dem klingenden Erfolg nachgehen. Der klingende Erfolg dieser „Fledermaus“ wird ausbleiben; und mit Recht. Denn nachdem alle Ingredienzien der Langeweile beseitigt sind, behält meine Erinnerung nur ein Bild: den Ballsaal des zweiten Aktes. Die Menschen, die ihn belebten, sind wie weggewischt. Alles andere ist wie weggewischt. Selbst Herr Otto Lohse, der ein Gastspiel an der Spitze des Orchesters gegeben hatte, bleibt nicht haften. Nicht einmal Herr Lohse, der ausgezeichnete Musiker voll Initiative? Nun, der Kölner Kapellmeister hat den Wienern alles abgeguckt: den schmachtenden Anlauf und die mächtige Lanzierung des

Themas. wenn er es auf den rechten Weg gebracht hat. Nur schade, daß er das eine wie das andere übertreibt und daß man am Ende des Gedankens Blässe merkt.

Ich spreche aber immer noch von einer Operette. Herr Gregor wendet dagegen ein: „Ich wollte eine komische Oper schaffen, wollte den feinen Lustspielton wahren und anderes mehr.“ Ich aber sage ihm: „Lustig wollten Sie in jedem Fall wirken. Dem Karneval, nicht dem Aschermittwoch wollten Sie einen Hymnus singen. Statt dessen verurteilen Sie Zweidrittel der „Fledermaus“ teils durch Pointentötung, teils durch Ihr System überhaupt zur Starrheit, lassen Herrn Mantler als einzigen Prediger des Humors in der Wüste der Langeweile (wie Prediger nun einmal sind) allzu salbungsvoll werden, so daß die Posse lahmt.“

Bei dieser allgemeinen, durch die Behändigkeit der Reifröde noch unterstützten Humorlosigkeit gab es ein Mittel, uns durch feineren musikalischen Lustspielton zu versöhnen: man brauchte nur viel besser zu singen, als in der Operette üblich ist. Dies geschah nicht. Denn schließlich bedenken sich hier in einem gewissen Sinne Gesang und Humor.

Es ist bitter, Herrn Gregor, einem der rührigsten Theaterleiter, diese Wahrheiten sagen zu müssen. Aber erstens: nie ist mir der Abstand zwischen Absicht und Ausführung so groß erschienen wie diesmal, und das Ex-

periment war verfehlt, selbst wenn man sich auf des Direktors Standpunkt stellt. Doch es war auch an sich verfehlt: die Gregorsche Reform wird am wenigsten der Operette zugute kommen.

Also: ein leidliches Orchester, eine gute Dekoration, eine humorlose Szene und eine gedehnte Solo-Posse. Das ist der Gesamteindruck. Usher Mittwoch, nicht Karneval.

Adolf Weismann.

Die Straßenbahn.

Die Dichter der Jahresrevuen des Metropol-Theaters sollten an dem Streit zwischen dem Berliner Magistrat und der Straßenbahn nicht gar so achtlos vorübergehen: gibt's einen besseren Stoff für eine Lokalposse? Ein Zukunftsbild: Berlin im Jahre 1920 ohne Straßenbahn. Das verdient mindestens im Couplet besungen zu werden. Die Schienen liegen brach; sie gehören der Bürgerschaft, aber die Straßenbahn darf sie nicht benutzen. Auf Grund des Vertrages, den sie am 25. Januar 1898 mit einem hochwohlwollenden Magistrat abgeschlossen hat. Danach muß am 31. Dezember 1919 der gesamte Bahnkörper nebst Zubehör unentgeltlich an die Stadt abgetreten werden. Doch die darf wiederum das Geschenk nicht nach Belieben verwerten. Denn nach § 2 des Kleinbahngesetzes (vom 28. Juli 1892) bedarf es zur Herstellung und zum Betriebe einer Kleinbahn der Genehmigung der zuständigen Behörde. Hierin liegt wieder eine neue Schwierigkeit. Am 4. Januar 1900 hat nämlich der Polizeipräsident auf Veranlassung des Ministers für öffentliche Arbeiten der Straßenbahngesellschaft über den Kopf des Magistrats hinweg die alleinige Konzession bis zum 31. Dezember 1949 erteilt. Er darf daher der Stadt den Betrieb nicht mehr gestatten. Blicke also nur noch die Möglichkeit, statt des elektrischen Betriebes zur alten Pferdebahn zurückzukehren, auf die das Kleinbahngesetz keinen Einfluß hat. Ein Weg, der dem an Automobile gewöhnten Publikum kaum gangbar erscheint. So nimmt der Kampf um die Straßenbahn, der nun schon sieben Jahre lang währt, kein Ende. Er tobt in immer heftigeren Formen, und die Pfeile, die der Magistrat in der letzten Zeit abgeschleudert hat, kennzeichnen den Grad der Erbitterung. Auch auf Seiten der Straßenbahn herrscht peinliche Verlegenheit (die öffentlich natürlich bestritten wird). Man sieht wohl ein, daß der Vertrag mit der Stadt Berlin Rechte gewährt, die die Regierungskonzession ziemlich illusorisch machen. Und auf Seiten der Stadt ist man des Habers nicht weniger

müde. Man fürchtet die mächtige Stütze, die die Straßenbahn an der Regierung besitzt; und mag die Behörden nicht immer zum Feinde haben. Auch leidet der Verkehr unter den Zwistigkeiten, denn die Straßenbahn weigert sich (was ihr nicht zu verübeln ist), die Tunnelprojekte durchzuführen, wenn ihr nicht die städtische Konzession bis 1949 und eine Tarifierhöhung konzessiert werde. So war der Boden für eine Einigung geebnet. Die Aktionäre freuten sich schon, für ihre Aktien einen höheren Kurs zu erzielen. Denn wann wäre jemals eine Verstaatlichung oder Kommunalisierung zustande gekommen, ohne den Aktionären höheren Preis zu bieten? Wird's anders gemacht, so schreit man über „Vergewaltigung“. Die Verhandlungen, die zwischen Herrn Oberbürgermeister Rirschner und Herrn Ministerialdirektor Wicke ein paar Wochen lang gepflogen wurden, haben sich nun wieder zerschlagen. Die Stadt bot 160% (der Kurs notiert gegenwärtig ca. 175%), und die Straßenbahn meinte, die Aktien hierzu wegzugeben, könne man einem Aktionär doch ernstlich nicht zumuten. Ich will mich in den Streit über den Wert der Straßenbahn-Aktien nicht einmischen, denn es erscheint mir unmöglich, zu berechnen, wie groß er in Wirklichkeit ist. Fest steht nur, daß der Liquidationswert geringer wäre, selbst wenn man den Bahnkörper zum vollen Werte einsetzt, während er doch im Jahre 1920 ohne Entgelt an die Stadt fallen muß. Aber wie mir scheint, kommt es hierauf nicht an. Für die Stadt Berlin besitzt die Straßenbahn einen höheren Wert; auf Grund des Kapitalwertes der jährlich erzielten Einnahmen. Sie hätte den Aktionären nicht 8% zu geben, sondern könnte die städtische Anleihe mit 3½, höchstens mit 4% verzinsen. Auch würde ein Teil der hohen Direktorengehälter, mindestens aber die Ausgabe für Aufsichtsratsstantien wegfallen, die jährlich ca. 250 000 Mark (kapitalisiert also ca. 6 Millionen) betragen. Auch der allgemeine Vorteil, Berlins größtes Verkehrsunternehmen endlich in städtische Regie überführen zu können, wäre nicht zu unterschätzen.

Andererseits darf nicht geleugnet werden, daß auch die Straßenbahn ein sehr großes Interesse daran hat, der Ueberführung der Bahn in städtischen Besitz die Wege zu ebnen. In der Generalversammlung, die am 27. Februar stattfand, gab man sich freilich Mühe, die bestehenden Schwierigkeiten zu leugnen; und genierte sich nicht, die Dinge in einer Weise auf den Kopf zu stellen, daß nur der begreifliche Wille, dem Gegner kein Material in die Hand zu geben, manches entschuldbar macht. Nach dem Kleinbahngesetz könne, so ward versichert, wenn die Stadt den Vertrag nach

1919 nicht freiwillig verlängert, im Ergänzungsverfahren diese Pflicht erzwungen werden. Die Behauptung ist teilweise richtig. Das Gesetz ging von der richtigen Erwägung aus, man dürfe nicht gestatten, daß der Bau einer Kleinbahn einer einzigen kleinen Gemeinde wegen (die vielleicht aus irgendeinem Mikroskopischen Grunde die Durchleitung verhindert) unterbleiben muß. So ist der Provinzialrat oder (wenn es sich um eine Stadtgemeinde handelt) der Bezirksausschuß ermächtigt worden, die Zustimmung der Provinz oder der Stadt zu erzwingen. Doch können hierdurch jemals die Rechte geschmälert werden, die der Stadt durch Privatvertrag zustehen? Der § 7 des Kleinbahngesetzes (der diese Bestimmung enthält) bezieht sich sinngemäß nur auf diejenigen Fälle, wo ein Vertrag nicht vorliegt; durch den freiwilligen Abschluß des Vertrages mit der Stadt Berlin hat sich die Straßenbahn dieses Rechtes begeben. Mindestens aber wäre die Stadt in der Lage, den Anspruch auf Ersatz des Schadens (der ihr durch den Fortbetrieb der Straßenbahngesellschaft entsteht) geltend zu machen. Die Straßenbahn rechnet (im schlimmsten Falle) nur mit einer Entschädigung für den Bahnkörper. Sie stellt sich auf den Standpunkt, daß sie auf Grund der Regierungskonzession die Bahn bis zum Jahre 1950 weiter betreiben dürfe und nur nötig hat, an die Stadt den Wert der Bahnanlage zu entrichten. Der Standpunkt ist falsch, aber selbst wenn man ihn für richtig erklären wollte, würde die Berechnung unzutreffend sein, die Herr Regierungsrat a. D. Köhler in der Generalversammlung angestellt hat. Auf den Einwand, die Abschreibungen der Straßenbahn seien in Rücksicht auf die Abtretung des Bahnkörpers im Jahre 1920 zu gering, erklärte er die sehr eigenartige Buchführungsmethode, und hierbei paßierte ihm ein Versehen, das merkwürdigerweise von den Aktionären und der Handelspresse nicht beachtet worden ist. Er wollte beweisen, daß im Jahre 1920 ein Verlust für die Aktionäre nicht entstehen könne, weil der Bahnkörperamortisationsfonds, der jetzt mit 18,7 Millionen Mark zu Buche steht, auf 43 bis 44 Millionen Mark angewachsen sein werde, während auf Grund des gegenwärtigen Buchwertes eine Abfindungssumme von 36 Millionen Mark zu berechnen sei. Vorläufig steht der Amortisationsfonds also nur mit 18,736 Mill. Mark zu Buche; Herr Köhler rechnet jedoch mit den bisherigen Zuwendungen, den Zinsezinsen und vom Jahre 1911 ab mit jährlich ca. 1,5 Milli-

onen Mark, d. h. der bisher zur Ablösung der Obligationsschuld benutzten Summe. Leider übersieht der Herr Regierungsrat nur, daß diese Ablösung bisher nur durch Abschreibungen vom Bahnkörper, von den Bahnhöfen, Werkstätten und Wagen erfolgt ist. Zunächst muß also in dem Augenblick, wo die Obligationen getilgt sind, sich der Buchwert des Bahnkörpers (da die bisherigen Abschreibungen wegfallen) entsprechend erhöhen. Dies allein würde nach meiner Berechnung einen Betrag von ca. 4 Millionen Mark ergeben. Dazu kommt aber weiterhin, daß man den gegenwärtigen Buchwert unmöglich als denjenigen Preis betrachten kann, den die Straßenbahn an die Stadt zu entrichten hätte. Denn, wie Herr Regierungsrat Köhler selbst ausführte, sind die Abschreibungen auf das Konto des Bahnkörpers nicht notwendig; ergo muß, wenn diese Erwägung richtig ist, der Buchwert um den bisherigen Betrag der Abschreibungen vermehrt werden. Drittens übersieht die Berechnung der Straßenbahn vollkommen, daß auf die Bahnhöfe, Werkstätten und Wagenpark auch nach dem Jahre 1911 Abschreibungen vorgenommen werden müßten. Es wäre geradezu frivol, die Reparaturkosten für die Wagen als Aktiven, ohne entsprechende Rückstellung in die Bilanz, einzustellen. Der Erneuerungsfonds, auf den sich die Straßenbahn zu stützen pflegt, entspräche aber doch nur dann diesem Zweck, wenn er um den Betrag der Abnutzung der Straßenbahnwagen jährlich vermehrt werden würde. Aus der Bilanz ergibt sich aber, daß dieser Fonds im Jahre 1907 einen Zuschuß von nur rund 500 000 M. erhalten hat; selbst unter Berücksichtigung der Ausgaben, die aus diesem Fonds gedeckt wurden. Man wird mir zugeben, daß bei einem Buchwert der Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen von ca. 55 Millionen Mark ein Betrag von 500 000 M. geradezu gesekwidrig wäre. Ich nehme nicht an, daß die Straßenbahn eine solche Bilanzierung vom Jahre 1911 ab gut heißen würde, und darum war die in der Generalversammlung aufgestellte Berechnung sicherlich nur für diejenigen bestimmt, die sich nicht der Mühe unterziehen, die Ziffern nachzuprüfen. Die Abfindungssumme für den Bahnkörper wäre, wenn nur einigermaßen solide bilanziert wird, im Jahre 1920 bei weitem nicht durch den Amortisationsfonds gedeckt. Und den Aktionären würde, wenn diese Summe zur Auszahlung gelangt, ein viel größerer Verlust entstehen, als wenn das jetzige Gebot der Stadt (in Höhe von 160%) zur Annahme gelangt.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schatzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Hellwegestr. 53; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Österreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmerdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei J. Rafael normals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 23. — Druck von Paß & Carls G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Poesie.

Nummer 11

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

13. März 1908

Karl Marx. (Zum 14. März 1908.)

Von Werner Sombart.

Am 14. März sind 25 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Karl Marx zu Argenteuil bei Paris, wohin er sich begeben hatte, um bei seinen Kindern Erholung zu suchen, seinen Leiden erlag, die ihn die letzten Jahre zu einem müden und gebrochenen Manne gemacht hatten.

Ich war damals blutjunger Student in Pisa und stand eben im Begriffe, meine Dienstzeit als Sozialist zu absolvieren, hatte also schon angefangen, mich für die Vorgänge in der politischen und in der sozialen Welt zu interessieren. Ich entsinne mich deshalb auch des Eindrucks noch mit ziemlicher Deutlichkeit, den die Nachricht von Margens Tode auf uns und auf weitere Kreise um uns herum machte; erinnere mich auch noch des Widerhalls, den er in der Presse fand. Im ganzen genommen war der Eindruck kein sehr tiefer und ging jedenfalls nicht über ganz enge Adeptenkreise hinaus. Nichts von den nachhaltigen Wirkungen, die der Tod eines großen und weltberühmten Mannes hinterläßt. Was waren das für ganz andere Töne gewesen, um wieviel lautere und eindringlichere, die bei dem Tode Richard Wagners erklingen waren, auf dessen Grabhügel ja die Kränze noch nicht verwelkt waren, als Marx ihm in die Ewigkeit nachfolgte. Der Tod Richard Wagners war ein Ereignis gewesen, das wenigstens die gesamte gebildete Welt — Freunde wie Gegner — als bedeutsam empfunden hatte und dem die Presse, die doch immer als Gradmesser des öffentlichen und allgemeinen Interesses dienen kann, lange und eindringliche Beachtung geschenkt hatte. Von Margens Tode dagegen nahm die Presse (die fast ausschließlich bürgerliche Presse war) nur oberflächlich Notiz: sie registrierte ihn, wie sie etwa das Ableben eines „berühmten“ Universitätsprofessors mittleren Ranges oder eines ebensolchen politischen Parteiführers niederer Ordnung zu berichten und zu würdigen gewöhnt ist.

So wenigstens schwebten die Berichte, die damals die Zeitungen brachten, in meiner Erinnerung. Um sicher zu sein und zu sehen, ob mich mein Gedächtnis nicht trog, habe ich jetzt noch einmal die Marxnummern einiger der größten Zeitungen durchgeblättert und habe in der Tat bestätigt gefunden, wessen ich mich erinnerte:

So brachte beispielsweise die (Münchener) Allgemeine Zeitung (also damals das erklärte Professorenblatt) außer dem Telegramm, das Wolffs Bureau immerhin verbreitet hatte und das kurz den Tod meldete, ein paar Tage später unter der Rubrik „Verschiedenes“: „Todesfälle“ in der Außenzone des Petitsages eine biographische Belehrung, die mit den Worten beginnt: „Karl Marx, der berühmte sozialistische

Schriftsteller und Organisator, dessen Tod telegraphisch aus Paris gemeldet wurde, stand im 65. Lebensjahre“; dann folgen noch 22 Zeilen nach, in denen nur die äußeren Daten seines Lebens verzeichnet werden, ohne daß irgendeine Wertung daran geknüpft wäre.

Von ihren (damals so vortrefflichen) Originalkorrespondenzen aus Berlin oder Paris oder London kommt keine auf das Ereignis zu sprechen.

Andere Blätter, die auch die Wolff'sche Depesche abdruckten, hielten es im Interesse ihrer Leser für geboten, dem Namen eine erläuternde Notiz hinzuzufügen. So meldet die Neue Preussische (+) Zeitung:

„Karl Marx (einer der Führer der Sozialdemokratie!) ist gestern in Argenteuil bei Paris gestorben.“

Aber auch wenn die Zeitungen mehr von dem Verstorbenen berichteten und in einem besonderen Artikel (was jedoch nur die Ausnahme war) seine Bedeutung zu würdigen versuchten, so merkte man an der Art und Weise, wie und an welcher Stelle der Artikel veröffentlicht wurde, daß der Tod Marzens, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz und gar nicht als ein chefredaktionelles Ereignis betrachtet wurde. Weder der Chefredakteur noch einer der politischen Redakteure empfand es als zu seiner Aufgabe gehörend, den Nachruf an Karl Marx zu schreiben (oder wie sich das gehört, wenn es sich um relevante Personen handelt: geschrieben im Pult liegen zu haben und ihn zusammen mit dem Telegramm, das den Tod meldet, an hervorragender Stelle des Blattes abzudrucken). Vielmehr merkt man den meisten Artikeln, die im Laufe des März 1883 in der bürgerlichen Presse über Marx erschienen sind, an, wie sie erst durch den Tod veranlaßt sind: sei es, daß ein Spezialmitarbeiter aus eigenem Antrieb einen Marx-Artikel einsandte, sei es, daß der Chefredakteur an einen Spezialisten einen Brief geschrieben hatte: „Da ist der p. Marx gestorben: würden Sie wohl einen kurzen Essay — beiläufig 25—30 Druckzeilen — über ihn für uns liefern? Da wir den Beitrag gern in der nächsten Sonntagsnummer veröffentlichen möchten, so wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns das Manuskript bis übermorgen einliefern könnten.“ (Der 14. März 1883 fiel auf einen Dienstag.)

Man stelle sich dagegen vor: Marx hätte bis heute gelebt und sein Tod wäre heute zu vermelden! Welches Rauschen gäbe das im Blätterwalde: fettgedruckte Meldung; sofort ein sachverständiger Artikel aus der Feder des Chefredakteurs in derselben Nummer; Berichte über die Trauerfeierlichkeiten; Stimmen der Presse im In- und Auslande, noch ein paar längere Artikel, einer über, einer unter dem Strich: eingehende Würdigung mit wissenschaftlichem und politischem Gesichtspunkte (welchen Einfluß wird der Tod auf die Haltung der sozialdemokratischen Parteien haben?); Berichte über Interviews mit „maßgebenden“ Sozialistenführern; endlich in der Sonntagsnummer: Mitteilungen aus dem Privatleben des Verstorbenen, „persönliche Erinnerungen“, Marx-Anekdoten. Mit einem Worte: heute gäbe der Tod Marzens selbst der bürgerlichen Presse (von der sozialdemokratischen ganz zu schweigen) ein Fest, als gälte es den Tod Virchows oder Eugen Richters oder Adolf Menzels. Und dasselbe Fest würde wohl ziemlich gleichmäßig in der Presse aller Kulturstaaten gefeiert werden können, da für alle Länder das Ereignis gleich bedeutsam wäre und von allen maßgebenden Personen, vor allem von der Presse als solches empfunden werden würde. (Vielleicht allerdings würde der Eindruck, den Marzens Tod gemacht hätte, noch stärker gewesen sein, wenn der Tod sage vor 5 Jahren eingetreten wäre.)

Das heißt also: Marx gehört zu denen, deren Ruhm nach ihrem Tode wächst, deren Bedeutung erst nach ihrem Tode in vollem Umfange erkannt wird, deren Werk erst nach ihrem Tode, wenn nicht gar erst vollendet, so doch in seinen Wirkungen lebendig wird. Richard Wagner, an den wir immer zuerst denken, weil er Romorient Margens war, starb, nachdem er die Ernte seines Lebens in die Scheuern gebracht und behaglich vor der Tür seines Hauses sitzend die Bewunderung, Verehrung und den Neid seiner Nachbarn und Freunde schmunzelnd eingestrichen hatte: 8 Jahre nach der Eröffnung der Festspiele in Bayreuth (die in dasselbe Jahr fällt wie die formelle Auflösung der Internationalen Arbeiterassoziation, von der unten noch die Rede ist!). Marx starb als wenn Richard Wagner etwa im Jahre 1860, Bismarck etwa im Jahre 1865 gestorben wären. Er hatte zwar sein Werk vollbracht, es war auch das der Mitwelt bekannt, was ihn unsterblich macht: aber das Werk war noch nicht in das Leben, in die Wirklichkeit übertragen. Vergewärtigen wir uns doch einen Augenblick, wer Karl Marx in den Augen der mit ihm Lebenden im Jahre 1883 war, als was er von ihnen gewertet werden konnte. Um dann damit zu vergleichen, was er heute für die Welt bedeutet. Ein solcher Vergleich bietet interessante Einblicke in den Gang der sozialen Bewegung und in die Entwicklung der sozialen Wissenschaft während des letzten Vierteljahrhunderts. Marx als Politiker, Marx als sozialistischer Organisator und Agitator schien im Jahre 1883 endgültig ausgespielt zu haben. Das war wenigstens der Eindruck, den der oberflächliche Beobachter gewinnen mußte, und der sich in den meisten Nachrufen widerspiegelt: man wußte Lobendes von seinen theoretischen Leistungen zu melden, aber von seinen praktischen Erfolgen nur Ungünstiges. „Seine Lehren (schreibt z. B. die Kreuzzeitung) gewannen . . . ein Ansehen, an welchem auch durch das schließliche politische Mißlingen und die Unpopularität (!) ihres Urhebers nichts geändert worden ist . . .“ Und „minder glücklich (nämlich als seine wissenschaftliche Tätigkeit) ist des Verstorbenen agitatorische Tätigkeit gewesen . . .“ Ähnlich schreibt die Nationalzeitung: „Marx selbst glaubte sich jedoch auch zum praktischen Handeln in sozialistisch-revolutionärem Sinne berufen, und er begründete zu diesem Zwecke 1866 (recte 1864) die Internationale, deren Haupt er bis 1870 (recte 1872 oder 1876, je nachdem man das Ende d. J. U. U. oder der Herrschaft Margens in ihr von der Verlegung des Generalrats nach New York oder von ihrer formellen Auflösung datiert) war; dann brachen in dieser Gesellschaft Streitigkeiten und Spaltungen aus, infolge deren sie anscheinend ziemlich bedeutungslos geworden ist“ (recte: vor 8 Jahren aufgelöst worden war). Oder die Vossische Zeitung: „Mit der praktischen Organisation und mit der Uebertragung seiner Doktrinen in die Wirklichkeit hat er jedoch wenig Glück und Erfolg gehabt . . . Marx hat sich in den letzten Jahren an der sozialistischen Agitation nur noch wenig beteiligt.“

Diese Art Urteile waren aber, wie gesagt, durchaus begreiflich. Denn in der Tat: das äußere Lebenswerk Margens: die Internationale Arbeiterorganisation lag zertrümmert am Boden, als ihr Begründer die Augen schloß (man denke, daß Richard Wagners Festspiele endgültig ausgespielt gewesen wären, als er starb!). Aber auch sonst war von irgendwelcher Internationalität der sozialen Bewegung, von einem stillen Weiterwirken des Marxschen Gedankens: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ gerade in den 1880er Jahren nichts, rein gar nichts zu verspüren. Es hatte den Anschein, als ob die Ströme der sozialistischen Bewegung in den einzelnen Ländern ganz getrennt, und zwar allermeist im Sande verlaufen würden. In

England war von Sozialismus natürlich überhaupt noch keine Rede (1881 war die S. D. F. begründet worden, die 1883 sicher noch keine 1000 Mitglieder zählte); in Frankreich und Italien anarchistete man ebenso wie in Irland und Rußland (die Zeit war erfüllt von Attentaten und kleinen Revolten: am 18. März 1883 befürchtete man in Paris allgemein einen Putsch), aber von einer sozialistischen Arbeiterbewegung waren kaum die Anfänge vorhanden. Um meisten modernen Sozialismus gab es noch in Deutschland. Aber wie schaute es da in der sozialistischen Welt aus!

Seit vier Jahren war das Sozialistengesetz in Geltung, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß gerade im Anfang der 1880er Jahre der sozialistischen Bewegung die tiefsten Wunden geschlagen waren. Um jene Zeit hatte das Gesetz am meisten zerstört, und die neuen Reime, die dann gegen das Ende der 1880er Jahre, als es allmählich milder gehandhabt wurde, ansetzten, waren noch nicht vorhanden. Eine sozialdemokratische Presse von irgendwelcher Bedeutung und irgend ausgeprägter Gesinnung war nicht vorhanden: das Berliner Volksblatt, aus dem dann der Vorwärts erblühen sollte, wurde ein Jahr nach Marxens Tode gegründet. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen war im Jahre 1881 auf 312 000 zurückgegangen: das heißt weit hinter den Stand des Jahres 1874, in dem 352 000 Stimmen abgegeben waren; während 1877 schon fast die halbe Million (493 000) erreicht war. Die Zahl der Abgeordneten betrug 12, soviel wie schon 1877 (um dann erst bei den Wahlen von 1884 sich zu verdoppeln). Ihre Kongresse konnte die sozialdemokratische Partei in Deutschland nicht abhalten: 1880 hatte eine Delegiertenversammlung in Wyden in der Schweiz getagt; 1883 ging man nach Kopenhagen, um sich auszusprechen. Gerade diese traurigsten Zeiten, die der Sozialismus überhaupt bisher in Deutschland erlebt hat, waren in die letzten Lebensjahre Marxens gefallen.

Aber wenn wenigstens in diesem kleinen verfolgten Häuflein Marxens Geist in Reinheit geherrscht hätte. Auch das war gewiß nicht der Fall. Dazu war dieser Geist selber noch zu wenig geläutert, hatte er noch zu wenig in anderen Wurzeln geschlagen. Auch als Theoretiker, wird man sagen müssen, hatte Marx, als er starb, auch nicht annähernd die Geltung, die er dann nach seinem Tode erlangen sollte.

Ich sagte schon: wenn überhaupt, so wurde er als Theoretiker gewertet. Aber man beschäftigte sich doch noch herzlich wenig mit dem Inhalt seiner Werke: weder in den Kreisen der Sozialdemokratie noch in denen der Bürgerlichen. Von bürgerlichen Gelehrten erkannten wohl nur zwei seine Größe an: Adolph Wagner und Schäffle. Sonst war er für die akademische Welt längst „widerlegt“. Aber auch wer sich mit Marx und seinen Theorien beschäftigte, drang in den Kern der Marxschen Lehren nicht ein. Selbst die Intimsten unter den Parteigenossen riefen den Zorn des Meisters wach, weil sie seiner Meinung nach (und wir dürfen heute hinzufügen, daß Marx mit seinem Urteile im Rechte war) ihn nicht verstanden. So hatte er schon Lassalle des mangelnden Verständnisses geziehen, so kanzelte er die Verfasser des Eisenacher Programms (in einem erst später veröffentlichten Briefe an Liebknecht und Genossen) wie Schulbuben ab, weil sie so ganz und gar daneben gegriffen hatten, als sie die Leitgedanken der sozialistischen (marxistischen) Lehre formulieren wollten. Immer nahm man Marx vor allem „ethisch“, und das giftete ihn unaussprechlich. Man sah in ihm im wesentlichen nur den Werttheoretiker, und zwar einen ethisch orientierten Werttheoretiker, offenbar weil man über die ersten Kapitel des Kapitals,

jedenfalls aber über dessen ersten Band, nicht hinausgekommen war; weil man noch nicht erkannt hatte, daß viel mehr Marxscher Geist in den kleinen Schriften steckt als in dem Hauptwerk selbst.

Eine akademische Größe war damals in Deutschland der 1886 zu Tode gekommene Adolf Held, der sich zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hatte: die Sozialdemokratie „von innen heraus“ durch wissenschaftliche Gegengründe zu überwinden. Man muß in Helds Schriften lesen, um einzusehen, wie grundverkehrt man damals Karl Marx verstand. „Es ist in der Sozialdemokratie zu unterscheiden“, heißt es in Helds „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie“, 2. Aufl. 1878, „einerseits das Element des ökonomischen Sozialismus, das heißt die Theorie vom Wert und Einkommen, welche für sich allein betrachtet zwar unwahr resp. utopisch, aber durchaus würdig ist, diskutiert zu werden, und andererseits das politisch-revolutionäre Element und die zugrunde liegende materialistische, allen anerkannten Sittengesetzen widerstrebende Tendenz.“ In dem aus offenbar „sachkundiger“ Feder stammenden Nachruf der Kreuzzeitung heißt es: „Marx' Lehren von der Unproduktivität des Geldkapitals, von der mangelnden „substantiellen Verbindung zwischen Gebrauch- und Tauschwert“, von dem wertbildenden Prinzip der Arbeit und von der „gesellschaftlichen Arbeitszeit“ als einzigem Maßstabe des Wertes“. NB. Diese — und keine anderen! — Lehren gewannen . . . ein Ansehen . . . usw.

Faßte man Marx aber nicht rein ökonomisch-ethisch, sondern sozialphilosophisch, so wurde er nach dem alten Schulschema den „extremen Individualisten“ angereicht, von denen die offizielle Wissenschaft schlimme Dinge zu berichten wußte. Einzusehen etwa Professor Dieckels Buch über Rodbertus aus dem Jahre 1886. Wie anders ist das Bild, das sich heute vor unseren Augen ausbreitet! Mit wie ganz anderen Gefühlen würde die Seele Karl Marxs erfüllt sein, wenn sie heute sich ihrer selbst und ihres Herrschaftsgebietes bewußt werden könnte!

Die sozialistische Bewegung: heute in allen Kulturländern zu breiten Strömen angeschwollen. Sozialistische Wähler zählt man etwa 5 Millionen nach den jeweils letzten Wahlergebnissen, hinter denen (zumal in vielen Ländern das Wahlrecht noch beschränkt ist) mindestens 20—25 Millionen Sozialisten stehen. Längst aber sind die einzelnen nationalen Ströme der sozialistischen Bewegung zu dem einen großen Strome der „Internationale“ zusammengefloßen, den Marx in der Internationalen Arbeiterassoziation so ziemlich im Sande verlaufen sah. Schon am 1. Mai 1890 konnte Engels freudig bewegten Herzens ausrufen: „Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, hält das europäische und amerikanische Proletariat Heerschau über seine zum ersten Male mobil gemachten Streitkräfte, mobil gemacht als Ein Heer, unter Einer Fahne und für Ein nächstes Ziel: den schon vom Genfer Kongreß der Internationale 1866 und wiederum vom Pariser Arbeiterkongreß 1889 proklamierten, geschlich festzustellenden achttündigen Normalarbeitstag. Und das Schauspiel des heutigen Tages wird den Kapitalisten und Grundherren aller Länder die Augen darüber öffnen, daß heute die Proletarier aller Länder in der Tat vereinigt sind. Stände nur Marx noch neben mir, dieß mit eigenen Augen zu sehen!“ Seit 1890 aber ist die „neue“ Internationale erst recht zur Entfaltung gelangt: große Internationale Sozialistenkongresse, Internationale Gewerkschaftskongresse, Internationale Bureaus und anderes legen Zeugnis ab, daß in der Tat heute die sozialistischen Proletarier aller Länder vereinigt sind.

Vereinigt im Namen Karl Margens. Denn daß der Geist dieses Mannes heute noch immer (und in gewissem Sinne läßt sich sagen: heute mehr denn je) die Köpfe und die Herzen der sozialistischen Arbeitermassen erfüllt, darf füglich nicht mehr bezweifelt werden. Wenn auch nicht in dem dogmatisch-kirchlichen Sinne, daß nun die Lehren des Meisters Wort für Wort in den Programmen der sozialistischen Parteien niedergeschlagen wären (man weiß, daß die letzten Jahre eine „Krise des Marxismus“, einen „Revisionismus“ und ähnliche Dinge gebracht haben, durch die der Bestand der positiven Sätze der Marxschen Lehren stark vermindert worden ist), wohl aber in dem tieferen Sinne: daß die Sozialisten aller Länder heute stillschweigend die Grundgedanken der Marxschen Weltanschauung in sich aufgenommen haben und daß sie ihn wie ihren Heiland verehren: nicht nur äußerlich durch Aufstellung seiner Büste bei jeder sozialistischen Veranstaltung, sondern vor allem auch innerlich: insofern kein einziger Anhänger der sozialistischen Parteien, so feigerisch seine Gesinnung auch sein mag, sich gegen Marx aufzulehnen wagen würde: alle Revisionisten, Reformisten, Revolutionisten, die heute in der sozialistischen Kirche Skandal machen, wollen doch nie etwas anderes als die Reinheit der Lehre wiederherstellen: sie alle wollen die besten Marxisten sein, so wie alle christlichen Sektierer die besten Christen sein wollen.

Stürbe Marx heute erst: er würde von jenen 25 Millionen Sozialistenherzen wie ein Vater betrauert werden: wie ein Vater, der seinen Kindern das Leben gab und der seine Kinder an seiner starken Hand durchs Leben geführt hat.

Und ganz so wie es Marx als Vater des Sozialismus ergangen ist, hat sich seine Stellung als sozialer Theoretiker erst in den letzten 25 Jahren, die nach seinem Tode verflossen sind, zu der überragenden entfaltet, die sie heute ist.

Wir sehen: im Jahre 1883 galt Marx bei allen Theoretikern bürgerlicher Observanz als längst „widerlegt“. Seitdem aber hat die Wissenschaft überhaupt erst angefangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Bis zum Jahre 1883 zähle ich in meiner Marx-Bibliographie 20 Schriften über Marx: seit diesem Jahre bis 1904 280, von denen in das Jahrzehnt 1884—1894 58, in das Jahrzehnt 1895—1904 dagegen 214 fallen. Marx ist zum Mittelpunkt aller irgendwie ernst zu nehmenden Erörterungen sozialwissenschaftlichen Inhalts geworden. Fast möchte man sagen: er ist auf dem Wege, universitätsfähig zu werden. Kostete es einem akademischen Lehrer noch vor 10 Jahren wenn auch nicht die Stellung, so doch die Karriere; das bloße Bekenntnis, daß er Karl Marx für einen sehr großen Denker halte, und wurde der, der also bekannte, für einen Sonderling und Halbidioten gehalten: so pfeift es heute jeder belanglose Privatdozent vom Katheder: daß niemand, der sich mit Nationalökonomie, Wirtschaftsgegeschichte, Sozialphilosophie befaßt, an Karl Marx vorbei kann, ohne sich selbst zur Sterilität zu verdammen, daß alle, die nicht durch Marx hindurchgegangen und in irgendeiner Form mit ihm und seinen Lehren fertig geworden sind, als sozialwissenschaftliche Theoretiker einfach nicht mitzählen (wie ein Biologe, der an Darwin, ein Optiker, der an Helmholtz, ein Bakteriologe, der an Robert Koch vorbeigehen wollte). Stürbe Marx heute erst, so müßte die Wissenschaft bekennen: daß der einzige lebende Sozialtheoretiker großen Stills von uns gegangen sei.

Und wie die Bedeutung Margens als Theoretiker nach seinem Tode erst in weiteren Kreisen anerkannt worden ist, so hat man auch seitdem erst recht eigentlich Marx verstehen gelernt. Wir Jüngeren (die wir heute schon anfangen zu den Alten zu zählen), gleichgültig ob sozialistischer oder bürgerlicher Observanz, die wir für

Marg als Denker vor einem halben Menschenalter eintraten, haben ihn, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, als Theoretiker gleichzeitig erst entdecken müssen. Wir hatten die Aufgabe, erst einmal die tausend Mißverständnisse „aufzuklären“, die um die Margschen Theorien herumgewachsen waren; wir mußten dann die Margschen Lehren selber in ein richtiges Verhältniß zueinander bringen und mußten vor allem ihrer Seele habhaft zu werden trachten, ehe wir wagen durften (was so viele vor uns getan hatten), diese Theorien zu lehren, und, soweit sie unhaltbar waren, zu widerlegen.

Aber ich werde gewahr, daß mit dieser Registrierung der rein äußerlichen Erlebnisse, die Marg und seine Lehre seit dem Tode ihres Schöpfers erfahren haben, doch keine volle Würdigung von Margens Oeuvre, wie es mir vorschwebte, als ich diesen Aufsatz zu schreiben anfang, möglich ist.

Ich muß näher eingehen auf die innere Wesenheit dieses Lebensschicksals, wenn ich ihm auch nur in etwas gerecht werden will. Und dazu muß ich die Geduld des Lesers noch in einigen späteren Nummern dieser Zeitschrift in Anspruch nehmen.

Wandmalerei.

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Die Kunst der Renaissance, mehr noch die Kunst des Barock und des Rokoko liebte bei der Wand- und Deckenbehandlung den Illusionsstil; sie durchbrach die Wand und öffnete die Decke. Sie stellte einen Raum kraft dieses Illusionsstiles in eine Landschaft mit weitem Horizont oder schloß an ihn einen zweiten, dritten, ja oft ein Duzend Räume an, und der Himmel flutete blau oder in Wolkenzügen, von Genien und Engeln und feurigen Gespannen der Unirdischen belebt, direkt in den Saal hinein.

Wo — um zunächst vom Deckenbild zu sprechen — Michelagnuolo dem Illusionsstil huldigt, da darf diesem Stile in gewissem Sinne Berechtigung zugesprochen werden. Denn dieser Künstler verlor bei aller illusionistischen Schilderungsart den Inhalt seiner Darstellung nicht aus dem Auge, er wahrte deren tafelbildmäßigen Charakter; er wandelte die Decke aus einer senkrechten Bildtafel, die sie gleich der Wand ist, nicht in eine wirklich horizontale um, d. h. in eine solche, die, von unten betrachtet, Wirklichkeit vortäuscht, nämlich Fortführung der Architektur eines Raumes über dessen Grenzen hinaus. Freier in der Anwendung des Illusionsstils waren Correggio und Veronese und Guercino, am freiesten Tiepolo. Er trieb die Illusionsmalerei so weit, die Unirdischen mit uns Staubgeborenen in direkten, sinnlich wahrnehmbaren Verkehr treten zu lassen; er ließ aus himmlischen Sphären Gestalten zur Erde herniedersteigen und hob sie von dieser zu paradiesischen Höhen empor.

Wir Menschen einer nüchterneren Zeit stehen vor diesen Schöpfungen vergangener Kulturen mehr als Bewunderer ihrer technischen Fertigkeiten als ihres künstlerischen Gehalts. Wo wir solchen Illusions schilderungen, von Malern unserer Tage gemalt, begegnen, werden wir den Eindruck eines Unbehagens nicht los. Wir fühlen etwas Gewalttames unser Auge bedrängen; wir verlieren den inneren Abstand zwischen Natur und Kunst. Denn wir haben gelernt, daran zu denken und es nicht zu vergessen, daß

jede Flächenmalerei einen gedachten Bildraum darstellt, der mit dem Raume, in dem wir stehen, keinen Zusammenhang hat. Die Theaterbühne allein läßt uns heute für eine Stunde oder zwei von diesem Grundsatz scheiden.

Das Streben, einen neuen Wandstil zu finden, ist hervorgegangen aus dem Streben unserer Zeit nach Echtheit und Wahrheit. Also lekten Endes aus dem Realismus. Aber nicht, wie beim Staffeleibild, aus dem Realismus des Stoffes, sondern aus demjenigen der Form. Wie die Augen des ersten Staffeleibildrealisten eines Tages sich dauernd von dem festgenagelten Sonnenschein, dem Hell-Dunkel des Atelierlichtes los sagten, so fühlten die ersten Wandbildneuerer ebenso leidenschaftlich eines Tages den Drang in sich, von den über den Bildrahmen hinausziehenden Wollen, von den an die Wand gemalten Möbeln und dem aus der vorgetäuschten scheinbar in die echte Wirklichkeit herüberplätschernden Bache loszukommen.

Formal schlugen die Wandbildneuerer den entgegengesetzten Weg der Staffeleibildneuerer ein. Diese suchten der Natur so nahe wie möglich zu kommen; jene wurden von dem Bedürfnis getrieben, der allzu illusionsecht — beileibe freilich nicht in bezug auf Wiedergabe des künstlerischen Objekts — werdenden Natur Fesseln anzulegen, die Welt des Bildes — formal also die Idealwelt — zurückzuführen in die Grenzen, in die sie gehört, in den — Bildrahmen, sie abzutrennen von der Welt der Wirklichkeit, von dem Raume, in dem wir stehen.

Neuer Wein in alten Schläuchen!

Man muß etwas wie Beschämung fühlen angesichts der Kunst der Alten. Was sie bejaß: den gesunden Sinn für Raumbehandlung — wir sind eben erst im Begriffe, es besitzen zu lernen; was sie uns, freilich mit anderen Mitteln, in glänzenden Vorbildern zeigte: dekorative, wenn man will monumentale Kunst — wir fangen eben erst wieder an, Verständnis dafür zu gewinnen.

*

Der Gedanke, mit dem Leser dieser Zeitschrift über Wandmalerei zu sprechen, kam mir beim Betrachten der fünf Fresken, die der Münchener Fritz Erler für den Wintergarten des Wiesbadener Kurhauses geschaffen hat.

Sie sind keine Erfüllung dessen, was man „neuen Wandstil“ nennt, aber ein verheißungsvoller Anfang oder genauer, da Erler nicht der erste Pfladsucher auf dem Wege zu neuen Wandstilzielen ist, ein verheißungsvoller Fortgang des Anfangs.

Ich bin nicht einer Meinung mit den Erlerenthusiasten, die da sagen, in den Erlerschen Arbeiten stehe ein „neuer Wandstil“ in „seinen wichtigsten Bestandteilen bereits völlig ausgebildet“ vor uns; aber ich glaube, man kann es rechtfertigen, zu sagen, er stehe „in einem seiner wichtigsten Bestandteile bereits ausgebildet“ vor uns; nämlich darin, daß er den Raum, den Innenraum wieder sein läßt, was er sein soll: ein Abgeschlossenes, ein von der Außenwelt Abschließendes. Das erreicht Erler in seinen Arbeiten, diese als Ganzes betrachtet, durch die farbige Erscheinung, im einzelnen durch lapidare Linienvereinfachung, gesteigert unter Umständen bis zur reinen Silhouettenwirkung, und durch ebenso lapidare Koloritvereinfachung. Auf den Wiesbadener Fresken sind sechs Farbenmischungen verwendet. Sie

wirken wie zwölf, wie achtzehn! Aber wie verhalten, wie feinsüßlich beschränkt ist diese Bunttheit! Farbige Flächen unter möglichster Vermeidung räumlicher Illusionswirkungen zu geben — das war der künstlerische Grundsatz, nach dem Erler an seine Wiesbadener Aufgabe herantrat. Er löste diese Aufgabe formal in dem Sinne, daß wir den vollen Eindruck des Wandbildes haben, eines Bildraumes, der mit dem Raume, dem er zum künstlerischen Schmucke dient, in keinem realen Zusammenhange steht.

Aber freilich: die Form ist ja nur ein Teil des Ganzen, sie bedarf des Inhalts, des Stoffes, um zu voller Wirkung zu gelangen. Gerade im Sinne der Aesthetik, die den Satz geprägt hat, daß beim Kunstwerk alles auf die Form ankomme. Die Wirkungen, die von dem Inhalte eines Kunstwerkes ausgehen, sind keine außerästhetischen; der Inhalt gehört zum Kunstwerke, und je inniger er verschmolzen ist mit dessen Form, desto nachhaltiger, voller, gerundeter ist der Ausdruck des Kunstwerkes. Diese Erfahrungstatsache auf die Erlerschen Wandbilder angewendet: die Verschmelzung von Stoff und Form, von Inhalt und Gestalt, ist dem Künstler noch nicht völlig gelungen. Ihm kam, eben weil er noch Pfadsucher auf dem Wege zu neuen Zielen der Wandmalerei ist, zunächst alles auf die Form an; so kam es, daß er zwar in der Form zu bedeutungsvollen Ausdrucksmöglichkeiten kam, nicht aber im Stoffe; hier blieb er haften auf ausgetretener Scholle. Das allegorische Wesen, das der älteren Wandmalerei ihr Gepräge gab, beherrscht in den fünf Wiesbadener Fresken auch die Erlersche Kunst. Nicht zu ihrem Vorteile.

Deshalb ist sie heute zunächst noch eine rein dekorative Kunst; zu monumentaler Größe könnte sie sich wandeln, wenn sie der Form kongenial den Stoff behandelte. Wer heute von der Erlerschen Kunst schon als von einer monumentalen spricht, überschätzt sie und überschätzt damit auch das Maß dessen, was Erler für die Gewinnung eines neuen Wandstiles tat.

Denn Wandmalerei und Monumentalmalerei müssen auch in unseren Tagen noch ein und dasselbe bleiben.

Die Fürstin von Salerno.

Altitalienische Chronik*). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Gabriel del Balzo Orsini, Herzog von Venosa, der Bruder Anton del Balzo, des Fürsten von Tarent, hatte drei Töchter: Maria Donata, die Pyrrhus del Balzo, den Fürsten von Altamura heiratete, Ramondina, von der wir zu reden haben, und Johanna, die Anton Sanseverino, Graf von Capaccio ehelichte. Ramondina war die schönste und anmutigste der drei Schwestern, und viele große Barone begehrten sie zur

*) Henri Behle hatte während seines Aufenthaltes in Rom Abschriften von alten vatikanischen Handschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstellen lassen und diese in dreizehn Quartbänden vereinigt. Eine Reihe davon hat er zu seinen „Chroniques Italiennes“ verwertet. (Deutsch in der Diederichsschen Gesamtausgabe von Stendhals Werken unter dem Titel „Renaissancenovellen“.) Die Originale wurden nach Behles Tode zum Verkauf ausgesetzt; Dumas wollte sie für 1500 Frs. kaufen, das Geschäft aber zerschlug sich (Cambon, „Notes sur Mérimé“, 285 ff.). Darauf bot Mérimée, Behles alter Freund, dessen Vermittlung die Erben anriefen, sie dem Britischen Museum an. Schließlich erwarb sie die Bibliothèque nationale in Paris für 600 Frs. im Jahre 1851. Die vorliegende Novelle, die in einem Bande „Aventures napolitaines“ steht, ist vom Uebersetzer stark gekürzt worden; das Original ist von großer Weltschweifigkeit, wie Behle selbst sagt „im Klatschbasenstil“ geschrieben, und bedurfte daher einer kürzenden Umarbeitung. D. Uebers.

Ehe. Sie wurde mit Robert Sanseverino verheiratet, dem ersten Fürsten von Salerno und Großadmiral des Königreichs Neapel. Sie schenkte ihm einen Sohn Antonello, der seinem Vater in der Herrschaft folgte. Des Fürsten Busenfreund war Karl Caraffa, der jüngste Sohn des Galeazzo und der Corella Brancaccio, so jung, daß er fast der Sohn ihrer Söhne schien, so schön war er von Angesicht, so hochherzig und begabt. Sie waren unzertrennlich; stets sah man sie, wenn der Fürst in Neapel weilte, miteinander lustwandeln, auf die Jagd gehen und sich überall zusammen zeigen.

Es begab sich aber, daß Karl ein Duell mit einem Edelmann der Familie Capece hatte und dieser fiel. Um der Justiz zu entgehen, floh Caraffa aus Neapel und suchte seine Zuflucht in Salerno. Die Fürstin Ramondina, eingedenk der Liebe, die ihr Gatte für ihn hegte, nahm ihn auf's freundlichste in ihrem Hause auf. Allmählich entflammte die Liebe beide, und die Abwesenheit des Fürsten benutzend, verrieten sie — er den Freund und sie den Gatten. Die Fürstin hatte eine Kammerfrau Giovanna, ein anmutiges und zierliches, aber böshafte und schmeichlerisches Mädchen; der vertraute sie ihre Liebe an und bat sie, sich ihr hilfreich und wachsam zu zeigen. So trieben sie es bis zur Rückkehr des Fürsten nach Salerno, die ihren Freuden ein Ende setzte. Der Herzog begrüßte den ungetreuen Freund mit alter Herzlichkeit; er hatte zwischen ihm und seinen Gegnern vermittelt, und es kam durch seinen Einfluß zum Vergleich. Darauf kehrte Karl zum großen Gram der Prinzessin nach Neapel zurück.

Nach etlichen Monaten ließ ihm die Fürstin einen Brief zukommen, worin sie sich über seine Lieblosigkeit beklagte, daß er in so langer Frist nicht einmal gekommen wäre, sie wiederzusehen. Karl antwortete ihr, er sei mehr denn je für sie entbrannt, doch sei er nicht nach Salerno gekommen, damit er sich nicht verriete und sie nicht beide schmähllich ihr Leben und ihre Ehre verlören. Diese Entschuldigung mißfiel der Prinzessin, und sie erwiderte ihm, er hätte sie unter allen Umständen besuchen sollen. Ihr Brief versetzte Karl in einen großen Streit mit seinen Gedanken. Denn wenn er nicht hinging, sie zu sehen, so verscherzte er sich die Liebe der Fürstin und wurde von ihr für untreu und falsch befunden. Wenn er ihr aber gehorchte, so würde sein Kommen den Fürsten wenig erfreuen, denn ihre Liebe würde ans Licht kommen, wenn nicht durch Zufälle, so doch durch das ungeduldige Verlangen der Fürstin. So wurde Karl zwischen zwei Entschlüssen hin- und hergerissen; endlich entschied er sich, seiner Geliebten zu folgen, und reiste unverzüglich ab.

Der Fürst war ob seines Kommens hoch erfreut. Karl schüzte vor, seine Feinde trachteten ihm ungeachtet des geschlossenen Friedens nach dem Leben; deshalb suche er in Salerno Zuflucht für kurze Zeit und wolle sich den so lange vernachlässigten Wissenschaften widmen. Solches sagte Karl hauptsächlich der Höflinge und Vasallen des Herzogs wegen; denn diese haben stets ein scharfes Auge auf alles, insonderheit auf die Günstlinge ihres Herrn. Der Fürst, der Karl zärtlich liebte, wollte ihn vor jeder Fährnis behüten und bot ihm einen einsamen Ort in seiner Herrschaft an, wo er sich den schönen Wissenschaften in Muße widmen könnte. Karl dankte ihm für seine oft erprobte Güte und erklärte, er fände wohl auch an seinem Hofe alle Bequemlichkeit zu seinen Studien; er möge ihm nur gestatten, daß er zurückgezogen lebe und tun und lassen könnte, was er wollte. Das sagte ihm der Fürst zu.

Die Fürstin hatte den Besuch ihres Geliebten empfangen und harrete sehnlichst der Nacht, wo ihr Gemahl mit seinem ganzen Hofstaat ein Schauspiel besuchte. Giovanna gab die Wächterin ihrer Liebe ab, und sie genossen solche Freude, daß sie vor Glück hätten sterben mögen. Dies Glück genossen sie wohl ein Jahr lang (wenn das Ungeörtsein in so verbrecherischer Liebe Glück genannt werden kann), ohne daß der geringste Verdacht auf sie fiel.

Eines Tages starb Galeazzo, Karls Vater, und dieser mußte der Geschäfte wegen nach Neapel zurückkehren. Währenddem nahm der Fürst seinen einzigen Sohn, Antonello, vom Hof in Neapel zurück, wo er dem König Ferdinand bis zu seinem vierzehnten Jahre als Page gedient und alle ritterliche Erziehung genossen hatte. Am Hofe hatte sich alles um Liebe gedreht, und der Sinn des heißblütigen Knaben war ganz von diesen Dingen erfüllt. Er wollte auch eine Liebschaft anknüpfen, und da ihm Giovanna, die Kammerfrau seiner Mutter, gefiel, so begann er ihr nachzustellen und mit ihr zu liebäugeln. Sie zählte damals 35 Jahre, schien aber nicht älter als zwanzig. Ihre Schönheit war zwar nicht hervorragend, aber ihre Augen, ihre Sprache und alle ihre Bewegungen waren so lebhaft und anmutig, daß sie alle Herzen bezauberte.

Giovanna merkte wohl, worauf es der junge Herr abgesehen hatte, und tat in ihrer Verschlagenheit, als wiese sie seine Huldigungen ab, um ihn desto fester in ihr Netz zu ziehen. Die Fürstin sah ihr Geplänkel anfangs nicht ungern, als aber Ernst daraus ward, fürchtete sie, dieser Liebeshandel möchte zur Entdeckung ihrer eigenen Liebschaft führen, und verbot Giovanna ausdrücklich jeden Umgang mit ihrem Sohne. Als diese ihren Geboten anscheinend nicht Folge leistete, drohte sie sie zu züchtigen, — wiewohl der geringste Verstand ihr doch hätte sagen müssen, daß die eigene Ehre ihr gebot, die Schwächen der anderen zu schonen.

Die Kammerfrau, ergrimmt, nach so langen treuen Diensten solche Behandlung zu erfahren, nahm Urlaub von der Fürstin und stellte sich unter den Schutz Antonello, der jetzt 15 Jahre alt war. Ramondina bereute zu spät, daß sie sich durch ihre Drohungen ihrer Kammerfrau beraubt hatte, und in ihrer Furcht, sie möchte ihrem Sohne ihr Geheimnis offenbaren, beschloß sie, sie aus dem Wege zu räumen. Sie ließ einige ihrer Getreuen kommen und befahl ihnen, sie zu töten.

Einer davon war ein Bekannter Giovannas, so daß sie leicht Zutritt zu ihr fanden. Als sie alle mit Dolchen auf sie eindrangen, begann sie furchtbar zu schreien. Es gelang ihr zu entkommen; sie rettete sich mit Hilfe einer Magd in eine Kammer, von wo sie laut zu Hilfe rief. Eine große Menge Menschen lief zusammen; der Bargello erschien, und die Mordgesellen flüchteten in die Kathedrale San Mateo. Als Antonello von dem Ueberfall auf seine Geliebte hörte, eilte er ihr zu Hilfe und fand sie in ihrem Blute schwimmend. Er ließ sie durch Wundärzte behandeln, die ihm Hoffnung auf ihre Rettung machten, und ließ die Mörder umstellen, so daß sie nicht aus der Kirche entkommen konnten. Doch die Herzogin befahl ihm, sie entfliehen zu lassen, und er versprach ihr zu gehorchen.

Er ging zu Giovanna und erzählte ihr mit jugendlicher Unflugheit, was die Mutter ihm befohlen. Als sie dies hörte, ergriff sie der Grimm gegen die Herzogin, und sie erzählte Antonello die ganze Liebesgeschichte seiner Mutter mit Caraffa mit

allen Nebenumständen. Antonello erstattete sofort seinem Vater Bericht. Der Fürst war sehr empfindlich im Ehrpunkt. Doch wollte er sich mit eigenen Ohren von seiner Unehre überführen und begab sich mit seinem Sohne heimlich zu Giovanna. Hier vernahm er den ganzen Handel mit so vielen Einzelheiten, daß er nicht mehr zweifelte, weder an dem Fehltritt seiner Frau noch an der Untreue seines Freundes. Er beschloß sich zu rächen und befahl Antonello und Giovanna tiefes Schweigen an.

Die Fürstin schöpfte Verdacht auf ihren Sohn und hatte auch von der Zweisprache mit Giovanna durch geheime Spione erfahren. Sie war auf Gift gefaßt und nahm täglich Elixiere und Gegengifte ein. Auch verständigte sie ihren Geliebten von dem Vorgefallenen durch einen Brief, den sie ihm durch den jungen Sohn einer alten Dienerin sandte. Der Herzog hatte Spione ausgestellt; diese fingen den Boten auf und brachten den Brief ihrem Herrn, der die Untreue seiner Gattin so aus ihrem eigenen Schreiben erfuhr. Nun zauderte er nicht länger und gab ihr ein Gift ein, durch das sie ein schleichendes Fieber bekam. Trotz ihrer Gegenmittel starb sie nach 14 Tagen. Hierauf sandte der Herzog Leute nach Neapel, die Karl ermordeten. Dann rächte er sich auch an Giovanna, indem er ihre Wunden vergiften ließ.

In Neapel redeten die Müßiggänger viel von dem Tode der drei und seiner Ursache, und als der Fürst erfuhr, daß einer der vornehmsten Barone des Königreiches, sein Feind, der ein schönes, aber lasterhaftes Weib hatte, von der Unehre sprach, welche die Fürstin Ramondina über das Haus Sanseverino gebracht hätte, ließ der Fürst einen prächtigen Palast gegenüber der Kirche Santa Chiara erbauen und sein Wappen über dem Portal anbringen. Auf dem Helm des Wappens ließ er zwei Hörner machen, mit der Umschrift:

„Porto le corna, che ognun le vede.

Altro le porta che non se la crede.“

(Ich trage Hörner, welche jeder sieht.

Manch anderer trägt sie -- und er weiß es nicht.)

Karl Schönherr: „Erde“.

Gespielt im „Wiener Burgtheater“ am 22. Februar 1908.

Von Felix Salten.

Von den größeren Arbeiten, die Karl Schönherr bis jetzt geleistet hat, ist das die dritte: „Erde“, eine Komödie des Lebens. Voran gingen zwei kleine Dramen. Einakter aus der Bauernwelt, von einer frischen Energie so sehr gestrafft, von einer blutroten Leidenschaft so tief gefärbt, daß gleich alle Erwartungen auf diesen neuen Mann gerichtet waren.

Dann kam der „Sonnenwendtag“, ein großes Gelingen. Müheles und wie aus spielender Kraft geschaffen. Dann kam „Familie“, eine schleppende, mühsame, schweiß-

bedeckte Arbeit. Menschen und Konflikte wie unter grauen Schleiern. Auch der Dichter wie vom Schleier einer Mißstimmung verhüllt, unfreudig und beinahe feuchend. Und jetzt „Erde“. Eine Arbeit, in der wieder Kraft pulsiert, und Lebendigkeit und Energie. Ein starkes Tempo in dem wortkargen, zuschlagenden Dialog. Dabei eine träge Langsamkeit im Schritt der Handlung. Ein Werk von Qualität und Rang im ganzen. Die ungewöhnliche Komödie eines ungewöhnlich begabten Mannes. Aber das Menschliche --

Da ist ein alter Bauer, der nicht sterben will. Und da ist sein Sohn, dem das Leben des Vaters zu lange dauert. Im ersten Akt wird der Alte von einem scheuen Pferd geschlagen. Der allgemeine Eindruck: das übersteht er nicht. Und verhaltener Jubel in der Stube. Die eine Magd hat vor zehn Jahren den Sohn geliebt. Der Junge wollte sie heiraten, der Vater wollte seinen Segen geben. Aber sonst nichts. Das schien dem Sohn zu wenig, um ein Heim zu gründen, und selber Vater zu werden. Die Magd schlug dem Geliebten vor: Gehen wir weg, arbeiten wir. Und sie machte die treffliche Anmerkung: „die Welt sei ja keine Hühnersteigen“. Anderswo sei auch noch Platz. Das meinte der Junge nicht, wollte nicht selber sein Haus erarbeiten. Sondern zog es vor, hier zu bleiben und zu warten, bis der Vater stirbt, bis er den schönen Bauernhof zurüdläßt, bis man sich in das ererbte Bett legen und bequem ausstrecken kann. Menschlichkeit.

Bisher freilich hat der Sohn vergeblich gewartet, ist in diesen zehn Jahren sechsundvierzig alt geworden, und die Magd, die seine Braut gewesen, hat jetzt graue Haare. Eine andere Magd ist jetzt da, eine jüngere, eine schlaue. Sie weiß: wenn der Alte stirbt, dann hat sie beim Sohne leichtes Spiel. Dann braucht sie die angegraute Rivalin nicht zu fürchten, dann wird sie Bäuerin hier auf dem Hof. So warten diese edlen drei. Und ein paar Knechte schauen dieses Familiengemälde mit an, bereben es im Ernst und im Scherz. Der alte Bauer aber ist rüstig, weicht nicht vom Platz. Und die anderen sind verzweifelt. Hanneßla, der Sohn, Trine, seine ältere Braut, und Mena, seine jüngere Genossin. Da wird der Alte von einem Pferdehuf vor die Brust geschlagen. Es ist wie ein Lichtstrahl. Das überlebt er nicht mit seinen zweiundsiebzig Jahren. Man darf also wieder Hoffnung atmen. Wie gesagt: Menschlichkeit. Und es scheint auch, als könne der arme, alte Mann diesen Unfall nicht überleben. Die junge Magd erfreut sich daran, daß der Alte an Körpergewicht abnimmt. Er schwindet hin. Aus dem Kalender, wo sie's gewissenhaft

aufnotiert hat, liest sie vor, wie er immer weniger wird. Der alte Bauer fühlt es selbst, läßt den Tischler kommen und sich den Sarg anmessen, läßt den Totengräber holen, und bestellt ein Grab. Dann legt er sich ins Bett, wird mit dem Bett in die Kammer geschoben, um dort auf's Sterben zu warten. Raum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, da umfängt der Sohn die junge Magd, umfängt sie an den Hüften, und mit einer Stimme, die vor innerer Glückseligkeit kippt und schluchzt, ruft er: du sollst mir Kinder geben! Einen Augenblick nachdem der Vater sich den Sarg anmessen ließ, und sich auf das Totenbett streckte. Ach ja, Menschlichkeit.

Nur stirbt der Alte doch nicht. Es ist eine herzerquickende Szene, wie der Vater, den offenbar alle den Winter über in seiner Kammer allein liegen ließen, wie der Vater, den man offenbar wie einem alten Hund im Winkel die Einsamkeit zum Verreden gönnte, wie der nun wieder neu erwachend sich auf die Wage stellt, wie es sich erweist, daß er wieder „Fleisch ansieht“, daß er also nicht sterben wird, und wie ihm die junge, enttäuschte und empörte Magd ins Gesicht schreit: „Alter Teufel du, willst du denn gar nimmer hin werden!“ In Gegenwart des Sohnes. Es ist ferner ein wonniger Anblick, wie der Sohn gebrochen und vernichtet, weil sein Vater wieder gesund ist, zur Tür hinauswankt.

Dazu noch Einzelheiten: während der Alte allein, unbetreut und still in der Kammer lag, fiebert das ganze Bauernhaus in der stündlichen Erwartung seines Absterbens. Und im Oberstübchen zimmert der Sohn eine Wiege für das Kind, das die Magd schon von ihm unter dem Herzen trägt. Er zimmert die Wiege und singt dabei! Dann, wenn die Enttäuschung hereinbricht, schenkt die Magd einem anderen Bewerber Gehör, einem kleinen Bauer. Und der nimmt die Schwangere zur Frau. „Was wächst, ist gut“, sagt er. Das sind so nebenher Einzelheiten.

Das Stück heißt: „Eine Komödie des Lebens“, und wenn man darüber wegschaut,

daß ja eigentlich jedes gute Stück eine Komödie des Lebens sein muß, dann wird es vielleicht deutlich, was der Dichter hier gemeint hat. Es ist der Lauf der Welt, möchte er sagen, daß die Alten den Jungen Platz machen. Und er möchte sagen: es ist eine Komödie des Lebens, wenn einmal so ein Kernmensch nicht sterben will, wenn er seinem Sohne den Weg versperrt, wenn die Gegenwart des Vaters länger dauert, als des Sohnes Liebe. Er möchte vielleicht sagen: Elternschicksal. Die Bande des Gemütes vom Kind zum Vater geknüpft, sind nicht endlos, bauern über gewisse Jahre nicht hinaus. Wenn diese Jahre abgelaufen sind, ist auch das Gefühlband abgerollt. Und was bleibt, ist nur noch der Kampf der Jugend gegen das Alter. Komödie des Lebens. Ich danke.

Des Dichters Haltung ist so, daß er zu sagen scheint: seht, was für ein Prachtkerl dieser alte Bauer. Der Dichter scheint zwischen den Gestalten zu stehen, sie zu lieben, und bemüht, sie in Poesie zu hüllen. Denn, wie gesagt, der Alte — ein Prachtkerl. Hängt mit allen Fasern an der Scholle, die er bebaut. Fühlt den Besitz der Erde wie eine seelische Trunkenheit. Wenn jemand über seine Jungsaat hingeht, so ist es ihm, als ob ihm wer auf dem eigenen Leib herumtrampeln würde. Und wenn jemand eine Axt in den Stamm seiner Weistanne schlägt, dann ist es ihm, als spüre er den Hieb im eigenen Fleisch. So ist der Alte. Hochgestellt, damit man bewundernd sage: was für Lebenskraft, was für eine Urgewalt wohnt doch in einem solchen Bauer. Der Dichter selbst scheint es zu sagen.

Auch der Sohn hat Schönherr's Sympathie. Wenigstens trifft ihn nirgends ein anderer Reflex. Diesen Sohn sollen wir als einen schwachen, aber unglücklichen Menschen nehmen. Keinen Willen hat er, keine Energie. Aber an der Scholle hängt er, wie der Vater. Kann vom Hof nicht weichen, geht lieber kaputt, ehe er die Heimat läßt. Und die Sehnsucht nach Kindern ist in ihm, sprengt sein Herz. Da muß er sich nun mit seinen Wünschen, seinem Hoffen und seiner Jugend hinwelken

sehen, muß sehen, wie der Vater ihm den Platz wegnimmt.

Dann die alte Magd und die junge Magd. Wie stark ist in beiden der Trieb, eigenen Grund und Boden zu besitzen. Die alte, angeborene Bauernsehnsucht. Ach ja, die Bauern.

Und nun haben wir ein hochausschäumendes Bauernentzücken rund um Schönherr. Großstadt-Literaten zergehen vor Wonne. Erdgeruch, Urwuchs, Bodenständigkeit, Herbsheit, ferniges Wesen, Natur, Natur, Natur. In allen Tonarten wird dieses Thema jetzt ungestimmt. Die ganze Unsicherheit der großstädtischen Literatur kommt da wieder einmal winzig und kläglich zum Vorschein. Es kommt zum Vorschein, wie keiner den Boden, auf dem er steht, wirklich liebt, wie die meisten ihren eigenen Wurzeln mißtrauen, wie sie sich ihrer eigenen Art schämen, wie sie ihre Abkunft und ihr Geblüt verhöhnen, bespötteln, hassen. Es braucht nur einer in Lederhosen, im Lederrock und mit nackten Knien mitten unter diese Gemeinschaft zu treten, und sofort greift der Bodenbeständigkeits-Snobismus, die Ungleichungs-Devotion, die jämmerlichste Kulturskepsis Platz unter ihnen. Sofort wird der Anlaß benutzt, um sich gegenseitig als hergelaufenes Aestheten-Gesindel zu beschimpfen. Gewesene Turnlehrer begeistern sich, lassen wild die im Journalismus erschlafften Muskeln spielen und jauchzen: Herbsheit! Kernigkeit! Erdgeruch! Dieser allgemein mangelnden Selbstachtung, diesem Parteilich, dieser Bereitwilligkeit, vor dem eigenen Wesen zu flüchten, verdankt es Karl Schönherr, daß so viel Geschrei ihn umgibt, daß so demonstrativer Zurschanden ihn empfindet, und daß es so schwer wird, seine starke dramatische Dichtergabe ruhig zu werten. Denn er soll jetzt nichts mehr und nichts weniger sein als der Nachfolger Ludwig Anzengrubers.

Anzengruber, dessen Natur quellend war, überschäumend, während Schönherr bei aller Sehnüchtigkeit trocken ist und mager, nicht reich an Einfällen, nicht gelenkig in der Arbeit. Und nicht naiv. Dieses Schaffen, ein schweres Ringen, gleicht einem Würgen beinahe.

während das Schaffen Anzengrubers ein Sprudeln gewesen ist. Anzengruber, der die beste und schönste Menschlichkeit enthüllte, an dessen Wurzelsepp, an dessen Steinflopper-Hans man nur denken braucht, um den ganzen Abstand zu messen.

Menschlichkeit. Es ist freilich der Weltlauf, daß die Alten den Jungen Platz machen müssen. Aber doch nicht die Eltern den Kindern. Aber doch nicht so, daß der Sohn verderben muß und als klagende Jammergestalt umherwandeln darf, weil die Erbschaft auf sich warten läßt. Weltlauf? Aber doch nicht ein Weltlauf, darin es „eine Komödie des Lebens ist“, wenn man drei Alte lang in der Spannung hängt, ob ein alter Mann endlich sterben wird oder nicht. Ein Zwei- und siebenzigjähriger. Und muß sich von der Rebsin des Sohnes anschreien lassen: „Willst du denn gar nicht hin werden?“ Mag diese Kernigkeit, diesen Erdgeruch bewundern, wer will. Ich finde es abscheulich.

Wenn uns das gezeigt wird, wie Zola solche Dinge enthüllt hat, wie Tolstoi sie zeigte, mit aller Deutlichkeit der Warnung: hier ist ein Abgrund, neigt euch über diesen Rand, schaut in diese Tiefe nieder, denn da unten sind Menschen, und sie verfaulen, von der Macht der Finsternis verhüllt, sie müßten gehoben, müßten erzogen, müßten endlich vom Licht erreicht werden. — — — Wenn das so gezeigt wird, dann kann man ein Kunstwerk bestaunen, kann es lieben, wie es vom mißhandelten Leben durchbebt wird; kann erschüttert sein, wie es von gepeinigtem Blut noch dampft. Und kann sich dem Dasein wieder zuwenden, an Erkenntnis reicher und angehaucht vom Schauer dunkelster Tiefen.

Wenn Guy de Maupassant solche Greuel aus dem Schlamm der Menschheit hebt, sieht man ihn selbst doch immer daneben stehen, ein Grandseigneur des Geistes und der Kultur. Nie bespritzt vom Dreck dieser „Echtheit“, formt er sie, zeigt ihre Tragik. Und keine Teilnahme ist in seinen ruhigen Gesichtszügen zu spüren. Vielleicht manchmal nur ein leises Beben, daß

so was auf der Erde wandelt, dicht neben ihm, daß so was Mensch und Schicksal heißt.

Wenn aber diese Menschheit mit einer gewissen Solidarität geschildert wird, weigere ich mich, den bodenständigen Dichter oder seine Werke zu bewundern, wenn es heißt: ach, welch ein köstlicher Erdgeruch, welche herben Charaktere, welche primitiven Empfindungen, welche kernigen Konflikte, was für bodenständige Denkweise! — Dann erlaube ich mir, diesen Konflikt näher anzuschauen. Der Mann will gar keinen anderen Platz im Leben, als gerade den, den er nach seines Vaters Ende zu erwarten hat. Mit dem Kinderzeugen will er dann erst beginnen, bis der, der ihn selber gezeugt hat, zur Grube fuhr. Wenn der Vater sich den Sarg bestellt, geht der Sohn eine Wiege zimmern und jodelt dazu. Und mit zweiund siebenzig Jahren erscheint ihm sein Vater schon überlebzig und überflüssig. Diesen Bauernsohn, den des Dichters Meinung nicht verwirft, den der Dichter extra noch als Kinderlieb und Gemütsmann schildert, soll ich als eine Natur als herb, kernig, frisch hinnehmen? Ist er das alles wirklich, dann ekelt mir vor nichts so sehr als vor denen, die da natürlich, herb, kernig und frisch sind.

Soll ich den Alten als einen Prachtkerl anstaunen, als einen Kernmenschen, weil er mit zweiund siebenzig noch aufrecht dasteht, und soll die Augen vor Entzücken verdrücken, und sagen: ach ja, diese Bauern, das ist noch Rasse?! Vor wenigen Tagen verstarb in Wien der alte Minister Plener, achtundneunzig Jahre alt. Ging mit sechsundneunzig noch durch die Straßen und rief, wenn die Fiaker ihn einluden: „Fahrn' m'r Exzellenz“ . . . mit dröhnender Stimme und mit schallendem Gelächter: „Alte Leute sollen fahren, i geh zu Fuß“. Und war ein Altenstaubschlucker sein Lebtag, ein Ranzleimensch, ein Großstädter, der noch mit sechsundneunzig in der Opernloge saß, ohne einzunicken. Rudolf v. Alt saß als Neunzigjähriger noch am Zeichentisch, aquarellierte und malte. Mommsen, der nicht als Bauer gelebt hat, konnte im neunten Decennium seines Lebens noch geistige Arbeit verrichten, die mehr

Frösche und Sammlung fordert, als Roggen einfahren. Menzel war in diesem Alter noch ernst, und Israels, fast neunzigjährig, ist noch am Werk. Soll ich mich wirklich als entnervten Großstädter empfinden, wenn ich einen zweiundsiebenzigjährigen Bauer auf der Bühne rüstig vom Ruhbänger reden höre? Oder soll ich den Vater bewundern, der seinen Sohn verächtlichen läßt, ihn verspottet, und ihm nicht zum lebenswerten Leben voll Freude wie voll Glück des Schenkens hilft?

Von den größeren Arbeiten, die Karl Schönherr geleistet hat, ist das die dritte. Zuerst der „Sonntag“, ein großes Gelingen, dann „Familie“, eine gequälte Mühseligkeit. Und jetzt „Erde“. Eine trodene Orgie in Erdgeruch, eine rechnerische Bodenständigkeitserzählung, eine etwas hochmütige Talentparade in Lederhosen und nackten Knien. Dennoch muß es bei alledem gesagt werden, daß Schönherr eine Hoffnung ist, daß er eine reiche Erfüllung werden kann. Vielleicht. Nur von Anzen-

gruber soll man nicht sprechen. Anzengruber ist ein Eigener gewesen, hat eine eigene Welt erschaffen. Und Schönherr ist ein Nachgeborener, ist in der von Anzengruber erschaffenen Welt geboren worden. Dann ist da noch ein anderer, wesentlicher Unterschied. Anzengruber war im städtisch-schwarzen Literatenkleid ein Naturmensch. Und Schönherr ist im Lederrock des Naturmenschen doch mehr ein Literat. Ausschlaggebend aber bleibt das Menschliche. Schönherr ist aus der Bauernverehrung noch nicht aufgewacht, bewundert, entschuldigt, liebt noch Vorgänge, Handlungen und Denkart, die er mit literarischen Schlagwörtern: „herb“, „urwüchsig“, „wurzelecht“ und „kernig“ nennen hört, die aber einfach abscheulich, niedrig und viehisch sind. Ihm fehlt noch der Widerwille, der Ekel, der produktive dichterische Widerwille, den Zola empfand, Tolstoi, Maupassant, und den Anzengruber so wundervoll in Tragik zu wandeln oder in Humor aufzulösen verstand.

Der Tragfame.

Er trug mit kräftigen gebräunten Armen,
Gebeugt von schwerer Wucht auf dem Genick,
Die Lasten seiner Herrin, der Erbarmen
Ein Fremdes schien; denn erzen blieb ihr Blick.

Er schien ihr Nichts; mocht er vom Schweiß triefen,
Sie winkte niemals den geringsten Dank,
Und stieg er auch für sie aus Meerestiefen
Und duftete nach Salzen und nach Tang.

Doch einst geschah's, daß er am Meer geseh'n,
Daß Rinn gestützt in die beschwielte Hand,
Da mußte sie ihn mit den Blicken messen
Und schrie nach ihm und warf sich auf den Sand.

Doch er, der sonst zu ihren zarten Füßen
Sich plagend alles legte, was ihr Sinn
Begehren mochte, schrak auf solches Grüßen
Empor und wich und floh zur Wüste hin.

Vito Frhr. v. Taube.

Französisches Cabaret. (Chat Noir — Aristide Bruant — Yvette Guilbert.)

Der Pleonasmus: Französisches Cabaret entschuldige die Notwendigkeit, Assoziationen abzuwehren, die sich auf den Mißbrauch eines Wortes gründen. So méfiez de contrefaçons! In Wahrheit hat es nie ein anderes als ein französisches Cabaret gegeben. Unserem vortrefflichen Baron Biedermeier — souvenez-vous en! — sei ohne weiteres zugestanden, daß er sich in den zwei Jahren Unsterblichkeit, die er — wo ist die Zeit? — mit seinem Ueberbrettel erlitten hat, immer säuberlich in den Grenzen seiner deutschen Ideen hielt. Erst das kleine Berliner Raubzeug, das aus allen möglichen Schmieren, Aneipen und Agenturen hinter diesem plötzlichen Riesenerfolg jappend dahergelaufen kam, hat, auf der Suche nach einer höheren Ausrede für seinen flachen Schwindel, die Sinnverlassenheit der Wortverbindung: „deutsches Cabaret“ in den Betrieb seiner Industrie eingeführt.

Das Ueberbrettel in Deutschland begann mit Prinzipien, das Cabaret in Frankreich mit Chansons. Es ist niemals erfunden oder gegründet worden, ebensowenig wie irgendeine andere Unterhaltung im Wirtshaus, ob sie nun von Bürgern, Bauern, Fuhrknechten, Offizieren oder Künstlern bestritten wird. Rodolphe Salis, nun schon mit dem Glorionschein des originalen Anregers fast in die Kulturgeschichte entrückt, war nur der erste größere Ausbeuter dieser Künste; er machte aus der Unterhaltung ein Institut. Das Genre aber ist nicht im Chat Noir entstanden, es ist dort nur eine Weile konzentriert und präpariert worden. Niemandem gehört es zu eigen, als nur dem Geiste der französischen Sprache selbst. Er schleift die Worte bis an den Kern ihres Inhaltes ab, verlegt das tönende Schwergewicht an den Schluß; ein unermüdlicher Vorteil für überraschende Pointierungen. Er duldet in unbetonten Endsilben keinen anderen Vokal, als das stumme e; dies gibt auch den weiblichen Reimen kräftigeren Schwung und eine unauffällige Korrektheit. Er ist arm an Worten, aber unendlich reich an Beziehungen

und Bedeutungen der Worte; so läßt sich fast jeder Begriff und jedes Verhältnis innerhalb weniger Zeilen doch ein paar Grade um seine eigene Achse hin- und herdrehen. Er ist gelenkig, ja leichtfertig in seiner Schutag, aber voller Respekt vor der Präzision der Laute; die Schlamperei unreiner Reime wird nicht gelitten. Sie wäre auch überflüssig, da die Reste lateinischer Grammatik noch soviel Gleichförmigkeit in den Suffixen der Verba, der Adverbia, gewisser Substantiva gelassen haben, daß man um einen geschickten Reim nie verlegen sein kann. Um so leichter spinnt sich der Gedanke in den flüssigen Versen fort, der Witz darin behält seine ganze schlagende Kraft und braucht fast nichts auf die Formung und Wahl des Reimes auszugeben. Das verstärkt die geflügelte Leichtigkeit noch, die schon im akustischen Auftrieb der betonten Endsilben liegt.

In den beweglichen Rhythmen einer solchen Sprache mag wohl ein Kampflied wie Trompeten dröhnen, ein Spottlied pfeifen, wie ein frecher Spatz. Die Sentimentalität ist freilich weniger echt und tief, als in unserem schwereren Deutsch; aber sie hat, noch von den alten Königen her, eine sehr gute Erziehung und eine unverlierbare Grazie. Die Kampflieder mußte der Chat Noir von vornherein ausscheiden: „Passant, sois moderne!“ Zum ernstesten Kampf gehört das Pathos, und das Pathos ist überall aus den Inventarien des modernen Empfindens gestrichen. Nur der Spott und die Sentimentalität durften bleiben, Ironisches und Lyrisches. Sie verbanden sich auch gern in einer säuerlich erquickenden Mischung (deren allergrößter Meister, meine ich, Kanros ist). Ja, in der Tatsache dieser Mischung war noch die beste Möglichkeit vorhanden, eine ganz persönliche Note zu finden. Denn die französische Ironie ist ganz in der französischen Sprache gegeben und die französische Sentimentalität ganz durch die französische Kultur bedingt. Da aber ein jeder von diesen literarischen Sängern seine Sprache und, trotz Zigeunertum, auch die Kultur seines Volkes

bis auf die letzte Nuance in seinen Instinkten hat, so muß er bald, im scharfen Gebrauch der Worte, wie im sanften Schliff der Empfindungen, die Höhe erreichen, auf dem eine gut gelungene Chanson an Ton und Wert der anderen gleicht. Was darüber hinausragt, gehört schon der bleibenden Literatur; die Lieder des Cabarets aber sollen dem Tage gehören und sein Gesicht tragen. Die einzelnen Persönlichkeiten können sich darum fast nur in den Graden jener Mischung, im Verhältnis der lyrischen und der ironischen Stimmungselemente voneinander abheben. Sonst aber machte es literarisch und menschlich nicht viel Unterschied, ob Donnay über die „Alten Herren“ und über „Abolphe, den traurigen Solisten der Liebe“, oder ob Kanroß über das Unglück der vier verliebten Studenten ein paar unglaublich komische Seufzer losließ; ob Salis bei den Schatten von Caran d'Ache sich über den Präsidenten Carnot oder ob Pierre Weber sich bei den Zeichnungen von Jean Weber über den Präsidenten Périer hermachte; ob Gabriel Montoya die schönen Augen oder ein anderer die schönen Füße der Geliebten besang.

Nicht im Geist und in der Kunst des französischen Cabarets fand sich also die unaufhörliche Erneuerung, das ewig Frische; es kam mit den Ereignissen hinein. Auf diese sofort und mit der treffendsten Schärfe zu antworten, sich nicht verblüffen zu lassen und sich nicht zu genieren, das war und ist freilich das größte und sympathischste Verdienst dieser Sänger. Wieviel von diesem Verdienst wiederum auf die Gelenkigkeit und Schnellebigkeit der Sprache selbst, wieviel auf republikanische Freiheit des Redens und Singens, wieviel auf die Freude des Publikums am besseren Tratsch und an der gröblichen Verunglimpfung zu sehen ist, das würde wieder seine eigene Untersuchung beanspruchen. Ha, welche Lust, Cabaretier zu sein, wenn einem nebst allen Personen der bürgerlichen und adeligen Gesellschaft auch alle Stände wehrlos ausgeliefert sind: Militär, Polizei, Verwaltung; Hauseigentümer und Hausmeister, Dichter und Maler; Minister und Staatsoberhäupter, ja selbst Chefredakteure!

Kein Zweifel, daß gegenüber dieser üppigen Fülle in der Auswahl der Stoffe unsere armen Refrainschmiebe und Reimfleisterer weitauß im Nachteil sind. Sie laufen zwar auch mit krampfhaft gespreizten Fingern der Aktualität der Dinge nach; aber um die Menschen und um die Fragen des Tages ist meist eine stachelige Hede behördlicher Vorschriften, eine Mauer wehleibiger Empfindlichkeiten oder stumpfer Interesselosigkeit gezogen. Die gründliche Behandlung politischer Gegenstände verhindert bei uns, wenn man sich schon um die Zensur herumdrücken könnte, der ziemlich unpolitische Geist des Volkes und außerdem die unausrottbare Manier, im Refrain und nicht im Inhalt die Einheit des Couplets zu setzen, so daß die Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit des Besungenen das Interesse am einzelnen Gegenstand herabdrücken, ja aufheben muß.

So ist das Blühen der Pariser Cabarets aus ihrer intensiven Lebendigkeit erklärt, die mit Tag und Stunde läuft, jede neue Erscheinung frisch reflektiert und so nur den künstlerisch heiteren Rand des öffentlichen Bewußtseins darstellt, an den man sich schließlich gerne flüchtet, wenn man sich über das Unergerliche nicht mehr ärgern, sondern auslachen will. Man könnte auch von einem Verfall der Pariser Cabarets sprechen, der in den letzten Jahren bemerkbar geworden wäre. Wer weiß, ob mit Recht. Wie diese Kunst nie erfunden wurde, sondern in der Sprache selbst begründet ist, so hat sie auch keine Zeit des Verfalles; es müßte denn auch die Sprache und mit ihr das geistige Leben dort degenerieren. Soweit halten wir noch lange nicht. Vermutlich hat die plötzliche Dezentralisation, die bald auf den Tod Rodolphe Salis' folgte, eine zeitweilige Krise herbeigeführt; aber nur in den einzelnen Unternehmungen. Dabei mag das Genre nach wie vor in seiner lebendigen Gesundheit bestehen, die unangreifbar bleibt, solange der Pariser, leicht erregbar, klatschsuchtig, boshaft, von spitzig geschliffenen Worten fasziniert, ein guter Zuhörer guter Witze sein wird. Mag sein, daß sich das Publikum geändert, daß der

Snob andere Verpflichtungen zur Ekstase entbedt hat. Vielleicht kehrt die Chanson wieder ganz ins Volk zurück, nachdem ihre literarischen Formen so lange Spezialität für die Reichen gewesen waren. Dann wird man eben an den Straßenecken, bei den Klängen einer verstimmtten Gitarre, die besten politischen und erotischen Lieder hören; für die, die es verstehen, wird eben die Straßenecke dann sein, was das Cabaret bis dahin gewesen ist.

Es hat ohnehin nie aufgehört seine Volkstümlichkeit kräftig zu betonen, zeitweilig sogar mit einem gewissen stillvollen Troß zu überreiben. Damals schon, als der schwarze Vater des Rodolphe Salis die verblüfften Bürger anzupfauchen begann, vielleicht noch etwas früher, ging der vierchrötige Aristide Bruant, die Hände in den Taschen der Hose, den Foulard locker um den Hals gelegt, ein ernsthafter Schauspieler bohémischer Ungeheuerlichkeit in seiner Schenke herum und warf den Gästen seine ausgesuchten Grobheiten und seine ungesuchten Chansons zu. Die waren, wie Gras aus den Ritzen eines Pflasters, aus dem lebensheißen Pariser Boden herausgewachsen; staubgrau, hager, ohne Zier und Weichheit, aber stark an Wurzeln und unverwundlich. Als er noch durch die Weiten und Tiefen der unendlichen Stadt bummelte und hungernd strolchte, waren diese Rhythmen in ihn gedrungen wie der Sauerstoff der Atmosphäre, wie die Dämpfe der Fleischlücken, wie der Gestank der Misthaufen; diese Refrains waren an ihm hängen geblieben, wie Staub in den Kleidern oder Erde an den Schuhen. Paris hat sie ihm an allen Straßenecken zugeflüstert, vorgelesen. Hinter dem bloßen Namen eines Stadtviertels taucht ihm oft schon ein menschlicher Typus mit seinem ganzen Schicksal empor: „A la Villette“, „Belleville-Ménilmontant“, „Au Bois de Boulogne“, „A Montrouge“ — mehr braucht er nicht für die suggestive Kraft eines Refrains. Er spielt nicht mit Worten, hat keine polierten Reime, erfindet fast niemals Bilder, wenn man nicht die gangbaren Metaphern des Argot dafür nehmen will. In seinen Versen ist der brutale Ernst verzweifelter Tatsachen, eine fast

mürrische Knappheit im Wort ist ihr Stil. Nur manchmal läßt er, für die allerärmsten Seelen, die an seinem Wege lauern, wie im Vorübergehen ein paar mitleidige Seufzer fallen. Sein Couplet „Sur le trottoir“ zum Beispiel beginnt ganz unbarmherzig:

„A' sont des tas
Qu'ont p'us d'appas
Et qui n'ont pas
L' sou dans leur bas“

und endet so wehmütig fromm, als hätte ihn Paul Verlaine, frühmorgens noch aus einer Kirche kommend, die Stimmung dafür eingegeben:

„Christ aux yeux doux
Qu'est mort pour nous,
Chauff' la terre où
S' qu'on fait leur trou!“

Der Refrain konstatiert dann wieder ganz trocken, nur im traurigen Rhythmus seines traurigen Inhalts:

„Pierreuses, frotteuses,
El's march'nt le soir
Quand il fait noir
Sur le trottoir.“

Für die Kraft und Gedrungenheit seiner Rhythmen reicht die flüssig gleitende Bewegung des Vortrages nicht aus, in die sich sonst die Chansonniere vom Takt der Sprache selbst mit fortreißen lassen. Nur die Fähigkeit tieffster Mitbegreifens und eine ganz konzentrierte Kunst der Menschen Darstellung können seinen Versen gleichwertiges tönendes Leben erschaffen. Eine einzige Stimme hat, außer der seinigen, Härte und Seele genug für solche Darstellung: die der Yvette Guilbert. Sie ist bisher die unvergleichlichste Durchschaucrin und Zeichnerin seiner Gestalten. Ihre Kraft ist der des Dichters ebenbürtig.

Auch sie wächst, aus dem Grunde einer starken und einzelnen Persönlichkeit von radikalstem Geist, hoch über die allgemeineren Grade kultivierter Volkstümlichkeit und nationaler Raffinements empor. Die Seele ihrer Kunst ist persönlich betonte Aktion, ist voll-

kommen dramatisch; auch im Wig, den sie immer, er sei erotisch oder sozial, darstellt, niemals bloß erzählt. Ihre Kunst ist der der Szene innigst verwandt, aber von einer solchen Intensität der einzelnen Momente, daß sie den zur Schöpfung eines bühnenmäßigen Charakters notwendigen architektonischen Zusammenhang fortwährend stören müßte. Sie hat als schlechte Schauspielerin angefangen und leht hin wieder Versuche mit regelrechter dramatischer Darstellung gemacht, die ihr wieder mißlingen; aber ihre außerordentliche Intelligenz, die im Grunde doch immer die stärkste Basis ihrer Wirkungen ist, hat ihre der Bühne nicht sehr tauglichen Mittel doch zu einer Art komprimierter Schauspielerei gezwungen. Die suggestivste Gewalt ihrer Darstellung aber ruht zum großen Teil auf der physischen Kraft ihrer Mittel. Ihre Stimme klingt niemals lieblich, selten rein; aber es schweben in ihr die verschiedensten Metalltöne, vom hämmernden Erz bis zum schmetternden Blech. Ihr Körper ist lang und knochig, ihre Haltung maskulin, von starren Linien; dessen wohl bewußt, nutzt sie diese Linien zu genialen zeichnerischen Effekten. In der Legende vom heiligen Nicolaus etwa geht sie, wenn der gespenstische Märchenschreck des Kindermordes vorüber ist, plötzlich ganz als Gottesmann dahin, mit wenigen langsamen großen Schritten; den Leib hoch aufgerichtet, den langen starren Zeigefinger senkrecht in die Höhe, eine Figur aus einem alten Heiligenbild. Man spürt, daß eine weichere weiblichere Künstlerin einfach die Anspannung der Nerven und Muskeln nicht ertragen könnte, die dazu gehört, um die Konturen dieser genial einfachen Zeichnung auch in der Bewegung des Schreitens festzuhalten. Oder die erschreckende Geste, mit der sie bei den letzten Worten von „Ma tête“ die Mühe vom Scheitel reißt, hinauswringt und zu Boden fallen läßt; man sieht einen Kopf abspringen. Die tödliche Unterschiedenheit dieser Mimik ist ohne männlich verachtete Arme, ohne die äußerste physische Festigkeit der Körperhaltung undenkbar. Dieselben zeichnerischen Ideen spielen auch in den Mienen ihres Gesichtes, wenn sie einen mensch-

lichen Typus skizziert, oder wenn sie Gefühle parodistisch verzerrt. Denn das echte Gefühl beherrscht sie eigentlich nur in den kalten Zonen: Schreck, Grauen, tiefe angstvolle Seufzer. Wo es ins Weichere und Wärmere hinaufgeht, zu Mitleid, Freundschaft, Liebe, da sieht sie sich gezwungen, die natürliche Härte ihres Wesens in allerlei kleine geistreich umschreibende Nuancen zu zerkneten. Man lächelt, ist sehr ergötzt, aber niemals ergriffen.

Daß diese geniale Frau, die fortwährend aus den überreichen Quellen ihrer persönlichen Kraft und Intelligenz schöpft, mit den in der Sprache und im allgemeinen Geist begründeten, politisch satirischen, auf den Staat und die Gesellschaft zielenden Künsten des eigentlichen Cabarets nicht viel zu tun haben kann, ist klar. Sie kommt vom Varieté her; aber nur, weil der Besonderheit ihres dramatischen Schaffens keine andere Bühne bereitet war. Sie schafft in Formen von elementarster Menschlichkeit; in tiefen und starken Stimmungen, in Zügen von größter und weitester Geltung. Rolletterie und leichte Späßmacherei sind ihr fremd. (Sie zwingt sich wohl hier und da vergebens zu einer leicht durchschauten Harmlosigkeit.) Ihr dramatischer Impetus hat das Genre des Varieté-Vortrages zerstört und ein neues geschaffen; ähnlich bei Aristide Bruant, den auch die Intuition kennzeichnender Schicksale und die Formung wahrhafter Typen von der landläufigen Chanson ab- und den Werten dramatischer Kunst näherrücken. Darum müssen diese beiden Persönlichkeiten aus der Betrachtung des französischen Cabarets besonders herausgehoben werden. Yvette scheint diese Beziehung zu dem Dichter auch zu spüren; denn zu den besten ihrer „chansons roses“ gehören die besten Lieder des Aristide Bruant.

Nun hat sie sich, eine ewig suchende, nie zufriedene Künstlerin, von den modernen Texten ein wenig abgewendet und die Couplets der dreißiger Jahre („Chansons Crinoline“) und die Volkslieder aus dem achtzehnten und siebzehnten Jahrhundert („Chansons Pompadour“) auf einen neuen Stil gebracht. Die historische Vermummung ist ihrer Person ganz

ausgezeichnet, ihrer Kunst nur wenig gelungen. Ihr Stil bleibt, im Krinolinenvrock und im Pompadourkostüm, doch immer ganz unverändert nur der unserer heutigen Zeit: Analise, tragische und ironische Psychologie. Das fällt besonders bei den Liedern auf, die von kleinen Liebesabenteuern im Weingarten, im Feld, auf der Landstraße erzählen. Also offenbar Bauernpoesie, etwa zum dörfischen Tanz oder zur ländlichen Arbeit gesungen. Sie aber macht kleine intime Komödien daraus, mit allen Finessen der falschen Scham, der versteckten Begehrlichkeit, mit erotischem Witz, der gar

nicht rustikal ist. (Man vergleiche damit den saftigen, derb bäuerlichen Humor, mit dem Frau Niese zu Zeiten des seligen „Lieben Augustin“ in Wien derartige Lieder sang — die freilich auch deutsch gedacht und textiert sind.) Der großen Kunst der Vötte tut natürlich diese eigenmächtige Vergewaltigung zugunsten ihres persönlichen Stiles keinen Eintrag. Das achtzehnte und das siebzehnte Jahrhundert sind nicht mehr herzuzaubern; um so wunderbarer, daß uns das zwanzigste seine Formen noch mit so viel Geist und Echtheit füllen kann. Willi Handl.

Randbemerkungen.

A propos des „A propos“ in Nr. 6, Seite 184 im „Morgen“.

Die Behauptungen des Herrn Herman Bang reizen mich zu einer kurzen Entgegnung. Anfangs wollte ich schweigen, aber es ist doch besser, wenn geantwortet wird.

Die Maschinenmeister werden nie die „wirklichen“ Theaterleiter oder die „Hauptakteure“ der Schauspiele sein, wenn die Stücke einen Gehalt haben und die Darsteller nicht selbst zu Staffagen hinuntersinken. Was schadet es, wenn in Wilhelm Tell ein „wirklicher“ Wasserfall eingelegt ist? Er darf nur nicht zu stark betont sein, darf nicht zu dem werden, was bei einer Schmiere unter „Wilhelm Tell mit wirklicher Wasserfalleinlage“ angepriesen würde. Aber sonst — warum denn nicht? Hat nicht jedes Bild seinen Rahmen? Und wie schlecht wirkt oft das beste Gemälde, wenn sein Rahmen dunkel und nicht hell glänzend, wenn er schmal und nicht mächtig, üppig breit ist? Wie würde sich der „Ring“ ausnehmen, wenn die vortrefflichen Männer nicht Jahre ihres Lebens damit verbracht hätten, hydraulische, elektrische, Dampf- und andere Wirkungen zu studieren.

Ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen. Ich wünsche Ihnen nur noch zum Schluß, in irgendeinem schlechten Theater mal so ein Werk, sagen wir von

Wagner, anzusehen — mit welcher Freude werden Sie dann wieder dorthin zurückkehren, wo das bezente Walten eines „Technikers“ dem Stück erst die Möglichkeit gibt, seine ganze Schönheit Ihnen darzubringen.

Hochachtend

E. J. A.

Berlin, den 19. Februar 1908.

Cher monsieur.

Ich möchte Ihnen gern antworten.

Aber — „ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen“.

Und doch: es wäre die höchste Zeit, ein „Halte-lä“ zu rufen. Denn in der Zeit der Technik und in der Stadt der bewundernswerten Technik wird in der Tat die Bühne von der Herrschaft der Techniker bedroht.

Wahr ist und bleibt, daß jedes Bild einen Rahmen verlangt. Der Rahmen aber darf das Bild selber nie unterdrücken. Und jedes Bild kann unter der übergroßen und verwirrenden Last des zu ziselirten Rahmens ersticken werden. Selbst ein Shakespeare-Bild kann von den allzuvielen und allzu bunten Regisseur-Bildern erstickt werden . . .

Solange die Bühnentechniker dem Ziele der Bühne — der Menschendarstellung — dienen, seien sie von Herzen gelobt. Wenn sie aber anfangen, nur „das technische Wunder zu erzeugen — dann Halte-lä.

Aber, cher monsieur — „ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen“.

Herman Bang.

Polennot.

Weil man eine gefährliche geistige Epidemie — und das ist der Hafatismus — nicht energisch genug bekämpfen kann, möchte ich der „Polennot“ im vorigen Heft noch ein Wörtchen nachschicken, das mir nachträglich eingefallen ist. Vor zwanzig Jahren habe ich in einer Polemik gegen die Antipolenpolitik etwa folgendes geäußert: Wenn mir einmal vor 1885 der närrische Einfall gekommen wäre, Preußen als gefährdet durch polnische Umtriebe darstellen zu wollen, so würde ich doch nicht gewagt haben, diesen Einfall zu veröffentlichen, weil darin eine so tödliche Beleidigung der preußischen Regierung, der preußischen Armee und namentlich der preußischen Generalität liegt, daß ich, meiner Ansicht nach, die härteste Bestrafung verdient hätte. Karl Jentsch.

Anatole France: Romöbiantengeschichte.

Roman, übersetzt von Heinrich Mann. Verlag von Albert Langen in München.

In einer Zeit, die im allgemeinen, wenigstens bei uns in Deutschland, die großen Erfolge nur solchen Werken beschert, die einem aktuellen Interesse durch Tendenz dienen oder wesentlich Anteilnahme am Stoffe erregen, erscheint es als eine Pflicht des Kunstfreundes, das Publikum mit besonderem Nachdruck auf reine Kunstwerke hinzuweisen, die geeignet sind, den Geschmack am Feineren wieder zu beleben.

Ein solches Kunstwerk ist diese Romöbiantengeschichte des großen Künstlers und nicht minder großen Dichters Anatole France. Es hebt sich aus der Masse zeitgenössischer Romane hervor wie eine edle Bronze unter Töpferwaren. Wie es die große Linie hat, hat es den Reichtum der intimen Nuance. Es ist edel und gefällig, groß und grazios, Ernst und Spiel zugleich, — ein Dokument künstlerischer Kultur, um das wir allen Anlaß haben, die Franzosen

zu beneiden. Nichts kann für den feineren Geist unterhaltender sein, als diese Geschichte, die, bei aller Sinnlichkeit, von sehr nachdenklicher Natur ist.

Es sind Schönheiten in ihr von so außerlesener Art, daß man sie dem Höchsten beizählen muß, das wir in der Kunst der Erzählung überhaupt besitzen. Die Schöne Melusine von Jean Dampst ist, im Bereiche der modernen Skulptur, ein ähnliches Werk.

Otto Julius Bierbaum.

„Finkshändigkeit“ als Heilmittel.

Die Eindrücke der Außenwelt, wie sie sich unserem Auge, unserem Ohr, unseren Empfindungen mitteilen, sammeln sich zu sogenannten „Erinnerungsbildern“ im Gehirn um dort zu lagern; und je nach der Häufigkeit, mit der sie sich dem Empfinden aufdrängen, je nach der Größe des Reizes, mit dem sie das Gehirn treffen —, gelangen sie zu unserer Empfindung, bis sie uns (wie z. B. bei der Anwendung von Gegenständen, beim Schreiben und Lesen) gewohnheitsmäßig werden, so daß wir schon beim Hören eines Wortes, das einen Gegenstand bezeichnet, instinktiv sofort dessen Verwendung, Form, Gestalt usw. wissen, ohne überhaupt darüber nachzudenken, wie viele Nervenbahnen und Zentren in Bewegung gesetzt werden müssen, um diesen Begriff zu fassen und zum Ausdruck zu bringen. Gehen wir nun einen Schritt weiter.

Gewöhnlich vollführen wir jede Bewegung mit der rechten Hand, wie denn bekanntlich 95½ % aller Menschen Rechtshändler sind; und dementsprechend ist der Ort für alle eingangs aufgezählten „Erinnerungsbilder“ das linke Gehirn, das infolge Kreuzung der Nervenbahnen im Rückenmark die Versorgung der rechten Hand übernommen hat. Durch diese Bevorzugung der rechten Hand wird also notwendigerweise das linke Gehirn die häufigsten Eindrücke und Reize erhalten, und infolgedessen am eindrucksfähigsten sein, ja geradezu eine Sammelstelle für fast alle und besonders die schwierigeren Bewegungen darstellen.

Stiefkind dagegen ist und bleibt die linke Hand und die ihr entsprechende rechte Hirnhälfte. Es besteht eine so völlige Abhängigkeit der linken Hand von der rechten, ein derart schwerwiegender Unterschied zwischen linker und rechter Gehirnhälfte (wie weitgehende Untersuchungen gelehrt haben), daß man sagen muß: Die rechte Hand kann nicht nur vieles, was die linke nicht kann; nein! alles was die linke Hand überhaupt kann, kann sie durch die rechte, hat sie von der rechten entlehnt, oder auf dem Umwege durch sie erst gelernt.

Und während so dem linken Gehirn (rechte Hand-Versorger) alles untertan ist, all unser Denken, Fühlen, Handeln, Schreiben und Bewegen, besitzt das rechte Hirn allein nichts von all dem. Untersuchungen an Kranken, die durch Schlaganfall rechtshändig gelähmt und so allein auf die rechte Hirnhälfte angewiesen waren, haben gelehrt, daß mit einem Schlage der Mensch der Sprache, der rechtsseitigen Bewegung beraubt, mit der linken nun gleichfalls führerlosen Hand nichts auszurichten vermag, eine Ruine geworden ist.

Die epochemachenden Beobachtungen von Prof. Lipmann an Leuten mit rechtsseitigem Schlaganfall, bei denen die ungelähmte linke Hand zu fast allen Zweckbewegungen des Handelns ungelent und unbrauchbar geworden war, hat diese oben erwähnte Abhängigkeit unzweifelhaft und bis zur Evidenz bewiesen. Im Verlauf weiterer Untersuchungen hat sich mir nun die Möglichkeit gezeigt, diesen armseligen, eigentlich doppelt Gelähmten, die ja häufig noch sogar der Sprache beraubt sind, zu neuen Lebensäußerungen zu verhelfen und zwar durch Übung der linken Hand. Und ich bin endlich zu dem Schluß gekommen, daß es auch bei normalen Menschen gelingt:

1. Durch Übung die linke Hand der rechten gleichwertig machen.

2. Durch diese Übungen die der linken Hand entsprechende, bisher brachliegende rechte Hirnhemisphäre zu vollster Tätigkeit zu entwickeln und sie so der bisher allein dominierenden linken Hemisphäre gleichwertig zu machen.

Einige wenige Beispiele seien angeführt:

So gelang es bei einem Rechtsgelähmten auf dem Umwege von systematischen Schreibübungen mit der linken Hand, ihm die Sprache, der er verlustig gegangen war, wiederzuschenten. Man hatte so das in der Anlage wohl vorhandene, aber bisher unbenutzt brachliegende rechtsseitige Sprachzentrum zu voller Tätigkeit gewedt.

Und daß dieser Besitz dauernd geblieben war, bewies ein zweiter ihn treffender rechtsseitiger Schlaganfall. Dieser beraubte ihn nämlich zwar von neuem der eben erst wieder gewonnenen geringen Beweglichkeit der rechten Hand, aber nicht mehr von neuem der Sprache. Diese war jetzt von dem zerstörten linken Hirn — eben durch jene Schreibübungen der linken Hand — auf das rechte Hirn als Eigenbesitz übergegangen.

Noch in die Augen springender ist der Erfolg in einem Fall, den Gutzmann behandelt hat. Als 13 jähriger Knabe hatte der Patient seine linke Hand durch einen Schrotschuß verloren, hatte mit einer künstlichen Hand aber ganz gut umzugehen gelernt. Mit 30 Jahren erlitt er nun einen Schlaganfall, der die ganze rechte Seite vollkommen lähmte und ihn der Sprache beraubte. Der Arme konnte die Arme nicht bewegen, er mußte gefüttert werden, und bot mit der linken Holzhand, dem rechten gelähmten Arm, ein Bild des Jammers. Durch ein kleines Instrumentchen — einen Holzring mit einer Feder — den man über den Zeigefinger seiner linken Holzhand zog, — lernte er allmählich schreiben und sich mit seiner Umgebung verständigen. Aber noch mehr! Durch fortgesetzte Schreibübungen wurde die rechte Hirnhälfte zum vilarierenden Eintreten für die verlorenen Sprachfähigkeiten des geschädigten linken Hirnes so vollkommen gebracht, daß er nicht nur seine deutsche Muttersprache, sondern auch seine früheren Kenntnisse im Russischen und Französischen völlig wiedergewann. So war er dem Leben, kann man wohl sagen, wiedergegeben; er war wieder zum Menschen unter Menschen. Ein Beweis für die volle Entwicklungsfähigkeit des

rechten Gehirns bei systematisch-richtiger Übung. Aber keineswegs das einzige Beispiel dafür! —

Eine stattliche Reihe ähnlicher Fälle stehen mir aus meinen Beobachtungen zur Verfügung.

Der Mensch ist das einzige Beispiel eines tierischen Lebewesens, das zwei völlig gleiche und vollkommen geformte Gliedmaßen hat, die sich doch in verschiedener Weise entwickeln: die Hände. Ja, er bildet nicht nur mit voller Absicht die eine Hand auf Kosten der anderen aus, sondern er rühmt sich sogar der halben Verkümmern, zu der er seine ungeschickte linke Hand verurteilt. Ahnungslos hat er sich aber auch auf diese Weise selbst eines wertvollen Schatzes seiner geistigen Kraft beraubt, um ein kostbares Gut gebracht, ein Verlust, der um so schwerwiegender wird, je intensivere

Anforderungen in unserer heutigen Zeit an das linke Gehirn als Alleinherrscherin gestellt werden, und je größer so der Verbrauch und die Abnutzung des linken Hirns und je lauter das Verlangen nach seiner Entlastung sein wird. Daher ist die Forderung nur zu berechtigt: Entfaltung und Ausbarmachung der linken Hand und so des rechten Gehirns.

Wenn die Doppelhändigkeit Allgemeingut aller Kulturstaaten wird, eröffnen sich neue Wege zur Befreiung jener Ärmsten aus dem Dunkel geistiger Umnachtung, für uns alle aber neue Bahnen zum friedlichen Geisteskampfe, neues Geistesleben in vielleicht ungeahnten Variationen von wahrhaft epochaler Bedeutung.

Manfred Fränkel.

Pantomime.

Sonderbar: Es gibt noch Nörgler in Berlin.

Allerdings nicht in WW., allwo die aus allerhöchstem Vertrauen ins Herrenhaus berufenen Geheimen Kommerzienräte in imitierter Dogenpracht hausen, sondern an der Peripherie, wo die tristesse de la banlieue fühlbar wird. Auch nicht in der „Beletage“, wie das eigenwüchsige Berliner Französisch so schön sagt, sondern dem Himmel erheblich näher. Ich kenne so einen verdrießlichen Kumpen, der in einem kahlen Stübchen vier Treppen hoch horstet, und von dieser Warte aus unentwegt schimpft . . . oder wie soll man es nennen, wenn jemand mitten in einer politischen Hochkonjunktur nach so und soviel Monarchenbegegnungen nur graues Gewölke und nicht einen einzigen Strahl des lieben Himmelslichtes zu gewahren vermag? Trotzdem, oder vielleicht auch gerade deshalb: Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern. Seine Bitternis ist erquicklich nach so mancher saden journalistischen „Mehlspeis“, die unser Einer nolens volens kosten muß. Ich fand den Eremiten über einen französischen Schmöcker gebeugt und sprach ihm meine Verwunderung aus.

„Ich weiß nicht, warum Sie diese Lektüre in Erstaunen setzt,“ sagte er. „Der alte Zwergenbischof Hohenlohe zog sie bekanntlich den Memoranden seiner Geheimräte erheblich vor. Warum sollte also ein nobody, der doch vermutlich nicht zur Nachfolge Bülowes designiert ist, nicht lieber Gautier oder Mérimée als Hamann oder Ratz lesen? Ich habe jetzt mehr als je das Bedürfnis, mich ins Unwirkliche zu retten, weil ich doch wenigstens weiß, daß ich es hier nur mit einem Phantasiespiel zu tun habe, während die neudeutsche Wirklichkeit mir ganz gespenstisch und unheimlich vorkommt.“

„Erkläret mir, Graf Derindur . . .“

„Nun, ich habe jetzt immer das Gefühl, als ob ich etwa einer Pantomime beizöhlte. Ich sehe da auf der Bühne eine stattliche Schar von Akteuren. Sie wüten in Gebärden, und diese Gebärden scheinen irgend etwas zu bedeuten, indeßen bleibt es auch dabei: eine Tat entsteht nicht. Der Zuschauer weiß gar nicht, warum sie sich so abstrapazieren, und ein Grinsen überläßt ihn.“

„Wollen Sie mit diesem Bilde etwa unsere Politik kritisieren? Ist Ihnen die noch immer nicht gegenständlich, noch immer nicht realistisch genug? Es muß Ihnen doch bekannt sein, daß Bülow stets ponderable Werte ins Auge faßt. Marokko . . .“

„Von Marokko können eigentlich nur noch zwinkernde Auguren sprechen, und Sie wissen, daß ich für diese Art der Kollegialität wenig Verständnis habe. Gerade hier finde ich das Wort des Wiener Poeten bestätigt: „Wir spielen alle — wer es weiß, ist klug.“ Warb eine so läppische Komödie je gesehen? Hat ein Großstaat von der Bedeutung und der materiellen Macht des Deutschen Reiches sich je so schwer kompromittiert? Wir haben mit einem Kaiserwort die Unabhängigkeit des Sultans und die Integrität des Scherifats verbürgt und sehen nun kühlen Mutes zu, wie Frankreich das Land gleich einer Artischode verspeist. Drude, d'Umade, Liauten, das ist eine Klimax der Offensive. Und wir nicken höflich zu jeder der Ministerreden, die mit bewunderungswürdiger Dreistigkeit die Vorgänge verleugnen, die sich da unten auf ihr Geheiß abspielen. Wahrlich es ist eine tolle Farce, in der wir die Geprellten abgeben.

„Die Geprellten? Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Fürst Bülow hält hier einmal wieder unentwegt die Bismarcksche Linie inne. Der erste Kanzler wollte bekanntlich Frankreich in Afrika beschäftigen, um den Blick der grande nation von dem Loch in den Vogesen abzu ziehen. Mögen sich doch die Franzosen an dieser harten Nuß die Zähne ausbeißen . . .“

„Sie vergessen, daß diese Betrachtung zu spät kommt. Ein großer Staat kann eben nicht heute umstoßen lassen, was er gestern als einen rocher de bronze stabilisiert hat. Die Taktik, die Sie bewundern, war einmal möglich und wäre damals gewiß nützlich gewesen, aber wir haben uns diesen Weg durch den Ausflug nach Tanger selbst verlegt. Jetzt blieb uns nur noch eins übrig: mit unerbittlicher Konsequenz an der Algecirasakte festzuhalten.“

„Nun, das tun wir ja. Die Offiziösen erklären es ja fast täglich . . .“

„Sie erklären es und inzwischen hat sich die vorübergehende Aktion der Franzosen längst zu einem Kolonialkrieg entwickelt. Clemenceau will Mehreres des Reiches heißen. Daß Deutschland um Marokkos willen nicht Krieg führt, das weiß er, und daß die Bevölkerung früher oder später unterworfen werden wird, das weiß er auch. Auf die Dauer vermag sich ungeschulter Heldennut gegen die technische, taktische und numerische Ueberlegenheit eines mächtigen Kulturvolkes nicht zu halten. Es wird ein Weilschen dauern, gewiß! aber der Sieg ist — wenn es gelingt, die Kammer zu zähmen — nur eine Frage der Zeit und der Fähigkeit. Die Gesten der deutschen Diplomaten können die Herren Clemenceau und Pichon ignorieren, weil es doch nur Gesten sind.“

„Ich meine, Sie unterschätzen die Tatkraft des Reichskanzlers doch allzu sehr. Hat er nicht eben erst bewiesen, daß er zu siegen weiß?“

„Auch dieser Sieg ist ja nicht mehr als Mimik. Ich bezweifle, daß das Enteignungsgesetz praktisch wirksam werden wird. Der Reichskanzler hat sich nun doch wohl davon überzeugt, wie unsympathisch diese Vorlage der Majorität des Volkes ist. In jedem einzelnen Fall der Anwendung wird die Wunde aufs Neue bluten. Die polnische, die katholische, die sozialdemokratische, die radikale Presse hat einen nie versiegenden Agitationsstoff erhalten und die 70 000 ha hätten wir auch aus unseren Staatsdomänen zur Besiedelung herauslösen können, denn das Problem ist nicht, Land zu gewinnen, sondern Menschen zu gewinnen. Deutsche nach der Ostmark zu schaffen, das ist die Lösung. Es fehlt nicht an Boden, es fehlt an Bauern. Aber hier wird es heißen: Latifundia perdidere Borussia. Lesen Sie die treffliche Broschüre: „Landlose Polen“. Da hat ein preußischer Beamter (dem es inzwischen schon gehörig in die Bude geregnet haben soll) alle Bedenken knapp und sachlich dargelegt. Nein, der Verzweiflungssatz dieser Politik wird für die Germanisierung der Ostmark sehr, sehr wenig bedeuten.“

„Nun, wenn Sie von Ihrem alten Vorurteil gegen den Reichskanzler nicht lassen

wollen, so müssen Sie doch wenigstens zugeben, daß jetzt ein frischer Zug durch die Gebildeten Deutschlands geht. Die Fundamente der römischen Kirche wanken. Die Modernistenbewegung . . .“

„Ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach viel Lärm um nichts. ‚Freiheit im Dogma‘ heißt die Parole. Ein Widersinn. Die Welt ist nicht nur den katholischen, sondern auch den protestantischen Theologen überall mit Brettern vernagelt. Ganz abgesehen davon, daß ja die meisten dieser Reformatoren bei dem ersten rauhen Hauch aus dem Süden in die Knie knicken. Ich weiß wirklich nicht, was man an dieser Bewegung ernst nehmen soll. Jedenfalls gleicht ihre Wirkung der des Kaffees, der bekanntlich ein Gift ist, aber ein sehr langsame. Die Auflehnung der paar Professoren ist nicht mehr als eine nicht einmal imposante Geste.“

„Sie sind wahrhaftig schwer zu befriedigen. Aber vielleicht findet es Gnade vor Ihren Augen, daß der Kronprinz sich als Student der Technischen Hochschule inskribieren ließ. Es ist doch erfreulich, daß sich der Thronerbe mit solcher Entschlossenheit der neuen Zeit zuwendet.“

„Ich finde nichts gefährlicher als derartige Dilettantismen. Der Kronprinz hat noch unendlich viel Dinge zu lernen, die für seinen künftigen Beruf erheblich wichtiger sind als die Technik, von derem reichen Tische doch nur

ein paar Brosamen für ihn abfallen können. Wir wissen, daß sein Interesse an militärischen Dingen nicht sehr lebhaft ist, müssen aber im Hinblick auf die europäische Konstellation wünschen, daß der künftige Kriegsherr die Entwicklung der Armee mit Verständnis zu verfolgen vermag. Verfassungs- und Verwaltungsrecht sind dem Kronprinzen vermutlich weit weniger vertraut, als es wünschenswert wäre. Auch dieser, in der Presse so enthusiastisch gepriesene Entschluß scheint mir nicht zu greifbarem und heilsamem Ergebnis führen zu können.“

„Sie sind heute mehr als je timonisch gestimmt. Da will ich es also gar nicht wagen, Sie nach Ihrer Ansicht über die Fortdauer des Bloß zu fragen.“

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß nie ein so blutloser Schemen einen so robusten Namen getragen hat. Trotzdem wird unser Bälou gewiß noch lange im Bloßhause sitzen. Der große Puppenspieler hat seine Marionetten gut in der Hand. Die Pantomime könnte amüsant sein, wenn uns nicht immer dasselbe Stück aufgeführt würde und wenn man nicht . . . wider Willen mitspielen müßte.“

Ich empfahl mich verstimmt. „Wie gut“, dachte ich bei mir, „daß solche Mörzler bei uns in keinem wirklich angesehenen Organ zu Worte kommen können!“

Eduard Goldbed.

Der Kampf ums Gold und seine Folgen.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

Der Ende 1907 zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Europa geführte Kampf ums Gold ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Volkswirtschaft. Aber nicht wegen der Eigentümlichkeit dieses Kampfes interessierte sich alle Welt für ihn, sondern weil seine Wirkungen überaus verhängnisvoll werden konnten und es in einem gewissen Umfange schon geworden sind. Die Amerikaner bemühten sich seit Wochen, soviel Gold als möglich aus Europa herüber-

zuziehen. Und die europäischen Staaten vereinigten sich, wie noch nie zuvor, zur Abwehr dieser Eingriffe in ihre Goldvorräte. Amerika stand nicht vor gewaltigen volkswirtschaftlichen Aufgaben, für die es aus dem Auslande Kapital heranziehen müßte. In der amerikanischen Industrie hat die Arbeitslosigkeit schon in erheblichem Umfange eingesetzt. Der Stahltrakt hat die Hälfte seiner Hochöfen ausgeblasen. Große Mengen ausländischer Arbeiter haben die Vereinigten Staaten verlassen. Die Per-

sonenfracht von New York nach Europa ist bedeutend im Preise heraufgesetzt, da der zunehmende Andrang auf die Schiffe den Schiffsfahrtslinien eine solche Erhöhung gestattet. Selbst die amerikanischen Eisenbahnen haben große Mengen ihrer Arbeiter entlassen. Warum braucht die amerikanische Volkswirtschaft inmitten dieses Rückgangs solche Mengen von Gold?

Das Vertrauen zu den gewöhnlichen Zahlungsmitteln war erschüttert. Außer in England ist nirgendwo der Scheckverkehr so verbreitet wie in den Vereinigten Staaten, aber die gesamte Bevölkerung hat gegenwärtig ein tiefes Mißtrauen gegen die Schecks. Dieses Mißtrauen ist nur zu berechtigt, denn die Mehrzahl der Schecks wird gegenwärtig nicht prompt eingelöst. Die Stadt New York zahlte aus Geldmangel die Löhne ihrer Angestellten am 1. November zu $\frac{1}{2}$ in Schecks statt in barem Gelde. Nach mehr als einer Woche war es einem großen Teile der Angestellten nicht gelungen, von den Banken Geld für ihre Schecks zu erhalten. Mit peinlicher Ungeduld hielt die Bevölkerung das Bargeld zurück. Seit Jahren ist in Amerika wie in Europa infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs und des steigenden Diskonts das Geld immer knapper geworden. Seit dem Kupferkrach und dem ihm folgenden Bankkrach ist die Geldknappheit durch das allgemeine Mißtrauen auf die Spitze getrieben worden. Die Bankrotte erzeugen erst die Panik, die Panik schafft neue Bankrotte.

Haben denn die Amerikaner zu wenig Gold? In keinem andern Land ist in den letzten Jahrzehnten der Goldvorrat in dem Maße gestiegen wie in Amerika. Der Goldvorrat der Vereinigten Staaten stieg von 2510 Millionen Mark im Jahre 1892 auf 5967 Millionen Mark im Jahre 1905. Gegenwärtig überragt der Goldvorrat Amerikas bei weitem denjenigen jedes anderen Landes. Der zweitgrößte Goldbesitzer ist Frankreich. Dann kommt Deutschland, dann Rußland und erst an fünfter Stelle Großbritannien. England ist dasjenige Land, in welchem zuerst die Goldwährung eingeführt worden ist. Und doch hat es bisher sich mit

einem so geringen Goldvorrat begnügt. Während in Deutschland der Goldvorrat in der Zeit von 1892—1905 um 1355 Millionen Mark zugenommen hat, ist er in Großbritannien sogar um 62 Millionen Mark zurückgegangen. Gegenwärtig nimmt man in England wie in Deutschland mit Bedauern wahr, daß man zu wenig Gold besitzt. Die Schritte, welche England und Deutschland zum Schutze ihres Goldvorrats getan haben, sind ganz ungewöhnliche und sehr geeignet, der Volkswirtschaft beider Länder großen Schaden zuzufügen. Innerhalb von zwei Wochen erhöhte man in Deutschland den Reichsbankdiskont, der am 29. Oktober 1907 noch $5\frac{1}{2}$ stand, am 8. November auf $7\frac{1}{2}$. Die Bank von England war am 7. November bei einem Diskontsatz von 7 % angelangt. Der Reichsbankdiskont betrug noch am 5. März 1908 6 %. In keinem anderen Lande hat der offizielle Diskont sich so lange auf einer so unerträglichen Höhe trotz des Endes der Hochkonjunktur gehalten. Gerade der gegenwärtige Zustand zeigt wiederum, daß Deutschland das Land des hohen Diskonts ist.

Die üblen Wirkungen des im allgemeinen steigenden Zinsfußes der letzten Jahre hat fast jedermann schon verspürt. Mit dem Steigen des Reichsbankdiskonts bröckelte seit zwei Jahren der gesamte Kurszettel der Berliner Börse allmählich ab. Auch die Staatspapiere sind gesunken. Der Hypothekenzinsfuß hat eine steigende Richtung. Seit Jahr und Tag geht die Bautätigkeit in Berlin und vielen Städten zurück. Unter den Bauhandwerkern und Arbeitern beginnt mehr und mehr die Arbeitslosigkeit sich fühlbar zu machen. Da im Baugewerbe gegenwärtig mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Erwerbstätige im Deutschen Reiche beschäftigt sein dürften, muß ein Stoden der Bautätigkeit sehr schnell seine üblen Wirkungen auf fast alle andern Industrien ausdehnen.

Warum erhöhte man den Diskont derartig, wenn die Diskonterhöhung so schlimme Folgen hat? Man war eben in einer grenzenlosen Verlegenheit. Es sind Fehler über Fehler in den letzten Jahren begangen worden, die gar nicht wieder gutzumachen sind. Der Kampf zwischen

Amerika und Europa spielte schon seit Jahr und Tag und drehte sich nur scheinbar um das Gold. In Wirklichkeit galt er dem flüssigen Kapital. Bereits im Jahre 1906 haben die Vereinigten Staaten in ungewöhnlichem Maße flüssiges Kapital aus Europa an sich gezogen. Nach der Goldstatistik strömten schon im Jahre 1906 ungeheuere Mengen von Gold aus Europa nach Amerika. Damals herrschte noch kein Mißtrauen gegen die Schecks und sonstigen Papiere in der amerikanischen Bevölkerung. Aber die kolossalen Kapitalanlagen der sich gewaltig ausdehnenden amerikanischen Volkswirtschaft erforderten die Einfuhr von Gold als wichtigsten Repräsentanten des flüssigen Kapitals.

Die Verteidigungsstellung, die West-Europa Ende 1907 gegen die amerikanischen Angriffe auf den europäischen Goldbestand einnahm, beruhte auf dem tiefen Grunde des Mangels an flüssigem Kapital in West-Europa. In Deutschland wie in fast ganz West-Europa hat seit dem Jahre 1902 ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufschwung stattgefunden. Ungeheuere Kapitalien sind in der Landwirtschaft, der Industrie, dem Verkehrswesen und in Wohnhäusern festgelegt worden. Bei dieser ungewöhnlichen Investierung so großer Kapitalmengen hätte man in Deutschland um so mehr die Pflicht gehabt, auf eine entsprechende Vermehrung des flüssigen Kapitals zu sehen. Statt dessen hat man in Deutschland und in anderen Staaten West-Europas in den letzten Jahren das Geld zum Fenster hinausgeworfen. West-Europa bezahlte inmitten dieses volkswirtschaftlichen Aufschwungs die Zechen der russischen Weltpolitik.

In meiner soeben erschienenen Broschüre „Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart“ (Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinhardt) habe ich die Ursachen der gegenwärtigen Geldkrisis untersucht und in der russischen Katastrophe die wichtigste der drei primären Hauptursachen der gegenwärtigen Geldknappheit nachgewiesen. Die beiden anderen Hauptursachen sind die amerikanische Ueberspekulation und das Sinken der Transvaalwerte. Durch das Sinken der russischen Papiere hat West-Europa seit dem Jahre 1903 mehr als drei Milliarden

Francs verloren. Ueberdies hat es die Torheit begangen, dem russischen Staat während des Krieges mit Japan noch 3,7 Milliarden Francs zu borgen. Diese 6,7 Milliarden Francs fehlen gegenwärtig in West-Europa. Während der langen Periode des eben zu Ende gehenden wirtschaftlichen Aufschwungs herrschte in Berlin die Ansicht, daß es eine Hauptaufgabe der deutschen Sparer sei, ihre Ersparnisse dem russischen Moloch zur Verfügung zu stellen. In den Jahren 1902 und 1905 gewährte man in Berlin dem russischen Staat zwei Anleihen von zusammen 900 Millionen Mark in Gold. Als ich Ende August 1905 in meinem Buche „Die Zukunft Rußlands und Japans“ in Voraussicht der kommenden Geldknappheit die Sperrung des deutschen Marktes für jede weitere russische Anleihe verlangte, erklärte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, bei einem Kursstand der vierprozentigen deutschen Staatsrente vom Jahre 1902 von 93½, daß mein Buch auf Grund haltloser Voraussetzungen zu abenteuerlichen Prophezeiungen über die Zukunft Rußlands führe. Mitte Juli 1906 war diese russische Staatsrente bis auf 68¾ gesunken und gegenwärtig schwankt sie zwischen 80 und 82. In meinem Buche hatte ich wörtlich geschrieben:

„Wenn in einigen Jahren die russischen Papiere um 20—30 % im Kurse gesunken sind, wird eine enorme Unzufriedenheit den gesamten deutschen Kapitalistenstand erfüllen. Die schweren Kursverluste an den russischen Staatspapieren werden starke Erschütterungen der Börse zur Folge haben. Die Krise wird sich auf Handel und Industrie übertragen.“

Die starke Erschütterung der Börse, des Handels und der Industrie, die ich als Folge des Kurssturzes der russischen Papiere vorausgesagt habe, ist eingetreten. Man gab sich im November 1907 an der Berliner Börse der Hoffnung hin, daß der russische Staat aus seinen Goldvorräten 50 bis 100 Millionen Mark in Berlin vorübergehend deponieren werde, um der Geldknappheit abzuhelpen. Diese weitgehende Hoffnung hat sich in dem Maße nicht erfüllt. Wenn der russische Staat aber in der Lage wäre, die ihm von Deutschland in den

Jahren 1902 und 1905 geliehenen 900 Millionen Mark jetzt zurückzahlen, so würde sich die Geldknappheit in Deutschland sofort in eine Geldflüssigkeit umwandeln. Aber der russische Staat ist zu dieser Rückzahlung beim besten Willen nicht in der Lage. Er war eben klüger als wir und hat uns hereingelegt. Es ist eigenartig, daß man in Berlin in den Jahren 1902

und 1905 durchaus nicht hören wollte, daß die Entblößung von flüssigem Kapital und eine schwere Geldknappheit die finanzielle Mobilisierungsfähigkeit des Reiches schwächen. Sehr wahrscheinlich erscheint, daß Rußland diese beiden Anleihen in Berlin aufnahm, um die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands zu mindern.

Deutsche Bank und Dresdner Bank.

Sicherlich war's nur ein Zufall, daß die beiden Rivalen unter den deutschen Großbanken, die Deutsche und die Dresdner Bank, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ihre Abschlüsse veröffentlicht haben. Die Dresdner Bank hatte gewiß keine Veranlassung, ihren Bilanztermin so dicht an den der Deutschen heranzurücken. Denn der Schwächere meidet gern den Vergleich mit dem Starken. Der Deutschen konnte es freilich nur recht sein, wenn ein Jeder schon von ferne sah, wie groß ihr Vorsprung diesmal gewesen ist; doch der Unterschied wäre nach außen hin noch deutlicher sichtbar geworden, wenn die Bilanzsitzung nicht am Tage nach der Publizierung der Dresdnerin, sondern schon vorher stattgefunden hätte. Dann würde unter dem Eindruck der gigantischen Ziffern der Abschluß der Dresdner Bank mehr enttäuscht haben, als zuvor, wo man immerhin noch an die schlechten Bilanzen der meisten übrigen Banken gewöhnt war.

Dennoch drängt sich einem natürlich der Vergleich auf; warum kann die Dresdnerin, die es im Jahre 1906 auf 8½ % Dividende gebracht hatte, nur 7 % verteilen, die Deutsche aber wiederum 12 %? Und jeder lobt den Scharfblick und die kaufmännische Tüchtigkeit der Herren Koch, Gwinner, Manikiewicz und Konsorten und tadelt das Konkurrenzinstitut, dem Herr Generalkonsul Gutmann den Stempel aufgeprägt hat. Keinem fällt es ein, die Deutsche mit einem anderen Institut so sehr zu messen, als gerade mit der Dresdnerin. Seit ihrem plötzlichen Entschluß (gleich nach dem Tage der Zahlungseinstellung der Leipziger Bank) sich im Mutterlande der Dresdnerin niederzulassen, ist die Rivalität offen hervorgetreten; ganz besonders aber, seitdem zur Verstärkung der Position die Interessengemeinschaft mit dem Schaaffhausen zustande kam. Die Discontogesellschaft, die bisher am meisten mit der Deutschen verglichen wurde, schien zurückgebrängt. Eine gewisse Sterilität war tat-

sächlich zu merken, aber gerade der letzte Abschluß hat bewiesen, daß sie ihr Terrain zu behaupten vermag. Die Bilanz (die, abgesehen von den Ziffern der Deutschen, die beste war) hat gezeigt, daß der Reklamelärm der anderen für sie nicht notwendig ist, und die vornehme Ruhe, in der die Discontogesellschaft ihre Geschäfte betreibt, berührt angenehm und deutet darauf hin, welche Rolle der ehrwürdige Name im Bankgewerbe spielt. Sie ist trotz allem Gerede am wenigsten von der Deutschen Bank verdrängt worden; mag auch die Dividende geringer sein. Darauf kommt es schließlich nicht so sehr an, ob 9 % oder 12 % verteilt werden. Das Aktienkapital spielt hierbei die geringste Rolle; viel wichtiger sind die Reserven, die unverzinst zur Verfügung stehen. Die entstehen aber zu einem großen Teil aus dem Uglto bei der Begebung der jungen Aktien. Je höher der Kurs gewesen ist, zu dem sie an den Markt kamen (die Börsentendenz spielt alsdann eine große Rolle), desto mehr Reserven stehen zur Verfügung und vermögen die Dividenden zu erhöhen. Wichtiger zur Beurteilung der Tätigkeit einer Großbank ist daher die Entwicklung der Gewinnziffern als ein Vergleich der Dividenden bei den verschiedenen Instituten.

Die Dresdner Bank sorgte selbst dafür, daß sie in einem Atemzuge mit der Deutschen genannt wurde. Auf ihren Ankündigungen wurden die Kapitalziffern der Interessengemeinschaft zusammengezogen; so entstand vielfach der Eindruck, als ob sie das größte deutsche Bankinstitut repräsentiere. In Wirklichkeit zeigt die Entwicklung der Interessengemeinschaft mit Deutlichkeit, daß ihr Nutzen nur sehr gering ist. Die Spesen werden nicht verringert; an gemeinsamen Geschäften hätte es auch ohne die Interessengemeinschaft nicht gemangelt. Ein Kapital von 180 Millionen Mark, wie es die Dresdnerin repräsentiert, genügt allein, um die größten Finanztransaktionen abzuschließen, und die Gefahr wird höchstens noch vergrößert, wenn das Risiko von zwei Banken getragen wird, von denen die eine für die Verluste der anderen bis zu einem gewissen Grade auf-

kommen muß. Der Zweck der Interessengemeinschaft bestand auch in erster Reihe nicht in der gemeinsamen Durchführung von Geschäften, sondern darin, durch die Assoziation der Kapitalien mit der Fahne der stärksten deutschen Großbank den Sieg in dem Wettrennen um die meisten Depositengelder davon tragen könnte. Die Erwartung hat sich nicht erfüllt; sie hätte auch dann keinen Erfolg gehabt, wenn an die Stelle der Interessengemeinschaft eine Fusion getreten wäre. Denn das Publikum fragt sehr wenig danach, ob das Kapital einer Bank 50 Millionen mehr oder weniger beträgt, und das Geheimnis der Deutschen Bank, die Spargelder an sich zu ziehen, beruht in ganz anderen Momenten als in ihrem hohen Aktienkapital. Hauptsächlich spielt der Name eine große Rolle; gar mancher, der sein Geld zur Deutschen Bank gibt, glaubt fälschlicherweise es mit einem Staatsinstitut zu tun zu haben; und, so merkwürdig es klingt, im Auslande ist dieser Glaube selbst in Kreisen verbreitet, von denen man es nicht erwarten sollte. Die Dresdner Bank kann den Charakter einer Provinzialbank nach außen hin nicht verlieren; sie mag sich die größte Mühe geben, ihn abzustreifen. Popularität in so großem Maße, wie sie die Deutsche Bank besitzt, kann auch immer nur von einem Institut gewonnen werden; die Suggestion der Massen hat auch im Bankwesen große Bedeutung. Der eine hört vom andern, daß er sein Geld bei der Deutschen Bank deponiert hat, und hält's für selbstverständlich, das Gleiche zu tun. Weshalb soll er es zur Dresdner Bank geben; daß die Deutsche sicher ist, weiß bereits jedes Kind. Darum vermag ich auch das Urteil nicht zu unterschreiben, als ob es nur der Tüchtigkeit der Deutschen Bank zu danken wäre, diese Position zu erlangen. Sie selbst hat nur nach zwei Richtungen dafür gesorgt; sie hat in der Tat für eine solide Verwertung der flüssigen Gelder und für die Aufrechterhaltung der Liquidität Sorge getragen; und sie hat zweitens alles vermieden, was ihren Ruf schädigen konnte. Aber haben die übrigen Banken (mit wenigen Ausnahmen) Geschäfte gemacht, die eine ernste Gefahr für die Depositengelder auskommen ließen? Auch hierin liegt also kein besonderes Verdienst und nur in der Behandlung der „öffentlichen Meinung“ muß man sie als geschickter preisen. Man hört fast niemals etwas von ihren Verlusten, und sie hat ein merkwürdiges Glück bei den großen Insolvenzen, die in den Zeitungen veröffentlicht werden, nur selten beteiligt zu sein. Ist sie es, so versteht sie es meisterhaft, den Eindruck sehr schnell zu verwischen.

Von den zahlreichen Sanierungen, die sie im

Jahre 1907 bei verschiedenen Firmen des Warenhandels vorgenommen hat (und die sicherlich doch nicht ohne Verluste abgelaufen sind), war nirgends etwas zu hören. Sie stellt zwar große Beträge in Reserve, aber keine Sonderreserven für bestimmte Zwecke, denen dann vor aller Augen die Deckung für die Verluste entnommen wird. Die Abschreibungen erfolgen offenbar vom Provisions- oder Zinskonto; eine Buchungsmethode, die sich natürlich nur dann anwenden läßt, wenn nicht jedermann von den Verlusten erfahren hat und danach fragt, wo sie geblieben sind.

Auch darin liegt kein Verdienst der Bankleiter, daß sie im Jahre 1907 ihren Umsatz erhöhen, ihren Gewinn vermehren konnten. Die Deutsche Bank ist längst bis zu einem gewissen Teil in die Rolle einer Zentralbank gerückt; die von den Mittelbanken abgehobenen Gelder fließen ihr zu, wie einer Zentralnotenbank in den Zeiten der Panik. Sie hat in dieser Beziehung bereits eine weit größere Bedeutung als die Reichsbank, die durch die Entwicklung der Privatbanken immer mehr in die Rolle gedrängt wird, in erster Reihe diejenige Stelle zu sein, wo die Banken ihre Wechsel immer unterbringen können. Die Umsätze im Giroverkehr sind bei der Reichsbank von 1906 auf 1907 nur von 194 Mill. M. auf 207 Mill. M. gestiegen, die Depositengelder der Deutschen Bank von 380 auf 476 Millionen Mark. (Die Ziffer scheint freilich übertrieben, zumal gleichzeitig die sonstigen Kreditoren von 889 auf 788 Millionen Mark zurückgegangen sind. Es wäre erwünscht zu wissen, ob die Bank in beiden Jahren bei der Trennung der Depositenguthaben dieselben Gesichtspunkte angewendet hat.) Liegt hierin nicht eine Gefahr? Sicherlich so lange nicht, wie die Leitung der Deutschen Bank sich in bewährten Händen befindet. Immerhin aber darf der Gesichtspunkt nicht übersehen werden, daß die eigentliche Funktion der Reichsbank hierdurch aufgehoben wird.

An der Börse hat man scherzhaft die Bemerkung gemacht, der Deutschen Bank müßte auf's Schild geschrieben werden: „Hier ruht das Geschäft der andern.“ Noch richtiger scheint mir das Wort zu sein: „Sie lebt von den Fehlern der andern.“ Wenn nämlich auch, wie oben gezeigt, eine Reihe psychologischer Momente den Erfolg der Deutschen Bank herbeigeführt hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie Fehler vermieden hat, die von den anderen Banken begangen wurden. Hierbei steht die Dresdner Bank nicht an letzter Stelle; was ihr fehlt, ist der weite Blick zur Erkennung der Konjunkturschwankungen. Die Deutsche Bank ist das einzige Institut, das zur rechten Zeit (diesmal wie im Jahre 1899) den Rückschlag der Konjunktur erkannt hat. Ich habe schon neulich

gesagt, daß ich hierin kein Verdienst erblicke, denn es gehören nur einige volkswirtschaftlichen Kenntnisse dazu. Aber man sollte es nicht glauben, in wie geringem Maße diese Kenntnisse bei den übrigen Bankdirektoren verbreitet sind. Man vergleiche nur die Geschäftsberichte der Deutschen Bank mit den übrigen, und man findet den Unterschied deutlich heraus. Nur bei ihr werden Gesichtspunkte hervorgekehrt, die man als wissenschaftlich wertvoll betrachten kann. Sonst gilt merkwürdigerweise überall das Prinzip, den Rückschlag erst nachher zuzugeben, aber selbst dann es immer so hinzustellen, als ob in dem Augenblick, wo der Bericht erscheint, schon wieder alles vorüber wäre. Die Effektenkäufer, die den Empfehlungen der Banken gefolgt sind, sollen nicht in den Glauben versetzt werden, daß sie falsch beraten wurden. Ist die alte Jobbermeinung, daß man nur immer bei fester Börsentendenz Geschäfte machen könne und darum das Publikum in den Irrglauben einer bevorstehenden Kurssteigerung versetzen müßte, nicht längst veraltet? Und namentlich für eine Großbank sollte es wichtigere Interessen geben. Auch die Dresdner Bank kann sich von einer solchen Berichterstattung nicht frei machen. Sie hat in bezug auf die Geschäftsentwicklung im Jahre 1908 „eine pessimistische Auffassung“. Die hat sie noch niemals gehabt; wäre es der Fall gewesen, so würde sie nicht beim Eintritt einer jeden Krise eine ungewöhnliche Anspannung ihres Status aufgewiesen haben. Mit Schönfärbereien darf eine Bank nicht geleitet werden; wer über eine halbe Milliarde fremder Gelder verwaltet, muß nüchternen Blickes auch die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung zu erkennen vermögen. Wer nach der Art des Eröblers nur immer danach trachtet, seine Ware zu möglichst hohen Preisen loszuwerden, paßt nicht zur Leitung einer Bank, die Großzügigkeit erfordert; nicht einmal für eine reine Effektenbank, die allein vom Vertrieb der Aktien lebt. Dieser Geschäftsstandpunkt hat sich längst überlebt, und solange man ihn nicht aufgibt, darf man sich nicht darüber wundern, wenn die Kritik, die durch den Mangel an Liquidität herbeigeführt werden muß, die Depostengelber der Deutschen Bank in die Arme treibt.

Bruno Buchwalb.

Zeitschriften.

Die „Librairie artistique et littéraire“ in Paris, welche die Kunstzeitschrift „L'Art et le Beau“ ediert, hat jetzt auch in Berlin in der „Verlagsanstalt für Literatur und Kunst“ eine feste Heimat gefunden. Dieses Blatt wendet

sich an ein weiteres Publikum als „L'Art et les Artistes“. Etwa wie „Kunst für Alle“ zu „Kunst und Künstler“, so stehen sich diese beiden Zeitschriften gegenüber. Nur daß die Spezialhefte von „L'Art et le Beau“ sich weit aus dem gewöhnlichen Rahmen herausheben und für sich abgeschlossene Kunstwerke bilden. Nicht in der Ausführlichkeit Flourhscher Editionen, bei denen der weite Text mehr wissenschaftlich gemeint als getroffen ist, vielmehr mit der Absicht, das Schwergewicht auf die Illustrationen zu legen. Da jedoch das Wenige, was gesagt wird, aus der Feder Gustave Rahns kommt, so erfreut man sich an der Qualität des Gesagten und gibt sich auch mit dem Wenigen zufrieden. Sprechen doch die Illustrationen selbst so überzeugend, daß man nicht erst erläuternde Worte braucht. Was gibt's über dies Heft, das vor mir liegt, auch viel zu erzählen? — „Montmartre und seine Künstler!“

Eine Welt! Genauer: der Ausgangspunkt der Welt. Denn es wird behauptet, daß Montmartre gleich mont m'arrête der Ort ist, wo nach der Sintflut Noah mit seiner Arche landete. So steht's geschrieben in dem Organe des intérêts de Montmartre: „Le chat noir“ vom 14. Januar 1882. Und ebensowenig wie die Heilige Schrift ist bis zum heutigen Tage diese Behauptung widerlegt worden. Und was ist aus dem Montmartre in all der langen Zeit geworden? „Gott hat die Welt geschaffen, Napoleon hat die Ehrenlegion gegründet, ich habe Montmartre gemacht.“ Der so sprechen durfte, war Rodolf Galis, und trotz der Anfeindungen, die er weit über das Grab hinaus erfahren hat, wird sich jeder den Namen dieses Mannes merken, der noch in späten Jahren des Geistes, der zu Galis' Zeiten auf der butte herrschte, auch nur einen Hauch verspürt.

Vilette, Steinlen! „In Vilette hat die Romantik der Bohème mit ihrer Anmut und ihrer Verliebtheit, ihrem goldenen Leichtsinn und ihren Niederlagen und ihrem lachenden Entfliehen von den harten Forderungen der Wirklichkeit, mit ihrem ewigen Auf und Ab zwischen Leid und Lust, zwischen Not und Schelmerei, ihren lebenswürdigsten Dichter gefunden.“ So charakterisiert ihn der ausgezeichnete Erich Klossowski. Den Watteau des Montmartre hat man ihn mit Recht genannt. Anders Steinlen. „Steinlen est incomparable pour exprimer la souffrance qui passe,“ schreibt Anatole France. Beide Namen sind ebenso wie der des unvergleichlichen, immer mehr an allererste Stelle rückenden Toulouse-Lautrec unzertrennlich mit dem Montmartre und seiner Kunst verbunden. Vilette, der tolle, lebenswürdige Genießer, Steinlen, der Wahrheit

juchende, ernst feierliche Sozialist, und Toulouse-Lautrec, der Aesthet und Defabent.

Ein zweites Heft: Fragonard. Ist's Meyer-Graefe, der behauptet, daß Amateure Renoir den Fragonard ihrer Zeit nennen? Obschon er, und zwar gerade im Vergleich mit Renoir, fühlt, daß Fragonard die Natur unterdrückt, um die Dekoration zu heben. Rahn stellt ihn mit Recht als Dritten neben Watteau und Boucher, trotz der Verschiedenheit ihres Intellekts. Man kann sich das galante Frankreich des 18. Jahrhunderts nicht vorstellen, ohne an die Bilder Fragonards zu denken, die bei aller erotischen Betonung doch sämtlich einen eigenen Zauber zarter Vornehmheit zeigen. Seine bedeutendste Arbeit, nach Meyer-Graefe gar das glänzendste Werk der Epoche, sind die vierzehn großen Panneaus, die, für die Dubarry bestimmt, aus Furcht vor der Guillotine nach Grasse (Cannes) zu seinem Freunde Maubert wanderten und schließlich in London ausgestellt von Pierpont Morgan gekauft wurden.

Ein weiteres Heft: Robin, den Georg Simmel vor Jahren schon den ersten Bildhauer nach Michelagnolo nannte. Als der größte lebende Künstler wird er wohl heute allorts anerkannt. Dies Heft von „L'Art et le Beau“ will natürlich nicht — auch nicht in großen Zügen — uns das Euvre des Meisters übermitteln. Wie ein großes Wunder soll es uns ahnen lassen, welche Welt sich uns bei näherer Beschäftigung mit diesem Genius erschließt.

Das vierte Heft: Rops. Seine Kunst wendet sich nicht an die Masse, sondern an die wenigen Gleichgesinnten, von denen er nicht selten erst die Anregung für sein Schaffen holt. „Pour réjouir les honnêtes gens“ schafft er seine cent croquis und erwägt keinen Augenblick, ob er einen Abnehmer für seine Arbeit findet oder nicht. In Baudelaire, Ola Hansson, Huhsmans, Przbylczewski hat er diese Gleichgesinnten gefunden. Kein Philosoph ist je in die Geheimnisse des Geschlechtslebens tiefer eingedrungen als Rops. Kein Ankläger hat je überzeugender das Sataniſche im Weibe gezeigt als er. Weber Bodinus noch Sinistrari, noch irgendein anderer mittelalterlicher Diabologe hat mit so rasendem Eifer seine Opfer bis auf den tiefsten Grund ihrer Seele erforscht wie er.

Rops ist der Bildner des Weibes par excellence. Raum ein Blatt von ihm ohne das Ropsche Weib. Wer dies Weib einmal gesehen hat, vergißt es nie. Ob es „La bour-

geoise“, „L'amour de Dieu“, „La fille du régiment“ oder „L'amante du Christ“ ist, immer ist es das Weib, das Weib besessen vom Satan. Denn Rops war Satanist, wie es Verlaine, Baubelaire, Huhsmans waren, und dieser Geist treibt ihn fast widerstandlos, so daß er von sich selbst sagt: „Ich weiß nicht, wohin meine Kunst geht, ob im vieux jeu oder im nouveau jeu, ob ich modern bin oder nicht.“

Rops, der seinem Vaterlande erst die Bekanntschaft Manets vermittelt hat, der, wenn gleich stark von Millet beeinflusst, doch ein eigenes Lebenswerk aufweist, vor dem ein Manet, Degas, Zich, De Neuville bewundernd standen, sollte auch uns, die wir seinem längst nicht so bedeutenden Landsmann Meunier immer wieder lärmend opfern, längst kein Fremder mehr sein.

Keiner Empfehlung mehr bedarf die Monatschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt). Januar- und Februarheft sehen durch ihre Reichhaltigkeit wie durch die Qualität des Gebotenen in Erstaunen. Im Januarheft behandelt Georg Muschner Friß Erlers Wiesbadener Fresken. Die beigegebenen Illustrationen, welche nicht nur die von Erler geschaffenen, die vier Jahreszeiten wiedergebenden Fresken, sondern in besonderer Darstellung auch die Details dieser Werke bringen, erläutern den Text auf das anschaulichste. (Die Leser des „Morgen“ wird Hofrat Doenges mit diesen Arbeiten bekanntmachen.) Andere Werke Friß Erlers vervollständigen das Bild des Künstlers. Hier zeigen sie uns Erler zu einer Zeit, da er noch Wandmalerei in Rahmen treibt („Noah“), dort lernen wir ihn als Landschaftster und Porträtisten kennen („Herbststimmung“, „Moderne Diana“). Die Kartons zu den Wiesbadener Fresken, wie andere Gemälde Erlers sind augenblicklich im Künstlerhause in Berlin zu sehen.

Die „Neue Rundschau“ (G. Fischer) wird den Lesern des „Morgen“ bekannt sein. Unter der Leitung des geistreichen Oskar Vie marschirt sie als literarische Monatschrift längst an der Spitze aller ähnlichen Erscheinungen. Die Erhöhung des Preises wird durch die Erweiterung des Umfanges völlig gerechtfertigt. Neben dem rein Aesthetischen, für manch einen vielleicht Allzu-Aesthetischen, sucht die Neue Rundschau, soweit das bei einer Monatschrift überhaupt möglich ist, auch zu Fragen des Tages Stellung zu nehmen. U. L.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Vorfentell: Bruno Bachwald, Berlin O., Selligegeiststr. 68; für alles andere: Dr. Artur Landberger, Berlin W. 9, Pennstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 22. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Epik.

Nummer 12

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

20. März 1908

Die Deutschen im Osten Deutschlands

und sieben andere Aufsätze aus dem Jahre 1848.

Von Max Stirner.

Letzte Funde, herausgegeben von John Henry Mahan.

Vor bemer kung.

Während in Amerika die um die Forschungsergebnisse der letzten zehn Jahre bereicherte zweite Auflage meiner Lebensgeschichte Max Stirners („Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1898“) für den Druck vorbereitet wird, die dort vor der deutschen und zunächst in englischer Sprache erscheinen soll, da die Theilnahme der Deutschen sie meinem Verleger einstweilen nicht ermöglicht, biete ich hier die letzten Funde aus der geistigen Hinterlassenschaft Stirners selbst.

Ich darf sie so nennen. Denn die Arbeit der Durchforschung zeitgenössischer Litteratur ist in den letzten zwanzig Jahren, und in den letzten zehn nicht nur von mir allein, so ausgiebig gethan, daß keine Hoffnung mehr besteht, es könnten sich diesen Funden, die ich hier aus völliger Verschollenheit zum ersten Male wieder ans Licht hebe, noch weitere anreihen. Vergessen wir nicht, daß der Name Stirner heute nicht mehr übersehen werden kann.

Es ist das zweite, und wie gesagt allem Ermessen nach letzte Mal, daß seit meiner Herausgabe seiner „Kleinere[n] Schriften und Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes

„Der Einzige und sein Eigenthum“ sich Arbeiten Stirners der Öffentlichkeit wieder erschließen. Die erste stellte sich diesen Schriften (die in die Jahre 1842—1847 fallen) voran: es war die in Gukow's Telegraf für Deutschland 1842 erschienene, und 1900 im „Magazin für Litteratur“ wiederveröffentlichte Besprechung Stirners über Bruno Bauers „Vollsaune des jüngsten Gerichts“.

Die zweiten, die ich hier gebe, beschließen die genannte Reihe: sie stammen aus dem Jahre 1848. —

Ich wurde auf ihr Vorhandensein aufmerksam, als ich — zwei Jahre nach dem Erscheinen meiner Biographie — mich durch einen neuen Berg inzwischen aufgesammelter Litteratur fraß, und dort, wo ich es am Wenigsten vermuthet hätte, auf den Namen Stirner stieß: in dem zweiten Bande der „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Friedrich Bodenstedt.

Bodenstedt erzählt in ihnen, wie er nach mannigfachen Irrfahrten 1848 in Triest „unter die Journalisten“ geräth. Die wachsende Bedeutung des 1833 gegründeten österreichischen Lloyd hatte in Triest eine Theilung in der

Leitung nöthig gemacht: ein Directorposten für die litterarisch-artistische Leitung wurde geschaffen und Bodenstedt nimmt den Vorschlag an, Hauptredacteur des „*Journal des österreichischen Vloth*“ zu werden. Er geht nach Triest und erhält in einem Dr. Löwenthal einen Mitredacteur. Aber schon drei Monate später, im September, übersiedelt er mit dem Vloth nach Wien, um bald darauf seine Stellung ganz niederzulegen. — Zurückblickend auf seine Triester Thätigkeit erzählt er dann weiter: „Daß es mir gelang, Bedeutung und Verbreitung des Blattes rasch zu steigern, hatte ich bei der scharf bezeichneten Richtung, die ich ihm von vornherein gegeben, zu nicht geringem Theil werthvollen Beiträgen aus Deutschland zu verdanken. So schickte mir mein Freund Willibald Alexis allwöchentlich zwei zum Abdruck bestimmte Briefe aus Berlin, welche, die dortigen Zustände kritisch-humoristisch beleuchtend, immer dankbare Leser fanden und auch öfters ins Italienische übersetzt wurden; und der mir persönlich ganz unbekannte Max Stirner überraschte mich durch vortrefflich geschriebene, auf gründlichen Studien beruhende Betrachtungen über die Aufgaben Oesterreichs im Osten und die Nothwendigkeit seines ehrlichen, nicht diplomatischen Zusammenhalts mit Deutschland als Grundbedingung seiner Selbsterhaltung. Ich war erstaunt zu sehen, daß dieser spitzfindige Dialectiker, der in seinem wunderlichen Buche „*Der Einzige und sein Eigenthum*“ mit haarsträubender Sophistik die Rühnheit der verneinenden Geister auf die Spitze getrieben, in der wirklichen Welt auf historischem Boden sich so gut zurechtzufinden und gesunden Gedanken allgemein verständlichen Ausdruck zu geben wußte. Seine sachlichen Erwägungen erschienen mir wie ein Protest gegen Bruno Bauers Geschichtsphantastereien, die dem in Auflösung begriffenen Germanenthum Rußland als eine urkräftige Nation gegenüberstellten, in deren Händen die Zukunft Europas ruhte . . .“

Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, daß das „*Journal des österreichischen Vloth*“ von 1848 sich auf keiner deutschen Bibliothek

befand, daß die Universitäts-Bibliothek in Wien, ja der Oesterreichische Vloth selbst kein in Bezug auf dieses Jahr vollständiges Exemplar besaßen, und daß sich das einzige in Betracht kommende auf der Biblioteca civica in Triest befand, dieses aber unter keinen Umständen ausgeliehen wurde.

Eine Reise nach Triest wurde mir aber erst 1900 möglich. Im Herbst dieses Jahres habe ich dort an Ort und Stelle das Journal des österreichischen Vloth durchgesehen und als Frucht dieser Arbeit acht Aufsätze ermittelt, die mir unzweifelhaft aus der Feder Max Stirners zu stammen scheinen. Ist auch keiner von ihnen mit Stirners Namen gezeichnet, und das ihnen vorgesetzte Zeichen nicht maßgebend, da es auch Aufsätzen voransteht, die nicht von Stirner herkommen können, und verbürgt somit Bodenstedts Zeugniß nur den ersten, so übernehme ich doch die volle Verantwortung für die Echtheit auch der übrigen sieben Aufsätze. Ich thue dies nach sorgfältiger Durchsicht nicht nur des Jahrgangs, in dem sie enthalten sind, sondern auch der ihm vorausgehenden, wie folgenden, nach peinlicher Prüfung des in Frage kommenden, und endlich nach strengster Ausscheidung alles nur entfernt Zweifelhafte und Unwahrscheinlichen, und ich glaube nicht, daß irgend ein Kenner Stirners, seines Geistes und seines Styles, Zweifel an ihrer Echtheit erheben kann und wird.

In der Reihenfolge, wie sie hier zum ersten Male wiedergedruckt werden, erschienen sie in den Nummern 143, 167, 177, 187, 211, 219, 220 und 222 vom 24. Juni, 22. Juli, 3. und 15. August, 12., 21., 22. und 24. September 1848. — Zu dem fünften: „*Reich und Staat*“ machte die Redaction folgende Fußnote: „Wenn auch mit der vorstehenden Abhandlung nicht in allen Theilen einverstanden, wollten wir sie doch bei deren geistvoller Auffassung unsern Lesern nicht vorenthalten. Wir dürften auf die interessante Frage demnächst zurückkommen. D. Red.“ Dies ist übrigens nicht geschehen. —

Gegen Bodensiedt habe ich Stirner nicht zu vertheidigen. Er zieht in diesen, im Drange des Tages und im Kampf mit Lebensnoth entstandenen Arbeiten, mit denen er als letzter zum letzten Male zu uns spricht, lediglich die Consequenzen seiner Weltanschauung, wie wir sie aus seinem unsterblichen Werke kennen.

Charlottenburg, Herbst 1907.

John Henry Mackay.

I.

Die Deutschen im Osten Deutschlands.

Daß die Landkarte Europas in naher Zukunft anderes Aussehen haben wird, als sie seit der diplomatischen Eintheilung dieses Welttheils gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; die Schöpfungen der Diplomatie gehen ihrem Untergange entgegen. Welche neuen Gestaltungen sich aber bilden, und durch welchen Eintheilungsgrund sie bestimmt werden, das ist vor der Hand noch eine Sache der Vermuthung oder der Prophetie. Indes sind es doch wiederum die Menschen, die je nach ihren Gedanken und Interessen die künftigen Verhältnisse vorbereiten und darauf hinwirken, daß sie so ausfallen, wie sie ihnen entweder am vernünftigsten oder am zuträglichsten und wünschenswertesten erscheinen; aus den Plänen und Hoffnungen, welche die Menschen über die Zukunft fassen, gehen ihre Bestrebungen hervor, und diese haben immer auf die Bildung der zukünftigen Dinge mehr oder weniger Einfluß. Jetzt ist z. B. der Plan eines einheitlichen Deutschlands im Schwunge und erfüllt viele deutsche Seelen mit süßen Hoffnungen, ja wohl gar mit Träumereien von einem altfränkischen Kaiserthum. Die Frage läßt sich nicht mehr umgehen und es ist deshalb wichtig zu sehen, in welcher Weise sich verständige Männer über die zu erwartende Zukunft Europa's auslassen. Einen solchen Beitrag zur „Reorganisation“ Europa's liefert ein kleines anonymes Schriftchen „Polen, Preußen und Deutschland“,

von dessen Entwürfen ich es der Mühe werth halte, einige Kenntniß zu geben.

Der Föderalismus ist eine höhere Form des Völkerlebens als der Centralismus. Denn die Föderation kann sich, wo es noth thut, namentlich in den Beziehungen nach außen, zeitweilig concentriren, so daß sie dann einer Centralgewalt gleichkommt; die Centralisation aber kann nicht umgekehrt eine föderative Gestalt annehmen. Der Föderalismus ist die Verfassungsform der neuen Welt und der Zukunft. Was insbesondere Europa betrifft, so muß Rußland von demselben geschieden werden; Rußland, ein ausschließliches Flachland, charakterisirt durch die Wolga, welche dem asiatischen Steppengebiet zuströmt, gehört nicht zum eigentlichen Europa und muß als ein besonderes Mittelstück zwischen Europa und Asien angesehen werden. In dem eigentlichen Europa liegt Deutschland in der Mitte, und darum kommt ihm auch das Mittleramt zu, und zwar ausdrücklich nicht ein Herrscherthum, sondern nur ein Mittleramt, welches sich nach den Ideen eines mehr entwickelten Bewußtseins und nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gestalten muß. Denn Deutschland ist kein Nationalstaat und kann es nie werden. Ein Blick auf die Sprachkarte zeigt, wie auf der östlichen Seite hier der Slavismus weithin bis an das Fichtelgebirge in das deutsche Element hineintritt, dort das Deutschthum sich längs der baltischen Küste weit über Polen hinwegzieht, so daß es dem östlichen Deutschland wesentlich ist sich mit slavischen Völkern zu verbinden. Gehören denn nicht jetzt Böhmen, Mähren, Kärnten und Illirien zu Deutschland, und sind das nicht überwiegend slavische Landschaften? Sie sind aber in politischer Hinsicht Glieder des Reiches, und es gefährdet die deutsche Nation nicht, mit slavischen Völkern in einem Hause zu wohnen, so wenig als es unsere Absicht sein kann und darf, die Nationalität der mit uns verbundenen Slavenvölker zu gefährden.

Dieses Deutschland verbindet sich nach Südosten hin, dem Laufe der Donau folgend, mit allen den Völkern und Stämmen, welche im Gebiete dieses Stromes wohnen, von Wien

aus bis zum Schwarzen Meere. Da steht also Oesterreich an der Spitze des großen Bundesstaates der Donauvölker. Die sind alle an Oesterreich gewiesen, weil jedes für sich allein kein besonderes Reich bilden kann, und weil sie mit der Civilisation des Westens nur durch Oesterreich in Verbindung stehen. Sie werden sich an Oesterreich anschließen und treu zusammenhalten, nachdem diese beschränkten und verwerflichen Ideen der Beherrschung des einen Volkes durch das andere abgethan sind, und jeder Theil sich in seiner Art und Weise frei entwickeln kann.

Dieser Vergesellschaftung der Donauvölker, welche durch Oesterreich mittelbar mit dem gesamten Deutschland verbunden sind, wird nach Nordosten hin ein baltischer Bruderstaat entsprechen. Denn, soweit die baltische Küste deutsch ist, — und das reicht nördlich bis zur Narwa —, so weit sind auch die Hinterländer auf eine engere Union mit dem nordöstlichen Deutschland, d. h. mit Preußen hingewiesen, wodurch ihnen allein die Verbindung mit der westlichen Civilisation eröffnet wird. Zwischen Duna, Niemen, Weichsel, Oder und den Landschaften der mittleren und unteren Elbe gibt es nirgends eine erhebliche Naturgrenze. Völker und Staatsgrenzen haben sich auf diesem Gebiet unaufhörlich verschoben und verrückt; fortwährend hat man hier freundlich oder feindlich miteinander zu schaffen gehabt, und alles ist hier aufeinander hingewiesen. Daraus muß denn ein baltischer Bundesstaat hervorgehen, bestehend aus Preußen, Polen, Litthauen, Curland und Livland, ein Bundesstaat, der sich durch Preußen mittelbar an das gesamte Deutschland anschließen wird.

So werden also Oesterreich und Preußen je ein Hauptglied des deutschen Föderativkörpers bilden, und das dritte Hauptglied sind die übrigen deutschen Staaten zusammengenommen. So wird von dieser deutschen Mittlerschaft aus das System der abendländischen Völker, einst im Mittelalter im Geiste der damaligen Zeit durch die Kirche, durch die Einheit in Kultur und der Lehre zusammengehalten, wiederum zu einer leben-

digen Einheit erstehen, im Geiste der Zeit durch eine gemeinsame Civilisation verbunden, und durch einen gemeinsamen Weltberuf. Davon ist Rußland ausgeschlossen und wird fortan alles Einflusses auf die Angelegenheiten der europäischen Völker entkleidet, — eines Einflusses, der sich so verderblich erwiesen und der auch nur aufkommen konnte durch unsere eigenen Zerwürfnisse und durch die Ideelosigkeit der Zeit, die sich nicht über eine schale Cabinets- und Gleichgewichtspolitik zu erheben wußte. So nur konnte ein Barbarenreich zu diesen sinnlosen Prätensionen kommen, ein Wächter an dem Heiligthume der Civilisation sein zu wollen und in den Anaphichthonen Europa's das große Wort zu führen.

Es handelt sich darum, ob Asien europäisch, oder Europa asiatisch werden soll. Und damit dieses letztere nicht geschehe, darf es kein Panславенreich geben, sondern müssen sich die vorderen Slavenvölker an das westliche Europa anschließen. Rußland hat das mongolische, das asiatische Princip in sich aufgenommen; die Donauslaven und Polen aber haben den ursprünglichen slavischen Typus bewahrt, das Princip der individuellen Freiheit in sich lebendig erhalten und gehören deswegen zu dem eigentlichen Europa. Sie müssen daher sich an Deutschland anschließen, um ein Übergangsgebiet zu bilden für den europäischen Geist. Und zu dem Zwecke muß der Föderativstaat der Donauvölker und der baltische Föderativstaat gebildet werden.

Der südöstliche Föderativstaat besteht im Grunde schon, während sich der baltische erst bilden muß. In den großen österreichischen Föderativstaat der Donauvölker werden die Donauslaven sämtlich eintreten und mit ihnen auch die Walachen, welche gleichfalls in das abendländische Völkersystem und nicht in das russische oder asiatische gehören. Nur diejenige Richtung, welche der Donaufstaat gegen Süden hat, unterliegt jetzt harten Zweifeln. In Italien ist das Nationalitätsprincip mit Macht hervorgebrochen, Italien hat sich erhoben. Die Entscheidung des großen Kampfes wird nicht lange auf sich warten lassen. Für den Augen-

Es ist man für eine gründliche Untersuchung dem gewaltigen Eindruck des Moments preisgegeben. Gibt es doch nicht Wenige, welche die nahe Auflösung der gesamten österreichischen Monarchie in Aussicht stellen, die nach ihrer Meinung nur ein äußerliches, naturwüdriges Aggregat ganz unzusammengehöriger Länder sein soll. Und in der That, die Verhältnisse sind augenblicklich verwickelt, die Aufregung ist allgemein; aber Oesterreich wird die Probe siegreich bestehen. Zweimal haben die Türken vor Wien gelegen, und zweimal ist Napoleon in die Kaiserstadt eingezogen, und doch hat sich Oesterreich immer wieder erhoben. Solche Stürme hat der alte Kaiserstaat bestanden, also muß es doch wohl ein tieferes Princip geben, welches diese Monarchie zusammenhält, die eine grundwesentliche Stellung in dem heutigen Staatensysteme einnimmt. Ungarn ist mit den deutschen Erbstaaten unauflöslich zusammengewachsen. Sehen wir nur auf die Sprachkarte. Da zieht sich die slavische Bevölkerung durch Böhmen und Mähren in einem breiten Gürtel in das nördliche Ungarn hinein. Und eben so ist es im Süden, wo sich von Kärnten an durch das südliche Steiermark und Ilirien ebenso das slavische Element durch Croatien und Slavonien in das südliche Ungarn verbreitet. So ist Ungarn wie durch zwei Klammern an die deutschen Erbstaaten gebunden; und diese hinwiederum sind alle durch tausendfache Bande mit dem Erzherzogthum Oesterreich vereint. Wie sich um die Altstadt Wien die Vorstädte herumlagern, so lagern sich die österreichischen Länder um das Erzherzogthum und finden alle in der Kaiserstadt ihren Vereinigungspunkt. — Oesterreich ist in der That der *D o n a u s t a a t*; denn die Donaulande bilden den Kern. Aber es gehören noch zwei Seitenflügel dazu, und das sind *B ö h m e n* und ein Theil *O b e r i t a l i e n*. Böhmen ist für Oesterreich unentbehrlich, denn durch Böhmen berührt es das nördliche Deutschland, nimmt Theil an dem Gebiete der Elbe, und die Elbe weist auf die atlantische Welt hin. Diese Beziehung darf Oesterreich nicht fehlen. Wie aber Böhmen der nördliche, so ist die

Lombardei der südliche Seitenflügel, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien beruht auf tiefen Gründen.

Oesterreich hat hier die Erbschaft des alten deutschen Kaiserthums übernommen, welches nie von Italien lassen konnte. Das erste Auftreten der Germanen waren ihre Züge nach Italien. Diese Züge haben sich seit zwei Jahrtausenden fortwährend wiederholt und werden in veränderter Form immer stattfinden, eine Verbindung mit Italien wird irgendwie immer bestehen. Das deutsche Volk als ein *u n i - v e r s a l e s* Volk muß den europäischen Süden berühren, es muß den Boden der altclassischen Welt berühren. Und ebenso bedarf dieser altclassische Boden Deutschlands. Man lasse sich nicht durch das Aufbrausen des Nationalgeistes blenden. Dieses leichtbewegliche Volk, welches heute den Deutschen Tod schwört, wird sie vielleicht morgen selbst herbeirufen. Jetzt gerade, meinen die Italiener, sei der rechte Zeitpunkt zur Errichtung eines Nationalreichs. Und ganz dasselbe hat vor mehr als dreihundert Jahren schon Machiavelli gesagt; er hat sich damals getäuscht, und man wird sich jetzt täuschen. Eine italienische Republik oder ein italienischer Föderativstaat wird nie von Dauer sein, wenn es augenblicklich dahin kommen sollte. Italien ist kein politisches Land. Der große Dante selbst hat es seinen Landesleuten gesagt, daß sie Deutschlands bedürfen. Und die Italiener sind noch dieselben, die sie damals waren.

Der österreichische Föderativstaat wird also bestehen und die Trennungsgelüste werden verschwinden. Denn man verwechsle nicht Oesterreich mit der Metternich'schen Politik, mit dem Stabilismus und dem Polizeiregiment der gestürzten Regierung, welche Oesterreich so unbeliebt gemacht hat.

So gewiß aber der österreichische Föderativstaat bestehen wird, so gewiß wird sich der baltische Föderativstaat bilden. Polen muß mit Preußen in eine Union treten, dem einen und selbigen Könige huldigen, der abwechselnd in Berlin und in Warschau residiren wird. Denn die Errichtung eines eigenen Polenreichs ist

mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Erstlich müßten die Polen, um ein besonderes Reich zu bilden, die Küste gewinnen, und dazu wäre ein Krieg zwischen Polen und Preußen unvermeidlich. Beide, getrennt, müßten sich gegenseitig aufreiben. Das eigene Interesse Polens fordert aber, daß es Frieden mit Preußen habe, weil es nur durch Preußen mit der Civilisation des Westens verbunden ist. Sodann würde, was immer man für eine Regierung in Warschau errichten möchte, diese von den Parteien als eine bloß factische Macht angesehen werden, die man jeden Augenblick wieder zu stürzen bereit ist. Darum erfordert es die Wohlfahrt Polens, sich an eine bereits bestehende und befestigte Regierung anzuschließen, und nur die Verbindung mit Preußen kann Polen vor einem Bürgerkriege bewahren. Endlich, aber fehlt den Polen das bürgerliche Element, was sie durchaus nicht entbehren könnten, wenn sie ein eigenes Reich unter den Formen der westlichen Civilisation bilden wollten. Diese Richtung ist ihnen aber durchaus fremd, und sie würden es darin doch nur zur Mittelmäßigkeit bringen können. Man betrachte den Zustand des polnischen Volkes und man wird zugestehen, daß sich da alle Kräfte auf die Regulirung der agrarischen Verhältnisse, auf die Entwicklung des Ackerbaues, auf die Vereblung des Landlebens richten müssen; denn darin liegt allein der Reim der ganzen, socialen, sittlichen und geistigen Ausbildung dieses Volkes. Um aber in dieser Richtung mit Sicherheit verfahren zu können, bedarf Polen einer festen organischen Verbindung mit Preußen und mittelbar mit Deutschland, um für seine überflüssigen Naturprodukte die ihm mangelnden Manufacten einzutauschen zu können. Dann wird Polen, durch Preußen und Deutschland, mit dem System der westlichen Völker verbunden, bei denen allen mehr oder weniger das gewerbliche Leben überwiegt und die Agricultur selbst einen industriellen Character angenommen hat, als das einzige wesentlich ackerbauende Volk in diesem Systeme dastehen. Und man wird nicht sagen können: Preußen beherrscht Polen; wohl aber:

Polen hat in dem einen und selben Königthume mit Preußen ein gemeinsames Centrum der öffentlichen Ordnung und Organisation.

Polen als ein Reich hatte seine Bedeutung in dem Kampfe gegen die Tartaren und Türken, gegen den Islam, es galt als eine Vormauer der Christenheit. Dieser Kampf war damals ein Weltprincip, und Polen, demselben dienend, war ein angesehenes Reich. Seit Sobieski gab Polen den Türkenkrieg auf, die Türkenmacht selbst verlor ihr Bedrohliches für Europa und mit ihr verfiel die polnische Macht. Der ganze Fond zu einer politischen Entwicklung ist erschöpft, der Staat als solcher gänzlich erstorben. Was ist geblieben? Die Nation. Diese Nation bildet ein Glied des großen Völkerorganismus; sie hat ihre eigentümlichen Anlagen, die sich entwickeln müssen; sie hat ihren Beruf, den sie erfüllen muß. Aber sie kann aus sich selbst kein neues Staatswesen hervorbringen, sie kann sich nicht allein regieren. Wer sollte denn regieren? Der Adel? Er hat seine Unfähigkeit hinlänglich documentiert, er hat sein Regierungsrecht verwirrt. Bleibt nur der Bauernstand übrig, denn einen Mittelstand giebt es nicht. Aber der bildet bis jetzt nur eine wüste Masse, die man allerdings fanatisiren kann und dann wird diese Masse vielleicht den Adel todt schlagen, oder sie wird auch die Russen, die Deutschen und die Juden todt schlagen; — aber eine geordnete politische Thätigkeit ausüben, die Staatsgeschäfte leiten, das kann sie nicht. Sie müßte dazu erst erzogen werden. Und eben deshalb ist eine fremde Mittlermacht nöthig, welche der ganzen Entwicklung Maß und Haltung gibt. — Den Adel auszrotten, sagen die polnischen Aristokraten, heißt, die Nation vernichten; denn unser Adel ist der Träger aller unserer geschichtlichen Ueberlieferungen, ohne welche eine Nation nichts ist. Und sie haben recht. Aber dieser Adel, sagen die Demokraten, darf nicht regieren, das Volk muß erhoben werden. Und sie haben auch recht. Allein das Volk ist bloße Masse und zwar eine regierungsunfähige Masse. An diesem Dilemma scheitern alle Versuche. Die früheren aristokratischen Aufstände sind miß-

glückt und die demokratische Erhebung wird ebenfalls unterliegen. Darum ist eine Mittlermacht unentbehrlich, Preußen kann und muß das Mittleramt ausüben, um die Ansprüche zwischen Adel und Bauern auszugleichen, die Elemente der Nation zu erhalten und zu einem neuen Leben zu entwickeln.

Deutschland kann, seinem Wesen nach, kein reiner Nationalstaat sein; es muß sich nach der östlichen Seite hin mit fremden Elementen verbinden. Unsere Ströme fließen alle nach Nordwesten, bis auf die Donau, die uns nach dem Orient hinweist. Wir haben nur im Norden eine Küste und berühren im Süden nur an Einem Punkte das Adriatische Meer. Es fehlt uns das untere Donauland und das schwarze Meer. Da liegt die Küste, welche der baltischen Küste als die Gegenküste entspricht. Das große Donauthal bildet die Basis für das norddeutsche und sarmatische Flachland, welches ebenso für sich unvollständig ist. Schon im Alterthume ging die Handelsstraße vom schwarzen zum baltischen Meere. Die müssen wir wieder herzustellen versuchen. Der Rhein und die Donau müssen von Mündung zu Mündung eine Handelsstraße bilden. Dann wird auch das ganze Gebiet, welches zwischen diesen großen Straßen liegt, seinen natürlichen Reichtum entwickeln. Der östliche Theil dieses Gebietes erzeugt einen Ueberfluß von Naturprodukten, der westliche hingegen Manufacte. Beide ergänzen sich. Was ist das jetzt für ein Zustand? Unsere Fabriken stoden und unsere Arbeiter hungern; kommen wir aber in die Donauländer und in die sarmatischen Länder, da finden wir große Strecken des fruchtbarsten Bodens unbebaut, das Volk in Lumpen gehüllt und in schmutzigen Hütten wohnend. Also unsere Manufacte werden diese Leute bekleiden und ihnen menschliche Umgebungen verschaffen; sie aber werden unsere Arbeiter ernähren und dabei ihren

eigenen Landbau befördern. Ungarn erzeugt die edelsten Produkte und könnte sie in doppelter Menge erzeugen, wenn sie nur Absatz fänden. Nun so vereinigen wir uns doch, wobei wir noch obendrein ein ganzes Heer nutzloser Mauthbeamten ersparen! Auch Polen hat seine reichen Schätze; aber sie werden schlecht benutzt, und das Volk ist arm und elend. Nur allein das polnische Salz könnte in dreifacher Quantität gewonnen und für die Gewerbe und Agricultur verwandt werden; Felser und Wälder könnten das Doppelte liefern; der Handel in Hanf, Flach, Leder, Salz und Wachs könnte einen höheren Aufschwung nehmen. Die extremen Schwankungen der Getreidepreise, die verderblichen Stodungen der Fabriken verschwinden; auf diesem großen Gebiete gleicht sich Alles mehr aus: denn es wird da nicht leicht einen allgemeinen Mißwachs geben. Und da man im östlichen Theile dieses Gebiets auf Verkauf producirt, so wird man große Magazine haben, und der Ausfall eines Jahres wird durch den Ueberschuß anderer Jahre gedeckt. Es giebt keine Hungersnoth mehr. Steigen dann gleichwohl die Getreidepreise, so wird man im Osten mehr verdienen und dann mehr Manufacte des Westens consumiren, wodurch sich der Westen wieder entschädigt. Jetzt ist es nicht so. Steigen die Getreidepreise, so stoden oft zugleich die Fabriken; und das rührt daher, daß wir kein naturgemäßes Verzehrsgebiet haben.

Dies aber kann Deutschland nicht allein bilden; es kann nur durch die Föderation gebildet werden. Also ein großes vereinigt Deutschland, nach Osten hin selbst wiederum durch Preußen und Oesterreich mit Föderativstaaten verbunden, und demnach ein großes föderatives Ländergebiet von jenseits der Schelde bis jenseits der Duna, und von den Schweizerbergen bis zum Pontus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Knabenüberschuß.

Von Wilhelm Flicß.

Schon frühe hatte man in der Stadt Venedig für jeden neugeborenen Knaben eine weiße und für jedes Mädchen eine schwarze Kugel in die Zählurne gelegt. Und dabei hat man gefunden, daß auf je 100 Mädchengeburten 105 bis 106 Knabengeburten entfallen. Dieses Verhältnis zeigt nur geringe Schwankungen, und seine Grundkonstanz ist so groß, daß die Erhebungen, welche man jetzt über ein ganzes Jahrhundert in Preußen angestellt hat, dasselbe Ergebnis liefern wie jene Zahlen des Mittelalters. Und was für Italien und Preußen gilt, das hat seine gesetzmäßige Kraft auch für 32 andere Länder behauptet, über die das italienische Ministerium für Landwirtschaft eine Millionenstatistik erhoben hat: es werden konstant 105 Knaben zu 100 Mädchen geboren.

Hier hören wir die Sprache der Natur, die über alle Verschiedenheiten menschlicher Einrichtungen hinweg ihre einfachen Harmonien verkündet. Hier waltet eine große Gesetzmäßigkeit, welche nur auf den Fundamenten des lebendigen Geschehens selbst beruhen kann. Sie zu deuten, war bisher niemandem gelungen. Der Verfasser dieser Zeilen war so glücklich, durch eine neue biologische Betrachtungsweise nicht nur das Verständnis dieser Gesetzmäßigkeit erschließen zu können, sondern den wahren ziffernmäßigen Wert des Knabenüberschusses als notwendig aus seinen Prämissen abzuleiten.

Einen merkwürdigen Weg ist er geführt worden. Eine Ueberfülle von Beobachtungen hatte ihm gezeigt, daß das Leben in zwei Rhythmen pulst, deren Dauer 23 und 28 Tage beträgt. In jedem Lebewesen, bei Tier und Pflanze, und bei jedem Lebensprozeß, ob er dem Aufbau oder Abbau angehöre, sind diese beiden Rhythmen nachweisbar. Sie durchzuden auch den mütterlichen Organismus und bestimmen die Tage, an denen er seine Kinder dem Lichte schenkt. Die Geburtsabstände von Geschwistern sind also abhängig von diesem Rhythmus der 23 oder 28 Tage. Die drei Abstände der Kinder des Verfassers betragen beispielsweise in Tagen:

$$\text{Abstand I: } 98\frac{1}{2} = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$

$$\text{Abstand II: } 477 = 11 \cdot 23 + 8 \cdot 28$$

$$\text{Abstand III: } 106\frac{1}{2} = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 28$$

Nun wäre das an sich nichts Wunderbares. Denn schließlich kann man jede Zahl als eine Summe oder Differenz von 28 und 23 ausdrücken. Aber was die innere Gesetzmäßigkeit anzeigt, das ist das Verhältnis der Koeffizienten von 28 und 23. Diese Koeffizienten 22 und 16, 11 und 8 sind nicht beliebige Zahlen, sondern es wiederholen sich 22 und 16 in Abstand I und Abstand III; und in Abstand II betragen 11 und 8 genau die Hälfte davon.

Über noch ein anderes bemerken wir. Es hieß

$$I = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$

$$III = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 28$$

Also, wo in I: 16 · 23 steht, ist 16 · 28 in III getreten. Es sind sechzehn 23 tägige Perioden in I durch genau gleich viele Perioden von 28 Tagen in III ersetzt.

Und da ferner

$$I = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$

$$II = 11 \cdot 23 + 8 \cdot 28$$

so wäre der Abstand II die Hälfte vom Abstand I, wenn nicht 23 und 28 ihre Stellen vertauscht hätten, d. h. wenn nicht 11 · 28 durch die gleiche Anzahl 11 · 23, und 8 · 23 nicht durch 8 · 28 ersetzt wäre. Wenn aber das, was einander ersetzen kann, als gleich-

wertig oder äquivalent bezeichnet wird, so muß man sagen, daß 28 und 23 Tage in den Lebensvorgängen gleichwertig, oder wie wir uns jetzt ausdrücken wollen, biologisch gleich sind. Worin die Wurzel dieser biologischen Gleichheit steckt, werden wir bald erkennen. Aber mit der neuen Leuchte betrachtet, wird uns schon hier klar, daß die beiden Werte

$$I = 984 = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$

$$III = 1034 = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 28$$

biologisch gleich sind, und daß

$$II = 477 = 11 \cdot 23 + 8 \cdot 28$$

als die biologische Hälfte von I und von III angesehen werden muß. Wir bemerken also Gleichheiten dort, wo die bloßen Tageswerte: 984, 477, 1034 Tage uns lediglich Ungleichheiten aufweisen.

Der Satz, daß jede Periode von 28 Lebenstagen gleichwertig jeder anderen von 23 Lebenstagen ist, bildet den Generalschlüssel für das Verständnis aller zeitlichen Vorgänge des Lebens.

Was aber haben diese zeitlichen Vorgänge mit der Anzahl der Knaben- und Mädchen-geburten zu tun? Knaben und Mädchen sind doch Individuen, also Aggregate lebendigen Stoffes und keine Zeiten. Wo ist die Brücke, die von Zeiten zu Stoffen führt?

Hier sehen zwei neue Wahrnehmungen ein.

Das Knabenüberschuß-Verhältnis 105:100 ist natürlich nur bei größeren Zählungen, mindestens vielen Zehntausenden, besser noch Hunderttausenden oder Millionen konstant. Nimmt man aber kleinere Gruppen, etwa je 1000 Fälle, so kann es größer oder kleiner sein als jener Durchschnittsquotient 105:100. Aber die obere Grenze erreicht es mit der Proportion von etwa 122:100, oder was dasselbe ist: mit 28:23! Und das ist nicht nur beim Menschen so, sondern auch bei solchen zweihäufigen Pflanzen, die dasselbe Sexualverhältnis wie die Menschen besitzen, z. B. beim Bingelkraut (*mercurialis annua*), das Heyer ausgezählt hat. Auch hier ergibt sich für 21 000 Pflanzen

$$M:W = 105,8 : 100$$

und für je 1000 Exemplare maximal

$$122:100 = 28:23$$

Über noch ein weiteres. Die Statistik lehrt, es werden 128 bis 129 Knaben tot geboren, wenn 100 Mädchen tot geboren werden. Also bei den Totgeburten ist das Verhältnis nicht 105:100 wie bei den Lebendgeburten, sondern viel höher, nämlich 128 bis 129:100. Es verhält sich aber

$$128:105 \text{ ebenfalls } = 28:23$$

Also unsere periodischen Zahlen 28 und 23, die im Lebenslauf Tage bedeuten, treten uns hier, wo es sich um Individuen, um Stoffmengen handelt, in denselben höchst einfachen Verhältnissen entgegen. Und da die 122:100 = 28:23 beim Menschen und beim Bingelkraut erscheinen, und da das von dem eben genannten Verhältnis völlig unabhängige 128:105 den selben Quotienten $\frac{82}{23}$ darstellt, so kann von einem Zufall nicht die Rede sein.

Wenn aber die 28 und 23 das eine Mal Lebenstage, das andere Mal Mengen lebendiger Substanz bedeuten sollen, so kann das nur so zugehen, daß in den 28 und 23 Tagen die Lebenszeiten dieser Substanzeinheiten gegeben sind. Wenn aber ferner diese Substanzen mit dem Verhältnis von Knaben- und Mädchengeburten, von männlichen und weiblichen Pflanzen untrennbar verknüpft sind, wenn ihnen mit anderen Worten der männliche und weibliche Geschlechtscharakter fest anhaftet, so müssen wir in den 28 und 23 Tagen die Lebenszeiten von Einheiten des männlichen und des

weiblichen Stoffes sehen. Und hier ist die Brücke zwischen den beiden Lebenszeiten und den zweierlei Substanzen, aus denen alles Lebendige besteht, und durch deren Aufeinanderwirkung die Lebensprozesse ihren zeitlich genau umgrenzten Ablauf nehmen.

In der Welt des Lebendigen aber ist männlich und weiblich gleichwertig. Nur durch Zusammenwirken dieser beiden Wesensarten wird neues Leben erschaffen. Ja es hat sich dartun lassen, daß alle Lebensvorgänge auch im Einzelwesen nur in einer Reaktion männlichen und weiblichen Stoffes aufeinander beruhen. Deshalb tragen alle Wesen den Charakter der Zweigeschlechtlichkeit an sich.

In dem Lichte der Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Stoffes betrachtet, läßt es sich verstehen, daß die Einheit des einen die des andern ersetzen kann, wie die Einheit des Chlors die des gleichwertigen Wasserstoffes in der chemischen Verbindung ersetzt. Sind aber die männlichen und weiblichen Stoffeinheiten äquivalent, so müssen es auch ihre Lebenszeit, die 23 und 28 Lebenstage sein. Kann eine männliche Stoffeinheit für eine weibliche eintreten, so müssen auch 23 Lebenstage für 28 Tage erscheinen können. Aber dieser Ersatz vollzieht sich immer so, daß n männliche Einheiten nur durch n weibliche vertreten werden können. Nur die gleiche Zahl Einheiten kann einander substituieren. Das ist die Grundtatsache. Eine Ausnahme gibt es nicht.

Nun sind wir vorbereitet, die Schlüsse zu verstehen, auf denen wir zur Ableitung des Knabenüberschusses gelangen sollen.

Wir haben schon gehört, daß 128 bis 129 Knaben tot geboren werden, wenn 100 Mädchen tot zur Welt kommen. Wüßten wir, um wieviel mehr Knaben lebend geboren werden als tot, und kennten wir daselbe von den Mädchen, so ist es klar, daß sich aus dem Geschlechtsverhältnis der Totgeburten das der Lebendgeburten berechnen ließe.

Deshalb müssen wir uns zunächst über die Häufigkeit der Totgeburten unterrichten. Eine preußische Statistik über 13 Jahre und von 13 Millionen Geburten besagt, es kommen 3,926 % Totgeburten vor. Das sind aber genau 2 Totgeburten auf 51 Geburten überhaupt. Und da

$$51 = 28 + 23$$

so sagt das, es kommen

auf je 28 Geburten 1 Totgeburt und zu gleicher Zeit auch

auf je 23 „ 1 „

Aber die statistischen Ergebnisse „schwanken“. Denn eine andere preußische Statistik, die sich über 35 Jahre erstreckt, notiert 3,796 % Totgeburten, also etwas weniger wie vorher. Dieser zweite Prozentsatz lehrt uns, es kommen 3 Totgeburten auf 79 Geburten überhaupt. Weil aber

$$79 = 2 \cdot 28 + 23$$

so sagt das, es kommen

auf je 2 · 28 Geburten 2 Totgeburten und zu gleicher Zeit auch

auf je 1 · 23 „ 1 Totgeburt.

Und eine zehnjährige Statistik aus dem Deutschen Reich liefert uns das Verhältnis 28:1 direkt.

Aus allen diesen Angaben folgt, daß die Gesamtzahl der Geburten immer 28 oder 23 mal so groß ist, wie die der Totgeburten. Daher kommen das eine Mal

auf 3 Totgeburten $2 \cdot 28 + 1 \cdot 23$

das andere Mal

auf 2 Totgeburten $1 \cdot 28 + 1 \cdot 23$

das dritte Mal

auf 1 Totgeburt $1 \cdot 28$

Geburten überhaupt. Stets also ebenso viele biologische Einheiten von 28 oder 23 geborenen Individuen, wie die arithmetische Verhältniszahl der Totgeburten beträgt.

Auf 3 Totgeburten 3 biologische Einheiten

„ 2 „ 2 „ „
„ 1 „ 1 „ „

Dabei können die biologischen Einheiten weibliche von 28 oder männliche von 23 Individuen sein. Und in dieser Wahl, in diesem natürlichen Entweder — Oder allein liegt die Ursache der statistischen Schwankungen. Im Volkskörper können nicht nur, sondern müssen sich die 23 und 28 ebenso äquivalent ersetzen als im Körper einer Mutter, wie wir das oben am Beispiel der Geburtsabstände meiner Kinder gesehen haben.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und nehmen wir aus der Gesamtzahl von 28 oder 23 der geborenen Individuen die eine Totgeburt fort, so verbleiben 27 oder 22 lebend geborene Individuen.

Dürfen wir aber die 23 er Kategorie für die männlichen Individuen, die Knaben, und die 28 er für die Mädchen reservieren, so müssen 22 mal soviel Knaben lebend geboren werden als tot, und 27 mal soviel Mädchen lebend als tot.

Die 129 toten Knaben werden also mit 22 zu multiplizieren sein, und die gleichzeitigen 100 toten Mädchen mit 27, wenn wir die Lebendgeborenen erhalten wollen.

Danach ist das Geschlechtsverhältnis der Lebendgeburten

$$\frac{129 \cdot 22}{100 \cdot 27} = \frac{105}{100} = \frac{\text{Knaben}}{\text{Mädchen}}$$

also genau so, wie es die Erfahrung lehrt: es werden 105 Knaben auf 100 Mädchen lebend geboren.

Dieses bisher völlig unverständliche Verhältnis ist damit zum ersten Male abgeleitet und mit dem Sexualverhältnis und der Häufigkeit der Totgeburten in eine durchsichtige Verbindung gebracht. In der Natur hängt eben alles voneinander ab, und eines bedingt das andere.

Weil die Zahl der Geburten 28 oder 23 mal so groß ist als die der Totgeburten, oder wissenschaftlich ausgedrückt, weil die Gesamtzahl der Geburten (lebend + tot) um eine biologische Dimension höher steht als die Anzahl der Totgeburten, darum ist das Sexualverhältnis der Lebendgeburten nur $\frac{22}{27}$ von dem der Totgeburten.

Was aber bedeutet dieses Totgeburtenverhältnis selbst? Wir machen hier der Einfachheit wegen die Annahme, es hieße in reiner Ausprägung 128:100.*) Es ist aber

$$\frac{128}{100} = \frac{23}{18} = \frac{2 \cdot 23 - 23}{2 \cdot 23 - 28} = \frac{\text{tote Knaben}}{\text{tote Mädchen}}$$

also wiederum ein einfaches Verhältnis, dessen Wert arithmetisch 1:1 wäre, wenn nicht lediglich im Divisor 28 abgezogen wäre, wo der Dividendus um 23 vermindert ist. Da aber 28 und 23 äquivalent, biologisch gleich sind, so heißt das gar nichts anderes als: es werden die biologisch gleiche Anzahl Knaben und Mädchen tot geboren. Das hat Sinn.

Und weil, wie wir sahen, die Gesamtzahl der Geburten (lebende und tote) um eine Dimension höher steht als die Totgeburten allein, so erkennen wir das Weitere, daß auch die Gesamtzahl der Knaben biologisch gleich derjenigen der Mädchen sein muß.

*) In Wirklichkeit heißen die Zahlen 128,6 und 129,1 für Preußen, 129,0 für Dänemark. Wer sich über die Berechtigung dieser kleinen Abweichung orientieren will, sei auf mein Buch „Der Ablauf des Lebens“ S. 416 verwiesen.

Damit aber wird eine Forderung unseres Verstandes befriedigt. Die Natur hat beide Geschlechter erschaffen. Sie braucht beide in gleicher Weise. Ihr müssen also auch beide gleichwertig sein.

Wir wissen schon aus dem Beispiel des Bingelkrauts, daß diese biologischen Zahlen nicht auf den Menschen beschränkt sind. Straßburger zählt für die Lichtnelkenart *Melandrium album* wild wachsend $M:W = 100:128$, also $\frac{2 \cdot 23 - 28}{2 \cdot 23 - 23}$

und in der Zucht auf Gartenerde

100:121,7, d. i. genau 23:28.

Diese beiden biologischen Zahlen 23 und 28 führen uns durch das Wirrsal der lebendigen Erscheinungen überhaupt.

Es werden 2.23 gleichgeschlechtliche Zwillinge geboren, wenn 28 ungleichen Geschlechtes entstehen.

Je 2.23 Knaben haben angeborene Herzfehler, und nur 28 Mädchen

Je 2.23 „ haben Starrkrampf*) „ „ 28 „

Je 2.23 Männer bekommen Hirnschlag „ „ 28 Frauen

2.23 „ erkrankten an akuter Lungenentzündung „ 28 „

Umgekehrt leiden

2.23 Weiber an Gallenstein „ „ 28 Männer

2.28 Männer an Diabetes „ „ 23 Frauen

1.28 „ an Tuberkulose „ „ 23 „

Wie verschieden auch die absoluten Zahlen der Beteiligung beider Geschlechter ausfallen, immer sind es die einfachen biologischen Verhältnisse, in denen die Natur arbeitet. Hier ebenso einfach wie bei den chemischen Verbindungen, oder bei den harmonischen Tönen. Simplex sigillum veri.

Alchimistisches aus der Neuzeit.

Von Prof. J. Traube.

Im sächsischen Erzgebirge wohnt ein alter Bergmann, welcher Gold machen kann. So sagt er.

Etliche Jahre sind verflossen, seitdem mir ein Vertrauensmann, ein zuverlässiger und intelligenter Mann aus jener Gegend, von dem Bergmann und dessen Tun Kenntnis gab,

Er schrieb mir über das, was der Bergmann ihm gezeigt habe. Ich erwiderte unglaublich: das Gold sei wohl Messing. Da erhielt ich eine Probe des in seinem Beisein gewonnenen Metalls. Es war wirkliches Gold, und ich erfuhr folgendes:

Der Bergmann wandert seit Jahren zu einem abgelegenen Tale des Gebirges. Dort, wo die Sage berichtet, daß vor alten Zeiten die Venetianer erschienen seien, um sich das

goldglänzende Gestein zu holen, wo das alte alchimistische Sonnenzeichen am Berge auf das Vorkommen des Goldes hinwies, wo dereinst auch goldhaltiges Erz tatsächlich verwertet worden ist, holte der Bergmann sich ein Tuch glänzenden Glimmergesteines. 14 Stunden gebraucht der Bergmann zu dieser Wanderung. Er übernachtete bei jenem Vertrauensmanne und wiederholte diese Wanderungen alle zwei bis drei Monate. Seit Jahren hatte er das so betrieben, zu Hause wurde das Gold gewonnen, und an die Goldschmiede der Umgegend verkauft. 2—3 Gramm reinen Goldes waren es meist, und reich wurde der Bergmann hierbei natürlich nicht.

Was besonders mein Interesse erweckte, waren die Briefe des alten Bergmannes an

*) Tetanus neonatorum.

jenen Vertrauensmann, welche mir zur Verfügung gestellt wurden.

Diese Briefe konnten sehr wohl im 16. Jahrhundert geschrieben worden sein. Schriftzeichen und Stil waren ganz das Werk eines alten Alchimisten. Man sah, daß der Bergmann über ein großes alchimistisches Wissen verfügte; er kannte das Geheimnis der „roten Tinktur“, und er konnte sogar das Gold in „2 principiis“ zerlegen.

Der alte Bergmann war mir ein Problem. An den erzählten Tatsachen war in Unbetracht der Persönlichkeit des Vertrauensmannes nicht zu zweifeln; der Bergmann hütete ängstlich das Geheimnis des von ihm angewandten Verfahrens, aber niemals war der Versuch ersichtlich, etwaige Käufer zu finden, die ihm sein Geheimnis ablaufen, auch bestimmte ihn nicht die Wolfe des Magiers, die sein mystisches Tun mit einem geheimnisvollen Zauber umgab.

Der Bergmann war Alchimist. Die naheliegende Annahme, daß das Gestein das Gold enthielte, verwarf er, denn Chemiker aus Freiberg hatten das Gestein untersucht und keine Spur jenes Edelmetalls gefunden; daher war es nur folgerichtig, wenn der Bergmann annahm, das Gold werde erst durch sein Verfahren gebildet.

Natürlich vorausgesetzt, daß der Bergmann kein Schwindler war!

War er es?

Diese Frage konnte nicht ohne weiteres bejaht werden. Der Psychologe vermisse die Motive des Schwindelns, und der Chemiker, welcher die Schwierigkeiten kannte, mit denen man in manchen Gegenden zu kämpfen hatte, um aus gewissen, namentlich stark eisenhaltigen Erzen geringe Goldmengen zu gewinnen, konnte bei allen Zweifeln doch recht wohl annehmen, daß es vielleicht dem Bergmanne gelungen war, ein brauchbares analytisches Verfahren zu finden, welches dem Chemiker bisher entgangen war.

Wie dem auch sein mochte, der Bergmann interessierte mich, und das Gebirge ist sehr schön. Ich reiste also hin.

Mein Vertrauensmann führte mich zu der Behausung des alten Bergmannes. Was ich dort sah und hörte, war nicht dazu angetan, mein Interesse zu vermindern. Ein kleines sauberes Stübchen; dort saß der Alte bei der Arbeit. Inmitten des Zimmers eine riesengroße Retorte, ein Destillierapparat, wie man dieselben wohl im Studierzimmer des Faust, aber in den modernen chemischen Laboratorien vergeblich sucht.

Der Bergmann war ein freundlicher alter Mann, ein wenig zurückhaltend in seinen Mitteilungen und im Tone etwas herablassend gegenüber dem modernen Chemiker.

„So denen, die Chemie treiben, muß man nichts schreiben; die wissen nichts.“ So lautete ein Passus in seinen Briefen.

Sein Wissen war in der Tat nicht ganz unbeträchtlich, allerdings, wenn man den Maßstab des 16. Jahrhunderts anlegte. Als ich ein gewisses Erstaunen nicht verhehlte, deutete der Bergmann in die Ecke; dort lagen alte vergilbte alchimistische Werke, ererbt vom Vater, Großvater und Urgroßvater.

Von dem Verfahren erfuhr ich nichts trotz aller Eventualversprechungen meinerseits. Im vollen Bewußtsein der Ungesährlichkeit des modernen Chemikers hatte indessen der Bergmann nichts dagegen, daß ich mir von Ort und Stelle Bruchstücke des Gesteins holte, in denen der Stein der Weisen verborgen war.

Dies geschah. Ich übergab das Gestein zweien Spezialfachverständigen auf dem Goldgebiete. Sie fanden nichts, nicht einmal Spuren des Edelmetalls!

Die Angelegenheit war damit für mich erledigt, denn ich bin in erster Linie Chemiker und es ist nicht meine Aufgabe, in der Seele des Bergmannes zu lesen.

Sechs Jahre sind seitdem vergangen; der alte Bergmann lebt noch, noch immer macht er seine Wanderungen, noch immer verkauft er sein Gold!

Aber sein Geheimnis wird wohl mit ihm ins Grab wandern — — wenn es ein Geheimnis ist.

Und nun lassen wir den alten Bergmann, den letzten Vertreter einer alten Zeit.

Machen wir einen biden Strich! denn sonst könnten diejenigen, von denen ich jetzt reden will, ungehalten werden über den Vergleich mit dem Alten!

Jene Zeit, wo ernste Männer und Charlatane wetteiferten, durch Transmutation der Metalle zu dem Edelmetall zu gelangen, an dessen Besitz der Menschheit so viel gelegen ist, sie ist dahin, für immer dahin, auch wenn dem alten Bergmann noch ein Nachfolger erstehen sollte, und doch ist das alte Problem der Transmutation der Metalle seit kurzem wieder so lebhaft in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses getreten, daß man von einer neuen Ära der chemischen Wissenschaft zu sprechen beginnt.

Vor etwa 15 Jahren gelang es einem Amerikaner Carea Lea, das Silber in neuen Formen zu gewinnen.

Die neuen Silberarten lösten sich mit bläulicher oder rötlicher Farbe in reinem Wasser. Als solche waren sie metallisch glänzend, und eine dieser Varietäten sah dem Golde zum Verwechseln ähnlich. Indessen beim Erhitzen verwandelte sich dieses Pseudogold in gewöhnliches Silber.

Es handelte sich hier lediglich um die allbekannte Allotropie der Elemente, wie dieselbe beim roten und weißen Phosphor, bei der Kohle und dem Diamanten längst bekannt war. Die Ursache einer solchen allotropen Verschiedenheit beruht nicht auf einer Wandlung der Atome, sondern vielfach nur auf einer verschiedenen räumlichen Anordnung derselben. In neuester Zeit gelang es mit Hilfe einfacher Verfahren, beispielsweise durch elektrische Zerstäubung, die meisten Elemente, und insbesondere Metalle, in anderen Formen herzustellen.

Der jüngst verstorbene große französische Chemiker Berthelot hat versucht, eine Ehrenrettung alter Alchimisten herbeizuführen auf Grund jener neuen Beobachtungen beim Silber. Das Verfahren, goldglänzendes Silber zu erhalten, ist ziemlich einfach. Der Zufall konnte vielleicht auch bereinst einem oder dem

anderen Alchimisten die Kenntnis desselben vermittelt haben, so daß der Vorwurf einer malitios nicht immer berechtigt sein würde.

Indessen die Beobachtungen von Lea u. a. gehören nicht in jenes Kapitel, welches zurzeit die naturwissenschaftliche Welt so lebhaft beschäftigt.

Das Atom ist eine unwandelbare Naturgröße; das Element ist unzerlegbar, wenigstens für uns. Wer wäre so vermessen gewesen, an diesem Axiom zu rütteln!

Zwar gab es mancherlei Gründe: Zahlenbeziehungen zwischen den Atomgewichten und Atomräumen, Verwandtschaft der elementaren Spektren, astronomische und terrestrische Gründe, welche schon lange den denkenden Chemiker bewogen, in Einigkeit mit dem Philosophen anzunehmen, daß jene bekannten 70 bis 80 Elemente in letzter Linie nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Urmaterie, etwa des Lichtäthers, wären; aber wer hätte zu denken gewagt, daß wir selbst Zeuge sein würden: vom Zerfall und vom Aufbau elementarer Materie!

Die Entdeckung der radioaktiven Stoffe bedeutet die Entdeckung einer neuen Welt für die physikalische und chemische Forschung.

Wir hören, daß die in 1 Gramm Radium enthaltene Energie das Millionenfache beträgt von derjenigen in 1 Gramm Kohle, daß sie bei ihrer plötzlichen Auslösung etwa gleichkommen würde der Explosionswirkung von 30 Zentnern Dynamit!

Welches ist die Quelle dieser ungeheueren Energiemengen? Diese zunächst rein physikalische Frage fand sehr bald verschiedene Beantwortungen.

Der jüngst verstorbene russische Chemiker Menbelejeff meinte, daß die Atome des Radiums besonders befähigt seien, die Energie der von allen Seiten mit ungeheurer Geschwindigkeit einstürmenden Ätherteilchen festzuhalten, andere Annahmen wurden laut, wonach ein Radiumatom eine kleine Sonne sei, oder eine werdende Welt, welche bei ihrer fortschreitenden Verdichtung jene gewaltigen Energiemengen frei mache.

Über diese Antworten befriedigten nicht, und die obige physikalische Frage wurde zu einer hochwichtigen chemischen Frage, als man erkannte, daß in der chemischen Ueänderung des Atoms, in intraatomaren Vorgängen die Quelle jener Energiemengen zu suchen sei. Diese Annahme war allerdings so revolutionär, daß der Lichtstrahl der Erkenntnis der Zeit bedurfte, um die neue Welt zu erhellen, in die er uns Einblick gewährte.

Zunächst möge der Physiker zu uns sprechen. Dieser lehrte uns die Strahlen zu unterscheiden, welche das Radium aussendet. Die den Röntgenstrahlen entsprechenden „ γ “-Strahlen interessieren uns hier nicht. Mehr schon die den Kathodenstrahlen verwandten „ β “-Strahlen, welche ihren Ursprung den mit ungeheurer Geschwindigkeit fortgeschleuderten Elektrizitätsteilchen verdanken, den „Elektronen“. Indessen diese Strahlen würden mit der alten Anschauung von der Unwandelbarkeit der Atommasse noch nicht in unerschütterlichem Gegensatz stehen, denn abgesehen davon, daß diese Elektronen als äußerst klein angesehen werden — ihre Masse wird nur auf etwa $\frac{1}{1000}$ des Wasserstoffatoms geschätzt — so ist vor allem diese Masse keine wirkliche Masse im Sinne der alten Mechanik, denn dieselbe ändert sich mit der Geschwindigkeit des Elektrons.

Über die α -Teilchen! Sie bilden die Hauptmenge der vom Radium fortgeschleuderten Materie, und die Masse eines α -Teilchens berechnet sich nicht viel geringer als diejenige eines Heliumatoms. Und nun gar jene Emanation, jener gasartige Stoff, welcher zwar wegen der geringen Menge als solcher unsichtbar, doch an den verschiedenartigsten Wirkungen erkannt werden kann! Woher stammen diese α -Teilchen, diese Emanationen, wenn nicht aus dem Radium?

Zerfallende Atome also, und ungeheuerere Energiemengen, welche die Begleiterscheinung dieses Zerfalles bilden!

Indessen wir werden stutzig, denn die feinste Wage, der feinste Meßapparat zeigt uns keine Verminderung der Radiummenge an. Da wird uns nun gelehrt, daß in einem gegebenen Zeit-

punkte immer nur ein winziger Bruchteil der Radiumatome zerfällt, daß es nach neueren Berechnungen eines Zeitraumes von etwa 250 Jahren bedarf, um eine gegebene Radiummenge vollständig in seine Zersetzungsprodukte umzuwandeln.

250 Jahre ist ja gewiß für unsere Begriffe ein langer Zeitraum, indessen keineswegs für den Geologen, und die Frage gewinnt Gestalt: wenn das Alter desjenigen Radiums, welches wir vor uns sehen, so jung ist, wo ist dann seine Muttersubstanz?

Da lehrt man uns weiter, daß Radium sich nur in uranhaltigen Mineralien gefunden hat, daß Uran und Radium sich in denselben stets in dem gleichen Verhältnisse vorfinden, daß das Radium demgemäß aus dem Uran geboren ist und ständig weiter geboren wird, in dem Maße, in welchem es verschwindet, d. h. weiter zerfällt.

Der Zerfall des Uran bedarf allerdings ungeheurer Zeiträume. Fünfhundert Millionen Jahre sind erforderlich, um eine gegebene Uranmenge in Radium vollständig umzuwandeln, aber wir sind ja gewohnt, mit derartigen Zeiträumen in der Weltengeschichte zu rechnen.

Dieses Werden und Vergehen elementarer Materie zeigt uns besonders anschaulich eine andere radioaktive Substanz: das Element Thor. Auch dieses sendet Strahlen aus und Emanationen, welche das Elektrometer uns offenbart. Durch chemische Eingriffe kann man nun das Thor und seine Verbindungen so spalten, daß der radioaktive Stoff, das Thor χ , abgetrennt wird. Das vom Thor χ befreite Thor wirkt nicht mehr auf das Elektrometer, wohl aber das etwa in einem Schälchen befindliche Thor χ . Dieses Thor χ sehen wir nicht, seine Menge ist zu gering, aber wir erkennen es an seinen Wirkungen. Doch diese Wirkungen werden schwächer und sie hören schließlich ganz auf. Das Thor χ ist verschwunden, es hat sich weiter zersetzt; zersetzt schließlich nach verschiedenen Zwischenstadien in Stoffe, welche man mit Hilfe des Elektrometers nicht weiter nachweisen kann. Aber in derselben Zeit, in welcher das Thor χ

verschwunden ist, hat das vom Thor γ befreite Thor seine ursprüngliche Radioaktivität wieder erlangt; es ist gerade so radioaktiv geworden, wie es vor der Loelösung von Thor γ gewesen ist. Das Thor γ hat sich somit aus dem inaktiven Thor von neuem gebildet; für jedes verschwundene Thor γ -Teilchen ein neues!

Ganz ähnlich dürfte der Vorgang bei der Bildung des Radiums aus Uran sein, denn auch hier kann man einen radioaktiven Bestandteil, das Uran γ , abtrennen. Nur diese Geschwindigkeit der Umwandlung ist eine andere; wir kennen Umwandlungen radioaktiver Stoffe, welche wie bei der Emanation des Aktiniums in wenigen Sekunden verlaufen, und wiederum andere, welche erst nach Tausenden und Millionen von Jahren sich vollenden.

Die Geschwindigkeit der Umwandlung einer radioaktiven Substanz läßt sich messend verfolgen. Diese Messung der „Abfallgeschwindigkeiten“ hat nicht nur zur Differenzierung der verschiedenen Materien, sondern zu einer umfassenden Theorie geführt: einer Zerfallstheorie der Atome, welche wir dem genialen englischen Forscher Rutherford verdanken.

Die Kurven, durch welche wir auf graphischem Wege die Abhängigkeit der mittels Elektrometer gemessenen Abfallgeschwindigkeiten mit der Zeit darzustellen pflegen, zeigen bestimmte Unregelmäßigkeiten. Eine Zeitlang nimmt die Kurve einen regelmäßigen Verlauf, dann plötzlich ändert sich ihre Gestalt; die Zerfegung erfolgt mit einer anderen Geschwindigkeit. Was liegt in einem solchen Falle näher als die Annahme, daß die sich zerfegende Materie andere Formen annimmt, daß ein fortschreitender Zerfall den Kurvenverlauf beeinflusst. Die Zerfallprodukte sind sogar bestimmbar; man kann feststellen, welche Stoffart bei einem bestimmten Stadium der Zerfegung gebildet wird, ob gasförmige oder feste Materie, ob elektropositiv, ob elektronegativ geladene Teilchen entstehen, ja sogar, ob Teilchen ohne elektrische Ladung gebildet werden, ob gar eine Umwandlung ohne Ausfendung von Strahlen erfolgt.

Dieser letztere Fall verdient unsere besondere Beachtung, denn unsere feinen Meßinstrumente, ohne welche uns die Erscheinungen der radioaktiven Welt wohl verschlossen geblieben wären, sind elektrometischer Art. Wenn wir also Umwandlungen erkennen, bei denen sich keine flüchtigen elektrisch geladenen Teilchen bilden, so kann dies im allgemeinen nur dann geschehen, wenn diese Teilchen später weiter zerfallen unter Bildung elektropositiver oder elektronegativer Teilchen, so daß in bestimmten Punkten der Zerfallskurven eine Zunahme der entsprechenden elektrischen Ladungen festgestellt wird. Derartige Beobachtungen sind zuweilen gemacht worden, aber sie geben uns zu denken und deuten darauf hin, daß mannigfache langsam verlaufende Umwandlungen der gewöhnlichen elementaren Materie vor sich gehen mögen, die nur deshalb für uns nicht wahrnehmbar sind, weil einstweilen die Meßapparate fehlen. Nur wenn die Umwandlung so nett ist, flüchtige Stoffe zu erzeugen wie das Helium, und sich in dem Ausschlage des Elektrometers bemerkbar zu machen, kann dieselbe festgestellt werden.

Die systematische Untersuchung der Abfallgeschwindigkeiten hat nun dazu geführt, daß uns der Zerfall, und die Kenntnis der Zerfallprodukte, namentlich des Radiums, Schritt für Schritt erschlossen wurde. Wir hören vom Radium A, B, C, D, E, erfahren, daß das Zerfallprodukt Radium F mit dem Polonium identisch ist, und daß das letzte, bisher feststellbare Zerfallprodukt, vielleicht nichts anderes ist, als das allbekannte Blei.

Das Blei, ein Zerfallprodukt des Radiums, wie das Radium ein Zerfallprodukt des Urans!

Indessen, es handelt sich hier um eine Theorie, eine Theorie, so kühn dieselbe auch erscheinen mag, nicht ohne experimentelle Begründung; doch erst stelle man mir das Blei aus Radium dar, dann glaub' ich's! So sagt der Skeptiker, und Skeptiker soll's geben in den Naturwissenschaften.

Noch fehlt das Tipfelchen auf dem i!

Da greift nun jener große und geniale englische Experimentator ein, welcher schon vor-

der seinen Namen unsterblich gemacht hat durch die Entdeckung jener ganz neuen Elementenfamilie des Argons und des Heliums:

Sir William Ramsay.

In einem Apparate, dessen Anordnung so war, daß alle Fehlerquellen auf das sorgsamste ausgeschlossen waren, wurde die Emanation, welche sich in 50 mg Radiumbromid angehäuft hatte, durch einfaches Lösen des Salzes in Wasser vom Salze getrennt. Wenn man bedenkt, daß 1 g des Radiumsalzes in vier Tagen nur etwa 1 qmm der Emanationsgase entwickelt, so kann man sich denken, wie klein das Bläschen der von anderen Gasen befreiten Emanation war, welches auf diese Weise gewonnen wurde.

Eine kleine Menge und doch genügend groß, um das anscheinend festgezinnete Gebäude der chemischen Wissenschaft in seinen Grundlagen zu erschüttern! Denn als von Zeit zu Zeit Ramsay das Spektrum dieser Emanation festzustellen unternahm, leuchtete nach drei Tagen die gelbe Linie des Heliums auf und nach fünf Tagen zeigte sich das gesamte Heliumspektrum in all seinem Glanze.

Das Element Helium also aus der Emanation gebildet, ein Zerfallsprodukt des Radiums! Nunmehr wurde es verständlich, weshalb den Trägern der α -Strahlen eine Masse zukam, die von derjenigen des Heliumatoms nicht sehr verschieden war; nunmehr ahnte man, woher es kam, daß in zahlreichen radioaktiven Mineralien oft nicht unerhebliche Heliummengen angehäuft waren.

Indessen es erging Ramsay, wie es dereinst Liebig und Wöhler ergangen war, als sie durch die Entdeckung der ersten Isomeren eine Revolution der Anschauungen auf dem Gebiete der Atomistik und der Kohlenstoffchemie herbeiführten. Die Heliumgewinnung aus Radium wurde in Zweifel gezogen; man gab sich Mühe, Ramsays wiederholte Beobachtungen mit den bisherigen Anschauungen in Einklang zu bringen. Als aber Frau Curie, James Dewar, Himsiebt und G. Meyer den berühmten Versuch in den verschiedensten Anordnungen wiederholten, immer mit dem

gleichen Erfolge, da schwanden die Zweifel der Physiker und Chemiker, und wenn der Laie in neuester Zeit die Nachricht in den Zeitungen las, daß der berühmte englische Physiker Lord Kelvin Stellung nahm gegen seinen Landsmann Ramsay, so heißt es sicherlich den Ruhm Kelvins nicht schmälern, wenn man daran erinnert, daß dessen Alter mehr als 80 Jahre beträgt. Mag auch Frau Curie, als sie um ihre Meinung in bezug auf den Wettstreit Ramsay-Kelvin gefragt wurde, ihre Antwort in ein liebenswürdiges Fragezeichen gekleidet haben, — die Modernen stehen voll und ganz auf der Seite Sir William Ramsays.

Und das will viel sagen! Denn die Nachrichten, welche vor wenigen Wochen Ramsay der Öffentlichkeit preisgab, sind derart, daß, wie Professor Ostwald mit Recht bemerkt, dem Chemiker „die Haare zu Berge stehen“ ob solcher Kunde. Nicht allein berichtet uns Ramsay, daß es ihm gelungen sei, durch geringe Versuchsänderungen aus der Radiumemanation an Stelle des Heliums, dessen Geschwister in der Elementenfamilie, Neon und Krypton, zu gewinnen, sondern die Bestrahlung von Kupfervitriollösung mit Radiumemanation hat zur Bildung von Lithium geführt.

Kupfer in Lithium!

Kupfer umgewandelt in jenes dem Natrium ähnliche wachsweiße Alkalimetall, welches schon durch Wasser zerlegt wird und durch die blutrote Flammenfärbung seiner Verbindungen charakterisiert ist.

Wenn nunmehr die nächsten Monate oder Jahre uns die Nachricht bringen, es sei gelungen, Blei in Gold zu verwandeln, so wird das Staunen der wissenschaftlichen Welt geringer sein, als das der Laien. Mit der Ueberführung von Kupfer in Lithium hat sich der Traum der Alchimisten bereits erfüllt, die Ueberführung von Blei in Gold wäre gegenüber dem, was wir Ramsay verdanken, nur ein kleiner Schritt weiter, welcher den Gelehrten weniger interessiert, als etwa den — Finanzmann. Aber derselbe darf einstweilen noch in Ruhe schlafen! Nur Körnchen Lithium sind es,

welche Ramsay erhalten hat. Noch fehlt der Katalysator, durch dessen Gegenwart die Umwandlung eines schwereren Metalls in ein leichteres so beschleunigt wird, daß die ungeheuren Energiemengen auf einmal frei werden und die Umwandlung auf einmal erfolgt. Hätten wir diesen Katalysator, dann allerdings wäre das Gold nur das Nebenprodukt. Die Energiemengen wären das wahre Gold und Dampfmaschinen wären fürder unnötig.

Früher galt das Wort „Ignorabimus“ als ein Zeichen der Bescheidenheit, heute wäre es vermessen, dieses Wort zu gebrauchen, und wer kann sagen, ob es nicht uns dereinst gelingen könnte, jenen Katalysator zu finden. Dann wäre der Stein der Weisen gefunden und ein künftiger alter Bergmann würde sich's überlegen, ehe er schriebe:

„So denen, die Chemie treiben, die wissen nichts.“

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

IV. Roman im 19. Jahrhundert.

(1. Fortsetzung.)

Von der deutschen Romödie in diesem Zeitraum, dem Schmerzenskind der deutschen Dichtung von jeher, war nicht die Rede, weil wirklich lebendig davon heute nichts mehr ist, man könnte denn Freitags „Journalisten“ ausnehmen. Aber auch seine Tage scheinen gezählt und dieses liebenswürdige, mit feinem Humor flott und behaglich gegebene Gemälde aus der Zeit von Deutschlands politischer Kinderstube scheint die Farbe nicht halten zu können; es verblaßt mehr und mehr, was aber nicht so sehr aus dem Zurückweichen der Zeit, in der es entstanden ist (also aus dem Standpunkt des heutigen Beschauers), sondern aus der Technik und den Grenzen der Kunst des Malers sich erklärt. Aber ehe es ganz verblaßt, säume man nicht, es zu genießen, denn es ist seines Zeitkolorit darin, es ist wunderbar echt Deutschland vor 50 Jahren. „Vor 50 Jahren“ ist auch der zweite Titel eines Romans, der zwei Jahre vor den Journalisten 1852 erschienen ist und uns also in das Deutschland vor jetzt 100 Jahren versetzt, Willibald Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, ein historischer Roman, der die Menschen und die Zustände in Preußen unmittelbar vor der Katastrophe von Jena schildert. Ueber den Wert und die Berechtigung des sogenannten historischen Romans für die Literatur im allgemeinen mich zu äußern, ist

hier nicht der Ort. Es hat Zeiten gegeben, wo man ihren künstlerischen Wert entschieden überschätzt hat, und Zeiten — in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts —, wo man ihn entschieden unterschätzt hat. Im allgemeinen ist nur zu betonen, daß jede Form an sich berechtigt ist, daß sie aber ihren Wert und ihre Daseinsberechtigung im Einzelfall lediglich durch das erhält, was der Künstler aus ihr macht. Es gibt gute und schlechte historische Romane, wobei der Literaturhistoriker und der Aesthetiker freilich die betrübende Erfahrung machen muß, daß das lesende Publikum im großen und ganzen diesen Unterschied ignoriert, den schlechten mindestens ebenso begierig liest, wie den guten. Deshalb ist aber ein Hinweis auf diejenigen deutschen historischen Romane, die einen bleibenden künstlerischen Wert haben, in diesem Zusammenhang besonders am Platz. Und da muß an erster Stelle Willibald Alexis genannt werden. Was wir an ihm und seinen historischen Romanen haben, ist leider bis auf den heutigen Tag der Mehrzahl nicht genügend zum Bewußtsein gekommen. Tatsächlich sind sie ein Schatz, in dessen bleibenden Besitz sich zu setzen ich jedem nur auf das dringendste raten kann. Ich nenne an erster Stelle den „Roland von Berlin“, die „Hosen des Herrn von Bredow“, beide vom Standpunkt des Künstlers wie des Kultur-

historikers im höchsten Maße bewundernswerte und aufschlußreiche Darstellungen der im 15. und 16. Jahrhundert zwischen landsässigem Adel und den Städten auf der einen und der aufkommenden Fürstengewalt auf der andern Seite auf märkischem Grund und Boden sich abspielenden Kämpfe. Ferner „Ebanis“, ein historischer Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, überragt und beherrscht von der Gestalt Friedrichs des Großen, eine lebendige Veranschaulichung der Kulturwelt des Rokoko-Zeitalters, der großen kriegerischen Ereignisse — eine glänzende Darstellung des Ueberfalls von Hochkirch! — und dazwischen naturalistische Augenblicksbilder aus Alt-Berlin, die wie Menzels Illustrationen zum Leben Friedrichs des Großen wirken. Das Seitenstück dazu ist der erwähnte Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, Berlin und Preußen um 1800, dessen dichterischer Wert allerdings hinter dem kulturhistorischen zurücksteht. Umgekehrt überwiegt in der historischen Novelle „Michael Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist die dichterische Gestaltungskraft in der psychologischen Herausarbeitung der zu einem tragischen Konflikt in der Seele des Helden treibenden Motive den kulturgeschichtlichen Gehalt. Trotzdem oder eben deshalb gehört der Michael Kohlhaas zu der kleinen Zahl von Kunstwerken, die auf jeden und zu jeder Zeit wie eine unmittelbare künstlerische Offenbarung wirken. Im übrigen möchte ich aus der Fülle historischer Romane und Novellen, die gerade das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, hier noch eine als sowohl ihrem poetischen wie ihrem kulturhistorischen Gehalt nach hervorragende Dichtung hervorheben, die nun auch schon mehr als ein halbes Jahrhundert alt ist, die aber sicher auch nach 50 und abermals 50 Jahren von unsern Nachkommen mit ebensoviel Lust und Freude gelesen werden wird, wie von uns und unsern Eltern: Schaffels Elshard, den er selbst einen Roman aus dem 10. Jahrhundert genannt hat, und der uns ein wunderbar anschauliches und zu jedem Leser sprechendes Gemälde süddeutsch-mittelalterlicher Kulturwelt gibt, und damit in reinster dichte-

rischer Form das Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Kultur vor tausend Jahren erschließt. Ob das gleiche, vor allem was den bleibenden Wert anlangt, von Gustav Freytag groß angelegtem und in einzelnen Partien auch groß durchgeführten Romanzyklus „Die Ahnen“ gesagt werden kann, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Wohl aber möchte ich in diesem Zusammenhang gerade auf den unschätzbaren und bleibenden Wert von Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ hinweisen, jener Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des deutschen Lebens und der deutschen Kultur, die, immer aus den eigenen Zeugnissen der betreffenden Epoche schöpfend, mit künstlerisch gestaltender Hand ein lebenssprühendes Gesamtbild unserer Vergangenheit entrollt, und die daher jeder lesen sollte, der für die innerlich treibenden Kräfte in unserer Geschichte ein Verständnis gewinnen will.

Wenn ich eben den bleibenden dichterischen Wert von Freytags „Ahnen“ nur bedingungs- und teilweise gelten lassen wollte, so ist als künstlerische Tat zweifellos anzusehen der Roman, in dem er, wie in den Journalisten, als Gegenwartsschilderer auftrat, der Roman „Soll und Haben“, der vor 50 Jahren erschien, und der, wenn er auch — ähnlich wie die Journalisten — im Laufe der Zeit in seinen Farben etwas verblaßt ist, doch wohl als lebendiges Zeugnis deutschen Lebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch noch über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus seine Anziehungskraft auf Leser jeden Alters und Standes behaupten wird; es wird dann als ein ungemein anschauliches, wahres künstlerisches Bild der Vergangenheit interessieren, was den ersten Lesern als Spiegel der Gegenwart erschien. Und nicht zum wenigsten wird der Roman immer wieder und wieder gerade den mitten im modernen Leben stehenden Arbeiter, d. h. jeden, der seine geistigen und körperlichen Kräfte in berufsmäßiger Arbeit im Kleinen oder im Großen für den Fortschritt der Menschheit einsetzt, interessieren, weil „Soll und Haben“ der erste deutsche Roman war, der sich die Aufgabe stellte, das deutsche Volk

bei der Arbeit, in Typen aus allen Lebensschichten vom Großkaufmann bis zum Arbeiter, zu schildern. Er schildert die Zeit um 1840, eine Zeit also, in der von dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, der nicht zum wenigsten eine Folge der politischen Umgestaltung Deutschlands um 1870 war, noch nichts zu spüren ist. Aber er zeigt die Reime, aus denen sich das moderne wirtschaftliche Leben und der moderne wirtschaftliche Kampf entwickelt hat, und gerade das ist für den, der in der wirtschaftlichen Entwicklung und in dem wirtschaftlichen Kampf der Gegenwart seine Kräfte zu betätigen hat, lehrreich. In demselben Sinne sind die Romane Friedrich Spielhagens, die uns in die politischen und sozialen Kämpfe der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und in das Getriebe der damals miteinander ringenden Parteien einen Einblick gewähren, für jeden, der seine eigene Zeit verstehen will, ein Bildungsfaktor von bleibendem Wert. Sie sind allerdings, im Gegensatz zu Frehtags „Gott und Haben“, bei dem ein über den Parteien stehender Dichter das Wort führt, fast alle Bekenntnisschriften des Verfassers zu bestimmten politischen Parteibeaalen, geboren aus der leidenschaftlichen Erregung des persönlichen Kampfes. Aber auch hier ist es doch immer ein Dichter, ein Schöpfer, der das Bild der Kämpfe seiner Zeit als Künstler zu einem künstlerischen Bild gestaltet, das um seiner selbst willen, um der darin entwickelten dichterischen Kraft, um der Wahrheit und der Anschaulichkeit der dargestellten Charaktere und der geschilderten Konflikte willen auch für das heutige Geschlecht als Kunstwerk seinen Wert behauptet. Das Beste hat er wohl geleistet in dem 1869 erschienenen Roman „Hammer und Amboss“.

Unter den älteren Romandichtern dieses Zeitraums möchte ich noch zwei hervorheben, die, so verschieden sie ihrer Weltanschauung und auch ihrer Sprache nach sind, doch das gemeinsame haben, daß sie als lebendig an den Kämpfen ihrer Gegenwart im Innern teilnehmende Menschen, in ihrer Dichtung bewußt

einen Ausgleich der Dissonanzen des Tages suchen, dadurch, daß sie sich selbst und ihre Leser auf goldenen Schwingen des Humors über den Dunstkreis des Alltags erheben und aus heiterer Höhe lächelnd auf das Gewirr da unten herabschauen. Der eine ist Josef von Eichendorff (1788—1857), der uns mit seiner poetischen Verklärung des lebenswürdigen Faulenzers, der pflichtenlos und glücklich durchs Leben schlenbert, seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ einen in Worte gefaßten Sonnenstrahl hinterlassen hat, an dessen lachendem, harmlosem Frohsinn sich zu sonnen gerade dem arbeitsmüden und arbeitsfrohen Menschen der Gegenwart ein Vergnügen ohnegleichen bereitet. Erdenäher und daher auch unsern Herzen näher, uns tief in wohliger Lust aufrührend ist die Dichtung Wilhelm Raabes, der zwar gottlob noch am Leben ist, dessen eigentliche Schaffenszeit aber doch auch die Epoche der fünfziger und sechziger und siebziger Jahre ist. Ihn aufzuschlagen und von ihm sich erzählen zu lassen wird keinem gereuen, der sich eine gute Stunde bereiten will, die auch über den Tag und die Arbeitswoche ihre aufhellende Kraft bewahren wird. Nicht jeden spricht Raabe sofort an, nicht jedem ist gegeben, sich gleich in die Erzählungsweise des behaglichen Humoristen zu finden, der gar keine Eile hat und der den vorwärts hastenden Leser immer wieder und wieder bei allerlei schönen Aussichtspunkten ins Leben festhält und zu innerer Betrachtung der Narrheit der Welt und der Menschen einlädt, und es gar nicht zu merken scheint, wie unruhig der Zuhörer wird, der gerne weiter möchte. Aber wer dem Führer einmal tief in das freundlich-schalkhafte Auge gesehen, wer einmal sich wirklich unbefangen dem Zauber einer solchen Plauderstunde mit ihm, einem solchen ruhigen Ausblick ins Leben hingegeben hat, der wird diese Stunden zu seinen besten zählen und immer wieder sie zu erneuern suchen: das Heimlichste, Tieffinnigste und Fröhlichste, was im echten Deutschen lebt und rumort, was ihn so stark und so zart, so ernst und so fröhlich macht, das offenbart uns

Raabe's Kunst, und darum ist er ein Freund des sich ihm hingebenden Lesers, und von einem Zauber und einer Anziehungskraft, wie wenige. Ich würde raten, zuerst zu lesen: „Die Chronik der Sperlingsgasse“, dann den „Hungerpastor“, „Horader“, „Das Horn von Wanza“. Wer damit vertraut geworden ist, dem wird jeder weitere Band Raabe's, den er liest, Freude bringen.

Neben diesem großen Humoristen, mit dem nach innen gerichteten Blick, der jeder Gestalt, auf der sein Auge sinnend ruht und in deren Seele seine Seele gelesen hat, etwas von der tiefinnig-gemütvollen Schalkhaftigkeit seines eigenen Wesens als Mantel gegen Kleinlichkeit, Flachheit und Dummheit mit auf den Weg gegeben hat, die sie sofort als Menschen eigenen Schlages im Schwarm absondert, verdient der andere große Humorist seinen Platz, dessen Namen man nur zu nennen braucht, um ein unendlich starkes und wohlthuendes Gefühl von strahlender Gesundheit, Lebensfrische und Behagen zu erwecken: Fritz Reuter. Er hatte das große Glück, in einer Sprache zu schreiben und zu dichten, die, wie sie in der unverbrauchten Urwüchsigkeit ihres nicht durch Schriftgebrauch abgenutzten Wortschatzes gerade für den Humoristen eine unerschöpfliche Fundgrube für Färbungen des Ausdrucks bot, doch verhältnismäßig leicht auch von den des Dialekts Unkundigen verstanden werden konnte. Die Schwierigkeiten, die seine Sprache bietet, sind auch für den Süddeutschen verhältnismäßig so gering, daß ein Versuch, ihn ins Hochdeutsche zu übersetzen, vollkommen überflüssig, ja geradezu ein Frevel ist. Denn gerade in der Behandlung der Sprache, der Individualisierung der Sprache kommt ein wesentlicher Teil der Charaktereigentümlichkeiten seiner Personen zum Ausdruck. Nein, man muß ihn in jeder Beziehung nehmen und

sich an ihm freuen, wie er ist. Kein Dichter deutschen Stammes ist so die Verkörperung unerschütterlicher Lebensbejahung und nativer Lebensfreudigkeit, der Typus des behaglich plaudernden vielerfahrenen Mannes, der am Feierabend in fröhlicher Tafelrunde von all den Menschen, die er in ihrer Güte und in ihrer Dummheit, in ihrer Bosheit und in ihrer Klugheit reichlich genossen, mit dem befreienden Lachen des Ueberwinders zu erzählen weiß, und dem der ganze in Jahrhunderten aufgesammelte Schatz humoristischer Lebensweisheit eines Volkes sich verdichtet zu lebhaften, greifbaren Menschen und Menschenchicksalen, die jeder, der in der Heimat des Erzählers zu Hause ist, zu kennen oder wiederzuerkennen glaubt. Er ist wohl der nativste Erzähler, den die deutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Die eigentliche künstlerische Arbeit, der Aufbau seiner Dichtungen ist zweifellos das Schwächste. Das versinkt aber völlig, wenn man nur seinen Gestalten, seinem Bräsig, seiner Frau Müßlern, seinem Amtshauptmann, seiner Mamsell Westfalen, seinen Tribbelsitzen und Fritz Sahlmanns, seinem Dörchläuchling und seinem Konrektor Uepinus, in die Augen sieht. Wenn man Reuter zu lesen beginnt, da ist es, als ob die Stubentür sich öffnete und ein Schwarm von fröhlichen, kernhaften und dabei gezeiten Menschen hereinkäme, und solange sie im Zimmer sind, ist ihre Welt unsere Welt, mögen wir sie mit den Augen von Dunkel Bräsig ansehen oder denen seines bestgehaßten Feindes, des Herrn Jamwell Bomuchelskopp. Und allen fühlen wir uns Dank schuldig, wenn sie uns verlassen. Wer Reuter noch nicht kennt, möge mit der „Franzosenzeit“ beginnen, dann „Alt mine Stromzeit“ lesen und zum Schluß das nicht ganz mehr auf der Höhe stehende, aber in Einzelheiten unübertreffliche „Dörchläuchling“.

Kaiser und Lord.

August 1907. Wilhelmshöhe. Freude und Seligkeit herrschte im Land, denn Eduard war, der Onkel, zum Nessen gekommen; auf acht Stunden. Wer die Blätter nachschlägt, wird Erbauliches lesen. Ein Merk- und Markstein. November eiusdem anni: Windsor. Der Nese besucht den Onkel; acht Tage bleibt er zu Gast. 'Εποχή. Holt die Blätter wieder vor, zählt, die nüchtern blieben im Meere dionnischen Saumels. Adventstimmung. Schafe sahen schon das Loch im Himmel, durch das der Engel mit der frohen Botschaft kommen mußte. Wie lange ist das Alles doch her? Fünf Jahre mindestens. Nein, nur drei Monate. Inzwischen haben wir die Balkangeschichte erlebt, hören von der Befestigung der Alandsinseln (als Herr von Schön in der Budgetkommission gefragt wurde, wer denn die Nord- und Ostseefragen angeschnitten habe, blieb er die Antwort schuldig. Und alle Welt weiß seitdem Bescheid. Stillstehen? Ganz unmöglich. Man denke: Verträge! Das isolierte Deutschland schließt Verträge!) und genießen jetzt das Schauspiel, das in quälenden Träumen Mancher schon sah. Vor einigen Tagen brachte die Times die Nachricht, Lord Tweedmouth, der erste Flottenlord der Marine, habe vom deutschen Kaiser einen Brief bekommen, der sich mit den Flottenrüstungen beider Länder befaße und einen Beeinflussungsversuch am untauglichen Objekt im deutschen Interesse darstelle. Großer Lärm. Die Officiösen eilen auf die Schanzen und ein Hagel von Schimpf und Rot prasselt auf das Haupt der Times nieder. Dabei giebt in der ganzen Affaire nur Einen, der zu tadeln wäre: den Kaiser, von dem wieder einmal der Erdball spricht. Doch das ist bei uns längst nicht mehr der Brauch; was dieser Herr thut, das ist wohlgethan; man seufzt unter vier Augen, in der zuverlässigen Sicherheit seines Hauses, und ist öffentlich begeistert. Mit der Deutlichkeit eines Schulfalles war das diesmal zu sehen. Jede warnende, jede zu ruhiger Prüfung mahnende Stimme wird ignoriert, der Schwarzeheri und Mörgelsucht verdächtigt, ein Vorgang, fast ohne Beispiel in der Geschichte. Selbst im alten Rom, im alten Byzanz sogar gab es warnende Stimmen. Bei uns? Nirgends. Alles ist in herrlichster Ordnung (und regt sich ja irgendwo ein schüchternes Wort, so gilt irgend einer inneren Lauferei). Immer; und diesmal im Besonderen.

Am 22. Januar schrieb Lord Escher an die Imperial Maritime League, die ihn um seinen Beitritt gebeten hatte, einen Brief, in dem die Sätze vorkamen: „Ich werde es immer mit denjenigen halten, die da sagen, daß die Stärke des britischen Reiches in der Flotte liegt, und daß Morley recht hatte, als er 1893 in Manchester sagte: „Jedermann weiß, Liberale sowohl wie Tories, daß es unerläßlich für uns ist, nicht nur eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu haben, und daß Mr. Stead mit seinem Ausspruch: für ein deutsches Schiff zwei britische die beste und richtigste Lösung gefunden hat.“ Es gibt in Deutschland vom Kaiser abwärts nicht einen Mann, der nicht den Sturz Sir John Fishers willkommen heißen würde, und aus diesem Grunde allein, neben allen anderen, muß ich Ihre Aufforderung, dem Comité des Flottenvereins beizutreten, ablehnen.“ Der Brief wurde veröffentlicht, und erlebte bei uns, wie so manches Andre, unverständige und unfreundliche Commentare. Unverständige deshalb, weil er auch das empfindlichste deutsche Gefühl nicht zu verletzen geeignet war. Ein Kompliment für Sir John Fisher, kein irgendwie erkennbarer Affront gegen uns. Schließlich sind wir doch wirklich nicht verpflichtet, für Englands tüchtige Staatsmänner und Marinisten zu schwärmen, und das Bewußtsein, daß Onkel und Vettern von drüben unserm Tirpitz noch ein recht langes Amt-

leben gönnen, gehörte mindestens nicht zu den für den Patrioten wünschbaren Zuständen. Wollte man von dem Briefe überhaupt Kenntniß geben, so war der (loblichen; gut ist ja immer, vom Empfinden und Denken eines Konkurrenten Kenntniß zu erhalten) Absicht mit dem Abdruck vollauf Genüge geschehen. Leider kam anders. Der Kaiser setzte sich hin und schrieb den Brief an Lord Tweedmouth, den kürzlich nun die Times glossirt hat. Und alsbald ging ein Herzensabbath los, wie er selten zu sehen, zu hören ist. Natürlich hatte die Times nur aus Slandalsucht gehandelt und aus durchsichtigen pekuniären Gründen (dabei streiten sich Leute um ihren Besitz, die in Berlin ihresgleichen kaum haben). Als man zwei Tage lang geschimpft hatte, kam die Frage (aus England, versteht sich; was der deutsche Kaiser schreibt, interessirt doch uns nicht), ob der Brief veröffentlicht werden würde. Selbstredend; schwerwiegende politische Erwägungen verlangten gebieterisch nach der Publikation. Schwerer wiegende haben sie offenbar verhindert, denn sie unterblieb, und man hörte nur, daß ein direkter Beeinflussungsversuch (wie er auch von der Times nie behauptet worden war) nicht vorliege. Dafür erfuhren wir, daß der Brief eine „reine Privatsache“ sei, die außer dem Schreiber und dem Empfänger niemand etwas anginge, und daß Lord Escher darin etwas unglimpflich wegkomme. Ein nicht sehr geschmackvoller Witz ging durch die Blätter, der Lord Escher, einem der gründlichsten Kenner der englischen maritimen Verhältnisse, die Fähigkeit, in Flottensachen mitzureden, bestritt. „Die einzige Bezugnahme auf die britische Flottenpolitik bestand (nach der Daily Mail) in einer Parenthese, worin der Kaiser erklärte, er könne, wenn er wolle, beweisen, daß die britische Flotte fünfmal so stark sei als die deutsche.“ Eine Aeußerung, die mir immerhin der Rede werth scheint, und ich glaube, in erster Linie hätte Deutschland ein Interesse daran, daß Privatkorrespondenzen dieser Art künftighin unterbleiben; wir, daß der verantwortliche Kanzler des deutschen Reiches für die Zukunft uns vor ähnlichen Ueberraschungen bewahrte, und daß er seinem Kaiser endlich zu der (ihm und uns) nützlichen Erkenntniß Wallensteins verhelfe: „In meiner Brust ist der Gedank' noch mein. Einmal entlassen aus dem sichern Winkel des Herzens, seinem mütterlichen Boden, hinausgegeben in des Lebens Fremde, gehört er jenen tückischen Mächten an, die keines Menschen Kunst vertraulich macht.“ Was ist noch von öffentlichem Interesse, wenn es Mittheilungen dieser Art nicht sind? Inzwischen wurde über den Inhalt der „reinen Privatsache“ weiter geredet, ohne daß man auch nur eine Ahnung davon hat, was wirklich in dem Briefe Alles steht. Keiner weiß es, doch schwor die liebe Presse uni sono Stein und Bein, daß der Brief eine Bagatelle sei; namentlich, wenn er aus einem Gehirne stammt, daß die Säge zeugte: „Der Dreizack gehört in unsre Faust“; „unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“; „der Admiral des atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des stillen Ozeans“; „wir sind das Salz der Erde“; „uns hat der liebe Gott noch Großes vorbehalten“; „ohne den deutschen Kaiser darf keine Entscheidung fallen“. Und so fort. Hat Eduard, der Onkel, je in solchen Tönen vor den lauschenden Ohren zweier Welten gesprochen? Nein. Dann, bitte, laßt den Stillen auch in Ruh und zwingt ihn nicht zur Entlastung der Handlungen Wilhelms, des Neffen, herbei, der allzu oft schon erkennen ließ, daß ihm die dem Diplomaten so unentbehrlichen Hemmungsvorstellungen fehlen, die den Impuls ins Maas des Vertreibbaren zwingen. „Nie, hat Ludwig der Vierzehnte in sein Tagebuch geschrieben, nie einen Beschluß in der Eile fassen, denn er würde der Reife des Urtheils entbehren.“ Und der alte Fritz, der seiner Intelligenz doch gewiß auch vertrauen durfte, hat sich manchmal zu ruhiger Ueberlegung ermahnt. „Je mets en œuvre tout ce que j'ai de réflexion pour éviter le premier moment, qui est très vif chez moi, et tant que cette vivacité du premier moment

dure, je me garde soigneusement de décider sur ce que j'ai vu, sur ce que j'ai entendu, et qui m'a échauffé la bile; malgré mes soins je ne l'évite pas toujours, ce premier moment, et pour lors Monsieur fait parfois des sottises et Monsieur s'en rouge les doigts." Ist von diesem Hohenzollern nichts mehr zu lernen? Auch andre Kronenträger haben mit Ministern fremder Staaten korrespondiert? Das ist wahr; doch schwerlich über Fragen der Wehrmacht, schwerlich, seit Metternichs Abgang, über interne Anlegenheiten fremder Länder, und englische Minister nur über Fragen internationaler Politik. Auch das endlich nur in Tagen enger Freundschaft oder bei der Aussicht, einen Kleinen aus der Schar der Begnadeten zum Werkzeug englischer Pläne zu machen. Was würde man bei uns wohl sagen, wenn Eduard mit Herrn von Tirpitz über die Flotte, Nikolaus der Zweite mit Herrn von Einem über unsre Landmacht korrespondierte?

Der Zweck des Manövers, das dem Brief jede politische Bedeutung absprach, war leicht erkennbar und wurde bald genug auch entschleiern. Lohnt denn, selbst wenns an der Erlaubnis nicht fehlte, mit der Bagatelle die Oeffentlichkeit zu behelligen? Privatbriefe, selbst wenn sie von Königen kommen, sind heilig. Sind sie belanglos obendrein, so kann auch der schlimmste Chauvinist nicht mehr ihre Publikation verlangen. Das Manöver gelang bei der Geschultheit der englischen politicians und der strammen Disziplin der Presse nach Erwarten. Niemand verlangte mehr die Vorlegung einer Sache, die soviel Entrüstung und Druckerschwärze gekostet hatte. Im Oberhaus gab Herr Tweedmouth, im Unterhaus Herr Asquith eine kurze Erklärung ab, die den Brief, getreu der Lösung, ins Reich der Privatangelegenheiten verwies. Den Brief eines Kaisers, der von zu jedem Dienst willigen Knaben als Flottenfachmann gepriesen wird, einen Brief, der Betrachtungen über den wundensten Punkt der deutsch-englischen Beziehungen enthält. Eine schärfere Verurtheilung ist eigentlich kaum denkbar. Doch stört sie niemand. Drüben ist man froh, daß sich die Sache noch so leidlich abwickeln ließ, ohne ernste Verstimmung des bei uns „Maßgebenden“. Hier athmet alle Welt erleichtert auf, und mit einem erneuten Fuß über das sündige Haupt der Times wird die Debatte geschlossen. „Die Anmaßung des Gewährsmannes der Times, die Moral der Minister befestigt zu haben, erregt hier in London nur ein Lächeln, und das allgemeine Urtheil hat über seine lächerliche Aktion den Stab gebrochen. Der Zwischenfall gilt für absolut erledigt; er wird nirgend mehr erwähnt. Die Verurtheilung der Times ist eine allgemeine und vernichtende.“ So schrieb selbst der sonst immer so milde Lokalanzeiger. Sicher nicht ohne gemessene Weisung. Ist die Sprache berechtigt? Der Gewährsmann des Cityblattes hat in einem Rückblick auf die Affaire von seinem Willen den Schleier gezogen und die Gründe angegeben, die sein Handeln bestimmten. „Drei Gründe“, schreibt er, „bewogen mich, die Korrespondenz zu enthüllen. Erstens fühlte ich, daß sie im Prinzip unkonstitutionell und darauf berechnet war, die Sicherheitsvorschriften zu zerstören, auf welche das Parlament stets eifersüchtig bedacht war. Ich fühlte, daß unsere legitime Diplomatie darunter leiden würde, falls ein fremder Herrscher, dessen persönlicher Charme seiner hohen Stellung ebenbürtig ist, fortjähre, mit einem britischen Minister zu korrespondieren, der weder die Berechtigung noch die Befähigung hat, sich mit auswärtigen Angelegenheiten zu befassen, und welcher der Vorteile der Stellung eines Monarchen bar ist. Zweitens war ich sicher, daß Lord Tweedmouth, wie gut auch seine Absicht gewesen sein möge, eine ernste, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeit darin gefunden haben würde, seine offene Meinung über deutsche Flottenpolitik auszudrücken, falls eine solche Aeußerung, wie es wohl hätte der Fall sein können, mit der so emphatisch ausgesprochenen Ansicht

seines hohen Korrespondenten im Widerspruch stehen sollte — selbst wenn der letztere ein Fachmann ist. Drittenß bemerkte ich mit großer Sorge, daß unser Flottenbudget offenbar zweimal auf Veranlassung des linken Flügels der Regierungspartei revidiert worden war. Ich nahm einen deutlichen Beweis des Schwachwerdens der Absichten der Regierung wahr, besonders in einem psychologischen Moment, wo Festigkeit und Zähigkeit für die künftige Sicherheit des Staates unumgänglich notwendig waren. Der Deutsche Kaiser lieferte huldvoll die für die Gesundheit der Minister seiner Majestät des Königs Eduard unerläßliche stärkende Medizin. Sir, die nationalen Zwecke, die wir im Sinne hatten, sind gesichert worden. Ich bin überzeugt, daß nach der klaren und lichtvollen Auseinandersetzung der konstitutionellen und diplomatischen Eigenart des Falles durch Lord Lansdowne die Korrespondenz aufhören wird, und daß der erste Lord nicht länger Einflüssen ausgesetzt werden wird, die selbst ein größerer Mann als Verlegenheit bereitend finden könnte. Was unsere Flottenpolitik anbetrifft, so zweifle ich nicht, daß meine berechnete Indiskretion wenigstens eine der hauptsächlich bestimmenden Ursachen der klaren, emphatischen und staatsmännischen Ankündigung war, die Mr. Asquith vergangenen Dienstag im Hause der Gemeinen in Erwiderung auf Mr. Balfours strifte Anfrage abgab.“ Das ist klar, bündig, flug, und aus jedem Satze spricht politisches Verständnis. Daß die Sache in ihrer Wirkung erledigt sei, soll man Kindern, nicht erwachsenen Menschen vorreden. Der für des Reiches Wohl Verantwortliche aber wird, auch wenn der Lärm des Tages längst verhallt ist, die Frage nach dem Sinne des mit guter Regie gespielten Stückes nicht von der Schwelle des Bewußtseins scheuchen, nicht für eine Episode halten dürfen, was nur Präludium war. Darf man's hoffen? Man muß es wünschen.

Karl Schnitzler.

Randbemerkungen.

Die Tänze der Schwestern Wieselthal.

Wenn der Vorhang aufgeht und der Chopin-Walzer anhebt, denkt man: Uha, das gubernantenhafte Hopsen der Duncan. Das munter-naivische, aufmedernde Springen eines Böckleins, gesehen durch ein akademisches Gemälde, das sanft nach der Antike schießt (Uebrigens war es von Anfang und als Anregung dankenswert.) Es könnte einstudiert sein, denkt man. Hoffentlich wird es besser. Dann aber, wenn Beethoven naht und das Andante aufbegehrt, merkt man plötzlich auf, da eigentümlich energische Bewegungen, die den Linienfluß störrisch zerreißen, Charakter ahnen lassen. Man merkt: die Anlehnung fehlt.

Und wenn Strauß die „Rosen aus dem Süden“ ausblühen läßt, frappieren die weich hinschwingenden Gebärden, die aus den Gliedern eine selig sich hingebende, lauschende und lockende Einheit machen. (Elsa Wieselthal.) Dann ein erkältendes Kostümstückchen

im Reifrock (Massenet, Tanz aus „Manon“). Man bedauert, sich nicht erwärmen zu können. Aber dann kommt wieder Strauß, und die Wellen der Donau fließen sanft in Tönen hin. Und wieder (diesmal tanzt Grete Wieselthal) dieses Sich-Lösende, ganz Schwebende, diese verhaltene Ekstase mit dem prickelnden Einschlag und dem melancholisch-süßen Lächeln. Eine zarte Stimmung über dem Ganzen, ein eigentümlich vornehmes dämmerndes Licht . . . Und zum Schluß die drei Schwestern zusammen; Lanner-Schubert-Walzer. Junge, mädchenhafte Gestalten, voll Schlantheit und Grazie. Ein apartes Spiel wechselnder Linien, sich lösender Verschlingungen, mit Bewegungsfiguren, die man plötzlich fixieren möchte; Motive, die an einen graziösen, malerischen Fricz erinnern!

Und nun weiß man: Wiener Kultur. Ein typischer Ausdruck inneren Geins. Etwas Essentielles. Nichts Angelerntes. Nicht umsonst löst die weich-sinnliche Musik von Johann

Strauß, lösen die Suggestion einschmeichelnden Melodien, die wie ein Duft entschweben, deren Töne prickelnd aufsteigen, wie Perlen im Sektglas, leicht und flüchtig, aber voll sublimsten Gehaltes, diese Glieder aus dem einstudierten Schema und steigern die Gebärden zur geschlossenen, innerlichen Wesensform, so daß Bewegung hier Ausströmen wird, Sich-Geben. Mit zarter Delikatesse begleitet diese Musik die Bewegungen; so leicht und sanft, als hörte man fern, hinter angelehnten Fenstern, gedämpft die Klänge

Orte Wieselthal scheint die intelligentere zu sein. Ihre Strauß-Interpretation ist wechselvoller, durchdachter, mit einprägsameren Nuancen; es ist mehr Charakter darin. Elsa Wieselthal ist temperamentvoller, ursprünglicher; sie hat mehr Rhythmus und eine ununterbrochene, einheitliche Folge weicher Linien. In beiden aber lebt das Gefühl für das Wesen des Tanzes, und wenn sie in verhaltenem Jubel leichtlich sich dem Wirbeln der Akkorde hingeben, merkt man, daß sie über das bloß-Interpretative hinauskommen, nicht pantomimische Umdeutung geben wollen, sondern sich tragen lassen, wodurch das Natürliche ihrer mädchenhaften Anmut und Grazie organisch sich auswirkt. Sie befreien sich aus dem Zwang der Gebärde und schaffen etwas Persönliches. Sie wollen nicht Chopin tanzen; Musik lebt in ihnen und wirkt Bewegung. Der innere Kontakt ist da. Das Lehrhafte schwindet. Hier trennen sich schon die Wege der Entwicklung, eine Rückkehr zum Ursprünglichen macht sich bemerkbar.

Hier nähert sich die Darbietung der Kunst, und wenn man unter Tanz eine eigene Stilform, eine künstlerische Wesensäußerung versteht, kann man hier ahnen, daß sich eine Form ergeben könnte. Denn so sympathisch man all diesen Versuchen gegenüberstehen muß (da sie Kulturäußerungen darstellen) — man wird nicht leugnen können, daß Bleibendes erst gewonnen wird, wenn sich das Menschliche, Zufällige zu einer prägnanten, eigenen Form erhebt. Alle bisherigen Versuche sind als Etappen zu betrachten. So zählt man

diese Tänze zu jenen Erlebnissen, die aus dem realen Leben hinwegführen in ein Reich der Schönheit. Das ist nicht der einzige Sinn der Kunst, aber ein wesentlicher. Darin liegt das Befreiende, das froh und leicht macht, das man nicht vergessen wird im Gedränge. Aus dieser Empfindung heraus kam wohl auch der über Erwarten nachhaltige Zweifel. Aber es war ebenso schön, daß die Schwestern dem Drängen nicht nachgaben. Man sollte auch bedenken, daß anderthalb Stunden Tanz, abgesehen von aller Schönheit, auch eine beneidenswerte Gymnastik ist.

Ernst Schur.

Atavismus.

Greifst du nach der fliehenden Eidechse und fassst sie am Schwanz, so lacht sie sich ins Fäustchen, läßt dir ihren Schwanz zwischen den Fingern, sie selbst aber entweicht frohgemut, als wäre ihr durchaus nichts Schlimmes passiert. Kann's ja auch leicht tun: ein neuer Schwanz wächst ihr eben nach. Ein neuer ja, aber ein ganz anders gearteter. Die moderne Naturwissenschaft hat das in scharfsinnigster Weise herausgefunden. Im Kapitel vom Regenerierungsvermögen der Organismen ist das einer der interessantesten, ja der rätselhaftesten Fälle. Sogar ein ganz einzig gearteter Fall. Alles, was in der Natur regeneriert wird, regeneriert sich so, daß an die Stelle des zu ersetzenden Gewebes ein neues Gewebe von genau derselben anatomischen Struktur tritt. Der Schwanz der Eidechse ist davon die einzige Ausnahme. Der neue Schwanz, der ihr für den verlorenen wächst, hat den anatomischen und histologischen Bau nicht der gegenwärtig lebenden Eidechsenarten, sondern derjenigen der Ichthiosaurus-Epoche. Die Naturforscher haben sich viel Mühe gegeben, diese so sonderbare Erscheinung im Geiste der Abstammungslehre zu erklären. Einem von ihnen, dem scharfsinnigen Neo-Lamarckianer Weismann, ist dies auch in annehmbarer Weise gelungen.

Wir aber haben es gegenwärtig nicht mit den Erklärungsgründen zu tun, sondern bloß mit der bizarren Tatsache selbst. Und zwar in einem auf den ersten Anblick freilich etwas eigentümlichen Zusammenhange. Im Zusammenhange nämlich mit dem verrückten Brandstifter, der den Berlinern durch Wochen täglich ein paar Dachstühle angezündet hat, bis man seiner schließlich habhaft werden konnte. Der Kerl ist ohne Frage verrückt. Das brauchte man dem Publikum nicht erst zu beteuern.

Und gerade dieser Wahnsinn, diese Pyromanie ist es, die einen unwillkürlich an die seltsame Geschichte vom Eidechsenchwanz erinnert.

In der Ahnenreihe unserer gegenwärtigen Zivilisation — gar nicht zu hoch oben — bereits an der Schwelle der historischen Zeit stoßen wir auf die Kultur der Feueranbetung. Ist es auch nicht dokumentarisch erwiesen, so darf doch angenommen werden, daß die Kultur-entwicklung aller Völker durch diese Zwischenphase hindurchgeführt habe. Nicht überall wird der Feuerglaube eine so hohe philosophische und ethische Vollenbung wie bei Zoroaster erreicht haben. Aber daß an der Wiege der Kultur die Macht des Feuers dem ganzen Menschengeschlecht als eine überirdische Gewalt, als etwas religiös zu Verehrendes erschienen sein wird, kann, ja muß schlechthin ohne weiteres angenommen werden.

Um nun auf unseren Berliner Pyromanen zurückzukehren, so liegt die Frage nahe genug, ob die Verrücktheit der Brandstiftungswut nicht etwa ein individueller Rückschlag auf den Feuerkultus der Vorfahren sei?

Die Häufigkeit dieses Wahnsinns und sein respektables Alter — die ältesten Urkunden und Ueberlieferungen wissen bereits von seinem Vorkommen zu berichten — weisen augenfällig auf solch atavistischen Ursprung hin. Und weder unwahrscheinlich, noch unwissenschaftlich wäre die Annahme, daß Pyromanie eigentlich nichts weiter als ein atavistisches Zurückspringen auf längst verschollene Kulturzustände sei.

Da wären wir denn glücklich wieder bei unserem Ausgangspunkte: dem Eidechsenchwanz. Wer kann die Annahme kategorisch von der Hand weisen, daß auch hier ein spezieller Fall von Regenerierungsvermögen vorliegt, wobei wenn der zeitgenössische Mensch seinen modernen Verstand verliert, ihm der Verstand seiner feueranbetenden Vorfahren nachwächst? Seltsam klingt solches ohne Zweifel. Aber nicht seltsamer doch als die Tatsache, daß einem zeitgenössischen Eidechsen an Stelle des abgerissenen ein Schwanz nachwächst, wie ihn seine seit Millionen Jahren ausgestorbenen Ahnen besessen haben. Diese Idee trete ich unentgeltlich zur weiteren Behandlung an Anthropologen und Experimental-Psychologen ab. Sie mögen diese Spur weiterverfolgen.

Ich habe Vernünftigeres zu tun.

Viator.

Schamgefühl.

Den Gästen, die Mr. Edward Blix, der bekannte Eisenmillionär von Chicago, am 1. Januar 1908 zu einem köstlichen Diner eingeladen hatte, wurde eine große Ueberraschung bereitet. Während die Suppe von der Decke auf Silbertabletten heruntergelassen wurde, kam auch eine dünne Wand von der Decke herunter, so daß der Tisch der Länge nach in zwei Hälften geteilt wurde und niemand mehr sein vis à vis sehen konnte. Dieser Mittelwand folgten blitzschnell kleine Quertwände, die den Nachbarn von der Nachbarin trennten. Alle saßen plötzlich vollumwandet ganz allein. Und der Gastgeber sprach mit gewaltiger Stimme: „Meine Damen und Herren, das Tier schämt sich nicht, daß es essen muß. Der Mensch aber soll mehr Schamgefühl besitzen; er soll jederzeit das Bewußtsein haben, daß das Essenmüssen etwas Entwürdigendes ist.“

Nachdem die Gäste die Suppe gegessen hatten, gingen mit den leeren Tellern auch die Wände wieder in die Höhe — und da konnten sich alle Gäste wiedersehen; sie priesen das Zartgefühl und das differenzierte Scham-

gefühl des Gastgebers in lebhaftester Weise. Jeder Gang wurde umwandelt allein eingenommen. Diese Art, Diners zu geben, ist jetzt in ganz Amerika „modern“ geworden. Ob Europa auch jemals so weit kommen wird? Ich glaube: der plumpe Europäer wird dieses „Schamgefühl“ nicht so bald begreifen.

Paul Scheerbart.

Vom Rinde, vom Mitleid und vom Himmelreich.

Fremde Rinder, die sich meinen nähern, betrachte ich mit Mißtrauen. Ist dieses Mißtrauen unberechtigt? Nähe ist doch alles im Leben.

Einem in der Zeitung mitgeteilten, gar einem in großer räumlicher oder zeitlicher Entfernung erfolgten Unfall kann ich mich nicht fühlend hingeben. Ich habe kein Mitleid mit der bloßen Tatsache fremden Mißgeschicks. Erlebe ich es, dann ergreift es mich: dies ist Mitleidenschaft, ein egoistisches, ein Selbstinteressegefühl. Ich kann ein fremdes Schicksal auch, durch anschauliche Darstellung bewegt, mitfühlen: daher die Gewalt der Dichter und Bildner, nur der echten freilich.

Es gibt Rinder, die sich von vornherein durch Aspekt und Gehaben als zu einer Schicht gehörig erweisen, die mir unangenehm ist. Diese Schicht dulde ich (gefühlsmäßig, nicht etwa doktrinär) bloß als Hintergrund. Ich kann sie sofort in nähere Beziehung zu mir bringen, wenn sie mir dient, wenn ich sie beschenke. Aber auf gleich und gleich kann ich sie nicht gelten lassen. Es ist fadde Duselei, wenn ich mich dazu überrede, daß ich's imstande wäre. Die brutal-gefühlsmäßige Praxis belehrt mich sogleich: Ich entferne mein Rind aus der Nähe dieser enterbten Augen, dieser harten Hände. Es sind unfindliche Rinder, arme Rinder. Rindheit ist Lüge.

Das Gleichgefühl ist ein steriles Theoretikum. Es ist im Realen nicht existent. Man mag

die „Untern“ nicht anders denn als Beschenkte, als Geduldete, als Unterworfenen, Unterwürfigen um sich, unter sich leiden. Wie schön ist das selbstverständliche ehrerbietige Grüßen patriarchalisch mit ihrem Grundherrscher lebender Landbevölkerung! Wie häßlich, unlauter auch hier die trohige Regung des Rationalismus: „Warum soll ich den Kerl eigentlich grüßen?“

Es ist dafür gesorgt, daß diese notwendige „Ungerechtigkeit“ der faktischen Schichtenwelt sich ausgleiche, im Akt der Welt versöhne. Jesus sagt mit tiefer Bedeutsamkeit: Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, denn ein Reicher ins Himmelreich. Das Himmelreich gehört wirklich den Mühseligen, den Unterworfenen. Dies ist das Gesetz des metaphysischen, des formalen Gleichgewichtes, das „Freigeister“ und Volksaufklärer so übel verkennen und verleumden aus Dummheit = Doktrinarismus. Es gibt ein Himmelreich. Und es gehört den Mühseligen. Aber die ausgleichende Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt. Mit „Recht“. Es ist bornierter Unverstand liberaler und sozialistischer Staatsrechtler, wenn sie die Ungleichheit der lebendigen Willkür logisch befehlen, sie ad absurdum führen zu können meinen. (Menger, Neue Staatslehre). Es gibt im Leben nur Macht aus Sachen. Man kann das Leben nicht durch Theorie vom Leben erlösen. Man kann nur pessimistisch darüber philosophieren. (Man kann freilich auch revolutionieren, reformieren — bis auf weiteres.) Die Erlösung ist „jenseits“. Und dies Jenseits ist so gut in uns, wie wir in ihm. Drinnen und draußen sind Illusionsbehälter. Die christliche Religion, wie sie Jesus gelehrt hat, ist die Religion der metaphysischen, d. i. der formalen Gesetzmäßigkeit. Die Welt wäre nicht „rund“, wenn sie nur die blöden Sinnen sichtbare Welt begriffe. Denn diese erscheint wahrhaftig mit Willkür „eingerichtet“. Menschenwert ist Menschenwille. Aber Gotteswert ist Gottesliebe. Diese Gottesliebe ist die einzige allgemeine, die versöhnende, erlösende Liebe zur ganzen Welt.

Richard Schaukal.

Pariser Salons.

Vor wenigen Tagen ist eine Frau dahingeschieden, die über vierzig Jahre lang in ihrem Hause die geistige Elite des akademischen und literarischen Paris bei sich empfing. Die Gräfin de Lohnez, deren Tod die Pforten eines jener Pariser Salons, in denen die altfranzösischen Traditionen der Unterhaltung gepflegt wurden, für immer schließt, besaß die Eigenschaften, ich möchte sagen das Talent, die Herrscherin jenes kleinen intellektuellen Reiches zu sein, das man einen „Salon“ nennt. Der Fortschritt, der mit seinen vielen Verbesserungen und Vorteilen so manches Sinnige, Erfreuliche und Unangenehme zerstört, steht auch im Begriff, eine der anregendsten und wertvollsten, geselligen Einrichtungen zu vernichten.

Wer von den Modernen hat heute noch Zeit, sich ganz regelmäßig zu festgesetzten Stunden, mit denselben Leuten in einem bestimmten Hause fast täglich zu treffen? Wer hat noch Lust, wenn er ein Duzend Zeitungen gelesen hat, die gesprochenen Meinungen über Aktualitäten nach den gedruckten zu hören! Wissenschaftliche und literarische Vorträge, Konzerte und Matinees, Ausstellungen, Sport, Kammerjungen und wie die Tagesbeschäftigungen der Intellektuellen des 20. Jahrhunderts auch heißen mögen, lassen ihnen nicht Zeit zu den gewohnheitsmäßigen Vereinigungen, die die Hauptbedingungen eines Salons sind.

Wie die Damen des 18. Jahrhunderts empfing Madame de Lohnez täglich ihre Intimen in den Nachmittagsstunden von 4–7, und einmal in der Woche, am Freitag, zum Diner. Zur Zeit Napoleons III. gehörten zu ihren treuen Gästen der Vetter des Kaisers Prinz Plon-Plon, Théophile Gautier, Sainte-Beuve, Ollivier, Gustave Flaubert, Nigra, Arsène Houssaye usw. In den achtziger Jahren waren es Alexandre Dumas und Ernest Renan, die es sich nicht nehmen ließen, die geistig so anregende Atmosphäre des matt-lila Salons in den Champs Élysées und die ausgezeichnete Küche der Gräfin zu genießen. Der General Boulanger und Clémenceau trafen sich häufig bei der noch immer schönen, stets in Weiß gekleideten Hausfrau. Und erst als die „affaire“, die Frankreich zerspaltete, auch bei den Habitues der Comtesse de Lohnez eine Kluft schuf, blieben einige ihrer Getreuen, zu denen der jetzige Ministerpräsident gehörte, fort. Die Gräfin war Anti-Dreyfuß, sehr nationalistisch, und das lichte etwas die Schar ihrer Freunde. Sie, die Frau, die vierzig Jahre lang alle

Bedingungen einer Salonbeherrscherin erfüllt hatte, war in den verhängnisvollen Fehler verfallen, eine stark persönliche Meinung zu haben. Im übrigen entsprach sie in allen Punkten den Vorbildern großer Salon Damen früherer Jahrhunderte.

Nicht jede kluge und bedeutende Frau hat die Gaben und die materiellen Fähigkeiten, einen Salon zu bilden. Es sind allerlei Faktoren dazu notwendig, die nicht im Bereich des Willens liegen.

Madame Ancelot, die selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen berühmten akademischen Salon hatte, in dem Stendhal, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Villiers de l'Isle-Adam, Rachel, Madame Récamier und noch viele andere weltbekannte Persönlichkeiten regelmäßig verkehrten, definiert in einem Werk „Pariser Salons“ den Salon ungefähr in folgender Weise:

„Einen Salon nennt man die intime Vereinigung von Menschen, die sich kennen, seit Jahren zusammenkommen und stets glücklich sind, sich wiederzufinden. Die Wirtin ist das Band, das die Gäste untereinander verbindet, und dieses Band ist um so wertvoller, je mehr man der Hausfrau Geist und Verdienste zuerkennt. Um einen Salon zu bilden, muß man Menschen mit gleichen Ideen und Gewohnheiten, mit einem Wort von gleicher Geschmacksrichtung, um sich zu gruppieren verstehen. Es ist ganz selbstverständlich, daß nur diejenigen Personen Zutritt haben können, deren Bildung und Erziehung auf solchem Niveau stehen, daß man sie mit den edelsten, besten, vornehmsten Zeitgenossen ruhig in Verbindung bringen kann. Bloß der innere menschliche Wert darf in Betracht gezogen werden, Stellung und Vermögen dürfen keine Rolle spielen. Der wahre König in dieser kleinen intellektuellen Republik ist der Geist.“

Wie wenig der heutige gesellige Verkehr diesen Bedingungen entspricht, brauche ich wohl nicht erst zu betonen. Rang und Vermögen spielen heutzutage die erste Rolle, und unsere Salons tragen den Charakter dieser beiden Elemente. Die Ueberhastung im äußeren Leben, die Zersplitterung der Interessen lassen uns nicht zu der beschaulichen Stimmung kommen, in der man unpersönliche, höhere Fragen mit warmer Begeisterung erörtert. Die Aktualitäten sind akuter, unsere materiellen Lebensbedürfnisse brennender, wir selbst zu individuell geworden.

Ein Rückblick in die Salons früherer Jahrhunderte belehrt uns schnell, wie nachteilig das Zeitalter des Telephons und des Automobils für jene Vereinigungen ist, die man im 17. Jahrhundert „bureau d'esprit“

nannte. Nach dem Muster des Hotel de Rambouillet, dessen Précieuses von Molière unsterblich lächerlich gemacht worden sind, bildeten sich Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts schnell einige „cénacles“, in die geistvolle Frauen die bedeutenden Männer ihrer Zeit hineinzogen. Gewöhnlich hatten die Damen ihre zweite Jugend bereits weit hinter sich. Die Marquise de Lambert, die 1647 geboren ist, kaufte mit 63 Jahren das Hotel des Großherzogs von Nevers, das von Mazarin erbaut worden war und die heutige Nationalbibliothek bildet. Sie ließ es mit herrlichen Malereien und Vergoldungen ausstatten und empfing ihre Freunde hieselbst bis zum Jahre 1733, wo sie als Sechshundachtzigjährige noch jeden Dienstag ihr literarisches Diner präsidierte und täglich für ihre Intimen zu treffen war. Um uns eine Vorstellung von dem geistigen Leben einer solchen Dame zu machen, möchte ich hier nur einige Notizen, die der Memotrenliteratur jener Zeit entnommen sind, anführen:

Die Vormittage wurden zu metaphysischen und moralischen Gesprächen und Dissertationen verwandt. Akademiker, Literaten und Philosophen trafen sich bei ihrer klugen Freundin, und manche für den Druck bestimmte Arbeit erhielt hier ihre Geistesstaufe. Abends aber nahm die Unterhaltung einen anderen Charakter an. Hofklatzsch, Anekdoten, böshafte Witze, Finanzskandale und ganz besonders die Vorgänge auf dem Kirchhof von Saint-Médard wurden hier aufs lebhafteste kommentiert. Man kann sich denken, mit welchem verächtlichen Lächeln die freisinnigen Geister, wie Fontenelle, Montesquieu, die Wunder der Konvulsionisten, die Tote sprechen und Taube hören machten, beurteilten. Als auf Befehl Ludwigs XIV. der Kirchhof geschlossen wurde, machte ein Distichon, das im Salon der Marquise de Lambert entstanden war, in Paris die Runde:

„De par le Roi, défense à Dieu

De faire miracles en ce lieu.“

Einer der Stammgäste der Salons jener Zeit war der Philosoph Fontenelle, der das 100. Lebensjahr erreicht hat. Von ihm erzählte man, daß er während siebenzig Jahren seines Lebens nicht ein einziges Mal bei sich dinierte. Und als man den Hundertjährigen aus seinem Haus zu Grabe trug, soll ein Nachbar, der gerade am Fenster saß, gerufen haben:

„Voilà une chose extraordinaire! Le bonhomme Fontenelle qui sort de chez lui et ce n'est pas pour aller dîner en ville!“

Der Salon der Herzogin von Bouillon, in dem La Fontaine seine ersten Fabeln vorlas, der der Madame de Sencin,

in dem Maribaug seine Komödien zum besten gab, der der alten, blinden du Deffant, die um ihren Fauteuil in der Nische die vornehmsten Fremden, geistvollsten Höflinge und Politiker, Philosophen und lebenswürdige Frauen versammelte, sind nur ein kleiner Teil der „bureaux d'esprit“ jener Zeit. Die Freundin Voltaires, die Marquise du Châtelot, saß ebenfalls die bedeutendsten Männer an ihrem Tisch, der wegen seiner schlechten Verköstigung und gelehrten Unterhaltung berüchtigt war. Der populärste Salon war der der Madame Doublet de Pisan, einer alten Dame, die sich, um ihr Leben ruhig zu beschließen, in das Kloster der „süßen Saint-Thomas“ einlogierte. (Jetzt befindet sich an der Stelle die Pariser Börse.) Sie war schwer leidend, zerstreute sich aber so gut durch die täglichen Besucher, daß sie vierzig Jahre lang keinen Schritt vor die Türe machte und bis zu ihrem 94. Jahre die Freuden ihres Salons genoß. Jeder ihrer Freunde hatte seinen Fauteuil unter seinem Porträt. Hier wurden die Neuigkeiten des Tages aufgeschrieben und für die Intimen sogar (in jenem zeitungssarmen Jahrhundert!) gedruckt!

Die Diners der Madame Geoffrin waren berühmt, und diese gute, wohlhabende Bürgerin mit dem gesunden Menschenverstand nützte ihren Freunden durch ihre klugen Ratsschläge und auch pekuniär.

Etwas politisch angehaucht sind die Salons Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Madame Roland, die während einiger Jahre die Egeria der Girondisten war, schloß die Pforten ihres gastfreundlichen Hauses, um auf das Schaffot zu steigen.

Madame de Staël, die bedeutende Tochter des Ministers Necker, beherrschte lange die politische Welt, und ihr Salon konnte als die Wiege der staatsmännischen Karrieren von Talleyrand und Narbonne betrachtet werden. Der Haß Napoleons verjagte die geistvolle Schriftstellerin, die ihren Salon in die Schweiz verlegen mußte. Zur Zeit des großen Kaisers und Feldherrn kann man höchstens den Salon der Herzogin von Abrantes zu den politischen zählen. Der der Madame de Récamier in der Abbaye-aux-Bois hatte durch die häufige Anwesenheit Châteaubriands einen literarischen Anstrich. Madame de Brigne, deren amüsante Memoiren erst kürzlich der Öffentlichkeit übergeben worden sind, empfing bis ins hohe Alter alle bedeutenden Leute ihrer Zeit, die sich um ihren vertrautesten, ältesten Freund, den Kanzler Pasquier, scharten. Wie viel ließe sich nicht von den so interessanten Vereinigungen bei der Gräfin de Lieven berichten, jener

einstigen Botschafterin, die die intimste Freundin Guizots wurde, eine Freundschaft, die an der Schwelle des Alters begann (Madame de Lieven hatte die Fünzig bereits lange überschritten), und die im hohen Greisenthum erst mit dem Tode endete. In der Uebergangszeit von Louis Philippe zu Napoleon III. war der Salon der Madame Orsila, in dem die Musik die Politik vertrieb, der glänzendste. Hier sangen die Malibran und Mario, hörte man die Sontag und die Alboni, und das ganze mondäne Paris drängte sich in den verhältnismäßig kleinen Räumen. Unter dem Kaiserreich glänzten die politischen Sammelplätze bei der Fürstin Metternich, Madame Schöller und der Madame Schwetchine, die das Generalquartier der legitimistischen Opposition bot. In diese Zeit fallen auch die bekannten Empfangsabende der Madame de Paiva, die in ihrem kleinen Hotel der Champs Elysées die internationale Welt mit der Pracht einer einstigen Demi-Mondänen, die das Glück gehabt hatte, eine Gräfin Henschel-Donnersmarck zu werden, bei sich sah. Alte Pariser erinnern sich noch des Salons der Prinzessin Lise Troubetzkoi, jener bekannten russischen grande dame, vor deren Büffet im Eßsaal sich der Herzog v. Broglie und Herr Thiers den Platz streitig machten, wo man sicher war, im dichtesten Gedränge Gambetta zu treffen, mit einem Wort, alles was es an politischen Größen Europas und Frankreichs zur Stunde in Paris gab, sich um die immer versöhnlich gestimmte Prinzessin versammelte.

Auch die Prinzessin Mathilde, Cousine des Kaisers, hatte noch bis vor wenigen Jahren einen allen großen Schriftstellern und Künstlern zugänglichen Salon. Madame Adam empfängt noch immer des Sonntags in ihrem klösterlichen Schloßchen einer früheren Abtei in Gif bei Paris ihre nationalistischen Russophilen, anti-deutschen Freunde.

Allerdings haben in der heutigen Republik die Salons viel von ihrem politischen Charakter eingebüßt, und in der modernen Pariser Gesellschaft nehmen die literarischen und musikalischen Interessen den ersten Rang ein. Eine der letzten grandes dames, die nach alten Traditionen den cénacle ihrer Tischgesellschaft beherrschte, war Madame Aubernon. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es das Kriterium für einen Schriftsteller, zu den „arrivés“ zu gehören, wenn er bei Madame Aubernon eingeladen war. „Je dîne dans la rue d'Astorg“ (hier befand sich das Hotel der bekannten Gastgeberin), wurde von den damals eben in die Oeffentlichkeit tretenden Marcel Prévost, Hervieu, Lavedan,

Bourget, Henri Becque, Barrès und all denen, die seitdem zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind, selbstgefällig hingeworfen. Die gute Madame Aubernon, die zu ihren Gästen auch Renan, Dumas, Sardou zählte, präsiidierte bei ihren Dinern mit einer Tischglocke. Unterhaltungen zwischen Tischnachbarn waren untersagt und wurden durch ein energisches Glockenzeichen unterbrochen. Nur allgemeine Gespräche über ein gegebenes Thema waren erlaubt. Diese etwas lächerliche Eigentümlichkeit verhinderte nicht, daß die glänzenden Vertreter des intellektuellen Paris sich dennoch regelmäßig hier einfanden.

Noch heute gehört der Salon der Madame Strauß, der Witwe Bizets, Tochter des berühmten Musikers Halévy, zu einem der angesehensten. Deputierte und Akademiker, Hautesfinancen und Kunst treffen sich bei der sehr klugen und sehr gewandten Pariserin.

Vorher ich noch einige der heute wichtigsten akademischen Salons erwähne, möchte ich in wenigen Worten andeuten, worin das Charakteristische eines solchen besteht. Die Damen, die an der Spitze jenes kleinen, intellektuellen Reiches, wie ich es bereits nannte, stehen, haben gewöhnlich einen Freund, der zu den berühmten „Vierzig“ gehört und um den sich die Salongetreuen versammeln. Nur selten ist der Gatte der Hausfrau der Chef jener geistreichen Milieus. Diese Tendenz, daß ein bedeutender Mann, der durch seine Werke eine außergewöhnliche Stellung einnimmt, über die gastlichen Beziehungen einer ehrgeizigen Dame herrscht, ist eines der Hauptelemente zur Begründung eines Salons. Und so kommt es, daß die Aspiranten auf einen freien Fauteuil „sous la Coupole“ (unter dem Kuppelbach des Instituts) jahrelang vorher ihre gesellschaftlichen Beziehungen danach einrichten. Daher trifft man alle Sonntage bei Madame Armand de Caillavet, geborenen Lippmann, der alten Freundin von Anatole France, bei der Baronin de Pierrebours, der Vertrauten Paul Hervieus, die Literaten, denen der grüne Frack mit den goldenen Palmen winkt. Der Salon der Gräfin d'Haussonville ist schwer zugänglich. Hier sowie beim Vicomte de Vogüé und dem Grafen Vaudal, wo die Herren des Hauses der Akademie angehören, sind die Salons weniger von Strebern angefüllt.

Leider fehlt es mir an Platz, hier noch von der Salonplejade dichtender und Schriftstellender Frauen zu sprechen. Die eleganten Damen der Hautesfinancen, Madame Stern, die unter dem Namen Maria Star Poesten veröffentlicht, Madame Guillaume

Berr, die ihre Romane mit Jean Dornis zeichnet, die Comtesse de Noailles, unsere moderne Sappho, die Herzogin von Rohan und Madame Alphonse Daudet, sie alle schmeicheln sich, kleine, geistige Zentren zu schaffen. Politische Salons im wahren Sinne des Wortes gibt es kaum noch. Sie sind durch musikalische ersetzt worden. An ihrer Spitze steht der der Gräfin de Gréffhule, der Präsidentin und „patronesse des grandes auditions musicales de France“. Wer zur Elite der musikalischen Welt gehört, trachtet danach, sich bei ihr einführen zu lassen. Die Comtesse de Béarn, eine weitläufige Verwandte von Meyerbeer, gibt in ihrem byzantinischen Musiksaal mit Orgel musikalische Soireen, von denen ganz Paris spricht. Die Vicomtesse de Trébern, das Ehepaar de Reszké, Madame de

Meaupon, Madame Charles Maje, letztere beiden große Gesangskünstlerinnen, vereinigen regelmäßig ihre Freunde und „Gehörgenossen“ in ihren Salons. Aber diese Unterhaltungen im Reich der Töne haben nichts mehr gemeinsam mit denen, die einst einen Fontenelle, Grimm, Voltaire, Rousseau, Talleyrand, Guizot, Dumas und Renan entzückten. Und als man in der literarischen Welt den Tod der Madame de Lohnez erfuhr, erfüllte eine gewisse Wehmut alle die, die jahrelang bei ihr verkehrt hatten. Die Vertreter des intellektuellen Paris, die ihrem Gange folgten, sagten sich im Gedanken an die für immer verschlossenen Türen des gastfreundlichen Hauses:

„C'était un des derniers salons parisiens, où l'on causait.“

Anna Jules Caisc.

Bücher.

Seit Menzels Friedrich-Büchern haben wir in Deutschland kein von einem Künstler illustriertes Werk von dem Range des „Sinbad der Seefahrer“ gehabt. Diese von Bruno Cassirer (gelegentlich der Subskription auf das von Max Enevogt illustrierte Märchenbuch) aufgestellte Behauptung erweist sich jetzt, wo das prachtvolle Werk vor uns liegt, als durchaus zutreffend. Allein der in Ganzpergament gehaltene Einband, auf dem eine vierfarbige Lithographie eine bezaubernde Wirkung übt, zeugt von der lebhaften und bunten Phantasie Enevogts. Den künstlerischen Wert des Buches erhöht es, daß Enevogt auf dem lithographischen Stein arbeitete, von dem die Drude abgezogen wurden, die somit als Originale zu gelten haben. U. L.

Notizen.

In dem erfreulicherweise immer mehr zum Durchbruch gelangenden Bemühen, an Stelle marktschreierischer Reklame die ästhetisch künstlerische treten zu lassen, ist in den letzten Jahren manches erreicht worden, was selbst vom überzeugtesten Reklamegegner bedingungslos gewürdigt werden muß. Vor uns liegt ein

Album des Hauses Chr. Udt. Kupferberg & Co. mit 12 künstlerisch ausgeführten Blättern nach Originalen von dem Maler Erich Mayer-Windhul, welche von neuem zeigen, wie diese Firma in ihrem ernstesten Bemühen, auch mit ihrer Reklame künstlerisch zu wirken, mit an erster Stelle steht.

Die vorzüglich reproduzierten Blätter zeigen uns in bunter Reihe das Leben und Treiben in Deutsch-Südwestafrika. Jedes Blatt für sich ist ein kleines Kunstwerk. Niemand dürfte auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um eine Reklame handelt. Nirgends finden wir einen lauten Hinweis auf das Haus Kupferberg, und manch einer wird an diesen Blättern eine rein künstlerische Freude haben.

Wir wiederholen, daß in der Zeit der marktschreierischen Reklame eine von so diskreter Künstlerhand ausgeführte Arbeit Nachahmung und insofgebessen besonders genannt zu werden verdient. S.

Ueber Ursprung und Auffindung der Aufsätze Max Stirners waren in der Presse Nachrichten verbreitet, die der Herausgeber dieser Arbeiten, John Henry Mackay, — mit der Bitte, dieser Berichtigung hier Raum zu geben, — als nicht zutreffend bezeichnet.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Orientalen: Bruno Bz. Walb, Berlin O., Hellwegestr. 52; für alles andere: Dr. Urtur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 8; für Österreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei H. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 22. — Druck von Paß & Carls S. m. b. H. Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

„MORGEN“-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT

MORGEN.

SONNABEND, DEN 25. APRIL 1908 — ABENDS 8 UHR

IM OBERLICHT-SAAL DER *PHILHARMONIE*

GEORG BRANDES

ÜBER

FRANK WEDEKIND

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN“ IST DIESER VORTRAG KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM MITTWOCH, DEN 15. APRIL, BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN“, BERLIN W. 50, EISENBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE

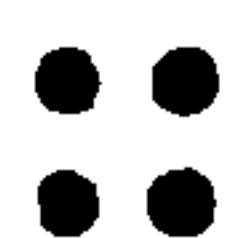
EINTRITTS-KARTEN

VERLANGT WERDEN.

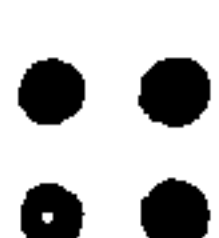
FÜR NICHTABONNENTEN:

3 UND 2 MARK.

BILLETS BEI: *AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE.*



Inhalt



	Seite		Seite
An unsere Leser . . .	377	Felix Salten . . .	Wiener Mädchen . . . 397
Andrew Carnegie . . .	Japanisches Reise- tagebuch (Fortsetzung) 378	Randbemerkungen:	
Vaſta Lombroſo . . .	Aus der Vorstellungs- welt des niederen Volks 382	Eduard Goldbeck . . .	Die Bazillenkutsche . . 400
C. von Bredow . . .	Franzöſiſcher Optimismus 388	J. B. Widmann . . .	Schamgefühl beim Eſſen 401
Karl Schnitzler . . .	Lyſiſtrate 390	Viator	Parlamentariſche Duelle 401
O. J. Bierbaum . . .	Politiſches u. anderes aus Fieſole 393	Helene Volchert-Plex	Theater und Mode . . 403
		Politische Gedichte	406
		Aus dem Muſikleben	407
		Buchwald	Der Poſtſchek . . . 410

Manuſkriptſendungen an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landſberger,
Berlin W 9, Lennöſtr. 3. (Sprechſtunden: Montag und Donnerstag 5—7 Uhr.)

Königl. Preuss. Staatsmedaille

Seidenstoffe

Kaufen

Sie am

besten

im

Seidenhaus Michels & Co



Seidenstoffe und Sammete aller
Arten für Blusen, Kleider und
Futterzwecke in den besten Quali-
täten zu den billigsten Preisen

Mustersendungen umgehend

.. .. und portofrei

Franko-Versand aller Sendungen

.. .. von 20 M.

**43-44 Leipziger-Ecke Markgrafenstrasse
im roten Eckhause**

Mech. Seidenstoffweberei in Krefeld

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von
Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther
unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal**.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind**

Nummer 13

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

27. März 1908

An unsere Leser!

Am 1. April beginnt das vierte Quartal des „Morgen“. Sein Wirken und Wollen liegt nun Jedem offen, und die stetig wachsende Zahl der Leser berechtigt uns zu der Hoffnung, daß er am 1. Juli eine Zahl von Abonnenten zählen wird, wie sie nach Ablauf eines Jahres wohl kaum eine deutsche Zeitschrift bisher aufzuweisen hatte, die sich jeder Spekulation, jeder Konzession an die Menscheninstinkte fern gehalten hat und sich, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ausschließlich an die Intellektuellen wandte und wendet.

Der „Morgen“ wird, wie bisher, in politischen Fragen keiner Partei dienstbar sein, wie hier, auch auf allen anderen Gebieten weiterhin Keinem das Wort wehren, der etwas zu sagen hat; und bemüht sein, auch jungen Talenten die Wege zu ebnen.

Mehr noch als bisher werden wir für gute Dichtung Sorge tragen. Im nächsten Hefte beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten erzählenden Werkes von **Hans von Rahlenberg**, dem sich zunächst ein Roman von **Bernard Shaw** und eine dramatische Arbeit von **Emmy Destinn** (dem Mitglied der Berliner Oper) anschließen werden.

Auch mit den Vorträgen, die, wie wir versprochen, in diesem Jahre auch außerhalb Berlins gehalten werden, fahren wir fort. Den nächsten Vortrag wird **Professor Georg Brandes** aus Kopenhagen über **Frank Wedekind** halten. Die Vorträge sind für die Abonnenten des „Morgen“ unentgeltlich.

Das wöchentliche Erscheinen des „Morgen“ begrenzt den Umfang des einzelnen Hefes. So war es schwer, jedes Gebiet wöchentlich erschöpfend zu behandeln. Wir haben uns daher entschließen müssen, auf den Ausbau des musikalischen Teiles vorläufig zu verzichten, werden neben gelegentlichen größeren Beiträgen aber die Ereignisse des Tages in ständigen Kritiken würdigen. Aus diesem Grunde sehen wir uns veranlaßt, Herrn Doktor **Richard Strauß** zu bitten, aus der Redaktion des „Morgen“ auszuscheiden. Herr Doktor Strauß, welcher die Leitung der im Verlage **Marquardt & Co.** erscheinenden **Musik-Biographien** beibehält, hat unserer Bitte in entgegenkommendster Weise entsprochen.

Die bisherigen ständigen Mitarbeiter: Julius Bab, Hermann Bahr, Herman Bang, Otto Julius Bierbaum, Björnson, Wilhelm Bölsche, Georg Brandes, General von Bredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, E. M. Goldberger, Gurlitt, Willi Handl, Carl Hauptmann, Willy Hellpach, Arthur Holitscher, Karl Jentsch, Paul Laband, Karl Lamprecht, Max Liebermann, Thomas Mann, Richard Muther, Hans Rosenhagen, Felix Salten, Richard Schaukal, Karl Scheffler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Bernard Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Frank Wedekind, Wolzogen werden auch fernerhin dem „Morgen“ erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen“ erscheinen.

Der Verlag.

Die Redaktion.

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

Heut nahmen wir einen kleinen Dampfer und besuchten auf die Einladung unseres Freundes, des Kapitäns Totaki, die Werften, die in einer Bucht, ungefähr 10 Meilen unterhalb Yokohama, sehr schön gelegen und sehr geräumig sind und gute Werkstätten mit modernen Instrumenten haben. Zwei Kriegsschiffe gingen eben vom Stapel, ein neuer Beweis von der sogenannten Zivilisation. Japan ist, wie Sie sehen, sehr ehrgeizig. Alle Beamten, Vorarbeiter und Handwerker sind Eingeborene und haben ihre Geschicklichkeit in jeder Hinsicht bewiesen. Die Löhne, die hier gezahlt werden, setzen uns in Erstaunen. Alle Zweige werden fast gleich gelohnt, Maler, Former, Grobschmiede, Zimmerleute, Maschinisten, alle erhalten denselben Lohn — 1 Mark bis 1,50 Mark pro Tag — je nach ihren Leistungen als Arbeiter; gewöhnliche Außenarbeit wird mit 75 Pfennig, Werkstattarbeit mit einer Mark entlohnt; der Vorarbeiter erhält 240 Mark monatlich. Gearbeitet wird neun Stunden am Tage, jeder zehnte Tag ist ein Ruhetag, entsprechend unserem Sonntage. Die ganze Maschinerie wird hier entworfen und ausgeführt; der Kaiser hat sich für seinen Privatgebrauch eine große Schaufelräderjacht bauen lassen, die prächtig zu werden verspricht. Man nimmt es den Japanern nicht übel, wenn sie ihren Kaiser verehren, er ist wirklich ein Herrscher.

Da unser Kapitän in hohem Range steht und dieser Besuch auf der Werft sein erster war seit seiner Rückkehr von einer Reise um die Welt, wurde er von den Beamten mit Willkommgrüßen empfangen. Wir hatten noch das Glück, die Verbeugungsvorschriften in ihrer vollsten Entwicklung zu beobachten. Die Vorarbeiter verbeugten sich dreimal fast bis auf den Boden, manchmal knieten sie zuerst nieder und berührten den Boden dreimal mit ihrer Stirn. Nachher wurden wir belehrt, daß sie noch vor wenigen Jahren außer dieser Ehrfurchtsbezeugung ihre Arme lang ausgestreckt und die Handflächen flach auf den Boden gelegt hatten; das wird jetzt nicht mehr gemacht, und ich zweifle nicht, daß mit dem Fortschreiten der Bildung solche Ehrenbezeugungen immer weniger gefordert werden.

*) Siehe „Morgen“ Heft 8 vom 21. Februar u. Heft 10 vom 6. März 1908.

Wir stehen heute in See und verlassen Yokohama mit aufrichtigem Bedauern. Wir werden nicht sobald die guten freundlichen Gesichter derer vergessen, die so viel dazu beigetragen haben, uns unseren Aufenthalt in Japan angenehm zu machen. Wenn es möglich gewesen wäre noch bis Samstag zu bleiben, würde ich mich sehr versucht gefühlt haben, einer Einladung zu folgen beim St. Andrew-Bankett auf einen Toast zu antworten. Es würde mich sicherlich sehr gereizt haben, auf Schottlands Ruhm zu meinen lieben Landsleuten in Japan zu sprechen. Aber es hat nicht sein sollen. In Kiobe lag der Dampfer schon seit 24 Stunden, und wir mußten mit der Bahn nach Kioto fahren, der früheren Residenz des Mikado, dem japanischen Paris. Die Stadt verdient diesen Ruf mit demselben Recht, wie Cincinnati unser amerikanisches Paris genannt wird. Kioto ist nur ein Haufen ärmlicher einstöckiger Häuser, aber seine Lage ist wunderbar und hat wahrscheinlich nicht ihresgleichen in Japan, und daselbe kann man von Cincinnati sagen — weil die Schönheit von Paris von der Stadt gilt, nicht von der Landschaft! Es gibt Villen da, die wie Spielzeug aussehen und in den Bäumen versteckt liegen auf kleinen Hügeln um Kioto, viel hübscher als sonstwo in Japan; aber die Tempel in Kioto sind noch viel minderwertiger als die in Schibba. Auf unserer Reise sahen wir wieder ein gut Stück vom Innern, und überall bekamen wir Beweise, daß die Bevölkerung sehr fruchtbar ist. Männer und Frauen arbeiten auf ihrem kleinen Stückchen Land, sechs oder sieben Personen sind manchmal an weniger als einem Morgen Acker geschäftlich beteiligt. Es ist kein Ackerbau, es gibt in Japan kaum so etwas wie Ackerbau in unserem Sinne. Es ist ein Gartenbaustem, so wie wir es in der Nachbarschaft unserer großen Städte sehen. So durch das ganze Land habe ich es in dieser Ausdehnung nicht einmal in Belgien gesehen.

Unsere Ladung zeigt, welcher Art die Einnahmequellen des Landes sind. Es sind 800 Tonnen einer besonderen Art Seegrass, das die Chinesen lieben, Kraftwurz, Kampfer, Holz, Fisch, japanische Stückgüter, Kupferbarren usw. Jede Woche nimmt diese Linie eine ähnliche Ladung nach China, und der Handel ist in raschem Aufschwung. Diese Dampfschiffsgesellschaft ist ein bemerkenswertes Beispiel japanischen Unternehmungsgeistes. Der Haupteigentümer, der japanische Admiral Garrison, hat klein angefangen, jetzt verkehren einige 37 Dampfer zwischen den verschiedenen japanischen Häfen. Unter der Leitung von Krebs, eines Dänen, nahm diese Gesellschaft der Pacific-Mail-Company den China-Handel ab und erwarb sogar deren Schiffe. Es gibt vieles auf diesen Schiffen, was unsere Ueberseegesellschaften mit Nutzen herübernehmen könnten! Unter unserer Ladung befindet sich eine ziemliche Menge von lebenden Truthühnern, die ein unternehmender Japaner nach Shanghai zum Weihnachtsfest mitnimmt, und nun hören Sie mal, Sie bevorzugte Kinder des Glückes, Sie kaufen das Stück um vier Mark, und ihre Landsleute in China müssen vierzig dafür bezahlen. Man sagt, das Klima in China sei zu feucht für diesen Lieblingsbraten, aber er gedeiht prächtig in Japan. Ich wünsche dem Exporteur, der so die Einkünfte seines Landes vermehrt, viel Glück zu seinem Unternehmen. Anstatt des Adlers hätte der viel nützlichere Truthahn viel mehr Anspruch darauf zum Nationalvogel von Amerika erhoben zu werden. „Vier Mark für einen Truthahn“, wiederholte erstaunt der Kaufmann, als ich ihm den Preis bei uns nannte. „Was für ein Land muß das sein!“

Das Klima von Nordchina ist für Europäer nicht günstig, und viele fahren hinüber nach Japan, um sich zu erholen; auch das ist für die Zukunft Japans günstig. Obwohl das Schiff den Japanern gehört, sind die Diener gewöhnlich Chinesen, und der Agent erklärte mir dies, indem er sagte, daß die Japaner ganz gut tun, solange sie jung sind; wenn sie aber ins Manneßalter kommen, werden sie ehrgeizig, und man kann sie dann nicht mehr bändigen, während der chinesische boy (ein Diener wird im ganzen Osten boy genannt) immer ein „boy“ bleibt und beständig bedacht ist, seinen Herrn zu bedienen. Ferner sind die Japaner sehr kampflustig, eine Rasse von kleinen Kampfhähnen, immer zu Händeln bereit, besonders mit einem Chinesen. Der Kapitän erzählte uns, daß sich neulich ein großer Chineser bei ihm beklagt habe, daß ihn ein Japaner geschlagen hatte, und als er sich den Gegner holen ließ, zeigte es sich, daß es ein solch kleiner Knirps war, daß der Kapitän den großen Dulder fragte, warum er ihn nicht gepackt und über Bord geworfen habe. Der Klagegegenstand war erledigt, der große Chineser hatte es verdient. Aber ein Missionar sollte ihnen die Lehre predigen: Wenn dich jemand auf die eine Backe schlägt, so halte ihm auch noch die andere hin, erst wenn er dich auch auf diese schlägt, gib's ihm ordentlich wieder.

Morgen ist ein großer Tag: wir sollen bei Tagesanbruch in das berühmte japanische Binnenmeer kommen. „Wird es schön sein morgen?“ ist die einzige Frage an Bord. Die Aussichten werden sehr ernstlich diskutiert. Die Sonne geht sehr günstig unter, und ich zitiere Shakespeare, der über eine ähnliche Gelegenheit spricht:

„Die müde Sonn' geht golden unter,
Und die Lichtbahn ihres Feuerwagens
Läßt morgen günstig Wetter hoffen.“

Morgen soll es nur schön sein, nachher mag kommen, was mag — das ist die allgemeine Stimmung.

*

Welch ein Tag war heut! Manch Erlebnis, das einem so wunderbar schien, daß man glaubte, es würde nie dem Gedächtnis entschwinden, geriet in Vergessenheit; aber kein Sterblicher kann je an einem schönen Tage durch das japanische Binnenmeer fahren, ohne daß die Erinnerung daran bleibt bis zu dem Tage, an dem er stirbt. Es verdient seinen Ruhm als die schönste Fahrt der Welt. Wenigstens kann ich mir nicht vorstellen, wie man aus den Elementen Erde, Wasser und Himmelsluft etwas Schöneres zusammenstellen kann. Wenn man in das schmale Meer bei Sonnenaufgang einfährt, kommt man an ungefähr 3000 kleinen Inseln vorbei, „die als Schildwach' zu bewachen scheinen ein verzaubert Land“. Sie teilen das Wasser und machen aus einem ein Duzend kleiner Meere. Wie die Seen von Killarney oder die englischen und schottischen Seen sehen sie aus, aber hundertmal mehr, und anstatt der Tal- und Bergweiden sind diese hier bebaut bis an die äußerste Grenze, terrassenförmig angelegt, um jedes Fleckchen Erde auszunützen. An den Küsten liegen dicht zusammengedrängt Dörfer wie Nester in geschützten Winkeln, das Wasser wimmelt von Segeln winziger Fischerboote, überall ein Gefühl behaglichen glücklichen Lebens. Vom Bug unseres Dampfers zählte ich 97 in der Sonne blinkende Segel ohne die hinter mir liegenden. Auf den Hügeln sah man überall ganze Volksversammlungen, die auf ihrer kleinen Gartenfarm arbeiteten. Es

ist ein Panorama geschäftigen, bewegten Lebens, eines Lebens in schöner Umgebung nach jeder Seite hin, und wir mußten gestehen, daß wir nie zuvor ein solches Märchenland geschaut haben wie heute. Ich fange an zu verstehen, wie die Millionen Japaner auf einer so kleinen Fläche leben können. Die Flüsse und Seen wimmeln von Fischen; Hügel und Täler werden ständig berieselt und unter andauernder Arbeit wächst Reis, Hirse und Gemüse. Wenige Mark nur genügen jährlich für Kleidung und für wenige Mark bauen sie ihr freundliches hölzernes Häuschen. So haben sie alles, was nötig ist und freuen sich tagtäglich ihres Lebens und sind überzeugt, daß es kein Land gibt, das sich mit Japan vergleichen kann. Ich zweifle nicht, daß sie täglich und stündlich dafür Gott danken, daß ihr Geschick sie in diesen Gefilden hat geboren werden lassen, und daß sie uns, die Sklaven eingebildeter Bedürfnisse, bemitleiden, weil wir uns selbst unseres Lebensglüdes, der Freude am Augenblick, berauben, die sie für die höchste Weisheit halten; wir warten auf eine spätere Zeit, wo wir unseren Magen werden bis zur Uebersättigung füllen können — die aber immer zu spät kommt.

Als wir das Märchenland hinter uns hatten, bekamen wir einen frischen Wind, der die paar Stunden anhielt, die wir noch bis Nagasaki, dem letzten Hafen von Japan, zu fahren hatten. Hier hatten die Holländer vor zwei Jahren eine kleine Insel erworben, von der aus sie mit Japan Handel trieben, lange bevor irgend eine andere Nation dazu die Erlaubnis bekam.

Hier hatten auch die Katholiken ihr Hauptquartier; aber sie waren so erfolgreich in der Bekehrung der Eingeborenen, daß die Regierung beunruhigt wurde und mehrere tausend Christen auf die Insel zusammentrieb und alle niedermachte. Das war im 16. Jahrhundert, aber noch vor wenigen Jahren wurden 7000 japanische Katholiken des Landes verwiesen. Heut hat sich alles geändert. Die Flüchtlinge durften zurückkehren und gegenwärtig herrscht freie Religionsübung. Im vergangenen Monat hat man die Befenner der christlichen (katholischen) Religion gezählt und es wurden 35 000 ermittelt. Protestanten gibt es nur sehr wenige.

Soweit ich beobachten konnte, ist hier der einzige Punkt im Osten, wo wirklich ein bemerkenswerter Fortschritt in der Christianisierung des Volkes gemacht worden ist. Auf allen anderen Punkten, die ich auf meiner Reise berührte, sah ich nur einige wenige Ungebildete, die sich zum Christentum bekannten, manchmal ein Duzend oder zwei, selten mehr. Dort wohnende Europäer erzählten mir stets, daß das Dienstboten oder die Dienerschaft der Fremden seien, die ihre Stellung nur durch Uebertritt zum neuen Glauben bekommen. Werden sie entlassen, fallen sie auch wieder ab. Man sieht, wie leicht der ergebendste und gewissenhafteste der erste ist, der vor der fast unwiderstehlichen Versuchung fällt: die Mittel zu einem genügenden Lebensunterhalt scheint die einzige ernste Lebenssorge aller im Osten zu sein und das in einem Grade, den wir Amerikaner wenigstens uns schwer vorstellen können.

Ich erinnere mich noch des lieben guten katholischen Bischofs von Kanton, wie er mir mit geradezu köstlicher Einfalt erzählte, daß jeder Arbeiter, der beim Bau der Kathedrale beschäftigt war, sich durch die Gnade Gottes zur heiligen Mutter der Kirche bekehrt habe. Der Hotelwirt sagte mir später, daß diese sogenannte Bekehrung eine Quelle vieler Unnehmlichkeiten war. Ich glaube, der gute Vater ist das Opfer unangebrachten Vertrauens

gewesen. Hier in Nagasaki gilt das nicht. 35 000 christliche Bekenner in einem Distrikt, wo es kaum hundert europäische Familien gibt und wo Christ zu sein zugleich inferior bedeutet und nicht mehr Mode ist, das beweist einen Erfolg der Kirche und berechtigt zu der Hoffnung, daß in nicht zu langer Zeit dieser Teil von Japan eines Tages in den Schafstall gehen wird.

Ein wichtiger Grund für den unzweifelhaften Erfolg ist wahrscheinlich der, daß weder Regierung noch Volk das geringste gegen die Missionare haben, denn ihre eigene Religion geht den Japanern nicht sehr tief. Der Chinese ist ganz anders. Seine Religion ist ihm heilig, eine lebendige Kraft, und seine Götter dürfen nicht entehrt werden. Sie berührt seine heiligsten Gefühle und ist ihm alles. Das Auftreten unserer Missionare in den sogenannten heidnischen Ländern ist: die Bibel in der einen Hand, in der anderen den Revolver. In Japan ist der Revolver ganz überflüssig. Der Japaner betrachtet die Missionare mit harmloser Neugier, und wenn er auch keine Lust hat, sich mit ihren neuen Lehren den Kopf zu zerbrechen, so hat er doch nicht das geringste dagegen, wenn man sie erklärt und verkündigt.

Jetzt gibt es in Japan keine Staatsreligion mehr; der Buddhismus, der es früher war, ist 1874 als solche abgeschafft worden. Die Tempel und Priester werden durch freiwillige Beiträge erhalten. (Schluß folgt.)

Auß der Vorstellungswelt des niederen Volks.

Von Pasta Lombroso-Carrara und Mario Carrara, Professor an der Universität Turin.

Die vorliegenden Zeilen fassen das Ergebnis einer Umfrage zusammen, die wir unter dem ungebildeten Volke in Italien gehalten haben, um einen wenn auch flüchtigen Einblick in die Welt seiner Vorstellungen zu gewinnen. Zu diesem Zweck sind an eine bestimmte Anzahl von Personen aus unbemitteltem Stande einige Fragen über die Bedeutung gewisser Worte gestellt worden, die uns geeignet schienen, ihr tieferes Seelenleben näher zu beleuchten. Es handelt sich im ganzen um 50 Personen: 25 Männer und 25 Frauen; die Männer zum Teil Piemontesen, und diese fast alle zu geringfügigen Gefängnisstrafen verurteilt, zum Teil freie ligurische Bauern. Die Weiber sardinische Hausfrauen und ligurische Bäuerinnen.

Fast die Hälfte der Männer und Frauen konnte weder lesen noch schreiben, die andere Hälfte hatte beides, wenn auch recht unvollkommen, in den vier untersten Elementarklassen erlernt.

Anstatt die Fragen an eine große Zahl ganz fremder Menschen zu richten, haben wir es für zweckmäßiger gehalten, uns an Leute zu wenden, von denen wir bei näherer Bekanntschaft das nötige Vertrauen und somit unbefangene, zuverlässige Antworten erwarten durften.

Die Wahl der Fragen hat sich aus der Praxis von selbst ergeben und ist naturgemäß auf solche gefallen, die bei den Befragten die Grenze des Begriffsvermögens nicht allzuweit überschritten. Sie berühren das Gebiet der reinen Vernunft sowohl

als des ethischen Empfindens, so daß die Gesamtheit der Antworten wohl ein halbwegs anschauliches Bild der Volksseele in ihren Grundzügen vor uns zu entwerfen vermag.

Wir haben an erster Stelle versucht, das Wesen allgemeiner Begriffe zu ergründen, indem wir nach der Bedeutung folgender Worte gefragt haben: „Astronomie, Mikroskop, Kolonie, Auswanderung, Universität, Missionar, Gerichtshof, Handel, Sparsamkeit, eingeboren, ungerecht“ u. dgl. mehr.

Es haben, wie zu erwarten war, nicht alle auf jede Frage geantwortet, und die Erklärungen sind vornehmlich bei jenen Worten ausgeblieben, die sich auf Elemente reiner Geistesbildung beziehen und somit dem Kreise persönlicher Erfahrung und praktischer Verwertbarkeit im Leben der Ungebildeten überhaupt ferner stehen, wie „Astronomie, Kolonie“ u. dgl.

Besser orientiert sind die Befragten in den mit „Handel, Sparsamkeit“ usw. verbundenen Begriffen.

Sie erklären diese Worte fast nie mit einer allgemeinen, abstrakten Definition, sondern vorzugsweise mit Hilfe einer materiellen, bildlichen Vorstellung: sie sagen z. B. nicht, der Handel sei „der Austausch des Kaufens und Verkaufens“, sondern er sei „ein Laden, wo man Brot, Wein, Kleider usw. kauft“. Ebenso wenig wissen sie die Sparsamkeit als solche zu definieren, sondern geben konkrete Beispiele: „Sparsam ist einer, der, wenn er 4 Lire besitzt, 2 zurücklegt für den nächsten Tag, anstatt sie alle an einem Tage zu verbrauchen“ oder „Sparsamkeit ist, wenn meine Schwiegermutter mir sagt: kaufe wenig Del“, und „ungerecht“ ist „eine Tante, die dem einen mehr Geld hinterläßt als dem anderen“.

Diese Bezugnahme auf besondere Beispiele, anstatt dem Worte seine allgemeine Bedeutung beizulegen, zeugt von Mangel an Bildung und Trägheit des Denkens, wie wir sie bei niederen Völkern und bei Kindern hinreichend kennen, denen die Mühe des Abstrahierens und Verallgemeinerns mit Hilfe geeigneter Ideenverbindungen zu viel ist und die sich ebenfalls auf das Beispiel beschränken, nämlich auf Wiedergabe des materiellen Gewandes, unter dem sie ein äußeres Ereignis in ihre Gedankenwelt aufgenommen haben.

Ebenso wie bei Wilden, bei Kindern und Geisteskranken, werden Ideenverbindungen durch Ähnlichkeiten im Klange der Worte beeinflusst: „università“ wird mit „diluvio universale“ (Sintflut), „microscopio“ mit „peronōspora“ (einer Rebenkrankheit) verwechselt.

36 dieser Leute haben wir gefragt, wie oft sie sich in ihrem Leben der Post und des Telegraphen bedient hätten. Zehn von ihnen konnten weder lesen noch schreiben, aber auch von den übrigen 26 hat sich herausgestellt, daß nur 6 die Post gewohnheitsmäßig benutzten, fast die Hälfte von ihnen hat sie nie benutzt; nur 2 haben sich des Telegraphen bedient. Ihr „lesen und schreiben können“ ist also ein nicht nur unvollkommenes, sondern auch zweckloses Instrument, dessen sie sich kaum jemals bedienen; sie stehen dem Treiben der Kulturwelt ebenso träge und fremd gegenüber, wie ihre ganz analphabeten Genossen.

*

Von 43 Personen waren 42 mehr oder weniger oft in der Eisenbahn gefahren. Dies brachte uns auf den Gedanken, nach der Dampfmaschine und dem Wesen jener geheimnisvollen Kraft zu fragen, deren die Leute sich selber zum Reisen bedient hatten.

Viele antworteten in gleicher Weise schlechthin, daß die Eisenbahn „mit Feuer und Kohle“, „mit Wasser und Kohle“ geht. Verschiedenartiger hingegen äußerten sich die sardischen Frauen. „Der Dampf des Wassers treibt sie vorwärts“, sagt die eine; die andere meint, „man treibt sie durch Feuer zum laufen an“. Eine nur schien ein feineres Verständnis für die innere Entwicklung des Vorgangs zu haben, indem sie behauptete: „daß eingeschlossene Wasser besitzt die Kraft, welche die Maschine in Gang bringt, wie in einem Kochtopf auf dem Feuer“. Dies deutet auf einen Geist der Beobachtung, der leider nur vereinzelt gegen die ausdruckslose Oberflächlichkeit der übrigen Antworten absticht.

„Wie groß glaubt Ihr, daß die Sonne sei und der Mond und die Sterne?“ haben wir weiter gefragt, „und warum sind sie da?“

Darauf haben wir dreierlei Antworten erhalten: die einen weisen auf die besonderen Funktionen der einzelnen Gestirne hin: „der Mond dient dazu, um die Nacht zu erleuchten“, „die Sonne um das Wachstum der Feldfrüchte zu fördern“ usw.; andere sind theologischer Natur, verweisen auf die übernatürlichen Kräfte der Schöpfung, auf Gott und die heilige Jungfrau, die sie erschaffen haben; eine Frau hat gesagt: „die Sterne sind groß, wenn sie auch klein erscheinen, aber Gott wirkt so viele Wunder, daß er auch dieses mag vollbracht haben“. Endlich die anthropomorphischen Erklärungen: „Die Sonne ist das Antlitz Gottes, der Mond das der Jungfrau Maria, die Sterne sind Engel oder Feuerstücke oder brennende Kerzen.“ Unter allen Antworten raten nur fünf auf die beträchtliche wirkliche Größe der Gestirne.

Was die Größenverhältnisse der Erde und die Namen der auf ihr bekannten Städte betrifft, so sind die Ausdehnungsbegriffe durchweg falsch, und die Namenkenntnis ist äußerst gering. Italien, dessen Größe sie offenbar mit ihrer Liebe zur Heimat gleichstellen, ist das größte Land der Erde, das Unbekannte sinkt zum Unbedeutenden herab. So ist die Gesamtoberfläche der Erde für die Sardinierin „vielleicht hundertmal so groß wie die Stadt Cagliari“ und Rom „ist die größte Stadt der Welt, weil der Papst und der König dort wohnen“; Amerika ist ein Land, wo man unter Zelten schläft, und Indien ein Land, das von kleinen Menschen bewohnt wird.

Die Fragen nach berühmten Männern haben auch keine sehr erschöpfende Antwort erhalten: weder Verdi noch Bismarck, weder Gladstone noch Pasteur, die nach ähnlichen Umfragen in anderen Ländern unter dem Volke am meisten bekannt sind, haben wir mit einer Silbe erwähnen hören. Einige Patriarchen aus der biblischen Geschichte, oder einige berühmte Banditen scheinen für die Sardinierinnen neben zwei bis drei modernen Nationalhelden Italiens — Garibaldi, Mazzini — das erste und einzige Unrecht auf Unsterblichkeit zu haben. Die bekannte Literatur beschränkt sich auf einige Witzblätter, auf die Lebensgeschichte heiliger Männer und Frauen, auf wenige mittelalterliche Ritterromane, trotzdem Bücher sonst in gutem Ruf bei ihnen stehen und ihrer Ansicht nach dazu dienen, um „die Wahrheit hinein zu schreiben“

oder „etwas Gutes daraus zu lernen“ oder — mit der beliebten Hilfe des Exempels — „um zu lernen wie man Hebamme oder Schullehrerin wird“. In einigen wenigen Antworten tritt auch eine rein religiöse Voreingenommenheit gegen profane Schriften jeglichen Inhaltes an den Tag.

*

Fragen wir, was man sich unter einem Abgeordneten, unter Steuern, unter Verfassung und dem König vorzustellen habe, was ein Krieg sei und wozu man ihn führe, so ergibt sich zunächst, daß von 43 Leuten 15 von einem Volksvertreter z. B. überhaupt nichts wissen, wenn auch sein Wirkungskreis diesen Mann mit den niedersten Schichten tatsächlich in Berührung bringt, und daß viele andere von seiner sozialen Tätigkeit eine ganz falsche Vorstellung haben.

Nur eine Minderheit ist sich mehr oder weniger deutlich bewußt, daß die besondere Aufgabe eines Abgeordneten darin besteht: „das Vaterland zu verteidigen“, „die Nation zu vertreten“, „das Wohl des Landes zu fördern“ usw. Allen gemeinsam ist bemerkenswerterweise eine fast abergläubische Hochschätzung derer, die öffentliche Ämter bekleiden, ein angeborener Autoritätsglaube, der durch keine öffentliche Brandmarkung der stark korrumpierten Staatsverwaltung zu erschüttern ist.

So darf es nicht wundernehmen, wenn das System der Volksvertretung seine höchsten Ziele verfehlt, wo jene, die sich seiner zur Wahrung ihrer Interessen an erster Stelle bedienen sollten, von der Art seiner Organisation so mangelhaft und falsch unterrichtet sind.

Von den Steuern hingegen machen sich wohl die meisten und aus naheliegenden Gründen einen hinreichend deutlichen Begriff. Sie werden als unvermeidliches Uebel in Geduld getragen, von manchem sogar gutmütigerweise damit gerechtfertigt, daß der Staat ihrer bedürfe, „um seine Familie zu ernähren“. Einer erklärt, man zahle sie, „um nicht ins Gefängnis zu kommen“, ein zweiter bezeichnet sie noch etwas deutlicher als „Räubereien“, und eine dritte meint, „wenn sie (die herrschenden Klassen) ein großes Fest veranstalten wollen, dann haben sie kein Geld und nehmen es den Armen ab, die für alle bezahlen müssen“.

Alle gehen von der kindlichen Voraussetzung aus, daß die Steuern direkt an den König bezahlt werden. Der König ist für sie Ausgangspunkt alles politischen Geschehens, seinem persönlichen Eingreifen sind die Ereignisse im Leben der Nation zu verbanken, sein Wille ist für sie Erklärung wie der Wille Gottes in den Fragen der Welterschöpfung und der Moral.

Vielgestaltig und merkwürdig sind die Antworten auf die Frage: „Wer ist der König?“

„Der König ist der, der allen befehlt“, „der die Welt beherrscht“, „der den Staat aufrecht erhält“, „ein Mann, der Almosen verteilt und den Armen Gutes tut“, „ein guter, tapferer, schöner Mann — nicht sehr groß“, „wenn er nicht gütig und klug wäre, so wäre er sicher nicht König“ u. dgl. mehr.

Aus alledem spricht die natürlich empfundene, unbegrenzte Ehrfurcht vor dem „Herrscher“, das feste Vertrauen in das monarchische Prinzip. Sie wollen von Republik

nichts wissen, „weil da alle befehlen wollen“, und dieß ihrem Geiste der Subordination widerspricht. Bei anderen macht sich das Gesetz der Trägheit noch offener geltend: „der König gilt mehr, weil er von jeher gewesen ist“.

So wird man Soldat und geht in den Krieg „um des Königs willen“, „um ihm zu gehorchen“, und Krieg entsteht, „weil der König Land will, und ein anderer es ihm nicht geben will“, „weil ein Streit entsteht — zwischen zwei Königen“. Eine Frau hat den Krieg definiert als „zwei Könige, die sich mit dem Gewehr prügeln“. Nur bei den besser unterrichteten Bauern gilt der Krieg als Streit um territorialen Besitz, dessen Wertschätzung dem Landmann besonders nahegelegt ist.

*

Zum Schluß noch einen Blick auf die sittlich-religiöse Weltanschauung dieser Menschen, auf die ethischen Grundlagen ihres Familienlebens, die auch ihnen von Wert und Bedeutung sind. Forschen wir nach den tieferen Seelenregungen der Freude und des Schmerzes, nach dem Glauben an Gott; fragen wir, ob sie es für gerecht halten, daß Arme und Reiche nebeneinander leben, und was sie über Ehre, Unehre und Lüge denken.

Die verheirateten Frauen behaupten, ihre Kinder über alles zu lieben; beim Manne hingegen gilt die Zuneigung vornehmlich der Frau, die ihm nicht nur lieb, sondern auch nützlich und deshalb wertvoll ist, weil sie ihm unbequeme Arbeiten abnimmt, ihm weniger zur Last fällt und für geringeren Lohn zu Diensten steht, als dieß in anderen Klassen der Fall ist. Die unverheirateten Frauen beteuern ihre Anhänglichkeit an die Mutter, den Vater, die Brüder; die jungen Männer verdanken und widmen ihre weitaus zärtlichsten Empfindungen der „Liebsten“.

Den tiefsten Gemütsindruck hat auf die ligurischen Mädchen und auch auf einige Gardinierinnen — eine rein mystische Zeremonie — der erste Empfang des heiligen Abendmahls gemacht. Wenige Frauen gedenken mit Freuden ihres Hochzeitstages. „Freude und Leid zusammen hat mir die Hochzeit gebracht“, meint die eine, „denn man stellt sich nie eine Sache so vor, wie sie ist“, und eine andere erklärt rückhaltlos ihren Hochzeitstag für den traurigsten ihres Lebens. Den Frauen von Cagliari hat oft eine Theatervorstellung am meisten gefallen; eine behauptet, „das Schönste, was ich jemals gesehen, sind die Arbeiten der Goldschmiede“.

Traurige Eindrücke beziehen sich wohl stets auf Todesfälle, Tod der Mutter oder der Kinder.

Ein besonders freudiges Ereignis ist für den Mann die Hochzeit; der Besitz des geliebten Weibes gewinnt in der Tat in einem arbeitschweren und an Genüssen nicht überreichen Dasein für die sinnliche Natur des Mannes die denkbar größte Bedeutung.

Alle Frauen legen eine große Achtung vor dem Begriff der Ehre an den Tag: „die Ehre ist alles“, „sie ist das Wertvollste“, „sie ist das Schönste, wenn man sie hat“, „sie ist das Größte“. Nur scheint sich der Ehrbegriff ganz auf das sexuelle Gebiet zu beschränken: „Ehre hat ein sitzames Mädchen, das sich verheiratet, wie es sich gehört“. „Ich habe keine Ehre mehr“, erklärt ein Mädchen, „weil ich mit einem Manne

umgegangen bin, der mich verlassen hat“. Der Mann faßt seinen Ehrbegriff weiter: für ihn verstößt gegen die Ehre ein liederlicher Lebenswandel im allgemeinen, Geldverschwendung im Umgang mit Weibern und im Spiel, Mord und Diebstahl. Jedoch kennzeichnet seine grob materialistische Anschauungsweise im Grunde als unehrlich nur die Schädigung eigener oder fremder materieller Interessen. Die Lüge gilt demnach, soweit sie ihren Zweck erreicht, für erlaubt.

Als Beispiele von Unsittlichkeit werden Verleumdung und Anzeige strafbarer Handlungen namhaft gemacht, ebenso „wenn man vor Kindern schamlose Redensarten führt“, „wenn man Gott beleidigt“ usw. Es herrscht also in diesen unvollendeten Anstandsbegriffen ein gewisses oberflächliches Formelwesen vor, das bestimmte äußere Handlungen, und nur solche als unehrenhaft verdammt, ohne auf die Ursachen näher einzugehen, die unter Umständen ihren sittlichen Wert beeinflussen können.

In den religiösen Ideen besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Fabrikarbeitern und den Frauen vom Lande; die ersteren sind vielfach Skeptiker, die letzteren — ein viel passiveres Produkt religiöser Erziehung — hängen fest am überlieferten Glauben. Sie machen sich von Gott eine absonderlich-menschenähnliche Vorstellung, die wohl auf den Eindruck chromolithographischer Abbildungen zurückzuführen ist: „Gott ist ein schöner, großer Mann in Frauenkleidern, von so viel Licht umstrahlt, daß unsere Augen ihn nicht schauen können“, „Gott sitzt auf einem goldenen Thron — man sieht ihn erst im Paradies“, „er ist der König des Himmels, er schenkt das Leben, die Gesundheit, die Gnaden“. „Freilich glaube ich an Gott“, beteuert eine andere, „ich gehöre doch nicht zu den Freimaurern!“ Dieselbe Indolenz, die in politischen Dingen das Bestehende für gut erachtet, veranlaßt diese Leute, auch den Abstand zwischen Reich und Arm als eine Aeußerung des göttlichen Willens, als unabänderliche Tatsache aufzufassen: „da es so geworden ist, wird es wohl gut sein“, „Gott läßt uns Not leiden, um uns zu prüfen“. „Denn“ — auch diesen Einwand mußten wir zu hören bekommen — „wenn die Reichen nicht wären, wie würden die Armen ihr Brot verdienen?“

Aus einer zusammenfassenden Beurteilung aller dieser Aeußerungen ergibt sich demnach als eigentümlicher und wesentlicher Bestandteil der niederen Volksseele eine außerordentliche Trägheit des Gedankens, eine unabänderliche Teilnahmslosigkeit gegen die umgebende Welt, was Politik, Religion, Kultur im allgemeinen anbelangt. Kein Kritikvermögen, keine Auflehnung gegen das Hergebrachte. Nirgend ein Anzeichen, daß im Verlauf des besten Mannesalters, von den zwanziger zu den sechziger Jahren, die Ideen dieser Volksschicht sich etwa ausgestalten, erweitern und klären, sondern sie bleiben im Geiste des Erwachsenen die gleichen wie in der Jugend.

Die Ursachen dieses schwerwiegenden Umstandes sind nicht in einem Mangel an geistiger Begabung zu suchen — denn viele unter den Befragten müssen als sehr intelligent bezeichnet werden — sondern vielmehr in der stets sich gleichbleibenden Umgebung, in der Junge und Alte ihr Leben hinbringen, der sie ihre Eindrücke entnehmen, in der dieselben Arbeiten, derselbe Umgang, die gleichen Gespräche und Ereignisse im grellen Gegensatz zum raschen Wechsel der Eindrücke im Leben höherer Stände ihrem Dasein das Gepräge unfruchtbarster Eintönigkeit verleihen.

Französischer Optimismus. Von E. von Bredow.

Die französische Marokko-Politik gleicht einem Bobsleigh im Beginn der Fahrt auf steilem Hange. Die Fahrer Clemenceau-Pichon sind Schritt für Schritt, teils sicher wider Willen, hineingezogen worden in das so unschuldig und ganz loyal ausschauende Unternehmen. Man möchte wohl gerne zurück, doch weiß man nicht wie — und kein Ministerrat, kein Sachverständiger weiß Rat, entbindet von der großen Verantwortung. Vergebens sucht sich die Opposition in den Weg zu stellen, aufzuhalten — kein Combes-Constans, kein Jaurès werden das sich unerbittlich vollziehende Geschick abwenden. Ansehen, Machtstellung, die Stimmung im eigenen Lande verbieten fast das bittere Zurück, obgleich Europas anderer Vektor längst nicht mehr mitspielen will. Wie wird die Fahrt enden?

Und der Optimismus steckt an, epidemisch, wie damals vor 37 Jahren: Olivier-Grammont-Leboeuf, so heute.

Clemenceau's Optimismus und Delcassé's Wiederhervortreten haben unzweifelhaft ansteckend gewirkt. Die Stimmung im Offizierscorps ist entschieden eine kriegerisch gehobene. Man hofft, das Joch von Algeciras (denn als solches empfindet man es je länger, je mehr) abzuschütteln; man lenkt freudigst in das marokkanische Abenteuer ein — und blinzelt nach Osten. General Prudhomme gibt in der Franco militaire vom 29. Februar in einem Kriegsheftartikel dieser Stimmung adäquaten Ausdruck. Es ist ein derartig zynisch-frivoler Erguß, daß er Beachtung verdient. Soll das eine Antwort sein auf Generalleutnant v. Pelet's Abhandlung über den Niedergang der französischen Armee, oder ein Probepfeil, gerichtet gegen die deutsche Langmut? Man weiß es nicht. „Archiprêt“ ist Inhalt, Anfang und Ende.

Zunächst setzt General Prudhomme auseinander, daß selbst bei einer französischen Okkupation Marokkos Deutschland voraussichtlich nicht mit Frankreich in offenen Kampf treten würde, um nicht Englands Absichten entgegen zu kommen. Ganz offen wird sodann der Krieg

mit Deutschland als unumgänglich bezeichnet — nur Frage der Zeit. „Wir müssen wünschen, daß der unvermeidliche Krieg sobald wie möglich ausbricht, parceque nous ne serons jamais en état de la mieux faire . . .“ wiederum das archiprêt Leboeuf's 1870.

Ich erinnere mich, daß General-Feldmarschall v. Loë in einer Manöverkritik 1888 im Zülcher Lande es aussprach: es wäre ja zuviel erhofft, daß eine solche Riesenschöpfung wie das Deutsche Reich durch nur zwei Kriege geschaffen und besetzt werden könne. Damals, kurz nach Boulanger's Bluff, war es auch allgemeine Ansicht, der der General Ausdruck verlieh. Aber heute? nach Algeciras und Delcassé's Abgang, nach 37 Jahren, sollte man meinen, daß der Krieg durchaus nicht inéluctable sein sollte. Und er ist es auch nicht — das heißt als Duell —, man rechnet aber auf die guten Freunde jenseits des Kanals und an der Weichsel, für die man doch nur die Raketen aus dem Feuer holen soll. Frankreich's Einsatz ist stets größer als der Deutschlands.

Und warum hält denn General Prudhomme gerade den jetzigen Zeitpunkt für so besonders geeignet? Weil durch den Uebergang zur zweijährigen Dienstzeit die Reservisten der Altersklassen 1903 und 1904 kaum entlassen, und ihre militärische Ausbildung daher noch wirksam ist — nie wieder würde die französische Armee in ähnlich günstiger Lage sich befinden. Also die Folge der Einführung der zweijährigen Dienstzeit soll Krieg sein? Eine recht eigene Auffassung. Bedauerlich ist nur, daß der General sie seinerzeit in der Kammer nicht hat zum Ausdruck bringen können.

Auch dem Minister Pichon greift man vor, indem man ein fertiges Programm aufstellt: „Wir werden zu Ungerechten werden, wenn wir force majeure gehorchend zur Unterdrückung des heiligen Krieges und zur Erhaltung von Algier und Oran Marokko besetzen.“ Warum diese Demaskierung avant minuit? Der Staatssekretär v. Schoen findet ja die stetige Verstärkung der französischen Truppen in Marokko — auch schön. Und wenn's nun 20-, wenn's

40 000 Mann werden, wenn man immer größere Teile des Landes besetzt und den deutschen Handel und Einfluß an die Wand drückt, wie es bereits jetzt geschehen — auch schön, Herr v. Schoen? Algéciras: Farce. 1907: 10 Millionen, 1908: (jetzt bereits) 5 Millionen. Wer ersetzt Frankreich Blut und Geld? Und zuzumuten, es pour les beaux yeux de l'Europe allein zu tun, das wäre doch etwas naïv.

Die Ueberlegenheit der deutschen Kavallerie wird leicht abgemacht: an der russischen Grenze müssen zahlreiche Regimenter bleiben, während Frankreich „nur“ die 10 afrikanischen Jägerregimenter fehlen werden (auf ein tatkräftiges Eingreifen Rußlands scheint man also z. B. nicht zu rechnen — Fallière's Hofreise wäre damit ja in Einklang zu bringen). Eben so leichtem Herzens schreitet man über die Unterlegenheit der französischen Artillerie fort: das Material ist vorhanden; es braucht nur der Verdoppelung der Menschen. Pferde? Il ne s'agit que de mettre le prix (und doch steht sich der Kriegsminister genötigt, 17 Kürassierschwadronen und 36 reitende Batterien eingehen zu lassen, um die Artillerievermehrung — eigentlich Verdoppelung: 306 neue fahrende Batterien — durchführen zu können). Carnot, Gambetta, Prudhomme: er sei, gewährt ihm die Bitte, in eurem Bunde der Dritte . . .

„Tout militerait donc en faveur d'un retour offensif de notre part, et le principal motif de cette action après 37 ans d'une paix non exempte d'humiliations, c'est que, au train dont vont les choses plus nous irons et moins nous en serons capables. Das Gespenst der demilitarisation, der Wirkungen des Hervéismus. Diese Ergüsse, Folgen von Delcassé's neuem Hervortreten in der Kammer, erklären auch wohl das Zurückgreifen auf die 1200 Senegal-Schwarzen als marokkanische Verstärkung. Noch kürzlich hielt man bei den dortigen Schwankungen und ungesicherten Verhältnissen eine Verstärkung der 11 Bataillone Senegal-Sirailleurs um 2 Bataillone für nötig; jetzt zieht man zwei fort. Und 3 Divisionen Kolonial-Infanterie harren ungeduldig im Lande ihrer Verwendung via Casablanca. Sicher ist, daß eine Beruhigung der Schauja-

Stämme, des marokkanischen Unterlandes durch eine zahlreichere Kavallerie schneller durchgeführt worden wäre, als jetzt. Denn die Hauptkräfte des Gegners sind beritten und weichen aus, wo und wann sie wollen, man kann sie nicht verfolgen. Man will eben stark bleiben, um europäischen Verwicklungen die Spitze bieten zu können. Nur dort kann die Erklärung liegen. Prudhomme aber möchte man auf Bismarck's herrliche Worte verweisen bei Gelegenheit der Interpellation Bebel zur Luxemburgischen Frage am 24. September 1867 im norddeutschen Reichstage: „Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen, oder zu begleiten, und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarette dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können.“

Vielleicht gelingt es, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Amerikas Flotte dampft gen Westen, dort stehen größere Interessen auf dem Spiele, als in Marokko, besonders für England.

Aber es liegt gleiches System in dem Vorgehen der Times, wie in dem der France militaire. General Devaurel setzt die Hehe am 6. März in einem Leitartikel „guerre de races“ fort. Hier tiſcht er der militärischen Jugend Frankreichs jene Ummenmärchen des Herrn Chaudordy vom 21. November 1870 wieder als Tatsachen auf — hoffentlich wider besseres Wissen —: Bombardement offener Städte, die sich nicht verteidigten, Silber-, Kleinodien-, Pendulen-Diebstähle und die Behandlung der Franktireurs nach Recht der Kriegsgesetze. So war's ja schon 1870. Man wunderte sich, wo wir hinkamen, daß wir nicht gebratene Rinder zum Frühstück verzehrten; der Rirsch wurde uns stets in Wassergläsern gereicht.

Hoffen wir, daß die Mehrheit des französischen Volkes für eine Gewaltpolitik à la Delcassé-Prudhomme heute nicht mehr zu gewinnen ist.

Vergessen wir aber auch nicht, daß die Masse des französischen Volkes nicht immer bestimmend war.

Lysistrate.

Wenn beim sich redenden Tag Gaa aus tausend Schöhen kelmendes Leben treibt, segt, wie die Windbraut, Dionysos pyrogenethos über die attischen Fluren, und durch die vom Weindunst geschwängerten Lüfte zittert das Jauchzen eines vom Saumel bacchischer Lust halbirren Völkchens. Jede Fessel fällt, mit der das graue Netz des Alltags die ruchlos herrlichen Triebe der menschlichen Tierheit umspannt und in die enge Welt der vom Verstand, dem kühlen Utilitarier, geheiligten Sitte zwingt. Selig sind, die da trinken sind. Denn sie sind des Gottes voll, der vom Gemüth die Erden schwere nimmt, den, rührend schön, schon Pindar besang: „Bromios rufen wir an, den Gott des Jubels; des mächtigsten Vaters Sproß und der Radmoßtochter zu selern, kamen wir her. Jetzt ist die Zeit, ist die Zeit, wo man die grünende Erde mit duftenden Veilchen ziert, das Haar mit Rosen. Und zur Flöte tönen die Klänge der Lieder, der Chöre, die von Semele singen, der herrlich geschmückten.“ In langem Zuge wälzt sich ein tanzendes Chaos durch die Felder hin, zum Markt, über den das Muschelhorn lärmt, die Cymbel bröhnt und führerlos von Ohr zu Ohr cynische Witzworte huschen. Allen voraus thut der Gott, den sein Priester verkörpert, der sich hörnt, den Thyrsos schwingt und um Stirn und Horn sich den Epheu schlingt. Hinter ihm trägt auf langem Schaft, allem Volke sichtbar, das im Gigantenmaß gehaltne Symbol auch ihm gewordener, zeusscher Zeugegewalt der Githphallier Schar, die in trunkenem Reigen den Altar umwannt, auf dem ein geopferter Bod dem Begehren des Gottes genügt. Im Bukolion wird dem zweimal Geborenen die Frau des Archon Basileus förmlich vermählt, und der also Befriedigte hebt, in froher Geberlaune, dafür von jedem Vernunftthor die Kegel, das die zündende Blut ungestillter Begierden beengte. Entzüngelt mag das zwischen Gott und Götter gestellte Wesen sich tummeln, jedem Wunsche fliebernder Phantasie led die Erfüllung verschaffen, mag alle aus Gaaß ungezählten Brüsten quellenden Wonnen mit hastiger Zunge schlürfen, sein Träumen und Sorgen, Wähnen, Hassen und Lieben vor der geschwägigen Menge entblößen; in lallenden Lauten oder mit spikem Wort. Die Menge wünscht, hört, lacht und verehrt gaffend auch im losesten Maul heute den Gott. Was dir der Nachbar im Wechsellauf der Monde that, darfst du mit scharfer Stachelgeißel treffen, darfst selbst das eisgraue Haupt der Geronten mit derbstem Hohnwort zausen. Nur eine Schranke droht: des Gegners Geistkraft. Denn jeder darf, Herr oder Knecht, dir mit Antwort begegnen, mit schlichter Grobheit oder psäffisch schlauer Diplomachie. Und der Chorus nasser Kehlen wird deinen Sieg besauchen oder deine Niederlage begröhlen. . . So war die Welt, die Zeit, der Attikas junge Komödie entsproß. Dionysos selbst hat sie gezeugt, und unter dem Phallus hat sie ihre ersten Kindheitstage verlebt. Wer die Dichter will verstehn, soll in ihre Lande gehn. Nicht anders wird so alte Kunst zu unserem Empfinden sprechen, wird ewig jedes Rechners spotten; und wer sie nicht fühlt, wird ihres Lebens Art nie erfassen; nicht in ihren ersten Windeljahren, nicht in den Tagen sich entknospender Blüten.

Comoedia est quotidianae vitae speculum, hat Livius Andronicus gesagt. Paßt auf Eines Schaffen das Wort besser, als auf Aristophanische? Da ist kein Werk, dem der Tag nicht Anlaß geworden; und nicht eines, trotzdem, das mit dem Tag, der sein Werden sah, gestorben wäre. Reich, freilich, war auch die Zeit, wie alle, die eines Volkes Schicksal an seiner Wende sahen; wo tausend Hände sich mühend regen, die reife Kulturfrucht vor dem Fallen zu wahren, die Besten die Sehnsucht zur Vergangenheit drängt und zu Predigern macht. Und Aristophanes predigt. Predigt so laut, daß das Mahnwort selbst das Gelärm der Schellenkappe übertönt. In jeden Winkel athenischen Lebens hat sein Genie geleuchtet, hat, wie der Herr in der Bibellegende, aus heiligem Gemäuer das Gefindel gescheucht und manchem Tagesgöhen derbe Wahrheit gesagt; Demos oder Kleon: ihm galt es gleich; nur was die Seele drückte, mußte herunter. Soziale Probleme, innere und äußere Politik, Verfassungsfragen, Philosophie und Kunst: bald chaotisch, bald sauber geschieden klingts dem interessirten Ohre aus seiner Hinterlassenschaft entgegen. Wie ein trotziges, von der Zeit

zernagtes Felsengeklüft steht sie da; doch aus jedem Spalt noch steigt der Nebeldunst dionysischer Freuden, aus jeder Höhle dringt in allen Farben das Licht, schallt Lachen und Cymbelschlag. Er ist jung geblieben, dieser Unbezwingliche, der seiner Zeit schon als Reaktionär galt und einem sonst so feinen Kopf, wie Lemaitre, heute nicht viel mehr als ein „konservativer Rochefort“ scheint, der Alles in Fehden riß, was Anderen wertvoll schien. Menschen und Werke. Immer lustig und immer doch, wie der alte Götz, „in ehrlicher Fehd begriffen“. Männlein und Weiblein haben unter seiner Fuchtel gezappelt, Kleon und Lamachos, Sokrates und Euripides, Sophisten und ins Richteramt verschlagene Schufte spürten die Wunden, die ein zu den Waffen des Witzes greifendes Genie zu schlagen vermag; und Freund Plato sogar wird leise am Philosophenbart gezupft. Tolleres sah die Welt nie; selbst Rabelais, den ihn die Franzosen gern vergleichen, wenn sie ihrem Landsmann schmeicheln wollen, nimmt sich neben dem Athener aus wie der Roland Uriosts neben der Gila, ein Flibustierroman neben der Odyssee. In allen Farben schillert seine Sprache, giebt sich willig zu jedem Rhythmus her. „Seines Stiles Behendigkeit, hat (in einer reizenden Studie) Paul de Saint-Victor von ihm gesagt, ist schwindelerregend. Ein Mime, der während seines Wirbeltanzes hundertmal Kleid und Farbe wechselte, stellte ihn sinnbildlich vor. Er springt in einem Augenblick vom hureißenden Gang der Dithyrambe zum ländlichen Tanz der Idylle, von Unbetung zum Gespött, von Begeisterung zum Eynismus. Der Miene des Weisen folgt das gedunsene Gesicht Hanswursts. Die Götter zu feiern, nimmt er Pindars vornehme Gebärde, dessen Weihrauchfessel, der bis in den Himmel fliegt, seine Art und Weise, jede Gottheit mit einem strahlenden Wort anzurufen, einem olympischen Beinamen wie unter der Pracht eines Blüthes. Dann, plötzlich, entstellt eine leichtfertige Grimasse die Heldenzüge; dann steigt er vom Tempel oder von der Säulenhalle zur Krambude nieder. Vor einem Augenblick mochte Plato lächeln, jetzt wird er die Kaldaunenhändler und Kräuterweiber zu lautem Gelächter reizen. Wenn er den Feind höhnt oder lästert, schwenkt er über ihnen jene mörderischen Jamben des Archilochos, die Phampos und Neobule zwangen, sich zu erhängen. Und wenn, wiederum, sein Lied übers freie Feld hinschweift, tönt es wie eine Flöte in des Satyrs Hand, vom Hauch der Wasser und Wälder erfüllt.“ Besser läßt sich des Dichters Wesen nicht beschreiben, vor dessen Phantasiekraft selbst Sainte-Beuve (wie einst Racine) in nicht begreifendem Staunen stand; der auch vor dem bizarrsten seiner Werke noch sprechen dürfte, wie Alkidamas einst von Homers Odyssee: *Καλὸν βλοῦ ἀνδρωπίνου κάτοπτρον*.

... . Zahllos waren die Wunden, aus denen Athen seit Jahren nun blutete; verblutete. Ueber ein Drittel des Rests, den zwanzig Kriegsjahre geschont hatten, forderte die Pest von der Bürgerschaft nach. So grausam wahr hatte Apoll seine delphische Drohung gemacht. Und im Innern zerriß sich die Volkskraft in ödem Gezänk, seit Perikles (der den Schlag nie verwand) zum Opfer demagogischer Klaffer ward. Gequollene Unfähigkeit hatte sich an die Sammelbeden der (oft noch erpreßten) Pfründen gemacht, der Stimmenlauf wurde zum öffentlich konzessionirten Gewerbe, und mit fast neuberlinischer Kunst wurde Basileus Demos umschmeichelt, umspeichelt. Der Schreier Stimmkraft ward zum Argument, der Euphanten Denunziantentreiben zur Staatsretterthat. Gerber, wie Kleon, und Viehhändler, wie Lysikles, Hanshändler, wie Eukrates, und Lämpchenmacher, wie Hyperbolos, gehörten zur Staatsmannschaft. Verrath und Bestechung waren legale Mittel, Gunst und Haß des von strupelloser Strebsamkeit umwedelten Pöbelhaufens wechselten, wie des Mondes holdes Angesicht. Keiner lobte den Tag vor dem Abend, die Nacht vor dem Morgen. Sorgend fragte das Häuflein der Aufrechten, welche Schandthat wieder die Nacht gebären, welches Unheil wieder der werdende Tag beschämen werde. Leise hatte, 412, als das Jahr seinem Ende sich neigte, die Hoffnung gefladdert. Nicht lange. Jonien ging, dann Rhodos verloren, und 411 begann mit dem Verlust von Dropos und Chios, einer Schwächung der Finanzkraft um Hunderte von Talenten; jetzt, wo auch der Kriegsschatz von Tag zu Tag sichtbar zusammenschmolz, ungeduldig das Heer in Samos auf den längst fälligen Sold wartete, und Persiens Feltsherr Tissaphernes zum Spielzeug alcibiadischer Rachsucht wurde. Mancher, von dem die Geschichte spricht, hat in dieser schweren Zeit sein Urtheil geändert, mit der radikalen Demo-

fratie gebrochen. Euripides und Sophokles waren die einzigen nicht. „So elastisch, sagt Meyer in seiner Geschichte des Alterthums, das Temperament des athenischen Volkes war, jeder aufrichtige Patriot konnte nur mit der schwersten Besorgniß in die Zukunft blicken. Bei dieser Lage blieb die konservativ-reaktionäre Strömung ständig im Wachsen. Die radikale Demokratie hatte abgewirthschaftet. Was dabei herauskam, wenn die ungebildete Menge das entscheidende Wort sprach, hatte jetzt die Erfahrung auch dem blödesten Auge enthüllt; und die fortdauernde Vergeudung der Staatsmittel für die Pläten und Fütterung der Massen mußte in kürzester Frist zum Bankrott führen. Eine schwüle Stimmung, gemischt aus Furcht und unbestimmten Hoffnungen, lag über Athen.“ Und in denselben Februar Tagen, da Phisistrate ihrem Geschlecht zur Erzwingung des Friedens den Boykott des Mannes predigte, schloß Tissaphernes mit Sparta einen neuen Vertrag. Man sehnte sich nach Frieden, war der Drangsal herzlich satt. Vom Manne war, zwei Jahrzehnte hatten sie gezeitigt, kein Heil zu erhoffen. Doch wenn die Männer versagen: warum sollte die Frau nicht, die politisch entrechtete, das Nützliche leisten?

Aristophanes stellte die Frage; und hat, auf seine launige Art, ihr die lustige Antwort gegeben. Eine, die die englischen Suffragettes vielleicht morgen wieder von den Dächern freilichen, Beardley und Kops mit überredender Griffelkunst sicher gestützt hätten. Athenens Stadt hatte ihr Schicksal in die Hand der Männer gelegt; jeder Einfluß war der Frau versagt; streng lastete Solons Gesetz auf ihr, das Perikles nicht gemildert hat. Was war zu thun? Litten sie nicht mehr noch, wie die Erbärmlichen, die, der strengen Väterart längst entwöhnt, Phrasen zu dreschen, doch nicht zu handeln verstanden? Waren ihre Söhne nicht, nicht die sorgsam gehegten Früchte ihres Schoßes, die unfähige und unehrliche Schrehälse ins Verderben schleppten? Und Jahr um Jahr steht, verdrücklich genug, nun einsam das Lager zu Nacht, weil eine Handvoll Hecker sich nicht einigen will; leidet der Nachwuchs, stirbt oder sieht der Erwachsenen Schar dahin. Lange genug sahen wirs duldbend mit an, sahen, daß der Wahnsinn kein Ende findet; wächst, wie rings die Sorge sich türmt. Länger dulden, hieße mitschuldig werden. Doch was ist zu thun? Noch hält ja der Mann das Regiment in der Hand. Sollen wir Einfluß erhalten: nur durch die Pforte gehts, die kein Mann auf die Dauer entbehren kann; muß an dem Punkt nun eingesetzt werden, an dem allein die Natur, die weise, das Männchen in ewiger Abhängigkeit von dem Weibchen zu halten für gut fand. Ihr hungert im Felde, auf dem Markt herum und entzieht euch der Bettpflicht? Euer Wille gescheh' euch. Allzulange schon harrien wir, nach Sklavenart jedes Winzes gewärtig. Keiner nahe sich uns, ehe dem Frieden nicht seine Stunde schlug. Und lullt euch nicht in die Hoffnung, daß rasche Laune nur hinter unserm Beschlusse stecke. Sind wir Männer, die heute Dies und morgen Anderes wollen? Wir schworen bei Bacchus, der, denkt an Admos' Geschlecht, jeden Frevel aufs Grausamste rächt. Ihr winselt nun, tobt? Laßt alle Hoffnung fahren. Keiner hatte, in zwanzig Jahren, für unsre Klagen ein Ohr. Thoren nur mühen sich vergebens ab. Wenn der Friede kommt, sind wir euer. Kein Schmeichelwort, kein Gestöhn, keine Drohung wird die Oeffnung de la sublime porte vorher erwirken Ein Spaß von göttlicher Frechheit, mit Farben gemalt, die weniger noch, als die Rembrandts, das Schnüffeln vertragen. Wer sich neben Genießens fähig weiß, mag sich ruhig an ihn wagen; doch das Ueberweib bleibe, der Amoralist ihm fern; sie passen beide nicht in die aristophanische Welt. Nur, wer selber des Gottes voll, und auch im Narrengewand den Prediger spürt, vermag den Grotesten zu fassen. Diesem Keinen ist Alles Schwein, diesem Schweine ist Alles rein. Und besser, als auf Tischbein, paßt auf den Unsäuberlichen das Goethesche Wort: „Du belebst, als wahrer Dichter, Schaf und säuisches Gelichter mit Gesinnung wie mit Sinn.“

Hat der Weibersirei, der 411 das Fest der Lenäen verschönte, auf die Gemüter gewirkt, sich Preis oder Durchfall erworben? Keine Chronik giebt uns davon Kunde. Doch von 411 ab war (bis 403) im alten Athen die Doppelehe erlaubt.

Karl Schnitzler.

Politisches und anderes aus Fiesole.

Die Philister, die sich die Haare lang wachsen lassen à la Simson, sind die schlimmsten.

*

Wir machen uns lustig über die vielen Superlative in der Redeweise der Italiener. Und in der Tat, es ist drollig: Wenn ich zu meinem Vetturino sage: Fa caldo oggi, so bestätigt er es sicherlich mit einem: caldissimo. Indessen: was ist unser „furchtbar“ anderes? Sage zu einem jungen deutschen Mädchen: „Leutnant Scherbe ist nett,“ und es antwortet, wenn es der gleichen Meinung ist, sicherlich: „Furchtbar nett!“ Das ist doch eigentlich — furchtbar komisch.

*

Will in Toskana auf dem Lande der Padrone einem Diensthoten zeigen, daß er sehr unzufrieden mit ihm ist, so siezt er ihn, und das wird wirklich als Strafe empfunden. Man könnte geneigt sein, darin einen Beweis für slavische Sinnesart zu erblicken. Aber das ganze Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft in Toskana spricht dagegen. Nirgends werden die Diensthoten besser behandelt, als hier, und kein Diensthote ist empfindlicher gegen unwürdige Behandlung, als der toskanische. Auch ist er zwar respektvoll, aber gar nicht unterwürfig. Für den nördlichen Geschmack ist er sogar höchst inkorrekt fordbial. Nennt z. B. seinen Herrn mit dem Vornamen. „Ist Herr Bruneti zu Hause?“ —: „Sissignore, Signor Guido è alla casa.“ So auch, wenn er ihn anspricht. Und diese Unterwürfigkeit erstreckt sich bald auch auf die näheren Freunde und Gäste des Hauses. — In den kleineren Villen Toskanas (früher wohl auch in den größeren) nimmt die Herrschaft (entsetzlich zu denken, nicht wahr?) die Mahlzeiten oft mit der Dienerschaft gemeinsam ein, — in der Küche, direkt vor dem offenen Herde mit dem rußschwarzen, großen trichterförmigen Kaminloche. Da dreht sich der Spieß, da freischt das brozelnde Del, da thront die alte Köchin mit dem Federnfächer, der das Feuer ansacht.

Und, wenn der Padrone einen guten Witz macht, so lacht das Gesinde so belustigt mit, als ob es, — wahrhaftig: als ob es mit zur Gesellschaft gehörte. Die Sache ist die: es gehört sogar zur Familie. Und daher das Gefühl Pietròs, gestraft zu werden, wenn ihn Signor Guido Sie nennt. Denn auch das Kind wird von der Mutter durch Siezen bestraft. Patriarchalische Zustände! So unmodern vom Standpunkt des Nordens, daß man sie fast antik nennen möchte. Und in diesem Sinne mag es immerhin sein, daß ein Rest Skavengefühl im toskanischen Landdiensthoten steckt. Schmähllicherweise fühlt er sich wohl dabei und hat keine Ahnung, wie unwürdig diese Zufriedenheit ist. Aber, keine Angst: das Ende dieses beklagenswerten Gefühlszustandes ist nahe herbeigekommen. Evviva il Socialismo! ist, schwarz schabloniert, an Kirchen, Kapellen, Villen zu lesen, und freundliche Leute genug durchziehen aufklären: das Land mit der frohen Botschaft, daß man nur nach Florenz zu gehen brauche, per fare il Signore. Und das gute Volk ist so gewöhnt ans Glauben . . .

*

Die italienischen Sozialisten, anders geartet als ihre kühleren deutschen Genossen, machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube; sie sagen es gerade heraus: ein Sozialist muß ein Feind der Kirche sein. Wie hier die Dinge liegen, ist das auch ganz richtig, denn in Italien ist bestimmt die Kirche das mächtigste Bollwerk gegen den Sozialismus. Zwar hat sie weniger offizielle Macht, als in Deutschland, denn sie wird vom Staate eher befehdet als unterstützt: aber sie hat eine um so reellere Macht durch ihre unablässige sinnliche Wirkung auf das naive Volk, vor allem auf die Frauen. Es mag sein, daß sie den geistigen Fortschritt in Italien aufgehalten, die freie Forschung unterdrückt, das Streben nach Erkenntnis durch den Verstand gehemmt hat: aber sie hat es verstanden, diesem Volke seine beste Wache zu erhalten: ein liebenswürdiges, ja iröbliches

Sich schiden in die Unbequemlichkeiten des Lebens, und sie hat keinen Sinn für das Schöne so sehr entwickelt, daß es über der Schönheit seines Kultus seine Armut zu vergessen vermochte, in den anmutigen sowohl wie strengen Symbolen seines Glaubens schließlich mehr noch entgegennehmend, als bloß ästhetischen Trost. Der Protestant konstatiert gerne, daß die Religion hier nicht sehr tief sitze. Richtig. Dafür umgibt sie die Masse des italienischen Volkes um so enger, fester. Italienische und deutsche Religiosität sind verschiedene Dinge. Ein deutscher Katholik steht dem Protestantismus näher als dem eingeborenen Katholizismus der Italiener. Rom's Mißtrauen gegen die gelehrten katholischen Theologen Deutschlands ist instinktmäßig und berechtigt. Andererseits: wenn der Italiener sich von der katholischen Kirche abwendet, so wendet er sich nicht etwa irgendeiner andern christlichen „Kirche“ zu, sondern wird resolut pagano. Und damit macht er nicht etwa einen größeren, sondern einen kleineren Sprung. — Solcher „bezüdelter Nichtchristen“ gibt es in Italien mehr als in Deutschland, wo selbst viele Freigeister noch erzkatholisch empfinden. Es gibt aber wiederum auch mehr realen, lebendigen Glauben im Volke oder, wenn das Wort zu tief, zu protestantisch ist: mehr kirchlichen Sinn. So grob und roh, ja wild und wütend der italienische Sozialismus dagegen auch anrennen mag: es wird ihm nicht bald gelingen, dieses Bollwerk umzuwerfen. Der deutsche Sozialismus hat mehr psychologisches Verständnis für das Wesen seines Volkes bewiesen, als der italienische für das des italienischen.

*

Gabriele d'Annunzio hat seine Kritiker einmal „betrunkene Sklaven“ genannt. Trotzdem war die Erstaufführung seines neuen Dramas „La nave“ für die gesamte italienische Presse ein Ereignis, das wochenlang in den Blättern mehr Raum einnahm, als selbst der Parlamentsbericht. Gerhart Hauptmann hat sich der Presse gegenüber stets der größten Behutsamkeit beflissen. Trotzdem wird er jetzt von

manchen deutschen Kritikern mit einer Art inniger Genugtuung zum alten Eisen geworfen. Man sieht: hier wie dort — Objektivität.

*

In Fiesole haben sie voriges Jahr das obligate Nationaldenkmal errichtet zum Ruhme der unita Italia: Siegesdenkmal, würde man bei uns sagen. Man weiß, wie abscheulich die meisten dieser Denkmäler in Italien sind. Meist sitzt der dicke Viktor Emanuel, der von weitem etwa wie Max Halbe aussieht, auf einem wild sich bäumenden Pferde und fuchelt mit dem Säbel in der Luft herum. Nahebei befindet sich dann, als Denkmal für sich, Garibaldi mit dem Rappchen auf den langen Haaren und blickt gebieterisch entschlossen drein. Die Fiesolaner haben es anders gemacht. Sie haben zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und den König mit dem Volkshelden auf einem Denkmal verewigt. Das kommt bei uns auch vor. Nur pflegen dann Bismarck und Moltke dem alten Kaiser Wilhelm gewissermaßen zur Folie zu dienen, so, daß es mit aller erwünschten Loyalität zum Ausdruck kommt: er der Meister, sie die Handlanger. Nicht so in Fiesole. Da ist ein Obelisk mit einem Sterne zu sehen, und vor dem Obeliken begegnen sich der Souverän und der Volksmann, jeder auf einem Pferde (nicht etwa Garibaldi auf einem Esel) sitzend und sich die Hände reichend, wobei Garibaldi jede vorschriftsmäßige Ehrenerweisung unterläßt. Sie sind durchaus als Gleiche behandelt, obwohl es der Bildhauer füglich doch so hätte einrichten können, daß der Ungekrönte wenigstens etwas niedriger placiert worden wäre, etwa so, daß er einen Berg hinaufritte, wo ihm, von oben herab, der König recht leutselig und doch majestätisch die Hand hätte reichen können. Aber nein: kein Oben und Unten, einer so hoch wie der andere, und die Hände vereinigt, wie von zwei guten Kameraden.

Man stelle sich so eine Taktlosigkeit in Preußen vor, wo selbst Kavalleriegeneräle nicht zu Pferd verewigt werden dürfen, weil das Erzkrok ein Souveränitätsvorrecht ist. —

Die Italiener haben überhaupt keinen höfischen Takt. Der jetzige König heißt genau

so wie der erste König Italiens, sein Großvater, Vittorio Emanuele. Da es das italienische Volk aber, trotz seiner Vorliebe für Superlative, unterlassen hat, dem Begründer seiner Einheit den Namen „der Große“ anzuhängen, vielmehr einfach beim glorreichen Namen Vittorio Emanuele einmal für allemal an seinen ersten König denkt, muß es sich der regierende gefallen lassen, bloß Re Vittorio genannt zu werden. Man stelle -- aber nein: man stelle sich so etwas in Preußen-Deutschland lieber nicht vor.

*

Kürzlich ist der letzte Großherzog von Toskana aus dem Erzhaufe Habsburg, Zweig Lothringen, gestorben, der als Erbgroßherzog in Florenz geboren wurde und nie darauf verzichtet hat, dux Etruriae wenigstens zu heißen. Herr Wölfling, der Schweizer Bürger, ist sein ältester Sohn; Frau Toselli, eine Tochter von ihm, ehemals Kronprinzessin von Sachsen, lebt als Frau eines Klaviervirtuosen in Florenz. Che tempi! Che tempi! Wie der jetzige Papst auszurufen pflegt, wenn die Zeitläufte nicht seiner sancta simplicitas entsprechen. (Das soll belleibe nicht Hohn sein. Der zehnte Plus ist mir ehrwürdig seiner heiligen Einfalt wegen.) -- Die Florentiner Blätter druckten, als die Todesnachricht aus Salzburg angekommen war, die Artikel ab, die zu seiner Geburt in den früheren Gazetten von Florenz erschienen sind: wie glücklich das Volk von Toskana war über das glückliche Familienereignis im zwar nicht angestammten, aber von der treuesten Liebe aller Untertanen umgebenen Fürstenhause. Und die Kanonen donnerten, und es wurde illuminiert, und in Santa Maria dei Fiori war Tebeum, mit dem Erzbischof. Und später kamen (wenn auch nicht in so üppiger Fülle, wie das bei uns üblich ist) Notizen über die wunderbaren Talente und den unbeschreiblich edlen Charakter des Thronfolgers. Und auf einmal war alles aus, und die Gassenjungen sangen ein Spottlied auf den Babò canappone (Papa Flachshaar), den man einfach aus dem schönen Palazzo Pitti ausquartiert

und zu „seinen Oesterreichern“ geschickt hatte. Alle die schönen Worte vergessen, -- vergessen selbst, daß unter dem guten Babò canappone der Litter Wein bloß drei Solbi gekostet hatte. -- Und nun geht Frau Toselli, die Tochter des letzten Großherzogs von Toskana und Schwester dessen, der, wenn die Zeit nicht aus den Fugen gegangen wäre, jetzt auf dem Thron von Toskana säße, in Trauerkleidern durch Florenz, eine simple Signora, obwohl ihr Gatte so galant ist, von ihr nur als von Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu sprechen, und, wenn das Volk von ihr Notiz nimmt, so geschieht es zumeist in recht wenig schöner Art. Fiesole, wo sie eine Villa gemietet hatte, verließ sie mit ihrem Manne, weil sie in der kleinen Stadt nicht auf die Straße gehen konnte, ohne mit anzüglichen Redensarten verfolgt zu werden. Verurteilt zum Spießrutenlaufen von wegen der Liebe. -- Sollte man nicht eher meinen, das Volk müßte, wo sie erscheint, Spalier bilden und ihr Ovationen bringen? Denn sie hat sich doch wahrhaftig sehr herablassend benommen. Aber das Volk ist gar nicht so demokratisch, wie man denkt. Fürsten will es fürstlich. Und es hat ganz recht. Es soll ein jeder sehen, seine Rolle im Welttheater so gut als möglich zu spielen. Nur die wirklich Großen (ob unten oder oben, ist ganz gleich) dürfen sich Seitenzüge erlauben, -- aber auch diese lazzi müssen großen Stil haben. -- Il Dominedio freilich, wenn die Bibel recht hat, denkt anders, da er denen verzeiht, die viel geliebt haben.

*

Die besten Barbieri in der Welt sind die italienischen. Sie säufeln dir die Stoppeln von der Haut wie mit Zephyrswinden. Trotzdem hat der meinige mich heute geschnitten. „Donnerwetter!“ schrie ich ihn an, und er glaubte, ich hätte „maledetto!“ gesagt. Er bat so höflich um Entschuldigung, wie es nur ein italienischer Barbier vermag, und erklärte den lapsus mentis mit den schrecklichen Ereignissen in Lissabon, wo so entsetzlich viel Blut geflossen sei. Da ich noch nichts davon wußte, bat ich ihn, mir's zu erzählen. Das war sehr

unvorsichtig, und ich werde einen Barbier, unter dessen Messer ich mich befinde, nie wieder bitten, mir von Blutvergiessen zu berichten. Es fehlte nicht viel, und er hätte mir sowohl die Nase wie beide Ohren abgeschnitten. „Fünfzig Republikaner, in schwarzen Mänteln, stürzten aus einem bosco hervor, fielen den Pferden in die Zügel und eröffneten ein Schnellfeuer aus Karabinern modernster Konstruktion. Der König und der Kronprinz wurden buchstäblich durchbohrt. Nur die Königin verschonten sie aus Galanterie und einen anderen Prinzen, seiner Jugend wegen, aus Menschlichkeit. Darauf proklamierten sie die Republik.“ — „È vero?“ — „Sissignore! Verissimo!“ — „Und warum das alles?“ — „Aber ich sagte es Ihnen ja schon: um die Republik zu proklamieren! Verurteilte Kerle, diese Portugiesen! Natürlich blieben auch von ihnen ein paar Duzend tot am Plage. Denn, wie Sie sich vorstellen können, schoß nun auch die Polizei. Es war eine Schlacht, eine wahre Schlacht. Aber ihre Republik haben sie nun in Portugal.“ — Mein guter Barbier schien, nach dem Tone zu schließen, wie er das sagte, von inniger Genugtuung darüber erfüllt zu sein, und ich fragte ihn auf den Kopf, ob er mit diesem Abschießen von König und Kronprinz so ohne weiteres einverstanden sei. Er warf mir eine Handvoll Puder ins Gesicht, daß ich glaubte, ersticken zu müssen, und antwortete gleichmütig: „Sonno gli incerti del mestiere di capo di stato, come diceva Umberto.“

Die italienischen Zeitungen haben, wie sich's gebührt, den regicidio von Lissabon weniger beifällig behandelt. Es wäre nicht gut, wenn's anders wäre, denn gefährlicher als irgendwo müßte in Italien die Verherrlichung des Königsmordes sein, wo es genug wilde und verwegene Burschen gibt, die, wenn einer solchen Tat auch noch Ruhm winkte, allzu leicht bereit wären, auch ohne Aufhebung der

Konstitution und ohne einen dittatore, zu Dolch oder Flinte zu greifen.

„Morte al Rè!“ kann man in Italien an manchem Orte von im übrigen ausgesprochen frieblicher Bestimmung lesen, und allerlei Schmierereien verkünden immerhin etwas von den Gefinnungen, die heimlich in einem Volke leben. Trotzdem bleibt die Wahrheit des tapfer ruhigen Wortes König Humberts vom Berufspolitiker der Könige bestehen, während die Uebung, alle Attentäter schlechtweg „feige Mordbuben“ zu heißen, zwar sonst allerhand Löbliches, nicht aber die Wahrheit für sich hat. Was aber nicht wahr ist, ist auf die Dauer auch nicht wirksam. Das Volk, wenigstens in romanischen Ländern, sieht in politischen Verbrechern, die auf offenem Markte die Mordwaffe gegen Herrschende erheben, weder gemeine Mörder, noch gar Feiglinge, und es fragt nicht mit Unrecht, ob die Journalisten, die ihm diese Ansicht einflößen wollen, die Courage dieser „Feiglinge“ hätten, ihr Leben für ihre Meinung in die Schanze zu schlagen. Nein, man sollte auch bei so traurigen Gelegenheiten nicht schmähen und herabsenken, sondern gerade Tragisches mit Würde und Ehrlichkeit behandeln. König Carlos war kein Held, aber ohne tragische Schuld ist er nicht gefallen. Sie bestand gerade darin, daß er, ohne ein Held zu sein, es gewagt hat, sich heroischer Mittel zu bedienen im Widerstreite mit seinem Lande, — wobei er sich, wie es scheint, über deren Tragweite nicht einmal klar war. Monarchen ohne das Genie der Herrschaft sollten froh sein, konstitutionell regieren zu dürfen. Bei dem jetzigen Zustand der Völker westlicher Kultur geht es schließlich immer einmal schief, wenn einer, ohne durch Genie zur Selbstherrschaft berechtigt zu sein, in Selbstherrlichkeit dilettiert.

Otto Julius Bierbaum.

Wiener Mädchen. Die Schwestern Nagel in der „Fledermaus“.

Von Feliz Salten.

Es ist eigentlich die reine Sändelei, wenn ich von diesen beiden Mädchen rede. Denn sie haben gewiß nur sehr wenig Talent, und sie werden wahrscheinlich niemals berühmt sein. Sie singen wienerische Lieder in dem Kabarett „Fledermaus“. Aber weil sie gar keine Kunst besitzen, weil ihre Lieder außerdem sehr dumm sind, dürfen sie erst nach der richtigen Vorstellung singen. Die richtige Vorstellung hält nämlich ein gewisses Niveau. Und das könnten die beiden Mädchen am Ende herabdrücken. Wenn also das Niveau nicht mehr gehalten werden braucht, wenn die Leute, die hier die Nacht verjubeln wollen, nur noch Musik zu hören wünschen, während sie im Saal Champagner und in der Bar draußen Cocktail trinken, dann erscheinen diese beiden Mädchen.

Und es ist dann, sowie sie nur zu singen anfangen, als streiche durch den Tabaksqualm hier unten, durch den Weindunst, durch diese ganze verbrauchte Atmosphäre ein frischer Lufthauch. Von draußen her, von den ländlichen Straßen der äußeren Bezirke. Wiesenduft und feuchter Laubgeruch. Mailüsterl, mit einem Wort.

Die ältere von den beiden Schwestern zählt neunzehn Jahre und singt Sopran. Die jüngere ist ein Kind von fünfzehn Jahren und hat eine Altstimme. Gelernt haben sie alle zwei nichts. Wissen nichts von einem regelrechten „Ansatz“, nichts von einem kunstmäßigen Atem, nichts von Gesangstechnik. Sie kommen aus der Vorstadt, von ganz kleinen Leuten, kommen aus dem Volk und singen, wie die Mädchen aus dem Volk in Wien eben singen: „Mir san allzeit fesck und munter . . . hollloß . . . buliäh.“ Und so weiter. In diesen beiden Stimmen aber schwillt eine junge Kraft, die man gerne mit irgend etwas Kräftigem und Fröhlichem in der Natur draußen vergleichen möchte. Wenn das Treiben und Gastschießen der Blätterknospen, das erste Stauben der Haselbüsche, das Ausblühen des Flieders tönen würde, dann müßte es ungefähr so tönen wie diese zwei Mädchenstimmen, die da, erleuchtet

von ihrem inneren Jubel, zusammenklingen. Die helle und die dunkle.

Diese beiden Stimmen haben etwas völlig Unberührtes, wie die Stimmen von jungen Tieren oder von kleinen Kindern. Sie blühen in Unschuld und in Bewußtlosigkeit wie in frischen Farben. Man hört nichts in ihnen, als den Instinkt. Unschuldige, heitere, unbewußte Instinkte. Es ist ein heißes Werben in diesen Stimmen, Zärtlichkeit, Liebe auch, ein bißchen Wehmut, und eine unermessliche Zuversicht. Aber das alles klingt so rein, wie der Gesang von Amseln in den Gärten.

Und noch eines klingt in diesen Stimmen. Nicht etwa in den Worten nur, sondern eben in den Stimmen selbst: der Wiener Dialekt. Er färbt diesen Gesang, ist nicht daraus wegzutillgen, schwingt in jeder Note. Ich weiß nicht, ob die beiden Mädchen auf dem Allsergrund wohnen, oder in Liechtenthal, oder in Ottakring, ob sie in einer dieser Gegenden von Wien zu Hause sind, von wo ja immer die festschesten Fiaker, die begabtesten Wäschermädel und die fernsten Natursänger her sind, und von wo es nirgendwo mehr weit ist hinaus nach Grinzing, Heiligenstadt oder nach Neustift am Wald, zu den Heurigenstinken. Aber der ganze Allsergrund, das fröhliche Liechtenthal, an dessen Rande Schubert geboren wurde, Ottakring ebenso wie Heiligenstadt scheinen einfach aus diesen Mädchen zu singen. Urlaute. Es kann ja freilich geschehen, daß man einmal einen Rutscher fluchen hört, oder einen Strizzi, und daß man auch da den ganzen Allsergrund mitsamt den anderen Gegenden herauspürt, daß es gleichfalls ein Urlaut ist, daß sich einem aber dabei der Magen umdreht vor Ekel. Allein das gehört auf ein ganz anderes Blatt. Das sind Akzente, die aus der tiefsten Beschmutztheit eines Volkes aufsteigen, Laute, die mit einer Kruste von Brauntweinräuschen, von Unzucht, von dumpfen Begierden und von unwissender Gemeinheit bedeckt sind. Die Stimmen der beiden Mädchen jedoch bringen unmittelbar aus dem Gemüt des Volkes hervor.

aus der Jugend des Volkes herauf. Sie geben die wirkliche Art des Volkes, wie sie im Frühling seiner Kinder sich aufblättert. Das Elend ist noch nicht über die Kindlichkeit dieses Volkswesens hergefallen, hat seinen Glanz noch nicht zum Erlöschen gebracht, der Straßenstaub hat dieses Wesen noch nicht befleckt, der Alkohol noch nicht mit seiner Heiserkeit vergiftet. Die Armut kann noch unschuldig lächeln, steht dem Reichtum noch nicht mit geballten Fäusten gegenüber und noch nicht mit der unterwürfigen, verlogenen Schauspielerei der Prostitution. Die Stimme dieser beiden jungen Mädchen ist noch ganz ohne Patina, ist von gewerbmäßiger Verlockung noch nicht geschminkt, von eingetübter Gefallsucht noch nicht gefälscht, ist vom Dunst nächtlicher Vergnügungsfeste noch nicht umschleiert.

Das fühlen denn auch die vornehmen und eleganten Frauen, die manchmal mit ihren Männern hier hereinkommen. Sie schauen die beiden Mädchen nicht mit jenen fernen, neugierigen, mißtrauisch-verschanzten, neidischen und hochmütigen Augen an, mit denen sie sonst von ihrer Legitimität herab auf Geschöpfe blicken, die sich produzieren und preisgeben. Sie ziehen diese beiden Mädchen an sich, küssen sie auf die Wangen, küssen sie mitten auf die jungen roten Lippen, auf denen noch der helle, unberührte Gesang schwebt. Die jungen Mädchen beugen sich anmutig und respektvoll nieder, um den Damen die Hand zu küssen, und nehmen sich aus wie Komtessen in einer großen Gesellschaft. Dann gehen sie aus solchen Liebkosungen hervor mit einem Lächeln, das ganz frei, ganz arglos ist, und dem Lächeln gehätschelter Kinder gleicht. Die vornehmen und eleganten Frauen sind gerührt, wenn sie diese Mädchen sehen. Es ist die prangende Jugend, die sie verehren, ihr warmes, blühendes Dufte, von dem sie bezaubert werden. Und irgendwie fühlen sie sich auch in ihrem Gewissen beunruhigt, erleben Sekunden, in denen sie sich der eigenen Geborgenheit beinahe schämen, denken vielleicht an die Grausamkeit einer Weltordnung, die so viele, so unzählig viele dieser jungen, sanften, lieblichen und süßen Geschöpfe auf Pflaster

schleudert, sie im Wirbel niedriger Vergnügungsdienste zermalmt, sie verbraucht, beschmutzt, entseelt, um sie dann wie Rehricht hinwegzufegen.

Die Mädchen singen. Die Neunzehnjährige ist voll und aufgeblüht, und das Feuer, das in ihr schon erwacht, versengt langsam die Fäden, mit denen sie noch immer an ihre Kindheit geknüpft ist. Sie gleicht, wie viele Wiener Mädchen, einer Italienerin. Ihre Augen sind dunkel und ein wenig melancholisch. Aber wundervoll ist die Heiterkeit ihres Lächelns, des Lächelns ihrer geschwungenen Lippen, ihrer blanken, weißen Zähne, ihrer Grübchen. Daneben steht die Fünfzehnjährige, dünn und schlank, und auf dem langen runden Halse den kleinen Kopf stolz emporgehoben. Sie lobert noch von zielloser, übermütiger Kraft. Durch die langen, feidigen Wimpern flammen die braunen Augen hervor, wie zwei beseelte Topase. Und ihr Lächeln funkt. Wenn man dieses frische, unwahrscheinlich porzellanfarbene, milchweiß und rosa überhauchte Antlitz anschaut, die kurze feine Nase, die schmale leuchtende Stirne, von der die Augen edel überschattet werden, den kleinen Mund mit der hochgeschürzten Oberlippe, dann wird man an Jugendbilder der Kaiserin Elisabeth erinnert, an Bilder aus ihrer Mädchenzeit, als sie noch Prinzessin von Bayern war.

Die beiden Mädchen singen. Lieder, banale Lieder, die draußen in der Vorstadt irgendwo auf den Straßen oder in den Schenken geboren werden. Will man bessere hören, dann muß man sie erst von ihnen verlangen, den Auerhahn, oder die Linzerischen Buama. Und dann singen sie: „... Wann d'r Auerhahn balzt“, und: „... So san mir Landbleut“... Die Neunzehnjährige singt mit gütiger Milde, als erfülle sie aus besonderer Gefälligkeit den Leuten eine Bitte. Die Fünfzehnjährige aber hat in ihrem hochaufgerichteten Leib, in dem graziösen Bäumen des kindlichen Nackens eine Haltung von unbeschreiblichem Adel. Und wenn von den stolzgeschürzten, lächelnden Lippen ihre Altstimme, goldbraun und äppig, sich aufschwingt, dann ist es, als gewähre sie den Menschen eine Gnade.

Die Ältere spürt schon leise den Rapport mit den Zuhörern, wird schon manchmal, wenn ein Blick sie trifft, vom Erröten der Befangenheit überflogen. Aber die Jüngere, wenn sie singt, ist wie entrückt, steht da wie in einer eigenen Atmosphäre, wie eingehüllt in den Glanz und in die Unnahbarkeit ihrer Jugend.

Nur wenn sie ihren Gesang hier und da mit einer Gebärde, mit einer illustrierenden Handbewegung ausstatten wollen, kommt die äußerste Vorstadt deutlich zum Durchbruch. Da ist dann in solchen Gesten eine falsche Anmut, etwa wie sich das Volk die Noblesse ausmalt. Und es ist in solchen Handbewegungen die vermeintliche Schönheit, wie beiläufig in den großen roten Papierblumen, mit denen die kleinen Leute ihre gute Stube zum Salon aufpuzen. Wahrscheinlich würde dieses ahnungslose Gebärdenpiel das künstlerische Niveau der Kabarett-Vorstellung drücken. Den Mädchen schadet es gar nicht, es macht sie nur echter. Und im übrigen tun sie es ohnehin selten. Dafür besitzen sie eine Rostbarkeit, die man selbst bei großen Künstlern nicht immer trifft, und die nur den unverdorbenen Kindern eines alten Kulturvolkes eigen ist: sie können sich hergeben, in ihrer ganzen Fröhlichkeit, in ihrer heltern Laune, in ihrer Schönheit, in ihrer Anmut, in ihrem bereitwilligen Gesang, aber sie vergeben sich niemals etwas dabei. Ihr ganzes Wesen hält mühelos jede plumpe Vertraulichkeit von ihnen ferne. Kommt ihnen aber jemand einmal mit einem Dirnenscherz zu nahe, dann sind sie auch nicht zornig, nicht entrüstet, nicht beleidigt; sie können den Zubringlichen nur betrübt oder erschrocken ansehen, wie man jemanden anschaut, der einen Vertrauensbruch begeht, oder der eine schöne Geselligkeit zerstört. Und sie haben es im Gefühl, sich wortlos abzuwenden.

Die wienerische Landschaft rings um Heiligenstadt, an den Hängen des Rahlenbergs, im stillen, waldigen Tal von Weidling am Bach, sieht oft im Mai, von Lerchen überjubilant, von blauen Berggipfeln begrüßt und vom sonnigen Himmel überspannt, ganz genau so aus, wie Beethovens Pastoral-Sinfonie im

Urzustand. Man fühlt in dieser Landschaft: Ja, hier war diese Sinfonie hingebreitet, da lag sie auf der blühenden Flur, strömte ihren flingenden Atem aus, bis der Meister hier wandelte, sie aufnahm und dieses ganze Gefühl in sein Werk schloß. Und wenn man über die Eisene Hand zum Rahlenberg hinaufsteigt, oder von Grinzing her zum Krapfenwaldl kommt, um sich schaut und unwillkürlich ein Thema aus der Pastorale zu singen anfängt, dann scheint es, als ob diese ganze Landschaft allsogleich mit einstimmen würde. Und dann wird aus Beethoven und aus dieser Landschaft ein Ganzes, dessen göttliche Einheit wunderbar einfach und im Tieffsten mühelos zu begreifen ist. Die beiden Mädchen wieder sehen aus wie Schubert-Lieder. Man kann die Neunzehnjährige nicht anschauen, ohne daß einem irgendeine Melodie aus der Schönen Müllerin einfällt, und die Fünfzehnjährige nicht, ohne an die frühlingsklare Weise der „Forelle“ zu denken. Schubert-Lieder, die in ihrem Urzustand, als liebliche junge Mädchen, in Wien umherliefen, bis der Franz Schubert kam und sie auf seinen fröhlichen Spaziergängen einsang, in ihrer unfassbaren Anmut und ihrer lächelnden Unschuld.

Es gibt viele solche Mädchen in Wien, wie es ja auch im Wald viele Rotkehlchen und Meisen und Buchfinken gibt. Wenn man aber solch ein Rotkehlchen oder eine Meise im Vogelbauer hat, und das kleine eingefangene Wesen hebt nun im Zimmer mitten unter all dem kultivierten, künstlichen Hausrat zu singen an, dann geschieht es eben, daß man des Waldes gedenkt, seines Duftes, und seiner Freiheit. Und in dem Kabarett „Flebermaus“, nach all den feinen artistischen, parfümierten Ergötzungen, um zwei Uhr nachts, in diesem kultivierten, von Zigarettenrauch und Champagnerdunst durchnebelten Saal, sind diese Mädchen wie frische Luft und wie Nachmittagssonne im Frühjahr. Aber sonst bedeuten sie nichts Seltenes. Es gibt in Wien sehr viele Mädchen wie die Schwestern Nagel. Das wächst auf, und blüht, und singt, um eines Tages wieder zu verschwinden. Und es ist eigentlich die reine Sünde, wenn ich von ihnen rede.

Randbemerkungen.

Die Bazillenkutsche.

Als dem Kaiser der Wunsch unterbreitet wurde, er möge an der offiziellen Eröffnungsfahrt auf der Straße Charlottenburg-Westend teilnehmen, stimmte er, wie Berliner Blätter melden, sofort zu, meinte aber: „Die Herren haben doch hoffentlich neue Wagen; in eine Bazillenkutsche setze ich mich nicht!“

Die Aeußerung des Kaisers beweist einmal wieder, mit welchem regen Interesse der Monarch den Forschungen der neueren Wissenschaft folgt. Auch die Lehre von den Bazillen ist seinem universellen Geiste nicht entgangen. Besonders bezeichnend für die Eigenart des Kaisers aber ist es, wie er Leben und Lehre miteinander durchdringt. Wir Durchschnittsmenschen sammeln zwar auch ein bescheidenes Tatsachenmaterial, indessen bleiben uns Theorie und Praxis zwei exzentrische Kreise; der Kaiser hingegen weiß seine wissenschaftlichen Erfahrungen fruchtbar zu machen; sie durchtränken gleichsam seine ganze Persönlichkeit, bestimmen sein Wollen und Handeln, und so ist er ein Kulturmensch im schönsten Sinne des abgegriffenen Wortes. Goethes Bekenntnis: „Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben“, ist so recht für ihn gesprochen.

Es würde gänzlich ungerecht sein, dem Kaiser vorzuwerfen, daß er zu besorgt für sein Leben sei. Wir dürfen nicht vergessen, was dies Leben für uns, für den Staat, für das Vaterland, für Preußen, für Deutschland, für die Welt, für unsere nationale und humane Entwicklung bedeutet. Der Kaiser hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, sich zu erhalten. Wenn Wilhelm I. sich in der Schlacht von Königgrätz so unvorsichtig exponierte, daß Graf Bismarck sein Pferd am Zügel ergreifen und es aus dem Feuerbereich lenken mußte, so können wir bei aller Bewunderung des persönlichen Mutes, den der königliche Greis bewies, seine Handlungsweise nicht rückhaltlos billigen. Der kaiserliche Enkel ist mit Recht davon durchdrungen, daß das Leben eines Monarchen gar nicht sorgfältig genug geschützt werden könne. Gewiß, es fahren täglich Hunderttausende in der Bazillenkutsche, ohne Schaden zu nehmen. Aber das sind populäre Organismen, die gegen derartige Einwirkungen bereits durch ihre ganze Lebensweise abgehärtet sind. Diejenigen, die den Bazillen zum Opfer fallen, sind zwar für einen engen Familienverband wertvoll, allein der

Tod ist nun einmal unser aller Los, er muß mit Ergebung in den Willen Gottes hingenommen werden, ohne den ja kein Sperling vom Dach fällt und kein Bazillus zu wirken vermag. Den scheinbaren Widerspruch, lieber Leser, der zwischen der innigen Frömmigkeit des Kaisers und seiner Abneigung gegen die Bazillenkutsche besteht, werde ich dir gleich aufzuklären versuchen.

Wer in der Aeußerung des Kaisers die empfindsame Schonung für die Gefühle anderer vermissen sollte, der teilt eben den traurigen Standpunkt der Demokratie, vor der alle Menschen gleich sind. Diese Sentimentalität bleibt allen Gutgesinnten fern. Es gilt vor allem, mit männlichem Ernst auszusprechen, „was ist“, und ob die Vertreter der modernen Irrlehren sich durch die Anerkennung der „gottgegebenen Realitäten“ verletzt fühlen oder nicht, das kann dem Kaiser und uns gleichgültig sein. Das echte soziale Empfinden, das unser Monarch stets an den Tag legt, will nicht öde Gleichmacherei, sondern heilsame Unterordnung. Der König gleicht — so lautet der einzige Satz unserer politischen Glaubenslehre — einem alles überragenden Pic.

Es würde aber eine sehr äußerliche, eine plump materialistische Auffassung sein, wollten wir die Worte des Kaisers lediglich als das nehmen, als was sie sich geben. Niemand, der tiefer schaut, wird ihren symbolischen Gehalt verkennen. Der Kaiser will sich nicht in eine Bazillenkutsche setzen. Wer gewahrt hier nicht ein Gleichnis, das den bedeutsamsten Sinn umschließt? Ist nicht die ganze Atmosphäre unserer Zeit mit den Bazillen der Begierlichkeit, der Auslehnung, des Mörglertums, des Unglaubens, der Vaterlandslosigkeit, kurz, der Demokratie geschwängert? Mit wenigen lapidaren Worten hat hier der Kaiser der gesamten Nation eine ernste Mahnung zugerufen. In der Form eines kategorischen Imperativs lautet sie: „Heraus, deutsches Volk, aus der Bazillenkutsche!“ Liebt es doch der Monarch, bei geringfügigen Anlässen scheinbar achtlos Samenförner auszustreuen, aus denen eine reiche Saat hervorsprossen kann. Wenn der Kaiser hier vor der ganzen Nation auf dem Perron der Untergrundbahn gleichsam seine Lebensanschauung, seine Staatsauffassung bekundet hat, so werden Millionen Deutsche ihm geloben, sich fortan nicht in die Bazillenkutsche zu setzen, sondern treu zu Kaiser und Reich, zu Thron und Altar zu halten. Leider, leider ist ja gegen die Freizügigkeit der demokratischen Bazillen keine Handhabe

gegeben und jede Begegnung mit modernen Menschen ist eine neue Gefährdung unserer politischen Eittlichkeit. Der Kaiser, der selbst die Lösung ausgegeben hat, daß wir im Zeichen des Verkehrs stehen (für welche Regung des nationalen Lebens hätte er nicht das erlösende Wort gefunden?!), ist doch weit davon entfernt, dem Götzen der Zivilisation zu huldigen, er kennt die Nachteile unserer Entwicklung, und wie die Worte des Kaisers stets Glieder einer unlöslichen Gedankenkette sind, so müssen auch diese beiden Aussprüche zu gegenseitiger Ergänzung zusammengehalten werden. Seht euch — so etwa lauten sie dann — auch im Zeichen des Verkehrs nicht in eine Bazillenkutsche, mit anderen Worten, arbeitet rüstig im Dienst des deutschen Handels und Wandels, aber immunisiert euch innerlich gegen die Ansteckungsgefahren der Moderne.

Wie froh muß es uns alle machen, daß der deutsche Kaiser dies Wort gesprochen hat, daß sich würdig dem Kranze seiner schönsten Redebüten einschlief. Keine Lust! Das mußte in der Periode der Hohenau und Lhmar vom Thron herab ertönen. Keine Lust! In dieser Forderung sind Kaiser und Volk sich einig.

Eduard Goldbeck.

Schamgefühl beim Essen.

Die separierenden Wände des Mr. Blix in Chicago, die uns Paul Scheerbart (in Nr. 12) so hübsch vorphantasiert hat, genügen meinem Empfinden noch keineswegs. Ich wünsche mich beim Essen auch vor mir selber oder vielmehr vor dem, was auf den Schüsseln liegt, nicht schämen zu müssen, und muß den Koch von Mr. Blix bitten, dessen eingedenk zu sein, wenn ich dort einmal eingeladen bin.

Daß ich wie ein Raubtier das Fleisch anderer Geschöpfe esse, weiß ich. Dies soll mir jedoch nicht allzu stark zu Gemüte geführt werden dadurch, daß mir Organe und Gliedmaßen entgegenstarren, die aufdringlich an das Tier erinnern, dem sie angehören. Ein Hirn mit seinem feinen Abergast, ein Herz, die Ohren, die Zunge usw., das sind, so wie wir moderne Menschen zum Tier stehen, wahre Thestestmahlzeiten. Ehrlicher wäre freilich, überhaupt kein Fleisch zu essen, was sich jedoch in unserem Klima und bei den an uns gestellten Ansprüchen energischer Arbeitsleistung wahrscheinlich nicht durchführen läßt. Wie man aber in den Städten die Massenabschlachtung der Tiere den Blicken der Öffentlichkeit möglichst entzogen hat, so sollte uns bei der Mahlzeit die unerfreuliche, allzu lebhafteste Erinnerung an das Geschöpf, das wir verzehren, erspart bleiben.

Die Engländer, gemäß ihrem ganzen konservativen Naturell auch an stereotypen Phrasen überreich, verfehlen niemals, wenn eine Ochsenzunge auf den Tisch kommt, den alten Witz zu wiederholen: A tongue, that never said a lie. Ein melancholischer, ja ein bitterer Witz! Da sehen wir menschlichen Wölfe, deren halbes wo nicht ganzes Leben aus Gott weiß wie vielen Lügen sich zusammensetzt, und schlagen die Zähne in die Zunge, „die niemals eine Lüge sprach“!

Sind Schwängern gleich doch diese fatten Männer, wenn abends sie den Platz im Schauspiel füllen und Krebs und Mal im Abgrund ihres Wankes bei Wachteln liegen und bei jungem Lammfleisch. Aus diesen übertünchten Gräbern würd' es aus diesen Mördergruben — blöden, mühen, in allen Tönen schnarren, piepsen, lästern, wenn, was da ganz und halb und viertels modern, noch laut und Stimme hätte . . .

(„Der Heilige und die Tiere.“)

J. B. Widmann.

Parlamentarische Duelle.

Herr Diederich Hahn hat umsonst Kampfbahn sein wollen: seine Kartellträger lehrten von dem Kollegen, den er sich zum Widerpart aufersehen, unverrichteter Dinge zurück. Aber nicht darin offenbart sich der Wandel der Zeiten, daß eine Herausforderung zum Zweikampfe ganz einfach abgelehnt werden konnte, — interessant war dieser Fall aus einem ganz anderen Gesichtspunkte: hier zum erstenmal ereignete es sich, daß auf den Herausforderer ein Schein der Lächerlichkeit fiel und die Sympathien des Publikums sich ganz offen dem anderen, der das Unsinnen des Duells mit einer kühlen Handbewegung abwies, zuwandten. Daraus ergibt sich, daß die Leute in der Beurteilung des Duells nunmehr sich auf der allein richtigen Fährte befinden. Bisher galt das Duell als Unfug, nunmehr wird es als eine Narretei angesehen. Ein Unfug ist ein zähes Luder, je mehr man dagegen ankämpft, desto mehr wurzelt er sich fest. Aber die Narretei bringt sich selber um: das Lächerliche tötet niemanden gründlicher als eben sich selbst.

So redet ein Philister? Ja gewiß, dieser Einwurf trifft den Nagel auf den Kopf. Aber wenn die Romantik des „ritterlichen Ehbegriffs“ ablehnen, gleichbedeutend mit philisterhafter Denkungsart ist, dann ist eben unser ganzes Zeitalter eine Epoche des Philistertums. So weit sind die herkömmlichen Werte der sozialen Gesittung — gottlob — doch schon umgewertet, daß man in der Heldenpose eines

Duellanten nachgerade zum Gespött aller vernünftigen Leute wird. Selbst in Frankreich, dem klassischen Lande der politischen Duelle, würde ein Paul Garnier de Cassagnac, der sich als unerschrockener Raufbold noch vor kaum vierzig Jahren eine parlamentarische Position gemacht, heutzutage einfach ausgelacht werden. Der Haubegen, der auf dem Koftrum bloß mit Argumenten ad hominem wirken wollte, wäre in unserer gründlich vernüchternen Zeit eine Witzblattfigur, sogar im hitzigeren Süden, — wie erst auf dem kühlen deutschen Boden, wo kein Verstand, so gering er auch sei, das angeborene Recht hat, mit dem Temperament durchzugehen.

Das parlamentarische Duell aber hat den Vorzug, noch viel einfältiger als alle übrigen zu sein. Die Herren Parlamentarier besitzen das öffentlichrechtliche Vorrecht der Immunität. Weh dem, der ihre Redefreiheit anzutasten wagt. Er vergreift sich mit frevelnder Hand an einer grundlegenden Bürgerschaft der konstitutionellen Freiheit. Und diese Immunität, die den Land- und Reichsboten gegen die höchsten Staatsgewalten schützt, sie sollte ihn nicht gegen die „ritterliche“ Rauflust seiner gesetzgebenden Kollegen sein können? Ein Gesetzgeber, der seinen politischen Gegner aus der parlamentarischen Arena, wo er ihn nicht zu bezwingen vermocht, auf den Mensurboden nötigen möchte, legt mit eigener Hand eine Bresche in den Wall jenes öffentlichen Rechtsschutzes, der als einzig wirksame Gewähr legislatorischer Unabhängigkeit errichtet wurde und ohne den der ganze Parlamentarismus zu einer Farce hinabsinken würde. Ein Parlament, das gesunden Sinn für die eigenen Existenzbürgschaften hat, sollte, so wie ihm ein solcher Fall unterkommt, sofort die Aufhebung der Immunität des herausfordernden Abgeordneten beschließen und aus eigener, feierlicher Initiative seine strafrechtliche Verfolgung beantragen. In England, wo die Wiege des Immunitätsrechtes stand, würde solches ohne Zaudern stattfinden, wenn dort das Duell nicht schon seit unvordenklicher Zeit in der Kumpelsammer gründlichst totgeschlagener gesellschaftlicher Einrichtungen läge.

Entsinnen wir uns recht, so wird die interparlamentarische Konferenz heuer in Berlin tagen. Wir wüßten für sie eine dankbare Plattform, auf der sie endlich mal etwas Nützliches vollbringen könnte. Ohnehin hat diese illustre Körperschaft seit ihrem Bestande nichts geleistet als tönende Reden und glanzvolle Festmahle, glanzvolle Festmahle und tönende Reden. Als sie ins Leben gerufen wurde, stellte sie sich das hehre Ziel, ein beständiges Organ der Friedensliebe der Völker, eine

Pflegestätte der internationalen Verbrüderungsidee zu werden. Und merkwürdig genug, nie hat es noch so viele Kriege gegeben, als seit dem pitoyablen Bestande dieser Körperschaft. Wir hatten seither den türkisch-griechischen, den chinesisch-japanischen, den britisch-südafrikanischen, den amerikanisch-spanischen und den schrecklichsten unter allen, den russisch-japanischen Krieg. Wäre die interparlamentarische Konferenz schuld an dem Ausbruch dieser Fehzüge, man könnte sich über sie empören, aber sie auslachen müßte man wenigstens nicht. Nein, wahrhaftig, verschuldet hat diese erlauchte Körperschaft all dies Blutvergießen nicht. Aber auch zu verhüten hat sie es nicht vermocht. Das menschenfreundliche, von Friedensliebe überquellende Herz wollte ihr im Leibe vor Wehmut brechen, — aber nicht einen Finger hat sie gerührt, nicht ein Wort des Protestes hat sie gewagt, um so düsteres, so reiches Unheil abzuwehren. Sie hatte Maulaffen feil, während die Völker aufeinander Schlagen.

Ich muß sagen, nie ward einem großartigen Ziele mit geringerem Erfolg und mit empörenderer Lässigkeit gedient, als in diesem Falle. Und nichts Drolligeres kann ich mir denken, als diesen hochansehnlichen Areopag der weltbeglückenden Politik der Friedensliebe, der alljährlich einmal in den kurzen Zeitintervallen zwischen einem halben Duzend von Festgelagen und sonstigen solennen Veranstaltungen saßungsvoll und gravitatisch die Friedensschalmei bläst, um dann — re optime gesta — auseinanderzugehen und daheim in olympischer Seelenruhe alle Kriegskredite zu votieren. Lebte Offenbach noch, der Spötter mit dem graziösen Henkerwitz, das gäbe eine Operette, worüber die Menschheit sich den Rudel wund lachen müßte.

Das parlamentarische Duell ächten und durch grausamste Brandmarkung abschaffen, — das wäre nun die Plattform, auf der die interparlamentarische Konferenz endlich etwas Heiliges zu wirken vermöchte. Ihr wolltet Frieden stiften unter den Völkern? Das ging, wie ihr seht, über eure Kraft. Aber daß die Gesetzgeber eines und desselben Volkes im Rahmen ihrer politischen Sourniere niemals zur ultima ratio greifen sollen, — das zu bewirken, muß doch wahrlich keine unlösliche Aufgabe sein. Es gehört dazu bloß ein feierlicher Beschluß, in dem ausgesprochen würde, daß ein Gesetzgeber, der politische Differenzen mit der Waffe austragen will, ehrlos sei und von den Gesetzgebern aller Länder als ein Frebler an der Friedensidee und an den Freiheitsrechten der Nation geächtet werde.

Ob eine solche Resolution, wenn sich jemand

findet, sie zu beantragen, angenommen würde? Ich glaube wohl. Aber ob hernach unter denselben Männern, die sie votierten, sich nicht manche finden werden, die, wenn es ihnen paßt, es dennoch auf eine Duellforderung an-

kommen lassen, dafür möchte ich die Hand keineswegs ins Feuer legen.

Dazu kenne ich die Körperschaft viel zu gut. Gehör ich ihr ja seit manchem Jahre an. Viator.

Theater und Mode. Von Helene Volchert-Liech.

Theater und Mode stehen in innigem Zusammenhang miteinander. Von der Welt des schönen Scheins zu der des oft trügerischen Scheinens findet in Toilettenfachen eine rege geistige Befruchtung statt. Bekanntlich ist die Pariser Bühne die Hauptversuchsstation der großen Kostümkünstler. Von dort herab lancieren sie die Eingebungen ihrer Kleider-Muse, die sie sich oft nicht wenig kosten lassen. Bezieht doch in Paris so manche Schauspielerin ihre fürstliche Bühnengarderobe völlig umsonst, einzig und allein als Gegenleistung dafür, daß sie sich zum deklamierenden, agierenden, posierenden Mannequin hergibt. In der Regel glückt auch die Finanzoperation. Das von dem und dem renommierten Hause luxuriös bekleidete Stück, das mit einer Wenigkeit fadenscheiniger Handlung und viel falschem Pathos abgefüllt ist, kann ruhig durchfallen. War der Griff sonst nur ein glücklicher, so regnet es darum doch Bestellungen auf diese oder jene besonders gelungene Fassung, und die Auslagen machen sich reichlich bezahlt.

Die Sterne erster Größe haben es natürlich nicht nötig, sich derart vor den Siegeswagen der Toilettenkönige spannen zu lassen. Sarah Bernhardt und besonders die Réjane komponierten sich in ihrem mit Spiegelscheiben bekleideten Allerheiligsten nicht nur ihre Gesten und Attitüden, sondern auch ihre Toiletten zusammen. In jüngeren Jahren nutzte die Réjane ihren weitgehenden Einfluß in Mode-dingen sogar dahin aus, daß sie den Schneidern ins Handwerk pfuschte und im eigenen Atelier für die Berliner Damenwelt arbeiten ließ. Als besondere Vergünstigung durften bei den Anproben die in ihrer Art einzigen Beleuchtungseffekte dieses Spiegelsalons in Aktion treten. Die Damen konnten selbst entscheiden, ob ihre Toiletten auch allen Situationen gewachsen seien, ob deren Schönheit bei Monden- oder bei Sonnenlicht, bei Schneeechein, elektrischem Licht oder der roten Glut einer Feuersbrunst am besten zur Geltung komme — oder je nachdem auch einbüßte. Daß solche vom Licht poetischer Verklärung umstrahlte Kleider nicht mit dem vulgären Maße gewöhnlicher Preise gemessen werden konnten, verstand sich von selbst.

Sarah Bernhardt und Eleonore Duse dagegen nehmen eher die Stellung von Klassikern unter den Dichtern von der Nadel und Elle

ein. Ihre Modeschöpfungen machen keine Schule, oder wenigstens nur ausnahmsweise, wie seinerzeit Sarah Bernhardt's Wiglon-Jadett. Im ganzen genommen ist die persönliche Note in diesen Gewändern zu groß, sie sind zu sehr auf Elite-Erscheinungen abgestimmt, an denen keine unschöne Bewegung die Harmonie des Linienflusses, den Adel der Plastik zerstört, als daß sie sich so ohne weiteres auf Durchschnittspersönlichkeiten übertragen ließen. Beide Künstlerinnen verwirklichen in gewissem Sinne das Ideal, dem die moderne Mode zustrebt: die Individualisierung der Tracht, die eine viel höhere persönliche Kultur voraussetzt, als heute im allgemeinen bei Durchschnittsfrauen gefunden wird, nämlich die Kultur des Schönheitsgefühls und der ästhetischen Darstellung der eigenen Person. Beide Künstlerinnen bleiben daher in der Hauptsache unnachahmlich. Ob Sarah Bernhardt mehr die raffinierten, äußeren Toiletteneffekte bevorzugt, in denen sich die wundervoll geschmeidige, bisweilen an die der königlichen Raken erinnernde Grazie ihrer Bewegungen offenbart, oder ob Eleonore Duse bei der großen Verinnerlichung ihrer Kunst die raffinierten Schneiderkünste verschmäht und sich nur in klassisch einfachen, fließenden, lose wallenden Gewändern darstellt, die nicht durch herausfordernde Pracht das Auge von dem beseeelten Spiel ihrer Mienen und Gesten und deren Einfachheit sie zum Symbol verklärt von der Inferiorität alles leblosen Sachentrams gegenüber der geheimnisvollen sieghaften Schönheitsgewalt einer großen Seele.

Augenblicklich heimgst ein Stück des Theaters der Porte Saint-Martin außer den literarischen auch reiche Toiletten-Lorbeeren ein. Die düster-sensationelle Episode französischer Geschichte, auf der es fußt, dient den Prachtanzügen als effektvolle Folie, und dank der Suggestion, die die Rollen der Hauptdarstellerinnen auf ein empfängliches Publikum ausüben, und ihrer Schönheit, beginnen diese Kostüme die heutige Mode zu beeinflussen. Welche ehrgeizige und prunkliebende Dame gefiele sich wohl nicht in der Vorstellung an eine Montespan heranzureichen, wenn sie ein Kleid anlegt, wie es Mlle. Dathy, die schöne gefeierte Darstellerin der stolzen Geliebten Ludwig XIV. in L'affaire des poisons von Victorien Sardou trägt. Zudem hat die moderne

Schneiderkunst ihr möglichstes getan, uns den damaligen Stil mundgerecht zu machen, der augenblicklichen Moberichtung zu nähern und da die Schnebentaille, sowie die Louis XV. und -XVI.-Elemente schon darin vorhanden sind, so konnte man ohne Gewaltthat leicht noch ein paar Dezennien weiter bis auf die Zeit des Sonnenkönigs zurückgreifen.

Der erste Akt bietet uns keine eigentlichen Modeoffenbarungen, denn er spielt im Amtszimmer des Pariser Polizeichefs unter lauter Männern, denen der Abbé Griffard die Spur einer ganzen Sündflut von Giftmorden aufdeckt. Im zweiten Akt können wir Mlle. D'Ormoize, Gesellschaftsdame der momentanen Flamme des Königs, der schönen Fontange in einer sentimentalen Robe aus zartblauer Seide bewundern. Die hohe, glatte, fast schmucklos wie der Rock gehaltene Schnebentaille bedeckt oben ein breiter einfacher Spitzenkragen. Ganz diskret sind die mehrfach gerafften, halblangen, unten in Spitzenvolants ausfallenden Ärmel, oben von spanischen Schlitzen durchbrochen, aus denen kleine weißseidene Puffen herausquellen. Die ganze Erscheinung ist ein Bild naiver Unschuld, die sich in ihrem ratlosen Schmerz bei der gefährlichen, Liebestränke brauenden, genial-verbrecherischen Wahrsagerin Boissin Hilfe holt. Denn der Geliebte der Mlle. D'Ormoize hat sein wankelmütiges Herz soeben der schönen Fontange zu Füßen gelegt. Nebenbei gesagt, eine sehr risikante Dummheit dieses unerfahrenen jungen Mannes.

Wie die blaue Unschuldsseide ihres Gewandes plötzlich zürnend und entsezt aufrauscht, als die tückische Boissin ihr einen ihrer Giftränke als Heilmittel anpreist. Aber als sie aus der Höhle des Verbrechens fortstürzt, wird sie unglücklicherweise von Kavalieren des Hofes gesehen, die einige Vertrautheit mit diesem berüchtigten Ort verraten. Ganz am Ende des Aktes, als die Luft wieder rein ist, erscheint Mme. de Montespan in Herzensnöten, um sich Liebespulver zu holen, mit deren Hilfe sie den treulosen König von der schönen Fontange fortzulocken hofft. Von der düster-grell sinnlichen Farbenpracht des Prunkgemachs hebt sich die in die Farben der Hoffnung gekleidete wunderschöne Maitresse des Königs wie eine Lichterscheinung ab. Durch das in lange Locken aufgelöste goldblonde Haar schlingen sich Perlenschnüre. Kaum daß der Ansatz des vieredigen Ausschnitts die edlen Linien des Halses, der Schultern unterbricht, während das in Form eines nach unten gerichteten Herzens geschnittene plastronartige Vorderteil der Schnebentaille die Schmiegsamkeit der Figur hervorhebt. Die offenen, ihre Arme nur mäßig verhüllenden Ärmel mit den langen,

herabhängenden Spitzenvolants geben der Gestalt etwas Priesterinnenartiges, das sich auch in der weich ausfallenden Schleppe des Gewandes ausdrückt, höchstens daß die weichen Stidereien diese Wirkung zum Teil wieder lähmen. Das sanfte Anschwellen der Farben von oben nach unten, mit dem Hauptakzent auf dem sehr tiefen Ausläufer der Schleppe, ist von glücklicher Wirkung. Vielleicht hätte ich gewünscht, daß über diesem Teil eine leichte staubartige Tönung, zuletzt ins Schwärzlich-Dunkle übergehend, symbolisierte, wie ein bis dahin fleckenloses Weib, sobald es auf verbottenen Wegen wandelt, unwillkürlich, unentrinnbar sich mit Schlamm und Staub besudelt.

Das Dämonische ihrer Gegenspielerin, der gewissenlosen, hab- und genüßgierigen Giftmischerin, kommt in ihrer wilden schwarzen Lockenpracht äußerlich wohl einigermaßen zum Ausdruck. Zwar der sehr, ja zu tiefe Ausschnitt markierte das üppige Wesen dieses Weibes recht gut. Aber das allzu steife, schwere Emporstreben des Oberkörpers aus einer zu tiefen Schnebbe, die ihn unschön, über den goldenen Schnitt hinaus verlängerte, die schwerfällige, ungegliederte Rundung der Ärmel, die an Kürbisformen erinnern, ferner die in ihrem Fall (Faltengewoge) durch allzu massige Palmetten- und Rankenstidereien behinderte starre Seide des Rocks nehmen dieser ganzen Erscheinung das Schlangenartige, und bringen ein Element etwas derber Gemütlichkeit hinein, die nicht nur unbeabsichtigt war, sondern auch gänzlich außerhalb der Rolle liegt. Der größte Fehlgriff ist aber wohl der mangelnde Gegensatz in Farbe und Tönung des Gewandes zum Kostüm der königlichen Klientin.

Wie ganz anders und ungleich eindrucksvoller hat z. B. der Maler Burne Jones eine ähnliche Aufgabe in seiner „Circe“ gelöst, von der ein englischer Kritiker sagt, daß es sogar in dem tiefen Schwarz und Gelb der unschuldigen Sonnenblumen, mit denen sie ihr Gemach schmückt, wie Gift und Verderben liegt, und das unruhig schillernde dunkle Gewand der einen Zaubertrank brauenden Circe Geheimnis und Gefahr ausstrahlt. Ist es denkbar, daß eine Frau, die in jener Kostümierung mehr den Eindruck einer etwas pikanten, aber sonst harmlosen Bürgerfrau macht, die „stolze Baathi“, die Geliebte des Königs, dahin bringen wird, ihre Liebespulver, um sie wirksamer zu machen, auf einer sakralen Teufelsmesse zu weihen und dabei, nur mit einer Maske bekleidet, als lebendiger Altar zu dienen?

Der folgende Akt, das Fest zu Versailles in der Grotte der Thetis, ist eine Orgie strahlender Toiletten, in der Mme. de Monte-

spann rosenfarbene Damastrobe mit ihren schweren, perlurchwobenen, silbrigen Passementerien den höchsten Glanzpunkt darstellt. Ihr rund ausgeschnittenes Corset wird, bis zu der Schleppe des vorn getheilten Ueberkleides herab, sorgfältig, den Proportionen entsprechend, von einem förmlichen Brillantfeuerwerk an Besatz-Motiven überrieselt. Auf den rosa Ueberärmeln, unter denen weiße Spitzenfaszaden herausfallen, löst sich die Wucht der Passementerie-Auflagen in leichtere Seiden- und Silberfadensiderei sowie Perlengehänge auf, während das matte Weiß des echten Spitzenstreifens um den runden tiefen Halsausschnitt herum einen ruhigen, indifferenten Uebergang zu dem alle diese Nuancen überstrahlenden Fleischtone der Büste bildet. So in Schönheit prangend, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Glücks, ahnungslos, welche Falle ihr Griffard stellen wird, plaudert sie, anmutig in ihrem Sessel aufgelehnt, mit dem Abbé, der, — erregt durch den Klang ihrer Stimme, sich das Hirn mit der Frage zermartert, ob er hier wohl die maskierte Dame zu suchen habe, die er beim Teufelsgottesdienst in ihrer prachtvollen Nacktheit bewundert hat. Es ist ein Bild, in dem der ornamentale Toilettenreiz mit dem psychologischen der Szene fein zusammenklingt.

Weniger modische Sensationen bieten dagegen die Szenen der Enthüllung und des Sturzes der Mme. de Montespan, sowie die glückliche Versöhnung der Mlle. D'Ormoine mit dem Geliebten ihres Herzens höchstens, daß die Kleider der Hofdamen, vereint mit der langen Rückenschleppe, die jetzt vorbildlichen Panniers aufweisen. Außerdem interessiert vielleicht noch die Toilette der Mlle. Desoillets, die zum Gefolge der Mme. de Montespan gehört, und deren falsche Aussage die arme Unschuld Mlle. D'Ormoine in so große Ungelassenheiten bringt. Hier ist das Wesen der Rolle auch im Kostüm gut gewahrt. Das dunkle Ueberkleid, das sich auch in der vorchriftsmäßigen Schwebel fortsetzt, und in dem ein heller Streifen aus Bandschlupfen die Trennungslinie bezeichnet, fällt vorn lose über einem hellfarbenen Moireekleid auseinander. Der mit der Spitze nach unten gerichtete helle, mit Schleifen und Guipure dekorierte Einsatz, sowie die prächtigen Guipure-Armel verleihen dem Anzuge etwas Festliches inmitten all der leichten Erscheinungen, ohne mit dem dargestellten leichtspurig perfiden Charakter in Widerspruch zu geraten. —

Eine Anregung, die in prinzipieller Hinsicht für die Frauentoilette der Zukunft vielleicht noch von weit tieferer Bedeutung ist, gab kürzlich eine amerikanische Tänzerin, die ihr Exogonito nicht lüften wollte, auf einer

Matinee im Hohenzollern-Kunstgewerbe-Museum mit den Schleierstoffen des Malers Mariano Fortuny. Weißer, nebelartiger Chiffon war hier mit handgedruckten altgriechischen Motiven geschmückt, die ein schwacher Abglanz uralter, verklungener und wieder auferstandener Herrlichkeiten aus den Ausgrabungen in Knossos sind, einer Stadt auf Kreta. Wie die Tänzerin die weißen Wogen zusammenraffte, grazios bauchte, in schwebendem Rhythmus niederfluten, ihre sehnig schlanke, hüftenlose Gestalt von einem stetig sich auflösenden und wieder formenden Faltenregen umwallen ließ, war ein ebenso eigenartiges als fesselndes Schauspiel. Denn aus diesen Toilettenmotiven entwickelten sich zu leise wiegenden und schwingenden Melodien reizvolle Tanzpantomimen. Bald gab eine Sortie da bald den Anlaß zu einer Symphonie ruhiger Paß und Bewegungen von wunderbarer Harmonie. Bald entspannen sich aus einer Matinee eine Fülle reizender Genrebilder, wie sie eine in die Mythen der Toilette vertiefte schöne Frau unbewußt dem Künstlerauge darbietet. Und dann die Szenen mit dem Spiegel! Dieser mannigfach bewegte, entzückende Flirt mit dem eigenen holden Bilde, dieser allmählich sich steigende Rausch des Hasche- und Versteckspiels mit sich selber, der in eine Ekstase hinreichenden Triumphes ausklang.

Spanische, venetianische, orientalische Tanzvisionen steigen aus einem Meer flimmernden Lichtes in meiner Erinnerung dabei auf. —

Allerdings darf sich wohl kaum ein anderer Stoff so hoher Bildsamkeit rühmen, wie dieser hauchartig dünne Chiffon. Ob Schleier, Kopfhülle, Schal, Mantille, Gewand-Ueberwurf, Spielzeug neckischer Laune, Liebeswaffe, Schildtänzelnder Rolletterie, immer läßt dies Gewebe ahnen, daß seine Verwandlungskünste damit noch lange nicht erschöpft sind.

Um diese Fortuny-Schleier für die moderne Toilette wirklich fruchtbar zu machen, müßte unsere Frauenwelt allerdings die Kunst der schönen Faltenbrapierung wiedererlernen, in der die vornehmen Griechinnen und Römerinnen Meister waren. Dann erst dürften wir von einem Anfang individueller Kostümierung sprechen. Hierbei möchte ich mir die lehrerische Bemerkung gestatten, daß der Gipfelpunkt der Schönheit, streng genommen, erst erreicht werden kann — und alle Bildhauer und Maler werden mir darin Recht geben — wenn diese Schleierstoffe auf nackten Körpern, statt wie bei der amerikanischen Tänzerin auf einem weißen Spitzenkleide, drapiert werden.

Aber die Künstler sind nun einmal Träumer im Reich des Ideals, bestenfalls einer unabsehbar fernen Zukunft.

Zum Abschied.

(Mel.: Wohlauf noch getrunken . . .)

Wohlauf nun, zieh zu die
Gardinen und wein'!
Abe, Herr von Tschudy,
geschieden muß sein.
Abe nun, ihr Bilder
im Lustgartenhaus.
Man treibt in die Ferne
dich mächtig hinaus,
hinau—hau—aus!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Bist du der Direktor
im kunstbunten Saal,
so wünsch dein Protektor
dich deutschnational.
Deutsch sei dein Empfinden,
was welsch ist, sei roh! —
Deutsch seien die Künstler,
deutsch jedes Tableau.
Tableau—oho!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Die Impressionisten
sind ohne Geschmack.
Wir lieben als Christen
den glänzenden Lack,
das strahlende Deutschtum —
— juchheirassassah! —
und lehren den Bürger
Respekt und Hurrah!
Hurra—aha!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Du hast, Herr von Tschudy,
gefrevelt — und wie!
Nun lasse in Ruh' die
Tableau-Galerie.
Kultur wollst du züchten,
den Drill triebst du aus.
Drum schickt man auf Urlaub
dich mächtig hinaus —
hinau—hau—aus!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

J. Diot.

Reichstagsfrühling.

Der Frühling beginnt zu grünen,
die ganze Welt erwacht,
nur auf den Reichstagstribünen
wünscht man sich gute Nacht.
Des Volkes erwählte Boten
lesen schon wieder Etat.
Die Blödler, die Schwarzen und Roten
bemüh'n sich um Afrika.
Der Neger schmört Missionare
in unverdorb'ner Natur.
Wir aber bringen ihm Ware,
Soldaten und deutsche Kultur.
Und daß es an nichts ihm fehle,
bestätigt Herr Erzberger fromm
ihm die unsterbliche Seele,
mit der er zum Himmel komm'.
Da draußen beginnt's zu grünen, —
der Frühling, der Frühling erwacht.

Auf den Schornalistentribünen —
— unsterbliche Seele! — wer lacht?!
Aus Gröbers begnadeter Rehle
„Gaubengels!“ brüllt es hinauf.
Bei der unsterblichen Seele
hört die Gemütlichkeit auf.
Die Schornalisten entweichen
entrüstet und mit Eklat,
und unregistriert verstreichen
die Reden zum Reichsetat.
Oh, daß es doch immer so bliebe
im deutschen Vaterland;
wir nähmen mit viel mehr Liebe
die Tagesblätter zur Hand.
Wir jauchzten aus fröhlicher Rehle:
„Das hat in kindlichem Wahn
mit seiner unsterblichen Seele
Herrn Erzbergers Nigger getan.“

J. Diot.

Aus dem Musikleben.

Auf dem Titelblatt der Jubiläumsschrift, die Richard Sternfeld dem Philharmonischen Chor zur Feier seines 25 jährigen Bestehens zueignete, steht als bedeutungsvolles Symbol der monumentale Anfang des Kyrie aus der Bachschen H-moll-Messe, jene wie aus Felsen gehauene Eingangspforte zu dem größten Wunderwerk Bachscher Polyphonie. In der Tat: In Bach liegt die Größe und Eigenart dieses exzellenten Chors; im Zeichen des Thomaskantors schritt er von Sieg zu Sieg, und der ihn zu diesen Erfolgen führte, ist sein Gründer und Leiter: Siegfried Ochs. Freilich es war kein leichtes Mühen; galt es doch den Kampf zu bestehen mit dem Schlenkerianer der Musiker und der Gleichgültigkeit der Masse.

Bachaufführungen waren in Berlin zur rechten und schlechten Gewohnheit geworden. Im Fahrwasser einer ruhigen Routine, der alten Tradition gemäß, erklang alljährlich um das Osterfest die Matthäuspassion. Der Vorgang spielte sich stets vor demselben, traditionell festgelegten Publikum ab, ohne weitere Wellenkreise zu ziehen. Da plakte Ochs im Jahre 1895 mit einer Aufführung der H-moll-Messe herein, die wie eine Offenbarung wirkte. Daß das Resultat der 123 Proben ein außergewöhnliches sein mußte, liegt auf der Hand. Und weil in dieser Wochenschrift der Name Ochs zum erstenmal genannt wird, mag es am Platze sein, mit einigen Worten auf die Eigenart dieses Künstlers hinzuweisen. Ochs ist der Chorleiter par excellence, und speziell dieser Umstand bildet die Erklärung für seine ungeheuren Erfolge. Als begeisterter Verehrer Hans von Bülow konnte er seine Bewunderung für das große Dirigentengenie am besten dadurch wirksam in die Tat umsetzen, daß er den vokalén Apparat als großes Instrument behandelt, dem er die differenzierten Ausdrucksmöglichkeiten des Orchesterkörpers abzugewinnen versteht. Daß Ochs diese Tendenz speziell an Bach durchsetzt, ist sein größtes Verdienst. Die in der Schule einer gedankenlosen Tradition erstarrten Chöre Bachs tauen zu neuem, blühenden Leben auf, wenn sie Ochs mit seinem glühenden Impuls durchbringt. Er kommt seinem Bach mit allen Feinheiten einer klug erwogenen Dynamik bei, die nicht nur mit der stilistischen Eigenart sich deckt, sondern auch aus den untersten Tiefen des Ideen- und Stimmungsgehaltes hervorgeholt erscheint. Es ist also kein modernisierter Bach, den Ochs darstellt, wenn er zwischen forte und piano unzählige klangliche Nuancen konstruiert, die auf den verschiedensten Kombi-

nationen der Stimmen in ihren Stärkegraden untereinander beruhen. Ein Hauptvorteil seiner Diktion ist die ungeheure Klarheit, mit der er das scheinbar unentwirrbare Songgewebe erstehen läßt. Diese Deutlichkeit erzielt er dadurch, daß er die Sänger zwingt, jedes Glied der gefürchteten Bachschen Tonketten haarscharf herauszuheben. Hinwiederum sind es klug angebrachte, kurze Pausen, die dem Sänger die Möglichkeit geben, jede Note ihrer Bedeutung gemäß zu beachten. An Beckmessern, die wütend die Tabulatur schwangen und über Entweihung des Bachschen Geistes zeterten, die die dynamischen Gradationen als Maniertheit auslegten, und denen eine bewußt kraftvolle, kurzatmige Deklamation beinahe parodistische Wirkungen zu erzielen schienen, hat es auch hier nicht gefehlt. Was schadet's!

Der letzte Kantaten-Abend, der den äußeren Anlaß zu diesen Ausführungen bildet, zeigt alle die erwähnten Vorzüge im hellsten Lichte. Außer der Nachschaffung der hohen Messe hat sich Siegfried Ochs ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Entdeckung und Neubelebung der Bachschen Kantaten erworben. Von den annähernd 400 Kantaten, die Bach geschrieben, sind leider nur noch ca. 200 erhalten. Unter diesen erhabenen Denkmälern Bachscher Gedankentiefe und höchst entwickelter künstlerischer Architektur Umschau zu halten und das Beste unserer Zeit wiederzugewinnen, ist die vornehmste und schönste Aufgabe des Philharmonischen Chors und seines Leiters. Von diesen Aufführungen geht ein wahrer künstlerischer Segen in die Lande, da die Initiative in den Musikzentren der Provinz köstliche Früchte zeitigt.

In den seit dem Jahre 1901 veranstalteten Kantaten-Abenden hat der Philharmonische Chor nicht weniger als 15 derartige Werke, verschiedene darunter in mehrfacher Wiederholung, zu Gehör gebracht. Diese straff einheitlich ausgestalteten, den höchsten und reinsten Stil darstellenden Aufführungen, die, kraft der ungeheuer vielseitig ausgebildeten Ausdrucksfähigkeit Bachs, immer Neues und Interessantes bieten, haben sich zu einem der wichtigsten Faktoren im Berliner Musikleben ausgebildet. Das bewies wiederum das eben erwähnte Konzert, in dem zunächst die nach damaligen Maßstäben mit unerhört kühner Realistik ausgestattete Kantate „Ihr werdet weinen und heulen“ großes Interesse wachrief. Zwei besonders auffallende Momente bilden der mit verblüffenden Tonmalereien — im Orchester verwendet Bach eine Vitkoloßlöte — ausgestattete Eingangschor, an dem die thematischen Umkehrungen wieder das erstaunlichste Beispiel Bachscher Kontrapunktik sind. Der den

krönenden Abschluß des Werkes bildende Choral erschien in der Interpretation durch Ochs als ein Meisterwerk dynamischer Aufbautechnik. Ein Novum bildete ferner die Kantate: „Es erhob sich ein Streit“, deren bester Teil ebenfalls der gewaltig ausladende Anfangschor ist. Die alte Misere des Mangels an Solisten, die sich den Bachstil zu eigen gemacht haben, führte eine anfänglich unliebsam empfundene Programmstörung herbei. Bei dem Hauptsolisten des Abends, Professor Meschaert, haben sich die Konzertaufgaben in den letzten Jahren zu einem chronischen Uebel herausgebildet, das dadurch noch verschärft wird, daß Meschaert seine Verhinderung sehr oft erst im allerletzten Augenblick ansagt. Dieser Mißstand brachte die Zuhörer um den Genuß von zwei ebenfalls bisher unbekannten Kantaten. Dafür sprang der Chor mit verblüffender Geistesgegenwart ein und brachte — ohne Probe — zwei früher aufgeführte Werke zu Gehör, einmal die gigantische, siebenstrophige Osterkantate „Christ lag in Todesbanden“ und sodann den doppelchörigen Torso „Nun ist das Heil“, beides eine Kraftprobe allerersten Ranges, die restlos bestanden wurde.

In derselben Woche erschien ein Musiker am Pult des Philharmonischen Orchesters, der nichts weiter als ein Priester seiner Kunst, der Rinder des Gedankens großer Meister sein will: Felix Mottl. Auf den ersten Blick bot der Abend so gar nichts außergewöhnliches. Auf dem Programm: Beethoven und Wagner. Alte und allbekannte, gerade an dieser Stelle zum Ueberdruß abgerittene Paradesperde. Dazu der normale Bestand des Unterhaltungskonzertorchesters, dem der stark besetzte Streichkörper fehlte. Aber der einfache, jeder Pose und jeder Tüftelei abholde Mann aus München, der nur Musiker sein will, wirkte Wunder. Und wenn ich auch auf die Beifallsrasereien des Publikums, das solche Orgien oft ganz unmotiviert inszeniert, sonst nichts gebe, diesmal war das Recht auf seiner Seite, denn der Mottl-Abend darf ohne weiteres als der Höhepunkt nicht nur der dieswintlichen Instrumentalkonzerte gelten. Egmont-Ouvertüre, Eroica, Tristanfragmente und Tannhäuser-Ouvertüre bildeten die Etappen des denkwürdigen Konzertes. Wer da Kraftexplosionen, Gefühlsausbrüche erwartete, sah sich enttäuscht. Was sich da offenbarte, war ein Triumph des Pianos, ein wonniges Singen und Klingen, und die Überraschung des Abends bestand darin, daß der Mann, der das Erbe Wagners so treulich zu hüten berufen, mit Beethoven die tiefsten Eindrücke erzielte. Freilich wurde er von den Philharmonikern glänzend sekundierte. Man hat die Eroica in

rein technischer Hinsicht selten so tabellos gehört. In den Holzbläsern dominierte eine prächtige Noblesse des Tons, und die gefürchteten Fanfaren der Hörner im Scherzostiegen rein und schladenlos empor; im Trauermarsch ein unsagbar inniger Zwieselsang zwischen Geigen und Oboe, ein wunderbar zartes Piano, dessen leiseste Vibrationen noch warm beseelt klangen; dazu als prachtvoller Gegensatz der brausende Jubel des Finales. Mannhaft, kernig, gefühlstief, ohne weichen Einschlag, so muß die Eroica gespielt werden; so hat sie der Meister gedacht, so empfindet sie Mottl nach. Und sein Wagner: Bei Isolde's Liebestod mußten diesmal die beliebten Schlagworte von der Gefühlsskrajerei, vom krankhaften Ueberschwang und wie sie alle heißen, verstummen. Was Mottl da erstehen ließ, war von edel geformten Linien umschlossen, alles mehr von einer objektiven Ruhe diktiert, eine von irdischer Leidenschaft abgewandte Verklärung. Die größte Überraschung brachte die Tannhäuser-Ouvertüre mit ihrer nach Bayreuther Tradition gehaltenen Temponahme. Mottl läßt das Preislied der Venus in auffallender Breite und Wucht daherschreiten und nimmt dadurch jedenfalls auch den Bösmäuligsten den Vorwand, das Lied als eine Art feinerer Gassenhauer einzuschätzen. Jedenfalls war die Tannhäuser-Ouvertüre in Mottls Interpretation kein Biergarten-Konzert-Potpouri.

Der bayerische General-Musik-Direktor ist in Berlin gefeiert worden, wie kaum einer vor ihm. Und diese Ovationen sind dem Künstler besonders zu gönnen, weil auch er am eigenen Leibe erfahren mußte, welche Schandtatzen Leid und Mißgunst zu gebären imstande sind. Sie haben seinen Namen in den Schmutz gezogen, ihm die Fäden vom Leibe gerissen; er aber brauchte das Licht nicht zu scheuen; die Verleumder zogen sich scheu in die Ecke zurück, und heute steht der Mann größer als je da, der Stolz des Instituts, dessen Ruhm er kräftig mehren zu helfen geeignet ist.

Mottl hat mit seinem musikalischen Weitblick auch die Bedeutung eines Künstlers erkannt, der noch heute vielfach nicht die Würdigung erfährt, die ihm, seinen Tendenzen und Werken zukommen sollte.

Ich rede von Hector Berlioz, dessen „Episode aus dem Leben eines Künstlers“ im letzten Konzert der „Gesellschaft der Musikfreunde“ in seiner Gesamtheit (Phantastische Symphonie und Celio, oder die Rückkehr ins Leben) zur ersten Berliner Aufführung gelangte.

„Jamais plus intense douleur n'a rongé un cœur d'homme. Je suis au septième cercle de

Penker.“ Diese Worte des Komponisten spiegeln die Stimmung wieder, aus der heraus die beiden Teile des gigantisch angelegten Werkes verstanden werden müssen. Wenn man die damaligen krasen Lebensschicksale Berlioz' in ihren einzelnen Phasen verfolgt, so wird die ganze Exaltation, besonders der Lelio-Szenen durchaus verständlich. Die Komposition stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Damals wurde Berlioz von einer Liebesintrige in die andere gejagt. Miß Smithson und die Demoiselle Moke waren die beiden Flammen, zwischen denen Berlioz, wie ein geblendeter Falter, haltlos hin und her flatterte. Selbstmordgedanken, schlaflose Nächte im Freien, abenteuerliche Reisepläne, kurz, ein Labyrinth von Aufregungen, aus dem der arme Kopf kaum einen Ausweg fand. Wenn man von dem Standpunkt ausgeht, daß die „Fantastique“ und „Lelio“ ein Stück Lebensnerv bilden, wird man an die Beurteilung dieser Stücke mit ganz andern Augen herantreten. Bald ist die „Phantastische Symphonie“ als Verhöhnung und Strafe der Miß Smithson für deren vermeintliche Untreue gedacht, bald will Berlioz, nach dem Bruch mit Camilla Moke, die einstige Geliebte durch einen großen Erfolg wiedererringen. Der Lelio-Monolog selbst ist ein Stück Autobiographie, eine künstlerische Programmrede, eine Abrechnung mit seinen Gegnern, bei der Fétis, der sich vermessen hatte, an Beethovens Symphonien herumzukorrigieren, besonders schlecht abschneidet, sich dafür aber später bitter an Berlioz rächte.

Die erste Pariser Gesamtaufführung der beiden Teile, die ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges bildete, zeigte den Komponisten auf dem künstlerischen Kampfplatz, auf dem er damals Sieger blieb. Heute fallen naturgemäß alle diese Erwägungen weg und es bleibt die Frage, ob sich eine Gesamtaufführung des „Lelio“ noch rechtfertigt. In bezug auf die verbindende Dichtung wird man die Frage verneinen müssen, da diese schwülen Deklamationen hart an die Grenze der Romik streifen. Möglich, daß ein Ludwig Wüllner kraft seiner Eigenart über die Schwächen hätte wegzutäuschen vermögen.

Anders steht es mit den sechs Musiknummern des „Lelio“, die auf alle Fälle ein weit über den Durchschnitt hinausragendes Interesse beanspruchen können. Eine Erklärung für die, die einzelnen Stücke gar gewaltig überbrückende Deklamation findet man in dem Umstand, daß alle diese Musiknummern älteren Datums als die Symphonie sind und zum Teil aus frühern Kompositionen herübergenommen wurden. So stammt die Vertonung

der Goetheschen Ballade aus dem Jahre 1827, während der Geisterchor einen Bestandteil der Kantate „Cleopatra“ bildet. Die besten Stücke des „Lelio“: der „Gesang des Glückes“ und die „Aelsharfe“ bilden Bestandteile der Kantate „Ophelias Tod“ die als einer der ersten Kompositionsversuche von Berlioz gilt. Das wildphantastische Räuberlied entstand im Januar 1830, und die sehr breit gedehnte Phantasie über Shakespeares „Sturm“ war dasjenige Stück, das Berlioz vor seiner Rom-Reise in der Pariser Opéra mit großem Erfolg aufführte, das aber unter den Lelio-Fragmenten im Hinblick auf seine ermüdende Länge und die andauernden süßen Klavier- und Flageolett-Klingeleien nicht die erste Stelle einnimmt.

Die ganze Anlage des „Lelio“ ist, objektiv betrachtet, bizarr und phantastisch, entbehrt aber nicht eines starken, persönlichen Reizes, der eintritt, wenn man sich in jene Zeit der Ueberreizung und seelischen Leiden des jungen Feuerkopfes versenkt.

Wenn von gewissen Seiten immer wieder versucht wird, die Bedeutung Berlioz' nur insofern gelten zu lassen, als man ihm in der Musikgeschichte lediglich eine Stellung als Schöpfer des modernen Instrumentalstils anweisen möchte, so beweist dagegen jede Aufzählung seiner Werke, daß den heutigen Programmen der Name Berlioz sehr wohl ansteht, und daß neben seinem Hauptvorzug, der in der Schilderung des phantastischen, dämonischen Milieus gipfelt, melodische und harmonische Reize in reichster Fülle vorhanden sind, auf die sich manch zeitgenössisches Talent ungeheuer viel zugute tun würde. Was an dem Menschen Berlioz fesselt ist sein geistvolles Wesen, sein kritischer Scharfsinn und seine leidenschaftliche Kampfnatur, die ihn trotzdem selten Ungerechtigkeiten begehen ließ. Berlioz hat es z. B. wohl verstanden, einem Mendelssohn gerecht zu werden, und seine Begeisterung für den glatten Formalisten in folgende seine Worte gelleidet:

„C'est un garçon admirable, son talent d'exécution est aussi grand que son génie musical. Tout ce que j'ai entendu de lui m'a ravi; je crois fermement que c'est une des capacités musicales les plus hautes de l'époque. Mendelssohn est une de ces âmes candides comme on en voit si rarement.“

Hören wir zum Schluß, wie Mendelssohn, „cette âme candide“, von seinem Freunde spricht. „Berlioz est une vraie caricature, sans l'ombre de talent, cherchant à tâtons dans les ténèbres et se croyant le créateur d'un monde nouveau; avec cela, il écrit des choses les plus détestables, et ne parle, ne rêve que de Beethoven, Schiller ou Goethe.“

Der Postscheck.

Ueber die Notwendigkeit einer Erleichterung des Zahlungsverkehrs in Deutschland ist niemals soviel geredet worden, wie in den letzten zwei Jahren. Die Debatten schwollen in demselben Tempo an, wie die Zinssätze erhöht wurden. Im Jahre 1899, als wir zum erstenmal 7 % Bankdiskont hatten, ging's besonders lebhaft her; mit der Erleichterung der Geldsätze verstummten dann die Redner. Diesmal aber wird noch mehr zu reformieren getrachtet; die Reichsbank mußte ja auch im Vorjahre auf 7½ % heraufgehen. Ich kann nicht begreifen, warum die Bestrebungen, das Metallgeld bei unseren Zahlungsleistungen nach Möglichkeit auszuschließen, in irgendeinem Zusammenhange mit der Lage des Geldmarktes stehen müssen. Ein Land, das, wie Deutschland, den größten Bargeldumlauf besitzt, sollte doch zu allen Zeiten darauf bedacht sein, den Scheck- und Ueberweisungsverkehr auszudehnen, und sich dieser Pflicht nicht bloß erinnern, wenn die Not gerade einmal sehr groß geworden ist. Die Mühlen der deutschen Bureaucratie mahlen nun einmal langsam. Die Staatsbehörden hatten es längst in der Hand, manche Besserung zu schaffen. Die Postanstalten, Steuerbehörden und sonstigen öffentlichen Kassen konnten angewiesen werden, ihre Goldbestände bis auf einen kleinen Rest sofort an die Reichsbank abzuliefern (die hierfür den dreifachen Betrag an Noten ausgeben darf); die Zahlung von Steuern, Gerichtskosten usw. in Form von Schecks könnte längst gestattet sein. Noch unverständlicher ist, warum nicht bisher schon die Post auf Wunsch des Adressaten gestattete, die Beträge für die eingehenden Postanweisungen einem Bankkonto zu überweisen. Nur das Girokonto der Reichsbank wird bevorzugt; nicht einem jeden aber paßt es, sein Geld der Reichsbank zinsfrei zu überlassen. Braucht man hierzu ein besonderes Gesetz, erst die Einrichtung des Ueberweisungs- und Scheckverkehrs durch die Post? Ein jeder schüttelt den Kopf und wartet vergebens auf eine Antwort.

Nun wird, so heißt es, alles anders werden. Der Reichskanzler soll im § 8 des „Gesetzes, betreffend die Feststellung des Reichshaushalts-Etats“ (pro 1908) ermächtigt werden, den Postüberweisungs- und Scheckverkehr einzuführen. Also kein Spezialgesetz; das wird erst bis zum 1. April 1914 geschaffen werden. Vorläufig hat man es vorgezogen, im Wege der Verordnung die Materie zu regeln, um, wie es in der Denkschrift heißt, die der Etatsergänzung beigelegt worden ist, „der Verwaltung für die ersten Jahre eine möglichst weite Bewegungs-

freiheit zu gewähren“. Der Reichstag kann die Vorschläge also nur insofern beeinflussen, als ihm das Recht zusteht, die Einnahmen und Ausgaben der Scheckverwaltung anzunehmen oder abzulehnen.

Im Jahre 1899 wählte man denselben Weg. Dennoch äußerte der Reichstag so starke Bedenken, daß der Entwurf zurückgezogen wurde. Herr von Thielmann, der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, sprach am 28. März 1900 gar mannigfache Befürchtungen gegen die Vorschläge der Reichstagskommission aus. Sie gipfelten darin, daß der voraussichtlich zu erwartende Ausfall der Postanweisungsgebühren keinen Ausgleich durch den Zinsgewinn finde, der der Postverwaltung zufließen werde. Denn nach den Beschlüssen der Kommission sollten auf die eingezahlten Beträge Zinsen nicht entrichtet werden (während die Regierung eine Verzinsung von 1,2 gewünscht hatte); dafür aber wurden die Gebühren für jede Einzahlung und Rückzahlung, für die Formulare usw. aufgehoben. Hat der jetzige Entwurf diese Kritik berücksichtigt? Freilich, die Verzinsung (die im Interesse der die Konkurrenz der Post fürchtenden Banken, Sparkassen und Darlehnsvereine bemängelt worden ist) wurde beseitigt; aber die Gebühren sind geblieben. Also keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung des Entwurfs vom Standpunkte des Publikums, das sich der neuen Einrichtung bedienen soll. Eine Verbesserung nur für den Fiskus, der sich, nach alter Gewohnheit, für die „Erleichterung des Zahlungsverkehrs“ nur dann interessieren will, wenn er den Staatskassendiebstahl gleichzeitig füllen kann. Die Stammeinlage von 100 Mk. (die jeder Inhaber eines Kontos unterhalten muß) ist dieselbe geblieben; der Preis der Scheckformulare wurde von 3 Pfg. auf 1 Pfg. pro Stück ermäßigt. Die Gebühren für Bareinzahlungen sollen für je 500 Mk. (oder einen Teil dieser Summe) 5 Pfg. betragen; damals wurde für jede Einzahlung bis 5 Mk. ein Satz von 5 Pfg., für jeden höheren Betrag ein Satz von 10 Pfg. gefordert. Legt man die Statistik der österreichischen Postsparkasse über die Zahl der Einlagen nach der Höhe der Beträge zugrunde, so würde sich für die Post nach der neuen Methode eine noch höhere Einnahme ergeben. Allerdings ist hierbei zu berücksichtigen, daß in Oesterreich 2 % Zinsen gewährt werden, so daß selbst Einlagen bis 80 000 Kr. bei der Post erfolgen. Auch bei den übrigen Gebühren kann ich nur eine Erhöhung herausrechnen; diese ergibt sich vor allem daraus, daß von denjenigen Kontoinhabern, für die im Jahre mehr als 600 Buchungen auszuführen sind, ein Zuschlag von 7 Pfg. pro Buchung erhoben wird. Man hat

nur die Lasten der kleineren Kontoinhaber verringert, diejenigen der größeren erhöht; das mag von einem gewissen sozialen Vorteil sein, aber die Einnahmen der Post werden sich nach dem neuen Verfahren nicht verringern, sondern vermehren.

Trotz alledem stellt die „Ergänzung zum Entwurfe des Reichshaushalts-Etats“ es so hin, als ob die Post durch den Scheck- und Ueberweisungsverkehr nicht Nutzen, sondern Schaden hätte. In der Denkschrift geht sie über diesen Punkt freilich hinweg. Doch stellt sie eine Etatsberechnung auf, die mit einem Verlust von 85 654 Mf. abschließt. Damit wird bei flüchtiger Betrachtung der Eindruck erweckt, als ob die Postverwaltung an einen Vorteil nicht glaube. Sieht man sich die Berechnung etwas näher an, so findet man, daß die Aufstellung pessimistisch gefärbt ist, und daß kaum eine einzige Position Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben kann. Selbst wenn die Kalkulation richtig wäre, müßte berücksichtigt werden, daß sie nur für das erste Vierteljahr (Januar bis März 1909) gemacht ist; doch jeder neue Betrieb erfordert während der ersten Zeit Zuschüsse, die sich später in Gewinne verwandeln. Geradezu tendenziös ist die Zinsberechnung angefertigt. Der Etat rechnet (im ersten Quartal) mit 10 000 Scheckkonten; also etwa ebensoviel wie Oesterreich (das dieselbe Einrichtung 1882 schuf) im Jahre 1886 aufzuweisen hatte. Nehmen wir diese Schätzung als richtig an, so würde die Verzinsung der Stammeinlagen (à 100 Mf.) auf Basis eines Satzes von nur 3 % allein 7500 Mf. ergeben. Der Etat setzt hierfür nur 3200 Mf. ein! Ein Satz von 3 % ist aber noch zu klein; denn die Gelder sollen (ein verständiger Vorschlag) der Reichsbank zur Anlage übergeben werden, die die Zinsen (unter Abzug von $\frac{1}{4}$ % pro Anno für die Verwaltung) an die Reichskasse abführt. Auf diese Weise werden mindestens 4 % im Durchschnitt erzielt werden. Wie der Etat zu seiner Berechnung der Gebühreneinnahmen kommt, sollte ebenfalls in der Budgetkommission geprüft werden. Es wird z. B. mit 400 000 Bareinzahlungen gerechnet, während Oesterreich im Jahre 1886 (das nach der obigen Schätzung der Kontoinhaber in Vergleich gestellt werden kann) 2,7 Mill. Einlagen, also pro Quartal 675 000 Einlagen zu verzinsen hatte. Die Gebühren würden sich demnach von 24 000 Mf., wie im Etat angesetzt, auf 40 500 Mf. erhöhen. Bei der Berechnung der Rückzahlungen wird derselbe Fehler gemacht. Die österreichische Postscheckverwaltung hatte im Jahre 1886 994 096 Rückzahlungen zu leisten; pro Quartal also 248 524 Stüd. Der Etat berücksichtigt nur 60 000; das ergibt wiederum eine Mehreinnahme von ca. 9400 Mf. Der

Betrag der Rückzahlungen ergab in Oesterreich ca. 933 Mill. Kr.; bei uns werden nur 36 Mill. Mf. eingesetzt. Mit den erheblichen Einnahmen aus denjenigen Konten, die mehr als 600 Buchungen aufweisen, wird überhaupt nicht gerechnet. Welchen Zweck hat eine so mangelhafte Aufstellung? Will der Staatssekretär des Reichspostamts sich später beim Reichstag ein Lob verdienen, wenn er Ueberschüsse erzielt hat, während er mit Minusereinnahmen rechnete? Darüber brauchte man sich nicht zu erregen, wenn die Methode, die in dieser Art von Kalkulation zum Ausdruck kommt, nicht so durchsichtig wäre. Welcher Abgeordnete des Reiches wird die österreichische Statistik heranziehen? So vermutet man offenbar, und glaubt, auf diese Weise die hohen Gebühren durchzusetzen. Hat das Publikum sich an die Sache erst einmal gewöhnt, so ist (hundert Beispiele lehren es) eine Ermäßigung schwer zu erreichen. Auch dann nicht, wenn die „Verordnung“ in die Form eines Gesetzes gegossen werden soll.

Darum ist's nötig, jetzt, solange es noch Zeit ist, jede nur denkbare Vorsicht anzuwenden. Die Vorteile des Postschecks sollen nicht bestritten werden; bei jeder Postanstalt kann der Kontoinhaber, und für seine Rechnung auch jeder andere, einen Betrag einzahlen, so daß die Postanweisung häufig vermieden werden kann. (Natürlich nur dann, wenn der Empfänger ein Post-Scheckkonto besitzt.)

Umgekehrt liegt ein wesentlicher Vorteil des Postscheckverkehrs darin, daß jeder Besitzer eines Kontos durch Einreichung eines Namensschecks an einen anderen ohne Postanweisung Zahlung leisten kann. Denn die Post übernimmt die Uebermittlung des Geldes auch dann, wenn der Scheck auf den Namen einer Person oder Firma lautet, die ein Konto nicht besitzt. Freilich vermiße ich in der Denkschrift eine Bestimmung, wie lange es dauert, bis durch die Vermittlung des Scheckamtes das Geld an den Empfänger zur Auszahlung gelangt. Wenn (wie in der Schweiz) gegenüber der Postanweisung eine Verzögerung bis zu zwei Tagen eintritt, wird bei eiligen Zahlungen die Anweisung, die der Post höhere Gebühren einbringt, nicht zu umgehen sein.

Trotz der großen Mängel sollte der Reichstag der Einführung des Postscheckverkehrs nicht hindernd im Wege stehen. Nur dafür sorgen, daß aus einem fast unbrauchbaren Entwurf ein brauchbarer gestaltet werde. Ohne Gewährung von Zinsen wird man niemals die kleinen Guthaben heranziehen können; im besten Falle hätten die Banken den Vorteil. Sie brauchen sich nur ein Postscheckkonto eröffnen zu lassen, und jedes Guthaben über die Stammeinlage hinaus wird ihnen sofort über-

wiesen werden. Dadurch entgehen der Post auch die höheren Gebühren für die Barzahlung; man wird die Beträge für die billige Gebühr von 3 Pfg. dem Bankkonto überweisen, und die Bank wird die Gesamtsummen (wieder für 3 Pfg.) an die Reichsbank überweisen, wo sie jederzeit ohne Abhebungsgebühr über die Beträge verfügen kann.

Bruno Buchwald.

Notizen.

Für den von uns ausgeschriebenen Preis von M. 2000 für die beste Novelle ist die Beteiligung eine über jedes Erwarten rage gewesen. Allein in den letzten zwei Tagen sind über hundert Novellen zu diesem Preis ausschreiben bei uns eingegangen. Der Bitte zahlreicher Bewerber, den Einsendungs-termin um einige Tage zu verschieben, haben wir aus Gründen der Loyalität stattgeben zu müssen geglaubt. Unter diesen Umständen ist es dem Richterkollegium natürlich nicht möglich, seine Entscheidung so schnell zu treffen, daß die Preisnovelle bereits in der

Osternummer veröffentlicht werden kann. Schon die räumliche Trennung der verschiedenen Herren verbietet das. So befindet sich Herr O. J. Bierbaum zur Zeit in Aegypten und ist dort unerreichbar. Wir werden trotzdem für möglichste Beschleunigung Sorge tragen und hoffen, in kurzem den endgültigen Termin für die Veröffentlichung der Novelle angeben zu können.

*

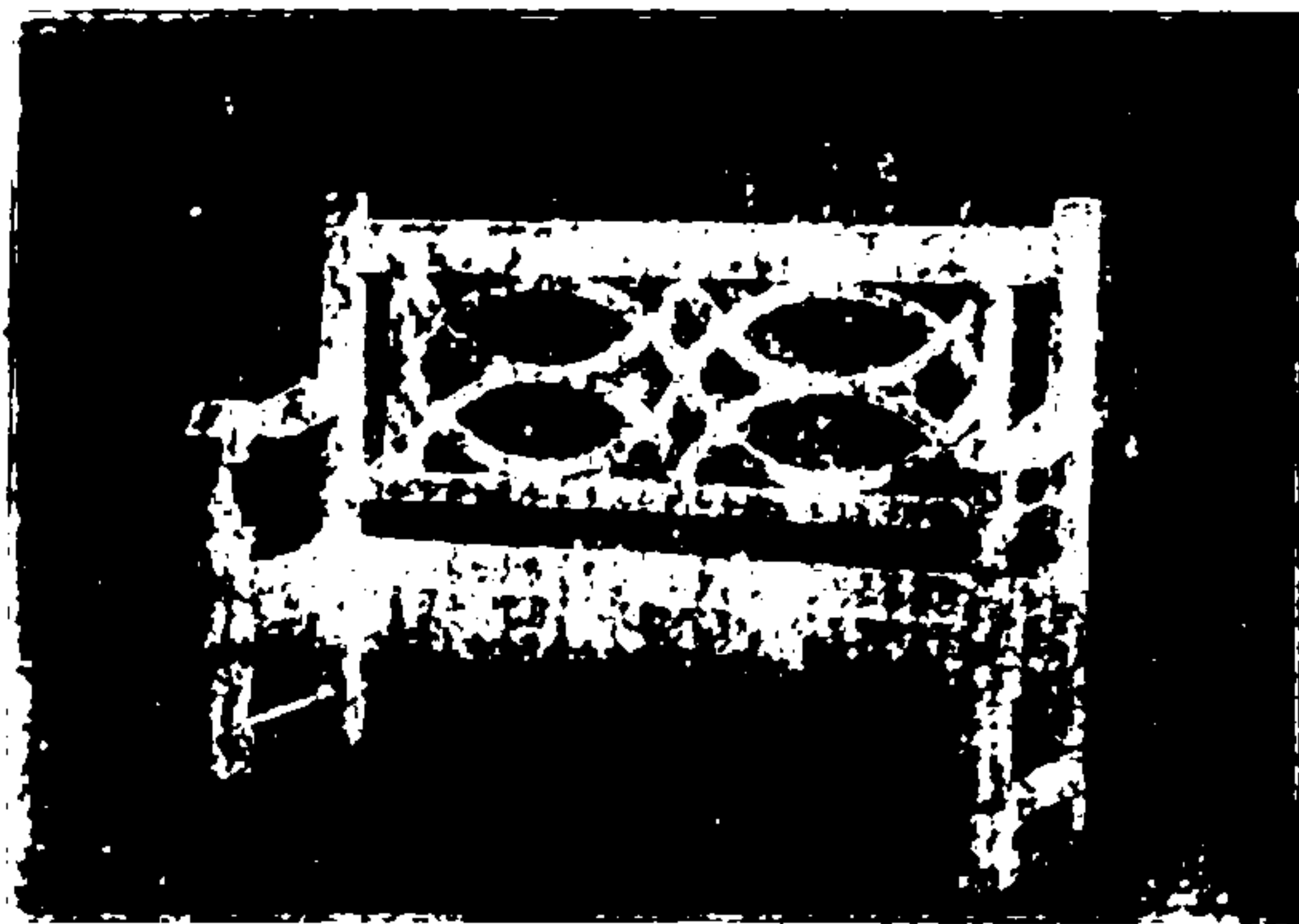
Wir erhalten nach Schluß der Redaktion einen Beitrag Richard Muthers „Zum Fall Eschubt“, den wir bedauerlicherweise erst in der ersten Aprilnummer veröffentlichen können.

Wir hoffen, daß Richard Muther mit seiner unzweideutigen und vorurteilslosen Kritik, die keine Rücksicht nach irgend einer Seite hin kennt, noch zeitig genug auf dem Plane erscheint, um eine Lat abzuwenden, die, ganz abgesehen von den Nachteilen für die Interessen unserer Kunstbestrebungen, uns mit Recht Spott und Mitleid aller Kunstverständigen im Auslande einträgt.

A. L.

Verantwortlich für den politischen Teil: Carl Schunzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Pörsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 32; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmerdorf-Berlin W. 50, Elisabethenstr. 19. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Rulowstraße 66.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST G. M. B. H.



Gartenmöbel

nach Entwürfen erster deutscher Künstler.

Klare einfache Formen
insauberem, leuchtendem
Weiss, solid gearbeitet.
Man verlange in Dresden
gegen Einsendung von
M. —,50 das illustrierte
Preisbuch D.

DRESDEN-A 16

MÜNCHEN 2

HAMBURG 36

Geschäftliches. Die Reise des Herrn Oberleutnant Gräß quer durch Afrika dürfte zweifellos berechtigt sein, das gleiche Interesse zu beanspruchen, wie die im vorigen Jahre stattgehabte Fahrt des Grafen Borghese Peking-Paris und die jetzt stattfindende Fahrt New York-Paris. Leutnant Gräß beabsichtigt, Afrika von Ost nach West, und zwar von Dar-es-Salam nach Swakopmund zu durchqueren, hat bereits 2500 km zurückgelegt und dürfte somit den schwierigsten Teil der Reise hinter sich haben. Er befindet sich z. Zt. in dem britischen Teil von Afrika und dürfte voraussichtlich den Rest der Fahrt ohne besondere Schwierigkeiten zurücklegen. Wenn

man die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenkt, welchen er auf dieser Fahrt begegnet, so dürfte der Erfolg dieser Reise wohl schon aus dem Grunde von größter Wichtigkeit sein, als hiermit der Beweis erbracht wird, daß dieser Erdteil doch schon in ganz wesentlicher Maße in der kulturellen Entwicklung fortgeschritten ist. Für unsere, die G a g g e n a u e r W a g e n, bedeutet dieser Erfolg aber auch ein hervorragendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit und ist gleichzeitig ein Beweis dafür, daß die deutsche Automobilbranche keineswegs hinter der anderer Länder zurückgeblieben ist.

Süddeutsche Automobilfabrik G. m. b. H.

Frühling

Wochenschrift zur Förderung deutscher Kulturinteressen.

Herausgeber: Isaria-Verlag, München.

Der „Frühling“ stellt dem alles zerkleinernden Kritizismus unserer Tage einen **neuen Werte schaffenden Positivismus** entgegen.

Aus allen Lebensgebieten bringt der „Frühling“ in ständiger Fühlung mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung wertvolle Darstellungen, die den Leser zu verschärfter Beobachtung und gerechter Beurteilung der Zeit- und Lebensfragen anregen sollen.

Das durch überstürzten Erwerbsfinn niedergehaltene deutsche Gemüt, aus dessen schöpferischer Kraft allein eine verfeinerte Kultur entstehen kann, will der „Frühling“ einer neuen Blütezeit zuführen.

Die ernste Frage der Erziehung zur sittlichen Selbständigkeit und der Beziehung der Geschlechter sucht der „Frühling“ in sachlicher Würde zu erörtern.

In der gemeinsamen sozialen Arbeit des Adels und des Bürgertums, in der Anerkennung und Betonung der sich ergänzenden Vorzüge aller Stämme des Südens und Nordens unseres Vaterlandes, in der Entfaltung der geistigen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des deutschen Volkes erblickt der „Frühling“ das zu verwirklichende nationale Ideal.

Preis pro Jahr M. 3.—, einzelne Hefte 30 Pf.

==== **Probenummern kostenfrei.** =====

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie direkt vom

Isaria-Verlag in München,

Promenadeplatz 16.

Deutsche Roman-Zeitung

Geführt von Dr. Erich Janke.

Diese so beliebte, jetzt im 45. Jahrgange stehende Familienwochenschrift brachte im laufenden Jahre bereits die fesselnd geschriebenen Romane „Die neue Göttin“ von Arthur Brausewetter und „Signes Weg“ von Paul Steinmüller.

Weitere Romane bekannter und gern gelesener Autoren, so unter anderem „Der Weg ins Kinderland“ von Paul Georg Münch und „Professor Vollborn und die Seinen“ von Anna Maul (M. Gerhardt) werden folgen.

Im Beiblatt wechseln in bunter Reihenfolge interessante Novellen und Erzählungen mit reizend geschriebenen Skizzen u. Gedichten ab.

Man kann daher mit Recht sagen, dass es das grösste Bestreben der Deutschen Roman-Zeitung ist, durch einen ebenso gediegenen wie reichen Inhalt den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden.

Preis pro Quartal 8.50 Mark.

Probenummern überallhin umsonst u. portofrei.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

**Verlag von Otto Janke, Berlin SW. II
Anhaltstrasse 11.**

Hochaktuell!!!

B. STERN, RUSSISCHE GRAUSAMKEIT
Einst und Jetzt

Ein Kapitel aus der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Russland. 297 Seiten mit 11 Illustrationen. 1908. M. 6.—, geb. M. 7¹/₂

MEMOIREN

der Königl. Preussischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrichs des Grossen,

Markgräfin von Bayreuth

Von ihr selbst geschrieben. Mit Porträt. 2 Bde.

II. Aufl. 1908. 470 Seit. M. 5.—, Origbd. M. 6.50.

OKKULTISMUS UND LIEBE. Geschichte der sexuellen Verirrungen v. Dr. E. Laurent. 7.50 M., geb. 9 M.

SADISMUS UND MASOCHISMUS die sexuellen Ver-

irrungen der Jetztzeit. Autor. deutsche Ausgabe

v. Dolorosa. 6. Aufl. 272 Seit. 5 M., geb. 6 M.

Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerb. erw.
Herm. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2, Hpt.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königl. Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
gleichs Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Moderne Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Schöneberg.

Inszeraten-An-
nahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Eislebenerstr. 14
(Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: B. W. Schmidt-Schöneberg. Druck von Vogt & Garleb G.m. b. H., Berlin W.

In der

Kunstaussstellung Arthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original-
Ölgemälde

allererster Meister wie:

Andr. Achenbach, Hans Bohrdt,
F. v. Defregger, G. v. Max,
W. Leibl †, Paul Meyerheim,
Fr. Voltz † etc.

sehr preiswert abgegeben.

2000 Stück sehr wertvolle

echte

Perser Teppiche

sehr preiswert.

Nur No.

44 Wilhelmstrasse 44

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 14

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

3. April 1908

An unsere Leser!

Am 1. April begann das vierte Quartal des „Morgen“. Sein Wirken und Wollen liegt nun Jedem offen, und die stetig wachsende Zahl der Leser berechtigt uns zu der Hoffnung, daß er am 1. Juli eine Zahl von Abonnenten zählen wird, wie sie nach Ablauf eines Jahres wohl kaum eine deutsche Zeitschrift bisher aufzuweisen hatte, die sich jeder Spekulation, jeder Konzession an die Masseninstinkte fern gehalten hat und sich, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ausschließlich an die Intellektuellen wandte und wendet.

Der „Morgen“ wird, wie bisher, in politischen Fragen keiner Partei dienstbar sein, wie hier, auch auf allen anderen Gebieten weiterhin Keinem das Wort wehren, der etwas zu sagen hat; und bemüht sein, auch jungen Talenten die Wege zu ebnen.

Mehr noch als bisher werden wir für gute Dichtung Sorge tragen. In diesem Hefte beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten erzählenden Werkes von Hans von Rahlenberg, dem sich zunächst ein Roman von Bernard Shaw und eine dramatische Arbeit von Emmy Destinn (dem Mitglied der Berliner Oper) anschließen werden.

Auch mit den Vorträgen, die, wie wir versprochen, in diesem Jahre auch außerhalb Berlins gehalten werden, fahren wir fort. Den nächsten Vortrag wird am 25. April Professor Georg Brandes aus Kopenhagen über Frank Wedekind halten. Die Vorträge sind für die Abonnenten des „Morgen“ unentgeltlich.

Die bisherigen ständigen Mitarbeiter: Julius Bab, Hermann Bahr, Herman Bang, Otto Julius Bierbaum, Björnson, Wilhelm Bölsche, Georg Brandes, General von Bredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, L. M. Goldberger, Gurlitt, Willi Handl, Carl Hauptmann, Willy Hellpach, Arthur Holitscher, Karl Jentsch, Paul Laband, Karl Lamprecht, Max Liebermann, Thomas Mann, Richard Muther, Hans Rosenhagen, Felix Salten, Richard Schaukal, Karl Scheffler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Bernard Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Frank Wedekind, Wolzogen werden auch fernerhin dem „Morgen“ erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen“ erscheinen.

Der Verlag.

Die Redaktion.

Wissenschaftliche Ehren.

Nach dem Ausspruch des weisen alten Hesiod ist die Hälfte mehr als das Ganze; und ebenso ist die Einzahl nicht selten mehr wert als die Mehrzahl. Trotz aller Skepsis der Nießche und der Sudermann bleibt die Ehre ein unschätzbares Gut; aber die Ehren sind höchstens schätzbar. Karl Stieler hat sogar gesungen:

Daß soll ein jeder wissen,
Der fedlich um Ehren wirbt —
Es gibt gar viel der Ehren,
Bei denen die Ehr' verdirbt!

Aber auch wo der Plural nicht gar so verfänglich ist, kann er mit dem Singular oft keinen Vergleich aushalten: Ehre ist, grammatisch gesprochen, ein Singulare tantum.

Zwar nicht in jedem Sinne: es gibt doch eine Mehrzahl von „Ehre“. Denn nicht nur jede Person hat ihre eigene, auch jeder Stand, jeder Beruf. Diese Relativität des Ehrbegriffs ist ja in unserer Zeit bis zur Uebertreibung betont worden. Denn schließlich geht dieser Begriff doch überall auf dieselbe Grundanschauung zurück: überall holt er die Eigenschaft heraus, ohne die der Stand nicht bestehen könnte.

Der militärische Ehrbegriff ist auf die T a p f e r k e i t gegründet. Wer sich feige gezeigt hat, ist unter Offizieren unmöglich; denn auf den Mut vor allem muß es im Heere ankommen. Die kaufmännische Ehre hat ihren Kernpunkt in der Z u v e r l ä s s i g k e i t: Handel und Wandel können nicht gedeihen, wenn auf das gegebene Wort nicht auch da gebaut werden kann, wo kein Gesetz zu schützen vermag. Deshalb sind jene neueren Gesetzesbestimmungen, die den unsoliden Spekulanten vermittels des „Differenzeinwands“ vor den Folgen seiner Unsolidität schützen, gerade von den soliden Kaufleuten als unsittlich empfunden worden. Wer sich nicht an sein Wort hält, geht seiner kaufmännischen Ehre verlustig; und wer diesen Kreisen näher steht, wird wissen, daß zur Erhaltung dieser Ehre nicht geringere Opfer gebracht werden als für die des Soldaten. Die wissenschaftliche Ehre beruht auf der W a h r h a f t i g k e i t. Wissenschaftliche Arbeit soll kein Streben nach Ehre oder Gewinn in erster Linie leiten, sondern das Streben nach Wahrheit. Wer durch falsche Angaben, durch Verschweigen wichtiger Tatsachen, durch unehrliche Darstellung oder auch nur durch eine zur Täuschung geeignete Anordnung diese Seele der wissenschaftlichen Tätigkeit verlegt, der sollte seiner Gelehrtenehre verlustig gehen.

Sollte — denn leider ist die Energie, mit der diese Grundsätze durchgeführt werden, in den verschiedenen Ständen ungleich. Die strenge Organisation des Offizierkorps schneidet mit fast automatischer Sicherheit jedem Mitglied, das sich gegen den Ehrbegriff des Standes vergangen hat, die weitere Existenz in seiner Mitte ab. Schwächer hält schon die Kaufmannschaft zusammen; aber soviel Korpsgeist besitzt doch auch sie, um den Ehrlosen die ganze Schwere seiner Verfehlung fühlen zu lassen. Die Gelehrten

aber halten viel mehr auf Individualität als auf Organisation; sie ermangeln nur zu leicht des Korpsgeistes auch in seiner wohlthätigen Form — man denke etwa an die Demonstrationen für Althoff, als dieser gewiß verdiente Beamte gegen das Prinzip, daß Beförderungen nur aus wissenschaftlichen Gründen erfolgen sollen, arg gesündigt hatte. Ferner aber: sie sind geneigt, andere wichtige Eigenschaften des Gelehrten so hoch anzuschlagen, daß sie die wichtigste vergessen. Tiefe Gedanken, umfangreiches Wissen, geistreiche Einfälle, wirksame Polemik für die eigene Meinung lassen nicht gar selten einen Mangel an strenger Wahrhaftigkeit — im wissenschaftlichen, nicht im allgemein menschlichen Sinne — verzeihen, der doch schlimmer ist als Oberflächlichkeit, Ignoranz oder Schwäche. Nur der entlarvte Plagiater pflegt die wissenschaftliche Ehre einzubüßen — und selbst hierin zeigen sich neuerdings lagere Anschauungen.

Wenn man es aber mit der wissenschaftlichen Ehre im Singular leichter nimmt als früher, so scheint man dafür auf die wissenschaftlichen Ehren im Plural immer mehr Gewicht zu legen. Ehrenpromotionen, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften, Gratulationsurkunden gehören jetzt, wenigstens für ältere Ordinarien an größeren Hochschulen, fast so unvermeidlich zur Bekleidung, wie Orden und Titel für Beamte in höheren Rangstufen. Womit der Ordenssegen und das Titelglück für die Professoren nicht ausgeschlossen ist. Paulsen in seinem Buch über die deutschen Universitäten hat vielmehr gezeigt, welche Rolle heute auch diese außerwissenschaftlichen Ehren in Gelehrtenkreisen spielen.

Aber diese Ehrenbezeugungen gehen nicht von akademischen Kreisen aus; sie berühren uns deshalb nicht. Ob der Rektor einer preussischen Hochschule den Rang eines Majors hat oder — wie nach des Kaisers Wort der Chefredakteur einer amerikanischen Zeitung — den eines kommandierenden Generals, das ist eine Frage für sich. Wie aber verleihen unsere gelehrten Korporationen die Ehren, die nur sie verleihen können?

Man kann nicht verlangen, daß es schlechtweg nur nach dem Verdienst geschieht. Es menscht überall; und das größte Verdienst ist für die Zeitgenossen nicht immer erkennbar. Eben erst haben wir an dem Bakteriologen Schaudinn einen traurigen Fall der Verkennung durch die offiziellen Ruhmspender erlebt; und bei Robert Mayer oder Semmelweis kam die Rehabilitation nicht einmal so rasch nach dem Tode des Verkannten! Solches Uebersehen ist oft entschuldbar, und eine unrichtige Abstufung der Verdienste ist vollends unvermeidlich, weil jede Zeit bestimmte Arbeitsmethoden, bestimmte Tendenzen einseitig wertet. In der Epoche der Naturphilosophie galt exakte Einzelarbeit wenig, heute unterschätzt man das geistige Durcharbeiten des Materials. Mit solchen Fehlerquellen beim Belohnen muß gerechnet werden. Andererseits wird man ruhig anerkennen können, daß überwiegend wirklich die Absicht herrscht, gerecht zu richten. Aber sie wird durch zwei bedenkliche Moden gekreuzt.

Die eine ist die unerfreuliche Neigung, sich außerakademischen Kreisen durch akademische Ehrenbezeugungen freundlich zu erweisen. Kein Jubläum einer Hochschule geht vorbei, ohne daß Minister, Dezenten, Baumeister, Stifter zu Ehrendokoren befördert werden. Die Univerſität, ſagt man, hat kein anderes Mittel, ſich dankbar zu bezeigen oder auch wohl (waß man nicht ſagt), dem Betrieb — nicht den Perſonen — weitere Gunſt zu ſichern. Nun, ſo mache ſie Gebrauch von dem Recht der Undankbarkeit! Iſt denn aber wirklich zu einer ſo beſonderen Dankbarkeit Grund, wenn Miniſter, Dezent und Baumeiſter ihre Pflicht einigermaßen getan haben? Ja, wenn ſie aus eigener Initiative weſentlich mehr alß dieß geleistet haben! Daß aber fordert doch ſchon niemand mehr. Eß iſt eine bloße Formſache geworden, wie ein Nekrolog; wie jeder verſtorbene Beamte ein Muſter von Tüchtigkeit und Pflichttreue heißt, ſo iſt jeder Geheimrat um die Hochschule hervorragend verdient. Glückſeliges Deutſchland! Kultuſminiſter, die weder leſen noch ſprechen können, werden über Wilhelm v. Humboldt geehrt, und Miniſterialräte, die widerwillig etwaß Geld bewilligt haben, mit der höchſten Ehre gefeiert, die die deutſche Univerſität vergeben kann!

Dieſe Entwertung deß Ehrendoktorß wird durch einen andern Umſtand geſteigert. Früher ſah man doch auf einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen den (jedeßmal unvergleichlichen) Verdienſten und dem Prädikate. Daß der Miniſter Falk von einer theologiſchen oder v. Goßler von einer mediſiniſchen Fakultät honoris cauſa promoviert wurde (ich weiß jezt nicht, ob eß geſchehen iſt), war berechtigt. Heut fragt man nur: „welchen hat er noch nicht?“ und an dem Grad mit blaſammetnem Umſchlag hängen in Kürze alle vier Ehrendokoren!

Doch beſchränkt ſich dieß Verſchleudern nicht auf die Beamten. Eine andere Kategorie von Ehrendokoranden ſind die Verlagßbuchhändler. Wer kann die Auszeichnung auch mehr verdienen alß ein Verleger, der mit eigenem Gedanken und wirklichen Opfern die Wiſſenſchaft gefördert hat? Der Leiter der Weidmannſchen Buchhandlung oder mancheß anderen, mit Recht berühmten Verlageß verdient den Titel ſicher mehr alß mancher Miniſterialdirektor, Konſiſtorial- oder Oberlandeßgerichtßpräſident. Nun aber iſt auch dieß ſchon zum Kompliment geworden: eine kleine Fakultät macht einem kleinen Verleger ein kleineß Vergnügen. Und wieder iſt eine urſprünglich große Ehre verſchleudert.

Man bedenke doch: eß iſt der einzige Titel (von ein paar Amtßbezeichnungen, wie „Stadtbourat“ abgeſehen), der nicht von den Zentralinſtanzen verliehen wird. Kein deutſcher Fürſt kann Ehrendokoren freieren, kein Miniſterium ſie auch nur vorſchlagen. Hat eß nicht allgemeineres Intereſſe, ob dieſer letzte Reſt korporativer Ehrenbezeugungen zur wertloſen Scheidemünze erniedrigt wird?

Wie der Ehrendoktor unter dieſer Sitte der höfiſchen oder geſellſchaftlichen Verſchleuderung, ſo leidet — in immerhin geringerem Grade — die Mitgliedschaft gelehrter Geſellſchaften unter der Sitte der gegenseitigen Bindung.

Wir haben eine stattliche Anzahl von Akademien und gelehrten Gesellschaften, denen anzugehören trotz aller gegen sie geäußerten Bedenken noch immer eine hohe Ehre ist, Sie sind fast alle durch den numerus clausus vor Verschleuderung dieser Ehre einigermaßen geschützt: eine bestimmte Anzahl von ordentlichen, auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern ist statutenmäßig festgesetzt.

Nun ist es natürlich, daß ihre Mitglieder in der Regel ältere Gelehrte in Rang und Würden sein werden. Außerordentliche Professoren werden sehr selten, Nichtakademiker eher, aber doch auch nur ausnahmsweise (wie es bei Werner Siemens der Fall war) den Akademien angehören. Das liegt in den Verhältnissen, so sehr, daß es besondere Anerkennung verdient, wenn einmal die niedere Rangstufe nicht ausschließt. So aber sind doch Gelehrte von verdientem Weltruf, wie etwa in Berlin der Sprachphilosoph Steinthal, von der Akademie, für die sie besonders geeignet waren, ausgeschlossen geblieben; weil ihnen der Staat volle Anerkennung versagte, tat die Akademie es auch!

Aber in der Regel wird man ja mit der Vorstellung rechnen müssen, daß die ordentlichen Professoren die hervorragendsten Vertreter ihres Faches an dem betreffenden Ort sein werden. Und an den Ort sind die Akademien meist statutenmäßig gebunden; soviel ich weiß, läßt nur die Leipziger Gesellschaft der Wissenschaft auch Gelehrte, die nicht am Sitz der Akademie wohnen, zur vollen Mitgliedschaft zu.

Um so freier könnte die Ehrenerweisung von seiten der gelehrten Gesellschaften sein. Der Wohnsitz, die Verwendbarkeit für bestimmte Kommissionen und Institute, der Rang brauchten hier gar keine Rolle zu spielen, und „nur der Würdigste allein“ sollte der Ehrenmitgliedschaft (in ihren verschiedenen Formen und Stufen) teilhaftig werden.

Aber leider haben die Akademien sich selbst auch diese Freiheit verschränkt. Die zunehmende Solidarität dieser gelehrten Zentralgesellschaften, an sich höchst erfreulich, hat auch hier zu einer bedenklichen Praxis geführt, nämlich zu der des Austauschs. Wenn Kopenhagen einen Budapester ernennt, gilt es als Pflicht der Höflichkeit, daß Budapest einen Kopenhagener erwählt. Schließlich haben die Akademien, wie die Ministerien für zu vergebende Orden, eine bestimmte Anwartschaft auf so und so viel fremde Stellen, die zuweilen noch obendrein nach dem eigenen Vorschlag jener Akademie, der ein Ehrenmitglied zu entnehmen ist, besetzt werden. Nun aber ist es klar, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Christiania nicht soviel geeignete Kandidaten haben wird wie Paris, und so führt die Sitte der falschen Gegenseitigkeit zu einer ungerechten Bevorzugung bestimmter Anstalten. Wichtiger aber noch ist, daß durch diese Gepflogenheit die große und vortreffliche Gruppe der Privatgelehrten so gut wie ganz ausgeschlossen bleibt. Der Arzt, der Lehrer, der Richter, die ihre Wissenschaft durch die wertvollsten Arbeiten bereichert haben, erfreuen sich einer unendlich geringeren Aussicht auf solche Ehre als selbst der unbedeutende Professor, der nun einmal, vielleicht nur durch den Zufall seines Lehramts, in irgend eine Akademie gelangt ist. Und doch wäre

die Auszeichnung und Ermutigung niemand mehr als diesen stillen, unbelohnten Forschern zu gönnen, und es läge auch im Interesse der Akademien wie der Wissenschaft, gerade diese „unorganisierten“ Kräfte sich anzugliedern.

Es handelt sich gewiß nicht um eine Frage von allergrößter Bedeutung; und die zumal, die sich im vollen, sicheren Besitz aller wissenschaftlichen Würden, Ehren und Kompetenzen befinden, haben es leicht, mit vornehmer Miene zu erklären, daß es auf Zeichen äußerer Anerkennung schlechterdings nicht ankomme. Schön; nur gibt es noch immer Menschen, die nicht ideal genug sind, um diese Auffassung, auch wenn es sie selbst angeht, zu teilen. Rein tüchtiger Gelehrter arbeitet um der Anerkennung willen; nach getaner Arbeit tut sie jedem wohl, und sehr kräftige Forschernaturen sind an ihrer Verweigerung zugrunde gegangen. Es gibt ja freilich auch noch andere Formen der Anerkennung, z. B. den von der Regierung trotz seiner Kostenlosigkeit mit so freigebiger Hand ausgestreuten Professorentitel; aber den hat der ältere Oberlehrer sowieso. Und es gibt noch immer solche Räuze, denen ein Diplom aus der Hand sachverständiger Fachgenossen mehr gilt als die Gabe eines hohen Ministeriums. Ferner ist die Mitgliedschaft auch mit besonderen wissenschaftlichen Vorteilen verbunden: sie sichert den Bezug wertvoller Publikationen, sie ermöglicht die rasche Drucklegung von Arbeiten, die sonst erst nach langem Warten den entscheidenden Forscherkreisen vor Augen kommen. Endlich aber bleibt die Hauptsache: die einfache Frage der Gerechtigkeit.

Ich weiß, wie viele heute dieß Wort nur noch mit Gänsefüßchen schreiben; ich bezweifle auch nicht, daß viele von ihnen diese Ausführungen einfach damit abtun werden, daß sie sie für den Notschrei eines verkannten Genies, einer übergangenen Größe oder eines verbitterten Privatdozenten erklären — ich stelle die drei Ausdrücke zur gütigen Auswahl. Aber gerade wir, deren höchste Pflicht die Wahrhaftigkeit ist, sollten ein Verfahren nicht so leicht nehmen, das häufig zu einer falschen Abstempelung der Namen führt. Es liegt nichts daran, ob das große Publikum einen kleinen Forscher wegen seiner umfangreichen Visitenkarte für einen großen Mann hält; es ist kein Unglück, wenn auf das Haupt eines vielleicht weniger durch wissenschaftliche Bedeutung als durch tüchtige Geschäftsführung ausgezeichneten Sekretärs sich alle Lorbeerkränze häufen. Aber es ist nicht ohne Bedenken, wenn die Gunst der zufälligen Verhältnisse einen Mann von eleganter Pose mit unverdienter Autorität ausstattet — was ja natürlich nur in Frankreich vorkommen kann! — und einen Karl Mayer oder H. Steinthal in die Ede drückt. Es sollte gerade in den noch illusionsfähigen Gemütern der wissenschaftlichen Jugend die Hoffnung nicht erstickt werden, daß die Richter in dem wissenschaftlichen Olympia, statt jedem Stamm von Hellaß gleich viel Kronen zu geben, den Böötiern soviel wie denen von Attika, ihre Preise nur an die besten Ringer und die sichersten Schützen verteilen! Denn von der Verteilung der wissenschaftlichen Ehren hängt nicht zum wenigsten auch ab — die Ehre der Wissenschaft!

Civculus academicus.

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

(Schluß.)

Bandy und ich standen heut morgen frühzeitig auf und gingen an Land; wir stiegen über Hügel und Täler und kehrten erst spät nachmittags an Bord zurück. Wir machten einen regelrechten Bummel durchs Land. Es ist hier wie überall in Japan: Terrasse über Terrasse, jeder Fußbreit Boden bebaut. Das Wasser wird in Eimern von Menschen oder Ochsen nach den höchsten Gipfeln gebracht, die nicht anders bewässert werden können, und jede einzelne Pflanzung, sei es Reis, sei es Hirse, Rüben, Kohl oder Karotten, wird täglich begossen. Was der guten Mutter Erde unter solchen Bemühungen abgerungen wird, ist geradezu ein Wunder. Die „fruchtbare Erde“ hat da einen ganz anderen Sinn, wenn man sieht, was sie hervorzubringen imstande ist, wenn man sie zwingt. Obwohl wir im Dezember stehen, scheint doch die Sonne hell, und es ist ganz warm. Ich setzte mich einigemale unter Hecken am Wege nieder und hörte unablässig das Summen der Insekten um mich herum. Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, Bienen sammelten Honig, und alles sah aus, wie an einem warmen Junitag. Die Häuser der Leute waren ärmlich, und da durchweg Glasfenster fehlten, sahen sie aus wie verlassene Schuppen. Aber bei näherer Besichtigung zeigten sich hübsche Matten auf dem Boden und alles peinlich sauber.

Ich zählte auf einer Seite des Hügel 47 Terrassen vom Fuße bis zum Gipfel; sie sind vertikal abgeteilt, so daß etwa 25 Quadratfuß die durchschnittliche Größe jedes Alderstüdes bildet. Und da sich die Terrassen nach der Beschaffenheit des Bodens richten und deshalb sehr unregelmäßig sind, so sieht eine japanische Hügel Seite aus wie eine aus vielen verschiedenen kleinen Flecken zusammengesetzte Decke. Die Terrassenwände sind überwachsen mit Wein, Farn usw., so daß sie den Eindruck niedriger grüner Hecken machen, und das erhöht außerordentlich den Reiz der Landschaft. Es ist kein Wunder, daß die Bebauer dieser lieblichen Flecken Alders nicht daran denken, ihn je zu verlassen. Fleischnahrung ist dem Japaner nicht halb so wichtig wie Fisch. Ersteres wird in der Tat wenig genossen, während Fische aller Art und auf alle Art zubereitet zu jeder Mahlzeit auf den Tisch kommen. Der Lieblingsfisch ist der Sai; er ist rot in den sandigen Flüssen und schwarz an den Mündungen der Flüsse, wo der dunkle Grund des Meeres beginnt. Ein seltsamer Parallellfall sind die schwarzen und roten Tannenbäume hierzulande. Auf sandigem Boden wachsen rote, auf weichem Boden sind sie schwarz. Verpflanzt man die beiden, so wechseln sie auch ihre Farbe. Dasselbe Gesetz beherrscht Fisch- und Pflanzenwelt. Wir sind alle Geschöpfe unserer Umgebung, deshalb sollten wir unsere Umgebung und unsere Genossen sorgsam auswählen. Das beste zu wissen, was je in der Welt gesagt und vollbracht worden ist ohne Zweifel viel, aber unter denen geboren zu sein und aufzuwachsen, die das Bedeutendste geleistet haben und die das beste Leben unserer Zeit leben, das ist sicherlich wichtiger.

★

*) Siehe „Morgen“ Heft 8 vom 21. Februar, Heft 10 vom 6. März u. Heft 13 vom 27. März 1908.

Heut morgen hatten wir an Bord Feuer. Ich hatte mich gerade vom Kapitän verabschiedet und wollte an Land gehen, als ich vor mir dichte Rauchwolken aufsteigen sah, und wenige Augenblicke nachher hörte ich unter mir „Feuer“ schreien. Glücklicherweise war kein Dampf in den Hauptkesseln, der kleine Hilfskessel war voll und die Pumpen wurden sofort in Tätigkeit gesetzt. Unterdeß kamen Boote von den verschiedenen Kriegsschiffen, die im Hafen lagen, zu Hilfe. Der Dampfer war ein alter, hölzerner Kasten und die Ladung leicht brennbare Stoffe. Wäre unter dem Rauch die Flamme sichtbar geworden, so wäre sicherlich eine Panik ausgebrochen und keins von den kleinen Booten der Eingeborenen, die bis jetzt dicht an unseren Seiten lagen, hätte man bewegen können, an uns heranzukommen; und wirklich waren sie schon weggerudert. Eine Dame war an Bord, eine wirkliche Prinzessin von Thule von den Lewisinseln, für die es jedenfalls besser war, daß sie mit ihrem kranken Kinde in Sicherheit gebracht wurde: ich bestach einen geizigen Japaner durch die ungeheure Aussicht auf einen halben Dollar (2 Mark) — hier ein sehr großes Trinkgeld — an unsere Längsseite zu kommen. Ich nahm das Kind und folgte der Mutter die Schiffstreppe hinunter und blieb mit ihr in sicherer Entfernung, bis die Gefahr vorüber war. Ein Zaudern von wenigen Minuten hätte die „Costa Rica“ ihrem Schwesterschiff, der „Amerika“ nachgeschickt, die vor wenigen Jahren unter ähnlichen Umständen Feuer gefangen hatte und völlig zugrunde ging. Glücklicherweise ist die Zeit der hölzernen Dampfer vorüber, es sollte ihnen wenigstens nicht erlaubt sein, Passagiere an Bord zu nehmen.

Die Topographie des Landes ist für Eisenbahnen nicht günstig, aber die Hauptlandstraßen sind in musterhafter Ordnung. Ihre verschiedene Klassifizierung amüsierte mich. Erster Klasse sind solche, die von der Hauptstadt nach den Handelshäfen führen, die der zweiten Klasse führen zu den Nationalheiligtümern. Der Handel hat also die erste Stelle. Die erste und die zweite Klasse werden von der Regierung als nationale Angelegenheiten behandelt; dann folgen in mannigfachen Abstufungen die übrigen Straßen. Manche werden von einem größeren Distrikt unterhalten, andere, von lokaler Bedeutung, durch Abgaben, die von einem kleineren Bezirk erhoben werden. Alle aber stehen unter strenger Aufsicht der Zentralbehörde in Tokio.

Die japanische Post ist noch jungen Ursprungs. Sie datiert seit 1871. In den ersten zehn Jahren ihres Bestehens beförderte sie 95 Millionen Briefe, Zeitungen, Bücher usw., darunter 30 Millionen Postkarten. Keine Statistik gibt vielleicht einen anschaulicheren Begriff von dem erstaunlichen Fortschritt westlicher Sitten in diesem eigenartigen Lande als diese.

Ein anderes, nicht weniger überraschendes Beispiel der friedlichen Entwicklung Japans ist die schnelle Einreihung der Zeitungen unter die notwendigen Lebensbedürfnisse. Noch vor wenigen Jahren war die offizielle Zeitung, die nur von den Beamten gelesen wurde und nichts allgemein Interessierendes enthielt, die einzige Publikation im ganzen Reiche. Heut erscheinen viele hundert Zeitungen und viele unter ihnen täglich. Eine Preßzensur besteht allerdings noch und führt zu den gewöhnlichen Umgehungen. Scharfe politische Artikel segeln unter der Flagge der Kritik der Fehler eines Landes, das nicht so erleuchtet ist wie Japan; z. B., „in Amerika wurde während des

Bürgerkrieges Papiergeld ausgegeben und zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben. Bei jeder folgenden Ausgabe stieg das Aufgeld höher und höher, bis das Papiergeld nur noch ein Drittel seines Nennwertes galt. Die Südstaaten taten dasselbe, aber sie setzten das so lange fort, bis ihre verausgabten Scheine zuletzt nur noch zu einem Zweck zu gebrauchen waren — zum Rosseraustapezieren; solche törichte Menschen waren die Amerikaner. Glückliches Japan, du bist gesegnet mit hervorragend tüchtigen Staatsmännern, die die Finanzen unseres Landes in mustergültiger Weise leiten!“ Tatsache war, daß japanisches Papiergeld damals auf 22 stand und sein Wert fortgesetzt durch die weiteren Ausgaben sank, genau wie zu jener Zeit in Amerika. Solche Artikel sind zweifellos weit wirkungsvoller, als offene, unmaßkierte Angriffe, denn die Satire der Umgebung gibt dem Angriff eine gewisse Schärfe. Die Presse ist wie ein bissiger Hund. Man hänge ihr keinen Maulkorb um; Hunde sind im allgemeinen nur dann bössartig, wenn sie einen Reißkorb haben. Der Japaner wird aber bald das Allheil-mittel finden: „Laßt Wahrheit und Irrtum allein kämpfen, im vollen, offenen Tageslicht“, denn sie sind nicht langsam im Lernen.

Das stürmische chinesische Meer ist sprichwörtlich. Eine Fahrt durch den Kanal bei Sturm gleicht ihm am ehesten. Wir begannen die Fahrt bei Tage und haben Grund dafür dankbar zu sein. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, der Wind hatte sich gelegt, und friedlich entschwand die Küste von Japan aus unserem Gesicht. Ich kann mir nicht helfen, ich muß daran denken, daß ich es wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Nimm des Fremdlings beste Wünsche für deine Zukunft!

Sicherlich hat keine andere Nation so rasch seine eigenen Traditionen verlassen und so schnell eine Zivilisation mit einem geradezu entgegengesetzten Charakter angenommen. Man kann das nicht mehr Entwicklung, Folgen des langsamen Entwicklungsgesetzes nennen, es ist mehr eine spontane Neuschöpfung. Der Same ist jetzt gesät, und Japan wird überall unter dem Zeichen des Fortschritts arbeiten. Und nun, noch einmal, leb wohl, Japan!

Schule und Erziehung.

Von Wilhelm Gerd.

Als vor zirka hundert Jahren der große Reformator Stein als letzten und besten Punkt seiner Reformen die Forderung nach einer gründlichen Regeneration des gesamten Erziehungswesens aufstellte, als fast gleichzeitig mit ihm und vor ihm die Heroen der deutschen Geistesherrlichkeit Herder, Lessing, Goethe, Humboldt, Arndt, Fichte u. a. ihre Stimme erhoben, um aus der Schule eine Pflanzstätte deutschen Geistes zu schaffen, da glaubte man unter dem gewaltigen Eindruck dieser gemeinschaftlichen Anstrengungen nach einigen Jahrzehnten dem Ideal nahe zu kommen. Parteizerklüftung und deutsche Schulmeisterei aber warfen sich dem rollenden Rade der Reformen entgegen, griffen in die Speichen und brachten es zum Stehen. Mühsame Fortschritte charakterisieren den folgenden Abschnitt der Erziehungsgeschichte. Gewiß, in der Methodik, in der Schaffung des Mechanischen und Schablonenhaften hat man es

unter stetem Hinweis auf die mangelnden Qualitäten der erziehenden Lehrer, denen man nur feste Normen und gedruckte Grundsätze, nicht aber freie Beweglichkeit geben dürfe, weit, sehr weit sogar gebracht. Aber je mehr man auf diesem Seitenwege der Erziehung vorwärts drang, um so mehr wurde klar, daß das nicht der Hauptweg eines erziehenden Unterrichts sein könne. Fast nach hundert Jahren, in denen die deutsche Schulmeisterei Triumphe feierte, begann eine erneute heftige Bewegung gegen die jetzige Schule, die auch auf andere Länder übergriff. Natorp, Schulze, Gurlitt, Bergemann, Ellen Key, Demolinä, Güßfeldt u. a. haben Reformen verlangt und ihren Fehdebrief an die heutige Schule teils aus erwachtem Unmut in leidenschaftlichere, teils in kühlere, wissenschaftliche Form gegossen. Neben diesen polemischen Erörterungen stand warnend und anregend zugleich stets das Vorbild der englischen Erziehung mit seiner Hervorhebung der körperlichen Erziehung und mit seiner wohltuenden Harmonie in der Gesamtausbildung der Jugend. Wie steht es dagegen mit unserer Schule? Läßt ein einwandfreier Beurteiler das Abiturientenmaterial der letzten Jahrzehnte Revue passieren, so muß er gestehen, daß der körperliche Zustand desselben sich ständig verschlechtert hat. Wo kurz nach dem Kriege in der Zeit des Aufschwungs die Nachlieferung an gesunden Bauernsöhnen unseren höheren Schulen zur Blutaufrischung diente, und die Gesundheitszustände der Abiturienten noch relativ erträglich erscheinen ließ, da ist nach kaum zwei, drei Generationen eine erschreckliche Fülle von müden Defakenten, bebrillten, neurasthenischen Bläßgesichtern zu finden, die geistig und sinnlich überreizt sind. Wo sind denn die Hüter der deutschen Volkskraft? Oder sehen sie nicht, wie die körperliche Sauglichkeit des Durchschnitts Jahr für Jahr zurückgeht, wie die Aushebungsergebnisse für den Militärdienst eklatant erweisen? Wer im heutigen Schulleben steht, der muß sich gestehen, daß die Schule die Urkraft des deutschen Volkes absorbiert, wenn nicht vernichtet. Der Lernstoff mehrt sich nachweisbar jährlich. Die geistigen Anforderungen wachsen in gleichem Tempo. Die Zeit zur körperlichen Übung wird stetig verringert. Trotz aller Versuche und Reden über die Hebung der körperlichen Erziehung wird die Ausbildung der Körperkräfte Jahr für Jahr beschnitten. Man wüßte mit der deutschen Volkskraft, als sei sie unerschöpflich. Die berufene erste Hüterin derselben, die Schule, hilft eifrig mit an diesem Zerfetzungsprozeß. Nicht der Staat, nicht die Kommunen haben hiergegen etwas getan. Aber seit einem Jahrzehnt regen sich überall aus Eltern- und Lehrerkreisen heraus privat-praktische Versuche, Reformerziehungsanstalten zu errichten.

So gründete Dr. H. Ließ als erster in Deutschland seine Landerziehungsheime und führte sie in zehnjährigem Bestehen zu angesehener Höhe. Er blieb nicht vereinzelt in seinem Streben. Hier und da regten sich weitere glückliche Versuche, bis vor einem Jahr die Lösung dieser brennenden, besonders für die Großstadt brennenden Frage in neuem abgerundetem Sinne praktisch aufgenommen wurde.

Damals hörte ich von der Gründung einer „Freien Schulgemeinde“ Buschgarten bei Fürstenwalde-Spree. Als ich sie neulich besuchte, fand ich sie in aller Stille ausgebaut. Ihr vornehmster Grundsatz ist: „Fern von der Großstadt, doch nicht so weit, daß eine Berührung mit ihr ganz verloren geht. Der Rhythmus der großzügigen Großstadtarbeit sollte Lehrer und Schüler begeistern können, ihr Reichtum an Wissenschaft und Kunstresultaten ihnen zugänglich sein. (Die Großstadt bleibt nun ein-

mal Wissenschaft und Kulturzentrum.) Auch sollte die Erziehung nicht so weit den Eltern entrückt werden, daß diese kaum noch einen Einfluß darauf, kaum noch eine Berührung mit ihren Kindern haben. Eltern und Kinder sollen schnell zueinander gelangen können!“ Es ist richtig! das Kind soll die Großstadt, seine spätere Heimat, lieb behalten, aber doch da draußen lernen, welcher großen und notwendigen Arbeit es bedarf, die Lebensverhältnisse der Großstadt gesunder zu machen. Sie sollen aus ihrem lachenden, glücklichen Kinderleben in freiester Natur die Kraft saugen, ihre Intelligenz und ihren Willen zum Wohl ihrer Mitmenschen einzusetzen. So wird Buschgarten zu einer sozialen Erziehungsanstalt. So wird Buschgarten aber auch zum leuchtenden Beispiele für die Leiter kommunaler Verwaltungen, daß das, was einem Privatinstitut möglich ist, auch staatlichen und städtischen Einrichtungen möglich sein sollte.

Dort draußen wird das Kind in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. In ihm sieht man einen mit besonderen Anlagen, Gaben und Trieben ausgerüsteten Menschen, der sich allseitig und harmonisch zur vollen Entfaltung seiner geistigen und körperlichen Anlagen entwickeln soll, nicht ein Wesen, dem in so und soviel Zeit ein gewisser Lernstoff beigebracht werden muß. Wahrscheinlich in Verfolgung eines Wortes von Ellen Key: „Die häusliche Schule mit einer kleinen Gruppe gutgewählter Kameraden bleibt immer der ideale Unterricht“, hat die Freie Schulgemeinde ihre Zöglinge in einzelne familienähnliche Gruppen geteilt, denen sich der Neuankommende nach Wahl anschließt. Jeder Gruppe steht ein verheirateter Erzieher vor, dessen Frau den Platz der Mutter einnimmt. Ein unverheirateter Erzieher ist sein Assistent, und eine besondere Wirtschaftsdame sorgt für die Bedürfnisse der Kleinen. Diese Gruppe führt den Namen „Schulfamilie“; alle Familien zusammen bilden die „Schulgemeinde“. Die Erzieher sind meist Mitglieder des Kollegiums der Oberrealschule i. E., die den Kern der Schulgemeinde bildet. Während nun die Großstadt den Kindern Licht, Luft und Sonne raubt, wird hier den Kindern in freiester Natur alles Wünschenswerte geboten. Dabei herrscht eine sonnige Wärme im gegenseitigen Verhältnis der Erzieher zu den Kindern; sie springen und graben, spielen und baden, reiten und fahren, leben zusammen und werden echte und gute Kameraden. Die Freie Schulgemeinde geht also hier ganz ihre eigenen pädagogischen Wege. Auch dem Unterricht weist sie nicht den präponderierenden Einfluß zu, den er sonst im Kindesleben einnimmt. Sie will, wie mir die Leiter versichern, eine Erziehungsschule sein: daher ist ihr der Unterricht nicht Selbst-Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Man sucht eine Erziehung zur Persönlichkeit zu geben. Das bedeutet Achtung vor der schon im Kinde sich zeigenden Eigenart. Die Vielseitigkeit einer ganzen Erziehung, die alle Pädagogen von Herbart an verlangen, und die in den sonst üblichen Schulen nie erreicht wird, erfordert aber auch eine besondere Vielgestaltigkeit des Kollegiums der Freien Schulgemeinde. Zu ihm gehören daher neben den ordentlichen Oberlehrern ein Offizier, ein Landwirt, Künstler und ein Arzt. Man will die Kunst nicht durch Zeichen- oder Musiklehrer dem kindlichen Geiste entfremden, sondern durch Künstler, wahre Künstler, dem kindlichen Geschmack eröffnen. Der Arzt aber sorgt für die gesundheitliche Ueberwachung, die Oekonomie der Körperkräfte, für die Belehrung in Hygiene und Anthropologie. So wird in harmonischer Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit einerseits und Erholung in Kunstübung und Spiel andererseits

durch berufene Führer eine volle Menschenblüte entfaltet. Der Erziehung dienen tägliche Körperübungen wie Wandern, Laufen, Spielen, Turnen, Schwimmen, Radfahren; dazu kommen praktische Beschäftigungen im Garten und Busch, auf Feld oder Wiese, in Werkstatt oder auf dem Bauplatz. Mittags und abends ist Gelegenheit gegeben zur Kunstübung (Zeichnen, Malen, Modellieren nach der Natur, Instrumentalmusik) oder zur Konversation in den fremden Sprachen. Die Lage von Buschgarten ist prächtig. Es liegt wie eingebettet in dem großen Forst der Stadt Fürstenwalde, der über 20 000 Morgen umfaßt. Ein prächtiger Hochwald ist's, und man kann es verstehen, daß die Hohenzollern ihn mit Vorliebe für Jagdzüge aufgesucht haben. Das Landgut selbst präsentiert sich in wohlthuender Einfachheit. Es ist Prinzip, die Wirtschaft und das Schulleben möglichst zu trennen, so daß die Kinder in der einen Hälfte des Tages mehr dem Unterricht und in der andern mehr der Gemeinde gehören. In den Wohnräumen und in den Schlafzimmern herrscht der gleiche Geist. Ueber der einfachen Ausgestaltung liegt eine sonnige, künstlerische Wärme und verhindert, daß die peinlichste Beobachtung hygienischer Vorschriften zur Pedanterie wird und sich lähmend auf das Gemüt legt. In der Beköstigung und Kleidung der Kinder befolgt Buschgarten die Regeln, wie sie durch Erfahrung bereits für gut befunden sind. Es wird dem Grundsatz der gemischten Kost gehuldigt, die Gemüse, Obst, Milch und Mehl ebenso hoch wie den Fleischgenuß bewertet. Die Speisen sollen kräftig sein, ohne indessen reizende Wirkungen auszuüben.

Unter der wohlwollenden Aufsicht der staatlichen Behörden hat sich die Freie Schulgemeinde gleich im ersten Jahre so entwickelt, daß sie von Sexta bis Untersekunda ausgebaut werden konnte, und bei aller Freiheit zeigten doch die Abschlußergebnisse, daß wissenschaftlich nicht nur dasselbe, sondern teilweise noch mehr als üblich geleistet wird. Für den Pädagogen wie für den Laien bietet also dies Unternehmen gleichviel des Interessanten.

Es würde von geringer Einsicht zeugen für einen, der Kultur und die Jugend liebt, und entspräche gewiß nicht dem Sinne der Leiter von Buschgarten, wenn man sagen wollte: hier sei ein Allheilmittel, hier sei etwas, was eine edle Familienerziehung überträfe. Sicherlich bildet sich das schönste Produkt unter der Elternobhut, wenn — ja wenn die begleitenden Umstände, die Schule, die Großstadtatmosphäre oder der Mangel an Gelegenheit zu körperlicher Bewegung diese Erziehung nicht illusorisch machen. Und wenn es sich um Eltern handelt, die die Kindesseele begreifen und die die Lust und die Zeit dazu haben, um ihren feinsten Regungen mit klugem Verständnisse nachzugehen; das Gute zu verinnerlichen, das Schlechte mit Rücksicht und Erfolg zu bekämpfen.

Unter solchen Umständen ist ein Landerziehungsheim mit den rechten Leuten am Ruder etwas, was nottut. Und die Freie Schulgemeinde Buschgarten wird unter ihnen um so schätzenswerter sein, als sie sich aus Erziehern, Schülern und Eltern zusammensetzt, also am ehesten der Familienerziehung nahe kommt.

Zum Fall Tschudi. Von Richard Muther.

Die einfachsten Dinge werden oft am schwersten verstanden, und zu diesen Selbstverständlichkeiten, die niemals erfaßt werden, scheinen die folgenden zu gehören:

Museen sind an sich recht problematische Einrichtungen. Denn erstens ist eine Massenanhäufung von Kunstwerken überhaupt barbarisch; zweitens läuft es auf schöne Phrasen hinaus, wenn man behauptet, daß sie geschmackbildend auf das Publikum und die Künstler wirken. Als es noch keine gab, befand sich im Gegenteil die Kunst viel wohler, und um den Geschmack der Konsumenten war es auch nicht schlechter bestellt. Doch immerhin, sie sind da. Der Kunstgenuß, früher eine persönliche, sehr aristokratische Sache, mußte in einer proletarischen Zeit eine für die Masse zugeschnittene Fassung erhalten. Werke, die als ästhetische Dokumente die Unsterblichkeit verdienen, sind in solchen Friedhöfen auch am sichersten aufbewahrt. Und wenn man demnach die Berechtigung der Museen zugibt, hat man sich nur klarzumachen, welche Grundsätze bei ihrer Verwaltung befolgt werden müssen.

Hinsichtlich der Museen für alte Kunst stehen diese Grundsätze fest. Der Direktor trägt Sorge, nach Maßgabe seiner Mittel Werke zusammenzubringen, die das künstlerische Schaffen eines Zeitalters signifikant illustrieren. Andere, als rein kunstgeschichtliche Erwägungen haben ihn nicht zu leiten. Denn es wäre insipid anzunehmen, daß eine Kunstsammlung etwas anderes als eben eine Sammlung historisch bedeutsamer, der Konservierung würdiger Kunstwerke sein könnte.

Ergo — das ist so klar wie die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist: Was von den alten Museen gilt, gilt von den neuen. Auch hier ist die Vermengung ästhetischer Prinzipien mit irgendwelchen Nebengedanken nicht statthaft. Wenn Philipp II. von Spanien die Marotte hatte, von Künstlern, deren Namen niemand weiß, Szenen aus der militärischen Geschichte Spaniens malen zu lassen, so hängen diese Bilder, da sie im besten Fall kulturgeschichtlichen, aber keinen künstlerischen Wert haben, nicht im Museo del Prado, sie hängen in dem Schloß, wo der König seine Tage beschloß, in den langen Gängen des Escorial. Wenn der Bürgerkönig Louis Philipp es für nötig erachtete, von Malern dritten und vierten Ranges die Heldentaten seines afrikanischen Feldzuges verherrlichen zu lassen, so dachte kein Mensch daran, diese ungeheuerlichen Maschinen nach dem Louvre zu bringen. Sie sind in der Galerie von Versailles, wo nur der gezwungen ist, sie zu sehen, der zu seinem Unglück sich in die Gäle verirrt. Ebenso sind Werke unserer Zeit, deren Wert nur darin liegt, daß sie Mitglieder des angestammten Herrscherhauses oder Ereignisse der vaterländischen Historie darstellen, überall am Platz, wo sie den Kunstfreund nicht stören. Man kann sie den Oberpräsidien und Rathhäusern, den Offizierskasinos und Männergesangsvereinen überweisen, kann, wie in Görlitz, eine eigene Ruhmeshalle bauen. Aber mit dem Künstlerischen kann sich das Patriotische unmöglich verquicken. Museum Mysis. Der Tempel muß rein bleiben. Und hinsichtlich der Werke, die für das 19. Jahrhundert dokumentarischen Wert haben, ist kein Zweifel mehr möglich. Ob

Corot und Courbet, Feuerbach und Leibl einem noch so hoch stehenden Dilettanten gefallen oder mißfallen, tut gar nichts zur Sache, so wenig wie das Wort Ludwigs XIV. „Otez-moi ces magots“ die Direktoren alter Museen abhält, Teniers, Brouwer und Ostade zu sammeln. Roma locuta est. Die Wissenschaft hat gesprochen, und dieses Urteil der Wissenschaft muß für den Ausbau moderner Galerien ebenso maßgebend wie für den Ausbau alter Museen sein.

Weiter darf der vaterländische Gesichtspunkt nicht dazu führen, daß etwas anderes vernachlässigt wird, was man nun einmal begonnen hat. Denn wer A sagt, muß B sagen. In den alten Museen sind bekanntlich sämtliche Schulen — die italienische, spanische, französische, niederländische und deutsche — gleichmäßig gut vertreten. Und die neuen, das steht ebenfalls fest, setzen die alten fort. Daß wir mit dem Jahre 1800 einen Grenzpfahl aufrichten — vor 1800 alt, nach 1800 modern — ist sub specie aeternitatis eine recht komische Sache. Menschen des 30. Jahrhunderts werden, wenn es da Museen noch gibt, von Fragonard zu Delacroix oder von Goya zu Daumier mit derselben historischen Gelassenheit gehen, mit der wir heute nach einem Perugino einen Rafael oder nach einem Grecco einen Hals betrachten. Ja, schon im Jahre 2000 wird der Nachfolger Bodes den sehr naheliegenden Gedanken haben, von den Werken des 19. Jahrhunderts diejenigen, die die Feuerprobe der Zeit bestanden, dem alten Museum anzugliedern, da doch Reynolds, Gainsborough und Wilson nicht die letzten alten Meister bis in alle Ewigkeit bleiben können. Und der arme Generalchef hätte es dann, wenn die Direktoren der modernen Galerie nur Deutsches gesammelt hätten, sehr schlimm. Bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts wäre die Kunst aller Länder da. Hinsichtlich des 19. würde er aus Muthers Buche ersehen, daß es da gleichfalls in Europa sehr wichtige Künstler gab, daß namentlich Frankreich das führende Land in allen Fragen des Geschmacks war. Aber er hätte nichts. Das Museum, bis 1800 international, würde von diesem Zeitpunkt ab nur noch „Nationalgalerie“ sein können. Das wäre eine Halbheit. Entweder-oder. Entweder man verkaufe die ausländischen Werke des alten Museums und schreibe über die Eingangspforte Monumenta artis Germaniae, oder man mache sich klar, daß der Direktor der modernen Galerie, wenn sie die logische Fortsetzung der alten sein soll, auch hinsichtlich des Auslandes für die planmäßige Vertretung der führenden Meister zu sorgen hat.

Bei denen, die sich an die Bezeichnung Nationalgalerie wie an ein heiliges Banner klammern, spricht obendrein das allerschlimmste mit, was sich mit Museumsfragen vermengen kann: der Brotkorb. Die alten Meister sind tot. Cranach dreht sich nicht im Grabe herum, wenn einmal ein Bild von seinem Kollegen Sizian gekauft wird. Aber die neuen wollen leben. Materielle Interessen werden berührt, wenn ein Museumsdirektor statt nur von Einheimischen auch zuweilen von Fremden läuft. Und diese Geldbeutelorgen setzen sich in Deklamationen suggestivster Art um. Man singt patriotische Lieder. Justament wegen der paar französischen Bilder, die in der National-

galerie hängen, hat Deutschlands Jugend ihr Deutsch verlernt. Statt einer nationalen Kunst, Marke Werbandi, wird ein kosmopolitisches Bolapüt gezüchtet. Muttersprache, Mutterlaut. Uns Vaterland, ans teure, schließ dich an. Heiliger Thode!

Menzel stammte nun aus Breslau, Feuerbach aus Heidelberg, Marées aus Ebersfeld, Leibl aus Köln, Boecklin von der deutschen Grenze, aus Basel. Daß sie beinahe ebensoviel wie Anton von Werner, Knaut und Meyerheim bedeuten, läßt sich gleichfalls nicht leugnen. Also wäre, da der Titel des Gebäudes immerhin Nationalgalerie, nicht Berliner Museum ist, eigentlich gegen ihre Vertretung nichts einzuwenden. Aber sehr lästige Konkurrenten bleiben sie gleichfalls. Und Verstorbene brauchen kein Geld mehr, während lebende Familienväter es sehr dringend benötigen. So gilt es ein Mittel ausfindig zu machen, daß auch diesen unlauteren Wettbewerb lahm legt. Heureka. Man führt den Gedanken ins Feld: Kunstpflege ist die Hebung und Förderung der Produktionskraft eines Landes. Nur zum Nutzen der Schaffenden dürfen die vom Staate bewilligten Gelder, wenn sie volkswirtschaftliche Zinsen tragen sollen, verwendet werden. Und welche unter diesen Schaffenden die würdigen sind, wird die Landeskunstkommission dann schon weise bestimmen.

Daß auf diese Art Museen zu Altersversorgungsanstalten werden, ist für jeden Einsichtigen klar. Es gibt die verschiedensten Mittel und Wege, der Produktion fördernd unter die Arme zu greifen. Doch Museen — warum sammelt man Rembrandt und van der Meer? — haben rein ideale Zwecke. Sie gehören nicht nur der lebenden Künstlergeneration, sondern auch den Menschen, die nach uns kommen. Diesen ist es ganz gleichgültig, ob einmal ein Herr Müller oder Schulze durch einen Ankauf unterstützt wurde. Sie verlangen die Werke zu sehen, die markant für die ästhetischen Anschauungen einer Epoche waren. Könnte diese Aufgabe je gelöst werden, wenn man den historischen Gesichtspunkt mit dem protegierenden vermengte? Es ist noch unvergessen, wie die Nationalgalerie unter Jordan ausfiel. Auch die Münchener Neue Pinakothek zeigt, wohin es führt, wenn eine Galerie zum Aufstapelungsort all des belanglosen Zeugens gemacht wird, daß man pour encourager les beaux arts alljährlich auf den Sommerausstellungen kauft. Doch es scheint eben, daß man aus Erfahrungen, selbst wenn sie duzendmal gemacht wurden, noch nicht klug wird. Nachdem die Nationalgalerie im Laufe der vergangenen 12 Jahre aus einer Ablagerungsstätte künstlerischen Schuttes ein ernst zu nehmendes Museum geworden ist, soll sie wieder werden, was sie vorher war. Selbst der berühmte weite Blick des Generaldirektors scheint an dem Punkte seine Grenze zu finden, wo der Männerstolz vor Königsthronen beginnt. Und Herr von Eschudi, wenn er wirklich abgesetzt ist, muß sich mit dem erhebenden Bewußtsein trösten, daß er für Menschen einer weniger vernagelten Zeit ein museales Unikum sein wird. Er hatte die sehr einfachen und gerade deshalb schwer in die Köpfe zu bringenden Grundsätze, nach denen ein modernes Museum verwaltet werden muß, schon um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts recht klar erfaßt.

Saubengelß. Von Felix Salten.

Nicht etwa weil ich dieses Feuer jetzt schüren möchte. Inzwischen ist es ja wahrscheinlich schon gelöscht worden. Oder irgendein großer Herr hat es mit seinen Ritterstiebeln ausgetreten. Das Schüren hätte also keinen praktischen Sinn mehr. Ich wollte nur sagen: es war gut, daß dieses Feuer endlich einmal zu brennen anfing. Endlich einmal.

Wie es dabei zugegangen ist, weiß ich nicht genau, habe diese Geschichte weder mit angesehen, noch aus den Akten studiert. Aber für jeden, der die Verhältnisse kennt, liegt die Sache ziemlich einfach. Man braucht da gar keine aktenmäßigen Feststellungen, um zu urteilen. Es muß schon sehr arg gekommen sein, wenn die deutschen Journalisten einmal aufmucken. Und das liebliche Wort, das ihnen Herr Gröber spendete, war sicherlich nur der letzte Anlaß, war der letzte Fußtritt, der dem morschen Faß den Boden ausschlug. Ehe die deutschen Journalisten als Saubengelß angesprochen wurden, — was sie nicht mehr ertragen wollten — sind sie lange genug als Schuhpußer behandelt worden. Was sie länger als nötig war ertragen haben. Leider. Aber die deutschen Journalisten sind eben sehr geduldig und sehr sanft.

In Frankreich hätte der Herr Deputierte, dem solch ein Ausdruck entchlüpft wäre, von Stund' ab sehr berechtigte Zweifel in seine Immunität gesetzt, ob die ihn nämlich auch vor Maulschellen schützen könne. In Italien wäre dem Herrn Abgeordneten zu solchen Zweifeln kaum erst die Zeit geblieben. Und in London hätte man von ihm sagen dürfen: „Raum ist ihm dieses Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren.“ In Deutschland aber scheint gegen Journalisten so ziemlich alles erlaubt zu sein.

Nebenbei: der Herr Gröber spielt da eine tragikomische Rolle. Was weiß man denn von ihm? Wo sind seine Leistungen? Was bedeutet dieses M. d. R. als geistige Potenz unter den Politikern? Auf welchen Straßen hat sein Schritt, hat seine Arbeit, haben seine Gedanken jemals so viel Staub aufgewirbelt, daß man gesagt hätte: Ah, der Gröber! oder: Sapperment, der Gröber! Ueber seinen Wahlkreis und über den Sitzungssaal hinaus ist der Name wohl nicht eben weit ins deutsche Reich gedrungen. Und im Ausland hat man noch gar nichts von ihm gehört. Bis er eines Tages „Saubengelß“ sagte. Lieber Gott, das kann freilich bald einer sagen. Dazu gehört nicht viel Talent. Und daß ein Reichstagsmandat an und für sich schon den Nachweis geistiger Kapazität für seinen Träger erbringe, wird kaum jemand behaupten wollen. Wenn Herr Gröber nur ein kleines bißchen Ehrgeiz und Takt besitzt, muß es ihm jetzt doch sehr peinlich sein, seine ganze öffentliche Karriere darin bestehen zu sehen, daß er einmal „Saubengelß“ gesagt hat, daß sein Name erst auf den Schwingen dieses Wortes ins Weite flog und daß er von nun an, auf den Saubengel geschnallt, durch die parlamentarische Geschichte reitet.

Es wird bei alledem nicht an Versuchen fehlen, Herrn Gröber als Helden zu feiern. Ein Tapferer! Denn er hat es gewagt, der papiernen Großmacht zu trohen. Ein Aufrechter! Denn er hat sich nicht ge scheut, die hochmögende Gunst der Preßleute zu verschmerzen. Freilich, außerhalb der deutschen Sprachgrenzen würde kein Mensch solchen Unsinn sagen. In deutschen Ländern aber wird er gesagt werden. Darauf kann man sich getrost verlassen.

Was heißt denn das: der papiernen Großmacht trohen? Herr Gröber hat gar nicht gewollt, daß seine Insulte so laut werde, hat nicht von der Rednerkanzel aus seinen Schimpf losgelassen. Dieses Wort floß ihm während eines Privatgesprächs

gewissermaßen, wahrscheinlich gewohnheitsmäßig von den Lippen, deren sonstige Oratorenkunst, wie gesagt, bisher noch nicht berühmt ward. Helden kämpfen anders. Als er aber dennoch gehört worden war, dachte er gar nicht daran, seine Unhöflichkeit zu entschuldigen, und verweigerte rundweg jede Genugtuung, die anständige Menschen billigerweise verlangen durften. Das beweist natürlich keineswegs den Mut des Herrn Gröber. Sondern das beweist vielmehr, daß die angebliche Großmacht der Presse in Wirklichkeit völlig machtlos ist.

Ihre Gunst verscherzen? Nur wer irgendeine Gesinnung ausspricht, die dem vermeintlichen oder tatsächlichen Interesse der Allgemeinheit schädlich ist, hat diese „Gunst“ verscherzt. Kämpft gegen die augenblicklich herrschende Presse und wird von ihr bekämpft. Herr Roeren zum Beispiel, der gegen die modernen Künstler zu Feld zog, der wichtige und edle Kulturangelegenheiten unter den Zuhälterparagrafen beugen wollte, hatte — wenn man es so nennen mag — der papiernen Großmacht getrotzt, hatte die Gunst der Kulturfördernden Presse verscherzt. Aber niemand wird ihm deshalb die Achtung versagen. Auch seine Gegner nicht. Er trat für eine von ihm geliebte Idee ein, hielt seine Ueberzeugung für die rechte, hielt sie aufrecht und hoch und ertrug all den Schimpf, all den Hohn und die Empörung, die gegen ihn losbrach. Was sonst gegen ihn einzuwenden ist, beiseite: ein Mann, dessen mutige Entschlossenheit nicht geleugnet werden kann. — Einer, der im heutigen Deutschland die Lösung der Reichsbande, die Republik oder den Verzicht auf die Weltpolitik fordern würde, hätte die Gunst der Presse verscherzt. Aber er könnte selbst hinter Kerkermauern oder im Narrenhaus noch immer für einen tapferen Mann gelten.

Was hat denn der Unbedeutende davon, wenn die Presse ihm ihre sogenannte Gunst zuwendet? Gar nichts. Er wird nichts durch sie, kann höchstens eine einzelne Zeitung für sich gewinnen und mit sich beschäftigen, aber nicht: die Presse. Überall gibt es Existenzen, die von der Reklame, von allerhand Intrigen und Interessenverknüpfungen gestützt werden und einen scheinbaren, einen kurzatmigen Aufschwung nehmen, den die Wissenden, den alle Urteilsfähigen aber von Anfang an belächeln. Täuschen läßt sich niemand mehr. Und überall gibt es wieder Existenzen, die nicht in die Höhe können, nach der sie trachten, weil ihnen die Kraft, weil ihnen das Talent, weil ihnen die Entwicklungsfähigkeit fehlt, um an den obersten Platz zu gelangen. Die haben alle keine Ahnung, weshalb sie nach vielversprechenden, von der Presse ermunterten Anfängen plötzlich von einer Lähmung befallen werden, die schimpfen dann, oder jammern, oder toben: „hach! die Zeitungen . . . die haben sich gegen mich verschworen!“ Man braucht gar nicht an den Fall Bonn erst erinnern; jeden Augenblick trifft man solche Menschen, entgleiste Politiker, verfrachtete Maler, durchgefallene Komödianten, zurückgewiesene Dichter, die einen beiseite nehmen, und es einem mit zitternden Mundwinkeln anvertrauen: „Die Presse . . . Sie glauben nicht . . .“ Nein. Ich glaube nicht. Das sind lauter kleine, persönliche, auf den engen Boden einer einzelnen Stadt beschränkte Dinge. Und wer das Problem der Presse von diesem Standpunkt aus erörtert, bekennet damit nur, daß er um eigener privater Vorteile willen mit ihr zufrieden oder unzufrieden ist. Die Wonne der Verhättschelten und die Gefränktheit der Verschmähten zählt hier nichts.

In dem Kampf, von dem allein die Rede sein kann, gilt nur eines: die Idee. Und es gilt nur: ob die Idee, die von der Presse vertreten wird, die stärkere ist, oder ob der Einzelne, der Neuauftretende mit seiner neuen Wahrheit die größere Kraft besitzt. Ist er zu schwach, ist er untauglich, dann wird er überwunden. Was etwa neu und

feinhältig an seinen Ideen ist, das führt später ein anderer zum Sieg. Schicksal der Vorläufer. Und das war immer so, war lange bevor wir eine „Presse“ besaßen, nicht anders. Wagner hatte die Gunst der Presse verschert. Aber eine neue Generation scharte sich um ihn, und mit dieser Truppe eroberte Wagner die Presse, die ihn vordem verfolgt hatte. Eroberte und beherrschte sie. Diese ungeheure geistige Werkstätte wird eben durch jeden wirklichen Geist unfehlbar erobert, kann ihm gar nicht widerstehen, fällt ihm anheim, empfängt ihre Erneuerung durch ihn, ihre neue Arbeit, ihre neue Sprache. Sie mag vorher noch so eifrig gegen diesen Geist gearbeitet haben, eines Tages arbeitet sie noch viel eifriger und feuriger für ihn. Emile Zola, Henrik Ibsen, Friedrich Nietzsche, als ein paar Beispiele, die wir alle selbst erlebt haben.

Man kann mit der Presse unzufrieden sein, kann ihre Kulturleistung unzulänglich, ihre Tätigkeit lückenhaft, ja sogar schädlich nennen. Man kann sie schelten, kann sie anklagen, aber nur wer ganz oberflächlich nachschwätzt, was andere sagen, oder wer vollkommen gedankenlos ist, wird die Presse eines Volkes für sich allein beurteilen, ohne zugleich auch das Volk zu betrachten, dessen geistigem Bedürfnis, dessen Empfindungen die große, modern-industrielle Presse sich überall schmiegt. Jeder, der geistig über dem allgemeinen Niveau steht, jeder, der auf dem Weg der Erkenntnisse, der Kultur und der Wahrheit dem großen Troß einsam voranschreitet, jeder, dessen Ansprüche an das geschriebene Wort feiner und differenzierter sind, mag die Presse schelten. Und er wird in der Presse selbst mit all seinen Vorwürfen am besten noch verstanden werden. Jeder, dem das rasch geprägte Tagesurteil unfertig und ungerecht erscheint, dem die abgegriffene, immer wieder auf neue in Umlauf gesetzte Scheidemünze der Gefinnungen widerlich geworden, mag die Presse anklagen. Und wird in der Presse selbst am schnellsten Zustimmung finden.

Aber sind denn alle anderen Einrichtungen, die wir haben, tadellos? Und sind denn die Menschen, die in anderen Berufen leben, so unbeschränkter Achtung, solch' eines sorgsam behüteten Ansehens wert? Sind etwa unsere Parlamente die Hochburgen bester Staatskunst? Sind die Beamten denn auch wirklich Inhaber und Verwalter unendlicher Weisheit? Besitzen wir in unserer Justiz schon die Verwirklichung des Gerechtigkeitsideales? In unseren Universitäten, in der Armee die beste aller Welten? Dennoch wird es niemandem einfallen, darf es niemand sich einfallen lassen, von den Politikern, von den Regierungsbeamten, den Richtern, Professoren und Offizieren mit so geläufiger, selbstverständlicher Geringschätzung zu sprechen. Die Journalisten aber müssen sich's bieten lassen, wenn jeder Niemand die Füße an ihnen abwischt. Und es ist, in deutschen Ländern, modern, elegant sogar geworden, von Journalisten und über Journalisten verächtlich zu reden.

Die Herren Parlamentarier, die Richter, die Offiziere, die Beamten, die Professoren, alle sind gesetzlich vor Mißhandlung, vor Verachtung und vor Beleidigung geschützt. Und genießen dazu noch eines anderen, außerordentlichen Schutzes. Den Schutz der Presse. Gerade diesen aber genießen die Journalisten nicht. Sie können alles verteidigen. Nur nicht sich selber. Sie können für jede Sache kämpfen. Nur nicht für ihre eigene. Ein Journalist, der beleidigt, der beschimpft wurde, ist obendrein noch außer Gefecht gesetzt. Er gilt als befangen, steht augenblicklich im Verdacht der Voreingenommenheit, muß das Feld räumen, und kann nebenher zusehen, wie er Genugtuung erhält. War es vordem die Taktik aller in der Öffentlichkeit Wirkenden, den Journalisten durch Freundlichkeit zu gewinnen, ihn zu umschmeicheln, ihn zu umwerben, so hat man jetzt längst schon eingesehen, daß man sich den kritischen, unbequemen Berichterstatter am einfachsten vom Halse schafft, indem man ihn insultiert. Der Journalist,

der seine Arbeit behalten, der seine Stellung nicht riskieren will, muß vieles schluden lernen, muß lernen über vieles hinwegzusehen, vieles zu ertragen. Und muß persönlichen Differenzen ebenso ängstlich ausweichen, wie der Offizier oder der Richter, ja ängstlicher noch, denn ihn schirmt kein Paragraphengitter vor mutwilliger Frechheit. Längst schon üben die deutschen Journalisten die Praxis nachgiebiger Duldsamkeit, lassen sich von den höfischen und staatlichen Aemtern, von den einzelnen hochgestellten Herrschaften, von den Theatern und anderen der öffentlichen Schau lust gewidmeten Instituten bei allen Gelegenheiten zurücksetzen, als Menschen zweiter Klasse behandeln, lassen sich von der ganzen nach Zeitungsreklame gierigen, oder sonst im Bereiche öffentlicher Aufmerksamkeit stehenden Plebs das Unglaubliche bieten. Um des lieben Friedens willen. Und aus Rücksicht auf die sachliche, ungestörte Arbeit. Das Publikum will bedient sein, will wissen, was in der Welt vorgeht, kümmert sich den Teufel, mit welchen Mitteln die ausführlichen, schönen Berichte herbeigeschafft werden, mit welchen Opfern. Und das Publikum darf weder mit Klagen, noch mit Beschwerden belästigt werden.

Es gibt kaum ein wehrloseres Geschöpf als den deutschen Journalisten. In diesem Land des Kastengeistes, des Rangsbewußtseins und der Sittelehrfurcht ist der titellose geistige Arbeiter, der keinen offiziellen, sondern nur seinen persönlichen Rang besitzt, einfach ein Proletarier. Oftmals ausgenützt von seinem Verleger, immer aber ausgebeutet von all den zahllosen echten und falschen Tagesgrößen, abgeheßt von dem beständigen Tumult der Ereignisse, hat er sich mit allem zu beschäftigen, nur nicht mit sich selbst, muß er an alles denken, nur nicht an sich. Er ist in der Lage, die Gebote der Menschlichkeit zu verfechten, nur für sich selbst darf er keine Menschlichkeit fordern. Er darf jedermanns Recht vertreten, nur nicht das seinige, darf jedermanns Sache zu der seinigen machen, nur seine eigene nicht.

Wenn die Journalisten im Reichstag, denen Herr Gröber „Saubengels“ zurief, sich auslehnen, dann vermag jeder Erfahrene sich's auszumalen, wie vieles sie in den heiligen Hallen der deutschen Volksvertretung an Unhöflichkeit und Ueberhebung schon geduldet haben, ehe sie zum Streik sich entschlossen. Und dieser Vorfall gibt den Anlaß, es endlich auszusprechen, daß ein unerhörter, dreister Mißbrauch mit den Journalisten in der deutschen Öffentlichkeit getrieben wird. Dieser Vorfall ist ein Anlaß, um es endlich auszusprechen, daß die allgemein als geistig überlegen geltende, zur Mode gewordene Geringschätzung der Journalisten nichts anderes ist, als ein lächerlich verlogener, unsäglich dummer Snobismus.

Daß es Leute gibt, die sich ein abfälliges Urteil über die Presse sehr wohl erlauben dürfen, habe ich oben schon gesagt, und habe auch gesagt, was für Qualitäten solche Leute besitzen müssen, denen man dergleichen Urteil willig einräumt. Wer aber schimpft heute über Journalisten? Menschen, die den größten Teil ihrer Bildung, ihrer politischen Kenntnisse, ihrer künstlerischen Meinungen, ihrer Kultur und ihres Geschmacks aus der Zeitung haben. Und die sich das Ansehen geben wollen, sie seien klüger, begabter, gebildeter, sie stünden höher als die Tagschreiber. Menschen, die nur deshalb so eifrig sind, über Journalisten zu schimpfen, weil sie damit ihre unentbehrlichen Lehrmeister und Ratgeber um so wirkungsvoller zu verleugnen glauben. Gerade jene Parlamentarier, Minister und Staatsmänner, die ihre „Ideen“, ihre „Einsälle“, den Anstoß zu ihren „Maßregeln“ und zu ihren „Reformen“ gewöhnlich aus der Presse empfangen, zucken lächelnd die Achseln, wenn sie neunmalweise und sehr von oben herab über Journalisten sprechen. Und es könnte so mancher von diesen Herrschaften nicht den Mund auf tun, hätte ein vollkommen verwirrtes Weltbild vor den geblendeten Augen, wenn er nicht zuerst die Zeitartikel studieren würde, die irgendein reicher begabter, vom

Schicksal oder von seiner Geburt an den Redaktionsstisch geschnallter Geist geschrieben hat. Leute reden mit Arroganz in den Mienen von Journalisten und wären nicht imstande, den Zusammenstoß zweier Sargameterdroschken in einem anständigen Deutsch einfach zu berichten. Leute, die keine Ahnung haben von der Kompliziertheit des Journalismus, von der Summe an geistiger und moralischer Kraft, die dieser Beruf erfordert, spielen sich auf und leisten sich irgendein Wort, das noch als sanft gelten darf, wenn es nicht gerade „Saubengels“ heißt. Mit was für Worten aber müßte man diese Herrschaften nach ihren eigenen Qualitäten und Leistungen nennen, wenn sie ihren Beruf unter einer so tausendfach scharfen Kontrolle ausüben würden, wie die Journalisten? Oeffentliche Berufe dürfen kritisiert werden. Kritisieren — meinetwegen. Dazu gehört Sachkenntnis oder es genügt, daß einer dumm genug ist und die kritisierte Tätigkeit, deren Wesen er gar nicht kennt, besser zu verstehen glaubt. Also: Kritisieren, so viel ihr wollt. Die Journalisten brauchen da keine Ausnahmestellung für sich zu fordern. Aber verachten, bespötteln und schimpfen, das ist glatt heraus: unverschämt. Doppelt unverschämt, wenn man extra noch von den Journalisten profitiert.

Den deutschen Journalisten ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie es mit ihrer Sachlichkeit, mit ihrer Hingabe an den Dienst der Presse und mit ihrer Geduld überhaupt so weit haben kommen lassen. Die Leistung, die sie verrichten, indem sie einem ganzen Volk Tag für Tag, den Hohen wie den Niedrigen, die geistige Arbeit zubereiten, würzen, vorschneiden, einlöffeln, warmhalten und nachtragen, diese Leistung ist — selbst wenn sie Mängel aufweist, selbst wenn sie unvollkommen bleibt — immer noch eine so ungeheure, immer noch eine so ehrliche, und immer noch eine so durch und durch notwendige, daß sie, wenn schon nicht Dank und Respekt, so doch jedenfalls bürgerliche Achtung und Höflichkeit verlangen darf. Wollen die deutschen Journalisten nicht völlig deklassiert werden, dann müssen sie noch einigemal zeigen, daß sie sich keine „Saubengels“ mehr bieten lassen.

Wien, 21. März.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

Published (Privilege of copyright in the United States of America reserved under the Act approved) by Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charl., Hardenbergstr. 14.

Ich lege den Fall des enigmatischen Mannes einem wohlwollenden Publikum vor. Wo fehlte es ihm? Was wollte er? Und wie kann ihm geholfen werden?

Enthaltend:

Die Briefe des enigmatischen Mannes.
Brief des praktischen Arztes Dr. Vinzenz Freier
an Frau von F.
Ein Schreiben des Hauswirts und Schlächter-
meisters Alois Wichelhuber.
Nebensächliches zur Sache von Leopold
Elimar, Herzog von A.
Zuschrift der Mistress Lucy Aurelia Pattison,
zweite Vorsitzende des Frauenweltbundes,

Delegierte zur Internationalen Friedens-
konferenz.
Hierzu Manuskript, Anhang: Mirandus.
Ueber die Erziehung eines Knaben. Bruch-
stück.
Eingesandt und Schlußwort des Studenten
der Philosophie August Stieglitz.
Anonymus.
Eglantine. Unter: Excelsior.

Erster Brief.
Gnädige Frau!

Ich liebe Sie! Ich sah Sie gestern abend in einer Gesellschaft, man machte Ihnen den Hof, jeder auf seine Weise versuchte von Ihnen beachtet oder auch nur gekannt und wiedererkannt zu sein. Alte Faune, denen die Jahre kühnere und wirk-
samere Angriffswaffen genommen haben, strengten ihren Witz noch an, ließen die Zungen
spielen, die Gewohnheit öffentlicher Rede oder von einer ganzen Stadt gefürchtete

Spottsucht scharf und geschmeibig gemacht hat. Sie waren in ihrer Art noch immer unwiderstehlich, diese Veteranen! Ich sah Männer, die Sie beehrten, ganz junge, die nur bewunderten und sich vielleicht gefürchtet hätten, wenn Gnade ihnen völlig unerwartet und unverdient zugeflossen wäre. Ihre Huldigung war die feinste und bescheidenste, die berühmten, alten Männer durften sich gestatten verwegen und deutlich zu sein, von den anderen strömte die Hitze aus, sie blieben verschlossen und schweigend. Ich entdeckte verschleierte Blicke, die Sie auskleideten, Liebkosungen, die frecher und grausamer als Vergewaltigungen waren; die Leidenschaft dieser Großstädter und Geübten ist so nah verwandt mit Leiden schaffen! — In einem Winkel saß ein verwachsener, schwerfälliger und häßlicher Mensch, der litt. Er liebte Sie wirklich, er betet in Ihnen die Göttin an. Ihn sahen Sie nicht. Vielleicht bemerkte ihn außer mir keiner.

Sie lächelten, inmitten der ganzen Entfesselung aller schlechten Wünsche und Begierden, unter Schändung und Schamlosigkeit, vor hängen Seufzern, und angesichts eines echten und tiefen Schmerzes, lächelten Sie das freimütige und fröhliche Lächeln der Heldinnen Shakespeares, seiner Porzia, Rosalinde oder Beatrice. Sie waren ganz heiter, vollkommen ungerührt und göttlich frei. So stand Margarete von Navarra ihrem Liebeshof vor, oder, während man bei Isabella von Este über die erschreckenden Ausbrüche dunkler und maßloser Triebe beriet, während die Dichter sangen, Feldherrn siegten und Jünglinge starben, thronte die kluge Herzogin in gleicher Art. Sie sind eine Prinzessin und unantastbar! Sie sind für mich die Jungfräulichkeit schlechterdings. Und ich neige mich vor dieser spielenden, kühnen und geistreichen Eingeschränktheit. Ich möchte Ihre tapfere, kleine und kalte Hand küssen, ich hüde über ihren hochmütigen und befehlenden Fuß die Stirn eines demütigsten Anbeters des Schönen, eines vom Leben Enttäuschten, den es darum enttäuschte, weil er ahnt, daß es ihm Schönheit vorenthält, Geheimnisse und Wollust, die der brutale Sieger übersieht, und der unterworfenen Hungrige nicht ahnen darf, um der Verzweiflung nicht zu erliegen.

Abelard.

2.

Charmanteste!

Glauben Sie nicht, daß ich in der gewöhnlichen Weise eine Annäherung suche! Ich habe geliebt, ein wenig zuviel vielleicht, in meinen jungen Tagen, und ich bin müde, auch wohl bitter zu Zeiten, und immer unerträglich bewußt und argwöhnisch. An den Fingern kann ich Ihnen alle Steigerungen und Abfälle des Alltagsliebesverhältnisses erzählen, wenn die Betreffenden die Alltäglichkeit vermeiden, wenn sie schwärmerisch und großmütig oder klug und vorsichtig sein wollten. Ein griechischer Weiser hat gesagt, man solle zu essen aufhören, wenn es am besten schmeckt. Der Mann war ein Tor oder ein feiner Spötter, er wollte spotten. Mir schmeckt es nie. Mein Gaumen ist ungünstig gefügt oder ich bringe eine natürliche, schwarze Galle in den Genuß aller guten Dinge mit.

Ich sehe Sie ganz wie Sie sind und vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert. Sie sind in sich selbst verliebt, Allerschönste, und es gibt keine Form der Sicherung, die in gleicher Weise gegen Angriffe von außen steht.

Aber sehr, sehr reizend sind Sie! Ich möchte Sie bei mir, in meinen Räumen sehen. Und dieß ist eine ernsthaft gemeinte Bitte. Ich habe hübsche Dinge dort, die

Ihrer würdig sind, Zeichnungen von Lionardo, einen Velasquez, Affen und chinesische Ungetüme, Gobelinß, dunkle, alte Möbel, viel bric à brac. Viele Bücher. Ich liebe Horaz und Stendhal und die Vorreden Voltaires, ich liebe Memoiren. Nur Grandseigneurs schrieben früher Memoiren, auch Casanova und der Göttliche Marquis sind sehr große Herren.

Ich habe eine alte Medaille mit dem Profil der Lucrezia Borgia, das Ihrem gleicht, sie hat glattgeschittelte Haare, ein vorwichtiges und feines Näschen und das schwache und eigenwillige Kinn eines Kindes. Ein Buch hat Humboldt selbst meinem Urahn geschenkt, und man erzählt sich, daß der große Korse auf der Flucht von Warschau meine Großmutter geküßt hat. Ich liebe die Unglücklichen, die Besiegten, in der Literatur und in der Kunst auch. Selbst Lionardo hatte Verzicht geleistet, und nur plumpe Rärner sterben im Vollbesitz ihres Ruhms und ihrer Kräfte, weil eben ihr Wollen ihr Können nie übertraf.

Ich will so vieles und bin doch dankbar, daß ich nur wollen und nie erreichen darf. Ich träume von Ihnen unter meinen abgestimmten und ausgewählten Sachen, ich bilde mir ein, Sie tragen ein grauseidenes Kleid mit Sträußen von kleinen Rosen darauf, es hat einen hauchenden, weiten Glockenrock und eine zum Umspannen zierliche Taille. Wir sprechen von feinen, heiteren und anmutigen Dingen, ich zeige Ihnen Watteau und einiges von Menzel, der wie König Friedrich ein Franzose war. Sie sind ein wenig Aubrey Beardsley und ein wenig Helena — er zeichnet eine solche Helena in seinem Novellenbruchstück: Unter dem Hügel. O Sie gefährliche, kleine Madonna, und ungefährliche, niedliche Spielpuppe! Ich habe Lust zu spielen, mich umschmeicheln und umfächeln zu lassen. Ein wenig Furcht habe ich. — Niemand soll hier sein, ich schicke jede Dienerschaft fort. Wir essen zusammen. Sie finden Blumen. Ich habe fünf Hunde und ein zahmes Käuzchen, das auf einer alten Standuhr hockt. Dieß Käuzchen, Frau Minerva, möchte ich Ihnen schenken! Sie sollen einen Blumenstreifen der schönsten Stiderei von Beauvais haben und auf einem Stuhl sitzen, der mit uraltem Goldbrokat aus Florentiner Kirchenschreinen bezogen ist.

Von all diesen Kostbarkeiten verstehen Sie gar nichts, glaube ich, ich liebe die offenerzige und dumme Intelligenz Ihres Gesichtchens, den erstaunten Blick, einen kleinen Fehler, der Ihnen eigen ist, die Zunge unter die Lippe zu schieben. Ich bilde mir ein, daß Sie ein weißes Käzchen mit rosaroten Pfötchen und rosarotem Schnäuzchen sind. Mehr sicher nicht! Sie bereiten mir herzinniges Vergnügen. Auch nicht mehr! Niemals nähme ich Sie für eine Tigerin. Sie lieben das Wohlleben, parfümierte Bäder und Sklavinnen, die Sie strahlen und streicheln, Weintrauben lieben Sie, Pfirsiche und Feuerßgefahr, die Erzählung von Grausamkeiten. Die Grausamkeit selbst lieben Sie nicht, Sie würden weinen. Und ich müßte lachen, wenn ich Ihr schmerzverzogenes, weinerliches, dummes Kleinkindergesicht sähe!

Ich tue Ihnen gewiß nicht weh. Aber kommen Sie! Sie werden alle guten Sachen essen, die Sie lieben. Sie dürfen lachen und stöbern und zwitschern. Ich bin der müde Weltfahrer, der auf dem Diwan liegt, sich am bunten Wundervögeln freut.

Kolibrisß essen nicht in der Gefangenschaft, sie nehmen nicht einmal Honig, sondern verhungern. Geben Sie sich nie gefangen! Ich werde vielleicht versuchen Sie zu fangen, aber ich warne Sie vor meinem Zugreifen vorher. Sie sind gewarnt. Und nun kommen Sie sicher! U.

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

V. Roman im 19. Jahrhundert.

Welche Kräfte im Heimatsboden für den Dichter schlummern, die nur der Hade und des Spatens warten, die die Scholle aufwirft, um ans Licht zu kommen, sich zu entfalten und aufzublühen zu aller Freude, das haben schon lange, ehe die literarische Mode der Neuzeit das Wort „Heimatkunst“ prägte und es als ein künstlerisches Programm auf ihre Fahne schrieb, unsere Dichter gewußt und dieß Wissen auch in Taten umgesetzt. Von den einst viel gelesenen und viel bewunderten, heute aber schon bedenklich verblaßten Vorgeschichten Berthold Auerbachs abgesehen sei hier nur des Schweizer Pfarrers Albert Bihius gedacht, der unter dem Namen Jeremiaß Gotthelf mit kräftigem Realismus und zugleich mit großem künstlerischen, nur gelegentlich durch moralisierende Tendenz etwas beeinträchtigtem, Gestaltungsvermögen vor allem in seinem Roman „Uli, der Knecht“ Schweizer bäuerliche Welt und Menschen mit wundervoller runder Anschaulichkeit dargestellt hat.

Und ihm möchte ich hier gleich einen allerdings größeren, aber in seiner ganzen Art, im Holz, aus dem er geschnitten ist, Gotthelf am meisten Verwandten, Peter Rossegger anreihen, der in seinen zahlreichen, aus seinem heimlich-bäuerlichen Grund und Boden geschöpften Erzählungen, vor allem den 1875 zuerst erschienenen „Geschichten des Walbschulmeisters“ mit einer eigentümlichen innigen Herzlichkeit, die sich mit Schalkhaftigkeit sehr gut verträgt, es verstanden hat, in unzählige müde Seelen und im Staube des Alltags seufzende Herzen eine fröhliche Ahnung von Walb- und Vergnügen und eine erquickende Vorstellung von tapferem und einfältigem, gesundem Volkstum, das da in den Bergen zu Hause ist, zu erwecken. Er ist wohl unter den heute noch Lebenden derjenige Schriftsteller, der die meisten persönlichen Freunde im deutschen Haus hat.

Vor allem aber habe ich hier zwei im Sinn. Den Norddeutschen Theodor Storm

und den Schweizer Gottfried Keller. — Storm hat uns eine Reihe von Novellen geschenkt, die sowohl ihrem Stimmungsgehalt wie ihrer Form nach zu den schönsten und vollendetsten ihrer Art gehören. Er ist kein großer Fabulist, er will nicht durch Erfindung und Erzählung außerordentlicher Begebenheiten den Leser in Spannung versetzen, noch durch die Schilderung außergewöhnlicher seelischer Konflikte, die Veranschaulichung abnormer, komplizierter Charaktere besondere Reize ausüben. Jedenfalls steht das bei ihm erst in zweiter Linie. Was er gibt, ist im wesentlichen, auch wenn er wie in den Novellen seines Alters gelegentlich den Schauplatz der Begebenheiten in eine heroisch-kriegerische Atmosphäre verlegt, und seinen Helden das Schwert in die Hand drückt, das Innenleben und die seelischen Verwicklungen von Menschen, die weder im Guten noch im Bösen über den Durchschnitt sich erheben, die höchstens durch eine zartere seelische Konstruktion für seelische Konflikte eine größere Angriffsfläche bieten und bei denen daher die Leidenschaften des Alltags, die robustere Naturen nur als wohlthätige Unterbrechungen oder höchstens als nur vorübergehende Störungen ihres Gleichgewichts empfinden, eine den ganzen Menschen in seinen Grundfesten erschütternde, in vielen Fällen den körperlichen und seelischen Organismus zerstörende, vernichtende Wirkung ausüben. Diese Menschen aber und diese Konflikte weiß er mit einer suggestiven Kraft, einer Kunst, die die zartesten Farbentöne wie die kräftigsten Nuancen der Leidenschaft gleichermaßen beherrscht, den Lesern in einer Weise nahe zu bringen, die vollkommene Illusion des Miterlebens erzwingt, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß alle Gestalten und Konflikte, die er schildert und an denen er uns teilnehmen läßt, in dem Boden wurzeln und die Luft atmen, in denen er selbst wurzelt und lebt. Er steht sie in jedem Moment in einer landschaftlichen und kulturellen Um-

gebung, hört sie im Stimmklang, im Rhythmus der Rede, in Tonfärbungen ihrer Heimat, die zugleich seine Heimat ist. Und alles das fühlt auch der Leser bei jedem Wort, bei jeder Bewegung, bei jedem noch so flüchtig auftauchenden Landschaftsbild, das durch einen Vogelruf oder durch den Laut der fernen Brandung seine eigene Sprache erhält, ohne daß irgend eins dieser Elemente der „Heimatkunst“ als bewußt und gewollt sich aufdrängte.

Von Storm zu Keller ist ein großer Schritt, nicht weil hinsichtlich ihres künstlerischen Wertes ein nennenswerter Abstand zwischen ihnen vorhanden wäre, sondern vor allem wegen der Verschiedenartigkeit ihrer Weltanschauung, ihrer Stellung zum Leben, die wieder auf die Art, wie sie ihre künstlerischen Probleme einstellen, zurückwirkt. Auch Keller ist ein Seher, dessen Auge in die verborgensten Falten zartester und seltsamster Vorgänge im Seelenleben seiner Helden und Heldinnen eindringt, und ein Künstler, dessen Hand das scheinbar Unfassbare und Gestaltlose in die Form lebendigster Anschaulichkeit zwingt, und ein Poet, der dem Unausgesprochenen und Unausprechbaren Sprache und Worte verleiht, die in dem Herzen des Lesers das freudige Echo des Verständnisses wachrufen. Auch er liebt es, wie Storm, sich seine Helden und Heldinnen mitten aus dem Leben des Alltags herauszugreifen und sie vor Aufgaben und Konflikte zu stellen, die an sich auch in der Regel sich nicht über die Atmosphäre der Konflikte des Alltags erheben, die ihren eigentlichen Reiz und ihre Bedeutung eben erst durch die aus der Fülle tiefster Erkenntnis der verborgensten Motive schöpfende Anschaulichkeit künstlerischer Darstellung erhalten. Aber der Schweizer Gottfried Keller ist nicht nur ein herzenskundiger Poet, sondern auch ein tatfreudiger und lehrfreudiger Mann, ein Mann, dem die Menschen, mit denen er in seinen Dichterträumen Zwiesprache hält, mehr sind, als vereinzelte interessante Objekte seiner Darstellungskunst, sondern der sie immer im Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft, der bürgerlich-staatlichen Gemeinschaft, deren Glieder sie sind, sieht und sie wertet nach dem,

was sie an Kraft und Eigenart abgeben an die Gesellschaft, an die Gemeinschaft; welchen Nutzen, welchen Schaden dort sie stiften. Und je nachdem stellt er sich persönlich zu ihnen; die Drohnen und die Narren — wie etwa in den „drei gerechten Rammachern“ oder den „Vertauschten Liebesbriefen“ — überschüttet er, bei sichtlich, rein künstlerischer Freude an den Formen und Äußerungen ihrer Narrheit, mit Hohn und Spott, und reibt sich an ihnen mit einem gewissen grimmig-komischen Humor, an den Tüchtigen aber, den Echten, die sich durch Leichtsinns und Verschrobenheiten und Schrullen, durch tieftragische Verwicklungen hindurch arbeiten, hat er seine helle Freude, man fühlt, wie ihm das Herz lacht, wenn er so aus Kernholz ein Menschenkind herausarbeitet und rund und schön vor dem Leser aufbaut. Daß es keine blutlose, temperamentlose Idealgestalt, kein tendenzgeschwollener Musterknabe wird, dafür sorgt das scharfe Auge des Schalkes, der in dem Poeten steckt, und der mit größtem Behagen auch inmitten einer solchen poetischen Verklärung, die er einem seiner Helden oder Heldinnen zuteil werden läßt, auf ein bißchen Menschliches - Allzumenschliches, eine kleine lebenswürdige Schwäche oder Blöße, die aus den würdigen Falten des Feiergewands neckisch durchblickt, mit unverkennbarem Behagen aufmerksam macht. Aus dieser Lebensperspektive ist vor allem seine wundervolle Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ erwachsen, in der er eine Gesellschaft von seltsamen Menschenkindern, die alle auf seinem Heimatboden gewachsen und die ihm alle auf seinen Heimatwegen als freundlich-belustigende oder ärgerlich-verdrießliche Erscheinungen begegnet sind, mit wundervoller Rundheit und Anschaulichkeit, mit heller Freudigkeit und mit reinem Behagen, mit schalkhaftem Humor, und zuweilen auch polterndem Zorn und Grimm, zusammenführt und an ihnen und ihren Schicksalen seinen Schweizer Landsleuten eine Reihe von nützlichen Wahrheiten über allerlei nationale Untugenden und Schwächen vor demonstriert.

Aus anderen Augen schaut der andere große Schweizer Dichter, den uns das 19. Jahrhundert geschenkt hat, R o n r a d F e r d i n a n d

Meyer, auf sein Volk und in die Welt, und anders ist insofgebeß das Bild, unter dem sich ihm und er uns das Leben darstellt. Im Gegensatz zu Storm und Keller ist der erste Eindruck, den man von ihm empfängt, daß hier ein Mann zu uns spricht, der nicht aus den Erfahrungen und Empfindungen des Tages und der Zeit heraus gestaltet, sondern ein Mann, dessen Auge in die Ferne sieht, dessen Blick sinnend und fragend geruht hat auf Bildern und Gestalten der Vergangenheit, ein Poet, für den die Menschen auf alten Gemälden von Meisterhand eine persönliche Sprache haben, die nur er versteht, aber auch so versteht, als sähe er mit ihnen am Tisch beim Wein oder ritte mit ihnen schwertumgürtet über Feld ins Morgenrot eines Schlachttages hinein, oder ratschlagte mit ihnen im dämmernden Rathhaußsaal vor pergamentenen Urkunden über Krieg und Frieden. Man fühlt, die Seele dieses Mannes ist angefüllt und durchtränkt, durchleuchtet von dem Abglanz gewaltiger Schönheit, gewaltiger Leidenschaften einer großen Vergangenheit. Aber das ist das Merkwürdige dabei, so stark sich diese Empfindung bei den ersten Seiten mitteilt, nicht einen Augenblick verliert man dabei das starke und freudige Gefühl, daß der Mann, der zu uns spricht, doch aus hellen Augen in seine Zeit hineinschaut, und mit tiefbewegter Seele ihre Leiden und ihre Freuden mit durchlebt und durchlämpft, daß ihm die Vergangenheit die freudige Lösung gegeben hat für die Gegenwart und die Zukunft, und er, je tiefer und je inbrünstiger er sich in die Menschen und Konflikte der Vergangenheit versenkt, um so heller und klarer die eigene Zeit erfährt und fühlt. Er ist wohl der einzige Dichter der Epoche des großen Krieges, der das, was an prunklosem, wortlosem Heldentum damals in den Gestalten Bismarcks, des alten Kaisers, Moltkes unter uns lebendig war, in seiner herben, strengen, tragischen Größe als Poet ganz gefaßt hat, und der in den Gestalten seiner Dichtung, die er aus den Schatten der Vergangenheit heraufbeschwor, die großen Menschen und die großen Konflikte der eigenen Zeit wiedererkannte. Und so sehen die herben und strengen,

auf fremdem Boden — mit Vorliebe im Italien der Renaissancezeit — sich bewegenden Gestalten seiner Dichtung uns an wie Menschen unserer Tage, nicht wie Alltagsmenschen, wohl aber wie Menschen, in denen das Beste und Größte und Notwendigste, was wir in der Gegenwart und in der Zukunft brauchen, um als Weltmacht uns zu behaupten und als Kulturvolk zu wachsen, lebendig ist. Vor allem ist mir das Wort, das Meyer in seinem 1876 erschienenen Roman „Jürg Jenatsch“, den ich an erster Stelle jedem zu lesen rate, von seinem Helden sagen läßt, immer geradezu wie die Formel für Bismarck erschienen, einerlei ob er sich im Augenblick dessen bewußt gewesen ist: „Ein schwer zu beurteilender Charakter. In einem Stücke wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere größten Zeitgenossen, in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“ Meyers Schwester erzählt uns von einer gemeinsamen Wanderung zu der Quelle des Vorderrheins, die aus tief verborgener Schlucht emporflutet, deren Wände ein wunderbares Echo geben. An einem Sommertag anfangs der siebziger Jahre standen sie oben und nachdenklich schaute der Dichter in die dunkle Tiefe der Rheinquelle. Als der Begleiter ihn aufforderte, das Echo zu wecken, rief er mit voller Stimme „Bismarck“ hinab. Das war für ihn nicht ein Wort und Name wie andere, sondern daß er diesen Namen an dieser Stelle nannte, war eine symbolische Rundgebung, zu der ihn sein Herz drängte, und die man in ihrem tiefen Sinn versteht, wenn man weiß, daß Meyer von dem großen Jahr 1870, dem Jahre der deutschen Einigung, seine innere Zusammengehörigkeit mit Deutschland datierte, daß er von da an, unbeschadet seines ausgeprägten schweizerischen Stammbewußtseins sich als Deutscher fühlte. Aber es entsprach durchaus der keuschen Innerlichkeit seines Wesens, daß diese neu erwachte Vaterlandsliebe, ebenso wie sein starkes Heimatgefühl, sich nach innenkehrte, daß es nur selten wie in der ersten Frucht jenes Wandels, der Dichtung „Huttens letzte Tage“

und wie in der eben geschilderten Situation sich in Worten Luft machte. Die Flamme schlug nach innen und entzündete dort ein heiliges Feuer, das nur im Widerschein seiner Dichtung offenbar wurde. Wie er selbst einmal von sich gesagt hat:

„Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch.
In meinem Wesen und Gebicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.“

Von einer solchen stillen, tief im Herzen gehegten Heimatsliebe und von einem daraus hervorstachsenden übermächtigen Drang, dies Gefühl nicht in Worten, sondern in Gestalten zum Ausdruck zu bringen, zeugt auch die Dichtung des auf märkischem Boden aufgewachsenen, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammenden Theodor Fontane, der mit seinem wundervollen in den Jahren 1862—81 erschienenen Buche: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zuerst von einer Heimatsliebe für die large und herbe Schönheit der als „Sandbüchse des heiligen römischen Reichs“ verschrienen Mark Brandenburg Zeugnis ablegte, die, wie er selbst erzählt, plötzlich in der Fremde in ihm zum Durchbruch gekommen war. Ein Buch, in dem in glücklichster Weise Schärfe der Beobachtung, seine Witterung für historische Zusammenhänge und eine — je nachdem es der Gegenstand erfordert — zwischen dem Plauderton des Touristen und dem sachkundigen Bericht des aufbauenden Historikers hin und her spielende Darstellungsweise sich zu einem Kunstwerk von bleibendem Wert vereinigen. In Gegend und Stoffen begegnet er sich hier häufig mit Wilibald Alexis, der ja zuerst eigentlich von märkischem Wesen und märkischer Landschaft als Dichter Kunde gegeben. Es war daher kein Wunder, daß Fontane, als er zuerst Mitte der siebziger Jahre mit seinem Roman „Vor dem Sturm“ aus einem Finder sich in einen Erfinder verwandelte, sich zunächst seine Stoffe aus diesem Boden und seine Helden aus den einstigen Bewohnern jener märkischen Herrnsitze suchte, mit deren Schick-

salen er vertraut war wie kein zweiter. Schon manche seiner Wanderungen ließt sich wie eine Novelle. Nun kam er zunächst mit Romanen, in denen er alles, was er auf den Wanderungen eingesammelt, verwertete; Romanen, die Konflikte und Menschen um 1800 behandeln. Auf diesem Wege fortschreitend hat er in den nächstfolgenden Jahren auch eine Reihe von Novellen auf historischem Hintergrunde veröffentlicht, von denen „Grete Minde“ und „Schach von Wuthenow“, ersteres im 16. Jahrhundert, letzteres 1806—07 spielend, zu den vornehmsten und kräftigsten ihrer Art gehören. Beide haben auch das miteinander gemein, daß in ihnen ein soziologisches Problem, eine Frage der Geschichte der modernen Gesellschaftsentwicklung an einer als Zeittypus aufgefaßten, aber durchaus individuell beseelten Gestalt veranschaulicht ist. Als aber der „Schach von Wuthenow“ erschien, hatten diese Stoffe und Formen bereits für ihn den Hauptreiz verloren, hatte sich im Dichter zum zweitenmal ein eigentümlicher Wandlungsprozeß vollzogen, auf den seine ganze Natur hinbrängte, und der zugleich in ihm durch die allgemeine literarische Bewegung wohl beschleunigt worden war. Im Schlußwort (resp. Vorwort) zur ersten Auflage der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, wo er über die Entstehung des Buches berichtet, da betont er auch gewisse Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Ausführung seiner Idee entgegengestellt hätten, weil er sich bewußt wäre, der Fülle der sich bei diesem Wandern aufdrängenden Eindrücke nicht mit genügender Naivität und mit der Selbstlosigkeit entgegengetreten zu sein, die der Stoff verlangte.

Es war ein naturnotwendiger, jedenfalls psychologisch verständlicher Vorgang, daß für diesen Mann, der mit einer solchen Liebe, einem solchen Respekt in das unretouchierte Bild von Land und Leuten, das sich ihm an den Toren von Berlin bot, sich hineinsah, auch als Dichter die Aufgabe mehr und mehr loßend erscheinen mußte, das Bild der Gesellschaft, in der er lebte, so treu und so lebendig, so scharf und so ursprünglich zu fassen und wiederzugeben, wie mit seinen Kräften und Sinnen

nur ihm möglich war. In dem Maße aber als seine dichterische Aufgabe sich ihm so immer klarer und deutlicher darzustellen begann, mußten ihm die Formen, deren er sich bisher bedient, als ungeeignet, als eine Fessel erscheinen. Der Reiz unberührter Stoffe und einer ganz unabgenutzten Technik wirkte mit dämonischer Gewalt, und das Beispiel Emil Zolas, der seit der Mitte der siebziger Jahre das Interesse der literarischen Kreise Deutschlands mehr und mehr zu fesseln begann, und die durch dies Beispiel eröffnete Bewegungsfreiheit auf einem erweiterten Stoffgebiet, die Zufuhr neuer Probleme, die Verjüngung alter, in der bisherigen konventionellen Behandlung erstarrter und scheinbar verbrauchter Motive, alle diese literarischen Anregungselemente und Gärungskeime, von denen die literarische Atmosphäre in Deutschland um 1880 durchtränkt war, Alles das kam offenbar zusammen, um des damals 63 jährigen Fontane dichterische Entwicklung in neue Bahnen zu drängen, die sich mit der von der jüngsten Jugend jener Tage eingeschlagenen Bahn kreuzen mußte. Aber ein geschworener Vertreter des „Naturalismus“ ist er nie gewesen. Ich male die Welt, wie ich sie sehe, ich schildere die Menschen, wie ich sie finde, ich will keine Leidenschaften erregen, ich will keine Sympathien erwecken. Rechtet darum nicht mit meinen Menschen, rechtet nicht mit den Konflikten, in denen sie erscheinen, mit den Motiven, aus denen sie handeln. Ich gebe sie euch preis, vom Standpunkt der Moral und der Ästhetik, trotzdem ich weder der einen noch der andern absichtlich zu nahe treten will, nur innerlich wahr sollen sie sein, durch nichts anderes wirken als durch ihre Wahrheit! Das ist, nicht theoretisch verfochten, sondern in Taten umgesetzt, das Programm des Romandichters Fontane seit 1880, in den letzten eineinhalb Jahrzehnten seines Lebens.

Aber damit allein wäre wenig getan, auch in seiner Durchführung würde dies Programm an und für sich nur die Ehrlichkeit und den guten Willen des Verfassers bekunden, wenn es nicht getragen und beseelt würde von einer dichterischen Persönlichkeit, die das Stück Natur,

das sie vor uns ausbreitet, aufgefaßt und gesehen hat mit dem Organ, das den Beobachter zum Künstler macht, dem künstlerischen Temperament. Der oberflächliche Leser und vor allem der, der mit dem Wort „Temperament“ unwillkürlich die Vorstellung von jugendlichem Ungestüm und von Leidenschaft und Satedrang verbindet, wird vielleicht gerade bei Fontane zunächst wenig zu spüren meinen. Denn tatsächlich handelt es sich bei ihm um hundertmal bereits behandelte Typen (Frau Jenny Treibel) und fast bedenklich verschliffene Motive (L'Abultera) und von einer neuen Weltanschauung von jugendlich revolutionärem Freiheitsdrang ist erst recht keine Spur. Aber Temperament in unserem Sinne bedeutet ja auch etwas anderes: Kraft der Beseelung und diese besitzt Fontane wie wenige. Wie aus dem tiefen abgeklärten Frieden eines goldenen Herbsttages spricht die Seele des Dichters in „Effi Briest“ und erzählt uns von Jugendsonne und Menschenschuld und Menschenleid und von Weisheit und Frieden des Alters, reiner Güte voll, die, jung geblieben, das Schicksal und die Kämpfe im Herzen hegt und trägt, die mit verstehendem Blick in ein qualverstörtes junges Menschengesicht sich senkt und mit weicher Hand über die vom Sturm der Leidenschaft zerzausten Jugendlocken streift. Wer von „Effi Briest“ auf den letzten Seiten Abschied nimmt, dem wird zumute sein, in dieser Erzählung von bitterem Herzeleid einer jungen Menschenseele eine Offenbarung von reiner Menschengüte, von abgeklärter Schönheit und von einer tiefen Wahrheit und Ehrlichkeit empfangen zu haben. Und wer auf den Schlußseiten des letzten Romans „Der Stechlin“ das Kapitel liest, in dem der alte prächtige Dubslav von Stechlin, der Zeitgenosse des alten Kaisers Wilhelm, die Augen, die mit ironisch-skeptischem Blick auf der neuen Zeit und ihren Männern so manches Mal geruht haben, schließt zur ewigen Ruhe, der wird nicht ohne tiefste innerste Erregung und mit dem Gefühl eines persönlichen Anteils und Verlustes die tiefe Symbolik der letzten Szene empfinden, nicht nur für das Leben Stechlin, sondern auch für das Werk seines Schöpfers.

Herr Müller.

Über Müller! Über Müller!
 Redeschwinger! Spaltenfüller!
 Ach, mir scheint, du tatest schlecht.
 Erst den Gröber aufzuheben,
 dann ihn selber zu verpehen, —
 Müller, sag mal, war das recht?

Echornalisten, jüdisch, arisch,
 alle geschrieben solidarisch
 keine Zeile voller Mut;
 biß der Gröber die Kollegen
 bat um den Verzeihungssegen. —
 Müller, sag mal, war das gut?

Deinen Streikern sagt' er garnischt.
 Einer ward hinausgeharnischt,
 denn er brauste mit im Föhn.
 Nie wirst, Müller, du aus Meinungen,
 dich von dieser Schuldtat reiningen.
 Müller, sag mal, ist das schön? —

Siehste, Müller! Siehste, Müller!
 Liberaler Freiheitsbrüller!
 So brennt an der grünste Kohl.
 Gröber war der stärkere Ringer, —
 aber du hast dreifache Finger. —
 Müller, ist dir dabei wohl?!

J. Diot.

Herr Meher.

Herr Meher spricht zum Professor Schott:
 „Wie schön gelang doch — o Gott, o Gott! —
 Ihrem Meißel und sonstigem Gerät
 die Statue seiner Majestät.
 Wie klebt der Schnurrbart am marmornen Kopf!
 Wie sträubt sich der Allongezopf!
 Der Rücken! Der Säbel! Das Auge! Das Knie!
 Herr Professor, (sagt Meher), Sie sind ein
 Genie!“

Besonders bezaubert Herrn Meher ganz
 auf der Perücke der Lorbeerkranz,
 und mit noch höherem Genuß
 betrachtet er staunend den Herrscherfuß.
 Dem gab der Professor — o, tiefes Symbol! —
 einen ganzen Erdball als Ruhesockel! . . .
 Es drückt dem Professor die Hand Herr Meher
 und äußert, auf's höchste befriedigt sei er:
 „Ich bin überzeugt, verehrter Herr Schott,
 mit solchem Standbild — o Gott, o Gott! —,
 zur Hälfte romanisch, zur Hälfte Krokko,
 bezwingen wir Polen sowohl wie Marokko.“

J. Diot.

Letzte Nachrichten.

„Frühjahr 1905. Seine Majestät, der Kaiser in Tanger. Durch die europäische Presse geht die Nachricht von einer Rede, die der Kaiser auf marokkanischem Boden gehalten haben sollte. Ein paar Sätze: ‚Deutschland hat große Handelsinteressen in Marokko. Den Handel, der einen erfreulichen Aufschwung zeigt, werde ich fördern und schützen und deshalb für volle Gleichberechtigung mit allen Mächten sorgen, was nur bei Souveränität des Sultans und Unabhängigkeit des Landes möglich ist. Beides ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit. Was Deutschland in Marokko vornimmt, wird ausschließlich mit dem souveränen Sultan verhandelt.‘ Auch wenn es nicht der erste April gewesen wäre, an dem der angebliche Wortlaut der kaiserlichen Ansprache in der Presse erschien, war der Meldung keine große Glaubwürdigkeit beizumessen. Die Ereignisse der letzten Monate müssen nun auch dem einsichtlosesten Leser die Gewißheit verschafft haben, daß die Worte niemals gesprochen worden sind. Und schon darum können wir uns der Entwicklung der Dinge freuen, die sich in Marokko momentan vollzieht.“ (Aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 1. April 1908.)

*

Zwischen Sansibar und dem Viktoria Njanza ist ein Roter Adlerorden zweiter Klasse und eine weiße Weste verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird ersucht, sie sub Vorschuß an den ehrlichen Verlierer zurückzusenden.

*

Unter den Linden (zwischen Schloß und Ecke Wilhelmstraße) sind ein Geradhalter und verschiedene gute Gedanken abhanden gekommen. Gegen Belohnung abzugeben beim zuständigen Portier.

*

Die von dem Fürsten Philipp zu Eulenburg im Gerichtssaal aufgestellte Behauptung, daß er in den letzten Jahren keine Politik mehr getrieben habe, ist von verschiedenen Seiten aus angezweifelt worden. Wie wir erfahren, wurde ein Denunziationsversuch von der Behörde mit der Begründung refusirt, es sei die Frage nicht abzuweisen, ob wir seit dem Jahre 1890 überhaupt noch Politik getrieben haben.

*

Die von sensationshungrigen Reportern verbreitete Nachricht, in Venedig seien ein paar Illusionen über Bord gefallen, erweist sich als unwahr. Es war lediglich der Herr General von Hülsen-Häseler; und der konnte alsbald wieder gerettet werden.

*

Seine Excellenz, der Geheime Rath und Professor, Doktor Robert Koch hat neulich im Reichstag über die Schlafkrankheit und deren Bekämpfung gesprochen.
R. G.

Theater.

Lessing-Theater: „Der Teufel“ von Franz Molnar. Ich will hier ganz kurz von Reinhardt's letztem Erfolge sprechen. Dem ersten vielleicht, den auch seine Gegner bedingungslos anerkennen: Vom Niedergange Brahms. Nach seinen Ibsengaben gewiß ein Kühnes Wort. Aber gerade diese Leistungen machen es jedem, der Brahms liebt, zur Pflicht, rücksichtslos zu bekennen, wie unwürdig ein Mann von seiner Begabung handelt, wenn er so weit sein künstlerisches Gewissen verleugnet und diesen Reißer seinen an Ibsen und Hauptmann gewöhnten Schauspielern zumutet. Das Berliner Theater-Publikum natürlich fühlt sich bei Mikoschwichen behaglicher als bei Ibsenproblemen. Dieser talentvolle, mit allen Teufeln gekochte, technisch gewandte Ungar verkündete schon vor seinem lauten Erfolge *urbi et orbi* den Beginn des Durchbruchs ungarischer Kunst. Stärkere noch als er wirkten in Ungarn; ihre Zeit werde kommen; sie sei nicht fern.

Wir haben das Wort des fremden Propheten vernommen. Noch aber haben wir im eigenen Lande Dichter, deren Wort wir mit größerer Andacht lauschen, deren Werke, mehr innerlich und weniger raffiniert, deutlich den Weg weisen, auf dem die Erfüllung liegt. Wir danken für diese ungarische Kost!

Wieviel wohlthuender als dieser Erfolg Molnar's war im vorigen Jahre der — wenn auch mißglückte — Versuch Eulenberg, um wieviel innerlicher war die Teilnahme an dem Schicksal eines Dichters, dessen Zeit kommen wird, und den in seinen Anfängen erkannt und unterstützt zu haben für Brahms verdienstvoller bleibt, als dieser äußerliche Erfolg. Ein Erfolg der Klasse auf Kosten des Renommee's. So groß dies Renommee mit Recht ist, Brahms möge es bei diesem einen Seitensprung bewenden lassen.

A. L.

Rochette.

Während die Börsen aller Industrieländer sich im Zustande allmählicher Heilung befinden, kracht und kriselt es in der Industrie und im Handel immer weiter. Und immer deutlicher tritt hervor, was schon vor Monaten vorausgesagt werden konnte: es sind nicht die großen Unternehmungen, die den Hauch des Frühlings nicht mehr zu spüren bekommen, sondern die kleinen, dem eigentlichen Finanzgetriebe ferner stehenden Existenzen müssen diesmal dem Verjüngungsprozeß den Tribut zahlen. Nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stürzten angesehene Banken, wenn auch selbst dort von den Faisseuren der Trustsippe kein Bedeutender ver-

seht wurde. Der deutsche Konjunkturrückgang wird (heute kann man es schon mit größerer Sicherheit prognostizieren) wahrscheinlich vorübergehen, ohne ein einziges Aktienunternehmen zu Fall gebracht zu haben. Haller, Göhle, Eberbach und Friedberg bleiben die wichtigsten Opfer. Aus England hat man von Aufsehen erregenden Insolvenzen nichts zu hören bekommen; ein Zeichen für die glänzende wirtschaftliche Schulung im Mutterlande des Kapitalismus. Frankreich hat nun nach einer Reihe kleinerer Zusammenbrüche ebenfalls seinen „Krach“, Paris die Sensation, die dem noch immer nach Neuigkeiten dürstenden Volk so notwendig ist wie das tägliche Brot. Herr Henri Rochette beschäftigt seit einer Woche die französischen Blätter und wird in Wort und Bild wie ein Held gefeiert. Seine Verhaftung; wie die Menge ihm Blumensträuße überreicht; wie die Aktionäre ihm zujubeln: das wird in allen Einzelheiten geschildert. Und dennoch ein Schwindler; einer, der die Notgroschen der Armen an sich riß und vergeudete?

Man hat Herrn Rochette mit Siegmund Friedberg verglichen, und es läßt sich nicht leugnen, daß er, auf den ersten Blick betrachtet, mit ihm manche Ähnlichkeit besitzt. Beide stehen im Alter von etwa 30 Jahren (wie Eberbach; die Krisis der Dreißigjährigen), beide haben es verstanden, ohne über eigenes Vermögen zu verfügen, Millionen von Spargelbern in ihre Hände zu bringen, und Hunderte von denen, die von der Aussicht auf mühelosen Gewinn berauscht, sich täuschen lassen, an ihr zweifelhaftes Dasein zu fetten. In Paris wie in Berlin haben die Börsenmagnaten erklärt, mit dem Fall nichts zu tun zu haben; Herr Friedberg ward an der Börse nur selten gesehen und konnte dort niemals Vertrauen erwecken, die Werte des Herrn Rochette wurden nur in der Coulisse, einer Privatbörse der Pariser Bankiers, gehandelt und sind auch dort nicht einmal offiziell notiert worden. Und ähnlich wie der „Verein für die Interessen der Berliner Fondsbörse“, so hat in Paris „la chambre syndicale des banquiers en valeurs au comptant“ erklärt, daß die Werte des Herrn Rochette niemals in ihrem Kurszettel zur Notiz gelangten. Nur ein Unterschied; im Berliner Moulin Rouge war Herr Friedberg ein gern gesehener Gast; sein würdiger Kollege war im Pariser Mutterinstitut (von dem das hiesige kaum mehr als den Namen übernommen hat) kaum bekannt. Wenigstens wurde in den französischen Blättern nichts darüber berichtet; über seinen Lebenswandel wurde nur gesagt, daß er 7500 Frs. Miete zahlte und seine Frau in Biarritz wohnte. Wäre es anders gewesen, die Presse würde es gewiß nicht verschwiegen

haben. In dieser Beziehung war ihm Herr Friedberg also sicherlich überlegen.

Doch auch in anderer Beziehung unterschied sich Rochette in wesentlichen Punkten von Friedberg. Der hatte, als er nach Berlin kam, in dem Beruf des Bankiers schon eine recht trübe Vergangenheit; Rochette, der einst das ehrliche Handwerk eines Friseurgehilfen erlernt hatte, den Beruf dann mit dem eines Hoteldieners vertauschte (der frühere Chef hat ihm das Zeugnis eines schlauen und listigen Burschen ausgestellt) und schließlich in einer kaufmännischen Schule das Bankgewerbe erlernte, hatte sein Ansehen doch wenigstens bisher nicht durch unredliche Handlungen befleckt. Im Lande des Napoleon braucht einer doch auch zum Handwerk des Bankiers nicht die Vergangenheit des Patriziers. Und darum gelang es ihm auch, Senatoren, Kammermitglieder und hohe Staatsbeamte für seine Gründungen zu gewinnen, sie gegen hohe Gehälter zu Direktoren und Mitglieder des Verwaltungsrats seiner Unternehmungen zu machen. Neidisch wird Herr Friedberg aus der Stille seines Verstecks von den glänzenden Erfolgen lesen, die Rochette erzielt hat. So nützliche Beziehungen hat er doch niemals anzuknüpfen vermocht; wir leben eben im Lande der Familientradition.

Gerade aber weil sich in wichtigen Punkten ein Vergleich zwischen den beiden Gründern aufdrängt, die beim Eintritt in das Mannesalter gestrauchelt sind, ist die Frage interessant, wie derartige Affären in Frankreich und wie sie in Deutschland behandelt werden. Die französischen Blätter haben spaltenlange Artikel über den „Kraach Rochette“ veröffentlicht, aber nirgends kann man sich einen genauen Überblick darüber verschaffen, auf Grund welcher Anschuldigungen der Mann eigentlich verhaftet worden ist. Wir hören nur, daß er den Kurs der Aktien des Petit Journal herabdrücken wollte, um sich die Majorität der Aktien zu verschaffen und so die Gegnerschaft dieses Blattes zu beseitigen. Zu diesem Zweck soll er Zirkulare versendet haben, in denen er die Aktiengesellschaft diskreditierte. Dann wurde er des Diebstahls an einem Patent bezichtigt; aber soweit man aus den Zeitungen ersehen kann, handelte es sich hierbei um ein Geschäftsmanöver, wie es, in ähnlicher Weise, leider auch bei uns nur allzu häufig gemacht wird. Es handelte sich um einen Wasserzähler, der von dem Ingenieur Gabot erfunden worden war und von der zu diesem Zweck gegründeten Union franco-belge fabriziert werden sollte. Der Erfinder wurde als Direktor engagiert; da aber Rochette mit der Herstellung des Wasserzählers zögerte, machte ihm Gabot Vorwürfe. Darauf entließ er den Erfinder, aber

das Patent blieb im Besitz der Gesellschaft. Wenn gegen den Gründer nichts anderes vorgelegen hätte als dieser „Diebstahl“ (der nur allzusehr an die berühmten Patentverwertungen der Elektrizitätsgesellschaften bei Erfindungen ihrer Angestellten erinnert), und wenn nur der Vorwurf der Kursbeeinflussung gegen die Aktien des Petit Journal übrig bliebe, wüßte man in der Tat nicht, warum der Justizminister ihn verhaften ließ. Was in der französischen Presse sonst noch über Herrn Rochette zu lesen steht, gewährt keinen Überblick über seine geschäftlichen Manipulationen. Doch es zeigt sich, daß die Affäre erheblich aufgebauscht worden ist. Erst hieß es, eine Summe von 200 Millionen Francs sei durch die Rochetteschen Gründungen verloren worden. Nun sind diese 200 Millionen schon auf 80 Millionen herabgesunken, und etwa 20 Millionen Francs sollen an barem Kassenbestand in den Tresors gefunden worden sein. Dabei hat man noch nicht einmal festgestellt, wieviel in den Kassen der Filialen, die in ganz Frankreich zerstreut liegen, vorhanden sind. Bei uns kann gegen die gewissenlosesten Schwindler öffentlich Front gemacht werden, ohne daß die Staatsanwaltschaft gegen sie einschreitet. Und ist ein Finanzkrach eingetreten, so befinden sich die Herren meist schon in Sicherheit. Aber bei der Aufstellung des Status zeigt sich dafür, daß die Passiven weit größer, die Aktiven kleiner sind als man vorher geglaubt hatte. Noch soll nicht behauptet werden, daß die französische Regierung, wie ein großer Teil der Pariser Presse annimmt, einen Mißgriff getan hat. Das Volk von den faulen Gründungen des Herrn Rochette in Zukunft befreit zu haben, kann keineswegs schaden. Und wenn man genau hinsieht, wird er irgendwo eine Übertretung der Gesetze schon begangen haben. Nur darf man, wie es in Frankreich und Deutschland geschieht, die Dinge nicht übertreiben. Recht interessant scheint mir auch ein Vergleich der französischen mit den deutschen Aktionären zu sein. In den Aktionär-Versammlungen der Rochetteschen Gründungen, die sofort einberufen wurden, hat man sich auf die Seite des Verhafteten gestellt. Bei uns vergehen einige Wochen, bis die Aktionäre ihre Rechte wahrzunehmen beginnen, und wenn die Banken nicht über einen großen Aktienbesitz verfügen, wird die Versammlung kaum beschlußfähig. Einige Schreier bringen im günstigsten Falle Dinge zur Sprache, die mit der Sache sehr wenig zu tun haben, und sind beruhigt, wenn die Verwaltung ihnen sagt, daß sie „im Geschäftsinteresse“ keine Auskunft geben könne. Die Millionenverluste der Admiralsgartenbadgesellschaft wurden von der Generalversammlung selbst ohne eine einzige

Anfrage hingenommen; und die Geschädigten ließen sich von geschickten Juristen ruhigen Blutes sagen, daß eine Diskussion über die Verfehlungen des Eberbach nicht angängig sei, weil sie (in Unkenntnis der formalen Bestimmungen) nicht schon beim ersten Punkt der Tagesordnung vorgebracht wurden. Und in der Generalversammlung des Kaiserhofes war es nicht viel besser; nur ein paar frühere Aufsichtsratsmitglieder verlangten „Auskunft“. Wochenlang können die Handelsblätter Aktionäre auffordern, ihre Rechte energisch wahrzunehmen; aber in den Versammlungen bleibt es meistens still. Den Kritikern erscheint es schließlich fast nutzlos, an das Verständnis der Aktionäre zu appellieren, und wenn es arg kommt, genügt der Vorwand der Verwaltung, die Diskussion schade der Gesellschaft, um die Redseligsten zu eisigem Schweigen zu bringen. Eine temperamentlose Menge, ebenso gleichgültig wie die Massen im politischen Kampf.

Und dennoch sehen wir in einem Punkte eine gravierende Ähnlichkeit: nämlich in der leichten Art, wie die Verluste ertragen werden. Davon hat das französische Rentnervolk nicht erst jetzt den ersten, auch in der Ferne sichtbaren Beweis geliefert. Es hat selten an Börsenpapieren, Gründungsmanövern und Spekulationswindheulen so viel Geld verloren, wie in den letzten Jahren. Selbst der Rückgang der russischen Renten hat die französischen Besitzer nur in ganz geringem Maße zum Verkauf ihrer Werte bestimmen können; sonst wäre die Panik in diesen Werten weit größer gewesen. Und die Verluste, die der „Zuckerkönig“ Jaluzot den französischen Klein-

kapitalisten beigebracht hatte, wurden ebenso rasch vergessen, wie die verfehlten Minenspekulationen. Was in Deutschland nur Indolenz bedeutet, mag in Frankreich auf den Reichtum seiner Bewohner zurückzuführen sein. Die äußere Wirkung ist dieselbe. Trotzdem kann man wohl bescheiden die Erwartung aussprechen, daß gerade Frankreichs Bevölkerung sich energischer zur Wehr setzen wird, wenn die Anzahl der Kapitalverluste sich weiterhin mehrt. Vielleicht wird man sich dann auch dort einmal die Frage vorlegen, inwieweit die Presse die Schuld an den Vorkommnissen trägt. Trotzdem der Handelspresse nicht wie bei uns durch Strafgesetzbuchparagraphen und nicht wie in England durch die (noch schlimmere) zivilrechtliche Haftung enge Fesseln auferlegt sind, mangelt es in Frankreich merkwürdigerweise an einer ergiebigen Finanzkritik. Die großen Tageszeitungen, die dort von den wenigen Inseraten bekanntlich nicht leben können, sind auf die Subventionen der Banken angewiesen. Die Abhängigkeit ist darum weit größer, als die unserer Inseratenplantagen. Und die finanziellen Wochenschriften befassen sich in der Hauptsache mit volkswirtschaftlichen Abhandlungen allgemeinerer Natur und sind, ihrem gesamten Inhalte nach, nicht für die Masse der kleinen Kapitalisten bestimmt.

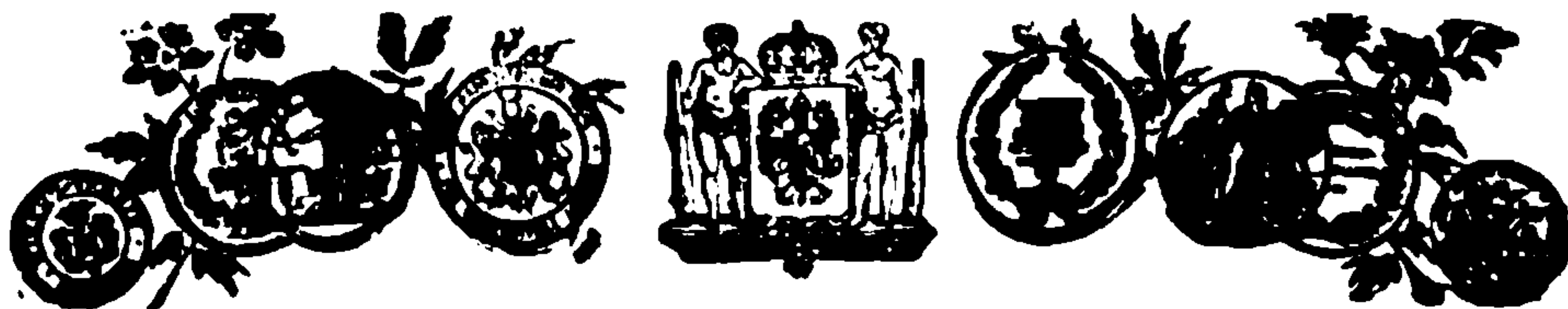
Herrn Rochette fehlte der Einfluß auf die große Tagespresse. Ihm dienten nur zwei Wochenschriften. Darum wollte er auch die Aktien des im Volke so beliebten „Petit Journal“ erwerben. Wäre es ihm gelungen, wer weiß, ob er jetzt nötig hätte, in der Nachbarschaft des Herrn Lemoine die Tage seiner Jugend zu verbringen. Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnigler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börseenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 32; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fests, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmerstraße-Berlin W. 50, Gieselerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt der Akt.-Ges. für Anilin-Fabrikation Berlin SO. 36, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Fernsprech-
Anschluss:

160



Telegramm-
Adresse:
Hofl. Happe
Hannover

AUGUST HAPPE

HANNOVER

HOFLIEFERANT

GEGR. 1770

Lieferant zahlreicher höfischer u. herrschaftlicher Köchen, sowie vieler erstklassiger Hotels u. Restaurants des In- u. Auslandes

FLEISCH-, WURST- UND RAUCHWAREN-FABRIK MIT DAMPFBETRIEB

Spezial-Versand-Geschäft für Mast-Ochsenfleisch, Hannov. Mast-Kalbfleisch, Engl. Mast-Lammfleisch (South-down-race) in nur erster Qualität zu jeder Jahreszeit unter Garantie guter Ankunft

empfiehlt speziell zum Osterfeste: **Braten von Mast-Sauglämmern** der South-down-race. Das Feinste, was es gibt.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schuppler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 15

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

10. April 1908

Karl Marx und die soziale Bewegung.

Von Werner Sombart.

Ich habe oft schon auf die seltsame Erscheinung hingewiesen: daß gerade das Marx'sche System eine so ungeheure weite Verbreitung unter den Massen gefunden hat, wie kaum je vorher eine andere Lehre; es sei denn, man dächte an die großen Weltreligionen. Aber auch nur mit diesen läßt sich die Massenwirkung vergleichen, die der Marxismus ausübt: nicht nur, wenn wir die Anhänger dieser Lehre zählen; auch wenn wir die Art betrachten, wie die Marx'schen Lehren empfunden, geglaubt, erlebt werden: durchaus als Heilswahrheiten, die uns erlösen werden von dem Uebel.

Seltam ist diese Erscheinung darum, weil auf den ersten Blick die Schriften des Meisters nichts, aber auch rein nichts zu enthalten scheinen, was jene mächtige Massensuggestion hervorzurufen geeignet wäre. Arm an sozialen Ideen, arm an politischen Gedanken, arm an warmen, eindringlichen Tönen. Da wird den Massen kein Paradies verheißen; kein Wunderland wird ihnen vor die Sinne gebracht, in denen Milch und Honig fließt, in denen alle Menschen Grafen sind und ohne viel Arbeit sich des Lebens und seiner Genüsse freuen. Wie es etwa Fourier tut oder Weitling. Die alles, was das Herz des armen Mannes nur erfreuen konnte, in dem Lande der Zukunft verwirklicht sehen, in dem das salzige Meerwasser in Limonade verwandelt war, die Menschen mit Rosen im Haar die tägliche Arbeit tändelnd verrichteten, in heiterem Freundeskreise an reichbesetzter Tafel die vielen Mußestunden verbrachten und (die Hauptsache!) je drei bis vier schöne Frauen zu

ihrer freien Verfügung hatten. Alle diese bunten Phantasmagorien fehlen bei Marx. Kalt, wuchtig wie Hammerschläge fallen die Worte nieder: „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten: sie haben eine Welt zu gewinnen.“ Eine „Welt“: etwas ganz Leeres, ganz Abstraktes, ganz Unsinnliches.

Man hört alte jüdische Propheten reden. Aber auch von denen hat Marx nichts als die Starrheit der Gesinnung. Nichts von dem Schwung ihrer Gefühle, nichts von ihrem großen Pathos. Niemals oder fast niemals wendet er sich an die großen Leidenschaften der Menschen, niemals ruft er die Massen auf, für die großen Ideale der Wahrheit und Gerechtigkeit in den Tod zu gehen; etwa wie es die Prinzip gewordenen Helden der Montagne dereinst getan hatten. Er spottet eher über die, die diesen Idealen ihr Leben opfern. „Sie (die Arbeiterklasse) hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben.“ Also ein schemenhafter, blutleerer Dogmatismus an der Stelle blühender, hinreißender, lebendiger Begeisterung.

Und trotz aller dieser abstoßenden Züge doch diese unerhörte Sieghaftigkeit der Marxschen Doktrin! Wie sollen wir uns das erklären?!

Ich habe schon anderswo (das heißt, wenn ich nichts hinzufüge immer in meiner Schrift: „Sozialismus und soziale Bewegung“) den Gedanken geäußert: einer der Gründe, weshalb der Marxismus das anerkannte Glaubensbekenntnis des sozialistischen Proletariats geworden ist, sei gerade seine Leere, sei sein Mangel an positiven Forderungen, sei seine Armut an sozialen Ideen: Man versteht, daß die Marxsche Lehre der Fels wurde, auf dem die Kirche der sozialen Bewegung errichtet werden konnte, wenn man sich klar macht, daß die Marxsche Theorie so weit gefaßt ist, daß sie die verschiedensten Strömungen in sich aufzunehmen vermochte. Weil Marx gar kein bestimmtes Programm aufstellte, gar kein deutliches Bild von der erstrebten Zukunft zeichnete, auch die Ausführung des Klassenkampfes im einzelnen dem Belieben überließ, wurde er befähigt, der Theoretiker der sozialen Bewegung schlechthin zu werden. Seine Leitsätze bildeten eine Art von „Mantelprogramm“, in das die Einzelprogramme erst einzufügen waren. Er gab dem Proletariat zwar nur etwas, aber das Wichtigste: das Bewußtsein seiner selbst und das Vertrauen auf seine Kraft, den Glauben an sich und seine Zukunft. Daher er denn auch alle Ideale in das rein formale Ideal der Klassenzugehörigkeit verflüchtigte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ (in der 6. Auflage der genannten Schrift S. 28).

Aber es lohnt sich wohl, einmal den psychologischen Verschlingungen dieser Zu-

sammenhänge etwas weiter nachzugehen, als ich es in meinem Buche getan habe, wo ich gleichsam nur den objektiven Satbestand zu Protokoll zu bringen versuchte.

Zunächst, was ich auch schon ausgeführt habe, ist natürlich in Rücksicht zu ziehen, daß die Marxsche Lehre doch auch einen positiven Kern programmatischer Natur von großer Wirkung enthält: gleichsam ein Minimumprogramm aller modernen sozialen Bewegung, das heißt alles das, was jeder sozialistische Proletarier heute annehmen muß. Daß Marx diese Punkte in schroffer Weise heraus hob, ist ja eine seiner bedeutsamen Leistungen, ist das *Keryma* es sei, wie ich es genannt habe. „Indem Marx als das Ziel der sozialen Bewegung die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, als Weg den Klassenkampf bezeichnete, richtete er die beiden Grundpfeiler auf, auf denen sich die Bewegung aufbauen mußte.“

Entscheidend war dieses: sobald man die Zielpunkte der proletarischen Bewegung schlechthin festgelegt hatte, konnte man darauf „die Proletarier aller Länder“ vereinigen. Dem praktischen Bedürfnis nach Internationalität der Bewegung tat dieses Minimumprogramm auf das glücklichste Genüge. Auf dieser programmatischen Grundlage konnte man nun die Kräfte entfesseln, die in der Idee der Internationalität noch gebunden waren. Und somit wurde die Marxsche Lehre (indirekt) doch die Erzeugerin einer neuen oder richtiger die Wiederbeleberin einer alten durchschlagsträchtigen Idee: der der allgemeinen Menschenverbrüderung, der allgemeinen Menschheitsgesellschaft.

Über wenn wir genauer hinschauen, sehen wir doch im Marxschen System noch manchen anderen Punkt, der seine große Anziehungskraft, die er auf die Massen ausgeübt hat, wohl begreiflich macht. Zum Teil waren es schlechthin Mißverständnisse, die sich wirksam erwiesen, zum Teil Unklarheiten, hinter denen man große Wahrheiten vermutete, und in die man allerhand Sonderbares und Wunderbares hineinzudeuten unternahm; zum Teil waren es aber auch die richtig verstandenen klaren Gedanken Margens selbst, aus denen Kraft und Glauben entsprangen. Es ist wohl ehedem nur den Heilslehren der großen Religionen eigen gewesen, daß in ihnen der denkgeschulte Kopf ebenso wie der Geistigarme seine geistige Nahrung fand, was jetzt zweifellos für die Marxsche Theorie Geltung hat. Man hat von einer esoterischen und einer exoterischen Lehre des Marxismus gesprochen; nicht ohne Grund. Denn viele Sätze im Marxschen System sind ganz verschieden gedeutet von den gelehrten Soziologen und von den ungeschulten Arbeiterführern. Marx hat in der Tat, weil er so vieles und vieles so unbestimmt brachte, den meisten etwas gebracht.

Da ist gleich, um das eben Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen, seine berühmte und berüchtigte Wertlehre, die früher (wie wir schon sahen) häufig als die ganze Marxsche Theorie oder wenigstens als ihr wesentlicher Bestandteil angesehen wurde. Ihr Inhalt ist bekanntlich dieser: daß infolge der eigentümlichen Gestaltung der Marktverhältnisse in der kapitalistischen Epoche der Lohnarbeiter nur einen Teil seiner Arbeit im Arbeitslohne vergütet erhält, während ein anderer, immer mehr anwachsender Teil unbezahlt bleibt, dessen Ertrag der Unternehmer ohne Entgelt in der Gestalt des Mehrwerts sich aneignet. Jeder, der auch nur etwas in den Geist des Marxschen Systems eingedrungen ist, weiß nun, daß dieser Feststellung keinerlei ethische Färbung anhaftet, daß Marx sein Wertgesetz ganz und gar nicht etwa entwickelt habe, um den Nachweis zu führen, daß dem Arbeiter ein Teil seines Arbeitsertrages „unrechtmäßigcrweise“ vorenthalten, daß er vom Unternehmer „in schamloser Weise“ ausgebeutet werde (um daran etwa die sittliche Forderung auf den „vollen Arbeitsertrag“ zu knüpfen). Weiß, daß in dem ganzen Marxschen System (als solchem) „kein Gran Ethik“ steckt; daß auch das Wertgesetz keine andere Bedeutung hat als die übrigen Lehren, nämlich die: den Beweis für die Behauptung zu führen, daß unsere Wirtschaft sich mit Naturnotwendigkeit in einer bestimmten Richtung entwickle, die unausweichlich zum Sozialismus führen müsse. Weiß, daß gerade in der Ablehnung aller ethischen Rasonements die spezifische Eigenart des Marxschen Denkens liegt, daß Marx besonders stolz darauf war, den Sozialismus nicht mit einem Appell an die „ewige Gerechtigkeit“ (wie Engels spottet), sondern mit dem Nachweis eines natürlichen Verlaufes der Ereignisse begründet zu haben, nicht als ein Sollen, sondern als ein Müssen; daß also in diesem Denkszusammenhange eine ethisch orientierte Wertlehre platter Unsinn sein würde. Tut alles nichts. Für sicher einen sehr großen Teil der Marxgläubigen hat der Meister den Nachweis erbracht: daß die Arbeiter einen Teil ihrer Arbeit dem Unternehmer unbezahlt zur Verfügung stellen müssen, daß das Ausbeutung, niederträchtige, gemeine Ausbeutung ist, und daß man die Hunde totschlagen müsse. „Von Rechts wegen“. Man lese noch heute die sozialdemokratische Presse, die sich streng zum marxistischen Dogma bekennt, man höre die Reden der Agitatoren zweiten und dritten Ranges, die sich in die Brust werfen und dem profanen vulgus zu ihren Füßen stolzerhobenen Hauptes erklären: „Ich kenne meinen Marx“ —: ob man nicht täglich solcherart ethischen Rasonements in ihren Schriften und Reden begegnet, die dem Marxismus so innerlich fremd sind wie Nießsche dem Christentum. Aber da diese schönen und dem Herzen wohlthuenden Lehren den Massen als marxische erscheinen, so ist das abermals ein Grund, dem Verkünder dieser Lehren zuzuhelfen. Und da erweist sich nun ein anderer Umstand

als ganz besonders geeignet, die Marxverehrung ins Unermeßliche zu steigern: das ist diesmal der wirkliche Geist seiner Lehren, der als ein streng wissenschaftlicher, das heißt auf die Erforschung der Wahrheit gerichteter sich darstellt. Das weiß man allerwärts, wo Marx verkündet wird: Marx hat ein großes System der National-ökonomie verfaßt. Dieses System ist der Gipfel der Gelehrsamkeit, ist eine Fundgrube des Wissens, ein Arsenal des Geistes. Was in diesem System niedergelegt ist, ist das Ergebnis rein wissenschaftlicher Forschung: es ist die Wahrheit. Wenn nun in diesem wissenschaftlichen Buche der Nachweis geführt war, daß die Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft „ausgebeutet“ werden: je nun — was konnte noch mehr im Interesse des Sozialismus geleistet werden, als das instinktive Empfinden des einzelnen aus der Masse mit dem Glorienschein objektiver Wahrheit zu umkleiden. Daß sich in dieser eigenartigen Weise Wissenschaft und Ethik in der Vorstellungswelt des gemeinen Mannes verquicken konnten: darin liegt sicherlich eines der wesentlichen Geheimnisse verborgen, deren Enthüllung uns die Sieghaftigkeit des Marxismus verstehen hilft.

Über diese Eigenart der Marxschen Lehren: den Sozialismus nicht als sittliche Forderung, sondern als notwendiges Entwicklungsprodukt anzusehen, hat noch aus anderen Gründen dazu beigetragen, gerade diese Lehren so allgemein beliebt zu machen. Nicht nur, daß man das sittliche Bewußtsein stärkte mit dem Hinweis auf die wissenschaftliche „Richtigkeit“ seiner Forderungen: man konnte auch weiterleben, weiteragieren, ohne sich immer in einen Zustand sittlicher Entrüstung versetzen zu müssen. Man war ja seiner Sache so sicher! Der Sozialismus mußte kommen: wie ein Naturereignis. Wozu sich also in Unkosten stürzen und etwa nach ethischer Begründung Ausschau halten. Der gläubige Marxist wandelte seelenvergnügt umher wie der gläubige Christ: er wußte, daß der Glaube selig macht; er wußte, daß das Jenseits ihm (oder doch wenigstens seinen Kindern) sicher sei: kraft der Verheißung durch Marx. Und er konnte nun auch — der gläubige Marxist — allen unbequemen Fragern: wie denn der Zukunftsstaat „möglich“ sei, mit einem mitleidigen Lächeln begegnen, wiederum wie der Christ, den man nach der Einrichtung des Himmels fragt. Das wisse er nicht, konnte er antworten, wolle er auch nicht wissen, brauche er auch nicht zu wissen: alles Fragen beweise nur das Unverständnis des Fragenden. Da der Himmel den Gläubigen versprochen sei, so werde er auch wohl „möglich“ sein müssen. Heute freilich ist der übernatürliche Nimbus, der sich um die Lehren Marxs verbreitet hatte, schon wesentlich verringert. Man findet in meinem „Sozialismus“ den Nachweis, daß kaum ein Bestandteil der Marxschen Entwicklungslehre (mit der der „naturnotwendige“ Uebergang des Kapitalismus in den Sozia-

lißmuß „bewiesen“ werden sollte) einer kritischen Prüfung standhält. Mit dem Nachweis aber, daß auch nur eine Lehre Margens falsch sei, war für die Geltung seines Systems mehr verloren als diese eine Wahrheit: es war der Glaube in seine Allgemeingültigkeit, ich möchte sagen: in seinen Offenbarungscharakter zerstört. Es ist dem Marxschen System wie der Bibel ergangen: war erst einmal erwiesen, daß ein einziger Satz mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung nicht in Einklang stehe, also nicht „wahr“ sei, so verlor damit das ganze Buch seine besondere Beweiskraft. Es war jetzt nicht mehr „die Wahrheit“ schlechthin, sondern nur eine Darstellung der Dinge neben anderen. Mit dem Nachweis, daß Marx geirrt hatte, war das, was man stolz den „wissenschaftlichen“ Sozialismus genannt hatte, überhaupt zerstört. Den Sozialismus konnte man nur retten, indem man ihn anders als „wissenschaftlich“ begründete. Für diese andere Begründung aber bietet gerade das Marxsche System besonders wenig Anhaltspunkte. So daß man glauben sollte: in dem Maße, wie das Prestige des „wissenschaftlichen“ Sozialismus bei den Massen sich verringerte, würde auch der Marxismus seine Geltung als die Gemeinlehre des Proletariats einbüßen. Weit gefehlt! Gerade in den letzten Jahren, die den Zusammenbruch des Marxschen Lehrgebäudes gesehen haben, ist der Marxismus mit großer Wärme wenigstens von einem Teile der Sozialisten als einzig wahre Heilslehre verkündet worden: wiederum aber in einem neuen Sinne: als Theorie der sozialen Revolution schlechthin.

Es ist in der Tat nicht schwer, aus den Schriften namentlich des jungen Marx genügend viel Material zu entnehmen, das vortrefflich als Brandstoff dienen kann, um das Feuer einer revolutionären Begeisterung zu schüren. Und ohne allen Zweifel: dieser Teil der Marxschen Lehren hat jederzeit, auch früher schon, als man noch an einen „wissenschaftlichen“ Sozialismus glaubte, die Verehrung für Marx gesteigert. Daß er von Geblüt und in der Jugend auch von Geist und Herz ein wilder Draufgänger war, der die Fahne der Empörung allezeit hochhielt: das machte ihn zum guten Freunde aller derer, denen die Revolutionsidee das Hirn ausgebrannt hat. Und diese Gattung von Menschen hat unter den Sozialisten nie ganz gefehlt. Also auch dafür, auch für die Revolutionismacherei (so sehr sie wiederum allem Geiste des Marxschen Systems als einem sinnvollen Ganzen widersprechen mochte), fand man Förderung in den Lehren des Meisters.

Ist es also zuviel gesagt, wenn man behauptet: daß — zu Recht oder Unrecht — am letzten Ende jeder Sozialist aus dem Marxismus sich seine Waffen holen kann: der grantige dyspeptische Ethiker nicht weniger als der grause Revolutionär, der kühle und besonnene Denker nicht weniger als der randallierende Radaubruder.

Sich holen kann; oder ist es richtiger zu sagen: konnte. Denn heute wird mit einiger Berechtigung nur noch die revolutionäre Spielart des Sozialismus margistisch sich begründen lassen. Die Vertreter anderer Richtungen müssen sich nach anderen Helfern umschauen.

Ob Marx also auch in der Zukunft der Alleinherrscher im Reich der sozialistischen Geister bleiben wird? Wer vermöchte darauf mit Bestimmtheit eine Antwort zu geben. Marx als Revolutionär — und das ist heute wie gesagt „der moderne Marx“ — wird natürlich nur so lange Bedeutung haben, als der Neorevolutionarismus sich am Ruder erhält. Ich habe unlängst in diesen Blättern über sein Auftreten in der Gestalt des „Syndikalismus“ gesprochen und habe dort seinem Gedeihen kein allzu günstiges Horoskop gestellt. Geht er zu Ende — und ich glaube in der Tat: viele Anzeichen sprechen dafür, daß die revolutionäre Flamme, die jetzt hier und da emporzüngelt, nur das letzte Aufflackern eines verglimmenden Feuers bedeutet —, dann würde damit auch der Marxismus seine historische Mission: der sozialen Bewegung den Weg zu weisen, beendet haben. Dann wird man neuen Götzen rufen und Marx vielleicht kreuzigen, nachdem man so lange Zeit zu ihm als zu dem wahren Gotte gebetet hat.

Über auch dann wäre Marx noch nicht gestorben. Denn er ist ein Unsterblicher. Nicht als Führer der Massen zu Sieg oder Untergang. Aber als einer der wenigen, die unser Wissen von der Welt erweitert haben. Das ist ja das Wunderbare an diesem Menschenkinde: daß ihn die Welt während seines Lebens, aber auch jahrelang nach seinem Tode, nur in der sichtbaren Gestalt als größten Volksführer kennt. Während er doch seinem innersten Wesen nach etwas ganz anderes gewesen ist: nicht ein großer Woller, ein großer Vollbringer, ein großer Gestalter in der Welt der Wirklichkeiten. Wohl aber in der Welt des Scheins, wie es allein ein überragend großer Schauer und Denker vermag.*)

Fürst Bülow und das Wahlrecht.

Von Camille Pelletan.

Es fällt mir schwer zu glauben, daß Fürst Bülow das Zeug zu einem tüchtigen Staatsmann haben soll. Die Rede, in der er sich kürzlich über das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen hat, beweist vielmehr, sowohl hinsichtlich des gedanklichen Inhalts als auch der Form, daß ihm die für seinen hohen Posten unentbehrlichsten

*) Von diesem stillen Marx kann ich hier nicht sprechen. Ich habe ihm einige Worte des Gedankens gewidmet im letzten Hefte des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“.

Eigenschaften entschieden fehlen. Daß er dem preußischen Staate das allgemeine Wahlrecht nicht geben will, ist seine und Preußens Sache. Hat er die Ueberzeugung, daß diese Einrichtung für die alte Monarchie Friedrichs des Großen nicht paßt, so geht mich das nichts an. Aber daß er das Wahlrecht schmähzt, daß in zahlreichen großen Kulturstaaten das Fundament der Regierung bildet und das Aussicht hat, auch in anderen Ländern zum Siege zu gelangen, das beweist ein geringes Verständnis des modernen Zeitgeistes und wenig Schicksalstgefühl. Wie es scheint, hat der Reichstag nichts dagegen einzuwenden, daß man die Wählerschaft insultiert, die ihm seine Mandate gegeben hat; aber politisch ist das schwerlich.

Fürst Bülow hält es für unmöglich, sich ein Wahlssystem zu denken, das Reife des Urteils, Geistesbildung, politische Erfahrung weniger berücksichtigt, als das allgemeine Stimmrecht. Ich möchte gern wissen, wie man wohl das Recht zu wählen nach dem Quantum der geistigen Fähigkeiten bemessen könnte. Die politischen Klassenvorrechte sind überall bedingt gewesen durch vornehme Geburt oder Reichtum, die beide weder mit politischer Erfahrung, noch mit Bildung, noch mit Urteilsreife irgend etwas zu tun haben. Und diese Vorbedingungen beachtet das gegenwärtige preußische Wahlssystem so wenig, daß man noch nirgends versucht gewesen ist, es seinem Ursprungslande zu entlehnen.

Es gehört eine ziemliche Dreistigkeit dazu, vor allen großen Nationen, bei denen das allgemeine Wahlrecht geübt wird, Haiti als ein Land zu erwähnen, nach dem man die Ergebnisse dieser Einrichtung beurteilen könne. Und noch dreister war es, in Deutschland das junkerliche Mecklenburg, das „kein Wahlssystem“ hat, als ein Musterland hinzustellen.

In Deutschland, wo Deputierten-Kammern in den Bundesstaaten gewählt werden, und wo das allgemeine Wahlrecht die Vertretung der Gesamtnation bestimmt, bedeutet eine solche Sprache, wenn nicht eine Drohung, so doch wenigstens eine verstohlene und verbissene Feindseligkeit gegen mühsam erworbene Freiheiten. In dem Hirn des Kanzlers herrscht offenbar eine unausrottbare Vorliebe für jene Verquickung des absoluten Königtums mit dem Junkerregiment, auf der ehemals das Regierungssystem in ganz Deutschland beruhte, und dieser Vorliebe entsprechend eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die von dem Volke im Laufe des vorigen Jahrhunderts errungenen Freiheiten. Hegt nun Fürst Bülow wirklich derartige Gefühle, so paßt er nicht dazu, die Geschicke eines modernen Staates zu lenken. Hat er sich aber nur in der Hitze der Debatte zu solchen Aeußerungen hinreißen lassen, so beweist

dieß, daß er die für das Oberhaupt einer Regierung notwendige Kaltblütigkeit und Ruhe nicht besitzt.

In dieser Hinsicht hätte Bismarck seinem Nachfolger manche gute Lehre geben können. Der Mann hatte von Natur gewiß keine Neigung, sich je mit dem Parlamentarismus und dem allgemeinen Wahlrecht zu befreunden. Im Anfang seiner politischen Laufbahn war er, wie das in seinem Temperament lag, schroff und herausfordernd zu Gunsten der altpreussischen Traditionen aufgetreten. Zur Regierung gelangt, hatte er einen Krieg bis auf Messer mit der Volksvertretung begonnen. Er war eben ein Gewaltmensch, den jeder Widerspruch reizte, den die Natur zum Despoten geschaffen hatte. Sein Charakter, seine Vergangenheit, seine Umgebung, der wilde Kampf, in den er sich gestürzt hatte, das Bestreben, seiner Partei nicht untreu zu werden und seinen ältesten und vertrautesten Freunden nicht als ein Verräter zu erscheinen, machten ihn zu einem Gegner der von dem Volke erwählten Körperschaften.

Und dennoch hat gerade er gleich nach der Schlacht bei Sadowa das allgemeine Wahlrecht in Deutschland eingeführt. Daß er gerade diesen Zeitpunkt wählte, um die Neuerung dem Widerwillen seines Königs und seiner Freunde aufzunötigen, ist das Merkwürdigste. Der Sieg hatte ihm eine Art Allmacht verschafft. Eben noch der bestgehaßte Mann der Welt, war er plötzlich grenzenlos beliebt geworden. Er konnte dank seinen Erfolgen das altpreussische Regierungssystem auf Jahre hinaus retten. Aber er betrachtete die Dinge von einem höheren Standpunkt. Er erkannte die unvergleichliche Kraft, die dem allgemeinen Wahlrecht, und diesem allein, innewohnt. Er erkannte, daß das allgemeine Wahlrecht unumgänglich notwendig ist, wenn die Regierung eine weit ausschauende Politik befolgen soll. Er erkannte endlich, daß er ohne das allgemeine Wahlrecht an der Einigung Deutschlands nicht weiter arbeiten konnte, und bahnte so auf Grund eines ersten Sieges noch großartigere Siege an.

Fürst Bülow ist ein anders veranlagter, weniger weitblickender Staatsmann. Sein Ideal ist Mecklenburg, derjenige Winkel der germanischen Welt, wo noch die letzten Ueberbleibsel des Feudalismus anzutreffen sind, wo es noch einigermaßen mittelalterlich zugeht. Mit solchen Ideen wird es ihm schwerlich gelingen, der großen Nation, die er regiert, das moralische Prestige zu sichern, das sie beanspruchen darf. Schon hat er bei der zivilisierten Welt Anstoß mit seiner Polenpolitik erregt: Sie erinnert doch gar zu sehr an die Zeiten, wo die deutschen Ritter, um die Slaven zum Christentum zu bekehren, ganze slavische Völkerschaften ausrotteten. Jetzt schmäht er das allgemeine Wahlrecht, von dem der Reichstag sein Dasein hat. Es soll ihm schwerfallen, der Welt glauben zu machen, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Minister mit solchen Ideen durchdringen könne.

Psychologie des Schmuckes.

Von Georg Simmel.

In dem Wunsche des Menschen, seiner Umgebung zu gefallen, verschlingen sich die Gegentendenzen, in deren Wechselspiel sich überhaupt das Verhältnis zwischen den Individuen vollzieht: eine Güte ist darin, ein Wunsch, den anderen eine Freude zu sein; aber auch der andere: daß diese Freude und „Gefälligkeit“ als Anerkennung und Schätzung auf uns zurückströme, unserer eigenen Persönlichkeit als ein Wert zugerechnet werde. Und so weit steigert sich das Bedürfnis, daß es jener ersten Selbstlosigkeit des Gefallen-Wollens ganz widerspricht: durch eben dieses Gefallen will man sich vor anderen auszeichnen, will der Gegenstand einer Aufmerksamkeit sein, die anderen nicht zuteil wird — bis zum Beneidetwerden hin. Hier wird das Gefallen zum Mittel des Willens zur Macht; es zeigt sich dabei an manchen Seelen der wunderliche Widerspruch, daß sie diejenigen Menschen, über die sie sich mit ihrem Sein und Tun erheben, doch gerade nötig haben, um auf deren Bewußtsein, ihnen untergeordnet zu sein, ihr Selbstgefühl aufzubauen. Eigentümliche Gestaltungen dieser Motive, die Außerlichkeit und die Innerlichkeit ihrer Formen ineinander webend, tragen den Sinn des Schmuckes. Denn dieser Sinn ist, die Persönlichkeit hervorzuheben, sie als eine irgendwie ausgezeichnete zu betonen, aber nicht durch eine unmittelbare Machtausübung, durch etwas, was den anderen von außen zwingt, sondern nur durch das Gefallen, das in ihm erregt wird und damit doch irgendein Element von Freiwilligkeit enthält. Man schmückt sich für sich und kann das nur, indem man sich für andere schmückt. Es ist eine der merkwürdigsten soziologischen Kombinationen, daß ein Tun, das ausschließlich der Poin- tierung und Bedeutungssteigerung seines Trägers dient, doch ausschließlich durch die Augenweide, die er anderen bietet, ausschließlich als eine Art Dankbarkeit dieser anderen sein Ziel erreicht. Denn auch der Neid auf den Schmuck bedeutet nur den Wunsch des Neidischen, die gleiche Anerkennung und Bewunderung für sich zu gewinnen, und sein Neid beweist gerade, wie sehr diese Werte für ihn an den Schmuck gebunden sind. Daß Gelb die symbolische Farbe des Neides ist, hängt mit dem Gelb des Goldes zusammen: das Gold ist das Glanzvolle und Schöne, dessen Anblick Genuß bereitet — aber einen sozusagen objektiven Genuß, der sich subjektiv sogleich in Habenwollen und Scheelsucht umsetzt. Der Schmuck ist das schlechthin Egoistische, insofern er seinen Träger heraushebt, sein Selbstgefühl auf Kosten anderer trägt und mehrt (denn der gleiche Schmuck aller würde den einzelnen nicht mehr schmücken), und zugleich das Altruistische, das seine Erfreulichkeit eben diesen anderen gibt — während der Besitzer selbst sie nur im Augenblicke des Sich-Spiegeln genießen kann — und erst mit dem Reflex dieses Gebens dem Schmucke seinen Wert gewinnt. Wie allenthalben in der ästhetischen Gestaltung die Lebensrichtungen, die die Wirklichkeit fremd nebeneinander oder feindlich gegeneinander stellt, sich als innig verwandt enthüllen — so zeigt in den soziologischen Wechselwirkungen, diesem Kampfplatz des Für-sich-seins und des Für-andere-seins der Menschen, das ästhetische Gebilde des Schmuckes einen Punkt an, in dem diese beiden Gegenrichtungen wechselseitig als Zweck und Mittel aufeinander angewiesen sind.

Der Schmuck steigert oder erweitert den Eindruck der Persönlichkeit, indem er gleichsam als eine Ausstrahlung ihrer wirkt. Darum sind die glänzenden Metalle und die edlen Steine von jeher seine Substanz gewesen, sind in engerem Sinne „Schmuck“ als die Kleidung und die Haartracht, die doch auch „schmücken“. Man kann von einer Radioaktivität des Menschen sprechen, um jeden liegt gleichsam eine größere oder kleinere Sphäre von ihm ausstrahlender Bedeutung, in die jeder andere, der mit ihm zu tun hat, eintaucht — eine Sphäre, zu der körperliche und seelische Elemente sich unentwirrbar verweben. Die sinnlich merkbaren Einflüsse, die von einem Menschen auf seine Umgebung ausgehen, sind in irgendeiner Weise die Träger einer geistigen Fulguration; und sie wirken als die Symbole einer solchen auch da, wo sie tatsächlich nur äußerlich sind, wo keinerlei wirkliche Suggestionskraft oder Bedeutung der Persönlichkeit durch sie hindurchströmt. Die Strahlen des Schmuckes, die sinnliche Aufmerksamkeit, die er erregt, schaffen der Persönlichkeit eine solche Erweiterung oder auch Intensiverwerden ihrer Sphäre, sie ist sozusagen mehr, wenn sie geschmückt ist. Indem der Schmuck zugleich ein irgendwie erheblicher Wertgegenstand zu sein pflegt, ist er so eine Synthese des Habens und des Seins von Subjekten, mit ihm wird der bloße Besitz zu einer sinnlichen und nachdrücklichen Fühlbarkeit des Menschen selbst — so sehr solche Bedeutungen des Schmuckes dank seiner modernen Banalisierung zu Unmerklichkeiten herabsinken und nur noch bei dem Schmuck der Fürsten und Millionäre hervortreten. Mit der gewöhnlichen Kleidung ist dies nicht der Fall, weil sie weder nach der Seite des Habens noch des Seins als individuelle Besonderung ins Bewußtsein tritt; erst die geschmückte Kleidung und zuhöchst die Pretiosen, die deren Wert und Ausstrahlungsbedeutung wie in einem kleinsten Punkte sammeln, lassen das Haben der Persönlichkeit zu einer sichtbaren Qualität ihres Seins werden. Und alles dies nicht, trotzdem der Schmuck etwas „Ueberflüssiges“ ist, sondern gerade, weil er es ist. Das unmittelbar Notwendige ist dem Menschen enger verbunden, es umgibt sein Sein mit einer schmalen Peripherie. Das Ueberflüssige „fließt über“, d. h. es fließt weiter von seinem Ausgangspunkte fort, und indem es nun dennoch an diesem festgehalten wird, legt es um den Bezirk der bloßen Notdurft noch einen umfassenderen, der prinzipiell grenzenlos ist. Das Ueberflüssige hat, seinem Begriffe nach, kein Maß in sich; mit dem Grade der Ueberflüssigkeit dessen, was unser Haben uns angliedert, steigt die Freiheit und Fürstlichkeit unseres Seins, weil keine gegebene Struktur, wie sie das Notwendige als solches designiert, ihm irgendein begrenzendes Gesetz auferlegt.

Diese Bedeutung des Schmuckes als der Ausstrahlung des Menschen, als Dokumentierung der Tatsache, daß der Mensch nicht mit der geometrischen Grenze seines Körpers zu Ende ist — läßt den Diamanten als den entschiedensten, zweckmäßigsten Schmuck erscheinen. Denn er ist sozusagen selbst körperlos, seine Wirkung besteht nur in den Strahlen, die er aussendet, ohne daß sie an einer an sich schon auffälligen und reizvollen farbigen Substanz haften, wie es beim Saphir und dem Smaragd der Fall ist. Darum hat man die Werthöhe des Diamanten an seine Durchsichtigkeit, seine Wasserhelle geknüpft. Weil das, was den Schmuck ausmacht, das Strahlen, bei ihm von keinem für sich eindrucksvollen Stoffe getragen wird, schmiegt er sich am vollkommensten dem Menschen an, leiht ihm am „selbstlosesten“ seine Strahlungsfähigkeit.

Indem der Strahl des Edelsteines zu dem anderen hinzugehen scheint wie das Aufblitzen des Blickes, den das Auge auf den anderen richtet, trägt er die soziale Bedeutung des Schmuckes — das Für-den-anderen-sein, das als Erweiterung der Bedeutungssphäre des Subjekts zu diesem zurückkehrt.

Diese Akzentuierung der Persönlichkeit aber verwirklicht sich gerade vermittelt eines Zuges von Unpersönlichkeit. Alles, was den Menschen überhaupt „schmückt“, ordnet sich in eine Skala, je nach der Enge, mit der es der physischen Persönlichkeit verbunden ist. Der unbedingt enge Schmuck ist für die Naturvölker typisch: die Tätowierung. Das entgegengesetzte Extrem ist der Metall- und Steinschmuck, der absolut unindividuell ist und den jeder anlegen kann. Zwischen beiden steht die Kleidung — immerhin nicht so unvertauschbar und personal wie die Tätowierung, aber auch nicht so unindividuell und trennbar wie jener eigentliche „Schmuck“. Aber gerade in dessen Unpersönlichkeit liegt seine Eleganz. Daß dieses fest in sich Geschlossene, durchaus auf keine Individualität hinweisende, hart Unmodifizierbare des Steins und des Metalls nun dennoch gezwungen wird, der Persönlichkeit zu dienen — gerade dies ist der feinste Reiz des Schmuckes. Daß eigentlich Elegante vermeidet die Zuspitzung auf die besondere Individualität, es legt immer eine Sphäre von Allgemeinem, Stilisiertem, sozusagen Abstraktem um den Menschen — was selbstverständlich nicht die Raffinemente verhindert, mit der dies Allgemeine der Persönlichkeit verbunden wird. Daß neue Kleider besonders elegant wirken, liegt daran, daß sie noch „steifer“ sind, d. h. sich noch nicht allen Modifikationen des individuellen Körpers so unbedingt anschmiegen wie längere Zeit getragene, die schon von den besonderen Bewegungen des Trägers gezogen und gekniffen sind und damit dessen Sonderart vollkommener verraten. Diese „Neuheit“, diese Unmodifiziertheit nach der Individualität ist dem Metallschmuck im höchsten Maße eigen: er ist immer neu, er steht in kühler Unberührtheit über der Singularität und über dem Schicksal seines Trägers, was von der Kleidung keineswegs gilt. Ein lange getragenes Kleidungsstück ist wie mit dem Körper verwachsen, es hat eine Intimität, die dem Wesen der Eleganz durchaus widerstreitet. Denn die Eleganz ist etwas „für die anderen“, ist ein sozialer Begriff, der seinen Wert aus dem allgemeinen Anerkanntsein zieht.

Soll der Schmuck das Individuum durch ein Ueberindividuelles erweitern, das zu allen hinstrahlt und von allen aufgenommen und geschätzt wird, so muß er, jenseits seiner bloßen Materialwirkung, Stil haben. Stil ist immer ein Allgemeines, das die Inhalte des persönlichen Lebens und Schaffens in eine mit Vielen geteilte und für Viele zugängige Form bringt. An dem eigentlichen Kunstwerk interessiert uns sein Stil um so weniger, je größer die personale Einzigkeit und das subjektive Leben ist, das sich in ihm ausdrückt; denn mit diesem appelliert es auch an den Persönlichkeitspunkt im Beschauer, er ist sozusagen mit dem Kunstwerk auf der Welt allein. Für alles dagegen, was wir Kunstgewerbe nennen, was sich wegen seines Gebrauchszweckes an eine Vielheit von Menschen wendet, fordern wir eine generelle, typische Gestaltung, in ihm soll sich nicht nur eine auf ihre Einzigkeit gestellte Seele, sondern eine breite, historische oder gesellschaftliche Gesinnung und Stimmung ausdrücken, die seine Einordnung in die Lebenssysteme sehr vieler Einzelner ermöglicht. Das Kunstwerk ist etwas für sich, das Wert des Kunstgewerbes ist etwas für uns, der Sinn jenes ist Zuspitzung zu einem

singulären Zentrum, der Sinn dieses die Verbreiterung zu allgemeiner Zugänglichkeit und praktischer Anerkennbarkeit. Es ist der allergrößte Irrtum, zu meinen, daß der Schmuck ein individuelles Kunstwerk sein müsse, da er doch immer ein Individuum schmücken solle. Ganz im Gegenteil: weil er dem Individuum dienen soll, darf er nicht selbst individuellen Wesens sein, so wenig wie das Möbel, auf dem wir sitzen, oder das Eßgerät, mit dem wir hantieren, individuelle Kunstwerke sein dürfen. Alles dies vielmehr, was den weiteren Lebenskreis um den Menschen herum besetzt — im Gegensatz zum Kunstwerk, das überhaupt nicht in ein anderes Leben einbezogen, sondern eine selbstgenugsame Welt ist — muß wie in immer sich verbreiternden konzentrischen Sphären das Individuum umgeben, zu diesem hinführend oder von ihm ausgehend. Dieses Auflösen der individuellen Zuspitzung, diese Verallgemeinerung jenseits des persönlichen Einzigseins, die nun aber doch als Basis oder als Strahlungskreis das Individuelle trägt oder es wie in einen breit hinfließenden Strom aufnimmt — das ist das Wesen der Stilisierung; aus dem Instinkt dafür ist der Schmuck stets in verhältnismäßig strenger Stilisierung gebildet worden. Wenn man den wunderbaren Stücken von Lalique jetzt den Vorwurf macht, daß sie nicht zum wirklichen Gebrauch geeignet wären, so ist der tiefere Grund davon eben der, daß sie individuell künstlerische Produkte sind, die sich einem Individuum nicht mehr zuordnen können, sozusagen kein System, keine Einheit mit ihm bilden; denn nur aus dem organischen Zusammen von Persönlichem und Allgemeinem, von Zentrum und Peripherie kann eine solche erwachsen, während ein Laliquescher Schmuck durch seinen Einzigkeitscharakter eben das direkte Gegenteil der Stilisiertheit ist. Dadurch, daß die Seele des Künstlers in all ihren Impulsivitäten und Bizzarrereien, ihren Begeisterungen und Uneingeständlichkeiten in diesen Schmuckstücken investiert ist, eignen sie sich nicht dazu, einen anderen zu schmücken, treten sie mit dessen Individualität in unziemliche Konkurrenz, verschieben sie die feine Proportion zwischen Dazugehörigkeit und Nichtdazugehörigkeit, in der das psychologische Wesen des Schmuckes liegt.

Jenseits der formalen Stilisierung des Schmuckes ist das materielle Mittel seines sozialen Zweckes jenes Glänzen des Schmuckes, durch das sein Träger als Mittelpunkt einer Strahlensphäre erscheint, in die jeder Nahebefindliche, jedes anblickende Auge einbezogen ist. Die Radien dieses Kreises markieren einerseits die Distanz, die der Schmuck zwischen den Menschen stiftet: ich habe etwas, was du nicht hast — andererseits aber lassen sie den anderen nicht nur teilnehmen, sondern sie glänzen gerade zu ihm hin, sie bestehen überhaupt nur um seinetwillen. Durch seine Materie ist der Schmuck Distanzierung und Konnivenz in einem Akt. Darum ist er so besonders der Eitelkeit dienlich, die die anderen braucht, um sie verachten zu können. Hier liegt der tiefe Unterschied zwischen Eitelkeit und hochmütigem Stolz: denn dieser, dessen Selbstbewußtsein wirklich nur in sich selbst ruht, pflegt den „Schmuck“ in jedem Sinne zu verschmähen. Hierzu kommt im gleichen Sinne die Bedeutung des „echten“ Materials. Der Reiz des „Echten“, in jedem Sinne, besteht darin, daß es mehr ist als seine unmittelbare Erscheinung, die es mit dem Falsifikat teilt. So ist es nicht, wie dieses, etwas Isoliertes, sondern es hat Wurzeln und einen Boden jenseits seiner bloßen Erscheinung, während das Unechte nur das ist, was man ihm momentan ansieht. So

Ist der „echte“ Mensch der, auf den man sich, auch wenn man ihn nicht unter Augen hat, verlassen kann. Dieses Mehr-als-Erscheinung ist für den Schmuck sein Wert; denn dieser ist ihm nicht anzusehen, ist etwas, was, der geschickten Fälschung gegenüber, zu seiner Erscheinung hinzukommt. Dadurch nun, daß dieser Wert immer realisierbar ist, von allen anerkannt wird, eine relative Zeitlosigkeit besitzt — wird der Schmuck in einen überzufälligen, überpersonalen Wertungszusammenhang eingestellt. Der Talmischmuck, die Quincailerie ist, was sie momentan ihrem Träger leistet; der echte Schmuck ist ein über diesen hinausgehender Wert, er wurzelt in den Wertgedanken des ganzen Gesellschaftskreises und verzweigt sich darein. Der Reiz und die Betonung, die er seinem individuellen Träger mitteilt, zieht deshalb eine Nahrung aus diesem überindividuellen Boden; sein ästhetischer Wert, der hier ja auch ein Wert „für die anderen“ ist, wird durch die Echtheit zum Symbol allgemeiner Schätzung und Zugehörigkeit zu einem sozialen Wertsystem überhaupt.

Im mittelalterlichen Frankreich gab es einmal eine Verordnung, nach der das Tragen von Goldschmuck allen Personen unterhalb eines gewissen Ranges verboten war. Außer Unverkennbarste lebt hierin die Kombination, die das ganze Wesen des Schmuckes trägt: daß mit ihm die soziologische und die ästhetische Betonung der Persönlichkeit wie in einen Brennpunkt zusammengehen, daß Für-sich-sein und Für-andere-sein wechselseitig Ursache und Wirkung wird. Denn die ästhetische Hervorhebung, das Recht des Reizes und Gefallens darf hier nur so weit gehen, wie es durch die soziale Bedeutungsphäre des einzelnen umschrieben ist; und eben damit fügt er dem Reiz, den die Geschmücktheit für seine ganz individuelle Erscheinung gewinnt, den soziologischen hinzu, eben durch jene ein Repräsentant seiner Gruppe und mit deren ganzer Bedeutung „geschmückt“ zu sein. Auf denselben Strahlen gleichsam, die, vom Individuum ausgehend, jene Erweiterung seiner Eindrucksphäre bewirken, wird die durch diesen Schmuck symbolisierte Bedeutung seines Standes zu ihm hingetragen; der Schmuck erscheint hier als das Mittel, die soziale Kraft oder Würde in die anschaulich-persönliche Hervorgehobenheit zu transformieren.

Endlich ziehen sich die zentripetale und die zentrifugale Tendenz im Schmuck noch zu einer besonderen Gestaltung zusammen, wenn berichtet wird, daß das Privateigentum der Frauen bei den Naturvölkern, im allgemeinen später als das der Männer entstehend, sich zuerst und oft ausschließlich auf den Schmuck bezieht. Wenn der persönliche Besitz der Männer mit dem der Waffen zu beginnen pflegt, so offenbart dies die aktivere, aggressivere Natur des Mannes, der seine Persönlichkeitsphäre erweitert, ohne auf den Willen anderer zu warten. Für die passivere weibliche Natur ist dieser — bei allem äußeren Unterschied formal gleiche — Effekt mehr von dem guten Willen anderer abhängig. Jedes Eigentum ist Ausdehnung der Persönlichkeit, mein Eigentum ist das, was meinem Willen gehorcht, d. h. worin mein Ich sich ausdrückt und äußerlich realisiert. Am ehesten und vollständigsten geschieht dies an unserem Körper, und darum ist er unser erstes und unbedingtstes Eigentum. An dem geschmückten Körper besitzen wir mehr, wir sind sozusagen Herr über Weiteres und Vornehmeres, wenn wir über den geschmückten Körper verfügen. So hat es einen tiefen Sinn, wenn vor allem der Schmuck zum Sondereigentum wird, weil er jenes erweiterte Ich bewirkt, jene aus-

gedehntere Sphäre um uns herum, die wir mit unserer Persönlichkeit erfüllen und die aus dem Gefallen und der Aufmerksamkeit unserer Umgebung besteht — der Umgebung, die an der ungeschmückteren und darum gleichsam unausgedehnteren Erscheinung achtloser, in ihren Umfang nicht einbezogen, vorübergeht. Daß in jenen primitiven Zuständen für die Frauen gerade das zum vorzüglichsten Eigentum wird, was seinem Sinne nach für die anderen da ist und nur mit der auf den Träger zurückströmenden Anerkennung dieser anderen ihm zu einer Wert- und Bedeutungssteigerung seines Ich verhelfen kann — das offenbart noch einmal das Fundamentalprinzip des Schmutzes. Für die großen mit- und gegeneinander spielenden Strebungen der Seele und der Gesellschaft: die Erhöhung des Ich dadurch, daß man für die anderen da ist, und des Daseins für die anderen dadurch, daß man sich selbst akzentuiert und erweitert — hat der Schmutz eine ihm allein eigene Synthese in der Form des Ästhetischen geschaffen; indem diese Form an und für sich über dem Gegensatz der einzelnen menschlichen Bestrebungen steht, finden sie in ihr nicht nur ein ungestörtes Nebeneinander, sondern jenen wechselseitigen Aufbau, der als die Ahnung und das Pfand ihrer tieferen metaphysischen Einheit über den Widerstreit ihrer Erscheinungen hinauswächst.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

3.

Meines Täubchen!

Du warst eine silberne, kleine Taube. Du hast Dich einen Moment auf den schwarzen, geschnittenen Schrank dort gesetzt, die hochenden Ungetüme und die züngelnden Drachen der Bronzevasen starrten Dich an, und Michelangelos Nacht Dir gegenüber hätte Dich erstarren können. Du warst lustig, strahltest Dein Gefieder, gähntest ein bißchen und flogst wieder fort. Ich glaube, Du sagtest: Danke schön!

Ich habe Deine Hand etwas hart gefaßt, nicht wahr? Was, mein Mädchen, fiel Dir ein, den Widerstand in die Hand zu legen? Dein Wort oder Dein Blick hätte genügt. Tätlicher Widerstand ist gefährlich — und dumm.

Warum ich solchen Widerstand überhaupt herausfordere? Alte, schlechte Gewohnheit, mein Kind! Oder Neugier. Ich zitterte davor, dieß Abenteuer sich zum Vulgären wenden zu sehen und wollte es gemein machen. Begreife das, oder nimm mich wie ich eben bin!

Wie ekelhaft die Weiber sind! Gierig, alle nur von einem Trieb, der gleichen Bewegungskraft besetzt, die sie wie Automaten handeln und gehen macht. Mit welcher mathematischen Sicherheit man all diese Gebärden und Verwicklungen vorausberechnen kann! Das ist ekelhaft.

Ich verabscheue die Ehe, weil ich sie gekannt habe. Meine Heirat war die größte Dummheit meines Lebens, solche Dummheit begeht man nur einmal.

Dich liebe ich! Ich möchte, daß Du mein wärst, daß Du ganz, für immer und jeden Augenblick mir gehörtest! Der Gedanke, daß andere Dich besitzen, Dich berühren, auch nur in Wünschen sich mit Dir beschäftigen könnten, macht mich toll und eifersüchtig. Auch würdest Du für mich jeden Reiz verlieren, meine Priesterin, wenn Du

nicht keusch und jungfräulich rein wärst. Ich würde Dich anspeien, Dich nackt vor die Tür jagen! Dein Schicksal wäre mir vom Moment solcher Gewißheit an so gleichgültig wie dem Ballon seine von ihm losgeschnittene Leine. Es würde mir sogar wohlthun, daß man Dich ganz herabzöge und beschmuckte. In diesem Fall würde ich Dich gern des Abends schmachbeladen und mit hungrigen Augen an einer Straßenede Betteln sehen. Du solltest krank, traurig und mit dem Fuß fortgestoßen sein! Nur Du! weil Du mich getäuscht und lebensgefährlich enttäuscht hättest!

Ich kenne sonst Erbarmen auch mit Dirnen. Ich beschäftigte mich mit einem solchen jungen Mädchen in Wien, ich habe sie wochenlang und mehrfach unterstützt, habe ihr Möbel gekauft, einen Haushalt eingerichtet, eine Beschützerin ihr beigegeben. Es war alles vergebens, sie fiel zurück an die Straße, der sie gehörte. Sie selbst bat mich mit meinen Unterstützungen und Befehrungsversuchen aufzuhören, der Glaube machte sie unglücklicher, keineswegs die Mißachtung. Die war ihr angenehm fast, weil sie sie verdiente.

Trotzdem vergewaltigen Dich meine Gedanken alle Augenblicke. Ich denke mir unerhörte und ungeheuerliche Qualen aus, die ich Dich erdulden lassen möchte. Deinen Leib möchte ich quälen und mehr noch Deine Seele, bis nichts mehr an Dir ungequält, von mir unverletzt und unentweicht wäre, — damit Du ganz mir gehörtest. Ich bin eifersüchtig auf Gedanken in Dir, die ich nicht kenne, und manchmal erbellt Dein Gesicht ein Aufblitzen wie von einer Erinnerung. Wer hat Dich gelehrt in einer gewissen Weise zu lächeln, während Deine Augen sich trüben und Dein Mund hell wird? Du hast den listigen und kundigen Blick der Mona Lisa und wagst kleine Ungezogenheiten des Gassenbuben.

Was weißt Du und was weißt Du nicht? Es reizt mich in gefährlicher und unerträglicher Weise.

Dann wieder denke ich, daß Du ein ganz Kleines, einfaches Mädchen bist und ich wäre ein junger, unschuldiger und starker Mensch. Wir haben ein Haus miteinander im Grünen, Apfelbäume blühen in einem Grasgarten, den eine hohe Steinmauer umgibt. Du wandelst unter den Bäumen und die Sonne liegt auf Deinem Gesicht und über Deiner schwergewordenen Gestalt. Du trägst ein Kind von mir, unser Kind — —

Warum sind wir diese beiden nicht? Wer hat Dir soviel gesagt? Weshalb verließen wir ein Paradies, das immer offen steht, das da ist, das Einfachheit, Güte und Rechtlichkeit heißt?

Ich allein habe es verlassen, sagst Du. Ich glaub: Dir, ich küsse Deine lieben Hände und lege mein Haupt in Deinen Schoß. Erlöse mich, wenn Du kannst, kleine freimütige und kalte Jungfrau! Erlösung ist nur durch Blut und Schmerzen möglich. Verzeih mir, wenn ich Dir Leiden verursache! Deine Angst ist mir so süß.

U.

4.

Du irrst Dich, ich beschäftige mich niemals mit Literatur. Sie ist mir widerwärtig, ist immer schwachhaft, geschäftig und verstandesmäßig. Es ist die einzige Kunst, in deren Ausübung selbst der Schaffende nicht rein genießt. Er sieht nicht und er fühlt nicht. Wie öd es ist, Papier mit schwarzen oder grauen Lettern zu bedecken!

Ich male und am liebsten modelliere ich. Ich liebe den gefügigen Ton zwischen

meinen Händen Form annehmen zu sehen, — es ist die Beschäftigung der Götter! Ihnen nach forme ich schlank und kraftvolle Schenkel und Arme, immer Bruchstücke, Köpfe und Gesichter interessieren mich nicht, sie sind das Gemeine, das Preisgegebene, was jeder sieht. Die Glieder reden viel eindringlicher und tiefsinniger. Es gibt Grübchen am Ellbogen einer Frau, die die ganze Zärtlichkeit der Welt enthalten, vom Vogelnest bis zum stützenden, bettenden Arm der heiligen Jungfrau, der Pietà. Im Halsansatz wohnt der Charakter eines Menschen, sein Stolz oder seine Gedrücktheit, der Adel und die Knechtschaft seiner Seele.

Schöne Hände bete ich an. Darunter sind welche, die ihrer Schönheit sicher sind, wie die Hände der Gioconda, königliche, fette und spendende Hände, oder verächtliche, überlegene und schlaffe der Prinzen und Könige des Velasquez. Die Deinen sind klein, kalt und zittern leicht. Nach einer gewissen Weile werden sie warm und fest. Ich habe Dich müde gesehen und da zuckten sie plötzlich. Sie ängstigten sich und wollten das Herz beschützen, einen kleinen, erschrocken und flatternden Vogel unter Deiner Brust.

Du hast keine Furcht vor mir, nicht wahr? Warum beobachtest Du mich mit dem besonderen Tierblick der Frau, mit einem unbewußten Vorbehalt, voll freiwilliger Abblendung? Kein Mann blidt so. Ihr, die Frauen, habt den Blick immer. Wo verweilen dann Deine Gedanken?

Liegst Du nackt am Meerstrand, nur in Deinen Haaren, und ein Mann kommt, ein dunkler und sonnenbrauner Räuber, ganz in Eisen? Du rührst Dich nicht, Du fliehst nicht, bloß zu ihm auf blickst Du. Und sofort hört er vor einem anderen Säusen und Rauschen die Meeresbrandung nicht mehr, die Arme, die den Tod gaben, werden schlaff und sinken. Er nähert sich kriechend, geduckt, wie eine beschleichende Raubkatze. Du bist die Königin, die Spenderin, die Abwartende.

Oder hast Du, Du Helena, auf dem stäisichen Thor gestanden, während Trojaner und Griechen einander würgten? Dachtest Du an Dein Königsgemach in Sparta oder an jene flache und gleitende Galeere, die der Venus Tauben zogen, während der schön-gelockte, bräunliche Paris Dir die Anbetung Deines weißen Leibes zu Liedern formte?

Immer seid Ihr geheimnißvoll, zurückhaltend und unerreichbar. Es ist schrecklich auszubedenken, daß Euer Geheimniß eine Leere, den bloßen Tod, birgt, wie der blaue Himmel, wie Bildsäulen der Götter, denen die Menge Blutopfer brachte. Sie tranken das Blut und blieben stumm.

Höre dieß, ich möchte von Dir Abbildungen Deiner Hände, Deiner Arme und Beine formen, die Biegung von der Brust nach den Hüften möchte ich in Marmor und in Farbe besitzen. Das Fleisch kennt Schatten, die schöner sind als die Abendröthe sie zeichnet, solche Schwellungen bietet selbst der sanfteste Hügel niemals, und da sind Täler des Friedens wieder, wo geheimnißvolle Tempel mit wunderwirkenden Gottheiten stehen.

Von all diesem möchte ich träumen, möchte sehen und lieben. Vielleicht schläfst Du ein, ich sehe Deine Augen, die zu lebhaft und listig sind, nicht. Dein Mund allein lächelt, Dein Mund, der weich, süß und voller Gnade ist. Ich habe enorme und prachtvolle Pfirsiche für Dich, griechischen Wein, wie Honig flebrig und golden, gefälschte, zierliche Papierförmchen, worin Trüffeln und Schokolade oder Bitterkeit und süße Sahne eingewickelt sind. Du wirst sie kosten!

5.

Verzeih' mir! Ich bin ein Schurke und ein niedriger Mensch, ich mißtraue immer. Ich gab Dir diesen Wein um Dich zu betäuben, er war nicht leicht und anregend, wie ich Dir sagte, sondern schwer und das Blut aufrührend. Ich gab Dir immer wieder, weil ich Dich vergiften wollte.

Der Rausch ist so verräterisch. Ich hatte gehofft, daß Du vielleicht häßliche und deutliche Worte sagen würdest, Du solltest Dich irgendwie verraten, durch eine leichtfertige Bewegung, durch ein Blinken der Augenlider nur. Ich war ganz nüchtern und gespannt, ich beobachtete Dich. Wie Du schön bist! Deine Seele ist viel schöner und makelloser noch als Dein Körper. Deiner Verständigkeit entkleidet, im Abfallen damenhafter Scheu, warst Du ein süßes, kleines, jungfräuliches Mädchen, einfach, zärtlich und vertrauensvoll. Du hättest wie Gretchen gegeben, nur gegeben. Nichts genommen oder genossen. Nichts.

Wie unendlich mich das rührte! Wie es mich reiner und besser macht! Ich möchte mir zartere Huldigungen ausdenken, als man der Geliebten alltäglich bietet. Duftwölkchen sollten, während Du schläfst, Deine Stirn umkosen. Ich möchte Schmetterlinge ausschicken um Dir Geheimnisse zuzutragen. Sie sollten sich auf Deine Hand niederlassen, und Du betrachtest den schönen und diamantstaubfunkelnden Boten und sprichst mit ihm, mit redenden Lippen, ohne Worte. Einen Liliengarten möchte ich für Dich einhegen, worin die Lilien viel größer und höher wären als die gewöhnlichen. Sie hätten goldene Stempel und silberne Blüten und die Staubfäden in ihnen läuteten mit klingenden Klöppeln. Du trägest immer eine Krone und ein Herold ginge vor Dir her und rief: „Es gibt für Euch alle eine Erlösung, es gibt Schönheit und Unschuld und erbarmende Güte!“ Lady Godiva reitet nackt durch die Stadt, und vor der heiligen Agnes im Lusthaus knien Dirnen und Lasterknechte.

Ich will Dich rein haben und muß Dein Verführer sein. Du leidest unter Lügen, die Du Dir ausdenken mußt, um unser Zusammensein der Welt zu verdecken, Du hast einen gütigen und alten Mann, der Dir vertraut, jeder in Deinem Hause liebt Dich, erwartet Hilfe und Satkraft von Dir, Du hast Freunde. Ich zwinge Dich, alle für mich zu vernachlässigen, Du lügst und Du errötest. Wie es süß ist, Dich zum Erröten zu zwingen! Deine Angst ist sehr herzig wie Deine Beschämung, Deine Scham! Wenn Du mutig sein willst, sehe ich wohl, wie Du vor Feigheit zitterst, Dein Lächeln zwingst Du den Augen voll Tränen ab. Ich küsse Dich, damit Du zu Hause, in Deinem Bett dennoch lächelst, damit Du müde und satt bist. Vor den Spiegel trug ich Dich, Du selbst solltest das feste und festliche Lächeln der Bacchantin sehen, daß Du lächeltest, zwischen Deinen braunen, strömenden Haaren, nackt auf meinen nackten Armen.

Ich wage des Abends nicht mehr auszugehen, nachdem Du mich verlassen hast, weil meine Augen mein Glück verraten könnten. Unser Glück! Schlaf wohl, meine Süße und Schläfrige! Du schläfst zu leicht ein, kleines Wickelkind!

Bei mir sollst Du ruhig schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unmöglichkeiten des Anarchismus.

Von Bernard Shaw.

Anarchisten und Sozialisten.

Vor einigen Jahren, als die praktische Politik der sozialistischen Partei in England sich immer entschiedener in das Programm der Sozialdemokratie zu verwandeln begann, wurde es klar, daß wir ohne die schwersten Vergewaltigungen aller möglichen Grundsätze nicht vorwärtskommen könnten. Im Besonderen fand man, daß die demokratische Seite des Programms unvereinbar sei mit den heiligen Grundsätzen der Selbstherrlichkeit des Individuums. Das Programm schloß auch eine Anerkennung des Staates in sich, einer Einrichtung, die dem Grundsatz der Freiheit ganz und gar zuwiderlief. Schlimmer als das, setzte es auf Schritt und Tritt Kompromisse voraus, und mit Grundsätzen sollen, wie Herr John Morley einmal mit großer Verebtheit zeigte, keine Kompromisse geschlossen werden. Das Resultat war, daß sich viele von uns zerzankten, sich gemeinsame Sache zu machen weigerten, einander anklagten, zwischen zwei Parteien zu schwanken oder infolge unserer Stellungnahme in der Auseinandersetzung Impossibilisten zu sein; und schließlich erreichten wir es, eine große Menge von Uebeln hervorgerufen.

Mein eigener Standpunkt war der grundsatzlose; denn mir hat der Sozialismus nie einen Grundsatz, sondern gewisse ökonomische Maßregeln bedeutet, die ich ergreifen zu sehen wünsche. Tatsächlich wurde mir auch oft vorgeworfen, daß ich den Terminus „Sozialismus“ zu sehr auf die ökonomische Seite der großen Gleichheitsbewegung begrenzte. Diese Bewegung scheint mir aber eine ebenso individualistische wie sozialistische zu sein, und obgleich es Sozialisten gibt, wie Sir William Harcourt, dem der Sozialismus die Endsumme humanitärer Bestrebungen bedeutet, in der die Uebertragung einiger Millionen Morgen Grundbesitz aus privatem in öffentliches Eigentum stattfindet, muß dies doch

als nur ein unwichtiges und sogar nicht wünschenswertes Detail erscheinen. Diese höhere Form des Sozialismus leidet unter einem solchen Mangel an Konzentration endgültiger Maßregeln, daß seine Vertreter bloß für die Ehre und den Ruhm der Sache sich ebenso gut Konservative nennen könnten. Sozialisten dieses Schlages fanden praktische Heilmittel für weiße Sklaverei unvereinbar mit den Grundsätzen der Freiheit, und praktische Heilmittel für Despotismus unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, und das praktische Benehmen der Politiker unvereinbar mit den Grundsätzen persönlicher Anständigkeit (in dem Sinne, daß wir in jeder Sache unsere eigene Meinung haben dürfen), und so wurden praktische Männer schließlich zu freimütigem Opportunismus getrieben; als sie z. B. sahen, daß nationale und örtliche kommunale Organisationen der Arbeiterklassen von Sozialisten mit der Begründung bekämpft wurden, daß Sozialismus universell und grundsätzlich international sei, als sie sahen, daß ihre vereinigten Radikalen und Trade-Unionisten in Bann getan wurden dafür, daß sie außerhalb der Grenzen des sozialistischen Glaubens stünden, der einzig und unteilbar ist, als sie Landarbeiter sahen, abwendig gemacht durch unterschiedslose Androhung der Auslösung als „individualistisch“; in allen solchen Fällen fühlten sie die volle Kraft des Ausspruches, daß der Sozialismus schnell genug verbreitet würde, wenn die Sozialisten nicht wären. Es war schlimm, sich mit den konservativen Kräften des modernen unsozialistischen Staates begnügen zu müssen, ohne auch die sieben Todsünden, die im Besitze der Sozialisten selbst waren, bekämpfen zu müssen; der Konflikt zwischen idealem Sozialismus und praktischer Sozialdemokratie zerstörte vor etwa einem halben Jahrhundert die Organisation der Chartisten, wie er erst kürzlich die Sozialistenliga zerstörte; aber er hat niemals den Umfang des Konfliktes

zwischen der Sozialdemokratie und dem Anarchismus angenommen. Denn die Anarchisten werden die Zurückhaltung von den Wahlen und die Weigerung, Steuern zu zahlen, in Fällen empfehlen, wo die Sozialdemokraten die Arbeiter unermüdlich drängen, ihre Stimmen zu organisieren und Kandidaten abzulehnen, die sich anheischig machen, für die Erweiterung des Wahlrechtes und die Besteuerung unverbienten Einkommens zu kämpfen, da der Gegenstand einer solchen Besteuerung das Staatskapital für alle möglichen Gesamtzwecke erhöhe, von der Aufmachung öffentlicher Bibliotheken an, bis zur Ueberrahme unserer Industrien in städtischen Betrieb und deren Verstaatlichung.

Tatsächlich ist die Verleumdung der sozialdemokratischen Methoden durch Anarchisten ebenso selbstverständlich wie die Verleumdung sozialdemokratischer Bestrebungen durch die Konservativen, seit in den Zeitungen, welche die bestehende soziale Ordnung unterstützen, zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten kein Unterschied gemacht wird, da beide in gleicher Weise dieser Ordnung feindselig gegenüberstünden. In den Spalten solcher Zeitungen sind alle Revolutionäre Sozialisten, alle Sozialisten Anarchisten, und alle Anarchisten sind Brandstifter, Mörder und Diebe. Das eine Resultat davon ist, daß der phantasievolle imaginäre französische und italienische Verbrecher, der die Zeitungen liest, manchmal erklärt, wenn er mit roten Händen bei der Verübung eines Mordes oder eines Einbruches ertappt wird, daß er ein nach Grundsätzen handelnder Anarchist sei. Und in allen Ländern werden die heftigsten und verruchtesten Temperamente unter den Unzufriedenen von dem Namen „Anarchist“ angelockt, bloß weil er den bestehenden Ungerechtigkeiten verzweifeln, gründlichen, unnachgiebigen, unversöhnlichen Krieg erklärt. Es ist daher nötig, darauf hinzuweisen, daß es einige Personen gibt, die von ihren politischen Gegnern fälschlich Anarchisten genannt, und andere aus Unwissenheit von sich selbst so geschildert werden, aber nichtsdestoweniger im Rahmen der Meinung dieser

Zeitung durchaus keine Anarchisten sind. Andererseits gibt es Leute, die niemals Anarchisten genannt wurden, weder von sich selbst noch von anderen, die anarchistischen Grund und Boden betreten, wenn sie der Sozialdemokratie opponieren, genau so klar wie die Schreiber, mit denen ich mich gründlicher auseinanderlegen werde. Die alten Whigs und die neuen Tories aus der Schule von Cobden und Bright, und die „Philosophischen Radikalen“, die Nationalökonomien, deren Typus Bastiat ist, Lord Wemyss und Lord Bramwell, Herbert Spencer und Auberon Herbert, Gladstone, Arthur Balfour, John Morley, Leonard Courtney: keiner von ihnen ist ein typischer Anarchist als Bakounin. Sie misstrauen der Staatsaktion und sind eifersüchtige Verteidiger des Vorrechts des Individuums, sie schlagen vor, die Staatsaktion zu unterdrücken und das Individuum soviel wie möglich auszubilden, zum Gegensatz des Sozialdemokraten, der den Staat zu demokratisieren wünscht und ihm die ganze Arbeit der Organisation der nationalen Industrie auf die Schultern legt, wodurch er ihn zu dem lebendigsten Organ des sozialen Körpers macht. Unverkennbar gibt es für die Anwendung beider Ansichten natürliche Grenzen, und Anarchisten wie Sozialdemokraten sind gleicherweise der Schlußfolgerung des Toren unterworfen, daß keine Partei gründlich übereinstimme, seitdem weder eine gemeinsame Versorgung für das Individuum, noch individuelle Freiheit von einer gemeinsamen Aufsicht gründlich durchgeführt werden kann. Wir sind alle einer Meinung. Gerechtigkeit, Tugend, Wahrheit, Brüderlichkeit, die höchsten, sowohl moralischen als auch körperlichen Interessen des Volkes sind nicht nur den Sozialdemokraten und Anarchisten teuer, sondern auch den Tories, Whigs, den Radikalen und wahrscheinlich auch den Mondscheinklern*) und Dynamit-Agitatoren. Die Methoden sind es, die vorgeschlagen werden, um sie in die Tat umzusetzen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

*) Verüher nächtlicher Agrarverbrechen in Irland.

Das Kennzeichen des Anarchismus.

Auf dem Kontinent wird die Debatte zwischen Anarchismus und Sozialdemokratismus häufig mit der Hilfe von Spazierstöcken, Stuhlbeinen und sogar Revolvern geführt. In England kommt das nicht vor, weil die Majorität einer englischen Zuhörerschaft, die einer müßigen Neugier zufolge immer bereit ist, beide Teile zu hören, eine Stellung einnehmen wird, die sie bei genügender Herausforderung instand setzt, im Handumdrehen Theoretiker hinauszuerwerfen, die einen Tumult verursachen, ohne sich mit der Beurteilung der Richtigkeit ihrer Ansichten lange aufzuhalten.

Als ich vor einiger Zeit das Vergnügen hatte, mit Herrn G. W. Foote über den Achtstundentag öffentlich zu debattieren, widmete ein französisches Blatt, das sich mit der Angelegenheit ausführlich befaßte, einen ganzen Artikel dem Ausdruck neidischen Erstaunens über die Tatsache, daß Herr Foote und ich davon abhingen, einander gegenseitig zu beschimpfen und schließlich zu insultieren, und daß unsere Anhänger unserem leuchtenden Beispiel folgten und es nicht einmal versuchten, die Redner der Gegenpartei am Sprechen zu verhindern. Nun, wenn wir es uns auch nicht leisten, Sozialismus, Anarchismus und all die anderen „ismen“ in Rowdhismus zu verwandeln, verfechten wir doch unsere Meinung — selbst in der außerordentlich achtbaren Gesellschaft der Fabier — manchmal mit bemerkenswertem Temperament. Fern sei es jetzt von mir, den anarchistischen Redner zu entwaffnen, indem ich ihm Komplimente mache. Im Gegenteil, wenn wir in unserer Mitte Herren haben, deren Geschäft es ist, die Sozialdemokraten als Verführer des Volkes und als Wetterfahnen anzuklagen, die gegen alle nationalen und kommunalen Projekte losziehen und brüllend die Abschaffung der Parlamente und Kommunalverwaltungen verlangen; die einen verzweiferten Widerstand gegen Pacht, Steuern, Zibillisten und in jeder Weise ein organisiertes gemeinsames Vorgehen fordern: dann bitte ich sie, mich als ihren hartnäckigen Gegner zu

betrachten — als einen, der solche Lehren, wie aufrichtig sie auch vorgebracht werden mögen, im besten Fall als eine Ermutung für die Arbeiter betrachtet, das Menschenmögliche unter dem Vorwand, auf das Unmögliche zu warten, zu unterlassen; und die im schlimmsten Fall dazu dient, die reaktionären Blätter Englands und die Polizeienten auf dem Kontinent mit Beweismaterial zu versehen, für die — wie man behauptet — vom Sozialismus drohenden Torheiten und Gefahren. Aber zu gleicher Zeit muß man begreifen, daß ich den Staat, wie wir ihn kennen, nicht verteidigen will. Bakounin's nachdrückliches Streben, alle Staaten und Staatskirchen mit ihren religiösen, politischen, Rechts-, Finanz-, Straf-, Schul-, Staatswirtschafts- und sozialen Gesetzen und Einrichtungen zu zerstören, scheint mir vollkommen gerechtfertigt und begreiflich vom Standpunkt eines gewöhnlichen „gebildeten Menschen“, der da glaubt, daß Einrichtungen die Menschen, und nicht, daß die Menschen die Einrichtungen machen. Ich gebe es vollkommen zu und betone es nachdrücklich, daß der Staat gegenwärtig einfach eine mächtige Maschine ist, welche den Zweck hat, die Armen durch brutale Gewalt auszurauben und zu schinden. Wenn man ein alberner und behaglich dahinlebender Mensch ist, mag man glauben, daß der Polizeimann an der Straßenecke der Wächter von Gesetz und Ordnung sei — daß der Kerker mit seinen Marterwerkzeugen: der Tretmühle, der Lattenpritsche, der Einzelhaft, der neunschwänzigen Rake und dem Galgen ein Ort sei, wo den Uebeltaten der Menschen ein Ende gemacht wird und wo sie gelehrt werden, Gutes zu tun. Aber die Haupttätigkeit des Polizeimannes und die, für welche seine anderen Tätigkeiten nur den Vorwand bilden, ist es, darauf zu achten, daß man sich in seinem Rahon nicht schlafen lege, ohne einem Müßiggänger für dieses Privilegium den Tribut zu entrichten; daß man kein Brot esse, ohne zuvor durch die Bezahlung seines Preises dem Müßiggänger den Zoll zu entrichten; daß man sich dem verhungerten Arbeiter nicht widersetze, der nicht Mitglied

einer Gewerkschaft ist und am Streik nicht teilnimmt, wenn er zugunsten des Müßiggängers die Löhne auf ein Minimum herabbrückt, indem er sich erbietet, die Arbeit der anderen für einen Hungerlohn zu leisten. Wenn man etwas derartiges versucht, wird man als ein Landstreicher, ein Dieb und ein Meuterer fortgeschleppt und gemartert, im Namen des Gesetzes und der Ordnung, der Ehrenhaftigkeit, des sozialen Gleichgewichtes, der Sicherheit des Eigentums und der Person, der öffentlichen Staatspflicht, im Namen des Christentums, der Moral und aller erdenklichen Tugenden. —

Unser Soldat, angeblich ein heldenmütiger und patriotischer Verteidiger seiner Heimat, ist in Wirklichkeit ein unglücklicher Mensch, den Not dazu treibt, sich als Kanonensfutter anzubieten, um dafür regelmäßige Rationen, Obdach und Kleidung einzutauschen; ferner wird er dafür strafweise willkürlich eingekerkert, mit kleinen Bußen wie ein unartiges Kind bestraft, dazu verurteilt, vollgepackt zu exerzieren, ausgepeitscht oder erschossen zu werden. Im gesegneten Namen der „Disziplin“ muß er alles tun, was ihm befohlen wird, vom Parastehen in seinem roten Rock in der Halle eines Opernhauses zum Zwecke bloßer Dekoration, bis zum Auspeitschen seines Kameraden oder bis zur Ausübung eines Mordes. Und seine Haupttätigkeit besteht darin, dem Polizeimann zu Hilfe zu kommen, wenn dieser überwältigt wird.

Parlamentsmitglieder, deren einzige Qualifikation für die Wahl in 1000 disponiblen Pfund Sterling, einem „unabhängigen“ Einkommen und einer alltäglichen ehrgeizigen Veranlagung bestand; Pfarrer, welche die Heilige Schrift für die Zwecke des Gutsherrn zitieren; Juristen, die ihre Dienste im Barreau dem Meistbietenden verkaufen und die Ueberlegenheit der begüterten Klasse auf dem Richterstuhl verteidigen; Schiedsgerichte von Brotherren, die sich in den Docks wie die Peers der Proletarier haben; Universitätsprofessoren, die den als Gentleman-Bildung bekannten Vorgang sorgfältig betreiben; Künstler, die be-

strebt sind, die Phantasie der Aristokraten oder Plutokraten anzuregen oder deren Eitelkeit zu schmeicheln; Arbeiter, die ihre Arbeit so schlecht und so langsam verrichten, als sie es nur wagen, um so viel wie möglich dabei herauszuschlagen; Fabrikanten, die ihre Leute ausbeuten und überbürden und ihre Waren so viel wie gefahrlos möglich verfälschen: das ist das wirkliche lebendige Material jener imposanten abstrakten Begriffe, die als Staat, Kirche, Gesetzgebung, Konstitution, Bildung, bildende Künste und Industrie bekannt sind.

Jede Einrichtung, ob sie nun die Religion, die Politik, das Finanz- oder das Gerichtswesen usw. betrifft, ist, wie Bakounin sagt, durch die Tatsache korrumpiert, daß die Männer darin entweder selbst der besitzenden Klasse angehören oder sich an diese verkaufen müssen, um zu leben. Alle Kaufkraft, die es gibt, die Seelen der Menschen zu kaufen, nachdem ihre Leiber genährt sind, liegt in den Händen der Reichen; und überall, vom Parlament, das die unwiderstehlich zwingenden Kräfte des Knüttels, des Bajonetts, des Maschinengewehrs, der Dynamitgranate, des Gefängnisses und des Schafotts in Händen hat, bis zum kleinsten Mittelpunkt schäbig-feiner gesellschaftlicher Unmähung, geben die Reichen die Melodie an und bezahlen den Musikanten. Natürlicherweise benützen sie ihre Macht dazu, immer mehr Geld zu stehlen, um fortzufahren, den Musikanten zu bezahlen; und so wird jede Gesellschaft zu einem großen Komplott und zu einer Heuchelei. Der gewöhnliche Mensch ist gegen den Betrug unempfindlich, ebenso wie er gegen den Geschmack des Wassers unempfindlich ist, das überhaupt keinen Geschmack zu haben scheint, da es ständig in Berührung mit seiner Schleimhaut ist. Die niederträchtigen moralischen Bedingungen, auf denen unsere soziale Ordnung aufgebaut ist, sind notwendigerweise in ständiger Berührung mit unserer sittlichen Schleimhaut, und so verlieren wir das Gefühl für ihre allgegenwärtige Gemeinheit und Unehrenhaftigkeit. Die Unempfindlichkeit ist jedoch nicht ganz vollständig;

denn es gibt im Leben einen Zeitabschnitt, der das Alter der Enttäuschung genannt wird, es ist das Alter, in welchem der Mensch entdeckt, daß seine edlen und ehrenhaften Regungen mit dem praktischen Erfolg unvereinbar sind; daß die Einrichtungen, denen er Achtung gezollt hat, schmachvoll sind; und daß er sich dem Komplott anschließen oder den Kürzeren ziehen müsse, trotzdem er fühlt, daß das Komplott ihm selbst und seinen Mitverschworenen höchst verderblich ist.

Das Geheimnis von Schriftstellern, wie Ruskin, Morris und Krapotkin besteht darin, daß sie den ganzen Betrug gründlich durchschauen; trotz seiner Gewohntheit und trotz der Illusionen, die durch seine weltliche Macht, seine Reichtümer, seinen Glanz, sein Ansehen, seine nachdrücklich betonte Achtbarkeit, seine unermüdlische Frömmigkeit und sein hochmoralisches Wesen hervorgerufen werden. Aber Krapotkin ist in Wirklichkeit ein Anwalt der freien Demokratie; und ich wage zu behaupten, daß er sich für einen Anarchisten vom Gesichtspunkt des Russen, der vor dem Despotismus zurückschreckt, ausgibt, mit dem verglichen die Demokratie überhaupt keine Regierung zu sein scheint, nicht aber für einen Anarchisten vom Gesichtspunkt eines Amerikaners oder Engländer, der frei genug ist, schon über die Demokratie als „die Tyrannei der Majorität“ und „die kommende Sklaverei“ zu murren. Ich behaupte das mit um so größerer Kühnheit, weil William Morris' Ansichten in vieler Hinsicht mit denen Krapotkin's übereinstimmen; doch Morris hat sich, nach geduldiger und gründlicher Beobachtung des Anarchismus als einer rührigen Propaganda in England, entschieden von ihm losgesagt und hat durch seine Skizze der kommunistischen Grafschaftsversammlung in seinen „News from Nowhere“ gezeigt, wie lebhaft er die Unmöglichkeit jeder Entwicklung des unabhängigen Elementes in der sozialen Tätigkeit empfindet, das genügen würde, Personen oder Minoritäten instand zu setzen, eine öffentliche Tätigkeit auf sich zu nehmen, ohne vorher die Zustimmung der Majorität zu erringen.

Im großen und ganzen betrachte ich daher die außerordentliche Feindseligkeit den bestehenden Einrichtungen gegenüber, die der kommunistische Anarchismus einflößt, ganz und gar nicht gefährlicher für die Sozialdemokratie als das gleiche Gefühl, das der spezielle Sozialismus Ruskin's einflößt. In viel stärkerem Widerspruch mit uns steht der Ueberrest jener heftigen Eifersucht auf die Gewalt der Regierung über das Individuum, welche die Haupttriebfeder des Fortschrittes des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Nur diejenigen, welche die Lehren der Geschichte in dem Moment, da sie ihren augenblicklichen Dienst getan haben, vergessen, werden durch die andauernde Lebenskraft jener Eifersucht unter uns, etwas anderes als Beruhigung empfinden. Aber diese Betrachtung beseitigt die wirtschaftlichen Einwendungen nicht, die ich bezüglich des praktischen Programms des individualistischen Anarchismus erhoben habe. Und sogar außerhalb dieser Einwendungen ist der Sozialdemokrat durch böse Erfahrungen gezwungen, nutzlosen Anklagen gegen den Staat entschieden den Rücken zu kehren. Es ist leicht zu sagen: Schaffe den Staat ab; aber der Staat wird dein Eigentum verkaufen, er wird dich einschließen, er wird dich zum Bankrott treiben, dich niederschlagen, ins Gefängnis werfen, erschießen, erdolchen, hängen — kurz, dich abschaffen, wenn du die Hand gegen ihn erhebst. Glücklicherweise gibt es eine schöne Unparteilichkeit in der Brust des Polizeimannes und des Soldaten, welche die Schärfe der Staatsgewalt darstellen. Sie nehmen ihre Löhne und gehorchen ihren Befehlen, ohne Fragen zu stellen. Wenn die Befehle dahingehen, die Heimstätte jedes Bauern zu zerstören, der sich weigert, seinen Kindern das Brot vom Mund abzusparen, damit sein Gutsherr reicher werde, und es in London als müßiger Gentleman ausgeben könne, gehorcht der Soldat. Wenn seine Befehle aber dahingehen, der Polizei zu helfen, Seine Lordschaft in das Gefängnis von Holloway zu werfen, bis er eine Einkommensteuer von 20 sh von jedem Pfund seines un-

verdienten Einkommens bezahlt haben werde, würde der Soldat das mit gleicher Pflichtergebenheit tun, ja vielleicht mit einem gewissen heimlichen Behagen, das in dem ersteren Fall fehlen mag. Nun, diese Befehle kommen in letzter Linie vom Staat — der hier zu Lande das „House of Commons“ bedeutet. Ein „House of Commons“, das aus 660 Vornehmen und 10 Arbeitern besteht, wird dem Soldaten befehlen, dem Volk Geld für die Gutsherren abzunehmen. Ein „House of Commons“, das

aus 660 Arbeitern und 10 Torys besteht, wird wahrscheinlich, wenn die 660 keine Torys sind, dem Soldaten befehlen, den Gutsherren Geld für das Volk abzunehmen. Mit diesem Wink verlasse ich den Gegenstand in der vollen Ueberzeugung, daß die Torys, trotz der Anarchisten, fortfahren werden, sich des Staates gegen das Volk zu bedienen, bis das Volk sich seiner mit gleicher Geschicklichkeit und gleicher Entschlossenheit gegen die Torys bedienen wird.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Berlin, 24. Januar. Gestern in den Kammerspielen „Hochzeit“ von Emil Strauß. Sehr lieb. Man denkt bisweilen an die „Jugend“ und die Lust hier schmeckt nach dem Hause Voderath; auch Hartleben fiel mir ein. Neue deutsche Menschen der mittleren Region zeigen sich, trozig, die Welt nach ihrem Gewissen einzurichten, mit diesem fürchterlichen Germanen-ernst in jeder Dummheit, ahnungslos, daß schließlich doch dies alles auch wieder nur darum geht, ob der Hans die Grete kriegen wird. Deutsch ist es, so vom eigenen kleinen Abenteuer immer gleich ins Große der allgemeinen Fragen zu geraten und an der eigenen die Sache der ganzen Menschheit zu führen. Deutsch auch, wenn schon das Blut ausschlägt, sich noch in den frömmsten Gefühlen still zu wiegen — „Du überfinnlcher, finnlcher Freier!“ Deutsch endlich ein gewisses täppisches, ja zänkisches Behagen im eigenen Urteil, das sich nicht stören läßt und niemals denkt, daß vielleicht doch auch der andere, von seiner Seite her, ebenso recht haben könnte. Mittelbürgerlich deutsch, mittelstädtisch deutsch, was nun freilich Berlinern gar nicht eingehen kann; wenigstens jenen in den Theatern nicht, Fontanischen wär's eher zuzumuten, aber die haben keine fünfzehn Mark für den Stk. Also heißt es: Gartenlaube. Und dann kommt ja gar noch eine Höhle vor. „Nein, solchen Orgien der Romantik ergeben wir uns nicht!“ Denn sie sind hier fanatisch zum Wirklichen gesinnt und keiner würde zugeben, daß vielleicht eine Höhle doch ganz ebenso wirklich wie ein Bedag ist. Nein, in Berlin W. nicht. Wirklich aber ist, was Berlin W. ist. Dieser Glaube macht die hier so stark, durch ihn sind sie die Herren. So lange es ihnen nämlich auch die anderen glauben.

25. Januar. Mit Emil Strauß. Er hat die Kritiken gelesen und ist ganz verduzt. Bei uns sagt man: verdatlert. Er hat noch keine Übung, es ist sein erstes Stück, da fragt man noch: Warum? Seine stille Freude hat er anderen geben wollen. Dafür wird er angespien. Warum? Was ihn freut, mag den anderen fremd sein, so sollen sie es lassen, sie sind dann eben nicht von seiner Art, er nicht von ihrer, aber ist das ein Frevel? Warum? Nun, er wird es schon gewöhnen, nach und nach; dann weiß man es und lacht. Und jetzt kehrt er in sein stilles Haus heim, dort unten, den Frühling erwarten, bis es in den Ästen leise knackt. Dies hören sie hier nicht, das hat er voraus. — Einige waren auch besonders böse, weil sie den Verdacht hatten, sein Stück hätte dem Publikum gefallen. Denn dies verachten sie sehr. Für unliterarisch gilt hier: alles was am Ende gefallen könnte.

28. Januar. Ich bin immer verlegen, wenn man mich fragt, ob jemand, ein Schauspieler, ein Autor, ein Maler, Talent hat. Ich weiß nämlich nie gleich, was man damit meint. Ist es die Kraft, sich darzustellen und mitzutheilen? Oder die, sich auf den Markt und so zu sagen an den Mann zu bringen? In allen Künsten gibt es ganz große Menschen, die unbekannt bleiben. Entweder weil sie mit aller Kraft, ihre Schönheit zu gestalten, doch unfähig sind, auf andere dadurch zu wirken, wozu noch eine besondere Gabe des Anlockens und Einschmeichelns gehört. Oder auch weil sie niemals verstehen, sich anzukündigen. Es gibt große Künstler, deren Werke „unbrauchbar“ sind, weil auf dem Markt nach Werken dieser Art jetzt keine Nachfrage ist. Und es gibt Künstler, die sehr brauchbare Werke, nach welchen überall heftig nachgefragt wird, nicht anzubieten wissen. Ein „Talent“ braucht, um Erfolg zu haben, beide Begabungen: die, den nachfragenden Leuten Werke nach ihrem Geschmack zu liefern, und die, solche Werke so anzubieten, daß der Käufer sie zu finden weiß. Die Werke müssen fähig sein, ein Bedürfnis zu befriedigen, sie müssen Waren sein. Und diese Waren müssen zu finden, der Künstler muß ein Händler sein. Je nachdem nun in den Künstlern diese oder jene Begabung stärker ist, ergeben sich allerhand Variationen, die manchmal sehr lustig sind. Es kommt vor, daß einer ganz unbrauchbare Werke, solche nämlich, die kein Bedürfnis der Menge befriedigen, ihren Geschmack vielmehr verletzen, Werke von völliger Einsamkeit, der Empörung, der Zukunft, ihr dennoch, als durchdringender Ausrufer, durch seine Begabung der Annonce aufzuzwingen weiß. Und es kommt vor, daß andere sich sehr brav bemühen, ganz nach der Mode Waren herzustellen, wie die Zeit sie will, und dennoch nichts absetzen, weil es ihnen an der Begabung zum Plakat fehlt. Dies verwickelt sich noch mehr, indem jetzt kein Plakat besser schreit als: für einen ganz unbeugsamen, abgeschlossenen, Alle verachtenden Künstler zu gelten. Wer sich als solchen annonciert, aber mit dieser Marke Waren bringt, die das gemeine Bedürfnis erfüllen, schlägt alle; denn die Menschen wollen das Alte, das Gewöhnliche, aber so, daß es doch neu und ungemein aussehen soll. Nach ihm kommt, wer zwar keine Waren bringt, der Künstler seiner eigenen Welt, dann aber sich herabläßt, den Betrieb zu verstehen und für den Alarm auf dem Markte zu sorgen. Schlecht geht's den wackeren Leuten, die mit redlichen Werken dem Publikum dienen, so wie es bedient sein will, aber eine gewisse Scham haben, Lärm zu machen. Sie reden sich dann ein, weil sie keine Händler sind, die wahren Künstler zu sein, und verachten diese, wenn sie Händler sind. Die Reihe ist also heute so: oben zuerst der schamlose Unkünstler, der bloß Macher und ein großer Händler ist, dann der schamlose Künstler, kein Macher, aber als Händler groß, zuletzt der schamhafte Unkünstler, ein Macher, dem nur der Apparat fehlt, seine Waren dann auch zu vertreiben. Ob auch irgendwo noch schamhafte Künstler vorkommen, ist unbekannt. Doch kaum. Denn irgend was gibt die sorgende Natur ja jedem mit, um das Leben zu bestehen. — Die paar großen Künstler, von welchen wir jetzt in Europa wissen, müßte man einmal danach untersuchen. Wir wissen von ihnen nur, insofern sie Händler sind. Um als Künstler wirken zu können, müssen sie Händler sein. Dabei geschieht es ihnen nun, daß sich fortwährend der Händler in den Künstler und wieder der Künstler in den Händler schließt. Und nie weiß man, mit wem gerade man es eigentlich zu tun hat; wissen sie's selbst? Vieles Technische, das man sonst gar nicht verstehen kann, wird dadurch erst klar. Jedes Bild ist heute erstens ein malerisches und zweitens ein händlerisches Problem. Es soll uns etwas so sehen lassen,

wie der Maler es sieht. Dazu ist aber notwendig, daß wir es überhaupt ansehen; unter den vielen Tausenden gerade dieses eine Bild. Um uns also zwingen zu können, daß wir dies so sehen, wie der Maler es sieht, für diesen künstlerischen Zweck muß es uns erst zwingen, still zu stehen und es anzusehen. Es genügt nicht, daß es ein Bild ist, sondern das Bild muß auch noch sein eigenes Plakat sein. In jeder heutigen Technik steckt dies: das Werk auch noch zu seinem Plakat zu machen. Das Problem des Künstlers ist nämlich jetzt (er sei denn einer, der sich selbst genügt, und so stark, daß er nicht zu wirken braucht): der Künstler will das Publikum und das Publikum will keinen Künstler, also muß er eine Angel werfen, er muß eine Falle stellen, wie bringt man die Falle, die Angel im Kunstwerk an? Einer hat einen Gedanken. Er sucht einen Ausdruck dafür. Einen Ausdruck, der den Gedanken ganz und rein enthält, und mit allen Strahlen der Stimmung, aus der er ihn hat. Er findet solchen Ausdruck. Er kann also nun seinen Gedanken mitteilen. Und das will er auch. Es hört ihm aber niemand zu. Denn die rennen und haben keine Zeit. Jetzt kriegt er Angst: ein anderer wird seinen Gedanken finden, wird ihn nehmen, wird ihn fälschen und damit die Menschen betrügen, wenn er es nur versteht, die Vorüberfliehenden anzupacken und aufzuhalten. Denn darauf kommt es an. Und so sagt er sich: Dies muß ich auch, anpacken und aufhalten; ich muß deshalb den Ausdruck ändern, bis er bläst und pfeift, daß die Menschen erschreckt auseinander fahren und anhalten und vor Staunen stehen, und dann fliegt mein Gedanke unter sie und plagt. So hat sich die Bombentechnik des heutigen Feuilletons entwickelt, daß sich knarrend, krachend, knallend, mit ungeheurem Lärm heranwölzt, daß die Leute vor Todesangst links und rechts am Wege liegen, welchen es nun, glühend, zischend, dampfend, Gedanken ausspelt. Seine Meister aber finden, daß man sich die Gedanken auch sparen kann, auf das Krachen und Zischen und Dampfen allein kommt es doch an. Nun sind die Menschen aber gar nicht so dumm, wie die Meister meinen: sie merken es schon, daß nur noch ins Leere gezielt und gekracht wird, aber das Zischen und Krachen macht ihnen Spaß. Und wenn nun einer doch wieder einmal einen Gedanken hat, für den er zischen und krachen will, achtet kein Mensch mehr auf. Das ist das Ende. Es fängt damit an, daß niemand zuhört; also, um seine Gedanken vernehmlich zu machen, braucht man Alarm, dazu wird ein Apparat gebaut, es gelingt, er gefällt den Leuten so, daß man ihn nur immer spielen lassen soll; und sie haben ihre Freude, bewundern ihn sehr und hören nun schließlich erst recht nicht zu.

Wie der Künstler, der wirken will, jetzt sein Werk, um einen Empfänger zu fassen, weil doch keiner Kunst empfangen will, mit einem Alarmapparat versehen muß, dieser dann aber das Werk verdrängt und am Ende nur noch für sich selbst wirkt, im Leeren um sich saugend und lärmend, dies ist die Geschichte der modernen Technik in allen Künsten. Ich möchte, daß im Bonner Seminar bei Eikmann, wo Studenten Kunst mit einem Ernst und einer Freiheit suchen, welche der deutschen Kritik unbekannt sind, dies einmal verhandelt würde. Man erkennt unsere Kunst erst, nimmt man sie als eine Kunst, die auf den Markt muß.

(Schluß folgt.)

Deutscher Frühling.

Die Iden des März sahen im Deutschen Reich wunderliche Dinge. Everyman griff eifriger noch als sonst beim Frühstück nach seiner Oeffentlichen Meinung und „durchstudiert“ die groß und kleine Welt, um es am Ende gehn zu lassen, wie es Höchsten Orts gefällt.“ Denn Tag vor Tag dröhnt ihm ja diese Mahnung in die Ohren. Der Kaiser schreibt einen Brief über Flottenfragen an den englischen Marinelord? Das ist seine Privatsache, die außer dem Empfänger niemanden etwas angeht, jedenfalls ernstere Rede nicht werth ist. Zwei Parlamente sagen es, englische und deutsche Minister sagen es, und in der Presse laß man es früh und spät. Nur ein Diktator kann da noch zweifeln. Wichtiger, viel wichtiger, lieber Bürger, war die Gigantomachie, die in fünftägigem Ringen zwischen Reichstag und Presse ausgefochten wurde und, wie zu erwarten stand, mit dem Siege des Reichstags glorreich geendet hat. Enden mußte, weil die Herrn von der Presse im Unrecht waren und zu spät oder garnicht erkannten, daß sie, die zu schieben glaubten, die Geschobenen waren. („Saubengel“, hatte Gröber, dem das Blut immer leicht in die Schläfen steigt, in der Wuth über eine Störung von der Journalistentribüne vor sich hin gebrummt. Zweifellos ein unparlamentarisches, ein grobes Wort. Doch in seiner nächsten Nähe sitzende Abgeordnete hatten es nicht verstanden, die Journalisten haben nichts von ihm gehört, der Präsident hat nichts vernommen, die Stenographen, die zwei Schritte vor ihm in harter Amtsfrohn schuften, vernahmen nichts, und im offiziellen Stenogramm ist die Aeußerung nicht zu finden. Die später vom Presseconvent aufgetischte Behauptung, daß Stenogramm sei corrigirt worden, war dreister Schwindel. Eine unparlamentarische, doch keine öffentliche Aeußerung; die auch dadurch nicht öffentlich wird, daß sie der meiningener Vereinsmeyer Müller an die Journalisten denunziert hat. Eine unpassendere Gelegenheit für die beliebte Haupt- und Staatsaktion war nicht zu finden, die Hebung des Kastengeistes jedenfalls auf anderen, einwandfreieren Wegen zu erreichen, und das Ende war kläglich. Kein Wort der Entschuldigung, des Bedauerns kam an die Leute, die der Welt den heroischen Kampf um die verlebte Standesehre mit lautem Gelärm vorminten, anstatt mit deutlichem Wink den Denunzianten nach Hause zu schicken, der in seiner gentleman-like Art Herrn Gröber auf die Journalisten, die Reporter auf Herrn Gröber hefte; ungefähr also die Rolle der von den Herrn mit Inbrunst doch immer geschmähten Times gespielt hatte. Und als der Kanzler seine Rede über den Status unserer auswärtigen Beziehungen hielt, wars mit der Energie zu Ende; nach einer Erklärung, deren laute Phraseologie den Rückzug maskiren sollte, wurde still wieder an die Arbeit geschlichen. Wir wissen heute, daß die Journalisten nicht zu erreichen vermögen, was streifende Drucker spielend erzwingen. Siege pflegen anders auszusehen. Wenn ihr, ohne die Furcht, mit dieser Entstellung der Wahrheit der Standesehre zu nahe zu treten, das für einen Sieg auszugeben vermögt, braucht man sich auch nicht mehr zu wundern, daß ihr in den Bilanzen unserer auswärtigen Politik immer Erfolge findet. Und, muß man nach dieser Probe fürchten, auch fernerhin finden werdet.

Ein Exempel haben wir bereits wieder hinter uns; eines, das selbst in den letzten zwanzig Jahren ohne Präcedens dasteht und uns eine Blamage gebracht hat, die ein Kanzler nicht überdauern sollte. Ende 1907 erfuhren wir, daß der amerikanische Botschafter Charlemagne Tower Berlin in der ersten Hälfte dieses Jahres zu verlassen gedenke, und daß Herr Hill sein Erbe anzutreten habe. Nichts rührt sich; man hörte

nur, daß wir dem Plane der amerikanischen Regierung das Placet nicht verweigert, Herrn Hill genehm und willkommen gefunden hatten. Niemand gedachte weiter der Thatsache, die für jeden, Laienbruder und Esoteriker, definitiv erledigt schien. Auch hatten wir wirklich Wichtigeres zu thun, als der glatt abzuwickelnden Personalfrage lange nachzusinnen. Plötzlich, die Gigantomachie hatte eben ihr unblutiges Ende erreicht, vernahm man staunend die Kunde, daß das Placet zurückgenommen, der Amtsantritt Hills unmöglich geworden sei. Ueberm Atlantic erhebt sich ein Sturm, der bald auf die ganze Auslandspressen übergeht und, schließlich, auch bei uns ein Echo weckt. Noch lag uns die Rede des Kanzlers im Ohr, die mit den Worten geschlossen hatte: „Nun, meine Herren, möchte ich noch eine Bemerkung allgemeiner Art hinzufügen. Verschiedene Redner haben angesichts der gegen uns im Auslande erhobenen Beschuldigungen ruhige und wachsame Zurückhaltung empfohlen, und für die Behandlung der auswärtigen Geschäfte des Landes Stetigkeit, Einheitlichkeit, Festigkeit gefordert. Meine Herren, ich glaube, daß die auswärtige Politik, die wir machen können, nicht richtiger und nicht besser charakterisirt werden kann“. Beifall lohnte die Leistung. Wie aber stehts, fragt das Ausland, mit der „Einheitlichkeit und Stetigkeit“ einer Politik, die heute widerruft, was sie vorgestern gebilligt hat? Und wer sind die „Wir“, die die auswärtige Politik machen und doch keine Ahnung davon haben, was eigentlich vorgeht? Denn offenbar wissen sie wieder einmal von nichts und versichern selbst drum und lassen versichern, daß Herr Hill noch immer herzlich an der Spree willkommen sei. Daß Bülow von dem, was passirt war, wirklich nichts wußte, ist nicht zu bezweifeln; und das Offiziösendetriebe verrieth deutlich genug die Hilflosigkeit, in der man sich fand, zeigte auch, auf wessen Haupt man abladen zu können hoffte. Herr Tower sollte geopfert werden, der doch nur gethan hatte, was ein erlauchter Wille und die Botschafterpflicht befahlen. Mister Charlemagne aber fand, daß er den Offiziösendschimpf nicht verdiente und ging, während Bülow in Wien seine Visite machte, in die Wilhelmstraße. Um sich für die Rolle zu bedanken, mit der man ihn zu bebürden suchte. Was war geschehen? Der Kaiser hatte, bei einem Diner, mit einer Dame über den Botschafterwechsel gesprochen, später, vielleicht von dem bereits orientirten Tower angeregt, auch mit dem Botschafter, und seine Bedenken geäußert; sogar den Herrn (dersich mit L. C. Griscom, Onkel Sam's Geschäftsführer in Rom, ins Vertrauen des Kaisers zu theilen hatte) gebeten, sie an Herrn Roosevelt zu übermitteln. Der Botschafter thats, und das erregte Schauspiel war, natürlich genug, die Folge. Amerika war über den inkorrekten Ingerenzversuch aufs Höchste erbittert, und verlangte, daß Herr David Hill nun erst recht nach Berlin müßte. Und der hier mit Bloßstellungsversuchen inkommodirte Botschafter drohte für den Fall, daß er nicht eingewaschen würde, mit Publikation des ganzen Vorganges. Ein erbauliches Schauspiel, das zeigt, in was für herrlichen Zuständen wir leben, welchen herrlicheren wir vielleicht noch entgegengehn. Herr Schön setzt sich hin und läßt, unter dem Eindruck von Towers Eröffnungen, via London eine Erklärung verbreiten, in der den Deutschen besonders angenehm die Sätze berühren: „Die bisher über die Hill-Affaire in der Presse erschienenen Meldungen wurden durch das Mißverständnis veranlaßt, daß beabsichtigt werde, die vorigen Herbst zu Hills Ernennung erteilte Genehmigung zurückzunehmen. Hieran wurde nie gedacht; es ist richtig, daß später gewisse Zweifel aufstiegen, ob Mister Hill sich auf dem Posten wohl fühlen werde, aber diese Zweifel sind jetzt beseitigt, so daß Hills Ernennung nichts im Wege steht, und er wird jetzt in Berlin willkommen geheißen werden, wie es zuvor geschehen wäre, oder wie jeder einwandfreie, von Präsident Roosevelt ernannte Vertreter es gewesen wäre. Es muß

emphatisch erklärt werden, daß während des ganzen Zwischenfalls Mister Tower keinen Augenblick von der geraden Linie absolut loyalen und ehrenhaften Verhaltens abgewichen ist, sowohl gegenüber seiner eigenen, wie der deutschen Regierung.“ Hinzugefügt wurde in der Daily-Mail noch, „der Kaiser habe seine Beanstandung des vom Präsidenten Roosevelt erwählten Botschafters Hill bedingungslos zurückgenommen. Er habe seinen Entschluß geändert aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Amerika. Daß Auswärtige Amt teilte dem Herrscher mit, daß die deutsch-amerikanische Freundschaft in Gefahr stehe, worauf der Kaiser mit großer Promptheit Hill eine goldene Brücke zur Annahme des Botschafterpostens baute.“ Da der Kanzler weg war, trifft für dieses mit fast beispielloser Ungeschicklichkeit abgefaßte Elaborat Herr von Schön die Schuld. Schlimmer wurde der Kaiser wohl kaum je bloßgestellt, und die Sache sieht aus, als ob ein Verärgerter in der Wilhelmstraße ein Exemplum statuieren wollte. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, fehlt jetzt nur noch die Nachricht, daß Herr Hill nun trotzdem nicht kommt; daß wir die wunderschöne Aktion auch noch vergebens unternommen haben.

. . . Und wie steht's nun mit der Einheitlichkeit, Festigkeit und Stetigkeit unsrer Politik? Bis auf die Knochen haben wir uns wieder blamirt, ärger als je zuvor. Und schon droht aus dem Süden neues Verhängnis. Werden wir mit dieser Art von Betrieb nicht endlich, endlich jetzt zu Ende kommen? „Wir übten nach der Götterlehre uns durch viele Jahre im Verzeihn, doch endlich drückt des Joches Schwere und“ — wir möchten ergebenst ersuchen, mit dem Beginn einer erspriesslicheren Art von Geschäftsbetrieb nun endlich zu beginnen. Mit den persönlichen Niederlagen des Monarchen muß es ein Ende nehmen. „Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf Throne“, hat Jean Paul gesagt, und auch der alte Fritz hat schon seinen Erben vor allzugroßer Betriebsamkeit gewarnt. „Heut zu Tage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten, ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preussische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße.“ So sprach, am 26. Januar 1859, Bismarck zum alten Kaiser. Vierundzwanzig Stunden später wurde Wilhelm der Zweite geboren.

Als Max von Seydel, der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer, die Vortheile der konstitutionellen gegenüber denen der parlamentarischen Regierung abwog, kam er zu dem Ergebnis: „Dem parlamentarisch regierten Staate begegnet es leicht, daß er im Staatenverkehre einen geminderten Credit hat. Denn im Staatenverkehre ist, da dieser unter keiner Rechtsordnung steht, die Verlässigkeit eine Hauptbedingung des Ansehens und des Erwerbes von Bundesgenossen. Einem Proteus, der heute an diesen, morgen an jenen sich anschließt, wird Niemand Vertrauen schenken. Daher kommt es auch, daß große staatliche Gemeinwesen, welche eine schwierige äußere Politik zu führen haben, die parlamentarische Regierungsform, wenn sie dieselbe besitzen, mit nicht unbedeutenden Nachtheilen bezahlen müssen, und wenn sie dieselbe nicht besitzen, sich nicht leicht entschließen, sie anzunehmen.“ Blickt um Euch und weicht der Frage nicht aus, warum nur heute das Gegentheil dieser klaren Sätze bei uns zur Thatsache wurde, werden konnte, werden mußte.

Karl Schnitzler.

Theater.

Kammerspiele: Der Tor und der Tod; Nju. Das Gedicht von Hofmannsthal, edel und klug gesprochen, maßvoll und ein wenig bequem geführt, hat für mich hauptsächlich diese eine schönste Bedeutung: daß es in solcher Klarheit und in mehr als einem Sinne zeigt, wie sich die Lyrik eines bestimmten Alters zum Dramatischen gesammelt hat. Es erwächst ganz aus einer tiefen und starken Bewegung, aus dem Hinüberdrängen des unbefriedigt lastenden Wissens in die wirkliche Welt der Ereignisse. Diese Bewegung ist es, der sich jedes wahrhaft dramatische Gestalten einmal entringen muß. Und daß sie hier gerade noch als Gebärde, noch bevor sie greifen und formen konnte, festgehalten erscheint, mag wohl der eigentümlichste Reiz dieser Dichtung sein; vom Lyrischen entschlossen abgewendet, scheint sie doch den Übergang, der sie weiterführe, noch kaum zu ahnen. In die restlos kultivierte, von Wissen und Bewußtsein ganz gesättigte persönliche Stimmung, die nach der Sachlichkeit greifbarer Formen lechzt, wird eben das erste erregende Warum? geworfen. Noch ordnet sich das Gebilde nicht nach den Gesetzen seiner Vollendung; noch leuchten nicht die kristallinen Linien der naturgeborenen Form; noch ist kein Drama. Aber schon stehen Ich und Welt, Subjekt und Objekt in lautem Kampf gegeneinander. Daß dieser Kampf als unversöhnlich, wie ein Krieg von Unrecht gegen Recht, vorgetäuscht wird, ist lyrischer Schatten von hinten her, ist Weltsschmerz, — nur eben sehr fein durch viele Kulturen geseiht und sorgfältig gerecht und geglättet. Daß aber Recht und Unrecht mit ihren eigenen Stimmen reden, in ganz verschiedenem Tonfall, daß die Musik der Welt sozusagen von zwei Seiten her ertönt, ist über die Lyrik hinaus, ist schon der Auftakt eines ganz dramatischen Rhythmus. Ein Zuviel an Kultur hat jede heißere Beziehung zwischen der Seele und den Dingen gehemmt. Aber ein Zuviel an Persönlichkeit setzt sich gegen dieses gehemmte Dasein zur Wehre, wirft sich in eine unheimliche Verkleidung, um sich selbst mit einer anderen, mächtigeren Stimme aufzurufen, zur Tat hinzuschrecken, zaubert Gestalten und Erscheinungen aus sich hervor, die Leben bedeuten, Leben verlangen, Leben heranbringen sollen. So schafft in Kindern, die des oft gesehenen Spielzeugs zu müde geworden sind, der unersättliche Trieb zu gestalten und umzudeuten, die ersten komödiantischen, dialogischen, dramatischen Versuche. So schafft in Dichtern, die sich in allen Bequemlichkeiten einer wohl ausgekosteten Kultur müde gelegen haben, der Trieb, durch kräftige Bewegung der eigenen Persönlichkeit anders zu werden, Anderes zu bedeuten, den entscheidend dramatischen Willen. So hat dieser Dichter, als seine

Zeit gekommen war, in die klare und allzu ruhige Welt seiner Gesichte das erste aufstörende Warum geworfen. Sein Akt bedeutet das Eintreten der trennenden — der aufschließenden — Frage in den harmonisch verbundenen und geschlossenen Kreis einer Anschauung. Und solche Frage steht am Anfang aller darstellenden Dichtung, deren Gipfel ja schließlich das Drama ist. Darum ist die Gebärde dieses kaum noch dramatischen Gedichtes wertvoller als sein Vers und sein Gedanke; darum ist von seinen süßen und dunklen, schaurigen und vertrauten Stimmen die eine beitem die schönste, in der die Sehnsucht unserer ermüdeten und geschlossenen Kultur nach einem lebendigen Gesetz, nach rhythmischer Bewegtheit, nach Drama ruft.

Diese bewußte, fast wäre zu sagen: düsterhafte Kultur überträgt sich schauspielerisch ganz wunderbar in die unbewußte Kultiviertheit der Gebärden, der Töne, des ganzen feingliedrig bewegten Spieles von Alexander Moissi. In dieser Aufführung, die sich, um den edelsten Werten des Stückes zu dienen, geklärtes Wissen, in gefühltes Leben zu übertragen bemüht, muß seine Kunst dem Ganzen Blut und Atem geben. Es kommt hier für den echten Schauspieler nicht darauf an, auf den Gedanken zu stehen und mit den Versen dahin zu schreiten; sondern viel mehr, den Tonfall und die Geste zu haben, die der besonderen Sehnsucht dieses Gedichtes Laut und Körper geben. Moissi hat das; und hat damit, ein souveräner Vollender, das Spiel sublimen Gedanken in ein ergreifendes Schau-Spiel verzaubert.

Nachher: „Nju“ von Ossip Dymow. Fern von allem Drama, wie das ganze heutige Theater Rußlands. Aber von einer solchen Macht und Fülle äußerer und innerer Wahrheit, von einem solchen Andrang und einer solchen Tiefe der Beziehungen, daß Pathos, Trauer, Resignation und Ironie, immer als die verschiedenen, aber auf gleichem Recht bestehenden Seiten einer und derselben Sache im verblüffendsten und erschütterndsten Wechselspiel einander ablösen. Von einer Kenntnis weiblichen Sinnens und Sehns, die an Altenbergs wunderbares Hellsehen gemahnt, und von einer rührenden und gerührten Sachlichkeit, die zweifellos von Dostojewskischen Gaben herkommt. Ein merkwürdig starkes und großblickendes Ineinander von Beseelung und Objektivität. Ein Theater kann dieses vielfältige und vielbedeutende Abbild psychologisch genommener Wirklichkeit natürlich von verschiedenen Seiten her auf das geschickteste anfassen. Hier geschah dies besonders schön, indem man sich überall an die einfachsten menschlichen Züge hielt und die Hauptwirkung ganz der elementaren Kraft von Gertrud Eysoldt überließ.

Willi Handl.

April.

Höchst wechselvoll vollzieht sich der April:
Die Sonne scheint, es folgt ein Regenschauer.
Es brüllt ein Sturm, dann ist es wieder still.
Ganz wie im Leben: Scheiden muß Herr Tower;
Mit Sad und Pad kommt angerückt Herr Hill,
Und dann begibt sich's, daß man ihn nicht will.

Es ging ein Brief ab an Herrn Roosevelt:
„Die Botschaft möcht' er wohl; allein Mir fehlt
der Glaube,
Nicht an die Fähigkeit, jedoch an's Geld, —
Und Mein Berlin ist eine saure Traube,
Ist's mit dem Portemonnaie nicht wohlbestellt.
Bedenkt dies wohl, verehrter Roosevelt!“

Nun fragt sich's: Bleibt Herr Tower? Kommt Herr Hill?
Zieht in die Botschaft ein genehmer Dritter,
Befähigt zu Berlins Gesellschaftsdrill?
Wird Sonnenschein? Gibt's Regen? Ein Gewitter?
Wer weiß, was alles nicht noch werden will . . .
Höchst wechselvoll vollzieht sich der April.

J. Diet.

Die neuen Anleihen.

Am 7. Januar dieses Jahres hat die Preussische Seehandlung an die Zeitungen ein Communiqué gesandt, worin die damals zum ersten Male zur Anwendung kommende Methode bei der Subskription der preussischen Schuldbuchanleihe verteidigt werden sollte. Die den Großbanken dienende Presse hatte den Weg, den der neue Reichsbankpräsident Havenstein eingeschlagen hatte, scharf bekritelt. Die Banken waren als Zwischenstellen ausgeschlossen worden; es wurde ein Zinssuß von 4%, allmählich herabgleitend bis 3½% gewählt, und nur solche Zeichner sollten Berücksichtigung finden, denen die Eintragung ihres Besitzes ins Schuldbuch genehm war. Um sich die Möglichkeit zu schaffen, Preußens Geldbedarf durch ähnliche Anleihen zu decken, wurde kein bestimmter Betrag zur Subskription gestellt, die Börsennotierung nicht beantragt. Man wollte, so sagte damals das Staatsinstitut, das Bankenkonsortium, daß die Anleihen zu übernehmen pflegt, nicht brüskieren, indem man es ausschloß; doch die Zahl der Zeichnungsstellen sei bisher zu gering gewesen, diese selbst allzu willkürlich gewählt worden. Gerade die solidesten Zeichner hätten nach der bisherigen Methode keine genügende Berücksichtigung gefunden. Dem wollte die Seehandlung entgegenwirken. Weniger als drei Monate sind verstrichen, da werden diese Prinzipien über Bord geworfen; denn Preußen und das Deutsche Reich kehren nun zur früheren Begebungsform zurück. Die Abtrünnigen werden

liebevoll und mit offenen Armen von den Großbanken empfangen; denn ein Zwischengewinn von 1,10% (die Uebernahme erfolgt mit 98,40%, ihr Emissionskurs beträgt 99,50%) ist gerade bei den jetzigen Zeiten, wo die Konsortialgewinne so spärlich fließen, nicht von der Hand zu weisen. Was hat die beiden Regierungen veranlaßt, die „neuen Wege“, die bei Herrn Havensteins Ernennung zum Reichsbankpräsidenten sicher nicht ohne Einfluß gewesen sind, so rasch wieder zu verlassen? Hat der Zeichnungserfolg von 181 Millionen Mark, der damals erzielt wurde, die Erwartungen nicht befriedigt? Offiziell wurde des Gegenteils versichert; das würde freilich nicht viel beweisen. Es ist schwer, auf die Fragen eine Antwort zu finden; und merkwürdig, daß sie in der Presse nicht einmal aufgeworfen worden sind. Vielleicht glaubte man, der ständige Rückgang der Anleihekurse (der trotz dem billigeren Geldstande auch seit der Begebung der Januaranleihe andauerte) sei der Opposition der Banken zuzuschreiben. Sie haben gewiß kein Interesse mehr gehabt, die an den Markt kommenden Beträge in ihre Portefolios überzuführen. Hat die Regierung so gerechnet, so hat sie, scheint mir, einen Fehler begangen. Denn der Rückgang der Anleihekurse wurde nicht durch die Opposition herbeigeführt (die ist im Zeitalter des Bloß noch weniger beliebt als früher), sondern dadurch, daß man wußte, Deutschland und Preußen haben ihren Anleihebedarf noch nicht gedeckt und jede Steigerung der Kurse könne, solange dies nicht der Fall ist, nur von kurzer

Dauer sein. Um verständlichsten wäre die Rücksicht auf die ausländischen Zeichner gewesen; unbestreitbar findet sich für eine Schulbuchanleihe, die keinen Börsenkurs hat, im Auslande weit schwerer eine Käufersecht, als für ein jederzeit verkäufliches Börsenpapier. Und auf das Ausland scheint man diesmal vornehmlich zu rechnen. (Fast könnte man diese Emission als Auslandsanleihe bezeichnen.) In London und Paris sind die Geldsätze niedrig; aber die alte Lehre, daß der Geldmarkt international ist und der Ueberfluß an Gold dorthin seinen Weg nehmen muß, wo der Zinsfuß höher notiert, hat diesmal keine Bestätigung erfahren. Das Mißtrauen gegen Deutschlands industrielle Entwicklung, das durch die allzu rasche Expansion Stöße und Förderung erfährt, verhinderte das Einströmen ausländischen Goldes in Form von Bankkrediten. Deutsche Reichsanleihen und Preussische Konsols werden, so rechnet man, von den Franzosen eher gekauft; besonders bei einem Zinssatz von 4% und zu einem Kurse, der noch um $\frac{1}{2}$ % unter pari notiert. Brauchte man aber, so ist zu fragen, hierzu die Vermittlung des Bankenkonsortiums? Auch an die Reichsbank und die Preussische Seehandlung hätten sich die ausländischen Bankiers wenden können; und diesen Weg sicherlich eben so gern beschritten. Die 200 Millionen 4% iger Schatzscheine, die gleichzeitig an die Banken gegeben, aber nicht an den Markt gebracht werden, sind freilich nur durch deren Vermittlung ins Ausland zu bringen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein Staatsinstitut deutsche Anleihen direkt nach Frankreich verkauft. Und für eine Provision von einem Prozent kann man mit harmlosem Achselzucken verkünden, daß das deutsche Reich sich nie Kredite von Frankreich beschaffen mußte.

Es wäre kleinlich, wegen der Vermittlerprovision die gesamte Anleihe-Transaktion nicht zu billigen. Wichtiger, scheint mir, ist eine Kritik der Bedingungen, zu denen die Emission erfolgt und des Zeitpunktes, zu dem sie vorgenommen wird. Im Jahre 1908, als der Geldmarkt nicht viel flüssiger war als augenblicklich, wurden 560 Millionen Mk. $3\frac{1}{2}$ % iger Anleihen mit 100,10% plazierte; jetzt vermag man einen um 90 Millionen Mk. höheren Betrag vierprozentiger Werte nicht einmal zu demselben Preise unterzubringen. Wenn unter diesen Umständen im Auslande der deutsche Kredit bemängelt wird, darf man

sich wahrlich nicht wundern; noch niemals hat, seit zwei Dezennien, ein Reich von Deutschlands Bedeutung, noch viel weniger ein Staat mit so wichtigen Hilfsquellen wie Preußen, eine Anleihe zu so ungünstigen Bedingungen abschließen müssen. Wollen die Parlamente auch über diese Schande hinweggehen, ohne endlich Wandel zu schaffen? Die Ursache dieser Verschleuderung des Anleihenkredites liegt in zwei Momenten, die in einem gewissen Zusammenhange zueinander stehen. Die Regierung wollte mit dem billigen Kurse den Banken und den Käufern gewiß kein Geschenk machen, sondern sie ist durch den niedrigen Stand der älteren Anleihen hierzu gezwungen worden. Wenn $3\frac{1}{2}$ % ige Werte sich auf Basis der jetzigen Kurse mit 3,80%, 3% ige sich mit 3,65% verzinsen, kann man für vierprozentige Anleihen keinen viel höheren Preis fordern, als es geschehen ist. Denn bei der Berechnung des Unterschiedes muß auch berücksichtigt werden, daß die Chance einer Kurssteigerung bei den niedriger verzinslichen (und darum weit unter 100% notierenden) Anleihen größer ist, weil die vierprozentige nach 10 Jahren mit pari zurückgezahlt werden kann. Mittel zur Besserung der Kurse mußten daher zuerst angewendet worden sein, und manches hätte sich schon längst erreichen lassen. Wichtiger als im neuen Börsengesetz die Produktenbörse im Kompromiß gegen die Erleichterungen für die Fondsbörse zu belasten, wäre ein Gesetzentwurf gewesen, der die Anlage eines Teiles der Depositengelder der Banken in Staatsanleihen vorschreibt. Aber selbst unter Berücksichtigung des niedrigen Kursstandes der älteren Anleihen hätte man eine bessere Platzierung erreichen können, wenn man den im Januar gewählten Modus zunächst beibehalten und auf diese Weise einen nur geringen Betrag untergebracht hätte. Wer vermag noch daran zu zweifeln, daß wir mit einer Erleichterung des Geldmarktes in den nächsten Monaten zu rechnen haben? Auf diese Erleichterung mußte die Regierung warten; sie konnte vielleicht schon nach einem Quartal einen viel höheren Kurs erzielen. Die Emission zur jetzigen Zeit erinnert nur allzu sehr an die Abschlüsse der preussischen Eisenbahnverwaltung mit dem Stahlwerkverband, die zu den hoch geschraubten Preisen just in dem Moment zustande kamen, wo Deutschlands Hochkonjunktur zu Grabe geläutet wurde.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 10; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Schulgeßtestr. 32; für alles andere: Dr. Artur Landberger, Berlin W. 9, Lennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feil, Wien I. — Morgan-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 62. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Vag & Carls G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 62.

Proben franko.

Versandhaus für

Seidenwaren und Wollstoffe

Unerreichte Auswahl bei billigsten Preisen.

August Michels, Berlin W. 8

Leipziger Strasse 96, Ecke Charlottenstrasse.

4 Hoflieferanten-Diplome. ——— Prämiiert Paris 1900.

Katalog gratis.



Die **Einbanddecke** für den I. Jahrgang (Heft 1—29) des „Morgen“

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.

Halbleinen = Decke zum Preise von Mk. 2.—

in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—

Marquardt & Co., Berlin W. 50.

Werkstätten für Handwerkskunst
Otto Erdmann junior

Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 61 Tempelhoferufer 21

	Seite		Seite
Eduard Goldbeck . . .	Briefe an den deutschen Kronprinzen 477	Hans von Rahlenberg . . .	Der enigmatische Mann (Fortsetzung) 495
Ths. Ucheltz	Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde 481	Berthold Litzmann . . .	Was sollen wir lesen? . . . 499
Georg Hirschfeld . . .	Frühlingsnacht 485	Karl Schnitzler	Wonnemond 505
Rainer Maria Rilke . .	Samuels Erscheinung . . . 489	Politische Gedichte	507
Herbert Eulenberg . .	Mit einem Gürtel 490	Bruno Buchwald	Der Kompromiß 507
Herbert Eulenberg . .	Lord Byron 490	U. L.	Wir 509
Hermann Bahr	Tagebuch (Schluß) . . . 492	Emil Geier	Das Liebesempfinden der Gegenwart 511

Manuskriptsendungen nur an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger,
Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. (Sprechstunden: Montags 5—7 Uhr.)

Peter's Union- Ledergleitschutz

Das beste vom Besten!



Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik
LOUIS PETER A.-G., Frankfurt a. M.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 16

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

17. April 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

I.

Kaiserliche Hoheit!

Mein Vorhaben, eine Reihe offener Briefe an Sie zu richten, bedarf der Erklärung. Zunächst könnte es scheinen, als solle Ihr Titel nur dazu dienen, in einer markanten Überschrift die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Artikel zu lenken, die ich hier veröffentlichen möchte, und ich habe allerdings nichts dagegen einzuwenden, wenn dieser Erfolg sich nebenher einstellt. Nebenher: das Wichtigere aber ist mir, daß Sie selbst sie lesen, und deshalb habe ich diese Form gewählt. Man hat mir erzählt, daß Sie ein kleines Büchlein, das ich vor einem Jahre schrieb, gekauft und gelesen haben. Zwar kann ich nicht feststellen, ob der Bericht die Wahrheit sagte, aber ich darf es glauben. Um wieviel wahrscheinlicher ist es nicht, daß Sie diese Briefe lesen werden, die in einer vielbeachteten Zeitschrift das Gastrecht genießen! Hätte ich Ihnen durch Ihr Hofmarschallamt ein sauberes Manuskript submitte überreichen lassen, so würden Sie bei dem Anblick des dickleibigen Monstrums vermutlich geschaudert und daran verzweifelt haben, sich den Weg durch den Buchstabenwald zu bahnen. Die kleinen Dosen — alle acht oder vierzehn Tage ein Teelöffel voll — werden Ihnen eher eingehen.

Bevor ich mich, wie man an der schönen blauen Donau sagt, ins „Meritorische“ vertiefe, muß ich mich einiger Vorbemerkungen entledigen. Zuvörderst bitte ich, zu glauben, daß es nicht demokratische Raubbaugigkeit ist, wenn ich den vorschriftsmäßigen Titelpomp unterschlage und die Anrede in der dritten Person unterlasse. So geschmacklos ich das Schnörkelwerk finde, daß so sonderbar mit dem Charakter unserer rastlosen Zeit kontrastiert, so leide ich doch nicht an der krankhaften Monomanie des Zopfabschneidens. Ich gebe jedem Rat vierter Klasse, der irgend darauf Wert legt, die Ehre des „Hochwohlgeboren“ und würde mit Indifferenz vor Ihnen den üblichen stilistischen Rotau verrichten. Aber es wäre eine Geschmacklosigkeit, die ich lieber vermeide, denn in diesen Briefen soll der Mensch zum Menschen, der Deutsche zum

Deutschen sprechen, und ich fürchte, die Form würde allmählich auch den Inhalt modeln, dessen Ehrerbietung nur in seiner Aufrichtigkeit bestehen soll. Dulden Sie mich also als einen Monsieur Sansgêne: es muß auch solche Räuze geben.

Wie ich nicht etwa beabsichtige, Sie durch Vorenthaltung gewisser Kurialien zu verlegen, so liegt es mir natürlich auch gänzlich fern, Sie durch Ton und Farbe meiner sachlichen Ausführungen bewußt und mutwillig kränken zu wollen. Ironie, Spott oder gar Hohn werden Sie in diesen Briefen nicht finden, sondern nur die schlichte, ungeschminkte Darstellung eines Mannes, dem es um die Sache ernst ist, und der gerade deshalb, weil es ihm um die Sache ernst ist, auf alle rhetorischen Blender und Raketen verzichtet. Es ist mir mehr um wärmendes Herdfeuer, um ein stilles Leuchten zu tun. Sie werden aber trotz aller Vorsicht doch gewiß oft peinlich berührt sein, denn den Großen der Erde klingt jedes Wort rau, das nicht vom Flaum der Schmeichelei umhüllt ist. Die Zeit des hohen Tons, den einst Johann Jakob anschlag, ist vorüber. Wir schleudern den Königen nicht mehr den Vorwurf ins Antlitz, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Wir sehen jeden Menschen, also auch den im Purpur geborenen, durch Vererbung, Erziehung und durch sein „Mittel“, wie Goethe jagte, bedingt, entrüsten uns darum weniger als früher, dürfen aber deshalb nicht darauf verzichten, „auszusprechen, was ist“, oder vielmehr, zu sagen, „wie wir es sehen“.

Sie werden, wenn Sie den ersten meiner Briefe zu Gesicht bekommen, vermutlich denken: Ein zudringlicher Scharlatan, der sich einbildet, er könne sich ein Stückchen buntes Band oder einen Titel erschreiben! Das wäre natürlich, denn in Ihrer Stellung verwechselt man leicht Mißtrauen mit Menschenkenntnis, allein der Charakter meiner Briefe wird Sie bald darüber belehren, daß ich keine Auszeichnung ambitioniere. Ich begreife, daß eine Dekoration (HSEH 3b) einem jungen Leutnant Vergnügen macht, weil sich das Sternchen im lachenden Auge seiner Tänzerin spiegelt, und weiß, daß ein Titel in Preußen das gesellschaftliche Leben sehr erleichtert; da ich aber seit Jahren ein Eremitendasein führe und über Partetterfolge hinaus bin, so kann ich mich in dieser Hinsicht ruhigen Mutes bescheiden. Auf Reisen wird ja doch, wer blond ist, Herr Baron, wer schwarz ist, Herr Doktor genannt.

Sie könnten aber auch annehmen, ich sei ein überzeugter Monarchist, der aus der Fülle seiner Ergebenheit in germanischer Mannentreue zu dem jungen Königssohn sprechen wolle. Auch das ist nicht der Fall. — Obwohl Pascals „Le moi est haïssable“ zum Gesetz der guten literarischen Gesellschaft geworden ist, bitte ich, mich in wenigen Worten vorstellen zu dürfen, denn da alles, was ich sagen will, bewußt subjektiv ist, wird es für Ihr Urteil zweckdienlich sein, wenn Sie auch über das Subjekt selbst das Nötigste wissen.

Ich bin in streng royalistischer Gesinnung aufgewachsen. Meine Großväter von väterlicher und mütterlicher Seite standen in einem gewissen Verhältnis zum preussischen Hofe; der eine wurde von Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. sehr geschätzt. Wenn unsere Familie sich zu Festlichkeiten vereinigte, sprach ein alter Geheimrat mit ehrlicher Ergriffenheit den Kaisertoast. Die Briefe des Prinzen von Preußen an meinen Großvater wurden und werden wie Reliquien aufbewahrt. In meinem Arbeitszimmer hängt das Bild des etwa sechzehnjährigen Prinzen Friedrich Carl in der Uniform

des ersten Garde-Regiments mit seiner eigenhändigen Unterschrift, und ich erfreue mich oft an der treuherzigen Vornehmheit dieses Jünglingsantlitzes. Mein Vater lebte bis zu seinem Tode im Bann der Potsdamer Atmosphäre, und seine liebsten Jugenderinnerungen verbanden ihn mit den Potsdamer Garde-Offizieren, die fast alle seine Schüler und zum Teil seine Freunde gewesen waren. Ich entsinne mich noch sehr genau, in welcher Erregung der leidenschaftlich empfindende Mann aufschrie, als die Kunde von Hödels Attentat ins Haus drang, und ich entsinne mich nicht minder deutlich, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, als er von Bismarcks Ermission laß. Es war vor dem Abendbrot, und das Geschirr flog in die Höhe. Was er sagte, darf ich nicht niederschreiben. Schlimm genug, daß ich's nicht darf.

Ein geborener Revoluzzer bin ich also nicht. Ich habe dann sieben Jahre der Armee angehört, und als ich den Abschied nahm, hielt ich mich für konservativ und war sicher noch mit dem Herzen Monarchist, obwohl jede Rede des damals noch jungen Kaisers im Offizierkorps des Kadettenhauses, zu dem ich als Erzieher kommandiert war, mit einer Unbefangenheit kritisiert wurde, vor der dem Grafen Ballestrem geschaudert hätte. Heute bin ich Republikaner. Ich weiß, daß ich mich mit einer solchen Aeußerung bei allen „ernsten“ Politikern diskreditiere, und es ist ja möglich, daß es noch ein Weilchen dauert, bis dieser Traum, den einst die Besten unseres Volkes träumten, Wirklichkeit wird. Bisweilen malen aber Gottes Mühlen sehr schnell, und die Geschichte gefällt sich in Ueberraschungen, die freilich nur denjenigen in Erstaunen setzen, der ihre tausendfältigen Warnungssignale blödaugig übersehen hat. Nun ist es ja gewiß nicht konsequent, daß ein Republikaner an den deutschen Kronprinzen Briefe schreibt, aber es ist wahrscheinlich, daß Sie regieren werden, und da der deutsche Kaiser und König von Preußen viel vermag, wage ich den Versuch, Sie als unverantwortlicher Ratgeber zu beeinflussen. Wie sagt doch Posa? „Und wär's auch eine Feuerflode Wahrheit nur, in des Tyrannen Seele kühn geworfen . . .“ Romisch, nicht?

Nun, Sie werden kein Tyrann werden, und ich bin kein Malteser. Auch spreche ich ja nicht zu dem regierenden Herrn. Warum nicht, ist leicht gesagt. Der Kaiser vollendet seinen Weg „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten“. Er ist ein Fertiger. Renans Frage: „Quel sera le développement du germe intérieur de Guillaume II?“ ist beantwortet. Nebenbei gesagt: Die Antwort, die die Zeit gegeben hat, beweist, daß sich sehr oft das Fragen nicht verlohnt, und mag uns darüber trösten, daß wir, das Herz mit so vielen Fragen belastet, von hinnen gehen müssen. Wilhelm II. ist der geblieben, der er am ersten Tage seiner Regierung war. Der Versuch, ihn zu wandeln, wäre töricht, doppelt töricht, wenn er mit Druderschwärze auf Holzpapier geschäbe. Auch stehe ich dem Kaiser innerlich so fern, daß ich gar kein Wort finden würde, das ich an ihn richten könnte. Ihnen gegenüber ist das anders. Sie sind ein werdender und werden als solcher vielleicht — in Goethes Sinne — „dankebar“ sein. Bisher weiß die deutsche Welt nicht viel mehr von Ihnen, als daß Sie ein guter Reiter, ein passionierter Sportfreund, ein leutseltiger Herr und ein Gönner der Operette sind.

Und nun darf ich endlich den Gedankengang skizzieren, der mich zu der Veröffentlichung dieser Briefe hinführt.

*

Von den bürgerlichen Lehrern abgesehen, die dem Knaben unter strenger Ueberwachung eines militärischen Gouverneurs den Leitfaden in das Labyrinth der Wissenschaft spannen, haben Sie in der Periode des Lebens, in der die Eindrücke sich am leichtesten und am tiefsten einprägen, bürgerliche Männer fast nur als Lakaien gesehen. Sie haben zwar, wie es die liberalisierende Sitte will, ein wenig studiert, aber umgeben waren Sie während dieser Studienzeit von den Söhnen des vornehmsten und reichsten Adels. In den Regimentern, in denen Sie Dienst getan haben, sahen Sie wieder diese Typen, die unter dem Borussenstürmer und dem Adlerhelm dieselben bleiben. Es liegt mir fern, eine Verachtung gegen sie zur Schau zu tragen, die ich nicht empfinde. Ästhetisch betrachtet wirken die Herren recht erfreulich, wenn ich auch im Interesse der vaterländischen Kultur wünsche, daß ihre saubere Animalität etwas gesänftigter und durchgeistigter wäre. Aber sie sind jedenfalls im Verkehr angenehmer als der struppige Plebejer oder der geschniegelte Parvenu, und der Stallgeruch der Männlichkeit (wie der verstorbene Speidel so hübsch sagte) fällt mir nicht auf die Nerven. Wir bürgerlichen Männer der Arbeit strömen dafür den penetranten Schweißdunst des Hominin aus. Jedem das Seine. Das Eine aber ist klar: daß Sie nur einen einzigen Typus Ihrer Volks- und Zeitgenossen wirklich kennen lernen. Bürgerliche Männer sehen Sie — ich wiederhole es, weil die Tatsache so unendlich wichtig ist und das abnorme Verhältniß gewisser Monarchen zu gewissen Ministern erklärt — fast nur in einer ehrenwerten, aber unfreien, dienenden Stellung vor sich. Es wird Ihnen nicht, wie uns Bürgerlichen, das Glück zuteil, mit einem gleichgesinnten und gleichgestellten jungen Freunde nachts in unendlichen Gesprächen sich ein Ideenräuschchen anzuplaudern, sich im Austausch mit ihm Himmel und Erde zu erschließen. Wen lernen Sie kennen? Immer nur Satierte, nie Strebende, immer nur Wissende, nie Suchende, immer nur die Digestion, nie die „Begehrlichkeit“, immer nur die Mächte des Beharrens, den alten und befestigten Grundbesitz des Glaubens, nie die Kritik, die, nach Brandes' stolzem Wort, Berge versetzt. Sie ahnen gar nicht, wie sich im Hirn eines bürgerlichen Mannes das Stüßchen Wirklichkeit oder Schein, das wir die Welt nennen, spiegelt. Und diese Gelegenheit will ich Ihnen bieten, diesen Genuß Ihnen gewähren: Sie sollen — wie ich glaube, zum erstenmal in Ihrem jungen Leben und gewiß mit nicht geringem Staunen — sehen, wie die Lebensanschauung und Staatsauffassung eines leidlich normalen, durchschnittlich begabten, aufrichtigen und unabhängigen Mannes aus der Mittelschicht der heutigen Gesellschaft beschaffen ist. Und jetzt werden Sie — und vielleicht auch die anderen Leser — mich gewiß von dem Vorwurf der Unmaßung freisprechen. Denn es hätten Ihnen tausend und hunderttausend andere den gleichen Dienst erweisen können. Ich betrachte mich nicht als einen Uebermenschen, der sich, kraft des Genierechtes, die Rolle eines Mentors anmaßt, sondern ich fühle mich als „ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldbestand der Nation“, und gerade darin, daß ich nicht dümmer und nicht klüger bin, als die meisten anderen Deutschen, liegt zum nicht geringen Teil der Wert der Bekenntnisse, die Sie jetzt lesen sollen. Diese Briefe sollen einen Mangel Ihrer Erziehung ergänzen, sie sollen Ihnen ein Neuland zeigen, das Ihr Fuß noch nicht betrat, und ich denke, die Lektüre

wird Ihnen etwa die Empfindungen eines Robinson Crusöe gewähren. (Würdigen Sie auch einmal den herrlichen Aufsatz des Vicomte E. M. de Vogüé Ihrer Aufmerksamkeit, in dem er von diesem Lieblingssbuch der Jugend die Psychologie und Geschichte des englischen Volkes abgeleitet hat!) Vielleicht erwägen Sie dann, im Rückblick auf Ihre eigene Erziehung, ob Sie Ihre Söhne nicht auf anderen Pfaden ins Leben einführen wollen. Seitdem nämlich nach der Verfassung „Standesvorrechte nicht mehr stattfinden“, fühlt die Nation die Notwendigkeit, daß die Exklusivität der Prinzen-erziehung durchbrochen werde. Das ist nicht ganz leicht, denn Tradition und Etikette sind Mächte, die es verdienen, als furchtbare mythische Fabeltiere allegorisiert zu werden, aber der Versuch muß gewagt und immer aufs neue gewagt werden. Auch die Prinzen müssen Sonne und Wind der Zeit verspüren. Bisher entsprach einer rühmlichen körperlichen Abhärtung eine unrühmliche geistige Verweichlichung.

Obwohl ich es nun nicht gerade als eine weltwichtige Begebenheit empfinde, wenn ich in diesen Blättern zu Ihnen spreche — so sehr hat das Pathos der Distanz vom „Untertanen“ zum Herrscher (s.) verflüchtigt —, so bin ich mir doch der Verantwortlichkeit bewußt, die ich mir aufgebürdet habe, und werde mich an das Wort de Vigny's zu halten trachten: „Il est temps de ne chercher les paroles que dans sa conscience“. Ich werde Ihnen nur den reinsten Wein einschenken. Praktische Unterweisung, Ziffern und Daten werden Sie nach allem, was ich schon sagte, nicht erwarten. Exakte Belehrung steht ja Ihrem Will jederzeit zu Gebote. Sie ahnen ja nicht, wie schwer es ist, „die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt“. Was ich Ihnen geben kann und will, ist weniger und doch viel, viel mehr. Ich würde mich aber niemals entschlossen haben, diese Briefe zu schreiben, wenn nicht der Ernst der Zeit sie mir, wie einem Medium gleichsam, diktierte. Ich schreibe sie, ne quid detrimenti res publica capiat, in dem unbeweisbaren und unbeirraren Gefühl, daß wir einer Katastrophe entgehen, wenn es nicht anders und besser wird. Und daß es besser wird, dazu sollen Sie mitwirken. Wir Deutschen haben zwar bisher kein Recht, auf Sie zu hoffen, aber auch noch kein Recht, an Ihnen zu verzweifeln.

Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde.

Von Ths. Achelis,

I.

Recht und Sitte.

Es ist eine der größten und folgereichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche und die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Tieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es bereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den

Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zutage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Lebens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne versflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruieren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. In diesen Umrissen hat ein scharfsinniger, seiner Wissenschaft viel zu früh entrissener vergleichender Rechtsforscher, nämlich A. H. Post in Bremen, die Bedeutung des großen biogenetischen Grundgesetzes von der Einheit des Stammes- und des individuellen Lebens für die soziale Entwicklung und ihre Darstellung geschildert.

Um sich diese Sachlage zu vergegenwärtigen, bedarf es nur eines flüchtigen Hinweises auf die bisherigen einseitig individual-psychologischen Anschauungen, wie sie mit dem ganzen Feuer glänzender Rhetorik, das ihm in so reichem Maße zu Gebote stand, Rousseau formulierte. Nach ihm ist der einzelne Mensch der Erfinder und Stifter der Religion, der Sitte, des Rechts usw., die er aus der unergründlichen Tiefe seines Bewußtseins schafft durch anderweitige Vereinbarung, basierend wiederum auf genauer Ueberlegung und Abschätzung der etwaigen Vorteile, entsteht die soziale Organisation, der Staat. Dadurch auch alle weiteren Satzungen und Bestimmungen rechtlicher Art, so das Eigentum, die Befugnisse einzelner Bevorrechteter usw. Welche Unterschätzung der wirksamen gefühlsmäßigen Neigungen und Instinkte und damit welche Verkennung der Tatsachen, die höchstens durch die völlig unzureichenden soziologischen Kenntnisse des 18. Jahrhunderts entschuldigt werden kann, liegt jener phantastischen Ansicht zugrunde! Schon die einfachste psychologische Ueberlegung, daß Recht und Sitte mit allen weiteren Verzweigungen soziale Produkte sind, hervorgerufen durch den geselligen Verkehr der Menschen innerhalb irgendwelcher Assoziation, mußte vor dieser trügerischen Hypothese warnen — wie gesagt, die nackten ethnographischen Dokumente, wie sie unsere Reisenden aus fernen Weltteilen mitbrachten, wiesen die Forschung bald in eine ganz andere Richtung.

Auch die Rechtsphilosophie, in der Hauptsache beherrscht durch Hegelsche Ideen, konnte nicht den richtigen Zugang zur Lösung des Problems finden; denn sie ging von der unbeweisbaren und abermals mit der Wirklichkeit unvereinbaren Voraussetzung aus, daß das Recht zurückzuführen sei auf bestimmte angeborene Grundsätze, die vor aller Erfahrung als untrügliche Normen der Entwicklung feststünden. Wenn das zuträfe, so wäre die tatsächliche Gegenständlichkeit der verschiedenen Gebote und Ideale auf den einzelnen Gesellschaftsstufen schlechterdings unverständlich, [so müßte es ein schlechthin allgemein gültiges Recht

für alle Menschen ohne Ausnahme, ohne Rücksicht auf Rasse und Kultur, geben, was eben nicht der Fall ist. Selbst die gleiche geistige Höhe, dasselbe intellektuelle Niveau ist hier nicht entscheidend; nehmen wir an, daß z. B. ein Chinese, ein Indier, ein Spanier, ein Franzose und ein Deutscher dieselbe Stufe der Bildung besäßen, wenigstens annähernd, so deckt sich ihr Rechtsbewußtsein nur insoweit, als die betreffende soziale Organisation sich gleicht. Ist das nicht der Fall, so zeigen sich gerade hier die stärksten Unterschiede und Ausweichungen. Richtig ist bei dieser Beweisführung nur, daß alles Recht, wie jedes sozialpsychische Produkt, zurückgeht auf das individuelle Bewußtsein als der letzten geistigen Funktion für das empirische Material. Aber eben dieser konkrete Inhalt, an welchem sich jenes lediglich formale Gefühl für Recht oder Unrecht befundet, ist nicht schon gegeben, sondern quillt aus den besonderen sozialen Verhältnissen, als deren Ausdruck das Recht erscheint.

Die vergleichende moderne Rechtswissenschaft, wie sie sich auf Post, Rohler, Bernheim u. a. stützt, entlehnt ihr praktisches Material für ihre bahnbrechenden Forschungen der Völkerkunde, deren Bedeutung leider immer noch nicht ausreichend gewürdigt wird. Die Ethnologie, die eher über den engen Rahmen der bloß beschreibenden Ethnographie bei weitem hinausgeht, erschließt uns einen tieferen Einblick in das organische Wachstum des menschlichen Geistes auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung. Das ist nicht eine rhetorische Floskel, sondern entspricht dem wahren Sachverhalt, da dieser Prozeß sich vollzieht an den einzelnen Völkern und Stämmen, die unserer Beobachtung vorliegen. Deshalb haben wir es auch nicht mit willkürlich aufgestellten Hypothesen zu tun, die als Gesetze ausgegeben werden, sondern mit völlig beweisbaren typischen Erscheinungen, die bisweilen (durchaus nicht immer) streng verbindliche Kraft für die ganze Menschheit, also Allgemeinheit annehmen. Das ist z. B. gerade im Rechtsleben der Fall, besonders auf den primitiven Gesellschaftsstufen, wo noch keine starke Differenzierung eingetreten ist, so bei den ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaften, die lediglich durch das gemeinsame Blutband zusammengehalten werden. Religion, Mythos, Recht, Sitte, Staat, Kunst usw. stellen sich somit nach dieser Betrachtung als organische Erzeugnisse der rastlosen sozialen Wechselwirkung dar, von der wir überhaupt nicht absehen dürfen, weder psychologisch noch tatsächlich. Denn auch, soweit unser kritisch geschulter Blick in die nebelumspinnene Urzeit zurückdringt, und soweit unsere ethnographisch gesicherten Ermittlungen reichen, finden wir überall auf Erden Verbände, Vereinigungen, seien sie auch noch so dürftig und locker — der geniale, singuläre Urmenich Rousseaus war eine trügerische Illusion. Der ersterwähnte Forscher Post sagt mit Recht: Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage; soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt, und er dieses im Kampf mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen nichts spüren.

Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen; sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 18). Es ist übrigens beachtenswert, daß diese Tatsachen des Völkerlebens auch noch einen weiteren tiefen psychologischen Zusammenhang und Wert beanspruchen können; sind dieselben, wie wir uns überzeugen, sozialpsychischen Ursprungs, bezeugen sie unweigerlich, wenigstens für jeden unbefangenen Blick, ein gemeinschaftliches geistiges Schaffen, das über den engen Rahmen des individuellen Bewußtseins hinausgreift, so sind die Niederschläge der unbewußten menschlichen Seelentätigkeit in den Sitten, Einrichtungen und Anschauungen der Völker eine äußerst wichtige Quelle für unsere Erkenntnis der menschlichen Seele, der wir auf direktem Wege nicht beizukommen vermögen. Es handelt sich hier um die so bedeutsamen Rückschlüsse, die z. B. bei den durch Tylor festgestellten und geistvoll verwerteten Ueberbleibseln zu so erfolgreichen Entdeckungen geführt haben — die Betrachtung des religiösen Problems wird uns noch auf diesen Punkt zurückführen.

Ein wichtiges Moment bedarf zum Schluß noch der Erörterung. Durch die vergleichende moderne Völkerkunde hat es sich herausgestellt, daß es gewisse Normen und Institute gibt, die sich schlechterdings überall wiederfinden, selbst bei den stammfremdesten Völkern. Diese Organisationsformen (z. B. die primitive Geschlechtsgenossenschaft, die Blutsverwandtschaft, Blutrache usw.) und die entsprechenden Anschauungen besitzen somit strenge Allgemeingültigkeit, sie lehren stets auf derselben Gestaltungsstufe wieder, einerlei bei welcher Rasse. Hier triumphiert gleichsam der allgemein menschliche Typus über die sonst entscheidende anthropologische Eigenart der Rasse und Abstammung. Dies ist das so oft vergeblich gesuchte (z. B. innerhalb des klassischen Arealis der Griechen und Römer) Modell des wahrhaft allgemein Menschlichen, das übrigens auch, wie wir später sehen werden, in manchen typischen religiösen Bräuchen und Anschauungen hervortritt. Diese weite, weltumspannende Perspektive erzieht uns auch erst zu jener echt wissenschaftlichen Toleranz, die selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch recht selten ist, zu der streng objektiven Beurteilung des Völkerlebens, die sich frei weiß von persönlicher Voreingenommenheit, von bloßer gefühlsmäßiger Bewunderung oder Verachtung. So schnell wie der Durchschnittsmensch mit seinem Urteil bei der Hand ist, so vorsichtig und behutsam sollte der wissenschaftliche Forscher sein, dem es auf die sachliche Erklärung irgend einer Erscheinung ankommt. Wir möchten noch einmal des früher erwähnten Gelehrten Post hier gedenken, der folgende eindringliche Warnung äußert: Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, der jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher speißt oder räbert usw., trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer imstande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

„Ich gehe noch ein bißchen fort, Brinkmann.“

„Gehen der Herr Professor noch'n bißchen an die Luft? Das ist recht, Herr Professor. Heute nacht ist es ja so warm. Ich weiß mich ja nicht zu erinnern —.“

„Passen Sie gut auf den Ofen auf, Brinkmann. Die Retorten bleiben so stehen. Nicht anrühren — verstanden?“

„Aber Herr Geheimrat können sich doch verlassen. Ich habe doch schon die größten Sachen mit dem Herrn Geheimrat zusammen gemacht. In siebzehn Jahren —“

„Gewiß, gewiß. Es wird schon rot. Ich möchte eigentlich doch lieber noch eine Stunde hier bleiben.“

„Aber Herr Professor sind jetzt schon drei Tage nicht draußen gewesen. Das kann doch dem Herrn Professor unmöglich gut bekommen. Der Herr Professor sind schon ganz blaß und haben entzündete Augen . . .“

Andreas lächelte. Es tat ihm plötzlich wohl, diese einfältigen Worte der Fürsorge zu hören. Der gute, alte Brinkmann. Er hatte ja recht. Sein Gehirn war jetzt wochenlang in fieberhafter Steigerung von Zahlen und Kombinationen durchstürmt. Er hatte gar nicht gewußt, wie müde er schon war. Nun pochte plötzlich die Einsicht an das tief verschlossene Tor, und mitten im Brausen der Erwartung wurde ihre Stimme vernommen. Als hätten die Toten gerufen — Vater und Mutter — Helene. Er machte eine demütigende Entdeckung: der Mahner hatte recht. Ob der Forscher recht hatte, sollte sich erst erweisen.

Andreas verließ den rötlichen Rauchschwall, der den Ofen umgab, und näherte sich, durch das feuchte, vom Dufte der Säuren geschwängerte Halbdunkel tappend, einem Fenster seines Kellerlaboratoriums. Er stieß es auf. Von den Fliederbüschen, die draußen das Haus umgaben, schlug jetzt ein Zweig, dessen Frühlingskraft über den Fensterrahmen gewachsen war, in die Oeffnung. Seine violetten Blütentrauben trafen Andreas' Gesicht. Ein anderer Duft kam da herein. Und das Licht draußen, das ganze Dasein — wie anders. Mit seinen ernsten, prüfenden Augen blickte Andreas hinaus. Der Mond war nicht zu sehen. Er mußte jetzt über dem Hause stehen. Aber sein mildest, tröstendes Silberlicht lag auf allen Dingen. Die Bäume, vom Nachtwinde leise bewegt, schienen ihm entgegenzuatmen und Frieden zu suchen. Die Singvögel schliefen. Das Lebendige war in dieser Nacht wie tot, und das Tote wollte zum Leben erwachen. Ein warmer Duft, ein sanftes Leuchten, ein Fragen und Sehnen überall. Wo war der Mensch jetzt? — Ausgeschaltet? —

Andreas wollte klar bleiben. Er sah mit verschränkten Armen hinaus und glaubte zu lächeln. Hätte ihm jetzt ein Widersacher seines Herzens einen Spiegel vorgehalten, so wäre er erschrocken. Er lächelte gar nicht. Sein Gesicht lag in Gramfalten, war alt und traurig. Aber sein unbeirrbares Gehirn ließ sich von der Nachtluft nützlich erfrischen und sandte durch die brennenden Augen seinen, gutmütigen Spott in die „Schönheit der Natur“ hinaus. Er war nicht sentimental. Er wußte,

wie draußen alles geworden, und was der Schimmer dieser Stunde wert war. Die Blumen dankten ihm für den Dünger, den er im Herbst hatte auftragen lassen. Darum waren sie jetzt so schön. Der Mond aber war gewiß nur davon erfüllt, sich recht zu „sonnen“. Er kümmerte sich den Teufel um die verliebte Erde.

Zwölf. Da schlug die Uhr der Mathäikirche. Eigentlich hatte er schon an dem offenen Fenster genug Erholung. Der Einfall, jetzt auf den Straßen herumzulaufen, war töricht. Die Entwicklung des Experimentes hatte zwar noch einige Stunden Zeit. Das endgültige Resultat war erst nach Sonnenaufgang zu erwarten. Jetzt gab es doch nur ein untätiges Dabeisitzen, Harren und Bangen. Seltsam — Harren und Bangen. Diese Worte, die er als Wissenschaftler so gern vermied — nun stellten sie sich in dieser Nacht noch ein. Wie leidenschaftlich, wie fieberhaft er harrete und bangte, das fühlte er jetzt erst, als er am Fenster stand und in den Garten hinausstarrte. Sonst war es ja seine wichtigste Eigenschaft, kalt und klar zu bleiben im kritischsten Augenblick. Er „pflegte seine Aktivität kontinuierlich zu erhalten“, wie Kollege Jädike ihn charakterisiert hatte. Vor Träumen und Hoffen, Wünschen und Bangen, vor allem, was nicht wach war, hatte er Angst. Wenigstens in den letzten drei Jahren. Seit Helenes Tode.

Er schloß die Augen und lauschte gleichsam auf seinen Herzschlag. Wie unbegreiflich waren doch diese Reste früher Jugend. Steckte in dem Graukopf noch immer der Pennäler? Pochte und hämmerte noch der Wildfang, der „etwas erleben wollte“? Wie in den seligen Zeiten von Neu-Ruppin sah er jetzt in dem schönen Werdetraum da draußen alles Erstrebenswerte, in seine großen Arbeit aber Last und Fessel. Lächerlich. Er durfte das durchaus nicht aufkommen lassen. Ein Mann, der sich der Sechzig näherte, ein Ordinarius, der schon Rektor Magnificus gewesen. Man schämte sich doch am nachdrücklichsten vor sich selber. Das heißt, wenn er ehrlich war — dann schämte er sich eigentlich gar nicht. Er war nur verwirrt und überrascht. Das Gefühl, das ihn beherrschte, hielt er wie einen zitternden, kleinen Märchenvogel fest, den er mit plumper Hand zu zerdrücken fürchtete und doch nicht entflattern lassen wollte. Wenn er ehrlich war . . . dann lebte jetzt mehr ein Glück in ihm als ein Grauen. Jahre der Arbeit, der Enttäuschung, der nimmermüden, schmerzgeheiligten Hoffnung — waren sie nichts? Doch, doch, diese Stunde war flüchtig. Sie war nur eine Ausgeburt der Ueberanstrengung. Konnte nichts anderes sein.

Wann war es denn zuerst über ihn gekommen? Als Naturforscher grübelte er nach. Er wußte es aber nicht mehr. Der Feind war eben nicht tot gewesen — er hatte nur geschlafen. Physis, Physis. War seine Psyche wirklich nur bei den Retorten? Lebte sie von Säuren und Hydraten? Erstickte sie in einer blühenden Mainacht? Seine Studienzeit, Heidelberg, Jena, die hatten es anders gesungen. Draußen in den Fliederbüschen setzte jetzt mit klagender Wonne das Lied einer Nachtigall ein. Trieb? War das wirklich nur Trieb? Wie in ihm jetzt die Unruhe, der peinliche Fluchtgedanke? Trieb! . . . O Seligkeit, ihn im Alter zu kennen! . . .

Er wollte ein neues Element entdecken. Er war im Begriff, einer von denen zu werden, die das Jahrhundert der Wissenschaft zwei- oder dreimal schenkt. Was da im Ofen kochte und gärte, war bestimmt, den Namen Heinrich Andreas unsterb-

Ich zu machen. Zu krönen, was unbeirrbarer Fleiß in dreißig Jahren vorbereitet. Er stand vor dem Tor, das sich auf tun sollte und dem Gealterten einen Blick gönnen in das Land seiner ewigen Jugend. Denn das war sie, die Nachwelt. Was ihn jetzt versuchte, war nur dumpfer Wahn und Weg zum Abgrund . . .

Er wollte ein Element entdecken. Morgen früh, am 9. Mai des Jahres 1907, war es vollendet. Zu Helene's, der jäh Entrißenen, Gedächtnis hatte er es geschaffen. Absterben hatte er lassen, was dem einen mächtigen Zweck nicht diente. Er hatte die Kraft, zu fördern und zu bannen in sich, was not tat. Not tat! Woher dieses nichtswürdige Echo, das ihm den Ernst seiner Entschlüsse verdarb? Von unten kam es. Von dort, wo er stand, wo seine müden Füße sich eben noch hielten. Oben, Haupt und Auge waren frei.

Ein Element. Er wandte sich vom Fenster ab und starrte den Ofen an. O, daß es erst morgen wäre. Was hatte er zu Brinkmann gesagt? „Ein bißchen“ wolle er fortgehen? Auf eine Stunde vielleicht? — Er belog sich. Auch das noch. Er wußte es ganz gut — einmal nachgegeben, einmal draußen im lüsternen Dunkel, wo das Gesindel wach war, verlor man sein Zeitgefühl. Da war man dem Dienst der Wissenschaft entrißen. Nein, nein. Er wußte jetzt, was zu tun war.

Er schloß das Fenster. Da er es ziemlich heftig tat und einen Knall verursachte, fuhr Brinkmann, der am Ofen eingenickt war, schuldbewußt empor. Andreas näherte sich ihm. Er strauchelte auf dem schlüpfrigen Kellerboden, denn eine zitternde Kraftlosigkeit war in seinen Füßen, machte sie willenlos und schwer. Nach Jahren empfand er heute wieder diese Angst vor einer tödlichen Erkrankung. Wie damals, in Königsberg, als er sich vergiftet hatte. War es am Ende auch diesmal eine Blutvergiftung? Gleichviel . . . Morgen war alles vorüber. Für ihn dann — alles.

„Brinkmann,“ sagte er mit matter Stimme, „gehen Sie ruhig schlafen, Brinkmann. Ich bleibe hier.“

„Über Herr Geheimrat!“ stotterte der alte Diener. „Was denken denn Herr Geheimrat von mir? Schlafen! Das ist mir ja seit Königsberg nicht passiert! Schlafen im Laboratorium!“

„Dessen habe ich Sie gar nicht beschuldigt.“ Lächelnd beugte sich der Gelehrte über die brodelnde Glut.

„Und jetzt, wo wir so kurz davor sind, das Element zu entdecken! Nein, Herr Professor!“

„Sagen Sie bitte nur Herr Professor, Brinkmann. Wechseln Sie nicht immer mit Professor und Geheimrat ab — das macht mich ganz nervös.“

„Jott im Himmel, tu' ich denn das? So'n Schafskopf! Nein! Aber das kommt davon, seitdem der Herr Professor Geheimrat geworden sind. Da weiß ich wirklich nicht mehr, ob ich zum Herrn Geheimrat Herr Professor sagen darf. Was ist denn nun eigentlich mehr?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Brinkmann. Halten Sie jetzt 'mal den Schnabel. Es wird.“

„Wird?!“

„Ueberraschungen können jedenfalls nicht mehr kommen. Nach meiner Berechnung werden wir zwischen sieben und acht Bescheid wissen.“

..

„Solange wollen der Herr Geheimrat noch hier im Keller sitzen? Im dem Jektant und Moder? Nein, Herr Geheimrat! Nein, Herr Professor! Gehen Sie doch um Gottes willen bloß 'n bißchen an die frische Luft! Damit das alle Zeug aus die Lunge 'raus kommt! Ich bleibe hier! Ich garantiere für alles!“

„Dabon kein Wort mehr, Brinkmann —“

Weiter kam Andreas nicht. Ein äußerst heftiger Hustenanfall überfiel ihn, und er mußte sich auf den Schemel niederlassen, den der erschrockene Brinkmann ihm hinschob. Lange konnte er sich nicht beruhigen. Endlich gelang es der Massage des Dieners und dem frischen Glas Wasser, das er ihm vom Brunnen geholt. Andreas stöhnte. Erschöpft blieb er sitzen und schüttelte, über sich selbst ergrimmt, den Kopf.

„Sehn Se, sehn Se, Herr Professor“, flüsterte Brinkmann. „Wenn das noch 'mal kommt, spucken Se Blut!“

„Unfinn. Ein Kohlensplitter. Weiter nichts. Aber ich werde doch ein paar Minuten fortgehen, sonst beruhige ich mich nicht. Sie haften mir für den Ofen, Brinkmann.“

Der Alte nidte erfreut und versorgte seinen Herrn wie einen Kranken, der eine Badereise antreten wollte. Nachdem Andreas noch einen letzten Blick auf die knisternde Ofenglut und die verheißungsvoll leuchtenden Retorten geworfen hatte, stieg er seufzend die Kellertreppe hinauf und schritt behutsam, als ob sein Fortgehen unbemerkt bleiben sollte, durch den Garten ins Freie.

Wie lind und schön war diese Nacht. Er beschloß einen kleinen Rundgang zu machen. Die Tiergartenstraße entlang bis zur Hohenzollern- und allenfalls noch bis zur Friedrich-Wilhelm-Straße. Dann durch diese und das Kanalufer wieder zur Mathäikirchstraße zurück. Eine halbe Stunde war das höchstens. Wohltuend empfand er die absolute Stille. Sie hätte auch beruhigend auf ihn gewirkt, wenn es nicht so warm gewesen wäre. Im Gehen fast schwül. Als er in die Tiergartenstraße einbog, kam gerade das Automobil des Kommerzienrates Frankfurter nach Hause. Den Nachbarn war er also glücklich entgangen. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß Lola Frankfurter, die Siebzehnjährige, betroffen aus dem Fenster des Wagens geblickt und ihn erkannt hatte. Früher war ihm die kleine Schwärmerin, die ihm mit Ausdauer anonyme, anbetende Verse sandte, gleichgültig gewesen. Er sah das kaum in seinem Arbeitsdrange. Jetzt aber empfand er zum ersten Male ihre Neigung als etwas Schönes und Echtes — ja, wenn er sich ganz klar sein wollte, als etwas Ermutigendes. Eine weibliche Seele gab es noch, die seine Person erfüllte. Dieses Kind stand an der Quelle des Erlebens und nahm mit ihrem Gefühl für ihn den ersten, reinsten Schimmer des Erlebens vorweg. Es blieb ja nicht bei dieser platonischen Sehnsucht. Der Weg der Natur war roh und kalt. Das Unheil solcher Erkenntnis war dem Menschen gegeben — nur dem Menschen, der das Tier in sich entdecken mußte. Andreas blieb stehen und blickte, um die Gedanken an Lola Frankfurter zu bannen, in den Mond auf. Der stand voll und silberweiß über den schwarzen Tiergartenbäumen. Warum dachte er jetzt nicht an die tote Helene? Weil sie tot war. Ihr Bild war ihm zum erstenmal verschwommen. Er konnte es nicht zusammenfügen. Sie war wirklich in einer anderen Welt. Oh, wie verlassen er sich fühlte. Und morgen — morgen sollte sein größter Tag sein. (Fortsetzung folgt.)

Samuels Erscheinung.

Da schrie die Frau zu Endor auf: Ich sehe —
Der König padte sie am Arme: Wen?
Und da die Starrende beschrieb, noch ehe,
da war ihm schon, er hätte selbst gesehen:

Den, dessen Stimme ihn noch einmal traf:
„Was störst Du mich? Ich habe Schlaf.
Willst du weil dir die Himmel fluchen
und weil der Herr sich vor dir schloß und schwieg
in meinem Mund nach einem Siege suchen?
Soll ich dir meine Zähne einzeln sagen?
Ich habe nichts als sie . . .“ Es schwand. Da schrie
daß Weib, die Hände vor's Gesicht geschlagen,
als ob sie's sehen müßte: Unterlieg —.

Und er, der in der Zelt, die ihm gelang,
daß Volk wie ein Feldzeichen überragte,
fiel hin bevor er noch zu klagen wagte:
so sicher war sein Untergang.

Die aber, die ihn wider Willen schlug,
hoffte, daß er sich sagte und vergäße;
und als sie hörte, daß er nie mehr äße,
ging sie hinaus und schlachtete und buß

und brachte ihn dazu, daß er sich setzte;
er saß wie einer, der zu viel vergift:
alles was war, bis auf das Eine, Lehte.
Dann aß er wie ein Knecht zu abend ißt.

Rainer Maria Rilke.

Mit einem Gürtel.

Sonett von Herbert Eulenberg.

Gürtel, den ich ihr schenke, sage ihr,
 Wenn du statt meiner ihren Leib umpreßt,
 Den Ort, der mir der liebste ist, umfäßt,
 Wie ich mich sehne, dort zu sein gleich dir.
 Erfüllt wie du bei ihr, du schöne Zier:
 Wenn ohne Anfang, ohne End und Rest
 Du sie umschlingst und ungern sie verläßt,
 Wenn's draußen Nacht ward. Dann gehört sie mir.
 Erzähl' ihr nur von mir, wenn ich verreist
 Und in der Fremde, für ihr Auge tot,
 Und küß sie, Schnalle, stets, sei du mein Mund,
 Der leiß, wenn ich gegangen bin, mich preist,
 Daß ihre Wangen glüh'n, vom Feuer rot,
 Und will sie mich vergessen, küß sie wund!

Lord Byron. Von Herbert Eulenberg.

In der Morgenstunde des 1. Dezembers 1900 erschien unter den ersten verdamnten Seelen Oscar Wilde vor der Hölle. Er legitimierte sich als Verfasser der „Salome“, worauf man ihn ohne weiteres einließ und ihm eine bestimmte Zelle anwies. Er erkundigte sich sogleich bei dem Teufel, dem er zur besonderen Bedienung und Folterung überwiesen war, wann man in der Hölle Besuche mache oder empfangen, und erfuhr zu seiner Freude, daß dies wie oben auf der Erde zwischen 12 und 1 Uhr oder abends um 5 Uhr geschehe und gestattet sei. Der Dichter lächelte dankbar gerührt, gab dem Teufelchen das letzte Frankstück, das er bei sich hatte, und erklärte, daß er zunächst seinen bewunderten Lord Byron besuchen möchte, und fragte, ob es weit bis zu ihm sei. Worauf ihm der Bescheid zuteil wurde: „O nein, Sire, hier eben um die linke Ecke herum. Seine Lordschaft haben sich aus musikalischen Neigungen in die Nähe des deutschen Viertels angesiedelt!“

„Well!“ bemerkte Wilde und machte sich, nachdem er eine Stunde lang die nun einmal

notwendigen Folterungen ausgehalten hatte, an die Toilette. Er schnitt sich die etwas zu lang gewachsenen Fingernägel und polierte sie, so gut es mit Stiefelwischse ging, die man ihm als Pomade hingestellt hatte. Zu einem Bade im Styx schien es ihm etwas kalt zu sein, und so verwendete er denn eine Stunde lang dazu, seine Krawatte zu binden, das einzige Bekleidungsstück, das man ihm vergönnt hatte. Denn jeder darf dort unten nur das Stück von seinem ganzen Habit tragen, das ihm am liebsten ist. Als die Höllenuhr zwölf schlug, machte er sich auf den Weg, nahm, um sich anmelden zu können, die schwarze Visitenkarte vorn von der Türe seiner Zelle, auf der mit seinem Blut geschrieben rot sein Name stand, und trat auf die endlos lange schmale finstere Gasse hinaus.

Wie er so von Tür zu Tür herumtappte, begegnete ihm zu seinem Glücke Charon, der um diese Stunde den von dem ewigen Wellen und Underketteliegen halb toten Zerberus spazieren führen mußte. Der geleitete ihn brummend um die Ecke linker Hand, wobei der Zerberus, wie

dieß bei Hunden üblich, stehen blieb, vor die Verhaufung seiner Lordschaft, die um ein bedeutendes geräumiger war als die Zellen der Nachbarschaft. Auch hatte sie ein kleines, schwarzes Fenster nach der Straße zu, durch das Wilde vorsichtig hineinguckte, um sich zunächst über die Situation klar zu werden."

Zu seinem Erstaunen entdeckte er, daß schon ein Besuch bei Byron war, und wie er näher hineinguckte, sah er, daß es kein anderer als Shelley war, der dort, bloß mit einem Strohhut angetan, bei dem Lord, der seinerseits, vermutlich um seinen Klumpfuß zu verdecken, nur hohe braune Stulpstiefel trug, zu Gaste war. Die beiden saßen mit übereinandergeschlagenen, knöchernen Beinen sich an einem Tisch aus Ebenholz gegenüber. Shelley rauchte aus einer Pfeife roten Qualm, und Byron selbst trank aus einer riesigen Flasche Feuerwasser. Sie waren mitten in einem Gespräch, und Wilde, der dieß seltsame Bild nicht aufstören wollte, hörte draußen, unter dem Fenster gebuddelt, wie Lord Byron mit etwas heiserer gewordenen Stimme seinem Freunde erklärte:

"Du magst sagen, was Du willst, Percy, die Engländer sind die nötigsten Kerle, die Gott oben herumlaufen läßt. Sie haben uns beide, weiß der Teufel, so gepisact, daß mir der Aufenthalt hier, ohne die blödsinnige Hitze, fast wie ein Sanatorium vorläme. Und was machen sie mit allem ihrem Gelde, daß sie der ganzen Welt abnehmen, sag mir doch! Seife, Maschinen und gute Kleider. Das ist ihre ganze Kultur.

Es kommt noch so weit, daß ich mich vor Horaz und Tibull, diesen römischen Griechen und Halbdichtern, schämen muß. Neulich sagte mir schon Ovid im Klub ganz anzüglich: „Ihr seid jetzt schon reicher, als wir jemals gewesen sind.“ Ich dachte an Manchester und konnte nichts erwidern. Wir verkommen, mein Freund, auf unsern Millionen, und schließlich bleibt nur noch Shakespeare von uns übrig wie Hannibal von Karthago.

Unterbrich mich nicht! Die Kunst gilt ihnen keinen Sixpence mehr. Maler werden zu Anstreichern und Dichter zu Journalisten in London gemacht. Ich hatte mich vor den Aristokraten

um meine ganze Lordschaft gebracht, als ich mein erstes Gedicht fertig hatte. „Aber dafür sind doch Schullehrer da,“ sagte mir meine Mutter ganz entrüstet, und ich war wie von selbst zu den Whigs geworfen. Jeder Tory sah mich seitdem wie einen Seiltänzer an.

Wie ich mein erstes Drama, es war der „Manfred“, herausgab, warnte mich der Herzog von Devonshire: „O, armer Mann, denken Sie an Ihre unsterbliche Seele, ehe Sie Souffleur werden!“ Es war am nämlichen Tage, als mir Goethe aus Deutschland schrieb: „Ich rechne es mir zur Ehre an, mit Ihnen in brieflichem Verkehr zu stehen. Ihre dramatischen Versuche werden im Lande Shakespeares sicherlich die große Anerkennung finden, die sie verdienen.“

Jawohl, Herr Geheimrat, keine Schmiere hat sich drum bekümmert! Sieh Dir doch ihr Theater an, Percy, zum Donnerwetter, wiewohl das Fluchen hier unten verboten ist, ehe Du mich unterbrichst! Weißt Du, was das Neueste auf englischen Bühnen ist? Dreifach verschiedenes Sonnenlicht, bunte Fräcke und echte Schneeflocken, die oben auf dem Schnürboden in einer Gefriermaschine hergestellt werden. Als jüngst Hamlet dort in halbem Mondlicht, umschneit, auf der Terrasse zu Helsingör erschien, rief man zum Schluß den Schnee statt des Hamlets heraus. Und als der Prinz gestorben war, lag er da, den Körper im Schatten, das Antlitz blau und die Hände rot beleuchtet, die Augen zur Decke gerichtet. Das andere war Schweigen. Im Hintergrunde hörte man sich Shakespeare dreimal knarrend im Grabe umbrehen.

Alle ihre neuen Stücke sind um der Kostüme oder der Requisiten willen geschrieben, die darin getragen oder schnell wie faule Wechsel herumgereicht werden. Die Wegweiser nach Griechenland sind abgehauen worden, und wer heute in London fürs Theater schreibt, der muß zuvor zwei Jahre lang zu einem Taschenspieler in die Lehre gehen. Die Poeten in England werden samt und sonders zu Epithuben, die sich vom Verblüffen nähren. Auch den irischen Dudmäuser haben sie dazu gemacht, der da draußen hinter dem Fenster steht, und der sich einsperren ließ, statt ihnen davon zu laufen."

Damit stieß Lord Byron mit seinem Klumpfuß die Türe auf und zog den erschrockenen Wilde an seiner Krawatte in die schwarze Kammer hinein.

„Nichts für ungut, mein Bester!“ fuhr seine Lordchaft fort, „ich erkannte Sie schon lange an dem roten Schatten, den Sie drüben auf die Behausung meines Freundes Garrick warfen. Es freut mich, daß Sie endlich zu uns heruntergekommen sind. Hier, Percy, hast Du den jungen Athener aus Dublin, dessen „Salome“ ich Dir zum vorigen ersten April geschenkt habe. Ein nicht unübles Buch, wenngleich es mir ein wenig zu stark parfümiert ist und nach Paris riecht wie eine Sumpfsente.“

„Nehmen Sie Platz! Rauchen Sie oder trinken Sie? Es wird Ihnen sicherlich bei uns gefallen, wiewohl Sie — eine schlechte Wirkung vom Zuchthaus her — eine gewisse Neigung zum Pietismus in der Nase haben.“

Ich werde Sie heute abend zum Klub der Gemütlosen abholen. Sie finden ein paar reizende Menschen dort: Béranger, Heine, Aristophanes, Poë, Goldoni u. a. Die Gesellschaft ist völlig international. Wir erzählen uns Fragmente aus unserm Leben. Mein Freund Schumann macht Musik dazu. Leider ist das Lachen dort, wie überall hier unten in der Hölle, verboten.

Wenn Sie Shakespeare sehen wollen — gewöhnlich die erste Kuriosität für alle neu an-

gekommenen Engländer —, so machen wir den kleinen Umweg über die Asphodeloswiesen. Er macht dort allabendlich mit Homer und Li-Tai-Po seinen Spaziergang, da ihm die Gesellschaft des Sophokles wegen des ewigen Fackelimpells, in das sie beide wider Willen stets hineingerieten, unerträglich geworden war.

Ich kann Sie leider nicht zum Diner begleiten, bei dem jeder Feinschmecker dazu verurteilt ist, die ihm nicht zusagenden Speisen zu verzehren, da ich Ludwig dem II., dem Bayernkönig — you know him! — versprochen habe, ihm den siebzehnten Gesang meines „Don Juan“ vorzulesen, den ich hier im Inferno geschrieben habe, und in dem ich die neuesten Engländer, made in Germany, Spiegruten laufen lasse. Seine höllische Herrlichkeit, der Satan selbst, haben mir zu Ehren in der Masse des „Rain“ gleichfalls sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Wenn Sie erst, wie ich heute, 75 Jahre in der Hölle gehaust und ihre Konventionen vergessen haben, werde ich Sie mit zu diesen intimen Zirkeln nehmen.“

Damit reichte der Lord seinem verlorenen bürgerlichen Bruder die Hand, bogte Schellen freundschaftlich zur Türe hinaus und begann, — darin bestand seine harte tägliche Pönitenz, — aus seinen Werken die mißlungenen Verse, die er nun nicht mehr ändern konnte, herauszusuchen und wehmütig zu betrachten.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

29. Januar. Franz Blei in München freigesprochen. Dies gehört auch zum heutigen Deutschland, daß ein so feiner, so kluger Autor von solcher intellektueller Reinheit erst nachweisen muß, kein Pornograph zu sein. In einer ein wenig kultivierten Gesellschaft würde es genügen, daß er einen Satz vorliest. Wer in der Wahl von Worten, in ihrer Fügung, ihrer Folge von einer so zarten Scham ist, wäre vor solchem Verdacht dort gesichert. Dann aber hätte der Staatsanwalt nun seine Sprache vorzulegen. Es könnte sich zeigen, daß einer geschlechtlich enthaltsam, erotisch taub und doch ein Schwein sein kann. Und: lernen denn diese Staatsanwälte gar nichts? Der scheint nicht einmal zu wissen, was diese Gedichte des verruchten „Lustwäldchens“ in unserer deutschen Entwicklung bedeuten. Zweimal haben die Deutschen vor Weimar versucht, ihre Lummel zur Anmut zu biegen und sich einen Schein geselliger Kultur zu geben: im Minnesang zuerst, dann in diesen galanten Dichtern der Barocke, von welchen es unmittelbar zu Goethe geht. Es gibt nun einmal keine menschliche Bildung als durch die Lust an der Liebe, hier wurzelt jede.

3. Februar. Attentat in Portugal. Wenn ich König wäre, ich würde das Geschäft aufgeben. Es muß ungemütlich sein, nicht ohne Furcht über die Gasse gehen zu können. Vor einem Duell hat man eine unruhige Nacht. Sie sind aber doch immer wie vor einem Duell, früh und spät. Königlich erzogen, wäre ich wahrscheinlich auch der Meinung, daß die Feinde der Könige schlechte Menschen sind. Sicher. Aber ich hätte keine Lust, mich durch böse Menschen ängstigen zu lassen. Ich würde das Geschäft auflösen. Es bliebe mir immer noch so viel, standesgemäß auf hohen Bergen, an blauen Meeren zu leben. Und ich wäre plötzlich ungeheuer beliebt. Alle Kollegen würden neidisch. Das tut doch der Eitelkeit wohl. Und ich hätte die beste Presse. Ich könnte mich ja auch, zum Zeitvertreib, ins Parlament wählen lassen. Die Radikalen würden sich um mich reißen. Wenn man denkt, wie berühmt, wie verehrt schon der kleinste Baron ist, der ein bißchen demokratisch tut! Wahrscheinlich würde ich auch materiell nur gewinnen. Einen König a. D. zum Präsidenten zu haben, welche Gesellschaft, welche Bank muß das nicht reizen? Und ich könnte Konzerte geben. Auch das Kabarett bliebe mir. Und die Töchter der Milliardäre. In den ersten Jahren wäre das sicher herrlich. Die Gefahr ist nur, daß es mir alle nachmachen würden. Dann hätte es natürlich bald keinen Reiz mehr. Ernsthaft: ich verstehe den Zar wirklich nicht, ich kann durchaus das Motiv nicht finden, das ihn zu bleiben bestimmt. Ich würde zum Beispiel, obwohl ich zur Meinung neige, daß Eigentum Unrecht ist, dennoch niemals stehlen, bloß weil ich mir sage: du wirst einmal erwischt! Und so muß er, wenn er sich auch selbst gar nicht im Unrecht fühlen sollte, sich doch täglich sagen: du wirst einmal erwischt! Nun heißt es freilich: Tradition, Ehre, Pflicht! Möglich, daß die Vergangenheiten dort oben noch leben. Möglich auch, daß der Reiz der Macht, selbst einer imaginären, stärker als alle Furcht vor Gefahren, als aller Wunsch nach Ruhe, Freiheit und Sorglosigkeit ist. Möglich. Aber wenn ich mich vielleicht auch in den Wahn der Könige finden mag, niemals kann ich ihre Frauen verstehen, die Mütter ihrer Kinder. Wenn irgendwo die Masern sind, packt jede Mutter ihr Kind und rennt, hört nichts, läßt nichts gelten, nur fort, nur fort, daß bloß das Kind die Masern nicht kriegt, sonst weiß sie nichts mehr von der Welt, alles andere ist ihr gleich, nur nicht die Masern! Bürgerlichen Müttern steht das Leben ihrer Kinder höher als Reichtum oder Ansehen. Oben scheint das anders. Es muß oben doch eine besondere Abart von Menschen sein.

Politischen Journalisten scheint das Gefühl für den Wert und Sinn der Worte ganz zu fehlen. „Ein unerhörtes Verbrechen ist begangen“, heißt es überall. Haben sie nie von Harmodios und Aristogeiton gehört? Von Brutus? Von Cromwell? Ich mag diese gar nicht sehr, weil ich Gewalt niemals mag, auch als Rache nicht, auch von unten nicht, aber auf der Schule lernten wir, daß dies Helden waren.

5. Februar. In der Akademie, Ausstellung der englischen Maler. Gainsborough, ja. Eine Lust, daß ein Mensch solche Hand hat. Aber dies alles ist eine dienende, den Mächtigen schmeichelnde, über das Leben täuschende Kunst. Wir wollen eine Menschen weckende, Macht brechende, Leben bringende. Spottet nicht, daß die hohen Herren von unserer Kunst nichts verstehen! Sie verstehen sie besser als mancher unter uns selbst. Sie verstehen, daß es eine Kunst ist, die nicht mehr dienen will, sondern in ihr erhebt sich der Mensch. Warum tun wir unschuldig und leugnen?

21. Februar. Mit Leo Greiner, der zu den Proben der *Thystrata* gekommen ist, ein Gespräch über griechische Heiterkeit. Wir sind einig, daß sie garnicht den ewig blauen Himmel

der Philologen hat. Aber auch er scheint mir sie zärtlicher, inniger, zierlicher zu sehen, als sie mir ist, zu Koko. Sie lacht mit verbissenen Zähnen, mit geballten Fäusten, mit verzerrten Muskeln, ein irreß, schamloses, knirschendes Lachen der letzten Wildheit, ein Lachen am Galgen, das schon den Tod im Halse hat. Vor der Heterkeit der Griechen wird mir alles Tragische der anderen Völker zur Posse; erst unsere Musik hat sie wieder, Bach in der Chromatischen Fuge, Wagner im dritten Akt Tristan und in den Meisterfingern, Mahler in der Fünften. Eine Heterkeit, die das Nichts erblickt hat, unser eigenes und der scheinenden Welt eingeborenes Nichts. Alle Freuden sind erfüllt, alle Schmerzen geleert, der Kreis um alles Leben gezogen, was soll nun sein? So fragt auf seiner Höhe, aus seiner Tiefe der Mensch. Der Wahn ist zerfallen, was nun? Da wir nun doch erkannt haben, daß nichts als Wahn ist! Also weiter im Wahn, aber wissend, daß es Wahn ist. So hat der Grieche am Grabe seines ungeheuren Ernstes zuletzt das Lachen entdeckt. Was soll man schließlich auf der Welt sonst noch anfangen, als heter zu sein? Es bleibt einem nichts übrig. Dies ist es: es bleibt einem nichts übrig. Das bricht in aller griechischen Heterkeit immer wieder aus: es bleibt einem nichts übrig.

25. Februar. In Zeitungen wird die Destinn geschmäht, weil sie niemals zögert, sich als Böhmin zu bekennen. Man findet das undankbar gegen Berlin, wo sie doch viel Geld verdient. Nehmen wir an, ein Berliner exportiere nach England. Muß er nun, um der englischen Kundschaft willen, aufhören deutsch zu fühlen? Meine Bücher werden in Frankreich gekauft, nimmt mir dies das Recht auf deutsche Geilnung? Aber so sieht der Deutsche den Künstler an: er glaubt, um den Preis, den er für sein Werk zahlt, ihn selbst zu kaufen, mit Haut und Haar. Der Künstler darf keine Seele mehr haben, alles gehört dem Publikum. Und die dummen Mimen freuen sich noch, wenn der Journalist proht: Unsere gefeierte K., unser großer J.! Wie der Bauer sagt: Unsere Kuh, unser Schwein! Zu Leibeigenen, Geisteigenen des Publikums machen sie sich und sind dann gekränkt, beim Gefinde zu stehen. Aber das ist so wunderschön von der Destinn, daß diese große Künstlerin immer ein unbeugsamer, trotziger, reiner Mensch bleibt und den öffentlichen Gemeinheiten ihre Verachtung nicht verhehlt.

11. März. Da wird gestritten, ob man Beethoven tanzen kann. Jede Kunst kann doch zum Erlebnis nicht bloß das unmittelbare Leben, sondern auch eine andere Kunst nehmen. Ich erlebe den Frühling, das Meer, die Rache. Das heißt: der Frühling, das Meer, die Rache schlagen mein Inneres auf, es springt heraus. Ganz ebenso kann ich die Griechen oder ein Lied, einen Tanz erleben: sie setzen sich im Dichter in Worte, im Maler in Farben um. Ein Maler macht den Krieg. Das heißt: ein Krieg, in dem der Maler war, von dem der Maler hört, an den der Maler denkt, läßt ihn Gestalten sehen. Vogel zwischern: der eine hört's, der andere sieht's, den macht es singen, den malen, den tanzen. Sonne strahlt und der Strahl wird hier ein Klang, dort ein Vers. Aber wie der Strahl, fliegt jetzt auch der Klang, fliegt auch der Vers durch die Welt, warum soll der nun nicht auch wieder wirken, der Klang, der Vers, wie der Strahl, und sich nicht auch wieder verwandeln, wie damals der Strahl in Klang und Vers, so Klang und Vers jetzt in Tanz oder Licht? Kann man Beethoven malen? Beethoven malen, das heißt nämlich gar nicht, Töne zu Farben

machen, förmlich überlegen, Takt um Takt, sondern es heißt: Beethoven erleben und dafür einen malerischen Ausdruck haben. Es gehört nichts dazu, als daß einer fähig ist, sein Erlebnis zu malen, und menschlich fähig ist, Beethoven zu erleben. Ich würde Walser, den ich sehr gern habe, nicht Beethoven malen lassen. Aber ich würde deshalb nicht sagen, daß man Beethoven nicht malen kann.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

6.

Deine Ruhe ist mir über alles wichtig. Ich möchte Dir keinen Augenblick der Störung verursachen, nicht einmal beeinflussen, unbescheiden oder aufdringlich in Deine Wesensart mich einschleichen möchte ich. Du bist so vollkommen wie Du bist und ich finde Dich unbeschreiblich lieblich. Beinahe befriedigt mich, daß Du keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne und für die große Menge bist. Ich bilde mir dann ein, Dich entdeckt zu haben, erzähle mir vor, daß ich Dich hübsch und malerisch mache. Keine Photographie, all Deine Bilder nicht geben mir die Profillinie, die ich kenne, die fed, ein wenig herausfordernd, und doch immer voll Anmut, voll Flüchtigkeit und zerbrechlichster Feinheit ist.

Man könnte sie nur in Silberstift nachzeichnen. Den Silberstift handhabte als Meister nur Einer, Leonardo.

Denke nicht, daß ich Dir jetzt Schmeicheleien sage, um Dich für meine Roheiten und Verdüsterungen zu entschädigen.

Warum kommst Du? Du tätest weiser, nicht mehr zu kommen, denn ich bin nicht gut. Ich hatte schon als Junge die verhängnisvolle Neigung, mein Spielgerät zu zerbrechen und in Urbestandteile zu zerlegen. Ich bringe kein Glück.

Trotzdem brauche ich Glück. Ich brauche Ruhe, ein Haus im Dorf oder in einer ganz kleinen Stadt. Vielleicht könnte ich etwas Gutes arbeiten, ich wäre einmal gern Arzt geworden. Ich bin auch fleißig, fleißig fleißig, aber ich vollende nichts, die Ergebnisse meiner Arbeit fesseln und befriedigen mich nicht. Die Arbeit ist meine undankbare und unerbittliche Geliebte. Die liebe ich wirklich. Alles andere nicht, auch die Weiber nicht. Kein Weib.

Ich verabscheue Geld. Nicht weil ich es immer besessen habe. Gerade weil ich mal feins hatte, weil ich weiß, wie gemein der Besitz ist und welch erniedrigenden Vorteil er dem Reichen über den Armen bietet. Jetzt noch unterstütze ich zuweilen, wenn die Laune mich gerade packt, solche Hilfsbedürftigen, Künstler und Geistesarbeiter. Ich kenne Einige, die anständiger sind als wir alle zusammen, die ihre Wohltäter beschenken und beschämen. Eigentlich bereiten sie mir Mißbehagen, solch ein Hund ist der Mensch! Die Andern, die unverschämt, prahlerisch und gaunerhaft werden, machen mir viel Spaß. Sie passen sich meiner Weltanschauung ein.

Du bist ganz gut und durchsichtig klar. Alle Gemeinheit ist an Dir wohl vorübergegangen, sie hat Dich nie berührt. Du stehst auf einem Piedestal gleichsam, in eine andere

Welt entrückt. Darum brauche ich mir so wenig Zwang aufzuerlegen, mich vor Dir im Rot herumzuwälzen und hündisch zu sein. Dich trübt es nicht.

Ein Geheimniß will ich Dir anvertrauen, kleine Diana! Ein wirkliches. — Ich arbeite wieder. Nun, durch Dich werde ich etwas Gutes machen und Deinen Namen zu den Sternen tragen, wo er von Anfang an für mich geschrieben stand. Du sollst stolz auf mich sein. Nur, habe Schuld! Komm!

7.

Eines Tages würde ich Dir Alles bekennen, was zwischen uns steht. Ich gestehe Dir eine Schuld. Dann will ich an Deinem Herzen ausruhn und ganz stille sein.

Weißt Du, wann mir am wohlsten ist? Wenn ich Dich auf meinen Knieen halte, mein Kopf gegen Deine Brust liegt und ich Dein Herz schlagen höre. Dein Herz ängstigt sich um mich, ich fühle es wohl! Du suchst und fragst, nicht mit den Lippen, aber in kleinen, erschrockenen Blicken, mit abbittenden und einschmeichelnden Bewegungen. Tritt leise auf, als ob Du bei einem Kranken eintrittst, setze Dich neben mich und blide vor Dich, wie man am Lager der Sterbenden Ausblick hält, nicht in die Weite, — die Weite birgt schlimme Ahnung, — nicht zurück, weil Vergangenes an die Vergänglichkeit kein Recht mehr hat.

Ich quäle Dich, aber Du sollst mich befreien, Deine Gequältheit verschafft mir Linderung.

Es macht mir Pläßer, während ich Dich im Arme halte, Deines Mannes Einladung abzusagen: Meine ergebenste Empfehlung an die gnädige Frau. War es grausam, Dich in voller Toilette von einem Diner zurückzuhalten und bei mir zu behalten? Ich wollte nicht, daß Andere sich an Dir freuten, und ich war den Abend hungrig.

Du weißt nicht, wie unendlich öde für mich Männer und Männergespräche sind, ihre hündische Unverschämtheit und falthertzige Gier! Ich habe einen Bekannten, der seine Freunde einladet, von seiner Wohnung aus mit dem Teleskop eine Schwimmanstalt zu beobachten. Er ist ein Mann in den Vierzig, weder ein Lustling noch ein Künstler. Daß reizt ihn ein wenig, diese bloße Vermutung von Nacktheit, von häßlichen und armseligen Formen in unschönen und lächerlichen Verhüllungen. Bei diesem Genuß werden Nachmittage zugebracht, und man sucht seine Bekanntschaft, wie man in der besten Gesellschaft Jagdeinladungen von zweifelhaften Gentlemen annimmt.

Die Frauen sind ein Wild, es bringt Ehre, sie zu erlegen und zu verletzen oder in Fallen zu fangen. Die größte Ehre ist, sie zu töten, weil ein zärtliches und wahrhaftiges Geschöpf dann echte Tränen geweint und wirkliche Schmerzen gelitten hat. So traurig ist das! Die Frauen rächen sich, indem sie lügen. Alle lügen. Wir Männer alle glauben an ihre Verlogenheit und wollen ihrer Ehrlichkeit nicht glauben. Manchmal wiederhole ich mir gewisse Sätze, die Du gesagt hast, und denke, Du kannst sie auf ehrenhafte Weise nicht erfahren haben, sie sind unanständig und zweideutig. Du drehst Deine Haare mit dieser

zugleich hastigen und lodenden Bewegung nicht zum ersten Mal so ein, wenn Du Dich von meinem Lager erhebst. So ließt Du schon vorher durch die Stadt und durch den Rot mit Deinen feinen, weichen, verwöhnten Stiefelchen, ein anderer Mann zog Deine Stiefelchen aus, wie ich sie ausziehe, und wärmte die beweglichen, schnellen und spitzbübischen Füßchen, die wie lebendige, kleine Tierkörper für sich sind, zwischen seinen Händen. Wenn ich lange in Deine Pupillen sehe, werden sie unter dem Spielen, unter dem Tanz der Lichter, schwarz, starr und steinern wie Achat. Du bist Jß, die schauerlichen Opferfeierlichkeiten zusieht. Du bist alt wie die Welt, Du mordest und gebierst.

Deine Brüste sind mütterlich, obgleich Du nie ein Kind trugst. Auch das befremdet mich. Ich lehne mich auf gegen Deine Unfruchtbarkeit, gegen die glatte Keinheit und Fleischblütigkeit Deines Körpers. Ich möchte ihn blutend sehn, aufgerissen, in schmerzhaften Zudungen.

Wir werden ein Kind zusammen haben, es soll in England oder in Italien groß werden. Beide Länder sind frei in einer verschiedenen Weise, nur das Menschliche gilt, in dem einen als Form, im andern als Tat. Wir handeln zu wenig in Deutschland und lieben die Form nicht genügend. Aber unser Kind könnte ein großer Künstler oder ein Eroberer werden.

Der einzige Grund für mich zu heiraten wäre, daß eine Frau von mir ein Kind trüge. Ich würde mein Kind sehr lieben, vielleicht weil ich mich selbst zu sehr liebe. Die Mutter könnte eine ganz einfache Frau, könnte eine Bäuerin sein.

Ich besitze gar keine Sinnlichkeit im gewöhnlichen Sinne. Sie ist mir ekelhaft, wie einen später die Gier, das unbeschränkte Greßbedürfnis gewisser Wachstumsjahre, anekelt. Ich könnte mit Dir Tag und Nacht zusammen sein, jahrelang, und Dich nie berühren. Doch, wenn ich Dich nur einen Tag nicht sehe, habe ich Sehnsucht.

Dies Leben ist für mich ungesund und unerträglich. Du kommst zu selten, Du kannst nicht häufiger als in der Woche einmal kommen, die übrige Zeit liege ich auf dem Lager, wo Du gelegen hast. Ich stelle mir alles an Dir deutlich vor, ein Duft, der in diesen Räumen zurückgeblieben ist, peiniget mich, ich fürchte ihn sich verflüchtigen zu lassen, warte und träume.

Das ist nervenzerreißend. Es macht mich zur Arbeit unfähig.

Ich will von Dir nicht sprechen oder sprechen hören. Ich gehe aus und geselle mich Leuten zu, in der Hoffnung, daß Dein Name genannt wird. Dann ärgert mich ihre Kälte oder ihr Wiß, ich könnte die umarmen, die Dich anmutig und rein finden. Oder der Argwohn kommt wieder über mich, wenn sie Dich zu warm verteidigen. Ich würde den Verteidiger dann gern töten, methodisch und kalt, wie man sein Ziel auf die Scheibe nimmt. Solch ein Schuß ins Zentrum würde mir Ableitung und Lösung schaffen.

8.

Ich weiß, daß Du mir folgen würdest, bedingungslos und ohne Frage, nach Paris oder Rußland. Du würdest sehr elend sein und Dich nie beklagen. Du hast kein Geld und würdest mich kein Geld kosten wollen. Du bist zu gut, zu unberechnend und zu großmütig bescheiden. Man könnte Dich sehr mißbrauchen und Dich sehr unglücklich machen.

Eine Frau wie Dich heiratet man. Sie nimmt die Liebe ernsthaft und ist treu, aufopfernd und geduldig. Alles ginge so leicht und so glatt. Nichts, rein nichts steht uns im Wege. Warum greife ich nicht nach dem Glück? Warum ziehe ich es nicht herab zu mir aus seinen feinen und heitren Himmeln, und halte es sehr fest und baue darum eine Mauer und lasse niemand mehr hinter meine Mauer schauen? Niemand.

In meiner Heimat weiß ich um einen Garten solch eine Mauer. Der Garten ist ein alter Klostergarten, das Kloster ist auch noch da, alte Leute verleben ihren Feierabend drin, und an den besonnten Mauerhängen reißt Spalterobst. Ein paar uralte Nußbäume stehn vor einem weißen Torwächterhäuschen, den Brunnen sagt ein Steintrog, ein lebendiger Strahl läuft Tag und Nacht, man hört den Regen aus den Schläuchen leise gegen die Wurzeln der Birnbäume sprudeln, und fortwährend fallen die blauen Pflaumen, weiße und grüne Aepfelerstlinge.

Wir wären so einfach, wenn wir dort wohnten. Es ist so wenig was zu einem friedlichen und reichen Leben genügt! Wir hätten Hunde und Rinder. Jeder kennt mich von Jugend auf dort, die Eltern haben meine Großväter gekannt, ihre Jungen spielen mit unsern Buben. Solch diese Dinge ausmalen ist lieblich wie ein Hirtengedicht. Dem Verbannten folgt die verlorene Weise in seine Friedlosigkeit. Zweifle nicht an mir und verzweifle nicht! Ich bin schuldig, aber nicht böse. Ich will gewiß nichts Böses tun, quäle Dich aber.

Vergleib mir, ich weiß, Du kannst nur geben und vergeben! Ich hätte mir das Leben genommen, wenn ich Dich nicht gefunden hätte. Du bist das Beste meines Lebens. Ich möchte für Dich nur Sonne und Segen. Du verdienst Güte, weil Du gut bist. Du bist mehr als gut, Du bist groß.

Hab ich Dir weh getan letztes Mal, physisch weh? Du sahst leidend und müde aus. Du weinst zu viel, ich mag Tränen nicht.

9.

Manchmal bist Du trotzig und empörst Dich. Du sagst Bosheiten, die treffen sollen, und zitterst doch vor Angst, daß sie wirklich treffen könnten. Sie sind nur blindlings herausgeschleudert, entstammen lauter Hilflosigkeit, Du erwartest dafür die Rute oder wartest auf ein beruhigendes und gutes Wort, wie ein kluger Erzieher zum Kinde spricht. Du zweifelst so wenig an meiner ursprünglichen Güte, an meiner Ueberlegenheit und Stärke.

Das ist rührend an Frauen und ganz unverbildete Natur. Aber wir sind schwach geworden, schwankend und zwiespältig und verlogen durch all die Jahrhunderte zehrender Zivilisationen. Die Geliebte sieht den Mann immer wieder stark, fröhlich und schutzspendend, wie Eva Adam sah, denselben Adam, der sich feig hinter ihr verkroch, Entschuldigungen stammelte vor einer höheren Philosophie, vor der Logik oder Einsicht, — vor seinem Gott.

So beschämend ist das! Wenn ich wirklich stark wäre, könnte ich Dich züchtigen oder küssen. Wir sollen spielen und Ihr sollt Spielzeug sein. Du bist ein armer kleiner Schauspieler ohne Partner, der seine Rolle allein spielt. Ich kann nicht mehr spielen, ich kann auch nicht froh oder stark sein.

Einmal ja! Damals war ich sehr arm und hatte nichts zu essen. Der Hunger ließ mir zum Spielen keine Zeit und durch die Not wurde ich verführt, anstatt zu verführen. Ein Mann wird Zuhälter, der empfängt, der sich erwerben läßt, anstatt zu erwerben. Frauen sind sie großmütig, wo sie schenken. Sie wissen, eigentlich sollten ungroßmütig immer nur Beschenke sein, sie werden männlich und übertrieben, werden als Gebende unförmlich.

Ich sehe manchmal auch an Dir Ermüdung, sehe, wie auf Deine Unschuld und fröhliche Wärme eine kalte Hand sich legt. Du hast Angst vor mir, Du bildest Dir ein, ich könnte Verbrechen begangen haben. Und brennst doch wieder, mein Vertrauen zu empfangen, Dich selbst zu beladen und zu belasten mit meinem Verbrechen. Du gingest gerne mit nach Sibirien, trügest Porzias Wunden oder spendetest Adrienne Lecoubreurs Juwelen.

Es wäre schwierig indeß Dir mitzuteilen, daß man verdrossen ist, weil der Darm nicht genügend entleerte, daß der Neid mich zerfrisst und hämisch macht, oder daß gemeine Unsinnen und Gaunerei in einem ungesunden Augenblick stärker erregen als himmlische Opferbereitschaft und Treue.

Du langweilst mich mit Deiner Treue und fühlst, daß Du langweilig bist, und wirst niemals verstehen, weshalb Manon geliebt wurde oder jene welke Dirne mit den gelben Haarzotten, oder warum Männer eine aufgeschwemmte und betrunkene Köchin heiraten? Dich bekümmert, daß ich trinke. Du bemühst Dich heiter zu sein und bist wichtig, gelehrt, philosophisch, windest Deinen lieben Geist, läßt ihn in tausend kleinen Lichtern und Ranten spielen, um mich festzuhalten. Ich sah unter all dem Feuerwerk Deine Angst, sah die Qual im Lächeln. Und ich hasse Dich, daß Du nicht ganz leichtfertig, ganz hohl, ganz nichtswürdig bist.

Es würde mir Vergnügen bereiten, Dich auf einem Diebstahl oder auf einer Gemeinheit zu ertappen. Du solltest lügen, solltest kleine widerliche Laster haben. Du bist zu sehr Ehrenmann, um einen Mann ganz zu fesseln, zu göttlich ungeschickt, um schmutzige Untergründe aufzuwühlen.

Ich glaube, ich liebe Dich gar nicht. Aber ich kann ohne Dich nicht leben. Du, Du sollst mich lieben und sollst warten und nichts Schlechtes von mir denken! Ganz Schlechtes nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Lizmann.

VI. Roman der Gegenwart.

Auf das Totenlager des alten Dubslaw Stechlin legt ein Kind die ersten Blumen, und als Fontane die Augen schloß, ist es auch die Jugend gewesen, die ihm die ersten Blumen auf's letzte Lager legte, die Jugend, die in dem Achtzigjährigen, der der Altersgenosse ihrer Väter und Großväter gewesen, den Führer ver-

lor, richtiger den Kameraden, den sie auf ihren — die treue Widerspiegelung des Lebens in der Kunst als Hauptziel verfolgenden — Bahnen in gleichem Schritt und Tritt sich zur Seite gefühlt hatte. Heute ist das, was damals als Parole der Jugend galt, schon veraltet, und ein jüngeres Geschlecht strebt auf anderen

Wegen anderen Zielen zu. Aber wenn auch diese sog. naturalistische Bewegung der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr Gegenwartsbewegung, nicht mehr Ausdruck der treibenden künstlerischen Kräfte und Ideale der Gegenwart ist, und wenn infolgedessen das allerjüngste Geschlecht gerade gegen den „Naturalismus“ von einer übertriebenen Empfindlichkeit ist, ja selbst wenn ihr darin recht gegeben werden kann, daß überraschend schnell die Lösung von der schlechthin bedingungslosen Wiedergabe der Natur in der Kunst als Selbstzweck ihre Werbekraft bei den Schaffenden und ihre Anziehungskraft bei den Genießenden verloren hat, so darf uns das doch nicht blind machen, einmal gegen die aufrüttelnde befreiende Kraft, die von der naturalistischen Bewegung ausgegangen ist, und gegen den bleibenden Wert der Dichter und der Dichtungen, die durch den Naturalismus ihre Gepräge erhalten haben, und in denen er einen die Stimmung und Mode des Tages überdauernden künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Ein solches Monument des deutschen Naturalismus von bleibendem Wert ist Georg von Ompteda's 1896 erschienener Roman „Ehlvest von Geher. Ein Menschenleben“. Ompteda ist zweifellos ein Schüler Emil Zolas, der in seinen Romanen zuerst das Evangelium des Naturalismus gepredigt und vertreten hat. Aber wer danach in diesem „Menschenleben“ etwa ein Spiegelbild des Lebens mit den Farben von Zolas Rougon-Macquart erwartet, d. h. einen Einblick in das Gewirr wilder Leidenschaften und dunkler Triebe auf dem Boden einer die Zersetzungskeime der ganzen Welt in sich sammelnden Großstadt, im Schoße einer durch Schuld und Unglück von Generationen entarteten Familie, der wird sich enttäuscht finden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich vor zehn Jahren unter dem ersten Eindruck des Werkes geäußert habe: „Wer den Geist, der im deutschen Offizierkorps lebendig ist, in seiner Tüchtigkeit begreifen und würdigen will, dem würde ich kein besseres Buch zu empfehlen als Ompteda's „Ehlvest von Geher“. Denn jede

Seite dieser Schilderungen aus dem Offiziersleben einer kleinen deutschen Friedensgarnison zeugt nicht nur von der Liebe des Schilderers, sondern auch von seiner Sachkenntnis und Unbefangenheit, und vor allem tritt uns ohne Prunk und Phrase in den Gestalten, die er uns vorführt, jener stille, ernste Geist des Pflichtgefühls, der Treue im Kleinen um des großen Ganzen willen, entgegen, wie er seine höchst ideale Verkörperung in unserm alten Kaiser Wilhelm fand . . . Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.“

Unter den ausgeprägt naturalistischen Romanen verdient neben Ompteda's Ehlvest von Geher „Der Büttnerbauer“ (1895) des leider zu früh gestorbenen Wilh. von Polenz einen bleibenden Platz. Polenz schürft vielleicht tiefer als Ompteda, er ist herber und ernster und auch noch objektiver, daher wirkt das Gemälde der langsamen, unerbittlichen Zerstörung eines Menschenlebens, das er im Büttnerbauer gibt, auf Leser, die die künstlerische Kraft der Darstellung nicht so schnell herauszufühlen imstande sind, oft abstoßend, weil sie zunächst vom Stoff erdrückt werden. Wer sich aber davon frei zu machen weiß, der wird im „Büttnerbauer“ Schönheiten entdecken, die ihn für das Martyrium, das ihm die graue Trostlosigkeit des Milieus bereitet hat, reichlich entschädigen.

Daß unter den deutschen Romandichtern, die sich in dem Rahmen des Naturalismus bewegen, vielleicht die bedeutendste und eigenartigste Erscheinung eine Frau ist, muß auf den ersten Blick befremden. Die Frau als Schriftstellerin und Dichterin war bis vor rund einem Menschenalter eigentlich nur in zwei Erscheinungsformen vorhanden, den sog. „Emanzipierten“, d. h. den ihrem Wesen nach vereinzelt, weiblichen Krafnaturen, die mit mehr oder minder großen Entschiedenheit und Klarheit zunächst für sich persönlich eine Ausnahmestellung außerhalb der den Frauen gezogenen konventionellen Grenzen beanspruchten

und im Dichten wie im Leben vertraten, und der kompakten Masse der Soliden, die, ohne Emanzipationsgelüste, aber auch ohne Persönlichkeit in dem Rahmen wohlgesitteter, anständiger Mittelmäßigkeit wandelnd, eine weite Kreise ziehende, schriftstellerische Tätigkeit entfalteten, deren geistige Erzeugnisse aber für die Literatur ebensowenig in Betracht kommen, wie die Strümpfe, die sie in ihren Mußestunden strickten. Ich wüßte eigentlich aus früherer Zeit nur zwei Ausnahmen, die bekanntlich die Regel bestätigen, d. h. zwei Frauen, die als Künstlerinnen einen hervorragenden Platz sich erobert haben, ohne als Frau im Leben besondere Ansprüche vor ihren Mitgeschwestern zu erheben, das ist Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848), die westfälische Dichterin, die als kraftvoll gestaltendes lyrisches Talent turmhoch nicht nur aus der Schar der dichtenden Frauen, sondern auch der Männer ihrer Zeit hervorsticht, und die heute noch unter uns lebende Marie von Ebner-Eschenbach (geb. 1830), die seit den sebziger Jahren auf dem Gebiet der Novelle und des Romans sich, als eine geschlossene menschliche und dichterische Persönlichkeit, die Liebe und die Bewunderung der anspruchvollsten Kunststrichter, wie aller mehr als flüchtige Unterhaltung begehrenden Leser erworben hat, und deren Dichtungen ich daher auch jedem als eine reine Quelle künstlerischen Genußes dringend ans Herz legen möchte. Man mag aufschlagen von ihr, welches Buch man will, immer wird man durch die Zielsprache mit dieser vornehmen, gütigen, klugen und großdenkenden Frau sich bereichert fühlen. Aber wie gesagt, diese beiden Frauen sind Ausnahmen. Vielleicht wäre aber in diesem Zusammenhang noch jedenfalls einer dichtenden Frau aus der älteren Zeit zu gedenken, die der Kategorie der Emanzipierten näher steht als die erwähnten, und die doch in ihrer besten Dichtung nur Künstlerin, und eine bedeutende dazu, ist, Fanny Lewald-Stahr (1811—1889). Es gibt von ihr wenigstens einen ausgezeichneten Roman von bleibendem Wert: „Die Familie Darnier“, der Land und Leute ihrer ostpreussischen Heimat um die Zeit vor hundert

Jahren meisterhaft schildert. Fanny Lewald aber bildet zugleich das Bindeglied zwischen der Kategorie der „Emanzipierten“ der alten Generation und derjenigen dritten Kategorie, die sich im Laufe der letzten 25 Jahre zu den beiden erwähnten gesellt hat, und die in den sozialen Bewegungen unserer Zeit ihren Boden und ihre Erklärung findet, der Frau, die im Wettbewerb mit dem Mann und, von höchstem literarischen Ehrgeiz erfüllt, für die Frauen als Gesamtheit nicht nur eine Gewährleistung persönlicher Freiheiten und Rechte innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erstrebt, sondern der auch eine Vertiefung des geistigen Lebensinhalts der Frauen als Ziel vorschwebt. Diese neuen Frauen sind zu einer Macht in unserem geistigen Leben geworden, mit der jeder, einerlei ob er mit ihren Bestrebungen sympathisiert oder nicht, rechnen muß. Es ist aber bekannt, daß unter diesen Frauen selbst scharfe Gegensätze bestehen. Wir haben die Gruppe, die ihre Ideale im Kampf gegen den Mann bis aufs Messer verwirklichen will, und die daher auf eine Neutralisierung ihres Geschlechts, auf eine Geschlechtslosigkeit, die das Weib von der Hörigkeit des Mannes befreit, hinarbeitet, und die andere Gruppe, die durch eine möglichst ernste und harmonische Entwicklung des spezifisch Weiblichen, nicht gegen den Mann, sondern für den Mann und für die Familie, ein allgemeines höheres Niveau für die Frau erstrebt, das sie befähigt, mehr als das bisher möglich war, dem Mann bei der Lösung der Aufgaben, die das moderne Leben stellt, als treuer Kamerad und Mitarbeiter zur Seite zu stehen. Diese letzte Gruppe kommt wenig oder gar nicht bei den Tagungen unserer verschiedenen Frauenkongresse zu Wort, wohl aber in der Literatur. Das ist ja nicht befremdlich, und dieser Umstand allein würde an sich noch keine Bereicherung unserer Literatur bedeuten, wenn nicht gleichzeitig als Trägerinnen dieser Ideen so viele Künstlerinnen Gehör verlangten. Auch unter ihnen sind freilich manche, die gelegentlich wundervolle dichterische Gestaltungskraft lediglich einsetzen zu einseitigen, tendenziösen Zwecken und dadurch ihrer

Tendenz nichts nützen, ihrer Kunst aber Schaden. Zu letzteren rechne ich nicht Ricarda Huch, die in ihrer Dichtung „Aus der Triumphgasse, Lebensskizzen“ mit unerschöpflicher Fabulier- und starker Darstellungskunst uns ein wundervoll anschauliches und vielgestaltiges Lebens- und Kulturbild einer deutsch-romanischen Mischbevölkerung gegeben hat, wohl aber Helene Böhlaus, die, nachdem sie vor allem mit ihrem 1896 erschienenen Roman „Der Rangierbahnhof“ einen Höhepunkt künstlerischen Schaffens erreicht, seitdem sich in tendenziöse Irrgänge, hoffentlich nicht für immer, verloren zu haben scheint. Zu den Frauen aber, von denen zu hoffen ist, daß ihre Arbeit nicht nur für unser Volk einen bleibenden sozialen Gewinn bedeutet, sondern auch bestimmt ist, in der Literatur ein Faktor von dauerndem Wert zu bleiben, rechne ich vor allem die, die ich als eine der bedeutendsten Erscheinungen des deutschen Naturalismus vorher bezeichnete, Clara Viebig.

Ich sagte, es befremdet, gerade eine Frau auf diesen Bahnen zu finden, aber wer etwas näher zusieht, wird schnell erkennen, daß Clara Viebig eigentlich nur scheinbar unter die Naturalisten gehört. Denn die eigentlichen Naturalisten, die diesen Namen wirklich verdienen und auch für sich in Anspruch genommen haben, sind es gewesen aus Ueberzeugung, während Clara Viebig es ist aus angeborenem Temperament. Was mich an dieser Dichterin, als ich vor Jahren die erste Zeile von ihr las, so wohlthuend berührte, war der Eindruck einer großartigen Ehrlichkeit des Menschen und des Künstlers. Eine Ursprünglichkeit des Empfindens und eine Selbstverständlichkeit in der Wiedergabe dieser Empfindungen erschien hier gepaart mit einer von des Gedankens Blässe so gut wie gar nicht angefränkelten künstlerischen Gestaltungskraft, die aus dem Vollen schöpfend, oft strahlend naiv, den Menschen und den Problemen mit einem Ernst, mit einer Tapferkeit, einer unbeeirraren Sachlichkeit zu Leibe ging, die etwas Erschütterndes hatte. Und dabei in jedem Wort, in jeder Empfindung ganz Weib und nur

Weib. Eine „Natur“ kam hier zu Worte, die, ganz abgesehen von den behandelten Stoffen, um ihrer selbst willen interessierte, weil sie ohne Klausel und Pose nichts anderes geben, nichts anderes sein wollte, als sie selbst.

Diese impulsive Ehrlichkeit, die, wie sie unfähig ist, irgend einem gesellschaftlichen Vorurteil oder Brauch zuliebe Konzessionen zu machen oder etwas, was ihrer Ueberzeugung nach gut oder schlecht zu nennen, ist es an erster Stelle wohl gewesen, die ihr von Seiten der Leser und der Beurteiler, die die Kunst als Selbstzweck nicht anerkennen, schroffe und laute Gegnerschaft eingetragen hat. Aber ich meine, auch die persönlichen Gegner ihrer Weltanschauung, die ihren Roman „Das Weiberdorf“ aus sittlichen und konfessionellen Gründen glauben verwerfen zu müssen, werden den Grundton, auf den ihre Seele gestimmt ist, den Ton reiner Menschenliebe, der nichts Menschliches fremd ist, und des tiefen Mitleids mit aller Kreatur, die trägt am eigenen Ich und am Leben, heraushören müssen aus ihrem 1900 erschienenen Roman „Das tägliche Brot“. Es ist der Roman eines Dienstmädchens. Nur eine gute Frau konnte so etwas schreiben, ein Buch so durchtränkt von innigstem Mitgefühl, so verklärt in reiner Menschenliebe, so verständnisvoll bis in die verborgensten Tiefen des dämmernden Gemütslebens; nur eine große Künstlerin konnte das gestalten zu einer Dichtung, die ehrlich und treu, ohne Schleier und ohne Deckmantel uns Kunde gibt, wie ihre ärmsten Mitschwester leben und leiden. Und gerade darin, daß sie ganz als Frau ihre Aufgabe erfaßt hat, daß sie der ja sehr naheliegenden Versuchung widerstanden hat, hinüberzugreifen auf andere Gebiete und Kreise sozialen Kampfes, darin zeigt sich am besten, wie stark und sicher ihr künstlerischer Instinkt ist. „Ich habe versucht,“ sagt die Verfasserin selbst, „liebenvoll all den weiblichen Empfindungen nachzugehen, die keinen Ausdruck finden, bei jenen armen Stummen, jenen armen Weibern, denen für einen andern Gedanken nicht Muße bleibt, kaum einmal Zeit zu einer andern Sorge als der — ums täg-

liche Brot. Ich möchte zeigen, wie schwer das Dienen überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das Sichbedienenlassen. Ein Sich-menschlich-Nähertreten ist nötig, um die Kluft zu überbrücken, die jetzt tiefer, denn je zwischen Dienenden und Bedientwerbenden klast. So legt sich das Buch ohne den leisesten trübenden Anhauch irgendwelcher Tendenz wie eine ernste Mahnung jedem ans Herz. Die Dichterin hat ihre ganze reife Kunst und ihre ganze Menschenliebe als echte Frau, die nicht mitzuhasen, sondern mitzuleben da ist, eingesetzt für eine gute Tat der Versöhnung. Aus gleicher Gesinnung geboren und mit noch größerer dichterischer Kraft gestaltet ist der 1902 erschienene Roman „Die Wacht am Rhein“, ein Bild der inneren Kämpfe, die sich auf rheinischem Boden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Seelen der Menschen der alten und der neuen Zeit abspielten, ein Bild des sich nicht ohne Ueberwindung harter Widerstände langsam vollziehenden Ausgleichs zwischen Alt-Preußen und Neu-Preußen, der Versöhnung der westdeutsch-katholischen mit der ostdeutsch-protestantischen Kultur. Eine Dichtung, die vom künstlerischen wie vom kulturhistorischen Standpunkt zu dem Besten gerechnet werden muß, was wir besitzen. Und ähnliches ist zu sagen von dem die Kämpfe zwischen Germanentum und Polentum auf ostdeutschem Boden im Gebiet von Warthe und Nehe dichterisch gestaltenden Roman „Das schlafende Heer“ (1904), der allerdings, weil er aus noch andauerndem Kampf und aus bringender Not heraus geschrieben ist, auch Söne anschlagen muß, die nicht jedem lieblich in die Ohren klingen können, in dem aber die Verfasserin nie die große Künstlerin und die mit heiligem Ernst für die Wahrung deutschen Stammesgefühls eintretende Frau, die Würde und den tiefen sachlichen Ernst verleugnet, der auch dem Gegner Respekt ab-zwingen muß.

Die jüngste Entwicklung des deutschen Romans weist, wie ich schon andeutete, auf andere Wege und Ziele. Die Jugend hat mit dem Naturalismus wenig oder gar keine

Fühlung mehr, und selbst die, die ihre ersten Erfolge als Naturalisten errungen haben, wie z. B. Thomas Mann mit seinem höchst bedeutenden Roman „Die Buddenbrocks, Verfall einer Familie“ (1901), der neben Ompstead „Elbester von Geher“ und Clara Viebig's „Wacht am Rhein“ wohl als das künstlerisch reifste Erzeugnis des deutschen Naturalismus gelten muß, sich einen führenden Platz eroberte, ist seitdem in andere Bahnen eingelenkt. Die Jugend setzt ihre ganze Kraft nicht so sehr an die in jedem Zuge lebensgetreue Schilderung der Daseinsbedingungen des modernen Menschen, der modernen Gesellschaft, als an die überzeugende, die tiefsten und feinsten Ufern des menschlichen Empfindungs- und Gefühlslebens bloßlegende Veranschaulichung der Seele des einzelnen modernen Menschen. Sie isoliert wieder ihre Helden, sie verwendet allerdings auch auf die Farben des Hintergrundes, von dem die Gestalten sich abheben, die ganze in der Schule des Naturalismus erworbene Kunst, konzentriert aber doch das Wesentliche ihrer Arbeit auf die Verinnerlichung der Gestalt oder des kleinen Kreises von Gestalten, die sich von diesem Hintergrunde abheben. Als Künstler und Meister in diesem Stil verdienen um jener starken Urwüchsigkeit willen vor allem die Beachtung der jetzt 31 jährige Hermann Hesse mit seinem „Peter Camenzind“ (1904), der 42 jährige Emil Strauß mit seinem 1902 erschienenen Roman „Freund Hein“ und der jetzt 32 jährige Wilhelm Schmidtbonn mit seinen 1903 und 1904 erschienenen Novellensammlungen „Uferleute“ und „Raben“. Sie veranschaulichen wohl am klarsten und am ansprechendsten, in welcher Richtung die Ideale der neuesten Romandichtung liegen.

Zum Schluß muß ich aber auch des großen und eigenen Menschen gedenken, dessen Name unter den deutschen Dichtern der Gegenwart wohl der meistgenannte ist: Gustav Frenssen. Ihn einer bestimmten Richtung zuzuweisen wäre zwecklos. Wer seine „Drei Getreuen“, seinen „Jörn Uhl“ und vor allem auch sein „Hilligenlei“ gelesen hat, mag wohl sagen, ich mag ihn nicht, ich mag seine naive künstlerische

Technik nicht, seine Weltanschauung, seine Stellung zu den Fragen des religiösen Lebens und der Moral des Tages sind mir zuwider, aber keiner wird den Eindruck verwinden können, daß ihm da eine Persönlichkeit entgegengetreten ist, die mit keinem andern vergleichbar ist. Wenn wir uns aber darüber klar werden wollen, was seinem Wort, seiner Stimme den eigentümlichen Klang gibt, der auch die Gleichgültigen und die Gegner zum Zuhören zwingt, so geschieht das vielleicht am besten auf dem Wege, daß wir uns klar zu machen suchen, aus was für einer Stimmung heraus sein meistumstrittenes Werk „Hilligenlei“ geschrieben ist. Wir wissen, daß dieses Buch, das in der künstlerischen Form des Romans Glaubensprobleme und sozial-ethische Probleme in einer Sprache, die jung und alt zugleich anmutet, mit tiefem männlichen Ernst und kindlicher Unbefangenheit dichterisch zu gestalten sucht, von einem Mann geschrieben ist, der auf der Kanzel gestanden und gepredigt hat, und wir fühlen, daß es das Werk eines tief Einsamen ist, fühlen, daß es geboren ist aus einer großen Not und aus einer großen Freude. Während wir ihm zuhören, hören wir den Wind, der über das Meer fährt, an dem er aufgewachsen ist, und sehen die Sonne über dem weiten Flachland und der Marsch zwischen Elbe und Eider; wir sehen auch und fühlen wie mit Händen zu greifen die Menschen und menschlichen Bezüge, die ihn gebildet, gefördert, gehemmt haben, deren Hände — man möchte sagen — noch auf ihm liegen, gebend und nehmend, und die doch mit seinem Innersten und Eigensten nichts zu tun zu haben scheinen. Wir fühlen, wie der Wind und die Sonne und das Meer, der Vogel in der Luft und der Baum und Strauch am Wege zu ihm und mit ihm sprechen wie ihresgleichen, und wir fühlen zugleich die große Einsamkeit, durch die er mit schweren Schritten, mit sehnsüchtigen Augen in die Ferne spähend wandert. Wenn solche Menschen die innere Scheu überwinden, von ihrem geheimsten Sehnen zu reden, oder gar nach ihrem innersten Gefühl zu handeln, so werden sie zunächst in der Regel

nicht verstanden, auch von denen nicht, die für sie eintreten. Das ist nicht nur das Schicksal des Knaben und des Mannes Kai Jans, sondern auch das Schicksal des Einsamen, der die Geschichte von Hilligenlei und Kai Jans erzählt. Wie dieser wurzelt er in norddeutscher Kleinbauernkultur; wie dieser ist er über sie hinausgewachsen durch die normalen und einseitigen Bildungsfaktoren der höheren Schule und des wissenschaftlichen Studiums; und wie bei diesem ist dadurch mit den Jahren in ihm das Gefühl der Vereinamung ins Grenzenlose gewachsen; nicht nur der Geistliche hat unter dem Widerstreit zwischen dem Glauben der Kirche und seinem Glauben schwer gelitten, sondern mindestens ebenso sehr der Mensch, der zwischen der alten mit den Sinnen empfangenen Kultur seiner Kinderjahre und der in geistiger Arbeit erlämpften Kultur des Jünglings und Mannes keinen Ausgleich findet und weder hüben noch drüben wurzelsest werden kann. Diese Vorstellung der inneren Heimatlosigkeit bei stärkstem Heimatgefühl, der inneren Einsamkeit bei dem gleichzeitigen leidenschaftlichen Drang, für andere etwas zu sein, hat auf ihm gelegen, wie eine schwere Last, doppelt schwer, weil er nicht wagte „die Tür seiner Seele aufzureißen, um davon zu andern zu reden“. So hat auch er sich gequält wie Kai Jans durch Jahre in Einsamkeit und Not, bis es eines Tages wie eine Offenbarung über ihn gekommen ist, bis er auf einmal inne geworden ist, daß in diesen Qualen der Einsamkeit in ihm etwas Neues gewachsen und gereift ist, was hüben und drüben zugleich wurzelt. Er hat gesehen, daß von dem neuen, durch seine persönliche Arbeit erworbenen Kulturboden doch auch Fäden laufen hinüber zu jenem Land, das die Spuren seiner Kinderschuhe trägt. Und im selben Augenblick tagt dem Einsamen die Erkenntnis, daß die ewige Macht „ihm keine unfruchtbare Wunderlichkeit“ gegeben hat, sondern die Gabe, welche gute Frucht bringen kann: die Dinge der Welt mit Kinderäugen zu sehen und also natürlicher und klarer als andere Menschen. Und nun ist ihm die Zunge gelöst. Der Schweigsame hat die

Sprache gefunden und ruft die Seinigen zusammen, die, die er kennt seit Kindertagen, weil er unter ihnen groß geworden ist, und dann auch die andern, die er erst kennen lernen möchte, die in einer andern Welt aufgewachsen sind wie er. So beginnt er zu erzählen, aus dem überschwänglichen Drang des Herzens, wie einer der alten Propheten und zugleich wie ein Poet, dem alles, was er gesehen und erfahren, sich zum Bilde gestaltet: mit naiver Freude, breitet weitausholend, gern verweilend, wo ihm der Mensch, von dem er erzählt, besonders nahe steht, und behaglich verwandte Erinnerungen und Erlebnisse einflacht, wie man eben von Mund zu Mund und Auge in Auge erzählt, von Dingen, die mancher im Hörerkreise miterlebt hat und die doch jeder gern wieder hört: „Weißt du noch?“ Daß alles gilt aber auch für das jüngste

Werk: „Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht“, ein Buch, über das ich viel zu sagen hätte, so kurz und so schlicht es ist, ein Buch, das ich in seiner stillen Größe und seiner menschlichen und dichterischen Kraft aufs Höchste bewundere, das in meinen Augen eine nationale Tat ist, weil es das Beste unseres Volkstums ohne Phrase und Pose doch — oder trotzdem — in monumentaler Größe festhält und verewigt, und dadurch bahnweisend, anspornend für unsere nationale Arbeit der Zukunft ist, und eine künstlerische Tat, weil es mit den schlichtesten Ausdrucksmitteln in der denkbar ursprünglichsten Form den vollkommenen Eindruck natürlicher Schönheit in jedem Leser hervorruft, ein Werk, das daher in jedem deutschen Hause als ein Schatz bewahrt und in Ehren gehalten werden sollte von Alt und Jung.

Wonnemond. Von Karl Schnitzler.

„Dearest,

Roma, Coena Domini 1908.

Du ahnst es nicht. Kannst es nicht ahnen, wie Einem ist, dem der April zum Wonnemond wird. Selbst in den Botschafterjahren war Rom nicht so schön. Deinem Drängen nachzugeben, hier in der ewigen Stadt auf eigener Scholle zu haufen: wars wirklich schwach, wie Manche spöttelten? Möglich. Doch wars eine geniale Schwäche. Dabei das angenehme Empfinden, immerhin auf Rabellänge vom jüngsten Horst des Preußenaars zu sein. Auf Distanz stellen wir uns ja immer gut, und Jentisch ist eine treue Seele. Uebrigens ist hier überall zu merken, daß man mit der Ablösung vom Goldenen Horn vorläufig nicht mehr rechnet. L'avenir appartient à qui sait attendre. Je länger, desto besser. Und ist die Sache mit Philo wirklich noch nicht zu Ende (Orientirte, die aus guten und sauberen Quellen schöpfen, reden seit Neuestem sogar vom „anfangen“), so läuft da unten mehr als ein Hoffnungsschifflein noch auf die Sandbank. Also hatte ich Recht und fahre so fort. Nur keine Lämpchen unter die Leppel stellen. Daß ist die ganze Wissenschaft. Ich danke Gott an jedem Morgen, daß ich nicht brauch für unser Reich zu sorgen, und trotzdem leitender Staatsmann bleiben kann. „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten,“ hatte Caprivi schon nach dem Sturz des — entre époux — rabiaten Sachsenwäldlers gesagt. Selbst dieser Kommandierte hatte manchmal sogar gute Gedanken, war und blieb doch nur ein Infanteriegeneral. Wenn ich so zurückblicke: Marokko bleibt das einzige, was mir etwas wie Indigestion machen könnte. Doch wächst auch über diese Steppe langsam nun Gras. Einzige Sorge, ob Clemenceau an der beleuchteten Rampe bleibt. Jeder Systemwechsel drüben stellt auch uns neue Aufgaben. Und die Jahrgänge Neunzehnhundertvier bis sechs würden die Abwicklung der Geschäfte schwerlich angenehmer machen. Item, trotz manchem (menschlich) schönen Wort

kommt unser Imponderabler doch nicht aus der Enantiotropie heraus. Umschlag vielleicht näher, als Mancher denkt und (sehr aufrichtig, Carissima) wünscht. Hört die Coramirung von den englisch Parlirenden (diesseits und jenseits der größeren Lache) nun nicht bald auf, kriegenß die an der Seine zu kosten. Das Ganze gefällt mir schon seit Wochen nicht mehr; zu viel Contrestationstrieb. Tweedmouth, Tower-Hill, Venedig, wo der Hausherr den Gast nach Absolvierung des Dürftigsten einfach sitzen ließ; jetzt wieder Wien vor der Thür. Laut und leise, offiziell und offiziös, hatten sie gebeten: Laßt uns allein, den Tag in der Familie feiern, den Kaiser seinen Völkern. Neben der Liebe hatte noch ärztliche Besorgniß gesprochen. Vergebens. „Auf an die Donau!“ war die Losung, und ein rundes halbes Duzend Gesalbter wird noch hinbeordert. Imposante Rundgebung lautet die Parole, die wohl Rom oder Petersburg gilt, aus dem jüngst eine merkwürdige Tafelrede kam. Schön klingt anders; wobei ich, als guter Patriot, nicht an die Daily-Mail denke.

Du staunst. Und hast recht. Allerlei Nebel ziehen an der Aprilsonne vorüber. Mein Wonnemond bleibtß diesmal trotzdem. Steht im Lande nicht alles, wie es selbst dein im Hoffen immer starres Herz kaum zu erträumen wagte? „Die Welt beschämend will ich jetzt beginnen den neuen Brauch: schlecht außen, kostbar innen“; wie Posthumus. (Warum hat Fritz den Büchmann nicht mitgeschickt? Wolfgangß italienische Reise hätte ich leichter vermisst.) Und kostbar, selbst die neidische Frömmelschar bestreitetß nicht, ist doch Alles gegangen. Phili und Runo, dem ich gern Dauerndes im Phäakenlande gönnte, sind wohl nicht mehr zu fürchten, Rheinbaben und Einem vorläufig an der Strippe. Der Bloß stellt selbst meine von Wilbrandt bescheinigte Vorurtheillosigkeit vor neue Probleme, arbeitet mit der Grafschaft einer Guillotine. Und die ihm ein rasches Ende prophezeiten, sitzen jetzt dick in der Copirtinte. Sämliche Kolonialbahnen sind unter Dach und Fach (wobei mir eine Interpellation für Deinen Psychologeninstinkt in die Feder läuft: hast du die Hast bemerkt, mit der der Herr mit der ostentativen Weste seinen Frieden mit denen um Gröber und Erzberger machte, als die Bloßlarre im Prinzipiensumpf festsaß? Fast so stark, wie im Fall Harden, dessen Abfuhr eine Erquickung war.) Ueberhaupt: der ganze Etat glatt erledigt, ohne irgend nennenswerthe Streichungen. Wozu sie, rebus sic contocurrentibus, so lange herumsitzen, bleibt mir ein Rätsel. Um diligentiam zu prästieren? Unser Einer ahnt doch wenigstens, wozu er den Reichsadler auf dem Ledersessel drückt. Die? Und dabei kostet der Spaß netto siebentausend ungelochte Mark täglich. Man braucht nur kein Bismard zu sein, um mit den Leuten auszukommen. „Mit Kleinen thut man kleine Thaten“, meinte Thales; der im Faust natürlich; vom andern keinen Schimmer. Anspruchslosere Granden sind in Europa nicht mehr zu finden (wenn ich von den „Saubengelß“ absehe, die meine Taktik und ein Reuter-Telegramm zu rascher Capitulation brachten.) Polenvorlage, Vereins- und Börsengesetz sind ebenfalls in der Scheune, zwar nicht die Lacher, doch die Lächerlichen auf meiner Seite. Und die ganze Situation jetzt so, daß ich nächstens wegen der Finanzmisère auch mit den Steifnackigen im Bundesrath ein ernstes Wort reden kann. Dem Realpolitiker genügtß.

. . . Coena Domini. Da werden hier die Füße gewaschen; weil der Menschen Wege nicht immer sauber sein können, sagte mir gestern Freund Tommaso. In der Kirche singen sie: Tu mandasti mandata tua, Domine. Und dein getreuer Diener hat alle erfüllt, könnte ich heute schon sprechen. Drum Wonnemond, Seele meines Seins. Saß ich nicht allein in der Villa, es gäbe zu Ostern keinen Glücklicheren im ewigen Rom als
Deinen, for ever, getreusten Vasallen R.“

Siegeslied.

Deutscher, so du Schuhmann seist,
übe dich in deutschem Geist;
üb' dich in Begeisterung
als wie auch im Säbelschwung!
Merkt dir, daß der Polizei
Pflicht, Beruf und Streben sei,
mit dem Sabul in der Faust
Ruh zu schaffen, daß es saust . . .
Freventlich ist's in der Welt
mit dem armen Mann bestellt,
der, wenn keine Arbeit winkt,
hungrig durch die Straßen hinkt.
Doch sind viele arbeitslos,
wird der Zug leicht lang und groß,
und der Schuhmann dienstbereit
tritt alsdann in Tätigkeit . . .
Im Gehölze, dunkel, dicht,
mördert eine Maid ein Wicht.
Nicht dabei im Rieserwald
macht man einen Knaben kalt.
Anderwo steckt freble Hand
einen Dachstuhl in den Brand.
Tag für Tag gib's in der Stadt
Feuer, Raub und Moritat.

Wo ist dann die Polizei?
Ach, die ist dann nicht dabei.
Denn sie gibt gewichtig acht,
ob man keinen Umzug macht.
Seht, da naht er schon heran:
Arbeitslos der Arbeitsmann,
Weib und Greis und Widelkind
und der Krüppel lahm und blind . . .
Ha, es ruft das Vaterland!
Schuhmannschaft kommt angerannt.
Säbel raus! In Reih und Glied!
Vornweg Herr Hauptmann Schmidt!
Angriff! Flüchel Gummischlauch!
Fäuste! Stiefel in den Bauch!
Feind ist auf Gerüst geflohn;
Schmidt stürmt nach und hat ihn schon!
Wutschaum steht ihm vor dem Mund:
Feind besiegt; — wird eingespunnt!
Landgericht: Schmidt litt noch nie
an der Schuhmannshysterie.
Doch der Feind wird abgeführt,
weil das Volk er aufgerührt.
Vaterland ist stolz und frei. —
Dank dir, hohe Polizei!

J. Diot.

Der Kompromiß.

Mit einer Majorität von 35 Stimmen, einer größeren, als selbst die Block-Politiker sich träumen ließen, hat der Reichstag die Novelle zum Börsengesetz angenommen. Fast könnte es scheinen, als ob es nun zwecklos sei, über diese Geburt unnatürlicher Paarung noch ein Wort zu verlieren. Die Akten sind geschlossen; wahrscheinlich sogar auf eine sehr lange Zeit. Herr Raempf hat zwar die Zuversicht geäußert, daß der Zug nicht fern sei, an dem die jetzt gemachten Fehler vor aller Augen klar liegen und gut gemacht werden. Doch dieser Optimismus ist nur beneidenswert; kein ernstlicher Politiker aber wird dieselben Hoffnungen hegen. Zwölf Jahre hat man gebraucht, um die unsinnigsten Bestimmungen des alten Börsengesetzes zu reformieren; selbst vier Jahre noch, seitdem die Regierung öffentlich im Reichstag erklärt hatte, daß der Differenzzeinwand in der bisherigen Form unmöglich weiter erlaubt sein darf. Und selbst als im Jahre 1903 ein Gesetzentwurf dem Reichstag vorgelegt wurde, der die notwendigsten Härten mildern sollte, wurde die Beratung von den Agrariern bis zum Sessionsschluß verschleppt. Viel hätte nicht gefehlt, so wäre dem neuen Ent-

wurf das gleiche Los beschieden worden. Noch zwei Tage vor der zweiten Lesung hat der Reichstanzler Mühe gehabt, die Mitglieder der Wirtschaftlichen Vereinigung zur Annahme des Gesetzes in der Kommissionsfassung zu bewegen; hätten sie, wie anfangs beabsichtigt war, eine ablehnende Stellung eingenommen, so würde die Börsenreform um eines Haares Breite gescheitert sein; nach Ostern wäre das „hohe Haus“ auch bei 20 M. Plätzen kaum vollzählig gewesen. So mußte das Gesetz, das erst nach allen Regeln der Parlamentskunst in der Kommission verschleppt wurde, im Plenum in Eile durchgepeitscht werden. Den triftigsten Einwänden wurde von den Blockparteien nur mit stummem Lächeln begegnet; Vorschläge (wie die Regelung der Zulassung der Journalisten zum Börsenbesuch), die selbst die Konservativen drei Wochen vorher für nützlich erklärt hatten, wurden nicht einmal der Diskussion für wert gehalten. Als der Kompromißantrag des national-liberalen Abgeordneten und Löbauer Bankdirektors Weber in den Zeitungen veröffentlicht worden war, hatte man sich hinter den Kulissen bereits das Wort gegeben, nichts mehr zu ändern, nichts hinzuzufügen. Nur um die Zustimmung der antisemitischen Partei zu erlangen, wurde ein winziger Zusatzantrag des Abgeordneten

Dr. Böhme zur Beratung gestellt und angenommen; ein Antrag, der mehr noch als der gesamte Kompromiß das Komödienspiel, das mit dem Verzinssgesetz und Börsengesetz getrieben wurde, in bengalischem Lichte erstrahlen läßt. Kleingewerbetreibende sollen nach diesem Antrag, selbst wenn sie im Handelsregister eingetragen sind, nicht wie die sogenannten Vollkaufleute für alle Verpflichtungen aus Börsentermingeschäften haftbar sein. Der Bestimmung, der Freunde und Gegner des Gesetzes gleichmäßig zustimmen, ist nicht die mindeste Bedeutung beizumessen, denn sie verhindert nicht, daß der Bankier mit diesen Schülern der Volksvertretung nach wie vor Termingeschäfte abschließt. Er hat nur darauf zu achten, daß der Spekulant jederzeit für seine Verpflichtungen voll gedeckt ist, d. h. den Einschub sofort ergänzt, wenn der Kurs sich soweit geändert hat, daß die Sicherstellung erschöpft ist. Kein Bankier wird mit oder ohne Börsengesetz für einen Kolonialwarenhändler Bochumer Aktien kaufen, ohne daß genügende Sicherheit für die Verpflichtungen vorhanden ist. Aber der Wortführer der Antisemiten erklärte im Reichstage, die Zulassung der Handwerker zum Börsenspiel sei der „wesentlichste und gefährlichste Punkt“ der Kompromißvorlage. Ein Demagogenspiel, wie man es sich schlimmer kaum vorstellen kann; doch die kluge Wählerschaft wird nun der Partei gewiß keinen Vorwurf mehr machen, für die „Börsenjuden“ eingetreten zu sein, nachdem das deutsche Handwerk so treu beschützt worden ist.

Nach dieser Schablone wurden auch die übrigen Bestimmungen des Gesetzes behandelt. Das Börsenterminregister, das bisher das Lieblingskind der Agrarier gewesen war (und noch in der ersten Kommissionslesung verteidigt wurde), ward nun plötzlich selbst vom Abgeordneten Dr. Köstke abgetan. Mit einem geschickten advokatorischen Kniff; in das Terminregister seien nur „zufällig“ keine Eintragungen erfolgt; hätte sich jeder als Spekulant vormerken lassen, so würde der Kreis der an Termingeschäften beteiligten Personen weit größer sein als jetzt, wo die Grenze durch das Handelsregister oder die Zugehörigkeit zur Börse gezogen ist. Es gehört nicht allzuviel Ueberlegung dazu, diese Verdrehung zu durchschauen. Zur Eintragung ins Terminregister konnte niemand gezwungen werden; ergo hatte es auch keine praktische Bedeutung, und die Börsenparteien hätten gewiß nicht für das Gesetz gestimmt, wenn nicht in praxi der Differenzeinwand so gut wie völlig beseitigt worden wäre. Der Kernpunkt der für den Bankier wichtigen Verbesserungen liegt überhaupt nicht in der Begrenzung des Kreises der Personen, die Termingeschäfte abschließen dürfen, sondern allein darin, daß Sicherheiten nicht mehr zurückgefordert werden können. Das

Taschenspielerkunststück der börsenfeindlichen Parteien bestand darin, diesen Kernpunkt zu verschieben.

Nicht viel besser wurde es mit den angeblich für die Landwirtschaft so nützlichen neuen Bestimmungen über die Produktenbörse gemacht. Ich bin der Meinung, daß die liberalen Börsenparteien die Paragraphen 63 bis 77c (die von dem Verbot der Termingeschäfte in Getreide usw. sowie von den Strafvorschriften handeln) nicht annehmen durften, selbst auf die Gefahr hin, das ganze Gesetz scheitern zu lassen; aber den Agrariern war es, indem sie diese Bestimmungen einfügten, trotzdem nur darum zu tun. Ihren Wählern gegenüber von einer Verschärfung des Börsengesetzes zugunsten der Landwirtschaft sprechen zu können, um ihren Rückzug gegenüber dem Bülowblock zu verschleiern. Das alte Börsengesetz enthält bereits eine ganze Reihe von Strafbestimmungen, von denen auch nicht eine einzige zur Anwendung gekommen ist. Kinder mögen glauben, dies sei deshalb geschehen, weil gegen diese Bestimmungen nie geklagt worden sei; jeder Praktiker weiß, daß bei dieser schwierigen Materie der Nachweis der strafbaren Handlung so selten zu erbringen ist, daß die Vorschriften nur auf dem Papier stehen. Und noch weit komplizierter würde der Nachweis bei Verschlungen gegen die neuen Strafbestimmungen sein, die überhaupt erst in Kraft treten, wenn der sogenannte Ordnungshof (in dem zwei Börsenmitglieder, zwei Vertreter der Landwirtschaft und ein Regierungsbeamter sitzen) zweimal Ordnungsstrafen verfügt hat. Wie soll nachgewiesen werden, daß einer in „gewinn-süchtiger Absicht“, um den Preis von Getreide oder Erzeugnissen der Getreidemüllerei „im Widerspruche mit der durch die allgemeine Marktlage gegebenen Entwicklung zu beeinflussen“, verbotene Börsen-Termingeschäfte oder handelsrechtliche Lieferungsengeschäfte geschlossen hat, in der Absicht, „den Unterschied, zwischen dem vereinbarten Preise und dem Marktpreise der Lieferzeit von dem verlierenden Teil an den gewinnenden zu zahlen“? Angenommen, eine Baissespekulationspartei beabsichtige, den Preis des Getreides zu drücken, so kann der zur Verantwortung gezogene immer den Einwand erheben, daß er die Absicht hatte, am Lieferungstermin das zur Deckung des Engagements notwendige Getreide effektiv anzukaufen. Selbst wenn er es nicht getan hat, sondern wieder ein Lieferungsgeschäft abschloß, ist diese Absicht als von Anfang an bestehend nicht nachweisbar. Den gewerbmäßig erfolgten Abschluß von Termingeschäften mit Strafe zu bedrohen, ist ebenso unrichtig, da die Getreidespekulanten in dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft einen vollständigen Ersatz für das Termingeschäft haben.

Dennoch ist, wie gesagt, der Vorwurf, daß die Fondsbörse an die Produktenbörse verschachert worden ist, vollkommen berechtigt. Nicht weil im Augenblick die Gefahr besteht, daß die handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte, selbst wenn sie wirtschaftlich berechtigte Arbitragegeschäfte darstellen, für ungültig erklärt werden können. Sondern einfach deshalb, weil die Börsenparteien es in der Hand gehabt hätten, die dem Getreidehandel feindlichen Bestimmungen zu beseitigen. Die Taktik der Agrarier stand von vornherein fest; durch ihre Ablehnung der Gesetzesvorlage in der ersten Kommissionsberatung haben sie die Freisinnigen eingeschüchtert. Die sind ihnen, ganz wie jene es wünschten, auf den Leim gegangen und rechneten nicht damit, daß der Reichskanzler das Börsengeschäft unter allen Umständen durchsetzen mußte; auf die Gefahr, den Bloß und damit seine Stellung zu erschüttern. Noch niemals ist den Agrariern eine Spekulation auf die politische Unfähigkeit der liberalen Parteien mißlungen, noch niemals aber auch so gut gelungen wie diesmal. Sie wußten, daß die Herren Raempf und Genossen auch für die kleinste Abschlagszahlung empfänglich sind, und konnten so Herrn Weber, der die Kompromißverhandlungen leitete, die

Bestimmungen über den Getreidehandel einfach diktieren, indem sie natürlich mit ernsthafter Miene versicherten, sich hiervon nicht ein Jota rauben zu lassen. Die schwächliche Haltung des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler war der ihrer Reichstagsvertreter würdig. Zwei Vorstandsmitglieder schwammen, während hier über ihre Lebensfrage beraten wurde, im Mittelmeer. Zwei andere, die Herren Zielenziger und Pinfus, rieten, nachdem sie beim Handelsminister waren, an der Börse zur Ruhe, und wieder ein anderer winkte der Forderung aus dem Kreise der Mitglieder, eine öffentliche Protestversammlung einzuberufen, mit den Worten ab: „Um Gottes willen nicht; wir werden doch nicht die Provinzkundschaft erst darauf aufmerksam machen, daß sie den Differenzeinwand erheben kann.“ Ist's den Agrariern zu verübeln, wenn sie diesen Leuten nicht mehr geben wollen, als unbedingt nötig ist? Auf der nächsten Ordensliste werden sicherlich die Vorstandsmitglieder des Produzentenvereins nicht fehlen. Und manch ein Kommerzienratstitel wird jetzt billiger zu haben sein. So wird im Deutschen Reiche Wirtschaftspolitik getrieben.
Bruno Buchwald.

Wir.

Der Uradel besinnt sich auf seinen Geist und, gestützt auf sein Pedigree, erhebt er den Anspruch, wie in der Diplomatie, im Heer und in der Marine, so fürderhin auch in der Literatur und Kunst in erster Linie zu marschieren. Von jedem preussischen Kavallerieregiment sollen die Uradeligen zur Schaffung von Denkmälern, zur Herstellung von Gemälden, zur Abfassung von Dramen und Romanen abkommandiert werden. Nicht einmal, um nationale Kunst zu pflegen, nur weil man endlich entdeckt hat, daß ein Tier mit Pedigree höher bewertet wird als ein Lastpferd, daß der echte Bulldog besser bezahlt wird als eine beliebige Töle, und daß demnach die Grundbedingung jeder Leistungsfähigkeit die Zuchtwahl bleibt.

Das wird zunächst jeder Verständige für die Ausgeburt des Wahnsinns halten. Ist es wohl auch. Da dieser Wahnsinn sich aber am helllichten Tage breit macht, da auch Normalmenschen ihm Gefolgschaft leisten, so sei er hier — und zwar mehr nach seiner pathologischen Seite

als nach seiner Gemeingefährlichkeit hin — behandelt.

Mir gebricht's an Phantasie, um auszumalen, wie die Töle Hauptmann von der Bulldogge Roze, wie das Lastpferd Wedekind von dem Vollblut Eulenburg niedgerannt wird.

Über allen Ernstes! Es soll gemacht werden! Im Jahrhundert, dem nichts unmöglich, soll auch dies Schauspiel Ereignis werden. „Es ist ein anziehendes Schauspiel“, sagt Schiller irgendwo im Abfall der Niederlande, „den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampf zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen.“

Dieser Auffassung schließt sich Herr v. Roze an und entdeckt, daß der Uradel alle diese Tugenden in sich vereinigt; wohl gemerkt: der Uradel, nicht etwa der Briefadel, den er ausdrücklich ausschließt, und in dem er zweifelsohne eine Kreuzung von Bulldog und Töle sieht.

„Noch hat sich, besonders in Deutschland, der Adel nicht mit der ganzen Fülle seiner latenten Kraft in die neue, rein geistige Richtung

geworfen. Es ist eben noch Zwischenstadium heute. Und dennoch und allzutrotz (!) beweist jetzt schon die Statistik, wie geeignet er auch auf diesem Felde zur Führung ist. Seine Dekadenz, von der die unwissenden Volkstribunen fabeln, ist wie ein Hühnerauge an gesundem Körper, und nur da zu finden, wo das Gesetz der Zuchtwahl ins Extrem der Inzucht getrieben wurde — in einzelnen wenigen der gesellschaftlich höchststehenden Kreise — und wie jedes Extrem, auch zu enge Stiefel, schädlich. Das Groß des Junkertums wird davon nicht berührt. Das prozentual jetzt schon so günstige Verhältnis der geistigen Großleistungen im Adel zu denen der übrigen Menschheit wird in wenigen Jahrzehnten ein überwältigendes werden, wenn wir erst die Stimme der Jahrhunderte recht vernommen“

„Über auch unter den Lastpferden wird das Tier mit Pedigree höher bewertet, und der echte Bulldog besser bezahlt als eine beliebige Föle.“

„Freilich — ein Teil von uns nur wird vorläufig frei dazu werden können. Der andere wird noch immer den Rücken der geistigen Fortschrittarmee mit den alten Waffen decken müssen gegen die rohen Gefahren, die unserer Kultur von niederen Völkern, Rassen und Schichten drohen. In voller Stärke werden wir sobald nicht auftreten können — doch in genügender Anzahl, um unseren Anspruch auf die Führung auch weiterhin aufrechterhalten zu können.“

„Es ist die Natur, nicht die Laune des Zufalls, die den Adel geschaffen, die den Adel für ihre Zwecke benötigt, die ihm die Vorrechte gewährt, die der gedankenlose sozialistische Neuling zu eigenen Gunsten ausgleichen möchte.“

„Kurzum — wer die „besseren Chancen“ des Adels — des Uradels, nicht des Briefadels von vorgestern — beanstanden will, der muß seinen Protest bei Mutter Natur einreichen. Zuchtwahl heißt die Zauberformel des Erfolges — auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete — — für den weiteren Fortschritt der Menschheit auf dem Wege gen oben, der da hinführt, wir wissen nicht wo; der da endet, wir wissen nicht wann; der da bezweckt, wir wissen nicht was“

Wo er hinführt! Wo er endet!

„Ob er heilig, ob er böse,

Jammert sie der Unglücksmann.“

Mit den vorn wiedergegebenen Sätzen kündigt sich eine neue Monatschrift an, deren erstes Heft vor mir liegt und demnächst in die

Oeffentlichkeit gelangt. Blutblau ist die Farbe des Umschlags, ein gekrönter Adler ziert seinen Kopf, und sie nennt sich:

„WIR“

„Eine aristokratische Monatschrift.“

Sie erscheint im Verlage Krone: Richard Taendler (warum nicht von Taendler?), Berlin W., Aurfürstendamm 236, und wird scheinbar von einem Herrn von Rohe, von dem auch die oben erwähnte Einführung ist, geleitet. Und des Blattes Leitwort lautet: „Nobilitas sola est atque unica virtus.“

Klarer als die in miserabilem Deutsch geschriebene Einführung Rohe's läßt ein Beitrag A. von Gaffron-Oberstradams erkennen, wes Geistes das Blatt ist.

Eine Fabel:

„Sie waren hoch, hoch emporgestiegen.

„So hoch ist noch kein anderes Geschöpf vor uns gekommen“, sagten sie.

Da sahen sie einen Adler, der über ihnen dahin flog.

„Frechheit“, sagten sie. —

Und sie empfanden es so.

Gestatten Sie, meine Herren von Rohe, von Gaffron und Genossen, daß ich der Fabel, dem Vorwort, dem beschränkten Geiste dieser Gründung das Wort Friedrich des Großen gegenüberstelle, der auch schließlich zum Uradel zählt und demnach als qualifiziert zur Mitarbeit an Ihrem Blatte zu gelten hat — vorausgesetzt, daß er noch leben würde, was freilich wieder die Unmöglichkeit eines solchen Blattes zur Folge hätte. Ihr Standesgenosse Friedrich der Große also sagt (1786): „Der Adel ist nichts anderes, als der höhere Grad der Bildung und Ehre, den man bei Personen aus guter Familie, die einer sorgsameren Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf.“ Friedrich der Große aber lebt nicht mehr, und so undenkbar diese Gründung im Jahre 1786 gewesen wäre, so ist sie heute ein natürliches Produkt der Verhältnisse. So mußte es kommen. Wo der Wille eines uradeligen Laien, der — hört die Künstler — weder Geschmack noch künstlerisches Empfinden besitzt, unsere Kunst regiert und auf ihre Kosten

den Dilettantismus fördert, muß das Verlangen der Standesgenossen, auch ihrem Laienverstand Kunst und Literatur dienstbar zu machen, nur natürlich erscheinen.

Und gegenüber dieser Produktion mag's nicht als Ueberhebung gelten, wenn ich das

Blatt aus der Hand lege und dabei Goethes Wort gedenke:

„Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrene sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Torheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt“. A. L.

Vom Liebesempfinden der Gegenwart.

Groß ist der größte Herrscher der Zeit. Ist ihr Gott, ihr einziger Gott. Wenn alle Götter gestorben sind, — Groß überlebt und beerbt sie. Aber ach! Die Last des Erbes ist zu schwer für den zarten Knaben.

Immer inniger verbindet er sich mit der Psyche.

Und zuletzt ist es Psyche, die Sehnsuchtsbange, frierende Psyche unserer Zeit, die den Groß sucht und wieder sucht, vielleicht nur darum sucht, weil er als die einzige von den großen Mächten geblieben ist, durch die sie erlöst werden kann.

Wo anders könnte sie Erlösung finden? Im Glauben? Gott ist tot. Wohin sollen nun die Ströme von Inbrunst und Hingebung, von Vertrauen und Liebe, die zu Gott flossen, ihren Weg nehmen? Und soll nun ungestillt bleiben jener selige Drang nach Lebendiger, die Grenzen des Individuums auflöschender, vergottender Gotterfülltheit? Und soll sie betrogen sein um das ruhige Genügen vertrauensvoll sich anschmiegender Gotteskindschaft? Der neue Glaube ist noch nicht geworden, so viele sich auch mühen, die Botschaft zu bringen, noch sind die neuen Götter nicht lebendige Götter, und das Wasser des Lebens vermögen sie Psyche nicht zu reichen.

Und sie geht und sucht weiter. Sollte das Wissen geben können, was der Glaube nicht gewährt? Ach, die Arme! Sie schmachtet nach Leben und hier findet sie den Tod. Der Erkenntnisbaum ist kein Lebensbaum. Gesteigertes reicheres Fühlen ist Leben, Wollen ist Leben, — und die Wissenschaft ist Ausschaltung des Gefühls, ist Leidenschaftslosigkeit, ist Nüchternheit, Vorsicht, Verstand. Der Glaube, der eine kleine Weile lang selig machte, Intellektualisierung des Lebens sei der Stab, der alle Glücksquellen springen lasse, war ein kurz-sichtiger Irrglaube. Und jene religiöse Flamme, die einst die Wissenschaft umtob und durchdrang, ist erloschen, selbst in den Gelehrten, ob man doch noch meinen sollte, sie könnten nicht leben ohne dieses Feuer.

Und Psyche wendet sich ab und irrt weiter, unbefriedigter denn je, immer schwerer zu be-

friedigen, denn sie hat nun Kritik im Leibe. Und immer tiefere Sehnsucht und Vereinsamung ergreift sie. Vergebens sieht sie sich nach anderen höheren Bindungen um, nach überindividueller Bewährung und Weihe ihrer Energien.

Staat und Volkstum? Aber der Staat ist etwas Ungeheures und Unanschauliches geworden, eine kalte Abstraktion, eine graue Unendlichkeit, der das Individuum in nackter Isolierung gegenübersteht. Denn jene Kette von Bindungen, die früher vom einzelnen vermittelnd zum höchsten Verbande überleitete, ist zerrissen. Alle jene so lebensvollen, unmittelbaren, einfältigen Gemeinschaften der Heimat, der Landschaft, des Standes, des Berufes, in denen der einzelne geruhsam und geschirmt eingebettet lag, als Glied und Träger eines höheren Lebens, sind arm und leer und un-lebendig geworden. Vereinzelt, auf sich selbst gestellt, losgelöst von der Heimat, den Traditionen der Familie entfremdet — so sind die Menschen unseres Zeitalters. Die Großstadt, die höchste Aufgipfelung seines Lebens, ein ungeheurer Haufe zusammenhangloser Sandkörner: seelenlos, flüchtig, selbstisch. Nirgendsoviel Einsamkeit wie in der ganz großen Stadt.

Aber die Kunst? Ist sie denn nicht die große Löserin und Erlöserin? Auch sie kann es nicht sein. Unheilig und profan, wie sie geworden ist. Der Weihe entbehrend, die einst die Verbindung mit dem Kulte ihr zuteil werden ließ. Auch längt nicht mehr an Stelle des Kultes, als dessen Erbin: das Erbe ist vertan. Zergliedernd, zerschend, niederdrückend, auflösend ist die Kunst unserer Zeit, nicht erlösend, erhebend, einigend, bindend. Des großen Ethos ermangelnd. Und so kann auch sie Psyche nicht von sich befreien.

Aber Psyche schreit nach Erlösung aus der Oede und Qual der Isolation. Und da die anderen Quellen versiegt sind, so fordert sie, unnachgiebig wie sie ist, alles, was ihr entzogen wurde, müsse Groß er-sehen.

* * *

Selten war seine Macht größer, selten stiegen brünstigere Gebete zu ihm auf. Raum niemals wurde alles Glück und alle Erfüllung so sehr auf die Liebe gestellt, und aller Zündstoff des Herzens in diese eine Flamme geworfen. Denn Groß herrscht nicht nur in seinem angestammten Bereich, ihm ist das Szepter aufgezwungen worden über fremde, herrschaftlos gewordene Reiche der Seele. In jener großen Auflösung aller Bindungen ist nur die erste und elementarste geblieben, die von Mann und Weib. Nie war sie höher angefüllt mit seelischen Inhalten, nie war sie reicher geschmückt mit allen Kleinodien der Seele: mit ekstatischen Gluten und mystischer Inbrunst und zartesten Innigkeiten, mit farbiger Sehnsucht und windstillem Aneinanderschmiegen, mit Brüderlichkeit, Hingebung, Freundschaft, mit gleichnißhaften Werten jeglicher Art. Nie wurde Liebe bewußter bis in ihre letzten Süßigkeiten und Bitternisse ausgelöstet. Nie wurden höhere und härtere Anforderungen an sie gerichtet.

Aber kann sie diese auch erfüllen? Kann sie öfter als nur ganz selten diese ungemeine Steigerung ins Geistige, Allgemeine, Objektive ertragen, naturhaft und sinnengebunden wie sie ist? Sind es nicht Glücksfälle der seltensten Art, daß so heiße hochgespannte Sehnsuchten zweier Menschen Ziel und Hafen ineinander finden, daß diese vielfältigen Wünsche zusammenklingen?

Wie oft wird der eine gerade das suchen, was der andere nicht geben kann, und hätte er auch vieles zu geben; ein fremder Ton verdirbt den ganzen Akkord. Und der große Irrtum, daß die hohe Spannung der Leidenschaft sich verewigen ließe! Und der noch größere, daß von der unbeständigen, wechselnden, launenhaften Liebe die dauernde Kraft

und Sicherheit ausgehen könne, wie jene einst so wirksamen, jetzt verblaßten objektiven Werte sie ausstrahlten. Und diese skeptischen, subjektiven, kritischen Menschen der Gegenwart!

Wie viele haben nicht in langer Vereinsamung und Herzenshärte die guten Gaben der Hingebung und der einführenden Sympathie verloren! Selbst in den innigsten Vereinigungen können sie ein schimpfliches und schmerzliches Bewußtsein der Besonderheit und Fremdheit nicht auslöschen. Aber je weniger sie selbst zu geben vermögen, um so unbittlicher und härter fordern sie vom andern — und jene innige Verschmelzung bleibt aus, nach der sie so sehnlich begehren. Ein großer Teil des zeitgenössischen Christtums ist von jener Klage der Vereinsamung erfüllt, und zugleich von jener unstillbaren Sehnsucht nach verinnerlichter hoher Gemeinschaft.

Aus der einfachen Naturtatsache der Liebe ist ein unendlich vielfältiges und zusammengesetztes, ein unendlich gebrechliches Ding geworden, ein Kunstwerk, dessen reine Form höchst selten gelingt. Nur wenige Beglückte und ein Heer von Sehnsüchtigen und Enttäuschten, und der sublimierte Liebesdrang macht die Enttäuschungen um soviel härter und schmerzlicher.

So ist in diesem hohen Liebesbegriff eine Wurzel des Pathos unsrer Zeit zu suchen: in dieser Seele gewordenen, selbstvergessenen und selbstgenießerischen Liebesinnerlichkeit, mehr noch in dieser vibrierenden bunten händelnden Sehnsucht und diesem tropfenweisen inneren Verbluten.

Die heißen Gebete, die zum Groß gehen, bleiben zumeist unerhört, nicht darum, weil der Gott nicht will, sondern weil seine Macht versagt. Und Psyche bangt einsam und in Sehnen.

Emil Geher.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feil, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei N. Rafael vormals Rafael & Witschl, Wien I., Graben 28. — Druck von Buh & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 68.

Geschäftliches.

Ungeachtet der nicht mehr fernen Reise-saison dürfte es unsere verehrten Leser interessieren, von einem maßgebenden Urteil über die als Aufnahmehmaterial speziell auf Reisen bestens bewährte „Ugfa“-Kassette in Verbindung mit den Chromo-„Isolar“-Taschenfilms Kenntnis zu erlangen, das uns von der Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, zur Verfügung gestellt wird. Herr Felix Leibinger, Chef der Firma Frutwirth & Comp., Wien VI., Gumpendorferstr. 9, schreibt unter dem 28. Februar 1908:

Sehr geehrter Herr!

Falls es Sie interessiert, teile ich Ihnen mit, daß ich als Gegner des Films mit Ihrer „Ugfa“-Kassette und dem „Chromo-Isolar“-Planfilm auf meiner letzten Reise so großartige Erfolge errungen habe, daß ich nicht

umhin kann, Ihnen Dank zu sagen. Das Filmmaterial, von mir vor der Reise in Taschen verpackt, hielt ohne Schädigung eine mehrtägige Seereise aus, litt nicht unter der verhältnismäßig hohen Temperatur in Tunis, Sfax, Malta usw. Meine ganze Etnabesteigung im Monat Januar habe ich bei der enormen Kälte (30°) anstandslos mit Ihrer Kassette photographiert, ohne den geringsten Uebelstand zu entdecken. Entwickelt habe ich die Film im Standkasten mit Glycin (Ugfa). Was hätte ich leisten können, wenn ich auf meinen früheren Reisen die Kassette gehabt hätte. Für einen Forschungsreisenden erscheint mir die Kassette unentbehrlich, dergleichen das großartige Filmmaterial. Ich betrachte es als Pflicht, die Kassette jedermann auf das wärmste zu empfehlen.“

Schneider & Pfeiffer

Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.

**Schierstein im Rheingau.
Erden an der Mosel.**

Man verlange Preislisten und Proben.

Berliner Handels-Gesellschaft.**Soll.****Bilanz vom 31. Dezember 1907.****Haben.**

	<i>M</i>	<i>ℳ</i>		<i>M</i>	<i>ℳ</i>
Kassa-Konto	22 559 037	55	Kommandit-Kapital-Konto . . .	100 000 000	—
Effekten-Konto	24 456 409	45	Reservefonds	30 000 000	—
Effekten-Report-Konto			Tratten-Konto	74 051 150	45
Reports und Lombardvorschüsse			Kontokorrent-Konto		
auf Effekten	51 015 697	40	Kreditoren	212 882 979	70
Wechsel-Konto	89 850 878	55	Gewinnanteil-Konto		
Grundstücks-Konto	1 365 280	30	Rückständige Gewinnanteile .	10 603	35
Bankgebäude	5 106 178	70	Pensionskasse der Angestellten der		
Konsortial-Konto	54 318 773	60	Berliner Handels-Gesellschaft		
Kontokorrent-Konto			Vermögensstand	2 530 548	20
Debitoren	179 810 414	95	Stiftungen für die Angestellten der		
Pensionskasse der Angestellten der			Berliner Handels-Gesellschaft		
Berliner Handels-Gesellschaft			Vermögensstand	217 199	40
Effekten-Bestände	2 502 278	80	Gewinn- und Verlust-Konto		
Stiftungen für die Angestellten der			Reingewinn	11 505 910	70
Berliner Handels-Gesellschaft					
Effekten-Bestände	213 442	50			
	431 198 391	80		431 198 391	80

Soll.**Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1907.****Haben.**

	<i>M</i>	<i>ℳ</i>		<i>M</i>	<i>ℳ</i>
Verwaltungskosten	1 837 596	85	Vortrag aus 1906	610 933	50
Steuern	699 899	—	Zinsen-Ertrag abzügl. der gezahlten		
Reingewinn	11 505 910	70	Zinsen und Ertrag der Wechsel		
			einschliessl. der Kurs-Differenzen		
			auf Devisen und Sorten abzüglich		
			der gezahlten Zinsen und des	7 943 499	45
			Diskonts auf den Bestand . .		
			Gewinn aus Konsortial- u. Effekten-	2 197 962	50
			Geschäften	3 291 011	10
			Provisionen		
	14 043 406	55		14 043 406	55

Berliner Handels-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber.

Wegen Austritts eines Teilhabers sucht

Literarische Verlagsanstalt

vornehmster Richtung mit nur ersten Autoren und gut gehender Zeitschrift einen

Teilhaber mit ca. 50—75 000 Mk.,

dem neben Interesse auf dem Gebiete der Politik, Literatur, Kunst und des Theaters an hervorragender sozialer Stellung gelegen ist. Off. sub R. G. 4782 an Rudolf Mosse, Berlin W. 85.

DIE NEUE GENERATION

Herausgeberin:

Dr. phil. HELENE STÖCKER
Publikationsorgan des Bundes für
MUTTERSCHUTZ

Preis 3.— M. halbj.

5.— M. jährl. (für Mitglieder des Bundes 4 M.)

==== Einzel-Nummer 50 Pfg. ====

Aus dem Inhalt der Nummern vom
15. Januar und 15. Februar 1908:

Helene Stöcker: Unsere Sache
Adele Schreiber: Romane aus dem Leben
Eduard Westermarck: Gattenwahl und Inzucht
Die Prostitution in Dänemark
Rutgers-Haag: Rassenverbesserung
Ernst Schur: Ueber das Erotische
Rosika Schwimmer: Sexualreform in Ungarn
u. v. a. m.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen,
Postanstalten sowie der Verlag Oesterheld
& Co., Berlin W. 15, entgegen.

Sieben erschien der Schlussband von
Geschichte der öffentl. Sittlichkeit in Russland.

Von Bernh. Stern.

652 Seiten m. 21 interess. Illustr. M. 10.—, geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russ. Grausamkeit. II. Weib u.
Ehe (Hochzeitsbräuche und Lieder). III. Ge-
schlechtl. Moral (Probenächte u. Jungfernsch.
Coitus u. Religion). IV. Prostitution, Per-
versität und Syphilis. V. Folklorist.
Dokumente (d. Erot. u. Obszöne in Literat. u.
Karik., Sexuelles Lexikon, erot. u. obsz. Sprich-
wörter, Lieder u. Erzähl.)

Bd. I M. 7.—, Geb. M. 9.—. Beide Bde. wenn zu-
sammen genommen M. 15.—, Geb. 18.—

Ausführl. Prospekte über d. hochinter. Werk gr. u. fr.
Herm. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Bei Bestellungen wolle man sich
auf den

==== „Morgen“ ====
beziehen.

==== **Verfasser** ====

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Palastsee.

Insertaten-An-
nahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Gislebenerstr. 14
(Tel. VI. 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: B. W. Schurig-Schöneberg. Druck von Vag & Carls G.m.b.H., Berlin W.

In der

Kunstaussstellung Arthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original- Oelgemälde

allererster Meister wie:

Andr. Achenbach, Hans Bohrdt,
F. v. Defregger, G. v. Max,
W. Leibl †, Paul Meyerheim,
Fr. Voltz † etc.

sehr preiswert abgegeben.

2000 Stück sehr wertvolle

echte

Perser Teppiche

sehr preiswert.

Nur No.

44 Wilhelmstrasse 44

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muthers / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muthers / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 17

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

24. April 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

II.

Um nun, Kaiserliche Hoheit, zunächst einmal ein Terrain für das Spiel des Gedankens abzusteden, um eine Operationsbasis zu schaffen, von der wir Aufklärungsritte unternehmen können, will ich die Stimmung kennzeichnen, die unsere innere und äußere Politik in mir und vielen anderen erzeugt hat. Ich sage vorsichtig: „in mir und vielen anderen“ und vermeide die Phrasen: „im Volke“, „in weiteren Kreisen“, „in den Schichten der Gebildeten, der politisch Denkenden“ und ähnliche Wendungen, die deshalb nichts bedeuten, weil ja ein jeder, sei er auch noch so „répandu“, noch so sehr Gesellschaftshuber und Allergeweltfreund, doch nur ein paar hundert, allerhöchstens ein paar tausend Menschen kennt, mit der Minderzahl von ihnen über Politik spricht, und nur mit der Minderzahl dieser Minderzahl wirklich aufrichtig und ungezwungen Rede und Gegenrede wechselt. Aber ich habe in den letzten zwanzig Jahren in den verschiedensten Lebenssphären verkehrt, vom mediatisierten Fürsten bis „hinab“ zum Journalisten, und habe niemanden gefunden, der nicht „geschimpft“ hätte. Eines einzigen kleinbürgerlichen Parvenus entsinne ich mich unter den vielen „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt“, der immer den Segen von oben mit dankesfeuchtem Blick zu rühmen wußte, aber der war auch ein besonders minderwertiges Exemplar der Gattung homo insipiens. Sonst schimpften alle. Ich wähle geflissentlich dieses vulgäre Wort, weil es leider die Manier, wie der Deutsche die ihm verfassungsmäßig verbürgte Freiheit in Wort und Schrift benutzt, treffend charakterisiert. Seine Kritik ist nicht der Zorn der freien Rede, nicht besorgte Liebe, nicht heißer Haß, nicht wilde Empörung, sie ist fast immer das giftige Schimpfen des Kataklysmen, den ein Fußtritt getroffen hat. Im nächsten Augenblick wird er sich mit demütigem Grimassieren unter dem zweiten Fußtritt des gnädigen Herrn krümmen. Ich kann Ihnen aber hier eine Beobachtung mitteilen, die für Sie gewiß nicht wertlos ist: die nämlich, daß in den höchsten Ständen am meisten, am gehässigsten geschimpft wird. Je näher dem Throne, desto intensiver, desto bitterer die Kritik. Die Bourgeoisie ist weit loyaler: sie hat viel zu tun, muß Geld machen und kennt die „dessous“ der einzelnen Aktionen nicht, mit denen

wir von Zeit zu Zeit geblufft werden. Die nächste soziale Lagerung bildet eine Schicht, die entweder stumpfsinnig oder radikal-demokratisch ist, und dann steigen wir auf die unterste, breiteste Stufe der gesellschaftlichen Skala hinab. Hier wimmeln die Millionen von Arbeitern, die — genau wie in Frankreich — fest davon überzeugt sind, daß die ganze bürgerliche Politik nur eine question des gros sous, daß die kapitalistische Gesellschaft bis ins Mark durchseucht ist, und daß jeder seinen Preis hat. Wenn ich einem dieser pessimistischen Idealisten sagte: „Der Kronprinz befand sich gerade in finanzieller Klemme, er hatte zu viel für den edlen Rennsport angelegt, und da hat ihm der Herausgeber der „Zukunft“ eine Million in die Hand gedrückt, damit er die Intrigue gegen den Fürsten Eulenburg unterstützte, diese Million aber hat Harden vom Fürsten Bülow bekommen, der den Liebenberger unschädlich machen wollte“, so würde er verständnisvoll nicken und nicht den leisesten Zweifel in meine Angaben setzen. Doch Scherz bei Seite! Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich seit langen Jahren zu Haus und auf Reisen, in der Stadt und auf dem Lande, „vom Fels zum Meer“, wie man in der guten alten Zeit sagte, nicht eine Menschenseele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hätte. Unter vier Augen natürlich; in den Zeitungen liest man's anders. Vor kurzem begegnete ich in der Leipzigerstraße einem höheren Beamten, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Er blieb mit der ruhigen Autorität eines preußischen Würdenträgers, dem alle Dinge zum Besten dienen müssen, mitten im Menschenstrom stehen, hielt mich am Rockknopf fest und begann zu schimpfen. Ich sagte ihm endlich: „Sie wissen wohl nicht, daß ich immer eine Bombe bei mir trage; ich finde es gefährlich für Sie, hier, dicht an der Wilhelmstraße, mit mir zu sprechen“. Er lächelte etwas bekümmert und empfahl sich dann mit der Bitte: „Wenn Sie darüber schreiben . . . ohne meinen Namen . . .“ Die Wertheimwege verschlang sein verschämtes oder unverschämtes Gemurmel.

Ich meine, die Tatsache, daß in den politisch interessierten Kreisen der Nation auch mit der Diogeneslaterne niemand zu finden ist, der das herrschende Régime im vertraulichen Gespräch verteidigt, die sollte einem Monarchisten — und Sie sind ja von Hause aus Monarchist — doch zu denken geben. Wenn Sie aber glauben, dieses Résumé sei böswillige Entstellung und ich trüge den Teufelscherben im Auge, so lesen Sie, bitte, im Zwischenakt des „Walzertraums“ das Büchlein „Vor der Flut“, das der Reichsgerichtsrat Mittelstädt vor zehn Jahren veröffentlicht hat. Er war ein streng konservativer Mann, einer von denen aus der alten Schule, der die staatliche Zucht und die „Obedienz“ des Untertanen alles galt . . . und welche Anklagen hat er gegen den wilhelminischen Kurs geschleudert!

Die Regierungszeit Wilhelms II. zerfällt in drei Perioden. Die erste Periode ist die des Anlaufs, die zweite die der Umkehr, die dritte die des Stillstandes. Erst Sturm und Drang, dann Meeresstille und glückliche Spazierfahrt. In der ersten Periode wurde die Schule reformiert, die Sozialpolitik auf den Schwung gebracht, die Wirtschaftspolitik umgestülpt, die Polenpolitik revidiert. Alle diese Maßnahmen entkeimten der Ueberzeugung, daß alles, was der alte Morphinit und Alkoholist im Sachsenwalde getan und angeraten hatte, eo ipso falsch sein müsse. Dann, als der Frondeur zur Unschädlichkeit ergreifte und starb und als die erhofften Erfolge sich nicht von heute auf morgen

einstellten, versuchten die Manager des allerhöchsten Herrn es wieder einmal mit den alten Rezepten. Es wurde sub auspiciis imperatoris eine Umsturzvorlage, ein Zuchthausgesetz ausgearbeitet, die Wirtschaftspolitik wurde wieder im agrarischen Sinne restauriert, die Polen wurden ganz kolossal angehaucht. Waren die ursprünglichen Reformen rettende Taten gewesen, so waren es die Reformen der Reformen nicht minder. Kein Mensch wußte mehr, wohin der Kurs am nächsten Morgen gehen würde, aber wir waren alle davon überzeugt, daß „Boll dampf voraus!“ die Lösung bleiben werde. In dieser Voraussetzung haben wir uns sehr getäuscht. Wir traten nämlich in die Periode der Resignation ein, die Graf Taaffe die des „Fortwurfsteins“ nannte. Von Reformen, von irgend welchen weitschauenden Plänen ist nicht mehr die Rede, und Fürst Bülow, der selbst im Siedekessel des Höllenfürsten ein tröstliches Zitat finden würde, hat auch diesmal nicht versagt. „Was ist deine Pflicht?“ fragte er mit sorgenvoll gefurchter Stirn und erwiderte, sich rasch erheiternd und mit lehrhaft erhobenem Zeigefinger: „Die Forderung des Tages.“ Wie es gewisse Aerzte gibt, die ganz glücklich sind, wenn sie die Krankheit mit einem terminus technicus etikettiert haben, so ist auch Fürst Bülow seelenvergnügt, wenn er das Zitat gefunden hat, daß eine prekäre Situation mit der Magie des Dichterwortes verklärt. Die Aerzte sind empört, wenn der Patient trotz ihren Bemühungen stirbt, und Fürst Bülow, der viel zu sehr Philosoph ist, um sich zu entrüsten, zuckt die Achseln, wenn der Staatskarren nicht von der Stelle will. Es geschieht nichts mehr und das ist vielleicht ein Glück. Denn das, was im Reichshause an gesetzgeberischen Umbauten unternommen wird, ist immer sehr bald reparaturbedürftig. Wenn ein Gesetz ein Weilchen in Geltung ist, so stellt sich schon heraus, daß es einer Novelle bedarf und dann wieder einer und noch einer Novelle. Das sichts aber den Novellisten im Kanzlerpalais nicht weiter an. Er schlägt den geliebten Uhländ auf und liest: „Des Knaben Kleid war wunderbar vielsarb zusammengeflickt“ oder er besinnt sich schmunzelnd auf Faustens morosen Begleiter, der da sagte: „Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, daß nichts entstünde.“ Probatum est.

Nun wäre es natürlich falsch, wenn ich Ihnen die innere Lage so darstellen wollte, als lebten wir im Schlaraffenlande. Die gesetzgeberische Maschine arbeitet unentwegt und erzeugt den Paragraphenhädsel, auf den die administrative und parlamentarische Bureautratie so stolz ist, aber das ist doch im Grunde nur geschäftiger Müßiggang. Die Glocke hat einen Riß, sie klappert, aber sie klingt nicht, und die eigentlichen, die tiefsten Bedürfnisse der Nation bleiben in diesem mechanischen Treiben unbefriedigt. Wir brauchen auf dem Gebiete der Verfassung, der Armee, der Finanz, der Schule, der Rechtspflege durchgreifende Neuordnungen. Im weiteren Verlaufe dieser Briefserie werde ich die Ehre haben, Ihnen auf jedem dieser Gebiete in Kürze darzulegen, was die ersten Kenner und Fachmänner raten. Schon hier aber kann gesagt werden, daß die vornehmste, die dringendste Forderung des Tages lautet: Gebt uns Persönlichkeiten!

Wie liegen denn heut die Dinge bei uns? Ich bitte Sie, sich erst einmal in der Phantasie vergegenwärtigen zu wollen, was ein solches Ressort wie etwa das des preußischen Handelsministers bedeutet. Es bedürfte in höherem Grade, als ich sie besitze, der rhetorischen Gabe der amplificatio, um Ihnen durch Aufzählung und Akkumulation eine Vorstellung davon zu geben, wie auf allen diesen Gebieten „die Fäden hinüber, herüber schließen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“, welche imposante Summe von Interessen von jeder

prinzipiellen Entscheidung abhängt, wie durch sie die materielle Wohlfahrt und damit auch der sittliche Standard von Millionen beeinflusst wird. Wohl und Wehe, bisweilen Sein und Nichtsein unzähliger Einzelner hängt davon ab, was für Männer an der Spitze dieser Riesenressorts stehen. Nicht, daß ihre unmittelbare Macht eine so gewaltige wäre. Sie sind ja an die Tradition des Beamtentums gebunden, sind auch nur Teile des ungeheuren, nun schon automatisch funktionierenden Apparates, müssen unter einander, zwischen Preußen und dem Reich und mit den parlamentarischen Strebungen viele Kompromisse schließen, und doch ist es von kaum zu überschätzender Bedeutung, wie der Chef eines Verwaltungsgebietes innerlich beschaffen ist, denn er kann seinen Wirkungsfreis durchgeistigen, — wenn er dies je ne sais quoi besitzt — „und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, reißt gewaltig wie Windeweben auch den untersten Reiter mit.“ Also: es ist unendlich wichtig, wer die Schule oder den Handel oder die Finanzen verwaltet.

Eine triviale Wahrheit. Ich würde mich schämen, sie niederzuschreiben, wenn es sich hier darum handelte, Geist zu funkeln. Aber diese triviale Wahrheit wird leider schändlich mißachtet. Unsere Minister — lassen Sie sie einmal vor Ihrem geistigen Auge Revue passieren! — sind keine Persönlichkeiten. Fragen Sie einmal den Kanzler vertraulich, was er von Herrn von Studt gehalten hat. Er wird Ihnen, wenn Sie an seine Wahrheitsliebe appellieren, erwidern, Herr von Studt sei ja persönlich sehr sympathisch, aber auch merkwürdig ungeschickt und nicht gerade ein Geistesriese gewesen, indessen sei die Ministerernennung und Ministerentlassung ein Vorrecht der Krone, dem auch der „große Kanzler“ sich stets gebeugt habe usw. Unsere Minister sind mehr oder minder tüchtige Beamte, die außerhalb des engsten Kreises der Kollegen völlig unbekannt sind, sie haben sich redlich hinaufgedient und hinaufgedienert und mehr oder minder gründliche Fachkenntnisse erworben. Der Gedanke, dem allerhöchsten Herrn mit selbständigen Ansichten, Plänen und Zielen, selbständiger Kritik und, wenn es sein muß, auch in pflichtmäßiger Opposition entgegenzutreten, dünkt sie sakrilegisch. Bosse, ein braver, tüchtiger und „wohlintentionierter“ Mann, verzeichnete als hoher Beamter in seinem Tagebuch die beseligende Tatsache, daß der Minister ihm eine Zigarre verehrt habe; Onkel Chlodwig, der malitiose Zwergenbischof, notierte in sein Verbrecheralbum, daß Seine Majestät ihm zugetrunken und er sich vor Ehrfurcht den Frack befledert habe. Bresfeld schlotterte vor der Abschiedsaudienz und klammerte sich, wie ein Ertrinkender an die Schiffsplanke, an die Hoffnung fest, daß Seine Majestät sie nicht bewilligen werde. Miquel ging, wie einige hintertreppenhaft gestimmte Blätter schrieben, „aus dieser Abschiedsaudienz als ein gebrochener Mann hervor“. So ist die Psyche starker, schöpferisch begabter Männer nicht geartet; diese Leute sind allerdings nur Handlanger, bestimmt, den erhabenen Willen ihres Herrn auszuführen. Wenn aber stets auf die Impulse des Herrschers gewartet wird, dann erschüttern schwere Störungen den Staatsorganismus oder es stellt sich gar Arterienverkalkung ein, denn bisweilen sind diese Impulse unheilvoll und bisweilen bleiben sie ganz aus. Es ist aber bei uns eine zum System erhobene Gepflogenheit, zu Ministern Männer zu wählen, die keine sind, die es wenigstens nicht im vollen Sinne dieses inhaltichweren Wortes sind. Wenn man die Verwaltungsjahre des Durchschnittsministers überblickt, so fragt man sich vergebens, wo und wie er denn eigentlich seine Zeugungsfähigkeit, seine Schaffenskraft bekundet habe. Heute sagt sich der ministrable Regierungsbeamte, daß es vor allem gilt, ein unbeschriebenes Blatt und literarisch unbescholten

zu bleiben. Wer sich den höheren Rangklassen nähert, hat nur den einen Gedanken, ja nicht durch hypertrophisch entwickelte Individualität aufzufallen und vor allem nicht in der Presse genannt zu werden. Selbst Veröffentlichungen in Fachblättern schaden mehr als nützen. Dahingegen kann der Beamte bei guter Kondukte, vorwurfsfreier Richtigkeit, erwiesenem Gesinnungsernst, geordneten Verhältnissen, angemessenen Familienverbindungen, Zugehörigkeit zu einem feudalen Korps und einem einflußreichen Stammtisch wohl darauf hoffen, das höchste Ziel zu erreichen. Freilich meist in einem Alter, in dem er, wie Herr Blehlolawel so treuherzig sagt, bereits ein Sepp und ein Trottel ist. Schadet nichts; seine Lebenskraft wird vermutlich noch hinreichen, um seinen Namen zu zeichnen und das „Material aufzuarbeiten“. Wie sagt doch der beamtete Lyriker Storm?

„Da hab' ich den ganzen Tag dekretiert;
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt:
Ich fühlte das dumme kleine Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen.“

Diese dumme kleine Vergnügen nennen die Deutschen, die es lieben, sich in selbstgefälligen Illusionen zu wiegen: das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Unsere Minister haben dies Bewußtsein alle. Fürst Bülow reibt mit Vorliebe den Volksboten unter die Nase, welche kaum erträgliche Bürde auf seinen Atlaschultern lasse, und Stodt wurde ganz sentimental, wenn er von seiner eigenen Arbeitsleistung sprach. Er sing seinen Schweiß in Kübeln auf und präsentierte sie dem hohen Hause. Uns aber wären Minister lieber, die weniger arbeiteten und mehr leisteten. Wieviel sie schwigen, ist uns gleichgültig. Sie sollen andere für sich arbeiten lassen, sie sollen sich nicht als Rärner, sondern als Könige fühlen, sie sollen Ideen haben und Direktiven geben. Wir wollen Männer, die ein eigenes Programm aufstellen, eigene Ziele zeigen, eigene Bahnen weisen. Wir wollen keine Kommissstiefel, die — perinde ac cadaver — in dem aufgedonnerten Troupiergehorsam, den der unselige Capribi in die Mode brachte, deklamieren: „Ich trete an die Stelle, auf die mich mein König stellt.“ Sondern wir verlangen, daß der Erwählte dem König sagt: „Majestät, dieses Ressort kenne ich nicht und ich würde Jahre brauchen, um mich in die Materie einzuarbeiten. Diese Jahre bedeuten eine schwere Schädigung des Staates und daher muß ich verzichten.“ Oder, wenn er annimmt: „Majestät, dies sind die Pläne, die ich für mein Ressort habe; nach diesen Grundsätzen will ich es leiten, dies ist mein Ziel, dies sind meine Wege.“

Nun könnte man ja einwenden, der Beamte kenne sein Fach und sei deshalb dem genialsten Outsider vorzuziehen. Ueber diesen Einwand ließe sich immerhin diskutieren; bei uns aber wird der Beamte nicht als Fachmann, sondern als Beamter schlechthin auf seinen hohen Posten berufen. Er kann Kultusminister werden, auch wenn er sich bisher vorzugsweise für Kanalbauten interessiert hat. Er kann die Postverwaltung übernehmen, wenn er eine Autorität in Schweinezucht ist. Er kann mit einer Finanzreform betraut werden, auch wenn er nicht weiß, wie ein Wechsel aussieht. Das ist alles unter Kameraden ganz egal, also ist der einzige Einwand, der gegen die Berufung von Unzünftigen mit einem Schein des Rechtes erhoben werden könnte, hinfällig.

Solche Unzünftigen werden aber nicht berufen. Die Beispiele Miquel und Dernburg beweisen nichts. Miquel wurde nicht in seiner Eigenschaft als Verwaltungsgenie aus der kommunalen Niederung in den ministeriellen Olymp entrückt, sondern weil er sich auf

Schmeicheldäderei wie kein Zweiter verstand und seine emperor-worship durch heftige Angriffe gegen Bismarck betätigt hatte. Es war das die Zeit, in der sich die ganze sachliche und persönliche Politik am Verhältnis zu Bismarck orientierte. Dernburg verdankt seine Berufung dem embarras, der jetzt immer entsteht, wenn ein schwieriger Posten besetzt werden soll. Man denke nur, welche Razzia auf Kandidaten veranstaltet wurde, als der doch schon seit Langem schwanke und dürre Stengel zerbrach.

Es kann auf dem Gebiet der inneren Politik nicht besser werden, wenn Fürst Bülow sich wie bisher nur mit Leuten umgibt, die sich von Cassius dadurch frappant unterscheiden, daß sie nicht zuviel denken und deshalb ungefährlich sind. Schließlich sind doch die Minister und Staatssekretäre nicht nur zur Folie da. Es ist ja sehr reizvoll, wenn von dem grauen Hintergrunde intellektueller Monotonie sich des Kanzlers buntfarbiger Serpentinanz abhebt, aber unsere innere Politik bleibt der bengalisch beleuchtete Sumpf, den wir seit Jahren schillern sehen.

Nun fragen Sie vielleicht ungeduldig: Was wollt ihr Nörgler denn nun eigentlich? Wir wollen, daß an die leitenden Stellen Männer berufen werden, die der Nation durch irgend eine großzügige, weithin sichtbare Leistung bekannt sind. Wir wollen, daß sie uns über ihre Ziele und ihre Mittel Rechenschaft geben. Wir wollen, daß der Berufene die selbstverständliche Gentlemanpflicht erfüllt, ein Amt, dem er sich nicht gewachsen fühlt, auch nicht zu übernehmen. Wir wollen, daß er geht, wenn er einsieht, seine Arbeit sei vergeblich, und daß er nicht wartet, bis er durch Lufanuz auf's Pflaster geworfen wird. Deutschland ist reich genug an Intelligenz und Initiative, um alle Posten Preußens und des Reiches mit wirklich hervorragenden Kapazitäten besetzen zu können. Selbstverständlich soll nicht etwa der Beamte, nur weil er Beamter ist, von den höchsten Staatsstellungen ausgeschlossen werden; auch soll nicht ein neuer Mystizismus herangezuchtet werden, als sei nur der Kaufmann, nur der Finanzmann zum Regieren befähigt. Es soll eben nicht der Beruf, sondern die Persönlichkeit entscheiden.

Auf allen Gebieten geht es vorwärts. Das deutsche Volk darf in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Industrie und Technik erhobenen Hauptes neben jede andere Nation treten, und wie kontrastiert mit dem Tempo dieses zielbewußten, unaufhaltsamen Fortschrittes der Zickzackkurs und der Quietismus der Regierung! Alle, die arbeiten, haben das Gefühl, daß der staatliche Apparat allzu oft als Hemmschuh wirkt, daß die Tätigkeit des Schin mit dem Viertel an Kraft, Zeit und Geld geleistet werden könnte, daß unsere innere Politik, wenn sie auch in Bezug auf Gesetze und Verordnungen kaninchenhafte Fruchtbarkeit bekundet, doch im höheren Sinne eine Politik der Eunuchen ist.

Das ist, wie ich glaube, die Stimmung derjenigen Volksschichten, die ich nach russischem Muster die „Intelligenz“ nennen will. Wenn Sie Ihrem politischen Mentor, dem Geheimen Oberregierungsrat und Vortragenden Rat im Ministerium des Innern, Freiherrn von Falkenhahn, diesen Brief zur Begutachtung überweisen, so wird er Ihnen, um mich zu zerschmettern, segensreiche Maßnahmen zu Duzenden aufzählen. Er wird bei dem Reichsvereinsgesetz und dem Börsengesetz beginnen, er wird die „hochherzige Initiative des Monarchen“ in bezug auf die Majestätsbeleidigungen rühmen, und dann wird er die Gesekentwürfe über den Versicherungsvertrag, die Sicherung der Bauforderungen, die Erleichterung des Wechselprotesses, die Novelle zum Unterstützungs-

wohnsitz, das Vogelschutzgesetz, die Novelle über die Handlungsgehilfen und das Vieh-
seuchengesetz, das Telefunkengesetz, das Schedgesetz, den Gesetzentwurf über die Haftpflicht
des Tierhalters und alle die andere Klein- und Feinarbeit wie einen Rosenkranz ab-
beten. Die Enteignungsvorlage wird er besonders zu würdigen bitten, denn er gehört
zu denen, die an die allumfassende Wirksamkeit mechanischer Machtmittel glauben, jeden
gordischen Knoten nach dem allzu simplen Rezept des großen Mazedoniers durchhauen
und z. B. anlässlich des Wreschener Schulstreiks von der ausgiebigen Anwendung des
Rohrstocks Wunder erwarteten. In diesem Herrn hat man Ihnen, um doch ganz im
Stil der üblichen Thronfolger-Erziehung und -Vorbildung zu bleiben, einen Berater ge-
geben, der leider nicht imstande ist, Ihnen ein Panorama zu zeigen, sondern Sie nur
durch ein Guckloch starren läßt. Autoritär bis auf die Knochen, kann er Ihnen natürlich
auch nur die Staatsauffassung vermitteln, die die Konservativen, weil ihre theoriebildende
Kraft stets sehr gering war, von dem Juden Stahl bezogen haben. Seine einseitige
Information ist selbstverständlich nicht doloser Natur, sondern sie erklärt sich aus dem
volkstümlichen Wort: Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Wenn Ihr Mentor selbst
kein Verständnis für das Ringen der Zeit besitzt, so kann er's auch nicht auf Sie über-
tragen. Wo nichts ist, hat der Kronprinz sein Recht verloren. Dies soll keine Denun-
ziation des Herrn von Falkenhayn sein, von dem Sie gewiß sehr viel lernen können.
Ich erlaube mir nur den Rat, seine Instruktion durch vorurteilslose Beobachtung und
Lektüre zu ergänzen. Denn ich fürchte, daß Sie sich sonst in den Gedankenkreis gewisser
konservativer Schichten einleben, denen der Liberalismus, sei er auch noch so blaßrosa,
immer nur als die „Vorfrucht“ der Sozialdemokratie erscheint und denen die Sozial-
demokraten kurzweg als „Elende“ gelten. Es ist für einen Herrscher von der größten
Bedeutung, daß er sich daran gewöhnt, Parteien ohne Entrüstung und gleichsam mit
wissenschaftlicher Indifferenz zu sehen. Sonderbar, daß es Fürst Bülow in der Aera
der Versöhnung nicht für notwendig gehalten hat, bei der Wahl Ihres Instruktors seinen
Einfluß im Sinne der mittleren Linie geltend zu machen. Heute liegt die Befürchtung nur
allzu nahe, daß Sie sich durch Ihren politischen Cicerone zu der irrigen Auffassung verleiten
lassen, ein moderner Staat könne mit der eisernen Hand des aufgeklärten Despoten regiert
werden. Mit dem aufgeklärten Despotismus ist es wie mit dem Schinken in Burgunder:
der Despotismus findet sich schon, aber mit der Aufklärung hapert's meist.

Herr von Falkenhayn also wird Ihnen an der Hand exakter Daten beweisen, daß diese
Darstellung das Zerrbild eines Destruktiven ist. Die bürgerlichen Leser meiner Briefe aber
werden vermutlich finden, daß das Stimmungsbild auf das Lob der Wirklichkeitstreue An-
spruch machen kann. Ich behaupte nicht, daß unsere innere Politik in jeder einzelnen Maß-
nahme töricht und falsch sei, keineswegs! Ich behaupte nur, daß sie sich mühsam und freudlos
weiter fristet und daß auf dem deutschen Volk, in dem fast jeder Einzelne so arbeitsam, so
artig und neuerdings auch so erstaunlich agil ist, der Mühsamkeit wie ein Leichentuch lastet.
Sollte eine Osterzensur erteilt werden, so würde sie sicherlich lauten: Innere Politik —
mangelhaft!

Maria Stuart.

Von Georg Brandes.

Uebersetzt von Erich Solm.

Die große Leservelt kennt Maria Stuart und ihre Geschichte nur aus dichterischen Darstellungen. Schillers „Maria Stuart“ hat in Europa mehrere Generationen beherrscht, die „Maria Stuart“ Björnstjerne Björnsons im Norden der Generationen zwei, die Swinburne in den englisch sprechenden Ländern deren eine beschäftigt. Von diesen Dichtern ist der englische der historischen Gestalt am nächsten gekommen, wenn er sie auch in seinem „Chastelard“ mißhandelt; seine Maria Stuart dürfte übrigens außerhalb Englands wenig bekannt sein.

Von nordischen Historikern hat Fr. Schiern in seiner großen Arbeit über Bothwell sich mit dem Lebenslauf der schottischen Königin während des entscheidenden Zeitpunktes ihrer Geschichte befaßt, und Gustav Storm ein gewissenhaftes, mit guten Bildern ausgestattetes Buch über sie geschrieben.

Diese beiden historischen Versuche geben jedoch gleichwie Björnsons Drama eine höchst unrichtige Vorstellung von dem Wesen der schottischen Königin, weil sie alle gerade die Briesschaften, die das klarste Bild von Marias Persönlichkeit mitteilen, für gefälscht halten.

Es ist keine Uebertreibung, daß Frau Mathilda Malling die nordischen Historiker und Dichter, die diesen Stoff behandelt haben, samt und sonderß an psychologischem Feingefühl übertrifft. Nach einem offenbar sehr sorgfältigen Studium des Zeitalters und der Hauptpersonen hat sie Maria Stuart derart geschildert, daß ihre äußere Persönlichkeit und die sie auszeichnenden Charakterzüge sich zu einem lebendigen und anschaulichen Ganzen gestalten.

Mary, Queen of Scots, war groß, kräftig gebaut, mit feinem, bleichem Antlitz, kräftigem Kinn, langer, gerader Nase, braunen, schmalen Augen, rotbraunem Haar; sie war in der ersten Jugend einigermassen eßgierig und litt häufig an einem Schmerz in der Seite, der von dem starken die Verdauung erschwerenden Schnüren nach der Mode der Zeit herrühren mochte. Sie war nicht so außerordentlich schön wie einzelne andere zeitgenössische Prinzessinnen, doch reizender als sie.

Schon in jungen Jahren war sie weltflug bis zum Zynismus, erstaunlich reif, von äußerst feiner Auffassungsgabe und großem Geschick im Pläneschmieden.

Sie war weltlich, liebte Pug, Geschmeide, Parfüm, wollte jedem, mit dem sie in Berührung kam, gefallen, jeden erobern. Die Verzärtelung, die sie seitens des Königs Heinrich II. erfuhr, das Bewußtsein des verwandtschaftlichen Zusammenhangs mit den Guisen und ihre Sippentreue flößten ihr frühzeitig Selbstvertrauen ein, riefen eine Neigung zu hartnäckiger Parteinahme in ihr hervor, weckten ihre Kampflust. Ihre Nerven waren die des Zeitalters. Ihr war bei Freilustfehlen wohl. Sie war eine unbewegte oder freudige Zuschauerin bei politischen Exekutionen

und Massenhinrichtungen. Doch ihre Verhärtung war schwerlich eine angeborene Härte. Sie besitzt eine außerordentliche Unmut, legt gern die stolze Haltung der Prinzessin oder Königin ab, um sich einer nachlässigen, natürlichen Vertraulichkeit hinzugeben, die nicht herablassend, sondern herzugewinnend wirkt. Konnte sie auch ab und zu bedauern, kein Mann zu sein, dem mit Helm und Schild ins Feld zu ziehen und im Freien zu nächtigen ziemte, so ist sie doch das typische Weib, die danach lechzt, Bewunderung in den Augen der Männer zu lesen, beständig Schmeicheleien zu hören, beständig Zeuge stummer, leidenschaftlicher Anbetung zu sein, und das sich in Bewunderung badet, wie die Raze im Sonnenschein. Sie ist von Natur so kokett, daß sie bei der ersten Begegnung unwillkürlich sogar mit ihrem Bruder kokettiert.

Erst 15 Jahre alt, wird sie Braut und vermählt sich mit einem schwächlichen, vierzehnjährigen Knaben, der an Nasenwucherungen leidet. Sie ist in das Wesen eines erotischen Zusammenlebens insofern eingeweiht worden, als sie mit solcher Leidenschaft begehrt wurde, daß der junge Gatte mit dem unentwickelten Körper daran starb. Sie selbst aber hat kein Entzücken empfunden, kaum auch nur sein Geschlecht zu lieben vermocht.

Mit eben vollendetem 18. Jahre wird sie Witwe, und ganz Europa beschäftigt sich damit, was für eine Partie sie nun zum zweiten Male machen wird. Kein Ziel ist ihr zu hoch. Allein ihre Schwiegermutter, Catharina von Mediciß, und ihre Rivalin, Elisabeth von England, machen die Aussichten, die sie auf eine glänzende Partie hatte, zunichte. Die Politik spricht denn für eine Ehe mit Lord Darnley, und Maria verliebt sich, wenn auch weder tief noch dauernd, in seine hübsche Gestalt, so daß sie darüber eine kurze Weile die schale, rohe Seele vergißt, die sich in dem ausdruckslosen Antlitz des Neunzehnjährigen spiegelt.

Seine Dummheit und Niedrigkeit, seine Teilnahme an der Ermordung Rizzios, haben zur Folge, daß ihre Liebe von Haß und Verachtung abgelöst wird. Wenn sie nach diesem Morde sanftere Gefühle für ihn heuchelt, so geschieht dies aus Notwehr gegenüber den Lords, da sie im Augenblick ohne Stütze dasteht.

Doch unmittelbar darauf tritt Bothwell in ihr Dasein. Er war bereits mit auf dem Schiffe, das Maria von Frankreich nach Schottland führte. Er hat sie frühe amüsiert, französisch in seiner Bildung, belesen und derb witzig, wie er ist. Nach dem Bruche mit Darnley steigt er in ihren Augen mehr und mehr. Er bemächtigt sich ihrer anfangs rein körperlich durch eine Ueberrumpfung. Doch diese erregt so wenig ihren Abscheu, daß sie sich — zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben — sterblich, demütig in den breitschultrigen, rothaarigen, harthändigen Schotten verliebt, der ihr bald mehr ist „als Frankreich, England und Schottland zusammen“. Bei all ihrer katholischen Religiosität hält sie weder seine noch ihre Ehe auch

nur einen Augenblick zurück, ebensowenig beschleicht sie Reue über die Umarmung, die ihr alles geworden ist.

Was Frau Malling angesprochen und für Maria Stuart eingenommen hat, das ist das Aufrichtige, Getreue an der Königin, die Wärme ihres Wesens. Frau Malling deutet am Schlusse des Buches an, daß sie Maria ihr ganzes Herz geschenkt habe. Man fühlt es an der Nachsicht. Maria konnte nicht heucheln, sagt sie, tat dies nur im äußersten Notfall. — Sie war indessen leider sehr oft in Not. Sie log sehr ungern — das schreibt Maria selbst — sie tat es nichtsdestoweniger ausgezeichnet.

Frau Malling stellt mit Zug Marias Tugenden den Lasten Elisabeths gegenüber: Maria wahrheitsliebend, leidenschaftlich, impulsiv, vom ersten Eindruck geleitet, rücksichtslos, tollkühn bis zur Dummheit — Elisabeth unentschlossen, lügenhaft, eitel, herzlos. Doch hebt Frau Malling zugleich mit Recht hervor, daß Elisabeth zur Königin von England wie geschaffen war, während Maria nicht im geringsten dazu taugte, die Schottlands zu sein, daß Elisabeth überhaupt zur Regentin geschaffen war und ihren Liebesverhältnissen nie gestattete, auf ihre Politik einzuwirken, während Maria ihr eigenes Wohl und das Staatswohl aufs Spiel setzte, wenn sie liebte, und so ihrer Liebe jede Rücksicht opferte.

Daß Maria von den beiden die einnehmendere war, steht außer allem Zweifel. Anziehend ist die Unbedachtsamkeit an ihr, die sie Mißverständnissen und Demütigungen aussetzte. Elisabeth sowohl wie Maria kommen in die Lage, einen Unbeter hinrichten zu lassen, Elisabeth Essex, Maria Chastelard; allein Essex wird als Aufrührer hingerichtet, Chastelard als der Vermessene, der sich an der Person der Königin vergreifen wollte, so daß Elisabeth würdiger, Maria in nachteiligerem Lichte erscheint, zudem sich auch härter ausnimmt, da sie Augenzeuge der Hinrichtung war.

Während Elisabeth streng auf ihre Königswürde hielt, ließ sie Maria hin und wieder gerne fahren, zeigte sich natürlich und ungezwungen, wenngleich jederzeit imstande, sich wieder mit Würde zu umkleiden. Treffend vergleicht sie Frau Malling in dieser Hinsicht mit Marie Antoinette. Wie die 200 Jahre nach ihr hingerichtete französische Königin, liebte Maria im Gegensatz zu der unästhetischen Elisabeth Poesie, Musik und geistreiche Gespräche.

In einem Punkte, doch keinem unwichtigen, scheint mir Frau Malling nicht ganz das Richtige getroffen zu haben, und zwar wenn sie sagt, gehorchen wäre das innerste Wesen Marias gewesen. Sie schließt dies aus dem Umstande, daß sie als halbes Kind sich ganz ihren Verwandten, den Guisen, gefügt und als 24jährige Weib in allem und jedem sich nach Bothwells Willen gerichtet habe. Doch ersteres scheint mir bedeutungslos, da es nur auf einen ausgesprochenen Familiensinn zurückzuführen ist, und das letztere dürfte einzig ein Symptom des Erolischen in ihrer Natur und in der jedes also beschaffenen Weibes sein. Wenn Elisabeth sich nicht nach ihren

Liebhabern richtete, so kam es daher, daß ihre Verliebtheit sich nicht über eine kräftige Sinnlichkeit erhob, die bei einer Tochter Heinrichs VIII. nicht überrascht. Die Unterwürfigkeit, die Maria Bothwell gegenüber in Wort und Tat an den Tag legt, ist die einer jeden verliebten Frau, selbst wenn diese Frau eine stolze Fürstin ist; sie ist z. B. der Christinas von Schweden gegenüber dem Kardinal Uzzolino wesensverwandt, nur daß Maria sich unter ihrer Liebe windet und krümmt, weil sie ihr alle Selbstbeherrschung raubt und sie zur Verräterin und Verbrecherin macht.

Wenn sie jedoch nicht erotisch befangen und dadurch willenlos ist, liegt in ihrem Wesen Starrsinn, Herrschsucht und keineswegs Freude am Gehorchen, sondern Freude am Befehlen und Gehorsam finden.

Man muß staunen, daß so manche nordischen Männer, die sich ausgebildete Menschenkenntnis zutrauen, sich betören lassen von der lächerlichen Komödie, die keinen Zeitgenossen zu täuschen vermochte, die erzwungene Entführung Maria Stuarts vor den Toren Edinburghs, da Bothwell mit einem Gefolge von 700—800 Mann sie gefangen nahm und nach dem Schlosse Dunbar brachte, wenige Wochen bevor das Paar sich ausbieten ließ. Frau Malling als Frau läßt sich nicht davon zum besten haben.

Weniger merkwürdig ist, daß Dichter und Historiker an die Fabel von der Unechtheit der in Marias Silberkästchen vorgefundenen Briefe glauben konnten. Mit gesundem Urteil protestiert indes Frau Malling, wie jüngst auch ein anderer weiblicher Historiker, Lady Blennerhassett, gegen diesen übrigens begreiflichen Irrtum.

In einem Punkte geht sie gleichwohl in der Skepsis weiter als nötig wäre. Sie scheint dafürzuhalten, daß die in französischem Texte vorliegenden Briefe aus dem Englischen rückübersetzt seien. Das sind sie keineswegs, sondern wahrscheinlich zuverlässige Abschriften der von Jakob I. verbrannten Originale. Es ist nachzuweisen gelungen, daß sozusagen jede französische Redensart, selbst die auffallendste, in unbestreitbar echten französischen Briefen Marias vorkommt.

Frau Malling hat recht, gegen die von dem englischen Historiker Andrew Lang geäußerte Vermutung zu protestieren, daß der lange, den Ausschlag gebende Brief, der nur in Uebersetzung vorliegt, gefälscht sei. Seinen Forschungen ist in diesem Punkte keine allzu große Autorität beizulegen, besonders da er schwankt und selbst darauf hinweist, wie vieles für die Echtheit spreche. Zuverlässiger als er unter den mit den Cassette-Briefen sich beschäftigenden Gelehrten ist der deutsche Forscher, Professor Harry Breßlau, der zu Archivstudien wie gemacht und durchaus sachlich ist.

Eines kleinen Irrtums macht sich Frau Malling schuldig. Sie verweilt bei dem Satz in dem kurzen Briefe Nr. 1: „Ich sende Lethington dieß Geschenk, daß Du Beaton übergeben kannst“, und schreibt: Dieser Satz ist einer der unwiderleglichsten Beweise für die Echtheit der Briefe, denn wäre Lethington an ihrer Verfälschung

oder Erdichtung beteiligt gewesen, so würde er naturgemäß niemals zugegeben haben, daß sein Name in den kriminellsten Papieren vorkomme, die das Kästchen enthielt.

Aber gerade dieser Satz ist ein Beweis, daß Lethingtons Parteigenossen, wenn auch zu spät, ihre Hand bei dem Briefe im Spiele hatten. Denn der Satz ist im schottischen Texte unterdrückt. Während es in dem offiziellen englischen Texte heißt:

I send this present to Ledinton, to be delivered to you by Beton, who goeth to one day a law of Lord Balfour.

heißt es im schottischen Text mit Hinweglassung des Namens Lethington:

I send this be Betoun, quha gais to ane day of Law of the Laird of Balfouris.

Diesen Text ließ Moray oder Morton herstellen. Den beiden Lords war es in hohem Grade unbequem, daß Lethington, nun der Führer der der Königin feindlichen Partei, erst vor so kurzer Zeit ihr und Bothwells intimer Freund und Mitverschworener gewesen. Daher die Weglassung aus dem den Schotten vorgelegten Texte.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Goethes Gedicht an den Mond hub in ihm an. Er flüsterte es mit zuckenden Lippen. Aber diese Klage war viel zu stark. Sie entströmte der Jugend. Für ihn konnte sie kein Trost mehr sein. Er schloß seine Augen und verlor so allmählich den glühenden Widerschein des Mondes. Während er langsam die Friedrich-Wilhelm-Straße entlang schritt, sumnte er mit etwas trockener Absicht ein möglichst jähes Kontrastlied, Brahmsens Geldeinsamkeit. Der Friede dieses großen Sommerbildes mußte ihm helfen. Aber er fühlte nur, wie schön das Lied war. Sonst nichts.

Am Lützowplatz schreckte er auf. Eine weibliche Gestalt kam auf ihn zu und streifte ihn im Vorübergehen. Absichtlich. Ein süßes, widerliches Parfüm umgab ihn. Er sah in ein hartes Gesicht, das wie mit Clownfarben bemalt war. Darüber türmte sich ein großer, weißer Federnhut. Die Augen waren graublau und nicht häßlich. „Na, junger alter Herr?“ flüsterte das Mädchen. „Warum denn so nachdenklich?“

Er zuckte zusammen und schritt ohne Antwort weiter. Die Prostituierte, die ein Geschäft vereitelt sah, lachte spöttisch und sah ihm nach. Die Begegnung hatte ihm Klar gemacht, wohin sein Weg ihn führte. Warum er „ein bißchen fortgegangen war“, wie er zu seinem Diener gesagt hatte. Der Teufel, dem er den kleinen Finger gereicht, hatte ihn jetzt ganz. Und sonderbar — diese Erkenntnis war das Erste, was ihn beruhigte. Es erkaltete etwas in ihm. Er lächelte und blieb stehen. Junger, alter Herr? ... Der das Schlimmste beging, was ihm geschehen konnte: Auf der Höhe seines Lebens sentimental werden? Was sollten denn diese Lieder, diese Träume? Wozu dienten sie? Mit geheimnisvollen Schleiern zu überbreiten, was ganz einfach und klar war. Poetisch festzuhalten, was als banale Prosa am besten möglichst schnell erledigt wurde. Von einem „großen Einsamkeitsgefühl“ in dieser Nacht war gar nicht die Rede. Das wäre auch entsetzlich gewesen — an der Schwelle seines wissenschaftlichen Sieges, als „gereifter

Mann“ einsam zu sein. Nein, nein, dergleichen gehörte den Poeten, den Berufs träumern. Ein Naturforscher wußte, was Trieb war. Weil er es wußte, hatte er vielleicht den größten Respekt davor. Er sah sich selbst. Er war auf dem Wege, sein Gehirn zu durchdenken. Auf diesem letzten Wege war er, der nicht zu einem neuen Geheimnis mit versteckter Sentimentalität führte, sondern das letzte Geheimnis enthüllte. Er gab seiner eigenen Menschlichkeit keinen höher klingenden Namen, als jedem Naturprozeß, der ihm im Laboratorium begegnet war.

Was also war geschehen? Das Kind beim rechten Namen genannt? Ein kräftiger Mann, der sich monatelang in geistiger Arbeit kasteit hatte, fühlte plötzlich, wie eine Sturzwelle auf stiller See, den Geschlechts trieb über sich kommen. Die physische Energie, im Triebleben stärker als die psychische, wollte ihr Recht. Fatal nur, daß sie sich melden mußte, bevor er das Resultat seiner großen Arbeit kannte. Daß es dem Teufel gelungen war, ihm den Blick zu trüben, ihn fortzulocken, ihm zu beweisen, daß er an der Schwelle der Unsterblichkeit noch der gewöhnlichsten Sterblichkeit zu gehorchen hatte. Ru dich, hieß es da, du anderer in Heinrich Andreas! Du ganz Gewöhnlicher, tu nur, was die Gewöhnlichen nicht lassen können! O süße, sorglose „Gewöhnlichkeit“ der Jugend. Studentenabenteuer. Seine Schüler waren jetzt wohl seine Meister. Aber daran wollte er nicht denken. Erledigen, wie eine Notdurft, rasch und zornig, was seine höhere Tätigkeit gestört hatte. Gestört — das war das richtige Wort. Sein wahres Ich blieb davon unberührt. Ueberhaupt hatte das Wesen, das er jetzt suchen mußte, weil seine gesunde Manneskraft seiner nicht entraten konnte, absolut nichts Persönliches für ihn. Es konnte sich nicht im geringsten um ein bestimmtes Frauenwesen handeln. Der Gedanke hätte ihn sofort nach Hause getrieben, bis zum Zusammenbruch des Naturjüngers. Nein — ein „Etwas“ war herbeizuschaffen. Ein angenehmes Ding. Ein junges, reinliches Geschöpf, das keine Gefahr barg. Wie der Staat, an dessen Majestät zu denken ihm jetzt außerordentlich lächerlich vorkam, sie selbst zur Verfügung hielt. Verfügung über einen lebendigen Menschen! Geld geben für etwas — was Helene gehört hatte. Gleichviel. Er hatte ein paar alte, grauenvolle Erinnerungen. Noch grauenvollere freilich an das feige sich Enthalten . . . Nein. In einigen Stunden war ja alles vorbei. Es war auch nicht das Schlimmste für ein armes Freudenmädchen, Heinrich Andreas vor dem Tage seines Sieges Ruhe gegeben zu haben . . .

Er ging weiter. Mit Bewußtsein bog er von der geplanten Strecke ab. Nicht am Kanal ging er entlang, um nach Hause zurückzukehren, sondern über den stillen Lützowplatz schritt er, der Schillstraße zu. Jetzt summite er kein Lied mehr. Mit festen, harten Lippen, starren, fiebernden Augen sah er auf seinen Weg. Nicht das Wert, sondern die Persönlichkeit eines großen Musikers fiel ihm jetzt ein. Er hatte ihn gut gekannt. Der Meister edelsten Frauengesanges war ganz unwählerisch im „Eigentlichen“ gewesen. Man kannte ihn in manchem Hause der Freude.

Durch die Rurfürstenstraße kam Andreas zum Rurfürstendamm. Noch war ihm kein Mädchen begegnet. An die vom Lützowplatz zu denken war doch ein Grauen. So durfte sie nicht sein. So brauchte sie auch nicht zu sein. Er erinnerte sich, in Paris, als er wegen eines Vortrages in der Académie française dort gewesen, sehr hübsche, junge

Wesen gesehen zu haben, die fast etwas Rührendes hatten. Aber Rührendes . . . Was hieß denn das . . . Das schaltete er aus . . .

An der Gedächtniskirche, die still und silbergrau in den Mondhimmel aufragte, sah er eine weibliche Gestalt auf und ab gehen. Er blickte umher — kein Mensch war in der Nähe. Er konnte sie also ungestört beobachten. An der Mauer des Zoologischen Gartens blieb er stehen und sah hinüber. Hinter ihm mußte ein großer Fliederstrauch blühen, denn der Nachtwind brachte zuweilen eine milde, süßliche Duftwolke, die seine Sehnsucht unermesslich steigerte. Jede Klarheit verließ ihn. Wie ein Achtzehnjähriger stand er da, mit heißen Lippen, und starrte auf die schreitende Gestalt. Er konnte sie gar nicht erkennen. Noch einmal meldete sich in ihm der Einfall, wer ihn jetzt am meisten verachten würde, wenn er ihn sähe? Aber auch das erlosch bald . . .

Die Unruhe des Mädchens war seltsam. Ihr Gang hatte etwas Trotziges, Entschlossenes. Daß sie eine Prostituierte war, bestätigte sich seinem Zweifel, als er zwei grell gepukte Dirnen über den Damm auf sie zuschreiten sah. Sie kannten die einfach Gekleidete und sprachen mit ihr. Aber nur kurze Zeit. Das Mädchen schien grob und abweisend zu sein, denn die Dirnen ließen sie stehen und gingen schimpfend weiter. Die Alleingebliedene lehnte sich an die Mauer der Kirche. Jetzt sah sie zu Andreas hinüber. Unzweifelhaft — sie betrachtete ihn. Da auch er ganz regungslos in seiner Stellung blieb und sie anblickte, dauerte die erste Bekanntschaft ziemlich lange. Er war davon überzeugt, daß das Mädchen schön war. Als der Mond ihr ins Gesicht schien, erkannte er etwas Blasses, Feines, mit schwarzen Augen. Er erwartete jetzt jeden Moment, daß sie sich an ihren Beruf erinnern und auf ihn zuschreiten würde. Sie regte sich — sie ging — aber nicht in seiner Richtung, sondern durch die Hardenbergstraße auf den Bahnhof zu. Das war ein Signal für ihn, ihr zu folgen. Als er sich ihr näherte, bemerkte er, daß sie zierlich und jung war. Sie spürte seine Verfolgung und sah sich nach ihm um. Wie hübsch das leicht gepuderte, wenig verdorbene Gesicht. Kleine, nervöse Züge, schwarze Augen, die etwas finster blickten. Die Kleidung eines Geschäftsmädchens, nicht einer Dirne. Als ihr Blick ihn traf, errötete er und sah sie eher schmerzlich als verlangend an. Das fühlte er mit Zorn. Sie verkannte offenbar den alten, würdigen Herrn, denn sie sah rasch wieder fort und ging weiter. Sie gefiel ihm — er wollte keine andere suchen. Am Bahnhof erreichte er sie wieder. Jetzt blieb sie stehen, als sie sich nach ihm umsah. Auch er blieb stehen und starrte sie an. Da schüttelte sie den Kopf und ging in die Bahnhofshalle. Er wartete draußen, an der Haltestelle der Straßenbahn. Er sah, wie sie in dem erleuchteten Raum ein paar Kolleginnen traf und lachend mit ihnen plauderte. Sie zeigte einmal mit dem Finger auf die Hardenbergstraße hinaus. Ob sie vielleicht von ihm erzählte?

Er stellte sich hinter das Kassenhäuschen der Untergrundbahn und wartete. Es dauerte fast eine halbe Stunde. Er war schon überzeugt, daß sie den letzten Stadtbahnzug bestiegen hatte und nach der Friedrichstraße, der „Zentrale“ ihres Berufes, gefahren war. Er dachte resigniert an reuige Rückkehr in das Laboratorium. Da hörte er Stimmen und sah einige Mädchen an sich vorüberkommen. Die Kleine war dabei.

„Sei doch nicht so dumm,“ sagte eine ältere, dicke Person zu ihr mit Baßstimme.

„Ne, ich geh' nach Hause. Es is eben nichts für mich.“

„Ja, ja, Du bist wat Extraß! Det haben wir Dir ja jleich an de Neese anjesehn! Du bist bloß für Jrafen da, dumme Lise!“

„Das is es gar nich. Wahrscheinlich bin ich für Keinen da.“

„Weil Du so ecklich bist — da traut sich ja Keener ran! Die haben ja alle Angst vor Dir! Na, morgen biste wieder in de Leipzigerstraße.“

„Morgen? Ach, morgen leb' ich vielleicht nich mehr.“

Weiter konnte Andreas nichts verstehen. Die anderen Mädchen gingen weiter — die Kleine blieb unschlüssig stehen. Er hörte sein Herz pochen. Schon wollte sie sich der Hardenbergstraße zuwenden, als ihr Blick auf ihn fiel. Sie zuckte zusammen. Nachdem sie wieder eine Weile in seine ernsten, schmerzlichen Augen geblickt hatte, erkannte sie wohl, daß sie sich vor diesem Verfolger nicht zu fürchten brauchte, und ging auf ihn zu.

„Sie stehen noch immer da?“ sagte sie halblaut. „Haben Sie auf mich gewartet?“

„Ja.“

„Warum sind Sie denn nich ran gekommen?“

„Danach fragen Sie mich bitte nicht.“

„Na ja, ich meine bloß — ich wußte ja gar nich, woran ich bin.“

Er schob seinen Arm in den ihren und ging mit ihr den stillen Mittelweg der Hardenbergstraße entlang. Wie wohl tat ihm die warme Berührung des jungen Wesens nach der knöchernen Zeit des Forschens, Wartens und Entfagens. Er ließ sich von ihr führen wie ein alter, genesender Mann. So schwiegen sie eine Weile. Das Mädchen sah ihn immer von der Seite an. Sie wollte sich klar über ihn werden, er hatte etwas zu Außergewöhnliches für sie. Jung und alt war dieser Mann und schön, sehr schön. Wie ein verkappter Gott. Noch niemals hatte sie solchen edlen, leidenden Ernst gesehen. Was wollte er von ihr? Wirklich nur das, was die anderen wollten? Wie führte der Weg von ihm zu ihr? . . .

Sie wappnete sich, denn er war ihr unheimlich. Die Waffe, die sie sonst besaß, troziger, ordinärer Spott, versagte hier. Es strömte aus seiner Berührung etwas in sie über, was eine seltsame, dankbare Erhebung gab. Ein nie gekanntes Sicherheitsgefühl. Als ob ihr Vater auferstanden wäre und zu ihr getreten bei Nacht. Aber dieses sonderbare, besangene Schweigen. Er ging ja neben ihr her, nicht wie ein erfahrener, älterer Mann, der seinen Zweck erreichen wollte (das mußte er ja schließlich sein), sondern wie ein unschuldiger Jüngling, den ein Liebesgeständnis quälte. Das Sonderbarste aber war, daß sie sich jetzt an einen wirklich jungen, kaum berührten Menschen erinnerte, der in ihrem Zimmer die brutalsten Worte gebraucht hatte, während dieser Graukopf einfach keine Worte fand.

„Na?“ fragte sie endlich, sich zu ihrem bewährten Ton zwingend. „Was is denn nu, lieber Herr? Zum Spazierengehen hab' ich leider keine Zeit.“

Er fuhr zusammen. „Entschuldigen Sie,“ sagte er leise. Wie das klang. Sie erinnerte sich an fernste Zeiten. An eine Abendgesellschaft beim Landrat in Demmin. Da hatte man so mit ihr, dem niedlichen Badfisch, gesprochen. Als er wieder verstummte, tat er ihr leid. Der liebe, arme, alte Herr. Was mochte dem geschehen sein? Sie wollte ihm helfen. Mit einer Zärtlichkeit, die nur sie noch besaß, drückte sie seinen Arm und flüsterte: „Komm! . . . Na komm doch . . . Wir gehen zu mir.“

Er folgte. Sie führte ihn endlich und behutsam in stille Seitenstraßen. Es kam etwas in ihr auf, was sie eigentlich für immer überwunden geglaubt: Begrabene Neigung

für einen Mann. Sie fühlte sich wohl im Bannkreise seiner Reinheit. Sie ruhte darin aus. Plötzlich schmiegte sie sich an ihn und fragte: „Wie alt bist Du denn eigentlich?“

Er lächelte. „Liebes Kind . . ich werde bald sechzig.“

„Ach! Du siehst aber noch älter aus! Entschuldige!“

„Bitte, bitte. Sage nur alles, was Du denkst. Das ist so selten.“

„Nicht wahr?“

„Wie alt bist Du denn?“

„Dreiundzwanzig.“

„Du bist solch wunderhübsches, feines Geschöpf.“

„Na, na . . .“

„Du mußt von gutem Herkommen sein.“

„Das bin ich auch. Aber davon sei man stille.“

„Magst Du nicht gern von früheren Zeiten sprechen?“

„Nein. Ich finde, dann ist es mit der Gegenwart vorbei.“

Die letzten Worte hatten geklungen, als ob ein anderes Wesen sie aus ihr gesprochen hätte. Ein verschollenes, plötzlich wieder aufgetauchtes. Ein ferner Ton von seelischer Bildung war erklingen. Der Ton, der dem Ausdruck entsprach, der ihn in ihrem Antlitz immer mehr fesselte. „Hübschheit“ konnte alles Rohe und Gleichgültige umfassen. Andreas hatte den Scharfblick für den einen Zug, der das Antlitz eines Weibes ins Besondere hob. In die Möglichkeit des großen Erlebnisses und eigener Gedanken. Die Kleine hatte diesen Zug. Zwischen ihren finsternen Augen lebte er und verlor sich auf der starken Stirn. Er schwieg, um sie nicht zu verletzen. Er wußte jetzt, daß sie noch zu verletzen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

10.

Ich habe dann wieder ganz gute, friedliche Tage, wo ich hinausgehe und Blumen für Dich suchen möchte. Ich kaufe hübsche Dinge, die Dir Freude machen sollen und zugleich nützlich sind, Geräte, die Du täglich in die Hand nimmst oder ansiehst, und die Dir bei jeder Berührung, mit jedem Ausblicken, mich zurückbringen. Es sollen hübsche zärtliche Dinge sein, ganz klein, unauffällig und nicht kostbar, Puderquasten vielleicht, Parfüm, Spitzen und Battiste. Und Blumen! Zu allen Tagesstunden Blumen, und immer frische Blumen!

Ich grüße Dich und komme zu Dir, wenn Du schläfst, und wecke Dich nicht. Manchmal wünschte ich, Du wärest krank und ich könnte Dich pflegen und tragen. Ich möchte Dir von meinem Blut geben, damit das Blut in Deinen schlaffen und bläulichen Adern wieder strömte, und ich küßte Deinen blassen Mund, bis er rosig blühte. Wie ich Dich lieben würde, wenn Du elend oder schwach oder sündig wärest!

Du forderst nie und das ist ein Unrecht. Du brauchst auch gar nichts, darum bist Du hassenswert und nicht menschlich.

Sei wie Du bist! Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn. Deine bloße Nähe liebe ich, Landschaften, die Du mal angesehen hast, Wege, die Du gegangen bist. Ich gehe sie wieder und wieder, ich rufe mir zurück, wie hier Deine Augen ganz voll Licht standen und schmachend erstarben, daß Du geweint hast oder vorwiegend fragtest. Du schämst Dich so leicht bei der geringsten Dummheit, wenn Du befürchtest, daß der Andere Dich dumm oder unzart finden könnte. Diese Angst ist kindisch und sehr entzückend. Warum bittest Du ewig um Verzeihung, daß Du überhaupt vorhanden bist, und willst doch gehätschelt, willst bewundert und gelobt sein?

Ist es Dir je aufgefallen, daß Du nie eine Liebesjüngung zurückgibst oder freiwillig anbieten würdest? Du nur willst geliebt sein und verhältst Dich geschlossen, schläfrig und abwartend. Du hast keinen Funken von wirklicher Leidenschaft in Dir. Du bist überhaupt nicht wirklich, sondern ein Zusammenspielen von allem, was leicht, fein flüchtig, geistreich und grazios ist, in ein Weiberröckchen gesteckt. Dein Körper bleibt immer so kalt wie ein Fischleib. Du lächelst und gibst scheinbar nach, aus Schönheitsgefühl, weil häßlich wäre zu zanken und geizig zuzusperren, es wäre häßlich und unnatürlich. Ahnst Du Deine ganze Unnatur und ahmst deswegen die Natur nach?

Manchmal erscheinst Du mir als ein Vampir, zu anderen Zeiten als eine Heilige.

Ich schlafe wenig, und ich weiß, daß Du immer schläfst. Du hast überhaupt keine Nerven, die meinen schreien und zerschauern sich unter Dir. Wie es mich befriedigen würde, zu hören, Du hättest Liebhaber, Du träfst sie an schmutzigen und heimlichen Orten und Dein Geliebter mißhandelte und beleidigte Dich!

Nun schlage ich Dir folgendes vor: Wir sehen uns zu selten, und ich halte dies träge und überhitzte Leben nicht aus. Ich habe hier nichts wie Dich, Dich in jeder Woche eine Stunde. Ich verehere Deinen Mann und Deine Familie und sehe vollkommen ein, daß Deine Zeit, Deine Dienste und Deine Liebenswürdigkeit ihnen gehören. Ich weiß, daß Du liebenswürdig, tätig und geliebt bist.

Über komm mit mir, reise mit mir! Ich habe Nester und heimliche Freuden, Sensationen und große Kunst und Spazierwege und Abendbeleuchtungen dort für Dich in Bereitschaft. Komm einfach und frage nicht, wohin der Weg weist! Der Gedanke lodt und quält mich seit Monaten. Ich verspreche Dir Granatblüten und Orangendüfte und weiße Marmorvillen und die Erinnerung an blutige Taten und Michelangelo. Ich werde Dich sehr viel mehr dort lieben. Oder auch nur Dein Freund sein, wie Du willst. Sieh, zwischen uns braucht kein Schwert zu liegen, Dein Wille ist für mich ausschlaggebend. Ich hoffe viel von Deinem süßen Willen. Du sollst mich erlösen. Du sollst und Du willst!

11.

Es ist Weihnachten, Deine Maiglöckchen durchduften mein Haus. Wie verfielst Du auf Maiglöckchen? Es sind viele tausend weiße Glöckchen, sie läuten den Lenz ein und den Frieden.

Mein Frühlingskind! Ich träume frohe Träume edler und hoher Werke. Zum Greifen deutlich sehe ich ihre künftige Gestalt vor mir, diese guten Gedanken kommen mir von Dir. Alles Gute.

Ich war ja so elend, ich stand dicht am Selbstmord oder am Wahnsinn und in einer vollständigen Verwirrung aller Gefühle und Begriffe. Ich hatte so viel gelitten, und meine Schuld bedrückte mich. Niemals ahnte ich ja, daß etwas Dir Aehnliches existierte. Schmutzig bin ich geworden im dreßigen Leben, krank an Körper und Seele.

Ein kleines, weißes Mädchen kommt und bringt mir Weihnachten. Ich schicke Dir Gebete, heut kann ich beten. Ich möchte in die Kirche gehen, und die Glocken sollten für mich ganz allein läuten, der Priester müßte eine eigene Messe sagen, wie für den König, Knabenstimmen sollten singen.

In mir ist Weihnachten, all Deine Silberglöckchen läuten, hüllen mich mit weichen, feinen Duftärmchen ein. Es sind Deine Blumen, verschwiegen sprechen sie: Du siehst uns nicht, und wir sind doch nah.

Jrgendwo anders gehst Du in Deiner eigenen Gestalt, teilst aus und lächelst. Deine Seele ist bei mir mit Deinen Blumen, ihre stille Gegenwart ist unendlich hold, ist das höchste Glück, das ich bis jetzt gekannt habe.

Dank sei Dir dafür! Dank, meine Blume, meine Lichtelfe, meine Königin!

Troßdem bleibe ich krank und zerschlagen. Ich bin so uferlos elend, daß nur der Gedanke von Dir mich aufrecht hält. Du trägst die Last meines Lebens. Betrüge mich nicht!

Ich habe so Angst, daß ich betrügen und enttäuschen muß. Und möchte Dich als eine Fürstin hochhalten, Dir Opfer bringen und mich Dir opfern, wie einem Heiligenbild.

In Italien, Geliebte! Du wirst die Liebe und meine Liebe begreifen. Ich werde Dir alles geben, Perlen und Juwelen. — Sprich zu niemand von mir! Ich bin so froh, daß Du keine Freundinnen hast, mit ihnen nicht plaudern kannst. Frauen verraten sich immer nur selbst, wir wissen, sie zeigen unsere Liebesbriefe umher. Deshalb schreibt kein Mann mehr Liebesbriefe.

Mit wem saßest Du gestern? Ich sah ihn Dir sich vertraulich neigen und den Arm um Deine Stuhllehne legen. Wenn Du mich betrügst, nimm Dich in acht! Ich peitsche Dich aus und hänge Dich an den Füßen auf. Ihr seid nicht besser als Hündinnen. Sie folgen nur auf Schläge und bleiben immer tückisch — rebellisch im Grunde. Hunde sind viel treuherziger und sind gehorsam, in edler Weise gehorsam, aus vernünftigem Sichfügen in eine allgemeine Vernunft. Unregelmäßigkeit und Störung schafft nur das Feminine.

Töricht seid Ihr, daß Ihr jetzt gescheit seid und rechten wollt! Der Frau ist eine einzige richtige Lage von der Natur zugewiesen, sie sollte sich beeilen sie einzunehmen, und nicht zu selten einzunehmen. Das ist ihr einziger vernünftiger Grund, da zu sein. Wenn Ihr nicht Gebärerinnen wäret, hülßen wir uns schnell ohne Euch. Hab' ein Kind, Kleines, Dummes! Es wird das einzige Kunstwerk sein, das eine von Euch je wirklich zustande bringt. Die Dummen denken nicht darüber nach und

bringen's fertig. Die Geisheiten drücken sich drum herum und sind dann eben gar nichts, sind Affen und bewaffnete Lilliputte oder Mißgeburten, die man im allgemeinen Interesse der Rasse totschlagen sollte.

Es war Zeit, daß Du mich fandest, Du kannst nun noch vernünftig werden. Höre: für jedes Lachen bekommst Du ein Goldstück, für jeden Heulversuch oder Anjaß mußt Du mir zwei Francs bezahlen, auf der Reise. So, die Rechnung verstehst Du nun? Ich muß Dich bei Deinem Geiz paden, geizig bist Du auch, wie alle vernünftigen und unabhängigen Frauen. Man sollte Euch sofort jeden Groschen wieder abnehmen und Euren Eigentümern für Euch Preise zahlen, wie in primitiven Zeiten. Eine Frau darf kein Geld in den Fingern haben! Es ist, wie wenn man einem Kind ein Messer in die Hand gibt oder meuternden Rekruten Gewehre.

Da hast Du meine Meinungen, ich denke, Du kannst sie vertragen, weil Du an Anbetung gewöhnt bist. Ein Meerschweinchen auch noch anbeten! Das fehlte!

Du sollst das große Einmaleins lernen, und Du wirst es lernen! Gib mir einen Kuß darauf! Ich bin Dir doch gut. Warum kommst Du nicht und bist einfach da und bleibst da? Alles übrige findet sich von selbst. Du denkst an alles übrige, niemals an die Hauptsache. Du bist ja gar nicht verliebt. Du bildest es Dir bloß ein und bist über Dich selbst gerührt und weihst Deiner eigenen Opferbereitschaft Tränen.

C'est ça. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Ich schide Dir Gift und Küsse, mein Schlangentäubchen!

12.

Viareggio.

Ich bin um Dich in Sorge. Sicher bist Du allein, Du weinst, Du hast Dir ein ganz schlechtes, dunkles und kaltes Zimmer geben lassen — so sind die Wirte in diesem verfluchten Lande! Du ißt nicht, Du gehst nicht aus. Zu schreiben wagst Du nicht. Du leidest.

Schicke gleich ein Telegramm! Ich komme sofort wieder, wenn Du sehr unglücklich bist. Sei nicht unglücklich! Sei stark und schön! Sei Du selbst! Lächle!

13.

Diese Tage bleiben meine zärtlichste und kostbarste Erinnerung, es liegt blaue Heiterkeit über ihnen, weiße Sonne, vollkommenes Glück und vollkommenste Leidenschaftslosigkeit — Erlösungsstimmung.

Ich mag daran nicht rühren, selbst in Worten nicht. Ich knie vor Dir nieder und küsse Deine Füße. Du zitterst ein wenig, stehst doch stolz und aufrecht. Du bist übermenschlich stark, die stärkste der Frauen, das Wunder — —

Ich glaube wieder an Wunder, ich bin beseligt, bin gut und rein. Aus dieser Stimmung entstehen die ganz großen Kunstwerke. Ich begreife es hier.

Ich male Dich im Bett, wie Du schläfst zwischen den schattenden Zittichen Deiner glatten Haare. Du schläfst wie ein Kind, und ich bin das wilde Tier, bin der Löwe, der

Wache hält über Deinen unschuldigen Schlaf. Ahnst Du etwas von Deiner eigenen Heiligkeit? Wurde je ein Mann in ähnlicher Weise begnadet, oder gäbe es auch nur einen Sterblichen, unter unsern beiderseitigen Bekannten, Spöttern und weisen Leuten, der an solche süße Wunderlichkeit glaubte? Das Gemeine glauben wir so leicht zu gern. Das Ungemeine, das Seltne, findet uns zweifelnd. Ich bin Thomas, der Befehrte. Ich glaube.

14.

Wie geht's der gnädigen Frau, meiner Süßen? Sie wandelt zwischen Kunstwerken im Vatikan, weiß und vollkommen wie diese, sie begeistert sich an hohen Taten gestorbener Helden und kniet im Dämmer Schatten der Kirchen in Rührungstränen, die ihr so wohltuend zu vergießen sind? Springbrunnlein, mein trautes!

Römische Rosen schütte ich in ganzen Körben über Dich, blaue Glycinientrauben und deutsche gelbe Ostermorgensterne. Du stehst in einer Veilchenwiese und wendest Dich ein wenig zur Seite und stehst abwartend und schelmisch aus. Oder Du hebst den linken Arm und ziehst blühende Obstzweige zu Dir herunter, ich sehe nur Deinen Halsansatz im Nacken und das braune verschlungene Haar darüber. Deine Füße verhüllt das lichte, lose Gewand, es folgt Deinen Schenkeln in begleitenden und schmeichelnden Falten. Ich sehe deutlich die innere Beugung des Knies und weiß, daß die Haut dort rosiger ist, daß Adern klopfen. Du möchtest ausschreiten und hält doch still, um mich dort küssen zu lassen.

Ich hielt Dich eine Nacht, und Dein Leib zuckte. Es hat mich unendlich gerührt. Dein Willen blieb heiter und gelassen, ich spürte das schmerzliche Zucken Deines Körpers und habe ihn nicht getröstet. So war es viel holder. Wieviel Mal habe ich Dich schlafend in Dein Bett getragen? Du schließt immer ein unter meinen Küssen, ich schließ nicht — nie!

Wie Du naiv bist, und leidest auch so kindlich und widerstandslos! Ich stelle mir vor, daß Du Ströme von Tränen vergossen hast, bis Deine Nase brandrot glühte und Deine Augen entzündet und geschwollen waren. Es freute Dich fast, daß Du so zugerichtet bist! Dann warst Du eingeschlafen und wachtest am Morgen froh und lächerlich gestimmt auf. Es ist Dein hübschster Zug, daß Du immer lachen kannst, mitten in einer Betrübnis, im gefühlvollen Aufschwung, — Boccaccio vererbte ihn Dir und Deine Ahne von Navarra, das königliche Kennzeichen alter Kultur und geistigen Gottesgnadentums! Du bist dann entzündend frech, um Dich aufzucken oder um Dich zu hauen. Eigentlich bist Du nie genügend von mir gestraft worden, weil Deine kleinen Niedlichkeiten, Dein Käzchengebaren, mich entwaffneten. Du sprichst zu gut. — — — Es ist ein Nachteil, aber man verzeiht Dir um die abbittende Dummheit Deiner leidenden und blonden Augen. Ja, blonde Augen! Schwarze sind tief, voll Tüde und Tatkraft. Früher zog ich solche vor. Jetzt liebe ich das Weiße, das Lichte, das Zusammengesetzte und Künstliche, — — — Dinge wie Dich und Sevresporzellan und altitalienische Novellen. Nur Novellen, Dramen oder Romane liebe ich nicht mehr. Sie übermüden mich schon, zuviel Schweiß steckt dahinter, zuviel Wucht und Substanz, — sie erfordern Anstrengung, Denken und Fleiß.

Ich huldige der ausgeflügelten Faulheit. Ich modelliere Dich, immer Dich! Ich sehe Dich in Deinem Morgenbad, ich folge Dir, wie Du rasch und heiter trotz Deiner

Nacktheit durch das Zimmer gehst. Zwischen Deinen Beinen ist die Spanne, die die Füße antiker Statuen aufweisen, und die Lichter auf Deinen Schenkeln, während Du gehst, tanzen, weil Du Freude im Gang und in der Bewegung hast. Wie Du gesund bist und stark!

Du besitzest die vollkommene Schamlosigkeit der höchsten Gesundheit, und ich bin der Beschämte, weil ich mich manchmal frage, ob nicht die Gewohnheit Dich so schamlos machte oder ein früherer Lehrer, der Dich kindlich nackt kannte, und Dich über die Herrschergewalt Deiner Nacktheit aufklärte. Ein sehr großer Künstler müßte er gewesen sein, Er, den ich mir dann einbilde, ich bemerkte auch seinen Abdruck auf Deiner Seele. Du denkst nicht wie eine Frau, Du denkst wie ein Mann, ein sehr reifer, freier und reicher Mann.

Ich wollte zuweilen, Du wärst mein Bruder oder ein junger Freund. Erst dann könnte ich Dich ganz kräftig und zärtlich lieben, wie Du geliebt sein müßtest.

Warum kommen mir immer Schatten und böse Dinge dazwischen, daß ich Dich nicht entzückt und dankbar genießen kann, als ein Kunstwerk, als ein Wesen ohne Geschlecht und ohne Schwäche, das einem Armen, Glaubenslosen und Ausgestoßenen gesendet war, um ihn ehrfürchtig und schaffensfreudig zu stimmen? Liegt die Kälte bei Dir oder liegt sie bei mir? Du warst bereit Dich zu geben, aber ich sah Deine Augen wie die einer Märtyrerin ersterben, Dein Gesicht war so weiß — —

Ich bin nicht Mann genug, um zu zerbrechen, als Künstler nicht genügend groß, um weiter zu bilden, neu zu bilden.

Ich möchte manchmal, daß ich dieß eine Stütze von Dir nicht gesehen hätte. — Keine klassische Statue könnte vollkommener sein, und vor der Klassizität beugte ich mich in dem Moment — jetzt zuweilen sehe ich es anders. In mir wohnt eine gewisse zerstörerische Wut, die vom ursprünglichen Mann stammt, und sehr viel Ehrfurcht vor der Schönheit, weil ich der Schönheit lange gedient habe und sie nie umarmen durfte. Warum wurde ich ein Künstler und bin es doch nicht genügend? Ewiges Unvermögen wirkt so lähmend, es macht schlecht — neidisch!

Laß mich zu Dir ganz konfus und durcheinander sprechen, wie die Gedanken mir aufsteigen. Sie jagen sich in mir und drängen alle zu Dir.

Immer sehe ich Dich verschieden. Manchmal bist Du mir ganz fremd, die fremde Frau, die Dame, die sich mit Diamanten schmückt und zum Ball geht. Dann sehe ich Dich wieder, wie Du zart und süß ganz in meiner Gewalt warst, so ganz! Ich legte die Hand auf Dein Herz und fühlte es wie einen Vogel verstört warten und flattern.

War ich gut zu Dir, oder einfach ein Feigling, ein Gelähmter? Bist Du dankbar oder verachtest Du? Ich sehe Dein kleines, weißes, schlafendes Gesicht mit den schweren Lidern und dem heiteren Munde. Es gibt mir keine Antwort. Ich wage nicht, Dich zu wecken. Ich sitze da und hüte Deinen Schlaf. In mir wühlen alle Dämonen, ich könnte stöhnen.

Manchmal könnte ich Dich, glaube ich, ermorden ohne Gnade. Ich könnte Dir die Kehle durchschneiden. Du bliebest immer gleich schweigend und bleich und befehltest Dein Geheimnis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaltung der modernen Kultur.

Von Oscar U. H. Schmitz.

Die Möglichkeiten einer deutschen Kultur, die sich während Goethes Leben, teilweise unabhängig von ihm, zeigten, schwanden mit den Personen ihrer Träger. Unsere nach mehreren Pferdekuren endlich erzwungene Einheit umschloß eine häßlichere Barbarei, als jene altmodische vor dem klassischen Zeitalter gewesen war. Der plumpe, doch bescheidene deutsche Michel war ein schnauzbärtiger Unteroffizier geworden, der umständliche, aber oft feingeistige deutsche Gelehrte wurde durch eine Sorte Journalisten verdrängt, die mit Unscholtenheit einen leichten Stil versucht, unwahrhaftig ist mit der aufdringlichen Gebärde der Loyalität, vaterländisch mit großstädtischen Emporkömmlingsmanieren, großsprecherisch und doch flüchtig gebildet, hochfahrend gegen alles Fremde und nur summarisch darüber unterrichtet. Es soll offenbar der Beweis geliefert werden, daß Neu-Deutschland von lauter unternehmungslustigen Besserwissern bevölkert ist; und das Schlimmste: von diesem Geist zeigt sich das offizielle Deutschland, die Politik, ja die Universität immer mehr durchdrungen; unbewußt vielleicht identifiziert es sich mit ihm.

Demgegenüber gibt es in dem heutigen Deutschland noch etwas anderes. Ich bitte um die Erlaubnis, es vorläufig mit dem nicht viel sagenden Wort „moderne Kultur“ etikettieren zu dürfen. In den achtziger Jahren, denke ich, begannen die Bewegungen, die, sehr unter sich verschieden, zum Teil einander feindlich, sich alle modern nannten. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie das offizielle Deutschland befehlen oder vielmehr von ihm befehlet werden. Diese Moderne — man nennt sie naturalistisch — hatte naturgemäß etwas Hastig-Ver-spätetes, Gewaltsam-Opponierendes, Nachholens-wollendes, Traditionslos-Abgebrochenes. Noch die in den siebziger Jahren Geborenen erfuhren von ihr als mehr oder weniger Erwachsene, wurden teils verführt, schon Erworbene aufzugeben, fühlten sich teils rauh

abgestoßen oder traten in eine schwankende Stellung zu ihr. Ihre Kindheit ist nicht in dieser Kultur, ja sie ist ihrer Kindheit feindlich, sie läßt sie die Fehler ihrer Erzieher erkennen. War ihre Jugend larm und dunkel, dann ist die Moderne die Erlöserin, sie glauben in ihr Antwort auf alle Fragen zu finden; für sie ist altmodisch und modern wie schlecht und gut. Es ist eine nuancenlose, doktrinaire, feindselige Moderne, eine *ecclesia militans*. Andere aber hatten Grund, ihre Kindheit zu lieben, sei es, daß noch die trauliche Sonne der Goethe- und Romantikerzeit in die altmodisch stimmungsvollen Stuben ihrer Jugend von dem silbernen Scheitel der Großmutter widerstrahlte oder das Herz eines weltbürgerlich gesinnten Vaters erwärmte, sei es, daß Beziehungen zur Fremde das Haus mit schönem Gerät erfüllten und den Verkehr durch zierlichere Formen veredelten. Diese mit reicheren Erinnerungen Gesegneten konnten sich nur mit Vorbehalten zur modernen Kultur bekennen. Sie wollen ihre Kindheit, ihre Eltern nicht schmähen lassen, nicht verleugnen. Da sie Ueberlieferungen mitbringen, ist ihr Blick für den nur relativen Wert des Neuen scharf. Zu ihnen gesellen sich die, welche in den achtziger Jahren geboren, die frühere Grobgeistigkeit kaum selbst erlebt haben. Ihre Knabenzeit schwankte schon nicht mehr zwischen Schefel und Paul Lindau, zwischen Christentum und „Kraft und Stoff“, ja die Verbindung Hauptmann und Sudermann war bereits gelöst, sie umstritten auf der Schule Hofmannsthal und George, schon war Nietzsche der Pharos, nach dem sich ihre Begeisterungen orientierten.

Aus diesen verschiedenen Vorbedingungen ergeben sich zwei scharf unterscheidbare Strömungen der modernen Kultur, d. h. scharf unterscheidbar für das geistige Auge; in der Wirklichkeit ist die Entwicklung nicht immer so reinlich. Es finden sich viele Grenztypen, die teils aus echten Ursachen, teils nur aus geistiger Konfusion oder Unausgesprochenheit

der Instinkte halb im einen, halb im andern Lager stehen.

Die doktrinaire, kämpfende Moderne ist in ihrer Seele eigentlich gar nicht modern, sondern nur neu und kühn im Ausdruck ihrer Forderungen. Sie ist das endlich ganz zu sich selbst gekommene, bewußt gewordene mittlere Bürgertum, das alle lügnerrische Nachahmung aristokratischer Formen aufgeben will, besonders jene ursprünglich in der Hofluft, dazu meist in französischer, gewachsenen Konventionen, die ihm — offen gestanden — nie eine Erleichterung, sondern nur eine Hemmung seines auf Zweckvernunft gegründeten Lebens waren. Das besitzende Bürgertum dagegen hat stets mehr oder weniger die Sitten des Adels adoptiert; nicht immer ohne Recht: unser städtisches Patriziat steht dem Adel nicht nach in den Eigenschaften, die eine seit Generationen einwandfreie Kinderstube unter Umständen gewährleisten kann. Was sollen aber die Urteile und Sitten einer Gesellschaft für den, der ihre Wohltaten nicht genießt? Für ihn werden sie Vorurteile und Unsitten. Warum soll sich jemand einen unbequemen Ehrenkodex aneignen, wenn er doch nicht für voll genommen wird? Warum soll man politische und religiöse Ueberzeugungen eines Standes vertreten, dessen Betätigungs- und Denkbedürfnisse den eigenen nicht entsprechen, ja zuwiderlaufen? Warum sollen in engen Verhältnissen die strengen Bindungen des Liebeslebens gelten, die nur vom Standpunkt der großen Familien berechtigt sind? Warum muß ein besitzloses Mädchen verkümmern, um nicht gegen die Familientraditionen zu verstoßen, von denen sie ganz und gar nichts hat, während das voraussetzungslose Geschöpf aus dem Volk wie ein Singvögelchen den Frühling seiner Jugend genießt? Warum soll man sich den Luxus eines Salons bezahlen, den man nicht benützt, warum auf Reisen, Schauspiele und dergleichen verzichten, weil die allein standesgemäßen Hotels, die I. und II. Klasse der Bahnen, die eleganten Theaterplätze teuer sind? Gegen diesen Unsinn im Großen wie im ganz Kleinen empört sich der bewußt gewordene bürgerliche Mensch. Nichts

ist echter und aufrichtiger, als das Abschütteln dieser Konventionen durch einen Stand, für den sie nicht gemacht sind, nur glaube man nicht, daß damit irgend etwas Positives geschaffen ist, etwas wie eine neue Weltanschauung; ja, es ist nicht einmal ein objektives Urteil gewonnen, denn alle diese abgeschüttelten Konventionen sind dadurch nicht als schlecht, sondern nur als für gewisse Klassen unfruchtbar erkannt. Im Augenblick aber, da man diese Kette von Negationen als Weltanschauung anspricht, die das Negierte zugleich als absolut verwerflich hinstellt, entsteht jene heute so häufige Pseudoweltanschauung: der Individualismus. Die Gesellschaftsgruppen, welche zur Erleichterung des Verkehrs oder zur Zier Konventionen brauchen, werden indessen ganz von selbst das alte aristokratische Erbe antreten und es ihren heutigen Bedürfnissen entsprechend verwalten. Nur der aber wird sich vernünftigerweise solchem Zwang zugunsten einer Gruppe unterwerfen, dem diese Gruppe dafür alle Vorteile der Zugehörigkeit gewährleistet. Und für ihn ist es kein Zwang, sondern natürlicher Trieb.

Der genialste, grausamste Darsteller moderner Gewissenskämpfe um die Aufrichtigkeit gegen die Lüge ist Ibsen*), einst der Inbegriff der Moderne, und heute wieder so vielen modernen Menschen fast fremd; denn jene Modernen, so echt sie sind, haben bloß Irrtümer abgeschüttelt, sie sind nicht, wie sie wähnen, Entdecker von Neuland. Darauf beruht der Streit, ob Ibsen der Vorläufer der neuen oder ein Ausklang der alten Zeit ist. Darum wirkt Ibsen, so interessant er ist, so qualvoll. Die Kämpfe eines Roßmer oder Almers, so sehr sie uns packen, sie machen uns nicht unser Leben bewußt, sie bereichern uns nicht mehr.

An Stelle der Konventionen suchen die Modernen, deren Dichter Ibsen ist, eine ideale Vernunft zu sehen, nicht die gebieterische Vernunft der Tatsachen, zu denen auch die Kon-

*) Nur um eine Seite Ibsens handelt es sich hier, nicht um eine Kritik der unangreifbaren Kunstwerke: Die Wildente, Hedda Gabler, John Gabriel Borkmann.

vention, die Ueberlieferung, die Lüge, die Schwäche, die Untreue, kurz alle Menschlichkeiten gehören, sondern eine aprioristische Vernunft, die in gerader Linie abstammt von der Göttin der französischen Revolution. Es sind Blutsverwandte, nur aus verschiedenen Generationen, die da rufen: „Alle sind gleich“ oder „Alle sollen Uebelmenschen werden“. Es sind Ideologen, die den Frieden der Unwissenheit, das Glück der Abhängigkeit vernichten, weil sie den Frieden und das Glück nicht sehen, sondern von der Idee ausgehen, Unwissenheit und Abhängigkeit dürften aus ethischen Gründen nicht sein. Solche an das Leben gelegte „ideale“ Maßstäbe können, wie man unter dem Konvent gesehen hat, Fanatiker und Tyrannen schaffen, aber die modernen Gewissen sind zart, und wir erblicken nur noch heftische Menschlein, die sich „Lebensaufgaben“ und an das Leben „ideale Forderungen“ stellen. Ihre weltfremde, zwar unmittelbar auf das Leben zielende, aber es immer verfehlende Vernunft hat sie hysterisch gemacht.

Ibsens Gestalten zeigen manchmal, wie diese Lebensschwäche von neuem zu einer jenseitigen, hinter den Rampen beginnenden, zerstörerischen, absoluten Ethik führt, welche dieselben Leute im Theater beklatschen, die sie im Leben für überspannt und verstiegen erklären würden; man denke an den von dieser Moderne zerfressenen Rosmer, der von der lebendigen Rebekka das Opfer ihrer selbst verlangt, damit er wieder an den Adel der Menschheit glauben kann. Wenn Rosmer auch das Christentum ausdrücklich abge schworen hat, wenn seine Tat, der Selbstmord, auch dem christlichen Sittengesetz widerspricht, dieser Gewissenstämpfer und Seelenquäler, dieser Priester seiner selbst, dieser Missionar des Neumenichentums, er ist ein jinnenschwacher Christ in neuartiger Verkleidung, der nicht aus dem Selbstbetrug herauskommt: die letzte Phase des Protestantismus! Muß man das neue weiterweisende Element nicht eher in der „gewissenlosen“, aber von Rosmer infizierten Rebekka finden, in Mortensgaard, der ohne Ideale leben kann, und in Ulrik Brendel, der

es nicht kann? Und steht es mit der Modernität des Allmers in Klein-Eholf nicht ebenso wie mit Rosmer? Und scheint es nicht, als ob Ibsen selbst in seinem Epilog noch bis an die Pforte gelangt wäre, jenseits welcher „ideale Forderungen“ und dergleichen vor dem Leuchten lebendigerer Sehnsüchte und Taten erblaffen?

Diese Moderne ist nicht positiv-schöpferisch; wenn sie sich in ihrer äußeren Lebensgestaltung als bewußt gewordenes Bürgertum erweist, so ist sie in ihrer Ethik und Ästhetik vom Dogma befreiter Protestantengeist.

In ihrer Ethik: Manche predigen mutig die freie Liebe, aber sie sind in ihren Forderungen puritanischer und unerbittlicher als die Verfechter der gebundenen Ehe, welche, seitdem sie besteht, allerlei der Menschennatur entsprechende Kompromisse und Ventile gestattet. Und merkwürdig: dieser dogmenbefreite Geist, immer wieder schafft er neue Dogmen, wie eine zehnmal geschnittene und gebrannte Wunde immer wieder Eiter hervorbringt.

Die „freie Liebe“, die scheinbar die Liebe von dem Konventionellen, das Leben von einengender Sägung befreien will, tut das Gegenteil. An Stelle der längst Leben gewordenen Sätze stellt sie willkürlich ersonnene, von der Gleichheit der Geschlechter, der gleichen Berechtigung aller Individuen und der Allmacht einer absoluten Vernunft, die mit den Menschen wie mit gleichwertigen Zahlen rechnet, welche man bloß zu addieren braucht, um „Summen“ zu erhalten; oder diese Vernunft setzt gleich starke, ehrliche, stets ihrer selbst ganz mächtige und bewußte Kontrahenten voraus, die nur einen mündlichen Vertrag abzuschließen brauchen, um zusammen gute Geschäfte zu machen. Ach, die Wirklichkeit ist so ganz anders mit ihren Zufällen, Schwächen, Eitelkeiten und Begierden, die das Leben ausmachen!

Ähnlich sind gewisse ästhetische Forderungen begründet. Diese von „Vorurteilen“ sich frei ringenden Modernen sind nicht unberührt geblieben von jener zweiten jüngeren Strömung. Sie erkennen die Berechtigung, ja die Notwendigkeit der „Form“ an, sie sind

neuerdings sogar auf eifriger Jagd danach, aber die Form soll ihrer Vernunft jeden Augenblick übersichtlich werden, nicht symbolisch als ein Stück Weltgeschehen da sein, sondern etwas bedeuten.

Wenn sie sich auch künstlerisch zuerst im Naturalismus manifestierten, alles Phantastische und Romantische als unwahr verwerfend, so akzeptieren sie doch heute auch den sogenannten Symbolismus als eine Art Zeichensprache für ihre vernünftigen Sätze, die sie in ihm bildlich ausdrücken wollen. Das halten sie für das Ästhetische. Sie wollen nie das uninteressiert Künstlerische, sondern Dinge wie deutsche Seele, Bodenständigkeit, Gemüt, Innerlichkeit, Persönlichkeitswerte, Reformkleidung, bestenfalls geschmackvolle Dekoration. Sie verlangen etwa Heimatkunst gegenüber „wurzellosem Europäertum“, organische Entwicklung der Kunstformen gegenüber der „geschmacklosen“ Verwilderung des Kolofo, denn sie sind bestochen und bestechen durch scheinbar plausible Prinzipien, wie dieß: „So wie die Pflanze ihre Säfte aus dem Boden zieht, so muß sich die Seele des Menschen aus seiner Landschaft nähren“ oder „Jede Kunstform sei der ehrliche Ausdruck einer tatsächlich wirkenden Kraft, sonst ist sie lügnerisch.“ Auf diese Sätze des Verstandes aber antwortet die Wirklichkeit so: die Landschaft vieler moderner Menschen ist nicht das Heimatdorf, sondern der Boulevard, der Salon, das Café, das Wohnzimmer, das Boudoir, der Zirkus, die Matrosenkneipe, und was sie aus solchen Umgebungen ziehen, ist oft echt, während eine Rückgewöhnung zur Scholle unwahr, unaufrichtig, intellektuell wäre.

Es klingt paradox und ist doch eine ganz einfache Tatsache: diese Heimatkünstler sind künstlicher, affektierter, „literarischer“ und darum perverter, als etwa Aubrey Beardsley, der naiv aus seiner Welt, aus seiner seelischen Landschaft und Heimat schuf und darum echt ist; womit ja nicht gesagt sein soll, daß nicht auch die Scholle noch manchem modernen Menschen wirkliches Erleben sein mag. Aber man kann nicht genug Mißtrauen gegen die

Bodenständigen haben. Fast immer sind sie Schwindler, oft ohne es zu ahnen. Sie sind vom spontan künstlerischen Erleben so fern wie Nazarener oder Neu-Präraffaeliten. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß aus dem logischen Ausdruck organisch wirkender Kräfte Kunstformen abzuleiten sind. Aber außer den Eisenkonstruktionen gibt es noch immer die unerklärbaren wilden Wunder der indischen Tempel, der späten Gotik und des Kolofo, in denen doch noch ein anderes Leben glüht, flammt und knistert.

Nun will ich beileibe nichts gegen die Vernunft sagen. Der deutschen Gefühlswirrwarrung und Denkschwere kann klare Vernunft gar nicht genug empfohlen werden. Solange diese Moderne rein praktische Forderungen an die Tatsachen stellt, weder in ethische noch ästhetische Gebiete übergreift, sondern nur die sozialen Beziehungen vernünftiger regeln und abstimmen will, muß sie durch Aufrichtigkeit und Konsequenz oft imponieren. Sie bekennet Farbe, wohnt nicht mehr zwischen Renaissance- und Kolofoimitationen, glaubt nicht mehr an Titel und Examina usw.

Politisch wird diese bürgerliche Moderne nicht etwa durch den Liberalismus vertreten, der sich aus der oft noch unklaren und unwahren Großbourgeoisie rekrutiert, sondern durch die Sozialdemokratie, die einzige wirklich bürgerliche Partei, die wir haben, und der wir im praktischen Leben vieles Gescheite verdanken; der sozialdemokratische Geist stammt nicht aus dem Volk, sondern aus jener breiten Schicht Gebildeter, deren geistige Bedürfnisse in so erstaunlichem Mißverhältnis stehen zu ihrer materiellen Lage. Diese Schicht existiert in keinem Lande in solcher Ausdehnung und Bedeutung als in Deutschland; sie ist stets für das deutsche Geistesleben charakteristisch gewesen. Sie war der Boden für den Protestantismus und in ihrem Klima gebieth der philosophische Idealismus der Vergangenheit; ihre Modernität verrät noch diese Abstammung. Sie ist ernst, nüchtern, abstrakt. Wenn man aufhört, in dieser Moderne eine positive Welt-

anschauung zu sehen, so kann das Bewußtwerden einer so wichtigen Klasse der Gesellschaft als ein eminenter Fortschritt zur Klarheit aus der Verwirrung der Gegenwart betrachtet werden. Wir sehen bereits eine rationell beschäftigte Mittellasse von Technikern, Kaufleuten, Ärzten, Beamten, Lehrern, eine Art Samurai des praktischen Lebens. In intellektuellen, ästhetischen wie ethischen Fragen sind sie nur Publikum, ihr eigener Ruhm ist die Tüchtigkeit. Sie leben vernünftig, wie es ihnen paßt, ohne Vorurteile, und sie haben recht, solange sie keine orthodoxe Weltanschauung daraus ableiten, wenn sie es zweckmäßig finden, nur aus Liebe zu heiraten oder etwa auf den Kunstwart zu abonnieren. Die Mitglieder dieser guten Mittellasse sind noch nicht alle bewußt geworden. Noch mancher hält sich für einen Proletarier, der ein tüchtiger Bürger ist, mancher Bürger trübt sein Bild noch durch einen Jahnebüchernen Aesthetismus, und mancher Aristokrat mit ausgesprochen bürgerlichen Instinkten wird bloß durch Standesvorurteile an freier Betätigung seiner Gaben gehindert.

Zum Schluß möchte ich noch die Umrisse jener zweiten Gruppe der Moderne zeichnen. Sie ist bezidiert unbürgerlich, aber schwankt unentschieden zwischen Aristokratismus und Anarchie. Man hat sie sowohl hypermodern-bekadent, als rückschrittlich-romantisch genannt, un- und außermoralisch und weltfremd, übertrieben formal und alle Formen auflösend. Denkt man bei ihrer Gruppierung nur an den Gegensatz zu jener ersten modernen Strömung, so treten die heterogensten Elemente sich nahe: Hofmannsthal und Wedekind, George und Altberg (der übrigens in der letzten Zeit eine merkwürdige Schwenkung zu den Vernünftlern gemacht hat). Man nennt sie bald reaktionär, bald auflösend, weil sie nicht auf einen Fortschritt der Menschheit deuten, aber sie sind urlebendig, neu und ganz jung, weil sie statt dessen die Buntheit der Lebensentfaltung sehen. Glühende Skeptiker möchte ich sie nennen. Sie erkennen das Irrrationelle der Tatsachen als das Merkmal alles Lebendigen gegenüber den toten Postulaten weltverbessernder Theoretiker

und Systematiker. Form und Inhalt sind ihnen eins, denn das Symbol ist für sie etwas Konkretes, gewissermaßen verdichtete Wirklichkeit; Gesundheit und Krankheit werden ihnen fließende Begriffe; sie interessieren sich, auch wenn sie selbst kümmerlich leben müssen, künstlerisch nicht unmittelbar für die den Kampf ums Brot berührenden Probleme, die mit einigen Tausendmarkscheinen lösbar wären. Darum hat man geglaubt, sie vertreten die Weltanschauung derer, die von ihren Renten leben, ja man hat sie gewissermaßen als entartete Söhne der Großbourgeoisie gebrandmarkt, welche die nötige Zeit haben, allerlei phantasievolle Gespinste auszusinnen. Nun, es ist gleich, woher sie stammen und wie sie zum Besitz stehen. Künstlerisch hat einer seine Stellung zu dem „festen“ im Leben mit den Worten charakterisiert: „Das Leben ist eine Rutschbahn,“ was im Grunde eine Paraphrase des heraklitischen „πάντα ῥεῖ“ ist, und ein anderer hat die sehr unbürgerlichen, halb aristokratischen, halb anarchistischen Worte gefunden:

„Wie, junger Mensch, du hast nichts und du willst

dies weiter tragen? Armut, dies Gefängnis, aus dem man nicht entspringt, weil's mit uns läuft?

Den Hohn und Speichel einer solchen Bettel! Du hast nichts, drum hat jeder dicke Schuft von Seifensieder ja dein Haus, dein Bett, und küßt deine Geliebte, spürst du's nicht so? Vielmehr er hat ein Recht auf ein Stück Fleisch

aus deiner Brust und darf das Messer noch an deinem Haar abpuhen! Spürst du's so? Wir werden spielen, wart, wir werden spielen . . . Nägel fauen,

an einem schmutzigen Kanal die Lufe von Stodfisch atmen und auf feuchtem Stroh von weißen Anien mit goldnem Strumpfband träumen,

bis das Geheul der Ragen auf den Dächern dem Traum ein Ende macht.

Verfluchtes Leben! Hast du keine Schwester?

Zur Kupplerin mit ihr! Was, keinen Bruder, an den Kapellmeister, der Bubenstimmen für Engelchöre braucht, ihn zu verkaufen? Auch nicht? So ging ich und verhandelte das Leben eines Menschen, den ich nie gesehen . . .“

Diesen Modernen ist die Vergangenheit nicht Autorität, aber ebensowenig ist sie ihnen tot. Die gefallenen, faulenden Stämme einstiger Kulturen wollen sie nicht wiederaufrichten, aber plötzlich überziehen sie sich mit neuem Grün, die verwesenden Zeiten werden ihrem lecken bunten Blumenflor zur fruchtbaren Scholle, zum lebenspendenden Dünger. Kein gewaltsames Brechen mit gefälligen, aber unvernünftigen Traditionen, kein gezwungenes Anknüpfen an starr gewordene Formen. Lächelnd akzeptieren sie die Konventionen, sie sind ihnen Stütze, nicht Hemmschuh, und ebenso lächelnd setzen sie sich über sie hinweg, aber ohne Aggressivität, ohne Besserwisseri. Sie wahren und zersehen zugleich, sie sind unerbittlich logisch bis zum Paradoxen, aber sie vernünfteln nicht, sie sind zu feingeistig, um doktrinär zu sein. Schon die Fragestellung: altmodisch oder modern? aristokratisch oder sozial? Ehe oder freie Liebe? lehnen sie ab. Jedes Ding ist in sich und im ganzen Sein begründet. Keine „Forderungen“ in das Leben tragen, die immer was von einem Geschäft an sich haben. Unentgeltlich leben, bald sich frei verschrenken, bald sich hinter den Konventionen bergen; als Abenteuerer oder als Gentleman existieren, als Courtisane oder als Lady, das ist gleich, nur immer reinlich sein, nur nicht in Barchentunterzeug und Reformkleidung eine neue Menschheit postulieren!

Toleranz! Außer gegen die Intoleranten, die Fanatiker, die Systematiker, die Ethiker! Nichts verurteilen, nicht einmal die Libertinage,

denn „il n'y a pas de mal en bonne compagnie“. Man strebt nach vollkommener Freiheit und kann sich darum lächelnd alle Unwahrheiten gefallen lassen. Keine Gefahr, daß man auf sie hineinfällt oder ihr Sklave wird. Es gibt nur eine Lüge, die gemein und verächtlich ist und darum schnell zugrunde richtet: die Lüge gegen sich selbst. Napoleons Lügen sind prachtvoll, solange er sie nicht selber glaubt, aber Zeitungs-lügen, Parteilügen sind darum so schmäblich, weil kein Mensch dahintersteht, der sie bewußt erfindet, sondern weil ganze Menschheits-schichten ihr bißchen Echtheit an sie abgedankt haben, in der Meinung, sich damit zu erhöhen.

Man hat diese Anschauungen ästhetenhaft, faul, ancien régime genannt. Sie sind insofern allerdings nicht modern, als sie zu allen Zeiten mehr oder weniger die innerste Ueberzeugung derer waren, die von kleinlichen Banden losgelöst lebten. Im Grunde gibt es ja nichts Neues unter der Sonne. Sie hemmen nicht im mindesten den Tatentrieb, wenn sie auch einer gewissen metikulösen, für viele Berufe nötigen Tüchtigkeit im Weg stehen mögen, aber man kann mit dieser Weltanschauung Offizier, Industrieller, Künstler, Prälat und Zirkusreiter sein. Modern sein heißt jederzeit: sich mit dem „Werden“ und „Vergehen“ eins fühlen, ohne ihm die willkürlichen Gesetze eines künstlichen „höheren“ absoluten Seins aufzuerlegen. Ein ruhendes „Sein“ gibt es nirgends, das ist eine begriffliche Fiktion. Sein = Stillstand = nichts. Nur das Werden und Vergehen ist Wirklichkeit und Göttlichkeit zugleich. Dionysos ist Bewegung, Glut und Rausch. Wer durch Stabilisierung einen ruhenden Zustand schaffen will, ist feig, hat Angst vorm Leben, vorm Morgen, er will sein Schäschen ins Trockene bringen.

Vielleicht kann die Menschheit diese Lebensauffassung nicht vertragen. So möge sie denn das Salz der Erde sein, während die große Menge adert, knetet und bäckt!

Dr. David Jayne Hill.

Der 11. März 1902.

Am Dock von Hoboken wiegt sich der schnee-weiße Körper der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern“ auf den Wellen. Prinz Heinrich von Preußen ist an Bord. Die zehnte Mittagsstunde. Die Schloten des majestätischen Schiffes beginnen mächtige Rauchwolken auszuwerfen und langsam macht die Yacht los; sie trägt den Bruder des deutschen Kaisers, der zur Taufe des Meteor und um die Deutschen im Jankeelande zu begrüßen, Amerikas Staaten durchquert hat, über den Ozean zurück. Lustig flattert der Heimatwimpel im Winde.

Eine Woche zu früh, sagt man, ohne die letzten Punkte des festgesetzten Programms abzuwickeln, verläßt der Prinz die Gesteade der Union. Was tut's? Der Großadmiral der deutschen Flotte hat andere Pflichten, als sich auf Amerikas Boden noch länger den Anstrengungen der Repräsentation hinzugeben.

Mit ihm verläßt der deutsche Botschafter v. Holleben die Staaten — so stand's in den Blättern. Doch nein, v. Holleben kehrt nach Washington zurück.

Die „Hohenzollern“ gleitet unter dem Salut der Küstenforts zum Hafen hinaus. Auf die Dankagung des Prinzen Heinrich läuft von Teddy Roosevelt noch in letzter Stunde die Depesche ein:

„Nicht allein ich habe mich persönlich Ihres Besuches erfreut, sondern auch im Namen meiner Landsleute möchte ich Ihnen das Vergnügen aussprechen, welches uns bereitet wurde, Sie zu sehen und das wahrhaft Gute zu erkennen, das Ihr Besuch zur Förderung des Freundschaftsgefühls zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gehabt hat. Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß dieses Gefühl stets wachsen möge. Frau Roosevelt sendet ihre herzlichsten Grüße, und auch Frl. Roosevelt würde es tun, wenn sie nicht abwesend wäre. Drücken Sie bitte meine herzlichsten Grüße Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser aus. Nochmals danke ich Ihnen für Ihren Besuch und wünsche Ihnen alles Glück, wo immer Sie auch sein mögen.“

Theodor Roosevelt.

Weißes Haus, Washington, 11. März 02.*

Alles schien in schönster Ordnung.

Dann kam der 12. März.

Die Abendblätter der großen New Yorker Zeitungen veröffentlichten in Sperrdruck ein sonderbares Telegramm.*)

*) Der Artikel ist im Auszug aus den Zeitungen wiedergegeben.

„Hat Washington von Hollebens Abberufung gefordert? Es geht das Gerücht, daß einem der fremden Gesandten anheimgegeben wurde, das Land zu verlassen! Der deutsche Botschafter von Holleben ist der fremde Gesandte, von dem gesagt wird, daß er so sehr das Mißfallen der amerikanischen Regierung erregt habe, daß ihm seine Pässe zugestellt wären.“

Dem Berichte nach wird der Zwischenfall nicht zu einer Verschlechterung in den Beziehungen der beiden Länder führen.*

Dem Korrespondenten des North American wird weiter gemeldet:

„Die dem Botschafter bewilligte Zeit ist von 48 Stunden auf 30 Tage verlängert worden.“

Der Botschafter hat in den Angelegenheiten einiger Korporationen intrigiert, und es ist wahrscheinlich, daß seine Regierung später eine richtigstellende Erklärung abgeben und so den Vorfall beschließen wird.“

Das geschah am 12. März.

Staatssekretär Hay suchte zunächst, wenn auch nur schwach, die ganze Angelegenheit zu dementieren.

David Jayne Hill, von 1898—1903 Unterstaatssekretär, sagt man, sei weniger reserviert gewesen.

Man schrieb ihm mit Recht oder Unrecht Äußerungen zu, die in der öffentlichen Meinung die Ansicht verbreiteten, daß nur mit Mühe während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich der Hollebenkrach unterdrückt worden sei, ja man raunte sogar, daß eine starke, maßgebende Partei bestanden habe, deren Ziel es war, noch im Beisein des Bruders Kaiser Wilhelms II. die Affäre zu provozieren.

Endlich legte man ihm die Worte, wie wir sie in ähnlicher Fassung auch bei Witte*) publiziert finden, in den Mund: „Wir sind in erster und letzter Linie unserm Volke verantwortlich! Ist die Wut des Volkes einmal entfacht, so gibt es für uns kein Zurück mehr.“

Heute sind sieben Jahre seit jenen Geschehnissen verstrichen. D. J. Hill, seit 1905 außerordentlicher Gesandter der Vereinigten Staaten bei den Niederlanden, wird 1908 als Botschafter in Berlin designiert. Es heißt, er wäre an höchster Stelle nicht genehm! Weshalb? Zu arm, um ein würdiger Repräsentant in Preußens Metropole zu sein! Man liebt am Berliner Hofe Prunk und Reichtum.

Charlemagne Tower konnte mit beidem aufwarten, er war „persona grata“, er war aber auch nicht zur Zeit der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich Unterstaatssekretär gewesen.

Graf zu Fürstenberg.

*) G. Witte, Aus meiner deutschen Botschaft. Leipzig 02.

Sanft Rorfuzius.

Jauchze, Deutschland! Es begibt sich,
was der Dichter preisen soll.
Nie seit Achtzehnhundertfiebzig
war man so begeisterungsvoll.
Mag die Muse meine Leher
segnen mit dem Weihetuß.
Brausen soll sie Dir zur Feter,
Heiliger Rorfuzius!

Schutzgott jener hehren Insel
voll hellenischer Vernunft!
Deutsche Federn, deutsche Pinsel
bitten dich um Unterkunft.
Patriotischem Theater
mit Trara und Böllerschuß
sei ein milder Herbergsvater,
Heiliger Rorfuzius!

Dreißigtausend Lämpchen leuchten
neudeutsch in den Dünenland,
welchen gleichfalls Tränen seuchten,
heiß geweint fürs Vaterland.
Lämpchen sind aus buntem Glase,
eingehüllt in Zuckerguß; —
und der Holzbod springt im Grase. —
Heiliger Rorfuzius!

Spät noch meldet es die Chronik:
Daß war eine große Zeit.
Damals schwamm in süßem Honig
jegliche Gelegenheit.
Damals kannt' die deutsche Seele
Sorgen nicht und nicht Verdruß,
und es klang aus jeder Kehle:
Heiliger Rorfuzius!

J. Dlot.

Rita Sacchetto.

Wenn Tanz Einheit ist und ein Ausströmen des Willens in das Körperliche, das dadurch rhythmisch bewegt und befreit erscheint, so daß ein Hinüberfließen von Einem zum Anderen, Körper Seele und Seele Körper zu werden scheint, so sind die Darbietungen der Rita Sacchetto nicht Tänze im eigentlichen Sinne. Ihnen fehlt die Einheit. Der Zusammenhang ist zerrissen. Etwas anderes ist an seine Stelle gesetzt. Einzelheiten, die ersehen sollen; das Darstellende, das Kostümhafte, das Szenische; ein Apparat, der das Leichte, Blumenhafte tänzerischer Bewegungen erdrückt. Es mag das Bestreben leiten, den Tanz in einen größeren Zusammenhang eingliedern zu wollen. Dadurch aber verliert er sein Bestes und wird etwas Untergeordnetes, etwas Komödiantenhaftes. Nur allein gibt er sein Bestes her und wird Wesen. Nur der befreit ihn, der ihm den Mut zu sich selbst gibt, so daß er nichts anderes sein will als rhythmische Bewegung. Es kommt dadurch das eigentümliche Resultat zustande, daß man alles andere, einen Bühnenvorgang, eine Ausstattungs-szenerie oder — da Musikstücke über Gebühr die Pausen dehnten, was bei einem guten Orchester noch angeht —, eine Konzertaufführung gesehen und gehört zu haben glaubt, nur nicht eine Tanzdarstellung. Ja, man könnte glauben, daß das alles alte Marle sei und nun erst die Reinigung, das Neue einzusehen habe, das den

Kern der Bestrebungen herauschält, der von Ueberflüssigem, Nebensächlichem überwuchert erscheint. Auch dann noch wäre das Eigentliche erst zu leisten. Denn, wie oben gesagt wurde, selbst wenn man das Tanzmäßige herauschält, bleibt nicht genug an Eigenart. Das Beiwerk ist altmodisch; und was den Tanz anlangt, so bleibt er im Konventionellen stecken. Es ist ein Springen, Wirbeln, Rennen, Gehen, dem der Sinn fehlt; es bleibt Stückwerk, es fehlt gerade die Hauptsache: das Rhythmische, die sinnvoll lebendige Verbindung. Das Tanzenkönnen mangelt in so erheblichem Maße, daß Berufstänzerinnen mit Recht sich abwenden werden. Ihnen wird es als Dilettantismus größter Art erscheinen. Was wirkt, ist dem alten Vorrat entnommen. Was neu ist, ist unreif, ist Versuch, ist Ratlosigkeit. Daher auch die Zuflucht zu dem Nebenwerk, zum Kostüm, zur Ausstattung, zur Pantomime, zum Dramatischen, was aber alles im Konventionellen, Schablonenhaften stecken bleibt. Jede Tänzerin springt und hüpfte besser. Jede Schauspielerin mimt besser. Jede Bühne stellt bessere Kulissen.

Was bleibt also? Ein guter Wille; ein Versuchen, dem die Mittel, dem die Zucht fehlen.

Aber dem Publikum, das so gern handfeste Begründung hat, gefallen diese pantomimischen Kostümtänze; es kann sich an etwas halten.

Zudem war der Hof da und viele Offiziere.

Ernst Schur.

Warum hat Berlin kein Kant-Denkmal?

Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Der bekannte Franzose Jules Huret, der durch seine Forschungsreisen in Deutschland zurzeit diesseits und jenseits der Vogesen viel von sich reden macht, hat kürzlich auch den Reichskanzler auf Nordsee, „Interviewt“, und er ist vom Fürsten Bülow, der ein Mann von Sakt und Charme ist, zum Diner in seiner Villa Fresena in dem meerumrauchten Nordseebade eingeladen worden.

Das Tischgespräch kam bald auch auf ideale Fragen, denn es ist ein Vorzug des Menschen vor dem Tiere, daß er sich beim Essen etwas denkt, wie denn auch dasjenige, was er sich beim Essen denkt, als ein Gradmesser der Bildung des Menschen gelten kann.

„Es drehte sich zunächst um die realistische Erziehung der deutschen Jugend,“ erzählt Jules Huret. „Ich erwähnte, daß ich an den deutschen Gymnasien und Universitäten eine fast vollständige Verdrängung der philosophischen Studien wahrgenommen hätte, und daß die Studenten sich um Hegel und Schelling nicht mehr kümmern wollten. Eine Frucht dieser rein auf das Praktische gerichteten Erziehungsweise sei es, daß in dem Vaterland der Philosophie große Philosophen zurzeit fehlten.“

„Auch die großen Dichter fehlen uns,“ fügte Herr von Flotow zu.

„Wir haben auch kein Kant-Denkmal in Berlin,“ bemerkte die Fürstin.

Ich erwiderte, daß ich in der Siegesallee eines hinter der Statue eines Preußenkönigs gesehen hätte.

„Wir werden sicher ein Kant-Denkmal bekommen,“ sagte Fürst von Bülow“

Die hier erwähnte Bemerkung der Fürstin Bülow hat, als ich sie las, einen fast beschämenden Eindruck auf mich gemacht, und daß gerade ein in Deutschland herumreisender Franzose sie vor aller Welt ausplaudern muß, ist meinem Gefühl nach für Berlin im besonderen und für Deutschland im allgemeinen eine ungeheure Blamage! Das von der Gemahlin des Reichskanzlers so gelassen ausgesprochene große Wort bestätigt von neuem die uralte Wahrheit: Undank ist der Welt Lohn! Auch seinem größten, bedeutendsten Philosophen, Immanuel Kant, gegenüber hat das deutsche Volk und in erster Linie die Stadt Berlin — also Preußen voran! — sich des schwärzesten Undankes schuldig gemacht.

Berlin, das Herz Deutschlands, der Brennpunkt aller norddeutschen Kultur, die Stadt, die sich ihrer, dank der Geistesgaben deutscher Denker und Dichter, gewordenen Größe so gern und so selbstgefällig rühmt: diese stolze deutsche Kaiserstadt hat in ihrem großen Wald marmorner und eherner Denkmäler nicht ein einziges des großen Philosophen würdiges Standbild, des Geistesheroen, der den Grundstein, das geistige Fundament für Neudeutschlands Ruhm und Größe legte! Wie ist diese unglaubliche Tatsache zu erklären, heute, hundert Jahre nach dem Tode Immanuel Kants? Denn die von Huret erwähnte Büste des Philosophen in der Siegesallee sowie seine Figur am Fuße des Reiterdenkmals Friedrichs des Großen sind doch nicht als vollwertige und der Bedeutung des Königsberger Gedankentitanen würdige Bildsäulen anzusprechen.

Schon die Zentenarfeter des Todes jenes Mannes, der das deutsche Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts und seiner eigenen Zeit befruchtet hat wie kein anderer deutscher Denker, selbst Goethe nicht; bereits der 12. Februar 1904 ließ jeden wahren Kenner der Größe Kants die traurige Wahrnehmung machen, daß das deutsche Volk einen seiner besten Männer, seinen größten Wohltäter, seinen stärksten und machtvollsten Eroberer — fast vergessen hat!

Voran das offizielle Preußen, Staat und Regierung: weiß man da „oben“ nicht mehr, wer Immanuel Kant war, oder will man es nicht mehr wissen? Oder hat man über der himmelanragenden, weltausfüllenden Größe des Königsberger Philosophen seine kleine irdische, physisch-unbedeutende Person, weil sie nicht das vorschriftsmäßige Gardemaß besaß, aus dem Gesichtskreis verloren? Hat man gar verlernt, Kants Bedeutung zu würdigen; seinen Einfluß, von dem aller Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts und somit alle Kraft und Macht Neudeutschlands ausgingen? Konnte unter der hochflammenden Sonne der Kritik der reinen Vernunft, die heute alle Welt durchleuchtet, der stille, bescheidene Denker im Dunkel versinken, der dieses heilige Licht zur hellstrahlenden Glut entfachte und dadurch die Köpfe unserer besten und größten Geister mit den erhabensten Idealen befruchtete?

Wollte man alle diese hier aufgeworfenen Fragen erörtern und näher begründen, müßte man die Geschichte Deutschlands während der letzten hundert Jahre schreiben: in jeder Periode des letzten Jahrhunderts stößt der Geschichtsschreiber auf die Spuren Kants; ist doch das heutige Preußen-Deutschland der klare Ausdruck des kategorischen Imperativs, wenn auch freilich Staat und Gesellschaft noch weit davon entfernt sind, die in diesem Grundsatz des Kantischen Sittengesetzes aufgestellte ideale Forderung zu erfüllen: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer all-

gemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Aber wer wollte es leugnen, daß die moderne Kulturwelt in ihren hervorragenden Vertretern sich mit Eifer bemüht zeigt — freilich vielfach unbewußt —, den von Kant gewiesenen Bahnen zu folgen!

Von den Weimarer Diktoren, die das Banner der Kantischen Ideale zuerst entrollten und unter diesem Panier für die Erleuchtung der Menschheit, für Freiheit und Aufklärung kämpften, bis zu dem Toten im Sachsenwald, Neudeutschlands Roland, der, gleichsam selbst ein personifizierter kategorischer Imperativ, mit Blut und Eisen einen Teil der Gedankenwelt des Königsberger Philosophen — soweit menschliche Kraft es vermochte — realisierte; auf diesem langen weltgeschichtlichen Wege von Goethe und Schiller bis zu Bismarck hat der Ablerflug Immanuel Kants ewig unvergängliche Spuren hinterlassen: Die Spur von seinen Erdentagen wird in Aeonen nicht vergehen! Alle Denker und Dichter dieser letzten hundert Jahre standen auf den Schultern des „kleinen“ Riesen; viele nannten sich aus Begeisterung für die Größe seiner Ideen selbst Kantianer, und diese waren nicht die Geringsten seiner Schule; ich erinnere nur noch an Fichte, Herbart, Schopenhauer und Richard Wagner, von neueren an Helmholtz, Paulsen und Zeller als markanteste Kantianer.

Nicht oft genug und nicht laut genug kann es ausgesprochen werden: Das deutsche Volk hat nur durch den hohen Gedankenflug seiner zahlreichen und bedeutenden Denker und Dichter, die ihm unvergängliche Geisteskräfte hinterließen und hehre Ideale wiesen, das herrliche Ziel einer von allen Völkern heute beneideten stolzen, fast unerschütterlichen Weltmachtstellung erreicht. Und das erste und hellste Geistesfanal hat Immanuel Kant vom nördlichsten Deutschland aus der Welt und insbesondere allen deutschen Völkern angezündet. Als ein Wed- und Sammelruf erschallte die Stimme des Philosophen von Königsberg allen deutschen Stämmen, die zerrissen und zerstreut die germanische Erde am Ende des 18. Jahrhunderts bewohnten, und das Signal dieses großen Sammelblasens war der kategorische Imperativ!

Und trotzdem, oder — um es frei heraus zu sagen — gerade deshalb hat Berlin kein Kant-Denkmal!

Berlin hat nach meiner, allerdings oberflächlichen Schätzung ca. neunzig Denkmäler, und zwar um die Mitte des Jahres 1907; denn der Zeitpunkt muß ausdrücklich festgestellt werden, weil gewisse Standbilder heutzutage in Berlin wie Pilze wachsen, und es daher leicht möglich ist, daß aus den neunzig Bildsäulen nach einem halben Jahre schon hundert geworden sind; zurzeit, also im August 1907, hat Berlin 90 Standbilder von Personen einer gewissen Berühmtheit; ich sage einer „gewissen“, weil mir einige darunter

mehr berüchtigt als berühmt erscheinen. Diese Zahl setzt sich zusammen aus ca. 20 Denkmälern von Dichtern, Komponisten, Philosophen, Naturforschern, Ärzten und Volksmännern und ca. 70 Bildsäulen von Fürsten, Fürstinnen, Staatsmännern und Feldherren. Die letztere Gruppe ist also 250% stärker als die erstere vertreten in der Hauptstadt des Landes der Denker und Dichter!

Ich betone: die Gesamtzahl ist nicht authentisch; ihre genaue Feststellung überlasse ich dem Statistiker; aber an dem Verhältnis der beiden Hauptgruppen zueinander wird auch eine andere, wahrscheinlich größere Gesamtzahl der Berliner Denkmäler nichts ändern, und dies zu konstatieren scheint mir für die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage sehr wesentlich zu sein; sind doch von den ca. 70 Bildsäulen, die das Andenken von Fürsten usw. verherrlichen, über die Hälfte Vertreter des trassen Absolutismus!

Ungeachtet dieser unerhörten Tatsache, die noch beschämender für das deutsche Volk wird durch den Vergleich mit der geringen Anzahl von Denkmälern deutscher Geistesheroen — die Vertreter des Absolutismus sind fast doppelt so stark durch Bildsäulen in Berlin „verewigt“! —, in Unbetracht dieses „erhebenden“ Beweises des deutschen Servilismus, wie er noch im 20. Jahrhundert blüht, beantwortet sich von selbst die Frage: Warum hat Berlin kein Kant-Denkmal?

Schon zu seinen Lebzeiten hatte Kant zwei mächtige Widersacher: Die mit dem Absolutismus treu verbündete Orthodogie. Hatte Friedrich der Große den stillen Denker im nordöstlichen Winkel seines Landes ruhig gewähren lassen, wofür eine gewisse Gedanken-Assoziation der beiden größten Preußen des 18. Jahrhunderts die beste Erklärung gibt, so änderte sich dieses menschlich-schöne Bild sehr bald, als nach Friedrichs Tod auf den freisinnigen Minister von Zedlitz der ehemalige Prediger Wöllner, der Urheber des Religionsediktes, folgte, ein Mann, der in seiner Beschränktheit Kant für einen „gefährlichen“ Neuerer hielt. Als der damals schon weitberühmte Philosoph seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ herausgegeben hatte, wurde dem Verfasser durch eine 1794 erschienene Kabinettsordre Friedrich Wilhelms II. wegen „Entstellung und Herabwürdigung des Christentums“ ein Verweis erteilt und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Universität Königsberg untersagt, über jenes Werk Vorlesungen zu halten. Anfänglich unterwarf Kant als guter Preuße sich dem Edikt, das Absolutismus und Orthodogie in frommer Gemeinschaft über ihn verhängt hatten; in einem Verantwortungsschreiben erklärte Kant, sich aller öffentlichen Vorträge über Religion auf dem Ratheber und in Schriften enthalten zu wollen. Aber nach

dem Tode Friedrich Wilhelms II. glaubte Kant sich an das dem verstorbenen Monarchen gegebene Versprechen nicht mehr gebunden, und er äußerte sich fortan wieder sehr freimütig auch über Religion.

Diesen Ungehorsam, diese dreiste Auflehnung eines „Untertanen“ gegen das Gebot der hohen Obrigkeit hat die Orthodogie, die von jeher eine Kreatur des Absolutismus war, dem Philosophen von Königsberg bis auf den heutigen Tag nicht verziehen, und da sie auch in unserer Zeit noch mächtig genug ist, um den seine Schwingen wieder kräftig regenden Absolutismus zu neuem Fluge zu stärken und nach ihrem Willen zu lenken — wie ja die Periode Studee genugsam bewiesen hat —, ist es wohl auch klar ersichtlich, warum und weshalb der große „Revolutionär“ Kant heute, über 100 Jahre nach seinem Tode, in der Hauptstadt seines Vaterlandes, in des Deutschen Reiches Kaiserstadt, noch kein eigentliches seiner Bedeutung würdiges Denkmal hat! „Nichts gelernt und nichts vergessen!“ — dieses alte Wort gilt eben auch von den treu verbündeten, allen auf Freiheit und Aufklärung gerichteten menschlichen Bestrebungen feindlich gesinnten Mächten.

Über gerade deshalb war es wohl an der Zeit, den hohen Wert und die große Bedeutung eines Immanuel Kant für das deutsche Volk den Zeitgenossen wieder einmal ins Gedächtnis zu rufen, und es sei der Fürstin Bülow, die die Anregung dazu gab durch ihre Konstatierung der beschämenden Tatsache, daß „wir auch kein Kant-Denkmal in Berlin haben“, als ein Verdienst angerechnet; hat sie doch auch durch ihre Bemerkung den ersten Staatsmann des Reiches nächst dem Throne veranlaßt, dem deutschen Volke die tröstliche Versicherung zu geben: „Wir werden sicher ein Kant-Denkmal bekommen!“ . . .

Fürst von Bülow ist eben ein Mann von durchaus liberaler Gesinnung; — wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler, noch bevor diese gute altehrwürdige Münze abgeschafft wird. Die gute altehrwürdige Kantische Philosophie kann man allerdings nicht abschaffen; sie wird noch dauern und bestehen, selbst ohne „Denkmal“ ihres Begründers, wenn man Absolutismus und Orthodogie längst zu den alten abgetragenen Sachen wird geworfen haben.

Carl Wilh. Marschner.

Notiz.

Vortrag betreffend! Diejenigen Abonnenten, welche vor dem 8. April ihre Karten für den Brandes-Vortrag bestellten, werden höflichst gebeten, ihre Bestellung zu wiederholen.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 30; für den Vortragsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 32; für alles andere: Dr. Artur Landshberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 62. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael normals Rafael & Wittel, Wien I., Graben 22. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Wilhelmsstr. 62.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 18

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

1. Mai 1908

Liebenbergers Eide.

Am einundzwanzigsten April, dem Geburtstage Hutten's, saß Maximilian Harden wiederum vor der Schranke; hatte dem Platz auf dem Sünderstühlchen diesmal aber den Klägersitz, dem stillen Ziegelbau in Moabit den Münchener Gerichtsbau in der Au vorgezogen. Ein andrer Himmelsstrich, mit andern Menschen, andrer Luft, anderm Richter. Ehe wir das Ergebnis betrachten, sei, im Interesse einer besseren Werthung des Erreichten, ein kurzer Gang durch Vergangenes gemacht, aus der Vergessenheit gezogen, was noch der Gegenwart schuldet.

Vom Herbst 1906 bis Ostern 1907 erschienen in der „Zukunft“ ein paar Artikel, in denen vom Fürsten Philipp zu Eulenburg die Rede war. Freundlich klang sie nicht, doch hielt sich Alles im Rahmen des Vertretbaren und überschritt nach Form und Inhalt nirgends die Grenzen des Zulässigen; sie war nicht so schroff, wie manche, die wir schon aus dem Munde Höherer gehört, war besser begründet, und betrat das Gebiet des Persönlichen nur, wo keine andre Möglichkeit für die Erreichung des einmal gewollten Zweckes vorhanden war. (Persönliches ist aus der politischen Publizistik nie zu bannen; so wenig wie aus der Historie, die sich ums Verstehen der Vergangenheit müht. Wer, wie unsre lieben Parteiapologeten, überall nur „sachliche“ oder gar „brennende Fragen“ sieht und nichts von Psychologie versteht, mag ein braver Mensch sein, wird ewig aber in politicis ein Stümper bleiben.) Mit dem Fürsten von Hertefeld und Liebenberg wurde, neben Andern, auch Graf Cuno von Moltke genannt, wurde gesagt, daß er mit dem Eulenburg intim befreundet sei und zu einem Grüppchen gehöre, das allerhand unverantwortliche Geschäftchen besorge, dem Kaiser mit guten und ehrfürchtig devoten Rathschlägen in den Ohren liege und den verantwortlichen Rathgebern der Krone die Erledigung des politischen Geschäftes erschwere. Ob sie geeignete Persönlichkeiten für die Umgebung eines leicht bestimm- baren, in seinen Entschlüssen leider oft jähren Monarchen waren? Harden verneinte die Frage und motivierte die Verneinung mit dem unmännlich gefühlvollen Schwärmer- wesen, das den Herren eigen sei. „Lautergute Menschen, poetisch, musikalisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als vom weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von rührender Freundschaftlichkeit.“

Der Vorwurf perversen Empfindens war nirgends erhoben, nirgends auch nur angedeutet; von dem homosexueller Bethätigung gar nicht erst zu reden. Die Folge war denn auch, daß sich in der Oeffentlichkeit nichts rührte; Niemand verstand, was der Herausgeber der „Zukunft“ meinte, jeder, was er wollte. Und die Herrn, von denen gesprochen worden war, hüllten sich in Schweigen, hüteten sich sorgfältig vor jedem am hellen Tag erkennbaren Schritt. Im April 1907 endlich erschien nochmal ein starker Angriff auf den Eulenburg, Graf Cuno von Moltke aber wurde nicht mehr genannt. Im Mai erhielt der Stadtkommandant plötzlich mit Hohenau zusammen den Abschied, und bald sicherte durch, daß die Verabschiedung mit den „Zukunft“-Artikeln in Zusammenhang stünde. In welchem? Noch wußte es Keiner; doch ging ein Herensabbath los, wie er seit Langem nicht zu sehen war. Jede Schandthat wurde den Entlassenen nachgesagt und willig geglaubt. Und Alles sollte, was die in der Maibrunst erhitzte Reporierphantasie zu ersinnen vermochte, vor langen Monaten nun in der „Zukunft“ gestanden haben. Harden, der die Gefährlichkeit des Treibens bei Zeiten erkannte, winkte ab, und wurde zum Dank dafür nun durch alle Gassen geschleift. Daß er das, was die Herrn nun behaupteten, nie gesagt hatte, kümmerte Niemand mehr; wurde auch nicht geglaubt, und Leuten, die nie auch nur das Allerbescheidenste gewagt hatten, riefen nun im Brustton ehrlicher Entrüstung von früh bis spät über den Markt: „Harden kneift“. Die Herrn in Liebenberg aber freuten sich der gelungenen Wendung und begannen zu hoffen; versuchten alsbald auch, aus den Thorheiten, die sensationshungrige Skribenten ausgeheckt, dem lästigen Publizisten einen Strick zu drehen. Sie mimten plötzlich die tief Gefränkten und liefen zum Staatsanwalt; der Eine, um eine öffentliche Beleidigungsklage gegen den Herausgeber der „Zukunft“ zu erlangen, der Andere, um in einem durch Selbstbezüglichung veranlaßten Ermittlungsverfahren von beispielloser Lächerlichkeit sich seine sexuelle Intaktheit bescheinigen zu lassen. Das war, wie jeder voraussah, bald zu Ende. Als einziger Zeuge wurde Harden vernommen, der zu Protokoll gab: „Ich habe niemals ausgesprochen, daß Fürst Philipp zu Eulenburg sich gesetzlich strafbarer Handlungen schuldig gemacht habe. Ich selbst kann irgendwelche gesetzlich strafbare Handlungen des Fürsten Eulenburg nicht bezeugen, da ich persönlich niemals eine solche Wahrnehmung gemacht habe.“ Damit wurde das wundervolle Verfahren eingestellt. Seine Durchlaucht hatte sich die Sache etwas bequem, den Sieg allzu leicht gemacht. Und gab sich mit einer Aussage zufrieden, deren provokatorischer Charakter für einen Diplomaten nicht leicht zu verkennen war. Für die Presse aber stand fest: Harden kneift. Kniff er wirklich? Oder wollte er nur schonen, so lange irgend es ging?

Hundertmal hat er's gesagt. Hat versichert, daß er nie weiter gehen würde, als er gedrängt werde; und hat sich, trotz tausend Widerwärtigkeiten und Erfahrungen gemeinster, niederträchtigster Art, an seinen Vorsatz gehalten. Hätte er's nicht gethan, die Herren Philo und Cuno ließen längst nicht mehr als verkannte Idealisten in der Welt herum, die Schöffengerichtsverhandlung wäre anders verlaufen, der skandalöse Prozeß vor jener ehrenwerthen vierten Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin, die kalten Herzen's die Erdrosselung wichtigster Beweisankträge beschloß, wäre unmöglich gewesen. Wie war's doch noch vor einem Vierteljahre? Hebt vom Gedächtnis die Riegel! Denkt an die Rollenbesetzung, an das Zusammenwirken, an all die lieblichen Einzelheiten, für die sich keine Rüger fanden. Da wurde ein Kläger unter seinem Eide vernommen über seine Triebe und Empfindungen, durften Beschuldigte Reinigungsseide schwören, als wären wir in den Zeiten der Salier und Franken, konnten die confabulati sich zu ein-

trächtigem Handeln vor den unverbundenen Augen der Themis verbinden. Damals, erinnert Euch, durften zwei Beschuldigte sich hinter verrammelten Thüren weiß waschen, und wurden dann, *hac re optime gesta*, der überraschten Nation als sittenreine Engel präsentiert, nachdem man eine bis dahin ehrenhafte Frau in den Roth zu treten, ihre Aussage unter Bedrohung mit Angriffen auf ihre Frauenehre vom Unbequemen zu reinigen versucht hatte. Noch heute weiß die Oeffentlichkeit nicht, wie man die Frau behandelte, weiß nicht, daß Fürst Phil, der enthusiastische Sänger und Freund aus Onans Geschlecht, es war, der seine Zeugenaussage mit einer halbstündigen Schimpfrede wider sie begann. Willig saßen die fünf Leuten, die Recht zu sprechen hatten, auf ihren Sesseln, und bewahrten alle Worte des Mannes, „den, nach eines Oberstaatsanwalts Empfinden, Jeder lieben muß, der ihn sieht,“ getreulich bis zur Urtheilsfällung in ihrem Herzen. Der sorgte mit den Gaben nicht, die ihm die Natur verliehen, und hat sicher in seinem Leben nie vor verständnisvolleren Ohren gepredigt; wider Satanaß, der den „Geliebten seines Herzens“, seine „Seele“ in eines Weibes Maße versucht hatte. Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld war der Strategie des ganzen gegen Harden inszenirten Feldzugs. Nun fällt er als Erster, wie sich gebührt.

Suum cuique. Wie sich gebührt. Keiner hat je so mit seinem eigenen Schicksal gefrevelt, Keiner so frech mit der Wahrheit gespielt. Er zeihe doch ja keinen Andern der Schuld an seinem Fall. Alles hat er, wie es kam, provoziert; und daß er in alterßgrauen Kriminalisten (ihres Thuns bewußte oder unbewußte) Helfer fand, entlastet ihn nicht. Er war der Schöpfer des Plans, der sich in seiner ganzen Wucht nun gegen ihn selber kehrt. Er stand hinter dem „Geliebten“, lenkte jeden seiner Schritte. Er war der Vater des Gedankens, die von Reporterunverstand ins Maßlose vergrößerten Andeutungen Hardens als Prozeßbasis festzuhalten, um ihn sicher treffen zu können. So rächt sich alle Schuld auf Erden. Wer Sinn für dramatische Wandlungen hat, kann den Gang der Dinge nicht oft genug betrachten. Was Harden nie geschrieben hat, wird als behauptet unterstellt, und was als behauptet unterstellt wurde, wird als faktisch nun von dem Gedrängten erwiesen. Doch ehe wir das in München Festgestellte betrachten, ist ein Blick auf das in den letzten Julnächten Passierte, auf die Begründung des Strafkammerurtheils nicht zu umgehen.

Was an dem Prozeßverfahren auszusagen war, wurde hier bald erörtert. Daß nicht gegen Harden, sondern gegen eine Frau verhandelt wurde; daß man Zeugen gegen ihr Zeugniß und ihre Person heranschleppte (klassische: die Schwester des Klägers, verärgerte Dienstboten, einen Wiener Arzt, den wir hoffentlich noch einmal vor einem deutschen Gerichtshof sehen; er ist heute schon auß Schwerste kompromittirt) und Alles, was über sie Günstiges ausgesagt wurde, einfach ignorirte. (Geheimrath Schweninger, dessen Frau, ihr langjähriger Hausarzt Dr. Rorth: was sie sagten, existirte nicht; denn Phil hatte ja einen Vortrag gehalten.) Daß Bismard von den Herrn Lehmann, Gohr, Frißchen, Simonson und Langes als Zeuge abgelehnt und zum Verleumder gemacht wurde, um Phil zu retten. Daß man auf vier Monate Gefängniß für ein Vergehen erkannte, das durch ganz willkürliche Interpretation konstruirt, in Wahrheit nie begangen worden war. Und daß man dem Herausgeber der „Zukunft“ belastete, auf Bismard und Frau von Elbe gehört zu haben. Ihm wurde als besonders erschwerend vorgehalten, daß er, ehe er schrieb, sich nicht sorgfältiger erkundigt habe (dabei war schon im Januar, trotz unglaublicher Knebelung der Vertheidigung, mehr als wahr erwiesen, als Harden je behauptet hatte);

wurde überdies noch eine Verletzung des Redaktionsgeheimnisses zugemuthet. Endlich leisteten sich die Herrn noch eine durch nichts erwiesene Unterstellung und sprachen von Sensationslust des (damals; heute sitzen vor dem Volksgewissen andere auf dem Sünderbänkchen) Angeklagten. Als das Urtheil ergangen war, schrieb ich hier: „Ich bestreite, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins in eine objektive Würdigung des Thatbestandes eingetreten ist. Wäre sie, nie hätte ein Urtheil von so handgreiflicher Ungerechtigkeit zustande kommen können.“ Erinnerte an den Bericht, den der Großkanzler Cocceji vor hundertsechzig Jahren an seinen König sandte, der in beweglichen Worten klagte, daß „die Profuratoren eine wahre Pestilenz der Justiz“ seien, und „mehrentheils Latanen gewesen und gleichwohl den ganzen Prozeß dirigirten.“ Sagte: „Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Harden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht.“ Erklärte vier Wochen später (als endlich, endlich das schriftliche Urtheil vorlag): „Die ganze Begründung ist unhaltbar; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert. Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht Hardens Prestige ist gefährdet, sondern die Frage, ob noch Recht gesprochen wird in politischen Prozessen, lastet schwer auf unserm Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereigniß werden, das Unbegreifliche geschehen kann: was wäre noch unmöglich?“ Nie ist der Frage Antwort geworden. „Ich hab's gesagt und abermals gesagt: auch hörten rings die Männer in die Runde. Die Einen riefen Ja, doch mit dem Munde, die Andern haben nie ein Nein gewagt!“ Nicht Lagarde allein hat im neuen Deutschland so betrübende Erfahrung gemacht. Und wie vor siebzig Jahren, gilt heute noch das Wort von Jacob Grimm: „Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, Manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen.“

Ehe sich die Herren Lehmann, Gohr, Frißchen, Simonson und Langes zur Fällung ihres Fehlspruches zurückzogen, erhob sich der Herr Oberstaatsanwalt und Geheime Justizrath Doktor Isenbiel, um im Namen des Fürsten Phil von Liebenberg eine Erklärung abzugeben, wie wohl kaum je seit der Reichsgründung eine von einem Staatsanwalt für einen Zeugen abgegeben worden ist. „Wenn sich, begann er, Fürst Eulenburg derartige Verfehlungen hat zu Schulden kommen lassen, einem klaren und einwandfreien Zeugniß gegenüber, daß er niemals eine Schmutzerei begangen habe, so würde er sich des Meineides schuldig gemacht haben. Der Fürst bittet deshalb jeden Menschen, der noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl verspürt, ihn zu denunziren wegen Verletzung der Eidespflicht, sofern der Betreffende irgend einen Zeugen dafür beibringen könnte, daß der Fürst sich eines Vergehens gegen Paragraph 175 oder irgend eines andern sexuellen Vergehens schuldig gemacht habe.“ Das war am 2. Januar. Am 21. April haben in München zwei Zeugen unter ihrem Zeugeneide bekundet, daß Philipp, Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, mit ihnen „Schmutzereien“ getrieben habe. Gegen die Glaubwürdigkeit beider Zeugen liegt auch nicht der bescheidenste Einwand vor, und beide Aussagen harmoniren überdies aufs Beste mit der ebenfalls beschworenen Aussage des (im ersten Schöffengerichtsverfahren vernommenen) Zeugen Bollhart. Der Zeuge Georg Riedel hat bekundet,

daß der Hohe Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler unzüchtigen Verkehr mit ihm unterhalten hat; hat die Befundung durch eine Fülle genauester Einzelheiten erhärtet und erklärt, daß der Sänger und Freund Cunoß ihn gegen Bezahlung zu päderastischen Akten an Dritten verleitet habe. Diese Aussage allein mußte, gestützt durch die Bollharts, zum Offizialverfahren gegen den Liebenberger führen. Thatß leider aber nicht, obwohl die Aussage Kiedels Herrn Isenbiel seit geraumer Zeit bekannt war. Die Befundung des zweiten Zeugen, des Fischermeisters Ernst aus Starnberg, ist noch gravirender. Der Zeuge Ernst ist seit bald einem Menschenalter im Dienste des alten Ministermachers, verwaltet heute noch die Starnberger Villa seines durchlauchtigen Gönners. Er kam mit dem festen Vorsatz, von nichts zu wissen, und bequemte sich erst nach stundenlangem Befragen zu einem Bekenntniß; jahrelang hat der Stalbe mit ihm in unzüchtigem Verkehr gestanden, hat das Opfer seiner Lust auf Reisen nach Zürich, Trient, Berlin, Luzern und Liebenberg genommen, ihm große Darlehen gegeben. An der Aussage dieses Zeugen, der vor den Schranken um seine ganze bisherige Existenz kämpfte, und, die Hand in der Tasche, erst zu jedem „kalten Eide“ bereit schien, ist nicht zu zweifeln. Und der Staatsanwalt wird gut thun, das Unvermeidliche nicht allzusehr auf die lange Bank zu schieben. In dem ganzen gegen Harden bisher beliebten Vorgehen liegen so viele Bedenkllichkeiten, daß Herr Isenbiel die Gelegenheit, Einiges wenigstens wieder gut zu machen, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen sollte. Nutzen wird die Verzögerung ja doch nichts, und der Ruf der preussischen Justiz hat durch die That-sache, daß man nach München muß, um eine in Berlin verpfuschte Sache wieder inß richtige Geleise zu bringen, ohnedies nicht gewonnen. Wir bitten nunmehr, mit den Unparteilichkeitsphrasen ein Ende zu machen und ohne langes Gerede die längst schon fällige Pflichtleistung zu thun. Kein Arbeiter, kein Bürgerlicher ließe unter ähnlichen (ähnlichen, nicht gleichen) Verhältnissen heute noch frei herum; doch Philipp zu Eulenburg sitzt noch immer unbehelligt auf Liebenberg, giebt Interviews und wirbt geschäftig um Mitleid. Für jeden objektiven Betrachter ist der Meineid seiner Durchlaucht erwiesen. Geschieht das vom Gesetz Verlangte nun nicht bald, wird mit der öffentlichen Erörterung darüber, ob Herr Isenbiel dem ihm anvertrauten Posten gewachsen sei, nicht mehr zu umgehen sein. Oder sollte Herr Beseler, dem wir in der Sache so manches Unerfreuliche zu danken haben, wiederum seine ungeschickte Hand im Spiele haben? Dann rede man offen, gestehe ehrlich: Zu der und der Handlangerei bin ich befohlen. Wir wissen dann, an wen wir uns zu halten, wissen, was wir von der verantwortlichen Excellenz zu fordern haben. Phrasendreschen („Wir werden objektiv vorgehen, ohne Ansehen der Person,“ und ähnliche, selbstverständliche Versicherungen der objektivsten Behörde der Welt haben wir nun wirklich satt) und thatlos die Zeit verstreichen lassen, mag bequem, mag auch diplomatisch sein; hier giltß jedoch ein Rechtsgeschäft, keine Diplomatie; giltß die Befriedigung eines Volksempfindens, die neue Festigung eines erschütterten Vertrauens.

Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber dankt ab. Sie verdient alle Vorwürfe, die sie dem Herausgeber der „Zukunft“ zu machen für gut fand, selber in verschärfter Form. Und Herr Lehmann in Sonderheit wird seinen Platz nächstdem mit dem tüchtigeren Amtsrichter Kern tauschen. Ich zweifle nicht, daß auch er den Wechsel innig „wünscht“. Die Zeiten, die kommen, schicken unliebsame Zeichen voraus, und ein kluger Mensch birgt sein theures Haupt, eh die Gunst der Stunde verrinnt. Ehe der Proceß vor der ihm unterstellten Kammer begann, war der Herr Landgerichtsdirektor über die Nothwendigkeit einer Bestrafung, über Strafart und Strafmaß mit sich

im Reinen. Daß er unter diesen Umständen die sittliche Kraft nicht fand, sich für befangen zu erklären, ist ein starker Einwand gegen seine richterlichen Qualitäten. Und in der unter seiner Leitung gefundenen Urtheilsbegründung steht der gegen Harden gekehrte Satz: „Die schärfste Rüge verdient es, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird.“ Wer war der Leichtfertigste in diesem ganzen Handel? Harden hatte dem Zeugniß des Fürsten Bismarck, dem Geheimrath Schwening und der Frau von Elbe geglaubt, die nur ein vom Fürsten Eulenburg, dem Grafen Cuno von Moltke und dem Rechtsanwalt Silberstein bearbeiteter Ignorant in psychologicis für hysterisch erklären konnte. Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber hatte, um einen Menschen auf vier Monate ins Gefängniß zu schicken, nur einen einzigen Zeugen von Belang: den um sein eigenes Haupt fechtenden, damals schon des Meineids dringend verdächtigen Liebenberger. „Der Meineid, sagt Waik in seiner Verfassungsgeschichte, war trotz schwerer Strafen an der Tagesordnung, und gerade angesehene und mächtige Männer scheuten sich, auch mit solchen Mitteln ihre Absichten durchzusetzen. Namentlich gegen den Mißbrauch der Reinigungsseide erklärten sich einzelne Schriftsteller und wollten eine weitere Ausdehnung des Zeugenbeweises.“ Zeit Karls des Großen. Heute? Den Herren Lehmann, Gohr, Frißchen, Simonson und Langes wurde Material gegen die durchlauchtige Lichtgestalt angeboten, doch die Herrn lehnten dankend ab, und fanden nachher den Muth, dafür den Fürsten Bismarck, der den „Kinaeden und Hintermann im doppelten Sinne, auch im physischen“, richtig erkannt hatte, zum Verleumder zu machen. Eine Kammer dieser Art kann kein Vertrauen mehr heischen, und sie thut gut, sobald wie möglich von der Bildfläche zu verschwinden. Oder sollen jene für den Deutschen an trüben Erinnerungen so reichen Zeiten wiederkehren, in denen die Themen „Juristae sunt iurgistae“, „Juristae nequistae“, „Juris consultus, rursus tumultus“, „Juris periti sunt juris periti“, „Legum doctores sunt legum dolores“ nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwanden? Von dem perjurius galt, wie vom Falschmünzer, im alten Recht: „notetur eum in fronte cum calido ferro, scribatur ei in facie.“ Heute? Warten wir ab. Der schwerster Verbrechen glaubhaft beschuldigte Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler hat noch mit keinem Wort den Versuch gemacht, die Wahrheit der Münchener Zeugenaußsagen zu bestreiten, sitzt unbehelligt aber noch immer in Liebenberg. „Mitleid, hat Junius gesagt, gegen einen Schuldigen, der die Gesetze verletzt hat, ist in Wahrheit Grausamkeit gegen den, der sie beobachtete.“ Und umschleicht die schwächliche Regung gar Gemüther, die bedenkenlos einen Mann, der in den Formen gesitteter Menschen nur der Berufspflicht genügt hatte, ins Gefängniß zu schicken bereit waren, wirds Zeit, die Sentenz zum Protest zu steigern. . . Maximilian Harden ist ein guter Streiter, und über dem Schrankfach, das die Akten dieses Feldzugs hütet, glänzt gewiß Johann Gottlieb Fichtes Satz: „Mich geduldig lähmen zu lassen, verbietet mir die Pflicht.“

. . . Als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron Friedrichs bestieg, schrieb ihm Geng:

„Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein anderes der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — Das sind die Grundpfeiler



Go gle

dieses wohlverworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trohen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentieren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.“ Das war; wird, hoffen wir, morgen wieder sein. Daß es nicht Sag für Sag heute ist, hat Mancher schon schmerzlich gefühlt.

Karl Schnitzler.

Ueber die diesem Hefte beigegebene Lenbach-Skizze schrieb Harden in einem glänzenden Epilog zu des Franzls Schaffen: „Ich habe ihm nie gesehen, er ließ seinen Photographen nur ein paar Aufnahmen machen und brachte mir dann eine im Detail zum Entzücken seine Skizze nach Berlin. „Nix“, meinte er; „in Friedrichsruh haben sie gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Eichen und richtigem Oel; aber wenn Sie behalten wollen . . .“ — Vielen wird auch diese Arbeit Lenbach eine ganz „anständige“ Leistung scheinen.

August Scherl als Volksbildner.

Von R. Rühn.

Zwei Ereignisse, die nicht nur das Interesse des Buchhandels, sondern auch das des großen Publikums in ungewöhnlichem Maße in Anspruch nehmen: die „Bibliothek August Scherl“ und das durch Bibliotheksmarken vertriebene Unternehmen des „Buchverlags für das deutsche Haus“.

Seit Jahren hat man im Buchhandel mit begreiflichem Interesse das Anwachsen des Scherlschen Riesenkonzerns verfolgt, der nicht nur seine Hand auf das deutsche Zeitungswesen gelegt, sondern auch dem Buchverlage sein Interesse zugewandt hat. Wer die Entwicklung der Dinge aufmerksam verfolgte, dem wird es nicht entgangen sein, daß das ganze Vorgehen Scherls einem groß angelegten, zielbewußten Plane entspringt. Mit dem „Berliner Lokalanzeiger“, dem Ur- und Nährvater aller seiner Unternehmungen, setzte er sich in Berlin fest. Um seine Herrschaft in der Reichshauptstadt weiter auszudehnen, wurde später das „Berliner Adreßbuch“ übernommen, und als er dann mit der „Woche“ und dem „Tag“ über die Grenzen Berlins hinausging, um das Evangelium seiner Berliner Zeitungsschreiber ganz Deutschland zu predigen, sah er sich nach weiteren Stützpunkten seiner Herrschergewalt um. Sie waren in dem Erwerb der Adreßbücher von Leipzig, Frankfurt a. M., Halle a. d. Saale usw. gefunden.

Der Ankauf eines Adreßbuches ist an sich

nichts Bemerkenswerthes. Es hat genug Verleger gegeben, die damit nichts Rechtes anzufangen wußten, das Unternehmen verläumern und hinsiechen ließen, weil sie die durch seinen Verlag gebotenen Vorteile weder zu benutzen verstanden, noch auch benutzen konnten. Anders August Scherl. Für ihn ist das Adreßmaterial der Lebensnerv der Unternehmungen, die sich an Gott und alle Welt wenden. Mit dem Adreßbuch öffnen sich seinen Beamten — Angestellten wagt man gar nicht mehr zu sagen — alle Türen, und mit dem Adreßbuch-Fragebogen schiebt sich auch die billigste und zweckmäßigste Kellame für den „Praktischen Wegweiser“, den „Tag“, die „Woche“, „Gartenlaube“ und alle sonstigen Unternehmungen hinein. So ist Herr Scherl ein Machtfaktor geworden, und seine Herrschaft beschränkt sich längst nicht mehr auf Spreethen, sondern wird in allen Städten empfunden.

Zu seinen übrigen Unternehmungen ist nun seit einigen Tagen die „Scherlsche Leihbibliothek“ getreten. Ihr Ziel ist nicht die käufliche, sondern die leihweise Abgabe von Büchern: „sie will die Schundliteratur durch allmähliche Hebung der geistigen Interessen und Bedürfnisse der Leser verdrängen und jene großen Volkskreise dem Buche neu gewinnen, die bisher überhaupt nicht lasen, sondern jedem Buche fremd waren“. Das Ziel ist also nicht neu, wohl aber bis zu einem gewissen Grade

der Weg, auf dem es erreicht werden soll. Jeder der umfangreichen Bände der „Bibliothek August Scherl“ wird durch eigene Boten ins Haus gebracht und wieder abgeholt, und bei jedem Bande sind die Kosten für die Entleiher, das Bringen und Abholen usw. wie bei den Rolportageheften auf 10 Pfg. pro Woche berechnet. Alles das besorgt Herr August Scherl durch seine eigenen Vertriebsstellen: der Buchhändler hat nichts damit zu schaffen. Aber er kann die Bücher oder wenigstens einen Teil davon, wenn auch nicht gerade den wertvollsten, verkaufen, vorausgesetzt, daß jetzt überhaupt noch jemand Bücher kauft. Der kluge Mann baut vor, und niemand wird bestreiten können, daß Herr Scherl ein kluger Mann ist, wenn sein Vorgehen auch an das Wort *qui s'excuse s'accuse* erinnert. Er hat nämlich sein „philanthropisches Unternehmen“ durch eine Reihe „buchhändlerischer Gutachten“ sicherzustellen gesucht, in denen ihm hauptsächlich von Verlegern bescheinigt wird, daß sein Plan ein glücklicher ist und dazu beitragen wird, „die Freude an Buche“ zu wecken. Wir bezweifeln, schreibt die Allgemeine Buchhändlerzeitung in Leipzig, daß das der Fall sein wird; das Leihsystem schließt die Freude am Besitze eines Buches aus, und da die Bücher ins Haus gebracht werden, so werden auch diejenigen, die hin und wieder einmal einen Buchladen betraten, um sich ein Reclamheftchen oder einen Kürschnerschen Bücherschatz zu kaufen, in Zukunft ausbleiben. Es ist auch nicht recht klar, wie Herr Scherl die Abonnenten seiner Leihbibliothek, die er zu Büchersfreunden erziehen will, auf die Reihenfolge der Bände festnageln will, die sie doch beobachten müßten, wenn der von ihm verfolgte Zweck, die Leser nach und nach an bessere literarische Kost zu gewöhnen, nicht vereitelt werden soll! Man muß ferner bezweifeln, daß die Bibliothek die Kreise heranziehen wird, die bisher überhaupt nicht lasen, wohl aber sind wir überzeugt, daß ein großer Teil der bisherigen Bücherkäufer vom Kaufen überhaupt Abstand nehmen und sich mit dem Entleihen begnügen wird. Von den 50 Werken des ersten Schubs sind überhaupt nur 17 käuflich zu haben, von denen die Mehrzahl „frei“ und in zahlreichen Ausgaben schon bei anderen Verlegern erschienen ist.

Die Liste sieht lunterbunt genug aus. Ewald August König und Friedrich Friedrich stehen neben Friedrich Gerstäcker, Otto Rupp, Wilhelm Hauff, Theodor Mügge und E. T. A. Hoffmann. Von den Franzosen sind u. a. Xavier de Montépin, der den Reigen eröffnet, Alexandre Dumas, Alphonse Daudet, Georges Ohnet, Victor Hugo und Emile Gaboriau, von den Engländern und Amerikanern J. Haw-

thorne, A. A. Green, M. E. Braddon, J. H. Burnett, Conan Doyle, Wilkie Collins, Walter Scott und Charles Dickens vertreten. Als Glanzstücke der Sammlung paradien die letzten fünf Bände: Deller von Eilencron, „Kriegsnovellen“, Marie von Ebner-Eschenbach, „Das Gemeindefind“, Theodor Fontane, „Frau Jenny Treibel“, Friedrich Spielhagen, „Sturmflut“ und Gustav Freytag, „Soll und Haben“, für deren Einstellung in die Bibliothek zum Teil geradezu fabelhafte Summen an die betreffenden Verleger bezahlt wurden.

Das Geschäft versteht Herr Scherl, das muß ihm selbst der Neid lassen, den er als die Hauptursache ansieht, daß ihm die Regierung bisher die Genehmigung zur Einführung seines „Sparsystems“ versagt hat. In einem uns vorliegenden Zirkulare älteren Datums, das er im Interesse der Inseratgewinnung für sein Schmerzenskind „Der Tag“ herausgab, sind folgende Sätze zu lesen. „Was heißt gute Reklame zu machen? Es heißt, überall rücksichtslos seinen Namen in den Vordergrund schieben, wo etwas zu verdienen ist. Es heißt, das, was man zu diesem Zwecke zu sagen hat, in das Gedächtnis des Publikums einbrennen, einschmuggeln oder es hineinbrüllen — je nach der Art des Publikums. Es heißt, dieselbe Wahrheit in unzähligen Variationen so oft wiederholen, bis sie als Wahrheit anerkannt ist, und jede Firma, die nicht zu reell ist, um Geld zu verdienen, darf auch nicht zu reell sein, um zu inserieren. Notabene, wo etwas zu verdienen ist!“

Niemand befolgt diese Ratschläge besser als ihr geistiger Urheber August Scherl. Lieft man seine Prospekte, so hat man den Eindruck, daß er in dem Publikum nichts anderes sieht als große Kinder, die der Erziehung dringend bedürftig sind. Das will er besorgen. Folgen sie ihm, so werden sie, wenn sie artig die Süppchen essen, die er ihnen vorsetzt, nach Absolvierung des ersten Kurses in die Klasse der Gebildeten versetzt. Sie dürfen, in seiner Schule groß geworden und mit seinem Geiste genährt, dann auch hin und wieder ein Buch kaufen, denn die Freude am Buche, sagt er in voller Uebereinstimmung mit seinem Unternehmen, liegt nicht im Lesen, sondern im Kaufen. Aber folgen müssen sie, wie gesagt, und nicht etwa Wilhelm Hauffs „Lichtenstein“, das an 42. Stelle der von ihm festgesetzten Reihenfolge in der Lektüre steht, vor Maurus Jokais „Schwarzen Diamanten“ lesen, das seinen Platz schon unter Nr. 20 hat!

Hunderte beziehen heute schon ihre geistige Nahrung aus der Hand des Herrn Scherl, und es wird bald niemand mehr in Deutschland

sein, der seines Geistes nicht einen Hauch verspürt, so da aus dem Scherlschen Blätterwald und der sorgfältig desinfizierten Leihbibliothek zu ihm herüberweht. Wie sagt doch Goethe? „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!“ Und kann etwas mehr zur Hebung der Persönlichkeit beitragen als das Unternehmen des Herrn August Scherl, der jeden mit seiner Zunge schmecken, mit seiner Nase riechen und mit seinen Augen sehen lehrt? Wie lange noch, und es wird sich das Wort erfüllen, so da geschrieben steht: „Es wird sein ein Hirt und eine Herde.“ Der Hirt aber wird August Scherl sein — „notabene — wo etwas zu verdienen ist“.

Ein Unglück kommt selten allein. Dem Buchverlag fürs deutsche Haus, Wilhelm Wagner in Berlin, ist es vorbehalten geblieben, den neuesten Trick, das Publikum zu Bücherkäufern zu erziehen, in Szene zu setzen. Dieser Wohltäter der Menschheit gibt seit einiger Zeit eine Bibliothek unter dem Titel „Die Bücher des deutschen Hauses“ heraus, die im allgemeinen nicht schlecht und dabei sehr billig sind, wenn auch ihre Zusammenstellung von Zufälligkeiten aller Art abhängig zu sein scheint. So figurieren Goethes „Werthers Leiden“ neben Harlan, „Die Dichterbörse“, Grimms „Märchen“ neben Oppeln-Bronikowski, „Der Rebelle“ usw. Man kann das für einen Vorzug wie für einen Nachteil halten: jedenfalls aber ist für Abwechslung gesorgt. So weit, so gut, wenn es auch besser sein könnte. Allem Anschein nach geht den Unternehmern der Betrieb auf regulärem Wege zu langsam, sie geben daher, um Zug in die Sache zu bringen, sogenannte „Bibliotheksmarken“ an Händler aller Art ab. Diese „Bibliotheksmarken“ sind, wie es in der in den Tagesblättern veröffentlichten dringend nötigen „Aufklärung“ der Neuen Gesellschaft für Bücherfreunde heißt, „nicht etwa zu verwechseln mit Rabattmarken“. Es wäre freilich wirklich entschuldbar, wenn das jemandem passieren sollte, da sie ihnen zum Verwechseln ähnlich sind. Der Zweck jedoch ist ein „grundverschiedener“, denn ihre Ausgabe erfolgt — wir halten uns hier wieder an die no. gedrungene Erklärung der Gesellschafter — lediglich in der gemeinnützigen Absicht, „das deutsche Volk in seinen breitesten Schichten mit einer in jeder Weise vortrefflichen Hausbibliothek zu versorgen“. Es gibt eben immer noch edel denkende Menschen, und zwar in solcher Masse, daß man sie gar nicht durch Zeitungsinsertate zu suchen braucht.

Wer sind nun diese Menschenfreunde, die sich in der Neuen Gesellschaft für Bücherfreunde sektionsweise zusammengefunden haben? Es

sind die Händler von Zigarren, Tee, Grünewarenkram, die Gebatter Schneider und Handschuhmacher, kurz alle, die in dem neuen Vertriebsmittel einen Helfer sehen, alte Kunden zu erhalten und neue heranzuziehen. Sie offerieren Badewannen „mit der Bibliotheksmarke“, Hosenträger „mit der Bibliotheksmarke“, Zigarren „mit der Bibliotheksmarke“ und andere schöne Dinge, die man nur mit dem betreffenden Zusatz zu bestellen braucht. Denn wenn die Händler das Publikum erziehen, warum soll das Publikum nicht seine Dankbarkeit dadurch erweisen, daß es die Händler erzieht, die der Segnungen des Buchverlags fürs deutsche Haus noch nicht teilhaftig geworden sind? Angeblich beträgt der Wert jeder dieser Rabatt- pardon „Bibliotheksmarken“ 2 Pfg.; es genügen aber schon 51, um die Berechtigung zum „Gratis“-Bezuge eines Bandes der Bücher des Deutschen Hauses, deren Preis sonst 75 Pfg. beträgt, zu erlangen. Zum Rechnen will man das Publikum offenbar nicht erziehen, und auch das Nachdenken darüber, ob nicht vielleicht die Käufer der verschiedenen Waren bei ihrer Bezahlung die Gratisbände doch mitberechnet erhalten, da ja die Händler die „Bibliotheksmarken“ dem Verlage auch bezahlen müssen, wird durch die Neue Gesellschaft der Bücherfreunde nicht gefördert. Im Gegenteil. Sie erklärt es „für vollkommen ausgeschlossen, daß die verehrliche Kundschaft die Waren der Bibliotheksmarken wegen teurer bezahlen müsse“, weil das „den Zielen, die wir verfolgen, widerstreben würde“. Es handelt sich also auch hier, wie bei August Scherl, um ein rein philanthropisches Unternehmen.

An Volksbeglücken hat es zu keiner Zeit gefehlt, wenn sie auch nicht immer gerade Dank geerntet haben. Die Lotterie des Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften hat zwar ihre Rolle ausgespielt, ehe es überhaupt zum Spielen kam, aber die „Spielereien“ sind geblieben. Denn was ist die „Bibliotheksmarke“ im Grunde genommen anders als eine Spielerei, und noch dazu eine recht kostspielige? Gott sei Dank haben wir heute noch immer eine Reihe von Verlegern, deren Name zugleich ein Programm bedeutet, das eine unbedingte Gewähr für die Güte ihrer Unternehmungen bietet, und auch an Sortimentern fehlt es nicht, die ihre schönste Aufgabe darin erblicken, ihr Wissen und Können bei der Auswahl von Büchern in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. An sie möge sich das Publikum halten und sich der Bevormundung jener entziehen, die die Flagge der Gemeinnützigkeit nur hissen, um desto ungefährdeter ihre Schiffe in den Hafen zu bugslern.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

15.

Ich bin wüst und tue Dir weh. Ich hätte Dir Zeit lassen sollen. So korrekt empfingst Du mich in Deinem eigenen Hause, Du hattest ein dunkelblaues Kleid wie ein Schulmädchen an und sagtest Herr So und so und tatest fremd und damenhaft. Warum stieß ich Dich in Dein Schlafzimmer, Dein eigenes Mädchengemach in Deinem eigenen Hause? Rührende kleine Kinderbilder hingen da und ein Jesus und der Konfirmationspruch. Bist Du die ärgste Kofette oder bist Du ein Engel? Ich zwang Dich anzuziehen, rasch und unordentlich wie Du niemals Toilette machst, Du zittertest vor dem Mädchen, vor Deinem Gatten, der nicht da war. — Doch nicht, mein Engel? Mein Engelsmädchen? Es machte mir Vergnügen, die Unordnung noch zu erhöhen, Dein Bett zu verwüsten und die Rissen in einem wilden Knäuel zu drehen. Als ob eine Schlangenbrut sich dort gewunden und gegenseitig ersticht hätte, sah das sittsame, weiße Jungfrauenlager aus! Der Heiland an der Wand hatte ein wahrhaft leidendes Gesicht. — Tanzkarten hast Du da hängen und Kollontrophäden? Auch ein Zweiglein weißer Heide?

Wer gab Dir das? Der angeschwärmte Oberlehrer oder der Herr Kandidat? Ein Freund Student in England, oder der typische arme Leutnantsvetter mit fünfundvierzig Mark Zulage, den Ihr nie kriegt?

Ich war eben ausgehungert. Und ich hab mich gejättigt wie ein Gieriger, als ein Unverschämter und Ruchloser. Ich habe Dich beleidigt. Du hattest Wundflecken und sie reuten mich nicht. Du warst blaß und konntest kaum noch lächeln. Ich wollte, daß Du lächeltest, Du solltest zufrieden und festlich gestimmt sein. Es war die ärmlichste, schäblichste, feigste, kleine Komödie.

Den Abend besoff ich mich gründlich und machte mir nur Vorwürfe, nicht noch roher, noch viel ruchloser und schamloser gewesen zu sein. Ich stellte mir vor, daß Du weinstest in dem engen weißen Bett mit dem Christus darüber und dem Spruch — etwas von Engeln, die Dich auf Händen tragen sollen Ich trank und war gemein mit den Andern, die immer gemein sind. Diesmal war ich ihr König, denn ich war der Schmutzigste. Ich habe sie erstaunt und bin in ihrer Achtung gestiegen. Meine Freunde bewunderten mich sehr.

Ist es nicht seltsam, wie selbst bescheidne, zärtliche und ängstliche Gemüter sich bestreben den Helden zu spielen, wenn der Gegner eine Frau oder ihre Frau ist? Es gibt unter meinen Freunden Literaten, die ihr ganzes häusliches Elend, die Qualen, die sie ihren Frauen auferlegten, zum allgemeinen Besten preisgaben. Dieß Handwerk ist zu indiskret. — Man nahm daran Anstoß selbst in dieser losen und feigen Welt, und hier ist unser Dichter wieder, der seine Frau überall mit hinnimmt, die Frau, die ihn durch ihre liebende und anbetende Gegenwart schützen soll gegen die Lieblosigkeit und Gottlosigkeit der Kameraden.

Wir sind unendlich tief gesunken durch die allgemeine Entwertung des Weibes. Nachlässig und müde wühlt der Käufer in einem Kieselsteinhaufen, jeder dieser Steine wäre doch fähig ein Edelstein zu werden, wenn irgend eine sorgliche und geschickte Hand sich die Mühe nähme ihn zu schleifen oder zu reinigen. Es ist wahr, daß die Frauen nur zu sehr sind, was die Männer aus ihnen machen, nur die Männer haben den Mut, sich über das Gebotne hinterher zu beklagen. Die Frauen gehen darauf in sich, bessern sich, werden noch intelligenter, noch aufopfernder, noch tüchtiger. — Für wen? Für verwöhnte Paschas oder für kindische nervöse Zuhälter, die sie ausnützen und verhöhnen.

Frisches Blut brauchen wir, junge und ritterliche Barbaren, denen unsere feinen und stolzen Frauen sich ergeben würden. Warum desertieren sie nicht in Masse, wo sie wissen könnten, daß es in Australien, in den Kolonien, in den Weststaaten Männer gibt, die männlich, dankbar und standhaft sind, die sie beschützen und ehren und ihnen gesunde Kinder schenken würden?

Die Gesundheit — das ist der Punkt hier!

16.

Ich habe Dich auf allen Punkten geprüft, solch ein schlechter, lauernder und ewig mißtrauischer Hund bin ich! Du machst Dir nichts aus einem seidenen Kleid, wofür andere ihre Anständigkeit hingeben, — auf gewisse Weiber wirken Seide und Spitzen schlechtthin pathologisch. Ich glaube, Dir sind auch die Reize unbekannt, die eine wissende und kunstvolle Toilette auf die Nerven des modernen und passiven Mannes ausübt. Spitzen, Federn und verschlungene Bänder sollen ihm Leichtigkeit ersetzen, die er ahnt und braucht sich zu erholen, um froh und frei zu sein; in milchigen oder farbigen Wirkungen findet er das Feuer oder die Unschuld, die er sucht. Alles verbirgt mehr als es enthüllt, das Geheimnis ist nur äußerlich, die Phantasie des Schneiders hat es erdichtet, unwillkürlich forscht er danach innerhalb, hinter Fischbein und Schleppen und flug drapierten Rüschchen. Schönheit und Ebenmaß müssen Inhalt sein. Es sollte den Suchenden irre machen, daß sie sich so unverschämt nach außen zur Schau drängen.

Er wird nicht stutzig. Er ist zu müde, zu dumm oder zu eitel. Es ist unglaublich auszuendenken, wie eitel die meisten Männer sind! Sie begnügen sich leicht mit der Täuschung für ihr ganzes Leben, wenn sie nur glauben dürfen, daß ihre Freunde, ihre guten Bekannten durch die gleiche Geschicklichkeit getäuscht werden. Sie sind selbst so hohl, daß wirklicher Stolz, wirkliche Güte oder Treuherzigkeit sie nur erschrecken würde. Am liebsten nehmen sie ihre billigste und undeutlichste Nachahmung in einem anmutigen, kostbaren und leichtvergänglichen Gewand.

Du siehst die Toiletten kaum über den Gesichtern, über dem Ausdruck des Auges. Du siehst hübsche Kleider anderer Frauen ohne Neid. Das ist schrecklich, Liebchen, und Schrecken erregend!

Warum nimmst Du nicht Ringe, Perlen und Broschen an wie die andern alle? Alle! Wir alle bezahlen lieber, als daß wir annehmen und dankbar sein müssen, Dankbarkeit ist so unbequem, lastet. Wer erfand diese grünen, roten oder weißen Dinge als Bezahlung für Eure Liebkosungen, für Euer Feuer, Euer listiges oder zärtliches Schmeicheln, für Eure Tränen? Die Bezahlung entspricht der Ware und macht Euch immer hübscher und kostbarer und begehrtlicher und schlauer im Gewähren und Versprechen. Geht! Versprechen und Hoffnungen sind das Beste, was Ihr gewähren könnt. Die am längsten mit ihrem Kram hinhält, am weissesten verhüllt und nie enthüllt, ist die Oberpriesterin, ist Isis.

Du bist für eine Frau zu ehrlich. Warum bist Du es? Oft tust Du mir deswegen leid, Du verstehst Dein Handwerk so wenig, hast doch weiche, junge Arme, wie Seide fein und fest, und könntest küssen und unterwürfig blicken, locken und trozen. Du bist viel zu unkompliziert, das erschöpft mich.

Auch aus Süßigkeiten machst Du Dir nichts, aus Champagner und Soupers. Ich quäle Dich damit sogar. Du kommst, weil Du denkst, daß eine Weigerung mich kränkt, Du bist, um mir Freude zu machen, und Du lachst, weil ich von Dir Fröhlichkeit erwarten könnte. Ich erwarte eigentlich keine Fröhlichkeit, sondern Verderbtheit.

Dann bist Du viel zu gebildet. Du sagst wirklich geschelte Sachen, und das ist ungeschickt. Man sollte Euch nicht zuhören dürfen — denke an Scheherazade, und sie wurde nicht mal Sultanin, für ihre Erzählungen der Tausendundeinen Nacht! Esther war viel klüger, sie blieb stumm und legte sich in Essenzen. „Sechs Monden mit Balsam und Myrrhen und sechs Monden mit guter Spezerel.“

Wie gemein und wie klug diese Judenbraut mit ihren kuppelnden Beratern, in ihrer Mischung von Umsicht und Sinnlichkeit! So müssen die Frauen sein, selbst kalt, aber den Preis ihres Leibes kennend und die Wollust zu zahlen zwingend — zu königlicher Zahlung! Geh hin und lerne von ihr, von Mardachais Mündel!

Möchtest Du nicht in einer Equipage auf seidenen Rissen fahren oder dreißigreihige Perlenhalzbänder tragen und auf den Bällen unter Deinesgleichen, mit der gestickten Sammeteschleppe einer Königin gehen? Frauen, zu allen Zeiten, verkauften für den Luxus ihre Seele. Es ist unschicklich und seltsam, wenn sie Philosophen und Satierte sind.

Wo finde ich den Punkt, auf dem Du sterblich bist? Wo?

17.

Du bist zu gütig und möchtest immer schenken. Niemand hat wohl je um Dich gesorgt, hat Dich beschenkt oder verwöhnt. Es wirkt unendlich liebenswürdig, wie Du immer nur an den Andern denkst. Was bist Du hinter Deiner Güte und Hilfsbereitschaft? Etwas muß dahinter stehn, ich möchte lieber, es wäre das fauchende und ungezähmte Raubtier, als das unschuldige und arglose kleine Mädchen.

Deine Ruhe bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe vergiftetes Blut und zerstörte Nerven. Ich trinke auch, ich trinke mehr als je. Weil ich nicht schlafen kann. Ich habe vor der Nacht Angst.

In Genua mußt Du mit mir aufbleiben in den Hafentneipen. Ich sah wohl, wie Du müde und blaß warst, daß Deine Augen sich langsam mit Tränen füllten. Die breitesten Blicke, die unverständlichen und vielleicht abfälligen Bemerkungen der Leute taten Dir weh, — Du bist so lächerlich scheu und bescheiden! So müde warst Du, blaß und verängstigt — trankst doch und blicktest lächelnd auf. Warum sagtest Du nicht: Du quälst mich und ich hasse Dich. Niemand in Deiner Welt auch hat Dich je in ähnlicher Weise gequält und gedemütigt. Du fragtest mich immer: Warum? Ich sage es Dir einen Tag, und wir werden glücklich und froh und entsühnt sein, meine kleine Jungfrau, meine heilige und geduldige! Arme, zertretene, kleine Lilie!

18.

Ich fühlte, daß Du für mich betetest. Dein Gebet hat mich auf tiefste gerührt. Ich fühlte, wie Deine Arme sich schlossen, enger fassen wollten, ganz eng und unzertrennbar nah — ich hielt Dich auf meinen Knien und mein Herz schlug gegen Deines. Du sahst die Angst in meinem Gesicht, den Druck und die Unfreiheit . . es war ein sehr schwarzer und böser Tag . . . Du hast gebetet, Du wußtest nichts mehr, wie Du helfen solltest, — ich empfand Dein Herz, wie es in Deiner Brust fast schmelzen wollte, Dein Mund verzog sich schmerzlich vor Mitleid, aber in Deine Augen trat ein helles und zuversichtliches Licht. Gandest Du in der Stunde Gott?

Ich wußte, daß ich das Göttlichste erlebte, was ein Mensch erfahren kann, war doch nicht froh. Aber demütig und dankbar wenigstens.

Nein, komm nicht wieder! Es ist gewiß für Dich besser, Du kommst nicht mehr. Ich bin nichts wert, keinen Deiner flüchtigsten Gedanken bin ich wert. Aber Du, Du sollst glücklich, sollst geliebt und angebetet sein! Du verdienst jegliche Gnade.

Ich habe ein Verbrechen begangen. Einen Tag wirst Du es erfahren, wenn ich die Reue von mir wieder abwerfen darf, wenn ich stolz und frei und stark sein kann.

Ich fühle, wie ich langsam genesende und gesund werde. An Dir will ich ein Mann werden — Dein Mann!

„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

19.

Ammerdingen.

Hier ist gut sein. Fruchtbare Acker und Waldbland, Berge, helle und tapfere Gebirgsbäche, im engen Bett mit starkem Gefäll Grün, Licht und endlose Weite zum Schweifen, am Horizont die große Linie der Kuppeln und Zaden. Sehr friedlich, frühlingshell und abgegrenzt ist es hier.

Du wirst herkommen, wir gehen zusammen durch die Felder und freuen uns wie Violett und Weiß, wie bräunliches Grün und Heugrau gegeneinander stehn in sanft die Hügel ansteigenden Breiten. Kleine Schluchten voll Zwergweiden und Ebereschengesträuch mit korallenroten Beeren über Steingeröll liegen zwischen den Aedern eingebettet. Manch-

mal steht auf der Rammhöhe einer Rasenwelle der einsame Wachturm einer starken Eiche oder Kastanie, einzelne Streifen prangen ganz lichtgelb von Rapß oder Lupinen, fette, weiße Sumpfdisteln bedecken den Wiesengrund, an moorigen Stellen wird er dunkel, Schilf starrt empor, aus Gräben neben gehäuftem Torfstüden schaut schwarzes Grundwasser böse herauf. Alles Kleinzeug, Thymian, Schafgarben, Krauseminze und sonnengedörnte Heide, riecht sehr stark.

Ich führe Dich an mein Flößchen, dessen Wasser von bläulicher Klarheit eines Gletschers und immer eiskalt ist. Rotblühende, zierliche Weidenröschen und grüne Blattbüschel säumen den Rand. Man findet Vergißmeinnicht von satter, tiefer Himmelsfarbe und gelbe, gleich kleinen Sonnen strahlende Dotterblumen, in die vielleicht zum ersten Mal ein Menschenauge blickt.

Sonnen will ich mich hier, ich will sauber und froh sein. Du bist mein Weib, mein Gesell, meine Freundin. Komm, daß ich Dir zeige, wie ich Dich lieb habe und Dich hoch halte!

20.

Warst Du glücklich? Ich liebe so sehr, wenn Du sagst: Ich bin vollkommen glücklich, aber vollkommen! Es ist nicht wahr, aber es ist so großmütig, so lieb von Dir gesagt! Ich fühle Deine Geduld und Deine Großmut sehr tief.

Denke nur nicht, daß ich mich je darüber täusche! Sonst führe ich ein Spießbürgerleben unter Kleinstädtern. Alle meine Bekannten sind kleine Leute, ich habe eine Base, die eine gute Hauswirtin ist, die kocht und bäckt. Auch sparen kann sie, und ist für diese begrenzte Welt ein vermöglicheres Mädchen. Der Vetternschaft hier wär's gerade recht, wenn wir heirateten.

Ich bin weidwund seit langen Jahren. Manchmal überfällt mich die Sehnsucht nach Liebe, ich will und darf sie nicht aufkommen lassen. Das Trinken tut's auch.

So saufe ich des Abends, tue den Tag nichts Rechtes, bastle und gehe spazieren. Den Leuten bin ich ein Sonderling, der verständigen Cousine ein Kind oder ein Narr, aber ein harmloser. Allen hier mag ich so scheinen, die leben, essen, arbeiten oder ruhn sich aus und sehn das Ausruhn eben vor sich bei jedem Schaffen. Der Base gönnte ich wohl einen ordentlichen Mann, es ist ein Frauenzimmer, das zu regieren weiß. Ihr Vater hält sie knapp, obgleich der Alte Vermögen hat, ist er ein Geizhals. Na, das häuft sich auf für die Tochter! Hernach findet sich auch noch ein Bezirksamtman oder Landrichter, ein pensionierter Hauptmann, wenn sie vierzig ist.

Bleibe mir gut, Du! Oder muß ich jetzt Sie sagen wieder, gnädige Frau? Schicke mir, was Du liest, oder schreibe mir Deine Gedanken! Ich denke gern dasselbe und folge Deinen Einfällen; es ist mir eine Wohlthat, wie auf dem gleichen Kopfkissen mit Dir einzuschlafen.

Und vergiß nicht, daß Du mein bist, daß ich ohne Dich sterben und verkommen müßte! Einzig und allein Deine Liebe und Vortrefflichkeit hält mich. Und der Suss!

Die Base steht mir die Röde nach und stopft meine Strümpfe. Sie ist eine Person, die sich einmischt und die Mägde antreibt. Meine Wirtschaft kommt ihr zerlumpt und verlaust vor — ich hab Dich neulich das Kompott mit Suppenlöffeln essen lassen, und die Mundtücher sind von der Tischdecke verschieden im Gespinst.

So ist's recht. So müssen die rechten Weiber sein. Aber ich geh ihrer Rechtschaffenheit aus dem Weg wie der Hundswut, meine Dirne in Wien oder ein Pariser Modellmädchen wäre mir lieber.

Dem Thomas Theodor möcht' ich die Ursula zur Abnahme einschicken, die brächt' auch das Hohlbeinige heraus in all den Knochen und der Kraft! Sogar die Hunde kneifen den Schwanz ein, wenn sie kommt. Sie findet, daß auch die Hunde schlecht gezogen, faul und gefräßig wie ihr Herr sind.

Warum stamme ich von solchen Leuten ab, bin doch so ganz ein Andrer? Meine Mutter war sehr fromm und meinem Vater war sie gleichgültig. Daß gibt eine schlechte Mischung, zu viel Gedanke und zu wenig Blut.

Meine Gesundheit ist wie immer schlecht, ich kuriere an Luftröhrenkatarrhen, die ich nicht loswerde, ich bin taub und kriege steife Beine.

Kleinschen, Dein Freund ist ein alter Mann und ein Spießbürger dazu. Setz ihm eine Nachtmüze auf und gieb ihm einen Stuhl unter die Füße!

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

In der Schillerstraße wohnte das Mädchen. Er folgte ihr vier Treppen hoch. Endlich waren sie oben. Andreas hustete erschöpft. Das Mädchen führte ihn in dem kleinen, dunklen Zimmer zu einem Sopha, wo er sich niederließ, bis sie die Lampe angezündet hatte. Er beobachtete sie dabei. Wie seltsam wirkte ihr häuslicher Geist in dieser ‚Häuslichkeit‘. Rahl und ärmlich alles, wackelig und reizlos. Sie aber erinnerte an die geschäftige Bürgerstochter von einst, als sie jetzt Bierflaschen und Gläser herbeibrachte, Butter und Brot auf den Tisch stellte. Sie hielt ihrem Gast auch eine offene Zigarrenkiste hin.

„Ich danke, mein Kind“, sagte Andreas. „Was soll das Alles? Ich genieße nichts.“

Sie wurde rot und zuckte die Achseln. Ihre trozig abweisende Art, die schon viele Männer verschreckt hatte, schien wieder in ihr aufkommen zu wollen. Dann aber besann sie sich, ging auf Andreas zu und setzte sich plötzlich auf seinen Schoß. Resolut umschlang sie ihn mit ihren zarten, runden Armen.

„Sei nett zu mir“, flüsterte sie, indem sie ihn zärtlich ansah. „Die Andern sind immer so eckig.“

„Ich bin doch wohl ganz nett? Du gefällst mir sehr. Wie heißt Du?“

„Lene. Was ist denn? Warum zuckst Du so?“

„Nichts. Gar nichts. Also Lene heißt Du . . .“ Er überwand es kaum, daß der Name seiner Frau erklingen war. Dann aber sah er das Mädchen prüfend an, indem er ihm sanft das Haar aus der Stirn strich.

„Was Du für mächtige Augenbrauen hast“, flüsterte die Kleine, mit dem Zeigefinger ganz sacht darüber hinstreichend. „Wie Bismarck. Und Augen hast Du . . . Du bist überhaupt ein wunderschöner Mann.“

„Und Du bist ein Kindskopf.“

„Soll ich mal raten, was Du für einen Beruf hast?“

„Na rate.“

„Du bist 'n Chemiker.“

„Ach, was!?“

„Du riechst danach.“

„O weh . . .“

„Mein Vater war Apotheker — daher weiß ich's.“

„Wo bist Du zu Hause? In Berlin?“

„Nein, nein. Daß ginge ja gar nich. In Stralsund. Ach — ich habe jetzt so'n merkwürdiges Gefühl.“

„Was denn für eins?“

„Als ob ich — als ob ich einen kolossal vornehmen Besuch hätte.“

„Durchaus nicht.“

„Na, na! . . . Du mußt schon was Besondres sein. Wer so aussieht.“

„Du irrst Dich, mein Kind. Ich bin durchaus nichts Besondere. Ich sehe wahrscheinlich ernst aus. Daß tu' ich, weil ich mir ernste Gedanken über Dich mache.“

„Ach, ne! . . . Woher denn?“

„Ich will ja gar nicht wissen, wie Du zu diesem Beruf gekommen bist. Jeder Mensch hat sein Schicksal, nicht wahr. Aber ich habe die Empfindung, daß Du nicht auf die Straße gehörst. Muß das sein?“

Sie hatte die Arme von seinem Hals genommen. „Über lieber Herr,“ sagte sie langsam und empfindlich, „was soll ich denn machen? Zu 'ner ollen Ruppelmutter in ihr Haus geh' ich nich. Ich will überhaupt mit der ganzen Bande nichts zu tun haben. Und so was Feines, mit teure Sachen und Schmut und so — dazu komm ich nich. 'N festes Verhältnis is bei mir ausgeschlossen.“

„Warum denn? Magst Du keinen Mann mehr?“

„Nein! Außerdem gefall' ich auch keinem so, daß er mehr für mich ausgibt, als das Reguläre.“

„Wie kann das sein? Du bist doch hübscher und jünger als alle Anderen?“

„Darum nich . . . Ich zeige bloß jedem meinen Haß zu deutlich.“

„Deinen Haß — ?“

„Jawoll! Und den laß ich mir nich nehmen!“

Sie stand auf und gling mit unstäten Schritten im Zimmer umher. Dann setzte sie sich neben ihn auf das Sopha und starrte, die Hände ineinander gepreßt, vor sich hin. Auch Andreas sah zu Boden. Erkenntnis, Rührung und Scham kämpften in ihm. Unbewußt aber blieb ihm, wie das erste Motiv seines Kommens längst vor einem zweiten gewichen war. Was ihn zu diesem Mädchen getrieben hatte, war bei der ersten seelischen Berührung Seele geworden. Der alte Ethiker hatte den jungen Durchgänger besiegt. Er erkannte jetzt, daß er immer nur lieben konnte, während das Mädchen ihm enthüllt hatte, daß es in Haß versteint war.

„Du fürchtest Dich vor der Liebe?“ fragte er leise und sah sie mit großen, ringenden Augen an.

Da fuhr sie seltsam getroffen auf und griff nach seiner Hand. „Das ist das richtige Wort! Ich fürchte mich davor! Es ist ja alles bloß Schwindel! Du bist alt, aber die Jungen, die sind alle Schwindler!“

„Alle? . . .“

„Ja! Denn es steckt doch immer dasselbe dahinter! Hinter dem, was sie reden, mein' ich! Sie wollen's bloß nich wahr haben! Damit sie was Besondres kriegen, was Poetisches! So'n Dreck! Wozu sind denn die Weiber da? Damit die Männer tun, was sie nich lassen können! Na also! Ich schmeiß' es ihnen gar nich vor! Kein Mensch kann was für seine Natur! Bloß keine Rinkerlligchen drum rumhängen! Dann fängt erst das

Elend an! Dann denkt so 'ne Gans, sie is was mehr als . . . Na — ich bin ja nu in dem Beruf 'mal drin, wie Du sagst! Beruf, jawoll, den will ich auch anerkennen! Heute den, morgen den. Aber laßt mich in Ruhe mit dem ekligen Zeug, womit sich die reichen Leute besoffen machen! Geheimratsstöchter sind auch nich glücklich!“

Sie hatte es wirr herausgesprudelt. Es mutete ihn wie ein höllisches Gemisch von Reinheit und Schamlosigkeit an. Ein aufrechter Mensch war sie jedenfalls, der sich ihm als Erstem offenbarte. Und trafen ihre Worte nicht sein innerstes Leid? Sie wußte nichts von ihm, aber es war so, als ob sie ihn lange kannte. Das, was sie jedem gab in ihrem Beruf, er forderte es auch von ihr. Zugleich aber mußte er wieder erkennen, daß ein lebendiger Mensch keine Sache war, die man bezahlen konnte. Er konnte es nicht. In ihm hatte der niedrige Dualismus, der Geist und Körper entwertete, seinen Platz. Ringend empfand er die alte Manneßpein unlöslicher Verstrickung. Aber wie seltsam, daß sie ihn alt genannt hatte! Nur alt?! War er nicht noch etwas Anderes für sie? — — —

Er hielt sie an beiden Händen fest. „Alt bin ich? Alt?“ fragte er mit rührender Bitte. „Wie meinst Du das? Kann ich denn alt sein, wenn ich zu Dir komme? Darfst Du mir wirklich mehr glauben als den Jungen?“

Sie sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an. Dann bückte sie sich und küßte ihn auf den Mund. Er schwieg verwirrt. Sie setzte sich wieder auf seinen Schoß und streichelte nachdenklich seine rechte Hand. Jetzt fiel ihr Blick auf seine beiden schmalen Eheringe, die er nicht vom Finger gezogen hatte.

„Du bist Witwer“, sagte sie leise.

„Ja. Und du bist sicher eine betrogene Braut.“

Sie wimmerte. Er wußte nicht, ob das ein Lachen oder ein Weinen war. „Du hast 'ne Stimme! Das halt ich nich aus! Wenn Du Braut sagst!“

„Verzeih' mir . . . Ich sage nichts mehr.“

„Ich kann Dir von meinem Leben nichts erzählen! Wozu auch! Es is furchtbar traurig — das weißt Du wohl schon. Wenn ich bloß in das andere Leben richtig 'rein-könnte! Ganz richtig! Keine halben Sachen, hat mein Vater immer gesagt! Ach, wahrschelnlich mach' ich 'mal Schluß und gehe einfach fort!“

„Wohin denn?“

„Ich weiß noch nich. Vielleicht nach Hamburg. Da hab' ich 'ne Schwester. Die is blind und lebt doch ganz allein. Ist das nich merkwürdig? Ohne Bedienung, ohne Hilfe. Die schickt mich schließlich nich weg.“

„Du's bald . . .“

„Nein, nein, nein!! Ich kann ja nich! Ich bin ja so wild geworden! Ich kann ja nich so leben, wie die! O, Du Süßer! Einziger! Nun muß ich! Nun nimm mich! Nimm mich! Nimm mich doch!“

Sie umklammerte ihn, und ihn überkam die letzte Glut seines großen Lebens. Es war die letzte Frühlingsnacht. Er genoß sie. Er war nicht alt. Die Stunden zogen stumm und schwer durch den kleinen Raum. Lene hatte die Lampe brennen lassen. Als der Morgen graute, erlosch die Funzel. Häßlicher Qualm durchzog das Zimmer. Da erwachte Andreas. Er richtete sich auf und verließ das Lager. Lene schlief noch. Er öffnete ein Fenster und zog das Rouleau hinauf, um die Luft zu erneuern. Wie stach ihn da die

plötzlich eindringende Sonne. Es war so gekommen, wie es kommen mußte. Die ganze Nacht vorbei, der Morgen da...

Er benehte sich mit dem Waschtrugwasser und machte sich fertig. Seine erste Ueberlegung war, ob er sie schlafen lassen, ein größeres Geldgeschenk (er bemerkte daß ihm nötig scheinende Couvert dazu) mit freundlichen Zeilen auf den Tisch legen und verschwinden sollte. Klar mußte er jetzt bleiben. Klar. Keine sentimentale Reue aufkommen lassen. Die hatte etwas Nichtswürdiges. Nur von dieser Minute auf die nächste denken. Von dieser auf die nächste. Seine Stiefel knarrten. Sie erwachte und sah ihn lächelnd an.

„Ausrücken willst Du, Herr Professor?“

„Ich muß heim . . . Es ist halb Sieben . . . Ich wollte Dich schlafen lassen.“

„Kann ich Dir Kaffee machen?“

„Nein, ich muß heim.“

„Dann geh' in Gottes Namen.“

Er näherte sich ihrem Lager und küßte das junge, halbnadte Wesen, das sich aufrichtete, wie ein Kind. Ihre Augen standen jetzt voll Tränen.

„Daß hat noch keiner getan,“ sagte sie leise. „Am Morgen ist immer alles vorbei. Wann kommst Du wieder?“

„Nie mehr. Ich danke Dir und werde immer gut an Dich denken. Aber wiederkommen — das darf ich nicht.“

„Warum denn? Du bist doch ganz allein?“

„Eben darum. Es gibt eine Zeit im Leben des Mannes, wo er allein bleiben muß. Die Aufgaben sind zu groß. Verstehst Du mich?“

„Aufgaben? Du redest ja wie ein König? Wie'n Landesvater? Na so was Aehnliches bist Du wohl auch. Ich will Dir man sagen — ich hab' Dich wirklich lieb.“

„Mein geliebtestes Kind —“

„Ne, ne, nicht Kind! Du bist schon einer, den man nicht vergißt! Ich bin ganz stolz auf Dich! Aber daß Du nicht wiederkommen willst . . .“

Andreas stand unschlüssig da. Er wagte es nicht zu sagen, was noch zu sagen war, und mußte sich doch dazu entschließen. „Kann ich Dir — Du darfst mir nicht böse sein, Lene — kann ich Dir nicht — — ich möchte mich gern erkenntlich zeigen.“

Sie warf sich in die Kissen zurück und schloß ihre Augen. „Ne,“ flüsterte sie. „Ich denke, wir beide stehen anders . . .“

„Anderß?“

„Jedenfalls — Geld nehm' ich nicht von Dir.“

„Etwas schenken kann ich Dir doch nicht.“

„Geld will ich nicht.“

„Sei vernünftig. Du bist sehr arm, nicht wahr. Nimm's in übertragenem Sinne an, was ich Dir hier lasse. Es soll Dir Deine Sorgen ein bißchen erleichtern.“

„Also gut. Ich bekomme zehn Mark.“

„Du bist doch ein wunderliches Geschöpf.“

Er holte etwas aus seiner Brieftasche und legte es auf den Tisch. Sie sah es nicht, da sie die Augen beharrlich geschlossen hielt. Jetzt näherte er sich ihr noch ein-

mal, küßte sie aber nicht mehr, sondern streichelte ihr nur die Hand. Da blinzelte sie ihn an. „Du weißt, wo ich wohne? Lene Kessel heiß' ich.“

„Ja . . .“

„Auf Wiedersehen.“

„Vielleicht.“

Er ging hinaus. Sie blieb noch eine Weile liegen und räfelte sich, indem sie sich selbst eine trokige Komödie vorspielte. Tränen liefen ihr dabei beständig über die Wangen. Plötzlich fuhr sie taumelnd auf und stürzte zum Tisch, um das Letzte zu sehen, was er ihr dagelassen hatte. Zwei Hundertmarkscheine sah sie liegen. Die betrachtete sie nun beständig, als ob es hübsche Bilder wären, Bilder vielleicht von ihm, und glättete sie an jeder umgestülpten Ecke.

(Schluß folgt.)

Knabenalter.*) Von Hermann Blumenthal.

Und die Tage folgten einander — aber sie brachten keine Abwechslung.

Wenn Dawid am Morgen erwachte, wehte ihm gleich der Hauch der Wirklichkeit entgegen.

In der Stube war es kalt, und die weißgetünchten Wände zeigten große feuchte Flecken. Es roch nach Kalt und Stroh, und die schwarze Mauer vom Hause gegenüber blickte so drohend herein.

Es dauerte lange, bis sich der Knabe an diese neue Umgebung gewöhnte. Wie sehr litt er in der ersten Zeit . . . Diese nassen rauchgeschwärzten Wände, der Gestank von verfaultem Obst und die Kälte der engen Gäßchen waren kaum zu ertragen.

Im Hause herrschte eine ewige Dämmerung, und an regnerischen Tagen mußte man sich in diesen winkeligen Gängen geradezu vorwärts tasten.

Der Hof war sein Schrecken. Dawid hielt den Atem an, so oft er an diesem Unrat vorbei mußte.

Es kam zu wenig Sonnenlicht durch die fast erblindeten Fenster in die Stube. Der Knabe konnte hier nicht heiter sein. Wenn er an Palechov dachte, fühlte er sich tief unglücklich . . .

Von traurigen Gedanken bewegt trieb er sich in diesem Stadtteil herum. Die sorgenvollen Mienen dieser Menschen, ihre gekrümmte Haltung und der große Kampf, den sie um das Alltäglichste und Winzigste führen mußten, bedrückte ihn sehr.

Wie war es nur möglich, daß sie sich in das Düstere ihrer Existenz fügten? Wie konnten sie ohne Hoffnung, ohne Streben nach etwas Höherem hinleben?

O, er hatte sich vom Leben einen ganz anderen Begriff gemacht!

— — Und die Tage folgten einander.

Es war ein trüber, feuchter Herbst.

Grau war der Morgen und die Straße in Nebel gehüllt.

In seinem dünnen Mäntelchen, die Bücher unter dem Arm, lief Dawid, mit hochgezogenen Schultern zur Schule.

Dann folgten einige Stunden gespannter Aufmerksamkeit im Klassenzimmer, in denen er nur selten den Lockungen der Phantasie folgen konnte und die Schulpausen in den langen Gängen, zwischen den lärmenden Jungen. Wenige lichte Bilder und dann wieder das ewige Einerlei!

*) Wir bringen diesen Absatz aus dem soeben erschienenen Werke Hermann Blumenthals „Knabenalter“ (Verlag Marquardt & Co.). Dieser für sich selbständige Band bildet eine Fortsetzung des in Nr. 4 des „Morgen“ besprochenen Romans „Kindheitstage“ aus dem Cyklus „Der Weg der Jugend“.

Und am nächsten Tage: Dasselbe — ganz wie gestern . . . Auf aus dem Bett und nach der Uhr gesehen, eilig die Kleider umgeworfen, den Kaffee geschlürft — und fort; fort durch die gleichen Gassen, die Minuten zählend . . .

Dawid fühlte sich im Schulhause nicht behaglich und harrte sehnsüchtig auf den Glodenschlag . . . Auf der Straße konnte er laufen und lachen. Die Starre wich . . . „O, es ist nicht wahr! Das Leben ist doch schön!“

Aber dann zu Hause: das Schweigen der Mutter, das Atembellemmende in der Luft, die stille Verzweiflung des Vaters . . .

Wenn nur die Sorgen nicht wären!

Es machte den Knaben nachdenklich. Er war bedrückt von diesem kleinen Leben. „Ein Mittel, großer Gott, zur Linderung der Not — und wäre es ein Kampf mit dem Drachen!“

*

Am Abend, wenn die Mutter aus dem Geschäfte kam, gab es soviel zu tun:

Es war kein Feuer im Ofen. Schmutziges Geschirr und Kaffeetassen standen herum und die Lampe mußte erst gefüllt werden.

Gelocht wurde nur am Abend.

Das Essen ließ jedoch lange auf sich warten.

Erst hieß es Ordnung machen, die Fenster verhängen, die Betten aufstun.

In der Stube war es kalt und unbehaglich. Das Lämpchen rauchte. Die Flamme zitterte . . . Wenn die Vorbereitungen zu lange dauerten, durfte man nichts sagen. Sonst geriet die Mutter außer sich und warf Alles hin.

Unbeweglich lehnte der Onkel in seiner Ecke. Der Vater saß da, den Kopf in die Hand gestützt und sprach kein Wort . . .

Ach, es war ein trauriges Leben in der großen Stadt!

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

I.

(Erste Dezemberhälfte 1907.)

Nun wieder, nach drei Jahren, hier: Nachbar der Franziskaner; zwischen Mauern, deren Grund die alten Etrüsker gelegt haben; unweit dem römischen Theater; gegenüber dem Hügel von Trespiano mit seinem Friedhofe, zu dem sich die toten Florentiner nachts mit Fackeln begleiten lassen. Zwischen mir und ihm der Mugnone. Noch will ich den Fluß nicht überschreiten. Noch danke ich für diesen Fackelzug, obgleich die Reise hierher einem Krankentransport sehr viel ähnlicher war, als einer Lustfahrt.

Doch war ich immer noch lebendig genug, mich auf der Salzerpromenade in Bozen des helleren Lichtes dankbar und stark zu erfreuen, daß die Sonne zu spenden beginnt, sobald man die Brennerhöhe hinter sich hat.

Der alte Noë (ein Schriftsteller, der sehr berühmt gewesen wäre, wenn er für Engländer und nicht für Deutsche hätte schreiben dürfen) hat versucht, zu erklären, warum die Sonne südlich des Brenners ihre Sache soviel besser macht als nördlich dieses Bergzuges. Hartleben, der den Alten (ihm wahlverwandt in mehr als einem Betracht) persönlich gekannt hat, meinte einmal zu mir, daß sei eine rationalistische Erklärung gewesen, zu deren Verständnis man in einem unerlaubten Maße nüchtern sein müsse. Daher er (und Noë selber) sie niemals ganz verstanden habe. Es sei das aber auch überflüssig, denn der eigentliche Grund dieser Erscheinung liege im Menschen und nicht bei der Sonne. Nicht, als ob es

etwa vom Weine käme: sondern es käme von der Gnade des Südens, einem durchaus mystischen Phänomen, das sich jedem als Lohn mittelte, der, einer sehr menschenfreundlichen Aufforderung Seiner Majestät folgend, den Staub des glorreichen Germaniens von den Pantoffeln geschüttelt habe.

Otto Erich hat so unrecht nicht gehabt. Niekscheß „Unschuld des Südens“ meint Ähnliches.

Ich muß immer an Hartleben denken, wenn ich „Franzenzeste, das Tor des Frühlings“, passiere. (Dieses Gedicht, das mehr Schmiß als Poesie hat, ist dennoch ein gutes Gedicht. Nur wirkliche Poeten sind imstande, gute Gedichte dieser ästhetisch nicht einwandfreien Art zu finden. Weil nur wirkliche Poeten im rechten Momente auf schöne Weise banal sein können.) Auch auf der Talserpromenade dachte ich an ihn. Wir waren uns Freund und Feind zugleich, standen uns sonderbar nahe und sonderbar fremd gegenüber; ein wunderliches Verhältnis. Ich glaube, wir hätten uns später doch einmal kennen gelernt.

*

Auf der Talserpromenade, die überhaupt allzu sehr auf Renommieren hergerichtet worden ist (Palmen, die im Winter in Baumwolle gewickelt werden), steht jetzt ein Monument aus Marmelstein: Held Dietrich, wie er den Zwergkönig Laurin unter sich gekriegt hat. Kein Wunder: wenn der eine so groß und der andere so klein ist. Da man nur dies im Augenscheine vor sich hat, wirkt die Tat, die hier verewigt werden soll, nicht eben imposant. Das (im übrigen gut komponierte) Bildwerk braucht einen Kommentar, ist also als Monument mangelhaft. Ein alter deutscher Steinmetz hätte im Zwerg die böshafte Kanalle, den hinterlistigen Zauberer gezeigt, der überdies um sich gebissen und gekrakt hätte, und man würde dann, auch ohne die Hilfe des Herrn Baedeker, gewußt haben, warum es sich verlohnte, seine Niederlage in Stein auszu-hauen. Von den neueren Deutschen würde es Ignaz Taschner so gemacht haben.

„Der arme Zwerg!“ sagte ein italienisches Fabrikmädchen zu einer Kollegin, „warum malträtiert ihn der große Lummel so?“

Und da wollen die Italianissimi, daß alles Land bis zum Brenner italienisch sein soll und Bozen (nein: Bolzano) die Hauptstadt des Alto Adige! Wenn doch die braunen ragazze nicht einmal in der Rosengartensage Bescheid wissen.

Doch ist es keine scherzhafte Angelegenheit, daß die Signori allen Ernstes ihren Ruf: Haec est Italia diis sacra jetzt schon auf der Höhe des Brennerpasses ausstoßen, der ianua barbarorum, wie sie ihn freundlich heißen. Das ist doch wohl ein bißchen unbescheiden. Auch wenn man sich zu den guten Europäern rechnet und vom Geruche deutscher Jägerwäsche nicht ohne weiteres in patriotische Wallungen versetzt wird, dürfte man es mit einigem Rechte impertinent finden, daß uns unser schönes Südtirol einfach weggeographiert werden soll, weil mit der großen Wasserscheide der Zentralalpen als Grenze das Regno mächtiger konsolidiert dastünde in Europa. Quod non! Italien beginnt positiv nicht am Brenner, wenn es sich auch auf der Landkarte bequem und mit einem Anschein von geographischer Logik so konstruieren läßt. Selbst Napoleon war nicht imstande, diese allzu primitive Konstruktion lange aufrecht zu erhalten. Blutscheide ist wichtiger als Wasserscheide. Erst mit dem Trentino beginnt „Italien“. Die

paar Zypressen und Edelkastanien, die sich ein bißchen weiter nördlich hinauf gewagt haben, müßt ihr uns schon lassen, oh ihr Nachkommen der edlen Römer (und nicht weniger edler Germanen): auch schon deshalb, weil wir sie besser zu schätzen wissen als ihr. Italien beginnt, wo der Wald aufhört. Viel Gutes, das wir nicht haben, fängt dafür an, z. B. der Delbaum, die Reiskulturen und eure schöne Sprache (obwohl sie im Trentino toskanischer Ohren keineswegs lieblich klingt). Ich denke: wir lassen es dabei: soweit die deutsche Zunge klingt (und dazu gehört das obere Etichgebiet), ist deutsches Land. Laßt das Si mit dem Ja ehrlich und in Frieden kämpfen, richtiger gesagt: das Schi mit dem Jo. Euer Gerede von der lateinischen Rasse, die ein Recht auf alles Land bis zum Brenner habe, ist ein Unsinn, weil es diese Rasse gar nicht gibt. Das echteste römische Blut in Tirol (die Ladinen) hält überdies zu den Deutschen, die dort aber auch ihrerseits so wenig reine Germanen sind, wie ihr reine Romanen seid. Es sind Tiroler, Signori: ein Mischvolt, das aber, indem es, dank dem Vorwiegen deutschen Blutes, deutsche Mundart annahm, auch deutschen Geistes geworden ist. Diese Tiroler haben eine harte Zunge, aber auch einen harten Kopf. Der Wall, den diese harten Köpfe bilden, ist die Grenze zwischen euch und uns. Daran wird eure konstruktive Geographie zuschanden werden, Illustriissimi, verlaßt euch darauf.

*

Daß ich auf diese Dinge gekommen bin, daran trägt der ewige Regen schuld und der infame Scirocco, den sie hier auch vento vallombrosiano nennen, weil er von Vallombroso herüberkommt. Er hat aber nichts von der herrlich herben Frische der Wälder da oben (die ein kostbares Vermächtnis der so heftig verabscheuten Großherzöge aus dem Erzhaufe Habsburg sind), sondern ist widerlich weich, — eine pomadige Luft, die melanchollisch, unlustig, ja selbst böse macht. Ich glaube, daß die Etrusker nicht bloß aus Gründen der Sicherheit alle ihre Städte auf Vergeshöhen angelegt haben, sondern auch wegen der frischen Luft in der Höhe. Geht man jetzt in Florenz herum, wo es bald lau nebelt, bald lau regnet, so ist es wie ein Hin- und Herfrischen in einem Haumsfeder sack. Kein Wunder, daß die Inscratenseiten der hiesigen Zeitungen in der Hauptsache Mittel gegen Neurasthenie anzeigen. Auch meine Nerven schnurren ärgerlich wie schlapp gespannte Darmfalten einer alten Baßgeige. Und ich tremoliere, Apollon und allen neun Musen zum Troß:

Unglücklich bin ich! Unglücklich bin ich!
Hol mich der Teufel: unglücklich bin ich!
Ich bin so unglücklich, daß es mir beinahe Spaß macht,
So unglücklich zu sein, so über alle Maßen unglücklich:
Un-glück-lich!
Un-glück-lich!
Ah, welche Wonne, so un-glück-lich zu sein.

Nichts gefällt mir, — alles tut mir weh.
Nichts gelingt mir, — alles geht mir schief.
Was? Diese laue Heringslauge nennt sich See?
Ogottogottogottogott: fiel je
Ein Mensch so tief?

In meinem Garten stehn Besen, keine Bäume;
 Alle meine Blumen sind well und alt;
 Meine Frau ist unerträglich; sie quält mich;
 Alle ihre Worte sind spitz und kalt.
 Der Himmel ist ein alter Aufwaschlappen, grau;
 Drauß träufelt schmutziges Spülichtwasser; au:
 Gottverdammiß! Dieser Rieß!
 Jeder Eztein sticht mich wie ein Ezpleß.
 Über das alles ist noch gar nichts: Auf mein Herz
 Reimt sich Schmerz.

Jetzt heul ich entweder wie ein Hund,
 Oder ich lach mich wie ein Teufel gesund.

*

Es mag ein Mißbrauch von Reim und Rhythmus sein, diesen schauerlichen Zuständen auf den Flügeln so schauerlicher Verse zu entfliehen, aber es ist ein Mittel, das ich zuweilen probat gefunden habe.

Nur hält es, wie alle Stimulantien, nicht lange an und hat, wie jedes Interim, den Schelm hinter ihm: eine Art moralischen Ragenjammerß.

Hans Rosenhagen. Von Richard Muther.

Es geht wohl jedem so, daß er auf eine bestimmte Zeit als auf die zurückblickt, die seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel aufprägte. Für mich waren es die Jahre, die ich 1883—95 in München durchlebte. Ich war dort Privatdozent. Ich beschäftigte mich mit Kunstgeschichte ebenso wissenschaftlich wie es jeder Privatdozent tut. Da plötzlich begann es zu gären. Ein seltsames Frühlingswehen ging durch die Luft. Für den, der es spürte, war die Welt verändert, er erlebte an sich selbst das alte Studentenlied: „Mich ergreift schier ein Grauen, daß ich, Platon, über dir bin gefessen für und für.“ Man hatte das Gefühl, daß etwas Großes im Werden war, nicht nur eine neue Kunst, auch ein neues Schrifttum, ja überhaupt eine neue, von neuen starken Idealen erfüllte Menschheit. Wer damals abseits stand, kann über solche Träume nur lächeln. Man hat es mir oft gesagt, meine Geschichte der modernen Malerei sei nur Phantastik gewesen. Nichts, rein gar nichts hätte von den überschwenglichen Hoffnungen, die ich hegte, sich erfüllt. Und man hat mir andererseits auch zu verstehen gegeben, daß es meines Eingreifens gar nicht bedurft hätte; die moderne Kunst würde auch ohne meine Kritiken und ohne mein Buch ganz da sein, wo sie heute ist. Beides kann stimmen. Trotzdem möchte ich die Münchener Jahre in meinem Leben nicht missen. Es hatte einen Inhalt, ein Ziel. Mitzustreiten für Ideale, an die man glaubt, ist immerhin etwas, was die Jugend eines Menschen gut ausfüllen kann.

Zur selben Zeit, wie in München, begann es in Berlin sich zu regen. Man hatte auch dort dem Modernen die Tore der Ausstellungen künstlich versperrt. Das Publikum ahnte nichts von den Gedanken, die in den Köpfen der jungen Maler rumorten.

Möglich wurde Bresche geschlagen. Die Münchener Sezession setzte durch, daß sie auf einer der Ausstellungen am Lehrter Bahnhof eigene Säle erhielt. In den Winterausstellungen der Salons waren die Elfer, die Novembervereinigung und große ausländische Meister, die man nur vom Hörensagen kannte, zu sehen. Für mich war es lebensgefährlich gewesen, daß ich als Kritiker der Münchener Neuesten Nachrichten für das Moderne eintrat. Es regnete Drohbriefe. Deputationen aus dem alten Lager erschienen beim Verleger und bestürmten ihn, er möge einem jungen Menschen den Laufpaß geben, der frevelhaft das gute Alte in den Staub trete, um ein schlechtes Neues zu preisen. Ein Transparent mit der Inschrift: „Wenn Vorsicht die Mutter der Weisheit, ist Muther der Vater des Blödsinns“ bewahre ich noch jetzt als lustiges Souvenir. In Berlin muß der Kampf, der durchgekämpft werden mußte, noch weit schwerer gewesen sein. Der Gegner war dort stärker, der Berliner Witz ist böshafter als der Münchener Bierhumor. Anton v. Werner hielt Reden; Begas und Meherheim ulkten; als Kritiker der großen Blätter zeichneten in der Hauptsache alte Herren, die, selbst wenn sie sich nicht mit schnobdrigen Bemerkungen begnügten, doch schon zu salomonisch, zu „abgeklärt“ waren, um noch Pionierdienste leisten zu können. Also lachte Berlin. Die ganze moderne Kunst wurde als Farce aufgefaßt, als ein unerhört dreister Scherz, den farbenfleckende Straßenjungen sich mit dem sein Eintrittsgeld zahlenden Publikum erlaubten.

Nur in der kleinen Parterrewohnung des Hauses Nr. 19 der Frobenstraße hauste mit seiner alten Mutter ein junger Mensch. Am Tage war er Bankbeamter, abends schrieb er Artikel, denn er hatte eine Zeitschrift, „Das Atelier“, gegründet, die in jedem Monat zweimal erschien. In diesem Blatt wurde die moderne Bewegung sehr ernst genommen. Alles, was die jungen Maler erstrebten, wurde mit Verständnis erörtert. Mancher kam über das, was chaotisch in ihm gärte, selbst erst zur Klarheit, nachdem Rosenhagen die klaren Worte geprägt hatte. So wurde er der Ratgeber der jungen Künstler; seine Dienste nahmen sie in Anspruch, wenn sie bei der schrittweisen Eroberung des Geländes einen Führer brauchten. Als Mann des praktischen Lebens wußte er ihnen oft Wege zu zeigen, die zu Zielen führten. Allwöchentlich an den Donnerstagsabenden waren die jungen Berliner Maler und die Mitarbeiter des Atelier in der Frobenstraße vereinigt. Bei Bier oder Frankenwein wurde mit Leidenschaft und Hingebung über alles gesprochen, was die neue Kunst an Fragen aufwarf. Mancher Berühmte von heute hat als unbekannter Mensch bei Rosenhagen verkehrt; auch mancher Große des Auslandes war in diesem Kreise zu Gast. Gewiß, von politischer Tragweite war es nicht, was unter der rotverhangenen Lampe geplant und erwogen wurde, denn das Atelier kam über die eigentlichen Fachkreise nicht weit hinaus. Aber das, was das Kunstleben der Zeit bewegte, fand doch in dem Blatte den ersten kräftigen Widerhall. Die jungen Künstler, sonst als Tollhäußer behandelt, fühlten sich nicht verlassen, weil wenigstens einer da war, der ernst auf ihre Absichten einging. Und wenn das Publikum das Atelier nicht las, lasen es außer den Künstlern auch Schriftsteller. Mancher Jüngere hat hier Erleuchtung gefunden, mancher, der heute als Kritiker einer tonangebenden Zeitung wirkt, hat dem Atelier die entscheidenden Anregungen seines Lebens zu danken.

Solche Blätter sind nur in Jahren des Kampfes möglich. Wenn die Position erobert ist, haben sie ihre Arbeit getan. So hat das Atelier schon seit elf Jahren

sein Dasein beendet. Rosenhagen hat für große Blätter, für die Tägliche Rundschau und den Tag, für ausländische Zeitschriften und die Bruckmannsche „Kunst“ geschrieben. Man kann nicht immer Pionier sein. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, ausgefüllt mit all den oft recht langweiligen Arbeiten, die der Frondienst der Tageschriftsteller verlangt. Doch daß Rosenhagen auch heute noch ein ernster, sehr nützlicher Schriftsteller ist, muß ihm jeder lassen. Viele schreiben mit mehr Geist. Rosenhagen könnte das auch, wie gar mancher seiner Artikel zeigte. Doch mit dem Geist in der Kunstschritstellerei ist es eine mißliche Sache. Von Raketenfeuerwerk, das einen Augenblick blendet, bleibt schließlich nur Asche übrig. Dem geistvollen Schriftsteller ist sein Geist lieber als die Sache, der er dient. Und die ganz Schlimmen sind diejenigen, die nur Geist markieren. Jeder kleine Literat, der von einem Verleger mit der Abfassung einer Künstlerbiographie beauftragt wird, glaubt heute die Gelegenheit benutzen zu müssen, eine neue Aesthetik, eine ganz neue Weltanschauung zum besten zu geben. Das Resultat sind dann Bücher, die an die Stelle im Hamlet erinnern: „Was leset Ihr, mein Prinz? Worte, Worte, Worte“ — Bücher, die den Leser mit allerhand Dingen, die er gar nicht wissen wollte, abspelsen und gerade das nicht enthalten, was er nach dem Titel darin zu suchen berechtigt war. Rosenhagen bleibt immer positiv. Die Sache, der er dient, ist ihm viel zu wichtig, als daß er sie zum Anlaß nehmen würde, mit Esprit zu jonglieren. Gerade deshalb hat er zum Verständnis, zum wirklichen Verständnis der modernen Kunst ungeheuer viel beigetragen. Man kann ihm beistimmen oder nicht — lernen wird man fast immer. Hinter jeder Ansicht, die ausgesprochen wird, steht ein Mann, der seines Amtes mit heiligem Ernste waltet, ein Mann, der für das, was Kunst ist, sehr feine Nerven besitzt und sich über das, was die Kunst in unserer Zeit vermag, ein klares, fast unfehlbares Urteil bildete.

Wir gingen oft auseinander. Als vor 15 Jahren der Ruf nach neuer Phantasiekunst erscholl, ließ ich mich sofort von dem Sirenenengesang locken. Ich glaubte eine Zeitlang, auch der Impressionismus sei nur eine Phase gewesen, einer von den vielen Jämen, die wir in schneller Aufeinanderfolge erlebten. Rosenhagen behielt seine Ruhe, seinen klaren Kopf. Nachdem er früher mitgekämpft hatte, bremste er nun. Und die Zeit gab ihm recht. Alle Warnungen, die er ausgesprochen hat, wurden durch die Entwicklung bestätigt; alle diejenigen, für die er eintrat, nicht als sie schon „gemacht“ waren, sondern als sie erst gemacht werden mußten, erfüllten die Hoffnungen, die er bei ihrem Auftreten in sie setzte. Welcher Kunstschritsteller unserer Tage kann eines so weiten Blickes, eines so festgefügtten Urteils sich rühmen?

Er feiert am 1. Mai seinen 50. Geburtstag — mit seiner alten Mutter und in dem nämlichen Hause, wo einst in den schönen Jahren des Berliner Kunstfrühlings die Donnerstagfiguren der Ateliergemeinde tagten. Da war es mir eine Herzenspflicht, ihm diesen Gruß zu schicken. Denn unsere schnellebige Zeit vergift rasch. Die Herolde von früher werden ihr bald zu Mohren, die nur ihre Schuldigkeit taten. Der Historiker weiß, in dem großen Kampfe um eine moderne deutsche Kunst war Berlin die am schwersten einzunehmende Festung. Es wäre also undankbar, wollte er nicht dessen sich entsinnen, der für diesen Sieg das Menschenmögliche tat und auf den die schlichte, doch sehr ehrenvolle Devise „in serviendo consumor“ wie auf keinen anderen zutrifft.

Memoiren.

Von Annette Kolb (München).

Mit dem Schreiben ist es so eine Sache. Wer schreibe zu seiner Freude? Man schreibt unter einem Druck, um sein Gewissen zu beruhigen. Manche mögen lächeln über diesen Satz; es sind noch genug Leute, die ihn recht gut verstehen werden. Das Schreiben ist mit viel innerem Frondienst und Unnatur, daher mit viel geheimen Widerwillen verbunden, und jede andere Kunst ist glücklicher. Allein wer eigene Gedanken und Anschauungen hat, der wird sich heftig gedrängt fühlen, sie entweder durch sein Leben zu behaupten, oder dann sie zu äußern, und er verkümmert, wenn es ihm nicht gelingt. Denn ein platonisches Denken gibt es nicht.

So muß ich mich denn für meinen Teil recht glücklich schätzen, daß die Memoiren Hornsteins nicht vor zehn Jahren schon erschienen sind. Was hätte es mir damals geholfen, über den unwürdigen Ton, in dem er über Wagner spricht, mich aufzuregen? Auch nicht der Schatten einer Möglichkeit, meine Auffassung zur Geltung zu bringen, wäre mir vergönnt gewesen; denn je jünger man ist, desto schwerer wird es einem gemacht.

Nicht immer ging es mir ja so gut wie eines Abends in einem Pariser Salon, wo ich einer Diskussion über Wagners Charaktereigenschaften beiwohnen mußte. Die Worte, die ich da im Eifer wahllos herbeisuchte, trafen ins Leere, und die Mienen meiner Zuhörer verrieten unverzüglich das Mißfallen und die Geringschätzung, die ich erregte; als plötzlich vom anderen Ende des Zimmers ein Mann herzutrat und die Rede, die mir mißlang, in meinem Sinne für mich hielt.

Es war ein Professor Coggia aus Palermo, der nun von Wagner erzählte: wie er durch Zufall in die Lage gekommen sei, ihm einige Dienste zu erweisen; von seinen Erfahrungen mit ihm, von Wagners Einfachheit und seiner großen Erkenntlichkeit. Wer in Wagners späteren Tagen, in seinem sogenannten „Glück“, an Wagners Gesinnung irre werden konnte, der sei ihm innerlich so fern gestanden, daß er ihn nicht einmal von dem zufälligen Rahmen, der ihn umgab, zu unterscheiden wußte. Er sprach mit einer zwingenden Gelassenheit, der niemand zu widersprechen wagte:

„Eine gröbere Unkenntnis vom Wesen eines solchen Menschen kann es nicht geben! Geistige Affinitäten sind für den Grad einer Bewandnis, einer Beziehung zu ihm einzig bestimmend; und im tiefsten Sinne,“ schloß er, „ist das Genie familienlos.“ —

Um auf Hornstein zurückzukommen: nichts veranschaulicht uns doch mit solcher Macht die furchtbare Vereinsamung des Genies — (und auf sie gründet sich wohl zumeist dessen vielbesprochene Ähnlichkeit mit dem Wahnsinn) als die Berichte, die uns seine Zeitgenossen über ihn bringen. Wir neigen stets dazu, eine Zeit, die hinter uns liegt, zu idealisieren; denn was sie nicht überragte, ist schon verweht, und weil das Alltägliche überall das Vergänglichste ist, vergessen wir gerne, wie sehr es stets das Gegenwärtigste bleibt. In diesem Sinne nun schließen sich Hornsteins Memoiren direkt an die des Kapellmeisters Weißheimer. Beiden fehlt jegliches Distanzgefühl. In den Münchener Tagen tritt Weißheimer — einer der biedersten Anhänger, die Wagner im Unglück gefunden hatte — mit dem kleinsten Maßstab an ihn heran, und daß Wagner seine Oper „Rörner“ beim König Ludwig nicht befürworten will, kann er ihm gar nicht verzeihen. Dieser „Rörner“ hat sich so wenig wie seine anderen Werke als lebensfähig erwiesen, und von Weißheimer wußte die Welt schon lange nichts mehr, überlebten ihn nicht seine „Erinnerungen“, die in der Wagnerliteratur einen wichtigen Platz behalten werden. Auf jeder Seite zwar, und fast in jeder Satzwendung bekundet Weißheimer — obwohl er Opern schrieb und dirigierte — wie gänzlich sein Wesen innerhalb jener Schranken verblieb, welche den Philister vom künstlerischen Menschen scheiden. Allein die wertvollen Erlebnisse und Daten, die er zur Aufzeichnung brachte, entziehen seinen Namen der Vergessenheit, ohne daß wir ihn darum beneiden. Denn auf solche and andere gefälschte*) Dokumente hin hat sich die so bereitwillig aufgegriffene Mär von Wagners Unbankgründet!

*) Mit einem Gefühl der Niedergeschlagenheit werden manche die letzten Briefe Wagners an Frau Wesendonk gelesen haben. Daß hier eine Lücke gesetzt wurde, ist ein so schweres Unrecht, daß wir jene, die es noch gutmachen können, dringend daran mahnen müssen.

Fausttage in Weimar. Von Regine Deutsch.

Der Faust ist das Osternebelgospel des deutschen Kulturmenschen. Doppelt gern nimmt man in diesen Tagen seinen Goethe in die Hand, um sich wieder einmal an der ewig-alten und in jedem Frühling neuen Wahrheit der Auferstehungslehre zu erbauen! Gehören Faust und Ostern derart zusammen, so wird aus diesem edlen Zwei „ein köstlich Drei“, wenn Weimar der Schauplatz der österlichen Faust-aufführungen ist. „Dürst“ es doch nicht anders sein.“

Der Weimarer Oberregisseur Weiser hat zu diesen Festtagen eine Neueinrichtung des Faust geschaffen; keine „Bearbeitung“ erfreulicherweise. Es galt ihm, den reinen, unverfälschten Faust der Bühne zu erobern. Dazu war es nötig, eine Einteilung zu finden, welche den Grenzen der Genußfähigkeit und Spannkraft der Zuschauer Rechnung trägt, ohne allzu beträchtliche Kürzungen an dem Riesenwerk vorzunehmen. Jenes ist in glücklicher Weise geschehen, indem jeder Teil an einem Tage in zwei getrennten Aufführungen gegeben worden ist, und zwar von 3 bis 6 und von 8 bis 11 Uhr, dieses, indem die Kürzungen sich lediglich auf Streichung von Worten und Entfernung von Rankenwerk beziehen sollten. Nur eine große Szene ist als Ganzes fortgeblieben: das Vorspiel auf dem Theater. Allerdings beklagte der Faustkenner auch in Weimar noch den Wegfall mancher ihm lieben Stelle; daß in der Schlußapothese die Worte der seligen Knaben fehlen, ist schmerzlich; erklärlicher ist, daß in der klassischen Walpurgisnacht das Erscheinen des Schwanes zwischen den Nymphen fortgeblieben ist. — Die Einteilung ist folgende: Die erste Hälfte des ersten Teiles schließt mit der Hegenküche und bringt in der zweiten Hälfte die geschlossene Gretchen-Tragödie, einschließlich der romantischen Walpurgisnacht. Die erste Hälfte des zweiten Teiles schließt mit der klassischen Walpurgisnacht und bringt in der zweiten Hälfte von den Helena-szenen an den Schluß des gewaltigen Werkes. Allerdings auch diese sechs Stunden Theater mit zweistündiger Pause stellen gewisse Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Besucher. Das Durchschnitts-Theaterpublikum einer Großstadt dürfte hierzu kaum imstande sein. Denjenigen, die tagsüber im Berufsleben stehen, dient das Theater meist nur zur Unterhaltung, zur Zerstreuung oder zur Anregung. Etwas anderes ist das Theater als ästhetische Anstalt, als Weibebühne. Für dieses hat die Großstadt in ihrem Getriebe und Gebaste keinen Raum; wir brauchen Feststädte für Festspiele. Bayreuth ist in vorbildlicher Vollkommenheit

hier vorangegangen, Weimar, dessen Stätte geweiht ist für alle Zeiten, wäre wohl der geeignete Ort, ähnliches für das klassische Drama zu leisten, wie es dort für das Musikdrama geschieht.

Es kam noch einiges hinzu, die diesmaligen österlichen Faustaufführungen als besonders bedeutsam erscheinen zu lassen. Hundert Jahre sind vergangen, seit Goethe aus dem Drama des promethischen Menschen, das fast seine ganze Schaffenszeit erfüllte, das Osterdrama schuf durch Einfügung der Osterszenen. Es galt also ein Jubiläum zu feiern. Ferner gab es eine wirkliche Neuaufführung: die der Weingartnerischen Komposition zum Faust. Verfasserin hält sich nicht für befugt, eine musikalische Würdigung hier zu geben. Nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte sei hingewiesen. Eine Komposition zum Faustdrama darf keine Opernmusik sein, sie hat neben den musikalischen Aufgaben, die von Goethe selbst gestellt worden sind, wie der Tanz unter der Dorflinde, die Musik am Hofe des Kaisers u. a., da wo es erforderlich ist, die Anschauung zu unterstützen, der Phantasie Brücken zu bauen, Ueber sinnliches, das das Auge nicht zu schauen vermag, durch den Ton zu übermitteln. Das gelang an einigen Stellen vorzüglich. Die klassische Walpurgisnacht ist wohl schwerlich je zuvor zu derartiger Wirkung gekommen wie durch die Weingartnerische Musik, daß die hierdurch erreichte Stimmung durch die Regiekunst, die eine Ausstattungsfäerie arrangierte, besonders im Schlußbild des Aktes, wieder verdorben wurde, ist nicht Schuld des Komponisten, der hier, wie meinem Laienohr schien, Gutes und Schönes bot. Aber nicht immer herrschte dieser Eindruck vor. Schon eine Ouvertüre zum Faustdrama scheint mir vom Uebel. Daß beim ersten Öffnen des Vorhanges die Erzengel singen, statt jene himmlischen Worte zu sprechen, die keiner Musik bedürfen, weil sie wortgewordene Musik sind, schien mir ganz verfehlt. Dasselbe gilt von dem Schluß des Werkes. Des beschränkten Raumes wegen kann auf Einzelheiten nicht weiter eingegangen werden, aber: zuviel Gesang, eine zu opernhafte Anordnung der Chöre, das war der häufig wiederkehrende Eindruck, der die Freude an manchem beeinträchtigte.

Um kurz von den szenischen Unordnungen zu sprechen, so war vieles sehr gelungen, anderes eine arge Enttäuschung. Dazu gehören leider vor allem das Anfangs- und das Schlußbild im Himmel. In der L'Arrongeschen Aufführung im früheren Deutschen Theater war das ungleich wirkungsvoller, schöner und er-

habener. Dagegen waren die Seebilder sowohl in der klassischen Walpurgisnacht wie hinter Fausts Palast am Meer, einige Wandelsdekorationen und Szenerien von malerischem Reiz und glücklichster Wirkung.

Ueber die Hauptdarsteller nur wenige Worte. Der Oberregisseur Weiser, der die Neueinteilung geschaffen hat und alle Vorarbeiten leistete, hatte dazu noch die große Aufgabe übernommen, den Mephisto zu spielen. Es war eine schöne, glücklich durchgeführte Leistung. Der Faust des Herrn Grube wirkte zuerst zu unruhig, zu komödiantenhaft, um im Verlauf der Aufführung sich zu geschlossenerer, annehmbarer Darstellung durchzuringen. Die schauspielerisch-beste Leistung war die des Frä. Schneider als Gretchen. So-

wohl die naive Innigkeit wie die Verzweiflung der Unglücklichen gelangen ihr vortrefflich.

Bei manchem Versagen, auf das hier hingewiesen werden mußte, boten die Aufführungen als Ganzes doch überwiegend Wertvolles; so daß man die Intendantur gern ermutigen möchte, auf dem Wege weiterzuschreiten, der Weimars Bühne wieder zur klassischen Stätte Deutschlands machen könnte. Ein Regisseur hat in diesen Ostertagen allerdings gänzlich versagt: der Wettermacher. Es gab zeitweise weiße Ostern. Und heut am dritten Feiertag scheint erst die Oster Sonne und ladet zu einem schnellen Besuch in den Park um Goethes Gartenhaus; denn wie könnte man Weimar verlassen, ohne einen Gang getan zu haben an geweihter Stätte!

Billige Lorbeeren.

Der offizielle Bericht des Generals d'Amade über die Operationen vom 12. bis 16. März liegt nun vor. Sie richteten sich gegen einen Eremiten Mohammed-ben-Abdallah, gen. Bou-Nouala, d. h. der Hüttenmensch. Bei der Zaouja Si-el-Durimi hatte er sich niedergelassen und sammelte bei stetig wachsendem Einfluß die Stämme um sich, die durch die Franzosen zwischen Casablanca und Sétat vertrieben sind. Mit Weibern, Kindern und Herden waren sie dort zusammengeströmt, in Tausenden von Zelten, einen weit gestreckten Douar bildend. Sie glaubten dem Propheten, daß sie in seiner Nähe unverwundbar wären. Die französischen Granaten sollten sie bald eines Besseren belehren. Am 15. März 2¼ Uhr begann der Vormarsch in den vier bekannten Abteilungen: Colonne du Sirs, du Littoral, de Bouznika, de Ber-Reschid. In zwei Kolonnen, fast wie bei Roßbach, nur daß der Gehdliß fehlte beim Feinde, dessen Widerstand nur sehr gering war: Zwei schwache Offensiv-Flankenstöße von 400 bis 500 Berittenen konnten durch eine Kompagnie Tirailleurs, eine Sektion Maschinengewehre und die Gebirgsbatterie abgewiesen werden. Die erste Linie blieb im ständigen Vorgehen gegen die stetig zurückweichenden Marokkaner. So ging's von 3 bis 5¾ Uhr vorwärts. Die Zusammenrottungen der Marokkaner auf einer Terrainwelle seitlich des Douars wurden heftig von vier Batterien beschossen, und zwar mit großem Erfolg. Man gibt zu, daß wohl an 1500 Marokkaner den Boden bedeckten — vor dem Zelte des Eremiten lagen sie in Haufen. Man verschweigt aber, wie viele Frauen und Kinder sich darunter befanden . . . Einbruch der Dunkelheit . . . weite Räume. Im Douar selbst ließ General d'Amade noch 150 Personen sammeln, darunter

nur 60 Männer. So ganz aus der Luft gegriffen scheinen also die Anschuldigungen der Sozialisten und des radikalen Teils der französischen Presse nicht zu sein. Doch die Entfernung war groß: man schoß auf 3000 bis 4000 Meter.

Eigentümlich aber berührt der Schlußakt, der Befehl d'Amades zum Rückzuge nach Sétat: 1. Keine Razzia, keine Plünderung hat stattzufinden. Die Repressalie wird im Anzünden des Douars bestehen. 2. Taktisches. 3. Der General empfiehlt, beim Durchmarsch durch die Douars, dieselbe Ordnung und Disziplin wie während der Aktion.

Bei uns würde nur 2., das Taktische stehen bleiben. 1. regeln die Kriegsgesetze (Kriegsartikel 31—35). 3. ist selbstverständlich. Diese beiden Ziffern illustrieren das bekannte Wort: qui s'excuse, s'accuse, doch mag es bei algerischen Tirailleurs und Fremden-Legionären anders sein. Gewiß bei den Senegal-Tirailleurs, die damals noch nicht teilgenommen haben. Das Verbrennen des Zeltlagers erscheint allerdings etwas lieblos. Jedenfalls eine eigenartige Pazifizierung . . . die Ruhe des Kirchhofes. Unerkennenswert dagegen ist die Marschleistung: 60 Kilometer in zwölf Stunden, teils in Gefechtsformation. Uebrigens hat sich die Taktik der Franzosen nicht unerheblich geändert. Man hat doch mehr Vertrauen zur Fernwirkung der modernen Feuerwaffen gewonnen. Bei General Drube im August und September: Karree-Formationen, Artillerie in den Ecken, Kavallerie an der Infanterie klebend — genau wie 110 Jahre früher bei den Phramiden. Jetzt: Gefechtsentwicklung aus den Marschkolonnen, wirksamste Feuerkraft. Freilich fast ohne Gegner. Denn die französischen Verluste sind so gering, daß man gar nicht ihrer im offiziellen Bericht erwähnt.

C. v. Bredow.

Peripetie.

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld,
Durchlauchtiger Ritter hoher Orden, Sänger und Held,
glitt auf dem Ritt nach dem Ruhm aus dem Sattel und blieb auf der Straße; —
und nun liegt er im Drede.

Erst zwar schwor er im hohen Gerichtssaal zwei Reinigungselbe,
und das Vaterland glaubte dem hohen Herrn alle beide,
nämlich, daß er sich nie als Kynäde und Päderaste
mit Schmutzereien befaßte.

Aber Durchlaucht, wenn Du Dich schon von der Wahrheit entfernst,
warum gedenkst Du nicht der Zeugen Riebel und Ernst?
Solche Schwüre waren am Plage, wenn man nicht die Liebe
meist zu zweien betriebe.

Ja, nun sitzt man in Liebenberg in höchst fataler Bedrängnis,
und Maximilian Harden sitzt längst noch nicht im Gefängnis;
und noch manches vielleicht von Selbst- und andrer Besetzung
harret noch der Entdeckung.

Des Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld
fernereß Schicksal bleibt einstweilen dahingestellt.
Möglicherweise erklimmt er als künftiges Emporium
das Sanatorium.

J. Diot.

Theater.

Lustspielhaus: Gastspiel Henri de Bries.
Immerhin ein ungewöhnlicher Fall: die Kunst,
sieben Rollen in einer Stunde zu spielen,
oder die Geschicklichkeit, sich hinter sieben
Figuren siebenfach zu verstecken, — wie man
will. Wenn sonst Virtuosen oder Reiselünstler
fremdes Gebiet befahren, so suchen sie aus
den Beständen ihres schöpferischen Vorrates
aus, was am stärksten und sichersten wirken
mag. Es wird eine enge Wahl getroffen, die
sozusagen eine Verdichtung der künstlerischen
Persönlichkeit erzielen soll. Die glänzendsten
Züge, die tragfähigsten Kräfte einer Indivi-
dualität werden zum hohen Relief aneinander
geschoben, alles Kleine, Flache, Schwache da-
zwischen ausgestoßen oder vertuscht. Und ist
so ein Gastspiel herum, so fragt man sich oft,
wo denn hinter all diesen Uebermenschlichkeiten
eigentlich der Mensch geblieben sein kann, den
man bei dieser Gelegenheit doch auch ganz
gerne kennen gelernt hätte, — wo die kleine
Schwäche, die zweifellos zu diesem Adel, wo
die Beschränktheit oder Brutalität, die unbe-
dingt zu jener Kraft, wo das Minus, das
nun einmal naturnotwendig zu jedem seelischen
Plus gehört. Man hat, soferne man sich nur
die Mühe nimmt, von den künstlerischen Fragen

an die menschlichen hinüberzudenken, dann eher
das Gefühl, gerade über das Wichtigste in der
Kunst, über die unverrückbar menschliche Grund-
lage, mit sorgfältig ausgesuchten Ueber-
treibungen hinweggetäuscht worden zu sein. Ein
erhabener Betrug hat das ganze Bild in zwei
ungleiche Teile zerschnitten; und der dunklere
Teil, der aller Erfahrung nach der größere
sein muß, und in dem zweifellos die gehalt-
vollsten Kerne des ganzen Wesens ruhen, bleibt
völlig im Unsichtbaren. Das ist das leidige
Versteckenspiel der gastierenden Virtuosen.

Henri de Bries läßt sich auf solche Aus-
wahl künstlerischer Erhabenheiten nicht ein.
Ihm ist nichts daran gelegen, recht großartig
zu erscheinen, wenn er nur recht vielfältig er-
scheinen kann. Sein Virtuositentum geht nicht
darauf aus, seine künstlerische Individualität
zu überhöhen, sondern darauf, sie gänzlich weg-
zueskamotieren; hinter sieben vortrefflichen
Verstellungen verschwindet sie spurlos und ohne
Rest. Siebenfach wechselt er, von zehn zu zehn
Minuten etwa, Miene, Haltung und Sprech-
ton auf das Vollkommenste; und wenn die
siebenmal zehn Minuten um sind, weiß nie-
mand zu sagen, von welcher Art eigentlich der
Mann ist, der doch eben sein Bestes vor uns
geleistet hat. Das Unheimliche eines solchen
Eindrucks müßte den Genuß daran weitaus

überwiegen, — wäre man nicht der großen und der kleinen Wunder aller Schauspielerei schon zu sehr gewohnt. Keiner, mit dem wir im Leben eine Stunde lang in Lachen und in Weinen zugebracht haben, kann von uns gehen, ohne daß uns sein Wesen an irgendeiner wichtigen Stelle aufgeschlossen wäre; dieser Schauspieler kann es. Er holt unsere Freude und unseren Ernst mit den beweglichen äußeren Mitteln seiner Kunst — mit seinen Künsten also — aus uns herauf. Sein inneres Wesen bleibt dabei unbeteiligt und unsichtbar. Er zeigt, wie man sich hinter fremden Bärten verheimlicht, sich in fremden Kleidern verbirgt, sich mit fremder Stimme verleugnet: das ganze höchst reizvolle Kunsthandwerk des Theaterspiels. Auf der Bühne erscheinen hintereinander sieben Menschen, die der Untersuchungsrichter wegen einer Brandstiftung zu verhören hat. Und wirklich: es kommt nicht etwa einer, der sich den Spaß macht, jedesmal ein anderes Gesicht zu schneiden, sondern sie sind wahrhaftig alle da, — eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben —; jeder für sich, und jeder vom anderen nicht nur an Haar und Tracht, sondern auch an Blick und Schritt, im Tempo der Rede, ja in den Maßen des Körpers so gründlich abgefordert, daß man, trafe man sie an verschiedenen Orten, niemals an irgendeine Verbindung zwischen diesen Menschen denken müßte. Sie alle hat Herr de Bries ganz selbstständig — nach vagen Angaben des Autors — erschaffen und reiht sie nun auf dem gemeinsamen Untergrund seiner indifferenten Körperlichkeit nebeneinander hin; wie der Plastiker ein Gebilde seiner Hände neben das andere hinsetzen kann, ohne daß dieses jenem auch nur im mindesten zu gleichen braucht. Und da haben wir vielleicht den Schlüssel zu der Seltsamkeit einer solchen Vorführung. Es sind plastische Künste, womit de Bries verblüfft, Künste, deren Wesen es ist, ein Material rundum zu formen, so daß seine äußere Erscheinung die innere Struktur völlig verleugnet. Und wenn diese Plastik in einem größeren Sinne sich der Nase, der Kopfform, des Bauches bemächtigt, warum sollte sie das im höheren Sinne nicht auch mit der Stimme und der Sprechart zustande bringen? Auch hier handelt es sich im Grunde nur um ein Ausbiegen, Plattbämmern oder Verbiegen eines Materials, nach dem vorbedachten Willen des Formers, der inneren Struktur zum Trotz. Und plötzlich merkt man, wie die schauspielerische Plastik, diese scheinbar äußerlichste von allen Theaterkünsten, doch unvermutet tief nach innen gehen kann. Es ist gewiß — und anders könnte es gar nicht sein — daß diese sieben Menschen bloß mit raffinierter Geschicklichkeit vom Darsteller

gemodelt und keineswegs von seinem innersten Selbst durchlebt sind. Aber ebenso gewiß ist, daß sie, so minutenschnell sie auch auf der Bühne vorbeieilen, uns keineswegs als starre Masken, leere Puppen oder blutlose Menschenhüllen erscheinen, sondern voll warmen Lebens, echt, jeder aus einem bestimmten Geblüt, aus einer eigenen sozialen Schicht, mit der Alltäglichkeit seines Typus und mit einem kleinen individuellen Zug noch obendrein erschaffen. Und doch nur Plastik, nichts als schauspielerischer Griff, ein Zusammensetzen raffinierter äußerlicher Geschicklichkeiten, Arbeit des Geistes und der Hände, bei völligem Verstummen der Künstlerseele. Überall Fertigkeiten und Einfälle des Herrn de Bries und nirgendes de Bries selbst. Ein lebendes Verzierbild. Man denkt an Fregoli, den Verwandlungskünstler, — und weist den Gedanken dennoch sofort wieder weit von sich. Bei Fregoli ist die Verwandlung Selbstzweck; sein Problem ist das der Geschwindigkeit. „Seht her, es vergeht kaum eine halbe Minute, und ich bin schon wieder ein anderer; will sagen, ich habe schon wieder einen anderen Rock und einen anderen Bart!“ Philosophie: Die Menschen sind an sich nichts, sie führen nur ihre Masken und ihre Kleider spazieren; und wer sich auf die Herereien der Geschwindigkeit versteht, dem wird es leicht, in fünf Minuten fünfmal ein anderer zu erscheinen. Aber de Bries schlägt die Geschwindigkeit für nichts an (sie wird nur durch den Ablauf der Handlung bedingt und hat mit dem Wert seiner Leistung auch nicht das mindeste zu tun), und die Verwandlung ist ihm nur Mittel zum höheren Zweck: damit seine plastische Kleinkunst sich nach Gefallen auslebe. „Seht her, so vielerlei weiß ich vom Gebahren und Gebahren einzelner Menschen, und so vielfältig Verschiedenes daraus kann ich euch in so kurzen Spannen sehen lassen!“ Andere Philosophie: Jedes Individuum ist eine Welt für sich, und Künstler ist, wer von diesen Welten etwas verstehen und nachschaffen kann. Also doch um ein Hohes über Fregoli hinaus. Um so viel etwa, wie die Plastik dem wahren Leben näher zu kommen weiß als die Plakattarikatur. Wie weit der Menschen-darsteller mit diesen plastischen Fingerfertigkeiten heranzukommen, wie tief er damit vorzubringen vermag, ohne von seinem Selbst noch das Geringste herzugeben, hat de Bries in diesem Siebenrollengastspiel gezeigt. Ein wenig indiscret zog er so die handwerkliche Hülle vom Wesen seiner Kunst und ließ sehen, wie wenig göttlichen Atem der Spieler doch eigentlich braucht, um leidlich wahrhafte Menschen nach einem Ebenbild zu erschaffen. Und damit fällt er wieder tief unter die edlen Fremden (vom Schläge der Duse und Novellis),

die uns gelegentlich immer eine erlesene Auswahl ihrer besten künstlerischen Züge heranzubringen. Um so viel etwa steht er ihnen nach, als kunstgewerbliche Kleinplastik von monumentaler Bildnerei entfernt ist. Denn der wahre Sinn ihres Erscheinens ist wohl, zu zeigen, daß jede große Kunst am Ende nur den Zweck hat, Monumente zu setzen, ragende Denkmäler des Höchsten und Schönsten, was der Mensch an einer gegebenen Wende der Entwicklung sein und vorstellen kann. „Seht her, so edel ist noch mein tiefster Schmerz, so erhaben noch mein bitterster Jorn, so gütig noch meine letzte Verzweiflung!“ Ihre Philosophie: Aus der unendlichen Wirrnis dieser Welt gibt es für uns kaum einen sicheren Aufstieg zur Klarheit; aber der unzerstörbare Trieb dort hinauf ist in den großen Werken der Kunst dauernd bewahrt und zum Leben gebracht. Zwischen solcher bejahenden Weisheit, die aus dem edlen Stile spricht, und der spöttischen Negation fregolischer Karikaturisten steht als bedeutsames Bindeglied die emsige, kluge, scharfsichtige, menschenkundige, gestaltenfrohe Tüchtigkeit der vielseitig gewandten Künstler von der Art des Herrn Henri de Brieß. Und darum ist es interessant, ihm und seinen sieben Veränderungen die eine Stunde lang nachdenklich zuzusehen.

Willi Handl.

Börsenehre.

„Jede Kaste hat ihre eigene Ehre, ihr eigenes Feingefühl, ihre eigenen Ideale, ja selbst ihre eigene Sprache.“ So läßt Sudermann in seiner „Ehre“ den Grafen Traut sagen. Er hat mit diesen Worten keine neue Wahrheit enthüllt; niemals konnte der Begriff der Ehre als ein allgemein gültiger angesehen werden, mochten auch die verschiedenen Berufsstände selbst die Ansicht predigen, nur ihre Anschauung über Ehre sei zur Grundlage allgemeinen Handelns zu machen. Dem Offizier scheinen alle kaufmännischen Geschäfte mit seiner Ehre nicht vereinbar. Man weiß, wie sehnlich der Kaufmannsstand danach trachtet, das auf seinem Berufe lastende Odium zu beseitigen. Oft mit Recht; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß eine ganze Anzahl kaufmännischer Geschäfte auch den peinlichsten Anforderungen der Moral und Sitte standhalten können. Dennoch ist die Lust kaum zu überbrücken. „Wahre Ehre“, schrieb Wilhelm der Erste in der „Allerhöchsten Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im preussischen Heere“ am 2. Mai 1874, „kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen.“ Würde man

einen Kaufmann für ehrlos halten, wenn er nicht „unerschütterlichen Mut“ und „selbstverleugnenden Gehorsam“ bekundet? Und wenn die strenge Verschwiegenheit zum Begriffe der wahren Ehre für jedermann gehört, dürfen Richter, ohne sich der Verleitung zur Ehrlosigkeit schuldig zu machen, nicht „im Namen des Königs“ den verantwortlichen Redakteur einer Zeitung veranlassen wollen, Zeugnis über den Verfasser eines Artikels abzulegen.

Auch die Kaste der Börsenleute hat ihre eigene Ehre; und selbst zwischen ihr und dem Ehrbegriff anderer kaufmännischer Kreise besteht ein klassender Unterschied. Der Bankier erblickt keine Ehrlosigkeit darin, den Ankauf von Wertpapieren zu empfehlen, während er selbst den Kurs des Papiers für hoch genug hält, um seine eigene Ware zu veräußern. Hundert andere Geschäftsarten ließen sich anführen, die vom Börsenmann nicht für unehrenhaft gehalten werden, und die doch ein anderer niemals ausführen würde. Es wäre unsinnig, darüber zu schelten, soweit nicht das Interesse der mit dem Bankier in Geschäftsverbindung Stehenden geschützt werden muß. Unzweifelhaft geht doch aber hieraus hervor, daß Mitglieder eines Berufsstandes niemals über Handlungen, die von dem Angehörigen eines anderen Berufsstandes ausgeübt werden, unter dem Gesichtspunkt der Ehrenhaftigkeit wahrhaft objektiv richten können. Der Satz ist so selbstverständlich, daß kein halbwegs Verständiger begreifen kann, warum er nicht immer Anwendung finden sollte. In der Tat wird auch niemals einem Arzt zugemutet werden, seine Berufstätigkeit von der Anwaltskammer beurteilen zu lassen, oder einem Rechtsanwalt, sich vor dem ärztlichen Ehrengerichtshof zu verantworten. Nur die Herren von der Berliner Börse müssen besondere Rechte für sich in Anspruch nehmen. Ihre Ehre scheint so fein ausgebildet zu sein, daß sie glauben, ganz besondere Rechte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Diese Leute, die meist (aber nicht immer) mit Unrecht von einer großen Schicht unserer Bevölkerung gegen die Wohlfahrt des Volkes am ärgsten verstoßender Taten bezichtigt werden, maßen sich an, auch über diejenigen Journalisten zu Gericht zu sitzen, die (nur der Not ihres Berufes gehorchend) die Berliner Börse besuchen. Das Ehrengericht für die Berliner Börse hat es fertig bekommen, mir eine sogenannte Anklageschrift zu übersenden, weil ich Handlungen begangen haben soll, die mit „der Ehre oder dem Anspruch auf kaufmännisches Vertrauen nicht zu vereinbaren sind“. Unter der Ehre im Sinne des Börsengesetzes ist, wie in einem früheren Falle gegen Herrn Georg Bernhard entschieden wurde, nur die kaufmännische Ehre zu verstehen. Das

furchtbare Verbrechen (über das ich hier schon berichtet habe, als ich in derselben Angelegenheit vor den Börsenvorstand zitiert wurde) wird darin gefunden, daß ich in einer von mir herausgegebenen Korrespondenz Angaben gemacht hätte, die zwar jeder Bankier und Bankvertreter, wie erweislich wahr ist, an der Berliner Börse erfahren kann, die aber nach Ansicht der Börsenbehörde nur durch „Indiskretion“ von Angestellten erlangt seien. Ich will auf die Vorkommnisse selbst vorläufig nicht eingehen, solange die Hauptverhandlung nicht stattgefunden hat; nur versichern, daß die Herren nicht nur in bodenlos leichtfertiger Weise eine Anklage erhoben haben, sondern auch, daß ihre Behauptungen nichts anderes sind als der Deckmantel für die Furcht, sich auf Grund meiner Angaben vor ihrer Kundschaft verantworten zu müssen. Ich habe bis zum Ueberdruß nachgewiesen, warum die Mitteilung der ungefähren Umsätze im offiziellen Verkehr, deren ich mich „schuldig“ gemacht habe, für die Beurteilung des Kurses von Wert ist; warum, ohne Mitteilung der Umsätze (die amtlich notiert werden müßten), Uebervorteilungen der Berliner Bankiers begünstigt werden. Nicht solche Uebervorteilungen sieht das Ehrengericht für strafbar an, sondern Veröffentlichungen, die als Handhabe zu ihrer Erkennung dienen können.

Wenn ich überhaupt zu einem Wort in eigener Sache die Spalten des „Morgen“ in Anspruch nehme, so geschieht es nicht, um mich gegenüber den kindlichen Angriffen des Börsenehrengerichtes zu verteidigen, sondern nur deshalb, weil ich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die prinzipielle Bedeutung dieses Falles hinweisen will. Das halte ich für um so notwendiger, als die Berliner Börsenpresse natürlich wieder einmal schweigt (wo Reden am Platze ist) und in einem Teil der Zeitungen, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt haben, der Kernpunkt nicht ganz richtig dargestellt worden ist. Er liegt weniger in der ungeheuerlichen Tatsache, daß ein Journalist sich wegen angeblicher Verletzung der Börsenehre vor Richtern verantworten soll, die einer anderen Kaste angehören, sondern in erster Reihe in der großen Gefahr, die durch Anerkennung des Standpunktes der Börsenbehörde für jeden Besitzer von Wertpapieren liegen würde. Darum greift dieser Fall auch bei weitem über das Interesse dieses modernen Zweiges deutscher Journalistik hinaus. Selbst wenn nämlich die Behauptungen des Ehrengerichtes der Wahrheit entsprächen (das Gegenteil wird bewiesen werden), würde hierdurch klar zum Ausdruck gebracht werden, daß die Handelspresse in ihrer Berichterstattung und Kritik über Börsenvorgänge nur auf das an-

gewiesen sein soll, was ihr freiwillig von den Börsenkaufleuten gesagt wird. Damit macht sie sich zum Werkzeug dieser Kreise, die natürlich nur das mitteilen werden, was ihrem Interesse dienstbar ist. Ob die angebliche „Indiskretion“ an der Börse selbst oder anderswo begangen wird, ist für die prinzipielle Beurteilung gleichgültig. In dem schon oben erwähnten Falle des Herrn Georg Bernhard hat sogar die Berufungsinstanz des Ehrengerichtes den ganz unhaltbaren Grundsatz aufgestellt, daß die ehrengerichtliche Zuständigkeit nicht an das Erfordernis geknüpft ist, daß die Handlung in den Börsenräumen oder zur Börsenzeit vorgenommen sein müsse. Es sei nur notwendig, daß zwischen der Handlung und der Tätigkeit an der Börse überhaupt ein Zusammenhang vorhanden ist. Nun denke man einmal an die Vorgänge zurück, die sich vor dem Zusammenbruch der Preussischen Hypothekenbank und der Kasseler Treber-Trocknungs-Gesellschaft abspielten. Die Frankfurter Zeitung hatte damals durch ihre Angriffe den Zusammensturz des Schwindelgebäudes herbeigeführt. Niemand wird bestreiten, daß sie sich damit ein großes Verdienst erworben hat, selbst dann, wenn sie das Material zu ihrem Feldzug (wie behauptet, aber von ihr bestritten wurde) gegen die Hypothekenbank von einem früheren Angestellten dieses Institutes, gegen die Treber-Gesellschaft von deren Konkurrenz erhalten hätte. Genau analog den (durch nichts bewiesenen) Beschuldigungen gegen mich in Zusammenhang mit jenem Urteil gegen Bernhard würde sich also das Ehrengericht berufen fühlen, wegen einer solchen Publizierung den Redakteur vom Börsenbesuch auszuschließen. Man wird mir zugeben, daß durch dieses Beispiel die ganze Sinnlosigkeit des Vorgehens illustriert wird, daß aber gleichzeitig auch die allgemeine Bedeutung dieses Falles dargetan wird.

Auch in anderer Beziehung ergibt sich, daß es sich hierbei nicht etwa bloß um die Frage handelt, ob Handelsjournalisten der Jurisdiktion des Ehrengerichtes unterstehen. Vielmehr zeigt sich bei diesem Verfahren auch die Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen über die Ehrengerichte der Börse. Hier von kann aber jeder andere ebensogut betroffen werden wie ich, und es braucht nicht immer ein Journalist zu sein, der den Börsenbehörden unbequem wird. Es gibt kaum ein zweites Gesetz, das wie das Börsengesetz in seinen Bestimmungen über das ehrengerichtliche Verfahren mit einer Oberflächlichkeit ausgearbeitet ist, die jeder Willkür Tür und Tor öffnet. Einer der ersten Rechtsgrundsätze des Strafprozeßwesens ist die Trennung der Richterfunktion von der des Anklägers. § 22 der StPO. sagt, daß ein Richter von der An-

übung des Amtes ausgeschlossen ist, wenn er in der Sache als Beamter der Staatsanwaltschaft, als Polizeibeamter, als Anwalt des Verletzten oder als Verteidiger tätig gewesen ist. Sogar von denjenigen Richtern, die bei der Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens mitgewirkt haben, dürfen nicht mehr als zwei an dem Hauptverfahren selbst teilnehmen; ganz und gar ausgeschlossen sind die Richter der Voruntersuchung. Ähnliche Bestimmungen findet man in dem Ehrengerichtsverfahren der Anwaltskammer, der Ärztekammer und im Disziplinarverfahren gegen preussische Beamte. Nur das Börsengesetz hat es übersehen, diesen Rechtsgrundsatz anzuerkennen, und dieselben Herren, die als Ankläger fungieren, sind als Richter tätig; der Staatskommissar kann, braucht aber nicht die Einleitung des Verfahrens verlangen. Während aber das Ehrengericht der Berliner Börse wenigstens so viel Rechtsgefühl empfinden konnte, durch eine eigene Geschäftsordnung den mit der Voruntersuchung betrauten Richter von der Beschlussfassung in der Hauptverhandlung auszuschließen, wird auch hierbei das unzulängliche Ereignis. Ich kenne in der Tat Fälle, in denen ein Spruchrichter mit der Voruntersuchung betraut wurde. Noch unglaublicher ist, daß die Ehrengerichte der Börsen nicht einmal verpflichtet (sondern nur berechtigt) sind, eine Voruntersuchung einzuleiten. Es ist auch in meinem Falle nicht geschehen; die Anklage erfolgte vielmehr auf Grund von Vernehmungen durch Mitglieder des Börsenvorstandes, die schon zu meiner Vorladung nicht berechtigt waren, aber klipp und klar gegen die Bestimmungen der Börsenordnung verstoßen haben, indem sie später als Zeugen zu fungierende Börsenbesucher vernommen haben, ohne daß sie aus irgendeinem Paragraphen die Berechtigung hierzu herleiten könnten. Welchen Zweck haben alle Bestimmungen des Börsengesetzes und der Börsenordnung, wenn diejenigen Personen, die zu ihrer Aufrechterhaltung bestimmt sind, sie in der krassesten Weise übertreten. Natürlich hat man es auch im Gegensatz zu unseren sonstigen Rechtsvorschriften nicht einmal für notwendig gehalten, den Beschuldigten gegenüber den Zeugenaussagen (die man mir überhaupt nicht mitgeteilt hat) zu hören. All diese Fragen hätten bei der Beratung des neuen Börsengesetzes geregelt werden können. An Hinweisen hat es nicht gefehlt; der famosen Blockpolitik haben wir es zu verdanken, wenn nichts geschehen ist.

Ich beschränke mich für heute auf diese Angaben, die mir notwendig erschienen, um die juristische und wirtschaftliche Bedeutung des unerhörten Verfahrens zu kennzeichnen. Warten wir nun ab, wie sich die Berliner Handelspresse nach Kenntnis dieser Tatsachen benimmt; daß für mich nicht das letzte Wort gesprochen ist, sondern daß mein Kampf jetzt erst beginnt, brauche ich nach dem, was ich oben ausgeführt habe, nicht erst zu versichern.

Bruno Buchwald.

Zur Reklame.

Herr Professor Werner Sombart hat in Nr. 10 des „Morgen“ einen Aufsatz über „Reklame“ veröffentlicht, auf den uns Zuschriften nach Hunderten zugegangen sind, die einzeln zu beantworten unmöglich ist. Auch eine ganze Reihe von Arbeiten für und wider diesen Aufsatz sind bei der Redaktion eingegangen, und nur die falsche Auffassung einzelner Einsender veranlaßt uns, nochmals zu erklären, was der „Morgen“ bei jeder Gelegenheit hervorgehoben und bei Beginn eines jeden Quartals ausdrücklich wiederholt hat, daß er nämlich eine nach jeder Richtung hin — nicht nur nach politischer — unabhängige Zeitschrift ist, in der jeder, der Diskutables in guter Form zu sagen weiß, zu Worte kommt. Es erübrigt sich daher, zu erklären, daß die Auffassung des Herrn Professor Werner Sombart über „Reklame“ nicht auch die der übrigen Herausgeber und der Schriftleitung zu sein braucht. Wir sind jedenfalls der Ueberzeugung, daß Professor Sombart durch seinen Aufsatz die äußerst wichtige Frage ins Rollen gebracht hat, die in der gesamten Presse — in der Tages- sowohl wie in der Zeitschriftenpresse — nunmehr Gegenstand eingehendster Erörterung wurde.

Auch für den „Morgen“ ist die Frage der Reklame nicht mit dem Aufsatz Werner Sombarts erledigt. Als Erster wird Hermann Bahr aus Wien zu dem Thema Stellung nehmen. Wir glauben sowohl den Freunden wie den Gegnern der Reklame zu dienen, wenn die Frage nach ihrer praktischen und künstlerischen Seite hin von namhaften Schriftstellern und Männern der Praxis behandelt wird.

Die Schriftleitung.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Seilgegerstr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstr. 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 62. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I., Graben 28. — Druck von Vah & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Balowstr. 62.

Einem kleinen Teil der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages: Der Spiegel, München, Reitmorstraße 19, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 19

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

8. Mai 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

III.

Und nun, Kaiserliche Hoheit, wollen wir in das labyrinthische Gebäude der auswärtigen Politik eintreten, über dessen Pforte ich in Stunden der Verstimmung die düsteren Danteworte zu erblicken glaube: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“

Wer unsere auswärtige Politik loben will, der wird immer von ihr rühmen, daß sie uns auch seit der Zukunftsicherung Bismarcks den Frieden erhalten habe. Nun ist es gewiß ein Lob für einen Staatsmann, wenn man ihm nachsagt, daß er den Frieden liebt und der Nation dies kostbare Gut, dies milde, allem Schaffen geberühmte Klima zu sichern sucht; indessen ist auch dieser Tugend eine Grenze gezogen, jenseits deren sie zum Laster wird. Peace with honour! Dieses Wort Beaconsfiellds kann allein die Lösung sein. Und nicht nur die Ehre der Nation, auch ihre Wohlfahrt, nicht allein das ideelle, sondern auch das materielle Interesse muß gewahrt werden. Leicht kann ja ein jeder den Frieden erhalten, wenn er nach dem sklavemoralischen Rat der Bibel demjenigen, der ihn auf die linke Wange schlug, auch noch die rechte hinhält. Aber auch diese Erniedrigung entbindet auf die Dauer nicht von der Notwendigkeit, die Kräfte im Kampf zu messen, denn die freiwillige Demütigung steigert nur den Uebermut dessen, der sich der Stärkere dünkt. Wir werden uns also die Fragen vorlegen müssen, ob unsere auswärtige Politik wirklich stets dem Frieden gebient, und ob sie da, wo sie es tat, die Grenze, die das Gefühl der eigenen Würde und die sichere Abschätzung der eigenen Interessen zieht, nicht bisweilen überschritten hat.

Zunächst aber wollen wir doch einmal feststellen, daß sich der Friede heute von selbst erhält. Moltke hat vor langen Jahren gesagt, nicht mehr von den Ambitionen der Kabinette, sondern von den Leidenschaften der Völker drohe in unseren Tagen der Krieg. Für Europa wenigstens muß die Gültigkeit dieses monarchisch empfundenen Aphorismus bestritten werden. Seit Frankreich müde und morsch geworden ist, scheint in allen Nationen unseres Kulturkreises der martialische Geist erloschen, wie liebevoll auch der militärische von den Regierenden gepflegt wird. Je mehr der Wohlstand sich steigert, desto mehr stärkt sich der Wille zum Frieden. Millionen sind heute allüberall am Frieden interessiert; sie sind es weit mehr als ihre Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten, weil sie behaglicher als jene leben, und weil die Kluft zwischen Krieg und Frieden heute eine viel tiefere ist, als sie es in rauheren Zeiten war. Allenthalben erfreut sich der Bürger eines sicher stabilisierten Haus- und Händlerfriedens, so daß die Mobilmachung eine ungeheure Umwälzung, die Rückkehr aus dem Kosmos ins

Chaos bedeutet und ein looping the loop des Intellekts erfordert. Außer einer kleinen Anzahl von Industriellen ist niemand am Ausbruch des Krieges interessiert, und wenn diese Industriemagnaten vielleicht ein — übrigens immer unsicheres — geschäftliches Plus erzielen, so steht ihm auch für sie ein Minus an humanen Werten gegenüber. Geschäftsleute, die gewissenlos zum Kriege heizen, weil sie die Konjunktur als Lieferanten ausnützen können, sind wahrscheinlich im Leben sehr selten, und der Dampfrhythmus spult nur in den überreizten Hirnen der sozialdemokratischen Wanderredner, die auf al fresco-Agitation angewiesen sind. Die Anpassungsfähigkeit unserer Kaufleute findet sich in jedem Milieu zurecht, nur eins kann ihr Rastül nicht missen: leidliche Sicherheit.

Ungeachtet dieser simplen Betrachtungen wirkt der Enthusiasmus, mit welchem unsere Staatslenker bei allen feierlichen Anlässen als die Erhalter des Friedens gepriesen werden, komisch oder betäubend. Der Monarch oder Kanzler, der heute den Frieden nicht so lange erhalten wollte, wie die Ehre und die Wohlfahrt der Nation es irgend gestattet, wäre ein Verbrecher, dem der Kopf vor die Füße gelegt werden müßte. Es ist ganz überflüssig, einen Staatslenker zu loben, weil er eine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Und ein Monarch oder Kanzler, der wider Willen in einen Krieg verwickelt würde, müßte schon jene Fehler begangen haben, von denen man mit Tellerand sagen kann, daß sie schlimmer sind als Verbrechen.

Nun fragt es sich gewiß nicht, ob Kaiser Wilhelm und Fürst Bülow friedliebend sind. Sie sind es sicher alle beide von ganzer Seele, ganzem Herzen und ganzem Gemüte. (Clemenceau ließ etwa vor Jahresfrist den Satz drucken: Guillaume est un pacifiste. König Eduard sagte in Paris: Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande, und Jules Huret berichtete im Figaro, er habe in Potsdam gehört, que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide.) Es fragt sich nur, ob ihre Politik geeignet war, den Frieden zu erhalten. Wie erhält man den Frieden? Indem man Vertrauen schafft. Wie stört man ihn? Indem man Mißtrauen schafft. (Ich sage nicht „Mißtrauen säet“, weil unsere auswärtige Politik ja nicht dolos, sondern naiv ist, und weil wir ein Teil von jener Kraft sind, die stets das Gute will und . . . sich nur in der Wahl der Mittel vergreift.) Nun, es ist eine unleugbare Tatsache, daß die wilhelminische Politik trotz löblicher Intentionen um Deutschland eine Sphäre des Mißtrauens gebreitet hat, wie sie uns seit dem Anfang der siebziger Jahre nicht mehr die Atmung erschwerte. Damals hatten wir uns durch drei siegreiche Kriege verdächtig gemacht, heute sind wir's, ohne irgendwelche Benefizien eingeheimst zu haben.

Die Grundsätze, die der gesunde Menschenverstand dem einzelnen für den Verkehr mit seinen Nebenmenschen vorschreibt, gelten auch für die internationalen Beziehungen. Der einzige Unterschied ist der, daß der Egoismus des einzelnen dann und wann mehr oder weniger durch altruistische Erwägungen gemildert wird, der Egoismus der Staaten aber diese Säufstigung nicht duldet. Wie es aber für den einzelnen von größter Wichtigkeit ist, ob er als gerecht, wohlwollend, diskret und vor allem als zuverlässig gilt, so auch für den Staat. Für den Staat! Wozu die Abstraktion? Es gibt keine „Fragen“, hat Thiers einmal gesagt, es gibt nur Menichen und ihre Leidenschaften. Bismarcks eifrigstes Bemühen war es, sich in den Friedensjahren, die der heroischen Epoche folgten, das Vertrauen der europäischen Welt zu sichern. Er war immer darauf bedacht, die deutsche Politik als eine bekannte Größe, als einen konstanten Faktor erscheinen zu lassen. Gleichzeitig trachtete er unablässig, sich durch Verträge gegen alle die Komplikationen zu sichern, die seinem immer kombinationschwangeren Hirn nur möglich erschienen. Deutschland aber und die Welt wußte stets, was Bismarck wollte. Seine Mittel wechselten, seine Grundsätze und Ziele blieben die gleichen.

Heut ist es anders. Unserer auswärtigen Politik fehlt durchaus das weise Maß, das die Griechen Sophrosyne nannten. Wir drohen heut und ducken uns morgen, wir brüstleren heut und versöhnen morgen, wir versprechen viel und halten wenig, wir sind groß in Worten und klein in Taten, wir fordern, daß ohne den Konsens des Deutschen Kaisers auf

Dem Erdball keine große Entscheidung falle, und geben uns zugleich als den „desinteressierten Gentleman“, kurz, Deutschland gleicht zwar mehr denn je einem Riesen, aber einem betrunkenen Riesen, der bald hierhin, bald dorthin taumelt. Und so leben wir heut im Zeichen einer keineswegs glänzenden Isolierung und können den Fürsten Albert Honorius von Monaco nach zarischem Vorbilde als „unique ami“ ansprechen. Schadet aber nichts, denn wir haben immer Illumination und Feuerwerk, und auch morgen sind wir „wieder lustig“. Wir amüsieren uns auch nicht frivol, sondern gottgefällig. Viel Pomp, wenig Grüze! ist die Parole für alle neudeutschen Festivitäten. Esprit war ja stets das Symptom deladenter Perioden: es läßt sich also annehmen, daß wir noch kerngesund sind.

Lassen Sie uns nun unser Verhältnis zu den einzelnen europäischen Staaten einer Betrachtung unterziehen, die leider im Rahmen dieser Zeitschrift nur eine flüchtige sein kann, die aber immerhin die markantesten Züge nachzeichnen wird. „Alle Kamellen!“ werden die staubgeborenen Leser dann und wann brummen, indessen die Eigenart dieser Briefe gestattet mir nicht, lauter „primeurs“ zu servieren. (Auch wenn ich's vermöchte, dürfte ich's nicht: wer wirken will, muß wiederholen.) Es ist ja auch an sich schon interessant, daß Ihnen dieselben Dinge, die bürgerlichen Lesern längst geläufig sind, vermutlich als letzte Neuheiten erscheinen werden. Ich bitte, in dieser Bemerkung keine Unhöflichkeit zu erblicken; sie soll lediglich sagen, daß Ihre Lebensweise, wie Tradition und Etikette sie geregelt hat, Sie vieler Bildungsmöglichkeiten beraubt. Fürst Bismarck hat in seiner Charakteristik Wilhelms des Ersten erzählt, wie betroffen er „über des Prinzen Unbekanntschaft mit unseren staatlichen Einrichtungen und der politischen Situation“ gewesen sei. Er gab im Jahre 1853 dem Prinzen eine kurze Darstellung von der Genese unserer ländlichen Zustände und der Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauern, und er berichtet hierüber: „Ich schickte ihm die Arbeit nicht ohne die Befürchtung, der Prinz werde kurz und ironisch antworten, er habe durch mich nichts erfahren, was er nicht schon seit dreißig Jahren wisse. Umgekehrt aber dankte er mir lebhaft für die interessante Zusammenstellung der ihm neuen Daten.“

Unser Verhältnis zu England beherrscht die gesamte europäische Politik. Dies Verhältnis ist vielgestaltig; dominierend aber ist doch die innere Stellung, die die beiden Monarchen zueinander einnehmen. (Die Zeitungen erklären gern, die Beziehungen der Nationen würden nur durch ihre Interessen bestimmt. Das klingt wissenschaftlich, demokratisch und entbindet von der gefährlichen Pflicht, Reden und Handlungen des Monarchen zu kritisieren. Wer die Dinge sub specie aeterni zu sehen versucht, kann vielleicht so sprechen; für die Tagespolitik ist es eine feige, felle Phrase und überdies bleibt zu bedenken, daß doch auch die Geschichte nur monumentalisierte Tagespolitik ist.) Diese innere Relation aber läßt sich in Kürze nur als unüberwindliche Abneigung bezeichnen. Wie diese Abneigung entstanden ist, auf welchen Antinomien der Charaktere sie beruht, weiß ich nicht, aber sie ist vorhanden. Von beiden Seiten sind spottende oder höhrende Worte gefallen, und es wäre — ganz abgesehen davon, daß ich das Material dazu nicht beizuge — nicht gerade geschmackvoll, wenn ich in einem an Sie gerichteten Briefe die Schuldfrage untersuchen wollte. Ohnehin bin ich nur zu oft genötigt, in diesen Blättern Einwendungen gegen die Haltung des Kaisers zu erheben. Es würde dies ein unverzeihlicher Mangel an Takt sein, wenn nicht eben Ihr Herr Vater Kaiser und wenn Sie nicht Kronprinz wären. Herrscher und künftige Herrscher müssen es lernen, auch die Mitglieder ihrer Familie objektiv zu sehen. Den Luxus einer vom Intellekt nicht kontrollierten Pietät, die zu schweren politischen Mißgriffen verleiten kann, dürfen sie sich nicht gestatten.

Aber der König von England regiert nicht, in seinem Lande regiert die öffentliche Meinung. Diese öffentliche Meinung, den vielköpfigen Souverän, hat Wilhelm der Zweite schwer gekränkt, als er den Präsidenten Krüger zu dem Siege über die Jamesontruppe beglückwünschte. Von diesem „unglückseligen“ Telegramm datiert die Ära der Verstimmungen. Der Kaiser hat dann versucht, den fatalen Eindruck wieder auszulöschen, er hat Cecil Rhodes empfangen (der britische Konquistador durfte im Reiseanzug ins Schloß kommen und die gouvernementale Presse pries das moderne Empfinden des Monarchen), hat sich in Artig-

keiten erschöpft und selbst schroffe Abweisungen seines königlichen Ohlms mit christlicher Langmut hingenommen. Eduard der Siebente hat jahrelang eine Politik getrieben, die der Einfreisung Deutschlands galt, er hat Berlin immer noch nicht betreten; Kaiser Wilhelm aber hat im vorigen Jahre wochenlang in England gewelt, und als die Offiziösen endlich aufjubelten: „Es ist erreicht!“, als das zerrissene Band dürftig genug wieder geknüpft worden war, da hat er einen Brief geschrieben, der auf ein Dezennium die Stimmung des englischen Volkes gegen uns verdirbt. Der Brief galt, wie Sie wissen, dem Ersten Lord der Admiralität. Es war „ein Privatbrief und ein politischer Brief, der Brief eines Gentlemans und Seemanns an einen anderen Gentleman und Seemann . . .“ so charakterisierte ihn Fürst Bülow, bald Neoscholastiker, bald Biedermann, im Deutschen Reichstage, und dieser Klub der Harmlosen lauschte dem fabulierenden Diplomaten andächtig. Kein Wörtchen des Widerspruchs wurde laut. Lord Tweedmouth aber wurde nach kurzer Anstandspause in einer dekorativen Würde unschädlich gemacht, und natürlich ist, da der Brief leider, weil er gar zu wichtig war, nicht veröffentlicht werden konnte, heute jeder DurchschnittsEngländer fest davon überzeugt, daß der Deutsche Kaiser versucht habe, den Ersten Lord der Admiralität von seiner Pflicht abwendig zu machen und das Fundament der britischen Macht zu unterwühlen. Die deutschen Zeitungen waren fast alle loyal beflissen, den Zwischenfall für erledigt zu erklären, aber diese liebedienerischen Bemühungen waren unaufrichtig, der Monarchie und dem Staate schädlich und vertuschten nur die leidige Wahrheit. Denn wenn den höheren Ständen ein Zwischenfall schon längst als erledigt gilt, dann sickert erst der vergiftete Quell in die tieferen sozialen Schichtungen hinab, hier aber gräbt sich die ätzende Lauge tief in den Boden und zerstört die Kelme fruchtbaren Wachstums. Wir wundern uns bisweilen über jähe Ausbrüche nationaler Leidenschaft, wir begreifen sie gar nicht, aber nur deshalb begreifen wir sie nicht, weil wir zu rasch vergessen, und weil der subkutane Kausalnerus sich unserem Blick entzieht. Wenn ein Staatsmann wie Fürst Bülow die Verantwortung für einen solchen Brief — nachträglich, wie immer — auf sich nimmt, so bringt er ein schweres Opfer, und dieses Opfer ist nur dann verdienstlich, wenn er dem Kaiser unerbittlich alle Folgen vorhält, die aus derartigen blunders entstehen können. Unterläßt er dies, weil er vielleicht fürchtet, daß der Monarch ihm dasselbe erwidern werde, was er dem hohen Hofbeamten erwidert hat, der alleruntertänigst auf die enormen Kosten der Korfureise hinwies, so macht er sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig. Wallensteins Lebensregel: „Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's“ ist allen Herrschern sehr zu empfehlen. Welche Panik, als die Briefe an Hinzpeter gestohlen schienen! Und ist es vielleicht angenehm, wenn ein Mann von den Qualitäten des Fürsten Eulenburg einen ganzen Dossier vertraulicher épanchements von der Hand des Monarchen besitzt? Auch wir kleinen Leute handeln nach dem Wort „littera scripta manet“; um wieviel mehr sollte ein Kaiser es beherzigen!

Wer kann nach diesen zwei Probchen noch behaupten, daß unsererseits alles geschehe, um den Frieden zu erhalten, daß alles vermieden werde, was ihn stören könnte? Es ist überaus zweifelhaft, ob die Buren den Widerstand gewagt hätten, wenn das Telegramm des Kaisers ungeschrieben geblieben wäre. Niemand konnte damals ahnen, daß unsere Politik aus einem solchen Zuruf der Bewunderung und Ermutigung keine, gar keine Konsequenzen ziehen würde. In England sind jedenfalls noch heute Hunderttausende davon überzeugt, daß sie den Burenkrieg dem Deutschen Kaiser verdanken. Mag auch diese Auffassung falsch sein, einen Schein des Rechtes hat sie für sich. Denn damals wußte man nicht anders, als daß das Wort eines Deutschen Kaisers auch eine Tat bedeute. — Daß aber der Brief an Lord Tweedmouth dem Friedensgedanken nützen werde, das wird wohl selbst der wildeste Ganghoferianer nicht zu hoffen wagen.

Wir haben dann eine Flotte gebaut, und die Adoranten Wilhelms II. rechnen es ihm zum höchsten Ruhm an, daß er auf die Notwendigkeit der Flottenverstärkung hingewiesen habe. Ich glaube nicht, daß es eines ungewöhnlichen Fernblickes bedurfte, um diese Notwendigkeit zu erkennen, und ich glaube, daß es nützlicher gewesen wäre, diese Flotte, wie Fürst Bülow einmal sagte, „ohne Tamtam“ zu bauen. In die Gedankenwerkstätte des

Kaisers gewährt das Telegramm Einbild, daß er im Jahre 1897 an den Prinzen Heinrich sandte, der ihn bei dem Jubiläum der Königin Viktoria vertrat: „Ich bedaure tief, daß ich Dir zu der Feier kein besseres Schiff als den König Wilhelm zur Verfügung stellen kann, während andere Nationen mit ihren stolzen Kriegsschiffen glänzen werden. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener Vaterlandslosen, die die Anschaffung der notwendigen Schiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht eher rasten, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet.“ Dieses Telegramm gleicht dem fehlerhaften Pferd, an dem die jungen Hippokratessen der Charité alle nur möglichen Abnormitäten zu studieren pflegen. Der Kaiser geht in ihm von einer Festlichkeit aus, bei welcher wir seiner Ansicht nach nicht imposant genug zu repräsentieren vermochten; solche Betrachtungen fallen in die Rubrik der Prestigepolitik, die Fürst Bismarck so Ingrimmig geißelte, und die dem deutschen Charakter — bevor wir „arrivés“ waren und Parvenus wurden — so schroff widerspricht. Dann kritisiert der Monarch in Worten, deren Qualifizierung ich mir leider versagen muß, die Volksvertreter, die nach Pflicht und Recht abgestimmt haben — das Telegramm soll noch viel ungezwungener gelautet haben, als es hier wiedergegeben ist — und weiter wird in Aussicht gestellt, daß die Marine auf die Höhe der Landarmee gehoben werden solle. Da unser Landheer unbestritten das stärkste der Welt ist, so bedeutet diese Ankündigung, daß auch unsere Marine die stärkste der Welt werden solle. Wenn das Ausland diese Proklamation durch sinnverwandte Imperative wie „Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ oder durch die selbstgewählte Titulatur „Der Admiral des atlantischen Ozeans“ ergänzte, so mußte es mißtrauisch werden, und zur Erhaltung und Befestigung des Friedens konnten diese rhetorischen Ergießungen wirklich nicht beitragen. Daß es wirtschaftlich ein Unding ist, Deutschland mit einer Doppelrüstung dieses Kalibers belasten zu wollen, und daß Deutschland finanziell zusammenbrechen müßte, wenn der megalomane Versuch ernstlich unternommen würde, diese Ueberlegung brauchte das Ausland nicht anzustellen. Es hatte das gute Recht, sich an die Kaiserworte zu halten, an denen man nicht drehen noch deuteln soll, und da erschien es ihm geboten, sich koalitiv zusammenzuschließen und dem heftig gestikulierenden Hohenzollern den Spielraum ein wenig zu verengen.

König Eduard wird als Diplomat gepriesen. He is a clever chap, very keen on politics sagen seine Landsleute von ihm, und die Deutschen wiederholen im stillen dies schmeichelhafte Urteil. Aber wirklich, es wird ihm sehr leicht gemacht, sich als Diplomat auszuzeichnen. An Wilhelm I. hat er ebensowenig einen ebenbürtigen Gegner, wie Fürst Bülow an Herrn Pachnidé. Er brauchte nichts weiter zu tun als sich mit behaglicher Bonhomie zu geben, zu plaudern statt zu deklamieren, den Hermelin mit einem Raglan zu vertauschen, und die Sache war gemacht. Sagen wir's offen: er brauchte nur das Gegenteil von dem zu tun, was der Deutsche Kaiser tat, und überall härteten sich die Mienen. Rein Mensch liebt es, hypertrophischem Individualismus zu begegnen, und Leute, die das Wort Ich mit drei großen Buchstaben schreiben, sind überall unwillkommen, mögen sie auch von vortrefflichen Eigenschaften starren wie der Igel von Stacheln. Friedrich Wilhelm IV. hat einmal ein Wort gesprochen, das unserem Nationalstolz übel klingt, das aber für ungünstige Konjunkturen seinen opportunistischen Wert hat; er schrieb an Bunsen: „Essacieren wir uns!“ Wilhelm II. hat nach einem anderen Wort gehandelt; nur allzuoft schien sein Tun zu sagen: „Oktroyieren wir uns!“

Selbstverständlich wäre es ungerecht, die Verschlechterung unserer Beziehungen zu England allein dem Kaiser aufzubürden. Wir haben im Grunde England nichts getan, wie wir in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch Frankreich nichts getan hatten. Als wir eine Landmacht wurden, erblickte Frankreich in unserer Konsolidierung ein Verbrechen an der „großen Nation“ des Kontinents, einen Eingriff in sein Gloire-Monopol und forderte Rache für Sadoma; als wir eine Kolonial- und Seemacht wurden, schlug Englands geringschätziges Wohlwollen in bitteren Haß um. Die Rivalität auf dem Gebiet der Industrie und des Handels verstimmte das Volk, das so lange im Besitze war und daher

im Recht zu wohnen glaubte. Diese Verstimmung aber wurde durch die Bombardon-Politik Wilhelms II. noch verschärft, und Chamberlain und Eduard VII. hatten leichtes Spiel.

In Wirklichkeit hat England dem Kaiser viel zu danken. Jeder andere hätte den Burenkrieg benutzt, um sich mindestens die Neutralität vergüten zu lassen. Wie aber verhielt sich Wilhelm II.? Herr Balford hat es uns im „Strand Magazine“ erzählt, und seine Darstellung, die in der ganzen deutschen Presse abgedruckt wurde, ist meines Wissens nicht korrigiert oder dementiert worden. Ich zitiere den heute noch interessanten Artikel nach einem Bericht der Vossischen Zeitung:

„Balford versichert uns sodann, daß der Kaiser das Krügertelegramm nachträglich sehr bedauert habe. Es sei deswegen zwischen ihm und der Königin Viktoria zu einem Briefwechsel gekommen, und der Kaiser hat in dieser Beziehung seinerzeit, wie Herr Balford versichert, geäußert: „Ich habe der Großmutter in einem Sinne geantwortet, der sie bestimmt erfreuen wird.“ In der englischen Presse wurde aber trotzdem das Mißtrauen gegen den Kaiser und seine Absichten lebendig erhalten und häufig versichert, daß der Burenkrieg nie ausgebrochen wäre, wenn sich der Kaiser nicht eingemischt hätte, und daß er auch nach dem Ausbruch des Krieges eine Allianz gegen England in Vorschlag gebracht habe, die jedoch an der Weigerung Delcassés gescheitert sei. Herr Balford sagt: Gegen die Wiederholung dieser Fabel kann ich das Folgende anführen: Die Agitation, die in England gegen die Person des Kaisers betrieben wurde, hat ihn stets sehr gekränkt, da er der englischen Kritik weit größeres Gewicht beilegt als der von irgendeinem anderen Lande kommenden. Bei einem Anlasse, wo die Erbitterung gegen ihn besonders geschürt wurde, besprach er die ganze Frage mit großer Wärme mit einem Herrn, dessen Namen ich kenne, und er machte die folgenden Bemerkungen: „Ich kann dieses Uebelwollen gegen mich in England nicht verstehen. Deutschland wurde während des Burenkrieges von zwei mächtigen Seiten gleichzeitig der Antrag gestellt, die für England entstandene Situation zu benutzen, und ich habe direkt abgelehnt. Ich telegraphierte sofort an meinen Onkel, was für ein Antrag an mich gestellt worden war.“ Ich selbst kann weiter hinzufügen, daß während des Burenkrieges den Offizieren auf das strengste verboten war, mit anderen Personen über den Krieg und dessen politische Bedeutung zu sprechen. Von großer Bedeutung in diesem Zusammenhange sind auch die Worte, die häufig von der verstorbenen Kaiserin Friedrich während der letzten Monate ihres Lebens gebraucht wurden: „Mir ist es ein großer Trost bei all den Schmerzen, die ich zu erleiden habe, zu wissen, daß mein Sohn vollständig bei diesem Kriege auf der Seite meines Mutterlandes steht.“

Demnach hat der Kaiser für England viel getan. Seine Freundschaft für Albion scheute, wenn Herr Balford gut unterrichtet ist, nicht einmal vor einer Indiskretion zurück, über welche die beiden „mächtigen Seiten“ — Frankreich und Rußland — gewiß nicht sehr erbaut waren.

Per tot discrimina rerum ist heute unser Verhältnis zu England trotz aller privaten Bemühungen ein nichts-als-korrektes. Was das für uns bedeutet, wird uns erst dann ganz klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, welch ein Netz die englische Diplomatie über den Erdbreis gespannt hat.

England ist mit Amerika durch Bande des Blutes verbunden, die Kennern unzerreißbar dünken. Gewiß gab es Perioden der Entfremdung, wie die Zeit des Sezessionskrieges, in der in England eine starke Parteinahme für die Südstaaten zutage trat; auch die Alabamafrage wirkte in diesem Sinne, und die Iren bilden in Amerika ein einflußreiches, dauernd englandfeindliches Element. Trotzdem aber durfte sich Chamberlain als Dolmetsch der englischen Nation fühlen, als er im Jahre 1897 in einer Rede zu Toronto sagte: „Ich muß es ablehnen, von den Vereinigten Staaten als von einer fremden Nation zu sprechen. Wir sind einer Rasse und eines Blutes. Ich muß es ablehnen, irgendeinen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer von England, von Kanada und der Vereinigten Staaten zu machen. Wir sind die Zweige einer einzigen Familie.“

Nun ist es wohl ziemlich sicher, daß dieser zielbewußte Enthusiasmus des großen Realphantasten von den Amerikanern nicht ganz so warm erwidert wird. Aber die englische Regierung ist den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1896 so außerordentlich entgegengekommen, daß auch der nüchternste Yankee mit ihr zufrieden sein muß. Schon in dem Venezuelastreit von 1896 erreichte die Union alles, was sie erstrebte. Die Streitfrage wurde durch ein Schiedsgericht ausgetragen, und die Grenze zwischen Britisch-Guyana und Venezuela, wie das Schiedsgericht sie feststellte, fiel fast genau mit der Trace zusammen, die vorher eine amerikanische Kommission auf Grund geographischer und geschichtlicher Untersuchungen gezogen hatte. Dann gab Lord Salisbury den Clayton-Bulwerschen Vertrag von 1856 preis. In diesem Vertrage war bestimmt worden, daß der künftige mittelamerikanische Kanal neutral sein und daß seine Neutralität von Amerika und England garantiert werden sollte. In dem Hay-Pauncefote-Vertrag aber verzichtete England rundweg auf die Rechte, die das Abkommen von 1856 ihm gewährte, und der Panamakanal wurde eine rein nationale Angelegenheit der Amerikaner. Auch die britische Flottenpolitik brachte die Wendung in den anglo-amerikanischen Beziehungen deutlich zum Ausdruck. Im Gebiet des Karaischen Meeres wurde die Flottenstation auf Santa Lucia aufgegeben und die Regierungswerft auf Jamaika geschlossen. England zog, wie Dr. Hans Plehn sagt — in dessen gediegenem und leicht verständlichem Buche „Nach dem englisch-japanischen Bündnis“ (Carl Curtius, Berlin) Sie diese Darstellung kontrollieren können —, die Symbole seiner Macht aus seinem westindischen Besitze zurück. Auch hinsichtlich der vorhandenen kolonialpolitischen und fischereirechtlichen Streitfragen finden fortwährend Verhandlungen statt, in denen England die nachgiebigste Haltung beobachtet.*)

Mit der zweiten, der fiebrig emporstrebenden Macht des Stillen Ozeans hat England ein formelles Bündnis geschlossen, und unser kostspieliges Plätzchen an der Sonne in Kiautschou hat nun die Schattenseite, daß es nur von dem guten Willen der beiden Verbündeten abhängt, ob es uns bleiben soll oder nicht. Das englisch-japanische Bündnis widerspricht dem englischen Rassegefühl und wird in England niemals vollstümlich werden; es hat in Australien arg verstimmt, es hat in Indien dem Ansehen Englands geschadet, und sicher ist es kein Denkmal, dauernd denn Erz, das sich die insulare Diplomatie errichtet hat. Aber nicht alle Bündnisse entfeimen den tiefsten Bedürfnissen der Nation; es gibt auch solche, die lediglich taktisch-kombinatorischen Wert haben und dem ad hoc einer konkreten Situation gelten. Auch den Dreibund hat Bismarck lediglich als eine „strategische Stellung“ charakterisiert, welche „angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war“. Unsere Diplomatie beherzigt von allen Weisheitsprüchen Bismarcks einzig den Greisenrat *quieta non movere*, der doch nur dem politischen Spieltrieb einer gewissen Periode galt; da sie nicht schöpferisch zu wirken vermag, galvanisiert sie von Zeit zu Zeit die Leiche des Dreibundes, aber dies Bemühen ändert nichts daran, daß er tot ist.

Doch weiter. England hat mit Frankreich eine Entente geschlossen, in der der Republik Marokko überlassen wurde. Es ist ein Wechsel auf die Zukunft. Damit aber die Gegenwart nicht zu kurz komme, teilen sich England und Frankreich inzwischen nach dem beliebten Urilshoden-Modus in das Königreich Siam. Portugal ist schon seit lange nur eine politische Dependence Englands, Spanien ist dem Britenreiche eng verbunden und läßt sich von ihm seinen Mittelmeerbesitz garantieren und seine Flotte restaurieren. Italien ist durch seine Küstenausdehnung und seine unzureichende Flotte auf ein gutes Verhältnis zu England angewiesen. In der Türkei fällt Englands Wort heut gewichtiger in die Waagschale als das des deutschen Botschafters, da der Sultan eingesehen hat, daß Deutschlands Freundschaft kostspielig, aber nicht einträglich ist. Oesterreich bedarf, seit die Mürzsteiger Seifenblase zerplatzt und der lange latente Antagonismus zwischen Rußland und der Donaumonarchie

*) Ich muß meine Ausführungen dem Raum anpassen, der mir im „Morgen“ zur Verfügung steht. Die Briefe werden später in Buchform erscheinen, und dann werde ich versuchen, die Skizze zum Bilde zu gestalten. E. G.

auf dem Balkan wieder deutlich in die Erscheinung getreten ist, der Unterstützung Englands, und Griechenland hofft auf das Britenreich, solange das englische Balkankomitee unentwegt über die türkischen „atrocities“ eifert.

Mit Rußland ist ein Vertrag geschlossen worden, den vor wenigen Jahren noch kein Politiker für denkbar gehalten hätte, und vermutlich wird König Eduard, genannt der peace-maker, demnächst den Zaren besuchen, um ihn einer sanften, wohlthuenden Rhetorik zu unterwerfen. Die deutsch-feindliche Stimmung, die jetzt in Rußland stärker als seit Jahren grassiert, läßt den Augenblick für eine solche massage of love als höchst günstig erscheinen.

So ist Englands Bilanz beschaffen. Die Uebermacht dieses Reiches muß uns bedrohlich dünken, und gewiß haben wir nach dem Grundsatz similia similibus dem System ein System entgegengestellt. Lassen Sie uns zunächst unser Verhältnis zu Frankreich betrachten.

Wilhelm der Zweite, der in den ersten Tagen seiner Regierung das von Selbstgefühl strotzende Wort sprach: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich allein fertig!“, glaubte auch mit Frankreich allein fertig zu werden. Er wollte Frankreich versöhnen, wie er ja auch die „rote Rote“, die „frehen Sarmaten“ und endlich das „beleidigte Albion“ versöhnen wollte. Wie unsere innere Politik sich seit Jahren darin erschöpft, übereilte Gesetze zu schaffen, die nach kurzer Zeit widerrufen werden müssen, so daß Bebel unsere Legislative mit vollem Recht als Kesselflickerei charakterisieren durfte, so war unsere auswärtige Politik ein beständiger Widerruf, bis mit der Affäre Tower-Hill die Periode der unverhüllten Demütigung begann. Frankreich gegenüber legten wir jahrelang eine verblüffende, im Rahmen unserer ziellos experimentierenden Gesamtpolitik fast stillwiegend wirkende Konsequenz an den Tag. Der Kaiser erklärte Georges Ohnet für einen hervorragenden Schriftsteller und erregte durch diese allzu gnädige Einschätzung in Frankreich ein allgemeines Schütteln des Kopfes, er sandte Depeschen, führte Begegnungen mit Staatsmännern, Notabeln, Kadetten und Mimen herbei, beteiligte sich an Wohltätigkeitsaktionen, und endlich bot sich auch eine Gelegenheit zu dem, was die Herren Fischbeck, Ropsch und Wiemer positive Politik nennen. Wir fielen nach dem chinesisch-japanischen Kriege dem siegreichen Japan in den Arm und entrißen ihm, gemeinsam mit Rußland und Frankreich, die ersehnte Beute. Mit dieser Handlung, die kein nationales Interesse uns gebot, zogen wir uns den Haß der Gelben zu — der Kaiser hielt es außerdem für staatsklug, Europa mit Wort und Bild gegen die fremde Rasse aufzurufen — und trieben sie den Engländern in die Arme. Uns selbst brachte dieser ephemere Dreibund nichts. Immerhin, wir flirteten mit Marianne, und das war mehr, als Bismarck je von sich rühmen konnte. Aber — *la donna è mobile* — eines Tages schloß Frankreich mit England die Entente vom 8. April 1904, durch welche Marokko den Franzosen überwiesen wurde. Der Kanzler erhob keinen Einspruch, er wartete einen Augenblick ab, der ihm zur Aktion geeignet schien, und als Rußland durch den unglücklichen Verlauf des asiatischen Krieges in Europa aktionsunfähig geworden war, begann er die Kampagne gegen Frankreich. Der Kaiser begab sich nach Tanger, und hier garantierte er dem Sultan in feierlichen Worten seine Unabhängigkeit und die Integrität seines Landes und ersuchte den greisen Abd el Malek, den Neffen in Fez zu äußerster Vorsicht bei der Durchführung der geplanten Reformen zu mahnen. Jedes Wort dieser Rede richtete sich gegen den Vertrag vom 8. April 1904. Wer Deutschland noch so sah, wie es zu Zeiten Wilhelms des Ersten gewesen war, der mußte erwarten, daß wir das Schwert ziehen würden, wenn irgend jemand den Versuch wagte, die paplernen Bestimmungen des Marokkoabkommens in die Wirklichkeit zu übertragen. Indessen, so war's nicht gemeint, und wenn man einen diplomatischen Rückzug verschleiern will, dann beruft man eine Konferenz. Auf einer solchen wird soviel geredet, daß das Publikum sich nach wenigen Tagen nicht mehr äußert und sich nach wenigen Wochen die Ohren zuhält. Folglich mußte die Konferenz mit Güte und Gewalt erzwungen werden. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung polterte im preußischen Korporalston, Fürst Bülow aber sprach am 25. Juni 1905 zum französischen Botschafter Bihourd die Worte, die beglaubigt sind und doch unglaublich scheinen: „Der Deutsche Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen,

doch die Zukunft gehört dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamiert und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht.“ (Le prince a appuyé sur ce point, fügt der Diplomat hinzu.) Nach dieser Anweisung hat denn auch Frankreich gehandelt, es hat durch das teils unvorsichtige, teils rüpelhafte Betragen seiner Agenten dafür gesorgt, daß Zwischenfälle entstehen mußten, und daß der Versuch der internationalen Organisation mißlang. Nun konnte die Republik, der der deutsche Reichskanzler ihre Taktik vorgezeichnet hatte, die Rolle übernehmen, die sie sich wünschte. Und es entsteht die Frage: Ist die Unabhängigkeit des Sultans, die Integrität des Scherifsats gewahrt worden? Hat der Kaiser, der sich dem Sultan verpflichtet hatte, ihn im Stich gelassen oder nicht? Abd ul Uss ist heute eine Marionette in Clemenceaus Hand, und die wichtigsten Plätze der marokkanischen Küste sind von französischen Truppen besetzt. Die Ermordung französischer Untertanen entband uns von unserem Versprechen? Ja freilich, dieser Mauchamps starb Herrn Clemenceau sehr gelegen. Wer geheiligte Sitten eines fremden Landes mit Füßen tritt, weckt natürlich die Volkswut, und so wurde die brutale Komödie von Casablanca möglich.

Es gab die verschiedensten Methoden, die Marokkoangelegenheit zu behandeln. Wir konnten den Vertrag akzeptieren und Frankreich herzlich beglückwünschen. Mit der reservatio mentalis, der unruhige Nachbar werde nun durch eine Jahre, ja vielleicht Jahrzehnte währende Pazifikation kriegerischer Stämme beschäftigt und von dem Loch in den Vogesen abgelenkt sein. Wir konnten ferner nach Delcassés Sturz den Versuch machen, uns gütlich mit Frankreich auszuhandeln, Kompensationen zu erhalten oder vielleicht auch zu einer generellen Vereinbarung zu gelangen. Beide Wege lagen in der Richtung der bisherigen Politik. Wir konnten endlich ans Schwert schlagen und das Wort Wilhelms des Zweiten über den Rhein rufen, daß fortan keine große Entscheidung auf dem Erdball ohne das Placet des Deutschen Kaisers fallen dürfe, dann aber mußten wir das Schwert auch ziehen. Wir haben das einzige getan, was wir nicht tun durften: wir haben bramarbasiert und sind dann zurückgewichen. Olmütz, dessen Name zum Symbol der Schwäche und Schande geworden ist, war nicht halb so schlimm wie Algeciras, weil damals der Kriegsminister erklärte, daß die Armee nicht bereit sei. Im Jahre 1905 aber verfügten wir über ein Kriegsheer, das, wie uns unzählige Male versichert wurde, jeder Anforderung gewachsen ist. Wir verflauten die Stimmung gegen uns, die wir jahrelang so sorglich gepflegt hatten, und erreichten nichts als eine Minderung unseres internationalen Ansehens. Ist eine solche Politik eine Friedenspolitik, für die wir den Völkern unseres Staates Dank schulden? Ich glaube, Kaiserliche Hoheit, Sie sagen nein.

Nun sind wir dabei, die Franzosen wieder zu versöhnen. Es besuchen uns Studenten, Künstler, Theaterdirektoren, und sie werden bei Hofe und im Hotel Adlon mit jener spezifisch berlinischen Gastfreundschaft gefeiert, für die das ahnende Volksgemüt das pittoreske Wort Klimbim gefunden hat. Der Kaiser hat zwei französische Kunstgrößen mit den Alpen verglichen, sie verglichen ihn zum Dank mit dem Himalaya. (Kennen Sie die possierliche Szene in Goethes „Wahrheit und Dichtung“, wo Thorane und der frankfurter Bürger sich in Höflichkeit übertrumpfen?) Er hat dem Schokoladenfabrikanten Menier Süßigkeiten gesagt, getreu der Monarchenregel, mit einem jeden „métier“ zu sprechen. Er hat sogar — von der französischen Wagner-Extase weiß er vermutlich nichts — die „Hugenotten“ einstudiert, eine Oper, deren frivol-gräßliches Sujet in jedem denkenden Franzosen die angenehmsten Erinnerungen wachrufen muß. Nebenbei gesagt, ist es durchaus irrtümlich, die „Hugenotten“ als eine Schöpfung des französischen Genies anzusprechen. Hanslick schreibt darüber folgendes: „Freilich tragen sie notwendig von Haus aus die Physiognomie und den Zuschnitt der französischen Großen Oper; dennoch läßt die Musik nur in wenigen, meist untergeordneten Momenten den Deutschen verkennen. Ich kann mir kaum denken, daß ein anderer als ein deutscher Komponist Stücke, wie die Waffenweihe, das Sertett, den Spottchor, Valentins Duette mit Raoul und Marcell, hätte schreiben können, von der Unzahl

*

kleinerer geistvoller Züge und wunderbar stimmungsvoller Ritornelle zu schweigen, in die nur ein Deutscher sich mit solcher Liebe vertiefen konnte.“

Aus alledem erhellt jedenfalls das eine: Die Republik wird, wie einst Kardinal Ledochowski, „gebeten, zu vergessen“.

Rußland, unserem östlichen Nachbar, haben wir während des russisch-japanischen Krieges eine so „vollkommen loyale Neutralität“ gezeigt, daß der Kaiser, ohne sich allzu weit von der offiziellen Wirklichkeit zu entfernen, dem Zaren depeeschieren konnte, Rußlands Freude sei unsere Freude, Rußlands Trauer unsere Trauer. Mit diesem emphatischen Ausruf kontrastierte allerdings die Haltung der deutschen Presse sehr scharf. Sie hat die russische Autokratie mit einer Erbitterung kritisiert, die ihrem Herzen mehr Ehre machte als ihrem Verstande, und sie hat sich zum mindesten hinsichtlich des Tempos der russischen Dekomposition sehr erheblich getäuscht. Die Regierung aber, die sich Gott sei Dank nicht von der Katastrophentheorie eines Radikalismus umnebeln ließ, der den Mangel an politischem Weitblick durch Gefinnungstüchtigkeit ersetzte, hat auch auf anderen Gebieten, zumal in der Handhabung der Ausweisungen und der Bekämpfung der destruktiven Tendenzen das beflissenste Entgegenkommen bewiesen. Nur eins haben wir nicht erreicht: freundlichen Widerhall. Gerade in den letzten Wochen hat die russische Presse aller Schattierungen — die offiziöse immer weit voran — eine Sprache geführt, die uns darüber aufklären konnte, wie gering die Sympathien sind, die wir im Zarenreich genießen. Wir haben von einer russischen Demokratie vielleicht noch weniger zu erwarten als von der russischen Autokratie. Und in demselben Augenblick, in dem wir uns durch die Entlehnungsvorlage und den Sprachenparagraphen vor allen Kulturvölkern Europas kompromittierten und den Haß des Slaventums schürten, beschloß die Duma, in den Kreisen Chelm und Bjelsk aus russischen Mitteln polnische Schulen und polnische Lehrerseminare zu errichten. (G. Prosoroff, dessen Artikel im „Tag“ Aufmerksamkeit verdienen, hat kürzlich auf diesen „avis aux Prussiens“ hingewiesen.)

Wie weit wir auf Italiens Bundesstreue rechnen dürfen, das hat die Konferenz zu Algieras zur Genüge dargetan. Italien ist durch die Volkstimmung und durch wirtschaftliche Bedürfnisse auf gute Beziehungen zu Frankreich angewiesen, und in einem parlamentarisch regierten Staate fällt das Imponderabile der Volkstimmung sehr viel schwerer ins Gewicht als bei uns, wo jede Aeußerung der öffentlichen Meinung an den maßgebenden Stellen einen instinktiven Widerstand auslöst, und wo die leitenden Männer geradezu mißtrauisch werden, wenn ihre Ansichten und Absichten ausnahmsweise einmal die Resonanz der nationalen Zustimmung finden. Eine italienische Regierung, die sich gegen Frankreich wenden wollte, würde bald hinweggesetzt werden. Außerdem aber ist Italien, wie ich schon hervorhob, im Hinblick auf seine geographische Beschaffenheit und seine unzureichende Flotte auf das Wohlwollen Englands angewiesen, und jede Annäherung an England bedeutet mittelbar auch eine Annäherung an Frankreich und damit eine Abwendung von Deutschland. Es kommt hinzu, daß das Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien geradezu komisch wirkt, wenn die beiden Staaten unter dem Gesichtspunkte des Bündnisses betrachtet werden. Auf der einen Seite läppische Mißgriffe, auf der anderen nervöse Reizbarkeit, hier wie dort periodisches Aufladern nationaler Leidenschaft, auf beiden Seiten eifrige Rüstungen, gegenseitiges Ignorieren der herrschenden Dynastien, so etwa sah das Verhältnis der beiden befreundeten und verbündeten Mächte in den letzten Jahren aus. Lehrenthal und Tittoni haben allerdings versucht, Wandel zu schaffen, und die Beziehungen zwischen den beiden Staaten schienen eine Zeitlang die allerherzlichsten; seit aber Baron Lehrenthal für den Balkan eine aktive Politik proklamiert hat, ist eine Abkühlung dieser hohen Temperatur unverkennbar. Die Balkaninteressen Oesterreichs und Italiens divergieren eben so stark, daß hier alle diplomatischen Salben versagen.

Was Oesterreich betrifft, so wird der Wert unseres Bündnisses mit diesem Staate durch drei Erwägungen sehr beeinträchtigt. Erstens ist die Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres durch die magyarischen Unabhängigkeits-

bestrebungen bereits erheblich vermindert worden. Bei der tiefen und dauernden Verstimmung, die nun einmal in Ungarn gegen uns herrscht, bildet die noch immer unerschütterte Macht der chauvinistischen ungarischen Koalitionsparteien für den Dreibund geradezu eine Bedrohung und eine Entwertung. Zweitens müssen wir mit der Abneigung der Tschechen und der Polen rechnen, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß eine deutsch-freundliche auswärtige Politik in Oesterreich-Ungarn nirgendwo einen Rückhalt findet. Nicht einmal durchweg in der deutschen Bevölkerung, die von dem Klerus gegen das „protestantische“ Deutsche Reich verhetzt und oft genug durch die wüste Narretei des Schönerer-Kummels in ihrem berechtigten schwarzgelben Spezialpatriotismus gekränkt worden ist. Endlich hat sich eben die politische Konstellation geändert. Das Bündnis mit Deutschland war so lange für Oesterreich von höchstem Wert, als es sich von Rußland bedroht glauben konnte. Da das russische Reich für mindestens ein Jahrzehnt paralysiert scheint — es fragt sich freilich sehr, ob dieser Schein nicht trügt! — ist auch unsere Freundschaft in Wien im Kurse gesunken. Dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Uneigennützigkeit dieser Freundschaft dort stets angezweifelt worden ist, weil das Gespenst der alldeutschen Expansion nach wie vor in der Hofburg spukt. Zudem naht, wie es scheint, auf dem Balkan die Stunde der Liquidation; über das Eintreffen dieses Termins kann man sich zwar sehr täuschen, jedenfalls aber ist Oesterreich heute mehr denn je entschlossen, eine solche Konjunktur für sich auszubenten. Es ist ja auch nur natürlich, daß Oesterreich im Osten eine Kompensation für den Verlust der deutschen Machtstellung sucht. Da nun hier Rußland sein traditioneller Gegner ist, so besteht in Wien die Neigung, den alten Antagonismus zwischen England und Rußland zu exploittieren. Jede Annäherung an England ist aber auch hier eine Annäherung an Frankreich und daher in gewissem Sinne eine Abwendung von Deutschland.

Unser Prestige in der Türkei mußte durch die Marokko-Affäre sehr beeinträchtigt werden. Der gesamte Islam, der bis dahin geneigt gewesen war, in dem „blonden Kaiser“ seinen Schirmherrn zu erblicken, sah nun an einem eklatanten Beispiel, daß der Kaiser vielleicht nicht willens, jedenfalls aber nicht in der Lage sei, diese Rolle zu übernehmen. In diesem psychologischen Moment setzte die englische Agitation mit Nachdruck ein, und schon heute können wir uns keiner Illusion mehr darüber hingeben, daß unsere Stellung in der Türkei eine Minderung erfahren hat, die sich dem deutschen Handel und Gewerbe bald genug fühlbar machen wird.

Amerika haben wir nicht allein durch faustdicke Komplimente und übelaufgenommene Liebesgaben — wie lange kullerte die Statue Friedrichs des Großen obdachlos umher! —, sondern auch durch die wichtigsten wirtschaftlichen Konzessionen für uns zu gewinnen versucht. Wir haben der Union alle Vorteile gewährt, die sich die Vertragsstaaten durch mannigfache Gegenleistungen erkaufen mußten, und haben von Amerika bisher nichts erhalten als die Zusicherung, daß die deutschen Exporteure in Zukunft nicht mehr in so ungeheuerlicher Weise schikaniert werden sollen wie bisher. Einen alten Hosenknopf gegen eine neue Hose. Wir rechnen nun schon seit Jahren auf einen wirtschaftspolitischen Umschwung in der Union, aber dieser — von Seiten der Regierung wohl nur taktisch gemeint — Optimismus wird sich nicht so bald bestätigen. Amerika befindet sich bei seiner schutzzöllnerischen Politik recht wohl, sie wird von den mächtigsten Schichten getragen, und das Ugeß einer tiefgreifenden und weitverbreiteten Verstimmung, deren der freihändlerische Gedanke sich mit Erfolg bemächtigen könnte, macht sich noch nicht bemerkbar. Drüben ist kein Bismarck, kein Chamberlain, niemand, der der Nation eine fundamentale wirtschaftliche Umwälzung zu suggerieren vermöchte. Inzwischen wird durch unverzeihliche Mißgriffe, wie die Affäre Tower-Hill sie enthüllte, auch hier dafür gesorgt, daß wir unseren Feinden den Boden bereiten. Wir haben um Verzeihung gebeten, und die Abbitte gehört jetzt zu den wirksamsten Waffen unseres diplomatischen Arsenal. In einer Reichstagsrede, die der auswärtigen Politik galt, hatte Fürst Bülow geäußert, daß Deutschland sich für Pläne, die die Einigkeit der Mächte gefährdeten, nicht zu enthusiastisieren vermöge. Dieser Hinweis, der das einzige Fettague auf der breiten Bettelsuppe seiner Ausführungen, die einzige Dase in

einer Phrasenwüste war, mußte, wenn er überhaupt irgendwelchen Sinn haben sollte, dem Vorschlage des Sir Edward Grey gelten, der Mazedonien einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur unterstellen wollte. Aber nach wenigen Tagen erklärte der Reichskanzler einem Interviewer, daß diese Aeußerung sich keineswegs gegen den englischen Vorschlag wende, sondern, daß sie ganz allgemein gehalten, zu deutsch, daß sie völlig sinnlos gewesen sei. Mit diesem Harakiri wird sich Sir Edward Grey wohl begnügt haben.

Indem ich mich sehnsüchtig spähend umschaue, gewahre ich in dem öden Grau des politischen Himmels ein Rosawölkchen. Wir haben uns nun auch an Verträgen betheiligen dürfen, und das Nordsee- und Ostsee-Abkommen bezeugt, daß Deutschland noch immer mit-raten und mittaten darf. Etwa sechs Monate haben die Diplomaten gearbeitet, bis vor dem Gözen des status quo der Rüllschwur zustande kam. Die einzige wirklich wichtige Frage war die, ob Rußland die Mandschinseln besetzen dürfe oder nicht. Nein, sagt die Diplomatie, denn der status quo ist ja durch die neuen Verträge gesichert. Ja, sagt die Diplomatie, denn diese Verträge können in einer Frage der Hoheitsrechte „in keiner Weise angerufen werden“. Wie hatte doch der alte Goethe, der ja auch vom Bau war, so recht, als er reimte: „Geheimer Chiffren Sendung beschäftige die Welt, bis endlich jede Wendung sich selbst ins Gleiche stellt!“

Fazit: keine ponderablen Erfolge. An Imponderablem nur Mißtrauen und Verstim-mung. Eine Friedenspolitik, die den Frieden fortwährend stört und gefährdet und An-sehen und Wohlfahrt der Nation mindert. Isolierung, die durch die Dreibundkulisse unzu-reichend verhüllt wird. Das sind die Folgen des persönlichen Regiments und der doppel-köpfigen Leitung der Geschäfte.

Und wie kontrastiert mit diesem nichtigen Ergebnis die Selbsteinschätzung der Monarchie und die byzantinische Umhude lung des Herrschers! Ueber dieses leidige Thema bitte ich, Ihnen im nächsten Briefe referieren zu dürfen.

Die Sezession. Von Richard Muther.

Liebermanns Reden erinnern seit einiger Zeit an die Reden des Kaisers: Man kann als Herrscher den Mut der Trivialität haben. Leibl war unser größter Maler — dagegen läßt sich nichts sagen. Er hatte Phantasie — auch hiergegen läßt sich nichts einwenden, obwohl man im gewöhnlichen Leben, bei Delacroix zum Beispiel, das Wort in anderem Sinne anwendet. Unverständlich ist nur, weshalb diese Wahrheiten aufgetischt werden. Denn Leibl hat seit 20 Jahren seinen fest markierten Platz in der Kunstgeschichte. Die Literatur über ihn, auch das Buch von Mayr, das zum Verlaufe ausliegt, ist jedem Ge-bildeten bekannt. Was man gern gehört hätte, wäre lediglich gewesen, welche Gesichtspunkte die Sezession bei ihrer Leibl-Ausstellung befolgte. Und diese Gesichtspunkte waren, wie mir scheint, nicht klar. Denn erstens ist die Ausstellung schlecht. Sie erhebt sich nicht über das Niveau dessen, was ein mäßig begabter Kunsthändler gemacht haben könnte. Partikelchen, wundervolle Partikelchen aus Leibls grandiosen Lebenswerk hat man, wie der Zufall sie herbeiführte, aneinander gereiht, ohne irgendwie zu erstreben, daß sich die Frag-mente zu einem klar geformten Bild der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters zusammen-fügen. Jeder tüchtige, wissenschaftlich geschulte Museumsbeamte hätte die Aufgabe weit besser angepaßt. Zweitens. Menzel wurde bekanntlich wütend, wenn die Jungen ihn für sich reklamierten. Das hatte äußerliche Gründe. Er sah es bei seiner offiziellen Stellung nicht gern, daß sein Name mit scheinbar revolutionären Bestrebungen vermengt wurde. Im übrigen bestand eine Ähnlichkeit zwischen manchen seiner Bilder und solchen, die von

einzelnen Sezessionisten vor 1900 gemalt wurden. Aber Leibl und die Berliner Sezession im Jahre des Heils 1908 — das ist eine Zusammenstellung, die jeder Vernünftige als unerträglich empfindet. Leibl würde, wenn er das Zeitliche noch nicht gesegnet hätte, den Herren geantwortet haben, daß er unter „dös G'lump“ nicht möchte. Und die Sezession hat, ohne es zu wollen, wie mit Röntgenstrahlen das Innere ihres hohlen, aufgeblähten Körpers durchleuchtet.

Daß die Rolle der Sezessionen ausgespielt ist, war ja schon lange bekannt. Sie haben ihren Mitgliedern günstigere Ausstellungsmöglichkeiten verschafft. (Journalistisch ist es angenehmer, über kleine Ausstellungen zu schreiben als über große.) Aber die Zahl der Persönlichkeiten konnte selbstverständlich nicht wachsen. Ob solche auftreten, ist eine Gunst des Schicksals, die mit Parteigruppierungen gar nichts zu tun hat. Man kann in einem modernen Rock ebenso talentlos wie in einem altmodischen sein. Das wurde das Verhängnis der Sezessionen. Sie mußten beim Publikum den Anschein zu erwecken suchen, als ob nur bei ihnen Fortschritt, pulsierendes Leben, bei den alten Genossenschaften Stillstand, das ewig Gefstrige herrsche. Und da ihre meisten Mitglieder nach Maßgabe ihres Talentes ruhig bei den alten Genossenschaften hätten bleiben können, versuchten sie den Mangel an wirklichem Talent durch andere Mittel zu verdecken. Es begann ein nervöses Suchen nach dem scheinbar Originellen. Durch die schnellfingrige Ausschachtung fremder, den deutschen Ausstellungsbesuchern noch nicht geläufiger Vorbilder suchte man über die eigene Armut hinwegzutäuschen. Auf Walter Girtle, den gewiß sehr unschuldigen, machte der Schwabenmajer einmal in der Münchener Allotria den Vers: „Gibt's wo ein neues Manierle, gleich hat's am Schnürle Herr Girtle.“ Und den Ruhm, dieses Prinzip bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt zu haben, kann, mehr als jede andere Sezession, die Berliner beanspruchen.

Es zeigt sich hier deutlich, daß die Kunst in Berlin doch auf wesentlich anderem Boden als in Wien und München steht. Dort wird wenig verkauft. Doch wer ein Bild kauft, kauft es aus keinem anderen Grunde, als weil es ihm Freude macht. Berlin, die jüngste der modernen Großstädte, ist ein Kunstkonsument ganz eigener Art. Man findet die raffiniertesten Bilder oft bei Leuten, die sie, wenn sie ihrem natürlichen Geschmack gefolgt wären, niemals gekauft haben würden. Eine gewisse Parvenugesinnung spricht sich darin aus. Denn der kultivierte Sammler kauft, wenn er etwas Gutes, das ihm gefällt, preiswert erwerben kann. Der Parvenu kauft, wenn ihm ein Modedekunsthändler einen Namen als den dernier cri der Modernität serviert. Je höher der Preis ist, desto besser. Die Amerikaner, die uns in allem vorausgehen, pflegen schon jetzt ihre Bilder als 10000 Dollar-Bilder usw. zu bezeichnen.

Daß wir wegen dieser lächerlichen Preise, die wir für französische Ladenhüter ausgeben, wenn sie aus der rue Laffitte in die Viktoriastraße gekommen sind, von den Franzosen bespöttelt werden, die als altes Kulturvolk für das Gemachte unseres Mäcenatentums ein sehr feines Gefühl haben, ließe sich noch ertragen. Schlimm aber, ungeheuer betäubend ist die Tatsache, daß unter dem verheerenden Einfluß dieser Kunsthändlermanipulationen eine ganze deutsche Künstlergeneration von Grund aus ruiniert wurde. Denn täuschen wir uns nicht: Wir sind ja den Franzosen schon seit einem halben Jahrhundert tributpflichtig, „Si vous trouvez un bon peintre allemand, vous pouvez le complimenter en français,“ konnte Edmond

About schon gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1855 schreiben. Aber damals lagen die Verhältnisse anders. Unsere Künstler gingen nach Paris, um sich dort ein sattel-festes Können zu holen. Ihre Bilder, obwohl sie als Kunstwerke wenig bedeuteten, bauten sich auf der Grundlage eines soliden tüchtigen Handwerkes auf. Und diese handwerkliche Grundlage hat die französische Malerei noch jetzt nicht verloren. Das Wort „Kunst kommt von Können“ steht noch immer in Ehren. Man stürzt sich nicht kopfüber aus einer Richtung in die andere. Die Neucrer sind in der Minderzahl neben denen, die das Erbe der Vergangenheit wie ein heiliges Vermächtnis hüten. Anders liegt es in Deutschland. Wir setzen unsere Ehre darein, römischer als der Papst, pariserischer als die Indépendants zu sein. Die Ausländer, die den jungen Berliner Künstlern vorgeführt werden, sind die bewußten derniers cris: Cézanne, van Gogh, Gauguin, Maillol. Und ist das, um den Titel eines Dürerschen Buches zu zitieren, eine geeignete „Speise für Malerknaben“? In Wien ist zurzeit eine Waldmüller-Epidemie ausgebrochen. Man sieht in den Frühlingsausstellungen Duzende von Bildnissen, die wie falsche Waldmüller aussehen. In Gottes Namen, ein solche Biedermeierei ist blöd. Doch wer einen Waldmüller gut reproduzieren will, muß immerhin etwas können. Auch redet er eine Sprache, wie sie jungen Anfängern frommt. Denn es ist nun einmal so — Goethe hat in der Farbenlehre von den verhängnisvollen Irrtümern, zu denen das „Überspringen notwendiger Bildungsstufen“ führt, sehr lehrsam gesprochen —: alles Werden ist organisch, und ein Ende ist kein Anfang. Tizians Dornenkrönung und Rembrandts verlорener Sohn sind Werke von Meistern, die in jahrzehntelangem Ringen mit der Natur ihre Kräfte stählten. Corot hat mit peinlichstem Naturstudium begonnen und konnte sich erst am Schlusse seines Lebens seine freie improvisierende Art gestatten. Die Berliner Malerknaben stülpen die Naturgejeze um. Sie setzen an dem Punkt ein, wo bei organischer Entwicklung Große aufhören. Mehr noch. Die Meister, die sie imitieren, sind (abgesehen von Maillol, der überhaupt nichts bedeutet) pathologische Einzelfälle. Es handelt sich um einen Stil, den man hinnimmt, weniger weil er tabellos wäre, als weil dahinter merkwürdige sehr komplizierte Persönlichkeiten stehen, denen das Schicksal nicht erlaubt hatte, ihr vulkanisches Temperament anders zu entladen. Muß ein so wahnwitziges Beginnen, Künstler nachzuahmen, die nicht als Duvriers, nur als Menschen bedeutend sind, sich nicht rächen? In meiner „Geschichte der modernen Malerei“ schrieb ich über das beginnende 19. Jahrhundert, über die Zeit von Carstens und Cornelius die Worte: „Alles war verloren gegangen, die Ueberlieferung, die Geschicklichkeit. Die neue Zeit hatte vollständig tabula rasa gemacht.“ An dem nämlichen Punkt steht die Berliner Kunst jetzt wieder. Wilhelm Diez, der vor einem Menschenalter als der beste Maler von München galt, ist ja jetzt vieux jeu. Doch vermöchte ein einziger dieser Cézanne- und van Gogh-Imitatoren auch nur einen Stiefel so zu malen, wie man es können mußte, um Eingang in die Diez-Schule zu finden? Liebermann hat die englische Kunst greisenhaft genannt. Nun, die der Berliner Sezession ist schlimmer. Sie ist das schlimmste, was es gibt: marasmus juvenilis. Denn nur junge Leute mit mangelhaft funktionierendem Gehirn können sich der Anschauung hingeben, daß man — absolut normal und gänzlich uninteressant — als genial erscheint, wenn man in recht billiger Weise die Ueßerlichkeiten eines Stils abguckt, den ein paar abnorme Ausnahmemenschen unter dem Druck einer schicksalschweren Notwendigkeit sich zu ihrem Privatgebrauch bildeten.

Oder handelt es sich statt um mangelhaftes Denken um Pfiffigkeit? Spielt das Som-
bartsche Thema von der Kellame auch hier eine Rolle? Unsere Jungen haben für die
Anekdotenmalerei der Piloth-Zeit ein verächtliches Achselzucken. Spektakelbilder, wie die
unterbrochene Trauung von Weiser und die Lebensmüden von Meide, wären heute unmög-
lich. Aber ist die Gesinnung, aus der heraus diese Bilder gemalt wurden, nicht noch jetzt
die gleiche? Wie erklären sich die vielen weiblichen und besonders männlichen Akte, die
den accent aigu auf die Geschlechtssteile legen? Wie erklären sich die lärmenden, ebenso
auffälligen wie unmöglichen Farben? Wie erklären sich all die Schmierstizzen, die auf
hundert Meter den Betrachter anrumpeln; wie all die Landschaften, die man mit umgedrehtem
Opernglas betrachten müßte, um ihren Sinn zu verstehen? Man faselt da von dekorativer
Wirkung. Die Bilder sollen raumerschöpfend auch auf größere Entfernung sein. Aber sind
unsere Zimmer etwa Markthallen? Wirken die Bilder in den großen Sälen des Louvre
nicht dekorativ, obwohl sie durchaus nicht geschmiert sind? Nein, die Impotenz, ein fertiges
Kunstwerk im Sinne der alten Meister auf die Beine zu stellen, verbindet sich mit dem,
was Hermann Bahr neulich in die Worte sagte, heute müsse jedes Bild auch sein eigenes
Plakat sein. Ein riesiger Bluff ist alles. Auffallen wollen, darauf geht alles hinaus. Und
wenn Liebermann (Gott wie geistvoll!) in seiner Kaiserrede sagt, die Ähnlichkeit zwischen
Reibl und den Sezessionisten liege darin, daß er statt Götter und Helden nur einfache
Menschen male, so verschweigt er andererseits, daß eine Luft groß wie die Welt besteht
zwischen dem ehrlichen Naturstudium, dem künstlerischen Ernst, der noblen Gesinnung des
Meisters und dem verlogenen, unsolid gemalten, marktshreierlich aufgetafelten Zeug, das sich
ringsum breit macht.

Selbstverständlich beziehen sich diese Worte nicht auf alles. Man findet, wie in jeder
Ausstellung, auch in der Sezession eine Anzahl tüchtiger, sehr respektabler Arbeiten, auf
die ich vielleicht in einem zweiten Artikel eingehe. Aber in der Hauptsache darf sogar ein
Kritiker, der wie ich an dem Emporkommen der sogenannten modernen Kunst sehr aktiv
beteiligt ist, heute nicht mehr verschweigen, daß Bestrebungen, die hochstlegend begannen, in
recht niederen Regionen ausliefen. Die Berliner Sezession hat in Berlin W gesiegt. Aus
der ecclesia militans ist die ecclesia triumphans geworden. Nun zeigt sich ihre Seele. Sie
ist jetzt ein kaufmännischer Klub geworden, eine Art A. G. G. auf künstlerisches Gebiet
übertragen. Die finanzielle Geschicklichkeit, mit der sie geleitet wird, imponiert weit mehr
als der artistische Wert ihrer Darbietungen. Und wenn ein Organismus in dieses Stadium
der satten Behäbigkeit eintritt, ist immer der Moment gekommen, wo der Verfall beginnt.

Der künstlerische Nachwuchs ist ja heute nicht stark. Der Menschengestalt pflegt seine
Kraft immer dahin zu werfen, wo er für ihre Betätigung instinktiv die größten Chancen
zu finden glaubt. Von den vielen, vielen Dingen, die den modernen Menschen in Spannung
halten, ist nun die Kunst sicher dasjenige, was ihm am wenigsten nahe geht. Ungeheure
Umwälzungen haben sich vollzogen auf allen Gebieten des geistigen, sozialen und industriellen
Lebens. Riesig sind die Errungenschaften, noch größer die Probleme, die der Lösung harren.
Zumitten dieses Weltbildes wirkt die Kunst fast wie müßige Spielerei. Ob eine Leinwand
mehr oder weniger geschmackvoll mit Farbe bedeckt ist, ja, ob überhaupt noch Leute da sind,
die diesem amüsanten Metier sich widmen, ist neben den großen Schicksalsfragen unserer

Zeit nur von sehr geringem Belang. Solche Gedanken rumoren selbstverständlich auch in den Köpfen derer, die als Jünglinge vor der Frage der Berufswahl stehen. Beim 16. Jahrhundert, als die Möglichkeit zu einem Kunstschaffen größten Stills gegeben war, hat man wirklich die Empfindung, es hätten die Besten sich auf die Kunst geworfen. Heute tun das die Besten nicht. Groß angelegten Menschen bedeutet der Künstlerberuf keine verlockende Tätigkeit. Denn sie können auf anderen Gebieten weit erfolgreicher ihre Kraft in imposante Leistungen umsetzen. Doch immerhin. Junge Leute, die eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft bieten, gibt es auch heute noch. Und deren Schaffen muß dann eine große Reaktion auf die sezessionistischen Verirrungen werden. Es ist ganz gut, daß die Sezession durch ihr tyrannisches Vorgehen selbst den Verfall beschleunigt. Es ist ganz gut, daß sie natürlichen, aufrichtigen Talenten den Eingang wehrt; ganz gut, daß der Generalstab der Clique mehr und mehr selbst diejenigen unter seinen Mitgliedern zur Seite schlebt, die sich auf das Bluffen nicht einlassen. Denn nur jenseits des Rurfürstendamms kann eine neue Kunst erblühen, für die selbst kein kaufmännisches Aushängeschild, sondern — ich brauche trotz Liebermann das Wort — ein Vorbild ist.

Die Kritik aber wird, wenn die ersten Symptome dieser neuen Bewegung sich zeigen, pünktlich zur Stelle sein. Auch wir haben Fehler gemacht, haben unseren Beruf zu lauen genommen. Nachdem bis vor kurzem das Neue und Selbständige einen schweren Stand gegenüber der landläufigen Mittelmäßigkeit gehabt hatte, wurde in den Jahren der Kunst-erziehung die Parole ausgegeben, daß der Kritiker nur der Agent des Künstlers beim Publikum zu sein habe, daß er keine andere Aufgabe hätte, als die Gedanken der Kunstwerke in Worten zu umschreiben und sie durch diesen Kommentar der Menge verständlich zu machen. Wir sagten lieber, sogar zu falsch Originellem ja, als daß wir eine Bewegung hätten hemmen mögen, von der noch nicht feststand, ob sie zu guten oder zu schlechten Zielen führe. Nunmehr läßt sich die Situation klar überschauen. Da werden wir uns wieder unserer eigentlichen Mission erinnern. Die Agenten müssen wieder zu Führern werden. Denn in unserer Hand liegt das Schicksal der deutschen Kunst. Wir sind die Dirigenten der kleinen Rasperletheater, die sich Ausstellungen nennen. Wir kündigen dem Publikum die Namen der Akteure an. Mit leisem Fingerspiel lassen wir unsere Marionetten groß in die Höhe schnellen, um sie im nächsten Augenblick platt zusammenzudrücken. Mit lächelnder Miene setzen wir ihnen einen Lorbeerfranz auf, um im nächsten Moment den lorbeerbetränzten Kopf unter die Guillotine zu legen. Und es ist kein böshafteß Spiel. Der Sinn der Handlung ist vorgeschrieben. Dem Kritiker liegt es ob, darüber zu wachen, daß die Entwicklung sich in den Bahnen bewegt, die er aus seiner Erfahrung, aus seinem Studium der Vergangenheit heraus für die richtigen halten muß. Ist der Kurs verloren gegangen, hat er die Richtung wieder herzustellen. Ist der Wagen von den Künstlern in den Schmutz gefahren, muß er ihn mit starker Hand herausziehen. Sind Hindernisse im Gelände wegzuräumen, muß er es freimachen. So haben Leute wie Ruskin und Zola ihre Aufgabe angefaßt. Die Kritik kann Berge versetzen, sagte Brandes.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

(Schluß.)

Andreas hatte eine Droschke bestiegen und fuhr seiner Wohnung zu. Es war noch früh. Draußen entfaltete sich das Leben des Fleißes, des Ernstes, der Wahrheit. Er hatte sich weit verloren. Begriff er noch den wüsten Traum, der hinter ihm lag? Wie war es denn möglich gewesen, daß der „Andere“ in ihm, das Ich der Nacht, den wahren Andreas, das Ich des Tages, verführt hatte? Möglich! Möglich war es eben — Tag und Nacht! Klarheit und Spuk! Jetzt hieß es vergessen! Uns Werk gehen! Aber jetzt kam es wieder in ihm auf, was tückisch wie ein Raubtier im Dunkeln gewartet hatte! Jetzt sprang es ihn an! Sein Werk! Was mochte aus ihm geworden sein? In der Stunde der Vollenbung im Stich gelassen? Einem alten, schlaftrunkenen Diener anvertraut, der die Bedeutung des Augenblickes nicht erfassen konnte, geschweige denn der Ewigkeit, die sich daran knüpfte? Jetzt jagte er nach Hause, der Herr Erfinder! Die Leuchte der Wissenschaft! Der verehrte Lehrer! Wie ein Bube, der hinter die Schule gegangen war und im voraus des Vaters Prügel fühlte! Wahrscheinlich war alles hin! Dann hatte er das kleine, unbekannte Mädel teuer bezahlt! Dann bekannte er sich für immer zum niedrigsten Materialismus! Dann piff er auf Geist und Sieg! Wahrscheinlich war alles hin! 30 Arbeitsjahre — bejudelt, vernichtet!

Endlich kam er vor sein Haus. Er betrat es wie ein flüchtiger Verbrecher. Auf den Zehen, mit scheuen Blicken, atemlos. Wie gut, daß um diese frühe Stunde sich noch niemand im Hause regte. So sah man wenigstens seine Schande nicht. Da lag das Laboratorium — das Fenster, das er nachts geöffnet hatte, stand noch offen. Er weinte fast. Mit zitternden Knien eilte er hinunter. Brinkmann stand vor ihm. Er war wach geblieben. Der Blick, den er dem Heimkehrenden zuwarf, umfaßte alles, was er empfinden mochte — Uebermüdung, Groll, Respekt und Enttäuschung. Aber er sagte nichts. Rein Wort. Er schlug sogar die Augen nieder, als wollte er sich in etwas ergeben, was er nicht verstand. Durch diese Regung kam er Andreas näher als je. Er gelobte dem Alten wortlos „Wir trennen uns nicht mehr“. Dann näherte er sich gefast dem Ofen.

„Es is nichts passiert, Herr Professor,“ flüsterte Brinkmann.

„Es hat sich aber verändert . . .“

„Is es am Ende schon da?“

„Was denn?“

„Das Eliment natürlich!“

Dieser Glaube erschütterte ihn und mehr noch die Erkenntnis seines Unglaubens. Andreas wankte. Brinkmann stützte ihn erschrocken. „Um Gottes willen, Herr Geheimrat! Sie machen ja die Retorten kaput!“

„Das will ich nicht.“

Er prüfte es lange, lange. Er wollte sich ganz klar werden. Dann blieb er plötzlich starr und regungslos. Brinkmann stöhnte vor Ungeduld.

„Na?! — — —“

Andreas packte seine rechte Hand. „Es ist gelungen, Brinkmann.“

„Hoch!“ rief der Alte. — Es klang ganz seltsam in dem Kellergewölbe wieder, aber er mußte jetzt irgend etwas rufen. Dann küßte er Andreas' Hand. Die zuckte zurück. „Nu danken Se wohl dem lieben Gott, Herr Professor,“ flüsterte Brinkmann vielsagend.

„Ja . . . Das tu' ich, lieber Freund.“ — — —

Die Tage des Ruhmes kamen. Die Tage der ersten Verkündigung in der Akademie, der wissenschaftlichen Debatten, der Huldigung der Kollegen und Studenten, in Berlin und in aller Welt. Da war eine stille Frühlingsnacht sehr bald vergessen. Andreas mußte eine Reise antreten, die ihn in mehrere Großstädte führte, wo er Vorträge über seine epochemachende Entdeckung halten sollte. Er hatte ein Element gefunden, aber eines, das nicht nur als physikalische Tatsache, sondern auch als Hilfsmittel für die Medizin von eminenter Bedeutung war. Als ein glücklicher, vom höchsten Streben befeuerter Mann kehrte er nach Berlin zurück. Seine Hausgenossen standen an den Fenstern und begrüßten den Einzug des berühmten Mannes mit freudigem Stolz. Lotte Frankfurter hatte ein außerordentlich langes Huldigungsgedicht mit einem Rosenstrauß auf seinen Schreibtisch legen lassen. Brinkmann, der jetzt so strahlend aussah, als ob er beständig beschwipst wäre, brachte seinem Professor — Geheimrat die Zeitungen, die „wieder ganz voll waren“. Dann entfernte er sich bewegt. Andreas setzte sich an den Schreibtisch und überflog wohlgelaunt zunächst das Tageblatt. Da hatte Kollege Jädicke über seine Broschüre geschrieben. Sehr nett, aber wie immer etwas langatmig. Was stand denn darunter? In gesperrtem Druck? „Wie aus Stockholm verlautet, besteht bei der Kommission des diesjährigen Nobelpreises die Absicht, den Preis der Chemie dem deutschen Forscher Geheimrat Heinrich Andreas zu verleihen.“ Auch das noch. Er fühlte jetzt schon fast einen wundervollen, aber beängstigenden Druck. Er selber wußte ja in all dem Lärm am besten, wo die Grenzen seines Verdienstes lagen. Er hatte auch viel Glück gehabt. Was er gefunden hatte, war eine trockene, einfache Tatsache. Die Konsequenzen daraus zog, sich mächtig wieder zur Geltung bringend, Mutter Natur.

Seine Augen irrten von den Zeitungsspalten, die ihn betrafen, ab. Jetzt kam wohl Reifemüdigkeit über ihn. Mit stumpfer Miene las er gleichgültige Lokalberichte. Plötzlich aber erweiterten sich seine Augen. Sie blieben starr an einer Stelle der Zeitung haften. Was war das? Leßte ihn ein Spuk? Ein plötzlicher Nachschauer jener längst verklungenen, tollen Stunden? Doch nein — er las es ja wirklich, was da gedruckt stand. Er las es und begriff es, wie Kollege Jädickes Verherrlichung und die Aussicht des Nobelpreises. Da unter den letzten Nachrichten stand eine sensationelle Meldung. Überschrift: Raubmord an einer Prostituierten. Dann als Text: „In später Nachtstunde geht uns noch die Mitteilung zu, daß in der Schillerstraße 73c zu Charlottenburg ein Raubmord entdeckt wurde. Die Vermieterin N. fand ein unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehendes Mädchen, das ein möbliertes Zimmer bei ihr inne hatte, erschossen im Bette vor. Augenscheinlich liegt Raubmord vor, da die Kommode des Mädchens erbrochen war, und ihre darin aufbewahrten Ersparnisse verschwunden sind. Im Verdacht der Täterschaft steht ein Zuhälter, mit dem man die Prostituierte am

Abend vorher das Haus betreten sah. Man hofft, des Mörders bald habhaft zu werden. Weitere Meldungen stehen noch aus."

Er ließ es immer wieder. Etwas Wildes, Gefährliches kam in ihm auf, das ihn aus dem Glück der großen Tage, das er sich errungen, gewaltsam herausschleuderte. Ein Gefühl, das ihn jäh entwurzelte. Er sprang auf. Schützen! Schützen konnte er sie nicht mehr! Er hatte sie auch nur bezahlen können! Vielleicht war auch er jetzt die Dirne der Welt, die ihn liebte und dafür bezahlte! Ihr gräßliches Ende — es konnte ihn nie mehr verlassen, im Wachen und Träumen nicht! Ein Mensch, der sein Nachfolger gewesen auf ihrem elenden Lager, hatte sie genossen und ermordet um ihres Geldes willen! Vielleicht um den Rest jenes Geldes, mit der er ihr die Frühlingsnacht bezahlte! Die letzten, seligen Jugendstunden, die ihm Kraft gegeben für das „Große“, das auf ihn gewartet hatte! Ein ungeheurer Ekel überkam ihn. Entheiligte Menschenbilder, er und sie! Nun brannte der ewige Funke, den sie in ihm entfacht hatte. Nun ließ es ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, wozu er durch sie erwacht war. Aber ihr Schicksal vernichtete ihm die Möglichkeit jedes reinen Erlebnisses. Wenn ihn jetzt noch ein Frauenwesen gefangen nahm, eines von den vielen, die dem Berühmten näher kamen als je — in allen würde er nur die arme Dirne sehen. Er liebte nur noch durch das Erlebnis jener Nacht, die einem rührenden Feldblumenstrauß gleich, wertlos, aber voll Duft und Farbe. Alles, was sein Leben sonst noch bedeutete, war Arbeit, Arbeit, Arbeit. Ihn ekelte vor diesen Zeitungen. Vor diesen Büchern, diesen kalten Lügen! Er stülpte den Hut auf und lief auf die Straße hinaus. Planlos irrte er umher. Entdeckung! Was hatte er für eine Entdeckung gemacht?! Das wahre Element des Daseins war nicht zu finden. Das heilsam, dienstbar wurde und mit der Seele des Menschen versöhnt. Er lachte über sich. Er lachte über die arroganten Tiere, die ihm überall begegneten und so stolz auf ihren zwei Beinen gingen.

Plötzlich trieb es ihn instinktiv nach Charlottenburg. Ohne an die Gefahren seiner bekannten Person zu denken, schritt er der Schillerstraße zu. Jetzt war die Kriminalpolizei schon am Werk. Er wollte alles wissen.

Da sah er das Haus, das Haus. Wie anders kam es ihm jetzt vor, als in der stillen Mondnacht. Aus allen Fenstern blickten die Menschen, bleich und neugierig — unten aber auf der Straße standen die Nachbarn im grellen Sonnenschein und schwatzten. Ein böser, summender Bienenschwarm. Zwei Schutzleute waren vor das Haustor postiert. Sie ließen niemand, der sich nicht legitimieren konnte, ein und zerstreuten den Auslauf, der beständig anwuchs. Andreas konnte unbemerkt herantreten. Jetzt hatten ihn Ekel und Grauen verlassen. Sein Herz war von brennendem Mitleid erfüllt. Er sah ihr Fenster, das jetzt fest geschlossen war. Er hatte es geöffnet vor wenigen Wochen und hatte sie schlafen lassen in seiner Liebe kurzem, seligem Besitz.

Harmlos näherte er sich einer eifrig plaudernden Gruppe. Nach kurzem Kampf entschloß er sich und knüpfte ein Gespräch an. „Entschuldigen Sie — ist in diesem Hause der Mord passiert?"

Eine kleine, dicke Frau, die glücklich war, einen neuen Zuhörer für ihre Mitteilungen zu finden, nachdem die anderen schon angefangen hatten sich zu langweilen, fuhr auf ihn zu: „Gewiß, mein Herr! Da oben, hinter dem Fenster, wo die Schalllinie

runter jelassen is, da haben se se jefunden! Jestern abend um Elwe! Da hat Frau Neuenhagen, wat de Wirtin is, 'n Röcheln jehört, wissen Se, so'n schreckliches Röcheln, und da is se rinjejangen, und da lag det arme Meechen mit'n Knebel im Mund und war schon ganz blau und —“

„Die Neuenhagen is 'ne olle Ruppelmutter, die hat immer bloß an Frauenzimmer vermietet — det werden se ihr jezt anstreichen,“ bemerkte ein langer Graukopf, der böse über eine blaue Brille guckte.

Die kleine Frau ließ sich nicht im Text unterbrechen. Sie fühlte sich vor ihren Bekannten zu sehr geehrt, dem vornehmen, alten Herrn berichten zu können. „Wie kommt'n det dazu, Herr Zimmermann, wie kommt'n det dazu! Ich erzähle ja bloß dem Herrn, wie't passiert is! Frau Neuenhagen jezt mir jar nischt an! Na nu kam denn gleich'n Schutzmänn, und 'ne Stunde druf kamen de Kriminalen! Die sind jezt noch oben! Jawoll! Gott, redet doch nich, Kinder! Ich habe doch hier den Grünframkeller, ich wees doch Bescheid! De Kriminalen sind noch oben!“

Andreas sah wieder zu dem Fenster hinauf. Also es war tatsächlich so. Kein böser Spuk das Ganze. Die Grünframhändlerin bemerkte seinen erschütterten Blick und nützte ihre dramatische Aufgabe weiter aus. Sie legte ihre fleischigen Hände auf Andreas' Arm: „Wären Se vor 'ne Stunde jekommen, bester Herr! Gerade vor 'ne Stunde is se wechjebracht worden! In de Morje! Wissen Se, wat det Leichenschauhauß is —“

„Ich weiß, ich weiß . . . Ist man denn dem Täter auf der Spur?“

„Ja, freilich! Det wissen Se nich?! Der blaue Alfred soll et ja jeweisen sind! Der Zuhälter! Der is ja jestern abend mit se jekommen! Den kennt ja de Polizei!“

„Den haben se bis heute mittag,“ bemerkte Herr Zimmermann allwissend.

Jetzt kam ein erhitzter Briefträger heran.

„Morjen, Herr Maule!“ scholl es ihm im Chor entgegen.

„Morjen, Morjen, meine Herrschaften! Na, das sind ja schreckliche Geschichten! Nu sagen Se mal um Gottes willen, das war doch die kleine Schwarze, der ich die Postanweisungen aus Stralsund jebracht habe? Die kleine Kessel mein' ich?“

„De Kesseln?“ wiederholte die Grünframhändlerin lachend, und Andreas trat einen raschen Schritt heran. „Ne, mein Bester — da missen Se früher ufstehen! Se meenen de Lene Kessel, die früher bei Neuenhagens jewohnt hat? Die is ermordet worden?“

„Ja, freilich!“

Auch Andreas nickte. Aber das sah jezt niemand.

„Keene Spur!! Die is ja schon vor vierzehn Tage ausgezogen! Wech von Berlin! Ich wees nich, wohin! Ne, ne, det Fraunzimmer, wat nach ihr in de Stube jezogen is — die hat dran jlauben missen!“

„Ach so!“ rief der Briefträger. „Der lange Rottkopf! Die 'ne schiefe Schulter hatte! Die!“

„Jawoll!“

Jetzt amüsierten sich alle über den Irrtum des Postboten. Seltsam klang das Lachen der Leute zu dem Mordhause hinauf. Aber Herr Maule hatte Humor und fand

sich sofort in die Situation. „Offen gestanden,“ sagte er halblaut, „das freut mir. Denn um die kleine Kessel war's ichade gewesen.“

Andreas hatte sich langsam zurückgezogen. Dem Briefträger warf er einen schweren, dankbaren Blick zu. Er hatte sich also geirrt, wie dieser Mann. Doch das Schicksal der Fremden war Lenas Schicksal — ein ähnliches Ende drohte ihr, wenn sie jetzt nicht wirklich nach Hamburg gefahren war. Zu ihrer blinden Schwester. Die ganz allein lebte. Und sie nicht fortschicken würde, wenn die letzte Not sie zu ihr trieb. Er malte es sich aus. Er besenkte sich mit dem Gefühl, daß die Begegnung mit ihm vielleicht die Verlorene zum letzten Hafen geführt hatte. Wie schön war doch ein Wahn. Dem Grauen der Wirklichkeit immer benachbart. Der Kälteste und Klarste konnte seiner nicht entraten.

Er sah sie gerettet. Als er, den Blick auf das sonnenhelle Trottoir geheftet, sinnend weiterschritt, wurde er plötzlich angesprochen. Er fuhr zusammen und blickte auf. Nun war er doch erkannt worden. Und noch dazu von diesem Menschen, diesem Journalisten, der ihn im Auftrage einer großen Zeitung interviewt hatte, als seine Entdeckung veröffentlicht war. Die kurze Bekanntschaft jener Stunde nützte jetzt der gewandte, kleine Galizier aus.

„Habe die Erre, Herr Geheimrat! Was für eine angenehme Ueberraschung, Ihnen hier zu begegnen! Nein, diese Freude! Was sagen Herr Geheimrat zu dem entsetzlichen Mord!“

„Nichts, was Sie veröffentlichen dürfen,“ erwiderte der Aufgestörte grob.

„Aber was denken Herr Geheimrat von mir! Ich erwähne überhaupt nicht in meinem Bericht, daß ich Herrn Geheimrat getroffen habe! Das tu' ich nicht! So geschmacklos bin ich nicht! Interessiert Sie auch dieser Fall! Wie seltsam! Den großen Chemiker!“

„Sie wissen wohl nicht — ich bin anfangs Jurist gewesen.“

„Aber selbstverständlich! Wie werde ich das nicht wissen! Das werden bald die kleinen Rinderr in der Schule lernen! Habe die Erre, Herr Geheimrat! Auf Wiedersehen! Meine Hochachtung! Mein Kompliment!“

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

21.

Alpsee.

Zwischen Klippen, Felsen und dem See denke ich ernstlich über den Selbstmord nach. Dies Gespenst stellt sich wieder und wieder vor meine Seele. Ich passe nicht in die Gewohnheiten und in die Wohnstuben anderer Menschen, ich leiste nichts, kann nichts und hoffe nichts. Dabei fange ich an bequem zu werden, esse und trinke gut, schlafe lange des Morgens und lasse mir den Leib pflegen.

Sie, Sie leben von Idealen, in Idealen. Sie sind ganz männlich, ganz hart und unangreifbar, von den Dingen und Zufälligkeiten losgeschnitten. Sie sind eben halt ein Mann, und ich bin ein weiblicher Zwitter! Verurteilen Sie mich nicht so hart! Glauben Sie weiter an mich, an mein Herz, wenn Sie an meinem Verstand verzweifeln möchten. Ich habe Sie sehr lieb und weiß, was ich Ihnen schulde. Vielleicht hört's bald ganz auf mit mir — auf natürlichem Wege, ich werde weißhaariger, steifer und störrischer mit jedem Tag. Dann sind Sie meine einzige Erbin. Ich will nicht, daß die Bande hier auch nur einen Pfennig kriegt. Die Base mit der langen, verständigen Nase soll ihr Bild von Holbein

haben, daß kann sie sich angucken, bis sie davor zu Leder eintrocknet. Wissen Sie, wem sie ähnelt? Jungfer Züs in den „drei gerechten Rammachern“. In ihrem Kopf ist es so aufgeräumt wie in ihrer Stube.

Daß sowas sich Weib nennt und prätendiert, Kinder zu bekommen!

Unser Kind, das Du in meinem Garten tragen solltest! Immer wieder träume ich von Seligkeiten, die mir für ewig verschlossen sind. Warum muß ich stets dürstend außerhalb stehen wie ein Verdammt?

Süße Freundin, ich bin nicht wert zu leben, ich fühle es täglich stärker. Ich bin Ihrer nicht wert. Und halte Sie doch fest, lasse nicht los.

Egoismus? Bin ich ein Ungeheuer? Eher ein Armer, Verhungarter, ein Bettler. Ich bettle bei Ihnen. Schenken Sie mir ein gütiges Wort! Seien Sie gut!

22.

Die Schatten schlagen über meiner Seele zusammen, ich weiß nicht mehr, wie ich leben soll. Und finde nicht den Mut zur Pistole. Ich fränkle immer und werde immer schmerzlicher.

Sie sind oft unzufrieden mit mir, Sie tadeln. In allem haben Sie recht, nur Ihre Liebe und Freundschaft muß ich behalten. Entziehen Sie mir die nicht, wenn Sie nicht meine Existenz selbst gefährden wollen! Seien Sie mehr als eine Frau, seien Sie die Heilige!

Ich höre manchmal gute Musik und gehe, sehr selten — ins Theater. Der erste Akt des Armen Heinrich ist das Schönste, was ich in der neuen deutschen Literatur kenne — diese in Tannen beschlossene Friedensstimmung auf dem Meierhof! Bin ich selbst so ein kranker Ritter, Einer, der früher tapfer und froh war, sich zu schmücken liebte, der „dreimal des Tags den Leib sich wusch“, Gigerlwesten zur Schau trug und sechzig Paar Stiefel besaß? War ich das?

Ich will Ihnen erzählen, enttäuschter Ehrgeiz hat einmal in meine Seele sehr tief eingeschnitten. Damals ging ich aus meinem Lande fort.

Ich habe eigentlich nie geliebt; die Frauen, die mich lieben, haben mir durch ihre Liebe nur Schmerzen geschaffen. Eine ließ sich scheiden und war acht Jahre meine Geliebte, durch meine Frau wurde ich reich und unabhängig. Ich habe keine von beiden geliebt. Eine kleine Freundin, die ich mit auf Reisen nahm, ein Mädchen aus dem Volk, zeigte sich undankbar und beschimpfte mich hinterher. Was wollten alle diese Frauen von mir? Immer sieht es aus, als wär' ich der Verräter, der Mörder. Wer lehrte sie ihre Eigenheit brutal einer andren, widerwilligen, aufdrängen? Sie haben mich geliebt, wie der Sturm uns faßt. Ich bin nicht gemacht für ewige Stürme, für Intrigen und Szenen. Ich bin müde und bin im Grunde ein Philister. Wahrhaftig, ich bin's! Mein Auskommen, mein Haus, mein Essen, meine Wäsche und ein gutes Bett — mehr will ich ja garnicht!

Bald werde ich wahrhaftig nicht weiter wollen! Vorläufig halte ich's nicht aus, — ich gehe nach Paris, fahre mit der transsibirischen Bahn durch Asien oder durchstreife Marokko zu Pferd.

Und Sie will ich haben! Gift und Leidenschaft und Sünde! Es ist ekelhaft zu fühlen, wie der laue Sumpf einen packt und einzieht. Die schlaue Base schneidet sich, ich gehe ihr glatt durch die Lappen.

Ich flüchte mich zu Ihrer heitren Feinheit, zu Geist und Champagnerpriel. Erbarme Dich meiner im Hörjelberg, hohe Frau, eines armen Tannhäusers im Rodenwams mit halbverstopften Ohren und Zahnschmerzen und steifen Knieen!

Das zahme Käuzchen ist tot. Den Hund „Tolstoi“ habe ich erschleßen lassen, er war zu alt und zu faul geworden. Wenn Sie ihn gern hatten, tut's mir leid.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reklame.*)

Zu Sombarts Reklame.

Ein Produkt des Uergers, dachte ich, als ich die Sombartschen Ausführungen über die Reklame las, und deshalb waren sie mir gar nicht so unverständlich, wie man sie jüngst in der Presse gern hingestellt hat. Sie sind mir sogar sehr erklärlich: uns moderne Kulturmenschen, besonders uns geplagte Großstädter, überschleicht in der Tat manchmal der Abscheu, ja der Ekel vor der modernen Kultur, und ganz heimlich und leise, kaum daß man ihn sich eingestehen wagt, taucht der Wunsch auf, *procul negotiis* in der stillen, schönen, kulturlosen Natur zu sein.

Der Ruf „Zurück zur Natur“ hat in unserem hastigen, drängenden, unruhigen und frieblosen Erwerbsleben durchaus seine Berechtigung. Man möchte einmal zu sich selbst kommen und nicht immer durch äußere Eindrücke, wie die Reklame sie vor allem bietet, abgelenkt werden; ein Stück Asketentum vergangener Jahrhunderte wird in uns mitunter wach; wir beneiden die Heiligen, die sich vom Weltgetümmel zurückzogen, um der inneren Beschaulichkeit zu leben.

So mag es Sombart ergangen sein, als er seinen Reklameartikel schrieb, und wer in seinen sonstigen Schriften auch nur geblättert hat und sich einiger Ausdrücke entsinnt, wie seiner Kritik über Wendtsterns *Margstudie* „Marg vom Standpunkt des preußischen Reserveoffiziers“ oder „Die Zeitung ist die Laus im Pelze der Nation“, der wird sich über die Impulsivität des Reklameaufsatzes, über den Temperamentsausbruch, der so gar nichts Professorenmäßiges an sich hat, nicht wundern.

Rein menschlich ist also der viel kritisierte Artikel wohl verständlich.

Anderes liegt die Sache, wenn man in Betracht zieht, daß Herr Sombart Pro-

fessor an der Handelshochschule zu Berlin ist, berufen, junge Kaufleute heranzubilden, nicht nur für mittlere, sondern für leitende Stellen. Da werden seine Darlegungen doch heftigen Widerspruch erwecken müssen. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt des Dr. M. E. im Berliner Tageblatt vom 25. April; ich nehme die Sombartschen Ausführungen nicht scherzhaft, schon aus dem Grunde, weil sich derartige Scherze nicht mit seinem Amt als Lehrer unserer Kaufmannschaft vertragen würden. Bittere Satire und kein Scherz liegt m. E. auch im letzten Absatz über amerikanische Reklame vor.

Herr Sombart verkennt leider das Wesen der Reklame vollständig. Reklame soll nicht, wie er meint, die Wirkung haben, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben sollen. Sie soll zwar anpreisen und soll wohl Stimmung machen, aber nur Stimmung für die eigene Ware, nicht Stimmung gegen andere. Ich möchte Herrn Sombart das an seiner eigenen Zeitschrift beweisen. Die Reklame des „Morgen“ ist anerkanntermaßen eine vorzügliche. Hat Herr Sombart damit die Absicht verfolgt, alle anderen Zeitschriften tot zu machen oder nur die, seine Zeitschrift einzuführen, ein neues Bedürfnis für sie zu wecken?

Reklame soll Bedürfnisse wecken, und infolgedessen wird sie, wenn sie in der rechten Weise, dem Volkscharakter angepaßt, betrieben wird, stets eine Kulturträgerin sein. Nicht eine Trägerin amerikanischer Kultur; die amerikanischen Reklamen sind uns zuwider und in Deutschland häufig wirkungslos. Ich möchte Herrn Sombart den Rat geben, einmal Herrn Oskar Tieck zu befragen, welche Wirkungen er mit seinem amerikanischen Reklamechef seinerzeit in Berlin erzielt hat: Herr Tieck wird mit der Hand abwinken und nicht gern daran erinnert sein wollen. Inserate,

*) Wie wir bereits im vorigen Hefte ankündigten, veröffentlichen wir heute die folgenden Beiträge über das von Professor Werner Sombart angeregte Thema: Die Reklame. Wir lassen heute zunächst einen Künstler, Edmund Edel, einen Mann der Praxis, Arthur Jacoby, und einen Akademiker, Dr. Johannes Steindamm, welcher in Nürnberg Vorlesungen über Reklame hält, zu Worte kommen.

die da beginnen: „Sie tanzen mir nach“ und die Absicht haben, andere Geschäfte zurückzudrängen, verfehlen in Deutschland ihre Wirkung und werden als Auswüchse betrachtet. Mit diesen Auswüchsen eben hat sich Herr Gombart beschäftigt, sie sind es auch, die ihn ärgerten und ihn den für einen Volkswirt fast unverzeihlichen Fehler begehen ließen, zu generalisieren, alles über einen Kamm zu scheren. Wenn irgendwo, so ist das gerade bei der Beurteilung der modernen Reklame am unangebrachtesten.

Falsch ist es auch, wenn Gombart die Reklame überflüssig nennt.

Kein Mensch kann leugnen, daß Anpreisung der Ware im heutigen Geschäftsleben absolut notwendig ist. Verschiedene Momente bedingen sie, so die Unkenntnis des Publikums über die anzupreisende Ware, die Konkurrenz der anderen und dgl. mehr. Ein Amerikaner hat richtig gesagt: „Woher sollen denn die Leute wissen, daß ich eine gute Ware habe, wenn ich sie ihnen nicht anpreise; und Rudolf Herkog, der Begründer unseres ältesten Kaufhauses, dem man doch wahrlich nicht Marktschreierei vorwerfen kann, hat behauptet, daß er sein Geschäft nie auf diese Höhe gebracht hätte, wenn er sich nicht der Reklame bedient hätte. Die Pear's' Soap-Gesellschaft in London hatte im Jahre 1905 beschlossen, ihren Reklameetat von 2 Millionen Mark zu streichen. Man verdiente bisher 18 bis 20 % und glaubte, daß die Seife genügend eingeführt sei: Erfolg: die Gesellschaft zahlte im Jahr 1906 überhaupt keine Dividende, und zwar, wie in der Generalversammlung ausdrücklich hervorgehoben wurde, weil sie keine Reklame gemacht hatte.

Diese drei Beweise aus der Praxis dürften genügen, die Notwendigkeit der Reklame darzutun. Ohne Mühe ließen sich tausende und abertausende andere Beispiele, die auch kleineren Geschäften jeglicher Art entnommen sind, anführen.

Nun zu einem weiteren Punkt der Gombartischen Ausführungen, zur Schönheit der Reklame. Reklame soll nicht aufdring-

lich, Reklame soll nicht abstoßend sein, Reklame soll in erster Linie fesseln. Ob sie fesselt durch Karikatur oder durch Farbenharmonie oder durch geschickte Textanordnung oder durch sonst etwas, gilt gleich; sie soll nur fesseln. Sie darf auch mit uns spielen, sie darf auch einmal auf den ersten Blick einen ganz anderen Gedanken bei uns hervorrufen, als der ist, für den sie Propaganda machen will. Ich denke hier an ein Plakat, das mit ganz großen Lettern das Wort enthält „Verloren“. Man glaubt eine Verlustanzeige zu sehen, tritt man aber näher, um den klein gedruckten weiteren Text zu lesen, so heißt es da: „dem Nationalvermögen ist jeder Pfennig, der nicht in deutschen Fabrikaten angelegt ist. Daher . . .“

Reklame kann aber auch schön sein. Wie sehr man darauf bedacht ist, sie zu veredeln, sie gefällig, schön zu machen, das geht daraus hervor, daß man die Kunst in ihren Dienst stellt. Schon im Mittelalter haben wir künstlerisch ausgestattete Plakate, deren z. B. das Germanische Museum in Nürnberg eine ganze Reihe birgt. Das sind trotz Gombart schon Reklamen, denn sie verfolgen die Absicht, anzupreisen. Wenn man das bekannte Elefantenplakat aus dem Jahre 1629, das auch auf der Augur zu sehen war, betrachtet, so wird man finden, daß der betreffende Schausteller Reklame machen wollte. Reklame ist entstanden aus reclamare gleich wiederrufen, bekanntmachen, anpreisen. Das hat der Schausteller mit seinem Elefantenplakat gewollt. Einen anderen Elefanten zu verdrängen, hat er wohl kaum beabsichtigt, denn an dem Ort, wo er ihn ausstellte, wird kein zweiter gewesen sein. Auch in der neuesten Zeit haben sich die Künstler wieder der Plakate bemächtigt, und das mit Recht. Ich sehe durchaus nichts Entehrendes für den Künstler darin. Wir sprechen heute so viel von Kunstgewerbe: es weht durch unsere Zeit ein Zug, unsere Gebrauchsgegenstände künstlerisch auszugestalten: warum sollte da der Künstler seine Kraft und sein Können nicht dem Gewerbetreibenden zur künstlerischen Anpreisung seiner künstlerischen Waren zur Verfügung stellen? Das ist doch jedenfalls edler

und vornehmer, als wenn der Künstler sehenden Auges Unschönheiten zuläßt! Ich glaube, unsere großen Plakatkünstler, wie J. Klinger, Bernhard, Neumann, Haidul und wie sie alle heißen mögen, fühlen sich absolut nicht gedrückt und entehrt dadurch, daß sie Plakate malen, im Gegenteil, sie werden das Bewußtsein haben, eine Kulturaufgabe zu erfüllen. Jedermann wird sich freuen, wenn er von einem Gewerbetreibenden einen schön ausgestatteten Katalog, ein geschmackvolles Offertschreiben mit künstlerischen Typen zugesandt erhält, oder wenn sein Auge auf ein gutes Plakat fällt, und unsere Geschäftsleute selbst ziehen daraus den größten Vorteil: Neue Bedürfnisse werden geweckt, der Absatz hebt sich und damit unsere Volkswirtschaft.

Daß Auswüchse vorhanden sind, daß es Geschäftsleute gibt, die meinen, mit aufdringlichen Unpreisungen ihr Geschäft machen zu müssen, soll nicht bestritten werden; aber dem treten ja gerade die Künstler entgegen. Ich möchte Herrn Sombart auch fragen, ob er eine einzige Einrichtung im menschlichen Leben kennt, die fehlerfrei ist, und ob er eines räubigen Schafes wegen eine ganze Herde töten will!

Leider verbietet der Raum, das interessante Thema heute weiterzuspinnen. Vielleicht ist später einmal dazu Gelegenheit gegeben.

Nur ein Wort noch des Bedauerns, daß auf unseren deutschen Handelshochschulen, besonders in Berlin, die Reklame bisher so abweisend behandelt wird; bei der Wichtigkeit gerade des Propagandawesens sollte man wahrlich einen anderen Standpunkt einnehmen.

In Nürnberg werden im nächsten Winter Vorlesungen über Reklame gehalten; es steht auch zu erwarten, daß sie in den Studienplan der neu zu gründenden bayerischen Handelshochschule aufgenommen werden, wenigstens wenn diese, wie man annehmen darf, in Nürnberg errichtet wird — das wäre dann die erste Hochschule: wo bleiben die anderen?

Zum Schluß möchte ich Herrn Fritz Eugenheim bestreiten, daß Herr Sombart mit seinen Ausführungen für sich keine Reklame gemacht

hat: er hat es doch. Der markante Ausspruch von Ernst Growald im Plakatspiegel: „Es ist besser, die Leute bekritteln dein Plakat, als daß sie es überhaupt nicht beachten“, hat sich auch an dem Sombartschen Feuilleton bewahrheitet. Gerade durch seine Paradoxa hat Herr Sombart bewirkt, daß man sich mit seinen Ausführungen näher beschäftigt: Er hat seine Ware angepriesen. Es ist ihm allerdings mißglückt, andere Leute aus dem Felde zu schlagen, die sich mit demselben Thema, und zwar praktisch, befassen.

Johannes Steindamm-Nürnberg.

Kunst, Kultur und Reklame.

In den letzten zehn Jahren ist sehr viel in Deutschland über Reklame geschrieben worden und über die Notwendigkeit, diesen lautstarken Bastard unserer modernen Kultur anständig einzufleiden. In Deutschland versteht man unter „anständig einfleiden“, die Kunst und den ganzen großen Apparat der Ästhetik, der damit zusammenhängt, zu Hilfe zu rufen. In den Ländern der leichteren Lebensauffassung und des größeren Zielbewußtseins, in Frankreich, England und Amerika, war es von vornherein selbstverständlich, daß man, wie eben alles, was um das Leben ist, auch die Reklame geschmackvoll und im gewissen Sinne ästhetisch dem Publikum servierte. Aber in Deutschland muß man jede neue Erscheinung erst wissenschaftlich und literarisch erörtern. Man schreibt dicke Bände, man hält stundenlange Vorträge, und das Resultat ist schließlich ein künstlicher Homunkulus, den man in Spiritus setzt, und über den sich die Gelehrten die Köpfe zerbrechen.

In unserer Zeit, in der die Schlagwörter so billig sind, daß man sie gleich buzenweise auf Abreißkalender druckt, möchte ich das bekannte Bonmot: „Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ auf Deutschland persiflieren, indem ich unser gutes Heimatland das Land der „äußerst begrenzten Möglichkeiten“ nenne. Außerst begrenzt, weil der Deutsche trotz aller verbrieften Rechte, die ihm

eine Konstitution und andere löbliche politische Einrichtungen zusichern, an allen Ecken und Ranten begrenzt und behindert wird. Und nicht zuletzt auch, weil er aus seiner Haut nicht herauskommen kann, und weil ihm sein Temperament Fesseln anlegt, die es ihm schwer wird, abzustreifen.

Auch aus der Reklame, die eine Begleiterscheinung der rapiden neuzeitigen Entwicklung ist, und die sich unserem Leben und unserem Empfinden aufgebrängt hat, wie viele andere unangenehme Geräusche und Bilder unserer Umgebung, hat der Deutsche sich bemüht geföhlt, mit seiner angeborenen Schwerfälligkeit eine Doktrin zu destillieren. Bis vor einem Jahrzehnt hatte sich nämlich bei uns kein Mensch darum gekümmert, wie Schulze oder Müller ihre Zichorien und ihre Zigaretten einem P. S. Publika anpriesen. Man hatte nicht das Bedürfnis dafür, weil man im allgemeinen bis zu diesem Zeitpunkt auf geschmackvolle und formvollendete Ausschmückung der Dinge, die wir im täglichen Leben trafen, herzlich wenig gab und es einzelnen Reichen überließ, künstlerisch zu empfinden.

Vor mehr als zehn Jahren fing die Gärung an. Man merkte mit einem Male, daß man in scheußlichen Zimmern wohnte, und es überfiel uns ein Uebelfein, wenn wir immer wieder die berüchtigten Muschelmöbel sahen; und allmählich versuchten einige Künstler, zu reformieren. In kurzen Strichen: Das künstlerische Plakat wurde für Deutschland geboren. Die Anregung kam von Paris, und wir jungen Akademiker beteten in München damals in den achtziger und neunziger Jahren zu Cheret als zu dem Maître d'Uffiche. Noch gab es bei uns keine Künstler, die wie in Paris oder London sich ernstlich mit einem Plakat beschäftigten. Man malte große Schinken und hielt es für eine besondere Gnade, wenn man sich so weit erniedrigte, einen Ritschfrauenkopf einer Kunstanstalt für teures Geld als Plakat zu überlassen. Mit der Gründung der „Jugend“ und des „Simplizissimus“ aber begann es. Und auch in Berlin erschien im Jahre 1896 ein Ausstellungsplakat an den Säulen, das

in jeder Weise revolutionär wirkte. In Parenthese: Für mich selbst ist dieses Plakat ein Sprungbrett geworden, denn ich entdeckte daran meine eigentliche Bestimmung, die Welt lächeln zu lassen. Es war dies das Gütterlinsche Hammerplakat für die Berliner Gewerbe-Ausstellung, das ich für die gleichzeitig im Wintergarten auftretenden FIVE SISTERS BARRISON in komischer Weise travestierte. Die Gerichtsverhandlung, die mit schwerem Geschütz damals auf mich losprokte, ist geradezu ein Symbol dafür, wie man in Deutschland Spaß verträgt, und wie man gleichzeitig für jedes Ding, ob bedeutend oder unbedeutend, den sogenannten tiefen sittlichen Ernst requiriert. Wir müssen auch an eine so leichte Angelegenheit, eine so für den Augenblick schillernde Seifenblase, wie es die moderne Reklame ist, mit der gewohnten Gründlichkeit und Schwere herangehen, und es ist uns nicht vergönnt, Kulturwerte zu schaffen, spielend mit bunten Steinchen wie lustige Kinder.

Im Gegenteil, wir schlagen ins Extrem und nennen alles, was nicht auf hohen Rothurnen herumläuft, was nicht tiefinnerlich ist und die seit altersher festgelegten Regeln des Schönheitsideals befolgt, häßlich und widerwärtig. Selbst heute noch, in der Zeit der Satire.

Und als ein „häßliches Uergerniß“ verfluchte Gombart vor einigen Wochen in dieser Zeitschrift die Reklame und tat sie in einen fürchterlichen Bann. Es ist in den letzten zehn Jahren so viel theoretische Sinte über die Reklame ausgesprochen worden, daß sie schon dadurch allein zu jenem häßlichen Uergerniß geworden sein mußte. Aber was wollen Sie, meine verehrten Herren Mitbürger? Warum finden Sie denn die Reklame so ekelhaft? Man muß sich mit den Dingen abfinden, die man nicht aus der Weltgeschichte wegrabieren kann. Oder glauben Sie, daß zum Beispiel das Telephongellengel, dessen Nützlichkeit und Kulturbewertung selbst Herr Gombart nicht abstreiten kann, einem sensiblen Neuzeitmenschen weniger auf die Nerven fällt als eine schlechte oder gute Unpreisung eines Likörs?

Mit Gombart sage ich: „Eines ist so ekelhaft wie das andere.“ An das Telephongeräusch haben wir uns endgültig gewöhnt. Wir haben uns auch an alle anderen Geräusche gewöhnt, die die moderne Technik und die dadurch hervorgebrachten Kulturwerte in den stillen Frieden der Natur hineinschreien. Unsere Kinder schon wissen gar nicht, daß es eine Großstadt gibt, wie Berlin zum Beispiel, in der nicht die elektrischen Drähte die Dächer und die Straßen wie in einem Spinnennetz umspannen, und wir selber, die wir damals über die Verschandelung außer uns waren, die die Hochbahn und die oberirdischen elektrischen Leitungen dem Straßenbild verursachten, haben uns damit abgefunden und sogar eine neue ästhetische Note darin entdeckt.

Die Reklame in Deutschland ist jung. Sie ist noch nicht aus den Kinderschuhen heraus und tappt noch auf ungelenken Beinen umher. Wir müssen dieses Kind der Moderne erziehen, aber es nicht mit dem Bade ausschütten. Und die Bestrebungen des neuen Kunstgewerbes sollen unbedingt der Industrie behilflich sein, ihre vorzüglichen Produktionen auch vorzüglich anzupreisen. Denn darüber sind wir uns wohl alle einig, daß es heutzutage ohne Reklame nicht mehr geht, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man über den volkswirtschaftlichen Vorzug und Nutzen der Reklame große Reden führte. Reklame und Kritik gehören eben zu unserem täglichen Brot, und es ist gar nicht auszudenken, welch einen paradiesischen Zustand das plötzliche Aussetzen dieser Kulturfaktoren hervorbringen würde. Das schönste Mundwasser, die herrlichsten Bilder könnten fabriziert und ausgestellt werden, und niemand hätte ein Interesse daran, außer den nahestehenden Freunden und Bekannten, diese Sachen zu kaufen oder zu betrachten. Und wir würden ein Leben der blöden Langeweile leben, wenn der Ehrgeiz und der Antrieb fehlen.

Ich möchte mich nicht mit Gombart auf eine volkswirtschaftliche Fehde einlassen. Sein Artikel hat daneben gehauen, das ist in schlichten Worten die Quintessenz aller Behauptungen, die in den letzten Wochen in

vielen Zeitungen mit mächtigem Phrasenbrimborium und mit alltäglichen Binsenwahrheiten aufgestellt worden sind. Wie ein tapferer Krieger hat er frohgemut gehauen und gegen Mühlen gekämpft — — —

Gombart ist leider zu sehr Kulturmensch. In diesem Falle wenigstens: leider. Heutzutage wird das Wort Kultur bei jeder Gelegenheit im Munde geführt. Was ist Kultur? Ist ein rauchender Fabriksschlot nicht ebenso wertvoll für unsere Kultur, wie die polierten Fingernägel oder die seidenen Unterbeinkleider eines Westenschnittästheten? Oder verlangen die Sensibilitätsmenschen, daß man den Fabriksschlot in Van de Velde'schen Wellenlinien baut und den Rauch durch einen großen Flacon Eau d'Espagne hindurchführt, damit er ihre Nerven nicht mit dem scheußlichen Kohlenbunt verlegt? Man kann auch nicht verlangen, daß man einen Schlachthügel mit modernem Buchschmutz garniert. Man kann überhaupt nicht unser heutiges Leben nur vom Standpunkt der höchsten Ästhetik und des feinsten Sinnenreizes betrachten, denn wir befinden uns alle in einer großen mächtigen Tretmühle, und wer nicht mittritt, wird totgetreten. Und die paar Leutchen, die den Rauch der Fabriksschloten nicht ertragen können oder die Schnapsplakate, müssen sich wie Schmetterlingspuppen in sich selbst zurückziehen oder mit zugehaltener Nase durch die Straßen gehen. Auch durch die Straßen der Großstadt, die ja für feineres Kulturleben sowieso verloren ist, wie Gombart sagt. Darf ich mir erlauben, den Kopf zu schütteln und zu fragen, welche Kulturen das platte Land hervorbringt, abgesehen von den Kartoffel- und Rübenkulturen, zu denen wir nur digerierende Beziehungen haben.

Gombart stellte sich zu sehr abseits vom Wege, seine Streiche mußten vorbeisaußen und konnten nicht treffen.

Nicht alle Streiche wenigstens. Man findet manches in dem Artikel Gombarts, was eine Berechtigung hat. Ich möchte fast sagen, wenn ich als bescheidener Feuilletonist und Karikaturist einer großen Leuchte der Wissenschaft gegenüber mich so ausdrücken dürfte:

Herr Professor Gombart hat nicht immer die richtige Wortfassung gefunden. Wir haben vielleicht dieselbe Empfindung und meinen dasselbe, und wir wollen das gleiche wie er.

Ich lese bei ihm den markanten Satz: Nachtköpfe und Bratheringe in Schönheit kaufen!

Natürlich hat er recht. Es ist widersinnig, einen Nachtkopf oder einen Brathering oder ein ähnliches für die gemeinsten Bedürfnisse des Menschen berechnetes Objekt in „Schönheit kaufen“ zu wollen, wie Gombart an anderer Stelle paraphrasiert. Es ist widersinnig, eine Reklame für Schuhwische künstlerisch in derselben Weise auszugestalten, wie die Anpreisung einer vornehmen Klavierfabrik. Und es wirkt direkt komisch, wenn man immer und immer wieder dem würdevollen Pathos begegnet, den der Deutsche benötigt, um für seine Bratheringe in die Reklameposaune zu blasen.

Unsere heutigen Beziehungen zwischen Kunst und Reklame sind schlaff geworden. Nicht äußerlich, denn zu keiner Zeit stand die Kunst in so unbedingtem Dienst der Industrie, wie heute. Aber das junge frische Reiz, das vor zehn Jahren auf den alten Stamm der „hohen Kunst“ okuliert wurde, bringt keine neuen Knospen mehr hervor. Auch die Reklamekunst ist, wie alles bei uns in Deutschland, heute schon Altschnee geworden und erstarrt in den ihr von einigen Führern seinerzeit vorgeschriebenen Gesetzen.

Unser Unglück ist unsere Vorliebe für das Pathos. Vor mehr als zehn Jahren schrieb man nach einer Reorganisation des Plakats. Man jauchzte über die lustigen, frischen französischen Affichen, freute sich über die verb-komischen englischen und amerikanischen Posters und klagte über die entsetzlichen Allegorien, mit denen unsere Kaufleute ihre Waren anpriesen. Der sentimentale Deutsche glaubt natürlich, seine Familiensofaempfindung auch in sein Kontor hinübernehmen zu müssen, und sein Delirium-Kunstverständnis war gerade

gut genug, um dem fabrizierten Artikel ein Geleitbild mitzugeben.

Wir Jüngeren hatten es damals sehr schwer. Aber unserer Kraft und unserem unverwundlichen Humor gelang es, die große Bresche in die chinesische Mauer zu schlagen, mit der sich die Kaufmannschaft umgeben hatte.

Recht hat Gombart: Humor im Dienste der Reklame, das heißt, Humor in Verbindung mit der Kunst. Wo sind wir heute? Nachdem der Kaufmann einige Jahre lang es sich hat schmunkelnd gefallen lassen, daß man seine Hosenträger an der Anschlagssäule verulkte und gerade durch diesen Akt das Publikum zwang, sich die Marke und den Namen im Gedächtnis zu behalten, besinnt sich derselbe Kaufmann plötzlich darauf, daß seine verehrten Hosenträger doch ein zu hehres und heiliges Objekt wären, als daß sie durch einen Witz profaniert werden könnten. Und mit dem ihm erbeigekommenen Pathos sucht er nach einer Ausdrucksweise, die diesem Witz gerade entgegengesetzt ist. Die lieben alten Allegorien, die süßen Gretchen und die ernsten Brunhilden verschwanden, und die sezeptionistisch frisierten Seerosenfräuleins traten in die Erscheinung, und wildblickende Sphinxen und Ueberweiber müssen sich dazu hergeben, um in die Welt hinauszuposaunen, daß Meherz Ruhm ist der beste ist.

Kunst und Reklame sind heute eng miteinander verbunden. Die Seerosenfräuleins und die Sphinxen sind in den meisten Fällen von Künstlerhand hergestellt, und man merkt, daß die letzten zehn Jahre eine gute Reklamekunstschule hervorgebracht haben. Aber der Humor, meine Herren! Wo bleibt der Humor? Man sagt von mir, daß ich über eine kleine Dosis davon verfüge. Ich möchte aus der Schule plaudern und es an dieser Stelle offenbaren, daß man es mir oft sauer genug gemacht hat im Laufe meiner langen Tätigkeit als Plakatmaler, meinen Humor zu behalten, sowohl als Mensch, wie auch auf den Plakaten selbst. Es ist äußerst schwer, den deutschen Kaufmann davon zu überzeugen, daß ein Witz mehr wirkt wie das schönste Bild. Und wenn

man heute keine Plakate mehr von mir sieht, so liegt der Grund darin, daß nicht mir der Humor ausgegangen ist, sondern unserer deutschen Kaufmannschaft. Augenblicklich ist es öde an den Anschlagssäulen (nicht, weil von mir keine Plakate dort zu sehen sind, denn ich freue mich stets, wenn ich auch bei anderen Witze entdecke). Von den Plakaten und aus den Inseraten blickt eine festgefrorene Pathetik auf die Vorübergehenden, und wenn nicht irgendeine geschmackvolle, gutkomponierte Schrift hervorsteht, kümmert sich kein Mensch um alle diese roten, blauen, grünen, weißen und gelben Flecken, denn es ist nichts dabei, was das Publikum hypnotisiert, oder was ihnen in die Augen springt. Ein Witz, eine Dummheit, eine Frechheit meinetwegen veranlaßt uns, wenn wir mit der Elektrischen oder im Automobil vorüberfahren, einen Augenblick unsere Blicke auf die Säule zu werfen. Wir haben keine Zeit, uns mit der Ergründung des tiefen Sinnes zu beschäftigen, den ein geistvoller Kunstmaler mit krausen Linien und subtilem Farbenempfinden uns orakelt, damit wir nach einer Stunde darauf kommen können, daß die Schreibmaschine aus der Fabrik des Herrn Soundso eine sichtbare Schrift hat. Ein geradezu klassisches Beispiel für diese Kunstreklamepathetik hat die Wiener Sezession geliefert mit ihrer Werkstättenästhetik, die so kulturell ist, daß sie für das Weitergehen der Kultur überflüssig erscheint. Was nützt uns die Kunst im Dienste der Reklame, wenn sie nicht praktische Dienste erweist. Was nützen uns künstlerische Plakate, wenn sie kein Mensch lesen kann. Und deshalb bin ich dafür, daß sämtliche Verbände deutscher Kaufleute einen Kongreß zusammenrufen und eine Resolution aufnehmen, man sollte unseren guten Humor wieder in sein Recht einsetzen. Ich will ihnen ein Heer von jungen und älteren Malern zusammenbringen mit gutem Können und Talent.

Aber ich möchte nicht, daß es meinen Kollegen ebenso geht, wie mir viele Jahre hindurch, da ich jedesmal, wenn ich dem Verleger einer großen Berliner Zeitung die Skizzen

zu dem Monatsplakat brachte, grausame Kämpfe ausfechten mußte. Ich socht für den Humor, und er konnte sich trotz der Erfolge, die die vorhergehenden Plakate hatten, von der bei ihm im tiefen Innern schlummernden Liebe für das sogenannte „Schöne“ nicht losmachen.

Die Kunstmaler werden Herrn Sombart keine Zustimmung und Dankadresse übersenden für die lobenswerte Erwähnung, die er ihrer getan. Sombart verkennet vollständig die Verhältnisse. Was ist heutzutage ein Kunstmaler, einer, der Selbstbilder malt und im günstigsten Falle jedes Jahr ein Bild auf der Ausstellung hat? Ein Kunstmaler ist heut noch ein größerer Luxusartikel, wie er es früher gewesen ist, denn früher brauchte man ihn wenigstens noch zum Porträtieren und zu Gesellschaftsdekorationen. Heute, wo die Porträtphotographie eine unerhörte Höhe erreicht hat und ein Kerl, der einen Aeroplan steuert, oder ein anderer Kerl, der auf einem 120 PS. Auto durch die Wüste Gobi gefahren ist, von der Gesellschaft höher eingeschätzt wird als ein akademischer Kunstmaler mit sechs goldenen Medaillen, hat dieser selbe Kunstmaler natürlich mit Freuden sich auf das Feld zurückgezogen, das ihm die Industrie eröffnet hat. Und es ist kein trauriges Zeichen der Zeit, wenn arme, hungernde Künstler (ich variere Sombart) ihr Können gegen kargen Lohn einem beliebigen Insektenpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, nur ist es nicht immer nötig, daß dieses Insektenpulver in Schönheit angepriesen wird, denn der betreffende Fabrikant kann unmöglich von uns verlangen, daß wir seine Wanzen, Schwaben und Flöhe auch in Schönheit sterben lassen.

Mit der Kunst im Dienste der Reklame ist es nichts, resigniert Sombart. Eine zehnjährige Praxis widerlegt diese Behauptung. Oder sollte sie auch nur eins von den vielen Schlagwörtern sein, ohne die wir Zeitgenossen nun doch einmal nicht mehr auskommen können?

Edmund Edel.

Umoßlauf.

„Reklame“ ist der Titel eines Artikels, den Professor Werner Sombart in der zehnten Nummer dieser Zeitung veröffentlicht hat. Ein Artikel, der nicht, wie es begreiflich wäre, die Auswüchse der Reklame, sondern die Reklame selbst, in jeder Form, als etwas Widerwärtiges perhorresziert. Und darin gipfelt, den Leuten vom Bau, zur Veredlung ihrer Reklame durch „Humor“, amerikanische Beispiele zu empfehlen, die allerdings die Sombartsche Bezeichnung „ekelhaft“ vollauf verdienen.

Growald als Reklame-Sachverständiger im *Plutus*, Eugenheim als erfahrener Reklame-Verbraucher, im *Berliner Tageblatt*, haben Sombarts reklamefeindliche Thesen mit klarer, einleuchtender Logik widerlegt. Tag vor Tag erscheinen in Zeitungen und Wochenschriften scharfe Artikel wider den Handelshochschul-Professor, der gegen unvermeidliche Erscheinungsformen des Handels im Umoßlauf anstürmt.

Daß die äußerst geschickte Geschäftsführung des Morgenverlags — ungeachtet der nahen Beziehungen zu Sombart — sich einfach auf den Standpunkt stellt: „soll schon eine vielleicht interessante Polemik entbrennen, so soll sie bei uns abgedruckt werden,“ beweist auf neue das Propagandaverständnis dieses Verlages, der, seit Bestehen des Blattes, durch originelle, vornehme Reklameideen für den „Morgen“ wirkte und dessen geschmackvolles Portefeuille, für jeden Empfänger mit seinen eigenen Initialen geprägt, gewiß auch Herr Sombart auf dem sozial empfindenden Herzen trägt.

Ungeachtet so intensiver Reklametätigkeit des Blattes, die doch dem Herausgeber Sombart nicht verborgen bleiben konnte, ist es doppelt unverständlich, wie er sich entschließen konnte, einen sachlich so unzutreffenden Artikel in dieser — seien wir doch ehrlich — schwer um ihren Inseratenteil (lies: Rentabilität) kämpfenden Zeitschrift zu veröffentlichen. Der Artikel erschien unmittelbar nach dem durch die „Augur“ angeregten Artikel „Ausstellung“. Auf den mir, als dem Nächstbeteiligten, nicht einzugehen

ziemt, obgleich Sombarts Meinungen auch darüber vielfach angreifbar sind. — Die „Augur“, eine Ausstellung, umfassend Geschäftsausstattung und Reklame, mußte selbstverständlich die Verwendung der Reklame in jeder nur denkbaren Form zeigen. Daß solche Schreckenslampe des Rüstzeugs unserer modernen Propagandisten, in ihrer Häufung der ausgeflügeltsten Reklameeffekte, auf ein „unverdorbenes Gemüt“ erschütternd wirken kann, ist denkbar. Denkbar aber auch, daß dieser Eindruck Herrn Sombart den Anstoß gab zu seinem Artikel „Reklame“. Der hier zur Diskussion steht.

Mögen andere — und sie werden es tun — die handgreiflich falschen Ansichten richtigstellen, die Sombart in seinem Artikel über die „Reklame“ niedergelegt hat. Passagen wie diese: „Die Kunst im Dienste der Reklame ist eine der vielen gründlichen Verwirrungen unserer Kultur“ braucht man nur niedriger zu hängen. Sie widerlegen sich selbst, für jeden Gebildeten, der die Leistungen eines Chéret, Toulouse-Lautrec, Beggartaff, Chappiello, Klinger, Christophe, Bernhard im Dienste der Propaganda zu würdigen versteht.

Ebensowenig wird man Sombart glauben, daß jeder, der Reklame mache, etwas Ekelhaftes tue, bewußt die Absicht habe, anderer Leistungen herabzusehen. Hat z. B. Herr Sombart diese Absicht, wenn er, fast in jedem seiner Bücher, immer wieder auf seine anderen Werke empfehlend hinweist? — Z. B. in „Das Proletariat“ S. 57 „Das weitere siehe in meinem „Modernen Kapitalismus“ Band I, S. 118 ff. Oder in „Gewerbewesen“ II, S. 28, S. 30, S. 61? — Überall finden sich derartige Hinweise auf andere Sombartsche Bücher. Der Verfasser denkt gar nicht daran, seinen Leser auf die Werke anderer Schriftsteller über analoge Themen hinzuweisen, er empfiehlt das, was er schreibt. Und niemand kann's ihm verdenken. Aber Reklame ist's doch! Genau als wenn das Seidenhaus dem verkauften Seidenkleid eine Empfehlung für Futterstoff beifügt, den die Käuferin der Seide ebenso nötig haben muß, wie der Lernbegierige, der sich über Gewerbe-

wesen orientieren will, die Grundlage der Kapitalfragen braucht. — Wir sind allesamt hübsch laßbare Esel und Eselinnen, sagt Nietzsche.

Ganz unverkennbar hat sich, in den letzten Jahren, ein Streben nach Verfeinerung der Reklame bemerkbar gemacht. Wortkunst und Bildkunst gehen Hand in Hand, um alles Rohe auszumergen. Und intensiver als die Zeitungen aller anderen Nationen lassen die deutschen Zeitungen — um nur von der Inseratreklame zu reden — das Bestreben erkennen, den geschmacklichen Standard der Reklame auf ein höheres Niveau zu bringen. Sogar der Schuhmann wirkt dabei als Kulturfaktor: wo Einer wagt, in seinen Anpreisungen, über das Maß des Zulässigen hinauszugehen, beken ihm die wirtschaftlichen Interessentenverbände den Staatsanwalt auf den Hals, sofern die Mittel der Selbsthilfe nicht ausreichen. So radikales Vorgehen hat mählich dazu geführt, daß kein Land so sehr den Ruf der Reellität für seine Geschäfte genießt, wie gerade Deutschland (und in Deutschland wieder Berlin). Es ist Herrn Gombart vielleicht nicht bekannt, daß beispielsweise die überaus mißtrauischen Russen, seit einigen Jahren, zum großen Teil nicht mehr in Paris, wo man ihrem Feilschen mit „Fremdenpreisen“ begegnete, sondern in Berlin ihre Einkäufe machen, wo sie reelle feste Preise vorfinden.

Hier aber ist der Punkt, wo ich mich mit Herrn Werner Gombart, Professor der Volkswirtschaft an der Handelshochschule Berlin, treffe, um ihm zu sagen, daß er schweres Unrecht begeht, dem deutschen Handel in den Rücken zu fallen, mit einem Artikel, den vielleicht die Impression der von mir geleiteten Augur mit ihrer Reklamehäufung verschuldet (ehrlicher kann man doch nicht sein!), vielleicht aber auch nur der Hunger der Rotationspresse ausgelöst hat.

Napoleon sagt einmal: „Es ist etwas Erstaunliches um die Macht der Worte auf die Menschen! — Die Fürsten sollten stets recht auf ihre Worte acht geben!“ Das trifft nicht nur die Fürsten von Gottes Gnaden, sondern mehr noch die Fürsten von Geistes Gnaden, zu denen man einen Mann wie den Autor des „Modernen Kapitalismus“ wohl auch

rechnet, ohne daß ihn meine Winzigkeit so bezeichnet.

Wo aber bleiben unsere, der strebenden Kaufleute, Bemühungen, den Kollegen Ehrbewußtsein, Stolz und Reellität einzuimpfen, wenn ein Mann, der die Handelswissenschaften zu lehren berufen ist, all unser geschäftliches Bemühen ums liebe Brot glattweg als etwas Verächtliches bezeichnet. Von den „häßlichen Vorgängen der Bedarfsdeckung“ spricht, der doch jeder Kaufmann dient. „Urmelausreißgeschäfte nennt der Volksmund diese Art Läden,“ schreibt Professor Gombart von Breslauer Mühlenbammern und fährt fort: „auf dasselbe aber, was hier in roher handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles moderne Geschäftsgebaren hinaus“. Vom Sumpffang, auf den die reklamemachenden Geschäfte ausgehen, schreibt er, als ob wir alle Schwindler seien, wie sie in der von Herrn Gombart über den grünen Klee gelobten Zeit der „friedlichen Genügsamkeit“ mit der Reklametrommel auf die Jahrmärkte zogen.

Wir haben, das kann sich Herr Gombart von jedem Kaufmann bestätigen lassen, denn doch mit verteuelt anderen Zuständen zu rechnen, als mit dem „gesättigten Dasein“ früherer Epochen. Wenn man, wie Herr Gombart, zugibt, daß, gleichviel aus welchen unabänderlichen Ursachen, ein scharfer Konkurrenzkampf besteht, so sollte man doch nicht über die Maßnahmen greifen, die daraus resultieren. Der Aesthet in Herrn Gombart schlägt den Volkswirt tot, dem es doch eine Freude sein muß, zu sehen, wie die Schwerkämpfenden Kopf und Hände anstrengen, um nicht dem wirtschaftlichen Ruin zu verfallen.

In allen Repliken, die der Gombartsche Artikel bisher herausgefordert hat, ist gesagt worden, daß uns die Privatmeinung des Herrn Gombart schließlich gleichgültig sein könne, die Tatsache, daß er Handelshochschuldozent sei, kompliziere die Angelegenheit. Das stimmt. Und trifft für den Gesichtswinkel, unter dem ich den Gombartischen Artikel betrachte, leider ganz besonders zu:

Söhne von Kaufleuten sind die meisten der Handelshochschüler, vor denen Professor Gombart über Volkswirtschaft liest.

Mancher von diesen, die längst schon das Korpsband trügen, wenn nicht Professor Jastrow's fluge Einsicht wachte, spricht verächtlich genug von seinem alten Herrn, dem Roosmich. Und fühlt sich klein gegen die Collegas von den anderen Fakultäten, weil er selbst ebenfalls Roosmich werden soll. — Einer überragenden Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Gombart werden all ihre Aeußerungen von den weniger

skeptischen jungen Hörern, nicht nur dem Wortlaut nach geglaubt, sondern auch nachgeschwagt. — Ich kann mir kaum denken, daß der Artikel über „Reklame“, eine Disziplin, die ohnehin an der Handelshochschule nicht gelesen wird, wesentlich dazu beigetragen habe, in den dereinstigen Kaufleuten die Wertschätzung ihres zukünftigen Berufes erheblich zu steigern.

Arthur Jacoby.

Der gekündigte Heine.

Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
unverändert ewig wahr?
Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wie Träumerein,
und die Herzen, die vergessen,
und die Augen schlafen ein.

Heinrich Heine.

Ausgehauen in Marmorsteine,
von der Kaiserin gestiftet,
steht der Dichter Heinrich Heine,
über den die Welt sich gilstet.
Steht in Korfu auf der Insel,
— ringsherum das Meer ist weit —,
und belächelt das Gewinsel
derer von der Eitlichkeit.
Das verehrende Getriebe
kennt er dabei auf ein Haar:
Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!

Häuser wechseln die Gebieter,
manchesmal, zumeist im Venz.
Also zieht ein neuer Mieter
in Achilleus' Residenz.
Läßt mit Farben und Tapeten
alles Alte überziehen,
und räumt auf mit Pletäten;
denn der Herr ist aus Berlin.
„Über schont bei dem Geschlebe
Heine!“ fleht die Jungfraunschar. —
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
unverändert ewig wahr?

Dieser Dichter hat gekündigt,
jede Tugend schwer verletzt.
Dieserhalb wird ihm gekündigt,
wird er an die Luft gesetzt.
Er mißfällt dem neuen Mieter.
Was er schrieb, ist für die Rag,
gottlos obendrein. Drum zieht er
und macht einem Tempel Plag.
Kränze, Maid, mit grünen Kressen
noch einmal den Marmorstein.
Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wie Träumerein.

Und dein zärtlich Herz versenk mal
in die Romanzero-Strophen,
und dann frag dich: Paßt sein Denkmal
für den Blick der Schloßplatzjosen?
Da, wo Kriegsgeschütze brollern,
und Hurrah! dröhnt in den Ohren,
im Korfu der Hohenzollern,
da hat Heine nichts verloren . . .
Leg dich nach dem Abendessen
still zu Bett, mein Mägdelein,
und die Herzen, die vergessen,
und die Augen schlafen ein.

J. Diot.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Wirtenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestrasse 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverleiher und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muthers / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muthers / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 20

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

15. Mai 1908

Schimmerndes Glend.

Die Amüsirbude am Königsplatz hat ihre Thore wieder verriegelt und die Reichsstipendiaten ruhen, fern dem Lasterpfuhl sündensicher Weltstadtsodomiter, wieder im Kreise der Trauten, von denen die Weihe kam. Ruhen von strapaziöser Arbeit, die auch robuster Männer Kräfte im Lauf langer Monde zehrend verbraucht. Hat je ein Reichstag so fleißig wie der letzte gearbeitet? Mit mehr Geschick allen Hemmnissen getrozt? Sich williger der nationalen Pflicht einer Bewilligungsmaschine unterworfen? Keiner. Keiner freilich auch so würdelos auf jede selbständige Regung, jeden eigenen Willen verzichtet; so jämmerlich rückgratlos sich nach oben hin genommen. Das macht: der Block ist da; und soll da bleiben, solange es dem verantwortlichen Lenker deutscher Geschichte gefällt und das tapfere, mit Freisinnssphrasen drapierte Grisettenterzett mit den von der rechten, der besseren Hälfte des dem Politiker, Ethiker und Aestheten gleich widerwärtigen Blockgebildes gezahlten Gagen zufrieden ist. Wie lange das dauern wird, ist nicht zu errechnen, seit unter der Goldlaterne von strebsamen Knaben die Prostitution von Parteiprinzipien zum politischen Befähigungsnachweis umgelogen wird. Ahnt man im Lande, wie trostlos es in dieser Kammer aussieht, der würdelosesten, die je innerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle getagt und genachtet hat? Daß Mitglieder seufzend früherer, gewiß nicht allzu ruhmvoller Jahre gedenken und mit glaubhaft klingender Aufrichtigkeit versichern, man schäme sich fast, dieser erlauchten Gesellschaft von Bewilligungsschwärmern anzugehören? Daß jeder Oppositionsversuch mit scharfem Wort verurtheilt, wie persönliche Anfeindung behandelt wird? Daß jeder Versuch, die Initiativbefugnis Wirklichkeit werden zu lassen, von der Regierung Aufklärung über unliebsame Zwischenfälle zu verlangen, vom Chorus der Ehrenwerthen abgelehnt wird? Daß das Auswärtige zum Noli me tangere gemacht wird und, mag das Unglaublichste auch Ereigniß werden, mit keinem Wort im Reichstag gestreift werden darf? Nur die Wenigsten wissen; erfahren, was hinter den Coulissen, in den Parteizimmern vorgeht. Und die Presse, auch wenn sie Bescheid weiß, schweigt. Natürlich; sie hat Ordre zu pariren, sonst entziehen ihr die Parteibonzen die Informationen oder senden sie dem Konkurrenten von nebenan. Kommt's gar zu dick, sorgt man ein, zwei Tage für Staubwolken (für die Augen des

lieben Lesers), marschirt am Ende aber mit durch Dick und Dünn, ohne zu fragen, was daraus kommt, und denkt: wenns nicht mehr frommt, wird Müller-Meinungen schon winken.

Von Allem, was uns dieß Frühjahr bescheert, hat nichts im Reichstag ein Echo gefunden. Warß der Rede nicht werth? Der Brief an Tweedmouth wurde veröffentlicht: still, der Kanzler spricht; oh stört ihn nicht. Und im Grunde warß ja auch nur eine Schandthat der Times (die freilich einen sehr unfreundlichen Brief Edwards ins Berliner Schloß und den ersten Flottenlord von seinem Sitz geweht hat). Die fatale Tower-Hill-Geschichte kam. Eine Interpellation? Zum Ausdruck bringen, daß man mit der Sache auch bei uns unzufrieden ist, und den Amerikanern zeigen, daß man im Parlament nicht jede That unseres regierenden Herrn mit der stillen Ehrfurcht des sich seiner Beschränktheit bewußten Unterthanenverstandes betrachtet? Niemand fällt es ein; sogar die Sozi lehnen den Vorschlag, der Aehnliches wollte, in einer Fraktionsfikung mit Stimmenmehrheit ab. Wozu sich erst die Arbeit machen. Der Bloß erdroßelt ja doch jede Diskussion, und jede Anfrage bringt ein Odium. Und der vom Kanzler so innige geliebte Gallust hat schon gesagt: frustra autem niti neque aliud se fatigando nisi odium quaerere extremae dementiae est. Ueberdieß wird man die beschämende Empfindung nicht los, harmlose Märchen anstatt Wahrheiten zu hören. In der Commission warß ja deutlich genug zu sehen. Da wird von dem neugierigen Mathias Erzberger über unsre Marokkopolitik gesprochen und, mit Tardieus Buch über die Konferenz unterm Arm, über verschiedene Dinge um Aufschluß ersucht. Herr von Schön gleitet über alles Wesentliche weg und behauptet, Herr Tardieu wäre nicht zuverlässig, wäre in den „Grenzboten“ längst widerlegt. Er weiß das Gegentheil genau, weiß, daß das dumme Zeug, das die Wilhelmsträßler in die „Grenzboten“ schmuggeln ließen, die von Tardieu erzählten Thatsachen nicht zu erschüttern vermögen. Thut nichts: Gewöhnlich glaubt ein M. d. R., wenn es nur Worte hört. Und der in Petersburg von Lamßdorff so schön behandelte Herr läßtß denn auch an Worten nie fehlen. (Daß er besser als Herr von Tschirschky reden kann, ist bisher der einzige erkennbare Zug, der ihn von seinem Vorgänger unterscheidet; doch genügt er, seinem Wirken Dauer zu sichern, was draußen auch geschehen möge. Und daß er nicht geht, solange der Kanzler bleibt, ist ihm nicht zu verargen.) Venedig, Corfu, Wien, Balkan, Nord- und Ostseeabkommen: interessirtß jemand? Keine Seele. Wir haben Wichtigeres zu thun. Wir: das heißt die hohen Herrn vom Bundesrath und die vom Volk ins Parterre geschickten Cucoloi. Man muß mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß von den Pensionierungen der Herren Lynar (dem man die Pension neulich ins Gefängniß nachgeschickt hat) und Hohenau (über den der Ehrenrath seinen Spruch jetzt wiederholen sollte; er fände gewiß besseres Gehör) geredet wird, und Herrn Paasche zur Revocation zwingen. Das ist der „eiserne Besen“ des Herrn von Einem. Muß den unbequemen Fragern ausweichen, die vom Kriegsministerium über die Natur seiner Beziehungen zu den Firmen Krupp und Löwe, zwei interessante Kapitel, gern etwas hörten. Muß dafür sorgen, daß das hohe Haus bei Zeiten günstig für die Kronotation gestimmt wird, die das Reich jährlich bloß mit fünfzehn Millionen Mark belasten soll. (Das fehlte noch. Hoffentlich bleiben die Souveräne dießmal fest und lassen Bayern nicht im Stich. Istß nicht genug, daß Posadowsky, den uns Herr von Bethmann-Hollweg täglich theurer macht, mit über diese Ausgeburt höfischer Gefügigkeit gestolpert ist? Sorgt diesen Knabenplan ein, ehe er Erörterungen erzwingt, die für verwöhnte Ohren nicht lieblich klingen, leicht aber einem Kanzler den Hals brechen können). Das sind die Sorgen, die unsere Regierenden bedrücken. Die vom Volk

Erfohrenen kennen, soweit sie im Regierungchorus blöten, nur eine: die Furcht, daß Centrum könne wieder regierungsfähig werden, huscht in jedem kritischen Moment als schwarzes Gespenst durch den Saal und scheucht aus jedes nationalen Mannes Gemüth jedes Dissidentengelüste. Haben wirs nicht herrlich weit gebracht? Die Angst als wirksamster Motor und Gestalter unserer Gesetzgebung: so klein hat geendet, was so groß begann. Wenns nämlich groß kann heißen, daß ein von Strupeln nie zermartertes Gehirn, nach einem tiefen Blick in des unfähigen Vorgängers Akten, die Stimmung des bis dahin ungnädigen Herrn erspäht und zu nutzen versteht. Einen fast beispiellos unehrlichen Kampf mit fast beispiellos unehrlichen Mitteln zu kämpfen sucht, um nach Jahresfrist die Politik der in die Reichsacht verschrieenen Partei wieder aufzunehmen, wenns die Conjunktur verlangt und der durchlauchtige Mitkämpfer unter dem Blockjoch schwigt. Es ist im Deutschen Reich noch Mancher, der Beträchtlicheres geleistet hat, als anhero dies von Fortunens Laune gehätschelte Wesen, daß in so kurzer Frist, wie keines je vor ihm, die Gnadensonne bräunte. Bänker erst, dann, über Nacht, Wirkliche geheime Excellenz, Staatssekretär, Rother Adler zweiter, jetzt Kronenorden erster Klasse. All Heil! Bald wird im Kapitel des Schwarzen Adlers ja wohl ein Sitz frei: und die Kette vermiß ich längst um seinen Hals . . .

Eine hübsche Entgleisung. Eigentlich wollte ich von auswärtiger Politik heute ein Bißchen reden, von den großen Erträgen, die uns die letzten Monate gebracht, und vom bald zu erhoffenden Dividendensegen. Damit ist nun zu spät, und für einen kurzen Blick übers Gelände nur bleibt uns noch Raum und Zeit. Auch wer auf Erfreuliches längst nicht mehr hofft, wird, fürchte ich, noch Enttäuschungen finden. Ueber Marokko weiß, außer dem Reichstag, nun jeder Bescheid. „Die Souveränität des Sultans (Abdul Asis, Herr Kanzler) und die Unabhängigkeit des Landes ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit.“ Ort der Handlung: Tanger; Redner: Wilhelm der Zweite; Zeit: letzter Märztag 1905. Heute: die Unabhängigkeit des Landes existiert nicht mehr; Schritt vor Schritt geht Frankreich vor, wir empfangen die Gesandten Muley Hafids und spielen amtlich die ernsthaft Korrekten. „Wenn wir, sagte der ältere Pitt, uns vor der schmerzlichen Wahl finden, Krieg zu führen oder unsre Grundsätze zu verleugnen, scheint mir der Krieg unabweißliche Pflicht. Denn ein Friede, den wir durch Preisgabe unsrer Grundsätze erkaufen, ist unsicher, zweifelhaft und bleibt ewiger Gefährdung durch erneute Beleidigung und Zumuthung ausgesetzt.“ Wer achtet bei uns noch so alter Lehre? Doch Leuten nur, denen sogar die Kreuzzeitung ihre reaktionäre Gesinnung bescheinigt. Inzwischen geht, wie zu der glorreichen Zeit von Algeciras, der Kaiser wieder seine eigenen Wege, und der Tempel heult, nach der Enttäuschten Art, empört übers Grenzland, weil er das amtliche Berlin auf anderen findet. Die Herrn am Quay d'Orsay aber lassen der Welt verkünden, daß eine neue Epoche im Kampf uns Scherifenreich begonnen habe; in schlichterem Deutsch: man redt von Algier aus hinter dem Atlas herum die Hand nach der atlantischen Küste. Beliebt dem braunen Gesindel dann noch Schwierigkeiten zu machen, sagt man sie von hinten und vorn, treibt sie in die wilden Schluchten des Atlas und überläßt das Weitere dann dem mächtigsten Günstiger rebellischer Scharen: dem Hunger. So steht im Westen um die Anhänger des Propheten. Zielen auch über die im Osten schon die Würfel? Manches spricht für den Glauben. Die Offiziösen sind schweigsam geworden, zwischen England und Rußland herrscht tiefer Friede und mit keinem Wort, keiner Geste verräth, trotz der ihm vielleicht günstigen Unruhen, der Moskoviter Riese das so oft schon entschleierte Gelüsten nach den Reichthümern Indiens; an der Donau und an der

Seine, an Nema und Themse bleibt Alles still, wenn Viktor Emmanuel seine ganze Flotte mobilisirt, um der Türkei ein paar Postämter abzutrocknen. (Denkt euch einmal, Deutschland handelte so, um vom Padischah irgend eine Konzession zu erpressen. Nicht auszudenken. Eines Orientalen Phantasie gehörte dazu, uns den Hagel von Schimpf und Drohung, die Brandung der Leidenschaften zu schildern, die uns ins Land drängen und um die Grenzen toben. Von London aus würde die gesittete Welt zum Kampf aufgerufen wider die Barbarentücke, die an die heiligsten Geseze des Völkerrechts zu tasten wagte; nicht erst zu reden von dem, was an lieblichen Melodien über die Alpen flänge. Jetzt? Der Kanzlerkandidat am Bosphorus soll mit allem Nachdruck für die italienische Forderung eingetreten sein, und der Herr Kanzler sagt Freund Tommaso, wie sympathisch ihn das thatkräftige Vorgehen berühre.) Und derselbe Vittorio sendet, während seine Flotte kreuzt, dem alten Franz Joseph ein herzliches Telegramm, das mit keinem Ton an die frostige Antwort erinnert, die vor zwei Jahren auf die in der deutschen Botschaft entstandene Zweikaiserdepesche kam. Nur die paar Worte heute; (Vom allgemeinen Status wird ohnedies noch zu reden sein).

Und als Epilog noch den Hinweis, daß aus Nordost diesmal die schlimmste Kunde kam, in nicht zu ferner Zeit vielleicht ernstes Ungemach dreht. Während auf Corfu, zu Wedels Schmerz, ein Vermögen draufging, saß Eduard in Kopenhagen, und Nikolaus tauschte herzliche Worte mit dem Schweden, dessen zweiter Sohn eine Cousine des Zaren nach Hause führt. Herzliche Worte, die mit der viel beschwachten Niederlage, die sich Rußland in der Frage einer Befestigung der Alandinseln geholt haben sollte, recht schlecht zusammenstimmen. Die Bagatelle, die ein unfähiger Politiker zu einer Sensation aufzubauschen suchte, hat auch nie diplomatisch ernsthafte Behandlung erfahren und der Sinn und Werth des Ostseeabkommens (ein Abkommen, das englische Minister unmöglich machte) liegt auf einem Gebiet, das ich nicht gern berühre. Daß es eine glänzende That unserer Diplomatie ist (Herr von Schön hat sich schon mit lauten, allzu lauten Worten bescheinigen lassen) leidet keinen Zweifel, wenn man die Offiziösen und solche, die es gern sein möchten, hört. In Wahrheit ist es eine Riesendummheit. Vor einigen Monaten las man, daß der Chef des französischen Stabes in Petersburg gewesen sei und mit großer Beruhigung die Heimreise angetreten habe. Vor ein paar Wochen hatte Petersburg wiederum den Besuch eines fremden Militärs. Der englische Generalmajor Sir Byron M. Hamilton war da. Die Reise und ihr Zweck blieben geheim und in die Presse kam kurz nachher die Meldung, der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch sei zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee ernannt worden. Nur Daß. Sir Hamilton fuhr nach Hause, nahm seinen Weg dabei aber über Berlin. Er war vierundzwanzig Stunden in tiefstem Inkognito hier und setzte keinen Fuß vor das Hotel; lehnte auch alle Besichtigungsvorschläge ab. In Petersburg aber gehen merkwürdige Dinge vor. Die ganze Armeeeintheilung wird geändert, und die bisher ungefüge Masse soll nach dem Armeekorpschema gegliedert werden; eine Maßregel, die einer halben Mobilisation gleichkommt, sich nur gegen uns richten kann und die Mobilisationszeit um fünfzig Prozent kürzt. Stellt daneben, daß ein gemeinschaftlicher englisch-französischer Operationsplan längst schon fertig vorliegt! Heiter, nicht wahr? Und bei solchen Aspekten garantieren wir die Unthätigkeit unserer Flotte in der Ostsee, zu einer Zeit, da Rußland sich mächtig zu Lande rüstet und keinen brauchbaren Rahn auf dem Wasserspiegel hat. Daß Tischgespräch zwischen Eduard und Nikolaus wird sicher sehr lustig werden. Doch die Dinge, die hier vorgehen, haben ein verdammt ernstes Gesicht, und uns bleibt vorläufig als einziger Trost die Hoffnung, daß man in der Wilhelmstraße und am Königsplatz Bescheid weiß und die Zusammenhänge kennt. Karl Schnitzler.

Was wird aus der Bagdadbahn?

Sechs Jahre sind kürzlich verflossen, seit am 21. Januar 1902 durch ein Erlaß des Sultans dem von der Deutschen Bank geleiteten Konsortium die Konzession zur Erbauung der „Bagdadbahn“ erteilt wurde. Den Ausgangspunkt des Bahnbaues bildete damals die fern von der Küste im Süden von Klein-Asien gelegene Stadt Konia. Der Endpunkt der zum Ausbau überwiegenen Bahnstrecke sollte an einem Orte an der Küste des Persischen Golfs liegen. Der Ausbau dieser nahezu 2300 km langen Bahnlinie sollte im Verlaufe von 8 Jahren — auf so lange lautet die Konzession — vollendet werden. So weit verstiegen sich die Pläne der türkischen Regierung und der Bauunternehmer damals! Und heute? Heute, nach Verlaufe von 6 Jahren, ist nur die erste Strecke von Konia bis Bulgurlu am Westfuße des Taurus-Gebirges in einer Ausdehnung von zirka 200 km ausgebaut! Die Strecke wurde im Oktober 1904 vollendet. Seitdem stockt der Weiterbau. Wohl ist es dem Bagdadbahnkonsortium inzwischen gelungen, den größten Teil der Aktien der seit Jahren bestehenden kurzen Stichbahn Mersina—Adana im Vilajet Adana aufzukaufen und damit die Kontrolle über diese für die Verbindung mit der See wichtige Bahn zu erlangen. Wohl verlautete im November 1906, daß die Direktion der Anatolischen Bahnen die Weiterführung der „Bagdadbahn“ über den Taurus hinweg bis nach Adana in der zilizischen Ebene plane; aber zur Ausführung gelangte der Plan nicht. Der Anschluß an die Bahn Adana—Mersina, der auf kürzestem Wege zu einer Verbindung der Konia-Ebene in südlicher Richtung mit dem Gestade des Mittelländischen Meeres geführt hätte, erfolgte nicht.*)

An welcher Stelle die Hemmnisse und Schwierigkeiten geschaffen wurden, die den Weiterbau der Bagdadbahn bis heute verhindert haben, ist allgemein bekannt. Unsere guten Vettern jenseits des Kanals, die seit dem Besuche des Deutschen Kaisers am Hofe von St. James uns so viel Liebenswürdigkeiten zu sagen wissen, sind die Störenfriede gewesen, die die Pläne der Bagdadbahngesellschaft seit Erteilung der Konzession immer und immer wieder durchkreuzten.

Es gab eine Zeit — im Frühling 1903 —, da war die englische Regierung nahe daran, die Beteiligung englischen Kapitals am Bau der Bagdadbahn zuzusagen; aber die Ankündigung dieses Schrittes rief in der englischen Presse eine so wilde Gegenagitation hervor, daß die Regierung kurzerhand das Projekt fallen ließ. Damals befand ich mich

*) Der vorliegende Artikel, gleich dem noch folgenden, ist von mir im Januar d. J. verfaßt worden. Inzwischen wußten die Zeitungen Anfang April aus Konstantinopel zu berichten, daß die Leitung der Anatolischen Eisenbahn beim türkischen Arbeitsministerium die Bauprojekte für die Fortsetzung der Bagdadbahn auf 600 km von der bisherigen Endstation Bulgurlu bis Aleppo eingereicht hätte. Ueber die Finanzierung des neuen Unternehmens verlautet bis jetzt noch nichts. Sollte die türkische Regierung in der Lage sein, die für den Ausbau der Strecke bis Aleppo erforderliche Kilometergarantie zu leisten, so würde es sich immer nur um eine weitere, im Verhältnis zum Ganzen kleine Teilstrecke der Bagdadbahn handeln. Ueber das Schicksal des größten Teils der doch erst im Osten von Aleppo für die Erschließung des Zweistromlandes wichtigen Bahnstrecken wäre damit noch nichts entschieden. Es bliebe immer noch die Frage offen, wie der Weg bis zum Persischen Golf, trotz der entgegenstehenden Bedenken der englischen Regierung, freigemacht werden soll. Daher veröffentliche ich meine hier folgenden Vorschläge auch unverändert, wie ich sie im Januar d. J. niedergeschrieben. Wdm.

auf einer Studienreise in Nord-Syrien und Mesopotamien. Als ich mit meinem Reise-
genossen, Herrn Kommerzienrat E. Bosch, in Bagdad Ende April eintraf, verkündete die
dürftige Telegrammkorrespondenz, die in den Konsulaten auslag, daß die Beteiligung
englischen Kapitals am Bahnbau bevorstünde. Als wir 2 Wochen später in Bassra am
Schatt-el-Arab den englischen Konsul besuchten, empfing uns der Herr mit der Nach-
richt, daß die englische Regierung ihren Plan aufgegeben hätte. Mit einem Anflug von
Schadenfreude bemerkte der Konsul: nun würde die Bahn wohl überhaupt nicht gebaut
werden, denn ohne die Zustimmung Englands könnte das Werk doch nie vollendet werden.

Wie war ich damals über die „Einbildung“ und „Ueberhebung“ des Konsuls
entrüstet; wie bemühte ich mich nach meiner Rückkehr von der Reise seit dem Herbst 1903,
in meinem ausführlichen Reisebericht, dann in Vorträgen und Zeitungsartikeln darzu-
legen, daß der Ausbau der Bahn nicht nur im Norden fortgeführt, sondern auch vom
Süden her auf der Strecke Bassra—Bagdad in Angriff genommen werden sollte, um
die Arbeit zu beschleunigen, um den wertvollen Südtteil der Bahn mit deutscher Hilfe
möglichst bald fertigzustellen. Zur Unterstützung meiner Vorschläge konnte ich auf Äuße-
rungen deutscher Kaufleute in Mesopotamien, auf die Ansichten namhafter englischer Publi-
zisten und Ingenieure hinweisen. Ich machte ferner, gleich Dr. P. Rohrbach, darauf auf-
merksam, welche bedeutenden Aufgaben dem deutschen Kapital beim Ausbau der
Bewässerungsanlagen am unteren Euphrat und Tigris, bei der Wiedererweckung jener
alten Kulturländer aus jahrhundertlangem Schlaf bevorstünden. Noch im Herbst 1906
vertrat ich diese Ansichten in einem in der Zeitschrift „Der Deutsche“ (Heft 20) veröffent-
lichten Artikel „Aus dem Wetterwinkel am Persischen Golf“.

Und heute? Heute sehe ich mich genötigt, einzugestehen, daß ich jenem englischen
Konsul in Bassra — wenn auch mit Widerstreben und nach langem Zaudern — recht
geben muß, der kühl und nüchtern, trotz aller unserer Einwendungen, bei seiner Ansicht
blieb, daß ohne Englands Einvernehmen an den Ausbau der Bagdadbahn bis nach
dem Persischen Golf hin nicht zu denken sei. Eine bittere Pille, aber sie muß
geschluckt werden!

Ein Vorgang hat mich in meinen früheren Ansichten wankend gemacht: nämlich der
Ausgang der im Oktober 1906 abgeschlossenen Verhandlungen über die Erhöhung der
türkischen Zölle. Infolge des von England erhobenen Einspruchs ist der früher,
namentlich auch von deutscher Seite unterstützte Plan, die Mehreinnahmen aus den
Zöllen beim Ausbau der Bagdadbahn zur Deckung der von der türkischen Regierung
übernommenen Kilometergarantie zu verwenden, fallen gelassen worden. Man ist
dagegen auf den Vorschlag Englands hin übereingekommen, die betreffenden Summen,
abgesehen von 25% der Mehreinnahmen, die an die Dette publique abzuführen wären,
für die „Reformen in Mazedonien“ bereit zu stellen. Der Zweck, den England mit
diesem Vorschlage verfolgte, nämlich die Lahmlegung des Bagdadbahnunternehmens,
war so durchsichtig und klar, daß es einen auf den ersten Blick Wunder nehmen muß,
wie es möglich gewesen ist, daß man von deutscher Seite dem englischen Vorschlage hat
zustimmen können. Leicht mag das Nachgeben den Vertretern unserer Regierung nicht
gefallen sein; aber man wird schließlich eingesehen haben, daß England höhere
Trümpfe in Händen hat als wir — und hat sich dem Druck der Verhältnisse gefügt.

Der Vorgang läßt erkennen, daß offenbar keine Möglichkeit besteht, Englands Widerstand ohne Abänderung der für die Bagdadbahngesellschaft geltenden Abmachungen zu beseitigen, und daß daher die nötigen finanziellen Grundlagen für die Vollendung der Bagdadbahn vorläufig nicht zu beschaffen sind. So unerquicklich für die Stellung der deutschen Regierung in dieser Angelegenheit es daher auch sein mag, sich zum Rückzuge bequemen zu müssen, so wäre es jetzt doch ratsam, den Vertretern des deutschen Kapitals in der Bagdadbahngesellschaft freie Hand zu lassen, um neue Unterlagen für die Vollendung des Bahnbaues zu schaffen, durch die sich ein Zusammenarbeiten mit England ermöglichen ließe.

Viel wird man von deutscher Seite vergessen müssen, was England getan, um die Kreise der deutschen Kapitalvertreter zu stören, aber wir werden Geschehenes schließlich beiseite stellen müssen, um die Vollendung der Arbeiten mit Hilfe eines neuen Abkommens zu ermöglichen.

England hat seine Minierarbeit in dieser Frage jahrelang mit gewohnter Zähigkeit und Ausdauer fortgeführt, wenn auch nicht immer unter Anwendung ganz einwandfreier Mittel.

Sein Eingreifen in die Streitigkeiten im Bereiche der Bucht von Roweit am Persischen Golf im Jahre 1902 diente lediglich dem Zweck, am Gestade dieser Bucht, das nach früheren Plänen die südliche Endstation der Bagdadbahn aufnehmen sollte, festen Fuß zu fassen. Mochte die Rechtsfrage, um die es sich damals handelte, zweifelhaft sein; der englischen Regierung diente sie ja nur als Vorwand, um als Schutzmacht dem Scheich von Roweit beizuspringen und der Türkei ein „Hände weg“ zurufen zu können. Die zwei englischen Kriegsschiffe schließlich, die vor Buschir, Roweit gegenüber an der Ostküste des Persischen Golfs stationiert sind, und Roweit auf ihren Fahrten regelmäßig anlaufen, sorgen dafür, daß die englischen Ansprüche in Konstantinopel nicht vergessen werden.

Deutschland gegenüber hat England in der Bagdadbahnfrage insofern ein — sagen wir — wenig freundliches Spiel getrieben, als von englischer Seite stets mit der Fiktion gearbeitet worden ist, als verfolge Deutschland in Mesopotamien oder am Persischen Golf irgendwelche politische Pläne. Die englischen Minister, mögen sie auch im Grunde ihres Herzens davon überzeugt gewesen sein, daß Deutschland in jenen Gebieten nur wirtschaftliche Ziele im Auge hat, haben nach außen hin ihren Widerstand gegen das Vorgehen der deutschen Unternehmerkreise — möchte es sich um Bahnbauten oder Schifffahrtslinien handeln — doch stets damit begründet, daß sie vor politischen Aspirationen Deutschlands sich schützen müßten. Und das trotz wiederholter Versicherungen von deutscher Seite, daß die deutsche Regierung politisch dort am Euphrat und Tigris für sich nichts herausholen will, vielmehr nur die wirtschaftliche Hebung jener Länder zu unterstützen wünscht, indem sie dem deutschen Kapital die Beteiligung an den zu diesem Zweck erforderlichen Unternehmungen sichert, und dabei das gleiche Verfahren wie andere Staaten — Frankreich, Rußland, Oesterreich-Ungarn usw. — einschlägt.

Es wäre wahrlich an der Zeit, England gäbe endlich dieses Ränkespiel auf, und erklärte offen, daß sich sein Vorgehen in der Bagdadbahnfrage im Grunde genommen

nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Türkei richtet. Nicht Deutschland sucht mit Hilfe der Bagdadbahn seine politische Macht zu erweitern, sondern die türkische Regierung ist es, die durch den Ausbau der Bahn ihre Stellung in jenen für ihre militärischen Streitkräfte heute schwer erreichbaren Gebieten zu befestigen bestrebt ist. Das aber sucht England zu verhindern, wenn es der Weiterführung der Bagdadbahn nach Mesopotamien hinein Widerstand entgegensetzt. Ein militärisch gesichertes Regiment der Türkei am Euphrat und Tigris, ohne gleichzeitige Stärkung der eigenen Position, behagt der englischen Regierung nicht; sie befürchtet, daß hierdurch ihre Lage am Persischen Golf gefährdet werden könnte; die Vorherrschaft in den Gewässern des Golfs glaubt sie aber nicht entbehren zu können, weil sie den Persischen Golf als vorgeschobenen Posten zur Deckung ihrer Stellung in Indien braucht. Daher ihr Widerstand gegen die Festsetzung Rußlands an der Küste des Persischen Golfs; daher ihr energisches Eingreifen, als Frankreich vor einigen Jahren versuchte, sich in der Nähe von Maskat an der arabischen Küste einzunisten; daher schließlich ihr Bemühen, die Bagdadbahn, solange nicht-englische Mächte allein an dem Unternehmen beteiligt sind, vom Persischen Golf fernzuhalten.

Mag auch Englands Bestreben nach dieser Richtung hin, vom deutschen Standpunkte aus, die Grenzen des Zulässigen oft überschritten haben, — eine Tatsache wollen wir doch unumwunden anerkennen: allein Englands jahrzehntelangen Bemühungen haben wir es zu verdanken, daß im Persischen Golf das Piratenunwesen der Araber aufgehört hat, daß die Gewässer des Golfs dem Weltverkehr eröffnet worden sind. Man kann daher England ein gewisses Unrecht auf die Vorherrschaft im Persischen Golf nicht absprechen, und man muß sich schließlich damit abfinden, daß England durch sein Verhalten bei Gelegenheit der Verhandlungen über die türkischen Zollerhöhungen zu verstehen gegeben hat, daß das Ufer des Persischen Golfs unter der Kontrolle Englands verbleiben soll. Denn das war doch schließlich der treibende Gedanke, der seinem Vorgehen damals zugrunde lag. Haben nun die an den Verhandlungen beteiligten Mächte diese Auffassung durch ihre Unterstützung des englischen Vorschlags stillschweigend gebilligt — denn der Vorschlag, die Ueberschüsse aus den Zolleinnahmen für die „Reformen in Mazedonien“ zu verwenden, bezweckte doch nur, wie oben schon bemerkt, ein Stilllegen des Bagdadbahnbaues —, so erscheint es nur als eine logische Folge dieses Verhaltens, wenn die Bagdadbahngesellschaft sich entschließt, die Beteiligung Englands am Bahnbau anzustreben.

Zwei Wege stünden hierfür offen: entweder die Beteiligung englischer Unternehmer am Bahnbau durch Uebernahme eines Teils des Grundkapitals der Gesellschaft, oder die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra—Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten.

Gegen den ersten Weg, der erst vor kurzem in einem Artikel der „Finanz-Chronik“ empfohlen worden ist, spricht der Umstand, daß die Kapitalbeteiligung Deutschlands am Unternehmen heute schon auf 40 % des Gesellschaftskapitals beschränkt ist, — rechnen wir den Anteil der Anatolischen Bahngesellschaft, die unter deutscher Kontrolle steht, hinzu — im Höchstfalle auf 50 %. Auf Frankreich entfallen 30 %; die weiteren Anteile sind der Schweiz usw. übertragen. Eine anderweite Bemessung der Un-

teile im Falle des Beitritts des englischen Kapitals ließe sich in der Hauptsache nur durch Beschränkung des deutschen Anteils bewerkstelligen; um die ausschlaggebende Stellung des deutschen Kapitals wäre es dann aber geschehen! Darüber würde keine noch so „loyale“ Haltung der englischen Regierung hinweghelfen.

Nun der andere Weg: die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra—Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten; ein Vorschlag, der im vorigen Jahre in der Presse mehrfach erörtert worden ist.

Auf den ersten Blick erscheint es wie ein Hohn, daß man dem deutschen Kapital zumuten will, ganz auf die Beteiligung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad zu verzichten und seine Tätigkeit auf den bis Bagdad reichenden Teil der Bahn zu beschränken. Aber wir müssen bedenken, daß wir jetzt, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ohne Opfer nicht zum Ziele gelangen. Gewinnen wir England nicht für den Bahnbau, so läuft die Konzessionszeit ab, ohne daß für den Bahnbau noch viel wird getan werden können. Das ist die Lehre, die wir aus den Verhandlungen über die Verwendung der türkischen Zolleinnahmen ziehen müssen; und danach haben wir zu handeln!

Was verlieren wir nun dadurch, daß wir die Strecke Bassra—Bagdad englischen Kapitalisten überweisen lassen — und was gewinnen wir, wenn wir statt dessen die ganze übrige Strecke Bagdad—Mossul—Konia durch unsere zirka 50 % betragende Kapitalbeteiligung unter unserer Kontrolle behalten?

Bassra bildet zurzeit den Durchgangshafen für den mesopotamischen Handel bis über Bagdad hinaus; selbst von Mossul aus geht Ausfuhrgut über Bagdad nach Bassra. Außerdem bewegt sich ein ausgedehnter Durchgangsverkehr über Bassra und Bagdad nach den Westprovinzen Persiens bis nach Kermanscha hin. Dazu kommt noch ein reger Verkehr persischer Wallfahrer, die das ganze Jahr hindurch zu Tausenden — in besonders großer Zahl während der Monate August bis Februar — von der persischen Grenze her nach Samara (am Mittellaufe des Tigris), nach Kerbela und Abjes (Wallfahrtsorte am unteren Euphrat) ziehen.

Dieser umfangreiche Waren- und Personenverkehr würde auf die neue Bahnstrecke Bassra—Bagdad übergehen und die Rentabilität der Linie sichern. Die Bagdadbahngesellschaft würde durch Ueberweisung dieser Strecke an englische Unternehmer gewiß ein sicheres Geschäft aus der Hand geben; aber sie gewönne damit zugleich die Möglichkeit, den Bahnbau nach Nord-Syrien und Mesopotamien auszuweiten, denn mit Gewißheit könnte sie darauf rechnen, daß von dem Augenblicke an, in dem England die Bahnstrecke zwischen Bassra und Bagdad in die Hand bekäme, auch die Anschauungen der englischen Regierung über die Zuwendung von Baugeldern aus Zolleinkünften oder ähnlichen Einnahmequellen überraschend schnell sich ändern würden, und zwar zugunsten einer Verwendung im Interesse des Bahnbaues!

Und noch ein anderes wäre im Falle der Ueberweisung der Strecke Bassra—Bagdad an das englische Kapital zu bedenken: die Bagdadbahngesellschaft in ihrem jetzigen Bestande würde trotzdem nicht den schlechtesten Teil der Bahn (Konia—Bulgurlu—Mossul—Bagdad) in Händen behalten; sie würde nämlich diejenige Strecke der Bahn, unbehindert durch etwaige Quertreibereien Englands, in Nutzung nehmen können, die für den europäischen, für den deutschen Handel mit den Euphrat- und

Tigris-Ländern eine weit größere Wichtigkeit erlangen kann, wie die Bahnlinie Bassra bis Bagdad.

Mangelß jeder ausreichenden Verbindung der von Mossul abhängigen Marktgebiete mit dem Mittelländischen Meer bewegt sich ein großer Teil des Handels in jenen Landstrichen in südlicher Richtung, weil die Waren wenigstens von Bagdad aus mit Hilfe englischer und türkischer Flußdampfer weiter befördert werden können, und in Bassra den Ankerplatz der Seedampfer erreichen, die die Verbindung mit Indien und Europa aufrechterhalten. Mit der Eröffnung der Teilstrecke der Bagdadbahn, die vom Hafen von Mersina im kleinasiatischen Vilajet Adana ausgehen, nach Ueberschreitung des Amanus-Gebirges Nord-Syrien und Mesopotamien durchqueren und über Mossul bis Bagdad ziehen würde, würden sich mit einem Schlage die Verhältnisse ändern. Nicht nur der Handel Nord-Syriens würde naturgemäß in Mersina am Ufer des Mittelländischen Meeres zusammenströmen; auch der ganze Warenzug Nord-Mesopotamiens, soweit er nach Europa und den südlichen Mittelmeerländern gravitiert, würde den kürzesten Weg zur See nach Westen einschlagen und gleichfalls in Mersina ausmünden. Es läßt sich sogar erwarten, daß die Eröffnung der Strecke Bagdad—Mossul—Mersina bis in die für die Bewässerungskulturen und für die zukünftigen Baumwollplantagen günstig gelegenen Landstriche zwischen Mossul und Bagdad, ja bis nach Bagdad hin sich fühlbar machen wird. Wohl wird die Bahnlinie Bagdad—Mossul—Mersina etwa doppelt so lang werden, wie die Strecke Bagdad—Bassra; dementsprechend wird sich auch die Bahnfracht Bagdad—Mersina höher stellen. Dafür wird man aber beim Versand der für Europa und die Mittelmeerländer bestimmten Waren ab Bagdad über Mersina die etwa 3780 Seemeilen lange Seefahrt von Bassra bis zum Suezkanal und die Spejen der Kanaldurchfahrt sparen können — Ausgaben, die es im Verkehr mit Bagdad manchem europäischen Hause ratsam erscheinen lassen werden, die Strecke Mersina—Mossul—Bagdad vorzuziehen. Sollte es sich um rasche Erledigung von Sendungen nach und von Bagdad handeln, so wird man ohne Ausnahme genötigt sein, der großen Zeitersparnis wegen die gleiche Strecke zu benutzen. Selbstverständlich ist es, daß der gesamte Personenverkehr zwischen Europa und Mesopotamien auf die Linie Mersina (bezw. Konstantinopel)—Mossul—Bagdad übergehen wird.

Es ergibt sich aus diesen Ausführungen, daß auch der Handel Bagdads nach Eröffnung der Strecke Mersina—Mossul—Bagdad zu einem Teile, wenigstens soweit es sich um den Handel mit europäischen Plätzen handelt, über Mossul nach Mersina wird geleitet werden können. Der Handel Nord-Mesopotamiens (Mossul) und Nord-Syriens (Aleppo) mit Europa und den südlichen Mittelmeerländern wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, seinen Weg über Mersina nehmen.

Diese Folgen der Eröffnung der Teilstrecke Mersina—Mossul—Bagdad halte ich für so bedeutsam, daß sie meiner Ansicht nach die Nachteile aufwiegen werden, die dem deutschen Kapital aus der Preisgabe der Strecke Bassra—Bagdad erwachsen können. Zu berücksichtigen wäre schließlich noch, daß der deutsche Handel nach Süd-Mesopotamien und West-Persien den südlichen Teil der Bahn bis Bagdad natürlich ungehindert für sich wird ausnutzen können, auch wenn diese Strecke mit Hilfe englischen

Geldes gebaut wird; der deutsche Handel wird daher durch die Ueberweisung der Bahnstrecke Bassra—Bagdad an englische Unternehmer überhaupt keinen Schaden erleiden.

Auf die politischen Folgen einer Beteiligung Englands am Bahnbau in Mesopotamien, auch auf einige weitere Lehren, die wir aus der verkehrspolitischen Bedeutung des Hafens von Mersina zu ziehen hätten, behalte ich mir vor, in einem weiteren Artikel noch näher einzugehen.

Hamburg, im Januar 1908.

Dr. M. Wiedemann.

Bothwell. Von Georg Brandes*).

Uebersetzt von Erich Solmi.

Selbst die so wenig gute Seelenkenner waren, daß sie ein Schreiben wie den langen Glasgow-Brief von Maria an Bothwell für erdichtet hielten, hätten, sollte man meinen, durch die in der Silberfascette gefundenen französischen Sonette stutzig werden müssen. Deren Echtheit kann doch kein vernünftiger Mensch bezweifeln. Daß akademische Historiker die darin vorkommenden Ausdrücke als zu grob bezeichneten, um von Maria stammen zu können, kann keinen Eindruck auf uns machen. Es ist nicht das geringste Rohe oder Grobe in diesen Sonetten, dagegen die tiefste, überwältigende Sehnsucht und Zärtlichkeit. Sie enthalten lauter ehrliche Bekenntnisse, bei denen Marias Seele nackt vor uns liegt. All das Schönste an ihr findet sich in diesen Gedichten, deren Sprachform so altfranzösisch naiv und deren Inhalt eine Leidenschaft ist, die das Leben auf eine Karte setzt, eine Liebe, in deren Gefolge Bewunderung für den Erlorenen, Angst, ihn durch gehässige Nachrede zu verlieren, wilde Eifersucht auf seine Frau und wilde Verachtung für sie üppig ausschlagen. Es ist rührend zu sehen, wie hoch Maria Bothwell stellt. Ihre Liebe war sicherlich nicht blind. Wenn Maria Bothwell Den nennt, „der weder an Verstand noch Tapferkeit, noch Schönheit, noch Güte, noch Standhaftigkeit seinesgleichen hat“, so dürfte er auch aus dem Schrot und Korn gewesen sein, aus dem ein solches Idealbild sich zwanglos formen ließ. Wohl wahr, er hatte einen schlechten Ruf in bezug auf sein Verhältnis zu Frauen, hatte sich leichtsinnig mit einigen eingelassen und sich rücksichtslos ihrer entledigt. Doch deshalb konnte er immerhin große und männliche Tugenden besitzen. Eine dieser Frauen ist später in romantischem Lichte dargestellt worden, die dänische Anna Thronsdatter, die er auf Ja und Nein satt bekam und im Stiche ließ. Eine romantische Geliebte war sie entschieden nicht; sie verfolgte ihn mit Entschädigungsansprüchen, ergriff auch sofort, als er an die norwegische Küste verschlagen wurde, die Gelegenheit, ein bedeutendes Jahrgehalt von ihm zu erpressen, und setzte die Ueberlassung eines seiner Schiffe durch.

Maria gegenüber zeigt Bothwell sich fest und standhaft, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß er an kühner Entschlossenheit die andern Lords übertrug. Wie vollständig sie in seinem Willen aufging, verrät schon der eine Zug,

*) Vergl. Brandes, „Maria Stuart“, Nr. 17, 1908.

daß er sie dahin brachte, Anhänger von ihm zu belohnen, die am Morde Rizzios beteiligt waren. Daß muß ihr ohne Zweifel schwer gefallen sein; doch sie tat es.

Für die Nachwelt war Bothwells Charakteristik allzulange durch das eine Wort Mörder gegeben. Doch wer von den schottischen Großen war dies nicht? Was bedeutete eine Tötung in den Tagen der Catharina von Medici, ein Menschenalter nach der Herausgabe von Machiavellis „Der Fürst“! Wer trug moralische Bedenken, einen Rivalen oder Gegner aus dem Wege zu räumen, besonders, wenn gute Aussichten vorhanden waren, den Mord zu verhehlen oder den wahren Urheber unkenntlich zu machen. Maria haßte Darnley bis in seinen verpesteten Atem hinein. Wie oft hat nicht Bothwell ihre Klage vernommen: Wer befreit mich von Darnley! Er kannte den tiefen Abscheu, den sie bei dem Gedanken eines fortgesetzten Zusammenlebens mit diesem Schwächling, auf den sie herabsah, empfand. Ihm, dem Mann der Tat, erschien ein Pulversatz unter Darnleys Schlafgemach als die einfachste Lösung, und nicht ihm allein, auch seinen Verwandten, Clans-Leuten und politischen Genossen, die eingeweiht waren und mitwirkten.

Soll nach alledem ein Vergleich angestellt werden zwischen Marias und Bothwells Schuld in diesem Punkte, so kann kein Zweifel herrschen, daß Maria die schuldigere von den beiden ist. Ihre Handlungsweise ist weit odioser. Welche Tat Bothwells ließe sich mit Marias letztem, langem Besuche bei dem kranken Gemahl vergleichen: Sie küßt ihn, während man unten das Pulver hineinschafft. Sie peinigt ihn mit der Mahnung an Rizzios Mord in demselben Augenblick, in dem sie ihm die schönsten Versprechungen für die Zukunft macht. Sie scherzt im Fortreiten mit ihrem vor dem Hause stehenden Diener, dem sie laut „Jesus! wie schwarz du bist!“ zuruft, da der Pulverschleim ihm an Gesicht und Händen haften geblieben.

Welche Handlung Bothwells ließe sich endlich mit der kleinlichen Vorsorglichkeit Marias vergleichen, die am Vorabende des Mordes ihr feines Bett aus dem Hause Kirk o field wieder ins Schloß zurückbringen und durch ein einfaches ersetzen läßt. Nie hat sich mir der Eindruck verwischt, den diese Oekonomie auf mich machte, als ich vor undenklichen Zeiten zum ersten Mal bei der Lektüre einer Abhandlung von Johan Grundtvig davon erfuhr. Das Bett, das Maria in Darnleys Haus hatte schaffen lassen und in dem sie die Nächte geschlafen, die sie dort verbrachte, war ein Prachtstück. Es hatte einen Vorhang aus violetter Sammet, der mit Gold- und Silbertressen verbrämt war. Fünfundvierzig Betten gab es im Schlosse, doch nur drei von dieser Art. Als Vorwand für seine Rücktransportierung wurde angegeben, daß es beschmutzt werde, weil es in der Nähe einer Badewanne ohne Deckel stehe. Zugleich ließ Maria auch ihr eigenes „großes Polster“ aus Sammet und Seide zurückbringen. Das erstere wissen wir, weil Darnleys Kammerdiener Thomas Nelson, der einzige, der bei der Explosion mit dem Leben davorkam, es bei Gericht bezeugte, das letztere sagte Marias französischer Kammerdiener, der unglückliche Paris, kurz vor seiner Hinrichtung aus. Ausdrücklich hatte die

Königin Sonntag nachmittag, unmittelbar vor ihrem letzten Besuch bei Darnley, ihn neuerlich gefragt, ob er ihres Befehls eingedenk gewesen.

Vergleichen war Vorsorglichkeit, der Rest Leidenschaft, politische und erotische. Und hier hat das Paar, wie Lady Blennerhasset sagt, „einen großen Mitschuldigen: das Zeitalter“, und eine große Entschuldigung: das heiße Blut der Jugend. Als für sie beide alles vorbei war, hatte Maria ein Alter von 24, Bothwell von 30 Jahren erreicht.

Damals als Bothwell an dem denkwürdigen 15. Juni 1567 Maria Lebwohl sagte, den Carberry-Hügel hinabritt und sich unverfolgt entfernte, war seine Mär auf schottischem Boden aus. Er und sie sahen einander nie wieder. Jeder sollten sie für sich in Gefängnissen verschmachten, sie 19 Jahre lang, er 10, bis der Tod auf dem Schafotte sie, der Tod in Wahnsinn ihn befreite.

Zwei prächtige Exemplare von dem Menschengeschlechte waren sie, zwei echte Exemplare der fürstlichen Persönlichkeiten des Jahrhunderts. Von niedriger gesinnten Gegnern wurden sie bezwungen, von Elisabeth Maria, er von den schottischen Lords. Die Dänen aber hätten sich nicht dazu herzugeben gebraucht, etlichen schottischen Lords zuliebe hier Gefangenwärter- und Bütteldienste zu verrichten.

Armer Bothwell, daß seine Flucht von den Shetlandinseln ihn nach Norwegen verschlagen mußte! Hätte er nach Frankreich zu entkommen vermocht, so würde er dort frei und in Ehren gelebt haben. Es ist schmerzlich, die Pedanterie, die grausame und heuchlerische Pedanterie zu verfolgen, mit der Bothwell von dem Augenblick an behandelt wird, in dem er den Fuß auf den Grund und Boden des Königs von Dänemark setzt oder auch nur in „Seiner Majestät Häfen und Gewässern“ sich befindet.

Wie unleidlich ist er, der ehrenwerte Christen Ualborg, Kapitän des Kriegsschiffes „Björnen“, der in Karmsund in Bothwells Schiffspapiere Einsicht zu nehmen verlangt und unter lügnerischen Vorwänden — Proviant geben zu wollen u. dergl. m. — seine Mannschaft auf andere Schiffe hinüberlockt. Was nützt es, daß Bothwell entgegnet, die Königin, die solche Papiere auszustellen hätte, werde von Aufrührern gefangen gehalten! Und was nützt es ihm, daß er dann später der in Bergen eingesetzten Kommission von 24 Mitgliedern, die ihm abermals seinen Geleit- oder Seebrief abfordert, „verächtlich antwortet und fragt, von wem er Beglaubigung oder Brief hätte hernehmen sollen, da er doch selbst der oberste Regent des Landes sei!“ Was nützt es ihm endlich, daß er auf die Anklage des Mordes, die von Schottland aus die Lords gegen ihn erheben, der Wahrheit gemäß erklärt, von dieser Anklage habe das schottische Parlament ihn einstimmig freigesprochen!

Man segelt mit ihm nach Kopenhagen, man beraubt ihn seiner Leute, die einen schmachvollen Tod in Schottland finden. Und nun greift der Reichshofmeister Peder Ore geschäftig gegen ihn bei Friedrich II. ein, dessen erste Eingebung, da er sich eben in Jütland befindet, ist, „den schottischen König“ ruhig im Kopenhagener Schloß seine Rückkunft abwarten zu lassen. Die Minister belehren den König alsbald, daß größere Vorsicht und nachdrücklichere Maßregeln bei diesem ungewöhnlichen Gaste am Plage seien.

Hätte der französische Gesandte in Kopenhagen Charles Dancan, der hochangesehene Freund der Maria von Guise und ihrer Tochter Maria Stuart, nicht energisch gegen Bothwells Auslieferung an seine gehässigen Feinde protestiert, Dänemark hätte ihn ausgeliefert. Nun wagte man das nicht. Man half sich dann Frankreich und Schottlands entgegengegesetzter Forderung und doppelter Pression gegenüber mit dem erbärmlichen Auswege, Bothwell erst in einem einigermaßen anständigen Staatsgefängnisse im Malmöhus vom Januar 1568 bis Juni 1573, dann (wie Dancan schreibt) in „einem äußerst engen und schlechten Gewahrsam“ im Keller von Dragsholm auf Seeland zu halten, wo seine Fesseln human an zwei Eisenbügeln in der Mauer derart befestigt waren, daß er damit umhergehen konnte. Hier saß er fünf weitere Jahre bis zu seinem Tode — ein schottischer Felsen-Lar in einem seeländischen Keller gefesselt.

Die Geschichte wird allenthalben in solcher Weise unterrichtet, daß die Kinder zum Stolz über die Großtaten der Väter, zur Freude über nationale Größen und zur Trauer über nationales Unglück erzogen werden. Man sollte auch dazu erziehen, Scham zu empfinden.

Die Skala der Gefühle ist stets dieselbe: Stolz, Freude, Trauer. Nie kommt das Schamgefühl zu Worte. Es wird als respektwidrig betrachtet oder als undenkbar zurückgewiesen, tritt beim Leser vaterländischer Geschichte auch niemals ein, da nie daran appelliert wird. Was in der Vergangenheit geschah, mußte so sein.

Daher hat sich, soviel mir bekannt, noch nie eine Stimme gegen die Behandlung erhoben, die der Earl of Bothwell, Herzog der Orkney- und Shetlandinseln, im Lande des Königs von Dänemark erlitten hat. Als wir Kinder waren, erzählte man uns eine Räubergeschichte, daß Bothwell Freibeuterei an norwegischen und dänischen Küsten getrieben hätte, weshalb seine Behandlung gerechtfertigt gewesen. Als Erwachsene lasen wir die ausführliche Darstellung des Sachverhaltes bei Schiern, der korrekt und leidenschaftslos alles gutheißt. Und dennoch handelten die dänischen Machthaber willkürlich, rechtswidrig und völlig unwürdig, bloß, weil es ihnen im Blute lag, die Moral bis auf grausamste zu vertreten, selbst wo die Sache sie nicht das geringste anging.

Goya. Von Richard Muther.

Zur selben Zeit, als Berlin die Engländer anhimmelte, war in der Galerie Miethke in Wien eine Ausstellung von 20 Bildern Francisco Goyas. Karl Moll, der verdiente Leiter der Galerie, hatte im Herbst vorigen Jahres zusammen mit Erich Klossowski Spanien abgesucht. Sechs wunderherrliche Bilder konnte er für Miethke erwerben. Andere wurden ihm aus vornehmerm Privatbesitz leihweise überlassen. So war es möglich, einen Ueberblick über Goyas Schaffen zu geben, wie ihn bisher nur die ganz wenigen gehabt hatten, die gerade im Frühling 1900 bei der großen Goya-Ausstellung in Madrid sich aufhielten. Denn was man unter normalen Verhältnissen, sogar in Spanien, von Goya zu sehen bekommt, ist ja

nicht viel. Das Museo del Prado besitzt zwar außer Bildnissen die Gobelinentwürfe des Meisters und jene erstaunlichen Dekorationen, die er für sein Landhaus, die Quinta del sordo, malte. Manches andere wird in der Academia de San Fernando bewahrt. Doch wie wenig diese Bilder der öffentlichen Sammlungen in Goyas Gesamtwert bedeuten, geht aus dem soeben erschienenen Buche des Don Narciso Sentenach „La pintura en Madrid“ hervor. „Täglich,“ schreibt Sentenach, „tauchen neue Werke von Goya auf, man könnte aus diesen allein ein ganzes Museum bilden.“ Und außerhalb Madrids? Was London und Paris, Budapest und Berlin besitzt, ist viel zu fragmentarisch, um einen Begriff von Goyas Bedeutung zu vermitteln. Bei den Schätzen, die einige Wiener Sammler anhäuften, handelt es sich um Zeichnungen, nicht um Bilder. Die von Moll veranstaltete Ausstellung war also ein Ereignis. Nicht nur den Kunstfreunden wurde ein Fest bereitet, wie man es nicht oft in diesem Leben genießt. Sogar der Goya-Forscher machte die überraschende Entdeckung, daß die Grundlage für die künstlerische Würdigung des sehr berühmten, doch wenig gekannten Meisters eigentlich jetzt erst geschaffen war. Und an diesen Werken, die in Wien entzückten, kann nun auch Berlin sich freuen.

Gerade nach dem Unheil, das die englische Ausstellung anrichtete, ist die Goya-Ausstellung ein wirksames Gegengift. Denn in der Kunst ist nun einmal die vox populi nicht die vox dei. Das hat sich auch bei den Engländern gezeigt. Es war für denjenigen, der seinen klaren Kopf behielt, nicht uninteressant zu sehen, wie die geschickte Benützung eines geschmackvollen Elixirs Talente zweiten und dritten Ranges befähigt hatte, eine sehr geschmackvolle Kunst hervorzubringen. Doch was die große Menge an den Werken bewunderte, war nur das Schlechte daran: ihr Stich ins Kitschige, Süße, banal Gefällige. Und noch weit bedenklicher war, daß daraus eine Aesthetik destilliert wurde, die ganz außerhalb der Richtungslinie der modernen Bestrebungen lag. Ich möchte feststellen, daß ich auf diese Mißverständnisse, die sich aus der englischen Ausstellung ergeben könnten, als erster hinwies. In einem Artikel, den die Wiener „Zeit“ am 29. Januar, also unmittelbar nach der Eröffnung der Ausstellung, von mir brachte, ist so ziemlich alles gesagt, was später andere äußerten. Goya kann uns lehren, uns wieder auf uns selbst zu besinnen. Denn er verhält sich zu den Engländern nicht nur wie ein Originalgenie zu Effektieren: er zeigt uns namentlich auch wieder, was malen heißt. Alles was heute angestrebt wird, alles was wir an Daumier und Manet, an van Gogh und Cézanne bewundern, ist schon in den Werken dieses großen Ahnen unserer Kunst enthalten.

Man hat ihn den letzten der alten Meister und den ersten der modernen genannt. Damit ist der Platz markiert, den er — soweit es überhaupt möglich ist, Erscheinungen, die Ewigkeitswert haben, zeitlich zu umgrenzen — als Künstler einnimmt. Er war der letzte der großen Alten. Denn eine malerische Entwicklung, die von Tintoretto und dem Greco zu Velasquez, Hals und Rembrandt führte, brach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jääh ab. In allen Ländern Europas wurde die Malerei zur kolorierten Plastik, das Bild zur Zeichnung. Sogar die Engländer, die an der guten Tradition am längsten festhielten, haben an der selbständigen Fortbildung der malerischen Ausdrucksmittel nicht mehr weiter gearbeitet. Sie zehrten nur schmarotzend von dem Kapital, das Titian, van Dyck und die Maler des Rokoko anhäuften. Ihre Kunst war eine Abschwächung, ein Ausklang, der letzte Aufguß der Renaissance. Goya als einziger ging auf dem Wege weiter, den die

größten Malerinnen der Vergangenheit, Velasquez und Rembrandt, diktiert hatten. Ja, er folgte ihnen nicht nur wie ein Schüler seinen Meistern. Er ging an ihnen vorbei, warf neue Probleme auf, wurde ein Mehrer des Reiches. Dort tote Nachahmung, hier weiterzeugendes, fortbildungsfähiges Leben. Daraus erklärt sich, daß er dann später auch der starke Anknüpfungspunkt für die Modernen wurde. Nachdem die Malerei des 19. Jahrhunderts noch einmal die Bahnen aller früheren Jahrhunderte durchkreuzt hatte, setzte die eigentlich moderne Entwicklung an dem Punkte ein, wo Goya gestanden hatte. Daumier, der 20 Jahre alt war, als Goya starb, ist ihm in manchen seiner Bilder zum Verwechseln ähnlich. Manet würde seine Erstlingswerke, den Guitarero und das Stiergefecht, die Balconszene des Luxembourg, die Erschießung des Kaisers Maximilian und die Olympia nicht gemalt haben, wenn er die direkten Vorbilder nicht bei Goya gefunden hätte. Ja, wenn man im Museo del Prado die Bilder der Quinta del sordo sieht, hat man das Gefühl, daß selbst die hundert Jahre, die seit ihrem Entstehen vergingen, noch nicht ausreichend waren, um Goya einzuholen. Sie stehen auf einer Linie, die von dem Braunschweiger Familienbild Rembrandts über die Erzeugnisse der modernen Pointillisten hinweg in eine noch gar nicht zu ahnende Zukunft weist.

Die Ausstellung bei Cassirer gibt nun die Möglichkeit, daß an einer Reihe wunderbarer Werke zu kontrollieren. Um gleich mit dem schönsten zu beginnen. Wäre die ganze englische Ausstellung nicht gesprengt worden, wenn es möglich gewesen wäre, Goyas Porträt der Frau Sean Bermudez zum Vergleiche hineinzuhängen? Pathos ist ja sehr unmodern. Doch auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen, muß ich gestehen, daß mich das Bild in eine Aufregung versetzt hat, wie ich sie Kunstwerken gegenüber nur ein einzigesmal in meinem Leben empfand: als ich den Velasquezzaal des Museo del Prado betrat. Ja, so blasphemisch das klingt, möchte ich sagen, hier sei sogar Velasquez noch überboten. Denn diese bläulich-grünliche Symphonie, in die das Polster auf dem Schoß in sonorem Rot hineintönt, ist von einem Farbensgeschmack, wie er nur in den besten Werken des Velasquez vorkommt. Und mit dieser farbigen Noblesse verbindet sich etwas noch Geistreicheres, Nervöseres in der Mache, als es der kühle Velasquez hat. Daß Goya sonst als Porträtmaler sehr verschiedenartig, auch sehr ungleichwertig ist, braucht bei dem Umfang seiner Produktion nicht betont zu werden. Manchmal, wie in dem Porträt Gasparinis, klingt er an französische Rokomaler, etwa Nattier an. Manchmal, wie in dem Bildnis des vor der Kaserne stehenden Manuel Yapeña, läßt er an die Trockenheit des Empire, etwa an Boilly denken. Beinahe trocken, in der gelangweilten Stimmung eines Künstlers, der einen wenig reizvollen Auftrag korrekt erledigt, hat er auch die aufgedonnerte Toilette der sonst recht hausbadenen Marchesa de San Andrés gemalt. Das große, Cassirer gehörige Repräsentationsbild des Don Tadeo Bravo de Ribero könnte, wenn der echt Goyasche Hund mit den roten Glühäugen nicht wäre, von Reynolds herrühren. Doch dann folgen wieder Werke, in denen er als Vollblutspanier raffigster Art erscheint. Wegen des Stierkämpfers Pedro Romero sollen sich, wie der Friedensfürst erzählt, die Herzoginnen von Alba und Ossuna fast geprügelt haben. In Goyas Bild lernt man ihn kennen. Ein gelblich brauner Kopf mit blauschwarzer Bartspur, eine silbergestickte, rosagefütterte Weste und ein stumpfbrauner Mantel heben von einem dunkelgrauen Hintergrund sehr

pikant sich ab. Oder wie meisterhaft sind in dem Bildnis des Don Juan Battista Goicoechea, der zu Goyas Vertrauten in Bordeaux gehörte, der Fleischton der Hand, das Gold der Orden und das Schwarz des Uniformrockes zusammengestimmt. Wie ist in dem Kniestück der Marie Luise das herenhafte Bliken der schwarzen Augen gegeben. Und der alte Husarenoffizier „fluctibus reipublicae expulsus, pintado por Goya 1815“. Ist es nicht ein Rätsel der Kunstgeschichte, daß in einer Zeit, die sonst jeden Zusammenhang mit der großen malerischen Kultur von einst verloren hatte, noch ein Bild gemalt wurde, das, ohne daß Nachahmung vorliegt, die phantastische Schönheit später Rembrandts hat? Was Goya von seinen englischen Zeitgenossen Romney und Hoppner unterscheidet, wird gerade durch Bilder dieser Art in sehr scharfes Licht gestellt. Bei den Engländern Zahmheit, sauberes Fertigmachen, Effektizismus und Schema. Hier geniale Selbstverständlichkeit in der Auffassung und eine unerhörte Maëstria, alles auf die entscheidenden Werte zurückzuführen. Er macht ein paar Pinselstriche, und sofort ist der ganze Organismus eines Kopfes, einer Hand gegeben. Er läßt auf einen Orden wie zufällig ein Glanzlicht fallen, und aus etwas Oedem, malerisch fast Unmöglichem wird ein Ding von zauberhaftem Reiz. Ueberall ist ihm das Licht nicht nur der formenbildende Faktor, der den zeichnerischen Einzelheiten die plastische Wucht, den großen suggestiven Akzent verleiht, auch die harmonisierende Kraft, die alle farbigen Dissonanzen zu Symphonien von magischem Schmelz verwebt.

Was von seinen Bildnissen gilt, gilt von seinen Volksstücken nicht minder. Alles, woran man denkt, wenn von der Lokalfarbe der spanischen Halbinsel gesprochen wird, zieht wie in einem Kinematographen vorüber. Und auch in diesen Werken tobt eine malerische Kraft ersten Ranges mit elementarem Ungeßüm, mit fast kannibalischer Freude sich aus. Auch hier reichen Vergangenheit und Gegenwart sich die Hände. Man sehe die große Nachtszene mit der Manola, die von Häschern festgenommen wird. Das ist in der Konzeption, in der Großzügigkeit der Gestaltung Frans Hals, und es ist gleichzeitig modernster Impressionismus in der Art, wie die von der Blendlaterne plötzlich gestreiften Köpfe sich im Licht modellieren. Auch vor den Bildern mit der Füßelierung und dem Gehentken kann man an Rembrandt mit dem nämlichen Recht wie an Daumier denken. Die ungeheure Logik, die in der Kunstgeschichte waltet, wurde mir nie so deutlich. Späteren Menschen, die von den Kämpfen unserer Gegenwart nichts mehr wissen, wird der Entwicklungsgang des modernen Schaffens als die ganz natürliche, anders gar nicht denkbare Fortsetzung eines Dramas erscheinen, dessen erste Akte schon vor Jahrhunderten sich abspielten.

Goya hat von 1746 bis 1828 gelebt. Diese Daten decken sich fast mit denen, die das Leben Goethes umfassen. Was hätte er zu Goya gesagt? Hätte er im Bann der ihn umgebenden Epigonenkunst den Worten Passavants beigeitimmt: „Wie traurig es um den Kunstgeschmack in Spanien zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aussah, dafür gibt Francisco Goya einen sprechenden Beweis.“ Oder würde er — gemäß dem mystischen Attraktionsgesetz, das Große zu Großen zieht — gefühlt haben, daß der einzige Gegenwert, den er auf dem Gebiete der bildenden Kunst hatte, dieser spanische Meister war? Jedenfalls ließe sich nichts Schöneres denken als ein Bildnis Goethes, gemalt von Goya.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Berlin, 12. März. Der gute L'Arronge jubiliert jetzt schon die ganze Woche. Ernennung zum Professor, Festvorstellung, Gratulation bei deutschem Sekt, Ansprachen, Tränen, Rührung in den Journalen; und die Brust voll Orden; und ein Gedicht von Sigwart Friedmann. Dem braven Mann ist's zu gönnen. Er weiß, was er will, er weiß, was er kann, und er will nicht mehr, als er kann. Da hat einer freilich den Himmel schon auf Erden. Auch war ihm gegeben, den Sinn des mittleren deutschen Bürgertums zu treffen, im Heiteren und im Ernsten, was schließlich nicht weniger ist, als wenn einer die Launen der großen Finanz bedient. Komisch ist nur, wenn jetzt getan wird, als ob er der wahre Dichter sei. Es ist immer komisch, wenn einer ausgesucht wird, der nun der wahre Dichter sein soll für ein Quartal. Und wirklich eine „Literatur“ hat ein Volk erst, wenn es zu begreifen anfängt, daß keiner der wahre Dichter ist, oder daß es jeder ist, weil doch die Gesamtheit aller erst den Begriff einer Literatur gibt. Nicht die Tulpe macht den Garten, und nicht das Veilchen, und nicht der Wegerich. Und um Tulpe zu sein, braucht es die Tulpe, daß andere Wegerich oder Veilchen sind. Was wäre sonst an ihr Besonderes? Jeder ist der wahre Dichter: nämlich für sich selbst, da doch kein anderer das Geheimnis seiner Eigenheit hat. Je nach ihrer Annäherung an diese werden die Menschen mit ihm fühlen. Es wirkt doch immer auf sie bloß, was ihnen gleicht. Sich suchen sie, sich zu finden verlangen sie, das soll ihnen der Dichter. Weshalb keiner der wahre für alle sein kann. Wie willst du denn allen gleichen? Sei groß, dann wirst du alle enthalten. Jeder wird in dir sein, ein Stück von dir. So kann er sich in dir finden. Es wird ihm nur nicht genügen. Denn er will mehr. Er will nicht bloß sich, sondern er will nichts als sich. Du bist er, aber du bist noch etwas; so bist du zu wenig für ihn, weil du ihm zu viel bist. Da sein heißt, anders sein; etwas sein, was sonst keiner ist; was eben nur die Tulpe, was nur der Wegerich ist, wozu die Natur die Tulpe, den Wegerich erst schaffen muß, wozu sie sie braucht. Und da sein heißt, dieß, worin man anders ist, und wofür allein man nur überhaupt ist, gegen die Welt verteidigen. Dringt die Welt ein, so daß sich das, wodurch du anders als sie bist, an sie verliert und in sie wieder auflöst, das ist der Tod. Weshalb die Menschen den großen Dichter, der, viele Stücke der Menschheit in sich tragend, etwas von dieser den einzelnen auflösenden und wieder ins Ganze vereinigenden Kraft der Natur hat, fürchten und hassen müssen wie den Tod. Wer aber nur ein begrenztes Stück der Menschheit ist, eingezäunt und abgezäunt, der wird seine Leute haben: hier finden sie sich, hier sind sie geschützt. Denkt man dieß unverzagt aus, so darf man sich nicht sträuben, schließlich zu sagen, daß der große Dichter wirklich vielleicht eine Vermessenheit und Ausschweifung ist, weil er die Grenzen zerstört; alles Leben aber ist, begrenzt zu sein. Und so hätte der gemeine Verstand am Ende recht, sich gegen ihn aufzulehnen. Was der Mensch beim Dichter sucht, ist das Gefühl: So bin ich, und schön ist es, so zu sein wie ich! Der Dichter soll ihm bestätigen, daß er im Recht ist. Nur erkennen die guten Leute nicht, daß es gerade der Sinn des Lebens ist, allen ihr Recht zu geben, nicht bloß mir, sondern den anderen auch, weil doch mein Recht, ein Eigener und anders zu sein, gerade verlangt, daß

andere nun wieder anders sind. Es hilft mir einer nicht, der mir gleicht; er macht mich unnütz, es entwertet mich, in mehreren Exemplaren da zu sein, während der Fremde mich ermutigen wird. Mich freut nichts mehr als Menschen, die ganz meiner Art entgegen sind: da weiß ich doch, daß ich nötig bin. Wer mir zu gleichen scheint, macht mich faul, ich denke dann: der kann auch mein Geschäft besorgen, und ich will lieber im Sande liegen, am blauen Meer. Und so: Gott segne den Vater L'Urronge!

15. März. Vortrefflich formuliert in der letzten Rundschau Kerr seine Forderung an den Künstler. Er mißt ihn an seiner suggestiven Macht. Ihm genügt nicht, daß einer sich auszudrücken, sich darzustellen weiß, sondern er verlangt von ihm die Kraft, sich aufzuzwingen. Dagegen geht mein ganzer „Dialog von Marsha“. Dort wird auch, nach dem Herodot, die Geschichte von der schönen Agariste, der Tochter des Tyrannen Kleisthenes, erzählt. Um sie warben viele, tanzend, aber am schönsten tanzte Hippokleides aus Athen. Deshalb bekam er die Braut nicht: denn er tanzte zu gut, besser als einem freien Manne geziemt. Dies ist das Geheimnis der griechischen Kunst zur Zeit des Perikles: sie will sich zeigen, nicht wirken. In ihr erscheint der Künstler, man soll sehen, was er ist. Aber er fragt nicht, ob es gefällt. Und er bemüht sich nicht. Als ich einmal von Athen nach Venedig kam, noch jene Kunst bei mir, waren mir die bunten Engel der Markuskirche fast unerträglich. Ich hatte das Gefühl, fortwährend angebettelt und angebuhlt zu werden. Mir fiel ein, wie der Wiener von gewissen Schau Spielern sagt: er zerfranst sich, er zerspragelt sich! Ich gehe gern einem hübschen Mädchl nach. Dreht es sich aber nach mir um und winkt mir, so mag ich nicht mehr. Ich mag auch den Künstler nicht mehr, wenn er mir Augen macht. Ich war deshalb gegen den Hauptmann der Versunkenen Glode, und ich bin deshalb für den Hauptmann von Kaiser Karls Geisel. Er äugelt jetzt nicht mehr mit der Wirkung. Er steht da. Kerr findet das Schwäche, ich finde das Reife. Für mich ist das die Kunst: da zu stehen, unbekümmert, eher froh, allein zu bleiben. Aber ich weiß schon, daß es das Publikum mehr mit Kerr hält.

16. März. Man versucht, zu sich selbst zu kommen, die anderen versuchen, einen von sich selbst abzubringen, und alles geht nun darum, wer stärker ist.

18. März. Es ist gepakt, ich will fort, ich suche noch Reinhardt, so bin ich auf einmal in den Kammer spielen, Schülerinnen der Isadora Duncan tanzen. Und ich habe diese ganze Zeit in Berlin nichts Schöneres, nichts Stärkeres erlebt. Zum Lachen und zum Weinen, schön und stark. Wie Wiesen im Wind, wie Wasser im Wald. Das kommt gesprungen, und man ist froh. Das kniet, schaut, horcht, und man wird ernst. Das hebt die Händchen, das wirft die Füßchen, das schüttelt sich nur, und man spürt alle Lockungen, alle Drohungen, die das Leben hat. Nur ein grüner Vorhang, nur ein paar Kinder, und diese Kinder sind nur da, jetzt in Reihen, jetzt eins allein, schreitend oder sitzend oder laufend, und manchmal lacht eine kleine Stimme, ein Lied klingt, schon entschweben sie. Und Reinhardt, neben mir, sagt leise: Sommernachts- traum! Und ich denke: Es zeigt sich aber, daß man den Text gar nicht braucht! Ein grüner Vorhang und ein paar Kinder. Kinder, die weiter gar nichts tun: sie können sich nur bewegen. Und vielleicht kommt eine Zeit schön gewachsener Menschen, die schreiten oder stehen und sich zeigen, und dies ist genug, die Menschheit braucht dann

sonst nichts mehr. Und ich muß denken, was für ein starkes, rastloses, unbezwingliches Geschöpf doch diese Duncan ist, mit ihrem fanatischen Glauben an die Zukunft! Eine Gouvernante hat sie Bierbaum einmal genannt. Ja: unsere Gouvernante zum wirklichen Leben!

20. März. Semmering. Noch Schnee. Und seltsam: wenn ich dann wieder die Rag und den Schneeberg sehe, ist es mir immer wie zum erstenmal! Immer mit demselben Gefühl: Nein, du hast es ja noch gar nicht gewußt, wie schön, wie schön das ist! Ein Glück, daß der Mensch ein so schlechtes Gedächtnis hat. Wir leben nur vom Vergessen. Hätten wir die Kraft, einen starken Eindruck zu behalten, so wären wir unfähig, in geringen fortzuleben. Aber man kommt vom Semmering zurück, oder von Napoleon, oder von Beethoven, und es geht doch weiter.

Das Fenster auf, draußen schneit's, ich lese das Buch von Ferdinand Bonn. Das ist auch so: man vergißt die Menschen, eigentlich behält man nur die Namen. Ich kannte Bonn vor Jahren, und er war mir lieb. Durch und durch künstlerisch gesinnt, stark, froh, kühn, und so gar nichts vom Rabotin! Ein wirklicher Mensch, ein lebendiger Mensch, ein lachender und weinender Mensch in diesem alten Burgtheater! Freilich mit einer Neigung, alles heftig anzurennen, gleich aber wieder abzuspringen. Mit einer Neigung, sich überall zu versuchen, spielend, malend, geigend, dichtend, in allen Künsten; bis er sieht: Das kann ich auch! Da freut es ihn schon nicht mehr so, schon reizt ihn das Nächste wieder. Und auch mit einer Neigung, im Ekel vor der menschlichen Gemeinheit, nun nicht der Dumme zu sein, sondern zu zeigen, daß man das, wenn die Welt es so verlangt, ja schließlich auch kann; wozu sich gerade Menschen von einer gewissen Unschuld in der Entrüstung leicht hinreißen lassen, da sie sicher sind, sich doch niemals zu verlieren. So war er mir damals. Dann kam er mir weg. Ich hörte nur noch von ihm. Und ich hörte nun dann den ganzen Berliner Tratsch. Freilich weiß man ja, wie viel über jeden öffentlichen Menschen gelogen wird, trotzdem glaubt man es doch schließlich selbst. Das ist die merkwürdige Macht der Verleumdung. Zum erstenmal glaubt man es nicht: Aber nein, ich kenne den Menschen doch! Und man glaubt es zum zweitenmal nicht. Und man glaubt es zum drittenmal nicht. Bis dann die Verleumdung nach und nach Kristalle anzusetzen beginnt. Man glaubt es ja noch immer nicht. Aber man widerspricht jetzt nicht mehr. Wer weiß? Wer kann sagen, daß er einen Menschen kennt? Und Menschen ändern sich! Man hat ein unangenehmes Gefühl: ich müßte mit ihm einmal reden, ihn sehen, hören, was er antwortet! Wer hat denn aber Zeit? Man hat sie kaum für sich selbst. Und so denkt man lieber gar nicht mehr daran. Wenn die Leute gegen ihn ungerecht sind, er wird sich schon wehren, das muß jeder selbst! So schläfert man sein Gewissen ein und ist feig, weil man faul ist. Und dann geschieht es zuweilen sogar, daß man ärgerlich auf den Freund wird. Er sollte einem nicht so viel Verdruß machen, alles schimpft auf ihn, und das muß man sich anhören! Und so kam es, daß ich mit Bonn in derselben Stadt saß und nicht glauben wollte, was man über ihn sagte, und doch schon fast bereit war, es zu glauben, und mich jedenfalls nicht mit allen Leuten herumprügeln wollte und es schließlich vorzog, lieber gar nichts mehr davon zu wissen und mich nicht um ihn zu kümmern. Bis mir neulich Brahm dieses Buch gab und sagte,

in seiner behutjamen, unnachdrücklichen Art: Lesen Sie das, ganz interessant, der Boun ist schon wer! Und das ist wirklich das Gefühl, das man hier auf jeder Seite hat. Und mir war's ganz seltsam: Noch ganz der junge Boun von damals! Und dann gibt einem das Buch eine so wunderbare Sicherheit für ihn. Dem kann wirklich nichts geschehen, er kommt schon wieder durch, er ist stärker!

Und so viel Vergnügen macht mir das zu denken, daß mir fast alles zuwider ist, was ihm gefällt, daß er sicher fast alles verachtet, was ich schätze, und daß mich das eigentlich aber gar nicht an ihm stört, und ihn wahrscheinlich auch an mir nicht, woraus man sieht, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt; wichtiger ist, über Eichel und Ulmhüttn derselben Meinung zu sein, als über die Kunst und den Kaiser.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.*)

Von Emmy Destinn.

Personen des Schauspiels:

Rosa Rosenfeld: Tröblerin, 52 Jahre.
Jakob Rubin: ihr Bruder, 45 Jahre.
Rahel: ihre Tochter, 19 Jahre.
Georg Ulrich: Schauspieler, 43 Jahre.
Frau Nußbaum: Heiratsvermittlerin, 56 Jahre.
Anna Feller: Rahels Freundin, 23 Jahre.
Minna Falke: Schauspielerin, 25 Jahre.
Richard Bown: Maschinist, Annas Bräutigam, 28 Jahre.
Fanny: Dienstmädchen bei Rosenfelds. 35 Jahre.
Ort: Wohnung der Rosenfelds, alter Judenfriedhof im Prager Ghetto.
Zeit: 1890.

Zweiter Akt.

(Alter Judenfriedhof im Ghetto. Rechts und links Grabsteine mit hebräischen Inschriften, hohes Gras und Moos wuchern dazwischen, links ein breiter Hollunderstrauch in voller Blüte. In der Mitte ein Weg, etwas rechts eine Holzbank. Ein heißer Sommernachmittag etwa gegen 5 Uhr. Aus dem nahen Tempel klingt Orgelspiel und Chorgesang. Während dem geht der Vorhang auf.)

Erste Szene.

Rahel (im hellen Sommerkleid), Anna (sitzen auf der Bank).

Anna: Reizender Rendezvous-Platz. Den hättest Du mir früher verraten sollen! Ach . . .

die Stille und der Duft . . . bei Orgelspiel und Gesang . . .

Rahel: Ein Totenfeld — — und doch: kann man sich einen schöneren Garten denken? Dieser Strauch ist aus ihren Herzen gewachsen — wie er prangt, wie stolz trägt er die vollen Blütenbalden — und wir? ob aus unseren Herzen noch so viel Kraft strömen kann? (Das Orgelspiel endet ohne Gesang.)

Anna: Ach — Du Phantastin! Scherz beiseite — Rahel, seit Du Deinen Helden gefunden hast, wirst Du stets mysteriöser — Gott — hat Dir dieser Mann den Kopf verdreht . . . kaum hast Du für die ganze Welt noch einen Gedanken übrig . . . wie soll das denn noch werden?

Rahel: Was kümmert's mich? werde, was da will — — ich bin glücklich — wenn er nun kommt, wenn er meine Hand faßt, wenn ich in seine Augen sehen darf — — ich verlange nichts mehr, da versinkt für mich die Welt.

Anna: Furchtbares, leichtsinniges Wesen! Was werden denn Deine Leute dazu sagen, wenn es herauskommt? Die Mutter — der Onkel? das wird einen tüchtigen Krach geben! Du wandelst in ihrer Mitte wie eine Mondsüchtige, kaum gibst Du noch eine vernünftige Antwort — — nur Herr Ulrich und wieder Herr Ulrich. — Ich bin fest überzeugt, daß Du diesen Namen noch aus dem Schlaf sprichst . . .

*) Unsere Emmy Destinn hat sich unter die Dramatiker gemischt, versucht, dem Land ihrer Kinderträume auf dem steinigen Weg der Gestaltung tragischen Erlebens wieder nahe zu kommen. Dem willig folgenden Ohr klingt leise und deutlich doch spürbar die Sehnsucht durch die vier Akte, von denen wir hier die paar Szenen wiedergeben, die uns am gelungensten scheinen und am wenigsten voraussetzen. Rahel, die neunzehnjährige Tochter der alten Rosenfeld, fällt der geschulten Phrasologie des beträchtlich älteren verheirateten Komödianten Ulrich zum Opfer. Der erste Akt hatte beide zusammengeführt. Mehr ist zum Verständnis für das Folgende nicht nötig.

Rahel: Ich liebe ihn und er liebt mich. Was geht mich die ganze Welt an?

Anna: Ich bitte Dich! Die Welt muß Dich angehen, wenn Du nicht willst, daß jemand von den Deinigen dahinter kommt! Du mußt Dich zusammennehmen, Komödie spielen —! Wenn diese Liebschaft an den Tag gebracht wird, steckt Dich Deine Mutter in eine Besserungsanstalt!

Rahel: Georg verläßt mich nicht! Niemals!

Anna: Vorderhand nicht, das weiß ich. Aber wenn die Saison zu Ende ist, geht Dein Held wieder nach Wien zurück, der Sommer blüht ab und mit ihm auch eure Liebe.

Rahel: Wie kannst Du nur so etwas sagen! Unsere Liebe verblühen! Das ist unmöglich — sprich es lieber gar nicht aus

Anna: Liebes Kind, so nimm doch Vernunft an! Ich bin doch die ältere, habe mehr gesehen und mehr erlebt als Du — Wie stellst Du Dir das Ende eurer Liebe vor? Ein Ende muß sie doch nehmen? Abschied?

Rahel: Nie!

Anna: Dann — — ein Verhältnis?

Rahel (geirrt): Anna

Anna: Oder — eine Heirat?

Rahel (schweigt betroffen.)

Anna (langsam): Eine Heirat — — also — wirklich? Hat er Dir etwas versprochen?

Rahel: Wie könnten wir etwas Derartiges sprechen? Nein — kein Wort.

Anna: Sehr ungeschickt. Weißt Du, woher er kommt? Wer seine Familie ist? Auch nicht? Aber, liebes Kind — wovon unterhaltet ihr euch denn eigentlich?

Rahel: Wir sprechen von unseren Herzen, von unserer Liebe, von unserer Sehnsucht —

Anna (gedehnt): Sehnsucht — — — (plötzlich sehr warm): Liebe kleine Rahel, ich flehe Dich — sei vernünftig — versprich mir, auf Deiner Hut zu sein — es soll zwischen euch beiden nichts geschehen, was vor Gott und Menschen nicht geschehen dürfte — —

Rahel (betroffen): Wie meinst Du — ich verstehe nicht —

Anna (im selben Ton): O, Du verstehst schon ganz gut, stelle Dir nur vor, ich wäre Deine ältere Schwester — ich habe Dich ja so lieb und fürchte nur, daß Du in Deinem Ungestüm etwas tun könntest, Dich hinreißen ließe — Rahel, ich bitte Dich, gieb mir Dein heiliges Versprechen —

Rahel: Zwischen uns beiden ist es doch klar — — weder ich noch Georg haben einen unlauteeren Gedanken

Anna: Verzeihe. Doch Du bist manchmal so seltsam, Du bist so still und nur Deine Blicke

sprechen — — so sonderbar, tief, ich habe Angst — denn schließlich habe ich doch das ganze Unglück hervorgerufen — ich habe Dir doch diesen Brief diktiert, aber Du tust mir damals so leid —

Rahel (wirft sich Anna an die Brust): Du Liebe, Liebe, Süße . . . Du hast mich glücklich gemacht — wie soll ich Dir je danken?

Anna (sie bewundernd betrachtend): Diese Glut und diese Leidenschaft? Raum kenn' ich Dich wieder. Dieser Herr Ulrich scheint ein richtiger Zauberer zu sein — — —

Rahel: Ja — das ist er Er hat mich ganz begehrt wenn ich nun im Theater sitze und seinen Worten lausche — da schlägt mein Herz so wild, als sollte ich ersticken? — wenn ich ihn mit den Augen küsse — ach, Anna — nicht wahr, er ist ein Gott? Rein Mensch ist so schön wie er diese wunderbare Gestalt, so hoch, so schlank, dieser stolze Mund und die hellen, träumerischen Augen . . . seine schönen Hände — und seine Stimme — diese zu Herzen gehende, männliche Stimme — o Gott, manchmal wird mir ganz schwarz vor den Augen, so viel Glück ertrage ich nicht.

Anna (halb scherzend, halb ernst): Gretchen! Gretchen! Denk an ihr Schicksal — sei vernünftig — ich fürchte wirklich, Du könntest Dich vergessen — —

Rahel: Er ist so herzensgut, er ist wirklich wie mein Bruder.

Anna: Du! Diesem Bruder würde ich nicht allzusehr trauen! Er hat Dich anscheinend auch viel zu sehr lieb damals dachte ich, daß der große Künstler, lieb und gut, wie die Männer schon sind, den schwärmenden Baffisch mit einigen freundlichen Worten beglückt und ihn dann seinem Schicksal überläßt — nein, mußte ich mich derartig irren! Statt dessen läuft der berühmte Held tagtäglich mit dem kleinen Mädels spazieren — — kann sich kaum von ihm trennen, spricht über hochtrabende Sachen mit ihm — —! Das ginge ja alles noch! Aber das Ende! Das Ende!

Rahel: Ich lernte lieben und —

Anna: Ja, das ist eben, was ich fürchtete! Du lerntest lieben, meine Liebe, Süße! Der Pfad der brüderlichen Liebe des Herrn Ulrich ist sehr schmal — ihr werdet da mit der Zeit zu wenig Raum haben — dann kommt das altbekannte Ende vom Lied — —

Rahel: Was kann da geschehen?

Anna: Etwas, was nie mehr gut zu machen wäre — ein unsagbares Unglück für Dich — —

Rahel: Ein Unglück — durch Georg? Was sagst Du da, liebe Anna — nun sind mir Deine wohlgemeinten Predigten sehr lächerlich. Wie

könnte Georg, dieser Herrliche, einzige Mann, mich unglücklich machen? Daß glaubst Du doch selbst nicht. Diese vierzehn Tage unserer Liebe sind mir vom Himmel selbst gesandt, Du weißt ja, daß ich vor Wonne fast vergehe und sprichst mir vom Unglück! Seine Hand, sein Mund können mir nur Glück bringen . . . Ich habe nie vorher geliebt — nicht einmal für jemand geschwärmt, wie es alle jungen Mädchen doch tun — hier, tief in meiner Brust im innersten Herzen sagte mir eine Stimme: „Harre aus, Herz, Dein Glück wird noch kommen, Dein Erlöser, Dein Jehova findet Dich.“ Nun ist er da! Er ist gekommen! Und Du sprichst mir vom Unglück!

Anna: Liebe und Vernunft sind leider niemals Hand in Hand gegangen, — — da hätte man sich sonst viel Verdruß sparen können. — — Ich fürchtete es ja stets, daß Du — herein-
fällst.

Rahel: Pfui — dieses garstige Wort.

Anna: Aber treffend. Nun vom anderen: Wann kommt Dein holder Angebeteter? Um fünf?

Rahel: Er muß gleich erscheinen.

Anna: Wo wollt ihr dann hingehn?

Rahel: Hingehn? Nirgend. Wir bleiben hier.

Anna: Auf dem Friedhof?

Rahel: Warum nicht? Hier ist es ungestört — selten ein fremder Besucher, Stille, Duft — und wir Zwei.

Anna: Sehr poetisch. Weißt Du was? Wann schließt man hier?

Rahel: Um sieben Uhr.

Anna: Dann kommen wir mit Richard um halb sieben her und holen euch ab. Willst Du?

Rahel: Gewiß.

Anna: Wir können uns dann bis halb acht noch irgendwo in einen Garten hineinsetzen — um acht mußt Du doch zu Hause sein.

Rahel: Vorgestern bin ich ja erst nach halb

neun nach Hause gekommen — Mutter hat sehr gebrummt. Und der Onkel Jaddi sah mich so eigen an — Du — ich glaube, daß er etwas ahnt. Aber er ist gut, er sagt kein böses Wort — im Gegenteil, er ergreift stets noch meine Partei, wenn Mutter zankt.

Anna: Was hast Du denn getan? Du sagtest mir doch, Du wollest um acht zu Hause sein — —

Rahel: Wir sind bei der Moldau gewesen, es war so still und eine ganz warme Dämmerung — — ein herrlicher Abend. Da konnten wir uns nicht trennen. Ich sagte, daß mich die Fall aufgeh alten hat. Mutter hat es auch geglaubt.

Anna: Und Onkel Jaddi?

Rahel: Der ist viel zu schlau. Er hat seine eigenen Gedanken.

Anna: Wenn er aber was merkt —

Rahel: Der sagt kein Wort.

Anna: Glaub' das ja nicht! Er würde rasend werden. Dein Onkel hat keine Liebes-
erfahrung — der Uermste ist so schwer getroffen.

Rahel: Ob er wohl jemals liebte?

Anna (lachend): Nein! Dazu ist er zu vernünftig —! Seine Liebe könnte doch wohl kaum jemand erwidern.

Rahel: Armer Onkel Jaddi!

Anna: Sieh — da kommt Dein Liebster schon! Adieu — und seid vernünftig!

Rahel (springt auf, zitternd): Still! er kommt...

Zweite Szene.

Georg Ulrich (sehr elegant, leicht lächelnd): Guten Tag — so pünktlich, das ist lieb.

Anna: Adieu, ich muß euch verlassen.

Georg (hält Rahels Hand): So eilig, Fräulein Anna?

Anna (lachend): Ich weiß, daß Sie darüber sehr unglücklich sind! Aber ich will Sie trösten: um halb sieben hole ich euch wieder ab. Auf Wiedersehen! (Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

23.

Paris.

Schätzchen, bin ich frivol? Es ist die Atmosphäre hier. Meine Hauswirtin beglückwünschte mich, und der Valet de Chambre Célestin macht solch ein schlau verschmitztes Gesicht. Ils ne savent pas autrement. Wenn wir auf die Straße treten, bieten uns Händler Gassenhauer und verliebte Couplets oder halbweile Veilchensträuße an. Es ist Pariser Frühling.

Warum erleben wir ihn nicht mit, reden nur? Du bist hübsch und jung, Du stiehlist Dich heimlich zu mir, lügst zu Haus, verlierst den Atem auf der Treppe und lachst und

errötest in einem Zug, wenn Du eintrittst. Ich küsse Dich lange. — Wenn Du fortgehen willst, weil es Zeit zu Deinem Diner ist, lasse ich Dich nicht, ich küsse Dich wieder wie ein junger Verliebter und bettle und drohe. Wir lachen alle beide. —

Ich erzähle Dir leichtsinnige Geschichten von den andern, die hier gewohnt haben, von meinen Freunden, die allesamt verliebt sind, die kleine zärtliche Frauen haben, in Chaville und Fontainebleau.

Dabei sind wir sehr ehrbar, sprechen von all diesen lederen Dingen wie gesetzte und ältere Leute, hinter denen die Jugend und die Frühlingsnarrheit liegt, müssen uns doch immer ansehen und müssen lachen, sind so überaus vergnügt. Braungrün liegt das Baummeer des Luxemburg-Gartens mit knospenden Wipfeln, die Kuppel des Invalidendoms steht wunderbar abgetönt gegen den hellen, weichen Himmel wie auf einem Bild von Sislen; es weht die Luft von Paris, die leicht, klar und ein wenig berauschend wie Champagner ist, ohne Leidenschaft, voll von Zärtlichkeit der zärtlichsten und lebensfreudigsten Stadt.

Wir sind Deutsche, wir philosophieren. Wohl ist uns — wohl! Du sagst mir Adieu und küßt mich mit spitzen Lippen wie ein keusches, kleines Mädchen. Wie meine Schwester, und errötest. Und in deinen Augen glitzert — Licht oder Tränen? Mein Aprillind! Mein Weibchen! Kleine, süße Frau — Du meine!

24.

Ich bin morsch und unselig, ein zu jedem Verzicht Vorbestimmter. Frage mich jetzt nicht, Du wirst es früh genug wissen.

Warum drängst Du auf Erklärungen? Erklärungen sind Gewöhnlichkeiten. Natürlich bist Du ganz frei, Du kannst gehen, wohin Du willst, kannst mich verlassen. Frage ich Dich je, wo Du bist? Weiß ich, bei wem Du vielleicht Dich aufhältst, süße Worte anhörst und Dich in andern Schaukelstühlen wiegst? Du bist mir oft ganz fremd wie eine völlig Unbekannte. Sogar eine Feindin bist Du dann, Du bist hergekommen, um mein Geheimnis zu überraschen und mir zu nehmen.

Bist Du überhaupt treu? Ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Warum beunruhigst Du Dich um meine Treue?

Innerlich haben wir keinerlei Zusammenhang, Dein Gehirn denkt Gedanken, zu denen ich keinen Zugang habe. Du bist auch klüger als ich.

Ich will mich nicht binden, nie! Und Du sollst Dich nicht quälen —

25.

Die rohe Eier der anderen auf Fleisch stößt mich ab und flößt mir Ekel ein. Ich war gestern auf einem sogenannten nackten Ball. Alle erregten sich außerordentlich — ich ging schwermütig nach Haus, schämte mich meiner Rasse.

Stundenlang lese ich gemeine Bücher, die borgen einem immer Leute, die man für die ehrbarsten und gleichgültigsten hielt. Sie sind nur gemein, ohne Kunst und Heiterkeit. Soweit hast Du mich heruntergebracht — ja, Du!

Jede Frau hier — auch die deutsche — hat ihren Liebhaber. Sie sprechen von der Liebe wie von einem Ding, das gut zu essen und teuer wie ein Souper fin ist. Auf der Rechnung wird immer betrogen, und die Bewirtete steht in Verbindung mit dem Wirt und der Bedienung. Oft zahlen hier auch die Frauen, dann wird das Geschäft noch schamloser betrieben, ihre Lustknaben sind Ausbeuter und schlagen sie. Heillos wirkt die ewige Herabwürdigung des einen Geschlechtes durch das andere. In bezug auf unsere Mütter und Schwestern sind wir lächerlich ehrbar, da wollen wir nicht sehen, lassen den Pistolenhahn knaden. Eitelkeit alles, und dieselbe Eitelkeit, das ganz grobe, einfache Uebergewicht der Stärke wie beim Papuaneger und dem Buschweibchen! Die „Galanterie“ dabei macht den Schacher so etelhaft und verlogen.

Wir haben doch das Bedürfnis, warum befriedigen wir es nicht am hellen, lichten Tage? Warum leugnen wir es ab und verleugnen es vor uns selbst? Und glauben schließlich unsere eignen Lügen über uns selbst? Du zum Beispiel glaubst, Du bist nur träge und feig — unendlich verwöhnt und verweichlicht. Du bist nichts mehr, eine Puppe, ein Luxusspielzeug, die Puppenprinzessin mit gläsernen Augen und Flachshaaren!

Manchmal möcht' ich Dich hauen!

26.

Ich weiß, ich bin schlecht und Du betest für mich, Du betest und wartest. Warte, bis wir zu Hause sind, dort wird mir wohler wieder. Ich gehe früh zu Bett, um neun Uhr, und bin den ganzen Tag draußen.

Sieh, ich bin ja auch ein alter Mann, ich bekomme weiße Haare, nicht graue — schon weiße!

Du bist so jung, bleibst immer jung und keusch und frisch.

Du bist unsterblich und tödend.

Sei mein gutes, kleines Mädchen! Komm und lege Deine Hand auf meine Stirn und erzähle mir Heitres und Eignes — ich liebe so sehr, wie Du die Dinge siehst, und liebe Deine Art zu sprechen. Nur Melancholie liebe ich garnicht, weil ich selbst ein Schwarzgalliger bin, ein Trübseliger und ein Kopfhänger.

Ich leide und bin fast nie ganz gesund. Mach Du mich gesund und vergieb mir! Vergieb!

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Lizmann.

VII. Drama der Gegenwart.

Wenn ich den Blick auf das Drama der neuesten Zeit zu lenken mich anschide, so empfinde ich lebhafter denn je die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit meiner Aufgabe, auf die Frage: „Was sollen wir lesen?“ befriedigende Auskunft zu geben.

Denn einmal ist, wie ich schon mehrfach hervorhob, wenn es sich um dramatische Dichtungen handelt, die Frage an sich nicht richtig, oder jedenfalls nicht glücklich eingestellt, insofern das Drama, um die seinem Wesen, seiner Form nach ihm allein eigentümlichen Ausdrucks mittel und Schönheiten voll zu entfalten und zur Geltung zu bringen, der Vermittlung durch lebendige Darstellung von der Bühne bedarf, also nicht gelesen, sondern gesehen sein will. Die Zahl derjenigen, die sich nur aus der Lektüre ein richtiges anschauliches Bild vom inneren Leben einer dramatischen Handlung machen können, ist erfahrungsgemäß sehr beschränkt, und der Ausweg, sich durch lautes Lesen mit verteilten Rollen die geistigen Geh-

organe zu schärfen, bleibt immer doch ein dürftiger Notbehelf, da, um durch dies Mittel einen einigermaßen befriedigenden Ersatz für eine versagte Bühnenaufführung zu erhalten, die Lesenden über eine Fähigkeit zu charakteristischer Auffassung und Wiedergabe ihrer Rollen verfügen müssen, wie sie auch wieder nur sehr wenigen verliehen ist.

Zu diesen aus dem Wesen des Dramas an sich sich ergebenden Schwierigkeiten kommt nun aber in unserem besonderen Fall noch hinzu die Eigentümlichkeit des modernen Dramas, dessen Hauptreiz und Hauptwert weniger in dem Ideengehalt, als in der eigenartigen künstlerischen Form beruht, die unsere Dramatiker, über ihre Vorgänger hinausstrebend, gesucht und zum Teil auch gefunden haben. Diese neuen Formen sind es, um deren Ausgestaltung das Drama der Gegenwart ringt, und die den Werken, in denen sie zum Ausdruck gelangen, ihren über die Laune und Mode des Tages dauernden bleibenden Wert ver-

leihen. Die sog. aktuellen Stoffe allein tun es nicht, trotzdem sie es in der Regel sind, die die starken augenblicklichen Bühnenerfolge bewirken. Aber wir leben in einer so schnell arbeitenden und vorwärts hastenden Zeit, daß der Zauber, den ein aus der Not einer Tagesfrage heraus geborenes Drama auf einen jeden von uns ausübt, wenn es im richtigen Augenblick erscheint, unheimlich schnell verblaßt und verwelkt und oft wenige Jahre genügen, um uns ihm gegenüber fremd und kalt zu machen. Deshalb ist es für den, der, wie ich hier, nicht die Aufgabe hat, über Dramen und Dramatiker, die infolge von durch Stimmungen des Augenblicks hervorgerufenen großen Bühnenerfolgen zufällig im Vordergrund des Interesses stehen, seine Meinung zu sagen, sondern der jedenfalls den Versuch machen soll, unbeirrt durch diese Stimmen des Tages, das Bleibende, Wertvolle herauszuheben und zu charakterisieren, die Aufgabe schwieriger als auf irgendeinem andern Gebiet, gerade weil, je mehr man selbst innerlich an den Kämpfen der Zeit und den Problemen, die sie aufwerfen, beteiligt ist, der dämonische Reiz, den ein Drama um seines aktuellen Stoffes willen ausübt, nur zu oft das Urteil zu trüben geeignet ist. Das gilt, oder galt vielmehr, vor allem von dem Dramatiker, der eine Zeitlang im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts eine ähnlich beherrschende Stellung eingenommen hat, wie Shakespeare im 18. Jahrhundert, von dem Norweger Henrik Ibsen. Ein Teil der ungeheuren Wirkung, die dieser Fremde in den beiden letzten Dezennien auf unsere Literatur gehabt hat, ist auf Rechnung seiner Stoffwahl zu setzen. Er war der erste, der die in der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden Jahrhunderts wühlenden und gärenden Ideen, die Seelennöte der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geborenen und seit den siebziger Jahren in den Kampf des Lebens eingetretenen Generation und die daraus hervordachsenden Kämpfe auf Tod und Leben zwischen dieser Jugend und der damals herrschenden Gesellschaftsmoral in seinen Dramen zu einer künstlerischen Gestaltung brachte, und der dadurch

unzähligen kämpfenden und ringenden Seelen das erlösende Wort von den Lippen nahm. Weil er in der Tat dieser Generation wie ein Befreier kam, wurde er von ihr auf den Schild gehoben, und wer wissen will, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren in den Herzen der jungen Menschen aussah, für den sind Ibsens Dramen auch heute tief erschütternde Dokumente des Seelenlebens der Entwicklungsjahre der Generation, die heute in der Vollkraft des Lebens der Gesellschaft ihren Stempel gibt. Deshalb sollte keiner versäumen, mit Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Die Gespenster“, „Rosmersholm“, „Klein Eholst“ unter diesem Gesichtspunkt sich vertraut zu machen. Aber je jünger er ist, um so stärker wird er auch empfinden, daß an sich Neues ihm dieser Dichter nicht mehr zu sagen hat. Die Klippen, an denen die Menschen der Ibsenschen Dramen scheitern, und die Dornen, an denen sie sich auf den Tod verwunden, sind für den Menschen von heute keine Klippen und Dornen mehr. Wohl aber wird auch das junge Geschlecht die Botschaft einer noch in der Zukunft liegenden Menschheits Epoche, die als Ruf der Sehnsucht und der Hoffnung aus den Dramen Ibsens (allerdings häufig in Formeln einer symbolisierenden Geheimsprache nicht sofort erkennbar) klingt, annehmen und aufnehmen und weitertragen, nämlich den erschütterlichen Glauben an eine Lebensmöglichkeit, wo der alte Streit zwischen Geistigem und Sinnlichem schwindet, wo die Schönheit und die Freude und die Güte in freudiger Arbeit der Wahrheit dienen und aus reinen Schalen denen, die Treue halten, den Trunk schullosen Genusses, der in der Freude verflärt, kredenzen.

Das ist das Reich der Zukunft, von dem Ibsens Ubelsmenschen träumen, auf das sie hoffen, das keiner von ihnen betritt, das sie nur ahnen in Träumen der Jugend, und das in weiter, weiter Ferne ihnen — wie das in dem letzten Drama „Wenn wir Toten erwachen“ zum Ausdruck kommt — von dem Gipfel der Berge in der großen Stille, wie ein tröstliches Morgenrot, das sie selbst nicht mehr erleben,

in die brechenden Augen leuchtet, und in dem sie den Frieden finden. Das wird die heutige Jugend aus Ibsen als eigene Zukunftslosung mit herausnehmen in den Kampf, der noch um diese letzte Entscheidung tobt.

Unsere Dramatiker aber haben nicht nur von Ibsen diese Gesellschaftsprobleme übernommen, sie haben auch vor allem aus dem Ibsen eigenen dramatischen Stil für das deutsche Drama der Gegenwart entscheidende Anregungen empfangen und nach seinem Vorbilde weiter auszugestalten versucht.

Nur zwei unter denen, die wir heute noch, trotzdem der eine von ihnen nicht mehr unter den Lebenden weilt, als Dramatiker der Gegenwart empfinden, weisen diesen Ibsenschen Zug nicht auf: Ludwig Anzengruber und Ernst von Wildenbruch; beide waren eben schon voll ausgeprägte Persönlichkeiten, als Ibsen mit seinen ersten Gesellschaftsdramen auftrat. Ludwig Anzengruber (1839—1889) packt die Gesellschaft in seinen Dramen ein paar Stufen tiefer, als sie Ibsen gepackt hat. Wachsen bei diesem die Konflikte aus dem bürgerlichen Milieu, so bei jenem aus dem bäuerlichen, und eine natürliche Folge ist, daß der Deutsche noch viel herber zupackt und Gestalten auf die Bühne stellt, die durch ihre sprühende Naturwahrheit, die urwüchsigen Naturlaute, die ihnen zu Gebote stehen, gerade auf das städtische Publikum ungeheure Wirkung ausüben, nicht zum wenigsten, weil dieser resolut zugreifende, in der Wahl seiner künstlerischen Mittel nicht sehr wählerische Dramatiker über einen Humor verfügt, der selbst in die tiefsten Schatten einer tragischen Katastrophe noch seltsame Lichter zu werfen weiß. Bisweilen übertönt bei ihm die Tendenz und die gute Gesinnung den Poeten, und auch in seinen besten Dramen befremdet zuweilen ein solcher Einschlag, der mit der Kunst nichts zu tun hat, aber als Ganzes ist er doch eine der originellsten und erfreulichsten Erscheinungen der modernen Literatur. Er ist vor allem ein lachender Philosoph, dem die Philosophie das Leben nicht verborben hat, der aus klugen und so vergnügten, schalkhaften klugen in die Welt

schaut, daß ihm zuzuhören, wenn er in seiner Mundart von seinen Leuten närrische und selbst schlechte Streiche erzählt, ein wahrer Genuß ist. Keiner sollte versäumen, sich die „Kreuzelschreiber“, den „Gewissenswurm“, den „Doppelselbstmord“ anzuschauen, und wer den Tragiker Anzengruber kennen lernen will, dem wird er im „Meineidbauer“ imponierend entgegentreten.

Ernst von Wildenbruch (geb. 1841) nimmt ebenfalls, aber aus anderen Gründen, im deutschen Drama der Gegenwart eine Sonderstellung ein. Ihm gebührt zunächst das große historische Verdienst, daß er in einer Zeit, wo in weiten Kreisen der Sinn und das Verständnis für die Berechtigung und die Notwendigkeit des heroischen Dramas großen Stillschanden zu kommen drohte, durch seine „Karolinger“, seinen „Harold“ wieder den Glauben an die Lebenskraft des historischen Dramas neu erweckt, das deutsche Publikum wieder an große tragische Konflikte und Gestalten gewöhnt hat. Die heutige Generation kennt ihn wesentlich als dichterischen Verherrlicher der Hohenzollern, sie denkt bei seinem Namen zunächst an den Verfasser der „Quikowas“ und des „Neuen Herrn“ und verbindet damit nicht selten die Vorstellung einer Art Hofdichters. Nichts aber ist törichter und ungerechter als gerade diese letztere Auffassung, und auch die Einstellung als poetischer Herold der Hohenzollern beruht auf einer Verkennung seines eigentlichen Charakters und seiner eigentlichen Bedeutung. Was die deutsche Dichtung und das deutsche Drama im besonderen an Wildenbruch gehabt hat und auch in Zukunft haben wird, das wird wohl erst von einer nachfolgenden Generation unbefangen gewürdigt werden. Das aber kann heute schon mit Nachdruck betont und festgestellt werden: wenn er uns auch bis heute das Drama, das, von Anfang bis zu Ende aus einem Guß, seiner angeborenen dramatischen Gestaltungskraft als vollendetes Kunstwerk entspräche, nicht gegeben hat, wenn allen seinen Dramen, sei es im Aufbau der Handlung, sei es im Aufbau der Charaktere, der letzte ab-

rundende Pinselstrich zu fehlen scheint — seit Schiller die Augen geschlossen hat, haben wir keinen Dramatiker gehabt, der über ein so hinreißendes dramatisches Temperament und über eine so naive Kühnheit und Kraft in der Behandlung weltgeschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse verfügt, wie Wilkenbruch. Dies Temperament geht freilich zuweilen mit ihm durch, und gerade aus ihm erklären sich manche Fehlgriße. Aber auf der andern Seite hat er es ihm auch zu danken, daß er Aufgaben bezwungen hat, vor denen andere als vor einem unerhörten Wagnis zurückschreckten.

Wer die Größe, die Bedeutung und die Liebenswürdigkeit — im eigentlichen Sinne! — Wilkenbruchs erfassen und sich an diesem hinreißenden Zauber seiner unsterblichen Jugend über kleinlichen Parteigeist und Habersucht der Politik des Tages zu den reineren Höhen einer großen opferfreudigen nationalen Begeisterung emportragen lassen will, für den wird aus Dramen wie „Der Menonit“, „Väter und Söhne“, die „Quikow“ und der kleine prächtige Einakter „Der Junge von Hennesdorf“ etwas entgegenklingen und leuchten und sein Herz mit Freude erfüllen, was kein anderer Dichter ihm heute zu geben vermag.

Aber in der Dichtung und besonders im Drama unserer Tage ist der Ton, auf den das Drama Ernst von Wilkenbruchs gestimmt ist, dieser helle schmetternde freudige Ton, der zur Feldschlacht zu locken scheint, ein fremder vereinzelter Klang. Das Drama der Gegenwart schaut nach innen, und hat eine gewisse Scheu, zwar nicht vor herben Dissonanzen und grellen Farben, wohl aber vor der direkten robusten Lebensbejahung, wie sie aus jeder Zeile Wilkenbruchs auch im tiefsten Dunkel von Menschenschuld und -leid immer wieder aufjubelt und ihr Recht verlangt. Das moderne Drama — wie überhaupt die moderne Dichtung — hat, oder hatte, jedenfalls bis vor kurzem die nicht unbedenkliche Neigung, die Fröhlichkeit und Satensfreudigkeit im Menschen als ein Zeichen niederer Kultur und In-

telligenz zu werten, und schon daraus ergab sich von vornherein ein scharfer Gegensatz zwischen Wilkenbruch und der aus der Schule Ibsens zu eigenem Stil sich durcharbeitenden Generation deutscher Dramatiker, die etwa ein Jahrzehnt nach Wilkenbruchs ersten großen Siegen um 1890 auf den Schauplatz getreten ist. Diese Dramatiker aber hatten nicht nur den Namen Ibsen auf ihre Fahne geschrieben, sondern bekannten sich gleichzeitig mehr oder minder entschieden zum Naturalismus, d. h. sie glaubten ihre Ideen, ihre aus den Konflikten des modernen Gesellschaftslebens und der sozialen Bewegung geschöpften Stoffe nur in Formen zum Ausdruck bringen und künstlerisch gestalten zu können und zu dürfen, die wie ein unmittelbarer Abdruck der Natur selbst wirkten, und zur Folge hatten, daß auf einmal nun auf der Bühne Dinge in breitester Ausführlichkeit zur Sprache kamen und in hüllenloser Nacktheit auch in die Erscheinung traten, deren Zurschaufstellung man bis dahin aus moralischen und ästhetischen Gründen ängstlich vermieden hatte. Der Naturalismus im Drama aber mußte die öffentliche Meinung ungleich mehr alarmieren als im Roman, da im Drama durch das laut gesprochene Wort und durch die Veranschaulichung in Handlung diese nackte Wahrheit den Zuschauer viel mehr in Mitleidenschaft zog, als den Leser das geschriebene Wort und die Schilderung derselben Handlung im Roman. Kein Wunder daher, daß auf dem Gebiet des Dramas der Kampf für und wider die Berechtigung des Naturalismus in der Dichtung viel heißer entbrannte als etwa in dem Roman oder der Lyrik. Und so wurden denn diese dramatischen Naturalisten von den einen mit stürmischem Jubel als Befreier, als Erlöser begrüßt, weil sie der Wahrheit die Ehre gaben, weil sie durch ihre rücksichtslose Ehrlichkeit dem bis dahin herrschenden System der Verschleierung und Vertuschung den Krieg erklärten, und weil man dies nicht nur gerade vom moralischen und vom sozialen Standpunkt aus als eine befreiende Tat empfand, sondern weil auch vom Standpunkt des Künstlers durch dieses Hineinleuchten in die früher dem Dichter

verschlossenen Gebiete des verborgensten Seelenlebens der Dichtung, der Kunst eine bis dahin nicht für möglich gehaltene Erweiterung ihres Stoffgebietes, ein neues Feld schöpferischer Betätigung erschlossen wurde. Die anderen aber glaubten ihrerseits auch aus Gründen der gefährdeten Moral und der gefährdeten Kunst, „deren Ideal doch stets, wenn nicht die Schönheit selbst, so doch eine Verklärung der natürlichen Welt sein müsse,“ wider diese gefährlichen Neuerer und Umstürzler lauten Protest erheben zu müssen.

Heute sind die Akten über diesen Streit geschlossen. Jedenfalls in den Kreisen derer, die aus den hier allein in Betracht kommenden künstlerischen Gesichtspunkten die naturalistische Bewegung beurteilen, besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß, so notwendig und nützlich der Naturalismus für eine innere Auffrischung unseres geistigen Lebens geworden ist, die Tragweite seiner Bedeutung sowohl von seinen Verfechtern wie von seinen Gegnern bedeutend überschätzt worden, daß vor allem mit dem rein künstlerischen Problem, das er stellte, höchst ungehörig sozialpolitische, sozialrevolutionäre Probleme auf der einen, moralisch-pädagogische auf der anderen Seite verknüpft worden sind.

Und so beginnt sich jetzt auch das Urteil über die eigentliche, über die bleibende künstlerische Bedeutung der Werke und der Dichter zu klären, die als mehr oder minder ausgeprägte Vertreter des Naturalismus zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und als solche Freunde und Gegner geweckt haben. Eines ist vor allem festzustellen: Keiner von den damaligen Wortführern, von denen, die als Dramatiker den Naturalismus auf die Bühne und auf der Bühne zur Herrschaft gebracht haben, kann heute noch im ursprünglichen Sinne als Naturalist angesehen werden, alle haben sie seitdem, ohne ihren Ursprung und Ausgangspunkt zu verleugnen, andere Wege eingeschlagen oder jedenfalls die einseitige, ausschließliche Vertretung des Naturalismus als Selbstzweck aufgegeben. Nur von einem könnte

man vielleicht sagen, daß er seinem ursprünglichen Ideal am treuesten geblieben, und damit bezeichnend genug gerade der, der von Anfang an, obwohl vielleicht der am meisten Angefeindete, doch zu den gemäßigten Naturalisten gehört hat, Hermann Sudermann (geb. 1857). Er hat mit seiner „Ehre“ (1890), „Soboms Ende“ (1891) und der „Heimat“ (1893) sich den Ruf geschaffen, einer der geschicktesten Vertreter des Naturalismus auf der Bühne zu sein, und hat damals mit diesen Dramen bei denen, die den ausgeprägten starken dramatischen Nerv darin erkannten, und die zugleich ein ernstes und erfolgreiches Bestreben nach Vertiefung seiner stets — rein technisch — virtuos durchgeführten Konflikte glauben feststellen zu können, große Hoffnungen erweckt, Hoffnungen, die nur zum Teil erfüllt worden sind. Der geborene dramatische Satiriker, ein guter, feiner Beobachter und ein Dramatiker von fast unbedingter Treffsicherheit, ist er, nachdem auch der Einakterzyklus „Morituri“, „Das Glück im Winkel“ (1896), „Es lebe das Leben“ (1902) eine langsame Entwicklung nach oben zu bekunden schienen, und nachdem er zwischen durch (1898) mit der Tragödie „Johannes“ und dem symbolischen Märchenspiel „Die drei Reihersfedern“ andere Bahnen einzuschlagen versucht hatte, in den letzten Jahren, wie es scheint, auf einem toten Punkt angelangt. Um der genannten Dramen willen und vor allem um der darin bekundeten eigentümlichen Begabung zur gesellschaftlichen Satire in dramatischer Form verdient er aber sicher eine ernsthaftere Beachtung und Würdigung auch in der Zukunft, als ihm die Kritik des Tages zuteil werden läßt. Zu einem Dramatiker der modernen Gesellschaft im wirklich großen Stil, den man anfangs in ihm begrüßte, fehlt ihm allerdings wohl der weite Ueberblick über das Leben und das tief eindringende Verständnis für die geistigen und sittlichen Kräfte, die außerhalb des engen Ausschnitts der Gesellschaft, den er zufällig aus persönlicher Beobachtung kennt, lebendig sind.

Herrn Arthur Jacoby.*)

Berlin.

Sehr geehrter Herr!

Der Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin sieht sich veranlaßt, auf Ihre Äußerung am Schluß der Zuschrift an die Zeitschrift „Morgen“ in Nr. 19 folgendes zu erwidern:

(In den Widerstreit der Auffassungen und Meinungen über die Äußerung des Herrn Professor Dr. W. Sombart betreffs Reklame haben uns die Ansichten über die Gesinnung der Studentenschaft an der Handelshochschule, die ein Mann der kaufmännischen Praxis, wie wir ihn in Ihnen erblicken müssen, hineingeführt. Aber diese Auffassung von studentischem Leben an der Handelshochschule Berlin teilen Sie mit manchem anderen Kollegen der Praxis. Erfreulicherweise vermindert sich jedoch die Zahl der solchergestalt über die Studierenden an den deutschen Handelshochschulen Denkenden zusehends. In aller Sachlichkeit und Geschäftsmäßigkeit, ohne unnütze Zitate, wollen wir Ihnen den Gegenbeweis für Unterstellungen an Hand der Tatsachen erbringen.)

Was Sie da in die Welt setzen über die Zustände unter der Studentenschaft an der Handelshochschule Berlin, das ist, gelinde gesagt, doch etwas sehr, sehr unüberlegt gesprochen. Wollen Sie wirklich für alles den Wahrheitsbeweis antreten, was Sie da äußern? Wir glauben, Sie kennen uns lediglich aus Anlaß des Besuchs der Handelshochschule in der „Lugur“, sonst wäre es unmöglich, daß Sie derart ungerichtetes Zeug — sit venia verbo — schreiben. Zunächst wäre es doch sicher angebracht gewesen, sich näher zu informieren. Und das dürfte Ihnen durch Beschaffung des Berichts über das erste Studienjahr der Handelshochschule Berlin, erstattet von Professor Dr. Jastrow — den wir Ihnen zur Ergänzung der Lektüre dieser Zeilen nur dringend empfehlen können —, nicht schwer geworden sein.

Zunächst bestätigen wir Ihnen die Tatsache, daß die meisten der Studierenden an der Handelshochschule Berlin Söhne von Kaufleuten sind. Im Sommersemester 1907 umfaßte die Statistik „Beruf der Väter“ 130 Personen als Angehörige des Handelsstandes. Von 229 immatrikulierten Studierenden im Sommersemester 1907 wiesen 155 kaufmännische Vorbildung und praktische Tätigkeit nach. Der kaufmännische Charakter der Handelshochschule als eine Institution von der

*) Wir geben diese Äußerung des Ausschusses der Studentenschaft unverändert wieder, die in ihrer Frische und Ursprünglichkeit auch da sympathisch anmutet, wo jugendlicher Eifer nicht mit wünschenswerter Weislichkeit die Form wählt.
Die Schriftleitung.

Kaufmannschaft für die Kaufmannschaft ist also vorhanden.

Es wäre nun eigentlich das Zeichen eines sehr geringen Selbstbewußtseins, wenn diese Studenten, um Ihr unglückliches Wort zu brauchen, von ihren alten Herren als „Koozmichs“ sprechen. Lassen Sie uns dieses Wort, das sich, wer es auch ausspricht, stets häßlich ausnimmt, für diese Darlegung zu Grabe tragen. Allem nach haben Sie nie mit einem Studenten der Handelshochschule Berlin gesprochen.

Mein Herr! Sie mögen mit den Studenten aller möglichen Fakultäten, welche Ihr Geschäft frequentieren, Erfahrungen gemacht haben, welche Sie wollen. In keiner Weise sind Sie berechtigt, aus solchen oder anderen Anlässen einen Gegensatz zu konstruieren zwischen den Studenten der Universität bezw. einer anderen Hochschule und den Studierenden der Handelshochschule Berlin. Jedenfalls keinen solchen Gegensatz, wie Sie ihn darlegen in den Worten: „und fühlt sich klein gegen die Collegae von den anderen Fakultäten, weil er selbst ebenfalls Kaufmann werden soll.“ Mit diesen Worten beweisen Sie die glänzendste Unkenntnis über die tatsächlichen Verhältnisse, einmal in bezug auf den Geist unter der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin und zum anderen im Hinblick auf die Stellung des Studierenden zu seinen Kommilitonen an den übrigen Hochschulen Groß-Berlins. Sie schreiben mit Genugtuung: „... Mancher von diesen, die längst schon das Korpsband trügen, wenn nicht Professor Jastrows kluge Einsicht wachte.“ Als im Winter 1906/07 einige wenige Stimmen laut wurden, um eine farbentragende Verbindung unter der Studentenschaft der Handelshochschule zu begründen, trafen diese Herren — zum großen Teile Nichtkaufleute — innerhalb der Studentenschaft auf energischen Widerstand oder auf taube Ohren. Hier war nichts zu wollen; die Studenten waren sich bewußt, daß für die Formen des Verbindungs wesens in einer Großstadt heute keinerlei Berechtigung vorhanden ist und im besonderen ihre auf 4 Semester beschränkte Arbeit den ganzen Mann erfordert. Nachdem diese farbenlüsternen Herren in den Kreisen der Studentenschaft und von dem Ausschuß rundweg abschlägig beschieden worden waren, wandten sie sich an den Rektor und das Dozenten-Kollegium. Nach vorheriger Rücksprache des Rektors mit Vertretern des Ausschusses der Studentenschaft machte dann auch hier ein „Nein!“ die Bestrebungen einer offiziellen Anerkennung der Verbindung zunichte.

Mit diesem Bluff mit dem „Korpsband“ ist's also nichts, Herr Jacoby! und noch viel weniger mit der „Kleinmütigkeit“ gegenüber den Collegae. Um es kurz zu sagen: Der Handelshochschul-Student wird von seinen sämtlichen

Kommilitonen der übrigen Hochschulen nicht nur nicht unterschätzt, sondern vielmehr geachtet. Jeder Angehörige einer anderen Fakultät wird, wenn er in die Verhältnisse der Handelshochschule Einblick gewonnen hat — und das ist außerordentlich vielfach der Fall —, unumwunden zugeben, daß hier rechte Arbeitsamkeit, echter Bienenfleiß herrscht. Sie mögen skeptisch lächeln, deswegen bleibt es doch wahr! Ebenso wird der Kommilitone von der Handelsfakultät zu allen Festveranstaltungen eingeladen, die allgemeines studentisches Gepräge tragen, und wird dort mit offener Freundschaft begrüßt. Und wenn er selbst eine studentische Veranstaltung im Rahmen des Gesellschaftslebens trifft, hat er noch stets ungeteilte Anerkennung gefunden für das geschickte Arrangement seiner Feste.

War das alles mehr nur die Stellung des Studenten der Handelshochschule zur Außenwelt und zu seinen Kommilitonen, so bleibt noch Ihre schlimmste Unterstellung zur Berichtigung übrig.

„Einer überragenden Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Sombart werden all ihre Äußerungen von den“ — nach Ihrer Auffassung — „weniger skeptischen jungen Hörern nicht nur geglaubt, sondern auch nachgeschwacht.“

Der Altersunterschied der Studierenden betrug im Sommersemester 1907 23–25 Jahre. Die Zahlen sprechen u. E. in Verbindung mit dem oben über die Vorbildung der Mehrzahl der Studenten Gesagten schon hinlänglich, um die Unhaltbarkeit Ihrer Auffassung zu beweisen. Um Ihnen aber Gelegenheit zu geben, sich persönlich von den Tatsachen zu überzeugen, so empfehlen wir Ihnen, daß Sie sich einmal als Gast im Volkswirtschaftlichen Seminar des Herrn Professor Dr. W. Sombart einfinden mögen. Der Zutritt wird Ihnen sicher bereitwilligst ge-

währt werden. Hier können Sie den echten Seminar-Geist kennen lernen, der den Austausch zulage bringt zwischen Meister und Schüler in offener rückhaltloser Aussprache. Jedenfalls könnte ein Besuch der Handelshochschule und deren Besichtigung — zu dessen Führung Ihnen der Ausschuß mit Vergnügen zur Verfügung steht — nur dazu beitragen, die vielfach vorgesezte Meinung gegen die Institution der Handelshochschulen und den auf ihnen herrschenden Geist unter den Studenten zu berichtigen.

Denn, um mit Ihren Worten, geehrter Herr, zu schließen, „wir können uns kaum denken“, daß eine derart unbegründete Verleumdung der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin wesentlich dazu beigetragen habe, in den der-einstigen Kaufleuten die Werkschätzung ihres gegenwärtigen Studiums erheblich zu mindern.

Dennoch waren wir genötigt, Ihre grundsätzlichen Darlegungen in dieser Hinsicht in gezielter Weise klarzustellen.

Wir verweisen zu weiterer Information auf zwei akademische Festreden von Professor Dr. Jastrow: „Kaufmannsbildung und Hochschulbildung“ und „Bürgertum und Staatsverwaltung“, im Verlag von Georg Reimer, Berlin, und geben uns der Hoffnung hin, daß diese Zeilen dazu beitragen mögen, dem Handelshochschulgedanken in den Kreisen Ihrer Freunde einige Anhänger zu gewinnen.

Hochachtungsvoll
Der Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin.

Wir werden im nächsten Heft weitere Beiträge zu dem von Werner Sombart angeregten Thema „Die Reklame“ veröffentlichen.
Die Schriftleitung.

Die Bankenquete.

Die Verdienste des Blockfreijinns um die deutsche Kultur sind mit den beiden Errungenschaften: Vereinsgesetz und Börsengesetz, nicht abgeschlossen. Die Parteigelder aus den Bank- und Börsenkreisen werden gewiß bald noch reichlicher fließen als bisher, und manch' einem Agitator wird man die Redegelder erhöhen können.

Warum soll man nicht 10 000 Mk. an die Parteikasse zahlen, wenn so große Erfolge erzielt werden. Das Börsengesetz war schon eine Leistung; wenn erst die Herren Thyssen und Stinnes so voll beschäftigt sein werden, daß sie der Nachfrage nicht genügen können, wenn man wieder gegen einen Zinssatz von 4 % Wechsel an die Reichsbank verkaufen kann, dann kommt

die selige Zeit, wo der Segen des neuen Gesetzes auch dem kleinsten Börsenmakler beschieden wird. Und was der Blockfreijinn zu verhindern vermag, ist vielleicht noch größer als das, was er an positiver Arbeit leistet. Eben hat er die Banken von der Gefahr eines Depositenbankgesetzes befreit. Und damit auch einen Rückgang der Börsenkurse verhindert. Als im Laufe des vorigen Jahres in der Zentrums-presse gemunkelt wurde, die Partei werde einen Antrag auf Trennung der Effektenbanken von den Depositenbanken (nach englischem Muster) dem Reichstag vorlegen, wurde man an der Berliner Börse unruhig. Seitdem ist das Gerissen nicht geschwunden. Erst vor wenigen Tagen, am ersten des Wonnemonds, atmete man auf. „Es besteht nicht die Absicht, eine Trennung der deutschen Privatbanken in Effekten-

und Depositenbanken herbeizuführen.“ Feierlich verkündete dies Herr Wermuth, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern; „im Namen des Staatssekretärs“. Der Freisinn hat also gesiegt; diesmal im Kampfe hinter den Kulissen. Denn, gleichgültig, ob die Regierung die Absicht hatte, ein solches Gesetz dem Reichstage vorzulegen, schon daran, daß bei der Eröffnung der Bankenquete, bevor überhaupt die Ansicht der 180 Sachverständigen gehört wurde, die Beruhigungsepistel verlesen ward, ist deutlich erkennbar, in welcher Richtung der Wind jetzt bläst. Eigentlich ist's unbegreiflich, warum die Börse sich erst unnütz erregt hat; nachdem Herr Walter Rathenau aus dem Tiergarten die frohe Kaiserbotschaft gebracht hatte, daß Börsengesetz werde unter allen Umständen reviviert werden, schien jede Gefahr beseitigt. An eine ernste Opposition gegen die Banken und Börse konnte man doch von jenem Tage an nicht mehr glauben.

Wird die Enquete, unter diesen Umständen, überhaupt mehr als eine Schaustellung sein? Herr Havenstein, der Reichsbank neuer Leiter, wollte bei seinem Amtsantritt gewiß über die schwebenden Fragen Klarheit haben, wollte das Urteil der verschiedenen Berufsstände hören; und hat darum die Enquete veranlaßt oder befürwortet. Sie wird in jedem Falle interessantes Material zutage fördern; alle nur möglichen, im Hirn der Theoretiker und Praktiker begraben Ansichten werden besprochen werden. Doch was über den Kreis der allgemeinen Erörterungen hinausgeht, werden die Bankdirektoren, die allein den notwendigen Einblick in die Praxis besitzen, verschweigen. So war es bei der Börsenenquete im Jahre 1892; und diesmal wird es kaum anders sein. Soweit die Fragen gestellt worden sind, um den Gesekentwurf zur Erneuerung des Reichsbankprivilegiums vorzubereiten, wird man auf prinzipiellen Widerspruch nicht stoßen. Eine Aenderung der Grundlagen unserer Reichsbankverfassung (wie sie die Agrarier wünschen) ist von vornherein ebenso entschieden abgelehnt worden, wie die Trennung der Privatbanken. Es bleibt also nur zu entscheiden, ob das Grundkapital der Reichsbank, der Reservefonds und die steuerfreie Notenreserve erhöht werden sollen. Hierbei divergieren aber keine wichtigen Interessen. Als die Reichsbank in den letzten beiden Jahren mehrfach gezwungen war, gegen den Willen der Banken die Diskontschraube anzuziehen, tauchte schon der Vorschlag auf, die Grenze der Steuerfreiheit zu verlegen. Gerade die Börsenblätter kämpften für diesen Gedanken. Und der damalige Reichsbankpräsident Dr. Koch mußte im Reichsanzeiger darlegen, daß sein Institut sich bei der Festsetzung der Diskontsätze nicht

von dem fiskalischen Gesichtspunkte leiten lasse, die Entrichtung der Steuer zu vermeiden, sondern die Diskontpolitik allein nach der Höhe der Ansprüche (der Industrie und des Handels) beurteile. Die Kritik verstummte bald, denn die immer stärker und in allen Ländern auftretende Geldnot zeigte auch den Gegnern der Diskontpolitik recht deutlich, daß der hohe Diskontsatz nicht die Folge einer falschen Reichsbankverfassung, sondern des Kapitalbedarfes war, den die wirtschaftliche Expansion gezeitigt hatte. Man hatte sich in Deutschland nur dadurch täuschen lassen, daß man zu wenig über die Grenzen des eigenen Landes hinaussah, d. h. nicht erkannte, wie weit die industrielle Entwicklung in anderen Ländern, besonders in Amerika vorgeschritten war. Aber in Zusammenhang mit dem amerikanischen Aufschwunge hatten die Banken Unsummen im Auslande investiert, die naturgemäß dem deutschen Geldmarkt fehlen mußten. Wenn jetzt die Zinssätze in Deutschland immer noch höher notieren als im Auslande, so liegt das daran, daß diese Gelder nicht zurückgezogen werden konnten, während andererseits die Ansprüche der deutschen Industrie nicht so erheblich nachlassen, weil deren Entfaltung ungesunde Formen gar nicht angenommen hatte. Dennoch werden die Banken natürlich nicht zugeben, daß sie einen wesentlichen Teil der Schuld an den hohen Diskontsätzen tragen, und sie werden einer Erhöhung der steuerfreien Notenreserve zustimmen, bis sich eines Tages herausstellen wird, daß die alte Kalamität nicht beseitigt ist.

Aus diesem Grunde halte ich auch den sechsten Abschnitt des Fragebogens, den man der Enquete-Kommission zur Beantwortung vorgelegt hat, für den wichtigsten. Er befaßt sich mit der Anlage der Depositengelder und der Veröffentlichung der Bankbilanzen in ausführlicherer Form, als dies bisher geschieht. Diese Fragen gewinnen schon dadurch an Bedeutung, daß in neuerer Zeit die Bestrebungen zur Ausdehnung des Scheck- und Ueberweisungsverkehrs in einer fast beängstigenden Weise zugenommen haben. Kein Verständiger wird die Vereinfachung des Zahlungsverkehrs mißbilligen; ich habe selbst an dieser Stelle mehrfach darauf hingewiesen, in wie geringem Maße die staatlichen Behörden ihre Pflicht tun, indem sie unnötigerweise Bargeld-Zahlung fordern, wo der Scheck denselben Zweck erfüllen würde. Aber man darf doch auch die Rehrseite der Medaille nicht übersehen. Die Banken haben von der Propaganda für den Scheck- und Ueberweisungsverkehr naturgemäß einen großen Vorteil. Ihnen fließen die niedrig verzinslichen Depositengelder in verstärktem Maße zu. Um so eher ist die Frage berechtigt, ob hiermit

nicht gleichzeitig die Sicherheit der Anlagen gewährleistet werden muß. Solange unsere Währung auf der baren Goldzahlung aufgebaut ist, bilden alle Bestrebungen, das Gold durch Papier zu ersetzen, eine Gefahr, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß es an sicherer Stelle vorhanden ist, sobald einmal die Gläubiger die Zahlung in Münzen fordern. Wir haben diese Gefahr eben erst bei dem amerikanischen Bankenkrach zu beobachten Gelegenheit gehabt; bei uns wäre aber in einem solchen Falle die Krise noch weit schärfer, weil die Möglichkeit eines verstärkten Exportes von Getreide (das immer Abnehmer findet) und anderen Rohprodukten die Vereinigten Staaten jederzeit in die Lage bringt, dem Lande Gold zuzuführen. Soll das durch den Ueberweisungs- und Scheckverkehr aus den Privatschatullen der Bevölkerung in die Kassen der Banken geleitete Gold ohne jede Kontrolle zur Expansion der Industrie Verwendung finden; vielleicht gar zum Ankauf amerikanischer Eisenbahnbonds? Der Einwand, daß dieses Gold schließlich den Goldbestand der Reichsbank erhöht, ist nicht stichhaltig; denn hier wird der dreifache Betrag sofort wieder an Noten ausgegeben und der doppelte fließt sofort durch Wechseldiskontierungen und Lombardierungen in die Kanäle der Industrie.

Wenn die Regierung daher nicht eine schwere Verantwortung auf sich laden will, kann sie nicht umhin, Normativbestimmungen über die Anlage der Depositengelder zu erlassen. Mindestens ein Drittel müßte in mündelsicheren Papieren, ein ebenso großer Betrag in reichsbankfähigen Wechseln angelegt werden. Auch über die Notwendigkeit einer ausführlicheren Bilanzpublizierung kann nicht der leiseste Zweifel herrschen. Ist's nicht geradezu skandalös, daß den Verwaltern so großer Vermögen

geleghch gestattet ist, uns Bilanzen zu präsentieren, die nicht den mindesten Einblick in das Geschäftsgebahren ermöglichen? Bei den Hypothekenbanken hat man sogar das Prinzip der Staatsaufsicht längst als notwendig erkannt, weil die Besitzer der Hypotheken-Pfandbriefe vor den Folgen unlauterer Geschäfte bewahrt werden sollen. Ist der Schutz der Depositengelder minder wichtig als der der Pfandbriefgläubiger? Oder tröstet man sich nur mit dem Einwand, daß doch bisher noch nichts passiert ist, was den Eingriff des Staates als notwendig erscheinen läßt? Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland seit der Entwicklung unserer Großbanken noch keinen Krieg, ja noch nicht einmal eine schwere Krise durchgemacht hat. Die erste einigermaßen bedeutame Erschütterung des Wirtschaftslebens hat uns bereits den Zusammenbruch der Leipziger Bank gebracht. Will man erst abwarten, bis sich Schlimmeres ereignet hat? Eine Kontrolle des Staates in ähnlicher Weise, wie dies bei den Hypothekenbanken der Fall ist, wäre auch für die Privatbanken zu empfehlen. Diese Kontrolle braucht sich naturgemäß nicht auf sämtliche Geschäfte, sondern nur darauf zu erstrecken, ob die zu erlassenden Bestimmungen über die Anlage der Depositengelder inne gehalten wurden. Auch die Vorschriften über die Publizierung der Bilanzen müßten dem Hypothekenbankgesetz im Prinzip gleichstehen. Die Aufzählung der Effekten- und Konfortialbestände, die bei uns von den Banken für unmöglich erklärt wird, aber in der Schweiz und in Rußland ohne Schaden durchgeführt wird, wäre in erster Reihe zu fordern. Nicht unwichtiger wäre die Stückelung der gewährten Kredite nach Umfang und Art der Sicherheit; umgekehrt ebenso eine Trennung der Kreditoren nach Kündigungsfristen, Art der Darlehen usw. Die Aufzählung der über den Bilanztermin hinaus eingegangenen Verpflichtungen (dur-

Schneider & Pfeiffer

Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.



Schierstein im Rheingau. Erdan an der Mosel.

Man verlange Preislisten und Proben.

Gegründet 1875.

ALLGEMEINER DEUTSCHER VERSICHERUNGS-VEREIN AUF GEGENSEITIGKEIT IN STUTTGART.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Vertreter überall
gesucht!

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherungen. Zugang monatl. ca. 6000 Mitglieder. Prosp. u. Versicherungsbedingungen sowie Antragsformulare kostenfrei.

Bezugnahme auf
dieses Blatt erwünscht!

Effektenreport, Wechselobligo usw.) darf ganz gewiß nicht fehlen. All diese Vorschriften aber verfehlen ihren Zweck, wenn nicht der Regierung die Möglichkeit gegeben ist, die Qualität der für die Depositengelder vorhandenen Unterlagen zu prüfen.

Wird die Bankenquete brauchbare Vorschläge zutage fördern? Das scheint mir wahrscheinlicher, als daß die Regierung diese Vorschläge berücksichtigen wird. Warten wir's ab. Im Zeichen des Bloß ist allzu viel nicht zu erhoffen.
Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Österreich-Ungarn: Robert Feil, Wien I., Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. - Expedition für Österreich-Ungarn bei H. Kaffel: Kaffel & Witzel, Wien I., Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverleiher und Buchhandlungen. - Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt: „Die gebildete Gesellschaft“ bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Bilanz des Actien-Bau-Vereins „Unter den Linden“

Aktiva.		am 31. Dezember 1907.		Passiva.	
	Mark	Pf.		Mark	Pf.
Grundstücks-Konto	6 500 000	—	Aktien-Kapital-Litr. B-Konto . . .	4 200 000	—
Gebäude-Konto	2 000 000	—	Teilschuldverschreibungs-Konto . .	13 500 000	—
Dampfheizungs- und Ventilations-Anlage-Konto	1	—	Gesetzlicher Reservefonds-Konto . .	1 116 000	—
Gas- u. Wasserleitungs-Anlage-Konto	1	—	Aktien-Erlös-Depot-Konto	4 511 10	—
Fahrstuhl-Anlage-Konto	1	—	Dividenden-Konto . . . unerhoben	1 776	—
Konto der elektrischen Anlage	1	—	Teilschuldverschreibungs-Zinsen-K. .	195 000	—
Telephon-Anlage-Konto	1	—	Vortrag	5 028	54
Kto. der maschinellen Bühnen-Anlage	1	—	Kontopro Diverse:		
Beleuchtungskörper-Konto	1	—	restierende Beiträge aus 1907 . . .	100 000	—
Inventar-Konto	1	—	Kautions-Kto. A: Effekten nominal . .	10 000	—
Theater- u. Passage-Einrichtungs-K.	134 000	—	„ B Bar	468 043	30
Kassa	156 245	08	Gewinn- und Verlust-Konto	412 504	55
Debitores	224 770	75			
Effekten-Konto (eigene)	15 180	—			
Kautions-Effekten-K.: M. 100 000. —					
3 1/2 % preuss. Konsols nominal	100 000	—			
Neubau Leipzigerstrasse	10 882 659	66			
	20 012 863	49		20 012 863	49
Debet.		Gewinn- und Verlust-Konto.		Kredit.	
	Mark	Pf.		Mark	Pf.
An Grundstücks-Unkosten-Konto	87 782	46	Per Vortrag aus 1906	287	40
„ Reparaturen-Konto	12 465	19	„ Einnahmen aus Mieten	1 064 675	—
„ Handlungs-Unkosten-Konto	20 619	43	„ Diverse Einnahmen	8 409	23
„ Teilschuldverschreib.-Zinsen-K.	540 000	—			
„ Gewinn- und Verlust-Konto	412 504	55			
	1 073 371	63		1 073 371	63

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königl. Theater

Verfasser

Der Druzen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, wozu Unterbreitung eines vortrefflichen Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Verderbes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Galeense.

Inseraten-Annahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Steglitzerstr. 69. (Tel. VI. 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: W. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

Memoren d. Kgl. Preuss. Prinzess Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth.
Schwester Friedrichs d. Gr. Von ihr selbst geschr.
2 Bde. 1^{te} Aufl. 1908. 5 M., geb. 6.50 M.
Dasselbe: FRANZÖSISCHE AUSGABE. Geb. 10 M.
Dasselbe: ENGLISCHE AUSGABE. 6 M., geb. 7 1/2 M.
„ sie fesseln besond. durch d. natürl. Darstellungsweise aller, selbst d. intimsten Verhältn. a. d. Hof. d. 18. Jahrh.“
MÜHLBACH, L., FRIEDRICH d. Gr. u. s. Hof. Hist. Roman.
3 Bde. 10. Aufl. 583 Seit., gross. Druck. 6 M., geb. 7 M.
MEDWILL, TH., GESPRÄCHE m. LORD BYRON m. 5 Portr.
4 M., geb. 5 M. war. d. Vorbild. f. Eckermanns Gespr. m. Goeth.
APULEJUS, DER GOLDNE ESSEL. Satir.-myst. Roman.
Uebersetzt von R. Rode. 5. Auflage, mit 16 Illustr. 06.
4 1/2 M., geb. 5 1/2 M.
Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.
Herm. Baredorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS

(Herausgegeben von C. von Silvers)

ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.

Jedes Heft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen **die original-grossen Musterbogen**, die direktes Nacharbeiten ermöglichen.

Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:

Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23e.

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW., Unhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt zunächst Romane von:

Paul Georg Münch „Der Weg ins Rinderland“

Marie v. d. Heide „Die Rosenstadt“

M. Gerhardt (Anna Maul) . . . „Professor Bollborn und die Seinen“

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der Novelle und Skizze, sowie der Lyrik und Kritik anlegen sein. Alle wichtigen

:: :: :: Neuerscheinungen der Literatur werden sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern) 3 Mark 50 Pfg.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Bad Homburg v. d. H.

Sanatorium DDr. Pariser-Dammert

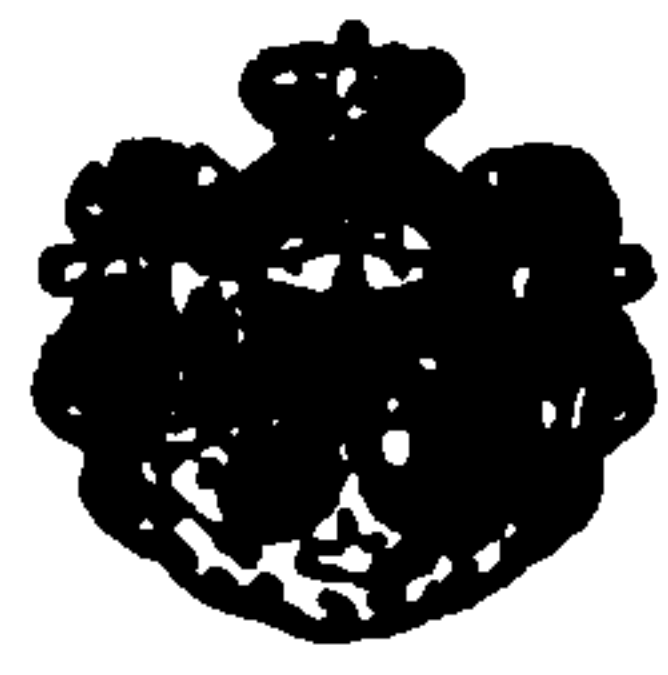
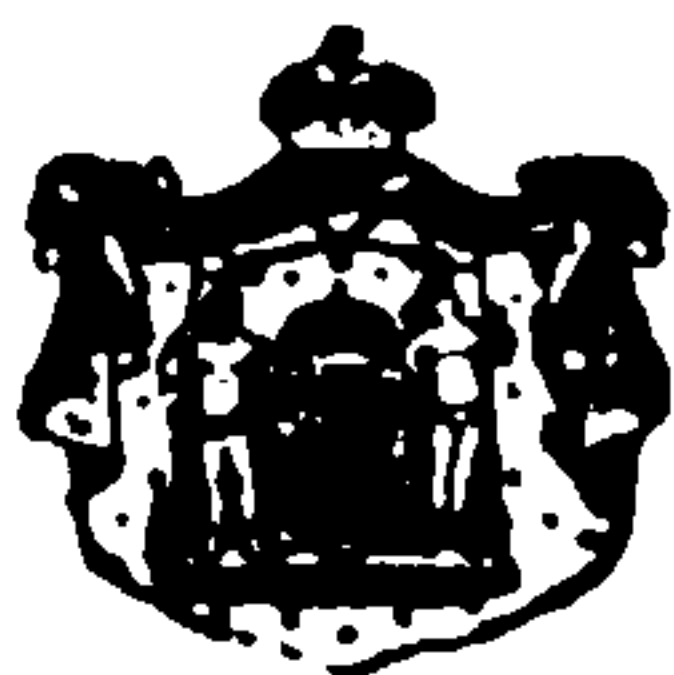
(Clara Emilia)

Kuranstalt für Magen-Darm-Krankheiten

Erstklassiger Komfort

	Seite		Seite
Karl Schnitzler . . . Heros Hau	643	Otto Borngräber . . . Die ersten Menschen . . .	667
Josef Vészti Die Kronprinzenbriefe	646	Hans Carossa Nun kommt das Früh-	
Heinrich v. Poschinger		jahr	668
Aus un veröffentlichten		Robert Walser . . . Sie schreibt	669
Briefen des Kaisers		A. Halbert Das „verlorene Lied“ . . .	670
Wilhelm I	651	Wilhelm von Scholz . . . Zueignung an „*“ . . .	671
Richard Muther Friß von Uhde	653	Willi Handl Theater	671
Otto Julius Bierbaum		Politische Gedichte	672
Blätter aus Fiesole	657	Bruno Buchwald Kathenautokratie . . .	672
Emmy Destinn Rahel	662		
Hans von Rahlenberg			
Der enigmatische Mann	666		

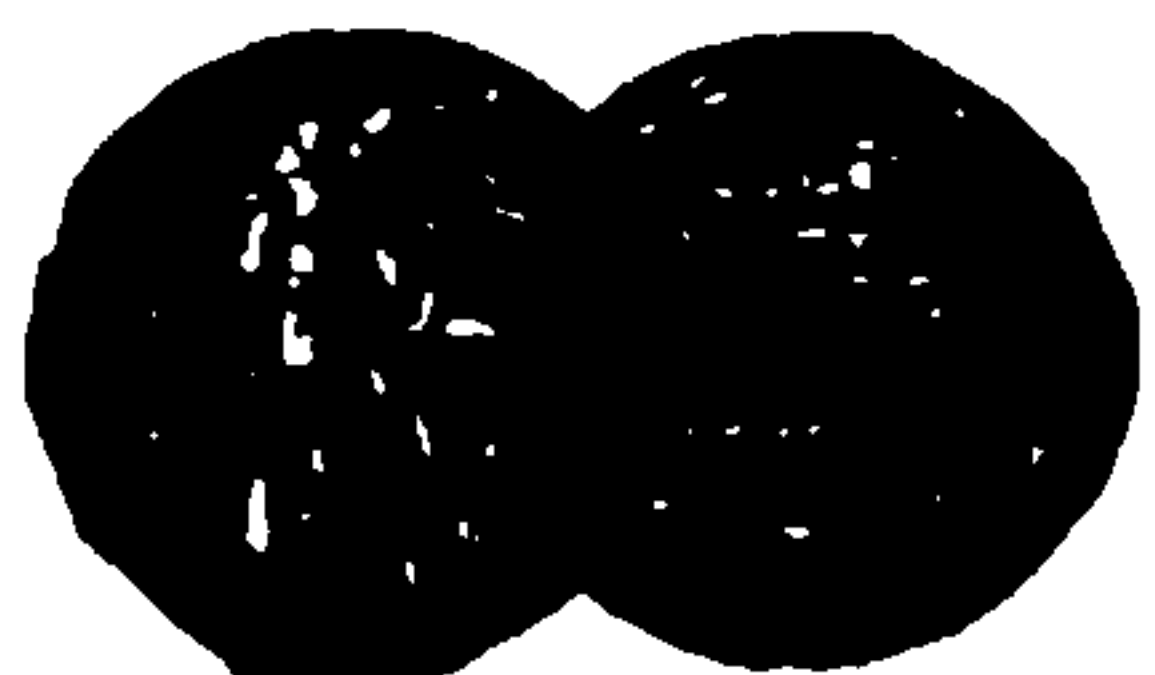
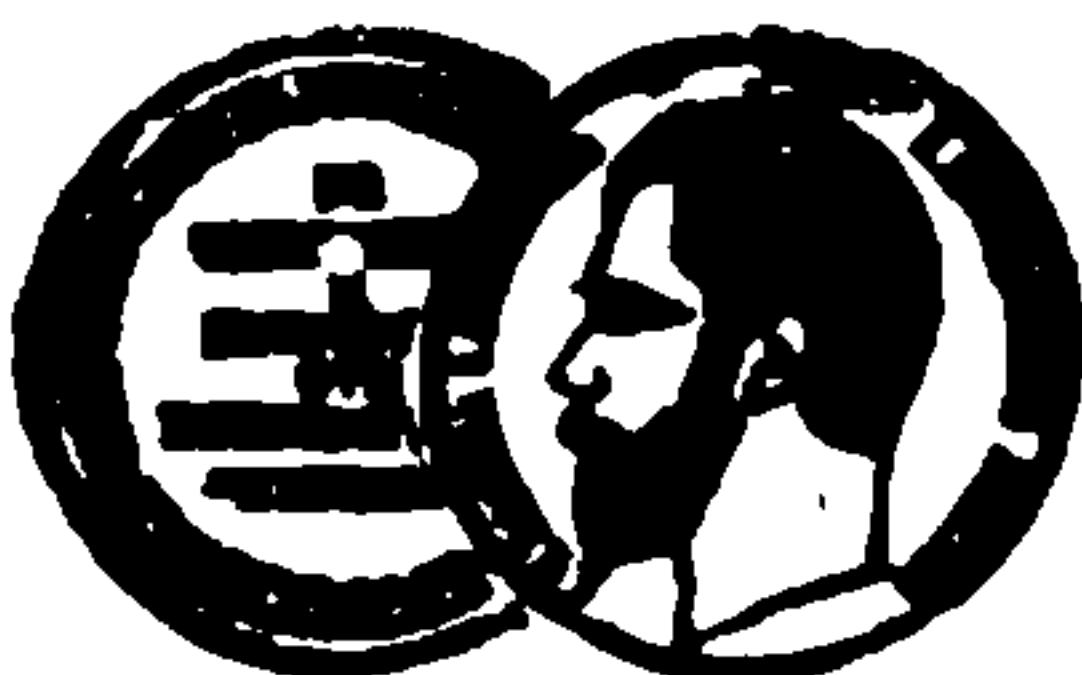
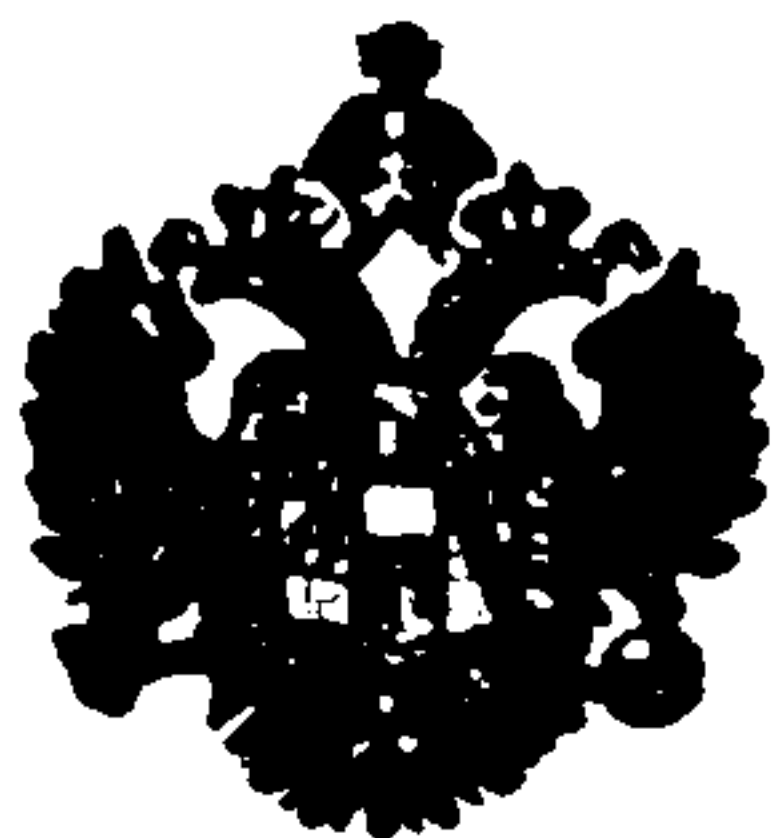
Manuskripte nur an die Schriftleitung: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 31.



Seidenhaus Michels & Cie.

Hoflieferanten

Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 43-44 Ecke arkgrafenstr.,
im roten Eckhaus



Spezialgeschäft grossen Stils

für

Seidenstoffe und Sammete,

Tülle und Spitzen

Fabrikation von seidenen Blusen,
Jupons, Kostüm- und Morgenröcken,
halbfertigen Roben

Eigene Seidenweberei in Krefeld

Besondere Geschäftszweige: Liberty-Artikel,
seidene Trikotagen, echte Spitzen, Federstolen

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Gentzsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 21

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

22. Mai 1908

Herz Hau.

In der Dämmerstunde des sechsten November 1906 wurde Frau Medizinalrath Molitor in Baden-Baden telephonisch aus Postamt gerufen. Amtlich, wurde ihr gesagt; um ihr das Ergebnis der Recherchen mitzutheilen, die die Postverwaltung über den Absender eines gefälschten Telegrammes angestellt hatte. Das Telegramm war in Paris aufgegeben und hatte Frau Molitor dringend nach der Seine gebeten. Grund: ihre Tochter Olga, die mit ihrem Schwager Carl Hau und ihrer Schwester Lina, Haus Frau, in Paris war, sei plötzlich schwer erkrankt. Das Telegramm hat sich als eine Fälschung erwiesen. Und auch der amtliche Telephonruf war falsch. Die Post hatte Frau Medizinalrath Molitor nicht gebeten. Doch die Dame erfuhr das nicht mehr; auf dem Wege zum Amt streckte sie die Kugel eines feigen Hallunken aus dem Hinterhalt nieder. Wer war der Mörder? Niemand war bei Frau Molitor gewesen, als ihre Tochter Olga, die aber in der Dunkelheit nur einen davoneilenden Mann gesehen, ihn jedoch nicht zu erkennen vermocht hatte. Natürlich nicht. Was ging sie in diesem Augenblicke auch der erbärmliche Schuft an, wo das Kindesempfinden sich in qualvoller Angst um das tödlich verletzte Opfer sorgte. Bald lenkte sich der Verdacht auf Hau. Er wird in London verhaftet, legt sich, nach alter Gaunertaktik, aus Leugnen und spielt zwischendurch den „wilden Mann“. In der Hauptverhandlung wird erwiesen, daß er das Pariser Telegramm absandte und mit dem falschen Telephonruf Frau Molitor auf den Sterbensweg lockte; daß er an dem Mordtage heimlich in Baden-Baden war, ohne Wissen seiner Verwandten, ohne Wissen seiner Frau; und sich selber durch eine gefälschte Depesche von London nach dem Festlande rief. Daß er sich durch falsche Haartracht und falschen Bart unkenntlich zu machen gesucht, die an dem Tage getragenen Kleidungsstücke in den Ärmelkanal geworfen hat. Daß er ein Lügner und Aufschneider war, der auch vor Betrugsmanövern nicht zurückschreckte; feig obendrein, wie die Selbstmordgeschichte bewies; Syphilitikus, der Gattin und Kind mit der eigenen Seuche infizierte, und in kurzer Frist das ansehnliche Vermögen seiner Frau durchbrachte. Unsaubere Wege nicht, nicht Abenteuer gescheut, und schon einmal, mit dem Revolver in der Hand, mit einem Leben gespielt hat. Als Frau Molitor ermordet wurde, saß er in der Geldklemme. Ein robustes Gewissen und ein robusteres Empfinden. Er wird vor Gericht gestellt, lügt munter und giebt immer nur zu, was nicht mehr zu bestreiten ist. Kein Wort;

keinen Schritt mehr. Die Indizien häufen sich, enger schließt sich Maschengeflecht um den Hals, und sein Verteidiger sieht mit tristem Auge das Unausbleibliche kommen. Da bequemt sich der Herr zu Andeutungen, die ins Märchenland der Liebe weisen, und deutet mit vorsichtigem Finger auf Olga, die Schwägerin. Und Herr Diez folgt behend. Kein deutliches Wort. Geraune, Gemunkel nur, das erst lauter wird, als Herr Diez das Todesurtheil in Händen hält. Die Liebe war's, die Hau nach Baden-Baden trieb; just an dem Tage, da Frau Molitor ermordet ward; nur um seine Schwägerin noch einmal zu sehn, ehe die Reise übers große Wasser ging, fuhr er von London nach dem Festland, setzte er sich eine Perücke auf, einen Bart ins Gesicht und rief Frau Molitor aus dem Hause. (Warum sie und nicht die so heiß Ersehnte? Weil der Zweck da so leicht nicht zu erreichen war?) Das wird vernünftigen Leuten als glaubbar angemuthet, und in der Presse eifrig beschwagt. Dabei blieb's nicht. Ob die „rothe Olga“ nicht vielleicht einen Meineid geschworen, die Mutter am Ende gar selber aus dem Wege geräumt hat? Wer weiß. Tschelmechtel mit dem Schwager, die Eifersucht der Schwester, das Gutachten des Büchsenmachers, der behauptete, daß der Schuß aus nächster Nähe gefallen sein müsse, die „pitante“ Lektüre und, endlich, der Revolver, den sie immer bei sich trug. Genügt's nicht? Vielen hat es genügt, und durch tausend Gossen und niederträchtige Artikelchen wurde wochenlang der Name einer jungen Dame gezerrt, weil ein Schuft sie mit gut erklügeltem Spiel in sein Handeln verflechten wollte und willige Helfer fand . . .

Seit zehn Tagen wird nun gegen ein paar Redakteure verhandelt, die in der Verbreitung der niedlichen Gerüchte besonders eifrig waren. Seit zehn Tagen werden Phrasengedroschen, wird um die Glaubwürdigkeit der Damen Eisele und Prellberg gekämpft, die sich gegenseitig der Klatschsucht und Wahrheitverdrehung bezichtigen. Auch nicht das allerbescheidenste neue Faktum trat ans Sonnenlicht. Was ist erreicht? Gar nichts. Ueber Frau Lina Hau nur wurde der Stab gebrochen, weil sie in Tagen stärkster Erregung mehr gesagt hat, als vor kalt nachprüfender Vernunft bestehen kann. Sie wurde unglaublich gemacht, ganz ohne Noth. Sie hat zweifellos geglaubt, Gründe zur Eifersucht zu haben; doch sie war leicht bestimmbar (die Flucht, die Einwilligung zu dem Entschluß, gemeinsam zu sterben, und Duzende von Zügen lassen es erkennen) und liebte Hau mit der ganzen Inbrunst ihres neurasthenischen Herzens. Liegt die Annahme gar so fern, Hau habe in ihr die Eifersucht künstlich gesteigert und unterhalten? Erhielt er nicht dadurch gerade die ohnedies von Empfindungen fast krankhaft abhängige Psyche seiner Frau in nahezu willenloser Abhängigkeit? Ein besseres Mittel, das Denken seiner Frau in den Bahnen, die er wollte, zu halten, hatte der immerhin nicht mittelmäßige Rechner ja gar nicht. Ich zweifle nicht: die Eifersucht in Frau Lina's Hirn ward von Hau gepflanzt, sorgsam gepflegt, und genügte mehr als einem Bedürfniß; lag, ein angenehmes Nebenher, überdies in der Richtung des immer fabelfrohen Renommirgesellen. Der Rest war für die Hauptfrage dieses Verfahrens gleichgültig, war ein Kampf der Richter gegen eine mit schweren, doch haltlosen Vorwürfen operirende Verteidigung. Er ist, man kann es heute schon sagen, für die Herren Diez und Bernstein sehr ruhmlos verloren, und wenn die Herrn für ihr Wiederaufnahmeverfahren nicht noch Besseres haben, als was sie bisher vorbrachten, so mögen sie die Hoffnung auf einen Erfolg vorläufig ruhig bestatten. Interessant waren nur noch zwei Kleinigkeiten. Der Professor Utschaffenburg, der im Mordprozeß als Sachverständiger geladen war, hatte bald seine Ueberzeugung von der Schuld geändert und Hau mitgetheilt, daß er, trotz aller gegen ihn sprechenden Indizien, ihn für unschuldig halte. Daß Hau dadurch in seinem Verhalten vor der

Schranke bestärkt wurde, scheint mir außer Zweifel. Gelang dieß Experiment bei einem geschulten Psychiater so gut, wie mußte es erst auf Laien wirken. Doch worauf gründete sich der Glaube des Gutachters? Auf die Ruhe des Angeklagten, die scheinbare, für mein Gefühl allzu deutlich erkennbar gemachte Indolenz dem Ausgange gegenüber. „Es ist mir bisher noch niemals ein Angeklagter begegnet, der sich in so ruhiger, ich muß sogar sagen vornehmer Weise verteidigt hat. Er war vom ersten bis zum letzten Augenblick Herr der Situation. Ich habe den Eindruck, daß ihm das Endurtheil ganz gleichgültig war. Ich fragte ihn kurz vor der Entscheidung, ob er nicht etwa Herzklopfen habe, denn es könne doch ebenso gut wie ein Freispruch das Todesurtheil gefällt werden. Darauf sagte er, es sei ihm ganz gleichgültig, er sei ruhiger wie alle Andern.“ Drauf der Vorsitzende: Haben Sie in der Praxis schon einmal einen Unschuldigen gefunden, der erklärt hat: Mir ist das Urtheil gleichgültig? Die Frage war ausgezeichnet und erledigte die Ueberzeugung des Herrn Professors, der, merkwürdig, in seinem Gutachten den vornehmen Streiter Hau einen „phantastischen Schwindler“ genannt hatte, rasch und endgültig. Die zweite Kleinigkeit, die interessirte, war, daß der Landgerichts Rath a. D., Doktor und Verteidiger Haus, Herr Diez, die Kronzeugin thatlos aus dem Leben scheiden ließ, Hau damit erst die Möglichkeit seiner Vertheidigung schuf und Raum für das System von Undeutungen gegen Fräulein Olga Molitor schaffte. Er wußte, daß Frau Lina Hau sich Gift verschafft hatte, daß sie mit der Absicht umging, ihrem Leben ein Ende zu machen, und mußte überdies nach dem, was er befundet hat, in ihr einen Hauptentlastungszeugen für den Angeklagten sehen, der sich durch diesen freiwilligen Tod in einen der schwersten Belastungszeugen verwandelte. Wie sagte doch schon Brougham? „Seinen Klienten durch alle dienlichen Mittel zu retten, ihn auf jede Gefahr hin, um jeden Preis vor allen Andern und vor sich selbst zu schützen, ist die erste und unzweifelhafteste seiner Pflichten.“ Herr Doktor Diez denkt offenbar anders und läßt die Hauptzeugin aus dem Leben scheiden, ohne auch nur den Finger zu ernsthafter Abwehr des drohenden Mißgeschicks zu rühren. Und dieser Herr stellt sich vor die Oeffentlichkeit hin, beschuldigt Staatsanwalt und Untersuchungsrichter illegalen, mindestens illoyalen Vorgehens! Das scheint mir immerhin beträchtlicher als die Frage, ob Herr Diez vierzehn Tage früher oder später in die Akten Einsicht bekam, (die sich ja nicht ohne seine Schuld verzögert hat).

. . . War dieser ganze, höchst unerquickliche Proceß nöthig? Nöthig, daß drei Vertheidiger sich anderthalb Wochen an der Aufgabe abmühen, unhaltbare Behauptungen zu stützen und zum Vorwand für die Betreibung eines Wiederaufnahmeverfahrens zu machen? Ich glaube: nein; glaube, daß der Versuch von Unbeginn aussichtslos war; es auch dann noch geblieben wäre, wenn der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor von Woldeck, nicht um Haupteslänge über die versammelten Intelligenzen hervorgeragt hätte.

Karl Schnitzler.

Die Kronprinzenbriefe. Von Josef Vészzi.

Berlin, W. 30, 9. Mai.

Landshuter Straße 20.

Hochwohlgeboren

Herrn Eduard Goldbeck, Berlin.

Hochverehrter Herr!

Mit außerordentlichem Interesse verfolge ich im Morgen Ihre „Briefe an den deutschen

Kronprinzen“. Als Fremdem steht mir natürlich kein Urtheil über den politischen Inhalt dieser Aufsätze zu. Indessen möchte ich, mit Ihrer Erlaubniß, an Ihre Bemerkungen über die Beziehungen Ungarns zum Deutschen Reiche einige Erörterungen knüpfen, die Sie persönlich und vielleicht auch jene große

Oeffentlichkeit, die Ihrem Worte lauscht, interessieren dürften. Ich entnehme Ihrem jüngsten Aufsatze, daß die „Briefe an den deutschen Kronprinzen“ auch in Buchform erscheinen werden. Daß, was ursprünglich dem fliehenden Tage anvertraut worden, wird hierdurch gleichsam sub specie aeternitatis dem bleibenden Geisteschatze Ihres Volkes einverleibt. Und da glaube ich denn Ihnen sowohl wie der Sache der politischen Wahrheit einen Dienst zu erweisen, wenn ich, ehe Sie Ihre Schrift in ihre letzte und endgiltige Form gießen, in bezug auf die Stellung Ungarns zum Dreibunde einige neue und vielleicht sogar überraschende Gesichtspunkte aufdecke, die Ihnen bislang entgangen sein dürften.

Sie sprechen, mein Herr, von einer „tiefen und dauernden Verstimmung“, die in Ungarn gegen Deutschland herrschen soll und erblicken darin für den Dreibund „geradezu eine Bedrohung und eine Entwertung“. Die Diagnose klingt fast wie ein Kassandraruß, wenn man bedenkt, welchen entscheidenden Anteil Ungarn — und zwar die offizielle ungarische Staatspolitik sowohl, wie auch die öffentliche Meinung des ungarischen Volkes — an dem Zustandekommen und an der nunmehr seit drei Jahrzehnten bewährten Wirkung des später zur Tripelallianz ausgebauten deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses hatte. Unvergessen ist ja wohl noch, sollte es wenigstens sein, daß, als 1870 mächtige Wiener Einflüsse sich dem Revanchegebanten zuwandten, der ungarische Staatsmann Graf Julius Andrássy es war, der diesem unheilvollen Gedanken sich heroisch und erfolgreich widersetzte; daß nachher derselbe Andrássy die Bismarcksche Idee, das unter Preußens Führung geeinte Deutschland mit der benachbarten Habsburg-Monarchie in ein „weiteres Bündnisverhältnis“ zu bringen, verwirklicht hat; und daß endlich alle diese Bemühungen des ungarischen Staatsmannes die dagegen sich geltendmachenden slawisch-österreichischen Unterströmungen nur durch die einmütige und entschlossene Unterstützung des ungarischen Parlaments niederzuringen vermochten. Un-

vergessen sollte in Deutschland auch sein, daß, so oft die Politik des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche seitens der Slawen Oesterreichs angefeindet wurde, — man denke doch bloß an die Epoche des slawischen Übergewichts von Laaffe bis Badeni —, die Aufgabe des wirksamen Eintretens für diese Politik stets dem ungarischen Parlament, der ungarischen Delegation und der ungarischen Presse zufiel und nicht nur zufiel, sondern jedesmal auch mit aller Entschlossenheit, mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue durchgeführt wurde. Gewiß werden Sie, mein Herr, und mit Ihnen jeder objektiv Denkende unter Ihren Landsleuten darin mit mir übereinstimmen, daß, wer einst mit sachlicher Gerechtigkeitliebe die Geschichte des mitteleuropäischen Friedensbundes schreiben wird, nicht umhin können wird, anzuerkennen, daß ungarischer Scharfblick und ungarische Energie in hohem, ja entscheidendem Maße zu seinem Entstehen, seiner erfolgreichen Konsolidierung und segensvollen Betätigung beigetragen haben. Und es gehört wahrlich kein Prophetenblick dazu, vorherzusagen, daß in demselben Maße, wie das in Oesterreich eingeführte allgemeine Wahlrecht die slawische Bevölkerungsmajorität zur politischen und gesetzgeberischen Geltung emporführen wird, auch die konzentrisch und zielbewußt angelegten Anstürme wider die Politik des engsten Zusammenschlusses mit Deutschland wiederkehren werden und daß mithin Ungarn sich auch künftighin, ja fort-ab vielleicht noch mehr als in der Vergangenheit als Bollwerk dieser Politik zu bewähren haben werde.

In dieser Perspektive, mein Herr, erscheint — so will es mich befunden — Ungarn als ein hochwichtiger Faktor der europäischen Politik, und noch höhere Bedeutung kommt ihm als dem einzigen Schutzwall, der den Anprall der slawischen Springflut gegen die mitteleuropäische Bündnispolitik aufzuhalten und abzuwehren haben wird, speziell aus dem Gesichtspunkte der internationalen Stellung des Deutschen Reiches zu.

Das sind die Gründe, die mich veran-

laßt haben, Ihre Diagnose von der „Entwertung und Bedrohung des Dreibundes durch die tiefe und dauernde Verstimmung Ungarns“ als einen Kassandraruß zu bezeichnen. Da wirft sich nun die inhaltvolle Frage auf: trifft diese düstere Diagnose auch wirklich zu?

Gestatten Sie mir, der ich die politischen Stimmungen in meinem Vaterlande gründlich zu kennen glaube, den Versuch, auf die durch Ihre Anregungen aktuell gewordene Frage en pleine connaissance de la cause die Antwort zu erteilen. Aber versprechen Sie mir, der Sache ganz auf den Grund zu gehen, nicht nur den Wandel zu konstatieren, der in Ungarn gegenüber Deutschland zu vollziehen sich ansieht, sondern die Verantwortung für solchen Wandel auch dann festzustellen, wenn sie statt der Spitzen des Reiches, an deren Tun und Lassen Sie Kritik üben, einen anderen Faktor treffen sollte, einen Faktor, dem Sie, verehrter Herr, viel näher stehen, als jene hohe Stelle, die für das Ponderable in der internationalen Politik des Reiches maßgebend ist.

Für das Ponderable? Nicht ohne Absicht habe ich dieses Wort gebraucht. Denn ich schide mich eben an, nachzuweisen, daß, wenn dem Dreibunde durch die Verstimmung Ungarns eine Entwertung und Bedrohung bevorsteht — ich sage das nur hypothetisch, denn meines Erachtens ist diese Gefahr nicht, besser gesagt: noch nicht vorhanden —, lediglich Imponderabilien solchen Stimmungswechsel verschuldet haben. Soll ich deutlicher sein? Wohlان denn, mein Herr, nicht die Diplomatie des Deutschen Reiches wäre schuld daran, wenn in Ungarn der Eifer für die unversehrte Fortdauer des Dreibundes je erlahmen sollte, sondern — die öffentliche Meinung, soweit sie in der deutschen Presse zum Ausdruck gelangt. Die deutsche Diplomatie — das wird in Ungarn allseitig dankbar anerkannt — behandelt Ungarn in der rücksichtsvollsten und taktvollsten Weise. Hand aufs Herz, mein Herr, können Sie das Gleiche auch von der deutschen Presse sagen?

Seit einer Reihe von Jahren ist Ungarn mit oder trotz seiner sich für das deutsche Bündnis einsetzenden Staatspolitik, mit seiner oder trotz seiner an deutsches Wissen und deutsche Kunst sich anlehnenden Kulturpolitik unausgesetzt die bête noire eines Teils der reichsdeutschen Presse. Was es auch tun, was es auch lassen möge, stets wird Ungarn in dieser Presse in der unerhörtesten Weise verunglimpft. Die meaquinsten Vorwände sind ihr nicht schlecht genug, um dem politischen, nationalen und kulturellen Renommee dieses Landes eins am Zeug zu flicken. Wenn solches von slawischer Seite geschieht, mein Gott, so mag man es immerhin begreifen. Den slawischen Einheitsbestrebungen, die das Südslawentum mit den Westslawen vereinigen wollen, ist ja der ungarische Staatsbau mit seinem nationalen Kulturinhalt ein Hindernis im Wege. Alles Slawische hat ein leicht erkennbares, ein schwer verkennbares Interesse daran, diesen „Pfahl im slawischen Fleische“ zu entfernen. Aber die Staatsweisheit, laut welcher Oesterreich-Ungarn, wenn es nicht von Geschichte und Natur aus bestünde, künstlich zusammengestoppt werden müßte, damit zwischen Süd- und Westslawentum ein mächtiger Keil vorhanden sei, diese Staatsweisheit ist ja deutschen Ursprungs. Und durchaus in deutscher Interessensphäre liegt demnach das Postulat, daß ein kräftiges ungarisches Staatswesen sich zwischen den Karpathen und der Adria behauptet, da der Zusammenbruch Ungarns nicht nur den Ruin auch Oesterreichs nach sich ziehen, sondern selbst wenn Oesterreich dies irgendwie — ich weiß allerdings nicht gut, wie — überdauern sollte, jedenfalls ein kräftiges slawisches Gravitationszentrum an der Stelle des heutigen ungarischen Staats bedingen würde.

Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, was alles in der deutschen Presse dem ungarischen Staate und dem ungarischen Volke in den letzten Jahren nachgesagt worden ist. Ich verweise Sie einfach auf Börnes bekanntes Schimpflegikon. Was sich dort an Insulten — zum Zwecke des Humors — angehäu-

befindet, all das und noch mehr ward Ungarn ein um das andere Mal von deutschen Blättern an den Kopf geschleubert. Räuber, Schurken, Piraten, Barbarenhorde, wurden wir unausgesetzt genannt. Immer und immer wieder wurde Ungarn beschuldigt, durch bestialische Verfolgung seine anderssprachigen Nationalitäten um ihre ethnographische und kulturelle Eigenart bringen zu wollen.

In 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Fiel es je einem deutschen Publizisten unter denjenigen, die in dieser Kampagne sich hervortaten, bei, sich von der Stichhaltigkeit dieser wuchtigen Anklagen durch persönlichen Augenschein zu überzeugen? Hätte einer der Herren die kleine Mühe — die Ehre einer ganzen Nation, zumal einer verbündeten, hätte ein so geringes Opfer wohl verdient — nicht gescheut, er würde mit Entsetzen wahrgenommen haben, wie schmähsch die Leichtgläubigkeit, oder sagen wir: der gute Glaube der deutschen Öffentlichkeit hintergangen worden. Er hätte in der aller-nächsten Umgebung von Budapest einen Kranz von Ortschaften gefunden, die durchweg von anderssprachigen Volkstämmen bewohnt sind, von Serben, Slowaken und in der überwiegenden Mehrzahl von Deutschen. Und er hätte konstatieren müssen, daß diese Bevölkerungen ihre Muttersprache nicht bloß im Familienkreise ungehindert gebrauchen, sondern, daß auch in Kirche, Schule, und sogar in der Gemeindeverwaltung ausschließlich die nichtungarische Muttersprache der indigenen Bevölkerung verwendet wird. Er würde namentlich gefunden haben, daß in der Schule der Unterricht nicht in ungarischer Sprache erteilt wird, sondern in der serbischen, slowakischen, deutschen, je nach der Nationalität der Einwohnerschaft, und daß die ungarische Sprache in all diesen Volksschulen nur mit ein Lehrgegenstand unter den vielen anderen ist. Auch würde er gefunden haben, daß selbst in der öffentlichen Verwaltung dieser Gemeinden die Verhandlungssprache nicht die ungarische ist, sondern wieder die serbische, slowakische und

deutsche. Und wäre er diesen überraschenden Erscheinungen auf den Grund gegangen, so würde er erfahren haben, daß der ungarische Staat diesen Zustand nicht bloß duldet, sondern mit einem Liberalismus und einer Liberalität, die nur in Amerika und höchstens noch in der Schweiz ihresgleichen finden, auch noch jährlich Duzende von Millionen aus den staatlichen Geldmitteln opfert, damit den anderssprachigen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pflegestätte ihrer sprachlichen Eigenart erhalten werde. In der Tat sind von den 14 000 Volksschulen Ungarns rund 7500 solche, in denen die ungarische Sprache nur ein Lehrgegenstand, wie alle anderen, wie beispielsweise das Rechnen oder die Geographie, ist, während die übrigen 6500 Volksschulen allerdings die ungarische Unterrichtssprache aufweisen, aber freilich auch in Gegenden von rein magyarischer Bevölkerung untergebracht sind. Auch auf kirchlichem Gebiete liegen die Dinge nicht anders. Die Zahl der Gotteshäuser in Ungarn beläuft sich auf rund 10 000. Hiervon findet der Gottesdienst in ungarischer Sprache bloß in 4222, also in der kleineren Hälfte statt. In den übrigen ertönt nie ein ungarisches Wort, sondern das Wort Gottes wird in den sonstigen Landessprachen verkündet, und zwar ausschließlich deutsch in 1003, ausschließlich slowakisch in 1051, ausschließlich rumänisch in 3302, ausschließlich ruthenisch in 389, ausschließlich serbisch in 259 Gotteshäusern. Und der deutsche Publizist, der sich von alledem überzeugt hätte, wäre damit noch lange nicht an der Grenze des für ihn Ueberraschenden angelangt. Bei näherer Prüfung der Sachlage würde er nämlich erfahren haben, daß von den 22 Millionen, die von den Konfessionen zum Unterhalt der anderssprachigen Volksschulen verausgabt werden, die verschiedenen Kirchen bloß 8 Millionen aus Eigenem aufbringen, während die restlichen 14 Millionen ihnen aus dem Staatskäse zugeführt werden. Zudem bekommen die Kirchen für ihre streng gottesdienstlichen Aufwendungen noch einen weiteren staatlichen

Zuschuß von über 5 Millionen. Und überdies werden die Gehaltsbezüge der konfessionellen Lehrer und der Priester aus Staatsmitteln auf das gesetzlich vorgeschriebene Minimum ergänzt, was einen weiteren staatlichen Aufwand von schweren Millionen jährlich erheischt. Und dieses ungarische Land, das alljährlich Duzende von Millionen opfert, um den nichtmagharischen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pflegestätte ihrer Muttersprache zu unterhalten, wird von einem Teil der deutschen Presse jahraus jahrein ohne Widerspruch als Brutplatz der rohesten sprachlichen und nationalen Gewaltherrschaft gebranntmarkt! . . .

Ich wiederhole, in 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Darf man so geringe Mühe scheuen, wenn es gilt, sich von der Stichhaltigkeit schwerer, zumal gegen ein befreundetes und verbündetes Volk erhobener Anklagen zu überzeugen? Oder hat man hier kein Verständnis dafür, daß ein Volk, je kleiner es ist, desto größeres Gewicht auf die Wertschätzung des Auslandes, auf sein unverfehrtes Kulturrenommee legen muß? Man wende mir nicht ein, daß in der Realpolitik, die sich durchaus auf praktischem Boden bewegt und mit solchen idealen Faktoren — wie etwa der gute Ruf eines Landes — wenig zu schaffen hat, derlei imponderable Güter kaum in die Waagschale fallen. Ich antworte darauf Zweierlei. Erstens, daß ein Allianzverhältnis durch die Diplomatie nur der Form nach eingegangen werden kann; um sich auch wirksam zu betätigen, muß es durch die wechselseitige Wertschätzung der betreffenden Völker und durch das Bewußtsein, daß der Verbündete die angelobte Solidarität im Notfalle gern und opferfreudig bekunden werde, geschützt und getragen sein. Zweitens aber ist der gute Ruf eines Volkes nicht nur sittliches Gut, er ist auch die Basis seines staatlichen Geins, ebenso, wie der moralische Kredit im Erwerbsleben des Einzelnen die Grundlage seines wirtschaftlichen Kredits bildet. Den Verbündeten um seine Reputation bringen, heißt, ihn materiell schädigen, heißt,

ihn in Friedenszeiten um einen Teil seiner Wehrfähigkeit verkürzen.

Ich weiß und gestehe es dankbar ein, daß nur ein Teil, ja der kleinere Teil der deutschen Presse diese systematische Verunglimpfung des ungarischen Volkes und des ungarischen Staates betreibt. Aber — Ehre den wenigen Ausnahmen — die übrigen bescheiden sich eben damit, nicht mitzutun. Ihr Wohlwollen ist ein passives, ich möchte sagen: ein latentes. Zu einem Worte der Abwehr raffen sie sich kaum je auf. Und so sieht sich denn Ungarn in der keineswegs erquicklichen Lage, einem Teile der deutschen Presse als *bête noire*, dem anderen aber als *quantité négligeable* zu dienen. Ist es doch mir passiert, daß eine angesehenere deutsche Zeitschrift, die ein volles Jahr hindurch ihre Spalten, der nachweislich slawischen Propaganda zuliebe, jedweder Beschimpfung Ungarns zur Verfügung gestellt, ihre Publizität selbst einer tatsächlichen Berichtigung nicht hat eröffnen wollen, wiewohl diese nämliche Zeitschrift sehr eifrig darauf los ist, die deutsche Freundschaft für Dänen, Polen und sogar für Franzosen warm zu halten. Ich frage Sie, mein Herr, wäre es unter so bewandten Umständen ein Wunder, wenn in Ungarn in der Tat eine „tiefe und dauernde Verstimmung gegen Deutschland“ plaggegriffen hätte? Die Ungarn, denen man wahrlich keinerlei Degeneriertheit ansieht, müßten ja ein Volk von Masochisten sein, um diejenigen zu lieben, von denen sie mit Peitschenhieben regaliert werden.

Und wenn diese Art, Ungarn en canaille zu behandeln, wenigstens in deutsch-nationalen Gesichtspunkten ihre Begründung fände. Aber auch das ist ja durchaus nicht der Fall. In den „Preussischen Jahrbüchern“, einem gewiß nicht magharenfreundlichen Organ, hat der siebenbürgisch-sächsischer Publizist, Herr Emil Neugeboren, also ebenfalls kein magharischer Chauvinist, erst kürzlich auseinandergesetzt, daß, von dem Moment anfangen, da auch die ungarische Regierungspolitik in das Zeichen des allgemeinen Stimmrechts trat, die vollständigste Interessensolidarität zwischen dem magharischen und dem deutschen Volkstamm gegeben ist.

Ungarn und Deutsche bilden nämlich in Siebenbürgen gegenüber der rumänischen Mehrzahl die — ich gebe den Ausdruck Neugeborens wieder — Kulturminorität, die ihren politischen Befizstand nur durch einträchtiges und geschlossenes Zusammengehen zu behaupten vermag. Sie sehen, verehrter Herr, daß den Deutschen Ungarns die richtige Erkenntnis darüber, auf welcher Seite sie ihre Bundesgenossen zu suchen haben, bereits aufzudämmern beginnt. Der bedrohte nationale Lebensinstinkt weist ihnen, wofern sie noch zaudern sollten, den richtigen Weg. Ich muß sagen, wäre ich Reichsdeutscher, ich wollte das nicht besser wissen als diejenigen meiner Volksgenossen, an deren Haut es geht. Ein hervorragender deutscher Publizist hat neulich in einem hiesigen Blatte die ihm merkwürdig scheinende Tatsache erörtert, daß in den „Karpthen“, der wackeren Zeitschrift der siebenbürgischen Sachsen, „die magharischen Bebrüder“ ganz glimpflich weggelassen. Lese er diese an Sie gerichteten Zeilen, so würde er diese Erscheinung vielleicht nicht mehr merkwürdig, er würde sie am Ende gar für das Selbstverständlichste halten. Und doch die Anschauung des Herrn Neugeborenen über die Interessengemeinschaft zwischen magharischem und deutschem Volkstum in Ungarn auch auf der anderen Seite geteilt, ja sogar in der praktischen Politik honoriert wird, geht — wie ich glaube — klar genug aus dem Umstande hervor, daß der ungarische Minister des Inneren, Graf Julius Andrássy, erst kürzlich den Beschluß der Oedenburger Stadtverordneten, wonach die Referate der städtischen Beamten auch in deutscher Sprache zu erstatten seien, gutgeheißen, das ungarische Parlament aber diese ministerielle Erklärung mit großer Mehrheit zustimmend zur Kenntnis genommen hat. Sie sehen, mein Herr, die Fäden der friedlichen und freundschaftlichen Verständigung werden de part et d'autre gesponnen. Wenn nur die alldeutsche Schere nicht wieder mit ihrem ungeschlachten Uebercifer dazwischensfährt . . .

Ich komme zum Schluß. Die ungarische Staatspolitik bleibt in bezug auf das deutsche Bündnis auch in Zukunft das, was sie bislang war: ein festes Bollwerk, an dessen Gemäuer jeder slawische Ansturm zerbrechen muß. Es sei denn, daß auf einer Seite deutsche Hände fortfahren, in diesen Schutzdamm die Breschen des Hasses zu legen, und diesem leichtfertigen Beginnen von Seite der vorurteilsfreien öffentlichen Meinung des deutschen Volkes nicht gewehrt wird. Wie soll Ungarn fest zum deutschen Bündnis stehen, wenn man mit deutschen Knütteln es von dort zu vertreiben trachtet? . . .

Ich weiß nicht, ob Sie Zeit und Geduld genug gehabt haben, diese Ausführungen zu Ende zu lesen. Ich wünsche, Sie hätten es. Nicht als ob ich die Hoffnung hegte, Sie gleich prima auditu überzeugt zu haben. Aber vielleicht regt sich in Ihnen, mein Herr, der Wunsch, diese Angelegenheit zur öffentlichen Diskussion gestellt zu sehen. Versügen Sie über die an Sie gerichteten Zeilen vor der Öffentlichkeit, die dem deutschen Publizisten sicherlich zugänglicher als mir, dem Fremdling, ist. Und haben Sie noch Bedenken, so halten Sie mir sie entgegen. Nur das eine soll nicht stattfinden: daß nach so vielen und leidenschaftlichen Unfeindungen, die Ungarn in der deutschen Presse erlitten, der sich freiwillig meldenden Verteidigung das Wort verweigert werde. Ermöglichen Sie, daß, wenn man über Ungarn um jeden Preis aburteilen will, dies zum mindesten nicht nach Kannibalenart, sondern im Wege des kontradiktorischen Verfahrens geschehe. Dann werden die Wunden, die ein Teil der deutschen Presse geschlagen, durch die Hand eines deutschen Publizisten wieder geheilt.

Solches erhoffend, habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebener

Josef Vészti

kön. ung. Ministerialrat a. D.

Aus unveröffentlichten Briefen des Kaisers Wilhelm I.

Von Heinrich von Poschinger, Nizza.

(Nachdruck verboten.)

Selten wird es vorgekommen sein, daß ein Brüderpaar einem Lande so völlig verschieden geartete Regenten gegeben hat, wie dies bei Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. der Fall war. Eine feinsinnige Parallele zwischen den beiden Herrschern findet sich in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft Hohenlohe, welcher zu dem Ergebnisse kam, Friedrich Wilhelm IV. habe sich mit Interesse jeder neuen Idee hingegen, aber das Interesse für das Neue sei rasch durch das Interesse für das noch Neuere abgelöst worden, und so habe er nichts zu Ende geführt. Wilhelm I. hingegen sei jeder neuen Idee anfänglich mit Zögern, ja mit Mißtrauen entgegengetreten; habe er sie einmal erfaßt, so habe er sie auch durchgeführt. Als Prinz von Preußen verfolgte er vielfach eine andere Politik, wie sein tgl. Bruder Friedrich Wilhelm IV. Als stiller Zuschauer die politischen Dinge in einer Weise sich entwickeln zu lassen, die ihm nicht gefiel, das lag nicht in der Natur des temperamentvollen Prinzen, und da er es nicht für angemessen erachtete, den König selbst in seiner Auffassung zu befehlen, so unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit dem ersten verantwortlichen Beamten des Königs, dem Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Aus diesem Briefwechsel mögen im nachstehenden einige Blöcen mitgeteilt werden.

Der preußische Gesandte in London, Bunsen, hatte in einer nach Berlin gerichteten Depesche die innere Lage Englands am Vorabend der orientalischen Verwickelung in den rosigsten Farben geschildert. Das vergangene Jahr habe einen Ueberschuß von fast 1 Million Pfund Sterling gegeben, trotz bedeutender Ermäßigungen der Stempel- und anderer Steuern. Augenblicklich würden unermessliche Rüstungen zur See und zu Lande gemacht. „England verlangt keine Hilfe, kann sie aber gewähren.“

Bei Rücksendung der vorstehenden Depesche an den Minister Freiherrn von Manteuffel bemerkte der Prinz von Preußen:

Coblenz den 12. Januar 1853.

Nur zwei Worte bei Rücksendung der Anlage. Die Bunsensche Depesche über die allgemeine Lage Englands erscheint mir etwas sanguinisch zu sein; doch man muß die Zukunft abwarten; sehr interessant ist die Abhandlung gedacht u. geschrieben. Ueber einen Passus ersuche ich Sie mir eine Mittheilung zukommen zu lassen; er sagt nämlich, er habe Ihnen eine Denkschrift eingereicht über Art und Zeit in England günstige Anleihen zu schließen. Da ich, wie Sie aus meinem neuen P. M. an den König ersehen werden, von meiner Ansicht nicht ablasse, daß Preußen Geldmittel bereit halten muß, mit oder ohne Eisenbahn Vorwand — so ist es mir von großem Interesse zu wissen, was Bunsen über Anleihen in jener Denkschrift gesagt hat.

Ihr
Prinz v. Preußen.

Der nachfolgende an Manteuffel gerichtete Brief des Prinzen bezieht sich auf die orientalische und Schweizer Angelegenheit. Der darin erwähnte Herr von Balan war damals der erste vortragende Rat der Politischen Abteilung des Auswärtigen Ministeriums in Berlin.

Berlin den 8. Juni 1853.

Der König hat mir eine umfassende Darstellung der orientalischen und Schweizer Angelegenheiten gemacht, um in London orientirt zu sein. Ich ersuche Sie mit des Königs Erlaubniß, mich fortgesetzt durch kurze Notizen au courant der Dinge zu erhalten (vielleicht durch Balan) weshalb ich meine Reiseroute beilege.

Gegen den 25. darf ich um eine Art Memoire bitten, damit ich für London ganz orientirt bin. Sollte es wünschenswerth erscheinen auch in Petersburg, wohin ich eingeladen bin zum Juli, zu sein, so würde ich die Befehle dazu abwarten, da ich vorläufig wegen Badefuren den Besuch nicht annahm.

Ihr

Prinz v. Preußen.

Der folgende Brief des Prinzen berührt die Krisis des Zollvereins und die dadurch veranlaßte starke Spannung des politischen Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich. Seit November 1852 hatte sich ein versöhnlicher Umschwung vollzogen. Da Oesterreich auf dem von Preußen vorgeschlagenen Weg zur Eröffnung von Separatverhandlungen einging, so erfolgte schon in den ersten Tagen des Dezember die Absendung eines österreichischen Bevollmächtigten nach Berlin, und zwar wurde hierzu der Minister von Bruck gewählt, was hinreichend bezeugte, welchen Wert Oesterreich auf die Verhandlung und den beschleunigten Abschluß derselben legte. Bald darauf — jedenfalls nicht ohne Zusammenhang mit der handelspolitischen Frage und der dadurch bewirkten allgemeinen politischen Lage — traf der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zum Besuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin ein (17. Dezember).

Hierauf bezieht sich das nachfolgende Handbillet des Prinzen von Preußen an Manteuffel, welches bei der Flüchtigkeit, mit der es geschrieben, leider ein paar unleserliche Stellen enthält, die wir durch Punkte angedeutet haben.

Coblenz den 12. Januar 1853.

Habe ich so unrecht gehabt, wenn ich die Kaiservisite in Berlin eine Komödie nannte?? Ich dachte, die Ernennung Profesch's*) bedarf keines Kommentars in Oesterreichs Interesse. Mit Hinblick auf die Berliner Visite ist diese Ernennung dumm, denn sie beweist uns
Sonst natürlich paßt sie in Oesterreichs alte Pläne, Süddeutschland von uns wieder abzuziehen. Für uns ist diese Ernennung wichtig, weil sie, wenigstens so Manchem unter uns, der von der Visite éblouirt war, die Augen öffnet und klar sehen lassen wird. Seien Sie fest und energisch in den Zollverhandlungen, was am Morgen des 21. Dezember nicht erreicht wurde, soll nun über Frankfurt a. M. à la main erreicht werden: Kompanie Bruck,

Ihr

Prinz von Preußen.

Berlin den 11. Januar 1853.

Wird es nöthig sein, daß ich einen Brief an den Kaiser von Oesterreich dem Generallieutnant von Willisen mitgebe? Sie würden ihn wohl konzipiren lassen, damit ich ihn abschreibe?

Ich glaube General Willisen geht Morgen Abend ab.

Ihr

Prinz von Preußen.

*) Graf Anton von Profesch-Osten von 1849 bis 1852 Oesterreichs Gesandter in Berlin. Von 1853 bis 1855 österreichischer Präsidialgesandter am Bundestage.

Frik von Uhde.

Von Richard Muther.

Es ist merkwürdig, wie schnell auf den Kampf die Ruhe, auf das pathetische Für und Wider die historische Gelassenheit folgt. Vor 24 Jahren, als Uhde seine ersten biblischen Bilder ausstellte, erregte er einen Sturm der Entrüstung. Man war an Blochhorst gewöhnt. Also fand man es empörend, daß Uhde nicht auch einen Aufguß Rafaelschen Teeß servierte. Man war historisch gebildet. Also fand man es lächerlich, daß er Christus unter moderne Menschen setzte. Andere replizierten darauf: sämtliche alten Meister haben die Geschehnisse der Bibel in ihre eigene Zeit verlegt. In Gozzolis und Ghirlandajos, in Eyds und Memlings Werken lebt das 15. Jahrhundert mit seinen Menschen und Moden, seinen Sitten und Gebräuchen fort. Dürer hat das Leben der Maria wie ein Frauenleben aus dem Nürnberg seiner Tage erzählt. Uhde tut nichts anderes, als was die Großen der Vergangenheit, noch Murillo und Rembrandt taten. Selbst die Bibelmalerei des italienischen Cinquecento war nur scheinbar Idealismus. Die gravitätischen Heiligen Rafael und Sizians sind Verwandte der würdevollen, ernst repräsentierenden Menschen, die wir aus den Bildnissen der nämlichen Meister kennen. Und da die „klassische“ Kunst also auch im Leben wurzelte, war es falsch, wenn spätere Akademiker in ihr die ewig gültigen Rezepte zur Anfertigung biblischer Bilder zu finden glaubten. Was in der Originalausgabe echt war, wurde in solchen Nachahmungen zu totem, geistlosem Schema. Besonders nordische Maler müssen lügen, wenn sie um die Pose Rafael sich bemühen. Denn der nordische Mensch kennt den dramatischen Schwung der Geste nicht, in den sich beim Südländer seelisches Leben umsetzt. Wir bleiben äußerlich still, während es in uns rumort und zuckt. Statt Uhde zu tadeln, weil er die edlen Gesten Blochhorsts nicht hat, muß man ihn im Gegenteil loben, weil er zarte seelische Dinge ohne jedes Hilfsmittel einer konventionellen, dem Arsenal alter Kunst entlehnten Gebärdensprache ausdrückt. Er hat der religiösen Malerei neues Lebensblut zugeführt, indem er von allem Kostümschwindel, aller falschen Noblesse absehend wieder wie Rembrandt das Hauptgewicht auf den psychischen Stimmungsgehalt der Themen legte.

So argumentierte man damals. Heute ist die Entrüstung verstummt. Daß Uhdes biblische Bilder die feinsten Paraphrasen sind, die das Evangelium in unseren Tagen noch fand, geben die meisten zu. Doch auch den anderen Satz, er habe die religiöse Malerei neu belebt, kann man nicht unterschreiben. Man sieht in seinen Bibelbildern eher Paradigmen jener Unklarheit, die überhaupt durch die künstlerischen Bestrebungen des letztvergangenen Jahrhunderts ging.

Denn darüber besteht kaum ein Zweifel: die eigentliche religiöse Kunst ist schon seit dem 17. Jahrhundert tot. Das 18., revolutionär auf allen Gebieten des Geisteslebens, ist der Anfang der neuen Zeit auch insofern gewesen, als es die alte Bibel-

malerei resolut zu den Alten legte. Tiepolo, der letzte große Kirchenmaler, ließ das, woran Jahrhunderte geglaubt hatten, in einem Feuerwerk von Esprit verpuffen. Watteau und Boucher, Goya und Fragonard haben an alles andere eher als an die Bibel gedacht. Und wenn das 19. Jahrhundert die Verpflichtung fühlte, auf die alten Themen zurückzugreifen, so entsprach das nur der retrospektiven Gesinnung einer Zeit, die sich erst mit der Vergangenheit auseinandersetzen mußte, bevor sie endgültig zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte.

Die Geschichte der religiösen Malerei des 19. Jahrhunderts ist also eine große Leidensgeschichte, ein Todeskampf, eine Kette mißglückter Versuche gewesen. Erst kamen die Nazarener. Overbeck, Schnorr und Cornelius suchten im Anschluß an die primitiven Italiener eine neu-deutsch-religiöse Kunst zu gründen. Doch wie matt ist alles, wie limonadenhaft abgestanden. Nur wie durchs Telephon, abgeschwächt und klanglos, glaubt man die Stimme der alten Meister zu hören. Der Beweis, daß aus den Elementen einer toten Weltanschauung Neues sich nicht formen läßt, konnte nicht schlagender als durch diese Bilder erbracht werden. Später machte dann die Bibelmalerei in automatischer Reflerbewegung alle jeweils herrschenden Moden mit. Die Welt war seit den vierziger Jahren in das Zeichen des Verkehrs getreten. Es gab Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die Genre- und Landschaftsmaler hatten aus den neuen Reifemöglichkeiten Nutzen gezogen, indem sie zu Globetrottern wurden und über die Sehenswürdigkeiten fremder Länder berichteten. Eine solche Anregung, ihren Bildern ethnographisches Interesse zu verleihen, ließen auch die Bibelmalersich nicht entgehen. Der Engländer Holman Hunt und der Franzose Horace Vernet fuhren nach Palästina und kleideten die Bibel neu ein, indem sie echte Orientalen inmitten orientalischer Szenerien als Maria und Josef vorführten.

Weiter folgte, parallel mit der Historienmalerei, das biblische Brunkstück. Auf den religiösen Bildern Munkácsy paradieren dieselben schön kostümierten Modelle, die auf Piloths Historien die Statistenrollen der Weltgeschichte spielen. Gabriel Max versuchte diese Galavorstellungen durch pikante spiritistische Zugaben zu beleben. In einer Zeit, als der Hypnotismus ein beliebtes Gesellschaftsspiel war, machte er Christus zu einem blassen Magnetiseur, der durch Fixieren und Handauflegen seine legendarischen Wunder verrichtet. Als geschichtliche Sittenbilder bezeichnete man die Werke, die sich in der Wiedergabe des Hausrates, der Möbel und Kleider der alten Zeiten ergingen. Ein Ableger dieser Buzenscheibenkunst war die religiöse Malerei Eduard von Gebhardts, der die biblischen Geschehnisse im Reformationszeitalter, in den Tagen Dürers und Cranachs spielen ließ.

Unterdessen war das moderne Zeitgemälde auf die historische Aera gefolgt. Statt Helden der Weltgeschichte auszugraben, wollte man die Gegenwart malen. Menzel, der als erster diese Wendung machte, hat auch zuerst ein biblisches Thema in diesem Sinne behandelt, und sachlich wie er war, glaubte er korrekt zu verfahren, indem er jüdische Modelle verwendete. Auf seiner Lithographie von 1851, die den 12jährigen

Jesum im Tempel darstellt, hält ein gescheiter Judenjunge älteren jüdischen Herren aus Berlin SO. einen klugen Vortrag. 1879 auf der Münchener Ausstellung entsetzten die bekannten Bilder von Max Liebermann und Ernst Zimmermann durch die gleiche semitische Note.

Durch diese Werke (Liebermanns Bild hat bekanntlich nicht mehr die ursprüngliche Fassung) war eines klar erwiesen: der moderne abendländische Jude kann, wie die Verhältnisse einmal liegen, nicht als Akteur der biblischen Geschehnisse verwendet werden, ohne daß die Bilder einen Stich ins komisch Travestierende bekommen. An diesem Punkte setzt also die Bibelmalerei Uhdes ein. Bastien-Lepage hatte in dem nämlichen Jahre, als Liebermann seinen 12jährigen Jesus ausstellte, die Jungfrau von Orleans gemalt, wie sie als blasses Bauernmädchen garnwindend in ihrem Garten sitzt und plötzlich aufsteht, weil sie die Stimmen der Schutzheiligen Frankreichs hört. Die gleiche bäuerliche Note glaubte Uhde, vom Jüdischen ins Arische überlenkend, seinen Bibelbildern geben zu können. Oberbayerische Landleute hören die Bergpredigt, wohnen der Verkündigung bei oder wandern als Maria und Josef abends nach Dachau. Oberbayerische Bauernkinder geben schüchtern einem fremden Herrn, dem Heiland, die Hand, der während des Religionsunterrichtes in ihre Schulstube tritt. Und man findet noch jetzt, daß diese Werke in allen den Dingen, die dem Leben, dem wirklichen Leben von heute entnommen werden konnten, sehr schön und stimmungsvoll sind. Allerliebste ist die läppische Zutraulichkeit der Kleinen in dem Bild „Christus als Kinderfreund“. Wundervoll sind in anderen Bildern die Interieurs und Landschaften, in denen die Geschehnisse spielen. Doch weiter in der Bewunderung zu gehen, entschließt man sich schwer. In Fällen, wo der Nachdruck weniger auf das Landschaftliche und rein Genrehafte als auf das Transzendente des Motivs gelegt ist, mußte selbst ein Bibelmalers vom Schlage Uhdes versagen. Denn echte Kunst kann nur im Leben wurzeln. Uhde bemühte sich, schlicht und natürlich zu schildern, wie die Wundergeschichten der Bibel auf einfache Menschen von heute wirken könnten. Doch wie würden Bauern unserer Zeit sich benehmen, wenn ihnen Christus predigte oder ein Engel erschiene? Wie würde Christus selbst sich benehmen, wenn er unter die Menschen von heute träte? Die alten Meister konnten für die Darstellung solcher Dinge gewisse Anhaltspunkte im Leben finden. Denn noch im 17. Jahrhundert gab es Heilige mit den Allüren des Messias; noch im 17. Jahrhundert spielten Szenen, gar nicht unähnlich denen, die in der Bibel erzählt werden, auf den Straßen und in den Kirchen sich ab, wenn etwa ein Wunderdoktor einen Kranken heilte oder eine Reliquie zu bluten begann. Auch der moderne Künstler kann glaubhaft nur wiedergeben, was er im Leben sieht. Diese Erkenntnis war der Ausgangspunkt der großen Bewegung, die sich an das Auftreten der Impressionisten knüpfte. Vorher, in den Tagen des Historienbildes und der anekdotischen Genremalerei, hatte man kostümierten Modellen die Rollen einstudiert, die sie als Akteure eines geschichtlichen Dramas, eines Rührstückes oder einer Humoreske zu spielen hatten. Jetzt wollte man dem

Leben, dem eigentlichen Leben all die Bewegungen und Ausdrucksnuancen absehen, die vorher Modellposen und Modellgrimassen gewesen waren. Menschen, wirkliche Menschen wollte man vor Augen stellen, die sich so unbefangen gaben, als hätten sie kaum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dieses Programm zu befolgen, ist einem Bibelmaler nicht möglich. Statt seine Eindrücke in der Wirklichkeit sammeln zu können, muß er gleich den Historienmalern Modelle so abrichten, daß ihre Gesten und Empfindungen das ausdrücken, was ein gegebener Text verlangt. Diese Regie ist auch in Uhdes Bibelbildern oft sehr bemerkbar. Wenn er gelegentlich einer Enquete, die über den Niedergang Münchens als Kunststadt veranstaltet wurde, von dem barocken Zug sprach, der in manche seiner Werke gekommen sei, so hätte er mit noch größerem Recht darauf hinweisen können, daß darin ein Stück von Piloty fortlebt. So sehr er von deklamatorischem Pathos, vom „Lärm in Gefühlen“ sich fernhielt, ähneln seine Werke den Erzeugnissen der Historienmalerei doch insofern, als ihnen nicht selten ein gewisser Modellbeigeschmack, etwas künstlich Gestelltes anhaftet, was die eigentlich moderne Kunst prinzipiell zu vermeiden sucht.

Worin liegt seine Stärke? Welche seiner Werke werden voraussichtlich späteren Generationen als die feinsten erscheinen? Nun, ich glaube, es werden diejenigen sein, in denen er nichts anderes als ein Stück geschauter, im Leben geschauter Wirklichkeit gibt. Mit solchen Bildern begann er. Die Näherinnen, der Leierkastenmann, die Trommler hatten seinen Namen schon bekanntgemacht, bevor er der Sänger des biblischen Epos wurde. Und solche schlichten, gar nicht für Ausstellungen berechneten Bilder ziehen sich durch sein ganzes Schaffen hindurch. Immer sieht man sie gern. Man fühlt sich kaum veranlaßt, dem Maler besondere Komplimente zu machen. Denn Uhde gehört nicht zu denen, die in der Lösung technischer Probleme das oberste Ziel der Kunst erblicken. Doch man fühlt sich angenehm berührt. Es ist als hätte man in der Wirklichkeit etwas Sympathisches und Liebes gesehen. Ein Künstler spricht, dem ein sattelfestes, nie versagendes Können doch nur Ausdrucksmittel eines sehr zarten, tiefen Empfindens ist. Darf man diese Art, das Handwerk zu beseelen, als deutsch bezeichnen? Man zaudert mit der Antwort. Denn man erinnert sich der Phrasen, die über das Deutschtum in der Kunst zur Genüge geprägt wurden. Doch immerhin — daß die germanische und die romanische Kunst gewisse Unterscheidungsmerkmale aufweisen, daß man für Dürer und Cranach, für Pieter de Hooch und den belstischen van der Meer, für Schwind, Spitzweg und Führich vergeblich nach Gegenwerten in der italienischen und französischen Kunst sucht, läßt sich kaum verkennen. Und etwas von diesem herzerwärmenden, blauäugig-blonden Germanentum glaubt man auch in Uhdes Werken zu finden. Das oft mißbrauchte Wort vom deutschen Gemüt ist hier keine Lüge. Inmitten einer Kunst, die immer mehr in kosmopolitische Bahnen einlenkt, steht Fritz von Uhde als ein Meister, den noch sehr viel Innerlichkeit mit der deutschen Volksseele verbindet.

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

II.

(Zweite Dezemberhälfte 1907.)

Wohl dem, der keine „Nerven“ hat!

Aber: Wer wäre heute, der keine hätte?

Es ist, wie Max Halbe treffend gesagt hat, die „Verwünschung dieser Zeit“, nervös zu sein. Von Künstlern kenne ich nur drei, die nicht nervös sind: Stud, Gulbransson, Liliencron.

Verbindet sich Nervosität mit Geldsorgen, so ist es eine Hölle, neben der die von Dante gesehene als Idylle wirkt.

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Immer nur gegen den eigenen Nabel“

sagt (ich stehe nicht für die Worte, aber für das kühne Bild des benabelten Vogels ein) der sonderbare Ornithologe in Alt-Rahlstädt. Ist das richtig, so decken sich Ehrgeiz und Nervosität in einer wesentlichen Eigenschaft. Sichselbstzerreißenwollen ist Nervosität. Zum Glück (Glück?) macht sie aber auch feig. Erst wenn sie geradezu und völlig Verrücktheit wird, bringt sie die Courage auf zu Gift, Dolch, Strid oder Revolver.

*

Die Italiener müssen früher nervös gewesen sein als wir. Ihr Wort für Langeweile (noia) hat eine dunkle Begriffsschattierung, die sich fast mit dem deckt, was ich als Langeweile der Neurasthenie bezeichne: die krankhafte, zerrige Verdricklichkeit, die nur um Haarezbreite von Lebensüberdruß entfernt ist. Dieses Wetter jetzt nennen sie noioso, und sie wollen damit keineswegs bloß sagen, daß ewiger Regen langweilig sei. Man muß nur Ohren haben, zu hören, wie sie das aussprechen: tempo noioso, und man fühlt, wie viel Last, Qual, Ekel sie auf das vorlekte o häufen.

Die Deutschen haben den schönen Tropus dafür: „Es ist zum Auswachsen,“ was wohl so viel heißt, wie: „Es ist zum Budligwerden.“ Aber da ist schon Humor dabei, — Galgenhumor: Nervenhumor.

*

Nachdem es zwei Wochen lang lau geregnet hat und, ungeheuren weißen quabligten Mehlwürmern vergleichbar, unausgesetzt Nebelschläuche den Mugnone hinab nach Florenz gekrochen sind, raffte ich mich endlich auf und ging in die Uffizien, wie man in ein Sanatorium geht. Ich wollte endlich etwas Schönes sehen, etwas, das nie noios werden kann, da es nicht aus der noia geboren ist, sondern aus der gioia, und ich meinte, meine alten Nothelfer Cimabue und Giotto würden mich über all diese dumme, dumpfe Trübsal wegtrösten. — Schauerliche Enttäuschung: Sie haben mich verhöhnt! Diese beiden Frommen haben mich verhöhnt wie niederträchtige Teufel. Ich stand vor ihnen wie ein Kunstgelehrter und kriegte die vergleichende Krankheit. Der Teufel des Blödsinns selber setzte sich mir auf die Schultern, bohrte mir seine zwei Zeigefinger wie Zügel zwischen die Lippen, schlug seine Hufe mir wider die Weichen und ließ mich unter lautem Herausstoßen des gräßlichen italienischen Hü-Rufes, der wie ein vichisches Rülpsen (üip!) klingt, gleich einem gepeinigten Esel durch alle Säle, Rabinette und

Korridore trabrennen. Höllischer Unfug! Idiotenhaftes Benehmen! Aber ach, — ich war nicht der einzige Esel, der sich so am Geiste der Kunst versündigte. Eine ganze Schar rannte mit mir, und sie war nicht einmal vom Teufel blödsinniger Nervosität geritten, sondern von dem unausstehlichen Brillenaffen der Gelehrttuerei: Auf ihnen saß der Geist der Baedekerei und hieb sie so gewaltig mit seinem Schulmeisterbäfel über den Hintern, daß sie fast noch unsinniger rannten als ich. Einige aber waren bedächtiger. Wie sie an den meisten Bildwerken vorüberstorchten, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen, indem sie lediglich die Nummerntafeln ablasen, während sie andere, deren Nummern in ihrem roten Buche einen Stern hatten, mit abscheulicher Geschäftsmäßigkeit beschnoberten, kamen sie mir vor wie Hunde, die an zwanzig Ecksteinen vorbeierennen, um am einundzwanzigsten das Bein zu heben. Während aber Hunde, wenn sie so tun, wenigstens nicht bellen, so begannen diese Schauderhaften auch noch zu reden, indem sie schnoberten. Sie baedekerten. Die rote Reisepest der Deutschen müffelte aus ihnen.

Wann endlich wird dieses entsetzliche Magisterbrevier ausgetilgt werden aus der deutschen Kultur, der es wahrhaftig schweren Schaden lange genug zugefügt hat! Es steht mir nicht zu und liegt mir ferne, die Gelehrtheit der Leuchten deutscher Kunstwissenschaft in Zweifel zu ziehen und gering anzuschlagen, die in diesen roten Büchern ex cathedra der jeweils herrschenden Schule die letzten Wahrheiten kritischer Kunstforschung predigen, — aber was, um Gottes willen: was soll diese Professorenweisheit in der Hand von Leuten, die doch wohl nicht reisen, um Kunstgeschichte zu lernen, sondern um ihren Alltag aufzuhellen im Lichte der Schönheit, die hier aus früherer, ästhetischer Kultur ein paar Strahlen für uns Arme übrig gelassen hat. Sie kann nur Unheil anstiften, das Unheil dünkelfhafter Oberflächlichkeit, die urteilen will, ehe sie gelernt hat, zu sehen, zu empfinden. Die Herrschaft Baedekers ist kein Beweis des wissenschaftlichen Geistes der Deutschen, sondern deutscher Barbarei. Die Vandalen, die ehemals antiken Götterbildern Nasen, Arme, Beine abschlugen, haben sich im Grunde weniger barbarisch aufgeführt als diese frechen Touristen, die es sich unterstehen, mit ihrer elenden Scheinbildung, die eine vollkommene ästhetische Gefühllosigkeit auf jämmerlichste bemäntelt, über künstlerische Offenbarungen aus Zeiten zu Gerichte zu sitzen, zu deren organischen Bestandteilen die Kunst gehörte, als welche in der unseren nur eine mehr oder weniger hübsche Applikationsarbeit, ein aufgesetzter schöner Fliden ist. Die Vandalen handelten wenigstens aus einem ehrlichen Glauben; sie verschimpften die Schönheit aus Religion, weil sie sie als heidnisch haßten: was sie vollzogen, war der scheußliche Akt einer gewissen historischen Logik. (Die Bilderstürmer in der Reformationszeit handelten aus einem verspäteten, aber gleichen Instinkte. So auch der widerwärtige „Hund Gottes“ Savonarola.) Die heutigen Maulvandalen aber, die der Kunst mit „wissenschaftlichem Apparate“ zu Leibe rücken und sie zu einem Versuchsobjekte für ihren (ach so leichtem) kritischen Verstand herabwürdigen, handeln aus einem durchaus irreligiösen, gottlosen Instinkte: aus der infamen Einbildung des Philisters, er könne sich alles, selbst das Göttliche, zu eigen machen, indem er es verstandesmäßig (mit dem Vokabularium) „klein kriegt“. Diese Unverschämtheit ist Barbarenart. Es gibt keinen greulicheren Barbaren, als den „gebildeten“ Philister.

*

Ein gutes Antidotum gegen Baedeker ist Ruskin. Auch er rückt der Kunst mit dem Verstande zu Leibe. Aber hinter diesem Verstand steht Religion, und dieser Verstand will die Kunst nicht klein kriegen, sondern, indem er sie zergliedert (aber: wie fein, wie behutsam, mit welcher Andacht!), will er den Reichtum des Ganzen, das Gesetz seines Lebens, will er das organisch Göttliche der Kunst intensiver fühlbar machen. Es ist ein gutes Werk des Straßburger Verlags von Eduard Heitz, daß er aus Ruskins Werken einige ganz, andere in Bruchstücken deutsch herausgegeben hat. („Auslese aus den Werken von John Ruskin.“ Bis jetzt acht kleine Bände.) Ruskins „Sechs Morgen in Florenz“ haben mir in diesen Regenwochen (jetzt ist es die dritte, — o noia!) die Sonne, soweit das möglich ist, ersetzt. Was für ein angenehmer Engländer das ist (obwohl er auch „sehr unangenehm“ sein kann)! Wohl eine Schulmeisternatur und demnach unter anderem auch rechthaberisch, eine Spur verdreht, mit moralischen Nuganwendungen immer bei der Hand, ein bißchen fahl manchmal. Aber: der gute Schulmeister im alten Sinne: durchaus wohlmeinend; ganz aufgehend im Lehren, Beweisen, Warnen, Fördern; kein Wort aus dem Gehege der Zähne lassend, wofür er nicht die Hand ins Feuer zu legen bereit wäre: ein Fanatiker der Wahrhaftigkeit in jedem Sinne. Viel weniger Kunstgelehrter als forschender Kunstpraktiker. Ueber die Güte einer Malerei weiß er Bescheid, „wie der Schuster über sein Leder“. Läßt sich Gerüste vor Fresken bauen und untersucht die Malerei Zoll für Zoll aus der Nähe, so daß er nun genau anzugeben weiß, Strich für Strich, was alt und echt, was Uebermalung ist. Aber, indem er nicht nur Baum für Baum, sondern Zweig für Zweig, Blatt für Blatt sieht, übersieht er vor all dem doch den Wald nicht. Und mehr noch: er hört auch sein Schweigen, — dieses Schweigen, das den meisten Kunstgelehrten so stumm, ach so stumm ist. Dann wird er (wer würde es nicht dann!?) zum Dichter. Freilich: er bleibt in der Didaktik hängen. Aber immerhin: Didaskalos poeta, während die gelehrten Herren (ein paar wirklich Große unter ihnen, wie Burckhardt, ausgenommen) immer bloß Magister bleiben. Darum eignet er sich auf seinem eigentlichen Gebiete (dem der frühen, noch echt christlichen Kunst) zum Kunsterzieher wie kaum ein anderer.

*

Da es noch immer regnet, und der Wind immer noch nicht vom Montesenario kommen will als der ersehnte Tramontano, der zwar Kälte, aber klaren Himmel und den Nerven neue Spannkraft bringt; da meine Rosen nun, von allzu vieler Feuchte schwer, die Köpfe ganz trübselig und katarrhalisch triefend hängen lassen, die Chrysanthemen auf der Gartenmauer aber aussehen wie schlecht frisierte liederliche Vorstadtweiber (ciana nennt der Florentiner so was, — der Schlesier sagt Miststüde); da der Blick auf Florenz hinab immer noch wie der Blick auf ein riesiges Bleidach und das Wandeln in der „Stadt der Blumen“ ein Wandeln zwischen lauter Regenschirmen ist: so schmachtet meine Seele immer noch in der Grundsuppe einer fürchterlichen noia. und der Geist der Schwere, identisch mit dem Dämon des Scirocco, ist Herr über mich. Ich komme mir vor wie ein alter Pelz, in dem die Motten sind.

Muß man einen solchen alten Pelz nicht ausklopfen?

Ich hab's getan, und schonungslos. Aber lustig wird man bei dem Geschäft auch nicht. Was hilft es mir, daß ich jetzt felsenfest von meiner Miserabilität überzeugt

Ein? Daß ich weiß: Dieser da, hier, Der an dem Schreibtische da, ist ein schlechtes Subjekt: träge, wohllebig, schwankend, gottlos, frevelhaft, jähzornig, willensschwach, stolz, rachsüchtig, eitel, ungebärdig, ehrsüchtig, leichtsinnig, verschwenderisch, zügellos? Was hilft das, da ich schon jetzt auch weiß, daß es ebenso unrichtig wie wahr ist, d. h. daß jede dieser Eigenschaften als Gegenwage ihren Gegensatz in demselbigen Subjekte hat? Dieser Träge ist (und allzuoft) ein Arbeiter, der die Feder erst dann aus der Hand legt, wenn ihn der Schreibkrampf dazu zwingt; dieser Genüßling und Freund bequemer Subsellien (et rerum caeterarum nach dem Geschmade Friedrichs von Gentz und anderer Leute von stark angezeigelter Gesinnungsüchtigkeit) kann beliebig lange auf jede Behaglichkeit verzichten, wenn es darauf ankommt; sein Schwanken wird zuweilen just am äußersten Punkte der Schwingung zu einem trohigen Verharren; gottlos, wie er ist, kann er sehr andächtig vor allen Göttern knien, in deren Anhauch er, der Frevelhafte, fromm wird und demütig, wie nur irgendein Ihrischer Mönch, sei es Beato Angelico oder Angelus Silesius; sein schwacher Wille straffte sich in Leidenschaft oder Not oder Begeisterung immer federkräftig genug; sein Stolz hat sich noch stets gebeugt vor wirklicher Größe; den Rachsüchtigen entwaffnet eine Gebärde; der Eitle weiß über nichts so belustigt zu lachen, wie über seine Eitelkeit; wie häßlich es einen Mann kleidet, ungebärdig zu sein gleich einem schlecht erzogenen Knaben, weiß dieser Ungezogene so gut, daß er sich keine Ungebärde straflos hingehen läßt; und gibt sich redlich Mühe, seine Ehrsucht nach Zielen zu lenken, so hoch er sie nur zu sehen vermag; und büßt seinen Leichtsinn, wenn auch nicht reuig, so doch recht bitter und oft in Stunden schwersten Blutes, blutigsten Ernstes; und wird aus einem Verschwender manchmal gar ein Geizkragen; und seine Zügellosigkeit steht still im Augenblick, wenn sich's ernstlich geziemt, Selbstzucht zu üben auch bis zur Entsagung, — sei es in der Rutte, sei es im Harnisch.

Alles in allem: Auch der Scirocco vermag mich nicht völlig davon zu überzeugen, daß dieser alte Pelz ausrangiert zu werden verdient. Aber das ist gewiß: wenn ich mich einmal umbringe, so wird es bei Süd-Ost geschehen.

Doch wird es nicht geschehen, glaube ich. Denn es gibt Ablenkungen von schwarzen Gedanken, die ich als durchaus probat erfunden habe. Z. B.: einen starken Spazierstock überm Knie zerbrechen. Das tut weh und wohl und bringt zur Besinnung. Oder: Goethe lesen. Wenn man bedenkt, daß selbst der verzweifeln und wüten konnte . . . Oder: Laufen, laufen, laufen, bis man weit weg von allen Menschen ist und ungestört laut aufschreien kann, sich und die Welt verfluchen und dann, lauter noch: lachen, lachen, lachen. Oder (nach dem Rezepte des heiligen Franziskus): sich prügeln lassen, windelweich sich prügeln und beschimpfen lassen. (Wer aber tut einem diesen Gefallen, wenn man nicht einen anderen — Heiligen dazu zur Hand hat?) Oder: alte Musik hören. (Mozart bringt immer zur Vernunft. Man schämt sich, unglücklich zu sein, wenn man Mozart hört.) Oder: mit Hunden, Katzen oder Kindern spielen. (Hunde und Katzen in der Wirkung sicherer.) Oder: an seine Feinde denken. Dieß ist ein unfehlbares Mittel. Gewissermaßen rein logischer Natur: Man müßte sich feige vorkommen, wollte man ihnen den Platz räumen, und man würde damit auch bestätigen, daß die Gesellschaft recht hatte (wenigstens für Momente). Auch sagt man sich wohl: Was? Diese

Braven sollen's weiter treiben dürfen, und du willst verzichten? Du willst dich um die Möglichkeit des Genußes bringen, sie vor dir abtreten zu sehen? Bist du wirklich schon so ganz marode, daß du dir nicht die Kraft zutrauen kannst, sie noch eine hübsche Weile weiter zu ärgern, indem du ruhig und munter bei deiner Art bleibst, die ihnen, grazie a Dio, grundzuwider ist? Und da man sich schließlich auch vom dicksten Scirocco nicht alle Illusionen rauben läßt, denkt man am Ende auch daran, daß es immerhin möglich ist, den einen oder anderen, der aus Unverstand oder Irrtum mit in das übeltönende Horn der Verleumdung, Verkleinerung, Verzerrung stößt, einmal davon zu überzeugen, daß seine Ragenmusik am falschen Orte war.

Indessen gehört zur Benutzung all dieser Mittel freilich das eine: daß man noch kräftig genug ist, sie anzuwenden. Und vor allem: man muß noch richtig verzweifeln können. Man muß noch die Kraft haben, das Gefühl momentaner Insuffizienz mit äußerster Bitterkeit bis in die Fese durchzufühlen: an sich so grimmig zu leiden, daß schließlich das Bewußtsein dieses Leidenkönnens zum Beweise für das bloß Momentane jener Insuffizienz wird. Dann helfen die Mittel bestimmt. Denn sie bestätigen deine Kraft: sei es primitiv und roh, wie der zerbrochene Spazierstock, sei es mehr spirituell, wie die Fähigkeit, auf Goethe, Mozart zu reagieren, oder schließlich als Instinktkomplex, wie die Reaktion auf das rote Tuch der Feinde. Es kommt dann nur noch darauf an, ob Einer Stier oder Truthahn ist . . .

*

Der Dezember meines Mißvergnügens ist vorüber. Der Tramontano hat alle Wolken und Nebel verjagt. Der Himmel ist wieder toskanisch: wie aus der hellen, feinblauen Florentiner Seide gewoben, die etwas starr (wie der Charakter des Toskaners), aber höchst edel und vornehm ist. Die Chrysanthemen sind kaput, aber die gelben und roten Rosen tun, als habe es ihnen nie in die Krone geregnet. Und, o willkommenes Wunder: in einem besonders sonnigen Winkel an der Mauer des Franziskanergartens hat sich, wie ein Schwatzkränzchen hübscher junger Mädchen, eine Gesellschaft von Narzissen zusammengesunden, die mit den dunkelroten Beeren und den graugrünen Blättern der Stachmaus (pugnitopo: Mäusedorn) zusammen ein sehr hübsches Bukett ergeben. Auch anderes Bunte wird nun sichtbar: die zartrosarote Angelika (Engelwurz); die dunkelrote Frucht des Erdbeerbaums (corbezzola: Meerfirsche); Kamelien; Nelken, -- auch schon ein paar (mir ganz neue) gelbe Anemonen. Wer denkt da noch an Autovivisektion und Mittel gegen Selbstmordgedanken?

Man setzt sich auf eine Straßenmauer und läßt sich von der Sonne Verse ins Notizbuch scheinen:

Angelika, die röselrote, hängt,
Auf dunklem Efeu ruhend, über die Terrasse
Verlangend nieder zu dem Rosenbusch
Mit seinen gelben Blüten, die im Winde
Leis auf und nieder gehn, wie zärtliche Gedanken
Im Herzen eines Mädchens, das halb träumt,
Halb wacht. — Schwarz, wie ein Troß aus alter Zeit,
Wächst die Badia aus dem Silbergrau
Des sanften Delbaumhügels. Hinter mir

Babbelt ein Bettler seinen leeren Spruch
 Vom Paradiese, Jesus, Seligkeit
 Und hält den alten Hut mir zitternd hin:
 Ein altes Kind, rotnasig: lächerlich
 Und rührend. Zehn Centesimi erhöh'n
 Ihm seine Lebensfreude sichtbarlich. —
 Die Sonne brennt. Fräulein Angelika
 Sehnt sich noch immer nach den roten Rosen.
 Zwei Lodenröde sächeln mir vorbei.

Hier ist gut ausruhn. Hier vergift sich schnell,
 Was, ach, im Norden überlästig wird
 Und Klettenklammrig lange Kleben bleibt:
 Der Geist der Schwere. Salanaß, der Sorgen
 Schieläugiger König, mit dem Peitschenstiel
 In haariger Faust, entweicht, den Schwanz verklemmt,
 Und wird in San Domenico zum Betturino,
 Der Dich: „Signor, vuole? Due Lire
 Fin al Firenze!“ bloß ein bißchen langweilt.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.*)

Von Emmy Destinn.

(Fortsetzung.)

Dritte Szene.

Georg (hält immer noch Rahels Hand, mit leichtem Bedauern): Schon um halb sieben.

Rahel: Hier wird um sieben Uhr geschlossen.

Georg: Wie schade! Ein paradiesischer Winkel! Rahel, Du Liebe, Süße, du Wunder des alten Ghetto!

Rahel: Gefällt es Ihnen hier?

Georg: Du sollst nicht „Sie“ zu mir sagen. Bin ich Dir so fremd?

Rahel: Wir kennen uns ja erst kaum zwei Wochen. In dieser Zeit haben wir uns achtmal gesehen —

Georg: Erst achtmal? Mir kommt es vor, als wären wir monatelang beisammen. Nie habe ich mir träumen lassen, daß mein Prager Aufenthalt so herrlich sein wird . . . Im vorigen Jahr war es hier zum Verzweifeln od. Für die Schönheiten einer Stadt hat ein einsamer Pilger kein Verständnis. Wie anders ist es in diesem Jahr geworden Freilich, wo die Engel wandeln, muß es notwendigerweise ein Paradies sein. Du hast aus mir einen andern Menschen gemacht, — neben Dir fühle ich mich wieder jung —

Rahel: Wieder?

Georg: Gewiß, Du Kind! Ich könnte ja Dein Vater sein.

Rahel: Es ist gut, daß Du es nicht bist. So ist es ja viel schöner.

Georg: Du Süße! (Er setzt sich.) Herrlicher Garten. Und die Ruhe.

Rahel: Hier liegt manches begraben — manches edle Herz und viel kluge Köpfe.

Georg: Klug — vielleicht? Aber schön mußten diese Köpfe gewesen sein — wenn noch nach Jahrhunderten so viel übrig geblieben ist — — (er sieht Rahel an).

Rahel: Geh, Du machst Dich über mich lustig . . . Schön war ich ja nie — — aber — lieb hab ich Dich, genau so viel, wie wenn ich schön wäre schön und reich.

Georg: Reich? Wozu?

Rahel: Um mit Dir fortgehen zu können — weit hinaus — in die Welt!

Georg (lächelnd): Möchtest Du mit?

Rahel: Du fragst! (Seufzend.) So eilen diese schönen Tage hin — und eines Morgens reichen wir uns die Hände — und sagen: Adieu . . .

Georg: Nein! Auf Wiedersehn! Ich geh doch nicht so weit weg. Bloß nach Wien. Die sieben Stunden sind bald um — — und ich werde Dich des öftern besuchen kommen.

Rahel: Wirklich? Nein — Du sagst es nur, um mich zu trösten — Du vergift mich recht bald.

Georg: Glaubst Du das? Wirst denn Du mich so bald vergessen?

Rahel: Nie! Nie! Solang ich lebe, nicht.

Georg (lächelnd): Du siehst nicht so aus, als wolltest Du bald sterben — so bleibt mir die

Hoffnung, mich recht lang von Dir geliebt zu wissen — —

Rahel: Ach, wenn es doch nie ein Ende gäbe! Ich bin so glücklich — — nun hat mein Leben doch einen Zweck. Früher lebte ich so in den blauen Tag hinein, ohne mir darüber klar zu werden, was eigentlich kommen soll — —

Georg: Und nun weißt Du es?

Rahel: Ja, ich fühle es

Georg: Ja, das Leben ist schön! Jeder Liebende sagt es Hier in dem stillen Garten des Todes blüht es üppiger als in der lauten Welt Und was wäre das Leben ohne Liebe? Ich vergleiche diesen Sommer mit dem vorigen —, allein, traurig, gelangweilt irrte ich durch fremde Straßen, sah der gleichgültigen Menge zu, abends spielte ich, dann kehrte ich wieder in mein Hotel zurück — — immer dasselbe verzweifelt öde Dasein ach, ich segnete den Tag, an dem ich Prag verließ doch jetzt? Eine kleine Zauberin ergriff die Wünschelrute, und vor meinen Augen erwuchs die herrlichste Stadt der Welt Frauen, Frauen! Was macht ihr aus uns? Ein Wink mit der kleinen weißen Hand — und wir vergessen alles, alles mehr, als wir vergessen dürfen
(Einen Augenblick Stillstehen.)

Rahel: Und in Wien? Wie verbringst Du dort Deine Tage?

Georg: Ach, in Wien habe ich viele Bekannte — Freunde — wenn man in einer Stadt jahrelang tätig ist, wird man auch gesellschaftlich sehr bekannt — —

Rahel: Und — wann willst Du zurück — ?!

Georg: Mein Vertrag ist in drei Wochen zu Ende. Ich will meine Sommerreise etwas verschieben und bleibe dann vielleicht noch eine Woche hier, bei Dir. Am liebsten blieb' ich ganz und gar hier — aber das geht leider nicht.

Rahel: Also noch ein Monat, so kurz . . . so kurz!

Georg: Du verwöhnst mich allzusehr, Süße. Mußt mich etwas kürzer halten — Deine Liebe macht mich unvernünftig . . .

Rahel: Sind denn die acht Tage nicht wie ein Traum vergangen? Wenn ich abends von Dir gehe, kann ich mich nur mit Macht losreißen — die ganze Nacht durch höre ich Deine Stimme, sehe Dein Lächeln — so, wie jetzt — kaum dämmert es, begrüße ich von ganzem Herzen den Tag, welcher mir Deine Begegnung näher bringt . . . und doch verfliehet er so rasch, dieser kurze Tag, kaum habe ich Dich gesehen, muß ich schon wieder fort.

Georg: Das letztemal haben wir uns verspätet — hast Du zu Hause Unannehmlichkeiten gehabt?

Rahel: Nein — ich habe eine Ausrede gefunden ich sagte, daß ich bei Fräulein Falke war

Georg: Bei der schönen Minna? Die hat ja an dem Abend gespielt!

Rahel: Ach, das wissen sie nicht.

Georg: Du sagtest, daß Dein Onkel sehr schlau ist — er brauchte nur den Theaterzettel zu lesen — —

Rahel: Nein, der glaubt mir schon. Wenn Mutter zankt, nimmt er mich stets in Schutz.

Georg: Auch vorgestern?

Rahel: Nein — da war er so seltsam still, sah mich nur so eigen an — und gab mir den Abend nicht die Hand zum Gutenachtgruß.

Georg: Siehst Du! Der weiß es schon.

Rahel: Nein, nein — er ahnt nur etwas, er wird schon mit mir sprechen — er ist ja so gut.

Georg: Ist das der Bruder von Deiner Mutter?

Rahel: Ja. Der Urmittel! Seit seiner Kindheit ist er gelähmt. Aber er trägt sein Schicksal mit einer rührenden Geduld.

Georg: Gelähmt — der Arme.

Rahel: Er hat mich stets lieb gehabt, war mir mehr als der eigene Vater — erzog mich, belehrte mich — brachte mir seine Bücher —

Georg: Da hattest Du einen guten Lehrer, Kind. Weißt Du, daß ich oft im geheimen über Deinen Geist staunen mußte? Das neunzehnjährige Kind sprach da oft wie eine reife, große Natur — nun kenne ich ja die geheime Quelle Deines Wissens — also, der Onkel war es — —

Rahel (einsach): Ja, er war es. Früher kränkelte er oft, und ich pflegte ihn — da haben sich unsere Herzen eng aneinander geschlossen, da erfuhr ich so manches, was bei uns einer Frau selten zuteil wird — — alte Lehren, Wissenschaften, Weltanschauungen — und mein Onkel wußte alles in so treffende Worte zu kleiden . . . so wurde ich langsam sehend, blickte in den düsteren Abgrund unseres Lebens, sah die Schatten unserer Vergangenheit — (wie visionär) alles das lebte um mich her . . . und die Religion, der Glaube meines Volkes, erwächst aus grauen Urzeiten — — Nacht wurde es um mich her, tiefe, undurchdringliche Nacht — — (plötzlich) Du hast mich erweckt — Du! Die Sonne lehrte wieder und verscheuchte diese Schatten — — doch (wieder ernst), wenn nun mein Lehrer von meiner Liebe erfährt — ? Was soll ich ihm sagen? Wie soll ich ihm klarlegen, daß ich in dem tiefsten Innern meines Herzens eine Liebe zu — einem Andersgläubigen erwachsen ließ?

Georg: Das wird eine bittere Enttäuschung für Deinen Onkel sein. Doch — kann man seinem Herzen befehlen?

Rahel: Ich habe es nicht gekonnt! Seit jenem Tage, als ich Dich zum erstenmal spielen sah — habe ich mich selbst verloren . . .

Georg: Worin sahst Du mich zum erstenmal?

Rahel: In „Jugend“ —

Georg: Halbes „Jugend“? Als Kaplan Szigorsti? Und diesen Pfaffen gewannst Du lieb?

Rahel: Meine Freundin und ich waren zusammen im Theater. Da kamst Du — ein Wort — und ich saß wie geblendet still — ach, wie schön warst Du — wie schön — und Deine Stimme, dieses sonderbar gebrochene polnische Deutsch — die brennenden Augen und das blasse Gesicht — — (mit einem Lächeln) Nur begriff ich diese „Panna Annuschka“ nicht — daß sie sich in den dummen Hans und nicht in Dich verliebte — —

Georg: Also dieser intrigante Heilige hat es Dir angetan. Ihr Frauen seid doch nicht zu bessern!

Rahel: Die ganze Nacht schlief ich damals nicht. Immer sah ich den jungen Kaplan, immer hörte ich seine weichen Worte, bald drohend, bald flehend — — ich sprach nur von Dir, und Anna lachte mich aus. Endlich, nach langen vierzehn Tagen gingen wir wieder ins Theater.

Georg: Diesmal war es „Faust“.

Rahel: „Faust“ . . . Und da wurde ich fast ohnmächtig . . . Mein Gott — wie herrlich hast Du gespielt — sprachst so vom Herzen, so innig — und Dein helles Haar, dieses wundervolle weiche Haar, Deine lichten Augen — —

Georg: Bist Du dem Geistlichen untreu geworden?

Rahel: Vergessen war alles — alles! Nur das Bild des jungen blonden Faust stand vor meinen Augen — seine Worte blieben für ewig in meiner Seele, wie habe ich dieses Gretchen beneidet — —

Georg: Kleine Phantastin!

Rahel: Große Phantastin, Liebster! Was hat sich in meiner Seele damals abgespielt! — Zerrissen kam ich damals nach Hause, statt zu schlafen, laß ich immerfort den Faust — — In dieser Verfassung wagte ich Dir zu schreiben und —

Georg: Ich ahnte ein blutarmes, kunstbegeistertes Mädchen — ein kleines Gänßchen, welches einmal mit dem berühmtesten Künstler sprechen will — und fand eine herrliche Rose, ein seltsames Wesen, welches sich vom ersten Augenblick eng an mich angeschlossen, welches mich, trotz meines Sträubens, ganz für sich eingenommen hatte.

Rahel: Wirklich?

Georg: So standest Du da — wie mit Blut übergossen, als ich meinen Hut zog und fragte: Habe ich die Ehre, mit Fräulein Rahel zu

sprechen? Ja, sagtest Du, ich bin es. Dann stiegen wir über jene alte, herrlich gelegene Treppe immer höher empor, bis uns die schöne Stadt zu Füßen lag . . . und ein Abend senkte sich herab — ein duftiger Sommerabend, wie Deine Worte und Dein blaueschwarzes Haar — — Was sprachen wir damals? Ich weiß es kaum — doch eines weiß ich: ich sah in Deinen Augen Tränen glänzen — Tränen, — Rahel — und mir wurde so weit und sehnend ums Herz — in diesem Augenblicke begriff ich so manches, beklagte so manches . . . Meine eigene Jugend zog an mir vorbei, welche ich mit losen Streichen und inhaltleeren Begebenheiten vergeudete. Was waren alle diese Ereignisse Deinen stillen Tränen gegenüber! Von dem Augenblick an, glaube ich, liebte ich Dich — —

Rahel (mit): Es waren Tränen des Glückes, mein Georg.

Georg: Wie sagtest Du? mein Georg! . . . Du Süße, Herrliche — — Warum fand ich Dich nicht früher? Vor zwanzig Jahren? Mein ganzes Leben wäre wohl anders geworden — — anders, als es hinter mir liegt.

Rahel: Sprich mir von Deinem Leben — ich bitte Dich — —

Georg (nervös): Nein — nein, jetzt nicht — vielleicht später. Diesen schönen Augenblick will ich nicht zerstören — jetzt nicht — — Gib mir Deine Hand — so — und sieh mich an mit diesen träumenden tiefen Augen . . . tausendjährige Augen hast Du, weißt Du es?

Rahel: Ach, dunkle Augen sind so ausdruckslos — helle Augen sind doch viel schöner — solche wie die Deinen, ein Stück des Himmels steckt darin — und helles, feines Haar, nicht so hart wie das meine . . .

Georg: Nimm doch den Hut ab — so — und nun — (er zieht die Nadeln aus ihrem Haar heraus) erlaube — hier sieht's ja keiner . . . (er löst Rahel um den Kopf gewundene Flechten) herrliches Haar, so schwer und kalt — wie zwei seidene Schlangen — soll ich mich damit erdrosseln?

Rahel (lächelt): Das würde schwer gehen.

Georg (zieht Rahels Kopf leicht an den Flechten herab): So — näher — und — — (ihre Lippen begegnen sich langer Zeit) o Du Liebe, Liebe, Süße (er küßt sie wiederholt auf Mund und Augen).

Rahel (matt, willenlos): So möchte ich sterben — — sterben . . . (sie richtet sich auf) Georg! Was haben wir getan: Du hast mich auf dem Totenfeld geküßt . . . Weißt Du, was man da sagt? Einer von den Liebenden muß in Jahresfrist sterben — —

Georg (lächelnd): Warum nicht gar! Sterben . . . das wäre eine sehr schlimme Strafe für dieses süße Vergehen. Du bist doch so klug, Rahel. Wie kannst Du einem Aberglauben so viel Bedeutung zumuten?

Rahel: Doch — man sagt es

Georg: Wenn ich Dich nun zum Beispiel nicht gleich noch einmal küssen dürfte, würde mein Herz zugrunde gehen — — auf der Stelle. Hilf mir doch, rette mich aus dem Verderben und gib mir noch einmal Deinen Mund!

Rahel (entzückt): O Georg (sie neigt sich zu ihm herab).

Georg (hält sie in den Armen): Deine Lippen duften nach Rosen — o — Du — — (plötzlich) nein, nein, Kind! Du weißt nicht, was Du tust — — sei barmherzig, versuche mich nicht. . . . Du bist noch so jung, was weißt Du vom Leben — es ist so gräßlich, gräßlich

Rahel (begreift nicht): Was hast Du? Du bist so finster, und Deine Augen sind ganz dunkel geworden — — was quält Dich? Hast Du Kummer?

Georg (traurig, tonlos): Ich bin alt, Kind.

Rahel: Was sagst Du? Du wirst nie alt — Könntest Du Dich ein einziges Mal auf der Bühne sehen — — wie schlank.

Georg: So meint' ich es nicht — hier — und hier ist es so leer — so ausgebrannt — — und doch: manchmal schlägt der Funke wieder in Flammen aus — — ich glühe, verzehre mich selbst in dieser namenlosen Glut — mein ganzes Ich steht in lodern den Flammen . . . und — (mutlos) ich darf es nicht — ich darf es nicht

Rahel (ängstlich): Sprich doch deutlicher: was darfst Du nicht — ?

Georg: Dich lieben darf ich nicht, soll ich nicht — — ich bin ein alter, reifer Mann, Du ein ahnungsloses, unschuldiges Mädchen — — mir ist das Lieben wohlbekannt, für Dich ist es ein Buch mit sieben Siegeln. Ich müßte Dich fliehen, Dich von Deiner Liebe heilen — statt Deinen Mund zu suchen — — O Welt! o Gott! wie ist dies schwer — alle meine Kraft scheitert daran.

Rahel (unschuldig): Warum mich fliehen? Liebst Du mich denn nicht?

Georg: Bei Deiner Jugend, Rahel, schwöre ich Dir: ich liebe Dich! liebe Dich mit der ganzen Unvernunft eines alternden Mannes, dem das Leben fast alles gebracht Doch müßte diese meine Liebe anders sein — — nein — es ist unmöglich, das auszusprechen Du sahst doch Faust — — Du müßtest mich verstehen

Rahel (leise): O — Georg nein, — ich verstehe Dich nicht. . . .

Georg: So ist's auch recht — Liebe — laß mich doch allein in meinen tiefen, wahnsinnigen Gedanken ersticken —

Rahel (angstvoll): Was hast Du? Was sprichst Du? — Noch nie habe ich Dich so gesehen —

Georg (tief leidenschaftlich): Sieh, Rahel — es ist der Meid — der bittre Meid, welcher mich

verzehrt —! Ich werde fortgehen — ich muß ja fort! und Du bleibst hier, in der Blüte Deiner Jugend, in der vollsten Kraft Deiner Schönheit und ich habe bei Dir das Gefühl der Liebe geweckt: ich — welcher davon nicht den kleinsten Teil besitzen darf — —

Rahel: Warum? ich liebe Dich mit meiner ganzen Seele — Dich — nur Dich — —

Georg: O Gott, o Gott! Sag es mir nicht, ich darf es nicht hören — ich bin ein großer Sünder — —

Rahel: Ein Sünder? Was hast Du getan?

Georg: Viel! viel!

Rahel: Vereust Du es, ein einfaches Mädchen zu Dir erhoben zu haben?

Georg: Du hast mich zu Dir erhoben —! Du! In Deinem Anblick habe ich alles vergessen, — mein ganzes Leben, meine schweren Irrungen — zu Dir blickte ich auf wie zu einer Heiligen. Ist denn diese Liebe, welche ich Dir entgegenbringe, nicht Deiner unwert? . . . — und muß doch zweifeln — — (Er vergräbt frantically das Haupt in ihrem Schoß.) (Aus dem Tempel klingt wieder Orgelspiel und Gesang.)

Rahel (gerührt): Du bist so gut

Georg (nervös): Nein — nein — sprich das nicht aus — Du weißt nicht, Kind, Du weißt nicht. . . . Ein jeder hat das Recht auf Glück — gleich, wie er es erjagt, erkämpft Warum sollte ich da zögern? mein Glück ist so nahe — so dicht bei mir — ich will es ergreifen — warum bebt da meine Hand — — wer wird nach mir kommen? vielleicht einer, welcher es noch viel weniger verdient und doch — und doch —

Rahel: Du glaubst nicht an meine Liebe, nicht wahr?

Georg: Nein, das ist es nicht Ich wollte Dir nur sagen daß — daß ich ein großer Narr bin, Rahel so alt und so albern — — da — sieh — findest Du keine weißen Haare? Hier an den Schläfen — und hier — ein alter Knabe — und dabei wage ich es noch, von der Liebe zu sprechen

Rahel: Silberne Fäden — in dem Goldhaar — ein ganzer Schatz, dabei bist Du noch unzufrieden. Und der große Held liegt im Sand zu meinen Füßen. Steh auf, komm, setze Dich zu mir.

Georg (steht auf): Ja, Du hast aus dem großen Helden einen rechten Hasenfuß gemacht. Ich habe Angst vor Dir — vor Deinen klaren Augen und Deinem kindlichen Mund.

Rahel: Soweit hab ich es gebracht, daß Du Dich vor mir noch fürchtest Hier in dieser Einsamkeit mit mir allein

Georg (sieht sich um): Keine Seele weit und breit. Nur die alten Steine sprechen — ich verstehe sie nicht — und Du?

Rahel: Ich kann die Inschriften nicht lesen. Soviel Bildung besitze ich doch nicht. Und hier im Schatten — —

Georg (erhebt sich nach längerer Zeit von ihrem Schoße): Ist denn heute ein jüdischer Feiertag? Wie gewaltig hier inmitten der ewigen Ruhe die Orgel mit dem Gesange zusammenklingt!

Rahel: Nein, heute ist kein Feiertag, sonst wäre ja der Friedhof geschlossen. Sie üben nur im Tempel für die nächsten Feiertage!

Georg: Wie wunderbar das hier klingt, und wie die Zeit hier vergeht (er sieht seine Uhr hervor) hier sieh!

Rahel (erschrocken): Schon ein viertel sieben . . . und sie holen uns ab.

Georg: Wir gehen eben nicht mit. Sie sollen uns irgendwo im Garten erwarten, und dann begleiten wir Dich heim.

Rahel: Um sieben wird hier geschlossen.

Georg: Bis sieben Uhr wollen wir hierbleiben. Wir sind die Gartenrestaurationen unsympathisch. Diese kleine halbe Stunde müßt Du mir schenken — nicht wahr, Süße? Wir bleiben noch —

Rahel: Wie Du willst.

Georg: Ich will keine Leute sehen. Warum holst Dich denn die Anna ab? Wozu? Sie spielt so gern Deine Beschützerin, mich mag sie gar nicht.

Rahel: Sie verehrt Dich sehr —

Georg: Ja, ja — ich weiß! wenn sie mich nicht sieht, hat sie mich am liebsten — —

Rahel: Das ist nicht wahr

Georg: Du hast ihr doch gewiß alles erzählt . . . von unseren einsamen Wegen — von unseren verliebten Reden — —

Rahel (etwas): Ich sagte ihr nur, daß ich Dich lieb habe. Durfte ich es nicht? Ich bin so stolz auf Dich, so stolz darauf, daß Du mich lieb findest — —

Georg (nervös): Gleich kommen sie, diese beiden langweiligen Leute. — Mach Dir das Haar zurecht — — sie sollen Dich nicht so sehen . . . Hier hast Du Deine Haarnadeln. — Ich bin nur dann zufrieden, wenn wir allein sind — was gehen mich die andern an?

(Orgelspiel und Gesang hören auf.)

Rahel (mit dem Aussteden des Haares beschäftigt): Anna ist meine alte Freundin, die stört uns doch nicht — — und dann kommt ja Richard mit, die bekümmern sich ja nicht um uns.

Georg: Trotzdem mag ich sie alle beide nicht. Dann darfst Du auch nicht küssen — — (er umfängt sie) so, wie jetzt.

Rahel (lachend): Sieh her, wie zerraut ich bin — es läßt sich nicht anders machen.

Georg: Schön — sehr schön. Wenn Du den Hut aufsetzt, sieht es ganz ordentlich aus.

Rahel: Das glaube ich nicht.

Georg: Da! das fade Pärchen kommt — also: wir bleiben hier.

Rahel: Gewiß. (Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

27.

Ummerdingen.

Meine Einsamkeit und Traurigkeit ist viel tiefer geworden, seit dem Du wieder fort bist. Ich danke Dir für die zwei guten hellen Wochen.

Jetzt ist alles grau, es regnet, ich stehe nicht einmal mehr auf und lasse die Tage so hingehen, wie sie gehen. Mönch wollte ich zuweilen werden in meiner Jugend, ich wollte, ich wäre es geworden.

Zu anderem habe ich kein Talent. Mein Können genügt zu nichts, ich kann bloß zerstören. Auch Dich bedrücke und verwirre ich nur — ich lasse Dich doch nicht los!

Keine Nacht habe ich geschlafen in den ganzen vierzehn Tagen. Du schließt so dicht bei mir, unter meinem Dach — doch nicht bei mir! Vielleicht schließt Du auch nicht.

Warum ist das so?

Kein Mensch glaubt uns unsere Freundschaft. Du trägst allen Tadel und allen Klatz darüber.

Ich möchte hier ein Haus für Dich bauen, mir gegenüber, dicht bei mir, ein weißes Haus in einem grünen Garten. Du kämst dorthin, wenn Du eine alte Frau bist. Auch Dein Mann könnte mitkommen. Jeden Morgen besuchte ich Dich, ich saße mit Dir auf der grünen Bank vor Deiner Tür des Abends. So käme der Abend und der Tod.

Ich bin sehr unglücklich, aber glaube nicht, daß ich Dich nicht liebe! Nur das glaube niemals! Ich lese Bücher, die Du gelesen hast, und Dein Gedanke wie ein holder Gruß umfächelt meine müde Stirn. Immer sind Deine Gedanken gut, zärtlich, treuergeben. Ich danke Dir für Deine Güte. Ich kann nur danken, gut sein kann ich nicht.

28.

Du paßt viel besser für meinen Freund als für mich. Er ist redlich, tätig und tapfer. Er hat Dich lieb.

Nein, er soll Dich nicht haben! Ich würde ihn erwürgen, ihn und Dich, ich könnte mir teuflische Qualen ausdenken, ich würde Dich besudeln und entwürdigen für ihn.

Ich bin ganz und gar krank. Wenn ich stirbe, würdest Du mir vielleicht vergeben, Du würdest mich lieb haben und um mich weinen.

Also alles, Kleinstes und Liebste, gehört Dir, das Haus und das Geld, die Kunst- sachen, der Botticelli, die Beardsley-Mappe, Esther und Uhasverus, und die Meißner Vögel, der Fußball von Menzel, — ich möchte, daß der über Deinem Bett hänge und die zwei Hogarths an der andern Wand. —

Sie sind so gemein, und Du bist so unschuldig.

Dann erführest du wohl auch mein Geheimnis — dann ja! (Fortsetzung folgt.)

„Die ersten Menschen.“ (Zur Uraufführung.)

Erotisches Mysterium von Otto Borngräber.

Der Rainmonolog.

(Man hört ganz nah das Knarren der Äste des Urwaldes, dann wildes nahendes Schnaufen, Laute, aus denen dann Worte, wie Sturmstöße wirkend, verständlich werden. Zerrissenheit in der Natur.)

(Hinter der Szene:) Finden will ich das wilde wilde Weib, ich finde es nicht, ich finde es nicht, ich habe die weite Welt durchstürmt, bei Tag, bei Nacht — gen Morgen, gen Abend, gen Mittag, gen Nacht, ich finde es nicht, (Rain bricht hervor) in der endlosen Welt nicht ein Weib für mich! Ich finde es nicht! Nicht ein einzig Wesen! Nur ich! Nur ich! Kein Weib! Kein Weib! Ich finde es nicht und ist doch da!! Verfluchtes Leben! Verfluchter Gott! Denn du bist wohl doch! Nur mir zum Trost! Denn wärst du nicht, ich fände mein Weib, ich fände mein Tier! Du frißt ja Tiere! Du frißt auch Menschen! Du würgst ja die Welt! Dir opfert die Einsalt alles, was ist! Und du schlingst das All und spei'st das Nichts, drum finde ich nichts! So schling doch mich! Und spei mich ins Nichts! Verfluchtes Leben! Ich klage dich an! Denn du bist kein Leben! Mein Leben gibst du mir nicht! Verfluchter Gott! Ich klage dich an! Denn du bist kein Gott! Gabst du mir Leben: was mein Leben ist, gib mir's! 's ist deine Pflicht! Gabst du mir Leib: was mein Leib will, gib mir's! 's ist deine Pflicht! Wider deinen Himmel schleudr' ich mein Klagean! und es redt sich hinauf wie Riesenleibthans bäumender Schweif und peitscht herab deinen trügrischen Glanz und schmeißt ihn in Schmutz!! Verfluchte Menschen! Euch klage ich an! denn ihr seid nicht Menschen! (weicht) Bin ich ein Mensch? So gut wie ihr! Ihr gebt mir meinen

Menschen nicht. Bin ich ein Tier? So gut wie ihr! Ihr gebt mir nicht mein Tier! Und ist doch da!! Jeder Hund hat seine Hündin — ich finde das nicht! sein Weibchen jedes Vieh — ich finde das nicht! Euch klage ich an, die ihr besitzt, die ihr genießt! Ihr habt's geraubt! Habt mir's geraubt! Habt euch genährt von des Armen Tier! Habt euch gefüllt mit Opferfett! Ihr seid wie Gott, drum seid verflucht!! Finden will ich das wilde wilde Weib, ich finde es nicht, ich finde es nicht, ich habe die weite Welt durch- wühlt, des Urwalds Graun und der Höhlen Graus und der Wüsten endlose Ewigkeit, ich finde es nicht — . . . (er bricht zusammen) -- (er beginnt zu schnüffeln.) —

Ich spür . . . hier haust . . . hier atmet . . . Leben! Ich wittere Menschen . . .! Duft vom Weib! Ha! steckst du hier, mein . . . Wahn! Zurück, wildes Leben! In deinen Abgrund, brüllendes Tier! — — Horch . . .! — Still! zehrende Blut! Lobre mir nicht! Du zehrst doch nur . . . von dir.

(Schweigen. Er springt auf.)

Hier ist etwas! Ich finde das Weib! Ich finde das Weib! Es ist da! Es ist hier! — Horch! Still! Ich hör's . . . ich fühl's: Aus dem heißen Sturmwind spür' ich dein Atmen! Ich fühl's, wie durch die wildschöne Frühlingsnacht dein flammend Leben, dein brandend Blut mir entgegenschlägt, mir entgegenschreit! Wo bist du, wildes, einsames Weib? Ich höre dein Schrein! Ich komme! Ich bin's! der einsame

*) Das Drama, von dem wir hier eine Szene wiedergeben, wurde nach endloser Verhandlung mit der Zensur, dem Kultus- ministerium und dem Ministerium des Innern für die Aufführung in Berlin freigegeben. Am 23. Mai wird es in Berlin am neuen Theater über die Bühne gehen und gleichzeitig als Buch bei Marquardt & Co. erscheinen.

Mann! Wo bist du . . . wo? . . . Ich finde dich . . . Was wühlst du, mein Blut, in deiner sprengenden Brunst? Was strammst du dich, mein Leib, in deinem geilen Glück? Ich bin ihm ganz nah . . . ich bin ihm ganz (Mondlicht) . . .

Ah . . . ! ha . . . ! da . . . ! ich hab's . . . !
Ein Wesen . . . ! ein Arm . . . ! ein Mensch . . . !
ein Weib . . . ! — Bist du's . . . ? Du bist's!

(springt mit mächtigem Satz hinter die Szene. Ein gellender Schrei des Weibes geht durch die Nacht. Heißes Ringen und Atmen.)

Nun kommt das Frühjahr . . .

Nun kommt das Frühjahr . . . du wirst immer stiller . . .
du bist sehr krank, ich will dich um nichts fragen,
doch manche deiner Mienen scheint zu fürchten,
daß wir uns andre sind als in den Tagen
des dämmrigen Dezember's . . .

Da zog mich etwas in dein kleines Zimmer,
vor deinem Fenster wuchs der erste Schnee,
du neigtest mir den Mund, ganz ohne Liebe,
mir tat dein Kuß wie einem Knaben weh, —
du sahst mich an,
als wolltest du mich lesen wie ein Buch,
daß lautete wohl nicht nach deinem Willen,
vielleicht zu klar, vielleicht nicht klar genug,
vielleicht zu still für deine eignen stillen
verschwiegenen Wünsche . . .

Du stiegst vom Schemel auf die glatte Diele,
doch nieder strauchelnd rißtest du mein Ohr
mit der smaragdnen Blüte deines Rings,
ich wußte wer den Ring an dich verlor,
du lächeltest . . .

Ich sah mein Blut und fühlte deinen Hohn
und schwur mir augenblicks dich so zu hassen
und dich mit einer Liebe zu verwirren,
von der du schwer, nur schwer einst würdest lassen, —
ja, ich begriff,
daß etwas in mir stark ward, auch wie du
falt durch die Träume anderer zu gehn
und auch wie du mit fremder Glut zu spielen
und dein Geschlecht nicht wärmer anzusehn
als Baum und Stein . . .

Das Frühjahr kommt, den kalten Eichenpark
will schon ein Hauch von grauem Rot durchweben, —
du hast den Blick von Menschen, die bald sterben, —
ich aber fürchte oft du möchtest leben
für mich . . .

Hans Carossa.

Sie schreibt.

Von Robert Walser.

Sag, altes Untier. Sag mal, wo stedsst du eigentlich? Man trifft dich ja überhaupt nie mehr zu Hause. Schon dreimal bin ich bei dir gewesen, ohne dich anzutreffen. Du verleugnest dich wohl. Du gibst vor, nicht zu Hause zu sein. Du verkriechst dich vor mir. Ich muß dir offen gestehen, daß ich glaube, daß du mich anschwindelst. Ich brauche Geld, etwa 100 Mark, kannst du mir die geben oder nicht? Ich hoffe, du wirst mir die Bitte abzuschlagen wagen, wenn du nicht Lust hast, sie mir zu erfüllen. Aber ich hoffe wiederum sehr wenig, ich mißtraue dir, ich glaube, du bist ein Feigling. Uebrigens habe ich in der Ausstellung dein Bild gesehen, es hat mir mißfallen. Du bist wohl erstaunt, mich so frei reden zu hören, aber erstens habe ich dir gegenüber keinerlei feinere Rücksicht zu nehmen, und zweitens ist es meine Gewohnheit, stets zu probieren, wie weit man es mit Frechheit in der Welt bringen kann. Du gibst vor, mich da in diesem Bild gemalt zu haben? Nein, Ferkel, das bin weder ich, noch ist das irgendein Mädchen der Welt, sondern das möchte bloß einige rohe Ähnlichkeit mit einem Weib haben. Ich will jetzt einige ernste Worte reden; die Laune, bitte, weiter gar nichts, veranlaßt mich dazu. Ich bin gut aufgelegt, ich will dich ärgern, denn offen gesagt, du bist zu hochmütig. Du hast mir vorgelogen, ein Langes und Breites, daß du unverheiratet seiest, und nun höre ich von solchen, die deine Verhältnisse kennen, daß du Frau und Kind hast. Na, eine Lüge, was weiter, aber warum mußt du gelogen haben? Verachte ich? Ja, ich wittere es, du glaubst, mich zum besten halten zu dürfen, weil ich dir Modell stehe. Sag mal, kommt dir denn das nicht ziemlich unfein vor? Du bist Künstler, und du bildest dir ein, du seiest voller Vorurteilslosigkeit, oder befiehlt du dir nur deshalb, mich zu verkennen, weil du Angst vor mir hast? Ich bin vielleicht klüger als du denkst, Schatz, und es kann leicht möglich sein, daß ein Anstand in mir

lebendig ist, von dessen Vorhandensein du überhaupt keine Ahnung hast. Du bist interessant, mein Lieber, aber du bist auch grob, und das verdirbt das Interesse, welches man dir geneigt ist entgegenzubringen. Ihr Künstler solltet die unbefangenensten Menschen der Welt sein, und ihr seid manchmal die allerunfreihesten und unentschlossensten Menschen, und da wollt ihr dann immer vorgeben, daß ihr Genies wäret. Ich habe mich dir zur Unterhaltung hingegeben. Deswegen mußt du dir aber noch lange nicht einbilden, daß mir der Mut fehlt, dir Unangenehmes zu sagen. Du kannst vielleicht einiges von mir lernen, ich bin klug genug, dir zu sagen, warum du das nötig hast. Ich bin ein armes Mädchen. Hättest du Genie im Herzen, so würdest du mich lieben und mit einer Zärtlichkeit achten, die mit dem Glück, das dich beseelte, übereinstimmte, und dann würdest du mich auch besser haben malen können. Du bist kein großer Künstler, du bist nicht aufrichtig, nicht mutig, nicht zartfühlend genug zu so etwas. Warum willst du ein Mädchen malen, das du wie eine zudringliche Bettlerin behandelst? Daß ich keine Schmutzin bin, beweist dir die Sprache, die ich rede, und daß du nichts Großes bist, beweist deine unedle Gefühllosigkeit. Du wolltest absolut was Nacktes darstellen, du hast vielleicht an mir nur lernen wollen, ja, das glaube ich, nur lernen hast du wollen: das ist löblich, aber es ist schülerhaft. An uns, guter, trefflicher Junge, darf man nicht so trocken lernen wollen. Du kannst hundert, ja tausend Altbilder von und nach mir verfertigen, es wird immer nur ein kläglich Studieren, nie aber, versteh mich, ein Schaffen, ein Hervorbringen von etwas Köstlichem sein. Du kannst Licht und Schatten und Fleischton, oder wie ihr das alles nennt, anbringen, zehn, zwanzig Feinheiten: oh, ich durchschaue dich. Mit einem Wort: solange du nicht etwas finden kannst zum Abmalen, wovor du zitterst, bleibst du ein Stümper. Gestatte, daß ich vermute, auch ein klein wenig

zu verstehen vom Handwerk. Wenn du mich so nackt hast vor dir liegen sehen, hast du da gar nicht gelitten, nicht eine Spur? Siehst du, ich selbst schauderte vor den eigenen Herrlichkeiten. Nein, nichts bist du, denn wenn man lügt, ist man nichts. Kannst du mich belügen und mich zu gleicher Zeit nackt gesehen haben? Es muß gar keine Zartheit in dir sein. Du bist ein Geschäftemacher, ein Fabrikant von Haufen von Bildern, aber kein Maler. O ihr Künstler! Euch läuft man ins Haus, zieht sich bereitwillig bei euch aus: und

da wollt ihr noch lernen wie die Schulbuben. Gelernt, Knaben, solltet ihr vorher haben, in euren vielen vorangegangenen freien Stunden. Ihr seid träge gewesen, und wenn man dann zu euch kommt, werdet ihr roh. Schicke mir das Geld, ich erwarte es des bestimmtesten. Deine gute, liebe Frau bildet sich gewiß ein, du seiest ein großer Künstler, laß sie nur in dem Glauben, das ziemt dir. Ich habe wenig Achtung vor dir, aber ich finde dich nettlich, süßer, kleiner Affe. Adieu. Gehorche mir und sende mir umgehend das Gewünschte.

Das „verlorene Lied“. Ein literarischer Prozeß.

Ich stand vor Gericht. Allerdings nur als Zeuge. Aber ich fühlte mich schwer mitangellagt: wegen Sittlichkeitsverletzung. (Ist doch immerhin makelhafter, als Körperverletzung.)

War ich doch der erste, der Kurt Münzers Buch „Das verlorene Lied“ gelesen hat: als Lektor des Verlages, dem es der Dichter zur Veröffentlichung angeboten hatte. Ich fühlte mich schuldig, denn ich habe es empfohlen als die starke Talentprobe eines ernst wollenden Poeten.

Das „verlorene Lied“ hat den Staatsanwalt besonders erregt. Kommt da ein Irrsinniger des Lebens, einer, der irre ging, und den Sinn suchte, in eine etwas faule, schwüle, lebenswütende Herzogsfamilie. Die Herzogin hat einen Liebhaber und der Herzog einen Rheden. An die Zeit der Borgia mit ihrem Drang nach Laster und ihrer Angst vor dem Tode knüpft der Dichter an. Ein Taumel des Lebens ergreift alle Menschen. „Im Garten rufen die Nachtigallen. Sie sterben am Dufte der Rosen, der Mond hat alle Knospen gesprengt. Alle Kelche sind voll von Leuchtläfern. Sie vermählen sich und sterben in den Kelchen.“ Liebe und Tod sind die zwei Gedanken, die diese Menschen rasend machen. Und es kommt der Irrsinnige hin, die Herzogin findet ihn schön und für einen Moment hört der Wahnsinnige das „verlorene Lied“ klingen und singen. Aber die Herzogin will nicht, daß auch andere Freude an diesem Menschen haben und schickt ihm den Giftbecher, den auch sie dann nehmen muß. Denn der Tod lauert umher: „Ein jedes Blatt hat seine Melodie . . . Sterben ist Musik.“

Was der Staatsanwalt darin fand? — Die ganze Atmosphäre paßte ihm nicht.

Auch das lapriziöse und leichte Spiel „Spul“ hat seinen Unwillen erregt. Sihen da ein paar

Mädeln verschiedener Art und unterhalten sich über den Mann. Sie sind unter sich und fixeln Frau Wahrheit. Die Melancholische sagt: „Das Leben ist ein ganz verwachsenes Dornröschenschloß und wir schlafen darin. Wer wird uns aufwecken? — Wer kommt, uns aus der Finsternis des Lebens die Türen zum Licht aufschließen?“ — Und die Moderne antwortet darauf: „Jeder Schlüssel, wenn er nur einen Bart hat! Der Mann ist unser Problem. Nichts ist einfacher zu lösen, als das Rätsel der Frau.“ Da kommt plötzlich eine der Freundinnen heraufgestürzt, erzählt von einem alten Herrn, der ihr nachspürte, und eine schreckhafte, grausige Angst bemächtigt sich der Mädchen. Sie haben Angst vor dem Mann. Der Mann kann der Tod sein.

Gerade in dieser stimmungsvollen Skizze hat der Staatsanwalt zwei böse Sätze gefunden; d. h. zu seiner Ehre sei es angenommen, daß er nur fürchtete, daß andre sie finden könnten, denn es gehört eine nicht gerade gesunde Phantasie dazu, in dem Worte „Jeder Schlüssel, wenn er nur einen Bart hat!“ eine ebenso abjurde, wie gemeine Frivolität zu finden.

Oder das zweite: Die Mädchen haben Angst und fragen immer wieder: „Steht er noch unten?“ — Nein, die Verteidiger haben es von vornherein abgelehnt, dieser Insinuation auch nur mit einem Worte entgegenzutreten.

„Freundschaft“ und „Fräulein Tochter“ sind weniger angegriffen worden, obwohl auch da der Staatsanwalt es ganz abscheulich fand, daß eine Mutter den Freund ihres Sohnes lieben sollte, eine Frau, die in Düsterei ihr Leben verbrachte und jetzt in der Abschiedsstunde sich bewußt wird, daß sie noch nicht alt ist, noch nicht ganz mit dem Leben abgeschlossen hat. Gewiß, es mag für den

normal empfindenden Menschen schwer sein, sich in die Rolle einer solchen Frau hineinzuversetzen, deren Liebesleben von Jugend auf durch die Ehe erstickt ist und jetzt plötzlich zum Ausbruch kommt, einem jungen, strebenden, starken Mann gegenüber. Man mag es menschlich nicht schön, moralisch nicht einwandsfrei finden — aber „Sittlichkeit verlegend“? —

Man staunt und schaudert.

Der Autor ist zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt worden, obwohl der Staatsanwalt

nicht weniger als 6 Monate Gefängnis, Ehrverlust und 3 Jahre Stellung unter Polizeiaufsicht beantragt hatte. Ist das nicht niedlich?! Der Dichter unter Polizeiaufsicht. U je, der Schumann wird wahrscheinlich eher ein Dichter werden durch diesen Verkehr, als der Dichter „sittlich“.

Das Gericht schien sich in seinem Urteil dieser Auffassung anzuschließen und verhängte die kleine Strafe, die Kurt Münzer sicher anfeuern wird, uns Besseres und Gesunderes zu schenken.

A. Halbert.

Zueignung an * * 1)

Ich nenne Ihren Namen nicht auf diesem Blatte. Dennoch wissen Sie, wenn Sie es überlesen, daß Ihnen das Buch zugehört. Von allen Menschen, die mir bisher begegneten, sind Sie der für mich am meisten von seinem zufälligen Namen gelöste, der am wenigsten von ihm bezeichnete, am weitesten hinter ihn zurücktretende. Vielleicht ist so wenig sichtbare Einheit in Ihnen, daß ich all das Widersprechende Ihres Wesens nicht vermag in einen Menschennamen zu fassen. Es erwacht mir wohl das

Bild einer Persönlichkeit, wenn ich Ihren Namen nenne, aber es zerfällt rasch wie eine leere Form, sobald mich Ihr Auge anblickt. Dann sind Sie mir nur noch dunkle Kraft, Ichloß wie Traum, die mich überströmt. Sie sind mir so unbegreiflich wirklich, wie sich selbst. Sie sind nicht Name. Sie sind ohne Kontur, umrißlos, ein sich flutend verhüllender Born des allgemeinsten Lebens. Das ist Ihre beglückende Beziehung zu mir und zu diesem Buche. Nehmen Sie es freundlich auf!

Weimar, im Winter 1906/07.

Wilhelm von Scholz.

Theater.

Deutsches Theater: Ulrich Fürst von Waldeck. Zu den härtesten und kantigsten der literarischen Probleme unserer Zeit gehört die Erscheinung des Dramatikers Eulenberg; es ist, unter dieser Art von Problemen, vielleicht das einzige, das nicht nur den Verstand, sondern auch das Gemüt anzurühren vermag. Denn auf dem Grunde dieses angestregten Schaffens, das so viel Wildes und Wirres, Unebenes, Ueberlautes, mannhaft und kindisch Troziges heraufwirft, spürt man eine lebendige Kraft im Walten. An ihrem regellosen Drängen, das sein Ziel noch kaum zu erkennen gibt, meint man zu merken, daß sie irgendwie in feindselige Fesseln geschlagen sein muß. Und möchte ihr gar zu gern ihre Freiheit wünschen und den großen ruhigen Atem überlegener Meisterschaft. Und bleibt doch immer verdrießlich und geängstigt, weil doch immer etwas in seinem Werk zu leuchten, halberstickt nach Luft zu ringen scheint. Es schmerzt, ihn solcher Art nicht zu sich selber kommen zu sehen. Ergänzt man sich freilich das Bild dieses Dichters in Linien, die sein Sprachliches und sein Menschliches zur Vollenbung idealisieren, so erschrickt man fast vor der ausgedachten Größe und Gewalt. Man hätte es dann etwa mit einem neueren

Heinrich v. Kleist zu tun, mit einem Genius, der nur den tiefauffurchenden Stürmen des Schicksals als seiner ebenbürtigen Mächte Zwiesprache gewährt, der stärkste und härteste Seelen mit der durchdringenden Kraft seiner Worte aufsprengt und um und um wendet. So müßte es sein, denkt man, wenn sein Talent nur Luft beläme, wenn seine Größe voll würde, die sich da und dort, in einem ehernen Satz, in einem Bild voll plastischer Ruhe oder in dem Wagnis einer ungewöhnlichen Szene anzuzeigen scheint. Den Ursachen so prächtigen Mißlingens nachzugrübeln, möchte schon der Mühe verlohnen. Aber da werden eben alle Widersprüche dieses harten und kantigen Problems offenbar. Warum erscheint dieser scharfsichtige psychologische Kenner oft so unvernünftig gewaltsam, warum dieser bewußte Geschmack oft so trüb, dieser gerechte und gehämmerte Wille so ziellos und fahrig? Als ob ihn irgend etwas in ungebührlich fortgesetzter Jugendlichkeit, in künstlich dauernder Brandung festgehalten hätte. Ich weiß keine rechte Antwort. Ich spüre nur, daß mir bei den Schicksalen der von ihm Geschaffenen oft angst und bang wird, weil mich das Gefühl brückt, als lebten und kämpften sie außerhalb der Atmosphäre, ohne Luft. Er hat eine Art Menschen zu zeichnen in scharfen rissigen Linien,

¹⁾ Diese Zueignung ist dem soeben bei Marquardt & Co. erschienenen Buche Wilhelm von Scholz' „Die Musiker“ entnommen.

staubbedeckt, mit allen Flecken, Knoten und Knorren der Wirklichkeit; und stellt sie dann mit ihren Taten und Erlebnissen in den freien Raum hinaus, hoch an das Firmament sozusagen, ganz fern von Erde und Alltag. Diese zweifache Perspektive verbirbt ihm zumeist das Bild. In dem „Fürst Ulrich von Waldeck“ sind Personen, die mit allen ihren Qualitäten von Rasse und Geblüt doch aus einem bestimmten Boden gewachsen sein müssen; aber dieser Boden ist nicht sichtbar. Auf einem Thron sitzen hintereinander zwei Männer von ganz eindrucksvollem, lebensstarkem Gepräge; aber der Thron, um den so heiß gekämpft wird, ist wie abgesägt von seinem Land, schwebt im Ungewissen. Die Menschen, die da gehaßt oder umworben, beglückt oder bedrückt werden sollen, sind von der lebenden Menschheit völlig abgezogen. Bewegte Kontouren ohne Hintergrund, mächtige Worte ohne Widerhall. Das ist es, meines Erachtens, was auch die Schicksale in diesem Drama so ins Leere hinein wüten läßt; sie scheinen bei aller Größe und gehaltreichen Schönheit von nirgends her zu kommen und in sich selbst zu verlaufen; das verhüllt ihre dramatische Bedeutung mit so ärgerlichem Dunkel. Warum so viel Qual und Not und Tod? Woher wächst diesen Menschen ihr Haß, was treibt sie, einander zu heizen und zu vernichten? Diese düster drohende und trozig zerstörende Kraft kann doch nicht ohne Sinn sein! Sie ist es gewiß nicht. An mancher Stelle von edlerer und bedeutender Ruhe, an Punkten, wo nur das Gemüt, nicht Leidenschaft spricht, läßt sich dieser Sinn, wie eine geheime innere Musik des Werkes, wohlthätig spüren. Aber dann stürzt gleich das Toben der aufgeregten Wildheit darüber her, und alles klingt wieder

verworren und zwecklos. Die eigene und reiche Sprache, die feste, einheitlich sichere Formung der Menschen, der gewaltige Zug des Geschehens, — alles das möchte diese Dichtung zu den großen Dramen stellen, die, unter einem deutlich fassbaren Symbol, vom Schicksal der ganzen Menschheit handeln. Aber eben diese Fassbarkeit ist hier nicht gegeben; und das Wüten und Leiden dieser Menschen scheint sich immer nur auf sie selbst und nie im geringsten auch auf eine Menschheit außerhalb zu beziehen. Das erklärt es einigermaßen, warum dieser Dichter, stark in der Gestaltung des Wortes, reich an Kenntnis der Seelen, leidenschaftlich im Einfall und groß im Wollen, bisher, trotz manches gut geführten Versuches auf der Bühne, dennoch niemals die leicht bewegliche Menge des Theaters zu sich herzwringen konnte. Niemand fühlt sich im Innersten angerührt, wenn sich auch jeder aufgeregt sieht. Es bleibt ein unbeaglich großes Warum zurück, über das die Freude am Anschauen nicht hinausfann. Denn die will im Grunde immer zu sich selbst zurück. Aber hier ist den Genießenden der Weg zu sich selbst durch das lustlose Dunkel schwerer Ereignisse, die sich auf nichts und niemand weiter zu beziehen scheinen, abgeschnitten.

So wollte auch diesmal die rechte herzliche Bestätigung nicht kommen. Doch verhielt sich der Widerspruch in respektvoller Scheu, niedergezwungen von der Erkenntnis edelster Absichten und zurückgeschreckt von der bedeutenden Wirkung zweier schauspielerischer Gebilde: Kahlers starker, herber und wunderbar geradliniger Menschlichkeit und Wegeners geistreich schattierter Zeichnung.

Willi Handl.

Neuromantik.

Ja, die Zeiten sind romantisch
und gefühlvoll durch und durch.
Alttertümlich und gigantisch
sieht man die Hohkönigsburg.
Seine Majestät persönlich
hat das Weichfest beehrt.
Ist dir's auch nicht ungewöhnlich,
ist es doch bemerkenswert.
Einen Festzug gab's zu sehen
und zu hören Chorgesang.
Wirtshausleben. Wimpelwehen.
Chrentrunk und Glockenklang.
Alles à la Mittelalter,
echt vom Scheitel bis zum Zeh.

Zorn von Bulach ward Verwalter,
(heute nennt man dieß Portier).
Echte Jungfrau'n, echte Knappen
haben froh das Fest belebt,
und das kaiserliche Wappen
hat man ans Portal geklebt.
Echte kaiserliche Worte
gab's und Orden ebenfalls.
Echte Weine bester Sorte
goß man stromweis in den Hals.
Und so manche echte Träne
rollte manchem ins Gesicht.
Alles echt. — Allein die Pläne
für die Burg, — die waren's nicht.

J. Diot.

Rathenautokratie.

Als kürzlich die Jubiläumsschrift der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft verjant wurde (jenes Bilderbuch, dessen Text für den Wirtschaftshistoriker fast ohne Wert ist), wurde der Generaldirektor, der Geheime Baurat Emil Rathenau, in den Zeitungen mit überschwenglichen Worten gelobt. Und mit Recht ward hervorgehoben, daß seine Verdienste nicht auf dem Gebiete der Technik, sondern auf dem ihrer kaufmännischen Ausnutzung beruhen. Niemand vermag zu sagen, welchen Anteil Herr Rathenau, welchen Herr Karl Fürstenberg, der geschickte Leiter der Berliner Handelsgesellschaft, an den Finanzplänen nimmt, die von Zeit zu Zeit in den Direktionsräumen der Elektrizitätsgesellschaft ausgeheckt werden. Dennoch wird keiner an Rathenaus Befähigung zum Kaufmann zu zweifeln wagen, denn die Organisation des Riesenunternehmens liegt in seinen Händen und nicht in denen des Herrn Fürstenberg. Sicherlich wird er auch an den finanziellen Transaktionen einen großen Anteil haben. Die innige Verbindung tüchtiger Bankdirektoren mit gewandten Leitern industrieller Unternehmungen hat noch immer ihre Früchte getragen. Wenn der Bankmann allzusehr den Industriellen unter der Fuchtel hält, und nur nach seinem Willen die Projekte der Aktiengesellschaften zur Reife gelangen, stiftet's nichts Gutes; ebenso wenig, wenn der Industrielle, der die Regungen der Börse, ihre Psychologie und ihre Bedürfnisse nicht zu beurteilen vermag, ohne die Hilfe des Bankiers über die Börse herrschen zu können glaubt.

Auch das neue Projekt der Berliner Elektrizitätswerke zeigt Fürstenberg'schen Geist. Schon die Entwicklung des Aktienkurses deutete darauf hin, daß der Humorist der Behrenstraße neue Pläne ersinnt. Drei Wochen lang hat er die dünnen Fäden, die in der Burgstraße münden, in seiner Hand gehalten und wieder einmal erreicht, was so oft schon gelungen war: Die Kurse zu steigern und sein Effektenportefeuille zu verkleinern. Die Hausse in den Aktien der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft wurde entriert, weil die Konsortialbestände der Berliner Handelsgesellschaft zu großen Umfang angenommen hatten und die Zeit bald gekommen ist, wo neue Werte übernommen werden können. Drum wurden die immer leichtgläubigen Spekulanten mit törichten Gerüchten gefuttern, und das unsinnigste Geschwätz diente dazu, Herrn Fürstenberg's Zweck zu fördern. Die geplante Fusion zwischen den Berliner Elektrizitätswerken und der Elektrizitätslieferungs-Gesellschaft bildet den ersten Schritt für das neue Programm der Gründer. Doch dieser Schritt läßt nichts Gutes erwarten;

eine schlimmere Vergewaltigung der Aktionäre ist selbst in der an Rücksichtslosigkeiten gegen Aktienminoritäten so reichen Finanzgeschichte nur selten vorgekommen. Herr Rathenau ist bei allen Vorzügen nicht bloß ein Autokrat gegenüber seinen Angestellten und Arbeitern, sondern auch gegenüber den Aktionären.

In der außerordentlichen Generalversammlung der Berliner Elektrizitätswerke vom 4. Januar 1907 fand der Zusatzvertrag mit dem Magistrat der Stadt Berlin die Genehmigung der Aktionäre. Herr Rathenau bat dringend um die Sanktionierung; der Vertrag sei für die Gesellschaft das günstigste, was erreichbar schien. Die warmen Worte des Geheimen Baurats fanden Widerhall, und das Abkommen ward sogar mit Stimmeneinheit angenommen. Trotzdem war ein großer Teil der Aktionäre nicht befriedigt, und der Aktienkurs der Elektrizitätswerke ging ständig zurück. Erst im Dezember 1907, wieder in einer Generalversammlung, wurde konstatiert, daß das Mißtrauen beseitigt sei. Der Vertrag werde, so sagte damals Herr Rathenau, jetzt richtiger gewürdigt als bei seinem Abschluß. „Die Aktionäre, die damals opponiert haben, haben eingesehen, daß wir jetzt mit guten, sicheren Verhältnissen rechnen können.“ Ob Magistrat und Stadtverordnete die Werke im Jahre 1915 übernehmen werden, stehe noch nicht fest. „Meine persönliche Ansicht ist aber die, daß die Herren sich wohl überlegen werden, ein Unternehmen zu erwerben, für das immerhin mehr als 100 Millionen Mark aufzuwenden sind und von dem ihnen mehr als 8 Millionen Mark zuschießen.“ So stand's in den Zeitungen. Nirgends also eine Spur von Furcht, daß im Jahre 1915 den Aktionären Schaden erwachsen könne. Freilich mußte schon damals gefragt werden, warum denn, wenn die Gefahr so gering veranschlagt werde, Herr Rathenau gleichzeitig verkündete, die Elektrizitätswerke würden sich inzwischen nach anderer Beschäftigung umsehen, um den Fortbestand zu sichern. Die Frage muß jetzt wiederholt werden, denn das neue Projekt bezweckt die Angliederung der Lieferungs-Gesellschaft (eines Tochterunternehmens der A. E. G.), und wird damit begründet, auf diese Weise im Jahre 1915 die Liquidation der Elektrizitätswerke zu vermeiden. Den Widerspruch aufzuklären bleibt das Geheimnis der Faiseure. Noch weniger erklärlich aber ist, warum man es mit der Angliederung der neuen Werke so eilig hat; meinte doch sogar im Dezember Herr Rathenau, man habe für die neuen Pläne acht Jahre Zeit. Hätte man die Lieferungs-Gesellschaft nicht auch im Jahre 1915 bekommen, wenn die Stadt wirklich von ihrem Recht Gebrauch machen sollte? Gewiß, aber dann wäre Herr Rathenau

um den Genuß seiner Agiotage gekommen. — Denn hierin steckt der Kern seines neuen Planes. Die Aktionäre der Lieferungsgesellschaft erhalten für ihre Anteile Vorzugsaktien und Schuldverschreibungen der Berliner Elektrizitätswerke; auf diese Weise kann die A. E. G. gegen ihren Besitz von ca. 2½ Million Lieferungsaktien (die etwa mit Pari zu Buche stehen) einen höheren Betrag von Obligationen und Vorzugsaktien (der dem gegenwärtigen Kursstand entspricht) als Aktivum buchen. Sie erzielt hierbei rechnungsgemäß einen Gewinn von ca. 1¾ Millionen Mark. Der wird in diesem Jahr bei der Dividendenverteilung nützliche Dienste verrichten, weil man für die neuen Erweiterungspläne der A. E. G. einen hohen Aktienkurs braucht und darum die Dividende nicht schmälern möchte. Aus den Fabrikationsgewinnen sind aber kaum wieder 12% zu verteilen, denn schon seit Monaten preisen es die Spaken von den Dächern, daß die A. E. G. zu jedem nur annehmbaren Preise Aufträge hereinnimmt und mit aller Macht den Umsatz forciert. Geld auf jede nur mögliche Weise zu schaffen, war schon im vorigen Jahre das Bestreben der A. E. G.; der Geschäftsbericht weist aus, wie man die Effektenbestände verringert hat. Hierin liegt aber eine Benachteiligung der Lieferungsaktionäre, denn dieses Unternehmen (ein Truſt für eine Reihe kleinerer Elektrizitätswerke) befindet sich in vortrefflicher Entwicklung. Die Anlage von Beleuchtungsanlagen fordert in den ersten Jahren kein geringes Risiko; nicht immer sind die Bewohner des Städtchens sofort bereit, den mit höheren Ausgaben verbundenen Kulturfortschritt zu akzeptieren. Für die A. E. G. freilich war das Risiko gering; sie hat schon am Bau ihre Gewinne erzielt. Just in dem Augenblick nun, wo dieses Risiko für die Aktionäre beseitigt erscheint, werden sie um den Ertrag zukünftiger Entwicklung gebracht, indem man ihnen Schuldverschreibungen und Vorzugsaktien aushändigt, die nur eine schmale Rente gewähren. (Die ursprünglich im Geschäftsbericht pro 1896/97 gegebene Versicherung der A. E. G., das ganze Kapital der Lieferungsgesellschaft als dauernden Besitz zu behalten, wurde bald nicht mehr gehalten.)

Die zweite Absicht der A. E. G., ihre Liquidität zu erhöhen, um das Geld vielleicht jetzt besser im Betrieb verwerten zu können,

wird dadurch erreicht, daß sie die Lieferungsaktien in festverzinsliche Anlagewerte eintauscht, die bei den jetzigen Börsenzeiten leichter realisierbar sind. Man könnte hieraus den Schluß ziehen, daß der Nachteil der Lieferungsaktionäre doch wenigstens den Berliner Elektrizitätswerken zum Vorteil gereichen müßte.

Gewiß besteht deren Nutzen darin, die Aktien eines aussichtsreichen Unternehmens zu billigem Preise zu bekommen. Wer aber meint, von diesem Nutzen hätten die Aktionäre der B. E. W. Gewinn, begeht einen Fehlschluß. Die Berliner Elektrizitätswerke wollen nämlich gleichzeitig ihr Aktienkapital um 12,6 Millionen Mark vermehren und hiervon erhält die A. E. G. (nach veralteten Gründerrechten) die Hälfte zum Parwert. Sie erzielt also auf Grund des jetzigen Kurses einen Gewinn von ca. 4,3 Millionen Mark. Hätte man den Erwerb der Lieferungsaktien jetzt nicht vorgenommen, so wäre die Ausgabe junger Aktien nicht nötig gewesen; der Kapitalbedarf wäre (wie im Vorjahre bereits beschlossen war) durch Ausgabe von Vorzugsaktien gedeckt worden. Aber Herr Rathenau hätte dann freilich seinen schönen Gewinn nicht erzielt. Ich will gar nicht verkennen, daß man die Lieferungsaktien nach 7 Jahren zu einem höheren Kurse hätte erwerben müssen; allein diesen Mehrwert hätten dann inzwischen die Aktionäre der Lieferungsgesellschaft erzielt, und er hätte niemals so groß werden können, wie das Agio an den jungen B. E. W. Aktien. —

Der Vorstand der Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft wird durch Herrn Paul Mamroth gebildet, der als Direktor der A. E. G. Herrn Rathenau untergeordnet ist. Der ist gleichzeitig Aufsichtsratsvorsitzender der Lieferungsgesellschaft; eine Personalunion, die selbst beim besten Willen den Aktionären des einen oder des anderen Unternehmens zum Schaden gereichen muß. Das hindert nicht, daß auch diesmal die Schächten (der Lieferungsgesellschaft) mit Freuden zur Schaffsur eilen werden; schon lese ich in Gedanken, wie überzeugungstreu Herr Rathenau die Vorteile des Projekts für die Aktionäre entwickelt hat, und einstimmig wird man den Helden feiern, der so weise ersonnen hat, wie durch eine einzige Verkuppelung drei Ströme gleichzeitig in das Bett der Volkswohlfahrt zu leiten sind.

Bruno Buchwald.

Sodom und Gomorrha.

Der Aufsatz in Heft 7 über „Die Verpestung Berlins durch die Provinz“ hat viel Widerspruch wachgerufen: zum Teil Entrüstung, zum Teil ein Achselzucken; bestenfalls eine „geistreiche

Gedankenspieleret“. Und doch würde es sich verlohnen, die Tatsachen einmal festzustellen. Es würden sich merkwürdige Ergebnisse zeigen. Ein kleines Beispiel dafür führt uns gerade jetzt die preußische Statistik vor. Berlin, der Sitz aller „Laster“, die große „Verbrecherhöhle“, ist derjenige Landesteil Preußens, in dem man seines Lebens

am sichersten ist. Paradox? — nein, zahlenmäßig beweisbar. Eine Zeitungsnotiz belehrt uns:

Eine Mordstatistik

für Preußen ist dieser Tage veröffentlicht worden. Danach fielen im Jahre 1906 696 Personen einem gewaltsamen Tode durch Mord und Totschlag zum Opfer. Auf 100 000 Einwohner starben im Durchschnitt durch Mord usw. 1,86 Personen; der Landespolizeibezirk Berlin steht mit 1,28 Personen an niedrigster Stelle. Obenan marschiert die Provinz Westfalen, in der 3,03 Personen von je 100 000 Einwohnern durch Mord

und Totschlag zu Tode kamen. An zweiter, dritter und vierter Stelle stehen Landesteile, in denen Junker- und Pfassentum dominieren. So steht der rein ländliche, weitaus überwiegend von katholischer Bevölkerung bewohnte Bezirk Hohenzollern mit 2,93 Personen an zweiter Stelle, Schlesien mit 2,26 Personen an dritter, und Westpreußen, die Domäne unserer ostelbischen Junker, mit 2,25 Personen an vierter Stelle. Erst an siebenter Stelle kommt die Provinz Brandenburg mit 1,67 Personen von 100 000 Einwohnern. Heinz Potthoff, M. d. R.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald: Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Österreich-Ungarn, Robert Fehil, Wien I. — Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Österreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverleiher und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

„Die gebildete Gesellschaft.“ Unter diesem Namen ist im vergangenen Jahre eine neue Gründung ins Leben gerufen worden, die, ähnlich den Volksbühnen, aber in viel ausgiebigerem Maße, Lernbegierigen beiderlei Geschlechts Gelegenheit geben will, die neuesten Werke der Kunst und Wissenschaft kennen zu lernen. Für den geringen Jahresbeitrag von 5 Mark werden allwöchentlich im Architektenhause, Berlin, Vortragsabende von nur bekannten Fachleuten über Kunst, Wissenschaft und interessante Probleme und ähnliches veranstaltet. Mit diesen Vortrags-

abenden wechseln ab: Rezitationsabende, Vorleseabende, Konzerte, Kunstabende und Unterhaltungsabende, welche in bunter Reihe künstlerische, rezitatorische, musikalische und gesellige Darbietungen in sich vereinigen.

Den Mitgliedern werden ferner ermäßigte Preise beim Besuche der Berliner Theater, Konzerte, Ausstellungen, Kunstsalons usw. gewährt. Im Sommer werden Reisen und Ausflüge sowie Museumsführungen und im Winter gesellige Vergnügungen veranstaltet. Anfragen und Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle „Die gebildete Gesellschaft“, Berlin NO. 18, zu richten.

Rheinwein



Moselwein

Weinbau. **FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM a. Rh.** Weinhandel.
Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel.

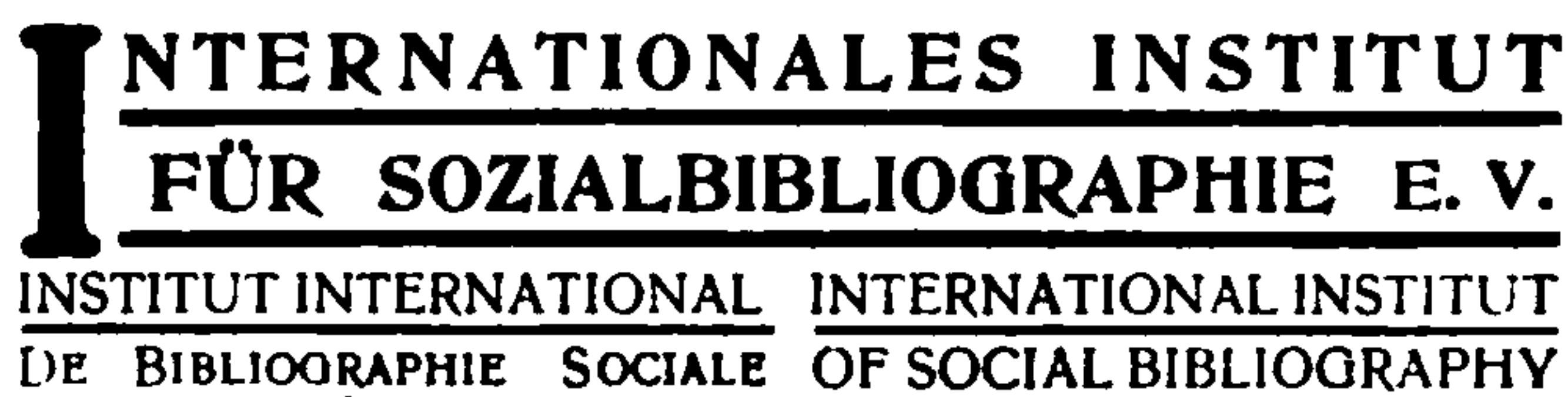
Der neue Stil:

*vornehm, nicht allzu glatt mehr,
anlehnend an Ueberliefertes,
zweckmässig, das Künstlerische*

berücksichtigend . . . ist in vielen vortrefflichen Mustern vertreten bei

*Besichtigung erbeten.
Abbildung. kostenfrei.
Billige Preise*

W. Dittmar
Möbel-Fabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.



dem Forscher und Studierenden durch die von einer Zentralstelle aus erfolgende Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung aller Titel der Neuerscheinungen (Bücher und Aufsätze der rund 600 Fachzeitschriften) das zeitraubende und mühsame Materialsammeln zu erleichtern, den Staatsmann, Parlamentarier, Publizisten und jeden Interessenten des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens in die Lage zu versetzen, sich schnell und gründlich zu informieren über alles, was veröffentlicht wird, einschl. der Parlamentsreden auf sozialem Gebiete.

Arbeitsbereich: Soziologie; theoretische und praktische Nationalökonomie; Politik; Sozialgeschichte, insbesondere Wirtschaftsgeschichte; Sozialpolitik; Finanzwissenschaft und Finanzpolitik; Statistik; Bevölkerungslehre; ferner als Hilfswissenschaften: Philosophie, Rechtswissenschaft, Handelswissenschaften, Technik, Geographie, Ethnologie, Anthropologie etc.

Veröffentlichungen: A. Monatlich die „Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften“, die enthalten: 1. Monographische Studien über bestimmte Gebiete der bibliographischen und literaturkritischen Forschung und praktischen Arbeit. 2. Eine Chronik über die wichtigsten Ereignisse auf diesem Gebiete. 3. Eine monatliche Zusammenstellung der neuerscheinenden und eingegangenen Fachzeitschriften nebst deren Charakteristik. 4. Die Bibliographie der gesamten Sozialwissenschaften, mit 72 Abteilungen und Übersetzungen fremdsprachiger Titel sowie Inhaltsangaben. Umfasst ausser der Buchliteratur von 16 Sprachgebieten die Titel der Aufsätze von rund 1000 Fachzeitschriften, Tageszeitungen und Parlamentsprotokollen. B. jährlich ein ca 24 000 Titel von Neuerscheinungen umfassendes bibliographisches Jahrbuch. C. Monographien, zunächst ein Führer durch die internationalen sozialen Fachzeitschriften (ca. 6000).

Mitgliedschaft: Gratisbezug der Veröffentlichungen. Jahresbeitrag M. 25.-, für Studierende und Schriftsteller Ermässigung.

Drucksachen und Probenummern versendet das Hauptbureau Berlin W. 50, Spichernstrasse 17. :: ::::

Malleus Maleficarum.
DER HEXENHAMMER. 1489—1916, kritische deutsche
Ausg. von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. 795 Seit. Brosch.
20 M. 3 Originalbände 24 M. Einzeln käuflich!

Einige Urteile der Presse:
„Die Bibel der Hölle“, „das verruchteste und unsitt-
lichste Buch der Weltliteratur“, „aber ein kostbares Kultur-
dokument“, „für den ‚Dilettanten‘ im Sinne Goethes, für
dieses Elitepublikum, das eigentlich das geistige Niveau
eines Volkes bestimmt und der wahre Träger und Ver-
breiter der Nationalbildung ist, bietet der Hexenhammer
eine Quelle unerschöpflicher Belehrung“ etc. etc.

Ausführlichen Prospekt und Verlagsverzeichnisse gratis
und franko. Verlagsanerbietungen erwünscht.

Herm. Barsdorf, Verlag, Berlin W. 30. Landshuterstr. 2.

Bei Bestellungen wolle man sich
auf den
== „Morgen“ ==
beziehen.

Insertions-Annahme für den „Morgen“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Steglitzerstr. 60. (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garlieb G. m. b. H., Berlin W.

Proben franko.

Versandhaus für

Seidenwaren und Wollstoffe

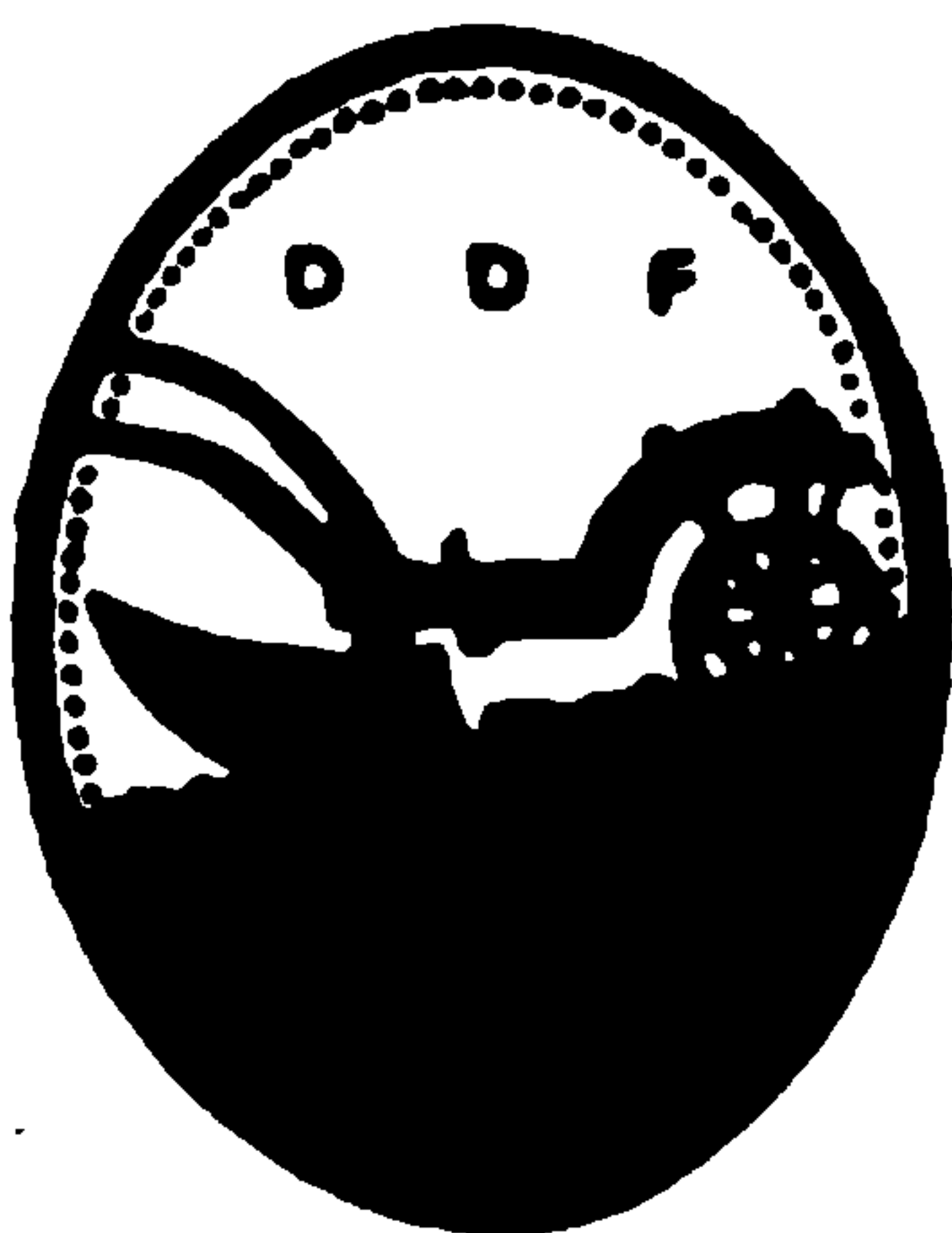
Unerreichte Auswahl bei billigsten Preisen.

August Michels, Berlin W. 8

Leipziger Strasse 96, Ecke Charlottenstrasse.

4 Hoflieferanten-Diplome. ———— Prämiert Paris 1900.

Katalog gratis.



BERLIN

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS INTERNATIONALE REVUE

**JUNIHEFT:
ÖKONOMISCHE
NUMMER**

Einzelheft 1 Mark

VERLEGT BEI GEORG REIMER:BERLIN

Werkstätten für Handwerkskunst
Otto Erdmann junior



Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 6 Tempelhoferufer 27

	Seite		Seite
Wilhelm Bölsche . . .	Maßregeln im Kampf der Weltanschauung . 677	Berthold Litzmann . . .	Was sollen wir lesen? 697
Rudolf Martin . . .	Die Finanzen des Reiches u. der Einzel- staaten 685	Emmy Destinn . . .	Rahel 702
Andrew Carnegie . . .	Ceyloner Reise- eindrücke 689	Hans von Rahlenberg . . .	Der enigmatische Mann 705
Otto Julius Bierbaum . . .	Blätter aus Fiesole . 693	U. L.	Mehr Schmutz für den Bahnhofsbuchhandel . 707
		Politische Gedichte	708

Manuskripte nur an die Schriftleitung: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 31.

Unsere neue

SOLODANT-Erfindung



bewirkt die selbsttätige Hervorhebung der Melodie, auch innerhalb eines Akkordes. „SOLODANT“ ist das Ergebnis vieljährigen Studiums, die wichtige Ergänzung des von uns anfangs 1901 erfundenen und bei der „PHONOIA“ zuerst angewandten Mechanismus für getrennte Bass- und Diskant - Nuancierung. Was angesichts der getrennten Nuancierung und der KÜNSTLERROLLEN bei einiger Uebung zufolge persönlicher Einwirkung jeher erreicht wurde, ist jetzt durch „SOLODANT“ auch dem ungeübten Spieler vom ersten Tage an möglich.

Mit der Solodant-Einrichtung werden geliefert:

Die **Meisterspiel-Phonola** und das **Phonola-Piano.**

Prospekte kostenfrei.

LUDWIG HUPFELD A.-G., LEIPZIG

Berlin W., Leipziger Strasse 128a, Ecke Wilhelmstrasse.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muthers / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muthers / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Franz Wedekind

Nummer 22

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pf.

29. Mai 1908

Maßregeln im Kampf der Weltanschauung.*)

Von Wilhelm Bölsche.

Es ist schade, über ein Grundproblem unserer Zeit, wie die Entwicklungslehre, noch irgendwo negativ, im Sinne irgendeiner grundsätzlichen Abwehr, reden zu müssen. Es gibt dort so viel positive Aufgaben. Wenn alle unsere Gebildeten, Denkenden von heute über eine gewisse tatsächliche Grundwahrheit in diesen Dingen vollkommen einig wären, so daß in dieser Richtung jede Diskussion fortfiel, so bliebe gerade genug Stoff für die höchste Gedankenanspannung bei uns allen in den großen positiven Fragen des Ausbaues dieser Grundwahrheit übrig. Die schwerste Arbeit ist ja hier erst noch zu tun. Weder naturwissenschaftlich, noch philosophisch, noch im Sinne klar volkstümlicher Darlegung sind wir über das Größte hinaus. Überall dort innerhalb der Sache bedarf es ganzer Kraft, — schade um jede Zersplitterung für einen reinen Außenkampf.

Es wäre in diesem Sinne das Verhängnisvollste, was geschehen könnte: wenn gerade gegenwärtig diese innere positive Arbeit, aus der sich schließlich der Gesamtwert erst klären und ergeben soll, durchkreuzt würde durch ungeschickte Eingriffe, die die Freiheit dieser Arbeit beanstanden wollten.

Es ist zu sagen, daß es sich im gegenwärtigen Moment hier nur erst um gewisse Symptome handelt. Ich kann nicht behaupten, daß ein festes Prinzip, der Anfang einer sich durchsetzenden einheitlichen Absicht dahinter steht. Ich hoffe sogar, daß nichts derart dahinter ist, hoffe es vom Boden des Sieges schlichtester praktischer Vernunftgründe aus, an den ich glaube. Inzwischen ist aber kein Zweifel, daß jene Symptome in der Öffentlichkeit durchaus nach einer, und nur einer Richtung gedeutet worden sind. Freund wie Feind der Sache haben sie vollkommen eindeutig empfunden im Faktum. In der Liegnitzer Affäre sind eine Anzahl moderner Werke als ungeeignet

*) Diesem Aufsatz liegt eine Ansprache zugrunde, die in der Protestversammlung des Goethe-Bundes am 3. Mai 1908 zu Berlin von mir gehalten wurde. Bei der schon vorgeschrittenen Stunde und beschränkten Redezeit konnte ich dort nur die Hauptpunkte betonen, während ich hier den Gesamtinhalt mit allen notwendigen Ergänzungen veröffentliche. D. B.

für die Volksbelehrung und Erziehung zum Denken auf eine Art von Index gesetzt worden. Von Titeln, denen nicht widersprochen worden ist, sind neben anderen dabei genannt worden: Haedels „Welträtsel“ und „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, Strauß' „Der alte und der neue Glaube“, Niebhsches Schriften, Werke von Deligsch und Harnad. Einzelne dieser Bücher, wie die „Welträtsel“ und „Der alte und der neue Glaube“, sind ihrer unmittelbaren Absicht nach ausgesprochene Bekenntnisschriften. Bei dem heutigen Stande exakter und popularisierter Forschung auf allen Gebieten muß aber auch den anderen ein starker Schuß subjektiven Bekenntnisses zugebilligt werden. Niebhsche vollends wird man mit jedem Wort seiner Lebensarbeit schwer anderswo einordnen können. Was diese Bücher auffällig zu einer Einheit macht, ist, daß jede Ausdruck einer starken und wertvollen Persönlichkeit aus unserem Geistesleben ist. Wollte man die ungeheuere Hilfskraft der Person im Denken ausschließen, so konnte man keine besseren Beispiele wählen.

Gleichwohl ist in der Öffentlichkeit (bei Freund und Feind!) stärker doch hier ein allgemein sachlicher Schachzug empfunden worden. Man hatte das Gefühl, daß mit all diesen Büchern die Entwicklungslehre eigentlich getroffen werden sollte.

Daß sie in all diesen (auch den subjektivsten) Bekenntnissen einen Nerv des Bekenntnisses ausmacht, ist gewiß. Bei Haedel und Strauß beherrscht sie eingestanden und unmittelbar die Situation. Aber auch Niebhsche wäre ohne sie undenkbar. Und über den Entwicklungsgedanken in der modern aufgeklärten Religionsgeschichte ist ebenfalls kein Zweifel. Die Auslegung ist ja im engeren schon in diesen paar Werken keineswegs gleich. Man erinnert sich, wie Niebhsche Strauß als konservativen Bildungsphilister karikiert hat, und wird nicht Haedel und Harnad identifizieren. Aber das berührt schon jenes positive Weiterarbeiten auf dem neuen Felde, das ich erwähnt habe. Zum Negativen sind alle diese Männer einig. Ob bewußt gewollt oder nicht: faktisch trifft in der Tat dieser Index die Debatte über die Entwicklungslehre.

Dazu treten nun andere Symptome. Im Herrenhaus hat Reinke öffentlich gefordert, es müsse von Staats wegen etwas gegen Haedels Auffassung von der Entwicklungslehre geschehen. Hier blieb kein Zweifel über den Bezug zur Sache. Reinke hat zwar später an der gleichen Stelle betont, daß es ihm nicht eingefallen sei, nach der Polizei gegen die Haedelsche Naturphilosophie zu rufen. Man kann solche Dinge aber nicht auf die Redeform festnageln. Entweder handelt es sich bei dem Zwist dieser Weltanschauungsfragen um eine rein geistig durchzufechtende Debatte. Dann kann die Rolle der Staatsgewalt nur in einer vollkommenen Neutralität bestehen. Oder es sollen andere als rein geistige Mittel zur Anwendung kommen. Wie man das im einzelnen nennen soll, ist unwesentlich, — die Sachdeutung aber hat nur diese zwei Möglichkeiten. Ich gebe einem Manne wie Reinke als ganz selbstverständlich zu, daß er nicht an eine so grobe Form gedacht hat. Er hat natürlich auch bona fide seine wirkliche Ueberzeugung ausgesprochen als ein ehrlicher Mann, der in einer Situation, die ihm gefährlich erscheint, mit Eifer helfen möchte. Ueber das persönliche Motiv geht ja nicht die Rede. Aber er ist im Moment dem alten Fehler erlegen: „Maßregeln“ zu fordern, wo allein ein Fluß an geistiger Kraft auf vollkommen freiem Felde den Ausschlag geben kann und gegeben hat, solange Geist eine Macht in der

Welt ist. Unter den historischen Leuten, die auf Grund von Maßregeln Denker verbrannt haben, waren immer auch durchaus ehrliche. Es ist immer dabei gesagt worden, daß man nicht den Gedanken treffen wolle, sondern nur den Volksverführer. Immer wieder hat die unglückliche Verwechslung diesen Weg gesucht. Und wir beanstanden ihn im modernen Fühlen und Denken nicht, weil er nicht auch von ehrlichen Leuten begangen worden ist, — das könnten wir unmöglich. Wir beanstanden ihn aus der praktischen Lehre so vieler Präzedenzfälle, die ihn als wertlos und schädlich immer wieder mit schlagender Logik erwiesen haben. Der Geist kann nicht gehemmt, nicht widerlegt werden durch „Maßregeln“. Ebenso wenig aber gibt es eine geistige Meinung in so sublimen Weltanschauungsfragen oder wissenschaftlichen Problemen, die so felsenfest wäre, daß sie sich mit jedem Gewaltmittel durchdrücken dürfte zum Nutzen der Menschheit. Ideen, „Tatsachen“, um die edle Denker als Leugner verbrannt wurden, waren nach hundert Jahren schon Rinderspott. Die Möglichkeit liegt in allen. Und diese historisch angeregte Bescheidenheit, die uns im übrigen ja keinen Deut von unserer ehrlichen Meinung sonst abzubringen braucht, hemmt uns am Verbrennen. Die Wege zum Verbrennen sind aber abschüssiger als man glaubt, auch heute noch. Ein Mann von feiner und vornehmer Bildung will ein ehrliches Geisteswort sagen, vergreift sich aber im Mittel und ruft nach irgendeiner „Maßregel“. Das ist ein platonisches Wort. Im Gefolge wird eine Bibliothek, die Zwecken der Volksbildung zur Anteilnahme am Geistesleben unserer Zeit dienen soll, von gewissen Büchern rein gesetzt. Nun kommt ein Volksschullehrer, der sich dagegen auflehnt, solche Bücher trotzdem liest und verbreitet. Er wird gemäßregelt, daß er sein Amt, sein Brot verliert. Es gibt auch andere Arten, wie ein Mensch um geistiger Ueberzeugungen willen schwer dulden kann, als den Scheiterhaufen von ehemals!

Wie gesagt: es handelt sich gegenwärtig nur um Symptome. Schaden kann es aber ganz gewiß nicht, schon auf sie den ganzen Ernst der Sache selbst anzuwenden. Eine ernsthafte „Maßregel“ gegen die freie Diskussion der Entwicklungslehre, in diesen Moment der Entwicklung dieser Lehre selbst als Bleigewicht geworfen, wäre verhängnisvoll nach den verschiedensten Seiten. Auf der einen, gerade für die Urheber wichtigsten Seite würde ja allerdings gar nichts erreicht werden, nämlich für die erhoffte Erschütterung dessen, was sich heute unaufhaltsam, wie in der Forschung so in den Reihen aller Denkenden überhaupt, seine Bahn bricht, ja wesentlich schon gebrochen hat: der prinzipiellen Anerkennung der Grundtatsache natürlicher Entwicklung bis zum Menschen herauf. Eine Maßregel gegen die freie Lehre dieser Grundtatsache würde zunächst einen entschlossenen Zusammenschluß aller wissenschaftlichen Fachkreise (nicht bloß der naturwissenschaftlichen) zu gemeinsamem Protest bewirken. Eine solche Einheitsäußerung ist im gewöhnlichen lauen Alltag, wo jeder seinen Weg geht, nicht zu erreichen. Darüber klagen alle Weltanschauungsbünde, die rechts- wie die linksstehenden, daß man zu solchen generellen Meinungsäußerungen die Leute nicht bringen kann. Aber ein derartiger Sturmstoß würde es erreichen. Und eine einheitlich protestierende Wissenschaft ist heute eine Macht, die nach meiner Ueberzeugung absolut unbesiegbar ist. In der Fachnaturforschung würde im Augenblick, da man die freie Diskussion abschneiden wollte, sofort eine ganze Welt an kleinen Partei-

ungen, Zweifeln und Zwisten über die Tragweite der Entwicklungslehre aufliegen wie Staub und dem ehernsten Zusammenschluß Platz machen. Hier läge sogar nur Vorteil, denn solche Momente des Einheitsbewußtseins vor dem Feind haben stets etwas Erhebendes, im reinen Geistesleben so gut wie im politischen. Der Einwand, der so gern versucht wird, daß es sich hier um gar keine Frage der Forschung und ihrer Freiheit handle, sondern bloß um Propaganda für eine bestimmte Weltanschauung, die getroffen werden solle, würde dabei auch total abfallen, sobald es Ernst würde. Es kann keinen Menschen geben, der so blind wäre, daß er zuletzt nicht sähe: hier fällt eine Forschungsfrage einfach mit einer Weltanschauungsfrage zusammen. Wenn es nachgewiesen werden kann, daß der Mensch sich aus dem Tier auf naturgesetzlichem Wege entwickelt hat, so ist das die größte Tatsache zur Weltanschauung, die unsere Zeit überhaupt neu hinzugebracht hat gegenüber allen früheren. Wo soll hier der Grenzstrich sein, den der „Forscher“ nicht übertreten soll? Und ist der wissenschaftliche Philosoph, der diesen Strich überschreiten muß, kein Forscher? Diese Frage ist gelöst eigentlich schon durch das einfache brave alte Wort von der „philosophischen Fakultät“, die nicht außerhalb, sondern innerhalb der wissenschaftlichen Lehrfreiheit existiert. Jede Forschung führt auf Weltanschauung. Und jedes Streben nach Weltanschauung ist auch selbst wieder ein Forschen. Die Freiheit der Verkündung von Weltanschauung ist nur eine einfache Folgerung der Freiheit der Forschung und ihrer Lehre. Im grauen Alltag wird auch das wohl einmal vergessen. Der Spezialforscher denkt wohl, es sei Freiheit genug für seine Arbeit, wenn ihm niemand verbietet, in sein Mikroskop zu schauen oder eine alte Inschrift zu kopieren; so versteht er es, daß ihm niemand seine Kreise stören solle; der Zwist der Weltanschauungen dünkt ihm dann ein Straßenkampf, zu dem er seine Fensterläden schließt und als Unbeteiligter sich die Ohren zuhält. Es ist gesorgt, daß sich diese Alltagsstimmung niemals dauernd durchführen läßt. Der Blick in Nebelflecke und das Entziffern eines Keilschrifttextes werden über Nacht brennendste Weltanschauungswerte. Als solcher Wert ist das Buch des Kopernikus auf den päpstlichen Index gesetzt worden, auf dem es bis zum Jahre 1821 gestanden hat, — ein Buch der exaktesten Detailforschung. Diese Dinge brauchen bloß einmal wieder akut zu werden, und jeder wacht wieder auf, auch der weltferne Spezialist. Hier also würde eine große Krisis, jäh provoziert, überall nur weckend, nur einigend wirken. Und der Hauptzweck, der unmittelbare, wäre also ein Schlag ins Wasser.

Der wirkliche Schaden, der angerichtet würde, läge wo anders. Die Entwicklungslehre selbst würde in einer inneren Steigerung, einer inneren Vervollkommungskrisis heute gestört, verwirrt werden. Einem gewissen Teil ihrer unbedingten Gegner wird das ja gleichgültig sein. Was kümmern dort Verfeinerungen innerhalb einer Ideenwelt, die absolut als Satanswerk verworfen wird. Aber mit einem Manne wie Reine sollte doch auch über diesen Punkt zu reden sein. Die Entwicklungslehre ist heute eine Weltanschauungsfrage, — gewiß. Aber die Weltanschauung, die sich aus ihr gestalten soll, ist gegenwärtig noch keineswegs fertig. Sie ist in sich noch in lebhaftesten Werdeprozessen, in Gärungen und Wehen begriffen. Keines jener Bekenntnisbücher, die heute an sie anknüpfen und die das Mißfallen jener Liegnitzer Indexleute er-

regt haben, ist dem Sinne seines Autors nach bereits ein fertiger Kanon, — auch Gaedels „Welträtsel“ nicht. Mit voller Wucht und zum Glück stehen wir hier noch durchaus im Zeichen der ersten pionierhaft eifrigen Persönlichkeiten, aber auch der divergierenden Persönlichkeiten. Irgend etwas von der vorhandenen Ausmünzung jetzt schon zum geltenden Kanon zu erheben: gerade das könnte vielleicht ein vom Zaun gebrochener Gewaltangriff im Moment erzwingen, indem er alle in gewissen Prinzipien Verwandten nötigte, irgendeine Devise vorläufig einmal sämtlich anzunehmen, sich um einen Namen, einen engeren Ausdruck der Dinge zu scharen. Ein Glück wäre das aber ganz gewiß nicht. Was im Gegenteil gerade not tut, ist für die nächste Zeit das freie parallele Spiel dieser individuellen Fassungen ohne alles voreilige Festlegen, — ist das langsame Herauskristallisieren erst des inneren Fortschritts auf Grund unzähliger freier Bewegungen. Um zu einer wirklich befriedigenden und dauernd starken Weltanschauung sich auszuwachsen, bedarf der Entwicklungsgedanke noch der Auseinandersetzung mit einer ganzen Reihe der tiefsten Menschheitsprobleme, die im ersten Anlauf kaum angeschnitten werden konnten. Es sei gestattet, auf ein paar Punkte bloß mit Rubriken, mit Überschriften hinzuweisen. Nicht Lösungen, aber Definitionen habe ich in mehreren meiner Bücher schon öfter gegeben, worauf ich hier wohl verweisen darf. Die Entwicklungslehre kann sich nur dann meines Erachtens zu einer echten Weltanschauung im großen Sinne des Wortes erheben, wenn sie an gewissen größten und tiefsten Forderungen der Kulturmenschheit nicht achtlos vorbeigeht. Sie muß sich auseinandersehen, und zwar in einem positiven Sinne, mit den ethischen Grundlagen des Christentums als einer Kulturmacht. Nicht mit Legenden und Wundern und einem irrigen Wörtlichverstehen alter Symbole. Aber mit der Idee der Menschenliebe, der gegenseitigen Hilfe und Aufopferung. Die grobe erste darwinistische Hilfsvorstellung, daß aller Weltfortschritt nur hervorgehen könne aus einem brutalen Kampfe aller gegen alle um das nackte Dasein, muß feineren und zugleich, wie leicht zu zeigen ist, streng naturwissenschaftlich richtigeren Bildern weichen, die uns den Emporgang des Organischen schon von früh an in der Gewalt ebenfalls von gegenseitigen Hilfen, Sozialanschlüssen, Symbiosen zeigen, deren natürliche Krone ein vom Märchen befreites, wirklich „naturwahres“ Christentum bei uns Menschen ist. Hier liegt dann auch zugleich die Anknüpfungstelle an den sozialen Fortschritt im Politischen. Der Weltfortschritt selbst muß aber noch in anderer Weise wieder vertieft in die große Problemlösung aufgenommen werden. Gerade eine geläuterte Entwicklungslehre muß uns wieder auf einen Weltwert, einen Weltrost zurückführen. Reinerlei Rückschritt ist auch hier nötig. Aber ohne einen bestimmten Sinn im Grundwesen aller Dinge kann keine Weltanschauung stehen, hat nie eine gesiegt. Ich glaube, daß auch hier schlichte Ausblicksmöglichkeiten schon jetzt gegeben sind. Die stärkste scheint mir in dem einfachen Gedanken sogar schon zu liegen, den Darwin (wie vor ihm Empedokles) so lebhaft betont hat: daß in der innersten Logik des Weltgeschehens das große Erlösungsgesetz vom ewig fortschreitenden Siege des Harmonischen über das Disharmonische, der ewig sich steigernden „Anpassung“ und „Erhaltung des größtmöglich Harmonischen“ steht, — ein Gesetz, das psychisch ausgedrückt die Entwicklung einer fortgesetzten Glückssteigerung durch die strengste Arbeit der naturgegebenen Logik an-

vertraut. Ich wenigstens glaube, daß sich durch inniges Geistesringen um diese Grundwahrheit schließlich doch auch eine befriedigende Sinnlösung auch für die natürlich entwickelte Welt finden lassen wird. Ich erwähne in engem Zusammenhang damit eine vertieftere Auseinandersetzung der Entwicklungslehre mit dem Begriff des Psychischen im gesamten Weltgeschehen, sowie andererseits mit dem aktiven Stilisierungs- und Rhythmisierungsprinzip, das in unserer menschlichen Kunst hervortritt. Wo aber auch dieser ganze neue Weltanschauungsversuch im Anschluß an den neuen Entwicklungsgedanken sich vor wirklichen Schranken des innersten Weltverstehens schiebt, da wird auch in ihm der Begriff des Naturgeheimnisses bedeutsam werden müssen. Mag es gerade ihm um so leichter werden, als dieses Geheimnis ihm zugleich ein Zukunftswert der Entwicklung sein darf: was wir heute noch mit keinen Mitteln wissen können, ist uns wohl nur verwehrt, weil wir nur eine bestimmte Stufe in der Entwicklung selbst darstellen; auf höheren Stufen mag sich auch das immer weiter aufhellen. Ich deute, wie gesagt, hier nur lose ein paar Punkte an. Ueber die Lösung jener Probleme mag man sich und soll man sich streiten. Aber daß sie als vorhanden bereits allerorten innerhalb aller Kreise der Anhänger des Entwicklungsgedankens empfunden werden, das behaupte ich auf Grund sicherster Erfahrungen mit Bestimmtheit. Und keinerlei Darüberweglügen (ich meine jetzt nicht Reinkes) von Seiten, die die Entwicklungslehre in dieser oder jener Form bereits zu bequemem Kunstzweck als festes und fertiges Dogma sich gegenüber haben möchten, bei dem irgendein bestimmter Name als Programm alles sagen soll, kann an dieser Tatsache rütteln. Die gesamte Literatur des Gebietes aus den letzten zehn Jahren gibt Zeugnis dafür. In Büchern, die auf jenem Liegnitzer Index mitgenannt sind, ist auch die ganze oben genannte Problemstellung schon als solche klar dargelegt.

Zweifelloß allerdings bewegt sich die Weltanschauung, die sich an die Entwicklungslehre anschließt, in einer gewissen Richtung, von der auch alle jene Problemstellungen beeinflusst werden, — in ihr muß sie gehen und hier liegt ihre unabänderliche Marke. Sie ist (um ein Wort Reinkes zu gebrauchen, doch in einem etwas geänderten Sinne) eine „Philosophie der Tat“ gegenüber jeglicher „Philosophie des Wunders“. Sie glaubt nicht an einen bloß passiven Menschen, der durch Wunder und unkontrollierbare Offenbarungen geleitet wird, und dessen einziges Werkzeug das Gebet ist. Sie glaubt an die Mission des Natursohns Mensch, mit Hilfe von Bewußtsein, Logik, Naturgesetz und vor allem mit Hilfe von Arbeit sich selbst weiterzuhelfen, Arbeit, die erleichtert wird durch gegenseitige Hilfe, durch Liebe. Wer diese „Philosophie der Tat“ verabscheut, der wird nicht mit ihr gehen können, auch wenn alle jene Probleme zur Zufriedenheit gelöst wären. Hier müssen sich Wege scheiden. Aber ich frage mich, ob es wirklich zum Vorteil moderner Kultur reichen könnte, gegen diese „Philosophie der Tat“ „Maßregeln“ zu ergreifen. Ich möchte auch an Reinke selbst diese Frage richten.

Ohne jene Vertiefungen werden wir allerdings nicht auskommen. Zu ihnen sehe ich aber noch einen gewaltigen Bundesgenossen im Felde. Wenn ich alle jene genannten Probleme zusammenfasse — Auseinandersetzung mit der Menschenliebe und dem Sozialfortschritt, mit dem Weltfönn und der Welterlösung, mit dem Geist und der Kunst und dem Geheimnis, alles in allem, — so sehe ich das alles erleichtert

durch etwas, was sich gegenwärtig auch schon vollzieht, wenn man nur der ruhigen Klärung ihren freien Lauf selber lassen will. In den Darwinismus (oder wie das Wort lauten mag) muß ein derber Schuß warmen Blutes noch hinein vom Goethismus. Es ist kein Zufall, daß mindestens zwei von jenen liegniker Indexbüchern immer wieder auf Goethe hinweisen, — Haedel und Strauß. Beide geben ihr Bekenntnis gleichsam mit einer offenen Perspektive: so weit führen wir euch, — den Rest lest bei Goethe! Inmitten unseres allgemeinen Gärens kann in der Tat nichts die Entwicklungslehre rascher klären als ein resoluter Anschluß an Goethes Weltanschauung. Die Brücke ist deutlich genug. Goethe ging selbst in all seinem Denken und Dichten eigentlich schon von der Entwicklungslehre aus. Er vertiefte sie aber durch alles, was seine starke Persönlichkeit in dieses Denken und Dichten gelegt hat. Er sprach mit Prometheus Munde vom Weltentzug des erwachten Menschen. Aber er predigte auch mit Iphigenie das Evangelium der Ueberwindung der Schuld durch Liebe, er feierte im Faust den sich entwickelnden Menschen, der immer strebend sich bemüht und so zum höchsten Ziel gelangt, den Menschen der Tatphilosophie, der erlöst wird durch seine Tat. Im Moment, da verlautet, es müsse etwas geschehen gegen die Konsequenzen der Entwicklungslehre, erinnert man sich gern, daß unsere ganze „goldene Literaturperiode“, daß Lessing, Schiller, Herder, Goethe alle schon innerlich durchdrungen waren von dem Entwicklungsgedanken, sich alle schon mit ihm auseinandergesetzt hatten. Und sie sind dabei doch, was sie uns sind, das große Palladium unseres Volkes, unserer Kultur. Allerdings war die Weltanschauung der Tat, die sie predigten, zugleich eine Weltanschauung des Mutes. Sie bangten nicht, daß unsere höchsten All- und Menschheitswerte leiden könnten durch ein Knöchelchen, das etwa den Menschen in seiner Vergangenheit vor Jahrhunderttausenden noch mit dem Tier verknüpfen könnte. Goethe, der vor dem Zwischenkieser beim Menschen keine Angst hatte, Schiller und Herder, die sich mit ihm über seine Entdeckung hier freuten — er und die anderen hätten auch vor dem Neanderthalschädel oder dem Pithekanthropus keine Angst gehabt, um den jetzt gewisse Gegner sich verzweifelt plagen, als stände oder stiele mit diesen paar Knöchelchen aller Idealismus in der Welt. Die idealistische Weltanschauung jener Männer wurzelte tiefer, als daß ein prähistorisches Knöchelchen sie erschüttern konnte! Und diese Kraft möchte ich vor allem als Schuß Goetheblut in der Entwicklungslehre haben. Die stille Klärung aber, die es dahin bringen soll, auch sie würde schwer geschädigt werden durch jeden groben Gewaltschlag gegen das Ganze im Moment. Wegen der Störung dieses Entwicklungsprozesses würde ich solchen Schlag ganz besonders bedauern und seinen Urhebern eine schwere Schuld am Idealismus beimessen.

Ich weiß, was man hier noch sagen kann. Es knüpft an bei dem schon Erwähnten. Man will nicht gegen den Geist streiten, sondern nur gegen die Volksverführer. Das Volk sei noch nicht reif. Deswegen müßte die allzu freie Lehre vorsichtig beengt werden. Ein alter Text. Er scheitert in seiner Beweiskraft immer wieder an der alten Tatsache, daß das Ringen um eine Weltanschauung, die das Leben zugleich vertieft und erträglich macht, nicht bloß eine Lebensäußerung von ein paar Hochgebildeten ausmacht. Weltanschauung ist ja nur ein moderner Ausdruck für das ursprünglich Echteste in dem Begriff Religion. Religiöses Empfinden bindet sich aber

— glücklicherweise — nicht an Stände und Steuerklassen. Wenn es heute heißt: dem Volke, das heißt dem „niederen gemeinen Volke“, soll „die Religion erhalten werden“, so heißt das nichts anderes, als dieses Volk soll eine ältere, zerbröckelnde, veraltete Form der Weltanschauung behalten, während die moderne, unserer Kultur angemessene bei den oberen Zehntausend allein blühen soll. Das kommt mir vor, wie wenn es heißen sollte: der Arbeiter soll noch mit dem alten Postwagen fahren, während der Reiche die Elektrische benutzen darf. Die Sache liegt umgekehrt. Die moderne Technik wird unten rascher fühlbar als oben. Warum sollen die modernen Ideen über die höchsten Fragen nicht ebenfalls sich das Recht des Eindringens nehmen? Wenn das Denken über diese Dinge und die Sehnsucht nur ein Produkt der behaglichen Ruhe und höchsten Befriedigung wäre, hätten sie überhaupt nie in der Welt angefangen. Denn das Untere, das Bedrängte, die Not und die Notarbeit sind älter als das Leben auf dem Gipfel und in der Sonne. Daß eine neue Weltanschauung, die irgendwie an die Entwicklungslehre sich anschließt, heute außerordentliche Fortschritte in die gesamte Volksmasse hinein macht, ist zweifellos. Hier läßt sich überhaupt nichts mehr hemmen, es sei denn, wir schaffen alle Kulturtechnik, alle Bücher, alle Zeitungen, kurz das moderne Leben selbst wieder ab. Und in dieser Ausbreitung eines frischen Reimstoffs für Weltideen und Lebensvertiefung liegt an sich (bei dem ungeheuren Stagnieren abgenutzter Ideenflächen des älteren religiösen Materials, das eben auch einfach ein Faktum ist) auf jeden Fall etwas Gutes, einerlei wie hoch nun schon der Vollwert der neuen Ideen selbst sei. Denn jeder Mensch mehr, der zu diesem Weltanschauungserlebnis geweckt wird, in dem sich das große Erwachen für dieses vertiefte Menschentum für ein Individuum mehr vollzieht, ist schlechtweg ein Zuwachs für unsere Kultur, den jede Religion, jede Weltanschauung als solchen als Gewinn begrüßen sollte. Ist die Erweckung erst einmal erfolgt, so kann sich ja dann zeigen, welche Farbe aus jener vertiefteren Welt ihn erobern soll, eine alte oder eine neue. Wenn es aber heißt, eine Weltanschauung im Anschluß an die Entwicklungslehre könne so besonders leicht in der Volksmasse zu irrigen Folgerungen führen, weil hier speziell Tatsachen der modernen Naturwissenschaft in Frage kämen, gerade die naturwissenschaftliche Volksbildung am bösesten aber im argen liege, — so frage ich: warum haben wir denn diesen Zustand dieser Volksbildung? Wir heute, — im Zeitalter der Naturwissenschaft? Er jetzt ist, notabene, ganz und gar kein böses Privileg erst der unteren Volksklassen. So gut, wie die Sehnsucht nach Weltanschauung heute, wie stets, durch alle Volksschichten geht, so reicht er ebenfalls durch alle bis in die aller obersten hinein. Wo sind nun bisher die wirklich wirksamen Staatshilfen für naturwissenschaftlichen Unterricht, naturwissenschaftliche Lehre in jeder Form? Man wird mir vielleicht ein gewisses praktisches Urteil auf Grund langjährigen Spezialstudiums gerade dieser offiziellen Leistungen wohl zugestehen. Nun, ich stehe immer wieder erstaunt, wie wenig auch bei wohlwollenden Absichten von oben her und offiziell hier bisher geleistet ist, welche Ketten von Mißgriffen und Mißexperimenten überall vor Augen sind, wie ausgesucht gerade nicht die springenden Punkte erfaßt sind, wie sehr es an Ideen, an praktischer Erfahrung, an Persönlichkeiten mangelt. Ich weiß wohl, daß man entgegen hält: es könne nicht alles auf einmal kommen, die Naturforschung sei uns allen zu jäh über den Kopf gewachsen, ganz neu müßten erst die nötigen Hilfen

geschaffen werden, es gingen andere große Fragen vor. Wenn aber hier eingestanden die Voraussetzung, die man selbst erst erfüllen sollte, retardiert, was hieße es dann, aus dieser eigenen vorläufigen Unterlassungsjünde einen Strick drehen für alle Versuche vorläufiger Selbsthilfen? Denn im Punkte der reinen naturwissenschaftlichen Tatsachenbelehrung stehen in all jenen beanstandeten Büchern Selbsthilfen. In ungezählten Hörern ist Sehnsucht nach einer neuen, unserem Kulturstande angemessenen Weltanschauung. Dem stehen starke denkende Individualitäten gegenüber, die etwas in diesem Punkte zu sagen haben. Es kann aber nur gesagt und verstanden werden (daß ist eben ein Spezifikum unserer Zeit) unter Bezugnahme auf eine gewisse Zahl wissenschaftlicher Entdeckungen oder Vermutungen. Die Volksbildung liefert diesen Hilfswert zurzeit nicht. So tritt die Selbsthilfe ein, daß der Betreffende zugleich Lehrer auch in diesen Dingen wird. Mag sein, daß das seine Gefahren hat. Individuelle Färbung (um die allerdings zuletzt ja kein noch so objektiver Lehrer ganz herumkommt) muß hineinspielen. Gegen diesen Schaden (den der hohe Wert der starken Persönlichkeit aber allein eigentlich schon aufhebt) sehe ich den besten Schutz in möglichster Freiheit zahlreicher Experimente dieser Art. Es muß Material gegeben werden für freie Auslese im Sinne Darwins. Das Beste muß sich durchsetzen, die Harmonie sich aus dem freien Ueberfluß der Bewegungen ergeben. Geben wir dem positiven Experiment die denkbar größte Bewegungsfreiheit. Vergessen wir selbst dem schwachen Versuch gegenüber nicht, daß er auf alle Fälle zur Weltanschauungssehnsucht überhaupt erwecken hilft. Dieser Gewinn kommt dann zuletzt jedenfalls summiert dem zugute, was sich in der endlichen geistigen Auslese als das auch sachlich beste erweist. Und vergessen wir nicht, daß gerade zu diesem Erwecken die starke Persönlichkeit von unersehbarem Werte ist, mag sie auch noch so sehr ihre sachlichen Einseitigkeiten haben. Und fühlen wir, wenn ja ein Schaden fühlbar wird, in erster Linie unser Gewissen klopfen, daß uns sagt, wie alle diese Selbsthilfen einstweilen unumgänglich nötig sind, weil wir von oben und gemeinsam und offiziell — sagen wir immerhin entschuldigend aus Notgründen — noch nichts Richtiges an allgemeiner Volksbildung für das hier wichtige Material tun konnten. Auch dann aber vertrauen wir dem großen Prinzip der allmählichen Selbstauflese des Besseren. Werfen wir, anstatt ein ebenso wertloses wie unberechtigtes „Du sollst nicht!“ in das freie Spiel der Dinge zu schmettern, das Positive allerorten und auf allen Gassen in den Sturm und warten ab, was dauert. Ich, meinesteils, glaube auf jeden Fall, daß eines dauern wird: eine gefestigte idealistische Weltanschauung.

Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

In immer steigendem Maße wird die Notwendigkeit einer endgültigen Ordnung der Reichsfinanzen zur Frage des Tages. Der Kampf um die Reichsfinanzreform wird nicht nur in dem kommenden Winter, sondern wahrscheinlich noch länger hinaus zum Mittelpunkt unserer inneren Politik werden. Die Lage der Reichsfinanzen ist schlecht. Will man aber

in objektiver Weise die Reichsfinanzen prüfen, so muß man auch die Finanzen der Einzelstaaten ins Auge fassen. Die Finanzen des Reiches und der Bundesstaaten sind fest auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Die Reichsverfassung hat den Bundesstaaten die Pflicht auferlegt, durch Matritularbeiträge alljährlich das Defizit des Reiches zu decken.

Seit dem Jahre 1879 hat die Reichsgesetzgebung durch eine Reihe von Gesetzen dem Reiche die Pflicht auferlegt, gewisse Einnahmen entweder ganz oder teilweise den Einzelstaaten zu überweisen. Ein Vergleich der Matrikularbeiträge und der Ueberweisungen zunächst in dem Voranschlag des Reiches und später in den definitiven Abrechnungen ergibt, ob den Einzelstaaten ein Guthaben an Ueberweisungen für das betreffende Jahr zusteht, oder ob sie durch Ueberweisungen nicht gedeckte Matrikularbeiträge an das Reich zu zahlen haben. In der Zeit von 1883 bis 1892 überwogen ohne Unterbrechung die Ueberweisungen des Reiches die Matrikularbeiträge. Die Einzelstaaten waren also in der glücklichen Lage, Jahr für Jahr eine Zahlung vom Reich zu erhalten. Seit dem Jahre 1899 überwiegen regelmäßig die Matrikularbeiträge. Daher haben die Einzelstaaten seit dem Jahre 1899 Jahr für Jahr dem Reiche eine nicht unerhebliche Zahlung an ungedeckten Matrikularbeiträgen zu leisten, die in den letzten Jahren mehrfach eine drückende Höhe hatten. Im Jahre 1908/09 sind nach dem Voranschlag des Reichsetats den Einzelstaaten sogar 124 Millionen Mark Matrikularbeiträge zugebacht, während gleichzeitig das Reich 260 Millionen Mark neuer Anleihen aufnehmen muß.

Da nach Veröffentlichung des Voranschlags für das Jahr 1908/09 sich die Einnahme aus der Zuckersteuer um 35 Millionen Mark vermindert hat und die Erhöhung der Beamtengehälter wenigstens für den Herbst mit rückwirkender Kraft auf den ersten April 1908 in Aussicht genommen worden ist, so hat sich das Defizit des Voranschlags noch bedeutend erhöht. Wahrscheinlich dürften die Matrikularbeiträge erhöht und die aufzunehmenden Anleihen bedeutend vergrößert werden. Je größer die Schulden des Reiches werden, um so mehr wächst die jährliche Zinsenlast des Reiches an, die gegenwärtig schon 156 Millionen Mark zur Verzinsung einer Schuld von $4\frac{1}{4}$ Milliarden Mark beträgt. Neuerdings hat man die Notwendigkeit einer Tilgung der in so ungeheurer Maße angeschwollenen Reichsschuld eingesehen. Im Jahre 1908 sollte mit der jährlichen Tilgung in Höhe von $\frac{3}{5}$ vom Tausend des jeweiligen Bestandes der Reichsschuld begonnen werden. Die Verzinsung und die Tilgung der Reichsschuld erhöhen den Betrag der ungedeckten Matrikularbeiträge und verschlechtern die finanzielle Lage der Einzelstaaten.

Um meisten wird die Balancierung des Etats der Einzelstaaten in Zukunft dadurch gefährdet, daß die Einnahmen des Reiches nicht Schritt halten mit den Ausgaben des Reiches. Die Haupteinnahme des Reiches besteht in den

Zöllen und Verbrauchssteuern. Daneben kommen die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung und die Reichsstempelabgaben als Haupteinnahmen in Betracht. Diese Einnahmen nehmen mit dem Anwachsen der Bevölkerung und dem Steigen des Wohlstandes und Verkehrs zu. Aber sie bleiben hinter dem Anschwellen der Ausgaben zurück. Die Ausgaben des Reiches für das Heer sind von 364 Millionen im Jahre 1875 auf 705 Millionen im Jahre 1905 und auf 949 Mill. Mark im Voranschlag des Jahres 1908 angeschwollen. Die Ausgaben für die Marine sind von 49 Millionen im Jahre 1875 auf 248 Millionen Mark im Jahre 1905 und 358 Millionen Mark im Voranschlag des Jahres 1908 angeschwollen. Die Bevölkerung des deutschen Reiches stieg von 42,5 Millionen Köpfen im Jahre 1875 auf nur $62\frac{1}{2}$ Millionen im Jahre 1908. Die Bevölkerung hat sich also in der Zeit von 1875 auf 1908 noch nicht um die Hälfte vermehrt. Die gesamten Ausgaben des Reiches aber sind von 634 Millionen Mark im Jahre 1875 auf 2750 Millionen Mark im Jahre 1908 gestiegen und haben sich somit mehr als vervierfacht. Wahrscheinlich werden auch in Zukunft die Ausgaben des Reiches weit schneller wachsen als die Bevölkerung.

Es gibt nur sehr wenige Personen, welche ein ungefähres richtiges Bild der Staatsfinanzen in Deutschland haben. Aus verschiedenen Gründen ist das Finanzwesen in Deutschland ungewöhnlich kompliziert. Ein Ausländer kann die Finanzverhältnisse des deutschen Reiches und der Bundesstaaten kaum begreifen. Nicht nur die Politik und das Staatsrecht, sondern auch das Finanzwesen wird in großem Maße dadurch beeinflusst, daß Deutschland ein Bundesstaat ist mit 25 Einzelstaaten. Eine andere Eigentümlichkeit Deutschlands im Vergleich zum Auslande auf finanziellem Gebiet ist der große Staatsbeiz und dementsprechend der breite Raum, welchen die Erwerbseinkünfte unter den gesamten Einnahmen der deutschen Bundesstaaten einnehmen.

In Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen) sind 52,94 % der gesamten Einnahmen des Staates Erwerbseinkünfte gegenüber von 9,65 % in Frankreich und 12,81 % in Großbritannien. Der Rohertrag der Erwerbseinkünfte beziffert sich in Deutschland auf nicht weniger als 3,8 Milliarden Mark gegenüber nur 518 Millionen Mark in Großbritannien und 286 Millionen Mark in Frankreich. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Gesamtlast an Steuern und Abgaben in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1906 nur 34,70 Mark gegenüber 63,19 Mark in Frankreich und 66,45

Mark in Großbritannien betrug. Der Franzose und Engländer ist also durch Steuern aller Art nahezu doppelt so stark belastet als der Deutsche. Man liest und hört oft, daß Bier, Tabak und Branntwein in Deutschland noch viel mehr besteuert werden könne im Vergleich zu England, Frankreich und anderen Ländern. Das ist richtig, aber das gleiche gilt von den direkten Steuern und allen anderen Arten von Steuern. Die riesenhaften Erwerbsanstalten wie die Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen und Forsten liefern eben in Deutschland den Hauptteil der gesamten Einnahmen des Staates, besonders in den Bundesstaaten und zu einem viel kleineren Teil auch im Reich. Da Deutschland ein Land des Schutzzolles ist, glauben die Engländer regelmäßig, daß in Deutschland die Zölle das Volk mehr belasten als in Großbritannien. Das ist aber ein Irrtum. An Zöllen allein kommen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1906 in Großbritannien 17,13 Mark, in den Vereinigten Staaten von Amerika 16,55 Mark, in Deutschland aber nur 10,34 Mark. An Zöllen und Verbrauchssteuern zusammen kommen pro Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 35,12 Mark, in Frankreich 32,74 Mark, in Deutschland nur 19,49 Mark. Bei den vorgenannten Erwerbs-einkünften und ebenso bei den Zöllen handelt es sich immer um die Roherträge. Daher soll es nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß der Reinertrag der Erwerbsanstalten des Staates im Reich und den Bundesstaaten zusammen im Jahre 1906 etwas mehr als eine Milliarde Mark betrug. Hiervon kamen 696 Millionen Mark aus den Staatseisenbahnen. In Deutschland bleiben also 28,7 % der Roheinnahmen aus Erwerbs-einkünften als Reineinnahme übrig. In keinem anderen Staate der Welt bringt die Einkommensteuer so viel wie in dem Reiche Großbritannien. Während sich nun aber der Rohertrag der britischen Einkommensteuer auf nur 628 Millionen Mark im Jahre 1906 beläuft, beziffert sich in dem gleichen Jahr der Reinertrag der Erwerbs-einkünfte des Reiches und der Bundesstaaten zusammen auf nicht weniger als 1015 Millionen Mark. Kein Engländer wird bestreiten können, daß die Finanzen in Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen genommen) geradezu beneidenswerte sind.

Es gibt kaum irgend jemand in Deutschland und in England, der nicht davon überzeugt wäre, daß die englische Kriegsflotte stets um vieles größer sein wird als die deutsche, weil England viel mehr Geld habe als Deutschland. Von allen denen, welche die Zahlungsfähigkeit Englands im Vergleich zu Deutschland bewundern, ahnt wohl niemand, daß die

Staatseinnahmen Großbritanniens sich nicht entfernt mit denen Deutschlands messen können. Die gesamten Staatseinnahmen Großbritanniens betrugen im Jahre 1906 4052 Millionen Mark, während sich die Staatseinnahmen des Reiches und der Bundesstaaten Deutschlands zusammen auf 7176 Millionen Mark beliefen. Nun hatte Deutschland im Jahre 1906 rund 61 Millionen Einwohner gegenüber 41½ Millionen in Großbritannien. Aber auch auf den Kopf der Bevölkerung entfallen in dem reichen Großbritannien nur 97,74 Mark an Staatseinnahmen gegenüber 118,35 Mark in Deutschland. Allerdings bedarf diese Berechnung, welche sich in dem Buch des Oberregierungsrates Friedrich Zahn „Die Finanzen der Großmächte“ auf Seite 10 findet, einer Erläuterung. In den riesenhaften Einnahmen Deutschlands in Höhe von 7176 Millionen Mark steckt eine Doppelzählung aus Anlaß der Matrifularbeiträge und Ueberweisungen in Höhe von nahezu ½ Milliarde Mark. Es verbleibt aber immerhin der außerordentlich hohe Betrag von nahezu 6,7 Milliarden Mark deutscher Gesamteinnahmen, gegenüber 4250 Millionen Mark britischer Gesamteinnahmen. Da sich die Bevölkerung Großbritanniens zu der Deutschlands wie 41 zu 61 verhält, während sich die Einnahmen Großbritanniens zu denen Deutschlands wie rund 41 zu rund 67 verhalten, so sind die Einnahmen des Staates in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung in jedem Falle bedeutend höher als in Großbritannien. Nun stehen allerdings in diesen Einnahmen Deutschlands nicht weniger als 3,8 Milliarden Mark Roherträge der Erwerbsanstalten gegenüber nur 519 Millionen Mark solcher Roherträge von Erwerbsanstalten in Großbritannien. Wenn man annimmt, daß auch in Großbritannien die Reinerträge der Erwerbsanstalten rund ein Viertel der Roherträge ausmacht, wie in Deutschland, so würde der Reinertrag der Erwerbsanstalten in Großbritannien in Höhe von 130 Millionen Mark einem Reinertrag der Erwerbsanstalten in Deutschland in Höhe von einer Milliarde Mark in den Staatsbudgets sich gegenüberstehen. Man müßte aus diesen Erwägungen die Einnahmen Großbritanniens auf 3660 Millionen Mark und die Einnahmen Deutschlands auf 3,9 Milliarden Mark beziffern, um vergleichbare Zahlen zu erhalten. Aber auch in diesem Falle überragt das Staatseinkommen in Deutschland noch beträchtlich das Staatseinkommen in Großbritannien. Nur würde pro Kopf der Bevölkerung nach dieser ungefähren Herstellung des Reineinkommens des Staatsbudgets das britische Budget größere Erträge aufzuweisen haben. Für die Höhe der Ausgaben in militärischer Hinsicht ist aber nicht

die Staatseinnahme pro Kopf der Bevölkerung, sondern die Gesamtsumme der Staatseinnahmen das wichtigere. Die großen Einnahmen von einer Milliarde Mark Reinertrag aus den Erwerbsanstalten der Bundesstaaten und des Reiches kommen den staatlichen Kassen zugute, ohne daß sie irgend jemand in Deutschland bedrücken. Die Ausbringung des Staatsbedarfes vollzieht sich in Deutschland mit größerer Schonung der finanziellen Kräfte des Privatmannes oder Steuerzahlers als in Großbritannien. Da der Deutsche durchschnittlich nur 34,70 Mark an Steuern und Abgaben im Jahre aufzubringen hat, während der Engländer mit 66,45 Mark belastet ist, so ist trotz des größeren Reichtums Großbritanniens noch ein gewaltiger Spielraum zur Erhöhung der Steuerlast in Deutschland vorhanden.

Deutschland gibt für Heer und Flotte jährlich 1032 Millionen Mark oder 17 Mark pro Kopf aus, dagegen Frankreich 835 Millionen Mark oder 21 Mark pro Kopf und England 1268 Millionen Mark oder 31 Mark pro Kopf. Für die Flotte allein gab Großbritannien im Jahre 1906 679 Millionen Mark oder 16,39 Mark pro Kopf aus, während die Flottenausgaben Deutschlands sich nur auf 266,7 Mill. Mark oder 4,40 Mark pro Kopf belaufen. Eine bedeutende Vermehrung der Flottenausgaben in Deutschland würde also keineswegs über die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte der deutschen Nation hinausgehen.

Es gibt keinen Zweifel darüber, daß auf dieser Erde kein Reich existiert, welches sich so gewaltiger Staatseinnahmen erfreut als Deutschland. Noch weniger aber gibt es ein Staatswesen, in dem die Staatseinnahmen so leicht und ohne Bedrückung durch Steuern aufgebracht werden als in Deutschland. Wo aber bleibt dieser Goldregen, da wir doch weniger für Heer und Flotte ausgeben als Großbritannien? In Deutschland kostet die Verwaltung ein ganz enormes Geld. Das Vorhandensein von nicht weniger als 25 Staaten mit ihren Regierungen, Ministerien und Verwaltungsbehörden verschlingt einen ansehnlichen Teil unserer reichen Staatseinnahmen. Das Interesse der nationalen Landesverteidigung gebietet uns sparsamer zu wirtschaften.

Die 25 Einzelstaaten sind historisch überkommen und werden bestehen bleiben. Aber an ihrer Verwaltung lassen sich ungeheure Ersparnisse erzielen. In meinem soeben erschienenen Buche „Die Zukunft Deutschlands“ (Leipzig, Verlag von C. F. Hirschfeld) habe ich eingehend dargelegt, in welcher Weise die

Einzelstaaten und das Reich zu einer billigeren Wirtschaft gelangen können, und welche Fehler in der Vergangenheit gemacht worden sind. Auch habe ich versucht, den Weg zu zeigen, wie das Reich und die Einzelstaaten zu einer bedeutenden Vermehrung ihrer Einnahmen gelangen können, ohne einen empfindlichen Steuerdruck auf die breiten Massen der Bevölkerung auszuüben.

Wie noch nie zuvor, so ist gegenwärtig die deutsche Nation von dem Entschlusse befeuert, die Ordnung der Reichsfinanzen zu einer endgültigen zu machen. Die kommende Reichsfinanzreform muß vor allem bestrebt sein, den Bausfehler des deutschen Reiches zu beseitigen, aus dem die Zerrüttung der Reichsfinanzen hervorgegangen ist. Es war verkehrt, von dem Reichstage des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts zu verlangen, daß er ausschließlich durch indirekte Steuern den riesenhaft anschwellenden Bedarf des Reiches decken solle. Die Einführung direkter Reichssteuern, die Ausdehnung der Reichserbschaftsteuer auf Kinder und Ehegatten, die Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts auf nahe Verwandte einschließlich der Geschwister und Geschwisterkinder und sodann eine mäßige Erhöhung der indirekten Steuern auf Bier, Branntwein und Tabak sind die gegebenen Mittel nicht nur zur Füllung der Reichskasse, sondern auch zur Aufbesserung der finanziellen Lage der Einzelstaaten und Gemeinden. Von besonderer Bedeutung ist die Einführung einer Reichseinkommensteuer und Reichsvermögenssteuer für den Fall eines Krieges. Die Matrikularbeiträge müssen tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich beseitigt und die seit dem Jahre 1900 aufgenommenen Schulden des Reiches in Höhe von durchschnittlich 228 Millionen Mark jährlich so schnell als möglich getilgt werden. Die gegenwärtige Reichsschuld von 4¼ Milliarden Mark verhindert im Kriegsfalle die schnelle und leichte Aufnahme der Kriegsanleihen durch das Reich.

Seit Begründung des Reiches haben sich die Einzelstaaten einer endgültigen Ordnung der Reichsfinanzen widersetzt. Jetzt ist das Reich mit einer jährlichen Zinsenlast von 156 Mill. Mark beschwert, deren Aufbringung durch Matrikularbeiträge den Einzelstaaten kaum mehr möglich ist. Heute wissen die Einzelstaaten, daß sie einen großen Fehler begingen, als sie im Jahre 1875 den Plan des Fürsten Bismarck, alle deutschen Eisenbahnen zugunsten des Reiches zu verstaatlichen, bereiteten.

Fürst Bismarck hat bereits in seiner Reichstagsrede über die Reichsfinanzreform am 22. November 1875 darauf hingewiesen, daß

die Herstellung der finanziellen Selbständigkeit des Reiches eine Herkulesarbeit sei, zu der nicht ein Herkules, sondern eine ganze Kompagnie von dieser Sorte gehörte. Seitdem hat sich nicht nur das Nationaleinkommen und Nationalvermögen, sondern auch das Staatseinkommen des Reiches und der Bundesstaaten

außerordentlich vergrößert. Dessenungeachtet sind die finanziellen Verlegenheiten des Reiches und der meisten Einzelstaaten heut ärger denn je. Je offener wir uns die Mängel, an denen die Finanzwirtschaft des Reiches und der Einzelstaaten leidet, eingestehen, um so leichter ist es, Abhilfe zu schaffen.

Ceyloner Reiseindrücke.

Von Andrew Carnegie.

Die ganze Zeit schon hatte ich das Kirchenlied „Von Grönlands eisigen Bergen“ vor mich hingesummt, als wir uns beim Mondenschein der „würzigen Insel“ näherten. Die Strophe, die von Ceylon spricht, war das einzige, was ich über diese Insel wußte, aber oft hatte ich sie auf Missionsversammlungen mitgesungen und dabei den Missionar, der bei den Heiden gewesen, wie ein Wundertier angestaunt. Ich fragte meinen ceylonesischen Führer, ob er schon unser populärstes Missionslied gehört habe: „So heißt es von Eurer schönen Insel:

Was nützt's, ob auch die würz'ge Brise
sanft über Ceylons Insel weht,
ob jeder Blick in Schönheit schwelgt,
wenn dort der Mensch so schlecht!
Umsonst hat Gott in seiner Güte
verschwendrisch seine Gaben ausgestreut:
Der Heide beugt in seiner Blindheit sich
vor Holz und Steingebilden!

Nun was meinst Du von dieser Beschreibung?“ Er gab zur Antwort: „Der Verfasser des Liedes war ein dummer Narr, in meinem Lande gibt es keinen Mann, kein Weib oder Kind, das nicht wüßte, daß man sich nur vor der Macht Gottes beugen dürfe!“ „Ja“, sagte ich, „früher glaubte ich auch solch törichtes Zeug, und Millionen von Menschen tun es noch heute; die guten Knaben und Mädchen bei uns sparen ihre Pfennige zusammen und schicken sie den Missionaren, damit sie den Heiden sagen sollen, wie töricht und wie sündhaft es sei, Götzenbilder anzubeten, und wie böse der wahre Gott darüber sein müsse, wenn man etwas anderes anbetet als ihn selbst.“ Er meinte, Amerika müsse ein sehr merkwürdiges Land sein, er möchte es sehr gerne einmal besuchen, um sich solch komische Leute einmal anzusehen. Ich gab ihm meine Adresse und versprach ihm, ihn in eine Missionsversammlung mitzunehmen zu wollen, wo er die besten und frommsten Menschen sehen würde, die alle sehr eifrig besorgt sind um die Götzendiener in Ceylon. Das eine darf wohl als Wahrheit ausgesprochen werden, daß in der Welt kaum ein menschliches Wesen auf einer so niedrigen Kulturstufe steht, daß es nicht weiß, daß der Gegenstand, den es verehrt, nur das Symbol einer höheren unsichtbaren Macht ist. Was dem Christen

daß Kreuz ist, daß ist dem andern das Bild — nicht mehr, und die Verehrung beider Symbole gilt dem Unsichtbaren über uns. Ich versuchte die verletzten Gefühle meines Führers zu besänftigen, indem ich ihm sagte, daß sei nur eine dichterische Freiheit gewesen, aber er blieb dabei, daß der Bischof Heber, der Verfasser des Liedes, seinem geliebten Ceylon unrecht getan und über Dinge geschrieben habe, von denen er nichts verstand.

Die Religion in Ceylon ist der Buddhismus, und zwar in seiner strengsten Form. Als die Ceylonesen die Oberhoheit Englands anerkannten, machten sie zur Bedingung, daß ihre Religion mit allen ihren Rechten und Privilegien, ebenso alle ihre Klöster und Heiligtümer mit allem, was dazu gehört, für heilig und unverleglich gehalten werden solle. Die reinen und einfachen Lehren Buddhas leben da in den Herzen des Volkes fort und stehen da als das edelste Denkmal ihres Stifteres, obgleich der Kult von seiten der Regierung nicht den geringsten Zuschuß erhält. Die Tötung irgend eines Lebewesens, Lüge, Unmäßigkeit, Unehrllichkeit, Zorn, Stolz, Neid ist streng verboten als unvereinbar mit dem innersten Wesen des Buddhismus, der seinen Anhängern Übung der Reinheit, Dankbarkeit, Zufriedenheit, Mäßigkeit, Verzeihung der Beleidigungen, Geduld und frohen Sinn anempfiehlt. Als Buddha Priester gelten nur solche, die rechtmäßig ordiniert sind und das Zölibat gelobt haben; wie in der christlichen Religion steht auch der niedrigsten Klasse der Weg zum Priestertume offen.

Die Fahrt von dem kleinen Hafen Galle nach Colombo, der Hauptstadt des Landes, ist einer der schönsten Genüsse, die es gibt. Die Straße ist wie der schönste unserer Parkwege, und so sind alle Straßen auf Ceylon. An der felsigen Küste entlang windet sie sich durch Kokospflanzungen und Betelnußwälder. Den ganzen Weg entlang stehen die Hütten der Eingeborenen, die bei irgendeinem Verwertungsprozeß der Kokosnuß beschäftigt sind, denn alles wird an dieser Frucht ausgenutzt: aus der Rinde werden Matten und Seile geflochten, aus den Kernen wird Öl gepreßt, die Milch ist ein frischer Trunk zu jeder Mahlzeit. Hier und da kommen wir an einer Schar Fischer vorbei, die ihre ungeheuren, mehrere Morgen See bedeckenden Netze aus dem Wasser ziehen. Ich kann mir kaum einen malerischeren Anblick denken als diese Fischer, wie sie zu Hunderten an den Netzen ziehen, während am Strande Frauen und Kinder in bunten Gewändern auf den Fang warten. Ein Maler sollte nach Ceylon kommen und die „Fischer auf der Insel Ceylon“ malen. Der Straßenbau soll auf Ceylon 40000 Mark die englische Meile gekostet haben — um diesen Preis kann man bei uns im Westen eine Bahn bauen. Eine Bahn führt von Colombo durch die Berge zu den Kaffeedistrikten nach Randu, der Sommerhauptstadt, wohin sich die Regierung in der heißen Jahreszeit begibt.

Die würzige Insel erfreut sich in Kaffee und in einigen Gewürzen, besonders in Zimmet, eines gewissen Monopols. Java-Kaffee gilt in Ceylon als minderwertig;

wohl hält man den arabischen, der um Mekka wächst, für den besten, aber viel Kaffee, der unter der Marke Mekka geht, ist tatsächlich auf Ceylon gewachsen. Männer erhalten auf diesen Kaffeeplantagen 75 Pfennige, Frauen 60 Pfennige täglich. Wir lernten einige Pflanzer kennen: durchweg ganz junge unternehmende Engländer, denen die Plantagen entweder zu Eigentum gehören oder die sie für ihre Verwandten bewirtschaften. Sie führen dort ein sehr angenehmes Leben, denn das Klima ist den größten Teil des Jahres sehr günstig, und ein Europäer kann sich da einer ebenso guten Gesundheit erfreuen als zu Hause. Wird im Sommer die Hitze zu groß, geht man in die Berge. Der rationelle Kaffeeanbau hat erst im Jahre 1824 begonnen, doch gibt es heut mehr als 1200 Kaffeeplantagen, und der Wert der jährlichen Ausfuhr beträgt über 80 Millionen. Ein Beweis für die Intelligenz der Ceyloner Pflanzer ist auch die Tatsache, daß sie Chemiker haben, die den Boden untersuchen, für welche Fruchtarten er sich besonders eignet; unter ihrer Obergewalt werden viele Versuche mit neuen Unpflanzungen gemacht. Auf diesem Gebiete kann heutzutage nichts hochgebracht werden ohne die Mithilfe eines Chemikers, und die Zeit ist, wie ich glaube, nicht mehr fern, wo unsere Landwirte nach der Anleitung des Chemikers arbeiten werden, wie heute wir Stahlfabrikanten.

Ceylon kann uns manche Lehren geben. Im ganzen Lande ist der Branntweinhandel Monopol der Regierung. Nur wenige Brenner, die eingeschrieben sind, dürfen brennen, sie dürfen den Branntwein nur en gros auf den Markt bringen, während der Detailhandel auf gewisse Lokale beschränkt ist, die jedes Jahr an die Meistbietenden verpachtet werden. Für Trunkenheit und Ruhestörungen sind die Pächter verantwortlich. Ich möchte mich nicht gern in politische Erörterungen einlassen, vor allem nicht über die Vorzüge des Frei- und Schutzhandels, aber ich muß gestehen, daß ich sehr erstaunt war, als ich fand, daß ein Fünftel aller Einkünfte der Regierung aus den Steuern auf notwendige Lebensmittel fließen: davon zwei Drittel aus den Zöllen auf eingeführten Reis, das Hauptnahrungsmittel des Volkes, und das andere Drittel aus der Besteuerung des einheimischen Getreides.

Die Perlenfischerei von Ceylon ist berühmt, ebenso sein Reichtum an Rubinen, Saphiren und Rautenaugen. Von dem Augenblicke an, wo der Reisende landet, bis zu dem, wo sein Dampfer abfährt, wird er von Händlern überlaufen, die ihm kostbare Steine um wenige Rupien anbieten, für die er in New York oder London Hunderte von Dollars zahlen müßte. Aber den Käufern von solchen Edelsteinen wird es wohl ebenso ergehen wie jenem, der Gold billig gekauft hatte. Die Perlenfischerei ist Regierungsmonopol, jeder Taucher muß die Hälfte der Muscheln abliefern, die andere darf er für sich behalten. Die Regierung verkauft diese Muscheln an die Meistbietenden, immer 1000 auf einmal. Man kann sich kein aufregenderes Glücksspiel denken, als wenn diese Eingeborenen die Schalen öffnen und jedesmal eine Perle zu finden hoffen, die ein Vermögen wert ist. Wohl 60 bis 80 Klafter tief steigen

die Taucher in die Tiefe, 40 bis 50mal am Tage, und können 1 bis 1½ Minuten unter Wasser bleiben. So hat durch Tausende von Jahren jede Generation immer dasselbe Handwerk betrieben, und nach dem Gesetz der anerbten Tendenzen könnten diese Eingeborenen wohl wieder auf den Amphibienzustand zurückgelangen und uns so ein Beispiel von Rückbildung geben. Die Erträgnisse der Perlenfischerei nehmen von Jahr zu Jahr ab. Im Jahre 1798 brachte die Verpachtung 3 Millionen, heute bringt der Eigenbetrieb nur 145000 M. Die Regierung hatte auch einen Naturforscher zu dem besonderen Zwecke angestellt, die Lebensweise der Perlauster zu erforschen, aber nach fünfjährigem Studium wußte er über sie wenig mehr als vorher. Vielleicht kommt einmal ein Genius, der diese Frage löst, denn die Wissenschaft kann wohl zwanzigmal Niederlagen erleiden, aber sie rastet nicht, bis sie die Wahrheit gefunden hat. Man nimmt an, daß die Auster im siebenten Jahre ihre Reise bekommt, daß in diesem Jahre ihre Perle die volle Größe und Leuchtkraft besitzt. Wird die Auster nicht in diesem Jahre gefangen, so stirbt sie und wir verlieren die Perle. Wie viele dieser Juwelen mögen so in den Tiefen des Ozeans sich wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile auflösen, vielleicht kommt auf eine gewonnene Perle eine Million verlorener. Manchmal verlassen diese kostbaren Tiere auf Jahre ihr Bett: so gab es einmal von 1768 bis 1796 keine Perlenfischerei. — Ich habe einmal gehört, daß man in China künstlich Perlen sich bilden lassen wollte, indem man Fremdkörper zwischen Schale und Körper von Süßwassermollusken brachte, die das Tier mit einer Perlmassenablagerung umgab. Auch der berühmte Linné bekam 10000 M. von der schwedischen Regierung für ähnliche Versuche, er hatte aber keinen Erfolg. Aber einmal werden die Menschen noch dahin gelangen, Perlen aus Austerkulturen zu ziehen, wie wir uns jetzt Eier von Hühnern legen lassen, vorausgesetzt, daß der Mensch der Zukunft nicht jeden Schmuck als barbarisch betrachten wird. Sicherlich besteht eine Tendenz nach dieser Richtung hin. Je tiefer die Menschen stehen, desto mehr Schmuck tragen sie: schwere Armbänder aus Glas, die in Birmingham gemacht werden. Sagt man nicht heute schon: Seht, wie einfach, wie schön sieht sie aus mit ihrem glatten Haar, ihren unberührten Ohren, ihrem von Schmuck unentweiheten Hals. Schmuck ist für Frauen dasselbe wie der Wein für den Mann: nicht zu empfehlen vor den Vierzigern und in jedem Alter ein ärmlicher Notbehelf.

Ceylon war im Altertum die Kornkammer des südlichen Asiens, und das erklärt die hohe Achtung, die der Ackerbau dort genießt. Die ganze Insel war zur Zeit der einheimischen Regierung durch künstliche Seen bewässert, man hatte Talsperren gebaut, manche von ganz beträchtlicher Größe, aber man hatte sie wieder versallen lassen. Jetzt wird alles wiederhergestellt, Schleusen und Zisternen werden gebaut, Dämme werden erhöht und verstärkt — all das wird von den Dorfgemeinschaften getan, und wir werden es vielleicht noch erleben, daß die Fruchtbarkeit des Landes wieder so groß sein wird wie in den alten Tagen. Die Europäer hatten die alte Dorfverfassung abgeschafft und ihr eigenes Recht an die Stelle gesetzt, aber man sah ein, daß es für

die Insel nicht paßt und stellte im Jahre 1871 die alten Dorfgemeinschaften wieder her. Die Dorfältesten werden von der Bevölkerung gewählt, sie stellen selbst neue Rechtsfälle auf, sie sprechen ein Recht, das sich jahrhundertlang bewährt hat und den dort bestehenden Verhältnissen besser angepaßt ist als jeder andere Gesetzeskodex, der für andere Länder ganz gut und vollkommen sein mag. Ich muß mich immer amüsieren über die Unwissenheit eines Durchschnittsengländers oder -Amerikaners über die Verhältnisse im Osten: fast immer ist er erstaunt, wenn ich ihm sage, daß es kein indisches Dorf gibt, das nicht ein vollkommeneres und fortschrittlicheres Repräsentativsystem hätte als irgendeine ländliche Gemeinde in England. Das amerikanische County-, Distrikt-, Dorf- und Stadtsystem ist das vollkommenste, das ich kenne, das englische sicherlich das rückschrittlichste. Das neue Blut der Regelung lokaler Angelegenheiten durch eine einheimische Regierung hat einen Patriotismus und eine Reihe von Körperschaften ins Leben gerufen, von denen sich ein wohlthätiger Einfluß über das ganze Land hin ergießt, und der sich in Taten der öffentlichen Wohlfahrt kristallisiert und einen Geist des Zusammenhaltens erzeugt. Dieses System sollte auch in England und Schottland eingeführt werden, vor allem in dem unglücklichen Irland. Ich werde an Irlands Zukunft nicht verzweifeln, wenn es erst eine Verfassung gehabt hat wie Ceylon.

Auf einer Strecke von 40 engl. Meilen sah ich nicht weniger als elf Schulen, voll von jungen Singhalesen. Ihr Besuch ist nicht obligatorisch, aber man verspricht den Eltern große Belohnungen, wenn sie ihre Kinder dahin schicken, und die Vorteile der Kenntniß der englischen Sprache sind so groß, daß die Eltern sehr eifrig bedacht sind, daß ihre Kinder englisch lernen. Wir sahen auch zahlreiche Kliniken, wo die Eingeborenen ärztliche Hilfe und Medikamente bekommen. Hier wird von England ein großes Werk getan, und durch solche Mittel weist es seine Berechtigung zu herrschen nach. Die Segnungen einer guten Regierung, die Erziehung des Volkes, die sorgfältige Aufmerksamkeit, die man auf die Gesundheit und Bequemlichkeit des Volkes verwendet, sind die wirksamsten Waffen gegen inneren Aufruhr oder Angriffe von außen. Nach all dem, was ich auf Ceylon sah, möchte ich es als das beste Beispiel einer englischen Regierung hinstellen, England selbst nicht ausgenommen.

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

III.

(Anfang Januar 1908.)

Es gibt keine Gerechtigkeit. Meine gute Mutter in Berlin und die Pasinger Freunde berichten von frachender Kälte, Nebel und Sturm, und hier verschwendet sich die Sonne, ist es klar und warm. — Man könnte also wohl zufrieden sein. Indessen: „man“ ist es nicht. Weil man sehr unbescheiden und ein Nörgler ist. — Ein Nörgler? Wirklich? . . .

Als ich noch sehr jung war, frisch in die Freiheit entlassen aus dem Grammatikfäfig des Gymnasiums, erhielt ich zum Geschenke einen Operngucker, der sehr niedlich aussah, aber infam schlecht war. Seine Kraft, zu vergrößern und nahe zu rücken, war lächerlich klein, und er versammelte kein helles, scharfes Licht auf die Dinge, die man durch ihn betrachtete, sondern umgab sie mit einem farbigen Rande. Eine Unart das von einem Fernglobe. Aber gerade sie gefiel mir, denn sie entsprach meinem damaligen Auge, das gar kein Verlangen hatte, die Dinge besonders nahe, groß, hell, scharf zu sehen, und selber die Kunst besaß, einen schmeichlerischen Regenbogenrahmen um die Realität zu legen.

Wie manches andere, das positiv nicht viel taugte, aber sehr gut zu meiner schwärmerischen Jugend paßte und mir viel Vergnügen gemacht hat, habe ich auch diesen angenehmen miserablen Operngucker verloren. (Vielleicht auch verlegt und nicht eingelöst, oder es hat ihn mir jemand gestohlen. Gleichviel.) Ich bin nicht weiter traurig deswegen. Mein Zeiß-Doppelfeldstecher ist unendlich viel besser. (Heute sah ich damit einen Bauern, der gut 500 Meter von mir entfernt war, seinen Olivengarten ohne Anwendung irgendwelcher fremder Produkte auf jene uralte primitive und höchst persönliche Weise düngen, die schon Adam im Paradiese angewandt hat.) Aber alles hat seine zwei Seiten, und auch das höchst Mangelhafte besitzt Reize. Der Zeiß-Doppelfeldstecher kennt keine bunten Ränder. Er ist mit Recht stolz darauf, und ich selber ziehe heute Schärfe und Helligkeit vor. Aber das exakte, scharfe, klare Sehen, das Sehen ohne bunten Flimmerrahmen ist keineswegs immer vergnüglich.

So würde ich z. B., wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, Florenz genau so sehen, wie es sich ein dreiundzwanzigjähriger Student in Leipzig einbildet, dem schon das Wort Florenz wie eine wunderbare Südsucht ist. Mein Jugendoperngucker, die jugendlich schwärmerische Art, ersehnte Dinge so zu sehen, wie sie in der Sehnsucht aussahen, würde einen bunten Rand darum, ja, einen flimmernden bunten Schleier darüberlegen. Auch in der Nähe wäre mir Fiorenza, was sie heute nur noch aus der Entfernung ist: eine ungeheure Blüte, ein reiner Lotosfeld, rosa-gelblich leuchtend, edel in allen Linien — die Stadt der Blumen selber eine Blume ehrwürdig holder Schönheit. Ich würde es sehen, wie es vor etwa zehn, zwölf Jahren Rainer Maria Rilke sah, als er mir darüber schrieb: mit weißer Farbe auf hellblauem Papier. Aber ich fürchte: selbst R. M. R. würde es heute nicht mehr so sehen. Denn ich glaube: nicht bloß der Verlust meiner bunträndrigen und schwärmerischen Optik ist daran schuld, daß mir Florenz in der Nähe gar nicht mehr gefällt.

Traurig, aber wahr: Das alte, eble, herrliche Florenz ist in die Hände von Barbaren geraten, die mit scheußlicher Konsequenz erfolgreich am Werke sind, es zu verschandeln. Die Liga, die sich zu seiner Verteidigung gegründet hat, scheint machtlos zu sein, es zu verhindern, daß die Geburtsstadt der italienischen Malerei, die Vaterstadt Dantes und Michel Angelo, ästhetisch verwüstet wird. Sie vermag nichts wider den „Zeitgeist“, der unter der Fahne des „progresso“ über alles Schöne wegtrampelt, von allem Vornehmen fortschreitet in eine erbärmliche, häßliche Gewöhnlichkeit.

Daß man wüßt eingerissen hat, ohne es zu verstehen, dafür auch nur anständig

aufzubauen, davon soll nicht einmal die Rede sein. Die „modernen“ Paläste von Florenz hat Thomas Theodor Heine in seiner Weise höchst treffend durch eine Frage gekennzeichnet, die er an Hartleben richtete, als er mit ihm an einigen dieser Machwerke vorbeikam: „Nicht wahr, Herr Hartleben: das hier sind künstliche Paläste?“ (Gestern sah ich unweit der Porta romana einen Neubau, der auß gräßlichste an die Baugreuel der achtziger Jahre in Deutschland erinnerte. Selbst beim Villenbau, für den hier Tausende klassischer Muster vorhanden sind, beginnt eine Art Pervertität des Geschmacks einzureißen. Schon kann man spitze Giebel und Holzfachwerk wie bei Schweizerhäusern sehen. Die Signori, die derartigen Unfug treiben, wollen damit offenbar sagen: „Seht, was wir alles auf unseren Reisen gesehen haben, ihr elenden Popolaren, die ihr nie über Toskana hinausgekommen seid!“ Doch hat das Volk, wie es scheint, den alten etruskischen Instinkt für Baukunst noch nicht verloren. Mein Betturino sagte angesichts einer dieser Villen: „Was für ein häßlicher Vogelbauer!“) Die Nachkommen des gewaltigen Baumeistervolkes der Etrusker sind offenbar einem ausgesogenen Boden zu vergleichen, der früher so ungeheuer viel hervorgebracht hat, daß er nun kümmerlich, wenn nicht steril geworden ist. Man muß sich damit abfinden. Aber scheußlich ist es, daß die maßgebenden Leute in Florenz nicht einmal Respekt vor den gewaltigsten Leistungen ihrer Vorfahren und keinen Sinn für die Schönheit, den ästhetischen Charakter ihrer Stadt haben. Augenblicklich sind sie dabei, die ganze Stadt, auch die innere, mit einem Netz von Trambahnlinien zu bedecken, deren Drahtwerk in der Luft alle architektonischen Linien zerlegt. Ruskin hielt sich darüber auf, daß vor dem Tore des Campanile die Haltestelle der Droschken und Omnibusse war, so daß man „unmöglich einen Augenblick in dessen Nähe stehen konnte, um die Skulpturen anzusehen“. Was würde er heute sagen, wo an derselben Stelle die meisten Trambahnlinien ihren Ausgangspunkt haben. Der ganze Dom ist wie eingeschnürt von Gleisen und Drähten, und der scheußliche Lärm, mit dem hier die Trambahnwagen verkehren, dringt bis ins Innere der herrlichen Kirche. Und, wie beim Dom, so bei Santissima Annunziata, San Marco, Santa Maria Novella. In den engen, alten Straßen ist kaum mehr Platz, sich vor den häßlichen, schlecht gehaltenen und unsinnig schnell und lärmhaft, mit fortwährendem Gellengel und einem abscheulichen Getreisch an den Biegungen, vorbeirasenden Fahrkästen zu retten. Da der Italiener den Lärm liebt, so scheint ihm auch dieser Spektakel Spaß zu machen. Auch die vielen Unglücksfälle trüben seine Freude an dem neuen Spielzeug des „progresso“ offenbar nicht wesentlich. Aber, da in Florenz keine Industrie annähernd die Bedeutung hat, wie das Geschäft mit den Fremden, die Fremdenindustrie, so wird die Freude vermutlich doch bald etwas abnehmen, denn schon mehrten sich die Zeichen dafür, daß es den Forestieri nicht mehr recht gefällt in der modern geschändeten Arnostadt. Schon ziehen sich nicht wenige der angebeteten Inglesi (denen man, wie vieles andere, so auch dies nachgemacht hat) nach dem ruhigeren Siena und Perugia zurück. Ein „old florentine“ schrieb kürzlich an den Florence Herald die folgenden Zeilen:

Twenty years ago, Florence was delightful; delightful, because unspoilt. It was a quiet, beautiful, picturesque city, where foreigners came for tranquil study, enjoyment of art, and association with artistic and intellectual people. What is it at present? A noisy, bustling, crowded place, invaded by ill-managed and unnecessary trams, ablaze with

cinematographs, bereft of intellectual life, aping the worst styles of modern architecture, crammed full of drinking-shops, and presenting all the symptoms of being on the downgrade which leads to utter philistinism and vulgarity. From what I gather, you appear to be leading a movement the object of which is to attract visitors whose greatest pleasure is found in music halls, casinos and circuses. Let such people go to Margate! In Florence we care for something better. The place is terribly vulgarized already.

Der Kinematographenunfug in Florenz ist wirklich abscheulich, denn er geht mit einem greulichen Mißbrauch von Grammophonen einher, die ganze Stadtviertel mit ihrem blechheiseren Gegröle erfüllen. Eine Folge der Kinematographenmanie scheint es auch zu sein, daß das Florentiner Theaterleben schändlich verdürftigt ist, — in dem Grade, daß schon auswärtige italienische Zeitungen sich darüber aufhalten. Die Stadt, für die es ehemals ein Ereignis war, wenn Cimabue eine neue Madonna gemalt hatte, scheint sich nur noch für die Filmrollen zu interessieren, die Pariser Amusements und Londoner Moritaten, gestellt von Variétékomödianten, abhaspeln. Die Italiener, die so lange das Höchste in der Kunst geleistet haben, sind offenbar völlig kunstmüde und schätzen nur noch die „Wunder der Mechanik“. Ihre krankhafte Vorliebe für die Schauspiele der lebenden Photographie hängt vielleicht auch damit zusammen, daß sie wenig reisen und nun fremde Länder in einer Art lebendiger Abbilder nahegerückt erhalten. Doch interessieren sie sich mehr noch für die gewissen Romane, Dramolets, Feerien, die diese vervollkommnete Laterna magica ihnen vorführt: Erfindungen stummer Dichter von meist recht populärer Phantasie, nicht unähnlich der, die sich in den Hintertreppenromanen austobt, mit denen sich unsere Dienstmädchen um einen Teil ihrer Nachtruhe bringen. In ihnen findet er seine geliebte Pantomime wieder, und es fehlt auch nicht die melodramatische Musik dazu. Da wird geliebt, betrogen, gemordet, daß es eine Art hat. Aber, ach, alles ist so schauderhaft schlecht natürlich, so kunstverlassen „wahr“; es fehlt nicht nur das Wort, es fehlt auch der Geist, und wäre es gleich der Geist eines schlechten Dichters. Auch begreift man nicht, wie dieses sinnliche Volk, das sich so leidenschaftlich gerne vom großen Klang einer lebendigen Stimme, von den sprechenden Blicken eines schönen Auges, von den Bewegungen, Gesten, Posen der Schauspieler hinreißen läßt, sein Genüge an diesen gespensterhaften Totentänzen des Lebens auf der weißen, kalten, öden Leinwand finden kann. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, und vielleicht ist die Phantasie dieser Menschen so groß, daß sie es vermag, diese Schatten mit Blut zu erfüllen. Auch soll (und braucht) nicht verschwiegen zu werden, daß die Kunst der Dunkelkammer Möglichkeiten besitzt, im Leben Unmögliches wie mit einer wunderbaren Kraft vorzutäuschen (und darin liegen, wie H. H. Ewers mit Recht zum Lobe der Kinematographie vorgebracht hat, Perspektiven in ein neues, weites und reiches Land phantastischer Augenweide), aber hier, in Italien, spürt man von diesem Besten, das die abrollenden Filme zu bieten vermögen, so gut wie nichts. Die an allen Ecken und Enden von Florenz etablierten Kinematographen bieten nichts weiter als Surrogate für theatrale Kunst. Und so sind sie ein böses Zeichen für den Geschmacksverfall dieses Volkes, dessen Vorfahren im Schaffen und Genießen lebendiger Kunstwerke einen so starken, edlen, reichen Geschmack bewahrt haben, daß unsere Bewunderung für sie zur Ehrfurcht wird.

Es gibt auch alte Florentiner nicht englischer Abkunft, die empört darüber sind, wie frevelhaft gefühllos in Florenz gegen den alten Charakter der Stadt gesündigt wird. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihre Villen hinauszufahren, wo die alte unvergleichliche Schönheit einer entzückenden, durch Kunst noch gehobenen Natur ruhig weiterlebt.

Welch ein Kunstwerk sind die Hügel von Fiesole mit ihren Villen, Gärten, Terrassen, Mauern. Das Wort wunderbar, das wir so oft eitel nennen, stellt sich hier mit seinem ganzen Sinne ein.

Aber man muß sich, die einzige Schönheit dieses Freiluftkunstwerks größten Stiles zu genießen, nicht damit begnügen, die Trambahn zu nehmen und zur Piazza di Mino in Fiesole hinaufzufahren. Und man muß auch nicht meinen, Fiesole sei bloß ein besonders schöner Aussichtspunkt auf Florenz, so daß man etwa seiner Touristenpflicht genügt hätte, wenn man zu den Franziskanern hinaufgestiegen ist, von wo aus man in der Tat einen herrlichen Blick auf die Stadt und das Arnotal genießt. Oder ein Besuch des römischen Theaters sei das Wichtigste. Oder man müsse die Kathedrale gesehen haben. Oder das malerische und („Gott, wie dreadig!“) höchst interessante „echt italienische“ Winkelwerk der Via dei caldani bestaunen (voll Dankbarkeit im Herzen, daß „so was in Deutschland denn doch unmöglich ist“). Selbst die Fahrt über Castel di Poggio und Castel Vingiliato nach Settignano und so nach Florenz zurück, durch die sich der Wissende vor den Unerfahrenen auszeichnet, die einfach (und billiger) wieder mit der Trambahn zum Domplatz zurückkehren, genügt nicht. Sie zeigt viel Schönes, aber nicht das Schöne, das auf der ganzen Welt nur Fiesole zu zeigen hat: die Komposition dieser Hügelgemeinde aus Villen und Gärten, Terrassen und Mauern, Frucht- und Blumenfeldern, Olivenanpflanzungen und Gehölzen. Will man eine Ahnung davon gewinnen, so muß man entweder vom höchsten Stadtteile Borg'unto aus, oder hinterwärts der Kathedrale den Weg überm Mugnone zurückgehen und dann, abseits von der Trambahnstraße, den alten Fahrweg zwischen den großen unteren Villengartenmauern bis nach Florenz verfolgen. Wer dies getan hat, unterläßt es gewiß, am nächsten Tage im häßlichen Gekreische von Florenz herumzusteigen. Er hat den Zauber der wunderbarsten etruskischen Kunst gespürt: aus einem Stück Natur ein Stück lebendigster Kunst zu machen, die Natur dem Menschen nicht bloß materiell, sondern ästhetisch zu unterwerfen: die Natur zum Gedichte zu bewältigen, ohne ihr Zwang anzutun. Und er wird zurückkehren, sich näher in dieser nicht verkünstelten, sondern zur Kunst sublimierten Natur umzusehen. Wobei ich ihm gerne zum Führer dienen will.

(In einem späteren Aufsatz.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Ligmann.

VIII. Drama der Gegenwart. Lyrik.

Wenn ich Sudermann zu den Vertretern des Naturalismus gezählt habe, so muß ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, bekennen, daß ich dabei Naturalismus im weitesten Sinne faßte, als vorbehaltlose, durch

keinerlei Rücksichten auf gesellschaftliche Sitten und Vorurteile geschminkte Bloßstellung der menschlichen Natur. In diesem Sinne ist Sudermann Naturalist und ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Naturalisten

im engeren Sinne aber begnügen, oder begnügten, sich nicht mit dieser Erweiterung des dichterischen Stoffgebiets, sondern ihnen kam es ebensosehr, wenn nicht an erster Stelle darauf an, auch in ihren Ausdrucksmitteln — d. h. der Art, wie sie ihre Personen vor allem sprechen ließen — eine absolute Naturwahrheit zu erzielen, also für das Ohr ein unverfälschtes Klangbild zu verschaffen, wie für das Auge ein Gestaltbild mit dem photographischen Apparat auf der Platte festgehalten und wiedergegeben wird. Als ausgesprochener Naturalist in diesem Sinne ist zuerst nach dem Vorgang von Johannes Schlaf und Arno Holz Gerhart Hauptmann (1862) in seinen Dramen „Vor Sonnenaufgang“ (1889), „Das Friedensfest“ (1890) und „Einsame Menschen“ (1891) aufgetreten, und hat mit den „Webern“ einen Höhepunkt der naturalistischen Technik erreicht, der bei dem Erscheinen dieses Stückes den endgültigen Sieg des Naturalismus über die alten verbrauchten Kunstmittel zu verbürgen und zu beweisen schien. In Wirklichkeit ist aber dieser Triumph des Naturalismus als der vermeintlich für die Gegenwart und Zukunft einzig möglichen Kunstform nicht dem Naturalismus zu danken, sondern an erster Stelle, wenn nicht allein dem Umstand, daß ein wirklich großer Poet sich dieses Ausdrucksmittels für seine Gestalten und Ideen bediente. Und das erklärt es auch, daß von all den naturalistischen Dramen, die die achtziger und neunziger Jahre uns beschert haben, fast allein die genannten Dramen Hauptmanns die Hochflut des Naturalismus überdauert haben, daß auch heute noch, wo eine entschiedene Abkehr vom Naturalismus zur Tatsache geworden ist, Hauptmanns „Weber“ und „Einsame Menschen“ mit der gleichen, ja mit einer womöglich noch gesteigerten Kraft die Seele des Lesers und Zuschauers in ihren Bann zwingen, wie vor einhalb Jahrzehnten; erklärt es sich, daß auch der Spätling des Naturalismus, der 1899 erschienene „Fuhrmann Henschel“, sowohl damals wie auch heute, ganz unabhängig von den naturalistischen Ausdrucksmitteln, uns packt und ergreift als eine künstlerische Offenbarung von einer Größe, deren Wirkung an keine Zeit

gebunden, von keiner Mode abhängig ist; erklärt es, daß die in eines seiner jüngsten Dramen „Und Pippa tanzt“ eingesprengten streng naturalistischen Szenen von dem sonst gar nicht auf den naturalistischen Ton gestimmten Publikum von 1906 mit reinem Behagen genossen wurden. Denn es ist eben nicht der Vertreter einer bestimmten Richtung, nicht ein geschworener Verfechter eines bestimmten Kunstprinzips, der in Gerhart Hauptmann zu Worte kommt, sondern ein frei gestaltender Poet, der für die in seinem Innern nach Gestaltung ringenden Ideen die Ausdrucksmittel sich zu suchen das Recht und zu finden und zu meistern die Kraft hat, die sie ihrem Wesen nach verlangen. Ein Poet, der deshalb auch unbedenklich mitten in der Hochflut des Naturalismus in seinem Drama „Hanneles Himmelfahrt“ (1892), in dem im Traume eines gequälten Kindes ein grauenvolles naturalistisches Bild menschlichen Elends entrollt wird, den erlösenden und befreienden Gedanken verkörperte in der Gestalt des Gottessohnes, der für alle, die da Leid tragen, das versöhnende Wort spricht: „Mit diesen Tränen wasche ich deine Seele von Staub und Qual der Welt. Ich will deinen Fuß über die Sterne Gottes erheben.“ Es ist selbstverständlich, daß ein so rastlos, so pausenlos schaffender Dramatiker wie Hauptmann nicht immer sich auf gleicher Höhe hält, daß zwischen vollreifen und weithin leuchtenden Schöpfungen sich weniger Gelingen und Schwaches nachweisen läßt, wie er denn im Laufe der Jahre mehr als einmal seinen Freunden Enttäuschungen bereitet hat. Aber das eine ist sicher, daß ein Dramatiker, der uns zwei Komödien, wie „College Crampton“ und „Der Biberpelz“, geschenkt hat, der mit seinem großen Lebensbekenntnis, dem Drama „Die versunkene Glocke“ (1896), dem im trostlosen Einerlei der Alltagsorgen versinkenden Bett des deutschen Dramas wie einen Strom goldener Jugend die tiefsinnige Symbolik des deutschen Märchens und die herbe Frische deutscher Wald- und Bergluft als lebendige Kraft zugeführt hat, ein Poet ist, dessen wir uns freuen dürfen und sollen, und dessen auch unsere Nachkommen sich freuen werden, auch wenn er sein

letztes Wort schon gesprochen haben sollte. Hauptmann hat vielleicht am meisten geschadet, daß man ihn nach seinen ersten Erfolgen einseitig unter dem Gesichtspunkt des Dramatikers betrachtet hat und bis heute betrachtet; daß man infolgedessen seine theatralischen Mißerfolge als Zeichen versagender Kraft gewertet und dadurch wieder den Dichter zu immer erneuten, wie mir oft scheinen will, überhasteten Vorstößen als Bühnendichter gestachelt hat.

Unter den jüngeren Dramatikern, denen Hauptmann den Weg auf die Bühne gebahnt hat, und die, ohne als seine direkte Nachahmer gelten zu können, doch in der Weltanschauung, in der Stoffwahl und in der Technik mit ihm eine gewisse Verwandtschaft zeigen, die zum Teil allerdings wieder auf gemeinsame Vorbilder — Tolstoi, Zola, Ibsen — zurückzuführen ist, ist an erster Stelle der jetzt 43jährige Max Halbe zu nennen. Er hat vor allem in seinem 1893 erschienenen Drama „Jugend“ einen neuen Ton angeschlagen, der in dem Register des deutschen Naturalismus bisher gefehlt hatte, den Ton einer jugendlichen Leidenschaft. Zwei blutjunge, reine, warmblütige Geschöpfe, die im Rausch und Duft des Frühlings draußen und in der eigenen Brust die süße Frucht der Liebe mit rascher Hand pflücken und dafür büßen — ein elementares Ereignis dramatisiert. Naturgewalten, die, wie sie den Saft in die Zweige treten lassen, Jugend zu Jugend führen und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit grausam und schön zugleich im Frühlingssturm das kaum knospende Glück vernichten. Freilich ist es ihm nicht geglückt, diesen Ton als Dominante festzuhalten und siegreich durchzuführen, weder in diesem, noch in seinen späteren Dramen, trotzdem sie ein ernsthaftes, beharrliches und auch stellenweise erfolgreiches Streben bekunden, seine Menschen aus dem Bann ihrer Stimmungen zu befreien. Es ist ihm bisher nicht gelungen, neben jenen reizbaren, dem Eindruck des Augenblicks wehrlos preisgegebenen Stimmungsmenschen innerlich ebenso glaubhafte zielbewußte und tatfreudige Lebenskünstler zu schaffen, Flackerfeuer durch dauernde Glut zu ersetzen, Leidenschaft in Kraft zu verwandeln und im Spiegel des Lebens nicht nur die zu

zeigen, die im Sturm scheitern und stranden, sondern auch die, die, das Steuer fest in der Hand, landen, und auf dem Neuland, das sie erobert haben, ernst und freudig die Arbeit aufnehmen und leisten, deren Früchte die nach ihnen Kommenden ernten sollen.

Ähnlich ist es mit dem jetzt 35jährigen Georg Hirschfeld, der bei seinem ersten Auftreten, vor allem mit seinem 1895 erschienenen Drama „Die Mütter“, einem naturalistischen Familiengemälde, von einem intimen Reiz und von einer Feinheit und Vornehmheit, namentlich in der Zeichnung weiblicher Charaktere, die dem Werk trotz der Jugend des Verfassers und der zweifellosen Beeinflussung durch Hauptmann eine ganz persönliche Note gab, große Hoffnungen erregte, die er mit seinen späteren Arbeiten auf diesem Gebiet bisher jedenfalls nur zum Teil erfüllt hat. Gleichwohl ist sein 1898 erschienenes Schauspiel „Agnes Jordan“ eine, wenn nicht die reifste und schönste Frucht des deutschen Naturalismus, ein Werk, das, so wenig es bisher die Wertung gefunden hat, die ihm gebührt, die beste und sicherste Gewähr dafür zu bieten scheint, daß Hirschfeld trotz mancher fehlgeschlagenen Versuche in den letzten Jahren sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, und das jedenfalls meiner festen Ueberzeugung nach in kommenden Zeiten in seiner inneren Vornehmheit, seiner Innerlichkeit und seinem helläugig in die Zukunft blickenden jugendlichen Ernst als Zeugnis der Jugend, die an der Schwelle des 20. Jahrhunderts in Deutschland zu Worte kam, fortleben wird.

Im ersten Rausch über die mit den Mitteln des Naturalismus erreichbare und erreichte ungeheure Erweiterung des Stoffgebietes, angesichts des Verjüngungsprozesses, den durch die naturalistischen Farben und Formen auch älteste und scheinbar verbrauchte Motive erfuhren, war man in weiten Kreisen, vor allem den Kreisen der schöpferischen Jugend, der Meinung, in dem Naturalismus überhaupt die künstlerische Form der Zukunft gefunden zu haben, den Weg, auf dem fortan sich alle Schaffenden zusammenscharen würden, die nicht nur berufen, sondern auch auserwählt wären.

Und vor allem auf dem Gebiet des Dramas galt es geradezu als ein unantastbares Dogma, daß mit den alten Formen überhaupt nichts mehr zu machen wäre, und daß selbst das scheinbar mit dem alten idealistischen Stil untrennbar verwachsene historische Drama in der Zukunft nur dann noch Daseinsberechtigung habe, wenn es versuche, sich im Naturalismus zu verjüngen. Dieser Versuch wurde auch tatsächlich gemacht von Gerhart Hauptmann mit seinem „Florian Geher“, wobei sich jedoch — trotz der auch hier bekundeten poetischen Kraft — sehr schnell herausstellte, daß hier der Naturalismus versagte. Der schöne Traum von einer Stileinheit für das Drama der Zukunft im Naturalismus wäre also schon allein hiermit als ein Wahn erwiesen gewesen, hätte nicht schon vorher Hauptmann selbst in „Hannele“ und unmittelbar darauf in der „Versunkenen Glocke“ diese Stileinheit auch auf anderem Gebiete durchbrochen. Heute kann denn auch tatsächlich von einem solchen einheitlichen Stil nicht mehr gesprochen werden. Sondern die Jugend sucht wieder auf den verschiedensten Wegen und in den verschiedensten Formen ihr Ziel zu erreichen, bald, wie Hauptmann, den Stil dem jeweiligen Stoff anpassend, bald aus ihrem individuellen Temperament heraus, sich die dramatischen Ausdrucksmittel wählend und modelnd.

Aber ein gemeinsamer Zug läßt sich doch nicht verkennen, derselbe, den wir auch auf dem Gebiet des Romans feststellten, ein Drang, die Verschärfung der geistigen und physischen Sinnesorgane, die die moderne Dichtung sich in der Schule des Naturalismus erworben hat, zu verwerten für die intensivste Veranschaulichung der zartesten und geheimsten Vorgänge des Seelenlebens, ohne sich aber dabei der naturalistischen Ausdrucksmittel zu bedienen. Man könnte also wohl von einem vergeistigten Naturalismus reden. Und es ist vollkommen begreiflich, daß diese modernsten Dramatiker eine Vorliebe für den Symbolismus hatten, d. h. daß sie die Natur, deren Bild sie auf Grund schärfster, subtilster Beobachtungsvorgänge in sich trugen, wiedergaben im Bilde,

sei es eines Märchens, sei es einer in einer erträumten Welt sich abspielenden phantastischen Komödie, sei es einer Verschärfung aller Linien und Formen über die Naturmöglichkeit hinaus, sei es schließlich in einer Versetzung intimster Vorgänge modernen Seelenlebens in eine mythische oder historische Vergangenheit, gelegentlich unter Verwertung schon von Dichtern der Vorzeit verwendeter Motive und Gestalten. Ich denke hier an Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“, „Und Pippa tanzt“ (Eubermanns „Drei Reiherfedern“), an Fuldas „Talisman“, an Arthur Schnitzlers (geb. 1862) drei Einakter „Paracelsus“, „Die Gefährtin“ und „Der grüne Kakadu“ (1899), die sehr lebendig die Uebergänge vom reinen Naturalismus zum vergeistigten Naturalismus veranschaulichen, an die vier Einakter Schnitzlers „Letzte Stunden“ (1902) und an die drei Einakter „Marionetten“ (1906), an Frank Wedekinds (geb. 1864) „Erdgeist“ (1895), „Der Kammerfänger“ (1899), „Die Büchse der Pandora“ und schließlich an Hugo von Hofmannsthal's „Elektra“ (1903), „Oedipus und die Sphinx“ (1906). Eine eigentümliche Form der Wiederbelebung der äußeren Technik des Naturalismus bei gleichzeitiger Vergeistigung seiner Ausdrucksmittel und ausgesprochenem inhaltlichem scharffen Gegensatz zu der Welt des Naturalismus hat uns Thomas Mann in seiner „Fiorenza“ gegeben. Er zeigt eine Neigung, gelegentlich den strengen Schluß des dramatischen Gefüges in eine Reihe von in ihrer Breite fast epischen Bildern aufzulösen. Während Hugo von Hofmannsthal besonders in seinen früheren Dramen „Der Tor und der Tod“ (1894) und dem „Theater in Venedig“ (1899) das Drama mit einem so starken subjektiven Stimmungsgehalt erfüllt, daß die Reden der Handelnden oft in lyrische Improvisationen ausklingen, die auch durchaus mit dem Reiz eines lyrischen Gedichtes auf den Leser und Hörer wirken.

Wenn ich so wie bei dem Roman versucht habe, in einigen Typen der modernen Dramatiker die Wege und Ziele anzudeuten, in denen und zu denen sich das Drama der Gegenwart

bewegt, um den Leser dadurch in den Stand zu setzen, von diesem Aussichtspunkt aus sich in dem Wirrwarr der Urteile und Meinungen zurechtzufinden und sich jedenfalls über die Gründe mancher vielleicht befremdenden Erscheinung klar zu werden, so möchte ich zum Schluß noch ein Wort über die Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart sagen.

Ich komme damit gleich zu dem heikelsten Teil meiner Aufgabe, heikel nicht so sehr um der erdrückenden Fülle des Stoffes willen, der eine Auswahl so schwer macht, sondern vor allem deswegen, weil die Lyrik als subjektivste Form des dichterischen Ausdrucks ein so zartes, besonderes Verhältnis zwischen dem Kunstwerk und dem Leser zur Voraussetzung hat, daß die Einmischung eines Dritten, wenn sie auch in der besten Absicht geschieht, vom Uebel oder mindestens überflüssig erscheinen könnte. Mehr wie bei irgendeiner anderen Dichtung entscheidet hier das subjektive Empfinden des einzelnen Lesers und hat ein Recht, mit einem „Das gefällt mir“ oder „Das gefällt mir nicht“, „Das läßt mich kalt“, ein entscheidendes Urteil abzugeben, das niemand anzufechten das Recht hat. Bei einem Roman oder einem Drama kann man einem schlechthin ablehnenden Urteil gegenüber unter Umständen eine Art Gegenbeweis des künstlerischen Wertes antreten oder umgekehrt angesichts einer offenbaren Ueberschätzung durch Heranziehung von künstlerisch höherstehenden Vergleichsobjekten anderen die Augen für die Mängel erschließen. Bei einem lyrischen Gedicht aber geben so unwägbare und unmeßbare Schwingungen der Seele und des Temperaments den Ausschlag, daß die Zahl der Dichter und der Dichtungen, die auf Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, traurige und freudige Menschen gleiche oder annähernd gleiche Wirkung ausüben, sehr beschränkt ist. Und auch bei diesen muß der Wählende immer noch sehr viel häufiger auf Widerspruch oder Gleichgültigkeit gefaßt sein, wie wenn es sich um epische oder dramatische Dichtungen handelt. Ein lyrisches Gedicht ist wie eine Blüte am Gewande einer schönen

Frau, es muß wie jene zu der Farbenstimmung des Kleides der Trägerin, zu der Farbenstimmung der Seele des Lesers passen.

Der beste Beweis dafür sind die zahlreichen Anthologien lyrischer Gedichte. Es ist erstaunlich, wie klein der Kern und Stamm von Gedichten ist, den sie alle oder ihre Mehrzahl miteinander gemein haben, und es wird wohl kaum eine zu finden sein, die nicht jedem Leser etwas zu wünschen übrig ließe, in der er nicht besondere Lieblinge vermisse. Eben deshalb aber möchte ich hier auch den dringenden Rat geben, nicht allzubiel, der Mode der Zeit folgend, diesen Sammlern und Sammlungen die Entscheidung dafür zu überlassen, was man an lyrischen Dichtern lesen soll, jedenfalls nicht allein. Sondern beizeiten dafür zu sorgen, daß man die Poeten, die man um eines oder einiger Gedichte willen lieb gewonnen und ins Herz geschlossen hat, zu sich ins Haus ladet, d. h. sie kauft, und zwar nicht nur die Toten, sondern auch die Lebenden.

Ich gebe dabei von vornherein zu, daß die Ausführung — und zwar nicht nur, was die Lebenden betrifft — dadurch erschwert wird, daß die Dichter in den von ihnen selbst veranstalteten Sammlungen ihrer Lyrik meist zu viel geben und nicht genügend berücksichtigen, daß lyrische Gedichte nicht massenweise konsumiert werden können, daß, je besser das Gedicht und je besser der Leser ist, beide Zeit und Raum — im übertragenen Sinne — brauchen, um für den Leser wirklich eine Bereicherung seines Innenlebens zu bedeuten. Je strenger die Auswahl ist, desto eindringlicher spricht jedes einzelne zum Leser, und desto näher kommt er dem Dichter. Deshalb ist die Sammlung von fünfzig Goetheschen Gedichten, die die deutsche Dichtergedächtnisstiftung veranstaltet hat, ein so glücklicher Gedanke, der Nachahmung im weitesten Sinne verdiente, jedenfalls mehr als die übrigen Blüthenlesen, in denen hundert und mehr Dichter zusammengerafft, und mit zwei oder drei Proben unzulänglich vertreten, weder den Dichtern gerecht werden, noch den Lesern.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.

Von Emmy Destinn.

(Fortsetzung.)

Vierte Szene.

Anna, Richard Pewny (ein gutmütig aussehender, einfacher Mann).

Anna: Abend! Da wären wir schon.

Richard Pewny (grüßt): Guten Abend.

Rahel: Es ist ja noch nicht halb sieben.

Anna: Noch nicht ganz. Doch wir wollten uns noch auf ein Stündchen irgendwohin setzen, vielleicht zu —

Georg: Ich fühle mich heute gar nicht wohl, habe großen Kopfschmerz, würde es also vorziehen, hierzubleiben.

Anna (mit einem Blick auf Rahel): Hier wird doch gleich geschlossen!

Rahel: Erst um sieben Uhr. Dann bringt mich Georg heim.

Anna: Mit einem Wort: ihr habt keine Lust mitzukommen. Ich will euch ja nicht zwingen — aber: (beutlich) Rahel soll nicht wieder spät nach Hause kommen. Ich habe sie abgeholt und bin die erste, welche Schelte bekommt — Rahel, Du mußt kurz nach 8 Uhr zu Hause sein.

Georg: Ich verspreche es Ihnen.

Rahel: Wo geht ihr hin?

Richard Pewny: Wir wollten zum Belvedere herauf, wenn ihr aber nicht mitkommt, bleiben wir unten in der Stadt, irgendwo in der Nähe. —

Anna: Wir suchen keine Einsamkeit.

Georg: Steh da — wie böshaft!

Anna: Ich ärgere mich, daß ihr nicht mitwollt. Schade, da ist's gleich lustiger.

Georg: Ich mit meinem Kopfschmerz würde nicht sehr zur allgemeinen Lustigkeit beitragen. Wir bleiben hier.

Anna: Mir ist's ja recht — nur möchte ich keinen Sturm heraufbeschwören — sorgen Sie dafür, daß Rahel zur Zeit heimkommt. Ihre Mutter sieht es gar nicht gern, wenn sie in der Nacht nicht da ist.

Rahel: In der Nacht! Ist denn 8 Uhr schon Nacht? Du sprichst manchmal recht merkwürdig.

Anna (beleidigt): Verzeihe — ich wollte Dir nur eine Unannehmlichkeit ersparen — im übrigen: tue, wie Du willst!

Rahel (trotzig): Das werde ich auch tun.

Georg (beschwichtigend): Nur nicht aufgereg — ich gebe Ihnen mein Wort, Rahel vor 8 Uhr abzuliefern. Sind Sie nun zufrieden?

Anna: Gewiß. Rahel ist ein wenig leichtsinnig, sie denkt nicht daran, daß man ihr durch einen Verdacht diese schönen Stunden arg verderben könnte. Ihre Mutter ist sehr streng und

der Onkel auch. Also — ich habe Ihr Versprechen. Adieu, Kinder! Ich komme morgen vormittag hinauf.

Rahel (reicht Anna die Hand): Adieu, Du Moralistin. —

Anna: Auch gut. Besser vorher predigen, als nachher bedauern.

Richard Pewny (zieht den Hut): Guten Abend, Adieu, Rahel.

Rahel: Auf Wiedersehn!

Georg: Guten Tag, Fräulein Anna, Adieu. (Flüchtiger Gruß zu Pewny. Anna, Richard Pewny gehen.)

Fünfte Szene.

Rahel: Nun sind wir sie los.

Georg: Schade, daß wir nicht noch länger bleiben können. — Jetzt wird es am schönsten — die Hitze hat nachgelassen, die Luft ist so lau — diese Abende hier sind wahrhaft ein Märchen — so — mit Dir.

Rahel: Gehn wir dann später zur Moldau herunter? Wie vorgestern? Es ist so herrlich — namentlich, wenn die Dämmerung kommt — dann kann man nahe aneinander gelehnt die Sterne betrachten — wie sich ihr Schein im Wasser spiegelt —

Georg (plötzlich entschlossen): Heute gehen wir durch die Stadt — Du sollst mich nach Hause bringen —

Rahel: Wir müssen dann etwas früher aufbrechen, es ist ein weiter Weg — und ich muß zur Zeit zurück sein...

Georg: Um sieben Uhr gehn wir von hier fort, dann bist Du um 1/2 8 vor meinem Hause und um acht Uhr bei Dir zurück. — Ich muß noch etwas studieren, übermorgen ist die erste Probe von „Rean“ und ich bin vollkommen unvorbereitet — habe die Rolle seit einer Ewigkeit nicht wieder gespielt.

Rahel: Schade, daß wir so bald scheiden müssen. Am liebsten bliebe ich stets bei Dir — auch jetzt — am Abend.

Georg: Es geht eben nicht, das ist das Dumme dabei.

Rahel: Ich habe gehofft, daß Mutter und Jaddi übermorgen einen kleinen Ausflug machen — Mutter fährt auch wirklich auf einen Tag fort — aber der Onkel bleibt zu Hause.

Georg: Siehst Du! Der will aufpassen. Es ist furchtbar. Nie kann man ganz allein und ungestört sein! Hier ist es die Anna oder ihr Herr Bräutigam — dort der Onkel oder weiß Gott sonst wer. — Und doch quält mich stets der Gedanke, Dich in meine Arme schließen zu können... fest, fest — so nahe — ganz nahe —

Rahel (schauend, zitternd): Oh, Georg... Wenn Du mich so ansiehst, wenn Du so sprichst — fühle ich es in meinem innersten Herzen...
Liebst Du mich auch so tief, wie ich Dich?

Georg: Wie soll ich es Dir sagen? Die Sprache reicht hier nicht aus. — — Es gibt Dinge, die man nicht sagen kann, sie wollen empfunden werden. — — Es gibt Gedanken, welche tief in der menschlichen Seele verborgen sind, tiefer als hier die toten Herzen... . . . sie schlafen so still und friedlich, bis sie eines Tages mit unsagbarer Kraft nach oben streben — den Schädel fast zersprengen: „Du mußt! Du mußt!“ Wie soll man da noch ankämpfen, wie soll man sich nur wehren?

Rahel: Dasselbe sagte mir mein Herz, als ich Dir jenen Brief geschrieben habe...
Eines Tages begriff ich, daß ich Dir angehöre, daß ich ohne Dich nicht leben kann — — —

Georg (ausbrechend): Rahel! Süßer! (er bezwingt sich) Nein, nein, das, was ich hier sagen will, darf ich nicht — darf es niemals aussprechen.

Rahel: Was hast Du? Wieder blickst Du so fremd. Hast Du Kummer?

Georg: Nein — süßes Kind... . . . Sieh mich nur an — Deine Augen sind so tief — und doch so seltsam klar, wie die tiefen dunklen Wasser, man sieht den Grund — und doch ist er unerreichbar... . .

Rahel: Sieh — die Sonne wird schon röter — nun bekommen die Toten auch einige Strahlen... . . Hier, gleich rechts ist das Grab des Rabbi Bezalel Löw, des großen Gelehrten — — er war ein Zauberer. Hast Du nie von ihm gehört... . . ?

Georg (sieht Rahel unverwandt an): Nie... . . erzähle... . .

Rahel: In unsern Büchern steht sein Name mit großen Buchstaben gedruckt, mit ewigem Dank denken wir an ihn zurück... . . Er war so gut... . . half den Armen und gab ihnen seinen Rat — er hatte den Stein der Weisen gefunden, sagt man, und hat die Kunst zu zaubern erlernt... . . Er schrieb einst mit geheimen Buchstaben den Namen Gott auf einen Zettel und legte ihn seinem tönernen Diener, dem Golem unter die Zunge... . . da lebte diese Steinfigur auf und tat, was er ihr befohlen hatte... . . bis er eines Tages, Schabbes war's, in den Tempel — hier draußen — ging und vergaß, dem Golem den Zettel aus dem Mund herauszunehmen. — — Er las gerade den 92. Psalm, da kamen seine Leute hereingestürzt, der Golem sei toll geworden, er zerschläge alles in der Wohnung... . . Sofort eilte der Rabbi, trotz des Verbotes, nach angefangenem Abendgottesdienst nichts mehr zu unternehmen, nach Hause und nahm dem Golem den Zettel aus dem Mund, worauf dieser sofort leblos zur Erde fiel. Dann lehrte der Rabbi

wieder zum Tempel hin und las den begonnenen Psalm noch einmal — — seit der Zeit wird der 92. Psalm stets zweimal gelesen.

Georg: Süßes Mädchen! Hat Dir der Onkel diese Geschichte erzählt?

Rahel: Ja. Und noch viele andere — — diese ist aber die schönste.

Georg: Hat denn der Rabbi wirklich vergessen, dem tönernen Diener den Zettel aus dem Mund zu nehmen?

Rahel: Ja. Er tat es sonst jeden Sonnabend vor dem Gottesdienst — damals hat er aber wohl vergessen. — — Da ist der Golem toll geworden, denn Gott befiehlt ja sechs Tage Arbeit und einen Tag Ruhe.

Georg: Eine schöne Sage! Schade, daß diese Erzählungen nicht wahr sind!

Rahel: Unsere Bücher schwören, daß alles das geschehen ist. Der Rabbi hat alles verstanden, warum sollte er seine Kunst nicht ausnützen?

Georg: Könnte ich auch zaubern!

Rahel: Was würdest Du da beginnen?

Georg: Uns beide fortzaubern — in ein fernes, herrliches Land. In das Land der Liebe — —

Rahel: Dieses Land ist überall und nirgendwo. Wir können es uns schaffen —

Georg: Aber ich meine ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben wird!

Rahel: Gibt es denn so etwas?

Georg: Freilich, mein süßer, weißer Engel! Ein Paradies, in welchem man nur die Augen zu schließen braucht und — nicht mehr zu erwachen... . . dann ist unsere Seele einfach dort geblieben — — —

Rahel: Jetzt erzählst Du wieder Märchen —

Georg: Schade, daß ich den alten Rabbi Löw nicht erwecken kann... . . er müßte mir seine Kunst beibringen!

Rahel: Nach einem nahezu dreihundertjährigen Schlaf würde ihm das Aufstehen wohl schwer fallen... . . Laß ihn ruhn... . . Er hat diese letzte Ruhe verdient! Zu seinen Lebzeiten war er oft bei dem großen Kaiser Rudolf II. zu Gaste. Einmal wünschte der Kaiser die Urbäter Abraham, Isaak, Jakob und die Söhne Jakobs zu sehen. Der Rabbi folgte nur ungern, wagte aber dem Kaiser gegenüber nicht zu widersprechen und führte schließlich die ganze Gesellschaft in einen entlegenen Saal der Burg. Hier stellte er sich in eine Fensternische und bat die Versammlung, daß niemand lache, wenn die geheiligten Gestalten der Patriarchen vorüberziehen. Plötzlich verschwand der Rabbi in dichtem Nebel, und kurz darauf sah man eine hohe Gestalt eines würdigen Greises aus dem Nebel auftauchen. Er war in ein faltenreiches Gewand gekleidet und hell erleuchtet, schwebte so einen Augenblick

vor den Versammelten und zerfloß wieder zu Nebel. Das war die Gestalt Abrahams. Dann erschien Isaak, dann Jakob und dessen Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Gad, Asser, Issaschar, Sebulon, Joseph, Benjamin —

Georg: Wie gut Du ihre Namen weißt —

Rahel: Spöttle nicht — — laß mich weiter erzählen — — nun: alle zogen also vorbei — und plötzlich tauchte aus dem Nebel auch Naphtali, der Häßlichste unter ihnen, ein rot-haariger, kleiner Mensch, welcher eilig vorüber-jagte, als wollte er seine Brüder einholen — — bei diesem Anblick konnte sich der Kaiser nicht des Lachens enthalten. Da verschwand die Wolke und Schreckensrufe ertönten im Saal. Die hohe gemalte Zimmerdecke wankte und senkte sich immer tiefer und tiefer. Die Höflinge wollten fliehen, doch keiner konnte sich von seinem Plaze bewegen. Da rief der Kaiser dem Rabbi zu, er solle doch die feindlichen Mächte beschwichtigen. Der Rabbi trat aus der Nische heraus, breitete die Hände aus und sagte einen Spruch. Noch ehe er zu Ende gesprochen, blieb die Decke stehen und senkte sich nicht tiefer. Der Kaiser und die Höflinge atmeten auf, als sie den Saal verlassen, dessen Decke nie mehr in ihre frühere Lage zurückkehrte. Der Kaiser betrat nie mehr dieses Gemach und ehrte den Rabbi nachher so hoch wie vorher.

Georg: Ein unhelmlicher Mann, dieser Rabbi!

Rahel: Hunderte von solchen Beispielen könnte ich Dir erzählen — —

Georg: Weißt Du sie alle von Deinem Onkel?

Rahel: Von wem sonst? Ich war stets menschenfeind, dem Onkel aber mußte ich vertrauen. Er spricht genau wie die alten Bücher.

Georg: Wie herrlich ist es, eine solche Phantasie zu besitzen! Freilich, in dieser Stadt wachsen ja ganz andere Menschen auf — jeder Winkel, jedes Haus spricht da von alten, unheimlichen Geschichten — — —

Rahel: Die meisten Sagen sind auf der Kleinfeste zu Hause. Du weißt schon — —

Georg: Ja — da kenne ich einen alten Weg — — er führt vom Hungerturm herab — — eine kleine Anhöhe — von dort kann man die ganze Stadt zu seinen Füßen liegen sehen ... Dort küßte ich Dich zum erstenmal — — — so lang und so süß —

Rahel: An diesen Abend dachte ich oft schon zurück. — Es war eine Stille in der Luft, so merkwürdig festerlich war alles um uns her ... Du hieltest mich so fest an Dich gepreßt — Dein Mund berührte den meinen — mir schwanden fast die Sinne — —

Georg (fast erschreckt): Rahel! (stammelnd) mein Gott — mein Gott ...

Rahel: Hörst Du es nicht gern?

Georg: Ach Kind! Süßes Lieb! Ewig könnte ich da lauschen — — Deine Erzählung ist ein herrlicher Irrgarten — noch stehe ich zagend vor dem Eingang — ich möchte darin nicht den letzten Rest meines Verstandes verlieren!

Rahel: Ich verstehe nicht ganz —

Georg: Mir selbst möchte ich trenn bleiben! Hege, süße Hege! möchte mich nicht von Dir umstricken lassen — möchte nicht von meinem Pfad weichen ... und doch — — Mein schönes Mädchen — ein jeder Mann ist ein Schuft —!

Rahel: Oh, Georg!

Georg: Ich wußte nie, daß mein einfacher Name so süß klingen kann! Sag ihn noch einmal —

Rahel: Georg! Süßer Georg ...

Georg: Wie schön Du bist! So, in dem roten Licht, mit Deinem stolzen Profil und Deinen traumtiefen Augen ... Du — Sommer-nachtsstraum meiner scheidenden Jugend! Nein, bei Dir, mit Dir bin ich jung, wie ein froher Student! trotz meiner weißen Haare —

Rahel: Nun — so grau bist Du doch noch nicht! Geh, warum willst Du Dein Alter mit Macht erzwingen?

Georg: Ja — ja! Erzwingen ... das klingt sehr nett.

Rahel: Mir ist's ja gleich, wie alt Du bist. — Für mich bist Du der Schönste, Jüngste, Liebenswerteste — —

Georg: So ist's recht, mein süßes Mädchen! Lieben sollst Du mich! sehr! mich dürstet's nach Deiner Liebe — — mein Verlangen kannst Du niemals stillen ... Wie schnell ist doch diese Liebe entbrannt, wie hat sie mich gepackt — — immer Du und wieder Du! Deine Augen geben mit mir — Deine Jugend — Deine Schönheit, der Klang Deiner Stimme verläßt mich nicht! Was soll ich tun? wie soll ich entkommen?

Rahel: Entkommen? Warum? es muß wohl so sein, daß wir beide uns gefunden haben! Menschen, welche zusammengehören, finden sich immer! Täglich danke ich Gott für diese Gnade ... Was wäre mein Leben ohne Dich? Und sollte es unser Geschick auch wollen, daß Du mich später verläßt — ewig bleibe ich Dir für diese schöne Zeit dankbar!

Georg: Du beschämst mich! Was habe ich denn getan? Ich bin ja selig, wenn ich in Deiner Nähe weilen kann. Du bist die Gebende und ich der Empfangende: Glaubst Du denn nicht, daß geben seliger ist denn nehmen?

Rahel: Wir beide geben und beide nehmen — — Ach, wenn ich Dir nur mein ganzes Herzblut schenken könnte! Wie glücklich wäre ich da ...

Georg: Alles geben — ja — alles . . . und ich soll nicht der Empfangende sein! Das ist entsetzlich. Nein, was fasse ich da: ich soll nicht — ich muß ja, dieses Verlangen tötet mich fast — Rahel, Süße — hast Du Dich auch nicht belogen? ist es auch so, wie Du sagtest: will Dein Herz nur mich? Keinen andern? Hast Du keinen Gedanken, der Dich von mir weist? Möchtest Du Dich nur mir geben?!

Rahel (starr, aber bestimmt): Du bist meine erste Liebe — und Du sollst die letzte bleiben. — Wenn ich Dich ansehe, vergesse ich die ganze Welt, nur Deine Augen brennen, wie zwei Sonnen. — Ich fühle, wie sich mein Herz weitert und ich finde Worte, die mir früher fremd waren. — Ist es Liebe? Dieses zitternde, weiche, tiefe Gefühl — ist es das Gefühl der Liebe? Sag es mir —

Georg: Ja, es ist Liebe, es ist der holde, süßeste Beginn einer leimenden Sehnsucht — Willst Du sie ersticken? oder willst Du sie zur duftenden Blüte erblühen lassen?

Rahel: Meine Seele gehört Dir —! Befehlen sollst Du! Ich gehorche blind. . . .

Georg: Nicht befehlen — bitten will ich . . . Beten zu Gott, daß er uns dies Glück, dies Gefühl erhalte! Was kannst Du wissen, Du kleines Mädchen? Mein Sehnen reiht die letzten Dämme ein — frei strömt mein Wünschen auf Dich über! Aber nicht erzwungen sollst Du gewähren — frei, aus eigener Wahl sollst Du beglücken!

Rahel (immer feuriger): O Georg! Georg!

Georg: Sieh, ein Wort genügt und der tobende Sturm erfasst uns beide! Wohin verschlägt er uns? fragst Du es? oder soll ich es fragen? In Deinen Armen will ich die Augen schließen — und — tobe, Du rasender Orkan! Trag uns fort — weit — weit! Wenn nur Dein Herz auf meinem Herzen pocht und Dein Mund auf dem meinen ruht! Laß die Welt hinter uns versinken! Aus den Gluten unserer Seelen schaffen wir uns eine neue! Aber liebe mich, liebe mich! Sieh mir alles — — alles!

Rahel (zitternd): Ich gehöre Dir — Dir — für ewig!

Georg: Ja für ewig! Dein Bild lebt ewig in meinem Herzen, Du bist so schön, Du bist

gut, ich weiß es, könntest Du einen Durstenden schmachten lassen? Ich fand Dich, Du erschnte Quelle! Alles, was seit Jahren auf dem tiefsten Grund meiner Seele ruhte, was ich längst für tot und vergessen hielt, alle Bilder aus alten, fernen Zeiten drängen sich neu vor mein Auge! Du wecktest meine ferne Jugend auf! Sei nun barmherzig — —! Sieh, was mein Sehnen verlangt — Du mußt es! Du mußt es! Sieh, wie mein Herz pocht —, jeder Nerv, jeder Blutstropfen schreit nach Dir —!

Rahel (verwirrt, überwältigt): Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!

Georg (umfängt sie): Mein Lieb! Mein süßes Herz! Bin ich Deiner wert? Doch — ich kann nicht anders! Dies Gefühl ist stärker als mein Verstand. . . . Mein ganzer Widerstand schmilzt vor diesem Machtwort: Wonne! Mich wehren? Wie? Wie? Ich verliere ja den Verstand. . . . Sag', daß Du mir folgst — sag', sag' es. . . .

Rahel (willenlos): Ich bin Dein!

Georg: Du kommst mit mir? zu mir? O, Süße! Süße! (Klingend) Heute — jetzt — oh! Du kommst — — nicht wahr? Du kommst?

Rahel: Ja — — ich gehe mit Dir —!

Georg: Fort von hier! Lassen wir die Toten ruhen! Unser ist das Leben! Das volle frische, jauchzende Leben — es umfängt uns mit seinen Armen — und wir wehren uns nicht — — wir können uns nicht sträuben (er küßt Rahel auf Mund und Augen).

Rahel (leise): Georg — Süßer, Liebster — —

Georg: Da — fühlst Du! wie es uns umstrickt? Mit unsichtbaren und doch so festen Schlingen — das heiße, sehnende Leben? Fühlst Du, wie mein Herz pocht? Es will zu dem Deinen —! enger, fester sollen sich meine Arme um Dich ranken unzertrennbar! festgeschmiedet — in eines verflochten — eines! eines Begreifst Du den ewigen Dichter! Ihn, dessen Worte Du aus meinem Mund gehörest?

„Sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß!

Ewig! Ihr Ende würde Verzweiflung sein. . . .

Nein, kein Ende! Kein Ende!

(Er umfaßt Rahel und küßt sie fest auf den Mund.)

Rahel (entschlossen): Kein Ende! O Georg. . . .

(Beide liegen sich in den Armen. Langes Schweigen.)

(Schluß folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

29.

Die Aerzte sagen, meine Krankheit ist Blutvergiftung, daß schreitet langsam fort, braucht ein halbes Jahr. Uebrigste Dich deswegen nicht, der Tod ist mein guter Gesell, dem ich all diese Jahre ins Auge gesehn habe, den ich liebe und verstehe.

Ich habe wieder eine Erbschaft gemacht, und die Base hat auch ihren Topf voll bekommen. Daß gibt einen guten Sparstrumpf bei der Fuß jetzt! Sie sperrt ihn weit auf,

um meinß noch hineinzusaden. Ich vergeube und lasse alles vergeudet werden. Nur die Hunde sollen nicht darben, die werden fett und faul. Schreib mir doch, wie Deine Leute über überseeische Elektrizitätsaktien denken? Sie standen, als ich sie kaufte, auf 88 und sind auf 42 gefallen. Du bekommst ja zuweilen Tipß.

Hast Du keine Lust, meinen echten Corot zu kaufen? Ich wär' ihn gerne los, er hängt mir im Weg, aber unter zwölftausend tät ich's nicht. Such mir einen Käufer, Du. Ich bin zu faul dazu und zu schüchtern.

Du bist ganz tüchtig und stramm und immer auf dem Posten. Ich möchte wie Du sein. Oder wie Friedrich Schiller. Nun, so muß ich auch verbraucht werden, esse und schlafe noch, und das Bier schmeckt mir leidlich. Sogar einen Bauch setze ich lezthhin an.

Ist das nicht schredlich, Dianina?

30.

Du findest mich bürgerlich und schwerfällig. Das ist mein Plebejerblut.

Einmal bildete ich mir ein, ich sei ein Königssohn.

Ja nun, was tue ich nun? Ich baue mir wieder ein Haus und sehe den Rußstand nach, laufe und laue. Kälte und Wind kann ich garnicht mehr vertragen, hab Rheumatismus, Bauchkneipen und Gesichtsröthen.

Vielen Dank für treue Freundschaft betreffß der Aktien und des Corot! Ich glaube gern, daß sie nicht zwölftausend Mark geben wollen. Versuche sie für mich durchzusehen. Kleines, Kluges! Dein Freund braucht Geld, viel Geld! Er ist ein Verschwender und ein Schlemmer. Im Hause geht alles drunter und drüber, es ist eine versaute Wirtschaft. Wenn nichts mehr da ist, wird Neues eingekauft. Die Züs zankte neulich, daß das ganze Silberzeug gestohlen sei. Sie jagte die Wirtschaftlerin weg, und eine neue kommt, die wieder stiehlt und in die Tasche stopft. Jede einzelne ist auch verliebt, hofft, man heiratet sie doch zulezt, wenn sie auch noch so feist und garstig ist, heiraten ist immer die geistige Verblödung, die nach fünfzig unweigerlich eintritt. Auf den Leichnam warten die Hyänen.

Also wenn Du klug wärst, hättest Du mich einfach geheiratet, damals vor vier Jahren. Und wärst ein Korporal geworden und hättest Geld gestrichen und auf die Kante getragen.

So macht man's. Du bist zu sehr ein Cavalier. Das bezahlt sich niemals.

Die hier sind die schmutzigsten, gelzigsten Gauner, die es gibt, unter ihrer Spießbürger-behaglichkeit und dem Wohlanstand. Was sie heimlich abwürgen an Feinheit, an Verstand, an wirklichem blutigen Leben sogar, das zählt nicht! So eine Familie sind Tiere in einen Stall gesperrt, die sich auffressen. Aber man hört's nicht, und niemand wußte ja genau, wieviel drinnen waren, im Koben.

Wohl ist mir nur draußen, auf der Höhe und im Wald. Da lieg ich unter den Bäumen, gucke in den blauen Himmel. Und schäme mich. Ihretwegen schäme ich mich — 's ist auch schon eine Gewohnheit, aber eine liebe noch.

Es freut mich, daß die andern mich für so dumm halten, weil ich sie dadurch in ihrer eingebildeten Schläue so vollkommen durchschaue, alle Fäden sehe, an denen sie zappeln.

Die Base will an den Nil. Imagine-toi! Die Pyramiden werden Augen machen, wann's die schauen! Sie bildet sich neuerdings.

Ich bin gräßlich ungebildet, ein Bauer, — Also gehn Sie zu Hof, seien Sie Salonzierde!

Ich bin Ihnen doch gut, hab einen neuen Schnupfen wieder und zwei Daderln. Nur die Hunde liebe ich eigentlich noch, sie sind auch besser wie wir und tausendmal anständiger. Mon Dieu! Wie sagt Friedrich Schiller doch: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.“

Großer Friedrich! Und großes Kleines!

(Fortsetzung folgt.)

Mehr Schmutz für den Bahnhofsbuchhandel.

„Stilpe“ hat gelehrt, daß eine schlechte Kinderstube durch kein Begräbniß erster Klasse wett zu machen ist. Nach August Scherl dagegen muß man erst im Schmutze untertauchen, um die Wonnen der Reinlichkeit zu empfinden, muß man, um zu Goethe zu gelangen, bei Ewald August König und Rougon beginnen. Und zweifelsohne ist die Scherlsche Lehrmethode die rechnungsmäßig richtige.

Auf tieferem Niveau steht die neueste Versicherung, die wir der Darmverstimmung des ersten besten Abgeordneten zu danken haben, der auf einer Eisenbahnfahrt von Wittenberge nach Berlin die welterschütternde Entdeckung machte, daß zwei Kulturblätter wie „Die Post“ und „Kreuz-Zeitung“, die nach seiner Ansicht jedem Reisenden gratis ins Abteil verabreicht werden müßten, in zwei Bahnhofsbuchhandlungen nicht zu erhalten waren.

Und diese, den preußischen Staat in seinen Grundfesten erschütternde Entdeckung hat den Antrag im Abgeordnetenhaus zur Folge gehabt, nach dem die Verpachtung des Bahnhofsbuchhandels höchstens auf drei Jahre zu geschehen und nach rechtzeitiger Bekanntmachung des Verpachtungstermins öffentlich an den Meistbietenden zu erfolgen hat. Die Weisheit der konservativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat sich dem Geiste dieses Antrages nicht verschließen können, und er wurde gegen die Stimmen der Freisinnigen und Nationalliberalen zum Beschluß erhoben; und er wird Gesetz werden, wenn die Regierung ihn sanktioniert.

Es ist nicht eine Freude, zu sehen, wie der Eisenbahnbuchhandel in den letzten Jahren fortschreitender, ruhiger Entwicklung neben dem geschäftlichen Gesichtspunkte den literarischen immer mehr berücksichtigt, die Schundliteratur immer weiter in den Hintergrund rückt und einer Lektüre Platz macht, die für der Geldbeutel des Bahnhofsbuchhändlers weniger ersprießlich ist, als für den Geist und Geschmack des Reisenden. Die Verdienste, die sich Stille — Vater wie Sohn — hier erworben hat und die dadurch, daß sie bei dem gesamten Bahnhofsbuchhandel Nachahmung fanden, den Eisenbahnbuchhandel gerade-

zu zu einem Kulturfaktor machten, werden von der Mehrheit der preußischen Abgeordneten nicht anerkannt. Was kümmern sie Geschmack und Bildung des Publikums! Erst wenn ihre Parteiblätter an hervorragender Stelle jedem Reisenden sich aufdrängen, hat für sie der Eisenbahnbuchhandel den Beweis seiner Existenzberechtigung erbracht. Der Eisenbahnbuchhändler besitzt keine feste Kundschaft im Sinne des Sortimenters. Somit ist eine gewisse Unsicherheit und Unruhe in seinem Betriebe unvermeidlich. Nur die Gewißheit, auf eine lange Reihe von Jahren hinaus nicht von seinem Plage verdrängt zu werden, ermöglichtes ihm, neben den Erscheinungen des Tages auch Bücher von literarischer Qualität zu halten, die, wenn nicht heute, dann später einmal ihren Abnehmer finden. Das Prinzip des höchsten Gebots wird zur Folge haben, daß der Bahnhofsbuchhandel aus den Händen der soliden Firmen in die raffinierten Rechner gerät, die ohne Liebe für ihren verantwortungsvollen Posten nur das eine Ziel verfolgen werden: aus dem hohen Absatz schlechter Bücher die hohe Pacht herauszuwirtschaften. Und die glücklich überwundene Zeit wird wiederkehren, wo nur Schundliteratur in Gestalt von Detektivromanen und im besten Falle die Bibliothek Scherl (denn wer könnte ihn überbieten?) auf den Bahnhöfen zu haben sind.

Die Gefolgschaft, welche August Scherl vom deutschen Volke für seine weite Reise von Ewald August König zu Goethe fordert, wird er, wenn die Regierung seinen Einflüssen unterliegt, nun einfach erzwingen können.

Daß Abgeordnete über Dinge reden, die sie nicht verstehen, ist nichts Außergewöhnliches. Was in diesem Falle aber an Unmöglichem geleistet wurde, verdiente tatsächlich einmal niedriger gehängt zu werden. Zunächst war es Pflicht des Abgeordneten Brütt — so heißt dieser feinsinnige Herr, welcher seine Bildung aus der „Post“ und „Kreuzzeitung“ holt — sich zu informieren, bevor er seiner Empörung in Form eines Antrages Luft machte. Denn schließlich erhebt sich das preußische Abgeordnetenhaus schon dadurch über das Niveau eines akademischen Diskussionsklubs,

daß die hier gefaßten Beschlüsse Gefahr laufen, vom Herrenhaus und von der Krone akzeptiert und so Gesetz zu werden.

Also sollte man sich überlegen, was man spricht.

Nach dem Abgeordneten Brütt gehören zum Betriebe eines Bahnhofsbuchhandels: ein Tisch, ein Stuhl, ein Bücherbord. Daß auf dem Tisch etwas liegen, auf dem Stuhl etwas sitzen, auf dem Bücherbord etwas stehen muß, damit selbst der konservativste Abgeordnete mit Tisch, Stuhl und Bücherbord einen einigermaßen verständlichen Begriff verbinden kann, vergißt er. Und er vergißt vor allem, sich zu informieren, welche ungeheuren Kapitalien sowohl in den Anlagen wie in den Bücherlagern der Berliner, Frankfurter und Kölner Eisenbahnbuchhändler investiert sind. Er wundert sich, daß Köln und Frankfurt verhältnismäßig höhere Pacht bringen als Berlin; denn er hielt es, bevor er seine Rede hielt, nicht für notwendig, sich davon zu überzeugen, daß bei der Zersplitterung des Eisenbahnbuchhandels in Berlin die Unkosten gewaltig höhere als in Köln und Frankfurt sind, und daß — was freilich niemals in den Kopf dieses Idealisten gehen wird — Herr Stille in Berlin

an vielen Stellen Buchhandlungen ausschließlich im Interesse des reisenden Publikums unterhält, ohne den leisesten Nutzen daraus zu ziehen. Er setzt zu und wird weiter zusehen, wenn nicht der geniale Antrag des Abgeordneten Brütt Gesetz werden sollte.

Auch weiß der Abgeordnete Brütt nicht (und sollte es doch wissen schon, um die übrigen Abgeordneten zu unterrichten, die leichtgläubig seinen Worten folgten), daß der Fiskus tatsächlich genau die Einnahmen der Eisenbahnbuchhändler kontrolliert und sich ausdrücklich das Recht, die Pachtsumme zu erhöhen, vorbehält. Es fragt sich nur, was eigentlich von all den Argumenten, die der Abgeordnete Brütt vorbrachte, übrig bleibt, um seinen Antrag zu rechtfertigen.

All die übrigen Unrichtigkeiten hat die Presse, am sichersten wohl die „Tägliche Rundschau“ in ihrem vorzüglichen Artikel vom 17. Mai, festgenagelt, hat gezeigt, daß hier wieder einmal der preußisch konservative Abgeordnete — ahnungslos und völlig außerstande, die Tragweite seiner Entschlüsse zu übersehen — wo es sich um bildungsfördernde Einrichtungen handelt, in der Welt hintenmarschiert.

A. L.

Karlsruhe.

Schoß der Hau die Schwiegermutter
durch Rorsett und Unterfutter?
Schoß er oder schoß er nicht? —
Dieses fragt sich das Gericht.
Schmäleren zwei Redakteure
Fräulein Olga Frauenehre?
Oder taten sie es nicht? —
fragt sich gleichfalls das Gericht.
Und man wälzt an vielen Tagen
hin und her die beiden Fragen.
Unzufrieden war Herr Dieß
nämlich mit der Vorjustiz.
Ob er sie mit Recht bekrittelt,
hat man leider nicht ermittelt,
doch erkannte man zu Recht:
Fräulein Olga sei nicht schlecht.

Denn es ward ans Licht gefördert,
daß sie erstens nicht gemordert,
zweitens keinen Meineid schwor:
Fräulein Olga Molitor.
Der Herr Herzog muß es büßen.
Ihr die Unschuld zu versüßen,
kommt ein Jahr er ins Verließ.
Herr von Pannwitz wünschte dies.
Manche Schmähung durch die Presse
fördert wohl noch mehr Prozesse.
Olga Frauenehre wird
mit Gefängnis repariert.
Könnt man doch in den Verfahren
erst mit Sicherheit erfahren:
Wer erschöß die alte Frau? — —
Oder war es doch Karl Hau?!

J. Diot.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Vorfertteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fests, Wien I. — Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittel, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverleiher und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muthé / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muthé / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 23/24

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

5. Juni 1908

Bismarckiana.

Achtzehn Jahre waren's in den Tagen, da vom Aequator die Sonne sich zum Wendekreis des Krebses wandte, seit ein jugendlicher Wille den Mann in den Sachsenwald trieb, der um die zersplitterten Stämme der Deutschen den Ring schweißte, der seit einem Menschenalter nun sie zur Einheit verbindet. Zehn bald, seit er, der wie kaum ein Zweiter unser war, die Augen für immer von unserm Thun und Treiben wandte. Starb und doch lebendig blieb. Selbst seine Gegner zur Anerkennung seines Riesenwuchses zwang und, heute mehr noch als früher, zwingt. An dem wir uns alle zu politischem Urtheil erziehen, an ihm uns, wie die Söhne des Sonnenlandes sich an ihrem Fuji-no-yama, im unruhvollen Wechsel der Tage orientiren. Keine Frage politischen Lebens giebt's, der ohne seine stille oder ausgesprochene Mitwirkung die Antwort gesucht würde, keine Diskussion, an der er nicht als unsichtbarer und deutlich doch spürbarer Debatter Theil hätte. Der Landedelman ist uns längst zum Führer, der Reichshauptmann zum Herzog geworden, und der Feind selbst wehrt ihm den Titel eines Magister Germaniae nicht mehr. Und nur nützlich, scheint mir, kann es wirken, von Zeit zu Zeit aus dem Vermächtnis des Großen ein paar Bruchstücke zu geben, die von den Dingen sprechen, die die Stunde bedrücken.

*

Zur Finanzmisère. Am 21. Mai 1869 im Norddeutschen Reichstag: „Es ist das natürliche Ziel, welches ein jeder als das seinige anerkennt, die Steuern so einzurichten, daß dieselbe Summe mit dem geringsten Druck für die Steuerpflichtigen aufgebracht wird. Es fragt sich nur: welche Steuern sind dies? Es sind im ganzen, wenigstens für die unermögenden Volksklassen, nicht die direkten Steuern. Die direkten Steuern, die mit einer gewissen edigen Brutalität auf dem Pflichtigen lasten, mag er Vermögen haben oder nicht, rechne ich nicht zu den leichten. Ich kann auch nicht dazu rechnen die auf den ersten Lebensbedürfnissen ruhenden, auf Brot und Salz. Die gegebenen Grundlagen einer Steuer in dem heutigen civilisirten Staate sind meines Erachtens diejenigen Genüsse, die massenhaft genug verbraucht werden, um einen finanziellen Ertrag zu geben, der sich über den Ertrag der sogenannten reinen Luxussteuern erhebt, die so wenige Steuerobjekte haben, daß

sie kaum die Aufsichtskosten lohnen, sondern es sind die massenhaft verbrauchten — Luxusgegenstände mag ich sie nicht nennen, aber doch Genußmittel, als da ist: Bier, Brantwein, Wein, Tabak, Thee, Kaffee; es mag mir der eine oder der andere Gegenstand augenblicklich noch entfallen sein, aber daß alles sind Gegenstände, die sich einer augenblicklich einmal versagen kann, wenn ihm seine Rassenfonds dieselben nicht zugänglich machen. Es ist nicht wünschenswerth, aber es bleibt möglich, sie sich zu versagen. Viel schlimmer ist der daran, der seinen Groschen Kopfgeld nicht bezahlt, und er wird ihm abgepfändet, der die Mietsteuer nicht bezahlt, und er wird darum ausgepfändet, dem die Mahlsteuer das Brot verteuert, nicht so sehr durch die Höhe der Steuer, als durch den Mißbrauch in der Steigerung der Preise, für welche die Mahl- und Schlachtsteuer unter Umständen den Vorwand bietet. Der Mann kann sich nicht helfen, denn Brot muß er haben; Bier ist wünschenswerth, daß er es hat, aber wenn er es nicht hat, bleibt er wenigstens existenzfähig, wenn er es sich unter Umständen einmal versagt. Außerdem sind ja die Auflagen auf diese Gegenstände so geringfügig, daß sie sich im einzelnen Verbrauch in Pfennigbruchteile verlieren, die ganz unberechenbar sind, die vielleicht einen Vorwand zu Preißelevation einzelner Bedürfnisse liefern, aber keinen nothwendigen Zwang in dieser Richtung. Und in dieses System, wie es mir vorschwebt, passen nun alle diese systemlosen Steuern vollständig hinein, auch die Stempel- und Quittungsteuern, die darauf berechnet sind, daß Kapital da, wo es zu einer papierenen Erscheinung kommt, wo es an die Oberfläche tritt, zu besteuern in einer wirksameren und zugleich in einer erträglicheren Weise, als es durch eine Einkommensteuer von der Höhe geschehen könnte, wie sie manchem Weltverbesserer vielleicht vorschwebt, der sich nicht klar macht, wie wenig reiche Leute es eigentlich giebt, und daß nur die Menge es bringt.“ Am 22. November 1875 im deutschen Reichstag: „Ich glaube, man sollte von den direkten Steuern als eine Anstandssteuer die Einkommensteuer beibehalten, aber nicht als Finanzsteuer, mehr als Ehrensteuer. Dieselbe kann so ungeheuer viel nicht bringen, wenn sie nur von den wirklich Reichen gezahlt wird. Die indirekten — was auch theoretisch darüber gesagt werden mag — faktisch ist, daß man sie weniger fühlt. Es ist schwer zu berechnen, wie viel auf andere Bürger abgebürdet wird. Von der Klassensteuer weiß er ganz genau, was auf ihn kommt, und es ist so wunderbar, wenn man bei indirekten Steuern mit einem Mitleid, was ich mir früher einmal als heuchlerisch zu bezeichnen erlaubte, von der Pfeife des armen Mannes, von dem Licht des armen Mannes spricht und demselben armen Manne seine Lebensluft, seinen Athem besteuert — denn die direkte Steuer muß er zahlen, so lange er athmet; wenn er stirbt, ist er frei; bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannst du einen Trunk Bier unter Umständen entbehren? kannst du weniger rauchen? kannst du die Beleuchtung des Abends einschränken? sondern sie muß er zahlen, er mag Geld haben oder nicht, er mag verschuldet sein oder nicht. Und was das schlimmste ist, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüther mehr als das Exequieren von Steuern wegen weniger Groschen, die für den, der sie zahlen soll, augenblicklich unerschwinglich sind; der Groschen ist gleich einer Million für den, der ihn nicht hat und ihn nicht im Augenblick der Fälligkeit erschwingen kann, und der sich sagt, so und so viel kriegt dieser Beamte Gehalt, so und so viel geht auf unnöthig scheinende Aufgaben und ich werde hier um mein bißchen Geld exquirirt. Solches Elend kommt von direkten Steuern. Ich bekenne mich unbedingt zu dem System der indirekten Steuern; ich glaube auch, daß die indirekten Steuern sich viel mehr in das Niveau, das Gleichgewicht setzen in

Bezug auf die Frage, wer sie denn eigentlich trägt, als man gewöhnlich annimmt. Wenn ich, um mich von der Sache nicht zu entfernen, der Meinung, von der Schlachtsteuer zu sprechen, widerstehe, und mich an die Biersteuer halte, so bin ich der Meinung, daß auch der Nichtbiertrinker an dieser Biersteuer seinen erheblichen Anteil tragen wird. Er braucht Dienstleistungen in großer Menge; nicht bloß die direkten Dienstleistungen eines Domestiken im Hause, der doch auch an das Bier gewöhnt ist und dasselbe mit in seinen Lohn verlangt, sondern Dienstleistungen, die sich die Handwerker untereinander leisten. Ich werde in dem Paar Stiefel das Bier, das der Schuhmacher zu trinken pflegt, und das zu seinen täglichen Bedürfnissen und Gewohnheiten gehört, vergüten müssen pro rata parte. Und so könnte man die Beispiele bis ins Unendliche vervielfältigen; durch versteuertes Brot, durch versteuertes Bier und durch versteuertes Fleisch wird eben jede der Dienstleistungen, die wir voneinander verlangen, um so viel verteuert, als nötig ist, um den Dienstleister resp. den Verfertiger des gebrauchten Objekts in die Lage zu versetzen, daß er seinen Bedürfnissen nach existieren kann. Ich glaube, daß auf diese Weise die indirekten Steuern sich von selbst vollständig ins Gleichgewicht bringen.“

Zum Wahlrecht. Aus dem zweiten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“, in denen der Fürst einen Commentar zu seinen Reden giebt: „Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, im Kampfe gegen eine Uebermacht des Auslandes im äußersten Nothfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Circulardepesche vom zehnten Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es Das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrthum gewesen. Die Annahme des allgemeinen Wahlrechtes war eine Waffe im Kampfe gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem Kampfe derart, wenn er auf Leben und Tod geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werthe, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Rathgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes im Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zum Grunde legt, so geräth man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Frictionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anflang auf der Thatfache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter ehrgeiziger Führer unter Beihilfe

eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen. Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einfluß des Gebildeten, der sich stärker geltend machen würde, wenn die Wahl öffentlich wäre, wie für den preußischen Landtag. Die größere Besonnenheit der intelligenteren Klassen mag immerhin den materiellen Untergrund der Erhaltung des Besizes haben; der andere des Strebens nach Erwerb ist nicht weniger berechtigt, aber für die Sicherheit und Fortbildung des Staates ist das Uebergewicht Derer, die den Besitz vertreten, das nützlichere. Ein Staatswesen, dessen Regiment in den Händen der Begehrlichen, der novarum rerum cupidi und der Redner liegt, welche die Fähigkeit, urtheillose Massen zu belügen, in höherem Maße als Andere besitzen, wird stets zu einer Unruhe der Entwicklung verurtheilt sein, der so gewichtige Massen, wie staatliche Gemeinwesen sind, nicht folgen können, ohne in ihrem Organismus geschädigt zu werden. Schwere Massen, zu denen große Nationen in ihrem Leben und ihrer Entwicklung gehören, können sich nur mit Vorsicht bewegen, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegenlaufen, nicht geglättete Eisenschienen haben. Jedes große staatliche Gemeinwesen, in welchem der vorsichtige und hemmende Einfluß der Besitzenden, materiellen oder intelligenten Ursprungs, verloren geht, wird immer in eine der Entwicklung der ersten französischen Revolution ähnliche, den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit gerathen. Das begehrliche Element hat das auf die Dauer durchschlagende Uebergewicht der größeren Masse. Es ist im Interesse dieser Masse selbst zu wünschen, daß dieser Durchschlag ohne gefährliche Beschleunigung und ohne Zertrümmerung des Staatswagens erfolge. Geschieht die letztere dennoch, so wird der geschichtliche Kreislauf immer in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Diktatur, zur Gewaltherrschaft, zum Absolutismus zurückführen, weil auch die Massen schließlich dem Ordnungsbedürfnis unterliegen, und wenn sie es a priori nicht erkennen, so sehen sie es in Folge mannigfaltiger Argumente ad hominem schließlich immer wieder ein und erkaufen die Ordnung von Diktatur und Caesarismus durch bereitwilliges Aufopfern auch des berechtigten und festzuhaltenden Maßes von Freiheit, das europäische staatliche Gesellschaften vertragen, ohne zu erkranken.“ (Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.)

Ultra confinia. „Graf Schuvalow hatte vollkommen Recht, wenn er mir sagte, daß mir der Gedanke an Coalitionen böse Träume verursache. Wir hatten gegen zwei der europäischen Großmächte siegreiche Kriege geführt; es kam darauf an, wenigstens einen der beiden mächtigen Gegner, die wir im Felde bekämpft hatten, der Versuchung zu entziehen, die in der Aussicht lag, im Bunde mit andern Revanche nehmen zu können. Daß Frankreich das nicht sein konnte, lag für jeden Kenner der Geschichte auf der Hand, und wenn ein geheimer Vertrag von Reichstadt ohne unsre Zustimmung und unser Wissen möglich war, so war auch die alte Raunig'sche Coalition von Frankreich, Oestreich, Rußland nicht unmöglich, sobald die ihr entsprechenden, in Oestreich latent vorhandenen Elemente dort ans Ruder kamen. Eine Erneuerung der Raunig'schen Coalition wäre für Deutschland, wenn es für sich geschlossen enig bleibt und seine Kriege geschickt geführt werden, zwar keine verzweifelte, aber doch eine sehr ernste Constellation, welche nach Möglichkeit zu verhüten Aufgabe unserer auswärtigen Politik sein muß. Wenn die geeinte österreichisch-deutsche Macht in der Festigkeit ihres Zusammenhangs und in der Einheitlichkeit ihrer Führung ebenso gesichert wäre wie die russische und französische, jede für sich betrachtet, es sind, so würde ich, auch ohne daß Italien der Dritte im Bunde wäre, den gleichzeitigen Angriff unsrer beiden großen Nachbarreiche nicht für lebensgefährlich halten. Wenn aber in Oestreich antideutsche

Richtungen nationaler oder konfessioneller Natur sich stärker als bisher zeigen, wenn russische Versuchungen und Anerbietungen auf dem Gebiet der orientalischen Politik wie zur Zeit Katharina's und Joseph's des Zweiten hinzutreten, wenn italienische Begehrlichkeiten Oestreich's Besitz am Adriatischen Meere bedrohen und seine Streitkräfte in ähnlicher Weise wie zu Radetzky's Zeit in Anspruch nehmen sollten: dann würde der Kampf, dessen Möglichkeit mir vorschwebt, ungleicher sein. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem „Kampf ums Dasein“ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Daß ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebenso wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleitet werden wird; sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Texte und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Es läßt sich daher, wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oestreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatstretung erscheinen lassen, eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue ebenso wenig erwarten, wie während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankeschuld erfolgte, die vielleicht gewichtiger war, als das Pergament eines Staatsvertrages. Wir müssen und können der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bündniß ehrlich halten; es entspricht unsern Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unsres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizirter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der clerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oestreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die *clausula rebus sic stantibus* wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche Angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem *toujours en vedette!*“ Aus dem Dreibundkapitel des politischen Testaments.

Karl Schnitzler.

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

IV.

Le droit des peuples et celui des rois ne s'accordent
jamais si bien ensemble que dans le silence.

Kardinal von Retz.

Unsere Politik, die innere wie die äußere, stagniert oder vibriert. Hier wie dort öde Routine, die von Zudungen unterbrochen wird. Schwüle und Wetterleuchten. Banalität und Hysterie. Philisterei und Paroxysmen. Im Volke aber eine mürrische Verbrossenheit, eine resignierende Unlust, die nur noch die Achseln zuckt und vom offenen Kampf nichts mehr wissen will. Täglich tausendmal wird die Frage aufgeworfen, ob die „starke“ Monarchie nicht bereits abgewirtschaftet habe; nur geschieht es freilich nicht in dieser präzisen, bewußten Form, sondern auf dem Umwege bitterfüßer Anerkennung anderer Nationen, wie etwa: „Ja, die Franzosen wagen sich doch noch an wirkliche Probleme!“ oder: „Die Engländer können es sich leisten, den Buren die Autonomie zu gewähren und das Zweisprachensystem in Kanada zu dulden!“ Ein solches Lob trägt natürlich immer taciteischen Charakter; es soll nicht die Engländer und Franzosen loben, sondern uns Deutsche tadeln. Es will nicht etwa objektiv feststellen, daß die anderen Nationen uns zur Stunde überlegen seien; es will nur die tiefe Verstimmung, die auf den Denkenden unter uns lastet, durch die Berufung auf die — vielleicht imaginäre — Ueberlegenheit eines anderen Volkes plastisch werden lassen. Und dabei ist bemerkenswert, daß immer auf Frankreich, England und Amerika hingewiesen wird, daß heißt auf solche Nationen, die mehr oder weniger republikanisch regiert werden, oder, prägnanter gesagt, die sich selbst regieren. Zahllose Deutsche empfinden es dunkel, gar manche erkennen es mit hellster Bestimmtheit, und einige wenige sprechen es aus: Die „starke“ Monarchie ist ein Hemmschuh. Sie hat einst viel geleistet und leistet heute nur noch wenig; aber sie glorifiziert sich selbst und wird glorifiziert, als dankten wir ihr in der Vergangenheit alles, und als sei sie uns in der Gegenwart und für die Zukunft unentbehrlich.

Von der Selbsteinschätzung der Monarchie und der byzantinischen Umhude lung des Monarchen wollte ich heute zu Ihnen, Kaiserliche Hoheit, sprechen, und gewiß fühlen Sie, daß das Thema ein überaus wichtiges ist. Ich habe absichtlich nicht gesagt, daß ich von der „Selbsteinschätzung des Monarchen“ sprechen würde. Diese Wendung habe ich nicht etwa deshalb vermieden, um auf einem Seitenweg der unliebsamen Begegnung mit einem patrouillierenden Gesetzeswächter auszuweichen (ich brauche ihn nicht zu fürchten, denn meine Kritik ist weder in der Tendenz destruktiv, noch in der Form beleidigend), sondern, weil die Reden des Kaisers, auf die ich mich ja allein beziehen kann, stets den Eindruck erwecken, als glorifiziere hier die Institution sich selbst. Der Monarch und die Monarchie, das ist eins. Die längst dahingegangenen Ahnen, die jüngst verstorbenen und die noch lebenden Mitglieder des Hohenzollernhauses, sie alle bilden eine Einheit. Und die Fürsten anderer Geschlechter finden zum mindesten noch in den Vorhof dieses mythischen Kreises Einlaß. Alle Gesalbten, alle Gefrönten werden in beständiger Janitscharenmusik des Wortes gefeiert. Ich mußte also hier von der Selbsteinschätzung der Monarchie sprechen, die

meinem Empfinden nach eine Ueberschätzung ist, und zwar eine so maßlose Ueberschätzung, daß von einer Kongruenz oder auch nur von einer Ähnlichkeit zwischen der Wirklichkeit und ihrem rednerischen Konterfei überhaupt gar nicht mehr die Rede sein kann. Zunächst aber möchte ich einige präludierende Sätze aus einem Brief Friedrichs des Großen an Voltaire zitieren; sie lauten: „Die meisten Fürsten haben eine eigentümliche Leidenschaft für ihre Stammbäume; das ist eine Art Eigenliebe, welche sich bis zu den frühesten Vorfahren erstreckt, nicht nur in gerader Linie, sondern auch noch auf die Seitenverwandten. Wagt man ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren eben nicht sehr tugendhafte und deshalb sehr verächtliche Menschen sich befunden haben, so fügt man ihnen eine Beleidigung zu, welche sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Schriftsteller, der die Verwegenheit gehabt hat, in das Allerheiligste ihrer Geschichte einzudringen und die Schande ihres Hauses ruchbar zu machen! Wenn diese Feinsühligkeit sich nur darauf erstreckte, den guten Ruf ihrer Vorfahren von der mütterlichen Seite zu verteidigen, so könnte man noch triftige Gründe finden, die ihnen einen so brennenden Eifer einflößen. Aber behaupten, daß fünfzig oder sechzig Ahnen sämtlich die rechtschaffensten Leute von der Welt gewesen seien, das heißt die Tugend auf eine einzige Familie beschränken und dem menschlichen Geschlechte eine große Beleidigung zufügen.“ Bei dieser Gelegenheit bitte ich, Ihnen die Briefe dieses wunderbaren Mannes empfehlen zu dürfen, der bei aller seiner schonungslosen Härte soviel Kultur und Anmut des Geistes besaß. Sie sollten sie aber nicht in einem Prachtband, sondern in der Reklam-Ausgabe lesen: das wäre der erste Schritt zum Verständnis.

Der Uebersichtlichkeit halber will ich meine Betrachtungen nach guter alter Pastorensitte in drei Teile teilen. Ich will im Anschluß an die Reden des Kaisers von den Leistungen der Hohenzollernmonarchie überhaupt, dann von der engeren Familie und endlich von dem Kaiser selbst sprechen.

Schon am 17. Dezember 1880 sagte Wilhelm der Zweite in der Schlußsitzung der Schulreformkonferenz: „Meine Herren, wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert, und es ist von jeher das Vorrecht Meines Hauses gewesen, ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegungen geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren.“ Gerade diese Charakteristik paßt auf keinen einzigen Hohenzollern, selbst auf Friedrich den Großen nicht, den einzigen wirklich genialen Regenten dieses Hauses. Manche von ihnen waren Kluge, zähe, willensstarke Erwerber; manche waren reiche Erben, die sich's wohl sein ließen; manche suchten sich schlecht und recht mit einem Beruf abzufinden, dem sie nicht gewachsen waren: alle aber waren der Forderung des Tages untertan. Seherisches Erkennen ist nicht Hohenzollernart. Ihr Bestes ist die Nüchternheit.

Beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages vom 24. Februar 1894 sagte der Kaiser: „Daß Meine Vorfahren imstande waren, so Großes für ihr Vaterland zu leisten, beruht auf der Erkenntnis vor allem, daß das Hohenzollernsche Herrscherhaus mit einem Pflichtgefühl ausgerüstet ist, das es aus dem Bewußtsein schöpft, daß

es von Gott an diese Stelle gesetzt ist und ihm allein und dem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben hat, für das, was es tut zum Wohle des Landes.“ Zunächst muß auf diese apodiktische Behauptung erwidert werden, daß das monarchische „Pflichtgefühl“ überhaupt erst von Friedrich dem Großen in den Tiefen seiner heroischen Seele entdeckt und als kategorischer Imperativ stabilisiert worden ist. Dies war die größte, die folgenreichste Tat seines Lebens. Gewiß hatte es vor ihm wohlwollende, gerechte, tugendhafte Herrscher gegeben, aber sie identifizierten sich durchweg mit dem Staate. Das Wort Ludwigs des Vierzehnten: „Der Staat bin ich!“, das uns heut wie eine unerhörte Herausforderung klingt, war, als es gesprochen wurde, eine staatsrechtliche und pragmatische Trivialität. Friedrich der Große beugte sich unter eine von ihm selbst erzeugte Macht. Er ist es, der den Moloch Staat, den Räder Staat, den allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen, allgütigen Staat geschaffen hat. „Noch nie hatte die Welt das Schauspiel gesehen, daß eine im höchsten Sinne geniale Persönlichkeit ihre Neigungen völlig einer täglichen, mühseligen und in ihren Ergebnissen kaum sichtbaren Berufstätigkeit opferte. Daß der Gutsherr von Sanssouci einem Müller sein angestammtes Besitztum aus Respekt vor dem Kammergericht nicht nahm, das hätte schließlich auch an mancher Anekdote von Karl dem Großen oder Harun al Raschid, von Salomo oder Titus seine Analogie finden können; dagegen, daß der Freund Voltaires, der Flötenspieler von Rheinsberg, der Sieger in hundert Schlachten, sich Tag für Tag an den Schreibtisch bannte, mühselige Amtstreisen unternahm, jede Rechnung nachprüfte, und all dies lediglich um der „Pflicht“, um des abstrakten „Staates“ willen — dies war das Unerhörte.* — Vor Friedrich dem Großen konnte von monarchischem Pflichtgefühl nicht die Rede sein — nur von weisem und törichtem, von weitschauendem und kurzzeitigem landesherrlichen Egoismus — und nach ihm kam Friedrich Wilhelm der Zweite zur Regierung, dem Pflichtgefühl gänzlich fremd war. Sein eigener Onkel, Prinz Heinrich von Preußen, sagte von ihm: „Mein dider Nefse ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Weibern, Günstlingen und Scharlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut jede Arbeit und wird nur den Haufen der gekrönten Müßiggänger vergrößern.“ Und hier muß ich nun einige ganz offene Worte sprechen, denn wenn ich's unterließe, wären diese Briefe ohne Sinn und Zweck, und ich kann nicht durch Darstellungskunst oder Wissenssprunk, sondern nur durch Aufrichtigkeit wirken. Wie, glauben Sie, klingt wohl dem Volke dies in jeder Rede wiederkehrende Lob der Dynastie, das ja doch in gewissem Sinne Eigenlob ist, aus dem Munde seines Herrschers? Vielleicht versuchen Sie einmal, sich die Empfindungen zu vergegenwärtigen, mit denen wir bürgerlichen Männer solche Reden lesen. Wir wissen aus der Geschichte ganz ebenso genau wie der Kaiser, wie die Hohenzollern beschaffen waren, und kennen die zahlreichen, tiefeingegrabenen Male der Menschlichkeit, die selbst den besten und bedeutendsten unter ihnen anhafteten. Wir kennen auch die Schwächlinge, die Genüßlinge, die Nullen. Wir wissen, daß es sehr viele adlige und bürgerliche Familien gibt, die von fünf oder sechs Vorfahren behaupten können, daß sie sich mit den Hohenzollern an Begabung und Charakter getrost messen durften, und die Geschichtsschreibung

*) Richard M. Meyer, Deutsche Charaktere.

zeigt uns tausendfach, wie Regenten, die in Wirklichkeit nur von schwächlichem Wuchse waren, ins Heroenmaß gereckt wurden. Diese Prokrustes-Pathetik ist uns längst zum Ekel geworden. Kein gebildeter Mensch in Deutschland glaubt mehr an diese Hohenzollernlegende. Gewiß, es ist ein tüchtiges Geschlecht, und töricht wäre es, etwa den robusten Soldatenkönig — so abstoßend er als Mensch wirkt — nicht anerkennen zu wollen, aber eine Geschichtsklitterung, die allen diesen Herren, ohne Rücksicht auf ihre individuelle Erscheinung, das Diadem des Genies um die bisweilen recht enge Stirn legt, können wir nur noch belächeln und kaum noch belächeln.

Das Zweite, das ich sagen muß, ist dies. Die Hohenzollern sind vielleicht insofern „von Gott an ihre Stelle gesetzt“, als bekanntlich ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dach fällt, ihre Anfänge aber sind ja nicht ins mythische Alter entzündet, sondern Kaiser Sigismund ernannte im Jahre 1411 Friedrich den Sechsten von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, zum Statthalter der Mark Brandenburg. Es war ein ganz prosaischer Vorgang. Jetzt aber liegt die Sache schon seit ungefähr sechzig Jahren so, daß der König von Preußen nicht „Gott allein und dem eigenen Gewissen“ Rechenschaft zu geben hat, mit anderen Worten, daß er unumschränkt und unkontrolliert regiert, sondern daß seine Macht überaus wohlthätigen — auch für die Monarchie wohlthätigen — Einschränkungen unterworfen ist. Diese Minderung der monarchischen Rechte war notwendig, weil das Volk im Laufe der Jahrhunderte zu der Ueberzeugung gelangte, daß keineswegs alles, was der König tat, „zum Wohle des Landes“ geschah. Die Betonung des Gottesgnadentums ist heute der überwiegenden Mehrheit des Volkes tief unsympathisch; sie widerspricht den Tatsachen, zeigt, daß der König nicht auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht, und ein Parlament, das Würde und Mut besäße, müßte gegen solche Aeußerungen unverzüglich in einer Adresse protestieren, so energisch und unzweideutig protestieren, daß über die wahre Sachlage und über die Auffassung der Nation auch nicht der geringste Zweifel entstehen könnte. Das Gottesgnadentum ist unserer rationalistisch gesinnten und historisch geschulten Zeit nur noch eine Romantikerphrase; wer sie braucht, beweist nur, daß er mit dem Geistesleben der Nation jede Fühlung verloren hat. Historisch sehen wir in dieser Wendung eine Fiktion, die der tatsächlich bestehenden unumschränkten monarchischen Macht ein moralisches Fundament geben sollte, — solche Fiktionen glaubten die Machthaber nie entbehren zu können — praktisch ist sie ein Nonsens.

Am 6. August 1900 sagte der Kaiser in Bielefeld: „Woher ist es wohl möglich gewesen, daß bei dem kurzen Rückblick auf die Geschichte unseres Landes und Hauses diese wunderbaren Erfolge unseres Hauses zu verzeichnen sind? Nur daher, weil ein jeglicher Hohenzollernfürst sich von Anfang an bewußt ist, daß er nur Statthalter auf Erden ist, daß er Rechenschaft abzulegen hat von seinen Arbeiten vor einem höheren König und Meister, daß er ein getreuer Arbeitsführer sein muß im Allerhöchsten Auftrage. Daher auch die felsenfeste Ueberzeugung von der Mission, die jeden einzelnen meiner Vorfahren erfüllte. Daher die unbeugsame Willenskraft, durchzuführen, was man sich einmal zum Ziel gesetzt hat.“ Nun, ich rate Ihnen zu dem schweren Versuch, die Geschichte Ihres Hauses einmal voraussetzungslos, und als ob Sie Müller oder Schulze hießen, zu lesen und dann festzustellen, ob wirklich jeden

einzelnen Hohenzollern die felsenfeste Ueberzeugung von seiner Mission erfüllte und wieviele von ihnen die unbeugsame Willenskraft besaßen, die der Kaiser rühmt. Und ferner rate ich Ihnen, wenn einst die Zeit erfüllt sein wird, nicht als Rhapsode des Hohenzollernruhmes aufzutreten, sondern diese Aufgabe anderen zu überlassen, aus deren Munde die Hymne überzeugender klingt. An Wettbewerbern wird es nicht fehlen.

Nein, wir glauben nicht mehr daran, daß wir den Hohenzollern allein das „wundervolle Gebilde“ des preußischen Staates verdanken. Wir wollen die erzieherischen Verdienste einzelner unter ihnen nicht verkennen, aber gegen den usurpatorischen Versuch, jede nationale Leistung ausschließlich auf das Konto dieser einen Familie zu setzen, müssen wir uns verwahren. Wir sehen ja an der Vergewaltigung der jüngsten Geschichte nur zu deutlich, wie solche Legendenbildung entsteht und wie sie fortwuchert.

Wilhelm der Erste war gewiß ein vortrefflicher Mensch und ein Mann von wahrhaft königlichen Eigenschaften. Die schönste von ihnen war die „hohe Sachlichkeit“, die Bismarck an ihm rühmt. Durch diese hohe Sachlichkeit wurde er zur Persönlichkeit, und in diesem Zuge verbindet er sich dem ihm so völlig wesensfremden großen Friedrich. Er war aber weder ein Intellekt ersten Ranges noch ein Willensgenie, und die Darstellung, die der Kaiser von seinem Wollen und Wirken gibt, ist grundfalsch und mußte es schon deshalb sein, weil sie sich nicht um Objektivität bemühte, sondern nur der Offensive gegen Bismarck dienen sollte. Am 28. Februar 1889 sagte der Kaiser noch mit schmuckloser Herzlichkeit: „Mein Großvater war der älteste unter den Kollegen, sein Wort und sein Rat wurde gesucht, und man tat ihm viel zuliebe.“ (Wäre an die Stelle dieses ruhigen, bürgerlichen, dem Zeitempfinden entsprechenden Tones nicht der herausfordernde, archaische Pomp getreten, es stände manches anders!) Im Jahre 1897 aber hielt der Kaiser bei dem Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages jene Rede, in welcher das Bild Wilhelms des Schlichten zum höheren Ruhme der Monarchie völlig umgedichtet wird. (Heine hat vielleicht recht, wenn er sagt, daß Scott den Geist der englischen Geschichte besser wiedergebe als Hume, aber eine solche Umdichtung setzt intuitive poetische Kraft voraus, und diese besitzt Wilhelm der Zweite nicht.) „Wir können“, sagte der Kaiser, „ihn verfolgen, wie er langsam heranreife von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkt, wo er als fertiger Mann, dem Greisenalter nahe, zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Beruf vorbereitend, die großen Gedanken bereits in seinem Haupte fertig, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wiedererstehen zu lassen. Wir sehen, wie er zuerst sein Heer stellt aus den dinghaften Bauernsöhnen seiner Provinzen, sie zusammenreicht zu einer kräftigen, waffenglänzenden Schar; wir sehen, wie es ihm gelingt, mit dem Heer allmählich eine Vormacht in Deutschland zu werden und Brandenburg-Preußen an die führende Stelle zu setzen. Und als dies erreicht war, kam der Moment, wo er das gesamte Vaterland aufrief und auf dem Schlachtfeld der Gegner Einigung herbeiführte.“

„Meine Herren, wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so! Seines Grabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre

Kinder hin, Fremde gehen hin, um sich des Unbildeß dieses herrlichen Greißeß und seiner Standbilder zu erfreuen. Wir aber, meine Herren, werden besonders stolz sein auf diesen gewaltigen Mann, diesen großen Herrn, da er ein Sohn der Mark war.“ Und weiter: „Daß Gesecht aber können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich verdanken, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Willens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers.“ Nun wissen wir ja alle, daß Wilhelm der Erste nie daran gedacht hat, das Reich wiedererstehen zu lassen. Er war durch und durch Preuße, betrachtete den Kaisertitel als „Charaktermajor“ und war so verstimmt darüber, daß dieser Titel ihm aufgedrängt wurde, daß er den Grafen Bismarck am Tage der Krönung zu Versailles ostentativ ignorierte. Er war auch keineswegs ein „gewaltiger Mann“, sondern trotz hohen persönlichen Mutes in allen Stunden der Entscheidung zaghaft und unentschlossen. Er hätte im Jahre 1862 abgedankt, wenn Bismarck ihn nicht am Portepée gefaßt hätte. Und auch politischen Weitblick kann man ihm nicht zusprechen, da er sich nach dem Siege über Oesterreich ohne Landerwerb nicht zufrieden geben wollte und die wirklich nicht sehr fernliegenden Gründe des Ministers, der zu weiser Mäßigung riet, nicht zu würdigen vermochte. Auch die Indemnität wollte er nicht nachsuchen, die doch die unerläßliche Voraussetzung jeder fruchtbaren gemeinsamen Arbeit war. Immer war es Bismarck, der ihn fortriß und dann wieder zurückhielt, ihm die Kraft zu Entschluß und Verzicht gab und ihn an seiner sicheren Hand vorwärts führte.

Aber nicht allein Wilhelm der Erste gilt dem Kaiser als „groß“. Auch die leidverklärte Königin Louise wird mit diesem Beiwort geschmückt, auch die Kaiserin Augusta wird auf dies Piedestal erhöht. Dem Prinzen Friedrich Karl, der ohne Zweifel ein begabter Heerführer war, wird ein „eiserne, gewaltiger Charakter, mächtiger Wille und strategisches Genie“ nachgerühmt. Kurz, jeder, der der regierenden Familie angehört, ist eo ipso „groß“, und alle diese Figuren werden allmählich so konventionell und sehen einander so gleich wie die Puppen der Siegesallee. Wie unendlich viel verlieren Persönlichkeiten, wie die Königin Louise und die Kaiserin Augusta, der „Feuerkopf“, der dem Kanzler das Leben so schwer machte, durch diese uniformierende Verherrlichung!

Mir ist es nun leider nicht möglich, diesem simplifizierenden Eberleinsystem gegenüber die Menschen, wie sie wirklich waren, im vollen Reiz ihrer Vorzüge und Schwächen vor Ihnen erstehen zu lassen. Dazu gehört ernstere Forschung und liebevollere Vertiefung, als meine Tagesarbeit sie zuläßt, aber so wünschenswert eine solche Kontrastierung wäre, unerläßlich ist sie nicht. Sie wissen nun, wie man im Volk über die Selbstverherrlichung der Monarchie und über das Gottesgnadentum denkt, und darauf kommt es mir an. Von Ihrer Umgebung würden Sie es ja nicht erfahren. Demetrius, der Phalereer, riet dem Könige Ptolemäus, er solle sich Bücher über die Regierungskunst anschaffen und sie lesen: „Denn, was die Freunde der Könige ihnen zu sagen sich nicht getrauen, das steht in den Büchern.“

Was nun den Kaiser selbst betrifft, so fordert er freilich unbedingten Gehorsam, freudige Nachfolge durch Dick und Dünn, aber der unbefangene Beurteiler kann nicht

sagen, daß er darauf bedacht wäre, sich selbst zu glorifizieren. In den ersten Jahren seiner Regierung betont er gern seine Jugend, seine Unerfahrenheit, und wenn er für sich die höhere Einsicht in Anspruch nimmt, so geschieht es, weil er Monarch und Erbe seiner Ahnen ist. Am 9. Dezember 1889 sagt er: „Ich werde mir erst durch ein langes Leben zu verdienen haben, was mir aus treuem Herzen jetzt dargebracht wird,“ und am 25. Februar 1890 fällt noch das Wort: „Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung, und das tut uns allen not.“ Freilich, in derselben Rede überschätzt er seine Macht ganz außerordentlich. Er sagt: „Diejenigen, welche mir behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.“ Dieses Jupiterwort — „du greiffst nach deinem Bliß, hast also unrecht!“ — galt dem Fürsten Bismarck. Nun, der Kaiser hat ihn nicht zerschmettert (die Zeiten des „Zerschmetterns“ sind Gott sei Dank endgültig vorüber), er hat im Gegenteil aus opportunistischen Gründen eine Versöhnung inszeniert, die klug war und nützlich geworden wäre, wenn man nur diese Linie dauernd innegehalten hätte. Heute aber treiben wir, freilich nach den vorhandenen bescheidenen Kräften und mit den durch die Wesensart des Herrschers bedingten Abweichungen, bismarckische Politik. Die Wirtschaftspolitik, die Nationalitätenpolitik folgt Bismarcks Spuren, ja, selbst der herrliche Blodgedanke ist dem Arsenal des Mannes entnommen, der Hals über Kopf als untauglich entlassen werden mußte. Nur kommt leider in der Politik alles auf die Ausführung an, und diese Ausführung läßt, wie ich in meinem zweiten Briefe skizzierend darlegte, manches zu wünschen übrig.

Nur in einem Punkte rühmt sich der Kaiser gern; er spricht oft von seiner schweren, opfervollen Arbeit. Als er im Oktober 1888 von Wien und Rom zurückkehrte, sagte er der Deputation des Berliner Magistrates, er habe „seine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt, um durch Anknüpfung von Freundschaftsbänden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sichern.“ Diese Aeußerung befremdet. Wie viele Kaufleute unternehmen ganz andere Reisen, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, und der Monarch, der auch unterwegs jeden denkbaren Komfort genießt, behauptet, bei einem Ausflug nach Wien und Rom seine Gesundheit eingesetzt zu haben? Ja, was hat denn dann Wilhelm der Erste getan, als er mit vierundsiebzig Jahren in den Krieg zog? Die Palette hat keine Farben mehr, um diesen Opfermut zu schildern. Der Kaiser spricht von den „schweren Pflichten, den niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten“. Dazu muß ich bemerken, daß wir bürgerlichen Arbeiter zwar keineswegs die Verantwortung unterschätzen, die auch in der konstitutionellen Monarchie noch auf dem Herrscher lastet, daß wir aber nicht den Eindruck haben, daß der Kaiser so übermäßig viel arbeitet. Wir können ja seine Arbeitsleistung im Hofbericht ziemlich genau verfolgen. An Erholung fehlt es ihm wahrlich nicht; Jagden, Reisen, Theater, Ausstellungen, Kostümfeste, Prunkdiners bieten hinreichende Gelegenheit, Atem zu schöpfen. Im Volke sagt man sich: Wir arbeiten anders. Härter, anhaltender, unter ungünstigen Bedingungen und meist mit dürftigem Ergebnis. Vor kurzem brachte die hiesige „Neue Gesellschaftliche Korrespondenz“ die folgende Uebersicht über die Zeitverwendung des Kaisers vom 7. Mai bis zum 7. Juni:

„Beglückwünschung des österreichischen Kaisers mit den deutschen Bundesfürsten in Wien, Besuch beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen zur Jagd, Einweihung der Hohenkönigsburg, Aufenthalt in Wiesbaden zu den Festspielen, Besuch des Regiments 116 in Gießen, Jagdbesuch in Bröckelwitz, Teilnahme an der Jahrhundertfeier der Leibhusarenbrigade in Danzig und Besuch der Marienburg, Abhaltung der Paraden in Potsdam und Berlin, verschiedene Truppenbesichtigungen, Teilnahme an der Jahrhundertfeier des Leibregiments in Frankfurt an der Oder.“

Nun kann man ja sagen, Repräsentation sei auch Arbeit, allerschwerste sogar. Aber das ist individuell; dem Einen ist sie eine Bürde, dem Anderen ein Bedürfnis. Dem Kaiser ist sie — denn sie ließe sich sehr einschränken — sicher ein Bedürfnis. Aktivität soll ihm nicht abgesprochen werden, aber von Arbeit haben wir — wir Volk, wie Dehmel sagt — einen anderen Begriff. (Lesen Sie nur einmal Dehmels Gedicht „Nur Zeit!“, in dem es so herrlich aus der Tiefe emporrollt! Es ist sehr lehrreich für einen künftigen Monarchen.)

Diese Ideenassoziation führt mich dazu, hier ein paar Strophen wiederzugeben, die ich niedergeschrieben habe, als der Kaiser einst die Worte sprach: „Wenn unser Volk sich doch ermannte!“ Sie werden über diese im Grunde noch sehr loyale und royalistische Wallung lächeln, aber an ihr erkennen, wie die Stimmungen, die ein Herrscherwort im Volke auslöst, bisweilen so ganz anders geartet sind, als der Monarch glaubt, und nach dem Widerhall, der zu ihm dringt, glauben muß:

Wenn sich der König doch ermannte!
Bemerkt er nicht, wie Treue klagt?
Vork, der in Zorn und Haß entbrannte,
Vork schlug ans Schwert: „Ich hab's gewagt!“
Das Volk steht auf, die Rlingen bliken,
Standarten weh'n vom Haß zum Rhein:
„Den König wollen wir beschützen,
Altdeutschland wollen wir befrei'n!“
Der Donner der Kanonen tauschte
Den Fehdegruß in Feinde'sland,
Des Höllernaars Fittich rauschte . . .
Mein Volk, du hattest dich ermannt!

Wenn sich der König doch ermannte!
Bemerkt er nicht, wie Treue rät?
Die Stimme, die so oft verkannte,
Nun dröhnt sie ihm ins Ohr: Zu spät!
Des Aufruhrs blut'ge Flamme lodert
Empor und Blut und Flamme spricht:
„Sieh, was der Väter Schatten lodert,
Gedenke, König, deiner Pflicht!
Die einst die Freiheit uns errungen,
Sie ruhen längst im welschen Sand;
Den Söhnen ist ihr Ruf erklingen . . .“
Mein Volk, du hattest dich ermannt!

Wenn sich der König doch ermannte!
Bemerkt er nicht, wie Treue mahnt?
Ein Held erst, den das Schicksal sandte,
Hat ihm zum Ziel den Weg gebahnt.
Dem großen Freunde groß vertrauend,
Ist er erstarkt, weil er geglaubt,
Und setzte, neu das Reich erbauend,
Die Krone auf das greise Haupt.
Doch, wer hat ihm das Schwert geschmiedet?
Wer führte es in starker Hand?
Wer hat den Stammeszwist befriedet? . . .
Mein Volk, du hattest dich ermannt!

Wenn sich der König doch ermannte!
Bemerkt er nicht, wie Treue warnt?
Ist's wahr, daß er die Wahrheit bannte,
Daß Schmeichlertrug ihn schlau umgarnt?
Dann endlich, deutsches Volk, erwache,
Und furchtlos wehre deinem Sohn!
Geharnischt töne deine Sprache
Empor zum Hohenzollernthron.
Dein Herzblut hat das Reich begründet
— Was Hösling'stand und Prunkgewand! —
Wenn dein „Ich will!“ du stolz verkündet,
Mein Volk, dann hast du dich ermannt!

Freiligrath und Herwegh machten's besser, aber so war es: gar mancher Hohenzoller hinkte hinter seiner Zeit einher, und es geht nicht an, diese schwachen, schwankenden Menschen — so liebenswert sie gewesen sein mögen — zu vergöttlichen. Und das geschieht, geschieht noch heut, geschieht von denen, die dem Thron am nächsten stehen. Lesen Sie die Ansprache, die Prinz Heinrich am 15. Dezember 1897 an seinen Bruder richtete: „Durchlachtigster Kaiser! Großmächtigster König und Herr! Erlauchter Bruder! Als Kinder wuchsen wir zusammen auf, später war es uns als Männern vergönnt, einander in die Augen zu schauen und einander treu zur Seite zu stehen. Eurer Majestät erblühte die Kaiserkrone mit Dornen. Ich habe versucht, in meinem engen Kreise und mit meinen schwachen Kräften als Mensch, als Soldat und als Staatsbürger Eurer Majestät zu helfen. Es kam eine größere Epoche, eine für die Nation bedeutende Epoche, eine für Eurer Majestät Marine bedeutende Epoche. Eure Majestät haben die große Gnade und Entsaugung gehabt, mir dieses Kommando anzuvertrauen. Ich danke dies Eurer Majestät aus treuestem, brüderlichem und untertänigstem Herzen. Ich kenne sehr wohl die Gedanken Eurer Majestät, ich weiß, wie schwer das Opfer ist, in dem Eure Majestät mir ein so schönes Kommando anvertraut haben, und das ist es, Eure Majestät, was mich am tiefsten bewegt, und weshalb ich Eurer Majestät aufrichtigst danke.

In zweiter Reihe bin ich Eurer Majestät tief verbunden für das Vertrauen, was Eure Majestät in meine schwache Person setzt. Das Eine versichere ich Eurer Majestät: mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorbeer, mich zieht nur eines: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen jedem, der es hören will, und auch denen, die es nicht hören wollen.“

*

Nun muß ich Ihnen von dem Byzantinismus sprechen, der heut unser Volk durchseucht. Und da habe ich mir gedacht, stärker als alle Reflexionen werde es wirken, wenn ich Ihnen eine duftige Auswahl von Umhündelungen darzubieten vermöchte. Ich habe im folgenden aus den letzten zehn Jahren eine confessio lumpacitatis für Sie zusammengestellt; die milderen Fälle charakterisieren sich als Faselrausch. In der Buchausführung werde ich mir erlauben, Ihnen ein noch reichhaltigeres Kompendium der Speichellederei zu unterbreiten. Diese allzu menschlichen Dokumente müssen nach den Berufen geordnet werden: Botschafter, Hofprediger, Bürgermeister, Professoren, Parlamentarier, Journalisten müssen ausgiebig zu Worte kommen. Heute kann ich nur Stichproben darbieten.

1899. „Der Kaiser ist hervorragend durch seinen Geist, durch die Kraft seiner Persönlichkeit, durch sein blickendes Auge, durch sein feuriges Temperament, durch seinen Fleiß und seine großartige Arbeitskraft, nicht weniger aber durch sein allumfassendes Wissen und seine Kenntnisse und sein Eindringen in alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Noch gestern haben wir hier Gelegenheit gehabt, dies zu erfahren, da meinem Nachbarn zur Rechten, Herrn Stadtverordneten-Vorsteher ..., durch Verleihung des Roten Adlerordens eine verdiente Anerkennung von Seiner Majestät geworden ist. So in dem Bestreben, alles kennen zu lernen und in alles einzudringen, ist unser Kaiser wohl der hervorragendste unter den lebenden Herr-

schern. Unsere Feinde würden sich glücklich schätzen, einen solchen Mann an der Spitze ihrer Staaten zu haben. Und doch ist bei uns mitunter die Frage aufgeworfen worden, ob an dem Steuer unseres Staatsschiffes die erprobte Hand des alten, bewährten Steuermanns nicht zu vermissen und ob auch wohl der Kurs der richtige sei. Diese Befürchtung ist durch die Ereignisse der letzten Wochen glänzend widerlegt worden. In diesem Sinne fährt Prinz Heinrich jetzt über das Meer in ferne Lande, um überall das Evangelium der frohen Botschaft von der heiligen, unversiegbaren und unüberwindlichen Kraft und Fülle des deutschen Volkes und seines Kaisers zu predigen.“ (Geburtstagsrede eines Oberbürgermeisters.)

1899. „Der Oberhofmeister Graf zu Eulenburg gab dem Dichter vor dem Vortrage einige Instruktionen und erklärte ihm hierbei: „Wenn der Kaiser sich mit der rechten Hand auf den Schenkel schlägt, dann sind Sie durch! Das ist nämlich das Zeichen des Beifalls Seiner Majestät.“ Und schon bei der ersten Nummer lachte der Kaiser und gab das erwähnte Beifallszeichen. Bei lustigen Stücken im Theater kann man häufig beim Kaiser dasselbe Symptom einer heiteren Stimmung beobachten.“ (Aus einem „freisinnigen“ berliner Blatt.)

1900. „Mit den Wiesbadenern freut sich auch der Himmel über den erneuten Besuch des Kaisers. Auch diesen Morgen wieder, bereits um die achte Morgenstunde, machte der Monarch mit Gefolge, alles gleich ihm in Jägeruniform, einen Ausritt durch das Nerotal nach dem Jagdschloß Platte hin. Auf dem Rückweg spielten sich wieder zwei bemerkenswerte, für die Leutseligkeit des Kaisers sprechende Szenen ab. Zunächst sah er am Kochbrunnen den Karlsruher Kammerjäger Nebe, einen der Mitwirkenden der Festspiele. Er nickte ihm freundlich zu und sagte zu seinem Gefolge: „Siehe da, der Nebe!“ In der Wilhelmstraße begegnete ihm Vizeadmiral Mensing, der sich bereits in sein Rudersportkostüm gesteckt hatte. Mensing machte Front, und der Kaiser ritt nahe an ihn heran, ihm auf englisch „Guten Morgen!“ zurufend und mit Bezug auf eine nachmittags geplante Regatta hinzufügend: „Prächtiges Wetter heut!“ (Aus einer wiesbadener Tageszeitung.)

1901. „Und wenn wir den Kaiser bei allen diesen Gelegenheiten betrachten, und nicht nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten, sondern auch zwischen denselben im täglichen Leben, so sehen wir, daß unser kaiserlicher Herr immerfort im Dienste ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend — so einen Herrn kann man ja verfolgen, denn es wird uns in den Zeitungen genau berichtet, was er tut — er ist immer im Dienst des Vaterlandes, im Dienst der Allgemeinheit, sei es als Kriegsherr zu Lande und zu Wasser, sei es als Regent seines Staates, sei es als Protektor der Wissenschaft, sei es als Mäcen der Kunst. Immer ist er im Dienste, immer tut er seine Schuldigkeit, immer ist er ein hohes, hehres Beispiel treuer Pflichterfüllung für jeden Deutschen. (Rede des Reichspräsidenten.)

1902. „Eurer Majestät, dem allergnädigsten und erhabenen Beschützer wahrer deutscher Kunst, dem erlauchten Förderer alles Edlen und Schönen, wagt die heute aus Anlaß des Neuerstehens einer ihrer hehrsten Pflegestätten versammelte akademische Jugend der Reichshauptstadt die Gefühle untwandelbarer Treue und Dankbarkeit an den Stufen Eurer Majestät ruhmreichen Fürstenthrones niederzulegen. Gewähre Eurer Majestät beglückende Huld die Annahme dieser unserer überströmenden Gefinnungen unter gleichzeitigem Ueberzeugtsein, daß wir Jünger im Dienste herrlichster Museen nie aufhören werden, uns rastlos zu bestreben, dem Vaterlande und der Nation die Blüte der Kultur erringen zu helfen, für die Eure Majestät als Mehrer des Friedens weitschauend die Wege geebnet haben.“

1903. „Nach alter deutscher Sitte, nach gutem deutschen Brauch und dem Zug unseres Herzens folgend, am heutigen Tag das erste Glas, das einzige Hoch Seiner Majestät, dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser im Reich! Und welch ein Kaiser . . . Für das kaiserliche Werk auf den zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens während einer sechszehnjährigen, gesegneten und glücklichen Regierung redet die Tat selbst; sie bedarf nicht schwacher Würdigung aus dem Munde der Menschen, sie wird in Aeonen nicht untergehen. Schauen Sie sich um in der gärenden, wilbwogenden Welt! Die Wolken ballen sich zusammen an allen Orten, nicht nur draußen in der Fremde: nein, im Vaterlande selbst zucken zahllose Blitze aus Himmelsdunkel. Aber aus diesem Chaos, aus dieser brausenden See wilber Volksleidenschaft ragt hervor wie ein granitener Felskoloß der Hoffnung und der Zuflucht die gewaltige Persönlichkeit des deutschen Kaisers in strahlender Majestät, der eigenen Kraft sich wohl bewußt, und zu diesem Felsen schauen nicht nur wir vertrauend hinauf, nein, mit uns die gesamte, große, gesittete Welt. So ist denn aus dem jugendlichen, an Kraft überschäumenden Monarchen, der vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg, der zielbewußte, gewaltigste Kaiser im Reich der Fürsten und Herrscher geworden, dem sich niemand unter den lebenden Regenten ebenbürtig an die Seite stellt, um dessen Besitz uns die Welt beneidet, und der mit ehernem Griff seine markanten Züge einträgt in die Tafel der Weltgeschichte: aere perennius!“ (Rede eines süddeutschen Landrats.)

1904. „Der Kronprinz wird zweifellos seinem kaiserlichen Vater immer ähnlicher, er verbindet mit den lebenswürdigsten Formen eine nicht verkennbare, scharfe Beobachtung, eine bewußte Ruhe und Ueberlegung.“ (Aus einem berliner Blatte.)

Ueber die Kaiserin Friedrich sagt im Beisein des Kaisers ein Geheimrat, sie habe „nicht nur auf die Kulturentwicklung unserer Heimat, sondern weit über deren Grenzen hinaus einen veredelnden Einfluß geübt“.

1905. „In allen Streitfragen ist der Kaiser in stiller Arbeit seiner Pflicht nachgegangen, als ein ganzer Mann, der das Brausen und Stürmen jugendlichen Kraftüberdranges und idealistischen Wollens überwunden und sich auf der ragenden Höhe seiner von der Vorsehung ihm gesetzten Aufgabe zu betätigen strebt, so wie eines großen Volkes Geschäfte am besten besorgt werden und wie es von dem Vorbild aller großen deutschen Fürsten der Dichter gesungen: „Der König Karl am Steuer saß, der hat kein Wort gesprochen; er lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen.“ (Aus einem „liberalen“ münchener Blatte.)

1906. „Nur Toren können leugnen, daß er ein selten begabter Fürst ist, befeelt von feuriger und kühner Willenskraft. Keine Stunde müßig ist er, fort und fort auf das Wohl der Gesamtheit bedacht. Nur was echt, was gut ist, darauf geht sein Sinn. Ingenieure und Architekten, die der Kaiser ins Privatgespräch zieht, staunen über die Vielseitigkeit seines Wissens; durch die Gewalt geistreicher Worte, durch die Eigenart bereitetsten Vortrages reißt er Tausende hin und begeistert sie. Ein besonderes Merkmal: seine durch und durch soldatische Natur. Er ist hart gegen sich selbst. Ein Feldherrntalent, eine Eroberernatur, die aber den Weltfrieden über alles schätzt und liebt. Ein Philosoph, der prüft und wägt, der durch nichts Außeres sich imponieren läßt, weil das Edelmetall des inneren Wertes, der wahren Hohen ihm über alles geht. Wie oft hat sich gezeigt, daß unser Herrscher, weil auf hoher Warte stehend, alles besser überschauend, zuletzt doch recht behalten hat, wenn er zuerst auch ganz vereinsamt dastand!“ (Rede eines süddeutschen Stadtpfarrers.) —

Einen Kognat, nicht wahr? Und nun, wenn Sie den Efel überwunden haben, den Ihnen die Wahrnehmung einflößen muß, mit welcher Wollust die Menschen „freiwillig ihres Adels sich begeben“, dann lesen Sie die Worte, mit denen jüngst der Bürgermeister Karl Lueger den Deutschen Kaiser in Wien begrüßt hat: „Ich fühle mich berufen, der Freude der Wiener darüber Ausdruck zu geben, daß Eure Kaiserliche Majestät sich entschlossen haben, an der Spitze der deutschen Bundesfürsten persönlich die Glückwünsche unserem geliebten Kaiser zu überbringen. Mit diesem Ausdruck der Freude verbinde ich den Ausdruck herzlichen Dankes, sowie die innigsten Grüße an Eure Kaiserliche Majestät seitens der alten Kaiserstadt Wien und ihrer getreuen Bewohner!“

Schlicht und würdig und deshalb höchst wirkungsvoll. Wir Norddeutschen sprechen bisweilen mit törichtem Hochmut von dem Verfall der habzburgischen Monarchie. Wir sollten den Balken im eigenen Auge nicht vergessen. Wenn wir nicht innerlich erstarren und uns wieder zu dem viel bespöttelten Manneßmut vor Fürstenthronen bekennen, so werden schwere Heimsuchungen über uns kommen, und auch von der Entartung unserer Zeit wird das Wort des Dichters gelten:

„Hoc fonte derivata clades in patriam populumque fluxit.“

Vom Selbstbetrug der Aesthetik.

Von Julius Hart.

Solange die Aesthetik als Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft besteht, haben die forschenden Geister ihr höchstes Ziel und die eigentliche Aufgabe immer nur darin gesehen, das Wesen der Kunst zu ergründen.

Und so mancherlei Wandlungen und Erneuerungen sich in der Aesthetik während der letzten Jahrzehnte vollzogen haben, so ist doch niemals der Zweifel daran laut geworden, daß diese Wesenserkenntnis ein für allemal das Ziel ist und bleiben muß. Der Skeptizismus und Agnostizismus jedoch, der eine endgültige Beantwortung der Frage für unmöglich hält, und auf Grund tausendjähriger Erfahrungen, auf Grund einer Vernunftkritik, der Idee von einer Beschränktheit des menschlichen Geistes und des Glaubens an ein Welträtselwesen, die Anschauung verfißt, daß alle Bemühungen hier ergebnislos verlaufen müssen, sagt uns dieses mit gramumflorter Stimme, mit der Miene der Verzweiflung. Auch er würde es für den höchsten Gewinn, das reinste Glück des künstlerischen Menschen ansehen, wenn er jenes Wesen der Kunst zu ergründen und zu erkennen

vermöchte. An und für sich wird es auch von diesem Ignorabimusbekenner nicht bestritten, und gerade weil es hier zu einer metaphysischen Wesenheit gesteigert erscheint, steht es über uns, umwoben von der höchsten Majestät und Glorie, als eine Idealmacht, auf die unsere unendliche Sehnsucht ewig gerichtet sein muß, und die auf ihren besonderen, geheimen, wenn auch für uns unerforschlichen Wegen sich in uns zu betätigen vermag. Auch dieser Agnostizismus ist nur ein verkappter, indirekter Gnostizismus, ja geradezu ein besonders hochgespannter Glaube, tiefstes Gefühl von einer Allmacht des Wesens der Kunst.

Wenn auch die philosophisch-metaphysische, spekulative Aesthetik und die naturwissenschaftlich-experimentale unter dem Wesen der Kunst etwas ganz Verschiedenes verstehen, so sind sie doch in den Wurzeln und im Ursprung miteinander innig verwachsen, und diese Verwachsung kommt eben in nichts anderem als in der Lehre von einem Kunstwesen zur Erscheinung. Stellt man an die Aesthetik die Forderung, daß sie sich von ihr als von einer Irr- und

Eruglehre befreien soll, so verlangt man von ihr, daß sie sich selber entwurzele, und nur dieses bedeutete eine tiefstgehende Umwälzung, eine völlige Zertrümmerung des Gebäudes der alten Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft. Und nur, wenn dieser Anspruch als berechtigt nachgewiesen werden kann, wenn er sich zur Geltung durchzuringen vermag, ist die Aussicht vorhanden, daß sich auf wirklich neuen Grundlagen eine andere Aesthetik aufbauen läßt, eine neue Aesthetik tatsächlich von unten auf, mit eigenartigen Zielen und Voraussetzungen.

Doch das uns beherrschende Dogma und den Glauben an die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Ergründung des künstlerischen Wesens könnte auch nur der erschüttern, welcher sich seiner ganzen allumfassenden Bedeutung bewußt ist, die Uebersülle der Probleme sieht, die aus diesem Dogma hervorgehen, und den unendlichen Wert, der ihm angeblich zukommt, klar erkannt hat.

Seine gegen das Dogma gerichtete Gedankenwelt vermöchte fernerhin nur dann auf einen Erfolg zu rechnen, wenn von vornherein feimartig die Ideen in ihr stecken und vorbereitet liegen, welche die Möglichkeit eines neuen ästhetischen Verhältnisses zur Kunst anschaulich und verständlich machen können.

Jedenfalls ist es bei dem augenblicklichen Zustand unserer Kunstlehre zunächst noch immer ein völlig neuer Standpunkt, ein von Grund auf eigenartiger Gedanke, welcher die ganze vieltausendjährige auf ein Wesen der Kunst gerichtete Untersuchung ein für allemal verwirft. Und wer diese Idee in den Streit hineingibt, muß vor allem das Bedenken und den Vorwurf zurückweisen und entkräften, daß er nur eine paradoxe Behauptung aufstellt, daß es ihm nur um eine närrische Sonderlingsstellung, um eine Sensation, eine Originalität um jeden Preis zu tun ist, daß er die Verwirrung der heutigen Aesthetik nur aufs höchste zu steigern vermag.

Daß in ihr heute die größte Verwirrung herrscht, daß sie sich in einem Zustand der vollkommenen Anarchie befindet, wo zuletzt alles mögliche behauptet werden kann, wird kaum

bestritten werden. Es ist das eine weitverbreitete, ziemlich allgemeine Ansicht. Als unter dem Ansturm der naturwissenschaftlichen Geistesströmung und in den Tagen der naturalistischen Kunstдокtrin die ältere metaphysisch-spekulative und die Schönheitsästhetik zusammenbrachen, ertönte allerdings bereits überall die Klage, daß die ganze Jahrtausendarbeit der Aesthetik völlig fruchtlos gewesen sei und von Grund aus von neuem getan werden müsse. Eine neue Aesthetik naturwissenschaftlichen Denkens, die reine Erfahrungswissenschaft sein wollte, glaubte, das festgefahrene Schiff wieder flott machen zu können, — aber auch sie bemüht sich umsonst darum und sieht nicht die eigentliche Ursache, die von Anfang an alle unsere Aesthetik zur Unfruchtbarkeit verdammt. Die Sandbank, auf der sie sich nicht erst in unserer Zeit festgefahren, sondern auf der sie gleich von Anfang an festsetzt, ist nur ihre Lehre von einem Wesen der Kunst. Und die Kritik der alten Aesthetik, welche in unserer Zeit mit der Ablehnung der metaphysischen Schule zuerst einsetzte, findet allein dann ein natürliches Ende und einen Abschluß, wenn sie auf diese Grund- und Urlehre ihr Auge richtet und die Rolle untersucht, die sie ungestört in unserer Experimentalästhetik weiterspielt, um alle Bemühungen um eine wirkliche Erneuerung der Aesthetik zu verhindern. Eine solche neue Aesthetik ist aber das ausgesprochene Ideal und eigentliche Ziel unserer Zeit, eine Forderung, die sich notwendig einstellen mußte, nachdem einmal die tiefste Enttäuschung über die Ergebnislosigkeit und Unfruchtbarkeit der alten Aesthetik in unserer Zeit zum Durchbruch kam, und ein allgemeines Gefühl sich regte, daß alle ihre Arbeit von Grund aus von neuem getan werden müsse.

*

Es kommt vor allem immer darauf an, daß man der Kritik eine Aufgabe und ein Ziel stellt. Viel ist schon damit getan, wenn man überhaupt eine Aufgabe ihr zuweist. Das neue Ziel, welches der Kritik der Aesthetik heute erwachsen soll, ist die Untersuchung, ob dieser Wissen-

schaft nicht von vornherein eine verworrene, falsche, unglückliche und unstatthafte Voraussetzung zugrunde liegt, ob ihre Behauptung und Dogma von einem Wesen der Kunst nicht etwas ganz aus der Luft Gegriffenes, in der That gerade etwas ganz Wesenloses ist.

Wie ein Lachen tönt es in die Versammlung der anbetenden und ehrfürchtigen, der forschenden und streitenden Geister hinein, die immerdar verzweifelt sich den Kopf damit zerbrechen, uns zu sagen und zu ergründen, was das Wesen der Kunst sei.

Kommt zur Besinnung! Laßt ein für alle Male ab von diesem Treiben. Und wenn in unseren Versammlungen einer auftritt, der uns diese Frage vorlegt oder eine Antwort darauf geben will, so hört nicht mehr auf ihn und kümmert euch nicht länger um ihn. Laßt ihn mit seinen Don Quijote-Geistern allein, damit er für sich allein die Luft mit leeren Wortschall erschüttert. Es ist nichts als der größte Spuß, der jemals unsere künstlerische Seele genarrt und verwirrt hat, und wer ihn für etwas Wirkliches hält, wer da glaubt, daß er ihm den Weg zu köstlichen Schatzkammern nachweise, daß er ihm Brot des Lebens reichen könne, der ist von ihm noch immer in tote Sümpfe und Wüsten gelockt worden. Und alles, was irgend einmal vom Kunstwesen ausgesagt wurde und wird, ist entweder ein Nebel und Dampf, der uns zwischen den Fingern zerrinnt, ein Unsinn, oder es ist nicht vom Wesen der Kunst ausgesagt worden.

Denn es kann überhaupt von ihm nichts ausgesagt werden, weil es überhaupt nicht existiert. Der Mensch hat es sich einmal eingebildet, nicht anders, wie er sich einmal einen persönlichen Gott einbildete. Aber diese Einbildung war der verhängnisvollste Irrwahn, und wie eine tiefere und bessere Religion den Glauben an eine Gottperson überwunden hat, so will auch der Glauben an ein Wesen der Kunst durch ein Höheres ersetzt werden. Alle unsere Aussagen darüber zerfallen damit in sich selbst, und der ästhetische Streit und Disput über die Beschaffenheiten des künstlerischen

Wesens wird dann ebenso sinn- und zwecklos, töricht und unfruchtbar, so als ein reiner Phantasiestreit berühren, wie uns heute die Untersuchungen älterer Zeit lächeln machen, ob die Engel männlichen, weiblichen Geschlechts oder Zwitter seien, auf welche Weise bei ihnen der Verbaunungsprozeß statfinde, wieviel auf einer Nadelspiße zu sitzen vermögen, — alles Probleme, die ja auch zu einer Zeit einmal den Menscheng Geist auf angelegentlichste bewegt haben, über die leidenschaftlich hin und her gestritten wurde, und die zu lösen nach allgemeiner Annahme von höchstem Wert und von Bedeutung war.

Daß die alte Frage: „Was ist Kunst?“ nur eine falsch gestellte, eine Irrfrage sein soll, daß der menschliche Geist sich jahrtausendlang hat narren lassen und seine Untersuchungen auf etwas durchaus Nichtiges, eine Kunstwesenstheorie, völlig verschwendete — erscheint allerdings als eine ungeheuerliche Zumutung. Dennoch ist, wie die ganze Kulturgeschichte, so auch die Geschichte der Wissenschaft eigentlich gerade nichts anderes, als eine Geschichte von solchen irrlichternden Ideen und Vorstellungen gewesen, die eine Zeitlang die Geister in ihren Bann schlugen. Und alles Menschheitsglück, das persönliche Heil eines jeden hängt angeblich ab von der Entscheidung, die er hier trifft, von seiner Stellungnahme zu solchen Problemen. Auf einmal jedoch sind derartige Fiktionen dann wieder völlig verschwunden, wert- und bedeutungslos geworden, und ein neues Geschlecht erstaunt nur darüber, wie man sie irgendwie ernsthaft und wichtig, wie man sich von ihnen verwirren lassen konnte. Gelöst sind aber solche Fragen niemals worden, sondern sie verloren nur plötzlich alles Interesse für einen neuen Menschen, der mit ganz anderen Augen die Welt ansah. Der Streit, ob das Blut und Brot der christlichen Abendmahlstheorie der Gottleib wirklich sind oder ihn nur bedeuten, konnte einmal einen Teil der Menschheit bis zur Siedehitze erregen, und zu den blutigsten Kämpfen führen. Die völlige Gleichgültigkeit eines unreligiös und unchristlich gerichteten Zeitalters hat das Problem in Nebel

und Dunst sich auflösen lassen und von ihm sich einfach abgekehrt.

Jahrtausendlang dauerte es auch, bis sich die Menschheit von astrologischen Träumereien befreien konnte, und lange Zeiten hindurch hat den wissenschaftlich strebenden Geist eigentlich nichts so verführt und verlockt, wie die sichere Zuversicht, minderwertige Stoffe in Gold verwandeln zu können. Die Idee, der Glaube an eine solche Möglichkeit war dabei nicht so sehr das Törichte und Verwunderliche, — denn diese Möglichkeit der Verwandlung könnte auch heute nicht absolut verneint werden, — als vielmehr der Wahn, der von dieser Kunst sich unendliche Werte und Gewinne erträumte, die völlige Blindheit, mit welcher der menschliche Geist an der einfachen Tatsache vorüberging, daß es praktisch ganz gleichgültig ist und nichts dadurch besser wird, wenn aus Sand Gold gemacht würde. Damit wäre Gold auch zu Sand geworden und hätte nur allen Wert eingebüßt.

Steigt man aber hinab zu den Urgründen unserer Kunstwesenslehre und fragt, was sich die Menschheit eigentlich immer von der Enthüllung und Erkenntnis des Wesens der Kunst erhoffte, warum sie auf dessen Ergründung den höchsten Wert glaubte legen zu müssen — so stößt man auf lauter Fiktionen und höchst phantastische Vorstellungen, gegen welche diese astrologischen und alchimistischen Träumereien völlig verblaffen. Auch an den Urquellen unserer Aesthetik sieht noch heute ein zaubergläubiger Mensch, dessen ganze Sehnsucht nach einem Wunderstein und einem Allheilwurz ausgeht, durch die ihm Allmacht und Allwissenheit zuteil werden. Und die Grundidee unserer Kunstwesenslehre ist zuletzt ein höchstes Versprechen, daß sie die natürliche Welt durch eine Abracadabra-Welt zu ersetzen vermag, wo es nur eines Wortes bedarf, um in völliger Willkür beliebige Wesen und Dinge zu erschaffen, daß sich Kunstwerke auf ganz andere Weise hervorbringen lassen, als wie sie heute der Künstler erzeugt.

Eine tolle Komödie der Irrungen und Verwirrungen nur hat diese Aesthetik in einem fort mit uns aufführen können, und als selbst-

betrogene Betrügerin hat sie sich allein durch das alte Spiel der Verwechslungen, Maßlierungen, Doppelgestaltigkeiten täuschen lassen, worauf alle diese Komödien von jeher beruhen. Ihr Wesen und Kunst hatte es nur allzu leicht, proteisch sich fortwährend umzuwandeln und unter stets neuen Formen die Gläubigen zu äffen. Bald war es eine Idee, bald Erscheinung, bald ein Metaphysisches, bald ein diesseitig Natürliches; einmal ein Urkunstwerk, aus dem alle hervorgegangen, dann eines, in dem alle enden; das ewig Unerreichbare und Ideal, und ebenfogut das gerade Durchschnittlich-Alltägliche, unter jeder Bedingung stets Erreichte; bald Schablone, bald Gesetz, bald das durch und durch Wertlose, bald die Wertung aller Wertungen. Die eigentlich verwirrende Kraft dieser Lehre vom Kunstwesen und der Einheit in der Kunst bestand darin, daß man das alles unablässig miteinander vertauschen konnte, und unsere Aesthetik hat in einem fort Gold für Sand und Sand für Gold ausgegeben.

*

Ein Wort zuerst und vor allem an den Künstler selbst.

Wer ist dieser Mensch, der den Streit entzündete, den jahrtausendlangen, bisher noch immer so unfruchtbaren und ergebnislosen Disput über das Wesen der Kunst entzündete? Was für einer war es, der diese Frage: „Was ist Kunst?“ zum ersten Male unter die schaffenden Geister und in die Werkstätten hineinwarf?

Ist es der Künstler selber gewesen, der sie als der erste sich selber stellte? Ging sie aus den Bedürfnissen, den Lebensinteressen der besonderen einzelnen, vor allem künstlerisch sich betätigenden, Kunstwerke schaffenden Menschheitsgruppe hervor? Liegt eine Notwendigkeit vor, daß vor allem der Künstler sie bei seiner Arbeit und um seiner Arbeit willen sich stellen mußte?

Offenbar ist dieses nicht der Fall.

Daß die Aesthetik, welche eine Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft ist, eine Kunstwesens- und Kunstgesetzkunde, nachträglich in die Welt eintrat, nachdem die Menschheit schon lange sich künstlerisch hervorgetan, Werke

um Werke erzeugt und genossen hatte, wird von jeher allgemein angenommen. Bevor die Grundfrage dieser Aesthetik fiel, gab es bereits längst eine Kunst. Ohne daß der Mensch „wußte, was Kunst sei“, ohne daß er ein Interesse an diesem Wissen besaß, hat er dennoch auf allerhand Weisen sich mit künstlerischen Angelegenheiten beschäftigt und ein ästhetisches Leben geführt.

Wir wissen ja nach der Ueberzeugung unserer Aesthetik auch heute noch nicht, was Kunst ist und worin ihr Wesen besteht, und es werden trotzdem unaufhörlich Kunstwerke auf Kunstwerke geschaffen und bereiten Ungezählten Genuß, erwecken lebendige Teilnahme in ihnen. Die Beantwortung und Lösung jener Frage besitzet allem Anscheine nach nicht den Wert und die Bedeutung, daß der künstlerische Mensch nicht auch unberührt von ihr bleiben konnte. Er brauchte sie nicht aufzustellen. Es gibt ein weites und großes ästhetisches Interessenleben, ein Wirken und Schaffen, ein Aufnehmen, Erfahren und Genießen, welches mit einer Kunstlehre nichts zu tun hat, die aus der Frage: „Was ist Kunst?“ hervortwuchs und mit dieser möglicherweise in gar keiner Beziehung steht.

Der Künstler selber brauchte des Wissens vom Wesen der Kunst nicht. Er war es nicht, der zuerst die Frage aufzuwerfen und den Disput zu entzünden brauchte.

Doch noch mehr. Er konnte es auch nicht sein.

Durch die allgemeine Erfahrung wissen wir, daß die Künstler selber sich von jeher merkwürdig und seltsam begriffstuhig kunstphilosophischen und kunsttheoretischen Schriften gegenüber verhalten haben. Oft genug haben sie sie wütend in die Ecke geworfen und ihren Widerwillen und Abscheu dagegen geäußert. Sicherlich sind gerade sie nicht ihre eifrigsten und verständnisvollsten Leser. Nur mit Mühe und Anstrengung, bald erschlaffend und interesselos, verfolgen sie die Darlegungen einer Gelehrtenästhetik.

Diese Tatsache ist eine uns so gewohnte, daß wir sie kaum noch besonders beachten. Sie erscheint uns fast natürlich, daß wir ihr im

allgemeinen nur wenig Gewicht beilegen. Doch zuletzt müssen wir uns wieder unsere ganze Naivität zurückgewinnen und uns bewußt werden, wie wunderbar, unnatürlich und ungeheuerlich eigentlich ein solches Verhältnis ist. Denn an und für sich sollte doch eigentlich das höchste Lebensinteresse des Künstlers darin bestehen, daß er nichts so eifrig begehrt, wie das Studium der Bücher der Aesthetik. Er müßte zu ihr doch eigentlich als seiner besten Wohltäterin liebend aufschauen. Denn von ihren ersten Anfängen bis heute sieht die Aesthetik ihre vornehmsten Aufgaben doch darin und erhebt den Anspruch, dem Künstler seine Kunst zu lehren und für sie zu werben. Sie will den Menschen das Kunstwerk näher bringen, als dieses durch sich selber ihm nahezu kommen vermag. Sie will das Ideal der Kunst ihnen offenbaren, unterscheiden lehren zwischen guter und schlechter Kunst, dem Schaffenden zeigen, was und wie er bilden soll, und ihm die Gesetze enthüllen, die er einhalten soll und gegen die er sich nicht vergehen darf, wie er am reichsten zu wirken vermag. Sie hat sich von jeher immer auf den Richterstuhl gesetzt und den Künstler vor ihr Tribunal gefordert oder ihm doch zur Hilfe sich angeboten, ohne die er nicht gut bestehen kann.

Aber dabei ist dennoch in der Tat der Künstler immer ein Fremdling im Reiche dieser Kunstschulen und Kunstlehren gewesen, und mit größerer Unlust, als je ein Kind den Schulzwang, hat er ihr Joch auf sich gefühlt. Gerade der künstlerisch empfindende Mensch revolutionierte immer am heftigsten gegen diese grauen Gebäude und Zwingburgen eines Weltgrammatikers. Der Künstler hört die Worte des Aesthetikers und erstaunt: Wovon spricht er eigentlich? Von mir und meinem künstlerischen Schaffen? Aber das alles hat damit doch gar nichts zu tun. Das geht mich als Künstler doch gar nichts an. Wie er zuletzt keine Antwort darauf erhält, was Kunst ist, so gibt ihm diese Aesthetik überhaupt auf keine ihrer Fragen eine Antwort, sondern er erfährt nur, daß die Gelehrten über jede und jegliche ebenso völlig verschiedener Meinung sind wie

über jenes „wichtigste der Probleme“ — und völlig unbelehrt, nur ratlos verwirrt, geht er von ihrem Richterstuhl wieder davon. Mit einem etwas verständnislosen, sagen wir dummem Gesicht tappte der Künstler in den Gängen der Aesthetik umher. Geht der Aesthetiker vielleicht ebenso von vornherein verständnislos an den Kunstwerken und an der Seele des Künstlers vorüber mit so einem platonischen Verwundern: Was soll das dumme Zeug eigentlich? Wozu diese Lügen, diese Scheine und Trugbilder? All dieses ist etwas, das mich gerade nicht interessiert.

Wäre das, was der Aesthetiker Kunst nennt, vielleicht etwas ganz anderes, als was der Künstler darunter meint? Haben Aesthetiker und Künstler stets aneinander vorbeigesprochen, indem sie beide ganz verschiedene Kunstwelten im Auge hatten? Eine neue Frage! Bisher wurde noch kein Zweifel daran laut, daß dies völlig ein und dasselbe ist, daß Künstler und Aesthetiker nur eine einzige, gleiche und selbe Kunst meinen und sich vorstellen können, und daß die Kunst, von der unsere ästhetischen Theorien reden, ohne Frage eins ist mit der der Künstler und nur diese zum Zwecke sich macht. Doch die Gewißheit und Selbstverständlichkeit dieser Voraussetzung bildet möglicherweise gerade die Quelle unserer Verirrungen, Ratlosigkeiten, falscher Ansprüche, unfruchtbarer Meinungsstreitigkeiten und ergebnislosen Hin- und Herredens. Dann läme alles zunächst auf diese Untersuchung an, ob die Wesenskunst unserer Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft nicht etwas durchaus anderes ist, als die Kunst der Künstler und Kunstwerke, und wie sie sich voneinander unterscheiden, welche Beziehungen zwischen ihnen obwalten — sie aber gerade nicht miteinander zu vertauschen und zu verwechseln, sie nicht für eins zu halten, die eine nicht durch die andere zu ergründen, die eine nicht der anderen als Gesetz aufzuerlegen — wie es bisher das Bestreben aller Aesthetik gewesen ist.

Der Künstler war es nicht, der zuerst die Frage „Was ist Kunst?“ in die Welt hineinwarf, hineinwerfen konnte. Eine andere Natur

als die künstlerische trat ihm damit gerade entgegen, ein höchst widerkünstlerisches Wesen, dessen letzten und tiefsten Interessen und Strebungen auf ein völlig anderes, nur nicht auf künstlerische Schaffentätigkeit gerichtet waren, der dem Kunstwerk überhaupt keine lebendige Anteilnahme, keine eigentliche Genußfreude entgegenzubringen vermochte.

Unsere Aesthetik ist fraglos zunächst und am ursprünglichsten ein Zweig am Baum unserer Begriffsphilosophie. Ein Logiker, ein Grammatiker — ein Geist, dem an der Untersuchung von Wort und Begriff weit mehr gelegen war als an der Betrachtung künstlerischer Werke — dem alle sinnliche Erscheinungswelt in durch und durch unsinnliche Abstraktion sich umsehen mußte, trat zuerst mit jener Frage in die Künstlerwerkstatt und wurde damit zum Schöpfer unserer Aesthetik. Alles abstrakte Denken ist nur gerade kein künstlerisches Sehen, alles künstlerische Sinnenleben widerstrebt nur gerade am meisten kategorischen Auffassungen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß mit jenem Logiker und Begriffsphilosophen dem Künstler ein Geistesantipode entgegentritt. Aber zweifellos hat gerade dieser Widerkünstler aller Widerkünstler sich zum Herrn, Richter und Gesetzgeber des Künstlers aufschwingen wollen und vom Anfang an die höchsten Ansprüche für sich erhoben. Mit der Frage: „Was ist Kunst?“ tritt er dem Schaffenden entgegen und reißt ihn heraus aus seiner Naivität, Sicherheit und Selbstgewißheit, sehr gut solches zu wissen — macht ihn in seinen Lebensgefühlen erkranken. Du weißt es nicht. Du kannst es nicht wissen. Du bist schwach in dem, was meine Stärke ausmacht. Was Kunst ist, sollst du von mir erst lernen, ich bin es, welcher dir die Geheimnisse deines Schaffens aufdeckt, welcher dir offenbart, wie und was du schaffen sollst.

Gewiß hat unsere Aesthetik von diesem ihrem Versprechen auch nicht das Geringste eingehalten, den Wechsel nicht eingelöst, nicht die kleinste Abschlagszahlung auf ihn geleistet. Aber sicherlich lag dieses Versprechen in der Frage, war ihr eigentlicher Zweck und Sinn,

und es machte stets das Ideal der Aesthetik aus, ist es auch heute noch.

Aber sie hat sich dabei nur selber getäuscht, ist selbst einem Wahn zum Opfer gefallen und hat auf irrigen Grundvoraussetzungen aufgebaut. Sie konnte den Künstler nur verwirren, indem sie ihm auf tausend listige Weisen und mit allen Taschenspielerkünsten eines abstrakten Denkens das Nichtwissen von seinem Tun suggerierte. Sie selbst aber verfiel nicht minder grundlosen Verwirrungen, indem sie der Frage Sinne, Bedeutungen und Zwecke unterlegte, die ihr gar nicht zukommen, indem sie blind daran vorüberging, daß ihre Kunst der Idee und Begrifflichkeiten, ihre Kunst von Gnaden der Vernunft und abstrakten Denkens eine andere ist als die Kunst der Kunstwerke und Künstler. Jahrtausendlang haben wir nur immer die Kunst, die als Frucht vom Baum der Erkenntnis gepflückt wurde, verwechselt mit der, die am Baum des Leben wuchs, und beide für eins gehalten, weil unser abstraktes, monistisches Denken sich unablässig darum drehte, man müsse alles und jedes nur ja für eins ansehen.

Durch unsere Zeit klingt die Hoffnung,

geht die Rede von einem neuen Menschen, der vor allem ein Schaffender und ein Künstler ist. Bergen sich nicht vielleicht doch große Wahrheiten und Wirklichkeiten hinter dem alten Mythos, der uns erzählt, wie einst ein Paradieseskind von einem grauen Erkenntnisjäger betrogen und um sein höchstes Gut gebracht wurde? Der gestaltende Mensch, der Lebensfreund, der einmal in uns zerbrochen ist, will wieder geboren werden. Unsere Kunst soll sich befreien von der Spuk- und Gespensterwelt ihrer Aesthetik, unsere Aesthetik aus den Nebeln einer Kunstwesenswelt hingeführt werden zu den Quellen einer lebendigen Kunst der Kunstwerke. Was Kunst ist, weiß der Künstler aus sich. Diese Selbstgewißheit muß ihm zurückgewonnen und die Macht einer Kunstdogtrin gebrochen werden, die ihn in den Wahn eines Nichtwissens verstrickte. Heute soll und kann nur erst einmal ausgesprochen werden, daß unsere Aesthetik stets an ihren ältesten und ersten Grundvoraussetzungen krankte, — worin ihre Irrungen bestehen und wie wir uns von ihnen befreien können, darüber darf man an dieser Stelle vielleicht noch einige Male sprechen.

Rinderfegen. Von Mar Stirner [1848].

Herausgegeben von John Henry Mackay.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und es ist auch dafür gesorgt, daß nicht mehr Menschen leben, als da Nahrung finden; aber es ist nicht dafür gesorgt, daß nicht mehr Menschen geboren werden, als von den vorhandenen Lebensmitteln leben können. Darum müssen die überzählig Geborenen aus Mangel an Nahrungsmitteln sterben, sterben entweder wie in China durch den dort üblichen Kindermord, oder sterben wie in Europa durch Elend und Ver kümmerung. Malthus hat die berühmte Verhältnißberechnung zwischen der Vermehrung der Geburten und der Vermehrung der Lebensmittel aufgestellt, wonach jene eine geometrische, diese eine arithmetische Reihe bildet; er hat damit die Uebervölkerungsfrage so stark hervor-

gehoben, daß sie seitdem nicht mehr übersehen werden konnte, und immer von Neuem wieder auf's Tapet kam. Man fand es unerträglich, daß die Natur, wie es seit Jahrtausenden der Fall war, sich selbst helfe, indem sie die überflüssigen Menschen gleich jenen Seidenwürmern, die früher auskriechen, als die Maulbeerbäume Blätter getrieben haben, verhungern läßt, und man wußte doch auch kein Mittel, der Natur für den Fall einer ungehemmten Geburtsprogression die nöthige Fülle von Nährstoffen abzugewinnen. In dieser Verlegenheit nahm man seine Zuflucht zur Moralität der Menschen, zum moral restraint, zur moralischen Selbstbeschränkung: man appellirte an die Entsagung.

Wie man auch über den Werth der Ent-

sagung denken mag, der Erfolg dieser Theorie hat wenigstens gezeigt, daß die Theoretiker wie immer im Abstracten stecken blieben und sich die Sache durch ihre rigorose Zumuthung nur leicht gemacht hatten. Die Menschen wurden trotz aller Ermahnungen keine Engel, und setzten nach wie vor mit größtem Leichtsinne Kinder in die Welt, Kinder, welche aus Mangel an Unterhaltungsmitteln nothwendig verkümmern und nach langsamer Verhungerung eines „natürlichen Todes“ sterben mußten.

Als man sah, daß die Entsagungslehre nicht durchschlug, und die Menschen wenig Geneigtheit zeigten, sich selbst Zwang anzuthun, dachte man daran, ihnen gegen ihren Willen Zwang anzuthun. Obnehin waren schon unzählige Menschen, z. B. Soldaten, Gesellen, Dienstboten usw. durch ihren Stand zur Ehelosigkeit genöthigt; es durfte daher nur dafür Sorge getragen werden, daß auch durch die Unehelichkeit keine überschüssige Volksvermehrung entstünde. Die Theoretiker fügten also zum moralischen Zwange — dem Malthus'schen moral restraint — den physischen Zwang hinzu. C. A. Weinhold ist der bekannteste dieser Theoretiker. Er ereiferte sich in den letzten zwanziger Jahren außerordentlich über die „Uebervölkerung in Mitteleuropa“ und war ehrlich und entschieden genug, um mit seinem unbarmherzigen Radicalmittel offen herauszurücken. Da diese Heilmethode, die Infibulation, nur die practische Ergänzung zur Entsagungslehre ist, so wird es nicht uninteressant sein, sie hier in kurzen Zügen so darzustellen, wie sie Weinhold sich dachte und der Welt in mehreren Schriften eifrigst anempfahl. Sie bildet das zweite Stadium der Uebervölkerungsfrage. Weinhold schließt in einer populär-philosophischen Einleitung seinen Rath genau an die Entwicklungslehre an; er sagt: „Es ist letzter Zweck der Schöpfung, den moralischen Gesetzen alles unterworfen zu sehen. So wie das Individuum für sich selbst im Besonderen, so muß auch die ganze civilisierte Menschheit im Allgemeinen, welche durch weise Lehrer und Gesetzgeber über sich selbst bereits zum wahren Bewußtsein gebracht worden ist, mit ihrer

Freiheit den Kampf beginnen gegen solche Erscheinungen einer bloßen Naturnothwendigkeit, welche sie mit den Thieren auf gleiche Stufe stellt (die Geschlechtsfunction nämlich); sie muß frei sein, den rechten Gebrauch einer moralischen Freiheit ernstlich wollen, wenn sie ihr Glück und das Glück der werdenden Geschlechter dauernd begründen will.“ Der Unterschied zwischen der ersten und dieser zweiten Entsagungslehre ist nur der, daß dort das Individuum die Entsagung, wenn auch im Sinne der Menschheit oder Humanität, doch mit sich selbst abzumachen hat, während hier „die Menschheit“ das Entsagung übende Subject ist; die Menschheit aber muß natürlich die einzelnen widerspenstigen Individuen — zwingen, wenn sie nicht freiwillig im Sinne der Menschheit leben. Man kann nicht sagen, daß Weinhold hierin irgendwo vom sittlichen Principe abweiche; die sittlichen Mächte, wie Kirche, Staat, Gemeinde u. s. w. unterwerfen stets diejenigen Individuen, welche sich den sittlichen Gesetzen nicht gutwillig fügen, einem unerbittlichen Zwange, lebenslänglicher Einsperrung u. dergl. Im Bewußtsein seiner sittlichen Berechtigung geht Weinhold daher auch zur unverschleierte Darlegung seines Planes fort und sagt: „Ich schlage als eine allgemeine und dringend nothwendige Maßregel eine Art von unauflöslicher Infibulation mit Verlöthung und metallischer Versiegelung vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, ganz geeignet, den Zeugungsact bis in die Ehe zu verhindern.“ Es folgt nun die Beschreibung dieses Schlosses, dessen gewaltame Eröffnung mit Ruthen, mit der Treitmühle, und mit hartem Gefängniß bestraft werden soll. Diese Infibulation soll den Knaben vom vierzehnten Lebensjahre an angelegt und bis zum Eintritt in die Ehe bei solchen Individuen angewendet werden, welche erweisbar nicht so viel Vermögen besitzen, um die außerehelich erzeugten Wesen bis zur gesetzmäßigen Selbstständigkeit ernähren und erziehen zu können. „Sie verbleibe aber bei denen zeitlebens, welche niemals in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können.“

Und dieses gute Werk soll man bald beginnen und besonders damit anfangen, daß

1) „daß allen Bettlern und andern außer der Ehe lebenden, verarmtesten Menschen, welche sich kaum selbst, am wenigsten aber noch ein Kind ernähren können, die Menschen-erzeugung durch Infibulation unmöglich gemacht werde.

2) Muß ebenso allen arbeitsunfähigen, an langwierigen Krankheiten leidenden Menschen, welche bereits Almosen von den Communen erhalten, die Ehe versagt und die Infibulation angelegt werden.

3) Infibulire man sämtliche männlichen Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge in den Städten und auf dem Lande und gestatte ihnen die Ehe nicht eher, als bis sie im Stande sind, außer sich auch Frau und Kinder ernähren zu können, halte sie unter strenger medicinal-polizeilicher Aufsicht durch öftere und unvermuthete Visitationen, wegen heimlicher Eröffnung der metallischen Versiegelung und wende im Uebertretungsfalle die angezeigten Strafen ohne alle Ausnahmen ernstlich an.

4) Alle unverheiratheten Militärpersonen in den untern Graden werden ohne Ausnahme infibulirt.

5) Da in freien Staaten Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze stattfinden muß, so kann die vornehme und oft sehr ausgelassene Jugend der Eximirten, insofern sie die Grenzen der Sittlichkeit überschreitet, nicht befreit bleiben, sondern wird sich mit einigen Modificationen den gleichen Gesetzen unterwerfen müssen.“

Solche Rathschläge konnte dieser Mann nur in dem Bewußtsein geben, daß er dadurch das Reich der Sittlichkeit und der Vernunft stärke. Er beschränkt mit dem gefühllosesten Sittlichkeitsfanatismus die Freiheit, aber er beschränkt sie, „weil alles Unglück in der Welt durch den unregelmäßigen Gebrauch der Freiheit der Menschen entsteht“. Auch waren seine Schriften dem damaligen Zeitgeiste gar nicht fremd; er widmete sie dem preußischen Staatsministerium, dann dem Minister Altenstein und schließlich dem Könige Friedrich Wilhelm III.

selbst und sie wurden huldreich aufgenommen. Wie sollten sie dies auch nicht? Waren sie doch die, wenn auch berbe, so doch richtige Consequenz des Polizeistaates, der zu Nutz und Frommen der Menschheit die lebendigen Menschen in allerlei Weise infibulirte.

Indeß wie alle Tyrannei, wenn sie gar zu grell und handgreiflich auftritt, dem sonst höchst unterthänigen Menschen mit einem Male verabscheuungswerth erscheint, so empörte auch diese nackte moralische Tyrannei ebendieselben Menschen auf's Aeußerste, die es ganz gelassen mit ansehen konnten, daß theils ausdrückliche Verbote mit Heirathsbeschränkungen, theils die bittere Noth vielen Millionen von Menschen das Heirathen unmöglich machten, und daß Millionen Kinder durch den Nothstand ihrer Eltern offenbar dem Tode geweiht wurden.

Weinhold — der übrigens nicht bloß Gegner, sondern auch Freunde in der literarischen Welt fand — konnte mit seinen Polizeimaßregeln nicht durchbringen. Aber die Noth der Uebervölkerung dauerte fort, gleichviel, ob des Volkes nur darum zu viel wurde, weil nicht Arbeit genug für dasselbe zu beschaffen war, oder ob wirklich — was von manchen Seiten bestritten wird — mehr Menschen erzeugt wurden, als selbst bei der vortrefflichsten Bodencultur Nahrungstoffe sich erzielen ließen. Wie also der Uebervölkerung steuern, ohne entweder auf die freiwillige sittliche Entsagung der Menschen, oder auf Polizeimaßregeln sich zu stützen?

Vielleicht vermöchte die Klugheit, meinte man, was der moralische und polizeiliche Zwang nicht zu Wege bringen konnte. Man dachte also auf Mittel, welche es den Menschen leicht machen sollten, die Zahl der Kinder auf das richtige Maß zu beschränken. Hiermit verließ die Frage den sittlichen und polizeilichen Standpunkt und wurde zu einer Sache des individuellen Interesses. Wer den Kindersegen in seinem Hause nicht zu seinem eigenen Verderben überhand nehmen lassen will, der soll ihm klügerer Weise Grenzen setzen. Ob es im Interesse der Menschheit oder des Staates liegt, daß der Kindervermehrung nicht Einhalt gethan werde, ist für diesen Standpunkt gleich-

gültig; das Ehepaar kümmert sich bloß um das Bedürfnis des eigenen Hauswesens und faßt seinen Entschluß nach Maßgabe der Privatökonomie.

Dem steht nun entgegen, daß die Gesellschaft sich jederzeit mit allen Kräften dagegen sperrt, irgend eine Sache, in welche sie sich gemischt hat, zur reinen Privatsache herabsinken zu lassen. Im Geheimen mögen die Einzelnen wohl immer schon die Rinderangelegenheit vom privatökonomischen Gesichtspuncte aus behandelt haben; aber öffentlich will die Gesellschaft dazu nicht ihre Sanction erteilen. Das Ding ist delicat, wurde aber doch in Schriften unter der Aegide der Wissenschaft gefördert.

Schon Fourier wies darauf hin, daß eine überreichliche Nahrung, gleichsam eine Mästung, die Unfruchtbarkeit erzeuge. Da aber die Vervielfachung der Lebensmittel, welche er der Welt verhieß, noch im Schoße der Zukunft ruhte, so konnte dieses Mittel dem gegenwärtigen Leiden nicht abhelfen. Loubon (*Solution du problème de la population et des subsistances*) suchte nachzuweisen, daß zwischen der Thätigkeit des Uterus und der weiblichen Brüste ein solcher Antagonismus stattfindet, daß das Weib während der Säugung nicht empfangen könne. Da aber das Säugen naturgemäß drei Jahre dauern müsse, so werde hierdurch die Empfängniß sehr beschränkt. Bischof („Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Lösung der Eier der Säugethiere und der Menschen.“ Gießen 1884) sagt: „Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß Frauen am leichtesten unmittelbar nach der Menstruation concipiren, und es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß dieses bei einigen nur bei der Menstruation erfolgte.“ Tritt also, das ist die Folgerung, eine acht- oder vierzehntägige Unterbrechung ein, so ist der Sexualact unfruchtbar, und das Weib hat durch diese Rücksichtnahme die Empfängniß in ihrer Gewalt. Proudhon citirt in seiner *Philosophie de la Misère* (II. 453) das System des Dr. G., „eines übrigens sehr rechtschaffenen Mannes,“ das

System der Extraction des Fötus, aus welchem in Paris Chirurgen ein eigenes Gewerbe machen, und das auch sonst von alten Weibern und Aerzten ausgeübt wird. Der Dr. G. sucht Fruchtabtreibung wissenschaftlich zu vertheidigen.

Endlich hat in der neuesten Zeit, die aller Heimlichkeit gram ist und die Devise aufsteckt: „Alles für das Volk“, Held, der Redacteur der *Locomotive*, einer „Zeitung für die politische Bildung des Volkes“, die Sache so wieder aufgenommen, daß er sie als eine „Sache der Freiheit“ versicht. Wir halten es, sagt er, für civilisirter, die Uebervölkerung dadurch zu vermeiden, daß die Empfängniß dem Willen der Ehegatten unterworfen wird, als sie dadurch zu vernichten, daß man Krieg und Seuchen herbeiruft. Denn in dem ersteren Falle wird nur ein Leben nicht gegeben, in dem letzteren aber wird ein bereits im Lebensgenusse stehendes Leben vernichtet. Man wird nach dem künstlichen Mittel dazu fragen, und dabei müssen wir denn freilich auf die Resultate der Wissenschaft verweisen, indem wir nur bemerken, daß es — soviel uns bekannt geworden — unter den homöopathischen Arzneikräften, welche bekanntlich unschädlich sind, einige giebt, durch deren Anwendung oder Nichtanwendung die Empfängniß ganz in den Willen der Ehegatten gelegt werden kann. Ein Staat, welcher in dem Menschen etwas anderes sieht, als „Futter für's Pulver“, wird keinen Augenblick anstehen, die Autorisation dazu zu erteilen. Denn eine Entvölkerung wird dadurch schon aus dem einfachen Grunde nicht zu befürchten sein, weil die Natur in die Brust jedes Menschen das Verlangen nach Kindern gelegt hat. — Eine solche Lehre, mitten ins Volk hineingeworfen, mußte natürlich die größte Anfeindung erfahren; diese aber konnte wieder keine andere Folge haben, als daß Held zu seiner Vertheidigung die Sache noch weiter verfolgte. Es ist, erwiederte er, bei der wissenschaftlichen Lösung eines socialen Problems völlig unangemessen, auf dem Boden einer positiven Religion, eines positiven Gesetzes oder einer positiven Sitte zu stehen. Die wissenschaftliche

Forschung muß frei sein von diesen Schranken, da sie es ja gerade ist, aus welcher erst die Religion, das Gesetz oder die Sitte hervorgehen. Alle Einwendungen also, welche man vom religiösen, oder sittlichen Standpunkte aus erheben möchte, fallen hiermit von vorn herein zu Boden. Aber noch mehr! Fassen wir den Begriff der Sittlichkeit von der geistigen Seite auf, so wird sich die Wahrheit ergeben, daß die höchste Sittlichkeit in der rechtlichen Ausübung der höchsten Freiheit liegt. Was aber entspricht nun der Freiheit und also der Sittlichkeit mehr: wenn der Mensch in dem wichtigsten Acte seines Lebens mit der Freiheit des Willens und des Bewußtseins, oder als Sklave der Natur handelt? Die willen- und bewußtlose Erzeugung stellt den Menschen in die Kategorie der unvernünftigen Thierwelt; die willkürliche und bewußtvolle läßt ihm seine unveräußerliche Stelle als vernünftiges Wesen über der Thierwelt. Es ist also klar, daß die Willkür der Zeugung dem sittlichen Principe entspricht, daß sie der Menschenwürde angemessen ist. — Was die Mittel betrifft, so behauptet Helb, daß die Wissenschaft auf dem Punkte stehe, die Mittel zur willkürlichen Vermeidung der Empfängniß zu ergründen. Er „fordert daher die Männer der Wissenschaft auf, dieser für die Lösung der socialen Frage so überaus wichtigen Materie ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Resultate ihrer Forschungen mit derselben Furcht- und Rücksichtslosigkeit zu veröffentlichen, mit welcher er selbst die Frage angeregt hat“.

Dies ist der gegenwärtige Stand der Zeugungsfrage. Nachdem sie vom Standpunkte der Menschheit aus als eine „Ueberschöpfungsfrage“ behandelt worden ist, ist sie nun vom Standpunkte des Einzelnen aus zu einer „Empfängnißfrage“ geworden. Die Angelegenheit der Menschheit hat sich in eine Angelegenheit des Haushalts verwandelt. Malthus stellte den sittlichen Menschen zum Wächter über die Sache; dann wurde der Staat oder die Staatspolizei mit der Ueberwachung beauftragt; endlich „bettet sich Jeder selbst am Besten“, wobei dann natürlich eine solche Rücksicht, wie sie

3. B. Baltisch, ein Anhänger des Malthus (in seinem Buche: „Eigenthum und Vielkinderei, Hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Völker. 1846“) gegen die Vielkinderei geltend macht, daß „dieselbe das Uebel ist, woran das alte Europa am meisten leidet, und die Quelle der meisten Uebel, welche uns in der Völkergeschichte als Uebel erscheinen,“ unbeachtet bleibt; denn nicht, daß Europa, sondern daß ein Haushalt darunter leidet, ist auf diesem Standpunkte entscheidend.

Allerdings wird die Gefahr der Ueberschöpfung von Manchen für ein bloßes Hirn-ge-spinnt erklärt, und der oben citirte Proudhon 3. B. bestreitet geradezu das Malthus'sche Verhältniß von Bevölkerungs- und Productionsvermehrung, indem er behauptet, der Reichtum wachse wie das Quadrat der Arbeitszahl (*La richesse croît comme le carré du nombre des travailleurs*). Allein erstens ist das eine Spiegel-echterei mit dem Worte *richesse* oder *Production*, da es sich nicht um die Vermehrung der Arbeitserzeugnisse, sondern um die der Lebensmittel, also nicht um die Production überhaupt, sondern um die der Lebensmittel handelt, und zweitens ist die Frage, ob der Menschen jemals zu viel werden können, eine abstracte Menschheitsfrage, deren Entscheidung dem Einzelnen in seiner wirklichen Noth nichts helfen kann. Wenn auch die Menschheit an einem Duzend Kinder jedes Ehepaares nicht zu viel hätte, so könnte doch manches Ehepaar daran zu viel haben, und hat wirklich daran zu viel, wie man sich alle Tage in seiner Umgebung hinlänglich überzeugen kann. Dieser Widerspruch zwischen dem, was die Menschheit (oder im Kleineren ein Staat, eine Gesellschaft), erträgt, und dem, was ein wirklicher Mensch ertragen kann, hat zu der oben gegebenen Entwicklung der Zeugungsfrage geführt, die allmählich aus einer Humanitätsfrage zu einer Sache des persönlichen Interesses geworden ist. Ob sie dabei gewonnen, ob verloren hat, das ist nach einem *fait accompli* eine müßige Untersuchung, wie ja überhaupt alles Moralisiren in weltgeschichtlichen Dingen sich unfruchtbar erweist.

Eine Sibylle.

Einst, vor Zeiten, nannte man sie alt.
Doch sie blieb und kam dieselbe Straße
täglich. Und man änderte die Maße,
und man zählte sie wie einen Wald

nach Jahrhunderten. Sie aber stand
jeden Abend auf derselben Stelle,
schwarz wie eine alte Citabelle,
hoch und hohl und ausgebrannt;

von den Worten, die sich unbewacht
wider ihren Willen in ihr mehrten,
immerfort umschrieen und umflogen,
während die schon wieder heimgekehrten
dunkel unter ihren Augenbogen
saßen, fertig für die Nacht.

Der Blinde.

(Parl.)

Gieh, er geht und unterbricht die Stadt,
die nicht ist auf seiner dunkeln Stelle,
wie ein dunkler Sprung durch eine helle
Tasse geht. Und wie auf einem Blatt

ist auf ihm der Widerschein der Dinge
aufgemalt; er nimmt ihn nicht hinein.
Nur sein Fühlen rührt sich, so als finge
es die Welt in kleinen Wellen ein:

eine Stille, einen Widerstand — ,
und dann scheint er wartend wen zu wählen:
hingegen hebt er seine Hand,
festlich fast, wie um sich zu vermählen.

Ein Prophet.

Ausgedehnt von riesigen Gesichtern,
hell vom Feuerschein aus dem Verlauf
der Gerichte, die ihn nie vernichten, —
sind die Augen, schauend unter dichten
Brauen. Und in seinem Innern richten
sich schon wieder Worte auf,

nicht die feinen, (denn was wären seine
und wie schonend wären sie verthan)
andre, harte: Eisenstücke, Steine,
die er schmelzen muß wie ein Vulkan,

um sie in dem Ausbruch seines Mundes
auszuwerfen, welcher flucht und flucht;
während seine Stirne, wie des Hundes
Stirne, das zu tragen sucht,

was der Herr von seiner Stirne nimmt:
Dieser, Dieser, den sie alle sänden,
folgten sie den großen Zeigehänden,
die ihn weisen wie Er ist: ergrimmt.

Eine von den Alten.

(Paris.)

Abends manchmal (weißt du wie das thut?)
wenn sie plötzlich stehn und rückwärts nicken
und ein Lächeln, wie aus lauter Gliden,
zeigen unter ihrem halben Hut.

Neben ihnen ist dann ein Gebäude,
endlos, und sie loden dich entlang
mit dem Räthsel ihrer Räube,
mit dem Hut, dem Umhang und dem Gang;

mit der Hand, die hinten unterm Kragen
heimlich wartet und verlangt nach dir:
wie um deine Hände einzuschlagen
in ein aufgehobenes Papier.

Erinnerungen. Von Georg Brandes.

Einleben in Berlin.

(Autorisierte Uebersetzung.)

I.

Wenn man nach Verlauf eines Menschenalters auf einen festumgrenzten Abschnitt seines Lebens zurückblickt, den man unter ungewöhnlichen Verhältnissen zugebracht, da ist einem zumute, als rollten die Wasser einer See, an deren Ufer man eine Zeitlang gelebt hat, einem wieder entgegen, und die Wellen tragen menschliche Gesichter, hunderte und aber hunderte, viele undeutlich, ganz oder halb verwischt, andere mit klaren, wenn auch fernen Zügen, andere wieder sprühend im Leben des Augenblickes, als gehörten sie nicht der toten Vergangenheit, sondern dem Heute an.

Daß Berlin, in das ich kam, war das Berlin Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. Sechs Jahre waren seit der Errichtung des Reiches und der Beförderung der Stadt zur Hauptstadt Deutschlands verstrichen. Ein ungeheueres Ausblühen war die Folge gewesen; ein kräftiger Unternehmungsgeist war wach geworden, der infolge des eine Zeitlang viele Seelen beherrschenden Triebes zur Bereicherung sich gesund und krankhaft geäußert hatte; doch mich persönlich, der ich nur einen Ausschnitt der Zustände übersah, berührte nicht die Ungesundheit der Zeit, nicht der Schwindel bei der Gründung von Aktiengesellschaften und dergleichen, sondern nur der allgemeine Aufschwung, der Hauch großer Verhältnisse, die überdies noch im Zunehmen begriffen waren.

Auß einem geschwächten Lande, wo die herrschenden Klassen demoralisiert waren durch die Niederlage in einem Kriege, über dessen wahre Ursachen man durch Erklärungen oder Lügen hinwegzutäuschen suchte, eine Niederlage, die langsam verwunden werden mußte, war ich in ein Land versetzt worden, das eine unerhörte Reihenfolge von Siegen mit Selbstvertrauen erfüllt, und in eine Stadt, deren Anziehungskraft durch ihre neue Stellung als Mittelpunkt des Reiches mannigfach vermehrt worden war.

II.

Den alten Kaiser, der nach der Revolution von 1848 in Berlin so verhaßt gewesen, hatten nun alle gern, ja man liebte ihn. Man anerkannte seine tiefe Ehrenhaftigkeit, sein Pflichtgefühl, seine Abgehärtetheit und seine persönliche Tapferkeit, wie sie sich in der Schlacht bei Königgrätz geäußert hatte, als er vom Pferde gestiegen war und, mitten auf einer Landstraße stehend, fliehende Truppen aufgehalten hatte. Ein pessimistischer Philosoph, der einmal auf drei Wochen das Zelt mit dem Kaiser geteilt hatte, äußerte mir gegenüber, er hielt ihn für einen idealen Charakter. Daß die Intelligenz des Kaisers nicht mit seinem Charakter auf gleicher Höhe stand, war bekannt. Selbst Bismarck unterließ es nicht, sich gesprächsweise darüber zu beklagen. Der Kaiser wußte auch sehr wohl, wie Bismarck von ihm sprach, aber er hatte die Eigenschaft des wahren Regenten, daß er den politischen Wert seines Kanzlers vollauf

erkannte, und wie man ihn auch gegen Bismarck einzunehmen bestrebt war, er ließ nicht von ihm und wollte ihm nie den halb zum Schein, halb im Zorn verlangten Abschied geben.

Die Kaiserin war nicht beliebt. Es war von ihr bekannt, daß sie Bismarcks Gegnerin war, daß sie sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühlte und den Kampf mißbilligte, den er gegen die katholische Kirche führte. Sie war als junge Weimarer Prinzessin Goethes Schülerin gewesen und hatte frühzeitig einen weltbürgerlichen Geist eingesogen, der im damaligen Deutschland übel gelitten war. Sie hatte eine fast herausfordernde Vorliebe für die französische Sprache und hielt sich einen ständigen französischen Vorleser. In der Zeit meines Aufenthaltes zu Berlin war es erst Jules Laforgue, der seine junge Dichter, der nach seinem Tode vergöttert wurde ungefähr wie Obstkelder in Norwegen, später der von Gambetta eifrig beschützte Gérard, der jetzige Minister in Tokio. Während Jules Laforgue ein naiver, weltunkundiger junger Mann war, der für Paul Bourget auf dessen damaliger Entwicklungsstufe schwärmte, war Gérard eine kühle Persönlichkeit, die mit einer gewissen Aufdringlichkeit bemüht war, sich den Zutritt zur Berliner Gesellschaft zu verschaffen und im übrigen auf Beförderung durch die Hilfe von Gönnern rechnen durfte.

III.

Bismarck stand damals trotz seines Urlaubes auf der Höhe seiner Macht, war gerade im Begriff, sich von den Nationalliberalen zu trennen, um mit den Konservativen zu regieren und seine Freihandelspolitik zugunsten des Schutzzolles aufzugeben. Er verstand es ausgezeichnet, mit falscher Freundlichkeit die Minister in den Abgrund hinauszulocken, von denen er sich mit Rücksicht auf den Kaiser nur schwer losmachen konnte. Wenn er im Reichstage sprach, herrschte Totenstille. Er gab sich keine Mühe zur Erlangung jener Beredsamkeit, die in einem fließenden Vortrage besteht; sie war ihm von der Natur versagt und er legte augenscheinlich keinen Wert darauf. Er stand gewöhnlich gleichsam unsicher da und spielte mit einem Bleistift, wählte seine Worte, tastete sich vorwärts. Aber seine Genialität verriet sich darin, daß er ab und zu einen Satz formte, der so geprägt, so anschaulich und so lebensstrohend war, daß er unvergeßlich blieb. (So wenn er in seiner Rede gegen Laster von den Städten sprach, die den Landmann nicht verstünden: Unsere Sonne brennt sie nicht, unser Regen macht sie nicht naß.) Aber auch wenn seine Rede keine Glanzpunkte darbot, wirkte sie doch überlegen, da sie von dem einzigen Manne im Reichstag kam, dessen Namen man noch in 500 Jahren kennen würde. Die Vorstellung hiervon, der die Mitglieder sich nicht zu entziehen vermochten, verlieh seinen Worten eine Autorität, wie sie die Aussprüche keines anderen besaßen, auch wenn sie wahrer und richtiger gewesen wären als die seinen.

Jeder einigermaßen angesehene Fremde, der seine Karte im Reichskanzler-Palais abgab, empfing eine Einladung zu einem der großen Bierabende des Fürsten. Aber

es wäre mir nie eingefallen, Bismarck's persönliche Bekanntschaft zu suchen, so wenig wie ich mich in Paris bemüht hatte, die Bekanntschaft Victor Hugo's zu machen. Ich sagte es mir selbst, wie interessant es auch für mich sein mochte, einen persönlichen Eindruck von solchen großen Männern zu erhalten, so konnte doch nichts an mir für sie das geringste Interesse haben. Ich verfolgte indessen mit der größten Aufmerksamkeit Bismarck's Handlungen, Reden und politische Pläne und entfernte mich infolgedessen allmählich sehr weit von der bei den Liberalen herrschenden Auffassung seiner Person, so sehr ich auch im übrigen mit ihnen sympathisierte.

Als der entscheidende Bruch Bismarck's mit den Manchester-Prinzipien stattgefunden hatte, erschien mir die Art, wie die Freisinnigen gegen ihn kämpften, so wenig verständig, daß ich vier Jahre nach meiner Niederlassung in Deutschland einen Artikel, „Die Gegner des Staatssozialismus“, veröffentlichte, in dem ich mich trotz sehr entschiedener Vorbehalte ihnen gegenüber auf seine Seite stellte.

Ich schrieb darin: Es wäre steifer Doktrinarismus, wenn man während des jetzt herrschenden ökonomisch-politischen Streites die Regierung, nur weil sie zur religiösen Reaktion neigt und die alten Stammes- und Standesvorurteile für sich ausnützt, als unbedingt reaktionär bezeichnete und meinte, daß die Fortschrittler in diesem Falle den Fortschritt bedeuten. Im Gegenteil, hier ist es Bismarck, der den modernen Standpunkt oder, richtiger ausgedrückt, die Umwälzung, vor allem die Initiative, das geniale Wagstück, bedeutet, und die Fortschrittsparteien sind es, die den gedankenarmen und unfruchtbaren Konservatismus bezeichnen.

Ich hatte die Befriedigung, daß Hørup in Dänemark meiner Auffassung beipflichtete, aber ich brauche wohl kaum zu sagen, welchen Aufruhr mein Artikel in Berlin im freisinnigen Lager hervorrief, wo ich selbst mein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Erbitterung war nicht gering; ich wurde immer wieder in Bamberger's Organ „Die Tribüne“ angegriffen; Mommsen schäumte. Die vielen, die mir wohlwollten, gaben mir zu verstehen, daß ich mir in unberechenbarer Weise geschadet hätte. Aber zur Ehre der guten deutschen Gesellschaft sei es gesagt, daß man nach einem halben Jahre mir meine Unstimmigkeit mit der politischen Grundanschauung verziehen und das Ganze vergessen hatte.

Dafür wurde jener Artikel mit Auslassung des für Bismarck's Anhang wenig schmeichelhaften Anfangs und Schlusses von den Gegnern der Liberalen ins Unendliche abgedruckt und gepriesen. Bismarck's Preßbureau ließ ihn in allen Blättern des In- und Auslandes, die ihm zur Verfügung standen, einrücken; er wurde mindestens in einer Million Exemplaren veröffentlicht und hat von allem, was ich geschrieben, die weiteste Verbreitung gefunden.

IV.

Den zweiten Paladin des Kaisers, die zweite große Berühmtheit des Reiches und der Stadt, den Grafen Moltke, hatte ich täglich vor Augen. Seine Amtswohnung lag nämlich in meiner unmittelbaren Nähe, im Generalstabsgebäude, das sich am Ende

der Straße In den Zelten befindet, in der ich wohnte. Auch er interessierte mich höchlichst; ich bemühte mich, sein Wesen durch das Studium seiner Schriften zu verstehen. Ich erblickte sein Verhältniß zu Dänemark in einem milderen Licht als früher, nachdem ich erfahren hatte, daß er deutschen Ursprungs war und vergebens um Beförderung im dänischen Heere nachgesucht hatte — daß ihm ja außerdem keine Entwicklungsmöglichkeiten geboten hätte —, und ich entwarf nach Verlauf einiger Jahre eine Schilderung von ihm. Sie wurde Moltke in ihrer ursprünglichen Form, wie sie in der dänischen Illustreret Tidende stand, zugesandt, und er, der das Dänische vollkommen beherrschte, antwortete mit einem artigen und anerkennenden Brief.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pessimismus. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Pariser Universität.

Hegel wollte in seinem System die vernünftige Entwicklung der Welt erklären. Von der Identität des Seins und Denkens überzeugt, glaubte er nicht allein, daß die Ideen der Wirklichkeit entsprechen, wie das Bild dem dargestellten Gegenstand, sondern auch, daß sie das Wesen des Daseins sind, daß die Wissenschaft des Denkens oder die Logik zusammenfällt mit der Wissenschaft des Seins oder der Metaphysik; so hatte er gemeint, eine vollständige und völlig befriedigende Erklärung der Welt rätsel geben zu können. Indem er die Entwicklung der Vernunft schilderte, die sich von der Logik zur Naturphilosophie, dann zur Philosophie des subjektiven Geistes (Psychologie), zur Philosophie des objektiven Geistes (Rechts- und Geschichtsphilosophie) und schließlich zur Philosophie des absoluten Geistes (Philosophie der Kunst, der Religion, der Philosophie) erhebt, meinte er sowohl den Prozeß zu beschreiben, durch den der Geist selbstbewußt wird, wie die Entstehung der Welt an sich.

Im Gegensatz zu diesem metaphysischen Dogmatismus erwuchs der moderne Positivismus. Er verbündet sich mit dem Materialismus, um der spekulativen Methode des Idealismus die experimentale Methode der exakten Wissenschaften entgegenzusetzen, um die Identität von Sein und Denken zu verneinen und den großartigen, aber willkürlichen Konstruktionen der spekulativen Vernunft jeden objek-

tiven Wert abzusprechen. Aber während der Materialismus an Stelle von Hegels idealistischem Dogmatismus einen nicht minder starren naturalistischen Dogmatismus setzte und nun selbst eine metaphysische Welterklärung zu geben beanspruchte, setzte der Positivismus jeder Metaphysik einen radikalen Skeptizismus entgegen. Er hält mit der philosophischen Vergangenheit eine große Abrechnung und erklärt alle bisherigen Versuche einer Gesamterklärung der Welt für mangelhaft und wissenschaftlich wertlos.

Er trachtet zunächst danach, in der Philosophie an Stelle der spekulativen Methode der großen idealistischen Philosophen die objektive und gewissenhafte Beobachtung der Wirklichkeit zu setzen, die experimentelle Methode, die, auf die Naturwissenschaften angewandt, so prächtige Resultate gezeitigt hatte. So entsteht im Laufe des 19. Jahrhunderts eine immer strenger gefaßte empirische Psychologie. Von Herbart und vor allem von Beneke vorbereitet, in den fünfziger und sechziger Jahren durch die grundlegenden Werke von Ernst Heinrich Weber, Lohse, Helmholtz und Wundt befestigt, später durch die Arbeiten von Ebbinghaus, Lipps, Mach, Rehmke, Hößding und Paulsen ausgebaut, ist sie heute eine blühende Wissenschaft, auf eine ungeheuere Fülle exakter Beobachtungen basiert; sie häuft eine immer größere Masse von Stoff, von Beschreibungen und positiven Tatsachen an, um daraus eine voll-

ständige Naturgeschichte der psychischen Tatsachen zu konstruieren.

Und während der Positivismus einerseits bestrebt ist, die Philosophie zu einer Experimentalwissenschaft zu machen, trachtet er andererseits auch nach einer reinlichen Scheidung der Probleme, die einer wissenschaftlichen Lösung fähig sind, und derer, die für die Vernunft dauernd unlösbar bleiben, mit andern Worten: er sucht die Grenzen der menschlichen Vernunft genau zu bestimmen. In diesem Sinne belebt er den Kritizismus Kants von neuem und setzt dessen weise Vorsicht der wegenen philosophischen Spekulation der Romantik entgegen. Die „Rückkehr zu Kant“ wird schon 1847 von Christian Hermann Weiße gefordert, 1862 von Eduard Zeller gepredigt, später von F. Albert Lange, Otto Liebmann, Runo Fischer. Gleichzeitig entsteht eine Kantphilologie, die ebenso exakt ist und ins einzelne geht, wie die Goethephilologie; eine besondere Zeitschrift, „Kantstudien“, dient ihr seit 1896 als Organ, und seit 1900 veröffentlicht die Berliner Akademie der Wissenschaften eine monumentale kritische Kantausgabe. Gleichzeitig entsteht eine Schule von Neukantianern, die nach Kants Vorgang den Grundsatz aufstellt, daß der Mensch außerhalb der Grenzen der Erfahrung keine wirkliche Kenntnis erlangen kann; folglich ist eine wissenschaftliche Behauptung über die Dinge an sich, über alles Transzendente unmöglich. So verwirft sie jede Metaphysik und sieht die Hauptaufgabe der Philosophie in der Bewußtseinskritik, in der Bestimmung der letzten Prinzipien oder Postulate, auf denen die positiven Wissenschaften beruhen. Die einen unter den Neukantianern, wie Lange, Liebmann, Hermann Cohen, Alois Riehl, bleiben der Lehre des Meisters ziemlich treu. Andere entfernen sich mehr von Kant. Die einen, wie Laas, Schuppe, Rehmke, von Schubert-Goldern, berufen sich zugleich auf Hume und Kant, nähern sich dem Phänomenalismus und trachten nach einer möglichst exakten Analyse der unmittelbaren Bewußtseinsdaten. Andere, wie Abenarius oder E. Mach, entwerfen ein „empiro-kritisches“

System, das aller Metaphysik den Krieg erklärt, da die „reine Erfahrung“, die Daten der unmittelbaren Erfahrung, als einzige Grundlage einer Wissenschaft der objektiven Realität zuläßt, danach strebt, den Menschen wieder mit der Natur zu verknüpfen, und endlich versucht, ein paar Schlaglichter in die Finsternis der Zukunft zu werfen, der unsere Gattung entgegenstrebt.

Der Positivismus steht wissenschaftlich ohne Zweifel bedeutend höher als der Materialismus. Der Idealismus pflegt ihm seinen übertriebenen Skeptizismus gegenüber der Vernunft, ein allzu strenges Mißtrauen gegenüber der Metaphysik vorzuwerfen. Er tabelt einerseits an ihm, daß er nicht immer imstande ist, zwischen sicherer Tatsache, bewiesener Wahrheit und spekulativer Zutat, einfacher Hypothese zu scheiden. Andererseits tabelt er an ihm jenen kritischen Asketismus, der zu einem vorsichtigen Agnostizismus über die Fragen führt, die für die Menschheit die belangreichsten sind. Der Mensch wird nach der Anschauung der Idealisten durch ein unbezwingliches „metaphysisches Bedürfnis“ getrieben, sich um jeden Preis ein Gesamtbild von der Welt zu machen. Die positivistische Enthaltung aber, die dieses berechtigte Verlangen abweist, tut dadurch einem der tiefsten Instinkte der Menschennatur Gewalt an. Sie kann nicht der Weisheit letzter Schluß sein. Der Positivismus ist durchaus verständlich als Reaktion gegen den unerträglichen Hegelschen Dogmatismus. Aber er ist unfähig, sagt man, das metaphysische Streben der Menschen zu ertöten. Selbst der Erfolg des Materialismus — der auch eine metaphysische Hypothese ist — mag in den Augen des Idealisten ein noch so betrübendes Symptom für den philosophischen Tiefstand der Gegenwart sein: er ist trotzdem ein Zeichen, daß das metaphysische Bedürfnis nicht erstickt ist, daß es neue Lebenskraft gewinnt und nach seiner Befriedigung strebt, indem es sich um jeden Preis ein Gesamtbild der Welt zu schaffen sucht.

So bliebe der Positivismus, sagt man, notwendig das Erbe einer kleinen Gruppe

höherer Geister, bei denen der kritische Verstand sich abnorm entwickelt hat. Die lebhafteren Naturen und die breiten Massen werden nie imstande sein, sich mit dem Agnostizismus zu begnügen; sie werden zu einer gewissen Zeit stets das unabweisliche Bedürfnis empfinden, aus dieser allzu negativen, allzu vorsichtigen Stellung herauszutreten und eine mehr oder minder gewagte Hypothese über die Welträtsel zu äußern.

Der zeitgenössische Radikalismus andererseits sieht in dieser positivistischen Enthaltung einen letzten Rest des christlichen Asketismus. Nietzsche, so sehr er gegen die Materialisten eifert, ist voller Rücksicht gegen die Positivisten. Er bezeugt keinerlei Verachtung für „diese Verneiner, diese Einsamen der Gegenwart . . . diese harten, strengen, enthaltsamen, heroischen Geister, welche die Ehre unserer Zeit sind . . . diese letzten Idealisten des Wissens, in denen allein das intellektuelle Gewissen unserer Zeit lebt und sich verkörpert.“ Er schätzt „die löbliche philosophische Enthaltbarkeit, die ein solcher Glaube anbefiehlt, diesen intellektuellen Stoizismus, der sich schließlich das Nein ebenso streng verbietet, wie das Ja, diesen Entschluß, sich an die positive Wirklichkeit zu halten, factum brutum, petit fait — diesen Verzicht auf alle Interpretation, auf alles, was Gewalttat, Abkürzung, Auslassung, Zutat, poetische Ausschmückung, Fälschung, kurz auf alles, was das Wesen jeder Interpretationskunst bildet.“ — Aber er konstatiert auch, daß dieser Wille zur Wahrheit um jeden Preis, dieser Glaube an einen absoluten, unbedingten Wert der Wahrheit und des Wissens, nichts anderes ist als eine unendlich raffinierte, subtile, sublimierte Form des asketischen und christlichen Geistes. „Es ist allemal ein metaphysischer Glaube,“ schließt er, „auf den unser Glaube an die Wissenschaft begründet ist; — auch wir, die heutigen Denker, die Atheisten, Antimetaphysiker, auch wir entlehnen diesen Glauben, der uns beseelt, noch jener Feuerbrunst, die ein mehrtausendjähriger Glaube entzündet hat, jenem christlichen Glauben, der auch der Glaube Platons war, daß Gott die Wahrheit, und daß die Wahrheit göttlich ist . . .“

Wie man sieht, ist die unentwegte wissenschaftliche Rechtschaffenheit der Positivisten für Nietzsche einfach die letzte, spiritualisierte und verwischte Rundgebung der religiösen Instinkte. Diese „freien Geister“ sind im Grunde noch Christen, denn sie haben den Wert der Wahrheit selbst noch nicht in Frage gestellt. — Und wenn nicht alle gleich wie Nietzsche daraus den Schluß ziehen, daß sie noch ungenügend „befreit“ sind, so wird man sich hiernach doch leicht erklären können, daß die deutschen Positivisten im allgemeinen dem Christentum viel weniger feindlich gegenüberstehen als die Materialisten, und daß sie in der Tat oft dazu neigen, die Versöhnung von Glauben und Wissen als möglich und wünschenswert anzusehen.

* * *

Neben dem Materialismus und dem Positivismus ist der Pessimismus unstreitig eine der charakteristischen Strömungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Als philosophische Doktrin leitet sich der Pessimismus, so wie ihn Schopenhauer formuliert hat, bekanntlich unmittelbar von Kant her und schließt sich somit an die große Bewegung des deutschen Idealismus an. Der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ lehrt eine monistische Metaphysik mit idealistischen Tendenzen. Doch trennt er sich scharf von seinen Vorgängern durch die energische Ablehnung, daß die Vernunft das Prinzip der Wirklichkeit sein könne, daß das Absolute mit dem Sein identisch sei. Das Wesen der Welt ist für ihn der Wille — aber nicht der freie Wille, dessen Streben nach Bewußtsein Fichte geschildert hat. Der Wille, der nach Schopenhauer die Grundlage der Welt ist, den er als ein und denselben bei allen Wesen wiedererkennt, der sich mit schmerzlicher Energie in der ganzen Schöpfung kundgibt, dieser Wille steht jenseits von Raum, Zeit, Kausalität; es ist der unbewußte und ziellose Wille, der sich ewig müht und ewig wünscht, ohne je eine dauernde Befriedigung zu finden. Dieser Wille objektiviert sich in den Erscheinungen, immer heftiger, egoistischer, furchtbarer,

in je höheren Formen er sich inkarniert. Schließlich, auf der höchsten Bewußtseinsstufe, begreift der Wille, daß sein blindes Streben das allgemeine Leiden zur Folge hat, er erkennt durch das Trugbild der Individuation hindurch die letzte Einheit aller Wesen, empfindet allen Schmerz als den eigenen und kehrt sich in der Erkenntnis, daß das Nichtsein besser ist als das Sein, gegen sich selbst, entsagt dem Leben und sucht in dem großen Frieden der Nirwana die einzige Zuflucht, die es gegen die unaufhörliche Qual des Lebens gibt.

Man hat diesen Pessimismus nicht ohne Wahrscheinlichkeit als letzten Ausläufer des untergehenden Christentums gedeutet. Das große Streben des Christentums ging dahin, dem Dasein einen absoluten Sinn, ein absolutes Ziel zu geben. Das Trachten nach dem Reiche Gottes und dem Seelenheil war die Lebensregel des Christen geworden. Allmählich ließ der Glaube an dieses Ziel und diese Lebensregel bei den Menschen nach; sie glaubten nicht mehr an die „frohe Botschaft“, die Christus gebracht hatte. Aber während dieser Glaube an die Versprechungen der Religion langsam hinstirbt, lebt in der Seele des Christen das Bedürfnis, dem Leben einen Sinn zu geben, ihm ein endgültiges Ziel zu stecken, nach dem man sich orientieren kann, mit schmerzlicher Hefigkeit fort. Dies glühende Streben nach einem absoluten Ziel, in Verbindung mit radikalem Skeptizismus hinsichtlich jedes wirklich gegebenen Zieles führte logischerweise zum Schopenhauerischen Pessimismus, zur Hypothese des sinnlosen Lebenswillens und seines ewigen Leidens.

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts findet der Pessimismus einen günstigen Boden für seine Verbreitung. Bekanntlich blieb Schopenhauers Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, das 1819 erschien, mehr als dreißig Jahre ohne jede Wirkung auf die öffentliche Meinung. Vom großen Publikum ignoriert, ward es von der gelehrten Welt verachtet. Es bedurfte erst des Zusammenbruchs der Hegelschen Lehre, des Bankrotts

der spekulativen Philosophie und des rationalistischen Optimismus, der tiefen Depression, die dem Scheitern der deutschen Revolutionsbewegung von 1848/49 folgte, und der zahlreichen Prüfungen, welche die Reaktionszeit allen Elitegeistern brachte, namentlich auch der Leiden, welche die Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems zur Folge hatte, des tiefen Unbehagens, welches die ökonomischen Umwälzungen, die zunehmende Hast des Lebensstempos, die zunehmende Kompliziertheit des Geisteslebens bei den modernen Menschen hervorrief, damit die Veröffentlichung der „Parerga und Paralipomena“ im Jahre 1851 die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf den Frankfurter Misanthropen lenkte.

Von diesem Augenblick an aber greift der Pessimismus jäh um sich und seine schwarze Flutwelle steigt sehr hoch, in Deutschland wie im übrigen Europa. Er überschwemmt die Philosophie, die Literatur und Kunst. Die pessimistische Lehre wird nach Schopenhauers Vorgang von Taubert, Bahnsen, Mainländer, Venezianer und vor allem von Eduard von Hartmann ausgestaltet, dessen „Philosophie des Unbewußten“ (1869) bei ihrem Erscheinen einen lauten Erfolg hatte, der freilich kurz darauf von einem fast völligen Vergessen abgelöst ward. Unter den Dichtern ist der berühmteste Vertreter des Pessimismus Heine, der an seinem Lebensabend im „Romanzero“ und in den „Lezten Gedichten“ einem müden Nihilismus zuneigt. In diesen Versen, die von schmerzlichster Bewegung zittern, besingt er den unvermeidlichen Untergang aller Größe und Schönheit und findet nur eine Art von Beruhigung in einer religiösen Stimmung, in der sich das Schluchzen einer grenzenlosen Verzweiflung mit dem Hohn einer bitteren oder schmerzlichen Ironie vermischt. In den sechziger Jahren wird Leopardi einer der Lieblingsdichter der jungen Generation. Aber vor allem Richard Wagner erscheint als lebende Verkörperung dieser neuen Strömung des deutschen Geisteslebens. Er war Optimist und Schüler Feuerbachs vor 1848, aber grausam enttäuscht durch das Scheitern seiner revolutionären Hoffnungen, findet er in

der Lektüre Schopenhauers die Offenbarung, die ihn über sich selbst und seine eigene Gemütsanlage aufklärt. Nun werden die völlige Entsagung, die Abtötung des egoistischen Lebenswillens, die Religion des Leidens und Mitleidens die Quellen, aus denen seine Inspiration schöpft. Im „Tristan“ hat das verzweifelte Drängen der modernen Seele nach dem Nirwana, nach der befreienden Nacht, nach dem großen Frieden des Todes, in dem alle schmerzlichen Illusionen des Tages erlöschen, alle vergeblichen Qualen des schlechten Lebens aufhören, einen Ausdruck von wunderbarer Kraft und unleugbarer Aufrichtigkeit gefunden. Mit gleicher Glut hat Wagner im „Parzifal“ die unaussprechlichen Siege des sich selbst bezwingenden Willens, den unendlichen Wert des erlösenden Mitleids, die Hoffnung auf Erlösung der sündigen Menschheit durch Entsagung und Askese verherrlicht.

Allmählich lichtet sich die geistige Atmosphäre Deutschlands wieder. Die Siege von 1866 und 1870/71, der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung des Landes, die Heraufkunft der großen imperialistischen Weltpolitik lösen in den Geistern neue Strebungen aus. Der Entmutigung folgt ein freudiger Aufschwung zur Macht. Die Verbreitung des Unternehmertums läßt die Welt nicht mehr als etwas Unfruchtbares, Sinnloses zu. Die Tat erscheint von höherem Wert als die Betrachtung. Der Pessimismus tritt allmählich zurück. Und er wird nicht allein von den Optimisten aller Schattierungen bekämpft, von den Anhängern der Religion des Fortschritts, von denen, die mit Marx an der Heraufkunft einer Zeit des Glücks und der Gerechtigkeit unter den Menschen arbeiten, von allen denen, die da glauben, daß das Leben einen Sinn und die Menschheit einen Beruf habe; er wird auch von denen verworfen oder besser „überwunden“, die den tröstlichen Hypothesen und den optimistischen Auslegungen am wenigsten geneigt sind. Nietzsche stellt das Problem vom Werte des Lebens auf eine neue Weise. Für Schopenhauer hatte das Leben weder Ziel noch Sinn, es war etwas absolut Verächtliches und

Schlechtes. Er empfand angesichts des Lebenswillens jenen unwillkürlichen Schauer, den manche zarte oder furchtsame Naturen vor den Rundgebungen des ursprünglichen Lebens empfinden. Er begriff nichts von dem freudigen, festlichen Eindruck, den der gleiche Anblick bei anderen erweckt. Nietzsche hingegen hatte von Darwin die große Tatsache der Weltentwicklung gelernt. Und fortan sieht er in dem Begriff einer aufsteigenden Entwicklung des Menschengeschlechts eine Möglichkeit, das Leben zu bejahen, ohne deswegen an ein Endziel des Lebens zu glauben. Das Leben ist heilig, nicht weil es nach dem oder dem Ziel strebt, sondern an sich, weil es wächst und zunimmt und sich vermehrt. Weit entfernt, es mit Widerwillen zu betrachten wie Schopenhauer, liebt er es mit freudiger, fast mystischer Begeisterung. Er hat ein herrliches Fest, ein unvergleichliches Ereignis, ein wunderbares Spiel erblickt. In seiner Dichterphantasie hat sich der Darwinsche Gedanke zu jener Vision von dem grenzenlosen Streben zur Macht verwandelt, den er in allen seinen Werken mit so glänzender Lyrik gefeiert hat.

Was wurde bei dieser Hypothese aus dem Pessimismus? Nichts als eine Krankheit, oder besser gesagt, das typische Dekadenzsymptom. Es gibt für Nietzsche auch einen „Pessimismus der Kraft“, welcher spricht: durch Leid zu Macht und Schönheit. Aber der müde Pessimismus, der nicht mehr leiden will, der das Leben anschwärzt, ist eine Dekadenzauffassung; der Lebensinstinkt ist geschwächt und fühlt nicht mehr die fruchtbare Kraft in sich, etwas Neues zu gebären. Der Pessimist ist ein Entarteter, ein Kranker, der genesen oder „dahinfahren“ soll, aber er hat kein Recht, den Gesunden das Dasein zu verfehlen, die Mächtigen zu demoralisieren und das Leben zu verleumden. Das Christentum, die demokratische Bewegung, der Schopenhauerische Pessimismus, der Wagnerische Romantismus erscheinen Nietzsche als lauter Symptome dieser Entartung, dieser Schwächung der Lebenskraft. Und er befiehlt sie, nicht wie man einen Irrtum widerlegt, sondern wie man eine Krankheit bekämpft. Der

Sieg des Pessimismus wäre in seinen Augen das Zeichen für eine Rückbildung der Menschheit im großen. Die Gegenwart muß, so meint er, dieses Gift, von dem sie infiziert ist, ausscheiden, muß Gesundheit und Lebensfreude wiedergewinnen, muß zum Leben Ja sagen lernen — zum ganzen Leben, einschließlich des Leids und des Bösen.

Und allmählich, gegen Ende des Jahrhunderts, entsteht ein neuer Lebenskult. Der Gedanke, daß das Leben als solches mit seinen Elementar Kräften etwas ist, das sich ohne Unter-

laß selbst „überwinden“ und zu immer höheren Formen aufsteigen kann, der Glaube an das zwar nicht notwendige, aber doch mögliche Wachstum des Menschen, der Wille, mit allen seinen Kräften an diesem Streben nach Macht teilzunehmen, breitet sich in der Moderne immer mehr aus. Ihren radikalsten und charakteristischsten, poetischen und philosophischen Ausdruck haben diese Tendenzen in der Lehre Nietzsches gefunden, über die wir zum Schluß einige Worte sagen müssen.

(Schluß folgt.)

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

21. März. Im „Morgen“ ein Aufsatz von Werner Sombart über die Reklame. Da geht's mir nun, wie manchmal auf der Straße, wenn ich einen aus meinen jungen Jahren begegne, und mir fällt auf, er wird grau. Das ist ein verdammtes Gefühl. Sombart fängt seit einiger Zeit zu raunzen an. Das war sonst nicht seine Art. Er hatte Kraft, griff zu, schlug los. Jetzt aber, man kann es wirklich nicht anders nennen, raunzt er, als wenn er ein Wiener wäre. Es macht mich melancholisch. Wir werden alt! Raunzen ist die Art von alten Leuten. Jugend entrüstet, erzürnt, empört sich. Jugend tobt: Das darf nicht sein! Jugend schreit: So muß es sein! Jugend zerstört. Jugend erbaut. Dasitzen aber, die Hände ringen, verdrießlich sein: Wie schrecklich, o je, wie schäd, ändern können wir's freilich nicht, aber ein Jammer, es ist ein Jammer! so tun alte Leute. Und was hilft ihre Weisheit? Was wir nicht ändern können, müssen wir ertragen lernen. Was wir nicht ertragen wollen, müssen wir ändern lernen. Klage muß Rat wissen. Klage hat recht, wenn sie tätig und tüchtig macht. Klage, die nichts ändern will, ist kindisch. Und vielleicht ist das Geheimnis aller Politik zu wissen, welche Klage die Kraft hat, produktiv zu machen, gegen andere Klagen aber taub zu sein. Wie schrecklich ist es, wenn es regnet! Dieß war eine produktive Klage desjenigen, der den Regenschirm erfand. Wie schrecklich ist die Reklame! Also: zeige deinen Schirm! Dieß erwartet man. Aber nein, keineswegs, er hat uns nichts mitzuteilen, als daß es eben schrecklich ist, wenn's regnet! Der Produzent hier, der Konsument dort, jener diesen suchend, dieser selbst der eigenen Wünsche nicht sicher, jener gezwungen, weil die Produktion nicht stehen bleiben kann, Bedürfnisse zu befriedigen, die er nun in diesem erst erwecken muß, dieß alles, hin und her in einem ungeheueren Dunkel schwirrend, schweifend, schwindelnd, wird von der Reklame gedreht. Du magst sie nicht? Willst also, daß wir die Produktion an's Gesetz der Konsumtion binden? Revolution der Wirtschaft? Aber nein? Auch das willst du nicht? Zuwider ist dir die Reklame? Schöner wär's, wenn es nicht regnen würde! Aber, alter Herr, es regnet nun einmal! Ja, ja, jammerst du, es ist eben ein Jammer, es ist eine Not! Nun denn, dann denk an das Wort: Aus der Not eine Tugend machen! Dieß ist das zweite Gesicht der Klage: Holen wir aus ihr nicht die Kraft, eine Not zu brechen, so bleibt uns noch,

aus der Not eine Tugend zu machen. Was in unserem Falle heißt: Können oder wollen wir, aus irgendeinem Grunde, die jetzige wirtschaftliche Form nicht ändern und also die Reklame, die uns, wie Sombart so biblisch sagt, ein „Uergerniß“ ist, nun einmal nicht entbehren, so laßt uns versuchen, ob denn dem notwendigen „Uergerniß“ nicht irgendwie doch ein Vorteil, eine Schönheit abzugewinnen sei. Deshalb hat man die Künstler angerufen, und es ist gar kein Zweifel, daß die Reklame, künstlerisch geführt, aus einer Landplage zur Wohltat werden könnte. Aber da wird Sombart plötzlich pathetisch und findet es „widerwärtig“, daß „künstlerisches Schaffen sich hat hergeben müssen, um die beste Stiefelwichse oder die stärksten Hosenträger anzupreisen“. Hat sich künstlerisches Schaffen nicht auch hergeben müssen, die wässerigen Augen irgendeiner verschlissenen Hofdame, die hämischen Fragen von Bankiers, den subalternen Dünkel von Staatsräten zu malen? Denken Sie, daß es eine Ehre für Olbrich ist, irgendeinem Kohlenbaron ein Schloß zu bauen? Oder daß es Wedekind freut, vor Berlin W. Theater zu spielen? Ich muß schon sagen, da wäre mir doch noch weitaus lieber, Stiefelwichse zu preisen, sie riecht besser. Es ist widerwärtig, daß künstlerisches Schaffen sich hergeben muß, stupide Faulenzer zu vergnügen. Es ist widerwärtig, daß die Kunst sich verkaufen muß. Es ist widerwärtig, daß der Künstler dienen dienen muß. Ja, ja, ja! Aber wollen wir deshalb fordern, daß, solange die Dichter nicht mehr dichten, solange die Maler nicht mehr malen, solange die Sänger nicht mehr singen sollen, bis es keine Hofdamen und keine Bankiers und keine Staatsräte mehr gibt? Und warum wollen Sie diese höchste Lust dem Künstler nehmen, daß er seine Kraft zeige, den Stoff zu zwingen und alles zu verwandeln? Hofdamen und Bankiers sind scheußlich, aber vom verwandelnden Künstler berührt, gemalt, können sie was wunderschönes sein. Reklame ist scheußlich, aber laßt nur erst die Künstler ihre Wunder zeigen! Uebrigens, wenn ihr daran nicht glaubt, wenn euer Ekel zu stark, wenn diese wirtschaftliche Welt, zu der die Reklame gehört, euch unerträglich ist, ich habe nichts dagegen: Schlagt sie zusammen! Doch der Herr Professor meint, daß das nicht gehe. „Wer wollte,“ fragt er, „wer wollte dem Kapitalismus etwas anhaben?“ Nun, ich wollte schon! Genügt aber das Wollen nicht, und hat der Herr Professor recht, können wir dieser Wirtschaft nicht an, oder können wir ihr noch nicht an, müssen wir uns in sie nun einmal einstweilen noch ergeben, dann doch mit Kraft, dann doch mit Mut, dann doch tätig und tüchtig zugegriffen und mitgeholfen, statt unnütz geklagt und geraunzt! Denn dieß, mein verehrter Freund, ist österreichisch; die Hände sinken lassen und die Welt anjammern: Jessaß, jessaß! So macht man es bei uns. Und schauen Sie sich die Folgen an!

Aus der Not eine Tugend machen, damit kommt man zuletzt überall durch. Es heißt für den einzelnen: das Gebot, das ihm der Erwerb auferlegt, sich in eine Freude zu verwandeln; was ich tun muß, wenn ich nicht verhungern will, gern zu tun, und als ob es um der Sache willen wäre, das Mittel also mir als meinen Zweck zu setzen. Und für den Staat heißt es: dem Bürger die Forderung, die er an ihn stellt, zur Lust, aus Pflichten öffentliche Leidenschaften zu machen.

Sanct Veit. 3. April. Chopin, die Sonate in G-Moll. Seltsam aus Laune, Geist, Wiß, Ungeduld, Erwartung, Sehnsucht, Angst, Zweifel und Ekel, bis zum Laster-

haften hinab, bis zu Verzücungen hinauf! Ich liege und lausche, und in diesem Moment ist es stärker als alles Erleben. Und da kommt plötzlich diese Wut wieder über mich. Wenn dieß im Menschen ist, wenn der Mensch dieß hat, warum gibt er es nicht her, ins Leben hin? Warum hält er es in der Kunst versteckt? Warum tobt es in Worten aus und verdampft in Tönen, statt Taten zu formen und das Leben zu gestalten und an den Menschen zu erscheinen? Wenn doch am Ende die Kunst nur eine List wäre, eine List der Mächtigen, um die Knechte, so geschwächt, daran zu fetten?

8. April. In der Oper unterhält sich hinter mir eine Dame mit einem Herrn; sie sprechen von der kleinen X, die jetzt zuweilen für die Kurz die Butterfly singt. Die Dame sagt: „Mir ist sie viel lieber als die Kurz!“ Der Herr sagt: „Über natürlich!“ Die Dame sagt: „Nicht wahr? Die Kurz hat ja eine viel schönere Stimme, die Kurz kann ja auch viel mehr, die Kurz ist halt eine große Künstlerin, darin sind wir doch einig! Aber schau Sie, die X gibt sich solche Mühe! Man sieht es ihr förmlich an, wie schwer's ihr wird!“ Das ist dem Wiener das Höchste: einen Menschen sich recht plagen und abzappeln zu sehen. Mitleid muß er haben. Ich suche Mitfreude.

Das Faust-Relief auf dem Münchner Künstlertheater.

Von Otto Julius Bierbaum.

„Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.“

Und was für ein! —: den Hebeschmauß der neuen „deutschen Bühnenform“.

„Sie sitzen schon, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen.“

Und wer alles! —: der Hof, das Geld, der Geist, die Kunst. Es fehlt bloß die Kirche und das Volk. Doch sind beide durch ihre Presse vertreten.

Darf ich, dieses Publikum vor Augen, weiter zittern? —:

„Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.“ —?

Nein, lieber nicht. Man soll nicht sagen, daß ich böshast bin. Ich will vielmehr annehmen, daß die erste Aufführung des Münchner Künstlertheaters ausschließlich vor Angehörigen jener Elite des Geistes und Geschmacks vor sich gegangen ist, die nach Graf Kessler das Theater bisher mied, weil es nicht das Beste bot, und für die das Münchner Künstlertheater in erster Linie geschaffen worden ist. Schrecklich viel gelesen werden sie aber doch wohl allesamt haben. Schadet nichts, wenn nur in letzter Zeit auch Goethes „Faust“ darunter war, — und: die Programmschrift des Vereins Münchner Künstlertheater.

Darin steht nämlich sehr viel Gescheites und Interessantes. Ich für mein Teil bin voll der schönsten Zuversicht in den Amphitheater-Sektor des M. K. Th. gestiegen, weil ich diese Programmschrift gelesen habe.

Sei es mir gestattet, um meinen Lesern das Wesentliche der neuen deutschen Bühnenform mitzuteilen, daraus die Worte hierherzusetzen, mit denen Herr Georg Fuchs, der dramaturgische Oberleiter des Theaters, von dieser Bühne handelt: „Wir wollen keinen Guckkasten, kein Panorama, sondern eine Raumausbildung, welche bewegten menschlichen Körpern möglichst günstig ist, sie zu einer rhythmischen Einheit zusammenfaßt und zugleich die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begünstigt. Nicht das perspektivische, tiefe Gemälde, sondern das flache Relief ist also maßgebend. — Durch rein architektonische Gliederung schaffen wir drei Pläne: eine Vorderbühne (Proszenium), eine Mittelbühne, der gewöhnlich benutzte Spielraum, und eine Hinterbühne.

Die Portalarchitektur des Proszeniums setzt sich auf der Mittelbühne fort im sog. „Inneren Proszenium“, dessen turmartige Seitenabschlüsse verhindern, daß der Blick seitwärts über die Bühnengrenze in den Werkraum dringt. Sie machen die Kulissen überflüssig, zugleich auch die Soffitten, indem sie oben durch eine Bedachung verbunden sind — wie schon Schinkel vorgeschlagen hat. Ihre neutrale Ausgestaltung mit Tür und Fenster gestattet, sie bald als Glied der Proszeniumsanlage, bald als Glied der Bühnenausgestaltung zu verwerten. Ihre Aufgabe als inneres Proszenium erfüllen sie namentlich dann, wenn die vor der Hinterbühne angebrachte zweite Gardine in Funktion tritt. — Die die beiden „Türme“ verbindende Brückenüberdachung kann verschieden hoch eingestellt, und so der Bühnenausschnitt unter gleichzeitiger Benützung der Seitenmäntel verkleinert werden.

Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweise erhöht oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerischen Abschluß, der eine landschaftliche Weite darstellt, so wird die Hinterbühne so tief versenkt, daß ihr Boden dem Auge des Zuschauers nicht mehr erreichbar ist.“

Ferner: „Die Vorder- und Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn-oben. Die Hinterbühne hat ihre eigenen, unabhängigen Lichtquellen, welche so eingerichtet sind, daß alle Lichtstufen und vor allem auch Luststimmungen nach den Gesetzen strenger malerischer Stilistik durch das Licht selbst erzeugt werden können. Durch die Ausbeutung dieses mit fünf Farben ausgestatteten Lichtapparates können jedoch nicht allein koloristische Werte, sondern auch Hell-Dunkel-Abstufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung des Bühnenausschnittes usw. bald monumentale und weite, bald ganz intime Raumvorstellungen suggeriert werden. So hat der Regisseur z. B. kein anderes Mittel, uns die Vorstellung „Stube“ zu suggerieren, als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel, was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jetzt der Raumkünstler, der malerische Schöpfergeist zu Hilfe, der durch Verkleinerung des Bühnenausschnittes und durch Abstufung des Lichtes den Interieureindruck schafft; nicht das Interieur selbst, sondern nur die Maß- und Lichtverhältnisse, die notwendig sind, um in der Phantasie des Zuschauers eine Raumvorstellung wachzurufen, wie sie der Dichter in der betr. Szene fühlen läßt.“

Soviel über die Einrichtung selbst. Ihr Ziel bezeichnet Herr Fuchs folgendermaßen: „Dum war zu versuchen, wenigstens die Grundzüge einer Schaubühne zu entwickeln, auf der 1) Drama und Darsteller sich frei nach den eigensten Gesetzen ihrer Kunst zu einer das moderne Empfinden wiederesselnden Höchstwirkung entfalten könnten und dabei 2) durch die von Kunstwidrigen Jocheln befreite, voll eingesetzte Kraft bildender Kunst

unterstützt werden. Sodann war 3) zu zeigen, auf welche Weise die bildende Kunst sich dieser Aufgabe entledigen kann, ohne daß sie sich zu einem Zugeständnis an ihr weichenfremde Schablonen herbeiläßt.

Das Wesentliche des Künstlertheaters ist demnach nicht zu suchen in technischen Neuerungen, maschinellen Erfindungen, Tricks und Apparaten, sondern einzig in den architektonischen Lösungen, durch welche es der bildenden Kunst gestattet wird, dem Drama und dem Darsteller den günstigsten Rahmen zu schaffen und dem Zuschauer die günstigsten Aufnahmebedingungen.“

Das, was Herr Fuchs dann noch über den „Zusammenschluß der in der ‚angewandten Kunst‘ zuerst triumphierenden kulturellen Umwandlung mit einer ungefähr gleichzeitig wiedererstehenden dramatischen Dichtkunst, die — im Gegensatz zu der damals die Bühne beherrschenden Tendenzliteratur — sich wieder rein auf Zweck und Form des Dramas gründete“, redet, ist weniger von Belang für die Sache, als für Herrn Fuchs, und darf übergangen werden. Auch die folgenden Behauptungen „fuchseln“ etwas; aber, da dieser (nicht jedermann sympathische) Geruch auch sonst beim Münchner Künstlertheater bemerklich wird, dürfen sie nicht beiseite bleiben: „Wir knüpfen da wieder an, wo unsere organische Entwicklung durch den dreißigjährigen Krieg und andere kulturelle Wirren unterbrochen wurde. Selbstverständlich wäre es ein verarmender Urchaismus, wenn man — wie es manche Romantiker gefordert — die primitiven Bühnenverhältnisse aus den Zeiten des Hans Sachs und Shakespeares ohne weiteres wieder einführen wollte. Das würde unserer allgemeinen Kultur nicht entsprechen. Vielmehr müssen wir bestrebt sein, die Schaubühne zu schaffen, welche jetzt vorhanden sein würde, wenn die Entwicklung von jenen einfachsten Anfängen her niemals durch unorganische Abirrungen unterbrochen worden wäre und also alle Errungenschaften der Kunst und Technik sich zunutzen gemacht hätte.“

Diese Konstruktion eines kläglich naiven Kopfes, der historische Zusammenhänge aufzuheben meint, wenn er verneinend wackelt, war es natürlich nicht, die mich mit Zuversicht erfüllte. Was mich gewonnen hatte, war der architektonische Grundgedanke der Sache, der sich in der Programmschrift überdies auf erlauchte Ahnen, wie den großen Schinkel, und auf moderne Talente, wie Peter Behrens, berufen konnte, deren künstlerisches Vermögen von einer klaren Verstandeseinsicht in die heute wichtigsten Aufgaben der Kunst geleitet wird.

Diese Zuversicht, um es sogleich zu sagen, ist durch die Darstellung des Faust-Reliefs im Rahmen der neuen Bühnenform nicht völlig erschüttert worden, obwohl ich bekennen muß, daß mich diese Darstellung als Ganzes enttäuscht hat.

Herr Fuchs, captatio benevolentiae und hochgemutes Pronunciamento mehr schlau als klug miteinander gattend, ließ sich im Programmbuch also vernehmen: „Das größte dramatische Gedicht, welches je in deutscher Sprache geschaffen wurde, Goethes „Faust“, wurde nicht deshalb in den Spielplan aufgenommen, weil Leitung und Mitwirkende glaubten eine vollkommen erschöpfende Darstellung bieten zu können, sondern vielmehr in der Ueberzeugung, daß eine deutsche Bühnenform sich erst dann als im Prinzip gerechtfertigt erweist, wenn sie eine Faust-Aufführung ermöglicht. Man darf annehmen, daß eine Bühnenform diese schwerste „Belastungsprobe“ bestanden hat, wenn eine dem Geiste des Gedichtes voll

entsprechende Inszenierung des ersten Teiles der Tragödie mit dem „Prolog im Himmel“ im Prinzip auf ihr gelöst wurde.“

Keine „vollkommen erschöpfende Darstellung“, aber: „eine dem Geiste des Gedichts voll entsprechende Inszenierung“. Ein Kommentator wird gesucht. Es kann zweierlei heißen; einmal: eine vollkommen erschöpfende Darstellung ist überhaupt nicht möglich. Da aber dann eine dem Geiste des Gedichts voll entsprechende Inszenierung bei aller Herrlichkeit vergeblich wäre, ist es schwer zu verstehen, warum man sich gerade eine unmögliche Aufgabe gestellt hat. Denn daß es bloß wegen der Hintertüre geschehen wäre: Wenn die Sache nicht völlig klappt, so ist die übermenschliche Größe des größten dramatischen Gedichts daran schuld — das anzunehmen, hieße Beleidigung. So wird es also wohl heißen sollen: eine vollkommen erschöpfende Darstellung ist mit dem Ensemble des Münchner Hofschauspiels nicht möglich; wir können nur für die Inszenierung eintreten, auf die allein es auch nur ankommt.

Lassen wir das auf sich beruhen und sehen wir uns das positive Ergebnis an, so ist es (und nicht nur für mich, sondern, vom Applaus des Publikums zu schließen, auch für dieses) folgendes: 1. „Die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuschauer zu“ war entschieden „begünstigt“. 2. Man genoß daher, soweit die Schauspieler sich nicht überhasteten oder den Rhythmus in Prosa verwursten, die Herrlichkeit der Goetheschen Verse vollkommener, als es gemeinhin möglich ist. Und mit dem Klang der Verse ihre Fülle an Geist, Kraft, Gefühl, Leidenschaft. 3. Einzelne Bilder wirkten außerordentlich. So, allen voran und schlechterdings gewaltig schön, die Szene im Dom, die in unübertrefflicher Weise bewies, daß eine Bühne tief wirken kann, ohne tief zu sein. (Höchste, echteste Reliefwirkung.) Hier war alles vollendet. Der Böse Geist, unsichtbar, sprach wie aus Gretchen selbst heraus. Die Musik (von Schillings gesetzt) wirkte wie Weltgericht in Tönen. Die wenigen knieenden Gestalten verkörperten in furchtbarster Eindringlichkeit die harte Gleichgültigkeit der Masse gegenüber dem einzelnen Schmerze. Unvergesslich. Eine ganz große Leistung theatralischer Kunst. Der Eindruck war so mächtig, daß vereinzelter Applaus zur Ruhe verwiesen wurde. — Aber schon das erste Bild (der Prolog im Himmel; ich hatte es dem Oberdramaturgen zugetraut, daß er uns das Vorspiel auf dem Theater wirklich vorspielen lassen würde) hatte auf schönste überrascht und ergriffen durch edelste Simplizität. Man durfte an jenen „Wächter des Paradieses“ von Staud denken angesichts der drei Erzengel vor der gleißenden Leere. (Daß sie wie Wachsfiguren aussahen, und daß die nicht völlig himmlische Muskulatur vgl. bairischer Hofschauspieler auf keine Weise weggoptiziert werden konnte, war wohl unvermeidlich.) — Vortrefflich war auch die Silhouettenwirkung der Gestalten Fausts und Wagners am Schlusse der Osterspaziergangsszene und sehr gut gelöst der Aufstieg zum Harzgebirge der Walpurgisnacht. Hier bewährte sich das Prinzip vollkommen. 4. Frau Conrad-Ramlo als Marthe Schwertlein ließ jeden Gedanken an alte oder neue Bühnenform vergessen, solange sie auf der Bühne stand. Man erquidte sich an ihrer ganz unproblematischen Bühnenkunst und applaudierte so herzlich, daß es wie ein „Endlich!“ klang.

Dem gegenüber das Negative: 1. Auch dieser Faust war ein „Stück in Stücken“.

„Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Altorden schlägt?“

Nein: es war kein Aktord. Die allgemeine Weihe hat auch die Reliefbühne nicht erreicht. Die prästirte große Stilwirkung blieb auß, obwohl ihr zuliebe vieles aufgeopfert worden war, daß zu den wesentlichsten poetischen Bestandteilen der Faustdichtung gehört. Ich muß gestehen, daß mir der bewegte Reichtum des Goetheschen Werkes, in dem, wie von Gefühlen und Gedanken, so auch von Gestalten und Bildern ein Wirbel ist, selbst in den gewöhnlichsten Faustvorstellungen innerhalb der alten Bühnenform lebendiger zum Bewußtsein gekommen ist. Dort konnte ich mit dem Chorus mysticus sagen:

Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis.

Hier hätte ich sagen mögen:

Das Prätenziöse
Zieht nicht hinan.

„Das Münchner Künstler-Theater gestattet zum ersten Male daß zu tun, was wohl das Nächstliegende und Selbstverständlichste ist: es erlaubt, die Bühne dem „Faust“ unterzuordnen, statt den „Faust“ der Bühne,“ sagt Herr Georg Fuchs, und wir wollen es ihm immer noch glauben; aber bei diesem ersten Versuche hat man von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht. Vielleicht, weil man doch mehr an die neue Bühnenform als an den alten Faust dachte. — Dies zeigte sich besonders deutlich bei den einzelnen Unzulänglichkeiten. So darin, daß (2.) die Stimmung des Gretchen dramas völlig vernachlässigt erschien. Zugegeben, daß die gewöhnlichen Faustaufführungen dieses Drama im Drama allzusehr zur Hauptsache machen. Insoweit dieser Fehler auf der Münchner Reliefbühne vermieden worden ist, muß von einem Verdienste gesprochen werden. Die Oper heißt: „Margarethe“: Goethes Gedicht heißt „Faust“. Aber zu diesem Faust gehört die Gretchenpoesie so gut wie Fausts Gedankenwelt und des Mephistopheles Zerrspiegel davon. In ihr manifestiert sich der größte Meister des lyrischen Gedichts als nicht minder großer Meister der lyrischen Gestaltung. Es wäre Mißbrauch des Wortes, sich darüber poesiezerseilend zu verbreiten. Goethes Fausts Gretchen gehört zu den poetischen Gestalten, über die nicht mehr geredet zu werden braucht. Sie steht fest. Jedermann kennt sie. Millionen junger Deutscher haben sich in sie verliebt, und immer in ein und dieselbe. Keinerlei „persönliche Auffassung“ kann an ihr modeln. Man kann so „modern“ sein und sagen: „Dieses Idealbild von einem kleinen deutschen Bürgermädchen gehört der Vergangenheit an; wir haben für Gegenwart und Zukunft andere,“ aber man kann sie nicht modern ummontieren. Sit ut est aut non sit. Und, wie sie, so alles, woraus und worin sie Goethe geschaffen hat. Auch darüber braucht man nicht zu reden. Es ist die poetische Auffassung vom alten Deutschland, die Poesie der alten gotischen Dome, winkligen Gassen, engen Erker: des Bürgerschaftslebens hinter Wall und Graben und draußen in kleinen Gärten und Wald und Feld. Die Stimmung dieser Poesie ist die Stimmung des Gretchen dramas. Wenn ihr durchaus jeden historischen Stil vermeiden wollt und euch eigene Stilkraft genug zutraut, jene Stimmung zu erzeugen ohne Zuhilfenahme des Alten: schön; wir werden euch um so mehr bewundern. Aber: diese Stimmung brauchen wir. Gebt ihr sie uns nicht, so habt ihr uns, was auch immer ihr statt dessen an interessanten Dingen geben mögt, künstlerisch betrogen. Wir wollen Goethes Gretchen und seine Poesie, nicht eine moderne Variation darüber, die das Thema kaum

mehr durchscheinen läßt. Und wenn ein neuer Stil den poetischen Reichtum dieser Dichtung an Gefühl- und Zeitstimmung wegdrängt, statt ihn, selber Stimmung gebend, in schöner Fassung rein hervorzuheben, so empfinden wir diesen Stil als aufdringliche Störung, die wir auch dann nicht verzeihen, wenn sie zur Entschuldigung vorbringt, daß die neue Bühnenform bloß ein Rahmen sein will, innerhalb dessen die Stimmungsgewalt des Dichters rein allein zu wirken habe, unterstützt durch die empfängliche Phantasie des Zuschauers. Diese Redensart mag am Platze sein, wo es sich um den Schauplatz rein dramatischen Geschehens handelt. „Die dramatische Kraft, wo sie wirklich auftritt, verscheucht alle anderen Interessen,“ sagt Professor Adolf von Hildebrand in seinem vortrefflichen Aufsatze, der das Programm-buch einleitet. Er hat recht. Und er hat auch recht, wenn er, zur Exemplifizierung einer solchen dramatischen Handlung, weiter sagt: „Daraus folgt aber, daß, wenn wir uns die Verbrennung des Savonarola auf der Bühne dächten, die künstlerische Wahrheit für die Bühnendekoration nicht darin liegen darf, eine möglichst wahrheitsgetreue und wirkliche Piazza della Signoria zu bringen, sondern sie nur so weit und nur so stark zu geben, als sie beim wirklich dramatischen Erleben noch in Betracht kommt, d. h. als erklärender, individueller Rahmen.“

In der Tat haben die dramatischen Gretchenzenen (wie die schon geschilderte im Dom, die ein ganzes Drama der Verzweiflung für sich ist) innerhalb dieses Rahmens vollkommen gewirkt. Hier genügte das „nur so weit und nur so stark“ Hildebrands. Wo aber nicht reine Dramatik, sondern reine Stimmungspoesie zur Wirkung gebracht werden sollte, versagte das Rezept — das Professor von Hildebrand übrigens selber bestimmt nicht für solche und ähnliche Fälle hat geben wollen, wo, nach seinen Worten, „die Aufgabe für die Bühne sich verschiebt und der rein dramatische Gesichtspunkt nicht der alleinige ist“. — Der talentvolle Fritz Erler, der für „Bühnengestaltung, dekorative Ausstattung der Szene, Masken und Kostüme“ dieser Faust-Aufführung seine Kunst einsetzte, scheint sich darüber nicht so klar zu sein; oder: seine Begabung hat nicht den genügenden Umfang zur Lösung der Faust-Aufgabe; oder: diese Aufgabe läßt sich innerhalb der Reliefbühne überhaupt nicht „dem Geiste des Gedichtes voll entsprechend“ lösen. Ich glaube, daß das Manko an Stimmung auf ein Manko im Talente Fritz Erlers zurückzuführen ist. Seine Kunst ist unlyrisch und mußte daher überall dort versagen, wo Lyrisches entsprechend gesagt werden sollte. — Daß er ein Gretchen ohne Gretchenzöpfe und Gretchentasche gab, ist nur als Symptom für die Furcht vor dem „Banalen“ bedenklich, die bei wirklich großen Künstlern sich in der Fähigkeit äußert, auch Gemeinplätze künstlerisch reizvoll zu gestalten. (So hat Erler auch, um nur ja keinen „gewöhnlichen“ Mephistopheles zu geben, in der Maskierung und Kostümierung dieser Gestalt geistlichlich alles vermieden, was an den Mephistopheles erinnern könnte, der bisher auf dem Theater und in der bildenden Kunst zu Hause war. Resultat: Herr Albert Heine tel quel, rot angezogen, mit gefräuselten Hahnenfedern auf dem Hut, die in der Entfernung wie eine Straußensfeder à la cloche wirkten. Hier führte die Furcht, originell zu sein, die meist ins Uebertrieben-Charakteristische verlockt, zum schlechthin Charakterlosen.) Aber Professor Erler band seinem Gretchen nicht bloß die Zöpfe hoch und beraubte sie ihrer berühmten Tasche: nein, er vergriff sich auch an ihrer Poesie. Daß er das poetische alte Deutschland unterschlug und die Bühne nicht stimmungsvoll, sondern fahl, kalt „gestaltete“, wurde schon gesagt. Statt „süßen Dämmerseins“ breitspurige Nüchternheit. Mich fröstelt's

noch, wenn ich daran denke, und ich mußte sofort, als ich nach Hause kam, die Gretchen-
szenen einmal durchlesen, um das Gefühl von Leere zu bannen, das mich angesichts dieses
grausam öden Bass-Reliefs übermannt hatte. Ich übergehe, um nicht nochmals davon be-
schlichen zu werden, alle Einzelheiten und notiere nur den schrecklichsten der Schrecken.
Mag er auch nicht allein auf das Konto des „Bühnengestalters“ kommen (denn er „fuchself“),
so ist dieser doch bestimmt daran beteiligt, und die unerhörte Entgleisung kennzeichnet auch
seine Art der Mißhandlung des Gretchendramas.

Zuvor eine Anerkennung für Herrn Fuchs: Er hat als Einrichter des Gedichtes für
die Bühne keinerlei Plumpheit begangen und sich nie am dichterischen Zusammenhang durch
gewaltsame Umstellungen versündigt. So läßt er auch (wie es durchaus nicht anders sein
darf) auf die Szene „Wald und Höhle“ ihr seelisches Widerspiel in „Gretchens Stube“
folgen, das seiner Kürze wegen von den sonstigen Einrichtern bald da, bald dorthin geflücht
zu werden pflegt. Aber nun geschieht das schlechtthin Entsetzliche. Nicht begreifend, daß
dieses Widerspiel der Leidenschaft eine Uebersetzung ins gehalten Mädchenhafte ist: kein
Aufschreien, sondern ein Seufzen, Sehnen: Längen und Bangen, ist man auf die schauer-
hafte Idee gekommen, die Szene am Spinnrade als große Temperamentsproduktion, als
eine Arie wilder Liebesleidenschaft zu inszenieren. Vor kohlschwarzen Hintergrunde
sitzt, übernünftig blaß, ein Gespenst des Liebeshungers, Gretchen an einem gut einen Meter
im Durchmesser großen Schwungrade. Moderne Dampfspinnereien bedienen sich dieses
Kalibers. Was soll, um Gottes willen, das arme schwache Mädchen mit dieser Maschine?
Aber schon greift sie in die Speichen: das Rad rast mit dem Geräusche eines Fabrik-
ventilators los, und man entdeckt mit Schauern, daß es sich hier um einen symbolistischen
Erid handelt. Denn im Tempo des pfeifenden Schwungrades muß Gretchen atemlos
leuchten:

Meine Ruh ist hin mein Herz ist schwer ich finde sie nimmer und nimmer mehr.

Einmal hat sie eine Pause. Sie darf das Rad (ihrer Leidenschaft, — ah! oh!) einmal
anhalten (keine kleine Aufgabe für die unglückselige Darstellerin) und in langsamerem Ton-
falle Atem schöpfen; aber wie sie zum letzten Male die Strophe: „Meine Ruh ist hin“ zu
sprechen hat, da gilt es wiederum, das symbolische Rad losrasen zu lassen, und nochmaliges
Gefeuhe endigt die nun glücklich „dramatisch“ gestaltete Szene.

Wenn es eine ästhetische Polizei gäbe, müßte auf solchen groben Unfug die Bastonnade
stehen. Es bleibe den Leser beleidigen, wollte man es für nötig halten, das Absurde dieses
Frevels nachzuweisen. Es genügt, ihn festzustellen als den Gipfelpunkt des Unsinn, der
in der Inszenierung der lyrischen Gretchen-szenen waltete. Unsinn aus Ueberfinn: gleichviel;
auch rechtschaffene Dummheit hätte sich nicht abscheulicher vergreifen können.

In aller Kürze einige andere Mängel und Mißgriffe. Es war (3.) der künstlerischen
Notwendigkeit nicht Genüge getan, den großen Anfangsmonolog stimmungsgemäß und ent-
sprechend den deutlichen Worten im Text so zu fassen, daß die Scharteken- und Instrumenten-
welt Fausts, gegen die sich sein Gefühl hier ausstöhnt, zum Eindruck kommt. Dies mußte
nicht unbedingt durch eine Massenhaftigkeit von Requisiten geschehen. Ich für mein Teil
hatte geglaubt, ein Künstler vom Range Erlers würde hier das unumgänglich Notwendige
an Stimmung vornehmlich durch die Farbe leisten. Ist dies unmöglich? Kann Farbe
symphonisch nicht zum Ausdruck bringen:

Weh! steck ich in dem Kerker noch?
 Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
 Wo selbst das liebe Himmelslicht
 Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
 Beschränkt von diesem Bücherhauf,
 Den Würme nagen, Staub bedeckt,
 Den bis an hohe Gewölbe hinauf
 Ein angeraucht Papier umsteckt,
 Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
 Mit Instrumenten vollgepfropft,
 Urbäter Hausrat dreingestopft,
 Das ist deine Welt! das heißt deine Welt!

Für „Rauch und Moder“ gibt es keine Farbe? Der Ekel am ewig Papierenen findet in der Phantasie eines Farbenmenschen keinen Lokalon? Ach: Phantasie! Nichts da —: Still! Still! Faust in seinem Gehäuse könnte (entsetzlich!) mittelalterlich wirken; eine gemalte Bücherwand könnte (schauderhaft!) den Verdacht erregen, der moderne „Bühnengestalter“ sei nicht von heftigster Verachtung der alten Theatermalerei erfüllt; künstlerisches Eingehen auf die Worte des Dichters könnte (o Grauen!) statt eines „großzügigen“ Künstlers einen kleinlichen Pedanten verraten. — Original, fahr hin in deiner Pracht! Wir lassen dich gerne fahren, da deine Originalität mit den bildvollen Worten eines Meisters, der kein Original, aber eine Natur war, nichts anzufangen wußte. 4. Das „Volksgewimmel“ des Osterspaziergangs: ein Parademarsch Erlerischer Figurinen. Sehr hübscher meistens: ja; wenn ich sie aber in der Erinnerung nochmals an mir vorübermarschieren lasse und dann an die Domszene denke, so muß ich doch sagen: es scheint, daß ihr das Bewegte (wenn es nicht, wie auf dem Blodßberg, die Dunkelheit zum Schutze hat) nicht so aus dem Geiste und nach der Ansicht des Dichters zu gestalten versteht, wie das Starre. 5. Die Hexe. Es war ein Hegerich, der sich aus schamloser Perversität die Perücke eines alten Weibes aufgesetzt hatte, nicht sprach, sondern grunzte, nicht ging, sondern hopste. — Ich bin überzeugt, daß der Oberdramaturg sich auf den Einfall, die Hexe durch einen Mann darstellen zu lassen, sehr viel zugute tut. Es wäre nicht das mindeste dagegen einzuwenden, wenn der Mann nicht deutlichst zum Vorschein gekommen wäre. Bei den Japanern, denen Herr Fuchs diesen Einfall sowohl verdankt, wie die Idee, das Spiel der Hexe mit ein bißchen Akrobatik zu beleben, liegt der künstlerische Witz natürlich darin, daß die Männer, die Frauen spielen, es nach Möglichkeit vergessen lassen, daß sie verkleidete Männer sind. Hier lag die Sache so: Wenn die Hexe der Volksphantasie und Goethes eine Art Parodie des Weibes ist, so war die Erler-Fuchsische Hexe eine Travestie der Parodie. Das Widerwärtige, das in jedem künstlerisch absichtlichen Zuviel liegt, trat hier paradigmatisch und höchst ekelhaft in die Erscheinung. 6. Die Walpurgisnacht. Ich sagte schon, daß der Aufstieg zum Gebirge vortrefflich dargestellt war. Auch das Hin und Her des Hexengesindels kam zu schöner Schatten-spielwirkung. Doch ist damit schon gesagt, daß nur ein ästhetisches Surrogat für das poetische Leben dieser Wirbelszene geboten wurde. Die kaum je völlig zu lösende Aufgabe hat auch die Reliefbühne nicht gelöst, und mir scheint, daß sie dieser Aufgabe weniger gewachsen ist, als die alte Bühnenform, die in der Drehbühne noch am ehesten die Möglichkeit hat, ihr wenigstens annähernd gerecht zu werden. — Leider suchte auch hier die Leitung das Manko

an positiver Kraft durch originelle Mägden zu bedecken. Vom reinsten Wiße einer vielseitig gebildeten Dramaturgie erleuchtet, ließ man Faust mit der Jungen, Mephistopheles mit der Alten nicht Brust an Brust, sondern Hintern an Hintern tanzen. Es scheint, daß der vielbelesene Herr Fuchs auch Heines „Erläuterungen“ zu seinem Tanzpoem „Der Doktor Faust“ gelesen hat, wo es heißt: „Diese Ronde ist nun jener berühmte Hergentanz, dessen charakteristische Eigentümlichkeit darin besteht, daß die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen lehnen, so daß sie sich einander nur den Rücken zeigen und keiner des andern Antlitz schaut.“ Aber hier galt es, sich an Goethes, nicht an Heines Worte zu halten, und Goethe läßt seinen Faust sagen:

Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Aus dem Munde, Herr Fuchs! Und, wirklich: wir schenken Ihnen derlei Späße, wenn Sie uns dafür wirklich, und nicht bloß auf geduldigem Programmpapiere, „eine dem Geiste des Gedichtes voll entsprechende Inszenierung“ geben.

*

Auch wer von Herzen gern Ja! sagt, kann nach diesem Faust-Relief auf dem Münchner Künstlertheater höchstens Vielleicht! sagen. Denn gegen das Prinzip der neuen Bühnenform ist damit freilich noch nichts entschieden, daß ihr erster Versuch nur zum Teile geglückt ist.

Eines (und das ist viel) kann als bewiesen gelten: diese Bühnenform gestattet es, den ersten Teil des Faust ohne wilde Striche und barbarische Umstellungen aufzuführen. Und man darf hoffen, daß auf ihr einmal eine, wenn auch nicht vollkommen erschöpfende, so doch machtvoll ganze Faust-Aufführung zustande kommt, — wenn ein wirklicher Theatermann von Genie, literarisch wohl beraten, aber nicht durch dilettantisches Hineinliterateln gehemmt, und durch einen Künstler unterstützt, der sich Goethe und dem Theater zugleich wirklich unterordnet, sie gestaltet.

Wer denkt da nicht an Max Reinhardt?

Aber, und das ist der langen Rede kurzer Schluß: ein Mann wie Reinhardt vermöchte dies auch ohne die neue Bühnenform. Ja, die Drehbühne bietet einem schöpferischen Regisseur reichere Möglichkeiten, sein Genie zu entfalten, als die neue, fargere Form.

Die Wege des Herrn. Von Felix Salten.

Der Hund lag in der Ecke und schlief.

Dort gehörte ihm ein alter Scheuerlappen, den fragte er immer erst mit den Pfoten zurecht, stieß mit der Nase Falten hinein, und hatte er dermaßen sein Bett bereitet, dann ließ er sich schwer darauf niederfallen.

Vor Zeiten war er allerdings in der Stube drinnen auf das Sopha gesprungen. Dieses hohe, weiche und federnde Lager hatte ihn dermaßen entzückt, daß er in schwelgerischen Seufzern hinschmelzen drohte. Allein sein Herr hatte ihn mit Fußtritten aus diesem Paradies verjagt und ihn das zweitemal durchgeprügelt. Daraus

entnahm er, daß es doch ein trügerisches Glück sei, so hoch und weich zu liegen, und daß kein Hund einer solchen Sache sich vermessen dürfe, ohne nach kurzer Freude in tiefen Jammer zu stürzen.

Nach und nach hatte er sich mit dem Scheuerlappen begnügt.

Wäre er etwa eine starke Natur gewesen, er hätte das bißchen Prügel nicht gescheut. Sein Herr wäre es müde geworden, ihn wieder und wieder herunterzujagen, und der Hund hätte sich den Platz auf dem Kanapee ertrogt. Aber er besaß keine nennenswerte Willenskraft; seine Sanftheit hinderte ihn, sich aufzulehnen, seine Friedensliebe lockte ihn, sich zu unterwerfen; sein Rückgrat war außerdem gegen Tritte oder Peitschenhiebe zu sehr empfindlich. Es tat ihm schon weh, wenn er die Hand des Herrn nur über sich ahnte; ja selbst, wenn er irgendwann dieser Hand sich erinnerte, empfand er die Prügel schon in den Knochen. Und er konnte Schmerzen nicht ertragen.

So hatte er es in seinem Leben nur bis zum Scheuerlappen und bis zu jenem Platz in der Ecke gebracht; aber er war zuletzt ganz zufrieden damit. In dem Scheuerlappen hing immer noch ein vertraulicher Geruch nach Spülwasser, nach Fett und allerlei Bratensaft, wodurch angenehme Träume lebhaft gefördert wurden.

Er lag also jetzt in seiner Ecke und schlief.

Es war durchaus und in allen Stücken ein gewöhnlicher Hund, wie es deren viele gibt. Er war nicht schöner als die anderen und nicht häßlicher, nicht gescheiter und nicht dümmer. Und es war jetzt so weit mit ihm gekommen, daß er schon anfang zu altern. Er hatte nicht mehr die volle Fröhlichkeit seiner Jugend, sondern es kamen jetzt Tage, an denen er verstimmt und reizbar wurde. Kleinigkeiten griffen ihn jetzt an, die früher spurlos an ihm vorbeigestrichen waren. Ein Fußtritt, ein Hieb konnten ihn jetzt stundenlang schwermütig machen; selbst ein gelinder Klapß brachte ihn dauernd aus der Fassung, weil er jetzt immer gleich erschraf, und weil der Schreck ihm Uebelkeiten verursachte. Es kam auch vor, daß er sich gelegentlich sehr müde fühlte; die Glieder taten ihm weh; sein Kreuz und seine Beine versteiften sich plötzlich; sein Atem flog nicht mehr so leicht wie sonst. Wenn er durch die Straßen lief oder sich im Zimmer umhertummelte, dann schlug ihm das Herz oft bis in die Augen hinein und das erfüllte ihn mit einer furchtsamen Traurigkeit.

In solchen Stunden kam er zu seinem Herrn geschlichen, setzte sich ganz nahe heran, war demütig, zeigte sich auffallend brav und bettelte um ein Zeichen der Gunst. Es war nämlich in ihm, als ob sein Herr es sei, der diese Schmerzen und Beklemmungen über ihn verhängt habe, und als könne sein Herr diese Trübseligkeit auch wieder von ihm hinwegnehmen.

Während er jetzt in der Ecke lag, tönte ein Pfiff und drang in seinen Schlummer, so glatt und scharf, wie etwa ein Messer in Butter eindringt. Sein Traum war entzwei geschnitten.

Augenblicklich sprang der Hund auf und wedelte um ein paar schwarze Schuhe herum, die sich gegen die Türe zu bewegten. Er verehrte diese Schuhe, die an den Füßen des Herrn steckten, aber er verehrte sie auch dann, wenn sie des Abends oder sonst einmal leer im Vorzimmer standen. Dann berock er sie im Vorbeigehen, und wedelte immer, sowie er sie erkannte.

Diesen Schuhen folgte er jetzt. Sie bewegten sich knarrend die Treppe hinunter, gingen langsam zum Haustor hinaus, auf die Straße. Der Hund bemerkte, daß er heute keinen guten Tag habe. Er fühlte sich matt, sein Kopf war umnebelt, und es hatte ihm jedenfalls geschadet, daß er so jäh aus dem Schlaf gerissen worden war. Er war gestern wieder mit seinem Herrn ausgewesen und hatte wieder den ganzen Weg hin wie zurück dem Omnibus nachlaufen müssen, mit dem sein Herr fuhr. Derartige Mühsal ertrug er jetzt nicht mehr wie sonst. Es lag also noch von gestern her in ihm.

Wäre er nun ein willenstarker Hund gewesen, er hätte dieses stundenlange, entseßliche hinter einem Wagen Herstürzen und Springen niemals auf sich genommen. Er wäre eben gleich das erstemal umgekehrt, allein nach Hause gelaufen, hätte sich wohl auch auf eigenen Wegen nach eigener Lust vergnügt und wäre erst dem Futter zuliebe heimgekehrt. Sein Herr hätte gemerkt, daß dies kein Hund sei, den man hinter dem Omnibus einherlaufen läßt, keiner, der sich in solche Zumutungen fügt, und er hätte bald aufgehört, das von ihm zu verlangen. Er hätte sich entschieden, entweder dem Hund zuliebe zu Fuß zu gehen oder ihn gar nicht mitzunehmen, wenn er mit dem Omnibus fahren wollte.

Davon war aber keine Rede, sondern der Hund ergab sich auch hier ohne Zaudern in den Willen des Herrn. Mehr noch: wenn ihm der Herr in den geheimnisvollen, rollenden Kasten entchwand, erschraf der Hund, weil er meinte, er werde derart bestraft. Er rannte dem Wagen nach und hatte dabei nur die eine Sehnsucht, der Herr möge ihm wieder gut sein, möge sich ihm wieder zeigen. Wenn dann der Herr endlich zu ihm niederstieg, feierte der Hund dieses Ereignis als eine Versöhnung und fühlte sich reich belohnt.

Jetzt trabte er auf der Straße hinter den schwarzen Schuhen drein. Ihm war dieses Gehen schon mühsam, und er flehte mit vielem Schweifwedeln die Schuhe an, flehte an ihnen empor, es möchte nicht wieder wie gestern geschehen. Aber es geschah wie gestern. Ein Omnibus fuhr vorbei, der Herr schwang sich hinauf und piff dem Hund, der das Entseßliche ohnehin schon gewahrt hatte. Er nahm sich zusammen und lief dem Wagen nach, und in den ersten Minuten war seine Müdigkeit beinahe verschwunden. Warm, frisch und vergnügt fühlte er sich. Wenn einer ihn so laufen sah, und wenn es einer war, der nicht bloß die Gesichter der Menschen in den Straßen beobachtet, sondern gewohnt ist, auch in den Mienen der Pferde und Hunde zu lesen, dann konnte er bemerken, daß der Hund jetzt mit einem stillen, freundlichen Ernst im

Untlig diesem Wagen folgte. Er glich etwa einem alten Unteroffizier, der hinter seiner Kompagnie einhermarschiert, staubig, durstig, aber mit einem Angesicht, daß ganz erfüllt ist von der Notwendigkeit des Marschierens, ganz zugeschlossen und befriedigt in dem Bewußtsein einer ruhig und vertrauensvoll geübten Pflicht.

Der Hund sah andere Hunde auf der Straße umherspringen, spielen und in sorglose Genüsse vertieft. Er hörte sich angerufen, eingeladen, auch manchmal verhöhnt oder beschimpft. Ein junges Paar segte vorbei, und beide, sie wie er, sahen ganz aufgelöst aus vor Erwartung des Glücks. Jetzt sprang ein weißes Pudelpweibchen dem Hund zur Seite, war ungemein liebenswürdig und sagte ihm, daß er ihr gleich auf den ersten Blick gefalle. Er solle mit ihr kommen, es sei nicht klug von ihm, sich hier zu plagen, indem er dem Wagen nachrannte. Gleich hier in der Nähe sei ein großer Platz mit vielen Rasenflächen und grünen Bäumen. Der Hund senkte den Kopf, legte die Ohren zurück, lief weiter und gab ihr keine Antwort. Deshalb verließ sie ihn. Es hätte ihm freilich behagt, auf einer Wiese mit dieser hübschen Person zu spielen. Sie war so zärtlich, und außerdem noch sie so vortrefflich. Aber nicht einmal die Möglichkeit, sich so was zu erlauben, fiel ihm ein. Was waren das überhaupt für Hunde, die da herumvagierten, nur an ihr Vergnügen dachten, nur genießen wollten und immer nur genießen! Sie würden schon sehen, wie weit sie damit kommen. Nur, daß es dann zu spät sein wird.

Bald mußte er diese Gedanken aufgeben, denn die Zunge hing ihm heraus, auch flog sein Atem heiß und schmerzend über den trockenen Gaumen. Ihm schien, als fahre der Wagen heute schneller als sonst, denn er konnte nur mit Mühe folgen.

Als sie in eine große Straße einbogen, tauchte der Omnibus in einen Tumult vieler anderer Wagen, die kreuz und quer fuhren. Jetzt mußte der Hund auch noch scharf aufpassen, daß er seinen Herrn nicht verlor, daß er selbst nicht unter irgendwelche Räder gerate, und daß kein Pferd ihn zertrat. Er konnte jetzt nicht mehr mit gesenktem Kopf laufen, was ihm viel bequemer war, sondern er mußte aufschauen, den Hals recken, mußte das gelbe Blech des Omnibus mit den roten und schwarzen Zeichen darauf im Auge behalten, und das machte ihn nur noch schneller müde.

Es ging weiter und weiter, und da die Straße sehr breit war, hatte sie in ihrer Mitte keinen Schatten. Die Sonne brannte auf dem Pflaster. Der Hund fühlte, wie die Glut von oben her in seinen Rücken, in seine Stirn und in seine Lunge drang, und wie sie vom Boden her an seinen Pfoten emporstieg. Ein jäher Schwindel begann sich in ihm zu drehen, und seine Augen wurden davon umschleiert. Er mußte stehen bleiben, und kaum hatte sich diese wirbelnde Bangigkeit halb verzogen, da schmetterten dicht hinter ihm Pferdehufe auf die Steine, daß er den Luftzug pfeifend über sein Kreuz streichen fühlte. Wehleidig, als sei er schon getroffen, knickte er einen Moment lang in die Hinterbeine, tat dann entsezt einen fassungslosen Sprung und rettete sich mit knapper Not auf das Trottoir.

Dort wurde er so schwach vor nachträglichem Erschrecken, daß er sich niedersetzen mußte. Nun schaute er gequält, mit aufgerissenen Augen die Straße hinunter, wie der Wagen, der seinen Herrn barg, immer weiter und weiter sich entfernte. Die Furcht riß ihn wieder auf. Er sprang dem gelben Blech nach, daß in der Sonne blendete. Er lief rascher, als er diesen Tag gelaufen war, dabei fühlte er aber den Boden nicht mehr, denn seine Füße waren wie aus Holz geworden.

Immer weiter rollte der Wagen, immer verwirrender wurde das Getümmel auf der Straße, und jetzt öffnete sie sich zu einem großen Platz, von dem aus viele andere Straßen nach allen Richtungen ins Weite strebten. Der Wagen war schon auf diesem Platz, aber der Hund hatte ihn noch nicht erreicht. Er sah nur, wie das gelbe Blech in diesem Gewirre zu verschwinden drohte, und wollte seine Eile verdoppeln. Da brach aber ein neues Unglück über ihn herein, denn er wurde mit einem Male von Leibschmerzen befallen, die ihn zusammenkrümmten und gänzlich entkräfteten. Es war unmöglich, ihnen zu widerstehen. So lief er denn, all den Pferden zu entweichen, abseits, fand einen geborgenen Platz und ergab sich seinem Drang genau in der Sekunde, in der er von ihm vollständig überwältigt wurde. Mit schuldbewußter Miene, mit reueerfüllten Augen horchte er da, unruhig, hastend und trieb mit dem Krampf seiner Seelenangst den Krampf seines Leibes zur Eile. Endlich zog dieser Schmerz an ihm vorüber, ja er fühlte sich sogar besser als vorher; auch war er ein wenig ausgeruht. Nun stürzte er sich mit leidenschaftlichem Eifer in die Brandung dieses Platzes. Aber da kreuzten viele solche gelbe Wagen, sie verwirrten ihn, er war erschrocken, wandte sich nach allen Seiten, doch überall rollten diese gelben Wagen, kamen ihm entgegen, verschwanden unter anderem Fuhrwerk, entfernten sich und glichen einander zum Verwechseln. In jeder Straße, in die er von diesem Platz aus hineinschauen konnte, fuhren solche Wagen davon und zeigten verlockend, täuschend, peinigend dieses gelbe Blech mit den roten und schwarzen Zeichen darauf.

Er drehte sich gefoltet drei-, viermal um sich selbst und jammerte leise auf. Dann rannte er plötzlich in die nächste Straße hinein, der sein Blick eben zugewendet war, als er sich nicht mehr drehen konnte.

Und in der Ferne zog ein Wagen gleichmütig dahin.

Der Hund spürte, daß er ihn nicht einholen werde. Er lief aus allen Kräften, aber der Zwischenraum blieb derselbe. So war er schon froh, daß er das gelbe Blech wenigstens im Auge behielt.

Manchmal hielt der Wagen an, und dann suchte in dem Hund die Hoffnung, jetzt komme der Herr, und das Elend sei zu Ende. Aber die Leute, die ausstiegen, gingen einfach weg, ohne zu pfeifen oder zu rufen; sie waren fremd.

Und der Wagen fuhr weiter. Und der Hund merkte, daß er überhaupt nicht mehr laufen konnte. Er galoppierte ein paar Sprünge, blieb stehen, wedelte schwach, sprang wieder, während ihm war, als ob seine Beine in den Gelenken brechen wollten.

Die Straße wurde stiller und stiller, die Häuser wurden niedriger und niedriger. Lang hingestreckte Gartenmauern kamen, zuletzt nur noch auf der einen Seite kleine, ebenerdige Hütten, auf der anderen Seite der Straße dehnte sich freies Feld, Schuttäcker waren da und Bauplätze.

Dem Hund pochten die Schläfen und ihm war manchmal, als käme ihm das Blut aus den Augen geschossen. Dabei zerrissen ihm wütende Stiche die Brust, so oft er die Luft einzog. Jetzt war sein Gehen nur mehr ein Vorwärtstaumeln. Da sah er, wie der Wagen stehen blieb. Der Wagen fuhr nicht mehr, er stand und ließ sich einholen. Mit jedem Schritt kam der Hund ihm näher.

Nun wollte er sich hier gleich in den Staub legen, wollte hier den Herrn erwarten, denn er konnte nicht weiter. Aber der Herr zeigte sich nicht. Der Hund verstand es so, daß der Herr von ihm forderte, er solle bis zum Wagen kommen. Wedelnd schlich er heran, mit einbrechenden Beinen, den Bauch nah am Boden.

Da war der Wagen erreicht. Der Hund hob die trockene Nase und schnupperte, aber lauter fremde Gerüche flogen ihm vom Trittbrett her entgegen. Der Wagen war leer.

Er setzte sich verzagt, gab einen Laut der Ungeduld von sich, als bäte er, es nun genug sein zu lassen.

Plötzlich sprang er auf, wandte sich ab, rannte in wankenden, kurzen und harten Sprüngen quer über die Straße in das Feld. Er stand im Gras still und zitterte. Hier war Sonne und Verlassenheit und Pfadlosigkeit. Ein kleiner Misthaufen lag grau im grünen Rasen. Dem Hund wehte irgendeine Erinnerung an seinen Scheuerlappen durch den Sinn, er kroch zu dem Misthaufen, und wie ihn die Gerüche alter Knochenreste, faulenden Staubes umfingen, wurde ihm übel, und er ließ sich schwer auf den Schutt fallen. Geduldig lag er da. Er sah mit einem Mal die Hunde, die in unbekümmertem Genießen durch die Straßen zogen, er sah auch sich selbst und das weiße Pudelmännchen auf einer Wiese spielen. Dann sah er den Herrn, sah einen der schwarzen Schuhe über sich und fühlte den jähen Schmerz, als ob ihn der Absaß in die Flanken treffe. Ein Schauer hob ihn noch einmal. Dann streckte er alle Viere von sich und wurde langsam kalt.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

31.

Ich gehe auch manchmal wieder in Gesellschaften. Dann bin ich unverschämt und aufschneiderisch und gaunerig wie die andern. Und hab' hinterher Jammer. —

Wozu müssen wir immer eine Rolle spielen? Haben Sie schon mal einen Menschen beobachtet, der sich allein glaubte, einen Bekannten, den Sie heiter, zuversichtlich und erfolgreich kannten? Es ist das traurigste Schauspiel, der Mund wird schlaff, alle Satkraft weicht aus seinen Zügen. Sie sehen auf einmal einen müden, alten und ärmlichen Menschen, sehen den abgeminkten Schauspieler.

Sie bemerken nun auch plötzlich, daß er eine Krankheit verbirgt, Krebs oder Zuckerkrankheit oder beginnenden Rückenmarkschwund. Alle haben diese Leiden, und wenn sie allein sind, wissen sie es, fühlen ihre Krankheit.

Was tun Sie und was denken Sie? Immer Nützliches und Sicheres und Gutes.

Sie haben ganz recht, ich wäre nicht mehr da, wenn Sie nicht festhielten. Weil ich so etwas Hübsches und Festes nicht für möglich hielt. Treue ist Selbstsicherheit. Weiter gar nichts. Darum keine Tugend, sondern Eigenschaft. Bei Ihnen ist sie Tugend.

Ich habe Neues für Sie, eine Bauernstube und Zinnkrüge, alte, fromme und naive Bilder, blutige, durchbohrte Herzen, Martern und dergleichen. Ich liebe diese Vergötterung des Schmerzes bei den Primitiven. Es ist ihre Art sich davor zu beugen, das Kreuz aufzunehmen.

Jeden Abend trinke ich bis drei Uhr und rauche Zigarren. Ich bin ein ganz schlechter, gemeiner Kerl. Sie sind immer gut und geduldig.

32.

Kinder tun mir wohl zuweilen, ganz einfache Geschöpfe. Vor denen werde ich wieder gut und gläubig. Gleich kommt hinterher die Sicherheit, daß sie schlecht werden müssen, mit vierzehn die Mädchen, und die Buben noch viel eher. Aus ist das Vergnügen! Ich möchte keine, nicht um die Welt! Damit sie all den Ballast von Spintisterei und die morschen Knochen, die ewige Unfälle erbten! Stumpf, dickfälig und stur ist die Base, die trampelt durch alle Hindernisse durch, über Leichen. Den Leichengeruch riecht sie garnicht dabei, die mit ihrer langen, klugen, frommen Nase!

Geht alle Sonntag in die Kirche. Da betet sie nun um einen Mann für sich — Um mich.

Kleines, ich mache Dir gar keine Freude mehr, ich weiß! Ich bin schlecht und roh und unempfindlich. Aber treu bin ich Dir, ganz gewiß treu! Komm immer her! Komm!

33.

Ammerdingen.

Geweint hast Du doch! Hab ich Dir recht Häßliches gesagt auf Dein Hübsches und Kluges und Philosophisches? Den ganzen Plato und Mark Aurel auf einem Blatt verzapfst Du.

Ich stach immer ins Weiche, da wo ich treffen mußte. Du bist so tapfer. Dann sah ich, daß die Tränen sich nicht mehr hielten, sie stiegen von Deinem Herzen auf, schwemmten all Dein Heidentum und Heldentum weg.

Ich küßte Dich, roh, gegen Deinen Willen. Du wolltest nicht. Und den nächsten Tag warst Du müde, milde und schon abwesend. So bist Du gereift.

Ich schwöre Dir, daß ich nur dich liebe, und daß ich nie eine andere Frau so geliebt habe oder lieben werde! Nur reden davon kann ich nicht, Süßes! Denk an Heibel:

„Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib,

„Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele“.

Hab doch Zutrauen! So ein altes Ehepaar sind wir jetzt, viele Jahre alt! Du hast bei mir geschlafen, und Du sollst wieder schlafen! Unter meinem Dach bist Du heilig.

Ich hole Dich mir wieder wie früher, trage Dich her auf meinen Armen, wir ziehen die Vorhänge zu, und Du kannst klagen, kannst Dich beklagen, gegen mein Herz und in meinen Armen Dich ausklagen. Hat es sehr weh getan, dieß Letzte? nicht unheilbar weh? Sage, daß es noch heilbar ist! Heile mich!

34.

Ich habe Dir so Vieles gesagt, was ich keinem Andern erzählt hätte, einem Mann niemals und einer Frau erst recht nicht. Deine Hand stahl sich immer in meine, wo Du Wundtheit fühltest, manchmal weintest Du.

Begreifst Du nun wie ich unglücklich bin, glüdlos wurde? Der Baron im Nachtschl, daß bin ich! Unschuldig in die Welt gekommen und ohne Schuld in Schuld gesunken! Du solltest mich nur beklagen und solltest nicht richten. Wenn Du nicht richtetest, wärst Du nicht was Du bist, Porzia und Hermione in einer Person!

Ist es sehr schlecht von mir, soviel Scharfsinn anzunehmen? Kind, die Heiligen fanden soviel süßer zu lieben, als geliebt zu werden! Wer am reichsten gibt, ist der Reiche.

Du empfindest mich von Dir abtreibend. Ich bin Dir immer nahe, bin um Dich. Und segne Dich.

„Jason, ich weiß ein Lied.“ Es ist der traurigste kleine Vers, den ich in der ganzen Literatur kenne.

Ich bin froh, wenn ich mal um etwas traurig sein kann, um ein Buch oder um die Gestalt in einem Buch. Nicht immer nur um mich.

Gut bin ich Dir, immer gut, wenn Du mich auch von Dir stößt, wenn Du trotzig und hochmütig bist. Daß wird nichts ändern können. Nichts. (Fortsetzung folgt.)

Grenzfragen ärztlicher Ethik.

Von Julian Marcuse.

In seiner sozialpsychologischen Monographie „Der Arzt“ sucht Ernst Schweninger den Begriff der Humanität im Sinne irgend einer Sittenlehre umzuprägen in den der Menschlichkeit, als dem ursächlichen Moment primitiver ärztlicher Hilfeleistung. Aus dem Spiel der Worte klingt eins heraus, die Gegenüberstellung bewußten menschlichen Handelns, von Ueberlegenheit und Erfahrung eingegeben, zu blindem Sichhingeben, dem reinen Gefühlswerte der sich opfernden Liebe. So glaube ich ihn verstanden zu haben, denn es ist schwer, sich in dem Gestrüpp von Worten und Begriffen zurecht zu finden. Und in diesem Sinne greife ich den Gedankengang Schweningers auf und führe ihn weiter, und zwar dorthin, wo die aristotelische Definition des Begriffes Ethik anhebt. Der Philosoph von Stagira bestimmte bekanntlich Wert und Unwert des menschlichen Wollens und Handelns als die Grundbegriffe sittlichen oder unsittlichen Verhaltens, ethische Handlungen sind also diejenigen, die einen sittlichen Wert haben. Und zu ihnen gehört, unberührt von dem Wandel und Wechsel der Moralpraxis in den jeweiligen Kulturperioden, das Handeln aus Menschlichkeit, das Gefühl für die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch als treibendem, die Erkenntnis von der eigenen hilfebringenden Fähigkeit als ausführendem Momente. So bildet die Menschlichkeit Diadem und Purpurgewand des Helfers, und sie wird zur Scheidemünze zwischen Arzt und Patient. Die Bildung der Gesellschaft wirkt auf dieses ursprüngliche Verhältnis umgestaltend ein, die der Naturalwirtschaft entnommenen Motive

machen den Weg zur Geldwirtschaft mit, der Erwerb, der bürgerliche Beruf mit der Notwendigkeit der Lebenshaltung, mit dem Wettbewerb werden zu äußerlich bestimmenden Faktoren. Noch geht der Sittenspiegel des Hippokrates vom freien paragraphenlosen Appell an das sittliche Bewußtsein aus, daß in jedem Menschen wohne, aber wenige Jahrhunderte später erscheint schon die erste Medizinalgesetzgebung, und sie erreicht ihren Höhepunkt in den Verordnungen Kaiser Friedrichs des II. im 13. Jahrhundert. Ueberwuchernd legt sich über die ethische Grundauffassung des Verhältnisses zwischen Arzt und Kranken die Etiquette, die Beziehungen der Aerzte unter einander, und beginnt die freie natürliche Regung des einzelnen zu ersticken. Das ursprüngliche, die Wesenheit des Arztes allein erklärende Moment seiner Existenzberechtigung, Menschlichkeit und Hilfeleistung, bleiben wohl bestehen, allein sie treten als Wertung des einzelnen in dem festen Gefüge des sich entwickelten Standesbewußtseins zurück, ja sie werden sogar zur wirtschaftlichen Unsechtung für diejenigen, die über die Norm von diesen ideellen Gütern Gebrauch zu machen scheinen. Die Entwicklung der Universitäten fördert den Zerfallsprozeß innerhalb des ärztlichen Berufes, die mit den Prärogativen der Wissenschaftlichkeit ausgestatteten akademischen Lehrer treten in den freien Wettbewerb mit ein, und kraft ihrer Machtstellung beherrschen sie den Markt und — die Etiquette, die vor ihnen Halt macht. So häuft sich der Stoff für Konflikte, auf dem strittigen Gebiete steht der Kranke, der Hilfe sucht, und sein Leid und um ihn herum die Schar der

Helfer, in ihrem Tun und Lassen nicht bloß bestimmt durch den Satz *suprema lex salus aegroti*, sondern eingeeengt und im Handeln gefesselt durch die starren Begriffe des geschriebenen und ungeschriebenen Sittenkodes. Man vergegenwärtige sich: Der Begriff der natürlichen Heilmethoden und ihre Anwendung in der Therapie wurde noch vor wenigen Jahrzehnten als ein so schwerer Verstoß gegen die Reputation der offiziellen Medizin angesehen, daß ihre Vertreter in eine Kategorie mit den Marodeuren der Heilkunde gestellt und beruflich geächtet wurden. Und auch heute sind mancherorts noch ähnliche Regungen bemerkbar, spricht doch zum Beispiel ein Arznei- und Verhaltensbüchlein offiziellster Observanz aus dem Jahre 1907 über eine Reihe kleinerer therapeutischer Maßnahmen die Acht aus, da ihr Ursprung aus dem Naturheillager stammt! Diese Zwangsfessel der Einreihung in die Standesgenossenschaft macht sich vor allem bemerkbar und fühlbar in jenen Situationen, wo das Krankenbett zur Begegnung mehrerer wird, wo die Konzilientätigkeit anhebt. Hier wird die herrschende Meinung in der Medizin zum Schiboleth, und wehe dem, der ihr entgegenzutreten wagt, schon mancher hat seine freie Meinungsäußerung mit dem verdammenenden Urteil der Fakultät gebüßt. An sich ist die gemeinsame Beratung mehrerer Ärzte, das sogenannte Konsilium, der Ausgangspunkt mannigfachster Konflikte: Schon die Wahl läßt sie erstehen, da oft genug für den behandelnden Arzt das Konkurrenzmoment gegenüber Qualifikation und Fähigkeit entscheidet. Daher in erster Reihe eine Autorität, die aus dem gewöhnlichen Bereich hausärztlicher Tätigkeit ausscheidet und nicht zu fürchten ist. Wie verschieden das Maß und die Beurteilung zwischen Arzt und akademischem Lehrer zeigt die Tatsache, daß das Ratpflegen zwischen Patient und Arzt ohne Wissen des Hausarztes ein gegebenes und allgemein anerkanntes Moment zur Einstellung der Tätigkeit des letzteren ist, das Raterholen bei der Autorität, dem Professor, dagegen nie den Anlaß zur Kabinettsfrage bildet. Die akademische Laufbahn in der Medizin schafft mehr, wie irgendwo in einer Wissenschaft, Werte, denn sie erzeugt von vornherein im Publikum die Vorstellung einer ganz besonderen Prädestinierung zu ärztlichem Handeln und Können. Tragikomisch ist es, wenn berühmte Anatomen oder Pathologen — vor allem war es Virchow — deren Namen weltbekannt, deren Forschung aber fernab von jeder praktischen Tätigkeit liegt, in fremden Ländern und Städten von allen erdenklichen Presthaften und Siechen aufgesucht und um Rat gefragt werden! Um eigenen Herd sucht Publikum sich wenigstens die Vertreter des jeweiligen Faches für seines Herzens und Leibes Notdurft aus, und wallfahrt zu ihnen. Dieser Hang, der natürlich nur ein Privileg

der wirtschaftlich Starken darstellt, mehrt die Macht der akademischen Vertreter der Medizin ins Ungeheure und zeitigt eine Abhängigkeit und einen Nepotismus, wie sie zu den betrübendsten Erscheinungen der Gegenwart gehören. Ihre Domäne sind die preußischen Universitäten, in allererster Reihe Berlin, aber auch der süddeutsche Ring hat manchen Tropfen Vermut von diesem Geiste schon empfangen. Der Kultus der deutschen Metropole erinnert an Cäsarismus, würdelos schreiten hier vor allem die Jünger voraus. Nur die vom Lehrer sanktionierte Meinungsäußerung gilt, ja sogar wissenschaftliche Beobachtungen und Schlüsse unterliegen der Zensur. Ein Exemplum aus jüngerer Zeit: Ein Forscher, aber ein Outsider ohne akademische Stellung, kommt auf Grund seiner Studien zu außerordentlich bedeutsamen, die Grundlagen bisheriger Anschauungen erschütternden Resultaten. Man fordert ihn an, die Veteranen des Kollegiums können dem Gedankengang nicht mehr folgen. Ergo gilt die Untersuchung als abgetan; allein ein jüngerer, noch nicht zum Inquisitor gewordener Akademiker geht den Spuren nach und findet die Tatsächlichkeit der Beweisgründe, er will sie öffentlich vertreten, da erklärt der Ordinarius, dem er in seiner klinischen Stellung unterworfen, „das geht nicht, damit erregen wir Anstoß bei A und B und C, die nichts davon wissen wollen“. So geschehen im Frühjahr 1907! Und merkwürdig, wie die ethischen Begriffe changieren: Einen armen Teufel von Feld- und Wiesenarzt verurteilte einstens das Ehrengericht, weil er Patienten mit Hilfe des Badtschisch anwarb — Hebammen und Hotelportiers sind meist die Empfänger —, und heute besteht ganz offiziell und offiziös in Berlin ein sogenanntes Bureau für ausländische Konsultationen, des in regsten Geschäftsbeziehungen gegenseitigster Natur zu den Leuchten der Wissenschaft steht. Non olet! Auch die chemische Industrie trägt ihr Scherflein zu der veränderten Auffassung ethischer Begriffe bei: Sie operiert mit Aufsichtsratsstantiemen und interessiert für ihre Produkte die klinischen Institute. Eine einzige, aus diesen hervorgegangene und mit der Gegenzeichnung des Leiters versehene Arbeit sichert den Absatzmarkt, denn für den Hausen ist der „Wirklich Geheime Medizinalrat Prof. Dr. V. von X.“ Die Inkarnation der Beweisraft. Unvergessen bleiben die Urteile der Standeskammern über die zulässige Höhe und Breite des ärztlichen Schildes, über Form und Zeilenmaß der Ankündigungen der Niederlassung, über erlaubte oder unerlaubte Gastspielreisen und Ähnliches zu Duzenden mehr. Der ganze Geist mittelalterlicher Zunftordnung feiert in diesen Enunziationen seine Auferstehung und knebelt den Söldner, während die Hierarchie schrankenlos sich ihre

eigenen, nur vom Nutzwert eingegebenen Wege sucht. Auch hier ist Ethik einzig und allein eine wirtschaftliche Machtfrage, und sie verändert ihre Grund- und Grenzlinien je nach der dem Einzelnen und einer geschlossenen Rasse immanenten Stellung in der öffentlichen Meinung: Und diese Stellung ist nur zum Teil das Ergebnis eigenen Verdienstes, ein anderer Teil beruht auf dem eigenartigen Wesen der Materie Medizin, auf dem Doppelbegriff Wissen und Kunst. Da sie als Wissenschaft in erster Reihe eine Erfahrungswissenschaft ist, die ärztliche Behandlung eine Kunst, so sind zum Zustandekommen des Erfolges all die Faktoren erforderlich, die die Persönlichkeit, das Objekt der Kunst, beeinflussen. Und wie in der darstellenden Kunst Auffassung und Blick, Intuition und Gestaltungs-gabe den wahren Künstler scheiden von dem Haufen der Handwerker, so auch in der ärztlichen, in der die Deduktion oft genug nicht das Ergebnis logischer Schlussfolgerungen als vielmehr das Fazit eines künstlerisch geübten Blickes ist. Hieraus entsteht zum großen Teil die Verschiedenartigkeit der ärztlichen Auffassungen über Ursachen und Wesen des Leidens, über Kraft und Wirkung der Heilmittel, die nicht bloß von Geschlecht zu Geschlecht, sondern die von einem Arzt derselben Periode zum andern, ja selbst im Leben eines Arztes von einem Zeitabschnitt zum folgenden wechseln. Mit diesem Faktor als einer im Wesen jeder Erfahrungswissenschaft gegebenen Größe ist zu rechnen, und der Grundsatz „le système est mort, vive le système“ ist der Geschichte der Medizin tief eingeprägt. Diese Veränderlichkeit der Grundfassungen läßt um so stärker jenes psychologische Wechselspiel aufkommen, das als Suggestibilität das Verhältnis von Arzt und Patient so intensiv beeinflusst. Schon in der Persönlichkeit des Arztes, seinem natürlichen oder künstlich erzeugten Nimbus, dem Milieu, mit dem er sich umgibt, seiner Fähigkeit, alles Menschliche zu verstehen und andererseits zu beeinflussen, liegen mächtige suggestive Einflüsse, welche die jeweilige Behandlung des Einzelfalles wirksamst zu unterstützen imstande sind, diese suggestive Beigabe der *materia medica* ist als therapeutischer Faktor von nicht zu missendem Werte und wird wohl kaum je ganz zu entbehren sein. Allein da ärztliche Geistesarbeit im Rahmen gesellschaftlicher Entwicklung nicht bloß übernommenen Pflichtenkreisen, sondern auch wirtschaftlicher Verwertung dient, ist der Moment gegeben, wo der Konflikt zwischen sittlichem und unsittlichem Handeln einsetzt. Suggestion im weitesten psychologischen Sinne wird zum treibenden Element und zeitigt in ihren Auswüchsen die Vermessenheit des eigenen Ichs, die starre Abgeschlossenheit gegen die Meinung anderer, den Hochmut der Unfehlbarkeit. Der Erfolg raubt die Achtung vor dem Handeln anderer,

setzt sie herab, und aus der idealen Aufgabe der Medizin wird ein Zerrbild wirtschaftlicher Konkurrenz. War es in der unglückseligen Affäre Huhler etwa etwas anderes? Wurde nicht das Bewußtsein von der die Leistungsfähigkeit begleitenden Anerkennung zum Stachel in der Brust der Rivalen, und gab nicht ein Moment den Ausschlag, des so oft schon den „Männerstolz vor Königsthronen“ auf eine harte Probe gestellt hat, der Besuch des Spitals durch die deutsche Kaiserin und ihre Führung durch den Verstorbenen? — So nimmt der Kampf häufig genug Formen an, die in ihrer Skrupellosigkeit vor nichts zurückschrecken und Handeln und Tun selbst dem Klienten gegenüber beeinflussen. Das Wohl und Wehe des Kranken bleibt zwar noch das treibende Moment der Berufspflicht, allein die einzuschlagenden Wege, die Wahl der Behandlungsmethode und Ähnliches sind nicht mehr ausschließlich der Ausfluß wohlwogener objektiver Betrachtung, sondern angefressen von den Erwägungen des Konkurrenzkampfes. Moralisten und Ideologen im ärztlichen Stande haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern diese und ähnliche sittlichen Mängel gegeißelt und dem Zeitalter, in dem sie lebten, die Schuld daran bemessen. Dieser Schluß haftet an der Oberfläche: Nicht die Zeitverhältnisse sind es, die als wesentliches Moment heranzuziehen sind, als vielmehr die Janusnatur der Medizin — halb Wissen, halb Kunst — und der durch den freien Wettbewerb erzeugte Drang nach wirtschaftlichen Gütern und nach Befriedigung des Ehrgeizes. Diese Fragen treten weit aus dem Rahmen der Standesbegriffe, in die man sie gern einschachtelt, heraus und werden zu sittlichen Postulaten, und die Erzeugung von Neid, Mißgunst und Haß wird maßgebend für die Wertschätzung der Wissenschaft selbst. Wo Methoden und Wege ihrem innersten Wesen nach schwanken, sinkt im Augenblick, wo die Vertreter der Wissenschaft gegenseitig ihre Leistungen discredittieren, die Achtung vor der Disziplin selbst und ihrem Können und leistet dem Eindringen zersetzender Elemente willfährigen Vorschub. So begreift ethisches Handeln der Ärzte untereinander in ihrem Verhältnis zum Klienten auch die Sicherung der Wissenschaft und ihrer unumgänglich notwendigen Stellung im Gesellschaftsorganismus in sich und wird zum Bollwerk gegen im Trüben fischendes diplomiertes oder undiplomiertes Freibeutertum. Es spinnen sich also auch hier die Fäden sittlicher Vervollkommenung weiter und weiter und führen zur Gesundung menschlicher Einrichtungen. „Lasset uns besser werden, dann wird's auch besser sein,“ dieses Dichterwort bleibt auch in der Gegenwart mit ihrem bedenklichen Streben nach Kunstzwang und äußeren Fesseln die immer widerhallende Losung!

Hygienisch-kritische Bemerkungen zu unserer Gesangbuchpoesie.

Von Oberarzt Dr. med. Georg Lomer.

Wenn ein norddeutscher Bauer nach sechstägiger ermüdender Feldarbeit, d. h. nach einer Woche gewissenhaftester Pflichterfüllung, zur Erhöhung seines Feiertagesgefühls in die Kirche geht, so kann es vorkommen, daß ihm zugemutet wird, in ein Lied einzustimmen, wie folgendes:

„Ich armer Mensch, ich armer Sünder
Steh hier vor Gottes Angesicht;
Ach Gott, ach Gott, verfahr' gelinder
Und geh nicht mit mir ins Gericht.
Erbarne Dich, erbarme Dich,
Gott, mein Erbarmer, über mich!“

Dieser letztere Refrain kehrt in gleicher Weise sieben lange Verse hindurch wieder. Muß da nicht unser Bauersmann, wenn er natürliche Empfindung hat und überhaupt nachzudenken ist, entrüstet empfinden: „Dir wird hier etwas Unnatürliches zugemutet! Du, der sich in saurer Wochenarbeit und im Schweiße seines Angesichts gemüht hat, für seine Familie Brot zu schaffen, und der wesentlich keinem Menschen zu nahe getreten ist, — du sollst hier — statt feiertägiger Erhebung — den armen Sünder spielen!“

So und nicht anders wird sein Gedankengang sein müssen; und ähnlich liegt die Sache bei zahlreichen anderen Liedversen unserer preussischen Gesangbücher, von denen mir das „Evangelisch-lutherische Gesangbuch der Provinz Schleswig-Holstein“ vorliegt. Unnatürlichkeiten und ungesunde Uebertreibungen wie die genannten finden sich da leider vielfach.

Was soll ein einfacher, harmloser Mensch wie unser Bauer z. B. denken, wenn er liest (II, 21, V. 7):

„Tröste, tröste meinen Sinn,
Weil ich schwach und blöde bin
Und des Satans Macht und List
Mir zu groß und furchtbar ist!“ —

oder (VI, 76, V. 5):

„(Ich bin's), ich sollte büßen,
An Händen und an Füßen
Gebunden in der Hölle;
Die Geißel und die Banden,
Und was du ausgestanden,
Das hat verdient meine Seele!“ —

Legt nicht etwas hochgradig Ungesundes in solchen Versen, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert in unseren sonst an Schönheiten so reichen Gesangbüchern mitgeschleppt werden!? Ist nicht ein gesundes Bewußtsein des eigenen Wertes besser, ja, unumgänglich notwendig für ein aufstrebendes Volk wie das unsere!? Oder sind wir wirklich, wie in den „Sonntagsliedern“ (2, V. 6) zu lesen

ist, „ein gefallenes Geschlecht“, das da „verdient der Hölle Qual und Not!“ — —

Alle diese Verse — wird mir vielleicht ein Theologe erwidern — laufen keineswegs Gefahr, von verständigen Leuten mißverstanden zu werden. Das Kirchenpublikum nimmt sie als etwas schwärmerische Äußerungen frommer Sänger und Dichter auf und weiß, daß sie keinesfalls wörtlich zu nehmen sind! —

Ja, weiß der Durchschnitt unserer Kirchenbesucher das auch wirklich? Und — mag man dem männlichen Geschlecht das zu einer solchen Abstraktion erforderliche verständige Urteil zu-
trauen — wie steht es mit den Frauen und Kindern? Vor allem an die letzteren denke ich. Sie sind es ja, welche erst ins Leben hinaus sollen, und deren welches Gemüt früh genug da draußen eine Welt von Häßlichkeit und Enttäuschungen erleben und verarbeiten muß! Und — ein weiterer Punkt: Sollen wir den Kopf unserer Jungen und Mädchen unnötig mit abstoßenden und unästhetischen Vorstellungen belasten, an denen insbesondere die Passionslieder reicher sind als wünschenswert?! Sollen wir sie beispielsweise singen lassen (VI, 77, V. 2):

„Schau doch das Jammerbild
Zwischen Erd' und Himmel hangen,
Wie sein Blut in Strömen quillt,
Daß ihm alle Kraft vergangen!“

oder (VI, 67, V. 2):

„Du wirst gezeißelt und mit Dorn gekrönt,
Ins Angesicht geschlagen und verhöhnet,
Du wirst mit Essig und mit Gall getränkt,
Ans Kreuz gehenket!“

oder — es gibt der Beispiele übergenug — (VI, 61, V. 1—2):

„Eines wünsch' ich mir vor allem andern,
Eine Speise früh und spät;
Selig läßt's im Tränental sich wandern,
Wenn dies eine mit uns geht:
Unverrückt auf einen Mann zu schauen,
Der mit blut'gem Schweiß und Todes-
grauen

Auf sein Antlitz niedersank
Und den Kelch des Vaters trank.

Ewig soll er mir vor Augen stehen,
Wie er, als ein stilles Lamm,
Dort so blutig und so bleich zu sehen,
Hängend an des Kreuzes Stamm — —“

Ich glaube in der Tat nicht, daß es für eine gesunde Jugend wünschenswert ist, so häßliche und blutrünstige Vorstellungen wie die obigen immer vor Augen zu haben, ja, in ihrer

Ausmalung zu schmelzen, wie es in diesen Liedern geschieht. Es wäre das meines Erachtens geradezu — da die gewaltige Suggestion des kirchlichen Nimbus mitwirkt — eine Erziehung zur Grausamkeit und Rohheit. Schon ein Lied wie das bekannte und im übrigen schöne „O Haupt voll Blut und Wunden“ geht unbedingt zu weit. Sein zweiter Vers lautet:

„Du edles Angesichte,
Davor sonst alle Welt
Erschrickt und wird zunichte,
Wie bist Du so entstellt!“ —

Der sechste Vers:

„Ach, möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!“

Unnatürlichkeit über Unnatürlichkeit. Dieselbe Frau, die vielleicht soeben noch, verständnisloser Inbrunst voll, in Verse wie diese einstimmte, würde möglicherweise — stürbe sie wirklich — eine zahlreiche Familie im Elend zurücklassen! Und gar ein Kind, das sich nach dem Tode sehnt, ist in gesunden Verhältnissen eine Unmöglichkeit und ein Widerspruch in sich selbst! —

Sollten unsere leitenden theologischen Kreise wirklich noch niemals auf Gedanken, wie die hier ausgeführten, verfallen sein!? Und warum lassen sie nicht die Remedur eintreten, welche

allein hier am Plage wäre: eine gewissenhafte Ausmerzungen aller derartigen in Wahrheit höchst gefährlichen Stellen! Wenn nicht anders möglich, unter Wegfall des ganzen Liedes!

Es wäre falsche Pietät, an dem Erbe dieser — meist geistlichen — Liederdichter aus Zartgefühl nicht rühren zu wollen. Mit demselben Rechte hätte man die mittelalterlichen Folterkammern, jene wahren Schatzkästen raffinierter Grausamkeit, beibehalten können! Sie sind dahin, wofür wir Gott und den vernünftigen Zeitläuften danken, welche sie abschafften. Aber, ihnen zum Trost, sind wir noch immer durch tausend feine Fäden mit der an Verberstalten sich freuenden mittelalterlichen Welt verknüpft. Diese feinen, aber oft recht starken Fäden machen es uns modernen Menschen noch oft genug recht schwer, uns selbst und unsere Kinder zu Kraft, Gesundheit und Schönheit emporzuentwickeln, wie es einer zukunftsreichen Rasse geziemt. Immer noch kostet es uns Selbstüberwindung, mit gewissen nicht durch ihre Vortrefflichkeit, sondern einzig durch ihr Alter geheiligten Traditionen energisch zu brechen. Zu diesen Traditionen gehört aber auch das hier behandelte Thema der Gesangbuch-Poesie. Hier gilt es Bresche zu legen, denn es ist an der Zeit.

Den Vortritt aber haben die Fachleute, die geistlichen Behörden. Wohlan, was sagt die Theologie zu unserem Vorschlag?

Pfingsten.

Und Pfingsten ward's. Die Bäume blühn,
der Deutsche zieht hinaus ins Grün,
wo zwitschernd in dem Reifig
der Fink wohnt und der Zeisig.
Der Hader ruht; es schläft der Groll,
die Herzen schlagen liebevoll
in christlicher Verbündung
am Feste der Verlobung.
Man liebt, was man befehdet sonst:
Man liebt die Welt, das Ehgesponst,
die Gläubiger, die Sozi,
und seien noch so rot sie.

So nebenbei im Waldblokal
denkt man vielleicht der Landtagswahl,
doch stört sonst nichts den Frieden
dem deutschen Mann hienieden.
Mit dem, der gestern noch ein Schuft,
schnappt heute man die gleiche Lust,
teilt Butterbrot und Gurken
mit radikalen Schurken.
Ist die Erholung dann vorbei,
lehrt man zurück zur Stänkerei. —
Was bleibt vom Pfingstenfeste?
Papier- und Eierreste.

J. Diot.

Börsenjustiz.

Das Ehrengericht für die Berliner Börse hat mich nach achtsündiger Verhandlung und dreiviertelstündiger Beratung mit einem Verweise bestraft, weil ich eine Handlung begangen haben soll, die nach dem Paragraphen 10 des Börsengesetzes der Jurisdiktion des Ehrengerichts unterliegt; eine Handlung, die mit der „Ehre oder dem Anspruch auf kaufmännisches Vertrauen nicht zu vereinbaren“ ist. Zwei verschiedene Delikte sollen also, deutlich sagt's der Wortlaut, getroffen werden; der Begriff des „kaufmännischen Vertrauens“ fand erst durch die Reichstagskommission Aufnahme in das Gesetz: um auch Uebervorteilungen des Kommissionärs gegenüber dem Kommittenten (die nicht den Ehrbegriff des Kaufmanns zu verletzen brauchen) bestrafen zu können. In jener Karikatur einer Anlagenschrift, die mir am 21 April zugestellt worden ist, ward ich so gleich beider Verfehlungen beschuldigt. Die Absicht ist leicht erkennbar; nur allzu lächerlich hätte es gewirkt, wenn man einen Journalisten vor ein Disziplinargericht von Kaufleuten stellt, weil er den Anspruch auf „kaufmännisches Vertrauen“ verletzt haben soll. Drum mußte auch der Ehrbegriff herhalten; und selbst das Urteil sprach von einem Verstoß gegen die „Ehre“. Womit natürlich die Börsenehre gemeint sein soll; denn schon in einem früheren Urteil ward ausgeführt, daß der Begriff des Börsengesetzes sich nur auf diejenigen Anschauungen beziehen könne, die in dem bestimmten Kreise vorhanden sind. Und Herr Dr. Paul v. Schwabach, englischer Generalkonsul und Vorsitzender des Ehrengerichts, machte sogar den denkwürdigen Ausspruch, die Börse sei ein Verein von Kaufleuten, und wer dort verkehrt, müsse sich den an der Börse herrschenden Sitten fügen. Damit sollte meine Forderung bekämpft werden, den journalistischen Sachverständigen, Herrn Artur Norden, den leitenden Handelsredakteur des Berliner Tageblattes, zu hören, ob er nach den Ergebnissen der Verhandlung zu der Ueberszeugung gekommen sei, daß in meinem Verhalten ein Verstoß gegen die journalistische Ehre erblickt werden könne. Herr Norden verneinte; dennoch wurde die Schuldfrage bejaht. Die Mitglieder des Ehrengerichts haben wohl die Begründung des Börsengesetzes niemals gelesen; sonst hätten sie darin den Hinweis gefunden, daß unter dem Begriff „Ehre“ die Ehre des betreffenden Standes (beim Journalisten also nicht die kaufmännische) gemeint war.

Von den fünf Herren, die sich zum Richteramt berufen fühlten, ist schließlich die Kenntnis des Gesetzes nicht zu verlangen. Schlimmer ist,

daß das Gesetz die Möglichkeit schafft, jeden Schriftsteller, der gezwungen ist, die Börse zu besuchen, vor das Forum von Leuten zu bringen, deren Handlungen er selbst zu kritisieren hat. Mindestens in einem Duzend von Fällen mußte ich das Ehrengericht der Berliner Börse beschuldigen, seine Macht nicht dann benützt zu haben, wenn es am Platze gewesen wäre. Jeder Tag bringt neue Beispiele dafür; ich muß trotz des Urteils die Beschuldigung heute wiederholen. Haben wir schon davon gehört, daß das Ehrengericht gegen die unerhörten Kursbeeinflussungen zu Felde gezogen wäre, die fast täglich an der Berliner Börse zu beobachten sind? Ward eine Untersuchung gegen diejenigen Banken eingeleitet, die in den letzten Wochen Aktien der Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft Phönix an den Markt gebracht haben, obgleich ihnen offenbar bekannt gewesen ist, daß schon wenige Tage darauf die Gesellschaft die Erklärung erlassen werde, eine wesentlich schmalere Dividende sei für das laufende Geschäftsjahr zu erwarten? Gegen die Bankfirma Max Ulrich & Co. wurde in verschiedenen Blättern die Anklage unlauteren Geschäftsgebarens erhoben. Ich habe nichts davon gehört, daß das Ehrengericht es für nötig gehalten hätte, eine Untersuchung gegen die öffentlich Beschuldigten einzuleiten; die drei Vertreter der Firma können nach wie vor an der Berliner Börse ihren Geschäften nachgehen. Ein Journalist, der vor zwei Monaten dem Ehrengericht Anzeige gemacht hat, daß man versucht habe, durch Bestechungen ihn zur Rücknahme von Behauptungen zu veranlassen, ist bis jetzt nicht einmal einer Antwort für wert gehalten worden. Ueber Siegmund Friedbergs Treiben waren seit langer Zeit an der Berliner Börse Gerüchte verbreitet und mußten auch den Mitgliedern des Ehrengerichts zu Ohren gekommen sein. Halten Sie es nicht für richtig, Herr Generalkonsul Dr. v. Schwabach, in Zukunft all' solche Fälle schon dann zu verfolgen, wenn es noch Zeit ist, Unwissende, die in harmloser Einfalt ihr Geld Unwürdigen vertraut haben, zu schützen? Ich will Ihnen eine so große Menge von Material unterbreiten, daß Sie kaum noch Zeit zu Ihren Geschäften finden werden. Solange Sie aber Ihre Aufgabe nicht erfüllen, sondern verbundenen Auges an den Dingen vorübergehen, die zu verfolgen Ihres Amtes sein sollte, dürfen Sie sich nicht das Recht anmaßen, wegen Schädigung Ihrer Geschäfte über einen Schriftsteller zu Gericht zu sitzen, der nach den Begriffen der gesamten anständigen Presse nichts begangen hat, was einer Verletzung der Ehre, nicht einmal einer Verfehlung gegen das sogenannte kaufmännische Vertrauen im ent-

ferntesten ähneln. Empfinden Sie, meine Herren Ehrenrichter, gar nicht das Gefühl, welchen Eindruck Ihr Urteil in den Kreisen hervorruft, die von Ihren Interessen nicht beeinflusst sind, wie sehr Sie sich den Angriffen Ihrer politischen Feinde aussetzen durch eine solche Gerichtsbarkeit, die jeden Begriffen der Logik Hohn spricht?

Schon die Art der Prozeßleitung hat bewiesen, daß jede Rechtsgarantie, die im ordentlichen Gerichtsverfahren dem Angeklagten gegeben ist, von dem Ehrengericht für die Berliner Börse einem mißliebigen Journalisten versagt wird. Als ich in die Akten Einsicht nehmen wollte, um mir endlich einmal Klarheit darüber zu verschaffen, weshalb ich denn eigentlich angeklagt war (in der Anklageschrift waren nur allgemeine Bemerkungen enthalten), da wies mich der Sekretär des Ehrengerichtes mit dem Bemerkten ab, der Einblick stände nach der Strafprozeßordnung (die man sich zum Vorbild nehme) nur den Verteidigern zu. Das geschah, nachdem wenige Tage zuvor ein Syndikus desselben Gerichts erklärt hatte, die Strafprozeßordnung finde im ehrengerichtlichen Verfahren keine Anwendung. „Wir haben nach unseren Bestimmungen nicht einmal dem Beschuldigten eine Anklageschrift zuzustellen.“ Ein würdiges Gerichtsverfahren; und nicht besser war's während der Verhandlung. Drei Mitglieder des Gerichts wurden von meinem Verteidiger, Herrn Georg Bernhard, abgelehnt, einer wegen Gefahr der Befangenheit, zwei andere, weil sie bei der Eröffnung des Verfahrens mitgewirkt hatten. Eiligen Schrittes marschierten die fünf Richter in das Beratungszimmer und verkündeten fast nach einer Stunde eifriger Ueberlegung, der Antrag sei abgelehnt worden. Aber bei dieser Beratung hatten die für befangen Erklärten in eigener Sache mitgestimmt, und es bedurfte erst einer energischen Erklärung des Staatskommissars, um den eifrigen Vertretern des Börsenrechtes klarzumachen, daß eine solche Abstimmung unzulässig ist und allen Grundlagen des Rechts widerspricht. Können Herren, die mit den einfachsten Begriffen der Rechtsordnung so wenig Bescheid wissen, noch fürderhin ein solches Amt der Verantwortung verwalteten? Ein zweiter Fall. Herr Dr. Paul v. Schwabach, der Mitinhaber der Firma S. Bleichröder ist, fragt einen der Mitangeklagten, wie es sich mit der Veröffentlichung eines Börsenauftrages verhalte, den dieselbe Firma gegeben und die den Ausgangspunkt der Anklage gebildet habe. (Auch hiervon hat natürlich die Klageschrift kein Wort erwähnt.) Der Ehrengerichts-Vorsitzende will also über seine eigenen Angelegenheiten zu

Gericht sitzen, hält es nicht einmal für notwendig, den Vorsitz bei der Beurteilung einer Angelegenheit niederzulegen, von der seine eigene Firma empfindlich betroffen wurde. Dritter Fall. Derselbe Vorsitzende stellt zu Beginn der Sitzung die objektiv unwahre Behauptung auf, dieser Prozeß habe mit dem Vorgehen des Börsenvorstandes nichts zu tun. Lesen Sie die Akten, Herr Generalkonsul; da steht deutlich, der Beschluß zur Eröffnung des Hauptverfahrens sei nach einem ausführlichen Referat des Assessors Meher gefaßt worden. Dieser strebsame Syndikus aber ist, daß sollte Ihnen bekannt sein, Herr Generalkonsul, Vertreter des Börsenvorstandes und hat sogar in einer stillen Ecke des Gerichtssaales dem Spektakel beigewohnt; wahrscheinlich, um seinen Vorgesetzten die Blamage brühwarm zu erzählen. Wenn die Vertreter der Berliner Kaufmannschaft nur ein leises Empfinden für solche Dinge hätten, würden sie schleunig dafür sorgen, daß an die Stelle der Ehren-Richter Personen gesetzt werden, denen die Grundlagen unseres Rechts mehr sind als liberale Zeitungsphrasen. Herr Hugo Heilmann (der nicht nur Getreidehändler, sondern auch preussischer Handelsrichter ist) bringt zum Richteramt besonders seltsame Qualifikationen mit. Ihm schien der Fall von vornherein schon so klar zu liegen, daß er ausführliche Verhandlungen nicht erst für nötig hielt. Unruhig wälzte sich sein edler Körper, als von der Verteidigung Beweisangebote gestellt wurden. Plötzlich wurde ihm die Geschichte aber doch zu langweilig. „Ich halte es nicht mehr aus; ich komme nicht mehr wieder, denn ich kann meine Gesundheit nicht diesem Prozesse opfern.“ Auch die Worte dieses zum Richteramt Außersehenen müssen der Nachwelt erhalten bleiben.

So furios ging es während der ganzen Verhandlung zu, und kaum einer der im Saale anwesenden Juristen konnte, soweit er nicht zu den Angestellten der Börsenorgane gehörte, sich eines Schüttelns des Kopfes erwehren. Nachdem die Beweisaufnahme „durch Gerichtsbeschluß“ für beendet erklärt worden war (ohne daß alle wichtigen Zeugen vernommen waren), wurde noch auf meinen Einspruch der Sachverständige gehört; natürlich ohne jede neue Beratung. Der Wink des Staatskommissars genügte. (Auf mich hat während der langen Verhandlung nichts peinlicheren Eindruck gemacht als die Beobachtung, wie diese Millionäre sich in ihrer Auffassung willenlos dem Wunsche der Regierung beugen.)

Ueber das Urteil wird noch zu reden sein, wenn die schriftliche Begründung vorliegt. Was mündlich zur Begründung angeführt wurde,

empfand ich als Aeußerung überarbeiteter Männer, die danach trachten, „nicht ihre Gesundheit zu opfern“. Der instinktive Wunsch, einen Journalisten zu bestrafen, weil er durch seine Veröffentlichungen die Geschäftsinteressen der Börse gestört hat, läßt die Anstrengung beim Suchen der Gründe begreifen. Nachdem alle Bestrebungen mißlungen waren, erst im Laufe der Verhandlung Anlagematerial zu finden, konnte man endlich „feststellen“, daß von mir der Versuch gemacht worden war, von Angestellten gegen Entgelt Dinge zu erfahren, die ständig den Börsenbesuchern gesagt werden und deren Mitteilung selbst nach dem geltenden Gesetz den Maklern ausdrücklich erlaubt ist. Daß ist die gegen die Ehre und gegen kaufmännisches Vertrauen verstößende Handlung, die zur Verurteilung geführt hat. Um dieses Resultat zu erzielen, wurde ein hochnotpeinliches Verfahren gegen mich eingeleitet, wurde ich monatelang geheßt und von Börsenbesuchern verleumdet. Und um schließlich diesen Verweis zu erteilen (die mildeste Strafe), hat das Ehrengericht für die Berliner Börse sich vor der Öffentlichkeit entkleidet, wurde es von der Presse aller Parteien heftig bescholten und war genötigt, feststellen zu lassen, daß die Berliner Börse von einer großen Anzahl ihrer Besucher als Geheimbund betrachtet wird.

Denn eine Reihe von Zeugen mußte beklunden, daß ihnen nicht die Mitteilung der Geschäfte an sich verboten ist, daß sogar jeder Bankier und Bankvertreter jede gewünschte Kenntnis erlangt, daß man aber nicht gestattet hat, dieselben Angaben mir zur Veröffentlichung zu machen. Damit ist erwiesen, daß für die zum Besuche der Börse zugelassenen Journalisten ein Ausnahmerecht besteht, daß die Börse sich in der Tat für einen „Verein von Raufleuten“ hält (wie ihn die aufrichtige Aeußerung des Herrn Dr. v. Schwabach bezeichnet hat), und daß es an der Börse bekämpft wird, wenn die Vorteile, die durch die Kenntnis der Vorgänge die Börsenbesucher erlangen, Außenstehenden zugänglich gemacht werden sollen. Mir kann der Erfolg dieses Prozesses nur genehm sein. Meine Beweise sind gelungen, und alle Schlaueit der Börsenhändler vermag diese Feststellungen nicht zu verwischen. Man wird in Zukunft die Herren immer wieder daran zu erinnern haben, daß sie selbst die Berliner Börse für einen Verein erklärt haben, für einen Geheimbund, von dem nichts nach außen dringen dürfe. Und in diesem Ergebnis liegt im wesentlichen die prinzipielle Bedeutung des Falles. Der Herr mag ihnen verzeihen, sie wußten wirklich nicht, was sie taten.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnigler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Selligegeißstr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennestraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverseiler und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

Für Nervöse und Schwache, besonders solche Personen, die sich infolge überstandener Krankheit elend, müde und schlaff fühlen, dürften die großen Erfolge, die durch das seit vielen Jahren rühmlich bekannte Sanatogen erzielt worden sind, von großem Interesse sein. Das Sanatogen wird, wie dies aus Aeußerungen und Zuschriften von namhaften ärztlichen Autoritäten hervorgeht, überall dort unschätzbare Dienste leisten, wo eine Kräftigung des Organismus notwendig ist, ins-

besondere dort, wo auch das Nervensystem in Mitleidenschaft gezogen ist. Aber auch bei allen denjenigen, die noch mitten im Kampf um den Erfolg im Leben, sei es auf wirtschaftlichem oder wissenschaftlichem Gebiet, stehen, wird der Gebrauch von Sanatogen die glücklichsten Erfolge zeitigen, da der Organismus durch das Präparat vorbeugend gestärkt und seine Widerstandsfähigkeit außerordentlich gesteigert wird.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogen-Werke Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Schneider & Pfeiffer

Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.



Schierstein im Rheingau. Erden an der Mosel.

Man verlange Preislisten und Proben.

Rheinwein Moselwein

Weinbau. **FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM** a. Rh. Weinhandel.

Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel.

Möbel im „neuen Stil“: vornehm, nicht allzu glatt mehr, anlehnend an Überliefertes, zweckmässig, das Künstlerische berücksichtigend —

Möbel in histor. Stilarten neuzeitlichen Geschmackes — sind in allen Preisen und vortrefflichen Mustern vertreten.

Besichtigung erbeten.

Abbildung. kostenfrei.

W. Dittmar, Möbel-Fabrik
Molkenmarkt 6. Berlin C.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST G. M. B. H.

Wohnungseinrichtungen, Zimmer, Einzelmöbel, Stoffe, Teppiche, Beleuchtungskörper nach Entwürfen erster deutscher Künstler: Riemerschmid, Niemeyer, v. Beckerath, Kreis, Gußmann, Junge, Walther, Hempel u. a. — Vorschläge kostenlos. — Illustriertes Preisbuch No. 6 (Zimmer von 230 bis 950 M.) durch die Geschäftsstelle Dresden gegen M. 1,20. Stoffmusterbücher H zur Ansicht gegen 50 Pf.

DRESDEN MÜNCHEN HAMBURG WIEN

Ringstr. 15

Artsstr. 35

Königsstr. 15

Graben 15

Wiesbaden: Nassauer Hof, Hotel und Badhaus, am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater.



... Kein Gebildeter kann heutzutage eine gute Kunstzeitschrift entbehren, wir leben in der Zeit einer Renaissance des Kunstgewerbes! — einer Zeit der Reform der Wohnungskunst!

Deutsche Kunst u. Dekoration

Kurze Inhaltsangabe des 1. Semesters des XI. Jahrganges:

HEFT 1. August Rodin - Paris. Die Darmstädter Künstler-Kolonie. Interieurs und Einzeilmöbel von Richard Riemerschmid. Goldschmiedearbeiten. Stickereien. Bucheinbände. 110 Illustrationen und 3 farbige Beilagen.

HEFT 2. Künstlerische Photographien von Nicola Perscheid-Berlin. Architekturen, Innenräume von Campbell & Pullich - Berlin. Kopenhagener Fayence-Fabrik „Alumina“. 88 Illustrationen und 3 Beilagen.

HEFT 3. Professor Helemaan Meier, Moderne kirchliche Kunstverglasungen. Plastiken. Frauenkleider. Stickereien. Bildhauerarbeiten. Schmucksachen. Vorsatzpapiere. Kleinkunst. Insgesamt 90 Illustrationen.

HEFT 4. Professor Fritz Eiler, Fresken im Wiesbadener Kurhaus. Julius Klinger, Schwarz-Weiss. Professor Fr. Metzner, Moderne Plastiken. Innenräume. Gildenzeichen. Spitzen. Insgesamt 70 Illustrationen.

HEFT 5. Maler Walter Georgi. Hugo Lederers Krupp-Denkmal in Essen. Die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in München. Grabanlagen. Kleinkunst. Stickereien. Insgesamt 70 Illustrationen.

HEFT 6. Oscar Zwintscher - Dresden. Artur Volkmann, Grabplastik. Florence J. Meesel, Stickereien. Neuere Arbeiten von J. V. Cissarz. F. W. Jochem-Kiel, Landhaus. Plastiken. 70 Illustrationen und 1 farbige Tafel.

Reichhaltigste u. vornehmste Zeitschrift für angewandte Kunst. Jährlich 12 Hefte 24 Mk.

Innen-Dekoration.

Aus dem Inhalte der ersten 4 Hefte des XIX. Jahrganges:

HEFT 1. Sonderpublikation über das „Hotel Adlon“ in Berlin: Fassade, Innenarchitekturen, Treppenaufgang, Hallen, Skizzen, Salons, Restaurants, Bar, Bade- und Frisierräume etc. 60 meist ganzseitige Illustrationen.

HEFT 2. Arbeiten der Architekten Runge & Scotland in Bremen. Wohnhaus des Prof. Bruno Schmitz-Berlin. Literarische Beiträge von E. W. Bredt-München, Jos. A. Lux-Dresden u. a. 50 Illustrationen und 1 farbige Doppelbeilage.

HEFT 3. Kunstsalon Keller & Reiner-Berlin. Text von Dr. Hermann Schmitz. Garten- u. Verandamöbel, Text von A. Jaumann. Literarische Beiträge von M. Baron Lasser, Wilh. Michel u. a. Insgesamt 62 Illustrationen.

HEFT 4. Robert Breuer-Wilmersdorf, Gute Leder-möbel. Neuere Arbeiten von Architekt Wilhelm Schmidt-Wien. Literarische Beiträge von Rich. Schankel, Rob. Breuer u. a. Insgesamt 43 Illustrationen.

Die führende kunstgewerbliche Zeitschrift für den gesamten inneren Ausbau.

Jährlich 12 Hefte 20 Mark.

Einzelne Hefte der beiden Darmstädter Kunstzeitschriften je 2.⁵⁰ Mark.

Prospekte kostenfrei durch jede Buchhandlung und von der

Verlags-Anstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 25

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

19. Juni 1908

An unsere Leser.

Mit dem ersten Juli tritt der „Morgen“ in sein zweites Jahr. Seine Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die Auswahl aus der fast unermesslichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde, ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen Blättern finden. Daß die Litteratur mit dem Besten, was uns zugänglich gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs ausdrücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwasser wird der „Morgen“ auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, daß wir die in dumpfer Stagnation abseits liegenden Sümpfe überzeugungstreuer, doch myopischer Gesinnungstüchtigkeit auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen sind.

Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsere Absicht, verzögert, wird Ende dieses Monats endlich aber erfolgen können. Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zähesten Willen zur Einhaltung des Ostertermins mit Erfolg getroht.

Wer mit uns weiter wandern will, soll uns willkommen sein.

Der Verlag.

Die Schriftleitung.

Reval.

Sir James Graham, Staatssekretär des Innern im Ministerium Pecl, legte am sechsten Dezember Achtzehnhunderteinundvierzig der Königin der Vereinigten Königreiche von Großbritannien ein Patent zur Unterfertigung vor, in dem es hieß: „Wir thun kund und zu wissen, daß wir unsern theuern Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Herzog von Sachsen, Herzog von Cornwall, zum Prinzen von Wales und Earl of Chester gemacht haben; und wir fürsten und belehnen ihn, unsern besagten theuren Sohn, wie es der Brauch ist, mit genanntem Fürsten- und Earltum, indem wir ihn mit einem Schwert umgürten, ihm eine Adelskrone auf das Haupt setzen und einen goldenen Ring an den Finger stecken, ihm auch einen Goldstab in die Hand geben, damit er dort regiere und jene Gegenden leite und vertheidige.“ „Unser kleiner Junge, schrieb die Mutter kurz vorher an den ihr innig befreundeten Belgierkönig, ist ein wundervoll starkes und großes Kind mit sehr großen, dunkelblauen Augen, einer hübsch geformten, wenn auch etwas großen Nase, und einem niedlichen kleinen Mund. Er soll Albert genannt werden, und Eduard soll sein zweiter Name sein.“ Der in so frühen Wiegentagen umgürtete Albert sitzt heute auf dem Britenthron, den die Mutter ihm in mehr als sechzig Jahren mit Talent gewahrt hat, nennt sich Eduard der Siebente und hält schützend nun die Hand nicht nur über Wales und Chester. Der niedliche kleine Mund versorgt von Zeit zu Zeit die Diplomatenwelt mit nicht immer lieblich klingenden Witzworten und sorgt dafür, daß der ewig grazienlose, ewig nüchterne Geist Nikolais nicht die Kunst der hohen Politik zum trockenen Rechenexempel laut sich brüstender Realpolitiker verkümmere, nicht die nimmer rastende Phantasie eines Romantikers mit allzu deutlichem, allzu lautem Wort leise nur schlummernde, völkische Leidenschaften wecke. Und längst ist aus dem „sehr großen, dunkelblauen Auge“, das die Mutter preist, Viktoriens kühl über alle irdischen Dinge schweisendes Fischeauge geworden, das sich in langen Jahren manchen Wandel politischer Gebilde und Strebungen besah, ein starkes Gehirn aber treulich bedient hat; nil humani a se alienum scit, viel davon verstehen lernte, in des Lebens Tiefen blickte und doch sich die Freude zu wahren verstand. Sieben Jahre sinds jetzt, daß der seit Talleyrands Tod flügste Diplomat die Geschicke seines Landes lenkt, sich vom bespöttelten Prince de Galles zum Pivot der Politik von vier Erdtheilen entwickelte und die größten Reiche der Planetenkruste in die Richtung, zu den Zielen seines Wunsches zwang.

„Es ist, schrieb Bismarck im April 1861 an Schleinitz, die große Kunst Napoleons, sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Heraustreten aus der Wolke erwarten kann. Vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort.“ Die Rolle, die Eduard bisher spielte, ließe sich kaum besser umschreiben, und solange kein Bismarck sich vis-à-vis ans Schachbrett setzte, ging auch dem Sohn der ungewöhnlichen Hortense die Partie nicht verloren. Daß Wert Eduards freilich ist größer als das des vom Ehrgeiz seiner Frau noch mehr als vom eigenen geplagten Träumers, ist besser errechnet, solider gefügt, und mit den Herrn Clemenceau, Iswolskij und Tittoni ist leichter zu verkehren, als mit Palmerston, Gortschakow und Cavour. Sorgfältiger, als der bei aller Schläue etwas phantastische Plebißzitar, wußte der lebenskluge Grandseigneur an der Themse die Interessen Anderer zu schonen. Entsaßt hat er aber keinem Einfluß, der ihm möglich schien, und mehr als eine Möglichkeit hat er sich erst geschaffen, die Andre

nicht zu sehen vermocht hatten. Doch was auch die Stunde bringen mochte: überall, in Ost und West, spürte der aufmerksame Betrachter seine Hand. Reden? So gut wie gar nicht. Alles wurde in der Stille erledigt, wurde in der Stille erledigt, und von ihm gilt das psychologisch gute Wort, das Mazarin über den vierzehnten Ludwig sprach: Il sera un grand roi; il ne dit pas mot de ce qu'il pense. Die Wege seines Wollens waren nicht immer klar zu erkennen, auch nicht immer einfach, und erst, als der Januar-Vertrag mit Japan, der April-Vertrag mit Frankreich bekannt wurde, ward auch ein Theil seines nächsten Zieles entschleiert. Was uns die letzten Jahre bescheerten: jeder weiß es, und auf deutschem Boden wenigstens wächst kein Grund, uns dessen zu freuen. Kein Monat ging ins Land, der nicht Kunde von irgend einer Unfreundlichkeit gebracht hätte, und als wir uns endlich rührten, war's zu spät. Diese Jahre werfen düstre Schatten auf die Gegenwart, die mit eiliger Hast die Vollendung einer Politik verfolgt, die eine friedliche Entspannung fast zur Unmöglichkeit macht, uns bisher schon beengte, künftighin noch mehr lähmen soll.

. . . Vor einem Monat erzählte ich hier von der Reise des General's Hamilton nach Petersburg, schilderte, mit der Deutlichkeit, die der Augenblick erlaubte, was an der Newa vorging, und wies auf die bedenkliche Zuspizung der Verhältnisse hin, die nothwendig fast kommen mußte. Sind wir schon soweit? Ist der Augenblick, die Maske fallen zu lassen, schon da? Die nächsten Wochen müssen lehren. Einstweilen war Herr Fallières in London und wurde in einer Weise gefeiert, die selbst den Franzosen überraschend kam. Was hatten wir nicht Alles gehört in den wunderbaren Tagen von Wilhelmshöhe und Windsor. Alles war, wenn man dem Offiziösenchorus lauschte, wieder in Ordnung, die Herzlichkeit blühte in nie noch geschauter Ueppigkeit, und ein Psychologe laß aus wildfremden Augen die Ehrlichkeit einer sich laut gebärdenden Begeisterung. Es gab Zweifler schon damals, und die Rühle der im Buckinghampalast gewechselten Trinksprüche mußte jedem Sehenden, der guten Willens war, Klarheit über die Situation verschaffen. Doch keine nüchterne Stimme wurde im Festestaumel gehört, nur der zu ruhiger Prüfung des wirklich Gegebenen Mahnende bekam wohl die unwirsche Frage zu hören: „Kommst Du nur immer anzuklagen? Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?“ Wie lange hat die Herrlichkeit nun vorgehalten? Fragt nicht. In Dunst hat sich längst das Nebelbild wieder aufgelöst, und von all dem prophezeiten Heil ist keine Spur zu uns gekommen. Wollen wir mit der würdelosen Wirtschaft nun nicht endlich ein Ende machen, unsern Weg gehn, wie die Pflicht ihn gebet, ohne rechts, ohne links zu sehn? Was hat das ganze heiße Liebeswerben genützt? Nichts; geschadet hats, weil es den Glauben an unsre Stärke minderte, mindern mußte. Der Monarch setzt sich wochenlang an den englischen Strand, Bürgermeister und Pfarrer, Sänger und Saubengel pilgern über den Kanal, und französische Studenten, die zu Hause nachher gehöhnt und beschimpft werden, führten wir mit lakaienhafter Dienstfertigkeit durch unsre Kulturkammern. Effekt: die Situation hat sich verschärft und die englisch-französisch-russische Entente ist Wirklichkeit geworden. So ziemlich das Ungünstigste von Allem, was passieren konnte. Das Unerwartete, leider, ist's nicht zu nennen. Vor zwei Jahren, vor fünfzehn Monaten noch war an ein russisch-deutsch-amerikanisches Bündniß zu denken; heute ist's damit vorbei. Womit nicht? Ist uns nicht jede Möglichkeit diplomatischer Bethätigung genommen?

Seht Euch um in der Welt! Kein Winkel, dem das Schicksal nicht aus dem Palast des Truidirektoriums läme. Rings werden wir von Bündnissen und

Ententen umschnürt, die uns Luft und Licht sperren (wirklich; aus dem Versuchsstadium sind wir längst). England ist mit Frankreich alliiert und hat mit ihm einen gemeinschaftlichen Operationsplan (an dem englische Militärs eifriger noch als französische gearbeitet haben), ein russisch-französisches bestand wohl längst und wurde vor nicht zu langer Zeit im War Office nachgeprüft. Constat. Herr Fallières wird in London gefeiert, Eduard fährt zu den Scandinaviern; Zwischenstation; um die Gesprächsthemata für den folgenden Franzmann vorzubereiten. Auf nach Reval! Da wird's sicher interessant. An dem Gesprächsstoff fehlt's für ein paar Tage da nicht. Auf zwei Continenten läßt sich die Phantasie, läßt sich auch der Verstand geraume Zeit spazieren führen; und manche Kleinigkeit harret noch der Erledigung, mag man im Großen auch einig sein. Die Folgen dieses Besuches sind nicht abzuschätzen. Der Herr aller Reußen ist weder ein blöder Geselle, noch ein nach Laune und Sentiment in seiner auswärtigen Politik jäh wechselnder Knabe, dem die lärmvolle Art seines betriebssamen Nachbars schon seit Jahren empfindlich auf's isthenische Nervengeflecht fällt. Hört er die klug gesetzte Rede eines weit über's Normalmaß ragenden Geschäftsmannes, hört vernünftige Worte und gut erwogenen Rath, so wird der Eindruck dauernder bleiben, als uns erwünscht sein kann. Und Eduard wird, darauf verlaßt Euch, diesmal mit seinen Gaben nicht geizen. Die Gelegenheit mit dem Zärtling, der mit den beiden ersten Alexandern so manchen Zug gemein hat, kehrt trotz der nun offenen Begegnungsmöglichkeit in Kopenhagen, so oft wohl nicht wieder. Wie denken Sie über Indien, Monsieur mon Frère? — In Afghanistan seid Ihr ja, gottlob, rasch mit den Leuten fertig geworden. Mich freut's; aufrichtig. Was sollen wir denn da unten? Das Klima taugt schlecht für meine Bärenmützen, und den versperrten Pacific wieder zu bekommen, kann zur Nothwendigkeit werden, ohne daß ich's will. Das Wichtigste bleibt, daß wir uns über die Afghanen einigten. Wer weiß, wo ihr säßet, wenn Edwardes nicht das Ihr Lord Dalhousies gefunden hätte, Dost Mahomet Khan Euer Feind geblieben wäre, sich am ersten Januartag 1857 nicht zum Rendezvous in der Jamrudeebene eingefunden hätte? „Das Abkommen“, sagt Marshall Roberts, „heilte nicht nur die Wunden, die der erste Afghanenkrieg auf beiden Seiten geschlagen hatte, es befreite auch England von großer Sorge in einer Zeit, wo Indien von einem Ende bis zum andern in Aufruhr war, und Mord und Brand auf der Tagesordnung standen. Wäre Dost Mahomet in dieser ereignisreichen und schweren Zeit gegen uns marschiert, so hätten wir sicher den Punjab verloren, Dehli hätte nicht gewonnen werden können; überhaupt das ganze Gebiet nördlich von Bengalen wäre wahrscheinlich für uns verloren gewesen.“ Wärs vielleicht heute noch, wenn der Herr von Kabul und Kandahar wieder schwierig würde. Il y a, hat Euer künftiger Premier gesagt, un vieux proverbe qui dit: „Celui qui voudrait bien gagner l'Angleterre, devrait commencer par l'Irlande.“ Si maintenant vous substituez „l'Inde“ à „l'Irlande“ dans le refrain, je ne crois pas que vous seriez de la vérité. Dans la politique mondiale de l'avenir, croyez-moi, l'Inde jouera un rôle croissant. A mon idée nous sommes avant tout, et par-dessus tout une puissance asiatique; et j'ose dire que l'homme qui n'a jamais été à l'est du canal de Suez ne sait pas ce qu'est l'empire britannique. Der Mann hat Recht. „Warum“, fragt er, „gingen wir nach Aegypten? Weil es auf dem Weg nach Indien liegt. Was bestimmte seit je unsere Politik am Goldenen Horn? Daß sein Besitz in feindlicher Hand unsern östlichen Besitz gefährdet. Warum etablierten wir uns in Persien, stellten den Persischen Golf unter Polizeiaufsicht? Weil Persien auf dem Weg nach Indien liegt, die Wasser des Golfs sich mit denen des Indischen Ozeans mischen. Warum setzten wir uns am Kap fest? Weil es an einem Wege

nach Indien liegt. Was verschafft Afghanistan unser Interesse und englische Subsidien? Parce que c'est un glacis de la forteresse indienne, sur lequel nous ne pouvons permettre l'installation d'un ennemi." Wiederum, der Mann hat Recht. Doch beruhigt Euch: non possumus et non volumus. Wir Beide haben uns in Zukunft auf dem Continent, auf dem der Menschheit Wiege stand, so nöthig, wie das liebe tägliche Brot. Nicht nur, weil wir uns ja schließlich nicht für die Ewigkeit um die Herrschaft über die Schiiten, den Euphrat und Jordan streiten können. Sondern weil viel ernstere Gefahr, uns beiden gemeinsam, droht. In China rüttelt man ein Volk von dreihundert Millionen aus dem Schlaf, wird, mit gelbfieberhafter Hast, am Aufbau eines neuen Heeres gearbeitet. Gewiß, von heute auf morgen wird's nicht, wird vielleicht nur in Jahrzehnten gelingen. Doch der leidlich kluge Mann baut vor, und nur dem Augenblick zu leben, können wir dem glücklichen Spremonomachos überlassen. Da hinten ballt sich ein Wetter zusammen. Sollen wir uns länger schwächen, bis die Woge getürmt ist, die uns beide verschlingt? Und unsere gemeinsame liebe Freundin vom Me-thong und der Seine mit, die wir hier im Westen doch nicht entbehren können. Die schützt, cher confrère, Deine und meine europäische Plante gegen die immerhin möglichen genialen Apercus des Admirals des Atlantischen Ozeans. Womit ich à nos moutons zurückkomme. Ich verspreche mir viel von unserem Bündniß. In zwei Welten liegen die Veranferungen, die es halten, und mit Besserem als den wandelbaren Interessen leicht sich ändernder Tageskonstellationen ist es gefittet. Nein, die mit spöttischem Neid das neue Gebild bewickeln, werden sich eine Enttäuschung verschaffen. Die Fähre, die uns von der Gegenwart ans Ufer der Zukunft bringen soll, hält. Trägt auch die Japs noch mit, die, wenn der gelbe Mann am Jang-tse erwacht, die ersten sind, die dran glauben müssen, ihre Hoffnungen auf den Kontinent dann einurnen können; überdies noch den heilsamen Druck von der Dollarküste spüren. Der Baltan soll uns nicht trennen; ich habe, wie Nikolaus der Erste, den Wunsch, über ihn mich mit Euch zu einigen. Der Seeweg nach dem Punjab bleibt Euch ja sicher, und da wir die asiatische Pulvertonne unter Wasser gesetzt haben, braucht Euch die Angst nicht auf Wegen zu halten, die, die Geschichte lehrt's seit bald hundert Jahren, ja doch zu keinem vernünftigen Ziele führen. Für die mazedonischen Reformen mich in die Schanzen zu schlagen, habe ich keine Lust; die Lärmposaune ist ja auch mehr für die von uns wohl gleich hoch geschätzte öffentliche Meinung. Und sind wir erst einig, wird Oesterreich nicht viele Einwände mehr machen. Friedliche Durchdringung hat Herr von Mehrenthal ja als Ziel seines Strebens angegeben, und damit, wie mir Iswolzkij sagte, einen Plan Bachs aus den fünfziger Jahren wieder aufgegriffen. „Wir haben, sagte Der 1854 zu Brassier de St. Simon, nichts zu thun, als möglichst Ordnung in diese zerrütteten Länder zu bringen, Wege, Eisenbahnen, Stromschiffahrt dahin zu beleben und zu schaffen, wo es nöthig ist, und in entfernten Zeiten werden jene Gegenden ein Markt für unsere und Deutschlands Fabrikate sein.“ Ungefähr sagt Das der Herr im Amt jetzt auch. Uns kann es recht sein, wenn sie uns nicht weigern, was wir mit Recht zu fordern haben. Mehr sprachen wir ja ohnedies nie an. Nikolaus der Erste brachte sich selbst um das, was ihm zustand, weil er nicht warten konnte. Ich kann's, und will nur, was Die von der Donau wollen: einen Weg ins aegaeische Meer; wenn nicht über Land, so über Wasser. Ihn uns zu versagen, hat der Jubilar keinen Grund, muß, wenn er klug ist, ihn uns sogar wünschen; weil er eine Entlastung zu Lande bringt. Und auch an der Themse könnte man, nach der Regelung der asiatischen Frage, dazu jetzt seinen Segen geben.

Den sollt Ihr haben; damit Ihr seht, daß wir's aufrichtig meinen und bestrebt sind, uns auf dauernde gute Nachbarschaft mit Euch einzurichten. Credere aude: mehr brauchst von Eurer Seite nicht. Ueber Asien sind wir d'accord. Und daß die Japaner mit ins Bündniß gehören, freute mich, aus Ihrem Munde zu hören. Ich sehe, wir verstehen uns (und werden drum auch von der ernsthaften Presse unseres vielgeliebten Herrn Nessen mit gleicher Inbrunst geschmäht). Nur keine Sentimentalpolitik, die vertrage ich nicht (und Improvisationen konnten mich schon beim Ballet aus dem Häuschen bringen). Erstens ist sie unklug. Es ist, hat Cavour, für den ich immer was übrig hatte, gesagt, „es ist Nichts abgeschmackter in der Politik als der Groll“. Zweitens kostet sie die Nachbarn, mit denen man schließlich doch leben muß, zu viel Nervenkraft (ohne der Strapazen, die an meine Reisefasse gestellt werden, zu gedenken). Ohne Japan ist das, was wir wollen, ohnedies nicht zu machen. Direkte Verständigung zwischen Tokio und Peking wäre der Anfang vom Ende. Vielleicht nicht nur in Asien, ließ ich den Herrn in Sidney schon vor Jahren sagen; Die werden den Januar 1902 auch noch segnen lernen. Dringend nöthig war, daß wir fürs Erste über das asiatische Südwest zu einer Verständigung kamen. Mit unserm Freund Abd ul Hamid können und werden wir uns dann nach Wohlgefallen unterhalten. Da wir die Welttheilung ohne den arbiter mundi besorgen wollen, ist's nöthig, dem Herrn am Goldenen zunächst zu zeigen, daß er von englisch-russischen Gegenstreben nicht länger zu schmarozen vermag. Baißt ihm das nicht, mag er seine Haut, wie Abd ul Usis, dem blonden Recken verschreiben; Erwünschteres, als eine neue Konferenz, wäre nicht zu ersinnen. Schon, weil der belobte Sekundant vor der ganzen versammelten Stammtischgesellschaft Farbe zu bekennen hätte. Unsre Trippelentente ist ja nach Hamann (der und Wolff-Metternich sind mein Schwarm) nur eine Chimäre, die ich der Oeffentlichkeit, auch der deutschen, aber doch gerne mal im Sonnenschein neben dem alten Bunde zeigen möchte. Wo? In Paris natürlich. Petersburg und London, Rom und Wien gehn nicht gut, und Berlin ginge nur, wenn sie Cambon präsidieren ließen. Ob die Kundgebung nicht fast so imposant würde, wie der Gefrönten Pilgersfahrt neulich an die Donau, wobei sich Don Emanuel übrigens wundervoll benommen? Ich genösse die Probe aufs Exempel gern. Und diesmal sähe es in Paris anders aus, als in den Februar- und Märztagen anni Sechshundfünfzig. So unhöflich, die Leuten nur zur Unterzeichnung zuzulassen, brauchten wir nicht mehr zu sein, obwohl sie lächelnd auch Das hinabwürgten. Das ist das Peinlichste mit: Er immer, wenn er ntchi grade über einen von uns schimpft, das Haupt in den Wolken, und die Verantwortlichen mit der ewigen Lafaiengrimasse, wo im linken Auge stets feuchtlich die Sentimentalität schimmert, im rechten immer der Wunsch lauert, in irgend einer dunkeln Stunde dem Gegner den Genickfang zu geben. Das haben Sie, bester Nesse, bei mir nicht zu fürchten. Ich treibe die Geschäfte geschäftlich, doch offen, verlange von denen, die mit mir paktiren wollen, nichts, was nicht in der Richtung ihrer Interessen läge, vor Allem nicht die Exekution brillanter Sekundantenrollen, und muthe Niemand Unmögliches zu. Bettle auch Keinen, sich zu uns in die Pinasse zu setzen, der's nicht aus eigenem Drang des Herzens will. Wozu? Sagt den Leuten: so und so liegen die Dinge, Dies und Das wird euch erreichbar, wenn ihr kommt, wenn nicht, nicht; wollt ihr: schön; wollt ihr nicht: auch gut. Es ging bisher, es geht auch ferner ohne euch. Doch die Hoffnung, Die an der Spree soweit zu bekommen, habe ich längst aufgegeben. „Eine anständige Attitude von Preußen und Deutschland, hatte mein Vater schon vor fünfzig Jahren

zum Coburger Ernst gesagt, kann uns viel Uebel ersparen.“ Könnte es auch heute. Da sie augenscheinlich aber nicht wollen oder können, so bleibt uns nichts, als uns vor den andern Altitüden selber zu schützen. Ich hoffe, wir sind jetzt endlich am Ziel, können nun endlich den Kopf wieder in Ruhe auf die Daunen legen ohne die stetige Sorge, ob uns der nächste Morgen nicht wieder mit einem neuen Ulemannenalarm schreckt. „Guillaumisme“ pflegte Katharina, die gescheidteste Deiner Uhnfrauen, diese Art Betrieb zu nennen. Schade, daß sie heute nicht dabei sein kann; mit Der hätte ich mich sicher gut gestellt; nicht nur, weil ich mich auf die Behandlung alles Weiblichen leidlich verstehe. „Ohngestiefelte Leute, sagte sie zu Grimm, können die gestiefelten nicht vertragen, sind zu stark, zu dick, zu schwer, zu raisoniert, zu beweisend, zu voll; alles das ist beschwerlich; mehr gethan, weniger geschwaht, war auch eine Art, die einigemale mehr eingeschlagen hat als alles hochtrabende Geplapper vor sich selbst; das sind in der Welt ja mehr Leute, die nicht immer Lust haben, ihr Geschöpfe im Spiegel zu sehen. Nu sitzt er da und hat Langeweile und deswegen schreibt er, aber was hilft das; wer wird nach dem Gemälde Leute suchen? Die Kunst ist, mit allerlei Leuten die Sachen gehen zu machen so gut wie möglich, und alle Tage besser.“ Ganz mein Credo. Im Uebrigen ist die Gruppierung, die ich Ihnen vorschlagen ließ und die, zu meiner lebhaften Freude, Ihre so wohlbegründete Billigung fand, ja nicht zum ersten Mal aufgetaucht. Schon am sechsten Juli 1827 wurde eine englisch-russisch-französische Allianz geschlossen. „Vorausgesetzt, hatte unser Caming 1824 an einen englischen Botschafter geschrieben, daß Rußland keinen Fuß am Mittelmeer faßt, daß den Franzosen keinerlei Entschädigung gewährt wird und Oestreich beträchtlich an Land und Bevölkerung gewinnt, so könnten wir die Zerstörung des Osmanischen Reiches zulassen.“ Das wäre heute noch ein vertretbarer Standpunkt, der sich mit Hülfe meines andern Nessen leicht genug behaupten ließe. Ich mag nicht; und freue mich, daß es anders kaum, daß ich den Herzenswunsch des ersten Nikolaus dem Zweiten erfüllen kann. Damals ging es noch nicht; selbst 1857, als Napoleon durch Persigny dem Earl of Claredon dieselbe Entente anbieten ließ, waren die Dinge noch nicht reif dazu. „Der Botschafter, schrieb damals der Earl an Papa, erzählte mir von den verschiedenen Utopien, welche dem Kaiser im Kopfe stecken, von Seiner Majestät Ueberzeugung, daß England, Frankreich und Rußland unter sich die Angelegenheiten Europas regulieren müßten.“ Aus der Utopie (damals war es wirklich eine) ist heute greifbare Wirklichkeit geworden; eine, glaube ich, die dauern wird. Und die wir — ein stilles Glas, wenn Sie gestatten — kaum ohne die thätige Mithülfe meines Nessen heute schon hätten. Sind wir am Ziel jetzt? . . .

Sie sind's. Und dem Erdball kehrt vielleicht nun die Ruhe wieder. Das hängt von uns ab, obwohl die Welt für Deutsche jetzt wie ein verlorenes Paradies aussieht. „Ueber die Kammern, schrieb am siebenten Oktober 1855 Bismarck an Leopold von Gerlach, lache ich von a bis z, aber feige Minister fürchte ich.“ Es ist jetzt nicht die Zeit zu Hader, aber Jeder sollte, Kanzler und Kämmerling, König und Kantor, dem Sinn des Satzes mit Ernst nachdenken. Denn wichtiger, zehnmal wichtiger als die Wahlrechtschärmügel, ist das am Horizont des deutschen Himmels sich türmende Dunstgebirge, das wie ein Alb sich über unsre Thäler lagert. Vier Jahrhunderte sind's in diesen trübsalumsponnenen Tagen, daß ein Kaiser die deutschen Fürsten (die freilich noch Fürsten waren) zu einem „eilenden Reichstag“ rief. Warum nicht heute wieder, nicht hier? Giebt's nicht, wie zu Maximilians Zeiten, auch heute wieder „des Reiches Nothdurft zu bedenken?“

Karl Schnitzler.

Englische Staatsmänner. Von Karl Jentsch.

So weit auch die Ansichten über den Wert exotischer Kolonien auseinandergehen mögen — der Segen der Ansiedlerkolonien für England gehört zu den dichtsten und handgreiflichsten, darum unbezweifelbarsten Tatsachen —, als Sammelplätze für Geist und Tatkraft müssen sie jedenfalls geschätzt werden. Was Lord Cromer in zwei Jahrzehnten aus dem durch Paschawirtschaft zerrütteten, verarmten, verschuldeten Aegypten und seinem verelendeten Volke gemacht hat, das ist ja wohl weltbekannt, und aus seinem Bericht darüber, wie er es gemacht hat (*Modern Egypt by the Earl of Cromer*, 2 Volumes, London, Macmillan and Co.), können Staatsmänner und Politiker reichliche Belehrung schöpfen. Nicht bloß greuliche Mißwirtschaft und eine verzweifelte, durch den Militäraufstand Arabis und die sudanesischen Wirren komplizierte Lage fand er vor, sondern einen Regierungs- und Verwaltungsapparat, mit dem verglichen der verflossene polnische Reichstag als Musterordnung erscheinen konnte, dazu ein buntes Völkergemisch; und mit all dem sollte er fertig werden in der bescheidenen Stellung eines Generalkonsuls und unter der beständigen Einmischung der Vertreter von einem Duzend auswärtiger Mächte.

Aber ein vornehmer Engländer fühlt sich mit seiner unverwüßlichen leiblichen Konstitution und seiner seelischen Eigenart allen solchen Schwierigkeiten gewachsen und tut in jedem Augenblick das geeignet Scheinende, ohne sich je aus der Fassung bringen zu lassen. Oberflächlich angesehen, ist der Franzose gegen ihn im Vorteil. Mit seiner lebhaften Mitteilbarkeit, mit seiner scheinbar rückhaltlosen Offenheit gewinnt er rasch das Vertrauen des Orientalen, verbrüdet sich mit ihm, und blendet ihn mit seinen logischen Deduktionen, deren schwache Fundamentierung unkritischen Gemütern verborgen bleibt. So stammt denn auch die ganze europäische Salmiskultur strebsamer Orientalen aus Frankreich. Der reservierte und gewissenhafte Engländer (und Deutsche, ist Cromer so liebenswürdig beizufügen) wird nicht verstanden und lehnt Intimität geradezu ab. Doch je unelastischer der Engländer im Umgange ist, desto staunenswertere Elastizität beweist er in Politik und Verwaltung. Er kommt nicht, gleich dem Franzosen, mit einer fertigen Theorie und einem ausgearbeiteten bureaukratischen Schema in das fremde Land, sondern mit der Gewohnheit, sich den einzelnen vorliegenden Fall anzusehen und nach dessen Natur seine Entscheidung zu treffen, ohne sich dadurch für zukünftige andersartige Fälle zu binden. Am wenigsten fällt es ihm ein, den einzelnen Fall zu verallgemeinern und ein System herauszuspinnen, und es geniert ihn nicht im mindesten, wenn er Einrichtungen treffen muß, die in keine der geltenden staats- und völkerrechtlichen Schablonen passen. Rasch entschlossen, hißt Cromer nach der Wiedereroberung des Sudan in Omdurman die britische und die ägyptische Flagge nebeneinander und konstruiert so ein Kondominium, mit dem er diplomatischen Weiterungen vorbeugt und das Land vor dem „Alp der Kapitulationen“ bewahrt, was er für eine unschätzbare Wohltat hält; denn was könne Vernünftigeres dabei herauskommen, wenn nach den Grundsätzen Pariser oder Berliner Gerichte Fälle entschieden werden sollen wie der des Kwat Wad Uwaibung. Dessen Sohn war von einem Krokodil gefressen worden, und er beschuldigte den Herrenmeister Uja Wad Deng, das Krokodil angestiftet zu haben, was seine Nachbarn zu bezeugen bereit waren, und darum hielt er

sich für berechtigt, den Ujaſ zu erschlagen. Hält der Engländer auf die gebührende Distanz zwischen sich und den braunen und schwarzen Menschen, so verachtet er doch diese nicht. Er versteht sie als das Produkt ihres Bodens und Klimas und ihrer Vergangenheit, richtet nicht pharisäisch über ihre sittlichen Schwächen und spricht (wenigstens Cromer spricht so): man muß Geduld mit ihnen haben! Vor allem meidet er auf das peinlichste jede Einmischung in ihre religiösen Angelegenheiten, selbst dann, wenn solche die Rechtssphäre berühren, z. B. wenn, was in Aegypten vorkommt, habgierige Scheiß sich widerrechtlich das Vermögen frommer Stiftungen aneignen. Für die erste und höchste Pflicht eines englischen Vertreters in Aegypten erklärt Cromer die, inmitten dieses Wustes von Korruption und Intrige als Privatmann und Beamter das Beispiel reinsten und höchster Moralität zu geben. Auch im Interesse seiner Landsleute dürfe er von der Bahn strenger Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit nicht abweichen. In der ersten, kürzeren Periode seiner ägyptischen Amtstätigkeit (1877 bis 1880; er hieß damals noch Sir Evelyn Baring und war Mitglied der Finanzkontrollbehörde) hatte sich ein englisches Konsortium zum Ankauf der ägyptischen Eisenbahnen gebildet. Die ägyptischen Minister erwarteten natürlich, daß Baring sie zum Verkauf drängen werde. Er aber erklärte: es sei lediglich Sache der ägyptischen Regierung, zu entscheiden, ob sie das Anerbieten annehmen oder zurückweisen wolle. Im zweiten Falle werde er keinen Einspruch erheben, im ersten an der Beratung über das Projekt teilnehmen und den Ministern zur Erlangung günstiger Bedingungen behilflich sein. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und von diesem Augenblicke an erfreute sich Baring eines solchen Vertrauens der ägyptischen Staatsmänner, daß es ihm nicht schwer wurde, seinen Ratschlägen Gehör und Geltung zu verschaffen. Nicht bloß mit den Eingebornen, auch mit den in deren Lande weilenden und Geschäfte treibenden Europäern weiß sich der Engländer gut zu stellen. Bei der Neuordnung des wiedereroberten Sudans wurde etwaigen Einspruchslustigen der Mund durch die Bestimmung verschlossen, daß in Beziehung auf Handelsverkehr und Aufenthalt in diesem Lande den Untertanen keiner einzigen Macht ein Privileg eingeräumt werden dürfe: Deutsche, Franzosen, Italiener oder wer sonst sollten den Untertanen der Königin von England völlig gleichberechtigt sein. „Auch der streitlustigste Anglophobe mußte sich betroffen fühlen von dem Gegensatz zwischen solcher Liberalität und der exklusiven Handelspolitik anderer Mächte. So ward bei der Grundlegung des neuen Sudans die Freihandelspolitik, eine Lebensbedingung des englischen Imperialismus, zum Eckstein des Gebäudes gemacht.“ Daß der Engländer seine Befähigung zur Kolonisation und zur Beherrschung exotischer Länder hauptsächlich seiner Erziehung verdankt, hebt auch Cromer hervor. „Der Deutsche, der Franzose mag vollständiger unterrichtet sein; aber der Mangel an Kenntnissen wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit zu regieren, die Bereitwilligkeit, Verantwortung zu übernehmen, und die Anpassungsfähigkeit an die ungewöhnlichsten Lagen; in diesen Eigenschaften übertrifft der Angelsache alle andern Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seine Individualität sich unverkümmert entfalten läßt.“ Es entspricht diesem Geiste, daß die Zentralregierung ihre Beamten in den Kolonien mit Reglementierungen verschont. „Nie hat man ernstlich versucht, Aegypten von London aus zu regieren.“ Und Cromer hat wiederum seinen Untergebenen in ihren Departements freie Hand gelassen. Er kam in die sonderbare Lage, als Nichtmilitär und alter

Verwaltungsbeamter obersten Kriegsherrn spielen zu müssen — bei der Wiedereroberung des Sudan. Offiziell hieß der Feldzug von 1898 ein Foreign Office War, aber tatsächlich hat kein englisches Ministerium dafür Anordnungen getroffen, und der Sirdar (Ritchener) stand ausschließlich unter Cromers Oberbefehl. Der militärische Erfolg der kombinierten englischen und englisch gedrückten ägyptischen Armee konnte ja keinen Augenblick zweifelhaft sein. Es handelte sich nur darum, die kleine Armee an den Feind heranzubringen, also um die Schwierigkeiten des Transports und der Verpflegung. Und diesen war Ritchener als ausgezeichnetes man of business gewachsen; eben deswegen hatte ihn Cromer zum Sirdar erkoren. Mein eigenes Verdienst, bemerkt er, „war rein negativer Art. Ich enthielt mich jeder Einmischung, die ja nur Unheil angerichtet haben würde, und hemmte die Einmischungssucht anderer. Ich hatte volles Vertrauen zu Ritchener, den ich ausgewählt hatte, und ließ ihn, soweit er nicht selbst meinen Beistand in Anspruch nahm, allein; ausdrücklich ermutigte ich ihn, die in unserer Militärverwaltung üblichen lästigen bureaukratischen Formalitäten unbeachtet zu lassen.“

So sind denn die englischen Minister, sie mögen sich konservativ oder liberal nennen, Herren, denen zu dienen leicht und angenehm ist; dieses Zeugnis gibt ihnen Cromer; wenn nur — das Parlament, die öffentliche Meinung und die Presse nicht wären! Bei aller Selbständigkeit, die man dem Leiter einer Kolonie oder eines Schutzgebietes läßt, muß ein solcher doch mit der allgemeinen englischen Politik im Einklange bleiben und bedarf darum für die wichtigsten Entscheidungen der Zustimmung der Londoner Regierung. Diese ist aber von dem Winde der öffentlichen Meinung abhängig, der, schreibt Cromer, so oft und so unberechenbar umschlägt, wie der, welcher in den orakelspendenden Eichen von Dodona rauschte. Zu guter Letzt lenkte ja die englische Volkstimmung immer wieder in die Bahn der gesunden Vernunft ein, aber auf dem Bückzadwege dahin bereite sie den Staatsmännern große Unbequemlichkeiten. Die anonyme Zeitungsschreiberei, urteilt er mit Cornewall Lewis (Bismarck hat sich oft ähnlich geäußert), „überantwortet das Publikum der Leitung von Führern, denen das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit fehlt“. Je demokratischer die Zeit wird, desto öfter erwache der Regierung die Pflicht, der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten; nur dürfe natürlich dieser Widerstand nicht in jene bureaukratische Verbohrtheit ausarten, die grundsätzlich das Gegenteil von dem tut, was das Volk will, ohne dessen Wünsche und Forderungen auf ihre Vernünftigkeit zu prüfen. In den ägyptischen und sudanesischen Angelegenheiten hat sich der Druck der schlecht unterrichteten oder von Gefühlen geleiteten öffentlichen Meinung (die „kalten“ Engländer sind nach Lord Beaconsfield the most emotional people in Europe) wiederholt sehr hinderlich und unheilvoll erwiesen. So hat der Kultus, dessen Gegenstand Gordon war, die Regierung bestimmt, diesen Mann für das Werk der Räumung des Sudan auszuwählen, obwohl er dafür, wie Cromer bei aller Anerkennung des verehrungswürdigen Charakters dieses militärischen Heiligen nachweist, durchaus ungeeignet war. Und von der Antisklavereigesellschaft beherrscht, verhinderte dieselbe öffentliche Meinung die Entsendung des einzigen Mannes, der nicht bloß nach Cromers, sondern sogar nach Gordons, eines Hauptes jener Gesellschaft, Ansicht einen erfolgreichen Widerstand gegen die Derwische hätte organisieren können (Zobeir Paschas). Mehrere Male während der sudanesischen Wirren tauchte die Frage auf, ob man nicht, wenn der Sudan geräumt würde, türkische

Truppen hineinlassen solle. Die Heranziehung der Türkei erschien sowohl Cromer als der englischen Regierung wenig wünschenswert, aber was sie geradezu unmöglich machte, das waren nicht die vernünftigen Erwägungen der Staatsmänner, sondern die Stimmungen und Strömungen im Publikum. Die Hauptschwierigkeit, schreibt Salisbury bei einer solchen Gelegenheit an Cromer, „liegt darin, daß sich die englische Wählerschaft um ägyptische Angelegenheiten höchstens in solchen Fällen kümmert, wo an ihre Humanität appelliert wird. Für gewöhnlich sind ihr diese Angelegenheiten ganz gleichgültig. Darum gleicht in Beziehung darauf der Abgeordnete einem steuer- und ankerlosen Schiff, das der Zufall treibt. Hat ein Abgeordneter in irischen Fragen falsch abgestimmt, so bringt ihn seine Wählerschaft bald zur Reue; in ägyptischen Fragen bestimmen Fanatismen und Liebhabereien die Haltung jedes einzelnen Parlamentsmitgliedes und aller zusammen. Wenn wir Suakin den Türken überließe, so würden uns drei von verschiedenen Gefühlen beseelte Gruppen anfallen: die Turkophoben, die noch sehr zahlreich sind; die militärischen Jingo's, die natürlich überhaupt nicht räumen, sondern annectieren wollen, und eine bunte Gesellschaft von Fanatikern, die sich einbilden, die Diplomatie könne mit ihrem Zauberstabe den Sudan in ein zweites Indien verwandeln. Zu dieser Gesellschaft gehören sowohl die urteilslosen Philanthropen wie die Halunken von Gründern und Schwindlern. Diese wissen natürlich ganz genau, daß die Kolonisation des Sudan ungefähr so aussichtsvoll ist wie die der Sahara, aber sie wollen sich die Gelegenheit nicht rauben lassen, einen Schwarm argloser Aktionäre in ihren Netzen zu fangen. Diese drei zahlreichen und einflußreichen Gruppen also würden einen Sturm erregen, wenn wir Suakin den Türken überließe.“

Bei solcher Abhängigkeit der Regierung von Stimmungen und Zufällen und beim grundsätzlichen Opportunismus des Engländers kann die englische Politik nicht sehr planvoll, konsequent und durchsichtig sein. Der beschränkte Kopf — und die Masse besteht eben doch aus beschränkten Köpfen — führt alle großen politischen Erfolge auf kluge Berechnung zurück. Die Päpste des neunten, womöglich schon die des fünften und vierten Jahrhunderts, sollen mit Bewußtsein den Grund gelegt haben zu der päpstlichen Weltherrschaft des 13. Jahrhunderts, und die heutige englische Weltherrschaft soll das Ergebnis einer Reihe schlauer diplomatischer Kombinationen sein. Nun kann allerdings nur der Tüchtige dauernde Macht begründen; aber wenn das einem Tüchtigen gelingt, so hat daran die List der Idee oder des Unbewußten, wie man heute statt Vorsehung zu sagen beliebt, weit mehr Anteil als die vermeintlich vorausschauende und die Zukunft planvoll gestaltende Weisheit des Erfolgreichen. Cromer gesteht, daß er eine Menge Fehler gemacht habe, aber eine glückliche Fügung habe dafür gesorgt, daß diese Fehler wenig Schaden angerichtet hätten. Noch weit mehr und weit ärgere Fehler haben die Londoner Staatsmänner begangen; der schlimmste, wirklich verhängnisvolle war, daß sie den Entschluß, eine Expedition nach Khartum zum Entsatz Gordons abzuschiden, drei Monate zu spät faßten. Aber schließlich ist doch der Gang der Dinge zum Heile für Aegypten, den Sudan und — England ausgeschlagen, wider Englands Willen. Es ist ergötlich, zu lesen, wie die Franzosen, Gambetta voran, England zum Einschreiten gedrängt haben, natürlich nicht aus Liebe zu England, und wie Frankreich gegen seinen eigenen und Englands Willen dessen Herrschaft über Aegypten vorbereitet und in jedem Stadium gefördert hat. Die Engländer haben nämlich, was ihnen auf

dem Kontinent niemand glauben will, Aegypten wirklich nicht okkupieren wollen. Napoleon III. hat der englischen Regierung schon 1857 einen Plan für die Teilung Nordafrikas vorgelegt: er selbst wollte Marokko nehmen, Tunis dem damaligen Königreich Sardinien und Aegypten den Engländern überlassen. Palmerston jedoch erklärte in einem Briefe an Lord Clarendon: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß verschiedene Gegenden der Erde besser regiert werden würden, wenn sie einem der drei genannten europäischen Staaten gehörten. Aber wir mögen Aegypten nicht. Allerdings möchten wir es auch nicht im Besitz einer andern europäischen Macht sehen, und darum wünschen wir, daß es ein Teil des Türkischen Reiches bleibe. Wir wollen mit Aegypten Handel treiben und durch Aegypten reisen, aber wir danken für die Last, das Land regieren zu sollen. Durch den Einfluß, den unser Handelsverkehr ausübt, können wir die Zustände barbarischer Länder verbessern, aber auf Eroberungskriege, die von den übrigen zivilisierten Nationen verurteilt werden würden, lassen wir uns nicht ein.“ Und zu Lord Cowley äußerte er: „Wir wünschen Aegypten so wenig zu besitzen, wie ein verständiger Mann, der sein Wohnhaus im Süden und ein Landgut im Norden Englands hat, wünschen wird, die an der beide Besitztümer verbindenden Landstraße liegenden Gasthäuser zu besitzen; er wünscht bloß, daß diese Gasthäuser gut imstande seien, so daß er auf der Durchreise in jedem sein Kotelett und Postpferde findet.“ Von dieser Auffassung wich das Londoner Auswärtige Amt im allgemeinen auch nicht ab, als beim drohenden ägyptischen Bankrott bedeutende englische Kapitalien auf dem Spiele standen, denn es hatte immer an dem Grundsatz festgehalten, „daß ein britischer Untertan, der sein Geld im Auslande anlegt, dies auf sein eigenes Risiko tut“. Und wenn es einmal von diesem Grundsatz abwich, so geschah es auf das Drängen Frankreichs. Dieses Drängen und eine Kette ungeschickter Entschlüsse des Auswärtigen Amtes, die immer den dem beabsichtigten entgegengesetzten Erfolg hatten, wirkten zusammen, die Okkupation herbeizuführen, die England schlechterdings nicht wollte. Daß es sie nicht gewollt hat, versichert auch Edward Dicey in seinem vom Jahre erschienenen Buche *The Egypt of the Future*. Den leitenden Staatsmännern sei ja post factum schließlich die Einsicht in die Notwendigkeit des Besizes Aegyptens aufgegangen, das englische Volk und dessen parlamentarische Vertreter jedoch hält er auch heute noch der Torheit des Verzichts darauf für fähig. Beide Autoren machen klar, wie sehr es die Aufgabe der englischen Leiter des Landes erschwert, daß die Okkupation immer noch als ein nur widerwillig übernommenes Provisorium behandelt wird, das aufzuhören habe, sobald Aegypten fähig sein werde, sich selbst zu regieren; denn das zwingt dazu, die einheimische Verwaltung und die einheimischen Autoritäten nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten; eine rein englische Verwaltung wäre natürlich weit leichter zu führen. (Die Kritik, die Dicey an Cromers Verwaltung übt, scheint mir ungerecht und durch des Lord ausführliche Darstellung gründlich widerlegt zu sein.) Bei solchem Gange der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß die leitenden Staatsmänner Englands in Cromers Darstellung keineswegs als weit vorausschauende, die Zukunft ihres Landes mit Bewußtsein schaffende Genies erscheinen, sondern in ihrer Hilf- und Ratlosigkeit geradezu komische Figuren spielen; namentlich gilt das von Lord Granville, welcher in der am meisten kritischen Zeit (1880 bis 1885) Staatssekretär des Auswärtigen war, aber auch von Gladstone.

Einsamkeit der Armen und Reichen.

Von David Roigen.

I.

Keine der äußeren Bedingungen, mögen sie im Bereiche der sozialen Zustände oder auf dem Gebiete des Gedankens, der Anschauung und Beurteilung ihre Wurzel treiben, reicht völlig aus, die bisweilen furchtbarste und wissenschaftlich schier unfassbare Gestalt der Einsamkeit, die der einzelne von Hause aus mit sich bringt, zu erklären und zu ergründen. Der Grund dieser Einsamkeitsart, die ich als „anthropologische“ bezeichnen möchte, ist in der etwaigen Beschaffenheit des Menschen als solchen und zwar in den Eodungen, die innerhalb der seelischen Positionen des einzelnen sich bemerkbar machen, zu suchen. Die „normal“ lebende Seele wächst aus Wurzeln heraus, deren es augenscheinlich fünf zu geben scheint: vor allem fühlt bzw. will sie ihr eigenes unmittelbares Selbst und dann verlegt sie ihre Aktivität nach außen, wo sie, je nach den Umständen, sich als Gemeinschaftswille oder als aristokratischer (zur Herrschaft befugter), demokratischer (autonom) und umwälzender (revolutionärer) Wille kundtut.*) Jede von diesen Wollungsarten machen das Wesen der Positionen aus, die den Lebensakt bilden und so das Dasein gestalten und diesem Betonung und Wert verleihen. Gestützt auf diese fünf Positionen des Lebens, unternimmt es der Mensch, seine Welt zu befestigen und in Formen umzusetzen, die sowohl den Gefahren, die im Innern dieser Welt entstehen, wie denen, die von außen kommen, standhalten. Offenbar macht im leise angedeuteten Lebensakt das unmittelbare Sich-selbst-Fühlen oder der Wille zum Selbst die eigentliche Urquelle aller übrigen Daseinspositionen aus und er scheint es auch zu sein, der die sichtbaren, verankerten Ordnungen in der Zeit mit dem „Nichts“ und dem „Jenseitigen“ vermittelt. Sind seine Wurzeln beschädigt, so ist es hiermit auch mit den anderen schlecht bestellt, so schwebt der gesamte Lebensakt in der Luft.

Wem der unmittelbare Wille zum eigenen Selbst abgeht, wen die Natur des Sich-selbst-Fühlens beraubt hat, der bleibt verurteilt, in ewiger Entfremdung vom Selbst, das heißt im Grunde vom Medium, durch das alle Lebensrichtungen Revue passieren, sein Dasein zu fristen. Bei solcher Lage der Dinge vermag der einzelne nie Sinn und Bedeutung in der eigenen Existenz zu finden, und auch die Existenz der Mitwelt entbehrt dann in seinen Augen aller Werte, jeder Betonung und zieltragender Wirklichkeit. Keine Vorstellungen und Anschauungen vermögen da etwas auszurichten: der einzelne bleibt der inneren Isolation ausgesetzt, er vermag nichts mehr zu lieben und empfindet auch kein Verlangen nach selbständiger Herstellung der Lebenspositionen, er weiß sich vielmehr „heimatlos“ und von Gott und Natur verlassen, nichts kann er sein Eigen nennen, ja nennen wollen, — und er kostet also in seiner seelischen Armut unendliche Einsamkeit. Das Einsamsein bleibt die einzige, wenn auch verblägte Willensform, die ihm noch zu Gebote steht, seine Einsamkeit grenzt an die Schwelle des Leblosen und Toten, wo alle zielstrebige Aktivität, wo jedes Sichsammeln und Wachsen auf-

*) Vergl. meine Ausführungen im „Morgen“, Nr. 4, über den Kulturrakt.

hört und wo die Urverlassenheit und die ausgegossene Einsamkeit sich nicht einmal zur Vereinsamung durchzuringen vermag.

Diejenigen, die die Last solcher Einsamkeit trugen und tragen, sind uns unter dem Namen der „Armen Leute“ bekannt. Es sind die Armen, die nicht wissen und nicht fühlen: wie und wodurch sie leben, die den geistigen Lebensinhalt in seinen verschiedenen Richtungen entbehren und die so die Leere des Daseins unaufhörlich empfinden. Ihre Seele flieht die Bestimmtheit und hält sich so in den transzendentalen Regionen auf. Wer kennt nicht diese von der Schöpfung verlassenen, tief tragischen Gestalten, die das Leben hinschleppen, wer kennt nicht diese an Seelenarmut Leidenden? Wer hat in dem einzig stillen Buche Dostojewski's „Arme Leute“ diese „armen Leute“ nicht wiedergefunden? Eine Wüste der Ureinisamkeit weht aus diesen „Armen“. Tote Einsamkeit, die das Bewußtsein von irgendwo anders existierenden, andersartigen Lebensweisen unbarmherzig auslöscht und immer an das Ausgestorbensein erinnert. Nur aus der Natur, in einigen von Berg, Fluß und Tal verlassenen Landschaften fühlen wir bisweilen diese tötende Einsamkeit stark heraus. Dieser gegenüber bildet beispielsweise die Einsamkeit einer Ruine etwas wehmütig Lebendiges. Die Ruine atmet immer Dagewesenes und Vergängliches aus und erweckt schaffende Sehnsucht. Die transzendente Einsamkeit des „Armen“ hingegen genügt sich und liegt weit in einem allzu isolierten und abgeschlossenen Orte im seelischen Kosmos, um noch nach außen wirken zu können. Denkt man an den im Grunde wahren biologischen Gedanken, daß die irgendwie innerlich intensiv Lebenden zugleich die Neigung in sich verspüren, extensiv (nach außen und zerlegend) zu wirken, so darf man, umgekehrt, mit Rücksicht auf die bestehende Kluft zwischen den „armen Leuten“ und der sie umgebenden Welt der übrigen Menschen auf die geringe Intensität des Seelenzustandes der „Armen“ schließen. Woher soll, in der Tat, die Intensität kommen, wenn die erste Voraussetzung, und zwar das ‚Seelensubstrat‘ oder das Sich-selbst-Fühlen, fehlt? Es gebricht ihnen daher auch an Schätzungsfähigkeit, kraft deren die Umwelt in Werte umgesetzt wird. Sie sind unfähig, im Hinblick auf die Dinge ja oder nein zu sagen, noch mit anderen Ja- oder Neinsagenden in Wahrheit mitzuempfinden. Die gewissermaßen „leere Seele“ verursacht hier die Ausschließung des Trägers aus dem Netz der Verbindungen der Menschen miteinander. Wir haben hier offenkundig keine Persönlichkeit vor uns, die eine Zeitlang sich als Glied und Mitglied irgend eines Ganzen, einer Heimatsgruppe gefühlt hat und nunmehr aus dem Ganzen ausgestoßen wurde oder gar darüber hinauswuchs. Dies wäre ja ein mehr ‚normaler‘ Weg zur Vereinsamung gewesen. Allein, nie einer faßbar-begrenzten Ganzheit angehören dürfen, infolge von Hause aus fehlender Voraussetzungen, ist schon ein höchst interessanter Fall, der durch seine Absonderlichkeit auffällt und den die medizinische Terminologie als pathologisch bezeichnen würde.

Die Einsamkeitsart der „Armen“ tritt in Wirklichkeit selten in Reinheit, öfter aber in Gemeinschaft mit anderen Lebensweisen auf, wodurch sie auch aus den nicht allzu zarten Händen des modernen Arztes gerettet wird. Sie müht sich vielmehr, ihre Legitimität zu beweisen, indem sie zum Motiv einer eigenartigen, durchgängigen Daseinsbeurteilung herauswächst. Aus einer Tatsache wird sie zu einer gewollten Vorstellung, die sich dann in eine besondere Lebenskomposition und Idee verwandelt. Es fanden sich

in der Tat Ideologen, die in der Einsamkeit der Armen eine absolute Befreiung des Menschen von allen vorübergehenden Gestaltungen der Wirklichkeit erblickten, den ‚Armen‘ der Transzendenz, ja Gott selber verwandt wähten und also seine Art gut- hießen und segneten. Und als das christliche Evangelium die ‚im Geiste Armen‘ selig erklärte, als eine Zeitlang im Mittelalter die Loslösung von dem mit Erwerb, Hab-, Begier- und Ruhmesucht verbundenen sozialen Dasein als Weg zum „vollkommenen“ Leben gepriesen und gepredigt wurde, als das „arme Leben“ hier und späterhin, im Ver- laufe von politischen und religiösen Volksaufständen, als höchstes Ideal auf Schild ge- hoben wurde, — allenthalben, in allen diesen Fällen gab sich die in ‚Armut‘ geborene Einsamkeit kund, die sich dann, wie ja alles in der Welt, zu befestigen und zu be- haupten sucht. Die sonst zur Trägheit und Ruhe tendierende Einsamkeit der Armen tritt also aus sich selber heraus, beginnt zu trozen und zu revoltieren und wendet sich in ihrem revolutionären Aufstand gegen das Bestehende. Die Armut weiß sich nun durch ihre Entbehrungen, geistiger wie sozial-materieller Natur, durch ihre Entfrem- dung von der Welt der Leidenschaften und des weitblickenden Wollens ‚frei‘ und stolz und über alle Ueberraschungen des Weltlaufes erhaben. „Jacopone da Todi, einst ein ge- feierter Rechtsgelehrter, dann Minorit, ein Mann, der von der Welt ins Kloster, vom Kloster in den Kerker und vom Kerker auf den Altar gelangte,“ sang ein stolzes Lied der ‚Armut‘.

„Armut geht auf sicheren Wegen“ usw. Dann:

„Armut ruhig bis zu Ende,

Sorget nicht um Testamente,

Läßt die Welt, wie sie sich wende,

Tut nicht einem was zuleid“ usw. Dann:

„Armut, Herrin voll Erbarmen,

Ketterin du im Verarmen,

Tugend ruht in deinen Armen,

Wohnet da in Sicherheit.“

„Eble Armut, behreß Wissen,

Reinem Dinge dienen müssen,

Mit Verachtung alles missen,

Was geschaffen in der Zeit.“*)

Das ‚arme‘, ‚einsame‘ Leben wuchs also zu einem Ideal heraus und das Ideal des „armen Lebens“ verwandelte allmählich den letzten Grund der sich genügenden Armut und zwar das Sich-nicht-Fühlen und Wollen-Können in eine bewußte Verschmähung des eigenen Selbst und seiner Ansprüche; der ‚Arme‘ brachte sein Selbst auf den Altar der Welt schlechthin und fand also einen neuen Weg zur Welticherheit und auch zu einer Art — des Reichtums. Er erntete mehr als er gesäet hat.

II.

Das Entbehren des Sich-selbst-Fühlens bzw. Wollens zeugte die Einsamkeit der „armen Leute“, die im schroffen Gegensatz zu der der ‚Reichen‘ und Genialen steht. Diese stammt, wie jene, nicht aus irgend einer Gestaltung der Gesellschaft oder aus einem be-

*) Siehe Dr. Glafer, Die Franziskanische Bewegung.

stimmen Kulturbewußtsein, sondern, wie das Einsamsein der ‚Armen‘, wurzelt sie tief in der Urquelle des Wollens und tritt als spontane Kraft des menschlichen Selbst hervor; wie jene gehört sie daher zur anthropologischen Einsamkeitsart. Sie ist den Reichen an Geist eigen, die ja einen beträchtlichen Ueberfluß an ‚göttlichen Funken‘, an Ideenfluten besitzen, — und in gewissen Stunden wird sie von allen erlebt. Der ‚Arme‘ vermochte nicht intimes Vertrauen zum eigenen Selbst zu fassen, es fehlte ihm der Wille zu diesem — und darin lag die Ursache seiner ursprünglich fruchtlosen Isolation. Der ‚Reiche‘ dagegen gibt bewußt sein Selbst weg; das Selbst, das er sein Eigen nennt, genügt ihm nicht, er will über sich selbst hinauskommen, das Gefühl und Bild des Sein-Sollenden, das in ihm lebt, überragt ständig den Gehalt des eigentlichen eigenen und auch fremden Seins. Er verschmäht, was in und mit ihm gegenwärtig lebt, bloß einer Ahnung und erdichteten Idee wegen. Treu lebt und denkt er sich ins große Hoffen hinein, sein Blick bleibt immer so an den Ganzheiten und dem Ganzen des Welt-, Kultur- und Lebensaktes haften und er läuft also ständig Gefahr, sich mit keiner der einzelnen eigenen und fremden Daseinsarten und Willensrichtungen eins zu fühlen und zu wissen. Auf solche Art und Weise kommt die Einsamkeit des tragisch gearteten Genies zustande, die sich zugleich als treuer, wenn auch grausamer Gefährte des geistigen Schaffens im großen Stille bewährt hat. Ist das geistige Auge des schon an sich einsamen Schöpfers auf abgeschlossene lebendige Ganzheiten und auf die Welt, das Leben als solches gerichtet und verhindert ihn so sein die Mitwelt überragender Geist, sich in irgend einem Punkte mit diesen zu verschwistern und eine gemeinsame Heimat aufzurichten, so fällt er unwiderruflich dem Neß auch anders gearteter Einsamkeitsgefühle noch dadurch anheim, daß er natürlicherweise unausgesetzt auf Mißverständnisse und Mißtrauen der Umwelt stößt. Allein wenn der Schaffende in seinem aufrichtigen Streben eine der geltenden Welt entgegengesetzte Richtung einschlägt, ist die Möglichkeit geboten, einmal im brachliegenden phantastischen Systeme der Ideen oder in der Tiefe der halb- und vorbewußten Gefühlsgewebe eine Insel zu erreichen, wo ein lebendiges Ganzes, als dessen innigstes Glied man sich weiß, ausgerichtet werden könnte. Auf dieser Bahn wandeln nun auch alle Romantiker, die ihr Dasein nicht der Armut, sondern dem ‚Reichtum‘ verdanken. Allein, die Insel dieser Illusionsmenschen ist so illusionär wie ihre Natur selbst, und eines Tages zerfällt ihre gesamte traumhafte Welt in nichts.

Die Einsamkeit ist keine zufällige Begleiterscheinung des Lebensaktes, sie macht vielmehr das Herz seiner Veränderungen und Umwandlungen aus und bringt dem Menschen das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, Einzigkeit und der Notwendigkeit bei, aus sich heraus eine Schöpfungsbahn einzuschlagen. In ihr löst sich der Mensch von der Welt der augenblicklichen organisierten Gebilde los und berührt sich mit dem Ort der ‚Offenbarung‘ und folglich des ‚Nichts‘; der kaum faßbare Zwischenraum unter dem Sein und Werden, unter dem Gegebenen und Möglichen findet in der Einsamkeit sein gefühlsmäßiges Äquivalent; sie ist der heimliche Weg, der beide verbindet und zugleich voneinander trennt. Ohne sie vollzieht sich so keine Regung in der Menschenwelt.

Die Einsamkeit der reichen Naturen, die immer als Folge des Strebens nach Ueberwindung der Enge des eigenen Selbst und oft auch der dem Selbst assimilierten Um-

welt erscheint, — im letzten Falle will sie die Begrenztheit der augenblicklichen, empirischen, durch die grundsätzlichen Willensrichtungen bestimmten Ichzentren durchbrechen und sich mit sich selbst als Weltwesenheit, als fundamentale, zentrifugale Einheit verhehlen, — diese Einsamkeitsart wird nun zum unentbehrlichen Sporn des philosophischen, künstlerischen und religiösen Schaffens sowie auch der universell angelegten Tätigkeitsarten. Das tragische Genie sucht der Einsamkeit zu entgehen, indem es seine Heimat außerhalb seines Selbst aufzurichten trachtet, der lyrische Genius hingegen dringt ins Innere des Selbst und liebt und klagt und weinet, bis es ihm gelingt, ein Frommer zu werden und so die Ganzheit und Allheit mit seinem scheuen und verschlingenden Gefühl zu umweben. Beide aber bringen das sichtbare Selbst und die aufgehobene Treue zum Opfer, beide wandeln den Weg der Entsagung und des Verzichtens. Der wirklich Einsame ist nie unmittelbar bei 'sich' und mit sich oder in einem Etwas und auch geht ihm die Freiheit ab, die zur Bewältigung und Ueberlegenheit befugt. Allein der Weg zur Aufstellung einer neuen Freiheitsordnung, das heißt eines die Freiheit fördernden Gesetzes, führt durch die Einsamkeit. Weiß man den Klagen des Schaffenden aufmerksamsten Gehör zu schenken, so zeigt sich bald, wessen geistiges Kind der Einsame ist, ob wir es mit einem in eigenen Gefühlen und Gedanken Verwirrten zu tun haben, oder mit einem Hell- und Fernseher, dem sich allein im weiten Meere die märchenhafte Insel enthüllt hat. Es stellt sich heraus, ob der Einsame ein unruhiger, ewig suchender Einzelgänger ist, oder ein kalt und kühl in die Ferne hinausblidender und hinauf, auf berauschende Höhen schwebender Gott. Es zeigt sich gar bald, ob wir einen nach Vollkommenheit sich Sehnennden, einen Vorwärtsblidenden vor uns haben, oder einen, der sich nicht mit einer Welt versöhnen kann, die so himmelweit von seinem Bilde der Vollkommenheit entfernt ist. —

Die Einsamkeit der 'Armen' und die der 'Reichen' wurzeln in der gegebenen Beschaffenheit ihrer Naturen und stellen im Grunde die zwei Pole des Lebensgefühls aller Menschen dar. Die erste Einsamkeitsform darf an die Grenze der höchstmöglichen Passivität verlegt werden, wo die Gefühlstrebigkeit oder der leimhafte Wille hinter dem Selbst zurückbleibt und ihn nicht zu erreichen vermag; durch die andere Art dagegen gelangt der Aktivitätspol zum Durchbruch, wo der Wille, der ja ein intimes Verhältnis zu den Empfindungen, Gefühlen und dem Denken zu unterhalten pflegt, von vornherein über das eigene Selbst hinausgeht und es so weit hinter sich zurückläßt. Das 'Selbst' und begreiflicherweise die ihn konstituierenden Daseinspositionen sind es daher, die sich zwischen der Einsamkeit der 'Armen' und 'Reichen' hineinschiebt und beide Richtungen voneinander trennt. Der Prozeß des Einsamwerdens der 'Armen' vollzieht sich in der Entfernung vom Selbst, in der Richtung zum Nichts und der Beschaulichkeit (passive Genialität), und der des Einsamwerdens der 'Reichen' weist den Weg vom Selbst nach oben und innen, zur Ganzheit, zur Allheit und zur Totalität. Um das Selbst aber freist das Streben zur Passivität sowie das zur Aktivität, und an den Skalen jenseits und diesseits vom Selbst gibt sich eine ganze Reihe von einzelnen Lebensäußerungen kund. An den Passivitäts- und Aktivitätsskalen nehmen wir all jene Daseinsmomente wahr, die unter den Namen Wachstum, Entwicklung, Veränderung, Umwandlung, Niedersinken, Einschlafen, Verarmen und Verfall der Menschenseele bekannt sind. Jede Ent-

zündung von geistigem Leben, jede nach rückwärts oder vorwärts gerichtete Lebensregung beginnt so mit Trennung und Entfremdung, trägt einen tief dramatischen Charakter an sich, schwört eine geteilte, diskontinuierliche Wirklichkeit herbei und hat je nachdem das Einsamwerden, die Vereinsamung und schließlich die Einsamkeit zur Folge. Und es sind Mächte ganz anderer Ordnung, die den Kampf mit der der Daseinsverwandlung innewohnenden Einsamkeit bzw. ‚Heimatlosigkeit‘ aufnehmen und durchfechten. Angesichts solcher Lage der Dinge ist man versucht, mit Virgil auszurufen: „sunt lacrimae rerum“; dies ins Kulturbewußtsein übertragen, würden wir sagen: Die Menschenwelt und ihre Erzeugnisse sind voll Tränen und werden stets, bevor sie ins objektive und in das abgeschlossenen individuelle Dasein treten, von den Tränen der Trübnis und der schmerzenden Freude gereinigt und eingeweiht. Die Einsamkeit umschwenkt fortwährend das lebende Selbst, sie ist die Taufe des Schaffenden und mit ihr zahlt auch der umwälzende ‚atheistische‘ Wille in uns Tribut für das Recht auf Anderswerden und Anderssein, für den Kampf um die neue Heimat und folglich auch Freiheit und Sicherheit. Und man möchte da dem Menschen zurufen: Gib acht, „sunt lacrimae rerum!“ So will es die Art des Lebendigseins. Fortwährend räumen die passiven und aktiven Einsamkeitsformen einander den Platz, das kämpfende, stolze und trogende Einsamsein gleitet in die müde, entsagende und demütige Einsamkeit hinüber und diese richtet wieder ihren Blick nach oben und seitwärts, um das beglückende Weh und Leid der ursprünglichen Aktivität zu durchkosten. Denn unten harret der aus ‚Armut‘ geborenen Einsamkeit das Nichts, um das Grenzgefühl des Lebens in Finsternis und Tod zu ersticken, allein auch oben bricht manchmal das Herz entzwei, die Seele vermag sich nicht zu fassen und zu assimilieren und sie gerät in die Arme der stillklagenden Sehnsucht, der anklagenden Verzweiflung oder gar der stummen Verwirrung. Allein die ihres Zieles bewußte Aktivität und das still keimende, volle, sich genügende Triebleben mühen sich, das zuckende Feuer der Einsamkeit zu erlöschen und die ihr erwachsene Sehnsucht im Tatenrausch, im Anschauen des Ganzen und Runden, im spontanen Sichausleben und in der ‚Gattheit‘ am Leben zu stillen und aufzulösen. Es ist nun bekannt, daß auch hier, wo die Menschen in Verhältnisse treten, und ihre verschiedentlichen Verhaltensformen pflegen, wo, mit einem Worte, der Kulturakt konstituiert wird und kontinuierliche und diskontinuierliche Lebensreihen fortwährend aufeinander folgen, — daß auch hier die Einsamkeit ihre Wege wandelt, den einzelnen, nacheinander, auf sich selbst und auf den ihn umgebenden Weltenraum konzentriert, der ‚Heimat‘ beraubt und auch zum Kampfe um eine solche, zum Schaffen und Selbstschaffen anspornt, zum Ausruhen und Wachstum verleitet oder gar in die Nacht des absoluten, stummen Nichts für ewig hinunterzieht. Hierüber jedoch, also über die Einsamkeit, die ihre Nahrung aus dem Wandel und der Gestaltung der Gesellschaft zieht oder aus den Krisen des Kulturbewußtseins stammt, zu sprechen, ist heute hier nicht geboten.

Schülerbriefe. Von Prof. Ludwig Gurlitt.

Die „Kulturpolitische Gesellschaft“ in Wien, eine private Vereinigung, seit sechs Jahren bestehend, unter Vorsitz des Dr. Robert Scheu (Wien IV, Theresianumgasse 6), hat schon viel für ihre Kulturpolitik getan, u. a. vier größere Enqueten veranstaltet, darunter die über Ehe-
rechtreform und über Kunstpolitik. Ihr Grundgedanke ist: Jeder Gegenstand soll sachlich, abseits von irgend einem Parteiprogramm, so behandelt werden, daß zunächst einmal das Tatsachenmaterial zusammenkommt, dann sollen die Wünsche aller daran Interessierten vernommen, darauf erst die „Sachverständigen“ befragt und endlich das gesammelte Material der Regierung vorgelegt werden. Also: statt Parteipolitik, die überall und immer deduktiv vorgeht, eine induktive gegenständliche Kulturpolitik, die von den Bedürfnissen der Interessenten aufsteigt. So soll jedem Zweige staatlicher Verwaltung von unten herauf eine freie Organisation ergänzend und berichtend entgegenwachsen. Es ist das wohl im wesentlichen das Prinzip des Anarchismus oder richtiger Autonomismus, der Selbstverwaltung nach Interessengebieten, Interessentkoalition. Vernünftige, moderne, nationale Kulturarbeit auf allen Gebieten soll geleistet werden. Natürlich mußte sich diese Tätigkeit auch an die Schulen wenden, denn bekanntlich: „Wer die Jugend hat“ usw.

In dem „Neuen Wiener Tagblatt“ wurde, um eine Enquete über die Mittelschulen einzuleiten, ein Fragebogen veröffentlicht, der sich in vier Formularen an Schüler der oberen Klassen, an Abiturienten, an die im Berufsleben stehenden Leute und an die Lehrer richtete.

Die Behörden wurden alsbald stuhig:

Landeschulinspektor Rapp, das Unterrichtsministerium vertretend, erklärte das Vorgehen der Kulturpolitischen Gesellschaft für einen pädagogischen Mißgriff. Ganz ohne Berechtigung scheint mir dieser Vorwurf nicht. Es hat immer sein Bedenkliches, die Schüler zur Kritik ihrer Lehrer öffentlich aufzufordern. Es ist aber die Kulturpolitische Gesellschaft eine unabhängige Vereinigung, die sich über das, was sie für richtig und für pädagogisch hält, keine Vorschriften machen läßt. Vizepräsident Dr. Frey wies auch den Angriff des Landeschulinspektors mit der Bemerkung zurück, daß in die Schule auch andere Leute dreinzureden haben als Pädagogen und Philologen. Uebrigens wurde diese Schülerenquete auch mißverstanden. Oft wurde ihr entgegengehalten, daß dem Schüler die Distanz fehle, er daher nicht befähigt sei, ein Urteil über den Wert oder Unwert seiner Schule abzugeben. Als ob von den Schülern ein Urteil verlangt

würde, nicht vielmehr subjektive Tatsachen! Tausend subjektive Bilder, so argumentieren die Fragesteller, geben zusammengenommen ein objektives. Ist es denn, fragen sie, so gar gleichgültig, wie die Schule subjektiv empfunden wird? Ist die Schule nicht außerdem, daß sie Erziehungsmittel ist, auch ein Erlebnis? Eine kulturpolitische Gesellschaft, die sich das Ziel setzt, alle gesellschaftlichen Erscheinungen und auch die Innenkultur in das Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen, habe es nicht nötig, sich an äußerliche Kompetenzen zu halten. Es interessiert sie einfach, wie es in der Seele der Schüler aussieht.

In der Tat hat gerade der Teil der Enquete, der Bericht über die schriftlichen Antworten brachte, das größte Interesse erregt. Uebrigens war schon im Fragebogen selbst für Gegengewicht und Korrektur gesorgt, da ja den Schülerausagen die der Lehrer und der sonstigen im Berufsleben stehenden Männer an die Seite gestellt wurden.

Gegen 600 Briefe sind eingelaufen und werden im Auszug mitgeteilt. Ein sehr interessantes Altkematerial! Zumeist äußerten sich Unzufriedene; die Zufriedenen schwiegen. Statistisch wissenschaftlichen Wert hat diese Veröffentlichung deshalb — wie der Herausgeber selbst erkennt — nur in bescheidenem Maße. Sie gibt vorerst nur Dokumente, nur Rohstoff, Zeugenaussagen, „die nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigkeit ihre Richter finden mögen“.

Die Ergebnisse im einzelnen sind geradezu verblüffend! Man könnte das Buch mit Recht betiteln: „Die Mittelschulen Oesterreichs auf der Anklagebank.“

Nur wenige Proben hier aus der Fülle des Materials: Ein sehr animoser Brief schließt mit den Worten, die in anderen zahlreichen Antworten ihre Bestätigung und Ergänzung finden.

„Wirklichen Talenten genügen die Aufgaben des Gymnasiums nicht, sie finden kein Arbeitsfeld und keine Befriedigung, beschäftigen sich z. B. mit deutscher Literatur, schreiben einmal einen leidlichen Aufsatz und werden auf eine für das Leben nachwirkende Weise niedergedrückt. Natürlich suchen sie einen Ersatz, den sie leicht finden. Eine Art der Entschädigung habe ich oben genannt (das Bordell), eine andere ist der Alkohol. Welches Mittel wäre schlecht genug, über die Schreden und Foltern der Schule hinwegzuhelfen? Klassenbuch, Rüge wegen einer Kleinigkeit, Arrest für kindische Raufereien, Verfolgung wegen eines freien Wortes und semester-

langes Nachtragen, zuletzt noch mit dem Schreckgespenst der Matura.

Ein Regiment des Schreckens! Talente brechen aus, andere verkümmern. Die Studer, Mäder und Streber aber blühen und gedeihen herrlich!

Auf die Frage: „Welche Beobachtungen haben Sie über den sogenannten Schwindel bei der Matura gemacht? Haben Sie sich selbst unerlaubter Hilfsmittel bedient?“ gaben die jungen österreichischen Abiturienten Antworten wie folgt:

R.,*) Wien. Geschwindelt wurde nach allen Regeln der Kunst; ich natürlich feste mit.

R., Wien. Keiner hat ohne Schwindel die Matura bestanden; selbst der Beste nicht, selbstverständlich.

R., Wien. Meines Erachtens wird, solange die Matura besteht, auch geschwindelt, es wäre denn, daß jedem Kandidaten eine Aufsichtsperson beigegeben wird. Denn hier steht einem mehr Zeit als bei einer Komposition zur Verfügung. Hier hat man Zeit, um vorsichtig zu sein, hat ruhige Ueberlegung und kann mit größter Sicherheit schwindeln. Ich kann kühn behaupten, daß von 45 Schülern, welche mit mir maturierten, kein einziger die Matura ehrlich abgelegt hat. Selbst das Konzept wurde mir fortgenommen, während ich draußen war, und zwar von meinem Nebenmann, der zwei Meter von mir saß. Leider ist hier der Raum zu klein, um ausführlich sein zu können.

R., Wien. Die Kollegialität tritt hier am meisten zutage durch allgemeines Schwindeln.

R., Wien. Bei der schriftlichen Prüfung konnte im größten Maßstabe ungehindert geschwindelt werden.

R., Wien. Geschwindelt wurde allgemein, und meines Wissens gibt es keine fünf Schüler, die sich nicht unerlaubter Mittel bedient hatten. Die Professoren scheinen dies zu wissen und geben hinreichend Gelegenheit dazu.

R., Wien. Ungeheurer, alldurchdringender, allumfassender Maturaschwindel. Die natürliche Widersinnigkeit österreichischer Ministerialverordnungen bringt es mit sich, daß durch neue Bestimmungen und Vorsichtsmaßregeln bloß der Schwindel raffinierter und bedeutender wird.

R., Mähren. Eine schriftliche Matura ohne Schwindel könnte ich mir gar nicht denken. Die Methoden werden alljährlich raffinierter. Ich selbst bediente mich der Wörterbücher.

So geht es seltenlang weiter. Von allen antwortenden Mittelschülern bedienen nur drei sich nicht unerlaubter Hilfsmittel beim Uebersehen.

Auf die Frage: „Haben Sie durch die Matura, beziehungsweise durch die Vorbereitung zum Examen physischen Schaden gelitten?“ antworteten die jungen Leute:

G., Wien. Augenkatarrh, Appetitlosigkeit, Abgespanntheit.

G., Wien. Fortwährende Aufgeregtheit, unnötige Zweifel an meinen Kenntnissen, gerötete Augen vom nächtlichen Studium, Appetitlosigkeit.

G., Wien. Nervöses Magenleiden.

G., Wien. Starke nervöse Abspannung.

G., Wien. Die Nervosität wurde vermehrt, weniger durch das Studium als durch die Abgespanntheit.

G., Wien. Körperlich ganz herabgekommen von meiner geistigen Verfassung will ich lieber nicht reden.

G., Wien. Ich bekam durch häufige Ueberanstrengung und Mangel an Bewegung in gesunder Luft sehr oft Kopfschmerzen, litt an hochgradiger Nervosität, Schlaflosigkeit, leichter Ermüdung, großer Aufregung bei Prüfungen usw. und mußte infolgedessen häufig den Schulunterricht versäumen. Die Zustände haben, je näher die Prüfung heranrückte, an Häufigkeit und Intensität zugenommen.

G., Niederösterreich. Viele meiner Kollegen waren vor Aufregung und den durchstudierten Nächten halbfant.

G., Steiermark. Wegen Mangel an guter Luft und Bewegung wurde ich nervös, litt an Schlaflosigkeit, sah recht schlecht aus, und war die Verdauungstätigkeit nicht normal.

R., Wien. Mit meinen Nerven war ich ziemlich herunter.

R., Wien. Nervöses Herzleiden, allgemeine Nervosität.

R., Wien. Hochgradige Nervosität.

R., Wien. Ueberspanntheit und Nervosität.

R., Wien. Magenkrankheit.

R., Wien. Ich bot nach der Matura ein trauriges Bild. Eine Woche lang lag ich im Gras, konnte nichts tun als weinen. Noch monatelang ging ich mit stierem Blick und Selbstmordgedanken umher. In Hermann Hesses „Unterm Rad“ ist ein Zustand ähnlich meinem beschrieben. Ob ich noch in meinem Leben das gutmachen kann, was die Schule an mir verbrochen hat, zweifle ich.

R., Wien. Alle Kollegen durch die Bank litten an hochgradiger Nervosität.

*) R. bedeutet Realschule, G. Gymnasium.

A., Wien. Die Hauptlernzeit mußte ich das Bett hüten wegen Herzschwäche, zugezogen durch das starke Laufen zur Schule (7,5 km Geschwindigkeit). Die eingetretene Gleichgültigkeit gegen alles ermöglichte es, daß ich trotz Herzschwäche an den grünen Tisch trat. War ich doch meiner Sache, ausgenommen Geschichte, ganz gewiß. Die erwartete Kompensation trat nicht ein, denn ich erhielt sehr gute Noten, doch eine Nachprüfung in Geschichte, so daß ich in den Ferien 400 Seiten auswendig zu lernen hatte. Gedächtnisschwäche trat ein, daß ich vor mir selbst erschrak, und Lebensüberdruß.

Auf die Frage: „Verlassen Sie die Schule mit dem Gefühle der Dankbarkeit?“ lauten die Antworten:

G., Wien. Ich verlasse die Anstalt mit dem Gefühle der Dankbarkeit, sie verlassen zu können.

G., Wien. Ja, insofern ich dieselbe nicht mehr zu besuchen brauche.

G., Wien. Was die allgemein erzieherischen Zwecke der Anstalt anlangt, so verlasse ich sie im besten Falle mit dem Gefühle der vollständigen Gleichgültigkeit.

G., Wien. Meiner Herren Professoren werde ich mich dankbar erinnern, allerdings achte ich in einem dieser Herren (ich hatte ihn nur in Sexta) zwar den Lehrer, aber nicht den Menschen.

G., Wien. Nein, wie ich überhaupt den Unterricht, den ich genoß, als eine staatliche Pflicht ansah, die nicht durch das Gefühl einer höchst unpassenden Dankbarkeit zu einem Geschenk verherrlicht werden darf.

G., Wien. Ich bin herzlich froh, daß ich die Anstalt hinter mir habe. Ein Gefühl der Dankbarkeit habe ich nur für den Schuldiener, welcher wiederholt äußerte, es sei schade um die acht Jahre. Ich glaube, der Mann hat ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

Und so weiter in langer Reihe zumelst mißgestimmte Urteile. Einige steigern sich zu leidenschaftlichem Haß, wofür wieder nur einige Proben:

A., Wien. Nein! sondern mit einem Fluche auf den Lippen für das Attentat auf mein Gehirn, für die gewalttätige Erniedrigung meines höheren Strebens, für den Pfuß der Philistrität, in den ich hineingezerrt wurde, für die Schädigung meines Nervensystems, für meine verhungerte Jugend, für die Umgebung, in der ich leben mußte und die nicht einmal angespußt zu werden verdient. Für dies alles habe ich nur ein

herzliches „Pfui Teufel“, mit dem allein ich den Brechreiz nicht überwinde.

A., Wien. Jawohl! weil sie mir einige Beschäftigungen, zum Beispiel die Kunstgeschichte, nicht verweigern konnte, da sie diese nicht in ihren Lehrplan aufgenommen hatte.

A., Wien. Für die Schule kenne ich nur die Gefühle: Haß und Verachtung. Die Mittelschulreform ist ein Stoßgebet aller beteiligten jungen Leute. — —

A., Wien. Ich verlasse die Anstalt nicht mit dem Gefühle des Hasses (den ich mit aller Kraft bemüht bin zurückzudrängen), sondern mit dem der tiefsten Verachtung. Die Realschule ist sehr gut geeignet, einen modernen Automaten heranzubilden: aber wer ihren Fluch nicht mit allen Kräften von sich ferngehalten, das heißt, sie als qualitative Nebensache betrachtet hat, wird nie wieder in seinem Leben Kant, Nietzsche und Schopenhauer lesen. Er kann vielleicht Unterrichtsminister, nie aber ein wirklicher Mensch werden. Die Zeit meiner Realschulstudien war die qualvollste meines Lebens; nicht weil sie mir schwer gefallen wären, sondern weil ich wußte, daß ich meine Jugendjahre für nichts hingab. Meine Gründe zu dieser Ueberzeugung stehen bis in die kleinsten Einzelheiten fest.

Und so fort und fort.

An ehemalige Mittelschüler, die derzeit schon im Berufsleben stehen, wurden folgende Fragen gerichtet:

1. Haben Sie die Ueberzeugung, daß Ihnen die Mittelschule eine innere Ueberlegenheit gegenüber den nicht akademisch Gebildeten verleiht?
2. Haben Sie seit Ihrem Abgange aus der Mittelschule Ihr Urteil über diese geändert?
3. Hat Ihnen die Mittelschulbildung genützt?
 - a) Auf der Universität?
 - b) Beim Militär?
 - c) In Ihrer Lebensführung?
 - d) In Geschäften?
 - e) In der Aneignung theoretischen Wissens?
4. Haben Sie seither wesentliche Bildungslücken an sich entdeckt?
5. Haben Sie physische oder geistige Mängel in sich entdeckt, welche Sie der Mittelschule zur Last legen?
6. Welches Andenken haben Sie Ihren Lehrern bewahrt?

Darauf liefen 129 Antworten ein, diese lauteten für Frage 1 „ja“ bei 60%, „nein“ bei 28%. Physische und geistige Schädigung — um nur diesen Punkt herauszugreifen — behaupteten auf der Schule 58 Einsender (44%) erlitten zu haben. Es werden als Schädigungen angegeben: Nervosität 20mal, Kurzsichtigkeit 19mal, Rück-

gratkrümmung 4 mal, allgemeine körperliche Schwäche 11 mal, Gedächtnisschwäche 6 mal. Außerdem: schlaffe Muskulatur, unentwickelte Sinnesorgane, Schultererhöhung vom Büchertragen, „schreckhaftes Träumen“ noch Jahre nach der Matura, Ungeschicklichkeit, allgemeine Verkümmerng &c. — Genug, genug!

An die Kulturpolitische Gesellschaft ist zu guter Letzt noch eine offene Karte gelangt, die keine Unterschrift und nur den einen lapidaren Satz enthält, mit dem die Publikation wirksam abgeschlossen wird: „Der Gymnasiast gleicht dem Kaspar Hauser, der erst als junger Mann aus dem dunklen Verlies zu Licht und Leben kam.“

Mir steht ein Urteil über das österreichische

Schulwesen nicht zu, schon deshalb nicht, weil ich es aus eigener Anschauung gar nicht kenne: Wenn aber nur ein bescheidener Teil der hier vorgetragenen Beschwerden Berechtigung hat, dann muß Oesterreich eine Reform der Mittelschulen an Haupt und Gliedern vornehmen, denn dann erweisen sich die auch sonst in den letzten Jahren dort immer stürmischer hervorbrechenden Rufe nach neuen Männern und neuen Maßnahmen für die Jugendberziehung als durchaus berechtigter Notschrei.

Es soll mich wundern, wie die „Freunde des humanistischen Gymnasiums“ in Oesterreich diesen schweren Hieb parieren wollen: er scheint mir geradezu tödlich zu sein.

Ritt durch Phöbis. (Das Kloster des heiligen Lukas.)

Von Hugo v. Hofmannsthal.

Wir waren an diesem Tag neun oder zehn Stunden geritten. Als die Sonne sehr hoch stand, hatten wir gelagert vor einem kleinen Khan, bei dem eine reine Quelle war und eine schöne große Platane. Später hatten wir noch einmal mit den Maulthieren aus einem Faden fließenden Wassers getrunken, flach auf dem Boden liegend. Unser Weg war zuerst an einem Abhang des Parnass eingeschnitten, dann in einem urzeitigen versteinten Flußbett, dann in einer Einsenkung zwischen zwei kegelförmigen Bergen; dann lief er über eine fruchtbare Hochebene hin inmitten grüner Kornfelder. Manche Strecken waren öde mit der Dede von Jahrtausenden und nichts als einer raschelnden Eidechse überm Weg und einem kreisenden Sperber hoch oben in der Luft; manche waren belebt von dem Leben der Heerden. Dann kamen die wolfsähnlichen Hunde bellend und die Zähne weisend bis nahe an die Maulthiere und man mußte sie mit Steinen zurückjagen. Schafe, schwer in der Wolle, standen zusammengedrängt im Schatten eines Felsblockes und ihr erhitztes Athmen schüttelte sie. Zwei schwarze Böcke stießen einander mit den Hörnern. Ein junger hübscher Hirt trug ein kleines Lamm auf dem Nacken. Wieder kamen ganz einsame Strecken. Auf einer flachen steinichten Landschaft verharrte regungslos der Schatten einer Wolke. In einer sonderbar geformten Mulde, wo tausende von einzelnen großen Steinen lagen und dazwischen tausende von kleinen stark duftenden Sträuchern wuchsen, zog sich eine große Schildkröte über den Weg. Dann, gegen Abend, zeigte sich in der Ferne ein Dorf, aber wir ließen es zur Seite. An unserem Weg war eine Cisterne, in die tief unten der Quell eingefangen war. Neben dem Brunnen standen zwei Cypressen. Frauen zogen das klare Wasser empor und gaben unseren Thieren zu trinken. An dem Abendhimmel segelten kleine Wolken hin, zu zweien und dreien. Geläute von Heerden kam aus der Nähe und Ferne. Von diesem Brunnen an bekam die Gegend etwas Weiches und zart Geheimnisvolles. Die Maulthiere gingen lebhafter und sogten die Luft, die aus dem Thal entgegen kam. Ein Geruch von Alazien, von Erdbeeren und von Thymian schwebte über den Weg. Man fühlte wie die bläulichen Berge sich schlossen und wie dieses Thal das Ende des ganzen Weges war. Wir ritten lange zwischen zwei Heden

von wilden Rosen. Ein kleiner Vogel flog vor uns hin, nicht größer als das Fledchen Schatten unter einer dieser blühenden Rosen. Die Hecke zur Linken, wo die Thalseite war, hörte auf und man schaute hinab und hinüber, wie von einem Altan. Bis hinunter an die Sohle des kleinen bogenförmig gekrümmten Thales und an den gegenüberliegenden Hang bis zur Mitte der Berge standen Fruchtbäume in Gruppen, mit dunklen Cypressen vermischt. Zwischen den Bäumen waren blühende Hecken. Dazwischen bewegten sich Heerden und in den Bäumen sangen Vögel. Unterhalb unseres Weges liefen andere Wege. Man sah, daß sie zur Lust angelegt waren, nicht für Wanderer oder Hirten. Sie liefen in sanften Windungen immer gleich hoch über dem Thal. In der Mitte des Abhangs stand eine einzelne Pinie, ein einsamer, königlicher Baum. Sie war der einzige wirklich große Baum in dem ganzen Thal. Sie mochte uralt sein, aber die Anmut mit der sie emporstieg und ihre drei Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhielt, hatte etwas von ewiger Jugend. Nun saßen niedrige Mauern den Weg links und rechts ein. Dahinter waren Fruchtgärten. Eine schwarze Ziege stand an einem alten Delbaum mit aufgestemmtten Vorderbeinen, als ob sie hinaufklettern wollte. Ein alter Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, watete bis an die Brust in blühenden Heckenrosen. Das Kloster mußte ganz nahe sein, auf hundert Schritte oder noch weniger und man wunderte sich, es nicht zu sehen. In der Mauer zur Linken war eine kleine offene Thür; in der Thür lehnte ein Mönch. Das schwarze lange Gewand, die schwarze hohe Kopfbedeckung, das lässige Dastehen mit dem Blick auf die Ankommenden, in dieser paradiesischen Einsamkeit, daß alles hatte etwas vom Magier an sich. Er war jung, hatte einen langen rötlich blonden Bart, von einem Schnitt, der an byzantinische Bildnisse erinnerte, eine Adlernase, ein unruhiges fast zudringliches blaues Auge. Er begrüßte uns mit einer Neigung und einem Ausbreiten beider Arme, darin etwas gewolltes war. Wir saßen ab und er ging uns voran. Durch einen ganz kleinen von Mauern umschlossenen Garten traten wir in ein Zimmer, in dem er uns allein ließ. Das Zimmer hatte die nötigsten Möbel. Unter einem byzantinischen Muttergottesbild brannte ein ewiges Licht. Gegenüber der Eingangsthür war eine offene Thür auf einen Balkon. Wir traten hinaus und sahen, daß wir mitten im Kloster waren. Das Kloster war in den Berg hineingebaut. Unser Zimmer das vom Garten aus zu ebener Erde war, lag hier zwei Stock hoch im Klosterhof. Die alte Kirche, mit dem Glanz des Abends auf ihren tausendjährigen, rötlichen Mauern und Kuppeln schloß eine Seite ab; die drei andern waren von solchen Häusern gebildet, wie wir in einem standen, mit solchen kleinen hölzernen Balkonen, wie wir auf einem lehnten. Es waren unregelmäßige Häuser von verschiedenen Farben und die kleinen Balkone waren hellblau oder gelblich oder blaßgrün. Aus dem Haus das die Ecke bildete lief zur Kirche hinüber wie eine Zugbrücke eine Art Loggia. Manches schien unmeßbar alt, manches nicht eben älter als ein Menschenalter. Alles athmete Frieden und eine von Duft durchsüßte Freudigkeit. Unten rauschte ein Brunnen. Auf einer Bank saßen zwei ältere Mönche mit ebenholzschwarzen Bärten. Ein anderer von unbestimmbarem Alter lehnte jenen gegenüber auf einem Balkon des ersten Stockwerks, den Kopf auf die Hand gestützt. Kleine Wolken segelten am Himmel hin. Die beiden waren aufgestanden und gingen in die Kirche. Zwei andere kamen

eine Treppe herab. Auch sie hatten das lange schwarze Gewand, aber die schwarze Mütze auf ihrem Kopf war nicht so hoch und ihre Gesichter waren bartlos. In ihrem Gang war der gleiche undefinierbare Rhythmus: gleich weit von Hast und von Langsamkeit. Sie verschwanden gleichzeitig in der Kirchenthür, wie ein Segel das hinter einem Felsen verschwindet, wie ein großes unbelaushtes Thier, das durch den Wald schreitet, hinter Bäumen unsichtbar wird, nicht wie Menschen die in ein Haus treten. In der Kirche sangen halblaute Stimmen an, Psalmen zu singen, nach einer uralten Melodik. Die Stimmen hoben und senkten sich, es war etwas Endloses, gleich weit von Klage und von Lust, etwas Feierliches, das von Ewigkeit her und weit in die Ewigkeit so forttönen mochte. Ueber dem Hof aus einem offenen Fenster sang jemand die Melodie nach, von Absatz zu Absatz: eine Frauenstimme. Dies war so seltsam, es schien wie eine Einbildung. Aber es setzte wieder ein, und es war eine weibliche Stimme. Und doch wieder nicht. Das Echohafte, der völlig getreue jenem feierlichen kaum noch menschliche Klang, das Willenlose fast Bewußtlose schien nicht aus der Brust einer Frau zu kommen. Es schien, als sänge dort das Geheimnis selber, ein wesenloses Wesen. Nun schwieg es. Aus der Kirche drang mit den dunklen, weichen, tremolierenden Männerstimmen ein gemischter Duft von Wachs, Honig und Weihrauch, der wie der Geruch dieses Gesanges war. Nun fing die frauenhafte Stimme wieder an, absatzweise nachzusingen. Aber andere ähnliche Stimmen aus dem gleichen offenen Fenster, nicht weit von meinem Balkon, fielen ein, halblaut und nicht ernsthaft, es wurde ein Scherz daraus, die schöne Stimme brach ab und nun wußte ich, daß es Knaben waren. Zugleich kamen ihre Köpfe ans Fenster. Einer war darunter sanft und schön wie ein Mädchen und das blonde Haar fiel ihm über die Schultern bis an den Gürtel. Andere von den Klosterknaben standen unten im Hof und sprachen hinauf: „Der Bruder!“ riefen sie, „Der Bruder! Der Hirt! Der Hirt!“

Später kam ich dazu, wie die Brüder voneinander Abschied nahmen. Der junge Hirt stand im Licht der untergehenden Sonne, dunkel, schlank und kriegerisch; hinter ihm die Heerde und die Hunde. Er hielt in der starken dunklen Hand die kleine Hand des Knaben mit den langen Haaren. Ein Mönch im schwarzen Salar, aber ein noch junger, bartlos, ein Novize, ein zwanzigjähriger Schöner mit einem Lächeln, das um den jungen Mund und die glatten Wangen gedankenlos und eitel, aber in der Nähe der schönen dunklen Augen ergebungsvoll und wissend war, trat ins halb offene Thor. Er rief den Knaben nicht an, er winkte nur. Die Gebärde seiner erhobenen Hand war ohne Ungeduld. Er war nicht der Befehlende, er war der Uebermittler des Befehls, der Bote. Auf einen kleinen Altan über den Torweg trat ein älterer Mönch heraus, er stützte den Ellenbogen aufs Geländer, den Kopf auf die Hand und sah gelassen zu, wie der Befehl überbracht und wie er befolgt wurde. Der Novize neigte sich für ihn kaum merklich oder lächelte auch nur um ein Kleines ergebener und glänzender. Der schöne Knabe ließ die Hand des Bruders los und lief zu dem Novizen hin. Der Hirt wandte sich und ging sogleich mit großen ruhigen Schritten landein, bergab. Die Heerde, als wäre sie ein Teil von ihm, war schon in Bewegung, flutete schon die Straße hinab, eingeeengt von den Hunden. In der Kirche sangen sie stärker. Zum Dienst dieser abendlichen Stunde lagen alle in den dämmernden Capellen auf

den Knien, oder ausgestreckt auf dem Steinboden, oder in tiefer Versunkenheit stehend an dem hohen Pult lag ihr Antlitz über gekreuzten Armen auf dem heiligen Buch. In der erhabenen Gelassenheit ihres Gesanges zitterte eine nach alten Regeln gebändigte Inbrunst. Die ewigen Lichter schlangen leise in der von Weihrauch und Honig beschwerten Luft. Es vollzog sich was sich seit einem Jahrtausend Abend für Abend an der gleichen Stätte zur gleichen Stunde vollzieht. Welches stürzende Wasser ist so ehrwürdig, daß es seit zehnmal hundert Jahren den gleichen Weg rauschte? Welcher uralte Delbaum murmelt seit zehnmal hundert Jahren mit gleicher Krone im Winde? Nichts ist hier zu nennen, als das ewige Meer drunten in den Buchten und die ewigen Gipfelfronen des schneeleuchtenden Parnax unter den ewigen Sternen.

Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Thales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Sumpf vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so mußte dort ein Streifen von seinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschensphäre andere starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den Hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Thal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Thieren. Im weiten Bogen um das Kloster in dem die ewigen Lichter brannten, war der Reichtum des Klosters gelagert. Die Hunde schlugen an und die Hunde antworteten ihnen. Der Feuer waren mehr als dreißig, die Berghänge lebten von Schlafenden. Hier und da blötte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Cifaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht.

Wo der Abendstern stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnax. Dort, in der Flanke des Berges lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, das ist heute ein tausendjähriger Delwald, und Trümmer von Säulen liegen zwischen den uralten Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine unmeßbar tiefe Cisterne und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Thal wo Hirten und Heerden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die gleichen Lüfte, das gleiche Sun, das gleiche Ruhn. Ein Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht verschleiert, nicht faßbar, und auch nicht sich entziehend: genug es ist nahe. Das hesiodische Gedicht, das pindarische Gedicht schwebt gelöst in der Luft. Hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume und es ist kein Traum. Langsam tragen uns die Füße ins Kloster zurück. Ganz nahe von uns knurren große Hunde. Auf dem Altan über dem Thorweg lehnt eine Gestalt. Ein Anderer, ein Dienender, tritt seitwärts aus den Hecken hervor, dort wo die Hunde knurren. Athanasios! ruft der Mönch vom Altan, Athanasios! Er sagt es mehr als er es ruft, gelassen und sanft befehlend. Athanasios, was gibt es da? „Es sind die Gäste, die beiden Fremden, die herumgehen.“ „Gut. Gib acht auf die Hunde.“ Diese Worte sind wenige. Dieß Zwiegespräch ist klein zwischen dem Priester und dem dienenden Mann. Aber der Ton war aus den Zeiten der Patriarchen. Aus wenigen

Elementen setzt sich dies zusammen. Gelassenes Ausüben priesterlicher Herrschaft, ein sanfter Ton unwidersprochener Gewalt, Gastlichkeit, gelassen und selbstverständlich ausgeübt, das Haus, das Heiligtum, bewacht von vielen Hunden. Und dennoch, dies Un-scheinbare, diese wenigen Worte gewechselt in der Nacht, dies hat einen Rhythmus in sich, der von Ewigkeit her ist. Dies reicht zurück, dies Lebendige, wohin die uralten Oelbäume nicht reichen. Homer ist noch ungeboren und solche Worte, in diesem Ton gesprochen, gehen zwischen dem Priester und dem Knecht von Lippe zu Lippe. Fiele von einem fernen Stern nur ein unscheinbares, aber lebendiges Gebilde, der Teil einer Blume, Weniges von der Rinde eines Baumes, es wäre dies dennoch eine Botschaft, die uns durchschauert. So klang dieses Zwiegespräch. Stunde, Lust und Ort machen alles.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Rahlenberg.

35.

Das Leben in der Stadt ist unerträglich für mich. Es macht mich durchaus krank. Die Luft ist zu dick zum Atmen, alle Menschen sind gedunsen, entstellt, mit Pusteln bedeckt, nicht frei öffentlich geizig oder verrückt oder borniert wie auf dem Lande. Sie sind ein häßliches, ausgewachsenes, dünnes Spülcht; ebenso wie sie ist ihre Sprache.

Frauen sind mir das Allerunerträglichste. Wenn sie jung sind, sollten sie Kinder haben, und wenn sie alt sind, den Mund halten. Eine andere Bestimmung war ihnen nie zugedacht. Sie zirpen und gieren nach Näscherien, verdrehen und verrenken ihre Körper wie ihre Seelen um Bewunderung der Salons, die das denkbar hohleste ist. Eine Frau begehrt man — weiter nichts! Alle Anbetung und Verhimmlung kommt darauf hinaus.

Ich war eine ganze Woche lang beim Zahnarzt, der mir drei Badzähne gezogen hat. Das ist Unglück, Prinzesschen, Deins nicht! Auch Dein Kummer um mich nicht, den neide ich Dir!

Wenn Du wüßtest, wieviel genußreicher eine unglückliche Liebe ist als eine glückliche! Sie hat Dichter gemacht. Das Glück macht nur einen dicken Bauch — sonst nichts.

Und Du möchtest doch nicht dick werden, Du hast davor Angst.

Frau Liapin, Deine Freundin, war sehr drollig. Wie sie immer wieder versuchte auszuhorchen, mit Teilnahme, zärtlichster Diskretion für Dich! Ich hab sie schön abgeführt, sie glaubte mir fast, diese erdschweren, wangenplatten Seelen sind die allergläubigsten. Eigentlich schied sie schwer, seufzte lang beim Abschiednehmen. Ihr Mann ist viel älter und oft krank.

Sie hätte Dich gern betrogen, Deine liebe Freundin und Schwägerin, obgleich sie Dich süß und poetisch und so apart findet. Ich mußte alle meine Schläue aufwenden und war ritterlich und wehmütig, wie es die Gelegenheit gebot. Ich achte Liapin so sehr, und er hat eine so bewundernswerte Frau.

Geht es denn nicht doch? forschte sie herzugewinnend.

Ich pflege dann stumm die Hand zu küssen und in eiliger Verwirrung den Rückzug anzutreten. Im Andern bleibt das Gefühl geschlagen zu haben und doch nicht geschlagen zu sein. Ein Brief aus Venedig bestätigte die schwermütig-innige Note.

Du schreibst mir das Wort von Lionardo. Ich kenne es längst!

„Und Du, o Mensch, der Du durch diese meine Arbeit die wunderbaren Werke der Natur kennen lernst, wenn Du glaubst, es würde ein Verbrechen sein, den menschlichen Körper zu zerlegen, so überlege, um wieviel verbrecherischer es ist, einem Menschen das Leben zu nehmen, und wenn diese seine äußere Form Dir wunderbar gebaut scheint, so bedenke, daß sie wie nichts ist im Vergleich mit der Seele, die in diesem Bau wohnt. Denn

diese, was sie auch immer sein mag, ist Gottes Sache. Laß sie darum in seinem Wert wohnen nach seinem Willen und Wohlgefallen und laß nicht zu, daß Dein Zorn oder Deine Bosheit ein Leben zerstöre; denn wahrhaftig, wer das Leben nicht wertschätzt, verdient nicht es zu besitzen.“

Über ich bin kein Großer.

36.

Immer sich gleich bleiben, ist sehr groß. Es ist wohl, was ich am meisten bewundere. Gewisse Berufe erziehen diese Treue mehr als andere an, zum Beispiel der des Soldaten, vor allem des Seeoffiziers. Das sind männliche Berufe.

Ich kann auf den Nimbus, den ich bei Dir habe, nicht ganz verzichten, ich will nicht daß Du mich kleinlich, egoistisch und feig siehst. Bin ich's denn?

Ich habe Dich gefunden, der Besitz macht mich stolz. Oft sage ich mir, daß ich Deiner nicht würdig bin, daß ich Dein Leben verwüste und unfruchtbar mache, aber ich kann Dich nicht aufgeben. Ich stelle mir vor, daß Du Dich wieder verheiratest, wie es kommen muß, und einen Mann fändest, der Dich ganz zu schätzen weiß, der ein wirklicher Mann ist, etwa L. oder W. Ich will Dich ihm nicht lassen, ich will nicht! Ich kämpfe gegen die Anderen um Dich. Ich halte Dich bei unserm großen Glück in Italien, bei Deinem Glauben damals und der törichtten Seligkeit. Die Erinnerung stirbt so langsam, und ich lasse sie in Dir nicht sterben.

Erinnerst Du Dich, wie wir in meinem Studio Tee tranken? Ich bediente Dich, Du warst ganz eine Königin. Du errötetest, als ich neben Dir im Wagen durch die Stadt fuhr. Du wolltest sehr stolz und furchtlos sein, Dein Erröten verrät Dich doch, mein kleines Mädchen!

Die Sonne ging so wunderbar unter einen Abend über der Karstenwand. Der Himmel schien sich zu verbluten, sehr tief niederhängend, aus tausend Wundmalen rieselnd, und die Erde dünstete, hob sich, wurde purpurlila in einer letzten, durstigen Umarmung. Wir hatten Tränen in den Augen und küßten uns. Die letzten Menschen waren wir, die auf der letzten schwarzen Scholle stehn und das Meer und das Licht Hochzeit feiern sehn wie am ersten Tag. Nur des Lichtes Tagewerk ist nunmehr getan, und es wird Schweigen und Nacht sein wie vorher. Die letzten Menschen, wir, werden das Schauspiel mit anschn und der Anblick wird so erhaben sein, daß sie nicht einmal leiden. Diese Beiden werden die Wissenden, die Erlösten sein.

Wiederhole mir die Gebärde, der Eva den Apfel reichend und Adam nimmt ihn, wissend, welche Gabe des Verhängnisses er annimmt, und nimmt dennoch! Dies „dennoch“ ist das Höchste des Mannes gegenüber dem: Nimm! der gebieterischen und rätselvollen Macht des Weibes.

Wir haben auch oft gelacht und sind leichtfertig gewesen. Ich spielte die Zither. Warum schlugen dabei Deine Lider listig und lustig? Dein bewegliches Zünglein kommt und will schledern.

Du liebst süße Dinge, sehr dicke blaue Traubenbeeren, meine großen Pflirsche und Zuerbirnen. Du bist faul und schläfst lange. Abends willst Du tolle Lustigkeit, Paare, die sich drehn, Zigeunermusik, Lärm, Lachen, Blut und Rauferei. Damit endest Du am liebsten, dehnt Dich dann wohligh, gähnt und zieht ein Mäulchen: Nun ist's genug, ich will schlafen gehn.

Entzündend findest Du die Glätte und Schärfe breiter geschliffner Messerscheiden, der Knall beim Pistolenschleßen löst eine kleine, wollüstige Spannung aus.

Ich habe Dich nie geschlagen, weil Du um Schonung batest, die Weichheit in deinem Auge brach meine Härte. Ich hätte Härte wecken sollen, den Stein. Zulezt wärst Du wieder weich geworden und weich geblieben.

Einmal bissest Du mich in die Kehle, Du hattest den Wunsch dort Blut zu trinken, alles Blut von mir auszus schöpfen, und Deine Sättigung wäre herrlich, wäre höchstes Genießen gewesen. Nur dem Triebe folgest Du dabei, ohne zu wissen, was Du tatest und warum diese seltsame Neigung Dir kam? Du bist wie ein Wieselchen in der Sonne, ringelst und

strahlst Dich und läßt Dich bestrahlen. Wie ist Dir so wohl unter dem sanften Streichen, mein weißes, glattes, kaltes Meerweibchen!

Ebenso gehst Du gern ohne Kleider im Garten. Du breitest Deine Arme in die Sonne, und ich fühle, wie deine Haut braun, durchblutet und ein wenig flaumig wird unter ihren Rüffen. Du erzitterst, und Deine Brust drängt sich aufwärts. Du gehst auf den Zehenspitzen und wirfst den Kopf zurück. Deine Lippen öffnen sich wie die Fruchthälften einer erotischen und würzigen Frucht, zwischen denen die Samenkörner Deiner Zähne loden und blinken. Draußen bist Du immer froh. Die Hitze läuft in knisternden, sprühenden Wellen Deine Haare entlang.

Du bist ohne Geschlecht und ganz und gar nicht eine schenkende Geliebte. Dich befriedigt Dein Selbst, Deine eigene Leiblichkeit, Deine Unabhängigkeit und Deine Klugheit. Wozu brauchst Du einen Mann? Was willst Du von mir? Warum wähltest Du mich?

Laß mich los, Kleines, ich bin nichts für Dich! Ich bin ein alter und müder Mann, der Sehnsucht nach Ruhe, nach der Alltäglichkeit und Gleichmäßigkeit hat.

Du bist so jung garnicht, — und das macht mich noch feiger.

Du willst immer spielen. Ich müßte ganz jung sein, ein junger tapferer und tapfiger Bär, der ein wenig zu lange gehungert hat. Man müßte Dich gleich zu Anfang blutig beißen, dann wärst Du vielleicht hingebend und weich. Ich bliebe stark und lustig und gäbe nichts, ich wäre ein Mann und ein Herr.

Dies Verhältnis beabsichtigte die Natur wohl. Wir Männer sind nicht mehr stark genug, um zu nehmen und zu lachen. Deshalb gebt Ihr nicht und laßt uns weinen.

Elend ist, wer ein Weib begehrt und sie nicht besitzt. Ein blöder Feigling! Auf Eure Gefühle dabei, auf den Schaden oder auf die Folgen läme garnichts an. Wir sind rücksichtsvoll geworden und wir überlegen.

Ihr seid keine Sache mehr, sondern seid Personen, kleine, sachliche Personen, die fühlen, daß es für sie durchaus nur darauf ankommt, ihre Person, ihren Troß und Eigensinn zu verlieren, gebrochen zu werden. Ihr wollt spielen und sollt spielen!

Weil wir zu trübselig und zu schwerfällig sind, zeigt Ihr Krallen an den weichen neckischen Pfötchen, Ihr kratzt und zerfleischt.

Trotzdem seid Ihr im Recht auf der ganzen Linie! Wir sind die Schwächlinge, die Abgewichenen, die Verräter. Such Dir einen besseren Spielgefährten, Kleines, einen wirklichen König oder einen Banditen! In Korsika, auch in Sizilien und im Orient gibt's noch Männer! Der Kronenträger entspräche Deinen neurasthenischen Bedürfnissen, — unbefriedigter Zuchtwahltrieb wird Neurasthenie, — aber Ihr würdet elende Kinder haben. Der Wildling machte das besser.

Ich, wenn ich eine Frau von dreißig Jahren wäre, die das Leben begriffen hat, ich nähme mir den Pagen wie die Königin im Märchen, der jung, blond und kindlich sauber ist. Sie verstehen zu lieben die Werther, die Fridolin, die Mortimer!

Ihr sucht immer noch zuviel nach Geist, sucht die überlegene Körperlichkeit, die hitzigere Brunst! Wie anders glaubst Du, daß Franz, der Troßbub, die Adelsheid geküßt hat als sein Herr, der blasse Weißlingen? Und Ihr geht immer nach Stellung, nach Glanz und Außersichleiten. Nehmt den, der am besten liebt! Er wäre ein König, ein Dichter, ein Halbgott.

Du siehst, ich werde ganz unpersönlich, erteile uneigennützig, gute Ratschläge. Das ist verdächtig, Kleines! Verdächtige mich nicht! Ich werde dich und schwerblütig und langweilig. Dir alles Liebe, Glänzende und Unterhaltsame!

Dein Freund.

37.

Ich komme Dich zu sehen und alles wird beim Alten wieder sein. Wir gehen die alten Wege in den früheren Gärten, ich schicke Dir Blumen, warte auf Dich, liege — —

An was denke ich? An einen terrakottroten Streifen über Deinem Bein von dem elenden Anstrich meiner Wand? An einen ganz kleinen, schwarzen, runden Fleck, wie ein Schönheitspflasterchen mutwillig an einer sehr süßen, heimlichen Stelle aufgeklebt?

Je t'adore encore! Du hast immer ein wenig Furcht, daß deine Knöchel zu dir sind. Sei ruhig, Kind, alle Statuen zeigen diese starken Fesseln, die Kraft der Frau liegt in ihnen. Und Du bist sehr stark und unzerbrechlich. Das Köpfchen täuscht und der feine Halsansatz. Er gehört einer müden und sehnsüchtigen Prinzessin Maeterlinds. Aber der Triumphgesang Deines Leibes widerspricht dem sanften Heiligenschein. Sei wie Du bist, Priesterin mit Brüsten und Löwentagen, — das uralte Sphinxergleichniß!

Ich will mich ausruhen bei Dir. Von der ewigen Unrast will ich ausruhn, von den Wünschen allen, die keine Taten werden, von unnützer und anstrengender Tätigkeit, die keinen Wunsch befriedigen kann.

Nur bei Dir finde ich den Frieden, die Lösung. Ich bin froh, endlich einen Entschluß gefunden zu haben.

Im alten Hotel will ich wohnen. Du sollst oft kommen und ich lasse Dich nicht wieder weg! Alles wird sich im Guten lösen lassen, ich habe Geld genug für uns beide und baue ein Haus.

38.

Bussaco, Portugal.

Es ist das Liebesnest der portugiesischen Könige, das Schloß der zarten Abenteuer und empfindsamen Legenden. Verdeckte Gänge gibt es hier, einsame Lusthäuschen, und der Name der schönsten Herzogin schwingt und klingt mit dem Winde.

Die Königin liebt das Haus und den Wald nicht.

Eedern stehen hier, die Gedichte sind, die höchste Kraft und spinnwebfeine Zierlichkeit des Pflanzenwuchses vereinigen. Du kannst Dich schwer von ihnen losreißen, während Du im Schatten dieser mächtigen Alleen schreitest, von den Urzeiten träumst. Der Mensch war ein elendes, winziges geringfügiges Wesen, der die Art erfunden hatte und sich im Dickicht barg.

Korkeichen haben Borken wie Dickschäuter, wie Krokodile oder Elefanten, der Lorbeer wird breit und schattend wie ein Kastanienbaum, und die Farnkräuter, in ewig gleichmäßiger, feuchter Treibhauswärme, entwickeln Stämme von Obstbäumen und entsenden den Palmen gleiche Fächer. Es wirkt beinahe unheimlich, Gebilde als Urwaldungeheuer hier wieder zu sehen, die wir nur als Strauchwerk oder kriechend kannten.

Der Parabou aus Zolas Sünde des Abbé Mouret lebt auf, die Leppigkeit ersticht, lähmt und weckt alle Gelüste zu gleicher Zeit. Dieser Wald verführt, ohne sprechen zu können. Verbrechen aus Liebe würden hier begangen werden können, er müßte schreckliche und geheime Heiligtümer verbergen, wo die Alten der Tollheit der Begierde, dem Uberschäumen aller Lebensäfte eine Freistatt erlaubten.

Diese Freistatt gibt es für uns Spätlinge nicht mehr. Ich bin elender, dürstiger, frostiger denn je.

Bete für mich! Ich suche umirrend Frieden und verliere im Irrgarten den gefundenen.

U.

39.

Madrid.

Die Stadt ist traurig und vornehm und sagt mir zu. Nicht ein Farbfleck, weiße, regelmäßige Häuser, schwarzgekleidete Männer mit kurzen Mänteln und Frauen mit schwarzen Spizentüchern, in schwarzen Kleidern, die Gebetbücher in den Händen tragen.

Ein Königspalast für hunderte von Millionen erbaut, der größte und prächtigste in der Welt, und im Hof selbst, unmittelbar unter seinen tausend Fenstern und prunkvollen Portalen, wohnt die Armut, der Hunger, das hoffnungsloseste und bettelhafteste Elend. Täglich fahren der König und die junge, blonde Königin über das ausgetrodnete Flußbett des Manzanares, wo die Lumpen der Uermsten von Madrid aushängen. Unter ihren Augen halten sie ihr Mahl von einigen gerösteten Kastanien oder Eicheln, schichten kleine Feuer aus dürrn Eufalyptusblättern. Alles ist hier Vergangenheit, die Gegenwart ist ohne Ausblick, die Stätte eines niedergebrannten Scheiterhaufens. Ein zu heftiges Feuer

von Glauben, von Haß und Liebe, allen Hölle- und Himmelsleidenschaften, hat dieß Land und die Seelen seiner Bewohner verbrannt. Gebieterische und schwermütige Gespenster gehen um, Karl der Fünfte, Philipp der Zweite, die Philippine des Velasquez. — Sie frieren immer, Blutaussauger im Leben, sind sie verdammt, im Tode weiter Lebenskräfte zu lähmen. Spaniens Schicksal zeigt das Ende der Unerfättlichkeit.

Einer war, der voraussah, der die Zukunft sah, selbst in seines Staates glänzendsten Zeiten — Velasquez! Man hat diesen Mann leidenschaftslos genannt, und er ist der bitterste Hasser, der beißendste Spötter, der glühendste Liebhaber, den es gibt. Er ist ganz groß, Olympier! Goya ist böshaft und Murillo war ein sehr vornehmer, ein heiliger Erdulder und Versöhnter. Wenn Du wüßtest, wie ich unglücklich bin, wie meine Nerven, durch mein Unglück, die nervöse Ueberempfindlichkeit, leiden! Jeder dieser drei Künstler reißt mich um, reißt mich in seine Qualen, in seine Hellsichtigkeit und in seine Verzücungen mit hinein.

Verzeih, daß ich Dir von Kunst spreche! Also ich bin nicht gekommen, Du hast recht. Ich habe Dir keinen Grund, keine Entschuldigung angegeben, und Du hattest jedes vorbereitet, hattest gelogen, hattest Pläne ausgesponnen und geopfert.

Ich habe Dir sehr weh getan. Du verstehst mich nicht mehr. Du wirst mich auch nicht wieder verstehen. Verzeih mir und gieb mich jetzt nicht auf, während ich in diesem traurigen und schwarzen Lande bin, nicht!

Sieh, meine Mutter litt an religiösem Wahnsinn, zwölf Jahre lang. Ich denke oft, ich bin wahnsinnig. Die Base ist's nicht, die ist vernünftig und zielbewußt. Sie verwaltet mir das Meine zu Haus und legt jetzt auch die Gelder bei den Banken an.

So schmutzig ist das alles! Du bist reinlich und uneigensüchtig. Sei eine Heilige und verdamme mich nicht!

Ich bin viel unseiner als jeder Verdamnte und Gemarterte. In eins von diesen alten und dunklen Klöstern zu gehn, nie zu sprechen, zu fasten, die unsterblichen Kunstwerke betrachten, die den Sieg des Geistes über den Leib feiern — — Mein Herz nagelt mich hier fest. Schreibe mir nach Sevilla! Ich gehe da noch hin.

(Fortsetzung folgt.)

Hässchen in der Grube.

Im Osten wohnt der Rußenzar,
im Westen wohnt der Franze.
Die springen um den Preußenaar
in anmutsvollem Tanze.
Doch jenseit überm Uermelmeer
schlägt froh den Takt der Britte.
King Edward blüht durchs Fernrohr her.
Wir hocken in der Mitte.

Der Michel ist ein guter Mann, —
und seine Bundesbrüder?
Italien bandelt mit Marlann',
Oestreich wird täglich müder.
Der Dreibund schnarcht nach Bülow's Takt,
der Dreibund schnarcht sich selber.
King Edward den Koffer packt, —
er fährt zum Rußenkaiser.

Herr Gallières stieg in London aus;
die Freundschaft ist besiegelt.
Nach Osten wird zum Nikolaus
die Pforte uns verriegelt.
Der Michel hockt und freut sich daß
— er ist ein lieber Bube — .
Ihm macht das hübsche Spielchen Spaß,
als Hässchen in der Grube.

King Edward hält sich den Bauch,
und der ist nicht von Pappe.
Und Ruß' und Franzmann freu'n sich auch.
Nun, Michel, Freund, — berappe!
Nun, Michel, zeige Wiß und Geist!
Schon wartet ganz Europa:
Von allen Seiten eingekreist —
Wann kommt der nächste faux-pas?

J. Diot.

Dividenden-Strategie.

Wieviel Dividende wird die Phoenixgesellschaft für das Geschäftsjahr 1907/1908 verteilen? Keine wichtigere Frage scheint augenblicklich die Gemüter der Spekulanten stärker zu erregen, keine ist dem um Deutschlands Wohlstand so besorgten Börsenvölkchen in der an Ereignissen nicht reichgesegneten Sommerzeit bedeutungsvoller. Denn jeder Märrer ist oder war mindestens noch bis zum Maienende glücklicher (oder unglücklicher?) Besitzer von Phoenix-Aktien. Als die Berliner Handelsgesellschaft die Kleinen und Kleinsten innerhalb und außerhalb der Börse aus ihrem allzu hohen Effektenbestande rasch (vor dem Kursrückgang) noch mit einigen „Werten“ versorgt hatte, mußte sich ein jeder, der seinem Bankier noch kreditwürdig genug erschien, natürlich auch Phoenix-Aktien kaufen. Die sind nun mal zum beliebtesten Spielpapier avanciert; der kundige Händler weiß, daß es gleichgültig ist, auf welches Pferd er setzt. Daß eine rennt, wenn das Signal zum Kurspringen erst gegeben ist, fast so gut wie das andere. Wo der Markt aber am größten ist, die Kapitalschwachen den Effektenbesitz am leichtesten in flüssiges Geld umsetzen können, ist's am bequemsten, zu spekulieren. Als die Haufe des Herrn Fürstenberg vorüber war (die Handelsjünger lassen sich überhaupt nicht mehr in den Märkten sehen, und selbst von den Schnellbahnprojekten der U. E. G. ist's plötzlich still geworden), da begann ein heftiges Zetern. Die Hereingefallenen schimpften auf die Banken (lassen sich aber bald wieder von neuem düpierten), und besonders im Markt der Phoenix-Aktien konnte man gar bittere Worte hören. Nicht über die Berliner Handelsgesellschaft, die in diesem Falle ganz unschuldig war. Eine Reihe anderer Banken und Privatbankiers hatte (fast zwei Wochen hindurch) die Aktien verkauft; erst noch zu steigenden, dann (als die Treiberei nicht mehr zog) zu sinkenden Kursen. In ihrem Saumel achteten die Börsenleute nicht des ständigen Verkaufsandranges, fragten nicht, wie sonst, nach den Namen der Abgeber, deren Veröffentlichung also nicht so wertlos zu sein scheint, wie die in ihrem Geschäft geschädigten Ehrengerichtsleute Unwissenden erzählen. Plötzlich ward bekannt, daß die Verkäufe von Kundigen

stammten; und bald wurde in die Welt posaunt, der Phoenix werde für dieses Geschäftsjahr (daß am 30. Juni zu Ende geht) nur wesentlich geringere Dividende verteilen können. Der eine erzählt's dem andern; die Journalisten der Börsenblätter laufen zu den Emissionshäusern und fragen, ob die Neuigkeit der Wahrheit entspricht. „Ja; in diesen Tagen hat eine Aufsichtsratsitzung stattgefunden, in der festgestellt wurde, daß der Geschäftsgang schlechter ist und das Erträgnis um mehrere Prozent niedriger ausfallen wird.“ Und flugs steht's in den Zeitungen, wird von ängstlichen Aktionären gelesen und führt zu neuen Verkäufen. Ein erheblicher Kursbruch ist die Folge; aber schon sieht man, wie einige von denen, die es mit dem Verkauf besonders eilig hatten, die Ware wieder zu billigeren Preisen erwerben. Ein Börsenschwärmer, wie er hundertmal mit demselben Erfolg gemacht worden ist. Doch die Drahtzieher saßen diesmal nicht in der Burgstraße, sondern wahrscheinlich in Rheinland-Westfalen. Die Banken, die hier zu verkaufen hatten, wußten selbst wahrscheinlich nicht, warum sie den Auftrag zur Ausführung brachten (einer von den Händlern, der besonders laut war, mußte sogar von seiner Direktion schwere Vorwürfe hören, weil er nicht gleichzeitig für die Bank „gefikt“ hatte; wurde aber später für die erlittene Unbill durch die Ergebnisse der Hutkonkurrenz im Kriegsministerium würdig entschädigt).

Wann die Aufsichtsratsitzung stattgefunden hat, wie hoch die Dividende ausfallen wird, bleibt Geheimnis der „Eingeweihten“. Die Phoenixgesellschaft selbst hat bis heute überhaupt noch kein Wort zu sagen gewußt. Läßt das noch Schlimmeres deuten? Durch das Stillschweigen wuchs die Unsicherheit der Aktienbesitzer; wer weiß, so sagten die ärgsten Zweifler, ob wir überhaupt eine Dividende erhalten werden. Durch die Zeitungen wurde die Angst vermehrt. Da erinnerte man, daß der Phoenix schon im Jahre 1900/01 seine Aktionäre verhungern ließ, und daß bereits im vorigen Jahre die Verteilung der 17 Prozent starker Opposition begegnete. Schon damals hieß es, der neue „Montantrust“ (der jetzt über ein Aktienkapital von 100 Millionen Mark verfügt) sei überkapitalisiert, und während des Konjunkturrückschlages würden die Folgen nicht ausbleiben; die Erwerbung des Hörder Vereins und besonders des Nordstern sei zu teuer erfolgt,

und die zuviel bezahlte Summe müsse nun den Aktionären auch noch verzinst werden.

Manches ist hieran richtig, das meiste falsch; wer nur die Geschäftsberichte ein wenig studiert, sieht die Lücken der Beweisführung. Sicher hätte der Nordstern billiger erworben werden können, wenn man nur ein paar Jahre (bis zum Umschwung der Konjunktur) gewartet hätte. Doch glaubt jemand, der Phoenix wäre dann in der Lage gewesen, die zum Aktien-Umtausch notwendige Kapitalvermehrung vorzunehmen? Der hohe Preis beim Nordstern-erwerb kann aber nicht die Ursache des Dividendenrückganges sein. Der Phoenix gab damals für die 20 Millionen Mark Nordstern-Aktien nur ebensoviel seiner eigenen; die gleichzeitig geleistete Barzahlung (von 200%) wurde durch Ausgabe von noch 8 Millionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen, der Rest aus den Betriebsmitteln gedeckt. Die Schuldverschreibungen sind mit 4½% zu verzinsen; das höhere Erträgnis der Nordstern-Gesellschaft dürfte völlig genügen, diese Zinsen sowie die Mehrdividende auf die 8 Millionen Mark Aktien zu decken. Nicht zu vergessen ist auch, daß die Kohlenproduktion des Nordstern die Erträgnisse des Phoenix in den jetzigen Zeiten erhöht und nicht vermindert; denn gerade der Preis der Kohle hat sich trotz aller Opposition gegen die Kartellpolitik zu behaupten vermocht.

Die Fusion mit dem Hörder Verein kann ebensowenig dem Phoenix geschadet haben. Damals wurden die Aktien im Verhältnis von 1:1 getauscht und nur eine ganz kleine Barzahlung wurde gewährt. Der Phoenix hat seine Passiva hierdurch also nicht mehr erhöht; freilich wurde das Agio, das sonst bei der Ausgabe von jungen Aktien in den Reservefonds fließt, mit zur Verrechnung gebracht. Man kann überhaupt beim Phoenix bemängeln, daß die Reserven zu gering sind, daß höhere Abschreibungen auf die Nordsternwerke notwendig erscheinen. Aber man bilde sich nicht ein, daß schon deshalb, weil die schmalen Reserven eine Folge der Fusionen sind, diese Fusionen selbst

dem Phoenix zum Nachteil gereichen. Auch der Hörder Verein kann nur von Nutzen sein, da er dem Phoenix Roheisen und Halbzeug brachte, die von allen Eisensorten unter dem Konjunkturrückgang am wenigsten gelitten haben. Wären die Fusionen nicht zustande gekommen, so würde der Phoenix durch den jetzigen Rückschlag noch weit mehr zu leiden haben. Wenn die Erträgnisse des Phoenix erheblicher sinken werden als diejenigen der meisten übrigen großen Montanwerke, so liegt das daran, daß die Herstellung der feineren Eisensfabrikate (Stabeisen, Walzdraht usw.) beim Phoenix eine zu große Rolle spielt; eine viel größere als z. B. beim Bochumer Verein, der durch Halbzeug und Schienenproduktion mit weit kleineren Preisrückgängen zu rechnen hat. Vor der Fusion mit dem Hörder Verein und den Nordsternzechen war die Abhängigkeit vom Markte der sogenannten Produkte B (des Stahlwerkverbandes) noch viel beträchtlicher als jetzt. Ich glaube daher noch nicht einmal daran, daß der Phoenix diese Krisis so schwer überstehen wird. Eine stärkere Ermäßigung der Dividende als beim Bochumer Verein, der Laurahütte usw. wird sicherlich eintreten, aber mir scheinen so wesentliche Ermäßigungen unwahrscheinlich, wie sie die immer von Uebertreibungen lebende Börse jetzt in die Welt hinausposaunen läßt. Auch das Schweigen der Verwaltung ist gerade so verständlicher. Man bedenke, daß im vorigen Jahre, als die Aufsichtsratsmitglieder ihren Aktienbesitz verkaufen wollten, eine künstlich erhöhte Dividende gezahlt wurde. Jetzt scheint man das Bestreben zu haben, die allmählich veräußerten Bestände zu möglichst niedrigem Kurse zurück zu erwerben. Darum ist es begreiflich, wenn die Verwaltung eine Schätzung der Dividende jetzt nicht abgeben kann; deren Höhe wird eben davon abhängen, ob bis zum September der Kurs schon so weit gewichen ist, wie ihn der Aufsichtsrat sich wünscht. Ist der Rücklauf aber bis dahin nicht gelungen, so wird man durch eine stärkere Dividendenherabsetzung dem Wunsche nachzuhelfen wissen. Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Pennestraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fekl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rasael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsversehrer und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Gabel G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Gentzsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 26

Abonnement vierteljährlich 6 Mark
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

26. Juni 1908

An unsere Leser.

Mit dem ersten Juli tritt der „Morgen“ in sein zweites Jahr. Seine Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die Auswahl aus der fast unermesslichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde, ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen Blättern finden. Daß die Litteratur mit dem Besten, was uns zugänglich gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs ausdrücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwasser wird der „Morgen“ auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, daß wir die in dumpfer Stagnation abseits liegenden Sümpfe überzeugungstreuer, doch myopischer Gesinnungstüchtigkeit auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen sind.

Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsere Absicht, verzögert, wird in diesen Wochen endlich aber erfolgen können. Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zähesten Willen zur Einhaltung des Ostertermins mit Erfolg getrogt.

Wer mit uns weiter wandern will, soll uns willkommen sein.

Der Verlag.

Die Schriftleitung.

Politisches von der Bagdadbahn.

Von Dr. M. Wiedemann.

In meinen an dieser Stelle veröffentlichten Ausführungen über die Zukunft der Bagdadbahn*) behandelte ich zunächst vorwiegend die wirtschaftliche Seite der Frage; heute erübrigt es sich noch, die politischen Folgen kurz zu betrachten, die sich an eine Heranziehung des englischen Kapitals zum Bau der Bagdadbahn im Rahmen meiner Vorschläge knüpfen könnten. Auch möchte ich mein im ersten Artikel über den Hafen von Mersina ausgesprochenes Urteil noch ergänzen, um darzutun, daß für unsere Kulturarbeit in Mesopotamien Mersina in erster Linie als Rüstungspunkt in Betracht kommt.

In politischer Hinsicht wird die Ausführung des von mir im ersten Artikel erläuterten und auch von anderer Seite schon empfohlenen Planes allerdings gewisse Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, die teils die Stellung Deutschlands im Zweistromlande, teils die Machtstellung der Türkei selbst berühren werden; nur sind sie nicht von so großem Belang, daß ihretwegen auf die gesonderte Behandlung der Strecke Bagra—Bagdad verzichtet werden müßte.

Wie groß das Ansehen Deutschlands in Nord-Syrien und Mesopotamien bei Armeniern und Türken, bei Kurden und Arabern, wie sehr alle Bevölkerungsschichten dort Deutschland als die treibende Kraft beim Ausbau der Bagdadbahn betrachten, konnte ich während meiner im vorigen Artikel erwähnten Reise vor fünf Jahren deutlich erkennen.

Schon in Mersina, als wir während einer Wanderung durch das Städtchen uns mit einem Einwohner in ein Gespräch einließen, war die erste Frage, die an uns gestellt wurde: „Wann wird Deutschland die Bagdadbahn ausbauen?“ Bei den Unterhaltungen, die wir jenseits Aleppo während unseres langen Rittes bis Mossul mit

*) Jener Artikel („Was wird aus der Bagdadbahn?“) ist, gleich dem vorliegenden, wie einmal schon bemerkt, im Januar d. J. niedergeschrieben worden. Die Vorgänge der letzten Wochen auf dem politischen Schachbrette Europas — die Zusammenkunft König Eduards mit dem Kaiser von Rußland und anderes mehr — haben mich in meiner Ansicht bestärkt, daß England mit seiner Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber ein ganz bestimmtes Ziel verfolgt. Und zwar möchte ich, gleich Dr. Paul Rohrbach, als treibendes Element in dieser Politik die Absicht Englands erkennen, zu gelegener Zeit, d. h. wenn die Front gegen Deutschland geschlossen ist, mit gewissen Forderungen bezüglich des südlichen Teils der Bagdadbahn an die Türkei heranzutreten — und damit gleichzeitig auch die Pläne Deutschlands zu stören; denn dort in jenem „Wetterwinkel am Persischen Golf“, wie ich jene Gebiete vor zwei Jahren einmal genannt, fühlt sich England, trotz der beruhigenden Versicherungen der englischen Minister, in seiner Stellung nicht sicher, solange die Bagdadbahn, ohne daß die englische Regierung ein Wort mitzureden hätte, vom Norden her dem Persischen Golfe näherrückt. — Mein Vorschlag nun, England den südlichen Teil der Bagdadbahn zum Ausbau zu überlassen, besagt kurz gefaßt das eine, daß wir, mit Rücksicht auf die gesamte Lage unserer auswärtigen Politik, gut täten, in puncto Bagdadbahn, die nun einmal ganz erklärlicherweise, je weiter der Bahnbau fortschreitet, um so stärker als schweres Hemmnis der ägyptisch-indischen Politik Englands hervortritt, uns zu einer Verständigung auf freien Füßen entschließen, nicht aber warten, bis uns diese Verständigung von England — aufgebrängt wird.

Wdn.

türkischen Beamten, mit Armeniern in Urfa, mit angesehenen Kurdenführern und mit den Scheichs nomadisierender Schamar-Araber führten, bildete die Bagdadbahn das wichtigste und interessanteste Thema.

Die Kurden und Araber sahen dem Nahen der Bahn nicht gerade mit sonderlicher Freude entgegen, denn sie ahnten, daß mit der Eröffnung der Bahn ein strammereß Regiment einziehen würde, und daß es dann mit dem fröhlichen Räuberleben ein Ende haben würde; aber sie sahen doch auch ein, wenigstens taten sie uns gegenüber so, daß der Bahnbau dem Lande Vorteile bringen würde, die auch für sie von Nutzen werden könnten.

Ohne Einschränkung freudig begrüßt wurde der Bahnbau von den Armeniern, überhaupt von allen Kaufleuten. Die türkischen Beamten äußerten sich, wie nicht anders zu erwarten, durchgängig befriedigt über das Bahnprojekt.

Alle aber — gleichviel ob Christen oder Mohammedaner — sprachen stets in Ehrfurcht von der Person des Deutschen Kaisers, vom mächtigen Freunde des Sultans. Unser schwarz-weiß-rotes Fähnlein, das wir auf unseren Zelten neben der türkischen Fahne flattern ließen, war ein guter Freipaß für uns und fand allwärts gebührende Beachtung, gleichviel ob wir vor den alterstgrauen Mauern von Weranschehir, dem Hauptquartiere des Kurdenchefs Ibrahim Pascha, rasteten oder neben dem Lager eines Araberstammes unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

Südllich von Mossul, in Bagdad und Bassra, spürt man deutlich, daß man sich in der englischen „Interessensphäre“ befindet. Der englische Resident in Bagdad, für den am Ufer des Tigris ein stattlicher Palast errichtet worden ist, reitet mit seiner Schar indischer Lanzenreiter augenscheinlich mit einem gewissen Selbstbewußtsein durch die Straßen der alten Kalifenstadt. In den Straßen von Bagdad hört man neben den Landessprachen Arabisch, Türkisch, Persisch nur noch Englisch. Das Französische, das in Mossul, dank der Tätigkeit der französischen Franziskanermision, als Hilfsprache im Verkehr mit der Bevölkerung noch benutzt wird, ist in Bagdad verschwunden.

Vor Jahresfrist etwa wurde aus Bagdad gemeldet, daß am Tigris bei Bagdad eine Kaianlage mit Hebeltran für Kosten der türkischen Verwaltung „auf Wunsch der englischen Regierung“ hergerichtet werden sollte. — Als in der Nähe von Bagdad vor zwei Jahren Araber am rechten Ufer des Tigris ihre üblichen Räubereien veranstalteten, erschien ganz unerwartet ein englisches Flußkanonenboot, um die Uebeltäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Das sind alles so kleine Anzeichen dafür, wie England, für die übrige Welt draußen kaum auffällig, am Tigris sich einzurichten sucht. Die „Integrität“ des türkischen Reiches beabsichtigt England dort unten am Tigris gewiß nicht zu verletzen; aber es wünscht, Ordnung geschaffen zu sehen im Hinblick auf die weitausschauenden Pläne, die englische Wasserbauingenieur und Kapitalisten zwecks Ausdehnung und Verbesserung der Bewässerungsanlagen am Tigris und Euphrat verfolgen. Unterzieht sich die türkische Landesregierung der Aufgabe, die räuberischen Araberstämme in ihre Grenzen zu weisen, hält sie Ordnung im Lande, dann wird England ohne Grund die Machtmittel seines Residenten in Bagdad wohl nicht verstärken. Die Gefahr für die „Integrität“ des türkischen Reiches am unteren Euphrat und Tigris liegt weniger in der

Expansionslust Englands als in der Untätigkeit und Lässigkeit der türkischen Regierung, die aber zu einem guten Teile darauf zurückzuführen sind, daß der Türkei in jenen Gegenden jede Möglichkeit fehlt, mit Hilfe moderner Verkehrsmittel ihre Stellung dort zu befestigen. Die Bagdadbahn soll sie hierzu in den Stand setzen.

Da aber ist man natürlich auch in England vollkommen im Klaren; im Hinblick auf die am Persischen Golf zu verteidigenden wichtigen Interessen der englischen Politik sträubt man sich daher, ohne weiteres die Hand dazu zu bieten, die Machtstellung der Türkei in den an den Persischen Golf angrenzenden Gebieten mit Hilfe von Bahnbauten zu verstärken. Andererseits lassen sich die großen und bedeutsamen Projekte der englischen Unternehmerkreise, die auf die Erschließung weiter Landstriche in Süd-Mesopotamien für die Baumwollkultur hinzielen, nur mit Hilfe der Bahn Bassra-Bagdad verwirklichen. Die Bahn muß also gebaut werden, es sei denn, daß man von englischer Seite auf die Kulturpläne verzichtet. Die Verhandlungen des früher in ägyptischen Diensten tätig gewesenem Wasserbauingenieurs Sir Willcox mit dem Sultan, sowie neuere Berichte über Pläne des Sultans, in seinen Domänen die Bewässerungsanlagen — mit englischer Hilfe — zu erweitern, deuten darauf hin, daß Sir Willcox auf die Durchführung seines Projekts keineswegs verzichtet. Da er in engster Fühlung mit dem diplomatischen Vertreter Englands in Konstantinopel vorgeht, so haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die englische Regierung die von Sir Willcox in Süd-Mesopotamien geplanten Arbeiten unterstützen wird. Hierzu wird sie aber in erster Linie der Bahn benötigen, die das neu zu erschließende Kulturland mit der See in Verbindung bringen soll; sie wird also im Interesse ihrer eigenen Pläne notgedrungen an die Herstellung der Strecke Bassra-Bagdad herantreten müssen. Dieses Moment sollte die türkische Regierung bei ihren weiteren Verhandlungen nicht unberücksichtigt lassen. Auch England hat ein Interesse daran, daß der Bahnbau in Süd-Mesopotamien gefördert wird; nur wünscht es, die hierauf gerichteten Bestrebungen in Einklang mit seinen Interessen am Persischen Golf gebracht zu sehen. Das ist der springende Punkt! Wird die Südstrecke Bassra-Bagdad mit Hilfe englischen Geldes gebaut, dann wird sich die türkische Regierung wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sich England für seine Dienste gewisse Konzessionen wirtschaftlicher oder politischer Natur wird herausholen wollen; aber Sache der türkischen Diplomatie wird es sein, hierbei nicht weiter zu gehen, als es das Interesse der Türkei zuläßt.

Und nun Deutschland! In wie weit wird seine Stellung in Mesopotamien durch die Ueberweisung der Strecke Bassra-Bagdad an englische Unternehmer beeinflusst werden können? Am Unterlaufe des Euphrat und Tigris, südlich von Bagdad, wird man wohl hier und da den Kopf schütteln über die Nachgiebigkeit der deutschen Vertreter im Bagdadbahn-Konsortium, wenn man erfährt, daß englische Kapitalisten auf der Strecke Bassra-Bagdad einrücken; aber für Deutschlands politisches Ansehen in Nord-Syrien und Mesopotamien wird es schließlich nichts verschlagen, ob man sich auf den Bazaren in Bagdad und Bassra über die „Nachgiebigkeit“ Deutschlands mißliebig äußert, denn im Norden Mesopotamiens liegen die Gebiete, in denen Deutschland am raschesten und sichersten auf Erfolge in wirtschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht rechnen können. Daher sollten wir unbedenklich das Stück Einfluß, das wir durch Betelli-

gung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad etwa erlangen könnten, preisgeben zugunsten einer festen, von England ganz unabhängigen Stellung auf der mittleren Teilstrecke der Bagdadbahn zwischen Bagdad, Mossul und Mersina.

Wollten wir den Plan einer Beteiligung am Ausbau dieser Strecke, wie in einem Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung“ empfohlen worden ist, aufgeben und uns nur auf die Herstellung der Bahnverbindung zwischen Bulgurlu und Aleppo beschränken, um auf diese Weise die „Lücke“ zwischen dem kleinasiatischen Bahnnetz und der heute schon von Aleppo bis Damaskus, dem Ausgangspunkte der großen Hedjassbahn, reichenden Bahnlinie „auszufüllen“, dann würden wir hierdurch eine Nachgiebigkeit England gegenüber bekunden, die allerdings unser politisches Ansehen auch über Mesopotamien hinaus schwer schädigen würde. Zum mindesten muß also das deutsche Kapital alles daransetzen, um sich seinen Anteil am Ausbau der mittleren Teilstrecke der Bahn bis Bagdad zu sichern.

Nur so gewinnen wir die Möglichkeit, aus dem Aufblühen der zwischen Aleppo und Mossul gelegenen Landschaften Nutzen zu ziehen, die keineswegs so wertlos sind, wie der oben erwähnte Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung“ glauben machen will, die vielmehr für die Ausdehnung des Ackerbaues (auch des Baumwollanbaues), der Rindvieh- und Pferdezucht an vielen Stellen günstige Verhältnisse aufweisen, und die für die Stärkung unseres handelspolitischen Einflusses insofern besondere Vorteile bieten, als dort in den drei wichtigsten Städten — Aleppo, Urfa und Mossul — angesehene Handelshäuser bestehen, deren christlich-armenische Leiter sofort bereit wären, bei der Erweiterung des deutschen Handels behilflich zu sein. Steht doch der deutsche Name in diesen Kreisen in besonders hohem Ansehen, seit deutsche Mildtätigkeit es sich zur Aufgabe gestellt, die traurigen Folgen der furchtbaren Christenmassakres, die sich in den 90er Jahren (verg. Jahrh.) im Gebiete von Urfa ereigneten, zu mildern und zu beseitigen.

Gegen den Vorschlag, am Ausbau der Teilstrecke Mersina—Kilis (Aleppo)—Mossul—Bagdad festzuhalten, könnte allenfalls geltend gemacht werden, daß die Unsicherheit im Lande, die jetzt durch das Räuberunwesen der Kurden und durch die Kämpfe zwischen Kurden und Arabern immer von neuem genährt wird, ein Aufblühen jener Gebiete stets verhindert werden würde. Aber diesem Bedenken gegenüber wäre entgegenzuhalten, daß mit dem Bahnbau, wie in anderen ähnlich gearteten Fällen, bessere, ruhigere Zustände eintreten werden, die ganz naturgemäß auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe fördernd werden einwirken müssen. —

Sprechen somit wirtschaftliche und politische Momente dafür, daß es im Interesse unseres am Bagdadbahnbau beteiligten Kapitals ratsam wäre, wenn wir uns auf Grund des hier näher besprochenen Planes mit England verständigten, so kommt noch ein weiterer Umstand hinzu, der für eine tatkräftige Beteiligung Deutschlands an den Erschließungsarbeiten in den Ländern nördlich von Bagdad, selbst auf Kosten einer geringen Einbuße an Einfluß in Süd-Mesopotamien, anzuführen wäre.

Seit Jahren schon verkehren die Dampfer der deutschen Levantelinie (Hamburg) in den Häfen von Syrien und Klein-Asien; uns stehen also deutsche Dampfer für den Waren- und Personenverkehr zur Verfügung, die jederzeit in Mersina

helfend eingreifen können, sobald auch der deutsche Handelsverkehr im Hafen von Mersina durch die Eröffnung der bis Bagdad reichenden mittleren Teilstrecke an Ausdehnung gewonnen haben wird.

Mersina eignet sich schon allein seiner geographischen Lage wegen, weil der Hafen von unseren deutschen Heimathäfen aus leicht zu erreichen ist, weit eher zum Rüstestützpunkte für unsere Kulturarbeit in Mesopotamien, als die südlichen Endpunkte der Bagdadbahn Bassra oder Roweit. — Wohl läßt die Hamburg-Amerika-Linie seit dem Sommer 1906 ihre Dampfer regelmäßig die wichtigeren Häfen am Persischen Golf anlaufen; aber „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“. Eine deutsche Dampferlinie im Persischen Golf schafft noch keinen deutschen Handel — in Persien nicht, weil dort Rußland und England, sonderlich seit dem im Herbst vergangenen Jahres abgeschlossenen Abkommen, den Markt fast vollständig beherrschen, und auch aus rein geographischen Gründen in Zukunft weiter beherrschen werden; — und in Mesopotamien nicht, weil dem deutschen Handel dort noch die nötigen Stützpunkte und Verbindungen fehlen.

Nach Eröffnung der Südstrecke Bassra—Bagdad wird zwar auch der deutsche Handel in jenen Gegenden sich ausdehnen, ob aber je in dem Maße, daß sich die Aufrechterhaltung eines regelmäßigen Verkehrs deutscher Dampfer im Persischen Golf lohnen würde, erscheint zweifelhaft. In Persien — ich erinnere an den Durchgangsverkehr über Bassra—Bagdad nach West-Persien — sind unserem Handel gewisse, durch die geographische Lage des Marktes bedingte Grenzen gezogen, die sich auch durch Bankgründungen und sonstige künstliche Hilfsmittel nicht beseitigen lassen. Die Aufnahmefähigkeit des Mesopotamischen Marktes wird sich erst im Laufe vieler Jahre nach Eröffnung der Südstrecke allmählich heben; Jahre können also vergehen, bis der deutsche Handel eine gegen heute nennenswerte Ausdehnung gewinnen und den deutschen Schiffen genügend zu tun geben wird.

Auch in Nord-Syrien und -Mesopotamien wird es Zeit — und Geld kosten, bis sich die Produktionstätigkeit des Landes so gehoben haben wird, daß auch der Handel in größerem Umfange aus den veränderten Verhältnissen wird Nutzen ziehen können. Aber dort wird der deutsche Handel leichter vorwärts kommen als in Mesopotamien; dort brauchen wir keine neue deutsche Schifffahrtslinie zu schaffen. Sie ist schon vorhanden — und wird zu geeigneter Zeit in Mersina gute Dienste leisten, sobald nur erst die mittlere Teilstrecke der Bagdadbahn, nach Durchquerung der zilizischen Ebene, über das Amanusgebirge hinaus bis in die fruchtbaren Gebiete jenseits des Euphrat und weiter östlich bis nach Mossul vorgebracht sein wird. —

Um einer raschen Förderung des Bagdadbahnunternehmens willen erscheint es aus den oben angeführten Gründen wünschenswert, wenn man sich in den beteiligten Kreisen zu einer Arbeitsteilung entschließen wollte — im Bahnbau, wie auch auf anderen Gebieten. Der bestehenden Bahnbaugesellschaft bleibt ein genügend großes, ein gewaltiges Arbeitsfeld, wenn sie längs der kleinasiatischen Bahnen und weiter im Osten in Nord-Mesopotamien, mit dem Fortschreiten des Bahnbaues bis nach Bagdad hin, für die Erschließung und Kultivierung des Landes sorgt. Davon getrennt kann England die Strecke Bassra—Bagdad übernehmen und dort im Süden das Kulturwerk

weiter fortsetzen, daß die Bagdadbahngesellschaft unter Führung der deutschen Kapitalgruppe im Norden durchführt.

Eine reinliche Scheidung! Sie wird zur Folge haben, daß endlich die unsinnige Legende von den „politischen“ Plänen Deutschlands im Zweistromlande verschwindet, und sie wird den Rattenkönig von Plänen und Vorschlägen, von diplomatischen Zügen und Gegenzügen beseitigen, der während der letzten Jahre den Bahnbau vollkommen ins Stocken gebracht hat. Ist erst die Arbeitsteilung auf der hier angedeuteten Grundlage geschaffen, dann ist auch der Weg frei zur Vollendung des gewaltigen Werkes.

Gattung und Individuum. Ein Denkfehler der Menschheit.

Von Julius Hart.

Es ist eine allbekannte und unwiderlegliche Tatsache, daß die Gattung das Individuum überlebt

Diese Behauptung, dieser Satz gehört zweifellos zu den Aussprüchen, die wir in jedem Augenblick hören können, die ganz unbeanstandet, wie etwas Selbstverständliches von Mund zu Mund weitergegeben werden. Und wir reden's nicht nur so dahin im Gespräch und im mündlichen Disput, wobei wir nicht besonders acht geben auf die Klarheit und Schärfe unserer Ausdrucksweise — sondern es steht auch so gedruckt in tausend und abertausend Büchern. Wörtlich, wortähnlich oder dem Sinne nach findet sich diese Behauptung bei unseren erleuchtetsten Geistern und reifsten Denkern — und die Philosophen wie die Wissenschaftler aus allen verschiedenen Gebieten haben sie zu allen Zeiten wie ein Unwiderlegliches und Selbstverständliches geglaubt und niedergeschrieben.

Ja, zweifellos spricht dieser Satz eine Grundidee unseres menschheitlichen Denkens aus — und er steht da als eine ehrwürdige uralte Säule unserer Weltanschauung. Der Fassung, daß die Gattung das Individuum überlebt, entspricht die andere, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, von ihr hervorgebracht oder erzeugt wird. Ursprünglich werden Gattung und Art als das durch und durch Konstante, ganz und gar Unveränderlich-Unvergängliche gerade dem in jedem Augenblick sich verändernden, rasch vergänglichen und flüchtigen Individuum entgegengesetzt. Und wenn die neue Naturwissenschaft auch vor allem darin wurzelt, daß sie die alte Lehre von der Konstanz der Arten beseitigte, so spricht doch auch sie noch immer in einem fort den Satz aus, daß die Gattung das Individuum überlebt oder erzeugt, und sie bezweifelt nicht, daß jedenfalls die Gattung eine vergleichslos größere Konstanz und Unveränderlichkeit besitzt als das Individuum, dieses an Dauer und Beständigkeit weit übertrifft.

Für unsere Religionen, Philosophien und Wissenschaften, unsere Staats- und Gesellschaftslehre, für Moralisten wie Politiker gilt als geradezu klassische Ueberzeugung von jeher dieser Glaube, daß die Gattung etwas ungleich Höheres, Wert- und Bedeutungsvolleres ausmacht als das Individuum, und der tragende Gedanke hier besteht eben darin, daß sich das Individuum deshalb der Gattung unterwerfen und dienstbar fühlen soll. Wie wir den Satz, daß die Gattung das Individuum überlebt, anstandslos passieren lassen, so scheint uns auch die Behauptung völlig klar einleuchtend und selbstverständlich zu sein, daß das Individuum nur erst durch die Gattung existiert und allein in und durch die Gattung zu leben vermag.

„Man spricht oft, selbst in Kreisen, in denen man keine Metaphysik treibt, von Absichten der Natur, die darauf ausgehen, die Gattung auf Kosten des Individuums zu erhalten. Man beruft sich dafür auf die Tatsache, daß die Gattung das Individuum überlebt“ So lese ich zufällig gerade in einer Abhandlung des ausgezeichneten Physiologen Elias Metschnikoff vom Institut Pasteur zu Paris. Und es ist wichtig, diesen Satz, so wie er dasteht, scharf ins Auge zu fassen. In der Tat steht eigentlich weit mehr noch als die Metaphysik unsere Naturwissenschaft, mehr als der Teleologe der Mechaniker in der Gattung ein Naturwesentliches, ein Naturprodukt, ein Natürlich-Erscheinendes, an dessen Erhaltung der Natur selber mehr gelegen ist als an der Erhaltung des Individuums

Es muß wohl etwas wie ein Schleier der Maya sein, der unsere Sinne umhüllt, wenn wir solche Behauptungen aufstellen und niederschreiben. Wir glauben, eine Tatsache auszusprechen, wir halten es für etwas unwiderleglich Wirkliches, für ein Geschehen der Natur, daß die Gattung das Individuum überlebt — unsere Ideallehre steht in dem Urtlichen ein Mehr, ein Höheres und Vollkommneres als im Individuellen.

Dieser Gedanke scheint uns vollkommen klar und einleuchtend zu sein. Doch in Wahrheit steckt in diesen Worten ein sinnloses Abstrakadabra. Sie umhüllen und versirren uns wie in einem Nebel, daß wir ziellos und ratlos in einem Kreise umhergehen. Wir glauben, etwas Wertvolles und Bedeutendes gesagt zu haben, und wir haben überhaupt gar nichts gesagt. Wir haben Worte gebildet, die unser spotten, die, wenn wir sie fassen und halten wollen, wie ein Dampf zwischen den Fingern zerrinnen. Der Gedanke, daß die Gattung etwas Höheres bilde als das Individuum, ist nichts als eine reine und vollkommene Absurdität, und er findet wohl nur deshalb so leicht Zustimmung, weil weder der Sprechende noch der Zuhörende so recht wissen, was damit eigentlich gemeint ist. Und es hat vielleicht wohl gar keinen Lebenswert, über den Sinn derartiger Ideen weiter nachzudenken, weil die menschliche Natur von vornherein ihre Wege geht, und dabei um solche Ideenbildungen sich gar nicht zu kümmern braucht. Denn bei der kritischen Betrachtung muß sich gerade deutlich zeigen, daß der Behauptung von dem Leben der Gattung über das Individuum hinaus keine Tatsache entspricht, daß durch sie nur gar keine Wirklichkeit zum Ausdruck kommt.

Als von einer Grundidee unserer herrschenden Weltanschauung wird unser ganzes Dasein bestimmt von der Annahme, daß die Gattung von einem unendlich höheren Werte sei als das Individuum. Unsere Ideallehren, unsere Idealforderungen gehen wesentlich mit aus von dieser Voraussetzung, die uns eine unbestreitbare Tatsache zu sein scheint. Doch in dieser Annahme steckt ein grober nativer Denkfehler. Oder sagen wir statt Denkfehler noch besser ein Anschauungsfehler, eine Schwäche des Sehens, ein Mangel der Auffassung. Diese Grundidee der Menschheit ist nichts als der Ausdruck einer Unklarheit und Verwirrung, und sie bringt heillos etwas durcheinander, sie verwechselt und vertauscht unablässig zwei „Gesichte“ miteinander, die nur gerade nicht miteinander verwechselt, nicht durcheinander gebracht werden dürfen. Unsere Anschauungen und Ideen, die wir uns von der Welt gebildet haben, beruhen auf einer Trübung und Irreführung. An den Wurzeln unseres Geisteslebens wohnt ein Zerstörer, der Baum unserer Weltanschauung leidet an einer Vergiftung, und unser Denken und Handeln muß vielfach unfruchtbar bleiben, ist ein Säen unter Dornen und Disteln, ein zwecklos Mühen und Arbeiten, da wir seit Jahrtausenden Ideen und Idealen nachjagen, hinter denen in Wahrheit nur eine Absurdität steckt, und nur weil

sie etwas unsinnig Absurdes sind, müßte diese Menschheit von jeher darüber klagen, daß ihre Ideen und Ideale sich nicht verwirklichen lassen. Uns geht im allgemeinen die klare Einsicht, das Bewußtsein dafür ab, daß wir mit dem Satze von dem Ueberleben des Individuums durch die Gattung schlechthin nur etwas Unfaßlich-Nebelhaftes, Inhaltsleeres aussprechen, das Bewußtsein für die Verwechslung, den Denk- und Sehfehler, den wir damit begehen. Indem wir uns über die Verwirrung und Vertauschung, die hier vorliegt, klar werden, die Irrtumsquelle entdecken, sind wir vielleicht auf dem Wege dazu, daß wir die Welt und Natur anders sehen und begreifen als der bisherige Mensch.

In dem großen ersten Briefe Schillers an Goethe, der an der Spitze des Briefwechsels der beiden Dichter steht, unterscheidet jener zwischen dem intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und dem spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, und es kann „keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht“. Schiller sagt freilich, „beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben“, und sein ganzes Interesse, seine Tendenz ist darauf gerichtet, will darlegen, daß der spekulative und der intuitive Geist einander auf halbem Wege begegnen, sich gegenseitig verbinden und befruchten sollen. Kurz und gut. Schiller vertritt die bekannte alte Idealforderung, die Gegensätze, die von dem üblichen Denken als unüberwindlich gesetzt werden, dennoch zu überwinden.

Dem soll nun aber gerade eine andere Auffassung entgegengeworfen werden. Nein, Intuition und Spekulation sollen sich nicht auf halbem Wege entgegenkommen, nicht sich verbinden, nicht eins ins andere überfließen. Darin soll eben die Schwäche und Verwirrung unserer herrschenden Erkenntnislehre gesehen werden, daß sie unablässig so das Intuitive und Spekulative zu vereinigen und ineinanderzubringen suchte. Wir wollen vielmehr den intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und den spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, rein und sauber auseinander halten, und die verschiedenen Gesichte, die sie uns zeigen, nicht durcheinander gehen lassen.

Wer und was ist nun dieser intuitive Geist, von dem Schiller redet? Nicht anders, als unsere ursprüngliche naive, natürliche, durch und durch sinnliche Anschauung, für welche alles in der Natur rein bildmäßig existiert, als eine Erscheinung dasteht. Für dieses unser unmittelbares, natürliches Sehen gibt es allerdings nur Individuen, nur einzelne Dinge, und es gibt nichts, was nicht etwas rein Individuelles wäre. Und all diese einzelnen Dinge sind voneinander verschieden, und unter den Myriaden Dingen gibt es nicht zwei Dinge, die sich gleichen. Die lebendigen Individuen bringen immer wieder nur Individuen hervor, und alles, was lebt, ist ein Individuell-Lebendiges.

Wer und was ist nun der spekulative Geist? Dieses ursprünglich-natürliche Bildsehen macht gerade nicht seine Funktion aus. Er denkt, sagen wir. Er denkt in Abstraktion. Er bildet Begriffe. Er hat es nur mit Gattungen und Arten zu tun.

Wir Menschen besitzen eine Fähigkeit des Abstrahierens, vermittels derer wir eine Umgestaltung und Umformung an jener Welt der sinnlichen Bilder und Erscheinungen vornehmen, und wir setzen zum Zwecke einer gedanklichen Weltbetrachtung jene Natur unserer Intuition in eine begriffliche Verstandeswelt um. Wir wollen die Individuen begreifen, verbegrifflichen, logifizieren. Das heißt, wir machen uns blind gegen die unendliche individuelle Verschiedenheit der Welt Dinge, wir kümmern uns nicht um diese

Mannigfaltigkeit, die kein Ding dem andern gleich sein läßt, wir ziehen gleichsam einen Schleier über die Sinnlichkeiten, wir setzen dem natürlich-intuitiven Sehen eine Grenze. Unter den verschiedenen Naturdingen befinden sich immer wieder solche Dinge, die unter sich mehr Ähnlichkeit besitzen, und unter diesem Gesichtspunkte größerer und geringerer Ähnlichkeiten vermögen wir die Naturdinge stufenweise in gradmäßiger Steigerung aufzufassen, von einander abzuondern. Verschiedene Dinge, die jedoch unter sich, mit Hinblick auf andere, besonders ähnlich sind, stellen wir gedanklich zusammen, — achten nur auf die hervorstechenden Merkmale, die charakteristischen Bilder, in denen sie übereinstimmen, und sehen ganz davon ab, abstrahieren davon, wir denken es gleichsam weg, daß die Naturindividuen außer diesen verhältnismäßig wenigen Ähnlichkeitsmerkmalen noch unendlich viel mehr andere Sinnlichkeiten an sich tragen, wir sehen auch davon ab, daß diese Ähnlichkeitsmerkmale bei den verschiedenen einzelnen Dingen doch immer wieder voneinander abweichen. Wir müssen den Schleier um die Sinnlichkeiten weben, und wir wollen diese nur gleichsam wie in Umrissen, in einer allgemeinen Form erblicken. Kraft unseres Vermögens der Abstraktion vermögen wir die einzelnen Dinge gruppenweise zusammenzufassen, in bald größeren und kleineren Gruppen, und indem wir nicht auf die unendliche individuelle Mannigfaltigkeit, sondern nur allein auf das achten, was größere Dinge unter sich allgemein ähnlich erscheinen läßt, konstruieren wir uns Gattungen, Arten, Familien, Ordnungen.

Der intuitive Geist hat es nur mit Individuen, der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Wir besitzen zwei Weltgesichte, — zwei Weltauffassungen. Die Welt unseres spekulativ-abstrakten Denkens, unserer Begrifflichkeiten, der Erkenntnis von Gattungen und Arten, ist eine andere Welt, als die unseres nativen, natürlich unmittelbaren Sehens. Je mehr wir diesem natürlichen Sehen folgen und uns anvertrauen, desto reicher mannigfaltiger werden die Dinge, je mehr wir die Wege der Abstraktion gehen, desto schattenhafter, umrißloser werden sie. Die Welt der natürlichen Individuen, der sinnlichen Erscheinungen und die Welt der Begriffe, des menschlichen Verstandes sind so verschieden von einander, daß sie nur gerade nicht miteinander verglichen werden sollen. Der uns von altersher beherrschende Wahn, man müsse sie vereinigen, will gerade etwas Sinn- und Zweckloses. Ebenso wenig aber dürfen wir den intuitiven und spekulativen Geist als wirklich oder scheinbar größte Opposita ansehen, zwischen Natur- und Vernunftswelt, der Welt der Bilder und sinnlichen Erscheinungen, und der Welt der Abstraktionen und Begriffe die Kluft wirklich oder scheinbar unüberwindlicher Gegensätze aufreißen. Kraft unserer Fähigkeit der Abstraktion fassen wir die Welt nur anders auf, als kraft unseres sinnlichen Erlebens, wie wir sie kraft unseres Hörens anders empfinden, als kraft unseres Sehens. In dieser Fähigkeit der anderen Auffassung liegen gerade die Worte „Sinn- und Zweckvoll“.

Indem wir abstrakt denken, die Dinge der Welt begreifen, vorbegrifflichen, logifizieren, befriedigen wir ein anderes Interesse, lösen wir eine andere Aufgabe, als wenn wir sie unmittelbar-intuitiv, natürlich-sinnlich erfassen. Freilich, die alte Lehre, daß der spekulative Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, uns erst zu der wahren und richtigen Naturerkenntnis hinführe, müssen wir ein für allemal von uns abtun. Durch unser begriffliches Denken werden uns überhaupt keine Naturkenntnisse zugeführt. Alle unsere Abstraktionen und Begriffsbildungen können und wollen uns vielmehr nur die Naturdinge ordnen, sind Orientierungen, Kennzeichnungen, Systematisierungen. Der spekulative Geist, der nur mit

Gattungen zu tun hat, nimmt ein Inventarium der Welt Dinge auf, und er spielt die Rolle eines Bibliothekars. Wie dieser kein bücherschaffender, bücherschreibender Mensch ist, so hat auch das begriffsbildende Denken nichts Schöpferisches an sich, sondern es stellt Schemen und Schablonen auf, Grundsätze und Normen, Systeme, kraft deren wir die Bücher, kraft deren wir die Naturdinge in verschiedene Fächer, Schränke, Schubladen unterbringen.

Die Prinzipien, die Kennzeichen, nach denen wir so ordnen und einteilen, können nun bald so und bald so aufgestellt werden, und es wird immer wieder inventarisiert und umgeordnet. Jede Begriffsbildung beruht aber darauf, daß wir das natürlich Individuelle in der Fülle und Unendlichkeit seiner Erscheinungen und Bilder abkürzen, vereinfachen, schablonisieren. Gattungen und Arten sind künstliche Konstruktionen, doch nicht Naturgebilde selber. Rein gedanklich von uns gezogene Richtlinien. Man kann sie mit mathematischen Figuren vergleichen. Wie es in der Welt der sinnlichen Naturdinge keine mathematischen Drei- und Vierecke gibt, wie als wirklich individuelles Ding nichts existieren kann, was nichts anderes als nur ein Dreieck wäre, so gibt es dort auch kein Gebilde, das etwa nur Tier, nur Pflanze, nur Mensch ist, nichts an sich trüge, als die abstrakt von uns abgesonderten Merkmale, durch die sich die natürlichen Individuen mehr oder weniger ähneln, unter denen wir sie gruppenweise zusammenfassen.

Das Weltgesicht des spekulativen Geistes, in dem nur Abstrakta, Gattungen, Arten, Ordnungen und das Weltgesicht des intuitiven Geistes, in dem die Erscheinungen leben, sind so verschieden voneinander, daß sie schlechterdings nicht miteinander kombiniert werden können, und wer sie dennoch miteinander kombinieren und vergleichen will, der denkt und sieht ebenso verwirrt, als wenn einer Zahlenbegriffe und ziemlich verschiedene Einzel Dinge zusammenbringt, sieben Zuckerrüben mit neun Äpfeln zu multiplizieren sucht und uns die Frage vorlegt, was dabei wohl herauskommt.

In der Tat haben wir uns gerade in diese Verwirrungen schier unlöslich hineinverstrickt, diese furchtbare Absurdität ist gerade unsere menschliche Krankheit und Vergiftung, nach dem Rate Schillers lassen wir den spekulativen und den intuitiven Geist sich auf halbem Weg entgegenkommen und vermählen sie miteinander, und in einem fort kombinieren, vergleichen und vertauschen wir die Formen der Spekulation und der Vernunft mit den Formen der sinnlichen Erscheinungswelt, der Natur. Und all unser menschliches Denken, Sehen und Reden wird dadurch wie mit Blindheit geschlagen und geht in Nebeln und Unklarheiten dahin.

Wenn wir sagen, daß die Gattung das Individuum überlebt, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, daß die Gattung unendlich wertvoller ist als das Individuelle, die Gattung sei das Einheitslich-Konstante, das Individuum das Vielfach-Veränderliche, so reden wir derartig absurd durcheinander — wir halten nicht die Form der Spekulation, den Begriff Gattung und die Naturform, die individuelle Erscheinung auseinander — sondern wir identifizieren die beiden Welten. Wir machen den Begriff Gattung zu einer Naturerscheinung, ein Verstandesprinzip zu einem sinnlichen Ding, wir sagen, daß sie lebt und gebiert, sinnliche Erscheinungen erhält.

Die Gattung kann aber nicht das Individuum überleben. Sondern in der Natur werden immer nur Individuen von anderen Individuen überdauert und überlebt, und wenn alle die Individuen, die wir begrifflich verstandesgemäß als eine Gattung zusammenfassen,

ausgestorben sind, dann ist auch die Gattung ausgestorben, das heißt, die besonderen Merkmale, aus welchen der Inhalt dieses Gattungsbegriffes gebildet wurde, sind in der Natur verschwunden. Wir können auch nicht sagen, daß die Gattung Mensch, das heißt der abstrakte Begriff Mensch, „der“ Mensch, der nirgendwo in der Natur existiert, sondern allein in unserm Verstand, mehr ist, als irgend ein einziges, einzelnes, menschliches Individuum, wie es in der Welt des intuitiven Geistes lebt. In der Tat ist gerade umgekehrt jeder August Lehmann, jeder Fritz Müller und Isidor Cohn ein Mehr noch, als der Inhalt des Begriffes Mensch ausmacht. Denn jedes einzelne menschliche Individuum muß ja in sich schon alle die Kennzeichen besitzen, aus denen wir jenen Begriff herleiten, und wenn nicht alles, was wir gattungsbegrifflich von „dem“ Menschen aussagen, auch bei dem einen einzelnen Individuum schon vorhanden wäre, würde dieses ja doch nichts als Mensch bezeichnet werden können. Wenn wir gewöhnlich sagen, daß ein einzelnes Individuum ja nichts anderes ist als nur ein winziges Teilchen der Gattung — so ist umgekehrt nur das Art- und Gattungsgemäße ein Abgesondertes, ein Bruchstück, Teil — ein Ausschnitt aus der unendlichen Fülle eines einzigen und einzelnen Individuums. Und man darf doch zuletzt fragen, ob es nicht einen höchsten Wert besitzt, die uns beherrschende Weltanschauung zu entkräften und in ihren Wurzeln zu zerbrechen, sie als eine Absurdität nachzuweisen — eine Weltanschauung, durch die sich eine große Tendenz hinzieht, das einzelne Individuum als etwas Verächtliches, Geringes, als eine Bagatelle zu behandeln, an der der Natur gar nichts liegt. Man darf fragen, ob es nicht ein Gewinn ist, wenn wir zu einer höheren Vorstellung von der Majestät, der unerschöpflichen Größe des einzig Naturwirklichen, des einzelnen Individuums gelangen. Der spekulative Geist, beherrscht von einer Identitätslehre, von der Fiktion, daß das höchste Denken und Trachten ein Einheitsstrachten sein müsse, identifiziert in einem fort Vernunft- und Naturformen und verwechselt sie miteinander. Dieses wird zu einer unerschöpflichen Quelle von Verirrungen und Absurditäten. Wir stellen in einem fort rein gedankliche Schemen, Begriffe, Abstraktionen, Ideen so dahin, als wären es sinnlich-wirkliche Naturerscheinungen; und unser menschlicher Geist wird damit wie von einem bösen Geist in einem Kreise umhergeführt, er befindet sich in einem Bann der größten Selbsttäuschung, einer wörtlich und buchstäblich „fixen“ Idee, und er gleicht einem Seefahrer, der mit seinem Schiffe auf dem Ozean umherkreuzt. Auf dessen Meereskarte befinden sich Linien, welche die Breiten- und Längengrade vorstellen, die wir rein in der Idee um der Orientierung willen, um die Erdfugel gelegt haben. Der Seefahrer soll nun „irrsinnig“ werden und diese mathematischen Linien für naturwirkliche Schranken, Barrieren halten — und wenn er in die Nähe einer solchen Linie kommt, dreht er das Schiff erschreckt wieder um, im schauernden Gefühl, „darüber kann kein Schiff, kein Mensch jemals hinweg“. Er fährt zur Seite, und schon droht wieder so eine unübersteigliche Schranke, noch einmal kehrt er um, doch auch dort gibt's keinen Ausweg — und so steht sich der arme Seefahrer in seinem Irrsinn ringsum gefangen, erblickt Kerkermauern, wo ein freies Lebensmeer sich dehnt, und geht kläglich an seinem Wahn zugrunde.

Es hört sich wie ein Märchen an, es erscheint selber wie ein Wahnsinn, es klingt wie die höchste Paradoxie, wenn jemand die Behauptung aufstellt: Der menschliche Geist ist einmal wie dieser Seefahrer irrsinnig geworden, wir leiden tatsächlich an einer schweren Krankheit, die uns in einem fort so im Kreise umherdrehen läßt. Aber diese unerhörte Behauptung

will ich hiermit gerade aufstellen. Ich diagnostiziere die Krankheit als eine Identifizierung und Verwechslung von Vernunftideen und Naturerscheinungen. Vernunftideen, Abstrakta, Begriffe, Richtlinien, Grundzüge, Prinzipien, mathematische Formeln, die dazu da sind, daß wir die Dinge der sinnlichen Naturwirklichkeit ordnen und systematisieren, halten wir bald für solche Naturdinge, bald für Ideale — und setzen uns zwischen jene Vernunftprinzipien wie der Seefahrer zwischen seine Breitengradmauern gefangen und machen daraus Gesetze und Gebote, die niemand überschreiten kann. Die herkömmlichen Ideen unserer Weltanschauung, die Ideen von den unüberwindlichen Grenzen, welche dem menschlichen Geist gesetzt sind, von unlösbaren Welträtseln sind wohl nichts als solche für naturwirklich gehaltene Breitengradlinien, Mißgeburten, erzeugt aus der Durcheinanderwerfstellung — aus der Vermählung von spekulativem und intuitivem Geist, aus der blutschänderischen Umarmung von Natur- und Vernunftformen.

Ich sehe die große Aufgabe darin, die Geschichte des menschlichen Geistes daraufhin zu untersuchen, wie dieser große Wahn in die Welt kam, wie es möglich war, daß der Mensch so irren konnte — welche Verwirrungen damit unter uns für all unser Leben, Tun und Dichten angestiftet werden, und wie wir uns aus diesen Fesseln unseres Geistes befreien.

Wir lassen Individuen aus der Gattung entstehen, wir machen einen Begriff zum Erzeuger von Wirklichkeiten. Unsere Wissenschaften bringen zuletzt eine absurde Lehre zum Ausdruck, wonach das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat, und all die vielen, verschiedenen, mannigfaltigen Hühner unserer sinnlichen Naturwelt aus dem Begriff und Wort Huhn hervorgegangen sind.

Daß Unmögliche eines solchen Vorganges, die Sinnlosigkeit dieser Auffassung springt jedem sofort in die Augen — und dennoch, dennoch ist auf ihr unsere ganze allerjüngste, allmodernste Naturwissenschaft noch immer begründet. Und dieser geht nur das Bewußtsein dafür ab, sie weiß nur nicht, in welchem Netz sie verstrickt liegt, und es tut nur not daß sie sich endlich darüber klar wird, zu welchen Absurditäten ihre Verwechslung von Begriffen und Naturerscheinungen führt.

„Im Anfang war das Wort. Und Gott war das Wort . . . Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. . .“

Dieses Wort sprechen wir noch immer unter dunklen Schauern der Ehrfurcht aus, und wie aus dem Allerheiligsten des Tempels der Mysterien klingt es hervor. Fassen wir es doch ja wörtlich! Notwendig ist gerade, daß wir es durchaus wörtlich fassen. Nur wenn wir es wörtlich nehmen, enthüllt sich uns seine wirkliche Bedeutung!

Hier steht der große Denk- und Sehfehler, der unser Sprechen, unser Geistesleben verwirrt hat, der doch immer in allen unseren Weltauffassungen, Philosophien und Wissenschaften fortwirkt, und den wir noch nicht durchschaut, in uns überwunden haben. Den Begründer unserer Weltanschauung müssen wir im Dämmermorgen der Weltgeschichte aufsuchen. Der Mensch hat das Wort — das Wort, nichts weiter — wirklich einmal so hoch eingeschätzt, furchtbar überschätzt. Es war ihm zuerst ein Zauber und Zaubermittel, und es wurde zu Gott. Der Glaube an das Wort, an den Begriff, die so unendlich viel mehr zu sein schienen als eine Naturerscheinung, bildete den Keim einer panlogistischen Weltanschauung, und die Erkenntnis des Johannes-Evangeliums ist die Blüte am Baum des Panlogismus. „Die Natur ist aus der Vernunft entstanden.“ Die Ueberschätzung der

Vernunft, des spekulativen „nur Gattungen sehenden Geistes“, des Denkens in Begriffen, des lauten Denkens des begrifflichen Sprechens gibt nichts als diese Ueberschätzung des Wortes wieder, welches im eigentlichsten Sinne zum Gott gemacht wurde.

Wir machen in einem fort und unaufhörlich das Wort zum Gott. Der Panlogismus steckt uns in allen Gliedern.

Aber seine Lehren beruhen auf einer Absurdität. Sie sind eine Verwirrung.

Wir sagen, daß das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat. Nicht wahr, ein Unsinn!? Aber steht das nicht etwa im Anfang des Johanneßevangeliums geschrieben? Für alle die verschiedenen, mannigfachen Hühner, die leben, jemals gelebt haben, leben werden — für sie alle, wie für jegliches Individuum können wir ein und dasselbe Wort setzen. Das begriffliche Wort Huhn ist die Einheit all der mannigfach-verschiedenen Hühner der Welt. Alle unsere Philosophien und Wissenschaften sagten und sagen uns nun in einem fort, daß alles darauf ankäme, die Einheit in den Mannigfaltigkeiten zu suchen, die Mannigfaltigkeiten seien aus der Einheit entstanden und von ihr hervorgebracht, und sie müßten eben auf eine Einheit zurückgeführt werden. Das Wort Huhn ist die Einheit der mannigfaltigen Hühner der Natur — ergo sind die mannigfaltigen Naturhühner von dem einen einzigen Wort Huhn gezeugt worden. Das ist doch eine prachtvolle, unwiderlegliche Logik — nicht wahr?

Aber unsere Naturwissenschaften logifizieren wirklich so. Die Individuen sind aus der Gattung entstanden. So wurzeln unsere Naturwissenschaften heute in der Lehre, daß alle die verschiedenen mannigfaltigen Lebewesen, die Individuen der Tier- und Pflanzenwelt aus einer einheitlichen Zelle, Urzelle entstanden sind, und sie suchen nach dieser Urzelle; diese parliert den Geist unser Zeit genau so, wie der Glaube an den „Stein der Weisen“ die Fata Morgana früherer Jahrhunderte bildete. Aber eine solche Urzelle steckt nur in unserem Kopfe, und sie kann und konnte niemals in der Natur existieren, weil wir in der Natur eben niemals auf etwas stoßen, was nichts als ein Baum oder ein Tier ist. Die Eigenart dieser Urzelle besteht allein darin, ein Wort, ein Kollektibbegriff zu sein, unter dem wir alle Zellen sprechend zusammenfassen. Aber die wirklichen Zellen sind genau so wie die Tiere und Pflanzen rein individuelle Gebilde, und keine kann der andern gleichen. Die Idee, welche die mannigfachen Organismen der Natur als differenzierte Erscheinungen der Zelle, als einem angeblich Undifferenzierten, einheitlich Gleichen, gegenüberstellt, beruht auf einer Konfusion. Und wenn ich sage, daß alle Pflanzen und Tiere Zellenwesen sind, doch ich will daraus eine Entstehungs- und Kausalitätslehre machen, diese Zellenwesen aus „der“ Zelle herleiten, so hat das denselben Wert, und es ist genau so gescheit, als wenn ich sage: Alle Naturerscheinungen sind Dinge, also entstehen Bäume, Tiere, Menschen aus dem Ding. Wohl sind auch die höchstentwickelten Organismen, wenn sie sich vom Mutterwesen zu ihrer Sonderexistenz ablösen, zuerst Einzellen, aber diese Urzelle, aus der später ein Mensch wird, muß anders sein als die, aus welcher ein Tier wird, und die Ursprungszelle eines Reptils wiederum anders als die eines Säugetieres, und die fertigen ausgestalteten Organismen können untereinander nicht verschiedener sein, als auch schon diese ersten Urzellen voneinander verschieden sind. Die höheren Organismen, aus vielen Zellen aufgebaut, sind nur in anderer Weise mannigfaltig und kompliziert als diese Zellen, aber auch diese müssen in sich wiederum unendlich füllereich voneinander abweichen. Wäre die Zelle, aus der ein

Baum entsteht, wirklich gleich der Zelle, aus der ein Tier emporsproßt, wären die Zellen eines Reptils und eines Säugetieres dieselben, so müßte man die Frage aufwerfen, wie es dann kommt, daß die Bäume und Tiere verschieden sein können, obwohl sie sich aus demselben Elemente aufgebaut haben. Wenn wir immer wieder sagen, daß unsere Vernunft, unser Denken uns zwingt, die Urzellen als etwas Einfacheres, Einheitliches, Undifferenzierteres anzusehen, als die hochentwickelten Organismen, so steckt darin gerade der Betrug und die Täuschung des spekulativen Geistes. Einheitlich ist nur das Wort, der Begriff Zelle, unter dem ich die allermannigfachen Zellenindividuen, wie sie in der Natur existieren, zusammenfasse. Und die Erhabenheit des Naturwirklichen enthüllt sich uns erst recht, wenn wir uns bewußt werden, daß diese Welt des unendlich Kleinen, anstatt ein Einfacheres, Undifferenzierteres zu sein, die allerkompliziertesten Gebilde vielmehr in sich schließt, in ihrer Art nicht minder kompliziert als die höchsten Organismen. Wie diese Urzelle sind aber alle die „letzten Ursachen“ unserer Naturwissenschaften, Äther, Atom, Kraft, Stoff, Energie, Gesetz usw. nichts als Abstraktionen, Gattungsbegriffe, welche fälschlicherweise zu schaffenden Mächten erhoben werden, die der Gottheit lebendiges Kleid weben.

„Der spekulative Geist hat es nur mit Gattungen zu tun“. Unsere Philosophien und Wissenschaften sind wesentlich Ausstrahlungen dieses spekulativen Geistes gewesen, und noch immer tragen sie in sich selber den Glauben, daß in ihm die Wurzeln ihrer Kraft ruhen und stets ruhen müssen. In allen unseren Werken der Naturwissenschaft kann immer nur von einem Art- und Gattungswesen geredet werden, doch von dem einzigen Naturwirklichen, dem Individuum, fällt hier kein Wort. Ist das eine Naturwissenschaft?

Ein alter, unüberwundener Panlogismus steckt in uns, der von Anfang an die Vernunftwelt, die Welt der Begriffe, Gattungen und Ideen vergötterte, um die Welt der individuellen Naturdinge als nichtige und niedrige zu brandmarken. Mit Hochmut blickte das kritische Denken herab auf den „naiven Realismus“ und machte die Menschen mißtrauisch gegen ihre Sinne und die sinnliche Natur, und während es für sich die „wahre Erkenntnis“ beanspruchte, war hier alles Irrtum und Täuschung. Den intuitiven Geist hat es in uns gelähmt und zerbrochen, und wie ein finsterner Nebel legte sich die Macht der Abstraktion zwischen diesen und die natürliche Erscheinungswelt. Und alles Selbstverständliche, Einfache ward unlösliches Problem. „Was ist die Welt? Der Mensch? Die Menschheit? Was ist der Geist? Was ist die Natur? Das Leben? Die Kunst? Kraft? Stoff? Gesetz? (So hat unaufhörlich dieser Panlogismus gefragt, und ganz umsonst danach gerungen, uns eine Antwort darauf zu geben. Und um tausend solcher Begriffe streiten wir uns unaufhörlich umher. Aber niemals werden wir sagen können, was sie sind, aus dem ganz einfachen Grund, weil sie überhaupt nicht sind. Es kommt nur darauf an, einzusehen, daß sie nicht sein können, daß das, was wir als Welt, Stoff, Leben, Natur, Kunst bezeichnen, darum noch nicht etwas wirklich Seiendes vorstellt. Die eine Welt gibt es ebensowenig, wie den einen Menschen, die Natur ist ebensowenig vorhanden wie die Kunst, der Stoff so wenig wie die Kraft, und darüber zu streiten, was sie wirklich sind, hat nur gar keinen Zweck und Sinn. Wirklich, so kann man höchstens sagen, sind es Begriffe, und ganz gleichmäßig läßt sich genau immer dasselbe von ihnen sagen: Welt, Stoff, Kraft, Gesetz, Natur, Kunst sind Worte, Abstrakta, unter denen wir verschiedene, viele mannigfache Erscheinungen, Vorgänge, Erlebnisse, Erfahrungen zusammenfassen.

Die Aufgabe dieses spekulativen Geistes und der Begriffsbildung ist, wie gesagt, nur eine orientierende und ordnende, und wenn Hänsel und Gretel durch den dunklen pfadlosen Wald gehen müssen, in dessen unendlicher Fülle immer verschiedener Bilder sie sich verlieren würden, so werfen sie, um ihren Weg zu kennzeichnen und ihn wieder zu finden, Steine hinter sich, weil diese sonst in dem Walde nicht gefunden werden, und nur Steine streuen sie in einem fort aus. Damit wir uns in der individuellen Mannigfaltigkeit der Dinge zurechtfinden, müssen wir uns gemeinsam über ein Prinzip verständigen, nach dem wir vorgehen, und da kommt allerdings alles darauf an, daß wir an ihm unverbrüchlich festhalten. Wenn nicht jeder ganz genau 1, 2, 3, 4, 5 zählt, dann hat das Zählen keinen Zweck mehr. Aber aus dieser Einheit unseres Prinzips dürfen wir nun keine Einheit der Naturdinge selber machen wollen, und wenn Hänsel und Gretel unverbrüchlich an der einen einzigen Idee festhalten, immer nur Steine hinter sich zu werfen, so tun sie das nicht, weil der Stein das Einheitliche in der Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen des Waldes ausmacht. Der einheitliche Gesichtspunkt, den der spekulative, begriffsbildende Geist aufstellt, das Prinzip seiner Ordnungen, wird nun aber immer wieder von uns für eine Einheit in der Natur selber angesprochen. Wir sagen, daß die Gattung in dem Wechsel, der Vergänglichkeit, der Verschiedenheit der individuellen Gattungsdinge das Konstante, das Nicht-Verschiedene, Einheitliche ist, und wollen dieses Konstante, Einheitliche aus den Naturdingen gleichsam als die Essenz, als ihr Wesentliches herausdestillieren. Alle diese Bemühungen aber müssen unfruchtbar bleiben, weil das künstlich Geregelte, Regulierende uns nur darum von Vorteil sein kann, weil es in der Natur nicht vorhanden ist. Um einen Weg durch einen unbekannten Wald kenntlich zu machen, knide ich die Zweige, weil so geknickte Zweige in regelmäßiger Folge in dem Walde sich sonst nicht vorfinden. Die besonderen Merkmale, unter welchen ich die Individuen einer Gattung zusammenfasse, die Gattungsmerkmale selber sind in sich wiederum völlig verschieden und ganz und gar nicht konstant. Konstant ist nur das Prinzip der Gattungsbestimmung: die Aufmerksamkeit auf ein oder wenige Merkmale allein zu richten und hinwegzusehen über ihre Mannigfaltigkeiten.

Ist die Urzelle, die Urpflanze eine Erfahrung, eine Erscheinung, ein Ding, welches der Naturwelt angehört oder angehörte, oder ist es eine Idee? Ueber dieses Problem haben einst Goethe und Schiller leidenschaftlich gestritten und konnten ganz und gar zu keiner Einigung darüber gelangen. Und die Menschen haben in einem fort darüber gestritten, und ungelöst steht es noch immer im Mittelpunkt aller Kämpfe des spekulativen Geistes. Eine goethisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung macht das Gattungsartige zu einer Ursache aus der die lebendigen Naturdinge hervorgehen, eine begriffswissenschaftliche kantisch-schillerische Philosophie sieht darin eine Idee, aber sie macht auch zugleich aus dieser Idee das Ideal, sie faßt's teleologisch auf und stellt den einzelnen Menschen als Ziel und Aufgabe, „der“ Mensch zu werden. Für die eine Meinung ist's ein Woherwirkommen, für die andere ein Wohinwirsollen. Aber die Gattung ist weder das eine noch das andere, weder ein Urwesen der Erfahrungswelt noch eine Macht der Idealwelt, sondern nur ein Begriff, eine Abstraktion. Und wenn die Menschheit nicht aus den Verwirrungen des Panlogismus sich befreit, so wird sie stets über das abstrakte Wesen der Ideale klagen müssen, und dennoch nicht einsehen, daß ihre Ideale eben nichts als Abstrakta sind und darum einen Idealwert ganz und gar nicht besitzen. Oder sie lassen die individuellen Dinge der Natur

aus einem Begriff entstehen, daß Mannigfache aus dem Einheitlichen hervowachsen und werden nie die Grundfrage beantworten können, wie ein Eines ein Vieles sein kann.

Über der intuitive Geist wird „die harte Schale der Vernunft“ sprengen, wie einst der vorlopernikanische Himmel gesprengt werden mußte, und Unendlichkeit wird fluten, wo wir heute unzerbrechliche Mauern sehen. Die Manaschleier abstrakten Denkens werden sich zerteilen, und wir werden dann auch den ganzen Humor empfinden, daß es Tausende von Jahren dauerte, bevor der spekulative Geist, bevor darvinistische Naturwissenschaft und Mutationstheorie entdeckten, was der intuitive Geist von Viehzüchtern, Bauern und Gärtnern wohl schon in der Steinzeit gewußt hat. Auch die Wissenschaft ist immer nur fortgeschritten, insoweit sie Intuition war; doch noch manche Schleier und Nebel müssen fallen, bis der Mensch wieder ganz auf seine Sinne und den Künstler, der in ihm wohnt, vertraut.

Erinnerungen. Von Georg Brandes.

(Autorisierte Uebersetzung.)

V.

Ich erwähnte als eifrigen Gegner Bismarcks nach dessen ökonomischen Umschlag Ludwig Bamberger.

Bamberger war eine tapfere, tätige Natur; da er wegen seiner Beteiligung an den Unruhen des Jahres 1848 sein Vaterland im Alter von 25 Jahren verlassen mußte, hatte er erst in der Schweiz, in England und den Niederlanden, darauf in Paris gelebt, wo er als Leiter eines großen Bankgeschäftes durch dreizehn Jahre blieb. Der lange Aufenthalt in Frankreich von seinem dreißigsten bis zum vierzigsten Jahre wurde bestimmend für seine geistige Entwicklung. Er war einer der spirituellsten Männer, die man hören oder lesen konnte. Es gab wenige so scharfe und so unterhaltende deutsche Schriftsteller und Redner. Auch im gesellschaftlichen Leben wirkte er anziehend. Sein Witz war urban, formvoll; er langweilte nie.

Als er 1866 nach Erlaß der Amnestie in die deutsche Heimat zurückkehrte, wählte ihn seine Vaterstadt Mainz zuerst ins Zollparlament, dann in den deutschen Reichstag, wo er sogleich einer der Führer der nationalliberalen Partei wurde. Später trennte er sich von ihr, um immer weiter nach links zu gehen. Er war Deutschlands eifrigster Vorkämpfer für den Freihandel, und als solcher stritt er sein ganzes Leben hindurch gegen Konservative und Sozialisten. In dem Maße, wie später der Katheder-Sozialismus immer weitere Verbreitung fand, vergrößerte sich die Zahl der wissenschaftlichen Widersacher Bambergers.

Ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeiten mag den in diesen Fragen Sachverständigen überlassen bleiben. Ich kann nur für seine zweifellose, persönliche Ueberlegenheit einstehen.

Häßlich war er insofern, als es seiner langen, mageren Gestalt und dem unregelmäßigen Gesicht mit dem rötlichen Bart an gefälligen Linien und Verhältnissen fehlte; aber der geistvolle Ausdruck machte alles wieder gut. Er war ein

Gentleman und ein Weltmann, sich stets in den Grenzen der guten Sitten und Gebräuche bewegend, einsichtig, ruhig, witzig; ein Menschenkenner, der alle vortrefflichen Menschen schätzte und ohne Gemütsbewegung die jämmerlichen von Herzen verachtete.

Als er 1899 starb, hatte er seine besten Freunde überlebt, sowohl die, die er am meisten liebte, als die, die sich ihm am engsten angeschlossen hatten. Den Dichter Moritz Hartmann, den intimen Freund seiner Jugend, verlor er frühzeitig. Er war Revolutionär gewesen, wie Bamberger in jener Zeit, und später ein politischer Satiriker vom hohen Range geworden. Von dem Historiker Friedrich Rapp, dessen Wesen von dem feinsten Mark des deutschen Stammes gebildet war, sagte er mit Recht, er sei von denen, die einem das Leben lebenswert machen. Als Schriftsteller war er in der Lage, mehr von seinem eigentlichsten Wesen in seine Schriften hineinzulegen, als Rapp es vermochte. In warmer Bewunderung, dermaßen warm, daß sie sich mit weniger als einem fast täglichen Umgang nicht begnügen konnte, hatte sich ihm der seine Schriftsteller Heinrich Homberger angeschlossen. Homberger kannte das damalige Italien wie kein anderer; seine italienischen Novellen sind von einer verblüffenden Echtheit. Er war ein kalter und mißvergnügter Beobachter der Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland, mehr als irgendein anderer auf seinem Posten gegen Vaterländerei, lehrreich im Gespräch, wenn er auch ein wenig häufig auf einer Saite spielte. Zu Bamberger fühlte er sich durch dessen vollendete Formen hingezogen. Bamberger nahe verbunden war ferner Karl Hillebrand, Deutschlands erster Kritiker, der während seiner Verbannung in Frankreich gelebt hatte wie er und ebenfalls wie er, ein Weltbürger, außerdem imstande war, vier Sprachen zu schreiben. Der Mann, der täglich mit Bamberger zusammen genannt wurde, sein Freund und Parteigenosse Laßter, war ihm als Charakter ebenbürtig, aber Bamberger war Laßter überlegen als Geist, zu indirekter Mitteilung befähigt, was Laßter mit seiner Aristides-Haltung nicht war.

Bamberger war seinen Freunden eine zuverlässige Stütze, im ganzen eine durchweg treue Natur. Wie groß er dachte, zeigt folgendes Stückchen: Einer seiner liebsten Freunde, der ohne Vermögen gestorben war, hinterließ einen Sohn, dessen Vormund Bamberger war. Der junge Mann, der später hervorragende Tüchtigkeit an den Tag gelegt hat, entwickelte sich zum eifrigen Sozialisten und versperrte sich dadurch die Universitätslaufbahn in Oesterreich. Bamberger setzte ihm unaufgefordert eine Jahresrente aus. Der junge Mann bezog sie ein paar Jahre, verzichtete aber dann darauf, da es seiner Ueberzeugung widerstrebte, eine feste Unterstützung anzunehmen von einem Mann, der unablässig gegen die Anschauungen kämpfte, die er teilte. Nach Bambergers Tode zeigte es sich, daß er dem Jüngling eine bedeutende Summe vermacht hatte. Das Verhältnis gereicht Vormund und Mündel in gleichem Grad zur Ehre.

Bambergers Stellung zu Bismarck war interessant. Mit seinem psychologischen Blick erkannte er früher als seine Gesinnungsgenossen, was Bismarck als

Staatsmann bedeute. Und durch die törichten Urteile der Franzosen über den Kanzler gereizt, veröffentlichte er 1868 in französischer Sprache das Buch Monsieur de Bismarck, ein Werk, für das Bismarck, wie er selbst in einer seiner Reden erklärte, Grund hatte, ihm dankbar zu sein. Es verrät so viel Scharfblick, daß es noch heutigen tags genießbar ist. Als Redner im Reichstage wurde Bamberger nach 1878 Bismarcks hartnäckiger Gegner, vor allen Dingen auf ökonomischem Gebiet, aber auch in der Kolonialpolitik, als er sich dem ersten schwachen Versuche zur Erwerbung überseeischer Landesteile widersetzte, mit dem Bismarck die spätere Ausdehnung des Deutschen Reiches außerhalb Europas einleitete.

Als ich eines Tages kraft eines gewissen Mißtrauens gegen den Nutzen parlamentarischer Tätigkeit Bamberger scherzweise fragte, ob er glaube, durch eine seiner Hunderte von Reichstagsreden es erreicht zu haben, daß auch nur eine Stimme anders fiele, als sie sonst gefallen wäre, antwortete er nach einem Augenblick des Nachdenkens: Ich glaube, ein einzigesmal, als ich 1880 Bismarck in der Samoafrage angriff. Ich wußte, wie es in Wilhelm Tell heißt, „durch diese hohle Gasse muß er kommen“, und hatte mir ein erschöpfendes Material über die dem Fällissement ausgesetzten Geschäfte in Samoa besorgt, die man durch Uebernahme der Insel unterstützen würde. Da glaube ich wohl, habe ich drei bis vier Abgeordnete veranlaßt, anders zu stimmen, als sie sich vorgenommen hatten, und da schlug ich Bismarck.

Welche Ironie des Schicksals, daß dies das einzige Resultat von Bambergers parlamentarischer Beredsamkeit war, daß er selbst als sicher aufzeigen zu können glaubte, denn wahrscheinlich hätte Deutschland später sehr viel darum gegeben, wenn Bismarck damals Bamberger geschlagen hätte. Später wurde es für das Reich nur schwerer und kostspieliger, in Samoa festen Fuß zu fassen.

VI.

Zur Zeit meiner Ankunft in Berlin stand Eduard Lasker auf der Höhe seines Ansehens. Er hatte zu den Mitbegründern der nationalliberalen Partei gehört und war jetzt ihr anerkannter Führer.

Seine Redlichkeit, sein reiches Wissen, seine außerordentliche Arbeitskraft und seine Schlagfertigkeit im parlamentarischen Wortgefecht hatten ihm seine Stellung geschaffen. Als ausgezeichnete Jurist hatte er in der Zeit, als die nationalliberale Partei mit Bismarck Hand in Hand arbeitete, einen Hauptanteil an den organisatorischen Gesetzen des neuen Deutschen Reiches, den Justizgesetzen usw. gehabt.

Er hatte persönliche und parlamentarische Unerfrodenheit an den Tag gelegt, als er 1873 die sogenannten Gründerschwindelen und besonders den mächtigen Geheimrat Wagener wegen seiner Beteiligung daran angriff. Er selbst war ein armer Mann mit reinen Händen, reinem Leben, zufrieden, daß er für den Sieg seiner Ideen wirken konnte.

Seine politische Stellung änderte sich von dem Tage an (8. März 1878), als Bismarck ihn überfiel, weil er für eine gewisse Selbständigkeit des projektierten Vizekanzlers eintrat. Ich traf Laszler am Abend desselben Tages in einer Gesellschaft; er war empört über die Art und Weise, wie Bismarck ihn angeherrscht hatte, kannte aber den Kanzler gut genug, um zu wissen, dieser habe seine Stimmung dermaßen in der Gewalt, daß er ihr nur Luft machte, wenn er eine tiefere Absicht damit verband. Diese Absicht war, wie sich bald herausstellte, die Nationalliberalen abzuschütteln. Aber was Laszler nicht durchschaute, war, daß Bismarck ihn stets gehaßt hatte, selbst während er seinen Beistand annahm und sich seines Einflusses bediente — gehaßt mit dem Haß des Adligen gegen den Emporkömmling, des Junkers gegen den Juden, des Despoten gegen den Liberalen und des Mannes der Wirklichkeit gegen den Doktrinär. Wie tief dieser Haß ging, zeigte sich am schärfsten gelegentlich von Laszlers Tod im Jahre 1883, als Bismarck die Annahme eines ihm zur Verlesung im Reichstage zugegangenen Kondolenzbeschlusses vom Hause der Repräsentanten in Washington verweigerte.

Bei der heranwachsenden deutschen Jugend war Laszler nicht beliebt; sie sah in ihm den letzten Pathetiker des nationalen Freisinn; die Modernisten in ihren Reihen sagten, sie könnten Schiller nicht leiden, weil er den Marquis Posa geschaffen habe, und Posa nicht, weil Laszler von ihm abstamme. — Im gesellschaftlichen Leben konnte Laszler lehrreich sein, aber unterhaltend war er nicht. Es fiel ihm nicht ein, daß er jemanden langweilen könne, er sprach in einer Wohnstube wie im Reichstage, entwickelte politische und soziale Fachfragen vor Damen, wofür diese es bei einem höflich geheuchelten Interesse bewenden ließen.

Athene war ihm hold; aber er hatte nie den Grazien ein Opfer gebracht.

VII.

Von älteren Politikern war Herr von Grüner, der ehemals als Unterstaatssekretär im Ministerium Schwerin angestellt war und in seinem Wesen der vorbismarckischen Zeit angehörte, eine interessante Persönlichkeit. Was er für Bismarck empfand, war der reine Abscheu. Es war ein alter, sehr feiner Mann mit der Wohlerzogenheit einer älteren Zeit, der die Moral des Privatlebens auch für die Politik gelten lassen wollte. Er konnte keine Plumpheit verzeihen, auch wo sie mit großen Fähigkeiten gepaart war, und verurteilte die Lügenhaftigkeit, auch wo sie machiavellistisch das Mittel eines politischen Zweckes war. Er empfand auch nicht unbedingte Bewunderung für Bismarcks auswärtige Politik, wie seine Zeitgenossen, fand es z. B. fatal, daß die Freundschaft mit Rußland, kurz nachdem Bismarck sie als turmhoch bezeichnet hatte, so schwankend geworden war, und sah schon damals voraus, daß Rußland Frankreich in die Arme getrieben werden würde.

VIII.

Herr von Grüner hatte sich längst aus dem politischen Leben zurückgezogen. Mitten in diesem stand ein anderer hitziger Gegner Bismarck's, der große Philologe und Geschichtsschreiber Theodor Mommsen, ein Wunder von Gelehrsamkeit, mit Leidenschaft geladen.

Es war bei ihm gerade keine Empfehlung, ein Däne zu sein, denn als geborener Deutsch-Schleswiger und ursprünglich dänischer Untertan haßte er Dänemark. Er kannte alle Schwächen des Landes und des Volkes, keinen seiner Vorzüge. Nachdem ich ihm in einer Gesellschaft als dänischer Schriftsteller vorgestellt worden war, sagte er die gerade nicht schmeichelhaften Worte: Sie wissen, wenn man einen Dänen hänfeln will, erinnert man ihn an seine Literatur. Für ihn bedeutete die Literatur Dänemarks zugleich dessen Schandfleck. Und wenn man fragte, was ihm darin so geringschätzig erschiene, antwortete er in erster Reihe: Ingemann's Romane. Sie waren für ihn der Inbegriff kindischer Lächerlichkeit. Von Grundtvig als Historiker hatte er keine höhere Meinung als von Ingemann als Dichter. Auf die Frage, ob er denn Holberg nicht schätze, antwortete er: O ja, einigermaßen. Das ist Molière in's Holländische übersetzt. Holberg erinnert an ihn wie der Esel an das Pferd. — Dann brachte er die Rede auf die dänischen Philologen. Ich rühmte Madvig's Solidität und sicheres Unterscheidungsvermögen; aber Mommsen hatte sich mit Madvig wegen römischer Antiquitäten überworfen und nannte ihn mit Erbitterung einen plattfüßigen Spießbürger. „Er ist schlimm,“ sagte er, „aber Ussing, sein Affe, ist weit jämmerlicher und schlimmer.“ (Einen ähnlichen Unwillen gegen Madvig traf ich bei dem sinnreichen Philologen Otto Ribbed, Professor in Leipzig, der oft nach Berlin kam. Er besaß Anlagen zum feinen Verständniß für Poesie und erhob gegen Madvig den Einwand: Er hat nie einen Dichter verstanden.)

Die warme Bewunderung, die ich für Mommsen's Römische Geschichte empfand, ließ mich seinen mündlichen Aeußerungen nicht mehr Wert beimessen, als sie verdienten. Seine Leidenschaft ging mit ihm durch. Und er gab sich kaum Mühe, gerecht — geschweige denn unparteiisch zu sein. Kam das Gespräch auf Nationalität, Humanität oder Politik, so war seine Rede flammend.

Es ist bekannt, mit welchem Mangel an Mäßigung er, wie Richard Wagner, sich während des Kriege's über das französische Volk äußerte. Noch lange Zeit nachher hielt er an seiner Verachtung des französischen Geistes besonders der Wissenschaftlichkeit in Frankreich fest. Dort gibt es, sagte er, außerhalb Paris keinen Schimmer von wissenschaftlichem Sinn; in der Beziehung steht die kleinste italienische Stadt über Städten von dem Umfange Lyons oder Bordeaux's.

Aber zugleich verabscheute und verachtete er die deutsche Vaterländerei, besonders wie sie sich in der Bewegung gegen die Juden geltend machte, die gerade damals angefaßt worden war und um sich griff. Sie begann um das Jahr

1879, neun Jahre nach dem nationalen Kriege gegen Frankreich, wie die Judenverfolgungen 1819 der nationalen Erhebung gegen Napoleon in einem Abstand von sechs Jahren gefolgt waren. Beide Male hatten die Deutschen jüdischen Glaubens in einer Reihe mit denen protestantischer und katholischer Konfession gekämpft; im letzten Kriege hatten sogar 327 Juden für die von ihnen bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz bekommen. Nichtsdestoweniger wurde jetzt an den Rassenhaß appelliert, und Mommsen war der erste und eifrigste in der Abwehr, teils dadurch, daß er seinen Namen unter den Protest der Notablen setzte, teils indem er einen überlegenen Einspruch in der Sache veröffentlichte.

Mommsen war bekanntlich ein Anbeter und Verehrer Cäsars. Jedem Gegner des großen Cäjus Julius wurde in seiner Geschichte ein schreckliches Zeugnis ausgestellt. Man konnte also von vornherein annehmen, daß er Bismarck günstig gestimmt sei. Doch er hatte nicht umsonst schon 1857 seinen Vorbehalt gegen den Cäsarismus genommen. Er verabscheute Bismarck, und als Politiker bekämpfte er ihn aus Leibeskräften, sah in ihm einzig den Feind der Freiheit. Gambetta konnte er nicht besser leiden, und seltsamerweise verglich er die beiden Männer in gewisser Beziehung miteinander. „Achten Sie auf ihre Umgebungen“, sagte er eines Tages zu mir. „Solche Männer lassen sich am besten nach ihrer Umgebung beurteilen. Bei Gambetta ist es die Bohème, bei Bismarck eine noch schlimmere Sorte.“

Es fiel mir bei Mommsen auf, wie es mich auch sonst im Leben bei hoch angesehenen Historikern (wenn auch nicht solchen Ranges) frappiert hat, daß sie ihren Zeitgenossen gegenüber gewöhnlich mittelmäßige, zuweilen schlechte Psychologen sind, unterschätzen oder überschätzen. Es fehlt ihnen in der Regel vollständig an der Sicherheit des Urteils, die der literarische Kritiker in seinem Fache gar nicht entbehren kann. Auffällig ist es außerdem, wie oft Historiker vom Fach im Verhältnis zu ihrer eigenen Zeit sich an Klatsch klammern, an Klatsch glauben. Dies macht zuweilen ihr Urteil über die Menschen der fernen Vergangenheit weniger vertrauenerweckend. Doch für den, der es empfunden, daß die volle historische Wahrheit ein unerreichbares Ideal ist, macht dieser Umstand die Geschichtsschreiber nicht gerade weniger ansprechend. Geniale Männer wie Mommsen oder Michelet wirken, auch wenn sie von ihren Gefühlen mit fortgerissen werden, durch die Mischung von Wirklichkeitsstudium und Phantasie, mit der sie große historische Bilder geben, die alle freie, sogenannte historische Dichtung übertreffen.

Der ausgezeichnete alte Mann, der mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht, seinem feurigen Blick und seinen langen weißen Haaren wie ein Fürst des Gedankens aussah, hatte eine Schwäche, die er auch nicht einmal im gesellschaftlichen Verkehr zu verbergen imstande war: einige wenige Gläser Rheinwein stiegen ihm zu Kopfe. Nachdem ich ihn mehrmals vom Wein umnebelt gesehen hatte, wagte ich eines Abends, als ich ihm an einem Tisch gegenüber saß und mit Besorgnis bemerkt hatte, wie er immer wieder die Hand nach der Flasche ausstreckte, ihn zu fragen,

ob er nicht ein wenig Wasser in seinen Wein wünsche. Er machte schnell eine abwehrende Handbewegung und antwortete: „Wozu? Es ist ja schon Wasser im Wein.“ An demselben Abend saß er bald darauf bewußtlos, mit stieren Blicken da und mußte sich die Treppe hinab und in einen Wagen helfen lassen.

In demselben Jahre erhob Mommsen sich eines Vormittags im Reichstage und hielt eine so wirre Rede, daß seine politischen Freunde ihn umringten und sich bemühten, seine Worte zu überschreien, während sie zu den Stenographen hinaufschickten und bitten ließen, nicht über das zu berichten, was sie trotzdem aufschreiben könnten. Die Stenographen folgten dem Wink aus Respekt vor dem großen Manne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Festzug. Von Richard Muther.

Es wird so unendlich viel geschrieben, und trotzdem fehlen manchmal Bücher über die hübschesten Themen. Man ist erstaunt, daß noch kein Verleger auf den Einfall gekommen ist, ein historisches Prachtwerk über Festzüge erscheinen zu lassen, denn die Abbildungen, die sich begeben ließen, könnten ebenso interessant sein wie die kulturgeschichtlichen Erörterungen, die der Text ermöglicht.

Mit der Antike wäre anzufangen. Man würde von Hellaß, dem Panathenäenzug, dem Parthenonfries des Phidias sprechen. Dann kämen die Triumphzüge des alten Rom, von denen uns die Reliefe der Triumphalsäulen erzählen, und die später in Andrea Mantegna noch ihren klassischen Erregeten fanden. Das Mittelalter mit seinen Prozessionen und Mysteriespielen würde sich anschließen. Man würde die Mosaiken von San Vitale in Ravenna besprechen, die ein so anschauliches Bild von der sinnbetörenden Pracht einer Pompa solennis im justinianischen Byzanz vermitteln, würde von den hahnebüchernen Dingen reden, die bald darauf im Norden sich abspielten, wenn kostümierte Komödianten, die Vorläufer der Passionsmimen von Oberammergau, vor ihrem Austreten als ambulante Reklame durch die Gassen altdeutscher Städtchen zogen. Mit der Renaissance hebt dann die Zeit der weltlichen Festkultur an. Man belete zu nichts anderem mehr als zur Schönheit des Lebens, liebte dieses Leben im verklärenden Spiegel der Kunst zu sehen. So mußte jeder denkbare Anlaß, ein Fürstenbesuch, ein städtischer Ehrentag, eine Hochzeit in hohem Hause, den Vorwand zu einem Trionfo liefern, ganz abgesehen von den Karnevalsziügen, die nun alljährlich veranstaltet wurden. Und es ist lehrreich zu verfolgen, wie alle Tendenzen, von denen die Kunst beherrscht war, ihren Ausdruck auch in den Festzügen fanden. Das 15. Jahrhundert war die Zeit der Zierlichkeit, der lustigen Buntheit. So sprach auch aus den Festzügen jene kindliche Farbenfreude, die aus den Bildern der Quattrocentisten jauchzt. Stutzer in glitzernder Rüstung, schlanke Pagen in Trikots und blasser, goldübersäte Frauen, wie man sie aus Gozzolis Bildern kennt, bewegten sich in kaleidoskopischem Wechsel über rosenbestreute Straßen; orientalische Teppiche, stilisierte Laubnischen, Blumengirlanden und vergoldete Putten webten sich zu farben-

frohen Bufetts zusammen. Das 16. Jahrhundert war die Zeit der *gravità riposata*. So machte auch in den Festzügen die ausgelassene Faschingsfreude mehr einer gehaltenen Würde Platz. Die Kunst war nun klassisch geworden, sie wollte zur Ewigkeit sprechen. Die beabsichtigte Ewigkeitsstimmung glaubten die Maler ihren Bildern am besten dadurch verleihen zu können, daß sie, alles Erle mildernd, die Farben auf einen verwitterten grauen Marmorstein abdämpften. Dieses Prinzip des Defolierens wurde auch für Festdekorationen maßgebend. Ehrenpforten in Sandsteinfarbe, streng in der Form, wurden mit farblosen Statuen und Reliefsen geschmückt. Im 17. Jahrhundert ging dieses frostig Feierliche ins bombastisch Rauschende über. Rubens war der Klassiker der Zeit, und die Stadtdécoration von Antwerpen, die er 1635 für den Einzug des Kardinal-Infanten Ferdinand entwarf, scheint das Kolossalste gewesen zu sein, was die Geschichte der Festkultur verzeichnet. Leppige Triumphbogen erhoben sich am Eingang jeder Straße, die der Prinz passierte. Stark defollierte allegorische Gruppen, die Erdteile, die Tugenden und Künste begrüßten ihn. Fanfaren schmetterten und Fontänen rauschten. Riesige Prunkwagen in den ausladendsten Formen des Barock wurden von erotischen Tieren, von Elefanten und Dromedaren gezogen. Das Rokoko liebte diese starken, ruhmrednerischen Effekte nicht mehr. Auch die gebundene Marschrouten eines Festzuges sagte den Schmetterlingsneigungen der Zeit nicht zu. Man liebte das Niedliche, Diskrete, das Glanieren und Tänzeln. So lösten im 18. Jahrhundert die wuchtigen regelrechten Festzüge sich in kapriziöse Redouten auf. In Domino und Haremschleier, ein winziges schwarzes Lärchen wie ein Schönheitspflasterchen auf der Nase, schob man sich auf dem Tanzboden des Markusplatzes — denn Venedig war ja der klassische Boden des Ridotto — kokettierend und intrigierend dahin. Das 19. Jahrhundert, als der Erbe der Revolution, trug diese alte Kultur zu Grabe. Aus dem Chaos, gärend und brodelnd, begann sich der Geist unserer Zeit zu formen. In dieser Welt, wo alles noch unfertig, alles im Werden war, fanden sich die Menschen anfangs nur schwer zurecht. Sie wurden zu Romantikern, träumten aus der Prosa des Alltags sich in versunkene Schönheitswelten hinüber, wo noch Schauben und Barett, keine Gehröcke und Zylinder getragen wurden. Nebenbei erinnerten sich die Maler wehmütig der Sage, als noch der Künstler mit dem König ging. So kam auch in die Festzüge nun eine romantische Note, die sie vorher nicht hatten. Namentlich kunstgeschichtliche Erinnerungstage, zum Beispiel 1828 der 300. Todestag Albrecht Dürers, mußten das Leitmotiv liefern. Die hübsche Schilderung Gottfried Kellers im grünen Heinrich wird, wenn von solchen Festzügen der Biedermeierzeit die Rede ist, sofort in der Erinnerung lebendig. Was damals noch eine anspruchlose Maskerade war, wurde wieder 50 Jahre später zum brillanten Ausstattungsstück. Es war nun die Zeit der Historienmalerei, die Zeit der Meininger. Die nämlichen Theatereffekte, wie sie Cronegk inszeniert und Piloty gemalt hat, kehren in den Festzügen der 70er Jahre wieder, die in den Münchener

Malern besondere glanzvolle Arrangeure hatten. Und Makart war es dann, der diese Prinzipien von der Isar nach der Donau verpflanzte.

Der große Festzug, der 1879 über die Wiener Ringstraße zog, bedeutete den krönenden Abschluß dessen, was die Epoche der Historienmalerei in solchen Dingen zu erreichen vermochte. Gewiß, er war nur Reflex. Wie Makart in seinen Bildern Rubens imitierte, zehrte er als Festkünstler von den Brosamen, die von dem Tisch dieses Großen abfielen. Imposant muß die Sache aus zweierlei Gründen aber doch gewirkt haben. Erstens war Makart der populärste Künstler des 19. Jahrhunderts, eine Art Nebenkaiser von Wien. So wirkte es nicht nur wie Reflex, sondern wie ein wirkliches Stück Renaissance, als er auf goldstrozendem Schimmel in schwarzem Rubens-Kostüm, das weißbefiederte Barett auf dem Kopf, an der Spitze der Künstler-schaft und umbraust vom Jubel des Volkes sich der kaiserlichen Loge nahte. Zweitens hatte er, bevor er den Festzug inszenierte, auch schon für die Folie gesorgt. Denn Makarts Schaffen bedeutet ja eines der seltsamsten Kapitel der Wiener Kultur-geschichte. Er beherrschte seine Zeit, prägte dem ganzen Leben den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Man baute im Makart-Stil, gab Gesellschaften im Makart-Stil, richtete sich im Makart-Stil ein und spielte im Makart-Stil Theater. So konnte, weil die ganze Stadt sich auf Makart stilisiert hatte, auch der Festzug, trotz seiner Un-modernität, fast wie ein Stück Wiener Lebens wirken. Alles, woran man denkt, wenn der Name Makart genannt wird — Prunkwagen und Trophäen, rauschende Brotatoben und nackte Frauenschultern — klang zu einem einheitlichen Akkord zusammen.

Der Festzug von 1908 hatte also eine sehr gefährliche Konkurrenz. Es fehlte ihm das Prestige eines Mannes, dessen Namen allein schon elektrisierend auf die Massen wirkte. Selbst wenn die repräsentierenden Männer von heute — Wagner und Klimt, Hoffmann, Moser und Koller — sich an dem Unternehmen beteiligt hätten, wäre jene alles bezwingende Massentwirkung nicht zu erzielen gewesen. Außerdem hat die Kunstentwicklung, die sich seit 30 Jahren vollzog, uns vor so viel andere ernste Probleme gestellt, daß wir zum Nachdenken über Festzüge keine Zeit behielten. Die Künstler verzichteten darauf, sich an der Sonne versunkener Schönheitswelten zu wärmen, und machten sich daran, für die neuen Lebensäußerungen einer neuen Zeit einen neuen selbständigen Stil zu formen. Sie erkannten, daß eine lebenskräftige Kunst nur vom Blut ihrer eigenen Zeit sich nähren könne, und daß auch die Gegen-wart, die so lange verschmähte moderne Wirklichkeit künstlerische Schätze berge, die nur des Entdeckers harren.

Ein Festzug, der diese Tendenzen klar ausdrücken wollte, dürfte also nur ein Stück Schönheitverklärten Lebens sein. Er müßte verkünden, daß wir heimisch in unserer Welt geworden sind und wieder den Mut haben, uns gleichwertig neben die Vergangenheit zu stellen. Doch hier kommt schon ein Fragezeichen. Ist unsere Zeit reich genug an künstlerischer Schönheit, um allein die Kosten einer solchen Veranstaltung

zu decken? Sogar in Amerika, dem modernsten Lande der Welt, glaubte man der Ausstellung von St. Louis nur dadurch Anziehungskraft verleihen zu können, daß man Szenerien aus dem alten Venedig aufbaute. Und selbst wenn wir genug spezifisch moderne Schönheit hätten, würden die Zuschauer, die ihre Tribünenplätze bezahlt haben, doch nicht anderes wünschen? Wir ertappen uns auf einer Inkonssequenz, in der sich verrät, daß noch immer die Romantik nachspukt. Ein moderner Festzug ohne historische und ethnographische Beigaben — im Sinne derer, wie sie in der Renaissance- und Barockzeit stattfanden, würde nicht reizvoll genug erscheinen. Trotz aller scheinbaren Modernität teilen wir noch immer mit den Romantikern die Ansicht, daß die Schönheit nur etwas Vergangenes oder Fernes sein könne.

Auch das Historische und Ethnographische würde nun eine Neubelebung im Sinne der modernen Kunst gestatten. Denn die Historien- und Genremaler der letztvergangenen Epoche begnügten sich, kostümierte Statisten inmitten von Altstadtszenerien abzumalen. Der Impressionismus hat uns das *mettre l'homme vrai dans son milieu vrai* gelehrt. Man vermöchte echter zu sein. Man könnte Menschen vorführen, die nicht nur durch die Gewänder, die sie trügen, auch durch Schritt und Geste ihre Epoche und ihr Volkstum ausdrücken, könnte die Szenerien so gestalten, daß ein Einklang zwischen Figur und Milieu bestünde. Die Genremaler begnügten sich ferner, novellistische Einzelzüge aneinanderzureihen und schädigten durch die Fülle dieser gleichgültigen Details die Wirkung des Ganzen. Heute haben wir erfaßt, daß Stil im Weglassen des Nebensächlichen besteht, daß durch Synthese, durch Vereinfachung, durch Heraus Schälen des Signifikanten eine weit schlagendere Wirkung als durch die verwirrende Anhäufung episodischer Einzelheiten erzielt werden kann. Sogar dem Theaterstil haben diese Entdeckungen der modernen Kunst wichtige Anregungen gegeben. Doch lassen sie auch für Festzüge sich ausnützen? Schwerlich. Denn die Straße ist etwas anderes als das Theater. Ein verwöhntes Auge wird nie ganz befriedigt sein, wenn historische Gruppen und Bauernkavalkaden sich durch die breiten Straßen einer modernen Großstadt bewegen. Die Stilisierung der Gruppen aber würde einen ruhigen Fond voraussetzen, der die ästhetischen Feinheiten machtvoll zusammenfaßte. Sie gehen verloren, solange als Repoussoir nur das unruhige Gewimmel der Zuschauer dienen kann.

Daß der Festzug des 12. Juni die Tendenzen der modernen Kunst ebenso typisch zum Ausdruck brachte wie der von 1879 typisch für die Mafart-Zeit war, läßt sich also keinesfalls sagen. Er erinnerte lediglich daran, daß wir im Zeitalter des Kinetographen leben. Der einzige Gesichtspunkt, von dem die Veranstalter ausgingen, war der, eine unabsehbare Fülle von Bildern wie auf einer Drehscheibe sich abrollen zu lassen. Trotzdem. Eine so geringe Rolle die Kunst dabei spielte, war er das Schönste und Stimmungsvollste, was ich Zeit meines Lebens sah. Es gibt eben Dinge, die weit mehr als Kunst ergreifen, Dinge, die ein Künstler überhaupt nicht macht, sondern die nur das Ergebnis mächtigerer Faktoren sein können.

Erstens ist es etwas Seltsames um ein Land mit alter Kultur. Es war ein unsagbarer Eindruck, im historischen Teil des Festzuges zu sehen, welche Ewigkeitskette in Oesterreich die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Alle großen Männer der altösterreichischen Geschichte wurden von ihren wirklichen Nachkommen, ihrem eigenen Fleisch und Blut dargestellt. Die Enkel — die Salm, Trauttmannsdorff, Balffy, Rhevenhüller, Rüdiger von Starhemberg, Radeky — traten in der Maße der Ahnen auf und verliehen dem Ganzen eine Stammbaumschönheit, die doch etwas anderes als eine schauspielerische Leistung war. Zweitens ist Oesterreich ein Orbis pictus, ein Land, wo Schönheit blumengleich aus dem Boden sprießt. Es war eine Orgie, ein Festschmaus für das Auge, all diese Leute aus Böhmen und Galizien, aus Dalmatien und Polen, aus Steiermark und Tirol, aus Istrien und der Bukowina zu sehen, wie sie in ihrer bunten Nationaltracht sich zu einem farbensprühenden, schwarzgelb umwundenen Busett verwebten. Man merkte, wie Märchen entstehen. Gestalten, die aus Mythen, aus alten Heldenliedern, aus Gedichten Walthers von der Vogelweide geschnitten schienen, kamen als lebendige Wesen daher. Und fast mystisch ist die naiv sichere Gestaltungskraft dieser durch die Jahrhunderte unverändert gebliebenen Volkskunst. Man hatte das Gefühl, daß eigentlich jeder Mensch ein geborener Künstler sei, daß ein animalischer Instinkt für Kunst jedem verliehen ist. Denn all diese bunten Gewänder und seltsamen Hüte, all diese Mäntel und Westen, Nieder und Schürzen schienen mit ihren Trägern so organisch verwachsen, die kühnsten Farbkombinationen waren mit so elementarem Geschmack gelöst, daß man fast an den Herrgott dachte, der ja auch jedem Tier, jedem Vogel das passende Fell und Gefieder gibt. Doch selbst diese Dinge, so wundervoll sie waren, blieben an Stimmungskraft hinter anderen zurück. Man muß einen solchen Festzug nur nach Berlin verlegen. Da wäre er von militärischer Gräßlichkeit. Die obligate, auch militärisch disziplinierte Hurra Stimmung würde über alles sich breiten. Hier sah man, daß ein Kaiser, auch ohne zu posieren, von rein menschlicher Vornehmheit wie von einem Nimbus umstrahlt sein kann, sah, daß ein Bürgermeister gar nicht nötig hat, den Untertan allzusehr zu markieren und bei allem Takt, mit dem er seine königliche Würde wahrt, doch sehr Schönes zu sagen vermag, sah, daß ein Publikum gar nicht Hurra zu brüllen braucht, und daß trotzdem ein Kontakt, ein viel, viel feinerer Kontakt zwischen dem, der gefeiert wird, und denen, die ihn feiern, bestehen kann. Da der Festzug fast aus dem Stegreif improvisiert werden mußte, ergaben sich auch sonst manche netten, ganz spontanen Pointen, die von einem Etwas durchzittert waren, das wir nicht mehr kennen. Das Bärchen aus Tirol, das dem Kaiser Alpenrosen brachte, und der alte Wurzelsepp, der plötzlich stehen blieb, um ihm auf dem Alpenhorn ein Ruhreigen solo vorzublasen, waren so einige von den Dingen, die fast zu Thränen rührten und im Reichsdeutschen nebenbei recht nachdenkliche Empfindungen auslösten.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

IX. Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart.

Unter den Lyrikern aus älterer Zeit, deren Namen von Kindertagen jedem Deutschen durch die Schule vertraut sind, und die daher im deutschen Haus ein ähnliches Heimatsrecht besitzen oder besitzen sollten wie Schiller, sind vor allem Bürger, Arndt, Uhland, Chamisso, Eichendorff, Rückert, Platen zu nennen. Jedem von uns wird, sobald einer dieser Namen genannt wird, ein Lied im Ohr klingen, ein Bild auftauchen, eine Stimmung wach werden aus der Jugendzeit, wo wir diese Namen zum erstenmal hörten oder unter einem Gedicht in unserem Lesebuch fanden. Es ist aber damit keineswegs gesagt, daß wir damit auch ihr Bestes und für uns als reife Menschen Wertvollstes kennen gelernt und festgehalten haben, denn die Schule wählt ja und kann ja nicht nach rein künstlerischen Gesichtspunkten wählen; sie verfolgt bei den Dichtungen, die sie den Schülern nahebringt, zugleich oder an erster Stelle pädagogische Zwecke, und gerade manche der schönsten Dichtungen sind dadurch von vornherein ausgeschlossen, nicht so sehr, weil sie etwas wie schädliche Einwirkung auf das kindliche Gemüt ausüben könnten, als weil sie ihrem Stoff und ihrem Anschauungskreis nach einfach über das kindliche Fassungsvermögen hinausgehen und daher für die nächsten Zwecke der Schule belanglos sind. Und so ruht in den Liedern dieser Dichter noch ungelesen ein lebendiger Schatz reinsten, ursprünglichsten Poesie, den zu heben jeder sich selbst bemühen muß, um reich belohnt zu werden. Das gilt vor allem von Uhland. Wer ihn nur von der Schule her kennt, ahnt gar nicht, wie reich er ist und wie reich er noch heute jedem gibt, der ihm still zuhört. In seiner Frühlingspoesie ist ein Duft und ein Glanz und vor allem eine individuelle Färbung der Landschaft wie der Stimmung, die noch über Goethe hinausführen, in seinen Wander- und Freudenliedern Töne von tiefster Innigkeit, ahnungsvoller Schwermut und jubelnder

Lebensfreude, die nur leise angeschlagen unsere Seele mitklingen lassen in reinstem Genießen. Eine Sammlung von fünfzig der schönsten Uhlandschen Gedichte, das wäre es, was wir brauchen könnten. Und etwas von Eichendorff, dem wir nicht nur das wundervollste Frühlingslied, das vielleicht je in deutscher Sprache gedichtet worden, „Ueberm Garten durch die Lüfte“ verdanken, sondern der so recht eigentlich der Poet gewesen ist, der das Bild der spezifisch deutschen Landschaft, mit den sanft gewellten Hügeln, den rauschenden Wäldern und den zu Tal rieselnden Bächen und den geheimnisvollen Stimmen der Mondnacht als Ganzes geschaut und zum Singen gebracht hat, mit seiner „Wünschelrute“:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“

Und eben solche Sammlung der Auswahl brauchten wir von Rückert, der uns in Kindertagen das Lied „Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt“ und die nachdenklichen Geschichten von „Eidher, dem ewig Jungen“ und vom „Mann im Shrerland“ erzählt hat, mit dem wir in Jugendjahren seinen „Liebesfrühling“ mitdurchlebt haben, und mit dem wir, wenn die Sommerfäden über das herbstliche Laub fliegen, leise mitsingen: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar.“ Auch Chamisso sollte uns in einer solchen Auswahl nicht fehlen, wenn auch vielleicht nicht jeder heute ganz sich mehr in die Gefühlswelt von „Frauenliebe und Leben“ hineinzuversetzen vermag. Er hat außerdem in verhältnismäßig wenig bekannten Liedern Töne — tief Ernst und heiter — angeschlagen, die dunkle Gefühle im Herzen noch heute lustvoll wecken.

Wenn wir aber fragen, wer an erster Stelle von all den Sängern, die nach Goethe aufge-

standen sind, und die nun auch schon lange die Erde deckt, in seinen Liedern die Kämpfe, die Ideale, die Dissonanzen des verflossenen Jahrhunderts zusammenfassend wiederzuspiegeln und wiedertönen zu lassen gewußt hat, dann gibt es nur einen Namen als Antwort, der sich unmittelbar an Goethe anreicht, und den als eines Poeten von Gottes Gnaden jeder in Ehren halten muß: Heinrich Heine. In diesem Rahmen wäre es eine Verwegenheit, wollte ich über ihn, dessen Lieder, wie die Goethes, Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit sind, ein anderes Wort sagen als: Lest ihn. Es gibt keine Entschuldigung vom Gegensatz der Weltanschauung, der politischen Meinung, von Rassenantipathie, die irgendetwas gestattete, Heine zu ignorieren oder gar als Poeten nicht gelten zu lassen. Er ist mit all den Unarten, die er reichlich besitzt, mit all den Dissonanzen, die in seinem Leben wie in seiner Dichtung oft so grell aufschreien, einer der größten Lyriker aller Zeiten, der auch da, wo seine Individualität vielleicht dem Einzelnen verlegend entgegentritt, sich den Respekt vor seiner künstlerischen Persönlichkeit erzwingt. Ihn verleugnen, ihn ausschalten wollen aus der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, hieße zugleich, fast die gesamte deutsche Lyrik nach 1830 verleugnen, denn in ihren künstlerischen Ausdrucksformen und Mitteln steht sie bis in die jüngste Vergangenheit ganz auf Heines Schultern. Die Form des Liedes, wie sie Heine vor allem im „Buch der Lieder“ geprägt hat, d. h. die Zusammenfassung eines Gefühls, eines Stimmungsgehalts in ein Gedicht von prägnanter Kürze und melodischer Kraft, das in zwei, drei Strophen alles sagt, ist seitdem die Form des deutschen Liedes überhaupt geworden. Und wer vom Dichter nicht verlangt, daß er ihm immer nur seine, des Lesers, Stimmung künstlerisch verklärt wiedergibt, wer den Reiz zu schätzen weiß einer Plauderstunde mit einem Künstler, dem das Leben sich oft, ja meist, in ganz anderen Farben und Linien reflektiert, der über das Ernsthafteste lachen und spotten, über das scheinbar Gleichgültige traurig werden kann, der wird Heine immer wieder als einen

stets willkommenen Gast laden, wenn er von den kleinen Fragen des Tages sich einmal durch ein Lachen befreien will. Jedenfalls gehört das „Buch der Lieder“ in jedes Haus, und von den beiden späteren Sammlungen, dem „Romanzero“ und den „Neuen Gedichten“, wäre dringend zu wünschen, daß sie in einer guten Auswahl bequem zugänglich wären.

Vor allem aber brauchen wir eine Auswahl aus Eduard Mörike. Das Wort, das Theodor Storm in seinem „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“, nach meinem Urteil die wertvollste Blütenlese, die wir gerade für die Zeit von Goethe bis etwa 1880 besitzen, 1870 schrieb: „daß Mörikes Gedichte in keiner Bibliothek fehlen dürften, in der unsere poetische Literatur auch nur andeutungsweise vertreten ist“, das Wort, das damals wie die Stimme eines Predigers in der Wüste klang, ist ja heute schon von einem starken und täglich wachsenden Chor aufgenommen, aber trotzdem dürfen wir nicht müde werden, immer wieder auf ihn hinzuweisen. In seiner Dichtung klingt ein Ton Goethes, klingt Uhland, klingt ein Lautenakford vom Volkslied, und aus weiter Ferne zuweilen auch wie ein Raunen aus der Märchenwelt, alles das ist zusammen verschmolzen zu einem Stimmklang, der einen neuen und — so zart und so weich er ist — einen so starken und vollen Ton gibt, daß, wer ihn einmal vernommen, ihn nimmermehr vergißt. Eben deshalb aber sollte man gerade heute, wo die Mörikeausgaben wie Pilze aus der Erde schießen, das Schönste und Reifste von ihm, das Ewigkeitswert hat, in einem kleinen Bändchen zusammenstellen, das mit seinen 100 Seiten schwerer wiegt und reinere Freuden bringt, als die mit Gelegenheitsdichtungen beladenen vollständigen Ausgaben.“) Aus seiner Dichtung klingt es wie das Lied von Orplid, dem Märchenland seiner Phantasie: „Du bist Orplid, mein Land!

Das ferne leuchtet;

Vom Meere dampfet dein besonnener Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

*) Auch die bei Langewiesche erschienene von Will. Vesper herausgegebene „Auswahl“ ist vielleicht noch nicht das Ideal einer solchen.

Uralte Wasser steigen,
 Verjüngt um deine Hüften, Kind!
 Vor deiner Gottheit beugen
 Sich Könige, die deine Wärter sind.“

Und neben Mörike stellen wir ihn, der, solange er lebte, nicht müde wurde, bewundernd zu Mörike aufzuschauen und für ihn zu werben: Theodor Storm. Als Lyriker ist er entschieden Mörike innerlich sehr verwandt, insofern für ihn das lyrische Gedicht reinsten Empfindungsausdruck ist; ein Gefühl mit konzentrierter künstlerischer Kraft, in prägnantester Fassung, in individuell beseelter rhythmischer Form. Die persönliche Note ist gegeben durch ein eigentümliches Gemisch von fast weiblich zarter Empfindung und verhaltener Leidenschaftlichkeit, die gerade durch die bewußte Dämpfung des Tones und der Farben zugleich eine Vorstellung von männlicher Kraft erweckt. Und das ist es z. B., was ihm als dichterischer Persönlichkeit das Übergewicht über Nikolaus Lenau gibt, mit dem er sich in der suggestiven Kraft, melancholische Seelenstimmungen in melancholische Naturstimmungen zu übertragen oft berührt. Aber während Lenau, dem wir ja einige wundervolle, in ihrer Schlichtheit und in ihrem stimmungsvollen Reiz unübertreffliche Lieder verdanken, fast ausnahmslos in Gefühl versinkt, sich — bildlich — in Tränen auflöst, klingt auch in die weichsten Akkorde Stormscher Liebessehnsucht und ahnender Gefühlsdämmerung, melancholischer Trauer der starke Pulsschlag männlicher Leidenschaft herein, für die auch der tiefste Schmerz zur Kraft wird. Es spricht zu uns eine Seele, die so eins ist mit den schöpferischen Trieben des Lebens, in jedem Augenblick so eins mit der Natur in allen ihren Erscheinungsformen und Betätigungen, daß jede Resonanz des Lebens in Freude oder Schmerz immer wieder in Lebensbejahung ausklingt. So ist es auch charakteristisch für ihn, daß er, der von sich selber einmal gesungen:

Wir können auch die Trompete blasen
 Und schmetternd weithin durch das Land.
 Doch schreiten wir lieber in Maientagen,

Wenn die Primeln blühen und die Drosseln
 schlagen,
 Still sinnend an des Baches Rand.

in den nationalen Fragen, die seine Heimat Schleswig-Holstein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufs tiefste erregten, in dem Kampf auf Tod und Leben mit Dänemark nicht nur im öffentlichen Leben seinen Mann gestanden, sondern auch in seiner Dichtung ergreifende Töne männlichen Zorns und zukunftsreudiger Kampfeslust angeschlagen hat. Und bezeichnend ist ferner für ihn, daß er es nie verwunden hat, daß man diese Seite seines Charakters nicht entsprechend gewürdigt und ihn immer nur als den Sänger der Sehnucht und der Liebe hat gelten lassen. Diese Erfahrung machte ihn auch geradezu ungerecht gegen seinen nur wenig älteren Zeitgenossen Emanuel Geibel, dessen Dichtung in den Jahrzehnten der politischen Kämpfe um Deutschlands Einheit von 1840—1870 das Echo aller nationalen Schmerzen und Freuden, vor allem aller nationalen Hoffnungen gewesen ist.

Merkwürdig genug gilt heute Geibel dem jungen Geschlecht als Lyriker nicht recht mehr für voll; er ist ihm bald zu weich und bald zu pathetisch, das Urbild eines Goldschnitts-Lyrikers. Dies Bild ist aber falsch; wer die bleibende Bedeutung Geibels für die deutsche Lyrik erkennen will, der muß ihn unter dem Gesichtspunkt eines großen nationalen Lyrikers sehen, der in Zeiten schwerer Not als ein „Herold deutscher Ehren“, als ein Prophet und Seher seines Amtes gewaltet hat und zugleich als ein Poet, dem Feuer und Kraft des Wortes in ungewöhnlichem Maße verliehen war, und der um deswillen auch von den heutigen und von den künftigen Geschlechtern in lebendiger Erinnerung bewahrt und in Ehren gehalten werden soll, nicht allein um des Liebes willen, das alljährlich, wenn der Frühling von den Bergen steigt, über die blühende Welt klingt: „Der Mai ist gekommen“.

Theodor Storm hat oft darüber geklagt, daß man ihn nur als Novellisten gelten lassen, daß die meisten seiner Leser keine Ahnung davon hätten, daß er auch

ein Lyriker sei. Ein ähnliches Los ist Konrad Ferdinand Meyer beschieden; je größer täglich der Kreis derer wird, die ihn um seiner Novellen willen lieben, die Zahl derjenigen, die den Lyriker kennen und zu schätzen wissen, ist noch immer im Verhältnis bescheiden. Und doch enthält der Band „Gedichte von K. F. Meyer“ mit das Schönste, Tiefste und Eigenartigste, was die Lyrik des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Wer einmal dem Lyriker Meyer in die Augen gesehen, wer einmal das Entfalten dieser tiefen, ernsten, durch stumm getragene Schmerzen aus tiefer Nacht zum Licht verklärten vornehmen Männlichkeit in einem jener in wenigen Tönen zu einem ergreifenden Dur- oder Mollakkord zusammengefaßten Gedichte in tiefer Erschütterung mitdurchlebt hat, der wird die Erinnerung daran nie vergessen. Es ist überall, wie er selbst gesagt, „das Firnelicht, das große, stille Leuchten“ in seinem Wesen und Gedicht, das den Leser, auch wo es sich scheinbar nur um Stimmungen und Erlebnisse des Alltags handelt, mit dem Ewigkeitshauch berührt. Nichts Kleines und Kleinliches, und doch in jedem der Pulsschlag des starken, alle Höhen und Tiefen der Menschheit mit Inbrunst umfassenden Lebens, und über all dem männlichen Ernst, der den Grundakkord gibt, ein blauer ätherischer Duft, zuweilen ein heiteres Lachen, ein seliges Jauchzen, wie der Freudenruf, der in seiner Heimat in der Sonntagsfrühe von den Bergen hallt.

Es gibt ein Gedicht, überschrieben „An Konrad Ferdinand Meyer“:

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit,
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
Bin ich bei dir“.

Der Dichter dieser Verse ist Detlev v. Liliencron, der jetzt 64 jährige, der trotzdem heute noch als Wortführer der jungdeutschen Lyrik gilt, als der Bahnbrecher, der für die Jugend und mit der Jugend Neuland

erobert hat. Als im Jahre 1883 seine erste Gedichtsammlung, „Adjutantenritte“, erschien, war für jeden, der ein Ohr für dergleichen hat, das erste Gefühl: das ist ein neuer Ton. Diese Lyrik hat mit Heine nichts mehr zu schaffen, noch weniger als die von Storm und von Mörike, obgleich letzterer von Heine gar nicht und Storm nur ganz vereinzelt beeinflusst erscheint. Aber beide, Storm wie Mörike, können das Zeitalter, in dem sie geboren, und das auch das Zeitalter Heines war, nicht verleugnen. Sie haben dieselben Stimmen in den Lüften umgehen hören, wie er, wenn sie ihnen auch anders gellungen haben. Diese Stimmen der Zeit sind aber jetzt verhallt, und der Dichter der neuen Zeit, der ihnen sich ebenbürtig anschließt, ist, so verwandt der Stimmungsgehalt eines Teils seiner Lyrik namentlich der Storms erscheint, doch schon durch den Stoff und Anschauungskreis, den die neue Zeit vor ihm aufgetan hat, auf einen ganz anderen Ton gestimmt. Auch wer gar nichts wüßte von den Lebensverhältnissen dieser drei, müßte aus dem veränderten Pulsschlag herausfühlen, daß der jüngste von ihnen der Typus einer tatfreudigen Generation ist, die in der Freude am Schaffen auch eine andere Freude am Dasein an sich, und damit auch eine ungleich größere Unbefangenheit im Genuß des Daseins hat, als jene feingestimmten Seelen mit dem nach Innen gekehrten Blick, die in dem engen Kreis nächster Bluts-, Stammes- und Empfindungsverwandter die Resonanz ihres Gefühlslebens suchten, die sich ihnen aus den verstimmenden und verbitternden Einflüssen der großen Weltbegebenheiten nicht ergab. Dies gilt auch für Storm trotz seiner Kampflieder, denn sie waren, wie er ja selbst betont, nicht die Töne, die der eigentlichen Grundstimmung seiner Seele entsprachen. Das Neue bei Liliencron war und ist, daß bei ihm (trotz der nächsten Verwandtschaft mit Storm, trotzdem er mit diesem in stimmungsvoller Erfassung und der Kunst liebevoller Kleinmalerei der idyllischen Farben und Töne der heimatlichen Landschaft wetteifert) seine Grundstimmung durchaus nicht idyllisch, sondern heroisch ist, und daß infolgedessen in

seiner Lyrik auch jene heroischen Elemente zu ihrem Recht gekommen sind, die bisher — wie z. B. bei Geibel — mit einem gewissen Pathos und Rhetorik untrennbar verbunden erschienen. Ein Mann im Kampf, dem am wohlsten zu Sinne ist im Kampf von Mann zu Mann, in der Feldschlacht, und dem auch kein schönerer Tod auf der Welt ist, als „wer vorm Feind erschlagen in grüner Heide, im freien Feld, darf nicht hör'n groß Wehklagen.“ Die Eindrücke von drei Kriegen, in denen er als Berufssoldat im Felde gestanden, haben sich ihm nicht wie bei der Mehrzahl der Lieder aus den Freiheitskriegen zu mehr oder minder rhetorisch gefärbten Unklagen gegen den Feind oder Ermahnungen zur Vaterlandsliebe verdichtet, sondern sie sind, wie seine Lieder die Freude am Genuß singen, geboren aus dem tiefsten Drange, lebendig in Lust und Grauen Durchlebtes wiederzugeben im Ton und in der Stimmung, im Rhythmus, wie sie im Augenblick des Erlebens auf ihn gewirkt haben. Also ein lyrischer Naturalismus. Den Mann im Kampf und in der Freude des Lebens, das spiegelt Liliencrons Dichtung wieder, mag er von der Feldschlacht, von leeren Liebesabenteuern, von Freude an Schönheit, im Menschen und in der Natur, singen. Und das packt und das hält fest, auch wenn ihm nicht allezeit (in dem Bestreben, das innere Erleben in absoluter Naturtreue vor der Seele des Lesers mit allen Farben erscheinen zu lassen) die gestaltende, d. h. das Zufällige des Geschehnisses ausschaltende und nur den Kern der Tatsachen oder der Stimmung herausarbeitende Kraft bis zum letzten Pinselstrich oder Meißelhieb treu geblieben ist.

Unter den jüngeren Lyrikern, die mit und nach Liliencron zu Worte kamen und deren Lied, wie seines, in ängstlichen Gemütern zunächst die Vorstellung einer völligen Revolution des Geschmacks erweckte, die sich in ihren Wegen und Zielen innig mit den Bewegungen auf dem Gebiet des Romans und Dramas berührten, ist es nur wenigen beschieden gewesen, das Aussehen, das sie durch das Ungewohnte ihrer Ausdrucksformen erregten, in

ein die Stimmungen des Tages überdauerndes Ansehen, das sich auf eine geschlossene künstlerische Persönlichkeit stützt, zu verwandeln. Unter den lyrischen Naturalisten der Liebenswürdigste und sympathischste ist wohl der heute 55 jährige Gustav Falke, der sich selbst einen Schüler Liliencrons nennt, der aber (so wenig er seinen Meister im Ton verleugnet) doch eine eigene persönliche Note hat. Das Naturburschentum, die unbändige und dabei doch tief innerliche Lebensfreudigkeit, die mit ihrem Jauchzen und Lachen den Leser mitfortreißt, und eine Welt von Sonnenschein, durch die der Frühlingssturm fährt, vor die Seele zaubert, erinnert an Liliencron, aber in der Form, in der Sprache, in der Komposition ist er weniger Draufgänger. Er begnügt sich nie, wie Liliencron das oft tut, nur ein paar Akkorde anzuschlagen, sondern er weiß immer, diese Akkorde in einen musikalischen Satz zu bringen, der eine geschlossene künstlerische Einheit darstellt. Er ist harmonischer.

Von einem vergeistigten Naturalismus kann man, ähnlich wie im Drama, auch in der modernen Lyrik reden, und sein bedeutendster Vertreter ist der, mit dem ich diesen Ausblick auf die Lyrik unserer Tage schlicke, Richard Dehmel, der jetzt 45 jährige. Unter begeisterter Zustimmung eines zunächst ganz kleinen Kreises Schaffender (an ihrer Spitze Liliencron) und unter starkem Widerspruch, der bald in Hohn und Spott, bald in Unklagen wegen Immoralität von Seiten der Staatsanwaltschaft zu Worte kam, hat Dehmel sich mühsam seinen Platz erringen, erkämpfen müssen. Er hat es auch den Freunden nicht leicht gemacht; seine dichterische Individualität ist spröde, und alles eher als liebenswürdig. Es wühlt in seinen an starken und schönen Bildern reichen, aber in ihrer schwülen Symbolik oft schwer faßbaren und deutbaren Gedichten eine eigentümlich düstere Glut fressender Leidenschaft, die in grellen Farben und schroffen Dissonanzen ihren künstlerischen Ausdruck sucht. Er ist infolgedessen ein Poet, der nie populär werden wird, den immer nur ein kleiner Kreis Verstehender zu den Großen rechnen wird.

Einer, der in seiner herben, wilden Schroffheit, in seinem grübelnden Siefinn, mit dem er sich in die Geheimnisse des Lebens vertieft, nicht jeden Leser auf die Höhe, von der aus er selbst ins Leben hineinschaut, emporzutragen vermag, wohl aber einer, der den, der ihm bis auf die Höhe folgen konnte, festhält und nicht wieder losläßt.

Die Lyrik Stephan Georges, Rainer Maria Rilke und ihrer Verwandten richtet sich so entschieden nur an einen kleinen Kreis von besonders fein abgestimmten Genießern, daß sie in dem Rahmen einer „Hausbibliothek“, wie ich ihn hier in großen Umrissen zu ziehen versucht habe, einen Platz wohl selbst nicht erstreben.

Rede für eine Heinefeier zu Gunsten einer Heinebüste im Foyer des Düsseldorfer Schauspielhauses.

Von Herbert Eulenberg.

Meine verehrten Anwesenden, der leider körperlich heute am Erscheinen verhinderte Heinrich Heine hat mich gebeten, in seinem Namen folgendes zu erklären:

Es hat mich in den elysäischen Gefilden, für die ich seit Paris eine große Vorliebe habe, sehr erfreut, zu vernehmen, daß man mir im Schauspielhause zu Düsseldorf, dem ich seit seiner Begründung viele Sympathien entgegenbringe, eine Büste setzen will. Obgleich ich gestehen muß, daß ich in bezug auf Denkmäler namentlich in letzter Zeit etwas, wie ihr Menschen von heute sagt, nervös geworden bin. Wie man die Leiche weiland Heinrichs IV., römischen Kaisers deutscher Nation, nicht beisetzen und zu Staub werden lassen wollte, so will man meinen durch ein schweres Leben erkämpften Ruhm anscheinend durchaus nicht zu Stein und Marmor kommen lassen. Ruhelos, gleich Pontius Pilatus, wird so ein armer Stein, der meine Züge zeigt, von Land zu Land, von Korfu bis nach Amerika herumgejagt, und meine Dichterkollegen, die ich bei Lebzeiten gehänselt und gequält habe, machen alle Mittage bei Plutos Tafelrunde schadenfroh schon ihre Witze darüber, die ein weniger Schlagfertiger als ich kaum mehr parieren könnte.

So ist mir meine Denkmalsangelegenheit mit der Zeit wirklich ein wenig verleidet worden, und ich muß offen gestehen, daß ich gegen einen einzigen Ruß der zurzeit schönsten Düsseldorferin und Landsmännin einen ganzen Wald von meinen Denkmälern hergeben möchte. Da aber dieses nicht gut möglich ist — denn ihr würdet schauern vor mir, meine Geliebten! —, so will ich gerne stillhalten, wenn man meinem Ungedenken in meiner Vaterstadt ein paar Lorberblätter streut, und meinen Kopf dort in einen stillen Raum hinstellt, meinen Freunden zur Freude und meinen Feinden zum Trost. Ich will ganz ruhig in Stein auf meinem Sockel stehen bleiben und immer lächeln, und hinter keinem die Nase rümpfen oder die Zunge herausstrecken, mag er auch aussehen wie ein moderner Maßmann, der poetische Vorturner, oder wie ein neuer Demagogenriecher, oder wie ein Zensor, der bedauert, daß es nicht mehr wie zehn Gebote gibt. Just der Platz, den man in Düsseldorf für mich ausgesucht, will mir am besten gefallen, weil ich nach Mitternacht, wenn niemand mehr im Theater ist, nicht mehr strammstehen muß, sondern meinen Kopf in der Nacht promenieren lassen und mir die alten Stellen wieder ansehen kann, wo ich als Knabe mit den „Galuten“ der Volkerstraße

gespielt habe, wo mich das rote Gefchen, des Scharfrichters Töchterlein, auf den Mund geküßt hat, wo ich zum erstenmal Liebe und zum erstenmal Hiebe bekam, wo ich Napoleon und seinen Schimmel gesehen habe, und die Stelle im Hofgarten, wo ich mich entdeckte und fühlte, daß ich ein großer Dichter werden würde, und dabei vor Freude weinte, wie Kolumbus, als er Amerika entdeckte.

Ich will ganz ohne Geräusch diese alten Erinnerungen einsammeln, und die Liebespaare auf den Bänken im Park sollen nicht erschrecken, wenn sie mich irgendwo erblicken, wie ich im Mondschein mit meinem Kopf im Grase liege und den Nachtigallen lausche oder zwischen zwölf und eins auf dem Geländer über die Rheinbrücke laufe, und wenn einer das Lied von der „Lorelei“ singt, erschrocken ins Wasser falle. Meinen Feinden in der Stadt aber will ich nachts als Puck erscheinen und ihnen meine frechsten Gedichte langsam in die Ohren vorlesen, daß sie am anderen Morgen sich vor ihrem eigenen Spiegel entsetzen sollen.

Was mögen nur diese superguten Leute wider mich haben, daß sie noch heute, nachdem ich ihnen zu Gefallen schon vor 52 Jahren gestorben bin, meinen Namen wie den des Gottseibeiuns aussprechen und sich bei meinen Gedichten und Geschichten befreuzigen? Daß ich ein Jude gewesen bin, ist erstlich eine Nebensache, für die sie eigentlich nur mit meiner Mutter böse sein könnten. Daß ich kein so guter Patriot wie Theodor Körner und Ernst Morik Arndt gewesen bin, ist die Schuld der Geschichte, die mir statt eines Bismarcks einen Metternich als politischen Zeitgenossen gegeben hat. Hätte Madame Clio mich heute in Deutschland zur Welt gebracht, so wollte ich ebenso laut wie ein preußischer Kriegsminister „Die Wacht am Rhein“ mitsingen. Aber für die Karlsbader Beschlüsse, die Zensur und die Zentraluntersuchungskommission über jeden, der „Frei ist der Bursch“ gesungen hatte, konnte ich mich beim besten Willen nicht begeistern. Bleibt schließlich nur der Vorwurf an mir haften, daß ich zeit meines Lebens eine kaum zu bändigende Vorliebe für das schwache Geschlecht empfunden habe. Aber ich meine, gegen dieses schöne Laster, falls es überhaupt eins ist, sollte man heutigentags bei uns in Deutschland gerade ein wenig toleranter geworden sein.

Fragt zum guten Schlusse einer oder der andere meiner Gegner, der mich nun einmal nicht ausstehen kann, noch, was ich denn in einem deutschen Theater zu suchen oder zu verlieren habe, so ist dem folgendes Klarzumachen: Einmal habe ich selbst der deutschen Bühne zwei Stücke, den „Almansor“ und den „Ratcliff“ geschenkt, die auch nicht schlechter sind als die Stücke, die Blumenthal und Radelburg, meine Brüder in Moses, nicht in Apoll, geschrieben haben, wenngleich sie nur einmal statt hunderte Male aufgeführt worden sind. Ich hätte noch mehr und noch Besseres für das deutsche Theater schaffen können, wenn ich nicht, gleich Goethe, eine unerträgliche Abneigung gegen das Pfeifen des Publikums gehabt hätte, ähnlich der gegen lange Fahrten auf stürmischer See, so daß ich immer halb krank vor Ekel und Furcht an die stille Rüste meiner Lyrik zurücktrieb.

Infolgedessen mußte ich mich darauf legen, die deutsche Bühne mehr kritisch zu betrachten und zu hegen, so wie ein Invalide sich allmählich eine bloß platonische Liebe zurechtmacht. In dieser Rolle eines bescheidenen Hausfreundes habe ich stets getan, was

in meinen starken kritischen Kräften stand: Ich habe Immermanns Stücke gepriesen und, was noch mehr heißt, gelesen, ich habe Richard Wagner auf den „Fliegenden Holländer“ und auf die deutschen Sagenstoffe aufmerksam gemacht, ich habe Hebbel geraten, so viel er sich raten ließ. Ich war wie ein Jagdhund immer nach guten Stücken her, und wenn ich nicht mehr aufstöbern konnte, so war es die Schuld der Rebhühner und nicht des Hundes. Ich habe Michael Beer, den Dichter des „Struensee“, entdeckt und wieder zugedeckt, ich habe als erster Grabbe ein Genie genannt und als letzter Rozebue sein Talent vorgeworfen. Ich habe mich um die Hohenstaufen verdient gemacht, indem ich kein Stück auf sie verfaßt habe und ihren Dichter Raupach unschädlich zu machen suchte. Ich habe in Paris mit Grillparzer dejeuner, mit Meyerbeer dîner, mit Offenbach souper und mir den Magen dabei verdorben, alles aus Liebe zum deutschen Theater. Ich habe mich sogar für das Ballettkorps interessiert und mir beim Betrachten seiner Sprünge das Rückgrat verdreht, so daß ich die zehn letzten Jahre meines Lebens im Bett zubringen mußte, alles aus Liebe zum Theater.

Will man mir also im Theater meiner Vaterstadt an stiller Stätte ein schlichtes Denkmal ohne jedes Pathos setzen, so habe ich dies, wenn nicht durch meine Gedichte, deren Schönheit übrigens auch Superintendents nicht mehr leugnen, so doch durch meine Teilnahme für die deutsche Bühne und ihre edlen wie unedlen Bestrebungen durchaus verdient. Und aus Anlaß dieses für mich so erfreulichen Ereignisses habe ich noch einmal in der Unterwelt den Pegasus gesattelt, der sich hier unten bisweilen von den lebenden Poeten erholt, und habe ähnlich dem Sonett, das ich einst zum Entsetzen von Juden, Heiden und Christen auf das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt a. M. verfaßt habe, eines zu eigenem Kredit gedichtet, das so lautet:

Setzt mir nur immerzu ein Monument
In Düsseldorf am Rhein, still im Theater,
Daß nicht im Frei'n mich sieht ein Stadtratvater
Und sich erbozt, daß man mich heut' noch kennt,
Und manches Mädchen noch für mich entbrennt.
Und er dann heimläuft, sauchend wie ein Rater,
Wild seine Wut ausspeit gleich einem Krater,
Und mich im Grab noch einen Lumpen nennt.
Dum laßt mich euer Bühnenhaus mitzieren
Und lauschen, wenn ihr gute Stücke spielt,
Was Meißt und Goethe einst wie ich gefühlt.
Doch müßt ihr, — denn auch dieses kann passieren! —
Schund geben, der dreist auf die Masse zielt,
So bitt' ich nur um eins: Schließt fest die Türen! —
Also sprach mit ironischem Lächeln Heinrich Heine.

Giuseppe Tornielli †.

„Der Graf G. Tornielli und die Gräfin Yndia Olga, geb. Rostopschin, geben sich die Ehre, für Montag, den 6. April, zum Abendessen einzuladen: Mr. Stephen Pichon, Staatsminister der Auswärtigen Angelegenheiten der Französischen Republik, Rt. Hon. Sir Francis Bertie, Botschafter Großbritanniens, Mr. J. Melidow, Botschafter Rußlands, Mr. Dr. Hill, Botschafter der Vereinigten Staaten zu Berlin.“ — Welch merkwürdige Gesellschaft! Kaum hat der amerikanische Gelehrte Hill seine Studierstube verlassen und seinen Fuß auf den europäischen Kontinent gesetzt, so wird dieser neue Vertreter der nordamerikanischen Großmacht, vor dem Kaiser Wilhelm II. das vertrauliche Zufallswörtchen vom Werth persönlichen Reichtums beim Diplomatenhandwerk feierlich zurückgezogen hat, ganz unauffällig auch schon in eine Gesellschaft erklärter Deutschenfeinde gebracht.

„Da werde ich nach dem Rechten sehen!“ meinte Freund Hein, der Vertreter der allerstärksten Großmacht auf Erden, und gab uneingeladen seine Visitenkarte in Nr. 73 der Rue de Grenelle zu Paris ab. Das Abendessen mußte in letzter Stunde abgesagt werden wegen Erkrankung des Hausherrn. „Es handelt sich nur um einen leichten Fall von Influenza, beileibe nichts Ernsthaftes,“ diagnostizierte der Botschaftsarzt Dr. Guelpa; denn alle Botschaftsärzte pflegen mit der Zeit sich durch den Umgang mit den Diplomaten zu Beschwichtigungs- Hofräten zu entwickeln. Dabei war der erkrankte Botschafter schon rechtseitig gelähmt und der Sprache beraubt. Als das Ehepaar des Prinzen von Wales zum Besuche herbeieilte, lag der hochgewachsene und starkknochige Mann aus dem piemontesischen Geschlecht der Grafen Tornielli von den Ärzten aufgegeben im Todeskampf. Zwei Tage später stand die Grösnichte des Generals Rostopschin (der Napoleons I. glorreichen Siegeszug vom Niemen bis zur Moskwa durch die Verbrennung Moskaus in eine schreckliche Niederlage verwandelt hatte) als Witwe an der Bahre ihres italie-

nischen Gatten; Graf Tornielli hat sein Leben auf 72 Jahre gebracht. —

Das erste größere Gesandtschaftsamt bekleidete der aus der Schule Massimos d'Azeglio stammende Diplomat in den achtziger Jahren in Bukarest. Zu jener Zeit bildete die Hauptstadt Rumäniens den Beobachtungsposten der Diplomatenzunft für die Vorgänge auf dem Balkan. Von der russischen Gesandtschaft gingen die Befehle und Anweisungen aus, wie, wo und wann die Revolutionen und Gegenrevolutionen auszubrechen hatten, um Bulgarien in Flammen zu stecken oder die griechischen und montenegrinischen Banden gegen die Rußowalachen und Albanesen auszuspielen. Der Rubel reiste unaufhörlich. Damals bildeten für den moskowitzischen Despotismus die blutigen Erhebungen einen Hauptausfuhrartikel. Jetzt hat er von dieser Stapelware Verwendung im eigenen Innern. Damals galt noch Bukarest allgemein als Durchgangsposten für begabte und scharfsäugige Diplomaten. Für Oesterreich-Ungarn stand hier der Pole Agenor Goluchowski, der sich mit Murats Nichte, einer Französin, vermählte und sich derart auszeichnete, daß er bald darauf zwölf Jahre lang als Kanzler den habsburgischen Donaufstaat leitete. Auch der deutsche Gesandte, ein holsteinischer Landadelmann aus Klein-Flottbeck, der Anno 1886 die neapolitanische Fürstin v. Camporeale heiratete, hat es später zu etwas Tüchtigem gebracht, Bernhard v. Bülow. Graf Tornielli, der Anno 1879 die erste Gesandtschaft Italiens beim serbischen Königreich in Belgrad eingerichtet hatte, erlangte auf diesem wichtigen Späherposten die genaue Kenntnis der Balkanwirren, die mit der Niederlage des serbischen Feldzuges und der Verjagung des battenbergischen Fürsten Alexander aus Sofia begannen und heute den Frieden von ganz Europa bedrohen.

Zehn Jahre später schickte Francesco Crispi den kaltblütigen Skeptiker Tornielli von Madrid über London nach Paris. Zwischen Frankreich und Italien tobte damals der Zollkrieg, der Siziliens Weinbau beinahe tödlich getroffen hatte. Die Aufnahme des italienischen Ver-

treterß an der Seine war frostig, um nicht zu sagen feindselig. Von Crispi argwöhnten nämlich die französischen Staatsmänner, daß er jeden Vorwand zur Herausforderung eines Krieges ausnützen werde, um die Heere Bismarcks über die Vogesen zu schicken. In jenen Tagen geschah es, daß der russische Botschafter Mohrenheim bei einem Empfang wenigen Eingeweihten die seltsame Formel der diplomatischen Kabbala vorwies: „ $1 + 1 = 3!$ “ Die Gräfin Tornielli, gleich den meisten Clawinnen aus gebildeten Ständen mit hervorragendem Sprachentalent, durchbringendem Verstand und feinstem Charme begnabet, kann als die einzige Frau eines Dreibundsbeamten bezeichnet werden, welche am ersten jene dunkle Gleichung zu lösen verstand. Der Welt kam diese Formel erst dann zum Verständnis, als der Russenzar ein Jahr darauf den Präsidenten Felix Faure als seinen „Verbündeten“ begrüßte und ganz Frankreich aufjubelte, daß dieser Zweibund dem alten Dreibund militärisch gewachsen sei. Mit Italien freilich stand dieser Zweibund spottschlecht: Rußland versorgte den Negus Negesti, Menelik von Schoa, mit Waffen, Munition und Instruktionsoffizieren, und in der Provinz Tigre verstanden die französischen Lazzaristenmönche alle Verhältnisse der erythräischen Kolonie so vortrefflich auszukundschaften, daß die spätere Niederlage der italienischen Truppen bei Abua nur zu verständlich wurde. Italien sollte in Afrika derart schwer getroffen werden, daß seine Schwäche in Europa offenkundig wurde. Zu dieser überaus schwierigen Lage gesellte sich noch die „Affäre Alfred Dreyfuß“. Die beiden Militärattachés von Schwarzkoppen und Panizzardi, zwei ganz besonders schlaue Kameraden, hatten nämlich beim Liebesmahl in einem Pariser Restaurant einen Obersten des russischen Generalstabs zuerst in Champagner und darauf in fünfzigjährigem Kognak so gründlich eingeweicht, daß sich ihm die Zunge löste, die dann allerhand Wissenserwerthes über die neuesten Geschütze Frankreichs ausplauderte. Durch eine Verkettung unglücklicher Zufälle kam der israelitische Hauptmann Dreyfuß in den Verdacht des Landesverraths und durch die Fälscherkünste

der Obersten Esterhazy und Henry auf die Teufelsinsel. Die mannhafte Erklärung des Reichskanzlers Chlodwig von Hohenlohe, daß weder das Auswärtige Amt noch der Generalstab des Deutschen Heeres den Hauptmann Dreyfuß kenne, fruchtete nichts: die Nationalisten, Klerikalen und Patrioten Frankreichs eröffneten unter einem Wuthgeheul ihren Feldzug gegen die Juden als Verräther. Die italienische Botschaft in Paris wurde zum Stichblatt der giftigsten Angriffe; denn zufällig atmeten gerade unterm dortigen Personal drei Juden: der Abtheilungschef Polacco und zwei Sekretäre. Mit großer Geduld ertrug der von Haus aus klerikal gesinnte Tornielli die gemeinen Angriffe des Antisemitenhüptlings Drumont; nur auf ein amtliches Schriftstück, worin Panizzardis Glaubwürdigkeit als Offizier in Zweifel gezogen wurde, schrieb der kaltblütige Piemontese dem Minister Hanotaux einen Brief, der Hörner und Klauen und einen Feuerathem der Entrüstung spüren ließ. Einen schönen Erfolg stellte später der Abstecher des nach London zum Jubiläum der Königin Victoria reisenden italienischen Kronprinzenpaares nach Paris dar, zu einer Zeit also, da die Erinnerung an die Theilnahme des damaligen Kronprinzen an den Meher Manövern noch frisch und blutig in den Gemüthern der Pariser Bevölkerung haftete.

Mit dem Regierungsantritt Victor Emanuels III. wird Graf Tornielli der persönliche Vertrauensmann des Königs in dem Bestreben, Italien politisch und ökonomisch von den Centralmächten Europas unabhängig zu machen. Der neue französisch-italienische Handelsvertrag ist Torniellis Werk; der Besuch Emile Loubets und Theophile Delcassés im Frühjahr 1904 in der Ewigen Stadt der Triumph seiner Politik der intimsten Annäherung, die durch Abschluß der Verträge zwischen Delcassé auf der einen, Visconti-Venosta und Giulio Prinetti auf der andern Seite dokumentarisch zum Ausdruck kam. Im marokkanischen Konflikt konnte der Graf den Streittheilen Frankreich und Deutschland durch kluge Vermittlung manchen guten Dienst er-

weisen. An dem französisch-englisch-russischen Einvernehmen hat das Ehepaar Tornielli eifrig gearbeitet. —

Auf der Höhe zwischen Treccate und Novara, wo König Karl Albert am 24. März 1849 die vernichtende Niederlage durch Radecki erlitt und in der darauffolgenden Nacht aus Verzweiflung abdankte, steht der Meierhof der Verzweiflung abdankte, steht der Meierhof der alt-eingesessenen Familie Tornielli-Brusati di Vergano mit einem bescheidenen Schloßlein, das erst eine Er-

weiterung erfuhr, als Giuseppe Torniellis Mutter aus dem Fürstengeschlecht der Gallarati-Scotti aus Bergamo den Reichtum in die piemontesische Adelsfamilie brachte. Dort, im Erbegräbnis, wurde der letzte der Diplomaten aus der großen Zeit von Italiens Einigung beigesetzt; am gleichen Tage, an dem des Deutschen Reiches vierter Kanzler als Gast des italienischen Königs im Quirinal die Loder gewordenen Bänder des Dreibundes fester zu knüpfen verstand.

Sp. a.

Kriegsgefang.

Wir Deutschen sind der Erde Salz.
Wir schmieren uns're Flinte
im Parlament mit Redeschmalz,
im Preßbureau mit Tinte.
Gepanzert ist des Deutschen Faust,
nicht minder seine Schnauze,
und wer des Deutschen Leder lauft,
bumbum! bähbäh! — den haut se.
Der Deutschen Faust ist dreigezackt,
ob's hagelt oder wettert.

Und wer uns in die Suppe — — spudt,
der wird — bähbäh! — zerschmettert!
Steh'n wir allein? — Eh bien! Es sei!
Wir sind des Ruß gewärtig, —
mit Luxemburg und der Türkei
wird uns're Kunst noch fertig.
Drum deutscher Wähler tugendwert,
dein Herz sei nicht beklommen.
Das Pulver trocken, scharf das Schwert!
Sie sollen uns nur kommen!

J. Diot.

Politik und Börse.

Seit Bismarcks Regierungszeit hat die auswärtige Politik aufgehört, auf die deutschen Börsen maßgebenden Einfluß auszuüben. Wer noch in den achtziger Jahren sein Vermögen in Preußens konsolidierter Rente angelegt hatte, ward mehr von Unruhe geplagt, als heutzutage einer, der von den Dividenden der Harpener- oder Laurahüttengesellschaft die Bedürfnisse seines Lebens befriedigt. Die Zeiten haben sich vollständig geändert; das Schreckgespenst des Krieges, das früher in knappen Zeitabständen immer wieder aufzutauchen pflegte, scheint gebannt zu sein. Die lang-jährige Friedensdauer in Europa mag einen wesentlichen Anteil daran gehabt haben; sicherlich sind die Effektenbesitzer dadurch furchtloser geworden und lassen sich nicht mehr von einem beliebigen Zeitungsartikel zur Mobilisierung ihrer Anlagewerte bestimmen. Und

mit einem gewissen Recht glaubt man nicht mehr an große, nach außen hin als solche erkennbare, politische Ereignisse, und weiß nur allzu gut, daß die Erfolge nicht auf den Schlachtfeldern geholt zu werden brauchen, sondern ohne Waffen- und Blutverschwendung in aller Stille ebensogut durch geschickte Diplomatie erreichbar sind.

Gerade deshalb aber müßte die Börse die Beurteilung der Politik von ganz anderen Gesichtspunkten aus vornehmen, als dies früher der Fall war. Wenn durch den Freundschaftsvertrag zweier Länder Deutschland geschädigt wird, können die Folgen schlimmer sein, als durch einen Krieg, der doch nicht einmal immer einen unglücklichen Verlauf zu nehmen braucht. Ist die systematische Isolierung Deutschlands nicht gefährlicher, als es der Krieg mit Frankreich im Jahre 1870 gewesen war? Die famose Marokkopolitik hat ihren Widerhall an den deutschen Börsen nur deshalb gefunden, weil

Frankreich gleichzeitig seine Guthaben bei unseren Großbanken zurückzog, und die Zinssätze daher von demselben Augenblick an eine scharf steigende Richtung verfolgten. Und würde sich Deutschlands Wirtschaftsleben nicht damals in der Art üppiger Kraftentfaltung befunden haben, so hätte die seit Dezennien ungeschickteste politische Haltung der deutschen Diplomatie wahrscheinlich in den Kursen überhaupt keinen Ausdruck gefunden. Und selbst die Tatsache, daß Deutschland während des Marokkowitzes mehrfach dicht vor einem Kriege stand, ging an der Börse spurlos vorüber. Denn hier glaubt man eben nur, was in Zeitungen steht (auch dann meist nur, wenn's aus offizieller Quelle stammt) und hat längst verlernt, mit weitem Blick selbst in noch sichtbarer Ferne wirkende Ereignisse zu werten. In den siebenziger und achtziger Jahren vermochte ein Artikel der „Kölnischen Zeitung“, worin Frankreich unter gewissen Voraussetzungen mit dem Kriege gedroht wurde, Kursrückgänge von 10–20% hervorzurufen; im Zeitalter Bülow's vermag die englisch-russische Einkreisung Deutschlands nur für drei Stunden lang eine leichte Abschwächung der Börsenpreise zu bewirken, und schon am nächsten Tage scheint wieder heller Sonnenschein, weil die „friedlichen“ Reden der beiden Monarchen zu Reval die Furcht rasch wieder gebannt haben. Man braucht nur diesen Gegensatz hervortreten zu lassen, um die Veränderung der beiden grundlegenden Auffassungen zu illustrieren.

Die Beurteilung wichtiger politischer Vorgänge durch die Börse wirkt aber häufig auch geradezu komisch. Als wenn einfältige Kinder Politik machen wollen, so erscheint es uns, auf den ersten Blick betrachtet, wenn wir aus Zeitungsberichten lesen, daß ein einfacher, von gesellschaftlichen Formvorschriften bedingter Austausch von Höflichkeitsphrasen geeignet sein soll, ernste Männer über wesentliche Gefahren hinwegzutäuschen. Da muß man freilich in Betracht ziehen, daß diejenigen Momente, die als Grund einer Veränderung des Kursniveaus an der Börse angegeben werden (und von dort ihren Weg in die Zeitungen finden), in Wirklichkeit sehr häufig den am wenigsten bestimmenden Einfluß ausüben. In dem Maße, wie die eigentliche Spekulation sich von der Börse zurückgezogen hat, wie die Banken (die sich hinter den Kulissen halten) überragende Bedeutung erhalten haben, ist auch die Berichterstattung über den Börsenverkehr immer unzulänglicher geworden. Es ist eine deutliche Scheidung zwischen denjenigen Schichten eingetreten, die für die Gestaltung der Tendenz eine maßgebende Rolle spielen, und denen, die gewissermaßen als das Proletariat der Börse

zu bezeichnen sind, die nichts weiter als die ausführenden Organe der Großen sind und in Wirklichkeit gar nicht einmal wissen, aus welchem Grunde sie den Auftrag haben, die Kurse herauf- oder herabzusetzen. Die Gründe für die Preisschwankungen werden dann von ihnen erst nachträglich zu finden gesucht, und das phantasievolle Gewebe einiger wenigen, mit den wirklichen Vorgängen gar nicht vertrauten Börsenbesucher wird am Abend den Effektenbesitzern gedruckt serviert. Die lesen, wie geringe Bedeutung die ihrer Ansicht nach so klugen Börstaner diesem oder jenem politischen Ereignis beigemessen haben, und nehmen's für bare Münze; wenn die Börse so wenig reagiert hat, muß es doch um die Dinge nicht gar so schlimm stehen. In Wirklichkeit aber haben sie nur die Ansichten einiger nichtwissenden Börsenmänner gelesen, die den fragenden Journalisten irgend etwas ins Ohr geflüstert haben, was sie sich nachträglich zur Erklärung einer Kursbewegung glauben zurechtlegen zu müssen. Auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre die Art unserer Berichterstattung über den Börsenverkehr reformbedürftig, und wenn wir eine demokratisch geschulte Aktionärmasse hätten, wäre eine Aenderung längst herbeigeführt worden.

In einer anderen Beziehung sind die Vorgänge der letzten Tage noch lehrreicher. Die Macht der Großbanken hat sich nicht bloß darin gezeigt, daß sie im Hintergrunde die wahre Börsentendenz bestimmen und so für den Außenstehenden ein ganz falsches Bild entwerfen, sondern auch darin, daß sie die eigentlichen Wirkungen eines Ereignisses zum Nutzen ihres eigenen Geschäftsvorteiles zu vertuschen vermögen. „Die Kaiserzusammenkunft in Reval ging an der Börse spurlos vorüber, und für die Aktien einiger Großbanken machte sich sogar lebhafteres Interesse bemerkbar“; so konnte man in den Börsenblättern lesen. In Wirklichkeit hat die Berliner Handelsgesellschaft wieder einmal einen ihrer famosen Schachzüge ausgeführt, die ihr von jeher reichlichen Gewinn gebracht haben. Die börsentechnisch geschickten Direktoren haben erkannt, daß die kleine Spekulation beim leisesten Lufthauch von oben gezwungen wäre, die (trotz dem neuen Börsengesetz) unbedeutenden Baissengagements zu decken. Bei der Geringfügigkeit der Umsätze würden diese Käufe geeignet sein, (trotz Reval) die Tendenz zu beseitigen. So werden einige Mäcker in die Märkte geschickt, um die Kurse in die Höhe zu treiben. Die Kulisse wird ängstlich, glaubt, daß wer weiß welche „tieferen“ Ursachen die Käufe herbeiführten, und hilft den Großen beim Gelingen des Spiels. Die Befestigung der Börsentendenz lockt schließlich

einige dem Börsengetriebe fernstehende Spekulant herbei; die Kurse steigen dann wieder 10%, und die Großbanken haben inzwischen nach den winzigen Käufen, die sie zum Schein an den Märkten vorgenommen haben, im geheimen ihre Bestände verkleinert. Die Methode ist nicht neu und hundertmal erörtert worden. Dennoch gelingt sie immer wieder, und fast klingt es schon banal, das rücksichtslose Treiben aufdecken zu wollen. Doch die Schäden, die für die Volkswirtschaft daraus erwachsen, sind so groß, daß man sich nicht mit einfacher Feststellung der Tatsachen begnügen darf. Eine Arbeiterfrau, die in strengem Winter aus Not ein paar Holzstücke aus dem Walde stiehlt, wird zu mehrwöchiger Gefängnisstrafe verurteilt; hier dürfen (unter dem Schutze der Gesetze) Millionäre fortgesetzt sich durch Vorspiegelung falscher, mindestens durch Verschweigung wahrer Tatsachen, Vermögensvorteile verschaffen, auf die sie einen rechtmäßigen Anspruch nicht haben: und kaum achtet überhaupt jemand ihres Treibens. Mag sein, daß die Beweise für eine strafrechtliche Verfolgung niemals zu erbringen sind; ist die Handlung darum zu billigen? Die Verwaltung des Bochumer Gußstahlvereins gibt in der Generalversammlung eine Erklärung über den Umfang der Geschäftstätigkeit ab, die von jedermann als Grund zu einer Erhöhung des Kurses betrachtet werden muß. Die tritt auch ein, und keiner der Direktoren und Mitglieder des Aufsichtsrats hält es für ratsam, öffentlich zu erklären: „Treibt den Kurs nicht mit falscher Begründung; ihr habt unsere Zukunftsprognose mißverstanden“. Plötzlich, nach einer Steigerung um 20%, kurz bevor der Tag des Geschäftsabschlusses naht (und sich ein Dividendenrückgang nicht mehr verheimlichen läßt), wird die Erklärung abgegeben. Klare Worte werden umgedeutet; was deutlich gesagt war, als Mißverständnis bezeichnet. Hier ist die Sprache, nach Tallentands Wort, nicht bloß dazu erfunden, die Gedanken zu verbergen, sondern sogar im Hirn des Hörers die gegenteilige

Ansicht hervorzurufen. Da die Direktion des Bochumer Gußstahlvereins die wahren Tatsachen gekannt haben muß, kann sie nur absichtliche Irreführung beabsichtigt haben; daß sich die Sprechenden selbst einen Vermögensvorteil verschaffen wollten, ist nicht zu erweisen, doch sehr leicht, daß sie den ihnen nahestehenden Emissionsbanken genützt haben.

Ein anderes Beispiel. Weil die Berliner Handelsgesellschaft die Aktien der Metallwarenfabrik Julius Vintsch an die Börse bringen will, wird der Kurs der Handelsanteile in die Höhe getrieben. Es wird, durch künstlich erzeugte Nachfrage, der Irrglaube erweckt, daß diese Emission als besonders günstig angesehen werde. Mancher kauft sich daraufhin die so rege begehrten Aktien. In Wirklichkeit trifft nur das eine zu, daß das Emissionshaus froh ist, die so lange nicht börsenfähigen Aktien endlich anbringen zu können. Ist die Emission erst einmal geglückt, so kümmert sich vielleicht niemand mehr um den Markt. Nur die Käufer sind um eine Erfahrung reicher, in ihrem Vermögen aber ärmer geworden. In einer Zeit, wo sich täglich die Lage der Industrie verschlechtert, wo die Verhältnisse am Eisenmarkt (die Auflösung der Roheisensyndikate beweist es von neuem) sich schärfer zuspitzen, ist's gewissenlos, neue Emissionen industrieller Werte vorzunehmen. Das muß deutlich ausgesprochen und gleichzeitig daran erinnert werden, daß die Berliner Handelsgesellschaft eben erst durch ihre Kurstreiberei der Elektrizitätsaktien (kurz vor den Kapitalserhöhungen) eine sehr häßliche Probe ihrer Börsenmanipulationen geliefert hat.

Solange nicht mit aller Schärfe auf solche Vorkommnisse hingewiesen wird, wird der Unfug nicht aufhören. Die Börsenpresse schweigt; wie immer. Um so notwendiger ist's für jeden Unabhängigen, durch Aufklärung unwissender Bevölkerungsschichten sein Scherflein beizutragen, um diese das Volkswohl andauernd schädigende Börsenpolitik zu durchkreuzen.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Seilgegeßstr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Jesti, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rasael, Wien I., Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverleiher und Buchhandlungen. — Druck von Pag & Gerich G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

Von Etappe zu Etappe steigerten sich auf der eben zu Ende gegangenen Prinz-Heinrich-Fahrt die Worte der Anerkennung und Bewunderung seitens der Fahrer für Peters Union Ledergleitschuß-Reifen. Wenn jemand noch darüber im Zweifel war, so haben diese Reifen jetzt aufs neue bewiesen, daß sie

den größten Anforderungen in bezug auf Lebensdauer und Zuverlässigkeit gewachsen sind, haben sie doch die ca. 2200 km lange Strecke hinter sich gebracht, ohne die Fahrer zum Auswechseln zu zwingen. Was dies heißen will, wird selbst der Laie ermessen können, wenn er die Länge der Strecke in Betracht zieht und die Beschaffenheit der Straßen, welche mitunter viel zu wünschen übrig ließ.

2
 » »
 Inhaltsverzeichnis
 diviculuz ac^ciemicuz
 Wissenschaftliche «ihren ,
 Veit«
 514
 Destinn, Emmy
 Aahel 629. 862, 702
 Deutsch, Neginne
 Fausttage in Weimar 570
 Diot. 3-
 Politische Gedichte
 Zum Abschied 406
 Aeichslagsfrühling 406
 Herr Müller / Herr Mcycr 440
 April 475
 Siegeslieb 507
 Sanlt «orfuzius 541
 Peripetie 572
 Der gelündigte Heine 608
 Aeumantit 672
 Karlsruhe 708
 Pfingsten 767
 Häschen in der Grube 800
 Kriegsgesang 840
 Doenges, hofrat
 Gefälschte Kunstwerk 149
 Wandmalerei 319
 Edel, Edmund
 Kunst, Kultur und Nellame 601
 Efta
 ^ pwpoz des /X pwpo5 333
 Eulenberg, Dr. herber!
 Ulrich Füist zu Waldeck 104
 Wilhelm Busch 118
 Gedanken über Albrecht Dürer, , , . 303
 Mit einem Gürtel 490
 Lord Byron 490
 Bete für eine hein.feier 835
 Fließ, Wilhelm
 Der Knabenüberschuh . . ,
 Fräntel, Manfred
 Linshändigleit als tzeilmitlci
 Fürstenberg, Graf zu
 Nr. David Iayne Hill . . ,
 , 352
 . 334
 . 540
 Geyer, Emil
 Vom Liebesempfinden der Gegenwart
 . 511
 Goldbeck, Eduard s«u«
 Sind wir gefund? 72
 Pantomime 33H
 Di« BaMenlutsch« 400
 Brief« an den deutfchen Kronprinz«, 477, 513
 377. 714
 Gurlitt, Prof. Ludwig
 <Schülerbri«f« ?89

halber», A.
Das »verlorene Lied" 670
handl. Willi
Theater 96, 130, 188, 277, 329, 474, 572. 67!
Harnisch, Johannes W.
Line Anfrage 239
hart, Julius
^Bom Selbstbetrug der Aesthetil, , , . 725
Gattung und Individuum 809
Hauptmann, Carl
Graf Michael 14, 60, 87, 115, 145, 180, 203
229. 260, 296
hellpach, Willy
Wir Jungen und die Politik 13?
herrmann, Gustav
Nichtfest 213
Hirschfeld, Georg
Frühlingsnacht 485, 524, 558, 593
hofmannsthal, Hugo von
/Ritt durch Pholis 792
Iacoby, Arthur
Amollauf 60«
Jentsch, Karl
Gegen das System Keim 165
Die Polennot 287
Polennot 334
Englische Siaatsmänner 778
Iezower, Ignaz
Reminiszenzen über Wagner 216
Iules°Ease, Anna
Pariser Salons 373
Kahlenberg, Hans von
Der enigmatische Mann 432, 459, 495, 528
554, 597, 631, 666, 705, 761, 796
Keyserling, Eduard Graf
Zur Nundfrag« über Maximilian harden 72

» »

Inhaltsverzeichnis

Klinlowfröm, Graf

Seite

Sibyllinisch« Blätter des Magus . .

28

Koigen, David

Ginsamleit der Arm«n und bleiche» .

. 783

«olb. Annette

Krovenberg, Dr. M.

Kühn, R.

August Scher! als Volksbildner . ,

. 551

Lansburgh, Alfred

Vi« Mechanik der Krists 33

Litzmann, Berthold

Wa« sollen wir lesen? Vorschläge für

eln« deutsch« tzausbibliothel

II. Unser« Klassiker 29

III. Dramatiker im 19. Jahrhundert 268

IV. Roman »m 19. Jahrhundert . 362

V. «oman im 19. Jahrhundert . «5

VI. Roman der Gegenwart ... 499

VII. Drama der Gegenwart ... 633

VIII. Drama der Gegenwart .Lyrik' 697

IX. Lyrik von Goethe bis »uf die

Gegenwart 836

Lichtenberger, Henri

! Freidenkertum in Deutschland ... 235

i Der Pessimismus 741

Lonlbros«, Paolo

Au« der Vorstellung«»»«« des niederen

Voll« 382

Lomer, Oberarzt Dr. meci. Georg

hygienisch. kritisch« Bemerkungen ,u

unserer Gesangbuchpoesi« 766

Loewengard

Sternengebot 154

Lpt.

Aus dem Tagebuch« Ferdinand Bonns 135

Marcus«, Julian

Grenzfragen ärztlicher Ethik 763

Wartin. Rudolf

Vi« lenkbaren Luftschiffe 123

Der Kampf ums Gold 338

Di« Finanz«« d«s Reiches und der

Einzelstaaten 685

Marfchner, Carl Wilh.

Warum hat Berlin lein Kantdenlmal? . 542

Well, Max «»»!<

Gedicht« 22

Mey, Kurt

Musikalische Schriften 101

Misch, Robert

Weimars alte und neue Theaterstätt«« . 126

Mühsam. Grich

»Karl »raus. Gin« Erledigung 241

Muther. 'Richard

^Vi« «nglisch« Ausstellung 176

Daumier 225
Zum Fall Tschudi 423
Hans Aosenhagen 566
Die Sezession 583
Goya B2.'
Fritz von Uhde 65)
Der Wiener Festzug 82;
Notizen zw
Oppeln»Nro!litowski, Friedr. von
Die Fürstin von Salerno 321
Pelletan, Eamlle
Gin neues Wahlverfahren 47
Fürst Vülow und das Wahlrecht ... 451
Poschlner, tz. von
Ausunveröff«ntllchtenBri«fen des Kaiser«
Wilhelm I «51
Potthoff, tzelnz
Verpestung Berlin« durch die Provinz . 214
Sodom und Gomorrha 674
Preisaußschreiben 77
Rilke, «Rainer Maria
Samuels Grscheingung «9
Line Sibylle / Der Blind« 736
Gin Prophet / Ein« von den Alten . . 737
Rosenhagen, Hans
Berliner »unst.Ausstellungen 120
Satten, Felix
Zur Rundfrage über Maximilian harden 25
„Erde" 324
Wiener Mädchen 397
Saubengels 428
Die Weg« des Herrn 75«

Inhaltsverzeichnis
Schattmann, Alfred «"«
Musil 98
Schaulal, Nichard
Frank Wedelind und das Problem des
Theaters 74
Neu« Valthesseriana 245
Vom Kinde, vom Mitleid und vom
Himmelreich 372
Scheerbait, Paul
DI« Nevolution im Militarismus . . 2s
Schamgefühl 371
Scheffler, Karl
Epilog 43
Schmitz, Oscar A. h.
Vi« Spaltung der modernen Kultur. . 534
Schnitzler, Karl
Der Prozeh. Prolegomena 1
Das Ende? 39
Zwischenspiel 77
Der Geschichte Widerschein 105
Auch ein Urteil 170
Dernburg 185
Iubica 185
Interpretation 239
Zwischen Morgen und Abend 273
Südost 307
«aiser und Lord 366
Lysistrata 390
Letzte Nachrichten «1
Deutscher Frühling 471
Wonnemond 503
Liebenbergers Eide 545
Schimmerndes Elend 609
Heros hau 643
Vismarckiana 709
Aeval 772
Scholz, Wilhelm von
Vom Frühling in den Winter 263
Zueignung an *»* 671
Schur, Ernst
Wider Werdandi 159
Die Tänze der Schwestern Wlefenenthal . 369
Atta Sacchetto 542
Seyd, Wilhelm
Schule und Erziehung 421
Shaw, Bernard
DI« Unmöglichleiten des Anarchismus . 463
Simmel, Georg «"««
Der Mensch als Feind 55
Psychologie des Schmuckes 454
Sombart, Werner
Die Erziehung zum Sozialismus ... 3
Di« Ausstellung 249
Di« Aellame 281
Karl Marx (zum 14. März 1908) .313
Karl Marx und die soziale Bewegung . 445
3 p. 2.
E-iufep« Tornielli s 837
Starl, Paul

Pariser Hochzeitsreise 35
Steindamm, Ioh.
Zu Sombarts Aellame 599
Stlrner, Max
Die Deutschen im Osten Deutschlands . 345
Kindersegen 731
Strindberg, August
Mensch unter Menfchen . 24, 25, 102, 245
Taube, Freiherr von
Der Tragsam« 328
Traube, I.
Alchimistisches aus der Neuzeit .356
Veszi. Josef
Die Kronprinzenbrief« 645
Viatnr
Atavismus 370
Parlamentarische Duell« 401
Volchert»Lietz, Helene
Theater und Mode 403
Walser, Nobert
Zeichenstunde 183
Sie schreibt 669
Wedetind, Frank
Die Zensur 82, 108
Weißmann, Adolf
Musil 310
Widmann, I. V.
Schamgefühl beim Essen 401
Wiedemann. Dr. VI.
Was wird aus der Vagdadbahn?. . . 613
Politisches von der Bagdadbahn ... 304

—| | =====

Bedeutende Gewinne

bei sehr geringem Risiko bieten die von uns neu geschaffenen
NAFTA-BRUTTO-ZERT1F1KATE.

Völlig nachschussfrei.

= Sofort zahlbare Monatserträge ^

trotz der jetzigen Krisis bis M. 175.—, die sich nach der Beendigung derselben bedeutend
erhöhen werden.

Preis M. 600-2000 pro Zertifikat.

:: :: :: MAN VERLANGE AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT :: ::::

Deutsche Mafia-Gesellschaft

m. b. H.

Potsdamerstr. 129/130 .1 BERUH W. 9 » Potsdamerstr. 129130

FERNSPRECHER VI, 1906 u 1907.

L

Hationalbank für Deutschland

\$lftienial>ttûÂ unb ^eferbcn runb 93 Millionen

5>ej>ofitenfaffen unb <íocd)íclítubcu:

KriiriiÇf -'l l dm f)iiii«ppiiti:ipliiji.

'V '. (¿tal)!iiiiiniuT)

ni&c 1").

Rätter 'ÍDilhclniflr.i'ji: 1.

.

u !; (i2tai)llammcr).

(iZtal)l(ammcr).

KHrfiirftenbamm ¿11 (eial)lfamm<r).

•Birrli

141'V ll'O.

141V in IV' io4iirii: -iH4i'i'.

il lJflt • l.Illi t.IIIKIC k l

ilí|C tll i.IIII •JUorlli-'lUilDI.

ui.iiij. - i'i (¿ial)ltammcr).

-lOí.¿4'lra l : "• (¿taliltatunicr)

tailti

•íllír,\1iirii.ííj.' i (¿lahttainmcr).

Vermittlung aller in bae -yuiitfudi cínfcfylagcn&cn (4efd)afto.

imb ecbedf

(stafylfammcrn.

J)

o o
o o
o o
o o
(5d)nit)t?r
"353. Sombart .
3>ie
öeorg iiii
(fini ^juptmann
•Jīīīir iīleU
eette
д. -Jíróícgomena 1
jum
... 5
Ccbciilerinnerungen . 10
©raj -777;d)ael ... 14
Coebicf)te 22
Jetir ©alten . .
©ruf Stlinfotoftrom
6φeerbar!
©trinbbcrg
oo.
9lanbbemerf ungen:
... <5a[e«r«n=6flaöen
21
3>a3 L'cbeti geteebt auä
bemfelben (5toff voie
untere Sräume ... 25
Eitjmann
-Vaut Start
t
3ur «unbfrage über
UŦlarimillan Darben . 25
©ib^Uinlfcfje «tätter
beá saioqu« 26
Φ1e '•Reöofution tm
... 26
«inberfpiel . 26
Unfere Rlafftfer II. .29
Sie TOedijanif ber
KriCiä 33
tarifer 6odf).^lt8reHe . 35
Tnannffriptfcnbilingeu uiriit an bie ein\$elnen Herausgeber, fonbern an btc
•SArifÜcituna: Dr iur. ^rtur Üanbgberaer. Berlin W. 50, ¿iglcbernftraftc 14.
SEIDEhHñUS
MICHELS & OÜ,
HOFLIEFERñMTEM.
BERLin W. LEIPZIQERSTRRSSE 43-44,
ECKE MnRKGRRFEMSTRfisse.
GROSSIES SPECIRLHñüs DEUTSCHLñMDS
• FÜR SEIDEMSTOFFE CJMD SRMMETE «
MECHRM. SEIDEMSTOFFWEBEREI IM KREFELD
FRBRiKftTION VOM SEIDEMEM BLUSEM, JUPOMS,
MORGE^RÖCKEH, MfitiHeES, K05TÜMRÖCKEM
(JMD RBOEPnSSTEN HRLBFERTIQEN ROBEM.
.. :: ;: :: :: SPECmL.ftBTEILUNS FÜR :: :. :: :: ::
LIBERTY.ART!!<EL. StIDtME TRICOTRQEN, SEIDENE TOCHER,
FEDER80MS. ECHTE SPITZEN, KRUGEN, SCHfirPEM ETC.
IV

'iDocijenī.djrift für beutfd&e Kultur, begrimbet imb ijerauêgegeben t>on
 «Шериср (Sambart: SViiIturpljiiioiopOtc / <Jlici)arb ©tmuî): ->Hiifif / @eorg Φranbe3: fiiteratur
 чШфapб 3Rutger: Sîunft / unter 9Nºtmirfuiig bon f)uao bon f)ofmamttët&al: t'tjrif.
 iiumnter 1
 •3lbonn«n«nt »ierteljâbrU^ 6 "Biarf
 43rei8 ber ctñjelntn tlummer SO^fg.
 3. gammr 1908
 Set Broceó. prolegomena.
 £5)aum ntafmt ein 3^'Ф^п an beS "iDinterg ftrenge £>crrfdjuft. (Statt über bic im
 vV ©фneeHeШ unterm faltfiaren Rimmel rufjenbe Srbe, quält pф бс3 ВДаньrere
 iluge ьигф ben troftloë trüben "Raum, irrt freubloë über bag öbe Jelb, toagt, fteter
 ФШсМфинд fait, faum mefjr einen iBHd ium etoig t>crf)ängten ^tmmei. ©o toar
 ber 5lbtöent, bte ВДеЕ&наф! fo. línb bie ^eilige 3*it bcr langen ?Таф1e, bie 311
 unfern Jättern mit fjunbert Stimmen imb ©Qmbolen (праф, f>emmt bicemal in unferm
 Cercen jebe freubige "-Regung, gern finb une bie alten (Setter, fein SБаum, fein
 etcin, fein Opfertier rebet une »он 3цаа, Siöа3 бртпаз', bee 'Slhmtfaffera,
 3Дип^фен; unb bie ПсбПфе fcgenbe, bie bie S^riftenle^vc an bie ©telle .blon»)p|фer
 ijreuben rücfte, bringt mit feinem laut зи ben fttllcn TOinfeln unfreer öeele. Qm
 ©preetoalb, bem fjeiligen fjain ber ©emnonen, ben mit frommer ©фен nur unb Jeffeln
 bie 3Шen betraten, giebt feine ©ott^eit bem Serben mci)r ©eutuitg, ofjne ©фаиег,
 of)ne Зи^инNºr9e treibt fcfccllofee ©ettölf nun in i^m fein "ioefen, toirb, аиф in
 gefteg«it, ber "Çrofa beê ilutagg тф1 lebig.
 ©o fteí)tş. Hnb toir tounbern une längft n(á)t mefjr, toenn alter Qober аиф
 in ber 5ufoett П'Ф Тфо>е{д^ mit £)еиф[егdebarbe ^arifäcr Dom ^rieben fprefen,
 ben ein (Sott ben 3^Тфен фелтfe, bie reinen "ioillcni finb; фütteln ин3 шф! bor
 Sfel, toenn man ^rieben im €i)riftenfinn nennt, baft 3toei Sage lang totbrige 9lcbе
 öerftummt. S)ieemal toaré befonberê arg, unb baş ilergfte bom ilrgcn ift ber ^rocфj,
 ben toir зит 3toeiten ?Па1 nun erleben. "Bicberum toirb, toic bor ^бофсн, in 9Iloabit
 gegen SHTajimilian Darben berbanbcit, unb toiebcrum in erftcr 3nftanz 3Ф b^abc
 паф ber erften ^erbanblung gefagt, »cm toir, паф meiner Иеберзсидипд, btcfe бнт=
 toidlung ber 3>inge зи banfen ^abcn (§err 3ícnbid bate bcftätigt) unb totü* пиф
 f)ute тф1 toieberíiolen. 3urU(Í3uncí)meit í)"bc íф n!ф!e, боф (ginigeâ b,in3U3ufñgcн,
 baê gefagt toerben fann, eb^e ber ^rocefj 311 Snbc ift. ©inb bic Vorgänge поф im
 ©ебафМ3? 3>ie КтдНфе ©taatâantoaItfфаft blatte im ^tai 1907 bcm pcnfionirtcn
 Stabtformntanbanten 9iioItfe bie "Sitte, gegen fjarbcn bic ötfcntl'ufyc Silabo toegcn
 'Seleibigung зи ergeben, abgelehnt, unb §err ФекГср í;at bicfc íblc^nung bamalé
 gebiDigt. ©er^rocefj fam, toarb паф аПсн "Kegeln bcr ^rioatflagcfunft ьигфдс^г!,
 unb §err Darben berließ паф fünftägiger "ikrfjanbhmg ben CöcriфlöfaaI mit einem
 5ra{праф in ber 2!afфе. ©ebrüil in bcr данзсн greffe, (ilitâ bcn gellen fc^impftc
 Stner im Slnimierfneipenton in ben Sag b^inein. „Ge ift Scufclabcrmcffcnbcit, mit
 befubelter gcber Cebcnefreie reiner "JTtenfi^fcit зи зс1фнен", bat bcr alte 5вв" Тфон
 gefagt.) QolQe: bie ©1aa12anNºa!1Тфа^ greift bic im "ílamctt bcê Sionigg «^фтебенс
 бафе auf, legt, toie ber unterlegene ^ribatflägr, ^Berufung ein unb laft ba3 big«
 F>erige 1>crfaf)ren für n1фНд еrlärcн, um für ein gairc пенсе ?íaum зи gctoinncн.

Morgen: Politik

Das Verhalten der Staatsanwaltschaft bedeutet zweifellos einen schweren Eingriff in das «Rechtsempfinden des Volkes und steht im schreienden Widerspruch mit der Thatsache, daß Männer aus eigener Urtheilskraft über eine Sache zu befinden pflegen. Wenn ich Mitglied des Reichstags, von Adel, General wäre und hinter dem breiten Buckel des Herrn Arendt säße, hätte ich von einem Schandfleck der Justiz gesprochen; und hätte dabei unberücksichtigt gelassen, daß hinter Herrn Isenbiel Beselers breite Gestalt steht; hätte Herrn Beseler auch, an Bülow's Stelle, ruhig das zur Verfügung gestellte Portefeuille abgenommen. Damit ist die Schuld des Herrn umschrieben. Die juristischen Angriffe gegen das Vorgehen der Staatsanwaltschaft kann ich, als Laie, nicht teilen. Der Staatsanwalt ist fraglos nach § 417 der Strafproceßordnung berechtigt, in jedem Stadium des Verfahrens die Verfolgung der Sache zu übernehmen, und er ist ebenfalls berechtigt, sich an die Judikatur des «Reichsgerichts zu halten. Meinem Laicnverstande leuchten auch die Erklärungen der Herren von Liszt, Kahl, Kujawa, Vüding, Hamm und Anderer nicht ein. Sie tranken alle an einer einseitigen Betrachtung der strafprocessualen Ordnungsvorschriften, ohne Rücksicht auf das Gerichtsverfassungsgesetz, dem im Zweifelfalle ohne Frage und unter allen Umständen die Praevalenz gebührt. Ueberdies erklärt § 1 der Strafproceßordnung ausdrücklich: „Die rechtliche Zuständigkeit der Gerichte wird durch das Gesetz über die Gerichtsverfassung bestimmt.“ Das Gerichtsverfassungsgesetz aber bestimmt in § 27 klipp und klar: «Die Schöffengerichte sind zuständig für die nur auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen, wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht.“ Mit Recht hat das «Reichsgericht dazu erklärt: «Die allgemeine und kategorische Fassung des § 27 zu 3 Gerichtsverfassungsgesetzes: „wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht“, spricht dafür, daß von einer Zuständigkeit eines Schöffengerichtes immer nur so lange die Rede sein kann, als dem Schöffengerichte ein die Verfolgung betreibender Privatkläger gegenüber steht, daß aber unter allen Umständen und in jeder Lage des schöffengerichtlichen Verfahrens der Fortfall des Privatklägers auch die schöffengerichtliche Zuständigkeit beseitigt. Denn das Gesetz formuliert die Verdringung der Zuständigkeit nicht mit den Worten ‚wenn Privattlage erhoben ist‘, oder ‚wenn das Verfahren auf Grund erhobener Privatklage eingeleitet worden ist‘, sondern schlechthin dahin, daß ‚die Verfolgung im Wege der Privattlage geschieht‘, und es würde einer besonderen gesetzlichen Bestimmung, wie sie sich beispielsweise in § 28 S. V. G. vorfindet, bedürfen, um die Art der Anklageerhebung auch für die Zuständigkeit zur Urtheilsfindung entscheidend ansehen zu können.“ Das ist klar, deutlich, in sich schlüssig und mit dem Gesetz in Einklang. (Gefällt's euch nicht, so müßt ihr mit dem Gesetz, nicht mit der Anklagebehörde hadern.) Gar nicht klar aber ist, was die unter sich uneinigen Herren Professores wollen. Wäre auch nur irgend Jemand, Jurist oder Laie, in den Sinn gekommen, zu mäkeln, wenn der Staatsanwalt etwa am zweiten Verhandlungstage, nach der Aussage des Zeugen Vollhardt, die Betreibung der Sache in die Hand genommen hätte, und das schöffengerichtliche Verfahren in *meiia re* abgebrochen worden wäre? Keiner hätte diesen Gang der Dinge für problematisch gehalten. Nun sagt § 417 ¹ „Die Staatsanwaltschaft kann in jeder Lage der Sache bis zum Eintritt der Rechtstraft des Urtheils die Verfolgung übernehmen.“ Ob vor, ob nach der Urtheilsfällung ist also absolut gleichgültig. Ja, sagt man, aber da steht ja auch ausdrücklich noch: „In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Uebernahme der Verfolgung enthalten.“ Richtig: die Uebernahme; die Verfolgung selbst braucht damit nach der Seite ihrer Mittel aber doch noch nicht erschöpft zu sein. Der Grundsatz ¹ in diesem wird

Karl Schnitzler: Der Proceß. Prolegomena

davon gar nicht tangirt, da er immer nur rechtskräftig erledigte Verfahren zur Vor-
aussetzung haben kann; er bedeutet (nach der «Rechtsprechung des «Reichsgerichts»),
„daß nach einem in Strafsachen auf Verhandlung ergangenen, rechtskräftig gewor-
denen, richterlichen Erkenntnis der Gegenstand der zur Aburtheilung gelangten That
wider dieselbe Person nicht von neuem strafrechtlich verfolgt werden darf, soweit nicht
die Bestimmungen über Wiederaufnahme des Verfahrens modificirend einwirken.“

Und nun noch Eins: die Auslegung von § 2? ^ des Gerichtsverfassungsgesetzes (die
übrigens durch § 75' eine, wie mir scheint, bisher nicht genügend beachtete Unter-
stützung erhält) ist zweifelsfrei, die von § 11? der Strafproceßordnung sehr umstritten.
Ueber die Verhandlung selbst, die, während ich schreibe, noch dauert, heute rasch zwei
Worte. Sie im Ganzen zu beurtheilen, wird nach der Urtheilsfällung ohnedies noch
Pflicht werden. Vorläufig nur: sie fiel aus, wie zu erwarten war. Alles zur Sache
Wesentliche wurde hinter verriegelten Thüren verhandelt, und weislich hat tzerr Land-
gerichtsdirektor Lehmann dafür gesorgt, daß ihm die skandalöse Behandlung, die tzerr
Amtsrichter Kern über sich ergehen lassen mußte, nicht widerfahren kann. Was Graf
Euno von Mottle, was Fürst Philipp zu Eulenburg und die Frau von Elbe unter
Eid ausgesagt haben: außer den im Gerichtssaal Verbliebenen weiß es keiner. Die
beiden Herren sollen beschworen haben, keiner Sexualsünde mit Männern schuldig zu
sein, hat sie, außer dem Zeugen Vollhart, dessen jemand geziehen? Kein Mensch.
Auch die so sehr verübelte Aeüßerung Bernsteins wurde unter ausdrücklicher Berufung
auf die beschworene Aussage Vollhardts hin gemacht. Dem Grafen Euno Mottle hat
tzarden Homosexualität nie nachgesagt. Wer das Gegenteil behauptet, lügt. Daß es
in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden; der tzerr
Stadtkommandant a. D. hat bis zum 11. Mai 1907 diesen Vorwurf felbst nicht aus
tzardens Worten herausgelesen. Das kann nicht bestritten werden. Erstens hat er
selber in der Schöffengerichtsverhandlung zugegeben, den Sinn der Artikel nicht vor
dem Eingreifen des Kaisers verstanden zu haben. Zweitens hat er im November 1906
durch Alfred Freiherrn von Verger, um die Maimitte 1907 durch feinen Vetter, den
Domprobst Otto von Mottle mit tzarden verhandeln lassen. Und drittens hat er am
17. Mai tzarden durch denselben tzerrn (Kartellträger und Domprobst: man sieht, wir
sind im zwanzigsten Säculum) dem Herausgeber der „Zukunft“ eine Duellforderung zu-
gehen lassen. Den Termin festzustellen, an dem Graf Euno über den Sinn der Ar-
tikel umgelernt hat, dürfte also nicht allzu schwer sein. Die Feststellung scheint mir
wichtig, wichtiger, beträchtlich wichtiger als das herumtrampeln auf einer Frau, der
selbst der Gegner nur mit Waffen gegenüber zu treten wagt, die er nicht dem Recht,
sondern der Medizin enlnommen hat. (Die für die rechtliche Veurtheilung des Falles
also gar nicht in Frage kommen; denn kein Laie ist verpflichtet, medizinischer Diagnostiker
zu sein und Krankheitssymptome, die oft sogar von Aerzten übersehen, noch öfter miß-
deutet werden, zu erkennen. Wo kämen wir hin, wenn eine so verrückte Forderung
für begründet erklärt würde!) Jede Beleidigung setzt nicht nur einen Beleidiger,
sondern auch einen Beleidigten voraus. Der zum Nebenkläger avancierte General»
lieutenant von Mottle hat sich bis in den Mai hinein nicht beleidigt gefühlt. Das
sei festgestellt. Von «Rechts wegen.

Philipp Fürst zu Eulenburg und hertefeld hat sich seiner Zeugenpflicht diesmal
nicht entzogen. Ueber feine Vernehmung wissen wir nichts; doch genügt, was wir
beim Proceß Brandt von ihm erfahren haben. Er ist „enthusiastischer Freund“ und
hat oft „Briefe geschrieben, die überschwellen von freundschaftlichen Empfindungen“.
Berufung auf die tzeroen, auf Goethe, den zu einem fehr ehrlichen Vergleich acht

Morgen: Politik

Tage vorher die, diesmal merkwürdig gut inspirierte, Tante Voh angeführt hatte. (Mein Hauptstelle wurde leider vergessen. „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt, einen Freund am Busen hält und mit dem genießt!“) Böses, Schmutziges? hats, meine Herren, nie gegeben. „Das ganz infam schmutzige System ist nur durch die Herren Harden und Consorten aufgestellt worden.“ Die Behauptung ist erweislich unwahr. Eine halbe Stunde vor dem hertfelder hat Fürst Vülöw, dessen Verhalten vor der Schranke wirklich lautes Lob verdiente, unter seinem Eide bekundet: „Die beiden Grafen hohenhausen und den Fürsten Eulenburg kenne ich seit sehr lange; den letzteren sehr genau. Ungünstige Gerüchte über sie sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen.“ Aber wahr oder nicht: Mitte November 1876 wußte Eulenburg genau, wie Harden, der Gründer „des infam schmutzigen Systems“, über ihn dachte. Warum klagt er nicht? Alfred von Berger hätte dem lieben Freund den Zeugendienst gewiß nicht versagt. Unterhandelt mit Menschen so erbärmlichen Sinnes, läßt sich mit ihnen auf eine Besprechung von Friedenspräliminarien ein? Am 27. April hatte Harden mit lautem Wort wiederum auf ihn gewiesen; zum ersten Mal auch mit rauhem. Nun klagt er doch sicher? Nein. Er nimmt seine klägliche Zuflucht zu der Enge des Paragraphen 175, macht in der Selbstanzeige eine tiefe Verbeugung vor dem Verläumder und schreibt an die Prenzlauer Staatsstütze: „Ein Schriftsteller von dem Namen Maximilian Hardens hat ...“ Und so weiter. Geht Einer, der sich rein weiß, solche Wege? Andern mag's möglich scheinen, mir nicht, hundertmal hat man aus dem Verhalten eines Menschen Indizien geschmiedet und Staatsanwälte sind oft genug dabei besonders eifrig gewesen. Mancher arme Schwächer hat sich sein Elend damit geschaffen, daß sein Verhalten in kritischen Momenten im Widerstreit mit schlichter Vernunft sich zeigte. Bei Gefürsteten gilt andere Logik. Auch mit Politik hat der Ehrenwörter sich nie beschäftigt; von Mottlen nie politische und persönliche Informationen über den Kaiser bekommen. Daher das schöne Wort »Liebchen«. Wer den Fall Eulenburg mit der Vernehmung hinter verriegelten Thüren abgeschlossen glaubt, täuscht sich. Das mag einstweilen genügen.

Das ganze Verfahren hat vorläufig nur den physischen Ruin einer bis heute ehrenhaften Frau zur Folge gehabt. Auf dieses Ergebnis stolz zu sein, habt Ihr ein bleich; nicht für Euch hat ja Goethe die Definition des „rechten Kerls“ gegeben. Ein anderes Ergebnis vermag ich bis jetzt aus der Verhandlung nicht zu gewinnen. Unter einem riesenhaften Aufwaud wurde der Versuch gemacht, etwas als unwahr zu erweisen, was kein Mensch behauptet hat. Jämmerlicher ist selten mit der Wahrheit umgesprungen worden, als in diesem Fall; der übrigens, sehr ehrenvoll, für Harden einen Mitschuldigen schafft. § 186 des Strafgesetzbuches lautet: »Wer in Beziehung auf einen Andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Druckschriften begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.“ Ich konstatiere, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches sich desselben Thatbestands, wie der Herausgeber der „Zukunft“, schuldig gemacht hat, und nehme an, daß es Herr Isenbiel sehr schmerzlich empfindet, dem Wirken seines Gerechtigkeitsgefühls Schranken auferlegen zu müssen, die im Paragraphen 186 des Reichsstrafgesetzbuchs selbst ihre Begründung nicht finden. Karl Schnitzler.

Werner Sombart: Die Erziehung zum Sozialismus

Die Erziehung zum Sozialismus.

Von Werner Sombart.

Um uns aus der früheren Darstellung erinnern, legen die Syndikalisten auf zwei -4V Dinge vor allem Wert: die Entfaltung des Opfersinns und die erzieherische Wirksamkeit der Gewerkschaften.

Was zunächst jenen ersten Punkt anbetrifft, so hört hier natürlich (wie in allen ähnlichen Streitfällen mit den Sozialisten) jede Diskussion sofort auf, wenn jemand behauptet: diese oder jene (bisher nicht vorhandene) Seelenstimmung werde zuverlässig sich einstellen mit dem Tage, da die neue Gesellschaft ihren Anfang nimmt. Derart Kindereien waren ja früher häufig, heute hütet sich ein zurechnungsfähiger Sozialist, mit ihnen zu operieren. Auch die Syndikalisten — oder wie man genauer immer sagen kann: Sorel, da er es ist, der gerade diese Elantheorie, wie wir sie nennen können, ausgebildet hat —, auch Sorel verführt natürlich nicht plump, wie die Zukunftsstaatler allen Stils, die den neuen Geist der Hinweggebung, Opferwilligkeit, Selbstlosigkeit als *ex machina* hervorriefen, damit er ihnen ihr« Träume verwirklichen helfe. Sorel bemüht sich, einen Beweis dafür zu erbringen, daß in Zukunft einmal alle Menschen nur von dem einen Wunsche beseelt sein werden: so viel wie möglich zu arbeiten, ohne dafür eine befriedigende und dem Maß ihrer Leistung entsprechende Vergütung zu beanspruchen. Wir sahen schon, daß er auf die Soldaten der Revolutionsarmee exemplifiziert. Je nun. Die waren doch in recht eigenartiger Lage. Die Hauptsache: sie standen vor dem Feinde, von dem sie annahmen, daß er allein das Hindernis sei, das sie vom Reich der Freiheit, des Glücks und der Harmonie (wie es ihnen die Revolution verhieß) trennte. Sie wähten: gleichsam nur eine letzte, äußerste Anstrengung machen zu müssen, um für immer von allen Nöten befreit zu sein. Ein ungeheurer Siegespreis winkte ihnen, wenn sie den Feind niederwarfen. Sie waren also gewiß aufs äußerste persönlich an dem Erfolge interessiert.

Eine ähnliche Kampfesstimmung kann vielleicht einmal die Generalstreiker beseelen, wenn sie glauben, die letzte große Entscheidungsschlacht zu kämpfen: weil sie dann auch von der Hoffnung beseelt sein mögen: wenn es ihnen nur gelinge, diesen einen Schlag noch zu tun, so zögen sie am Siegestage in das Reich ein, wo Milch und Honig fließt. Aber am folgenden Tage? Und dann? Wenn das gelobte Land sich nicht zeigt; wenn die Alltagsmisere beginnt und es gilt, die kleine schmutzige und öde Arbeit am Webstuhl und am Hochofen und in den städtischen Kloaken zu verrichten; wenn alle Kampfesstimmung deplaciert ist: da es doch keinen Feind mehr zu besiegen gibt. Was dann? Welcher Zusammenhang besteht überhaupt zwischen dem Elan, der einen Generalstreik durchführt, und der hingebenden, begeisterten Stimmung, in der (nach Meinung Sorels) später die Tagesgeschäfte erledigt werden? Ich sehe keinen.

Nicht minder glücklich ist der Hinweis Sorels auf die heroischen Opfer, die die Krieger mohammedanischer Stämme vollbringen, da doch hier die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, die in ihrem Glauben fest verankert ruht, wahrhaftig Triebkraft genug ist, sich dem Feinde todesmutig entgegenzuwerfen. Was soll aber dieser Vergleich, wenn es sich doch um die »aufgeklärten Völker« unserer modernen Staaten handelt?!

Trotz weniger am Platze aber scheint es mir zu sein, wenn Sorel an die Erfinder erinnert, die ohne Hoffnung auf materiellen Lohn nur um der Freude an der Sache willen

6 Morgen: Kulturphilosophie. °°

ih« Erfindungen gemacht hätten. Nun — das mag für wenig: hyperidealistische Naturen zutreffen. Aber es wäre ungeheuerlich, daran zu denken, die Masse zu den Höhen dieser paar weltfremden Sonderlinge emporheben zu können. Ganz und gar falsch ist es aber, wenn Sorel meint: die Zahl dieser selbstlosen Erfindertypen werde täglich größer, wie die Erfahrung lehre: da z. V. in den Vereinigten Staaten die ganze Arbeiterschaft jetzt schon an der Verbesserung der Maschinerie und der Vervollkommnung der Technik überhaupt mitarbeite. Bei dieser Anteilnahme der amerikanischen Arbeiter (über die ich mich sehr genau an Vrt und Stelle unterrichtet habe) handelt es sich nun aber um alles andere, als um irgendwelche ideale opferfreudigkeit und Hingebung an die Sache: vielmehr ist es der reine, unverfälschte Busineßgeist, ist es rein kapitalistisches Wesen, das sich in den Arbeitern rege macht: die unmittelbare Aussicht auf materielle Entschädigung treibt diese allein, sich an der Vervollkommnung der Technik zu beteiligen. Die amerikanischen Unternehmer haben nämlich ein ganzes System ausgebildet, um den Arbeiter zur Mitteilung seiner Erfahrungen anzuregen: sie lassen die Arbeiter ihre Vorschläge zur Verbesserung der Maschinen usw. einreichen, und die geeigneten werden dann ausgeführt und angewandt: erweisen sie sich als zweckmäßig und rentabel, so erhält der Arbeiter — der ganz bestimmte Eine Arbeiter, der den Vorschlag gemacht hat — Anteil am Gewinn. Also das genaue Gegenteil liegt hier vor von dem, was Sorel im Auge hat.

Gerade daß heutzutage innerhalb wie außerhalb der Arbeiterschaft ein förmliches Erfindungssieber herrscht, ist nicht etwa der Beweis, daß wir auf dem Wege zu jenem Geist der Hingebung sind, von dem die Syndikalisten alles für ihr Reich der Zukunft erhoffen, sondern — der Beweis dafür, daß die menschliche Natur (wie sie heute in ihrem heruntergekommenen Zustande nun einmal ist) erst zu voller Entfaltung ihrer Fähigkeiten gebracht wird, wenn man sie mit der Aussicht auf klingenden Lohn kitzelt: weil die Erfinder» weit heute von der Vier nach Geld erfüllt ist, darum der Erfindungstaumel, den keine andere Zelt gekannt hat, in der noch nicht jede Erfindung am nächsten Tage zu Gelde gemacht werden konnte wie heute.

Es ist gewiß einer der sympathischsten Züge an den Vertretern der syndikalistischen Lehre, daß sie an die edlen Seiten im Menschen appellieren, daß sie aus einem starken Idealismus heraus eine Menschheit postulieren, die gleichsam in gehobener Stimmung dahinlebt; es zeugt auch für ihr feines psychologisches Empfinden, daß sie den ungeheuren Bankerott wahrnehmen, den die Menschheit erlebt, wenn ihr die beiden Ideale, die bis jetzt so gut wie alles Licht, allen Glanz, alles Hohe, alles Edle in das Dasein der Masse hineinragen: Gott und Vaterland — zerbrechen. Aber ob sie nicht doch einem Wahne verfallen, wenn sie glauben, das; „alle die großen Gefühle, die sie — die Vaterlands-idee — entfesselte, und die den ewigen Grund zum Leben bilden: Heroismus, Opfermut, Hingebung, Würde, nicht verschwinden, sondern weiter blühen werden im tiefsten Gemüt der revolutionären Arbeitseeele-? Wie Lagardelle es ausdrückt. Der revolutionären Arbeitseeele: so übersetze ich la conzience ouvrière de la revolte — vielleicht nicht ganz dem Sinn gemäß, - vielleicht konnte man sagen: der Arbeiterseele, die von der Revolution erfüllt ist, oder: die selbst in einem Zustande der Revolutionierung sich befindet. Wie aber auch immer man den Ausdruck: en révolution auffassen will, stets ist damit die Grenze bezeichnet für die Wirk» sammelt jenes Ideals: es hat eben zur Voraussetzung den ewigen Kampf im Innern eines

Werner Sombart: Die Erziehung zum Sozialismus

Landes: die Devolution; verflüchtigt sich ober, sobald diese zugunsten des Proletariats ent»
schieden ist. Während doch die nationale Gegensätzlichkeit, der nationale Kampf wenigstens
als Möglichkeit immer bleiben. Und diese Möglichkeit allein vermag das vaterländische Ideal
lebendig zu erhalten, das in langen Friedenszeiten auch matt und stech wird.

Aber was den Syndikalisten noch weiter entgegenzuhalten ist: selbst zugegeben, daß
das Defizit an Idealismus, das durch den Wegfall der alten Ideale im Volle entsteht,
durch das neue NevolutionIdeal voll und dauernd gedeckt werden könnte: was wäre damit
für die Durchführbarkeit des sozialistischen Produktionssystems, das sie auf jenen Idealismus
des revolutionären Willens aufbauen, bewiesen? Da doch heute der Kapitalismus nicht
etwa auf dem (zu ersetzenden) Ideale der Vaterlandsliebe, sondern eben auf dem fehl realen
Eigennutz aufgebaut ist? Bleibt es nicht, wie immer man die Sache anschaut, weltfremder
Phantasrnus, unsere Massen von heute in hohe ideale Spannung jahrein jahraus per»
letzbar sich vorzustellen? Das Alltagsleben auf nicht egoistische Scelenstimmungen aufbauen
kann »an nur unter einer Voraussetzung: daß ein religiöser Fanatismus in den Massen
lebt. Alle anderen idealen Potenzen werden sich ewig als zu schwach erweisen, die Bestie
im Menschen zu zähmen, selbst wenn die Ideale nicht auf vorübergehende Ziele gerichtet
sind, wie es bei dem Nevolutionseenthusiasmus der Syndikalisten obendrein noch der Fall ist.
Für alle nicht mehr im tiefsten Sinne religiösen Menschen wird ewig das kaukasische Sprich»
Wort gelten: »Wer soll arbeiten? Du und ich. Wer soll essen? Ich und du."

Nicht so direkt nach Wölkenskuckucksheim wie die Sorelsche Elantheorie führt der andere
Gedankengang in dem syndikalistischen Erziehungssystem: wonach die Gewerkschaften der
Ort sind, wo die Arbeiter die Kenntnisse und Eigenschaften erwerben fallen, die sie dereinst
defähigen, die Produktionsleitung den Händen der Unternehmer zu entreißen und fclbst
Leiter und Organisatoren zu werden, hierbei wird doch wenigstens mit dem Alltaasmnschen
gerechnet und nicht mit einem Fabelwesen, das sich sein ganzes Leben lang vo: früh bis
spät im Zustande der Ueberreizung, der Ekstase befindet.

Wie steht es nun aber mit der Eignung der Gewerkschaften, als Vorschulen der
späteren Produktivgenossenschaften zu dienen? Ich glaube, bei näherer Prüfung wird man
finden, daß hier ein großer Irrtum dem Näsonnement der Syndikalisten zugrunde liegt.
Daß sie nämlich vollständig irren, wenn sie annehmen, der Arbeiter erführe in seinem
Oewertverein auch nur das Allergeringste von dem Produktionsprozesse und lernte dort
irgend etwas, das ihn befähigte, fpäter selber Unternehmer zu werden. Ich weiß nicht,
woran man denkt, wenn man schreibt: »In den Gewertvereinen bildet sich auf einer neuen
Basis die Fähigkeit und die technisch°politische Gewöhnung aus, den Produktionsprozeß zu
leiten" (Leone). Bitte: was lernen die Hafenarbeiter vom Betriebe einer transatlantischen
Reederei, was die Hochofenarbeiter von der Organlfation eines Hüttenwerkes, von der
Kalkulation der Eisenproduktion, was die Handlungsgehilfen von dem Funktionleren eines
Warenhauses, was überhaupt irgendein Gcwerkverelnler von irgendeinem Produktion»»
Vorgänge?! Ich muß mit Blindheit gefchlagen fein; denn irgendwo muß sich ein — wenn
auch noch so kleiner — Zusammenhang zwischen den beiden Welten zeigen, für die doch so
kluge Leute wie die Syndikalisten geradezu eine Identität annehmen?

Gewiß sind die Gewertvererne wichtige Erziehungsschulen für die Massen, ohne die
wir uns eine gedeihliche Entwicklung unserer sozialen Zustände gar nicht vorstellen können.

8 Morgen: Kulturphilosophie.

Sie sollen die demokratischen Tugenden der Selbstzucht, sie sollen die Einsicht in die Schwierigkeiten aller Gesellschaftsordnung wecken.

Aber das alles hat doch mit der Vorstellung der Syndikalistinnen nichts zu tun: als werde der Arbeiter in seinem Gewerkschaftsverein zum selbständigen Produktionsleiter, zum Organisator und Disponenten erzogen.

Welcher verhängnisvolle Irrtum ist es doch: die allmähliche Ausbildung der kapitalistischen Unternehmung im Schoß der alten feudalen handwerksmäßigen Gesellschaft gleichzusetzen mit der Entwicklung der Gewerkschaften! (Sorel das öfteren.) Jene waren doch die neuen Wirtschaftsformen selbst, die sich langsam in die Welt hineintasteten; die Gewerkschaften haben ja aber mit dem Produktionsprozeß gar nichts zu tun. Was allein den ersten kapitalistischen Gebilden in der handwerksmäßigen Welt in unserer Zeit entspricht, das sind die Staats- und Gemeindebetriebe (von denen aber die Syndikalistinnen eh' nichts wissen wollen) und sind die auf der Konsumentenorganisation aufgebauten Genossenschaftsbetriebe: hier in der Tat sind Ansätze zu einer neuen Produktionsweise vorhanden, und hier in der Tat sind praktische Lehrschulen für den Sozialismus. Aber in den Gewerkschaften?!

Ich halte es für einen der größten Mängel der syndikalistischen Doktrin (die gerade an dieser Stelle so vielversprechend einsetzt!), daß sie die Genossenschaftsbewegung und namentlich die Konsumvereinsbildung so ganz unberücksichtigt läßt, hierauf sollte sie ihr Hauptaugenmerk richten und (nach Art der Webbs) ihre Zukunftspläne auf einer organischen Verbindung der Konsumvereine mit den Gewerkschaften aufbauen.

Mit dieser Kritik der Gewerkschaftstheorie (wie man den eben erörterten Bestandteil des syndikalistischen Lehrgebäudes nennen könnte) füllt nun aber auch die ganze Doktrin des Generalstreiks in sich zusammen.

Wir brauchen, wenn wir die Bedeutung dieses Kampfmittels für die soziale Bewegung der Gegenwart erörtern, gar nicht die Frage nach seiner praktischen Durchführbarkeit aufzuwerfen: das heißt, ob wirklich in irgendwie absehbarer Zeit der Kampf des (nehmen wir an einmütig zusammenhaltenden!) Proletariats eines Landes gegen die Staatsgewalt und den Widerstand wohl immer noch von der Mehrzahl der Bürger als aussichtsreich angesehen werden dürfe.

Nehmen wir der Einfachheit halber eine Durchführbarkeit und seinen glücklichen Ausgang an: daß also nach Verlauf von drei Tagen die sämtlichen bisher kapitalistisch verwerteten Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter gelangt seien. Würde das — so fragen wir uns — irgendeinen Sinn haben und zu irgendeinem dauernden Erfolge führen können? Anders ausgedrückt: Können wir uns vorstellen, daß auf diesem Wege der Sozialismus in die Welt komme?

Offenbar nur, wenn eine von zwei Voraussetzungen zutrifft. Entweder nämlich, wenn die Annahme des rationalen Sozialismus richtig ist, daß eine prästabillierte Harmonie, eine von Gott geschaffene 'natürliche' Gesellschaftsordnung bestehe, die man nur zu entdecken brauche, damit die soziale Welt ebenso harmonisch geordnet sei wie der Kosmos. Steht man auf diesem Standpunkt, so kann man den Generalstreik als Mittel, die neue Ordnung zu verwirklichen, damit motivieren, daß man ihn benutzt, um die letzten Hindernisse wegzuräumen, die sich dem Einzug ins gelobte Land entgegenstellen: daß er gleichsam die bissigen Hunde (Klassenstaat und Unternehmertum), die den Weg zu den Schätzen versperren, ins Jenseits

0 0

« 0

Werner Sombart: Die Erziehung zum Sozialismus 9

befördert. Aber der Syndikalismus lehnt jede innere Beziehung zum rationalen (utopischen) Sozialismus ab. Er „will sich vor allen Dingen auf eine realistische Auffassung des sozialen Lebens stützen“ (Leone); „er ist von einem unersättlichen Verlangen nach Realismus erfüllt“ (Sorel). So kommt also für eine Beweisführung die rationale Argumentation nicht in Betracht.

Dann aber muß die andere — einer realistischen Betrachtungsweise entsprechende — Voraussetzung zutreffen: die subjektiven und objektiven Bedingungen der neuen Produktionsweise müssen erfüllt sein, wenn der Firmajour anbricht. Sie werden es aber niemals werden (wie wir sahen), wenn man nichts anderes als die Erziehung des Arbeiters in den Gewerkschaften für nötig hält, um alle erforderlichen Qualitäten des neuen Produzenten zur Entfaltung zu bringen.

Was würde also selbst der vollständige Sieg dem Proletariat nützen, wenn es doch nicht imstande wäre, ihn auszunützen? Was will also die Idee des Generalstreiks in einem sozialen System, das auf einer realistischen Auffassung sich aufbauen soll?

Man sieht: in dem Gedankengebäude der Syndikalisten klaffen noch weite Lücken, sind die Fundamente zum Teil zu schwach, sind viele Teile des Gebäudes morsch, und brüchig ist allzuoft das Gestein.

Unbildlich gesprochen: so vortrefflich und glücklich viele Ansichten und Theorien des Syndikalismus sind: die neue soziale Theorie ist es noch nicht. Damit diese geschaffen würde, bedürfte es noch ganz anderer Vertiefung aller Probleme. Vor allem einer vollständigen Emanzipation vom Marxismus. Wenn die Syndikalisten ihren Stolz darein setzen, nichts zu tun, als den Marxismus wieder rein zu verkündigen, so macht das ihrem Pietätgefühl Ehre und war wohl auch aus taktischen Gründen geboten: der Entwicklungsfähigkeit ihrer Theorie hat es zweifellos geschadet. Denn die ist vielfach gerade an den veralteten marxistischen Kategorien gescheitert. Es ist nicht gut, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Und man kann keine lebensfähige soziale Theorie für das zwanzigste Jahrhundert schaffen, wenn man die Lehren vom Wert, von der Produktivität, vom Staat, von der Klassenbildung und dem Klassenkampf, von der Revolution usw. mitsamt den alten Ideologien aus einem veralteten System einfach herübernimmt.

Worauf es heute ankommt, ist: neue Werte zu schaffen, die Ideenwelt des Proletariats mit neuem Inhalt zu füllen, daneben aber die Erkenntnis der sozialen Welt von Grund auf neu aufzubauen. Gewiß sind dazu vortreffliche Ansätze (wie ich von vornherein zugegeben habe) in den Schriften der Syndikalisten vorhanden (einer der bedeutendsten Ansätze ist die — freilich ganz flüchtige — Untersuchung Leones über das Verhältnis zwischen Macht und Gewalt und ihre Vertretung in der Geschichte): ich möchte das neue grundlegende Werk, das da kommen soll, geradezu betiteln: „Macht und Gewalt“ (»force et violence«). Aber die Hauptarbeit muß noch getan werden. Möchten sich dabei die Syndikalisten als rechte revolutionäre Revisionisten erweisen und nicht rasten und ruhen, ehe sie nicht wirklich die alten Lehren zerstört und neue an ihre Stelle gesetzt haben. *)

„) DI« hiermit zum Abschluß gebracht« Artikelreihe über den revolutionären Syndikalismus ist «n nur wenig veränderte» Fassung) der vielfach umgestalteten sechsten Auflage meiner Schrift „Sozialismus und sozial« Bewegung“ «ntnommen, die« in die«sen Tagen bei Gustav Fischer in Jena «llcheint.

10 Morgen: Literatur

5jjN ^>el ^ItM^e. Erinnerungen von Georg Brandes.

Ucbclsczt von Ida Anders.

IV.)

Henrik Ibsen schrieb an seinem Doppeldrama „Kaiser und Gcülläer“, das er mit mir erörtert hatte, seit er es ersonnen. Anfangs war er nicht zu bewegen, mir auch, nur das Geringste daraus vorzulesen. Da er noch eine Abschrift machen wollte, um den Prosadialog durchzufeuern, wollte er mich die erste geringere Form nicht sehen lassen. Er meinte: „Ich schreibe nie eine Zeile, ohne mir zu sagen: Was wird wohl G. B. dazu sagen? Wie sollte ich Sie da das Stück ungefeilt sehen lassen?“ Trotzdem las er mir bald darauf große Partien vor, darunter die Szenen zwischen Julian und dem Mystiker Maximus. Seine Stimme eignete sich mit ihrem gedämpften Tonfall zur Wiedergabe des Stimmungsvollen und An heimlichen.

Im übrigen wandten sich alle feine künstlerischen Instinkte ihm selbst noch uu» bewußt dem modernen Prosafchauspiel zu. Er sollte ja von da an lange Jahre schweigen, während sich die neuen Bestrebungen in ihm formten. Allerdings hatte er schon 18L9 die scharfe moderne Satire Der Bund der Jugend geschrieben, jedoch nicht mit dem Vorsatz, hiermit einen neuen Weg einzuschlagen; er kehrte deshalb gleich darauf Zur fernen Vergangenheit zurück. Bun befand er sich ganz sichtlich in einer starken inneren Entwicklung.

Während er sich mit Norwegen auf dem Kriegsfuß fühlte, war er mit noch nicht verschlossener Empfänglichkeit bemüht, sich die Bildungselemente des neuen Deutfch» lano anzueignen, insofern sie ihm zugänglich und insofern sie für ihn brauchbar waren. Sie standen aber selten auf gleicher höhe mit ihm. Er war ein ständiger Zuhörer der Vorlesungen im Dresdener Literarischen Verein und nahm mich dorthin mit. Wir hörten verständige und gediegene Vorträge. Einer beschäftigte sich mit Ticcks AbHand» lung über Hamlets Monolog; im Verlaufe der Distufion stellte es sich heraus, daß ich außer dem Redner der einzige im Verein war, der die Abhandlung kannte. Einer galt dem modernen deutschen Lustspiel, im Vergleich zu dem französischen, deffen tünft» lerifch abgechliffenen Dialog der Bedner vorurteilsfrei den Preis zuerkannte. Nudolf Döhn, ein alter Republikaner aus dem Jahre 48, hielt Vorträge über ein Buch „Jesus und die Frauen“ eines jungen Dr. Wünsche; er tadelte den orthodoxen Standpunkt des Verfassers, lobte aber im übrigen das Buch sehr. Dr. Wünsche erhob sich und sagte, er sei nicht rechtgläubig, Hütte sich aber aus Vorsicht nicht für oder wider die Orthodoxie ausgeprochen. Dann schloß der Abend mit einer Apotheose Feuerbachs. Denn Döhn hatte in seinen Vortrag zwei Seiten des kürzlich verstorbenen Denkers über die Wahrheit und Schönheit des Wadonnentultus sowie die Lieb» aller Menschen zu ihrer Mutter «ingeflochten. Es war merkwürdig, zu beobachten, welche Wirkung sie ausübten. Einige Männer weinten. Ein alter Mann trocknete seine Augen und sagte: „hätte Ludwig Feuerbach weiter nichts geschrieben als diese paar Seiten, so wäre er ein großer Mann!“

Ibsens Schwager, Leutnant Falsen, der später Kommandant in Tromsö und darauf Konsul in Archangelsk wurde, war mir in Dresden ein lieber Freund. Er hielt sich
) Vieh» ,W>l«<n', Heft 2» 28.

o o

0 ©eorg "33гaпbee: 3п bcr 5rc™be H

bort auj, um ЖиТЩф 3" ftubteren, ba er In ben погюед1{фен ©eneralftab eintreten tDolIte. (ES toar ein alifeitig gebllbeter Junger 'Шапн, ber Diel gelefen unb gebadj)t hatte; er führte ein 33иф тоie Satneg „De l'Intelligence" auf ber "Reife bei {1ф. 3Ди&er mit if)tn fam 1ф поф mit anberen по«оед1Тфен Offoieren sufammen. ©obfrieb (E^riftenfen unb ©oЩфпЙМ \a)lo\\en fid) ип3 an unb »ir agen täгүd) an bemfelben Qotcltiffd) зи Mittag. S>ie -пораедЦфен, ein toenig 1аф1и{Hден Çerren, behaupteten, bag ©olb-i'dimibt-3 -3!uttac}ijruf)e gefтört tourbe Ыгф bie \$игф1 babor, bag bie SMLner, bie ihn, ben fo »tel kelteren, für eine 4lrt Wirt bon ип3 anberen Dielten, tljm bie дапзе •Кеф« нung borlegen тоürben, toa3 fie einige 'ШаГе irrтүмlich getan Ratten. 3>ie 'ЭТотшедер \uacute)ten ба^er bie Äellner бази зи öeranlaffen, um ^ф über ©o1b?фт1b18 'iprotefte 3« amufieren.

V.

<Er, ©obfrieb €f)riftenfen unb 1ф unternahmen sufammen eine partie in ber баф^Цфен бфй»е{з, IDO тоir biel ©фone3 fa&en unb gut miteinander augfamen. 5>er 'iilaler в>ar ба-malá, tote er e3 felbft nannte, „toilb" in feiner Äunft; er тоar jung unb feurig. ©oИ^фпй!, ber auf btefer partie feineätoegä feine lieberíegenízeit geltenb таф1е, ?праф über ben „Sorfaren", ба3 illuftrterte Oppo{Щон3bla«фен, bag ii>n in feiner Zugenb berühmt unb borud)ÜLit getuad)t hatte; e3 тоar crftautlid), тоie erfüllt er поф babón тоar; alle anberen hatten ба3 53latt öergeffen, er b^äftigte C1ф ieben Sag mit ber (Erinnerung baran unb rief e3 anberen ing ©ебафМ3 зигиа. (Er ersd^Ite, тоie natö er getoefen тоar, aI3 er bie '33ero^енЩфинд begann, unb тоie ибер^ф! er, bie 2a?фен boll Him» pernben ©elbeg, feinem erften ©etoinn, зи feiner "ZHutter наф §aufe gefommen тоar, in bie 2a{фe gegriffen unb gefagt l>atte: „3e^t pag mal auf, Gutter, тоieöiel 1ф oer» btent ^abe!" Sollte er ettoaS al3 {фar? ober toi^ig loben, fo fagte er детд&пНф: „Эа3 ift тоie ein guter Corfar-'airtifel.' "iDie er behauptete, ^atte ба3 für il>n auf bie Эаиер иперггадИфе 1&li&&erf)ältni3 "зи ftieríegaarb i^н heranlaèt, ben „Gorfaren" auf« зидебен. iIn einem Sage gingen тоir über ben littentoalber ©runb зиг haftet an einem anberen наф ^o1{фа, an einem anberen наф Krippen unb über ben R ben kleinen iDinterberg, ба3 ^prebifфtor наф §erren!re1{фен. Фа3 Setter тоar funfelnb fiar unb lalt. Wir trafen in ©фанбаи eine ItebenStoürbige unb »erftänbige ©aft» тоirtin mit ilugen braunen klugen unb einem allerliebften SiDefen. ©ie orbnete unfere Sour, unb ©o1b{фпнб1 юар mit Жеф1 дапз entsücit con i^r unb fagte зи ii)r: „©ie finb eine feí>r toadtere, ticfdjeite JJrou!" ©ie bat ип3, fie toeitersuempfe^len, unb fügte ñau» ^tnsu: „Жан mug immer ффпе(ulieren." ©te gab ип3 i^re Äarte unb fagte: „©agen ©ie, тоir finb braöе Beut', Ъаб'n feen ©ellner, fcab'n тф3, nur re1п11фe «ett", fјatte im übrigen allcrbaub (Unfälle unb flagte mit Cumor über ben ©фaben, ben ifjr bie ftaiferbegegnung in ^Berlin sugefügt i>atte. „Жафpe3 3a;r beftellen тоir bie Äaifer l)ier!»er наф ©афien.<

©eltfam юар e3, тоie тоeit ©olbфмíbt3 ©Hl im типЫфен ©efpräф ^inter feinem)фп^1фен surüfftanb, ber fo аи8де{иф1 ift. ©obalb er Тфюартер1?ф tourbe, Hang feine «ebe \)o\): (Ein "iBort »on tounberbarer €><S)önt)tit — unb er öerbref)te bie klugen наф oben. (Ein fo 1o{Щфe3 ©е^eimniS — unb er fai» entsüdit au3 тоie §5i)en, тоenn biefer bei SOorlefungen in (Efftafe geriet, ©tänbige llebertreibungen: (Ein (Ereignis (bag

12 Morgen: Literatur

«» 2

er sich verschlief), das für mein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung wurde.

Ein hieb — und es wäre der Tod gewesen. (Von Finten beim Fechten.)

Es war putzig, durch den Umgang mit ihm zu sehen, wie viele Manieren sein junger Bewunderer Vilhelm Wolter sich von ihm angeeignet hatte, z. B. die, etwas Rätselhaftes zu sagen, einem dann starr in die Augen zu sehen, um die Wirkung zu beobachten. Goldschmidt hatte die Schwäche, stets über Philosophie und bildende Kunst zu sprechen, zwei Dinge, von denen er nichts verstand. Dafür besah er keinerlei Sinn für das, was er vor Augen hatte, nicht den gerinsten Natursinn aus erster Hand, sondern wollte in der schönsten Aaturumgebung geradezu in die Gelehrsamkeit, die Nemesis, Aegypten, hineinstiefeln, falls man ihn nicht alle Augenblicke auf Erden zurückhielt und sagte: „Sehen Sie doch den Felsen, den Baum!“

Erst spät abends, als wir im Finstern den Abstieg vom Prebischtor unternahmen und er, der schwache Augen hatte und im Dunkeln schlecht sah, Angst empfand und sich der Phantasterei überließ, gewann die romantische Naturbetrachtung bei ihm die Ober» Hand und er fabelte von Fensterscheiben im Felsen, Kytloopenaugen in den Waldes» hängen, weil man sich zur Not einbilden konnte, daß die erleuchteten Fensterscheiben der kleinen Häuser im Berge säßen oder große Augen seien.

An einer Stelle zeigte er während des heruntersteigens eine auffallende Angst vor dem Absturz, trotzdem nicht die geringste Gefahr bestand. Ich bat ihn zweimal, sich an meiner Hand festzuhalten, aber er schlug dies mit den possierlichen Worten aus: „Nein, es ist genug, wenn einer zugrunde geht.“ — Bei seinem Wißtrauen war er äugen» scheinlich gegen die Möglichkeit auf dem Posten, daß ich ihn in den Abgrund stürzte.

Als wir unten angekommen waren, verbreitete er sich weitläufig über seine Nemesis«Lehre, die darauf ausging, einen Unfall oder ein Unglück im Leben des Einzelnen mit einem früher von ihm begangenen Versehen oder Verbrechen zusammen» zukoppeln — eine Lehre, der ich, um unnützen Streit zu vermeiden, nur schwach wider» sprach, so leer sie mir auch erschien.

VI.

Eines Tages lud Goldschmidt Henrik Ibsen und mich zum Abendessen bei ihm im Hotel Verlin ein. Nach der Mahlzeit schenkte er Ananaspunsch ein und es herrschte die beste Stimmung. Er erbot sich, uns etwas vorzulesen, das er kürzlich geschrieben hatte, und las dann eine feine kleine Erzählung über einen von ihm in Begleitung eines englischen Touristen unternommenen Besuch in Ferney vor, die damit schloß, daß der Engländer Voltaires letzte Haltung gegenüber der Marquise du Chatelet aner» kannte als ein Benehmen, dessen er selbst trotz seiner strengen Prinzipien nicht fähig gewesen wäre.

Wir äußerten uns mit Wärme über die Kunstform der kleinen Geschichte, und der Abend schien harmonisch enden zu sollen, wie er begonnen, als der Teufel in Goldschmidt zu fahren schien und er, zu mir gewandt, in scharfem Tone sagte: „Voltaire war lein Atheist!“ „Das ist bekannt,“ lautete die Antwort. — „Er glaubte an Gott und baute ihm eine Kirche.“ — „Das weiß ich; freilich war Voltaires Gottesbegriff sehr unbestimmt und nur ein letzter Nest des überlieferten.“ — „Gleichviel, er glaubte an Gott. Glauben Sie an Gott, Henrik Ibsen?“ — Ibsen, den viel Belangloseres schon in Verlegenheit brachte, erwidert« verlegen über diese Inquisition: „Allerdings.“ — „Dann

Georg Brandes: In der Fremde 13

begreife ich nicht, wie Sie mit einer Persönlichkeit wie Brandes verkehren können, der an keinen Gott glaubt." — Ich war sehr überrascht. Im Augenblick herrschte bei mir kein Zweifel, daß wir eingeladen worden waren, damit Goldschmidt diese Frage anbringen konnte. Ibsen antwortete mit steigendem Unbehagen: „Ich weiß nichts dar» über, an was Brandes glaubt oder nicht glaubt, habe nie mit ihm darüber gesprochen und fühle mich auch nicht dazu veranlaßt."

„Glauben Sie vielleicht an Gott?" fragte mich Goldschmidt jetzt. Ich bemerkte, daß die Beantwortung dieser Frage eine Voruntersuchung erfordere, was der Fragende unter Gott verstände: einen alten Mann im Himmel mit weißem Bart? Bräutigam und Sohn der Jungfrau Maria? Das Wesen, das die Weltkörper aus dem Nichts schüfe? Oder die Allnatur? Oder das sogenannte Göttliche in der Natur und im Menschen? Und so weiter. Diese Voruntersuchung wäre doch zu umfassend, um so spät abends abgeschlossen werden zu können. Ich zöge es deshalb vor, aufzubrechen. — Wir gingen beide verstimmt unserer Wege.

Wie gesagt, damals zweifelte ich nicht an Goldschmidt's Absicht, einen Bruch zwischen mir und Ibsen herbeizuführen. Später fand ich ein, daß er dazu meine Gegenwart nicht nötig gehabt hätte, daß er mich in wohlwollender Absicht eingeladen habe, daß im Verlaufe des Abends seine schwierige Sinnesart die Oberhand über ihn gewonnen hätte. Nach mehreren Jahren der Verstimmung war es mir lieb gewesen, in diesen Wochen endlich mit einem Mann wie Goldschmidt in ein normales Verhältnis gekommen zu sein, einem Mann, dessen literarisches Talent so groß und so unzweifelhaft war; nun verstand ich, daß sich die Freundschaft nicht halten ließ.

Diese kleine Episode veranlaßt allerdings keinen Bruch; dieser ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Einige Zeit nach meiner Heimkehr nach Dänemark war in einer Gesellschaft von mir die Rede, und irgend jemand erwähnte, daß in einer großen englischen Zeitschrift ein anerkennender Artikel über mich gestanden hatte. Goldschmidt bemerkte abweisend, daß dies nichts zu sagen hätte; man wisse schon, mit welchen Mitteln ein solcher Artikel erreicht würde. Ein anwesender naher und zuverlässiger Freund von mir bemerkte, er wünschte, daß meine Finanzen so beschaffen wären, um mir die Versteckung großer englischer Organe zu gestatten; dazu wäre sicherlich eine erkleckliche Summe nötig. Goldschmidt hatte wohl kaum an Geld gedacht; aber auf jeden Fall war die Äußerung böse, und als er mir nach kurzer Zeit auf feinem gewöhnlichen Spazierwege, dem damals sogenannten Liebespfade, jetzt der Böschung, begegnete, und mir mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Bedauern darüber, daß er mich so lange nicht gesehen, entgegenkam, — da erklärte ich ihm mit der Heftigkeit der Jugend, daß ich ihm nie wieder einen Besuch machen oder mit ihm verkehren wolle und weshalb. Er geriet in gründliche Verlegenheit und suchte sich stotternd auszureden, machte mir Vorwürfe, daß ich an „Zwischenträger" glaube; aber ich blieb bei dem, was ich gesagt, und wir trennten uns für immer. Seit der Zeit hatte ich einen Feind in ihm, er sprach schlecht von mir, wenn er mir auch nie das geringste zuleide getan hat. Wäre ich zwanzig Jahre älter gewesen, so hätte ich jene Äußerung über den Zeitschriftenartikel ungerügt hingehen lassen, wie ich es nachher mit so vielen hundert ähnlichen getan; aber ich befand mich in dem Alter, wo man die souveräne Gleichgültigkeit noch nicht erreicht hat. (Fortsetzung folgt.)

1H Morgen: Literatur

^

2 ? «?

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

^^as weiße Schloß Piliza lag einsam in der Morgenfrühe. Die weiten Vasenfläche«
^!^ und die roten Glutnelten der Beetumfassung schimmerten in bläulich kühlem
Lichte. Drei fchlante, lichtgewandete Mädchen schritten aus dem eisernen, glasdurch-
hrochenen Portal, das ein Diener geräuschlos vor ihnen aufgetan, auf dem Kiesweg«
schweigend entlang, über den weiten Platz vor der Schloßfront, und nahmen die Richtung
in einen Seitenflügel; in der Kühle eine jede von einem leiswogenden, weiten Spitzen«-
Hute beschattet und in der strenggehaltenen Linien ein sammetnes Gebetbuch. Ein Früh«
glöckchen ertönte in die Morgenluft. In dem weiten, verlassenen Part begannen
langsam die weiten Rasenflächen warm zu leuchten. Ein Zug Krähen erhob sich irgendwo
kreischend aus einer Gruppe mächtiger Silberpappeln an der Mauer und zog fort. Dann
hörte man nur unaufhörlich die Wildtauben gurren und nach Pausen die Goldamseln
ihre kleine Kadenz immer wieder neu herunterflöten.

Es war ein Sommermorgen. Im Schloffe ruhten noch die Alten. Die Diener
gingen geräuschlos um, vom vergangenen Tage Ungeordnetes zu ordnen und zu stäuben.
Was in der hellen Jugend mit den Gebetbüchern in der Hand geschwiegen hatte, daß
ein jedes der Mädchen nur scheu gewagt, in die klare, kühle Morgenluft auf« und
von Auge zu Auge zu blicken, und fie jetzt längst versunken saßen in die Flüsterworte
des jungen Bruders vor dem Altar in der kleinen Schloßkapelle, das lag als Gespött
in den fröhlichen Jungfern, die die Nahmen der Möbel eben mit weißen Tüchern ab-
strichen, und als Pfißige Neugier in den leinenlittlichen Dienern, die sich dann und
wann leise etwas mitzuteilen, vor sich hin zu sinnern und zu lachen hatten.

Der alte, mächtige Adelsmarschall, ein entfernter Verwandter des Schloßherrn,
der gestern unerwartet angekommen war, hatte am Abend mit feiner lauten, rücksichts-
losen Stimme alles wie heimlich aufgewühlt, obwohl ihn der ehrwürdige, beitere
Schloßherr sehr bald einsam in sein Zimmer genommen hatte, damit nicht auch
die Jungen, in ihren abendlichen Spielen und Mittheilbarkeiten auf den mond«
beschiedenen Terrassen und auf den Silberwiesen und unter den Sternen, von
der harten Art und Offenheit ernüchtert und erschreckt würden, die herzlos nichts
scheute und nun gar auf zarteres Frauenfühlen sich nie groß besann. Der alte
Adelsmarschall hatte sozusagen am Ende gewütet, daß man es durch mehrere Zimmer
hören gemußt. Daß die alte Gräfin mit unausgesprochener Ablehnung ihren «in»
samen Salon verlassen und sich in ihre im andern Flügel gelegenen Schlafgemächer
frühe zurückgezogen. Alle hatten schließlich bald gewußt, um was diese Ausbrüche jetzt
nicht zu halten waren. Auch die jungen Leute, der junge Graf Franz und die Mädchen
waren heimlich erschüttert davon, wie sie sich auch noch am Abend gestellt hatten in
arglosem Wandeln und in Worten. Alle hatten sie mit peinlichem Gefühl der Zu«
sammenkunft mit dem jungen Michael entgegengesehen, der noch in später Nachtstunde
angekommen war, und jetzt eben in totenähnlichem Schlafe lag. Wie der Hofmeister
mit dem Leijäger das Wohnzimmer des Schloßherrn musterte und den Nauchtisch des
Herrn selber sorglich rückte und stellte, besah er lachend den großen, silbernen Aschen«

2:

Carl Hauptmann: Graf Michael 15

becher und zählte mit Gewichtigkeit nicht weniger als dreizehn Neste von den großen Zigarren, die der Niese Goliath — wie ihn die Diener untereinander heimlich nannten — in der Zornflut seiner Neben aufgeraucht hatte, dabei immer wieder mit Aplomb in den Winkel speiend mit Näuspern und Scharren der Kehle und Schnauben und Stöhnen, wie ein mächtiges Tier unter Wasser.

In Jung und Alt lag es jetzt noch wie dunkle Gewittergründe. Der alte Graf Gregor hatte im Traume wie einen Alb gefühlt. Der junge Graf Franz, der jetzt im Frühlicht draußen an einem Felsen aus Nebelgrauen ein Schwein beschlich, fühlte die Stille, als verhallte Geschrei, und sah mit Kummer in den Mienen über die Nebel des Flusses in der Tiefe, die wie Opale im Morgenlicht lagen. Und die Diener raunten es sich allenthalben immer wieder zu, daß, als der Wagen mit dem jungen Michael im Schloß eingefahren, der alte Adelsmarschall gar nicht imstande gewesen war und es um keinen Preis geduldet hätte, noch gleich mit dem Sohne zusammenzutreffen. Daß Erlaucht, der junge Graf, ohne Empfang nur vom Diener in sein im ersten Stock gelegenes Zimmer durch die matterleuchteten Gänge wäre emporgeführt worden, ohne auch seinerseits nach jemand zu fragen. Daß die Alten gesessen — und gesessen hätten, von der Zeit an gedämpft redend — immer wieder auf die Vergangenheit und die Geschicke und Irrtümer kommend, die an der Zerrüttung dieses eigentümlichen Menschen schuld sein sollten.

Graf Michael glich seinem Vater in nichts. Seine Gestalt war Nein, sein Geficht schwächig und mager, bleich, fast gelb. Sein haar war schlaff und wie Kohle — auch Brauen und Wimpern von derselben Finsternis. Sein Auge scharf und lachend, oder sengend und müde — immer müde. Er hatte immer eine nachlässige Gebärde. Fast mit Absicht etwas Verachtendes und Wegwerfendes. Wenn er saß, lümmelte er sich. Wenn er sprach, näselte er oder gab seinen Worten sonst sonderbare Zutaten von Ge» rauschen. Er machte den Mund mit den großen, weißen Zähnen weit auf und formte ihn rund, wenn er mit sanftem Tone, besonders gedämpft, eindringlich wurde. Er nahm die Zigarette, die fast nur während des Esfens aus feinem Munde kam, mit abfichtlicher Sonderlichkeit und trug sie sozusagen dem andern, der vor ihm stand, viele Male als Veweismittcl seiner Ideen vor die Augen. Er hatte etwas im ganzen Wesen, was wie eine dämonische Grazie unhaltbar und hart anmutete, scharf und verführerisch. Und weil er immer müde und wie geistreich gleichgültig gegen alles war. so buhlte man um ihn, obwohl alle wußten, daß er Vermögen, Ehre und Ansehen und seine Nuhe einer ungebändigten Genußsucht, wenn es ülier ihn tam, opferte. Uebrigens war Graf Michael hochgebildet, hatte gelehrte Vücher über Politik und das Finanzwefen geschrieben und war Abgeordneter, der blendend zu reden wußte, mit einem Zug von genialem Hohn, wie keiner sonst im ganzen Hause. Er war außerdem «in großer Schwärmer, der die französischen Poesien des Verfalls über all.« liebte, uud wenn er in schöner Gegend auf dem Lande, dem Genießen fern, sein Lcb.u i^lit Melancholie rückschauend ansah, näselte er stets mit müdem, Nagcudcü Ausdruck seiner

16 Morgen: Literatur

brennenden Augen Verlaine» Verfe vor sich hin, daß sein Vetter, der junge Graf Franz, ihn oft dabei lange lächelnd betrachten konnte, und machte auch Verse in diesem Geist« oft selber und hing heimlich daran, wie an einem Glück.

Graf Michael hatte sich gleich nach seiner nächtlichen Einfahrt, ohne von den» Imbiß auf dem Tische etwas noch zu nehmen oder den Wein zu berühren, der da» stand, schnell seine Stirn und Schläfen mit Wasser gekühlt, ausgekleidet, war in ein kühles Nachthemd gefahren, das sein Kammerdiener ihm hinhielt, und hatte befohlen, ihn nicht zu wecken, bis er selber erwachte.

Aber er erwachte nicht.

Der Morgen war licht geworden. Die Damen des Schlosses waren mit roten und ponceaufarbenen, großen Schirmen und breiten Hüten über die grünen, kühlen Aasen» Flächen unter die Elchen zum Frühstückstisch gekommen. Man hatte dann — als wenn man absichtlich alles vermied, was auf den Abend vorher und auf Graf Michael Bezug nähme — ohne Rücksicht eine Wagenparke zu den Herden in die Weidegründe ver» abredet, und die jungen Mädchen mit Graf Franz lachten längst draußen fern in.

Lichte über den alten wolligen Hirten, mit dem sie sich über das Leben und über die Innerlichkeit der Schafscelen eindringlich und nicht ohne Neckerei unterhielten. Graf Michael lag noch immer und schlief wie ein Toter.

Auch die alte Gräfin hatte im Wagen das Schloß verlassen, um in ein Alters» afyl zu fahren, das sie aus eigenen Mitteln für Frauen gegründet, und wo sie stumme, liebende Arbeit tat, angebetet fast von den zitternden, dem Grabe zuwankenden Mütter» lein und berührt von den verkrümmten, mageren Händen der Alten wie eine Wunder» täterin, oder berührt auch ihre schlanke, behandschuhte Hand von den nervös zuckenden, Welten Lippen, die nicht Grenzen fanden, die: Ergebenheit und Dankbarkeit auszudrücken. Graf Michael erwachte nicht. Er schlief wie ein Toter. Der Diener sah in sein Gesicht, dessen Mund offen stand. Graf Michael sah aus wie das lebendige Leiden, wie angenagelt ans Kreuz — wie er die Hände so ausreckte — die dunkelhaarige Brust frei, weil der Knopf am Nachthemd gerissen. Der Diener wagte ihn nicht zu wecken.

Auch wie der alte Graf Gregor, von seinem Jäger begleitet, langsam Schritt um Schritt auf dem Kiesweg entlangspazierte — und sich unter die Eichen setzte, die Zeitung in Händen, und wie der mächtige, zausbärtige, greise Adelsmarschall mit turzen Schritten eilig herankam — gedämpft und mit scheinbarer Heiterkeit grüßend und das Geschrei des Abends gleichsam vergessen machend — hatte der junge Michael nicht einmal seitdem die Lippen bewegt und) lag in seinem Innersten ausgeblasen und versunken. Und trotzdem der Diener des jungen Herrn den Vater kannte und seine Ungeduld fürchtete, wagte er doch nicht, den jungen Grafen wider Befehl zu wecken, weil er wußte, daß, was der Vater im Jähzorn und in der Fülle und Wucht des Leibes und der Würde war, der Sohn war in unerbittlicher Wegwerfendheit und Ver» achtung. Der Diener wagte nicht ihn anzurufen. Michael schlief, als hätte er ein Jahr nicht mehr die Augen zugetan.

c c>

Carl Hauptmann: Graf Michael 17

Erlaucht, der Niese, hielt seinen Sohn für einen völlig verlorenen Menschen, der in allem von den Wegen abwich, die seine Ahnen und sein hochNingender Name ihm «in für allemal vorschrieben, wie sich der mächtige Zausbart im Zorn ausdrückte. Der ganz« Winter war in Aergernissen vergangen. Einmal schon, weil der junge Graf im Parlamente freiere Ansichten bekundet und beinahe einen Bruch mit seiner angestammten Partei herbeigeführt und den Alten und sein Haus damit bloßgestellt hatte. Dann aber vor allem, weil er in den Zeiten der großen Kälte nach Weihnachten bald in «ine Affäre verwickelt gewesen, über die schließlich trotz der großen Verschwiegen» heil, die darüber herrschte, dem Alten doch so viel klar geworden, daß «8 sich dabei geradezu um eine lächerliche oder gar Iranthafte Verstiegenheit von Ehre gehandelt hatte. Graf Michael lebte in der Hauptstadt in der Tat von Monat zu Monat «in haltloses Genußleben. Aber er war trotzdem überall begehrt und willkommen geheißen. Er brachte, so müde und lässig er «intrat, in Salon oder Klub, immer in seinen glimmen Augen ein flüchtiges Schclmenstückchen, worüber man lachte, oder entwickelte — während über Spihenroben und Uniformen bisher ein drückendes herkommen, wie der blaue Rauch der duftigen Zigaretten sich gedehnt hatte — im Feuerschein des Kamins plötzlich mit versorgter, kummervoller Miene ernsthaft Idee», von denen die jungen Militärs und die verbindlichen Herren im Frack, nun gar erst die in leuchtenden Seiden und Spitzen herumlächelnden und huschenden, lieblichen Komtessen erst im Laufe der Zeit merkten, daß es sich nur um spatzhafte Kombinationen und nicht etwa um Wirt» lichteiten gehandelt. Aber Graf Michael konnte auch tiefernt sein, wenn er jemand dessen für wert hielt, was nur fehr selten geschah. Und noch mehr, er konnte rück» sichtslos sein, und es war nicht möglich, ihn abzubringen von haß und Zorn, wcnn er innerlich aufgewühlt und in seinen Anschauungen von Geschmack und Anstand empfindlich getroffen war. Und Graf Michael, schwächig und zart und geschmeidig und verbindlich, wie er war, hatzte wohl mit einem sicheren Blick, und zürnte mit einem gedämpften Wort, wie ein spitzer Dolch, aber vergab nur, nachdem die Entscheidung gefallen war und ihn abgekühlt hatte in allen Edelmannes Ehren. Es war gegen Witte Februar gewesen, daß ein Fastnachtsball bei der Fürstin, die Traf Michael besonders wegen seiner Extravaganzen protegierte, zu einem Neinen Skandal ausgeartet. Die Fürstin bemühte sich längst, Graf Michael „zu beruhigen“, wie sie sich jedesmal scherzend ausdrückte, wenn sie ihm gnädig die Hand zur Begrüßung hin» hielt. Sie war eine junge, sehr muntere und übermütige Frau und machte ein großes Haus. Ihr« Gesellschaften hatten einen besonderen Charakter, weil sie ein wenig Gemütsbewegungen heimlich unter den köstlichen Noben und unter den Uniformen und Ordensstern«n zu entfachen wußte und für gut fand. Die jungen und unverheirateten Diplomaten und Offiziere kamen hin mit eigenen Spannungen, weil die Fürstin jedem vorher scherzend den oder jenen lustigen Wink gegeben und ihm die Augen drollig ein wenig geregt hatte. Auch Künstler kamen. Und das gerade war es auch, daß die Fürstin es interessant fand, Wänner und Frauen nach Geist, nicht nur nach Namen «in wenig füreinander anzuregen. Graf Michael war auf dem Fastnachtsball ärgerlich erschienen. Man stand in d«m Mittelsaal des fürstlichen Palais an den Wänden herum, und auf den spiegelnden Parketts bewegten sich ununterbrochen Paare in fröhlichem -Reigen.

18 Morgen: Literatur

Graf Michael war verspätet gekommen, weil er im Klub beim Spiel gesessen, und ziemliche Verluste ihn zuerst nicht gleich losgelassen. Bis er sich doch noch an die Zeit erinnert und an sein bestimmtes Versprechen, das ihm die Fürstin mit gewinnender Fröhlichkeit abgenommen. „Ich werde Ihnen eine besondere Ueberraschung bereiten“, hatte sie in ihrer neckenden Art gesagt. Nun also war Graf Michael eilig aus dem Klub heimgefahren, hatte sich in die Uniform eines armenischen Großen geworfen, die ihm erlesen stand, mit Prunkstücken von Dolchen im Gürtel und einem Schwertgehänge von Gold und Steinen — mit Prachtstickereien in dem Jäckchen, das um die Arme dem Nucken strenge Form aufzwang, und dem Pelzbarett mit Feder und buntem Stein» wert, das blinkte. Aber als er eintrat, geärgert noch heimlich von den Wißerfolgen am Spieltisch, die nun schon wieder seit Wochen gingen, daß sein Portefeuille bedenklich sich leerte, auch geärgert, daß er nicht gleich über all den Tanzenden die Herrin des Hauses sehen konnte, war er bei einer Gruppe junger Diplomaten der Hocharistokratie stehen geblieben, sich ein paarmal leicht begrüßend, und hatte schweigend einigen grob der» fänglichen Auslassungen über die Tochter des Ministers Franzius, über Frl. Alice, zugehört.

Fräulein Alice war ein bürgerliches Mädchen und ohne großes Vermögen. Graf Michael kannte sie kaum. Sie war ohne jede Acht, eine schlanke, geschmeidige Brünnette, geistig rege und in allem frisch und wahr mitten in der Fröhlichkeit, tanzte aus der innerlichen Hingabe so sanft und schwärmerisch und zog die Blicke nach sich in ihrer Jugend und in ihrem Blühen. Ihr junger, dunkler Kopf ragte aus den einfachsten, strengsten Linien des nur noch durch einen Kettenschmuck gehobenen, blassen Kleides frei und sicher auf, bestimmt und ablehnend. Graf Michael hatte sie ein paarmal schon in Gesellschaft begegnet und nie groß angesehen, weil er im Grunde ein Weiberverächter war - wie so viele, die nur Frauen kennen, die sich nicht hochhalten, sich berauschen wollen und sich wegwerfen.

Jetzt sah Graf Michael den Grafen Philips lange an — und schrieb sich innerlich etwas ins Gedächtnis dabei. Er sah Graf Philips ewig an und im Kreise der jungen Lebemänner einen nach dem andern — und lächelte — weil er eigentlich nicht beim ersten Eintreten gleich einen Streit vom Zaune brechen wollte. So erbittert und gereizt er schon war. Er war auch zu der Gruppe, die noch immer lachend da» stand, zögernd, nachdem er sich nach der Fürstin vergeblich umgesehen, zurückgetreten. Und war dann doch, ohne zum Entschlusse zu kommen, mit vergilbten Mienen und zernagt durch den Saal bis zur Fürstin vorgedrungen. Aber der Scherz der Fürstin, die ihm trotz Verspätung gnädig die Hand zum Kusse hinhielt, die er zweimal küßte, vermochte ihn nicht Gesprächig zu machen. Er hatte an dem Abend dann lange da» gestanden. Die Fürstin hatte ihn geneckt. Sie hatte ihn gefragt: „Nun — wen meinte ich?“ Sie hatte ihm geschmollt. Sie hatte ihn aufgezozen: Er hätte wohl wieder ein paar hunderttaufende beim Spiel verloren, wie im Winter vorher! Das schien er wie wehmütig zuzugeben. Aber er war sonst nicht zu gewinnen — er sah seine reich strotzende Maskierung an — und oft in die Tanzenden und fuchte und sah manchen Kopf, der fliegend an ihm vorbeiwippte, und dessen Diadem im haar schwankte. Er sah und dachte — und war schließlich müde ohne Abschied verschwunden.

Carl Hauptmann: Graf Michael 19

Aber am anderen Tage hatte er seine Sekundanten an Graf Philips gehen lassen, ihn unter erschwerenden Umständen zu fordern wegen der Aeußerungen, deren unberufener Zeuge er gestern hätte sein müssen. Und das Duell hatte auf einem Gute im Eichengehölz stattgefunden, so daß sein Gegner eben jetzt im Bade die letzten Reste seiner Verletzung zu beseitigen suchte. Niemand hatte groß gewußt, weswegen. In der Ferne hatte man von einer Eifersuchtsassäre gemunkelt, ohne mehr als nur die Anfangsbuchstaben der Beteiligten zu nennen, und schließlich wußten Eingeweihte, und das war die Fürstin, der Graf Michael es selbst erzählt hatte — und deren Verleumdung es sicher, daß es um Alice gewesen war.

Eigentlich war es die augenblickliche Krisis, die der Iranhaft irr-, unverantwortliche Leichtsinn Michaels nun schon wiederholt und jetzt in ganzer Stärke neu heraufbeschworen hatte, nicht viel zu tun. Das begriff niemand so klar, wie der alte Graf Gregor, der allein auch ein Recht hatte, dem Adelsmarschall in seine stummen Unruhen, die jetzt am Morgen dem Toben der vorigen Nacht gefolgt waren, hinein nachzuschlagen zu geben.

„Was geschehen ist, ist geschehen“, sagte der heitere Schloßherr ein paarmal. „Es war bei uns nicht viel anders. Wenn wir Unglück hatten im Jeu, gewannen wir auch nichts“, lachte er freundlich. „Und wenn du nicht so toll dahinter warfst wie Michael, der ja das Spiel nimmt, ließe die Stationen einer Wallfahrt, bis er beim letzten Leiden angekommen ist —“

„Nun“, fagte der jähle, verzweifelte Alte, gespannt aufmerkend: „In allem waren wir anders. In allem — wir hatten uns in der Gewalt, wir spielten zum Leitvertreib einmal und hörten auf, wenn es sozusagen der Anstand erforderte.“

„Na. na!“ lachte Graf Gregor, „manchmal schon — manchmal auch nicht“, sagte er gütig.

„Ja. aber dieser Vengel“, fuhr der Adelsmarschall aufgebracht fort, ohne zu hören, was Gregor weiter gesagt hatte, „vergißt Essen und Schlafen — er vergißt Ehre und Leben — er verspielt sein Hemd und seine Seele — dort wird geraubt und geraubt bis zum letzten Blutstropfen.“

„Das ist mir übrigens unbegreiflich“, sagte Graf Gregor, „daß man unter Freunden auch so etwas eingeht?“

„Freunde“, schrie plötzlich Erlaucht, der alte Verächter empört. Aber er besann sich und sagte lange nichts weiter, weil seine Lippen bebten. Bis er an den heiteren, alten Schloßherrn dicht herantrat und fast gebückt und entwürdigt flüsterte: „Er spielt ja gar nicht im Klub — er spielt nicht mit Freunden — er spielt in jeder Spelunke der Hauptstadt, er spielt in jedem obskuren Winkel — in einer niederen Animiertentheaterspielt er — in einer dreckigen Konditorei - in einem sündigen Loche war es - mit einem armenischen Hund“ war es — mit einem verwahrlosten Kacke vom Viehmarkt mit der großen, gelben Geldtasse und einem verlotterten Kittel war es.“ Des Alten Worte überfüllten sich. Er konnte vor Aufregung nicht weiter reden.

20 Morgen: Literatur

Graf Gregor sagte auch nichts, sondern besann sich.

Michael hatte wirklich in der letzten Woche in solchem Loche wieder ein Vermögen verspielt — hunderttausende. Die Zeit war gekommen, wo die Summe an den schlauen, strupphaarigen Viehhirten und Händler bezahlt werden mußte. Wer sollte nun zahlen?

Graf Michael besaß ein Gut aus der Erbschaft seiner Mutter. Das hätte wohl gerade hingereicht. Es war ein altes Familienstück. So etwas einfach hinzugeben tut man doch nicht. So hatte er sich an die Fürstin um Vermittlung gewandt, und diese hatte es dem Grafen Gregor — und dieser es schließlich dem alten Adelsmarschall beigebracht. Nun war der Vater gekommen — und der Sohn — und man saß davor, die Sache in Ordnung zu bringen. Nur mußte man sehen, wie? Auch Graf Gregor konnte einstweilen nicht recht sehen, wie das bei den jähzornigen Ausbrüchen und Aufgebrachtheiten des alten Niesen noch einmal gelingen sollte.

Der junge Michael erwachte lange nicht, obwohl er tausend Bilder und Farben im Geiste schweigend umgehen fühlte. Der Kammerdiener hatte es längst gemerkt, daß er im Halbtraum lag, und fühlte instinktiv, daß er gleich erwachen mußte. So breitete er in der gewohnten Weise die Kleidungsstücke auf einem Seidenfessel in der Nähe des geblühten Himmelbettes aus und stand mit dem Tagyemd in der Hand, wie ein stummer Götze. Michael erwachte plötzlich und warf die Beine um. Die Sonne auoll kringelnd über den Velours des Teppichs und malte «ine zarte Vision vor seine Füße.

Der bleiche, dunkle Mensch besann sich, wo er war. Als er im Hemde ans Fenster trat, hielt sich der Diener einige Schritt zurück. Dann sah Michael den Diener lange an, wie er es auch oft so in der Geselligkeit zu tun pflegte, und begann gleich dar» nach achtlos mit dem Bade. Toilette machte der junge Graf immer mit erlesener Sorgfalt. Aber er hatte sich schon zum Spiegel noch in weißen Unterkleidern feier» lich niedergelassen, und der Diener rasierte ihn säuberlich, ohne daß auch nur ein Wort oder ein leises Näuspern über seine Lippen gegangen. Er konnte einen ganzen Morgen stumm sein, unterdessen er Zigarette um Zigarette anglomm — rauchte, mit ver» tiffenem Blick in den Rauch sah und auf das Glühstück — und die Zigarette in den Wundwinkel kniff oder verächtlich in den Aschbecher warf, wenn nichts mehr daran zu verbrennen war.

Was er zu erwarten hatte, war ihm in diesem Augenblicke ebenso unklar wie den andern. Weswegen er eigentlich gekommen war, begriff er jetzt im Nüchternen, wo er gar keine Illusionen hatte, gar keine Anwendung von Güte oder Bereitschaft — ganz und gar nicht. Es ging ihm einige Male fast wie eine Abwehrgeste durch den Körper, wie einfach abreißen — alles lassen, versuchen vielleicht, mit dem jungen Franz oder einigen Freunden die Angelegenheit auszugleichen. Die Vorstellung, daß er sich an die Fürstin gewandt, drückte ihn flüchtig, wie eine Schmach. „Es ist ja doch alles Farce“, dachte er gleich danach. „Im übrigen müssen ja die alle ihre Sensationen haben. Wir sind alle Allstotraten“, dachte er, „denen sonst das Leben langweilig wird“, lachte er vor sich

c .'

« »

Carl Hauptmann: Graf Michael 21

hin. Das war der erste Laut, den er für den Diener vernehmlich von sich gab. Und er sagte dazu, wie ganz in der größten Seelenruhe: „hast du etwas gehört, wer alles auf dem Schlosse ist? Ist denn unser gnädiger Herr da? Ist Erlaucht gekommen?“

„Sehr wohl, Herr Graf!“ sagte der Diener willfährig.

Des jungen Grafen Gebauten waren dann nur mit Erwägungen erfüllt, wie er dem Skandal entgehen könnte und die Summe aufbringen, wenn der alte, gnädige Herr, wie er den Koloß, seinen Vater nannte, mit ihm ein für alle Male ^ nein — das ging ferne vorüber an ihm. Denn es bejahte sich sogleich in ihm, wie er an seinen Vater dachte, die Ehre und die Macht der Familie so stark, daß er der Sache jetzt mit einiger Vernunft, ja fast mit Nuhe entgegensah. Daß er sich ein» redete, daß jetzt alles längst gut eingeleitet wäre, und auch zu einem friedlichen Ende wie schon früher aus harten Krisen führen werde. Der Kaffee hatte ihn zu erfrischen und sich zu machen begonnen.

Außerdem liebte er die weiten, einsamen Partwiesen. Er war ans Fenster getreten und sah durch einen Spalt des Vorhangs ins Freie, hier war er als Kind schon ge» Wesen, hier hatte er als Kind schon mit wehmütigen Blicken den Jungfern nachgesehen und nie gewagt, eine anzurühren oder zu küssen, hier stieg manche Erinnerung auf, wie süße, reine Jugend mit den verheißenden heimlichkeiten, und zog ihn jetzt wie ein fernes Lied und machte seine Seele fast träumen. Wie ihm der Diener sorglich den Damast» bund um den hohen Kragen band und die echten Perlenknöpfe an den Manschetten rückte, konnte er nicht stille stehen, sondern zog langsam den hantierenden von neuem ans Fenster, um in die Kuppeln und Kronen d'r alten Vaumriesen und in die Wiesen hinauszuschauen und hineinzuhorchen in das Gurren der Wildtauben, die unaushör» lich neu einsetzten, und in die Pfiffe des Pirols. Es war ihm, als wären die wüsten Nächte und wilden Taumel, die fast ir.en und dämonischen Zwänge, in denen er ein» geschraubt von unsichtbaren Mächten am Nundtische der Neinen, widerlich riechenden Lpelunle und wer weiß wo noch zugebracht, völlig versunken unter frischer, freier Sommer» luft. Und wie in einer Anwandlung von leichter, freier Bewegung befahl er, fast er» rötend lächelnd, dem Diener, ihn bei der alten Gräfin und den jungen Damen zu melden. Aber vor jeder Tür, wo er harrte, um seine sommerliche Begrüßung zu sagen, hört« er, daß niemand zu Hause, daß man ausgefahren wäre. So besah er sich schließ» lich in den Alleen des Partes einsam die neuen sonnenbetupften Wege, auch einige neue Brückenbauten über das müde fliehende Bachwasser, und dann den weißgetünchten, tleinen Vestatempel, den Komtesse Melanie in diesem Frühjahr nach eigener Zeichnung hatte errichten lassen. Auch die beiden alten Herren waren ohne den jungen Grafen abzuwarten in die sommerlichen Felder des Vorwertes hinausgefahren, um irgendwo dort am «Rande eines jungen, strotzenden Eichenwaldes den neuen Dampfpflug mit seinem animalischen, schnaubenden Getön die weite Tafel des Stoppelgeländes frisch aufbeißen und umwerfen zu fehen.

(Fortsetzung folgt.)

22 Morgen: Gedichte

Gedichte.

V3N Max Meli.

Ballade vom Frühling.

Du siehst geballte Wollen niederdrücken
das braun' und dunkle Land, als ob es läge,
ein Leib, luststöhnend auf dem Rücken,
die ganze Luft schwingt von Entzücken,
drin mußt du hingehn! Alle kleinen Wege!
Verführerisch fühlst du dich angehaucht,
mußt stehn in junges Licht getaucht,
mußt leichte Schritte tun
in grünem Meid und Schuh'n.
Glüh' ihr höher, tzerz und Wangenrötel
Schmalem Fuß, von süßem Tau genäßt,
seh' ich nach und brauch' zu meinem Fest
nichts als Schilfrohr, doch gestutzt zur Flöte,
nichts als Luft, schmelzend durch sie gepreßt.
Und ich ersinn' das Lied
von dem, was ihr geschieht.

In einem Augenblick, sie wird's nicht wissen,
geschah's in Licht, das ab von Wolken fiel,
oder in ihren raschen Finsternissen —
sie sah des Baches zitterndlichtes Spiel
und warf sich hin an ihm, es kam
ihr halb in Angst, halb ohne S[^],am:
„hier will ein Gott dir nah'n,
Stier, Wolle oder Schwan.“

Vallade vom Sommer.

Lc ?a:n in das blühende Land,
wo Frnchtbaum an Fruchtbaum sla.,d;
in die Quellen hielt er die tzand
und schloß ihren Ursprung mlt glühend versiegelndem Brand.
Die Sonne auf sein Geheiß
schärft den unentfliehbaren Strahl,
und die endlose Straße stäubt weiß,
und die Felder seufzen gebräunt und strecken sich ganz übers 3>.il.

O I) Max Mell: Gedichte 21

O

O

Und den Schlauch der Winde, er band
seine flatternden Bänder auf,
und der Sturm ergriff das Gewand . .
der schlummernden Berge und wühlte es brünstiger auf.
Der Wolken fröhlicher Zug
ward schwer zusammengeschnürt;
es stöhnt« der Berg, der sie trug,
eh' sie stürzend den Boden verdunkelter Täler berührt.
Und wie tam's, baß er sich besann?
Denn « nahm das lauterste Gold
der Sonne weg, und es rann
in die Frucht, die wegspringt und nackte« Fuße hinrollt.
Unter Garben, mächtig gefügt,
liegt er still, bis die Sonne sinkt,
und schweigt und lächelt vergnügt,
wenn die Grille betäubend schreit und die Heuschrecke über ihn springt.
Und mit dem Wagen, der schwer
sich am Abend mit Garben belud,
geht er müd' und stolpernd einher
und geht ihm durchs Scheunentor nach und schließt es hinter sich gut.
Ballade vom herbst.
Der herbst hat sich hinausgesetzt bis an den Abgrund, den sie stumm
in einen knorrigen Apfelbaum. hinunterstürzt so wie ein Stern.
Ich sah ihn ja und sprach: schon jetzt? Da weinte ich und kehrte um.
und achtete dann seiner kaum. Dies mein Ergebnis und mein Kern.
Bis mir, bestreut vom Schattengold, ^ . . ^ . . ^ .
das sich bewegte, hin und her. Io lag und sann ich unterm Baum;
ein Apfel vor die Füße rollt'. Des herbstes Schatten traf mich kühl,
von Kraft und Kernen überschwer. 5° ^nd ich auf. Und weiter Traum
band sich in mir mit Jetzt»Gefühl.
Da sagt ich mir: und deine Kraft? Der eine Apfel fiel mir zu:
Und dein Ergebnis und dein Kern? o herbst, den zweiten breche ich!
hast du gehaust einsiedelhaft Und tat's, in guter Grnteruh,—
noch immer wie auf fremdem Stern? als mich ein Schaudern doch beschlich.
Wie geht der Tag? Wie geht die Nacht? Gs dunkelte, ein Wehen ging,
Wie geht dleZeit? Kennst du den Schritt?— drin raunte eine Sage nach:
Zu Mitternacht bin ich erwacht wie in der Frucht ein Schicksal hing,
und ging mit ihr bedächtig mit die sich Proserpina einst brach.

2H

Morgen: Randbemerkungen

Ballade vom Winter.

Wie heute die Träume funkelten,
das zaubr' ich mir nicht mehr vor,
weil stck) wie in nachgedunkelten
Gemälden ihr Schönstes verlor.

Und wie niedrige Schächte,
von Vellampen dürftig erhellt,
laufen jetzt die Nächte
unter der Welt.

Denn du kamst, du kamst, den ich hasse,
ich habe dein Kommen gehört,
drum ist auch der Tag, der blasse,
Wie ein Wrack zerstört.

In die Höfe der häufer dringst du,
durch jedes halboffene Tor;
hinter Straßenecken springst du
plötzlich hervor.

Du peinigst mit deinen Zangen
den Wind, dah er winfelt und schreit;
nimmst Wasser und Atem gefangen
und belastest mit Nächten die Zeit.

Mit tausend Speerspitzen vermagst du
zu kämpfen, blendend bewehrt,
wie ein hunnentönlj jagst du
auf dürrem Pferd,

verfolgst du, die Geißel umklammernd,
den Schnee, der uns wohltut und liebt,
daß er schlagend ans Fenster und jammernd
durch erstorbene Gassen stiebt. —

Und still wird's. — Kannst du ermatten?

Wer sich jetzt aus der Stadt wagt, wird sehn
im Schneefeld Fuhstapfen voll Schatten
ins Abendrot gehn.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Galeerensklaven des Ehrgeizes.

Balzac spricht an einer Stelle von den
Galeerensklaven des Ehrgeizes und schildert
deren Zustand ungefähr wie Homer Tantalus,
Ixion und die Donalden. Sie werden unauf»
hörlich von ihrer Leidenschaft gejagt, überlegen
zu sein, vor allen andern gesehen, gehört zu
werden. Darin glänzt die Bosheit und die
Herrschaft; und die werden bestraft. Wenn
der Ehrgeizige nicht der einzige und erste sein
kann, wird er krank. Voltaire mußte zu Bett
gehen, wenn ein Fürst an seinem Hause vorbei»
reiste, ohne ihm einen Besuch zu machen. Daß
einer ihrer Briefe nicht beantwortet wird, halten
sie für «in Zeichen, bah ihr Ansehen gesunken
ist. Dann grübeln sie über die Ursache, bis sie
trübsinnig werden. Lesen sie in der Zeitung,
welche vornehmen Leute der Landung des
Königs beiwohnten, so wird ihnen die Welt
finster. Es ist nämlich nicht genug für fie,
dah fie gelobt und die Größten genannt werden,
sie leiden auch Todesqualen, wenn andere ge»

rühmt werden. Sie schweben in beständiger Furcht, daß sie abgesetzt werden, daß Jünger« sie hinter sich lassen könnten. Sie gleichen darin dem großen Verbrecher, der auf sein« Entdeckung wartet. Das Porträt eines Ehrgeizigen gleicht sehr dem eines Galeerensklaven, herrschsucht, haß, Furcht, vor allem Furcht steht in seinem Gesicht geschrieben.

Balzac dagegen wurde von dem edlen Ehrgeiz getrieben, Entdeckungen zu machen; gut« Arbeit zu liefern, die ihm Freude gewährte.

Aber sein eigenes Leben verlief im Verborgenen«. Unbekannt und verkannt in feinem Paris, das er entdeckt hatte, sah er zu, wie geringe Aelordschreiber die ersten Preise bekommen, ohne daß er krank wurde. Als es ihm im Alter von einundfünfzig Jahren gelang, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in die seine erste und einzige Gattin einziehen sollte, starb er am Tag des Aufgebots. Ein schöner Tod nach einem Leben der Entsagung.

» 0

25

Randbemerkungen

„Vas L«b«n g«w«bt aus demselben

Stoff wie unser« Träume."

Das Leben selber kann sich oft wie «in
bö« Tran« z«ig«n. Ich ging eines Morgens
»nf de« Land« spazieren und hing meinen
Hedanten nach, als mir «ine groß« Ulmer
Jogg« entgegenstürzt«. Ein Vengel stand da»
bei und locht«. Ich zog meinen "Revolver und
rief: »Lock den Hund, sonst erschieße ich ihn."
Ver Jung« lacht« nur, der Hund zog sich zurück,
»nd ich ging weiter. Auf dem Rückweg kam
mir »in Mann mit einer Flinte entgegen und
fragte, wie ich seinem Sohn« mit Erschießen
habe drohen können. Ich antwortet«, die
Drohung Hab« lxm Hund g«golt«n. Am Abend
desselben Tages erzählte man mir, der Hund
sei tot aufgefunden. Ich geriet in den» Verdacht,
ihn dergiftet zu haben, obwohl ich unschuldig
war, wurde ich als Meuchelmörder verdächtigt.
Ich befuchte eines Abends mein vier»
jähriges Töchterchen, das mich unten im Park
erwartet«. Ich sah sie aus der Entfernung
mit zwei unangenehmen Kindern zusammen,
aber sie sah mich nicht. Als ich meine Schritte
beschleunigte, sah ich, wie sie sich mit den
Kindern entfernte. Ich rief; sie hört« nicht.
Ich lief und sah sie »m Eingang eines Kellers,
in den die Kinder sie hinunterziehen wollten.
Sie leistete Widerstand, aber die Kinder rissen
sie an den Kleidern. Sie schrie jetzt; hörte
infolgedessen mein« Auf« nicht. Ich wollt« zu
ihr eil««, ab«r da tr«nnt« uns gerade «in
Nase» mit «inem «is«rn«n Zaun, den ich aus
Furcht v«« d«i Polizei nicht zu betreten wagte.
D» stand ich und rief. Schließlich riß mein
»ind s«ch los, fah mich aber nicht . . .
So schauderhaft kann es zugehen!

Zur Rundfrage über Maximilian

Barden.

Ich glaub« nicht, bah «in Mensch von
kl«i««r Gesinnung fähig ftin kann, «in großes
Werl zu verrichten. Und ich glaub« nicht, daß
«in Mensch von unlauteren Motiven im»
stand« ist, dauernd« Wirkung zu üb«n.
Schädlich«, nnr«in« od«r «goiftisch« Wirk»
sanlkeit ins Vreit« und 2>au«rnd« ist nur ein«m
Manne möglich, dem vom Schicksal «in hohes
Amt und «ine staatlich gewährleistete Macht»
befugnis gegeben ward.

Maximilian harden hat sein Amt aus
eigener Persönlichkeit geschaffen. Es trägt
keinen anderen Aamen als den feinen. Und
die Macht, die er über Menschen besitzt, ha»
er von niemandem empfangen.

Das Werk, das er verrichtet hat, ist fo
groß, daß man es aus der Gefchicht« unserer
Epoche nicht hinwegnehmen könnt«, ohne die

Geschichte dieser Epoche zu fälfchen ober fi« in ihren wichtigen Zusammenhängen unerklärlich zu machen. Und die Wirkung, die er auf dem ungeheuren Komplex aller politischen, künstlerischen und kulturellen Gebiete ausübt, ist nun seit fünfzehn Jahren schon die bedeu» tendste und lebendigste, die unser« z«itg«nössi» sch« Publizistik aufzuweisen hat.

Es ist noch niemals geschehen, daß «in Mann von zweifelhaftem menschlichen Wert Aehnliches erreicht und errungen hätte. Und es kann sich auch auf keinem geistigen Ar» beitsfeld je ereignen. Leute, die Talent hatten und in ihrem innersten Wesen wertlos oder niedrig waren, sind mit dem Talent allein niemals noch weit gekommen. Sie hatten weder Entwicklung, noch Dauer. Sondern nur einen Anfang. Immer nur einen Anfang. Dann sind sie irgendwie niedergebrochen, von Kräften gekommen, haben all« Wirkungsfähig» keit spurlos verloren und sind verschwunden. Wir haben das ja so oft erlebt, erleben es jeden Tag. Ich könnt« Namen nennen, halb» verschollene und ganz verschollen« Aam«n. Damit erledigt sich die Frage nach har» den« persönlicher Intaktheit. Vhne diese In» taktheit gäbe es gar keine hard«n»Frage, son» der« — vielleicht — nur «inen Moltl«» Prozeh.

Wenn aber dieser ganz« Streit ein Ende hat, wird es unnötig sein, daran zu erinnern, wer Maximilian harden ist. Daß es im Augenblick notwendig erscheint, hat fr«ilich etwas Vefchämendes. Aber keines» weg« für harlxn. ^.^ Salt.n.

Morgen: Literatur

„Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, Leipzig 1819.“ S. 96: „Der öffentliche Kredit ist die Seele des Handels; er beruht auf dem Vertrauen, so sich einzelne Bürger durch ihre Ehrlichkeit erworben haben. Diese Mass« des Privatkredits vieler Mitbürger zu» sammengenommen, ist eine Niederlage, die allen Mitgliedern der Gesellschaft heilig sein sollt«; weil es das unmittelbare Interesse eines jeden mit sich bringt, nach seinem Vermögen den Kredit der übrigen zu unterstützen, und alle Verfälschung oder Verminderung desselben zu verhüten. Wer das öffentliche Vertrauen verdächtig macht (durch schlechte Finanz» Operationen) verdient härtere Strafe als der»jenige, fo sich an einer öffentlichen Geldkasse vergreift, die ihm anvertraut ist.“

Gras Klinlow ström.

Die Revolution im Militarismus.

Ich hatte vor lurzem das Vergnügen, einen Pariser Ingenieur kennen zu lernen, der sich über die bevorstehenden Umwälzungen im Militärwesen ungefähr folgendermaßen äußert«: Wer da glaubt, sagte er heftig, daß die Zutunftstriege human geführt werden könnten, der macht die Nechnung ohne die Japaner und Chinesen. Tiefe Kulturvölker denken nicht daran, die weihe Nasse zu schonen; man wird nicht nur alle Vrand» und Sprengstoffe im Kriege verwenden, man wird auch alle Gift» ftoffe benutzen. Und das zwingt die Europäer, dasselbe zu tun. Und dennoch wird man die ganze Kriegsführung zweifellos fehr bald den Technikern und Ingenieuren überlassen müssen; nur diese können die neuen Wordwerkzcuge h:rft«ll«n und verwenden. Daß die lenkbaren Luftfahrzeuge das gesamte Kriegswesen urn» krempeln müssen, das wird wohl bald auch dem Dummsten klar sein. Festung««, Uni» formen, Fuhtruppen, Neiterei und Schlachtschiffe werben in drei Jahren zum alten Eisen geworfen fein; «in paar hundert „Lenkbare“ werden bei Ausbruch des Krieges unzählige Dynamitbomben in die Großstädte werfen. Und der ganz« Kampf wird nur ein Kampf der lenkbaren Luftschiffe fein. Die stehenden Heer« Europas sind darum gänzlich überflüssig. Man hat di« Techniker und Ingenieure mit der Neuschaffung der Landesverteidigung zu beauftragen. Die Luftschiffe sind fo zu konstruieren, daß sie außer den Sprengstoffen auch noch Brennstoffe tragen tonnen; die Verbindung beider befähigt die Kriegführenden, sofort die Städte auch in Brand zu setzen. Gleichzeitig sind Giftbomben 'zu werfen, di« giftige Gafe ausströmen. Diefе „schärfere Kriegskunst“ kann nur von wisfenchaftlich gebildeten Technikern

geschaffen und ausgeübt werden; diesen zuliebe
muh aber selbstverständlich das übrige Heer»
Wesen weichen; es darf nicht ruhig mehr weiter»
existieren. Es wird «in europäischer Ingenieur»
verein gebildet werden, der nur darauf hin»
arbeiten soll, den europäischen Offizierkorps
klar zu machen, daß ihre letzte Stunde ge»
schlagen hat.

Ich fragte nun, was das Publikum zu
dieser „schärferen Kriegskunst“ sagen würde.
Und da meinte er, daß alle Welt aufatmen
würde ^ da ja bei derartiger Kriegsführung
jeder Staat alles daran setzen wird, die Ent-
stehung der Kriege zu verhindern.

Paul Scheelbat t.

Dehmels Kinderspiel. Von Julius Bab.

It o» allen, die heute in Deutschland dichten,
stellt Richard Dehmel wohl am reinsten
und reifsten das Wesen des Mannes dar.
Er hat nicht jene widerstandslos« Ergriffenheit
den Dingen gegenüber, nicht jenes ganz hin»
gegeben», ganz Getragensein, das den weiblichen
ThPuS des Dichters kennzeichnet. Er hat in
seiner Zwiesprache mit Frau Welt nicht die
klagende oder anklagende Lünglingsgeste der
in ihrem geheiligten Selbstgefühl beleidigten
Individualität. Er steht im tampfgerüsteten
Ernst da, selbstbewußt und doch zugänglich,
ergriffen und doch voll widerstehenden Stolzes,
voll herrischer Schöpferlust — „Herr seiner
Seele“ — «in Mann. Mannesart ist es, sich
nicht nehmen und tr«ib«n zu lassen, sondern

<> c>

2?

Julius Vab: Dehmels Kinderspiel
noch dunlelft« Trieb« heraufzureihen ins Licht
des Bewußtfeins und mit zielvollem Willen
sonnend Hand an sie zu legen; und das Zeichen
der «eis« ist es, nicht im billigen Genuß
glänzendel Vereinsamung schwelgend, «in
öonderlingsich auszubauen, sondern den
wahren und wirksamen Kräften der Umwelt
die eignen zu fruchtbarer Arbeit harmonisch
einzuordnen. Hin Genie der Ordnung — das
ist auch als Künstler der recht« Wann, und
was ihn vom Philister scheidet, ist lein Mangel
an Wirklichleitsbehagen und Ordnungssinn —
«« ist di« größ«r« Ti«f«, in die er hinunter«
greift, die elementare Natur der Trieb«, die er
losmisch zu bändigen hat, di« weiter gespannt«,
viel mehr umfassende Arbeit, di« er leistet.
(Kein Unterschied aber ist wesenstiefer wie der
zwischen der« wahrhaft gereiften, männlichen
Künstler und dem ewigen Vohemien!) Dehmel
hat in der ehernen Arbeit feiner Selbstzüchtung
wahrlich tief genug gegriffen: Instinkte von
„stythischer Wildheit“, von zerstörungbrohenber,
blind felbftseliger Gewalt waren es, di« aus
seiner Natur hervorbrachen, sein Wesen mächtig
»it allen Urkräften des Lebens zu durchtränken.
«In allen Tiefen geprüft“ hat sich Dehmel —
und nichts ward verworfen, nichts von hoch«
mütig«geistig«m Vorurteil um eines ethischen
Dogmas willen verleugnet — aber es wurde
auch nichts der entfesselten Willlür, der in«
stinttiden Z«rstör«rluft überlass«n. Ein immer«
»aches „Kulturgewissen“ zwang diese tiefen
Kräfte, sich dem sozialen Leben (in dem sehr
weiten, die ganze Stellung des Ich zum Aichtich
umspannenden Sinne des Wortes „sozial“) ein«
zuordnen — „unsre Lüste wollen fruchtbar sein“,
«in herrisch waches Bewußtsein, ein menschlich
tiefes Pflichtgefühl ergriff diese wilden Triebe,
erlannt« sie als mächtige Arbeiter am Wert
der Kultur und bog sie zu dienen. Aus allen
Krämpfen des Trieb«, aus allen „Verwand«
lungen der Venus“ schreitet di« Harmonie einer
reife«, weit mehr als subjektiven Persönlichkeit
hervor:
„So sollst auch du dich aus der Dämmerung
und dich v«rNären, ^drängen
Seele, bis dein grau Gehirn sich lichtet,
wie di« Sonn« fchtint durch Eis,
und dir deine Brunst beschwichtigt
und im Traum selbst deinen Willen weist.“
Im Traum selbst — als letztes Ziel winlt
der Arbeit dieser Selbstzucht der Augenblick,
„da der Mensch, von allem Zweck genesen, nichts
mehr zu wissen braucht als s«in« Triebe“.
Winn das Ich all« Auhenlräft« willig in sich
aufgenommen und mit den eignen Trieben zu
«in«r sicheren Harmonie verschmolzen hat, wenn

«s so „gotteins mit der Welt" ist, dann erhebt sich der „Mensch, der dem Schicksal gewachsen ist", der auf einer neuen höheren Stufe die selige Triebssicherheit des Kindes wieder gefunden hat.

Dies ist im Kern die Schöpfung Dehmels, wie sich uns jetzt in den Bänden der Gesamtausgabe") zu zeigen anfängt — eine in immer reinere Sphären aufringende Lebensarbeit. Dieser Lebenskampf gewann künstlerisch Vorrang, gewann ein völliges Widerspiel im Aesthetischen, da Dehmels wissende Selbstzucht immer leiner die bändigenden Formen der Sprachkunst ergreifen und handhaben lernte, immer mehr den Rohstoff der Gefühle und Gedanken zu verdichten vermochte. Bis der wildeste Ausbruch in rein tönendem Wortgefüge, zur Klarheit gelöst, das herbste Denken mit rhythmischem Zauber in ein ganz erschauendes, ganz fühlbares Bild gebannt war. Bis Gedichte entfalteten, so blutvoll noch in der Vision, so weitdeutend hintergründig im Anklang der Worte — Gedichte, wie wir sie in den schönsten Stücken des „Zwei Menschen" Buches bewundern. Aus dilettantischem, epigonalem, stoffbegeistert Aohen aufsteigend — es war eine Mannesarbeit.

Und keine von allen Formen des Menschenseins steht der ganz ausgereiften Art des Mannes so nah wie das Kind. Nietzsches tiefes Wort vom „Kind im Wanne" ist noch in aller Ohren. — In der Seele des Jünglings ist das Gleichgewicht von Ich und Welt erschüttert, er ist pathetisch und sentimental. Der ') Seit 1908 bei 2, Fischer in Veitshausen erscheint in großer Zahl.

Morgen: Literatur

Mann aber ist auf den weiten Kriegsvfaben des Bewußtseins wieder zum sachlichen Gleich» maß zurückgekehrt; er fand sein Gefetz in der Welt, fand den "Rhythmus, in dem er ihr ruhig Schritt hält. Jetzt hat er wieder die blinde Sicherheit, die reine Weltbejahung des Kindes, nun kennt er wieder die weise Einfalt, die da spricht „schenk uns, o Welt, dein Gleichgewicht". — In einer Spiral« gleichsam aufgestiegen, findet sich der Mann in einem höheren Stockwerk auf dem Standpunkt des Kindes wieder. Mit brüderlichem Gefühl blickt dieser Mann auf die Welt des Kindes — ein wenig überlegen vielleicht in seiner Ve» wuhtheit, ein wenig beschämt in der stets minderen Vollkommenheit seiner Triebgewiß» heit — vor allem aber blickt er verstehend und liebevoll, tief erkennend und bejahend in die Welt des Kindes. Er kann sie ganz erfühlen — er kann sie gestalten. — Nichard Dehmel ist der Schöpfer unserer echtensten, unverfälscht kindlichen Kindergedicht« geworden.

Dehmel hat Gedichte geschaffen, in deren sprachlicher Fügung die ganze Seele des Kindes lebt — ein Leben, das nicht in harten Kausalitäten zweckvoll vorwärtsschreitet — das in freien Gefühlsimpulsen den sicheren Mittel» Punkt umkreist, in allen Regungen von selig» phantastischer UnVerbundenheit und doch in tief harmonischer Einheitlichkeit. Der tiefe Sinn im „sinnlosen" Kinberschwatz ist noch nie so aufgefangen, so durch die Musik der Wort« emporgespiegelt worden als in Dehmels Kindergedichten.

Die Sammlung dieser von Vicharb und Paula Dehmel verfaßten Verfe trug den Titel „Fitzebutze" — nach dem frühesten, bekanntesten und vorzüglichsten dieser Gedichte. Das war das Spiel der kleinen Detta mit ihrem hampel» mann, dem der Vater den schauerlich grotesken Namen VihliputzliS, des mexikanischen Götzen, gegeben hat. Wie nun die vielerlei Gedanken, die Vaters höchst dunkel begriffene Worte in dem Gehirnchen aufjagten, mit allerlei andern Spieleinfällen sich kreuzweis verschlingen und «inen Neigen um „Fitzebutzes" Gestalt tanzen — das war in diesem Gedicht gestaltet: ein Gespräch, von der kleinen Detta mit ihr«» steifzappelnden, stummen Partner fehr ernst und würdig geführt. Aus diefer kleinen Szene ist nun «in großes Spiel gewachsen. Der über» aus stark«, voltstümlich.phantastisch« <Reiz in der Figur dieses zum Kinderspott herab» gekommenen blutigen Gottes — der launig» groteske Klang dieses Fitzebutze, in dem sich Teufel und Hampelmann, Greuelgöh« und Spielzeug milchen, hat Dehmel weitergelockt. So ist das Traumspiel „Fitzebutze" entstanden,

das am 23. November dieses Jahres in Wann» heim seine Uraufführung hatte.*)

Mit den Liedern des Fitzebutze»Vuches hat sich eine pantomimische Handlung zu «inen» Kinderspiel verquickt, das viel heitere Lust für die Kleinen und den Großen dazu «inen hinter» gründigen Ernst gibt. „Eine religiöse Posse“, wie Dehmel sagt. — Aus dem Traum der Kinder am Weihnachtsabend hebt sich das Spiel an. Als Detta und Bruder Heinz in den Vettchen liegen, kommt ihr Traumgeist husch und er macht den Fitzebutze, der riesengroß an der Wand wuchs, lebendig mit seiner blauen lauberblume. Gleich ist der alte Götz« wieder der böse herrschsüchtige Tyrann; er geht gegen seinen Schöpfer an, er will die gebietende Blume von ihm. Und einmal gelingt es ihn«, sie an sich zu reihen und Detta und Heinz mit sich fortzuführen nach Mexiko auf feinen Götzensitz am glühenden Vulkan. Aber Freund husch, der Traumgeist, hat vom göttlichen Weih» nachtsmann eine neu« Zauberblum« erhalten, die ist grün wie des Lebens goldner Baum. Da reist er dem bösen Gott« nach und befreit seine Menschenkinder. Dettas mutiger Kind«r» sinn lockt Fitzebutze wieder aus Mexiko fort, und schließlich entwindet der Geist ihm die schöpferische blau« Blume wieder. Den Teufel, den der Traum schuf, hat auch der Traum wieder überwunden «in harmloser kleiner Hampelmann fällt polternd vom «Regal, als Detta und Heinz erwachen.

In dies Spiel von nachdenklichem Sinn ist bewegend und belebend, bunt und wirr vielerlei Wunderbares verflochten. Wie In 1 ««rlbuch bei «, Filcher. Vtlün.

o o

o o

29

Ci^mann: SOSaê folien toir lefen

einem rechten SUNfcertraum mifcfit (id) in bicfc
(SeN°id)tc б«в gcfcbaффенсн, übermächtigen unb
teiebcр tiernicfjtcten (Sotteé allée <5bicHr.f rf, baê
bor "üBcibnaohtamann ben Äinbcрn браф1е: bie
€xifenblafen unb bie 5'lcifolbatcn, ber neue
ijut unb бав Stnlenfajj, ber ©äbcl unb bie
вфпсѣтсшпсг, altee mifât Hф fcinein, in бав
Згаиттф бей iabginge егшаф(снсн £)ampel-
manne, ©o entfteht ein bielfarbige, toedjfel-
re1фев Spiel, hell unb luftig fur iinbcраугсн,
lâffig«bequem unb боф gut genug geeint für
Kinberbirne, unb in ber beherzten I'Irr, mit
ber ев bie aberglaubtфAe ?ra^e beê (Sö^cn
»егГаф!, ftфer (аиф unberftanben 1) ermutigenb,
befreienb, fraftigenb — б5ф1"1 hctlfant für
Äinberfcelen.

'?ae Sraumfbici ift bon \$ c rmann 3(1фer
in ben frcintufifalifd)en ©туclсн OBorfpicl unb
3u>iföenaft3fatte) cttoae tocitfdjtocifig unb
ichtre, in der Begleitung der i>anblung unb
in den fiebern fef>r frifö, anmutig unb Reiter
pertont, unb Äarl ^agemann, der Seiter бее
„9iationaltbeaterë;a, batte biet i'tcbc unb (sorg*
fait auf feine Snfsenierung getoanbt. Sie
-Xegie lieg ben fc^toierigen iSu^ttenatparat mit
groger ^räjifion arbeiten, unb бар^еПен(ф
toaren toenigtenë Oetta unb ^t^ebu^e auf der
f)oi>í. itnbere Partien rrc{Hф toaren (фюафer
bciefet — unb, b>aë der Hauptmangel toar, ee
feblte (iDpfil toeniger an Cш^ф! als —) an
Beit unb (Selb, um biefem neuartigen 4?ub,ncn«
c)ebtd)t einen en1[префенбен (Stil ди geben.
fió feblte ben floftümen, ben 2>elorationen unb
grofitenteilö аиф ben 3Штен der fteif>gra3töfe,
ьптШ»-рбан1а^фс, one 'Statur unb Sraunt
grell gemixte Jtinberftil. S» der 4trt eined
Krcibolf mü&te baS ÍBiihucubilb biofcs spiels
crfdjeineit, um feine nolle Wirfuitg entfalten
3U tonnen. 3>e8balb glaube id) птф!, bag bie
freunblid) aufgenommene 93iunnbetnter 9luf>
fubrung (фон bas* 9Нај? der ЧШгГинд begrenst,
bie bted ЭсбтсЦфс ©piel tun fann. IBcnu
eine 'iBerliner SBü^nc, tote toir baë ljoфcu
toolcn unb forbern fönnen, (id) biefer 3luf=
gäbe mit allem 9ШфN°т toeltftubti(d)cr 9Ilittcl
juioebet, fo mug ein tl)eatraltfd)eö ?tot>um
entfielen — fräftig genug, une bom filenb
ber (üJ3Üd)=banalen „|XOe1&паф13тафен* зи
erlöfcн unb unfern iinbcрn eine gefunbe unb
ftarfc S^eaterfreube зи geben.

Unb iф meine, аиф bie Srtoadifencн folien
bann bingeben unb mit geniegenbem (Stuft
burch bieS Jiinberfpil bin bur ф in die ©cele
cincö reifen "3Напнсв fcbcn, der ев ücrmodjte,
feine totlbeften Coötjen aufzulöfen in ein better
баттєрнбєв Ainberfbiel — feinet Sraum»

gei[te«.

«ab.

fottett tOtt

«obläge für eine bcutfdx fjauöbibliotbif.

lInfere

8ф glaube шф1, SEDiberfbrud) зи begegnen,

toenn id) behaupte, bag in jebem bei^фен

tjuuê, in bem überhaupt бав 3Derf einee

ЭШерë borbanben ift, |{ф ein 33anb bon

бфШер befinbet. Sebea fc'inb bringt bie Äunbc

bon feinem 3>afein unb eine "älhnung bon fetner

Skbeutung айв ber <5фи1с mit, (евев íStnb bat

cttoae bon ihm gelesfen, jebee ñinb bat ettoae

boa ibm auetocnbig gelernt Unb аиф bem

ейоафГенеп <3Пеп(фен begegnet, fetbft toenn er

aod) fo tief unb eng in bie 3ДШадварбеМ bon

frû& bie fpät е1ндс(фГо((ен ift, bon allen beut»

!фен 9>id)tent 3фШер auf feinem ^Irbeitetoege

• • П. (г. jortfetiung)

immer поф am cbeften, toare ев аиф nur,

bag im Vorübergehen ber 3Ша* ben Stamen

auf bem Sbeater^citel an ber Qlufdjlagfaulf

trifft, ber bie Aufführung е(пев <5фШсг{фен

3>ramae onfunbigt. 3фШер ift alfo fdjetnbar

mit unferer Äuitur fo innig »crtoadjícñ, bag

ев überflüffig (фe{пеп fönnte, über ibn unb

feine TOerfe bei ber Jfrage „toae folien toir

(efen* ein sffiort зи berlieren, ba in biefem

ĩTalt jeber toeig, toae er an ihm hat. Unb

боф möd)te {ф ntri)t jüllid)toetgetib über ibn

bintoeggleiten, toenn аиф бав, toae {ф зи ihm

зи fagen habe, fid) mejjr auf bad toi e ale

Morgen: Literatur

auf das was bezieht. Für Schiller möchte ich dem deutschen Haus zwei Ratschläge geben: Einmal: keine Gelegenheit vorübergehn zu lassen, um dem Kinde, sobald es überhaupt dergleichen — wenn auch zunächst nur mit «in stofflichem Interesse — zu fassen fähig ist, die Dramen von der Bühne aus, durch lebendig« Vorstellung zugänglich zu machen, und dabei möchte ich in Parenthese eine Bitte an Theater und Stadtverwaltungen anschließen, die Mittel be-reitzustellen, um regelmäßig auch den Aller-ärmsten, deren Eltern ihnen auch den bescheidenen Aufwand des Besuches einer Schülervorstellung nicht gestatten können, diesen Genuß zu ermöglichen. Das ist Kulturarbeit, die sich hundertfältig lohnt und zwar nicht nur ideell. Was «in solcher Theaterabend oder »nachmittag an Sinn für Großes und Freude an Schönheit in kindlichen Seelen weckt, in die fonft vielleicht nie «in Lichtstrahl aus der Aegion der verklärenden Gewalten des Lebens fällt, das ist in Worten gar nicht abzuschätzen. Ein Eindruck, wie die Verklärung der Jungfrau von Orleans, ein Klang wie aus dem Aeiterlied „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein,“ der jubelnd über dem Treiben des wilden Lagerlebens sich in die Lüfte schwingt, als bleibende Erinnerung lebendig bewahrt, kann auch dem Aermsten in dunkelster Stunde viel leicht das geben, was er braucht: die Kraft auszuharren; «n solcher Gindruck, festgehalten als Lebens» und Zukunftssymbol, kann schlummernde Energie in Tat umsetzen und einen Strom von Schönheit und Güte aus verborgenen Quellen zum Licht rufen. Man begnügt sich aber nicht mit der Verteilung der Dramen zur Lektüre. Damit ist es nicht getan, sondern das Drama und der Dramatiker muß sein volles Aecht haben auf der Bühne. Und auch die kleinste und mit bescheidensten Mitteln arbeitende Bühne ist imstande, die kindlich empfängliche Phantasie in freundlichst und freudigste Illusion zu versetzen, und das Kunstwerk des Dichters durch die Vorstellung restlos in vollendeter Schönheit der Seele als dauernden Besitz einzuverleiben. Ganz von selbst wird dann das Bestreben vorhanden sein, diesen einmal gewonnenen Eindruck durch nachfolgend« Lektüre immer wieder aufzufrischen und dadurch zu vertiefen. Das ist das eine. Der andere Aat ist der: in Feiertagsstunden immer wieber die Balladen Schillers zur Hand zu nehmen, am besten so, daß der dafür Begabteste des häuslichen Kreises sie den anderen vorliest, nicht wie etwas Alltägliches, sondern als eine Extrafreude, die den Wert der Stunde erhöht, so wie man wohl «in

schönes Bild oder ein anderes künstlerisches Kleinod zu andächtiger Bewunderung und freudiger Erbauung von Zeit zu Zeit den Seinen zeigt und sich mit ihnen still der Schönheit und des Besitzes freut.

Als «in solches Schmuck» und Ehrenstück möchte ich die Schillersche Ballade für das deutsche Haus für alle Zeit lebendig und in Ehren gehalten wissen.

Goethe hat «inmal von seinem Jugend» bekenntnis, den „Leiden des jungen Werther“, geurteilt, es werde ein jeder Mensch einmal in seinem Leben «ine Epoche haben, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben. Man kann das erweiternd fast auf jede dichterische Schöpfung Goethes an» wenden? sie wirkt wie ein« Aussprache, wie eine persönliche Berührung und Begegnung mit jemand, der für unser« eigenen Empfindungen und Gefühle nicht nur das tiefste Verständnis hat, sondern auch den befreienden Ausdruck zu finden weih. Das ist an sich kein Wert» oder Gradmesser des Kunstwerks, sondern «in Persönlichkeitsstempel, geprägt mehr durch das Temperament des Menschen, als durch das Genie des Dichters. Wie wir denn diese Eigen» schaft oft bei auch minder bedeutenden Dichtern finden, während sie bei manchen ganz Groß«« kaum spürbar ist. Wohl aber gibt sie «inen Fingerzeig für die Wahl von Ort und Stund«, die der Zwiesprache.mit solchem Dichter am günstigsten sind, die das Geheimste ihres Wesens erschließen. Bei Goethe klopft man nie ver» gebens an, aus welcher Stimmung und in welcher Umgebung man auch zu ihm flüchten mag, er schenkt immer und jedem wie ein König

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen

31

»us der Füll« des Reichtums, aber sein »igent«
liches Gesicht enthüllt er nur dem, der sich in
tiefer Linfamleit zu ihm gesellt und, still Zu
seinen Füßen sitzend, lauscht, was Menschenseele
.;u Menschenseel« spricht.

Und was sollen wir von Goethe lesen?

Die Antwort ist schwieriger und in ge»
wissen« Sinn« auch wieder leichter als bei den
bisher genannten. Leichter, »eil es sich um
das Lebenswert eines schöpferischen Dichter«
genius handelt, der, unbeschadet der Nniver«
salität seines Geistes, vermöge deren er der
Weltliteratur angehört, die deutsch« Eigenart,
die deutsche Rasse in einer idealen Vollendung
und Treue verkörpert und widerspiegelt.
Schwieriger, weil, um ihn ganz zu verstehen,
»» sich in sein« Größe — wenn ich so sagen
darf — wirklich einzufühlen, eine gewisse Reife
Voraussetzung ist, ein überschauender Blick über
das Leben, den uns nur das Leben selbst und
die Erfahrung verleiht. Der Jugend werden
in der Regel andere Dichter mehr oder doch
ebenso viel zu sagen haben, als gerade Goethe.
Sie wird ihn mehr bewundern als lieben. Mit
jede« Jahresring innerer Erfahrungen aber,
den der einzelne ansetzt, kommt er Goethe näher,
und wenn der Jüngling, der in den Dissonanzen
seiner persönlichen Ideal« und der nüchternen
brutalen Forderungen des Lebens schmerzlich
ringt und sich quält, das Werl des Jünglings
Goethe, den Werther aufnimmt und empfindet,
als sei es für ihn geschrieben, so wird der
Wann und der Greis in der abgeklärten Weite,
Reinheit und Heiterkeit der Goethischen Welt«
»nschauung späterer Jahre die Luft, das Klima
suchen und begrüßen, in dem er selbst reiner
»nb freier und freudiger atmet, seine Lebens«
luft.

Jede« Lebensalter hat Goethe etwas

»nderes zu sagen, nicht nur dadurch, daß «in
jedes sich das in ihm die stärkste Resonanz
Weckend« hervorsucht, sondern auch dadurch, daß
früher von ihm Aufgenommenes in «inem
neuen Lichte erscheint, und nur dunkel <Ze«
fühltes und Geahntes sich zu tief innerlichem
Erkennen und Verstehen entfaltet. Also ein
Lebensbegleiter und zwar nicht nur für den
geistigen Arbeiter, der seinen Kenntnissen, seiner
erworbenen Bildung nach imstande ist, die Ge»
dankenvelt Goethes in allen ihren Voraus»
setzungen und letzten Zielen zu verstehen und
zu erkennen, «in Lebensbegleiter vielmehr für
jeden, der über den Tag und seine Arbeit sich
emporarbeiten und über den Dunstkreis des
Kampfes ums tägliche Brot hinausschauen will,
«in Lebensbegleiter, dessen Hand ein jeder so
früh als möglich zu fassen suchen soll, um sie
nicht wieder loszulassen, ein Lebensbegleiter,

der nicht nur in einer Feierstunde sich zu uns an den Tisch setzt, sondern der in jedem Augenblick, gerade im Getriebe des Alltags, uns durch ein aufrichtendes Wort, durch einen Blick in seine Kraft und Güte strahlenden Augen uns über uns selbst erhebt.

Goethes Gedichte umfassen mehrere Bände, die man nicht mit sich herumtragen kann, aber es gibt ein kleines schmuckes Heft „50 Gedichte von Goethe“*) auf gutem Papier gedruckt, mit einem wirklich guten Porträt des Dichters davor, das sich bequem in die Rocktasche stecken läßt, und einen überallhin begleiten kann. Es ist eine Auswahl, eine kleine, und mancher wird vielleicht eines oder das andere vermissen, und hätte dies und das von dem Aufgenommenen gern durch anderes ersetzt gesehen.

Für diesen anspruchsvolleren und Goethes festeren Leser ist gesorgt durch die beiden in weichem Leder gebundenen Bände von Goethes Gedichten in der sog. Pantheonausgabe*): auch sie schieben sich bequem in die Tasche des Arbeitsrocks und sind in ihrer vornehmen, prächtigen und geschmackvollen Ausstattung auch schon rein äußerlich gut zu leiden. In derselben Ausgabe und Ausstattung gibt es den „Faust“, d. h. die Dichtung, die für jeden Deutschen, einerlei welches Alters oder Standes, ein Lebensbegleiter im eigentlichen wie im übertragenen Sinn sein sollte. Denn jedem, auch dem, der unter der Bürde des Lebens seufzt und sich plagt, das tägliche Brot zu verdienen, auch für ihn ist diese frohe Botschaft von der Vollendung der deutschen Dichtkunst, die 50 Gedichte von Goethe. Hamburg: G. B. Neumann, 1890. 1. Bd. mit 1 Porträt, 2. Bd. Fischer Verlag, 1905.

Morgen: Literatur

Befreiung und Erlösung der Menschheit durch Arbeit im Dienst der Menschheit geschrieben, «auch er fühlt, daß der einzelne Faust, der Forscher, der Gelehrte, der mit den Qualen bis Zweifels, des Sichselbstnichtigentonnens, der Kampf mit den Leidenschaften ringt, ein Teil feines Wesens ist, auch er fühlt die furchtbar Qual und zugleich die erlösende, über den Jammer des Einzelschicksals hinaushebende Kraft der Worte des schuldbeladenen Faust vor Gretchens Kerkertür: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“, auch er hört aus dem Wort des Herrn im Himmel: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“, die befreiende Verheißung für alle heraus, die auslängelt im Chor der Engel: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“.

Um das zu fühlen, das zu versteh«, braucht es keiner Vorbereitung durch Studieren und darum ist es für jeden geschrieben. Freilich, im zweiten Teil der Dichtung, da wird wohl manchem die Nachfolge schwer, da häufen sich die Schwierigkeiten, und die klaren festen Linien b« «aufwärtsstrebenden Dichtung verschwinden und verschwimmen häufig im Gewölk in die Weit« schweifender Dichterphantasien. Und das ist allerdings zu beklagen, denn ohne den zweiten Teil bleibt der Faust ein Bruchstück. Die groß« Menschheitserlösungs-idee ist erst im zweiten Teil in poetische Tat umgesetzt. Aber ich halte es nicht für unmöglich, auch dies Hindernis zu überwinden, und es könnte wohl lohnen, gerade einmal den Versuch zu wagen, den Kern und Wesensgehalt des zweiten Teils der größten Dichtung, die je in deutscher Sprach« geschrieben, so zu entfalten, daß auch das ganz« Gedicht für jeden sich zum einheitlichen, die Seele tief ergreifenden Kunstwerk rundet.

Also den ersten Teil des „Faust“ und „Goethes Gedichte“ als eisernen Bestand für jeden. Sodann die großen Dramen: Götz von Berlichingen«, Egmont, Iphigenie, Tasso zweifellos, von den Romanen das große Leiden«chaftsdurchzitterte Jugendwerk, die „Leiden des jungen Werther“ und das Werk der reifen Mannesjahre „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Nicht alles wird in letzterem zu jedem sprechen, aber es ist so durchtränkt von poetischer Kraft und Anschaulichkeit, so durchtränkt von reifster Goethischer Menschlichkeit, daß ich es doch jedem, der gelernt hat, wenn auch nur von einem kleinen Hügel, aufgebaut aus eigenen Erfahrungen, ins Leben zu fehn, raten würde, es zur Hand zu nehmen, wäre es auch nur, um bruchstückweise den Genius dieser Dichtung auf sich Wirten zu lassen. Wer sich ganz in

Goethe eingelebt hat, mag sich auch an den Aoman „Die Wahlverwandtschaften“ wagen, und solchem Leser würde auch die Gedichtsammlung des Alters „Der Westöstlich« Divan“ viel zu sagen haben. Der Jugend gehört, abgesehen von einzelnen Balladen, die aber in ihrer ganzen Schönheit sich auch eigentlich erst später offenbaren, vor allem „Hermann und Dorothea“. Für alle aber — Jung und Alt — ist geschrieben das große Kunstwerk, die Lebensbeichte „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, ein königliches Geschenk, das Goethe auf der Höhe des Lebens feinem Volt und der Nachwelt beschert hat. Ein Bild seines Lebens von absoluter innerer Wahrheit und darum von einer inneren Schönheit, wie es kaum ein zweites geben wird; ein Bild seines Lebens, planmäßig zum Kunstwerk gestaltet (und eben von dieser nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgenden Anordnung und Umordnung der einzelnen Begebenheiten ist der Doppeltitel gegeben: Dichtung und Wahrheit), ein Bild seines Lebens, in dem der größte deutsche Dichter die geheimen Quellen und Bezüge aufdeckt, aus denen seine menschliche und dichterische Persönlichkeit ihre Nahrung empfing und sich bildete. Mit einem Wort also, ein Werk, das für jeden um der Persönlichkeit seines Urhebers und um seines Stoffes willen von höchstem Interesse ist, zugleich aber ein Werk, das in seiner künstlerischen Gestalt und Form zu den anziehendsten und liebsten würdigsten Büchern nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur gehört, und das doch, wie ich mich immer wieder überzeugen muß, für viele fog. Gebildete nichts weiter bedeutet,

o o
o o
33

Qllfrcb Cûttâburgj): 5>te "ЗНефат? ber triffe
atö einen 33ифЖе!. Öktoig ift аиф hier nicht
atteä für jebermann gefdmecbn, baê ift ja
iclbftt>er}täiblid) bei einem iOerf, in bcm ei
uit um bie innere SHlbitng&gefdiidjt cinco ber
Dielfeitigften unb bebeutenbften \$Πen)"φen alter
Seiten fcanbelt, aber ев enthält auf ber anberen
Seite fo bielcí, юа-з für jcbcu ba i[t, bag
feiner berfaumen füllte, fid) auâ eigener Seftüre
in btcfc tour.bcrnoiU- Bcbilbenmg eincü 3>irf)tcr-
lebenä (Eingang 311 t>erfd)affen. 493er aber ben
unmittelbaren 3<*uber feiner "Vcrjönli dj eil aue
erfter fyanb an fid) erfahren toill — unb aud>
baS 311 toollcn folltc feiner ;,ögeriit —, ber
nehme einen 33anb (voetbiíd)cr «riefe*) айв
feinen Sunglingá- unb jungen 3Ranne8jabren
3ur i)anb. <Eic uHrfen in ihm- CiebenStoürbig-
feit, ihrem i jnmor, ihrer tJnnigfcit unb Selben»
fd)aft tote eine pcrfönli d'); ^Begegnung.
(;Jortfe^ung folgt.)

*) (SoctiKd «riele tu Heiner ttuluaty.
ber beutföen 3>l<f)teracb<id)tnii<ftitimg. Sb. 18/18. 8 «be.
le i ш.

3>te

beГ Stifte. 9Jon Sllfrieb Canêburgl).
(7V e fetten Kühe toerben jctjt Don ben mageren
-*/ abgelöft, pbtoo^l fie bie bibltdje 3af>[
nodj П1φ1 erreidjt l)aben. Оде! зи friif) madjt
bie gute ftonjunftur 2lnftaltcit, einem neuen
Шебердапд зи toctd)en. -Jlber an ber Satfadie
ift nidjt ли 3tt>eifeln. 3>ie Jirtfent^corie fennt
getciffe etjmptomc, bie ba; Stommcn «inca
fdjarfcn tDtrtdjaftlicrjen iindfdilag<? anfünbigen.
?iele torjmptomc finb (ücfenloa Oorbanben.
Sfber i)anbiungebefliffene im brittcn ilahrc
fetner iict)r;cit fann fie an ben Ringern
&er3;f)len: 0,3 ift mehr Kapital feftglegt
toorbcn, aie ber 3una|me bce •Bolieücr«
mögend entfprid)t, c; ift зи uicl gegrünbet
unb ju Diel emittiert toorbcn, bie Krcbit»
anfrüdje btfi (Staate unb ber Gemeinben haben
3U grofje 3>imenfionen angenommen, fur^, bie
ganje ñationaltoirtfdjaft cat über ihre чУer=
báitnt{fe gelebt. Эаз ift 3toeifello3 rid)tig.
47lur ift c3 febr banal. 3>enn tocuu jemanb
311 toenig (selb im Portemonnaie f>at, fo t>er<
(lebt ee fid> eben Don felbft, bag er Dorber
mcb,r auggegeben als* eingenommen fjat. <Ee
>erfte^t fidj аиф Don felbft, bag feine -Der«
[egenbeiten erft bann beginnen, tcenn bie tente
ihm nidiiá mcför borgen wollen, biaä Dolfetoirt-
(фaЦ{φ auégebrudt fyei^t, bag jebe Itrifisi mit
einer Arebttflemme beginnt. 3lber ioenn bie
Singe fo einfach liegen, fo ift eä boφ febr
merftoitrbig, ban bie ftrifen immer toieber-
(cbren, unb bag bie ^Delttoirtfdjaft (iφ bie
fcftftebenbe 2>iagnofe ber firantljeit unb bie

Äenntnie ihrer Ilrfadjen itid)t 3111111)30 madjt.

-JÖarum toirb bcnn in ħicmlid) regelmäßigen
Zeitabftänben immer toieber зи Diel geborgt
unb зи Diel inDeftiert? ißarnm roäcbft benn
immer toieber bie ^robuftion über bie 9Itög>
lia)teit bee 3lbfat}eä binaug? (sollte tS nidjt
ein tcidttce fein, Angebot unb siiudjfragc
bauernb in einem gefunben Verhältnis 3uein«
anber зи trbalten?

3m erften ^Homent niöditc man antworten:

-Льсг getoig ift bau тодИф. (Zv ift fogar baé

•îlaturlidK. УПлп brandit Нф ja nur ben

'İJro3cg ber Umtoanblung Der Фертоден<\$-

übcrfdjufc in toerbenbe Einlagen llar ju

тафен. um ein3ufeben, bag bie tottrfdxiftlidje

4)}iafd)tneric ohne jebe (Störung fnnltioiterei

mug, tcenn man fie nidiî mutwillig berbirbt.

3>ай geringfte Steigen ber 'ЭТаф^аде überfe^t

fid) in eine Steigerung bei greife« unb m

einen 32tebrgeti>inn bee ^robu3enten ober

уацлсгг. 2)аé ladt pfport neucä Kapital in

Den betreffenben ^abrifatione» ober éanb«lċ>

,;toeig, benn baâ Kapital toenbet fid) beiauitlid;

(teté babin, too eë ben grögten (v ели in u toinfen

iiobt. Эабигф bebt fid) bag Angebot auf bie

^öf)c ber ?tad)frage, unb baċ ölcid>gcu>id)t ift

koicber bergefctlt, ebe cë ernftlid) gefört tnorben

ift. 493eber bie (ċinfontmen^Derteilung поф bie

grögere ober geringere Sparfamfeit einer 9k«

Dotierung haben (sinrlnfi auf biefen 3ДиадШф.

Эен probu3İerten iOaren ift cä öoüfommcn

д!e{ф, ob fie Don ber Arbeiter« ober Unter-

neljmerflaffe fonfumiert toerben. 5iei größerer

ffaufkraft bcċ ilrbcitcre ircnbct (ċф baċ Kapital

ben -îlrtiteln boa 3Zlaffenbedarf3 зи, locil hier

bie 31аф?раде übertoiegt, im anbern Satte ben

t'nuöartitcln. S)ic fojialc ^rage fbielt alfo

hier nid)t binein. Unb ber Spartrieb ebenfo>

iiu-mq. iOiidjft in einem gegebenen 9Iloment

bie Neigung ber 4i3cooHcrung, ihr Kapital ċu

вер?фЦ)enben, ftatt eS 311 Dermebren, erböbt

\\a> alfo ber itonfum auf Höften ber ^robuftion,

fo liefert bei ber geringftcn ^rei^fteigerung ba»

42lnslttitb enttoebcr bie ЧШaren in natura, ober

baS Siupirul, um biefe iOarcii im Sanbe her

3uftellen. 'аиф in (o1фсн егтсмен fällen

gebt ber ilusglcirb fdincil unb jidjer bor

fid), unb für eine tfrifiä bleibt fein -Kaum.

So iiuidjtc man im erften OHoment argu-

mentieren.

3tz

Morgen: Börse

Aber sobald man erkennt, welche Rolle der internationale Warenaustausch und der internationale Kredit spielen, stockt man schon. Denn wird einer von beiden unterbunden oder erschwert[^] so ist es mit dem Ausgleich vorbei. Durch Dölle werden die fremden Waren, durch psychische oder politische Einflüsse die fremden Kapitalien an der Ausübung ihrer nivellierenden Funktionen gehindert. Vor allem aber ist es das Element des Kredits, das den Störenfried spielt. Der Kredit ermöglicht es den Kapitalien, sich zu großen Summen zusammenzuballen und Niesenunternehmungen zu finanzieren, die erst jahrelang nach ihrer Konzipierung fertiggestellt und Produktionsfähig werden. Ein Bedürfnis, das heute entsteht, wird erst nach Jahren befriedigt; dann aber durch eine Massenproduktion, die das Bedürfnis weit übersteigt. Das unterscheidet unser Zeitalter, das Zeitalter der durch den Kredit auf die Spitze getriebenen kapitalistischen Produktionsweise, von früheren Epochen, in denen Bedarf und Angebot, Konsum und Produktion sich örtlich und zeitlich näher waren. Eine geringfügige Preissteigerung in einem beliebigen Artikel veranlaßt[^] ehemals das Handwerk oder den kleinen Fabrikbetrieb, sich der Erzeugung dieses Artikels zuzuwenden. Binnen weniger Wochen war der Ausgleich da. Krisen waren eigentlich nur denkbar, wenn Mißernten eintraten, die damals, vor der Erschließung der amerikanischen Kornkammer, noch zur Hungersnot und absoluten Lähmung der Konsumkraft führen konnten. Solche Krisen sind heute nur noch im Falle mehrerer aufeinander folgenden WeltMißernten denkbar. Dafür haben wir heute die Kredit- und Produktionsstufen, die den auf seine Errungenschaften so stolzen Kulturmenschen deshalb moralisch niederdrücken, weil sie sich nicht auf natürliche Ursachen, sondern nur auf Fehler in unserem künstlichen Wirtschaftsaufbau zurückführen lassen. Jeder Vermögenszuwachs steigert den Konsum. In einem Lande, das sich schnell bereichert, wie Deutschland, ist die Nachfrage normalerweise immer etwas größer als das Angebot, was sich äußerlich in einer permanenten Tendenz zur Preissteigerung kundgibt. Ließe sich das Angebot 2 tempo auf die Höhe der Nachfrage bringen, so wäre der Ausgleich da, ohne Erschütterung und Krise. Aber das geht nicht so schnell. Da müssen zunächst die Kapitalien bereitgestellt, es muß gebaut und investiert werden. Und bauen und investieren dauert einig[^] Zeit, und heißt nichts anderes, als die Nachfrage zunächst noch vergrößern. Wer zum Beispiel dem gewachsenen Bedarf an Tuch genügen will, der kann das erst, nach

dem er ein Gebäude errichtet, Maschinen g«
läuft und länger« Zeit hindurch Arbeitstrabs«
beschäftigt hat. Um produzieren zu tonn«
muh er also zunächst konsumieren. Sein <3rrt>-
ziel ist die Vermehrung des Angebots in Tuch,
deren natürliche, wenn auch ungewollte Tvil°
kung eine Preisermäßigung wäre. Für berr
Moment aber trägt er dazu bei, die Preise
der Baumaterialien, der Maschinen, d«r Kohle,
des Garns und der Arbeitstraft nur noch mehr
zu steigern. Daher die Tatsache, daß «ine plötz»
lich« Preissteigerung zunächst immer neue Preis»
steigerungen zur Folge hat. Ein« Tatsache, bi«
von den Neglerungen leider viel zu wenig be-
achtet wird, sonst würden sie mit den preis«
treibenden Zollerhöhungen etwas vorsichtiger-
sein. Die lebhaftige Tätigkeit der deutschen Air»
dustrie ist mit eine Folge der Schutzzollpolitik,
durch die natürlich die in einem betriebsamer»
Lande mit einem jährlichenBeoölkerungszuwachs
von 900 000 Köpfen ohnehin bestehend« Preis»
fteigerungstendenz kräftig unterstrichen wirb.
Diese Preissteigerung auf der ganzen Linie ist
das, was mit einer gewissen Einseitigkeit
„Hochkonjunktur“ genannt wird, und was znr
Investierung immer neuer Kapitalien reizt, die
während einer kürzeren oder längeren Ueber»
gangszeit, der „Bauperiode“, den Konsum und
die Preise ins Ungemessen« steigern.
Aber einmal kommt der Tag, an dem die
Neuinvestitionen aus der Bauperiobe heraus»
und in das Stadium der Produktion treten.
Jetzt werfen sie die Preis«, dl« sie vorher selbst
getri«b«n haben. Sie werfen die Preise aber
nicht nur auf dem Gebiet ihrer eigenen Pro»
bution; fi« w«rf«n sie auch auf jenen
anderen Gebieten, auf denen fie bis dahin als
Käufer aufgetreten find, und denen sie jetzt, wo
ihr Bedarf an Baumaterialien, Maschinen usw.
gedeckt ist. ihre Kundschaft entziehen. Si« stiften
also auch auf anderen Gebieten, vornehmlich
auf dem Baumarlt und in den fogenannten
„schweren Industrien“, Verwirrung. Daher setzt
eine Krisis fast immer zuerst auf dem Baumarkt
und bei den schweren Industrien ein, um von
hier aus langsam welterzufressen. Natürlich
wäre es falsch, anzunehmen, daß sich dieser
Prozeß mit militärischer Präzision vollzieht.
„Die Industrie“ ist «m Sammelbegriff. Sie
geht ihren Weg nicht in schnurgerader Nickt»
linl«. Während in der einen Branche die
Zahl der Neubauten und Vergrößerungen die
Zahl der vollendeten und ins Produktions»
stlldium «ingetretenen Betrieb« noch übersteigt,
halten sich vielleicht in einer anderen Branche
beide Gattungen die Wage, stürzen sich in einer
dritten vitlleicht schon sämtliche Neubetliebe
auf den Markt und erschüttern so die Preis»
gcstaltung ihrer Erzeugnisse. Ja, es kann fo»
gar vorkommen, daß eine Probuktionslrisis

0 o

o o

35

Parerga

ausbricht, «h» noch die Uebererzeugung sichtbar ist. Nämlich bann, wenn aus beliebigen Gründen «in» Kreditrestriktion Platz greift, und die Kapitalien sich der ferneren Investition in der Industrie entziehen. Dann tann die Krisis sich lolalisieren und etwa »uf den Baumarit oder die Maschincnbranch« beschränken. Ein« solch« Kreditversaaung hat auch diesmal den Anstoß zur Erschütterung der Konjunktur g«> g«ben: aber erst in «in«m vorgerückten Stadium, nachdem auf den meisten Gebieten der Industrie «norm investiert und der Grundstein für die später« Ueberproduktion bereits gelegt worden war. 2s ist daher auch leider nicht zu erwarten, daß die Kris«, mag si« nun jetzt oder erst später akut werden, sich auf einig« wenige Gebiete beschränken wird.

Lassen sich Krisen vermeiden? Vi« Frage ähnelt jener anderen, ob sich die Krieg« b«» s«itig«n lassen, ist aber leichter zu beantworten. Denn es hat stets Krisen gegeben, und es wird zum mindesten unter der Herrschaft der lapita« listischen Produktionsweise stets welche geben müssen, da di«s«s Produktionssystem ja darauf beruht, einen künftigen, im voraus nicht meß« baren Bedarf zu befriedigen. Davon abgesehen gibt «s auch g«wisf« elementare Größen, die sich der Kontinuität der wirtschaftlichen Entwicklung in den Weg stellen. Der Ausfall der Ernten, die Witterung, die Mode, Erfindungen und Entdeckungen greifen mehr oder weniger emp« findlich in das Verhältnis von Angebot zu Nachfrage «in. Es dürft« also der Staatskunst nicht gelingen, die Krisen aus der Welt zu schaffen. Aber sie dürft« manches zu ihrer Milderung tun können. Krisen treten oeteris p«ridn« stets da am verheerendsten auf, wo Schutzzölle «ine Mauer um das Land ziehen und den internationalen Warenaustaufch er« schweren. Wohlgemerkt, nicht für die Dauer. Wenn alle Erwerbsverhältnisse im Lande sich erst einmal den Zollverhältnissen angepaßt haben und die Preis« der maßgebenden Artikel annähernd auf Weltmarktshöhe plus Fracht und Zoll stehen, genügt ein geringer Mehr« bedarf und «ine kleine Steigerung der Preise, um die fremde Konkurrenzware zum Ein« fliehen zu bringen und Preisausschreitungen zu verhindern. Aber es vergeht immer e«ne längere Zeit, ehe sich ein Land auf die erhöhten Zölle eingerichtet hat. Und die Zwischenzeit, also die Zeit der Anpassung, ist der allerbeste Nährboden für Krifen. Da gehen die Preife aller Waren sprunghaft in die höhe und reizen das Kapital zur Investierung. Auch die durch hohe Lebensmlttelzölle verteuert« Ware „Arbeits«

kraft" steigt im Preise und wird konkurrenziert:
nämlich durch arbeitssparende Maschinen, die
«ine Ieberproduktion auch auf dem Gebiet» der
mechanischen Kraft hervorrufen. Damit ist
keineswegs gesagt, dah die letzten Zoll»
erhöhungen unbedingt «ine Krisis provozieren
muhten. Sie haben nur «inen empfang»
lichen Boden für fie geschaffen, indem
si« den Anstoh zu der so verhängnisvollen
Preissteigerung gegeben haben. Daß diese
Steigerung zu offenbaren Ausschreitungen
auf dem Gebiet der Kapitalinvestierung und
namentlich zu einem Mißbrauch des söge»
nannten „kurzfristigen Kredits" geführt hat, ist
Schuld der Banken, die mit dem ihnen an»
vertrauten Bolksvermögen ziemlich kritiklos
operiert haben; ist aber auch Schuld der Neichs»
dank, die durch überreichliche Diskontierung
industrieller Wechsel den „produktiven Konsum"
viel zu sehr hat in die Halme schiehen lassen.
Pariser Hochzeitsreise. Von Paul Stark (Paris).

— Karl, «inen Kühl
— Im letzten Vetriebsjahre hat der Auto»
mobilexport Frankreichs um dreißig Millionen
Franken gegen das Vorjahr zugenommen . . .
— Laß die Statistik und die Zeitung, Karl!
— Im selben Betriebsjah... im selben
Jahre ist die Zahl der Geburten in Frankreich
wieder um dreißig Tausend zurückgegangen.
Di« Fruchtbarkeit . . .
— Was geht Dich das an . . . Und über»
Haupt! Auf unserer Hochzeitsreise! Die Fran»
zosen machen sich selbst die wenigsten schwarzen
G«danl«n . . .
— Ja, Du hast recht. Diesem Massen»
enthusiasmus auf diesem Monstre»Nachtfeft
kann sich niemand entziehen, inmitten zwanzig
Taufend, di« ins Grand»Palais kamen, um
fich wohlthätig zu amüsieren. Fanfaren und
Trommeten von Kürassieren! Vhrenbetäuben»
der Trommelschlag! Die tausend Musiker der
Pariser Garnison künden feierlich das Nahen
des republikanischen Hofes an, der aus den
Clysäischen Feldern hereinzieht. Es ist der
gloriose napolconische „Trommelwirbel von
Austerlitz" — das Programm sagt's —, unter
dessen Donnerschlägen Kabinettschef lilemenccau
— der Staatschef hat sich wegen Erkältung
entschuldigen lassen — die rundlich.stattliche
Madame Falliöre zur Präsidentcntribüne führt.
— Dlefer höllenmarsch für die starten
Ohren der Grenadiere des Kaisers bestimmt!
Das zarte Fräulein Falliere, das am Arme
eines Ministers folgt, sckcint nicht übel Lust
zu haben, fich gleich mir die Vhren zuzuhalten.

Parerga

— Nun öffne aber aefälligst diese —

Schah! — und noch mehr die schönen Augen.

Der Festzug, der äußerst lehrreiche „Entwick-
lungszug des Verkehrswesens durch all« Jahr»
hunderte" beginnt. Dazu die entsprechende
historisch« Musikbegleitung. Ganz im Anfang
in Tierfell« gekleidete Urmenschen — Pelz-
tragend« Automobilisten zum Beschluß. Hin
cüroulu» vitiosu». Das ist Lateinisch und brauchst
Du nicht zu verstehen.

— Da kommt Cleopatra . . .

— Das ist karthagisch und brauchst Du auch
nicht zu verstehen: Salambo ist's, von ihren
Sklavinnen getragen. Ich erkenne es an der
Musik und an den Kostümen der Großen Oper.
Der Zug ist von dieser, den anderen sub«
ventionierten Theatern und den großen Maler«
ateliers zusammengestellt. Schüler und Modelle
der Veo!« 6e» be»nx »rt» fitzen »ls Könige und
Königsliebchen in den Staatstarossen und
Tragsesseln. Da ist das Vehikel, in dem
Heinrich IV. ermordet wurde, dort die schwere
Kalesche, die Ludwig XVI. auf s«in«r Flucht
zum Verhängnis wurde. Veiden hätte das
Automobil Thron und Leben gerettet!

— I), diese halbnackten Zigeunerinnen, die
huckepack reiten, vorbei an der Frau Präsi»
dentin, d«n Damen des republikanischen Hofes.

— Szen«n von der Landstraße aus
Scarrons „Loman comique" — klaffifche Bilder,
an deren romantifch > freier Wiedergabe das
f«in« Kunstgefühl eines alten Kulturvoltes
ohne falsche Prüderie Freude hat.

— Bei uns in Berlin wäre eine solche
Darstellung vor Hof und Ministern nicht
möglich.

— Auch nicht die etikettlose Begeisterung,
womit der offiziell« Teil des Festes abschließt.
Es ist das Defilee der Autos, die bei der
letzten großen Schau hier preisgekrönt worden
sind. Jetzt wieder die Kanonenschlägel Gnade!
Glorioser Trommelwirbel von Austerlitz! „Die
Sieg« unserer Automobilindustri« sind unser
neues Austerlitz, unser neues Jena," konnte
man während der letzten großen Ausstellung
in Pariser Blättern lesen. Ann — wir in
Deutschland sind jedenfalls noch ziemlich weit
davon entfernt, unfern Nachbarn auf dem Ge»
biete der neuen Industrie ein Sedan bieten zu
können. Lassen sich doch dieselben Pariser
Blätter mit Schadenfreude aus Berlin melden,
daß behördlich Enqueten zur Untersuchung
dieser Inferiorität angeordnet worden feien.

— Wir werden Verfäumtes einholen,
Männchen, arb«it«n . . .

— Arbeiten können wir schon längst,
Schah! und besser als der Franzmann! —
Müssen ihm nur noch das Amüsement ab»

gucken! Die Chose, womit man so eine neue Industrie popularisiert! Dieses ganze Monstrum Aachtfest dient ja eigentlich nur einem wohltätigen Zwecke: das Auto beliebt und volltümlich zu machen, hat es dafür offizielle Tanten auf angenehme Weise schon redlich getan, tut es der gemütliche, der jetzt anhebt, in noch ausgedehnterem Maße, hier von der Mittgalerie wohnen wir einer Ballettvorstellung in der Großen Oper bei und hören vom andern Ende der Riesenhalle die Sängerinnen der Komischen Oper. Dabei haben wir noch einen vorzüglichsten Ausblick auf das Automobilturnier direkt unter uns, unter der Niefenkuppel. Und das Auto ist doch mal die Hauptsache bei dem Fest! Sieh jetzt die lustige Panne, die von den Clowns des Internationalen Zirkus gemimt wird. So bringt man dem Auto die Lacher und Käufer auf die Seite.

— Ja, zwanglos geht es schon zu. Die Völkchen der Malerateliers hat den Tanz direkt unten begonnen. Mit dem dicken Ludwig XI springt ein Chauffeur trotz ihres schweren Pelzes leicht herum, und Marie Antoinette wird von einem Automobilbären im Kreise gedreht. Dazu eine Art Menuett von hupenden Tönen unterbrochen ... im Galopp endend.

— Das ist wohl einer der neuen Tänze. Die „Cascadeuse“ ober der „Peking-Paris-Tanz“? «Raffiniertes Aokoko, Wollust und Grazie, die sich mit der vierten Autogeschwindigkeit vermählen. . . . Und das vernahme, führende Tout-Paris sieht schmunzelnd zu. . . . wird in den Wirbel und Rausch mitgerissen. . . .

^ Karl. «in den Kuh. . . .

— Ja, das macht die Pariser Zauberlust. Dies mit den Traditionen der Jahrhunderte mit dem Reichtum und dem Luxus können wir nicht in unsere Heimat hinüberbelohnen. brauchen wir auch nicht, haben wir doch selbst unsere Überlieferungen, Vorzüge und Tugenden und — ihre Fehler. Eins allein möchte ich nach Berlin zaubern.

— Und das wäre?

— Etwas wie die Tout-Verlin. . . .

— Wie dieses Tout-Paris?

— Ja, wie dieses Tout-Paris, das die Monstre-Kirmesse schuf, um das Auto zu fördern.

— Den Automobilfesten, Korsos und Bällen gleichen fehlen in Berlin Boden und Teilhabe. Verlin ist eine Stadt der Arbeit.

— Sehr richtig — das heißt: nichts und richtiger als die gewohnte Generalisierung. Du weißt es jetzt, wie jeder, aber längere Zeit hier gewohnt, Paris ist nicht minder »Stadt der Arbeit als Berlin“. Ja, in einer Teilziehung noch mehr. Denn in Paris arbeitet selbst der Luxus und das Amusement, arbeitet

• 00

37

"Sßarerga

0

ber »orneóme 3Rufjiggang: unb baë ift eben
Sout-'Vartf. "TOie ein Mþeë Sout-Sîerlin зи
ichaff en toare? Фæ gäbe einen 1сбгтфсн
(iffat) . . . tooher ber Tïiangel ;nimmt . . . »i«
'Bïttei unb Ч33eae iu finben toaren ^ur We*
frutierung biefer vlrbeiterfrfjûft bce 'älmufcmcnte
. . . Фа Фи ober — toie id) fefje — baë «Souper
iui. ч; bot! ЛИ haft, fo möd)tc iá) nur bUuioern . . .

— <iDie e£ eben beim Souper Sout^arté

fo jtoanglcê um une herum tut.

— «eint (Scheine rofiger Ясгзсн . . . данз

Icicf)tf)in — oh,nc fþtoerfallige ©cbanfсн unb

ed)luffe — fo red)t паф ber Qlrt béé erftсн

<£ffat)ften. Que sais-je? frage {ф mit *3Tion«

taign«, шар ine if; ictiV . . . 3Варшп f)aben toir

fein аиë(ф[аддсбенбеë, füf)renbcí 3out-

Skrln? — Que sais-je? 21иф шф1 im Sweater-

leben? ЭДæ toeifj id)? 3ДеК«1ф1 tft ee {o

better. Que sais-je? 3н Феи1[ф1апб ift baé

ïbeater поф immer firbauungëort, шф1 blojj

llntcrbaltuua,i<ftâtte . . . <£ef)e iф aber bei bсн

tarifer ©eneralproben unb ^rentieren bie

(ange '•Xcihc Don "Jlutoe, bie 3oilcttenprad)t,

3t«be iф bic grojje (£r.portfabjgfeit bсr fran3i>-

ftN°en ^ufjnennfunft in 5?e1гаф1, fo lobe 1ф

mir biefes iout^Varié, biefëé t>ornef)m.muBÍg-

E"ндер1|'фс ^out-^arié, baë till bicé fo cmfig

äfft unb förbert . . . ^ф, ге(ф mir боф

: »гфй(1e1! ... ©o lobe \ä) Sout^arté uno

паф einem befonberá безе(фленбен

- <£S ift fufjt

— ©ûf3? ф{е Êpeife?

— iout-'Çarié ift fûfj.

— Sa, eé ift fufj, Sout-'iparié. gf>r Brauen

finbet боф д(е!ф bar rtd)ti;ic 43)ort. 97a, fagсн

toir aber боф nur: nett.

- <5ef)r nett toar aber 5!out-4T\$artè geftern

im Sweater b« ia 45orte 6aint-9Hartin. Фæ

gibft Фи боф зи?

— "TOir fatten «ben {фон bon allem Einfang

бав ђофgefнi)[I une зи ben аф|зе?>п1)ипбсг1

ïluëertocolten iaфylen зи бürfen, bie mit iout-

•IJarié ber @eneralprobe Don ©arboitè „Affaire

des Poisons" bcimofjiitcii. Фази поф unfer

bübnen- unb fportfunbiger 5r«unb, ber une

hinter bit Äuliffen Don eben biefem iout-

"Carie führte . . .

— Фи fpeheteft in alle Bogenocrftccfe . . .

— O, Фи oaft'ë too^l аиф gemerft: Sont-

ift «ine freie "Republif bea ©eiftсi. Фа

fa&en данз offen in einer Cogenrcib,c: ein

•iniffterprcifibent: Clemenceau; ein ttrttifcr:

9Лснбе«; «in Ф{ф1ег: ^{ферш; eine SRomaiu

!фr*N°e11enn: TRarcelle Sinacre ... Ob eine

(oГфе Crft«.<Rang.£tftc für berliner spremiereit

?5гb«гПф — Bor aliem aber тодНф toare?

Que sais-je?

— 3" «inetn

faß eine berühmte (Sociétaire ber Bomebic
française, bon ber man nur . . . bcn 'ilutO"
mobilfabrifanten fai», ber ib,r ba* jungftc
eenfation^ -iluto geliefert . . . Unb bann: im
3toifd)enaftc l>er|d)toanbeft Фи auf
Minuten.

- «itte, nur fünf Atilinten, «ci
gcfaíjr brängtc ið mid) бирф bic idinialc
Oíüf)ncnportc hinter bic iiiiijfen. 3>a brücfte
id) bem greifen E)cicnmc'ttcrlein tSarbou rafd)
unb um r m bie f)rtnb; fah, toie junge (Sdiaiu
fpiclerinncn bcn alten 2oquclin abfügten; faij,
toie даиз sVaria hulbigcnb an bcr Sdjnciberiu
ber erftcn Фар[1c11cнп, 9?tabamc Фар!!), »or-
fccÍ3og. J5a, eá tft eine 3Ooипс, tu sVariií
ÍTiobcjd)ncibcrin, Sliitomobilfabrifaiit, grower
i8ñf)nenfüñftlcr unb fclbft аиф Фидтcr ju fein.
9íun tocið id)'e: 9ÍTag аиф поф jo niel
впоблетир unb írioolitüt tn biefcni 9íilicij
»on Sout-^arié iiiiicrlaufcn — {ф glaube, in
biefer 'Sltmofphäre liegt «eben inbuftriclcr аиф
ibeelle íiorbcruug. Соанз gctoig, toir föiinten
jo cinc ?Irt Sout-'^crlin брпифен — tocnigftenè
in bcn 3ич(фснаМсн. if* pafjtc fid)crlid) 311
bem „Jeftlidjcn Shcater", baé L'ubtoig ííulba
tounfcl)t. Unb)o(фс (Stiidfc, toie bae варбош'фс
„Affaire des Poisons", crft red)t. ilbcr 3unad)ft
tourbe man eine bcrartigc ainüfante, gcfd)id)t-
Пфс 'Kefonftriiftion — inte bicfce «Stud1 — in
53criin gar 311 |'фarr unter bie Cupe iiebmen.
itcberbaupt, id) babe in 4l»ari? bas ftefübl
bcfommcn: toir nehmen int Sweater alle» 311
fd)arf unter bic L'upc nub bringen зи toeniq
egoiftid)c Ccbciirfcncbigfcit bahin mit — unb
311 tocuig -JUtriiifiuie, bcr eben bon biefer
augclöft loirb . . .

— 3ni 3tociten 3им|"фсишс, Шар тоар ба£<
für cine hervidle, ncibloie ^ulbigung für cinc
[фоне unb gciftrcic]K ^yan! Ч3111cr brängtc
fid) in ben 40aubclaügci um íJfabjinc 2olcttc
3bcr, bon bcr ce bcfannt gtoorbei toar, бац
man if)rcn Ionian „Prince??!1 iK- I:i Scieiu
eben pretcgfront hatte.

Ф4c|'c Cэnc toirb mir and) lange im
йсаф4п(^ haften bleiben, toie fo Soiit-'Vart*
einer 4Jorfäinpferin bcr ,7eiiiniriniij jпontan
hulbigtc. — ?ai föñntc ixncrc bcutfd) дтисп-
bctocgnng brandicn! «Fo etwa* bringt bem
ícmíuíémuí* mehr Cncwiitu al2i alle tturo
beutfd)cn ^rauchtage! ^rcilt), ^Пабате fiber
trug д^[e(ф beu anbcrn 'iH-rtretcriiucn bcr
Htcrarid)cu <iPciblid)fcit boit 3i>ut=4Vnirir eine
reÍ3cnbc sXobc unb all bicfc tapferen -1чг=
fämpfcricnncn bor fyrancnbcircgitnci rebelen
feine Sieben, fonbcru plaiibertcii, plaiiberteu
allerlicbft! finimcr toicbcr fommc id) biiiMii:
TOie finb bod) bicfe T'ariicr Htoiidicialt.-
фатраднер)рпбе1иь! -Wie föüitc man mit

Parerga

einem Tout°Verlin die Vierschwere von den unseligen nehmen?! Wie man dos macht? tjur 8»i8-^e? (jus »»is^e? Was weih ich? frage ich wieder zum Schluß mit Montaigne. Vis» marck hatte freilich schon lange die Antwort darauf: die Flasche Wein, die erst jeder Deutsche ins Blut bekommen mühte.

^ Die haben wir jetzt, Männchen. Lah uns aufbrechen! hier liegt schon die Rechnung. Das Souper für die Person kostet «inen Schilling?

^ Es ist ein Souper der «nglisch»fra»zö» fischen Lntente eoróí»!e, wie es jetzt in vielen Pariser Nachtlokalen Mode ist.

— Ah. also wir Deutsche sind hier noch nicht so beliebt, dah man auch uns in unserer eigenen Währung das Geld abknöpfen würde.

— Wir geben auch nicht so viel aus wie die Engländer, Und dann: unsere für Frank» reich besonders beängstigende Vevölkerungs» zunähme . . .

— Ja, diese Superiorität war auch die einzige, die unser französischer Freund von gestern anerkannte. Ja, richtig . . . wie ging Euer Streit aus?

^ I), nichts für . . .

— Du machst mich neugierig.

- Muh ich's Dir sagen? Also: unser Freund, der selbst Automobilfabrikant ist, strich noch weiter die Vorzüge der französischen Motorindustrie» heraus. Im Zeitalter der Technik sagt» er komme es nicht auf die Menfchenmaffe an, und zwei lenkbare Luft» ballons «rfetzten füglich ein Armeekorps. Ja, wie die „Palrie* — wendete ich ein. — Da begehrt» «r auf und. . .

— Na. und?

— Muh ich's Dir fagen?

- ^ Karl, Du machst mich nun aber wirklich neugierig!

— Mein Partner rief aber zornig: Späte» ftcns über ein Jahr ladet Sie unfere Firn»» zur Taufe eines tadellofen Dirigeabl» ein. Werden Sie dann endlich die Ueberlegenheit von uns Franzosen einsehen?! — Ich ganz ruhig darauf: Spätestens über «in Jahr lade ich Si» zur Tauf» — meines Erstgeborenen das ist sicherer ^ und darin haben wir Deutsch» eine Superiorität, die Sie selbst schon heute anerkennen,

— Aber Karl! — Einen «uh! — Und komm schnell!

Notizen.

Druckfehlerberichtigung! In der harden»Glosse Karl henckells befand sich ein sinnverstellender Druckfehler, der hiermit de» richtigst fei. Statt „Selbstlosigkeit" muhte es „Selbständigkeit- helhen. Di« Aedattion.

Da der neue Umschlag unserer Wochen»
schrift nicht rechtzeitig fertiggestellt werden
konnte, wird er erst von Ar, 2 an zur Per»
Wendung gelangen.
VtronlworMch 12» die «edaNlün- !>r, Arlur tondsberger Ver!» ^V, 9, reniMraß« 3z sü!
Ves»errc!ch.Ung»»n: ?!»ber! Feftl,
Wien > — Verla« Marqxllrb! « <lo, Wilmersdori'VerKn >V, 50, «llslebeüerftroze 1», — «lfpedltlon für
Oes>erreick>'Unn»»rn
r,e! «alac! « Wlliel. Wien I, Nrnben 2» - Druck oon Pafj « Vorlel, », ». t, tz, Ver!» W 57, «ül»»nr»z« «
Neujahr an der Niviera und Karneval
in Eis und Schnee, nennen sich zwei Gesell»
schaftsreifen, die voraussichtlich bei Interessenten
sehr viel Anklang finden werden. Diese G«>
sellschaftsreisen werden veranstaltet vom N«is«»
und V«rlehrsbur«au des Kaushaus d«s Westens,
G. m. b. H., woselbst SpezialProgramm« zu er»
hallen sind.
D!« Deutsche Nanl uerösfentllcht in der
heutige» Nummer unseresVlaltel das Verzeichnis
ihrer Depositenlass« in Verlin und Vororten mit
dem Hinweis, dahdieVureaux derDepositenkasse 4
vom 23. d. M. ab sich in dem neuen Vanlgebäude
Mauerstr. 25 2» befinden.
Der heutigen Nummer liegt eine Veilag«
d«r Firm» Fr. Wilh. Grunow in Leipzig bei,
auf die wir besonders hinweisen.
5
l<ik5cr»cr!7k o. ««>. vturzcncr« l.c«ic)n '8»5—'«
V, 3«»m!,n, 2 »<!«. 2. NxN 0«. !285 5<!t «!«
>8 l,!, !<»>»r. ^>>l»r!l»inl„ !>»!, ,!c, v»s!,«>,m «X,
,«.!»««! 50 «,, 2 Ml!»!«, 3» «,
oenx/XN!. l>, 3«l:«,5!l!1 V«ll,5cs!li«. «>77liü5cn«sl
». l» «x,!,r>!. f»»». 5?»!«!, m. >2> «>pp«„l>!>,
w!!!«>«», 3!»mm!«!, «!c, 3^men >7!78, (2!X> n>»r»r.
r»°i«> 5) «., «»!>< ,«!>, 55 «.
0>k «üU<z,<)N v« 8UD0NN x >nr» ü»!5<«l,ü!!»,
Von c, l°r. x»»p°«ü. 2 8<» 2. Nxü, ol? He>! OS.
2' « , ,«!>. 24 «
«57, f«„ l.k^occ)!« l»!.ni<)«>cu«. l "»>,, W7< 5«i>,
2. Nu«, 03. 5? «., 5 rüll><!e. >?.«» «^
lnzz«!..!., °r«D., 0, !>m>.<>Ol'r!>li «t!IN!<!.li,70! v,
DU««!..!!« V rl>Nk5U5. 2 8<!« c>l>.,s1x»,. 2« «.
NI>f>fiVVN!),!<5>7N'5 ^liilXil'^llcni: NU5 0. «UVN!,».
VNNNNVN, «. >i,<!!«n, «<>m»«n<!xm 4 l««>«ü,xsen,
». 6, 5«",!<r, V, «. 5c!im!<«, W0?. » «.
««rn,, 8,r,«r« V«!-!,». 3«'«" «.52, ».»»»».»»«««v-. 2.

/IUSSTCLLUMQ
PROF. SCHULTZE-N/iUr>1BURG
Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalccker Werkstätten G.m.b.H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 25 (b. d. Potsdamer Brücke)
:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: ::::
Zeit ist Geld!
\\ie beidt-s gespart werden kann, lehrt auf das
glänzendste unsere neue
Formular-Schreibmaschine
„Smith Premier“
Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen
^ es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, \\onats-
Rechmmgen, Konto-Auszüge in aller kürzester Zeit
zu stellen.
Unentbehrlich für kaufmännische und
Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.
Prospekte gratis und franko von:
Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichsir. 62.
ttfttättraförfcartitoerfof und
(DttoCrDraaniyumot
ßofütfétant &r6öniDIßot|tit örs
'/fncDnrhti ttopolö ponf»ttU58tn.H

O O
o o
o o
o o
Karl ©фп1^1«г •
S-.arl GÁcflír
(famille <Be(ictan .
©immel .
a ri gaupmann
-'runo 3)ифь>a(b
«rite
39 i
43'
<Sin neu«8 ïoabjocr.
fahren 47
Эср |3П«п1ф ale íCeinb 55
©raf 3ДНфæ! (jort-
60
. C8
«die
§§§ TOufif 70
'•Ranbbcmcrf ungen:
Gbuarb ©raf Sci)fcrling Sur'Kuwbfrage über
'inarimilian Çarben . 72
Cibuarb ©olbbccf . @inb wir gcfunb? . 72
©фай!a! . Sranf "ZDebefinb unb
baë problem bee
Sibioterë 74
Wanuffripttcnbiniquen nicht an bit etnjelnen fjcranegcbir, fonbern an bie
: Dr. iur. ílrtur ííanbeberger. ««rlin W. 50, fiteiebenerftra&e 14.
5EIDEhHRU5
MICHELS & Ou,
HOFLIEFERRMTEM.
BERUH W. LEIPZK3ERSTRR5SE 43-44,
ECKE MRRKGRnFENSTRnSSE.
QRÖSSTES SPECIñLHñUS DECJTSCHLRMD5
- FÜR SEIDENSTOFFE ÜMD SñMMETE »
МЕСМПМ. SEIDEnSTOFFWEBEREI IM KREFELD
FñBRIKRTION VOM SEIDEMEM BLUSEM, JUPONS,
MORGENRÖCKEM, МПТ1МЕЕ5, K05TÜMRÖCKEM
UMD HBGEPRSSTEM HRLBFERTIQEM ROBEN.
:: :: :: :: :: :: SPECIBL-ABT E I LU NQ FÜR ::
LIBERTY.RRTIKEL, SEIDENE TRICOTfiQEM, SEIDENE TÜCHER,
FEDERBORS, ECHTE SPITZEN, KRRQEN, SCHfirPEN ETC.
TI

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Zomdort: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
»Richard Muth: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.
Nummer 2 V«'de7elnz"nm Nu^ 16- Januar 1918

Das Ende?

Am vierten Januar 1908 wurde Maximilian Harden von der vierten Strafkammer
des Landgerichts I in Berlin zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt, weil
er den Grafen Cuno von Moltke der Homosexualität geziehen haben soll. Ich habe
vor acht Tagen hier gesagt: „Dem Grafen Cuno von Moltke hat Harden Homosexualität
nie nachgesagt. Wer das Gegentheil behauptet, bleibt nicht bei der Wahrheit. Daß
es in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden.“ Ich
nehme kein Wort von diesen Sätzen zurück und bestreite, daß die vierte Strafkammer
des Landgerichts I zu Berlin in eine objektive Würdigung des gegebenen That-
bestandes eingetreten ist. Wäre dies, nie hätte ein Urteil von so handgreiflicher
Ungerechtigkeit zustande kommen können. Ich kann nur annehmen, daß die also
Irrende der Massensuggestion erlegen ist; auch Strafkammerlinge sind ja Menschen.
Ueber das, was in den Artikeln wirklich steht, ist überhaupt nicht verhandelt
worden; nicht am ersten, nicht am letzten Tag, nicht öffentlich, nicht hinter ver-
rammelten Thüren. Mit beispielloser Willkür wurde hineininterpretiert, wurde auf Hardens
Haupt abgeladen, was eine von allen politischen Instinkten verlassene Presse im Mai
angerichtet hat. Wenn Harden nicht selber zugegeben hätte, wer in dem so viel
beschwatzten und doch so harmlosen Nachtgespräch der „Süße“ sei, so wüßte man
heute noch nicht. Im Mai noch wurde allgemein Lecomte dafür gehalten. Der Name
Moltke wurde in der „Zukunft“ drei», höchstens viermal erwähnt, nie in sexuell
kompromittirendem Sinne; auch die Wendung: „Zwei Aestheten von sehr verschie-
dener Sinnenrichtung“ kann nur ein ganz Befangener im Sinne der Strafkammer
urtheils auffassen. Sinn, meine Lieben, ist Geschlechtssinn; einen andern giebt's nicht.
Und Aesthet ist bekanntlich ein Mensch, der (nicht etwa für künstlerische, sondern) für
geschlechtliche Impressionen außerordentlich empfänglich ist. Jeder sieht, auf wie
starken Stützen die Urtheilsbegründung ruht. Das Nachtgespräch war am 2. November,
die Bemerkung über die verschiedene Sinnenrichtung zweier Aestheten am 27. Oktober 1906
erschieden. Seitdem wurde der Name des ehemaligen Stadtkommandanten von Berlin
nur noch zweimal erwähnt. Am 17. November 1906 in einem „Praeludium“ über-
schriebenen Artikel. „Phili hat, heißt es da, für alle feine Freunde gesorgt. Ein
Moltke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant
von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn
von Varnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute
Menschen, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr heilswirkung
erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verlehr, mündlichen und brieflichen,
von rührender Freundschaftlichkeit.“ Warum wurden die Herren von Tschirschky,

40 Morgen: Politik

von Varnbüler und Hellmuth von Mottle nicht vor Gericht citiert und gefragt, I sie aus den Zeilen den Vorwurf homosexueller Vethätigung herausgelesen hätten Weil sie dem Frager ins Gesicht gelacht hätten. Sie wußten sich rein und lasen i die Artikel nicht hinein, was nicht drin stand. Und warum wurden nicht auch! von ihren, Kaiser zur «Rechtfertigung aufgefordert, wenn doch die Zutunft-Artit Anstoß und Unterlage zu allem Unheil gewesen sein sollen? Ich hoffe, auf die Frage wird uns von irgendeiner Seite Antwort, und zwar plausible und unzwc heutige Antwort werden. Ist harden endlich schuld, daß in denselben Tagen, w Graf Cuno von Mottle, auch der Graf Wilhelm von hohenuo gehen muhte, vi dem Harden nie auch nur das Geringste behauptet hat? Gebt Antwort, wcnu j euch möglich scheint! So lange sie fehlt, wird die Ueberzcugung nicht zu erschüttc, sein, I <,ß andre Gründe, als die Artikel der „Zukunft“, für die Verabschiedung d Hern» den Ausschlag gaben, und daß die entgegengesetzte, im Gcrichtssaal au gestellte Behauptung eine eklatante Unwahrheit darstellt. Im Jahre 190? lommt d Name Mottle nur noch einmal vor. In dem Heft vom 2. Februar steht der Sa „Vic Grafen Mottle und hohenuo haben das Komthurlrcuz des hausordcns r>< hohe».:» Ilern bekommen (Phili hat es wohl längst).“

So. Damit ist das Verbrechen, das der Herausgeber der „Zukunft“ begang« hat, umschrieben. Und ich frage jeden Ehrlichen, ob ich nicht Nccht habe mit d Vchauptuug, daß harden dem Grafen Cuno von Mottle Homosexualität nie nac! gesagt habe, daß, wer cs behauptet, nicht bei der Wahrheit bleibt? Frage wcitc ob die Verfehlung, wenn überhaupt eine in den paar Sätzchn liegt, mit vier Monat, Gefängnis gcpönt werden muß? Einer Strafarm, die der Gesetzgeber für Diel Zichällcr, huren, Mündclgelddefraudantcn und ähnliche Ehrenbürger als Süh, bcwicscner gemeiner Gesinnung ins Strafrccht aufgenommen hat. Ich launs nic finden und sage mit kuthcr: „Wenn Das soll Recht sein, was die Person, so i Amt sitzt, will und thut, so ists ganz aus.“

>'c>n qu>5. 8ecl qui6 clielllur, attenele, hat Sencca gewarnt Sehen wir uns d Beweisaufnahme ein Vischn an. Otto von Mottle, der Klosterprobst und Vett des Vcbcntlägcrs, hat bekundet: „Der Zweck meines Auftrags, den ich zugleich au als 'arlcllträger übernommen hatte, folltc der fein, in einer persönlichen Unterrcdm niit I)cnn harden festzustellen, was er mit den Artikeln eigentlich beabsichtigte in welche Auffassung er über meinen Vetter eigentlich habe.“ Ferner: „Ich tonn meinen Auftrag nur so auffassen, daß volle Wahrheit über den Inhalt der Artit gcschmfen werden sollte.“ Festgestellt ist hiernach, daß der so schmachvoll beleidig Herr <nn I I. Mai 190? noch nicht wußte, was der Beleidiger sagen wollte, obwo er, v.'ie auf besonderen Wunsch des Oberstaatsanwalts ebenfalls festgestellt wurd die „Zntunft“ immer mit Spannung elwartctc und sofort las. Beleidigungen dies Art müjcsn in der That furchtbar fein. Noch furchtbarer behauptete Thatsachcn, d Der, über Den sie behauptet werden, nicht zu crlcnncn vermag, hier tonnte unt die Vcweisaufnalimc eigentlich ein Strich gemacht werden. Wenn mans andc, beliebte, so wird man nach Gründen suchen müssen, die mit der rechtlichen Beurtcilm der „Thal“ des Angeklagten in keinem direkten Zusammenhang stehen. Wir brauch, auch nicht lange zu suchen. D.'r seit dem 11. Mai für befleckt ausgegebene Ehrenschi des Herrn von Mottle mußte wieder gereinigt werden. Das war nur möglich, wc, man Frau von Elbe ruinierte. So tams, daß wir acht Tage lang eine Verhandln« genossen, die den Herausgeber der „Zukunft“ so gut wie nie nichts anging. (Wo

» Karl Schnitzler: Das Ende? 41

n »

o

gemerkt, das that derselbe Gerichtshof, der Beweisanträge gegen den Zeugen Eulenburg ablehnte.) Die Ehrlichkeit fordert das Bekenntnis, daß das Ziel glänzend erreicht wurde. Und wie (aristophanischen Gedenkens) d<r von Myrrhine gefoppte Kinesias bekam Herr harden vom Chorführer das höhnende Wort zu hören: „So in die Patsche geführt hat Dich, traun, dies erzschndndlichc. dies erzscheuhliche Weib.“ 9b dies Ergebnis zu solchen Hymnen Anlaß giebt? Den Zeitgenossen hat das Schauspiel gefallen. Ich möchte mir aber doch in aller Bescheidenheit ein paar Bemerkungen zun« Thema Elbe gestatten. Erstens: der Gheimrath Schweninger hat an Frau von Elbe leine Spuren von Hysterie bemerkt. Zweitens: die Nichte des Grafen Cuno Moltte und Gattin Schweningers hat davon ebenfalls nichts bemerkt. Drittens: Herr harden, der doch, wie ihm selbst seine erbittertsten Gegner nicht bestreiten, ein leidlich guter Psychologe ist, hat dito nichts bemerkt. Viertens: warum hat man den dritten Mann der Frau, der ja leicht genug zu erreichen war, nicht vernommen? So glaubwürdig wie die Gräfin Danctclmann, die Schwester des Klägers, ist er doch mindestens auch. Fünftens: warum hat man nur drei Biertelstunden lang die Briefe des Baters der Dam: verlesen, ohne zu konstatieren, daß Herr von heyden längst sein Urtheil revidiert hat? Scchstens: acht Tage lang hat die vom Borsitzenden, vom Staatsanwalt, von Herrn Sclo bedrängte Frau einem Kreuzfeuer stand gehalten, das die allerwenigsten Männer unblessirt überstanden hätten; gab, wo oft um Kleinigkeiten und Subtillitäten gestritten wurde, klare und verständige Auskunft. Siebtens: Herr Doktor Korth, der fast drei Lustren lang ihr Hausarzt war, hat vor der Ehe der Frau mit dem Kläger nichts von Hysterie bemerkt. Achtens: die Sachverständigen Professor Eulenburg und Medizinalrath hoffmann sind sich nach tagelangem Verhör, nach der halbstündigen Philippika des Fürsten Eulenburg. der Aussage des Nebenklägers, den Briefen Herrn von heydens noch immer nicht über die Hysterie der Dame einig, so daß Herr Iscnbiel den Freund Philis, Doktor Frey, aus Wien hercitieren muß. Neuntens: Erst dieser Herr, im Berein mit ein paar verärgerten Dienstboten und der Schwester des Klägers, bringt das Kunststück fertig, die Glaubwürdigkeit der Frau von Elbe zu vernichten. Iuaevis d^zterica menclax, hat der Herr auf Drängen des Staatsanwaltes behauptet, sei ein allgemein anerkannter Satz. Herr Professor Eulenburg hat seine Nichtigkeit bestritten. Zehntens: Die Aussage der Zeugin findet eine Stütze in wiederholten Aeüßerungen Bismarcks. Doch Otto von Bismarck war bekanntlich auch hysterisch und log, wie Frau von Elbe, im Zorn das Blaue vom Himmel herunter. Im Ernst: Am diese Edlen zu retten, nimmt sich eine Handvoll Dutzendjuristen heraus, den Neichsgründer zum Verleumder zu machen. Und kein Sturm der Entrüstung fegt die zu so löblichem Thun Entschlossenen von den Sitzen. Wenn Euch eine solche Beweisaufnahme ideal vortMimt und zu Hymnen über die begeistert, die Ihr im Mai und Juni wie ertappte Verbrecher und lichtscheue Existenzen behandeltet: ich will die Freude nicht stören. Mit keiner Silbe wurde auf diesen Blättern die Sache erwähnt, ehe das schöffengerichtliche Urtheil ergangen war. Nie wäre sie erwähnt worden, wenn ich die Gefährlichkeit des Pressetreibens nicht vom ersten Augenblick an erkannt hätte. Und heute zu schweigen, wäre eine Schmach, Wenn vom „Vorwärts“ bis zur »Kreuzzeitung“ systematisch an der Fälschung eines einfachen Thatbestandes gearbeitet und nicht eine Stimme zu Gunsten des zu Unrecht Verurtheilten laut wird, hat auch die bescheidenste Kraft das Necht und die Pflicht zu sagen, wie Fichte gemahnt hat, was ist.

42 Morgen: Politik

Ueberblickt man den Gang der Verhandlung im Ganzen, so erhält man folgende Bild: Zuerst kommt der Herr Klosterprobst und stellt seinem Vetter einen glänzenden Leumund aus. Dann werden die Thüren verriegelt, die beiden (nicht von Halde, sondern von der Presse) Beschuldigten waschen sich gegenseitig rein (wir sind äugen scheinlich wieder bei dem mittelalterlichen Institut der Reinigungseide angelangt II2c I« benc: Bcstn öffnen sich die Thore wieder und wir sehen die herre in voller Reine vor uns, mit Eifer an der Arbeit, das Zeugnis der Frau von Ell aus der Welt zu schaffen, die Dame selbst auf dem blanten Ehrenschild des Herr Grafen zu opfern. Ich muß bekennen, schon Imposanteres gesehen zu haben. Und ich muß bitten, uns mit der Phrase vom blanten Ehrenschild, die wir nun bis zum Uebelwerden oft zu schlucken bekamen, endlich zu verschonen. Erst kam Herr Isenbi, damit, dann kam Herr Sello und zuletzt gar das Urteil selbst. „Graf Mottle, heißt in der Begründung, steht sittenrein da, kein Makel haftet ihm an und blank und fleckenlos steht sein Ehrenschild da.“ Geschmackvoll. Und ungemein klug. Sicher hat der Gerichtshof alles ihm zugängliche Material über den also Gefeierten studiert, ehe er zu so kräftiger Belobigung ausholte. Ganz sicher auch das in den Ehescheidungsakten liegende ärztliche Zeugnis, das im schöffengerichtlichen Verfahren erwähnt wurde, hört die läppische Verhimmelung eines braven Dutzendmannes nun nicht bald auf und wird der gentlemanlike Sport, sie auf Kosten einer Frau durchzusetzen, noch weit betrieben, dann wird die Publikation dieses Gutachtens zur leidigen Pflicht werden . . . I^e5 in5en8e5 clireut: le ciel est deau.

Ob,255on5 cet dumme, et Zoulllonz sur 52 Bloire.

I^omme au Bl2uci saur ou eteint un ttgmdeau.

Ob der Herausgeber der „Zukunft“ in den letzten Tagen nicht manchmal die Worte gedacht, die Belanger einst für Chateaubriand schrieb? Sich nicht manchmal der Sprüchlein erinnerte, in denen mittelalterlicher Humor das bei Hegendorf zuerst aufgetauchte Wort: „Juristen böse Christen“ zu variieren liebte? Nicht lächelnd Luther Frage gelesen hat, ob „Büttel, Henker, Juristen, Fürsprecher und was des Gesinde mehr ist, selig werden“ tonnen? In einem erhitzten Kopf läuft, ehe die Erschöpfung kommt, manche Frage führerlos umher, die man in gesunden Tagen straff am Zügel hält. Am 9. Mai 1749 schrieb Friedrichs Großkanzler Coceji an seinen König, daß „die Procuratoren eine wahre Pestilenz der Justiz“ seien, daß sie „mehrentheils Lataye gewesen und gleichwohl den ganzen Proceß dirigirten“. Das war damals vielleicht eine lapidare Unwahrheit; ist vielleicht heute wieder eine. Das darf man hoffen, muß man glauben. Glauben, daß kein Staatsanwalt, kein Richter anders je als seiner Ueberzeugung entsprechend handeln und erkennen wird. Subjektiv bleibt aber auch der Richters Glaube. Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten, Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Harden gefällte Urteil berechtigt erscheinen liehe. Und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wieder kehrt, so lange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht, der deutlicher als irgend etwas sonst für Macchiavellis alte Weisheit predigt. „Wohl zu merken ist, daß die Menschen entweder zur Ruhe geschmeichelt, oder vernichtet werden müssen. Denn wegen geringer Beleidigungen rächen sie sich; wegen großer vermögen sie das nicht. Jede Verletzung muß also so zugefügt werden, daß keine Rache zu besorgen ist.“ Und nicht Harden allein wird die Richtigkeit des Satzes empfinden. Auch Bernhard Fürst von Bülow wird die Frucht feines Wirtens bald genug nun rein finden. Und ihm geschieht, was er sich verdient hat. ^.

Karl Schnitzler.

o o

o o

©с^effier: Spilog 43

„(Sott er ftrafen ober fchoitm,

пш5 er 9Hсп[фен шспСфHс

Л^ебиИф mie Warren §afting§ einft, ber feinem 33aterlanbe mit (Einfettung ber ganjen

•vV Zebengkraft ein grofjeg Ao1oto1re1ф gewonnen batte unb ber, um eineS im "iöerbäلتnig

3u biefer Sot unbebeutenben ^ebfê roillen, 1ф1трТИф bann bor ben klugen ber Nation

berarteilt tourbe, Ijat Darben in blefen Sagen bor feinen 9\iti)tern geftanben. 'ПШ fo

aben1еиегИф berocitbaft rote ber иперьHфе (Seneralftattbalter ber оШпьифен Kompagnie;

aber bei »eitem аиф niá)t fo angreifbar. Wie fo oft {фон in ber (Be{ф1ф1е, ftanb —

biefegmal im ЫгдерHфен 3lQerroeIt3rodt — eine (Eroberernatur bor iöerreften, биф^aben-

gläubigen Beamten; ftef)t fie }eijt bor bem Sribunal ber greffe, bie mit bent "Slid auf bte

Slbomtentenliftc lobt ober tabelt, bergöttert ober berläftert. Darben erfährt nun baž 6ф(c!{a1

aller fteggemobnten ВДШенЗтепТфен: er ftolpert, roo er рф gang рфeр roäfjnte. Unb feinen

Jali begleitet bog groftlorfen ber ihm lnebenbürtigen.

(Eine fleine, abfeltg fiebcnbe 6фар ficfjt mit tiefem (Srimm unb ТфтерзИфeр Teilnahme

bem bcidiumcitben 6фай}р{с1 in егзюипдeпeр lIntätigkeit зи. 5йг Ре ejlfтиert faum bte

pfiarifâiiche ýrage: too ift 'КефГ? roo ift Ипгсф1У CDetin baS finb untlarc begriffe, ab-

gängig bom Äaffenbetpuftfein, bon 3ШегeäпТфаиипден, bon bunbert fojialeu unb InbiwDueilen

Determinationen. §öher ala (o!фе rocф|eпьсп begriffe ftebt bie шойеnбе Jiraft. Эеип fie

ift elemcntartfd).

(Eine 1"п1фс Äraft, eine unferer toertboDften, foil nun, im 'Stamen eineS formalen

^сфк-е, деброфен тоerben. ^lít borgetl>йnfфtem (Erfolg, паф einem ©runbfafc ber©tautöraifou.

во!феа де(ф1е^ nid)t ium erftenmal. ©olangc eg ро!Ш(фе ®е?ф1ф1е gibt, bnt еss

аиф *Шен{фен gegeben, bie ihrem politicen ^Uggreffibitâtêrrieb Opfer дешorben finb. Sent

gegenüber bat bog in ijöfjcrсм ©innс fti)id) tpägenbe Urteil 1иф1 im Söloralfobej äiuiftücf)

паф paffenben Barographen зи ?ифен — toeber für bie (Semait поф gegen fie —, fon bent

nur зи fragen, ob bie ftrafenbe unb ьегп1ф(еnбе (Semait einen (фop(er!(фен 6taat@gebanfen

bertritt unb ob fie riuffi4)täio8 fei" barf, »eil ber Angreifer förbernbe Äulturarbeit binbert.

„••Кеф!" ift immer bort, то ein berftänbiger Zufuiiftêu>illc ift, eine mutige -lirbeitti-

unb ein 1e1ben?фарИфeр íBautrieb. (Ein 3itgmar<f burfte tmmerbin ihm un-

bequeme ^olitifer mit ^aaШфен 3ПафгтШebr гйсГ|1ф1й!o8 befeitigen, beim bie (Segner ge>

fä^rben ein genial gebad)te8 Werf.

Qeiitc aber ^at bie ©taatögeroalt nid)t biefe t)5i)ere 6ШHфГсК beg grofjcn WoHeng

für пф. Фа« f)aben i^re legten fünf3ehn 9lрbeitgjabre Ып1апд11ф bemiefen. Wenn fie

barum einer ш^ргйпдЦфен (Energie im Flamen ber 'SÜlajoritätgmoral bie 6el>nen ber Äraft

Ыгф?фпс1бе{, fo ftetit fie bor ung ba, roic fie immer поф баftanb, menn bie Wittelmagigreit

bag groge Salent bor ben 9^terftu() rief. 6ie ег[фе»и boppelt arm, alg gnbabertn ber

materielten 9Каф1. Фенн fie bergtfjt i^r ^дфfteg Ч5orreф1 ju ну|en, t^re ebelfte Äraft:

РФ mit bem Salent — mit jebem Salent — зи bertragen unb eg ну\$enb fo зи förbern,

РФ if>m fo зи berbünben, ба\$ eg зит 61гаифе1п дат1ф1 fommen fann.

Barben fiat benen, bie an bag <fble unb 93ebeutenbe in feiner 3latur feft glauben, in biefen

3та>3effen п1ф! immer gehalten, mag feine Jäl)igfeiten, mag feine L'ebenSarbeit ьегТрафен.

yh Morgen: Politik

o 1

In t er eisten Verhandlung fehlte es ihm an zurückhaltender Würde. Eine so peinliche und ungeheuer schwierige Arbeit, wie er sie freiwillig, als ein Tapferer, übernommen hat, — in Parenthese: eine Arbeit die nicht diskreditiert ist, weil der erste Kläger als Sieger nun den Saal verlassen hat — konnte unangreifbar nur den machen, der an sie mit der großen Einfalt eines rückhaltlosen Herzens und soldatischen Geistes voll, herantrat. In der zweiten Verhandlung aber war tzarden krank und matt. Trotzdem steht er noch jetzt, wo er seine Beweise ,^um Teil hat dahinsinken sehen, als die stegende Kraft gegenüber seinen hunderttausend Splilterrichtcrn. Denn er steht nach wie vor da als ein Wille, als der Träger einer Idee, als eine Eroberernatur; als Einer, der den Stoff des Lebens formend anzugreifen sich leidenschaftlich müht, wo sich die ihm gegenüber vom Leben passiv dahinführen lassen, ängstlich bemüht nur, in» Gedränge Haltung und äußere Würde zu bewahren.

Zier lacht es spöttisch von allen Seiten. Produktiv? Werte schaffend? Dieser

Äeslrutteur! Ein Ideallst dieser mit so vielen Fehlern behaftete Mann?

Ich kenne hardens „Fehler“. Besser als die meisten seiner Ankläger; denn ich stehe ihm näher. Was aber sind bei einer fanatfch wollenden Aatur überhaupt „Fehler"! Auch sie werden dem von Balur Starten zu Wurzeln der Kraft; sie sind der aktiven Energie Aeaktlonscrscheinungen. Fehler sind gemein, wenn sie Werkzeuge gemeiner Zwecke sind. Bei tzarden sind sie Waffen oder Mittel der Scibsterhaltung. Sic wirken oft unsagbar unbequem und sind zuweilen schädlich; nie aber sind sie verächtlich. Denn es sind ebenfalls übersetzte Energien. Seine Schwächen sind darum wertvoller noch, als die selbstgerecht mit ..Objektivität" prunkende, feierliche Korrektheit des ersten Anklägers; diese Fehler stehen immer noch höher als die lendenlahmen Vorzüge der ringsumher mit Gift, Galle, Philister» haftigkeit oder Indifferentismus „Gerechtigkeit" Ucbenden.

Und wer tzarden einen Destrulteur nennt, weiß nicht, daß man auch mittels der Verneinung bejahren kann. Als Kritiker hat dieses aktive Temperament seinem Volle ein neues Gebiet politischen Denkens erobert: ein Marren tzastings im weiten Neuland der modernen Staatsidee. Das ist nicht eine willkürliche Behauptung, sondern für mich felbft eine erlebte Gewißheit. Es ist am Platze, pra <lom» zu sprechen. Diesem Manne verdanke ich viel. Nicht der Mitarbeiter der „Zukunft" fagt das, und natürlich auch nicht der tzarden persön» lich Bekannte, sondern der sich lange vorher seiner einsamen, von allen Bildungsmitteln fast abgeschnittenen EntWickclung Erinnernde. Dem Autodidakten hat dieser Publizist in Jahren großer innerer Ungewißheit und Wirrnis Klarheit über viele Dinge gebracht. Und damit Selbständigkeit. Er hat den von allem Parteileben bitter Enttäuschten zum Staatsbürger erziehen und aus dem nach physischer Freiheit verlangenden Demokraten einen an der inneren Freiheit sein Genügen Findenden, einen Konservativen machen helfen. Einen lebendig Konservativen, hoffe ich, von jener Art, die Paul de Lagarde meinte, und die jederzeit zu nützlicher Arbeit wie zur Fronde gleich bereit sein müssen. Was tzarden aber meinem Individuum gewesen ist, das muß er notwendig auch großen Teilen der Allgemeinheit gewesen sein. Denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich von einem tiefgehenden perfön» lichen Erlebnis allemal aufs Ganze schließen darf. Es ist auch nur nötig, sich umzusehen, um objektive Bestätigungen zu finden. Ueberall fällt der Blick auf Wirkungen, die ohne tzardens Tätigkeit nicht möglich gewesen wären. In fünfzehn fchweren Arbeitsjahren hat er unfer öffentliches Leben von einem Wust schädlicher Phrasen gereinigt, ist in aller Stille

Karl Scheffler: Epilog H5

der Führer einer namenlosen Partei geworden, der die Besten aller Stände und Berufe angehören, und hat, fanatisch sich anstrengend, die notwendigen nationalen Aufgaben in Angriff genommen, die die im Besitz aller staatlichen Machtmittel Wohnenden nicht einmal zu erkennen vermochten. Die Deutschen verdauten diesem politischen Moralisten, diesem vor innerer Leidenschaft bebenden Pathetiker, der, als ein Skeptiker im einzelnen, das Unmögliche will und von dessen Stirn einem großen menschlichen Gedanken entgegenleuchten, ein besseres Nationalgefühl und «in in der Selbstkritik gewonnenes Selbstbewußtsein, nüchterneres Denken, kühneres Wollen und erhöhte Arbeitslust.

Und eine Energie, die solches ganz aus sich selbst, gegen eine Welt von Feinden stehend, vollbracht hat, will man nun mit dem Schein weiser Gerechtigkeit zerbrechen! Ein Politiker solchen Stils, dessen Gegenwart dem Volke so nötig ist, läßt die Nation indifferent sich rauben! Diese Nation, die so gut, arbeitsfroh, stark und brav ist, aber leider so ganz und gar unpolitisch, daß sie eines Fritzens bedarf, um zu einer gesunden Opposition sogar zu kommen.

Er ist hinlänglich dadurch «bestraft», daß sich ihm manches als Irrtum oder als unbeweisbar herausgestellt hat. Das Bewußtsein dieser Niederlage nach zwei Siegen trifft ihn mehr als das Gesetz es kann. Das Zugeständnis, das er machen muß, ohne in der Sache, worauf es ihm allein ankommt, überzeugt worden zu sein, ist seinem empfindlichen Selbstgefühl schrecklicher als das Gefängnis. Der Schaden, der seiner Lebensschöpfung droht, nagt mehr an seiner stolzen Seele, als jede Schmähung von außen. Ein solcher Geist »strafft« sich selbst, weil er sich selbst dichter zu sein vermag. Und der eigentlich nicht so sehr von der harde, sondern vielmehr von der geistlosen öffentlichen Meinung und von seinen Vorgesetzten getränkte Kläger war ebenso vollständig zu rehabilitieren durch ein Urteil, das im vernünftigen Verhältnis zum Anlaß stand.

Man schickt einen Mann wie Erde nicht in ein Gefängnis, läßt einen solchen Geist nicht niedere Strafarbeit verrichten und vor uniformierte Aufseher stehen. Tut er, nicht schon aus Gefühlen moralischer Aesthetik. Lebenslängliches Zuchthaus macht zum Märtyrer; vier Monate Gefängnis find eine lächerliche Entwürdigung. Im vielgescholtenen Mittelalter strafte man adlige Herren mit Aitcrhast. Einem Erden tut man nicht Schimpf an. Den Schimpflichen gebührt der Schimpf, nicht Männern, die Glück und Leben einer Idee des Ganzen zum Opfer bringen. Der formale Fehler fordert formale Sühne. Eine Zeit, die anders empfindet und handelt, ist barbarisch, ist würdelos. Unnatürlich und schmachvoll ist es, mit so unstandesgemäßer Strafe den zu treffen, der im Innersten voller Ehre ist, der größere Ansprüche an sich selbst stellt, als einer seiner Nichter zu ahnen scheint. Was man diesem gewiß oft hartes, mißtrauisches und zuweilen eitles aber über alledem großen, edlen und feurigen Herze antun will, das beschimpft uns allen das Gefühl. Es ist ein Schlag ins Gesicht allen Streitern des Geistes; es erniedert den Beruf, den gerade tiefer Mann aus den Niederungen des Professionsmähigen erhoben hat, und lästert das Talent, das an sich schon, von Gottes wegen, eine ethische Kraft ist.

Die Zeit wird Erden sicher einst ja die Genugtuung bringen, die sie Warren Haslinaz brachte, dem in den Abgrund Verdammten, als er im Parlament, an derselben Stelle, wo er fünfundzwanzig Jahren früher angeklagt worden war, mit begeistertem Zuruf empfangen wurde, als sich alle Häupter vor seiner Lebensleistung entblößten. Nur wird es bei Erden

Vi Morgen: Politik

° C»

nicht solange dauern, hält er aus, verzehrt er sich nicht am eigenen Gram, so sind die Ereignisse dieser Wochen, die nun beendet scheinen, der Anfang erst gewesen eines ernsteren Kampfes. Denn es handelte sich für Harden nie darum, das Privatleben Dieses oder Jenes zu ruinieren, sondern darum, die Wahrheit einer politischen Ueberzeugung zu erweisen, die er seit fünfzehn Jahren unermüdlich verkündet. Es ist eine Wahrheit! Wer lebt, wird es sehen. Es dreht sich Einem etwas um, wenn man nun steht, mit welcher schamlosen Empfindungslosigkeit die Presse diese gerade auch ihr angetane Gewalt hinnimmt und sklavisch noch darüber frohlockt. Dieselben Journalisten, die ihre Feder in Gift und Galle tauchen, wenn hinten in Rußland ein Jude vergewaltigt, wenn ein liberaler Volksschullehrer gemäßregelt wird, die mit staunenswerter Einmütigkeit gegen die Verhaftung Gortis protestiert und einen Veitstanz der Leidenschaft zugunsten von Dreyfus aufgeführt haben, freuen sich der über ihren vornehmsten Kollegen verhängten Schmach, weil sie, dem „Apostaten“ gegenüber, den Gefühlen persönlicher Vergeltungslust mehr folgen als der menschlichen und politischen Vernunft.

Entsetzlich ist dieses Urteil! Mag es sich durch das Gesetzbuch immer rechtfertigen lassen. Wögen die Richter so überzeugt und korrekt gewesen sein wie möglich. Denn diese Art „Gleichheit vor dem Gesetz“ ist die schreiendste Ungleichheit, die es gibt: diese schematische Gerechtigkeit ist ungerecht und stellt unsere Kultur hinter die der Chinesen. Leben wir im zwanzigsten Jahrhundert, als Kämpfer um alle möglichen Kulturgüter, um ruhig die Folterung eines Mannes mit anzusehen, der erfüllt ist von Leidenschaft für das Wohlergehen seiner Nation? Jetzt wäre es an der Zeit für jene anonyme Partei; jetzt müßte diese unfähige Negierung den nachdrücklichsten Widerspruch hören. Mit nicht zu überhörender Entrüstung mühte ihr zugeschrien werden, daß wir nicht willens sind, diese unerhörte Tat zu dulden.

Der letzte Rest von Vertrauen verschwindet. Man kommt sich dieser gesetzlichen „Rechts“ Unsicherheit gegenüber vor wie ein vom Staat Ausgestoßener. Nichts auch kann dieses unglückselige Urteil ganz wieder gutmachen. Wird die allzu geschickt gemachte Operation geschickt zu Ende geführt, dergestalt, daß am Ende eine Begnadigung vorgesehen ist, um der „Strenge“ dramatisch die „Wilde“ folgen zu lassen, so ist der Eindruck dieser Strafverhängung — nach einem Freispruch! — doch nicht mehr auszulöschen.

Vieles noch mühte gesagt werden. Es wäre die Pflicht unserer durch Immunität geschützten Abgeordneten, es zu sagen. Wozu sitzen sie sonst auf ihren Stühlen! Mögen sie sich dieser Verpflichtung zur rechten Zeit noch erinnern. Auch dann, wenn der Nelchsanzler wieder mit seiner Demission droht. Mag er doch gehen! Denn soll die Frage persönlich zugespitzt werden und lauten: Bülow oder Harden? so sage ich für mein Teil mit allem möglichen Nachdruck: Harden! Denn er ist ein Wille; und Bülow ist nur ein intelligenter Gehorsam.

Frieden««. Karl Scheffler.

Ein neues Wahlverfahren.

Von Camille Pelletan. I

«In einigen Jahren beschäftigt man sich in Frankreich und anderen parlamentarisch regierten Ländern aufs eifrigste mit der Frage, wie die Vertretung der Winortäten ermöglicht werden soll».

Zur Diskussion gestellt ist das Problem eigentlich schon längst, aber mit der praktischen Anwendung des Prinzips sah es bis vor kurzem recht mißlich aus. Man hatte — besonders in England, Spanien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Brasilien usw. — verschiedene Wahlverfahren erdacht, die sich aber bei der Probe als sehr unvollkommen erwiesen, und die man bald fallen lassen muß. Ein solches Verfahren, das man uns jetzt dringend empfiehlt, funktioniert — mit geringen Abweichungen — in einigen wenigen Schweizer Kantonen, aber es hat wohl keine verlockenden Nelutaten gezeitigt, denn die sehr starke Majorität der anderen Kantone, die doch «in halbes Jahrhundert hindurch die Ausübung des neuen Wahlmodus bei ihren Nachbarn verfolgen konnten, hat ihn nicht bei sich eingeführt. Es hatte also den Anschein, als würde das Problem vielleicht noch auf lange Zeit ein Gegenstand rein theoretischer Betrachtungen bleiben, aber seitdem das sogenannte „Proportionalwahlsystem“ in Belgien eingeführt und acht Jahre lang erprobt worden ist, hat die Frage eine andere Gestalt angenommen: Viele Politiker empfehlen diesen Wahlmodus jetzt auch für Frankreich. Es muß hier gesagt werden, daß die Anregung von den Klerikalen ausgegangen ist. Ein katholische Negierung war es ja, die Belgien mit dem Proportionalwahlsystem beschenkt, und da es sich bewährte, muhten wohl auch unsere Katholiken auf den Gedanken kommen, daß sie sich auf diese Weise zu ihrem Necht verhelfen tonnten, denn die konservative Opposition ist in unserer Peputiertenkammer nicht nach dem Verhältnis der Stimmenzahl, die sie bei den Wahlen erhält, vertreten. Aber auch einige sehr einflußreiche Politiker der anderen Parteien hat ein rein theoretisches Geleitsgefühl getrieben, der Frage näher zu treten. So ist z. V. unser Freund Vuisson, Jules Ferrys Mitarbeiter bei der Einrichtung des Laienunterrichts und «ins der angesehensten Mitglieder der sozialistisch-radikalen Partei, ein begeisterter Fürsprecher des neuen Systems geworden. Desgleichen Lauri-s, der eine große Anzahl unifizierter Sozialisten für die Idee gewonnen hat.

Was mich betrifft, so erkenn ich gern an, daß die Theorie, die an die Stelle unserer gegenwärtigen Wahlarten das Proportionalwahlsystem setze will, ihre Nerechtigung hat und Beachtung verdient, finde aber, daß sie durch die bisher vorgeschlagenen Reformen nicht verwirklicht werden kann, und daß die Uebelstände die Vorteile bei weitem überwiegen.

Der Wahlmodus, den die meisten Anhänger des Proportionalwahlsystems als den vollkommensten empfehlen, der in Belgien probiert worden ist, und den in Frankreich die Kommission der Wahlreform befürwortet, ist das holländische System, das man kurz erklären muß, bevor es zur Diskussion gestellt werden kann.

Dieses Verfahren ist nämlich nur in Bezirken, wo mehrere Abgeordnete zu wählen sind, anwendbar. Jede Partei stellt ihre Kandidatenliste auf. Nachdem man

58 Morgen: Politik

c> c>

5 c>

die Wahlzettel den Nrnkn entnommen hat, addiert man die Stimmen, die den Kandi»
daten jeder der rivalisierenden Listen zugefallen sind. Nehmen wir an, es wären deren
vier, eine republikanische, eine tleritale, eine unifiziert-sozialistische und eine unab«
hängle sozialistisch«, die auf die Namen ihrer Kandidaten im Durchschnitt, die erste
)0 00U, die zweite 26 000, die dritte 20 000, die vierte 12 000 Stimmen vereinigt
haben. Da auf jeder Liste je sechs Kandidaten stehen, so ergibt die Addition ihrer
Stimmen für die Republikaner 300 000. für die Klerikalen 156 000, für die unifizierten
Sozialisten 120 000, für die unabhängigen Sozialisten 72 000. Nun dividiert man jede
dieser Zahlen durch 1, dann durch 2, dann durch 3 usw., bis man zu der Kandidaten»
zahl gelangt.

Danach gestaltet sich die Rechnung folgendermaßen:

V

I'<

('

!)

300000

156000

120 000

72 000

150 000

78 000

60000

56 000

100 000

,',2 000

H0 000

2'! 000

75 000

39 000

50 000

18 000

60 000

31200

2'I NUN

I'1400

50 000

26 000

20 IXXI

12 000

Die sechs größten Zahlen, die sich aus dieser Rechenoperation ergeben, sind also
die drei ersten der Liste ^, die zwei ersten der Liste U und die erste der Liste (^ . Die
zweite Zahl von li, 78 000, ist die kleinste unter den sechs höchsten. Diese liefert den
Wahlquotienten, indem jede Liste so viel Sitze in der Kammer gewinnt, als die Summe
der auf sie gefallenen Stimmen, durch 78 000 dividiert, ganze Zahlen ergibt. Beiläufig
bemerkt, ist diese Division überflüssig: Man würde zu demselben Resultat gelangen,
wenn man ganz einfach nur die sechs höchsten Zahlen zum Maßstab nähme.

Bei den gewöhnlichen Wahlsystemen würden die 300 000 republikanischen Wähler
alle ihre sechs Kandidaten durchsetzen, bei dieser Berechnung aber nur drei. Da»
aegen verschafft der neue Wahlmodus auch noch zweien von den drei Minoritäten eine
Vertretung, die eine durch zwei, die andere durch einen Deputierten. Die dritte Minorität
allein bekommt nichts, weil die (Gesamtsumme ihrer Stimmenzahl geringer ist als der
Wahlauotient.

So ist der Wahlmodus beschaffen, dem man den Vorzug zuschreibt, daß er den
Minoritäten eine gerechte Vertretung zukommen läßt, während die jetzigen Wahlsysteme
sie beiseite schieben, um der Majorität alles zu gewähren.

Diese Behauptung geht aber zu weit. In den gegenwärtigen Parlamenten sind
alle Minoritäten vertreten, die eine gewisse numerische Stärke haben, obgleich teins,

das belgische ausgenommen, aus dem sogenannten Proportionalwahlsystem hervorgeht. Allerdings erobert die Partei >V da, wo sie am zahlreichsten ist, alle Sitze. Dafür wird aber in anderen Wahlbezirken derselbe Vorteil einer von den anderen Parteien zuteil, so daß schließlich alle eine Vertretung in der Kammer haben. Mit Unrecht rühmen jolglich die Anhänger des neuen Wahlsystems, es sei das einzig«, das den Minori» täten den ihnen zukommenden Anteil sichere.

Camille Pelletan: Ein neues Wahlverfahren ⁹

Entspricht nun aber dieser Anteil wenigstens den Forderungen der Gerechtigkeit?

Keineswegs. Wenn die von jeder Partei in jedem Wahlkreis erzielten Stimmen»

zahlen mathematisch genau einen, zwei oder mehr der Anzahl der zu vergebenden

Mandate entsprechende Bruchteile der Gesamtheit der abgegebenen Stimmen darstellen

könnten, z. V. also da, wo sechs Abgeordnete gewählt werden sollen, genau ein, zwei,

drei, vier Sechstel für je eine Partei, dann könnte wirklich von einer verhältnismäßig»

Vertretung die Rede sein. Aber solch ein Zufall kommt ja in der Wirklichkeit nie vor.

So erhalten in dem Falle, den ich eben besprach, die unifizierten Sozialisten einen

Sitz auf 20 000 Wähler, die Republikaner je einen auf je 1« 000 - 17 000«, die Konser»

vationen je einen auf je 13 000, während die 12 000 Stimmen der unabhängigen

Sozialisten verloren gehen. Solche Launen erlaubt sich die Wahlarithmetik überall.

Wenn sie abwechselnd alle Parteien begünstigen, werden solche Ungleichmäßigkeiten sich

ausgleichen und gerechte Wahlen bewirken. Ereignen sie sich aber recht oft zum Vor»

teil derselben Partei, so wird die Vertretung der verschiedenen Parteien ebensowenig

eine proportionale sein wie bei den gegenwärtig geübten Wahlarten.

Nebrigens brauchen wir uns hier nicht mit Vermutungen zu begnügen. Wir

können uns auf Erfahrungen berufen. In Belgien erhielten bei den Wahlen des Jahres

1900 die Katholiken 991 000 Stimmen, die Liberalen 499 000 und die Sozialisten 510 000,

also die beiden Oppositionsparteien zusammen 900 000 Stimmen. Aber die Katholiken

eroberten 86 Mandate, also je ein Mandat auf 11 500 Stimmen, und die Opposition

65 Mandate, also je ein Mandat auf 14 700. Wäre die Proportion eine gleichmäßige

» gewesen, so würden die Katholiken 78 und die Opposition 70 Mandate erhalten haben.

Der Abstand wird durch die Zufälligkeiten des Proportionalwahlsystems verdoppelt

Dieser Mangel an verhältnismäßiger Nebereinstimmung würde schon genügen die

Majorität zu fälschen. In Belgien erzielt sie bekanntlich die katholische Partei nur

mit künstlichen Mitteln. Als sie sich nämlich genötigt sah, das allgemeine Stimmrecht

wenigstens dem Namen nach zu gewähren, schwächte sie es ab, indem sie den Wählern

derjenigen Bevölkerungsschichten, in denen sie die meisten Anhänger zählt, das Recht

erteilte, zwei, ja drei Stimmen abzugeben. So daß die Zahl der abgegebenen Stimmen

die der Wähler um 33% überbietet! Würde dieser Mißbrauch beseitigt, so könnten

zweifelsohne die beiden Oppositionsparteien zusammen eine mindestens ebenso groß»

Majorität erzielen wie diejenige, über die jetzt die katholische Partei verfügt. Aber

» eine recht einfache Verrechnung genügt, um deutlich darzutun«, daß die Opposition trotz»

dem, dank den Unvollkommenheiten des Proportionalwahlsystems, eine Majorität von

> 50% Stimmen in der Kammer erreichen würde, da sie weit weniger Stimmen braucht,

um ein Mandat*) zu erobern.

*) Diese Berechnung lautet folgendermaßen: Eigentlich verhält sich die Zahl der Wähler

zu der Zahl der abgegebenen Stimmen wie 65 zu 100. Dieses Verhältnis ergibt sich, wenn ich

von der Voraussetzung ausgehe, daß die 800 000 doppelten und dreifachen Wahlzettel der

katholischen Partei 800 000 Stimmen mehr geben würden, als den beiden Gegenparteien, » eine

Zahl, die hinter der Wirklichkeit offenbar weit zurückbleibt. Ich ziehe also 800 000 Stimmen

den Katholiken ab, dann bleiben ihnen 926 000 gegen die 960 000 ihrer Gegner. Aber diese

Zahlen würden nicht mehr stimmen, wenn jeder Wähler nur » einen einfachen Wahlzettel in

die Urne fallen ließe. » dieser Zahlen muß um 35% vermindert werden, wenn man die

Wirkung, die eine Abschaffung der zwei- und dreifachen Wahlzettel haben würde, richtig ab»

Aehnliche und noch ärgere Mißverhältnisse können nun allerdings auch bei den gegenwärtigen Wahlsystemen vorkommen, aber aus den obigen Betrachtungen erhellt doch immer, daß der belgische Wahlmodus keineswegs den verschiedenen Parteien eine richtige Vertretung sichert, hierin bestände aber doch seine einzige Berechtigung, denn unter allen andern Gesichtspunkten bietet er ungeheuerliche Uebelstände.

II,

Zunächst verändert das Proportionalwahlsystem vollständig den Charakter des Wahlkampfes.

Es genügt nicht, wenn man sagt: Auf diese Liste sollen drei, auf jene zwei, auf eine dritte ein Mandat kommen. Es muß außerdem noch vorher entschieden werden, welche von den Kandidaten jeder Liste eventuell gewählt werden sollen. Auf diese Frage hat die belgische Gesetzgebung mit einer Bestimmung geantwortet, die wir als unannehmbar bezeichnen müssen. Sie hat nämlich die Reihenfolge der auf jeder Liste aufgestellten Kandidaten zur Richtschnur erhoben: Der erste bekommt das Mandat, auch wenn anderen Kandidaten derselben Liste mehr Stimmen zugefallen sind. — Ferner der bietet sie dem Wähler, auf feinen Wahlzettel statt eines von seinem Komitee aufgestellten Kandidaten den Kandidaten einer anderen Partei aufzuschreiben. Auf diese Weise setzt man die Komitees an die Stelle der Wählerschaft und stellt das allgemeine Stimmrecht, angeblich um seinen Beschlüssen die gebührende Achtung zu verschaffen, unter Bordumschaft. Diese Klausel, die bei uns einen allgemeinen Unwillen erregen würde, haben die Befürworter der französischen Wahlreform fallen lassen: Sie sind damit einverstanden, daß diejenigen Kandidaten einer Liste, denen die meisten Stimmen zufallen, die Mandate bekommen.

Aber wie wird sich dann der Wahlkampf gestalten? Unter der Herrschaft der gegenwärtigen Wahlsysteme richtet man seine Angriffe ausschließlich gegen die feindlichen Parteien, sucht man ihnen möglichst viel Stimmen wegzukapern. Bei dem Proportionalwahlsystem dagegen sind die Kräfte der Parteien von vornherein bekannt, denn die wenigen hundert oder tausend Stimmen, die sich von der einen zu der andern Partei vielleicht verschieben, können an dem Resultat nichts ändern. Aber man weiß, daß von den vier, fünf oder sechs Kandidaten der Liste nur der oder die ersten gewählt werden. Der Sieg hängt nicht etwa davon ab, ob man mehr Stimmen erhält als die Parteigegner, sondern mehr als die Freunde, die Kampfesgenossen, mit denen man auf derselben Liste figuriert. Der Wettbewerb spielt sich innerhalb jeder Partei ab, und zu was für Verrätereien gegen die gemeinsame Fahne müssen sich nicht unter so gestalteten Umständen die Kandidaten hingedrängt fühlen!

schätzen will. Ich nehme also 624 000 liberal oder sozialistische und 600 000 katholisch Wähler an. Auch derselben Berechnung werden die 11500 Stimmen, die für letztere zur Eroberung eines Mandats ausreichen, von 7475 Wählern abgegeben. Demnach würden 600 000 katholisch Wähler 80 Kandidaten durchbringen und die 624 000 der Opposition nur 70. Diese Ungleichheit rührt wahrscheinlich davon her, daß eine in zwei Fraktionen gesplittene Opposition immer Stimmen verliert, die sich bei einer Stichwahl nicht verbünden können, denn das Proportional Wahlsystem kennt keine Stichwahlen. Jede dieser Fraktionen hat ja in manchen Wahlkreisen Minoritäten, die zu schwach sind, als daß sie in Betracht kommen könnten (vgl. z. B. bei der oben erwähnten Partei v.).

Und wenn es sich wenigstens nur um die Kandidaten handelte! Aber jedes noch so winzige Städtchen, jedes Teilchen des Wahlgebiets wird denjenigen Kandidaten durchsetzen wollen, den sie sich speziell auserkoren haben, sei es, weil er bei ihnen seinen Wohnsitz hat, sei es, daß er sie schon früher vertreten hat. Das entscheidende Wort wird dabei das persönliche Wohlwollen und die Eigenliebe der Kirchturmpolitiker sprechen, noch mehr aber die lokalen Interessen, für die sie, den gemeinsamen Interessen des Departements gegenüber, einen besonders eifrigen Verteidiger brauchen. Ganze Bevölkerungen also werden, weil sie sich für eine bestimmte Kandidatur begeistert haben, der Propaganda, die für das Gemeinwohl arbeitet, entgegenwirken. Gibt es etwas, das verderblicher wäre für die Moral der Wähler?

Das Proportionalwahlsystem ist noch mit einer anderen Gefahr verbunden, indem es die Häupter und die tüchtigsten Männer aller Parteien aus dem Parlamente ausmerzt. Es kam bei dem politischen Listenstrutinium, wenn wir diesen Wahlmodus in der Kammer der Deputierten zur Anwendung brachten, und es kommt heutzutage beim kommunalen Listenstrutinium sehr oft vor, daß der ausscheidende oder der nächsttünftige Maire weniger Stimmen bekommt als mancher andere seiner Mitbewerber. Man begreift leicht, weswegen: Er hat viel Feinde, ist den meisten Anklagen und Verleumdungen ausgesetzt, und so bekommen Nullitäten die Stimmen der Schwankenden und Unentschiedenen. Ferner wird die Gefahr, daß die Tüchtigen vor den Unbedeutenden zurückweichen müssen, noch gesteigert durch eine Intrige, die ich bei Gemeindewahlen, sogar wo das alte Listenskrutintum zur Anwendung kam, beobachtet habe. Wenn die beiden entgegengesetzten Listen ungefähr dieselbe Stimmenanzahl erzielten, so machten sich manche Wähler, die keine von beiden genehmigen mochten und die nicht zahlreich genug waren ihre Kandidaten durchzusetzen, den Spaß, für die Mittelmäßigkeiten der beiden Listen zu stimmen, verschafften ihnen so die Majorität und brachten einen Gemeinderat zusammen, der zu jeder ersprießlichen Arbeit unfähig war. Dies ist nun freilich bei den gegenwärtigen Wahlsystemen ein Ausnahmefall, ein fauler Witz, kann aber bei dem Proportionalwahlsystem sehr leicht und recht oft vorkommen. Immer wird es schon einer recht unbedeutenden Minorität möglich sein, den Nedner, den die Gegner am meisten fürchten, den Politiker, der die stärkste Stütze seiner Partei ist, aus dem Parlamente zu verdrängen.

Diese Gefahr ist den Urhebern des belgischen Wahlgesetzes allerdings nicht entgangen, denn offenbar aus diesem Grunde haben sie bestimmt, erstens daß die Mandate jeder Liste nicht nach der Stimmenzahl, sondern nach der von dem Komitee festgesetzten Rangordnung vergeben werden sollen; zweitens, daß der Wähler keine Namen von verschiedenen Listen entlehnen dürfe. Dies ist freilich eine genügende und wirksame Abhilfe, aber sie hebt das allgemeine Stimmrecht zugunsten der Komitees auf. Eine solche Abänderung würde verderbliche Folgen nach sich ziehen. Denn der Begründungsgrund der echten Volkssouveränität besteht ja darin, daß die Ideen, die den Machthaber zur Richtschnur dienen sollen, von den tiefsten Schichten der Nation ausgehen, die allerdings irren und bösen Suggestionen Folge leisten können, die aber wegen ihrer großen Menge der Intrige und der Bestechung unzugänglich sind. Wollten wir also einen großen Teil der politischen Macht oligarchischen Körperschaften über-

52 Morgen: Politik

tragen, die allerlei persönlichen, oft unbekannten, fast anonymen Einwirkungen aus» gesetzt, ohne gesetzliche Bürgschaften konstituiert und durchaus unverantwortlich sind wie die Wahlkomitees, so hieße dies die demokratische Negierungsform in gefährlicher Weise fälschen. So lobenswerte Arbeit die Komitees aller Parteien leisten, wenn sie nur so viel Macht und Ansehen besitzen, als die öffentliche Meinung ihnen zugesteht, und wenn sie nur uneigennützige, opferwillige Männer in ihren Schoß aufnehmen, so ge» fährlich würden sie wirken, wenn sie mit dem furchtbaren Vorrecht ausgerüstet würden, tatsächlich die Vertreter des Volkes zu erwählen, denn es würden sich dann eine Menge RänkesHmiede und Streber in sie hineindrängen. Ginge es einmal ohne eine Oligarchie nicht ab, so würde man vielleicht eher die der Rückschrittler über sich ergehen lassen; da hätte man es wenigstens mit Leuten zu tun, die man kennt. Die Komitees sollen die Berater, nicht die Herrscher der Wählerschaft sein.

Nun heißt es zwar, das allgemeine Stimmrecht bezwecke, daß Ideen, nicht Menschen zur Herrschaft gelangen sollen, und wieder schreckt man uns mit Anacharsis Klotz' berühmtem WarnungZruf: Frankreich, du trankst am Personentultus! Der Mann hatte recht, ein Land, das freibleiben will, muß sich an Prinzipien, nicht an Personen halten. Aber unter dem Regiment des Parlamentarismus drückt der Wähler die Ideen mittels Personennamen aus, und diese Ramen haben einen genau bestimmten Sinn. Zwischen den Ideen der Politiker ein und derselben Partei bestehen oft wichtige Unter» schiede, und will der Wähler diejenige, die er vorzieht, kundgeben, so kann er dies nur tun, indem er den Namen nennt, der sie repräsentiert. Politische Parteien sind keine der Autorität eines Papstes unterworfenen, an das Kredo eines Konzils gebundene religiöse Genossenschaften. Das allgemeine Stimmrecht hat keinen Sinn mehr, wenn der Wähler nicht der Herr ist und nicht selber diejenigen angeben kann, die er gewählt sehen will, und noch weniger Herr ist er, wenn er diejenigen, die nicht gewählt werden sollen, nicht ausschließen darf. Ihm muffen die von ihm Erwählten «Rechenschaft ab» legen. Ist er der Ansicht, daß sie ihr Mandat schlecht erfüllt haben, so muß ihm ein Mittel zur Verfügung stehen, sie durch andere zu ersetzen. Vei uns zu Lande erlebt man es nur zu oft, daß Mitglieder der extremen Parteien, Radikale oder Sozialisten, aus Ehrgeiz oder gewonnen durch die Verführungstünste der höheren Gesellschaft, in ihrer Prinzipienstrenge nachlassen: Wer soll in einem solchen Falle entscheiden, ob eine Pflichtverletzung vorliegt oder nicht? Doch offenbar die Wähler. Wie oft haben nicht die Komitees, sei es aus Korpsgeist oder aus Erkenntlichkeit für Gefälligkeiten, oder weil der Schuldige Leute feines Schlages in das Komitee hineinzupraktizieren verstanden hatte, sich nachsichtig gezeigt, wo der Wähler in seiner rechtschaffenen Gesinnung strenge aufgetreten wäre!

tzat man nun aber das Proportionalwahlsystem, so muß der Wähler sich den Anordnungen seines Komitees unterwerfen oder seinem Recht zugunsten feindlicher Parteien entsagen. Nur die einem Kandidaten der offiziellen Liste gegebenen Stimmen können ein Resultat erzielen, denn sie allein werden mit den Stimmen der anderen Kandidaten derselben Liste zusammenaddiert, damit die Summe herauskomme, die ein Anrecht auf ein oder mehrere Mandate gibt. Ob das Komitee aus Mißgunst und Reib einen Mann, zu dem die Masse der Wähler Vertrauen hat, ausschließt, oder

o o

o o

Camille Adietan: (Sin neucê *iOai)Îoerfûi)ren 53

einen, bent sie abbolb tft, auf den бФИЬ ergibt, Ift °itebenfadge. SHe offoielte £ifte
ift ein unantastbares ©anjug, ber "333aДOer mufj sie fid) gefallen laffen ober auf baâ
Жеф!, feiner gartet ju bienen, ьerз1фren.

Zu biefen Hebelftänben fommt енбПф поф einer binsu, ber mir bebenШфег als
alle anbern crfdjeint. 3>aö ^roportionalfnftem läßt feine isiіdnoablciіt .ut. Jolgtid) leine
еи, 33ünbnisse bor ber 3Dä&Ierfdjaft einsugehen: 3>le Parteien bleiben übereinsclt.
nennt bag ihre „Inabhängigkeit". 3n ШрШфегK ift eS ein Ärieg aller gegen
alle, ber niemanben sur 33efinnung iommēn läßt. "Ш.an bergijjt ba {1ф зи fragen,
ob nii)t зш1{фен ber eigenen unb einer anberen Vartel iigenbeine 3öeen° °b«t 3nt«*
ef^enöertt»anbtífaft befte^e, unb in ber Äammer ift bann jebe gartet üon jeber anbern
q!cid)fam бирф einen tiefen @raben getrennt.

3>ie8 ift ber §auptgrunb, юеЗюеден die Га1^оп{фe ^Partei in ^Belgien troß ur-
{ргйндПфен 'üöiberftrebenä ba3 ^roportionalroabjftftem ei.tgefü^rt iiat. "ioollte sie am
Sluber bleiben, fo mußte sie bor allen 3>ingen barauf bebaф1 fein, i^re ©egner öon«
einander getrennt зи halten. 3)te alte liberale Cartel in ^Belgien ift in oo[£3ю1г1?фа?1-
Hфег ^Be3ie^ung nid) t weniger fonferbatit) aiS ble .чг cri fate u; sie hat immer die
6o3iaüften berabfфeut unb benft betnarj fo be{фran!1 eJoiftifф öeie unfere ^Bourgeois
зиг 3eit ber 3и1'топаф1е bon 1830. 3He !a(^oH(фe Cartel behauptet ^ф бар^r
großenteiі8 nur beä(>alb, mcit die liberalen oftmals fid) mit den ьорде(фгШenen фar»
teilen niait berbünden mod)tcn, ja biefteilen fathoüdic Banbibaten unterftu^te, bamit
die €>03taliften нрф1 fiegen follten.

3lber feit ber iStnfiiljrung beS allgemeinen '3БабДрефрэ hat fid) in ^Belgien die
Bage etöeaS beränbert. (<>1aф bei den еrften 'iDa^len -- unb з»ар поф e^e ba3 ^ro-
portionalaarjft)ftem hin.iiifam — ьер(фшанб die große liberale ^artei, die fo (ange
in Trüffel gebcrrfdit hatte, auS der Siamnicr. (ES unіr je alfo nun eine Lebensfrage für
sie, bafj sie ib,re 3f°li<run9 aufgeben mußte, unb eS тоar borauSsufcrjen, bafj die eije*
maiige Abneigung der liberalen Bourgeois gegen die 9'rbeitermassen balb іфишнч'н tourbe.
tiefer cöefabr nun тоollte die fathoüd)c SReo.іerung entgehen, unb beSbalb be»
фIofJ sie die (Einführung beS SproportionaltoablfrjftmS. Sie ersielte bamit stoei «eful-
täte: (ErftenS Пфег1е sie бирф die Vertretung der '/Minoritäten ibren liberalen Феднерн
eine anftändige ЭДпзab! ^Qlanbате, die den ^Beftanb der fatbo[iíфen '•Blajoritat nifyt be-
bro^t, aber die (Eigenliebe der fciitblicbcn spartet b.rnhigt, sie bon berstoeifelten ^djritte«
3urudbält unb die alte Abneigung der 33ourgeji3 gegen die @o3ialiften тоieber an-
?аф1. — 3totiten3 unb баир11аф!1ф, ba bet biefem 6t)ftem nur ein iDablgang ftatt-
finbet, fo fōnnen ble ötimmen der belben OppofitionSparteten ^ф п1ф1 mehr ber-
einigen, um den <3tur3 beS gemetnfamen gelnbeS berbelsufübren. 3>a too eine bou
ihnen nur über eine febr (фюафе Minorität befugte unb fid> fein 3Hanbat erobern
fonnte, gingen Stimmen berloren, unb blé iaibollfrje "ulajoritat batte den Vorteil babón.
2>ieS ift der тоабге (Srunb getoefen, toeSbalb in Belgien baS Vroportionaltoabl-
toftem eingeführt tourbe. Фег етГаф^е VetoelS hierfür Ift ble SRebe, mit der der belgifфe
3ufti3mіnlfter baS (5efe^ bor bem (Senat befürtoortete. 3m übrigen ift eS тф£ (проер
зи begreifen, baf} der ©ebanie, die iKinoritäten hatten ein |Кеф1 auf Vertretung, п1ф1
bi« Souptforge einer Regierung getoefen fein fann, Me foeben getoiffe Kategorien bon

Bürgern mit einem doppelten und dreifachen Wahlrecht ausgerüstet und so den Aus»
druck des Nationalwillens gefälscht hatte.

Weines Erachtens müssen wir nun bei uns in Frankreich aus demselben Grunde,
der es der belgischen Negierung empfahl, das Proportionalwahlsystem verwerfen.
In den Ländern, wo das Volk herrscht, hat jede Befragung der Wähler den wesent»
lichen Zweck, eine Majorität auszusondern, die in Uebereinstimmung mit dem Willen
der Mehrheit regieren könne. Dazu ist es vor allen Dingen notwendig, daß die Parteien
und Fraktionen, statt sich zu isolieren, sich kraft eines gemeinsamen Gedankens zu
großen Einheiten zusammenschließen. Nun hat zwar jede Partei ihre besonderen Theorien
und Bestrebungen und tut sich etwas darauf zugute, — wie sich das ja gehört. Aber
da, wo das Volk so weit reif ist, daß es sein Geschick selber lenken kann, kennt es in
seinem gesunden, derben Verstande nur zwei Parteien: eine, die vorwärts, und eine,
die auf derselben Stelle beharren oder gar rückwärts gehen will, die Partei des Fort»
schritts und die konservative Partei. So ist es immer in England zugegangen, wo beide
Parteien abwechselnd ans Nuder kommen, die erster«, wenn die Nation eine gerechtere
Ordnung der Dinge erstrebt, gemäß einem ewigen Sehnen der Menschheit; die zweite,
wenn sie, ermüdet durch den zurückgelegten Weg, sich ausruhen will.

Die Zerstücklung und Vereinzelung der Parteien kann nur mit der Ohnmacht des
Nationalwillens enden. Soll also Volksherrschaft möglich sein, so müssen sich die Parteien
zu Majoritäten und Minoritäten zusammenschließen können. Geht dies wegen des Wahl»
modus nicht an, so werden die Negierungsprogramme in den Wandelgängen der Depu»
tiertenkammer vereinbart, hat dagegen bei den Stichwahlen die Wählerschaft selber die
Bündnisse, die ihr zweckmäßig scheinen, eingehen können, so schafft sie sich die Negierungs»
Majorität. Und dazu, will mich bedünken, ist sie berufen und berechtigt.

Vielleicht erscheinen diese Betrachtungen nicht so plausibel in Deutschland, wo der
Parlamentarismus noch erheblichen Beschränkungen unterworfen ist und wo man Bünd»
nisse geschlossen hat, die seitdem auseinandergegangen sind und für die uns jedwedes
Verständnis fehlt. So viel kann ich versichern, bei uns betrachten die sozialistisch oder
auch nur republikanisch gesinnten Wähler die Einigkeit unseres „Blocks“ der Linien
als eine notwendige Bedingung der Reformen, auf die sie hofften. Nun aber wäre in»
folge der Angriffe derjenigen republikanischen Deputierten, die mit den Sozialisten gern
arbeiten möchten, — vielleicht um ihre Reformverheißungen loszuwerden — und der
Angriffe gewisser sozialistischen Gruppen, die das Bestreben haben, sich von den „Bour»
geois“ zu trennen und eine eigene Gemeinde zu bilden, — infolge dieser entgegen»
gesetzten Tendenzen wäre der Block, dem Willen des Landes zum Trotze, längst aus»
einandergefallen, wenn die meisten Republikaner der Deputiertenkammer nicht bedächten,
daß sie ihre Wahl einem Zuschuß sozialistischer Stimmen verdanken, und daß sie dies»
noch brauchen, und wenn die meisten sozialistischen Volksvertreter nicht den Republi»
kaniern gegenüber in derselben Lage wären.

Somit gestattet wohl das Proportionalwahlsystem ein genaueres Rechnen als die
andern Wahlsysteme, aber die Nechnung stimmt trotzdem noch lange nicht: Die Souve»
ränität des Volkes kommt dabei recht schlecht weg. hierauf Hinzuweisen ist wohl nicht
überflüssig zu einer Zeit, wo man für dieses Wahlsystem in mehreren Ländern —
auch in Deutschland, glaube ich — lebhaft Propaganda macht.

o ©corg <5itnmel: Φer SSÎcnfd^ aie getnb 55

o o

o

U'3 ^Btttb. 3»ei fragmente äug einer 6o3iologie.

©eorg (Stntmei.

n einer natürlichen geinbfcligfeit зип{фен ЗДе^ф unb 13Πен(ф reben bie fiep-
H?фен 'aioraliften, für bte homo homini lupus tft unb „im Itnglücf unferer beften
Creunbe etinae tft, toag ung nлфт oöllig migfalt". ЗДбер ацф bie тоöllig entgegen-
gefegte тора1р&ЦоNºp1)1уфе ©efinnung, bie bie ТШПфе ©elbftlofigfett öon ben trang-
Senbenten ©runblagen unfereg İDefeng herleitet, entfernt fiф bamit gar nid&i fo feljr
toett боit jenem ^kftmigmug. 5>enn fie geftebt боф ein, bag (1ф in ber (irfuhrbarfeü
unb ?Зereфенбар!e11 unferer ЗДоНипден bie Qiuciabc an bag 3>u n1ф1 auffinb«n Iä&st.
етргг^Сф, »ertanbegmä&ftg tft банаф ber ;ЗΠен?ф {ф!еф11)т Ggotft, unb jebe Ит>
biegimг biefer tmtiiricljen Salfadie fann nidjt mehr бирф bie -JTatur felbft, fonbern nur
бирф ben deus ex machina eine? meta^i)l)ííφгn Seing in un3 gtfffyfen. 60 ффeint
j•d) eine naturgegebene (Mcsiucr[djait a(3 eine JCorm ober ©runblage ber тенТфНфен
İSeste^ungen зит minbeften neben bie anbere, bie Snmpati)te зй^фен ?Кен?фен, зи
ftelleit. Фа8 meritourbig ftarfe 3nt«refí« 3- ^-. ба8 ber (2Кен?ф gerabe am ßeiben
anbarer зи nehmen pflegt, ift nur au8 einer <2Π1?финд beiber "íílottoierungen зи er«
Hären. -Лиг bie mit unferent <2Defen gegebene 3Intipatl)ie тоeift аиф bte nid) t feltene
€r1ф«типд beS „ча)1берСргиф8де{ре8" bin, bie feineätoege nur in jenen prmsiptelien
'ilein-Sagern too^nt, utie fie in ffreunbS* тоie in 5<*mtlienfreifen, in ÄomiteeS тоie unter
bem Sbeaterpubltfum bie Söerstoeiflung t^rer Umgebung finb; er feiert аиф íeineг-
Юед3 auf bem poItifфен <S«biet feine фара!1er1)"11уф^ен íriumп^е, in ben Oppofitiong»
männern, b«ren ftaff^фен 2typu8 "íílacaulai) in SRobert gergufon be{фreШ1: His hosti-
lity was not to Popery or to Protestantism, to monarchical government or to republican
government, to the house of Stuarts or to the house of Nassau, but to whatever
was at the time established. Ш {o!фe \$aШ, bie man für Srijpen ber „reinen Oppo-
fitton" bait, браифен bieг »enigteng тф! зи fein; benn berartige Opponenten
pflegen \id) als "Berteibiger bebrobter ^еф1е зи geben, alg <33erfeфter be& objefriö <2Кф»
rigen, Г111er!1ф« ?Зефп^er ber İZlinoritat alg 1o!фer. SDiel toeniger mariante "33or-
fommntffe Тфe1nen mir einen abftраíten Oppofitiongtrieb беиИ1фer з" oerraten: ber
letfe, oft faum bettmjjte, oft ioglcicф) oerfltegenbc ?Inret3, einer ^Behauptung ober ?In«
forberung, патенШф тоenn fie ung in гa1едо^фer Jorm entgegentritt, bie Sßernei»
nung entgegen3ufe^en. (Selbft in бирфаий haniuuiforjcu SБerbältniffen, bei тапфен
бирфаи3 нафgiebigen ílaturen tritt biefer Oppofitiongíntínt mit ber Ипоегтеи)Нф»
feit einer üleflerbetoccuing auf unb tntfdjt firfj, шснп аиф obne bemerkbaren (Erfolg,
in ба8 ©efamroerbalten ein. -Unb тоenn man bieг ettoa тоirflia) alg einen ©фи*(т?г1пК
безе1фнен тоollte — тоie тапфе 2'icrc auf Möge 3ЗегОДгинд hin ihre 6фи^> ober
21пдтЦ8&отфгинден айЮта11Уф beröorftredfen —, fo tourbe bieг gerabe ben pri-
mären, funbamentalen <£ baratter ber Oppofitton b4toetfen; benn eg biege, bag bie
fönli4)feit, felbft too fie gar nidjt angegriffen тоirb, fonbern rein objefttben
rangen anbarer gegenüber, fid) тф1 anberg alg бирф Oppofition behaupten fann, bag
ber erfte gnftínt, mit bem fie Пф bejaht, bie Verneinung beg anberen ift.

36 Morgen: Kulturphilosophie

Vor allem scheint man auf einen apriorischen Kampfinstinkt nicht verzichten zu können, wenn man auf die unglaublich kleinlichen, ja läppischen Veranlassungen der ernsthaftesten Kämpfe achtet. Ein englischer Historiker erzählt, daß vor nicht langer Zeit zwei irische Parteien durch das ganze Land hin sich wütend gerauft hätten, deren Gegnerschaft aus einem Streit über die Farbe einer Kuh entstanden sei. In Indien fanden vor einigen Jahrzehnten gefährliche Aufstände statt infolge der Fehde zweier Parteien, die nichts voneinander wußten, als daß sie die Partei der rechten und der linken Hand waren. Und nur sozusagen am andern Ende tritt diese Nichtigkeit der Streitveranlassungen daran her, daß der Streit auch oft in gleich kindischen Erscheinungen mündet. Mohammedaner und Hindus leben in Indien in steter, latenter Feindschaft und markieren diese darin, daß die Mohammedaner ihr Übergewand nach rechts knöpfen, die Hindus nach links, daß bei gemeinsamen Mahlzeiten jene im Kreise, diese in Reihen sitzen, daß die armen Mohammedaner eine Seite eines bestimmten Blattes als Teller benutzen, die armen Hindus aber die andere. In den menschlichen Gegnerschaften stehen Ursache und Wirkung oft so außer Zusammenhang und vernünftiger Proportion, daß man nicht recht unterscheiden kann, ob der angebliche Gegenstand des Streites wirklich dessen Veranlassung oder nur ein Ausläufer schon bestehender Gegnerschaft ist; mindestens gegenüber vielen Einzelvorgängen der Kämpfe zwischen den römischen und griechischen Zirkusparteien, der Parteiungen von i^{\wedge}° , $^{\wedge}!^{\circ}$ und $i^{\wedge}>o5il<>:$, der Kriege der roten und der weißen Rose setzt uns die Unauffindbarkeit eines irgend rationalen Kampfgrundes in diesen Zweifel. Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Menschen sich niemals um solcher Kleinigkeiten und Nichtigkeiten willen liebten, wie sie sich hassten. Endlich scheint mir auf ein ganz primäres Feindseligkeitsbedürfnis die oft unheimlich leichte Suggestierbarkeit der feindseligen Stimmung hinzuleiten. Es gelingt dem Durchschnittsmenschen im allgemeinen sehr viel schwerer, einem anderen ebensolchen Zutrauen und Neigung für einen dritten, bisher Gleichgültigen, einzuflößen, als Mißtrauen und Abneigung. Besonders bezeichnend erscheint hier, daß dieser Unterschied namentlich da relativ kraß ist, wo es sich um niedere Maße von beiden, um die ersten Ansätze der Stimmung und des Vorurteils für oder gegen jemanden handelt; über die höheren, zur Praxis führenden Grade entscheidet dann nicht mehr diese flüchtige, aber den Grundinstinkt verratende Geneigtheit, sondern bewußtere Abwägungen. Es zeigt dieselbe Grundtatsache, nur wie in einer anderen Wendung, daß uns jene leichten, unser Bild eines anderen nur wie ein Schatten überfliegenden Präjudizierungen auch von ganz indifferenten Persönlichkeiten suggeriert werden können, während ein günstiges Vorurteil schon eines autoritativen oder uns gemütlich nahestehenden Veranlassers bedarf. Vielleicht würde ohne diese Leichtigkeit oder Leichtsinn, mit dem der Durchschnittsmensch gerade auf Suggestionen ungünstiger Art reagiert, das »liquid leeret seine tragische Wahrheit nicht gewinnen. Die Beobachtung mancher Antipathien und Parteiungen, Intrigen und offenen Kämpfe konnte allerdings die Feindseligkeit unter jene primären menschlichen Energien einreihen lassen, die nicht durch die äußere Wirklichkeit ihrer Gegenstände entfesselt werden, sondern sich von sich aus ihre Gegenstände schaffen. So hat man gesagt, der Mensch habe nicht Religion, weil er an Gott glaube, sondern weil er "Religion, als eine Stimmung der Seele, habe, so glaube

o o
o o

(Seorg (Sitnmel: Фер 'ЗПсп^ф ale gtnb 57

er an einen (Sott. 5ur bie Siebe ift bieг tool)! allgemein anerkannt, bafj fie, ing«
befonbere in jungen 3ahren, nt<f)t bie blofte SReaftton unferer ©eele ift, bie бигф
ibren ©egenftanb fo berborgerufen tolrb, tote e3 eine Jarbenempfinbung in unferem
optifa)en Apparat tolrb; fonbern bie ©eele bat bau 93ebürft8, 311 lieben ttnb ergreift
nun Don ftdf) au8 irgenbeinen ©egenftanb, ber biefem genugtue, tnent fie ihn fogar
unter Umftänben erft t>on ftdf) au8 mit ben (£1деп{фа^en befleibet, bie fdjetnbar bie
ilebc bcruormfen. <¿3 fpriч)t шф!8 bagegen, bafj bie8 — mit ber gleid) берйогзи«
hebenben (Einfdränfung — п1ф! аиф bie finttoicflung b«8 entgegengefe^ten Ìffetts
fein föintc, baf3 bie ©eele nifyt аиф ein in tfjr аи1оф1^one\$ 'iBeburfniг, зи Raffen unb
3U fampfen befäffe, ба8 oft erft fetnerfeit8 auf bie ©egenftänbe, bte e8 für \iá) be-
figniert, beren ^аfterregenbe <£1деп{фа^en projiziert. SDaf} biefer 5*^ «'-Ф4 фo flagrant
^«rbortttt tole ber en1?префенбе ber бетб«, mag baran liegen, bafj ber SiebeStrieb,
бигф feine ungeheure pb.i)fioligii4f)е 3ufH^ung in ber fjuneub, дапз ипоер(енпПф
feine ©ontanettät, feine 53eftimmtb^it Don bem terminus a quo !>er бofumenttert. 5)er
фa5trteb ^at in иф шo!)1 nur au^ualjinomcific fo аfiite 3tabien, бигф bie fein fub»
jeitiö-fpontaner βbarafter in д!е1фer SUJeife bettufft tourbe.
•iDenn nun mirfld) ein formaler ^einbelligfettörrieJb а13 ®egenftüdt be3 ©tjm-
pat^iebedurfniфег im ЭДенСфен beft«i)t, fo f^int er mir боф б1{1ог1?ф einem jener
{eeЩфен 34ftinationgpro3effe зи entfammen, in benen innere 'iBewegungen ифИе&Иф
ble ihnen gemeinfame Qorm а1§ einen felbftänbigen Srieb in ber ©eele surüdlaffen.
Ontereffen jeber 4lrt stoingen fo häufig зит Äampf um beftimmte ®üter, зиг Oppo-
fition gegen beftimmte fperionlid)tciчn, baf? аlö 9lefibuum babón fehr mohl ein 9Мз>
fuftanb, bon fid) аий зи antagoniftif^н илсифjcruiciсu brängenb, in bag ьегегЫфе
ijntxtar unferer (Gattung mag übergegangen fein. 3>a8 gegenfeitige Фегьштз print-
riber Gruppen ift bcfaimtlid) unb auá oft erörterten ©rünben faft бигфдсьоньй ein
fetnbfelige8. Фa8 en!1ф1eben{1e íBeifpiel geben »1еПe1ф1 bie gnbianer, bei benen jeber
Stamm prinzipiell а18 im ftrieb83uftanbe mit jebem anberen bcfinblid) galt, mit bem
er feinen аиЗьрйсЩфен Jriebenaertrag gefфloffen hatte. (£8 ift aber тф1 зи бер-
geffen, bafj in frühen Äulturfuftunben ber ftrieb faft bie einfige 5orm bilbet, in ber
<& überhaupt зи einer Berührung mit fremben ©ruppen fommt. ©olange ber tnter«
territoriale фанбел8t>erfebr unenttttcielt, inbioibuelle Reifen unbefannt toaren, geiflige
iSemeinfamfettcn поф тф1 über bie ©гиппендгепен binauègriffen, gab eS auger bem
ftrieb gar feine ^зблoд1{фе %e3iehung зю1Сфен ben ьег!ф1ебенен ©ruppen. §ier seigt
ба8 "öerhältnig ber ©ruppenelemente sueinanber unb ба8 ber — primitiben — ©ruppen
.Aneinander ооЩд entgegengefe^te Jorni. Hnncrhalb be8 ciefdjloicncn Jircifco bebeutet
^einbid)cxft in ber Siegel ben 3Дььгиф »on ^iesiehungen, bag ©1фзигМз1е!)ен unb
íkrmeiben Don '^Berührungen; »on бiefen negatiben <£r!фe1нипден totrb бД*г felbft bie
1еи>ен{фа(Ц{фе '•1оeф]"e1ш1гГгна ьe8 offenen Kampfca begleitet. Dagegen liegen bie
zwaftertfcirtcn ©ruppen а18 ©анзе д!е1фдй1нд nebenetnanber, folange grieben ift,
unb gctotnnen erft im Äriege eine аftiöe ^ebeurung füreinanber. 3>e8halb fann eben-
berfelbe 4jpanfion8- unb 433irffamfett8trieb, ber im 3nnern einen unbefingten fneben
ató ©runblage ber gntereffenöe^lingung unb unbehinberten |333ефCeЮ01гь»нден forbert.
паф aufsen hin а18 frtegerif^ Женбенз auftreten.

Ein Kampf, der sich auf der Basis einer Einheit und Gleichheit erhebt, pflegt in vielerlei Fällen leidenschaftlicher und radikaler zu sein, als wo er keinerlei vorhergehende oder gleichzeitig bestehende Zusammengehörigkeit der Parteien vorfindet. Wo das altjüdische Gesetz Bigamie gestattet, verbietet es doch die Ehe mit zwei Schwestern (obgleich man nach dem Tode der einen die andere heiraten darf); denn diese wäre besonders dazu angetan, Eifersucht zu erregen! Es wird also ohne weiteres als Erfahrungstatsache vorausgesetzt, daß auf dem Boden der verwandtschaftlichen Gemeinsamkeiten sich ein stärkerer Antagonismus erhebt als unter Fremden. Der gegenseitige Haß ganz kleiner Nachbarstaaten, deren ganzes Weltbild, deren lokale Beziehungen und Interessen unvermeidlich höchst ähnlich sind, ja vielfach zusammenfallen müssen, ist oft viel leidenschaftlicher und unversöhnlicher als der zwischen großen Nationen, die räumlich wie sachlich einander völlig fremd sind. Das war das Verhängnis von Griechenland und dem nachrömischen Italien, und noch eine Steigerung davon erschütterte England, bevor es nach der normannischen Eroberung zur Verschmelzung beider Völker kam. Der Haß dieser beiden, die auf demselben Territorium durcheinander wohnten, durch fortwährend wirksame Lebensinteressen aneinandergebunden, von einem einheitlichen Staatsgedanken zusammengehalten — und doch innerlich sich völlig fremd, in der ganzen Wesensart ohne gegenseitiges Verständnis und in den Machtinteressen einander absolut feindlich — dieser Haß war, wie man mit Recht betonte, erbitterter, als er zwischen äußerlich und innerlich getrennten Stämmen überhaupt aufkommen kann. Kirchliche Verhältnisse geben mit die stärksten Beispiele, weil in ihnen die kleinste Divergenz wegen ihrer dogmatischen Fixierung sogleich eine logische Unversöhnlichkeit erhält: wenn überhaupt Abweichung da ist, so ist es begrifflich gleichgültig, ob sie groß oder klein ist. So in den konfessionalistischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, namentlich im 17. Jahrhundert. Kaum war die große Absonderung gegen den Katholizismus geschehen, so spaltet sich das Ganze um der wichtigsten Dinge willen in Parteien, die man öfters äußern hört, man könnte eher mit den Papisten Gemeinschaft halten als mit denen von der andern Konfession! Und als 1875 in Bern eine Schwierigkeit über den Ort des katholischen Gottesdienstes stattfand, erlaubte der Papst nicht, daß er in der Kirche, die die Altkatholiken benutzten, abgehalten würde, wohl aber in einer reformierten Kirche. Zwei Arten von Gemeinlichkeit kommen als Fundamente eines ganz besonders gesteigerten Antagonismus in Betracht: die Gemeinsamkeit der Qualitäten und die Gemeinsamkeit durch Verfahtsein in einem sozialen Zusammenhang. Das erstere geht ausschließlich auf die Tatsache zurück, daß wir Unterschiedswesen sind. Eine Gegnerschaft muß das Bewußtsein um so tiefer und heftiger erregen, von einer je größeren Gleichheit unter den Parteien sie sich abhebt. Bei friedlicher oder liebevoller Gesinnung ist dies eine ausgezeichnete Schutzvorrichtung der Vereinigung, vergleichbar der Warnungsfunktion des Schmerzes innerhalb des Organismus; denn gerade die energische Bewußtheit, mit der sich die Dissonanz bei sonst durchgehender Harmonie des Verhältnisses geltend macht, mahnt sogleich zur Beseitigung des Streitgrundes, so daß er nicht erst im unbewußten sich weiter und bis zu dem Fundament der Beziehung durchnagt. Wo es aber an dieser Grundabsicht, sich unter allen Umständen

Georg Simmel: Der Mensch als Feind 59

schließlich zu vertragen, fehlt, wird das an der sonstigen Gleichheit geschärfte Bewußt» fern des Antagonismus ihn selbst verschärfen. Menschen, die viel Gemeinsames haben, tun sich oft schlimmeres, ungerechteres Unrecht als ganz Fremde. Manchmal, weil das große gemeinsame Gebiet zwischen ihnen selbstverständlich geworden ist und deshalb nicht dies, sondern das momentan Differente ihre gegenseitige Stellung bestimmt; Haupt« sächlich aber, weil eben nur wenig zwischen ihnen different ist, so daß jeder kleinste Antagonismus eine ganz andere relative Bedeutung hat als zwischen Fremden, die beiderseitig von vornherein auf alle möglichen Differenzen gefaßt sind. Daher die Familienkonflikte um die wunderlichsten Kleinigkeiten, daher die Tragik der „Lappalie“, um die völlig zusammenstimmende Menschen manchmal auseinanderkommen. Dies beweist keineswegs immer, daß die harmonisierenden Kräfte schon vorher in Verfall geraten sind; es kann gerade aus einer so großen Gleichheit der Eigenschaften, Neigungen, Ueberzeugungen hervorgehen, daß das Auseinandergehen an einem ganz unbedeutenden Punkte sich durch die Schärfe des Gegensatzes als etwas ganz Unerträgliches fühlbar macht. Es kommt dies dazu: dem Fremden, mit dem man weder Qualitäten noch weitere Interessen teilt, steht man objektiv gegenüber, man reserviert die eigene Persönlichkeit, deshalb nimmt die einzelne Differenz nicht so leicht den ganzen Menschen mit. Mit dem sehr Verschiedenen begegnet man sich eben gerade nur an den Punkten einer einzelnen Verhandlung oder Interessenkoinzidenz, und deshalb wird die Austragung eines Konflikts auch auf diese selbst beschränkt. Je mehr wir als ganze Menschen mit einem andern gemein haben, desto leichter wird sich unsere Ganzheit jeder einzelnen Beziehung zu ihm assoziieren. Daher die ganz unverhältnismäßige Heftigkeit, zu der sich sonst durchaus beherrschte Menschen manchmal gerade ihren Intimsten gegenüber fortreißen lassen. Das ganze Glück und die Tiefe in den Beziehungen zu einem Menschen, mit dem wir uns sozusagen identisch fühlen, daß keine einzelne Beziehung, kein einzelnes Wort, kein einzelnes gemeinsames Tun oder Leiden wirklich einzeln bleibt, sondern jedes ein Gewand für die ganze Seele ist, die sich in ihm ohne Rest gibt und empfangen wird — eben dies macht unter solchen einen entstehenden Zwist oft so verhängnisvoll leidenschaftlich und gibt das Schema zu dem verhängnisvollen. - „Du — überhaupt.“ Einmal so verbundene Menschen sind zu sehr gewöhnt, in die Seiten, die sie sich gerade zuwenden, die Totalität ihres Seins und Fühlens hineinzulegen, um nicht auch den Streit mit Akzenten und gleichsam mit einer Peripherie auszustatten, durch die er weit über rein Veranlassung und ihre objektive Bedeutung hinauswächst und die Gesamtverförmlichkeiten in die Entzweiung hineinreißt. Auf der höchsten geistigen Ausbildungsstufe mag dies vermieden werden; denn dieser ist es eigen, die völlige Hingabe der Seele an eine Person doch mit einer völligen gegenseitigen Sonderung der Elemente der Seele zu verbinden; während die undifferenzierte Leidenschaft die Totalität des Menschen mit der Erregung eines Teiles oder Momentes verschmilzt, läßt die Bildung keinen solchen über sein eigenes, fest umschriebenes Recht hinausgreifen und gewährt dadurch der Beziehung harmonischer Naturen den Vorteil, daß sie sich gerade an dem Konflikt bewußt werden, wie geringfügig er im Verhältnis zu den verbindenden Kräften ist. Abgesehen hiervon wird aber gerade bei tiefen Naturen die verfeinerte Unterschiedsempfindlichkeit zu Abneigungen dadurch um so leidenschaftlicher machen, daß

60 Morgen: Literatur

s>,e sich von der entgegengesetzt gefärbten Vergangenheit abheben; und zwar bei einmaligen, unwiderruflichen Entscheidungen ihres Verhältnisses, ganz unterschieden von dem hin» und herpendeln in den Alltäglichen eines im ganzen unfraglichen Zusammengehörens. Zwischen Männern und Frauen ist eine ganz elementare Aversion, ja ein Haßgefühl, nicht auf bestimmte Gründe hin, sondern als die gegenseitige Repulsion des ganzen Sein« der Personen — manchmal ein erstes Stadium von Beziehungen, dessen zweites leiden» schaftliche Liebe ist. Man könnte auf die paradoxe Vermutung kommen, daß bei Na« turen, die zu dem allerengsten Gefühlsverhältnis bestimmt sind, dieser Turnus durch eine instinktive Zweckmäßigkeit hervorgerufen wäre, um dem definitiven Gefühl durch sein entgegengesetztes Präludium — wie durch einen Anlaufückschritt — die leidenschaft» lichste Zuspitzung und Bewußtsein dessen, was man nun gewonnen hat, zu verschaffen. Die gleiche Form zeigt die entgegengesetzte Erscheinung: der tiefste Haß wächst aus ge» brochener Liebe, hier ist wohl nicht nur die Unterschiedsempfindlichkeit entscheidend, sondern vor allem das Dementi der eigenen Vergangenheit, das in einem solchen Ge» fühlswechsel liegt. Eine tiefe Liebe — und zwar nicht nur eine sexuelle — als einen Irrtum und eine Instinktlosigkeit zu erkennen, ist eine solche Bloßstellung vor uns selbst, ein solcher Bruch durch die Sicherheit und Einheit unseres Selbstbewußtseins, daß wir unvermeidlich den Gegenstand dieser Unerträglichkeit für sie büßen lassen. Das ge» Heime Gefühl der eigenen Schuld an ihr überdecken wir sehr zweckmäßigerweise d«Ich den haß, der es uns leicht macht, die ganze Schuld dem andern zuzuschieben. Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. <, 3°^!«»«»«.

^^räulein Alice war eine junge, schlanke, dunkle Gestalt; stählern und schmiegsam. Ihre <^ Blicke von eigenem Feuer tonnten ebenso gütig und fast erschrocken blicken, wie hinweg sich heben, kühl und fern, und weit hinaus sein über nichtige Dinge. Um ihre dunkelfarbigen, vollen Brauen konnte es unabsichtlich zucken und beben. Wer sie kannte, wußte auch, daß sie dann nicht aus sich blickte, nur in sich hinein, daß sie suchte und sich streng hielt. Das weiche Dach breiter, voller Wimpern säumte schwere Lider. Es lag Melancholie im Blick, wenn sie schwerer schienen, als es im Lachen und am heiteren Tage der Fall war. Ihr Blick tonnte beglücken, wenn sie mit den Augen absichtslos wie bat. Es war ein sanfter Glanz im Blick. Und oft lag es wie ferner Kummer in den sonst stolzen Bewegungen, wenn sie langsam sich dehnten, und ein feines Aderwerk an der weichgewölbten, glatten Stirn aufsprang, das dem Strahl der Augen sich dann wie Inbrunst zumischt«. Also daß man immer wieder heimlich den Sinn und das Nätsel dieser Züge ermaß. Ihre Zähne schimmerten wie blinkende Kleinodien, ihre Lippen waren jung und frisch wie reife, reine Früchte, und der Klang ihrer Stimme war verschleiert und voll Güte und ging einem nach wie der Ton der verborgenen Waldwasser, die im weiten Winterschweigen eingehüllt heimlich über Felsen ihre Tobel rollen.

Komtesse Melanie hatte Alice diesen Winter in einigen Gesellschaften der Haupt« stadt kennen gelernt und hatte gleich an ihr gehangen.

Carl Hauptmann: Graf Michael 61

Weil der Minister Franzius im Herbst in sein hohes Amt eingetreten, war der Familie damit der Verkehr in der Hofgesellschaft zur Notwendigkeit geworden. Der Minister, dessen Ebenbild die Tochter war, galt als ein Wann von bestimmtester Art und großer Klarheit, ein Mann auch von einer Arbeitsenergie und von einem Erfassen und Umfassen der Dinge, daß seine Räte zu tun hatten. Ein gütiger, weitsichtiger Mann. Er hing an der Tochter mit bevorzugender Liebe. Jetzt, wo sie seit Jahren wie eine Pflegerin im Hause umging, weil Frau Minister viel krank darniederlag. Alice war ihm auch in der Durchsichtigkeit und Geschlossenheit ihrer Erscheinung Ebenbild. Und nicht zum geringsten darin, daß sie ganz und gar voller Tätigkeit lebte mit seltener Hingabe, um aus sich etwas zu sein; und daß sie ohne großen Schein alles mit der Sehnsucht nach Vollendung tat, worum sie sich bemühte.

Es gab Alice unter den neuen Freundinnen einen eigenen Vorrang, daß sie in vielen einsamen Feierstunden musikalisch zu arbeiten versucht und schon zu erstaunlicher Fertigkeit sich erhoben hatte. Sie sang mit Ruhe und weichem, vollen Klang, und spielte, mit stiller Liebe sich in die Verwebung von Tönen und in die Zauber ihrer Harmonien verlierend, daß man dachte, nie so Einfaches und Selbstverständliches an Seelenmitteilung in Tönen gehört zu haben. Nichts Virtuoses — nur ganz und gar klar, und das Innerste ohne Absicht ergriffen und dargeboten. Deshalb war Alice ohne jedes Zutun ihrerseits in diesen Tagen der eigentlich« Mittelpunkt des jungen Kreises geworden. Nun sie einmal auf kurz« Zeit den sorgenden Mühen daheim entgangen war. Am Nachmittag musizierte man im Salon der jungen Gräfin schon heimlich ein wenig, sang und versuchte. Und dann am Abend erfüllte Alice ohne Umstände gern die Bitten der alten Gräfin Anna, und auch Graf Gregor hing an dem schönen, freien, natürlichen, dunklen Mädchen und sagte ihr lächelnd und in Güte anmutige Neckereien, wo er konnte. Freilich war durch die Ankunft des alten Adelsmarschalls all dieses heitere Leben seit gestern unterbrochen worden, und Gräfin Anna mußte Melanie und Eva, die ihr Mißvergnügen verdrossen geäußert, trösten, daß die Unterbrechung gewiß nicht lange dauern würde.

„Michael wird es schon begreifen“, sagte Komtesse Melanie freundlich zu dem jungen Grafen Franz. Und wie sie noch einige weitere Schritte folglich getan und die beiden anderen Mädchen schon auf einem Baumstamm auf die andere Seite des Wiesenwassers balanciert waren, sagte sie noch einmal rückgewandt mit verhaltener Stimme umständlicher: „Er muß das einsehen, daß wir nicht Zeuge sein wollten.“

So waren sie dann wieder untereinander heiter gewesen. Der junge Graf hatte Ali«, als sie auf den» schmalen Fußpfad neben mannshohen Weizenhalmen entlang schritten, Mohn ins Haar, und der schwärmerischen Komtesse Eva Kornblumen gegeben. Ein Wiedehopf saß ohne Ängstlichkeit auf einer verfallenen Hürde, den man, eine Weile erstarrend und stumm werdend, um ihn nicht zu verscheuchen, ansah. Dann zogen zwei Silberreiher hoch in den Lüften über ihnen, und man hörte ein fernes, flüchtiges Klagen. Die beiden Wagen harrten an einem Strohstadel. Komtesse Melanie verfügte, daß

62 Morgen: Literatur

Franz mit Eva voranführe, um den Weg nach Wunsch anzugeben. So stiegen sie ein, Alice und Eva, eine jede mit einem bunten, vollen Strauße im Arme, der in der hellen Sonne leuchtete. Melanie hatte keine Blumen. Sie fuhr Alice zur Seite, die von der sommerlichen Welt ringsum ganz stumm gemacht, kaum jetzt hörte, was die liebende Melanie in ihrer aufwachenden Erwartung gleich zu reden begann.

„Vnlel Michael ist wegen seines Sohnes gekommen“, begann sie. Alice hatte tausend Blumen jetzt auf den Rücksitz gebreitet und begann sich daran zu freuen.

„Das werden wir daheim recht sorglich ordnen“ — sagte sie nur.

Aber Melanie dachte an die Stimmung im Schlosse und ließ sich nicht stören, weiter zu erzählen.

„Es ist wirklich nicht nett vom Better Michael,“ sagte sie neu —, „daß er so sinnlos wild ist.“

Alice begann Kiechblumen in der Hand zusammenzuraffen und hörte achtlos.

„Ist er wild?“ fragte sie nur.

„Wild“, sagte Melanie. „Ach Gott! Ich habe ihn furchtbar gern“, sagte sie gleich darnach. „Aber du hast gar keinen Begriff, wie er ist“, sagte sie dann emphatisch.

„Werden wir ihn denn sehen?“ fragte Alice fast gleichgültig.

„Wir sind nur weggefahren, damit wir nicht gerade alle gar Zeugen sein müßten“, wollte Melanie ausführlich werden.

„Der Bater ist eine ordentliche Festung“, sagte Alice lächelnd. „Per junge Graf gleicht gar nicht dem alten Herrn“, sagte sie nach kurzer Weile dazu, indem sie ein Bündel roter Mohnblüten mit rosa Skabiosen vorn an den zarten Spitzenhang Melanies befestigte.

„Hab Dank — Liebchen“, sagte Melanie und küßte Alice unversehens mit einer drolligen Neigung des Kopfes auf die Fingerspitzen, die aus den duftigen halbhänden schuhen heraus — sich an ihrem Busen noch mit Stecken und Ordnen zu tun machten.

Melanie wußte natürlich nur ganz von ferne, um was die Aufregung daheim zu erwarten war — und war nicht über die allgemeinen Äußerungen von Tollheit hinaus gekommen, die man Graf Michael zum Vorwurf machte. Aber sie hatte damit gezögert, als Alice, unterdessen sie jetzt im Hinrollen des Wagens mit dem Binden der Blumen eifriger - beschäftigt war, in ihrer klaren Art ihren Eindruck von Michael darlegte.

„Er hat die sonderbarsten Augen von der Welt“, hatte sie selber begonnen. „Und wie eine stechende Weisheit. Man könnte denken, daß man einen Spötter vor sich hat. Aber manchmal dünkt mich, er spottet nur das Kleine weg — damit er zu einem Besseren durchdringt. Ich dachte immer, daß er große Sehnsucht haben müßte. Viel leicht ist es das, worum er spottet?“

„Du sagst das wunderbar“, sagte Melanie, über Alices einfache Rede begeistert und in Gedanken. Und sie sah Alice lange versunken an und küßte sie dann zärtlich und übermütig: „Ich bin nur froh, daß wir dich haben!“

„Daß du alles nur so tief denkst,“ sagte sie. „Weißt du — aber leichtsinnig ist er auch furchtbar. Du hast gar keine Ahnung, bis zu welchem Grade. Woher kennst du ihn denn so gut? Ach ja — er war ja ein paarmal mit dir bei der Fürstin zusammen, nicht?“ sagte sie.

Aber Alice sagte ganz arglos: „Ich kenne ihn gar nicht. — öder doch — nun ja! — Was kenne ich denn von ihm? Bater sagt: er wäre Nug, und sein« Ansichten

Carl Hauptmann: Graf Michael 63

wären scharf und Nai. Das redet auch sein Auge. Das kann einen ansehen — lange — und nicht irren. Das ist etwas Gutes. Und dann! — Was kenne ich noch? Seine sanfte Art zu grüßen. Das Leise und Verschüchterte."

„Aber — verschüchtert ist der nicht immer", sagte Melanie erheitert.

„Er kann es aber sein. Es gibt Ding«, die er ehrfürchtig ansieht," sagt!

Alice bestimmt.

Melanie sah Alice groß an. „Nur weiter — weiter!" rief sie jetzt neugierig.

„Was lernst du noch von ihm? Das ist höchst interessant."

„Wir machen ja eine richtige Untersuchung", lachte Alice verloren. „Mein — nein! Wirklich! Man muß so etwas manchmal erwägen. Das belehrt sehr", sagte sie dann zutraulich. „Ich — lerne an ihm noch —: die Zartheit seiner Hand. Die Hand ist lang und still — und ganz sorglos. Seine Hände sind wie gute Kinder. Wenn er sie über dem Knie zusammenfaßt, möchte man denken, oben in den verkniffenen Blicken sitzen Zweifel und Verachtung und graben in sich — aber seine Hände sind wie Betende, die sich festhalten möchten an etwas."

„hahaha," lachte Melanie. „Du bist ein Tolltopf," sagte sie neckisch und gläubig.

„Das ist in Wahrheit sehr fein, was du so phantasierst."

„Ja mein Gott," sagte Alice, „man versucht sich doch bei allem etwas zu denken, wenn man viel einsam ist. Und du mußt auch nicht alles nur für Phantasie halten. Vieles ist so. Z. B. ist etwas in diesem dunklen Menschen, das mich sehr traurig macht. Und das Schlimmste ist — — —" Aber Alice redete nicht gleich weiter, sondern sah eine Weile melancholisch in die Ferne. Man hätte denken können, es käme jetzt ein sehr subjektives Bekenntnis, eine wahre Offenbarung. Melanie mochte gar nicht stören mit Fragen zuerst, so sehr sie jetzt aufhorchte.

„Siehst du," sagte Alice resigniert, „Menschen, die Tiefe haben — denen sieht das Leid aus den Augen. Jeder Mensch ist ein dunkler Grund. Wenn die Sonne hinein scheint, ist ein heller Grund zu sehen. Alles schwankt. Mir ist auch manchmal nicht froh."

„Mit dir wird er sich gern unterhalten haben," sagte Melanie, auch in Träume verloren. „Solche Weisheit, das ist Wasser auf fein« Mühle."

„Nein", sagte Alice, „er hat es immer vermieden, mit mir zu tanzen — und also auch mit mir zu sprechen." „Er ist gewiß ziemlich hochmütig", sagte sie ganz kalt, als Graf Franz zurückrief, daß sie die Wagen heimschicken und lieber durchs Dorf gehen wollten. Dann spazierte man den Dorfweg entlang und bog in einen Obstgarten ein, der in hohem Grase stand, und schritt durch ein altes Eichentor, das ein Wärtel mit tiefer Devotion den Herrschaften geöffnet hielt, indes er vor sich einige unverständliche Worte fast hersang, den Hut noch immer tief haltend und den Körper krümmend, als sie schon auf den Alleen des Parkes hinwandelten.

Und wie sie die erste Biegung des Gartenweges erreicht hatten, sahen sie den jungen Michael im Schatten einer alten Kiefer auf einer Bank sitzen. Aber im nächsten Augenblick war er auch schon aus seinem Sinnen aufgesprungen und kam ihnen heiter und sicher in froher, luftiger Sommertracht entgegen, den Hut in der Hand ein paar mal verbindlich neigend und dann plötzlich, wie zum Ausdruck einer besonderen Freude ausgelassen in die Luft werfend. Er war zwar bleich. Aber seine Stimme klang klar, und seine Augen schienen nichts zu verraten, daß er in irgendeiner

64 Morgen: Literatur

Unruh« oder gar in schlimmerem lebte. So grüßte er verbindlich, ließ sich, wie wenn er ihr unbekannt wäre, Alice vorstellen, ohne mehr als sich zu verbeugen, rußte Komtesse Melanie die Hand und Vetter Franz auf die Wange und reichte Komtesse Eva spröde die Hand mit einem neckischen Lächeln, weil er mit ihr immer ein wenig den Spötter und Necker zu spielen in den letzten Wintergesellschaften gleichsam zur Gewohnheit gemacht hatte. Dann ging man lässig »wandelnd dem Schlosse zu. Wie der alte Adelsmarschall, in der Hand einen Weidenzweig, mit dem er ununterbrochen achtlos tändelte, sich bald viele Male hintereinander das runde Knie Nopfend, bald auch eine nach der andern die großen, die Pferde belästigenden und her» umfchwirrenden Staubfliegen auf der Wagendecke und gelegentlich, wie zum Spaß und mit Zuruf am Rücken des Kutschers oder Dieners treffend, unter das Schloßportal ein» fuhr, standen die jungen Herrschaften zufällig an der Veeiteinfaffung des großen Rasen» planes, der junge Gras Michael unter ihnen. Der alte Ales« tat, als sähe er nicht, als sein Sohn sofort zum Wagen geeilt war und ihm, indem er einen Diener wortlos beifeite stieß, beim Aussteigen zu helfen suchte. Denn es war eine Aktion, ehe der mächtige Koloß aus einem Wagen heraus fest auf der Erde stand. Graf Gregor nickte Michael noch auf der andern Seite im Wagen stehend zu. Aber der Adelsmarschall hatte sich nur schwer in ganzer Macht nun aufgerichtet, tat mühsam und plump tastend einen Schritt und ließ sich bedächtig von dem Tritt» brett auf die Steinfstufe des Schloßeingangs nieder ^ rechts und links behutsam ge» halten, ließ sich seinen Staubmantel abnehmen und seinen mächtigen Nundhut aus Stroh ^ aber nichts sonst — keine Begrüßung sonst — kein Wort sonst, kein Blick auch — keine Acht, als wenn außer seinem Nachbarn und Freunde, dem alten Schloß-Herrn, noch irgend jemand anwesend wäre, den er zu beachten, irgendwie nötig hätte. Es war eine peinliche Pause. Die jungen Herrschaften, Graf Franz und die beiden Komtessen, auch Alice waren sogleich, um nicht Beobachter zu sein, zurückgetreten. Graf Gregor, der sonst einen heiteren Gedanken zu rechter Zeit zu ergreifen wußte, konnte zum eigenen Verdrusse im Augenblick keinen anderen Ausweg finden, als dem jungen Herrn Michael schweigend, und nicht ohne einigcs Wehleid im Blicke, hinterrücks die Hand zu geben. Als der gewaltige Herr und Vater an ihm vorbeigeschwankt und gleich ohne Aufenthalt weitergegangen war.

„Wenn ich dem Herrn Sohn und Abgeordneten begegnen sollte,“ sagte der streng, ohne sich rückzuwenden, und als spräche er nur zu Gregor, „dann muß ich einstweilen tun, als wenn gar nichts zwischen uns wäre. Denn dieses miserable Geschäft kann man doch nicht auf offener Straße erledigen.“

„Nun, mein werter Vetter,“ fagte der alte Gregor, zwinkerte dem jungen Grafen zu und fand ein wenig Heiterkeit wieder. „Ich halte dafür, daß wir den Waffenstill» stand für diesen ganzen Tag proklamieren. Ich schlage durchaus vor, daß wir die weitere Auseinandersetzung auf ein« bestimmte Stunde gegen Abend verlegen.“

„Gut, lieber Gregor“, sagte der erregte Alte und sah sich nicht um, als er den Gang um die Ecke — den jungen Herrn im Vestibül, mit dem Hute in der Hand,

Carl Hauptmann: Graf Michael 65

gleichgültig zurücklassend — verschwand. „Out,“ sagte er, „ich finde den Vorschlag gut.“ — „Waffenstillstand ist gut —“, blieb er nun vor Gregor stehen, wie nur noch die Diener um sie waren — und lachte krampfhaft, wie geschüttelt plötzlich — und war dann, ebenso schnell stumm werdend, ohne Acht von Gregor geschieden und schwerfällig in kurzen Schritten in seine Zimmer eingetreten.

Graf Michael stand bleich im Vestibül. Lange hielt er nicht fest, sich vergessen.

Lange hatte er nicht fest Würde und Selbstgefühl außer acht gelassen. Er war auf der Stelle stehen geblieben, als wenn ihn die Verachtung des Alten wie eine Pagode angepflanzt hätte, daß er sich einfach nicht bewegen getraute. Er stand auch noch immer mit dem Hute in der Hand, gerade wie der Kleiderständer aus den Elchgehäusen daneben. Oder er stand auch leblos wie der gewaltige Kopf des Urs, der im Vestibül aus der weißen Wand ragte. Er kam erst zur Besinnung, als zum Empfang von Gräfin Anna Jungfer und Dienerschaft neu ins Portal traten.

Was sonst selten passierte, Michael hatte etwas in sich, was ihn blind machte gegen alle Schicklichkeit. Er wollte geradezu fliehen. Die Diener hatten ein feltames Lächeln in den Augen. Das Fliehen gelang nicht. Es waren nur einige hastige Wendungen gewesen, denn nun kam auch Graf Franz zurück und die Komtessen. Und Alice kam. Alle scheinbar froh. Alice begrüßte die Gräfin Anna mit Handkuß. Alle kamen in der Sommerwärme frisch aus. Graf Michael trat deshalb vom Treppenhause ebenfalls ins Vestibül zurück und ging der eintretenden, hochgerichteten, sanften Dame in Silberseide und violetter Kapotehütchen bleich und zögernd entgegen.

Die alte Gräfin nahm seine Hand mit Güte. Michael küßte die weise, behändliche Hand. Aber er war noch immer wie gebunden. Er kam sich unglaublich lächerlich vor. Wie ein dummes Kind. Er fand kein Wort, wie bei einer Kondolenz. Er konnte keinen Blick nicht einmal mit Hohn wappnen. Wie er so herabgetommen war, erinnerte er sich gar nicht. Als er ankam, war er noch in voller innerer Haltung gewesen, jetzt mußte er erleben, daß er mit einer Leichenbittermiene da stand. Die jungen Menschen: draußen standen und sahen, wie die ehrwürdige Gönnerin zu ihm trat und ihm mit voller, schweigsamer Teilnahme in die Augen sah, ohne daß er Würde und Schärfe wieder sand. Sie standen und sahen es. Auch Alice sah es. Er wäre am liebsten in die Erde gefunken, oder als in Maulwurf in einen Erdschlupf verschwunden. So jämmerlich war er sich nie bisher erschienen. Und die Gräfin Anna brach erst das Schweigen und sagte sanft: „Ich denke, daß es noch einen Kampf geben wird. Aber wir müssen hoffen zu gutem Ende.“ „Ja, bester Michael!“ sagte sie dann halb vorwerfend, halb mitleidig, daß es die draußen alle hören mußten. Michael hatte einige Schritte mit ihr gemacht. Dann befand er sich. Dann blieb er zurück. So daß ihm die alte Gräfin noch einen freundlichen Blick, mit ihrem Schirm einen zärtlichen Wink, und schließlich ein auf Wiedersehen zurückgab.

In Alice war ein Gedanke aufgeblitzt. Ihr war entsetzlich peinlich, daß sie plötzlich alles begriff und gewissermaßen aus seiner beleidigten Seele alles empfand. Sie

hatte lange geschwiegen. Alle hatten geschwiegen. Franz und Melanie machten angstliche Gesichter. Gräfin Eva zerpflückte einen Stengel und eine Blüte in der Hand und ging mit jenen voraus. Man schritt ohne Worte. Michael, der unversehens herausgetreten, ging lange schweigsam mit Alice. Es war auch Alice augenblicklich unmöglich zu reden. Was in ihr vorging, konnte sie nicht allen gleich in die Ohren schreien. So waren sie eine lange Weile unter dem Schatten der alten Kastanienwege hingewandelt.

„Ist es wahr, daß Sie nicht Halt und Ziel haben, wenn Sie in der Stadt leben?“

sagte sie dann plötzlich, als die Vorangehenden, um eine Baumgruppe gebogen, außer Sicht kamen. Als wenn sie eine Mutter wäre oder eine Pflegerin, die nach der Gesundheit fragt. Aber sie fragte es unglaublich gütig zugleich, so unglaublich innig, ohne Abficht, wie sie konnte so wenig verbergen, daß sie gar nicht zürnte ob des Gefährlichen, daß Graf Michael in sein Auge wie Leben betam — Staunen — und wenn es das richtige Wort wäre: eine ganz unerwartete Leichtigkeit, daß er noch vollends stehen blieb, in die Schatten einer alten Pappel hochsah — sich reckte — und ganz freimutig Alice lange anfas. Alice war eben im Begriff sich in den Schatten neben einer Gnomenbank ins Gras zu setzen.

„Setzen Sie sich neben mich“, sagte sie heiter, und breitete einen leichten Blumenstrauß aus, dessen einer Zipfel frei neben ihr lag.

Aber wie sie allein waren, wurde es doch stumm. Alice kam von neuem das peinliche Gefühl, daß sie der ganzen Begegnung hatte beiwohnen, und eine gewisse Entwürdigung des Mannes hatte mitansehen müssen. Es drückte sie, weil auch Michael noch immer schwieg.

„Seltsam,“ sagte sie dann ganz aus freien Stücken, „daß Sie hierher gekommen sind und nicht gewußt haben, daß Sie sich hier demütigen würden.“ Graf Michael sah ins Gras — und hörte nur. Die Worte klangen hart und angenehm.

„Sagen Sie mir einmal offen: Sie werden es gewiß für eine Dreistigkeit halten, was ich fragen will“, redete Alice. Aber es lag auch wieder ihre ganze Sicherheit und Fröhlichkeit im Ton. Und man konnte nicht zweifeln, daß es auf ein gutes Ziel zuing.

„O, Gott! — nein,“ sagte Michael — „sprechen Sie nur — wirklich — ich weiß nicht! Sie sprechen wie ein Freund. Es macht mir eine sonderliche Bewegung. Sie kennen mich nicht — Sie wissen nicht — hoffentlich wissen Sie nicht —“, sagte er dann fast scherzend, — „denn alles zu wissen, ist nicht immer das Himmelreich.“

„Freundschaft wider Freundschaft“, sagte sie auf einmal bestimmt und gütig.

Und dann begann sie selbst sicher und frei zu reden.

„O, ich weiß schon,“ sagte sie, „daß Sie alles nur tun um Ihrer Eitelkeit und Ihrer Zerstreuung, Ihrer momentanen Launen willen. Das ist nicht besonders. Aber es tut auch nichts. Auch baß Sie im Winter Graf Philipps um meinetwillen zur Nebe stellten und ihn vor die Pistole forderten, war nur eine Laune. Sie kannten mich ja gar nicht. So etwas tut man einfach um der Noblesse willen.“

„Ja. Gott — das —“, sagte Michael.

„Sagen Sie mir einmal offen, worum es sich hier in der ganzen Angelegenheit handelt,“ sagte Alice — „damit ich Ihnen raten könnte.“

„Sie können mir nicht helfen —“, sagte er einfach und sah sie lange an, sah ihre Stirn an, die sich niederbeugte, sah, daß die Adern wie sanfte, blaue Nuten in

Carl Hauptmann: Graf Michael 6?

der Stirn lagen — sah, daß die Lider schwer sich senkten und der Blick melancholisch im Hras einen Käfer verfolgt«, und daß der Wund, dieser süß«, junge, unberührte Wund, aus dem die sanften Fragen mit ganzer Sicherheit kamen — lang« wie fchmerzlich geschlossen lag.

„Zch werde Ihnen etwas fagen“, begann Alice neu und sprang auf. „Alle der« »rtige Zerwürfnisse haben etwas Erniedrigendes. Well schon ein Leben zu Lust und Laune erniedrigt. Mit einer Hingabe leben, das erhebt die Kräfte. Ein Wagnet muß ziehen, sonst wird er schwach. Ich tonnte nicht leben, als nur so da zu sein und nichts weiter. Ich tieilx Wusik. Ich arbeite ernst. Wenn es auch nicht bedeutend ist. Für mich bedeutet es alles. — O! — Aber es nutzt auch nichts, wenn Sie sich erst «nt» würdigen lassen. Gehen Sie einfach fort. Gehen Sie. Kommen Sie nicht erst zu Ihrem Vater. Er wird in sinnloser Wut sein. Er wird auch Grund haben. Und Sie werden nicht zur Besinnung kommen. Sie wollen sich nicht abwenden und finden nicht, was Li« hält. Sie wagen Ihr Leben für jeden Menschen. Sie werfen sich weg für jeden. Das ist es. Unser Leben muß uns für etwas wert sein. Ihnen ist es in allem unwert für jeden Preis. Da ist nicht viel zu wünschen.“

Graf Michael war wie in innerstem Erstaunen. Zärtlich waren Alices Worte, sanft und unglaublich schön und klingend — und streng, daß er fast errötet« und fi« erst wieder ansah, als er sich lange besonnen hatte.

„Was will sie? Was ist ihre Absicht?“

Ihr« Lippen lagen von neuem wie im Schmerz geschlossen. Das Auge voll Feuer glomm in Trauer. Sie schien fast, wie einer Erregung nicht Herr zu werden.

„Sie haben wunderbare Dinge zu mir geredet“, fagte Michael leife.

„Sagen Sie nicht wunderbar“, meinte sie fast demütig. „Was notwendig war“, sagte sie. — „Hch mußte Zeuge Ihrer Erniedrigung und Schmach sein, und nun fühle ich die Schmach mit“, fagte fie. „Aber ich möchte um alles, daß Sie jetzt wenigstens Weitelei Schmach entgingen!“ —

„Es ist nicht das «in« Mal,“ redete sie erregter weiter, „Sie haben «in Ber« mögen im Spiel verloren. Das ist mir nur ein Zeichen jenes anderen Lebens. Sie haben das Besitzen satt und wollen sich Schmerzen machen, scheint's. Ich rate Ihnen nicht, wenn Sie nicht die Bitterkeit und der Schmerz dieses Augenblicks auf den Weg bringt. Ich empfinde, daß es anders werden muß. Wenn Sie es nicht empfinden!“ Die Unterredung wurde jäh abgebrochen. Die Komtessen kamen und brachten Alice rote Aelten und hingen sie ihr auf die Schulter und unter die dunkle Flechte am Vhr. Sie schritt, wie bereit und stark. In ihren Augen lag ein leichtes, glückliches Lachen. Am Tische, wohin man sich begab, war ein wunderlich freier Ton — eine Lmporgerichtetheit lag in den Jungen. Der junge Franz tonnte laut und froh von der Jagd erzählen — vom Morgen — und die Komtessen lachten ohne Besinnung. Die alte Gräsin Anna empfand wie eine Loslösung, ohne zu wissen. Der prustende Niese schien gleichmütig zu speisen. Und Graf Michael faß ohne Gedrücktheit, ganz zurückgewonnen unter den andern, fah oft zu Alice hinüber, ohne je einem Blick von ihr zu begegnen. Es hatte ihn wie zu sich gebracht, daß das gute, starke, wahre Nüdchen das äußerste von ihm wußte und klar und mit Zärtlichkeit menschliche Schmerzen und Fehler ansah. (Fortsetzung folgt.)

«8

0 «,

Morgen: Börse

Preußens Anleihe.

'IRns«r« Finanzminist«r sind in allgemeinen

^> nicht Männer von neuen großzügigen

Fixen. Seit Miquels Abgang haben wir

keinen einzigen gehabt, der die Anforderungen

an «ine» Durchschnittsminist«r überragt hätte.

Und auch Freiherr von Stengel, dem ein guter

Auf voranging, hat bisher den Beweis nicht

zu erbringen vermocht, daß seine Hand stark

genug ist, das Deutsche "Reich aus der Finanz»

misere zu retten. Sein« Stcuerprojekte haben

bisher wenig Anklang gefunden, und selbst

wenn man sich ihnen sympathisch gegenüber«

stellen würde, kann man nirgends eine gewisse

Originalität erkennen. Vielleicht ist er zu alt,

vielleicht der Widerstand zu groß, den er (trotz

«llen gegenteiligen Versicherungen) bei den

Bundesregierungen findet. Seit mehr als zehn

Jahren wird über den ständigen Kursrückgang

der deutschen Acichs» und Staatsanleihen ge»

schrieben, werden Vorschläge gemacht, dem

Uebel abzuhelpen. Journalist?»,, Volkswirte,

Gehcimräte und ordcnlüsterne Bankiers haben

sich den Aang streitig gemacht, Mittel zur

Abwendung der Kursentwertung zu finden.

Sie all« gipfelten in der hauptfache entweder

darin, größere Absatzmöglichkeiten für unsere

Anleihen zu schaffen oder den Zinsfuß zu er»

höhen. Auch das einfachst« Mittel, den Staats»

kredit «inzuschränken, nicht immer, wenn der

Frühling naht, mit einer neuen Anleihe

schwäng«? zu gehen, ward von den Finanzärzten

empfohlen. Natürlich ohne Erfolg; denn hier»

zu wäre zunächst die Einschränkung der Heeres»

und Marinerüstungen notwendig; und daran

deutet im Deutschen Aeiche ernsthaft kein Mann

der Aegieruu«. Die (Gefahren wurden in

dunklen Farbe! geschildert; recht häufig sogar

übertriebt». Eine solche Uebcrtrcbung scheltet

mir der Hinweis zu sei», Deutschland werde

im KrieMalle kein Geld bekommen. Die

deutsche u:d preußische Staatsschuld beträgt

insgesamt etwa 12 Milliarden Mark; davon

m^zen im Besitze der Vankcu sich höchstens

2(.« Millionen Mark befinden. (Vei der Auf»

lösung de« letzten Anleihelonsortiums wurde

viel Aufhebens davon gemacht, weil die Banken

noch über einen Betrag von 123 Millionen

Marl versügten.) Kann man, da so beträcht»

lich« Summen ui.tcrgcbracht wurden, im Ernst

davon sprechen, dem Deutschen Aeich würde

im Notfälle der Kredit verweigert werden?

Vi« Gefahr liegt nicht in der Unmöglichkeit,

neu« Anleihen unterzubringen, sondern allein

in d«r lursmähtigen Entwertung des Besitzes.

Schon durch Erhöhung des Zinsfußes um >/,

oder gar 1 "« wäre der Absatz weit stärker.

Und trotz allen Klagen ist fast jede Anleihe bisher zwanzig» bis vierzigmal überzeichnet worden; nicht zum geringsten Teil freilich mit hilf« d«r sogenannten Konzertzeichner, jener-Subskribenten, denen nur daran gelegen ist, einen möglichst großen Betrag zu erwerben, um die Differenz zwischen dem niedrigeren Emissions» und meist höheren Börsenkurse zu verdienen.

Die n«u«ste Emission der preußischen Ion» solidicrlcn Anleihe, mit deren Veröffentlichung wir am Sonnabend überrascht worden sind, beweist, daß man endlich gcwillt ist, neue Bahnen zu beschreiten. Herr v. Aheinbaben, dem man «in« so umwälzende Idee vielleicht am wenigste» zugetraut hatte, muß eingesehen haben, daß es so nicht mehr weiter geht. Die: Kalamität am Geldmarkt« hat das kaum Glaub» lich« ins Bereich der Wirklichkeit gerückt. Vb freiwillig oder unter dem Zwange der Notwendigkeit! der Finanzminister ist zu loben; mag der Plan auch nicht seinem Hirn, sonder» dem des neuen Aeichsbanldirektors, des Herrn havenstein, entstammen. An der Börse (und darum natürlich auch in dem größten Teil der Finanzpresse) ist Herr v. Aheinbaben getadelt worden; nicht, weil er den Käufern der Anleihe eine höhere Verzinsung vorschlägt, sondern weil er das Verbrechen begangen hat, vor tr Majestät der Großbanken die Aeeverenz zu versagen. Die neu« Anleihe wird nämlich zun« erstenmal ohne Hilfe eines Banteülonsortium^ begeben: si« wird durch die Vermittlung des preußischen Staatsinstitutes den Käufern direkt angeboten. Ich finde, daß dieser Weg sehr glücklich gewählt ist, uud daß nicht der mmbeste Anlaß zur Empörung vorliegt. Fortgesetzt haben die Banken behauptet, an der Emission deutscher Aeichs» und Staatsanleihen seit einer Neihe von Jahren nichts verdient zu haben; es kann ihnen daher doch nur angenehm sen>, an solchen Geschäften nicht beteiligt zu werden. Allerdings wendet man an der Börse ein, daß auch aus rein praktischen Gründen die Umgehung des Banlenkonsortiums ein Fehler war. hierdurch werde der Markt der Anleihen der Stützung beraubt, den die Banken gewähr«!! würden, wenn sie durch «onsortialbesitz »n der Kursentwicklung interessiert sind. Mit Ver» laut»; wann haben denn die Banken die beut» schen Anleihemärkte gestützt? Sie haben, das ist freilich anzuerkennen, «ine Zettlang den Kursrückgang zu verhüten gesucht; doch als die Beträge, die sie hätten aufnehmen müssen, zu groß wurden, haben sie d«n Mar« sich selbst überlassen. Ich kann hierin nicht einmal «in großes Unrecht sehen, aber ich kann auch die Ansicht nicht vertreten, daß die Aegierung

Bruno Vuchwald: Preußens Anleihe

ö Haben erleidet, oder töricht handelt, wenn sie die Nantwelt ausschließt.

Der Groll der Börse entstand noch durch «in» ander« Eigentümlichkeit der neuen Emission. 2>i« Negierung hat, so hieß es^ die Vörs« überrascht; sie hat plötzlich dl« Sub» sriptionsbedingungen in wohl vorbereiteter Fol» auf den Tisch der Banken flattern lassen, ohne die Herren Bankdirektoren vorher in vertraulichen Gesprächen von ihrem Vor» haben zu unterrichten. Wozu sollten die Vanien vor anderen Sterblichen Kenntnis er° halten? Glaubt einer, sie hätten irgendeine!'. Einfluß auf die Emission gewinnen sollen? V»nn hatte man sie beteiligen müssen, nicht von der hilf« ausschließen können. Und will man uns einreden, die frühzeitige Kenntnis hätte nicht eine spekulative Ausnutzung des Planes zur Folge gehabt? Glaubt man, die Herren waren so edelmütig gewesen, ihr« Bestände an alten Anleihen zu behalten, statt sie. bevor der Kurs ins Weichen gerät, rasch an den Markt M bringen? Als Herr Möller durch die Dresdner Bank vor etwa 1'/s Jahren Aktien des Bergwerks hibernia taufen ließ und dann die Verstaatlichungs-offerte machte, wurde an der Börse, in Zeitungen und im Parlament mit Aecht bemängelt, die zeitige Bekanntgabe an ein einzelnes Bankinstitut sei ungehörig und Hab« der Spekulation Tür und Tor «ööffnet. Jetzt ist's wieder nicht- recht, wenn die Diskretion wirklich bewahrt wurde. Verständiger scheint, doch nur bei flüchtige Betrachtung, der Einwand, daß der Zeit» Punkt für die Emission nicht glücklich gewählt l«, weil der Geldmarkt noch zu sehr belastet ist und man erst jetzt nach den Anforderungen zum Quartalstermin ein wenig aufzuatmen beginne. Doch auch hier ist zu fragen: Sollte der Finanzminister warten, bis andere Bundesstaaten, bis vor allem die Städte den nur für die schwierigst« Zeit zurückgestellten Anleihe» bedarf gedeckt haben? Wenn die neue Emission mißglückt, könnten die Banken von einem Erfolg reden. Aber ich glaub« daran nicht, glaub« vielmehr, daß der Erfolg recht groß sein wird, «iin Bedürfnis zur Kapitalanlage ist, wie die Entwicklung der Aententurs« »n den letzten Monaten gezeigt hat, in bescheidenem Umfang« bereits vorhanden. Der vorläufig noch hohe Bankdiskont von 7%, »/« beweist nicht das Gegenteil, denn die Geschichte der Anleihe» lues« belehrt uns, daß in ihnen ein« Erleichterung des Geldmarktes immer viel «her zum Ausdruck kommt, als in den offiziellen Zins» Aen der Reichsbank, die sich nicht so rasch den 3luNu»tion«n des Geldmarktes anzupassen ver»

wogen, wie die Kurs« der Aentenwert«. Auch
>it nicht einzusehen, warum die AeZierung nicht
in einigen Monaten ihre Aufforderung zu
Subskription wiederholen kann. Es scheint, daß
man, um die Wiederholung zu ermöglichen,
den Weg gewählt hat, nur solche Zeichnungen
zuzulassen, auf die «in« Sperrverpflichtung
(mindestens bis zum 31. Dezember 1908) ein-
gegangen wird. D» es somit verkäufliche Stücke
vorerst nicht gibt, braucht die Zulassung zum
Börsenhandel »n diesem Jahr« nicht zu erfolgen,
und es wird die bei Einführung einer Börsen-
notiz vorhandene Gefahr beseitigt, dah bei
einem nochmaligen Bezugsangebot zum jetzigen
Kurse die Besitzer ihre alten Stücke vertauf«»
können, um neu« zu beziehen. Wenn die Be-
sitzer unter der Hand Sperrstücke veräußern und
der Käufer einen höheren Preis als den
Emissionskurs zahlt, so geschieht das auf eigene»
Aisiko, und die Aegierung trifft für den Ver-
lust keine Schuld. Darum hat man wohl auch
von einer Begrenzung des aufzulegenden Be-
trages Abstand genommen, weil man bei einer
Wiederholung der Emission nicht gut wieder
«inen neuen Betrag angeben könnte».
So vernünftig der Beschluß der Aegierung
also ist, so konnte man sich doch nicht davor
bewahren, «inen Fehler zu begehen, der sich frei-
lich erst später rächen wird. Um nicht gan;
offen zu gestehen, dah der vierprozentio.« Typ
dl« einzige Möglichkeit schafft, eitlen günstige«
Subskriptionserfolg zu erzielen, hat man das
System der automatischen Zinsherabsetzung ge-
wählt. Aach zehn Jahren sollen nur ZV« ",«
Zinsen gezahlt werden; nach weiteren fünf
Jahren sogar nur 3>/^>«/«. England hat mit
diesem System des Schatzkanzlers Goschen
leine guten Erfahrungen gemacht. Der Aück°
gang der englischen Anleihekurse, der in dc.i
letzten Jahren dort ebenso starken Unwille!«
erregt hat, wie dieselbe Erscheinung in Deutsche
land, ist zu einem grohen Teil darauf zurück-
zuführen, dah die Ermäßigung des Zinö-
fx.Bes in einem Moment vorgenommen werdeil
mußte, wo der Burentrieg dem Lande stark«
Opfer auferlegt hatte. Es ist unmöglich zu
wissen, ob in zehn Jahren der Geldmarkt
die herabsehung des Zinsfußes gestatten wird.
Sollte sich innerhalb dieses Zeitraums Deutsch»
lands Voltsvermögen so stark vermehrt haben,
daß die Einführung eines niedrigeren Anleihe-
zinses möglich erscheint, so wäre die Konversion
immer noch der vorherigen Festlegung einer
automatischen Herabsetzung vorzuziehen.
Dennoch aber ist dem preußischen Finanz-
minister, schon weil er einmal die alten, aus»
getretenen Geleis« verlassen hat, «in Erfolg zu
wünschen. Der Widerstand, der auch bei de»
Kollegen gefunden wurde, war gewiß nicht
gering. Selbst Herr von Stengel war Wohl von
der Idee nicht gerade entzückt i sonst hätte er,

Morgen: Musik

wi« es früher fast regelmäßig geschah, die Emission der Aeichsanleihen gleichzeitig mit Preußen vorgenommen. Oder hat Herr Geheim» rat Dr. Koch, der noch bis zum 1. April die Aeichsbant leitet, «in Veto eingelegt? Wie dem auck lei: Das Deutsch« Aeick wird letzt, nach» dem Preußen einen Schritt vom Wege gewichen ist, nichts anderes tun können, als dem Beispiel zu folgen. Und wenn der Mutige vom Glück« begünstigt wird, geht man vielleicht auch enb» lich dazu über, nicht bloß die Emissionsmethode zu ändern, sondern (was mir noch notwendiger erscheint) neue Absatzquellen für unser« An» leih«n zu schaffen. Bruno Buchwal b.

Musik.

Die Königliche Vper brachte gleichzeitig mit dem in Deutschlanl/zum ersten Male auf» geführten zweiaktigen Musikdrama „Therese“ von Massenet «ine Aeu-Einfstudierung des „Barbier von Bagdad“ von Peter Cor» nelius. Die Zusammenstellung der traurigen (in jeder Hinsicht traurigen) Therese mit dem heiteren Barbier — die übrigens für das deutsche Werk «inen glänzenden Triumph be- deutete — war recht lehrreich. Masscnets Text» dichter Jules Claretie hat sich eine pikant« Geschichte mit wildbewegtem „historischen Hintergründe“ ausgedacht: der Liebhaber, der im Hause des rechtmäßigen Gatten »Is poli» tischer Flüchtling Schutz und Gastfreundschaft genießt; die von dem Gatten angebetete Frau, die mit dem andern fliehen möchte, obwohl fie auch den einen liebt; die Greuel der Ae» Volution, von denen man anfangs nur von weitem vernimmt, die dann aber brutal in die Szene hineinspielen. Welch ein Aufwand! Und trotzdem: welch eine Langweile strömt von den beiden Alten aus! Wie wirkungslos ziehen all die Ding« vorüber, von deren stofflichem Aeiz allein schon die Autoren wahrscheinlich einen starken Effekt erwarteten! Es ist wi« «in schlecht erzählter Zeitungsroman, fchlecht für die Bühne hergerichtet. Und da will man uns immer einreden, die Franzosen seien die geborenen Dramatiker, die Leute mit dem Theaterblut! Auch Massenet, der alt« Theater» vraltitus, hat nicht bemerkt, welche Schwächen dem Libretto anhaften: er hätte fönst wohl den Versuch gemacht, d,e leeren Stellen durch ein wenig musikalisches Feuerwerk, auf das «r sich sonst gut verst«ht, zu überdecken. Nichts davon! Sein gleichgültig rieselndes oder grob dreinfahrendes Getön macht die Langweilige noch langweiliger.

Und nun zu Cornelius. S«In Stoff hat gar nichts Pikantes: « ist fast unerlaubt harmlos. Aber wi« charmant und witzig di« Aufmachung! Wi« lebendig find di« Figuren,

wie reizvoll bewegt die flott wechselnden Szenen! Und dabei in der Musik: welche lebenswürdige Schwärmerei, welche Süße in den lyrischen Partien, welcher feiner Humor überall, welche entzückende Einfälle im Orchester, und welche ein geschmeidiger Fluß im Ganzen trotz der oft komplizierten Arbeit! Immer aufs neu entzücken die Musiker die geistreichen Einzelheiten dieser Partitur, die das Muster und Weisterbeispiel einer feinlömischen Vper darstellt. Freilich, das ist keine Entdeckung; hundertmal ist es schon ausgesprochen worden.

Aur fällt einem dabei stets Lcssings Epi gramm ein:

Wer wirb nicht einen Klopstock loben!

Doch wird ihn jeder lesen? Nein!

Wir wollen weniger erhoben,

Doch Heißiger gelclen lein!

Daß der „Barbier“ ein Kleinod unter den heiteren Opern ist, das weiß die Welt! Wer wird den „Varbier von Bagdad“ nicht loben!

Doch wird ihn jeder aufführen, vor allen

Dingen: wird ihn jeder anhören? . . . D»

hapert's!

Merkwürdig genug, da doch die Auf nach dem Bring der leichten, heiteren und doch vornehmen Oper immer aufs neue erhoben werden! Welches Genr von heiterer Vper mag da nur gemeint sein? „Benedikt und Veatrice“ von Verlioz, „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Götz, „Falstaf“ von Verdi, „St. Foir“ von Hans Sommer, „Die Abreise“ von d'Albert, die „Feuersnot“ von Strauß . . . ist kein Stück darunter, das dem Ibeal jnei ersehnten „heiteren Vper vornehmen Stils“ nahe käme? Oder ist das Verlangen nach der Lustspieloper vielleicht nur eine „gebildet“ klingende Nedcnsart, die verdecken soll, daß man sich gestern im neuesten vperettenschlager himmlisch amüsiert hat? . . .

Aus den Konzertsälen. Der Beginn der zweiten hälft der Konzertsaison erhielt ein etwas interessanteres Gepräge dadurch, daß in verschiedenen Veranstaltung neue und unbekante Kompositionen der Veffentlichcit unterbreitet wurden. Bescheiden nur war die Ausbeute in einem Kammerkonzert, das James Simon mit eigenen Arbeiten bestritt. Ein kluges, tüchtiges Verwenden der Mittel, sorgfältiges Vermeiden alles Gewöhnlichen, in einigen Liedern (dem „Säerspruch“ von Conr. Fero. Mey z. B.) ein sicheres Erkennen für stilistische Erfordernisse: das etwa ist das Aühmliche, was hier zu verzeichnen war. Auch Aegungen eines Temperaments, einer Persönlichkeit gar, lauschte man vergebens. — Bei Vusoni, der es in diesem Winter leider bei nur einem Vichesterabend mit neuen und selten

c, o

«> o

71

Musik

aufgeführten Werken bewenden lassen will, hörte «nun neben einem effektvollen, aber in» haltlich nicht viel besagenden Violinkonzert des Veranstalters und einem vorwiegend durch die ^rchestriertechnik interessierenden Vacchanal von P. Ertel «ine sinfonische Fantasie „Poh> ialas Tochter" von Jean Sibelius, die den Eindruck machte, als sei in ihr mit Absicht jeder farbenfroher« Effekt vermieden und die 'Aüchternheit zum Prinzip erhoben worden, öibclius interessiert den Musiker immer durch melodische ober harmonische Eigenheiten; so frostig, wi« in diesem Stück, hat er sich aber »olll selten «geben. Liszt war es, der an diesem Abend alles überstrahlte mit dem ..Mazeppa" und den drei Petrarconnetten, die in der fast unbekannten Gesangsausgabe (eines darunter von Busoni geschmackvoll »nstrumen» tiert) zu Gehör kamen und durch die eigene Glut »hrer Melodik hoffentlich manch« »er» schroben« Ansicht über den Komponisten Liszt etwas modifiziert haben. — Ein ganzes Konzert war dem 1906 »n Königsberg verstorbenen Tonsetzer Constanz Verneler g«wibm«t, d«ss«n Bedeutung nach Ansicht seiner Freunde in der breit«r«n Oeff«ntlichk«it seither nicht ge» nügend gewürdigt wurde. Soweit sich nach den vorgeführten Kompositionen (Sologesang« und Frauenchor«) «ine Meinung gewinnen lieh, war N«rn«k«r «in« kernechte Muslkernatur von im Grunde konservativem Charakter, ab«r mit glüh«nd«r Sehnsucht nach manch«« leuchtenden Blüten, di« «r auf dem Neuland« der modernen musikalischen Kunstübung locken sah. Wenn mancherlei Zwiespältiges, was so in sein« Schreibweise geraten ist, sich nicht überall störend bemerkbar macht, so liegt das in erster Neih« an d«m warmen Gefühlston, der aus d«n w«rtvollft«n seiner Gesang« hervorklingt, und der diesen zuversichtlich nach und nach zu d«r ihnen gebührenden Schätzung verhelfen wirb. §88

Musikalische «Rundschau.

Eugen d'Albert, überbissen komisch« Op«r .3 rag alba das" in Nr. 27 des .Morgen" ein« m«t Eusebius gezeichnet«, von «inem ge» legentlichen Mitarbeiter herrührend« B«> !pr«chung «rschientn ist, teilt uns mit, daß di« in jen«m Neftrat «nthaltene Angabe, sein« Vper sei in d«r kurz«« Zeit von fünf Monaten komponiert, gedruckt und einstudiert worden, auf «inem Irrtum b«ruh«. Rudolf Lothar habe ihm vielmehr im Nahr« 1903 bereits das Verl« buch zu .Tragalbabas" übergeben, 1904 sei di« Komposition begonnen und zu Weihnachten 1906 vollendet worden, offenbar hat da« unt«r

dem Vorwort zum 3«r.tbuch zu l«s«nd« Datum
.Mtinau. Juni 1907" lxn N«f«r«nt«n irr«»
geleitet. d'Albert stellt fest, bah der Klavier,
auszug der Op«r bereits gedruckt vorlag, als
Lothar das Vorwort schrieb. Die Schlüsse, die
in der Besprechung an die irrtümlich« Annahm«
geknüpft wurden, sind damit natürlich hinfällig.
— sNachschrift b. Neb.: Diese Notiz war bereite-
in Sah gegeben, »ls Herr d'Albert in eine«
Berliner Tageszeitung ein« d«n gleichen Fall
betreffende Nichtigstellung veröffentlicht«. Wes-
halb Herr d'Albert sich plötzlich entschloß, in
einem anderen Blatt« .sein Necht" zu suchen,
obgleich «r (wi« er stlber bekannt gibt) wußte,
daß es ihm an dieser Stell« nicht vorenthält«»
wurde, ist uns nicht «cht verständlich.^

«
15^ Eofima Wagner feiert« ihren siebzigsten
Geburtstag. Als vor «inem Vierteljahrhundert
sich die Gruft des Heimgegangenen Meisters
schloß, da war »Vaireuth ein KampftHEMA
und eine Zielscheibe des Hohnes und Spotte«!
und ein Aergernis für viel« . . . „Steht denn
das neunzehnte Jahrhundert wieder vor «in«m
Bankerott ber Menschheit, und ist der Ekel
vor dem Dasein, wie uns einige blasiert«, musik«
und po«siesatte Nou6s d«r Kunst einreden
wollen, wirklich «in so verbreiteter, dah wir
Anachoreten des heiligen Berges zu Bcnreuth
werden muhten? Solange die Mehrzahl den
Glauben an die Zukunft der Menschheit nicht
verloren hat, solang« wir auf das Vaterland
hoff«n, auf deutsch« Politik, Kunst, Wissen«
schaft und Industrie vertrauen, halten wir es
lieber mit den genügsamen Bewohnern des
Tales, betrachten uns den furchtbaren Berg
von unten und sehen in ihm nicht mehr als
eine effektvoll« Theaterdekoration." ... So
Nana ein vielbeachteter Widerhall nach des
Meisters letzter Tat. Wohl gab es «in häuf«
l«in, das von anderem Empfinden beseelt war.
Sein wurd« a«spott«t. Vair«uth werde vorüber«
gehen wie eine Wolle, so dacht« man. Aber
die Getreuen harrten aus; und ihr Mühen um
den Fortbestand des Werkes erhielt Z«el und
Zusammenhalt, als sich fand, dah lynen »n
d«r Lebensgefährtin des Meisters «ine Banner«
trägerin erstanden war, di« mit hohem Sinn
und wundervoll« Energie das Erworbene zu
bewahren und lebenskräftig zu erhalten
trachtete. Gleichgültig, wi« di« Wirksamkeit
Eosima Wagners im «nzeln beurteilt wurde.
Der Name dieser Frau ist aus der Geschichte
der deutsch«« Kunst nicht mehr zu löschen.
— Bair«uth bildet heute kein »ampftHEMA
mehr; Hohn und Spott sind verstummt. Ein
Kultursymbol ist uns der Name, wie ber Name
Weimar. Und wir preisen die Siebzigjährigc
glücklich, dah sie da« erleben durfte, dl« beiden
Namen als strahlende« ZWELGESTIRN leuchten zu
sehen.

Maximilian hardens grohcs publizistisches und satirisches Talent bewundere ich und glaub«, dah er stets bemüht gewesen ist, dieses schön« Talent in den Dienst seines Vaterlandes i„ stellen. 2>cr Politiker Horden kämpft leiden, ichtaftlich gegen alles, was ihm die Wohlfahrt Deutschlands zu beeinträchtigen scheint. Aber in jedem echten Publizisten und Satiriker steckt auch «in Künstler. Der Kampf, der Spott, die Negation sind die Kunstform der Satire, si« bedarf ihrer als ihrer Ausdrucksmittel. Jeder Künstler liebt die Form seiner Kunst um ihrer selbst willen. Der Politiker bekämpft um «in«s praktischen Zweckes willen, der Satiriker muh etwas haben, das er bekämpfen kann, um seine Kunst darin auszuleben, hier, meine ich, liegt die Quelle für manche Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die nicht als folch« gewollt find, die nicht persönlichen Motiven entspringen; allein, wo der Politiker vielleicht schonen würde, da hält der Satiriker unerbittlich an dem Stoffe fest, der seiner Kunst willkommen ist, unbe» kümmert darum, ob er die Zwecke des Politikers gefährdet.

Eduard Graf Keyserling.

Sind wir gesund?

In den letzten Wochen haben wir wieder und wieder die beruhigende Versicherung ver» nommen, das deutsch« Volk sei gesund, lern» gesund. Dieses beglückende Attest wurde jedoch meist auf eine bestimmte Schicht des Volles b«schränkt, und zwar versichert«« konservativ« Blätter, der Adel sei vorbildlich rein, liberale Organe rühmten die Sittenstrenge des Bürger» lums und die sozialdemokratische Presse stellte mit Genugtuung fest, daß die fogenannt« arbeitend« Klaff« von unangetasteter Urlaft strotz«. All«rdings war jede einzelne Gruppe gen«igt, di« Gesundheit als ihr Monopol in Anspruch zu nehmen und die »nd«ren Grupp«n für durchseucht zu erklären. Wer aber dies« Tendenz als peinlichen Erdenrest ignorierte, der muhte durch Addition zu dem Sah gc» langen: Das deutsche Voll ist gesund.

Wenn wir diesen Satz mit Nutzen näher betrachten wollen, so müssen wir vorausschicken, daß seelische Gesundheit gemeint ist. Und wer ist seelisch gesund? Schlicht gesprochen: der»jenige, der stall, mutig, aufrichtig und gütig ist. (Die Güte ^- Uebermenschen und Neal» Politikern sei es gesagt — darf einem Neger»stamm, nicht aber einem Kulturvoll fehlen.)

Wer diese populäre Definition anerkennt, der

wird vielleicht doch ein wenig an der Be-
hauptung zweifeln, daß die Gefundtheit des
deutschen Volk's völlig intalt sei.

Lassen Sie uns unser« prominenten
Männer, unsere staatsmännische Weisheit und
unsere bewährten Institutionen ein wenig an»
schauen!

Unsere prominenten Männer sind die
Minister, - sie sind es aber nur dem Nange,
nicht der Persönlichkeit nach, Vei aller An»
erkennung ihrer soliden oder charmanten Quali»
täten werden wir laum sagen dürfen, daß sie
starl, mutig und aufrichtig find, (Gütig find
fie.) Wir haben es oft erlebt, daß Minister
an die Spitze eines Nesforts berufen wurden,
für welches fie weder Interesse noch Kenntnisc
mitbrachten, und daß fie die Berufung an»
nahmen, statt dem Wonarchen zu fagen: „Ich
bin für diesen Platz nicht der rechte Mann,
Euer Majestät werden leicht «inen Besseren
finden; ich würde den Staat fchädigen, wen»
ich durch Annahme d«s Post«ns v«rhind«rtc,
daß dieser Bessere gefunden wird," Wir haben
es erl«bt, daß Beamte aus relativ unter»
geordneten Stellungen in Positionen erhoben
wnrden, denen sie nach ihren amtlichen Ante»
zedentien gar nicht gewachsen sein lonntcn, und
daß sie es nicht versuchten, den Herrscher über
seinen Irrtum aufzuklären. Ist es latonisch,
ein bihchen S«lbsterl«nnntnis und Nesignation
zu verlangen? Gewiß nicht. Nicht das Grohe,
nur das Menschlich« g«sch«h«. Im bürgerlich««

«Randbemerkungen

Leben kommt es oft genug vor, daß «in Mann eine Stellung, die ihm zugedacht ist, aus inneren Bedenken ablehnt. Es sollte selbst» verständlich sein, daß ein Gentleman nicht mehr übernimmt, »als er leisten l»nn. Aber die leitenden Männer fühlen sich seit Eaprivis unseligem Beispiel zu militärischem Gehorsam oerpflchtet. Daß durch diese Auffassung der >3taat geschädigt, die verfassungsmähig« Ver» »ntwortlichkeit annulliert wird, scheinen sie nicht zu begreifen. Sie treten ihr Amt an, arbeiten das vorliegend« und »ingehende Material «n« ir» et »tusio auf, bringen lein eigenes Programm mit, stellen lein« Ziel« auf, »eisen leine Wege an. Di« Motive ihres Handelns find fast niemals in der Sache, fie lind fast stets „oben“ zu suchen. Der Kanzler, von allen der Klügste, begnügt sich doch, von der Hand in den Mund zu leben: er führt die Existenz eines politischen Proletariers. Das artige Zwischenspiel, das dieser lächelnde Menschenverächter kürzlich im «Reichstag auf» führt«, z«igt« wieder einmal recht deutlich seine Technil. Die Situation ist ungetrübt, da weiden künstlich Wollen zusammengeblasen. Sieh', o Herr, wie schwierig die Lage ist! Und iin Au sind die Wollen zerstreut. Sieh', o Herr, was dein Diener vermag! Der Kanzler darf von sich fagen: „Sich selbst besiegen, ist der schönst« Sieg,“ denn er ist Meister darin, auf der eigenen Bahn Hindernisse aufzutürmen, um sie forträumen zu lönnen. Nirgends aber ist ein rüstiger Fortschritt zu erblicken. Der soll unmöglich sein? Unmöglich foll es fein, ein vernünftiges und volkstümliches Wahlrecht für Preußen zu fchaffen? Der Konservativen wegen? Für die Konservativen gibt es «in Zauberwort, es heiht: „Mein Junge.“ Ma» gnatin und Stoppelhopser, sie parieren all«, wenn nur die Aegierung ernstlich will, denn die Karriere des Jungen, der Assessor oder Leutnant, Attachs oder Kammerjunler ist, zwingt zu Konzessionen. Der Weg fände sich schon, wenn nur der Will« da wäre. Und welch «in Mißverhältnis zwischen den Zwecken und den Mitteln! Man den!« an die letzte Wahlkampagne, den nationalen Aufschwung, die nächtlichen Rede» des Kaisers und des Kanzlers und vergleich« damit das politische Ergebnis: Das Aeichsvereinsgesetz und die Vörsengesehreform. Die augenblickliche voli» tisch« Lag« gleicht dem letzten Akt des Schau» spiels: „Stein unter Steinen.“ Der Block steht „auf hochkant“, und nun beherrscht nur die ein« Frage bi« G«müt«r, wann b«r auf der Kipp« stehende Block fallen und wen er zer» schmettern wird. Ist dief« Politik gtfund?

Wenn Sumpfluft gefunden ist, ja.
Und nun bin Gegenspieler, die Volksboten.
Aeigen sich, beugen sich. Lassen sich vom
Kanzler koramieren und versprechen, es nicht
wieder zu tun, statt ihm zu sagen: „Durchlaucht,
Kolleg Paasch hat hier zwei Minister kriti-
siert. Sachlich, sogar höflich. Dies von ihm
gestern gegeben Beispiel, das Sie so sehr
empört, werden wir auch in Zukunft befolgen,
denn dazu sind wir hier. Sie scheinen sich mit
Bismarck zu verwechseln. Ziehen Sie jede bc-
liebige Konsequenz, es geht auch ohne Sie,
aber glauben Sie nicht, hier im Volkshaus
den Zensor spielen zu können!“ Aber unsere
Volksvertreter, zumal die liberalen, sind ja in
einer üblen Lage. (Im Reichstage freilich nicht
so sehr wie im Landtage.) Täglich kommt
irgendein Wunsch aus dem Wahlkreis; hier
soll eine Schule gebaut, dort eine Chaussee
angelegt, hier ein Hafen geschaffen, dort
eine Sekundärbahn bewilligt werden, die Liste
ist unendlich. Von der mehr oder minder
prompten Erfüllung dieser Wünsche hängt die
Erneuerung des Mandates ab. Die Erfüllung
der Wünsche liegt aber in den Händen der
Ministerialdezenten. Daher gibt es so
wenige unabhängige Volksvertreter, daher ist
die Regierung, wenn nicht ein Dummling oder
ein Schwächling an der Spitze steht, immer
stärker als das Parlament. Die Konservativen
sitzen seit hundert Jahren in der Macht, das
Zentrum verfügt über eine imposante Organi-
sation, die liberalen Parteien müssen am
meisten betteln. Sie sollten am meisten Glück
haben, aber mit Glück betteln ist schwer.
Daher sind unsere bürgerlichen Volksvertreter
so flaumweich, so wundervoll abgellärt.
Ein Parlament, das sich den letzten Völkercoup

^

Morgen: Literatur

i'hn« «in Wort des Protestes bieten läßt, ist schwerlich ganz gesund.

Nun haben wir ja zur Korrektur oller

'Icbelstände die Presse, aber unsere Presse hat

leider — excepti« eieipisnäiZ — in der letzten

Zeit gezeigt, daß ihr alle staatsbürgerlichen

Rechte gleichgültig sind, wenn es gilt, einen

lvrhaften Gegner zur Strecke zu bringen. Und

wenn harden der böseste Schürte des Jahr»

Hunderts wäre, so hätte doch die liberale Presse

die Pflicht gehabt, gegen die Erweiterung der

staatsanwaltlichen Kompetenz, die hier Prag»

matisch erfolgt ist und «inen höchst bedenklichen

Präzedenzfall bildet, mit allen Kräften zu

protestieren. Das haben leider viele Blätter,

die die Freiheit auf ihre Fahne schreiben, ver»

säumt. Ein nationalliberales Vlatt war schäm»

los genug, es zu tadeln, dah der Amtsrichter

Kern über die Instradierung des Prozesses nicht

„belehrt" worden sei. (Ich kritisiere die liberale

Press«, w«il ich ihrer «Richtung am nächsten

stehe.) Während der ganzen Debatte war die

Tonart so trivial, gehässig und niedrig, daß

man nur ausrufen konnte: Oloac» ivaxima!

Wut, Aufrichtigkeit und Güte war in den

Blättern nicht viel zu finden; Liebedienerei,

Fälschung und Neid überwog bei weitem. Die

Presse hat die Pflicht, sich selbst schärfer zu

kritisieren als irgendeinen anderen Stand,

und ich weih, bah mancher angesehen« Iour»

nlllist mit mir übereinstimmt, wenn ich in dem

Verhalten des gröhten Teiles der Berliner

Presse Fäulnissymptome zu erkennen glaube.

Wer dies alles zugibt, wer Negierung und

Bureaukratie, Parlament und Presse, Justiz

und Verwaltung unbarmherzig unter die Lupe

nimmt, der pflegt doch meist hinzuzufügen, die

Armee wenigstens sei völlig intakt. Wir wollen

es hoffen. Es macht aber immerhin einen be»

fremdenden Gindruck, wenn Verfehlungen, die

das Ganze schädigen und schänden, nicht bestraft

werden, wenn der Apparat der Ehrengerichte

gegen den Vberst Gädke, aber nicht gegen b«n

Grafen hohenu in Bewegung gesetzt wird,

wenn die höchsten Chargen nichtsahnenb in

einem Wölkenskuckucksheim zu leben scheinen,

wenn der Kriegsminister im Reichstag mit

apodiktischer Sicherheit Behauptungen aufstellt,

die sich unmittelbar nachher als unzutreffend

erweisen. Es muh auch einmal ausgesprochen

werden, dah in den denkenden Kreisen der

Arme« im Hinblick auf die Heeresleitung «in

Pessimismus herrscht, wie er in diesem Umfang

und dieser Intensität vielleicht noch niemals

vorhanden war.

Wir all« tragen schuld. Alles stand«

anders, wenn wir mehr Bürger und weniger

Lakaien wären. Wir werden erst dann g«.

sunden, wenn wir aufhören, vor allerhand
Mandarin in Ehrfurcht zu ersterben. Er»
ziehung zur Mannhaftigkeit . . . das ist, mit
Gurlitts gutem Wort gesprochen, das Ziel für
uns alle. Vor allem lautet die Parole, die
immer aufs n«u« wiederholt werden muß:
entschlossener Widerstand gegen alle Selbst»
herrschergeleüste! Der Byzantinismus, die un»
würdige Speichelleckerei hat oben begonnen, ist
ins Volk gesickert und droht, es zu verseuchen.
II«: tonte äerivatH el»ä«3 in pHtlism populumc^ue
lluitt.

Die Frag«, die hier erörtert wurde, ist
heute die wichtigste von allen. Gewiß, der
«nglisch.russische Vertrag bedeutet etwas, aber
viel, viel mehr bedeutet die Erkenntnis, daß
die politischen Werte durch die ethischen Wert«
bedingt sind. Wir sind eingekreist, das ist
schlimm, aber diplomatische Kombinationen
vergehen, Bündnisse zerfallen. Entscheidend ist
nur das Eine, ob wir das Wort Fichtes:
„Deutsch sein und Charakter haben ist ohne
Zweifel gleichbedeutend!“ in Gegenwart und
Zukunft ohne Schamröte nachsprechen können.
Gelingt es uns, unsere seelische Gesundheit zu
bewahren, uns Kraft, Mut, Aufrichtigkeit und
Güte als kostbaren Besitz zu sichern, so sind
wir unüberwindlich.

Eduard Goldbeck.

Franz Wedekind und das Problem
des Theaters,
i.

Wedekinds ästhetisch« B«b«utung li«gt —
in d«r moralischen P«rsönlichk«it. Die deutsch«
Literatur ist «ich an solchen problematischen

Randbemerkungen

?.>

Poeten: Lessing, Friedrich Schlegel, Novalis
^ nur einig« der größten zu nennen. Lessing,
einer der wirklich führenden Geister sein«
Nasse, bejah nicht die Spur vom Dichtertum
etwa eines Hölderlin i Friedrich Schlegel, viel«
leicht der glänzendste Schriftsteller vor Nietzsche,
spiegelt sich in unzähligen Bruchstücken eines
nur im „Formalen“ der Individualität sich
zur Einheit schließenden Werts, Novalis, neben
Herder das tiefste, jedenfalls das reichste aller
„^usammenschauenden“ Genies der Deutschen,
freier, leichler, „vegetativer“ selbst als Goethe,
hinterläßt gleichfalls bloß Fragmente. Die
Literatur war diesen ungeheuer« Potenzen nur
ein Auskunftsmittel, «ine Wesensäußerung
neben gleichwertigen andern, niemals wie den
großen romanischen und slawischen Gestalten
als Schaff«ns»Lebensziel. Alle sind sie als
Schriftsteller gewissermaßen «Dilettanten: Lessing,
der Polemiker, geht auch als Mysteriendrama«
teller bei der französischen Vernunft (Diderot)
in die Lehr«, Schlegel, der nicht ohne tieferen
Zusammenhang den aphoristischen Moralisten
Chamfort preist, schreibt die für den deutschen
Dilettantismus bezeichnende „Lucinde“, No-
valis dichtet im Stil des lutherischen Gesangs«
buches« und entwirft seinen Öfsterdingen — als
stilistisch« ein« Meisterleistung —, von Tieck
überschattet, nach dem Wilhelm Meister«
Schema.

Welcher wahrhaftige Verehrer des nach
Erkenntnis ringenden menschlichen Ingeniums
aber möchte« die«s«r „Problematiker“ missen, wer
einen Jean Paul daran geben für eine« der
nichtigen „naturalistischen“ Techniker?
In diesem Zusammenhang, aus diesen«
Gesichtswinkel heraus ist die Erscheinung des
s«lt«sam«n Dichters Frank Wedekind zu fassen,
zu beurteil«»,».

Wedekind ist wie Schlegel, wie Novalis
ein Dilettant, wie Lessing ein Doktrinär, wie
Jean Paul «in Gestalter ohne ruhig°sich«re
Bildn«rhänd«.

Von einem andern Standpunkt aus ist
Wedekinds antitheatralisch« Dramatik zu be-
trachten. Die« schwerfällige Bühnenformel
„Wedekind“ b«d«ut«t «ine der bedeutsamsten
Entwicklungsphasen der Bühn« überhaupt,
Sie ist «in Uebergang, keine Erfüllung, sondern
eine Zerstörung, offenbart gegen ihre eigentliche
„Absichtlichkeit“ eine technische Tendenz. Doch
davon später.

Der dramatische Dichter Wedekind tritt als
Revolutionär des szenisch«« Gehalts auf: c>
schreibt (1891) die Tragödie der Pubertät
(„Frühlingserwachen“). Man tut dem genialen«
Erstling unrecht, wenn man« ihn als eine«
schätzbaren Beitrag zur »Reform der sexuellen

Jugenderziehung ins Inventar des Sreisinnige»
Doktrinarismus bucht. „Frühlingserwachen“
ist wie jede starke und eigenartige deutsche
dichterisch« Tat — wie „Werthers Leiden“, wie
„Die Nüber“ — ein Erlebnis. Während al'c,
der junge Schiller den Unmut des unter der
Korporalsfuchtel sich bäumenden Individua-
lismus in das romantische Abenteuer der
böhmischen Wälder „poetisierte“, gibt Webe,
tind in losen Shalespcare»Lenz»Sz«nen schein»
bar realistische Ausschnitte, im Grund ab»
kürzende Verallgemeinerungen. Sicherlich
„will“ Wedekind die Groteske der ängstlich und
ungeschickt, äußerlich und halbschlüchtig ge-
hüteten Sexualentwicklung zeichnen. Jede
Dichtung „sagt“ etwas, das man vom Gyui»
nasiallehrer extrahieren lassen kann. Und es
heißt, eben keine große Entdeckung gemacht
haben, wenn man befindet, Wedekind sei ein
Sexualethiker oder sonst ein Apotheker. Aber
das Wesenhafte einer Dichtung ist denn doch
das Dichterische, und eben das Dichterische
lebt sinnfällig in diesem prangend erwachte»
Frühling — wie leider in keinem zweiten Wcr!
des problematischen Poeten.

Nichard Schaukai.

Vom Vüchertisch.

Camill« Flammarion: Unbekannt

Naturkräfte. (Julius hoffmann,)

Neber Spiritismus und verwandte Gebiete

spricht hier der Direktor der Pariser Sternwarte.

Carl Hauptmann- Einhart, der Lächler.

(Marquardt K Co.) Noman in 2 Bänden.

Der Weihnachtsroman von 1907.

« n

Bücher

Menschen und
Jahrhundert. (F.Moden im
Vruckmann,?ie Mode
neunzehnten
München.)Ein Vuch. dos des Interesses in weitesten
«reisen sicher ist.

^Ito Julius Vierbaum: „Mit der

Kraft, Auiomobilia. (Marquardt öi Co.)

Lustige Geschichten, die jeden Automobi-
listen erfreuen und dem Autosport neu«
, ^ reul.de erobern werden.i.i< thar Schmidt: Der gerettete Selbst-
mörder. (Georg Müller, München.)

Ein Band flott geschriebener Aovellcn

i'icscs bestbekannten Schriftstellers,

'l u g u st Stiudbcrg: ^historische Minia-
turen. (Georg Müller, München.)^üilbclm Fischer: Lcbensmorgen, Er»
Zählungen. (Georg Müller, München.)

5,'afcadio hearn:

Lotos, Blicke in das unbekannte Japan.

I 3 umo.

Kokoro, mit Vorwort von Hugo v. Hof»
mannstbal.Jedes dieser Vücher (Aütten ii Loening,
Frankfurt a, Main) ist inhaltlich und sprach»
Ilch ein Kunstwerk.

Jacobsen: Novellen, Briefe, Gedichte

(Lugen Diederichs) in der gefchmackvollcn

Ausstattung, die man bei dieser Verlags-
anstalt gewohnt ist,

Ernst v. Wolzogen: Der Vibelhase,

Aoman. (Lngelhorn.)

Hanns Heinz Ewers: „Das Grauen,"

Novellen. (Georg Müller.)

Multatuli»Briefe. (Aütten H Loening)

2 Vände.

Fr. v. Vftini: „Deutsche Illustratoren."

(Franz hanfstaengl, München.)

Auf den Weihnachtstisch!

Deutsche hausmuslt aus vier Jahrhunderten.

(Marquardt H Co.)

Notiz.

Frank Wedetinds n«u«ft« dramatische

Arbeit wird in den nächsten beiden heften

des „Morgen" veröffentlicht werden.

»crantwortlich !ür die «edaMon. vi. Vrrur L»n»«l>«r«tr «erlin V,9, Lenniftr»»« 3: für Oest«rre!ch.Ung»rn:
««»«« F«NI,M!en I — Verl»« Marouardt « <l», WUmer«!>»rl.Ver!ln ^V,!», «l«l«b«n«rstr!»ß« l« — <llp«»ltt»n MI
O«fi«r«l<h>U»garr!

b«! «lllael « Wltiel, Wlen I, «nraben 2» - Druck »»n Po» « »»rll» ». ». », b, ««lin W «?. «ül»»»««,« ««.

Schluß der Inseraten-Annahm« für

das nächst« Heft (Ar. A vom 17. Januar cr.)

Freitag, den 10. Januar cr,

Inscral» Preise: Die 2mal gespaltene
Nonpareille »Zeile (66 mm breit) 1 Ml.
Die Aeklam«.Zeile («8 mm breit» 2 Ml.
Fernsprecher: Am» VI, 2271.
für Eckten M IMMIöllIMWi!
I Nie ivolmilc «los Lü^engeZeliäfte
>I ilieoi'iL u. leolmilc ll«>' llanllgezoliäft«
v,,,!> >>,!I>^»N u, I'lo,i>?^>» 0<>i >!or!!«<!»K«!»!! ä«» ?!»«»,,
ü.ci,«.n,n. KI_08II5«a^33i^y ^l..i«7z
lii^NICIIUKclIIIV II>I I5II»fä<2NH«UND
^!>I3p«UcN3V0I^..rI« ^U35I)I1^!>IQ:.
DU«cN0^I2i11'I'II 2V^CKiVlä83iaKrIII,
VI2«3^!^0^I5VQ^I7I25"i2I!>iatINrIiV
30«a^I.^iae«, N^I>I0.
>VI2«K3^^33iarI«
^U3XIVi^H»IZ^U.
KÜIX311.I^«I3<2IIII I.I2IIUI»II:
V/li3?3'I^33^68!i! 7I^?N0t>I 10235

AUSSTELLUNG

PROF. SCHULTZC-NFFUNBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume

Saalecker Werkstätten G.m.b.H.

Zweigniederlassung Berlin

(Viktoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: ::::

Zeit ist Geld!

Wie beides gespart werden kann, lehrt auf das

glänzendste unsere neue

Formular-Schreibmaschine

„Smith Premier“

Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen

es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, Monats-

Rechnungen, Konto-Auszüge in aller kürzester Zeit

fertig zu stellen.

Unentbehrlich für kaufmännische und

Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.

Prospekte gratis und franko von:

Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichstr.62.

Soeben ersten im Verlage Ocerg snnttaer, ЭПппфсш

(Brauen.

£)cmnê £)етз

©eltfame 5>(id)icf)tcn, gel>- 9Rf. 3.50, geb. iüf. K—. (jtithnlt u. a.: 3>ie Somatenfaure — Die gersen

bct Honig« —

3>er tote 3«be — 3>le "íDafiértettfje — 3>ie Zopbarbraut — snamalot Л.)

SOßer bai £far?cn von îjanne í><ini бwer3 verfolgt bat, Der ttuftte tuobl, bag gerabe Von ihm nod)

uberau, 9}ebeuhtngä-

boUei 3U enoarten toar; benn SwttS tft ein ttin.qigarltqcr in ber pouticftfn ütcratur. (Sr lägt ПФ ntc^t In eine bcitimmU

•Kubrif unterbringen, benn bafür ift fein ^Dollen uitb Koitncn ju fiarf. Sein oorliegenbee фиф berechtigt

O1e0e1ф1 baju,

ib,n ben гощанНТфен ф{ф!er mobcrnfter 5tuttur зи nennen. SD3ett gereift, Ijat er überall baö

Seltfame, bad

fern ab вот ТОгдс Шеденъс gciucfit unb aue jenen erlebten unb erträumten, l(n felbft am ftärtften

ergreifenbcн вНшшипдсн

bat er ergreifenbc ЭДопеПen geformt mit ber unerhörten ^antafte einet) 6. У. 31. \$offmann, einei S. V.

фое unb

4)jUier« be l'gaic Slbam, unterer Bett eertBotler alé felbft ble «oeПсн blefer (¿regen, юс il Statt* bit

ftârieten

<ШШe1 mobemen »unftgeifteí formen Ralfen. Stein Icbenber Uutor vermag ben obengenannten 6>e|

ф1ф1га аиф nur

ttaai ЭДев.ппфед an bie €>citc зи pellen, liniere 3«t BiO]a fo gern bav Srufeln lernen. Sn immer

größeren

*Шенден шербен 2)cteftioftüde unb Kriminalromane r»erfd)lungen — aber baß шabre (Srufeln ^at man innur

поф п|ф! gelernt îlun: banni i'xin.< атетв Ift ein Ф1ф1er, ber mit unerf)5rter ftunft feinen 3<mbntrant

т!(ф! —

man lete bas ^иф, unb man bat bag <5rufeln gelernt.

O O
 « O
 ««««
 Preisausschreiben 77
 »»»I Schnitz« . . Zwischenspiel??
 Andrew Carnegie. Die indische Frage. . 79
 Frank Wedekind . Die Zensur/Drama . 82
 tlarl Hauptmann . Graf Michael (Fort»
 sehung) 87
 Willi hanbl . . Theater 96
 Alfred Schattmann Musik 98
 StU«
 Bruno Vuchwald . Das Branntwein»
 Monopol 99
 «urt Ney . . . Musikalisch« Schriften 101
 Randbemerkungen:
 August Strindberg Mensch unter Menschen 102
 B EinGelprächuntervielenIW
 «lulenberg . . . Ulrich Fürst zu Waldeck 104
 Vorträge. Notizen 104
 Manuslriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern «m bl«
 Schristleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin V. 50, Hlslebenerstraß« 14.

svllQt'IrII.8 K, OH
 tiofl.Ilif'cisiNsllliN.
 liÜII^IN V?. I.li!f'II<3e«57«N52li<3.4ä.
 licXli ^N«!«3!INft:N57«N52t:.
 » ft!« 5t:,I)k:N5IQ^ UND ZN^^^I: »
 fN8«!«NI>IIN VON ZtüDliiltiN 8i.U5k:N, 1UWN5.
 UND N8<Zli!'N52^I1 ttN!.Ls't:«7!<zli!1 «c)8liN.
 !!!! I! !! !^ 5 !» ? 5 > N I. - N » I L > !. U N « »ll« !!!! ü ü !: I

für beutfd&e Kultur, begrimbet imb ijerauêgegeben »on
Оде m er o ont bar t ftulrurphilofophie / Шфарб <3trau&: TOuflf / tteorg "Bronbei: l'itetarur
«icfjarb TOutljer: Äunft / unter •TOLtoirfung Don gugo »on fjofmannStljajl: Эр>rif.

Stummer 3

Abonnement t)iertel]ö^rlid) в

φre(в ber einzelnen ilummer 50 <Dfg.

17. gamtar 1908

^retêauêfd&retben.

n>ieberb,olen hiermit unfer 3frei3auefd)reiben, an bem fi(t)

glcidj&ttl, ob er "Hbonncnt bcë „"-morgen" ift ober nid)t, beteiligen farm.

«Sebtngung ift, bag ber Umfang ber SJlodetlc ad)t (Seiten nid)t übcrcfteigt,

unb bag bie Arbeit big zum 15. QUärs in gänben ber 6d)riftleitung ift.

Citnoncme 3ufenbung ift nidjt eriorbcrלטct.) 9ie befte 9tobeDe erhält ben

3\$rei3 bon ?ПГ. 2000.— Эаё ^méridfjteramt Ijabcn übernommen:

^rofeffor @eorg îiranbcé, St'opcn^agcn / Uniberfitätg)>rofeffor 9t. 3R. 9Пе^er,

Berlin / (Sari gaupmann, 9Hittelfd)reiber^au / Dr. 5irtur Canbebergcr,'Berlin /

Otto i^uliue Sicrbaum, ^iefole / 6rnft Jyretjrerr »on TOoljogen, ^armftabt.

Reminiscere. ЧИШ gerbhmtib l'affallc am 16. Januar 1863, alfo (nicrfipfirblg) heute bor

cienuibDicnigfjafjrcn Don ber (fefjr merftoüribig) eiertenИаттер bcS ehemaligen ^Berliner6tabt-

geriajte toegen „Oefä^bung be8 öffentlidfjen griebene" 311 (meritcurbig) nier ^Renaten

©efangniS öerart&eilt tourbe, liefc er ba8 llrtfjetl brurfen unb gab feiner SBegnubung einen

Commentar mit auf ben iDcg, ber mit ben 4Bortcn fajlog: „itub nun gefje bin, llrt^eilt

lieber tooQte ici) Dtcr Alónate im ®efängniffe fitjen, nie an beiner 2tolle fein, a(3 fein ble

bu; unb glaube mir: cS werben gar viele fein, bic, trenn fie eine folaje Alternative r>ätten,

tta^Ien toürben tcie {φ!" Sur ba8 <ип *• 3л^члг fon ber eierten ©traffammer beS £anb>

gcrtcf)t3 (Sine зи Berlin gefällte llrthcil empföhle fid) baäfelbe ^erfarjren. Unb rnennS fein

'Slnbrcr ifjut . . . 3>ie Gmpfinbungen £affaDee finb mir ntd)t alljufcrn. 3Шr reben nod)

baoon. Çcute nur: »or ad)t Sagen ftellte id) eine iicfhc fragen unb bat um "iliSfituft.

Sie rjcutc toarte id) vergebene auf Antwort. 3Ф ^ffe, fie fommt redit balb unb fällt recfjt беиШφ

ou8. Unb ba 1φ grabe »on fragen rebe: ift3 toa^r ober iftä nify toa^r, baf3 man ble JJrau

Bon <£Ibe mit ber 3>roh,ung mürbe зи таßen fud)te, co toürben, tocnn fie itid)t eine 9let>iflon

ihreá (Srinnerunggocrmögcnä bornebme, Eingriffe gegen itjre fyraueneijre erfolgen, bie ihr je^t

в1еуе!φ1 ferjr unbequem »erben fönnten? 3Ф bitte um 3lu8funft. 5СГП": ®er ©éteinte

3uftI3rat^ unb OberftaatSantoalt Dr. gfenbiel fragte gerrn Dr. 'Шадни3 §lrfφfelb (einen 3Данп,

nehmt 9lfle8 nur tn ШПет), ob er toteber ein ©utaфten absugeben gebenfe, unb ффйфterte

78 Morgen: Politik

2 °

den Herrn mit der Erklärung ein, daß er in diesem Falle dem Gutachter recht unbequeme Fragen zu stellen gedenke. Herr Magnus tzirschfeld fiel auf den Nucken, «dozierte feierlich und gab ein dem Angeklagten ungünstiges Gutachten ab. Die .objektivste Behörde der Welt' aber hatte plötzlich nicht mehr das Bedürfnis, die angedrohten Fragen zu stellen. Das sei festgestellt. Ferner: Herr Landgerichtsdirektor Lehmann gehörte dem Gerichtshof an, der, im Dezember 1900, den Bankier Sternberg, auf Grund von ein paar, nicht mühelos erhaltenen, Prostituirtenaussagen, ins Zuchthaus schickte und von tzarden in der „Zukunft“ etwas unsanft angefaßt wurde. Das sei festgestellt. Ferner: Dieser Gerichtshof hat damals den Vertheidiger Sternbergs, den Lustizrath Sello, als Zeugen vernommen, und auf Antrag eines jungen Staatsanwalts (den Herr Isenbiel am Schluß höchlichst belobte) nicht vereidigt. Auch Das sei festgestellt. N uoc memiuiZZe ju?2dil. Ich enthalte mich aller Aeuerungen, aller wohlfeilen Commentationen, und bemerke, daß ich noch immer eifrig bemüht bin, mir den Glauben zu wahren, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Gins zu Berlin lediglich dem Druck unbewußt wirkender Umstände erlegen ist.

«

Chronica. Auch in Aethiopien giebt's warme Brüder. Ein Nudel Hitzköpfe schwärzester Couleur stattete den Italienern um die letzte Dezembermitte einen Besuch in Lugh ab und führte eine Fantasia auf, die dem Guropäerhäuflein gefährlich zu werden drohte. Genau ein Jahr nach der Unterzeichnung des englisch-französisch-italienischen Abkommens. Wer die Initattve zu dem reizenden Spielchen ergriffen, wer es eronnen hat, steht noch nicht fest. Möglich, daß Herrn Tilttonl die Lorbeer« Ptchons (dessen letzter Streich wieder meisterhaft; wie die Haltung unsererPresse) nicht schlafen lassen; möglich auch, daß der schlaue Wenelt nicht Lust hat, das Schicksal Abduls Aziz zu thellen und den harrenden einen kleinen Wink geben wollte, daß er trotz des Alters noch Immer mit Späheraugen die Dinge dieser Erde betrachtet. Jedenfalls ein Handel, der uns vorläufig nichts angeht. Konnten, mußten wir nun nicht still sitzen? Nein; schon liest man wieder, daß wir uns bei der diplomatischen Aktion beteiligen wollten, die den alten Fuchsen zur "Raison bringen soll.

«

Fraktion loqu2x, Am zehnten Januar wurde im preußischen Landtage über die freisinnige Interpellation gesprochen, die die Regierung um Einführung des Reichstagswahlrechts und andere Wahlbeztrkeinthellung ersuchte. Wochen, Monate lang schon hörten wir von der geplanten großen That, von ihren möglichen Folgen, ihrem Einfluß auf die innere Politik des Reiches, hörten, wie der Freisinn endlich sich besinnen, der Welt zeigen wolle, daß er in der vor Jahresfrist geschlossenen Vernunftthe mit den Eonservatlven das männliche Element darstelle. Viele haben an das nahende Wunder geglaubt; geglaubt, daß die Herren Wiemer, Kopsch, Müller»MeinIngen und Genossen sich endlich wieder auf ihre Pflicht besännen, hundertmal wurde den Lesern ja erzählt, daß des Kanzlers Geschick in den Händen der neuesten Dreieinigkeit liege. Run wird.nun muß stchs doch zeigen? Kein Gedanke. Fürst Bülow kennt die Herren zu genau und hat, als kluger Kopf, von König Eduard und Clemenceau gelernt, wie man mit Schwätzern umgeht. Seine Antwort auf die Interpellation war eine glatte Absage, von einer Schroffheit, wie sie kaum je einer Regierungspartei zu Thell geworden ist. Die Absage zu motiviren, fand er überflüfstg (Mit Recht; die Folge hats gelehrt). Elne Partei von Selbstachtung Hütte nach so schwererProvocatlon den einzig möglichen Weg, der ihr zu gehen blieb, nun ohne Säumnis beschritten. Richters halllose Epigonen empfinden anders. Prompt wird, ohne Widerstand, Alles heruntergewürgt, was man zu schlucken

o o
o o

(Earnegie: 3>ie inbifd&e 5ra9e 79

beFommt. 3tur nicht »crratbeit, bag man faft am GFel ftrbt; nur — man Pebj: bie "Rouen
babcn getocdfelt — nur Feine inneren Ärifen. Inb baß lägt РФ яен!1ф1еbenen Clberaltëmug*
l^impfen, pit pф für eine Ам!гигаф1, ben 'Reprâfentanten зиГип^ггафйдер S3>ertl>e?

•3Юо, wann je ijätte bae Centrum, bag îbr »le eine feile 3>trne зи fômben »aget, beffen Umfalle
ihr бигф 3ab.re bin mit şohn unb 6pott übcrfäutttt babt, Pф fo oeraфШф an feinen
6>runbfät}en, feiner Vergangenheit Pergangen? SHtt bem ginger roirb funfrigbin We бфанбе
auf (Sure betrieбfame %mpotenç weifen, ber 3афпсг biefer Betten fragen, wie JJunf)t unb
Siefàeibung pф in biefen <5eNºb^en?фabe1n begrenjte. 3Диф »он „greipnn" Cprefen? Ttein.
3>er ift mit ben gubrern gcftorben. Unb bag baltlog бигф unfre 2?age ?ф&апГенбе Cäuflein
iit längfi jur graFtion loquax geworben. Äarl 6фп!|1er.

1C ittbtfdje ^?Û(JC. фон 'îlnbreti) Garncgic.

tg benFen Sie über 3n°ten? ®iefe grage ftellt man jeben îag an миф. 3Ф
glaube aber, bag einer, ber an ben ап^егдешовнфен |Ke1фШт unb bie bc«
fonberen Фогзиде îllmeriFag, biefeg be»or3ugten Ctebítngg beg (SlücieS, getoö^nt ift, febjr
ieify geneigt ift 3"bien зи unte^ätjen. "ioenn 1ф паф bem urteilen fou, »ttg 1ф
gefeben babe, fo Fann 1ф nur fagen, unb bag alo ап^пфндер greunb Gngtanbä: Äönnte
ee иф поф beil unb mit (ihren äug ber ©афе sieben! 3m ^lugenblidte bag £anb
freizugeben ift {eГьпоерпанбнф auger grage; Gnglanb hat auf Weite Sanbftreden hin
baS einb<tmifфе "Regierunggfrjftem перн{ф!e1 unb mug nun »егТифен, bie ruhmuolle
Aufgabe fortzulegen biefen ^HiKionen bie ©egnungen einer georbneten 'Regierung зи
geben. Sollte e8 bag £anb fofort aufgeben, fo tourbe biefer 'Rüdsug bag ©ignal зи
einem allgemeinen mörbertf^n Äampfe fein, ©rröme bon "Slut toürben fliegen unb
@etoa(ttätigFeiten де{фе(>ен, wie fie bie 43PcIt bigger поф п1ф{ gefeben hat. 'älber Wenn
ünglanb beute 3nbien aló Онс[ф?пГ erhalten würbe unb id) für (Snglanb entfd)etbcr.
bürfte, иф würbe fagen: S)anFenb abgelehnt! Gg fd)«int je^t gerabe 'Шобе зи fein:
»он 3"bien ala bem б^ггKфпен ЗиИ)е^ бер ендЩфен Ärone зи ?префен, wollte (Sott,
bag biefer (ÿbelftein п1ф(einmal eines S'a gee blutigrot (еифреН

3Ф babe nur 3Wei (Srünbe gehört, bie man sugunften beg gegenwärtigen 3'.;*
ftanbeg anführt: Grfteng foil 3"bien einer grogen 31пза1)Г bon Beuten, bie fonft fein
3lrbeitgfelb finben würben, spla^ unb 'aícjcftaftignug geben; боф glaube гф, bag -à
поф febr oie[Canb gibt, wo biefe Qerren "iplati unb Qlrbett finben Fönnten, wenn fie
überhaupt fä^ig finb fia) im 'Äampfe umg 3)afein oben 311 halten. "Bknn man nur
immer bag ингН;фе fintercfie (£nglanbg im "Лиде behalten würbe, bann браиф1сн bie
Beamten weniger ©фи^ ftatt mefjr aie bigger. Фer stoeite ©runb ift ein Fomcier-
3teIIer: 'Ш.ап ^at зи beweifen пер?иф1, bag Cnglanbg Çanbel бигф bie OFFup^tton
3nbieng eine groge îlugbefjnung erfahren ijat. 3Ф тбфре aber bagegen einweisen,
bog şanbel8intereffen allein bie ^efi^na^me öon fremben Cänbern unb bie Unterwerfung
frember SDöIFer in einem fo grogen "JKagftabe п1ф! er^etîфен. S>ie 33efet)ung ton
'leinen 3ni<In. вкпп biefe an данз beftimmten 'ÇunFten liegen, ^фer1 ben şanbel »oIF-
franbig. £)ongFong, ein {фта!ет ©treifen bei ©b.anghai unb поф ein ober 3toei Oäfen
finb genügenbe (Sarantien für alle <2ЛодПф!e11en, bie бер Canbel annehmen Fann.
•Cenang unb ©ingapore erfüllen beute röllig biefen 3mecF. ®iefc ^3lä^e finb »он bem

80 Morgen: Politik

»«

so kostbaren silbernen Fäden umgeben und tonnen von England leicht gegen die übrige Welt verteidigt weiden, und — die eingeborenen Völlerschaften werden nicht gezwungen um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen.

Noch einen Gesichtspunkt gibt es, den ich bei dieser Frage nicht unerwähnt lassen möchte, auch nicht als begeisterter Freund Englands: Ich meine, England, die Mutter neuer Nationen und der tzort unterdrückter Völler, spielt in Indien eine falsche Aolle, es muß sich dort den Namen eines Eroberers gefallen lassen. Ich will damit keinen Tadel aussprechen, ich will damit nur sagen, es steuert einen falschen Kurs, und auf diesem Kurse stehen ihm die Steine nicht günstig. Früher oder später wird es diese Rolle doch einmal aufgeben müssen. Das Ziel der angloindischen Politik ist, alle Energie daran zu sehen, den Samen zu streuen, aus dem eine eingeborene Bevölkerung her» vorgehen soll, die fähig ist an der Regierung Anteil zu nehmen, und die sie schließ» lich ganz in die tzand nehmen kann, deren Verhältnis zu England das sein wird, wie das von Kanada und Australien. Es gibt nur diesen einen Weg für England, und den muß es so bald wie möglich gehen. Es soll von ganz Indien die besten Männer versammeln, ihnen seine Zwecke und Ziele auseinanderlegen und ihnen zeigen, wie hoch sein Stieben gerichtet ist, es soll auf Australien und Kanada als Muster hinweisen und dann sagen: Seht, auf eine solche Höhe wollen wir auch euch bringen, wollt ihr unserem Rufe folgen und uns dabei helfen?

Ich spreche zu meinen Lesern als Amerikaner und nicht, wie die Indier sagen, als ein Glied der herrschenden Klasse, als einer der Usurpatoren. Ich habe oft G<» legenheit gehabt, gebildete Eingeborene ihre geheimsten Gedanken aussprechen zu hören, die in den Ohren eines Engländers wie Verrat geklungen hätten, und solche beachtens» werte Stimmen und Anzeichen von Kräften, die im geheimen tätig find, follten die Regierenden in Indien als wertvoll wohl beachten. Obwohl die gebildeten Indier mit den Absichten der englischen Regierung einverstanden sind, wenn sie Ordnung halten will und versucht Recht zu schaffen, soweit seine Justiz reicht, so stehen sie doch diesen Bestrebungen Englands gegenwärtig feindlich gegenüber. Es ist die alte Sache: Man l«»« ein Volt lesen und stellt ihm als die erhabensten Vorbilder — unsere Rebellen vor: Cromwell, tzampden, Sidney, Russell, Washington, Franklin. Lebt ein Eingeborener ruhig und zufrieden in feinem Lande, das von fremden Eroberern beherrscht ist, so verachten wir ihn in unserem Herzen, denn Loyalität gegen England bedeutet Verrat gegen sein eigen Land, und auf Verräter kann man sich nicht verlaffen.

Wenn man in Indien sagt, der höchste Stolz Englands sei, keine auswärtigen Besitzungen zu haben, sondern Rationen zu schaffen, die fähig sind, sich selbst zu regieren — in der Tat eine sehr schöne Aufgabe —, fo follte England langsam aber stetig nach und nach einheimische Elemente hinzuziehen, wo es tunlich ist, dann würde ich das Gefühl haben, daß die Spannung nachlaffen würde, daß dann Hoffnung vorhanden wäre auf dauernden Frieden. Die größte Gefahr, gegen die England ankämpfen muß, ist die Opposition der Angloinder. Es wird sehr schwer sein eine Reform durchzusetzen gegen die Köpfe diefer Klafse, die sich allein für kompetent hält einen Rat zu geben, von Engländern, die in Indien Erfahrungen gesammelt zu haben glauben. Ich meiner» feits halte diefe Leute im ganzen und großen für durchaus inkompetent; es gibt

Andrew Carnegie: Die indische Frage 81

natürlich Ausnahmen. Der Grund, warum die dortigen Engländer zu völlig verkehrten Anschauungen über die Politik in Indien neigen, ist, weil sie auf dem Sicherheits» Ventil eines furchtbaren Kessels sitzen. Ab und zu hören sie das Zischen und Brodeln des zusammengepreßten Dampfes, und das macht sie bange, wenn's ihnen zu hörbar i» die Ohren tönt. Wenn sie merken, daß man die Spannung etwas verringern und «in wenig Dampf ablassen will, so erschrecken sie, protestieren und sagen, daß ihre Lage dadurch noch schlimmer würde.

Aber wir, die wir weitab stehen und das Spiel der Kräfte in dem Kessel kennen, wie ich es aus Quellen kenne, dt» jenen verschlossen sind, wir wissen, daß immer mehr Dampf abgelassen werden muß, wenn man «ine schreckliche Katastrophe verhüten wUl. Die angloindischen Autoritäten sind dagegen gewesen, daß die Eisenbahnen auf Kasten keine Aussicht nehmen wollten, sie wurden überstimmt, heute drängen sich alle Kasten in denselben Wagen, um die besten Plätze, und das hat mehr Einfluß auf das Kasten» wesen gehabt als alle anderen Einflüsse zusammen genommen. Die Regierung des Nuttallandes war weiser gewesen als diejenigen, die zu nahe standen, um einen klaren Ueberblick zu haben, und so ist dies« Maßnahme in jeder Beziehung ein Mittel ge» worden, die indische Bevölkerung auf eine höhere Kulturstufe zu heben. Nach meiner Ansicht kann England nicht rasch genug sein, um fähige Eingeborene auf feine Seite zu ziehen und ihnen Macht anzuvertrauen. Viel mehr läuft es Gefahr, wenn es zu langsam als zu schnell dabei verfährt.

Im ganzen und großen fcheint mir, als ob sich das Kolonisieren nicht lohnt«, obwohl es kaum «ine edlere Aufgabe gibt, die sich damit vergleichen könnte. Aber die materiellen Vorteile Englands bei seinen Kolonien scheinen nicht groß zu sein: Wird die Kolonie reich, gedeiht sie, so macht sie sich selbständig; ist sie schwach und unrentabel, so fällt sie dem Mutterlande zur Last. Die Kolonien selbst gewinnen offensichtlich in jedem Falle, nichts könnte günstiger für sie sein. Und wenn England sich mit der Rolle einer liebevollen Pflegerin begnügt und seinen Lohn in dem Bewußtsein findet, eine gute Tat getan zu haben — gut, möge es in diesem Bestreben fortfahren. Aber wenn man erwartet, daß diese Kolonien Englands Macht vergrößern und seine Reich« tümer vermehren werden, dann soll man möglichst bald Bilanz machen. Ich habe nur ein Gebet: Möge der Himmel Amerika vor dem Kolonienrummel bewahren!

Ein anderer Gesichtspunkt ist die Frage, ob all die Portelle, die der Einführung englischer Ideen entspringen, soweit sie überhaupt unter einem unterjochten Volk ver» breitet werden können, wirkliche und dauernde Güter für eine so niedrig stehende Rasse sind. Einem Uneingeweihten, der nie über die Grenzen seiner kleinen Insel hinaus» gekommen ist, mag es sonderbar erscheinen, daß diese Frage überhaupt aufgeworfen wird. Englische Zivilisation, Freiheit, bürgerliche und religiöse Freiheit, Ordnung, Gerechtigkeit und Christentum — sind das alles keine Wohltaten? Gemach, gemacht, mein Freund. Das mögen vielleicht ganz herrliche Errungenschaften für Böller sein, die solche Güter in sich aufzunehmen vermögen, aber für Hottentotten sind diese Güter völlig wertlos. Man zwingt Nahrung von Erwachsenen kleinen Kindern auf und wahrscheinlich kann das nicht gut tun. Der wahre Anhänger der Entwicklungslehre wird solche Versuche nur bedauern.

82 Morgen: Literatur

Ganz allgemein gesprochen kann ich nicht glauben, daß es in der Macht Englands liegt, und selbstverständlich noch weniger in der einer anderen Nation, einer fremden Masse Segnungen zu bringen, ohne diese Wohltaten durch die unseligen Folgen zu vernichten, die aus jeder fremden Einmischung erwachsen. Wenn man heute auch einem ganz tiefstehenden Volke die Möglichkeit raubt, sich selbst zu regieren — und jede fremde Einmischung tut das — dann wird das natürliche Wachstum eines Volkes nicht nur zurückgehalten, sondern wird in Kanäle geleitet, die ihm seinem innersten Wesen nach fern liegen. Wenn die Einmischung nur vorübergehend ist und neue Nationen entstehen wie Kanadier, Amerikaner, Australier, die sich selbst regieren, dann werden die Bewohner sehr bald patriotisch und arbeiten gern mit an ihrem eigenen Geschick. Aber ganz anders liegen die Dinge in Indien. Niemand kann behaupten, daß unsere Masse in Indien je festen Fuß fassen wird. Die Engländer sind dort Oberer und müssen solange als solche betrachtet werden, solange sie überhaupt dort bleiben. Ich hoffe aber, daß sie das nur bis zu dem Zeitpunkte tun werden, wo die Eingeborenen sich selbst zu regieren anfangen werden. Das meiste kann England durch sein Beispiel tun. Die kleinen Inseln: Hongkong, Singapore, Straits Settlements, Shanghai, auch das nicht allzugroße Ceylon lehren die östlichen Völker, was westliche Zivilisation heißt, sie können als Muster dienen, wie verschiedene Wege eine Entwicklung gehen kann, je nachdem die Verhältnisse es erheischen. Selbst das Christentum wird sich weiter ausbreiten angesichts solcher Vorbilder, mehr als wenn man es durch bezahlte Missionare dem Volke aufzwingt. Nimmt ihnen England aber die Freiheit zu handeln, anzunehmen oder zurückzuweichen, so kann es den Schaden nie wieder gut machen, auch nicht durch all das, was es Gutes bringt. Eine Nation muß sehr viel anzubieten haben, um das zu ersetzen, daß es in der Brust des unterjochten Volkes den heiligen Kern einer Selbstregierung erstickt.

Die Zensur).

Theodicee in drei Szenen von Frank Wedekind.

Personen:

Dr. Cajetan Plant I, Sekretär des Weichters

Vater seiner Majestät.

Walter Buridan, Literat.

Kadidja, seine Geliebte.

Eine Zofe.

Szenerie:

<Nacht> »Bibliothek« »Bibliothekszimmer mit Lichtrichtern, Vllchen«
»aesthetisch, Di«», »Indessesseln, hahem. bi« »auf den Teppich hinod«
»ichenden Spiegel, einem Wandschirm, dickem Teppich, Illibären«
»seil und Nuslinstrumenten, Recht« vom Zuschauer eine Veiten«
»tie. Im hinteren« ei« sehr breite Nailantler, durch die »an«
»aus den »oll« hinaussieht, V« ist lldend. Die Lampen
brennen, Draußen klarer Sternenhimmel!

1. »au«, 5, »Inbesseln,

2. Schreiltich. », »pieael,

» »ücherüeslell, 7, »lilentler,

». Dlvxn, 8, Wandschirm. 9. Lauftrammel,

Erste Szene.

») »Ihr führen im nächsten hefte die Veröffentlichung dies«» Einolter« zu <In«e.

(»adibj« unlichtlir, Walter »aridon si«t hin«« deni

Lchreitisch,)

Vuriban: Was tust Du denn solange

da draußen auf dem Ballon? — Nun, Kadidja,

warum antwortest Du denn nicht? <»r »he« !«»»

Sie ist doch vorhin »auf den Ballon hinaus«

gegangen! (»» r»sl-> Kadidja! (Lr »m »»! den »all«»

diüllU«) Gott sei Dant! IKüdid« in» Zimmer zur««.

suhlend) Kadidia, wie kannst Du mich so entsetz

lich erschrecken!

Kadidja: Ich war darauf gespannt, wie

sich die Befürchtung, daß ich nicht mehr da sein

könnte, bei Dir äußern würde.

Buridan: Ja, ja. — So wenig gelingt
es mir, bei all der Liebe, die ich für Dich fühle,
Dich glücklich zu machen!

Frank Wedekind: Die Zensur

83

Kadidja: Ja, ja. Ich bin ein unzu»
sriedenes, undankbares Geschöpf. Was läßt sich
daran ändern!

Buridan: Ich mach« Dir einen Vor»
schlag, Kadidja> und bitte 2>ich, meinen Vor»
schlag zu überlegen. Wir sind jetzt achtzehn
Monat« beisammen, ohne während der ganzen
3«it mehr als fünf Tag« voneinander getrennt
gewesen zu sein. Ich weih, dah ich nicht mehr
der Mensch bin, der ich früher war. Ich bin
häufig verstimmt, weil «s mir an der nötigen
Spannkraft fehlt. Dies« Spanntraft lann ich
aber nur in mir selbst wiederfinden . . .

Kadidja: Das heißt mit anderen
Worten, Du willst Dich von mir trennen?

DUlidan: Nur für vierzehn Tag« . . .

Kadidja: Dann tonnen wir uns schon
geradesogut vollends Lebewohl sagen.

Buridan: So wenig bin ich Dir wert?

Kadidja: Was bin denn ich Dir noch
w«rt? Ich war von Kindheit auf immer die
Freud« meiner ganzen Umgebung. Dir bin ich
langst leine Freud« mehr, obfchon ich alles tue,
wovon ich denken kann, dah es Dir angenehm
ist. Aber daran liegt es «b«n. Ich bin durch
meine Nachgiebigkeit und meine Selbstlosigkeit
«in ganz anderes Geschöpf geworden als ich
damals war, »ls Du mich zu Dir nahmst. Mit
jedem Tag werde ich ärmer an Eigenart. Mit
jedem Tag werden mein« Mittel, mit denen ich
früher auf Dich wirkte, geringer und schwächer.
Vuridan Nm »<uil«l!«l>: Ich glaube nicht,
dah Du durch Dein Zusammensein mit mir
irgend etwas von Deinem Zauber verloren hast.
Aber Du läßt mir ja te»n« Zeit, um. mein«
Genuhfähiglelt wiederzufinden.

Kadidja: Ich bin das Alleinsein nun
einmal nicht gewohnt. Wir waren unser acht
Geschwister in meinem Elternhaus. Da war es
ganz unmöglich, auch nur ein« Minute des
Tages allein zu fein. Als ich dann zum Theater
kam, gab es «ine Unmenge Kollegen und Kol»
l«ginn«n, Aegisseure, Theaterarbeiter und
Dramaturg««, die in jeder Stadt wieder andere
waren. Allerdings hat man mir ja auch schon
öfter gesagt, bah ich der Kunst wegen überhaupt
nicht zur Bühne gegangen sei, sondern nur um
mein« Unterhaltung dabei zu finden.

Vuridan: Glaubst Du denn, ich schreib«
m«in« Theaterstücke aus einem anderen Grunde,
als nur um während des Schreibens meine
Unterhaltung dabei zu finden? — Ich habe
mich sogar auch schon gefragt, ob ich denn Wirt»
lich so viel trink«, um Theaterstück« schreiben
,u können, oder ob ich nur Theaterstück«
schreibe, um so viel dazu trinken zu können. —
Aber das alles macht Dich nicht glücklicher.

Kadidja: Als Du vorg«ft«rn ab«nd fort»

gegangen warst, da lieh ich von den beiden Mädchen die Körbe, in denen meine Kostüme liegen, vom Hängeboden herunterholen. Ich packte die Kostüme hier aus und zeigte sie den Mädchen. Das ganze Zimmer, der Schreibtisch, der Divan, der Sessel, alles lag voll Kostüme. Dann zog ich eins nach dem anderen an, ging darin über den Teppich und besah mich im Spiegel. <L« >»! e«,> — Die Mädchen müssen geglaubt haben, ich hätte den Verstand verloren.

Vuridan <»hebt >>«>: Arme Kadidja! <»e iah, i>e) So tief erniedrigst Du Dich, um Dein Zusammenleben mit mir ertragen zu können!

Kadidja: Ich erniedrigt« mich ja doch so gern«, wenn ich wenigstens sähe, daß ich Dir damit irgend etwas nütz«n würde! Aber je mehr ich mich in allem nach Deinen Wünschen ändere, um so weniger bedeute ich für Dich. Manchmal siehst Du mich schon gar nicht mehr, wenn ich dicht vor Dir stehe.

Vuridan <»ichlick<): Kadidja!

Kadidja: Von solchen Momenten kannst Du natürlich nichts wissen. Als der Winter begann, hast Du mir wenigstens noch manchmal Deine Lieder einstudiert. Das hast Du wohl ganz vergessen? Du hast sie mir mit der Reitpeitsche einstudiert, damit ich, sobald ich auf dem Podium erscheine, das Publikum durch meine Leidenschaftlichkeit überwältige. Dort an dem Büchergestell hängt noch der Zettel angeheftet, auf den Du die Lieder, die ich singen konnte, notiert hattest. Du hast den Zettel seit mindestens sechs Monaten nicht mehr angesehen. Der Winter ist zu Ende und das Singen Deiner Lieder ist ein Erlebnis aus meiner Vergangenheit. Die Reitpeitsche gebraucht der Hausknecht, um unten im Hof die Teppiche auszuklopfen.

Buridan (nimmt die <»>>« >>n der W>n>>): Willst Du mir nicht eines der Lieder vorsingen?

Kadidja: Wenn ich noch eines kann.

Vuridan <h»! den Zettel vom Büchergestell genommen

UN» »est °!e li!e!>: Da steht: Der blinde Knabe, Franziskas Abendlied, Ilse, Die Wetterfahne, Galathea, Von vorn befehn, Konfession, Tränenschwer und Stille Befürchtung.

Kadidja (nenn! einen bei eemlnien liitel, z, H.

Buridan de»! «ich >>»! die Armlehne de» «lublallel» und Ich lägl die «eine »iele!n»ndel>: Aber die A«itp«itsch« Hab« ich nicht. Könntest Du nicht vielleicht auch ohne sie in die nötig« Leidenschaftlichkeit geraten?

Kadidja: Ich will's versuchen.

Buridan <»12«» die L°i>en »n>: Dies ist die Stimmung. — hopp!

Kadidja !IW»! in diesem Füll l»l«ende« Lied>: Du auf Deinem höchsten Dach!

Ich in nächster Nähe!

Doch die wahre Liebe, ach, Schwankt in solcher Höhe!

8tz

Morgen: Literatur

Du in Deinem Herzen leer,

Ich in blindem Wahn« ^

Dreh Dich hin, dreh Dich her,

Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,

Sauft uns um die Ohren;

Von des Himmels Freuden find

Keine noch verloren!

Weinst Du, daß verliebt ich bin,

Weil ich Dich ermahne —?

Dreh Dich her, dreh Dich hin,

Schöne Wetterfahne!

Vrehn wir uns auf hohem Turm

Immer froh und munter!

Schon der erste Winterturm

Schleudert Dich hinunter.

Wenn dann auch verflogen war',

Was i.'< jetzt noch ahne —

Dreh Dich hin, dreh Dich her,

Schöne Wetterfahne!

»°,i <m stin« «ius,,> Ich habe das alles entsetzlich
schlecht gemacht!

Buridan <l>« l»ll'»l>>: Du hast das Lied
ausdrucksvoller gesungen, als ich es je von
Dir gehört habe. — Wolltest Du mir doch nur
das bißchen Zeit lassen, das ich zu meiner
geistigen Sammlung brauche, um mich solcher
Augenblicke wieder aus vollem Herzen freuen
zu können!

Kadidja <»««>>: Wer bürgt mir denn aber
dafür, daß Du Dich mit Deinen geistigen Fragen
und Aufgaben beschäftigst, wenn Du mich den
ganzen Tag und den ganzen Abend allein läßt
und dann, wenn Du endlich gegen Morgen
nach Hause kommst, nur Mißvergnügen und
Teilnahmslosigkeit für mich übrig hast! (<»>>! und
!!>e!>«i,«he,,!>,> Ich glaube jeden Abend zwei volle
Stunden daran, daß Du Dich auswärts mit
Deinen geistigen Aufgaben beschäftigst. Ich
glaube auch noch «ine dritte Stunde daran.
In der vierten Stunde frage ich mich dann
aber endlich, wer ich denn nun eigentlich bin!
Dir habe» hundert und hundert Frauen nur
dadurch die Zeit vertrieben, daß sie Dir all
ihr« Liebesabenteuer erzählten. B«n ich viel»
leicht so armselig, daß ich nichts zu erzählen
fände, wenn ich die Möglichkeit hätte, etwas
zu erleben? Ich soll mit gebundenen Gliedern
mit allen «rdentlichen Frauen um Dich
kämpfen, die sich vollkommen frei bewegen
können. Ueber diese trostlosen Fragen komme
ich nicht hinaus, wenn Du mich mit mir allein
läßt. Wie kann es da einen Menschen wundern,
daß ich mich nicht mit mir selbst beschäftigen
kann.

Vuridan: Du bist auf mein« Bergangen.
heit eifersüchtig. Du verzeihst es mir nicht, daß
ich, bevor wir uns kennen lernten, mehr er»

lebt habe als Du.

Kadidja: Im Gegenteil! Deine früheren Abenteuer fchäh« ich an Dir gerade ebenso hoch, wie ich mir selbst meine Jugend und meine Erscheinung anrechne. In Deine Vergangenheit hatte ich mich längst verliebt gehabt, als wir uns zum erstenmal begegneten. Das Wenig«, was ich erlebt habe, kennst Du, und ich würde nie bedauern, dah es wenig war. Aber dafür mühte mein Wert für Dich nun auch mein« Gegenwart fein! Darauf hatte ich mit aller Bestimmtheit gehofft, dah meine Gegenwart Dein« Bergangenhelt aufwiegen könnte. Unfer Zusammensein ist der bitterste Hohn auf mein« Erwartungen. Zu Haufe foll ich mich dadurch o«rdient machen, dah ich nicht vorhanden bin, und gehen wir zusammen aus, dann bedrückt Dich m«in« Erscheinung. Sieht mich jemand an, w«il ich ihm gefalle, dann tönt ein Fluch von Deinen Lippen. Das ist dem leine Freude, das ist mir keine Freude, und Dir kann es auch keine Freude fein. — Bin ich dazu von Gott geschaffen?

Buridan: Als wir uns kennen lernten, geliebtes herz, da warft Du Dir Deines Sieges so sicher wie ein Götterkind I Du erblicktest ncht die geringste Schwierigkeit in unserem Zu« sammensein, während mich die Furcht vor dem Unheil, in das sich auch das größte Glück ver« wandeln kann, sehr ernst stimmte. Jetzt ent« mutigt es Dich, daß auch bei der größten Lieb« das gemeinsame Glück mühevoll erobert werden muß. Und ich sage mir jeden Tag, daß ich mir diese Eroberung tausend und tausendmal schwerer vorgestellt hatte.

Kadidia: Dazu hast Du auch allen Grund! Jede Widerwärtigkeit, die Deine gute Stimmung gefährden könnt«, räume ich Dir ängstlich ans dem Weae. Die Absätze an meinen Schnürstiefeln sind mit Gummi beschlagen, da« mit Du mein« Schritte in der Wohnung nicht hörst. Öder bin ich vielleicht eine schlechte Haus« frau? oder koste ich zu viel? — Wenn ich in einem Schaufenster einen Schmuck liegen seh«, den ich gerne haben möchte und für den ich das Geld nicht ausgeben will, dann gehe ich jeden Tag an dem Schaufenster vorüber und sehe mir den Schmuck an, und sehe ihn mir täglich so lange an, bis er mir vollständig ver« leidet ist. Dann Hab« ich das Geld gespart.

Buridan I>m »lubieüel!: Ganz genau ebenso ergeht es mir mit meinen schriftstellerischen Entwürfen.

Kadidja: Wie meinst Du das?

Buridan: Wenn mir ein tünstlerifcher Entwurf einfällt, den ich liebend gerne aus« arbeiten möchte, zu deffen Ausarbeitung ich aber die nötig« Zeit nicht finde, bann fehe ich

o l.

85

Frank Wedekind: Die Zensur

n«ir d«« Entwurf jeden Tag von allen Seiten an, und seh« ihn mir täglich so lang« »n, bis er mir vollständig oerleidet »st. Dann Hab« ich die Z«it, die ich für die Ausarbeitung d«s Entwurfes nötig gehabt hätte, gespart!

Kadidja !>t>t <ich >h« »»< dl» <e»it, »ß» ih» und

i», : !4«>n>5! Aber tonntest Du denn Deine Schriftsteller« nicht für die nächsten zehn Jahr« aufgeben? Du hast ja, bevor wir uns kannten, so unendlich vi«l geschrieben, daß es für die nächsten zehn Jahr« vollauf ausreichen wird.

Außerdem Haft Du doch jetzt Deine Schau« spielerei. Du Haft Dein öffentliches Auftreten «it «nir zusammen. Und dann Haft Du Dein« Musik, Dein« Lieder, die Du mir mit der Aeit« peitsche einstudierst! Und schließlich hast Du doch auch Dein« Kinderspielzeug«, die Du er« funden hast! Di« hätt« ich beinahe vergessen. Der lxutsch« Diskus, die Fahrradschaukel, das Kinderdrahtseil, die Lauftrommel. Könntest Du denn, w«nn Du Dich nach geistiger Betätigung lehnst, nicht wieder einmal ein Kinderspielzeug erfinden? Das nimmt Dir erstens weniger Zeit weg, nnd zweitens macht es doch uns beiden ganz unvergleichlich mehr Vergnügen als Deine Sctiriftstellerei! ^ Soll ich nicht wieder einmal auf Deiner Lauftrommel durchs Zimmer gehen? i«»« ei»»»»»»»»,) Wo ist denn die Lauftrommel? !», » »« e»»«n !»t Jim»«,» D« ist sie. Ich lann schon ziemlich gut ohne die Stützen darauf durchs Zimm«r g«hn. Soll ich «s versuchen?

Buridan <«,»»«»« »ich»),

iü<>: Das scheint Dich auch nicht mehr zu unter» halten.

Buridan: Du hast ja kein Publikum!

Kadidja: Ich Hab« kein Publikum. Ja, leider! ^ Und das sagst Du noch in Vorwurfs» vollem Ton? — Gelte ich Dir denn noch etwas, wenn ich lein Publikum habe dem ich gefalle? Was wäre Dir eine Geliebt«, die andern Männern nicht gefällt? — Bin ich deshalb «in« Exhibitionist«»? — Und wenn mich «in ganzes Haus voll Menschen in meinen Kostümen auftreten sieht, dann habe ich doch die Beruhigung, daß es Gott sei Dank nicht «in einzelnir ist, der mich angafft und dessen Blick« Du als tödlichst« Beleidigung empfändest.

Buridan <nh«lt ««>: Liebe Kadidia, wir müssen unser Veieinandersein etwas vornehmer, etwas vertrauensvoller gestalten! Ein Glück ist unmöglich, wenn beide ununterbrochen davor zittern müssen, «inander zu verlieren. Wir müssen einander glauben können! Wir haben ein geistiges Band zwischen uns nötig, das uns zusammenhält, auch wenn wir einmal vierzehn Tag« lang nicht miteinander unter «in und demselben Dache wohnen!

Kadidja: Du beschäftigst Dich doch wahrhaftig zur Genüge mit geistigen Dingen! Ich lind« das bei Dir auch ganz gerechtfertigt, nach dem wilden L«b«n, das Du in di«s«r W«lt g«> führt hast. Aber soll ich mich deshalb auch mit Philosophie und dergleichen abgeben? Ich tu« das schon aus d«m «infach«n Grund« nicht, w«il «s mich nicht kleidet. Und was gewinnst Du d«nn, w«nn ich Ttilnah«.:« für Ding« heuchl«, für di« ich in Wirklichkeit lein« Teil« nahm« hege? Dadurch v«rli«^t Du das Beste, was Du an mir hast, mein« Aufrichtigkeit, m«in« Natürlichkeit. Außerdem — wenn ich einmal damit begonnen hao«, Dir bl«u«n Dunst vorzum«ch«n, was bewahrt mich dann davor, dah ich es nicht auch in wichtigeren Dingen tun w«rd«?

Buridan: B«i j«d«m Aufschwung, d«n di« Seele nimmt, wirb man sofort in di« nüchterne Wirklichkeit hinabgezogen!
Kadidja lil«»«» w b» »»««>): Dein« Worte sind ungerecht! Du weiht ebensovut, was ich Dir bin, wie ich weih, bah ich mich nicht auf philosophisch« Erörterungen verstehe. Auf Deinen Kreuz» und Querfahrten durch all« fünf Weltteile hattest Du jedes Gefühl für Natur« lichlcit verlor««. Bin ich deshalb „nüchterne Wirklichkeit“, weil Du es b«i nnr wieder« fandest? — Dazu bin ich zu stolz auf mich! Dazu Hab« ich an mir f«lbst viel zu viel Freud«! — Im Gegenteil, wenn ich, ohne die geringst« Ahnung davon zu haben, das groh« Wort über Kunst und Literatur führen wollte, wie das die Frauen zu Hunderten tun, dann wäre ich gewöhnlich« Alltäglichkeit und nüch«lern« Wirklichkeit für Dich. 's erlebst Du nicht an mir. GH« ich di« h«rrl,Hsten Gaben, di« mir der Himmel verliehen hat, so kindisch entwürdig«, biet« ich mich lieber, so wie ich nun einmal geschaffen bin, auf offnem Markte aus.

Buridan: Kadidja! — Ich glaube^ so wahr ich hier stehe, dah Du dazu »mstande wärst!

Kadidja: Fändest Du das so unge«h«u«rlich? — Dann wärst Du üb«r m«ine Be»deutung im klaren. — <«!<h «hm n«hen>d) Ich möchte doch nur di« «cht« Perle, die ich hier an dieser Hand <>h« H°n>> »lln>d>, an dieser «nt» zückenden Hand trage, nicht deshalb, weil uns die Perl« langweilig geworden ist, gegen einen falschen Diamanten vertausch««.

Buridan <,»l«<ltl«te«l,): Gs gelingt mir nicht für «ine Minute mehr, mich selber wiederzu»finden! Seitdem Du mir b«n Beweis gegeben Haft, dah Du «in Geschöpf von unbegrenzten Möglichkeiten bist, fühle ich bei jedem Atemzug den Schreck in den Gliedern, Dich zu verlieren!

Kadidja: Und dabei beklagst Du Dich noch, bah es Dir an geistiger Anregung fehlt!

Morgen: Literatur

2 0 «

Buridan: Ich bedank« mich für derartige
Anregung! Ich Hab« nicht zwanzig Jahre um
meine persönliche Freiheit gekämpft, um mein
Dasein in Angst und Entsetzen zu verbringen!

Kadidja: Wenn Dich die natürlichsten
Dinge mit Entsetzen erfüllen, dann gehörst Du
doch selbst zu der furchtsamen Menge, deren
blinde Furcht Du immer verspottest.

Vuridan: Ich kann von diesen Dingen
nichts hören, weil ich todmüde bin! Laß mir
vierzehn Tage Zeit, dann blicke ich der Wirk-
lichkeit wieder mit der größten Unerschrocken«
heil in die Augen!

Kadidja: Damals hatte ich Dich doch
auch nur ganz schlicht und sachlich gebeten, Du
möchtest es einmal auf eine Probe ankommen
lassen, um zu erfahren, wie geartet ich bin.

Buridan <°ui dem 3>«»ni: Ich hatte Deinen
Brief nicht geöffnet. Öder ich hatte ihn nicht
zu Ende gelesen.

Kadidja <»h«e lich iti d» Erzählung and»« »!<>
sachlich ,!! tlt«en>: Als Du aber an jenem Abend
Deinem Freunde das Spottgedicht von der
Wetterfahne vorlafeft, da glaubt« ich natürlich,
das sei nun die Probe, auf die Du mich stellen
wollest. Ich fürchtete dabei nur, daß ich durch
Deine Verspottung nicht Mut genug finden
würde, die Probe zu bestehen, weil mir das
Gedicht im übrigen ganz gut gefiel. Als Du
mich dann aber mit mir allein liehest, da erhob
sich ein Sturmgeheul in meinem Kopf, das
mich hinderte, noch irgend etwas zu sehen oder
zu hören. Nings um mich her flammten die
Gedanken wie Blitze nach allen Dichtungen hin.
Sie zuckten fo rasch durcheinander, dah ,ch nicht
über einen einzigen Gedanken «inen Augenblick
nachdenken konnte. Nach einer Stunde kamst
Du zurück. Ich kannte mich selbst nicht mehr
vor Wut darüber, dah Du ein so klägliches
Iammergeschöpf aus mir gemacht hattest. Ich
bih Dich in die Wange, dah Du aufstöhntest.
Ich hätte auch ganz bestimmt Deine Kehle
durchgebissen, wenn ich die nötige Kraft gehabt
hätte. Aber als Du dann plötzlich, ohne ein
Wort zu sprechen, nach meinen Bildern langtest,
die in Deinem Zimmer auf dem Kamin und auf
dem Schreibtisch standen, und als Du «in Bild
um das andere in Stücke zerrissest und die
Stücke unter Deine Fühe tratst, da saht« mich
ein Gefühl, wie ich es bis dahin nie gekannt
hatte. Von einer Probe, die Dir meine Lieb«
beweisen sollte, wußte ich nichts mehr, als ich
di« dr«i Treppen hinunter rannte. <L«ch«!nd,)Was
mich über das Geländer ins Wasser trieb, war
einzig die Empfindung, dah gerade das, was
mir von frühester Kindheit auf am liebsten an

mir war, dah das in Fetzen zerrissen unter
Deinen Füßen lag.

Buridan <«n°und«!>: Deshalb also sprangst
Du hinunter?

Kadidja: Ich kann nicht behaupten, dah
ich «s selber tat. Mich trieb weiter gar nichts
als meine nüchterne Wirklichkeit.

Buridan: Ich wurde unversehens an Dir
zum Bilderstürmer, weil ich mich auf Deine töd»
lichen Angriffe hin nicht an Dir selbst vergreifen
wollte! Nur um Dich in Deiner Naser« durch
ein völlig unschädliches Mittel zur Besinnung
zu bringen, vergriff ich mich an Deinen Bildern?

Kadidja: Du brauchst mir Deine Liebe
nicht zu beteuern. Ich weih ganz bestimmt, daß
mich kein Mann in dieser Welt höher schätzen
würde als Du mich schätze. Deshalb gibt es
für mich auch keine Wahl zwischen Dir und
einem anderen Mann. Für mich gibt es nur
die Wahl zwischen Dir und einem freien, durch
nichts beschränkten Freudenleben.

Buridan <«h«b< >!«,,: Kadidja, gib mir vier,
zehn Tage Urlaub! Nur vierzehn Tage gib
mir, ohne dah ich derweil um Deinen Besitz
zu zittern brauche! Dann habe ich wieder G«>
nuhfähigleit im Ueberfluh!

Kadidja: Ich glaube Dir, dah Du Dich
danach sehnst. Wenn Du vierzehn Tage ohne
mich gelebt hast, dann habe ich Dich verloren.
Ich überschätze mein« Anziehungskraft nicht.

Buridan: Kadidja! Ich habe große G«>
danken in meinem Kopf! 2s war sonst nie
meine Gewohnheit, mit meinen Plänen und
Projekten zu prahlen. Dir gegenüber muh ich
es tun, damit Du Mitleid mit ihnen fühlst.

Ich arbeite schon viel länger, als wir uns kennen,,
an einem Wert, durch das die Widersprüche,
in denen ich mich seit meiner Kindheit befinde,
endlich aufgehoben werden sollen. Ich fehe seit
Jahren nicht ein, warum die Verehrung, die
wir für die ewigen Wcltgefetze hegen, und die
Verehrung, die wir fchöncn Farben, schönen
Körpern, der ganzen Schöpfungspracht «nt»
gegenbringen, warum sich diese Gefühle ewig
in den haaren liegen sollen! Das war früher
anders, als sich die Anbetung des Geistes mit
der Verehrung menschlicher Schönheit unter
demselben Tempeldach zusammenfanden. War»
um soll das nicht wieder anders werden? Der
Streit kommt nur daher, dah wir die erhabene
Schönheit geistiger Gesetzmäßigkeit so wenig
würdigen, wie wir die unerbittliche Gesetzmäßig-
keit körperlicher Schönheit einsehen. Der Geist
ist uns ein strenges Zuchtmeister, die Er»
scheinungswelt ist uns «in loser Possenreißer.
Die Freude am Geist, die Ehrerbietung vor
der Erscheinungswelt, das sind die beiden El«,
mente, die ich, bevor ich sterbe, noch mitein»
ander aussöhnen möchte . . . <D» n»p>t »,,> herein!
Lwan s!llll,>

Carl Hauptmann: Graf Michael

87

Di« 3«l«: Ein« schöne Empfehlung von
Herrn Schneidermeister Wück, und das sei das
VtxIntasielostüm für die gnädige Flau.
Bnrldan !,» »»»!»!»>: Was ist das für ein
»oft»»?

Kadidja: Das ist mein Phantasiclostüm
für das Hochzeitsballett im dritten Akt.

Buridan: Ach ja! Wir haben ja morgen
abend Vorstellung! <3» »« Z»0> hat der Herr
Schneidermeister Mück eine Aechnung mit»
gcichi««?

Di« Jos«: Der Herr Schneidermeister
Mück lüht sagen, der Herr Buridan werden es
dann schon berichtigen.

V » ridan lg«»» »>»»»»»): Geben Sie das dem
Boten.

Die Zofe: Sehr schön, l»)

Buridan: Dann würde ich aber das
Kostüm jedenfalls heute noch anprobieren.

Kadidja: Wer kann wisfe», ob ich darin
auftreten werde.

Buridan: Aber Du muht doch wenig»
ftens sicher sein, daß es Dir paßt.

Kadidja: Gut, dann geh« ich und zieh«
es an. <2!e n!»m> l>N! >ai!»!»>. legt Vnldon bll «rml um
!»>n> Hol» IM» »»« IIM.) Sei mir nicht böse, daß ich
Dich fo gequält habe.

Buridan: Ich bin gespannt, wie Du
darin aussiehst.

lllodldl», mit bim »«!»», ^, — N!!ild»n !t»< l«h b> >«r
l«n «<h«!lllll!>. Ichligt cin NllnuslllPt »»l unb <ch«ldt,1
<S<l)wz l«l«t.>

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. «. F»^,««« >

<^ ^er junge Graf Michael war in einer ihm fast fremden Aufregung am Nachmittag
^^ in sein Zimmer zurückgekommen und versuchte seine Lage noch einmal zu über«
denken. Die Worte Alices saßen ihm im Blut«, wie eine heiße Wunde. „Dieses
Mädchen weiß also, daß ich um ihretwillen“ — der Gedanke stockte, weil Alice ihn
fast verhöhnt hatte. „Nein verhöhnt“ — sagte er fast weichmütig. Denn er dachte an
die großen, dunklen Augen und an die Trauer darin, die gleichzeitig neben den harten
Worten hergegangen.

Er war zudem außermahen zufrieden. Der alt«, hohe Herr hatte am Tische durch»
aus nichts weiter von Mißachtung' merken lassen. Es war alles ein wenig gebunden,
aber doch von jener Seite ohne Kränkung vorübergegangen. Und Michael dachte auch,
daß es um jeden Preis zu Herabwürdigungen nicht kommen dürfe. „Gehen Sie!
Gehen Sie einfach fort! Solche Zerwürfnisse haben etwas Erniedrigendes.“ Er hörte
jetzt neu die Worte und dachte auch, daß es viel schlimmer wäre, als der sanfte Stimm«
ton je ahnen konnte. „Eine Höllenfahrt!“ dachte Michael, „wenn es wieder so wird
wie damals. Ich habe es ja schon manchmal bis zur Neige durchgekostet“, dachte er.
„Es kam mir damals auch nicht auf eine Portion Entwürdigung an.“

Er hatte sich dabei von dem blumigen Liegesofa emporgeschnellt, als wenn ihn eine
Hornisse in der Lage gestört, und hatte die Augen aufgerissen, die vorher geschlossen
waren, und blickte erschrocken um sich, ob den Gedanken seiner ewigen Schmach irgendwer
in der Luft rings hätte spüren tonnen. Aber es war niemand im Zimmer. Fliegen tanzten
zwecklos im Naume, untereinander sich fast wie jagend und fliehend. Es war draußen und
drinnen Sommernachmittagsruhe. Er erhob sich vollends. Der Diener, der im Vor»
zimmer gehört hatte, daß sein Herr wach war, kam mit geräuschlosem Schlüsse der Tür
herein und ergriff gleich gewohnheitsmäßig das helle Nöckchen, das der Graf aufs Bett

geworsen, und begann es zu glätten.
Michael verwies es ihm.

88 Morgen: Literatur

o <2

„Ich brauche dich nicht“, sagte er. Aber als der Diener mit derselben Geräuschlosigkeit, fast auf Zehen trotz des Velours der Diele, wieder sich entfernen wollt«, hielt ihn Michael doch zurück.

„Wieviel Uhr haben wir eigentlich?“ fragte er.

„Erlaucht haben über eine Stunde gelegen.“

„Ist es möglich“, sagte Michael, ging zu seiner Uhr zurück, die er nachlässig hatte ins Sofa gleiten lassen und nahm sie auf. „Wahrhaftig, du hast recht. Ich hab« fast IV2 Stunden geschlafen.“

„Gott! Gott! Gott!“ fagte er nur, als er begann feine Manschetten zuzuknöpfest und fih herzurichten.

„Ich möchte — ob die gnädige Gräfin noch in ihrem Zimmer ist? Gehe und frage! Verstehst du! Es liegt mir daran, daß ich sie spreche, ehe man zum Tee sich wieder zusammenfindet.“ —

Der Diener ging ohne etwas anderes, als äußerlich zu kennzeichnen, daß er den Auftrag innen völlig ergriff. Er ging eilig — und kam ebenso eilig zurück.

„Hrau Gräfin ist noch in ihren Gemächern“, sagte er. „Die Kammerfrau meinte, daß fie jetzt gern empfangen werde.“

„Dann mache mir rafch alles in Ordnung — hier - nein, nicht hell! Ich möchte einen dunkleren Anzug — da — der ist gut.“ Er hatte selber mit In den Riesenfchrant gesehen und einen dunklen Promenadenanzug herausgerissen. Dann ging Michael in der eigentümlichen Unruhe zur Gräfin hinauf und hatte nicht eine winzige Minute zu warten brauchen, als sich die Tür auftat, und nicht mehr die Kammerfrau, fondern die alte Gräfin selber in großer Stille und Güte ihm entgegenkam.

„Komme nur, lieber Michael“, sagte sie und ließ seine Hand nicht los, auch nach» dem er ihr die Hand ohne andere Worte, als die einer überraschten Freude über soviel Entgegenkommen, geküßt hatte.

„Komme nur ganz herein,“ sagte sie, indem sie ihn mit sich zog, und gleichzeitig auch der Kammerfrau eine bestimmte Weisung mit den Augen gab, sie allein zu lassen.

„Bei mir hier in diesem Flügel ist die größte Nuhe. — Nun, du kennst ja meine Näume. — Sieh einmal, wie herrlich meine Weymouthskiefern gewachsen sind.“

„Stört dich der Lärm der Turteltauben nicht?“ sagte Michael, als sie gemeinsam aus dem Fenster sahen.

Aber die Gräfin war voll Freude.

„Nein, ganz und gar nicht“, sagte sie sanft. „Solche Naturlaute haben «ine Milde, wie Musit, und das Gemüt kann sich daran Ruhe hören.“ „Aber nein, daß du kommst, bewegt mich“, sagte sie, plötzlich ganz zu ihm sich wendend, und zog ihn vom Fenster hinweg auf das Sofa.

„Siehst du, hier sitzen wir in aller Stille, und du kannst mir hier einmal deine Angelegenheit —“

„Ach, gnädigste Tante“, sagte Michael gleich. „Meine Angelegenheit.— von meiner Sache da draußen ist nicht weiter groß ^ es ist nichts Rechtes darüber zu

21>

Carl Hauptmann: Graf Michael 89

sagen,' sagte er . . . suchte er . . . „Es ist im Grunde eine recht« Entwürdigung", entfuhr es ihm, wie es Alice gesagt hatte.

„Siehst du, mein lieber Michael, das ist prachtvoll — daß du das selbst sagst", redete die Gräfin. „Pas ist wirklich, — ja, mein liebes Kind..." wollte sie weiter reden und in Güte von neuem Michaels Hand in die ihre nehmen.

Aber Michael war in einer Erregung voll Unrast und Demut zugleich.

„Weiht du, liebe Tante, es ist in der Tat eitel Schmach und nichts sonst. Es ist ein Zustand, wo der Mensch nicht recht bleiben kann, was er ist. Es ist gar nicht zu ertragen, auch nur jetzt zurückzuschauen. Wenn ich rückschau«, empfinde ich einen Ekel. Vielleicht noch viel mehr. Die Sache hat ihre Grenze erreicht. Die Sache sann nur damit endigen . . /

„Womit?' fragte die Gräfin gespannt.

„Ich will dir etwas sagen, ehrwürdig« Tante, ich würde es gar nicht ertragen tonnen, wenn ich vom Vater weiterer Schmach und Demütigung ausgesetzt würde. Ich gebe es zu — so wie ich jetzt die Sache ansehe — es ist — es ist — gelinde gesagt: die ganze Kette von Irrungen — ich muß zugeben — aus ganzer Seele . . . aus tiefster Seele . . ."

Frau Gräfin sah, daß er mit einer Erschütterung rang, und war selber sehr ergriffen.

„Ganz ohne Umstände," sagt« Graf Michael, „auf dich setze ich mein Vertrauen, liebwerteste Tante. Du mußt dafür forgen, daß eine Versöhnung kommt, ohne daß ich »ich weiter in den Staub werf«. Beahlt müssen die Sachen werden. Ich weih, daß es meinem Vater nichts ist. Ich kann «8 nicht. Aber ich kann mich nicht in den Staub weiter hinwerfen. Mein Vater kennt nicht Grenzen. Frage ihn, ob er mir stillschweigend vergeben will —? — ob er mir noch einmal stillschweigend vergeben will? Ich bin sonst entschlossen —"

„Wozu?" fragte die Gräfin.

Aber Graf Michael redete in sie lebhaft ein, ohne auf seinen Satz zurück» zukommen.

„Sage meinem Vater, daß ich völlig Nar sehe. Sage ihm meinetwegen, daß ich ihn völlig begriff« — um jeden Preis — ja, ja, ja — nur muß alles weitere, was mir Schmach zufügt, vermieden und eine baldige Versöhnung bewirrt werden."

„Mein lieber Michael", sagte die Gräfin besinnlich. „Ohne, daß du deinem Vater selber ins Auge blickst?"

„Das wäre unmöglich, liebste Tante. Du kannst bei Papa alles, vnlel Gregor kann bei Papa alles. Ihr müßt es tonnen. Ihr müßt mich wieder in «ine reinliche Lage bringen. Um jeden Preis — müßt Ihr es. Tut es! Ich müßte mich sonst ent» schließen —"

„Ja, lieber Michael", wollte die Tante noch einmal beginnen, nachdem sie ihn lang« angesehen. Aber er sah so kummervoll plötzlich aus — es war so etwas Gebrech» liches und Ierlöstes in ihm, wie sie es nie bisher sonst gesehen hatte, daß sie einhielt mit Widerrede, ihren Ton noch gütiger stimmte, wieder seine tzand nahm, wie

»-.

«5«»

die ihres Sohnes, und dann lange schwieg. Michael hatte nach den letzten Worten, daß er sich nämlich entschließen mußte, sofort auch geschwiegen, hatte gleich achtlos Tantes Hand losgelassen und sah jetzt in Verzweiflung zum Fenster hinaus.

„Michael“, sagte die Gräfin. „Ich bin ja an sich so glücklich“

Michael hörte gar nicht, er begann sofort in ihre Rede neu hineinzusprechen.

„Ach, mein Gott, liebe Tante,“ sagte er jetzt ganz verzweifelt, „es ist ja ein Luderleben, was unsereiner da draußen führte, und gütige, versöhnliche und innerliche Töne spielen einem so selten ein Lied auf. — hier in dieser Stille erkennt man alle«, hört man alles, — begreift plötzlich — — —“

Michael bewegte sich nicht. Es rann ihm ungesehen eine Träne. Er blieb starr am Fenster, den Blick abgewandt von der hohen Frau, daß die Träne längst ver» trocknet war. als er sich endlich wieder zu ihr wandte.

„Ich werde dir tun, was möglich“, hatte erst die alte Gräfin das Schweigen gebrochen.

„Ich werde alles tun. Ich werde es gewiß nicht zulassen, daß man von dir noch weiteres verlangt. Wenn ich dich von Herzen verstanden habe, wünschst du, daß ma» verzeiht und die Sache einfach aus der Welt schafft. Du bist zur Besinnung ge» kommen. Damit gut. Es ist nicht würdig, daß du wie ein junger Bube noch hin» trittst und es dem Vater bekennt, und er dich abkanzelt! Du hast vollkommen recht! Das soll auch nicht sein. Gut. Michael! Ich werde zu ihm gehen und dir den Weg bahnen. Du weißt, daß es um das Geld nicht ist. Um die Ehre und das Ansehen. Versteht sich. Es muß noch einmal alles ohne Aufsehen ausgeglichen und beigelegt werden. Dein ergebene Eintreten bei deinem Vater wird genug sein. Er wird dir nichts Uebles sagen. Er wird gar nichts sagen weiter von Vorwürfen. Ihr werdet euch einfach stillschweigend die zand reichen. Dein Vater wird auch gerührt sein. Du kennst ihn ja, daß er dich liebt, wie ein Narr.“

»Ja, ja, ja, ja — auf die Knie möchte er mich noch nehmen, jetzt mit meinen dreißig und mehr Jahren. Aber, daß ich ein erwachsener Mensch bin, das stört ihn doch ein wenig“, sagte Michael wehmütig lachend.

Die Gräfin war aufgestanden. Graf Michael stand vor ihr, unterdessen sie mit dem Blick ins Leere noch überlegte.

„Gut also —“, sie klingelte, und die Kammerfrau trat «in.

„Nein,“ sagte sie, „es ist nicht nötig.“

Dann ging sie ans Fenster, unterdessen die Kammerfrau geräuschlos verschwand.

„Es bewegt mich derart, lieber Michael!“ sagte sie sehr leise. „Ich will nicht in Unruhe zu deinem Vater kommen. Dein Wunsch wird deinen Vater auch bewegen. Nun will ich gleich zu ihm gehen. An deiner Stelle, — du kannst ja einstweilen zu Gregor und den Mädchen“

„O nein, liebe Tante“, sagte er. „Das kann ich nicht. — Das hängt alles — ach nein — lieber nicht da hinunter! Du wirst mich zu dir befehlen. Ich werde es hören, was mein Los ist. Laß es mich nur um alles bald wissen, gnädigste Tante.“ Und mit einem Handkuß war er draußen.

o <Earl ĩauptmann: ©raf Шфæ! 91

o o

o

3He ©ràfin í>atte bann eine lange lnterrebung. 'iÜber man prte nidjfjö, bafj ber alte 9üefe babei aufbrause. 3>a3 ©e{praф blieb murmelnb, raunenb бирф ble 3>oppe1-tur. Unb {фИе&Нф iam grau ©rafin fjerauê, ble1ф — aber ruh,tg —, unb ging зи ©raf ©regor. Фер alte, fitere §err егшод mit ihr toeife. llnb bann ging аиф er mit il>r 311 bem alten 31be13тар{фаП fcinein. llnb енЫф liefe bie alte ©ràfin "йПфæ! in einem »e^Ioffenen «illet tetffen: „фара, tft eë jufrieben. G8 foil аПей œerben. <¿2 foil allée аиёдедИфен fein. (Eë bewegt lfm bein ЯЗип{ф. <£r Ijat fur bas ©efufjl »on бфтаф unb SIDurbe. (£ë bebarf feinerlet (Srttamng, auger ber, bte 1ф if)m браф1е. ©efie ju i^m unb тфе i^m bie §анб! Фа8 mag beine 4iltte um Suerfö^nung gelten. (Er toirb bir mit дШфer Siebe bie §анб шфен."

3>ann war bte alte ©ràfin über bie 'üötefen, auf benen ©фтеИегИнде i^r rummerlofeá ®фшеб«leben führten, unb unter ^Bäumen iitngeroanbelt unb l>atte ben jungen SennlS-fpielem in ben bellen ^oben unb jguten, inbem fie fie sufammenrief,' fluffernb gejagt: „-Шгфле! iомт аиф д1е1ф. ©ott int §тmmel fei 3>anf! (£3 ift alleg tn ööllfter ©Ute abgegangen. -Ш1фæ1 ift ja fo Dernünfftig, unb ber alte §err ift »ollfommen benibigt toieber." 3>a§ über alle bie jungen ©e^ф1er eine JJreube lief. 51иф ^iceg Obigen toaren trie ĩjintoeggesogen, toeit f)inau8 ^ф eine 'BSeile berlierenb, — inbeë fie ben <2ф1адег афЦоё auf ben Sifd) legte, unb iI)ii erft neu aufnahm, пафбет fie |1ф eine u>ei|e Ѕтlie, trie fie um ben ^plalj ragten, au il>re 'SSruft feft eingeftecĭt batte, unb Pф паф bem £ф1о?}е ein paarmal ffiie abfidytäloä umgefелjen.

Фер alte ©ф1о§1)err, ©raf ©rcgor, iannte feinen lieben "Better, ben greifen niarfdball, beffer ale bie fromme unb ftille ©ràfin. <£r batte glcid) gejagt, bag eg gut ware, irenn fie bei ber Begegnung jugegen bliebe. (Er batte eë аиЗьгйаИф gefagt, unb botte fitf) an bie аиебрефенбс <3Irnáftft8lofigfeit beä тафЯден 'ällten, bie tro^ :33er{{фегинден ber ©üte p1о^Нф ihn erfaffen fönnte, erinnert. „^Bleibt bei ihm, einer ober ber anbere. "iOleinettaegen mill 1ф bei ber ^розебир fein", liatte er adadjt, œeil er ben alten ©rafen ЭД1фæ1 »on £\$1е1{ф unb ^lut iannte unb im 3u"9en nur fa^, irar im illicit ittd)t anberë gemefcit war.

21ber ber junge ЗД11фæ1 баф1е gerabe, bap bte ĩlnroefen^eit dritter ber 'Ber-fö^nung eine aubere ВДепьинд geben unb bte вафе ипер1гад11ф бер1фЦттерп Fönnte. So F)atte er иф alfo o^ne Sagen melben laffen, unb »ar аиф oĭjne lImi^toeife fo-fort b«reingeful)rt »orben.

„Seljc б1ф, lieber ЗШфæГ, batte ber alte Cerr fefyr |реинь1ф gefagt. Unb yHijCid war auf ben "Juten зидедапден unb fjaite feine Bolle, тйф11др §анб ergriffen, unb batte ibrcn ©egenbruct cicfühli, unb hatte bie §анб аиф ehrerbietig gefügt. 3lber bann fa&en ber alte -^Ич-ШтапфаН unb ber Soijn in immer regerer 4kbc unb ©egenrebe doretнанber. Hnb css toaren íфolt Fiarte "ioorte œieber ans bež "ĭllu-н ЭДипбе geiommen, bajj in bem 6of)ite immer meljr bev 5tol3 aufgetoadjt. Эанп fam ber ĭlite auf ben Pointer nub bic albĭnnen fi^rbegriffc, bic 'ЗШфæ! л" Grtratuigan.wii

und Lächerlichkeiten hingerissen, zurück, und er begann sich aufzuregen, wie wenn er objektiv in einer Sitzung des Gouvernements mit einer Gegenpartei rücksichtslos polemisierte. Daß schon im jungen Michael der erwachsene Mensch und Verfechter seiner Standpunkte neu herauskroch. — Und dann kam es leider auch dazu, daß der Alte dem Jungen seine Abhängigkeit vor die Augen hielt.

„Mein sehr Lieber,“ sagte er schon im Hochtone. „Dein Gut ist ja ein ganz prachtvoller Besitz, aber einstweilen noch ganz erbärmlich verwaltet.“ „Und dann, was könntest du denn schließlich auch tun, um die Schmach drohender Verachtung auszulöschen, wenn ich nun nicht wieder gute Miene zum bösen Spiel machte?“ und so fort!

„Und mein sehr Lieber!“ klang's in immer höheren Tönen. „Peine liebe Mutter war eine zarte Frau, aber auch solcher Narrheiten voll,“ hatte der Alte ausgerufen: „all die Alotria mit Verselesen und Philosophien sind blöde Untaten — nichts weiter!“ Und es kam schon, daß Michael sich vergaß und plötzlich aufgebracht sagte: „Bin ich gekommen, um so etwas von neuem anzuhören?“

Daß der alte Zausbart jetzt schon Michaels sanften, traurigen Blick sah, wie er in Tränen zu funkeln begann, und um so mehr Fassung sich selber suchen mußte im Hin und Her in der langen Flucht der Zimmer.

Bis sie dann voreinander standen, der Sohn gewappnet, daß der Vater sich nun wirklich nicht mehr halten und ihm die letzte Schmach antun und einfach sinnlos aufgeregt nach ihm schlagen würde.

Der Alte schrie: „Schmach um Schmach hast du mir angetan! Bezahl, was du auf Ehre und Gewissen übernommen hast!“ „Du bist ein verlornen Sohn,“ klang es heraus, „du wirst mich und uns alle trotz deiner Gaben mit Unehren in die Grube bringen!“ „Gaben, Teufelsgefchenke! Poetengewinsel — Luderleben — Launen — irre, krankhafte Haltlosigkeit — verwahrlostes Sichwegwerfen! Komme nicht zu mir, wenn du mit dem Dünkel kommst! Ich enterbe dich, Bube!“ — brüllte er.

Und der junge Michael hatte geschrien: „Dafür wirst du mir Nede stehen und genügtun nach Edelmanns Art!“

Daß es alle draußen hören mußten. Alles zusammenlief. Alles auch vom Tennisspiel plötzlich wie gescheucht weg war. Die alte Gräfin wie achtlos rannte und auf den Treppen trotz Atemlosigkeit nicht rastete. Die Jungen bleich waren. Graf Gregor schon in der Tür stand. Niemand etwas zu tun wagte. Auch Alice unten am Türpfosten mit einem Ausdruck von Schmerz fast inbrünstig lauschte.

Aber es war nichts mehr zu hören. Es hatten Türen gekracht.

Michael war längst davongeeilt.

Der junge Franz wollte zu ihm. Aber im Zimmer drinnen war es ganz stumm.

Es war im Schlosse, als wenn der Blitz eingeschlagen. Es war eine furchtbare Ruhe plötzlich.

Im Zimmer des alten Adelsmarschalls standen der Schloßherr und die Gräfin.

Auf ihre Fragen war keine Antwort zu bekommen.

» Carl Hauptmann: Graf Michael 93

» «

0

Der Alte lag im L«hns«sz«l wie erschöpft und weinte, trotz innerem Widerstreben.

Er sagte immerfort: „Ich habe ihm mehr gesagt, als ich wollte. Mehr gesagt, als ich wollte!“ Nichts war sonst aus ihm zu hören. Dabei blieb er.

Es war «ine furchtbare Erregung gewesen, und der junge Michael war in sein Zimmer zurückgerannt, kann man sagen, so unter der Wucht der Scham und Entwürdigung stehend, und hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Di« Glieder flogen ih« in Zorn und Erbitterung wie im Fieber, und er tonnt« auch gar keine Gedanken fassen. Alles jagte und zerfloß in ihm, daß er kaum recht wußte, was an innerem Widerwillen und an niederschmetternden Orinnerungen in ihm und dem Alten, im glimmen Ausschrei und Streite von Auge zu Auge blitzend, sich entladen hatte, und nun wieder dastand zwischen Vater und Sohn, wie eine Mauer.

Michael hatte sich gleich in einen Sessel geworfen, unterdessen sein« Hände irgend« «inen Gegenstand drückten und zertändelten. Er hatte das feine, silberne Etui für Zigaretten, das «r in Händen hielt, in der Gewalt dieser äußersten Zerwürfnisse völlig wie ein weiches Stück Blech zerbogen — und konnte seine Beine noch unmöglich stUl halten. Dann kam.

indem er ein paarmal in der ganzen Bleiche seines Gesichtes lachte — höhnisch lachte, und nicht ein Ende fand —: wenn er all den Worten wieder flüchtig begegnete, die ihm

der Alte in die Ohren geschrien — die mancherlei Schmach seiner Jugend und seiner lünglingsjahr«, die Z«it«n, wo die zart«, phantastische Mutter, wie «r, unter Vaters entsetzlichem Mißtrauen und anderen Launen und Quälerei«« halt« ihr Leben zubringen müssen. Es wacht« in ihm der alte haß auf und der alt« Hohn: „Deine Mutter — dein« Mutter — Verse — Philosophien — verwahrloster Bube — Haltlosigkeit — verworfenes Leben ...“ es ging und tam — ferner und leiser — ein bleiches

Leitxns Gesicht mit dem Ausdrucke des Hohnes legt« sich auf ein Vhr des großen, runden Sefsels, und mit diesem Hohn in den Linien des nun fast offenen Wundes und der Augenhöhlen vergaß er, wo er war — was war — Stille kam — und er schlief.

Der Diener hatte nicht gewagt, hineinzutreten. Er hatte den jungen Herrn die Tür lverfen hören und hatte auch an der hast und dem Lärm, mit dem er unerwartet gekommen, und ins Zimmer hineingesprungen, die ganze Sache sich gleich richtig zu deuten gewußt. Aber als er endlich doch mit tiefster Geräuschlosigkeit da« große, metallene Schloß drückt«, das nicht einen Laut gab, fand er feinen Herrn schon im Zimmer beschäftigt mit der Garderobe.

„Gib die Koffer“, fagte der junge Herr. Der Diener lief hin und her, und der Graf wie er packten nun gemeinsam.

Michael war ganz verwandelt. Sein Atem ging, als wenn er ihn nicht richtig einteilen konnte. Man merkt« es manchmal, daß er ohne Grund plötzlich «inen tiefen Zug tat, um zu sich zu kommen. Seine Augen waren lalt und streng.

Di« alt« Gräfin, di« bei dem Adelsmarschcill lange gewellt, bis man ihn zur Nube gebracht und aufs Sofa gebettet hatte, kam.

9H Morgen: Literatur

„Bleib« — tue keine unüberlegten Schritte", sagte sie gütig, wie nur jemand. Michael lächelte sie an wie ein Abwesender, mit einer Art, die ihn kaum betannt erscheinen ließ, so ungütig und selbstisch, und so gar nicht, als konnte solch ein Sohn noch zu seinem Vater zurückkehren.

Per alte Schloßherr kam.

„Du wulst also — doch weg?"

„Onkel I" sagte Michael — — Aber er kam nicht zu einem Worte. Die Glieder begannen ihm neu unruhig hin und her zu fahren plötzlich, als er nur den geringsten Gedanken sich klar machte von dem, was eben über ihn hergefallen.

Man bemühte sich aufrichtig.

„Lieber Mensch", kam auch der junge Franz, und nahm ihn in ganzer Frische und Güte in beide Arme. „Ich begreife ja völlig. Ich weiß ja, daß dein Alter keine Grenzen kennt — mein lieber Michael! Aber ob du nun gerade mit dem Fortgehen das Nichtig« tust —", sagte er, ihm in die Augen sehend.

„Es — handelt — sich — um — nichts — weiter" — sagte mühselig Graf Michael. „Das — alles — das ganze Verbrechen — das ganze, miserable Geschäft — jetzt —', sagte er mühselig und raffte seine Mundwinkel zu einer allmählich rück« kehrenden Strenge, wie er im Parlamente manchmal ausfehen konnte. „Nämlich du — Franz — das ist — jetzt alles — völlig — gleichgültig", sagte er, und sah Franz ununterbrochen an und suchte sich ganz klar zu werden. „Ein Mann — ja —", sagte er immer erregter und dumpfer zugleich.

„Er wird mir Nede stehen!" schrie er dann. —

„Er wird mir Nede stehen!" sagte er dumpf bebend und verstummte neu.

Franz hatte fast ein Lächeln im Auge. Er war nahe daran, herauszulachen.

Aber er sah die haßbereiten Blicke Michaels und blieb daher sanft und erschrocken.

Es war im Augenblick nichts zu tun weiter.

„Eine Nacht legte auch Napoleon zwischen sich und seine Entschlüsse, wenn es sonst anging", sagte Franz nur sanft.

Michael hörte gar nicht. Er packte mit eigener Hand, griff auch sinnlos einiges, ohne erst zu merken, bis er seine Eingenommenheit verfluchte. Er hatte eben eine Streichholzschachtel sorglich einhüllen wollen, und hatte sie dann ebenso schnell in verdrießlichem Zorn an die Erde geworfen, wo er sie zertrat.

„Der Zug geht um. . .?" — „Sechs, Erlaucht!" sagte der Diener. —

„Schaffe mein Gepäck ungesehen hinaus! Ich will im Obstgarten aufsteigen. Der Wagen mag am Eichentor halten. Du kennst die Stelle!" — sagte Michael ruhig.

Es war gar nichts zu tun. Es war auch für jedermann fühlbar, daß im Augenblick Bleiben nicht viel Verheißendes bringen würde. Man konnte in solcher Lage unmöglich zureden.

So hatte sich auch Franz von ihm mit gewohnheitsmäßigem Kuß auf die Wange freundschaftlich verabschiedet, weil Michael um keinen Preis irgendeine Begleitung wünschte. Dann war Michael dem Gepäck nach in den Hof und auf den Hinteren Gängen in die verlassenen Wege des Obstgartens geeilt. Aber er war noch einmal ein Stück zurückgekommen. Er wußte selbst nicht, wozu. Er hatte nur ein eigentümliches

Carl Hauptmann: Graf Michael 95

(befühl ohne Sinn, das ihn zuerst eine Wendung machen, und noch einmal zum Schlosse und in die Partalleen, die völlig leer waren, gehen hieß. Er dachte vor allem jetzt — „erst alles in Ehren ordnen“. Das mußte ja geschehen. „Dann werde ich schon sehen, wie leben oder nicht!“

Der Gedanke kam ihm auch in seiner plötzlichen Unentschlossenheit, als ob er die alte Gräfin sehr lieb hätte, und es nicht passend wäre, sie ohne ein Wort des Dantes und Abschieds zu verlassen. Das ging alles nur unbestimmt in ihm hin, ehe er doch die eingeschlagene Flucht von neuem aufnahm, weil er plötzlich wieder die Schmach gefühlt, so in seiner lächerlichen Lage irgend jemand, wer es auch sei, noch gar zu begegnen. So lief er hastiger, einsam den abendlich beglühnten Schattenweg hinunter. Und er lief jetzt nur wieder, wie wenn er gepeitscht würde. Er suchte mit aller Not aus der ganzen Lage voll Widersinn und Bedrohung hinauszuflihen.

Da bog Alice in sanftem Gange aus Abendschatten in seinen Weg ein. Sie sah ein wenig bleich aus, aber sie schritt sicher. Sie kam auch gleich ganz bestimmt auf ihn zu.

Graf Michael entblößte seinen dunllen Kopf.

Alice war einfach und freundlich.

„Ach, du mein Himmel“, sagte Michael, und wußte nicht recht noch ein Wort hinzuzufügen.

»Ich sagte es Ihnen ja —!“ sagte Alice. „Aber die Welt fällt nicht ein. -

Ach, Gott! Auch wenn es harte Worte gab. Die ändern nichts an den Dingen“, sagte sie tündlich.

„Wissen Sie denn alles?“ fragte er bestimmt.

„Wir scheint, viel zu wissen ist nicht immer das Himmelreich,“ sagte sie launig verhalten.

„Ich werde Ihnen jetzt taum eine Erklärung geben tonnen über alles“, sagte er hart und in sich.

„O nein, nein! — Nicht doch! — Nur werden Sie wissen wollen,“ sagte sie ohne Aussicht, „daß ich mehr hoffe, als nur solche Verwirrung.“

„Mein gnädiges Fräulein“ ^ sagte Michael demütig — und sah in die Ferne, wo am Tor der Wagen seiner harnte.

Es war summende Stille um sie. Ein Pirol sang. Ein Finte schmetterte aus dem mächtigen Eichenbaum. Es war Frieden ringsum.

„Wenn Sie alles wissen und doch kamen“, sagte er zögernd — und sah in ihre Augen, die wie die einer zärtlichen Frau schimmerten, und ihm Wohltun zuredeten ohne Ziel.

„Wein Gott, Sie werden Ihre Kraft wiedergewinnen. — Es wird ein Wende« punkt tommen. Sie werden es doch einrichten,“ sagte Alice stark.

Michael zögerte noch immer.

„Sie werden sich doch wiederfinden“ — sagte Alice bestimmt, und Güte und Gram sah nieder aus ihren Zügen.

Daß Michael Alices Hände eilig ergriffen hatte, und beide sanften, braunen Hände in seine Augenhöhlen «inpreßte. Daß er die Hände küßte, wie wenn er sich nicht los»

Morgen: Theater

lösen könnte — die Hände ansah — in Erstaunen, als wenn sich seine lallen Augen erschrocken hätten - als wenn er sich vergessen hätte — als wenn er eine Vision sähe.

„Es ist nicht weiter Zeit“, sagte sie.

„Schreiben Sie mir!“ sagte sie, „wenn sich alles zum Guten gewendet.“

„Schreiben Sie offen an mich. Sie wissen ja, wo ich bin — nicht? Meine Eltern haben tein Mißtrauen. Ich mache aus nichts ei» Hehl. Mau mutz klar leben,“ rief sie im Gehen.

Michael war wie im Taumel — noch immer einmal nach Alice lückgewandt — deglückt und zerrissen -^ und derart in großer Verwunderung zum Wagen geeilt, der ihn die alte Kastanienallee hinausfuhr.

Alice hatte sich nicht umgeblickt. (Fortsetzung folgt.)

Theater.

Lesfing »Theater: Kaiser Karls Geisel.

unsere Kultur will neu werden. In das

veränderte Gesicht der Welt hat das viel?

Eisen der Maschinen härter«, fester«, vielleicht auch kälter« Zuge eingezeichnet; es wohnt sich schlecht in den Grenzen der Moral von gestern.

Di« Empfindlichen empfinden dies, fröhlich oder bang; die Schreckhaften zittern oder wettern;

ei» Mutiger macht da und dort den Versuch, in Gleichmut oder in Trotz danach zu leben; «inen

Ttamen dafür weiß niemand. Wie sollte auch

Moral, di« noch nicht ist, di« aus dir Ve»

wcgung und dem Gebrauch der toten Ding«

erst d«n lebendigen Herzen herüberdämmert, »n

die fichere Fassung bestimmender Wort« auf»

genommen werden? Geschähe ihr das jetzt, noch

«he sie rekt geboren ist. sie könnte, in starr«

Worte eingebunden, wohl gar nicht mehr ganz

zum Lebe» kommen. So tastet die ahnende

Sprach« von heut: an Bildern und Gleichnissen

herum, damit doch d«n Geistern, die zur Er»

tenntüis.vorwärts drängen, ein Anhalt für

ihren Ausdruck gegeben sei. Heidentum ist so

«in Gleichnis. Sein Inhalt ist, genau de»

tr»cht«t, nichts anderes als Negation, W«gl«ug»

nung alles Strengen und Verhaltenden In den

L»hr«n vom christlichen Leb«n. Dämmert wirklich

da» alte Heidentum wieder herauf: hellenisch»

asiatische Sinnlichkeit, römisch« Sachlichtelt,

g«rmanisch« Schwärmerei in der wilden Aatur?

Ich kann nicht glauben, daß die ungeheuere,

rätselhaft zerspalten«, riesenhaft stark« und

frauenhaft zitternd« Seele unserer Zeit fich

nach irgendeiner von j«n«n verschollenen

schönen Einfachheiten n«u ordnen könnte.

Heidentum ist nur eil« Gleichnis. Die»

>«nig«n gebrauchen es gern, denen, weil unsere

Kultur neu werden will, das Christentum zu

alt erscheint.

Dichter gebrauchen es gern. Sie sind die

Empfindlichsten unter jcn«n Empfindlichen.

denen es im Herzen anders zu schlagen be»

ginnt, wenn irgendwo im innersten Gädcr

unserer Kultur neue Säfte im Einströmen sind.

Di« stärkeren von ihnen, mit den männlichen

wilden Zügen, schweigen und bilden, letzen knirschend, in wütendem Drang zu schaff««, Strich an Strich, Form über Form, fast un> bekümmert, ob es herrlich gelingt od«r schmah» lich v«rdirbt. So schuf uns Wedelinb f«in« furchtbar« Heidin Lulu und das Zerrbild des Marquis von Keith. Gerhart Hauptmann, dieser andere größte unter den heutigen deutschen Dramatikern, gehört dagegen zu o«n frauenhaft Zitternden. Diese müssen sich erst auseinandersetzen. Sie greifen nicht zu und fetzen keinen Zug an, bevor sie nicht in schmerz» licher Zwiesprache mit sich selbst Erklärung und Verantwortung ausgefunden haben. Hauptmann, der Aazarener, kann das bißchen zu» künftige Heldentum, das er dichterisch vor» empfindet, noch nicht furchtlos ansehen. Seit es ihn damals, zur Zeit der versunkenen Glocke, unter die gottlosen Waldgeister trieb, wirft sich seine Dichtung unruhig zwischen Fragen und Träumen umher. Der Christ und der Germane in ihm haben argen Unfrieden. Zwischen Vor und Zurück bleibt ihm das Drama haltlos stehen, innerlich unvollendet. Vom belehrsamem Märchen zum fabelnden Traum und von da zur moralischen Legend« irrt der Schritt seines neuen Gewissens. Ist es nicht tiefer« V«> deutung, daß bi«fes, noch zaghaft und allzu zart, seiner Erfindung immer nur kindlich» weibliche Formen «ingibt, ihm als «lbisches W«l«n, als tanzende« Fünllein oder als wildes heidenlind Gestalt wird? Sein« zitternd« Li«b« gießt, was s«in «ig«nst«s Empfinden vorahnt, in schlank«, gebrechlich« Glieder, macht aus dem, was sich in Kraft und Schwer« ankündigen will, ihr duftigstes und luftigstes Gebild. Heldentum, in den Spiegelungen und Brechungen chrift» lichen Glorienglanzes strahlend, hier ist der arge Aiß in seinem späteren Wachstum. Er

5

5 ,

!»?

Willi yandl: Theater

liebt »«hl da- harte. Stolze. Wild«. Bluwoll«, heidnisch«, das seinem Seherauge >:us der Menschheit Zulunit herüberichimmert; aber er liebt es m«t ein« allzu christlichen Liebt, demütig, fast furchtsam, und immer zur reichste.. Vergebung bereit. Und gerade die Sinnlichkeit, der best« Teil des neuen Stolzes und der neuen Freud«, fehlt seiner zärtlichen Liebe am m iften. So kann sich ihm das vor» anstanzend«, in nächste Zeiten hinauslachende Heidentum nicht willig ergtben, so muh «s gegen sein«« nazarcnisch sanften Willen zurück» ichlagen, unter seiner ängstlichen Hut ver» sterben, wie dieser Sachsengeiscl bei Karl dem Großen geschieht. Von lauter Fragen, Zweifeln, Forderungen gehetzt, sinlt das noch allzu ichlrächlich erträumt« Vild vor der Zeit leb» los zusammen, und sollt« doch jauchzen und lachen und lock«» und nichts als Leben sein, i>on einem neuen, blühenden Leben. Dem Anderen, der den wissenden klar«« Willen hat, weil «r in Tat und in Erkenntnis auf der Erde und über seinem Leben steht, ist alle Macht und all«? Naum »«geben. In unlösbarer Ohnmacht geht diefcs vlelbedeutend« heidenlind durch die gewaltige Herrlichkeit Karls des Großen hin» durch und läht im Grund« nichts darin zurück als ein paar Fragen, die es im Kommen schon mit sich brachte. „Sagt mir, was ich nicht wei: warum die Welt zcrr,h?- und weiter: „Bist du nur «ine Flocke Höllenglut, wie muh es sein, da« M««r!" hier war lein Kampf, hi«r ist lein Duma. „W«e muh es sein, das Meer!" Wir hölten's gern im Tiefsten gefühlt. Der Dichter 'ragt« wohl seine Sehnsucht, aber dies« «rschral vor sich selbst. Und die Nein« Flocke Höllen» glitt (das arm« Fünllcin von früher) verzischte, !!»t< reichen Flammensegen auszuspenden, klag» lich in der winterlichen Luft um den er» haben«« allen Wann. Zu ihm, in die schützend lefttn Umrißlinien dieser feierlich großen Figur, die aus V«beln sagenhafter Geschichte in starker, durchaus menschlicher Bestimmtheit aufragt, ilüchtcl der Dichter sein Gewissen, seinen 'agenden Willen, sein ganzes Gefühl von sich selbst. Darum wird fi« »hm so übermächtig, so prachtvoll riestnhaft, so bis in die tiefsten, leitwollsttn kleinen Riss« hinein voll aufrechter unzerbrtchlicher Macht über das Leben, wie ihm leit Florian Geyer lein« mehr gelang. Dieser Karl gehört zu dem Maskulinsten, was der i» wunderbar weiblich begabt« Gerhart Haupt» mann geschaffen hat. Ein Mann, ein großer, stolzer, w«icher und starker, «in ganzer und deuücher Mann. Von allen, die heute schreiben, ist keiner, der solch« zärtlich gewaltige

Mannheit aus seiner Seele hervorzaubern kann, als Gerhart Hauptmann, der wunder» bar weiblich begabte Dichter. In solchen Figuren scheint manchmal sein« Sc msucht na^> trotzig ungebrochenem L«b«n mit allen Ford«» rungen Itincs'zögernden Gewiss« :s herrliche Versöhnung zu feiern. Da umhüll, ihn wi«der die ruhig« Ganzheit, di« er verloren hat, seil er in das Unwetter der Fragen nach ntuer Sut» lichkeit hinausgetreten ist. Wo er sich nicht mehr mit christlichen Zweifeln um sein junges Heidentum quält, wo er schweigt und jcdasst, da wird er auf einmal wie i«n« and«r«n mit d«n männlich wild«n Zügen i >a fester, größer und um vieles fchöner als fi«. Auch heidnisch schön ... er darf nur eben von sein«m Heidentum nichts wissen.

Verse, wie die seinen in diesem letzten Stück, von so stiller und tüchtiger Schönheit, ohi:c Lärm und ohne Blasen, in einfachen, kräftigen, un» gesuchten Farben blühend, brauchen «inrn Stil der Sprache, den von den heutig«» Künstlern der Bühne nur herzlich wenige haben. Herr Marr, der wackere Biese, hat »hn keinesfalls; und fo zerbrachen in feiner rauhen Kehle, die aller h«ldifch«n Wannheit und aller wild«n lägcrlust des Kaisers Karl die glaubhaftes«n Töne gab, gerade die wertvolleren Worte von tiefer und besonderer Menschlichkeit.

Kleines Theater: Der Könia Kandoule«.

Unsere Kultur will neu werden. Die Empfind» lichen empfinden das, den Nachdenkliche!' ge» dciht es zu vielfältigen Problemen. Bndrö Gide, der seine feine Empfindung für Gegen» wärtiges und Nächstes wissentlich zur klaren gedanklichen Bestimmtheit erzogen hat, stellt hier eines von diesen vielfältigen Problemen auf. 6s ist seltsam und noch kaum von einem modernen Dichter so beutlich angerührt. Es handelt vom Geben und Nehmen, und so mag es wohl auch irgendwie in den Welten christ» licher Morallehrc gewurzelt haben, bevor «s einen tricblräftigen Keim so weit hinaus in dieses völlig moralfrcicn Geistes Furchen fandtc. Um Gut und Böse ist es Gide nicht mehr zu tun, die Fragen der verletzten und der v«r» lohnten Sckam (die der stumpfsinnige Vergleich mit Hebbel ihm immer vor di« Fühe wirft) berühren ihn nicht im mindeften. Er spricht vom Geben und Nehmen i vom äuheren Reich» tum, der Kräfte erstickt, und vom inneren Reich» tum, der Kräfte errafft. In feiner Vorrede ist es deutlich genug zu lesen. Der Kampf dieses Dramas stellt nicht Versönliches und nicht Moralisches, er stellt Soziales gegeneinander. Wer reich und gut und mächtig ist, der wahre sich und seinen Besitz. Verschwendung tötet. Sie fängt beim Inlebcndigcn an, aber rastlos, ziellos, ihrer selbst nie froh, greift fi? bald auf das Lebendige hinüber? und lein Leben kann es jemals ertragen, wie eine tote Suctie

Morgen: Musik

verschwendet worden zu sein. Dies ist in Gides Drama die Tragödie des Königs Kandaules. Er stirbt daran, daß er lebendige Schönheit verschwendet. Die Ueberfülle seines Reichtums und die Last uralter Ueppigkeit haben sein Gewissen auf dieser «inen Seit» Zusammen» gedrückt. So wird es zum innersten Gesetz seines Lebens, daß er immer nur weggeben, von sich werfen, sich im Verschenken auflösen muß; und dabei übersehen muß, daß auch das Geben seine strengen Gesetze hat, die unerbittlich töten, wenn sie beleidigt werden. Ueber ihn kommt der Plebejer herauf, der hungrige, rauhe, karge, der, ohne es irgendwie erfahren zu haben, das Wissen von der notwendigen Bewahrung besten Gutes einfach als Selbstverständliches mit» bringt. Er verhält und verhüllt sofort, was er an Schönheit und Leben für sich gewonnen hat. So sieht in diesem Stück der Dichter das Starke und Sieghafte, das über die alten Kulturen, die sich ihrer Auflösung nicht erwehren können, kommen soll. Sieht es mit einem prächtig moralfreien Blick, nicht gut, nicht böse, in der» quickend kühler Klarheit. Er denkt, wie der» Höfische Köpfe denken: in bestimmten, scharf ausgeformten Begriffen, die er bis zum vor» gesetzten 3>«l entwickelt. Darüber hinaus ist nichts. Und wie der Gedanke, so das Wort. Es bedeutet nichts hinter seinem klaren Inhalt. Unendlichkeiten weiter und vager Gefühle werden nicht heraufgebracht. Auf ruhiges An» schauen, aufmerksames hören, und williges Verstehen kommt alles an, wenn dieses Werk, wie es gegeben wurde, genossen werden soll. Daß freilich dieses knappe Verstehen einer so klar vorgetragenen Sache bisher noch keinem Publikum gelingen wollte — auch dem der» zösischen nicht, zu dessen Geist der Geist des Stückes immerhin als ein v«rw»ndt«r sprechen müßte —, ist eine von den Unbegreiflichkeiten, die sich in dieser unbegreiflichen Welt des Theaters ja ohne Ende neu gebären.

Willi handl.

Musik.

VI. Konzert des Wozartorchesters unter Karl Panzner: Max Schillings — Das Eleufische Fest, Das Lenzlied. Es ist mit der Kunstgattung des Melodrams «ine «igen« Sach«. Sicher erscheint es ästhetisch am voll» wertigsten, wenn es wirkliches Melodram auf der Bühne ist. Dann kann es unter Umständen innerlich wahrheitsgemäß, also sozusagen ethisch, durchaus am Platze, ja geradezu bedingt sein. Voraussetzung ist natürlich ein innerlich wahres und klares, aus dem Kern und Wesen des Stofflichen heraus schaffendes Gestalten. In der pathetischen oder lyrischen Oper zur Musik des Orchesters sprechen zu lassen, wird) ja immer»

hin nur unter ganz besonderen Umständen logisch und gefühlsmäßig richtig sei«. Möglich und denkbar sind solche Fälle hier durchaus, wenn auch vielleicht weniger leicht sich ergebend, wie in der komischen Oper.

Wird das Melodram nun aber von der Bühne losgelöst, dann hört es im Grunde auf. Drama zu sein. Man mühte es denn als Monodram auffassen, was ja immerhin einiges für sich haben dürfte. Der ästhetische Widerspruch, welcher durch die Verpflanzung des Melodrams in den Konzertsaal und durch sein« Anlage für den konzertmäßigen oder intimeren Vortrag in re ip»² entsteht, war der aus sich nicht unbegründete Anlaß für den ganzen langen Streit, die Unklarheit und die ablehnende Haltung vieler hinsichtlich einer so eigentümlichen Erscheinung.

Da kam die Vraris, und sie warf alle Theorie buchstäblich über den Haufen. Der höchst seltsame Fall ward und ist Ereignis, daß eine Kunstübung, die rein innerlich naturwahres Ganzes hervorbringen vermag, doch in ihrer Wirkung festgefügt dasteht und ihr« Daseinsberechtigung einfach durch ihr Dasein bewiesen und bekräftigt hat. Ein wirklich merkwürdiger Fall, zu dem sich nicht so leicht «in Analogien finden dürfte. Man kann das Phänomen wohl so erklären: das Melodram redet gleichzeitig mit den Mitteln zweier Künste zum Hörer, es erzählt «inen Stoff auf zweifache Art, ohne daß das eine Ausdrucksmittel das andere bedingte. Die Musik könnte an sich ebenso gut fortbleiben. Was «n einer ästhetisch vollwertigen Oper unbedingt ein Nonsens wäre. Denn ist sie wesensecht, dann muß in ihr geradezu die Musik aus dem Texte hervorwachsen. Daß aber die Musik im Melodram in der Wirkung mit der "Rezitation zu einem Ganzen verschmelze, ist jedenfalls nur möglich, wenn die Musik in ihren Grenzen bleibt: am ehesten, wenn sie bereits im Stoffe ein« Aoll« spielt. Daneben aber jedenfalls nur noch, wenn sie lediglich die Gefühle und Stimmungen« wert« des Stoffes aufnimmt und wiedergibt und sich jeder Wiedergabe anderer äußerer Elemente enthält.

Es ist klar, daß nur «in reines und fein« sinniges Kunstempfinden hier den richtigen Weg der Gestaltung finden wird, und es ist in diesem Sinne für Max Schillings charakteristisch, welche Beschränkung er sich in dem Umfang« seiner Musik zu dem Schillerschen Gedichte aufgelegt hat. Fast könnte man in« folge des Mißverhältnisses des Umfanges der rein rezitatorischen Elemente« dieses Gedichtes zu dem der Musik«ermöglichen«den die Wahl des Poems keine glücklich« nennen. Im

o 2

» 0

99

Bruno Vuchwald: Das Branntweinmonopol
..«H«l«nlitd«" sind die Verhältnisse jedenfalls
bessere, daher auch seine größere Wirkung. Die
Musik selbst ist ja im erster«« Fall« noch nicht
so typischer Schillings, wie im anderen. Aber
sie »ft fein, anmutig und kunstreich. Könnt«
man an dem „hexenliede" vielleicht b«dau«rn,
daß bi« berückend« Weis«, welch« es als Leit«
motiv beherrscht, bei Licht« betrachtet, nicht
eben gar so hinreißend schön ausgefallen ist,
wie man hätte wünschen mögen, so ist sie doch
ausdrucksvoll und gefühlsreich, und das ganze
W«rl z«igt di« technisch« Meisterschaft und
melodisch-harmonisch« Eigenart seines Schöpfers
in ausgeprägtem Maß«.

Possarts Sprechkunst und die gut abgetönte
Begleitung des Orchesters unter Panzn«r de«
festigten den Eindruck, daß das Tooesurteil
früher Zeiten über das Konzert«Melodram
dem lebendigen Leben gegenüber prinzipiell
nicht mehr zu stecht besteht.

Alfred Schattmann.

Das Branntweinmonopol.

H»m 22. Februar 188« ist dem «Reichstage
^^ «in Gesetzentwurf zur Monopolisierung
der deutschen Vranntweinindustrie vorgelegt
worden. Ein Sturm der Entrüstung brauste
durch di« deutschen Land«. «Ri«mand wollt« von
dem Monopol «twas wissen, und erst fünf
Jahre zuvor hatte man Bismarcks Versuche,
ein Tabakmonopol zu schaffen, mit nicht minder
großer Empörung abgelehnt. „Der Deutsche
läßt sich von der «Regierung viel gefallen,"
schrieb im Jahre 1357 der Minister Delbrück,
„er läßt sich viel mehr von der Polizei gefallen
als «in Franzose oder ein Engländer. Ab«r
was «r sich namentlich im Gegensatz zu den
romanischen Völkern nicht gefallen läßt, das
ist: aus fiskalischen Gründen di« Beschränkung
seiner Freiheit, das ist die Einführung von
Monopolen." Die Worte wurden von Eugen
«Richter bei der Beratung des Branntwein«
monoPols im «Reichstage wiederholt. Und mit
der Abneigung gegen Monopol« begründete
die Majorität die Ablehnung der Vorlage. Die
konservativen Parteien waren selbstverständlich
für den Entwurf; Zentrum und Freisinnige
aus prinzipiellen Grünben dagegen, die Sozial«
demotratie lehnte ab, weil sie dem heutigen
Staat, der, von agrarischen Interessen geleitet,
der Landwirtschaft höhere Einnahmequellen
schaffen wollte, nicht das Vertrauen schenkte,
die Macht, die ihm das Monopol gewährt,
in vollsfreundlichem Sinne anzuwenden.

War's lein Fehler, die Regierungsvorlage des
Jahres 1888 abzulehnen? Gewiß nicht, wenn
die «Regierung auf der Form bestanden hätte,

di« sie dem Gesetz gegeben hat, sicherlich I
aber unter Berücksichtigung der Verände»
rungen, die in den nächsten zwanzig Jahren
in der Branntweinindustrie vor sich gegangen
sind. Der «Regierungsentwurf wollt« di« tzer»
stellung des rohen Branntweins der privaten
Erwerbstätigkeit überlassen. «Rur «in« über»
mäßige Produktion sollte dadurch verhindert
werden, daß neue Brennereien nur errichtet,
bestehend« nur «rw«itert werden durften, wenn
der Bundesrat di« Zustimmung gegeben hat.
Die Monopolverwaltung übernahm die Pflicht,
den Brennereien dasjenige Quantum abzu»
nehmen, das sie nach dem Stande vom
1. Oktober 1884 zu produzieren pflegten. Die
«Reinigung des Branntweins, die Weiterver»
arbeitung zu alkoholischen Getränken, sowie der
Verkauf sollten fortan nur dem «Reiche zustehen.
Die Opposition fragte, warum man nicht auch
den Brennereibetrieb verstaatlich«, warum den
Landwirten denn «in Preis von 30—40 Mk.
pro Hektoliter reinen Alkohols (für Kartoffel»
branntwein je nach Festsetzung des Bundes»
rats) gewährt werden sollte. Die Frag« war
berechtigt, doch unsinnig scheint nur gewesen
zu sein, hierin einen Ablehnungsgrund zu
finden. Eugen «Richter wies darauf hin, daß
derselbe Branntwein, der den Agrariern im
Durchschnitt mit 33 Mk. abgenommen werden
sollt«, d«r Markttag« entsprechend nur mit
20—25 Mk. hätte verwertet werden können.
Gewiß; aber die Branntweinindustrie hatte da»
mals infolge einer Ueberschuldung Jahr«
des Minderertrages hinter sich, und der Preis
war hierdurch gedrückt worden. Die Forderung
war töricht, der Landwirtschaft zuzumuten, ihren
Branntwein dauernd der «Regierung zu einem
Preise zu verkaufen, bei dem die Brennereien
eine Rentabilität nicht abwerfen.
Wichtiger war der Einwand, die von der
«Regierung beabsichtigt« (in merkwürdiger
Offenheit von vornherein zugestanden«) Ver»
teuerung der Verkaufspreise belastete die breiten
Schichten des Volkes. An die in der Ver»
gründung der Monopolvorlage ausgesprochen«
Ansicht, gerade hierdurch werde der Konsum
des Trinkbranntweins erheblich abnehmen (was
aus sozialpolitischen Gründen erstrebenswert
sei), konnte im Ernst niemand glauben. Der
Verkaufspreis sollte pro Liter reinen Alkohols
2,50 Mk. betragen, während er sich bisher im
Kleinverkauf damals nur auf 1 Mk. bis
1,50 Mk. gestellt hatte. Der Mangel der «Re»
gierungsvorlage bestand von vornherein darin,
mit einem Reinertrag des Monopols von
303 Millionen Mark zu rechnen; hätte man
sich mit 100 Millionen Mark begnügt und
dementsprechend niedrigere Verkaufspreise «in»
gesetzt, so wäre die Ablehnung «in Fehler ge»
wesen. Der wäre wohl von den Oppositions»

Parteien (des „Prinzips“ wegen) auch ohnehin gemacht worden; auch ohne den weiteren Mangel des Entwurfs, den Verschleiß des Alkohols in die Hände der „Regierung zu bringen. Denn hierdurch schuf man einen heftigen Widerstand in den «Reihen der Gast» Wirt», Destillateure usw., die ein« günstig« Ein» nahmequelle aufgeben sollten. Der Protest dieser Kreise aber staltte das Rückgrat der Reichsboten. Monopolisieren soll man nur Betriebe, die sich in den Händen weniger be> finden; die Opposition der Allzuviel«« schafft unnötigen Widerstand.

Daß die Monopolisierung unter Aus» merzung der erwähnten Fehler für die deutsch« Volkswirtschaft von heilsamem Nutzen gewesen wäre, braucht heute laum noch bewiesen zu werden. Zwei Moment« waren es, die »n die Stell« eines Staatsmonopols «in Privatmono» pol sethen, das die Schattenseiten des Staats» Monopols aufwies, ohne dessen Nutzen dar» zubieten. Dies« b«ld«n Moment« bildeten das Kontingent und die Gründung des Spiritus» lartells. Beide zusammen verlieb«« der Branntweinindustri« eine Machtstellung im Reich«, wie sie auch der Staat in größerem Maße nicht hätte haben tonnen. Aber die Einnahmen flössen natürlich nicht dem Reiche, sondern der Privatindustrie zu. Nachdem die Monopolvorlage abgelehnt worden war, schuf man am 25. Juni 1887 ein neues Branntwein» steuergesetz. Für «ine bestimmte Meng« der jähr» lichen Splritusproduktion, die nach der Anzahl der Bevölkerung berechnet wurde, lollte den Brennern «in Vorzugssteuersatz eingeräumt werden. Die Verbrauchsabgabe, die pro hello» liter 70 Ml. betrug, wurde für dieses Kon» tingent auf 50 Ml. ermäßigt. Diese Rück» gewährung von 20 Ml. (dl« noch heute un» populäre „Liebesgabe“) schaffte der Negierung vi« Möglichkeit, die Steuereinnahmen der Vranntweinproduktion zu erhöhen, und schützte die Brenner vor einer Überproduktion. Da» durch wiederum konnten die Preise mehr als bisher gehalten werden, und der Kapitalwelt der Brennerereien erfuhr ein« beträchtliche Steigerung. Gleichzeitig aber wurde (da neue Brennerereien die Vergünstigung nicht erhielten) der Weg zur Konzentration geebnet, der im Jahre 1899 in der Gründung der Spiritus» zentrale mündet«. Mit ihr war das Privat» «onopol geschaffen, denn nun folgte ein« Aera der Preiserhöhungen, und mit jedem Jahre wurde das Kartell fester gefügt. Der Preis des Sprits ist im Jahre 19«? nicht weniger als viermal erhöht worden, immer mit der Ve»

grünung einer schlechten Kartoffelernte, die aber nach Ansicht wichtiger Fachkreise sich mindestens als starke Uebertreibung «rweist. Vor allem aber wurde durch das Kontingent und durch die Kartellierung jede später« Mono» polifizierung d«r Branntweinindustrie« erheblich «schwelt. Das ^«igt sich auch jetzt, wo der Reichsschatzsekretar zur Vermehrung der Einnahmen das 1887 begrabene Monopol mit wichtigen Abänderungen aus dem Tod« er» wecken will.

Der Gesetzentwurf liegt bereits dem Bundesrat vor: seine wesentlichsten Grundzüge sind bereits durchgesickert, und man kann darum, obgleich es noch nicht feststeht, ob an den Zeitungsberichten nicht manches falsch ist, schon einige Worte darüber sagen. Während es anfangs hieß, die Monopolvorlage sei eine Verstaatlichung der Brennereibetriebe vor, wird jetzt die wahrscheinlicher klingende Nachricht verbreitet, nicht die Brennerei, sondern die Spiritusindustrie soll in den Besitz des Staates übergehen. Wie beim ersten Entwurf soll den Brennern ein fester Abnahmepreis für den Spiritus gewährt werden. Den im Jahr 1887 begangenen Fehler, auch den Vertrieb durch Reichsagenten vorzunehmen, scheint man einsehen zu haben. Die Abnehmer des Sprits sollen nur gezwungen werden, allein vom Staate zu kaufen. Deutlich ist schon erkennbar, daß der Monopolentwurf ein Produkt der famosen Blockpolitik ist. Die Agrarier werden anscheinend diesmal bessere Preise erhalten als im Jahr 1887. Denn der damalige Durchschnittspreis von 35 Mk. wird längst von dem Spirituskartell überschritten. Es zahlt den Brennern für den 70er Spiritus zurzeit etwa 8 Mk. hieraus erklärt sich auch die Stellung der agrarischen Presse gegenüber dem Monopol. Sie behauptet, kein Interesse an der Verstaatlichung zu haben, da sie durch die Spirituszentrale vor einem Rückgang der Branntweinpreise geschützt ist. Deshalb versucht man auch, den Agrariern noch einen anderen Vorteil einzuräumen, in dem man die gewerblichen Brennereien in viel stärkerer Weise als bisher gegenüber den landwirtschaftlichen benachteiligt. Das würde schließlich noch angehen, - viel schlimmer ist, daß die Regierung offenbar beabsichtigt, die Spiritfabriken in ganz ungerechtfertigter Weise zu begünstigen. Dagegen muß beizeiten Front gemacht werden, und zwar in so geharnischter Form, daß der Regierung der Mut vergeht, dem Reichstage auch nur einen solchen Entwurf vorzulegen. Der Monopolplan stammt, wie an der Börse behauptet wird, von Herrn Stern, dem Direktor der Posener Spritfabrik und einem der eifrigsten Förderer der Syndikatsidee. Schon hierdurch wird sein Zweck deutlich gekennzeichnet, - noch mehr aber durch gewisse Vorgänge, die man in den letzten Monaten in

der Börse zu beobachten Gelegenheit hatte. Zu

«ner Zeit, wo die Kurse der Industriepapiere ständig gewachsen sind, haben die Aktien der Spiritfabriken eine Steigerung um durchschnittlich 40—50% erzielt. Die Herren Stern und Zwicklitz (der als Direktor der Breslauer Spiritfabrik ebenfalls dem Syndikat angehört) haben, wie erweislich wahr ist, durch ihre Käufe den Preis der Spiritaktien so stark erhöht. Selbst wenn man annimmt, daß sie ursprünglich diese Käufe nicht infolge der bevorstehenden Verstaatlichung vorgenommen haben, sondern weil sie wußten, daß die ständige Erhöhung der Spiritpreise die Erträge der Fabriken wesentlich bessern werden, muß mit Entschiedenheit dagegen protestiert werden, daß die Regierung die Spiritfabriken auf Basis dieser in die Höhe getriebenen Kurse erwerben will. Ich halte ein Monopol im Prinzip für nützlich und durchführbar, doch nur unter der Voraussetzung, daß die Spiritfabriken zu annehmbaren Preisen erworben werden, und zweitens, daß eine Parlamentarische Kommission die Festsetzung der Verkaufspreise vorzunehmen hat.

Warum Herr Stern maßgebenden Anteilern den Vorschlag zur Monopolisierung gemacht hat, ist klar: offensichtlich, wenn man an die Verhandlungen zurückdenkt, die zur Verlängerung der Spiritzentrale geführt haben. Der bisherige Kartellvertrag läuft am 1. Oktober dieses Jahres ab, ist aber bereits, nach langen erbitterten Kämpfen, auf weitere zehn Jahre erneuert worden. In dem neuen Vertrag ist die Abfindungsprämie, d. h. also der Gewinn der Spiritfabriken, ermäßigt worden. Dies erklärt ganz offen, daß sie sich mit dem geringeren Gewinn nur zufrieden geben könnten, weil sie bisher in der Lage gewesen sind, infolge der hohen Einnahmen beträchtliche Reserven zu stellen, so daß die Fabriken jetzt niedriger zu Buche stehen. Es unterliegt also fernem Zweifel, daß die Spiritfabriken mit einer Ermäßigung ihrer Gewinne werden zu rechnen haben, die vielleicht in der Höhe der Dividenden deshalb nicht zum Ausdruck kommt, weil sie in der Lage sind, von dem Rückfluß der früheren Jahre zu zehren. Weiß man jetzt, warum die Spiritfabriken ein Interesse daran haben, ein Aischsmonopol zu schaffen? Gerade deshalb aber ist rechtzeitig davor zu warnen, eine Verstaatlichung in einer Form vorzunehmen, die den Besitzern der Spiritaktien unter entsprechender Belastung des Volkes erhebliches Vorteil gewährt. Ist die Verstaatlichung nicht auf Basis niedrigerer Kurse möglich, so mag man einige Jahre warten, bis die

Einnahmen der Spritfabriken zurückgegangen sind. Die Aegierung hat drei Fehler gemacht: sie hätte das Monopolgesetz vom Jahre 1887 in eine angemessene Gestalt bringen müssen (an diesem Fehler hat sich auch der Reichstag beteiligt), sie durfte durch das Kontingent die Zentralisation der Weinindustrie nicht fördern, sie mußte der Spirituszentrale von vornherein mit Hilfe der Gesetzgebung entgegenreten oder bei dieser Begründung den Monopolvertrag in verbesserter Form erneuern. Diese Fehler liegen lange Zeit zurück; aber nicht minder groß war ihr Vergehen in der neuesten Zeit. Sie hätte, ohne den Interessenten vorher Mitteilung zu machen, den Aktionären der Aktien-Spritfabriken und den privaten Firmen eine Anlaufsofferte unterbreiten müssen; zu jener Zeit, als das Kartell in die Brüche zu gehen drohte. Die Schädigung des Volkes unterdessen durch dieses Versehen ist so groß, daß man sich jetzt wenigstens davor hüten sollte, neue Torheiten auszuführen.

Bruno Buchwald.

Musikalische Schriften.

Bereits vor einigen Jahren begann die erste Gesamtausgabe, nicht nur die erste deutsch, sondern die erste überhaupt, der Literarischen Werke von Hector Berlioz.

Die bekannte Weltfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig flicht damit ihrem Auhmestranz einen neuen, wertvollen Zweig hinzu. Die besondere Zum Grotesken eigenartige Persönlichkeit dieses bedeutendsten französischen Komponisten ist durchaus nicht nur für Musiker interessant, sondern wird in ihren schriftlichen Äußerungen die ganze geistige Welt interessieren, ja veredeln — neben reichster und vielseitigster Belehrung — auch herzlich amüsieren. Denn Berlioz besitzt echten Humor, der eigentlich den Franzosen fernliegt und wohl von dem deutschen Blut stammt, das (nach seinem deutschen Biographen Adolf Louis zu urteilen) auch in seinen Adern floß. Diesem Humor verband sich der fein pointierte und stark sarkastische französische Witz. Daher enthalten seine Schriften oft die köstlichsten Episoden. Und dennoch ist der Grundzug ein tieferster, wie bei jedem Humoristen und auch bei jedem wirklichen großen Mann. Von den beabsichtigten zehn Bänden fehlen noch der sechste und der achte. Die übrigen haben folgenden Inhalt: I. und II.: Memoiren; III.: Vertraute Briefe; IV.: Neue Briefe (1810 bis 1869); V.: Ideal-Freundschaft und romantische Liebes; VII.: Groteske Musikanten-schichten; IX.: Die Musik und

die Musik; X.: Große Instrumente

t

ilPi«l«
«in Ergänzungsband »Di« T«chnil
tationsl«hr«;
Folloband Parti turb«ij
hierzu kommt noch
ein
und

des modernen Orchesters" von Ch.

Widor. — Zu rügen ist nur das nicht ganz einwandfreie Deutsch einer Uebersetzerin, deren Muttersprache vielleicht nicht einmal die deutsche ist: wie viele ausgezeichnet« deutsch« Uebersetzer hätten sich nicht der genannten Per» lagshandlung zur Uebersetzung der Schriften Verlioz' zur Verfügung gestellt!

In letzter Zeit wimmelt es von neuen Aichard Wagner»Biographien. Vor einigen Jahren erschien in einer süddeutschen Sammlung eine solche in kurzem Umriß von dem bekannten Komponisten Wilhelm Kienzl. Im vorigen Jahr kam der erst« Band einer dreibändigen Biographie in der Vettlheimschen Sammlung in Berlin heraus, die den bekannten und namhaften Literar» Historiker Max Koch in Breslau zum Ber» fasser hat, aber kaum vor zwei Jahren Zu Ende geführt werden kann. Ein treuer «ng» lischer Freund der Wagnerkunst, Ashton Ellis, arbeitet feit mehreren Jahren an einer Wagnerbiograph«« von geradezu riesenhaftem Umfange. Im vergangenen Jahre wurden wir außerdem durch «n« ausgezeichnete Wagner» biographi« von Bürlin « r erfreut, welche aus dem rechten Geist« geflossen ist und besonders demjenigen Teil des Publikums warm emp» fohlen werden kann, welcher kurz aber gut über Aichard Wagners Leben und Werl« unterrichtet sein will. Alles Genannte aber tritt an Bedeutung und meist auch im Um» fang bedeutend zurück hinter Karl Fried» rich Glasenapps großem, sechsbändigem Werk«: Das Leben Richard Wagners, in sechs Büchern dargestellt (b«l Breitkopf « härtel in Leipzig). Diese Biographie ist das »t»uä»lä vork über Alchard Wagners Leben und wird es voraussichtlich bleiben.

Konnte man der vor Jahrzehnten erschienenen, bedeutend kleineren, ersten Auflage hier und da den Borwurf zu geringer Objektivität und zu großen subjektiven Enthusiasmus machen, so haben sich die neuesten Auflagen (gegen» wärtiq liegt die vierte vor) gerade durch »hre streng sachlich« Quellenforschung und streng« Kritik des vorliegenden überreichen Materials den vollen Beifall auch ber wlssenschaftlichen Musikhistoriker zu erringen gewußt. Dabei ist der Enthusiasmus des Autors nicht verringelt und verleiht seinem Werke eine mitreißende Wärme und den Stempel einer kräftigen Persönlichkeit. Die Neuauflage ist bis zum fünften Band« gediehen; der sechste und letzte dürfte erst im Lauf« dieses oder des nächsten

Jahres als Abschluß des Ganzen zu erwarten sein. Der fünfte Band umfaßt den Lebensabschnitt von 1872 bis 1877, also von der Grundsteinlegung des Bahreuther Bühnenfestspielhauses bis zum Ende der ersten Bühnenfestspiele (mit der Uraufführung des gesamten „Ring des Nibelungen“). Es war eine Zeit schweren Aingens, zerstörter Hoffnungen und aufreibender Kämpfe, die zwar mit einem für alle Zeiten bedeutsamen, damals aber in seiner Größe kaum geahnten, keinesfalls aber verstandenen Siege endete, aber mit einem durch schwere Opfer allein ermöglichten Siege, dem neuen Kampf zur eigenen Festigung erst noch folgen mußten, Kämpfe, die den Meister bis zu seinem Tode begleiteten und deren Schilderung der Schlußband des ausgezeichneten Werkes gewidmet sein wird. Glasenapps Biographie wird nach ihrer Bollendung den berühmtesten Biographien unserer großen Dichter, Denker, Musiker, Künstler und Helden mindestens gleichwertig sein; sie muß in jeder Fachbibliothek und in jeder besseren Hausbibliothek ihren Ehrenplatz einnehmen!

Kurt Mey.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Sei bange um dein Auge.

Es gibt Menschen, die so wohlerzogen sind, daß sie schweigen, ihre Gedanken verbergen können; Gedanken, die sie nicht besitzen, aussprechen; sich in fremde Stimmungen verfehen können, als seien es ihre eigenen. Eins aber kann selten erzogen werden: das Auge. Wenn du in einer Gesellschaft bist und jemand hält ein lustiges Aed auf den Wirt, in der besten Schwächen in unpassender Weise bloßgestellt werden, so hüte dich, mit einem Blick deinen Beifall zu erkennen zu geben. Dieser Blick kann dir einen Feind fürs Leben schaffen. Wenn du auf der Straße gehst und siehst, wie der Wind das Kleid eines jungen Mädchens aufwirbelt, so blick nicht dahin. Jemand kann deinen Blick auffangen und dir Uebles nachsprechen.

Wenn du zusammen mit andern in ein Musikstück anhörst, so wechsele nicht mit einem Zuhörer Blicke. Dein beifälliger Blick kann als kritisch, ironisch von dem Spielenden aufgefaßt werden, denn der sieht euch im Lachen im Spiegel des Klaviers.

o c>

10!)

Randbemerkungen

Wenn du ein Wohl ausbringst, so spiegle dich lieber im Wein, statt umherzuschielen.

Hin unstäteS Auge «liegt Mißtrauen, und der Wein verrät gern die Wahrheit.

Wenn ich in Gesellschaft gehe, werf« ich mich in eine Trance von Wohlwollen, Aück» ficht, unkritisch, ohne nachzudenken: bin aber immer bereit, ein abweisenbes oder ausdrucks» loses Gesicht aufzusetzen, wenn man in meine Seele einzubrechen sucht. Und auf der Strahl gebe ich meine Augen nicht fort. Man fagt allerdings: Er sieht einen nicht an. Ich ant» Wort«: Doch! Aber nicht jeden.

Sei bange um dein Auge!

«

Gin ganzes Leben in einer Stunde.

Gin« seltsame Geschichte, die ich nicht ver» standen habe, an die ich mich aber erinnern mutz. Ich wachte eines Morgens auf, ohne bekannte Veranlassung heiteren Sinnes. Giner Mahnung folgend, ging ich in die Stadt hinein. Als ich aufs Geratewohl dahinwanderte, kam ich in das Viertel, in dem ich geboren und erzogen bin. Sah den Kindergarten, die Schule, das Elternhaus. Kam durch eng« Gaffen; ging an der Volksschule vorbei, in der ich, damals Student, als Lehrer gequält wurde. Sah zwei verschiedene Häuser wieder, in denen ich als Hauslehrer gelitten hatte.

Zog nach Norden, kam nach einer andern Schule, in der ich gepeinigt worden. Auf einen Markt mit einem Haus, in dem während meiner Kinberzeit unser einziger Verkehr wohnte; zwanzig Jahre später wohnt« dort im selben Stockwerk mein schlimmster Feind. Kam an einem Haus vorbei, in dem meine Schwester sich vor dreißig Jahren verheiratete. An einem andern Haus, in dem mein Vruder einen harten Kampf durchkämpft«. Aach ein« dritten Schule, in der ich Student wurde; im selben Haus wohnt noch heute mein erster und letzter Verleger. Kam an einem Haus vorbei, wo ich vor vierzig Jahren als Theaterleve an» genommen wurde und mein erstes Stück ein» reicht«. An dem Haus, in dem ich mich zum erstenmal verheiratet« . . .

Da begann es Heller zu werden. Ich sah die Wöbelhanblung, von der ich meine Einrichtung das letztmal bezog. Ging an der Wohnung vorbei, in der meine Frau und mein Kind vor drei Jahren wohnten.

Während einer Stunde hatte ich mein ganzes Leben in lebenden Bildein durchgemacht. Es fehlten nur drei Jahre: dann war ich in der Gegenwart. Das war ja wie eine Agonie oder «ine Todesstunde, wenn das ganz« Leben vorbeirast.

Da wurde ich nach Aorden gezogen, v»
mein letztes Kind und seine Mutter wohne». Ein Gefühl sagte mir, mitzubringen: 1. Parfüm für die Mutter; 2. Schulgeld für das Kind, denn heute begann es in der Spielfchule. Ich unternahm eine Jagd nach dem Parfüm; es sollte Flieder sein, aber ich muhte Maiglöckchen nehmen. Ich wollte auch Vlumen haben, fand aber keine. So zog ich nach Norden. Kam in deren Häuslichkeit. Die Sonne schien hinein, der Kaffeetisch war gedeckt, alles strahlte von Schönheit und Wohlbefinden, Gemütlichkeit und Liebe. Ich wurde freundlich empfangen, fühlte in einem Augenblick, dah mein ganzes schwarzes Leben hinter mir lag; empfand das Glück, gerade jetzt zu leben!

sin Gespräch von vielen.

von A.: Aa, Kleingläubiger? Was fagst du nun? Vier Monate Gefängnis! Hab ich's nicht gleich gesagt? Solche Chosen müssen nur feste angepackt werden. Lehmann und Ifenbiel: Das ist das Aezept.

von B.: Und «ine so brave Presse, wie unsere liberale, auf die ihr immer fo geschimpft habt. Geh hin und abonnie» auf Mosscl!

— Ernsthaft gesprochen: Ich verstehe euer Entzücken nicht. Der erste Prozeh war fatal. Der zweite mit diefem unheimlichen Urteil ist ein Unglück. Weniger wäre wahr gewesen. Und wenn nun gar noch mehr kommen sollte?

von A.: Seine Schuld, wenn er die vi»r Monate nicht aushält.

von V.: Das meine ich nicht. Er ist Wohl auch zäher, als er aussieht. Das ist einer.

10tz

Morgen: Literatur

der nur um so härter wirb, je mehr man
auf ihn haut. Bismarck hat sich nie mit
Waschlappen abgegeben.

von A.: Also, was soll denn noch mehr
kommen? »

von B.: Mehr sür Kuno.

von A.: Und wenn? Er hat's weih Gott
verdient, bah wieder alles gut gemacht wird,
was. . .

von B.: Na?

von A.: Also: was nicyt hard « n bö» mit
ihm gemacht hat.

von A.: Sehr richtig! 2>as hat er verdient.
Es hat ihm ja auch nur das, nur das
geschadet. Und ohne das hätten wir weder
den fatalen ersten, noch den unglückseligen
zweiten Prozeh gehabt. Aber ich fürchte:
jetzt wird er zu dick vergoldet werden. Und
es wird jetzt überhaupt alles, was für ein«
Weile sicherlich schwärzer aussah, als es
»st, gar zu glühend bengalisch beleuchtet
werden. Schon damit man den schwarzen
Mann vergiht, der schließlich die Haupt»
Person in den Prozessen war. Du verstehst
mich.

von V.: O ja. So blind bin ich nicht, um
den zu übersehen. Das war ja das Vöse
bei der Sache, dah hinter allem diese
Stimme aus dem Grabe grollte. Ein Glück
nur, dah der Herr aus Leipzig sie so vor»
sichtig kommentiert hat.

v o n A.: Ein Glück für Herrn Isenbiehl, — j»;

und bö» für harden im Nahmen dieses
Prozesses, der nur bei uns in Preuhen
als gemeiner Veleidigungsprozeh geführt
werden konnte. Nichtsdestoweniger aber
wird kein Kommentar, keine Vergoldung,
lein bengalisches Feuer imstande sein, es
auf die Dauer vergessen zu machen, bah
ein Größerer, als alle Lebendigen, seinen
Schild über diesen „gemeinen Verleumder“
gehalten hat. Unü deshalb sage ich: Wirk»
lich freuen kann sich über dieses ungeheuer»
lich« Urteil nur, wer sich freut, wenn Dem
«tu as am Zeuge geflickt wird. B.

Eulenberg: Ulrich Fürst zu Waldeck.

Im Verlag Marquardt H Co. erscheint so»
eben das neue Schauspiel von Herbert Eule«»
berg „Ulrich Fürst von Waldeck“, welche« noch
in dieser Spielzeit am Deutschen Theater w
Verlin über die Vühne geht. Wir bringen
hier die Widmung des Werkes:

An das Urbild Ulrich«.

Ich weih nicht, ob du in der Chronik stehst,
Ob du gelebt, so wie ich dich gesehn,
Und ob dein Fleisch jetzt wie einst ich ve»w«st
Und Blumen heut auf deinem Grabe stehn.
Du bist zu mir gekommen in der Nacht

Und hast dein finstres Schicksal mir erzählt;
Oft bin ich bann mit Zittern aufgewacht,
Dah du zu deinem Freunde mich erwählt.
Ich Hab« dich von deinem Fluch befreit,
Neich mir zum Dank die blutbefleckte Hand.
Ich geb dir Wetter nicht mehr das Geleit,
Dein Leid ist in mein Leben «ingebrannt.
Ich schlug dein Schicksal an den Himmel a»,
Die Menschheit kehrt sich schauernd in dir »m.
2s segnet sich, wer dich ertragen kann,
Und folgt dem eignen Herzen blind und stumm.
Vorträge.

Am Freitag den 31. Januar, 8H Uhr
abend«, spricht im Ol>e?lichtsaal der Phil»
Harmonie Dr. Hanns Heinz Ewers über „Die
Negerfrage“, am Sonntag, den 2. Februar,
vormittags 11 Uhr, in der Secession (Kur»
fürstendamm Nr. 200) Professor Georg Simmel
über „Psychologie des Schmucks“.

Notizen.

Im nächsten Monat wird im „Morge»“
das neuest« Bühnenwerk August Strindbergs
„Der Scheiterhaufen“ veröffentlicht werden.
Ein« Neche unveröffentlichter Aufsähe
Max Stirners aus dem Jahre 1858 werden
folgen. DI« Nedaktion.

Auf verschiedene Anfragen hin teilen wir
mit, dah das Abonnement derjenigen Leser, die
auf ein Jahr bei Beginn unserer Wochenschrift
abonniert haben, selbstverständlich bis Nr. 23
des n«uen Jahrgangs gültig ist.

Di« Nedaktion.

Veranließ. illich lür den polltlscht» Tell- Karl Lchnitzler, Lchmargendorf, spant>au,rNr,«, für den Vörsntelll
VrunoVnch»

»alt,, Bcrün <.., heMaegelslsr. l»i lür oll«« and««: Di-, «lrw» Land«»»»»»», ««rNn >V », Lermiftraß«
»z lü» Oefferre<<t>

Ungarn- «aber» Fesil, Wien I, — Vlrlog Marquardt « <l«, Nll«er«dorl.VcrI!n W », <««leb«n»rs»raße >«
- «irptbltl»»

für Oslcr»tlch.Un«ari, d«i Nal»e!« WMtl, Wlen I, Krabe» W, — Drml von Paß « «arled «.». ». β, ««ll» V,
57, «!U»»Nr,«,

'KoHbr- and Sittentfechlchtllch* Werk

Für Juristen and Nationalökonomien

leo ich im L Quart»! 1908 folgende Kam:

I. Die Technik der Börsengeschäfte

Sonnabend nachmittag! 4f—7 Uhr. Anfang: U.Januar.

II. Theorie u. Technik der Bankgeschäfte

(an der Hand der neu erscheinenden Bankbilanzen)

Freitag ab«.ids 8-'/i IO Uhr. Anfang: 10. Januar.

Anmeldungen u. Prospekte bei der Redaktion del Plutua,

Oh»rlott«ibnrg,Qo»theetr.68. Georg Bernhard,

Herausgeber dee Pintas.

v. Dr. C u g. D o h r e л (rligen, Weisenburg)

DER MARQUIS DE SRBE U. SEIME ZEIT, e Beltr. z.

Kultur- u. Sittenges. d. 18.) j iithdu. m.

be«. Bei. i. d. Lehre v. d. Piychopilhli scyu-

• II». 4. Пил. 537 S. 10 M., geb. Iuf, M.

'DfIS QESCHLECHTSLEBEN IM ENQLHMD, BES. IM

LOMDOM. J Bde. I. Prostitution u. Ehe.

II. Fligellominle. III. Homosejiu ilitJt u.

inri. Pervenlllten. t 10 M., geb. i 11/, M.

'DIE SEXUELLE OSPMRESIOLOSIE, d. Btziehgen d.

Geruchssinnes u. der Qerache z. menschl.

Qeichlechlilllakelt 2. Rufl. 06. Eltq.

br. 7 M., Orlgbd. 8 M.

'DAS „VERSEHEN* DER FRAUEN u. d. Anschiu.

ungen d. Aerzte u. Naturforscher darüber.

M. 10 Abb. u. 2 far t, (Jmschl. v. F j dus.

'Ausf. Vtrzelch. gr. u. Ir. Verligssnerb. erw.

Herrn. Btridorf Verlag, Berlin W. 30, Lindshuterstr. 2.

Heuer Verlag won Otto Dreyer In Berlin W. 57, KurfQrstenstracse 19.

Eine Ehecirce —

- - von heute.

Roman aus der Gesellschaft.

Von •.*

Die Schilderung ist ein

Beitrag zur Psychologie

eines sich hinter den Spruch

da Gesetzes und der Kirche

verkriechenden Dirnenturas.

108 Seiten gr. 8». Preis 2 M.

Owanama.

Deutsch - Südwest-

Afrika.

Volkstümliche Kolonial-

knnde für Schule und Hans

von

B. Sembrltxkl.

fr. Oouvrmementslehrer in

Kamerun.

Mit 6 Plinen und Karten.

Prdi 1 M. 50 Pf.

OHiliei.

Vereins

Monatschrift f. Literatur, Musik, Kunst u. Kultur.

Schriftleitung: Herwarth Waiden.

Zeitgemisse Orientierung anf dem (jesamten Gebiete der

Literatur, Musik, Kunst und Kultur. Bringt literarische

Beiträge (Novellen, Gedichte, Skizzen), Essais und eine

Rundschau (Glossen, Bespiechungen, Rezensionen) sowie

eine Zeitscbrlftenschau.

Neue
Gesang - Methode
nach erweiterten Grund-
sätzen vom primären Ton
von
Paul Bran*.
.... Die methodische
Entwicklung des Klang-
phänomens wird zum kunst-
vollen Klanggebilde, u. zwar
zum künstlerisch schönsten
Klangprodukte gebracht . . .
136 Seiten gr. 8». Preis 3 M.

Leitfaden
für den
Tanzunterricht»
Verbunden mit einer An-
leitung zur Ausbildung des
Körpers sowie einer Tanz-
kurzschrift (Stenochoreo-
graphie.)
Durch viele Illustrationen
veranschaulicht von
A. Preisini, t
Kgl. Unlvertlt.-Tanzlehrer.
Mit einer Notenheft- Beilage.
Π Ungen 8°. Preis geb. 20M.

Aissprichi
ans den
Dranei Shakespeares.
Von B. Jacobl.
Es 1st ein erschöpfender
Literaturschatz aus den
Dramen des grossen Briten,
welcher hier mit (rossem
Fleiss und feinem kritischen
Verständnis in deutscher
und englischer Sprache zu-
sammengestellt ist.
5«/i Bogen 8«. Preis 1 M.

Unbekannte Episoden
ans der
Bismarck'sclien Zeit
Ein politischer Roman
beginnend mit der Ver-
haftung des Botschafters
Grafen Harry von Arnim
bis zur Verabschiedung des
Fürsten Otto von Bismarck.
Von einem alten Diplomaten.
Prell 60 Pf.

3nt Ikrlage bon Slrlnolb Φopp, 3"nφ unb Seip&e, erfd)icn:
Victor garbling:
(geUgfeiten
CcgçTtbarc Srja^fangen
funftltrif<f)en §umor8
g«b. 93U. 2.50
, 2.-
aürn guten
»ифьопьипден
Die Пеие Srele Prella in Wien (direiM!

mufj ee 3weimal leten, bleles beoächtlge, blefes lei*tferllge Buch,
.-13 ouf feine Sd>önbelten unb feine h«Tmlid>en Reise зи kommen.
... fonft meift ber Wih Ins grellfte CiaM gerudrt, forglid» ftets mit bem
Bauphton bebaabt, fo bullt er fl* hier fdjambaft In Perioden, verttedrt
fld> hidjernb In riebenfätjen. es ift nid>t leicblgemadSt ihn зи genleben.
fiber er Ift oa unb entbedterfreuoen lohnen, bat man H* crft Sie (DQbe
beg Suobent genommen. »Inimité, наш et nie Du snnf, (o lautet bas
(Dotto, bas einlabenb vor 6en nur angelehnten Toren bes Blmmels ftebt,
unb fühlt man fid) Ipâter audj geneigt, ber Пе́зе1сѣнид .Dil. Oötter" зи
wiberfpred>en angejidjts ber menlcbf*?", ..IljumenlchliAen OefitSpfcben,
öle uns begegnen: ber Clnlabung gefolgt зи fein, bebouert man bennod)
nldit; benn fie finb rerjenb, biete ttfelnen Belllgen unö (üben Cngel, ienen
fo (tarne Reite irblfdier Cmpfängliditteit, weltlidjer vergnügenüb' Ъ*
anhaften, relsenb, unö amOfant. Unb Unlere liebe frau, öieba ober.-.j.n
Ton angibt, fie i(t weife, gütig unb (Фол. eine gute Oefellcbaft . . .
Ш

5 ^

^ |

Wiesbaden.

Weltbekannter

Kur» und Vadeort.

> | Saison das ! >

!! ganze Jahr > >

Verühmte «ochsalzthermen v. 65,7° < l.

« ^ e Alle modernen Heilverfahren. , « k F

Unübertroffene Heilerfolge.

loaoo« «urfremden jährlich. 21» Äerzt«.

darunter Tpezialarzte für all« Kranl»

heiten. 23» Vadhäuser, 3» t« l« und

Pensionen.

Neues Kurhaus,

erbaut mit einem Kosten »Auf»

wand« von fünf Millionen Marl.

Königliches Theater mit Schauspiel und

Oper, Älefidenztheater, mehrere Varitte's.

Ebenso bevorzugt als

dauernder Wohnfitz.

All« Nnnehmlichleiten der Orofzftadt u.

gleichzeitig des fafhionablen ruhigen

Kurortes. —- Kurprospett« durch die

Städtifche Kurverwaltung.

Miesbaden""»"«-«»"

^ V ^ V V « ^ » ^ . ^ ^ ^ „ Vadhhaus

am neu erbauten Kurhaus und Königlichen

Theater

Verfasser

»»« V»»m«n, »«dichttn, »»«<in«n <c. bM«n »ll,

»»eck« UnteibreUun« «in«« »»lteUhaften Vor»

Ich!»»«« hlnsschUlch P»tll»N«n ihr« Werle w

«uch!»l» ftch »l» »n» In ««iindun« ,u l«»en.

Moderne« Verlagsbureau <<l«rt Wlgand).

,5, N»!l«ipl»» ««»li»»«»l««l«»»l, »a»l«rpl»tz ll.

UN5«

Illuztrierter Verlllgz.liatalog

8teKt llut Huiizcti

Koztentrel iul Vertagung.

Loll u. l»jclllll6t

Veilllgzbucknllnlllung

Lerlln N ^ .?; Seorgenzti. 23.

l ^ .

Ver»ntw»r»lich für »le In!»r»te: P, «l» hetnrlch.Schin«»««. Druck »»n Paß « »«leb ».».» , b ^ ««lw V.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werne? Somoart Kulturphilosophie / Richard Strauss: Vluftl / Georg Brande«: LUeratur
Richard Vluther: Kunst / unter Witwirwna von Hugo von hofn>onn«th«l: syril.
Nummer 4 ?, ^7«^^ 2^ . Januar 1908

Der Geschichte Widerschein.

^n wenigen Tagen wild von den Eifrigen wieder gefestigt, werden wir wieder hören,
<) wie herrlich weit wirs gebracht; wird sicher auch von tausend Schwätzern wieder
geschildert, wie, uns zum heil, Wilhelm dem Großen Wilhelm der Größere folgte.
Es giebt Zweifler im Land. Sie zu belehren, darf uns als Ziel wohl ein Stündchen
locken, lieber die Jahrhunderte hin, über Tausendmeilnsteine weg grüßen sich Großen.

«

„Der Kaiser stand, zur Herrschaft gelangt, der Litteratur nicht unfreundlich gegen»
über. Er verschmähte es nicht, einen gezierten Brief an den Dichter (Ioscphus
Lauffius?) zu lichten und darin von seinem Wohlwollen gegen Schriftsteller und
Redner zu sprechen. Die große Bedeutung drs gesprochenen Wortes seiner Zeit
erkannte er dadurch an, daß er selbst als Redner oder, richtiger gesagt, als Prediger
auftrat. Diese Predigten, die er vor seinem Hofe und vor vielen Zuhörern hielt,
erschieden ihm als ein geeignetes Mittel, erziehend auf sein Volt einzuwirken und seinen
Ansichten wirtsame Verbreitung zu geben. Gern erörterte er christliche Themata.
Dolmetscher übersetzten seine Reden in andere Sprachen. Mit seinem lilterarilchen
Geschmack scheint es indessen nicht gut bestellt gewesen zu sein; das Lob, das er
manchen wunderlichen Gedichten gespendet, macht uns steptisch. Auch sind die taiscr»
lichen Erlasse keineswegs ein Muster gerader und einfacher Rede." (Martin Schanz
über Constantin den Großen; „Geschichte der römischen Litteratur".)

, . . Wie velmöchte ich aber alle einzelnen hin» und herlciscn aufzuzählen, die
er in die verschiedenen Bisthümer und Grafschaften si ines Reiches unternahm?

<Der alte Thictmar seufzts in feiner Chronik über Otto III.)

„Fast alljährlich zog er in wechselndem Aufenthalte von einem Ende des oberen
Deutschland an das andere". (Dümmeler von Ludwig dem Kinde? ..Geschichte des oft-
fränkischen Reiches".)

„Der veränderte Charakter des Regiments offenbarte sich auch in der unrnihigen
Reiselust des neuen Herrschers, der gern unterwegs war, soweit es die mangelhaften
Veltehlsmittel irgend erlaubten." (Treilschtc über Friedrich Wilhelm IV.; „Deutsche
Geschichte«.)

„Leicht gewann sich Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen,
während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich clflcut. Denn iu diesem regte
sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und hoffahrt hielten und den selbst
die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vicrundzwanzig Jahre.

> ,« ,

doch ahnte man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfnis war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Jagd. Offen trat er Jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mißtrauisch: und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart empfunden." (Gisebrecht über Otto den Großen; „Geschichte der deutschen Kaiserzeit".)

„Sehr bequem und beliebt war sein Regiment mitnichten; die allgemeine Klage war, daß er die Unterthanen zu sehr belaste, und zwar immer stärker je älter er wurde. Man hatte viel von seinem Zorn zu leiden, der dann auch keineswegs ohne Einfluß auf die Geschäfte blieb. Wenn die großen Angelegenheiten überhaupt selten ohne Leidenschaft verwaltet werden, so war es auch bei ihm der Fall. Aber in der Situation lag ein gutes Korrektiv momentaner Aufwallungen. Man hat wohl erlebt, daß er nach irgend einer ihm geschehenen Mißachtung Feuer und Flamme war, um sich zu rächen, den andern Tag aber Pacifikationsentwürfe zum Vorschein brachte, welche sehr wohl erwogen und von der anderen Seite angenommen werden konnten. Alles war voll von Gährung und Wechsel der Entschlüsse. Wer in dem vorigen Jahre mit Krieg und Verderben bedroht worden, dem wurden nach veränderten Umständen im Laufenden Anerbietungen zu der engsten Verbindung gemacht. Jede neue Wendung der Dinge regte neue Entwürfe auf. In seinem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen: allzuweit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeere mit Spanien zu wetteifern unternahm." (Bänke über den Großen Kurfürsten. „Zwölf Bücher preußischer Geschichte".)

„Die Hebungen des Körpers betrieb der König rastlos, mit unermüdlicher Lust. Reiten und Jagen, Künste, in denen seine Bation hervorragte, waren auch sein stetes Vergnügen. Der König sprach so geläufig und gern, daß man ihn fast redselig nennen konnte. Außerdem betont sein Biograph vorzugsweise nur seinen kirchlichen Sinn, der auf seine ganze Politik von großem Einfluß war. Wie weit er von Beginn seiner Regierung an in seiner Politik selbständig, wie weit er abhängig war von den Ratschlägen seiner Umgebung, ist nicht leicht zu erkennen. Indessen ist über die letztere fast nichts bekannt, und nur von seiner Mutter steht es fest, daß sie auch in Sachen der Politik mitsprach und ihrer Stimme wenigstens zuweilen Gehör zu verschaffen wußte, ja, in den ersten Jahren entschiedenen Einfluß ausübte. Im Ganzen trat der Kaiser, abgesehen von dem Einfluß, den seine Mutter auf ihn ausübte, allem Anscheine nach sehr selbständig auf; die hohen Hofbeamten, die ihn umgaben, übten auf seine Politik schwerlich einen bestimmenden Einfluß. Am häufigsten unter ihnen genannt werden der Kanzler und die Boten, doch nur, weil sie Urkunden und Erlasse anzufertigen haben, nicht weil sie irgend «maßgebenden Einfluß auf den Gang der Politik ausübten." (Ueber Karl den Großen in Abel und Simson, „Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen".)

„Die auswärtigen Gesandten beschwerten sich häufig, daß er Alles allein thun wolle und sie von Niemanden sonst beschieden werden können. Die auswärtigen Angelegenheiten seien unter zwei Ministern vertheilt, und keiner von Beiden kenne sie alle. Was man sonst wohl für die Politik fordert, Kenntnis der Formen, Schonung

» «

Karl Schnitzler: Der Geschichte Widerschein. 107

und rücksichtvolle Nede. war nicht seine Sache; er sprach mit Lebhaftigkeit und sparte die Sarcasmen nicht; seine Aeüßerungen, von Mund zu Munde getragen, haben ihm an den meisten Höfen Feindseligkeiten erweckt, ja selbst Nationen gegen ihn aufgereizt; ein guter Diplomat wäre er nicht geworden." (Nante über Friedrich den Großen; „Zwölf Bücher preußischer Geschichte".)

„In der auswärtigen Haltung des neuen Königs ist die erste Zeit eine der Krisis gewesen. Die alten Überlieferungen preußischer Politik sind noch keineswegs verwischt, aber sie werden doch nicht mehr mit der Sicherheit und Stetigkeit des großen Königs festgehalten; manche persönliche und dynastische Motive Wirten mächtig ein und zersplittern die Staatskräfte in fruchtlosen Unternehmungen. Schöpfungen, die der große Vorgänger noch begonnen hatte, deren Vollendung aber ein Vermächtnis an den Nachfolger waren, werden vernachlässigt und sterben langsam ab. Die überlieferte preußische Politik schlägt mit einem Male um, damit beginnen dann die Schwantungen der Unselbständigkeit, die Preußen zwischen den östlichen und westlichen Allianzen hin» und hertreiben und deren Katastrophe mit dem Untergang der alten preußischen Monarchie zusammenfällt." (Droysen über Friedrich Wilhelm II. »Deutsche Geschichte".)

„Sein Herz hing an dem Glücke des Friedens. Alle die friedlichen Segnungen aber, welche fein Volt unter der christlich-ständischen Monarchie zu erwarten hatte, sollten allein ausgehen von der Weisheit der Krone; denn wie ein Patriarch des Alten Testaments verstand er seine Würde, recht eigentlich als eine väterliche von Gott selbst zur Erziehung der Völker eingesetzte Gewalt erschien ihm das Königthum. Auf die Person des Monarchen bezog er Alles, was im Staate geschah, und wenn er seinen Untertanen zürnte, dann sagte er drohend: „ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Nuthe fühlen zu lassen (nur ungern bestieg der Kurzsichtige ein Noß), ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." Sein volles herz auszuschütten, war ihm ein Bedürfnis. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anHeim, ganz anders als sein Ahnherr Friedlich, der nie vergaß, daß Königsworte nur, wenn sie Thaten sind, in der Nachwelt forUcben. Wenn er an froher Tafelrunde in allen Augen den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit widerstrahlen sah, dann sagte er oft mehr, als in seinem Willen lag. Er regierte nicht nur selbst, sondern verstand es auch so einzufädeln, daß seine Nath° gcbcr zumeist vor halbvollcndetcn Thatsachen standen." (Treitschtc über Friedrich Wilhelm IV. .Deutsche Geschichte".)

„1'2l storme les numme3, et c'ezt de<iucc>up, Kcpazzcv c>2N3 votre memoire l'nistoire cle M2 vie: vc»U8 verrei que j'ai tout liire cie ce princisie, et qu il a 6te l'ame cle wutes mezactione" (Montesquieu, «Dialu^ue cle 5>I!.i etcl'l^ucrate"; Worte Sullas.)

»Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maahregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten. Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Vesugtsein gehört denen, die den Muth dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat cs sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Untcrthanen seine Zunge, da wo die Noth drängt, und trösten über jeden Ausgang." (Jacob Grimm, „Ueber meine Entlassung".) Karl Schuitzler.

Morgen: Literatur

Die Zensur.

Theodicee in drei Szenen von Frank Wedekind.

(«chlu.,

Zweite Szene.

<D«3»febiing!«u!ein«m N!bli»t» lellei«li>«N»r!«hlrem)

Vi« Zofe: Der Herr läßt fragen, ob Herr

Buridan zu sprechen sind.

V » rldan «»est >»« «»«>: Dr. Ejajetan Prantl.

— Ich lasse bitten. <2l »el>t m» bei Z»fe l>!>>»u« und

!>»»« »l« vl. Pi«!>ll ,!!»ck,) Wie komm« ich zu dieser

Auszeichnung, dah sich hochwürben selbst zu mir bemühen?

Dr. Prantl l«int luglndllch« »lschelnung »»n tlldtl»

l»l«» »»ftil!n>»: Ich bitte um Entschuldigung. Ich

bin die drei Treppen augenscheinlich zu rasch

heraufgestiegen.

Buridan: Ich wohne allerdings sehr

hoch. Am Tage ist dafür die Aussicht um so

fteier. Darf ich Sie ersuchen, Platz zu nehmen.

vr. Prantl <ft<h !«»«>>): Sie haben mir

heute nachmittag die Ehre Ihres Vesuches er»

wiesen. <»»ch «!«» Im«end> Verzeihen Sie, ich habe

etwas mit «einem herzen zu kämpfen.

Buridan <!>»> ü« »»l d«n il»»n): Bitte, wir

haben Zeit.

vr. Prantl: Sie hatten mir auf Ihrer

Kart« hinterlafscn, dah Sie mich in einer sehr

ernsten Angelegenheit dringend zu sprechen

wünschten. Daher war es meine Pflicht, zu

Ihnen zu kommen.

Buridan: hochwürden wissen, um was

es sich handelt.

vr. Prantl: Ich kenne zwei Angelegen»

heilen, in denen Sie sich mir anvertraut haben.

Vi« «ine Angelegenheil ist Ihr Wunsch, sich

«it der Dam«, die Sie zu Ihrer Lebensgefährtin

erwählt haben, und die meines Wissens auch

lünftl«rilch Ihre Partnerin ist, kirchlich trauen

zu lassen. Ich komme selbstverständlich nur in

der Boraussetzung zu Ihnen, dah es diese An»

gel«g«nheit >st, um derentwillen Sie mich heute

aufgesucht haben.

Buridan: Selbstverständlich handelt es

sich bei mir in erster Linie »m meine kirchliche

Trauung. Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen

zu b«l«un«n, dah mir, als ich Sie heute nach»

»ittag zu sprechen suchte, die andere Angelegen»

heil auch «in ganz klein wenig am herzen lag.

Nr. Prantl: In dieser anderen Sache

war« ich natürlich nie in meinem Leben zu

Ihnen g«lomm«n.

Buridan: Selbstverständlich!

Hr. Prantl: Sie fragen in Ihrem

Schreib«» vom neunundzwanzigsten voriaen

Monats bei uns an, welche Gründe Seine

<llZ«ll«nz von Sporck zur Einsprache gegen

die Aufführung Ihres Trauerspiels „Panbora“

bewogen haben. Auf Ihr« vorige Eingabe hatten wir Ihnen schon erwidert, dah Sein« Erz«ll«»z als B«ichtvater Seiner Majestät bies« Einsprach« gegen die Aufführung Ihres Trauerspiels erheben muhten, und dah die Einsprache Seiner Erzellenz unmöglich zurück» genommen werden konnte. Die Gründe, die uns zu unserer Einsprache nötigten, fchrift» lich zu Ihrer Kenntnis gelangen zu lassen, dazu sehen wir uns nicht im geringsten veranlaht.

Buridan: Es schmerzt mich tief, Herr Doktor, dah der Ton, dessen Sie sich heut« be» dienen, so grundverschieden von der liebens« würdigen Herzlichkeit »st, mit der Sie mich bei meinem ersten Besuch bei Ihnen empfingen.

Dr. Prantl: Das erklärt sich einfach daraus, dah ich Ihrem Wunsch, sich kirchlich trauen zu lallen, damals unvergleichlich mehr Teilnahm« entgegenbrachte als Ihren schrift» stellerischen Mißhelligkeiten. Außerdem kannte ich damals auch den Inhalt Ihrer „Pandor«' noch nicht.

Buridan: In allem, was ich bis jetzt geschrieben und veröffentlicht habe, findet sich nicht «in Wort, das Ihnen in Wirklichkeit Grund zu Aergernis geben könnt«.

vr. Prantl: Ich habe Ihre sämtliche» Schriften derweil gelesen. Es handelt sich bei uns aber gar nicht darum, welche Wirkung Ihre Ansichten auf uns ausüben. Es handelt sich darum, welche Wirkung Ihre Ansichten »uf den arglosen Zuschauer ausüben, der die öffentlichen Darstellungen besucht, um sich zu zerstreuen, und der, ohne etwas davon z» ahnen, mit einer Schädigung seiner sittlichen (impfindungen in sein Helm zurückkehrt.

Buridan: Dann bestehen Sie also dar» auf, dah der geistig« und sittliche Gewinn, den der Zuschauer aus l»«r Darbietung schöpfen foll, ihm in schwerfälligen Lehren auf den Heimweg mitgegeben werden muh?

Dr. Prantl: In zweifelhaften Fällen be» stehen wir darauf!

Buridan: Das ist eines Künstlers ganz» lich unwürdig!

Dr. Prantl <ll»!°<«: Die Menschheit ist unserer Obhut anvertraut, nicht der Künstler!

Buridan: Aber kann denn die Kirch«, die sämtliche Künste in ihren Dienst stellt — Musik, Malerei, Plastik, Dichtung, Schau» spielereil ich denke an die Mysterien des Mittel» alters, an die lateinischen Theateraufführungen der Jesuiten —, kann die Kirche die Kunst als ihre Feindin bekämpfen?

vr. Prantl: 2s ist unser« Pflicht, w«nn die Kunst das Glück der Menschheit anfeindet.

Buridan <!»< »«hl»,»»): In Norddeutsch» lanb hat durch die Darstellungen meiner „P»n» dora* meines Wissens leine Seele Schaben genommen. Sie wissen vermutlich nicht, wi« sich stlnerzeit «in norddeutscher Zensor zu der

Frag« d«r öffentlich«»» Aufführung stellt«?

Aach einer kurzen Audienz, die er mir gütigst gewährt«, hatte sich der Zensor davon über» zeugt, bah in dem Stück nicht ein einziges spöttisches Wort enthalten ist. dessen Spott sich nicht durch die Verhältnisse, in denen es aus» gesprochen wird, in tiefempfundenen wahrheits» getreuen Ernst verwandelt. Darauf nahm er lein« "Rücksicht mehr auf die Gefahr, daß sein« Entscheidung von einem ungebildeten Straßen» Pöbel falsch beurteilt werden konnte. In slcht» Ilchem Stolz auf seine Machtbefugnis sagt« er mir: Begreifen wird man Ihr Stück allerdings »icht ohne weiteres. Aber eben deshalb b«n ich dafür, daß es so prompt als möglich zur öffentlichen Beurteilung gelangt. Wir Preußen haben uns nie vor der reinen Vernunft gefürchtet.

Dr. Vrantl: In Vreuen ist man durch n»s«r« weltlich« Ordnung in Anspruch ge» »ommen. Wir haben es mit dem seelischen Wohl der Menschen zu tun. Wir tonnen uns auf Ihre Zumutungen nicht einlassen, weil Ihrem Wirten die Aufrichtigkeit fehlt. Ihnen fehlt die seelische Lauterleit, die »nima ealläicla. Es fehlt Ihnen das Hochzeitsgewand, das auch vom ärmsten Bettler gefordert wird, wenn er nicht in die tiefste Hölle geworfen werden soll.

Buridan: Darin bewährt sich der un» tilgbar« Fluch, den ich in dieses Erdendasein »itbelommen habe! Was ich mit dem tiefsten Ernst meiner Ueberzeugung ausspreche, halten die Menschen für Lästerungen. Soll »ch mich »un deshalb in Widerspruch mit meiner Ueberzeugung sehen? Soll ich mit klarstem Bewußtsein unecht, unaufrichtig, unwahr werden, damit die Menschen an meine Auf» richligleit glauben? Um das tun zu tonnen, mühte ich der Lästere sein, für den mich die Menfchen halten!

Dr. Vrantl l"hti! sich. Mi! l«st« Zümme,: Ich lomme nicht hierher, um Ihre bösen, sondern um Ihre guten Geister heraufzubeschwören! Beruhigen Sie sich doch!

Buridan: Was hilft alle Lieb« zum Guten, wenn sich das Gute nicht lieben lassen will! Ich jammerte nie über die schimpflichen Lebenslagen, in die mich dos allgemeine Miß» Verständnis geraten ließ; ich nutzte vielmehr dl« schimpflichen Lebenslagen nur wieder dazu aus, um die ewigen Gesetz« klarzulegen, die sich darin offenbaren. Aber auch barin erschien ich wieder «ls Spötter!

Dr. Vrantl <»ei>>««>: Das haben Sie Ihrem doppelzüngigen Beruf zu danlen! Wer traut einem Menschen, der aller Welt gegen Ein» trittsgeld auftischt, was er zu Haus« mit sich

selbst austampfen sollte. Täglich sehe ich in meiner Eigenschaft als Zensor, wie unheilvoll der Schriftsteller das Wesen seines Berufes verkennt. Warum zerren Sie immer und immer wieder auf die Bühne, was nicht auf die Bühne gehört?! Bleiben Sie doch in Ihrem Beruf! Ihre Arbeit ist Modeware! Ihr Geschäft ist «in Glücksspiel!

Buridan <I>hi,«>: Aber können Sie «Ihr denn irgend etwas aus meinen Schriften anführen, was nicht zum letzten Zweck hält«, die ewige Gesetzmäßigkeit, vor der wir alle demütig auf den Knien liegen, künstlerisch zu gestalten und zu verherrlichen?

Dr. Vrantl: Was nennen Sie die «ewige Gesetzmäßigkeit?

Buridan: Ich verstehe unter ewiger Gesetzmäßigkeit dasselbe, was der Evangelist Johannes den Logos nennt. Ich verstehe darunter dasselbe, was die gesamte Ehrfurcht als heiligen Geist anbetet. In keiner meiner Arbeiten habe ich das Gute als schlecht oder das Schlechte als gut hingestellt. Ich habe Folgen, die dem Menschen aus seinen Handlungen erwachsen, nirgends gefälscht. Ich habe diese Folgen überall immer nur in ihrer unerbittlichen Notwendigkeit zur Anschauung gebracht.

Dr. Vrantl: Lassen Sie mich «in einem Augenblick über Ihre Arbeiten nachdenken. Jedenfalls war ich mir während des Lesens nicht bewußt, es mit einem Schriftsteller zu tun zu haben, der das Leben so ernst nimmt.

Buridan (lächelnd): Aber welche Kurzweil bereitet uns denn das Leben, wenn wir es nicht ernst nehmen?! Ein Spieler, der das Spiel nicht ernst nimmt, ist ein Spielverderber! Ich möchte mein Leben so ernst nehmen, wie einer meiner Bekannten das Kegelschieben. Mein Bekannter sowohl wie ich, wir möchten beide um unseren höchsten Genuß nicht betrogen sein. Sobald wir uns über die Gesetze des Spieles hinwegsetzen, ist die Freude am Spiel dahin. Mißverständnisse, Schimpfsreden, Schlägereien, wüster Aberglaube und dumpfe Verzweiflung sind die Früchte — alles Ergebnisse, um derentwillen das Leben nicht lebenswert ist.

Dr. Vrantl: Haben Sie nicht viel leicht doch schon wieder eine Sekunde lang zu ernst genommen?

Buridan: Lassen Sie hochwürdigste unsere heutige Aussprache nicht fruchtlos sein! Legen Sie bei Seiner Exzellenz ein empfehlendes Wort für die Aufführung meiner „Vandora“ ein! Keine neue Kunst in dieser Welt hat noch je dem Geist, dessen Gesandter Sie sind, widersprochen. Keine Wahrheit, mag sie noch so unerwartet kommen, noch so verblüffend klingen, wird diesem Geiste je widersprechen. Darin eben besteht doch gerade die Göttlichkeit der Religion, daß sie als ewige Herrscherin in unerreichbarer Höhe über allen Wandlungen des Menschlichen

geistes thront! Aein, darin allein besteht ihr«
Göttlichkeit natürlich nicht. Darüber brauchen
Sie mich nicht aufzuklären. Die Religion ist
vor allem die hilfreiche Trösterin im Unglück.
Das hat niemand so am eigenen Leibe erfahren

Morgen: Literatur

wie ich! Die Religion lehrt uns, jedes beliebige Unglück, das uns«« menschliche Berechnung durchkreuzen möchte, von vornherein berechnen.

Die Religion hat den größten und einzigen Feind des Menschen, sie hat den Zufall in Ketten geworfen. Die Religion schlägt «in«n glänzenden Salto mortale über unser« »ämmer« liche Ohnmacht, in der wir ohne sie der Will« tür des Schicksals überantwortet sind. Wer ihre göttliche Unüberwindlichkeit einmal er« tannt hat, der sagt mit nüchternster Geistes« ruhe: Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!

Dr. Prantl: Wie mir scheint, verehren Sie, in der Religion nichts höheres als die Kunst« fertigkeit, auf jede Frage «ine Antwort zu wissen und aus jeder Klemme einen Ausweg zu finden!

Buridan: Auf jeden Fall kenne ich nichts Bedauernswürdigeres auf dieser Welt als «inen Dummkopf, der nicht an Gott glaubt!

Dr. Prantl: Sie sprechen über Religion wie «in Börsenmakler über den Kurszettel, wie «in Jockey über Pferderennen spricht! Ihnen fehlt jede geringste Spur von christlicher Demut! Die Religion ist nicht Sache der Vernunft!

Vi« Religion ist Sache des Herzens!

Buridan: Aber doch wohl nur für den« jenigen, der seine eigenen Gedanken nicht zu Ende denken kann, wenn die Gedankenarbeit, die die Menschheit seit Jahrtausenden bewältigt hat, «in Buch mit sieb«n Siegeln ist!

Dr. Prantl: Ein Mensch von sittlichen Empfindungen kann seine eigenen Gedanken nicht zu Ende denken! Das ist «in Ding der Unmöglichkeit! Wozu bedürften wir denn des Glaubens, wenn wir mit unserer Vernunft auskämen! Sie krankten an einem geistigen Hochmut, wie ich ihn bei den verstocktesten Ver« brechern auf dem Schafott nicht ver« bluffender gefunden habe.

Buridan: Darf ich mir jetzt die Freiheit nehmen, Sie darum zu bitten, sich etwas be« ruhigen zu wollen.

Nr. Prantl (<nihl««l): Ein wahrhaft gläu« biger Mensch kann über seinen Glauben ebenso« wenig sprechen, wie «in wahrhaft leuchtendes Mädchen über seine Keuschheit sprechen kann.

Buridan d«h« !»»««>: Ich finde die Art, wie Sie Ihren Beruf auslegen, einfach irrig. Gs bat ja allerdings einmal jemand gesagt: Wo die Vernunft aufhört, beginnt der Glauben«. Ich erblicke darin eine Herabwürdigung des Glaubens. Ich finde«, daß in dem ganzen Riefenbom unseres Glaubens die Vernunft nirgends aufhört. Ich finde« im Gegenteil, daß die höchste Spitze« dieses herrlichen Gebäudes aus der höchsten, auf ewig unübersteigbaren

Entfaltung der Vernunft besteht. Ich finde, daß
 »dieses Gebäude« nur durch die Vernunft in unerschütterlichem
 Gleichgewicht festgehalten wird, nur durch die
 Vernunft seit Jahrtausenden gegen »Wollenbruch,
 »des Grund« gesichert ist.

Dr. Prantl: Gs ist nicht geradt taktvoll von Ihnen, daß Sie mir auf diesem Gebiet das richtige Verständnis absprechen. Di« Anschau» ung«n, die Sie äußern, sind schon zu den ver» schiedensten Zeiten aufgetaucht und wurde» ledesmal gründlich widerlegt. Ich ruf« Ihnen mit einem Wort den Unterschied zwischen Ihren halsbrecherischen Rechenkünsten und der Allmacht, di« Sie damit verwechseln, ins G«» dächtnis: Glauben Sie an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele?

Burldan: Ich kann Ihnen aus tiefstem Herzen versprechen, daß ich Sie solcher Weibungsverführer wegen niemals anfeinden wurde.

Dr. Prantl <«»»i«fte«»): Sie bilden sich wohl gar «in, daß wir uns vor Ihnen fürchten?!

Buridan (««Mich): Wie kommen Sie auf den Verdacht! Ich wagt« damit anzudeut«n, daß Sie nie etwas von mir zu fürchten haben wurden. Wir ist meine innerste Ueberzeugung viel zu heilig, als baß ich sie j« einem Menschen enthüllen wurde, von dem ich nicht vollkommen sicher bin, daß er genau ebenso denkt wie ich.

Dr. Prantl: Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie absolut gleichgültig uns Ihre Geheimniskrämerei ist! Sie befinden sich in einer bejammernswerten Verblendung, wenn Sie sich darauf verlasen, daß es in der christlichen Religion eine Geheimlehre gibt!

Vuridan: Setzen wir einmal ruhig den Fall, «s gäbe «ine solche Geheimlehre, woher tonnten Sie dann wissen, ob man sie Ihnen bis zum heutigen Tage nicht vorenthalten hat?

vr. Prantl: Wenn Sie hoffen, uns mit
derartigen zweideutigen Zugeständnissen di«
Freigab« Ihr«r Theatervorstellung abbisputieren
zu können, dann täuschen Sie sich gewaltig!

Buridan: Ich kann Ihnen bei allem, was still ist, schwören, daß mir die Freigabe meiner Theatervorstellung in diesem Augenblick vollständig gleichgültig ist! Diese Freigabe war mir aber auch schon beinahe ebenso gleichgültig, als ich vor vier Wochen zu Ihnen kam. Und wenn ich Ihnen damals den Wunsch aussprach, mit meiner Lebensgefährtin kirchlich getraut zu werden, so lag mir auch unser kirchliche Trauung dabei nur sehr gering am Herzen, so war mir unser kirchliche Trauung — nicht weniger als die Freigabe meiner „Pandora“ — damals auch in letzter Linie nur ein willkommenes Anknüpfungspunkt, nur ein Mittel zum Zweck.

Das einzige Ziel, das ich mit allem, was ich mit Ihnen besprach, mit allem, um das ich Sie bat, verfolgt habe, heißhungrig verfolgt habe,

waren Sie!

Dr. Prantl: Ich?!

Buridan: Sie! Ihr Reich! Der Geist,
dessen Verkünder und Kampfer Nie sind! Der

20

01

111

Frank Wedekind: Die Zensur

Einklang, Ich seit frühester Kindheit mit diesem Aisch« such«! Das Hinverständnis, das ich seit frühest« Kindheit mit den Wissenden der ewigen Wahrheiten suche! Ihr Beruf als Priester macht es Ihnen zur Pflicht, mich nicht zurückzuweisen! Ich glaube ja nicht, wie heiß, wie inbrünstig meine Seele nach dem 'Reiche verlangt, in dem zu wirken und zu lämpfen Sie das beneidenswerte Glück haben! Was gäbe ich in diesem Augenblick darum, wenn ich an Ihrer und Sie an meiner Stelle wären!

Jedenfalls kann ich ohne Übertreibung behaupten, daß ich, ohne mich in Ihrem «Reiche ergehen zu dürfen, einfach nicht leben kann. Ich meine das buchstäblich. Was seit Jahr« tausenden als höchster Lebensgenuß geschätzt wird — von sinnlichen Genüssen rede ich natürlich gar nicht, aber Kunst und Literatur —, das «lles verliert nicht nur jeden «Reiz für mich, sondern erregt mir ausgeprochenen Wider« willen, wenn es mir einige Zeit versagt war, mein Inneres mit den Gesetzen, durch die die Welt regiert wird, in Einklang zu bringen.

And dieser Zustand äußert sich körperlich bei mir. Bei den reichlichsten Mitteln, die der Mensch zur Befriedigung all seiner Begierden nötig hat, würde ich in einem solchen Fall kurz« weg Hungers sterben. Ich wühle auch nichts, was mir in dieser Welt so lieb wäre, daß ich «s nicht kalten Blutes opferte, wenn mich das Opfer mit dem, was ich als höchstes, als Ewiges anbete, aussöhnen könnte.

Dr. Prantl: Ich bin kein blinder Eiferer; von dieser Verirrung fühle ich mich vollkommen frei. Ich kenne die fast unbegrenzte Weitherzigkeit der 'Religion von Grund aus und verehere in dieser Weltherzigkeit «in« ihrer herrlichsten Segnungen. Aber einem verbissenen, fanatischen Menschenverächter, wie Sie es in all Ihren Schriften sind, die «Religion der Nächsten« liebe als willkommenes Aetlamematerial aus« zuliefern, vor diesem fürchterlichen Frevel möge mich mein guter Engel bewahren!

Buridan: Weil ich die unvermeidlichen Folgen menschlicher Handlungen schildere, des« halb bin ich «in verbissener Menschenverächter!

Dr. Prantl: Nicht deshalb, weil Sie diese Folgen schildern, sondern wegen der empörenden Freude«, die Ihnen die hilflos« Verzweiflung Ihrer Mitmenschen bereitet! Wegen Ihrer himmelschreiend«!! Lieblosigkeit! Und dabei wollen Sie uns überreden, mit Ihnen Hand in Hand zu gehen?! Die Kirche hat den göttlichen Beruf, das Leben der Menschen zu schützen und zu behüten! Ihnen ist das Schauspiel menschlicher Vernichtung höchster Lebens«

genuh! Sie kommen wie «In Triumph des Bösen, wie eine Lustseuche über unsere Generation! Bernichtete menschliche Existenzen sind die Markstein» an Ihrem Lebensweg! Ist nicht erst neulich wieder ein junges Gcschöpf in der schauerlichsten Weis« in d«n Tod gegangen, nachdem es «inen Blick in Ihre Bücher ge» worfen hatte?

Buridan <»»! dem ii° <u>): Sprechen Sie mir nicht davon! Um Gottes Barmherzigkeit, sprechen Sie nicht davon! Das Unglück lag in Familieneigentümlichkeiten begründet. Leicht» lebig« Menschen gehen leicht »n den Tod.

Dr. Prantl: Wich wundert nur, dah Si« dieses Unglück nicht auch schon in irgendeinem Ihrer Dramen auf die Bühne gezerzt haben!

Buridan !,'u!rlm,rnt>>: Wenn mir die Schilderung des Unglücks Genugtuung bereitet, so habe ich dafür auch ebensoviel getan, um die Freuden unseres irdischen Daseins in all ihrer ursprünglichen Pracht und Herrlichkeit wieder aufleben zu lasseil! Das ist mein hoch» ster Stolz, dah mich auch die erdenklichsten Widerwärtigkeiten nicht in die 'Reihen der Verneiner, der Pessimisten zu drängen ver» mochten! hören Sie mich noch eine Minute an, Herr Doktor! Ich habe grohe Pläne in meinem Kopf. Es ist sonst nicht meine Art, mit Projekten zu prahlen. Ihnen muh ich zu meiner Äechtferigung mein geheimstes Inner« ausbecken. Seit früh:ster Kindheit arbeite ich daran, die Verehrung, die uns die schöne Aatur einflöht, mit der Verehrung auszuföhnen, die uns d>« ewigen Weltgesetz abtrotzen. An der Schönheit der Weltgcsehe haben wir lein« F/eude. Vor den Gesetzen weltlicher Schönheit hegen wir leine Achtung. Die Wieder» Vereinigung von Heiligkeit und Schönheit »ls göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere, dem ich seit frühester Kindheit zustrebe.

Dr. Prantl: Sie treten in lein Gottes» Haus «in, ohne Heiligkeit und Schönheit aufs innigste miteinander vereinigt zu finden. In Ihrem Munde klingt die Zusammenstellung entsetzenerregend. Was Sie Schönheit nenn«n, sind Zirkusspiele, Seiltänzerei, niedrige Aus» schweifungen! Auf dem Altar der von Ihn«n verherrlichten Schönheit schlachten Si« Menfchenlinder ab, mit denen Sie vorher Ihr sündiges Spiel getrieben hatten!

Buridan: Ich verwahr« mich g«g«n diesen Vorwurf! Ich kenn« leinen heiligeren Besitz in dieser Welt als den Besitz an geliebten Menschen! So wahr wie ich leine höhere Gott» heit anerkennen kann als die höchste Entfaltung der uns offenbarten Vernunft — schon aus dem einzigen Grunde, weil das höchste, das edelste Ergebnis der uns offenbarten Vernunft die menfchliche Güte ist, während Sie mit aller erdenklichen herzensgute nie dazu

gelangen, sich Vernunft zu erkämpfen!

I>r. Prantl l»ch.Ini,>: Ihre menschliche Güte

U'ürdc Ihre Vernuüst aber nie daran hindern,

über das unglückliche Geschöpf, das eben unter

Ihren Fühen zugrunde gegangen ist, ein

Morgen: Literatur

Theaterstück zu schreiben! Das ist ja das Grauensvoll« an Ihren Aufführungen, daß alles darin die lebendigste Wirklichkeit ist! Statt «ines Spiels, führen Sie Unglücksfälle herbei! Stirbt ein Mensch bei Ihnen, dann ist eben «in Menschenleben dahin! Von geistiger Pe» tätigung kein« Spur! Man fitzt davor wie das kaiserliche Vom vor Oladiatorentämpfen und Ehriftenverfolgungen! Naubtierhetzen find der Gipfelpunkt dessen, was Sie Kunst nennen! Ihr« Kunst ist die fürchterlichst« Gotteslästerung, vi« I«it Iahrtrufenden von einem Menschcn» g«Hirn erfonnen wurd«!

Buridan im ««hnstul,»: Gotteslästerung! — Ich habe mein halbes Leben lang ohne Kunst «lebt, ohne Religion konnte ich nicht eine Minute I«b«nl

Dr. Vrantl: Stammt denn vielleicht das Wort von der Wiedervereinigung von Kirche »nd Freudenhaus im sozialistischen Zukunfts» K«at nicht von Ihnen?! Ist das etwa keine Gotteslästerung?!

Buridan: Dieses Wort, Herr Doktor, ist nicht von mir! <«iui»pi!n»ind,) Dieses Wort habe ich nie geschrieben! Dies Wort habe ich nie» »als ausgesprochen! Auf welche Weise kann ich Sie so rasch wie möglich von dieser Tatsache nberzeugen?! Lassen Sie meine sämtlichen Schriften vom ersten bis zum letzten Buch» staben durchsuchen. Sic stoßen nirgends auf dieses Wort. Ebensowenig finden Sie irgend» «in«n Zeugen, der das Wort zemals aus meinem Mund« gehört hat. Das Wort ist eine der zahllosen Verleumdungen, die die Zcituungs» rezensenten erfanden, um mich auf einige Jahre ins Gefängnis zu bringen! Um wie viel leiden» fchaftlicher, um wie viel ehrfurchtsvoller ich dem Widerstreit zwischen Geistesgcwalt und Weltlust gegenüberstehe, das beweist Ihnen »»eine „An» leitung zur Ueberwindung der Todcsschauer". «»»mich» «« i»l. P«n!<> Ich bitte hochwürden in» ständig darum, nur die ersten zehn Seiten dieser Anleitung lesen zu wollen.

Dr. Vlantl st'kft !»»!, I»ngl»m und »,!lmnl!»i»>:

Vi« Furcht vor dem Tod: ist ein Dentfehlcr. — Viel« Leiden sind fchmerzlicher als Sterben. — Alles Leiden ist fchmerzlicher als der Tod. — Fürchten wir uns nur, geboren zu werden! —

Jeder bringt seinen ärgsten Feind mit zur Welt. — Mit klaffenden Wunden bekämpfen wir ihn unser lialbes Leb « lang, und hoise» wir endlich, ihnzuBodo.» geworfen zu haben,— dann...

<Iel»eU ist !»«!><!>!, in ein blwl'Igc? grlchmnckoollcj Pb»n» Liullloniinel hiolei I>tm Nai,i>Ichii„, «o.^bo», !s! daraul »estiegen «üb <!«t» sich »»l I«« N«i! „5»n,>" ein^ n Ä,,,i „dlick Ilüchüg «u> Kadidja: Ach, entschuldigen Sie, bitte!

Dr. VI <Intl <»en!>e! sich nach ihe um, hell! !,n eisten

Schi««« lüilwäi!«): Verzeihen Sie, daß ich Sic er» schreckt habe.

Dr. Vlanl! <le«< lächelnd !>»« Auch ieiftite): Da ist er ja schon — der Feind! — der Versucher! — die Schlange des Paradieses! — <g» «niibon» Wollen Sie auch jetzt noch behaupten, daß jenes Wort nicht von Ihnen stammt? — l«»!>u>i» z«.

!«ch,enb> Die Erscheinung ist echt! Fürchten Sie nichts, mein Kind. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, Sie herabwürdigen zu wollen. Ich habe es hier nur mit diesem Herrn zu tun, der es versucht hat, uns ein inniges Verlangen nach den Segnungen der Kirche vor» zuspiegeln, in der Hoffnung, wir würden ihm daraufhin die öffentliche Aufführung feiner — fragwürdigen Theaterstücke gestatten. l3»V"lidun, lchi ruhig,) Sie werden sich schlechterdings damit abfinden müssen, dah wir für fo — abenteuer» liche Taufchgeschäfte nicht zu haben find. Wir lassen uns nicht verführen. Am allerwenigsten aber find wir durch zauberhafte Gautel» fpielereien zu erschüttern, die Ihr« mittelaller» liche Menschenkenntnis ausgebrütet hat, um in den Belämpfern Ihres verderblichen Treibens die niedrigsten Begierden wachzurufen.

Buridan: Ich muh Ew. hochwürden aufs demütigste um Nachsicht bitten. Durch zwei Worte, die Sie mir gütigst geflatten wollen, ist die unvorhergesehene Störung unferes Gefprüches aufgeklärt.

Kadidja: Soll ich die Herren allein lassen?

Dr. Vrantl: Bleiben Sie nur, mein Kind.

<ü» Vulid«n> Ein« unvorhergesehene Störung ncnnen Sie das? Geben Sie Ihre wirlungs» losen Verstellungskünste doch endlich auf. Dies« zauberhafte Märchenerfcheinung legte ihr« weihen Hände in demselben Augenblick auf meine Schultern, als ich aus Ihrem Buche die von Ihnen dazu vcrfaßte Beschwörungsformel abgelesen hatte! lltodit,,» must»nl,,> Zu dieser Be» gegnung also locken Sie mich in Ihr Haus! — lien «opl ich»t!el»l>,> Ich eigne mich zur Verwirl» lichnng Ihrer Vlane ganz und gar nicht.

Buridan: Ich muß Ihren Spott ge> duldig über mich ergehen lassen.

Dr. Vrantl (bi, ,um TchluK ruhig bleibend,): Es fällt mir so wenig «in, Ihrer zu spotten, wie ich mich je dazu verleiten lassen werde, Sic ernst zu nehmen. Sie spotten eines jeden, der Sie ernst nimmt. Und dem ersten, der Ihrer spottet, zerschmettern Sie, wenn möglich, die Schläfen. Vielleicht ist Ihnen aber das Gebot bekannt: „Du sollst Gott nicht versuchen!“ Sie werden sich wohl noch einmal davon überzeugen, daß kein Sterblicher, und stehe er noch so selbst» herrlich in der Welt, ungestraft die ewige All» macht versucht. <«»)

Frank Wedekind: Die Zensur

IIA

Dritt« Sz«n«.

Was wollt« d«r heil?

Buridan ^1 den, D>>»»>: D«r hell wollte sich auf ewig von mir verabschieden. I<ii »>m»t

Kadidja: Die Trennung scheint Dir fehl zu Herzen zu gehen. Mich würdest Du leichteren Herzens ziehen lassen. Erinnerst Du Dich noch »n die endlose Neil)« von Särgen, die Du in Dein Notizbuch gezeichnet hattest?

Buridan I°5»« II« »»»»lehen): Ja, ich erinnere mich an die Särgen.

Kadidja: Auf jeden einzelnen Sarg hattest Du die Worte geschrieben: Endlich allein.

Buridan: Endlich allein.

Kadidja: Und wenn ich Dich nun wir!» lich verlassen wollte?

Buridan: Du glaubst ja gar nicht, wie inbrünstig meine Seele nach jenem Beich« ver» langt!

Kadidja: Ursprünglich beziehen sich die Worte aber doch wohl auf zwei Menschen, die in ihrem Brautgemach endlich mit» einander allein waren?

Buridan !°hne <»ii,lil,ll<le>>: Für die beiden werden die Worte auch noch einmal ihr« B«» deutung ändern.

Kadidja: Willst Du mich denn nicht ansehen? <I» »ulUxm nick, »„«»«««<,> Ich stehe auf Deiner Lauftrömmel hier. — Ich stehe in dem Nillstenloftüm hier, das ich morgen abend in der Aufführung Deines Stückes in dem Hochzeitsballett tiagen soll.

Buridan: Ich such« velgeblich nach einem Ausdrucl für, wie unendlich gleich» göltig mil die morgig« Aufführung meines Stückes ist.

Kadidja: Armer Buridan! <2>» ipiln«! »»n »« L»ui»l»mml h«°b.> Was soll Dir noch Freude bereiten, wenn Du an Deinen eigenen Theater» ftüllen keine Freude mehr hast! (2>e ftt» »ich »hm »»I die »n!«) Laß Dich das, bitte, nicht erschrecken.

Ich komm« nämlich auch nur, um mich von Dir zu verabschieden. Das eine mußt Du mir doch zugeben: Es ist jammerschade um mich, wenn ich einem Mann« zur Last falle. — Ich werde mich nun also wieder auf das wild« Meer hinausbegeben, auf dem Du mich vor achtzehn Monaten eingefangen hattest, auf dem man sich nur durch seine Kraft«, nur durch seine Vorzüge über Wasser halten kann. Bei Dir konnte ich mich nur noch durch mein« Defette über Wasser halten — vorausgesetzt natürlich, daß ich welch« hätte.

Buridan: Ich trag« mich feit geraumer Zeit mit dem Gedanken, ein Freudenhaus als moralisch« Erziehungsanstalt ins Leben zu rufen. Ein Haus, in dem die Zöglinge Jahr« hindurch derart mit Freuden übermüdet

»erlxx, daß sie fürs ganze Leben ihren höchsten
Gtnuhin dem erblicken, was man sonst Sorgen
und Mühseligkeiten nennt.

D»»»»»: Du scheinst wahrhaftig vom Himmel da»
zu beauftragt zu fein, Deinen Mitmenschen die
schönsten Dinge ihres Daseins zu verleiden.

Buridan: Du begreifst nicht, daß man
sich selbst zu einem Gegenstand des Abscheus
wird, wenn man nur um seiner selbst willen
trinkt und liebt.

Kadidja: Wäre denn die Freude nicht
Manns genug, den Abscheu zu überwinden?

Buridan: Warum lieben die wilden
Tiere im Käfig nicht? Weil ihnen die Freiheit
fehlt, ihre Beute zu erjagen.

Kadidja: Mir fehlt die Freiheit auch,
darum liebe ich doch.

Buridan: Deine Liebe fühlt sich genau
so frei, wie mein« Tatkraft in Ketten liegt!

Was bin ich! Was bin ich!

Kadidja: Ann? <T,e »»»» ,»m Spiegel > — D»
suchst doch fönst nicht so lange nach dem treffen»
den Ausdruck. — Du scheinst wieder einmal der
<I« biiill >n l»n 2pit«el) nackten Wirklichkeit nicht in
die Augen blicken zu können.

Buridan: Ein Tier!

Kadidja ll'ch !n> Lp>e»el de>i!>ch!e,,d>: Und ich
soll «in Engel sein!

Buridan: Ein Tier!

Kadidja <!!l,l pspiegeldüd lullend!/: Zu einem
Engel bin ich mir doch noch zu gut.

Buridan: Ein Tier!

Kadidja: Aber doch ein auhcrgegewöhn-
liches Tier! Ein seltsames Tier!

Buridan <°uiipi>n«end>: Kadidja! Du kannst
Deinen Körper vor meinen Augen so be»
zaubernd zur Schau stellen, wie es Dil irgend»
wie möglich ist. Aber der Schaustellung müssen
ebenso viele höchste menschliche Werte das
Gleichgewicht halten.

Kadidja: Trifft das bei mir nicht zu?

Buridan (stellt die L»ufti«mme! »ul d!e Lügenleü):
Stell Dich auf dieses Piedestall Dann werde
ich Dein Zensor sein!

Kadidja: Wein Zensor willst Du sein?

— Aber ich bin doch kein Trauerspiel!

Buridan: Ich werde keine strengere
Zensur an Dir üben, als wie ich sie seit Jahren
täglich, stündlich über mich ergehen lassen muh.
So Gott will, findest Du mein« Zensur ebenso
unbillig, ebenso willkürlich, wie ich die Zensur
meiner Zensoren finde.

Kabit> jll <»ul die Lulittlommtl Neigend!/: Bitte! Splic!/,!

Buridan: Kadidja! Wenn Du über die
Strahe gehst, dann besteht der Zensor darauf,
dah Du «in langes Kleid trägst. Dir droht
kein« Lebensgefahr; deshalb bindert er Dich,
das Leben anderer zu gefährden. Wenn Du
aber im Zirkus als Kunstreiterin reitest und
nicht vom Pferd stürzest, ohne Deine Glieder
zu brechen, bann gestattet Vir der Zensor gern,

Morgen: Literatur

mit allen Neizen Deines Körpers zu Wirten.

Und wenn Du auf dem hohen Turmseil von

Kirchturmspitze zu Kirchturmspihe hinüber

tänzelst, dann fragt kein Zensor mehr, wie Du

Dich dazu herauspuhst. Du rannst Dir «in

Spinnegewebe über den nackten Leib spannen.

Man weih, daß Du keinen Fehltritt tust, ohne

unten auf dem Marktplatz als unerkennbare«

häßli^,>«Elw>IZinsNinnsllh!nabgefeigtzu werden.

Kadidja lichelnd): Sind die anderen Zen»

soren ebenso eifrige Bilderstürmer wie Du?

Buridan: Kadidja! In Palermo fah ich

einmal «ine Seiltänzerin. Aber die Tänzerin

tanzte auf einem «lastischen Seil. Mitten

unter dem Seil war ein viereckiges Vrelt mit

ausrechtstehenden fußhohen blitzenden Messern

ausgestellt. Uebcr diesen N«ss«rn tanzend ent»

kleidete sich das Mädchen, indem es sich dabei

nach rechts und links um sich selber drehte.

Darauf fetzte sie das Seil in fchaulelndc Be»

wegung, kniete auf dem schaukelnden Seil

nieder, trieb es rascher und rascher an, daß

es unter ihren Knien wie eine Bogensehne

schwirrte; und »ls es wieder in ruhiger Lag«

war, sprang si« auf die Füße, überschlug ihren

Körper dreimal hoch in der Luft und stand

dann ebenso harmlos ruhig lächelnd über den

blitzenden Messern auf dem «tastischen Seil,

wie Du hier vor mir stehst.

Kadidja: Nun? Und? — Du fürchtest

ernstlich, ich könnte des Hochzeitsgewandes, das

ich trage, nicht würdig sein?

Buridan <!e>chend, «lt gelchl»ll«nen <lugen>: Dar»

auf ließ si« sich einen langen Mantel herauf»

reichen, in den fie fich bis auf die Fußspitzen

einhüllte, ging mit gtfchlossenen Augen zum

Ende des Seiles hin, stieg herab und verschwand

hinter dem Vorhang. <üe Fassung »<rl!e«nd.) Ka»

didja, Deine Eitelkeit ist mir ein« Folterqual.

Zieh ein Neformilcid an, Kadidja! Zieh «in

Neformlleid an! Ich verdurste nach Geschmack»

lojigleit, nach unergründlicher Seelentiefe, in

der ich mich vor allem, was Sinnlichkeit ist,

verkriechen kann! hast Du denn kein Erbarmen

mit Dir, wenn all die Herrlichkeit fo wenig

mehr wirkt wie ein buntes Tafchentuch, das

an einem Spazierstock flattert?!

Kadidja (lehr iuh,g>: habe ich mich ge»

schaffen?

Buridan: Ich habe Dich nach meinem

Belieben geschaffen, «ch werde Dich nach meinem

Belieben umschaffen!

Kadidja »lehr r»hi,>: Nühr mich nicht an!

Buridan Idrohl h»»dgieMich »» »erden>: häh»

lichtcit will ich vor Augen haben! Häßlichkeit!

Nichts als Häßlichkeit!

Kadidja <l>ch irei,n»il>e>t,>: Ich lasse mich nicht

vergewaltigen! <2>e ist i»ich »ui den v»ll«n hl»»u»gee!!
 und Ich!» stch mü dem «uelen gegen die Vlüstung>
 Buridan <»usschreienb>: Kadidja!
 Kadidja «e»! stch »»I b!e Vrststung und Ichlagt d»»
 eine «ein hinüin): Wenn Du mir «inen Schritt
 nah« lommst, werfe ich mich außen hinab!
 Buridan: Ich bin zur Besinnung g«>
 lommen. Kadidja. Es war ein Tobsuchtsanfall.
 Ich hatte «inen Augenblick vollständig vergeffen,
 wer Du bist.
 Kadidja !«ufrech! aul der Vrlstun« stehend): Nicht
 einen Schritt, sonst lieg ich unten!
 Buridan l>°l»ielnd): Komm herein, Kadidja!
 Komm herein!
 Kadidja: Du liebst mich ja doch nicht
 mehr, und ich lann ohne Dich nicht leben.
 Buridan: Komm zu mir herein! Wie
 soll ich Dich denn nicht lieben! Ich will j»
 mein ganzes Leben Dein Sklave sein!
 Kadidjll «st »ußen hinabgestiegen n„l> hall sich <u»
 inneren «»nb der Ärlstung mi! l»n banden lesti: Nicht «in«N
 Schritt! Ich Hab« Dich mit Deiner Gedanken»
 Welt verfeindet: ich werde Dich Deiner «2«»
 dankenwelt zurückgeben! <i» ihr «uriban entgegen mi»,
 heb» lle die lechle H»nd ernp»r und lehn! stch weit nach rlickwart«>
 Noch ein Schritt und ich lasse die Brüstung los!
 Buridan lheul,n°>: Innigst geliebtes,
 t«u»rstes Geschöpf! Geliebteste Kadidja!, Bleib
 doch! Bleib! Alles, alles ist Dein «igen!
 Kadidja <h»t stch l» »ei! hinabgelassen, b»h »ne n»K
 ihe ll»p! «l« bei «llstun, ,u lehen ist): Ich gebe Dir
 Deine Freiheit zurück! — Komm nicht näher,
 glücklicher Buridan! Sonst bist Du Mörder!
 tlll llopl verschwinde!. Vlan steh! nach die hinbe, mi! bene»
 l!° stch ftsth«l«. >
 B u r i d a n (ist in bie »nie gebrachen, ling! hie Hand,
 ineinander und bele!, «hn« nach eine» Nile! nach de» Nallan ,»
 «eilen,: Herr! Herr! Dater des Himmels und der
 Erde! hilf uns! hilf mir! hilf! Wenn si«
 hinabfährt, ist «in Menschenleben hin! Welch
 ein Menschenleben! Ich habe gespottet! Herr
 im Himmel, ist das die Nach«?! Sei barm»
 herzig, Bater im Himmel, halte Dich an mich!
 Schenk ihr Erleuchtung! Du allein kannst
 helfen! halt« siel Führe sie zurück! Ich will
 Dir dienen und Deine Macht verkünden, solange
 ich lebe! hilf meiner armen Kadidja! Nette
 fiel Ich Hab« fi« mißhandelt! Ich wußte nicht,
 was ich ihr tat! Sie ist das herrlichst« Geschöpf,
 dl« größte Seele, die in Deiner Schöpfung lebt...
 Kadidja <hel» »»ch einmal den »»Pl «bei die
 Vlüstung>: Soll ich Schwester Scharolta von Dil
 grüß«« . . .? l»ie »irft die Hand» in die Luft ,uelll und
 »cl>chn>ind«l.>
 Buridan !>l nicht hingesehen ha!>: Oh! vh!
 Das ist ihre Stimme! Herr Gott im Himmel,
 ich flehe Dich an! Soll ich »uffpringen?! Werd
 ich noch ihre Hand fassen?! — Kadidja! —
 Geliebt«! — — <lr h»rchl «»ch ru«n>»it« und ruft »u
 röchelnd» Ctirninei» Kadidja . . .! Kabidj» . . .!
 >N»ch einer Paule stch in lirampfen »»inubermelle»»,) Er

läßt seiner nicht spotten! Er läßt sich nicht
versuchen! — 0 Gott! — 0 Gott, wie uner»
gründlich bist Du. ..
l«»lh»n«,>

0 II

2 !,

Carl Hauptmann: Graf Michael 115

Traf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. ^ 3°«„»»5,

Zweiter Abschnitt,

II^n der Stadt war längst alles im Sande verlaufen. 28 war gegen den herbst. Der <l) Adelsmarschall hatte sofort nach der Abfahrt des Sohnes an seine Haupttasse in der Stadt Order gegeben, nach Verfügung des jungen Grafen alles zu bezahlen. Und der Sohn lebte, wie er es immer tat. Nein — nicht also! Michael hatte sich zurück» gezogen. Er arbeitet«. Er hatte in einer großen Aufwallung die Sommermonate fast ganz in der Stadt zugebracht. Seine wenigen Klubgefährten und die mancherlei Salon» freunde, die jetzt alle in Seebäder gegangen, oder, wo der herbst begann, sich schon auf Jagden vergnügten, hatten nicht viel von ihm zu sehen und zu hören bekommen. Michael hatte sich neu in Steuersysteme hineingedacht. Er hatte die zugehörige Literatur eingehend durchstudiert und selber einen Reformplan aufs gründlichste durchgesehen und aufgebaut. Daß er eine Genugtuung empfand, wie selten im Leben. Fräulein Julie war längst ins Seebad. Sie wohnte sonst draußen vor der Stadt in einem Landhause. Das Haus lag mitten in einem Gehölz aus Eichen und Buschlaub, und davor dehnte sich ein gepflegter Rasen mit Rabatten aus weißen Kelch» blumen, die, wenn Michael abends im Mondschein vorfuhr, blendender schimmerten als in der Sonne.

Fräulein Julie war eine heitere, junge Dame, ein Mädchen aus niederem Stand«, einer Wäscherin Tochter. Aber sie war gescheit und lustig und hatte einen jungen Leib, wie ihn Bildhauer gern haben, in weichen, reich modellierten Wellen. Und sie hatte mit soviel Geschick aus Büchern aufgelesen, daß sie plaudern konnte wie ein Brunnen. Es war sehr lustig, ihr zuzuhören. Was sie nur für tolle Einfälle hatte! Das Unzu» sammengehörigste konnte sie mischen. Und es gab eine richtige Karikatur von Ge» danken, daß der Verdrossenste lachen mußte, ob er auch nicht wollte.

Sie war eine Zeitlang Soubrette an einem kleinen Theater gewesen. Dort hatte Michael sie kennen gelernt und sie dann für sich genommen.

Uebrigens war ihr die Einzelhaft, wie sie das Wohnen in dem Landhaus und in der Sicherheit des gräflichen Reichtums und von Michaels Verschwendung nannte, nicht ganz zu Geschmack«. Sie hatte schon oft gewünscht, sich wieder einmal auf den Brettern zu zeigen. Aber fie hing auch an Michael — sah an ihm auf, fürchtete sich sogar vor seinen Launen. Daß sie dann noch lustiger aussah in ihrer Demut, und es aus einer Verstimmung, die Michael in das Haus eintrug, oft eine Tollheit gab, zu der st« ihn am Ende doch hinriß.

Aber Michael war in diesen letzten Zeiten nicht verstimmt, nur immer sehr mit sich beschäftigt bei ihr «ingetreten.

Das machte jetzt seine ernste Arbeit.

Michaels Versunkenheit konnte Julie in den Tod nicht leiden. Gleich nach dem Auftritt in Pilica waren die Freunde noch gekommen und hatten ihre Freundinnen vom Theater ebenfalls mitgebracht. Da erschien Julie einmal in langem Trauergewande, das sie dann allmählich bis zum gelben Atlaspierrot aufhellte: fo feine heimlichen Feuer

schürend. Einmal hatte sie sich als Orientalin mit köstlichen Perlenketten und Gehängen und Münzen, die unaufhörlich klapperten und klangen, gleich den Freundinnen angetan, und so empfingen sie den Geliebten und die Freunde, eine jede wie «ine Statue in dem geräumigen Empfangssalon an den Wänden verteilt und aufgestellt. Bis dann jemand im Musikzimmer einen Schwebetanz aufgespielt, und die Statuen in weichen Windungen sich regten und schlangen.

Alles das kannte Michael. Alles das sah er . Und er hatte es auch in den Wochen schon wieder nicht gesehen. Er hatte gelächelt, ohne groß viel zu sagen. Er hatte auch sehr gütig und sehr geistig ausgesehen. Er kam jetzt immer von seinen Büchern.

Und erst wenn die Freunde geredet, die losen, leichtsinnigen Mädchenblicke geblitzt, die Dirnen getrunken und durcheinander geschrien und sich frech geneckt, und ihre Eoiffüren verrückt und ihre Blumen in ihre Busen auffällig tiefer hineingesenkt, oder die Männer an den Barten gerupft hatten —, erst, wenn sie begonnen hatten, miteinander zu zanken, junge Offiziere und Edelleute, um Kaisers Bart, um eine gleichgültige Wissenschaft, um die Orthographie eines Namens, um die Anciennität eines nicht anwesenden Kame» raden —, und die Damen sich schon über den Tisch lümmelten oder auf dem Schoß« der Männer hockten, und sie in ihre Beden hinein ausgelassen an die Base stupsten, indes andere sich umhalsten und andere sich zum Tanze schwangen, weil eine von ihnen mit einem Finger auf dem kostbaren, klangvollen Flügel eine Tanzmelodie heruntertastete, mit ungebärdigem Lachen sich dabei windend —: dann war auch für Michael allmählich alles andere untergegangen. Dann war auch er von Wein und Lärm und von Müdig» leit des inwendigen Grübelns soweit gebracht, sich einzulassen, mitzurasen, mit» Fustreiten, plötzlich Verse zu zitieren, zu tanzen. Und er rauchte dann ins Endlose, sah bleich aus, fast gelb, lachte wie sinnlos und war frivol, nannte gemein die Dinge bei ihrem frechtesten Bamen und brachte, wenn die Freunde längst mit den zerknüllten und zerknitterten Freundinnen in Droschken hlnweggefahren im Morgengrauen, die Bacht wohl noch vollends mit Julie zu. I -

Aber das war in diesem Sommer nur noch wenige Mal« vorgekommen. Michael hatte bald gewünscht, daß er ganz der Arbeit leben und ohne Unterbrechung das Buch vollenden konnte. Und Julie war sehr zufrieden gewesen, daß sie in ein französisches Seebad reisen und dort mit Freunden und Freundinnen zusammen Art und Leben frei mit bunten, prunkenden Strandtoiletten und gepuderten, blonden Aufrüstungen von haaren fortführen konnte.

Da sah sie auch wirklich unglaublich niedlich aus. Der Kopf allein war sehens» wert. Der Teint war flaumig, und das etwas lange Gesicht gewann durch die gerundeten, gelbblonden Haarwülste, die um die Stirn lagen. Alles war hell an dem Mädchen, schwebte und tanzte an ihr. Auch die hellen Seidenfalbeln, daraus der freie hals leuchtete. Wenn ^ie von den klaren Wellen umwogt im Wasser stand und ein feines häutchen sich von der Base drollig abzog, well die Sonne einfach toll sengte, und die haut sich bei allen zu lösen begann, da konnte sie so anmutig lachen und ein so lieb» liches Gesicht schneiden, die Augen so herrisch verkneifen und die Mundwinkel so zum Schmollen ziehen, daß Baron Frederick darüber noch mehr wie über ihre törichten Worte

O o

O «>

Carl Hauptmann: Graf Michael 117

von der Eidechse laut lachen muhte, und über den Gedanken, daß sie den alten Adam endlich hier ganz auszöge.

Baron Frederick war hier immer um sie. Er betrachtete sie dann von oben bis unten »i« «in Kenner. And sie entzückte sein Blick, weil sie aufrichtig in ihn verliebt war. Es war einige Wochen vor Weihnacht, daß im Parlamente eine große Erregung angewachsen unter den Parteien, und daß man in Klubs und Salons von den Gegen» sähen erfüllt war, die aus dem Hause sich verpflanzt hatten. Auch bei der Fürstin war man am Kamin heiß aneinander gekommen. Und es war, daß dies« Erwägungen und Entscheidungen auch alles bald zurückdrängten, was sonst an persönlichen Geschicken und Histörchen aus Bädern und von Reisen mit in die Heimatstadt und die Geselligkeit einfloß. Es war natürlich auch, wie sich die Gefellschaft wieder vollzählig in der Hauptstadt zusammengefunden, bald stadtbekannt geworden, daß Graf Michael eine gelehrte Arbeit über die Steuer des Landes verfaßt hatte. Und sogar die bürgerlichen Parteien und die Führer der Radikalen staunten über die Gründlichkeit und Unparteilichkeit, mit der der junge Graf die Fragen der gerechten Belastung von Reich und Arm, hoch und Niedrig, darin abgewogen und zur klaren Entscheidung gesichtet dargestellt hatte. Aber das alles wäre gegen die Aufregungen im Haufe der Abgeordneten bald vergessen worden, wenn nicht Graf Michael selber darin begonnen hätte eine lebhaftere Rolle zu spielen. Wenn nicht ganz zufällig eine lebhaftere Kontroverse des Führers der äußersten Linken mit ihm entstanden, und dann vor allem der Minister Franzius sich bemüßigt gesehen, Graf Michael in seinen Ausführungen beizuspringen. Der Minister hatte in längerer Darstellung mit reichlichem Zahlenmaterial, mit Berufung auf das Buch und die Untersuchungen des Grafen Michael seine Ideen «nt» wickelt. Er verlas im Anschluß daran eine lange Stelle aus Graf Michaels Buche, rühmt« das Buch außermaßen und fchloß seine Red« damit zu sagen: „Wögen die tiefen und wahrhaftigen Untersuchungen des Grafen Michael im ganzen Lande rück« haltlosen Nachhall wecken.“

Graf Michael war gleich im Parlamente Gegenstand der mannigfachsten Ansprachen.

S«in« Parteifreunde umringten ihn.

„Das Buch wäre zur rechten Zeit geschrieben,“ sagte einer seiner Gegner, ihm freundlich die Hand schüttelnd.

„Verfluchter Kerl, soviel Ehre,“ kam der junge Graf Amadeus, einer feiner Intimen.

Es war um ihn ein ewiges Händeschütteln. Und obzwar er an dem Tage ver» mied sich selbst mit dem lebendigen Wort noch in die Debatte zu mischen, obwohl er schließlich während der weiteren Reden nur lächelnd in seiner Bank gesessen und den Minister, der ihn „belobt“ und „gerühmt“ hatte, auf einem Blättchen karikierte, schnör» kelnd darunter schreibend: „Dem gelingt es doch: die Mohrenwäsche.“ Auch ein anderes Blättchen schließlich noch bekritzeln, wo ein Chamäleon mit seinen eigenen Zügen sich die Hand vor die Augen hielt und weinte, und darunter: „Das gerührte Chamäleon“

Morgen: Literatur

— so ging doch sein Ansehen in alle Winde, und in der ganzen Stadt walte er sofort der Mann des Tages.

Uebrigens hatte der junge Michael Alice bis jetzt nicht wiedergesehen.

Aber der Erfolg, wenn Michael auch allenthalben den Verächter spielte — und Worte im Klub zurückwies — und sich in seinen Zotelräumen geradezu laut lachend auf den ersten, besten Stuhl warf, nachdem auch der Oberkellner ihm gleich beim Eintritt in tiefer Ergebenheit gratuliert, und der Direktor des Hotels vor einer ganzen Reihe staunender Bediensteter und dann auch Fremde am Eingang ihn gleichsam erwartet hatten, um ihm mit neugierigen Blicken stumm zu huldigen — der Erfolg hatte doch eine ganz seltsame Erhebung in ihm zustande gebracht. Daß er außermaßen freundlich mit seinem Kammerdiener verfuhr, ihn wie einen Freund gütig und sanft anredete, und schließlich zu ihm mit großer Genugtuung redete.

„Meine Sache hat heute gesiegt — nicht zum geringsten durch meine mühevollen Sommerarbeit,“ sagte er.

Michael ging an dem Tage nicht aus. Er lag auf dem Sofa, träumte und rauchte.

— Er verfügte, daß man eine Einladung für den Abend absagte. Er studierte dann eingehend in seinem Buche die vom Minister zitierten Stellen, suchte auch noch einmal in der Bibliothek die Belege gründlich zu vergleichen. Er merkte sogar, daß ihm einiges schon entfallen war. Dann nahm er Verlaine — und begann vor sich hin zu sprechen: >, . . . ^ . .

»Volle am« est un p»>82^e cno,5>

»<)ue von! cn2IM2nt M25qu« et ber^amasque

»^ou»nt 6u lutl, et 6iM52nt et quazi

»Inst« 80U5 leurz 66ßuizement8 fint^zque«.»

Er war sehr abgemüdet. Die Nacht vorher war es im Klub fast Morgen geworden. Und das Parlament hatte nicht versäumt werden können. So schlief er nun einige Stunden. (Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Vusch. Eine Silhouette von ihm, zu seinen Lebzeiten geschnitten.

Von Herbert Eulenberg.

HsNiedensahl, das Dörfchen, wo Wilhelm
-4^ Busch geboren und gestorben ist, ist ein
Flecken in der Provinz Hannover mit einer
Handvoll Häusern, die friedlich dastehen, rot«
Ziegeldächer als hute über den Kopf gestülpt
oder dicke, moosbeoeckt« Strohlappen schief auf»
geseht. Ein Vächlein flieht um das Dorf her»
um, auf dem im Sommer und Winter, wenn
es nicht, um sich nicht zu erkälten, «ine Eis»
decke übergezogen hat, die Enten und Gänse
fröhlich ohne Unterschied des Geschlechtes zu»
lammen baden. Jette Wiesen und herrliche
dunkle Tannenwälder umrahmen das Bild.
Den Dampf und die Elektrizität kennt dies«
jenseits der Eisenbahn gelegen« Idylle noch
nicht, und als vor «in paar Wochen zum
erstenmal ein Automobil die Gegend durch»
faucht«, schrien die Bauern: „Der Düvel ist
gekommen und will den Wilhelm Busch holen.“
Man wäscht sich dort an der Pump«, man liest
die Zeitungen von vorgestern, und Wusit nennt
man bort, wenn der Vieblnecht abends ins
hörn trötet, bah die Kühe von der Weide
heimlehren sollen. Gleichwohl läßt «s sich im
Sommer, w«nn die Wiesen dick voller Blumen
stehen und in der Sonn« strahlen wie «in
Pfauenschwanz, und wenn die Vögel alle zu»
sammen musizieren, ohne je aus dem Tatt
zu kommen, dort ebenso gut leben als in Berlin.

Und selbst im Winter, wenn an den Fenstern
die weihen Eisblumen blühen und es draußen
friert, dah die Steine heulen, und man drinnen
bei Aheinwein oder wenn's zu kalt wird, bei
altem Aordhäusti sich tröstet, kann »an es
dort ebenso gut ertragen als «n Aom ober in
Florenz. So dachte auch Wilhelm Busch, als

Herbert Eulenberg: Wilhelm Vusch

119

«r am 15. April 1832 in Wiebelsahl zur

Welt kam:

Kaum, eh' man sich's recht bedacht,
Schlupft! Ist man zur Welt gebracht."

Sein Vater war der Krämer des Dorfes,
der schwarz« Seife, Talglichter, Salz, Kamellen,
Streichhölzchen und Bindfaden verkaufte, und
sein Weib half ihm taftfer dabei. Die Groß»
mutter nahm sich des Kleinen an, da die Eltern,
wie gesagt, besseres und mehr zu tun hatten,
als Kinder groß zu bekommen. Die Alte, die
wie die Leute über 70 Jahre gewöhnlich, nicht
mehr viel schlafen konnte, stand mit Herrn
Vusch jun. in der Früh auf, schob ihm ein
Stück Pumpernickel in den Mund, damit seine
Zähne sich amüsieren konnten, und steckte das
Herdfeuer an. „Besonders im Winter", erzählt
Vusch einmal, „kam es mir wonnig geheimnis»
voll vor, so früh am Tage schon selbstbewußt
in dieser Welt zu sein, wenn ringsumher noch
alles still und tot und dunkel war. Dann sahen
wir zwei, bis das Wasser kochte, im engen Licht»
bezirk der pompejanisch geformten zinnernen
Lampe, sie spinnend, ich spielend oder später
»us dem Gesangbuch schöne Morgenlieder
lesend." Als der Junge größer geworden war
und etwas werden mußte, schickte man ihn,
während die Großeltern sich indessen zu ihren
Müttern versammelt«, auf die Hochschule nach
Hannover. Aber es erging Vusch wie allen
wählerischen Leuten, er tonnt« und konnte den
Veruf nicht finden, der auf dieser Welt für
ihn paßte. Und schon war er nahe daran, sich
mangels Beschäftigung aufzuhängen, als ihn
ein Freund mit den Worten: „Maler kannst
du immer noch werden!" an die Akademie
nach Düsseldorf wies, hier saß er ein Jahr
lang im Antikensaal ab und wollte gerade vor
Langeweile« sterben, als ihm einfiel, daß, wenn
man den Rhein hinunterfuhr, man nach den
Niederlanden kommen müßte. Dies tat er, und
hier vor den Bildern von Brouwer, T«niers,
Franz Hals und anderen bekam er wohl die
erste Anregung zu feinem späteren Schaffen.
„Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung
malerischer Einfälle, ihre Unbefangenheit eines
guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen
brauchte, haben für immer mein« Liebe und
Bewunderung gewonnen", gesteht er selbst.
Als letzten Studienort hat er sich dann
München erwählt, wo er allerdings mehr im
Künstlerverein als in der Akademie saß, und
wo die „Fliegenblätter" das erste Bild
und die ersten Vers« von ihm brachten. Dann
ging's über Düsseldorf wieder der Heimat zu.
Man führt« ihn, der damals ob seines trockenen
Humors in Malerreisen schon allgemein ge»
feiert wurde, jubelnd »n den ^Malkasten", in

der Hoffnung, daß dieser Marchenprinz aus
Genieland das verschlafene Dornröschen wuck>»
küssen würde. Aber man war bitter enttäuscht
von ihm; kein Spaß entschlüpfte inmitten der
porzellanenen Honoratioren seinem Wunde.
Endlich stand er auf und klopfte ans Glas.
Alles fuhr auf: „Wilhelm Busch wird reden,"
und hundert neugierige Augen sahen ihm aufs
Maul, in Erwartung, was da herauskommen
würde: „Kellner! Aoch einen Schoppen Mosel!"
sagte er und schwieg damit definitiv.
Am andern Worgen fuhr er in die Ein»
samkeit nach Wiedensahl und schrieb und malte
bort ganz allein, „ohne wem was zu sagen,"
wie er sich ausdrückte, alle seine schönen Bilder»
geschichten auf. Und als es ihm genug schien,
schwieg er so beharrlich, wie damals im „Wal»
tasten", und lebte friedlich in Wiedensahl bis
»uf den heutigen Tag, auf kein« andere Unter»
haltung angewiesen als auf Bücher, Bauern
und das Jägerlatein des Försters am Abend
in der Waldschenke. Er hat sich niemals feiern
lassen, und während andere berühmte Jubel»
greise sich zu ihrem 70. Geburtstag unter
Tränen anreden lassen oder im Kreise der lieben
Ihren sitzen, tiefgerührt den Enkel auf dem
Schoß, bis diefer plötzlich, ohne Aespekt vor
jenem Tag, sich unmanierlich benimmt, floh
Wilhelm Busch damals allein in die einsamen
Tannenwälder, die Gott sei Dank noch nicht das
Neben gelernt haben. Früher las er viel im
Darwin und Schopenhauer, und abends, wenn
die Leute in den Großstädten Vffenbach oder
Philipp! anhören, oder sich darüber freuen, daß
einer Seiltanzen kann, ohne sich die Beine
zu zerbrechen, dann holt« er sich Shakespeare
und las sich bei der Lampe darin so glücklich,
als wenn er im Frack in der ersten Loge der
Oper gesessen hätte, heutzutage, wo die Augen
schon matter geworden sind, spielt er lieber mit
den Kindern herum, oder sieht im Sommer
den Bienen zu, die ihm noch interessanter sind
als eine Neichstagswahl, und raucht dabei
Tabak, so viel er paffen kann, und hüllt sich
wie Zeus in blaue Wolken «in. Und über
kurz oder lang wird er eines nicht fchönen
Tages sterben, wenn es einmal acht Tage
hintereinander Streifen geregnet hat, oder das
Bier im Faß erfriert, und man recht« Luft auf
das Grab bekommt, wo man nicht mehr naß
und kalt wird und länger »ls acht Stunden
hintereinander schlafen kann, ohne von irgend»
einer verfluchten Pflicht geweckt zu werden.
Und seiner Schwester Sohn, der Pfarrer in
Wiedensahl ist, wirb ihn zur Auhe bring«n
und über seiner Gruft folgende Predigt halten:
„hier ruht in Gott und in Erbe Wilhelm
Vufch, ein lachender Philosoph, der letzte groß»
Humorist, den wir Deutsche hatten. Denn die
bis dato noch ihm kamen, verdienen leider nicht
den Aamen. Amen!"

Morgen: Kunst

Verliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Nosenhagen.

<^«I Neigen der Berliner Kunstaussstellungen schloß im alten Jahr mit drei sehr »er« schieden gearteten Vorführungen, die, jede für sich, als wichtig genommen werden wollten. Da war zuerst die Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste, bei der in erfreulicher Weise die Absicht zutage trat, der teilweise schon recht erstarrten Kunst der Mitglieder durch Hinzuziehung einiger jüngerer Kräfte «in frischeres Aussehen zu geben. Wenn eine glück» lichc Wirkung damit nur stellenweise erreicht wurde, so lag das daran, daß viele von den eingeladenen Gästen im Kampfe mit den Widerständen, die sich ihnen noch bis vor kurzem entgegenstellten, oder durch den Mißbrauch ihrer Fähigkeiten ihre ursprünglich guten Gaben bereits erheblich abgenutzt haben und nur noch Schatten ihrer selbst sind. Zu diesen nahezu verbrauchten Künstlern muh man nicht nur die deutschen Maler Lepsius, Olde und Dcttmann, sondern auch den einzigen mit» wirkenden Ausländer John Singer Sargent zählen, der an dieser Stell« zwar mit einigen älteren Arbeiten — Bildnisse des General» leutnants Sir Jan Hamilton, des Mr. Penros« und allenfalls auch noch das des Lord Aibbles» dal« — sein ausgezeichnetes Talent bewies! in anderen Arbeiten jedoch das Wort von Degas über ihn — „ebst 6e r»>-on 6« I» pemture" — bis zu dem unangenehmen Grade recht» fertigte, daß man ihn den amerikanischen Fritz August Kaulbach nennen möchte. Aber auch Stuck und Ludwig v. hofmann hätten besser vertreten sein dürfen, als es der Fall war; während Fritz Klimfch sich wohl noch niemals und nirgends von einer so vorteilhaften Seite gezeigt hat, wie hier mit seiner Frauenbüste und einem Merkur. Und auch Gotthardt Kuehl präsentiert« sich ungewöhnlich günstig. Von den Mitgliedern selbst bot Max Liebermann in seinen „Polospielern" wohl das reizvollste und lebendigste Stück Kunst in der ganzen Ausstellung, und Arthur Kampf fiel zum mindesten auf. Schade, daß man dem neuen Präsidenten der Akademie kein inhaltr«ich«r«s Kompliment für sein „störrisches Pferd" und fein „Damenbildnis" machen kann! Aber sein Ehrgeiz ist leider nur zu sehr auf solches Be> merktwerden gerichtet. Und doch könnte Kampf mit seinem tüchtigen Handwerk gewiß Kunst machen, wenn er sich abgewöhnen möchte, beim Malen seiner Vilder an deren Wirkung auf das breite Publikum zu denken. Indem er sich zugleich erinnert, womit andere Maler da und dort Effekt gemacht, bringt er sich um jeden Schein von Originalität und in seine

Arbeit fast immer eine unangenehme Trivialität hinein. Vielleicht fehlt ihm das Temperament; dann sollte er aber um so energischer bemüht sein, seine nicht geringen Fähigkeiten durch Konzentration des Willens, nicht durch übertriebene Bildformate zur Geltung zu bringen. Jedes seiner hier vorgeführten Bilder konnte man sich anders denken, als er es gemalt. Das ist bei Werken, die eindringlich, als Einheiten konzipiert sind, unmöglich. Es bezeugt am Ende mehr Achtung vor der Kunstlerschaft Kämpfs, solche Dinge auszusprechen, als ihm eine Anerkennung über die Vorzüglichkeit seiner Leistungen zu geben, deren Unhaltbarkeit vielleicht schon das nächste, der Kunst zu Ehren geschaffen« Bild Kämpfs erweisen kann.

Die Berliner Sezession veranstaltete im Salon Paul Cassirer eine « Ausstellung »Zeichnende Künste". Diese Vorführung schien nicht nur mangelhaft vorbereitet — sie war auch ungünstig und unvorteilhaft untergebracht; denn bei der Beschränktheit des Raumes schlugen sich viele Sachen, dicht zusammen gedrängt, gegenseitig tot. Was die Ausstellung an interessanten und sehenswerten Leistungen zu bieten hatte, ist durch die Namen van Gogh, Liebermann, Slevogt, Munch, Klimt und Eorinth «schöpfend charakterisiert. Was man von Daumier, Delacroix, Puvis de Chavannes oder gar von Daubigny und Willct zu sehen bekam, war deprimierend — der Abhub

tzans Nosenhagen: Berliner Kunstaussstellungen 121
des Variier Kunsthandels. And wieviel Zeich-
nungen von jüngeren Künstlern waren d»,
denen man von weitem anmerkte, daß sie »ä Koc,
acht Tage vcr Schluß des Linlieferungstermins
angefertigt waren! Dazu wieder Dinge von
lediglich snobistischem Wert, wie die Zeich-
nungen von Maillol. Dergleichen gehört nicht
vor die Öffentlichkeit. Wohin man mit dem
Zeigen solcher Intimitäten gelangt, dafür bilden
die falschen Aodin»Zeichnungen des in seiner
Kunst so vortrefflichen Bildhauers Georg Kolbe
«in bcNagenswertes Beispiel. Man kann nicht
genug davor warnen, den Import einer aus»
ländischen Kunstware, die schon am Orte ihrer
Entstehung den Beifall der ernsthaft zu nehmen»
den Kunstverständigen schwer findet, fortzusetzen.
Es muß gegen diefe Sachen schließlich mit Not»
wendigkeit eine Reaktion erfolgen, die auch der
guten ausländischen Kunst gefährlich werden
lann. Und wer wollte das nicht bedauern!
Soll diefen Schwarz»Weih»Ausstellungen der
Berliner Sezession ihre Wirkung auf die Kunst
und das Publikum erhalten bleiben, fo wird
man Grenzen ziehen, vor allem aber Nach»
druck darauf legen müssen, daß hauptsächlich
gezeichnete Studien zur Ausstellung gelangen.
Das würde einmal dazu führen, daß die Maler
sich wieder häufiger zeichnerisch Rechenschaft
über ihre Beobachtungen gäben, sodann würde
das Publicum auf Orund solchen Materials
besser beobachten können, in welcher Dichtung
sich der einzelne Künstler besonders bemüht.
Gin Nassischcs Beispiel für den Zweck und Wert
der Zeichnung bot mit seinen Arbeiten den
Besuchern wieder Liebermanil. Da ist der Weg,
um das Interesse für die zeichnenden Künste
stets wachzuhalten. Die Graphik braucht auch
in Zukunft nicht ausgeschlossen zu werden; aber
Stumpfsinnigkeiten, wie den dieses Mal vor»
handcnen Arbeiten «Richard Müllers, sollte
man in einer Sezessionsausstellung nicht be°
gegen. Man ist doch bei andere» Gelegen»
heiten nicht derartig liberal.
In Hb. Schuttes Kunstsalon sah man die
erst« gemeinsame Ausstellung einer Gruppe
deutscher und französischer Künstler, welche die
Malerin Ida Gerhard! zusammengestellt hatte.
Ein innerlicher Zusammenhang zwischen den
Beteiligten war nicht erkennbar; immerhin je»
doch konnte der Versuch, einige jüngere, in
Frankreich zur Beachtung gelangte Maler dem
deutschen Publikum vorzustellen, interessieren.
Hoffentlich wird er nicht wiederholt; denn es
liegt nicht die geringst« Notwendigkeit vor, diese
Epigonen der großen französischen Impressio»
nisten näher kennen zu lernen, geschweige, daß
sich ihnen der deutsche Kunstmarkt öffnet. Lehnt
man schon die deutschen Aachtreter von Manet,
Cizanne, Monet und Vegas ab — wieviel

mehr Aecht hat man, sich gegen die französischen zu wehren! Daß die Franzosen im allgemeinen begabter für die Farbe sind als die Deutschen, braucht nicht mehr bewiesen zu werden, und nur im Malerischen unterscheiden sich ihre mittelmäßigen Talent« von deutschen Mittel» Mäßigkeiten. Wer Künstler wie Puy, Picasso, Heroin, Marquet, Palloton, Aoussel, Gusrin usw. den Leo Putz oder E. N. Weih und ahn» lichen vorzieht, handelt mindestens unpatriotisch. Und wenn man in Paris gegenwärtig Gauguin für «inen der Großen im Aeiche der Kunst ausgibt, so braucht man in Berlin diese Mode wirklich nicht mitzumachen. Der einzige von diesen Künstler», der höher bewertet zu werden verdient, ist Maurice Denis, der hier in ein«r groß.'» Komposition „Lasset die Kindlei» zu mir kommen!" und in der köstlichen Skizze zu einem Aymphcnbilde Zeugnisse seines feinen Talents bot/ der aber doch schon zu viel manie» riertes Raffinement aufwendet, um dem beut» fchen Geschmack dauernd zuzusagen. Das Beste in der ganzen Porführung war «ine Wand voll Bilder des Dänen Pilhelm Hammerehöj, dessen schlichte, ruhige und eindringliche Kunst den zuverlässigsten Maßstab bot für die Be» Wertung der Leistungen aller dieser verschiedenen deutschen und franzöfifchen Maler, die sich durch Schreien, Aufblähen und Extravaganzen bemerkbar zu machen fuchen und zwar viel« Bilder, aber wenig Kunst hervorbringen, hammershöjs Bild einer Frau beim Kaffee» trinken, worauf die weiße Tasse den Mittel» Punkt der farbigen Komposition bildet, und ein Interieur mit «iuer Weißzeug nähernden

Morgen: Kunst

Frau darf man zu den schönsten Schöpfungen zählen, die man je hier von diesem in der Beschränkung so großen Künstler gesehen hat. Die Schwärmer, die da glauben, man könne die ersehnte Blüte der deutschen Kunst durch Vereinsgründungen befördern, sterben nicht aus. Hat sich da wieder ein W«rdandi»Bund konstituiert und die Welt, außer mit einem die bekannten Schlagworte von der Not des deutschen Geistes wiederholenden Manifest, mit einer „Werdandi» Ausstellung" im Künstler» Hause beglückt. Als ob der deutschen Kunst in dieser realistischen Zeit irgend etwas anderes zur Blüte verhelfen könnte, als rastlos« Arbeit und unermüdliche Selbstzucht! Mit Sentimental!» täten ist heutzutage nichts hochzubringen und Wohl überhaupt niemals etwas hochgebracht worden. Man wird als deutsch im guten Sinne immer nur die tüchtigste Kunst bezeichne», die in Deutschland gemacht wird; und, je nachdem die besten Leistungen auf der realistischen oder der idealistischen Seite hervorgebracht werden, kann einmal diese, einmal jene „Nichtung" zur Herrschaft gelangen. Es steht in keines Menschen Macht, selbstverständlich auch in der der Kritiker nicht, der Kunst die „Nichtung" vorzuschreiben. Wenn jetzt lange Jahre hin» durch eine nach Wahrheit und Erkenntnis strebende Kunst alles Interesse auf sich zog, so muß eine innere Notwendigkeit dafür vor» gelegen haben, und sicherlich betätigten sich die tüchtigsten deutschen Künstler in dieser Nichtung. Verloren ist nichts, gewonnen sehr viel, und wenn eine Zeit erscheinen sollte, die eine höher gestimmte Kunst verlangt, wird sich zeigen, daß es den durch eine strenge Schule der Natur» beobachtung gegangenen deutschen Künstlern nicht an Kraft gebricht, solchen Ansprüchen zu genügen. Aber es ist nicht anzunehmen, daß das Dasein des Werdandi»Bundes den Eintritt dieser Zeit irgendwie beschleunigen könnte. In seinen Bestrebungen, eine gesunde deutsch« Kunst zu unterstützen, hat er ohne weiteres jeden «hr» lichen Kunstfreund und die ernsthaft« Kritik auf seiner Seite; aber wenn er sich auf di« Ber« anstaltung von Ausstellungen legt, muß er auch Zeugnis dafür ablegen, daß «r es mit dieser Gesundheit ehrlich meint. Die Vorführung im Künstler» Hause macht von vornherein bedenklich gegen die Tendenzen des Bundes. Es über» wiegen darin nicht nur die schwachen Werke, sondern man kann sogar die Mitwirkung von Dilettanten konstatieren. Gute Namen allein verleihen einer Ausstellung noch kein Relief. Es gehören auch gute Werke dazu. Sehenswert ist eine Wand voll Hans Thomas, unter denen einige ältere Bilder, wie die „Flucht nach

Egypten", die „Flora" und die „Oewitterlanb«
schaft mit Pflug", den Meister in jedem Sinne
vorteilhaft vertreten. Hans Valuschek, dem man
im allgemeinen den Wunsch nahelegen möchte,
für seine Proletariargestalten hier und da wirk«
lich einmal ein Modell zu nehmen, bietet indem
Idyll „Zur Walderdbeere" — der Wirt dieser
Sommerkneipe sieht schmunzelnd dem Spiel
zweier Schmetterling« über einem leeren, grob«
gezimmerten, unter Föhren stehenden Gasttisch
zu — eine der besten und humorvollsten
Leistungen, die« er in der letzten Zeit sehen ließ.
Auch Martin Brandenburg hat ein neues, frei«
lich wieder sehr sonderbares Kind seiner eigen«
artigen Phantasie hier. Ein gutes Teil der
sonst ausgestellten Werke ist von früheren Aus«
stellungen her bekannt. Um eine „Tat" handelt
es sich also bei dieser Ausstellung nicht. Wenn
der W«rdandi«Bund nicht stärkere Beweis« für
die Notwendigkeit seiner Existenz und die Höhe«
seiner Absichten beibringt, wird man nicht zu
große Hoffnungen auf sein Wirken setzen dürfen.
Der Salon Fritz Gurlitt beschloß das alte«
Jahr mit einer höchst sehenswerten Trübner«
Ausstellung und beginnt das neue mit einer«
Vorführung von Landschaften Paul Hönigers,
die an sich sehr gute Leistungen, im Charakter
jedoch immer noch zu französisch sind, um die«
sonderen NespeN vor der Eigenart des Malers
zu erwerben. Wenn die hier gezeigten Still«
leben von Alice Trübner auch verraten, wieviel
sie als Malerin ihrem Gatten verdankt, so
spricht sich doch in der Wahl der Stoffe und
im Farbenarrangement ein so persönliches Ge«
schmack aus, daß man behaupten darf, die«
Arbeiten repräsentieren in der deutschen Kunst
schließlich doch «in« «igen« Not«.

o 5
0 0
123

«Rudolf Martin: Die lenkbaren Luftschiffe
Im Salon Paul Cärsirer gibt es als
Jahresouvertüre «in» Louis Corinth»Aus»
stellung. Wi« man sich auch zu der Tendenz
der Eorinthschen Kunst stillen mag — der Maler
ist ein ganzer Kerl, der aus dem Vollen schöpft,
der das kann, was er will, und als eine fest
auf sich gestellte Persönlichkeit wirkt. Wer
möchte ihm in Berlin mit der gleichen Bravour
diesen weiblichen, zusammengekrümmt auf der
Seit« liegenden Akt nachmalen? Wie famos
ist der gezeichnet und wie gut ist die Farbe!
Dann die Frau, die mit lachenden braunen
Augen aus einer schwarzen Maske schaut, und
ihren vollen Busen im geöffneten blauen Kleide
sehen läßt. Gewiß ist das sinnliche Kunst; aber
wer will ihr die Daseinsberechtigung abstreiten?
Verehrt man nicht auch Aubens, und hat er
nicht noch ganz andere Dinge dargestellt? Ein
Selbstporträt als Halbakt, mit d«m Spachtel
gemacht, hat glänzende Qualitäten. Weniger
zu rühmen sind einig« Bildnisse; aber ganz
vorzüglich wieder die Hände einer jungen Dam«,
di« in einen Dalienbusch greifen. Wi« rassig
und beweglich wirkt der orientalische Tänzer!
Eine Kreuzigung ist nicht weit genug gebracht,
um Bewunderung zu erwecken: aber amüsant
di« Studi« dazu. Von älteren Arbeiten sieht
man hier nicht ohne Vergnügen Corinths
„Andromeda“ und jene des Malers Humor so
glänzend beweisende „Tischgesellschaft“ wieder,
die trotz ihrer unglaublichen Anordnung ein
Charakterstück «rslen Nanges ist. Von b«n
sonstig«!» Ausstellern kommt als Künstler in
höherem Sinne neben Corinth eigentlich nur
Georg Kolbe in Betracht, der dieses Mal fast
nur Porträtbüsten zu zeigen hat. Er bewährt
sich auch auf diesem gefährlichen Gebiet als
ein Eigener. Seine Form ist diskret und doch
im hohen Grade charakteristisch, und sein«
Psychologie bleibt wahrlich nicht an der Ober»
fläche. Unter diesen Porträts dürften die von
Frau Direktor St., von Fritz Klinisch und
Curt herrmann wohl die gelungensten sein.
Max Beckmann und Emil Aolde gelten in den
Kreisen der Sezession als Talente. Ihre hier
vorgeführten Bilder widersprechen dieser guten
Meinung nicht gerade; aber man mühte doch
erst stärkere Zeugnisse ihrer Begabung ab»
warten, um Fernerstehenden «ine gewisse Be»
dcutung ihres Talents plausibel machen zu
können. Denn das Talent an sich ist nichts
wert, wenn sein Besitzer nicht alle Kräfte daran
setzt, es durch redliche Arbeit hochzubringen
nnd zu redlichen Leistungen anzuhalten.
schiffe gilt seit einigen Monaten auch
dem groh«n Lai«npublilum als gelöst. Di«

Ils

Die lenkbaren Luftschiffe.

Von Regierungsrat "Rudolf Martin.

<^as Problem der Lenkbarkeit der Luft»

^ schiff

>«m groß«

Fachmänner haben es seit Jahren »ls gelöst betrachtet. Schon im Jahr« 1904 sprach der jetzia« Kommandeur des Luftschiffers»Bataillons Major Groß in seiner Schrift „Die Luftschiff« fahrt" den Grundsatz aus, dah das lenkbare Luftschiff nicht mehr erfunden zu werden braucht, da alle Konstruktionsbedingungen hin» länglich geklärt seien. Die Erfolge der ver» schiebenen Luftschiff«, welche Santos Dumont seit d«m Jahre 1898 der Veffentlichkeit vor» ««führt hatte und insonderheit di« zahlreichen Aufstiege des von Ingenieur Lulliot lon» ftruiert«« „Lebaudy" s«it d«m Aov«mber 1902 konnten »n der Nichtigkeit dieser Auffassung l«in«n Zw«if«l mehr lassen. Die drei Auf» stiege des Grafen Zeppelin im Jahr« 1900 waren wenig glücklich v«rlaufen> aber dennoch berechtigten sie zu der Annahm«, dah auch dieses starre Aluminiumsystem sich velleicht ebenso wie das Halbstarre System des In» genieur Lulliot und das unstarre des Santos Dumont bewähren werde.

Während di« wichtigsten technischen Er» findungen vor hundert Jahren, insonde» beit die Dampfmaschine, dl« Eisenbahn und die Spinnmaschine, aus England kamen unl in n«uerer Zeit Amerika eine Aeihe der besten Arbeitsmaschinen geliefert hat, stehen diese beide« Staate» bei der epochemachenden Er» findung der Motorluftschiffahrt gänzlich un» beteiligt da. Außer Zweifel ist dies bei dem gewöhnlich als Motorluftschiff bezeichneten, von Gas getragenen Motorballon, Es erscheint aber

Parerga

nicht ausgeschlossen, daß den Amerikanern «in hauptverdienst bei der Erfindung der nicht von Gas getragenen Flugmaschine, also der „Schwerer als die Luft“ zukommen wird. Wenn die durch schriftliche Zeugnisse von Augenzeugen beglaubigten Flugmaschinenfahrten der Gebr. Wright Anfang Oktober 1905 zu Dayton in Ohio wirklich stattgefunden haben, so ist kein Zweifel, daß auch das Problem der Luftschiff» fahrt ohne Gasballon als gelöst zu gelten hat. Solange die Gebr. Wright sich mit ihrer Flug» Maschine aber nicht vor der breiten Veffent» lichkeit zeigen und ihre angeblichen «Rekord» fahrten von 20 bis 37 Kilometer wiederholen, wird man ihren Angaben trotz aller Zeugnisf» mit größter Zurückhaltung gegenüberstehen müssen.

Brauchbare Motorluftschiffe gibt es gegen» wärtig nur in Frankreich und Deutschland. Nachdem die „Patrie“ am 30. November ver» loren gegangen ist, sind der „Lebaudy“, die „Ville de Paris“ des Petroleumraffineurs Deutsch, das kleine Motorluftschiff des Comt« de la Vaulx und das neueste Motorluftschiff des Santos Dumont die einzigen brauchbaren Motorballons in Frankreich. In Deutschland gibt es zurzeit drei Motorballons, das starre Aluminiumluftschiff Ar. 3 des Grafen Zeppelin, den Halbstarren Militärballon und das un» starre Motorluftschiff des Majors von Par» ferval. Graf Zeppelin und Major von Parseval sind aber augenblicklich ebenso wie die Heeres» Verwaltung mit der herstellungi» eines neuen größeren und verbesserten Motorluftschiffes beschäftigt. Das starre Aluminiumsystem des Grafen Zeppelin ist in Frankreich nicht ver» treten. Nur in Deutschland findet man diese drei Hauptsysteme nebeneinander. In Italien ist der Graf Schio in Besitz eines Motorluft» schiffes namens „Italia“, welches sich aber wenig zeigt. In England hat vor wenigen Tagen ein militärisches Motorluftschiff des Halbstarren Systems seine ersten Aufstiege gemacht. Auch in Vesterreich und Belgien soll die Heeresverwaltung mit Herstellung eines Motorluftschiffes bereits beschäftigt sein. Von den 15 Motorballons in Amerika ist nicht ei» einziger brauchbar.

Bei dem zunehmenden Interesse der Staaten für die lenkbare» Luftschiffe dürfte die Erfindung sich schnell vervollkommen. Wie in Frankreich schon seit Jahren, so werden sich auch in Deutschland und wahrscheinlich bald in Amerika reiche Sportsleute finden, die sich den Lux>:s eines eignen Motorlnftschiffcs leisten. Den Grafen de l» Vaulx und den

Herren Deutsch, wie Santos Dumont kosten ihre aeronautischen Liebhabereien allerdings eine erhebliche Summe Geldes, Solange der Bau von Motorluftschiffen nicht fabrikmäßig in großem Maße betrieben wird, sondern nur auf Bestellung und unter Angabe der besonderen Größenverhältnisse und Konstruktionswünsche stattfindet, sind die Herstellungskosten noch sehr hohe. Das unstarre Motorluftschiff des Majors von Parfeval kostet gegenwärtig 200 000 Mark, hierzu kommt noch die einfache hölzerne Ballonhalle mit einem Kostenaufwand von 75 000 Mark. Der Motor des Ballons kostet allein 20 000 Mark. Die einmalige Füllung dieses Motorballons mit Wasserstoffgas kostet 1200 Mark. Bei einem ganz neuen Ballon hält sich die Füllung allerdings vier bis sechs Wochen. Bei einem älteren Ballon aber nur etwa acht Tage. Die Kosten des Ballons und auch der Gasfüllung werden in Zukunft sich jedenfalls erheblich billiger stellen, sobald die Motorluftschiffahrt sich in größerem Umfang eingebürgert hat. Aber die hohen Kosten für die Ballonhalle sind nicht zu umgehen. Denn der Ballon kann in gefülltem Zustande nur in einer etwa 23 Meter hohen und 70 Meter langen Halle aufbewahrt werden.

Wie heute der Berliner Verein für Luftschiffahrt der Besitzer aller Kugelballons in Berlin ist, so werden demnächst sich Vereine und Klubs bilden, die den Sport der Motorluftschiffahrt betreiben. Da bei dem Motorluftschiffe das Gas nach Beendigung der Fahrt nicht aus der Hülle entleert werden muß, wie bei dem nicht lenkbaren Kugelballon, der in ungefülltem Zustande auf der Eisenbahn zurück transportiert werden muß, so werden die einzelnen Fahrten mit dem Motorluftschiffe dem Verein billiger zu stehen kommen als die Fahrten mit dem nicht lenkbaren Kugelballon. Je nach der Größe des Ballons kostet die Gasfüllung eines Kugelballons 120 bis 200 Mark, Unter den zahlreichen Fachmännern und Industriellen, welche in den letzten Wochen den fast täglichen Fahrten der beiden Motorballons am Tegel beigewohnt haben, war allgemein die Ueberzeugung verbreitet, daß der Einrichtung von Verkehrslinien durch die Luft Schwierigkeiten nicht mehr entgegenstehen. Es ist nicht nötig, daß die Fahrten mit der Aegle Mäßigkeit und Pünktlichkeit der Eisenbahn bei jedem Wind und Wetter stattfinden. Man kann sich anfangs darauf beschränken, große Entfernungen mit dem Winde zurückzulegen. In Norddeutschland herrscht bekanntlich gewöhnlich Westwind, der den Ballon nach Osten trägt. Eine bedeutende seitliche Abweichung ist durch den Motor leicht zu erzielen. Man wird also in den nächsten Tagen regelmäßig darauf rechnen können, mit einem Motorluftschiff nach Berlin, Dresden oder Breslau zu gelangen. Geht der

Motorballon mit dem Wind«, so vermehrt sich

die Schnelligkeit des Windes um die Eigenbewegung des Motorballons. Beträgt die Geschwindigkeit des Windes 50 Kilometer und die Eigenbewegung des Motorballons 43 Kilometer, so vollzieht sich die Luftreise mit einer Schnelligkeit von 95 Kilometer. Die Rückfahrt des Motorballons vom Oft nach dem Westen kann an windstillen Tagen oder bei Ostwind erfolgen, der allerdings Verhältnismäßig selten zu finden ist.

Ant den Zuschauern der zahlreichen Aufstiege der beiden Motorballons in Tegel pflegt sich sofort ein absolutes Vertrauen zur Sicherheit des Betriebes einzustellen. Wie groß dieses Vertrauen ist, kann am besten der Tatsache entnommen werden, daß der Vorzug, an einem solchen Fahrt teilzunehmen, von den hervorragendsten Persönlichkeiten und den größten Industriellen umstritten wird. Der Kommandeur der Verkehrsgruppen, General von Lynker, war einer der ersten, die in dem Militärballon aufstiegen, und der frühere Staatssekretär Admiral von Hollmann hat als Vorsitzender der Motorluftschiff-Studiengesellschaft sehr bald eine Extrafahrt mit dem Parfevalfchen Motorballon gemacht. Im Herbst haben mehrere der größten Industriellen, die in dem Aufsichtsrat der Motorluftschiff-Studiengesellschaft sitzen, an Fahrten teilgenommen. Aus diesen Kreisen durfte sich noch innerhalb eines Jahres eine industrielle Gesellschaft zum Aufbau von Motorluftschiffen bilden. Da das Parfevalfche Motorluftschiff an der Ballonhülle alle Metallbestandteile vermeidet und daher verhältnismäßig das leichteste ist, dürfte es sich für Zwecke des Sports in besonderem Maße eignen. Die industrielle Fabrikation wird sich wahrscheinlich zunächst dem unstarren System zuwenden, das sich für eine weitere Verbreitung am besten eignet. Die kommenden Fahrten des Grafen Zeppelin werden darüber Aufschluß geben, ob sein riesenhaftes Aluminiumluftschiff sich schon bald für Einrichtung von Verkehrslinien eignet. An Tragfähigkeit und Schnelligkeit wird dieses starrere System kaum jemals von dem halbstarren und unstarren System erreicht werden. Solange das Aluminiumluftschiff nur auf dem Wasser landen kann, wird es eine größere Anwendung kaum finden können.

Die Fähigkeiten der Motorluftschiffe sind zurzeit noch unbegrenzt. Die Erfinder von Motorluftschiffen neigen fast durchweg zu einer Ueberschätzung der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit ihrer Luftfahrzeuge. Insonderheit überschätzen sie den Aktionsradius und die Eigenbewegung ihrer Motorballons. Die Rekordfahrt der „Patrie“ am 23. November

1907 von Calais.Meudon bei Paris nach dem 240 Kilometer entfernten Verdun in rund 7 Stunden ist bisher nur durch die Fahrt des Zepplinschen Aluminiumluftschiffes N. 3 am 30. September 1907 über eine Entfernung von 350 Kilometer in 7 Stunden überboten worden. Nicht der Brenzinvorrat, sondern das Entweichen des Gases, welches dem Ballon die pralle, zigarrenartige Form either oder weniger raubt, begrenzt gegenwärtig am meisten den Aktionsradius. In meinem eben erschienenen Buch „Die Erprobung der Luft, kritische Betrachtung über die Motorluftschiffahrt“ (Berlin, Verlag von Georg Siemens) habe ich nachgewiesen, daß die halbstarren und unstarren Motorballons durch das Entweichen des Gases und das Nachlassen der Prallheit der Ballonhülle nach etwa 8 bis 10 Stunden ihre Lenkbarkeit verlieren und daher zur Landung gezwungen werden. Die am 30. November 1907 vom Sturm bei Verdun abgetriebene „Patrie“ hatte sich allerdings schon etwa 20 Stunden in der Luft gehalten, als sie zum erstenmal in Irland auf den Boden aufschlug, um nach Verlust einzelner Maschinenteile wieder in die Höhe zu steigen. Die „Patrie“ ging aber führerlos mit dem Winde. Da das Entweichen des Gases die pralle Form beeinträchtigt, kann der halbstarre oder unstarr Motorballon nicht länger den Luftwiderstand überwinden. Von diesem Uebelstand ist nur das Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin befreit, da das Entweichen des Gases aus den 16 Ballons die Form der äußeren Aluminiumhülle nicht beeinflussen kann. Es erscheint aber schon nach dem Urteile von Fachmännern sehr wahrscheinlich, daß im Laufe der Zeit Mittel entdeckt werden, um das natürliche Entweichen des Gases auf der Höhe wesentlich zu beschränken. Worin besteht die Eigentümlichkeit des lenkbaren Luftschiffes gegenüber jedem anderen Fahrzeuge? Für den Motor in der Luft ist jeder Punkt sowohl auf dem Lande, als in der Luft, als auf dem Wasser erreichbar. Er ist aber nicht nur erreichbar, sondern er ist auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten, mit der größten Sicherheit und mit der größten Annehmlichkeit zu erreichen. Dieser ist meines „Zeitalter der Motorluftschiffahrt“ von mir aufgestellt Grundsatz trifft auf die gegenwärtigen Motorluftschiffe noch nicht in vollem Maße zu. Ihr Aktionsradius ist noch so beschränkt, daß an eine Überfliegung des Ozeans oder auch nur an ein Hinauswagen auf eine erhebliche Entfernung noch nicht zu denken ist. hingegen haben aber nicht nur die beiden französischen Kriegsluftschiffe, sondern auch die drei deutschen Motorballons durch viele Fahrten bewiesen, daß der Kanal von Calais nach Dover für sie

» C>

Morgen: Literatur

ein Hindernis bildet. Der Kanal hat eine Breite von 33 Kilometern, während das Zep» pelinfch« Motorluftschiff 330 Kilometer und der deutsche Militärballon wiederholt Entfernungen von 100 bis 200 Kilometer zurückgelegt haben. Einer regelmäßigen Verbindung durch die Luft von England nach dem Kon» tinent und umgekehrt steht also schon bei dem gegenwärtigen Stande der Technik kein Hindernis entgegen. So oft das Motorluftschiff mit dem Winde geht, kann die Eisenbahn ü» das Dampfschiff an Schnelligkeit den Vergleich nicht aushalten. An Eigenbewegung bleiben schon jetzt die schnellsten Ozeandampfer mit ihren 37 Kilometern weit hinter dem Zeppelin» fchen Motorluftschiff mit 50 bis 54 Kilometern oder der verschwundenen „Patri«" mit 45 Kilo» Metern zurück. Die Lenkbarkeit der Luft» schiffahrt ist kein Phantom. Die hohe» großen Vallonhallen, die jetzt am Vobensee und in Tegel, wie rings um Paris er» richtet sind, erscheinen als die Wahrzeichen der neuen Zeit. Bald werden hunderte von solchen Vallonhallen sich in Deutschland und Frankreich erheben. Als über der Jungfern» Heide am 27. August 1907 der deutsch« Militär» ballon und der Parsevalsch« Motorballon stundenlang nebeneinander den Luftocean durchquerten, hatte jeder Zuschauer das Gefühl, zum erstenmal ein Bild aus dem kommenden Zeitalter der Motorluftschiffahrt vor Augen zu haben.

Weimars alte und neue Theaterstätten.

Von Nobert, Misch.

I.

^?>er Vater Karl Augusts berief im Jahre ^ 1756, wohl auf Wunsch seiner Luftlieben» den Gattin Anna Amalia, die er soeben aus Braunschweig heimgeführt, die erst« regelmäßige „Theatertruppe" nach Weimar. Der berühmte Prinzipal Döbbelien, der spätere Begründer und Vorläufer der Berliner „Königlichen National» bühne", leitete sie; und der Hof übernahm sie bald auf eigene "Rechnung.

Der jähe Tod des Herzogs ließ schon 1758 — ein Jahr vor Schillers Geburt ^ die Hof» bühne wieder ins Nichts versinken. Ein Jahr» zehnt lang mußte sich Weimar ohne Theater behelfen, bis Anna Amalia erst Koch, später Seyler berief, hatte ersterer mehr das Sing» spiel gepflegt, so brachte Seyler eine Frau, die aus Lessings Dramaturgie bekannte Madame henkel, und Konrad Ethof. Ein erst» flussiges Personal also, und dazu ein Aepertoir, in dem Lessing, Wieland, Diderot, Beaumarchais und die damaligen Weimaraner zu Worte kamen. In der Geschichte der deutschen Vper

bildet Wielands „Alceste“ mit der Schweitzer»
schen Musik ein historisches Datum. So viel»
verheißender Entwicklung machte der Schloß»
brand 1774 «in jähes Ende: denn in der
„Wilhelmsburg“ selbst hatten die Bühnenmuseen
ihr heim aufgeschlagen, dessen Einrichtung und
Benutzung für die große Prunkoper ii I» I^uii«
<iu>tnr?.s bis zum Ende des 17. Jahrhunderts
zurückreicht.

Im Jahre 1775 kam Goethe nach Weimar,
Di« Epoche der „Dilettantenkomödie“.
in der außer dem Olympier selbst Karl August,
sein Bruder Eonstantin, Anna Amalia, Knebel,
Bertuch, Musäus, die Göchhausen, Corona
Schröter und die angesehensten Edelleute und
Beamten der Stadt mitwirkten, gehört ja zu
den bekanntesten und meistgeschilderten Episoden
(auch durch die bildenden Künste) unserer
Literargeschichte. In den herrlichen Versen auf
des genialen Maschinisten „Miedings Tod“
hat Goethe selbst berichtet, wo und wie diese,
wohl fruchtbringendste und genialst« „Dil«t»
tantenkomödie“ aller Zeiten gespielt wurd«. In»
dessen, diese Bezeichnung besagt nur, daß «s
statt ungebildeter Komödianten vornehme
Herren auf den höhen der Zeitbildung waren,
die hier im „Nebenberuf“ zwanglos und ohne
Eintrittsgeld, bald im Freien (auf höhen
Ettersburgs, in Tiefurts Tal), bald „in engen
Hütten und im reichen Saal“ sich vor selbst»
gewähltem Publikum produzierten. Schon das
Aepertoir zeigt uns, daß hler — unabhängig
von äußerem Zwange und materiellen Fragen,
durch ein einziges, glückliches Zusammentreffen
nie vor» und nie nachh«r wi«l«r dag«»
wesencr Umstände — eine neu«, h«iter«, zwang«
los« Theatcrkunst wie durch «in Wunder »»
die höhe sproßte.

Außer den leichtgefügtten Singspielen, die
Goethe in diese reizende Umgebung Weimars
hineindichtete, gab man seine „Mitschuldigen“,
„Geschwister“ und „Iphigenie“ (in der frühen
Fassung), Aristophanes' „Vögel“, Minna von
Varnhelm, Moliere, Hans Sachs. — In
Weimar selbst benutzte man das im Jahre
der Goetheschen Ankunft vom Unternehmer
Hauptmann erbaut« N«dout«nhaus auf der

0 ^

Robert Misch: Weimars alte und neue Theaterstätten 127

Esplanade (jetzt Schillerstraße), in dem Mieding auf Kosten der Herzogin «in» Licht abzu» brechende, Nein» Bühne errichtet hatte. Dieses Jahr 1775 kann also mit Fug, trotz aller Unterbrechungen, in höherem Sinne als das Begründungsjahr des Weimarer Hoftheaters gelten.

Da sich das Haus für seine Zwecke als zu klein erwies, erbaute Hauptmann für „9432 Taler“ mit Zuschuß der herzoglichen Kammer «in» größeres auf dem jetzigen Platz«, im großen Garten des Geheimrats v. Fritsch. Es wurde jen»s „klassisch» Haus“, in dem nach gering» fügigem Umbau Goethe und Schiller später ihre großen Schlachten schlugen. Unten befanden sich Wirtschaftsräume, oben der große, 34 Fuß hohe Tanzsaal mit einer Galerie und fester, geräumiger Bühne. Am 1. Januar 1780 wurde «s mit einer „Aedule“ eröffnet. Eine «it»» Ironie des Schicksals für ein Haus, das zu so großen Kunsttaten bestimmt war.

Das lustige „Dilettantenspiel“ hört» mäh» lich auf, so um 1783. Goethe widmete sich den neuen staatsmännischen Pflichten mit Eifer und wollte « „nicht mehr Großmeister der Affen“ sein. Sie waren auch all» müder und älter geworden. Der Herzog berief daher 1784 den Prinzipal Velloino, dessen Starte auf dem Gebiete des Singspiels lag. Auf die Dauer konnte freilich dies» „Truppe“ der geistig und artistisch verwohnten Gesellschaft des jungen Muschnhofes nicht genügen. Der Herzog und seine Mutter, angeregt durch die Kunstreformatorischen Bestrebungen Veichardts, den er auf einer Berliner Akademie kennen gelernt, beschlossen völlige Umgestaltung des Theaters, Uebernahm» in eigene Hände.

Goethe verhielt sich skeptisch bei dem „jetzigen Tiefstand« des Publikums, der Schauspieler und der Bühnenproduktion“. Er fürchtete auch «in» Zersplitterung seiner Kräfte, übernahm aber, dem Wunsch« des fürstlichen Freundes folgend, nachdem die Verhandlungen mit anderen Bühnenleitern gescheitert waren, schließlich doch die Oberleitung der neuen Bühne unter Assistenz des tüchtigen Verwaltungsbeamten Kirms. Er betrachtet« das Unternehmen nur als «in Glied in der Kette der neuen staatlichen Institution, die den Künsten und Wissenschaften gewidmet waren, und hat in den ersten Jahren, trotz ehrlicher künstlerischer Absichten, das Theater hauptsächlich »ls Geschäftsmann geleitet. „Ein Theater muß Geld verdienen. Geringe« Einnahme!» und das Schlechte der Bühne« find natürlich« Gefährten.“

Am 7. Mai 1791 wurde es mit Ifflands „Jägern“ eröffnet. Kotzebue, Iffland und Goethe

nossen beherrschten in den ersten Jahren durchaus das Repertoire, daneben die Oper, die freilich damals in ihrer Mozart-Blüte stand. Da Weimar das Theater allein nicht halten konnte, ließ er es oft auswärtig gastieren und erreichte so, daß es kein Defizit ergab.

Die große Epoche begann erst im gemeinsamen Zusammenwirken mit Schiller seit 1799.

In diesem Jahre fand auch der Umbau statt, der mit Schillers berühmten Prolog, einem wahren Fanfarenstoß der neuen Achtung des großen, idealen Dramas, und Wallensteins Lager eröffnet wurde. Neu« Darsteller wurden gewonnen, die Schiller vor ganz neue, ungewöhnliche Aufgaben stellte.

Es galt, die Nüchternheit oder die gespreizte Unnatur der älteren Hamburger Schule Schröders zu verdrängen. Diese Schauspieler mußten erst erzogen werden, den Glanz, Schwung und Rhythmus des Schillerschen Verses zur Geltung zu bringen, dem sie zuerst ratlos und hilflos gegenüberstanden. In rascher Folge schuf Schiller sein Meisterwerk, bearbeitete er und Goethe griechische Tragiker, Shakespeare, französische Klassiker und hoben mit diesen und anderen Dramatikern der Welt die Literatur den Spielplan auf eine bisher unerreichte Höhe.

Auch Schillers jähem Tode führte der «infam zurückgebliebene Olympier» das Theater nicht mehr mit jener Freudigkeit, die allen Widerwärtigkeiten trotzt. Auch hatte er sich mählich immer mehr zum starren Theoretiker einer antiliferenden Achtung ausgewachsen, der der Schauspielkunst herrisch, fremd, nur von außen gegenüberstand, und sie in Fesseln zwängte, die ihre künstlerische Freiheit, ihr Wachstum vernichteten. Seine bekannten, viel bespöttelten Schauspielervorschriften mußten schließlich zu Unnatur, Manie und Hohlheit führen. Er übte bei den Proben den Portrag mit Tempis, Fortes, Pianos, Crescendo und Decrescendo ganz nach Opernart ein. Der Darsteller durfte dem Publikum nicht den Aücken lehren und mußte mechanisch bald dies, bald jenes Glied bewegen. Das so lebensevoll« Zusammenspiel, das alle Zeitgenossen rühmen, wurde so mählich zum lallenden, gespreizten Automatenspiel.

Die Intrigen der Jagemann, der schönen Theaterliebsten des Herzogs, machten den großen Wann immer theatermüder und es war nur der letzte Tropfen, der den Becher überfließen ließ, als er zwölf Jahre nach Schillers Tod das Bühnenzepter aus Anlaß des bekannten „Aubryhunds“ niederlegte, nach mehr als 23 jährigem Wirken. Dies Haus hat er dann nie wieder betreten. Dennoch klagte er tiefbewegt, als es am 21. März 1800 in Brand in Schutt und Trümmer legte.

Morgen: Literatur

Ein schnell entstandener Interimsbau wuchs aus der Asche des „klassischen“ Hauses empor und sollt« später einem monumentaleren Gebäude weichen. Man verschob dielen Vau achtzig Jahr« lang und begnügte sich immer wieder mit kleinen Erneuerungen. Erst vor zwei Jahren legt« die Spitzhacke dies Haus nieder, das zuletzt den Forderungen neuer Szen«kunst nicht mehr genügte.

Bühnengeschichtlich hat es nur einmal her« vorragende Bedeutung gewonnen ^ durch die Erstaufführung des „Lohengrin“, die Liszt am 28. August 1850 durchsetzte, zu einer Zeit, als der politische Flüchtling Wagner mehr als je einer solch rettenden Tat bedurfte. Er war boykottiert, seine ersten Opern vom Aepertoir der wenigen Bühnen verschwunden, die sich an dies« unerhört neuen Aufgaben gewagt, er selbst aufs tiefste entmutigt. Diese Weimarer Tat hat, wie «r felbst bekennt, dem großen Ton« dramatiker aufs neue Ziel und Aichtung ge« wiesen. Mut und Entschluß, alle vagen Unter« nehmungen beiseite zu drängen, um sich ganz der Ausführung feines „Siegfried“ zu widmen, erwuchsen ihm aus diesem Weimarer Erfolge. Und aus diesem Siegfried°Entwurf erblüht« organisch der ganze „Aing“ und sein ganzes späteres Schaffen. Ein auserwähltes Publikum deutscher und ausländischer Größen wohnte dem Weimarer Ereignis bei. Zum erstenmal erkannte ihn auch die maßgebende Kritik (selbst des Auslandes) an, so daß der entzückte Tondichter dem tongenialen Freunde schreiben tonnte: „Wahrlich, Du hast aus diesem kleinen Weimar für mich einen wahren Feuerherd des "Ruhmes gemacht.“

Ist auch noch manch tüchtige Kunstschlacht in diesem zweiten Hause geschlagen worden — es sei nur an die Aeubelebung der Shakespeare« schen Königsdramen durch Dingelstedt er« innert —, haben es auch, von Liszt und Zigesar bis auf Dingelstedt, Loe und den letzigen Inten« danten Bignau, fast stets tüchtige Männer ge« leitet, so blieb es doch fortan in zweiter Aeihe, wie es die Entwicklung der großen Kunstzentren gegenüber den kleiner«!, Städten mit sich bringt. Das n«u«, in diesen Tagen eröffnete Haus des Münchener Architekten Littmann versucht eine neue Lösung eines alten Theatcrproblems. Für Schauspiel und Oper steht bei der Mehr« zahl der Mittelbühnen nur ein einziges Gebäude zur Verfügung — leider zumeist auf die Bedürfnisse der Vper zugeschnitten und daher vi«l zu groß für das „Schauspiel“, wie schon Laub« Nagt. Auch trennt der breite Orchesterraum im rezitierenden Drama, be« sonders im Lustspiel, als unüberbrückbarer Ab«

grund der Intimität und Stimmung, die Bühne vom Zuschauer. Die Bedürfnisse der modernen Oper mit ihrem riesigen Orchesterapparat sind wiederum ganz verschieden von denen der Spieloper und Mozartoper.

hier setzt Littmann ein. Im Ruhezustand ist das Weimarer Orchester der tiefe, „mystische Abgrund“ Bayreuths mit dem unterirdisch und unsichtbar wirkenden Instrumentalorchester, den große Schalldecken überbrücken, um das weite Tonmeer zu einheitlicher, gedämpfter Wirkung zusammenzufassen. Das ganze Proszenium des neuen Theaters ist beweglich. Für die Zwecke der Spieloper und komischen Oper hebt sich der Boden des Orchesterraumes, die Schalldeckelwände verschwinden, eine kurze Brüstung steigt empor. Je nach der Größe des nötigen Instrumentalkörpers kann man die Höherlegung des Orchesters variieren. Ähnliches ist auch schon anderswo versucht worden; aber Littmanns wirklich geniale Erfindung sorgt auch für die Erfordernisse der Schauspielbühne. Der Orchesterboden kann völlig bis zur Fußbodenhöhe gehoben werden. Gleichzeitig schiebt sich, nach Versenkung der vorderen Brüstungswand, eine Stufenanlage hervor, die eine ideale Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum, gleichzeitig eine Vorbühne und damit eine größere Intimität herstellt. Der ganze Apparat wird durch elektrische Motoren bewegt.

Diese Vorbühne kann zu Vorspielbühne benutzt werden, bei denen der Vorhang die für den nächsten Akt aufgebaut. Hintere Szenerie noch deckt, oder auch während des Umbaus. Die sogenannte Shakespearebühne, die Savits in München eingeführt hat, findet hier Raum zur Entfaltung. Auch können die Schauspieler nun — Ersatz für den geschlitzten Vorhang — vor der Gardine für den Applaus danken. Dies ist erreicht, indem sich auch die Seitenwände des Proszeniums heben und senken. Unterirdisch bilden die beiden Seitentüren die Eingänge für die Orchestermusiker, aufgezogen bilden sie die Seiteneingänge der Vorbühne vor der Gardine. Das Ganze sinnvoll und kunstreich — ein Kolumbuswerk moderner Szenekunst.

Das neue Haus schließt sich in der einfachen Formensprache seines Äußeren an den Altweimarer Stil seiner Umgebung an, ist auch im Inneren ohne jede Überladung im Farbenakkord Weiß, Gold, Grün gehalten, mit leichter, moderner Anlehnung an das Empire. Auch moderner Art steigt das Parkett stark nach hinten an; auch fehlen bei optisch und akustisch ebenso unergiebigen wie störenden Proszeniumslogen. Diese Logen und somit auch die Endpunkte der beiden Gänge (der dritte Gang ist nur eine Erweiterung des zweiten) sind ziemlich weit vom Bühnenrahmen zurückgerückt. Dieser Bühnenrahmen erscheint mir etwas zu breit für das Schauspiel. Littmann

II c>

o

hätte auch ihn, wie das Proszenium, beweglich, also veränderbar machen sollen. Wandelgänge, Treppenhäuser, Vestibül, alles ist breitgeräumig und einfachschlicht gehalten. Das Foyer mit seinen vierkantigen Säulen und Pilastern haben Sascha Schneider und Hans v. Hofmann mit prachtvollen Friesgemälden geschmückt. Es ist nun abzuwarten, ob die Akustik sich bewährt, deren letzte Geheimnisse ja noch nicht ergründet sind. Das alte, schlichte Haus war darin nach seinem 1857 erfolgten inneren Umbau musterhaft. Littmann hat nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten der Theatermusik ein würdiges Heim auf dieser anspruchsvollen klassischen Stätte errichtet.

II.

(Die Einweihung.)

Wirklich, es war weihend. Hin ganz Stadt, die der Kunst, dem Genius ihrer und unserer großen Epoche huldigt. Wie aufgekratzt sie war; und wie sich diese liebe, alte Dame Weimar geschmückt hatte: mit den leuchtend weißen Schneekappen der Dächer und Brunnen, mit Fahnen und am Abend mit lodernden Flambeaus! Diese liebe, alte Weimar, das noch so hübsch im alten, behaglichen Schritt der Goethe-Schiller-Zeit wandelt und lebt und sich sein lieblichen, ruhigen, alten Häuser bewahrt hat. Bloch hat diese neue, gewaltig, aber auch so gewaltsame, eiserne Zeit ihr nicht das unruhige, zügellose Gepräge gegeben, das so vielen anderen Städten ihren Zauber raubte. Nur hier und da ein etwas anspruchsvollerer, protzender Raum zwischen den alten, stillen Giebeln und hochdachigen Häusern. Und verliert man sich seitwärts — so etwa von der Moritzkirche aus, in der Herder gepredigt und vor der sein Erzbild steht —, so sieht man sich gleich um hunderte von Jahren zurückversetzt.

Ein Kongreß berühmter Versönlichkeiten aus der literarischen, der Kunst und Theaterwelt hatten sich zusammengefunden, wie wohl noch nicht in dieser Stadt. Auf den Straßen sah man ihre Charakterköpfe, an den Hotelstufen ihr bekannten Namen. Die Bühnenleiter hatten die gute Gelegenheit zu einem kleinen Parlament benutzt. Und alle die Oewältigen, die gottgleich aus Neuen Mimen großheraus, aus kleinen Mädchen große Damen machen und die Sonne ihrer Huld gleichmäßig über Apollos Söhne und Wälsyas Nachkommen scheinen lassen, waren da. hülse, ihr hochgewachsener Präside, war da und Graf Seebach (Dresden), Speidel (München), Lepel (Hannover), Graf Vy

landt (Kassel), Mutzenbecher (Wiesbaden), Putlitz (Stuttgart), Ledebour (Schwerin) und auch all die Herrscher der großen städtischen Bühnen. Von Vönnern» Autoren hatten sich (alphabetisch) Otto Ernst, Fulda, Halbe, Kadelburg, Lienhardt, Lindau, Wisch, Zobeltitz eingefunden. Von den Gelehrten seien nur Erich Schmidt, Vrandl (Shalespearcesellschaft), Vechelhauser (Karlsruhe), Fischer (Innsbruck) erwähnt, von Kunst» lern Hans Olde, L. v. Hofmann, Vandevælde. Freilich nur eine kleine Auswahl.

All das wimmelte auf den Straßen durch» einander, freut» sich des herrlichen Sonnenscheines und bewunderte den edel»ruhigen Bau des neuen Musenbaues, von dessen Hellem Sandsteinportikus sich die beiden Erzheroen so prachtvoll abheben. Man hat sie näher an das Theater geschoben — hoffentlich ein gutes Symbol! — Am Abend kam der Kaiser. Die Menschen säumten in dichten Mauern die Straßen ein. Drinnen im Hause festlich»fürstlich» Pracht an seidenen Gewändern, Uniformen, Hoftrachten, Brillanten, Orden, nackten Frauenschultern. Die Frackträger dazwischen als Vertreter der „«tellektuelle!»" — wahrlich, eine so seltensam»seltene und reizvolle Mischung!

Das Parkett war nur von Herren besetzt. Die Hof» und offizielle Welt thronte im ersten Naha, in dessen großer Mittelloge der Kaiser und der Großherzog»ah»n, flankiert von dessen Vllterswestern (Fürstin Neuß, Herzogin» Negentin von Vraunschweig) und anderen Fürstlichkeiten. Fanfarenklänge begrüßten sie. Das üblich»bunte Programm eines solchen Festabends rollt» sich ab, «ingeleitet von weicher» vollem Orgelspiel. (Auch «in» Neuheit: die Orgel baut sich über dem Plafond unsichtbar auf, wird aber im Orchester»r oder, weil tragbar, auch von der Bühne aus durch elektrische Ueber»tragung gespielt.) Richard Voh' „Frühlings» Marchenspiel" leitete «in, das Theatervorspiel des „Faust" über zu Wallensteins Lager und nach großer Pause zum Festwiesnalt der „Meistersinger". Alles war prächtig aus» gestattet, inszeniert und wurde, wenn man den Maßstab, der Wimmelbühne anlegt, auch vor» trefflich gefpielt.

Das Vossische Festspiel mit seinem, von Apollo allerhöchstselbst angeblich geschlichteten Streite der alten und neuen Bühnenkunst (???) stand leider nicht auf der Höhe des Abends, der Situation, der prachtvollen Dekorationen Kautslys und der Kostüme Fantos. So etwas ist freilich verurteilt schwer. Auch Goethe scheiterte an solchen Allegorien. Warum denn aber immer allegorisch?! Warum nicht einmal

Morgen: Theater

realistisch?! Bot der Musenhof Altweimars

nicht Stoffes genug in hülle und Fülle?

Gutzkows, freilich jetzt antiquierter „Königs»

lennant" hätte Voh Vorbild sein tonnen.

Aber vielleicht waren ihm die Hände gebunden.

Weingartner hatte dazu nach Liszt»Motiven (da»

mit auch dieser Weimaraner zur Geltung kam)

eine anschmiegsam-klangvolle Musik geschrieben

(speziell in den Chören).

Das Haus selbst war ein groher Erfolg

und hielt allen Erwartungen optisch und

akustisch stand. Vornehm»festlich und dennoch

beholdlich. Keine schlechten Plätze durch das

stark ansteigende Parkett und die fehlenden

orchestralen. Auch das bereits ausführlich

geschilderte „variable Proszenium" schien sich

zu bewähren. Das Foyer, in dem die Herr»

schaften Eerle hielten und der Grohherzog

einige der Autoren und Gelehrten ins Gespräch

zog, einzig schön und festlich in seinem vor»

nehmen weißlichen Grundakkord, Ludwig von

hofmann, dem diese Aufgabe freilich besonders

gut liegt, hat eines seiner reizvollsten all»

gorischen Bilder mit diesem Tryptichonfries»

geschaffen, der vom feftlich-heiteren Dyonisos»

Einzugs (Komödie) bis zum Grausigen (Tra»

gödie.Furien) steigt. Sascha Schneiders groß»

zügige Bilder sind leider nur halb fertig.

Am Abend vereinte der Grohherzog seine

Gäste zu einem Herrenabend im großen Saale

der „Armbrustgesellschaft", bei dem sich diese

offiziell» Hof» und Würdenträgergesellschaft

noch einmal mit all den Männern der

Schminke, der Feder und des Pinsels reiz»

voll mischte. Generalintendant von Vignau,

der gegen manchen Widerstand das Haus durch-

setzte und so viele Größen zusammen», dieses

in seiner Art einzige Fest aber zustandebracht»,

hat damit Bewundernswertes geleistet und den

Dank seines Fürsten wohl verdient.

Weimar, der alte Musenort, hat nun einen

seiner Tradition und seines Aamens würdigen

Wusensitz erhalten. Mögen sie ihm immer

treu bleiben!

Theater.

Deutsches Theater: Die Aiiuber. I ^uil,

L2U2I . . . Wo kein psychologisches Medikament

und wo kein eisernes Pathos mehr half, da

war das Feuer heilsam. Anders konnte dieses

alutende, brennende, lodernd» Drama theatra»

lisch gar nicht bewältigt werden. Ich habe es

wohl an die zwanzigmal und öfter spielen ge»

sehen: Bon den gewaltigen Vurgthcater.'Riesen

Laubescher Herkunft, von ihren genialischen

Jüngern, von begabten und von mähigen

Komödianten, von Virtuosen, von Dilettanten,

von Burschenschaftlern; habe es in Aufführungen

gesehen, die weit schwerer an schauspielerischem Gewicht waren, als diese hier, oder minutiöser an historischer Treue oder auch lauter im Ton oder eilfertiger im Tempo. Aber noch niemals erschien es mir so ganz aus Flamme und Jugend nachgedichtet, so aus der Seele des zwanzigjährigen Schiller hergeholt. Zwanzig Jahre: dies ist der Zeitgeschmack, den «s braucht; dieser und kein anderer. Sucht euch den gewitzten Schneider, der ihn euch zuschneiden, den kundigen Mater, der ihn aus der Leinwand werfen kann! Kein Kostüm hilft da und keine bildhaft einprägsame Kulisse; Feuer allein ist heilsam. Im Säuseln und im Sturm, im Fluchen und im Beten, im himmlischen und im Kindischen hat diese Inszenierung des Deutschen Theaters immer die recht Temperatur. Wie Amalia süßlich singt, der Alte herzbrechend weint, der Bösewicht grinst, die Libertiner schwadronieren, und wie der Herrlich entfesselt Katarakt der wilden Gesellen (mit ihrem Aoller in der Mitte) den Abhang hinuntertost, das ist alles jung, jung, ganz wunderbar jung! Eine wahrhaftige Wiedergeburt der schillerischen Zwanzigjährigkeit. Man mühte mehr von den kleinen Kniffen und den großen Weisheiten des Metiers verstehen, als man in Jahrzehnten von seinem Klappsitz aus belauern kann, um da auch nur so ungefähr im einzelnen nachzusehen zu wollen, an welcher schlauen, verwegenen, halbversteckten oder vordringenden, altbewährten oder unerhörten Mittel dieser Eindruck von Sturm und Flamme gebunden worden ist. Rhythmische Künste sind es vor allem: nicht nur in den Massenszenen, wo jedes Brausen und jedes Summen seinen eigenen suggestiven Tonfall hat, sondern auch in der glücklich abgewogenen Folge von Anspannen, Ueberspannen und Entspannen der Kräfte, im raffinierten Ineinanderspiel der optischen und akustischen Elemente, im stark empfundenen Einklang von Gruppierung, Gebärde und Sprechton. Lohnt es sich, diesem vollatmigen Sturm erst kritisch nachzuleuchten, um zu berechnen, wo er hätte sanfter oder melodischer oder herrischer blasen sollen? Muß man dem feingliedrig schlanken, feurigen, sympathischen Herrn Beregi verraten, daß sein Karl Moor doch mehr bezaubernd als heldischer Empörer ist? Oder etwa die verblüffende zeichnerische Phantastik Wegeners auf ihre reale Berechtigung untersuchen? Den Eindruck der jugendlich flammenden Dichtung geben: das war die Aufgabe. Wie sehr sie gelang, erwies sich, als statt dieses ausgereift schurkischen, bewußt um

Morgen: Musik

sich fressenden, tückisch genießenden Bösewichtes, lxr« Wegen« grell in grell malt, nun der nachdenklich blutleere, aus Untraft giftige, tnäbifch erbost« jüngere Bruder in der dunkleren Schattierung Woissis gegeben wurde. Der be« lxutend« Austausch veränderte die große Ganz« h«it der Vorstellung laum. So mächtig wirkt, über jede einzelne Stimme hinaus, der bran« lxnbe Ahythmus, der die eigentliche Seele dieses szenischen Kunstwerkes ist.

Willi ha ndl.

Musik.

l»»«ische Op«l: „Louise“ von Gustav« Ehorpentier. Die lähmende Langeweile, die von einzelnen Partien des Charpentierschen „Musikromans“ gelegentlich seiner zweiten Berliner Premiere (die erste fand vor fünf Jahren im Königlichen Öpcrnhaufe statt) aus« ging, wollten einige gern der Aufführung aufs Konto fetzen. Sicher »st, daß Herrn Gregor dies« mal nicht alles nach Wunsch gelang, und auch wohl nicht gelingen konnte. Die klingenden, leicht behandelten Stimmen, die für die beiden Hauptrollen nötig find, waren nicht vorhanden. Das Gefühl für das Skizzenhafte, Improvisierte des Ganzen war den Darftellern nicht einzu« pflanzen. Kapellmeister Tango rackerte sich ab mit Hilfskräften, die bei allem guten Willen nicht mehr als «ine Opernorcheftcrliftung aus dem Durchschnitt zustande bringen konnten. Und der Gregorschen Aegietunst muhten gerade in der Szene die Hand« gebunden bleiben, die dem skeptischen deutschen Zuschauer den Glauben an diesen Lobgefang auf Paris und den ganzen Boheme«holuspolus beizubringen hat, in der Szene auf dem Montmartre: die Bühne der Komischen Oper ist zu Nein, um ein einigermaßen imponantes Bild von der Stadt des Lebens und der Freude zu ermög» lichen. Man konnte Zustände bekommen vor diesem Gucktastenpanorama, das Größe, Weite, «in« strahlend«, berauschende Welt vortäuschen sollte, und in dem sich der Blick an Kulissen und faltig« L«inwand stieß.

Aber das alles hätte doch nicht zu einer so unbefriedigenden Gesamtwirkung zu führen brauchen, wenn das Wert aus Eiaenem heraus wirlungsfühiger war«. Auch d« Vper l«lb«r will etwas vortauschen, was vorzutäuschen »hr nicht gelingt. Charpentier will uns das «b«n «in«r W«lt entrollen, zu dessen Glaub» haftmachung stärkere dichterisch« Kräfte von» nöt«n gewesen wären, als er sie aufbringen tonnt«. Es heißt, zunächst sei nur die Fest» sz«n« auf d«m Montmartr« entstanden. Eine Gelegenheitsarbeit. Das Uebrig« habe sich später ankriftallisiert, und so sei ein abend«

füllendes Opernwerk daraus geworden. Ganz gut hätte auf solche Weise eine geschlossene, lebendige Kunstschöpfung entstehen können. Es gibt Beispiele. Allein, wie es scheint, hat sich der Dichterkomponist beim Ausspinnen der Idee und Ausweiten der Form von Dingen hinein fließen lassen, die nur für das Schaffen eines ganz Großen nicht unbedingt gefahrbringend sind: allerlei Absichteilen findet ihm in die Quere gekommen, Paris folgt verherrlicht, das ungebundene Leben der Zigeunerkünstler sollte glorifiziert, die Freiheit und insbesondere die freie Liebe in einem verklärten Schimmer gezeigt werden. Diese Ziele behielt er offenbar mehr im Auge, als es für den Aufbau und die lebendige Entwicklung des Stückes heilsam war. Und so hören wir denn immerfort von der Stadt der Wonne, von den freien Musen, vom Paradies und „trauten Liebesland“, hören immerfort davon in dick unterstrichenen Worten, aber wenn die Musen schön leibhaftig erscheinen, dann sind sie charakterlose Spaßmacher von magerem Witz, und vom Wonneland und Wonneleben verspürt man herzlich wenig. Paris! Paris! Paris! Wir unterdrücken ein Lächeln, wenn wir diesen Auf immerfort wiederholt hören; wir versuchen, uns den Lokalpatriotismus der Leute an der Seine hineinzudenken, um aus ihm heraus zu „verstehen“. . . Bis wir vernehmen, daß auch die Pariser über diesen outrierten Verherrlichungsversuch gelächelt haben. Wäre er weniger outriert und mehr, als ein Versuch, so hätten sie wohl nicht gelächelt.

Im ersten und letzten Bilde stören tendenziöse Dinge weniger? im Stübchen der Arbeiterfamilien entwickeln sich Szenen von reizvoller Stimmung. Aber dann fährt plötzlich wieder etwas „Grundsätzliches“ dazwischen, die profalsche „Moral von der Geschichte“, wie im letzten Akt: „Ein jeder hat Anspruch auf Freiheit, zu lieben hat ein jeder die Pflicht!“ . . . Es schüttelt einen.

Charpentiers Wurf ist nicht stark genug, um über das Mißliche solcher grauer Textstellen hinwegzuhelfen. Und sie hat die fatale Eigentümlichkeit, daß sie just in den Partien am meisten versagt, die vom Komponisten als Höhepunkte gedacht sind: im Liebesduett und in der Festzeit des dritten Aufzuges. Der Gedanke, die Straßenrufe von Paris für eine musikalische Illustration der Szene auszunutzen, hat viel Bestechendes. Seinerzeit pries man diesen Einfall als Clou der Oper. Heute schon ist sein Anreiz stark verblaßt. Die Idee war gut, aber die Ausführung ist zu stichhaft geblieben, zu sorglos hingeworfen, wie das Meiste in der Partitur. Diese leichtfertigen, übergeistigen Andeutungen nur seit hinaus

Morgen: Börse

gelangende Arbeit hat sicherlich mit dazu bei»
getragen, daß das Interesse an der „Louise“
nach schnellem Aufflackern so rasch wieber ab»
nahm. Trügt nicht alles, so wird das Werl
bald als „interessanter Versuch einer realistischen
Oper“ der — Geschichte angehören, wenigstens
in Deutschland. 88

tzavensteins Debüt.

15^er neue Aeichsbankpräsident hat im beut»
^^ schon Parlament sein« Jungfernrede ge»
halten. Drei Tage nach dem Amtsantritt;
Graf Kanitz schuf die Gelegenheit durch «in«
Interpellation, die dem Aelchstag bereits im
November zugegangen war und wohl den
Zweck verfolgen sollte, den Rücktritt des schon
damals amtsmüden Dr. Koch zu beschleunigen.
Die Gelegenheit war nicht schlecht gewählt;
die 7>/2"/» Vantdistont verstimmten Industrie
und Banken nicht minder wie die Landwirt»
schaft. Die Spatzen piffen es von den Dächern,
daß auch die Vorse mit Herrn Koch nicht mehr
durch Dick und Dünn gehe, daß man ihm nach»
sage, durch allzu große Vorsicht den Zins
unnötig verteuert zu haben. Natürlich; die
Diskonterhöhungen erschwerten das Emissions»
geschäft, veranlahten den Ausgang der Kurse,
noch bevor die amerikanische Panll ausbrach.
Die Gelegenheit durfte von den Agrariern
nicht unbenutzt gelaffen werden; wenn von
rechts und links getobt wird, kann auch der
Festest« nicht standhalten. Ich bin davon über»
zeugt, daß die leisen Angriffe aus Bank» und
Vörfenkreifen den sich nach Auhe sehnenden
Präsidenten des Zentralnoteninstitutes mit
zum Nücktritt bestimmt haben. And wäre die
Interpellation des Grafen Kanitz enig« Wo»
nate früher zur Erörterung gekommen, so
hätte die Debatte einen anderen Perlauf g«»
nommen. Herr h:iligenst»dt, der Leiter der
Zentral»G«nossenschaftstasse, hat durch die Auf»
sähe, die er im August erscheinen lieh, die
Situation verändert. Ein Teil der Depositen»
gelber der Privatbanken sollte, das war einer
der Wünsche der Aeformers, bei der Aeichs»
banl von Gesetzes wegen angelegt werden.
Und an der Börse munkelte man schon früher
allerlei über ein Depositenbanlgesetz. Dem
muhte rechtzeitig entgegengetreten werden.
Läht man erst banlenseindliche Bestrebungen
aufkommen, so haben wir dieselbe Bescherung
wie beim Börsengesetz. So hatte die heiligen»
stadtsche Propaganda zur Folg«, daß die schon
fast Abtrünnigen sich der alten Lieb« erinnerten.
Und Herr Dr. Koch hätte von seinen früheren
Freunden nichts mehr zu fürchten gehabt; auch
dann nicht, wenn er im Amte geblieben wäre.
Der neue Mann war «in unbeschriebenes

Blatt. Di« preuhisch« Seehandlung, die «r verlieh, war zwar manchmal als Gegnerin der Aeichsbant aufgetreten, doch nicht so pronon«ciert wie die Zentrallass« der Landwirt«. Herr Heiligenstadt hatte vielleicht auch durch sein« Artikel die weitere Wirkung «rzielt, dah man ihn, der den Präsidentenstuhl nicht abgelehnt hatte, Herrn havenstein nicht vorziehen tonnt«. Denn seine Ansichten waren ein neues Pro«gramm, auf das man sich ohne weiteres nicht festlegen konnte. Dennoch raunt« man sich zu, havenst«in g«he mit tzeiligenstadt lonform. Di« Dislontdebatt« bracht« darüber lein« Klarheit. An einigen Stellen seiner Aed« bezog er sich zwar auf den Kollegen., aber doch auch wieder in einer Form, vi« ihn nicht bindet. Dennoch hat die Aede die Freund« der Kochschen Politil beruhigt. Er will a« den „alten Grundsätzen der Goldwährung" f«st« halten und hat di« agrarisch«« Plan« zurück« gewiesen. Seine Ausführungen waren bi« besten, die man während der zweitägigen De« hatte zu hören belam. I)d«r, richtig«! gesagt: nicht zu hören belam; denn der Vertreter des Aeichsbanlpräsidiums sprach mit so leiser Stimm«, bah man ihn selbst im Abgeordneten« räum nicht verstehen konnte. So tam der Por«trag leider verstümmelt in die Zeitungen, und erst nach dem stenographischen Bericht lann man die Ausführungen würdigen. An di« Alustil des «Reichstages muh sich Herr haven«stein mit der Zeit noch gewöhnen. Die Beb« war gut, obgleich der Aedner nichts Neues zu sagen vermochte. Bor allem ist die Klarheit der Darstellung, die gründlich« Erfassung des Themas zu loben. Was «r anführte, um zu beWeifen, dah die französisch« Prämienpolitik auf deutsch« P«rhältniss« nicht anwendbar ist, traf den Kern der Sache. War es überhaupt notwendig, wegen des hohen Bankdiskontes die Aegierung zu inter«pellieren? Sicherlich wird oft über unwich«tiger« Sachen im Reichstag« gesprochen; dennoch darf man nicht annehmen, in der Debatte sei von anderer Seite als von Herrn havenstein etwas Neues vorgebracht worden. Die Diskontfrage wurde zur Währungsfrag«. Dabei bringen di« Aedner häufig Dinge zur Diskussion, die mit dem Diskontsatz nicht das mindeste zu tun haben. Wenn «in Abgeord«n«ter vom Bankwesen nichts versteht und des«halb zu Allgemeinheiten grei/t, kann man's begreifen: bah auch Herr Kaempff, der »ls früherer Vantdirektor Gelegenheit hatte, di« Währungsfrag« eingehend zu studieren, und unzweifelhaft über großes Fachwissen verfügt, vom Thema abschweifte und mit der Diskont«frag« politische Dinge verknüpft«, ist zu b«« dauern. Der gekünstelt« Versuch, di« Zoll«

politil hineinzuziehen, mißlang besonders. G«.
Witz ist ihm zuzugeben, daß ein stärkerer Ei»
Port Gold ins Land bringt, aber mit Necht
hat Herr Gamp ihm erwidert, daß sein hin»
weis auf die hohen Zölle unberechtigt ist, denn
England hatte trotz dem Freihandel «inen
Bankdiskont von 7 »/« \cdot . Und ebenso richtig ist es,
wenn die Agrarier behaupten, daß der Im»
Port an Getreide umgekehrt Gold ins Aus»
land schaffte. Di« Zollpolitik hat nach meiner
Ueberzeugung mit dem hohen Bankdiskont fehr
wenig zu tun, und es Ware mindestens recht
töricht, sich bei der Festsetzung der Zölle von
dem Gesichtspunkt« des Zahlungsausgleichs
leiten zu lassen. Auch ein kleiner Irrtum »n
der 'Rede des Herrn Kaempff ist zu berichtigen.
Er behauptete, die Prämienpolltik der Bank
von Frankreich habe seit einem Jahrzehnt auf»
gehört. In Wirklichkeit besteht sie noch heute,
wird freilich von der Vanl dadurch zu ver»
decken gesucht, daß man nur ausländische
Münzen hergibt und die Prämie als Münz»
gewinn bezeichnet.

Von keiner Seite wurde darauf hin»
gewiesen (was mir wesentlich erscheint), dah die
Bedeutung des hohen Bankdiskonts betracht»
lich überschätzt wird. Es ist nicht zu bestreiten,
daß für gewisse Schichten der Bevölkerung,
namentlich für den mittleren Handelsstand, ein
hoher Zinsfuß Lasten aufbürdet, die unter Um»
ständen zum Auin führen tonnen. Diese Fälle
sind jedoch außerordentlich selten, und auf der
anderen Seite ist der große Nutzen einer Vis»
lonterhöhung gar nicht zu verkennen, hätte
Herr Dr. Koch nicht so frühzeitig das War»
nungssignal gehißt, wir befänden uns jetzt in
einer Krisis, die schlimmer gewesen wäre, als
hie der Jahre 19<X> bis 1902. Niemand, der
die tatsächlichen Verhältnisse kennt, vermag zu
bestreiten, daß die Ueberspelulation durch bi«
frühzeitig« Verteuerung der Neldsätze sowohl an
der Vors« wie in der Industrie verhindert
worden ist. Fragen wir uns aber auch einmal,
wie groß denn die Summen sind, die durch
die Erhöhung des Diskontsatzes vom Handel
und der Industrie bezahlt werden müssen. Der
lahresumlauf in Wechseln wird auf ca.
60« Millionen Marl geschätzt; der durchschnitt»
liche Bankdiskont betrug im Jahre 1997
6,033 »,«, im Jahre 1906 5,15 «,'». 2s sind also
während des Jahres 1907 ca, 33»/« Millionen
Marl mehr an Wechselzinsen verausgabt
word«n. Dies« Summ« ist eher zu hoch als zu
niedrig gegriffen, denn der Wechselumlauf «st
auf Basis der Wechselstempelsteuer berechnet,
und hierbei ist vorausgesetzt, daß jeder Wechsel
drei Monat« zu laufen hat. In Wirklichkeit
hat aber ein« sehr große Anzahl von Wechseln

«in» vi«l kürzere Laufzeit, nur «in ganz kleiner Netrag gelangt erst später zur Einlösung. Andererseits freilich ist zu berücksichtigen, daß wir schon im Jahr« 1996 einen recht hohen Bankdiskont hatten. Selbst wenn aber die Ziffer viel größer wäre, ist doch immer zu bedenken, daß di« Diskontzinsen nur zu einem sehr geringen Teil ins Ausland wandeln, und daß es keine Steuer ist, die die niederen Volks»schichten belastet. Auch die höheren Anleihe»zinsen, die infolge der teureren Oelbesätze vom "Reiche und von den Einzelstaaten gezahlt werden müssen, kommen zu einem großen Teil den kleinen V«ntn«rn zugute, denen ein höherer Zinsgewinn zu wünschen ist. (Daß die Aegie»rung die Mehrlasten schließlich wieder den unteren Schichten der Bevölkerung aufhals, ist «ine Sache für sich.) Gerade aber di«»j«nig«n Kreise, die «inen höheren Diskontsatz zu zahlen haben, würden viel stärker« Ver»tust« erleiden, wenn «ine durch künstliche Mittel herbeigeführt« Verbilligung des Zinssatzes die Krisis verschärfen würde.

Wer sich freilich auf den Standpunkt stellt (der auch vom Grafen Kanitz vertreten wurde), daß nur der hohe Diskontsatz die Krisis herbei»geführt hat, wird mir nicht beipflichten. Ueber die grundlegenden Begriffe der Krisentheorie sollte man wahrlich nicht mehr zu streiten haben. Kann es überhaupt noch einen Zweifel geben, daß die wirtschaftlichen Krisen latent sind, daß die Akkumulation des Kapitals der innerste Grund aller Krisen ist? Ein« Ueberproduktion muß in der kapitalistischen Wirtschaft immer vorhanden sein; es kann sich nur um die Frage handeln, wodurch gerade das Maß ins Hemmen gebracht wird. Und gerade diesmal ist der Irr»glaube, daß nur e»n Fehler unserer Geld»zirkulation die Wirtschaftsstockung herbeigeführt hat, in Kreisen verbreitet, von denen man solche Ansichten nicht erwarten sollte. Das ist viel»leicht verständlich, denn in Deutschland ist das Maß diesmal früher zum Stillstand gekommen, und die wilde Ueberspekulation, di« sonst das letzte« Stadium der Hochkonjunktur auszeichnet, nicht in die Erscheinung getreten. Dennoch sind Waren über den Bedarf hinaus angefertigt worden, mußten natürlich angefertigt werden. Wer das selbst für Deutschland nicht zugeben mag, blicke doch nur nach Amerika. Dort ist die Ueberspekulation deutlicher zutage getreten. Und leben wir nicht in einer Weltwirtschaft? Vermag sich Deutschland dem amerikanischen Einfluß zu entziehen; nicht bloß in bezug auf den Geldmarkt, sondern auch in bezug auf die wirtschaftliche Konjunktur? Eine Geldkrisis kann, wie der Fall des Schotten Law hin»reichend gezeigt hat, nur durch unberechtigte Vermehrung der Geldzeichen entstehen. Da»von kann doch diesmal kein« Aede sein.

Morgen: Börse

Aus bei Kirchturmpolitik, die nicht über die Grenzen des Vaterlandes hinaussieht, er» klärt es sich auch, wenn all» möglichen kleinen Mittel empfohlen werden, um den Diskontsatz herabzudrücken. Graf Kanitz hat den Antrag gestellt, die Reichsbank möge Beträge bis zu 1000 Mk. in Silber zahlen, während nach dem geltenden Münzgesetz «in jeder nur verpflichtet «st, Silberzahlungen bis zu 20 Mark anzu» nehmen. Herr Kaempf hatte vollkommen recht, wenn er dem Antragsteller entgegenhielt, daß die Mehrausprägung von Silber nur insoweit nützlich sei, als der Verkehr das weiße Metall auch wirklich aufnehmen kann und nicht wieder abstößt. Aber noch ein Gesichtspunkt ist, scheint mir, in der Reichstagsdebatte nicht berück» sichtigt! worden. Die jetzt zur Neuprägung ge» langenden Scheidemünzen werden aus den alten Talerstücken hergestellt, von denen sich noch «in Betrag von ca. 25 Millionen Mark im Besitz der Reichsbank befindet. Ist Kiefer Betrag verbraucht, so ist zu fragen, wer den Münzgewinn zu erhalten hat, der dadurch ent» steht, daß der Silberwert jeder Mark nur etwa fünfzig Pfennig beträgt. Würde das Reich den Gewinn erhalten, so wäre nichts anderes er» zielt, als daß im Etat eine ungerechtfertigte Einnahmequelle erscheint, während die Reichs» dank in geradezu frivoler Weise ihre Bestände an Scheidemünzen zum vollen Werte auf» nehmen müht«. Würde jedoch dieser Frage» gewinn in die Kassen der Reichsbank fliehen, so entstände ihr freilich buchmäßig «in Gewinn, den sie jedoch als solider Kaufmann nur in den Reservefonds stellen könnte. Diese Reserve von neuem als Betriebskapital zu verwenden, d. h. zum Anlauf von Wechseln und Ge» Währung von Lombardgeldern zu benutzen, wäre nicht ohne Gefahr. Der Antrag Kanitz hätte allenfalls einen Zweck, wenn in der Tat die Goldproduktion zu gering wäre, um dem Be» dürfnis an Metall zu genügen. Der jetzige Goldmangel rührt aber nur daher, daß für «ine vorübergehend« Zeit allzuviel Gold »n die einzelnen Kanäle der Volkswirtschaft geflossen ist. Vor allem aber ist gegen den Antrag Kanitz einzuwenden, daß das Silber vom Publikum nur ungern genommen wird, und daß gar kein Grund vorliegt, in dem schwerfälligeren Silber zu zahlen, wenn man Banknoten ausgeben kann. Die Notenemission hat für die Reichs» dank immer den Vorteil, daß sie Zweidrittel mehr ausgeben kann, als in entsprechenden Goldwerten vorhanden ist, während beim Silber doch etwa die Hälfte zur Prägung der Münzen benutzt werden muß.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß auch

das Prinzip der Dritteldeckung unserer Banknoten zu Konsequenzen führt, die von unüberlehbaren Folgen fein können. Die Reichsbank ist verpflichtet, ihr Aot«n jederzeit in GoU einzulösen. Ein paar Privatbanken sind daher in der Lage, so viel Aot«n aufzubringen, um die Reichsbank zu sprengen. Sie brauchen augenblicklich nur etwa 500 Millionen Aot«n bei der Reichsbank zu präsentieren und die Goldzahlung zu verlangen. Dann sinkt der Goldbestand unter die Dritteldeckung und das Institut kann den gesetzlichen Verpflichtung nicht nachkommen. Auch der Vorschlag des Abgeordneten Gamp, die Aoten wie in Gng als gesetzliches Zahlungsmittel zu erklären, vermag hieran nichts zu ändern. Gewiß sollte man die jetzige Bestimmung, die niemand verpflichtet, Banknoten anzunehmen, aufheben, weil der Fall, daß während einer Krisis plötzlich Mißtrauen gegen die Banknoten entsteht, und die Annahme verweigert wird, viel eher denkbar ist, als der, daß aus irgendeinem Grunde die Privatbanken so große Beträge bei der Reichsbank präsentieren werden. Aber auch wenn man die Noten als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt, kann doch die Einlösungspflicht der Zentralbank nicht beschränkt werden. Auch die Bank von England ist selbstverständlich verpflichtet, die ihr präferiert«n Not«n in Gold einzulösen und nur bei Zahlungen, die (beim Wechselgeschäft usw.) zu leisten sind, tritt das Recht der Notenzahlung in Kraft. So kann aber wiederum im Falle einer Krisis der Fall eintreten, daß die Banknoten zwar angenommen, sofort aber wieder der Reichsbank zur Auszahlung in Gold präferiert werden. Das Schlagwort von der reinen Goldwährung dürfte also nicht gar so oft gebraucht werden. Wir haben streng genommen die reine Goldwährung ebensowenig wie andere Länder; sie steht nur auf dem Papier, und in Wirklichkeit kommt es nur auf das Vertrauen an, das ein Staat im Auslande genießt. Wenn in irgendeinem exotischen Staate die Zentralbank eine so ungünstige Golddeckung hatte wie bei uns, würde man ihm im Auslande keinen Kredit geben. Und Auslands wirtschaftlicher Zustand findet gewiß nicht besser, weil die Staatsbank mit Hilfe auswärtiger Anleihen den Gegenwert sämtlicher ausgegebenen Aoten in Gold besitzt. Nicht wegen des Kredites im Ausland soll man daher die Doppelwährung oder deren Surrogat ablehnen, sondern hauptsächlich deshalb, weil das weiße Metall sich für unseren modernen Verkehr nicht eignet.

Bruno Buchwald.

Nandbemerkungen

135

Randbemerkungen.

Aus dem Tagebuche Ferdinand Vonns.

(Vorbemerkung der Nedaktion: Es ist uns gelungen, mit Hilfe eines Systems, das uns Herr Sherlock Holmes zur Verfügung zu stellen die besonder« Liebenswürdigkeit gehabt hat, Einblick in die Vonnschen Tagebücher zu ge» »innen, und zwar in ihre alleruntauglichste Fassung: in die nämlich, die sie hatten, ehe der ungewöhnlich« Ferdinand sie niederschrieb. Herr Sh. h. legt Wert auf die Feststellung, daß dieses System nicht etwa bloße Gedanken» leserei ist. Im übrigen genügt der Name des großen Kombinator, um die Exaktheit der Mitteilungen, die wir lediglich seiner Methode verdanken, üb«r jeden Zweifel zu erheben. Dies auch für den Fall, daß die im Druck heraus» kommenden Diarien Bonns die im folgenden mitgeteilten Stellen nicht enthalten sollten. Unser Verdienst, die ersten und feinsten Zuckungen des Vonnschen Ingeniums aufge» fangen, festgehalten und der Mit» wie Nach» Welt nberantwortet zu haben, wird dann nur um fo größer fein.)

Wenn ich nicht Ferdinand Vonn wäre, möchte ick) Wilhelm der Zweite sein. Nicht allein, weil ich diesen herrlichen Potentaten mit der ganzen Glut meiner Seele verehere, sondern auch, weil ich finde, daß ich manches »it ihm gemein habe. Zwar, ich bin nur ein Herrscher auf den Vrettern, die die Welt bedeuten, habe keine Aemter zu verteilen, sondern bloß Aollen, und, wenn ich jemand zerschmetterte, so ist es kein Vismarck, sondern ein Theatermeifter. Aber das sind bloß Grad» unterschiede«, und es ist das auch nicht das Wesentlich« in der Konseouenz der innerlichen Persönlichkeiten, wie ich sie (in tiefster Loyalität, wie sich'« von selbst versteht) empfind«. Pas Wesentlichst« in bi«s«r Ähnlichkeit eines genialen Mimen und Schauspiltbirektors mit ein«m genialen Monarchen ist, daß wir beide N«n»issanc«naturen sind, Naturen, die sich im Vereich« ihres, sei es nun großen oder N«in«n, V«ruf«s nicht genugtun können, sondern adler» gleich darüber hinausschweben. (Sind meine Tropen nicht auch gleich den Seinen edel und schön?) Gleich Ihm bin ich in Dichtkunst, Musik, Maleiti zu Hause, und gleich Ihm betätige ich mich in diesen Tempeln des Ideals, weil es mir ein Ekel ist, zu sehen, welche Gemeinheit dort herrscht in dieser Zeit des velfallenden Geschmacks. O Anbalusial — Und da fällt mir «in: Ist nicht auch wider mich «in« ganz« Notte Korah derer aufgestanden, denen deutscher Idealismus ein Greuel ist? Freilich: Ihm wagen sie, die Elenden, Feigen, Niedrigen, die Giftzähne nicht so offen entgegen»

zublöcken, wie mir. Aber sie hassen Ihn, wie sie Mich hassen. Darum tut mir ihr haß so wohl, und selbst Er kann das Gesindel nicht mehr verachten als ich.

«

Welch «ine ang«n«hm« Beschäftigung ist doch das Dichten! Es geht wie geschmiert. Nicht einmal zu schminken braucht man sich. Will man das Wesen des Dramas er« kennen, so muß man Indianergeschichten lesen und sich vergegenwärtigen, was man früher als Junge dabei empfunden hat. Hauptsach«: Hin Häuptling, der sehr edel und mutig und schlau ist und immer gewinnt, Wenns ihm auch manchmal recht dreckig geht. Alles ander« ist Mumpitz. — Ich Hab« «inen Häuptling entdeckt, der ein Indianer des Scharfsinns ist. Das zieht noch mehr als die Groß« Adlerfeder. Die legt das Vhr auf ein Ende und hört, wie viele Neiter kommen, und ob es Vlahgesichter oder Nothäuter sind. M«in Häuptling d«s V«rstandes würde, vergleichsweise, auch hören, ob die Pferd« Schimmel sind. Vor allem ab«r: er lehrt auch das Gruseln. Wie wichtig das ist, wußte schon Kollege Shakespeare. Nur fehlt« ihm der feine Sinn für den Effekt. Sein« G«sp«nst«r erscheinen. Wie dumm! Vi« Prehbengel rümpfen ihre krummen Nasen und mauscheln, meine Werke seien leine Literatur. Als ob ihre Nezensionen Literatur

«»

Morgen: Literatur

1 n «»

wären! — Wißt ihr, was der Unterschied ist zwischen mir und euch? —: Cur« Schreibereien dauern einen Tag, — meine «in paar hundert. Ihr kriegt dafür pro Zeile ein paar Pfennige, — ich trage jede Woche ein paar tausend Marl auf die Bank. — Uiuc i!!»« I»eriu»e! Und dann: ihr seid so geistverlassen, bah ihr glaubt, euer Quatsch sei was, — ich dagegen lache mir den Buckel voll und weih. . . (Anmerkung der «Redaktion: hier versagte System und Apparat plötzlich. Es war, als ob Ferdinands Gedanken einen Lachtrampf kriegten, in dem all« Wort« untergingen.)

«

Meine Schauspieler taugen nichts. Zu» gegeben. Aber: taugen Wilhelms Minister viel? Aacht muh es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!

»

Was die Federhalterrastelband« auch pfauchen mag ^: Ich bin der Sieger! Welcher Theaterdireltor vor mir hat es gewagt, die Presse mit Fußtritten aus seinem Tempel zu jagen, und welcher vor mir ist auf den glor» reichen Einfall gekommen, sich ihrer Kritik zu entledigen und sich dennoch, eben dadurch, ihrer "Reklame (worauf es einzig ankommt) zu ver» sichern? Ich, ich, ich, — ich als der Erste und Einzig« habe den Beweis dafür erbracht, bah es auch ohne, dah es direkt gegen die Press« geht. Mag die Berliner Theatergeschichte «in» mal von mir berichten, was sie will: diesen Lorbeer muh sie mir reichen: Er hat die «Nörgler aufgefordert, den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln, und sie haben ihn dafür interessant gemacht.

Wenn irgend jemand das Recht hat, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, so habe ich es. Ich Hab« (man kann nicht stilvoller sein) miserable Komödien miserabel aufgeführt, habe das Vergnügen genossen, die «Rez«ns«nt«n (die di« anderen Schauspieler nicht weniger hassen und verachten als ich) vor den Bauch zu stoßen, habe, was lein geringeres Vergnügen für «inen geborenen "Redner ist, mich oft und oft, umbraust von Beifall, mit zündenden «Reden an die Meng« wenden dürfen, habe meiner lieben Frau dazu verholft, in großen «Rollen auf» zutreten, habe Hulddolle Worte Seiner Majestät vernommen, ganz Verlin b«i mir gesehen und ein« grohe Meng« Geldes verdient. War ich nicht, bin ich nicht berühmt? Hab' ich's nicht 5 mou 8<>üt getrieben? Wer kann das von sich sagen in dieser Zeit der Kompromisse? I)> ich bin ein ganzer Kerl! — Jetzt noch mein Tage» buch der Bande ins Gesicht geschleudert, dann

stopf' ich mir die Chaiseloncuc mit Kassen»
scheinen und lache, dah di« W^nde wackeln.
Vom Vüchertisch.

Hermann Blumenthal: Der Weg b«r
Jugend, «Roman. (Julius Bar.)
Die erste Arbeit eines sehr talentvollen.
Autors.

Henrik Pontoppidan: Hans im Glück,
«Roman in 2 Bänden. (Insel-Verlag.)
Einer der besten «Romane und sicherlich
das rcisste und reichste Werl des feinen
skandinavischen Erzählers.

«Robert Michel: Die Verhüllte, «Novellen.
(S. Fischer.)

Albert von hofmann: Die Grundlagen
bewußter Stilempsindung. (W. Spemann.)
Forrers „«Reallexikon". (W. Spemann.)
Hermann Kienzl: „Die Bühne, «in Echo
der Zeit." (Concordia, Deutfch« Verlags»
Anstalt.)

Friedrich Meus«l: Friedrich August Lud»
wig von der Marwitz. (Mittler H Sohn.)
Bis in die letzten Jahr« Friedrichs des
Großen reicht dieses schicksalsreich« Men»
schenleben zurück. Marwitz hat Friedrich
den Großen noch dreimal geschaut, er hat
Friedrich Wilhelm III. genau gekannt, hat
Blücher und Gneisenau nahe gestanden,
mit Stein und Aiebuhr verkehrt und
Hardenberg bekämpft.
„Die da hungern und dürsten, die Geschichte
zweier Menschen, die die Liebe fanden."
(Schulz« H Co., Leipzig.)

Ein religiöfes Buch, wenn es sich auch
gegen jedes Dogma und all« Orthodoxie
wendet.

VtlantwortMch lüi »t» po!»!!ch«n H«U- N»r! Schn!«>ti, Sch»»lg«nd»rl, Kpandoutrstl, ««: ftii d«n
«ill«nt«Ul Vrun» «uch.

«old, «er!!« (., heM«ezlls!s!!. «! «>» oll«« »nb««- DI, «Nu, e»nd«b«t»«, ««!!» V ». L«nn«fti«z« 3l fti»
Oes!el«!ch.

Ungarn, «ober! F«ll>, »0!«n I. - ««r!««M»r,uald< « ««. WU»ei»d»>1.Vt»!ln V,«>, «l«!eb««l<!«z« l«, -
«fpe!>U!»n

fül Oslelrt!ch.Un«arn b«i «al»el« Wl»i«t, «»«n I,»»»« «. - »ru<l »»» Poß » »»i«!>» «.» . <K., «nll» V,
57, «2l»»stl.«.

AUSSTELLUNG

PROF. SCMULTZC-MrtUMBURO

Völlig eingerichtete Wohnräume

Saaleckcr Werkstätten G.m.b.H.

Zweigniederlassung Berlin

(Vidoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: ::::

Soeben traten Im Verlagt Фсогд «ПйПер,

ncmñê Seins (Stocrê: Фæ (Brauen.

e «Úfame Sefchlcbtn, ge.ri. «таг. ЗЛО, geb. 5ПГ. S-. (ЯпбаЛ u. a.: 3>ie Somattnfauere - «it ftrrjen bet Midge -

Фет «ote Либе - Ф1< SOOnfictletaje — Tie Sopluirbnuit — VRamalol etc.)

ЧBer bai Schaffen eon \$anni ijoiii вверв Bcrfoigt bat, ber uoifte шсЧЧ, bag gerabc Bon thin поф

übtrauí ЧЗrbrutnngí-

Bout* ju cnoarten шар; benn (imcra ift ein gln.qtanrllíitr In ber bculfdicn Citeralur. Ctr 135' »ф ""Ф' ta tint britimtc

'Subrtf unterbringen, bcnn oalfir ift fein ÇDoUen uub «oui'u'it >u Ftarf. ¿cm t>orltegenbeß -l'iid) bfrtdjligt Dltdelet)! baji: ,

!Sn ben romantifd)en Dichter mobernftcr ffullnr 311 nennen. STOcit gereift, tat er üb.rau bal всШпree, бл1 <B<rft»irHge.

fern ab Bora Wege SHegenbe gefúd)t uno aus Jenen erlebten nnb erträumten, Ihn felbft am fturfdrn

ergreifenben etimmungcn

(at tt ergreifenbe ЭДореДен geformt mit btr unotljoit.'n tljantufic eine* O. Y. 91. gottmaim, eine! g. 9l.

фсх «ub

ЭДЦЦер« be L'géle Slpam, unterer Zeit юснооа.-г лы fclbp ble ПовеОен blefer бро^ен, »eil вшер* bit ftarteren

snittcl mobcriicn Äunftgeiftei formen ballen. Kein (ebeuber Vutor Bermag ben obengenamtten be|

ф1о)1ra and) nur

ettxt« gebnlidit» on Mt Seite ju {teilen. Unfert Seit via ta fo gtrn bal Snifeln lernen, {(n immrr groaren IHtngen »erben 2>etetticf!uie unb ftrimlnalromant Btrfd)lungen — aber bai mährt Snifeln tat man Immir no<6 nie>t gelernt, «im: f>armt Seins Идете Ift ein ЗИфкт, ber mit unerhörtfr Äenft feinen Bauberttaur mljd)! —

man lele bai Vuá>, un» man bat bat »rufcin gelernt.

Perlag von SCHUSTCR & БОСГГЬСЕ, Berlin W.

Frederik pan ceden

Die freudige WeU

Betrachtungen über den lüensdien

und die Gesamtheit aller

autorisierte Uebertrogung von Else Often

Seh. m. 3.50, geb. Ш. 1.50

f I rt t>f l a Peden Ist einer ten leñen feurigen bobsIngera des L-ebens.

Ul Idle. W „rder,n Ireudeleuchtenden Worten die Uell lur elnen

Bugenblldi heller zu werden schein!. Wiesbadener Tageblatt.

CIn Frederlk «an Eeden vereinen sich zwei sonst ausflnjnder-

•* streben e KrUle, wissenidia Illcner Forschertr.eb und dldnerisdies

eessallunesKrmngen iu einer Einhell, nor deren Schönheit Itde K.Ulk

verstummen muh! Hier Ist ein Dldiler, der es uns lohnt, нем wir

seinetwegen die Шине nul uns nehmen, seine eigene Spracht zu lernen,

so dankenswert ts auch Ist, dab er eine Ueberseftertn aefandr hat,

die sldi systematisch der rlulg be seiner Einfuhrung m insère

tiileratur gewidmet hol Einen seiner grollen Vorzüge, die sprachliche

Sdicbhelt seiner Iiarih, veimcg ebtn doch nur der zu würdigen, der

selbst In die Sprache des Dichters c n:' dringen versndit. Doch auch

wer vor dieser Srbell zurtckscheuf, vlrd sich durch die (nkiare der

bis lebt In UeberseOung erschienenen Budier van Cedens aufs reichste

belohnt fühlen Fra klurler Seneralanzeloer

5>ie

ift [oeben er1ф1enen unb Ыгф jebe 9iiccf)anMiing obi'r анф birttt ju bežler)en.

gttlblctncn я Эе<le ium greife bou ^iff. 2. —

in @опз«Я?егдатеп* „ „ „ „ 4,—

Tien Einzutreten be Abonnenten erhalten ben fompletien fiii,iriiang 1007 gebunbcu

in galblclnei für ЧПГ. 10.— wnb in @апз-фегдатеп(für W.Í. 12.50.

& (£o. ^Berlin W. so.

<7 0
3 0
0 0
ectt«
<3QBir jungen unb ble
«Politií 137
(£. ». "Brcboto . Jiricg unb '¿ed)iiif . . 141
Carl tjaiiptmann öraf Súltcfjacl (ííort--
fe^ung) 145
(Tiefdlfd)tc «iiinimcrfc . 149
^ermann
Coetoengarb . .
f)ane (Earoffa .
firnft ©d)ur . .
O. 3. ^ierbaum
@ternengebót ..
ЧПп bie 9latur ..
•iOibcr lDerbanbi
151
154
157
159
162
Wanuftrtptfcnbungen niciit an bte einzelnen Herausgeber, [onbern an bte
©rfirtileilung: Dr. in r. "íirtur t'aubeberger, «crlin W. 50, <£l«lcbaicrft raise 14.
SEIDENHñUS
MICHELS & СЛ,
HOFLIEFERRMTEM.
BERLIN W. LEIPZIGERSTRfisse 43-44,
ECKE
GROSSIES SPECIñLMñUS DEÜTSCHLñMDS
• FÜR SEIDENSTOFFE UND SRMMETE .
МЕЧЯМ. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD
FRBRIkfITIO« VOM SEIDENEM BLUSEN, JUPONS,
MORGENRÖCKEN, MRTIMEES, KOSTÜMRÖCKEM
UND «BQEPnSSTEN HñLBFERTIQEN ROBEM.
;: ;: ;: ;: ;: ;: SPECIAL. nBTEILUNIJFOR :: :: :: :: ::
UBERTV.RRTIKEL. SEIDENE TRICOTÄSEM, SEIDENE TÜCHER,
FEOERBOAS, ECHTE SPITZEM, князем, sCMflspEti етг.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
»«»»» «,«b«t »ulturphilosophie / «ich«,d «t»«uh: Nuftl / »«,« V»«nb«»l eUenlt»,
«lch«d «Nnth«: Kunst / unter Mitwirkung von Gu«, von Tzof«»n««th«ll Lyrll.

Nummer 5 31. Januar 1908

Wir Jungen und die Politik.

Ein Brief an Werner Sombart von Privatdozent Dr. phil. et phil. W. Jellpach-Karlsruhe.
Herr Ihre „antipolitischen“ Darlegungen nur aus dem Wiederhören kennt, den sie in
^^ der Tagespresse gefunden haben, der mühte meinen, Sie halten ein paar geistige
reichhaltige Absurditäten zum besten gegeben, über die es sich kaum oder höchstens wegen
der Gefahr der Verwirrung in einigen von Ihrem Namen geblendeten Geistern zu
reden verlohne. Keine Kritik, auch die ruhigste und verhältnismäßig sachlichste nicht,
hat es für nötig gehalten, einstlich zu fragen, ob Sie nicht etwa an ein Problem
gerührt haben, mit dem die ganze intellektuelle Jugend unserer Tage aufs schwerste
ringt — und ob Sie vielleicht gar auf die brennende Frage die Antwort erteilt
haben, zu der heute oder morgen der Gang der Dinge eben diese Jugend treiben muß
und soll. Mutz und soll: das heißt, diese Antwort ist nicht bloß die kausal unver-
meidliche (ob sie das ist, mag sogar am Ende bestritten werden), sondern die teleologisch
best«, diejenige, mit der die wertvolle Fortbildung unserer Gesamtkultur einschlich-
lich der Politik am vollkommensten gesichert wird. In der Tat, tut man sich müd-
lich um, so stößt man bei überraschend vielen Altersgenossen auf solche Bewertung
Ihrer Äußerungen. Es gibt ja so leicht keinen einigermaßen Begabten, geistig Inter-
essierten (von den literarisch oder rhetorisch Befähigten ganz zu schweigen), an den nicht
frühzeitig die Versuchung heranträte, in die Politik einzutreten. Es mutz unumwunden
zugegeben werden, daß dieser Versuchung in den letzten Jahren wieder mehr junge
Männer erlegen sind, als es etwa zwischen 1890 und 1900 der Fall war: in fast allen
Parteien sind „Jugendbewegungen“ aufgeflackert oder künstlich angeregt worden. Ich
bin überzeugt, daß auf diesen Wellenberg, der in der jüngsten Reichstagswahl seinen
Kamm geworfen hat, ein neues tiefes Tal folgen wird. Aber nicht diese „Prophezeiung“
»Ul ich hier begründen; sondern ich möchte Ihnen darin zustimmen, daß das gründ-
liche Abfliehen dieser Woge, ganz gleichgültig, ob es nun faktisch erfolgt oder nicht,
wünschenswert ist, daß unsere geistige Jugend ihre Kulturmission am besten, ja
vielleicht nur dann überhaupt erfüllen kann, wenn sie der politischen Tätigkeit fern
bleibt — soweit nicht etwa unbezähmbare Neigung zur Politik den einzelnen unwider-
stehlich in die politischen Zirkel wirbelt. Politische Abstinenz aller derer, die sich nicht
als „geborene“ Jünger der Politik fühlen (und auch dieses Gefühl sollt« aufs kritischste
von ruhiger Ueberlegung geprüft werden), liegt heute geradezu im Interesse gesunder
Entwicklung, - sie ist nicht bloß Möglichkeit oder Notwendigkeit, sondern Pflicht.

138 Morgen: Kulturphilosophie

Warum? — Weil ein jeder in seiner kurzen Spanne Leben mit seiner Person» lichen Kraft haushalten soll, so gut er kann, weil er sie dorthin konzentrieren soll, wo er die Gewißheit hat, sie in tüchtige, sein Bestes verkörpernde Leistungen um» zusehen, und weil es solche Leistungen im Bereiche unserer deutschen Politik heute und für absehbare Zeit nur auf einer Stufe der politischen Betätigung gibt, die zu er» steigen gerade der Politiker die wenigste Hoffnung hat. Wer wollte es bezweifeln, daß im Amte des Ministers und Staatssekretärs, allenfalls auch noch in der Stellung eines Ministerialdirektors oder Präsidenten eines der kleineren Reichsämter, die Politik auch bei uns und heute dem Dasein des Inhabers solchen Amtes einen wirklich be» friedigenden, ausfüllenden, ja großen Inhalt zu geben vermag? Namen wie Miquel und Budde, Posadowsky, Tirpitz und Dernburg, Vödiker und Althoff reichen hin, um das zu erweisen. Aber welche Chancen hat denn der Politiker, auf solche Posten berufen zu werden? Von allen Leuten die minimalsten. Miquel ist nicht als Parla» mentarier, sondern trotz dieser Eigenschaft aufgestiegen; er durfte (gleich den vereinzelt Genossen ähnlichen Schicksals) nichts Eiligeres zu tun haben, als den politischen Teil seiner Lebensleistung vergessen zu machen. Und ließe sich Dernburg etwa dort denken, wo er heute steht, wenn er im normalen Lebensalter sich als Mitglied der freisinnigen Bereinigung ins Parlament hätte schicken lassen oder auch nur als Vorstand einer ört» lichen Wahlorganisation politisch hervorgetreten wäre? Es gibt bei uns wirklich keinen Weg, der so sicher zum Ausschluß von der Möglichkeit schöpferisch»politischer Leistung führt, wie der Weg durch die Politik; und an jeden, der politischen Ehrgeiz größeren Stiles hat, der nicht bloß Politik reden und schreiben, sondern Politik machen will, ist kein Rat so wohlgemeint wie der, die Politik in weitem Bogen zu meiden. Denn das ist ja das Charakteristische, daß eben nur der regierende Politiker bei uns in die Lage kommt, Politik zu machen; der Parlamentarier, der Dema» goge (im besten Sinne) überhaupt nicht. Opposition wird zertrümmert oder matt ge» setzt. Das Schicksal des Zentrums und der Sozialdemokratie bezeugen es. Positive Parteien werden ausgenützt, ohne zum mindesten legalen Einfluß zu bekommen: die Nationalliberalen. Nur auf dem Umwege über persönliche, politisch nicht verantwortliche und oft nicht einmal sichtbare Beziehungen ist wirklicher Einfluß zu erringen: die Reichspartei in der Ära Stumm, die Konservativen heute wie ehemals, das Zentrum im letzten Jahrzehnt. Womit man sich zugleich der bedingungslosen Gouvernamentalität verschreibt: der Bund der Landwirte mußte wohl oder übel unter die parteikonservativen Fittiche kriechen, das Zentrum büßte einen einzigen Oppositionsversuch mit dem Verlust der Machtstellung. Ich sehe nicht, wie diese Perspektiven einen jungen Menschen von Talent und Charakter locken konnten, sich der Politik zu verschreiben; ja, es wäre ein böses Zeichen, wenn sie es fertig brächten.

Nun sagt man dagegen: es muß eben anders werden, und daran sollen alle mithelfen. Damit meint man den Parlamentarismus. Aber keiner weiß «in Nezept, ihn herzuzaubern, ihm auch nur «inen Schritt entgegen zu tun. In Wahrheit liegt die Sache bei uns ganz ähnlich wie in Oesterreich: die parlamentarische Negierungs» form wird, wenn sie einmal kommt, von oben kommen; kraftvolle und weitblickende Persönlichkeiten der Negierung werden sie einbürgern, Persönlichkeiten, die eben auch wieder nicht aus der Politik hervorgegangen sein werden. Von unten kommt uns keine

« 0
<7 0

W. hellpach: Wir Jungen und die Politik 139

Aenlxrung der Aegierungsform. Diese Möglichkeit ist 186? verpaßt worden, und den verpaßten historischen Augenblick bringt keine Ewigkeit wieder. Die Parteien tonnen (darauf laufen die gelegentlichen Vorschläge, die man liest, hinaus) das Parlament lahmlegen, mehr nicht; die "Regierung wird dann fortwursteln (wie in Vesterreich) oder «l>» (bei uns das übliche) durch nationale Forderungen (Armee, Waine, Kolonien) sich eine willig« Mehrheit schaffen. „Es ist noch immer, immer, immer gut gegangen" Aus dieser Zwickmühle heraus weiß die „nationale Demokratie", die sich jetzt etabliert hat, so wenig einen Weg, wie der nationale Liberalismus einen gewußt hat. Auch ihm blieb nichts übrig, als sich in eine gefügige und eine bedeutungslose Hälfte zu spalten — sich benützen oder sich ausschalten zu lassen.

Trostlose Perspektiven: wenn nämlich aller Trost in politischen Möglichkeiten lüge.. Ab« davon ist ja zum Glück keine Bede. Wer, in der nüchternen Erkenntnis dtt Hoffnungslosigkeit deutlicher Politik, dennoch den Drang ins öffentliche Lebe« spürt, braucht solchem Drang keine gar zu beschwerlichen Zügel anzulegen. Sic selber be« zeichneten schon die Selbstverwaltungstörper als Stätten öffentlicher Betätigung, an denen auch der un« und antipolitische Geist die Möglichkeit zu sachlicher und schöpferischer Arbeit im Allgemeininteresse findet. Lassen Sie mich hinzufügen: dl« Verufsverbände, die Wirtschaftsassoziationen, die großen Interessensvereinigungen «tle» Art. Die stimmen, wenigstens die „mitzählenden", darin überein, daß sie poli« lisch« Neutralität halten — Flottenverein und Zentralverband der Industriellen, Ge« »erlschaften und Handlungsgehilfenverband, Bund der technischen Beamten und Bund der Landwirte, Leipziger Aerzteverband und Handelstag; sie lehnen sich natürlich ge« legentlich stark an «ine Partei oder Parteigruppe an, aber eben doch nur taltisch, um sie als Mittel zu benutzen, und nicht programmatisch eingeschworen. Die stimmen auch darin überein, daß sie von Tag zu Tag mehr die eigentlich bewegenden Mächte« unserer sozialen Entwicklung werden, zu denen die politischen Körperschaften immer beut« lich«? in das Verhältnis eines formulierenden Vollzugsausschusses treten. In ihren Reih«« ist die Sachkenntnis, die wirklich hervorragende Leistung, die Persönlichkeit mit ihrem Besten führend, nicht die Glätte der Umgangsformen noch die Strupellosigkeit de« demagogischen Phrase, die in der Politik (jene oben, diese unten) die Wirkung verbürgen. Schon heute sind die besten Mitglieder unserer Parlamente die Führer solcher Int«ressenv«rbänd« (wer ist uns denn interessanter und wichtiger: Normann oder Graf Kanitz? Liebermann oder Schack? hieber oder Stresemann? Kopsch oder Kämpf? Sladthagen oder hu,-?), find fle es alle mit der deutlichen Neigung, Programm Pro« «amm fein zu lafsen und das sachlich Erstrebte von jeder Mehrheit zu nehmen, die sich dafür ergibt. Ich will nicht prophezeien, ob (was so wenig reaktionäre Leute wie Ientfch und manch«? andere noch hoffen) auf diesem Wege unsere ganze Politik ein« bernfsständifch« Umbildung erfahren wird. Das weiß ich nicht. Aber daß unsere polt« tischen Parlament« sich anschicken, immer mehr «in« Art Sublomitees der „Berufs« Parlamente" zu werden, dieses Zeichen der Zeit läßt sich höchstens geflissentlich noch l«««>enn«n.

Damit wird auch die kolossale Ueberschätzung der Politik, von der Sie mit Aecht gesprochen haben und die wohl nur die natürlichen Nachwehen einer großen poli« tischen G«burtszeit (1860^1877) darstellt, von selber verblassen. Gewiß, es hat in der

140 Morgen: Kulturphilosophie.

o l>

Vollerentwicklung politische Periode» im striktesten Sinne, d. h. in dem Sinne, daß die Politik die entscheidend umbildende Gewalt war, gegeben. Aber ihnen sind doch andere und meist desto ausgesprochener unpolitische vorausgegangen und gefolgt: müssen doch eben auch die Kultursaat ausgestreut werden, leimen und reifen, ehe die Zeit des Schnittes und der Bergung kommt. Nun heißt es wohl: Wie soll solch ein politisch Zeitalter, bricht es herein, die rechten Männer finden, wenn alles mittlerweile von der Politik sich abgekehrt hat? Die Erfahrung aber widerlegt diese Sorge. Große politische Zeiten überraschen immer durch die bedeutende Zahl jungfräulicher Talente und Charaktere, die sie in die Höhe führen, sowie durch die bedeutende Summe von Sachkenntnis, die sie zeitweilig der Politik dienstbar machen; am wenigsten aber sind es die politisch schon Abgestempelten und „Sturmerprobten“, die dabei in führende Position treten (man denke z. V. nur an die Hilflosigkeit, mit der die meisten 48er von rechts und links - den Ereignissen der Reichsgründung gegenüberstanden!). Für das Wirken in einem kommenden politischen Zeitalter gibt es gar keine schlechtere Vorbereitung, als die heutige Politik, und gar keine bessere, als die Enthaltung von ihr. Gerade auch das wird unsere intellektuelle Jugend sich vor Augen halten müssen: die Pflicht, unverbraucht von der Politik zu bleiben, um einstens vielleicht unverbraucht für die Politik zu sein.

Daß praktische Enthaltung nicht theoretische Entfremdung bedeutet, darauf haben Sie ja schon hingewiesen. Im Namen der „allgemeinen Bildung“ (was das übrigens sei: das dringlichste geistige Problem unserer unheimlich spezialisierten Epoche!) finden auch die großen politischen Fragen ihre Stelle. Nur eben daß der Geist nicht in der Abrackeret mit den kleinen zermürbt wird, mit den Fragen des Tages von heute, die einmal ernst genommen zu haben, morgen jeder belächelt. Und daß diese kleinen Fragen in ihrer Wichtigkeit durchschaut, das Augenmaß, die politische Größenschätzung, die im Parteigetriebe rettungslos verloren zu gehen pflegt, geübt, ein Problem in seinen Zusammenhängen und Folgen mit Muße durchdacht werden kann: Besinnung auf die letzten Grundlagen, wie sie notwendig jeder intensiv praktischen Leistung folgen muß. die ja doch nie .16 mtmmim fortgesetzt werden kann, ohne sich zu erschöpfen. Doch darüber brauchen wir nicht zu theoretisieren, das wollen Sie uns ja praktisch vor» machen hier im „Morgen“. Ich bin keinem gegenüber so blindgläubig, daß ich darauf schwören möchte, der Versuch werde Ihnen sogleich vollkommen glücken. Aber der Versuch allein verdient unseren Dank und ist, wie ich Ihnen kürzlich in behaglicher Plauder» stunde schon versicherte (am Buhtagabend, wo der Feiertagstrubel einer in den Flegel» jahren sich räkelnden Weltstadt uns so viele Themen zum Variieren hinwarf) — tst dieses Dankes gewiß. Von den Alten hat mittlerweile Carl Ientsch es Ihnen vor aller Veffentlichkeit gesagt. Von den Jungen werde ich, scheint's, der erste sein; hoffentlich nicht der einzige. Im stillen jedenfalls find's ihrer viele. Sie haben in Hunderten zu klarer Ueberzeugung gebracht, was als dunkles Gefühl in ihnen garte, ihnen un» nütze Kämpfe, eine falsche Entschließung, eine schwere Enttäuschung erspart; sie für sich selber und für fruchtbare Arbeit an der Gemeinschaft gerettet. Vielleicht vermag dieses Bewußtsein nach allem Aerger, den Ihre Arbeit Ihnen vorerst ins Haus trug, Sie nunmehr ein wenig zu erfreuen: ist doch die gehegte Meinung am Ende immer noch ein bißchen wertvoller als die gedruckte!

(^n der französischen Armee, auch in der Kammer, erklingt zuweilen ein satirische«
<) Wort, dessen Sinn noch kürzlich von Eh. Humbert in seinem vielbesprochenen Buche
gegeißelt wurde: l.» quezlion «t K l'etucke -> d. h. Behörden und Kommissionen be-
schäftigen sich mit der Angelegenheit. Meist handelt es sich dabei um wichtige Fragen
in Bewaffnung und Ausrüstung, die wohl ernste Erwägungen, aber auch schnelle Ent-
scheidung im Interesse der Schlagfertigkeit der Armee erfordern. An Stelle der ersten
Prüfung tritt dann aber manchmal — oder oft — eine pedantisch»bureaulratische Be-
Handlung des Dinges und ein unerträglicher Verschleppungszustand, die der Wichtig-
keit der Sache nicht entsprechen. Wenn französischer Witz jenes Wort satirisch wandelt,
wie ist's bei uns? Sind da nicht auch manche wichtige Fragen technisch»militärischer
Batur 5 l6tu6e? — ack inlinitum?

Mit jedem Jahre mehr trete» die Umwandlungen deutlicher, reliefartiger hervor,
welche Explosionsmotor und Elektrizität in Luft, Wasser und auf der Erde dem ge-
samten Berkehrslben der Gegenwart aufdrücken, damit als strategische Faktoren im
Kriege Bedeutung gewinnen.

Da sind zunächst die Kraftfahrzeuge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Armee«
führer im Zukunftskriege in ihren strategischen Entschlüssen freier find, wenn Proviant
und Wunition, wo die Wegeverhältnisse es gestatten, auf Kraftfahrzeugen heran»
gechafft werden, anstatt durch tierischen Zug. — ganz abgesehen von der Frage, ob
wir sür unsere Millionenheere Pferde in genügender Zahl für die Kriegsdauer werden
aufbringen können (wenn wir den Wünschen der Pferdezüchter auf Erhöhung des
Bemontepreises nicht bald nachkommen, ganz gewiß nicht). Eine Armee, die ihre erste
Trainstaffel auf 60 Km zurückhalten kann (Kraftfahrzeuge), ist leichter beweglich, freier
in Entschluß und Aktion, als eine, die diese Impedimenta bereits auf 20 Km hinter
sich weiß. Das ist ein Fundamentalsatz, an dem nicht zu rütteln ist.

Unsere ersten Versuche mit Lastselbstfahrern datieren aus dem Jahre 1898. Seit»
dem sind diese Versuche in die sich aus lleinsten Anfänge» entwickelnde Kraftfahl»
zeugabteilung der Verteherstruppen gelegt worden bei Aufwendung sehr geringer
Mittel, zuerst nur 30 000, dann 100 000 Mark*). Und heute, nach zehn Jahren, sind
wir so glücklich, in der ganzen Armee 25 Personen» und ebenso viele Lastselbstfahrer
zu besitzen. Das ist ein wirklich nicht sehr übereilter Fortschritt. Für die Personen»
selbstfahrer hilft im Manöver das Freiwillige Automobilkorps. Bei den Lastselbstfahrer»
Vcrsuchen in bereitwilligster Weise die Privatindustric. Wer aber hilft im Kriege? Im
Kriege, der bereits nach wenigen Tagen - vom dritten Tage an schwerste Em»
scheidungen zeitigen tan»?

Unsere kräftig entwickelte Privatindustric der Autobranche, die vorhandene» iu
Privatbefitz befindlichen Automobile, Lastzüge, Bier» und Gefchäftswagen, Autobusse
weiden zu Etappen»Organisationen zusammengefaßt und von Verteherstruppen unterstützt.
in Verbindung mit Feldeisenbahnen, bald in der Lage sein. Verpflegung und Munition
) IN07: 763000 Marl; 1908: I «80 75« Mark.

» »

den Armeen nachzuführen, Kranke und Verwundete abzuleiten. Immerhin wird auch diese Organisation auf große Schwierigkeiten stoßen. Bei der Zusammensetzung von Fahrzeugen verschiedenster Systeme, Leistungsfähigkeit und Belastungsvermögen wird «3 an Neferveteilen fehlen, und die Monteure weiden Tag und Nacht zu tun haben.

Aber vorne bei den Feldtruppen, in erster Linie, bei den ersten Entscheidungen, da rechnen wir noch heute mit dem tierischen Zug für alles was Proviant, Futter und Munition betrifft — genau wie im Jahre 1870. Das aber kann lähmend auf die strategischen Entschlüsse einwirken und Vorteile von unermeßlicher Tragweite für den Gegner zeltigen, der von seiner Verpflegungsbasis unabhängiger ist.

England zeigt uns da den Weg. England, das in allen technischen Fragen schneller arbeitet wie wir, wo alle wichtigeren Versuche bei zwei Behörden konzentriert sind: Artillerie»Prüfungskommission und Kraftfahrzeugabteilung der Verkehrstruppen. Wir schwanken bis heut« in unseren Versuchen, neigen bald zum Dampftratteur, bald zum 2—3 t Benzlnwagen — jetzt wieder zu letzterem. — England hat im Burentriege mit 50 Fowler»Dampfmafschinen bereits die besten Erfahrungen gemacht und darauf welter gebaut. In der Mechanital»Transportbranche befitzt es drei Kompagnien mit je 3—4 Dampftrakteuren und 15—15 Anhängewagen. Die Kompagnie leistet durchschnittlich 200 t, 35—45 Km täglich. Im letzten Manöver geschah die Verpflegung der 12 000 Nlann in triegsgemäßer Weise größtenteils durch mechanischen Zug. Neuerdings hat England im Mobilmachungsplan für jede der sechs zum Auslandsdienst bestimmten Divisionen 14 Tratten« mit 52 Anhängewagen l> 5 t Ladegewicht) vorgesehen. Aber man hat auch an 2000 Autobusse verschiedener Linien durch Subventionen für den Krieg verpflichtet, ihnen hinsichtlich Stärke von Motor, Unterbau und Karosserie typische Vorschriften gegeben. Der größere Teil davon soll zunächst für Proviant und Fuhr» park der Kavalleriedivision der mobilen Armee ausgenutzt werden. Bei uns ist für die Kavalleriedivisionen überhaupt nichts derartiges vorgesehen — Lilien auf dem Felde — nicht einmal eine Sanitätskompagnie haben fie zum Aufnehmen ihrer Verwundeten. Und welche Gründe stehen entgegen, daß wir nicht in ähnlicher Art vorgehen? Zunächst: Zwei Kriegstheater, ein östliches und ein westliches. Wir können gegen Nußland nur an die Verwendung der nie versagenden Quadrupeden denken. Den großen Vorteil, welchen Frankreich in dieser Hinsicht vor uns voraus hat, indem es nur mit einem Kriegstheater großartigster Strahlenentwicklung zu rechnen hat, hat es durch Neuorganisation seiner Trains und Basierung auf mechanischen Zug noch nicht in entsprechender Weise ausgenutzt. Deutschland ist somit gehalten, seine Proviant» und Fnhrparlitolonnen alter Art beizubehalten, was jedoch die Aufstellung einiger Sektionen Kraftwagen nicht ausschließt.

Sodann heißt es: Lastselbstfahrer im Frieden aufzustellen, d. h. in größeren Organi» satlonen, verbietet sich wegen der Empfindlichkeit der Maschinen und der Schwierigkeit der Instandhaltung derselben. Auch Veraltung der Konstruktionen und damit Reserve« tellbeschaffung als tzindernifse werden angeführt. Ich glaube auf Grund meiner prar» tischen Erfahrungen, daß diefe Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein dürften. Wenn England auf Wagen von 5 t Ladegewicht abkommt, so brauchen wi» das nicht nachzumachen. Ich bezweifle, daß man auf den ins Auge gefaßten Kriegstheawrn:

0 »

C. v. Vredow: Krieg und Technik 143

Flailich, Belgien, trolstein, besondere Freude daran erleben wird. Straßen»
brücken und Ueberführungen bedürfen dafür besonderer Verstärkung, und im bergigen
Gelände wird's schwierig. So lasse ich denn auch unseren Freibahnzug der Seeg«»
selber Fabrik (Dampfmotor) außerhalb der Erwägung. Mit fünf Anhängelallen be»
fordert er immerhin 16—18 t, in der Ebene 7—8 Km, im bergigen Gelände 5 Km
dt« Stunde. Im tzar 1905 und auch in diesem Jahr« bei den Probefahrten Posen
—Glatz—Berlin hat sich die Ersahrung herausgeschält, daß im bergigen Gelände von
Belastungen über 3»/, t abgesehen werden muß. Nehmen wir z. B. Kraftwagen mit
3 t Ladegewicht, so stellt sich für ein Armeekorps die Berechnung wie folgt:

Wagen Pferde ^ Marsch.

8 Provianl.Kol. (29 Wagen 5 1t) 174 850 20 Km 5400 m

6 Proviant.Kol. (58 Selbstfahrer 5 3 <) 58 0 60 Km 900 m

Entleert lehren erster« in drei, letzter« in einem Tage zum Magazin zurück. Borteil«
hafter aber erscheint es, den größeren Teil — zwei Drittel — auf Tratteuren zu der»
laden und nur ein Drittel auf Selbstfahrern. Denn «in« Provianttolonne ladet ' / < Tages»
bedarf einer Infanteriedivision. Das wäre die Leistung von 9—10 Lastselbstfahrern,
für ein Armeekorps also 18—20. Auf 60 Km zurückgehalten, tonnten sie, leichtbeweg»
lich, hin und hergeschoben werden.

Selbst das Kehrtmachen, der Horror für eine Trainkolonn«, das zu Katastrophen
führen kann, ist durch den «Rückwärtsgang erleichtert.

Aehnlich verhält es sich mit den Fuhrparltonnen eines Armeekorps. Diese
sieben Kolonnen schaffen in je 60, zweifpännigen Wagen je 54 t fort. Würden drei,
Fuhrparltonnen durch 36 Kraftwagen ersetzt, so könnte der Nest auf 18 Tratteuren
folgen. Für je zehn Kraftwagen ist außerdem ein Borratswagen mit Feldschmlede, den
nötigen Beserdeteilen und Benzin in Anschlag zu bringen. Die Warschlängen würden
dadurch von 8—9000 m auf 1500—2000 m herabgedrückt, während in dem Baum
hinter den fechtenden Truppen bis auf 60 Km Tiefe Bewegungsfreiheit für die Truppen»
säulen herrschen würde. Da aber Tratte«'« und schwere Lastwagen in stetig steigender
Anzahl im Lande vorhanden sind, so tonnte man sich zunächst mit der Ausstellung
von 54—56 Lastselbstfahrern und 4—5 Borratswagen pro Armeekorps als erste Staffel
der Trains begnügen, was einem Geldaufwand von ungefähr einer Million entsprechen
würde. Das Personal an Monteuren und Schlossern lann man nicht ganz zu Lasten
stellen. Beuformationen sind hier unerläßlich, auch wenn wir für den Kriegsfall nur
auf Ausnutzung der im Lande betriebsfähigen Selbstfahrer rechnen — und dann
erst «cht.

Ich halte diese Ausgabe für wichtiger wie die Beschaffung der Feldküchenwagen,
die auch an 20 Millionen tosten, und deren Botwendigkeits»Koeffizient im Kriege nur
an wenigen Tagen hervortreten dürfte. Der Engländer macht «8 einfacher und prat«
lischer. Er behilft sich in den vorderen Gefechtslinien mit den schnell selbsttochenden
Splrltus!ons«rven. Das tut's auch. Dazu tommt noch die Verlängerung der TrainS

Itz'4 Morgen: Politik

o o

!.:'. Wieder 1290 IN pro Armeekorps, während wir bestrebt sein sollten, sie nach Mög»
lichtlett zu verkürzen. —

Mit Selbstfahrern als Kampfmittel, sei es Panzerwagen mit Schnellfeuerlanone
oer Maschinengewehr — auch ohne Panzerung —, sind wir ganz im Ausstände ge»
blieben. Frankreich hat 20 derartige Wagen im vorigen Jahre in Auftrag gegeben,
,-achdem der Typ festgestellt war. Vielleicht etwas übereilt — Vierräderantrieb scheint
5« fehlen — aber immer besser wie nichts. Denn im Stellungskriege — und der dürfte
in kommenden Kriegen sehr in den Vordergrund treten — werden solche Fahrzeuge
nicht unerheblichen Nutzen zu leisten vermögen. Wir besitzen wohl nur die beiden vor
einigen Jahren ursprünglich für Nutzland helgestellten und dann übernommenen Panzer»
wagen, die schwer sind und nur Zweiräderantrieb besitzen.

Eine der wichtigsten Errungenschaften moderner Technil ist das Motorrad. Für
'Aefehlsübermittlung und schnelle Erkundungen ein unerläßliches Hilfsmittel. Es ist
das auch von uns längst erkannt. Aber immer noch fehlt der Typ, fehlt vor allem
die Zuteilung der nutzbringenden kleinen Maschinen zur Truppe. Die Kraftfahrabteilung
der Verlehrstruppen verfügt über eine Anzahl — wenn ich nicht irre, an 30 — die
bei den Kaisermanovern für Leitung und Führung ausgiebigst ausgenutzt werden. Aber
der Truppe wird dieses wertvolle Fahrzeug ferngehalten. Auch nichts getan, um an»
regend auf private Betätigung zu wirken. Und doch müßen wir im nächsten Kriege
fordern, daß jeder Offizier höherer Stäbe mit Auto und Motorrad umzugehen der»
steht. Für jeden höheren Stab, für jedes "Regiment müßte ein Motorrad zur Aus»
rüstung gehören. —

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Telephon. Die Fernsprechabteilungen
genügen, um Oberkommando (Leitung), Generalkommando und Divisionen, auch diese
mit den Vorposten zu verbinden.

Es fehlt bei uns an der Drahtverbindung der kämpfenden Truppen mit der Führung
und unter sich während des Gefechts. Weder Bataillone noch Regimenter*) sind mit
Fernsprechern ausgerüstet. Wie weit ist in dieser Beziehung z. B. die englische Armee
voraus! Dort ist der Divisionskommandeur durch die Zwischenbehörde mit den in
verderster Linie kämpfenden Kompagnien verbunden, ebenso mit den Artillerieabteilungen
und der vorgeschobenen Kavallerie. Dieser ganze Fernsprechsverlehr ist in eingehendster
Weise durch Instruktionen geregelt, so dah jeder Stab weiß, was er zu tun hat. Dabei
gilt als Grundsatz, daß jede wichtigere Fernsprechverbindung auch gleichzeitig eine
yeliographenverbindung hat, bzw. Signallaterne. Erst dadurch ist sicheres Funktionieren
gewährleistet, da die Feuchtigkeit der Erde bei nicht isolierten Leitungen oft empfind»
same Unterbrechungen herbeiführt. Auch jeder Offizier der englischen Armee ist im»
stand«, mit Taschentuch'Woise oder Laterne sich auf weite Entfernungen hin ver»
ständiglich zu machen. Man beherrscht das Morse.Alphabet ebenso wie die Winlerzeichen.
Deren Kenntnis wird von allen Mannschaften verlangt. In der Käfern« sind nur
Spielkarten mit solchen gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abgesehen vom Patrouillenapparat der Kavallerieregimenter.

Carl Hauptmann: Graf Michael 1tz3

Graf Michael.

Erzählung von Call Hauptmann. < ^ F » ^ « , » » « ,)

Michael «wacht» mit sehr angenehme» und heiteren Gefühlen. Als wenn er auf den Sommerwiesen gelegen und sanfte Worte gehört hätte. Was? erinnerte er sich nicht. Auch wer ihn angeprochen. Es waren mehrere helle Menschen gewesen. Ein paar-mal hatten dunkle Flecken sich in seinem Bilde wie herumgedreht.

Lächerliches Besinnen, wenn so die Fetzen der zarten Gestaltungen aus Träumen noch herumtreiben in einer ganz dunllen Flut, und man sie sammeln und zusammen» tleiben muh, wie eine Wäscherin ihre fortgeschwommenen Tücher.

„Wäscherin“, das Wort lag ihm auf den Lippen. Die Gestalt stand vor ihm und ging allmählich in dl« Alices über.

Dann kam es ihm so vor, als ob sie es im Traum gewesen, die ihn angesprochen, sr muhte sich mit Lachen des damaligen elenden Zustandes erinnern. Kein Wunder, wenn er bisher nicht gewagt hatte, sie an die Freundschaft zu gemahnen.

„So etwas, wie sie damals an mir tat, tut die Herzensgüte und die Höflichkeit oes Gemütes, nichts anderes. Was hätte fie tun follen, wenn fie mich auch nur mit Nutz« noch ansehen wollen, nachdem sie mir Verwahrlostem zufällig begegnen muhte?“

Es waren Gedanken und Gefühle, die flüchtig kamen. Es waren die Schemen des Halbschlafs. Dann erhob er sich, fah sich um, trat ans Fenster und sah auf die Straße. Unten wälzten sich Droschken und Omnibusse und Menschen in der Dämmerung. Er beschloß gleich Besuche zu machen.

Während er die Toilette begann, kamen Freunde.

Graf Amadeus kam, ein spröder, langaufgechofsener, eleganter Edelmann, das Monokel nicht aus dem Auge lassend. Graf Amadeus sah lange wortlos da.

Den grauen Zylinder mit Trauerrand hatte er in den Nacken gestülpt, und den Stock mit dem Mondstein stemmte er gegen das Kinn. Ein sehr junger Herr, aber schon ein ganzer Verächter. Er bewunderte lange einen Ring, den Graf Michael auf den Tisch gelegt, und den er von seiner loten Mutter besah. Ein Opal, der mit Perlen und „Rubinen umsah war und fich zu einem langen Schilde rundete. Graf Amadeus sah den Ring lange an — und sagte lein Wort. Als er ihn hingelegt und zum zweiten Male in die behandschuhten Finger sorgfältig aufgenommen, sagte er ge» dämpft näselnd: „Rubine und Perlen wohl — aber nicht noch Opal. — Gestattest du, dah Rödler mir danach eine Busennadel macht? hast du übrigen» gesehen, der Minister Franzius trägt eine Busennadel aus großen Brillanten. Fatal — nicht!“

Als Graf Amadeus hörte, daß Michael am Abend nicht von der üblichen Partie sein wollte, bekundete er seinen Unwillen.

„Politik — il was! — ein verfluchtes Geschwätz! Du wirst, weih Gott, noch der langweiligste Pflichtmensch l“ sagte er näselnd. Dann sah er Michael an, der unter dem brennenden Kronleuchter am Tische stand, indessen ihm der Kammerdiener die Perlen In sein Hemd Inöpst«. Er sah lange in Michaels geistige Züge, dl« der reiche Kerzen»

schein von oben traf. Dunkel und bleich sah Michael aus, verzehrt sein gelbgraues, ausdrucksvolles Gesicht. Immer noch ein wenig verkniffen, sobald er an etwas ernst» lich dachte. Aber die vollen schwarzen Vrauen lagen ruhiger als je. Er redete heut lein Wort und zog gar nicht den Mund zum emphatischen Ausdruck rund zusammen. Der Ausdruck der Augen hatte etwas Schelmisches. „Ich bin es doch,“ schienen die Augen mitten hinein in die Stille zu reden. Sie hatten ein entferntes Lächeln. Auch andre Freunde kamen, die ihn zum Klub holen wollten — und aushören, wie alles gekommen, und warum im Parlamente gerade ihm die Palme zugefallen wäre? Da war Michael nur harmlos lachend wie ein Kind, ohne große Erklärung. Aber er war durchaus für gar keine Amüfements am Abend zu haben. Daß auch Baron Frederick und Graf Franz und der jugendliche Bruder der Fürstin und ein paar andere jung« Herren mit langen, hellen Schoßbröcken und Gamaschen über den Stiefeln und mit Gläsern in den Augen — und einem Tone beim Treppensteigen, als gingen sie über die Treppen ihrer eigenen Schlösser und brauchten auf niemand in der Welt Aussicht zu nehmen — sich mit gemachtem Widerstreit, Lachen und Spöttereien entfernten.

Michael fuhr gleich danach aus. Er fuhr zum Minister. Er hatte sich einen besonderen Band seines Werkes, der für seinen eigenen Gebrauch festlich gebunden worden, in den Wagen legen lassen und dachte den Dank an den Minister damit abzutragen. Er dachte vor allem jetzt an Alice und wünschte dringend, nun zum ersten Male, ihr zu begegnen.

„Sie wird kommen,“ redete er sich mit Sicherheit ein, als er im geschlossenen Coupé durch die Straßen fuhr, in seinen großen Zobelpelz gehüllt, daß man das kleine, zernagte Gesicht beim Vorüberfahren im Laternenschein vom Innern aus flüchtig leuchten sah.

Beim Minister war es totenstill im Treppenhouse und tiefe Ruhe auch in den Gemächern. Ein Kanarienvogel sang leise in einem Zimmer der weiten Flucht. Der Ton brach sich in den Teppichen und Vorhängen und kam wie ein inniges, fernes Lachen. Aber sonst schien es, als läge stummer Friede in den halbduntlen Ääumen. Der Minister selber war geräuschlos sofort eingetreten, wie man Graf Michael kaum zu einem Sessel genötigt hatte. Franzius war ein untersetzter, noch jugendlicher Mann. Er hatte einen kahlen Kopf, aber sein Blick war frisch und unverbraucht, trotz, der grauen haare um die Schläfen und im Nacken. Seine Stimme klang tief und gütig. Seine Gesichtsfarbe war frisch. Auch der kurze, volle Bart hatte einen Anflug grauer haare. Franzius sprach sehr warm gleich und sehr erfreut, und sehr sachlich. „Wir haben einen Sieg gewonnen, dazu haben Sie viel beigetragen, Graf!“ sagte er. Dann kam man auf alle Einzelheiten der Debatte noch einmal zu sprechen und bekräftigte noch einmal die Einigkeit, die in dem Beschlüsse des Hauses schließlich ge» Wonnen war.

0 <?

Carl Hauptmann: Graf Michael 147

Aber der Minister, während Michael ihm gegenüber sah und sich im Gespräch »ie achtlos unwillkürlich ein paarmal umgesehen, sprang dann bald auch ab und sprach seinen Kummer aus, daß seine Frau wieder in diesem herbst viel kränkelte. Und er wollte eben eine Entschuldigung vorbringen, daß er ihn leider allein empfangen müßte, als Alice schlicht und einfach, wie eine Schwester angetan, im Türrahmen erschien. „O Papa," sagte sie im zutretreten, „ich höre schon, was du sagst. Aber ich komme doch selber, Mama zu entschuldigen."

Und sie ging auf Michael freundlich zu mit der Bestimmtheit, die in allem lag, was sie tat.

Graf Michael konnte eine Bewegung nicht zurückhalten. Er hatte sich ein wenig in die Höhe gerückt. Er ging einige Schritte ihr entgegen und küßte ihr die Hand.

„Sie kennen sich," sagte der Minister. „^ ^"

Alice ließ gar keine Zeit zu Erinnerungen.

„Nein, es ist doch herrlich!" sagte sie, Michael in die Augen sehend, „haben Sie Dank! Ich muß Ihnen ja ganz besonders danken, für das, was Sie jetzt zustande gebracht haben," sagte sie so freudig und so gütig — und verstummt« dann doch, ein wenig verlegen.

Graf Michael konnte im Augenblick gar keine Worte finden.

„Sie haben in der Tat —" wollte der Minister die Rede der Tochter weiterführen. Er wußte nicht, was früher vorgefallen.

„Ach Papa — du mußt nämlich wissen," lachte Alice jetzt vollends in ganzer Frische. „Papa weiß natürlich gar nicht, daß wir schon lange Freunde sind," sagte sie »unter.

Graf Michael lächelte in einer so kindlichen Art, daß der Minister nur mit» zuhören konnte, obwohl er nichts weiter begriff.

„Du mußt nämlich wissen, Papa, obwohl wir uns nur einmal gesehen haben — oder nein, wohl von ferne viele Male — aber Aug' in Auge nicht. Auge in Auge doch nur einmal zusammenzufügen," plauderte sie zu Michael, der es lächelnd bestätigte.

„Weih Gott! — Und wie mir damals anders zu Mute war," sagte er schwer» mutig, auf ihre Worte horchend.

„Oh, keine Trübsal erinnern!" rief Alice ganz nebensächlich. „Ja nicht!"

„Aber wie soll ich dir das gleich erklären, Papa!" sagte sie unerschrocken. „Sie haben aber auch ganz vortrefflich gearbeitet und geschaffen — in der Zeit — und wahr» haftig »inen Beweis von Tatkraft gegeben! Na, ich danke!" Sie lachte über ihre eigenen Worte.

Und Michael lachte auch — mit einer Demut im Blick. Der Minister sah heiter aus. Er sagte sehr zufrieden, auf das dunkle, hoheitsvolle, reine Mädchen blickend:

„Sie hat manchmal eine ganz seltsame Art zu leben und zu denken." Fast als wenn er jetzt auch dachte, daß er damit etwas entschuldigen müßte.

Aber dann begannen sie sich frei zu erzählen und endeten damit, daß Graf Michael »lt dem Minister verabredete, dann und wann seine Einladungen zu einem engeren Zusammensein mit wenigen politischen Freunden in vertraulichem Kreis« zu benutzen.

148 Morgen: Literatur

„Ich will dann auch von Ihnen hören, daß Sie nicht umsonst lebten, wie Sie es nennen," sagte Michael zutraulich zu Ali«. „Ja, mein Gott, umsonst," sagte er — sich gleich besinnend. „Ich kann es nicht aussprechen, was ich eben denke," sagte er ganz verloren wieder. „Aber Sie mögen Gedeimtüte nicht. Und Sie mögen auch nicht, wenn jemand sich zu viel in der Schuld von andern fühlt."

„Da haben Sie völlig recht," rief Alice lustig. „So etwas gilt bei mir nicht. Darin ist immer Uebertreibung."

„Ja, sie tann streng mit sich und den Menschen verfahren ohne Ansehen der Person," sagte der Minister und sah mit Stolz auf Alice, die vor Michael stand und fröhlich aussah.

„Ich muß wohl jetzt zu Mama zurück," sagte Alice eilig entschlossen. „Aber wenn Sie einmal lommen — und zuhören, tann ich Ihnen wirlich auch etwas beweisen." Alice reichte Michael die yand zum Kusse.

„Natürlich so gelehrte Miene wie Sie dabei machen können, kann ich nicht machen. Musik! Sie wissen: Nur ein Spiel treibe ich! Ein seliges Spiel mit den Dingen.

— Wie die Götter spielen — denke ich es mir. Auch mit Schmerzen und Leiden, daß man lacht und weint — und doch endlich durchdringt."

Michael war wie umklungen. Er sagte gar kein Wort mehr. Er küßt« nur die Hände, die sanft waren, und doch einen kräftigen Druck gaben. Er sah das Mädchen lächeln, einen Blick voll springenden Lichtes, voll warmer Glut, wie wenn er lange in eine dunlle Nase gesehen — sammetschwarz —: und die ganze Erscheinung ent» schwebte schon, kaum daß er es begriff! Und laum daß er dann noch genau hörte, was der Minister ihm sagte, als er im Treppenhaus« freundlich von ihm Abschied nahm. Michael fuhr nach Haus. Er war in einer Bewegung, daß er nicht daheim sein tonnt«. Er dachte an feine Mutter. Er stand lange daheim am Tisch im Pelze noch, sann und sann vor sich hin. Erst allmählich sah er alle die Briefe liegen, die ge» lommen waren. Er fchob sie lächelnd beiseite. Ein Kuvert fiel nieder vom Tisch«, das d«r Diener, der an der Tür gestanden hatte, sofort aufhob. Der Graf erkannte es. Es war vom Vater.

„Geliebter Sohn," schrieb der Alte.

Michael las nicht welter.

„Nun also," sagte er nur und ließ den Brief auf den Tisch gleiten.

„Nicht ausspannen!" sagte er nebenher.

Dann bog er den Brief sorgfältig zusammen und ging mit dem Brief in der yand hin und her.

„Was gibt man im Theater?" fagte er gleichgültig.

„Es ist kleiner Empfang bei der Fürstin," sagte er vor sich hin. „Ich werde zur Fürstin fahren und dort speisen."

Dann schob er den Brief des alten Herrn in die Basttasche, den er noch immer nicht gelesen hatte, und ging wieder zum Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

2 II

2 2

Ihö

Doenges: Gefälschte Kunstwerke

Gefälschte Kunstwerke.

Von hofrat Doengcs-Drcsdcn.

It or «inigen Wochen li.-f ein« allerdings stall
üb«rtri«b«n« Nachricht von Fälfch«rftücken
an Werfen der bildenden Kunst durch die
Tageszeitungen. Man sprach von iL<1 ge»
'älschten Lenbachbildnissen und von ebensoviel
Fälschungen Böcklinscher, Defreggerscher und
Grütznerfcher Kunstwerk«. Tatsach« ist, daß in
München zwei Kunsthändler kürzlich in Haft
genommen wurden, denen nachgewiesen werden
tonnte, daß sie seit längerer Zeit einen schwung»
hasten und natürlich sehr lohnenden Handel
mit gefälschten Vildern «.«trieben haben. Di«
Untersuchung der unsauberen Geschäftsgcbarung
dieser beiden Kunsthäldler führte zu sünf
weiteren Verhaftungen, und vielleicht meldet
vi« Tagespreise über kurz oder lang, daß aber»
mals Verhaftungen von Beteiligten an diesen
Aetruggeschüsten vorgenommen wurden.
Der Gang solcher Fälschergefchichten ist
immer derselbe. Lin paar arme Schlucker von
Walern oder, w«nn es sich um Arbeiten der
Bildhauerkunst oder des älteren Kunstgewerbes
handelt, Bildhauern und Handwerlslunstlern
Herden von einem gewissenlosen Agenten für
sein« betrügerischen Absichten gewonnen und
dann ihrer Begabung für Fulfcherarbciten nach
entweder nur vorübergehend oder dauernd be>
ichäftigt. 2>«r Handel mit gefälschten Kunst»
werken ist eines der blühendsten Geschäfte und
ernährt in sehr reichlicher Weis« di«, welch«
ihm dienen, Künstler und Kunstagenten.
Man kann sich nur schwerlich ein Bild
davon machen, was alles an Werken der Kunst
und des Kunstgewerbes gefälscht wird. Von
den Befitzstücken altägyptischer Gräber bis hin»
auf zu den Gemälden unferer modernen Meister
ist nichts von dem, was Altertumswert ober
künstlerischen Beiz besitzt, vor Fälschung sicher.
Hs ist noch kein Jahrzehnt her, baß der jüngst
verstorbene München« Alchäolog Furtwängler
«ine überlebensgroße Marmorbüste, die von
d«m Leiter einer großen Antikensammlung als
eine griechisch« Originalflulptur von hohem
Kunstwerte erworben worden war, »ls Fälsche g
erkannte. <ls wäre sehr voreilig, sagen .»
wollen, in diesem Falle wäre der Leiter jen:s
Museums oberflächlich zu Werl« g«gang«n bei
der Prüfung d«s besagten Kunstwerks, Furt»
wängler aber Hab« sich als zuv«rlässig«r Kenner
antik« Kunftgebild« aufs neu« «rwi«s«n. tlbcu»
so leicht hätte Furtwängler der Täuschung zum
Opfer fallen können. Auch der erfahren»»«
Kunstkenner ist beim Einlauf von Kunstwerk«
der Gefahr ausgesetzt, betrogen zu werden.

Wilhelm Vode, der vielbewährte Berliner Museumsleiter und Kunsthistoriker, hat erst jüngst bekannt, daß auch er einmal in seiner früheren Eigenschaft als Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin Fälscherlünstern erlegen ist. Er hatte von einem der ersten und zuverlässigsten Antiquitätenhändler Italiens eine kleine Bronzestatue als Spinario erworben und demgemäß unter den Aeneasbronzes seines Museums ausgestellt. Und mit ihm jeder, der sie sah, frug sich seines Epinarios, bis eines Tages die wunderte Anfrage des Münchener Bildhauers Aömer bei Bob einlief, warum denn eine Arbeit von ihm, eben der angeblich Spinario, Aufstellung bei den Aeneasbronzes gefunden habe.

Ein Zufall führt hier zur Aufdeckung eines raffinierten Betrugs. Vielleicht war Bob gar nicht das erste Opfer dieses Betrügers, vielleicht war schon der italienische Antiquar mit dieser Bronze betrogen worden. Zur Sache reicher Kunst- und Antiquitätenhändler muß gesagt werden, daß sie in allererster Linie der Gefahr ausgesetzt sind, gefälschte Kunstwerke zu laufen. Ein charakteristisches Beispiel für diese Tatsache erzählten vor einigen Jahren englisch Kunstzeitschriften. Zu einem bekannten Londoner Kunst- und Antiquitätenhändler kam eines Tages ein Herr, um einige kleinere Kunstgegenstände zu kaufen. Mit einem gewissen Regelmäßigkeit lehrte er im Verlaufe von vier

Morgen: Kunst

Vochen wieder, nie ohne einen Neinen Kauf abzuschließen. Sein Interesse galt besonders Holzarbeite» der Aenaissancezeit. Plötzlich er» schien er eines Tages in wahrnehmbarer Er» regung im Geschäftslokal des Kunsthändlers, erzählte, daß er «inen Ausflug an die Küste gemacht und bei dieser Gelegenheit in einem leinen Vorfe im Hause eines alten Landmannes herrliche alte Aenaissancemöbel: Schrank, Tisch, Truhe entdeckt habe. Leider könne er die Herr» lichen Möbel nicht für sich erwerben; deren Besitzer, höchstwahrscheinlich tlug gemacht von «ennern, fordere einen fehr hohen Preis, und seine (des Erzählers) Sammclfreude finde ihre Grenze, wenn es sich bei der Erwerbung eines Kunstgegenstandes um eine höhere als die und die Summe handele. Der Kunsthändler er» kündigte sich nach der Adresse des Besitzers der alt.n Möbelstücke, fuhr in das Dorf hinaus u, d fand in dem bezeichneten Hause ein altes, wackliges Männlein, das rundweg erklärte, die Möbel seien ihm nicht feil, weil sie alter, viel» hundertjähriger Familienbesitz wären. Er» lundigung beim Vrtsvorsteher und Pfarrer er» gab, daß die Familie des alten, begüterten Mannes feit mehr als hundert Jahren im Vorfe ansässig, einst aber aus der und der Gegend eingewandert sei. Das und der Wider» stand des alten Mannes reizten die Kauflust des Kunsthändlers mit dem Erfolge, daß er nach einem Vierteljahre vergeblicher Bemühungen uln fie eines Tages Besitzer der herrlichen, alle Kennzeichen des Alters und der Echtheit tragenden Möbelftücke war. Einige Wochen später wußte er, daß er das Opfer eines raffi» nierten Betrugs, in Szene gesetzt von dem «instigen Käufer, geworden war. Was nützte ihm die Bestrafung dcs alten Mannes, der gegen ein« Entschädigung von einigen Guineen Mithelfer an diesem genialen Stücklein von Fälschelkunst geworden war; die Tausendpfund» not«, welche es ihm gekostet hatte, war un» wiederbringlich verloren, und zum Schaden h^tte er noch den Spott!

Kein Sammler sollte zum Spotten geneigt se^i, wenn er hört, daß ein anderer Sammler >im Erwerb von Kunstwerken oder Alter» tüchern Fälscherkünsten erlegen ist. Unter den Künstlern und Arbeitern, die im Dienste der Fälscherindustrie stehen, befinden sich ganz un» glaublich geschickte Leute; Fälschungen von Gemälden, Bronze» und Marmorstulptuien, holz», Porzellan» und Zinn», Elfenbein» und Silberarbciten werden mit solcher verblüffenden Kunstfertigkeit ausgeführt, daß es, namentlich bei Arbeiten des alten Kunstgewerbes, selbst dem Kenner passieren kann, bei der Gegenüber» ftellung des echten und falschen Stückes dieses

nicht von jenem unterscheiden zu können. Ich sah einmal einen „Noldchinesen“, d. i. ein Porzellangeschirr aus der Heroldzeit Meißen, der in nichts von dem echten Stück, das mir zur Hand war, unterschieden war. Nicht nur in bezug auf die Masse herrschte, äußerlich wenigstens, völlige Uebereinstimmung zwischen dem echten und gefälschten Stücke, sondern auch in bezug auf die Vermalung. Selbst die durch den Gebrauch entstandenen abgegriffenen Stellen an dem echten mangelten dem gefälschten Geß nicht. Die Kunstfertigkeit mancher Fälscher von Kunstwerken ist so groß, daß sie schließlich der echten Vorbilder gar nicht mehr bedürfen zur vollendeten Nachbildung, ihre Hand, ihr Auge wird so vom Charakter, von Geist und Inhalt des nachzubildenden Kunstwerks erfüllt, daß sie als künstlerische Doppelgänger des Meisters gelten können, den sie in seinen Arbeiten fälschen. Wilhelm Bodc erzählt, daß sich in venezianischen Restaurants «in der» bummelter Maler herumtreibt, dessen kleine Tafelbilder vor einem Jahrzehnt in London als „Antonellos“ und „Wanteguas“ bis zu 10 000 Mark bezahlt wurden. Er begleicht noch heute seine Wirtshausschulden teilweise mit solchen kleinen Bildern, die er im Restaurant aus dem Gedächtnis malt.

Bei den Fälschstücken an Werken der bildenden und angewandten Kunst unterscheidet man zwischen ganzen- und halben Fälschungen, Alle bisher als Beispiele angeführten sind ganze, halbe nennt man solche, bei denen der Teil eines vorhandenen echten Kunstwerks zur Ausführung der Fälschung benutzt wird. Bei Malern z. V. ist es hier und da Brauch, ab

und z» Bleistift», Kreide» und Kohle», zuweilen auch Farbeskizzen aus ihren Studienmappen zu entfernen, sie billig zu verlaufen, weil fie ihren Zweck erfüllt oder keinen Wert mehr für ihren Urheber haben. Solche Blätter bilden sehr willkommene Unterlagen für Fälscher; fi« lassen häufig die künstlerische Handschrift ihres Erschaffers charaktervoll erkennen, und es be» darf oft nur leichter Mühe, um aus der fluch» tigen Skizze ein« gerundete Arbeit zu erzeugen. Schwieriger, wenn bei Fälscherkünsten über» Haupt von Schwierigkeiten gesprochen werden tan», als die halbe Fälschung von Bildern ist die halbe Fälschung von kunstgewerblichen Arbeiten. Aber die Fälscherindustrie weih sich auch hier mit verblüffender Geschicklichkeit zu helfen. Ich habe das an jenem französischen Silbergerät aus dem 18. Jahrhundert charal» teristisch wahrgenommen, das in seinen echten Stücken durch die Wirren der Aevolutionsjahre sehr selten geworden und daher bei Sammlern stark begehrt ist. Bei den Arbeiten dieser Art, das wissen die Fälscher sehr genau, ist das Hauptaugenmerk des Kenners auf die vier Stempel gerichtet, mit denen bis zu Anfang der neunzigcr Jahre des 18. Jahrhunderts in Frankreich jede Ooldschmiedearbeit gezeichnet sein mußte. Daher kaufen die Fälscher altes Silberzeug mit diesen vier Stempeln, das leinen künstlerischen Wert besitzt. Dieser wird ihm dadurch nachträglich gegeben, daß man es reich mit 0«am«nt«n verziert. Es ist erstaunlich, wie auf dies« Weise aus ganz schlichten Gefäßen kostbare Prunkstücke hergestellt werden, di« zu unsinnigen Preisen Liebhaber finden. Ander« Fälscher wieder bilden das ganze Gefäß neu und versehen es mit dem echten, «in«m alten, wertlosen Stücke entnommenen Boden mit den vier Stempeln, der so geschickt aufgelötet wird, dah auch der erfahrene Sammler die Täuschung nicht zu entdecken vermag.

Betroffen wird von der Kunst der Fälscher das Ausland, vor allem Amerika, weit mehr als Deutschland. So erfreulich diese Tatsache für uns ist, so findet sie ihre Ursache doch nur darin, daß wir im allgemeinen nicht sammeln. Die Kunstfälscher würden nur den hundertsten Teil ihrer glänzenden Geschäft« machen, wenn sie auf uns Deutsche allein als Kunden angewiesen wären. Die Amerikaner — das sind die am liebsten gesehenen Besucher betrügerischer Kunst» und Antiquitätenhändler, denn von ihnen haben sie selbst dann nicht Allzuschlimmes zu erwarten, wenn sich nach» träglich die Unechtheit eines „Kunstwerks' und seines ebenso unechten Ursprungszeugnisses herausstellt. Ihnen ist ihr gefälschter Nubens oder Naffael, ihre unechte Bronze, ihr nach«

gemachtes „altes“ Silber, Porzellan und Zinn
«cht und alt genug: mag immerhin «in Kenne»
die wahre Herkunft dieses Kunftplunders er»
kennen; die, für welche sie im Grund« ihr«
Antiken usw. erwarben, die lieben Freunde,
stehen bewundernd vor den angeblichen Kost»
barteiten. Und das ist schließlich der Zweck
ihrer ganzen — Kunstübung.

Tagebuch.

Von Hermann Vahr.

I^anlt Veit bei Wien. 1. Januar. Mit der Elektrischen zur Stadt. Und wie
^^ der Wagen langsam durch den dicken Dunst und gelben Qualm der nässenden
Nebel taucht, fällt mir eine Formel für das gute Wien ein: es ist eine kleine Stadt,
die zu groß wird; und Angst davor kriegt. Dies ihr Neiz: dah auS allem Werden
und Wachsen überall noch eine liebe kleine Stadt der stillen alten Zeit schaut. Dies
die Drohung, die man überall spürt: dah etwas Großes, etwas Starkes, welches nicht
mehr abzuweisen ist. Einlaß verlangt. Dies das «Rätsel: daß alle Kraft der Gegenwart,
aller Mut zur Zukunft eine solche Scheu vor der entsinkenden Vergangenheit haben.

«»

I, 2 »

Das geht hier jetzt vor: ein Absterben, unaufhaltsam, daneben ein Ausblühen, drängend und treibend, aber dieses wie verzagt vor jenem. Welches Problem! Schade, daß es niemand merken will. Aber die Dichter, die sich ja bei uns vom Leben absentieren, beten flehentlich jedes alte goldene Gitter an, und wenn draußen die Zeit klopft, erschrecken sie. Diese Schönheit des unten angesammelten, dumpf aufkeuchenden, überall rüttelnden Lebens will niemand spüren. Es ist eine Stadt, die noch einmal, nicht ohne Wehmut, Abschied nimmt, nun aber weiß, daß sie vorwärts muß. Jene Wehmut wird in allen Arten ausgedrückt, vom Couplet bis zum Sonett; dieses Wissen um den eigenen Trieb zur Zukunft nirgends. Mir aber ist es der liebste Reiz dieser Stadt, wie man sie sich insgeheim vor verbotener Jugend strecken und dehnen und spannen spürt. Dann auf dem Graben hin und her, zwischen Kärntnerstraße und Kohlmarkt, was mich immer sehr unterhält, weil es das in Europa sonst nirgends mehr gibt. Hier bleibt nämlich die Straße für die herrschende Klasse «serviert. In Berlin oder gar Paris und London gehört die Straße dem Volke. Auf der Straße haben alle dasselbe Recht. Die Straße kennt keinen Ausschied nach Rang und Stand. Nur in unserer lieben Stadt stellt sich mitten breit ein General auf, um über das Wetter mit einem Hof» rat seine Meinung auszutauschen, und der Verkehr muß stocken, bis es erledigt ist; und wenn eine Gräfin die Kutsche halten läßt, um einen artigen jungen Herrn von der Statthalterei an den Schlag zu winken, warten Automobile, Karossen, Omnibusse hinter ihr in Andacht, kein Fuhrwerk wagt sich vor. Weshalb Generäle, Gräfinnen und Hofräte, wenn sie manchmal nach Berlin kommen, auch immer finden, diese ja gewiß in mancher Beziehung recht bemerkenswerte Stadt sei ihnen zu plebejisch. Aber ich werde das Gefühl nicht los: alle diese Menschen spielen sich etwas vor. Sie forcieren einen Ton, Haltungen, Gebärden, die sie im selben Augenblick schon zu verlieren fürchten. Unsichtbar steht über ihnen gleichsam: Aach einem alten Stich! Die Tracht stärkt diesen Eindruck noch: mau lämmt sich, rasiert sich, hält sich auf Bieder» meier. Was ja nun nicht bloß wienerisch ist. Es biedermeierlt auch in Deutschland überall herum. Merkwürdig, daß das deutsche Bürgertum jetzt allmählich ganz den Stolz aufzugeben scheint, seinen eigenen Ausdruck zu wollen. Es zieht lieber ein Kostüm an. Und jenes, welches ihm am wenigsten paßt. Bei Bruckmann ist neulich ein löst» liches Buch erschienen: Die Mode von 1818 bis 18«2. Da lernt man unseren Freund Biedermeier erst recht kennen und lernt ihn verstehen. Sein Geheimnis ist, sich bei äußerer Armut innerlich reich zu wissen. Er hat niemanden nötig, besteht auf sich selbst und weist barsch ab, was nicht zu ihm gehört. Geschlossenheit in sich, Freiheit von Zweifeln, Unbedenklichkeit, die einen fast bäuerischen Trotz hat, geben ihm eine Würde, stark genug, sich in Anmut gehen zu lassen. Bein, zum heutigen Bürgertum paßt er gar nicht.

3. Januar. Gestern in der Oper: „Wintermärchen.“ Shakespeare, die Milden» bürg, Selma Kurz, das alles wäre ja sehr schön. Aber dann mischt sich der Gold» mark drein. Diesen braven Mann muß ich beneiden: er lebt in Gmund, sieht täglich den Traunstein und darf auf dem See fein. Warum läßt er gar nichts davon merken? Darüber wäre nachzudenken: wie sich heute das Leben der meisten Autoren durchaus

5 O

Hermann Bahr: Tagebuch 153

nicht mit ihren Werten deckt. Warum „schaffen“ sie dann eigentlich? Und: was schaffen sie dann eigentlich?

Wie lieb und gut das Wiener Publikum mit einem Autor ist, dem es sich überlegen fühlt!

9. Januar. Ein junger Mensch kommt jetzt manchmal zu mir; wie er meint, um sich Rat zu holen; eigentlich wohl mehr, um sich seine Sorgen abzureden. Er liest ungeheuer viel zusammen. In diesem Zustande glaubt man noch, die Wahrheit müsse irgendwo gedruckt stehen. Nun findet er sich immer wieder enttäuscht. Und klagt mir vor, wie schrecklich es sei, daß so viele schlechte Bücher erscheinen, - sie sollten, aus Gründen der Kultur, verboten sein. Ich, den Pilatus spielend, frage: Was ist ein gutes, was ein schlechtes Buch? Und es verblüfft ihn, mich demonstrieren zu hören, daß auch das beste Buch es nur für den ihm gemäßen Leser, und daß ein Buch, das uns schlecht ist, für seinen Leser, zu welchem es nämlich gehört, ein gutes sein kann. Geben Sie den Faust einem, dem dafür die geistigen Bedingungen fehlen (welche schließlich eine Frage der Umgebung, der Erziehung, also zuletzt des ökonomischen Einkommens sind); er wird sich langweilen, während ihm vielleicht die ganz einfältige Erzählung eines törichtigen Kalenders etwas zum Leben bringt und ihn stark oder froh macht, worin allein doch aller Wert der Kunst besteht. Der Wert für die anderen nämlich. Was aber «in Werk feinem eigenen Künstler wert ist, als Hilfe, sich freizumachen, dies hinwieder weiß nur dieser Schöpfer selbst. Und wenn ein Buch, das mir mißfällt, auch nur zehn Menschen findet, welche daran Freude, Trost in Not, Ermutigung haben, wie kann ich verlangen, daß gerade mein Urteil gelte» soll? Ich halte es nicht für gut, daß die literarische Kritik im Besitz einer einzigen geistigen Klasse ist, die nun natürlich nur zuläßt, was sich in ihrer Region bewegt, alles andere aber, auch wenn es reinen Herzens ist, verkennt, so daß man von ihr eigentlich immer nur erfährt, welche Bücher einem Einkommen etwa von fünftausend Mark und aufwärts empfohlen werden können.

11. Januar. Memoiren von Robert von Hornstein. (Verlag der Süddeutschen Monatshefte.) Ein sehr angenehmes Buch. Aus ruhiger, gern verweilender Erzählung altväterischen Behagens bricht überall das tüchtigste, das tätigste Wesen hervor. Diese Menschen unmittelbar vor uns, die wir in unserer Jugend so wenig verstehen konnten, als uns jetzt die zunächst nachrückenden Eiferer gerecht sind, hatten, der im Ernst, der im Scherz, eine gewisse gravitatische Sicherheit, durch welche sie fähig wurden, das Leben abzuwarten, während die heutigen immer vor Angst vergehen, die Minute des Glücks zu versäumen. Wir leisten freilich mehr, wenn man die Werte zählt und die spannende Kraft ihres Willens mißt. Sie aber, sich niemals übereilend, eingedenk, daß morgen auch noch ein Tag ist, und durch ein stilles Selbstvertrauen fest, konnten sich besser bewahren. — Ich vermute übrigens, daß sie — jene, die um 1848 Kinder waren, um 1870 Männer — jetzt an der Reihe sind, „entdeckt“ zu werden. Diese so verkannte Zeit von der Paulskirche bis zum Sozialistengesetz wird nun irgendeiner öffnen. Und dann wird eine neue Mode daraus werden. Ich glaube dies schon an manchen zu spüren, die jetzt zwanzig Jahre alt sind. Das ist nämlich die große Gerechtigkeit, daß immer wieder andere Menschen zwanzig Jahre alt sind.

155 Morgen: Musik

O «»

13. Januar. Seltsam, österreichischen Menschen zuzusehen, was sie wollen, wie sie wirken, und dann zu hören, wie sie heißen, wofür sie gelten. Die einen glauben an vester« reich nicht mehr, geben es auf, und jeder will nur noch geschwind in der Verwirrung, aus der Verwüstung was für sich retten. Diese nen.it man Patrioten. Die anderen fühlen, wie sich lebendige Kraft, neuer Mut und ein alles verbindender Sinn überall regen, ein großes und starkes Reich kündigt sich ihnen an, und sie rütteln an den Toren, »m es einzulassen. Diese heißen Landesverräter und werden so behandelt.

15. Januar. Farman und Lemoine. Dädalos und vielleicht der Stein der Weisen.

Sagen werden wahr. Morgen fliegen wir durch die Luft, und vielleicht machen wir morgen Gold. Mir fällt dann immer ein: Was würde Leonardo, was würde Goethe fagen, in unsere Zeit geführt, zum Telephon, in ein Automobil, durch die Luft? Wenn aber Goethe dann den Wunsch hätte, nun auch die Werte de? Dichter kennen zu lernen, um ihre Ausdrücke dieser neuen menschlichen Bedingungen zu prüfen, welche könnten wir ihm nennen? Einen, ja: Walt Whitman.

„Sternengebot“ von Siegfried Wagner.

Uraufführung im Hamburger Stadttheater.

/Hs gibt in der Kunst keinen Wahrheitsbeweis: was künstlerisch unwahrscheinlich ist, ^^ wird durch den erbrachten Beweis, daß es wirklich geschehen ist, nicht wahrscheinlicher. Und so läßt sich auch in der Kunst mit Quellenangaben nichts beleben: was nicht dichterisch wirkt, wird darum, daß es einem Dichterwerk entnommen ist, nicht dichterischer. Siegfried Wagner schöpft seine Operndichtungen aus dichterischen Quellen. Seine Belesenheit, seine umfassende Kenntnis von alten Sagen und Märchen läßt ihn ein für allemal nicht los. Was ihm einfällt, ist immer nur ein Motiv von da oder dort, für jede Stimmung, für jede Personifikation stellt sich ihm ein Analogon aus der Sagen» oder Märchenwelt ein. Ist es nicht aus diesem Sagentreue, so ist es aus jenem. So ist er mehr Forscher als Erzähler, mehr Sammler als Dichter.

Er zitiert seine Quellen nicht, ja er läßt sie nicht einmal gern klar erkennen. Er freut sich ganz für sich der erworbenen Gelehrsamkeit, und diese stille Freude ist viel» leicht gerade das, was ihm Schaffensfreude vorgaukelt, was ihn trotz allen Mißerfolgen bei seiner Art, die fast wie ein Stil aussieht, unverdrossen verharren läßt. Aber das Unglück ist, daß man das Zitat vermißt, daß man die Geschichten, die sich da begeben, ohne Deutung des symbolisch Gedachten oder historisch Gemeinten nicht versteht. Daß aus all dem Gedachten und Gemeinten kein selbststehendes Gedicht werden will.

Auch das Sternengebot will gedeutet sein. Wenn man es ohne Umdeutungen, ohne Äbendeutungen an sich vorüberziehen läßt, bleibt gähnende Langeweile, bleiben Vorgänge, Dinge und Menschen, die nicht für einen Augenblick, nicht für eine Eplfode den geringsten Anteil zu heischen vermögen. <!

Konrad der Salier befiegt und vernichtet den Grafen Luitvold, den Kalwen. Das Nnäblein, das dem Sterbenden sein sterbend Weib gebär, befahl er einem treuen Knecht 5« töten. Der betrog ihn. Der Knabe lebt. Das kündigt in der Sonnenwendnacht dem

» »

Max Loewengard: „Sternengebot“ von Siegfried Wagner 155

bang fragenden Konrad die Stimme der Seherin. Sternengebot will, daß jenes Knäblein einst der Erb« des Salters, seines Kindes Freier sei.

Helferich, der die Tochter Konrads liebt, belauscht die Verkündigung. Und wie dann alsbald ein Brief verloren geht, der just ihm in die Finger fallen muß, erfährt er den ganzen Zusammenhang, weiß er, daß der den Brief überbringen sollte, der junge Heinz, der totgeglaubte Kalwensohn ist. Er beschließt, auf die Liebe zu Agnes zu verzichten, weil Sternengebot es nun einmal so will. Sternengebot!

„Was trieb mich hin zum grausen Wald,

Nachts Geheimes zu erkunden?

Dah ich nun den Brief gefunden,

Kann es sein, dah Zufall schalte?"

Esst da noch ein Adalbert, ein vergrämter, verärgerter Ritter, dem es gar arg ist, daß er beim Werben, im Wettspiel, im Krieg, immer nur als zweiter neben Helferich geht. Auch der kennt das Sternengebot. Nicht aus einem Brief, den er gefunden, sondern aus den Mitteilungen des Kurzbold. Wer der ist?

„hörtet ihr nicht von Quellenspürern,

Solchen, die geheimnisvoll,

Wo Wasser in der Tiefe rieseln,

Ahnend wittern und enthüllen?

Solch einer bin ich!

Das Wasser, das ich witt're, das heißt Weh!

Der Schacht, den ich spüre, der heißt Schuld!"

Außerdem ist er, wie er gelegentlich erzählt, „zu höherem geboren“ — vielleicht noch ein verkappter Kronprtendent. Doch das gehört zu den geheimen Wissenschaften des Dichters und seiner näheren Freunde. Im Drama wird es nur ganz flüchtig an» gedeutet.

Ganz nebenbei sticht Helferich den Ratgeber des Salters, Herbert, den wir nur daher kennen, daß er den Brief, jenen dramatischen Knotenpunkt, aus der Tasche hat fallen lassen, damit ihn Helferich fände, über den Haufen. Nur so nebenbei. Es hat weiter keine sonderlichen Folgen, denn als Kurzbold, der geheimnisvolle Wehsprer, den Helferich des Totschlags bezichtigt, glaubt ihm keiner. Und auch nachdem Helferich jedes Wort der Rechtfertigung verschmäht, geschieht weiter nichts, und er kann ruhig seines Weges ziehen.

„Ob an Sterne der Glaube, an nächtliche Zeichen,

An des Fnicks Kraft, an Kobolds Schleichen,

All' «ins, wie du den Wahn benennst,

Genug, daß du es dein Schicksal whnst.

Und wie die Kunde, die du erhalten,

So wird das Los sich dir gestalten.

Eng verkettet sind Wahn und Geschick!

Sie zu spalten schrick zurück."

Und so geschieht alles, wie's geschehen muß. Helferich verzichte, auf Agnes, Adalbert muß auf Agnes verzichten, und wie der Vorhang sinkt, legt diese, die Züge von einem demütigen Lächeln verklärt, die Hand auf Heinz' Haupt.

In dem Drama des Zufalls, des Aberglaubens kann es nicht wohl dramatischer zugeben. Aber welche Summe dramatischen Aberglaubens muß einer mitbringen, daß

156 Morgen: Musik

er die grausen Vorgänge eines so schwülstigen, unklaren Symbolismus für ein Drama nehme. Der Vrief! Ist das nicht Travestie? Wie stolz war die Literatur, als sie sich von dem Vrief als dramatischem Angelpunkt losgemacht hatte. Da wäre er nun wieder. Und die Kurzbolde, die geheimnisvollen Rumpelstilzchen, die so froh sind, daß keiner weih, daß sie Rumpelstilzchen heißen. Und die bösen Adalberte und die guten yelferiche. Es ist doch wohl kein Stil, was da, weil es so hartnäckig immer wiederkommt, fast wie ein Stil aussieht. Es ist die Marotte eines einzelnen, eines der in seinem Vorstellungsvermögen zurückgeblieben ist, der sich in seinen Vorstellungslreis eingesponnen hat, daß er nicht mehr heraus kann und doch nicht so stark ist, andere hineinzuziehen.

Siegfried Wagner der Musiker will von Siegfried Wagner dem Dramatiker nicht getrennt sein. Da hat er eigentlich recht, denn seine Musik ist ganz eins mit seiner Dichtung. Sieht beinah aus wie ein Stil und ist doch ganz und gar keiner. Die melodische Erfindung ist erstaunlich dürstig. So selbstzufrieden dürftig, wie sie bloß einer für Melodik auszugeben wagt, den jeder Einfall heilige Eingebung dünnt, daß «r selber nichts daran zu deuteln findet. Die Einkleidung des dürftigen Einfalls gerät dann meist anspruchsvoll genug. Aber bloß im Klanglichen. Was da harmonisch vor sich geht, was da an Polyphonie aufgeboten wird, ist durchaus an» spruchslos. Nicht schlicht — primitiv. Für Leben und Weben, für wogende Bewegung muß die Triole den ständigen Notbehelf abgeben. Nicht die in notwendiger Steige» rung, in zwingendem Vorwärtsdrängen ans der Zweiteiligkeit sich loslöst, sondern die da stammelt, die da plappert, in überhaspelter Wichtigkeit nichtssagende Dinge vorbringt. Eine breitspurige Scheinlontrapunttit macht sich zwischendurch wichtig und bringt es doch nirgends über gefälliges Mitlaufen oder Drumherumlaufen einer Stimme hinaus. Und all das ist klanglich so anspruchsvoll, so laut und farbenreich aufgeputzt, daß man Wohl aufhorcht und in dem Klingen und Schillern nach einem Inhalt fucht — bis man am Ende geärgert und gelangweilt das Suchen bleiben läßt. Nicht einmal reiz» volle Einzelepisoden, nicht einmal Stellen von besonders starker Charakteristik finden sich in dem jüngsten Werk von Siegfried Wagner. Sogar das Ballett des dritten Aktes bringt nur Ballettmusik allergewöhnlichster Prägung.

Und dabei sprechen die Freunde lung»Siegfrieds so gerne von kühnen Neuerungen, die er bewußt erstrebt und geschaffen hätte. Sie machen sich und der Welt da etwas weis. Es gibt nichts von Neuerungen, weder von bewußten noch von unbewußten, in den Bühnenwerken Siegfried Wagners. Alles daran ist typisch, konventionell, ja mehr als das, reaktionär. Der hahnenbüchene tzumor und die süßliche Sentimentalität und die wichtige Geheimnistuerei da,'.u — all das ist so wenig neu, daß man erstaunt sein muh, wie einer den Mut hat, immer wieder damit zu kommen.

Wenn da einer meldet, der Kurzbold wolle sich überzeugen, ob Konrad der Salier auch einen Buckel habe, und der darauf erwidert:

„Gewiß! Sag ihm das:

Ein jeder hätte seinen Buckel!

Meiner sah im Hirn —"

tzaus Carossa: An die Natur

so ist das in der Meinung, mittelalterlich derben Ton zu treffen, eine platte Albern» h«it geworden. Und wenn die Musik zu einer Schachpartie einen Jodler anschlägt, so spricht sich darin dieselbe genügsame Platttheit aus. Eine Kunst in den Flegeljahren, die ^ich an derlei genügen läßt. Und das ist das Schlimme an Siegfried Wagners Kunst, daß sie nicht aus den Flegeljahren herauskommen will, daß sie sich etwas darauf zugute tut, verkannt zu sein und so immer selbstzufriedener wird, immer unreifer anmutet.

Die Aufführung stand vor keiner eigentlich neuen Aufgabe. Typisches in Wort und Ton, in Gebärde und Vild galt es darzustellen. Keiner versagte — um so weniger als all« es heilig ernst mit ihrer Aufgabe genommen hatten. Am ernstesten wohl Herr Dawison, der den Kurzbild verzweifelt wichtig machte. Die Damen Fleischer« Edel, Kühnel, Neumeyer und Brandes, die Herren Lohfing, Virren» loven, vom Scheidt, tzinkley, Strätz und Erhard — alle taten das ihre mit Eifer und Hingebung. Alle mitsamt vermochten lein lebendiges Interesse für ihre Typen zu erwecken. Und das Orchester, das unter Brecher das Menschenmögliche tat, ebensowenig für die Musik.

Die Freunde des Komponisten riefen ihn nach dem zweiten Akt oft und laut, nach dem dritten Akt noch lauter und öfter.

„All' «ins, wie du den Wahn benennst,
Genug, dah du cs dein Schicksal wähnst.

Mar Loewengard.

An die Natur.

E'.lig im Welterduft,

Mutter, auf Urgestein,

wo nur golden die Flechte dorrt

über der schallenden Schlucht,

atm' ich dir entgegen,

tief Hinwirlende Glüherin Du!

Wer kennt Dein Herz?

No Du nur Kraft säst,

erntest Du Liebe,

Lieb« hier im Nordgellirr

wie dort drunten im Frühling,

wo Du durchs ärmste Tal webst

und aus halbverdorrten

Weidenkrüppeln

immer wieder

bluthell junge Gerten

in die Luft wie Strahlen zückst.

Sieh, wir wiffen, Mutter, Du willst Demut,

duldende Stille,

willst

meine knabenwilde Liebe nicht.

Wie Blüten des «Rebstocks

unscheinbar

sind die Kinder, die Du segnest,

und Du bildest sie Dir

köstlich wie dessen Flüchte.

Mit gelassener Abwehr

lächeln Deine Lippen

Morgen: Lyrik
über die Verzückungen
meiner gesteigertsten Brüder hin,
aber Du hegst
mutterdumpf
die einfältige Schnecke,
die das brüchige Häuschen
forglos
an den umwitterten Felsen Nebt. . . .
Feuergespitzte Gipfel
kränzen
fern die dämmernde Welt
über dem sinkenden Duft....
Ernst aus dem Schatten der Schlucht
schauerst Du nun
den Einsamen an
Sing ins herz dem Pilger,
Ewige, den Mut
Deiner eigenen Liebe!
bis ihm die reizende Flucht
Deiner Verwandlungen
nur wie Dir noch
seelenglühend Spiel ist!
Gib ihm eine yütte,
offen der Gefahr
auf umbrandetem Eiland,
wo sich Menschenvoll
taubenhaft im Sturm zusammenängstigt.
Ja, binde sein Los
an die bedrängten Geschicke
deiner dürftigsten Kinder!
Gib ihm, daß er sein Glück
Stund um Stunde Dir abtrotzt,
still voraus versöhnt
jedem Unglück!
Dann wird reden Dein Mund,
der mit steinernem Schweigen
einst ihn besremdete,
zu dem Sinn des Getrösteten . . .
Du wirst ihn erneuern,
wenn Du ihn müd gequält hast,
aus Deinen offenen Adern,
wie Du sein Feld ihm erneuerst,
Mutter, am fchwülen Tag,
wenn aus fahl atmender Wolle
Pein silbernes Oel
schwer herabrauscht
aufs durstende Tal,
daß die schwach« Flamme
verstaubter Saaten
lichtgrün auflodert . . .
Du wirst vor Erstarrung
hüten sein« Liebe
wie den Purpur der Beere,
der selig im Schnee brennt,
wirst sein her; umHauchen
ahnungsvoll,
daß es Dir zuglüht
in seiner engen verhüllten Welt

wie Du selbst
in dem Klaren, Unendlichen
glühst und pulsest, o Mutter!
Hans Carosfa.

2 »

15^)

Ernst Schur: Wider Werdaudi

Wider Werdandi.

Von Ernst Schur.

^ ^ i « Kultur bewegt sich in Vorstoß und Aück»
stoß. Als «inen solchen Aückstoh gegen ge»
wisse Übertreibungen mag man die Gründung
des Werdandi-Bundes betrachten, der zu den
vielen vorhandenen Bünden noch einen hinzu»
fügt. Doch so natürlich solch« Wellenbewegung
der Kultur ist, so wird man doch in diesem
Fall« sich dies« Neuerscheinung etwas kritischer
ansehen müß«n, um vielleicht überflüssige
Hemmungen, die Kräfte unnütz verzehren, zu
beseitigen. Die Beharrungsinstinlte sind im
gute» Deutschland Zu leicht zu wecken, und gar
zu gern« «rheben diese ihr träges Haupt.
hie Deutschtum, hie Internationalismus,
tönt es in dem Programm. Solche Programm«»
tischen Borniertheiten Wirten immer verwirrend.
«Der national« Idealismus muß gepflegt wer»
den! „Schauen wir »uf England! Trotz der
weiten Verzweigtheit feiner Wirksamkeit (ein
schlechtes Deutsch; etwa germanisch?) auf dem
Erdball bleibt der Engländer — Engländer."
hl«» erlaube ich mir gleich zwei Bemerkungen.
Nationaler Idealismus! Dieser Begriff ist fehr
schön und unseres Trachtens betätigen ihn die,
die unter Einsetzung ihrer Kraft und ihrer
geistigen Persönlichkeit für die moderne Ent»
wicklungside« in Kunst, Industrie und allen
in Betracht kommenden Gebieten kämpfen und
es dabei wahrhaftig nicht leicht haben.
Aber was hat nationaler Idealismus mit
germanifcher Mythologie zu tun? Da fehlt
di« Gedankenbrücke. Wir wollen uns erst klar
werben über diesen Begriff und flugs wird uns
da» „Veutschtum" ferveiert. Das find Ber»
dunltlungen.
Und dann der Engländer! Der immer
wieder bei den Haaren herbeigezogene Eng»
ländn, „der bei aller Internationalitst Eng»
länder bleibt'.
Gewiß bleibt er es, und wir können uns
daran «in Beispiel n«hm«n. Ab«r «r bleibt «s,
indem «r Itsolut sich d«r WlrNicht«it anpaßt
und in di«s«m mod«rnen Sinn, in di«fer Lebens»
traft, di« sich darin ausspricht, die nicht fragt,
was ist englisch, sondern einfach seinem Wesen
nach handelt, betätigt er seine Eigenheit,
sein Engländer««». Nicht aber, indem er in
eine verschwommene Vergangenheit zurückflieht
und etwa mit Altertümeleien kokettiert. Was
würden wir fagen, wenn er mit einem Male
sei: „Ieltisch«angelsächsische Urreligion hervor-
holen wollt«, und glaubte, uns damit im-
ponieren zu können. Oder, w«nn der Franzose
sich mit seiner mythologischen Vergangenheit
drapierte?! Udenkbar!! Alles würde in «in

unsterbliches Gelächter ausbrechen und diese Ausländer würden wir als beschränkte Idioten ansehen. Ebenso — lachen wir auch hier. Und wir müssen um so mehr lachen, als dieser Bund sich gerade hier in Berlin konstituiert. Germanen gibt es nach neuerer Forschung nur zwischen Weser und Elbe. Von Osten kamen Slawen, von Westen «Romanen» hinein. Wozu also dieses gänzlich ungerecht fertigte Pochen auf Aassentum, das gar nicht besteht? Und nun noch gerade in Berlin, das viel mehr wendisches, als germanisches Blut hat. Diese alberne Koketterie mit dem Germanentum hat der deutschen Kunst schon genug Unheil gebracht. Immer bringt sie den Stillstand. Aüde Burschen, undifferenziert und roh waren die Germanen, wie jedes Aaturvolk, und darum waren sie ein gutes Material in der Weltgeschichte.

Dabei passiert diesen V«rf«cht«rn noch die Inkonsequenz, daß sie nun nicht das Germanentum durchhalten, sondern es mit dem Christentum verquicken. Wenn sie wenigstens noch ihrem Wotan, ihrer Frigg« treu blieben! Aber sie verlassen sie« im entscheidenden Moment. Und wtshalb? Weil ihre Anhängerschar, die Spitzen der Gesellschaft, ihnen nicht folgen würde in das mythologische Heidentum. Der § 2 der Satzungen lautet: „Der Bund will versuchen und helfen, die Seelenkraft des deutschen Volles durch das Mittel der Kunst zu erhalten und zu stärken, d. h. er will den Künstlern, deren Kunst auf gesunder, deutscher

Morgen: Kunst

Gemütsgrundlage beruht, größeren und un»
mittelbareren Einfluß auf die Kultur ver»
schaffen." So steht es da, dick gedruckt. Die
(Hcdankenverbindung zwischen der Seelenkraft
des deutschen Volkes und der auf gesunder,
deutscher Ocmütsgrundlage beruhenden Kunst
ist etwas löcherig, und man meint, sich eher
im christlichen Verein junger Männer zu be»
finden, als in einem Verein, der der Kunst
wirklich dienen will.

Weiterhin heißt es: „Gerade in unseren
Zeiten, da wir weit und breit eine Kuust und
ein Schrifttum einfehen (!) fchen, die sich mit
auffallenden! Behagen in die Gebiete des
Dekadenten begeben, wird ein entschiedenes
Zurückkehren zu schlichter, gesunder hervor»
bringung eine ernst« Aufgabe." (Wieder dieses
schlimme Deutsch!)

Dann aber mit einem Male wieder um»
schwenkend:

„So möchten wir — bei aller Liebe und
Verehrung gegenüber den schönen Werken
unserer vaterländischen Vergangenheit — doch
vom Erhalten und Verlängern alter Kunst
(dieses Deutsch!) mehr zum urlräftigen Schaf»
fen im deutschen Geiste hinausweifen." (!)
Bierredeu im Brustton, wie bei patriotischen
Wahlversammlungen.

Und was ist nun deutsch? Kurzerhand er»
klärt das Programm: „Gefühl ist alles."
Noch ein zweites Moment ist zu bedenken.
Es könnte so aussehen, als sollt« dieser Bund
die Künstler unterstützen, sie fördern, ihnen
helfen. Etwa wie der „Verband d«r Kunst»
freunde am Nhein", der Ehrengelälter an
Künstler bewilligt. (Dieser Verband aber hält
sich wohlweislich fern von „Teutschtümelei",
obwohl der lokal« Bezirk vi«ll«icht «her zu
urchristlichen Tendenzen verführen könnt«, da
hier wirtlich Tradition und alt« Kultur vor»
liegen, er vergißt auch über dem heimatlichen
nicht das Internationale.) Aber wenn ich mir
diefes Publikum ansehe, so muhte ich mir sagen:
Das sind die, die die Kunst nur als offizielles
Rcpräsenlationsmittel gelten lassen; das sind
die, die sich nur damit verbrämen wollen, di«
von innerer Beziehung zum Künstlerischen
nichts wissen und daher erstaunt und beleidigt
aufsehen würden, würde man ihnen erzählen
von der Freiheit und der Selbstherrlichkeit der
Kunst. Und, was noch schlimmer ist, das sind
die, die keinen Pfennig ausgeben für Kunst,
die sich auch die kleinste Summe abringen lassen,
die zu jeder offiziellen Eröffnung einer sant»
tionierten Kunstaussstellung in Gala erscheinen
«nd den Saal verlassen, indem sie glauben, der
Kunst durch ihre Gegenwart genügende Dienst«
geleistet zu haben.

Damit sind wir an dem Kernpunkt an»
gelangt: das Nealtlonäre wird bestärkt. Di«
dem Deutschen so gefährlichen Bequemlichkeits»
instinkte wieber genährt. Glücklich hat die
Sezession dem Publikum beigebracht, daß «s
seine Pflicht fei, Vild«r zu laufen. Es ist
Interesse auch in anderen Städten geweckt
worden, in Köln, in Darmstadt, in Dresden.
Es brich» die Erkenntnis sich Bahn, daß Kunst
etwas Lebendiges ist, dem man nach seinen
Kräften dienen soll«. Kurz, di« Kunst herrscht
und das Publikum lernt« sein« St«llung be»
gr«if«n, im Dienen fördernd zu sein. Es lernte
auch endlich begreifen, daß es hier etwas zu
lernen gibt, ehe man den Mund zur Kritik
öffnen darf, und so spannen sich neue Fäden
zwischen Kunst und Publikum. Di« Ossizi«ll«n,
di« der Kunst sich nur bedienen, waren glücklich
an die Wand gedrückt, «in« neue Entwicklung
brach an. Und nun kommen di« Werdandi»
Truppen und fallen dieser Entwicklung in den
Aücken. Sie sagen: ihr braucht nichts lernen;
Gefühl ist alles; ihr tragt «s in euch, es lebe
das Deutschtum. Ihr braucht auch nicht laufen,
denn nicht ihr seid da, um di« Kunst zu fördern,
sondern di« Kunst ist da, um eure schleimig««
Gefühl« zu kitzeln. Ihr seid der Mittelpunkt,
wir dienen euch. Und so erhebt unter dieser
Wasl« die Reaktion ihr Haupt. Und so stärken
sie die kompakte Majorität, die glücklich geduckt
war. Unter diesem neuen Vann«r scharen sich
all«, die wutentbrannt und ziellos in den Kunst»
ausstellungen herumgehen und sich txllagen,
waS das für «in Geschmiere ist, aus dem sie
nichts für ihr Gemüt entnehmen können.
„Gefühl ist alles!"

Ernst Schur: Wider Werdandi

Was ist nationaler Idealismus? Liegt er in der billigen Phrase, die um des Vorteils willen der Mass« schmeichelt und gerade die Wort« Prägt, deren Zweideutigkeit nur das eigentliche Streben verdunelt, die aus der Numpellammer der Vergangenheit Gestalten hervorlockt, als sollten Kinder «ingelullt werden? Oder betätigten ihn nicht die, die dafür sorgen, daß der Deutsch« seine Stellung im Weltmarkt, die ihm gebührt, erobert und innebehält? Der um dieses höheren Zieles willen sich nicht scheut, der Gegenwart die Wahrheit vorzuhalten, die vielleicht nicht er« auicklich ist. Betätigt ihn d«r, der der Masse sagt, ihr braucht nichts tun, ihr habt Seele und Gefühl, sie kosten nichts! oder der, der aufmuntert: ihr müht kämpfen, ihr müht auf dem Posten sein, ihr müht euch aufraffen, euch erziehen, Altes, Ueberkommenes abstreifen?! Denn, was ist deutfche Kunst?

Etwa die, die äußerliche Symbol« sich aus der Vergangenheit hervorholt, um die innere Blöhe, das Aicht«Können zu verdecken.

Od«r nicht etwa jene Kunst, di« aus d«m Persönlichen kommend, Fremdes annimmt und verarbeitet und sich dann noch behauptet, in jener Kraft das Deutsche betätigend, während di« pseudodeutsch« Kunst sich immer ängstlich hütet und immer fürchtet, vernichtet, beiseite geschoben zu werden. Erst jene in Kämpfen und Verzweiflung und immer neuem Mut erstandene Kunst stellt sich gleichberechtigt und stolz neb«n di« Kunst des Auslandes und wird schließlich sich di« Achtung erzwingen. Aus« läntxr« ist vom U«b«l. Aber schlimmer noch ist Deutschtümelei, deren Minderwertigkeit wir sofort einsehen, wenn wir von anderen Völkern dies« Stellungnahme b«hauptet s«h«n. K«in Volk darf sich heut« ungestraft abschließen. Das rächt sich früher ober später.

Und unerfindlich bleibt, daß «in Wartin Brandenburg zweiter Vorsitzender, ein Balu» fchek Vorfitzender dieses Vereins ist und sich unter den Unterschriften auch ein Aichard Niemerschmied befindet. Sonst glänzt aller» ding«, was in neuer Kunst tätig mitarbeitet, durch Abwesenheit.

Es gibt genug Aufgaben zu erfüllen und allein, wenn wir die kunstgewerbliche Bewegung, die im Kern genug wirtschaftlich« Probleme birgt, die mit der Zukunft des deutschen Volles zusammenhängen, in Betracht ziehc«, bieten sich Ausblicke und Möglichkeiten genug, hier sind auch wirklich Kämpfe ausgefochten und Opfer gebracht worden. Firmen, Künstler, Gelehrte und Kunstfreunde haben zusammengehalten und haben Opfer an Geld, Zeit und

Mühen gebracht. Weshalb? Um die deutsche Industrie, die deutsche Kunst, das deutsche Kunstgewerbe, die deutsch« Architektur und Raumkunst zu stützen und sie auf eine Höhe zu bringen, daß sie der ausländischen Konkurrenz gewappnet gegenübersteht. Das ist nationaler Idealismus, mein« Herren! Und erfordert mehr Witz und Scharfsinn, mehr Geist und Scharfsinn, als auf dem Lotterbett des patentierten Deutschtums Träger Auh« zu pflegen. Das schafft neue Werte. Und während «s die mod«rne Entwicklung fertiggebracht hatte, den Deutschen zu einem neuen Geist zu erziehen, der in Taten sich ausspricht, der strebt, in den Dingen wirksam zu werden, in Form zu kommen, Werte zu realisieren, soll nun wieder das alte Ideologentum, die Stubenatmosphäre, die Feinheit von den Dingen und all das gelten, das uns solange rückständig erhalten, uns mit einem Zaun umgeben, mit einer Brille versehen hat.

Ich habe den „Fall Meier«Graefe" geschrieben und glaube damit gegen den Vorwurf der Ausländerei gesichert zu sein. Doch ebenso sehr trenne ich mich von dieser Partei, die meines Erachtens nur der Nealion diene« kann. Die Übertreibung ist in beiden Lager«, Aber ich würde mich lieber zu der Partei der „lästigen Ausländer" als zu der der „beschränkten Patrioten" rechnen lassen. Die Lust ist da immerhin wenigstens frei, während bei den Teutschtümler« muffige Kleinstubenatmosphäre herrscht.

Dies ist meine Meinung. Sobald ich gute Taten des Werdandi«Vundes sehe, werde ich diese öffentlich korrigieren. Bis dahin werde ich das glauben, was Eingeweihte schon kommen sehen: die nordische Gefahr.

Morgen: Börse

Randbemerkungen.

Modein« Bühn«nr«form«r.

I.

Was sie zumeist am heutigen Theater verbleibt,
Ist, daß sich's ihren Stücken verschließt.

II.

Ein schiefgewachsenes Mädchen wird nicht grade,
Gehts im Neformlostüm zur Promenade.

III.

Pfui! rufen sie. Guckkasten! Welch ein Stall dal
Doch über diesem Stalle leuchtet« der Stern
Zu mancher göttlichen Geburt. O werthe Herrn,
Bedenkt den Spruch: Hie Kbuäus s»t, die «IKU

IV.

Welch «in Lärmen! Welch «in Schrein! —:
Gebt uns Schläuche! Neu« Schläuche! —
Seh ich hin, sind's arme Gäuche,
Und fi« haben keinen Wein.

V.

Das ist gewiß: Es wird «in schön«s tzaus,
Sieht n«u, geschmackvoll, festlich, heiter aus,
Und, was der wohlerfahrene Architekt
Erstrebt: es wird erreicht, nicht bloß bezweckt:
Man kann von allen Plätzen alles hörn und
sehn. —

In dies Theater werd ich gerne gehn,
Sofern das yörn und Sehn sich auch verlohnt
Und man uns gnädiglich mit dem verschont,
Was jetzt schon, furcht ich, hier um Einlaß
jammert,

Inbrünstig sich »n andre Künste Nammert,
Weil es allein nicht stehn nnd gehen lann.
Denn Krüppel seh ich mir nicht gern« an,
Sind sie auch prächtig, ja in Gold geschient.
Mit orthovädil ist uns nicht gedient.

Otto Julius Vierbaum.

hapag Lloyd.

Aaum hat die Anspannung am Geldmärkte
^> ein wenig nachgelassen, so treten die
Aktiengesellschaften wieder mit neuem Kapital»
bedarf auf. Sicherlich «in Zeichen fortschreiten»
der Entwicklung der deutschen Industrie; aber
auch «ins, das zu starken Bedenken Anlaß geben
muß und nicht augenblicklich, gewiß aber später
einmal zu einer scharfen Wirtschaftskrisis
führen wird. Das Jahr 1908 dürft« «in Jahr
der Nentenhauss« sein; den Induftriepapiercn
hat der Kapitalist, «ingedenk der Spelulations»
Verluste, Feindschaft geschworen, andererseits
aber sucht der durch ein niedrigeres Preisniveau
und schwächer« industriell« Betätigung schon
entstehend« Eeldüberfluh nach neuer Kapital»
anlage. Darum sehen wir überall das B«»
streben, keine neuen Aktienemissionen vorzu»
nehmen, sondern Schuldverschreibungen <Vbli»
gationen) auszugeben.

Auch die größten beiden Schiffahrtsgelell»
schaften, die hamburg»Amerika»Lini« und der

Norddeutsche Lloyd, haben solche Finanztransaktionen angetündet. Die Herren haben den Markt geschickt vorbereitet. Am 1. Januar ward plötzlich verkündet, zwischen den beiden Gesellschaften seien Vereinbarungen getroffen worden, „die eine enge Zusammenarbeit auf den wichtigsten Gebieten ihres Verkehrs für die nächsten Jahre sicherstellen“. Die Nachricht tarn aus Bremen, also diesmal von Herrn Wiegand, der sich auf die Neuklame sonst nicht so gut versteht, wie Herr Ballin, sein großer Rivale. Die Meldung muhte die Herzen aller Aktionäre beglücken! hatten doch die (oft kleinlichen) Sticheleien der beiden Gesellschaften jahrelang gedauert. Auf die Einigung sollte man nicht allzuviel geben; schon im Geschäftsbericht für das Jahr 1897 fand die Ameritalini begeisterte Worte für das „freundnachbarliche Verhältnis mit dem Norddeutschen Lloyd“. „Der 15jährige Vertrag,“ so hieß es damals, „der in Gemeinsamkeit des Betriebes der ostasiatischen Linien herbeiführt, unterscheidet sich kaum noch von einer Fusion.“ Dennoch hat der Friede nicht lange gehalten, und das jetzige Bündnis soll nun wieder das Passagegeschäft in Ostasien regeln. Die hamburg-Amerika-Linie will auf die Passagierbeförderung nach Ostasien verzichten, dafür sind ihr Zugeständnisse für den nordatlantischen Zwischendecksverkehr gemacht worden. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gleichzeitig mit dieser Nachricht eine andere, aus View Port datierte, verbreitet ward, die Wolffs Telegraphenbureau auf demselben Blatt zum Abdruck bracht. Die Cunardlinie (der deutschen Schifffahrtsgesellschaften größter Konkurrent) habe es abgelehnt, so war zu lesen, die Ueberfahrtspreise für die zweite und dritte Kajüte der Dampfer „Lusitania“ und „Mauretania“ zu erhöhen. Der Konkurrenzkampf ist also wieder in verschärfter Form entbrannt und am 3. Februar soll in London die Entscheidung fallen. War die Einigung zwischen Ballin und Wiegand etwas anderes, als die Vorbereitung zu diesen Kämpfen mit der Cunardlinie? Und

aus der Tatsache des Zusammenschlusses muß entnommen werden, daß die Bedeutung des Zwistes in den Büros der Schiffahrtsgesellschaften nicht unterschätzt wird. Als zu Anfang des Jahres 1905 eine Einigung mit der Cunardlinie erzielt wurde, ward ein großes Freuden geschrei angestimmt. Man sieht jetzt, wie wenig auf solche Verständigungsaktionen zu geben ist. Auch der Morgan'sche Schiffahrtstrust, der im Jahr 1902 gegründet wurde, wird nicht viel ausgerichtet. Immerhin hätte man gut daran getan, die Cunardlinie in den Trust aufzunehmen. Der Fehler wurde später erkannt, war aber nicht mehr zu heilen. Er ist dem Morganstrust zuzuschreiben, der das mit englischen Negierungsgeldern gefütterte Anternehmen in seiner Bedeutung unterschätzt, während die Gesellschaft einer Aufnahme in den Trust nicht abgeneigt war. Man sollte daher darauf eigene, rasch angewiesene englische Schiffahrtsunternehmen jetzt nicht schelten, wie es seit Jahren in der deutschen Presse geschieht. Schon deshalb nicht, weil die Erträge der Cunardlinie deutlich beweisen, unter wie schwierigen Verhältnissen sie zu kämpfen hat. Der Beschluß des Norddeutschen Lloyd, den Geldbedarf durch Ausgabe von 23 Millionen Mark neuer Obligationen zu decken, hat zu lebhaften Erörterungen Anlaß gegeben. (Bei der Hamburg-Amerika-Linie liegt ein Beschluß noch nicht vor, aber die Gerüchte treten bestimmt auf und sind nicht dementiert worden, so daß an der Nichtigkeit nicht mehr zu zweifeln ist.) Ist die rasche Entwicklung unserer Schiffahrtsgesellschaften nicht sehr bedenklich? Daß diese Aussenunternehmungen trotz der beträchtlichen Vermehrung der Kapitalien sich nicht mehr konsolidieren konnten (wie die starken Schwankungen der Dividenden ergeben), mag dem Konkurrenzkampf zuzuschreiben sein, muß aber immerhin die Argumente der Zweifler verstärken. Sicher ist, daß so große Summen bei so relativ geringer Verzinsung nicht hätten aufgebracht werden können, wenn nicht der Patriotismus zum Aktivum der Gesellschaften gehört. Der Hamburger und der Bremer Großkaufmann, der Offiziere und Beamten stand sind stolz, Aktien des Lloyds oder der Paketfahrt zu erwerben, mag auch die Deutsche Bank oder der Bochumer Gußstahlverein ihnen höher Rente zahlen. Und sicherlich ist's kein Zufall, daß die Reedereien erst zu der starken Kapitalvermehrung geschritten sind, als der Flottenrummel begann. Im Jahre 1897, kurz vor dem Ausbruch der Propaganda zur Vermehrung der deutschen Kriegsflotte, hatte der

Lloyd «in Aktienkapital von 100 Millionen, die
Paketfahrt von 3 Millionen Mark: an Obliga-
tionen 32,93 und 13,9 Millionen Mark.
heute betragen die Aktienkapitalien je 123
Millionen, die Obligationen ca. 55 und 3? Mit
10 Millionen Mark. Diese Beträge zu verzinsen, mutz
immer schwieriger werden, obgleich nicht ge-
leugnet werden soll, daß die Verzinsung jetzt
etwas besser ist, als in den Zeiten einer be-
scheidenen Ausdehnung. Berechnet man, welche
Summen den Gesellschaften einschließlich der
Reserven zur Verfügung standen, und welche
Beträge andererseits für Dividenden und
Obligationenverzinsung gezahlt worden sind, so
ergibt sich von 1897¹⁹⁰⁶ eine Steigerung der
Rentabilität um je ca. 5, 10, 15%. Der Prozentsatz
stellt sich bei Berücksichtigung mehrerer Divi-
denden (nach dem Durchschnitt) etwas günstiger:
auch ist in Betracht zu ziehen, daß sich die
Abschreibungen mehr als prozentual vermehrt
haben. Dennoch ist der Einwand, für die
Aktionäre habe die Vermehrung der Kapitalien
keinen rechten Zweck, nicht von der Hand zu
weisen. In den Generalversammlungen sollte
man diese Dinge eingehender besprechen; sollte
auch einmal fragen, ob die ständige Vergröße-
rung des Schiffskörpers nicht mehr auf
politische Gründe, als auf wirtschaftliche zurück-
zuführen ist. Daß die Schnelldampfer der
Schiffahrtsgesellschaften im Kriegsfall als
Hilfskreuzer verwendet werden sollen, ist allzu
offenes Geheimnis, als daß man es dementieren
konnte. Was der Reichstag nicht bewilligt,
zahlen also die Aktionäre. Wenn sie's rentiert,
kann schließlich darüber nicht zu klagen; nur
sollten die Direktoren der Schiffahrtsgesell-
schaften allein im Interesse der Aktionäre
handeln und die Politik aus dem Spiel lassen.
Herr Stern, der Direktor der Posener
Spiritusfabrik und der Zentral für Spiritus
Verwertung, fendet mir, unter Bezugnahme auf
den Aufsatz in der dritten Nummer des
„Morgen“, ein Schreiben, worin er einige der
hervorgehobenen Gesichtspunkte zu widerlegen
sucht. „Der Monopolplan stammt, wie an der
Börse behauptet wird, von Herrn Stern“; diese
Worte halte ich geschrieben, und der vermeint-
liche Urheber der Regierungsvorlage beruft sich
nun darauf, daß schon früher Gerüchte ähnlicher
Art verbreitet worden sind, die er dementiert
hat. Er verweist auf einen an den General-
sekretär des Verbandes Deutscher Spiritus
und Spirituoseninteressenten am 16. Januar
gerichteten Brief, worin Behauptungen dieses
Herrn in einer Königsberger Versammlung
widerlegt werden sollten. Aber diese Behaup-
tungen gipfeln, nach meiner Ueberzeugung,
doch in etwas ganz anderem, als in dem, was

Morgen: Vcrse

«

« ich gesagt habe. Der Generalsekretär behauptete, Direktor Stern sei „schon Anfang Juni im Reichsschatzamt ein» und ausgegangen". Dar» auf antwortete Herr Stern wörtlich: „Ich widerhole, daß ich aus Anlaß der von der Reichsregierung vorbereiteten Branntwein» steuerrcform zum ersten Male am 25. Oktober !!«<? im Reichsschatzamt war, und zwar auf Veranlassung des Reichsschatzamtes selbst, um über einzelne Fragen Auskunft zu erteilen; ich erwidere diese Feststellung noch dahin, daß ich l'«r de,« 25. Oktober 1907 mit keiner amtlichen P«sonlichkeit über die Branntweinsteuerreform ix irgendwelche Verhandlungen getreten bin," War das von mir behauptet worden? Daß Angehörige der Regierung mit den Herren Stern und Zwickli in amtlicher Eigenschaft über das Branntweinmonopol monatelang vor» !>er verhandeln würden, könnte nur einer an» nehmen, der die Gefahr solcher Verhandlungen nicht kennt. Die Wort» des Herrn Stern sollen also nicht bezweifelt werden i widerlegen sie aber, daß der Plan feinem Kopfe entsprang? Auch wenn Herr Stern keiner „amtlichen P«sonlichkeit" den Vorschlag gemacht hatte, die Branntweinindustrie zu verstaatlichen, könnte man noch nicht von „Verhandlungen" reden. Mir schein aber, daß es auf diesen Punkt überhaupt «ur sehr wenig ankommt. Die Tendenz meines Aufsatzes gmg dahin, zu ver» hindern, daß dem Reichstage ein Monopol» projekt vorgelegt werde, das nicht die Interessen der Spiritfabriken, sondern die der Steuerzahler wahrnimmt. Deshalb wies ich darauf hin, daß im Gegensatz zu anderen Industriewerten die Kurse sämtlicher Aktien von Spiritfabriken rapide gestiegen sind, und ich behauptete, daß die Herren Stern und Zwicklitz diesen Kurs» !><igerunge» nicht fernstehen. Darauf haben leider Herren nicht erwidert. Ich will daher l>chte »och daran erinnern, daß die Steigerung der Spiritaktien hauptsächlich durch Börsenkäufe» der Firma Siegfried Ellon & Co. herbeigeführt werden ist. In welchen Beziehungen diese Firma zu Direktoren der Spiritfabriken oder der Spirituszentrale steht, weiß Herr Stern ebenso genau wie ich. Herr Stern sagt in seinem Schreiben weiter, als Maßstab für die Abfindung der Spirit» fabriken sollen Aktienkurse und Dividenden gänzlich außer Betracht bleiben; nur durch einen festen Geldbetrag pro Hektoliter ihrer bisherigen Beinigungstätigkeit sollen die Spirit» fabriken entschädigt wciuen. (Die Kurssteige» lung tonne also keinen Einfluß auf den U«ber> nehmepreis ausgeübt haben.) Die Nichtigkeit

Am i. Januar 1908 begann zu erscheinen:
XHNIE
EINE AVONATIS CHRIFT/HERAIJS'
GEGEBEN XEñHERMANN GRÆEF.

JAHRGANG i»» Sag HEFT N P
ЛКГC-TAT T

\
ALEXANDER FREIHERR VON
QLEICHEN-RUSSWURM: Der
Wfg zur m 'deinen Renaissance /
FERDINAND QREQORI: Leñan
und Sophie Löwenthal / Prof. Dr.
EDUARD ENGEL: Friedlich der
Orosse und seine Schrift über die
deutsche Literatur / WILHELM
BOLSCHc: Heine im Abendrot
seines Jahrhunderts / Prof. Dr.
KARL BOR1NSKI : Dervorchrst-
lichejesus / PAU L KUNAD : Vom
Dichter / Literarische Berichte
ERSCHIENEN
L/KUNST,
bUNDMUMK,
iZU LEIPZIG
BEIUOiPR.Eli/3Htnt VIERTEL!AHRlCHI.-M/CINZELHEFr-JSM
Für wenig Geld
eine umfangreiche wertvolle Bibliothek
zulammen zu Kellen, Ш mit Bufo non
Reclams
Unipersal-BiblotbeR
leicht mOglldi. Dicte In Dielen fflil-
lionen von Bünden Ober den ganzen
Erdball perbrcitde, bedeutendlte deut-
iue B:':dicrlammlung bieti! in |djt
nahezu 5000 Hummern a 20 Pfennig
den pletteilglten und gediegenlten befe»
iicff, louolil zur Unlcrhallung als auch
.jim Studium. Die UniDsriaLBibliolhel;
uli!ult mehr als 2500 Hummern Unter-
hallungslektüre der bedeutenden Er«
zähler aus der Weltliteratur, mehr als
1400 Dummern Bühnen werke und etwa
1000 Hummern willenfchafHicher Ceite.
Kataloge
vcrlendcl an ünlereHcnlen überall hin gruí;.
Philipp Reclam |un. • üelpzlg

Jedes Heft hat einen Textumfang
::: von mindestens 64 Seiten!:::
jnseratc finden die weiteste Uerbereitung im „morgen"
5m '33crГлдс »on
Victor garbling:
(geiiflfeiten
l'cqciibärc (Srjijiluitgen
funi!lerifd)cn
oct> "ññf. 2.50
brofd). . 2.—
aUcii guten
Vudibanblungcn crliù.'luih

unb

Die Peie Sreie Prella in Wien (cbreibt:

. . . mub es sweimal Icier, ulefes beoacbüge, oiefee tel*tfertigc Buch,
um донз ouf (eine Sdjönbeiten unb (eine beimlidjcn Rebe su hommen
l(t (onft meijt ber Wiç ins arellfte Cicbt geru*t, forqlicb (tels mit »em
ßauptton beuaobt, lo hüllt er (i* hier fcbambaft in pcroocn, verflocht
)idj hi.bernb in r)ebe"iätjen. Сз lit nicht Iciergomacbt ihn su genieffen.
Льсr er iit oa unb Cntuecherfr<.-uben lohnen, hat man (i* erjt Sie (T)iibe
bez budpens genommen. „Imroile, n>m et hie Du sunt", (o lautet 6oe
CDotto, öae einladen* vor öen nur angelehnten Toren ђез fSimmelo (lebt,
unb fühlt man p* Ipäter awdj geneigt, ber Ke^tficbning .Du. Oötter" ju
xyiucriprecbcn angeüdjs bor menlcblidien, álbun.-níoblioben Oclcböpfche'n,
^ie un bcgecinen: 6cr Cinlauuno oefolgt 311 b'in. beoouert mon oennocb
niitt; Senn lie jii;S reijenb. biejc hleinen Bei igen un.> (üben Ctigel benen
to (torlie liejte ir lieber empfänglichbleit, wcitllcber Ve anugun..b|ucbt
anhaften, reatnb, unö amülant Unb Uniere liebe Srau, iie ba oben ben
Ton angibt, fic ;U weile, gütig unb Icbön. eine gute Oe!ell:diaft . . .

Ш

S)eutfd)e

45.

©«leitet »on S>r. <Er1φ Sanft.

Verlag bon Otto fjanf e, «Berrín ® 20.,

ilnbalftra&e 11.

2>aa laufetibe '»icrtelja&r bringt

itiidjft Romane Don:

Sfinönelbtt ÄiiFjl, „3>ottor Görom"

9Kariz b. b. gefbe, „3>ie «ofenftabf

3П. Gedarbt, „qirofeffor ФоИоорп

unb blc Genien"

SBctbíatt lâ&t ПФ

Der ЭДоьеПе unb

©fj33«. fotoi« ber Bljrif unb ÄrittI

angelegen fein. ^Jlle ЫФНден ЭДей-

crfd)ctiunigcit ber L'iicratut toerben

:: :::: forgfälttg beГпрофен. к ::::

^relé bierieüä^rli« (13 Kümmer)

::: 3 ЭПагГ 50 ФГО. 8 Si

îBefteHangen bel ûtten 33ифГ)аныипден

u«b

Memoiren d. Kiil. Freu«. Printe» Friederike

Sophie Wilhelmine, KurKrfräfin v. Beyrouth,

Schwester Friedrichs d. Gr. Von ihr seibat geschr.

2 Bde. Ю. füll. 4 M., r.cb. 5 M.

Dasselbe: FRRNZtbiiCrtE rMJSGr\BE. Geb. 10 M.

Oauelbe: ENGLISCHE HUSOfIBE. 6 M., geb. 7l/, M.

. . lie fesseln besorid. durch d na vpik Darstellungsweile

alltr.se bstd intimst Verhlltn. a. d.Haf.d 8 Jahrh.«

MOHLBACM, L, FRIEDRICH d. 6r. u. s Hof Hist Roman.

r Je 10 Füll. 583 Seit, gross. Druck 6M,geb?M.

MEDWr1, TH., QESPRACHT m LORD BYRON m 5 Portr.

4M.,geb 5 M. war d Vorbild.f.EckcrmannsGeipr.m.Qoeth.

4PULEW., DLRQOLDNEESEL Satir.-my>t.Roman.

Uebersetzt «cn П. Rode 5. Auflage, mit 6 Illustr. 06.

41/j M , gab. 51/, M,

/TusfDhrl. Verzeichn gratis u. franko. Verlagsanerblet. erw.

Herrn. Biridorf Verlig, Berlin W. 30, Landshutentr. ?.

Шеёбайеч:

am neu erbnuten tfurljauö unb Яон1д[{фен

Sibeetet

Ven Фрашел, 6>rbirtjUit, Aemantn fc, ЫШcn Dir.

Streif« Unttrbrcttuna etncf DorteUfjaftcn Фor*

fttjlitgc« OinfiaiMIrt) фиМКаHan ibrer Werft tn

euoMorm fld) mit unü in Ver&lnbung щ (cfen.

«Prrloflebiiriau (Cari ÓHaanb).

, AaH«rpla« «9<r(in>«Dilmerlborf, JtaiferMat) 15.

Unser

Illusi rierier Verlags-Katalog

steht auf Wunsch

kostenfrei zur Verfügung.

Boil u. Pickardf

Verlagsbuchhandlung

Berlin 1Ш. 1, Georgenstr. 23.

3nferaten«^In>

nannte für ben »»

burd» beu Verlag бев „morgen", «Berlin, «ieiebenerfr. 14

(S«LVI,2271),fo»>>ie Ыпф|аю>Иф«3Дппопцен»Д;б«ЫЦопеш.

für Me Snfctate: ф- «D- 6(1пг|ф.в*оп(бсгЯ. фгшГ »on фа| а «arte» «. m. 5. ft, «»«я W.

AUSSTELLUNG

PROP. SCHULTZC-NfIUMBURG

Völlig eingerichtete Wohnräume

Saalecktr Werkstätten G.m.b.H.

Zweigniederlassung Berlin

(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: u s::

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS

(Herausgegeben von C. von Slvera)

ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.

IpHpc 14oft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen dl« original-

JCUCO ПОИ groasen Musterbogen, die direktes Nacharbeiten ermöglichen.

Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:

Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23 e.

3>te

(Smbmtbbecfe

if! foebett erfdjienen unb burd) Jebe SBucfjfanbhmg ober onф bleift ju

galbleincn e 5)ecf c \$um greife »on 9RI. 2. —

in (San3=^crgament „ „ „ „ 4.—

91eu fjttjtutretcnbc Abonnenten erhalten ben fornbletten gnhrqang 1007 gebunbcn

tn halbleinen für "Olf. 10.— unb tn (Sanj'^ergament für TOf. 12.50.

9Harcruarbt & <£0-1 «Berlin W. so.

ttfftutttnfüt

OttoCrDmaimjimíor

ftnfluf ttant ST- fiorugl- fioticctt Ors primen

BJIfruDritii itopolo pon tíH'cusscn.El

.> ícraptllioferuf ra

o >•
 o o
 o o
 n O
 «Olí
 Äarl 3entírf) . . 6e jen baw ©tyftem Keim
 165
 ^cnniin ^3anъ}
 A propos . . .
 . . . 184
 Rurl @фп)1)Гег . íл цф ein Urteil
 170
 A (5.
 3)ernburg
 . . 185
 176
 я. e
 Judica
 . . . 185
 Carl fjaupmann ©ruf 9Ktd)ucl
 180
 * »
 472iufIf
 . . . 187
 SRanbbctnerf ungen:
 IPifll §anbl . .
 Sweater . . .
 . . . 188
 fRobcrt ЧОaЦег . Зе(феп[1ипбе
 183
 "ÍMUÍ*O ^\$ucf)ti)ûlb
 ftall
 . . . 190
 TOanuffriptfenbnngen n id) t an bic etnjclncn fjerauogebcr, fonbcrn an ble
 6*riftleitung: Dr rar. %rtur &iib«berger. «erlitt W. 50, GieUbcnerfrrafte 14.

 Btebbaberei
 onbcm ein toabre« 'Stburfnia ift bie OTufil Sic fetbft auájuüben, äffe Son-
 phmacn auf bem Mabler sur ttntfaltunq зи bringen, mug bal SJbeal icb<i
 SnufHiebenben fein. <ШШе(a
 mit ben JtünftUr>3tDtenroHen
 man fd>on nach ganj furjer llcbung in »odtnbeter 9n«iftcrfd>aft felbft
 bie fAttieriqftrn MaOieriMrfe mit aOen S« j" Reiten be« 2lnfd)lage*, ber
 ttuancierung unb Betonung »orjutragen. 3>ie «unitterrouen fpicgeln bai
 Orahutlfpiel erfter SKeifter, b'3llb<rt, lBufeni, Grieg, 'Steifenaucr u. a. toiber.
 ^Jrofpeft unb TJorführung beretttoinigft.
 Btibfcig gupf elb 5l.«©.,Beip3tg.
 .igerftr. 123 a,
 jtra&e.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophi / «Ilcharb strantz: Vluftl / tBeorg Vr«nde«: Lite«tu»
Itl«h«ld Vluther: Kunst / nnler NI'NI>»?fui,a von H»«» »»» hok»»n»«»l»<ll: Lyrik.

Plummer 6

Abonnementl o»IN»l>ahrllch u "Marl
Vre!« der einzeln«, Plummer 50 Vlg.

7. Februar 1908

Gegen das System Keim.

HsNenn heute noch formidabl Kriegsflotten für notwendig erachtet werden zum Schutze
^^ des Handels, so erlennt man daraus, wie historische Erinnerungen dem Blut die Tat»
suchen der Gegenwart zu verschleiern vermögen. In der Konquistadoreuzeit, wo der
tz-ndel Baubhandel war, und die Kolonialwaren den Inhabern der mit Waffengewalt
eroberten Monopole mehr als ION Prozent abwarfen, war das Kriegsschiff nicht allein
Schutzwehr, fondern Werkzeug des Handels. Seitdem haben fich die Zustände und Formen
des Handels gründlich gewandelt. Der Gedanke ist lächerlich, daß ein heutiger Staat
feine Exportwaren und feinen Vedarf an Edelmetall auf dem Wege der Kaperei zu
beschaffen versuchen könnte, und unsere Industriellen und Großhändler würden ent»
fchiedensten Einspruch erheben, wenn die Regierung durch ein Bombardement der Häfen
unseres besten Kunden, Englands, den deutschen Export fördern wollte. Die einzige
Nation, die stichhaltige Gründe für die Vergrößerung ihrer Kriegsflotte hat, ist die
englische. Für ihre Insel bedeutet die Flotte dasselbe, was für uns das Heer. Sie
befitzt zudem ein über vier Weltteile ausgebreitetes Kolonialreich. Freilich flnlt die
Wertschätzung der Kolonien bei den Einsichtigen zusehends; wie ein Carnegie, der dock,
von solchen Sachen etwas versteht, sogar über Indien denkt, haben wir in Nummer »
des „Morgen" erfahren. Und endlich bezieht das englische Volt drei Vierteile seiner
Lebensmittel aus überseeischen Ländern. Zwar denkt aus dem oben angeführten Grunde
lein Staat daran, ihm diese durch Blockaden zu sperren, aber man kann es den Eng-
ländern nicht verargen, daß im Unbehagen eines so unnatürlichen Zustandes schon der
«bedanke an die entfernteste Möglichkeit einer folchen Gefahr fie nervös macht. So ist
denn die Wahrfcheinlichkeit, daß wir je einmal unsere Flotte zu einer großen Aktion
brauchen werden, äußerst gering. Indes, solange das Wettrüsten noch anhält unter
der Einwirkung einer historischen Tradition, der die tatsächlichen Grundlagen längst
entzogen find, müssen wir natürlich in der Reihe Schritt halten. Deshalb ist die Idec
eines Flottenvereins, der es sich zur Pflicht macht, uns Landratte« — das find wir
geographifch und historifch über dies? unangenehme Notwendigkeit aufzuklären, an

166 Morgen: Politik

sich nicht unberechtigt. Durch die Art aber, wie der Verein in den letzten Jahren seine Aufgaben zu lösen versucht hat, ist er ein geradezu gefährliches Institut geworden. Die verhältnismäßige Sicherheit vor maritimen Friedensstörungen, deren wir uns erfreuen (größere Grenzregulierungen, in die wir hineingezogen werden konnten, stehen nur noch im Osten und Südosten bevor, wo Landheere zu entscheiden haben werden), hat zur Voraussetzung, daß die Völker und die Regierungen bei der Regelung ihre wechselseitigen Beziehungen Vernunft walten lassen. Nun sind die mächtigen Interessentengruppen, von denen sowohl die Parlamente wie die Regierungen beherrscht werden, leidlich vernünftig, was hier soviel bedeutet wie: auf ihren richtig erkannten Vorteil bedacht. (Dieser Vorteil gebietet einer dieser Gruppen zwar, die Kriegsrüstungen zu fördern, aber das Risiko eines Krieges wünscht auch sie nicht zu übernehmen.) Doch ist die Möglichkeit immer vorhanden, daß die Vernunft in einem unglücklichen Augenblick einmal von der Phantasie oder von der Leidenschaft überwältigt wird, wie es den Franzosen Anno 1870 passiert ist. Zwar hat auch diese explosivste aller europäischen Nationen, durch jene schreckliche Erfahrung gewitzigt, solche Fortschritte in der Besonnenheit und Selbstbeherrschung gemacht, daß sie sich im Juni 1905 des gefährlichen Delcassé entledigte. (Der Beifall, den ihm die Kammer am 2. Januar dieses Jahres gespendet hat, war nur eine harmlose Befriedigung der nationalen Eitelkeit.) Zwar sind die Engländer und die Deutschen gar nicht explosiv geartet, aber mit dem Feuer spielen, ist niemals klug, und darum darf eine Agitation nicht geduldet werden, die nur unter der Voraussetzung Sinn hat, daß uns in nächster Zukunft ein Krieg gegen England bevorsteht. Das wirkt ebenso wie die bekannten Sensationsromane. Die Phantasie wird mit diesen Zukunftsbildern so anhaltend beschäftigt, daß sie sich zu fixen Ideen verdichten, zugleich wird auf beiden Seiten der grundlose und blind« Rationalhaß geschürt, und wenn nun fixe Ideen und Leidenschaft längere Zeit hindurch in derselben Richtung zusammenwirken, so kann es schon geschehen, daß bei einem zufälligen kleinen Konflikt von Interessen oder von Ansprüchen der Rationallehre unter allen möglichen Entschlüssen gerade die dümmste, die verrückteste gefaßt wird. Unter diesen Umständen verdienen die Bayern, die den auf verhängnisvoller Bahn fortstürmenden Flottenvereln kräftig gebremst haben, den Dank des Vaterlandes. Allerdings geht ihre Opposition gegen das System Keim von ganz anderen Erwägungen aus als den oben angestellten, aber gerade diesen anderen Erwägungen ist das Publikum viel zugänglicher als den meinen, so daß der Zweck, den ich anstrebe, durch sie weit wirksamer gefördert wird. So ziemlich die ganze Presse (ausgenommen nur, so viel ich von meinem Winkel aus sehen kann, einige der Grobeisenindustrie nahestehende Blätter) hat ja glücklicherweise für die Bayern Partei ergriffen. Aber es gilt in diesem Augenblick, dem Wiedereintreten in die verhängnisvolle Bahn vorzubeugen, und darum möchte ich die Rede, die auf der Hauptversammlung zu Kassel der Ehren« Vorsitzende des bayerischen Landesverbandes, der Reichsrat Freiherr von Würzburg,

Karl Ientsch: Gegen das System Keim 167

gehalten hat, sorgfältiger Erwägung empfehlen. Sie ist ja in den Zeitungen skizziert worden, aber da die Berichterstatter an Ort und Stelle in ihrer hast laum in der Lage sind, gerade die wesentlichen Gedanken eines Vortrags herauszugreifen, will ich dies« nach dem gedruckten Wortlaut zusammenstellen.

Der Freiherr erinnert zunächst daran, daß der deutsche Flottenverein nach de» Vorbilde der englischen X^val lea^ue gegründet worden ist, aber zu einem ganz anderen Zweck als diese. Die Xaval le^ue entstand in einer Zeit, wo die Admiralität den Ausbau der Flotte vernachlässigte, und jene machte es sich zur Aufgabe, die Regie« rung zur Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben; der deutfche Flottenverein follte das Voll über die Notwendigkeit der vom Kaiser beschlossenen Gründung einer deutschen Seemacht aufklären und die Gemüter dafür erwärmen. Dann wird erzählt, wie der Konflikt entstanden ist. Als der Freiherr 1900 aufgefordert wurde, an der Gründung eines bayerisch:« Landesverbandes mitzuwirken (man möge sich, meint er, deswegen an ihn gewandt und ihn dann zun Vorsitzenden erwählt haben, weil er keiner politischen Partei angehöre), fand sich in Bayern wenig Verständnis und Liebe für die Flotten» Pläne der Neichsregierung und für den Verein. Die einen sagten: Wozu brauchen wir einen Flottenverein? Wir haben ja auch keinen Armeeverein; Regierung und Reichstag werden das Erforderliche schon besorgen. Andere: Wenn die Preußen Schiffe haben wollen, mögen fie selber sich welche bauen, wir brauchen keine. Noch andere: Die Marineschwärmerei ist ja nur eine Liebhaberei, und dazu ist sie uns zu teuer. Mit diesen Aeuerungen war nun gerade dem neu:n Landesverbände seine Aufgab«, die in der Berichtigung der ihnen zugrunde liegenden Ansichten besteht, klar vor» gezeichnet. Die Veranstaltung der hanptversammlung zu München 1903 förderte nicht bloß den Landesverband, sondern den ganzen Flottenvcrein. hier ereignete es sich zum ersten Male, daß das Präsidium von einem Vundesfürste» empfangen wurde — der Prinzregent leerte auf das Gedeihen des Vereins sein Glas — :md die Versammlung wurde zu einem Voltsfeste gestaltet, bei dem alle Stände vertreten waren, was von den Hauptversammlungen der nächsten Jahre mit gutem Erfolg nachgeahmt worden ist. Ueber Grundsätze und Methode herrschte zwischen dem bayerischen Verbände und dem Prä» sidium vollkommenes Einvernehmen. Herr von Würzburg hatte in einer Rede gesagt: ..Nicht aufdringlich wollen wir vorgehen, sondern ruhig und sachlich die Bedeutung der Flotte für das Wohl unseres Vaterlandes darzulegen uns bemühen. Mit polt» tischen Fragen dürfen die Ziele des Flottenvereins nicht verquickt werden; welcher politischen Partei das einzelne Mitglied angehört, das ist uns gleichgültig." Dieser Satz wurde vom Präsidium 1902 in das Handbuch aufgenommen, das den Vereins» leitem die Direktiven geben sollte.

Diesem System der ruhigen, parteilosen Aufklärung trat 190'l das von Keim repräsentierte neue System der leidenschaftlichen Agitation mit parteipolitisch»tonfesslo» nellem Einschlag gegenüber. Herr ron Würzburg machte die Präsidialmitglicder in

168 Morgen: Politik

Q I>

0 <>

mündlichen Besprechungen und in einer Denkschrift auf das Bedenkliche dieses neu:« Systems aufmerksam,- von den zehn angesehenen Vereine:»itgliedern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, an die er Exemplare geschickt hatte, bekam er zustimmende Antworten. Die Gegenpartei gab den Bayern den Rat, sie möchte» ihre Tätigkeit in Bayern nach ihrem Belieben einrichten, sich aber um das, was der Flottenverein außer» halb Bayerns tue, nicht kümmern. Das sei gerade so, meint der Redner, wie wenn der Bundesrat den Bayern riete, sich auf ihre Briefmarken und ihren Malzaufschlag zurückzuziehen und sich um sonstige Reichsangelegenheiten nicht zu kümmern, das heißt also: sich aus dem Reiche ausschließen zu lassen. Der Zwist führte zu der Krise des Jahres 1905. (Redner erwähnt nicht, daß der Kaiser im Mai des genannten Jahres in einem Telegramm an den Vereinsvorsitzenden, General Menges, der Vereinsleitung sein« Mißbilligung ausgesprochen und sie angewiesen hat, „sich fortan in den Bahnen des Regierungsprogramms zu bewegen".) Damals fing man an, den Bayern vorzu» werfen, sie trieben hintertreppenpolitik und seien Schleppträger des Zentrums. Herr von Würzburg sieht es nicht als Beleidigung an, wenn man von einem Mitglied« des Flottenvereins sagt, es gehöre zur Zentrumspartei, wünscht vielmehr dem Vereine möglichst viele Zentrumsmänner als Mitglieder. Aber er konstatiert, daß von den gegen» wärtigen und den früheren Führern des bayerischen Verbandes keiner dem Zentrum angehöre, und spricht seine gerechte Entrüstung über die Form aus, in der diese angebliche Zugehörigkeit zur Zentrumspartei behauptet wurde, indem man den Mitgliedern dieser Partei die nationale Gesinnung absprach. (Dem abscheulichen Unfug, jeden, welcher der Regierung oder auch nur einer die Regierung beherrschenden Clique opponiert, als Reichsfeind oder Antinationalen zu verdächtigen, sollte man bloß noch mit Ignorieren oder mit Spott bekämpfen.) Das neu« System bestimmte den (seitdem verstorbenen) Kriegsminister von Asch und einen jetzt noch aktiven Minister, aus dem Verein auszuschcheiden, und in einer Sitzung des Landesausschusses erklärte ein Generalstabsoffizier, die Kritik, die das Vereinspräsidium an dem Flottenprogramm der Regierung übe, könne doch nur bedeuten, daß der Staatssekretär der Marine entweder sein Geschäft nicht verstehe oder seine Pflicht vernachlässige; unter diesen Umständen könnten aktive Offiziere füglich nicht länger im Verein verbleiben. Für die Hamburger Hauptversammlung im Jahre 1906 wurden deshalb die bayerischen Delegierten instruiert, doch zu wirken, daß von der Agitation alles ferngehalten werde, was geeignet sei, Andersdenkende und ganze politische Parteien zu verletzen, unsere Marine vor dem Auslande herabzusetzen und das Vertrauen in unsere Marineverwaltung zu erschüttern. Dann kam der 13. Dezember 1906 und die Wahlagitation des Präsidiums durch die Massenverbreitung von Broschüren. Die Wirkung bestand in zahlreichen Austrittserklärungen und Austrittsdrohungen; hätte der bayerische Verbandsvorstand nicht die Flugblätterverteilung gehemmt und alles aufgeboten, den ungünstigen Eindruck abzuschwächen, so würde der bayerische Verband damals „aufgeflogen" sein. In einem offiziellen Briefe der Berliner Geschäftsstelle wurde der Grundsatz aufgestellt: Mitglieder, die aus diesem Anlaß austreten, sind wertlos. Sehr richtig bemerkt Würzburg, wie könne ein vernünftiger Mensch erwarten, die Mitglieder einer aus lauter Zentrums»

"^ Karl Ientsch: Gegen das System Keim 169

männern bestehenden Ortsgruppe würden auf die Weisung des Präsidiums des Flotten» Vereins gegen ihre politisch« Ueberzeugung wählen? (Merkwürdig, daß Keim und Ge» nossen nicht einsehen, wie ihre beiden Tendenzen: die Marinetendenz und die Partei» politisch«konfessionelle, einander gegenseitig aufheben. Wie schwer hat es schon gehalten, die Antipathie der Bevölkerung gegen die Wasserpolitik soweit zu überwinden, daß die freisinnigen und die Zentrumsabgeordneten, ohne ihre Mandate zu gefährden, für die Forderungen der Regierung stimmen konnten. Wie will man hoffen, den Reichstag noch über das Regierungsprogramm hinaus fortzotreiben zu können, wenn man das Zentrum, das bedeutet vorläufig noch die Katholiken, von der Beteiligung an der „nationalen“ Sache aussperrt?) Der Landesverband beschloß - noch vor der Versammlung der Keimbriefer im Bayerischen Kurier — beim Präsidium Vorstellungen zu erheben. Auf der Hauptversammlung zu Köln beantragte der bayerische Landesverband: «8 sollten Garantien dafür geschaffen werden, daß sich solche Vorkommnisse nicht wieder» holten, und daß die Vereinstätigkeit wieder in die fassungsgemähe Bahn einlenke. Die Bayern zogen ihren Antrag zurück, weil ihnen mit der Aussicht auf einstimmige Annahme eine Resolution angeboten wurde, deren erster Teil dem Sinne nach das gleiche enthielt: eine unzweideutige Desavouierung des Verhaltens des Generals Keim. Der zweite Teil, der dem Präsidium das Vertrauen der Versammlung aussprach, konnte unmöglich als Billigung dessen verstanden werden, was der erste Teil mißbilligt hatte; er konnte nur bedeuten: man vertraue, daß das Präsidium in Zukunft die ihm durch den ersten Teil der Resolution gegebene Weisung befolgen werde, und deshalb glaubten die Bayern auch diese zweite Hälfte der Resolution annehmen zu dürfen und zur Wiederherstellung des Friedens annehmen zu müssen; besonders da von Mitgliedern des Präsidiums versichert wurde, die Wahlagitation sei nicht von diesem, sondern nur von Keim persönlich ausgegangen. Wäre die Absicht, Keim zum geschäftsführenden Vorsitzenden zu wählen, in Köln kundgegeben worden, so würde es nach dem Dargelegten für die Bayern unmöglich gewesen sein, auf dieser Basis mit dem Präsidium Frieden zu schließen. Indem hierauf das Präsidium dennoch dem General Keim ein leitend« Stelle anvertraute, bekundete es, daß es sich für Keims System entschieden habe, und damit war die Haltung, die der bayerische Landesverband einzunehmen habe, unzweideutig gegeben. So weit der Freiherr von Württemberg. Wenn die bayerische Auffassung, zu der sich ja auch andere Landesverbände bekannt haben, durchdringt, wird die weitere Tätigkeit des Vereins nicht allein unschädlich bleiben, sondern auch Nutzen stiften. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, den Bayern klar zu machen, daß auch sie kein idyllisches Sonderdasein führen können, sondern sich darin ergeben müssen, in den Strudel der Weltwirtschaft und Weltpolitik hineingezogen zu werden. Das kriegerische Gewand werden sie dieser Weltpolitik einige weitere Jahrzehnte friedlicher Entwicklung wohl abstreifen.

Carl Ientsch.

170 Morgen: Politik «°

Auch ein Urtheil.

»Und Dies rede ich noch Alles von dem Herrn hinieden auf Erden, nämlich daß Recht und "Richter, rez und Prunus, nicht für ein Ding, sondern unterschieden und nicht in einander gemenet foll fein, also daß man nicht fehen noch achten foll, was der Richter, sondern was das Recht thut. Die ganze Schrift verbeut, die Person anzusehen. Sie haben aus unfern Büchern gelernet, daß man die Obrigkeit und Herrschaft soll ehren, das ziehen sie dahin: was die Person thut, das soll man ehren. Während wir doch allein das Amt und Recht gemeinet und verstanden haben, so mengen sie es so schändlich und meinen, alles, was die will und denkt, das sei der Obrigkeit und des Amtes Werl. Wenn aber Das soll Recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ists ganz aus." Es gicbt im lieben Deutschland heute Dinge, für die die Sprache fehlte, wenn uns Luther nie, der mächtigste Magister, gesprochen hätte, und zu diesen Dingen gehört der famose Prozeß, den Herr Veseler inszenier, Herr Lehmann geführt, Fürst Philipp zu Eulenburg und hertefeld aber geleitet hat. Als das Urtheil gesprochen war, sagte ich hier: «Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin gegen Maximilian Halden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fchlspruch zu Unrecht besteht." Wars ein frommer Irrthum von mir, also zu reden? Der Schein spricht jedenfalls gegen die Hoffnung. Nach der Urtheilsfällung sagte Jeder sein mehr oder minder niederträchtiges Sprüchlein her, und wie auf Kommando ward die Sache dann unter fidelem Silentium begraben. Diefem löblichen Veifpiel zu folgen, geht über meine Kraft, und ich kann denen, die es angeht, zu meinem Bedauern die Freude des Schweigens nicht machen. Am vierten Januar verurtheilte die vierte Strafkammer des Landgerichts I zu Verlin den Herausgeber der „Zukunft" zu vier Monaten Gefängnis, weil er den Grafen Cuno von Moltke beleidigt haben sollte. (Daß der Beleidigte am 11. Mai 1907 die sechs Monate früher gedruckten Beleidigungen noch nicht erkannt hat, ist erwiesen.) Ganze vier Wochen, bis zum 30. Januar, hat es gedauert, che das erkennende Gericht die schriftliche Begründung zu feinem Urtheil zu liefern vermochte. Leicht kann die Arbeit also nicht gewesen sein, und ich muß zunächst fragen, ob Beleidigungen, die man unter einem solchen Aufwände von Zeit und Arbeitstraft lonstruiren muß, mit vier Monaten Gefängnis zu pönen sind. Oder sollten andere Gründe für die Verzögerung der Urtheilszustellung in Anspruch zu nehmen fein? »Alle Rechtspflege, hat Heinrich von Treitschke gesagt, ist eine politische Thätigkeit." Und nach politischen Gründen der Verzögerung zu suchen, liegt nahe genug, hat nicht der r>ß>u tlunomable Veseler neulich schon im preußischen Abgeordnetenhouse erklärt, daß nach seiner Ansicht Rcvii» sionsgründe für die Anfcchlung des ergangenen Urthcils nicht vorlägen? Wie kommt diefer, immer interessanter werdende, Herr zu seiner Ueberzeugung? Die Antwort wäre

«» «

Karl Schnitzler: Auch ein Urtheil 171

«mnerhin wertvoll zu hören. (Dabei lasse ich das Skandalen ganz außer Betracht, daß ein königlich preußischer Justizminister materiell in ein noch schwebendes Verfahren einzugreifen versucht. Sind wir wirklich schon soweit wie in Frankreich? Doch Herr Beseler hat ja Vorgänger gehabt. Ehe zum zweiten Mal gegen Harden verhandelt wurde, hatte schon Herr von Einem im «Reichstage zu den prozessualen Vorgängen Stellung genommen und, wie das Ergebnis des Verfahrens gegen hohenaus und Lynar bewies, mit einer Ahnungslosigkeit gesprochen, die Lakaien nur entschuldbar finden tonnen. Manchem ist die konstitutionelle Verantwortlichkeit eine merkwürdig leichte Bürde.) Daß die gewissenhafte Excellenz ihren Glauben nicht auf Preßcorferate stützt, möchte ich wenigstens zu ihrer (nicht des Gerichts) Entlastung annehmen. Ein anderer Grund: hatte jemand ein Interesse daran, die Motivation des Urtheils nicht vor den, Spruch des Militärgerichts in die Hände Hardens gelangen zu lassen? Ich weiß es nicht; vier Wochen Lieferzeit wollen aber erklärt sein; umso mehr, als Herr Simonson doch nur acht Tage Urlaub zur Fertigstellung der Begründung bewilligt erhalten hatte und vierundsechzig Seiten in einer Woche auch zu leisten waren, spielend, wenn die schriftliche Begründung in allen halbwegs wesentlichen Punkten mit der mündlichen übereinstimmt. Die etwas näher zu betrachten es nun an der Zeit ist.

Ein paar Thatfachen zunächst. Erwiesen ist, daß der so schwer verletzte Graf Moltke die Beleidigungen nicht verstanden hat und um Aufklärung bat; erwiesen, daß der (nach Herrn Isenbiels Terminologie) „Ehrenmann, der wahre Edelmann, nicht nur von Geburt und Stellung, sondern nach dem Adel der Gesinnung“ die Frauen „Closetts“, die Ehe eine „Nothzuchtsanstalt“ genannt hat, zwischen sich und seine Frau eine Waschschüssel gestellt, sich in Unterhosen ins Bett gelegt und die ehelichen Pflichten nicht im Umfange normal veranlagter Männer ausgeübt hat. (Daß die Aussage der Frau von Elbe von der des Gesinnungsaristokraten besträglich abweicht, weiß ich; stehe dem Herrn mit dem blanken Ehrenschild aber nicht viel anders gegenüber als Herr Isenbiel der Frau von Heydorn.) Erwiesen ist ferner, daß die Herren Cuno und Philo sich „Mein Geliebter“, «Mein Alles“ an» redeten und den Kaiser in ihren Briefchen das „Liebchen“ nannten; erwiesen, daß der mit dem Adel der Gesinnung das Taschentuch feines Freundes Philo gerührt an die Lippen drückte (die alberne Mär, dies sei ein Scherz gewesen, ward von alters» grauen Kriminalisten willig geglaubt; williger, als die feste Aussage des Leutnants von Kruse über diese Scene). Erwiesen ist, daß der Herr seiner Frau erklärt hat: „Du bist die Stufe, über die hinweg ich höher schreite“; erwiesen, daß die Worte fielen: „Wir haben einen Ring um Seine Majestät gezogen, einen Kreis geschlossen, in den niemand eindringen kann.“ Erwiesen ist, daß Philo eine Zeitlang Tag für Tag Briefe vom Flügeladjutanten Moltke erhielt; erwiesen, daß Graf Kuno durch Jahre und Jahre hin in intimer Freundschaft mit dem Grafen Wilhelm von hohenaus lebte, sich mit ihm duzte. Das Alles ist erwiesen; in beiden Instanzen, und es ist zugleich beträchtlich mehr, als Harden je in seinen Artikeln behauptet hat. Und da kommen fünf Leutchen und erklären, daß Einer für ein paar Sätzchen, die weit

hinter dem erweisbar Wahren bleiben, vier Monate Gefängnis verdient habe wegen Verletzung des § 186 des Strafgesetzbuches!

Wie das möglich wurde? Sehr einfach. Man hält sich nicht an das tatsächliche Gegebene, nicht streng an den Wortlaut, sondern man interpretiert; unterstellt, liest hinein und heraus. Eine ähnliche Begründung, wie die dieses Urtheils, war wohl schon seit Jahren nicht mehr da. „Der Angeklagte“, geht es an, «hat nach Ansicht des Gerichts den Grafen Wollte als einen an Perversion des Geschlechtstriebes leidenden Mann hingestellt.“ Der Inhalt dieser Gerichtsansicht ist objektiv unwahr. »Nicht anders sind die Artikel in der Öffentlichkeit aufgefaßt worden.“ Diese Behauptung ist objektiv unwahr. „Sie sind vielfach sogar dahin aufgefaßt worden, daß er den Mitgliedern des Kreises strafbare Verhötigungen des homosexuellen Triebes nachsagen wollte.“ Diese Behauptung ist objektiv unwahr. Kein Mensch hat sie bei ihrem Erscheinen so aufgefaßt, sogar der Herr Kläger nicht. Sonst hätte er den Klosterprobst nicht mehr im Mai zu bemühen brauchen. Aufgefaßt in diesem Sinne hat sie außer den Herrn Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Lange nur der Fürst von Liebenberg, und der nur solange, als das von ihm beantragte Ermittlungsverfahren schwebte. „Der Angeklagte hat auch dem Freiherr« von Berger und dem Klosterprobst Otto von Moltte zugestanden, daß er den Nebenkläger für homosexuell halte und auf seine normwidrige Veranlagung hingedeutet habe.“ Die Behauptung ist unwahr. Zugestanden hat der Angeklagte das nicht, er hat im Gegentheil gesagt, daß er seine Ansicht über die Veranlagung des Grafen in den Artikeln nicht zum Ausdruck gebracht habe. Der Klosterprobstliche Missionar wäre ja auch überflüssig gewesen, wenn die Substitution der Fünfmännerratammer berechtigt wäre. Zu allem Ueberfluß hat der Klosterprobst noch, als er hardens Ueberzeugung vernahm, nach eigenem Bekunden erklärt, daß „jetzt ja ein ganz neues Moment in Erscheinung getreten sei“. Das Alles thut nichts: der Angeklagte hat „zugestanden“. Beizender noch ist, daß auch der Freiherr von Berger zum Schergendienst gezwungen wird. Aber, meine verehrten Herrn, die Vermittlung Vergers fand ja im November 1906 statt. Warum hat denn der Mann erst im Mai mit der Beinigung seines Ehrenschildes begonnen? Wirklich, ein Muster klarer, einfacher, schlichter Logik, diese Urtheilsbegründung! Weiter: „Der Angeklagte meint nun, es stehe nichts von homosexueller Verhötigung in den Artikeln. Er mußte sich aber klar darüber sein, daß ein homosexueller ein solcher Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt, daß dies also mit aktiver Homosexualität identisch ist.“ Erstens hat halben dem Nebenkläger Homosexualität nie nachgesagt. Wollen wir uns nicht endlich entschließen, bei dem zu bleiben, was in den Artikeln wirklich steht? Zweitens ist von einer Veranlagung bis zu ihrer Bethätigung ein Riesenschritt. Drittens ist es unwahr, daß ein homosexueller nur ein Mensch sei, der sich homosexuell bethätigt. Von wannen den Herrn ihre Wissenschaft tam, bleibt ihr Geheimnis. In jedem medizinischen Lehrbuch über diesen Gegenstand liest mans anders. Das geht Euch nichts an, ihr habts nur mit den Normalmenschen zu thun? Nein, meine Herrn! Ehe man seine Mitmenschen ins Gefängnis schickt, unterrichtet man sich, was die Urtheilsfähigen, die in so peinlicher Materie Sachverständigen sagen. (Diese gewissenhaften Herrn erlauben sich, dem Herausgeber der „Zukunft“ Leichtfertigkeit vorzuwerfen, weil er Vismarck glaubte, Frau von Elbe und Schweningcr vertraute!) Wurden die Herrn Moll, Eulenburg, Hirschfeld, Hoffmann etwa gefragt, ob sie aus den intrinirten Stellen den Vorwurf der Homosexualität, und

2 <>

2 I>

Karl Schnitzler: Auch ein Urtheil 173

zwar der aktiven Homosexualität herauslesen? Mese Frage wäre beträchtlich wichtiger gewesen, als die über die Hysterie der Frau von Elbe (die ein Wiener Arzt aufs Tapet brachte, der weder in der theoretischen, noch in der praktischen Medizin irgend etwas geleistet hat, trotzdem aber mit einem preußischen Orden am Bock vor der Schranke erschien. Auch die Frage, wer diesem Braven den Orden verschafft hat, wäre vielleicht am Platze gewesen). Weiter: »Es sind dies Thatsachen, die geeignet seien, den Nebenkläger verächtlich zu machen und ihn in der öffentlichen Meinung herab« zuwürdigen." Thatsachen? Visher war, wie man sieht, nur von unterlaglosen Behauptungen einer Königlich preußischen Strafkammer die Nebe; die auch dadurch nicht wahrer werden, daß sie fünf Unterchriften tragen. Weiter: »Schon durch den bloßen Vorwurf (Vorwurf?) der homosexuellen Neigung wird nach der Ausfassung aller normaldentenden Volkskreise der davon Velroffene in seinem moralischen Welche herabgesetzt, geradezu verächtlich aber wird er, wenn er diese Neigung belhätigt." Isis nicht lohnend, die Herren an der Arbeit zu sehen? Plötzlich wird zwischen Neigung und Bethätigung unterschieden, ein Unterschied anerkannt, den man fünf Zeilen vorher bestritten hatte; plötzlich wird der Kontakt mit der Wissenschaft wieder hergestellt. Warum? Weil man jetzt die Sachverständigen braucht. Denn »die Verhandlung hat ergeben, daß der (von wem?) gegen den Grafen Moltke erhobene Vorwurf nicht nur nicht erweislich wahr, sondern direkt unwahr ist. Graf Moltke hat eidlich bekundet, daß er nicht in unsittlicher Neigung zu Männern hingezogen wird und nicht normwidrige Gelüste an sich gespürt, geschweige denn bethätigt hat". Ja, meine Herren, den Eid des Grafen Moltte in Ehren; aber der flecklos Beine hat auch bekundet, daß »nie am Kaiserlichen Hofe ein süßes, unmännliches Wesen geherrscht hat", und Herr Lehmann konnte nicht schnell genug diese eidliche Versicherung unter« streichen. Inzwischen haben die Herrn hohenu und Lynar vor Gericht gestanden »Zwei Ehrenmänner; selbst den erdrückendsten Aussagen gegenüber leugneten sie bis zum letzten Augenblick.), und wir haben eine Urtheilsbegründung gehört, die mit dem (auch eine neue Erscheinung) beeideten Hymnus des Grafen Moltte in einem nicht zu verwischenden Widerspruche steht. Dabei hat Graf Moltte jahrelang, nochmals seis gesagt, intim mit hohenu verkehrt, sich mit ihm geduzt, ist ihm verwandt. Denkt Euch, die Frau von Elbe hätte dies beschworen! Er hat ferner, vor dem Schöffengericht, gesagt, er wisse nicht, wo der Graf Lynar gewohnt, wisse nicht, wo dessen Villa gelegen habe, und kenne ihn kaum. Dabei hat er in dessen nächster Nähe im kleinen Potsdam gewohnt und seine Wohnung von dem jetzt Ueberführten übernommen. Ich weiß nicht, ob der Graf Euno danach noch als klassischer Zeuge in eigener Sache zu gelten hat. Sicher ist, daß ihn das Gericht dafür nahm und auch die unwahrscheinlichste seiner Erklärungen ohne jedes Bedenken als wahr unterstellte. (Selbst Herr Isenbiel hat von der Taschentuchszene nur gesagt, daß ,er sie eher für einen mißlungenen Scherz halte".) Weiter: »Fürst Eulenburg hat ebenfalls eidlich bekundet, daß zwischen ihm und dem Grafen Moltte lediglich ein rein ideelles Freundschaftsverhältnis besteht, das in jungen Jahren in jugendlicher Schwärmerei geschlossen, durch gemeinsam künstlerische Bestrebungen sich immer enger gestaltet und bis ins Alter den idealistischen Zug behalten hat. Von Erotit ist dabei keine Spur." Der Fürst Phllipp hat aber auch bekundet, daß er nie auheramlllich Politik getrieben habe. Ein klassischer Zeuge. »Nein, Marcius, ich lehn' auf eine Krück' und schlage mit der andern, eh' ich dies Wert versäum'." pazzonz. »Auch Frau von Elbe

174 Morgen: Politik

hat . . ." Doch wozu den ganzen nicht zur Sache gehörigen Kram erst citiren.
Den Herrn beliebt, sich nicht an den Wortlaut der Artikel zu halten. Sie tonslruircn
Behauptungen, die in den inkriminierten Artikeln nicht stehen, und schlagen sie hinter-
drein selber wieder tot. Nachdem dies zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen ist,
wird der Mann, der mit der Straftammertonstruttion nicht das Geringste zu thun
liat. zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt. Lnna iiae; Alles dona iicle, versteht sich.
Wo ist für einen ernsthaften Publizisten im Deutschen «Reiche noch «Raum, wenn dieses
Urthcil «Rechtskraft erlangt, diefc Praxis zur anerkannten wird? Morgen kann jeder
Andre auf das Sünderstühlchen geschleppt werden. Und wo, meine Herrn von der
Presse, bleibt in diesem Fall Ihr Gerechtigkeitsgefühl? Wenn ein Lotalrcportc:
von einem Schutzmann etwas unfanft angefaßt wird, heult der Sturm durch die
Blätter, und der Scirocco benimmt dem braven Bürger die Alhmung.
hier wird Einer, von dem Ihr Alle gelernt habt oder lernen solltet,
in einem Verfahren geopfert, das seinesgleichen in den letzten Jahren nicht hatte:
und rings schweigen, bis auf die schmähstüchtigen Krähen, alle Stimmen. Das Urthcil
ist gesprochen, all ri^lit. Wie es zu Stande kam, von welcher valeur seine Gründe
sind, welche politischen Wettcrzeichen der Urthcilsvertündung vorausgingen, das
alles interessiert Euch nicht. „Wer euch vertraut,
Findt hl sen, wo er Löwen hofft.
Wo Füchse <5iüns. Ihr seid nicht sichrer, nein,
Als glühnde Kohlen auf dem Eis,
Als Schnee im Sonnenschein. Eure Tugend ist,
Zu adeln den, den schlimme Fehler niederdrücken,
Dem Recht zu fluchen, das ihn schlägt. Wer Glöhe
Verdient, holt sich auch Euren haß; und Eure Neigung
Gleicht des Kranken Gier, die hitzig heischt,
Was nur das Hebel meh^t. Wer sich verläßt
Auf Eure Gunst, der schwimmt mit bleirncn Flossen
Und haut mit Binsen Eichen nieder, hünat E,<ch!"
Seid Ihr nicht, wie die «Römlinge Coriolans? Daß die Aussage Schwcningers
und die seiner Frau für das Urthcil nicht existieren, daß der Kanzler, Herr von Einem.
Herr Beseler über einen Prozeß sprachen, daß Herr Amtsrichter Kern in den trost-
losesten Winkel der Judikatur verwiesen, vom Kaiser die Existenz einer Camarilla.
auf englischem Boden, bestritten wurde, ehe das Verfahren zu Ende war: Euch tümmerts
nicht. Auch nicht, daß die Straftammerlinge sich die Behauptung Herausnahmen: „Der
Verdacht kann nicht zurückgewiesen werden, daß auch eine Sensationslust mit im
Spiele war." Wo sind die Unterlagen für dicfen »Verdacht"? Nirgends. Nie waren
sie als Thema prubancilim Gegenstand der Verhandlung; selbst Herr Iscnbiel hat
hardcn die ehrenhaften Motive nicht bestritten, hat gesagt: „Er glaubte, dem Lande,
dem er angehöre und das er liebe, einen guten Dienst zu leisten. Ich für meine
Person als Staatsanwalt glaube ihm das, nicht, weil es Herr Graf «Reventlow und
Gcheimralh Schweninger ihm bestätigen, sondern weil ich ihn kenne und glaube, daß
er vielfach gute Zwecke verfolgt." Seit wann ist eine Urtheilsbegründung dazu da,
„Verdachtsmomente" auszusprechen? Und nett ist doch auch, daß der Kronprinz
5cs Deutschen «Reiches mit den heften eines sensationshungrigen Skribenten zum
Kaiser geht und aus diesem Grunde die Herren hohcnau und Mottle aus Amt und
Würden zu scheiden haben. „Die schärfste Rüge verdient es aber, geht das Meister»

Karl Schnitzler: Auch ein Artheil 175

wert weiter, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird.- Ich stelle fest: Wäre der Kronprinz nicht gewesen, die Herren sähen heute noch im Wannen. Der Kronprinz war mit feiner Handlung durchaus im Necht und die schärfste Nüge wäre ganz wo anders am Platze, „Die Grundlage seiner Beschwerden und Beschuldigungen sind einige Bemerkungen des Fürsten Vismarck über die Hintermänner der Kinaeden, ferner Gerüchte, die wahrscheinlich auf die Aeüßerungen zurückzuführen sind, und Mitteilungen der Frau von Elbe.“ Daß man vier Monate Gefängnis verdient, wenn man dem Fürsten Bismarck glaubt, dürfte den Historiker inlressiren. Das wird auf Grund eines Gesetzes ausgesprochen, das gar nicht existirte, wenn Fürst Vismarck nicht gewesen wäre. Und kein unsanftes Wort wird irgendwo gegen solches Gebaren laut. In der That: wir sind schon weit gediehen im neuesten Kurs. «Die Aeüßerungen des Fürsten Bismarck sind wahrscheinlich im Zorn gefallen, aus ihnen tonnte und durfte der Angeklagte nichts auf Homosexualität des Fürsten Eulenburg und seiner Freunde hinweisendes entnehmen.“ Natürlich nicht. „Kinaedc“ ist zu unbestimmt und „Hintermänner im doppelten Sinne, auch im physischen“ ist ebenfalls zu unbestimmt. Was für eine Psychologie überdies, die den Neichsgründcr im Zorn rasch zum Verleumder werden läßt!

Was bleibt nun noch von dem ganzen Dunstgebilde? Nichtig: „harden hat es nicht für nöthig erachtet, vor der Publikation (welcher?) Herrn Sanitätsrath Moll oder Herrn Geheimrath Eulenburg, die Mitarbeiter der „Zukunft“ waren, fein Material zu unterbreiten.“ Daß ein Nichter von den Pflichten des Redakteurs etwas ahnt, wäre am Ende lein unbilliges Verlangen. Selbst ein habitueller Kostgänger der Tante Voß muß einmal in seinem Leben wenigstens etwas vom Nedattionsgeheimnis gehört haben. And was hätten die Herren Mediziner in diesem Falle auch sagen tonnen? haben sie eine Ahnung von Vismarcks Unterlagen? Nein, haben sie nicht tagelang Frau von Elbe im schärfsten Kreuzfeuer gefehen, ohne sich über ihre Hysterie schlüssig zu werden? Ja., Und da hätte aus einer kurzen Unterredung Ersprießliches, Endgültiges herausspringen sollen? Doch zu viel, längst zu viel der Fragen. Längst zu viel auch schon für den Nachweis, daß die ganze Urthcils» begründung unhaltbar ist; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert. Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht hardens Prestige ist gefährdet, fondern die Frage, ob noch Necht gesprochen wird in politischen Prozessen, lastet schwer auf unserm Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereignis werden, das Unbegrcisliche geschehn und bleibe» tann: was wäre noch unmöglich, haben wir nicht sonst schon an Unerfreulichem genug, bringt uns nicht jeder Tag fast des Grams ein gerüttelt Maaß? Ich kann nicht finden, daß wir daran Mangel litten, und wehre mich aus ehrlicher Sorge dagegen, zum Mitschuldigen an Zuständen zu werden, die nimmermehr zu einem guten Ende führen. Unsere auswärtige Lage ist, trotz dem Klang der offiziösen Schalmeien, nichts weniger als lieblich anzuschauen, und eh' die Osterglocke tönt, kommt uns mit unwilllommnem Tag vielleicht die Kunde, daß wir lächelnd wieder in neue Netzchen tappten. In unfreier inneren weiß lein Mensch mehr Bescheid, und wir sehen nur, daß der Versuch, die politische Charakterlosigkeit zum Prinzip deutschen Negierens zu machen, reif zu ruhmlosem Verenden ist. Stampft das Bischen, was uns an Vertrauen blieb, nun auch noch in den fandigen Nafen der Mark, dann stellt Euch vor Eure Kinder hin, wenn Ihrs noch tonnt.

Karl Schnitzler.

176 Morgen: Kunst

c

«o 5

Die englische Ausstellung.

Von Richard Muther.

^>achdem die Tagespresse über all« Einzelheiten der englischen Ausstellung berichtet
^»-hat, ist hier nur noch ein Resümee am Platz. Gewisse Fragen bieten sich dar
die auch für das Schaffen der Gegenwart nicht ohne Belang sind. Denn man steh«
vor einer seltsamen Tatsache. Eine wirklich große Künstlerindividualität ist kaum einer
dieser Meister gewesen. Das kommt sofort zum Bewußtsein, wenn man sich des Mann«
erinnert, der gleichzeitig in Spanien gearbeitet hat: des Francisco Goya, der in seinen
besten Bildnissen dicht neben Rembrandt steht. (Eine Ausstellung, die nächstens bei
Miethle in Wien stattfindet, wird es klarlegen.) Mit einem solchen Viginalgenie ver-
glichen, erscheinen die Engländer als geschmackvolle Anempfnder. Gainsborough i.ft
der einzige, der in gewissem Sinne ursprünglich wirkt. Selbstverständlich kommt er von
van Dyck. Die kühlen Farben, die seinen Werken einen so feinen Silbertlang geben
— sein Weiß, sein bleiches Blau, sein Helles Rosa —, entsprechen denen, die van Dyck,
der Hofmaler Karls I., für die Bildnisse seiner englischen Epoche wählte. Nebenbei denkt
man an das französische Rokoko, an Watteaus weißen Pierrot in der Sammlung Lacaze,
dessen jüngerer Bruder der Blue Boy zu sein scheint. Doch mit diesem Hinweis auf
die Rokokonote und den van Dyck'Einschlag wäre eine Charakteristik Gainsboroughs
nicht erschöpft. Man mühte hinzufügen, daß beides sich in ihm zu einer so wunder«
vollen neuen Stilleinheit umformte, daß man an den Stammbaum seiner Werte kaum
mehr denkt, sondern sie wie Inspirationen eines Gottbegnadeten hinnimmt. Bei Netz»
nolds ist das anders. So imposant seine Bilder sind, kommt man über die Erwägung
schwer hinweg, daß er inmitten seiner Epoche doch als Anachronismus dasteht. Denn
schließlich gilt es konsequent zu verfahren. Wenn man es Lenbach als Schwäche an-
rechnet, daß er seine Modelle immer durch die Brille alter Klassiker ansah, darf man
nicht verschweigen, daß das Reynolds ebenfalls tat. Gibt es irgend etwas in seinen
Bildern, das verrät, daß er ein Zeitgenosse Rattiers, Greuzcs und Fragonards war?
Gewiß, man kann sagen: seine Schriftsteller« und Kinderporträts erinnern leise daran
daß seine Tätigkeit mit dem literarischen Aufschwung in England und dem Auftreten
Jean Jacques Rousseaus zusammenfiel. Das ist alles. Im übrigen wirkt er, als hätte
ein ruallrc pciutre der Renaissance oder des Barock sich in das ckixnuitiemo Liöcie ver-
irrt. Richt nur die Falbenkombinationen sind, von Tizian, Tintoretto und Rnbenö
ganz genau diktiert. Selbst die Motive seiner Bilder haben durch diese Meister schon
die klassische Ausprägung erhalten. Das mit dem General, der an seinem Pferde lehnt,
ist ebenso alt wie das mit der Säule und der wallenden Portiere, die die pompöse
yintergrundslullsse seiner Figuren abgeben. Die klassische Kunst, die er aus dem ff
kannte, war ihm ein riesiges Lexikon, das er nur nachzuschlagen brauchte, um bei jeder
Aufgabe sofort zu sehen, wie sie von den Alten gelöst war. Und nachdem Neynolde
dieses Rachsclagebuch abgefaßt hatte, war dessen Benutzung auch für die andern nicht
schwer. Meinetwegen: der Schotte Henry Reaburn hat noch seine eigene Rote. Er
ist energischer als die Engländer, resoluter in den Farbenkontrasten, breiter im Strich

Richard Muther: Die englische Ausstellung 177

- was die großen Bildnisse des Edinburgh« Museums noch deutlicher als die nach Berlin geschickten Werte darlegen würden. Aber die andern. Selbst «in Kunstkenner, der das Gras wachsen hört, dürfte unfähig sein, zwischen Beechey und hoppner, Romuen und Lawrence irgendwelchen Unterschied zu entdecken. Selbstverständlich unterscheiden sie sich von Reynolds und Gainsborough, wie das immer Kleinere von Größeren tun. Sie sind flauer. Das Distinguierte wrt oft leerer, das Reizende süßer. Doch das ist ein Qualitätsunterschied wie der zwischen Lucas und Goya. Untereinander sind sie wie ein Ei dem anderen ähnlich. Die Art, wie sie des von Reynolds festgestellten Vokabulars sich bedienen, ist eine so unpersönliche, immer sich gleichbleibende, daß mau an die Satzungen der mittelalterlichen Kirche denkt: Kon «5t imn^inum ülructu, .! pictolum iuveotio ze^I eccle8i2e Citbolicae probate lezizlatic» et traditio.

Freilich, hier beginnen die Fragen, die diese scheinbar so historische Ausstellung den Kunstfreunden und Künstlern von heute vorlegt. Es ist unter diesen Meistern kaum eine einzige ganz große Künstlerindividualität. Die meisten arbeiten nach einem Rezept, einer Schablone, einem Schema. Wären in drei weiteren Sälen gute moderne Porträts. vereinigt, so tonnte man mit Genugtuung feststellen, daß wir weit origineller sind: viel abwechslungsreicher in den Motiven, viel persönlicher in der Art, wie wir jede Aufgabe anpacken. Aber freilich, in die englischen Säle zurückgekehrt, würde man auch schmerzlich empfinden, daß Originalität durchaus nicht immer mit Geschmack sich deckt. Es gibt Gesetze und Regeln. Nur der Genius tann sie umwerfen, nm an ihre Stelle neue zu fetzen. Die anderen — und wer ist gleich ein Genius — fahren besser, wenn sie nach Nietzsches Wort „in Fesseln tanzen“. Das haben diese Maler gewußt. Sie experimentieren und suchen nicht. Sie ordnen das Persönliche ganz dem Gesetze unter. Das Klischee ist da. Die Methode, wie ein wirkungsvolles Bildnis inszeniert werdeil kann, steht fest. Räch diefer Methode richteten sie sich, als ob sie einer zwingenden Gesellschaftsform sich beugten. Und indem sie mit solchen feststehenden Dingen, mit ge» wissen, nie versagenden, in ihrer Wirksamkeit ausgeprobten Tricks geschickt operierten, gelangten sie vom Schema zum Stil. Sie können sich nicht verhauen. Es ist ganz unmöglich, daß ein glücklicher Wurf mit einem Mißgriff wechselt. Während das Schaffen der Modernen ein Lotteriefplel ist, bei dem es Treffer und Nieten gibt, ist hier ein geschmackvolles, nach guten VorbÜdern hergestelltes Klischee sogar Talenten zweiten und dritten Ranges dermaßen zustatten gekommen, daß sie gar nicht andere können, als unweigerlich Geschmackvolles herzustellen.

Außer dem Geschmack, der wie ein luicc mas^ur alles durchdringt, bewundert man die unsagbare Vornehmheit. Daß sie zum großen Teil auf Rechnung der Menschen, nicht auf Rechnung der Maler kommt, ist llar. Denn um eine Kunst des Hochadels handelt es sich. Moderne Künstler haben so blaublütige Modelle nicht oft zu malen. Wir kommen uns neben diesen Aristokraten des ancien räßimc: ungeheuer plebejisch vor. Trotzdem. Es gibt auch eine moderne Noblesse. Auch das gesellschaftliche Leben von heute, obwohl es grotesker, nicht mehr so einheitlich wie das der Vergangenheit ist, hat großen Stil. Wo sind die Maler? Lassen die paar Künstler, die, ohne in Schickis» mus zu verfallen, ein vornehmes Damenporträt zu liefern wissen, sich nicht an den Fingern herzählen? haben unsere Damen der großen Welt wirklich »>'« rührende Ge»

178 Morgen: Kunst

schmacklosigkeit und gesellschaftliche Unbehilflichkeit, die sie nach manchen Bildnissen ihrer Maler zu haben scheinen? Spielt das Mondaine bei ihnen wirklich so häufig in6 Demimondaine über? Das ist also abermals eine Chance, um die man diese Alten beneidet. Unseren Malern von heute, ganz besonders denjenigen, die wirkliche Künstler sind, fehlt der Verkehr in der vornehmen Gesellschaft. Weltferne Arbeiter, leben fie in ihrem Milieu dahin und glauben dann in Bildnissen ihr Bestes zu geben, wenn sie gleichsam zum Ersatz für das, was ihnen in Wahrheit nicht gelingt, von dem berichten, was der Tag gerade an neuen impressionistischen und sonstigen Problemen auswirft. Als ob eine noch so interessante Lichtstudie oder ein noch so interessantes Still» leben ein Bildnis wäre? Im 18. Jahrhundert hatte sich diese unglückselige Trennung von Kunst und Leben noch nicht vollzogen. Der Gegensatz zwischen den Claude Lantiero und den Fagerolles war noch nicht ausgeprägt. Ein Maler der Gesellschaft brauchte nicht notwendig ein Faiseur zu sein. Das Haus des Junggesellen Reynolds bildete einen der gesellschaftlichen Mittelpunkte Londons. Lawrence hat als gleicher unter gleichen mit der hohen Aristokratie ganz Europas verkehrt. Die Maler kannten ihr Thema. Und da sie in der Welt, deren künstlerische Interpreten sie sein sollten, gesellschaftlich heimisch waren, vermochten fie die große Allüre des Salons so wundervoll zu treffen. Ganz wie einst in den Werken des yofmarschalls Velasque; sich der Geist des Royalls-mus in so unverfälschter Echtheit ausprägte.

Ein Drittes, was nicht verfehlen kann auf unsere Künstler Eindruck zu machen, ist die dekorative Großzügigkeit der Werte. Man macht wieder die Beobachtung, die schon auf der Jahrhundertausstelluug sich aufdrängte. Die Räume des VbergeschosseZ. wo die Bildnisse von Edlinger, Graff, der Angelita Kauffmcmn und Tischbein hingen, wirkten damals wohltuend, während es in den anderen Sälen, trotz viel besserer Bilder, nicht möglich gewesen war, ein einigermaßen befriedigendes Ensemble herzustellen. Jede Kunst leidet eben an den Mängeln ihrer Vorzüge. Man denke sich an diese Wände impressionistische Porträts gehängt, so würden sie in ihren frischen vibrierenden Ton» werten gewiß bei der Einzelbetrachtung sehr prickelnd wirken. Aber sie würden auch Löcher in die Wand machen. Man würde von weitem nur Goldrahmen und darin ein Helles, toniges Chaos sehen. Die Stärke dieser Engländer, auch wenn sie sonst gar nicht stark sind, liegt in dem unfehlbaren Takt, mit dem fie die Gesetze räum» schmückender Kunst befolgen. Nichts Kleinliches, undeutlich Berfchwommenes gibt es. In klaren, schön geschwungenen Linien, in harmonischen, auch für die Fernsicht wirksamen Farbenkomplexen bauen ihre Werte sich auf. Und nicht nur die Silhouette der Figuren ist von großzügiger, gleichsam blockmäßiger Geschlossenheit; nicht nur die Gesten sind von melodioser, dekorativ ausdrucksvoller Rhythmik. Auch für die Hintergründe war nicht der naturalistische, nur der dekorative Gesichtspunkt maßgebend. Man kann es sehr billig finden, daß die nämlichen Verfahstücke — Postamente, bauschige Vorhänge und Partprospette ^ unveränderlich wiederlehren. Man kann daran Anstoß nehmen, daß die Figuren nie in einer Landschaft, in einem Zimmer, sondern immer nur vor einer Kulisse sitzen. Man kann sich des Böcklinschen Wortes erinnern: auf einem Mädchenporträt müsse schon die Landschaft die Stimmung des Frühlings suggerieren, und kann dann Manier darin sehen, daß die Engländer selbst bei Kinderporträts nur

Nichard Muther: Die englische Ausstellung 179

braune herbstbäume kennen. Daß sie diese Requisiten aus sehr guten Gründen der» wendeten, muß man trotzdem zugeben. Das Auge gleitet gern über die unmöglichen Draperien, Säulen und verschnörkelten Bäume, weil sie trotz ihrer Unnatur in so amüsanten Arabesken die Figuren umspielen. Man fühlt, die schöne Fleckenwirkung, die harmonische Balance Heller und dunkler Flächen, die allen diesen Bildern einen so effektvollen dekorativen Wohlklang gibt, wäre auf andere Weise kaum zu erzielen gewesen.

Schließlich noch eine Frage. Die Vildnismalerei der Gegenwart hat ja ihre schönsten Erfolge auf dem Gebiete des intimen realistischen Porträts erzielt. Man stellt, oft inmitten ihres Milieus, Menschen dar, die sich so unbefangen geben, als hätten sie kaum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dagegen läßt sich nichts sagen. Es ist das natürliche Feld der Porträtmalerei, das sie nicht ohne Schaden verlassen würde. Doch es ist nicht das einzige. Man konnte mit einer gewissen Berechtigung auch die Ansicht vertreten, daß es gar nicht Aufgabe eines Kunstwerkes sei, die gewöhnliche Werttagsnatur zu schildern, was in bescheidenerem Matze auch die Photographie zu leisten vermag, sondern daß es die höhere Mission zu erfüllen habe, auch ein wenig Schönheit, Feststimmung und Feierlichkeit in unser Leben zu tragen. Von solchen Erwägungen gingen diese Engländer, übrigens auch die gleichzeitigen Franzosen aus. Wenn es irgendwie möglich war, haben sie das Irdische ins Ueberirdische zu transponieren gesucht, aus ihren Damen Göttinnen, Grazien und Musen gemacht. Das heroisierte Porträt stand im Mittelpunkt ihres Schaffens, weniger weil die Mythologie, als weil ein sehr erklärlicher Durst nach Schönheit mitsprach. In bourgeoisen Kulturen können solche Bestrebungen leicht ins Komische fallen. Schon Adrian van der Werff ist gescheitert, als er holländische Kaufmannsfrauen mit der Etikette Juno, Minerva oder Hebe versah. Immerhin ist es nur eine Taktfrage, zu entscheiden, wo eine solche Transponierung möglich ist und wo sie lächerlich sein würde. Warum kann eine wirklich schöne Dame von heute nicht auch in Wolken thronen? Warum kann ein wirklich schönes junges Mädchen nicht ebenso geschickt Wusidora und Terpsichore, Diana und Flora spielen, wie es ihre älteren englischen Schwestern taten? Noch hat sich zu solchen Experimenten wenig Gelegenheit geboten. Doch gewisse Symptome kündigen an, daß die Sehnsucht nach dem stilisierten Porträt auch jetzt wieder wach wird. Bodins Victor Hugo, Klings Beethoven und manche andere Statuen machten auf dem Gebiete der Plastik einen vielversprechenden Anfang. Das Porträt, das vorhin im vorigen Jahr von Flau Gerhart Hauptmann maltet, war in seiner Art auch kein mißglückter Versuch. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden die Bestrebungen der nächsten Jahre darauf abzielen, der Porträtmalerei etwas von der Feinheit wiederzugeben, die sie unter der Herrschaft der rein naturalistischen Prinzipien einbüßte: sie aus der Werttags- in die Sonntagsstimmung, vom Wahren mehr zum Schönen überzuleiten, sie aus realistischem Gelände mehr in die »Regionen freier Kunst zu heben.

180 Morgen: Literatur

« C »

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. „^ 3° ^» ^.,

/53s waren Wochen vergangen. Graf Michael kam wieder einmal aus dem Parlamente ^»^ und fuhr bei Minister Franzius vor, um sich nach dem Ergehen der Damen zu erkundigen. Er war jetzt oft Gast im Hause des Ministers gewesen und in Wahrheit seitdem auch ein ganz verwandelter Mensch geworden. Selbst seine komischen Anwandlungen hatte er ganz vergessen, daß er aufgerichtet und in seiner seltsamen Weise streng erschien, solange er nicht gerade vor Alice selber saß und mit ihr Geschicke und Lebensabsichten besprach.

Als Michael die Treppe langsam im Pelze emporstieg, blieb er bald stehen und lauschte. Töne eines Adagio drangen gedämpft in die hohe Halle. Er kam in der Dämmerstunde. Im Parlamente hatte er es einfach nicht mehr ausgehalten, in einen unbestimmten Verlangen nach dem Mädchen. Und jetzt merkte er auch, daß er ganz in die stille Arbeit und Umschau ihres Lebens hineinlauschte.

Wundersamer Friede herrschte. Die Töne von ferne klangen wie ein ganz entrücktes, feliges Leben. Nicht ohne Klagen kamen und schwellen sie und entfernten sich und kamen und drängten wie liebendes Geplauder und wie enthaltender Vorwurf. — oder wie Zerbrochenheit und dann neues Emporwachsen und Sich»Lösen und Entschweben.

Michael hatte eine Seele voll Sehnsucht, die jetzt ganz weit offen lag, wie ein reiner, klarer Quell aus Schutt und Geröll allmählich ergraben. Es drängte ihn nahezugehen. Obwohl kein Diener im Hause war, und er an sich nicht an solchen Ueberfällen Gefallen fand, kam ihm jetzt gar kein Gedanke, etwa erst sich melden zu lassen. Es war und blieb tiefe Ruhe.

Der Minister wurde offenbar erst später erwartet.

Die Klänge des Adagio wiederholten sich. Alice hatte das Tempo der Klänge geändert, sie schien zu üben. Graf Michael tat Schritt um Schritt auf dem Läufer des Flurs hin und öffnete geräuschlos eine Tür. Dann stand er lange — und ging zögernd doch den Tönen durch die stillen Räume immer näher.

Alice saß am Klavier. Ihre junge Gestalt war dem Nahenden abgewandt. Sie hatte eine solche Versunkenheit, daß Graf Michael lange in der Tür zum Nebenzimmer stehen konnte. Alle Räume waren noch dunkel. Der kleine Schein der Klavierlichter allein umfloß Alices Schattengestalt. Dann drehte sie sich plötzlich um — und sah, wie beobachtend, mitten aus dem Spiel ins Ungewiss».

Graf Michael war einen Augenblick wie betroffen. Er merkte jetzt das Unpassende der Lage und hatte versucht sich in das Zimmerdunkel zurückzubeugen. Aber Alice äugte mit solch sicherer Miene fast streng, daß er doch langsam hervortrat.

„Mein Gott! — Ah — nein — wer kommt denn da aus der Nacht?“ — sagte sie.

Aber Graf Michael sah sie an — und sie ihn — und er redete nicht.

„Verzeihen Sie!“ wollte er sagen. Aber er war auch gleich näher getreten und sah Alice hochaufgelichtet — und nahm ihre Hände, die er inbrünstig küßte. —

„Graf“ ^ fragte Alice zögernd ^ und ein wenig erschüttert.

O «

Carl Hauptmann: Graf Michael 181

Da war es, daß Graf Michael ihr wie in einer Berausung gar nicht mehr

3«U ließ.

„Alice — es ist nun einmal nicht anders — als daß ich mich verzehre und der»
gehe nach dir" — sagte er — „daß ich weder Ruhe noch Frieden finde, wo ich auch
bin — daß ich ein anderer im Guten werde mit dir — daß ich ein Elender bin, ohne
dich — und wenn ich endlich — es war mein Wille — ich mußte lommen — ich
mußte dich finden — so oder so — und du hast es jetzt in deiner tzand, mich hinaus»
zuweisen und zu verachten - oder mich ganz emporzuheben" sagte er hastig und
ohne sie noch weiter anzusehen.

„Gott! Gott! Gott!" — sagte Alice erschrocken, und trat zum Flügel zurück, auf
den sie versunken und bleich geworden ihren Arm stützte wie in Trauer.

Graf Michael stand in einer wahren Erschütterung. Es kam ihm jetzt so vor,
als ob das hoheitsvolle Mädchen wie eine Parze und doch voll Seligkeit dastand, den
Faden seines Lebens in ihrer tzand drehend und wendend und noch immer er»
schrecken erwägend, ob sie ihn durchschneiden, oder ob sie ihn ins helle Licht froh hinaus»
spinnen sollte, in ihrer sicheren Jugend. Denn Alices Augen sahen noch immer nur
groß und erstaunt vor sich nieder. Ihr Atem war so Nein geworden, daß sie plötzlich
sich noch fester halte» muhte, und dann die Adern ihrer weihen Stirn pochten und
schlugen, und fie nicht recht wuhte, was zu tun.

„Ach du mein himmlischer Vater!" feufzte sie nur.

Aber Michael überfiel es. Er nahm sie in seine Arme und kühte das schöne,
klare Mädchen mit sanfter Liebe.

„Alice — ich bin nichts. Vergib mir! Ich bin nicht wert, daß ich dich begehre!
Ich bin nicht wert, daß du mich fanft ansiehst! Aber es ist lein Halten mehr in
mir," sagte er in bebender Herzensbeglückung.

„Ich wußte nicht, daß man sich so sehnen kann nach einem!"

„Vh!" sagte Alice liebend - indem sie sich zärtlich nun aus seine» Armen löste
— und ewig kein Wort redete und ihn auch «icht ansah.

„Aber du bist ein Schlauer," lächelte sie dann ganz leise, „daß du solche Stunde
wähltest!"

„O meine lieben Götter! Was soll ich denn auch tu» bei solchem Ueberfall?"
brach sie plötzlich in Schluchzen aus, und Tränen sprangen aus ihren großen Augen
und feuchteten ihre Wange.

And sie stand wieder stumm.

Daß Michael nur erschrocken ihre tzünde in den seincn hielt, so weich mit i!,r
verfahrend, als ob er eine unschuldige Lilie oder eine Schale ans weißem Stein vor
sich hätte, die er mehr anbetete als liebte.

So hatten sie beide stumm und zärtlich voreinander gestanden. Da hörte» sie
den Minister kommen. Alice ermannte sich. Dann eilte sie gleich entschlossen hinaus.

„Vater," sagte sie schon draußen. „Es hat sich etwas begeben. Nun rate einmal!"

Man hörte, daß der Minister gar nicht aufgelegt war, sich aus seine» Kämpfen
im Parlamente in Spähe zu finden. Er schritt gehorsam neben der Tochter ins
Ilmmer herein.

182 Morgen: Literatur

„Na, Mädel, schnell, schnell!" sagte er. „ich habe gar nicht viel Zeit!" —

„Du mußt Zeit haben, Vater," sagte sie. „Denn es ist — etwas hochpolitisches!" versuchte sie heiter zu sein mit zitterndem Stimmton.

„Ist es unangenehm?" sagte er, noch gar nicht im Bilde, weil Alice sich jetzt ganz ernst neben ihm aufreckte.

„Ein bißchen!" versuchte sie zu lachen, obwohl ihr herzpuls noch ruhelos flackerte, als sie mit dem Minister wieder eintrat.

Der Minister war völlig erschrocken. „Wein Gott - nein," sagte er ganz erstarrt, als er Graf Michael stehen sah.

Graf Michael kam ihm zögernd entgegen, indes Alice den Vater ließ und ihren Arm in den seinen zärtlich einlegte.

„Mein Gott! Mädchen," sagte der Minister nur.

„Sie ist in allem selbständig. — Und ich könnte doch wünschen, was ich wollte, es mühte nach ihrem Kopfe gehen!" versuchte er ungewiß zu lachen.

„heißen Sie mich willkommen, Exzellenz," sagte Michael gütig bittend, „und ver» geben Sie mir!"

Der Minister sah Alice lange und fest an. Dann küßte er sie lange bewegt. Danach faltete er die Hände, betrachtete Michael mit fragend gütigem Blick, reichte ihm die Hand und umarmte ihn.

„Aber, mein Kind! Was wird denn nur Mama sagen?" Er war voll sanfter Güte.

In Alices Leben war eine sehr große Veränderung gekommen. Sie war die Braut des jungen Grafen und in der ganzen Residenz der angestaunte Liebling der großen Gesellschaft. Was in ihr, während der Zeit und langen Pflugschaft der Frau Minister, als eine stille Flamme warmer, starker Liebe um das Krankenbett geleuchtet hatte, das strahlte jetzt hell, wenn sie in die Säle und Salons am Arm Michaels eintrat, und wenn sie empfand, wie selbst der alte, eingefleischte Aristokrat und Herr, der Adelsmarschall, sie mit ganzer Zusammenraffung seiner fast vergefsenen Edelmannsallüren empfing und behandelte, wie eine schöne Tochter, mit Stolz, man kann fast sagen mit Eifersucht.

Der junge Graf Michael war an ihrer Seite rein wie ein Kind neben Einer aus einer höheren Welt.

Die Fürstin sagte es ihm und ihr mit der ganzen Laune einer verwöhnten und selbstsicheren Frau.

„Was sie für eine Begehrtenswerte ist!" sagte sie. — „Ich liebte sie wahrhaftig.

Aber nein - ich wußte es doch noch nicht. Es ist mit ihr, wie mit einer schönen Waise. Ich sehne mich beständig, sie zu hören," sagte sie zu Michael, „und ich bin beglückt, wenn sie mich mit ihren Blicken auch nur einmal streift."

Dann ging sie wohl zu Alice mitten durch die herumstehenden — und tüßte das Mädchen.

„Ich liebe Sie, Alice," sagte sie laut vor allen, „und ich weih, daß niemand außer Ihnen Michael glücklich machen konnte."

Randbemerkungen

Alice war wirklich noch strahlender geworden in der Zelt. Alice war jung, und ihre Stimme klang jetzt wie «ine ausgelassene, süße, klare Melodie. Man konnte den Ton ihrer Stimme nicht hören, ohne nicht etwas wie eine unbestimmte Beglückung im Vlut zu fühlen und sich daran immer wieder mit Sehnsucht wie an etwas Seltsames, Schönes und Unbekanntes zu «rinnern. Ihr dunkles haar glänzt« noch tiefer und sah aus wie aus schwarzem Stein. Und das Dunkel ihrer Augen war wie «in« frisch« Schatten quelle, aus der Glück und Güte und ein« reicher« Hoffnung rann«n, wohin sie auch nur zufällig am Arme Michaels gehalten sich hinwandte.

Si« war beinahe so groß wie Michael. Wenn sie gemeinsam «intraten in «inen Kreis, hätte man den Verächter und Spötter gewiß nicht erkannt. So hatte das frohe, einfache und frei« Mädchen die Düsternisse und Zynismen und die verwahrlost« Miene, all den zur Erstickung von Müdigkeit und Selbstvorwürfen aufquellenden Gram, der sich in Gespött und Verachtung früher entlud, in eine freie Laune gelegt und ver« gesfen machen.

Michael war beneidet allenthalben. Auch wenn die Stimmen seines frühere« Kreises reichlich Glossen machten. Michael empfand eine richtige, verzehrende Liebe zu Alice, die «r im Leben bisher nicht gekannt hatte.

Woher hatte er sie auch kennen sollen? An seine junge und blühende Mutter bewahrte er nur von ferne Bilder und Träume von einem liebenden Leben. Im heimatlichen Schlosse hatte es Erzieher und Diener gegeben — nichts sonst. Und einen fremden Vater. Und dann — wie er frei zu leben begonnen auf Aeisen und in der Zladt — allenthalben Frauen und Mädchen, die seiner Winke harnten, und die er zuerst mit einer flüchtigen Sucht und dann mit gleichgültiger Gewohnheit hingenommen. Alles das lag ihm plötzlich fern, wie eine ganz andere Welt.

Das Bild Alices erfüllte feine Träume und stand in der dunkeln Luft seiner Nächte, wenn er aus Träumen die Augen aufschlug. Auch jetzt noch, wo er ihrer schon gewiß war. Und der Geist der stillen Hingabe an ein eigenes, menschliches und aus« füllendes Tun, der die Familie beherrschte — wobei ein jeder einem jeden hilfreich und gütig zur Seite stand mit gutem, förderndem Zuruf und Mahnung und mit einer Helm« liehen, immer fühlbaren, tätigen Liebe — umfaßte jetzt auch ihn. Daß er in einer ne>:en Welt und einem neuen Leben plötzlich geborgen sich dünkte, und wie unstat sonst — wo er ging und stand, ohne jenes alles. «Foltsctzung folg,..

Randbemerkungen.

Zeichenstunde.

Da entkleidet si« sich, während sich der Künstler das nötige Material aus der Un» ordnung des Zimmers zusammensucht, Hut und «Rock und die Unterkleider fallen, Korsett und Hosen und der Strumpf, und die Nackt« steht da.

Ein Auhebett ist in di« Aäh« des g«h«izt«n Of«ns gestellt worden, das Mädchen legt sich in nachlässiger Haltung aufs biegsame Polster, achtlos um Posen. Sie weih, dah sie schön ist. sie ziert sich nicht lange, sie hat schon erfahren gelernt, wie ernst es dem Zeichner in solche» Momenten zumut ist. Und nun liegt si« da mit zu dem Auch, das sie liest, »jeder» geschlagenen Augen, unumschränkt schön. Der Künstler hat sich «inen Orisiel gespitzt und zeichnet sich, indem «r di« Augen ermächtigt

IM
o °

Nandbemerkungen

und Zwingt, in das lebendige Bild, Werl»
Würdigkeiten herausholend, einzudringen. Seine
Stirn zieht sich bald darauf in sorgenvoll»
Falten zusammen, offenbar kämpft er mit
Schwierigkeiten. Er möchte aus allen ihn bis»
her beeinflussten Schulen und Vorschriften
heraustreten an die freie, frische Luft der löst»
lichen Selbstzucht. Er zerreißt das begonnene
Vlatt und wirft sich in ein entstehendes neues,
auch dieses verwirft und vernichtet er und fängt
wieder «in neues an. Unterdessen ist das
blühende Leben noch einfacher geworden.
Musik entströmt dem Körper. Was für grau»
same Forderungen treten jetzt an die Künstler»
Hand leise aber schneidend deutlich heran. Er
soll die Musik zeichnen. Da möchte er seinem
breiten Kohlenstift Zartheiten, namenlose, zu»
muten, da möchte er fliehen können wie Wellen,
leuchten tonnen wie die Sonne und schimmern
tonnen wie der mitternächtlich« Mond. Nichts
ist ihm fest genug und nichts unbestimmt genug
gezeichnet. Wieder martert er das gedanken»
volle Auge mit dem Anblick des lässig hin»
gestreckten Körpers. Wie das zu den Linien
und Falten herausherzt und duftet. Wie das
edle Vein in die neu erfundene Unschuld sich
rundet. Wie die Zeichnung sinkt und die
Dichtung tönt. Der «in« Arm ist lang aus»
gestreckt, mit der Hand den Sitz der Wollust
anrührend. Die Brüste sind in natürlicher Be»
aumllichkeit vorgestreckt, zwei vorgebogene
Hügel, zwei Aepfel zum ewig Anschauen. Di«
ander« Hand hängt vom Stützpunkt wie zu
Fingern geformtes Wasser nieder. Ann be»
stürmt wieder die gekrümmte Fußspitz« die lünst»
lerijch« Aufmerksamkeit. Der hals verliert sich
in die schöne Brust wie ein schöner Kunstgedanke
in eine» noch treffenderen und schöneren. Wie
das einer Weißen Wolke, Welle, Taube oder
Empfindung ähnlich sieht. Die Wolke ist auch
sehr einfach und auch so unerfahlich, ebenso die
Welle, aber die Taube flattert, das Können
seufzt, und eine rafche zornige Empfindung
zerreißt wieder das Blatt. Neu gezeichnet! An
einem Stück weicher, unbekümmerter Natur
zerschmettern die feinsten Kunstleistungen wie
mutwillige Spritzer am unanfechtbaren Felsen,
Das Gefühl meint, es zeichnen und treffen zu
können: niederschlagend« Täuschung. Nur der
eisern« L«rn«ifer kann's. Das Genie fi»N
zitternd in seine Knie. Wie das atmet und
denkt zu dem Leib heraus. Wie sich das hin»
auf und hinabschämt, wie sich die herrlichen
Falten in die stolzen Formen, die Linitn in»
einander verlieben. Gott wird von sern« in
Gebirgszügen und Weeresbrandungen lxr»
ständig. Der Künstler, verworfen, wie er sich

vorkommt, geht hin und amüsiert sich mit dem Modell.

Nobert Walser.

^ propo«.

Es gibt in unseren Tagen «in« g«wiss« Klasse vortrefflicher Männer, die Jahre ihr«s Lebens damit verbringen, es in einer ganzen N«ihe ausgezeichneter Künste zur Vollkommen«heit zu bringen. Sie studieren hydraulische Apparate, die Wirlungen des elektrischen Lichts, alle Eigenschaften der Dampfmaschinen und die Anwendbarkeit des Dampfes, und si« bedienen sich all der Vorteile, die die Kenntniss all dies« physischen Gesetze ihnen schenken kann. W«nn si« all« diese Studien vollendet haben, dann nehmen si« eine Anstellung an dem einen oder anderen Theater an — um es zu verderben. Diese Menschen heißen mit einem allzu bescheidenen Namen Maschinenmeister, und sie sind auf dem besten Wege, die wirklichen Theaterleiter zu werben, kraft der Gewogenheit des Publikums, dessen Bequemlichkeit B«hag«n daran findet, von einem Parkettplatz aus di« Fortschritte der technischen Erfindungen zu v«r« folgen. Sie sind es, die den Dampf zum Zwischenaltsvorhang gemacht und in Wilhelm Teil «inen wirklichen Wasserfall eingelegt haben. Sie find fo beharrlich und so «» findcrisch, daß si« bald das „mechanisch« Theater" geschaffen haben werden, wenn sie nur noch einige Zeit weiter behaupten dürfen, daß fie daran arb«it«n, die künstlerisch« Illusion zu vervollkommen, während si« in Wirtlich« teil nur err«ich«n, das Publikum abzulenken und die Innigkeit seiner Aneignung zu der« ringern.

Randbemerkungen

185

Während der „Techniker“ der »Haupt«
»teur“ der Schauspiele wird, werden die
Schauspieler Staffage.

Das Ende wird sein, daß die Menschen»
darstellung ausstirbt, während nur die Dreh»
bühnen weiterschnurren.

Das Leichenbegängnis der Kunst — und
.intr Entfaltung von wieviel Pomp und wie»
viel Elektrizität — wird der „Techniker“, der
Herren Maschinenmeister letzter Triumph sein.
herman Bang.

Dernburg.

Herr Bernhard Dernburg, dem wir, «he er
auch nur die kleinste positive Arbeitsleistung
hinter sich hatte, von der Spree bis an den
Main, vom Main bis zur Isar eine vis
,rimupll2li» bauten und, im Winter, mit Aosen
bestreuten, wächst sich langsam zum Mann der
unbegrenzten Unmöglichkeiten aus. Das Urtheil,
das erfreuliche Urtheil des Neichsdisciplinar»
Hofs gegen Herrn Ieslo von Puttkamer (den
ein« jeder Scham baar« Presse Monate lang
wie «inen hallunlen und Zuhälter beschimpfte,
und di« j«tzt l«in Zeichen des Bedauerns für
alt« Sünde findet) ist «ine solenne Blamage
des vorschuhreichsten aller Staatssekretäre. Herr
Ieslo bekam «inen Verweis und ein« laute
Anerkennung seiner grohen Verdienste um die
von ihm in langen, heißen Jahren verwaltete
Kolonie. Keine Dienstentlassung, kein« Geld»
strafe. Einer, diesmal wirklich läppischen,
W«ib«rg«schichte wurde der tüchtigste Gouver»
n«ur, den wir hatten, geopfert, von derselben
Press«, die in verlogenster Entrüstung neulich
über harden herfiel, giftigsten Verdacht, ohne
jede Unterlage, gegen Olga Molitor verbreitete,
und Frau von Elbe mit Schmutz bewarf, aber
bis heute kein noch fo befcheidenes Wörtchen
gegen Frau von Germar einzuwenden hat.
Wirklich, ihr seid die Hüter der Gerechtigkeit,
der vertrauenweckende Hort der Freiheit und
des Liberalismus. Und da wundert ihr euch,
dah lein irgend auf dem Gebiete des Geistes
iinlommenfteuerpflichtiger auf euer Gehaben
achtet, und nur Dutzendjuristn und die ihnen
vorgesetzten Excellenzen eurem Geflunker zum
Opfer fallen?

Derselbe Herr Dernburg hat neulich auf
eine Anzapfung durch die „Hamburger Aach»
richten“ ein Dementi erlassen, das erklärte:
„Ich habe lange Jahre höfliche und freund»
liche Beziehungen zu Herrn harden gepflegt,
ich bin aber nicht sein Aachbar im Grunewald,
habe ihn seit mehr als Jahresfrist nicht gesehen
und bin niemals, weder während der Mottle-
harden»Proc«sse noch nachher, in der Lag« ge»
Wesen, mich in seinem Interesse zu verwenden.“
Die Tropensonne scheint dem Gedächtnis nicht

günstig zu sein. Herr Dernburg war mindestens noch im letzten Frühjahr mit Herrn Harden zusammen. Und die Behauptung, daß er nicht in die Lage gekommen sei, sich für den herausgeber der „Zukunft“ zu verwenden, hat dem Andern, der mit bei Bethmanns war, sicher ein paar amüsante Minuten verschafft.

K. S.

^ullic».

In der „Deutschen Juristen-Zeitung“ hat am 15. November Herr Professor Dr. Finger aus Halle einen Aufsatz veröffentlicht, den man der öffentlichen Beachtung empfehlen muß. Ein Aamponierter könnte pro homo nicht besser sprechen. Nur ein paar Proben. „Durchführung eines Wahrheitsbeweises in Fällen, in denen er nach der juristischen Bedeutung der Beleidigung nicht statthaben soll, ist ein grober Verstoß gegen das Gesetz, der die Interessen des Privatklägers in schwerster Weise verletzt.“ Dieser Satz ist mit einem Seitenblick auf § 185 geschrieben, und jeder Hallunke muß seine helle Freude daran haben. Denn merkt euch, ihr Schufte, mein Vergehen ist gleich groß, ob ich nun einen ehrbaren Mann oder einen habichtuellen Plötzenseer einen Hallunke nennen. Weiter: „Das Gericht hat zu prüfen, ob das Beweisthema in den durch die Beleidigungsklage begrenzten Rahmen fällt und ob durch die namhaft gemachten Beweismittel die beweisbedürftige Thatsache wirklich erhört werden kann . . . Wird zum Beispiel jemand homosexueller Neigungen beschuldigt (in der Beschuldigung, die Harden bekanntlich nie

Nandbemerkungen

erhoben hat. Nur ein Sytophant lann das Konstatiren normwidrigen Empfindens mit Beschuldigen gleichsetzen), so scheint es mir für den Beweis derselben gleich» gültig, wie er sich gegenüber der ihm ange» trauten Gattin betragen hat, denn daraus, dah jemand gegen «ine bestimmte Person anderen Geschlechts keine Zuneigung empfindet, kann absolut nicht geschlossen werden, dah er Homo» sexuell veranlagt sei. (Natürlich nicht; denn es handelt sich ja nur um „die ihm angetraute Gattin“, zu der man nicht nach gewissenhafter Selbstprüfung und tragt eigenen Entschlusses kommt. Die ihm angetraute Gattin, das ihm widerfahrene Unglück: ein Meister der Sprache nur wählt so klug die Worte.) Die Zuneigung zu einer bestimmten Person anderen Geschlechts wird nicht nur durch den Geschlechtsunterschied, sondern durch «ine Neil)« individueller Faktoren b??i»fluht. (Drum prüfe, wer sich ewig bindet.) In einem solchen Prozeß wird zur Durch» führung des Wahrheitsbeweises die Feststellung von Intimitäten des Ehelebens entbehrlich sein, weil sie nicht geeignet sind, die Thatsachen zu erhärten, auf deren Feststellung sich der Wahr» heitsbeweis des Geklagten in letzter Linie be» zieht." (Mit Einschränkung, verehrter Herr; wenn ein Arbeiter in der Wuth einmal sein Weib verprügelt, so beweist das zweifellos lein homosexuelles Empfinden: wenn ein General aber zwischen sich und die sdoch wohl nach eigener Wahl, nicht bloß auf Drängen der Aegimentskamcradenl gefreite Frau «in« Waschschüssel stellt, die normalen Geschlechts» funktionen nicht ausübt und nur mit äußerstem Widerwillen einige Male versucht; sich in Unterhosen ins Bett legt, die Frau für ein Klosett und die Eh« für eine Aothzuchtanstalt hält, so wird darin ein heterosexuell ver» anlagter Laie allerdings Thatsachen sehen, die geeignet sind, das behauptete Factum normwidrigen Empfindens als wahr zu er» Härten.) Episode aus der Mc,ral: „Wie viele dem jugendlichen Alter kaum erwachsene Per» sonen werden in jenen Tagen nach den Massen» haften Zeitungsblättern gegriffen und die Be» richte aus dem Gerichtssaal verschlungen haben — in zahllose bisher reine Gemüter wurde ab» scheuliches Gift geträufelt." (Ob gerade die reinen Gemüter die Berichte mit besondrer Gier verschlungen haben werden?) „Daß in jenem Processe die Veffentlichlert nicht völlig aus» geschlossen, vielmehr die ganze gebildete Welt zum Zeugen aufgerufen wurde, ist nach meiner Anschauung «ine Versündigung gegen unser Bolksthum, gegen unser Paterland." (hier wäre Etwas am Platze, wofür der Wahrheitsbeweis nur vor einem Gericht zu erbringen wäre, das

den Muth zu einem „grobe[n] Verstoß gegen das Gesetz“ hätte. „a)»»on°, „) Zum Schlüsse noch etwas besonders Reizendes. „Es ist ein großer Unterschied, ob «ine allgemein bekannte, in öffentlicher Wirksamkeit stehende Person vor Gericht aufzutreten genöthigt ist, oder ob den Schutz desselben ein einfacher, der Allgemein» heit unbekannter Mann anruft. Der Unter» schied liegt nicht in b«r Ehr« beider, sondern — in der Wirkung derselben Angriff«, hat heute N. A. sein« Ehre vor Gericht gegen einen Angriff zu vertheidigen, dann spi«lt sich dieser Proceß im Nahmen einer alltäglichen sensa» tionslosen Affäre ab; die offenen und ver» steckten Angriff«, die er etwa von dem Ange» klagten zu erleiden hat, sie thun gewiß auch ihm weh, er wehrt sie ab — aber das Bild ist gemildert durch das Bewußtsein, daß die An» griffe eben bloß vom Beleidiger ausgehen und kein« Befonanz finden im Kreife derer, auf deren Meinung man Werth legt. Der Mann in exceptioneller Stellung braucht den gericht» lichen Schutz gegen ungerechtfertigte Angriffe in höherem Maße, denn er muh fi« sich laut vor der Welt gefallen lassen.“ (Ich Hab« gegen diese Sätze, solange § 185 die Procehbasis bildet, nichts einzuwenden, handelt sich's um § 186, so sind sie zu verwerfen, und zwar aus der einfachen Erwägung heraus, daß der laux 02» eines Mannes in exceptioneller Stellung auch für den sittlichen Vau der Gesellschaft von ganz anderen Folgen begleitet zu sein Pfllegt, als der Exceß eines Arbeiters, auf dessen Wandel, wie d«r Herr aus Halle ja zuzugeben die Freundlich» keit hat, kaum ein Dutzend Augen gerichtet sind.) K. S.

o 0187

Morgen: Musik

?

o

Musik.

An« den Konzertsälen. Die sünalten
Veranstaltungen in den Berliner Konzertsälen
boten wiederum vielfach Gelegenheit, mit neuen
Tonwerken besannt zu werden. Deutsch« und
ausländische Tonsetzer waren fast zu gleichen
Teilen an jenen Werken beteiligt, die auf dem
Programm den Vermerk „zum ersten Male“
trugen. Und von den Nichtdeutschen standen die
Aussen der Zahl nach in der vordersten "Reihe.
Zwei Orch«fterkonz«rte, geleitet von Dimitry
Achscharumoff, wurden, wie man hört, auf
Veranlassung der kaiserlich russischen Wusil«
gesellschaft“) gegeben mit dem Zweck«, die neuere
russische Musikproduktion zu propagieren. Es
war nur «in« halbe Sache. Denn wenn schon
etwas zu propagieren ist, so kann dies doch
unmöglich einerseits Musik sein, die uns hin«
länglich bekannt ist, wie alles das, was von
Tschailowsly auf dem Programm stand, noch
auch andererseits dasjenige, was die mehr oder
weniger kosmopolitisch gefärbten, nicht natio«
nalen und auch nicht fortschrittlich gesinnten
Iungrussen schreiben. Von den vorwärts
schauenden, sich moderner Errungenschaften
bedienenden, aber durchaus im nationalrussi«
schen Boden wurzelnden Tonsetzern kamen nur
wenige, und fast nur mittler« Talente zu Worte.
Die haupter der modernen russischen Schule,
die Leute aus der Belaiew-Grupp« und ihr«
Gefolgschaft, fehlten gänzlich. Der ihnen nahe«
stehende Biadow war mit einem kleinen pro«
grammatischen Stückchen „Baba«laga.“ (die
hex«) vertreten, das weniger russisches, als
französisches Kolorit trägt; es erinnert stark
an den witzigen „Zauberlehrling“ von Dutas.
Von Naprawnik, dem Kapellmeister am Peters«
burger Warientheatcr, hörte man zwei kleine
Sätze „Märchen“ und „Fantasie“, die ausdrück«
lich für Voltsprogramm« geschrieben sind, also
gewiß nicht die höchsten künstlerischen Absichten
»hres Autors zu erkennen geben. Line Suite
„Kaukasische Skizzen“ und ein Marsch »Ein«
zug der Tartaren“ von Iwanow hatten am
verhältnismäßig meisten Charakter, brachten
jedenfalls einen hauch eigenartiger russisch«?
Melodik mit, weil ihr thematisches Material
auf nationalrussischen Weisen suhl; leider nur
waren «s lediglich Proben feinerer Unter«
baltunFsmusik. Das einzige Werl großen Stils,
lies frühverstorben«n, hochbegabten Kaliunikoff
G«Woll«Sinfoni«, hat nichts eigentlich Mo«
dernes. Es ist ein gesund empfundenes, prächtig
aufgebautes Stück Musik, dem man von der
) etln« zu» PN«««» dt« »u!!>Ich«n Mulil g«g»ünd«<«
<ö«!ell!ch«ll, dl« In V s«NI»n«n, üb«« ganz «uzlond »««»

»««!»«« Ift. V««gl, «»»n «au, «ulstlich« Ällustl, «d, IX d«»
 SawMlung .DI« Wustt", V««!In, ?Na»qu«»dt » ü».

ersten bis zur letzten Not« interessiert zuhört;
 aber es kommt über den Nahmen der alten
 Sinfonieform nicht hinaus, und Kalinnitoffs
 Tonsprach« ist doch durchaus „westeuropäisch“,
 hat ledenfals nur wenig Russisches. Kalinni»
 koff wäre, hätte er nicht fo früh bahinmüssen,
 vielleicht ein anderer Tschailowsly geworden,
 ein besserer, denn nach dieser Sinfonie zu
 schließen, besaß er weniger Neigung zu bom«
 bastischer, phrasenhafter Schreibweise, als
 Tschailowsly. und dafür mehr Persönlichkeit.
 Der Name Tansiew, der dreimal auf Achfcha»
 rumoffs Programme» zu lesen war, erweckt«
 Hoffnungen. Von einem Moskauer Tonfetzter
 dieses Namens haben wir ein paar sehr ge»
 biegen« Kammerstück« kennen gelernt. Und die
 Ballade „Alwscha Popowitsch“, ein wirksames,
 farbenfrisches Stück, ließ zunächst darauf
 schließen, daß ihr Autor mit dem bei uns
 wohlatkreditierten Kammermusikkomponisten
 identisch ist. Eine F»Dur»Suite von ziemlich
 mittelmäßiger, gleichgültiger Musilmacherei
 und ein süßliches Unterhaltungsintcrmezzc»
 machten es dann aber zur Gewißheit, daß man
 es nicht mit dem Moskauer, sondern mit dem
 Petersburger Tansiew (Alexei) zu tun hatte.
 Der bedeutendere Namensvetter desselben (Ser>
 gei) wurde uns zum ersten Wal« als Orch«ster»
 tomponist vorgestellt in einem von dem be»
 kannten Kontrabaßvirtuosen Kussewitzky
 dirigierten Konzert. Aber auch hier gab es
 insofern eine Enttäuschung, als der Zwischenakt
 aus Tansiews musikalischer Trilogi« „Die
 Orestie“ gar zu wenig von der Persönlichkeit
 seines Schöpfers widerspiegelte, sich vielmehr
 als echt theatralische — freilich sehr färben«
 prächtige — Dekoratiouismus erwies. Daß
 Kussewitzky ebensowenig, wie Achscharumoff. die
 Absicht hatte, uns mit markanten modernen
 Erscheinungen der russischen Orcheslerliteratur
 bekanntzumachen, bewies der Umstand, daß auch
 er Tschaitowsty aufs Programm geseht hatte
 und dazu ein Sinfonie benanntes Spektakel»
 stück im Schulmeisterstil von Gliire, das die
 Feinfühligcn vorzeitig aus dem Saal« trieb.
 Von Interesse war an diesem Abend nur
 Rachmaninoffs C»Moll.Klavierlonzert mit dein
 Komponisten, einem genialen Pianisten, a::l
 Flügel. So daß also die russische Invasion
 (b,s jetzt wenigstens) als bemerkenswertestes
 Resultat gezeitigt hat — einen Klavierspieler! -
 Englands schöpferische Tonkunst vertrat
 Edward Elgar mit seinen Orchestcrvariationen
 über ein «iaenes Thema. Ein gediegenes Werk
 mit sehr hübschen Einzelheiten, aber ein Stück
 in Stucken, ohne inneren Zusammenhalt. Und
 seinem Charakter nach völlig deutsch geartet,
 wie ja von einer spezifisch britisch.modernen
 Musik überhaupt nicht gesprochen werden kann.

»

Morgen: Theater

I> o t»

Aus Anisterdain war Julius «Röntgen gekommen, um gemeinsam mit dem Scvcik» Quartett ein im selbstgenügsamen Spießbürger» fttil gehaltenes Klavierquintett vorzuführen. Eine Anzahl Arbeiten tüchtiger beutscher Musiker (E. E. Taubert: Violinkonzert und Klaviersuite; Alexis Holländer: Ländler für zwei Klaviere), schnellten damit an der Wert» skala um einige Grade in die höhe. Ueber «in« Ouvertüre von Aichard Wetz (eine solid« Arbeit aus dem Durchschnitt), die Aikisch im letzten „Philharmonischen“ brachte, wäre nicht wciter zu reden, wenn das bläßliche Opus nicht den Namen Kleists auf dem Titel trüge; Birch» Pfciffer°Ouvcrtüre sollte es heißen! Sehr mar» taut hob sich von dieser Musik des Mittelmaßes Hermann Bischoffs E»dur»Sinfonie ab, die gleichfalls durch Aikisch vorgeführt wurde. Da Bischoffs in München lebt, hat man geglaubt, ihn der neuen Wüñchener Schule zuzahlen zu sollen, wobei völlig übersehen wurde, daß dies« Sinfonie von der formalen Verschwommenheit, die für viele Erzeugnisse aus jener Schule charakteristisch ist, absolut nichts besitzt, daß si« vielmehr gerade dadurch sich auszeichnet, daß die einzelnen Sätze trotz deutlich hervortreten» der poetisiercnder Elemente architektonisch sich« und fest gestaltet sind. Ob Vischoffs Starte im Sinfonischen liegt, mag dahingestellt bleiben; einige Anzeichen sprechen dafür, daß er auf dem Gbicte der dramatischen Musik noch etwas zu sagen haben wird. Jedenfalls aber ist sein« Sinfonie ein vollwertiger Beweis dafür, daß der oft erhobene Vorwurf, unseren von moder» i,«m Geiste erfüllten jungen Tonsctzern geh« der Sinn für plastische musikalische Formung ab, durchaus nicht überall zu Aecht besteht.

§§§

Theater.

Hebbel» Theater: Marl« Magdalena.

Es wäre ein Anlaß, sich wieder «in paar all» gemeinere Veiläufigleiten über Zweck und Nutzen des Theaters zu leisten; denn dieses Theater ist neu. Das «in« Warum brächte da gleich ein nächstes hinter sich her, und unvcr» sehens hielte man Wohl bald bei irgendwelchen Anfangsfraaen, Indessen, allzu principielles Bemühen konnte leicht in der Schätzung des gegebenen Anlasses verwirren; bleiben wir bei der Sache. Dieses Theater ist neu. Das heißt, «s wurde ein neues Gebäude errichtet, von einer soliden und geschmackvollen Feierlichkeit im Inneren. Ein Aaum für streng« und sachliche Kunstübung, ein Aaum, der alles helle, heitere, Spaßhaft« mit deutlicher Entschiedenheit ab» w«ist! Nun, im Theater soll ja, wie die Kundi«

g«n versichern, immer alles anders kommen, und was so das rechte Publikum ist, das hat schon über die schwärzesten Aahmungen und die unerbittlichsten Wandverkleidungen hinweg gegebenen Falles wie toll gelacht. Daran mühte es also nicht liegen. Auch an dem Namen nicht, d«r ^ Gott weiß, in welcher Absicht! — von dem strengsten, verbissensten, unerbittlichsten, dunkelblütigsten aller deutschen Dramatiker hergenommen wurde. Ist er ein Programm? Das wäre schlimm genug. Denn Hebbel, als Prinzip genommen — so als theoretischer Glaubensartitel, meine ich — war bisher doch immer nur ein Programm für die Erziehung von literarischen Forschern, Dramaturgen und stichfesten Kritikern — was ja so im vagen Umriß ungefähr dasselbe ist. Hebbel als Anruf an den öffentlichen Geschmack, an die Liebhaber der dramatischen Kunst, an die Freunde des Theaters ist aber ein akustischer Irrtum. Man hört den Namen lobpreisend ausschreien und täuscht sich arg über die Aichtung, woher der Schrei kommt. Hebbel ist die Bewunderung weniger ganz klarer Verstehener, nicht die Luft derer, die vornehm zu genießen verlangen. Der Aufbruch nach Hebbel kam aus befriedigten Gehirnen, nicht aus begehrenden Sinnen. Hebbel ist das richtige Programm für «in Theater im Entstehen.

Dieses aber steht nun schon fertig da, und sein bedrohlich literarischer Aame wird ihm hoffentlich nicht viel anhaben. Spielt man doch schon auch den guten, lustigen, Menschenfreundlichen, überaus klug zwinkernden Shaw darin, der so von Grund aus allem hebbeltum zuwiderdichtet, daß man sich «inen lustigeren und anschaulicheren» Gegensatz schon gar nicht mehr denken kann. Ha, von Hebbel bis Shaw, das wäre schon eher ein Programm für «in Theater — aber freilich ein so umfassendes, daß die durchschnittliche Dauer einer Direktion (in Berlin wie anderwärts) kaum hinreicht, ihm gerecht zu werden. Und so steht man vorläufig «och ziemlich ungewiß inmitten zwischen diesen zweien und fragt sich, welchem der beiden Pole uns nun die notwendige Aesultant« von G«» schmack und Geschäft im weiteren Verlauf der Entwicklung zutreiben wird. Ich wäre für Shaw; man lernt bei ihm so prächtig leben; aber sollte es Hebbel sein, bei dem man so wunderbar sterben lernt, so mühte der erhabene sittliche Ernst, der dann augenscheinlich in dieser Berliner Welt gekommen wäre, jeden Guten gleichwohl sehr erfreuen und unferer Bewunderung sicher sein.

Warten wir's ab; denn dieses Theater ist neu. Das heißt, vom Gebäude selbst kann das schon mit Sicherheit behauptet werden. Weniger von den Spielenden und von ihrem Spiel. In dieser Hinsicht — das ist so eines von den selbstverständlichen Paradoxen -- muß jedes neu«

Theater zunächst alt sein. Diese Kunst ist un»

bedingt nur von der absoluten Beherrschung des Materials aus zu revolutionieren (aber Revolution ist vielleicht ein zu großes Wort; setzen wir dafür: erneuern, oder etwa nur: be»reichern). Nun, ein so kompliziertes, ausein»anderftrebendes, in mancherlei Sinn wider»spenstiges Material, wie dasjenige des Theaters, wird nicht beherrscht, «he man es nicht in den verschiedensten Versuchen erprobt, gebraucht, mißbraucht, ja selbst verdorben hat. Und was die ersten bildenden Griffe betrifft, fo ist, will mir scheinen, beim Theater noch immer der un»auffälligste Anfang der beste. Man regt erst die Glieder, macht ein paar Schritt«, sieht zu, ob man si« auch ordentlich gerade sehen kann; später dann wird man schon tanzen lernen, seinen eigenen Schritt erfinden, seinen eigenen Rhythmus haben ^ wenn sich Kräfte und Fähigkeit finden. Kluge hüten sich wohl auch vorerst und geben noch nichts preis, selbst wenn sie's hätten und tonnten; so sind sie wenigstens sicher, nicht gleich beim ersten Zu»sammentreffen mit dem Gefchmack der anderen mißverstanden und überrannt zu werden. Dies nur so ganz im allgemeinen. Aber bedenkt man es, so wird man sich doch nicht so sehr darüber betrüben (wie es leider doch geschehen ist), daß es dieser ersten Vorstellung des Hebbel-Theaters an einem besonderen Niveau, an etwas groß»artig Neuem gefehlt hat. Tüchtig — dieses biedere handwerlerlob möchte da noch am besten passen. Aber das handwert geht voraus, auf die Kunst wollen wir noch geduldig warten. Was verschlägt es zunächst, daß dl« Neinen Rollen herzlich schlecht, die großen mit allzu sichtbarer Anstrengung, unter allzu sichtbarem Druck, in allzu sichtbarer Unterwürfigkeit unter «in« ängstlich bemühte Regie gespielt worden find? Man hat «in paar gute Schauspieler gesehen — wiedergesehen; bat sie so gesehen, daß sie in ihren Tugenden und in ihren Fehlern als gut zu erkennen waren. 2s wurde Material gezeigt, nichts weiter; «in Material, in dem stark« Hoffnungen sind. Das Stück? Mir sch«int, »cnn man es einmal ganz nach dem Traum der hcbbelleute, ganz verständig und verständlich spielen wird, dann werden es Geschmack uno Sittlichkeit von heut« «rst recht nicht verstehen wollen. An diesem Stück kann, glaube ich, lein Theater mehr etwas verberben, weil lein Theater daran mehr etwas retten kann. Vürger»lichcs Trauerspiel: aber eben das Bürgertum, dessen Weltanfchauung hier den tragischen Stoß erhält, hat sich längst selbst hinweggeleugnet, will sich gar nicht mehr so erkennen, sieht sich ganz, ganz anders und weiß kaum, was es mit

diesem verlorenen Abbild noch beginnen soll.
So spielt das Drama, bei aller grimmig er»
greifenden Realität, in der leeren Luft; es ist
mehr als historisch, es ist vergangen.
Run, Hebbel schrieb zum Glück noch ander«
außer diesem. Si« find für das Theater, das
nun einmal den Ramen dieses Dichters ange-
nommen hat, gewichtige Forderungen. Unge»
heuerliche Forderungen, will mir fast schein««.
Denn lame Hebbel, den bisher die Kundigen
akademisch verehren und die Genießenden tat»
sächlich nicht mögen, dant der eigenen Kuns!
dieses Theaters (die sich noch entwickeln muß)
wahrhaftig zu einem lebendig fortwirkenden
Leben auf der Bühne, fo wäre das wohl noch
mehr »Is «in« bedeutende Bereicherung, es wäre
«ine ganz auß«rord«nlich« Erneuerung, fast
schon «ine Revolution.

Warten wir's indessen bei BernarÄ

Shaw ab.

Willi ha ndl.

Kali.

HsN enn die Agrarier ein gewerbliches Unter»
-»^ nehmen gründen, um sich von den hönd»
lern unabhängig zu machen, beginnen di.: sonst
so treuen Anhänger der „Gewerbefrciheit" die
Hilfe des Staates anzurufen. Natürlich erlläri
man auch die Omanzipation von vornherein
für verfehlt und prophezeit mit kühnem Blick
das Mißlingen der Spekulation. Genau fo,
wie man vor zehn Jahren jedem neu «nt»
stehenden Kartell den nahen Untergang voraus»
sagte. Bis man schließlich einsah, baß man
sich ständig blamierte, und vernünftigerweise mit
den Faktoren der großkapitalistischen Entwi l°
lung zu rechnen begann. (Oder wie die Mittel»
stänoler noch heute vergeblich auf den Zu-
sammenbruch der Warenhäuser warten.) Mcn
kann sich daher vorstellen, welches Echo die
Nachricht des „Berliner Börsch«Couriers" hcr»
vorgerufen hat, daß ein größerer landwirt»
schaftlicher Interessentenkreis «inen geschlossenen
und abgebohrten Feldertomplex in der Kali-
industrie erwerben will, um ein Kaliwerk aus»
zubauen. Die Konsumenten wollen sich von den
Lieferanten unabhängig machen, wollen fürder«
hin nicht mehr die hohen Preise für die not»
wendigen Düngemittel zahlen? Unmöglich.
Und wenn's versucht wird, muh das Projelt
gewiß bald scheitern. Vielleicht gar «ine Re»
volution gegen den preußischen Fislus? De?
führt ja e«ne gewichtig« Stimm« im Kali»
fhndikat; er ist an d«r Produktion d«s Syndi»
tats mit «in«m Anteil von 61,18 pro Mille
beteiligt. Die Nachricht ward zum Teil demen»
tiert, größtenteils aber bald bestätigt. Das
Blatt, das fi« felbft in die Welt gesetzt hatte,
wollt« di« eigenen Worte schon zwei Tage
darauf nicht mehr im vollen Sinne aufrecht»
erhalten. Anfangs kommentierte es di« Felder»
erw«rbung dahin, daß „eine landwirtschaftliche

Körperschaft' nunmehr als Selbstproduzent

Morgen: Börse

aufetre. Bald darauf hieß es, es sei nur «ine Anzahl kapitalkräftiger Herren aus der Land» Wirtschaft „maßgebend“ beteiligt, aber die Kor» porationen als solche dächten nicht daran, direkt als Erwerber der Felder aufzutreten. Und die Deutsch« Landwirtschaftsgesellschaft wie der Bund der Landwirte dementierten nachdrücklich und schrieben, Statut und Vermögenslage hindern allein schon den Abschluß solcher Ge» schäfte«. 2>ie Kuxenhändler, d. h. ein paar Bankiers, die an der Aufrechterhaltung des Zwischenhandels in den Anteilen der Kali» gesellschaften lebhaftes Interesse haben, waren ein wenig beruhigt. Noch nicht völlig, denn i'.an verhehlte sich nicht, daß es sich immerhin »m «inen beträchtlichen Komplex (23 Maximal» felder) handelt, und der Gedanke liegt zu nahe, als daß seine Ausführung nicht sollte in Er» wägung gezogen werden können. Bald wurde bekannt, daß die Fcler der Gewerkschaft Bur» bach gehören, deren Vorsitzender, Herr Körte, im Kalisyndikat «ine wichtig« Rolle spielt. Ein Kartellmitglied wagt es also, an den Kon» kurrenten Felder zu verschachern? Noch s.ürleres Kopfschütteln erregte es, als man ver» liahm, gerade Herr Körte habe vor kurzem im Syndikate erst die Forderung gestellt, den Land» Wirten die Vergünstigung nicht mehr «inzu» räum««, die nach dem bestehenden Vertrag als sogenannte Botstandsvergütung gezahlt wird. Doch ist über die Stellung des Herrn lein« völlige Klarheit geschaffen; aber w«e auch der Streit der Kaliproduzenten ausfallen möge, welches Interesse auch die Gewerkschaft Burbach an dem neu entstehenden Kaliwerk haben möge; der Fall ist, scheint mir, von symptomatischer Bedeutung.

Ich will die agrarisch« Gründung in ihrer Wirkung nicht überschätzen: die Frage, wie sich das Werk zum Kalisyndikat stellen wird, ist nebensächlich gegenüber derjenigen, was Preußens Begierung im Augenblick zu tun hat. Ich will selbst annehmen, die Auffassung, der ,>weck der Gründung sei nur, dem Syndikat einen Schreck einzujagen, und die Aufhebung der Botstandsvergütung zu hintertreiben, ent» spreche der Wahrheit. So bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß eine Bcihe von Land» Wirten einen K«il in das Syndikat treiben will, um zu verhindern, daß seine Macht allzu» sehr wachse und den Abnehmern die Preise diktiere. Auch wenn die Hoffnung (die von den Kuxenhändlern gehegt wird) berechtigt ist, das neu« Werk werde schließlich dem Syndikat bei» treten, so vermag das nichts daran zu ändern, daß die Landwirte jederzeit mit der Auflösung drohen können. Kartellverträge« kann man, wenn's sein muß, wie Spinnweben mit leichtem

Schlag durchbrechen: selbst wenn der neu«
Kartell«trag (der im nächsten Jahre Zustandekommen muß) diesmal auf 10 oder 15 Jahre geschlossen wird, wissen die Agrarier recht gut, welchen Trumpf sie in der Hand halten, indem sie ein eigenes Werk besitzen. Schon bei den Erneuerungsverhandlungen wird die ihnen verliehen« Macht von wesentlicher Bedeutung sein: noch mehr aber im Kartell, wenn es sich um die Festsetzung der Preise handelt. Der Einwand, das agrarische Werk könne nur eine geringe Beteiligungsquote erhalten und darum niemals über die Majorität verfügen, ist nur eine Ausrede, die nüchterner Erwägung nicht entspringt, sondern nur die Furcht verdecken sollte, die man dem Plan entgegenbringt. Hat der preussische Fiskus, ohne die Majorität zu besitzen, nicht manchen Einfluß auf die Beschlüsse des Kartells? Und geschah seine Erwerbung der Gewerkschaft hercynia nicht mit dem berechtigten Wunsche, den Einfluß auf das Syndikat zu vermehren, auch ohne die Majorität der Beteiligungsziffer zu erlangen? Der Gedanke, ein eigenes Kaliwerk zu besitzen, ist, mag er dem Hirn einzelner geschäftsgewandter Landwirte oder wirtschaftlich geschütteter Führer entsprungen sein, vorzüglich und zur rechten Zeit aufgetaucht. Denn wir befinden uns augenblicklich in der Ära des Rückschlages, die in der Kaliindustrie besonders scharfe Formen annehmen mußte, weil die Zahl der neuen Gründungen in den letzten Jahren Legion geworden war, weil die Gewissenlosigkeit einer Handvoll Spekulanten dafür gesorgt hatte, eine Uebersättigung der Besitzer von Anteilen an Kaliengesellschaften herbeizuführen, wie wir sie in keinem anderen Industriezweige erlebt haben. Der Unfug, der mit dem Vertriebe von Bohrauteilen getrieben wurde, haftet noch in unserer Erinnerung: er hat einen Entwertungsprozeß zur Folge gehabt, der sich auch auf viele solid fundierten Unternehmungen erstrecken mußte. Wartet man, bis die Folgen der Ueberevaluation völlig beseitigt sind, bis womöglich der neue Syndikatsvertrag wieder zustande gekommen ist, so ist der Zeitpunkt verpaßt, und der Erwerb der Felder wäre, wenn überhaupt, so nur zu wesentlich höheren Preisen möglich. Von allen klugen Finanzleuten wird daher die jetzige Zeit der Brache ausgenutzt, und erst vor wenigen Wochen war zu lesen, daß die Kali-gewerkschaft Veienrode die Hälfte der Aktien des Kaliwerks Hattorf erwerben will. Anderen Fusionen schweben in der Luft, - sie entspringen sämtlich dem Gesichtspunkt, daß die Aktionäre einer Reihe von Kaliunternehmungen während der Krisis gern bereit sind, ihre Anteile zu billigen Preisen herzugeben. Die banale Lehre, daß man ein Werk möglichst billig kaufen soll, in den Zeiten, wo der Verkäufer Geld braucht, sollte doch nicht erst zu wiederholen sein.

Bur der preußischen Begierung muh sie

Vücherbesprechungen

wiederholt werden. Di« hercyniakux« wurden in den Zeiten des Aufschwunges erworben; schon «in Jahr später hätte man sie viel billiger bekommen. Feierlich wurde damals versichert, an weiter« Verstaatlichungen sei in absehbarer Zeit nicht zu denken. Das Wort mag berechtigt gewesen sein, um lein« Kurstr«über«i der Kalikux« herbeizuführen; daß man «s aber gehalten hat, war unklug. Vergeblich finnt man nach neuen Steuern und will nicht einsehen, auf wie leicht« Weise der Staat Geld verdienen kann, wenn er nur ein wenig kaufmännischer handeln würd«. Die Kuxe des Wertes herchnia haben sich im Jahre 1906 mit ca. 7 % verzinst. N«chnet man das Zinserfordernis der Anleihen selbst mit 7 %, so verbleibt noch ein Gewinn von etwa 3 %. Ist «in solcher Nutzen von der Hand zu weisen? Er hätte nach Belieben vermehrt werden können, wenn man im Jahr« 1907, als der Entwertungsprozeß der Kalikux« seinen höchsten Grad erreichte, vorsichtig und ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine Reihe anderer Werke erworben hätte. Noch ist die Gelegenheit nicht vorüber, wenn die Zeiten auch nicht mehr so günstig sind und rascheres Handeln als im vorigen Jahre am Platz wäre. Die Entwicklung der deutschen Kaliindustrie geht einen so klaren Weg, daß es ganz unverständlich ist, warum die Regierung, deren Vertreter im Syndikat sitzen, den Dingen ohne Verständnis gegenübersteht. Wir sehen eines der stärksten Monopole entstehen, das Deutschland zu allen Zeiten gehabt hat. Nur dem Umstand, daß die Kaliindustrie sich noch im Prozeß der Gärung befindet, daß eine zu große Anzahl von Feldern noch zu erschließen ist, darf es zugeschrieben werden, daß die Macht dieses Monopols bis jetzt noch nicht in vollem Umfange in die Erscheinung treten kann. Erbitterte Konkurrenz, persönliche Differenzen der beträchtlichen Anzahl von Spekulanten (die mit feiner Spürnase im letzten Dezennium bemerkt haben, daß an der Ausschließung von Kalifeldern viel Geld zu verdienen ist), hindern die Ausnutzung der durch Deutschlands Machtstellung als einziges Kaliproduktionsland begründeten Kraft. Kann ein Zweifel aufkommen, daß in spätestens zehn Jahren dieser Prozeß beendet sein wird? Schon sehen wir, wie «inige der großen Interessenten sich brüderlich die Hand reichen, und «s wird nicht mehr lange dauern, dann hat das Großkapital bei Mehrzahl der noch freien Kalifelder in feinen Besitz gebracht; dann wird vor unseren Augen ein Trust gebildet entstehen, demgegenüber das Kohlen Syndikat ein winziger Wurm ist. Will die Regierung wie in der Berggesetzgebung den An»

schluh versäumen? Vder reichen ihre Macht»
mittel nicht aus, um rechtzeitig den Besitzstand
an der Kaliindustrie zu verstärken? Das Gegen»
teil ist richtig. Sie kann auf Grund ihre»
Stellung im Syndikat die Erneuerung des Kar»
teils erschweren, sogar zur Unmöglichkeit
machen. Sie kann durch Einführung eines
Exportzolles d«n Absatz ins Ausland schmälern,
denn dl« Kaliindustrie ist wie kein« zw«it« auf
den Export angewi«sen. So fällt es ihr leicht,
sich selbst den Anlauf der Felder und Kuxe zu
verbilligen. Statt dessen steht fi« mit verschränk»
t«n Arm«n da und sieht mühsig zu, wie ander«
sich ber«ich«rn. Drohungen, nichts als Drohun»
gen, werden ausgestoßen, aber von einer «n«r»
gisch«n Handlung ist nicht das Geringst« zu
spüren. Man gibt sich sogar noch die erdenk»
lichst« Mühe, das Syndikat zusammenzuhalten,
aus d«m kleinlich«« fiskalischen Gesichtspunkt,
daß bei einer Sprengung vorübergehend «ine
Schmälerung der Nente «intr«t«n würd«. Das
ist di« Politik des Vureaukraten, aber niemals
dl« d«s großzügigen Kaufmannes. Nicht «in»
mal Parteifrag«n vermögen di« N«gierung am
richtigen Weg« zu hindern. Denn die Agrarier
haben nur ein Interesse daran, daß Preußen
stärkeren Einfluß auf dl« Kaliindustrie gewinn«.
Sie wissen sehr wohl, daß sie von der Negi«»
rung weit eher günstige Preis« herauschlagen
können, als von den jetzigen Produzenten.
Warum also zögert man noch, warum findet
sich im pr«uhi>ch«n Landtage nicht ein einziger,
der sich in die Dinge vertieft, der mit weit»
zügigem Blick «rlennt, wohin die Entwicklung
diefes wichtigen Industriezweiges führt? Man
frage sich doch, warum die Banken, die sich
bisher der Kaliindustrie ferngehalten haben,
feit wenigen Jahren mit steigender Kapital»
traft Einfluß zu gewinnen versuchen! Weiß
man nicht den Feldererwerb der landwirtschaft»
lichen Interessenten in seiner prinzipiell«« Be»
deutuna zu würdigen? I«der Tag des Zauderns
lostet d>« Steuerzahler Tausend«; unverzüglich
mühten die „edlen und erlauchten Herren von
beiden Häusern des Landtages" die Negierung
fragen, warum fi« nicht schleunig Geldmittel
fordert, um ihren winzigen Befltz an Kali»
werten beträchtlich zu verstärken.
BrunoBuchwald.

Vom Vüchertisch.

Ein Buch über Wilhelm Leibl. Sieben
Jahre haben sich kürzlich vollendet, seitdem
Wilhelm L«ibl, von all«n neueren Walern
der mit den gesundesten Sinnen, mit d«n
„Iräftigften Fäusten", lang vor der Zeit an
«inem kranken herzen gestorben ist. Sein«
Iritifche und fast fchon geschichtlich« Aner»
kennung tonnte er zum Teil noch «rl«b«n;
vollends aber war kurz nach seinem Tode und

Morgen: Bücher

weiterhin die Kunstwissenschaft bemüht, dem Schaffen des Einsamen die Bedeutung zu sichern, die es unerkannt in sich trug. Mit «hren scharfen Analysen ist (nachdem Muther auch hierin den Anfang gemacht hatte) Meier» Graefes Entwicklungsgeschichte gerade diesem Künstler, der solcher Zerfaferung zu widerstreben scheint, gerecht geworden; und biographisch boten vor allem Zeitungsartikel persönlich« Erinnerungen von Freunden und damit wert» volles Leibl'Material. Zu eben diesem Kreis nun gehört auch ein Arzt Dr. Julius Mahr in Vronnenburg (Vberbayern) ^ von dem ist soeben ein stattlicher und reich mit Bildern geschmückter Lexilonband erschienen, der vor» aussichtlich „das" Leibl»Buch werden wird. Des Künstlers Leben und sein gesamtes Werl läßt dieses Buch („Wilhelm Leibl." Verlag Bruno Eassirer, Berlin.) auf Grund eines reichen Schatzes von Briefen und Angaben aus dem Verwaudtentreis und eigener Aeminiszenzen ineinander klingen; die Analyse tritt hier be» scheiden zurück hinter treuer und schlichter Er» Zählung, und die liebenswürdig.cinfache Art, das Vollendete Leiblicher Bilder nicht zu zer» legen, sondern gleichsam nur streichelnd zu be» rühren, steht dem Verfasser so gut an, daß das Kunstlose seines Stils sein« Wirkungen nur noch verstärkt. Es ist, als könnte das Wesen des wortkargen, in seiner Derbheit taktvollen Meisters gar nicht echter sich spiegeln als im Mayrschen Buch. Vi« freie Landluft, die Leibl so liebt«, spielt auch um diese Huldigung eines Freundes und lagdgenossen, eines von aller norddeutschen Scharfe unberührten herzlichen Menschen. Und zu der Gewissenhaftigkeit des Chronisten, der alle erreichbaren Daten — auch die Zcitungsstimmen von damals! — zu» sammenträgt und mit frommer Geduld «in be» schreibendes Verzeichnis des ganze» Leiblschen Werkes einfügt, tritt «ine Auswahl von Illustrationen, «n der man gnade die ent» legensten Leiblschen Bilder, z. T. in herrlichen Heliogravüren, vereint findet. Sich in den Meister hineinzusehen wie hineinzulesen ist hier Gelegenheit. Im biographischen Teil li«st sich vor allem die Schilderung der Beziehungen, die Leibl als armer und unbekannter Mün» chener Akademieschüler zu Pariser Kunst» freunden fand, überaus fesselnd. In einem sonst so wenig romantischen Leben liegt hier I «in tleiner Aoman. L«ibl geht End« 1869 in > die französisch« Hauptstadt. In der Aristokratie eines fremden Landes wird er in seiner ganzen Stärk« („un nouveHU Iloldüin, un nuuve<m Üurer") erkannt, wird er festgehalten. Da bricht der Krieg aus, und er lehrt nach Deutschland zurück. Sein Leben gerät wieder in ärmliche und

äußerlich trübe Verhältnisse. Die Landsleute stehen ihm künstlerisch ferner als die fernen Franzosen, deren Sprache er nicht zu erlernen vermocht hatte. Das „genialische“ Münchertum geht über den unbequemen, unerbittlichen Wahrheitsmaler hinweg. Friedrich Pecht persifliert ihn zur selben Zeit, wo ihn der „Figaro“ verkündet. Das alles wird im Mayrschen Buch ganz nach den Tatsachen aufgefrischt, und nicht ganz verständlich ist es deshalb — die einzige dunkle Stelle im Buch —, daß der Verfasser dennoch der Leibschönen Kunst die größerer Entwicklungsmöglichkeit da zuschreibt, wo sie blieb, in der Heimat. Zum mindesten läßt es sich schwer beweisen, daß für Leiol, dessen kurzer Pariser Aufenthalt so fruchtbar wurde, die Heimat und die Verkenntnis heilsamer waren als günstigere Lebensverhältnisse. Und wenn man ihn mit Dürer vergleicht, so wirkt es traurig genug, daß er auch dessen Existenz — „ein so armer Mann von Künstler!“ hat Goethe von Dürer gesagt — auslösten und im deutschen Vaterland „nach der Sonne frieren“ mußte.

A. G.

Dr. A. Lohr: Prinz Emil von Schönaich

Larolal. (Göschenscher Verlag.)

Hermann Eßwein: „Die Schrittmacher“.

(A. Piper, München.)

Adolph Kohut: „Arzt als Staats-

männer.“ (Verlinische Verlagsanstalt.)

Ehamisso: „Peter Schlemihls wundersame

Geschichte.“ (Hans von Weber.)

Die Erscheinungen des Verlages Hans von Webers verdienen eine ganz besondere Würdigung, die ihnen hier auch noch zuteil werden wird. Jedes von diesem Hause editierte Werk zeichnet sich durch aparte Ausstattung sowohl in der äußeren Form, wie in der Wahl der Typen, Vorsatzpapier usw. aus. Notiz.

Der Aufsatz des Generals von Breoow „Krieg und Technik“ wird ebenso wie die „Lebenserinnerungen“ von Georg Brandes im nächsten Heft zu Ende geführt werden.

Vergessen!>>>>Nuch !2r <>>> p>>!!!!<lx> T<<l, «oil Schnlzler, Vch>>argend>lf, Opont>>>>?Itl. <>! 12> de>> «il>>Ul Vi>n><>>H'

n>6>». B>ll!n c^.. hlllllgegtMNI. Oll !2i oll<< «n><<- DI, «lnui L >>>>!><<>, <<!>„ V», L>n<!rn>ß< », fül 0e>>>>lch>

Un<arn- «o>l< Fiill. W!<n l, - «eil<, «N>n,iu>rl>< « >>, «!lmcl<d>>f>>>i>n ^.<0, «l<l<>>>>>ft<>l< l>. - a>t>U!>5

>>,r t>>ei^>!<l>>Un<<!'n !>>!<>!>>! «<l>IK>t.«N!<>l. >>?>>>> «, «r><l ,>n <<> « «a>!>> « > l> b., «<l!n ^ «7. »lll>>!»>>. «0

zm" Der heuligen Aummer liegt ein Sonderprospect des Verlags Richard Ungewitter, Stuttgart, hegelstrasse 25, bei, aus welchen wir besonders Hinweis<>.

Zlshunj İS,- İİ.

6. Wohifahrts-

- Lotterie

Diu'fckMt Schut/qtbirt«

litT» G»Mj»w. =-* JL

OD0000

u Zwecken dir ОмНобм Schotigtbtrti

4,,'''l:- Lo*« 12İ71 Geldjew. ^д »V.

I~M Akn| Mark:

50000

1S000

3 à 5000 = 16000 2CO à 100 - 20000

10 à 2000 - 20000 6CO à 50 30000

20 à 1000 = 20000 3000 à 30 = C3000

40 à 500 = 20000 ! 8000 à 10 == 9000J

100 à 200 = 20000 Í

Wohlfahrts-Lo«e i M. 3,30

Lud. Müller & Co.

л Berlin C., Rroiío.str. 5.

T(rt»gr.-\dr.: BMekimllll«.—

Für wenig 6eld

etae umiongrel die uertvollc Bibliothek

zuíammen zu Hellen, tit mit БШe rao

Reclams

Untoersal-fiibliotbek

leldit meglldi. Olel« In oielen mil-

lionen von Bünden Ober den gomen

Erdball perbreitete. bedeutendltt dent»

Idie BQdierlammlung bietet In Je((t

nahezu 5000 Rumuiern u SO Pfennig

den vlefteitlgten und gediegentten bêle-

itofl, fowehl ZUT Unterhaltung als audi

zum Studium. Die Unmerial-Bibllotheli

enthalt mehr alt ZSOO Пишшern Unlei-

halmfalekrOie der bedeutenden 6r>

zahler aus der Weltliteratur, mehr alt

1400 nimmern Виппетмгве und etwa

1000 Опишет мШпШШииг Catt.

Philipp Reclara |un.

Inserate finde« die weiteste Verbreitung im „morgen"

ift für (ibeffirma, bercn STOarcn in ben Greifen ber İVaíf erИф

«Шar t ne unb in ben lauf traf t igt u <5d)id)ten

4Be»5İfer»ng, alfo in ben fubrenben, beifcrgeitoatcn

-, «urgcr-, «iamtcn"U.Offiit«rerprifen,b.Unib«fttäte«İgonbeW«u.«raoriie)tobt

»tel(m-45orort.200000(İinto.)u.b<r

Sin İttel sts

O**" VV-i-V* bİr ад^зц

efrei

Vieler Bettung

fjolftiirtSingang finben fotten, bie

ein toirlfamel unb tmentb<\$rlt\$el

3«iicut>rti9 30 W. :: 6eijen|>reti 1*5 Ш. :: -Rabatt поф Sarif.

Ш

Im Verlage „Deutsche Zukunft“,
Leipzig, erscheint demnächst und ist
durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Veröffentlichungen des Allgemeinen
Deutschen Elternbände«, Zentrale
Leipzig.

Arzt und Schulbetrieb, übersammelt vom
Eltembund für Schulreform in Bremen.
Herausgegeben von Pastor Friedrich
Steudel. Preis 1 Mark.

Professor Dr. Max Banner, Tote
Bildungsfaktoren In Schule and Hans.
Preis 1 Mark.

Unser Programm. Preis 20 Pff.
Friedrich Wilhelm Kitzing, Das
moderne Schul- und Erziehungs-
drama, mit besonderer Berücksichtigung
der neuen literarischen Erscheinungen.
Preis 60 Pf*

Felix Otto, Trübes Wasser.
Eine Seminaristenkomödie. Neue
Bühnenausgabe. L — t» Tausend.
Preis 1 Mark.

-Sei Stellungen molle nton fld)
auf bcn

"öerfaffer

Maliens Haleflcarnm.

'DE» MEJCENHRMMER. U89-I906. kritische deutsche
fluig. «и). W. R Srhmidi i Bde. 796Seit Broten.

20 M. 3 OrlgkulMnde 24 M. Eliueln käuflich I

Einige Urteile der Presse:

„Die Bftel der HMle“, „des verruchteste und unntli-
1 HchlteBuch derWelthterilur*. „sber ein kostberesKultur.

1 dokumenf. „IDr den „OI etunten' Im Sinne Qoethei, lor
ilesei ElilepublWum des eigentlich das geistige niveiu
tines Vo<kes cestmmt und der wehre Triger und Ver-
r der ri.tlonilti'dung Ist, bietet der hejienhanmer

'eint Quelle un. (jcbdpititber Belehrung- etc. etc
HSIDhrllchen Prospekt und VeHsgsVerzetchnf sse gretis
und Irsnlio. VerligMnerbletungen erwfsnscht

'Harm Btradorl,

Don I'iamcn, OcM4t«n, K*шотп Л. bitten mit,

Б'И Interbreltun« eine* Dorirllba'trii <0ot-

e* btnfldjtti« Vnbltfaiien Ihrer Werfe ta

am (Id) mil uni In Bf rölnbung ju (»Цен.

fBDbernre «Bfrloflebureau (Gurt IDiqanb).

II, Datlerplal) « rr 11 ш . tB 11 ш » r • б о /1, »ullftplu» IB.

Unser

Illustrierter Verla g s • Katalog

steht auf Wunsch

kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt

Perlaflsbuchhandlung

Berlin nw. I, Georgensir. 23.

nähme für btn

H1лг/1»п<4 ыгф btn Verlag бсв „-morgen“, -Berlin, aieicbrnrtrfr. I*

«»ii IVM H»'» (ScLYI,2271),tou>ic ыгф{аштфеЯппонсен«e;pc1)Шонсп.

fur Mr

ф. ЧО. *Нпг1т-вф?г"ЬегЯ.
Bon ф<4 а »orttb в. ш. б. 6 . «alta W.

SAALECKER WERKSTÄTTEN G. m. b. H.
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN W. 10
Viktoriastrasse No. 23 (bei der Potsdamer Brücke)
AUSSTELLUNG vo* ARCHITEKTUR-MODELLEN
SÂÂLECKER MÖBEL von PROF, SCHULTZE-NAUMBURG
Beleuchtungskörper — Uhren — Stoife — Teppiche
Freie Besichtigung.
„MORGEN"- VORTRAGE
VERANSTALTET VOS DER WOCHENSCHRIFT MORGEN.
SONNTAG, DEN I. MÄRZ OS — MITTAGS 13 UHR
IM KAISERSAAL DES HOTEL ADLON, UNTER DEN LINDEN i.
C.

„NEUE DICHTUNGEN"
FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" IST DIESER I'ORTRAG
KOSTENLOS, DOCH AfÜSSEN BIS ZUM MOJftAO, DE K 24. FEBKUAR,
BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", HERLI.V JV.jo. £/S-
LEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER
ODER UNTER EISENDUNG DER ABONNEMEN1SQU1TTUNG DIE
EINTRITTS- KARTEN
VERLANGT WERDEN.
FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.
BILLETS BEI: AMELAN G — BOTE C- BOCK — WERT REIM U. A. D. K A öS E
DER REINERTRAG
IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCIJ1'LKIXDER IX BERLIN.

o •
o o
D O
o o
edle
193
«. Von «reboto . . .
(©ф!и&)
Otto ЗиПиЯ Werbaum Œitoué vot <£rí>.
feinbe 195
(Seorg ЗДганбеа . . . Яп бер
fôortfttiung) .
Sari Çauptmann . . Graf 91Ш)ae1
(5ortfehung) . . 203
Suliuá 'Sab ^«rfönüçöfett . 209
200
©uftaö § er r mann
Фгипо
3i. е..
... 213
Serpeftutig iBer-
[<пв бирф ble
45roöttij . . . 214
^Remtnifjenjcn
über <900agner. . 216
6iegmunb gtieb-
bcrg 218
... 220
93anufliii>tfcitbungett nicftt an bic «injclnen §croивд«бет, fonbcrn an btc
6cf)riftleitung: Dr. iur. 9Irtur Canbaberger. «Berlin W. 50, Sieiebenerftra&e 14.
5EIDEMHRÜS
MICHELS &СЛ,
HOFLIEFERnhTEH.
BERUH W. LEIPZIGERSTRKSSE 45-44,
ECKE
QRÖSSTES SPECIRLHñUS DECJTSCHLRMDs
• FÜR SEIDENSTOFFE UND SRMMETE •
MECHHN. SEIDEnSTOrRWEBEREI IM KREFCLD
VOM SEIDENEM BLUSEM, JOPOMS,
MORQEMRÖCKEM, MBTIMEES, KOSTÜWRÖCKEN
UMD nSQEPRSSTEM HfilBFERTIQEn ROBEN.
» n n i SPECIAL. явтеиима FOR -. -. n i-. tt n i
uetRTY-nRTiKEL. seiDENE ттсотяаем, SEIDENE TQCMER.
KOERBOns, ECHTE SPITZE», KRHQEn, SCHÄRPEN ETC

®od)enfd)rift für beutfd&e Kultur, begrünbet imb lJercmegegeben Don
 Vento eombart Äulturphilofoplje / Шфарб etraafe: 9HufW / tteorg «ron bei: ettetatut
 Шфарб QRutfkf: jtunft / linter TOUTelrfnnfl »on f)uao »on f)0fmannftt)ali
 Kummer 7 ^S^^Sgr^ 14. ffcbruar 1908
 unb Secant!.*)
 <£. »on ^reboto, ©enerolmajor 3. Ф.
 Л) ei ©eíegenrjeü fer ble3jâb.rigen ендИ{фен "Шапоьер auf fer Ebene bon bulíáburt)
 *»^ tourbe »on einem £)«rrn fer Umgebung fe8 §ерзод8 bon Sonnaugljt erftereS
 engstoelfelt. 3)er Серзод lieS ?1ф fofort зит ?Зеюе18 gerbet. 6etn C^ef fe3 ©tabeg
 mugte per 3^фенШф-ЭДоф ben (Señera! Hamilton fjcрbeirufcn, fein 6of)», ^3rins
 «rt^ur, mit glelc&en Mitteln bte QirtUIerte befragen, ьх!фе8 Ziel fie í>átte. Ше3 fuñí-
 tlonierte borrrrefflic^. ^1иф bie ЗДгьшьипд ber Artillerie mit fern \$nfanteriegefe<f)t ift
 ftetS ьирф einen 3lrtilerieoffi3ter unb bao aitogcbeíjtte ©efedfjteMeptionnc^ gemälirleiftet.
 3n allefem fe^It'8 поф bet una. ?lur bte ftaballerie í>at ifjre 'ííatrouillen-ílpparate,
 bie bei feniítcм ^Better unb auf twite (Entfernungen oft berfagen. %lu8bilbung unb
 ^Iu8ru(tung í)tníicí)t[tcí) be\$ Heliographen ift ungeniigenb, ьс8д!е1феи verallgemeinerte
 ftenntnig feg <3!lorfe«íUpí)abet3. S)tbiflon, iBrigabe, "-Regiment berfügen поф immer nid)t
 über дерн}префер. ЗДе1 fer Artillerie ftnb nur bte "Regimenter mit bem Artillerie-
 ^rigafefommanfeur berbunfen, п1ф1 einmal mit fern S>ibiiton8fommanfeur. ílur einige
 CaubitionabteUungen beft^en ьерСиф8из«Це 5ernfпрефер. ^Igemeine Äenntnís beS íllorfe»
 íUpíKibetS feí>It bel Offisieren unb "aianníá^aften. S>a8 neue Gersierreglement forfert
 енбКф, баft ein 3lrrlIerieoffi3ter nebft ^Dinier bie "33erbinbung зю11фен ber borferen
 3nfanterielinle unb fer Artillerie ferftellt. Hebungen In §eliograpi>=-'31lorfe unb
 llorfe toerfen шф1 in genugenfem Umfang angeftelit. Qlber bie 'ülrtillerle»
 таф! In auSgiebigfter SZDeife bom gemfпрефер ©ebraиф. (£2 fei)It an lleber-
 tragung auf bie Gruppe, "ioir berlaffen un\$ subiel auf ben 'ZDInferbienft, ber In allen
 ftompagnen, 6фшabronen unb ^Batterien bon fen IInteroffi3leren unb (еф8 bi8 adit
 ÍHann geübt tolrb. ©elánfeexllen, "ipulberbampf unb "Zlebel gefalten blefen ?1афр1ф1ен«
 bien ft oft зи einem unsuberläfflgen. —
 Unb tDie fleet's mit ber Qlu8rüftung ber ftaballerleregimenter mit tragbaren
 ЭДв|ф1пендеюе^ren? ílutjl^felt unb «ebürfní8frage flnb längft anerfannt. Infer
 J«t5lge8 "atatölnengetDe&r íft зи 1фюер unb зи fompllskert — 27 »lio, 11 gefern. 3>le
 Зефп11 ftellt längft 1e1ф1ere ©ctóeljre einfad;rcrc <Шефан18ten fer; Heinere Armeen,
 3. ЭД. ble ЫпЦфе, fabelt (о!фс bereits eingefübrt. íkt une íft аиф biefe gruge à
 *) Siebe „Tiöracn" íir. 5 »от 31. Даниаг.

194 Morgen: Politik

l'arucke schon lange. Die Zentralstelle, welche die Versuche macht, lomme über die Frage des Sattels bzw. Tragegestells nicht hinaus. Auch hier fehlt's an der schnellen organisationsatorischen Uebertragung auf die Truppe. Frankreich mit seinem rührigen Kriegsminister wird uns trotz allem darin wohl zuvorkommen.

Luftschiff und Funkentelegraphie haben schnelleres Zugreifen unserer leitenden Stellen veranlaßt. Frankreichs Vorgehen hat zu ersterem — dem Anlauf des Zeppelinischen Luftschiffes und Vereitstellung der Mittel für ein zweites — den Anstoß gegeben. Auch der entschundenen „Patrie“ sind in Frankreich fünf gleiche Luftschiffe im Weiden — man spricht schon von einem Aufmarsch der Luftschiffe an der französischen Ostgrenze.

Ab von Utopien können wir absehen: als Kampfmittel sind die Luftschiffe aus verschiedenen Gründen nur geringwertig zu veranschlagen. (Die Ausführungen des Regiments Rats Martin in seinen verschiedenen Büchern und die des Herrn Scheerbarth in Heft 12 des „Morgen“ 1908 haben meine Ueberzeugung nicht gewandelt.) Aber ein gefährliches Aufklärungsmittel, das die strategischen Aufgaben der Kavallerie ungemein erschwert, sie trotzdem zu erweitern und zu ergänzen befähigt ist. Das außerdem im Festungskrieg und! Stellungskriege von schwerwiegendster, umwälzender Bedeutung werden kann, aber nicht durch die Kampfkraft, sondern durch die Aufklärungsfähigkeit. Und trotz der ungewohnten Fixigkeit, mit der wir zugegriffen haben, ist uns Frankreich doch wieder voraus. Im Laufe dieses Jahres werden fünf Luftschiffe à 12 Patrie mit einem Aktionsradius von 250 km und je 300 kg Sprengmittelausrüstung im Aufmarschrayon auftreten können. Wenn ich mir vergegenwärtige, als Kavalleriegeneral, was von französischer Seite an strategisch-kavalleristischer Aufklärungstätigkeit zwischen Nemilly und Saarburg beim Kriegsbeginn geplant wird, so beunruhigen mich diese fünf großen Zigarren, die auf 7—800 m Höhe — in gewisser Entfernung — unfaßbar herumfliegen, auf das äußerste. Unfaßbar! Darin liegt's — das quält, beunruhigt, lähmt. Warum hält im Verwüstungsprinzip die Technik nicht Schritt, wie zwischen Panzer und Geschütz? Auf mittlere bzw. weitere horizontalentfernungen kann Feldartillerie wohl den sehr beweglichen Lenkbaren beschießen, doch nur bei großem Munitionsaufwand wird ein Erfolg zu erzielen sein — selbst dann noch zweifelhaft. Kommt der Dirigable näher, so versagt die Elevation. Die Firma Ehrhardt in Düsseldorf hat im vorigen Jahre einen Panzerselbstfahrer ausgestellt, der in der Kuppel ein 35 mm Schnellfeuergeschütz (Pompey) führte, das jede Elevation nehmen konnte. Das Fahrzeug — bestimmt zur Verfolgung von Luftballons — hatte nur einen Fehler, es war gepanzert und daher zu schwer. Man nehme ihm den Panzer, befähige es durch Vierräderantrieb, auch kurze Strecken im Gelände zurückzulegen, und dann gebe man jeder Kavalleriedivision zwei solcher kleinen schnellen Maschinen zu rücksichtsloser Verfolgung der feindlichen Lenkbaren. „Laß es jetzt gut sein, Seni, komm herab, der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.“ Lenkbare Luftschiffe müssen von der terra firma aus bekämpft werden, und dazu brauchen wir ein kleines Schnellfeuergeschütz auf schnellem Piergondel und zwar schnellstens.

Immerhin haben wir 1907 einen gewaltigen Schritt in der Organisation der Feldtelegraphentruppen vorwärts getan, eine Inspektion geschaffen, ein viertes Bataillon errichtet, und, jedem Telegraphenbataillon eine vierte Kompanie als Funkentelegraphen

o. I. Vierbaum: Etwas vom Erbfeinde 195

«bteilung zugeteilt. In dem herauswachsen der technischen Truppen sind Analogien unverkennbar. Aus Eisenbahnlompagnien sind Regimenter und Brigaden geworden, gleiches bei den Telegraphentruppen — und so wird's ergehen mit den Luftschiff«»» truppen — und fo muh es kommen mit der Kraftfahrzeugabteilung. Wir brauchen für jede Kriegsarmee ein Bataillon für Lastselbstfahrer, «in Bataillon für Personenselbst» fahr«, ein Bataillon für Motorräder. Nicht um sie einheitlich zu verwenden, sondern um am ersten Mobilmachungstage Stäbe und Truppen usw. damit zu vers«h«n. Schon das nächste Quinquennat muß hier Neuorganisationen bringen, wenn die deutsche Armee nicht ins Hintertreffen geraten soll. Wir müssen aber auch die Offiziere und dadurch die Truppe mehr für technische Fragen interessieren. Das technische Fluidum muß bis in die feinsten Beräderungen geleitet werden und darf nicht nur bei einer Zentral» stelle monopolartig eingekapselt bleiben. Belebung der Peripherie tut dringend not. Etwas vom Erbfeinde.

Von Otto Julius Vierbaum.

/Hin Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, berichtete, nachdem ^»^ er dem Volke der Dichter und Denker einen Besuch gemacht hatte, seinen Lands» leuten neben manch anderem, das ihnen turios erschien, dies:

„2s rühmen sich nun die Männer mit den Barten aus gelber Wolle und den Nasenfenstern, daß sie und ihre Stwaws eine große Liebe zu den Tieren hätten und leine» Kreatur mit Fleiß und zwecklos wehe täten. Dies aber, meine Brüder, ist «ine von den vielen Lügen dieser Vollbarte. Denn seht, in so vielen Wigwams von ihnen ich auch war: in jedem sah ich ein seltsames und bedauernswertes Tier, das sie zu nichts anderem in der Gefangenschaft hielten, als daß sie sich an seinen Schmerzens» lauten ergötzten. Es ist ganz harmlos, tut niemand was zuleide und steht bescheiden ruhig da. Aber kaum erblickt es der scheußliche Mann durch sein Nasenfenste» oder des scheußlichen Mannes gleich scheußliche Frau durch ihre abscheulichen blauen Augen, vor deren laltem Lächeln ich mich mehr gefürchtet habe, als vor den 100 000 Kanonen des Kaisers mit dem zweizinkigen Barte, der gen Himmel wächst: so stürzt er oder si« mit häßlicher Gier darauf los, reißt ihm das Maul auf und drischt mit beiden Fäusten auf den stumpfen Nagetierzähnen des wehrlosen und entsetzlich aufbrüllenden Geschöpfes herum. Und gerade das ist es, was diesen entmenschten Barbaren Freude bereitet. Damit das unglückselige Wesen noch lauter schreie, heule, wimmere, stöhne, winsele, kreische, quieke, knurre, geben sie ihm auch noch Fußtritte,- und unterdessen, wenn es der Mann ist, der diese Tierquälerei verübt, stellt sich die Frau neben ihn und verhöhnt den Schmerz der gepeinigten Kreatur, indem sie widerliche Schmerzens» laute ausstößt. Ringsherum aber sitzen andere Scheusale der gleichen Art und geben grunzende Töne des Entzückens von sich, wie Schweine, die ihren Nucken an einer Mauer schaben, oder sie drehen ihre gräßlichen blauen Augenkugeln so heftig Im Krelfe, daß man meint, es müßten Funken von ihnen stieben wie von geriebenen F«»«rstein«n. Zumal die Weiber gebärden sich über alle Maßen greuelhaft, und ich

Hab« dabei erkannt, warum sie ihre Brüste mit Reifen umschnüren wie Fässer. Es geschieht dies nämlich eben wegen dieser Entzückensanfälle beim Quälen jenes armen Tieres. Denn dabei Wippen sie ihre Brüste so heftig, daß sie davon fliegen würden, wären sie nicht durch metallene Neisen gehalten. — Und: wo ihr im Lande dieser entarteten Menschen auch wandern möget, meine Brüder: in den riesigen steinernen Städten, wo sie, Käfig an Käfig eng beieinander und übereinander, wohnen, oder auf dem Lande, wo die tzäuser weiter auseinander stehen: auf hohen Bergen neben Gletschern und Schneefeldern,- in den Tälern an den Ufern der Flüsse; auf der Ebene, die sich zum Meere streckt: überall hört ihr aus den Häusern heraus dieses ungeheure, gräßliche Klagen der Qual. Denn sie mache" nicht einmal die Fenster zu, wenn sie ihrer scheußlichen Leidenschaft frönen,- nein: Alle sollen, Alle müssen es mitanhören, was ihre schändliche Grausamkeit verübt. Es ist, als ob sie auf ihre Niederträchtigkeit stolz wären. Und es ist das auch wirklich so. Wer am schnellsten und ausdauerndsten auf die Zähne jenes bejammernswürdigen Tieres losschlagen kann, wird unter ihnen berühmt, wie bei uns ein großer Jäger und mutiger Krieger. Es gibt Schulen, w» diese Tierquälerei gelehrt wird, und ich habe mir sagen lassen, daß im Lande der Deutschen das schönste Mädchen keinen Mann bekommt, wenn es nicht eine jahrelange Uebung in dieser infamen Kunst aufweisen kann. Denn fie nennen es, und das ist Wohl das Greulichste daran, eine Kunst. Eine Kunst — — — I"

Darin, find ich, hat der Kanadier recht: Eine Kunst ist die Klavierpauterei nicht, mit der der Nachkomme des büffelhorntutenden yerman und die Nachfahrin der hacke» brettschlagenden Thusnelda ihre überschüssige Kraft in Schallwellen umsetzen. Die Tier» quülerel beruht auf einem (übrigens sehr begreiflichen) Irrtum der Nothaut. Um so fürchterlicher ist die Wenschenquälerei, die in diesem akustischen groben Unfug liegt, der ganz Deutchland mit tobsüchtigem Lärm erfüllt.

5

V deutsche Eltern, jammert euch denn gar nicht der armen, unschuldigen Kind» lein, daß ihr es übers her; bringt, sie vor das tastenfletschende Klavier zu zwingen, und wenn sie gleich nicht mehr Musik im Leibe haben als ein mit sauren Gurten gefülltes Faß, und nicht mehr Talent zum kunstreichen Tastenschlagen als ein Wal» fisch? Und, o deutsche Mitbürger und Mitbürgerinnen, fürchtet ihr auch nicht Sünden, daß ihr die yörorgane von Zeitgenossen, die nicht zur Strafe für irgendwelche Ver» brechen, sondern nur durch die Ungunst des blinden Zufalls eure Nachbarn geworden find, so schauderhaft und unverschämt malträtiert, indem ihr (es gibt lein« frechere Schamlosigkeit) von früh bis nachts in fie hineintrommelt (ich ahme nur höchst müh» sam euren Nhythmus nach):

Zum Klavier
Brauchen wir,
Hörst du, du,
Kein Talent,
Sondern bloß
Möglichst groß
Ein Instrument.

I> o

o. I. Vierbaum: Etwas vom Erbfeinde 19?

Und dazu,

hörst du, du,

Ein Pedal,

Und zumal

Rücksichtslose Pfoten,

So spielen wir

Auf dem Klavier

Das hohe Lied der Knoten.

Und wenn ihr schon tein Gefühl der Rücksicht auf die andern habt: möchtet ihr nicht endlich einmal der Empfindung zugänglich werden, daß ihr aus Rücksicht aus euch selber eigentlich gezwungen wäret, dieser schamlosen Enthüllung eurer seelischen Blößen Einhalt zu tun? Ihr laßt doch nicht alles öffentlich sehen, was an euch kümmerlich, häßlich, gebrethhaft, unappetitlich ist; - wie könnt ihr es nur immerzu hören lassen?

Es gibt deutsche „Hausfrauen“ (ach, daß man gerade dieses Wort in — Gänse» füßchen zu setzen jetzt so oft nötig hat), die zwar keine Zeit finden, Schlafrock und Nachtfrisur in den ersten Stunden des Tages abzutun, wohl aber leider mehr als ein Viertelstündchen dazu übrig haben, sich mit strähnig herumzottelndem haar und jener beleidigend formlosen Flanellhülle ans Klavier zu quetschen, dem nun die noch schläfrigen Finger ein unsauberes Gewimmer entlopfen. — Opfert man so seinen Göttern, Madame? Ach, was red ich: Götter! Das ist nicht Andacht, sondern Früh» stücksverdauung. Mozart oder Lehar, Beethoven oder Ludolf Waldmann — alles egal auf diesem Nudelbrett der Gedantcnlofigelt und des Gefühlschwundes. O, daß die Schlafrockhuldinnen doch lieber Vcessleat tlopfen! Es würde nicht nur nützlicher fein, sondern auch besser klingen. Das Schrecklichste am Klavier ist, daß es in der Regel den Refpelt vor der Musil ertötet, und das ist der Respekt vor etwas heiligem. Das Klavier ist «in irreligiöses Instrument, das Instrument der Blasphemie. Die Musitduselei auf dem Klimperlasten sollte sich wenigstens auf schlechte Musik befchränken. Es wäre doch ehrliche Gemeinheit. Ader diese Gotteslästerer heucheln ja gerade Verehrung des höchsten Wefens. Es ist unsäglich schauerhaft und der fürchterlichste Beweis dafür, daß in den weitesten Kreisen bei uns leine Spur von Kulturgewissen existiert. Ich vergleiche den Menschen, der die edelsten Offenbarungen des mufikalifcheu Genies auf dem Klavier zu einem breiigen yach,/ verhackt und sich einbildet, damit Kunst zu treiben, dem Wilden, der sich mit den zerrissenen Fetzen der Kleidung eines von ihm tot» geschlagenen Europäers behängt und nun glaubt, als Kulturmensch dazustehen. — Daß uns aber dieefe musikalischen Kannibalen auch noch tyrannisieren dürfen, indem sie uns auf Schritt und Tritt mit ihren scheußlichen Geräuschen verfolgen, ist ein schlechthin schmachvoller Zustand, der selbst einen Anarchisten dazu bewegen tonnte, nach einer ästhetischen Polizei zu rufen.

Was würde man dazu fagen, wenn es sich jemand unterstünde, den nackten hintern zum Pcnterrefenfter herauszustecken? Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich an»

198 Morgen: Literatur

nehme, daß man das ziemlich allgemein als moralisch unzulässig empfinden würde, weil es ein beleidigendes Aergernis für das sittliche Auge ist. Das sittliche Ohr scheint aber seltener zu sein. Wer es besitzt, ist ohne die mindeste Möglichkeit zur Abhilfe unausgesetzt der Beleidigung durch akustischen Exhibitionismus der greulichsten Art ausgesetzt.

»

Man hat die Klavierwut der Deutschen einmal eine Seuche genannt. Sie ist mehr — sie ist ein Laster! Und sie ist als solches kaum weniger gefährlich als die deutsch« Saufwut. Wenigstens verdummt sie gleich ihr und schwächt die Empfänglichkeit für feinere ästhetische Genüsse. — Vom Klavierspiel als Kunst und vom anständigen Dilettantismus im Sinne guter Hausmusik ist hier nicht die Rede. Das Klavier hat, seit es in dieser fürchterlichen Mannhaftigkeit aufgetreten und zu einer Plage ge» worden ist, die deutsche Hausmusik nicht gefördert, sondern gefährdet. Die echte deutsche Hausmusik war ehrliches, liebevolles, andächtiges Bemühen um die Kunst; der heutige pseudomusikalische hausspettatel auf dem Klavier entspringt einem erbärmlichen Be» Hagen an gedankenloser Dahinduselei, verbunden mit roher Lärmsucht, und ist eine Art Lösegeld, mit dem sich grundbarbarische Menschen von der kulturellen Pflicht, der Kunst zu dienen, loskaufen. Sie „spielen Klavier“ und finden, daß sie nun genug Mühe, Zeit und Geld für die Kunst aufgewandt haben. Wer auf fo billige Manier den Anschein von künstlerischen Interessen hervorzurufen vermag und gleichzeitig eine Art Genugtuung darin findet, denkt nicht daran, sich geistig intensiver zu beschäftigen und seelisch zu vertiefen. Was ist das aber für ein Volt von „Dichtern und Denkern“, das so niederträchtig mit dem — Klavier dichtet und denkt?

Was ist eigentlich schuld an dem Unfug? Der zunehmende Nationalwohlstand, mit dem die innere Kultur nicht im gleichen Matze zugenommen hat. hoffen wir, daß es ein Uebergangsstadium ist. Manche Zeichen sprechen dasür. Einige Ablenkung haben die in Schwang gekommenen Leibesübungen geschaffen. Der Sport erfordert eine gewisse Anspannung im Spiel, die den Willen kräftigt und vielleicht schließlich Wider» willen gegen alles Faule, halbe, ohne Anspannung des ganzen Willens Ausgeübte erzeugen wird. Wer ordentlich Tennis spielt, wird es am Ende (hoffen wir) verächtlich finden, salopp Klavier zu klimpern. Das Vornehme am Sport ist, daß er das Streben nach möglichster Vervollkommenung zum selbstverständlichen Ziele hat. So wird er wohl auch lehren, wie absurd es ist, im Rahmen einer hohen Kunst sich mit Leistungen zufrieden zu geben, die tief unter der Mittelmäßigkeit liegen. Wer Talent und Willen und Fleitz genug besitzt, wirklich gute Klaviermusik zu treiben, der wird sich davon nicht abbringen lassen; die anderen werden aber hoffentlich zur Einsicht kommen, daß es anständiger und vernünftiger ist, Musik hören zu lernen, statt miserabel in ihr zu dllettieren.

o. I. Vierbaum: Etwas vom Erbfeinde 199

Aber ist es nicht im Grunde doch ein schöner Trieb: wenn auch mit schwachen Kräften, so doch mit gutem Willen tätig einer Kunst zu dienen? Seine Seele ausströmen zu lassen in den Weisen der großen Begnadeten? Ausdruck zu verleihen seinen Empfindungen in Tönen der empfindungsreichsten Menschen? Nachzutasten ihren schönheitsbeflügelten Gefühlen? — Ich konnte noch eine Seite voll schreiben mit lauter ebenso wohlklingenden Phrasen, aber sie würden auch durch Dutzende von Variationen nicht haltvoller. Dies alles ist hinsichtlich vor der einen Wahrheit, daß der Sinn einer jeden Kunst ihre Schönheit ist. Wer diesen Sinn talentlos verzerrt, frevelt an der Kunst, und wenn sich eine ganze keuchende Seele dabei opfert. — Malträtiert er dabei aber auch noch die Ohren feiner Mitmenschen, so kann der beste Wille ihn nicht vor den berechtigten Flüchen derer bewahren, die er mit seiner schönen Seele so rücksichtslos mißhandelt.

Wirklich: Der Mensch muß nicht von allem haben. Wer kein Talent zu einer Kunst hat, soll die Finger davon lassen und sich begnügen, seine Empfänglichkeit zu vermögen auszubilden.

Lerne, o Lehmann, zu lesen, und hüte dich, selber zu dichten;

Lächerlich macht dich der Vers, den du mit Keuchen gebarst.

Sie aber, Fräulein Marie, verschließen Sie schleunigst den Deckel

Ihres Klaviers und tun lieber Ihr Ohr Sie mal auf.

Lieblicher steht zu Geficht einem Mädchen verständiges Lauschen,

Als der schmerzliche Blick, der die Noten zerspiegelt.

Und dann, Hurra, wir sind ja, ohne alles Verdienst und Würdigkeit, auch bei absolute! Talentmangel jetzt in den Vorhof des Tempels ausübender Kunst zugelassen. Dort stehen Flügel und Pianos zu unserer Verfügung, — doch eine Barriere schützt sie vor unseren Fingern. Eine Barriere, die aber gleichzeitig eine Art Vermittlung zwischen uns und dem Instrument ist. Sie erlaubt uns, dem Klavier ein Musikstück so mitzuteilen, wie wir es empfinden, ohne daß es uns gestattet ist, ihm gleichzeitig unsere Talentlosigkeit mitzuteilen. Ohne unsere Finger zu rühren (der Himmel segne die Barriere), entlocken wir den von meisterhaft angelegten Tasten berührten Saiten alles, was die Technik eines Meisters ihm zu entlocken vermag, und dürfen es doch nach unserer Luft nuancieren, Takt für Takt Herr über das Instrument.

Ein Wunder also. Und es nennt sich wunderbar geheimnisvoll Phonola.

Dürfen wir daran glauben? Dürfen wir hoffen, daß ein füllreicher Mechanismus uns von dem schlecht Mechanischen dilettantischen Klaviermißbrauchs einst befreien wird?

Es klingt so verlockend. — Aber klingt die Kunde nicht zu schön, als daß sie wahr sein könnte?

200 Morgen: Literatur

?)N vek 3^km!>s. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders. VII.)

Mein Buch über die Emigrantenliteratur war eben in deutscher Sprache erschienen, und es lebte in Dresden ein einziger Mann, dem ich es gesandt hatte und auf dessen Urteil ich den größten Wert legte. Das war Hermann Hettner, Professor der Kunstgeschichte, Direktor der Stulpturenabteilung des Museums, Verfasser des lehrreichen Wertes Die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein paar Wochen hielt ich mich schon in Dresden auf, ehe ich soviel Mut gesammelt hatte, um zu ihm zu gehen. In dem Literarischen Verein hatte ich gehört, daß er „grob“ sei, hegte also einige Besorgnis. Er besaß ein schönes Haus vor der Stadt. Ich kam in ein stattliches und geschmackvolles, mit Gemälden, Skulpturen und Statuen geschmücktes Gebäude.

„Ist der Herr Professor zu Hause?“ „Wir werden sehen.“ Ich gab meine Karte ab und wurde sofort oben geführt. „Sie hier! Nein, wie reizend! Und ich, der ich nach Kopenhagen reisen wollte, um Sie zu sehen!“ Und er erzählte mir, daß er gerade mit seiner Frau nach Dänemark reisen wollte und von vielen Seiten so viel Vorteilhaftes über mich gehört hatte, daß er zu ihr gesagt hatte: „Einen Freund werden wir dort bekommen.“ — Sie kam herein und bestätigte seine Worte. Ich wurde für den nächsten Tag zum Mittag und zum Abend eingeladen und mußte heftige Aeußerungen des Bedauerns darüber hören, daß ich vierzehn Tage in Dresden gewesen wäre, ohne Hettner aufgesucht zu haben. Er unterhielt sich ein paar Stunden mit mir, führte mich gleich im Skulpturenmuseum umher und gab mir jede Auskunft, die ich wünschte. Von Dänen hatte nur Frau Jerichau über mich gesprochen. Sie hatte bloß gewußt, daß ich nicht religiös sei. „Sie können sich denken, was das aus mich alten Feuerbachianer für einen Eindruck machte.“ Und zornig fügte er hinzu: „Ludwig Feuerbach starb vor zwei Wochen, am 13. September. Keine große Zeitung brachte ein Wort darüber, keine Universität sandte eine Deputation zu seinem Begräbnis. So ist er, dem wir unserer edelste Erziehung verdanken, ohne Sang und Klang in die Erde gesenkt worden.“ Es versetzte mich in Erstaunen, wie er trotz seines regelmäßig schönen Gesichts in Aussehen, Wesen, Manieren, Ausdrucksweise Renan glich.

Wohlthuend wirkte es auf mich, zu hören, mit welcher Innigkeit und Wärme er mein in Dänemark heruntergerissenes Buch pries. Beinahe am meisten überwältigte mich, daß er, Deutschlands größter Literaturhistoriker, gestand, erst durch mein Buch Benjamin Constant kennen gelernt zu haben, während zu Hause der elendeste Rezensent alles, worüber ich schrieb, schon vorher kannte und alles miteinander als Leihbibliothek stempelte. Er hob meine Darstellung und meinen Stil als etwas für die Deutschen Neues und Ungewöhnliches hervor und versprach mir, daß das Buch in Deutschland außerordentlich viel gelesen werden würde, was trotz der großen Unvollkommenheiten des ersten Gusses auch eintraf. ^ i

Ich befragte ihn über die Natureindrücke und die Gesellschaftsverhältnisse, von denen die deutsche Romantik ausging, an deren Darstellung ich gerade Herangehen

) Siehe „Wohl,«n“, Jahrgang 180? Heft 28 2». Jahrgang 1«» h.ft 1.

o l>

Georg Brandes: In der Fremde 201

wollte. Für ihn war die "Romantik ein Nachklang der Sturm» und Drangperiode, nur daß die Naturbetrachtung, die in der neuen tzsloise und in Werther empfindsam gewesen, nun bei den Romantikern phantastisch geworden war. Die Bewegung sei der»
jeningen parallel, zu der Chateaubriands poetischer Katholizismus in Frankreich den Anstoß gab. Alles, was Tieck und Wackenroder geahnt und erträumt, erhielt seinen Stützpunkt, als unter Napoleon die Klöster aufgehoben und geöffnet wurden, und ihre alten Gemälde so an das Tageslicht kamen. Die Brüder Sulpre»Boisseree machten sich damals zu Fürsprechern der Kunst des Mittelalters. Die Naturphantasterei sei das notwendige Seitenstück zu Schillings und Vlens Naturphilosophie. Aus der Liebe zum Mittelalter ergab sich der haß gegen das Antikisieren der Klassiker. Da Lessing, Schiller und Goethe den Patriotismus als Beschränktheit betrachteten, wurden die Nomantiker mit Gewalt deutsch. '^^!!

Auf meine Frage: „Glauben Sie an die Aesthetik, und bis zu welchem Punkt?'

erwiderte er: „Ich glaube wie Sie nicht im allergeringsten an die alte spekulativ« Aesthetik. Für mich ist Hegels, Bischers, Zeisings, yerbarts, Zimmermanns, Lotzes Aesthetik nur Kategoriengerassel. Sie sind den rechten Weg gegangen, als Sie sich aus ihnen herausarbeiteten. Die Metaphysik des Schönen beruht auf der Torheit, daß der Schönheitsbegriff sich bei der Erzeugung des Kunstwerts fruchtbar erweise, sodann auf der Torheit, daß die Kunst über der Natur stehe. Wie jeder weiß, tut sie das in gewissen Beziehungen, in anderen nicht. In mancher Hinsicht verzweifelt der Künstler daran, die Natur erreichen zu tonnen. Hegels Aesthetik war nur das philo» sophisch« Spiegelbild der Schiller-Goetheschen Vergötterung der Antike. Und ich will verrückt sein, wenn ich weiß, was die herbartianer wollen. Niemand glaubt mehr an sie. „Die gegenwärtige Neattion gegen die Philosophie hat zwei Ursachen: Feuerbach hat, als wir jung waren, Hegel gesprengt, und die Naturwissenschaften verdrängen die gesamte Borausspetulation. !^!

„Die neue Aesthetik verhält sich zu der spekulativen wie die Naturwissenschaft zur Naturphilosophie; sie sucht Gesetze auf dem Wege der Induktion. Die wahre Aesthetit ist zuerst eine Logik der Phantasie (entsprechend dem, was man die formelle Logik nennt), wie fie z. B. im Märchen herrscht, sodann eine Grammatik des Materials, ich meine die von der Beschaffenheit des Stoffes abgeleiteten Stilgesetze. Lessing versuchte eine solche Grammatik in seinem ‚Laokoon‘, Freytag in seiner ‚Technik des Dramas‘, Anselm Feuerbach in seinem vatikanischen ‚Apollo‘. Wahre Aesthetik ist sodann die Geschichte der Phantasie und der Kunst. Allerdings gibt es wenig allgemeine Gesetze, aber eben gerade wie in der Grammatik. Auch die Grammatik verändert sich, je nach» dem die Sprache sich verändert. Gewisse Stilgesetze sind indessen nicht zu durchbrechen, sie, die davon abhängen, daß der Stein schwer und spröde ist, oder davon, daß das Drama Dialogform hat. Aber der Teufel hole die Kathederästhetik !

„Wenn man in jungen Jahren nach Nom kommt, fallen einem alle Kategorien wie Schuppen von den Augen. Leute wie Zimmermann in Wien haben nichts gesehen. Das einzige Gute, was Bischer geschrieben hat, sind sein« Jugendarbeiten in den Kritischen Gängen; jetzt verhöhnt er selbst seine Aesthetik; sobald er indessen

^02 Morgen: Literatur

C> <»

etwas beurteilen soll, so fällt er wieder in seine Kategorien zurück, das Erhabene, das komische usw.-

Was im Verlaufe dieser Gespräche hettner und mich in gleichem Matze in Verwunderung versetzte, war die vollständige Einigkeit, die zwischen uns herrscht; obwohl wir niemals unsere Anschauungen verglichen hätten, hettner konnte diese Einigkeit kalt lassen, mir aber verlieh sie Sicherheit. Denn ich erlebte es von neuem, wie vor zwei Jahren Stuart Mill gegenüber, daß mein Instinkt mich richtig geleitet, daß ich also in den Jahren meiner Bildung nichts zu bereuen hatte. Ich war nun dessen sicher, daß meine nächsten älteren Freunde in Kopenhagen im Unrecht waren, wenn sie behaupteten, meine ersten Abhandlungen seien die besten; ich hatte im Gegenteil während meiner kurzen Schriftstellerzeit denselben Weg zurückgelegt, den die Wissenschaft in den letzten dreißig Jahren genommen.

hettner glaubte, gewiß mit Recht, daß der freimütig unkirchliche Geist, in dem sein großes Werk geschrieben war, seine Anstellung in Preußen verhindert hatte. Er fühlte sich unbehaglich und einsam in dem kleinen Sachsen, lebte in seiner Familie ohne jedes Verhältnis zum öffentlichen Leben.

Das allgemeine Arteil stellte damals den trockenen, unlünstlerischen, von allen Musen verlassen Julian Schmidt, der moralisierende Kritik betrieb, hoch über ihn. Außerdem begann sich bei hettner das Gefühl geltend zu machen, daß die philologisch ausgebildete Jugend seine ungebundene philosophische Art, die Literaturen zu behandeln, als halbwegs dilettantisch betrachte.

Er führte mich in seine Familie ein, wo seine lebenswürdige zweite Gattin den Mittelpunkt bildete. Beim Abendtisch, zu dem ein Teil männliche Jugend versammelt war, hörte ich einzelne politische Äußerungen, die mir damals neu waren. Ich war daran gewöhnt, Deutschland als die mit Vorliebe angreifende Macht und die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs als die rein formelle Initiative anzusehen, die mit überlegener Klugheit hervorgerufen worden war, um die Verantwortung für den Krieg auf die französische Seite abzuwälzen. Einer der jungen Herren um hettners Tisch erinnerte mich daran, wie Preußen, um den Krieg zu vermeiden, vor wenigen Jahren bei dem Zusammenstoß bezüglich Luxemburg zurückgewichen war. Dieser Jugend erschien Deutschland als die friedliche Macht, die immer wieder unter den Grenzefällen des übermütigen Frankreich zu leiden gehabt hatte. Lange Zeit hatten die Deutschen nachgegeben, bis sie deswegen förmlich geringgeschätzt wurden; jetzt waren die anderen an die Reihe gekommen: „Jetzt ist es an den anderen, sich zu ducken.“ Dies wurde munter und mit einem Lächeln, aber doch in der selbstbewußten Stimmung gesagt, die der Ausgang des Krieges natürlich hervorgerufen hatte.

Einen Monat später wurde ich in Berlin in Friedrichs Weinstube eingeführt, wo sich allabendlich eine Gruppe von Schriftstellern versammelte. Julian Schmidt und Hermann Grimm waren die Hauptpersonen, der eine eine kleine, grobe, knorrige Gestalt mit einer Kartoffelnase, der andere lang, würdig, mit ungesunder Hautfarbe und olympisch wie ein wahrer Schwiegersohn Bettinas.

Als ich in diesem kleinen Kreise den Namen hettner ehrerbietig nannte, wurde man nicht angenehm berührt. Als ich meine Liebe zu dem philosophischen Geist aus-

Carl Hauptmann: Graf Michael 2N3

sprach, in dem seine Bücher geschrieben wären, entstand eine Kunstpause, nach der Grimm trocken bemerkte: „Ich wühle nicht, daß Hettner ein Philosoph wäre.“ Drollig war es, die beiden Hauptpersonen des Kreises so zärtlich verbunden zu sehen; denn während Grimm die strenge Ueberlieferung von Goethe zu bewahren und fortzusetzen glaubte, stammte Julian Schmidt in gerader Linie von dem moralischen und patriotischen Menzel ab, Goethes bitterstem Feinde.

VIII.

Mit Ibsen hatte ich mich allmählich dermaßen zusammengelebt, daß ich fühlte, der Abschied würde schwer werden. Er sagte immer wieder, er glaube nicht an meine Abreise, und tat weiter nichts, als mich zu bitten, auch um meinetwillen, ich solle den ganzen Winter über bleiben: „Ich will nicht glauben, daß Sie fortgehen.“ Ms Zeuge der Gleichmäßigkeit und Festigkeit, mit der er in Dresden arbeitete, ungestört vom Geräusch der Umwelt, muhte ich mit Wehmut meines Arbeitslebens in Kopenhagen gedenken, das täglich vom Gelärm der Stadt, von Gefälligkeiten erbittenden Menschen und dem Gebrüll der Zeitungen gestört wurde. Und es kam mir vor, also beginge ich mit dem Zeitungslesen eine Sünde gegen mich selbst. Es galt für mich nur eines: mich zu sammeln, das war die Bedingung, um handeln zu können. Alles Schaffen erforderte innere Ruhe, ohne Unterbrechung?!' seitens der Umwelt. Kein entwickelter Mann dürfte es dulden, daß fremde Finger in seinem Heiligtum wühlten, wo seine Seele saß und spann. Alles Schaffen war Spinn» gewebe, während es gewebt wurde, und konnte also leicht zerrissen werden, selbst von Journallistenfingern. War es dagegen vollendet und in die freie Luft hinausgekommen, so wurde es zu Stahldraht gehärtet und konnte, gut gewebt, ein Jahrhundert oder zwei halten. (Schluß folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. „ ^r.;.««,,.

c7^>un waren schon längst Wochen des neuen, frohen Lebens verronnen. Graf Michael mußte einige Tage verreisen. Der alte Adelsmarschall hatte ihm in seine» guten Stimmung eine seiner fernen, großen Besitzungen zur Verwaltung übergeben. Und hatte seiner Schwiegertochter als Morgengabe nach der Hochzeit ein sehr lieblich gelegenes Schloß bestimmt. Man arbeitete es in Stand zu sehen. Es war ewig nicht bewohnt gewesen. Alles sollte Michael besichtigen und einrichten. Hätte es sich nicht: darum gehandelt, wäre er nicht aus Alices Nähe zu bringen gewesen. Aber wie er fort war, überfiel es ihn wie eine Krankheit. Er faß im Coupé und machte sich tausend Vedenklichkeiten. Vor allem kam ihm immerzu das Verlangen, zu Alice zu reden und ihre Stimme zu hören, Alice das und jenes zu sagen. Nämlich es kam ihm plötzlich so vor, als ob sie sehr unvorsichtig in allem wäre. Weil sie gar nicht an sich zu denken gewohnt war. Diese Vorstellung bedrängte ihn gleich. Wer ihn im Coupé sitzen gesehen, hätte allmählich einen vor sich gehabt, der sich das Hirn

204 Morgen: Literatur

zernagte in Sorgen. Und außerdem wurden diese Gesichte nicht Heller, je düsterer draußen die Frühlingsnebel über die trostlosen Aecker und Weidestriche trieben. Michael sah sehr bleich aus auf der ganzen, weiten Fahrt. Der Kammerdiener, der dann und wann nach seinen Wünschen zu fragen kam, war heimlich verwundert. Graf Michael lehnte auch das Speisen ein paarmal zu sonst gehöriger Zeit ab und rauchte sehr viel. Es kamen ihm schon die allertrübsten Begriffe. Er hatte Zeit zurückzuschauen.

Nückschauen ist immer die Kehrseite der Münze „Tatenlos“. Kein Mensch muß rückschauen, wenn er Kraft hat, tätig zu sein. Die Tat ist immer ein Heilmittel der Seele, und jede Tat ist auch eine stillschweigende Versöhnung mancher Vergangenheit, wenn sie nicht war, wie es den Menschen immer gefallen konnte! — Eine Versöhnung «der eine Quittung über den letzten Sinn des Charakters, wenn doch das Schicksal eine Versöhnung nicht zuläßt, und die Früchte nicht reifen, die Leiden und Freuden des Lebens nicht zu Gaben ficht einen.

Michael war beim Rückschauen unglaublich gequält. Er dachte dann von neuem, Alice konnte ihn nicht mehr lieben. Er wäre „der reiche Jüngling“. Er wäre auch zu nichts fähig. Er machte sich die wunderlichsten Visionen von seiner eigenen Erscheinung.

„Wie lächerlich ich schon aussehe neben einer so unberührten und unverbrauchten Gestalt.“

Er konnte lange diese Vorstellung nicht loswerden. Er sah sich klein und unansehnlich in die Salons neben ihr eintreten, die ihm dann fast erhaben aufgereckt baute, so daß alle umher heimlich über ihn zu lachen schienen.

Und wie kam er dazu? „Ein Selbstling, wie ich, muß sich nicht an einen so warmen Herd setzen,“ dachte er dann weiter.

„Sie erwarten von mir, was ich nicht geben kann,“ dachte er.

Die Augen Alices, die so unglaublich liebend stark machen konnten und ruhen auf ihm und suchen konnten, daß aus ihm das Erwartete in Wort und Geste ausginge, sah er dann vor sich viele Male.

Daß ihn dann wieder die Sehnsucht neu nagte — er es ihr zusichern, klar sagen, sich hinwerfen und sich zu erkennen geben — und um Verzeihung ihre Kinderseele anrufen wollte.

Ein lächerliches Spiel von Ideen betrieb dann Michael, solange der Expres hinraste in unaufhörlichem Takte, beflissen sich fast zu überholen.

Aber am Ziele in Wronla war alles verschwunden. Er fand Handwerk und Arbeit in gutem Fortgang. Die Tage hatten sich auch aufgehellt. Frühlingsblumen krochen aus den braunen Winterwiesen hervor. Das Schloß schien ihm sonnig. Die Gestalt seiner Mutter ging mit ihm in den Räumen um. Es war ihr Lieblingsaufenthalt gewesen. Wie mit ihrer Seele ging er da wieder in die Zukunft — dachte sich zu Alices Empfang alles aufs schönste aus, wie Mutter es ebenso getan. Er fühlte jetzt ein wahres Glück, Alices Wege zu bestreuen mit Glanz und Reichtum, mit der wundersamsten Schönheit — und Einsamkeit und Heimlichkeit.

Carl Hauptmann: Graf Michael 205

Die Gemächer zu ebener Erde ließ er ohne Stufen in einen stillen und hoch ein» gefriedeten Rosengarten sich öffnen, und vom Altan, der auf doppelt mannshohen Karyatiden ruhte, sah man ins Grenzenlose der Lande. Den See ließ er ihren ersten Blicken am Morgen durch die Fenster freilegen, daß sie den Frieden der stillen, blauen Wasser inmitten alter Eichen sehen und ihre Seele wie in Licht und Glanz und tiefen Schatten jung schweifen lassen konnte. „Doch in seinem Neiche gefangen.“ Dieser Gedanke lag jetzt von ferne. Ein wenig nur traurig. Denn er war wirklich in diesen Tagen nur eine frohe Ersinnung von allerlei Liebeswerk. Er sah Alice in Lauben und Grotten. In der stillen Gondel, die er bestellte. Auf dem Altan. — Und war umgeben von den Verheißungen der Zukunft, als hätte er ein Paradies aufzubauen hier auf Erden.

Aber schließlich sehnte er sich so, überfiel ihn eines Nachts eine solche lächerliche Angst, das Mädchen könnte nicht munter sein, das Mädchen konnte ihn plötzlich nicht mehr lieben, sie könnte von seiner Vergangenheit plötzlich alles erfahren haben, sie könnte ihn statt mit dem fanften Glanz ihrer Augen mit Stolz empfangen und all das Äußerliche seiner Gaben, die er allein brachte, plötzlich zurückweisen. Es stand zu seinem Schrecken, so etwas in der Luft wie eine dunkle Schicksalsfrau. Es zerriß ihn derart in Aufregung, daß er aus dem Bette herausgesprungen war, schreiend, nach dem Licht greifend — und klingelnd. Daß der Diener, der mit der brennenden Kerze herein» eilte, gleich eine besorgte Miene machte. Weil Graf Michael wie verstört dsaß, als hätte er noch immer einen Schrecken vor sich — der in der Tat auch erst langsam, nachdem er den Kopf mit nassen Tüchern sich umhüllt hatte und kaltes Wasser ge» trunken, im Scheine des Lichtes sich verlor.

Dann schlief Graf Michael zwar wieder ein. Aber am anderen Morgen gab er sofort an die Beamten der Herrschaft seine Befehle, gab die Pläne, legte auch angesichts der Bauführer und der Gärtner noch einmal alles klar und, fuhr, drei Tage früher als geplant, in die Hauptstadt zurück.

Am Tage, als Michael von Unruhe geplagt vorzeitig heimgereist war, hatte Alice mit ihrem Vater einen Spazierritt in den Anlagen der Stadt unternommen. Das jung«, edle, englische Blut, das sie ritt, war ein Geschenk des Grafen, ein ganz frommes Tier, das mit der peinlichsten Sorgfalt ausgebildet von einer Kaiserin bei Schlachtgetümmel hätte geritten werden können, ohne anders als selbstverständlich und sanft trotzdem seine Schritte zu sehen und zu tanzen, ohne jede Gewalttat. So war Franzlus und die Tochter in der beginnenden Frühlingsluft in sanften Gängen die Reitwege entlang geritten, in heiterem Geplauder Alices, die in einem dunkelbraunen Sammet. Neid mit weißem Federhut anmutig dareinsah und oft das liebe Muttertier, wie sie die »nglische Stute nannte, am halse klopfte und strich.

Vater und Tochter hatten Heiterkeit in den Mienen.

In den Anlagen an mancherlei Wegübergängen standen Menfchen, die auch die erste Frühlingsahnung genossen, oft auch mit einer tiefen Verbeugung oder mit gemessener Vertraulichkeit und Verbindlichkeit grüßten. Und Arbeitsfrauen waren bemüht, die alten Blätterreste des Herbstes wegzuharlen, daß man den Frühling und die junge Erde und die jungen Knospen roch.

Alice dachte an Michael viele Male, lachte kindlich in die helle Lust, erzählte, wie er oft sich so klein und demütig machte. „Dieser gute Hans Hucklebein," sagte sie ausgelassen. „Als ob einer nicht alles einmal erfahren mühte ^ und ein Wann, wie er, immer nur wie ein Kind in Hut und «Reinheit hätte sitze» können."

„Du kannst dir gar nicht denken, Papa," sagte sie dann ein paarmal in anderen Wendungen sehr weise, „daß gerade ein erfahrener Mensch beglückt — ein erfahrener Mensch — der nur nicht Liebe erfahren hat — daß sie ihn so in Erstaunen setzt, daß er sich nichts dünkt — auch wenn er etwas ist."

Der Minister lächelte, und die Tochter lachte dann und erzählte, wie er manchmal kleinmütig redete, und erzählte von der Inbrunst seiner Briefe.

„Ganz übertrieben ist er. Man kann sich ordentlich beunruhigen. Wie er dann an alles denkt, wie eine sorgliche Mutter," sagte sie. „Da möchte man schon gar nicht mehr aus dem Bett aufstehen, nur in seinem Futteral liegen bleiben, wie ein goldener Löffel in seinem Etui, damit einem ja nichts widerföhre!"

Michael war gleich vom Bahnhof aus bei Alice vorgefahren und war unglücklich, sie nicht zu treffen. Man sagte nur, sie sei ausgelitten mit Exzellenz. Er wartete. Aber dann war er ungeduldig, wie immer, und ließ sich zu seinem Vater fahren, um ihm zu belichten.

Im Wagen änderte er den Entschluß. Er war sehr voll Verlangen gewesen. Nun er wußte, daß Alice in aller Frisch: draußen ist: Freien sich tumm:lte, und daß im Hause des Ministers alles war, wie er es kannte, gewann er seinen Mißmut wieder. Er fuhr ins Hotel zurück und begann dort in Zeitungen und Briefen herumzukramen. Da stieß er auf eine seltsame und fast abstoßende Handschrift. Michael konnte Briefe tagelang unbeachtet lassen, wenn er nur wußte, was Geistes Kind der Schreiber war. Er sagte häufig: „Ich weiß alles, was mir ein Mensch mitteilen kann. Es gibt ja keinerlei Geheimnisse. Es ist immer dasselbe uns tausendmal bekannte Leben. Und wenn wir erstaunt tun über das und jenes — dann ist es nur um des guten Tones willen, daß wir uns so stellen." Nun mußte Michael diese Zeilen lange ansehen. Aber er schob Briefe und Zeitungen weg und befahl ihm in Ruhe zu lassen und setzte sich, an Alice zu schreiben.

„Daß sie auch gerade fortreiten mußte, während ich komme!"

Er schrieb ihr einen mürrischen — oder wenigstens verletzten Brief,

Er fand gar nicht weiter . . . „Liebe" . . . „Liebe" . . . „Ach, Liebe! Liebe! Das drückt es ja auch nicht aus" — sagte er — und zerriß den Brief und nahm einen

Carl Hauptmann: Graf Michael 207

anderen Bogen. „Sie weiß gar nicht, wie ich mit Leib und Leben an diese Augen und Lippen, an diese stählerne, schmiegsame Gestalt — an diese energische! Hände — an diesen Gang und dieses Lachen gebunden bin, wie ein Sklave,"

Er saß lange vor diesem Bogen und schrieb nichts — kramte einige Photographie!, von Alice aus, sah sie an und dachte dahin und dorthin.

„Sie Hütte, wenn sie mich liebte — wenn sie mich auch nur einen Schein liebte — erraten können, daß ich eher iämc. Ihr aber ist es ganz gleichgültig, wenn ich komme! Wenn sie sich nur im Strahle des Glückes sonnen kann."

Wie eine Bitternis quoll es aus ihm. Er sprang auf und ging hin und her und klingelte,

„Ein Bote!"

„Ist es sehr eilig, Erlaucht?" sagte der Diener.

„Fünf Minuten," sagt: Michael und setzte sich wieder zum Schreiben zurück.

„Wenn du mich so liebst . . . wie ich dich . . . aber du kannst mich nicht so lieben.

Ein Mensch mit einem so freien Gefühl hat gar nicht Veranlassung, so zu lieben. Wen: nicht das Leben in einer ewigen Entsagung gegen alles Gute, im höllischen Vergeuden, vergangen ist, der weiß gar nicht, was es heißt zu lieben — das Ueine und Klare und Gutgemnte zu lieben. Wir ist es so vergangen. Mir ist es vergangen sozusagen in der Fremde, Deshalb weicht du nicht, wie ich mich fühle, wenn ich dich nicht daheim und euer Haus für mich verschlossen finde."

Daß er nur hätte eine halbe Stunde warten brauchen, um die beiden harmlos heimkehrenden Reiter zu finden, kam ihm in seiner Herrlichkeit gar nicht in den Sinn.

Daß er nach der Toilette daheim nur wieder fortfahren und zum Mi/.istcr und Alice emporsteigen können, kam ihm in seiner Verwöhntheit gar nicht in den Sinn. Er hatte sie nicht gleich gefunden, wie er sich gedacht hatte. Es war ihm, als wenn er sie ewig nun nicht gefunden hätte. Und er war mürrisch und zog damit seine Stunde hin.

Aber wie der Diener ins Zimmer trat, war der Brief noch nicht fertig. Er las diese in unglaublich verzweifelter Tone gemachte Anklage und zerriß den Bogen von neuem.

„Ach du mein Himmel!" sagte er — und strich sich mit der vollen Hand mehrmals versunken Wund und Kinn. Er sah noch verstaubt. Er hatte nicht einmal darai: gedacht, sich nach der mehr als Tagesfahrt ein wenig im Spiegel anzusehen. S[^] hatte ihn die Einsamkeit und Enttäuschung in eine Schwermut gebracht.

„Ich werde mich nun vor allem endlich —" sagte er, ohne zu enden,

„Ist denn nicht ein Brief vom Minister gekommen? — . . Er durchsuchte die».

Briefe neu.

Nein, nichts war da. Es war ja auch schier unmöglich. Alices Briefe gingen nach Wronla. Also konnten sie nicht hier auf dem Tische paradien.

So begann er jetzt ein Bad zu nehmen und sich zu erfrischen, und seine Gedanken bekamen einen belebteren Gang,

Der Diener erlaubte sich zu sagen:

208 Morgen: Literatur

0

? n »

„Wenn Herr Graf Geduld gehabt hätten, die Herrschaften muhten ja jeden Augenblick zurück sein.“

„Du hast ganz recht, Fritz“ — sagte Michael gutmütig und fast froh.

Dann öffnete er einige Briefe — und warf sie ungelesen hin, nachdem er sie nur langsam auseinandergestrichen — achtlos bedient unterdessen vom Kammerdiener, der ihm jeden Handgriff abnahm, daß Graf Michael fortwährend mit den Händen unbeschäftigt dastand. Er begann zu rauchen und blinzelte dann nebenher lange auf einen der kleinen Bogen, den er in Gedanken hingebreitet.

„Menn — Sie — eine — tiefe — Enttäuschung erleben wollen . . . dann . . .

lassen Sie, mächtiger Mann, sich weiter mit diesem sehr freien und zielsicheren Mädchen. . .“

Michael sah die Worte... las sie wieder, sah das Widerwärtige der Schrift, die wie ein böswillig gewundener Stacheldraht niedrig hinkroch — ganz vage Zellen ohne Unterschrift — und warf den Bogen samt Kuvert ebenso achtlos in den Ofen.

Dann im nächsten Augenblick erhob er sich und war ganz sicher. Es hatte nur des niedrigen Beispiels bedurft. Er reckte sich. Eben brachte auch der Diener einig«

Billetts. Man lud ihn ein. „Da — auch Alice schon . . .“ sagte er fast belustigt: „Seht

einmal an,“ sagte er laut lachend. „Fritz,“ sagte er . . . „bin ich nicht zu beneiden?“

Er sagte alles sehr herablassend . . . „Kannst du dir «ine schönere Herrin auf Wronla denken? Wird sie nicht schön aussehen, wie die jungen, weihen Birken? Und sanft umgehen, dah die Hirsche und Aehe zu ihr kommen werden, wie zahme Tiere?

hahaha . . .“ lachte er, wie er in den Brief gesehen.

Alice schrieb:

„Liebster von allen unter dem Schneehimmel.“

„Es schneit?“ sagte er . . . und er lief ans Fenster. „Gott!“ — Dichte Flocken tanzten . . .

Er las lachend, weiter:

„Aber warten, das gibt es nicht. Geduld haben kann Graf Michael nicht. Nun mag er aber mit um so größerer Elie zurückkehren, ehe die Herren Musiker zu Abend kommen. Denn er ist erwartet. Wie sehr denn? OH — wer muß denn im Leben noch mehr warten, als Graf Michael auf die Heimkehr seiner Geliebten? — Und stille stehen, bis das Glück und die Sonne kommt, und darf und kann sich nicht vom Flecke rühren? — Alice, das geduldige Mädchen, die hohe Verlobte Graf Michaels. Sie erwartet ihren Verlobten mit der Ungeduld, wie die am Nordtav nach ewiger Winternacht die Sonne erwarten! Oder — ach — ich bin so dumm und einfältig, daß mir nichts einfällt — Geliebter, sei nicht böse! Die Sehnsucht und der Einst liegt noch auf der Post nach Wronta. Nun ich weih, daß du da bist, erwarte ich dich, wie nur ich dich erwarten kann.“ Graf Michael war in bester Laune. Er grüßte sogar die Kellner draußen auf der Trepp«.

(Fortsetzung folgt.)

Du schreibst mir, Du wunderst Dich, daß die Menschen «inander so wenig ver» stehen und daß sie Dich nicht verstehen. Aber wie sollten sie denn einander verstehen und wer bist denn Du, daß sie Dich verstehen sollten? Lebt denn einer, der weiß, wie der Naum und das Licht war in jenem Zimmer, in dem Du geboren wurdest? Kennt einer Deiner Freunde die Stimme Deiner Amme? Weih einer, wie das haar Deiner Mutter in der Sonne leuchtete, als Du zuerst sehend wurdest für seine Farbe? Und wer tennt den Klang des Liedchens, das Dein Pater zu pfeifen pflegte, wenn er Dich morgens aus Deiner Wiege hob? — — — Und dann — — war einer dabei, an jenem Sommerabnd, als Du ungesehen ins Gartenzimmer tratest, ein kleiner Bursche, und staunend zusahst, wie die großen Schwestern einander bei den Händen hielten und sich wiegten und sangen? — Und wer außer Dir hat jenen Ton gehört, mit dem Dein älterer Prüder einmal im Nebenzimmer dem Freunde zurief, er habe ihn im Spiel betrogen? Keiner hat ihn gehört und doch ist er irgendwie durch Dein Leben ge» gangen, Tag und Nacht, immer wirksam. — — Weih einer von jenem Augenblick«, da Du, ein neunjähriger Knabe, allein im Zimmer standest, während draußen die Regen» tropfen gegen die Scheiben schlugen. Die Luft war ganz grau, die großen Tann«n drüben taum mehr zu sehen und das Feuer im Kamin knackte so seltsam. Und plöh» Ilch fingst Du an zu weinen — wie Du noch nie geweint hattest, auch nicht, wenn man Dich gescholten oder geschlagen hatte. Und dann kam die Mutter herein und fragte, was Dir fehle, und keiner wußte es. — — — Oder hat einer da^ Zucke« Deiner Lippen bemerkt, an jenem Sommermittag, als Du die Straße heraufkamst, die Schulmappe auf dem Nucken, und die Horde Gassenjungen das betrunkene Vettelweib umjohlte und zum erstenmal etwas in Dir aufstand und sich empörte wider das Wesen der anderen? Und wer hat das Glühen Deiner Augen gesehen über jenem unve?» geßlichen ersten Indianerbuche von Wetterhart, dem edlen Häuptling, und seinen G«» fahren und Taten. Und wer — genug, es lebt leiner, der all das gesehen hat und mitempfunden. Wie aber solltest Du da von einem verstanden werden — Du, der Du nichts bist als «ine Folge solcher Augenblicke und tausend anderer — aber wahr» Ilch nichts anderes!

Ja, wenn Deine Mutter noch lebte, die wüßte doch mancherlei von den untersten und tiefsten Schichten Deines Ich — fie hat Dich miterlebt in Deinen ältesten Wesens» teilen. Und wie wenig wäre es schließlich doch auch nur, was sie mit Dir gemein hätte aus der unendlichen Fülle jener Augenblicke, die Deine Persönlichkeit bilden und die zahlreicher sind als jene kleinen Lebendigen, die Zellen, die Deinen Körper bilden und von denen die Gelehrten sagen, daß sie zur Kette gereiht die Erde wohl zwei» «al umspannten. — Und nun gar Deine Freunde von gestern, von wenigen Jahre», dl« auf dem ungeheuren Verg« Deines Wesens kaum die letzten obersten Sandkörner sich bilden sahen und denen im besten Fall Dein Gebaren «ine dumpfe Gefamtahnung d«r Miriaden älteren Ding« zuspiegelt, eine blasse tastend« Gemeinvorstellung, dl« »" wenig Dein L«ben erschöpft, wie «twa Worte Wirklichkeiten. —

210 Morgen: Literatur

Und Du wunderst Dich, daß sie von ihren Myriaden vergangener Augenblüte geleitet, immer wieder an Dir vorbeistreichen?? Du wunderst Dich —? — Du Wunderlicher —
II,

Wein Freund,

Hab Dant für Deinen Brief, der die höchste Wahrheit hat, die unter Menschen möglich ist, weil er mit Glauben und Güte geschrieben wurde. Er hat nichts gesagt, was ich bestreiten möchte, aber auch nichts, was mich zum Schweigen bringen könnte. Denn daß es unmögliches fordern heißt, ein fremdes Ich zu erfassen, wenn es nur Name ist für eine tausendgliedrige Kette vergangenen Lebens, — das ist eine alte Weisheit und das habe ich auch nie verleugnet. Und doch sage ich noch heute, daß es beklagenswert und verwunderlich sei, wie wenig die Menschen einander verstehen — denn es gibt noch ein anderes in uns, das begriffen werden kann, — und dies ist nicht eine unübersehbare Summe von Vergangenen, sondern ein einheitliches Bild, das über dem in Millionen Tropfen hingleitenden Stromstrich unseres Wesens als ein leuchtender Regenbogen steht — — freilich auch nur eine Luftspiegelung und so wenig betastbar und begreifbar wie gleitendes Wasser. — Aber wenn es denn wahr ist, daß keine Gegenwart in unsere Zeit ist, so sind wir doch nicht nur Vergangenheit, sondern auch Zukunft, und jener zukünftige Teil unseres Wesens ist es, den wir verstehen lernen sollten. Laß mich Dir ein Wort sagen von jenem in jedem Augenblick ungewordenen und doch so mächtig wirksamen Teile unseres Ich. Es mag wohl nur Zufall sein, lieber Freund, daß Dein Brief als letzten Augenblick aus der Entwicklungsgeschichte eines Menschen den gibt, der, in wie primitiver Gestalt auch immer, die Kunst in das Leben eintreten läßt. Immerhin scheint es mir ein bedeutsamer Zufall. — Sicher nämlich ist, wenn nicht eher, über jenem Indianerbuche der Gestaltungstrieb des Knaben erwacht. Als er sich mit brennenden Wangen erhob, da stand es in ihm fest, daß er auch so ein Ziel werden wollte, wie Wetterhart, der listige, tapfere Häuptling, und vielleicht hat er seinen »Ideal« zuliebe sich anderen Tages in die gewagteste aller Naufereien gestürzt. — Du »leinst nun vielleicht mit »Recht, daß das nicht viel bedeutet: — wie sehr kindliche Völker ihre Kunstwerke am eigenen Körper anbringen, so tun sehr kindliche Menschen noch bei uns überall: sie dichten sich selbst zu ihren Helden. Und vielleicht ist's auch noch nichts anderes, wenn der Knabe ein paar Jahre später nicht mehr Romanheld, sondern Romandichter »werden« will, und wenn er noch etwas später in kluger Berücksichtigung von allerlei Dingen einen »Beruf« erwählt, in dem er nun wirklich arbeitet. — — — Alles nur Spiel oder Notdurft, nicht wahr?! — Freilich — — aber soll ich Dich, den wissenden Liebhaber der Kunst, erst erinnern: aller Gestaltungstrieb ist im Grunde nur Trieb zur Selbstgestaltung! Im Grunde bleiben wir ja doch wie jene Kindlichen, deren ganze Kunst Selbstschmückung, Schaffen am eigenen Leide ist — wenn wir auch die Schmuckstücke für unseren »Geist« weiter von uns projizieren können, als der Wilde seine Tätowierung vom Körper. — Wer will nun aber das große Geheimnis ergründen, ob solch Schmuck im höheren Grade Folge oder Ursache wirklichen Wesens sei? Ob unser Leben mehr den Traum erschafft als wie der

° Iu^us Vab: Persönlichkeit 2II

2 c,

2

Traum unser Leben? 05 nicht jeder Traum die Kraft in sich trägt, Wirklichkeiten nach sich zu ziehen, ganz in dem Grade, in dem er intensiv geträumt wurde? — Ist etwa jedes Spiel nur Brücke zwischen einer vergehenden und werden» den Wahrheit? hat nicht jeder Wille eine Kraft in sich. Wirklichkeiten zu wandeln? — Witzverstehe mich nicht, als ob ich hier von einer „Freiheit des Willens* spräche. Dieser Wille mag an Art und Kraft tief unfrei gezeugt sein in den Tiefen unserer Natur von unseren vielen vergangenen Augenblicken. Und jeder Künstler weih es: es ist nirgends so wenig Willkür als im Spiel, und keiner spielt ein anderes als ihn seine Natur zu spielen zwingt. Nur das will ich sagen: da wo Wunsch und Wille, Spiel und Gestaltung in unser Leben eingreifen, da durchlaufen die unbekannten Kräfte, die unser „Ich" zusammenordnen, eine Form, in der sie sichtbare Zeichen hinterlassen, in denen sie und das Ich, zu dem sie unsere Anschauung formuliert, also in etwas verstanden werden können! Was ich vorhin sagte vom Werd«n»Wollen in den Bc» tätigkeiten, im „Beruf", das sind freilich nur die allergrößten belanglosesten Zeichen — aber unser „Werden-Wollen" malt sich noch in zahlreichen, viel feineren Zeichen. Wie der Knabe aus seinem Buche den Indianerhäuptling als Borbilib seines Wesens ergriff, so bildet sich im Laufe der Zeit aus allem, was wir in uns und um uns erfahren, ein unendlich komplizierteres Vorbild. Das füllt nun keineswegs mit dem zusammen, was man sich als absolutes Ideal vorstellt, wenigstens nicht bei leidlich „bescheiden:;»' Naturen, — und es ist nicht etwa das schulmeisterliche „Streben nach dem Ideal", von dem ich rede? Nein, dies „Vorbild" kann resignierten Naturen, am Maßstäbe fremder Persönlichkeitswerte gemessen, recht gering erscheinen — aber es ist etwas, bei dem sich ihre unbewußte Eitelkeit (sprich: Selbsterhaltung!) beruhigt, etwas, mit dem ihr Ge» schmack sich verträgt und was sie deshalb gern und deutlich darstellen. Naiv« Leute halten dann meist dies Vorbild (mit dem sie doch so wenig identisch sind, wie der Knabe mit dem Häuptling Wettelhart) für eine Nachbildung ihres wahren Wesens, und ich glaub«, diese naive Verwechslung von Wirklichkeit und Wunsch zählt zu den verbreitet?:«» Irrtümern auf Erden*), Die meisten Menschen glauben zu sein, was sie doch nur sei» wollen; ganz im Necht wäre also, wer nur ablehnen wollte, das, was die Menschen sind, und das, was sie darstellen, zu identifizieren. Aber viel zu weit geht nun doch, wer sagt: dah das sichtbar Dargestellte nichts mit dem wirtlichen geheimen Wesen des Menschen zu tun habe, hochzubeachtende, wenn schon nie erschöpfende Anzeichen von vielem, was wirtlich war und werden wird, sind solche Vorbilder, erzeugt von Ver» gangenem und Zutünftiges erzeugend. Auch der Knabe war ja nicht der Held jneio Buches und doch verriet seine Begeisterung, sein Traum von ihm, sein Will«, ihm zu gleichen, vielleicht zum erstenmal, viel von allem, was an Ererbtem und Erfahrenem in ihm lag und was noch in ihn eintreten sollte. Noch ist das Vorbild roh, nur in wenigen Punkten sich mit den Möglichkeiten des wirtlichen Wesens deckend, aber bald wird er sich feinere, täuschendere — sclbsttäuschendere Vorbilder finden. Und so kommt -) Muh ich »och hinzufügen, Daß ich hier nicht von l«»en oem feineren Geschmack so uninteressanten bewuhten Komödianten spreche, die zur Komödie, die Natur uns all« spielen läßt, noch ein« willlürlich ersonnen« eigne hinzustümpern und die eben dadurch die Dürftigkeit ihrer Natur v«rraten. — Und dabei liegt für den tiefeldringenden Blick auch in jeder Seldft. Verstellung noch ein gut Stnck Scלבstdarstellung!

212 Morgen: Literatur

in jedes Menschen Leben (und der Grad des Bewußtseins tut hier nichts zur Sache) der Augenblick, da er sich gefällt, so oder so zu sein, da er sich ein Bild macht seines eigenen Ich und es nun zu erhalten trachtet. Das mag wohl als Eitelkeit, als B<»quemlichkeit oder als Eigennutz, als Beschränktheit oder als Anmaßung in die kleine Welt der Erscheinung treten — aber der große Trieb des Formens und Stilisierend steht doch dahinter, es ist der Trieb des Künstlers in jedem Menschen — und jeder schuf sich zum wenigsten ein Kunstwerk, ein Bild, ein Leitbild: „sein Ich“. Und was da schafft, ist nichts anderes als der große Grundtrieb alles Lebens: die Selbsterhaltung — nur muß man heraushören, daß es hier nicht nur um die Erhaltung, sondern auch ums Selbst geht, daß der große Trieb zur Dauer auch immer ein Trieb zur Individuation ist. — Das Bild seines Ich aber, das jeder aus seinen Vergangenheiten her austreibt, das schwebt nun jeder Gegenwart voran, gleich einem großen ewig offenen Gefäß, das dem zuströmenden Inhalte erst Form gibt. Dann wird es der größte Teil der Lebensarbeit, dies Bild zu erhalten: bald die unablässig zuströmende Flut des Wirtenden, seiner Form einzuzwängen, bald die Form nach dem neuen Bedürfnis zu modeln. — Wo das aber nicht gelingt, das ewig verwandelnde Bild, den Zutunfts»teil unferer Natur, — den zu quellenden Vergangenheiten anzupaffen, da gibt es Zusammenbruch des „Selbstbewußtseins“, da endet eines Menschen Wesen. — So ist das, was wir zu sein glauben und scheinen, doch nicht nur Produkt, sondern auch Faktor von Wirklichkeiten, und der Mensch ist wahrhaft Mitbildner feines Wefens — wenn auch nicht im Sinne ahnungslofer Schulpädagogen.

Unfer „Ich“ aber ohne Konstanz in der wechselnden Flut der Empfindungen hat ein doch sehr „wirtliches“, wirtsames Leben als Glaube, als Wille zu einem Ich! Das aber, mein lieber Freund, dies vielfagend« Vorbild jedes Menschen, das kannst Du sehr wohl sehen und verstehen, denn er müht sich unablässig, es darzustellen, es zu verkörpern — wie wir ja alle, bewußt oder unbewußt, unablässig bemühte Schauspieler unseres erträumten Selbst sind.

Das Wesen dieses Schauspiels aber zu erfassen, das nenne ich Menschenkenntnis — und nicht das Erspähen zahlreicher und doch so weniger gleichgültiger Wirtlichleits»bruchstückchen. Und einander zu bestätigen in diesem nötigsten und nützlichsten aller Spiele, das nenne ich Menschenfreundlichkeit — und nicht das selbstverständliche Bei»springen in relativ gleichgültigen Wirtlichtcitsnöten. Jeden aber zu einem möglichst klugen (d. h. mit den zuströmenden Wirksamkeiten harmonisierenden) und edlen (d. h. auf vornehme Wirkung bedachten) Darsteller seiner selbst zu bilden, das scheint mir das Wesen wahrer Menschenliebe — und nicht jene Eigensucht, mit der manche ein fremdes Ich zum Träger ihres Leitbildes pressen, um sich so an fremder Kraft zu bereichern. Der aber, der den anderen nicht fo felbftfüchtig „idealisiert“, sondern ihn in seinem Selbstdarstellungstriebe achtet und liebt, der wird wahrhaft etwas von uns verstehen, auch ohne die Stimme unserer Amme oder den Nock unseres Lehrers gekannt zu haben. So gehört denn wohl nur Liebe zum Verstehen — ja vielleicht ist Liebe nichts weiter als der Wille, das Selbstbildnis des anderen zu erblicken und gelten und wachsen zu lassen. Daß es aber solche Liebe gibt und verstehend« Freundschaft, des, mein Lieber, bist eben Du nur Beweis, <<er Dil mir lebend hundert schöne Wale Deine Lehre widerlegtest.

1 s>

Gustav yerrmann: «Richtfest 213

Nichtfest.

^VVleitet geöffnet alle Fenster. Kühler Nadelduft rieselt herein wie Gebirgswasser —
^V türkisblau schwebt der Himmel auf lachsfarbigem Horizonte, den die scharfen
Konturen langstämmiger Fichten zerreißen — aus allen Wiesen steigen flaumig»weih«
dicke Schleier empor und bleiben starr darüber stehen — wie von unsichtbaren Händen
gebreitet.

Von fernher tönt hartes Klirren der heimlehrenden Ackergeräte — irr — phan»
tastisch zuckt «ine Fledermaus durch die nachtdend« reglose Luft — gleich einer jäh auf»
tauchenden Ahnung nahen Unheils.

Er steht am Fenster — mit beiden Fäusten klammert er sich ans Kreuz — «in«
atavistische Reminiszenz ans Kreuz des Erlösers blitzt durch sein wirres Hirn — schwer
lastet sein Kopf auf gestrafftem Arme. Drüben — «inen Stelnwurf Welt — wächst
ein neues Haus aus der Erde — nackt und roh platzt «8 herein in den Frieden der
waldigen Einöde — Stein auf Stein hat man getürmt — Hoffnungen aus Freude
und Glück. Drinnen — im eigenen heim — trägt «in unerbittliches Schicksal Stein
auf Stein ab und reiht nieder, was in harten Lebenskämpfen gebaut wurde — für ewig.
Bang lauscht er hinein — da liegt sie — regungslos — ihr kurzer Atem schluchzt
wie nach langem Weinen — sorgenvoll prüfende Blicke hängen an jedem Zittern der
Lippen — jedem Puffen des Blutes. Noch ist sie da — noch flattert das Leben in
ihrer Brust wie ein gescheuchter Vogel — der fliehen will aus dem Glashause des
Körpers — hinaus in den unendlichen Baum, in dem die Seele schon weilt — und
immer wieder schlägt er mit dem Kopfe gegen die Scheiben und taumelt zurück.
Dann ist es ganz still — eine Weile — mit angespannter Lunge — lautlos
steht alles — «in befreiender Seufzer preßt sich aus der Brust, wenn ihr mattes Lebens»
licht wieder flackert.

In der Bachtluft wehen die Kerzen — Motten und Falter tanzen darum wie
die gequälten Gedanken — prasselnd — Wassertropfen auf heißem Erze — verglühen
sie in den Flammen.

Ein Flatterding folgt dem anderen — eine Furcht — eine Hoffnung — der
anderen. — Noch lebt sie — was aber — wenn —. Mit jähem Bück reißt er den
furchtbaren Gedanken ab — wie «in würgendes Seil, das sich ihm um den halZ
schlingen will. Sie muß leben — seine fiebernden Augen bohren sich tief in die zarte
Brust, die da vor ihm keucht und zittert — an der er oft geruht hat in Wonne und
sicherem Glück. Die Wucht alles Wollens — das ganze Gewicht seiner Lebenskräfte
wirft er auf das eine: sie muß leben!

Wahnwitz — wenn er sie nun emporhöbe — aus dem Bette risse — unter dem
Arme faßte — dann muß sie doch gehen tonnen — die Augen aufschlagen, wenn
er schreit, daß die Wände zittern. Dann ist alles gewonnen. — Nur Leben will er
sehen — bewußtes, warmes Leben.

Krampfhaft klammert er sich ans Bett — die Jahn« dringen in die Lippe, daß
sie aufquillt. Aengstlich lauernd huscht sein Blick von Gesicht zu Gesicht: haben die
noch Hoffnung — glauben die an Bettung? Wagt nicht an den Tod zu denken! —

«Randbemerkungen

Er löst die gerungenen Hände. — Glaubt nicht, daß ich bete — wozu denn — ich habe nie gebetet. Wir haben ja Aerzte — und sie ist noch so jung — und gestern — da lebte sie ja noch — und lachte - ^ aß und trank — schaute mich an — und sprach zu mir.

Schluchzend bricht er zusammen — das Stöhnen seiner gepeinigten Brust mischt sich in grausigem Zwiegesange mit den Todeöseufzcrn der Scheidenden. Finster — eisig schleicht die Nacht dahin — kein Ton — nur jähe Atemzüge — ab und zu der hohle Schrei eines Käuzchens.

Grau blickt der Morgen an — die ersten Stimmen erwachen. Noch immer — noch immer. — Schon mischt sich erlösender Wunsch in die starre Hoffnung. Aber kämpfen — ringen um dies unwiederbringliche Leben bis zum letzten hauche!

Ein herrlicher Tag — das rote helbstlaub glüht wie Gold ^ Stunde auf Stunde verrinnt - schon neigt sich die Sonne — ein schwarzer Wolkenstreifen segelt langsam quer über sie hin — ein Geisterschiff. Nur noch ein schmales Band hat der leuchtende Ball zu durchschreiten — dann kommt die Nacht. Noch immer — noch immer — schon starb die Hoffnung.

Jetzt ruht die feuerflüssige Scheibe auf dem Erdraude — alles steht in Flammen — lodernd — leuchtend — das Ende. Noch ein Atemzug ^ und noch einer — noch — einer. Ein feiner Spalt trennt — die festgeschlossenen Lider — brechend schnellt der Blick nach oben — das Ende. Ganz einsam wird es um ihn den Knienden — Schluchzenden. Langsam - mit der Sonne sinkt alles, was ihn ^ erfüllte hinab — in die Tiefe — in die ewige Nacht — wie ein Hans, das die klaffende Erdrinde verschlingt.

Drinne kein Laut mehr - von draußen schallen fröhliche Stimmen herein — das neue Haus kam unter Dach - man hißt die Laublrone - Nichtfest.

Tränenlos schleicht er in den Garten ^ die letzten Nosen — er achtet nicht der Dornen — wellt — und stirbt — mit ihr.

Leipzig. 18. Oktober 19N7. Gustav herrmaun.

Randbemerkungen.

Die Verpestung Verlins durch die Provinz.

Etwas drastisch. Aber wenn man nicht grol, ist, wird man nicht verstanden. Und dieses muh einmal scharf ausgesprochen werden. Es ist wie ein Evangelium, daß die Groß» stadt (Verlin vor allem) der Sitz des Lasters, der Unzucht, ein Sodom und Gomorra, die Kleinstadt, das Dorf die Stätte ehersamer Zucht und Sitte sei. Kein Philister kommt aus Berlin nach Basewall, ohne die Augen zu verdrehen - „Was ich «rleveu mußte!" Jedesmal, wenn eine schreckliche Tat oder ein Sumpfprozeß in das „Grußstadtleben" hineinleuchtet, verschlingt die Provinz gierig die Bericht« und lügt den alten Pharisäerspruch: „Ich danle dir, Gott..." Herr von Schuckmann, den ein gütiges Geschick zur Pflege der Feigenblätterkultur in Südafrika bestimmt hat, gab vor Jahresfrist mit fein» bekannten Landtagsred« den reinsten Ausdruck für diese Stimmung. Gläubig betete die Press« draußen den Unsinn nach. Und die Berliner Press« suchte zu verttidigen, statt zum Angriff

0 o
2 l>
215

^Randbemerkungen

gegen die Schuldigen vorzugehen. Jetzt bringt der Moltke»harden»Prozeh «ine Neuauflage, und die „Mitteilungen der nationalliberalen Partei für Wunden»Vavensberg" bringen in ihrer Bußpredigt folgenden Satz fertig: „Noch spreizen sich glücklicherweise die Sumpfl Blüten einer Asphaltkultur offen nur in den Massen» pferchen und Lasterhöhlen der verkommenen, moralisch und physisch entnervten Großstadt» bevölt«rung."

Nun ist es aber höchste Zeit, daß Verlin den Spiehl umkehrt und sich zur Wehr setzt gegen den Schmutz, der ihm von außen in sein anständiges Haus getragen wird. Ich weih, daß es «inseitig ist, was ich sage. Aber um «ine Wahrheit deutlich zu erkennen, muß man sie isolieren. Und die hier zu erkennende Wahr» heit ist: daß Berlin eine ganz „anständige" Stadt sein konnte, wenn nicht die Provinz das Bedürfnis nach einem „unanständigen" Berlin hätte!

Für wen sind denn alle die sogenannten Luftflotten und Lasterhöhlen da? Für die Berliner? Du lieber Gott, die Mehrzahl der Berliner sieht davon ebensowenig wie von den Kunftschatzen. Da lebt eine Million Menschen in Groß.Verlin, die arbeitet und schuftet wie nur irgendwo und hat gar nicht Zeit, sich um Ding« zu kümmern, die sie genau wie der Pasewalker nur aus der Zeitung kennt. Da lebt «ine zweite Million, ruhige, solide Bürger» familien, die sich furchtbar freuen würden, wenn die Großstadt weit weg läge, damit die Kinder nicht soviel sähen. Was dann noch übrig bleibt: berufsmäßige und Oelegenheitssünder, davon könnte Babel nicht fett werden. Das „unsitt» liche' Berlin, die Prostitution und was drum und dran hängt, ist eine Fremdeninduftrie. Nur der dauernde Strom von Fremden, der aus allen Teilen Deutschlands durch Berlin (und manche ander« Großstadt) flutet, ernährt das Babel, macht die Gelegenheiten möglich und notwendig, die bann auch den Berliner verführt. Man gehe doch in die Stätten des Leichtsinns, der sogenannten Unmoral und seh«, wer dort verlehrt. Man frage doch die galanten Damen nach ihrer besten Kundschaft: Fremde, Geschäfts» und Vergnügungsreisende, oder Leute, die für längere Zeit sich in Berlin aufhalten müssen, wie Studenten, Assessoren, Offiziere, Abge» ordnete usw. usw. Die eigentlichen Berliner spielen demgegenüber keine erhebliche Volle. Der Großstädter ist nicht „lasterhafter" alö der Kleinstädter. Lr würde nicht halb so viel bummeln, wenn er nicht durch die Gelegen» heilen verführt würde, die um des Kleinstädters

willen geschaffen sind.

Vis hierher Hab« ich all« Werturteile im Sinn« der landläufigen Moral wiederholt, ohne zu prüfen, ob diese Moral richtig ist. Aber nun kommt das Abweichende, das uns an die Wurzel des Uebels führt: der Großstädter ist trotz der verführerischen Gelegenheiten, denen er oft und gern nachgibt, reiner und anständiger als der Kleinstädter. Weil er ehrlicher ist. Der Provinzler fügt zu der nach feinen eigenen Moralbegriffen verpönten großstädtischen Un» zucht noch «in schweres Laster: er lügt! Und diese Lüge ist schuld an Sodom und Gomorra. Wenn ich von dieser Lüge spreche, so meine ich nicht das Dorf. Denn dort ist das „Unsitt» liche" meist noch nicht unsittlich, weil es natür» lich und aufrichtig ist. Der Kern des Uebels ist (neben der ländlichen „Gesellschaft") die Kleinstadt, wo jeder hübsch fromm und sittsam sein, die wahre Natur verleugnen muh. Alle Lamentationen der Krähwinkler über die Sund» haftigkeit Verlins sind ja gelogen. Wer irgend kann, fährt zur Großstadt, um die verachteten Genüsse zu tosten. Und wer nicht hinein kann, schilt mehr aus Neid als aus Ueberzeugung. (Alles mit vielen Ausnahmen natürlich!) Lr» laubt ist, was sich ziemt — und was die andern nicht merken. Wie «inst die englische Gesellschaft sich entrüstete über Vyrons Don Juan und heimlich das Vuch verschlang, so „sündigt" heute noch der Vffizier in Zivil, der Student ohne „Couleur" und der schlichte Bürgersmann in der fremden Stadt, wo er sich ungekannt glaubt. Cs ist übertrieben, aber darum nicht un» richtig: das sündhafte Verlin ist «ine Not» wendigkeit, damit alle Krähwinkler zu Haus« Anstand und fromme Zucht heucheln können! Wären die Kleinstädter nicht solch« Heuchler,

Morgen: Literatur

lebten sie zu Hause, wie es ihrer inneren Natur entspricht, so tonnten und mühten die Ver» gnügungslöale in Verlin um zwei Drittel weniger sein. Die Gewohnheit der Provinz, zu Hause fein sittsam zu sein und in der Groh» ftadt sich auszutoben, hat Babel groß gemacht. Man könnte mit dem zweiten Gatten der Frau von Elbe sagen: Berlin ist das Klosett Deutsch» lands geworden. — Nicht die Provinz sollte auf Berlin fchelten. Eher könnte Berlin sich be» schweren, dah es die Ablagerungsstätt« sein muh für alle, die zu Hause nicht „sich aus» zuleben" wagen. Die Verlogenheit und die Lüsternheit der Provinz hat den Sumpfbob«« geschaffen, aus dem von Zeit zu Zeit die „groß» städtifchen Miasmen" aufsteigen.

Aber wenn dann die Kleinstädter jammern über die Sittenverderbnis, die sie in ihren Zeitungen um keinen Preis missen möchten, so kann die Grohstadt ihnen antworten: V<» haltet ihr euern Unrat selbst, bann wird es bei mir nicht halb so stinken!

Heinz Potthoff. M. d. N.

Reminiszenzen über Wagner.

Von Ignaz Ieiower.

Tin Urteil über Wagner aus dem Jahre 1856.

Andreas Towiaüski lommt 184« nach Paris. Er bringt den polnischen Emigranten, den radikalen, die von seiner nationalen oder sozialen Nevolution und den gemäßigten, die von einer Intervention der Mächte: die Wiederherstellung Polens erwarten, eine neue Votschaft, das neue Wort. Nur durch Erfüllung aller Gebote des Evangeliums könne die innere Freiheit gewonnen werden, und die innere Freiheit müsse die äußere zur Folge haben. Towiaüsli leitet aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott das Verhältnis des Menschen zum Menschen ab. TowiaüZki hat lein Vuch geschrieben. er gab seinen Schülern — zu denen auch die zwei größten polnisch:« Dichter Mictiewicz und Slowacki gehörten — das lebendige Wort. i^U« sum zcrmc, vei. Und er sagt ihnen: „Habt in allem ein Ziel — die Exaltation; steigt immer höher. Stets haltet zu Gott . . . Vernachlässigt nicht Wissenschaft, noch Kunst, . . . bewahrt immer euren Ton." Denn man müsse im vollen Ton sein, bei jeder Handlung das dreifache Opfer bringen, und dadurch alles in die Sphäre des Großen, Ncinen und heiligen erheben. Von diesem Gesicht2punkt aus beurteilt 1836 Towiaüski in einem Gespräch das Schaffen Wagners. Der Dichter Goszczyüski hat Towiaüstis Ausführungen niedergeschrieben. Das Manuskript befindet sich im polnischen Museum zu Napperswyl.

Ueber Wagner als Musiker.

(Aus der Erinnerung niedergeschrieben am Tagc des hlg. Andreas 1836.)

Man unterhielt sich über den Komponisten Wagner, der von sich sagt, er eröffne der Musik einen neuen Weg.

Der Meister sprach:

Gewiß eröffnet er einen neuen Weg, denn in der Art wie er schafft, stellt er das Muster der Wahrheit auf. Nur täuscht er sich hinsichtlich des Umfangs. Ihm scheint, er tue es auf der ganzen Linie, in Wirklichkeit aber gelingt's ihm nur auf einem gewissen kleinen Teil derselben.

0 0

21?

Vruno Vuchwald: Siegmund Friedberg

In unserer Sprache. Er schafft sein Werl durch das dreifältige Opfer: er holt alles aus dem Geiste, führt es durch den Körper, und bringt es in dieser Ertafe zum Ausdruck. Deshalb hat seine Musik auch einen ganz anderen Ton, sie teilt sich mit, und läßt sich gleich von jeder anderen Musik unterscheiden. Ein Beispiel dafür, was das dreifaltige Opfer auf jedem Gebiete vermag. So müssen wir in allem, sei es in Sprache, im Schrifttum oder in Wufik dieses dreifaltige Opfer suchen . . .

Wagner ist ein Märtyrer, er hat den Stolz, der zugleich fühlt, daß er sich nicht zu seiner höhe aufschwinge. Fern dieser höhe kämpft er, auf die eigenen Kräfte ver»trauend, und kann den Gipfel nicht erreichen. Aber mit der Hälfte dieser Kraft könnte er die ganze Linie durchlaufen, könnte er seinen Gipfel erklimmen, und von dieser höhe das dreifaltige Opfer von Anfang bis Ende in die Musik einführen . . .

Er müht sich so ab, schafft in solcher Not und solcher Wahrheit, und wird nicht verstanden. Er fühlt keine Ueberlegenheit, und! muß es mitansehen, wie den anderen, die sich nicht wie er mühen, und die das Opfer nur bringen im Flug des Geistes oder — wie die Italiener — mit ihren Nerven, gehuldigt wird. Das ärgert, empört ihn. Denn wahrlich mancher erhebt sich im Fluge des Geistes viel höher als er, durch-eilt die ganze Linie . . .

Um seiner Sünde, seiner «Reinigung willen muß er sich so abquälen, in Nöten leben, und erreicht das Ziel nicht. Doch später wird er einsehen, in diesem oder künftigem Leben, daß — hätte er sich vor Gott gedemütigt und das Christentum angenommen — er ohne so viel Mühe, denn mit Hilfe der Gnade, viel mehr erreichen würde.

Ich konnte ihm dies alles noch erklären, ihm mathematisch nachweisen: wo er stehe und wo er stehen müßte, ich konnte ihm die Mittel in die Hand geben, aber er kann seiner Schuld willen meinen Dienst nicht annehmen. Denn ob er gleich leicht cs ein»sehen müßte, so wird ihn doch der Geist, der bei ihm ist und der darüber wacht, daß er den mühseligen Weg gehe und das Leid, das ihm zubestimmt, trage, irreführen und nicht zulassen, daß er erkenne.

Doch nach der Art und dem Geiste seiner Musik gehört er bereits unserer Stunde an und steht unter der Fahne unserer Sache.

Siegmund Friedberg.

6?>ie Berliner Ballotale werden in diesem

^^ Jahr« eine starke Verminderung ihrer Einnahmen zu verzeichnen haben: zwei ihrer besten Gönner haben ihnen den Rücken gelehrt. Herrn Adolf C. Eberbach ist nun Herr «sieg» und Friedberg, der „reiche Bankier“, wie ihn die Freundinnen des „Moulin rouge“ und der „Amorsäle“ nannten, in die Versenkung gefolgt. Vort suchten beide nach dem hasten des Tages Zerstreuung; den Nervenreiz, nach dem die von unersättlichem Erwerosdrange gepeinigte Seele zu dürsten pfllegt.

Herr Friebberg war nicht bloh bei den Schönen der Ballsäle ein populärer Mann. Fast jedes Kind lannt« ihn; nicht vom Ansehen, sondern aus den Biesenannoncen, di« der Bankier in den Zeitungen ständig veröffent»lichte, aus den Plakaten, die an den Zwischen»altsvorhängen der Barietös, an freien Straßen»Plätzen, weithin sichtbar, der Menge die Existenz der Firma verkündeten. Herr Friedberg wurde rasch bekannt: ebenso rasch als Inhaber des Bankgeschäft, das besonders seine Hypotheken»abteilung Kapitalisten und Kapitalbedürftign anpries, wie als Herausgeber des „Natgebers aus dem «apitalmarlt“. Aber nur wenige, denen die Anpreisungen zu Gesicht tamen,

wühlen, wes Art ihr Urheber war, woher er gekommen und welche Vergangenheit er hinter sich hatte; nur wenig« ahnten auch nur, bah der alleinige Inhaber des Bankgeschäftes, das über 120 Angestellt« verfügte, noch nicht «in Alter von 30 Jahren erreicht hatte. In den

Morgen: Börse

Kreisen der Vörse und der Handelspresse wußte man freilich weit mehr. Fricdberg machte zum erstenmal in der Veffentllchtheit von sich reden, als er im Prozeß gegen den früheren Redakteur der „Vossischen Zeitung“, Herrn Professor Meyer, als Zeuge zu fungieren hatte. Der Angeklagte war Mitarbeiter des Ratgebers; das war nicht gerade geeignet, Herrn Fried» bergs Renommee zu erhöhen. Auch die äußere Form seines Blattes, gewisse Eigenheiten des Inhalts, die dem Hugo Löwyschen Schwinget» tlättchen, der „Berliner Finanz» und Handels» zeitung,“ nachgebildet waren, muhten Miß» trauen erregen. Man hörte nuch bald, daß der aus Hamburg Eingewanderte die freie Hanse» stadt verlassen hatte, weil ihm der Boden unter de» Füßen zu heiß geworden war. Dort sprach man an der Vorse nicht bloß von unbezahlten Differenzen, sondern tuschelte auch von schlimmeren Dingen. Das genügte, die Augen der anständigen handelsjournalisten bei der Lektüre des Ratgebers zu fchärfen, dem an sich dadurch «in Vdium anhaftete, daß «in Bankier ihn herausgab. Die Verquickuna von Bankgeschäft mit handelsjournalistil wirb mit -Recht bekämpft; der Bankier hat Geschäfts» interefsen, die sich mit den Aufgaben des un» abhängigen Journalisten niemals vertragen. Doch Herr Frieberg hat es bis zu einem gewissen Grade verstanden, eine solch« Ber» auichtung, wie man sie anfangs für wahrscheinlich hielt, zu vermeiden. Geschickte Freunde hatten <hn Wohl gewarnt, das Blatt zur Erteilung oon „Tlps“ im Interesse seines Bankgeschäfts ;u benutzen. Sie wußten, daß hier em An» griffspuntt liegen würde, daß sich fcdergewandte und sachverständige Mitarbeiter auf dl« Dauer schwer finden lassen, wenn das Blatt hierzu erniedrigt wird. Es lft sicher nicht Herrn Fried» bergs Anstandsgefühl, sondern seiner geschäft» lich«n Schlaueit zuzuschreiben, daß er dem Rate folgt«. Der Zweck, das Bankgeschäft zu alimentieren, konnte auch «rreicht werden, ohne den alten, verbrauchten Weg zu wandeln. Wer konnte es ihm verübeln, ein Finanzblatt her» auszugeben, wenn die "Redaktion sich in keiner Abhängigkeit von dem Bankgeschäft befand? Sind nicht auch die Großbanken durch Aktien» besitz an der „Rationalzeitung“, die Berliner Handelsgesellschaft am „Lotal»Anzeiger“ be» teilt? Ist's nicht schließlich ehrlicher, am Kopfe des Blattes mitzuteilen, woh«r di« Quellen seiner Unterhaltung fließen, als «s im geheimen zu unterstützen und so viel besser zum Werkzeug von Spetulationsinteressen zu machen? Andererseits kam gerade durch die öffentliche Nennung des Herausgebers der Rame der Bankfirma in aller Mund« und

muhte ihr so «in«n umfangreichen Kundenkreis verschaffen. Die Kritik mußte verstummen, Wenn auch das Mißtrauen nicht schwand. Herr Friedberg hatte wohl auch bald ein» gesehen, daß es für ihn weit lukrativer ist, auf Spekulationsgewinne durch Empfehlung von Wertpapieren zu verzichten und dafür «in größeres Publikum für seine Hypotheken» abteilung heranzuziehen. And in der Tat gc» lang es «hm, sich durch sein redaktionell auf^r» ordentlich geschickt geleitetes Blatt engc Füh» lung mit den Kreisen der Kapitalisten zu ver» schaffen. Denen riet «r, ihr Geld in sicheren Hypotheken anzulegen, hiergegen ließ sich auch vom Standpunkt schärfster Vorsicht nichts «in» wenden. Und di« Provisionen, di« Herr Fried» Vera einstrich, wuchsen beträchtlich. Ein schlimmer Punkt war freilich, daß der „Rat» geber" zu höh« Propagandatosten verschlang, und so an eine Rentabilität nicht zu denken war. Di« Inserate wurden anfangs selbst den unbedeutendsten Winkelblätteru gegeben (denen wohl auch wegen der Hamburger Vergangenheit der Mund gestopft werden mußte), und jene Sorte von Leuten, die immer am Platze ist, wenn es gilt, den Leichtsinne eines Menschen auszunützen, umscharte Herrn Friedberg. Er war für alles zu haben; seine Berschwendungs» sucht scheint man pathologisch erklären zu müssen.

Ob Friedberg schließlich, um sich über Wasser zu halten, zu Depots gegriffen hat, steht in dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, noch nicht fest,- auch noch nicht mit Sicherheit, wie es ihm möglich war, anfangs ohne Kapital sein Bankgeschäft zu betreiben. Denn als er aus Hamburg kam, hatte er ca. 130 000 Mark Schulden an einen dortigen Mäler und 40 000 Mark an Freunde seiner Familie. Das Geld der Mutter war verjubelt: wenn jetzt die Verwandten «in« Willion Mäler zur Verfügung stellen, so geht daraus hervor, daß Friedberg sich später seiner Familie für die Ehrenrettung anscheinend dank» bar erwiesen hat. Auch darüber hat man noch kein« Gewißheit, ob Friedbergs Privatbedarf, ber auf mehr als 150 000 Mark geschätzt wird, allein seinen "Ruine herbeigeführt hat, oder ob er auch, wi« «s in den Zeitungen heißt, an den Gründungen namhafte Beträge verlor. Am wahrscheinlichsten »st, daß beides «in« "Roll« spielt«. Was die hypothetenabteilung «in» brachte, verschlangen der „Ratgeber", die Auto» mobil'Zentrale und zuletzt noch die eigene Druckerei. Das alles aufzubringen, mußte un» möglich sein.

Hätten wir es hier mit einem der ersten besten Schwindler zu tun, mit einem Manne, dessen Lebensaufgabe nur darin bestand, di« Depots seiner Kunden in Bordellen und Tanz»

Morgen: Theater

lokalen zu verprassen, der Fall Friedberg war« nicht wert, näher betrachtet zu werden. Aber mir scheint, er bietet nicht bloh nach einer «Richtung ein sehr großes prinzipielles Interesse. Den Mann zu entschuldigen, hiehe die Tat» fachen auf den Kopf stellen wollen; aber trotz aller Vorwürfe, die gegen ihn zu erheben find, muß man fein hastiges Treiben vom psychologischen Standpunkt zu würdigen wissen. Friedberg gehört zu jenen modernen Erschei» nungen, die mit entschiedener Begabung und allzu starkem Drang«, Grohes zu leisten, in dem schweren Kampf, der ihnen durch die Nein» lichen Verhältnisse ihrer Herkunft aufgebürdet wird, schließlich unterliegen, weil sie nicht über die notwendig« Schulung verfügen, die zum herrschen nun einmal notwendig ist. Di« moderne kapitalistische Entwicklung macht «s nicht bloh der Arbeiterschaft immer schwieriger, in «in« höhere Klaff« emporzusteigen. Der Verfuch d«s Vorwärtstrebenden, auf Grund seiner Fähigkeiten zu höherem Berufenen, di« Fefseln zu sprengen, die die Klasse, aus der er stammt, ihm auferlegt, gelingt nur wenigen; und er mihlingt immer, wenn nicht eisern« Selbstdisziplin den W«g ebnet. Wäre Fried» berg, der Sohn des einfachen Hamburger Maklers, der fein« Familie schlecht und recht ernährte, in die richtigen Hände gekommen, hätte «r die notwendig« kaufmännische Führung gehabt, hätte er gelernt, fein Streben in di« richtigen Weg« zu leiten; ich glaube, aus dem Mann« war« ein talentvoller Gründer g«» worden. Jetzt ist es leicht, nach ihm mit Steinen zu werfen. Der „Verein für die Interessen! ber Fondsbörse“, der von seiner Existenz hoch» stens einmal durch eine töricht« Erklärung Kund« gibt, veröffentlichte fofort ein Kom» munique, worin er Friedberg von sich abzu» schütteln versucht. Natürlich, denn das Börsen» gesetz muh gerettet werden; verhindert nur, dah die bösen Agrarier den Fall gegen di« Börse aus» nutzen. „Durch Versendung von Rundschreiben und Inseraten, namentlich aber durch das von ihm gegründet« Blatt lockte er Privatleute an sich, die töricht genug waren, »uf seine An» preisungen einzugehen/ Die Ehre ber Börse »st nun gerettet. Gibt's nicht in Euren Aeihen «ine ganze Anzahl, die durch die gleichen Mittel das Publikum einzufangen trachten? Kümmert Euch gefälligst um die Zirkulare der Aeuburger und Konsorten und greift zu einer Zeit ein, wo di« Warnung noch am Platze ist. Und wenn Ihr's unterlassen habt (was schließ» lich zu verzeihen ist, weil Herr Friedberg sein« Geschäft« in dichtes Dunkel zu hüllen wuhte),

so stellt es jetzt nicht so hin, als ob das von mir gewiß nicht gebilligte Anreihertum Euren Widerwillen erregt. Bruno Nuchwald.

Theater.

Älter Theater: Simson von Henry Vernftein, deutsch von Audolf Loihar. Mir scheint, daß man bei der Beurteilung von Bühnenwerken dieser Art mit literarischen Bedenken nicht kommen soll. Wo kein literarischer Ehrgeiz ist, soll auch kein literarischer Wertmesser sein. Wer Stücke schreibt, um damit Geld zu machen, und ihre Wirkung auf den niedrigsten Instinkt, die Sinne, stellt, verdient an sich noch keinen Tadel. Erst wenn er eines Tages verlangt, daß man ihn ernst, gar literarisch nimmt, ist's an der Zeit, die ganze Verlogenheit seiner Arbeit mit aller Deutlichkeit nachzuweisen. Also hüten Sie sich, Herr Bernstein. — Für diesmal genüge zur Feststellung (der Qualität der Arbeit wie der Darstellung) Goethes Wort:

„Getretener Quark

„Wird breit, nicht stark.“ -

Aber Bonn! Berlin hat ihn wieder. Und wem noch zu junge Erinnerung die Objektivität des Urteils nicht erschwert, erkennt, daß es sich hier noch immer um einen Künstler handelt, der unter Brahms oder Beinhards Zucht auch an erster Bühne an erster Stelle stehen könnte. Augenblicklich noch immer verlobdet, ruiniert er ohne Leitung jedes Ensemble. Doch ich weiß, daß er das Genie, auch wenn's mal nicht das eigene ist, verehrt. Er gestatte mir also in sein köstliches Tagebuch die folgenden Zusätze:

„Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Kreatur von der Welt.“ (»»«he: Wilhelm Weist»,»

„Man muß sich mit seinem Gegenstände und nicht mit dem Zuschauer beschäftigen, wenn man gut in die Augen fallen will.“

<N>nt.>

„Da unser größtes Vergnügen darin besteht, bewundert zu werden, so ist der Glücklichste der, welcher, gleichviel wie, es dahin gebracht hat, sich selbst aufrichtig zu bewundern. Nur müssen die andern ihn nicht irre machen.“

„Schlimm für den Schauspieler, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebärden hängen, daß ebensoviel Ohren jeden Laut seines Wundes verschlingen.“

„Ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nötig ist, zum Nachteil aller anderen heben.

<L>H>nz: Hamblilgilche Diamoluigie,»

Morgen: Notizen

„Man kann sie einteilen in Stern»
schnuppen, Planeten und Fixsterne. Die
ersten liefern die momentanen Knall»
effette: man schauet auf, rust: .Sieh« da!
und auf immer sind sie verschwunden."

<Lch»p«nh<!»«l: „Utb»l Uite!! Ilrlll.")

„Schauspieler, die leuchten wollen, wo
es nicht sein darf, muh man gewaltsam
unter den Scheffel stellen."

Iludw, Völne- 3lam»!lliß>Ichc N!i!!n,>

Ich weih: Presse und Kritil sind Ihnen
ein Greuel. Nun Wohl! Folgen Sie den
Worten dieser Großen und Sie werden leine
ernst« Kritil mehr zu scheuen haben.

„2s ist niemals zu spät, vernünftig und
weise zu werden, es ist aber jederzeit
schwerer, wenn d«e Einsicht spät kommt,
sie in Gang zu bringen." <»»»,».)

A. L.

Erklärung.

In dem nicht politischen Teil der
Nr. 17 unserer Zeitschrift „Der Morgen" von
19U7 haben wir die Behauptung mitgeteilt, der
Graf Cuno von Wollte habe m«t einem Homo»
sexuellen, Namens Azel Petersen, zu tun ge»
habt, dieser, Moltkes Freund, sei wegen der
hochstehenden Persönlichkeiten drohenden Ge»
fahren ausgewiesen und habe dann von Graf
Mottle mehrere Tausend Wart «rpreht.

Wir erfüllen gern die Pflicht, angesichts
der vollen und zweifelsfreien Aufklärung,
welche der Prozeh wider harden gebracht hat,
an derselben Stell« des „Morgen" zu «r»
klären, daß diese uns von dritter — wie auch
wir inzwischen festgestellt haben, unglaub»
würdiger ^ Seit« zugetragenen Angaben von
Anfang bis Ende unwahr sind, und wir de»
dauern, diesen unwahren Angaben gutgläubig
in unserem Blatt Aufnahme gewährt zu haben.

Die Schriftleitung:

Dr. Landsberger.

Notiz.

Der von Nichard Strauh, zurzeit in Nom,
in Aussicht gestellte Beitrag über Nichard
Wagner war bis zum Schluß der Nedattion
nicht «ingetroffen, so dah wir zur 2rinnerung
an Wagners 25 jährigen Todestag erst im I
nächsten hefte diesen Aufsatz, sowie «in« läng««
Würdigung d«s Meisters aus der Feder Pro»
fcssor Kochs folgen lassen.

Vom Vüchertisch.

«Wie Stürme segnen. Nomon von
^^ Frederil van 2«d«n. Aus dem hollän»
bischen von Else Vtten. Verlegt bei Schuster
H Lösfler, Berlin, Leipzig.

Tiefes Buch zeigt wieder einmal, bah nur
«in Wann einen guten Frauenroman schreiben
kann. Frederik van Geben, der die wundervolle

Legende vom kleinen Johannes gedichtet hat,
gibt uns in seinem neuen Werk die Geschichte
einer Frauenseele.

Es ist schwer, den Inhalt dieses eigenartigen
Buches wiederzugeben, es handelt wenig von
äußeren Geschehnissen. Der Dichter erzählt von
den inneren Konflikten einer Menschenseele, die
im Kampfe reift. Wie Stürme segnen!

Hedwig Marga de Fontayn wächst in einer
holländischen Provinzialstadt auf. Ihr Leben ist
reich an Enttäuschungen und Kämpfen, an Sühnen
und Bitternissen. Schon als Kind drängen
sich ihr Fragen auf, die sie nachdenklich machen,
und als heranreifende Jungfrau unterscheidet
sie sich in vielem von den anderen Mädchen
ihres Alters.

In einem Vorwort wehrt sich der Verfasser
gegen den Vorwurf, in seinem Werke nur „die
förmliche Studie eines pathologischen Falles“
gegeben zu haben. Hedwig ist kein Weib wie die
anderen, und deshalb erscheint uns manches an
ihr unwahrscheinlich. »Alles, was in diesem
Buche erzählt wird, beruht auf eigener Wahr-
nehmung, sagt der Dichter. Hedwig, die Haupt-
person, ist nicht ein „krankhaftes Wesen ihrer Art
und Veranlagung nach“. »Solche Individuen
werden noch immer täglich geboren, und ihr
Kampf mit dem rauen Leben bildet eines der
schönsten und interessantesten Sujets für die
Kunst . . .“

Es ist ein tiefes, stilles Buch für Reife und
Verständige. In jedem Kapitel fast finden wir
psychologische Feinheiten. Nur ein wahrer
Künstler vermag die gewagtesten Stellen so glaub-
würdig zu schildern.

Ich möchte dieses Buch jeder modernen vor-
urteilslosen Frau in die Hand geben, denn es
steht himmelhoch über allen Verurteilungsbüchern,
die in den letzten Jahren von Frauen für Frauen
geschrieben wurden.

Hermann Hagedorn.

^,»»»rwullich !ül l>n> p»!U!!chen III- 5l»! Schn!z!il, Ochmargtn»»ll, Gpanboueftl «i lül »«n «ör!«««Ul
«run» Vu<y>

«oll», ««r!w c.. BcU!«cg«lftfti, O«! M» «ll«» »od««. DI Urwi L»nt>i»,l««i, Ver!« 5V,0, L«nn«ftr<>>z« »i
lül O«ft«lr<ich>

u>g»i!>: «»b«r! 3«A, «l»!«n l, - «erl»««N»i<iuail>i « »», „M«««l>orl«««llw V »», «»«l«b»n«rftl<iz«
!« - <l^>«>uwn

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderpöspelt des Verlages Gustav Fische, Jena, über
„Sombart, Sozialismus“ bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

5 BH
- 6. Lotterie
Wohlfahrts-

м гшвлт **
420000 Lue
одоооо
гшвлт ** D«rt»bM MitzfièM*
420000 Lue tltTT OeMftw. — Л

soaao
isooo
S
n
20
«
100
a 6000 = 15000
& 2000 = 20080
i 1000 = 20000

20000
20000
500
200
290 a 100 = 20000
600 a 50 = 30000
SOCO a 30 = 90000
OCOO a 10 = 80000

Wahlfahrta-Loaa ДМ. 3,30 »%* ^

Lud. Müller & Co. SUSO
in

C., Breltestr. 5.
- .: MdnmanM..

OjjerettensÇtbretto
Bom ftomponiften gc[ud)t. Offerten erbeten
linier „l'ibretto* an bio £)aut>tcjpebition be«
®eneral-i2ln3etacr8 für ©фонеберг u. Umgegenb,
@4>önetxrg, K'olonnenftr. 4.

For wenig Geld

ttae umfangreiche wertvolle Bibliothek
rolommen zu (teilen, lit mit БШе von
Reclams

Unioersal-Bibliotbek

leicht швей*. Diele In vielen (Till.

Honen von Bünden Ober den ganzen
Erdball perbreitete, bedeutendlti deut-
(ehe Bfldicdammlung bietet In |e()t
nahezu 5000 Hummern a SO Pfennig
den plellelllgltten und gedlegenlttn liele,
(toff, (owohl zur Unterhaltung als auch
zum Studium, Die Uniuerial-Bibllotkeh
enthalt mehr als 2500 Dummern Unter-
haltungslektüre der bedeutenden Er-
zdhter aus der Weltliteratur, mehr als
UOO Hummern Bahnenwerke und etwa
1000 Полтега мШепИигШм Cate.

_ ^ _ Kataloge

NnHHjt tu ЗяйсгсОсШи ftberal kta irafis
PWHpp Reclam |un. • belpzlg

3n\$erate finden die weiteste überbreitnng im „morgen44

3>ie

(Sinbanbbecíe f

iff foeben erfcfjienen itnb ьигф jebe %uájf)anblung ober оид блреft 311 без(er)en.

golbícinen * Эеле ium greife »on 9П1. 2. —

in @<тзефегдатеп* „ „ „ „ 4.—

9leu r)tn3utrctcnbe Abonnenten erhalten ben fomplcttcn Jahrgang 1007 gebunbcn

In öalbletten für W.Î. 10.— itnb in (Sons-^ergamerit für TOf. 12.50.

^arquarbt & So., Berlin W. so.

Ш

3)eutfd)e

45.

(Sektit Don Эр. u rief) 3anf e.

«erlag Don Otto Sanie, Qerlta вв»,

11.

Фай laufenbe 4McrcljaE)r bringt

junad)(t '•Romane »on:

S&uSnelba ЙШ, „ФoИог ввгот"

«marie ». D. getbe, „3Me «Hofcnftabt"

«JH. «Serijarbt, „^rofeffor '•ööDborn

uní» bit tseiilien"

S)gg Beiblatt g»»AW«g

©1133«, fotoie ber t'yrif unb Ärlttl

angelegen fein. 51U с mirftfigcn ЭДей-

erf(f)etnungen ber l'Ueratur werben

n s s forgfälttg бпрофен. aas

«Prti* bleHeПа^rHф (13 Wummern)

n я 3 SHarf 60 ipffl. n 8

SBefteUungen bei allen 3)ud)\$anblungen

unb

Di* Philo.ophie de* Im

Von erneite Sellllert:

nPOLLO ODER DIONVSOS Г Krtt. Studie ob. F rl • d r l c h

Nietzsche u. den imperlllst. U tllltirlimy i.

'916. Broich. 7 M , Lwbd. 8l/. M., Mlibd. 9 M.

DER DEMOKRATISCHE ;MPERIALISMUS.Rou«ieiu-

Prcudhon -Mär,. 446 -cil, 1907. Braich. 7 M_

Lwbd. 81/j M., Mfilbil. 9 M.

O e чомчп!. KRnMKMEIT. Fourier—Beyle. 1908.

t 5 • . Broich. 7 M., Lwbd. 8V, M , Hfzbd. 9 M

JEAN JRCQUE-, ROUJSEPU, «ein Leben u. l. Werk*.

Von F. Bockerhoff. > Bde. 1792 Seit. Broich. »tatt

d IrOh Ljdpr. V. 26 M (Or 12 M., In 2 Lwbd. 5 M

(JcBER ROUSSEniTS VERBINDUNG MIT WEIBERN neblt

!3 bisher unbekannt. Brief. R's «n die Grlfin houdetot

Von K. <5. Lenz. 2 Bde. 2 Ruft mit 2 Portr. 9u6.

Broich. 4 M., O-iglnjlb. 5 M. Unkut. Huigabe.

iN-. n •' Verzeichnis grjtti u franko. Verlagianerb. erw.

Herrn. Qarsdort Verlag, Berlin W. 30, LanHshutentr.2.

-TOieebaben:

am neu erbauten Йигбиие unb Honiglid)en

Sbeater

вел Фташпц всЫ41ги, 9?ошан<л Л. bitten mit,

imrcf* Untcrbrcltuiig titiei Bortcllbafftн Фот»

fctlaaei б:nПФП1ar) фиЫKaHon Ibrtr TOtrtc (я

Viutiform f'rt) mit un* in «crbinbunfl ju Ionen.

Юебетнеб Verlagiburean (6urt 9Diganb).

16, ftatlcrlpla) <BccitnЛ01 laitrebor), Raiferplai) 15.

Unser

IHusfrierfer Verlags «Katalog

steht auf Wunsch

kostenfrei zur Verfügung.

Boil u. Pickardf

Perlagsbudiiiandlung

Berlin ПW. 7, Georgeistr. 23.

3nferaten«3ln»

narine färben »»

Ыгф ben Verlag bee „Worgen", Berlin, iiiiélebenerftr. U

(Se(.VI,2271),foöeie Ыгф(атШфе?1ппонсен<(£;)>еЫШопем.

fui t>ic Snfciaici -y. V. &tniruo-ej»i)>iibtra. Vnict «on φa| « »arieb «.m. b. ô . «alfai W.

«••lecker Workstfttlcm B. m. ». B.
ZweiKne«lerUMi»nK Berlin
TlktoriMtr. 93 (b. <t. Pot«dninrr Brocke)
AUSSTELLUNG VON BAU-MODELLEN
SAALECKER MÖBEL VON
PROF. SCHULTZE-NÄUMBURG
Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche
——^—— Freie Besichtigung ——^——^——^——
:: :: :: O T T O W I G A N D m. b. H. :: LEIPZIG :: ::::

Jahrgang 1907

I. Wolfgang Kirchbach-
Nummer.

II. Confucius-Nunimer.

III. Lamarck-Nummer.

IV. Auguste Comte-
Nummer.

à Heft M. 1,80,

kompl. H. 6,—.

Jahrgang 1908

12 Hefte

i Heft 60 Pfg.,

kompl. M. 6,—.

Der Einzelpreis pro Heft beträgt 60 Pfg.

Programm und Tornehme Ausstattung, auf die wir im Sinne fortschreitender Kultur besonderen Wert legen, bleiben die gleichen; mehr Berücksichtigung soll Kunst und Körperkultur finden, und auch die Politik soll, ohne Parteipolitik treiben zu wollen, nicht ausgeschlossen werden.

Der zweite Jahrgang 4er

„Menschheitsziele" wird

auch äußerlich dadurch

ausgebaut werden, daß d ie

Vierteljahr-Hefte im eine

Monats -Rundschau

umgewandelt werde»,

ohne Erhöhung

des Jahracs-

prcises von M.6.

Die monatlichen Hefte

werden allerdings auf zwei

Bogen beschränkt, doch er-

hält der Leser immer noch

24 Bogen statt der bisher

gelieferten 16.

erf ttffltarfür fcanötetrfrtund

@tto€rumamyuiüor

ßoflitfétant Sr-fcôntrri &ol)ttt Ota

EiFrtcöirirti ItopolD pon tyei

)6> Cempeltioftrufrzj

I 5
!> 0
Inhalt
Japan Neis^tagebuch 221
?^ümier 22,'<
OlafMichacl(Forls,) 229
ssre.denlerlum in
Deutschland ... 233
Vandbemerlungen:
Karl Schnihler . . Interpretation . . 23^>
IohannesTV. Harnisch Eine Anfrage. . . 22l)
Andrew Carnegie
Nichard Muther
Carl Hauptmann
Henri Lichtenberger
Llich Mühsam .
C v. Vredow. .
August Strindberg
Aichard Schaulal
Bruno Vuchwald
««!!<
Karl Kraus, Line
»5rl> dlung.... 241
IiirAntomobildebatt« 243
Mensch unter
Menschen 245
Neue Valthesseriana 245
Vörsenvorstand und
Presse 246
-Alanuslriplsendingen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern «n» dt«
KckrMeltun«: vr wr. Arrur Landsberger. Nerün ^ . 50, Elslebensrrah« 14.

^7)
^
<hl
^
v>>.
Mz
falmäkl-, ^ulllmolille, IsanZpoi-wagen.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werne« sonlbart: Kulturphilosophi« / Richard Strauß: Musil / Georg Vrandes: Literatur
Nichard Muther: Kunst / unter Mltmischung von Zug« von Hofmannsthal: Lyril.
Nummer 8 21. Februar 1908

Zum Preisausschreiben!

Hssti? erinnern hiermit nochmals an das Preisausschreiben von NU. 20«0.—

^^ für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung des „Morgen“

einlaufende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf.

Das Preisrichteramt liegt in den Händen von:

Professor Georg Vrandes, Kopenhagen / Universitätsprofessor V. M. Meyer,
Verlin / Carl Hauptmann, Mittelschreiberhau / Dr. Artur Landsberger, Verlin /
Olto Julius Vierbaum, Fiesole / Ernst Freiherr von Wolzogen, Darmstadt.

Japanisches Neisetagebuch.

Von Andrew Carnegie. ,

^V>ie weck ich wieder diese Einfahrt in den japanischen Meerbusen vergessen. Die

^^ Sonne ging gerade auf und der Himmel war so blau wie in Italien. Der

Fusiyama erglänzte unter ihren Strahlen und seine 3000 Meter hohe Spitze war ganz

tlar. Die Wollen legten sich rechts und links an seinen Kegel an, aber sich nur

etwas weiter unten an ihn anlauernd, als wollten sie es nicht wagen, seine Spitz«

einzuwickeln. Er stand da in seiner nächtigen einsamen Größe — der eindrucksvollst«

Verg, den ich je gesehen. Berge sind fast immer eine Enttäuschung, da man ihr« höhe

gewöhnlich nur allmählich ermißt, nur der Fusiyama, und nur wie er so dasteht, auf»

steigend aus der Ebene wie eine Pyramide, so daß man auf ihn das Wort Schillers

anwenden kann von den „Dingen, die sich emportürmen“, überragt er jede andere Spitze

oder Gipfel, und es ist nicht verwunderlich, daß die Japaner in alten Zeiten sich die

Heimat ihrer Götter auf seinen höhen dachten.

Es war 9 Uhr abends, als die Anter niederrasselten, und in wenigen Minuten

wimmelt« es von Neinen Booten um unser Schiff, uns an Land zu bringen. Bis

man nicht einmal in einem solchen Sampan gefahren ist, braucht man sich nicht zu

schmeicheln, schon das Grotesteste an Beförderungsmitteln tennen gelernt zu haben.

222 Morgen: Literatur

Stellen Sie sich vor: Einen langen, breiten Kahn mit einer Neinen Kabine im Stern, das Deck vorn niedriger als an den Seiten und darauf vier Geschöpfe, die aussehen wie die Dämonen im Black Erock*), mit möglichst wenig Kleidern. An jeder Seite, aber nicht hintereinander, stehen ihrer zwei, und jeder handhabt «in langes Nuder und be» gleitet jeden Schlag mit Rufen, wie ich fie nie zuvor gehört habe. So werden wir von diesen gelben Teufeln vorwärts gebracht, die sich augenscheinlich in einen Zustand fürchterlichster Aufregung hineinarbeiten. Endlich landen wir, pafsieren das Zollhaus ohne Untersuchung und erreichen mit ganz unsicheren Seebeinen unser tzotel. Ein paar Bissen zum Abendessen, aber dort wieder diese fürchterlichen Kerle, die uns be» dienen. Wir müssen alle Augenblicke lachen über irgend etwas Komisches und wundern uns, wo wir nur sein mögen; aber alles, was wir essen und trinken, ist überraschend gut — an Land, nach 22 Tagen auf See.

N

Wir sind nun drei Tage in Japan, aber alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich unfähig bin Ihnen mehr als eine blasse Borstellung von dem zu geben, was uns allerenden begegnet. Und müßten wir morgen heimkehren, wir würden doch das Gefühl der völligen Befriedigung von unserer Reise haben. Obwohl ich schon das Merkwürdigste und Wunderbarste gesehen habe, was Europa zu bieten vermag, «in Gang von wenigen Stunden durch "Yokohama oder Tokio hat uns mehr Unerwartetes enthüllt, als je zuvor ein Vrt. Kein Land, das ich bisher besuchte, hat wirklich so viel Neues geboten, als ich mir vorgestellt hatte; hier ist es umgekehrt. Alles geht so weit über Las hinaus, wie ich es mir ausgemalt, und ich muß in einem fort bedauern, daß wahrscheinlich nur wenige meiner Freunde jemals Japan besuchen werden, um all die Seltsamkeiten zu sehen und zu genießen. Lassen Sie mich einmal einen Spazier» gang beschreiben: Wir sind an der tzoteltüre, haben ungezählte Verbeugungen fast bis auf den Boden von diesen vielen Teufeln entgegengenommen. Ein Dutzend kleiner, dicker Kerle taucht auf, jeder zwischen den beiden Deichseln seines Wagens wie ein Kutschpferd und ladet uns «in Platz zu nehmen, gerade wie Kutscher. Sehen Sie sich einmal ihr Kostüm an oder vielmehr nach ihm um: keine Schuhe — wenn man nicht eine Strohsohle, die mit Stroh festgebunden ist, einen Schuh nennt — Beine und Leib ganz bloß, mit Ausnahme eines schmalen Lappens um Lenden und dann ein Hut! Dieser ist entweder von einem dunNen Material, so groß wie der Boden einer Tonne — ich übertreibe nicht —, um vor Sonne und Negen zugleich zu schützen, oder von Hellem Stroh, aber von ebensolcher Größe. Das sind die Bettus, die einen in 3V« Stunden nach Tokio bringen. Wir lehnen ihre Einladungen ab und gehen zu Fuß. Da stolziert ein Kerl aus Stelzen, ein anderer hat feste Holzklötzchen von gleicher höhe, ein dritter hat flache Strohschuhe, ein vierter gar leine. Was ist das für ein Geräusch hinter uns? Wir sehen uns um und erblicken vier Kulis, ganz nackt wie Adam, jeder an einer Ecke eines vierräLerigen Rollwagens, beladen mit Eisen, und die sich jeden Schritt durch unheimliches Stöhnen Luft machen. Noch nie zuvor fah ich dieses unentbehr» lich« Metall auf solche Weise transportiert. Aber sehen Sie einmal dorthin! Ein Fisch»

*) Amerikanisches Lustspiel von hoyt. (Anmerl. d. Uebeis.)

o o

o o

Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch 223

Händler mit einem Bambusstock über der Schulter, an dessen Enden Fischtörbe schaukeln — alle Lasten werden so getragen —, da drüben geht ein Wasserträger, der seine Eimer auf die nämlich« Art trägt: über s^ine Schultern hat er ein Tuch geworfen, das ihm das Aussehen eines Zirkusclowns gibt. Die Kleidung der Frauen ist nicht so mannig« faltig, aber ihre gemalten Lippen unll Weihgepuderten Nacken, und wenn eine velheilaltet ist, ihre geschwärzten Zähne geben uns Grund genug zum Staunen, obgleich ich sie abscheulich finde, wenn sie lachen; ich mutz meine Augen wegwenden. Wie Frauen solche ekelhaften Fratzen aus sich machen können, tann ich nicht begreifen, aber — tiie Mode bringt noch manches andere fertig. Das Ausfehen tier Kinder ist im höchsten Grade komisch; sie sind so dick eingemummt in Kleider, datz sie aussehen wie Nein« fett« Eskimos. Die Frauen tragen sie ohne Ausnahm« nach Indianerart auf dem Nucken. Dort begegnen fih zwei Japaner auf der Straße, sie verbeugen sich dreimal, jedesmal tiefer und ehrfurchtsvoller als das vorhergehende Wal, und geben sich die peinlichste Mühe, die vorgeschriebene Zahl von Zentimetern innezuhalten, die ihre gegen« seitig« Stellung vorschreibt, und dann schütteln sie ihre eigene Hand, zum Zeichen der Freud«.

Die Japaner gehen frühmorgens ins Theater und' bleiben da bis 5 Uhr nach« mittags. Die Pforten werden um 5 Uhr früh aufgemacht, aber die reichen Leute er« scheinen nicht vor 6 oder ? Uhr, wo die Vorstellung beginnt. Um Mittag wird! t« Theater das Frühstück serviert, die Zuschauer rauchen, essen, schlürfen Tee und ver« gnügen sich nach Belieben. Es gibt leine Sitze, nur eine kleine Matte wird für jeden hingelegt, der eintritt, und daneben eine Schachtel mit Sand und darin zwei glimmende Kohlenstückchen, mit denen man sich seine Pfeife anzündet; wohl bemerkt: Damen, ohne Ausnahme, rauchen in Japan so gut wie Herren. Jeder bringt sich eine kleine Pfeife mit langem Rohr mit, daran ist ein Tabaksbeutel angehängt. Von Zeit zu Zeit tut man ein wenig Tabak in die Pfeife, gerade genug für zwei Züge, dann wird der Tabak ausgeklopft und die Pfeife von neuem gestopft. Nie habe ich mehr als zwei kleine Züge auf einmal machen sehen! Sogar junge Mädchen rauchen auf dies« Art, unli «inem, der Tabak verabscheut wie ich, gewinnen sie durch solche Gewohnheiten leine größeren Aeize ab, wie man sich wohl vorstellen kann. Ein Schätzchen, das seine Lippen mit Tabak . . . Psui!

Die tzocheitsgebräuche sind' von den uusercn sehr verschieden. Die Priester haben nichts damit zu tun, auch gibt es leine religiösen Zeremonien. Die Elter« des jung« Mannes suchen eine pasfentie Frau für ihn aus, wenn er 20 Jahre alt ist, und bringen die ganz« Sache in Ordnung. Sie halten bei den Eltern des jungen Mädchens an, unti w«nn diefen die Partie gefällt, wird ein Kontrakt zwischen den Eltern des jungen Paares aufgefetzt und der Tag bestimmt, wo Braut unti Bräutigam Sali aus der« selben Tasse trinken. Feste unti Vergnügungen werden gegeben, manchmal mehrere Tage hintereinander, wenn die Eltern reich sind — und die Ehe ist geschlossen. In jedem Falle muß die Braut bei den Eltern ihres Mannes wohnen; mehr als ihrem Manne muß sie sich bemühen, sich die Zufriedenheit seiner Eltern zu erwerben. Sehr

oft leben drei Generationen beieinander, und eine Verehrung wird den ältesten entgegengebracht, von der wir uns keinen Begriff machen können.

Daß verheiratete Frauen sich ihre Zähne schwärzen, ist die abscheulichste Sitte, die ich je gesehen. Ich bin in sehr feinen japanischen Häusern gewesen und habe sonst sehr gut aussehende Frauen gesehen, aber sie brauchten nur ihren Mund zu öffnen, um sich sofort widerwärtig zu machen. Ich freue mich daher, wenn ich höre, daß diese Gewohnheit mehr und mehr abkommt, und daß einige junge Frauen sich geweigert haben, sich ihr zu unterwerfen.

Japan ist in den letzten Jahren ein Teeexporteur für Amerika geworden und wir befeuchten deshalb die Teefaktoreien in Yokohama. Der frisch geerntete Tee ist ohne jeden Geschmack, erst wenn er der Sonne ausgesetzt ist, gärt er wie Heu. Er wird dann gekräuselt, gedreht, gebacken und dann zu den Händlern gebracht, die ihn wieder sorgfältig abzupfen und in die Form rollen, in der er zu uns kommt. Ich sah viele hunderte von Frauen und Mädchen in den Fabrikräumen, die mit ihren kleinen Händen den Tee flink rollten und in große runde Töpfe legten, unter denen ein kleines Kohlenfeuer angezündet war. Und jetzt, meine Freundinnen, lassen sie mich Ihnen den Unterschied von schwarzem und grünem Tee erklären: Schwarzer Tee wird erzeugt, wenn man ihn an der Sonne etwa 50 Minuten länger dörren oder gären läßt als den anderen, und während dieser Extra-50 Minuten verfluchten sich gewisse Bestandteile, die unseren Nerven schädlich sein sollen. Grüner Tee hat deshalb eine größere Wirkung auf schwache Nerven als schwarzer. Sie sehen also, es ist daselbe Blatt, es liegt nur an der Behandlung. Noch etwas möchte ich Ihnen erklären: Grüner Tee mit natürlicher Farbe konnte in Amerika nicht verkauft werden, nein, wir wollen „ein schöneres Grün“ und wir bekommen es auch, natürlich! Was kann der Kaufmann gegen diese gebieterische Forderung seiner Käufer tun! Und diese gewünschte Färbung wird erzielt, indem man dem reinen Tee Indigo mit Gips beimischt, und das ist auch der gewissenhafteste Kaufmann zu tun gezwungen. Ich sah in einem Falle sogar Preußisch-Blau gebrauchen, was sehr giftig ist, und man erzählte mir, daß man selbst zu Ultramarin seine Zuflucht nimmt. Diese außerordentlich giftigen Substanzen geben ein noch „schöneres Grün“ als Indigo und Gips, und werden deshalb von den unwissenden Menschen bevorzugt. Die Moral: Bleib bei schwarzem Tee und vermeide Gift! Man hört in Japan in der Nacht oft lang Nagende Laute; ich fragte nach und erfuhr: sie kommen von blinden Männern und Frauen her, die angestellt sind, um die Kranken zu reiben und zu zwicken und ihre Schlaflosigkeit auf diese Weise zu heilen. Die Kur ist sehr beliebt bei den Japanern, und selbst Fremde erzählten mir, daß sie sie mit Erfolg angewendet haben. Ich vermute, daß das Klima leicht Rheumatismus und ähnliche Störungen erzeugt und daß dann die Bevölkerung zu allem greift, was vorübergehende Linderung bringt. Doch ist mir das „in den Schlaf kneifen“ eine ganz neue Methose.

Man lebt hier sehr gut in den Hotels. An Fischen und Wild hat Japan die größte Reichhaltigkeit. Fasanen, Schnepfen, Hasen, Hirsche sind sehr billig und aus-

Nichard Muther: Danmier 225

gezeichnet. Ochsen» und' Hammelfleisch ist ebenfalls gut; desgleichen die <I:::üse. Nüben, Radieschen, Karotten find sehr groß, ich führe das ans die tiefe und sorgMige Ve» Handlung des Bodens zurück. Vandy maß einige und berichtet: „Nctlig: 16 Zoll und fchön weih, Karotten 2l) Zoll und herrlich." Das Hotel, in dem wir wohnen, erfreut sich eines französischen Kochs, den man sich eigens hat kommen lassen, und gestern abend, hatten wir eine Gesellschaft der berühmtesten Schauspieler, die den Erfolg eines neuen Stückes, das sie eben auf einer großen Tournee gespielt hatten, durch ein Fest» mahl feierten. Ich unterhielt mich damit, mir aus der Gesellschaft den Wontagu*) Gilbert, Belet und Vooth unter ihnen herauszusuchen, und ich traf immer das Richtige, wie ich nachher erfuhr. Die Verhältnisse sind ungefähr die gleichen wie bei uns, glaube ich. Die Schauspieler stehen in hoher Achtung hier, sie zogen die allgemeine Aufmert» samkeit auf sich, als sie dinierten, und unser Dolmetscher erzählte uns in gebrochenem Englisch, indem er auf zwei junge Liebhaber wies: „Sehr hoch geschätzt von sehr hohen Damen, oh, sehr hoch!" Europäische Kleidung verändert das Aussehen der japanischen Herren nicht sehr, glaube ich, sie sind sehr klein und haben — es tut mir leid, das von ihnen sagen zu müssen — durchweg ein wenig krumme Beine; ihr einheimisches wallendes Gewand gibt ihnen Würde und Anmut. Wirklich muß man, wenn man eine Zeitlang im Osten sich aufgehalten hat, zugeben, was man dort so oft hört, daß unsere abendländische Kleidung die uninteressanteste der Welt ist.

(Forlsetzung folgt.)

DaUNNer. Von Nichard Muthcr.

6^ er 26. Februar ist der 100. Geburtstag honors Daumiers. Ein Stück französifche ^^ Kulturgefchichte zieht, wenn man sein oeuvre durchblättert, vorüber. Denn Daumier hat bekanntlich ein halbes Jahrhundert lang politische, soziale und moralische Satire geschrieben. Als Jüngling war er eingetreten in das dataulon 8acr6, das Charles Philipen, der Gründer der „daricllure", gegen das Vürgertonigtum anstürmen ließ, und noch 1870/71 ließ er, Tribun und Prophet zugleich, seine Stimme erschallen. Das Witzblatt war ihm eine Bühne, die die Welt bedeutete, eine Kanzel, auf der er die Lebensfragen seines Voltes erörterte.

Zu dem lulturpsychologifchen kommt der künstlerische Wert der Blätter. Es ist mit Karikaturen eine mißliche Sache. Dem Tage dienend, sterben sie mit dem Tage. Die Fragen, von denen sie ausgingen, find erledigt, die Leidenschaften, von denen sie getragen waren, erloschen. So kommt es, daß man in Karikaturensammlungen wie in Herbarien blättert. Was einst lebendig war, ist vergilbt; was einst belacht wurde, lang» weilt heute. Von Daumiers Blättern gilt das nicht. Sie haben Ewigkeitswert, weil er das, was er zu sagen hatte, in klassischer, ewig»gültigcr Form gesagt hat. Das Lacher» liehe wurde unter seinen Händen zum Erhabenen, das Pamphlet zum Kunstwerk. Ohne die Anekdote zu verstehen, bewundert man die bildnerische Wucht, die den Gedanken formte. Mit unerhörter Maestri« läßt er das Orchester aller Leidenschaften spiele», mit ') Berühmte Schauspieler in Amerika für die einzelnen Fächer, (^!::.,lert. d, Ucbcrs)

226 Morgen: Kunst

genialer, gleichsam improvisierender Leichtigkeit weiß er die Grundnote jedes Charakters zu packen, die signifikante Grimasse, die signifikante Geste zu finden. Dazu die große Allüre, der monumentale Wurf, den seine Blätter trotz ihres kleinen Formates haben, hiervon ausgehend hat man ihn den Homer der Bourgeois genannt, ja den Vergleich mit Michelangelo nicht gescheut. „<le BaNlarci 15 2 <iu KlicuelHNFe 5ou8 12 peau," meinte Balzac, der mit ihm zusammen in der Redaktion des Charivari saß, und der junge Daubigny, als er die Sixtinische Kapelle in Nom betrat, soll gesagt haben: „Das sieht ja aus wie von Daumier.'

Die Frage ist nun: hat man zu bedauern, daß ein Wann, der nach seinem ganzen Wesen berufen schien, jüngste Gerichte an die Wände sixtinischer Kapellen zu malen, diese Riesenkraft, die ihm in die Wiege gelegt war, als Aktualitätszeichner verzettelte? Kaum. Denn jeder Mensch muß als ein Ganzes, als in sich gefügter Organismus genommen werden. Daumier wäre zur Karikatur gewiß nicht gekommen, hätte ihn nicht ein innerer Beruf in diese Bahn gelenkt. Er war nicht Künstler Mein, der mit dem Auge des Aestheten auf ihre Formen» und Farbenweite hin die Welt betrachtete, sondern er war gleichzeitig auch ein Kämpfer. Alles was rings vorging, er» griff und berührte ihn. Neberall war er nicht als unbeteiligter Zuschauer, nein als Akteur dabei. Ein Qoya reäivivuz wollte er selbst mit am Weltbild modeln, glaubte, indem er höhnte und kreuzigte, einem besseren Neuen den Weg zu bahnen. Dieser rebellische Geist konnte nur in der Karikatur sich entladen. Sie war ihm das Ventil, durch das der Politiker sich Luft machte. Sie war seine Waffe, seine Geißel.

Trotzdem. Es muß auch Tage gegeben haben, wo er seinen Beruf verfluchte. Denn man darf nicht vergessen: ein Karikaturenzeichner ist Journalist. Wie der Tagesschrift» steiler neben Artikeln, die ihn reizen, fehr viele andere schreiben muß, die er nur als Brotarbeit empfindet, steht der Tageszeichner sehr oft vor Aufgaben, bei denen es sich um gar leine höhere Mission, sondern lediglich um Neporterdienst handelt. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, ausgefüllt durch all jeue läppischen Dinge, die heute das photogravhische Klischee erledigt. Ein solcher Druck mußte auf Daumier um so tragischer lasten, als er kein landläufiger Illustrator, sondern ein in die Karikatur verschlagener Künstler war. Gewiß, auch künstlerischen Gedanken, die in ihm nach Aus» druck schrien, konnte er in seinen Karikaturen eine gleichsam provisorische Gestaltung geben. Der Bildhauer Michelangelo übernahm die Vemalung der sixtinischen Decke nur deshalb, weil der Auftrag ihm ermöglichte, wenigstens in der Flächendarstellung plastische Gedanken auszusprechen, die in Marmor niederzulegen ihm versagt blieb.

In ähnlicher Weise fühlt man aus Daumiers Karikaturen heraus, daß das Sujet für ihn nur Wert hatte wegen der bildnerischen Form, in die er es Neiden konnte. Doch immerhin, es blieb eine Verquickung, ein künstlerischer Kern in literarischer Schale. Nnd während er im Frondienst der Journalistik sich mühte, wogte neben ihm der große Be» freiungskampf der modernen Kunst. Die Corot und Diaz, die Millet und Courbet waren seine Freunde. Nm so mehr mußte es ihn reizen, das Gefängnis, in dem seine Kunst eingeschlossen war, zu sprengen. So tritt neben den Karikaturisten Daumier der Waler, neben den leidenschaftlichen Mitstreiter im Kampfe des Tages der große Schöpfer tendenz» loser Kunst.

2 e>

Richard Muther: Daumier 22?

Sein W. Geburtstag fiel mit dem der zweiten Republik zusammen. Damals haben Tourbet und Bonvin ihn bestürmt, das Bild der Republik zu malen, das ein Preis» ausschreiben für das tzotel de Ville verlangte. Im nächsten Jahr, 1849, war er erst» mals im Salon vertreten: mit einem großen, jetzt verschollenen Gemälde, das die Lafontainesche Fabel „I.e meunier, 5«n M5 et l'Hne" behandelte und wozu die Skizze sich in meiner Sammlung befindet. Silen» und Vacchantenzüge, Don Quichotefiguren, Noliöresche Doktoren, Reiter 5 12 Osricault folgten. Und von romantischen Stoffen ging er zu Themen aus feiner eigenen Epoche über. Er begleitet die Menschen in das Parlament und in den Lustizpalaft, in das Theater und in den Zirkus, in den Omnibus und in die Eisenbahn. Akrobaten malt er, Seiltänzer, Ringer und Tier» bändig«, Wäscherinnen und Arbeiter, Richter und Advokaten, Kupferstecher und Schachspieler, Amateure und Trödler. Die Menge stellt er dar, wie sie, zu einem Organis» mus geworden, im Theater lauscht oder in wilder Aufstandsstimmung sich über die Straßen schiebt. 1860 wagt er den Schritt, seinen Vertrag mit dem Charivari zu lösen. Er will nicht mehr Tageszeichner, er will Maler, lediglich Maler sein. Doch das Wagnis mißglückt. Das Publikum, das in der Form der Karikatur seine Werke hin» genommen hatte, schiebt sie in der Form des Gemäldes achselzuckend beiseite. Schon nach wenigen Jahren war er in bitterster Rot. Ein kleines Landhaus, das er in Valmandois getauft hatte, ohne es bezahlen zu können, vermochte er nur zu halten, weil Corot, immer gütig, ihn mit der Schenkungsurkunde überraschte. 1864 erneuerte er resigniert den Vertrag mit seinem Journal und hat während der letzten Jahre wieder als Karilaturenzeichner sein Dasein gefristet.

Auch später noch wurde das Urteil über Daumier ausschließlich durch diese Werk» bestimmt. Als der König der Karikatur ist er in den Handbüchern gepriesen. Seine Bilder, in Privatsammlungen vergraben, wurden nicht beachtet. Die Malerei mußte erst durch die Schule des Impressionismus gegangen sein, das Auge der Kenner mußte erst an Manet und Degas, an van Gogh und Rodin sich gewöhnt haben, bevor Daumiers Entdeckung erfolgen konnte. 20 Jahre nach seinem Tode war die Zeit für ihn reif. Unter der Flut neuer Eindrücke, die die Zentenale von 1900 vermittelte, war der von Daumier ausgehende einer der stärksten. Ich wies damals in meinem Buch „Ein Jahr» hundert französischer Malerei" als erster in Deutschland auf Daumiers Bilder hin. Seitdem haben Ausstellungen in Berlin, München und Wien seinen Ruhm verbreitet. Aus dem König der Karikatur ist noch posihum der große Bahnbrecher der modernen Kunst geworden.

Denn was ist die Schicksalsfrage für diese neue Kunst einer neuen Zeit gewesen? „Der wird der Maler sein, der wahre Maler, der dem jetzigen Leben seine epische Seite zu entreißen versteht, der uns wird sehen und begreifen lassen, wie sehr groß und poetisch wir in unseren Krawatten und Lackstiefeln sind." So schrieb Baudelaire einmal, und in diesen Worten ist das Leitmotiv für die Würdigung Daumiers ent» halten. Jahrzehntelang war die Malerei in der Vergangenheit umhergeirrt, hatte nicht geglaubt, in dem, was das Leben ihr bot, Stoffe für Kunst zu finden. Daumier, der als Karikaturist dieses Leben betrachtete, entdeckte als erster darin eine groteske Schön» heit. Und von diesem Grotesken gelangte er in seinen Bildern zum großen Stil. Macht

es einen Unterschied, daß diese Werte nicht michelangeleste Propheten und Sibylle», sondern Advokaten und Wäscherinnen darstellen? Ältere Kritiker, die noch an Rang» Nassen der Stoffe glaubten, pflegten vom Bauernmaler Willet zu sagen, er hab« das Große aus einem Nichts gezogen, habe aus Trivialem Erhabenes gemacht. Das gilt von Daumier mit gleichem, ja mit größerem Recht. Ich habe Willet früher einmal den Daumier der Bauern, Roger Marx hat Daumier den Willet der Großstadt genannt. Doch sogar bei diesem scheinbar so ehrenden Vergleich kommt der Künstler Daumier noch zu kurz. Denn Willet ist auf dem Umweg über die Bibel und Virgil zu feinem epischen Stil gelangt. Von Stimmungen ausgehend, die ihm literarisch vermittelt waren, modelte er an seinem Thema so lange, bis es die Form des Arkadischen, biblisch Patriarchalischen annahm. Daumier brauchte einen solchen Umweg nicht, da er selbst das hatte, das Goethe an Michelangelo rühmte — das große Auge, hinsichtlich der Malerei Millets konnte Fromentin die Frage aufwerfen: „hat er, ja oder nein, gut« Bilder geschaffen? hat eine Ausdrucksweise, ich meine die Hülle, in die er seine G«« danken Neidet, wirklich die Eigenschaften der bonne peinture?" Bei Daumier wäre eine solche Frage deplaciert. Man bewundert an seinen Bildern nicht nur die statuarische Geschlossenheit der Gestalten, den großen Zug der Linie, den wundervollen "Rhythmus der Anordnung und das elementare Leben, von dem sie durchzuckt sind — auch eine Malerei, die den Vergleich mit bester klassischer Kunst verträgt. Denn das Licht ist ihm nicht allein formenbildender Faktor, nein auch die magische Kraft, die alle farbigen Nuancen in reizvollster Harmonie verwebt. Mag er in den leuchtenden Farben des Rubens schwelgen oder in fast monochromer, an Velasquez anklingender Skala sich bewegen, er hat Kultur, Die Sprache der Alten erklingt, ohne im Munde des Modernen zur Phrase geworden zu sein.

Freilich, solche Dinge fühlt der Künstler. Die Fähigkeit des Gelehrten, selbst wenn er wissenschaftlich noch so geschult ist, versagt in der Regel an dem Punkte, wo die Analyse rein künstlerischer Dinge beginnt. Auch wer über Daumier, den Maler Daumier schreiben wollte, brauchte das Rüstzeug des Gelehrten. Er hatte Daten zu sammeln, hatte das in IM) Privatsammlungen verstreute Material zu sichten; doch andererseits mußte er auf all das philologische Beiwerk verzichten, das sonst kunstgeschichtliche Bücher füllt. Denn über den Karikaturenzeichner Daumier, über seinen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte war geschrieben. Es war auch nicht möglich, von Schulzusammenhängen oder einer Entwicklung zu sprechen, da es nicht um eine fortlaufende Tätigkeit, sondern um sporadische Eruptionen eines Mannes sich handelte, der als Künstler schon fertig dastand, als er den Pinsel zur Hand nahm. Die fachliche Erörterung dieser artistischen Fragen mußte die Hauptaufgabe, der eigentliche Inhalt des Wertes sein. Darum ist es schön, daß das Buch über Daumier, das in der Luft lag und kommen mußte, gerade von Klossowski geschrieben wurde. Künstler und Gelehrter zugleich, vereinigte er die beiden Eigenschaften, ohne deren Zusammenwirken «in Daumier»Buch etwas halbes geblieben wäre. Man ahnt, wie die Kunstwissenschaft fein tonnt«, wenn die zwei Worte, aus denen der Begriff sich zusammensetzt, öfter verbunden wären, und stellt als Kritiker die Tatsache fest, daß seit dem Erscheinen dieses prächtigen Wertes der Rame Klossowski zu den besten gehört, deren zurzeit die deutsch« Kunstliteratur sich rühmt.

Carl Hauptmann: Graf Michael 229

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. <, 3«r«.,u»«.,

(^m Hause des Ministers machte man oft im Neinen Zirkel Wusit. Man fand sich <) zusammen wie gute Freunde. Aappaport, der Virtuose, und einige der ton« angehenden, jungen Künstler der Musikschule, mit denen Alice freundliche Verbindung unterhielt. Man kam gegen die Dämmerung und saß dann in den "Räumen still herum, während man in Quartetten oder an zwei Klavieren die erlesenen, großen Werke der Tonkunst lingen ließ.

Das gehörte zu Alice.

Auch der Minister kam dann wohl herein, ein wenig durch die Vorhänge zu lauschen und den Herren nebenbei gütig und selbstverständlich ohne groß Worte die Hand zu reichen.

Auch Frau Minister kam eine Well«.

„Seien Sie nicht böse," sagte die ehrwürdige, zarte, bleiche Dam«. „Ich setze mich drinnen hin und höre zu, soweit ich kann."

„Ich weiß nicht, Mutter," sagte dann Alice besorgt, „ob es dir überhaupt gut ist. Mama ist nämlich so erregbar, daß sie womöglich weint."

„Ach Kind, nein, nein — so schlimm ist es jetzt schon nicht mehr."

Aber sie saß doch nur kurze Zeit. Unterdessen man bis in den Abend hinein im Wusitzirtel Wert um Werl vornahm und danach jedesmal in heiteres Entzücken und Geplauder ausbrach.

Michael kam mitten in eine Sonate von Bach. Er mußte lange im Türrahmen stehen und war ein wenig enttäuscht. . , i »

Alice saß am Klavier, und Rappaport strich die Geig«.

Michael stand ewig, er machte fast ein komisches Gesicht. Der alte Professor Alberti, der in seiner Nähe ungesehen auf einem Sessel lehnte, mußte in sein Gesicht blicken.

Michael konnte offenbar gar nicht stille stehen. 2r räusperte ein paarmal. Man hatte es nicht gehört. Jedenfalls Alice hatte es nicht gehört. Aber je länger es dauerte, desto weniger konnte er an sich halten. Er war Schritt um Schritt ins Zimmer ge> treten. Jetzt merkte Alice das Geräusch und unterbrach mitten. Sie erhob sich und lachte froh. Michael tüßte ihre Hände.

„Gott, nein! jetzt findest du uns schon bei Frau Musita, herz!" sagt« si«.

Michael war es durchaus nicht angenehm. Er begrüßte die Herren nur feierlich.

„Lassen Sie sich ja nicht stören," sagte er gemessen.

Aber Alice war heiter und frei.

„Wir spielen die Sonate noch einmal," rief sie lebhaft in den Kreis, unter» dessen sie wieder auf dem Klaviersessel Platz genommen.

„Liebchen," sagte er — „wie geht's Mama?"

„OH, viel besser wieder," sagte sie leicht. „Mutter hat eben eine Weile zugehört da drinnen. Aber sie ist noch zu erregbar — darum ist sie bald in ihre Zimmer gegangen'

„Und Papa?" sagte Michael sanftmütig.

„Papa ist in großer Arbeit, aber sonst geht es ihm sehr gut. Willst du ihn nicht begrüßen?"

„Ja Gott," sagte Michael. Aber weil Alice keine Anstalten macht«, mit ihm zu kommen, blieb er unschlüssig. Er sagte nichts Rechtes.

„Wenn das gnädige Fräulein auf die Mufik lommt, kann man nichts weiter wollen, als zuhören," sagte Michael dann mit gewisser Resignation.

„Das ist aber auch wahr. Oh! wir wollen Michael lieber ein Lied spielen, das er gern hat," ordnete Alice an.

„Sie spielen es auf der Geige! Aappaport!" Alice hatte einige Notenblätter hingelegt.

„Ach nein, Gnädigste, das müssen Sie singen," sagte Nappaport, nachdem er «inen Blick in die Vlätter getan.

„Werde ich es denn aber auch gut machen? heute? Liebes Herz? Es soll ein« Ueberrafchung sein," sagte sie . . . „Du muß ganz geduldig zuhören . . . Mischt« . . . nicht?"

Und sie sang dann eine kleine Elegie, die Graf Michael früher gedichtet, und die sie während seiner Abwesenheit in Wronla komponiert hatte.

Graf Michael hatte Platz genommen und saß ganz verloren. Zuerst hörte er die Worte — ohne recht sich zu erinnern. Dann bekam sein Gesicht einen ganz verlegenen Ausdruck, als er sich zu besinnen angefangen. Und weil ihm auch aus früherer Zeit Vilder ferne aufwachten. Es war ein Vers voll Lebensgram. Alice sang ihn, als wenn sie der Gram ganz erfüllte. Michael war ganz ergriffen, und dann hob ihn und trug ihn sein Gefühl. Als Alice geendet, ging er zu ihr, die sich auf dem Klaviersessel sofort zu ihm zurückgewandt hatte.

„So ein Ausdruck! So ein Gram, Kind! Du singst es . . . nein . . . und wie du nur gerade . . . ganz herrlich ... ich begreife gar nicht, daß eigene Worte so klingen . . ."

„Herrliche Worte zum Komponieren," sagte Napvaport.

Und der Graf wurde nun sehr leutselig, unterdessen er Alice auf die Stirn ge« küßt und das blaue, glänzend« Aderwert mit dem Finger zärtlich neckend berührt hatte.

„Ich möchte es wohl noch einmal hören," sagte er.

Man sang es noch einmal. Dann spielte man noch einige kürzere Bachsche Weisen, denen Michael eine Weile jetzt mit ganzer Versunkenheit zuhört«.

Aber Ali« dachte an gar nichts anderes. Auch dann nicht, als sie gespielt oder gehört hatte.

Zum Schluß hing Alice an Michaels Arm, als sie mit den Musikern noch in die Partituren sah und mit freiem Eindringen in Einzelheit«« mit dem Professor Alberti einige rätselhafte Harmonien genau ansah und' anschluss.

Michael war doch am Ende enttäuscht. Er hatte mit Alice vertraulich reden wollen.

Und man hatte immerfort nur weiter Mufil gemacht. Er hatte ihr in die Augen sehen und ihr von den Einrichtungen im neuen Schlosse erzählen wollen — und man hatte über Töne geredet. Man hatte in Partituren, und Alices Augen hatten fortwährend

Carl Hauptmann: Graf Michael 231

in die Augen der anderen hineingesehen, gütig und frei. Als ob er gar nicht gekommen, Als ob er gar nicht weg gewesen. Als ob er gar nur einer unter vielen wäre.

Dazu war auch der Minister an dem Tage einsilbig geblieben. Auch er saß unter den Künstlern mit einer unbestimmten Empfindung, nicht ganz und gar dazu zu gehören. Und die flüchtigen Versuch«, die er bei Tafel gemacht, Michael über alles, was er unterwegs erlebt hatte, auszufragen, waren in Alices Lebhaftigkeit und Versunkenheit in das frohe Spiel der Kunst untergegangen. Sie war auf eine Gavotte zurückgekommen, die sie dann auch andeutete. Und sie neckte Michael nur daneben, „Sei nicht böse, Geliebter, wenn ich einmal davon koste," sagte sie launig, „dann kann ich kaum wieder davon."

Michael war durch und durch höflich.

„Kind, ich freue mich ja."

„O nein, du freust dich gar nicht?" sagte Alice lachend, „und ich kann es dir ja auch gar nicht verdenken. Nämlich Graf Michael ging mir ein Schloß einrichten," sagte das schöne, launige, stolze Mädchen, „und blieb weg, daß ich fast verzweifelt«. Und nun hätte er wohl verdient, daß ich ihn allein empfinde. Aber ich habe doch auch noch andere Freunde," neckte sie Michael und sah Nappaport heiter an und lachte zu Michael ohne Arg.

Der Abend blieb einfach eine Enttäuschung für Michael. Eine Qual schließlich.

Nichts Nechtes konnte gefunden werden, was Michaels Zurückhaltung schließlich verscheuchte.

Er war an dem Abend sehr formell.

Im Wagen empfand er fast einen Groll. Es däuchte ihn, als ob er gar nicht bis zu Alice durchgedrungen. Er war verdrossen. Er kroch in seinen Pelz und sank in sich ein. Es war Zeit, daß er heimkam, daß er einmal vor allem eine Nacht schlief«.

Aber er fuhr dann doch in den Klub und saß mit einigen Kavalieren beim Glase, ohne selbst zu trinken. Er sprach nichts. Er hörte nur zu. Es waren einige Politiker seiner Partei da, die die Lage erörterten.

Sogar der alte Adelsmarschall mit Ordenssternen und in überreicher, prächtiger Uniform fuhr bei der Fürstin vor und trat mit gewinnender Zurückhaltung in den Ballsaal. Es war alles in prunkender Lichtfülle. Die Spiegel an den Pfeilern strahlte, eine wogende Buntheit heiterer Köpfe mit Diademen und blitzenden Steinen, strahlten Licht von den hellen Frauenbüsten, und Laune aus unzähligen, aufmerksam prüfenden oder lachenden Augen.

Der Adelsmarschall war gleich an der Tür von dem Fürsten empfangen worden, und Michael und Alice küßten dem ehrwürdigen Manne die Hand, als er ihnen bei einer Wendung in die inneren Räume entgegentrat. Der alte Graf war in diesen

232 Morgen: Literatur

Monaten auch ein ganz anderer geworden. Zum ersten Male, daß er wieder an Geselligkeit teilnahm. Er hatte eine solche zufriedene Miene, daß man gar nicht fragen brauchte, wie er sich fühlte. Alice stand noch mit Michael in seiner Nähe, als er sich nach der Fürstin umsah, nachdem er Alices junge, freie Stirn liebevoll mit seinen vollen Lippen berührt hatte.

„Papa ist so außermaßen freundlich,“ sagte Alice zu Michael,

Dann trat der alte, mächtige Adelsmarschall zur Fürstin und war es zufrieden, von allen Seiten zu hören und zu sehen, wie die glänzend« Welt an seinem Glücke teilnahm.

Man rühmte Alice, man rühmte Michael. Alice war einfach an diesem Abend der vergötterte Liebling. Die Prinzen des Hofes ließen es sich nicht nehmen, um die Ehre zu bitten. Sie tanzte hinreißend. Sie tanzte, wie wenn sie einen Gottesdienst triebe. Sie tanzte mit einer Hingabe gar nicht an Einen, der mit ihr dahinschwebte. Sie tanzte gewissermaßen, wie einen Altar der Liebe und Schönheit umschwebend — so ein Ewiges feiernd, worum die Bewegungen des Leibes sich als Anbetung und als Sehnsucht dargaben.

Michael sah es mit Stolz. Er mußte Alice, seine junge Braut, wie eine weiße Blüte im Winde viele Male mit sie weiterführenden Kavalieren hintreiben und fort« eilen sehen.

Graf Michael tanzte fast gar nicht. ,

Er hatte es immer ein wenig lächerlich gefunden und von oben angesehen, wie auch Wein und Frauen. Er hatte es nicht recht zu was gebracht darin, schon weil in seinen Kinderspielen niemand an Tanzen zu Hause gedacht hatte. Auch der alt« Adelsmarschall hatte einst all den unnützen Künsten nichts abgewonnen. Die Gouverneure hatten zu ernsteren Dingen erziehen müssen. Nun stand auch der alte Herr von ferne, und sah Alice fast mit Neid.

Michael unterhielt sich ein paarmal mit der Fürstin, die ebenso, wie der alte hen, Alice noch nie in solchem Zauber von Bewegung und stillem Geistesspiel gesehen hatte. Es war offenkundig, daß alle heimlich oder offen von diesem Zauber befangen waren, den das hohe, dunkle Mädchen tühn und siegreich in die Gesellschaft von Hunderten hineingetragen, die Augen und Seelen neugierig und teilnahmsvoll hin und her de« wegend in zärtlicher Hingegebenheit oder manche in heimlich auffallenden Begehrungen. Einige junge Männer sahen Michael mit drolligem Bedauern nur von ferne flehen. Aber man tann nicht denken, welche Grazie Alice entfalten tonnt«, um zu Michael als zu ihrem erwählten Liebling jedesmal dann zurückzukehren. Er, der in einiger Blässe und Bersorgtheit schon dastehen und sie mit Zufriedenheit immer wieder empfangen konnte. Aber eine Sorge um ihr Leben gab es nicht, nun gar um die Gesundheit. Michael war immer neu ihrer sicher, und immer neu entschwebte sie, nur mit zärtlichem Grüßen ihrer Augen noch zu ihm zurückgewandt, der gewissermaßen am Afer zurückstand, während sie auf das Meer der schönen Harmonien wieder hinaus sich tragen ließ, auch mit zärtlichem Lachen, mit der ganzen Glut ihrer Lichte, w«nn sie an ihm vorbeischwebte, wie «in« Windsbraut von Melodien und wiegenden Hymnen geführt.

Carl Hauptmann: Graf Michael 233

Michael hatte dann an dem Abend längere Zeit schon bei dem alten Adelsmarschall gestanden, hatte ein P2552NI mancherlei für die Hochzeit und die Einrichtungen des Hausstandes, hatte einige neue Pläne zur Ausnutzung der fern gelegenen Herrschaft, auch den Plan einer eigenen Waldeisenbahn aus den mächtigen, ziemlich ungenutzten Wäldern beredet. Er war dann mit der Fürstin eine lange Weile in einen Salon getreten, in dem die Helligkeit des Saales in das mattere Licht der roten Damastwände sich verlor. Er hatte plötzlich, da der Tanz mit dem Prinzen sich in die Länge zog — wie eine Anwandlung, daß Alice ihn nur jetzt ruhig suchen möge, wenn sie zu ihm zurückkehren wolle. Eine Lächerlichkeit, die aus der Abneigung aufstieg, die Michael am Ende immer gegen solche offizielle Wirbel von Tanz und Licht, Seiden und Spitzen und Steinen empfunden hatte. Jetzt gleichsam wie wohliger umfassen von einem stillen, einsameren Naume.

Er hatte sich deshalb auch sogleich, als die Fürstin verschwunden war, auf ein Sofa geworfen, und saß eine Minute wie aufatmend, weil die ganze Lärmwelt um ihn ebte.

Da hörte er aus dem ihm unsichtbaren Nebenraume einige Mannesstimmen sich erzählen und raunen. Sie sprachen nicht behutsam. Es klang wie Gespött und neckender Gegensatz voll Behagens.

„Michael ist verrückt," sagte eine Stimme. „Ein Mädchen, wie die, so frei und gesund und eigentlich nüchtern —"

„Prachtvoller Mensch," sagte die andere Stimme.

„Er kann ja überhaupt nichts festhalten, der gute Junge," sagte der Gegner. „Im besten Falle ist alles eine Laune."

„Genie und Laune —."

„Genie unbedingt," sagte die andere Stimme. „Genialer Kerl, wenn ich dessen Gaben hätte!"

„Ein Mensch, der nie glücklich werden kann und jeden anderen einfach unglücklich macht."

„Weiß Gott! das Mädchen ist eine strahlende Freude," sagte eine andere Stimme dagegen.

Michael war sofort aufgestanden und hineingetreten, wie arglos.

„Nun, um was handelt ihr so zärtlich und verschwiegen?" sagte er tomsch lächelnd und ein wenig eingeschüchtert.

Die Freunde waren einigermassen verlegen.

„Wenn man vom Fuchs spricht, erscheint er," sagte der eine, ein junger Offizier.

„So! — von mir?" sagte Michael. „Gutes oder Schlimmes?"

„Was läßt sich von dir Gutes reden?" sagte der Offizier harmlos.

„Nun, höchstens, daß du —," wollte der zweite, junge Mann in Staatsuniform vollenden. „Einen wunderbaren Menschen an deiner Seite," ergänzte Michael mit harmloser Güte im Blick. „Das muß mir selbst der Neid lassen!"

„Ja, das wollte ich in der Tat sagen."

234 Morgen: Literatur

„Nun, flehst du, wie ich euch kenne," sagte Michael mit blitzendem Auge, aber sanft.

Aber Alice kam mit der Fürstin — eilig — achtlos, und, wie wenn sie nicht:

da wären, gar nicht auf die anderen blickend. Sie hatte eine solche Unruhe in Blick und Gebärde und fast Haft, daß Michael sie ganz stolz ansah,

„Da — bin ich, Kind —," sagte er, „du suchtest mich wohl?"

„Weißt du, Michael," sagte Alice — „ist es dir nicht doch unangenehm, daß ich dich nur immer stehen lassen muß?"

„Wir haben es ihm schon vorgehalten, Gnädigste," sagte einer der beiden.

„Oh," sagte sie, „nein, nein, da ist nichts vorzuhalten! Es ist eine rechte Marotte von mir, daß ich so tanze. Es ist eine törichte Leidenschaft," sagte sie wie unzufrieden.

„Graf Michael macht es klüger, wie ich," fügte sie ausdrücklich, „er hat auch anderes und Wichtigeres zu tun. Und für mich ist es durchaus nicht gut. Wenn ich morgen ans Klavier komme, bin ich wie tot."

Alice bat, man möge heimkehren. Sie hatte an Michaels Wienen seinen Gram erkannt und drängte ihren Vater. Die Prinzen hatten den Saal schon verlassen.

Nun konnte man sich auch verabschieden. So ging man.

Alice saß mit Michael und dem Vater stumm im Wagen und hielt nur seine Hand in der ihren. Michael empfand ihre Güte und war sehr beglückt.

Daheim saß Michael noch lange und sah fortwährend den Kopf Alices vorbeischweben und hörte die Walzermelodien, wie ferne Rhythmen ohne Klang unaussetzlich im Ohr leben. — Aber Alice sah ihm in die Augen — ihre stille Flamme zog zu ihm, sie sah nur ihn, dächte es Michael wieder und wieder. Da legte er sich und schlief in sanften Träumen.

Aber Alice schrieb daheim noch lange.

„Das viele Tanzen, Geliebter, hat keinen Sinn. Wenn du nicht tanz'ft, macht es mir auch keinen Spaß mehr. Ich finde mich fast rücksichtslos, jetzt, wie ich bin, Pas ist mir mitten in der Bewegung eingekommen. Ich habe plötzlich alle Lust daran verloren. Ich sitze noch auf. — Es ist die tiefste Nachtruhe, — Ich sehe dich immerfort vor mir, — Du mußt unzufrieden sein mit mir. Weißt du, daß du etwas im Auge hast, das man immer lieben muß — und was nur Kinder und Unglückliche haben."

„Ich liebe dich, mein Geliebter."

Darunter schrieb sie: „Morgen muß dich dein Diener zeitig wecken, dann wirst du diese Zeilen lesen, ich werde dir im Geist einen Kuß auf die Stirne drücken und dann mußt du schlafen, wie doppelt gewiegt. Gute Nacht, schlafe, liebes Kind!"

Nachdem sie gefiegt und verschloffen und es dem Diener zu zeitiger Bestellung noch eingehändigt, schlief sie selbst mit sanfter Frohheit in den Zügen in tiefste Ruhe. (Fortsetzung folgt.)

tzenri Lichtenberger: Freidenkertum in Deutschland 235
Freidentertum in Deutschland.

Von henn Lichtenberger.

?7>:i direkten Gegensatz zum Christentum «nt»

"wickelte sich in Deutschland in der ersten
hälft« des 19. Jahrhunderts ein starler und
kampflustiger Materialismus, voll Vertrauen
auf die Unumstöhlichkcit seiner Lehren. Er zählt
noch heute Millionen von Anhängern,
Er beginnt in den Jahren von 1830 bis
1370 mit dem antichristlichen Sensualismus des
jungen Deutschland und den Aposteln der
Nehabilitation des Fleisches, dem theologischen
'Radikalismus von Strauß und Vaur, dem
politischen und philosophischen von Auge und
den Gebrüdern Bauer, dem Naturalismus
Feuerbachs. Er beherrscht das deutsche Denlen
in den fünfziger und sechziger Jahren: Karl
Vogt und Moleschott, Büchner und Czolbe
einerseits, Marr und Engels andererseits sind
seine Führer. Seinen besonderen Akzent er»
hält er im Bereich der Naturwissenschaften
durch Darwins Entwicklungslehre, während auf
politischem Gebiet der Sozialismus und der
marriftische Materialismus in den großen
Maücn zahllose Anhänger finden.

Nach 1870 begann der Kampf gegen ihn
«ui Grund der Kantschen Erlenntnislchre,
später auch von seilen der Neuromantiler, und
es büßte der Materialismus bei der geistigen
Elite viel von seinem Kredit ein. Trotzdem
zeigt der ungeheure Erfolg der hacckelschen
Schriften, die in riesigen Auflagen erschienen,
deutlich genug, daß er bei einem sehr be»
beutenden Bruchteil des gebildeten Publikums
noch nichts von seiner Wirkung verloren hat.
Auch seine Anziehungskraft auf die sozialisti»
lchen Massen scheint ungemindert. Das Er»
surter Programm hat die Neligion freilich als
„Privatsache" erklärt; die Sozialistenlongresse
haben mehr als einmal Stiebungen abgelehnt,
welche die Partei aus dieser Neutralität heraus»
drängen und sie zwingen wollten, in religiösen
Fragen eine Kampfstellung einzunehmen. Aber
wen« die Partei fich auch aus taktischen
Gründen geweigert hat, den Atheismus in ihr
Programm aufzunehmen, um ihren Einfluß
auf gewisse Bevölkerungsschichten nicht zu ver»
lieren, so steht die große Mass« ihrer An»
Hänger doch auf dem Standpunkt des marxisti»
scheu Materialismus. Der Sozialismus be»
findet sich schon durch die philosophisch« Grund»
läge seines Programms im radikalen Gegensa!)
zum religiösen Gedanken, und das Gros s«in«r
Anhänger ^ daran zweifelt kein Mensch ^-
glaubt mit Bebet, daß Christentum und Sozia»
lismus sich wie Wasser und Feuer verhalten.
Auch die neuerdings gemachten Persuch«, zu
beweisen, daß der Sozialismus nicht notwendig
auf dem ötonomifchen Materialismus von

März beruhen muh, sondern sich ebensogut aus der Lehre Kants heraus rechtfertigen lassen, haben die Situation allem Anschein nach nicht verändert.

Wir haben also zu prüfen, was diese Verbreitung des Materialismus zu bedeuten hat. Sein Erfolg beruht zunächst darauf, daß er als die philosophische Lehre gilt, welche die Resultate der Naturwissenschaften miteinander verknüpft. Er erweckt Vertrauen, weil seine Vertreter — wie Karl Vogt und Haeckel — zugleich bekannte Naturforscher sind. Sie haben ein Recht, im Namen der Wissenschaft zu sprechen, und genießen als Philosophen ihre legitime Gelehrtenautorität. Schon oft ist angesichts der erstaunlichen Fortschritte der Wissenschaft und Technik im Laufe des Jahrhunderts die Überzeugung aufgetreten, daß die Wissenschaft die Weltträtsel zu entziffern, daß sie Normen für das menschliche Handeln aufzustellen und die Menschheit zum Glück zu führen vermöge. So wurde der Materialismus von einer Reihe von Gelehrten als die wissenschaftliche Philosophie par excellence hingestellt und von der Masse des Volkes als solches hingegenommen; er ist durch das ungeheure Ansehen groß geworden, das die positiven Wissenschaften, heutzutage genießen. Wie der Materialismus Demokrits, Epikurs und Lukrezes, wie der

Morgen: Literatur

Lametttries und Holbachs, entsprang auch der deutsch Materialismus aus der Vewunderung für die großen wissenschaftlichen Entdeckungen bis Zeitalters und aus dem Glauben, daß man eine metaphysische WelterNärung auf rein wissenschaftlicher Basis begründen könne.

2r ist ferner entstanden aus der allge»

»leinen realistischen Tendenz, die einer der hauptcharakterzüge des Zeitalters ist und die ihrerseits wieder in der Ausbreitung des kapita» listischen Unternehmergeistes wurzelt, Ebenso wie Deutschland im Laufe des Jahrhunderts immer zielbewußter zur Eroberung der ölono» mischen uild politischen Macht schreitet, ebenso wie das Bürgertum anstatt nach Kultur und Freiheit immer energischer nach Wohlstand trachtet, ebenso wie die Kunst sich vom roman» tischen Subjektivismus ab und dem modernen Naturalismus zuwendet, ebenso gewinnt auch auf philosophischem Gebiet die äußere, mate» rielle 'Realität den Vorrang vor der Idee.

2>er modern« kapitalistische Unternehmer wird dauernd durch seine Gewinnberechnung in An» spruch genommen, von der zunehmenden Hast des Lebenstempos ergriffen; er gewöhnt sich daran, das Dasein als ein unaufhörliches, unbegrenztes Trachten nach Reichtum anzu» sehen; er erblickt schließlich in der zähen Arbeit, im o>!8ii,e»8, einen Selbstzweck und bildet sich eine rein utilitarische Moral, die in allen Dingen nur auf den unmittelbaren, greifbaren, groben Lrfolg sieht und nur die Eigenschaften achtet, die zu ihm führen. Auf philosophischem Gebiet wird er sich infolgedessen zum Materia» lismus hingezogen fühlen, der die letzte "Realität nicht in einem geistigen Prinzip, sondern im wirtlichen, faßbaren Stoff« sieht. Ebenso wird cr dem Evolutionismus beipflichten, der den Kampf ums Dasein, dieses oberste Gesetz in der Unternehmerwelt, zum Weltgesetz erhebt.

And am andern Ende der sozialen Stufen» leiter steht der Proletarier, der schwer und unablässig frondet, um das tägliche Brot zu verdienen, der sein Wohlbefinden, ja felbft sein Dasein jeden Augenblick durch Mächte bedroht sieht, über die er nichts vermag, der im Elend oder doch wenigstens in Armut dahinlebt und die ungeheuren materiellen Hilfsquellen des Stadtlebens vor Augen und in unmittelbarer Reichweite hat. Auch er denkt wie der Unter» nehmer und sucht sich von der Welt eine rein materialistisch« Borstellung zu bilden. Dem aristokratischen Materialismus der Brotherrn entspricht der nivellierende und horizontlos« Materialismus der sozialistischen Masse.

Bei gewissen Geistern findet fich noch «in«

besondere Ursache, die der Verbreitung des Materialismus günstig war. Es ist dies «in» Art von Pessimismus, der sich infolge der zunehmenden Gewissenhaftigkeit entwickelte. Die Menschheit fand bisher ihren Trost in dem religiösen Gedanken, in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, in der Hoffnung auf ein himmlische Gerechtigkeit, die die Ungerechtigkeiten des Lebens und des Schicksals wieder ausgleicht, in dem Glauben an einen erbarmenden, gütigen Gott, der über seinen Kinder wacht und mit ihrem Leiden Mitleid hat. Nun der hat die Modernen in dem Maße, wie sie ihrer Vernunft vertrauen lernt, auch den Herzensbedürfnissen mehr mißtrauen gelernt. Nicht nur, daß die tröstlichen Aussichten, die das Christentum eröffnete, ihr an sich nicht mehr wahrscheinlich dünnten: es hat sich auch eine Art asketischer Redlichkeit herausgebildet, die ihr alles Jenseitshoffen verbot und sie die Theorien annehmen ließ, welche jenen, nunmehr illusorisch erscheinenden Hoffnungen am härtesten widersprachen. Ein Materialist wie C. V. war tief überzeugt, daß die Ewigkeitshoffnungen nur von schwachen Seelen genährt werden, daß die moralische und wissenschaftliche Rechtschaffenheit dem heutigen Menschen gebieten, ein für allemal zu verzichten, dem Leben ins Antlitz zu schauen und seine Wünsche auf das Irdendasein zu beschränken. Unter diesem Gesichtswinkel scheint der Materialismus als ein Streben nach intellektueller Rechtschaffenheit, als fester Wille, nicht länger das Opfer von Illusionen zu sein, in denen sich die Menschheit seit vielen Jahrhunderten gewiegt hat. Und schließlich ist der Materialismus auch die Antwort des modernen Geistes auf die

Henri Lichtenberger: Freidenkertum in Deutschland 23?

Angriff« der Versechter des Glaubens. Spricht doch der Katholizismus das Anathema über das „falsche Wissen“ und erstickt gewaltsam alle rationellen Strebungen im Schoße der Kirche, um die menschliche Vernunft gänzlich unter das Joch der Autorität zu beugen. Nicht weniger mißtrauisch betrachtet der orthodoxe und pietistisch« Protestantismus die freie Wissenschaft. Wie Professor Dr. „Religion haben offenkundig bewiesen, daß sie die Vernunft als verdächtig oder als feindlich ansehen. Und so bald sie es vermochten, haben sie nicht gezögert, sie zu bekämpfen, nicht allein mit geistigen Waffen, sondern auch mit Gewalt; sie haben die Staatsgewalt angespornt, diese Ketzerei zu unterdrücken. Diese Verfolgungen, denen Männer wie Fichte und Strauß, Büchner und Moleschott ausgesetzt waren, die zahllosen Schikanen, unter denen die Universitäten zu leiden hatten, sowohl in der Restaurationszeit wie unter Friedrich Wilhelm IV. und in der nach 1848 folgenden Reaktionsepoche, die ablehnende Stellung des orthodoxen Pietismus gegenüber manchen deutschen Geistesgrößen haben bei vielen eine tiefgehende Erregung hervorgerufen und die Ueberzeugung verbreitet, daß zwischen Glauben und Wissen ein notwendiger und normaler Gegensatz bestände. Noch größeren Haß erregte die Kirche, weil sie oft als Verbündete der Monarchie gegen die Devolution, als Feindin der demokratischen Bewegung und als die große konservative Wacht erschien, die das Volk durch ihre trügerischen Versprechungen im Gehorsam erhält, es unter die Autorität und Tradition beugt, ihm feiges Sichfügen in sein Elend predigt und es von dem energiegelichen Pochen auf seinen Glückseligkeit abhält. So erschien der Materialismus vielen als die radikalste Form des Antireligiosismus, als ehrliche und entschlossene Kriegserklärung gegen die Gewissensbedrückung, die Kirche und Religion auszuüben trachten. — Womit ich indes nicht gesagt haben will, daß der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen wirklich notwendig sei, noch daß die Kirche unter allen Umständen eine tyrannisch« und reaktionäre Macht sein muß. Ich konstatiere nur, daß sie sich gesellschaftlich oft intolerant, als Bedruckerin und Verbündete der weltlichen Mächte gezeigt hat. Der Materialismus ist sozusagen die klassische Form der antiklerikalen und antireligiösen Bewegung, die dieses Austreten der Kirche hervorrief.

Uebrigens scheint der Materialismus in Deutschland neuerdings — wenigstens bei der geistigen Elite — einen Teil seines Ansehens verloren zu haben. Seine Glanzzeit ist die Reaktionsepoche, die den Umwälzungen von

1848 folgt«. 2s ist bi« Zeit, wo Karl Vogt den „Köhlerglaube«" seines Kollegen Audolf Wagner verspottet«, weil diefer das Vorhanden« sein einer Lebenskraft und einer Seelenfubstanz zu beweisen suchte. Die Vorkämpfer des Mate« rialismus zeigten sich ihren philosophischen und wissenschaftlichen Gegnern so überlegen, daß die Aegicrung, um sie zum Schweigen zu bringen, Moleschott und Büchner von ihren Lehrämter« absetzte. Das Erscheinen von Darwins „Ent« stehung der Arten" (1859) scheint der spiritua« listischen These den Gnadenstoß zu gebe«. Und P.' F Strauß zerreißt in seinem „Alten und neuen Glauben" (1872) di« l«tzt«n Band«, die ihn »n das Christentun! knüpft«, und erklärt feitrlich s«ln«n Uebertritt zur Entwicklungs« lehre und zum materialistischen Monismus. Aber in dem Augenblick, wo Stra«h«ns Buch erschtint, hat bereits di« Acaltion «in» gesetzt. Di« „Aücklehr zu Kant" bereitet sich vor: «in« wirklich wissenschaftlich« V«wuhitseins» kritik von hoher philosophischer Bedeutung be« ginnt. Und im Licht dieser Kritik erscheint der Materialismus alsbald als ein ebenso «nbe« wiesenes und unbeweisbares metaphysische-? Dogma, wie jedes idealistische System, als «ine gewagt« Hypothese über Problem«, denen g«g«n> über die menschliche Vernunft sich auf «in ewiges Ignorabimus beschränken muß. ?cr Materialismus kann also seinen Anspruch, di« wissenschaftlich« Philosophie p»r excellcnc".' zu sein, nicht aufrechterhalten. 2s gibt heule nicht einen ernsten Denker, der nicht alle >?le« sultate der positiven Wissenschaften ehrlich de« jahte «nd sich nicht bemühte, eine möglichst

befriedigende Erklärung für sie zu suchen. Die Materialisten haben also keinerlei Recht, in dieser Hinsicht ein Monopol zu beanspruchen. Worauf es ankommt, das ist die Erklärung, welche den Tatsachen am meisten gerecht wird. Die der Materialisten aber hat für die Neukantianer einen großen Fehler: sie ignoriert die positiven und gewissen Ergebnisse der Vulgarpsychologie. Sie muß also als unzulänglich abgelehnt werden. Der Materialist ist ein philosophischer Dilettant, der sich auf einem ihm fremden Gebiet wagt, auf dem er sich arg verirrt.

Wird der Materialismus einerseits von den Fachphilosophen im Namen der kritischen Prinzipien bekämpft, so wird er andererseits von den Vertretern der Neuromantik geächtet. „Der alte und der neue Glaube“ von Strauß wird in dem grausamen Pamphlet Nietzsches gegen die „Bildungsphilister“ und den „sozialistischen“ Nationalismus der Gegenwart mit einem Peitschenhieb begrüßt. Einst hatte der Materialismus durch seinen Radikalismus bestochen. Nun wird er überholt und beiseite geschoben von einem neueren, noch viel unentschiedteren Radikalismus, der pessimistisch ist bis zum Nihilismus, skeptisch aus intellektuellem Gewissen, immoralistisch und antichristlich durch höchste Verfeinerung der moralischen Nechtheit. Er hatte sich früher Anhänger erworben dank seiner demokratischen Tendenzen, weil er die Sache des Volkes in die Hand nahm und von der Herkunft eines Gesellschaftszustandes träumte, der das Glück und Wohlbefinden aller herbeiführen sollte, heute ist er als utopisch und naiv optimistisch derhohnen. Man verspottet seinen Glauben an die Allmacht der Wissenschaft und leugnet, daß dies möglich sein wird, das Paradies auf Erden zu gründen. Die Materialisten werden der geistigen Mittelmäßigkeit oder moralischen Unredlichkeit verdächtigt, weil sie — wie Nietzsche meint — nicht einsehen wollen, daß die Sklaverei und das Elend der großen Masse die schmachvollste und traurige Kehrseite aller Kultur sind, weil sie das Scheitern ihrer schönen Versprechungen dadurch zu verbergen suchen, daß sie die Würde der Arbeit rühmen und erklären, es sei edler, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu erwerben als müßig zu leben. So wird der Materialismus von den offiziellen Vertretern der Philosophie als unwissenschaftlich abgelehnt, während die fortschrittlichen Geister ihn als ängstlich und philisterhaft brandmarken.

Trotzdem hat er noch lange nicht ausgespielt.

gespielt. In den sozialistischen Massen wirkt er fort und insofern bleibt er «in mächtiger Faktor im deutschen Geistesleben. Von Zeit zu Zeit verjüngt er sich auch in neuer Gestalt. Und der Niesenerfolg der Schriften haeckels ist «in deutlicher Veweis, daß er feine Macht über eine sehr groß« Zahl von Gelstern noch nicht verloren hat. Freilich darf man nicht vergesse», daß dieser buchhändlerische Erfolg kein philosophischer Achtungserfolg war! So sympathisch und geachtet haeckels Persönlich» teit ist, so streng hat sich die wissenschaftlich« Kritik gegen die Schriften des grohen Ver» breitters materialiftifcher Lehren ausgeprochen. Man hat ihn »Is „philosophische Null" de» handelt und spricht von seinen „Welträtseln" wie von jenen Sensationsromanen, deren äußeren Erfolg man vermerkt, um ihn der philosophischen Unbildung des Lesepublilums auf Nechnung zu fetzen. So kann man denn wohl sagen, daß der Materialismus heut« noch die Massen besticht, daß er auf de» deutschen Geist aber keinen Einfluß mehr hat. Ja der Widerstand der Elite gegen den Materialismus ist in Deutschland sogar viel heftiger als in Frankreich. Der deutsch« G«ist hat w«nig Ach» tu»g vor ein« Weltanschauung, die ihm alt» modisch und wenig wissenschaftlich erscheint, und deren anspruchsvolle Mittelmäßigkeit höchstens für die große Masse der Unwissenden oder halbgebildeten taugt, die sich die Orakelsprüche einer zweifelhaften Weisheit unbedenklich zu eigen macht.

!Fortfetzung folgt.)

<: »

c>

Randbemerkungen.

Interpretation.

In Nr. 17 des „Morgen“ vom 4. Oktober 1907 brachte die Schriftleitung eine Notiz, in der dem Grafen Cuno von Moltke Beziehungen zu einem notorischen Erpresser nachgesagt wurden. Die Nachrede war übel und war falsch. In Nr. 19 vom 18. Oktober wurde sie, wiederum von der Schriftleitung, zurückgenommen und die Sache schien erledigt. Sie wars nicht. Inzwischen hatte das famose Officialverfahren gegen Harden begonnen, eins das im deutschen Rechtsleben des letzten Dezenniums seinesgleichen nicht hat. Die mittelalterlichen Institutionen der Reinigung^o (Leugnung) und donlabulati wurden hervorgeholt, und die ganze Aktion ward in einer von politischen und rechtlichen Normwidrigkeiten schwangeren Atmosphäre zum erwünschten Ziele geführt. Ein lediglich durch fremde Hilfe erfochtener Sieg darf den Sieger stolz machen, und meine (von der Presse totgeschwiegenen) Artikel waren unbequem. Ein Glück, daß der „Morgen“ wenigstens an einer Stelle verwundbar schien; die Möglichkeit, von da aus eine Ingerenz auf das im andern Theil Werdende zu versuchen, konnte selbst einen besseren Strategen locken. Man entdeckte plötzlich, daß die in Nr. 19 gebrachte, allen Forderungen des Preßgesetzes entsprechende Berichtigung der Schriftleitung nicht genügte, und verlangte den Ausdruck des Bedauerns. Dem Verlangen wurde entsprochen, und wiederum konnte die leidige Sache erledigt sein. Sie wars wieder nicht. Dieselbe Presse, die mit meinem Wort meine Artikel erwähnte, druckte die Erklärung ab und begleitete sie mit unehrlichen Commentaren. „Man zieht sich von Harden zurück“ („Die Post“). „Und fallen feh ich Blatt auf Blatt“ („Deutsche Zeitung“). „Ein schmachvoller 'Rückzug'“ („Deutsche Tageszeitung“). „So muß von Hardens eifrigsten Anhängern einer nach dem andern den «Rückzug antreten“ („Nationalzeitung“; „Deutsche Nachrichten“). „Auch der Morgen spricht jetzt sein Pater peccavi“ („Deutsche Zeitung“). Und so weiter. Der Zweck der Uebung ist, bei der angestammten Intelligenz den Glauben zu erwecken, auch der „Morgen“ hätte sich zum Verrath an der guten Sache Hardens verstanden. Damit, meine geehrten Herrn, ists nichts. Mir fehlt jede Möglichkeit, auf die Schriftleitung, der Schriftleitung jede, auf die politische Haltung des „Morgen“ einzuwirken. So wars, so ists, so bleibts. Und der lächerliche Versuch, die Arel Petersen-Geschichte mit der politischen Polizeiaktion gegen Harden zu verknüpfen, wird die, meiner innersten Ueberzeugung nach, saubere Sache Hardens bei meinem Urtheilsfähigen zu distreditiren vermögen, nie die Stellung des „Morgen“ auch nur um Haaresbreite vom Wege des für Recht Erkannten drängen.

Karl Schnihlcr.

Eine Anfrage.

Die Anfrage, die ich hier zu stellen gedenke, hat eine für mich unerfreuliche Vorgeschichte, über die ich aber mit einigen Worten werde sprechen müssen. Dazu werde ich das Persönliche nicht ganz umgehen tonnen.

Der wesentliche Inhalt dieser Anfrage ist nämlich schon einmal in der Presse erschienen. Als Vertreter eines westdeutschen Blattes — ich nenne den Namen nicht, weil er im Zusammenhange gleichgültig ist und ich mit der Redaktion dieses Blattes den Wunsch hege, daß sein Name aus der Erörterung der Angelegenheit möglichst gründ

« »

lich verschwinde — als der Vertreter dieses Blattes hatte ich ihm diese Anfrage zur Veröffentlichung übergeben. In der falschen Annahme, die Anfrage sei in diesem Blatte veröffentlicht, gab ich sie, einem Redaktionsgebrauche folgend, mit dem Zitat des Blattes an Berliner Blätter weiter. In einem dieser erschien sie mit dem Zitat und nur als Zitat. Sie ist also gleichsam ungestellt geblieben. Trotzdem wurde sie in der Presse des In» und Auslandes ziemlich beachtet. Daran lag mir freilich weniger: Sie sollte von dem, an den sie gestellt war, beachtet werden. Das ist indes, obwohl ich öffentlich die Verantwortung für sie übernahm, trotz ihrer Resonanz in der Presse bisher nicht geschehen.

Ich muß sie infolgedessen wiederholen: Fürst Philipp zu Eulenburg und herte» seid hat bekanntlich geschworen, er habe sich nicht mit Politik befaßt, seit er aus seinem Amte ausgeschieden ist. Politik ist nun ein ziemlich vieldeutiger Begriff und es fragt sich, was der Fürst bei seinem Eide darunter verstand. Offenbar nicht dasselbe, was die weniger sublim ästhetische migerz ^«ntribuenz darunter versteht. Da nun für das Politische allein wichtig, aber dafür auch sehr wichtig ist, ob der Fürst nach gemein» hin üblicher Auffassung Politik getrieben, möchte ich dies gern eruieren.

Es soll nämlich (soll? item, sagen wir: soll) nämlich ein Brief vom Grafen Groeben an den Fürsten Eulenburg geschrieben worden sein, in der ersten Hälfte des Jahres 1906 (damals, erinnere dich, Leser, brach der 'Reichskanzler im Reichstage zusammen, wurde zur Einwirkung auf die Geschäfte also unfähig), des Inhalts, jetzt sei es an der Zeit, unter Beseitigung des Herrn v. Holstein, des mächtigsten Geheim» rats im Auswärtigen Amt, eine wünschenswerte Aenderung in der Marotlopolitik herbeizuführen. Da sich nun aus der Tatsache eines solchen Briefes eine recht lange und hochinteressante Gedankenkette ableiten würde, frage ich hiermit öffentlich beim Fürsten Philipp zu Eulenburg an, ob ein Brief solchen oder ähnlichen Inhalts an ihn ge» geschrieben wurde- wenn ja, ob der Fürst diesem Briefe irgendeine Folge gegeben hat. Ich bin nicht der einzige, der über des Fürsten Eulenburg Auffassung von Politik nachsinnt. In diplomatischen Kreisen, in den Verlehrstieisen des Fürsten fragt man sich erstaunt: Wie kann der Fürst sagen, er habe keine Politik getrieben? Der Fürst hat gewiß ein großes Interesse daran, hier Klarheit zu schaffen,- hat gewiß «in Interesse daran, daß er mit seinem Eide nicht mißverstanden wird. Wenn er schweigen sollte, wird man daher sehr allgemein denken: Also doch!

And dann: Graf Groeben ist doch nicht irgendwer. Botschaftsrat a. D. Schreibt fo «in Mann so einen Brief, wenn er nicht ganz genau weiß: so und so? Würdest du, unpolitischer Leser, an jemand schreiben: Jetzt ist es an der Zeit, unseren Vereins» vorstand zu stürzen und die Vereinspolitik zu ändern, wenn du nicht ganz genau wüßtest, der Empfänger ist prinzipiell geneigt, mitzumachen? Schließlich: der mächtigste Geheim» rat im Auswärtigen Amt und dein Vereinsvorstand, Marotlopolitik und Vereinspolitit, das ist doch wohl noch ein gewisser Unterschied. Deshalb hat auch die „Deutsche Tages» zeitung" erklärt, sie sei in der Lage, mitzuteilen, der Fürst Eulenburg habe seines Wissens niemals einen Brief vom Grafen Groeben erhalten. An der subjektiven Richtigkeit dieser Erklärung zweifle ich nicht im mindesten. Aber sie genügt mir nicht. Man kann sich verheören: mißverstehen; unbewußt übertreiben. Richt die „Deutsche Tageszeitung" natür»

O:

241

Nandbemerungen: Politik

lich. Aber andere, Mittelmänner. Iieberhaupt, wenn die Erklärung nicht mit Name» versehen, nicht unterzeichnet ist. bleibt immer die Möglichkeit des Dementis. Darum hat auch die Erklärung der „Deutschen Tageszeitung“ — nicht nur auf mich, möchte ich bemerten — so gar nicht überzeugend gewirkt.

Noch zwei Kleinigkeiten: Auf welchem Wege ich zu der Kenntnis des fraglichen Briefes gekommen bin? Darüber werde ich mich einstweilen nicht auslassen. Wer mich kennt, wird der Versicherung Glauben schenken, daß der Weg ein vollkommen loyaler war. Wer »mich nicht kennt, mag zweifeln. Vielleicht «?:«-«', ^«« »i°n . . . Die Zweite: In der Presse — vor mir liegt z. B. ein Ausschnitt aus dem „Figaro“ — ward angedeutet, Herr v. Holstein stehe mit meiner Anfrage in Zusammenhang. Darauf» hin Hab« ich mich an Herrn v. Holstein gewandt, den ich bis dahin noch nicht die (ihre hatte zu kennen, und bin von ihm zu der Erklärung ermächtigt worden, daß er weder direkt noch indirekt die mindeste Ingerenz auf die Publizierung diefer An» kfrage gehabt hat, daß er von der Absicht einer solchen Anfrage nicht das Mindeste geahnt hat; daß es ihm endlich neu und überraschend gewesen ist, von Schritten des Grafen Groeben gegen ihn Kunde zn erhalten. Für den Ausschluß von Mißverstand» nissen garantiere ich. ^ —

Ich harre der Antwort, und meine höchst unbedeutende Person ist nicht der einzige Interessent an ihr. Johannes W. Harnisch.

Karl KINUs. Vi« Erledigung eines Nachrufs.

Vor der Erledigung Maximilian hardens durch di« viert« Strafkammer des Landgerichts I in Berlin hatte ihn schon «ine Doppelnummer des Herrn Karl Kraus in Wien „erledigt“.

Di« antithetische Matcerialfichtung für den Berliner Staatsanwalt wurde an einer Stelle unterbrochen, an der der Herausgeber der „Fackel“ hardenschen Stil übt«. Daher tonnt« zur Erledigung hardens auch die Feststellung beitragen, daß der Schriftsteller einen minder» w«rtigen Stil schreibt, dessen Feder «in andrer Schriftsteller b«i fleißiger Bemühung auf seinen Stiel zu stecken o«rst«ht. Wenn ich nun hier damit paradiere, daß ich den Stil des Herrn Kraus parodiere, so will ich vorher feststellen, daß das A und das O in diesen beiden Worten keineswegs das A und das O in meinem Urteil über die Bedeutung der „Fackel“ als Kultur» organ ausdrücken. Ich würde auch Kraus' Er» ledigung hardens ohne Nachruf lassen, wäre ihr nicht «in Bachruf gefolgt, der eine Er» ledignnq erheischt.

Dies« neuerlich« Broschüre von Karl Krauä enthält Sätze von wundervoller Schönheit. Sie sind von Heinrich Wann, und werden aus dem „Morgen“ abgedluckt, um uns davon zu über» zeugen, daß „Herr Heinrich Mann nach dieser Prob« seiner Berstandesraft gut tun wird, sich auf di« künstlerische Produktion zu beschränken“.

Herr Karl Kraus wird nach dieser Probe seiner Urteilstkraft gut tun, sich auf die Antworten des Herausgebers auf die Fragen des Wiener Korruptionswesens zu beschränken. Bon den Dichtern im allgemeinen ist er der Ansicht: „Sie dichten seitab von der publizistischen Realität, und wenn sie über Herrn Maximilian halben befragt werden, vertrauen sie der

Legend«. Man mühte sie kritisch entmündigen,
aber wenn man gewissenlos genug ist, lädt man
sie zu einer Enquete." — Man ist gewissenlos
genug. Man lädt Herrn Stanislaw Przy»
byszewski zu einer Enquete — die andern
Dichter waren schon von der Gegenpartei ge»
laden —, und läßt ihn bestätigen, daß ihm

über den Fall Paeden nur wenig zu sagen bleibt. Das Wenige ist leider recht falsch (er vertraute wohl zu sehr der Legende), und bei meiner überaus großen Verehrung für den Dichter Przybyszewski habe ich für seinen schwächlichen und ärgerlich unbeholfenen Brief an Kraus nur die Entschuldigungen, mit denen der „Fackel“» Herausgeber „einen Wedekind“ und „einen Strindberg“ gegen die Anklage verteidigt, noch heute Ansichten über Maximilian Harden zu haben, die bei Karl Kraus mehrere Jahre zurückliegen, die er aber als braver Aelrolog jetzt doch nicht so ganz hätte vergessen haben sollen. Ich glaube nicht, daß Herr Przybyszewski mir böse sein wird, wenn ich ihn mit den gleichen Gründen zu recht» fertigen suche, mit denen Kraus die umgekehrte Sinnesrichtung eines Wedekind erklärt, der einem Gerücht zufolge persönlich nie die Lektüre der „Zukunft“ auf sich habe einwirken lassen, der im Gegenteil — demselben Gerücht zufolge, das Herrn Kraus unmittelbar zu Ohren gekommen ist — ausdrücklich die Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Herrn Harden von einem Vermeiden der Lektüre der „Zukunft“ abhängig gemacht habe. Vielleicht hat also Herr Przybyszewski, mut» mutan»», das Vermeiden der Lektüre der „Zukunft“ ausdrücklich von der Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Karl Kraus abhängig gemacht. Das wäre nur begreiflich. Denn auch Przybyszewski „ist eine zu große Persönlichkeit, um an die Menschen seiner nächsten Umgebung andere als gesellschaftliche Anflirderungen zu stellen“. Wäre Wedekind in Wien und Przybyszewski in Berlin, dann würde der Welt klar werden, daß sich Dichtergesinnungen nicht unter Außeracht» laßung geographischer Konstellationen richtig einschätzen lassen. Aber auch die Verteidigung eines Strindberg durch Herrn Kraus wäre zu» gunsten des Herrn Przybyszewski heranzu» ziehen. Kraus meint nämlich, es sei wohl auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, „daß Strindberg nicht nur nicht deutsch, sondern auch nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest“. Ann, von Przybyszewski nehme ich mit einiger Sicherheit an, daß er — obwohl Pol» ^ zwar deutsch, aber sicherlich nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest, und ich bestätige ihm unter gewissenhafter Anwendung der entsprechenden Terminologie des Herrn Kraus gegenüber Strindberg, daß ein Geist von seiner Aus» dehnung es sich zwar nicht zur Ehre anrechnen muß, an einer Ecke der Wertstatt des Herrn Kraus mitarbeiten zu dürfen, daß es »der immerhin in seinem Interesse liegen kann, sich

zur Plazierung seiner Ejsaies ein „warmes Eckchen“ mehr zu erhalten. „Was können denn die Dichter dafür, wenn sie die Journalisten zu einem Urteil prostituieren?“ Wenn also ein Przybyszewsti — immerhin ein Sonderbarer — seine Menschen nicht selbst frißt, sondern von Karl Kraus sich vorkauen läßt — nun, so ist das auch nicht tragisch zu nehmen. (Was kann ich dafür, daß Kraus den Satz falsch konstruiert hat?) Damit konnte ich einen Przybyszewsti denn also wieder dem Schicksal eines Kraus überlassen.

Alles, was Herr Kraus Herrn harden nach» ruft, zu erledigen — noch dazu in Kraus' Stil —> lann mich nicht r«iz«n, schon räumlich nicht. Aber ich darf es nicht unterlassen, auch Herrn Kraus noch einmal zur Enquete zu luden, auf die Gefahr hin, durch allzu eindringliche Befragung seine wertvolle Freundschaft und mein« Mitarbciterschaft an der „Fack«l“ zu verlieren. Ich acht« solch persönlichen Vorteil gering, wenn mir eine unt«drückte Empörung inneren Nachteil brächt«. Und meine hohe Schätzung polemischer Potenzen bleibt unoer» mindert, wenn ich einmal sagen muh, .daß Kraus sich in einer Sache, die publizistischen Anstand erfordert, bis auf die Knochen blamiert hat, und wenn ich mit jedem Wort doch nur die Sensationslust treffe, die journalistifch«s An» sehn zu einer würdelosen Leistung miß» braucht hat.

Wer als Publizist — noch dazu als einer, der zu schreiben versteht, ein«n andern Publi» zisten — noch dazu einen, d«r auch zu schr«b«n v«rst«ht, und d«r schon längtr schreibt, als «r für minderwertig gilt ^, im Augenblick, w« er von der Staatsgewalt in s«iner publizistischen Tätigkeit gefährdet wird, in einer Weise „«r»

Randbemerkungen

lebt', die das Material der Verteidigung de»
fchmutzt und zu entwerten sucht, das Material
der Staatsanwaltschaft sichtet und vermehrt,
der erledigt sich selbst in seiner Eigenschaft als
anständiger Publizist. Wer einem Schwer»
ranken, nachdem di« schwer« Erkrankung »Is
ein „Grippchen" verdächtigt ist, nach seiner
Verurteilung zu einer qualifizierten Todes»
straf«, aus der Gesinnung einer seit langen
Jahren als korrupt und gesinnungsniedrig dar»
getunten Schmockpress« heraus Wort« d«s Hohns
und der Geringschätzung nachruft, hat seinen
eigenen Nachr»f geschrieben, der es mir «r»
übrigt. Kraus gegenüber noch hardens höher»
Wertigkeit zu demonstrieren.

Wer den Satz schreibt: „Die blohe Tat»
sach«, dah Herr Halden sich mit Politik t»e»
schäftigt, kann zum Veweis« seiner Aichtpersön»
lichkeit beitragen" — und ihn in einem Zu»
sammenhang schreibt, der «in eindeutiges Gin»
greifen in «in« politisch« Angelegenheit darstellt,
braucht zum Beweis« seiner Nichtpersönlichkeit
kein« Tatsach« mehr beizutragen. Damit, baß
hardens historisches Verständnis bei Herrn Karl
Kraus in Wien kein Verständnis findet, ist gegen
Herrn hardens publizistisch« Fähigkeit lein
Beweis erbracht. Jedenfalls soll es Leute geben,
und zwar solch«, denen es um Erleuchtung zu
tun ist, die sich lieber eine Vergangenheit von
einer Zukunft erhellen lassen, als «in« Gegen»
wart von einer Fackel, und di« an geistvoll
betriebener Politik mehr ästhetischen Genuß
finden, als an einer durch Fahrzehnte genährten
sittlichen Gntrüstung über die Korruption der
Wi«n«r Tagespr«sse und an einem vom sicheren
Ausland erhobenen Denunziationsgekläff wegen
vermeintlicher Verleugnung mißverständener
Wedelindfcher Axiom«.

Erich Mühsam.

Zur Automobildebatte.

Gewiß: Viel Licht, viel Schatten! Sicher
nichts Aeues. Aeitet man dann noch das
Steckenpferd der Schattenseiten, so ist der
Scheinsieg leicht. Besonders, wenn man di«
Beweisführung stützt auf noch nicht erwiesen«
Zeitungsnachrichten, Aeuerungen anderer
Blätter entstellt anführt oder auf Gebiet« ge»
rät, wo der von Sachverständnis nicht getrübt«
Blick irreleitet.

Zunächst glaub« ich nicht, daß man «in«
A«de «rnft n«hm«n kann, w«nn darin gesagt
wird: Das Automobil und sein« Gebrauchsweise
ist lein Fortschritt in der Kultur, sondern «in
Aückfchiltt. Man frag« Groß»Industri«lle,
Aerzte, Wegebaumeister, Geschäftsreisende ber
Großstadt, Feuerwehren, Sanitätsdienst, Groß»
Brauereien, alle größeren Geschäft« Berlins,

die Warenhäuser vor allem, deren einzeln« täglich bis 40 Autos im Dienst haben — kurz alle die Branchen, die im Groß»B«tri«b« den Grundsatz „Zell ist Geld" verlorpern, ob sie einer Meinung sind mit Herrn Major Strosser. (Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 23. Januar.) Auch ein Blick in den Marstall würde interessant sein. Solchen Ausführungen fehlt der höhere Standpunkt. Wie Herr Minister Vreitenbach in seiner sehr sachlichen, kurzen Ausführung betonte: Vorwürfe ähnlichen bei Einführung des Dampfwagens. Und im „Tag" vom 23. Januar soll es zu lesen sein: Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs, und diejenigen, die sich gegen die Automobile aussprechen, sind verkehrsfeindlich? Ich kann's nicht finden. Der sachliche Artikel des Herrn von Pustau enthält in dieser Hinsicht nur die Worte: Mit der Verschärfung der Automobil»Verkehrs»Vorschriften muß man um so vorsichtiger sein, »als wir damit einem der dringendsten Bedürfnisse der Gegenwart direkt entgegenarbeiten würden: Der Entlastung und Beschleunigung des Verkehrs. Herr Major Strosser bezweifelt »als alter Soldat den Nutzen der Automobile« im Kriege. „Es heißt, in der Aufklärung wird das Automobil große Dienste« leisten. Aber der Feind hat es ganz leicht, die Straßen für die Automobile unbrauchbar zu machen, er braucht nur die Bäume umzuschlagen und über die Straßen zu werfen. Das Automobil wird niemals auch

«Randbemerkungen

nur im entferntesten den Kavalleristen im Aufklärungsdienst ersetzen." Wenn man solche Sätze liest, so . . . könnte man eigentlich wirklich darüber zur Tagesordnung übergehen. Aber sie fallen gerade in die Zeit der «Reichstagsverhandlungen über den Wilitäretat, und der fordert zum erstenmal eine größere Summe zur Einstellung von Selbstfahrern, ca. 800 000 Mark. Solche Kraftsätze an so weitschallender Stelle sind daher geeignet, schiefe Bilder zu erzeugen und irrezuführen. Wenn das Kriegsministerium allerdings zur „Aufklärung im Kriege“ die Einstellung von Personen»Selbstfahrern verlangte, dann wäre man dort auf dem Holzwege. Diese Forderungen würden mit «Recht dem Orkus überwiesen. Wir brauchen Personen»Selbstfahrer und Motorräder im Kriege für die Führer, Generalstabsoffiziere und Adjutanten, und Last»Selbstfahrer zur Heranschaffung von Proviant und Munition für die großen Heere der Zukunft. Vor die Vorposten, vor die Spitze gehört das Auto nicht, nur ganz besondere Ausnahmefälle könnten eine Verwendung zu Aufklärungszwecken rechtfertigen. Solche Fälle können allerdings im Krieg« vorkommen. Im allgemeinen aber erfüllt sich der Wert des Selbstfahrers erst innerhalb der eigenen Linien, dort aber mit solcher Ueberlegenheit, d. h. bei guter Straßenentwicklung, daß Armeen, die nicht zur Entwicklung und Ausnutzung dieser technischen Mittel greifen, in «Rückstand kommen müssen. Mit dem Baumfällen ist es auch eine eigene Sache. Die Nürnberger . . .? Man muß eben doch d« sein, um Bäume zu fällen, und das paßt nicht immer in den strategischen Rahmen. Auch ist's eine mühselige Arbeit — und die Kavallerie hat Sprengmunition, auch für solche Zwecke. Zur Aufklärung brauchen wir keine Selbstfahrer. Das verwirrt die Begriffe, ebenso, wie wir den Lenkbaren gerade zur Aufklärung neben der Kavallerie brauchen und nicht als Kampfmittel, wo eine Bedeutung «benso unter» geordnet bleiben und sich auf Ausnahmen beschränken wird, wie die des Autos zur Aufklärung. Ähnliche Verwirrungen hat seinerzeit auch das Zweirad gezeitigt. Aber sehr sympathisch ist mir «in Satz in der Bede des Herrn Major Strosser: Eisenbahn und Automobil können nicht miteinander verglichen werden, denn die Eisenbahnen fahren auf eingetragenen Wegen, deren Uebergänge geschlossen werden können. — Ich bedauere nur, daß er diesen Gedanken nicht weiter ausführen kann in den bevorstehenden Verhandlungen des "Reichstags über das neue Automobil»haftpflichtgesetz. Er trifft damit den Nagel auf den

Kopf. Wenn Herr Negierungsrat Dr. haafelau in Nr. 59 des „Tag“ einen großen Tell der Unfälle darauf fchiebt, daß den Fahrern in kritischen Momenten die durchaus erforderliche Nuh« und Geistesgegenwart fehlt, so hat er damit gewiß recht. Wie ist das aber ver«inbar mit dem Umstände, baß Frauen Fahrscheine erhalten — im Großstadtgetrieb« —, denn gerade diese beiden Eigenschaften fehlen der Frau im allgemeinen und meistens. Ich bin vor einigen Wochen in einem elektrifchen Wagen unter der Leitung einer diefer Damen gefahren, und ich muh sagen, ich war froh, heil wieder hinaus zu sein, trotz einer Pace, die der einer Droscht« zweiter Klasse fast entsprach, w«sent» lich unter 15 Kilometer blieb.

Auch der Gleitschutz muh obligatorisch werden. Die durch das Gleiten entstehenden Gefahren und Unglücksfälle sind nicht zu unter» schätzen. Damit würde allerdings der Voll» gummibereifung der elektrifchen Wagen der Krieg erklärt. Jeder Selbstfahrer — ob Benzin oder elektrisch — muh in der Großstadt mit je einem Gleitschutz hinten und vorn« ver» sehen sein. Die Fußbremse kann sonst nicht auf schmierigem Asphalt wirksam gemacht werden. Eine dahingehende Polizeivorschrift ist wichtiger als die Erhöhung der kleinen Straf» gelber. Es muß alles darangesetzt werden, dem Selbstfahrer die Gefahren des öffentlichen Ver» kehrs zu nehmen, sollen die — teils nicht mit Unrecht -^ aufgerührten Wogen des öffent» lichen Unwillens sich wieder glätten und nicht schädigend für die bedrängte Industrie und da» mit für viele Erwcrbszweige werden.

C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Randbemerkungen

2^5

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Das Lügengewebe.

Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, habe weniger als ander« gelogen: habe darum immer geglaubt, was ander« sagten. Wenn ich jetzt auf meine alten Tage mit Jugendfreunden zu« sammensitze und kollationiere, so find« ich, daß m«in ganzes Leben «in Gewebe von Lügen ist. H«ut« Nacht sah ich mit einem Jugend« bekannten zusammen, und es entspann sich dieses Gespräch. Ich sprach:

— Als sich der Fürst von X. verheiratete...

— Verheiratete? Verheiratet ist er nicht.

— Ist er das nicht? Ist das auch «ine Lüg«?

— tlr ist ni« v«rheiratet gewesen.

— Jetzt Hab« ich zwanzig Jahre lang ver« br«it«t, «r s«i verheiratet gewesen; «ine ganz« G«schicht« hat sich »n diese Lüg« geknüpft; die wollt« ich «b«n erzählen, muh sie nun aber fallen lassen.

Line ander« Lüge! Dreißig Jahre habe ich erzählt, dah Doktor tz. anwesend war, als der Malunger Mörder hingerichtet wurde. Er hott« mir nämlich vorgelogen, er habe als Kandidat den Auftrag erhalten, den abge« hauen«« Kopf zu untersuchen. Dabei hatte er «ir fo interessant« Einzelheiten gegeben, bah ich sie in der Gesellschaft zu erzählen pflegte. S» «in Lügner!

— Aber er war doch da!

— War er dort?

— Gewiß, ich habe ihn hinter dem Geist«

Ilchen stehen fehen, als ich das Blutgerüst Photo« graphitit«.

— Du? hast du . . . Lügst du? oder

Hot er gelogen?

— Ich lüg« nicht!

— Aein, jetzt weih ich nicht, wo ich zu Haus« bin. Alles steht auf dem Kopf! Ich Hab« zehn Jahr« lang die Lüge zurück« genommen, die ich veibleitet hatte; ich habe Doktor h. zum Lügner gemacht . . .

Man müßte nie sprechen, nie schreiben, nur das Notwendigste, was man gebraucht, zeichnen.

Cr ist «lifo wirklich dagewesen! Wie soll ich ihm seineGhre wiedergeben, die ich ihm geraubt habe?

Neue Valthesseriana.

Die Menschen fügen sich am liebsten den Befehlshabern. Und nur der Liebenswürdig« keit von Gewaltnaturen fühlen fie sich ver« bunden. Liebenswürdigkeit, hinter der man Schwäch« ahnt, verpflichtet zu nichts.

Wer die Politik nicht im Grunde verachtet, dem versagt sie den Dienst.

2s gibt unter den Menschen harmonische Tiernaturen. Sie befriedigen moralifch«ästhe« tisch. Die weih«braun« Vernhardinernatur, die

breitnackige Stiernatur, der trockensehnige
Pferdemensch. Unter den Frauen: die grün»
funkelnde Panterkatze, die lässig»schlanl»w»iche
Varsoisnatur, die Iräftig.gedrungene, ver»
sammelte Vullterrierart. — Parallel«: Kachel»
ofenmenschen.

Ueber den woNüstig.beruhlgenden Einfluß
gedankenloser sorgfältiger Aeinigungsarbeiten
(TürNinkenputzen, Fensterwafchen) auf den
Betrachter. Parallele: Aufmerksames von
mechanischer Fingerbefeuchtung begleitetes
Buchdurchblättern ist unmittelbar in den
Magennerven angenehm»kitz«Inb wirksam.
Die Seuche der mit öliger Bonhomi« ver»
kündeten neuen Kompromißtunft rafft alles
bessere Streben schon im Keim des Ahnens
hinweg. Der mit der neuen „«Raumkunst", dem
„Buchschnuck", dem „Brevi«r"»ENektizismus
behaglich mitgehend« moderne „Gebildete" ist
der gefährlichste Herd jeglichen im tiefsten Kern
kunstfremden Unfugs. Surrogat, Kitsch, G'schnas
allüberall. Besser ganz schlecht, ganz blöde, ganz
wild, besser Dogmatiker, Aationalist, Bonze,
Verknöcherung als dieses marllose, schleimig»
glänzende Aeuetue. Und die widerlich« Kom»
promih»„Philosophie", der wiederkauende Wo»
nismus, dies« ganz« fette Festftimmung selbst»
gefällig „Erwachender"! Die grundgräulich«
neue Frauentracht mit Se«len„zuwag", das
sühlich« Gewortel von Schockpropheten, ein«
neue Heilsarmee fader Dünlelmeier, alle ins
„S«z«llions"»Profil gerichtet. Aasch ein paar
Züge grobkörnigen Wilhelm Vufch.Knasters
und einen tiefen Zug aus Ieremias Gotthelfs
grunbNarem Deutschtum.
Aichard Schaukal.

Morgen: Börse

Vörsenvorstand und Presse.

<?n d«l 27. Nummer des „Morgen“ habe ich
 <1 meinen Standpunkt zur neuen Vörsengesetz
 Novelle präzisiert. „Weil die Agitation der
 Banken und Bankiers nur darauf hinausging,
 das ihnen Lästig« zu beseitigen,“ so schrieb ich
 damals, „hat man sich nicht, wie es sich ge«
 hörte, gefragt, ob nicht in den anderen Ab«
 schnitten des Vörsengesetzes manches enthalten
 ist, was für «in« Aenderung reif ist.“ Denn
 nur der Abschnitt 4 soll im wesentlichen refor«
 miert werden: das Börsenregister soll abge«
 schafft, der Differenzeinwand fast unmöglich
 gemacht werden. Damals schon gingen Vor«
 schläge dahin, vor allem die bisherige Art der
 Kursnotierung einer Verbesserung zu unter«
 ziehen. Was ich geschrieben hatte, fand leider
 keinen Widerhall; wie fast immer bei Wirt«
 schaftlichen Gesetzesvorlagen kümmern sich die
 Parteien nur allzuwenig um das, was von
 Fachleuten gesagt wird, sondern beurteilen die
 Dinge vom allgemeinen Standpunkte ihrer
 Partei. Mehrfach schon hab« ich während der
 kurzen Zeit, in der ich die Ehre habe, Aufsätze
 im „Morgen“ zu veröffentlichen, darauf hin«
 gewiesen, daß man bei Politik bei der Be«
 urteilung wirtschaftlicher Fragen aus dem
 Spiel lassen möge. Ganz besonders aber mühten
 die Parteien doch einig sein, wenn es sich
 darum handelt, notorisch vorhandene Mißstände
 aufzudecken, die, wie in diesem Falle, die Käufer
 und Verkäufer von Wertpapieren aufs emp«
 findlichste schädigen. Als in der Börsen«
 Enquetekommission die Grundlagen für das
 Börsengesetz geschaffen wurden, wiesen die Per«
 sonen der Börse darauf hin, bei Beaufsichtigung
 der Märkte durch einen Staatskommissar sei
 unnötig, weil die Börsenorgane selbst schon für
 Ordnung und Ehrlichkeit im eigenen Haus«
 Sorge tragen. Die Praxis hat bewiesen, wie
 notwendig die Aufsicht durch Unparteiisch« ist;
 wären die Herren von so hoher Objektivität
 erfüllt, wie sie es gern darstellen möchten, sie
 würden ihre Agitation zur Aenderung des
 Vörsengesetzes nicht bloß auf die ihnen ge«
 meinen Punkte beschränkt haben. Ist's darum
 mein« Schuld, wenn jetzt in der politisch rechts«
 stehenden Presse dafür gülämpft wird, die neue
 Novelle nicht Gesetz werden zu lassen, bevor
 jene Mißstände beseitigt sind? Ein bestimmter
 „Fall“ muß nun einmal vorliegen, bevor man
 den auch schon theoretisch begründeten Weg
 beschreitet. So will es der Brauch; doch be«
 hält das Wort exemplum seine Nichtigkeit.
 Mein Zwilt mit dem Vörsenvorstand gab das
 Material, das Kennern der Verhältnisse nichts
 Neues zu sagen vermochte. Der Vorstand der

Verliner Fondsbörse sprach (ich will die Tat» suchen hier nur kurz rekapitulieren) di« Drohung aus, m«ine Eintrittskarte zu den Börsen»«» sammlungen nicht zu erneuern oder sogar zu entziehen, weil ich in vertraulichen an Banken und Bankiers zur Versendung gelangenden Vörsenberichten Angaben über die ungefähre höhe der Umsätze und über di« Nam«n der wichtigsten Käufer und Verkäufer von Effekten mach«. Das fei angeblich den Bölsenint«rell«n schädlich und irreführend. Zwei Fragen find hierdurch aufgerollt und in den Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung gerückt worden: di« Zulassung der Pr«sse zur Vörs« und die amtliche Notierung der Umsätze. Für beide Forderungen ist längst gestritten worden. Herr Georg Bernhard ist schon vor Jahren im „Plutus" dafür eingetreten, bah Journalisten nicht Gäste der Vörse sein dürfen, di« nach Belieben ausgewiesen werden können. Und für di« Notwendigkeit einer amtlichen Notierung der Umsätze hat der Staatskommissar der Ver« liner Börse, Geheimrat hemphenmacher, längst schon in der Oeffentlichelt Stellung genommen, hat man das alles nicht beachtet? Ist's wirklich nötig, immer «rst ein bestimmtes Beispltl an» führen zu müssen? Die „Kreuzzeitung" lag«, es hätte bisher an einem schlüssigen Beweis« für die Beeinflussung der Presse an der Börse gefehlt. Wirklich? Wer die Handelszeitungen ausführlich liest, kann solch« Beweis« fast tag« lich finden; fchon die ganze Organisation der zandelspress« macht sie von solcher Beein» lussung abhängig. Die großen Börsenblätter, >ie gezwungen sind, die Nachrichten ihren Lesern möglichst rasch zu überbringen, sind auf di« Informationen der Banken und Vanlfirmen angewiesen. Kann nicht allein schon «in Kurs» Verlust daraus «ntstthen, dah di« Mitteilung von der Perteilung einer höheren Dividende zu spät veröffentlicht wird? Solch« Nach» richt«n aber sind, wenn sie unwiderleglich richtig sein sollen, nur von den Gesellschaften selbst oder von d«n Banken zu beziehen. Ls find mir Fälle bekannt, in denen an hiesig« an» gesehen« hand«lsblätter Brief« geschrieben wurden, man verweigere ihnen di« Zusendung der offiziellen Mitteilungen, weil das Blatt sich ein« Kritik gegenüber der Gesellschaft er» laubt hat. Sind diese Zustände nicht unhaltbar? Zwingen sie nicht zu einer grundlegenlxn Neform, die noch weit über die Punkt« hinaus» geht, di« mein Zwist mit dem Vörsenvorstand angeregt hat? Die Frag« der Korruption der hanbelspresse muh überhaupt einmal unter diesen Gesichtspunkten betrachtet werden. Vor dem Erlaß des Vörsengesehes flogen d«n lour« nalist«n die Hundertmarkscheine auf den Tisch,

» »

Bruno Vuchwald: Vörsenvorstand und Presse 2⁷
damit sie gegen die Banken und die ihnen
nahestehenden Aktiengesellschaften nichts
schrieben. Die Korruption ist seitdem nur
wenig gebessert worden. Das Börsengesetz hat
höchstens die Form der Korruption geändert.
Richt mehr die Journalisten erhalten das Geld,
sondern die Verleger in Form von Inseraten.
Die sorgen dann schon dafür, dah ihr«
Redakteur« kein zu scharfes Wort gegen di«
Banken schreiben. Und schlimmer noch «st viel»
leicht die Korruption durch Nachrichten. Ein«
Handelszeitung, di« an der Vörs« boykottiert
wird, ist machtlos, weil ihre Redakteur« auf
di« Mitteilungen angewiesen sind, die ihnen
an der Börse gemacht werden. So ist ja di«
Wut des Börsenvorstandes gegen mich «nt»
stand««; ich wußte aus langer Bankpraxis, dah
Leute, di« nicht mit dem Schilde des Journa»
listen an der Börse herumlaufen, di« wirk»
lichen Vorgänge viel zutreffender und «in»
gehender erfahren. Diesen Gesichtspunkt nutzt«
«ch für meine Organisation aus und machte
mich felbft damit gleichzeitig von der Bors«
unabhängig. Darum wird jetzt auch der un»
sinnig« Vorwurf gegen mich gefchleudert, baß
ich Indiskretionen weiter getragen Hab«; In»
diskretionen, die jeder Börsenbesucher (ab«r nur
nicht d«r Journalist) erfährt. —
Ich will «in Beispiel dafür anführen, daß
tatsächlich nach Ansicht der Börse und ihrer
Vrgan« der Journalist nur Gast ist, der nicht
alles erfahren darf, was »n d«r Borfe bekannt
ist. Ich bedauere nur, hierbei wieder mich mit
Herrn Komm«rzienrat Paul Böhme befassen zu
müssen, der «igentlich schon durch meinen Aach»
weis der bewußten Kurstreiberei gerichtet ist.
Am 26. oltober 1907 wurde an d«r Vors« be»
kannt, daß in d«n Alti«n der Terraingesellschaft
Groh'Lichterfeld«, deren Auffichtsratsvorsitzen»
der Herr Paul Böhme ist, von seiner Firma
«in Angebot vorlag, das nirgends Aufnahme
fand, fo daß der Kurs gestrichen werden muhte.
Erst am 16. Dezember verlautete, di« Gesell»
schaft, di« für das Jahr 1966 eine Dividende
von 28 °/» verteilt hatte, werde infolge der für
di« Ballgesellschaften ungünstigen Konjunktur
«in «rhtblich geringeres Erträgnis zur Aus»
schüttung bringen. In den Zeitungen war bis»
her hiervon nichts zu lesen. Einer meiner Per»
tr«t«r wandt« sich darum an h«rrn Böhme, um
ihn nach der Richtigkeit der Gerüchte zu fragen.
Der gab auch die Auskunft, indem er die
Richtigkeit der Gerücht« betätigte. Als er aber
hörte, di« Auskunft sei zur Veröffentlichung
«n den von mir herausgegebenen Berichten be»
stimmt, g«ri«t «r in Zorn. Er hält« di« Mit»
t«ilung nicht gemacht, wenn er den betreffenden
h«rrn, den er für einen Bantvertreter ge»

halten habe, vorher gekannt hätte. Ich glaubte, Herrn Böhm's Zorn gelte nur mir und meinem Unternehmen und benutzte sein« Aussag« in d«r Vernehmung, zu der mich der Börsen» vorstand aufgefordert hatte, als Grund zur Ablehnung eines Richters, dessen Animosität gegen mich aus diesem Vorfall hervorgehe. Da kam ich aber schlecht an. Herr Barthold Arons und, wenn ich m«ch recht erinnern«, h«rr Levy (in Firma Eohn, Levy H Co.) sekundierte» dem Herrn mit Wärme. Herr Arons sagte: „Das Vorgehen des Herrn Böhm« ist durchaus berechtigt, d«nn ich kann nicht wünschen, bah Auskünfte, die für «inen Bestimmten gegeben werden, in di« Press« komm««." Damit wurde mein Verlangen, Herr Böhm« möge nicht als Richter über mich fungieren, abgelehnt. Wirft aber dieser Vorfall nicht ein eigenartiges Licht auf die Art und Weif«, wie die Altiengedell» schatten und deren Aufsichtsratsmitglieder die Oeffentlichkeit informieren? Am 16. Dezember wollte Herr Böhm« der Presse di« Auskunft v«rw«ig«rn, baß di« Terraingesellschaft Groh» Lichtenfeld« «in« niedriger« Dividend« verteilen werde, obgleich ihm die Tatsach« bereits bekannt war. Und erst »m 30. Januar 1908 wurd« offiziell mitgeteilt, dah diese Dividend« nur 4 »» gegen 28 »/» im Vorjahre beträgt! Dieser Fall zeigt uns, daß die Bors« sich tatsächlich noch als Geheimbund fühlt, und hundertmal mindestens ist mir von Bankiers gesagt worden, man könne doch nicht verlanaen, daß «in Journalist das Recht habe, die Geschäfte mitzuteilen, die an der Börse abgeschlossen werden. Es muh den Herren daher mit Entschiedenheit klar gemacht werden, daß die Börse «in öffentlicher Markt ist, und es ist nur merkwürdig, d»h sie dies selbst vergessen haben, während sie sich früher immer so hingestellt haben, »ls ob es an der Börse überhaupt kein Geheimnis aebe. Soll ichHhnen, meine Herren vom Börsenvorstand, vielleicht die Aeuerungen vorhalten, die Ihre Freunde in der Börsenenquetekommission und »n der Literatur getan haben, als es sich darum handelt«, das Vörsengesetz abzulehnen? Der Stein ist einmal ins Rollen gekommen; nun mag man ganz« Arbeit machen. Di« un» sinnigen Bestimmungen des Börsengesetzes über ben Terminhandel und Diff«r«nz«lnwand soll man aufheben, aber gleichzeitig darf nun ein« Atnderung d«r übrigen Abschnitte des Börsen» gesetzes nicht mehr aufgeschoben werden. Präzis« Bestimmungen über die Kursfeft» ftellung, vor allem amtlich« Roti«rung der Umsähe, Verpflichtung der Maller zu be» stimmten Angaben an jedermann (damit der Hinweis auf das Geschäftsgeheimnis nicht «mmer nach ihrem Belieben erfolgen kann) find das mindeste, was zu fordern wäre. Ge» lingt es erst, die Märkte genau zu kontrollieren,

2[^].8

n l>

Morgen: Notizen

so wird einem großen Teil der heute fortgesetzt
erfolgenden Kurstreibereien und Fälschungen,
denen der Börsenvorstand ruhig zugesehen hat,
ein «Riegel vorgeschoben werden. In A«w Port
werden die Umsätze längst amtlich notiert: es
wird sogar genau festgestellt, wieviel Stück zu
jedem einzelnen Kurse gehandelt worden sind.
Was in dem übel beleumdeten Amerika möglich
ist, mühte auch bei uns durchführbar sein.

Bruno Buchwald.

Vom Vücherttsch.

Valerius Vrinsoff- Novellen. (Hans
von Weber.)

Fjodor Sollogub: „Das Buch der
Märchen." (Hans von Weber.)

Amanda Sonnenfels: „Dichterinnen
und Freundinnen unserer glotzen Dichter"
(Dr. A. Tetzlaff). dem Prinzen Schönaich»
Carolath gewidmet.

AainerMariaAill«: „Auguste Aobin."

Marquardt t. Co.) Dieser Band (7. bis
11. Tausend) erschien soeben in verdoppeltem
Umfange. Eine Reihe von Rodinschen Zeich»
nungen, die der Weihnachtsnummer des
„Morgen" beigegeben wurden.

Notizen.

Die unfreundliche Glossierung verschiedener
Blätter über die in Ar. 7 des „Morgen" ab»
gegeben« Berichtigung kann mich nicht V«r»
anlassen, an dieser Erklärung herumzudeuten
oder ihr etwas hinzuzufügen. Sie bleibt viel»
mehr von Anfang bis zu Ende unverändert
bestehen. Für Leute, die nicht begreifen, dah
man eine autgläubig übernommene Aotiz,
wenn man sich von »hrer Unrichtigkeit über»
zeugt hat, ohne Winkelzüge richtig stellt,
habe ich meine Erklärung auch nicht abgegeben.

Was dies« Erklärung mit der politischen
Haltung des „Morgen" zu schaffen hat, ist
schlechterdings unverständlich. Aus der Be»
fugnis der Schriftleitung, zu bestimmen, wer
im „Morgen" schreibt, wird sie nie und nimm»
die Berechtigung herleiten, »uf die Gesinnung
der Mitarbeiter einzuwirken und ihnen zu
suggerieren, wie sie zu schreiben haben. Das
gilt wie für den politischen, so auch für all«
anderen Teil« das „Morgen". Und soweit di«
Mitarbeiter des „Morgen in Betracht kommen,
würbe die Schrlftleitung des „Morgen" mit
derartigen Versuchen auch wenig Erfolg haben.

Di« Schriftleltun«.

Wenngleich wir wissen, bah unsere Leser
ihr« Beteiligung »n einer Wohltätigleilsmatin««
von dem Zwecke und nicht von berTel.nahm«
anderer abhängig machen, so möchten wir doch
darauf hinw«!s«n, dah di« <ür di« Hauptmann»
Borlesung »m 1. März im Bureau unseres Ver>

lages hergestellten Listen aus einem bedauerlichen Irrtum nicht sämlllich zuverlässig abgefaht sind.

Da wir wünschen, dah, wer zu dem guten Zweck« auf unsere Anregung hin beisteuert, es um der Sache selbst willen, und nicht aus gesellschaftlichen oder anderen Rücksichten tut, haben wir bereits am Montag, den 17., früh an sämtlich« Listenempfänger ein« Benachrichtigung obigen Inhalts gesandt Auf Grund einer Anfrag« der Bossischen Zeltung von Montag Abend teilen wir mit, dah di« Beträge des Vortrage« selbstverständlich entsprechend dem Zwecke de« Magistrat in B«rlin überwies«« werd«n.

Vcran!«or!lich für den poiüüchen Teil: Karl Schnitzle«, Vchmargendürf, Lponvouerslr, «>i für den Vorteilter!: Vrn« Vuch»

wölb, Verl!« O , heMoeZ^slltr, Ilz für alle« andere: Ur «Irtur Landsberger, Berlin V?, 9, Üenn5str»ße 3z für OeNerr«!»>

Ungarn: «oder! Fes«, Wlen I. - Verla« Warquar!» « tlo,, Wilmersdorf««««!» W, I», «iiilebenersiraße I», - (lipedUlo»

für Ocl!erreich>Ung»rn bei I. «»>««. »»i«al« Valoel « WIUet, Wien I, Hraden 28. — Druck »«» Va» » l»«l«» «»»». H,

Verlin V^, »?. <Nül»»Nrahe ««,

2 Läe. ä 3.50 ^.

:: :: :: :: :: Hu de^ielen durci, alle LucnKanIMnLen :: :: ::::

/V^KO^KDI ^ d0 o LI^^liX >V50

jOting» Muting —

ra

an brr illofl.

Man or rinn |t Jlmeliflrn nnb

„MORGEN". VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT MORGEN.

SONNTAG, DEN 1. MÄRZ 08 — MITTAGS 12 UHR

III ZÜB VERFÜGUNa GESTELLTEN

KAISERSAAL DES HOTEL ADLON,

UNTER DEN LINDEN 1.

EINGANG WILHELMSTR. 70a.

C.

SCHFtEIBEFtlr^TJ

„NEUE DICHTUNGEN"

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" IST DIESER VORTRAQ

KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM MONTAG, DEN 24. FEBRUAR,

BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", BERLIN W.jo, EIS-

LEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER

ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE

EINTRITTS- KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.

BILLETS BEI: A1ÍELANG — BOTE 6- BOCK — WERTHEIM. U. A. D. KASSE.

DER REINERTRAG

IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCHULKINDER IN BERLIN.

III

\$)eutfdje
45. Sabrgang.
(Selcitet »on 3>r. 2r1ϕ Santé.
Verlag »»n Otto Sanie, <Berlln 020.,
Slnbaltitra&e 11.

bringt
3)af iaufenbe IMertcljaijr
Sunäcift Жоване »on:
Sfruôneloa Sül»l, „3>oftor (Sérom"
ГО art« ». b. geibe, „3>ie 'Rofenftabt"
TO. «er&arbt, „\$rofeffor ФoOбopн
unb bie öetnen"

Beiblatt
, fotote ber Ctjrif unb Writ if
aneclegen fein. ЭШе teidbtigen ЗДей-
erfcfjetnungen ber Ctteratur toerben
в s s forgfällig бс(профен,:::::::
»lerti IlâSrHd) (13 Qtummetn)
3 SHarl 50 ЗДд. я я
??eftellungen bei
unb 'ÍJoftanftalten.

AKTUELL!
o. OFFEMTL. SITTLICHKEIT IN DEUTSCH.
LAND v. Dr. W. Rudert. 2. Ruft. 514 Sell mil 58 Inter«jj.
IllusITJb Brsch. 10 M LclmlM. Г,50 M. HalbtrzM. 12 M.
BESCHICHTE D. OFFEMTL. SITTLICHKEIT IM RUSSLAND
D. B. Stern. 2 Bde. ci 1000 Seil. 1907/08, mil 51 Interns.
IlluslriL Br. 15 M. üriqbd. 8M Einzeln klufflch/
I. Kultur u. Rbergliube, d. Kirche, d. Klerul u. d.Seklen (m.
u. ohne f rotisch. Ziele), Luler, Vergnüg., Leiden, 502 S.
m. 29 teiltl«rb. Illustrlt Br.7 M. Orljbd. 9 M. (tnchlen.).
U. RuulKhe Griunmkc.i, Werb u. Ehe, Geschlechtliche
Moril Unilttlchkeit, die Dokumente d. UnsItlUchhell
M. 22 Illustrât Br.10 M. Qeb. 12 M. (Erscheint In Kurze).
Stern» Werk — du ente Oberhaupt lui d. Qebiet —
bildet «In itgnraimf Лт——— ""*•- ">* - Rjng.il
fluiffhri.Verzdchn. gr.ti, u. (r.nko. Veri.gjjnerbiel. erw.
Html. i«rid«ri Veri«|. B»ril" w-3°. L.nd.huUr.tr.2.
atn neu erbauten «urbau» unb Aonig(id)en
Sweater

bon Фпшсн, «ebtítrt, «emanen «c. bitte* Bit,
ым<H Untcrbrcituna eine* Borteiltaftn TSot-
Г*1вдс* htndjUld) фпЫоНон iljr.fr Vat« in
«udjfonn fl<ù mil uni tn Vctbtbung ja Mea.
«Btrlaaëburcau «Surt IDlganb).

ZI/ZZ, gohoen веогвПт, — -
^ -•',)

r^ - -r;-
гг7т». «r

Unser
Uiusfrlerfer Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.
Boll u* Pickardf
Periagsbudihandlung
Berlin nW. 7, öeorgenstr. 23.
3nferaten»9ine
nafjmf für ben
44 бmrϕ ben »erlag be* „ЗЯогдеи", »erltn, -

(StLYI,2271),fotoie Ыгф{атШфеЭДпп»псе«^й>ебЩепсп.
til Ы* üafaott: V. W ficimrteVeMmbcM. «n« »an «at « «arlcb «.m. ». ft. «trfln W.

"iBoc&enfd&rift für beutfdje fhltur, begrünbet unb herausgegeben bon
Werner ©ombart: ÄuIturpbUofop^te / ЗДфорб etraafct TÖuflf / Феорд Франзей: BUeratu;
Ibtrtft / unter CRittoirfung »on Šugo too« Qofmannëtfial: ttjrif.

28. ^cbruar 1908

Plummet 9

•Abonnement bieruliäbrUolj O

ireié bet einzelnen «Hummer SO ^fg.

3>ie Slueftettmg.

SODcrncr ©ombart.

?lun feine befonbre. Zeber mag an bie benfen, ble ib,m am паф^сн liegt:

btcfer an bie 3luſftellung ber <5фо11е, jener an ble ендЩфе Qluäftellung; biefer
an ble toerfloffene Automobil" ober Si)eaterauſftellung, pber an bie „Slugftellung ^ifto-
rif^er Selten" in ber „(Selben •ЗТафНдаИ", jener an bie ^ugftellung für "Bureaubearf
ober an bie 'äluſftellung für Schäme. SHefe iff eg geœeſen, bie пнф зи бiefen Porten
angeregt i>at, unb 1ф mill bann fpäter поф einiges über ii>ren befonberen 3ní>al' au^
fagen. Qlber зипаф^ benfe 1ф an bie "äluëftellung in abstracto, an bie 'iluëftellung
1ф1еф1()ш, an bie 3tugfteIIung of>ne 3пъл!^ in bU 3^cc ber Sluäftellung alfo (паф
ſeine3 Definition öon ber „3bee"). (Ег Тфеш1 mir данз unter^altenb, ^ф einmal бiefeg
ttkfjtigen ^Seftanbteile ber mobernen Äultur, feiner ©е?фгф1е, feiner 3uf"nft, feiner Se«
beutung für unfer fojialeе Ceben betou^t 311 »erben, ©enn ba\$ „bie iluäftellung" ein
инфйдер Seftanbteil unferer Kultur fei: an бiefer Зли|"афе felbft бürfte faum geſtocifelt
aerben fönnen. Одо аиф immer tottr unfern ©фгШ tjinfе^en, ftofeen mir auf eine
Slueftellung t»on irgenb cttoae: »on ben intimften ©egcnftänben unfereë)per{онНфен
S^afeinê bië ju ben д1е1фдиЩд1"1сн SDingen ber äuf5eren £eben8füi)rung. (Е8 tturb fo
»iel auggeftellt, ba\$ nun balb eine neue ^rt ber_ ^luſftellung reif зиг <snfttel)ung ift:
bie 3luſftellung für "Muëftellungëmeſen. ®tc 43luëftellung ift alé ihilturpíjánomen bes^alb fo
f>ert)orragenb intereffant, œeil fie in данз ^)erфiebener jöcbeutung erfфeint, unter ganj
ue^iebenen ©е^tëpunften geroertet »rerbcn, in БигфаиЗ бе^фребене 3"i<imm«nbänge
eingeorbnet »erben fann.

Зипаф^ gehört bie ^luëftellung — аиф if>rer (snftte^ung паф — in bie große
Äategorie ber öffcnt^en бфаиC1еНипден, bie für unfere ſhiltur (1ф meine bamit
immer bte amerifanifфr Äultur, teic fie in größerer ober geringerer 3nt«nftität itnb ÉJ-
tenftitát in allen Cänbern mit fapitaliftii^er 4U3irt]^aft, in fonberbeit unter bem ÷influfe
ber mobernen, anorgamффен 3^ефтГ unb ber анюаф[енбен -üHei^enmaffc in ben
legten 'Шенфенaltern {1ф зи entfalten auciefangen l>at), bie für unfcre S^iltur, fage
1ф, fo фарафертit^ф finb. 3)te Sluäftellunci gehört зиг 5at"Uic ber S!on3erte, ?b«atcr
unb in engerem Sinne ber -JHufeen, bie alle en't im legten 3abrбunbert entfтанben ober

doch sich erst während dieser Zeit zu dem demokratischen Omnibus»Prinzip entwickelt haben. Denn was heute die genannten Institutionen sind, können wir als Musikomnibus. Literaturomnibus und Kunstomnibus bezeichnen. Sie sind gratis oder gegen billiges Entree der unbekannten Masse erschlossene Erbauungs» oder Vergnügungsstätten und verhalten sich zu allen intimen und persönlichen Veranstaltungen gleichen Inhalts wie der Omnibus zur eigenen Equipage, das Restaurant zum eigenen Speisesaal, wie der „Volkspark“ zum fürstlichen Garten oder die Zeitung zum Brief. In diese Familie, sage ich, gehört die Ausstellung auch. Man kann sie die Mutter oder wenn man will die ältere Schwester des Museums nennen, dem sie wohl meist vorausgegangen ist.

Will man die Schaustellung seltener Tiere unter die Ausstellungen rechnen, so war dies zweifellos die erste Spezies; denn wir begegnen ihr (oft handelt es sich nur um ein einziges Tier: 1 Elefanten, 1 Seehund, 1 Stachelschwein, 1 Rhinoceros usw.) schon im 16. und 17. Jahrhundert. Diese Singularschaustellungen exotischer Tiere wuchsen sich zu den herumziehenden Menagerien, diese zu den ständigen zoologischen Gärten aus. Die ersten Ausstellungen im eigentlichen Sinne waren Kunstausstellungen. Man nennt das Jahr 1763 als dasjenige, in dem Pariser Künstler zum ersten Male eine Ausstellung von Gobelins-Seiden veranstalteten. Aus den Kunstausstellungen ist dann das Kunstmuseum erwachsen, wie aus den Gewerbeausstellungen, deren erste (französische) in das Jahr 1798 fällt, das Gewerbemuseum.

Will man sich ein Urteil über den Kulturwert der Ausstellung als Schaustellung bilden, so wird es also von dem abhängen, das man über die Entwicklung des Omnibus» Prinzips und insbesondere des Omnibus als Bildungsmittel überhaupt hat. Kein Zweifel, daß durch die Ausstellung wie durch alle ähnlichen Veranstaltungen mehr Menschen mehr Dinge zu sehen und zu hören bekommen als ohne sie. Sie sind darin am ehesten der Zeitung vergleichbar. Wer dieser Verabreichung von Bildungsbrosamen an die hungernden Massen Bedeutung beilegt, wird der Ausstellung das Wort reden müssen ebenso wie der Zeitung. Aber ebenso zweifellos ist es, daß dieser Vorzug (wer ihn dafür hält) um einen teuren Preis ertauft ist: um den Preis der Intimität und der organisch persönlichen Wertung eines Gegenstandes. Als ein Sonderling erscheint uns heute der, der jede derartige Schaustellung unorganisch verbundener Dinge für eine Profanierung, für eine Entweihung hält, und der in dem exhibitionistischen Zug unserer Zeit eine Schamlosigkeit und eine widerwärtige Sitte erblickt. Als einen Sonderling, der sich am liebsten am nächsten Laternenpfahl aufknüpfen sollt, betrachten wir den: der erklärt, ein Kunstwert in einem Museum auszustellen, mit einer Nummer versehen in der Reihe neben vielen seines Gleichen und Ungleichen, sei ebenso ein Zeichen von Nohheit und kultureller Verlumptheit wie Veethovensche Sonaten und Chopinsche Nottornos vor tausend geputzten Menschen in einem elektrisch beleuchteten Saale zur Aufführung zu bringen. Ebenso aber natürlich lächeln wir über einen Menschen, der etwa eine Ausstellung von Miniaturen, deren jede auf intimste persönlichste Wirkung berechnet ist, für eine Geschmacklosigkeit hält, oder der nur mit innerstem Unbehagen durch die Säle schreitet, in denen jetzt die alten englischen Kunstwerke „aus Privatbesitz“ sich vor einer geilen, zahlenden Masse prostituieren lassen müssen. (Freilich, hören wir unsern Sonderling

Werner Sombart: Die Ausstellung 251

ling sagen: wenn die Bilder, die für vornehme englische Aristokratensitze bestimmt waren und die diese alte aristokratische Kultur, also Kultur schlechthin, förmlich schmecken lassen, inzwischen in den Salons der Herren Wert heimer, «Rothschild, Pierpont Morgan und ähnlicher Herren geendigt waren, so waren sie prostituiert, ehe sie sich hier auf öffent» lichem Markte zeigten.)

?Iun wird aber die Ausstellung dadurch erst recht interessant, daß sich in ihr »lt dem Interesse der Schaustellung ganz andere Interessentenkreise schneiden. Sie hat nämlich im Laufe der Zeit eine ganz neue Funktion bekommen, Sie ist zeitweilig ein normales Glied in der Kette des wirtschaftlichen Prozesses gewesen: sie ist als eine der vielen Möglichkeiten erkannt worden, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen. Die Zeit, in der die Ausstellung diese Funktion übernahm, war die, in der die Absatz» »rgonisation alten Stiles, wie sie jahrhundertlang bestandeil hatte, sich aufzulösen begann In aller früheren Zeit war entweder der Kunde zum Produzenten gekommen und halte sich in dessen Wertstatt die bedurften Artikel bestellt oder, wenn fie auf Vorrat gearbeitet waren, dort ausgesucht. Oder aber, wo ein ortsfeiner Güteraustausch statt» fand, insbesondere also zwischen Produzent und Produzent oder zwischen Produzent und Händler: da hatte doch eine persönliche Berührung der Kontrahenten untereinander und mit den gehandelten Warenpartien stattgefunden: die Besitzer der Waren waren mit tiefen auf die Markte und Mefsen gezogen und waren hier ihren Kunden Auge in Auge gegenübergelreten. Dieser alte „Handel mit prompter Ware" ist nun (wie bekannt) fast allerorten in den modernen Kulturstaaten und fast für alle Branchen durch den Handel nach Probe (Muster) auf dem Wege der Korrespondenz oder allenfalls durch Per» millung des Geschäftsreisenden ersetzt worden. Die Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse sollte nun offenbar dazu dienen, diese neue Form des Güteraustausches zu ergänzen; sie sollte gleichsam (in etwas veränderter Gestalt) die alte Messe fortsetzen. Man stellte eine Art von Musterlager aus und fand es vorteilhafter, die Kundschaft zum Besuch dieser Rollektivmusterung einzuladen, statt die Probestücke zu versenden oder zu warten, bis der Kunde in den Privatlagerraum kam. Das Bestreben, die Konkurrenz bei dieser «Gelegenheit aus dem Feld» zu schlagen, ließ diese Form der Feilbietung noch vorteU» haster erscheinen. Insbesondere schien sich die Ausstellung zu eignen als neue Absatzform für schwer transportable Dinge, wie Waschinen u. dgl. Und für einzelne Artikel wurde sie bald die einzige oder doch wenigstens bei weitem wichtigste Form des Absatzes: so für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Gemälde und Skulpturen u. a. Ob und wenn ja: in welchem Umfange die Ausstellung als Absatzorganisation heute noch für Handel und Industrie notwendig ist, ist eine viel umstrittene Frage. Es scheint last, als ob die Meinung der Geschäftsleute sich mehr und mehr dahin neigte: die Aus» stellung fei heute als Absatzorganifalion ebenso überwunden wie ihre älteren Schwester,' (KL. von der anderen Linie), die Messen und die Märkte. Die Industrie ist ausstellungsmüdl geworden, sagt man. Man hält dafür, daß die großen Kosten sich nicht bezahlt machen. Und in der Tat scheinen die Gründe, die gegen diese Form der Ausstellung sprechen, schwer Zu wiegen.

War die Ausstellung ihrer Zeit erst durch die Entwicklung des moderner, Verkehrs ermöglicht worden, so hat dieser in den letzten Jahrzehnten sich noch weiter so sehr vcr»

volltommnet, daß nun auch die Ausstellung überflüssig erscheint. Sie wird immer «ehr ersetzt durch die Annonce, durch Versand von Katalogen und Musterungen, durch Geschäftsreisende, durch Reisen der Chefs oder der Vertreter an den Fabrikationsort usw., soweit Großhandel in Frage steht; durch die Schaufenster in den Großstädten, die Kauf» Häuser usw., soweit es sich um Absatz an letzte Konsumenten handelt.

Aber — diese allgemeinen Erwägungen haben keine zwingende Kraft. Ist doch selbst die Leipziger Messe, obwohl sich kaum ein plausibler Grund für ihren Fortbestand anführen läßt, heute noch immer in Blüte.

Und es finden sich auch immer wieder Geschäftsausstellungen oder, wie der technisch« Ausdruck jetzt lautet, Fachausstellungen, die von allen Vetelligten als segensreiche, d. h. gewinnbringende Veranstaltungen gepriesen werden. Vielleicht entwickelt sich sogar ein neuer Typus von reinen Fachausstellungen, der noch auf lange hinaus lebensfähig ist. Das wenigstens behaupten die Herren, die die letzte Geschäftsausstellung, die Augur (Ausstellung umfassend Geschäftsbedarf und Reklame), zustande gebracht haben. Diese Augur war tatsächlich insofern von besonderem Interesse, als sie (zum ersten Male?) von Geschäftsleuten ins Leben gerufen worden war, die andere Geschäftsleute veranlaßt hatten, Bedarfsartikel der Veranstalter auszustellen. Zst das vielleicht die neue Form der Fachausstellung? So meint der Organisator der Augur, Herr Anhur Zacoby, der in einem lehrreichen Vortrage folgende Eigenarten und Vorzüge des neuen Ausstellungstyps anzuführen wußte:

„Per Titel (der Augur) mühte eigentlich heißen: „Ausstellung, veranstaltet für den Verband Berliner Spezialgeschäfte“. Denn nicht die Mitglieder dieser Vereinigung sind die eigentlichen Exponenten, sondern Betriebe, welche zunächst diesem Verbraucherkreis, dann aber auch dessen Kon» lurrenten etwas anzubieten haben, sind die Aussteller des Augur. Das Zustandekommen einer Fachausstellung unter solchen Umständen vollzieht sich also derart, daß nicht diejenigen, welch« etwas verlaufen wollen, sondern diejenigen, die etwas zu laufen beabstchtigen, die Initiative der ganzen Veranstaltung ergreifen. 2s darf hier offen ausgesprochen werden, daß dieses System einen gewissen Zwang enthält, denn die Rücksicht anf «inen großen Verbraucherkreis zwingt auch folche Firmen, die sonst nicht daran dächten auszustellen, sich an der Ausstellung zu beteiligen, weil «s ihre Konkurrenz tut, und weil sie es mit einem großen Abnehmerkreis nicht verderben wollen. Wenn man untersucht, welche Leginmanon wirtschaftliche Verbände, die derartige Ausstellungen veranstalten, zu ihrem Vorgehen haben, das doch immerhin dem Muß»Aussteller erhebliche Arbeit und ganz beträchtliche Kosten auferlegt, so gelangt man zu dem Resultat, daß dies« Korporationen doch keineswegs unberechtigt handeln, wie es bei oberflächlicher Prüfung scheinen möchte. Wer leichthin urteilt, könnte z. B. anführen, es liege absolut kein Bedarf für derartige Veranstaltungen vor; die Verbraucher würden von den Beisenden der in Betracht kommenden Firmen ohnehin mit den Mustern besucht; sie könnten danach ihre Wahl treffen. Wer so urteilt, sollte berücksichtigen, daß schon die Durchsicht einer Warenlollektion immerhin «ine sehr beträchtliche Zeit erfordert; denn «in geübter Reisender läßt sich nicht gern damit abspeisen, wenige Stücke seiner Muster vorlegen zu dürfen; er ^wiro stets versuchen, möglichst feine ganze Kollektion vorzuzeigen, um den Austrag zu vergrößern. ^Selblt wenn sich die Verbraucher aber «ntfchliehen könnten, das Zeitopfer zu bringen und die Mehrzahl der Kollektionen ihrer Branche anzufehe», so muß man bedenken, daß kein Kaufmann, der Achtung vor der Zeit anderer Leute hat, sich Muster von Firmen vorlegen lassen wird, bei denen er nicht wenigstens ziemlich sicher ist, daß er dem Reisenden «inen Auftrag

Werner Sombart: Die Ausstellung 253

weidc erteilen können. So wenig angenehm es ist, einen Laden zu verlassen, ohne gelaust zu haben, so peinlich ist es, auch dem best«rzog«nst«n Vertreter gegenüber, dessen gcnze Musterlollektion anzusehen und ihm nachher zu sagen: »Vedaur« sehr, aber ich lann Ihnen nichts ablaufen." Das sind Momente, die bei Ausstellungen vollständig fortfallen, wo die exponierten Waren zu jedermanns Ansicht ausgestellt sind, wo es zwar der Aussteller höchst angenehm empfindet, wenn er «inen Auftrag «hält, wo er aber auch nicht das geringste moralisch« Aecht hat, solchen unbedingt zu erwarten. Dafür wird ihm ja andererseits die Möglichkeit geboten, ohne besonder« Aeisesvesen einer bedeutenden Anzahl ernsthafter Interessenten sein« Muster zu zeigen und vielen Geschäfts« leulen persönlich Vfferte zu machen, bei denen er sonst, mit Aussicht auf bestehend« Verbindungen, vielleicht gar nicht vorgelassen werden würbe, hierdurch scheint die moralisch« Legitimation der Veranstalter genügend nachgewiesen zu sein, ganz abgesehen davon, dah, nach den Statuten, fast jede wirtschaftliche Vereinigung das Ziel hat, das Ansehen der Branche zu h«b«n und di« Inter« esse« zu fördern. Ob eine Ausstellung imstande ist, das Prestige einer Klasse von Geschäften wirlfam zu erhöhen, darüber bitte ich Sie zu urteilen, wenn Sie die Ausstellung angesehen haben werden. Was die Förderung der Interessen betrifft, fo ergibt sich schon aus dem^ Vorher« g«jagt«n, daß bi« Verbraucher aus dem Zusammenströmen 'einer großen Menge von Kollektionen, aus dem Prüfen der Waren ohne Kaufzwang, aus den Vergleichen, di« si« zwischen d«n «inzelnen Angeboten ziehen können, und aus den Anregungen, welch« sie gewinnen, sehr erheblich« Vorteil« haben, Its soll gern zugegeben werden, dah aus seilen der Veranstalter die Vorteil« überwitg««, dasür müssen di« Veranstalter aber auch das sehr erhebliche finanzielle Alstlo de« Unt«rn«hm«n« »ragen Endlich ab« ist der Käuferlrels in dlefem Fall« der Stärkere, und es wäre töricht, solch« Stärk«. nicht auszunutzen, um so mehr als si« dem anderen leinen Schaden bringt, wenn er s«in« Sache richtig ansah,"

Wie weit diese Argumente für die Lebensfähigkeit von Fachausstellungen oder wie wir auch sagen können (denn es handelt sich um gar nichts anderes): elner etwas modernisierten Messe stichhaltig sind, muß die Zukunft lehren.

Tlun ist aber zu bedenken, daß auch dann, wenn sich die Hoffnungen auf eine Erhaltung oder Neubclebung des alten Mehhandels nicht erfüllen sollten, wenn tatsächlich die Aus« stellung als eine bestimmte Form, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen, sich als veraltcl erweisen sollte, sie doch nicht so rasch aussterben würde wie sonst eine veraltete Form des Warenabsatzes. Und zwar deshalb nicht, weil sie als Geschäftsausstellung wiederum mit allerhand Beiwerk behängen ist, das ihr unter Umständen einen Fortbestand sichert, auch wenn das Interesse des Gc chöflinanncs an ihr sich vlillngert fabln oder ganz gc« schwunden sein sollte.

Ich meine dieses.

Insofern der gute Absatz der Produkte auch ein Problem ist, das eine Allgemeinheit (einen Staat, eine Provinz, eine Stadt) angeht, so machten diese öffentlichen Körper aus den Ausstellungen auch eine öffentliche Angelegenheit und unterstützten sie aus öffentlichen Mitteln. Da nun aber Ausstellungen eine teure Veranstaltung sind, so muhte man daraus sinnen, wie man die hohen Kosten ^durch hohe Einnahmen decken konnte. Dazu reichten die Standgelder der an der Ausstellung interessierten Geschäftsleute nicht aus. So blieb nichts anderes übrig, als die Ausstellung dem Publikum zu öffnen, sie gegen «untre« der Masse zugänglich zu machen. Man betrachtete also die Ausstellung wieder als Schaustellung, voi'. der man annahm, daß sie allgemeines Interesse bieten limne. Seltsam genug diele Annahme!

Offenbar besteht nämlich für den normalen, unverbildeten Menschen nicht das geringste Interesse, die von den Geschäftsleuten aufgestapelten Waren sich anzusehen. Kaufen will ich nicht in der Ausstellung. Ich werde auch in den seltensten Fällen durch die Ausstellung angeregt werden, meine Bartwichse oder meine Strumpfbänder oder meine Stiefel oder meine Federhalter in einem andern Geschäfte zu taufen, als ich gewohnt bin es zu tun oder der Zufall es fügt. Sich nun aber ohne Kaufabsicht Berge von Bedarfsartikeln anzusehen, ist eine ganz und gar verrückte Idee. Aber — je verrückter, je blöder eine Idee: desto geeigneter erscheint sie heutzutage der Masse suggeriert zu werden. In der Tat entstand eine Ausstellungsbesuchsmode durch Massensuggestion. Ohne allen Sinn und Verstand tritt die Menge in den Ausstellungen umher und staunet 'blöden Auges bald rechts bald links in die Vitrinen, in denen die Artikel des täglichen Bedarfs ausgestellt sind, die man zu Hause kaum eines Blickes würdigt. Sie schieben sich Sonntags durch die Gänge irgend» welcher Ausstellung und schlagen so ihre Zelte auf, mit der sie Besseres nicht anzufangen wissen, statt sich in Gottes freier Natur zu ergehen oder zu Hause mit den Kindern zu spielen. Aber freilich: ganz konnte man sich auf den Schwindel der Suggestion nicht einlassen: man mußte dem Mob etwas greifbar Vorzügliches bieten. So kam man dazu, die moderne Messe mit einem Vergnügungspark auszustatten, in dem mit Lärm und buntem Gepränge die in die Ausstellungsfalle Hineingeratenen nun einigermaßen (für ihr teures Geld wiederum, aus dem man abermals einen Teil der Kosten bestritt) verlustet wurden. Den Höhepunkt seiner Entwicklung hat dieser komplizierte Voll-Ausstellungstyp in den Welt» Ausstellungen: den sog. Weltjarmärkten erreicht, hier hat Herr Omnibus seine höchsten Triumphe gefeiert, hier: in dieser wahllosen, aber enormen Häufung von Waren, Menschen und Klimbim.

Und es schien fast, als habe schon 1889 die Ausstellung in jeder Form ihr Ende erreicht, als in Paris das Wahrzeichen der modernen Kultur: der Eiffelturm aufgepflanzt und in der Tat eine unerreicht glänzende Veranstaltung in der Jubiläumsausstellung organisiert worden war. Fiel doch gegen sie selbst die Pariser Ausstellung von 1900 «der gar die lächerliche Ausstellung von St. Louis im Jahre 1905 kläglich ab. Und endigten doch die lokalen Ausstellungen immer wieder mit empfindlichen Verlusten. Schienen die Aussteller ausstellungsmüde zu sein, so das Publikum schauausstellungsmüde. Begreiflicherweise: da es doch endlich einmal die ewigen Seifen und «Regenschirme und Dampfmaschinen satt bekommen mußte («Mutta, was jehn mir die jrienen Veeme an', sagt der Berliner), und da ihm der Klimbim in den Schreckenstammern großstädtischer Vergnügungsparks als ständige Hinrichtung geboten wurde.

Aber weit gefehlt, wenn man annehmen wollte: die Ausstellung sei damit in jeder Form überwunden gewesen. Ihr war inzwischen ein Helfer entstanden, der in unsrer Zeit alle Widerstände überwindet und Tote zum Leben erweckt:

Die Ausstellung, selber war zum Ausbeutungsobjekt des Kapitals geworden! Und nun ging es wie mit der Literatur: im Grunde will kein Mensch mehr das viele Zeug lesen, das der Buchhandel täglich auf den Markt wirft. Aber danach fragt das Kapital nicht; es will sich verwerten/und da es sich nur verwerten kann, wenn es Güter produziert, wenn die großen Notationspressen in Bewegung sind, in dem man so viele hunderttausende

«°

Werner Sombart: Die Ausstellung 255

investiert hat: so müssen halt Vücher und Broschüren und Zeitschriften und Zeitungen gedruckt werden. Wag das Publikum krepieren an den Massen von bedrucktem Papier, das es schlucken muß. So, sage ich, geht'« nun auch mit der Ausstellung. Sie wird jetzt immer mehr Gegenstand kapitalistischer Unternehmungen: aus der Gewerbeausstellung ist ein Ausstellungsgewerbe erwachsen; in Berlin ist sogar eine mächtige Summe in einer steinernen und heizbaren Ausstellungshalle angelegt worden. Nun mutz also ausgestellt werden. Ganz gleich, was, ganz gleich, ob irgendein Bedürfnis vorhanden ist: das wird eben geschaffen. Es mutz ausgestellt werden im Frühjahr, Sommer, herbst und Winter: denn das investierte Kapital Heischt unausgesetzte Verwertung, der cianze Apparat von Beamten usw., unausgesetzte Beschäftigung. >Ehedem, solange man in lustigen hallen die Ausstellungen veranstaltete, Halle die liebe Seele wenigstens im Winler Buh. Tiefe Schon» zeil ist nun auch weggefallen.

So folgt nun.Auestellung auf AneslellunL- Und beum.telnev.etl ist die Findiglcit, mit der die Autlellungegeweibeliebenlen immer wieder neue Muös>cllungemöglich>»,ilcn erspähen.

Was wird die^ Zukunft bringen? Was wird länger sein: die Geduld des Pubütums »der der Geldbeutel der Ausstcllungeunlernchnungen? Wie lange wird die Industrie, ein Interesse daran haben, dlefen das Material für ihre Geschüflszwccke zu liefern? Und wird die Ausstellung als Vtjelt lopiialislilchr Unternehmung auch icnlabel bleiben, wenn sie wieder reine Schaustellung wird? d. h. nur belehren (und vergnügen) will? So viel ich sehe, befindet sich unsei Ausstellungswesen heule in einer Krisis. Das zeigt deutlich wieder die mehrfach genannte Netlameaeslellung .Augur". Die Ausstellung schwankt heute hilflos zwifchen ganz verschiedenen^ Aufgaben hin und her. Sie braucht auf der einen Seite die Fabrikanten' und Händler als Kostendecker und mutz deshalb diesen zur Netlame dienen. Aus der andern Seile möchte sie gern dem Publikum eine belehrende Schau darblcen. Diese beiden Aufgaben werden sich aber kaum vereinigen lassen. Jedenfalls wird es dazu eifrigen.Studiums bedürfen. So enthielt die Augur zweifellos Ansätze zu neuen und wirklich wertvollen Darblelungen von allgemeinem Inlercasse, die mit dem eigentlichen Zweck der Ausstellung nur zin einem sehr losen Zusammenhange standen: wie die (allerdings sehr unvollständige) Platatausstellung u. a. Diese Darbietungen sollen doch offenbar das grotze Laienpublitum anlocken, damit es die hallen fülle. Daneben aber stand dann die ganze Menge des alten Weißtrams, der das Publikum unmöglich auf die Dauer interessieren kann. Läßt sich aber dieser selbst nicht vielleicht in einer lehr» reichen Weise anordnen? So hatten in einer besonderen Abteilung die Vereinigten Berliner Spezialgeschäfte selbst ihre eigenen Erzeugnisse ausgestellt. Dieser Teil der Aus» stell«»», hätte, nun recht wohl zu einer höchst lehrreichen Schau gestaltet weiden tonnen, wenn man sich etwas nach neuen Ideen umgesehen hätte. Man weiß, daß wir an de« Punkte der Entwicklung des Detailhandels angelangt sind, an dem wahrfrscheinlich das grotze Spezialgeschäft, namentlich wenn es flich mit anderen in großen Kaufhäusern zusammentut, das Warenhaus schlagen wird. An dieser Entwicklung hätte die Aus» stellung das PublUum teilnehmen lassen sollen) durch Vorführung von Modellen solcher Kaufhäuser für eine Vereinigung von Spezialgeschäften, durch Mitteilungen über den

256 Morgen: Kulturphilosophie

inneren Geschäftsbetrieb: Organisation im Gegensatz zum Warenhaus«, graphischen Darstellungen des Umfanges, des Entwicklungsganges einzelner Häuser usw. usw.

Nichts von alledem. Statt dessen die völlig uninteressanten Vitrinen mit Korsetts auf koketten Manequins, halb angezogene Tzuldinnen darstellend, und Neitunterzeug für Damen, die auf hohem Rosse thronen (ein besonders beliebter Trick, mit dem man offenbar Stimmung im großen Publikum zu machen hofft), bis hinab zu den ganz gewöhnlichen Musterkollektionen von Seifen, Schuhen und Regenschirmen.

Ich meine: die Ausstellungsinteressenten sollten jetzt folgende Erwägungen anstellen:

1. Die Ausstellung hat zwei Seelen in ihrer Brust: sie ist Messe einerseits, Schauspiel andererseits. Als Messe geht sie nur die Geschäftswelt an, als Schauspiel das groß« Publikum.

2. Man sollte sich ganz klar sein, auf welchen Besucherkreis man rechnet: ob auf Geschäftsleute oder auf Herrn 'Omnibus. Danach soll man entweder Geschäftsausstellungen ohne allen Aufputz oder Schaustellungen ohne Musterlaer veranstalten, die ein allgemeines Interesse haben. Die beiden Typen müssen sich verselbständigen, damit jeder zur vollen Entwicklung gelangen könne.

3. Die Veranstalter von Schaustellungen sollten mit ganz anderem Aufgebot neuer Ideen an die Arbeit gehen, wenn sie wirklich die Ausstellung mit den Anforderungen unserer Zeit in Einklang bringen wollen. Sie müssen die ganzen Errungenschaften des modernen Anschauungsunterrichts sich dienstbar machen, damit die Ausstellung eine Art von Fortbildungsschule für das lernbedürftige Publikum werde. Dazu find jetzt schon auf unseren Ausstellungen eine Menge beachtenswerter Ansätze vorhanden, die aber nicht zur Entfaltung gelangen können, weil sie unter der Verfolgung ganz heterogener Zwecke zu leiden haben.

5. Glauben die Geschäftsleute, die eine Messe veranstalten, das Publikum als »Füllsel nötig zu haben, so mögen sie ihm nicht den öden Tngel»Tangel»Trubel bieten, sondern Einblicke in die Organisation und das Getriebe von Produktion und Handel lassen durch Vorführung von Arbeitsmaschinen, Belebung durch Illustrationen von Produktionsgebieten, graphische Darstellungen und Ähnliches.

5. Kann das Privattaotal ohne die geschäftlich interessierten Aussteller von beliebiger marktgängiger Ware nicht auskommen, das heißt: rentiert sich die reine lehrhafte Schaustellung nicht, so muß der Gedanke staatlicher oder städtischer Subvention erwogen werden.

Aber daß heute das Ausstellungswesen verfahren ist und einer gründlichen Reform bedarf: darüber sollte kein Zweifel mehr herrschen.

Georg Brandes: In der Fremde

An ^Lk AkeM^e. Erinnerungen von Georg Brandes.

Ueberscht von Ida Anders.

IX.)

In Berlin, wo ich den größten Teil einiger Monate verlebte, fand ich zu meiner Ueberraschung meinen Namen so verbreitet, daß sich mir nicht wenige Häuser sofort öffneten.

Zu meiner Freude erfuhr ich, daß die Art, in der ich die Literaturgeschichte de» handelte, die am feinsten Gebildeten in Deutschland ansprach. Wo ich hintan,, kannte man mich nicht bloß dem Namen nach, und da ich weit jünger aussah als meine dreißig Jahre, wurde ich nicht selten gefragt, ob ich vielleicht ein Sohn meines berühmten Namensgenossen sei. Fast alle die Politiker und Schriftsteller, die ich traf, und nicht wenige hervorragende Frauen, wie Fanny Lewald, sagten mir die artigsten Dinge über Ursprünglichkeit der Gedanken und Frische des Stiles, und die Gunst, die mir ent» gegengebracht wurde, stieg von Jahr zu Jahr, nicht nur in Norddeutschland, sondern hauptsächlich in Bayern und Württemberg, ich begegnete in den folgenden Jahren in München immer wieder Männern, die meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten, weil sie zuvor meine Bücher gelesen hatten.

Der Eindruck, den ich hier von dem neuen Deutschen Reich empfing, wie der Krieg es geschaffen, und von der deutschen Gesellschaft (soweit sie sich nach dem Aus» schnitt beurteilen ließ, den ich vor Augen hatte), war stark und für mich von bleibender Bedeutung.

Die Einwirkung machte sich um so heftiger fühlbar, als ich mit Vorurteilen gegen das Deutschtum gepanzert war, Vorurteilen in mehreren Schichten.

Zu dem alten Unwillen, den ich als Däne von Nein auf genährt, hatte sich später die Trauer über Deutschlands Triumph und — nach dem Aufenthalt in Italien — ein förmlicher Haß gegen das Deutschtum als schönheitsverlassen und geschmacklos gesellt. In meinen Augen war das neue Deutsche Reich die feste Burg der europäischen Re» altion. Der neuerlichtete Kaiserthron erschien mir als ein zusammengezimmerter vor» zeitlicher Sitz aus der "Rumpelkammer der Geschichte, frisch gestrichen mit edlem Blute, und was den Thron bestiegen hatte, war das Mittelalter, „Herrscher über alle Reiche der Finsternis," wie ich es in einem Vers ausgedrückt hatte. Die in den offiziellen Kriegsdepeschen enthaltene Mischung von Siegesfreude und Gottesfurcht hatten in mir den Eindruck hinterlassen, daß das neue Deutschland verheuchelt oder dummfromm sei; auf allen Grenzgebieten, im Westen, Norden und Osten, behauptete es sich ja nur als Gewaltherrschaft.

Es stand mir eine große Ueberraschung bevor. In den Kreisen der Berliner Gesellschaft, in denen ich eingeführt wurde, herrschte ein Geist, der dem Geist in Kopen» Hagen mindestens um ein Menschenalter voraus war. Der Ton war frei, ohne un» harmonisch zu sein; eine Bildung, die gleichzeitig tief und gründlich war, stempelte die Gespräche und ermöglichte einen lebhaften und äußerst lehrreichen Verkehr. Die Tüch» tigkeit war oft imponierend bei den Männern und Frauen in dieser Stadt mit ihrer ») «leh, .W»r«nl», Jahrgang 1«? hef» W/29. Jahrgang 1»«8 he« I un» ?,

reihenden Entwicklung, und ihre Kenntnissfülle wirkte bezaubernd, wenn man aus einer Stadt wie Kopenhagen kam, wo der erbärmliche Inhalt einiger erbärmlicher Zeitungen den Gesprächsstoff bildete. Man war hier aus den verschiedensten Punkten des neuen Deutschen Reiches oder aus Oesterreich oder der Schweiz zusammengekommen. Die Emigranten des Jahres 48 waren nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in den nordamerikanischen Freistaaten heimgekehrt und brachten einen hauch von fremden Ländern und Verhältnissen mit sich. Das Stubenhockerwesen in Kopenhagen nahm sich im Vergleich zu dem Allsinn in Berlin doppelt traurig aus. Und mit der Einbildung, daß in Dänemark mehr Freiheit herrsche als in Preußen, wurde bei mir gründlich aufgeräumt.

In bezug auf die Geistesfreiheit, die mir aus naheliegenden Gründen am meisten am Herzen lag, war überhaupt gar kein Vergleich möglich. Die Forschungsfreiheit, für deren Anerkennung ich in Dänemark kämpfte, war in dieser Gesellschaft durchgeführt, eine Sache, an die keine Worte verschwendet wurden. Ich kam mit Hunderten von Menschen verschiedener Lebensstellungen und verschiedener politischer Richtungen zusammen, traf aber sozusagen niemand, weder Mann noch Frau, der zu positiver Religion in irgendeinem Verhältnis stand. Dieses Land war in höherem Grade als irgendein anderes ein Land der Freidenker. Universitätsprofessoren und Studenten, Kaufleute und Politiker, Schriftsteller und Redakteure, Adelige und hochvornehme Damen, Diplomaten und Offiziere, — sie alle betrachteten die Theologie, in der die dänische Gesamtheit lebte und atmete, als ein Stück Mittelalter, das sie nicht nur hinter sich, sondern für das sie jedes Interesse verloren hatten. Und ebensowenig verschwendeten sie Worte an ihr Freidentertum.

Ueber die soziale Frage wurde vorurteilsfrei und leidenschaftslos gesprochen; nichts gleich dem albernen Schrecken, auf den die beginnende Arbeiterbewegung in Dänemark gestoßen war. Die meisten betrachteten den Sozialismus als Irrlehre, aber ohne Haß oder Zorn. Gerade in diesen Kreisen hatte außerdem Lassalle sich bewegt und ein leuchtendes Beispiel dafür geliefert, daß hohe Kultur und Gelehrsamkeit sich mit der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit unserer ökonomischen Gesellschaftsordnung vereinigen ließen. Ueberdies waren alle die Älteren, Frauen sowohl wie Männer, in den Jahren 48—49 revolutionär gesinnt gewesen, und von der politischen zur sozialen Umwälzung war es nicht weit.

Was merkwürdiger war: in diesen Kreisen gab es keine Vaterländerei. Es gab allerdings einzelne Damen, hauptsächlich solche, die von der französischen Kultur völlig unberührt geblieben, denen das Rationalgefühl etwas zu Kopf gestiegen und deren Urteil über fremde Völkerschaften nicht ganz unparteiisch war. Aber man konnte es ja einer hervorragenden Frau, die Deutschlands politische Demütigungen erlebt und seine Wiedererrichtung gesehen hatte, nicht verdenken, wenn sie auf das geschmacklose Kompliment eines Fremden: «Jetzt sind die Deutschen la Brancke Nation geworden» erwiderte: „Das sind wir immer gewesen.“ Im übrigen war gerade dem geschlagenen Frankreich gegenüber der gute Ton in diesen Häusern sympathisch und so rücksichtsvoll, daß seine Ver-

Georg Brandes: In der Fremde 259

letzung mit Schrofheit bestraft wurde. Eines der gastfreiesten Häuser in dem freisinnigen Berlin jener Tage, einen wirklichen Salon, bildete das heim des Reichstagsabgeordneten und Verlegers Franz Duncker am Anfang der Potsdamerstraße, wo die Kreise, die man in "Rußland die Intelligenz nennt, ihre Sammelstätte hatten, hier trafen sich die allermeisten in freisinniger Politik und Literatur hervorragenden Persönlichkeiten. Eines Tages, als einige Franzosen zu Tisch waren und Hasenbraten angerichtet wurde, erlaubte sich ein chauvinistischer und etwas grober Reichstagsabgeordneter den schlechten Witz, einem der französischen Gäste gegenüber die Hasen als seine Landsleute zu dezeichnen, er meinte damit, die Hasen liefen wie das französische Heer. Frau Lina Duncker befahl ihm, sobald man sich vom Tisch erhoben hatte, die Gesellschaft und das Haus zu verlassen.

XI.

Viele der Politiker, denen ich begegnete, gehörten der Opposition an und fühlten sich als Gegner Vismarcks und feines Wesens. Was er Gutes und Nützliches für Deutschland ausgerichtet, das hatte er ihrer Ansicht zufolge nach dem Rezept im „Faust“ getan als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Aber es gab auch andere, Politiker wie Laien, die nach der Begründung des Reiches in Bismarck einen ganz anderen sahen, als den ultrapreußischen und ultra konservativen Heißsporn, der er in seiner Jugend gewesen, und die zu ihm als dem zukünftigen Lenker des Reiches großes Vertrauen hatten. Seine Befähigung für die auswärtige Politik war ja unbestritten und in der inneren Politik hatte er vorläufig die alten Mitglieder der nationalen Partei, die Rationalliberalen, zu Mitarbeitern genommen.

Mir persönlich war Bismarck kräftig zuwider; ich hatte damals noch einen schärferen Blick für die gewaltige Brutalität als für die Genialität bei ihm. Doch die Gestalt begann mich zu beschäftigen, wie sie alle anderen beschäftigte. Was mich hier anzog, das war der Mann, der so fest in seinen Schuhen stand, hier war ein Mann, der da wußte, was er wollte, und der es ohne Schwanken ausgeführt hatte.

Mehr als ein Jahr lang hatten kleine Dänen mir die Ohren damit vollgeheult, daß ich rücksichtslos gewesen sei, und das ließe sich weder verteidigen noch entschuldigen. Was ich meinte, mochte mehr oder weniger berechtigt sein, das müsse seinen Wert erhärten, aber ich war in meinem Auftreten rücksichtslos gewesen, und das sollte gerächt werden, dafür sollte ich büßen.

hier sah ich nun auf der Straße, traf in allen Gesprächen und in jeder Zeitungs spalte den großen Mann des Zeitalters, ihn, dessen Vorgehen überall mit dem Stichwort „Rücksichtslosigkeit“ bezeichnet wurde, — welchen Eindruck machte es nicht auf mich, als ich beim Durchlesen eines seiner Briefe auf den Satz stieß: „Ich bin umgekehrt lange nicht rücksichtslos genug — eher feige.“ Dieser Satz stählte mein Rückgrat. Er paßte aus mich, als wäre er für mich geschrieben. Ich hatte ja, damit meine Lehren hinuntergleiten könnten, mich zu einer Mäßigung in der Polemik verleiten oder überreden lassen, die sich als ganz unnütz erwies. Von jetzt ab sollte mich keine Macht der Erde zum Nachgeben bewegen tonnen.

In dieser Stimmung befand ich mich, als ich in Berlin zum ersten Male einige Flugschriften Ferdinand Lassalles flüchtig durchsah. Als Einleitung in ihr Studium las ich Spielhagens ausgezeichneten Roman *In Reih und Glied*, zu dessen Hauptperson, Leo, Lassalle Modell gestanden. Ich hatte damals eben Friedrich Spielhagen persönlich kennen gelernt. Er stand auf der Höhe seiner allgemeinen Beliebtheit, war frisch, beredt und gastfrei. Der rote Radikalismus in seinen Büchern sprach mich an, besonders wie er in dem Roman über Lassalle zu Worte kam, fest und ohne jede Deklamation.

Lassalles eigene kleine Schriften trafen mich persönlich, fühlten in mein Inneres ein, wie es lange nichts Gedrucktes getan hatte. Nicht durch ihre Form, denn sie war oft geschmacklos; nicht durch ihren Inhalt, denn weder ältere deutsche Politik noch Staatsökonomie lagen mir am Herzen; sondern durch die Persönlichkeit, die hier zum Ausdruck gelangte: eisenhart, deshalb unbeugsam, überlegen durch Kenntnisse und Klarheit, deshalb über den Widerstand offizieller Ankläger und privater Angreifer dahin schreitend, als existierten sie nicht, nichtsdestoweniger in hohem Grade politisch und endlich ritterlich, elegant, genial, selbst Bismarck beeinflussend, prophetisch den Gang der Ereignisse voraussehend.

Lassalle bestärkte in mir den Eindruck, daß das Bürgertum jener Tage in der Philisterei zugrunde gegangen sei und daß kein Schriftsteller, der einigen Einfluß auszuüben wünsche, es versäumen dürfe, sich an den Arbeiterstand zu wenden. Auch der Grundzug seines Wesens war rücksichtslose Festigkeit. Derselbe Grundzug sollte, trotz meiner völligen Ungleichheit mit ihm als Persönlichkeit, auch der meine werden. Mein Schicksal hatte mit dem seinen das Eine gemein, daß auch ich mich mit zahllosen Hassern zu schleppen hatte.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. „Z F., ^ „

Alice hatte in ihrer jungen Kraft und Frische wie schon manchenmal verstanden, ^ ^ die Grillen Michaels zu verscheuchen, und hatte ihm auch die Tage danach wieder mit so viel frohen und ernsten Überlegungen und Zutraulichkeiten ausgefüllt, jedesmal, wenn er bei ihr saß, oder wenn sie gemeinsam im Stadtwalde oder draußen über die Heide ritten, daß er in ihrer Gegenwart vergeblich noch nach Launen und Borwürfen suchte. Michael war dann wieder heiter und voll ausgelassener Vorschau, nannte Alice mit strahlenden Namen und gab ihrem Wesen die schönste Sicherheit, sich Glück und Ruhm, seines ursprünglich doch verfehlten Lebens — wie er es nannte — Erlösung und Erfüllung zuzuschreiben.

Nur daheim in seiner Behausung oder unter den Freunden seines Kreises, unter den Genossen im Parlamente wurde er in der letzten Zeit auffällig kleinlaut, jedesmal, wenn er unter den Männern der Arbeit und des Tages saß und nicht recht wußte, wie mit ihnen sich stellen?

Carl Hauptmann: Graf Michael 2ii1

Den meisten war es ein Wunder, welche Veränderung Alice im Charakter Michaels hervorgebracht. Es hatte geradezu etwas Nährendes, wie er, der junge, rücksichtslose Mann, an dem Mädchen emporsah, und wie sie ihn auch ferne beherrschte. In alle die früheren Amusements war er jetzt ganz und gar nur wie in Kampf und Zögern eingetreten. Er hatte weder an Spiel noch an den Strapazen der nächtlichen Sitzungen, wie er sie frühe? in IulienZ Villa viele Male und' gewohnheitsmäßig arrangiert hatte, noch irgendwelches Genügen gefunden.

Graf Michael war in derlei Lagen sozusagen nur noch mit einem Fuße eingetreten und stand dabei mit einer innerlich völlig verlassenen Miene. Aber er war auch längst heimlich geplagt jetzt von den Bewegungen, in die ihn seine eigene, zernagte Natur versetzte, jedesmal, wenn ihn Alice in ihrer unbedachten, natürlichen und einfachen Art entlassen hatte. Was ihm in ihrer Gegenwart war, wie ein hauch frischer Heide» und Weideluft, wie ein Schreiten in grenzenlose Ungewißheiten, rein nur getragen von der eigenen Liebe und der gläubigen Ausschau, das fiel in der eigenen Seele zurück und lehrte sich um in allerlei Zweifel. Das Gesunde und Starke in Alice machte ihn heimlich manchmal wie schwach. Er redete dann in fortwährenden Unruhen heimlich hin und her. und hatte ihr auch ein paarmal geschrieben. Es war dann in den Briefen schon wie eine Selbstzerfleischung, und. eine Alice fast komisch erscheinende Erniedrigung. „Du muht mir das nicht antun," sagte sie zuerst. „Es trifft mich wie dich, wenn du mich fortwährend nur siehst, gesund und stark und schön. Ich kann so traurig und so zerbrechlich sein, wie du. Auch wenn ich es nicht scheine. Papa mochte nie, baß man seine Leiden offen trägt, wie ein Ballkleid," sagte sie launig. Dann küßte sie den scheu aussehenden, bleichen Menschen und strich ihm über die bleichen Wangen. „Wenn ich nicht bei dir bin, bin ich auch nicht ganz bei mir. Verzeih' mir ßen Brief," sagte er dann ganz ergeben.

Solche Briefe hatten etwas unglaublich hartes. Fast wie wenn man da einen Geißelbruder vor sich hätte, der seinen früheren Sünden Gnade begehrt mit Pein in Zerknirschung.

Alice war es einmal plötzlich zum Weinen gewesen. Sie war so erschrocken, daß Frau Minister «ine Verwandlung des Mädchens durch die Vorhänge fast erkannt hätte. Nein am Schritte, als Alice nur im Nebenzimmer durch die Türe huschte.

„Was ist dir, Kind?" hatte die stille Dame gleich gefragt. Alice war in ihr Zimmer gelaufen, fo eilig sie konnte, um nichts zu verraten. Und Frau Minister hatte sich nur beruhigt, weil Alice' Ton und Stimme mehr gleichgültige und unwirsche Nück» Weisung als Kummer erschienen.

Aber Alice hatte im Zimmer gesessen und sich gar nicht aufraffen können von der Niederlage.

„Du geliebte, strahlende, unberührte Jugend — —" schrieb er.

„Man möchte sich erniedrigen, nur um nichts zu sein gegen ihn, daß er zur Be» sinnung kommt und zum natürlichen Leben!"

Dann las sie weiter:

„Wenn ich dich seh«, kann ich vor Verlangen und Sehnsucht nach dir nichts weiter sinnem. Aber ich weiß, daß ich ein ganz jämmerlich verworfenes Leben lebte,

262 Morgen: Literatur

mit niederem Voll, beim Spieltisch in Spelunken und verräucherten, dumpfen höhlen, mit allerhand Gesindel auf der Landstraße, wo mich Gelüste der Jugend und der Laune packten. Mit schmutzigen Zigeunerdirnen und mit frechen Hetären. Und daß ich nie ein» hielt! Nun bin ich im Kern wie ohne Glauben oft und ganz unzuverlässig. Du mußt das wissen. Du mußt auch wissen, daß ich es nicht begreifen kann, wie ich neben dir gehen soll, die du mich mit so viel reiner Kraft umgibst. Daß es einem solch an« gekränkten und leeren Leben gelten soll, daß du lebst. Es kann gar nicht lange dauern, dann wirst du alles selbst erkennen. Darum will ich es dir vorher sagen — eh« es dich noch erschrecken und dein Schicksal werden wird — damit du dich jetzt noch de» sinnen kannst."

Und noch eins schrieb er:

„Ihr alle seid Menschen, die leben in einer Hingabe. Ich muß es dir noch einmal sagen: Erschrocken bin ich jedesmal, wenn ich dich der Kunst hingegeben sah. Ach du Vater im Himmel! ^ Ich? ^ Bin ich je einer Sache hin» gegeben gewesen? Selbst in den Armen der Leidenschaften lebte ich mit halbem Widerwillen. Und wenn ich ganze Vermögen einer Familie drangab, da empfand ich nur deshalb ein Gelüste, weil ich einmal Enttäuschung und Druck der Umstände so weit fühlt«, etwa als wenn einem ein Schrank oder eine Zimmerdecke auf den Kopf füllt, und man doch nicht zerbrochen wird. Du Haft Hingabe an mich. Du kannst ausströmen aus deiner arglosen Seele — ach nicht Liebe — doch Gnade. Verschwende sie nicht an einen so Unzuverlässigen! Den es schon jetzt manchmal anwandelt, als ob er in eine reine Atmosphäre nicht geboren wäre, nur erniedrigt umherliefe neben dir in ganz ausgesprochener Unterscheidung, die nur seine Schmach zeigt."

„O mein Gott" — sagte Alice — und weinte — und wußte sich nicht Rat.

Dann schrieb sie:

. „So schreibt man nicht an ein liebendes Mädchen, die so gerne liebt — mit keinem Vorwurf und leiner «Rückschau. — O ich weine — über alles Vergangene! Ich möchte n-nhl einen Engel gefunden haben. Aber nun weine ich nur mit dir aus Freude, mein sehr großer Sünder, weil auch im Himmel mehr Freude ist über dich, wie über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Du quälst mich wahrhaftig, du bester Mensch! Du hast mir nichts zu beichten. Ich liebe dich. — Und du trägst noch immer alles in dir, was du bist und — ich habe auch Trauer im Grunde und Blute. Wo wäre die nicht? Aber nur darüber trauern, daß ich äußerlich gesund bin und mich halte, das ist mir doch ein bißchen stark, Herr Graf! Das wollen wir nicht deinen Helden nachmachen, deinen Herren Baudelaire, und wie fie fönst heißen. Wenn du mich liebst, tro^dem ich bin, was dich so ganz und gar klein macht, komme sofort und fieh in den Grund meiner Seele — darin Glaube, Liebe, Hoffnung ruht, fo stark, daß du daraus zwcl große Flügel von mir bekommst, und wenn ich fie felber stricken sollte, du mein cMir, liebster Verworfener —! Deine lachende Alice, die du einen Augenblick bis ins h:rz hinein traurig gemacht und erschrocken hast."

Es war wieder am Tage eines großen Balles gewesen. Am Morgen hatte man mit Toiletten zu tun. Di« erst«« Nachmittagsstund«« hatte dann Alice einige Töne ge» spielt, sich zum Tröste. Ihre Frische war nach dem Briefe zurückgekommen. Und noch

o Wilhelm von Scholz: Vom Frühling in den Winter ?s,3

o 0

o

in die Töne hinein, ein Adagio, das trostreich und gläubig in die einsamen Dämmer-
räume der Ministerwohnung klang, kam Michael beglückt und verstohlen.

„Mein Kind — meine Geliebte — meine liebe, liebe Alice“ — sagte er nur
und bückte sich auf ihre Hände. „Oh, mein Gott! — Es war mir wie ein inneres
Versprechen — alles mußt du wissen und mich ganz kennen. Aber du liebst mich und
läßt mich nicht fallen!“

„Es ist wie eine Versuchung, die kommt,“ sagte er dann. — Und sie reichte ihm
die Lippen stumm hin, und er küßte sie auf den Mund.

„herz“ — sagte sie. — „Aber niemals wieder darfst du mich so quälen.“

„Es ist wie eine Krankheit, immer dich zu versuchen“ — sagte er.

Aber Alice sah sehr erschrocken aus und sehr demütig auch, wie er es nicht an
ihr gesehen hatte bisher, und ihr Blick bat in unaussprechlicher Güte und Trauer, daß
er stumm wurde.

„Ach meine Geliebte,“ sagte er nur ganz inbrünstig, wie es ihm selbst ganz fremd
im Wesen schien. „Der Zweifel war immer meine Krankheit.“

Aber Alice küßte ihn wieder auf den Mund, und er fühlte, daß er bei ihr Glück
und Glauben ohne Grenzen finden werde. (Schluß folgt.)

Vom Frühling in den Winter.

Von Wilhelm von Scholz.

Eine Besteigung des Zircher.

Hinauf dem verschwenderisch bunten, an allen Wegen

–»! und Straßen über die Mauern blühenden

Meraner Frühling liegt warmes, strahlendes

Sonnenlicht und ein klarer, tiefer Himmel. Das

breite Tal glänzt. Die nahen steilen Berge stehen mit

überblauten Schatten, mit dunklen, violett däm-

mernden Abhangwäldern weich in der Luft. Auch

wo über dem Waldgebiete der Felsern der

Gebirg frei hervortritt, da leuchtet noch weithin

zartes Weiß. Flecken, Streifen, Striche schimmern

freundlich über der lachenden Landschaft — wie

ziehende Sommerwölkchen, nur ruhiger, nur

fester in das wunderfame, farbenreiche Bild

verwoben.

In klarer Mondnacht, wenn die südlichen

Parkbäume der alten Schlösser und Villen an

den Straßen mit ihren schwarzen Laubsilhouetten

in das überdunkelte Blau des Himmels schneiden,

wenn die Vergrümpfe in dem Nachtduft des

Tals ganz zu fahlgrünen Dämmer Schatten ent-

törpert sind, dann leuchten diese Schneefelder

fast raumlos, als hätte sich ein Glanz in matt

polierten Silberschilden verirrt.

Die Sehnsucht, zu ihnen emporzusteigen,

wird immer wieder zwingend.

Das nächste Ziel, das mit einigen jungen

Bekannten verabredet ist, ist der Zircher oder die

Prennspitz, mit 2785 m der höchste Gipfel der

nord-südlich dem Passelertal gleichgerichteten

Sarntaler Alpen, deren Mitte er etwa bezeichnet.

Wie ein hohes, turmloses Domhaus ragt er —

von der Westseite des Etschtales, etwa dem kleinen

Narlinger Friedhof, aus gesehen — aus dem

abendlich beschienenen Höhen jenseits der Piav

empor, von weißen, senkrechten Schneerinnen, e-

rissen. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich

den westöstlichen Grat, die Dachschneide des Doms, als den haupt Rücken des Berges. Ueber das Allgemein hatten wir uns verständigt. Der Anmarsch erfordert wegen der Länge Anmarsches im Passeiertal Uebernachten in der 2050 m hoch gelegenen Hirzerhütte. Wir hatten beschlossen, trotz der winterlichen Schwierigkeiten, die uns oben erwarteten, nicht den gewöhnlichen Aufstieg durch die von der Hütte östlich ziehende Mulde und die ziemlich senkrecht in den Berg gerissene Schneerinne zu machen, sondern über den Westgrat, über die Dachschneide bei Domhauses, zu gehen. Einer der Teilnehmer an der Partie hatte den Hirzer schon mehrmals im Sommer und im Winter auch über den Westgrat bestiegen. Von uns drei anderen war einer wenigstens einmal oben gewesen und ein sehr guter Kletterer. Steigeisen, Schneereifen, Pickel, Seil, Rucksack waren zurechtgelegt, der Proviant zum Teil schon besorgt. Es vergingen mehrere Tage, an denen der Himmel bezogen war; zuwartend prüften wir Wind, Wolken, Wetterglas,

Morgen: Literatur

Lines Morgens um 8 Uhr trafen die drei Weggenossen bei mir an. Sie hatten spät abends gutes Wetter kommen sehen und mich nicht mehr verständigen können. Nun hieß es eilen.

Indessen sie langsam voranwanderten, machte ich mich fertig und zog ihnen bald in sonnigem, schon mittäglich heißem Morgen nach.

Erst zum Schloß Planta. Dann ein Stück Wasserlehnungsweg neben dem Wal; so heißen hier die weit droben an den Bergflüssen abgeleiteten Bewässerungsgräben, an deren Seite ein schmaler Fußsteig läuft. Er zieht sich über Wiesen an der Hochufer heran, fast wie eine Terrainhöhenlinie und alle Nasen und Schluchten umwandernd, flussauswärts führt. Beim Lärcherhof, einen Gehöft am Abhang, verlasse ich ihn und schlage die Stickle Gasse nach Schenna ein, einen steilen, holprig gepflasterten, zwischen halbhohen Weinbergsmauern hinauf führenden heißen Weg. Die Sonne brennt in windloser Stille auf ihn nieder. Im Weg liegt ein abgehauener durrer Dornbusch. Er verfängt sich von hinten in meinen vom Nucksack herunterhängenden Lodenmantel; wie ich ihn abschütteln will, prallt er sich auch noch in meine Hosen und mir ganz besonderer Wut in meine Strümpfe ein, wo er am besten durchgreifen kann. Ich muß einen Augenblick ganz still stehen, um auch ihn zu einem kurzen Waffenstillstand zu bringen. Jeden neuen Versuch zur Ablösung einer seiner siachelbewehrten Arme beantwortet er mit einem unvorhergesehenen Angriff an einer anderen Stelle. Ich lämpfe lange. Endlich gelingt es mir, einen seiner Vornstrünke unter meinen cisenbeschlagenen Schuh zu bringen. Nun muß er auch an den anderen Stellen loslassen. Er kratzt dabei, aber er ist bezwungen. Der Heuchler liegt vor mir, als ob er nicht eben noch ein feindseliges, willens- und Listbegabtes lebendiges Wesen war.

Ich halte stehend einen Augenblick Aast. Mir gegenüber, über dem breiten, steinigöden Bett der Passer, der sanft geschwungene niedere Küchelberg, den fern und duftig die weiße Pyramide der Zielspitze überragt. Er laust rechts, dort bei Torf und Schloß Tirol, vom Fuße der Wuthspitze aus, als deren sortgesetzter charakteristischer östlicher Nucken er erscheint; vom steinigen Gipfel zieht dieser Nucken waldfrei, im Sommer grasig — jetzt farnbedeckt — herab und tritt dann in Nadelwald ein, in dem er breit nach Süden wendet. Seine gebrochene Gratlinie gibt mit der zweiten ausgeprägten Nippe des Berges dem Nuthspitzgipfel, diesem Eckpfeiler einer von Tschigat über die Nöthelspitze ziehenden Hohnfelsmauer, prächtige scharfe Kanten.

Auf den Nebbergen ringsum ist die braune

Erde noch unbedeckt. Arbeiter und Frauen find beschäftigt, mit im Wasser ganz weich gemachten Weidenruten die Weinstöcke an die Stangen und die darüber gelegten Latten zu binden. Mit warmem Nosa leuchtet hier und da über der sonnentrockenen, lichtbraunen Erde ein blüten» überhülltes Pfirsichbäumchen auf. Dann wieder sattes, dunkles Grün gut bewässerter Wiesen. Den Schloßhügel von Schönna mit dem alten, schönen Edelsitz und der an den ländlichen Friedhof angebauten gotischen Gruftkirche der Grase» von Meran läßt der Weg links über dem tief unten rauschenden Bach liegen und zieht sich in langsamer Steigung am westlichen Abhang des Vasseiertales hinauf. Ab und zu schauen rechts die schneebewehten Felsen des Ifinger oder der Plattenfipitzen über die waldigen Vorberge; links öffnet sich mehr und mehr das steile und öde Quertal, in dem der Fenelebach von den etwa 2000 m, hoch liegenden Spions» Seen herunterlommt. Spitzhorn und Schwarz» logel werden sichtbar. Ich achte jetzt nicht viel des Weges oder der Umgebung, gehe gleich» mäßig weiter und lasse die Landschaft rechts und links des Talbogens, mit mir wandernden, schwebenden Blickpunktes am Wegrand, auf den ich das Auge geheftet habe, zurückfließen, Herz und Lunge arbeiten mit angestrengter Kraft, und die Hitze wirkt ein Verzehren aller Gedanken in angespanntes Körpergefühl. So bin ich unversehens bis zu dem freundlichen Dorf Verdins gekommen und mache im Wadwirtschaftshaus kurze Rast. Gleich hinter Verdins schwenkt der Weg von seiner nördlichen, dem Passiertal parallelen Richtung ab und wendet scharf nach rechts. Eine breite, tiefe Schlucht öffnet sich, in deren Grund ein wasserreicher Bach fließt: die Masul-Schlucht. Der Weg zieht hoch an ihrem südlichen Waldufer hin, fast eben, so daß das steile, felsige Bachbett, in das der Blick zwischen den Abhangsbäumen hindurch zuerst hinuntersinkt, bald nur noch haushoch unter dem Wanderer liegt und schließlich ganz nah an die Strahl» heran kommt. Ich habe in Verdins einen Träger genommen und schreite nun leicht und frei auf dem Schluchtweg. Der imposante Hintergrund der Plattenfipitzen gibt diesem rauhen, in Schatten getauchten waldigen Felsental einen gewaltigen Abschluß. Er ist noch nirgends deutlich mit der Nähe verbunden, sondern ragt abgelöst fern, hoch und klar über den Wirren des ins Gebirg hineinsteigenden Weges auf. Bei der gekesselten Illersäge, die im ganzen Winter kein Sonnenstrahl trifft, begrüßt mich Hund» gebell. Hier haben die Kameraden gerastet, berichtet mir der Wirt. Der Zwischenraum ist vermindert, ich kann sie, wenn ich gleich weitersteige, in dem Dorf Prenn, dem letzten bewohnten Ort auf unserem Wege, einholen. Schon vor»

« «

« e

Wilhelm von Scholz: Vom Frühling in den Winter 265
kling: hinter mir das regelmäßige Aufkreischen
der holzsägen im Mäuschen des Wassers. Bald
hinter der Mühle geht der Weg über den Bach
und wendet wieder dem Passertal zu, jetzt in
Waldserpentin steil ansteigend. Auf einer ab
und zu durch die hohen Baumwipfel zur Linien
hereinschauenden Hochwiese liegen ein paar
besonnte Bauernhäuser. Von dort 11ingen sirei»
tendc Summen zu uns herab, seltsam klar und
1lein, ferndeutlich wie aus dem Phonographen;
trotzdem kann man kein Wort verstehen. Daß
bequeme freie Ausschreiten, das der Schluchtpfad
zuließ, muß auf den rasch die Höhe erklimmenden
We.-.desteige: erst wieder innerlich überwunden
werden, ehe das Gehen genußvoll wird. In den
Schadenstellen des Weges, wo er einen Tal»
einschneidet oder wo ein Fels ihn der
Sonne verlegt, liegt jetzt schon Schnee, nah und
v««ist. Zwischen den Häusern von Brenn, einem
ganz kleinen Bergdörfchen, ist die Straß« ein
schmutziger Gletscher. An den: im Schatten
zwischen den Häusern stehenden, stark und voll
strömenden Holzbrunnen stützen phantastische
Hölzer das fließende Nohr, und der Baum»
trotz i': ganz überfrozen.

Ich hatte richtig gerechnet: hier traf ich die
Kameraden. Mein Träger wurde abgeloht,
«in neue.' aus der junge» Mannschaft von Brenn
geworben. Als ich mit ihm über den Preis
unterhandelte, suchte ein alter Bauer — so un-
geniert, als ob er in einer mir unverständlichen
Sprache redet«, und mich nicht im mindesten
beachtend — ihn zu einer immer höheren Forde-
rung zu treiben. Aber der gutnützig grinsende
Knecht war offenbar durch die Verhandlung mit
mir so in Anspruch genommen, daß die Worte
des Versuchers wirkungslos abliefen; mein Gebot
von drei oder vier Kronen, die er fönst wesent-
lich mühsamer verdienen mußte, siegte bald, —
Noch «ine rasche Stärkung, ein Nachsüllen der
Flaschen; der W^>', wurde fortgesetzt.

Brenn liegt etwa 1700 m hoch. Von 350 m
Metreshöhe waren wir ausgegangen, hatten
«lifo über 11XX) ;:> schon gezwungen. Bis zu den
21XX> n der Hirzerhütte ging der Weg nun durch
kühle Nachmittagsit und nun über leidlich
günstigen Schnee. Nur gleich hinter dem Dorfe
waren die Waldsteige vereist! Ich freute mich im
still«» schon über die mitgenommenen Steig»
«lifo, als ich an den Nückweg dachte«.

Wir gingen schweigend durch niedrigen und
sich immer mehr lichtenden Wald, umwandelten
«in paar Aasen und Borsprünge — schon hier
lag der Schnee so tief, daß wir die Schneereifen
anschnüren mußten — und traten dann bald auf
baumlose Schneefelder, die im Sommer beweidete
Grashalden sind.

hier ist die obere Deck« des etwa metertiefen Schnees schimmernd gefroren und trägt den Fuß mit dem Schneereifen, ohne einzubrechen. Aber ab und zu dröhnt es weithin: dann sinken unter der Decke die lockeren Schneemassen von der Last der Wanderer in sich zusammen; ein Schneebrett, eine Fläche von vielen Quadratmetern, senkt sich um ein ganz geringes, wobei kaum sichtbare Bisse in der glänzenden Decke entstehen. Die dumpfe Wucht dieses ringsum hallenden Tones überrascht zuerst und kling! wie sich begegnender Hall und Widerhall ferner Lawinen.

Die Aprilsonne, die schon lange am Himmel ausgehalten hat, senkt sich jetzt langsam den winterlichen Bergen drüben über dem Basseiertal zu, dessen Sohle schon in ganz dunkler Tiefe verschwunden ist. Unsere langen Schatten steigen in dem warmen Abendsonnenschcin auf dem Schnee uns voran, hell befeuchten taucht oben an einem der Buckel des hügelig gebildeten Bodens eins der Schindelhäuschen aus, die hier in kleiner Schar mit der Alpenvereinshülle Nachbarschaft halten; der hellbraune Giebel leuchtet freundlich aus der gleichmäßigen, geneigten Schneefläche. Ein freier Ausguck ist ins Land vorgeschoben, auf einem Wall, über den sich die zwischen den parallelen Westgraten des Hirsers und der Hönigspitze herkommende Talmulde auslaufend hinabsenkt. Da liegt die Hütte. Wir haben rasch aufgeschlossen, das Gepäck hineingetan und sind wieder herausgetreten. Der meterhohe Schnee, der sich drei Schritte von der Mauer rings um die Hütte erhebt, trägt noch besser als der des Anstiegsweges; er ist steinhart. So stehen wir fast so hoch als der Giebel des Hauses bei unserer Aussicht.

Das ganz verhüllte blaue Dunkel, tief unter uns verfunken Passertal trennt breit klaffend, als ob es ein Schattenmeer emporsende, den einförmigen Bordergrund der hinabeilenden Schneefläche von dem gewaltigen Gegenüber der in das tiefe, etwas rauchige Rot des nachglühenden Abendhimmels hineinragenden laugrauen Schneehäupter. Die nahen Spitzberge, mehrere Spitzen der Törlgruppe, dahinter ein einzelner eisiger Felsgipfel von den Vetztalern. So liegt es vor uns in ungeheuerster, fast furchtbarer Einsamkeit: Schnee, Fels, Eis, Schnee; eine durchsichtig graue Wolle, die um ein Felszacken zieht; Fels, Eis, Schnee. Das Abendlicht erlischt zusehends. Das Land der Menschen unten ist ganz in Dunkel und Schweigt getaucht; kein Licht ist irgendwo an den nachtendenhängen zu erspähen. Graue, klare Abendläut läßt den Anblick in regloser Dämmerung gefrieren. Nichts rührt sich, die Wolke ist aufgesogen. Nichts von Leben, soweit das Auge reicht. Winterliche Todes-Einsamkeit liegt in gerader Blickhöhe: ringsum, während uns die einsinkende Nacht den Rückweg für Stunden abschneidet, uns im letzten Menschen

Morgen: Literatur

Wohnungen trennt und in der gleichmäßig grauen, frierenden Schneeweite an dies Hüttlein bannt, in dem eben der Jüngst« von uns ein knisterndes Feuer entfacht hat und Wasser für eine Suppe auf den Herd schiebt. Ein Stern fängt kalt und ruhig dicht über den höchsten Eisgraten zu leuchten an. Ich spiele mit dem grausigen Gc» dcmlen, daß irgend ein tollkühner Mensch allein oder selbst mit einem Genossen dort in das (>«biet dieser eisigen Dreitausender hineingestiegen ist und sich vor Abend verirrt hat, daß sie die Hütte nicht mehr finden und nun in dem Dämmer» grau des Schnees, tastend und tappend, erschöpft umherwandeln, frierend, mutlos geworden und mit j«d«m Schritt sich weiter in die todbringende Einsamkeit verlierend. Das klare, tiefdunkelblaue Nachtfirmament besternt sich nach allen Seiten. Die Genossen sind schon in die Hütte gegangen, aus d«r«n Türritz«« «in spitzer Lichtschein in den Schnee fällt, und gerade über der sich der mächtige Koloß des hirsers, eine formlose, doch hart um» rissen« Schatt«nmasse, in die kalte Nacht erhebt. Recht behaglich wird es in der Hütte nicht. Der Herd raucht, ohne daß er dabei den Raum, den man mehrmals lüsten muh, ganz zu erwärmen vermöchte. Das kleine Dcckcnlämpchen brennt trübe. Tic nassen Nagelstiefel hängen tropfend an der Trockenstange um den Herd.

Bein: Essen, das wir mit verteilten Kräften bereitet haben (Erbssuppe, Schnitzel, Tee und belegtes Brot aus dem «Rucksack), werden die Wetteraussichten für den kommenden Morgen erwogen, wird von anderen Touren berichtet und ein Blick in das Fremdenbuch geworfen. Einer erzählt lachend von dem uns bekannten, sehr tüchtigen Führer G., der die Eigentümlichkeit hat, gern die Touristen, di« nicht selber wissen, ob der Gipfel noch gezwungen werden kann, unter irgend einem Vorwand zur vorzeitigen Umkehr zu bewegen. Das bringt unser Gespräch auf di« Bergsteiger, die den Gipfel überhaupt für das Unwesentlichste am Berge halten und sich begnügen, den breiteren Unterbau unter ihre Füße zu bringen, die dann aber doch von der „Besteigung“ dieses Berges sprechen. Allmählich verfliehet das Gespräch. Noch «in«n Blick hinaus: langsam erlischt im Auge di« hüttcnhelle, dann dehnt es sich weit in das sternklare Dunkel.

Wir suchen uns den ganzen Vorrat an wollenen Decken zusammen. Während der Nacht, wenn der Herd erloschen ist, dringt die eisige Kalt« durch alle Fugen und Nitzen herein und erobert sich den ihr «in paar Stunden lang streitig gemachten dunklen Naum zurück. Das unbequeme Hüttenlager, auf dem meine Weg» genossen beneidenswert gut schlafen, hält mich in einer Art Bergfieber wach. Ich bin froh,

als endlich das erste Morgengrauen sich an den Spalten der geschlossenen Laden ankündigt. Lange, ehe die Sonne über die Sarntaler Berge herüberkam, im breiten Morgenschatten, gingen wir auf dem nachts festgefrorenen Schnee l« nordöstlicher Richtung auf den Weftgrat zu, um ihn von feitwärts an der Stelle zu erreichen, an der er nach niedrigen Ansätzen, in einer Steile fast, bis in di« durchschnittlich« höh« seines Gratzuges, der mit dem Gipfel endet, hinaufführt. Wir brauchten nicht einmal di« Schneereifen, so gut trug der Schnee. Zwei von uns, die beiden Jüngeren, waren bald weit voran. Die Schneefelder, über di« wir langsam Herauflamen, schoben sich weich mit einem letzten steileren und schon deutlich weniger mächtigen hang an die daraus hervorwachsende, dünner beschneite, stellenweise selbst schneefreie Felspartie, über die wir nun in der Richtung des Grates ohne besonder« Schwierigkeiten, doch mit einiger Anstrengung und des bröckligen Gesteins wegen vorsichtig, weiterstiegen.

Indessen sank und wuchs die Landschaft in gleichzeitiger, unerhört wundervoller Bewegung für unfern Eindruck; sie gestaltete sich zu immer großartigeren Gegensätzen; fliehende Tiefe und steigende höhe. Während die hinter uns weichenden Schneefelder, di« Talmulde, in der die Hütte liegt, das weitgedehnte Basseier sinkt und sinkt, wächst eine gewaltig: Schneegipfel« ferne, «in immer weiterer, immer höher hinauf» reichender, den Himmel tragender mächtiger Schneezackenring in nord»w«st»südlich«m halb» kreis über unserem verschwindenden, dort unten zurückgelegten Weg: aus! Und vor uns streckt sich der Bücken, der uns von unten breit und unterfetzt erschien, innier schlanker, steiler, schmaler empor. Gleichwie Dinge im Leben, di« man als reifender Mann, der sie erringt, anders ansieht als wie der Jüngling, der sie beehrte, rückt der Berg höher ins Einsam« hinauf.

An eine feste Felszacke gestützt, halt«« wir "Rückschau. Selbst d«r freie, alle Fernen über» wind«nd« Blick kann bei den wechselnden Weiten, die er hier zu durchmessen hat, nur wie mit Bogelflügeln mühsam di« Lüfte teilend über die unermeßlichen Tiefen zu all den heraufkommenden höhen schweben. Das Auge kann sich nicht «r» sättig««, kann die Füll« nicht bewältigen, will immer wieder zurücklehren und die fühlbare Unendlichkeit übertasten.

Auf der oberen, wenig«! steil«« Gratschneide wachfen die Schwierigkeiten des Weges. Die Schneeverhältniss« sind ungünstig: nach Norden zu, wo der schmale, oft weniger als tlafterbreite Grat fast fenlrecht «in paar hundert Meter tief mit glatten Wände» abfällt, hat der Schnee gefährliche Wächten gebildet, di« über die Aus» dehnung des festen und sicheren Bodens täuschen;

Wilhelm von Scholz: Vom Frühling in den Winter 267
nach Süden liegt er an Stellen, wo wir, ihn
traversierenb, mühsame Klette«! umgehen könnten,
z» dünn und zwingt uns ans Gestein. Immer
wieder Hoffnung erweckend, immer wieder «nt°
täuschend, «in langes hinauf und hinab ist das
Ueberschreiten solch eines zerrissenen Grates, auf
dem man von Felskopf zu Felslopf, von einem
«bratblock über den oft laum fußbreiten tiefen
Sattel zum nächsthöheren Zacken weiterllettert.
Dann erscheint einmal, an einer Biegung des
Weges, noch turmhoch über uns der Gipfel, in
dessen höh« wir bald zu sein glaubten; oder er
schiebt sich scheinbar als die unmittelbare Fort»
letzung des nächsthöheren Gratstückes vor und
liegt, wenn es erreicht ist, noch viele Köpf« und
Sattel entfernt.

DI« beiden Jüngeren, die schon gleich nach
dem Aufbruch «inen viel rascheren Schritt an»
schlüge«, find uns jetzt so weit vorangekommen,
daß unser lauter Auf sie nur gerade noch erreicht.
Es gilt, sie zu warnen, weil sie der Wächte zu
nahe und in Gefahr sind, die hunderte von
Metern tief« nördlich« Wand hinabzustürzen.
Endlich gelingt es: sie scheinen unsere laut und
langsam mit großen Pausen gerufenen Wort«
verstand«« zu haben. Sie halten sich sichtlich
jetzt mehr dem südlichen Abhang zu. Wir rasten.
Der Anstieg über den Grat war unter den be>
sonderen diesmaligen Verhältnissen sehr viel
schwerer, als wir gerechnet hatten. Wir haben
auch mehr Zeit verbraucht, als eigentlich in
unserem Plane stand. Es ist Mittag vorüber
Ich schätze, daß wir noch etwa fünfzig Meter,
den senkrechten Abstand gerechnet, unterhalb des
Gipfels sind. Um die Wächtegefahr, in der
wir noch eben unser« G«noss«n sahen, zu ver»
meiden, beschließen wir, von dieser Stelle des
Grates aus die Schneefelder des südlichen Ab»
Hanges zu traversieren. Diese Ueberschreitung
muh ziemlich oberhalb des von der höningsspitze
zum hirzer hinüberführenden Grates an den
hals der Schneerinn«« führen, durch die der
gewöhnlich« Anstieg gemacht wird. Von dort
ist dann nur noch «in l«idlich steiles, aber
unschwieriges Stück Weges zwischen Stein und
Schnee bis zum Gipsel zurückzulegen. Mein
führender Weggenosse prüft den nun von der
Sonn« schon ziemlich erweichten Schnee. Das
ist die Gefahr bei dieser Traversierung, dah der
Schnee nicht mehr trägt. Unterhalb der für die
Ueberschreitung durchaus nicht zu steilen Schnee»
felder ändert sich der Neigungswinkel dieser Berg»
fette plötzlich: «in etwa hundert Meter hoher
Felsabfall schließt unmittelbar an.

.Es kann noch gehen?'

.Also los'''

Wir sind, wie schon bei der ganzen Grat»
Überschreitung, angeseilt. Während immer einer
sich versichert, den Pickel oberhalb an der Berg»

seile bis fast an das Eisen in den Schnee «in»
bo!)rt und den Fuß ganz feststellt, geht der ander«
langsam und vorsichtig um die Scillänge weiter,
sichert ebenso und wertet den Nachkommenden
ab. Ein paarmal zwingen uns Felsnasen, die
das Schneeseld uxierbrechen, ziemlich hoch hinauf
oder hinab zu steigen. So brauchen wir lang«
für das verhältnismäßig kurze Stück des Weges.
Dabei wächst unsere Sorge, daß der Schnee,
wenn wir nicht bald diesen Südhang traversiert
haben, zu weich werden möchte. Di« Sonn«
prallt auf die weihe Fläche. Wir gönnen uns
keinen Augenblick Aast.

Jetzt biegt der Abhang weil aus. Es wird
mit doppelter Vorsicht gegangen. Aber nun
haben wir's auch erreicht. Wir übersahen das
steil« letzte Stück zum Gipfel. Gerade hinauf!
Aoch eine kurze energische Anstrengung: dann
sind wir oben.

Der Gipsel ist schmal. Wir halten uns der
Wächte wegen »n der nicht so lehr beschneiten
Südoslseite, wo wir festen Voden unter uns
haben. Ich setze mich rittlings um eine der
Stangen des Vermesjungszeichns, gerade über
dem Tal, das zwischen oft« und hönigspitz.Grat
zum Sarntal hinunterführt.

In riesigem, weihem Aing ist alles herrlich«
beisammen; von Norden über Westen nach Vsten:
die Stubaier, die Vetztaier, die Vrtlergruppe
mil der klassisch ruhigen Schneepyramid« der
Königspitze, Adamello, Brenta, die schneebedeckten,
doch an den steileren Felswänden, an denen
tcin Schnee haftet, nackten Dolomit°Massive und
»Türme. Wie Gewölk sich dem Blick oft i«
Berge verwandelt, die in das Blau des Himmels
hineinragen, so erlebt hier das Auge fast um«
gekehrt den Eindruck, als ob ungezählte Scharen
Weiher Wollen den Sehkreis umlagern. Von
der Aingfläche dieses ungeheuren Panoramas
umschlossen: ein großartig zerrissener, aber von
dem weiß überhüllenden Schnee und dem aus
Schein, Schatten u>:d Widerschein gewobenen
Schleier zerstreuten Nichts zn gestaltete!-, großen
Formen verwandelter Vordergrund. Die nach
den vier Himmelsrichtungen ausgesandtcu hirzer«
Grate, die Aachbargebirge. Vor allem der sich
nach Süden öffnende Blick: der mächtige Fels«
zug, der vom Ifinger über Platten« und hoch«
plattenspitze im Boaen herankommt und, wie in
einem Aang, den Honigspitzgrat umholt. Immer
wieder überwandert der rastlos« Blick Aäh« und
Fern« der weihwinterlichen Welt, in der man
nichts mehr ahnt vom Frühling des Tals, sintl
in die weiche, sich gemach mit Schatten süllend«
Schlleeliefe der Gründe, geht die überdachten
und mit Wächten behängen«« Grate entlang
oder schwebt wie ein Vogel von Zack« zu Zacke
von Gipfel zu Gipfel, über die luftlichten T>:

Morgen: Literatur

weiten zu den letzten kaum noch erkennbare»

Spitzen des Horizonts.

Es war später Nachmittag geworden, als wir den Abstieg begannen: über die Sattel« einsenkung, die nach der höningsspitze hinüberführt, an eine der Schneerinnen, die steil ins Gestein gerissen sind, bis hinab an die Sohle des mulden« förmigen Tales, an dessen weitem Ausgang die hütt« liegt. Der erste senkrechte Blick hinunter weckt Zweifel an der Benutzbarkeit dieses Abstieges. Wir halten und sichern uns an den Felswänden der Rinne, stoßen Pickel und Absätze tief in den weichen Schnee und schieben uns, hockend sitzend, langsam abwärts, bis die Rinne weniger steil und ganz übersichtlich wird. An einer solchen Stelle ohne Gefahr hundert Meter abfahren zu können, ist eine Belohnung für manche Mühe. Freilich sind dafür selbst lederbesetzte Lodenhosen empfindlich; und wenn irgendwo Gestein im Schnee verborgen ist, folgt man im Drüberfahren rechtzeitig, aber unsanft davon in Kenntnis gesetzt.

Ein paar Tage vor uns hat eine Partie den Versuch unternommen zu besteigen und ist unverrichteter Sache wieder heimgekehrt. Schneesturm hieß es, hätte sie an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert. Das erschien uns gleich als unwahrscheinlich. Hier fanden wir nun ihre nicht übersehenen Neifenspuren und fahen ganz deutlich die Stelle, an der sie umgekehrt waren. Im Schneesturm aber hätte die Spuren verweht, bis jetzt neben uns herliefen.

Der im Tal unferem Anstieggrat parallel ziehende, ziemlich gedehnte Nückweg bis zur Hütte war mühsam. Der Schnee trug schlecht, wir brachen oft bis an die Hüften ein, einmal in Alpenrosengebüsch, das von der winterlichen Kälte verdeckt war.

Als wir aus den oberen Mulden in das weiter« Tal hinauswanderten, spiegelte der leicht überfrorene Schnee ein brennendes bronze« zenes Abendrot, das wie aus einer metallenen Schale emporleuchtete. Langsam stiegen wir in seine uns entgegenstimmenden Strahlen hinab. Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Verthold Litzmann.

III. Dramatiker im 19. Jahrhundert.

<3, Forts., <><.)

Wie wurde früher und auch bis vor kurzem nicht mit Unrecht — den deutschen Literaturhistorikern nachgesagt, für sie höre mit Goethes Tode die Literatur auf. Das trifft heute allerdings nicht mehr zu. Wohl aber habe ich neuerdings häufig bei der jungen und jüngsten Generation aus den sog. gebildeten Kreisen den Eindruck gehabt, als ob für sie allerdings die deutsche Literatur insofern mit Goethe aus

fei, als ihr literarisches Interesse erst wieder einsetzt bei der Literatur des letzten oder der letzten eineinhalb Jahrzehnt« des 19. Fahr» Hunderts. Was zwischen 1832 und 1890 sich in der deutschen Literatur begeben und ge» dichtet hat, ist ihueu mit verschwindenden Aus» nahmen so gut wie unbekannt, zum mindesten gleichgültig. Dieser Ausnahmen sind eigentlich nur vier: Heinrich v. Kleist, Franz Grillparzer, Heinrich Heine, Friedrich Hebbel, und von diesen nehmen sie drei, Kleist, Heine und Hebbel, für sich, für die neue Zeit in Anspruch, als ,'cheinungen, di« sich nur infolge eines b«» bürgerlichen Versehens der Vorsehung, di« si« zu früh auf die Welt kommen ließ, in die erst« Hälfte des 19. Jahrhunderts verirrt haben. Wenn man sich dann mit ihnen unterhält und diesen oder jenen Namen nennt, dann ergibt sichs zwar, daß sie auch den einen oder andern davon gelten lassen, ja manchen ehrlich bewun» der», aber das Merkwürdige ist und bleibt, daß die heutige Jugend den Zusammenhang »it der Z«it> aus der jene herausgeboren sind, viel mehr verloren hat, als mit der, in der Goethe und Schiller wurzeln. Mit dieser Tatsach« wird daher jeder rechnen müssen, der sich an» schickt für cin«n Hörerkreis, der den zwanzig«»» näher ist, als den dreihigen, die Frage zu be» antworten: „Was sollen wir lesen aus der Zeit, bi« zwischen Goethes Tod und der Gegen» wart liegt?“. Denn es gilt hier nicht nur auf Altbekanntes und Altvertrautes neu aufmerl» fam zu machen, sondern häufig auch nie Ge» fenes oder Beachtetes ans Licht zu zi«h«n und für scheinbar Begrabene das Necht des

o o

o o

269

Bijjmann:

folien totr lefcn?

üebens in OX^приф зи nehmen. Uub ей toirb
»tcllcicfjt ntcfjt immer 90113 leid)t fein, auf bent
3U ©cbote ftebcubcn 'Kaum bei jebem ben 33e>
töete ber fortbaucrnben iPafeinebcreditiauíui im
Slugenblicf йберзеидеиь зи erbringen. Зпраер»
hi:i hoffe id), bajj аиф in {o!фен Aallcn bie
9tad)prüfung, b. h. bie eigene Ceftüre, ben
3toeifelnden зи meiner ílniid)t befehlen totrb.
Umgcfebrt toirb Bon ben kelteren öielleicfit
maui)cr ftd) tounbern, bag 3>id;tungen unb
SHdjter, bie für ihn ale üiditpunfte unb
Creubenbringer mit ben fd)öiften unb licbíten
(Erinnerungen feiner jV'.gcnb^cit untrennbar
bcrfnupft jinb, unb bie baber bid auf ben
Heutigen Sag in feinen 3lugen bon einem
ilimbuë bon wrojic unb unbergängltdjer
Zugenb umftrahlt finb, l)icr mit (stiUfdjtöeigen
übergangen »erben. Demgegenüber möäjtc id)
nod) einmal feftftellen: eë fommt mir hier
unb barf mir hier nidjt barauf ankommen,
môglidif: biet flauten зи nennen, fonbern altein
barauf, bie -Slide auf bie (£r[d;cinungen зи
lenfen, bie meiner Ueber^eugung иоф nid;t
nur baë ©cftem unb £>eute, fonbern аиф baë
92Iorgen ноф überbauern toerben, auf bie
\$Berfe unb bie 3)iditer, bie totр аиф benen,
bie nod; uns fommen, als tebenbtgeä bauernbea
9lational[eigentum berorben bürfen unb folien.
3>a ев fid) aber — аиф bei (o(фer not»
toenbigen Sítuélefe — immerhin ноф um eine
b«rf)áitntemaj}igc groge ílu^afif bon Flamen
hoiibett, toirb eë fid) аи3 браш(фен @rûnben
empfehlen, toenn id) im folgenben bie ein»
3Hф1er n1ф! tote btóber ala fi;rift«
3nbibibualitäten im 3uíammcn«
itjrer gefamten jd)öpfcrifd)en 3attgfeit
at8 3>amatifer, Etjrifer, (Sbtfer bebonbtc,
fonberr. bie biфtcrifфen formen felbft aie Ein-
teilungeprin3ip zugrunde lege, alfo baë 3>rama,
ben "Roman, bie El)rti bcr 3««* 3"™ ^uëgangè-
punkt nibine, unb frage, и>e!фe S>ramati(er,
br1фe fibifer, й>e!фe Ct)riфер бiefer йьофe
folien luiр lefen.
3ф beginne mit bcm 3>rama unb тоф!e
ba зинаф{1 ettoaë паф1;o1en, toaë an fid; fd)on
im borigen ilb[dniitt hatte gefagt toerben
fóttnen, in biefem 3ufaniincn&eng aber am
befferen 45laCe ift. Wenn \a) im erften \$Ib-
Гфнш betonte, bofe toir mit unfern Älaffifern
alé bteibenbcn -ííejííí ijoi.ier unb feine
überkommen baben, fo gilt baë in
ja in ноф höherem 3Xaj)e bon @^afef))eare.
Tudjt nur, bag fett Ceffing alle unfere 'Эрата.
tifer bei ihm in bie @фи[e gegangen finb,
bag ber beiitkue 3>ramentt)bue, ben bie Klafjifer,

bor allem €φ{11er, де{φar(en haben, in feinen
fiiuftlerijd) toertbollfton ^eftanbteilen ¿hate-
(beare{φen Urfprungë, auë ber burd) (S^afe*
fbeareë 3tubtum getoonnenen Anregung er»
b>aφ{en ift — baë Эrata (sftafefbeareë felbft
ift feit mehr aie bunbert Cubren ein tebcnbig¿r
33eftanbteil unferer l; tie rat u r, tebenbigcr (iebcn»
falle toaë bie Aufführungen auf ber SJubne
betrifft) bei une, ale in feiner eigenen Qeimat
in (Englanb. 3ч» «r f*«Î>t une, tociiii rr bon
ber -Hübuc зи une fpridit, faft tKibcr, al;- unfere
bi'HtjJicit Jramntifcr, tothillcr nidjt auege-
nommen. J^iefey tounberbare ^bânomen beë
Şereinb>ad;feuë cincë in einer tceit hinter une
liegenben Kulturepcdje unir^elnben, einer
frembcn, toenn аиφ ftammbcru-.anbten dation
angc^örigen unb mehr alä baë, auëgcbrägt
ber. ЁШ{φcn St)buë berfôrpernben 31{φ1cre, in
ur.fcre moberne beutfd;c Kultur crilart \id) too^l
nur auë bent nterftoürttgcii 34lc;l*-mcntl'cfíc
bon 3toci Momenten, bon bcnen bai crftc ciné
bifh-ri[i]ie Siitfadie ift, auf bie Englanb, baë
3tocite cine l)ifioriil\hc Sat, auf bte 3>eutfd)la;:b
ftûl3 ic'u ienn. -Jlâiulid;: &f)aie]ptart ift ber
erfte fd)opferi' ¿)e 3cniug, ber, fo feir er fttbn
feiner 3'it fei« mag, ein auëgefprod)cn
moberner 2ilcnfd; ift, ein 9Псн?φ, ber bie да 1150
Älter beë auëgelicnheit, bon ber "-KcnaiffaiKc
)"φon burd;glf:i)ten ÎTiittclaltera in ftd; auf»
Siiiontmen í>at, unb babel bt>m ^Dirbel btá
3itr 3cfK eilt 9Лс):{φ bcr neuen 3«it; i» {ci::em
ЭенГгн, fimpfinbcn, in bcm ^^}ul?fφlag feiner
£cibeiid)aft, in bein 3ДсНЬЦб, baë er in feiner
Seele trägt, une fo i;af) wie Глпсг feiner 3«it=
gcnrffen, jo nöljcr toie тапфс unferer eigenen
Zeitgenoßcn. llnb biefer crfte, im heften C2i;:ne
toirflid; luob.rne fd;5pferi|^c öeuiuv, auf ben
(Englanb ju'l;, ift, ift une зи eigen gegeben
(burd) bie fongenialc Uebcrfetzung ii. ЧГ

Morgen: Literatur

Schlegels), in einem Zeitpunkt, wo wir als Nation durch die geistige Arbeit unserer Klassiker — der Dichter wie der Philosophen — und durch die großen politischen und nationalen Umwälzungen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts als Nation reif geworden waren für Arbeit der neuen Zeit. Und so hat Shakespeare bis auf den heutigen Tag nicht nur in unseren schöpferischen Geistern «als belebende Kraft fortgewirkt, sondern lebt und herrscht auch mit den aus seinem Geist geborenen Menschengestalten und ihren Schicksalen in unsern Herzen, wie ein König auf ererbtem Grund und Boden, Und darum wird auf die Frage: „Was sollen wir lesen?“ eine Antwort lauten müssen: Shakespeare. Lieber möchte ich sagen: seht Shakespeare! Jedenfalls wer ihn noch nicht kennt, sollte wenn irgend möglich, zuerst ihn von der Bühne lernen (Hamlet, Othello, König Lear, Macbeth, Julius Caesar, «Richard III., Der Kaufmann von Venedig) und erst dann an die Lektüre gehen. Für die Komödien ist erfahrungsgemäß eine gewisse Eingewöhnung in den eigentümlichen durch den Geschmack und die Sitte der Zeit bedingten Stil erforderlich, um zu einem reinen Genuß des Kunstwerts, vor allem auch zu einem inneren Verständnis des darin pulsierenden Shakespeareschen Humors zu gelangen. Eine Aufführung des „Mitternachtsstraums“, die allerdings an die betreffende Bühne in jeder Hinsicht sehr große Anforderungen stellt, wäre vielleicht die beste Einführung in diese Welt. Ihm wird das Verständnis für den „Sturm“ folgen, und „Was ihr wollt“ wird heiteres Vergnügen in wachsendem Maße erwecken, je öfter man es liest.

Heinrich von Kleist ist, der jüngere Zeitgenosse Goethes und Schillers, der letzteren nur um wenige Jahre überlebte, gehört, trotzdem die größere Hälfte seines Lebens noch in das 18. Jahrhundert fällt, durchaus dem 19. an. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tagte in weiteren Kreisen die Erkenntnis, was wir an ihm haben: erst im letzten Menschenalter ist er uns wirklich ins Herz gewachsen. Kein Wunder! denn Kleist war ein Eigener, der unabhängig von Goethe und Schiller, im Gegensatz zu Zeitstimmungen und Zeitgeschmack auf «infamen Wegen feinem Ziel zustrebte, das ihn nicht nur weit über die Ziele der Klassiker, sondern vor allem auch über die Ideale seiner Zeitgenossen hinausführte. Ihm klang das Leben nicht in Harmonien wie jenen, sondern in Dissonanzen, und diese Dissonanzen künstlerisch zu gestalten, ist die Arbeit seines kurzen

schmerzvollen Lebens gewesen. Nicht das sittliche Problem der Erlösung und Entsühnung ringender Menschen im Kampfe mit sich und der Welt lockt ihn, sondern ihn lockt das psychologische Problem der Entschleierung gegungen der menschlichen Seele, die Seelenanalyse als Selbstzweck. Das machte ihn für die Zeitgenossen so schwer verständlich, das gerade ist es, was die jetzt lebende Generation zu ihm hinzieht. Er ist kein Freudenbringer wie Goethe, kein aufrüttelnder Freiheitsapostel wie Schiller; er ist ein Seelenlinder, der mit zartestem Gemüt, mit hellseherischer Klarheit, und mit rücksichtsloser Ehrlichkeit und Energie menschliche Individualitäten, um ihrer selbst willen künstlerisch gestaltet. Es wird daher auch heute, wo man im allgemeinen derartigen künstlerischen Problemen von vorn herein mehr Verständnis entgegenbringt, Kleist immer noch in seinem Eigensten nur von einer verhältnismäßig kleinen Gemeinde wirklich verstanden und gewürdigt werden. Selbst seine beiden volkstümlichsten Dramen, „Das Käthchen von Heilbrunn“ und der „Prinz von Homburg“ danken — vor allem das letztere — einen großen Teil ihrer Beliebtheit dem Stoff. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, daß auch dieses Interesse sich verinnerlicht, und daß man den Prinzen von Homburg nicht mehr bloß liest und aufgeführt, weil es ein wundervolles patriotisches Stück ist, sondern weil in den Gestalten des großen Kurfürsten und des Prinzen zwei Seelengemälde komplizierter Charaktere gezeichnet sind, wie sie in der Literatur kaum ihresgleichen haben. Wer sich mit Kleist einleben will, beginne mit dem Käthchen von Heilbrunn

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

bronn, dem Prinzen von Homburg, hat «l
dies« beiden ?ramen wirtlich ihrem Wesens»
gehalt nach ersaht und innerlich verarbeitet,
d«nn werden ihm die „Herrmannsschlacht“, ja
selbst die „Penthesilea“ sich in ihrer dichte»
rischn Schönheit und psychologischen Tief«
ohne Mühe erschlichen. Sie werden sich ihm
zu einem Ganzen runde», dessen er ali bleiben-
den künstlerischen Besitzes bei jeder Wieder»
«uffrischung durch erneutes Lesen oder Sehen
immer aufs neue wieder froh werden wird.

Auch Orillparzer hat, nachdem er
im Gegensatz zu Kleist in jungen Jahren
mit seinen Erstlingsdramen im Sturm auf die
Bühne erobert, verhältnismäßig lange auf «in»
mutige Anerkennung und vor allem auch auf
wirtliches Verständnis für seine Eigenart,
namentlich außerhalb seiner österreichischen
Heimat, warten müssen. Gleichwohl bereitet er
dem Eindringen in den Kern seines Wesens
nicht entfernt die Schwierigkeiten wie der spröde
Kleist, ist allerdings auch auf der anderen Seit«,
mit jenem verglichen, bei zweifellos eben»
bürtiger dramatischer Gestaltungskraft viel
weniger originell. Das Gestirn, das seinen
Pfad erhellt, ist Goethe, ohne daß darum von
einer Nachahmung Goethes gesprochen werden
dürfte. Aber wenn wir von Heinrich von Kleist
getrost behaupten können, seine Persönlichkeit
würde sich aus eigenem Reichtum ihren Stil
geschaffen haben, auch wenn er nicht die gleiche
Luft mit Goethe und Schiller geatmet hätte,
so können wir mit derselben Vestimu'.theit von
Orillparzer behaupten, daß ohne den Anhauch
Goethes er nicht der geworden wäre, der er
ist und als der er sich ist, seinen Namen
auf die Nachwelt zu bringen. Daher ist es
doppelt merkwürdig und bedauerlich, daß, wie
ich häufig habe feststellen können, gerade das
schwächste und seinem geistigen und künstle»
rischen Gehalt nach unreifste seiner Werke, das
Jugenddrama die „Ahnfrau“, das bekannteste
ist, das einen ganz falschen Eindruck gibt. Wer
den feinen Psychologen, den mit einer fast
unfehlbaren Treffsicherheit gestaltenden Drama»
tischen, den Poeten, dem der süße Wohllaut der
Sprache in berückend schönen Versen und
Bildern unter den spielenden Händen in
wunderbarer Fülle entströmt, kennen lernen
und an den: Adel und der Schönheit seiner
Gedankenwelt sich erbauen will, der nehme
sich die Trilogie „Das goldene Vließ“, die
Dramen „Sappho“ und „Des Meeres und
der Liebe Wellen“ vor und erheitere
sich an dem feinen und namentlich in
den ersten Akten geradezu überwältigenden
Humor seiner einzigen Komödie „Wehe dem,

der lügt", eines von den wenigen deutschen Lustspielen, die das Zeitalter, in dem sie entstanden, jugendfrisch überdauern. Vor allem aber versäume er nicht, das leider Fragment gebliebene Drama „Esther“, das Orillparzeis Eigenart in jeder Hinsicht »in imponierendsten und reizvollsten offenbart, zu lesen, womöglich zu sehen.

Ganz »in Kind des 19. Jahrhunderts ist Friedrich Hebbel. Gleich Kleist sein« Zeit vorausseilend und dabei wie jener in seinem Besten erst ein Menschenalter nach seinem Tode verstanden und gewürdigt. In seinen Jugendtagen im Bann« Kleists stehend, ist er jenem auch später näher geblieben als Schiller. Auch er schnell zu einer eigenen Persönlichkeit sich durcharbeitend im Gegensatz zu Traditionen der Vergangenheit und Moderichtungen der Gegenwart. Aber während Kleist sich verblutete als Nivale Goethes in dein Kampf, ihm „den Kranz von der Stirn zu reihen“, knüpfte der jüngere und glücklichere Hebbel unbefangen und frei an Goethe an>', nur der Bereicherung durch den großen Genius froh, nicht dadurch gedrückt. Und, unbekümmert um den auf der Dichtung der Zeit lastenden Fluch des Epigontums, seines Wertes und seiner unzerstörbaren und »nablenkbaren Eigenart ruhig bewußt, mit scharfen klaren Augen in das Leben« u. id in den Kampf seiner Zeit hincinlugend, suchte auch er mehr vorwärts als rückwärts blickend seine Wege und seine Ziele. Sein Werk ist die Verjüngung des bürgerlichen Dramas. Sein 185; erschienenenes bürgerliches Drama „Maria Magdalene“ war es, das den Deutschen den Blick wieder erschloß für die großen »nd besondere Aufgaben, die gerade im modernen

Morgen: Literatur

Leben dieser Gattung des Trauerspiels vor» behalten sind. Und wenn er auch, ebenso» wenig wie sein Zeitgenosse Otto Ludwig, ein« unmittelbare, der gegebenen bedeutenden An» regung entsprechende Nachfolge geweckt hat, so knüpft doch zweifellos die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstehende, gerade auf die dramatische Herausarbeitung tragischer Konflikte des bürgerlichen Lebens gelichtete Literaturbewegung (zu der der Nor» weger Ibsen den letzten Anstoß gab) an Hebbel und sein Werk an. Daß die unmittelbare Wir» lung nicht so stark war, lag teils Wohl an den Zeitereignissen, teils an Hebbels Ligenart, der in dem an und für sich nur zu berechtigten Drang, gegenüber den verwässerten und verbrauchten Gestalten des alten bürgerlichen Rührstücks, das die deutsche Bühne bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrschte, neue individuelle Charaktere zu schaffen, den Prozentsatz »n typischen, allgemein mensch» lichen und daher auch allgemein verständlichen Bestandteilen zu gering bemaß, Bestandteilen, deren jeder dramatisch« Charakter, vor allem auch im bürgerlichen Drama bedarf, um nicht nur als ein besonderer „Fall“ zu interessieren, sondern als „Menschheitserlebnis“ zu packen und zu erschüttern.

Dieses mit einem gewissen Trotz sich Ein» bohren in ein psychologisches Problem, diese Unfähigkeit, Konzessionen zu machen, haben Hebbel aber auch auf dem Gebiet des großen heroischen Dramas lange Zeit nicht das Ohr und das Verständnis für die intellektuelle und die künstlerisch« Kraft, die sich in seinen Werken offenbarte, finden lafsen. Und auch jetzt, wo fast jeder Tag seine Gemeinde vermehrt, kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß durch die Wahl seiner Stoffe, durch die Ein» stellung seiner Problem« Hebbel den Kreis derer, die sich aus U«berzeugung zu ihm be» kennen, auch für die Zukunft beschränkt hat. Aber noch etwas anderes ist sicher: in alle Zukunft wird nicht nur sein Name genannt werden, sondern auch seine Dichtung lebendig bleiben für den, dem es eine Freude und eine Lust ist, Höhenluft zu atmen. Herb, spröde bisweilen, auch schrullenhaft mitunter, aber nie kleinlich ist seine Kunst, sind seine Menschen und ihre Konflikte. Und wer den Schlüssel zu ihrem Wesen gefunden hat, dem offenbaren sie eine Welt von reinster überwältigender Poesie. Darum lasse auch der sich nicht abschrecken, der z. B. bei der Maria Wctgba» lenc, dem Drama des grauen Alltags, zunächst nicht warm werden kann, er nehm« dann die „Judith“, und er wird dort staunend ein«

blühende, sinnliche Schönheit der Sprache und eine herzbezwingende Kraft der Seelenmalerei in einer das Gemüt aufs tiefste innerlich «r» schulternden packenden dramatischen Handlung kennen lernen, die, auch wenn einzelnes fremd anmutet, jeden in ihren Bann schlägt und fest» hält. Wer ihn einmal so gefühlt, dem werd«u auch Dramen wie „Herodes und Marianne“ und „Gyges und sein Bing“ viel zu sagen haben. Vor allem aber ist für jeden, der nur einen Funken dichterischen Verständnisses in sich trägt, das letzte Werk geschrieben, die Trilogi« „Die Nibelungen“, mit der Hebbel nach sieben» jähriger Arbeit auf der Höhe des Lebens und zugleich schon an der Schwel« des Todes sein Volk beschenkt hat. Fast ein halbes Jahrhundert ist seit der ersten Aufführung in Weimar ver» strichen, aber noch heute strahlt das Werk in leuchtender Jugendfrische. Jede neue Auf» führung mehrt die Zahl seiner Bewunderer und langsam von Jahr zu Jahr verwächst es fester und inniger mit unserem geistigen Leben und wird als eine der bedeutendsten dichterischen Offenbarungen deutschen Wesens empfunden, als «in W«rk, das, mit d«m größten, was wir besitzen, bestimmt ist, die Jahrhunderte zu üb«r» dauern. Von Aechts wegen mühte mindestens einmal im Jahr auf jeder deutschen Bühne diese gewaltige künstlerische Gestaltung und Verklärung deutscher Heldensage in dramatischer Form gegeben werden, vor allem aber mühte, muß jeder Deutsche das Werk kennen, in lebendigem Besitz haben.

Ein älterer und «in gleichaltriger Zeit» genösse Hebbels dürfen in diesem Zusammen» hang nicht mit Stillschweigen übergangen werden, sie sind beide ihm nicht voll «den»

Karl Schnitzler: Zwischen Morgen und Abend 273

bürtig, vielleicht nicht so sehr, was die Stärken der ursprünglichen Begabung anbetrifft, als die Kraft, sich aus dem Angeborenen zu einer geschlossenen künstlerischen Persönlichkeit durchzuarbeiten; aber sie bestehen doch als Individualitäten neben ihm. Das sind Christian Dietrich Grabbe und Otto Ludwig.

Elfterer von Haus aus vielleicht der größte angelegte, der aber in einem kurzen, zum Teil durch eigene Schuld verpfuschten Leben nicht dazu gekommen ist, sein letztes Wort zu sprechen. Fast alle seine Dramen imponieren durch großzügige Einzelheiten, sowohl im Aufbau der Handlung wie in der Anlage des Charakters, Einzelheiten, die so bedeutend sind, daß sie auch in dem unwürdevollen Gestein, in dem sie stecken, als Edelmetall siegreich hervorglänzen, aber keines sein! Werke ist eine einheitliche Kunstoffenbarung. Beide

die Dramen „Von Napoleon oder die Eigenschaften offenbaren Juan und Faust- und 10. Tag“.

Das gleiche Schicksal ist eigentlich auch Otto Ludwig zuteil geworden, wenn auch bei ihm das Unvermögen, bei großer dramatischer Veranlagung in Drama aus einem Guß zu schaffen, sich aus anderen Ursachen erklärt. Sein bürgerliches Drama, der „Grbförster“, ist in den beiden ersten Akten ein Werk, das dem Größten, was wir auf diesem Gebiet besitzen, ebenbürtig ist, ein Werk, durchflutet von einem Strom urwüchsiger Poesie und Kraft, der seinesgleichen nicht hat, aber als Ganzes unbefriedigend, spitzfindig und eigensinnig. Und doch rat ich jedem um dieser ersten Akte willen das Drama zu lesen; und ebenso um seiner ersten Akte willen auch Otto Ludwigs zweites vollendetes Drama „Die Matlabäer“.

Zwischen Morgen und Abend.

6^{er} Sehnsucht musischer Gemüter, zu flüchten in den reinen Osten, Patriarchenluft <^ zu kosten, ist die Stunde nicht günstig, und eisig fast pfeift der Wind aus Nord und West durchs goldene Hörn. Abdul Hamid sieht fröstelnd den Herbst sich ins gilbende Blätterdach der la Sublime setzen und quält sich und Senis Lehrlinge mit der Frage ab, ob der bröckelnde Vau feines Reiches den Verfall eines morschenden Leibes überdauern wird. Er ist der Erste nicht, der sie gestellt hat; und die Uneinigkeit der Erben läßt selbst ihm zu leiser Hoffnung Raum. So lange der alte Hader lebt, kann der tranke Mann nicht sterben, und so alte Erbsprüche werden von heute auf morgen nicht, nie ohne drückende Noth abgemeldet. „Ist es a,“ hat Herr Albert Sorel gefügt, „une question d'Orient c'est une question de vie ou de mort“; seit jener Maiennacht also, da der, vom westlichen Europa im Stiche gelassene, Palaiologe Constantinos Dragases mit seinen neuntausend Getreuen der Janitscharenwut erlag, die Thore der Sophienkirche unter den Anschlägen der osmanischen Horden splitterten, hatte das Orakel gelogen, das frommem Christenglauben einst an dieser geweihten Stätte das plötzliche Wunder einer Schicksalswendung versprochen? Am 30. Mai 1453 in der Frühe um acht zog Mohammed der Zweite in Constantins Stadt, mit dem Kreuz der Weisheitskirche sank das oströmische Kaiserthum in den Staub. Durch Europa gellte ein Ruf des Entsetzens. Doch während man im Westen

zur Abwehr rüstete, bereitete im Norden sich Einer auf den Erbantritt vor. Iwan de? Dritte, der Moslowiter, holte sich aus Rom, aus den Händen des zweiten Paul, die Bruderstochter Constantins, Sophia Paläologa. Ließ sich dann im Kreml die Krone Eonstantin Wonomachs aufs Aeußenhaupt setzen und nahm als neues Wappen Rußlands den zweiköpfigen Adler an, der heute noch in feiner ehrwürdig alten Mißgestalt am Aautenpalast des Kreml die Fänge reckt. „Das russische Reich, sagt Oelzer in seiner byzantinischen Kaisergeschichte, ist die thalsächliche Fortsetzung des byzanti-

nischen Kaiserthums." Und Nambaud in der Geschichte Rußlands: „Iwan war der Erbe der byzantinischen Kaiser und der römischen Cäsaren. Moskau beerbte Vyzanz, wie Byzanz Nom beerbt hatte. Da es der einzige hauptsitz der Nechtgläubigkeit geworden war, fiel ihm auch die Aufgabe zu, die griechischen Christen im ganze« Morgenlande zu schützen und die Wicdervergeltung für 1453 gegen den Islam vorzubereiten." Sophia aber, die über Lübbeck, Neval, Nowgorod nach Moskau fuhr, wars, die in dem Gehirn Iwans für „das Geheimnis der Selbstherrschaft" Platz zu schaffen wußte, den Lehnsherrn des Tatarenchans zum Herrn eigner Entschließung machte..'

Die Offensivkraft der Türken war im Laufe jder Jahrhunderte in langen, er» bitterten Kämpfen gebrochen und der Schutz des Besitzes wurde mehr und mehr zur allein noch möglichen Aufgabe. Langsam drängte des Nussenrciches Niesenlast indch nach Süden. Mochte immerhin für kurze Fristen das Slavenauge nach Westen blicken: die Sophienkirche blieb der Magnet, an dem sich durch allen Wandel hin die europäische Politik des Niesen orientierte. Schon Peter der Große wünschte i« Byzanz sein Grab. Schritt für Schritt wurde der ?onlu8 l5uxmu5 umklammert, tastete sich der Koloß dem Balkan zu. Und seit die Anhalterin auf dem Zarenthron saß, haben sich die Friktionen gehäuft. Jede Bagatelle war willkommen. „Der Herr Abdul hamet (schreibt Katharina an Grimm, das „Faktotum"), der macht mir Streiche: er hat lassen den Kuban und die Insel Taman einnehmen und hat alle Einwohner für feine Unterthanen erklärt; das ist nun eine unerträgliche Sache und allen Bündnissen zuwider: das ist unmöglich, daß ich mir sollte auf die Nase spielen lassen. Vc>u5 52ve? que j2M2>3 allemenc l n'a znutiert ce>2." Der geliebte zouiire-clouleur widerspricht, will sich von den Intcrpretationstunstcn der Semiramis nicht überzeugen lassen, wird aber mit dem Satze zur Nuhe gewiesen: > ,^e ne 5213 er> quoi je n'2i pzz lenu mez traites; je n'ai j2M2i5 promiz cle me l2>88er cluper; il 3e peut qu'^bclou! klamet i^nnre les intliZU« ciu c!iv2n et cnn5«ri5, ma moi je n'js zera i p28 twmpee. Il ciöpencl zouverainement cle >2 äublime ?c>rt cle le3 iinir 82N5 bruit, zi ce>2 est cle 5c>n Bout." Der zweite Enkel muß Constantin heißen. Paul und Alexander hatten Kriege mit der Türkei, Nikolaus des Ersten Gedanken tonnten in einer langen Negierung nie vom Balkan loskommen, der „tränke Mann" war der Anfang und das Ende seiner Unterhaltungen. „Wir haben, sagte er in den berühmt gewordenen Unterredungen mit Sir Georg Hamilton Seymour, dem Britenbotschaftcr in Petersburg, wir haben einen kranken Mann auf dem halse, einen sehr tranten Mann; es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages sterben sollte, bevor alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen find." Lord John Nussell läßt er sagen: „Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge über den Westen Europas. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von geringer Wichtigkeit." Das war am 9. Januar 1853. Ein paar Tage danach muh Sir Seymour wieder eine Nede über den Patienten anhören. „Die Türkei ist nach und nach in einen folchen Zustand der Hinfälligkeit versunken, daß, wie ich Ihnen neulich abends sagte, so sehr uns die verlängerte Existenz des Kranken am herzen liegt — und daß ich so sehr als Sie die Foltdauer seines Lebens wünsche, dürfen Sie mir glauben —, er uns plötzlich auf dem halse bleiben kann. Was tot ist, tonnen wir nicht mehr erwecken, wenn das türtische Ncich fällt, so fällt es, um nicht wieder aufzustehen." Vier Wochen später trifft er Seymour in Gesellschaft, sängt wieder davon an, und der arme Nesselrode hat nachher alle Mühe, die Aeuhe» rungen Nicolais ins^Unverfängliche zu biegen. Der Krimrieg kam mit seinen bösen

Karl Schnitzler: Zwischen Morgen und Abend 275

Backenschlägen, die Nicolai das Leben, Alexander den Zweiten die Freude seiner Begierstage kosteten, hats genützt? Zwei Dezennien nachher hatte derselbe Alexander wieder einen Krieg mit der Türkei, den der Vertrag von San Stefano beendete, der Berliner Kongreß abschloß. Und wenn der längst fällige, neue Pilgerzug gegen den auf der hagia Sophia prunkenden, jedes Christenherz verletzenden Halbmond noch immer auf sich warten läßt, so schuldet dies die hohe Pforte uns und den Folgen unserer Pachtung des Sonnenplatzes.

Wer den Nüssen am empfindlichsten Punkt berühren will, braucht nur vom Balkan zu sprechen. Herr von Aehrenthal, der kluge Veralher Franz Josephs fürs Auswärtige, hats neulich gethan, und greulich gräuliches Gewölk flog alsbald am politischen Himmel hin. In London und Petersburg, Paris und Moskau gebürdete sich die Presse, als ob ein Salrilegienrmib passiert sei. And doch hatte Herr von Aehrenthal nur von einem Vahnunternehmen gesprochen, das Oesterreich-Ungarn im Berliner Vertrage ausdrücklich zuerkannt war. Der Vater der Mürzstegcr Punttation wurde des Kindsmordes geziehen, und als die lächerliche Gebarung nicht mehr aufrecht zu erhalten war, kam aus England das mot cl'nrcle von der Inopporlunität des Augenblicks. Die kostbare, so mühsam geschaffene Beformcntenle sollte bedroht sein, weil Oesterrcich vom hohen Herrn der sublimen Pforte eine Conzession wollte, die es cle jure schon besitzt: einen Fahrstrang au clelä cle ^iir- vit22. Natürlich hat der Lärm seine Hintergründe; für Buhlands Wohl regt sich der Brite nicht auf, und für die von England immer offiziell betriebenen, immer im Geheimen gehinderten Beformpläne hatte der Russe nie mehr als ein Lächeln übrig. Dabei ist das mcrlwürdigste des Spektakels wieder, daß wir von Ost und West um die Wette geschmäht werden (Oesterrcich also Sctundantendienste leisten); trotz Swine-münde, Wilhelmshöhe und Windsor, trotz unserer fortwährenden Bücklinge vor Mariannen, hier still zu hallen, gebot doch die einfachste Klugheitspflicht. Klugheit? Führen wir nicht im Zolltarif, der doch Alles für den internationalen Verkehr in Betracht Kommende aufzählt. Eins könnten aus dem Fall aber die Geistreichen lernen, die uns immer oon der Entschädigung Deutschlands im nahen Orient für Marokko fabeln. Diese Klugen hätten uns zu einem Fiasko verholfen, neben dem Algeciras sich immerhin noch wie ein Erfolg ausnimmt. Wird Herr von Aehrenthal viel Freude an seinem Plänchen erleben? Warum nicht, wenn er den alten Franzi fest an der Stange zu halten vermag? Das Stürmchen wird sich legen, sobald Herr Isvolsly, der eines Erfolges dringend bedarf, seine Conzession in der Tasche hat. Vielleicht hören wir nächstens etwas über die Aufhebung der Dardanellensperre, die Heinrich von Treitschte schon eine „ungroßmüthige und thörichte Ausbeutung eines bescheidenen Sieges" genannt hat. „Einem mächtigen Beichc verbieten, das Meer vor seiner Küste mit Kriegsschiffen zu befahren, ist unmöglich und ebenso unsittlich, wie einst der Vertrag über die Schließung der Schelde oder ähnliche Leistungen der älteren Handelspolitik. Eine so schimpfliche Bedingung hält ein stolzer Staat nur so lange er muß." Vielleicht! Selbst der Brite hat gegenwärtig kein Interesse an der -Regelung der Baltansorgen. Dazu ists Zeit noch, wenn er eine Entlastung an der indischen Grenze braucht, auf die der Busse drückt. Trotz allen Verträgen, die den Druck latent machen, doch nicht aus der Welt schaffen tonnen. Und die Stunde, da man an der Themfe das Venefizium eines Baltankrieges braucht, ist wahrscheinlich näher, als dem Outsiberauge erkennbar wird. Einstweilen ists Ziel der englischen Diplomatie, dafür zu sorgen, daß der Krieg, wenn er tommt,^ unter Bedingungen

276 Morgen: Politik

geführt wild, die eine endgültige Regelung unmöglich machen. Diese schwärende Wunde darf vom Leibe Europas nicht schwinden. Und solange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen Abhängigkeit Nußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Aehrenthal hat. . . :».

„Der Plan der Westmächte, die Neform'ohn« und gegen Rußland durchzuführen, war, wie der Erfolg gelehrt hat, ein« Sünde wider Natur und «beschichte. Was waren die Folgen aller dieser gesetzgeberischen Experiment«, die so oft im englischen Parlament« mit d«n frohlockenden Rufen begrüßt wurden: ‚Die Türkei ist gerettet und die Befreiung der Najah vollendet' —? Da« Fez hat den Turban verdrängt, die Schönheiten des Seralls tragen Pariser Schleppkleider und schmücken wohl auch die Wände mit einigen schlechten europäischen Steindrucken, wobei es freilich vor»

lommt, dah «in Bild d«s Prinzen von Wales mit den Namen darunter den lächelnd« Besucherinnen aus Pera als Napoleon III. vorgestellt wird. Di« vornehm« W«lt trinkt Champagner und rode« brecht Französisch; die junge Türkei bringt von den Pariser Studienjahren einig« starkgeistig« voltairianische Redensarten hei«, spöttelt über den Glauben der Väter und veredelt die altorientalische« Unzucht durch die tugendhaften Gewohnheiten der dlozerie 6« I^I°H, Man entledigt sich un« bequemer Paschas nicht mehr durch di« s«id«n« Schnur, sondern verbannt st« und benutzt nur noch ausnahmsweise den Dolch des Meuchelmörders. Di« aufgeklärten türkischen Staatsmänner haben sich gelehrig all« Künste napoleonischer Preßleitung angeeignet, st« sind Meister im „Glissiren' zeit« gemäß Korrespondenzen und Entrefilets in den Journalistenkreisen von London und Paris, doch vornehmlich unter jenen betriebsamen orientalischen Stammverwandten, welch« di« Wiener Press« beherrschen, finden di« am Bosphorus gedrehten goldenen Pillen jederzeit einig« gefällig« Abnehmer. Mit noch größerem Erfolg« bemüht« stch di« Pforte, auch auf de« Börsen, Europas als «in eben« bürtiges Glied der clvilisirten Staatengesellschaft aufzutreten, Ihr verjüngter Staatshaushalt stellt« bald di« v«r««g«nsten Grothaten des europäischen Gründerthums in Schatten. In etwa vierzehn Friedensjahren belastet« sich dieses Land der unermeßlichen natürlichen hilfsmittel mit einer Schuldenlast von über fünf Milliarden Franken und gelangt« endlich zu jenem unoergleich« lichen Budget, das von 18 Millionen ^ Einnahmt zwei für den Haushalt des Sultans, 15 für di« Verzinsung der Staatsschuld bestimmt« und nur noch «in« Million für Heer, Flotte und Ver« waltung übrig behielt.

Für die äußere Macht des Reich« war das Zeitalter der Neformen «in« Epoche unaufhörlicher Niederlagen und Verluste, Algier kam an Frankreich; Aegypten errang stch die Erblichkeit seines Herrscherhauses und ein« selbstständlge Stellung, welche der Souveränität nah« kommt; in Mesopotamien ist das Ansehen der Pforte geschwächt, in Arabien «in l«er«r Name, Serbien und Griechenland erkämpften ihr« Freiheit: die Donaufürstenthümer wurden vereinigt und fast ganz unabhängig, die Mündungen des Stromes fielen erst an. Nußland, dann unter di« Verfügung einer europäischen Commisslon,“ Treitschle^Deutsche Kämpf«.

Man muß wieder von der vierten Strafkammer des Landgerichts I reden. Der Neffe des Reichskanzlers war von der „Wahrheit“, einem der erbärmlichsten Skandal« blätter Deutschlands, mit dünnen Worten der Homosexualität bezichtigt und als geistiger Urheber der lächerlichen Beschuldigungen genannt worden, die psychopathisch belastete Seelen gegen den Kanzler verbreitet hatten. Jede Spur von Beweis für das Behauptete fehlte. Im hartenprozeß sagte Herr Oberstaatsanwalt Isenbiel vom Auge« klagten: „Er glaubte, dem Lande, dem er angehöre und das er liebe, einen guten Dienst zu erweisen. Ich für meine Person als Staatsanwalt glaube ihm das.“ In diesem Prozeß erklärte Herr Staatsanwalt Nasch: „Die ‚Wahrheit' liebt es, Privat-Verhältnisse von Leuten, die für das Publikum lein Interesse haben, an die 9effent° lichkeit zu zerren.“ habituelle Skandalsucht also. Er beantragt vier Monate. 0 2 y ll« ju^ez ä Nerlm. Das Urtheil der vierten Strafkammer lautet auf zwei Monate Gefängnis; für gröbliche Beleidigung ohne jede Unterlage, harten bekam vier für Behauptungen, die nie in der „Zukunft“ standen. Von Bechts.wegen. Denn vor

Morgen: Theater

dem Gesetz sind ja alle gleich. Kommentare? Nirgends. Ist mociu» in rebus, sagt der alte Horaz. Die Presse schweigt, der Reichstag schweigt, und Tzern Isenbiel hat die Sache sicher so gut gefallen, daß er keine Nevision einlegt.

Karl Schnitzler.

Theater.

ß«bbel» Theater: Der Andere. Gewiß, der
 ?lock des Herr» Ambrogio Palizotti ist ein
 Teil seiner Person. Es gibt Sprichwörter, mit
 denen man diese Wahrheit sofort zur platten
 Vanalität zusammenwerfen kann. Aber das
 Sprichwort, sozial von Aatur. ^ das indivi»
 duell« Sprichwort heißt Paradoxon —, geht
 doch nur außen herum, macht die allgemeinere
 Perspektive auf, die vom Beschauer durch den
 Aock auf de» Wann geht. Inwendig sind aber
 dann noch andere, ziemlich verwünschte Wahr»
 heiten, die den Beschauer nichts angehen und
 nur ganz unheimlich zwischen Aock und Wann
 oder zwischen Haut und Seele, man weiß gar
 nicht recht wo, herumgespenst. Es ist auf
 all« Fälle «in wenig bedenklich, da hinein»
 zugr«lf«n; man zieht doch nur Zweifelhafte
 hervor. G«wih, «s kann verlocken, zwei Wen»
 sch«n die Aöcke vertauschen zu lassen und dann
 zuzusehen, wie der ein« mit dem anderen,
 fremden Teil brauskommt. Aber es ist auch
 allzu gefährlich; in diesem Durcheinander von
 Verwechslungen hat man dann schließlich
 Müh«, Hei« «ig«nes Gesicht wiederzuerkennen..
 Daher der Aam«: Tragische Komödie. Zwei
 Gesichter, zur Vorsicht; eines davon muß eben
 von Fall zu Fall das rechte sein. Aimm einen
 armen Menschen mitten lluseinander — es
 ist sicherlich sehr amüsant. Aber nur dann,
 wenn er dich gar nichts angeht, wenn er
 durch keine einzig« seiner Qualitäten dein«
 Menschlichkeit aufgerufen hat. Zieht er dich
 einmal mit irgendeiner Eigenschaft, die du
 selber hast oder haben möchtest, in «ine wärmere
 Zone der Verwandtschaft hinein, so wirst du
 schon das Amusement des Auseinandernehmens
 n«cht ohne «in« Nein« Trän« g«n!«ß«n können.
 And während du ihn zerlegst, wirst du recht
 traurig denken: nun sollte icy eigentlich von
 Herzen lachen. Daher der Aame: Tragisch«
 Komödie. So mutz ihn wohl Vab auch ver»
 standen und als «in« Art Wegweiser für die
 Stimmungen feinem Stück beigefügt haben.
 Aur schade, daß sich in der Kunst mit bloßen
 Titulaturen so wenig weisen und erweisen läßt.
 Per gut« Palizotti «st gewiß rührend komisch,
 solange« «r seinen «ia«n«n Aock spazieren trägt;
 denn da ist «r uns fr«md. Sein Aock, nämlich
 keine ganz« groh« charakteristisch« äußer« hülle
 ist sein Aelchtum, vielleicht noch seine Dumm»
 heit. Sind wir reich, sind wir dumm? Ann
 also; folglich ist er uns fremd, es geschehe

mit ihm, was da wolle, wir lachen. Komödie, tomische Komödie. Der Mann wird zerlegt, sein Aechtum abgeblättert, sein« Dummheit gegen einen allzu harten Widerstand gestoßen, so daß sie fast zu Blödsinn zerpulvert: wir lachen. Aun bleibt aber noch etwas übrig, ein« Nein« rührend« Gut«, eine lieb«, warm« Sehnsucht nach menschlichen herzen, nach Er» kennung und Anerkennung von seinesgleichen. Und sofort sind wir an leiner Seite, haben ihn bei uns, bedauern die schmerzliche Zer» legung; die Trän« quillt. Denn er ist nicht nur reich und dumm, sondern auch gut, und folglich ist er unser. Denn gut, ja Gott sei Dank, gut sind wir doch alle, oder möchten es wenigstens lo gern« sein! Komödie, tragische Komödie. Indexen, es ist noch ein anderer da; und — leider ^ dieser Andere wird nicht zerlegt, sondern zusammengesetzt. Gin Gespenst mit einem fremden Aock. Dleser Cäsar hat. solange «r in seinen eigenen Kleidern steckt, den seelischen Umriß eines schlecht gelaunten Hausdieners. Nichts weiter. „Herr, wie Ihr befiehlt“ ist das Leitmotiv seiner Persönlich» leit. Gs wird schwer, dabei an irgend etwas zu denken, was ihn uns verbinden, uns irgend» wie ins herz einwurzeln und dem Gemüt nahebringen könnte. Würde er jetzt zerlegt, würde ihm seine gleichgültige Armut abgc» schält, sein unverständlicher Trotz ausge» Krochen, sein« grundlos« Düsterkeit abgewischt, er tonnt« unter Umständen noch komischer sein, als Palizotti, weil er uns noch viel weniger nah ist. Aber nun kommt er in einem fremden Kleid, schon «in anderer, und erklärt den, der er nicht mehr ist. Und während er sich erklärt und an ergrimmter Leidenschaft in sich frißt, was ihm die sonderbar« Mlnut« bietet, wird er aufs neu« anders, und später wieder aufs neue. Und schlägt d«n fr«md«n Aock in immer anderem Faltenwurf um seine Seele und scheidet endlich mit dem Versprechen, diesen fremden Aock nun von sich zu tun und er selbst zu sein. Vorh«r aber war er es kaum «inen Moment lang. Und wir werden niemals wissen, wer er eigentlich ist. Aur Wort«, wie: trotzig, herrisch oder so Aehnliches bleiben als Warten der Erinnerung zurück. Ein Schicksal ohne die dazu gehörige Persönlichkeit: komisch« Tragödie. Dieser Vicenti hätte nicht so aus

Morgen: Börse

d«m Leeren herkommen dürfen? hätte schon etwas sein müssen, bevor er etwas anderes wurde. Wie Palizotti etwas war, bevor «r zunichte wurde. Freilich, etwas sein, das heißt im Drama immer nur: etwas tun. Aber es ist eben die Absicht des Autors, daß dieser Mensch, bevor der Spaß des Stückes beginnt, »ichte ist und nichts tut,- dann erst, im Anderswerden und Anderssein soll er sich selbst finden. Es ist eine antidramatische Ab» ficht. An ihrer einwandfreien Logik geht das Stück zugrunde. Denn Personen, die wir nicht kennen, haben für uns kein mitfühlbares Schicksal, und an Helden, die sich vor unseren Augen zusammensetzen, glauben wir nun «in» mal nicht.

So viel ist gegen dieses Spiel einzuwenden. Es muhte mißlingen, weil an seinen ernstesten und interessantesten Stellen nicht recht zu sehen ist, was eigentlich «ingesetzt wurde. Daß «s ehrenvoller ist, ein solches Spiel so zu »er» lieren, als «in leichteres leicht zu gewinnen, bleibt trotzdem wahr. Vor solchen Problemen zu schwach gewesen zu sein, hat noch immer die Ehre des schönen Wagnisses für sich. Der» artiges kann nicht aufgestellt und durchge» sprechen werden, ohne die feinst« Kenntnis sprachlicher und seelischer Werte, ohne «in» große, an Fragen reiche innere Kultur, ohne eine Sehnsucht, sich mit seinem höchsten bld» kräftig auszusprechen, die nichts anderes ist, als der Keim und Anfang aller Dichtung. Ein« Dichtung ist hier, zweifellos; daß fie auf der «inen Seite aus dem Leeren heraufwachsen will, mag ihre Erscheinung hinfällig machen, an ihrer dichterischen Aatur kann das nichts ändern. And so muß man sich freuen, diefem kühnen Versuch begegnet zu fein, um der Ber» sprechungen will««, die «r mit sich bringt.

Im hebbel.Theater wird dieses Stück voll Problemen, Fragen, beabsichtigten Zwiespältig» keilen und nicht beabsichtigten Ueberg«hung«n recht klar und korrekt und etwas nüchtern ge» spielt. So erscheint sein« Blöße noch um «in wenig nackter. Und hinter den paar guten schauspielerischen Figuren, die zwischen tüchtig und bedeutend stehen, bleibt die Seele des Stückes unbewegt, regt sich ber hauch von Vangnis und Geheimnis kaum, der aus dem Grunde dieser Vorgang« aufgestört werden mühte, wenn vom Theater her der gedantl» lichen Phantasie des Dichters etwas unge» fähr Gleichartiges entgegengekommen wäre. Komödienhelle und tragischer Schatten standen zu jäh, zu unvermittelt nebeneinander. Da» zwischen fehlte das Undefinierbar«, das von beiden «twas hat. Ab«r g«rad« um dieses Un» definierbare dreht «s ficht hier in d«r tragisch««

Komödi«.

Kleines Theater: 2×2^5 . Der größte
Aeiz dieser flirrend««, schillernden, unverschämt
lachenden Komödi« li«gt im Belenntnishaften.
Daß zwei mal zwei unter gewissen Winbrich«
tungen des persönlich«« Schicksals fünf ist,
abfolut nur fünf und beileibe nicht vier, muh
jeder am eigenen Leibe erfahren, um es zu
glauben. Es ist kein Aechenexempel, es »st
ein Seelenzustand. Wer sich jemals zwischen
Hoffnung und Sorg«, zwischen Frechheit und
Furcht, zwischen Aussicht und Grobheit durch
«in einigermaßen verwickeltes Leben durch»
drücken muhte, kennt diesen erlösenden
Glaubenssatz, versteht ihn, schätzt ihn. Versteht
und schätzt dieses Stück, das die einfachsten und
die absonderlichsten Wahrheiten auf nichts
anderem, als auf der inneren Jugend seiner
Personen aufbaut. So sitzen sie fest und
brauchen keinen weiteren Beweis. Die unge»
heure Leichtigkeit, mit der die antimathemati»
chen Sätze sich von dem beweglichen Gewissen
der Personen loslösen, hat nichts mehr von der
Erbitterung der Satire, sondern blüht aus dem
Blute einer unbedenklichen, leicht hingleitenden
absoluten Fröhlichkeit. Wem wäre auch irgend
etwas satirisch übel zu nehmen, wenn erst
einmal festgestellt worden ist: $2 \times 2 = 5$? So
fehlt denn freilich der nach einer befonderen
Aichtung gehende Trieb und Ansporn, der di«
Komödie «rst zum richtigen dramatischen Kunst»
Werk machen mühte. Was tut's? Vollkommen»
heilen schließen sich in der Welt dieser Grund»
sätze von selber aus, und im übrigen ist es
besser, mit herzhafter Luft ««dramatisch zu lein,
als seine dramatische Mühe zum allgemeinen
Mißvergnügen zu verlieren. So schlank und
schaumig leicht, wie es gewollt ist, wird das
Stück am Kleinen Theater auch g«g«b«n. Die
charakteristisch«, federnd« Schmalheit des Herrn
Abel zeichnet die famose Grundlinie des
Ganzen. Ihr Ausdruck verstärkt sich noch in
den frei erfundenen Arabesken, die Fräulein
Grüning und Herr Gebühr als Karikaturisten
von herzhaftester Laune anfügen.
Willi ha ndl.

Bankbilanzen.

>!>Il «inem alten Lehrbuch des Bankwesens
<) las ich neulich, die Veröffentlichung der
Bankbilanzen werde wi« l«in anderes Ereignis
an der Vorf« mit besonderer Spannung er»
wartet. Wo sind die Zeiten geblieben? heut»
zutage kümmert sich kaum noch einer darum,
ob di« Banken «in paar Prozent mehr oder
weniger Dividend« v«rt«il«n, und die B«r«ch»
nung der Liquidität ist zur Spieler«! d«r
handelspress« geworden. Aus alter Gewohnheit
bemühen sich die Zeitungen, die Ziffern zu»

Vruno Vuchwald: Bankbilanzen

sammenzustellen, graben eifrig, um unter der laum durchdringlichen Kruste einig« nebensüch» liche Punlte ausfindig zu machen, die zur Auf» Nürung dienen können. Mühsam werden im ^aufe des Jahres die Notizen zusammengestellt, die von den großen Konsortialgeschäften der Banken zu melden wußten; dann stellt man es als «ine große Wichtigkeit hin, wenn man weiß, die Deutsch« Bank habe im abgelaufenen Geschäftsjahre «ine Emission von türkischer An» leih« vorgenommen oder die Nationalbank das Konsortium der PH5nix»Nordstern»Fusion ge» leitet. Niemand weiß, wie hoch der Anteil der Banken an den Geschäften gewesen ist, niemand vermag s«lbst zu beurteilen, ob «in Gewinn geblieben ist, geschweige denn wie groß er war. Noch vor IN oder 15 Jahren sickerte wenigstens gel«g«nt» lick) aus den Direktionsräumen der Vanlen etwas in die l)«ff«ntlichkeit; die Türen zu den Sitzungssälen sind in den vergrößerten, modernen Banlpalästen doppelt verschlossen worden, und aus den Geheimarchiven dringt nun kein hauch nach außen.

Hat es überhaupt noch «inen Sinn, Bank» bilanzen besprechen zu wollen? Ihre Vedeu» tung ist mit der Kapitaltonzentration nicht gesunken, sondern gestiegen; und die Verant» wortung der Vanlleiter wuchs in dem Maße, wie Aktlenkapital und Depositengelder sich ver» mehrt haben. Doch in demselben Tempo ist der Ueberblick über die Verwaltung der Gelder gesunken. Wenn die Börsenpress« b«i der Kritik der Großbanken nur einen Teil des Gifers anwenden würde, der bei anderen Gelegenheiten oft unnütz verschwendet wird, hätten wir längst eine Gesetzgebung, die der Bilanztritik «inen Wert verleihen und den Interessen der Gläu» biger dienen würde. Allein man zieht es vor, sich so zu stellen, als ob man mit überlegener Weisheit den geheimsten Spuren der Bank» Politik zu folgen vermöge, als ob man aus den präsentierten Ziffern wirklich auch nur in oberflächlichen Zügen «in Urteil über die Tätigkeit der Banken erlangen könnte. Den Banken ist es nicht zu verübeln, wenn sie nicht Luft haben, sich ohne gesetzlichen Zwang vor den Blicken der Kritiker zu entkleiden, und nicht mehr verraten, als das unvollkommen« Gesetz von ihnen verlangt. So müssen wir erleben, daß selbst die winzig« Forderung, die Spezifikation der einzelnen Posten möge in den Bankbilanzen bei den verschiedenen Instituten nach gleichem Prinzip erfolgen, in den Wind gesprochen wird.

Ich mag die Komödie nicht mitmachen, will nicht die Ziffern sezieren, die von der

Nationalbank für Deutschland und der Berliner Handelsgesellschaft »n diesen Tagen der < Öffentlichkeit übergeben wurden. Nur was an allgemeinen Gesichtspunkten gesagt werden kann, darf nicht verheimlicht werden. Herrn Fürstcnbergs Bilanzzahlen zu verstehen, ist noch schwieriger, als die der anderen Banken, hinter ihnen lugt sein spöttisch lächelnder Blick hervor, mit dem er die lästigen Frager bei» feite schiebt. Er braucht nicht (wie die Deutsch» Bank) ängstlich besorgt zu sein, irgendein Zeitungsschreiber werde ein paar Verständnis» lose Depositengläubiger aufwiegeln, denn er ist seiner Kundschaft, die er »n der Gro» Industrie gesucht und gefunden hat, unter allen Umständen sicher. »Ihr wollt wissen, wie ar» mein« Abschreibungen gewesen sind? Was geht's euch an? Abschreibungen sind nur auf das Bankgebäude vorzunehmen, weil vorweg für eine entsprechende Bewertung der Bestände und Forderungen gefordert worden ist." Vasta. Wer aber nicht weiß, wie groß die stillen Reserven gewesen sind, die Herr Fürstcnberg in früheren Jahren gestellt hat, vermag sich kein Urteil darüber zu erlauben, ob der aus» gewiesene Gewinn (was mir wahrscheinlich dünkt) nur deshalb so hoch ist, weil die Ab» schreibungen geringer geworden sind. Die Börsen» „nahm an“, daß auch diesmal eine stille Reserve in das laufend» Jahr hinübergenommen wurde, die in Zukunft »inen wertvollen Nückhalt gewährt. Woher fi» das weiß, wird nicht gesagt; doch nähere Auskunft kann der liebe Leser vielleicht aus dem inhaltlosen Geschäftsbericht erlangen, der im Inseratenteil zum Abdruck gelangt. Die Bilanz der Nationalbank für Deutsch» land hat sicherlich »inen großen Vorzug vor den anderen. Aus ihr geht wenigstens »ins mit Deutlichkeit hervor: Sie ist so miserabel, daß ihr gewiß das Verdienst zuteil werden wird, in dieser Beziehung an der Spitze aller diesjährigen Bankbilanzen zu stehen. S>< zeigt den Zusammenbruch eines Systems, dessen unheilvolle Wirkungen längst erkannt worden sind; nur nicht von dem Aufsichtsrat der Nationalbank. Die Aufgabe »iner Nationalbank darf nicht mehr darin bestehen, ihr» Gewinne aus der Börsenspekulation zu ziehen. Es gibt für die Nationalbank wie für die Commerz» und Disconto» nur ein» einzig» Möglich» leit der Existenzberechtigung: Die Kredit» gewährung an den Warenhandel hat die alleinige Quell» der Gewinn» zu sein. Man braucht sich nicht ängstlich gegen jedes Effekten» geschäft zu verschließen; aber »in Institut, das (wie die Nationalbank) bei einem Aktienkapital von 80 Millionen Mark ca. 60 Millionen Mark in Effekten» und Konsortialbeteiligungen an» gelegt, hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Allen» falls kann ein» Persönlichkeit wie die des

Morgen: Börse

Herrn Fürstcnberg den Anspruch erheben, ihr eine Ausnahmestellung einzuräumen. Ist «ine solche Persönlichkeit in der Direktion der Aationalbank vertreten? Als der früher« Vberbürgermeister von Posen, der Geheime Ae» gierungsrat Witting, im Jahre 1901 in die Leitung der Vant eintrat, glaubte manch einer, sie werde ein neues Gepräge erhalten, und die Beziehungen des Vegierungsbeamten würden ihr den Weg weisen, der zum Erfolg« führt. Statt dessen sehen wir beim Eintritt des Konjunturrückschlages «in Fiasko, das noch weit stärker gewesen wäre, wenn sich der Aück« schlag nicht in so milden Formen vollzogen hätte. Aach der Statistik der „Frankfurter Zeitung“ ift der Durchschnittsturs her Divi» dcndenwert« am Ultimo Dezember 1907 um ca. 20«/o niedriger gewesen als Ende 1906. Schätzt man den Ausgang der Fonds auf 5".n. den der Bankaktien auf 10«/», so würde sich bei der Aationalbank »uf den Vorjahrs» bestand «in Verlust von ca. 6.2 Willionen Mark ergeben. Da man weiß, daß die Vanl an einigen glücklichen Transaktionen ein paar Million«« verdient hat, und 1,043 Willionen als Perlust ausgewiesen werden, kann die Summe ungefähr stimmen. Solch« Ergebnis!« werden in einem Jahre erzielt, das wie selten «in Krisenjahr zuvor stark« Erschütterungen im deutschen Aktlenwesen nicht erbracht hat. Wären die Kursverluste so groß gewesen wie im Jahre 19110, die Aationalbank für Deutsch» land hätte überhaupt keine Dividende ver» teilen können. (Dabei haben anscheinend Wohl» tätig« Aufsichtsratsmitglieder, um den Gewinn nicht noch mehr zu schmälern, die von Herrn Landaus Stiefsohn, Herrn Kurt Sobernheim, mit so unglücklichem Erfolg entrierten Eber» bachgeschäft« übernommen.) Ist das eine Vank» Politik, derentwillen es sich v«rlohnt, einen großen Apparat zu untelhalten, sieben Direk» toren (einschließlich der Stellvertreter) und siebzehn Aufsichtsratsmitglieder zu unter» halten? Selbst in den Jahren günstiger Vörsenkonjuntur ist die Aationalbank über eine Dividend« von 7»/,°/° nicht hinaus» gekommen. Man würde freilich Unrecht daran tun, Herrn Geheimrat Witting hauptsächlich die Schuld beizumessen; er wurde selbst beim besten Willen gegen Herrn Stern, die seo» minni-um Bsntiu» (die allein vom Vörsenspiel leben) und den Auflichtsrat fehr wenig aus» zurichten vermögen, der bei der Aationalbank mehr als anderswo die Direktoren beherrscht, weil sie ihm ihr« Stellungen zu verdanken haben. > War der Konjunturrückgang nicht voraus» zusehen? Die Deutsche Vank hat ihn schon in ihrem vorjährigen Geschäftsbericht zun«

Aerger der Borfe verkündet; ihr ist bierfür nicht einmal Dank zu sagen, denn sie vermochte nur auszusprechen, was allen Einsichtigen längst bekannt war. Doch noch einige Wochen nach ihrer Prognose, am 19. März 1907, äußerte Herr Direktor Stern in der Generalversammlung der Aationalbank, die Verwaltung glaub«, „daß in nächster Zeit eine Erleichterung des Geldmarktes zu erwarten sei und damit eine Beruhigung der Vörse eintreten werde“. Daß dieser Prophet sich getäuscht hat, brauchte man ihm nicht übel zurechnen, wenn nicht aus dieser Aeuerung ein so großer Mangel volkswirtschaftlichen Verständnisses hervorleuchten würde, wie man ihn bei einem Banldirektor nicht erwarten darf. Die Bilanz der Aationalbank ist daher auch mit Recht von dem überwiegenden Teil der Presse ungünstig beurteilt worden; nur der „Verliner Vörsen.Eourier“, das unehrlichste aller Handelsblätter, hat den Mut gefunden, die Tatsachen in einer Weise zu verdrehen, daß selbst der Aativste den guten Glauben nicht mehr annehmen kann. Er erklärt die Ziffern trotz des Gewinnrückganges „im allgemeinen als durchaus zufriedenstellend“. Die Verluste seien „verhältnismäßig nicht bedeutend gewesen“; das sei hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, daß die Aationalbank in der Lage gewesen sei, „einen sicherlich nicht unbedeutenden Teil der entstandenen Kursdifferenzen mit den reichlich vorhandenen inneren Aeserven zu verrechnen“. Fast jedes Wort ist eine Unwahrheit. Die Kursdifferenzen sprechen etwa dem schätzungsweise sich ergebenden Effekten und Konsortialgewinn, und die Wirklichkeit weiß das Blatt von den stillen Aeserven ebensowenig wie ich. In diesem Stil geht es dann weiter. Der erhebliche Rückgang der Kreditoren (der allenfalls noch damit zu verteidigen ist, daß gegen die Mittelbanken naturgemäß das Mißtrauen am stärksten wütet und zur Entziehung von Guthaben führte) wird damit zu erklären versucht, daß „die ausländischen Geldgeber für ihr Mittel auch an den auswärtigen Plätzen ebenso lohnende Verwendung fanden wie in Verlin“. Wahrlich, bei einer solchen Presse, die maßgebenden Einfluß besitzt, darf man nicht erstaunt sein, wenn die Vanken Berliner Handelsredakteure wie Schuhputzer behandeln.

Vruno Buch Wald.

MeianNoeeülch für den »»lilichen Teil- <?ael Ochnizlee, Schmuraendorl, Lpandouerstr. »z fi>» den VörsenItUi Penn« V«ch> »c'd, Veelln O,, BeU!«eigsrft. «li, iL» alle« »nie«! I^e, <Ui<ur Vandibergee, Verlln V,», Lenn«!lr»Be «: lue O«slee«!<h. N.!,«rn: »»deei Feftl, Wien I. — Verla« «llaruaed» « «», W!>mee«d»ef»Veel!n V,!«, sljledenerftiaß >». - Hl'»««««! für I>I!«ie!ch»Un«,if! I>«! 3. ?I>f»«! n«!-««!» ?la!»«l « wltiel, Wien I, Graden I», — He^ck >>»n Voß « Horled K » » II.

«eelln V. »?. «ül«l»ll««e ««,

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werne» Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Wust / Georg Brandes: Literatur
Richard Wuthen: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.
Stummer 10 3^b^, .^ ^ ^ ^g! 6. März iWtt

Die Nekillme. Von Werner Sombart.

^sh^an darf vor allem, wenn man zu einer klaren Vorstellung vom Wesen der
^ ^ ^ «Reklame kommen will, nicht die Netlame selbst mit den Mitteln verwechseln,
die ihr am häufigsten dienen. An sich ist alles geeignet, Netlamcmittel zu sein: das
Leben und der Tod, die Liebe und der Verrat. Aber darum sind diese Dinge doch
noch keine Reklame. Und auch solche Dinge werden es noch nicht, die eine tzaup^o
bedingung der Reklame erfüllen: eine große Publizität zu erzeugen. Weder das Plakat
noch die Annonce sind an und für sich Netlame. Auch sie sind nur Mittel zur Netlame,
wenn auch die beliebtesten und wenn auch meist zur Netlame verwandt. Aber sie
haben ihre selbständige Geschichte. Sie haben oft anderen Zwecken als dem der Nctlame
gedient, und tun es heute noch, wie jedermann weiß. Wird doch jede Verfügung einer
Behörde der Negel nach als Annonce oder als Plakat veröffentlicht. Und ist doch
wahrhaftig keine Netlame. Das Wesentliche der Netlame müssen wir vielmehr in der
Zwecksetzung suchen. Ich nenne Netlame alles: was dazu dienen soll, eine Ware
oder eine Leistung derart zu loben, daß das Publikum dadurch angelockt wird, die an»
gepriesene Ware oder Leistung gegen Entgelt z» erwerben, tunlichst mit der Wirkung,
daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben.
Anpreisung ist das gute deutsche Wort für Ncklame. Anpreisung aber hat den
Zweck, Stimmung für die eigene Ware (oder Leistung) zu machen und notfalls
die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. In diesem Sinne ist aber die Nctlame
das Kind erst unserer Zeit: erst unsere (das heißt, wie ich neulich sagte, immer: die
amerikanische) Kultur hat dieses Phänomen als organischen Bestandteil in sich auf»
genommen, erst unser Wirtschaftsleben vor allem hat die Netlame zu einem not»
wendigen Gliede in der Kette der Geschäftsvorgänge gemacht.

Die Entstehung der Nctlame wird von manchen in das Mittelalter, von anderen
doch wenigstens in das 17. oder 16. Jahrhundert verlegt. Beides halte ich für falsch.
Weil ich nämlich diejenigen Erscheinungen, die man als Formen der Nctlame für
jene früheren Zeiten anspricht, nicht als Neklame in jenem oben bezeichneten Sinne
gelten lassen kann.

Häufig führt man die berühmten driz cle l'ariz, die uns schon aus dem Mittel-
alter überliefert worden sind, als älteste Form der Geschäftsrellamc an. Mau verstelu

282 M^{oen}: Kulturphilosophie

unter den O15 cle Paris die Ausmfe der Straßenhändler und der herumziehenden Handwerker (wie der Scherenschleifer, der Schornsteinfeger usw.), die zu wiederholten Malen in allen Jahrhunderten in saubere Verse gebracht sind. Ein Beispiel eines dieser O15: äi-tic!i2,ult, 2tt ctiault!

d'est pous mnnsieul et poui' micame,

pour reclizuffer ,e corpz et l'sme

tlit p[^]ul »voll le cu! piuz ctiault.

In gewissem Sinne handelt es sich hier freilich um eine „Anpreisung“, der aber doch wesentliche Bestandteile der Netlame fehlen: der Verkäufer bezweckt nicht eigentlich, seine Waren als die besseren zu preisen, die vor der seines Konkurrenten den Vorzug verdienen. Er ruft aus: „hier könnt ihr einen sehr nützlichen Gegenstand taufen“ oder: „ich bin wieder da“. Wie heute noch der Lumpensammler in unseren großstädtischen Wohnschächten. Dieser Bus ist notwendig zur Ausübung des Handels oder des Gewerbes im Umherziehen, wenn nicht jeder einzelne Kunde aufgesucht werden soll. Deshalb würde ich auch nicht die älteste Form des Plakats als Betlame bezeichnen: nämlich die Ankündigung einer Ausstellung seltener Tiere oder einer Zirkus- oder Seiltänzerveranstaltung (wovon hübsche Proben auf der Augur zu sehen waren). Denn auch hier ist der Zweck der Ankündigung: die Betanntgebung einer Tatsache. Deshalb rechne ich auch nicht unter die Anfänge der modernen Geschäfts» retlame die Vücherkataloge, die die Buchhändler schon im 17. Jahrhundert öffentlich bekanntmachen. Auch sie bezwecken nur die Ankündigung der neuen Erscheinungen. Auf der Grenze zwischen der einfachen Anzeige und der "Reklame stehen die Inserate besonderer Spezialgeschäfte, denen wir schon im 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts begegnen.

So findet sich z. V. im Boniteur univerzel vom 4. April 1810 die Annonce:

,[^]me veuve tlmcll Succ«wnt ä 50» M2li äanz >2 p!»« 6e zm«5e 6« [^]ezzÄ[^]el!» lul

I[^]lowe-vÄiüe clez-Victoïs«, c«»!mue loujoult K venire >2 vörittlble e»u lie doioZne cle)eii>[^].ine fÄnn», viz-ä-viz ll> place 1»jl!ies5, i Oolu[^]ne.»

Aber selbst diese embryonalen Geschäftsrrklamcn finden sich doch nur ganz vereinzelt in den Zeitungen bis zum Ende des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. And man darf als Zeitpunkt der wirtlichen Geburt der modernen Geschäftsretlame vielleicht das Jahr 1829 ansehen. Weil in diesem Jahre zum ersten Male (soviel bisher bekannt ist) ein — Warenhaus zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Kundschaft anzulocken, eine kurze Empfehlung seiner Bestände in einer (Pariser) Zeitung brachte. Von diesem Zeitpunkt ungefähr wenigstens datiert die Bctlame als ständige Einrichtung des Wirtschaftslebens. Und es ist gewiß kein Zufall, daß es die ersten Pariser »/[^]3M5M5 cle Kouveautöz«, der Petit 3<-lmt l'liomaZ, der Deux Hcimoncl oder der äie[^]e de Orintne sind, von denen die Betlame in die Welt gebracht wird. Denn sie sind es wohl, die wir als die Väter des modernen Geschäftsgeistes anzusprechen haben, und nur als den Ausfluß ganz und gar gegen früher veränderten Geschäfts» gebarens kann man die Beklame richtig verstehen.

Es ist ein Kennzeichen der vorkapitalistischen, handwerksmäßigen Wirtschaft, daß

die Beziehungen zwischen Produzent, Händler und Konsument stabile, traditionell gefestigte sind, daß Händler und Produzent nie in die Lage kommen, sich um den Absatz ihrer Waren sonderlich zu bemühen oder gar den Kunden zur Abnahme ihrer Produkte nötigen zu müssen. Der Produzent macht recht und schlecht seine Stiefel und wartet, bis der Konsument oder der Händler sie ihm ablaufen, wenn er sie nicht gar schon auf deren Bestellung gemacht hat; der Händler sitzt in seinem Laden, hinter seinem Stande und wartet ebenso selbstverständlich, daß die Kundschaft zu ihm komme, wie sie zu seinem Vater und Großvater auch schon gekommen ist.

Wir wissen, daß der Kapitalismus erst dieses Idyll ruhiger Beschaulichkeit zerstört hat, daß er Unrast, fieberhafte Tätigkeit, Nervosität an die Stelle gesetzt hat, wo ehemals friedliche Genügsamkeit, gesättigtes Dasein herrschten. Wir wissen auch, wie das gekommen ist; wissen, wie sehr es im Wesen kapitalistischer Produktion begründet ist, daß sie mit ihrem Angebot an Waren stets der Nachfrage voraneilt.

Weil mehr Waren produziert werden, also auch abgesetzt werden müssen, so entsteht unter den Produzenten und Händlern der Konkurrenzkampf (der aller früheren Zeit fremd war). Damit aber wird der Warenabsatz für Produzenten und Händler erst ein Problem: aus der traditionell-hemdenmäßig geübten Täu'gheit wird unter dem Zwang der Verhältnisse ein zielbewußtes, vernunftgemäßes Handeln, dessen Aufgabe darin besteht, das klargestellte Problem zu lösen: wie trotz Verschlechterung und Erschwerung der Absatzverhältnisse nicht nur die „Nahrung“ zu sichern, sondern — was das immer mächtiger sich entfaltende Gewinnstreben energisch heischte — steigende Gewinne zu erzielen seien.

Daß dieses Problem nur zu lösen sei, wenn man mit den alten Geschäfts-Prinzipien brach, war selbstverständlich. Der Kunde, den man früher wohlgenut erwartet hatte und der auch sicher gekommen war, weil sich für ihn keinerlei wesen-schiedene Kaufgelegenheit anderswo bot, der Kunde mußte jetzt gesucht, angegriffen, herbeigeschleppt werden. In Breslau und auch anderswo liegen in manchen Straßen fast Haus neben Haus ganze Reihen minderwertiger herrschaftliche Handlungen. In der Ladentür stehen der Besitzer selbst oder sein Stellvertreter, auf Beute aufschauend. Läßt sich auch nur von fern ein Väterlein blicken, so geraten die Türtchen in unseren Läden in Bewegung. Und wie sich das Väterlein ihnen nähert, beginnen sie es in ein Gespräch zu verwickeln und durch Anpreisung ihrer Waren zum Kaufen zu animieren. Folgt es nicht willig, so wird wohl auch eine leise Nachhilfe, ein sanftes Schieben oder ein schüchternes Zupfen nicht verschmäht. Der Nachbar aber greift den Kunden von der anderen Seite her in gleicher Weise an. Und es kann kommen, daß an dem einen Nockärmel unseres Michel der Herr Cohn und am anderen der Herr Levy ziehen. „Aermelausreichgeschäfte“ nennt der Volksmund diese Art Läden.

Auf dasselbe aber, was hier in roher, handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles moderne Geschäftsgebar hinaus, und das Mittel, das die körperliche

281» Morgen: Kulturphilosophie

Ueberwältigung des Kunden ins Psychologisch»Geistige zu übertragen bestimmt ist, heißt: Reklame.

Die 'Reklame ist also ein notwendiger Vestandteil aller amerikanischen, das heißt rein kapitalistischen Wirtschaft, Aber auch nur dieser. Sie ist um so entwickelter, je entwickelter der Ameritanismus ist. Und wird geradezu zum Gradmesser öko» nomischen, das heißt kapitalistischen Fortschritts. Weshalb z. V. in Wien die Nellame nicht recht gedeiht. „Ich bitt Sie gor schen, welcher urntliche Mensch moacht Netlam?" Das ist noch heut Wiener Ansicht. Auch Ansicht des gebildeten Wien. Für Netlamc ist kein Platz im Nahmen einer alten, gesättigten, im wesentlichen noch auf handwerksmäßiger und frühkapitalistischer Wirtschaft ruhenden Kultur.

Mit dieser Feststellung: daß die Reklame mit dem tzochtapitalismus in die Erscheinung tritt und ein notwendiger Vestandteil hochtapitalistischer Wirtschaft ist, tonnte es null sein Bewenden haben, wenn die Netlame eine interne Angelegenheit der Händler wäre, wie die Wechseldiskontierung oder das Differenzgeschäft. Nun hat aber die Netlame ein Janusgesicht: mit dem einen Kopf schaut sie in das Geschäft, mit dem anderen auf die Straße. Denn das ist ja gerade ihr Wesen: daß sie die breite Oeffeulichteit aufsucht, um hier die Gimpel zu fangen. Das „große Publikum", die Geschäftsleute sind doch am letzten Ende das Wild, auf das der Netlamejäger es abgesehen hat. Geschäfte kapitalistischen Geistes werden einander keine Neklame vormachen: sie mühten lächeln wie die Auguren. Nur der Nicht'Geschäftsman oder allenfalls der noch im alten Geleise dahinfahrende handwerksmäßige Produzent oder Händler sind würdige Objekte der Neklame. Damit aber wird die Netlame eine öffentliche, eine Kulturangelegenheit. Wir müssen ihr vom Standpunll einer allgemeinen Kulturbetrachtung und Kulturwertung aus gerecht zu werden suchen. Was ist uns — die die ganze Sache nichts angeht — die Neklame?

Nun ich denke, darauf tann die Antwort nm lauten: ein Aergernis, und zwar ein großes. Die Netlame ist jene Erscheinung der modernen „Kultur", an der aber auch beim besten Willen nichts als Widerwärtiges gefunden werden kann. Sie ist als Ganzes wie in ihren Teilen und in allen ihren Formen für jeden Menschen von Geschmack rundweg ekelhaft.

Schon daß sie überhaupt da ist; die Tatfache, daß man Netlame macht, wirkt ab» stoßend. Jede Anpreisung nun gar zum Zwecke des Gewinnes ist ein Gräuel für jedes noch unverdorbene Gemüt.

Aber was dazu kommt: weil es sich in weitaus den meisten Fällen um die An» preisung wirtschaftlicher Güter handelt, so zerrt uns die Neklame, die uns ja keinen Augenblick aus den Klauen läßt, wider unfern Willen in das sehr wenig erfreuliche Getriebe unseres Wirtschaftslebens hinein. Sie erinnert uns jeden Augenblick an all den Dreck, den wir ja nun mal zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft brauchen,

Werner Sombart: Die «Reklame

aber den wir doch nicht cigcns ncch über Bedarf immer unter die Nase gehalten haben möchten; schlin m genug, wenn wir hshncralgcñ heilen oder uns den Mund spulen oder die dünner werdenden haare mit startenden Essenzen waschen müssen. Aber es ist doch eine unerhörte Drcistiglciit und Aufdringlichkeit von den Leuten, die mil den Artikeln handeln, die solche Notdurft bcflicdigeu sollen: daß sie uns in jede^ illustrierten Zeimng. an jeder Straßenecke, in jedem Straßenbahnwagen ihre unappetitlichen Artikel mit grellen Asfichcn anpreise,,. Wie cs ürc,hai!pt cinc Aufdringlichkeit ist, mir etwas anzubieten, Ironcch ich gar keinen Bedarf geäußert habe: den Beisendcu, der so etwas tut, wirft man zur Tür hinaus: dem Betlamemachcr bi« ich schonungslos ausgeliefert.

(Die Bellamc ist hier nur der Ausdruck ciucr allgemeinen Tendenz unsercr Zeit, die in schamloser Weise die häßlichen Verginge der Bedarfsdeckung ans Licht zerrt und womöglich in Schönheit tauchen möchte. Wie mitleidig lächeln müssen der Sohn oder die Tcchler einer <vicl.'c cht ncch einmal anbrechenden??) kultivierten Zukunft über u«ser Bemühen: Bachtlfsc und Bratheringe in Schönheit taufen zu wollen!) Wenn die Betlame wenigstens dazu beitrüge, daß wir nun unfern Alllagsbcdarf besser decken tonnen, als wir's ohne sie tun würden. Davon ist aber gar keine Bede. Eher lockt uns die BeName zur schlechten Ware, und jedenfalls verteuert sie die Ware enorm. Was jährlich von der nationalen Arbeitszeit auf Betlamcerzcugung verwandt wird, ist sicher ein ganz erheblicher Bruchteil. Ich zweifle nicht (obwohl wir Ziffern dafür nicht besitzen), daß wir cinc Stunde am Tacc weniger zu arbeiten brauchte«, hätten wir leine Betlame nötig.

Daß die Bcllcme, wo sie auf die öffentlichen Plätze hinaustritt, das Städtcbild, das eh' wenig erfreulich ist, noch mehr schimpficrt, braucht nicht eist ausdrücklich festgestellt zu werden. Geradezu aber zum groben Insug, zur Bclwüslcrin und Zerstörern» wird die Bctlamc, wenn sie sich auf dem platten Lande und gar noch an landschaftlich fchönen Punkten breit macht. Es ist eine widerwärtige, strafbare Schamlrsiglciit, wenn ein beliebiger Kösehändler seine stinkige Waie auf irgend einem romantischen Felsen anpreist. Oder wenn rechts «nd linls vom Eisenbahndamm alle IM Schritte cinc Betlametafel aufgestellt ist.

Nun hat man wohl gemeint: die äslhctifchen Schädigungen, die wir durch die Be.lame erfahren, würden bcfcitigl, wenn sich die Kunst ihrer anuähmc. wie sie ja schon angefangen hat, es zu tun. Ich war früher fcibft dieser Mcinuug, bi« aber gründlich von ihr zurückgekommen. Was in aller Welt macht cs die Sache besser wenn wir nun wirtlich an den Lilfaßfäulen oder in den Straßenbahnen gefällige Plakate statt der Scheußlichkeiten von früher finden? Eine künstlerische Gesamtwirlung wird nur in ganz seltenen Fällen zu erzielen sein: das kunterbunte Durcheinander von Farbenllcren schließt rein äußerlich jeden ästhetischen Genuß aus. Dazu lomml. daß wir es schließüch satt betommen, dasselbe noch so kunstvolle Platat allerorts.

O »

wohin wir fliehen, wieder vor Augen zu haben. Ueber die widerwärtige Tatsache aber, daß künstlerisch.'s Schaffen sich hat hergeben müssen, um die beste Stiefelwichse oder die stärksten Hosenträger anzupreisen, hilft auch ein noch so vollendetes Plakat nicht hinweg. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß arme, hungernde Künstler ihr Können gegen kargen Lohn einem beliebigen Insektenpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, damit er seine Ware in Schönheit anpreisen könne. Die Kunst im Dienste der 'Reklame ist eine der vielen gründlichen Verirrungen unserer Kultur. Abhilfe? Gibt es keine. Wer wollte dem Kapitalismus etwas anhaben?

Nur Schutzdämme tonnen wir aufrichten, damit der Schlammstrom der modernen Kultur nicht alles um uns her verwüste. Strenge Gesetze für tzeimatschutz, damit wenigstens das Land von der Reklameseuche frei bleibe. Die (Groß») Stadt ist ja für feineres Kulturleben sowieso verloren.

IInd eine freundliche Bitte an die Veranstalter der Reklame selbst! Da ihr doch nicht aufhören werdet, die Welt zu verunstalten, so gibt es nur ein Mittel, die Wirkung eurer widerwärtigen Tätigkeit abzumildern: macht uns lachen! Wer einen zum Lachen zwingt, dem sieht man manches nach. Warum eifert ihr darin nicht euren Vorbildern, den Amerikanern, nach? Mit der Kunst im Dienste der Reklame ist's wirklich nichts, glaubt's mir. Wie wäre es mit dem Humor im Dienste der Retlame (und meinerwegen auch der humoristischen Kunst im Dienste der Reklame, wofür wir schon hübsch: Ansätze haben)? Ich führe als Proben einige Leistungen amerikanischen Retlamehumors an.

»Die letzten Worte großer Männer:

.Spitze der Armee', murmelte der große Napoleon in dem Augenblicke, als sein Aiesengelst sich von den Fesseln d^s Körpers befreite.

„Mehr Licht!' seufzte Goethe.

.Bekränzt mich mit Blumen!' sagte NURabeau.

.Gebt Herrn Deyrolle einen Stuhl!' ließ sich Lord Chesterfield inmitten seines Todesröchelns vernehmen.

.Begrabt mich', sagte Fack Towers, .in einem Anzüge, »elcher in einem Atelier von Aims»Aims H Co gearbeitet ist, denn ich wünsche im Grabe noch wie ein Gentleman gelleidet zu sein."

Oder:

.Unsere Tante, dl« Witwe X., ist gestern gestorben. Sie hat uns nichts hinter» lassen als ihren Auf und ein großes Lager Manufakturwaren. — Auf 6/4 Leinen und Itz/4 Laken legte sie großen Wert, die Hemden hielt sie hoch, das war ihr Stolz. O möge man den kleinen Weg nicht scheuen, gewiß wird man es nicht bereuen.'

Oder endlich:

.hier liegt John Smith. Hr erschöß sich mit einem Aevoloer System Holt, der auf der Stell.> tötete. Die beste Waffe für diesen Zweck.'

C »

» »

287

Karl Ientsch: Die Polennot

Die Polennot. Von Karl Ientsch.

6H?r Flottenenthusiasmus ist nicht der einzige Fall von Verdunkelung der Gegenwart»
tatsachen durch historisch« Neminiszenzen. Seit beinah« zwanzig Jahren macht das Wort „Vstmarken" «in paar Millionen D«utsch«r verrückt. Als ob wir in der Zeit Albrechts des Bären lebten, wo tapfer« Necken Grenz» gebiet» anvertraut wurden, sie vor Mongolen» und Slaveneinfällen zu schützen und durch Eroberung zu erweitern! Als ob 1871) die Feinbschaft der Bevölkerung des Kriegsschau» Platzes, die ja allerdings manch blühendes deutsches Leben gekostet hat, die Operationen unserer Heer« auch nur im mindesten hätte hemmen können! Landesverteidigungsfragen de« 20. Jahrhunderts vom Standpunkte des elften behandeln — wenn das nicht Nomantik ist, dann gibt's leine Nomantit. Und nicht bloß romantisch ist die preußische Politik ge» worden, sondern auch scholastisch. Sie schnitzelt Begriff«, und leitet aus diesen Hirngebilden politische Normen ab. Wenn ich nicht irre, ist es der jüngst verstorben« Ernst hasse ge» Wesen, der den Unterschied zwischen einem Nationalstaat und einem Nationalitätenstaat« h«rausg«funden hat. Am 9. Dezember vorigen Jahres hat der Staatssekretär des Innern bei der Begründung der Bereinsgesetzvorlage im Reichstag« diesen Unterschied zur Necht» fertigunga des Paragraph 7 benutzt. Im Natio» nalitätenstaat«, ja, da darf jeder reden, wie ih« der Schnabel gewachsen ist, nicht aber im Nationalstaat«, wenigstens nicht öffentlich. Ei» Körnchen Wahrheit steckt ja allerdings in b«r Unterscheidung; bei dem Zaylenverhält» niss« der Nationalitäten im Deutschen Neiche Hab«» wir nicht nötig, unseren Polen, Franzosen u»b Dänen eigene Universitäten und Lands» «annminister zu bewilligen; aber daß wir ihn«« verbieten mühten, öffentlich ihre Sprach« zu r«d«n, das ist eine Folgerung, dl« ich, »eil ich lein« Lust Hab«, mich «insperren zu lasse», nur unverständlich nennen will. Noch dazu hat 1867, als die Provinzen Preußen und Pofen in den Norddeutschen Bund ein» bezogen wurden, der Oberpräsident von Posen, hörn, «ine Proklamation in deutscher und polnischer Sprache erlassen gegen die B«r» l«umdu»g, daß d«n Polen durch den Eintritt in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer Muttersprache verkümmert werden soll«. In mehrfach modifizierten Wiederholungen be» teuert er: »Auch im Norddeutschen Bund« werdet ihr unbehelligt Polen bleiben, «ure Muttersprache reden, «ure Sitten üben, und

die katholische Kirche wird sich derselben Freiheit und desselben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preussischen Vaterlande genossen hat." Daß die Polen an ihrer Sprache hängen, kann man ihnen um so weniger als Schuld anrechnen (hat überhaupt vor der Erfindung des Nationalismus schon einmal jemand darin «in Unrecht gefunden?»), weil, wie Goethe bei Erwähnung der Pflege des Deutschen im Elsaß (im elften Buch von Dichtung und Wahrheit) sagt, wenn der Unbegründete die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, er sich zur Schmach rechnet, „die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangen-gut-Zeit zurückrufen und die Hoffnung besserer Wiederkehr einer glücklicheren Epoche nähren kann". Zwar ist die preussische Zeit bis zum Kulturkampfe und den unter Falk beginnenden Sprachverletzungen für unsere Polen glücklicher gewesen als die unter der Schmachzarenherrschaft. Aber die genannten und die übrigen Verletzungen haben die Erinnerung an dieses Glück so gründlich getilgt, daß sie sogar die Wiederkehr der verhaßten Schmachzarenherrschaft wünschen, wosern sie nur dadurch von den Sprachverletzungen und der Bedrängungspolitik befreit werden. Warum man sie wegen der Sprache bedrängt? Kein Mensch weiß es zu sagen; denn wer die Notwendigkeit dieser Bedrängung aus dem Worte Nationalstaat ableitet, kommt doch heute, wo wir aus der Scholastik heraus sind, als animalische Reaktion nicht mehr in Betracht. Keinem Menschen, und weder dem preussischen Staat noch dem

Morgen: Politik

Deutschen Reiche kann «in Schaden daraus er» wachsen, wenn sich die Polen ihres Idioms bedienen. Manchen Behörden mag das Un» bequemlichkeiten verursachen, aber wenn man fremdsprachige Gebiete annektiert, muß man sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die man sich dadurch zuzieht. Will ein Kaufmann mit fremdsprachigen Menschen Handel treiben, so muß er deren Sprach« selbst lernen oder für sie «inen Korrespondenten anstellen. Und was die Versammlungen betrifft ^ ist es denn überhaupt notwendig, daß sie polizeilich über» wacht werden, und daß, wenn man unbedingt «inen Polizisten hinschicken will, um die etwa handgemein Werbenden auseinanderzubringen, dieser Mann versteht, was gesprochen wird? Lernen die preußischen Polen nicht deutsch, so schadet das l«in«m Menschen, außer ihnen s«lbst. Das haben die Verständigeren unter ihnen immer gewußt, und darum früher so viel Deutsch gelernt, wie sie nur immer konnten. Vis man ihnen — ja, wie Schaffte das einmal genannt hat, kann ich des Staatsanwalts wegen nicht aussprechen; von da an haben sie natürlich gesagt: nu grade nicht! hätte man alles beim Alten gelassen, so würde nach ein Paar Jahr» zehnten die ganz« polnische Bevölkerung Preußens Deutsch gelernt haben; und hätte man alles beim Alten gelassen, so würde der ganze ritterlich« Grundbesitz der polnischen Landest«il« und der größte Teil des bäuerlichen in deutschen Besitz übergegangen sein, und zwar wohlfeil. Der seit der preußische» Vlkupation «ingeleitete Prozeß der Verdrängung der Polen aus dem Grundbesitze ^ ohne Anwendung von Gewalt, bloß indem der wirtschaftlich Tüchtigere den Untüchtigeren hinausarbeitet ^ hat bis 1885. bis zum Jahre der Kriegs» «rklärung an di« Polen angehalten. Bei der Veratung des Enteignungsgesetzes hat der Ab» geordnete Porsch daran erinnert. In der Bo gründung des ersten Ansi«dclu»gsg«s«tzes am 22. Februar 1881> habe der damalige Land» wirtschafteminister mitgeteilt, daß sich in der Zeit von 186U bis 188? der polnische Grund» besitz in der Provinz Posen um 195 537 Hektar vermindert hat. Von da an aber ist es ganz so wie mit der Sprache gegangen. Der Erfolg des gewaltigen Kriegsgeschreis und der »uf» gewendeten 350 Millionen besteht darin, daß seit 1888 in den polnischen Landesteilen 100 000 Hektar an die Polen verloren gegangen sind. Das Fiasko der Ansiedlungspolitit ist so offen» bar, daß außer vielen andere» kompetenten Autoritäten sogar das hyperlohal« Herrenhaus und einzeln« seiner Mitglieder, di« hochan» gesehen« Magnaten sind, es öffentlich einzu» gestehen sich gedrungen fühlen. Wenn ich eitel

wäre, würde ich mir etwas darauf «inbild«n, daß meine Prophezeiung d«s negativen Erfolgs, die ich vom ersten Veginn des wunderlichen Feldzugs an wiederholt ausgesprochen habe, noch über mein« Erwartung hinaus in Erfüllung gegangen ist. Ich habe in verfchied«ne« Blättern sechs Gründe angegeben, di« »ich bestimmten, diesen Feldzug für di« größte politische Dummheit des 19. Jahrhundert«s zu erklären. Ich will sie nicht noch einmal an« führen, denn fünf davon sind seitdem unzählige« mal auch von anderen dargelegt worden, und den sechsten glaubt mir vorläufig niemand; ich will darum nur zwei in den letzten Debatten gefallen« Aeuh«rung«n beleuchten.

Professor Dr. hötzsch hat in der Schlesischen Zeitung russische Aisebriefe veröffentlicht, die in ihm einen scharfblickenden und objektiven Beobachter erkennen lassen. Seit einiger Zeil tritt er in demselben Blatt« für die Enteig«nungsvorlagc ein. Di« gegenwärtige Stim«mung der Polen beschreibt er ja richtig; er vergißt nur, wie diese Stimmung entstanden ist, und überschätzt nach hatatistischem Brauch in ungeheuerlicher Weise die Bedeutung der Stimmungsäußerungen. In einem seiner Artikel meint er, es handele sich um zweierlei; einmal darum, wie die preußischen Polen (ich zitiere aus dem Gedächtnis) in den Staats«lorper «ingegliedert werden können. Aein, Verehrtest«!, darum handelt es sich gar nicht. Sie brauchen nicht erst eingegliedert zu werden, weil sie «ingegliedert sind. Sie haben sich niemals geweigert, Steuern zu zahlen. Si: haben sich niemals geweigert, di« für alle Preußen geltenden Staatsgesehe anzuerkennen,

o 0

28!»

Karl Ientsch: Die Polennot

und so oft sie sie übertreten hatten, die «träfe auf sich zu nehmen. Sie haben niemals den Militärdienst verweigert und haben seit 1864 in drei Kriegen für Preußen geblutet. Beständen Abfallneigungen bei ihnen, so wäre die Versuchung in den zwei großen Kriegen fatal gewesen. Denn in beiden hatten sie gegen Katholiken zu kämpfen, und man weiß, was den Polen ihr Aeligion wert ist. In dem «tuen standen ihnen galizische Volksgenossen gegenüber, im anderen Truppen einer Nation, die ihnen immer freundlich gesinnt gewesen war, und in deren Hauptstadt ihre politischen Flüchtlinge eine zweite Heimat gefunden hatten. Aber es ist nichts von Verrat, nichts Verdächtiges vorgekommen. Wäre etwas dergleichen ruchbar geworden, so würde es Bismarck angeführt haben in seiner großen Rede am 38. Januar 1886, wo er die in der Thronrede angekündigten „Maßnahmen zum Schutze der deutschen Interessen in den östlichen Provinzen“, in Ermangelung von Gegenwärtigkeiten, mit alten Geschichten begründen mußte, in einer Weise, in der man heute noch den Belagerungszustand über ganz Preußen begründen könnte, das ja 1808 einmal rebelliert hat. Also die Polen sind in den preußischen Staat eingefügt, und der Verwaltungsorganismus funktioniert bei ihnen ohne die geringste Störung. Sie haben, gleich allen preußischen Katholiken, den Maßregeln passiven Widerstand geleistet, und sie leisten denselben Widerstand dem Versuch, ihnen ihre Sprache zu rauben. In beiden Fällen mit vollem Aecht, weil da der Staat seine Kompetenz überschritten hat. Ueber die beiden Gebiete, in die er da eingegriffen hat, besitzt er keine Gewalt. Gesetze und Maßregeln, die gegen die Natur gehen, sind so nichtig. Der Staat hat weder Gewalt über mein Gewissen, noch könnte er, wenn er ein polnischer Staat wäre, meine Zunge zwingen, eine polnisch-konsonantenkombination wie pr zu aussprechen. Im ersten Fall mußte der Staat bald nachgeben, weil die Zahl der passiven Widerstand Leistenden so groß war, daß er sich durch die Aufrechterhaltung undurchführbarer Gesetze um seine Autorität gebracht hätte; im zweiten Fall kann er das törichte Verlangen etwas länger fortsetzen, weil die Zahl der Verstoßenen bedeutend kleiner ist. Daß die Polen, nachdem sie diese Delationen dreißig Jahre lang erduldet haben, und nachdem man ihnen offen angekündigt hat, daß man sie von ihrem östlichen Boden verdrängen wolle, die preußische Aegierung zum Teufel wünschen <was Millionen anderer Leute aus anderen

Gründen auch tun), ist selbstverständlich i si«
wären nicht Menschen, sondern Hunde oder
«lötzer, wenn sie es nicht täten. Aber gu!
ziue viribus ir»e? Was bedeuten im Zeitalter
der Aiesenheere, Aiesenlapitalien und Kanonen
Schimpfwörter, Phantasien und «in -National»
schätz von ein paar hunderttausend Mark? Im
passiven Widerstand unüberwindlich, sind die
Polen jeder Möglichkeit der Aggression iie»
raubt. Nebrigens stammen all« V«weis« für
den Deutschenhaß, die Unverträglichkeit und
Unversöhnlichkeit der Polen, wie sie z. B. auch
der ehrlich« W. von Massow in s«iner „Pole»»
not" anführt, aus der Zeit nach dem Kultur»
kämpf. <Irst durch diesen und de» 1886 gegen
si« unternommenen Feldzug sind die Bürger
»nd die Bauern für die Phantafien und di«
Hetzereien der Pfaffen und der Schlachzizen
empfänglich gemacht worden, halte man von
dies«» «in paar Dutzend standrechtlich erschossen,
ehe man sich der ganzen polnischen Bevölkerung
gegenüber ins Unrecht gesetzt hatte, so würde
ich bravo gerufen haben, Alfo unser« Pol«»
sind in unseren Staats'örper «i»g«gli«b«rt.
Seit 1872, noch gewaltsamer seit 1886, arbtltet
die Regierung daran, dieses Glied auszurenken,
und jetzt will sie durch die Losreißung vom
Boden die Ausrenkung vollenden. Zweitens
handelt es sich nach höhfch darum, ob di«
beld«» Provinzen deutsch oder polnisch sein
sollen. Bedeutet deutsch soviel wie Teil des
preußischen Staates, so sind si« deutsch. K«ine
europäische Großmacht stellt das in Frag«, und
wenn «in d«utsch«r Prof«ssor di« Frage aufwirft,
so ist das «in« Alb«rnh«it. Oder man meint
damit die Sprach« und di« Nationalität. Dann
lautet die Antworti weder deutsch noch polnisch,

Morgen: Politik

»ändern gemischt. Das ist «ine Tatsache, die
 !ich nur dadurch aus der Welt schaffen lieh:
 daß ma» die ganz« polnische Vevöllerung tot»
 ichlüge, oder nach Westafrita oder inö rheinisch»
 westfälische Industriegebiet schafft«,
 Aehnlich wie Professor hötzsch hat sich
 Fürst Bülow in der Herrenhaussitzung vom
 »<>, Januar ausgedrückt: „Ich frag« nur:
 tonnen wir zwei Provinzen entbehren, von
 denen die eine 18 Meilen von Verlin ihren
 'Anfang nimmt?" Keiner der erlauchten Herren
 lmt die Geistesgegenwart gehabt, zu rufen:
 „Aber, Herr Reichskanzler, wachen Sie doch
 auf! Sic träumen! Schauen Sic sich doch
 um! Wo stehen denn die Armeen, die Posen
 und Weftproucn erobern wollen?" Müssen
 nicht die armen Polalen überschncippcn und
 vom Größenwahn bcfallen werden, wenn das
 gewaltige Preußen, das die zwei stärksten Mili»
 tärmächte Europas zerschmettert hat, mit un»
 geheurem Pathos sich rustet, um Berlin vor
 ihnen zu schützen? Da Japan doch «in bißchen
 zu entfernt liegt, könnte eine von Osten an»
 rückende 'Armee nur «ine russische sein. In
 Beziehung auf Rußland gibt es nun zwei
 Möglichkeiten. Entweder es löst sich auf,
 dann wird natürlich auch «in polnischer Staat
 entstehen, der 7 bis 111 Millionen Einwohner
 haben, jämmerlich verwaltet und blutarm sein
 wird, W:e könnte der dran denken, auch nur
 ein« Ouadralmeile vom preußisch« Staats»
 gebiet abzureißen, wenn die Italiener mit all
 ihrem Irrcdentistengcschrci dem schlotterigen
 O«st«!?eich das ganz verwelschte Südtirol nicht
 streitig machen können? Aber noch ungcmüt»
 licher freilich würde» die Zustände in Posen
 und Westpreußen dann werden, wenn die dort
 lebenden Polen immer noch Ursache hätten,
 mit der preußischen N.gierung unzufrieden zu
 sein. Oder "Rußland erstarkt im Wirtschafte»
 leben und in der Kultur, so daß sein gewaltiges
 (Gebiet und sein« Kopfzahl in feiner politischen
 Macht voll zur Geltung kommen. Dann wird
 es die eisfrei«» Häfen, di« es braucht, an
 unserer vstseelüste suchen, und es wird die
 Macht haben, sie zu nehmen. Das einzige
 Mittel, dieser Eventualität vorzubeugen, ist «in«
 Politik, welch« di« dem Niesenreich unterwor»
 fenen kleinen Nationalitäten in Preußen «ine
 Schutzmacht sehen und herbeiwünschen läßt.
 Statt dessen hat es sich bei allen kleinen Aatio»
 nalitäten, nicht bloß den slavischen, gefürchtet
 und verhaßt gemacht, und dadurch den Deut»
 fchen den Zugang zu den großen Kulturauf»
 gaben verbaut, die ihrer im Osten und Süd-
 osten harren und di« si« aus der lleindeutschen
 Heringstonne, in der sie sich ungemütlich in
 kleinlichem Gezänk drängen, hinausführen

könnten ins Freie.

Vor 20 Jahren fand ich es geraten, zu versichern, es sei nicht etwa Sympathie mit den Polen, was mich bestimme, die gegen sie gerichtete Politik zu bekämpfen. Polnische Wirtschaft und polnischer Charakter sind mir immer widerwärtig gewesen. Aber ich muß gestehen, daß die Polen in den letzten Jahren viel von ihren widerlichen Charakterzügen verloren haben. Dank der vortrefflichen Erziehung, die ihnen der hatatismus hat angedeihen lassen, sind die bäuerlichen Schlampen, die liederlichen Herren von Krapulinsti und Waschlappsli wirtschaftlich geworden; sind unsere Polen aus larmoyanten Klageweibern allesamt, die Weiber eingerechnet, tatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen, fchafs» geduldigen Stlavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden. Wenn ich die Polenpolitik als einen Komplex kolossaler Dummheiten charakterisier», so will ich damit natürlich nicht etwa Bismarck der Dummheit beschuldigen. Im diplomatischen Berkehr und im Berkehr mit dem Hof» mußte er seiner vulkanischen Seele übermenschlichen Zwang anlegen, und da Basen zerschlagen und Türklinden abreißen nur eine sehr mäßig» Genugtuung ist, liebte er es, in der inneren Politik den Gluten seiner Leidenschaft Luft zu machen. In der Leidenschaft aber sieht man nicht, wohin man geht. Uebrigens gab es neben den ausgesprochenen Beweggründen, die seine Polenpolitik durchaus zweckwidrig erscheinen lassen, unausgesprochene, die für seine Nachfolger jedoch nicht mehr bestehen. Diese haben sich nun, anstatt langsam und vorsichtig abzu»

Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch 291

wiegeln, mit der jetzt ganz unmotivierten Polen»

Politik belastet. Nun rufen Minister und
halatiften: Herr, die Not ist groß? Aber der
Hllc Hexenmeister, der den Kulturlämpfern den
Dienst geleiftet hat, die Verantwortung für den
unvermeidlichen Auszug auf sein« Niesen»
schultern zu laden, lehrt nicht mehr zurück,
di.» halatislen denselben Gefallen zu erweisen.

I« länger die Regierung die unvermeidlich«
'Imlehr verschiebt, desto schwerer schädigt sie
die Autorität des Staates,

Nachdem ich dieses Artilelchen geschrieben
habe, finde ich einig« d«r darin ausgesprochenen
Gedanken in dem mir soeben zugehenden V«>
richt« üb«r die Herrenhaussitzung vom 26.

Februar wieder, und zwar in den Aeden der
Herren Grafen Vlirbach und Generalfeld«
Marschall Graf haeseler. Aett ist auch, wie
der Freiherr Lucius von Ballhausen, der 1888
die Ansiedlungsvorlage «ingebracht hat, gegen
diese Fortsetzung der Msmarckfchen Politik
polemisiert.

Japanisches Neisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

^«N^ir hatten das Glück, uns der Gesellschaft des Kapitäns Total! von der japanischen
-4V Marine und des Fräuleins Mo, einer jungen Dame, die einige Jahre in Amerika
gewesen und eine englische Erziehung genossen hatte, zu erfreuen. Sie waren aus»
nehmend freundlich zu uns während unseres ganzen Aufenthaltes; ihrer Gesellschaft
^trdanlten wir viele vergnügte Stunden. Der Kapitän gab uns einmal eine Abend«
Unterhaltung in einem Teehause und führte uns zu den berühmten japanischen Geishas,
von denen wir alle schon gehört haben. Man führte uns in einen großen "»Raum,
t»er Fußboden war bedeckt mit Bambusmatten, die auf einer weichen Unterlage ruhten.
Selbstverständlich legten wir unsere Schuhe an der Türe des Hauses ab. Es gab weder
Stühle noch sonstige Möbel dort, aber man brachte für uns sofort welche. Die Ve»
grüßung der zahlreichen Dienerinnen war sehr ehrfurchtsvoll, jede warf sich auf den
Boden nieder und berührte jedesmal die Matte mit ihrer Stirn, wenn sie in den Naum
«intrat. Plüschdecken wurden von einer Dienerin hereingebracht und um das Kohlen»
!>ecl«n gelegt. Ginige Minuten später trat wieder eine Aufwärterin ein, warf sich auf
t«n Boden nieder und sehte uns eine japanische Delikatesse vor, eine andere brachte
Suppe in kleinen bemalten Schalen, eine andere Fisch, eine dritte Kuchen, eine vierte
Tee in sehr zierlichen Tassen, weitere Mädchen noch viele andere Sachen und endlich
wurde Sali, der übliche Landwein, gebracht und in kleinen Täßchen wie Tee kredenzt.
Dann kamen die Mädchen: sieben traten herein, jede mit einem Musikinstrumente
rcn seltsamer Konstruktion; sie verbeugten sich tief, aber ich bemerkte, daß sie nicht die
Matte mit ihrer Stirn berührten: ihr Nang ist viel höher als der der Dienerinnen.
Dann begannen sie zu spielen. Gs gibt leine Abendgesellschaft ohne eine Darbietung
i»i<s«r Geishamädchen, und solche Unterhaltungen bilden fast das einzige gesellschaftliche
Vergnügen der Japaner. Und jetzt die Musik: Bitte sich wohl zu merken, bah die
japanische Tonleiter nicht die unsere ist und javanische Musik leine Melodie für unsere
5hren und doch werden dieselben Gefühl« in ihnen durch ihre Musik geweckt, wie in
„ns durch unsere, so daß mir nach alledem Harmonie einfach eine Sache der Erziehung
) s!«h< .Mm,«»' he« » «,A n. F«»l»a» »9«.

292 Morgen: Literatur

zu sein scheint. Die herrliche „Fünfte Symphonie“ oder „Lohengrin“ oder Burns' „Cott's March“, noch unserer Art gespielt und gesungen, würde diesen Menschen nicht mehr bedeuten als ein lautes Geräusch von Kastagnetten. Stellen Sie sich einmal vor „Fünfte Symphonie“ in einer anderen Tonleiter vor als die unsere. Der Gedanke will mir nicht in den Kopf, daß wir nicht die einzig mögliche Harmonielehre haben, aber man muß eben lernen, daß es verschiedene Wege zu jeder Sache gibt und niemand, der viel weiß, wird so anmaßend sein zu sagen, daß seine Methode die beste ist. Well aber die Tonleiter anders ist, so hatte ich auch kein Verständnis für das Dargebotene. Als ich glaubte, sie spielten eine Totentanz, mußte ich die Entdeckung machen, daß es eine herzliche Bewillkommung war und die Versicherung dieser hübschen Mädchen, daß sie sich glücklich fühlten, die Ehre zu haben, vor solch illustren Gästen spielen zu dürfen. Unsere Begleiterin nahm eins von diesen Instrumenten, spielte und sang uns etwas vor, aber ich war auch nicht glücklicher im Erraten dessen, was sie spielte. EL war ein Tzochzelschor, und ich wollte wetten, es sei das japanische „Miserere“, - dieser Irrtum mag immerhin seine Bedeutung haben, aber für uns war die Wustl, gerade herausgesagt, abscheulich. Eine Fiselstimme und ein Kreischen und dazu noch ein Singsang im Kopftone, der unangenehmste Klang, den es in der Musik gibt, das ist das ganz gewöhnliche und das beliebteste. Die Instrumente sehen aus wie Banjos!) und! geben einen sehr grellen Ton ähnlich der Trommel: aber es gibt ein noch größeres Saiteninstrument, das japanische Piano, auf dem ältere Frauen spielen, die jüngeren sind noch nicht geübt genug, um es zu beherrschen. Nachdem man einige Lieder gesungen, legten einige Mädchen ihre Banjos weg, und nach einer Verbeugung schickten sie sich an zu tanzen. Aber anstatt einer lebhaften Verkörperung munterer Musik ist der japanische Tanz sehr gemessen und der Körper wird statt der Füße bewegt. Mit Hilfe des unentbehrlichen Fächers suchen die Mädchen die verschiedensten Gemütsstimmungen darzustellen und alle mit ausgesuchter Anmut. Es war Poesie in der Bewegung. Jeder Tanz illustrierte eine Geschichte, und hier kennt man sich ebenso gut aus, wie in dem „Highland Fling“ oder dem „Sailors yorncpipe“). Da war es nicht sehr schwer der Darbietung zu folgen. Die Gebärde ist mehr wie die Musik Universalssprache, und in ihrem Bereich macht uns ein einziges natürliches Gefühl die ganze Welt verwandt. Da gibt es keine verschiedenen Tonleitern, um Gefühle zum Ausdruck zu dringen. Die Liebe in ihren mannigfaltigen Formen war, was wohl auch zu erwarten war, das Thema der meisten dieser Tänze. Ich denke, ich gewann meine Aufgabe als guter Errater wieder. Ich konnte Fräulein Mo einen ganz guten Bericht geben von allem, was in den Tänzen zum Ausdruck kam, und während dieses Teiles des Abends unterhielten wir uns vortrefflich. Wie blöd muß einem Japaner unser Wirbeln um den Saal herum erscheinen, bis man müde oder schwindelig wird - und das alles aus reinem Vergnügen an der Sache!

Die Gewänder der Mädchen gehörten zu den reichsten und modernsten ihrer Art, die Harmonie ihrer Farben war überraschend. Ihre Umgangsformen waren die der höchsten!) Vierseitiges, gitarreähnliches Begleitinstrument!

“) Bekanntschottische Voltstänze.

I> c

Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch 293

Geiellschaftsklasse. In der Tat, sie machen die Mode, sie sind die gebildetsten und best«
«zogensten ihres Geschlechts. Auch solchen Mädchen wird geschickt, wenn man «ine
Abendgesellschaft geben will, gerade wie wir eine Musikkapelle engagieren. Als ganz«
»lasse genommen, sollen sie in hoher Achtung stehen, wohnen ausnahmslos bei ihren
Eltern, die sie unter großem Kostenaufwand ausbilden lassen, und machen oft, wie man
mir sagte^ sehr gute Partien. Per Kontrakt zwischen ihnen und ihren weniger gebildeten
Schwestern ist so groß, daß es sogar uns auffällt, die wir erst wenige Tage hier sind
und selbstverständlich mit ihrer Lebensart noch nicht vertraut sind.

Die größten Sehenswürdigkeiten von Tokio sind die Tempel und die berühmten
Gröber der Taituns. Sie sind einander sehr ähnlich, doch ist das Grab des sechsten
Taituns in Schibba weitaus das prächtigst«. Es ist allgemein aus Bildern bekannt,
und eine Beschreibung würde keinesfalls ein« richtige Vorstellung davon geben. Die
Farben sind wunderbar und die äußerst zarte Anwendung von Gold ganz auffallend.
Auch sieht man an ihm die schönsten Stücke alter Vackfarbenmalerei. Aber diese Gräber
machen auf mich keinen Eindruck, erwecken in mir kein Gefühl, das ich mit Ehrfurcht
bezeichnen konnte, überhaupt nichts in Japan, wie mir scheint: etwas Spielzeughaftes
haftet allem an, auch ihren Tempeln. ,

Die japanische Kunst scheint eine angewandte zu sein. In keinem Lande sind
die täglichen Gebrauchsgegenstände so künstlerisch. Es gibt wenig Möbel in den japa«
nischen Häusern: leine Wände mit Bildern behangen in protzig vergoldeten Rahmen,
keine Vorhänge oder Gardinen, keine Sofas, keine Stühle, keine Tische oder Ständer
oder Leuchter, wie sie unsere Zimmer füllen. Die Leere der Zimmer fällt einem geradezu
auf, wenn man eintritt, aber wenn man sich die täglichen Gebrauchsgegenstände be«
sieht, findet man sie von ungewöhnlicher Schönheit. Sicherlich ist dies viel wichtiger,
als wenn sich die Kunst auf einige wenige Personen oder Gegenstände beschränkt. In
Japan ist die Kunst demokratisch, kann man sagen, all« Klassen unterwerfen sich ihrer
herrschaft. Eins muß noch gesagt werden über die Kunst im Osten, in Ehina und Indien
sowohl wie in Japan: bis auf den heutigen Tag hat sie sich auf das rein Dekorative
beschränkt; die höhere schöpferische und geftaltnde Kraft ist noch nicht erreicht. Warum
das so ist, ist eine sehr interessante Frage«, und ich will ihr einmal nachgehen, wenn
sich dl« Gelegenheit bietet, und will dann sehen, womit das zusammenhängt. Sollte
dl« Armut im Osten etwas damit zu tun haben? Es gibt dort fehl wenig reiche Leute,
wenige sind wohlhabend in unserem Sinne, 25 000 Aiar werden in Japan als ein Ver«
mögen betrachtet, und man hat mir gesagt, sehr wenige selbst von den höheren Klassen
besitzen so viel. In China und Indien herrscht ganz derselbe Zustand, einige indische
Nadjahö ausgenommen. Der Anstoß, den die Aeligion der Kunst in Europa gab, fehlt
im Osten, die Tempel sind armselig und enthalten leine Kostbarkeiten. Aech« Handels«
und Industrletlassen gibt es noch wenig im Osten, und der „Aeichtum fließt nicht so
in die Taschen" wie in Europa und Amerika. Ich fürchte deshalb, die Kunst wird
im Osten auch in den kommenden Jahrhunderten nicht über das Stadium des rein
Dekorativen hinauskommen.

»,

Was ihre Religion und ihren Glauben anlangt, ist es schwer, etwas darüber zu sagen, oder ob sie überhaupt eine haben. Eins aber ist sicher: die gebildeten Klassen haben den Glauben der Menge abgelegt, wenn sie ihn überhaupt jemals gehabt haben, und verehren keine Götter mehr. Die ungebildetsten Klassen sahen wir jedoch noch mit ihren bescheidenen Gaben in die Tempel strömen und durch Gebete Hilfe erleben.

Japan ist wie das alte Griechenland: es hat eine Religion für die Massen und eine andere oder keine in dem gewöhnlichen Sinne für die Gebildeten.

Wie in katholischen Ländern wird ein Mtar mehr verehrt als ein anderer. Der dem Fuchs geweihte Tempel ist der populärste im ganzen Lande. Er ist geschmückt mit Bildwerken von „Meister 'Reinecke" in den verschiedensten Stellungen. Seine Verehrer sind sehr zahlreich — die Schlaueit des Fuchses ist ja sprichwörtlich geworden —, und diese Menschen hoffen durch Opfer und Gebete den Gott „Fuchs" zu bewegen, ihnen etwas von seiner Schlaueit abzulassen. Der Fuchs kann mit Recht als der erfolgreichste Prediger in Japan bezeichnet werden, er versteht besser wie irgend ein anderer sein Geschäft, seine Gemeinde ist die größte. Aber er hat eine Rivalin von nicht geringer Bedeutung in der Göttin „Imma". Wir sahen ihr Bild: ein großes, sehr starkes Weib, auf japanische Art sitzend und umgeben von Kinderbildnissen i kleine Kind.r sind um die Hauptfigur wie Engel rings herum angebracht: jemand verkauft aus Ton gemachte und häßlich bemalte Abbilder für vier Pfennig« das Stück: viele solcher Vinge werden von den Andächtigen vor die Göttin gelegt.

Als wir davor standen, lag gerade eine junge verheiratete ^ denn ihre Zähne waren schwarz ^, nicht reich, aber anständig gekleidete Frau vor der Göttin auf den Knien und so in andächtigem Gebet versunken, daß sie unsere Gegenwart gar nicht wahr!«. Es war unverkennbar — hier war aufrichtige Frömmigkeit, ein Erheben der Seele zu einer höheren Macht. Ich wollte sehr gerne wissen, welches Leid sie drückte, und unser Dolmetscher erzählte uns nachher, daß sie die Göttin nur um eine Gnade bat, das alte Gebet: es möchte ihr ein Sohn geschenkt werden. Armes Weib! Wenn man bedenkt, was ihr Leben in diesem Lande bedeutet, wenn ihr Gebet unerhört bleibt — es tut einem weh, wenn man daran denkt. Ein lebendiger Leichnam wird sie, eine andere tritt an ihre Stelle; alles, was ein Weib für teuer hält, liegt in dieser einen Wagschale. Ich sah auch Männer im Gebet vor anderen Götterbildern und in einem Zustand der Ekstase. Ich sah so viel in den Tempeln, daß ich verstimmt wurde und wünschte, ich hätte nie einen besucht. Es gibt «wem ein so niederschmetterndes Gefühl vor der Gegenwart und Zukunft des Menschen» geschlechtes, wenn man sieht, wie noch so viele niedergehalten werden durch die niedrigste Form des Aberglaubens.

In einem der berühmtesten Schintotempel sah ich den heiligen Tanz, mit dem die Gottheit versöhnt werden soll. In einer zwei Stock hohen Vude an der Vorderseite des Tempels war eine kleine Bühne, auf der drei, alte Priester saßen. Einer schlug eine Trommel, der zweite spielte eine Flöte, der dritte fingerte auf einer Gitarre. Im Takt zu dieser Musik bewegte sich «in sehr hübsches junges Mädchen, mir prächtigen heiligen Gewändern behangen, mit einem Fächer in der Hand, die Tochter eines Priesters, das war alles. Ebenso wie der Tamtamschlag des Buddhisten, den wir im selben Augenblicke von dem Tempel gegenüber hörten, soll der Tanz die Götter geneigt machen, die

» 0

Andrew Carnegie: Japanisches Notiztagebuch 21)5

Opfer und Gebete der Gläubigen gütig aufzunehmen. Wir sahen in demselben Tempel eine große hölzerne Figur, die jede Art von Leiden zu heilen imstande sein sollte. So sehr eifrig war dieses Standbild von den armen Duldern gerieben worden, daß die Nase nicht mehr da ist. Das Gesicht ist buchstäblich glatt gerieben und die Ohren sind fort. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann all: Züge menschlicher Form verwischt sein werden. Mit der großen Zehe des heiligen Petrus in der Kathedrale zu Rom in den Sinn, die auch schon ganz glatt geworden ist von den Küssen der andächtigen Katholiken. Heute ging ich mit Vandy durch die Hauptstraßen von Tokio von einem Ende bis zum anderen. Bei unserem Erscheinen sammelten sich solche Menschenmassen an, daß die Polizei zu tun hatte, die Gaffer auseinander zu bringen. Die Stadt ist in einer Ebene erbaut und hat nur Brunnenwasser. Feuersbrünste sind sehr häufig. Die japanischen Städte sind solche Haufen von Brennmaterial, daß ich mich wundere, daß sie überhaupt noch existieren. Aber das Herdfeuer, das man da hat, ist Nein: nur ein Kohlenofen deckt es hier und da zu Kochzwecken, und da die meisten Menschen in Garküchen essen, gibt es in vielen Häusern überhaupt kein Feuer. Lange Leitern sind aufgerichtet wie Feuerleitern, und auf diesen sitzen Wächter die ganze Nacht, um sofort Alarm zu schlagen. Nur durch Niederreißen oder In die Luft sprengen der angrenzenden Gebäude kann man für gewöhnlich dem Weitergreifen des Feuers Einhalt tun. Es gibt keine Versicherungen in Japan, das Risiko wäre auch viel zu groß.

Man gewöhnt sich an alles, auch an Erdbeben, und Japan hat viele solcher unvorhergesehenen Besuche. In einer Nacht spürten wir in Tokio drei Stöße, einer war kräftig genug, uns aus dem Schlaf zu wecken. Mein Bett bekam einen tüchtigen Stoß, und das Haus drohte uns auf den Kopf zu fallen. In derselben Nacht hatten wir ein großes Feuer in der Stadt, und Hunderte von schrill klingenden Glocken, wie die Kuhglocken in unseren Wäldern, wurden zum Alarm geläutet, aber das Geklapper der Nachtwächter in unserer Straße gab mir die beruhigende Versicherung, daß bei uns alles in Ordnung sei, und ich blieb liegen. Die Nachtwächter hier haben nämlich zwei kleine vier-eckige Brettchen aus ganz hartem Holz, diese schlagen sie gegeneinander als ihr „Könnt ruhig schlafen“ Signal, wenn sie die Kunde machen. Aber ich glaube kaum, daß Fremde in der Aegide den Zweck dieses Klapperns kennen und daß sie ab und zu davon aufgeweckt werden, nur um sich die Versicherung geben zu lassen, daß nicht die geringste Veranlassung besteht, sich zu beunruhigen.

Ich werde in meinem Schreiben eben durch eine neue Erderschütterung unterbrochen. Zuerst begann mein Stuhl zu zittern, dann das Haus, ich konnte nicht weiter schreiben, und wie ich aufblicke, sehe ich Vandy in voller Aufregung vor mir stehen. Minutenlang schien es, als sollten wir zu kleinen Stücken zermalmt werden, als sei das Ende aller Dinge gekommen. Dieses Gefühl werde ich nie vergessen. Die Bewegung eines auf See rollenden Schiffes auf das Land übertragen, wo man festen Boden und ringsherum schwere Steinmauern hat, die jeden Augenblick auf uns zu fallen drohen — das ist wenig angenehm. Aber es ging vorüber, und unsere Mutter Erde wurde wieder so ruhig wie zuvor. (Fortsetzung folgt.)

296 Morgen: Literatur

2 «

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. ^^.

Dritter Abschnitt.

/Araf Michael hatte im Hause des Ministers wieder einmal einen Musitabend durch»

^" gemacht und befand sich müde auf der heimfahrt nach seiner Wohnung.

Es war eine helle Vorfrühlingsnacht. Die Steine schienen, und die Nacht war kühl und klar.

Michael war wie immer von der Teilnahme ermüdet, die er einer Sache g<» zollt hatte, die im (»runde nicht sein Leben war. Ermüdet auch von den innigzarten Rücksichten, die er Alice dargebracht jedesmal, wenn das dunkle, erhaben« Mädchen ihn fühlen ließ, daß sie nnr so geschmückt und tätig einherzugehen wünschte, um seine« Hauses und Lebens Zier zu sein,

Michael war tief verstimmt ohne Grund.

Er dachte an all die Stunden zurück, wo er schließlich in einen Lehnssessel ge» lümmelt von fern das vertrauliche Leben der Musiker und die leidenschaftliche Be» schäftigtheit Wices nur noch durch die vorgehaltenen Finger mitangesehen hatte. Und es ging, wie es ihm fast immer ging, bah er quälende Erwägungen und Mißtrauen spann und nicht mehr i« eine klare Gedankenfolge hineingeriet.

Er wollte heimfahren und ließ sich dann doch, in den Wagen versunken und unzufrieden, zum Klub weiterfahren, um in fremder Gefellfchaft wenigstens, so schien ihm jetzt der Klub — seine unheimlichen, brennenden Selbstquälerelen los zu werden. Aber am Ende der Straße, wo man in den Hof zum Klub einbog, besann er sich neu, ließ halten und änderte dann noch einmal seinen Befehl, Man fuhr zurück. Es war ein Schein der Nacht ihm empfindlich in die Augen gekommen. Er wünschte plötzlich, daß der Kurscher in den Stadtwald und zum See hinausführe.

Daß der Wagen geschlossen war, störte Michael. Er wollte den Hut in den Nacken geschoben frisch« Luft schöpfen und die Kühle fühlen und die stärkend« Frifche der in Halfrost schlafenden, nächtlichen Welt.

„halten!" rief er zum Kutscher und hatte, ehe der Diener vom Bock sprang, den Magenschlag im Fahren aufgenssen und war auch schon aus dem Wagen gesprungen.

Es war am Eingang nach den städtischen Anlagen, wo man in dl« Ferne in dl« nachtlch dämmernde Ebene von einem freien Hügel aus sehen tonnte.

Der See lag schimmernd, vor ihm. Es war eine stumm«, silberne Welt. Die Sterne blinkten. Die jungen Gehölze von Eichen standen noch kahl, aber es roch frisch nach Knosp««, und die Wege schlängelten sich bleich in die tieferen Dunkelteile, die das blnlende Schild des stillen, großen Wassers umrahmten.

„Ich werde eine Weile spazieren —," sagte er zum Diener, „und Ihr fahrt heim."

Michael hatte es mit allerbestimmtester Geste gesagt. Daß der Diener zuerst »icht zu fragen wagte und nur zögernd, für den Fall, daß doch «in weiterer Wunsch des Herrn käme, den Bock des Wagens n«u bestiegen hatte.

Carl Hauptmann: Graf Michael 297

Aber als nichts kam, fuhr der Kutscher ebenso zögernd von der Stelle. Der Wagen mach« «in dumpfes Rollen in die Stille der Nacht, und die Pferde klappten und trappten hörbar.

Der Kutscher hatte auf Veranlassung des Dieners noch einmal angehalten.

„Befehlen Erlaubt ein Eingang der Straße zu halten?“ sagte der Diener.

„Meinetwegen, haltet in der Allee,“ sagte Graf Michael — indem er den warmen Nontel festnahm und den Pelzkragen in die Höhe schlug, weil ein leichter Wirbel Staub hob und eine Welle umtrieb.

„Nein,“ sagte der Graf dann, „ich werde die kleine Strecke zu Fuß gehen. Und ihr erwartet mich daheim.“

Aber der Leibdiener wartet« dann daheim bis gegen den Morgen und bis gegen Mittag, und Graf Michael kam nicht. Und er wußte im Augenblick nicht recht — und zog Ertundigungen ein. Auch in des Ministers Palais wußten die Diener nicht, wo Michael geblieben. Und im Palais des alten Adelsmarschalls gaben die Diener di« gleiche heimliche Antwort, wie die Diener des Ministers.

Michaels Leibdiener war von früher an dergleichen gewöhnt, hatte Übung, sich allerhand Möglichkeiten zu denken, in die sein Herr geraten war — und besorgte sich nicht weiter. Aber der Tag verging und die Stunde, wo Michael gewöhnlich zu Alice fuhr, um mit ihr zu spazieren oder hinauszureiten.

Niemand erschien.

Alice saß am Fenster, tausendmal auslugend und mit Sorglichkeit forschend.

Michael war weder in sein« Wohnung zurückgekehrt, als es gegen die Dämmerung ging, noch auch vor dem Portal des Ministers vorgefahren.

Es kam eine große Sorge in Alice.

„Mein Gott,“ sagte sie und lief zu dem Minister. „Was mache ich nur — Michael »oll« bestimmt kommen ^ und nun ist es eine Stunde und mehr, daß ich warte.“

„Er hat sich vielleicht in der Uhr getäuscht,“ sagte der Minister.

„Ach Papa, nein, nein,“ sagte Alice mit einer gewiffen Gereiztheit, die aus der inneren Pein plötzlich aufkam.

„Aber lasses Kind,“ sagt der alte Herr, „Michael hat ja doch auch noch mancllei anderes zu tun. Man kann doch nicht absolut auf die Stunde schwören.“

Alice fand nicht Nuth, obwohl sie es zufrieden war, daß Vater sich ahnungslos und wie unbesorgt seine» Geschäften uen hingab.

Und Alice ging ins Zimmer der Mutter. Aber sie wagte augenblicklich nichts weiter zu sagen.

„Ist Michael nicht gekommen?“ fragte Frau Minister sanft.

„Nein, er kommt wohl später. Er muß Geschäfte haben.“

Aber Alice war schon längst wieder in ein Vuch vertieft gewesen und hatte «in Lied «m Klavier nur in der Begleitung durchgespielt, weil sie jetzt nicht in der Lage »ar, Töne aus der Seele und Kehle hervorzubringen. Michael kam nicht.

Alice war auch an den Schreibtisch gegangen, hatte an Michael einige fragende, liebende Worte geschrieben und sich dann entschlossen, nicht ;n schreiben, sondern gleich »ur einen Diener hinauszuschicken.

Aber die Zeit zum Abend war verronnen. Michael kam nicht.

Der Minister war in eine Sitzung ausgefahren. Frau Minister hatte sich in aller Stille zurückgezogen. Alice empfing im Vestibül i» Sorge selbst die Antwort des Dieners und hörte mit kaum anwesender Seele, wie wenn sie sogleich aufspringen und ohne Hut und Umhang hinauslaufen und zu Michael hin mühte, um ihm in irgend» einer Gefahr die Hand zu bieten.

Sie wollte den Diener ausfragen.

„Vielleicht ist Herr Graf unterwegs zu mir aufgehalten worden?“

Aber der Diener machte Reden drum herum. Er wußte es ja auch, daß Graf Michael seit gestern ab:nd gar nicht daheim gewesen, und daß ihn die Diener oer» geblich die ganze Nacht und den Tag erwartet hatten. Er redete also unbestimmt, daß Alice die l/age wie in einem Blitzlicht plötzlich einsah.

Sie lief in ihr Zimmer zurück. Sie begann sich möglichst unscheinbar für die Straße anzutun.

Die junge Zofe sah, daß Alice sehr bleich geworden, aber sehr bestimmt von etwas erfüllt war.

„Gesine, ich mutz ausgehen. Ich glaube, es wird nötig sein. Graf Michael ist leicht erkrankt,“ sagt: Alice. „Verstehst du. Venu jemand nach mir fragen follte, wenn Papa beim Heimkommen fragt: Ich bin bereits im Vctt. Der Portier mag achtsam sein, wenn ich heimkomme.“

„Soll nicht Wilhelm mit dem gnädigen Fräulein gehen?“

„Niemand geht mit. Den 'Revolver leg mir hin,“ sagte Alice nur.

Und dann lief sie zum Hotel Michaels und kam i» seine Näume, die völlig still und ruhig lagen, und verlangte klar: Auskunft.

Anfangs wußte man nichts. Man wagte erst keine Vermutungen. Man sagte end» lich, daß Graf Michael am Eingang zum Gehölz einen Nachspaziergang angetreten. Man war danu offener.

Alice war bis ins Innerste erschroten. Sie dachte an leibliche Gefahren.

„Mein Gott,“ sagte sie. allein ist der Graf in später Nacht in den Stadtwald gegangen und noch nicht zurückgekehrt!“

Aber die Diener blieben ganz ruhig.

„Oh, Erlaucht,“ sagte der «ammerdicner. „Es ist manchmal schon vorgekommen.

Der gnädige Herr wünscht in solchem Falle durchaus nie, daß man sich ängstigt. Passiert sein dürfte ihm nichts!“

Alice lief heim. Das Wort ging mit ihr. Sie mochte es nicht wiederholen.

„Nein, nein, passiert sein dürfte ihm nichts,“ sprach es in ihr für sich gegen ihren eigenen Willen.

Weil sie wußte, daß gerade das das Furchtbare war.

n 0

Carl Hauptmann: Graf Michael 299

Michael saß in einer kleinen, niedrigen Stube, in einer Kneipe in der Nähe des Noßmarttes.

Am Tage war Frühlings'Pferdemartt gewesen. Viel (Getümmel allenthalben.

Oi sah mit ein paar Zigeunern, die er rannte, an einem 'Rundtisch, und nur die glutäugige Cybale, eine fünfzehnjährige Dirne, die ihn, am Eingang des Lokales stehend, plötzlich hineingelockt, hing auf der Sofatante, aus der Seegras quoll, und hatte den Arm um Michael gelegt, ohne daß er «8 achtete.

Michael spielte.

Die beiden Männer mil Barte», braun und wollig, um Kinn und Wangen und voll frischer Gier in den Blicken sahen auf den vergrabenen Michael hernieder, der in tiefer Verfuntenheit seine Hand achtlos in die dunklen Strähne wühlte, die um sein bleiches Gesicht hingen, und womit die leichtfertige und müde Cybale gleichgültig tändelte. Cybale war voll jenes Zaubers wilder Menfche». die glimmen, aufbrennen und dann lange in Afche find, ftumm und in jich und hart, trotz Jugend. Nnd die aus diefei Härte werden wie demütige Hunde und kriechen in gewundener Dargabe in neuer Glut und in heimlichem haß.

Cybale hing sich über de» Tisch zu Michael.

Sie war. wie die Zigeunertinder, ganz verwahrlost getlcidet und sah müde und spielt« mit Goldstücken und den Kette», die ihr auf die junge, bronzene Brust uiederglitt«.

Sie war schön.

Sie hatte einen Ireischenen Ton.

Sie beobachtete trotz ihrer grosse» Müdigkeit das Spiel.

Wenn Michael verlor, tühte sie ihn ins Gesicht und lächelte wie traurig.

Aber wen» ei»er der bärtigen, in Kafta»e gekleidete» Männer verlos, trcischle

fie wie wütend und sah mit Feuerblick zu ihnen.

Ein kleiner, niederer Wirt bediente.

Man trânt aus Schalen. Der Wein war gut.

Aber man trank nur zum Scheine.

Auch Cybale spie es heimlich in die Ecke.

Michael hatte die ganze Nacht und de» Tag hi» so gesesse».

Cybale war längst ein paarmal eingeschlafen. Sie streckte sich wieder hinler Michael auf das Sofa.

Die Zigcunermänuer sähe» aus wie wütend« Bestie».

Sie waren aufgedunsen.

Sie hatten gewonnen.

Man spielte schon stumm mit Verschreibuugen.

Gold und Papier, was Michael in Meng« bei sich getragen, war längst in die Taschen der Händler gewandert.

Lange ging das Spiel ohne hörbare Zeiche».

Cybale regte sich neu aus dem Schlafe u»d richtete sich wie abwesend auf.

Man hatte den ganzen Tag Licht gebrannt.

Nun sah sie, daß die beide» Männer, ihr Vater uud ihr Oheim, »och standen wie vorher.

300 Morgen: Literatur

: 2

Sie erkannte an den gespannten Mienen voller Gier, daß sie nicht aufhören würden, ehe nicht Michael selber sich endlich erhöbe.

Eybale hing sich an Michael neu und preßte ihn.

Sie küßte ihn auf seinen Mund, mit Leidenschaft, mit Inbrunst.

„Liebster,“ sagte sie.

Michael saß verzehrt da und dacht: nicht mehr an sie. Als er hereintrat, hatte man ihm datz Mädchen geboten. Nun wußte er kaum, was vorgegangen war oder noch vorging.

Michael' hatte längst ein Vermögen hingegeben.

Es begann wieder in die Nacht hineinzugehen.

2s war wie ein sinnloser Zwang, baß er sich noch aufrecht hielt. Daß er immer auf diese Karten und Zeichen sah.

Im Naum war eine Schwüle wie in der Hölle.

Und eine vollkommene Stummheit.

Eybale zog sich die Haarsträhne aus ihren losen Banden und begann sie neu zu flechten.

Sie wollte sich dann fortschleichen.

Der «ine braunbärtige Alte schalt sie und riß sie gleichgültig mit Vorwurf zurück.

Cybale stampft« wütend mit dem Fuß und stieß ihn zur Seite.

Dann ging sie doch von der Tür ins Zimmer zurück.

Die Stunden gingen ungehört.

Nur dann und wann hörte man Zahlen nennen.

Die Gesichter sahen au« wie von Geistern, die um die Seligkeit feilschten. Jeder Angcnklang und jeder leibhaftige Kopf und Arm und tzand und jedes Glas stand nur noch im Naume wie schwebend und tlein und fern.

So uncrmessen unbestimmt nnd gehalten ein jedes Ding von unsichtbaren Wächten.

Es kam teinem der Männer ein, seine Stellung auch nur einmal zu ändern.

Nicht«. —

Erstarrt stand alles.

Nur Eybale dehnte und streckte sich auf dem Sofa wie «ine junge Tigerin.

Ihre zarte Brust hing aus ihren Lumpen.

Sie streckte sich, auf dem Bauche liegend, und umschlang von Zeit zu Zeit, »ie in heimlicher Sinnengier, Michael, der sie jetzt von sich schob, weil der Gram seine Züge ganz verzerrte.

Auch rauchen hatte er vergessen.

Am nächsten Morgen im Dämmer ging Michael heim, ins tzot«l zurück.

Der Portier hatte ihm ganz ins Gesicht geleuchtet — und hatte ihn erst «rlvnnt an der harten und befehlenden Gebärd«,

» O

Carl Hauptmann: Graf Michael 301

Glicht einmal am Ton der Stimm« konnte er ihn erkennen.

Michael war wie «in Irrsinniger.

tir saß auf dem Vettrand, wie ihn der Diener auskleidet«, sti«ß dann dcu Dien«r
«U l»e» Fuße fort, noch ehe die Auskleidung beendet war, und warf sich ins Bett
und' schlief wie ein Toter.

Austlang.

Graf Michael lebt jetzt feit langem in Paris. Er war damals nicht, weder in«
Haus seine« Vaters noch feiner Braut, zurückgelehrt. Der innere Widerwille, der ihn
plötzlich gegen sich erfaßt hatte, die innere, nieder« Scham ließ ihn nicht aufblicken.
Er war am anderen Tage von dir Hauptstadt abgereist. Niemand wußte mehr.
Er hatte einen Brief voller Demütigungen geschrieben. Aber seine Macht der Erde
vermochte ihn mehr zurückzubringen.

Alice hatte Trauerkleider angelegt, die sie lange Jahre nicht mehr von sich
brachte. Ihr Wefen war fchön und still. Sie gewann Kraft wieder in ihrer Kunst,
ihrer Arbeit. Oh, sie konnte jetzt die Arbeit preisen. .Dieses göttliche Tun," sagte sie, »das
uns eine Welt wiedergibt, wenn wir eine verloren haben.'

Und Graf Michael ist seit Jahrzehnten nun ein vollkommen harter Sonderling.

Uebrigens geht er jetzt hoch aufgerichtet, und man kennt ihn kaum wieder.

Aur an der vergrabenen und verächtlichen Miene.

Er lebt viel mit Künstlern, die in seinem Palais verkehren. Auch in der gros,«»

Welt. Man kennt ihn allenthalben in Paris.

Sein Vermögen ist sehr groß, Er hat sich ein Haus an der Avenue des Elvsees.

ein hoch umgittertes und ummauertes, reiches Haus, von einem der elften Baumeister baue»
lassen und empfängt darin kalt und förmlich.

Er ist sehr verändert im ganzen Wesen, schweigsam und streng abweisend fast
gegen jedermann.

Er war damals schnell grau geworden.

In seinem Hause hat er allerlei Erinnerungen an Alice.

Da hängen ihre Kinderbilder und die Bilder der Jahre ihrer strahlenden Güte
und Schönheit.

Aber er redet zu niemand von ihr. Und niemand darf ihn auch danach fragen
Traurig ist er gar nicht.

Er spricht in allem mit der Sicherheit eines Mannes von Welt und von reichen
Bestimmungen.

Die Heimat meidet er und haßt sie allmählich.

Die Verwandten dort beginnt er zu kränken mit -Nichtachtung und mancherlei
unsinnigeu Verfügungen.

Uebrigens haßt er jetzt auch Spiel und Frauen.

Als der alte Adelsmalschall starb, erwartete man, daß er endlich in allen Ehren
heimkehren und die Negierung de? Grafschaft mit Gepränge antreten werde.

Morgen: Literatur

O »»»

Nichts ist geschehen. Er kam nicht einmal zum Begräbnis.

Graf Michael ist in Paris als Mäcen bekannt.

Er verschwendet ganze Vermögen, die schönsten Bilder und Statuen zu kaufen, die er dann auch heimschickt, wo sie Jahr um Jahr verpackt in den verhangenen Sälen seiner Schlösser liegen — in Menge sich häufend. — Aber er gibt niemals Erlaubnis, die Kisten aufzupacken, ehe er käme. Und er kommt nie.

Um Politik kümmert er sich gar nicht mehr.

Man sieht ihn viel in Konzerten. In Botre» Dame trifft man ihn. Er sitzt bann

versunken und hört den mächtigen Gesängen und dem Dröhnen der Orgel zu.

Sein Leben geht ganz für sich in Ideen hin ^ dann und wann noch ferne durch» woben von den eigentümlichen Kostlichkeiten einer unbegreiflich glücklichen, unbegreiflich verzehrenden Erinnerung.

Ende.

Kant UND die Kirche. Von M. Kronenberg.

Über dem Grabe Kants hat sich vor kurzem

in Königsberg ein merkwürdiger Streit

erhoben »nd weit über das Weichbild der Stadt

hinaus in ganz Deutschland lebhaftes Interesse

erregt. Ueber dem Grabe Kants, nicht im u»°

eigentlich«» Sinne, sondern im Wortverstand. -

denn es handelt sich um jenen unter dem

Namen Stoa Kantian!! bekannte» und an den

Königsberger Dom angrenzenden Bogengang

»nd die daran angebaute Kapelle, in welcher

die Gebeine des Philosophen ruhen.

Dies« Grabstätte Kants bildet «ine der

hauptfächlichst«!! Sehenswürdigkeit«« i» d«r

„Stadt d«r reinen Vernunft“, und kein Fremder

wird von ihr geschieden sein, ohne «inen tiefen

Eindruck empfangen zu haben, <is ist ein ve»

hältnismäßig schmaler aber hoher Baum, in

den nur spärliches Licht fällt. In der Mitte

des Fußbodens ist «ine Tafel «ingelassen, welch«

den Namen Immanuel Kant, sowie das G«>

burts» und Sterbedatum des Philosophen, ent-

hält. Am Köpfend« des Grabes steht die Kant»

büste von Hagemann, die best«, welch« «s gibt,

nach d«r Bonch f«in mit M«isterhand gefertigtes

Kantdenkmal geschaffen hat, und nach welcher

auch an dem Denkmal Friedrichs d«s Großen,

Unter den Linden in Berlin, Kants Beliefbild

modelliert wurde. Die Büste trägt die Inschrift:

lu^iluss"! ilnimnt voluerez et luminn »p«lr»!t.

d. h. er bündigt« die lichtscheuen Geier und

hat unendliches Licht verbreitet man möcht«

di«s« letzten Worte am liebsten mit Goethes

„Epilog zu Schillers Glocke“ übersetzen:

Er schwebt uns vor, wi« «in Kom«t «nt»

schwind«nd,

Unendlich Licht mit s«in«m Licht

verbindend.

Darüber aber liest man an der S«it«nwanb

in großen goldenen Lettern die berühmten

Worte aus dem Schluß der „Kritik der pral»

tischen Vernunft“:

Der bestirnt« Himmel über mir,

Pas moralische Gesetz in mir.

Kein weiterer Schmuck ist sonst zu sehen;
und gerade diese Schlichtheit und Einfachheit,
welche so ganz der Wesensart der Persönlichkeit
Kants und seines Denkens entspricht, das Feier-
liche der Stimmung dieses Baumes, welches
durch das Halbdunkel erhöht wird, der dadurch
gegebene besondere Hinweis auf den Charakter
des Erhabenen, welcher in der ganzen Kanti-
schen Philosophie, und vor allem in seiner
Ethik, ausgeprägt ist — alles das verbindet sich
zu einem Gesamtbilde, das auf jeden empfang-
liche Beschauer ein tiefgehende Wirkung her-
vorrufen muß.

Es mußte daher seltsam überraschen, als
vor kurzem die Nachricht kam, diese Kantisch-

M. Kronenberg: Kant und die Kirche
 Grabkapelle sei baufällig geworden, und man
 denke daran, sie ganz abzureißen und die Gebeine
 Kants im Dome neben zahlreichen
 anderen Universitätslehrern beizusetzen. Daß
 es mit dieser angeblichen Baufälligkeit nicht so
 schlimm ist, haben die Verhandlungen der
 Königsberger Stadtverordnetenversammlung
 deutlich genug gezeigt. Selbst die eifrigsten
 Verteidiger der Magistratsvorlage, welche einen
 Kredit von 50.000 Mark für die Umwandlung
 fordert, gaben zu, daß die Grabkapelle noch
 recht wohl mindestens 50-100 Jahre bestehen
 könne, wenn auch der Boden sich ein
 wenig gesenkt habe, und aus diesem Grunde
 wäre es gerechtfertigt gewesen, daß die Ma-
 gistratsvorlage von den Königsberger Stadt-
 verordneten mit außerordentlich großer Ma-
 jorität abgelehnt wurde.

Was aber hierbei vor allem bemerkenswert
 war und Interesse erregen mußte, war die,
 schon vor den Verhandlungen im Königsberger
 Stadtparlament viel erörterte Streitfrage, ob
 es zulässig sei, die Gebeine Kants in einer
 Kirche beizusetzen, und ob nicht hierin eine
 Pietätsverletzung läge, ein Widerspruch gegen
 die ganze Persönlichkeit des Philosophen und
 gegen den ganzen antikirchlichen (seiner
 Philosophie, ein Widerspruch, der unter allen
 Umständen die Ueberführung der Gebeine
 Kants in den Königsberger Dom auch dann
 ausschließen müsse, wenn dieser mehr als
 Gruftkirche — wie es ja denn tatsächlich der
 Fall ist — denn als eine Kirche zu gottes-
 dienstlichen Zwecken anzusehen sei.

In der Königsberger Stadtverordneten-
 Versammlung wurde von einigen Seiten die
 gegenteilige Stellung eingenommen. Vor allem
 war es der Königsberger Oberbürgermeister
 Körte, welcher, nach dem Bericht der Königs-
 beurger hartung'schen Zeitung, sich dahin äußerte:
 „Auch der Kirche ist er (Kant) nicht abhold
 gewesen, in seiner Schrift über Religion be-
 tont er vielmehr ausdrücklich, daß Religion
 ohne Kirche unmöglich sei;“ und ihm sekun-
 diert ein Anhänger der Magistratsvorlage,
 der Stadtverordnete Doktor Stettin, der be-
 hauptete, „wenn man das Grabmal Kants in
 die Kirche lege, so handle man damit im
 Kantischen Geiste“.

Diese Äußerungen stehen aber
 durchaus im Widerspruch mit dem
 Geiste der Kantischen Philosophie.
 Kant unterscheidet genau zwischen der
 sichtbaren und der unsichtbaren
 Kirche. Die letztere ist ein hohes Ideal, welchem
 die Menschheit auf ihrem Weg unaufhörlich
 entgegenstrebt, obwohl sie nie hoffen kann,

«s vollkommen zu erreichen; die «rft«re ab«r nur eine Verzerrung dieses Ideales, oder «in« Entartung der Grundidee der unsichtbaren Kirche, «ine Entartung ganz besonders in den Erscheinungsformen der christlichen Kirche, welche er vor Augen hatte, gegen welche er die ganze Schärf« seiner Kritik richtete, und welche er mit allen Waffen, selbst mit denen der Ironie, des Spottes und des Hohnes, die ihm sonst ferner lagen, bekämpfte. Jene unsichtbare Kirche, welche Kant vor Augen steht, hat eine rein ethische Grundlage. Ihre Notwendigkeit gründet sich nicht darauf, daß die Ethik der Religion, das sittliche Handeln der Gottcevorstellung bedürfe, sondern allein darauf, daß die Erfüllung der sittlichen Forderung schwer, der einzelne Mensch schwach, und selten imstande ist, aus eigener Kraft dem fernen Ziele der sittlichen Voll«endung entgegenzuschreiten. Der geiftesstarke Mensch, der ganz auf sich selber ruht, der den Schwerpunkt seines Daseins nicht außer sich, sondern in sich hat und mit Oo«th««Prometh«us spricht:
hast d« nicht alles selbst vollendet,
heilig glühend Herz?
— dieser Mensch bedarf zur «thifchen Per«vollkommenheit keiner Religion, auch nicht der Religion im höchsten Sinne des moralischen Pcrnlnftglaubens, wie Kant ihn faßt; er bedarf noch weniger des Beitritts zu einer Kirche, auch wenn diese nichts als eine ethische Gc«meinschaft ist. Für die große Mehrheit der Menschen aber ist es, wegen ihrer geistig«moralischen Schwäche, dennoch notwendig, daß sie aus dem „ethischen Naturzustand“, wie Kant sagt, d. h. aus dem Zustande, wo jeder für sich

Morgen: Literatur

dem Sittlichen nachstrebt, heraustreten und sich zusammenschließen und vereinigen zu einer ethischen Gemeinschaft, eben jener unsichtbaren Kirch«, bereu einziges Ziel also die Kräftigung des Willens in der Richtung des Guten ist, deren einzig« Tempel die Herzen der Menschen sind, welche keine Statuten, keine Dogmen, keine Gebote und Zeremonien, keinen Unterschied von Priester und Laien kennt, sondern in der alle gleich sind als sittlich strebende Menschen.

Wie anders ist es mit den sichtbaren Kirchen! Schon dadurch zerstören sie die ethische Grundlage, daß sie einen Zwang ausüben in Dingen, welche einen Zwang absolut nicht vertragen, weil alle Sittlichkeit auf Freiheit beruht: daß sie zu Bekenntnissen nötigen, obwohl jede solche Nötigung die Menschenwürde verletzt und die Sittlichkeit verächtlich macht. Und wie nun gar, wenn solche Nötigung ausgeübt wird in bewußter Heuchelei, indem diejenigen, welche die Gewalt anwenden, die Priester und die Bischöfe oder die städtischen Behörden, die aus politischen Rücksichten mit ihnen zusammengehen, zu Bekenntnissen nötigen, von denen sie sehr wohl wissen, daß sie der Wahrheit widersprechen, nicht nur der objektiven Wahrheit, d. h. der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern auch der subjektiven Wahrheit desjenigen, der in seinem Inneren verächtlich gemacht wird. „Wenn sich der Verfasser eines Symboles,“ sagt Kant, „wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, sofern er innerlich sich selbst die Ueberzeugung von Sätzen, als göttlichen Offenbarungen, gestehen soll, frage: getraustest du dich wohl, in Gegenwart des herzenskundigen mit Verzichtleistung auf alles, was dir wert und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu beteuern? so müßte ich von der menschlichen (des Guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen) Natur einen sehr nachteiligen Begriff haben, um nicht vorausszusehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hierbei zittern müßte. . . . Der nämliche Mann, der so dreist ist zu sagen: wer diese oder jene Geschichtslehre als eine teure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein.“ „O Aufrichtigkeit, du Afträä, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wiewohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganz« Wahrheit, die man weihen zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von

jede',!'. Menschen forder» können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in der menschlichen Natur wäre, deren Kultur nur oernach» lässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen."

Kann man wohl ernsthaft meinen, es ent» spreche dem Geiste des Mannes, der diese Wort« gesprochen, dah er in einer Kirch« sein« letzte Ruhestätte find«? Es sei denn, daß «s sich um d«n Vom einer Frei-Kirchc handelt« — obwohl man auch dann noch sehr in Zweifel fein könnte — nicht aber, wie hier, um das gottesdienstliche Gebäude, das einer konfesflo» nellen Gemeinschaft dient. Wie sehr vertelint man aber überhaupt die Geistesart eines solchen Genies, wie Kant es war, wenn man ihn in die Schranken ein«s konfessionelle» Bekennt» nisles einzuengen sucht, s«ie» «s auch die Schranken des in liberalstem Sinne aufgefaßten und dem Ideal der unsichtbaren Kirch« an» genäherten Protestantismus, Dieser ganze Streit, der sich über de« Grabe Kants erhoben, lenlt aber von neue« die Aufmerksamkeit auf die Tatfache, daß Deutschland kein Pantheon besitzt, wie di« Franzosen, wie die Engländer in ihrer West» minster-Abtei. Ein« solche Ruhestätte für die grohen Toten eines Volkes, die ehemdem di« lebendigen Glieder feiner geistigen Entwicklung waren, würbe mehr als alles andere ein weit» hin sichtbares und wirksames Symbol der nationalen Einheit sein. Aber man wird frei» lich an die Verwirklichung eines solchen Ge» daulens nicht ernsthaft herantreten tonnen, eh« nicht in einem gewissen Mähe die geistig« Einheit zurückgewonnen ist, die uns über der politischen verloren ging.

/^s gibt einen Begriff bei uns in Deutschland, mit dem wir tagtäglich umgehen wie ^^ mit dem Metermaß, dem Litertrug und dem Pfundgewicht, ein konstruierter Begriff, für den es im wirtlichen Leben kein einziges Beispiel gibt, das ist der Normalmensch, Für ihn sind unsere Gesetze verfertigt, für ihn gelten unfere Sitten, geben wir unfere Gesellschaften, feiern wir unfere Feste, für ihn find unsere Verfügungen erlassen, und sind Apotheken, Kirchen und Schulen erbaut. Für ihn macht der Schneider seine fertigen Anzüge, schreibt der Arzt seine Nezepte, gibt der Lehrer seine Schulaufgaben und der Nichter seine Urteile, für ihn hält der Pfarrer feine Predigten und für ihn schaufelt der Totengräber feine Gräber. In Wahrheit hat ihn niemand gesehen noch gehört; wie «in unfichtbarer Geist wandelt der Normalmensch unter uns Deutschen umher, aber für diefes knöcherne Gefpeust tun wir alle unsere Pflichten, zahlen wir unsere Steuern, leiden wir unseren Aerger. Was einem etwa im Leben als solchen begegnet oder vor» gestellt wird, das sind so widerwärtige Kreaturen, daß man im Interesse des idealen Normalmenschen sich dagegen verwahren mutz, dah diese blotz anscheinend korrekten Geschöpfe seinen Namen führen. Wenn man blotz einmal im kleinen Umkreis seiner Familie und seiner Verwandtschaft Umschau hält, ist man batz erstaunt, daß man so einen ganz richtigen Normalmenschen nirgends entdecken kann. Da ist eine sonst un> bescholtene Tante, die eine abgöttische Liebe zu Tieren hat, wieder eine, die Nachts ohne Licht nicht schlafen mag, da ist ein Ontel, der trinkt, ein Neffe, der das Schießen nicht vertragen kann, eine Cousine, die «inen Zirkusreiter geheiratet hat, ein Kind, das Nachts vom Teufel träumt, ein Vetter, der gerne Tiere quält und ein Schwager, der die Platz» angst hat oder einer, der ins tzazardspiel versessen ist. Alles ganz harmlose, unbestrafte Individuen, aber samt und sonders keineswegs völlig normal zu nennen. Ja, man findet einen solchen Mustermenschen in ganz Deutschland, von Memel bis Lindau nicht, und selbst Staatsanwälte, die sich im Spiegel besehen, werden finden, datz fie irgend etwas Anormales an fich haben, etwa, datz sie mit der linken Schulter zucken, wenn einer freigesprochen wird, oder nachts das Strafgesetzbuch unter dem Kopfkissen haben müssen.

Das Seltsame dabei ist, datz der Mensch meist diesen kleinen Grillen mit einer gewissen Wehmut obliegt, datz er geärgert oder bekümmert diesen seinen fixen Ideen nachgeht, durch die er lebt und verbrennt. „Denn Leiden ist allen Kreaturen beigemischt“, wie Meister Eckehart sagt, und darum sind seit alters her Nausch und Tränen dicke Nach» barn gewesen. An dieses Anormale und Schmerzliche, das in jedem Menschen wohnt und ihn ausmacht, muß man immer denken, wenn man in die Bildergalerie von Meister Albrecht Dürer eintritt. Bei ihm, der doch nach seinem eigenen Bekenntnis „alles mit Fleitz nach der Natur gemacht hat und nicht das kleinste von ihr abgewichen ist“, über» kommt uns als nächstes Gefühl vor seinen Werten das der Absonderlichkeit und der Anormalität. Alle seine Menschen und Figuren haben etwas Sonderbares, Apartes, ihnen schmerzlich Eigentümliches. Dieser nach seinem besten Wissen rein naturalistische Künstler hat, mit sein« Staffelei vor feinen Mitmenschen sitzend, keinen Normalmenschen, ja nicht ein»

mal einen Typus entdecken können. Jeder hat sein eigen Gesicht wie seine Seele, und seine besonderen Eckchen und Fältchen, Hans Tucher so gut wie Kaiser Maximilian und der Apostel Petrus. Und wenn man selbst das harte normale Stadtverordnetengesicht des Jakob Muffel lange betrachtet, wird es einem plötzlich, als sähe man diesen scheinbar ruhigen Wann nachts vom Bett aufspringen und wie harpagon mit heißen, zitternden Händen an seinen Truhen und Schränken herumstreichen, um sich zu überzeugen, daß alles verschlossen sei. Oder seht euch das Bild des Hieronymus Holzschuher an, das heute in Berlin lebt! Sieht er nicht aus, wie ein würdiger Natsherr und Bürgermeister, von dessen Lippen Worte der Weisheit träufeln, und der mit Martin Vehaim, dem Seesahrer, von dem neu entdeckten Westindien und der Insel Java parlieren konnte, wo „die leut Man und Fraven hinden schwänz gleich die Hundt haben?“ Aber blickt diesem Herrn Holzschuher nur ein wenig länger in die Augen und auf den Wund, und ihr feht plötzlich das feierliche Bild verwischt, und habt einen jähzornigen Wann vor euch, der mit seinem Weib wegen angebrannter Suppe wie ein Feldwebel mit seinem Netruten brüllt, oder der leberkrank wird, wenn sein Söhnchen nicht Primus ist, oder der einen huno in den Leib tritt, der zu ungelegener Zeit an ihm hochspringt.

Und so ist «8 mit jeglichem Bilde, das der Meister gemalt hat, es führt sein eigenes, seltsames, begrenztes Leben, und ist nit ein Mensch dem andern gleich auf Erden. Für diese Verschiedenheit der Menschen hat kein Maler auf der ganzen Welt wohl schärfe« Augen gehabt als Albrecht Dürer, der um 15NN zwischen Himmel und Hölle in deutschen Landen zu Nürnberg auf Erden lebte. Führte ihn seine Kunst zu Gott empor, so zog ihn ein zänkisches Weib, das ihm sein Leben lang beigezelt war, zum Teufel hinab. Der Schmerz der Erkenntnis, die Folge von Adams Apfelbiss, spricht wie aus seinen schönen traurigen Augen und Lippen, aus fast allen seinen Werken: aus dem Blick des Christuskindes, das mit der Nelke oder den haaren seiner Mutter spielt, ebenso wie aus den Händen des heiligen Hieronymus, oder der Haltung des Frauentopfes bei dem Bild von der Melancholie, oder vielleicht am gewaltigsten aus jenem Kupferstich vom verlorenen Sohn. Mitten in einem deutschen Gehöft kniet er auf dem Boden, rings um sich die Schweine, die behaglich schmatzende, mit dem Nüsse! im Boden wühlende, vergnügliche Kreatur. Da muß er die Hände zusammenfalten und zum Himmel emporblicken und wieder kommen erste Tränen aus seinen Augen und «in erstes Gebet aus seinem Munde. Wer den Menschenschmerz, der aus diesen zusammengepreßten Händen und diesem geöffneten Wunde tomt, einmal tief betrachtet hat, der weiß, was Malen heißt, und was für eine große Kunst das ist.

Ein solcher Künstler war Dürer, der größte Maler, den Deutschland hervorgebracht hat, der das Leben verdoppeln konnte, weil er alles sah, wie es war, und jedem Ding und jedem Menschen auf den Grund schauen konnte, wo wir nur Oberfläche und Umrisse erblicken, als ob er dabei gewesen wäre und zugesehen hätte, wie Gott die Welt erschuf. So löste er das Siegel eines jeden Menschen, wenn er ihn malte, und als ein Freund und Schüler von ihm ihn einmal getadelt hatte, daß das Bild, das er von seiner eigenen alten Mutter gezeichnet hatte, nicht häßlich genug wäre, da holte er diesen, als die Alte später gestorben war, an die Leiche, auf daß er sie betrachte und erkenne, „daß sie in ihrem Tod viel lieblicher facht, dann do sie noch das Leben hält“. „Und mir war dabei“, erzählt jener, „als ob Meister Albrecht sie schon im Leben oft so wie heute auf der Totenbahre

c> c>

Karl Schnitzler: Südost 30?

gesehen Hütte". Das ist das Wunderbarste und Genialste an Dürer, daß er außer seinen beiden Augen, die jedes Härchen auf den Lidern des anderen sahen, und den Mund» Winkeln einer Frau anmerkt«, ob sie eine wilde oder eine fromme Jugend durchgemacht hatte, noch jenes dritte Auge hatte, vor dem alle Formen in eins zusammenfließen und alles Vergängliche verewigt wird.

Der Normalmensch, der nirgends existiert, würde schließlich noch von Dürer berichten, daß er bei Michael Wohlgemuth zu Nürnberg Zauberlehrling war und das Malen erlernte, und daß er in Venedig und in Antwerpen gewesen wäre, und daß er an der Auszehrung gestorben sei, und daß der Schwerpunkt der Dürerschen Kunst in seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit liege, der überwältigenden Kraft seines leidenschaftlichen seelischen Empfindens, der rein menschlichen und streng sittlichen Bildung seines Geistes, der Kindlichkeit seines Gemüts und dem Adel seiner Gesinnung, die sich nicht nur überall in seinen Leistungen ausdrücke, sondern auch von seinen bedeutendsten Zeitgenossen wie Pickheimer, Kamberarius und Melanchthon wiederholt bezeugt werde, wie dies alles in Brockhaus' Konversationslexikon — auch einer Einrichtung für Aormalmenschent — zu lesen ist. Aber es würde vergessen, zu erzählen, daß auf seinem Grabstein auf dem Fried» Hof der St. Johanneskirche die Worte stehen - „Streue ihm Blumen, o Wanderer", Blumen, keine Phrasen!

Südost.

^Anlange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen „ x»3 Abhängigkeit «Rußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Aehrenthal hat." Vor acht Tagen schloß ich mit diesen Sätzen ein Kapitel österreichisch» russischer Politik. Da die Ammenmärchen, die uns die (aus guten Gründen) momentan etwas verstimmte englische Presse über Mariannens marokkanische Abenteuer zum besten giebt, längeren "Redens nicht werth sind, können wir uns noch ein bischen über die Baltanfragen unterhalten. Nicolaus der Erste hatte in den Januar» und Februar- tagen 1853 nicht zum ersten Mal mit einem Engländer über den „kranken Mann" gesprochen. 1840 schon, als er in London war, hatte er mit Wellington, Lord Aberdeen und Sir Robert Peel von einer Vulkanentente geredet, gesagt, daß er keine Scholle türkischer Erde wolle und keiner andern Macht eine Scholle abzulassen gedenke. Peel (die Auslandspolitik der Torgs war immer stärker als die der Wighs) erwiderte, daß der Gedankengang den englischen Interessen durchaus parallel laufe, doch müsse (Seitenblick auf Indien) Großbritannien dafür sorgen, daß Aegypten keine zu starke Negierung bekomme, die England die Ueberlandstraße (der Suezkanal war noch nicht gebaut) sperren könne. Drauf der Kaiser: „Jetzt kann man nicht festsetzen was aus der Türkei gemacht werden soll, wenn sie tot ist; solche Arrangements würden ihr Siechtum beschleunigen." Ein rundes Dutzend Jahre darauf bekam Sir Sevmour aus demselben Munde Ententevorschläge, die solche Arrangements enthielten, und die von Nesselrode 1844 ausgearbeitete Denkschrift über die englisch»russischen Interessen, auf dem Valtan den »latus quo zu erhalten, war längst vergessen. „Bezeichnend bleibt, sagt Bamberg in seiner Geschichte der orientalischen Angelegenheiten", daß England sowohl die Vorstellungen von 1840 wie die von 1853 geheim gehalten hat und erst später nicht ohne Zuthun Frankreichs, und erst, als Rußland die britische Politik verdächtigte, sich zu einer

308 Morgen: Politik

Veröffentlichung verstand, die ganz Europa in Bewegung setzte. ^ Diese Vorgänge zeigen, daß Rußland den Willen, die Balkanfrage im Einverständnis mit England zu lösen, seit langem und lange gehegt hat, daß er an Englands Widerstand schließlich gescheitert ist. Mahlich dann verschob sich das Vild. Schlug ins Ogcgntheil um. als England sich militärisch am Kriemkrieg betheiligte und bei der hohen Pforte durch Jahrzehnte hin die Nolle des Opponenten übernahm, den russischen Einfluß zu lähmen, die russischen Wünsche systematisch zu kreuzen, erkennbares Ziel seines Trachtens würde. Neber ein halbes Jahrhundert dauerte die stille, oft genug mit Barbaren» mittelchen gestützte Gegnerschaft, die manchen Wechsel politischer Konstellationen überdauert hat, ihren fühlbarsten Ausdruck auf dem Berliner Kongresse fand.

Die Siluation änderte sich, als der weiße Bär die Pranken allzu fichtbarlich nach dem fernen Osten streckte und, etwas unvorsichtig, in die sich an» Stillen Ozean vorbereitende» Machwerschiebungcn einzumischen begann. Der Bund mit Japan war Englands Antwort; die ewig denkwürdige. Der Niese war an einer neuen Flanke verwundbar geworden, und der gelbe Mann, dessen Sehnen der neue Freund an der Themse entgegenkam, erwies sich für die Aufnahme in den Bund der Kulturmächle dankbar. Er hat die Schwächung Nuhlands besorgt, gründlich besorgt, ohne daß England auch »ur einen Kreuzer gcfchtklar zu machen brauchte. Doch che das möglich war, mußte la france erst in Englands Kiellinie bugsiert werden. Wars leicht, nach Menschen- aller langen afrikanischen Rivalitäten, hundert unangenehmen Schecrereien, die man sich gemacht hatte? Nein; doch »prepgre pZr l'ezprit cnnciüant cl'Uclnuarcl VII!" «Herr Tardieu hats ausgeplaudert), wurde die diffizile Aufgabe gelöst. Das Formelle erledigten die Herrn Lansdowne und Delcasse im Juli 1903 in London. Marianne rückte vom Neussenherrs ab und sicherte England, gegen Marokko, zunächst den Besitz Aegyptens. Eine Elappe; und so kurz nach Faschoda und dem Burenfeldzug ein Erfolg, der feinen Meister lauter als Neffenreden lobte. Als man war, wo man sein wollte, wnrde in Portsmouth der Friede diktiert. Einen rascheren Umschwung hat die Welt scltcu erlebt. 1900 von Allen verlassen, 1904 Bündnis mit Japan, Entente mit Frankreich, brauchbarcFreundschaft mitItalien, Der kürzeste Seeweg nach Indien war auf ein Wenfchenalter hinaus gesichert. Und, im Frieden zu Portsmouth, die Möglichkeit ge° fchaffcn, sich via Paris uud Tokio mit dem Nüssen zu verständigen. Das war im herbst 1905. Nur von uns war, sehr merkwürdig, nie die Nedc. Algeciras wurde Ereigniß, Frankreich, Italien, England, Rußland waren vom ersten bis zum letzten Tage eine diplomatische Einheit gegen uns. Selbst ein Blinder mußte das Britcnziel nun mit Händen greifen. In der deutschen Oeffentlichkeit aber stellte man sich blind und taub. Oestreich hatte den „ehrlichen Makler" gespielt, herrAgcnor vonGoluchowsti sich damit die Sekundanten- dcpesche geholt, gegen die kein Serum zu schützen vermochte. «Qolu, Qolu«, rief ! tlmpeur bald darauf in Wien, „veno? cionc ici et l>55e>'e?>voli? pres de votre empereur"! Golu ward ein paar Monate danach durch Herrn von Aehrenthal ersetzt. Uud zwischen den Festen wurde rasch noch Scnnor Alpyonso in den von Eduards Hand gesteuerten Kahn der Coalirtcn genommen. Eine reizende Geschichte, die jeden, der nicht innerhalb der schwarzweißbroihcn Grenzpfähle sitzt, zu homerischer Heiterkeit stimmen konnte.

ssevenon«; von einem Umweg, der zum Verständniß der Situation nicht zu vermeiden war. heute stehen wir ganz allein; selbst der getreue Sekundant ist für uns verloren. Und die diplomatische Hilfsaktion, mit der wir Herrn von Aehrenthal bcizufpringen versuchten, wurde in sämtlichcn Kabinetten Europas sicher mit dem nöthigen Humor aufgenommen. Daß ein so kluger Diplomat an den empfindlichsten

u 0

Karl Schnitzler: Südost 30!)

Punkt Europas rühre, ohne sich vorher mit den zunächst interessirten Regierungen verständigt, mindestens in Verbindnng gesetzt zu haben, ist ein Gedanke, der nur im deutschen Klima noch gedeihen konnte. Die Bahn von Sarajewo nach Mitrovitzta wird gebaut, und der Höllenlärm, der merklich schon im Verhallen ist, war für die Masse, die in jedem Lande nach Futter für ihre Vorurteile verlangt. Ob das Osmanenreich freilich seiner Auflösung schon entgeneilt, ist eine Frage, der von heute auf morgen nicht Antwort zu werden braucht. Ich glaub es nicht; glaube auch nicht an Englands Wunsch, die längst fällige, noch immer nicht verfallene Erbschaftsmasse zur Vertheilung zu bringen. Italien, Oestreich, Rußland mögen den Wunsch im Stillen hegen: England müßte eine Tradition verleugnen, wenn es einwilligen wollte. Es hat den ersten Nicolaus mehr als einmal abgewiesen, hat den zweiten Alexander um die Frucht seines Krieges gebracht. Und sollte heute plötzlich nichts mehr dagegen einzuwenden haben, daß Abdul Hamids Hinterlassenschaft unter den Hammer kommt? Vom Bosphorus bis nach Port Said ist der Weg beträchtlich kürzer, wie von Gibraltar, wie von Malta selbst, und die Freundschaft mit dem launischen Franzenvölkchen dauert nicht ewig. Keiner weiß es besser, wie der kühle Skeptiker in Windsor. Auch ohne daß das Griechenlrenz von der hagia Sophia in Slavenaugen leuchtet, ist der Nüsse auf dem Balkan, wenns die Stunde fordert, zu beschäftigen; vielleicht sicherer noch. Generosität u^n nie das Laster englischer Politik, nie hat John Vull ohne Zwang resignirt. Doch Resignation oder nicht: die Thatsache bleibt, daß England, Rußland, Frankreich, bestreich und Italien der Pforte gegenüber vorläufig als Einheit erscheinen, und daß der deutsche Einfluß dabei ins Gedränge kommt. Bleibt die weitere Thatsache, daß eine auf dem Balkan aktive Politik Oestreichs eine empfindbare Schwächung der deutsch'oestreichischen Beziehungen bedeutet.

Die Geschichte hats uns oft genug gezeigt. „In der Beurtheilung Oestreichs ist es auch heut noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Vuol, Bach und Beust getrieben worden ist. Kaun sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undank» barkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oestreich im Felde standen, Verlegenheit bereitete und uns im Stiche ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns im russischen Krieg auf den hals zu ziehen, während wir als nomineller Verbündeter für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nahe zum Kriege gegen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Josef niedergehalten, und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung, wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Ranküne des Grafen Vuol gegen den Kaiser Ricolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenig Jahre nach Vilayos; aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die Träger einer rivalisirenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, tonnen zu neuem Einfluß gelangen. Die Bürgschaft, die diesen Möglichkeiten gegenüber in der Person des heutigen Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn liegt, steht, wie gesagt, auf zwei Augen; eine voraussehende Politik soll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeiten liegen. Die Möglichkeit eines Wettbewerbs zwischen Wien und Berlin um russische Freund»

Morgen: Musik

schaft kann ebenso gut wiederkommen, wie sie zur Zeit von ölmütz vorhanden war und zur Zeit des Neichsstatter Vertrags unter dem uns sehr wohl gesinnten Grafen Andrassy Lebenszeichen gab." So sah Vismarck der Dinge Wesen. Franz Josef ist iüMischen nicht jünger geworden, zwischen Petersburg und Wien seitdem ein direktes neues Kabel gelegt, Herr von Aehrenthal ist aus anderem holze als der ungarische Graf, und der auch an Person altredit reiche Sachfenwölder ruht unterm Nasen. Bernhard den Lächler am Webstuhl der Zeit zu sehen, hat ihm gnädig Dite erlassen. Wer diefen Lauf der Dinge trostsam findet, ihn ohne oaucliemg,!- betrachten kann, ist zu beneiden. Dem mit dem Virus politischen Denkens Infi» cirten aber schleicht grau die Sorge durchs schmerzende Gehirn.

. . . „So trist klingt deine Leyer?" Ihr braucht sie nicht zu hören. Und mancher Trost ist euch geblieben. Heinrich Leonhard von Tfchirschky sitzt an der Donau und bespricht (kanns schief gehn?) mit Golus Erbe den internationalen Terminhandel. Just so wills unser Geschick, das uns seit Vismarcks, des alten Pfuschers, Weggang ja nur Freundliches bcscheert hat. Auch künftig bescheeren wird: zweifelt nicht. Tag vor Tag liest der loyale Monarchist doch die Meldung, daß der Kaiser selber mit Herrn von Schön die auswärtige Politik bespricht. Schön. Und der Herr Kanzler? Weiht Herrn von Sydow, seinen Wann, in die Elemente des Unterbilanzsystems ein. Laßt die Schellen klingen! Wer darf, nach der schwitzenden Lustigkeit einer erquälten Fastnacht, denn ernste Einlehr für die stille Zeit der Fasten fordern? Karl Schnitzler.

INusik.

Die neu« „Fledermaus". Was halt« — sagen wir der „Fledermaus" des Theaters an der Wien gefehlt? Nichts, nichts und abermals nichts. Herr Gregor dachte anders. Ihm fehlte etwas: nämlich das« er selbst noch lein« „Fleder» maus" zustand« gebracht, bah er bi« Vperett« nicht «formiert hatte. War nicht in de» Zeitung zu lesen, daß man — in Leipzig — auch der leichtbeschwingten Muse «in neues Kleid angezogen batt«? 2>as li«h osf«nbar Herrn Gregor nicht schlafen. Denn daß «r blind in der Such« nach Kassenstücken wäre, wird man nicht behaupten wollen. Gr ist und bleibt ein Idealist. Und es zeigt sich wieder, das« die Idealisten mitunter schlimmeres Unheil anrichten als die Leute, die dem Nin» genben Lrfolo nachgehen. Der klingend« Erfolg dieser „Fledermaus" wird ausbleiben; und mit Aecht. Denn nachdem alle Ingredienzien der Langeweil« beseitigt sind, behält mein« Erinnerung nur «in Bld: den Ballsaal des zweiten Altes. Di« Menschen, di« ihn belebten, sind wie weggewischt. Alles ander« ist wie weg» gewischt. Selbst Herr Vtto Lohs«, der ein Gast» spiel »n der Spitz« des Orchesters gegeben hatte, bleibt nicht haften. Aicht einmal Herr Lohs«, der ausgezeichnet« Musiker voll Ini» tiativ«? Aun, der Kölner Kapellmeister hat den Wienern alles abgeguckt: den schmach tenden Anlauf und die mächtig« Lanzi« rung des Themas, wenn er es auf den rechten W«g gebracht hat. Nur schade, bah «r das «ine wi« das andere übertreibt und dah man am Gnd« des Gedankens Bläss« m«rlt.

Ich spreche aber immer noch von «tn«r Vperctt«. Herr Gregor wendet dagegen «in:

„Ich wollt« «in« komische Oper schllfi«n, wollt« den feinen Lustspielton w»hr«n und anderes mehr.“ Ich aber lag« ihm: „Lustig wollt«n Si« in zedem Fall Wirten. Dem Karneval, nicht dem Aschermittwoch wollten Si« «inen Hymnus singen. Statt dessen verurteilen Sie Zweidrittel der „Fledermaus“ teils durch Pointentötung, teils durch Ihr System über» Haupt zur Starrheit, lassen Herrn Mantler »ls «inzigen Prediger des Humors in der Wüst« der Langeweil« (wi« Prediger nun «in» mal sind) allzu salbungsvoll werden, fo das» di« Posse lahmt.“

B«i dieser allg«m«in«n, durch di« Behäbigkeit der Aeisröck« noch unterstützten Humor» losigkeit gab es «in Mittel, uns durch s«in«r«n musikalischen Lustspielton zu versöhnen: »an braucht« nur viel besser zu singen, als in der operett« üblich ist. Dies geschah nicht. Denn schließlich decken sich hier «n «ine» g«» wissen Sinne Gesang und Humor.

Gs ist bitter, Herrn Gregor, einem der rühriqsten Theaterleiter, dies« Wahrheiten sagen zu müssen. Aber erstens: nie ist mir der Abstand zwischen Absicht und Ausführung so groß «rsch«n«n wi« diesmal, und das Gz«

o 2
0 0
311

Bruno Vuchwald: Die Straßenbahn
perim«nt war verfehlt, leibst wenn man sich
auf des Direktors Standpunkt stellt. Doch «s
war auch an sich verfehlt: die Gregorsch«
Aeform wird am wenigsten der Operette zu»
gut« kommen.

Also: «in leidliches Orchester, eine gut«
Dekoration, ein« humorlos« Szene und «in«
gedehnt« Solo»Posse. Das ist der Gesamtein»
druck. Aschermittwoch, nicht Karneval.

Adolf Weihmann.

Die Straßenbahn.

«53Ve Dichter der Jahresrevuen des Metropol»

—^ Theaters sollten an dem Streit zwischen
de« Berliner Magistrat und der Straßenbahn
nicht gar sc» achtlos vorübergehen: gibts «inen
besseren Stoff für «in« Lolalposse? Ein 3«»

lunfts bild: B«rlin im Jahr« 1920 ohn«
Straßenbahn. Das verbient mindestens im
Couplet besungen zu werden. Die Schienen
liegen brach i sie gehören der Bürgerschaft,
aber die Straßenbahn darf sie nicht benutzen.
Auf Grund des Vertrages, den sie am 25. Ja»
nuar 1898 mit einem hochwohlloblichen Magi»
ftrat abgeschlossen hat. Danach muh am 31. De»
zember 1919 d«r gesamt« Bahnkörper nebst 3u»
behör unentgeltlich an die Stadt abgetreten
werden. Doch die darf wiederum das Geschenk
nicht nach Belieben verwerten. Den» nach
§ 2 des «leinbahngesetzes (vom 28. Juli 1892)
bedarf es zur Herstellung und zum Betriebe
«in«r Kleinbahn der Genehmigung der zu»
ständigen Behörde, hierin liegt wieder eine neu«
Schwierigkeit. Am 4. Januar 1900 hat näm>
lich der Polizeipräsident auf Veranlassung des
Ministers sür öffentlich« Arbeiten der Strahen»
bahngesellschaft über den Kops des Wagistrats
hinweg die alleinige Konzession bis zum 31. De»
zember 1949 erteilt. Er darf daher der Stadt
den Betrieb nicht mehr gestatten. Blicke also
nur noch die Möglichkeit, statt des elektrischen
Betriebes zur alten Pferdebahn zurückzukehren,
auf die das Kleinbahngesetz keinen Einfluß hat.
Hin Weg, der dem an Automobil« gewöhnten
Publikum kaum gangbar erscheint. So nimmt
der Kampf um die Strahlenbahn, der nun fchon
lieben Jahr« lang währt, kein Ende. Er tobt
»» immer heftigeren Formen, und die Pfeil«,
bi« der Magistrat in der letzten Zeit ah«?,
schleudert hat, l«nnzelchn«n den Grad der Er»
bitterung. Auch auf selten der Strahlenbahn
herrscht peinlich« V«rl«g«nh«it (die öffentlich
natürlich bestritten wird). Man sieht wohl
«in, dah d«r Pertrag mit der Stadt Berlin
Aecht« gewährt, di« die Aegierungskonzefsion
ziemlich illusorisch machen. Und auf s«it«n
o«r Stadt ist man des Haders nicht weniger

müde. Man fürchtet bei mächtige Stütze, die die Strassenbahn an der Aeglerung besitzt; und mag die Behörden nicht immer zum Feinde haben. Auch leidet der Verkehr unter vielen Zweifigkeiten, denn die Strassenbahn weigert sich (was ihr nicht zu verübeln ist), die Tunnelprojekte durchzuführen, wenn ihr nicht die städtische Konzession bis 1949 und eine Tarifserhöhung konzessioniert wird. So war der Boden für eine Einigung geebnet. Die Aktionäre freuten sich schon, für ihre Aktien einen höheren Kurs zu erzielen. Denn wann wäre jemals eine Verstaatlichung oder Kommunalisierung zustande gekommen, ohne den Aktionären höheren Preis zu bieten? Wird's anders gemacht, so schreit man über „Vergewaltigung“. Die Verhandlungen, die zwischen Herrn Bürgermeister Kirschner und Herrn Ministerialdirektor Mick ein paar Wochen lang gepslogen wurden, haben sich nun wieder zerschlagen. Die Stadt bot 160 Mark (der Kurs notiert gegenwärtig ca. 175 Mark), und die Strassenbahn meinte, die Aktien hierzu wegzugeben, könne man einem Aktionär doch ernstlich nicht zumuten. Ich will mich in den Streit über den Wert der Strassenbahnaktien nicht einmischen, denn es erscheint mir unmöglich, zu berechnen, wie groß er in Wirklichkeit ist. Fest steht nur, daß der Liquidationswert geringer war, selbst wenn man den Bahnkörper zum vollen Werte einsetzt, während er doch im Jahre 1929 ohne Entgelt an die Stadt fallen muß. Aber wie mir scheint, kommt es hierauf nicht an. Für die Stadt Berlin befiehlt die Strassenbahn einen höheren Wert; auf Grund des Kapitalwertes der jährlich erzielten Einnahmen. Sie hätte den Aktionären nicht 8 Mark zu geben, sondern könnte die städtische Anleihe mit 3², höchstens mit 4 Mark verzinsen. Auch würde ein Teil der hohen Direktorenaushälter, mindestens aber die Ausgabe für Aufsichtsratsentlohnungen wegfallen, die jährlich ca. 250 000 Mark (kapitalisiert also ca. 6 Millionen) betragen. Auch der allgemeine Vorteil, Berlins grobsten Verkehrsunternehmen endlich in städtische Aegie überführen zu können, wäre nicht zu unterschätzen. Andererseits darf nicht geleugnet werden, daß auch die Strassenbahn ein sehr großes Interesse daran hat, der Überführung der Bahn in städtischen Besitz die Wege zu ebnen. In der Generalversammlung, die am 27. Februar stattfand, gab man sich freilich Mühe, bei bestehenden Schwierigkeiten zu leugnen; und geniert sich nicht, die Dinge in einer Weise auf den Kopf zu stellen, daß nur der begreiflich will, dem Gegenüber kein Material in die Hand zu geben, man sich nicht schuldig macht. Auch beim Kleinbahngesetz können, so wird versichert, wenn die Stadt einen Beitrag nach

I, »

Morgen: Vörse

!!»19 nicht freiwillig verlängert, im Ergän»

znngsverfahren diese Pflicht erzwungen werden.

Die Behauptung ist teilweise richtig. Das

besetz hing von der richtigen Erwägung aus,

man durse nicht gestatten, daß der Vau einer

Kleinbahn einer einzigen kleinen Gemeinde

liegen (die vielleicht aus irgendeinem chila»

uösen Grunde die Durchleitung verhindert)

>, uterbleiben muh. So ist der Provinzialrat

"der (wenn es sich um eine Stadtgemeind«

handelt) der Bezirksausschuß ermächtigt

worden, die Zustimmung der Provinz oder der

Stadt zu erzwingen. Doch können hierdurch

jemals die Aechte geschmälert werden, die der

Stadt durch Privatvertrag zustehen? Der § 7

lvs Kleinbahngesetzes (der diese Bestimmung

enthält) bezieht sich sinngemäß nur aus die»

j.'ingcn Fälle, wo ein Vertrag nicht vorliegt;

durch den freiwilligen Abschluß des Vertrages

mit der Stadt Berlin hat sich die Straßenbahn

uieses Rechtes begeben. Mindestens aber wäre

i'ie Stadt in der Lage, den Anspruch auf

Ersatz des Schadens (der ihr durch den Fort»

betrieb der Strahlenbahngesellschaft entsteht)

geltend zu machen. Die Straßenbahn rechnet

»im schlimmsten Falle) nur mit einer Ent»

schädigung für den Bahnkörper. Sie stellt sich

auf den Standpunkt, daß sie auf Grund der

Negierungslonzession die Bahn bis zum Jahr«

1950 weiter betreiben dürfe und nur nötig hat,

an die Stadt den Wert der Vahnanlagen« zu

entrichten. Der Standpunkt ist falsch, aber selbst

wenn man ihn für richtig erklären wollte, würde

die Berechnung unzutreffend sein, die Herr Ae»

gierungsrat a. D. Köhler in der Generalver»

sammlung angestellt hat. Auf den Einwand,

die Abschreibungen der Straßenbahn seien in

"Rückficht auf die Abtretung des Bahnkörpers

im Jahre 1920 zu gering, erklärt« er die sehr

eigenartige Buchführungsmethod«, und hierbei

passiert« ihm «in Versehen, das merkwürdiger»

weise von den Aktionären und der Handelspreise

nicht beachtet worden ist. Cr wollte beweisen,

daß im Jahre 1920 ein Verlust für die Aktionäre

nicht entstehen könne, weil der Bahnkörper»

amortisationsfonds, der jetzt mit 18,7 Millionen

Wart zu Buch« steht, auf «3 bis « Millionen

Marl angewachsen lein werde, während auf

Grund des gegenwertigen Buchwertes «ine

Absindungssumme von 36 Millionen Mark zu

berech'en sei. Vorläufig steht der Amorti»

iationefonds also nur mit 18,736 Mill, Mark

5>I Buche; Herr Kühler rechnet jedoch mit den

bisherigen Zuwendungen, den Zinseszinsen und

vom Jahre 1911 ab mit jährlich ca. 1,5 Milli»

onen Wart, d. h. der bisher zur Ablolung

der Obligationschuld benutzten Summ«. Leider

überfiehet der Herr Aegierungerrat nur, daß dies« Ablösung bisher nur durch Abschreibungen vom Bahnkörper, von den Bahnhöfen, Werkstätten und Wage» erfolgt ist. Zunächst muh also in dem Augenblick, wo die Obligationen getilgt sind, sich der Buchwert des Bahnkörpers (da die bisherigen Abschreibungen wegfallen) «nt» sprechend erhöhen. Dies allein würde nach meiner Berechnung «ine» Betrag von ca. 4 Millionen Mark ergeben. Dazu kommt a^er weiterhin, bah man den gegenwärtigen Buch» wert unmöglich als denjenigen Preis betrachten kann, den die Straßenbahn an die Stadt zu entrichten hätte. Denn, wie Herr Aegierungßrat Köhler selbst ausführte, sind die Abschreibungen auf das Konto des Bahnkörpers nicht not» wendig; ergo muß, wenn diese Erwägung richtig ist, der Buchwert um den bisherigen Betrag der Abschreibungen vermehrt werden. Drittens überlieht die Berechnung der Straßen» bahn vollkommen, dah auf die Bahnhöfe, Werl» statten und Wagenpart auch nach dem Jahr« 1911 Abschreibungen vorgenommen werden müßten. Es wäre geradezu frivol, die Ne» paraturkosten für die Wagen als Aktiven, ohne entsprechende Rückstellung in die Bilanz, «inzu» stellen. Der Erneuerungsfonds, auf den sich di« Straßenbahn zu stütze« pflegt, entspräche aber doch nur dann diesem Zweck, wenn er um den Betrag der Abnutzung der Straßenbahnwagen jährlich vermehrt werden würde. Aus der Bilanz ergibt sich aber, daß dieser Fonds im Jahr« 190? einen Zuschuß von nur rund 500000 M. erhalten hat; felbst unter Berücksichtigung der Ausgaben, die aus diesem Fonds gedeckt wurden. Man wird mir-zugeben, daß bei einem Buchwert der Bahnhöfe, Werkstätten undWagenvonc».55Mil» lionen Marl ein Betrag von 500000 M. gerade» zu gesetzwidrig wäre. Ich nehme nicht an, daß die Straßenbahn «ine solch« Bilanzierung vom Jahre 1911 ab gut heißen würde, und darum war die in der Generalversammlung aufgestellte Berechnung sicherlich nur für diejenigen bestimmt, die sich nicht der Mühe unterziehen, die Ziffern nachzuvrüfen. Die Abfindungssumme für den Nahnlorper wäre, wenn nur einigermaßen folid« bilanziert wird, im Jahre 1920 bei weitem nicht durch den Amortisationsfonds gedeckt. Und den Altionären würde, wenn vles« Summe zur Aus» Zahlung gelangt, ein viel größerer Verlust «nt» stehen, als wenn das jetzige Gebot der Stadt (in höhe von 160°/») zur Annahme gelangt.

Bruno Vuchwald.

^ , 'l»»w»iMch fül dl» p»>Mlch«n Heli: iüütl 2^!>l>l<i, «,l>)u>x>g«,!0^N, öpHNdauerstr, »<>> fu« den «ölleiUeU! Ännl» ««,'/>

»all», B«»n U,, h«lll,»«!stft».», für »U«« »nd«l«: Kr. «litur Londlbeia«, Verlln ^ . 9, L«nn«s»l»z, 3, f»l 0«ftllr«>i>

U«««ni «ober» Feftl, Wlen I. — Velin» «Nar«u»»dl « a«^ «l>lmei»dors.Verlw Vs, l«, llloeieneistiaß« >». — ^pebitl»»

l><» 0«st«l»l4»U«D»»» l«l ll. «l«f««l »»NO»!» ylafael « Wltiel. Wien I, Kraben l». — chenck »»» Po, « »«l»» » «.». H,

«erlr» ^?.«?, «ül,»!tr»z« «,

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strahl: Aufsätze / Georg Vranitzky: Literatur
Ulrich Muth: Aufsätze / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 11

Verlag von Julius Springer, Berlin
Preis der Einzelnummer 50 Pf.

13. März 1908

Karl Marx. (Zum 14. März 1908.)

Von Werner Sombart.

Am 14. März sind 25 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Karl Marx zu
- Argenteuil bei Paris, wohin er sich begeben hatte, um bei seinen Kindern Er-
holung zu suchen, seinen Leiden erlag, die ihn die letzten Jahre zu einem müden
und gebrochenen Manne gemacht hatten.

Ich war damals blutjunger Student in Pisa und stand eben im Begriffe, meine
Dienstzeit als Sozialist zu absolvieren, hatte also schon angefangen, mich für die
Vorgänge in der politischen und in der sozialen Welt zu interessieren. Ich entsinne
mich deshalb auch des Eindrucks noch mit ziemlicher Deutlichkeit, den die Nachricht
von Marxens Tode auf uns und auf weitere Kreise um uns herum machte; erinnere
mich auch noch des Widerhalls, den er in der Presse fand. Im ganzen genommen
war der Eindruck kein sehr tiefer und ging jedenfalls nicht über ganz enge Adepten-
kreise hinaus. Nichts von den nachhaltigen Wirlungen, die der Tod eines großen und
weltberühmten Mannes hinterläßt. Was waren das für ganz andere Töne gewesen,
um wieviel lautere und eindringlichere, die bei dem Tode Richard Wagners erklangen
waren, auf dessen Grabhügel ja die Kränze noch nicht verwelkt waren, als Marx
ihm in die Ewigkeit nachfolgte. Der Tod Richard Wagners war ein Ereignis
gewesen, das wenigstens die gesamte gebildete Welt — Freunde wie Gegner — als
bedeutsam empfunden hatte und dem die Presse, die doch immer als Gradmesser des
öffentlichen und allgemeinen Interesses dienen kann, lange und eindringliche Ver-
achtung geschenkt hatte. Von Marxens Tode dagegen nahm die Presse (die fast
ausschließlich bürgerliche Presse war) nur oberflächlich Notiz: sie registrierte ihn, wie
sie etwa das Ableben eines „berühmten“ Universitätsprofessors mittleren Ranges
oder eines ebensolchen politischen Parteiführers niedriger Ordnung zu berichten und
zu würdigen gewöhnt ist.

So wenigstens schwebten die Berichte, die damals die Zeitungen brachten, in
meiner Erinnerung. Um sicher zu sein und zu sehen, ob mich mein Gedächtnis
nicht trög, habe ich jetzt noch einmal die Marxnummern einiger der größten
Zeitungen durchgeblättert und habe in der Tat bestätigt gefunden, wessen ich mich
erinnerte:

So brachte beispielsweise die (Münchener) Allgemeine Zeitung (also damals das
erklärte Professorenblatt) außer dem Telegramm, das Wolffs Bureau immerhin ver-
breitet hatte und das kurz den Tod meldete, ein paar Tage später unter der Rubrik
„Verschiedenes“: „Todesfälle“ in der Außenzone des Petitsatzes eine biographische
Belehrung, die mit den Worten beginnt: „Karl Marx, der berühmte sozialistische

314 Morgen: Kulturphilosophie

Schriftsteller und Organisator, dessen Tod telegraphisch aus Paris gemeldet wurde, stand im 65. Lebensjahre"; dann folgen noch 22 Zeilen nach, in denen nur die äußeren Daten seines Lebens verzeichnet werden, ohne daß irgendeine Wertung daran geknüpft wäre.

Von ihren (damals so vortrefflichen) Originalkorrespondenzen aus Berlin oder Paris oder London kommt keine auf das Ereignis zu sprechen.

Andere Blätter, die auch die Wolff'sche Depesche abdruckten, hielten es im Interesse ihrer Leser für geboten, dem Namen eine erläuternde Notiz hinzuzufügen.

So meldet die Neue Preußische (f) Zeitung:

„Karl Marx (einer der Führer der Sozialdemokratie I) ist gestern in Argenteuil bei Paris gestorben.“

Aber auch wenn die Zeitungen mehr von dem Verstorbenen berichteten und in einem besonderen Artikel (was jedoch nur die Ausnahme war) seine Bedeutung zu würdigen versuchten, so merkte man an der Art und Weise, wie und an welcher Stelle der Artikel veröffentlicht wurde, daß der Tod Marxens, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz und gar nicht als ein chefredaktionelles Ereignis betrachtet wurde.

Weder der Chefredakteur noch einer der politischen Redakteure empfand es als zu seiner Aufgabe gehörend, den Nachruf an Karl Marx zu schreiben (oder wie sich das gehört, wenn es sich um relevante Personen handelt: geschrieben im Pult liegen zu haben und ihn zusammen mit dem Telegramm, das den Tod meldet, an her» vorragender Stelle des Blattes abzudrucken). Vielmehr merkt man den meisten Artikeln, die im Laufe des März 1883 in der bürgerlichen Presse über Marx erschienen sind, an, wie sie erst durch den Tod veranlaßt sind: sei es, daß ein Spezial» Mitarbeiter aus eigenem Antrieb einen Marx» Artikel einsandte, sei es, daß der Chefredakteur an einen Spezialisten einen Brief geschrieben hatte: „Da ist der p. Marx gestorben: würden Sie wohl einen kurzen Essay — beiläufig 25—30 Druck» Zeilen — über ihn für uns liefern? Da wir den Beitrag gern in der nächsten Sonntag» nummer veröffentlichen möchten, so wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns das Manuskript bis übermorgen einliefern könnten.“ (Der 14. März 1883 fiel auf einen Dienstag.)

Man stelle sich dagegen vor: Marx hätte bis heute gelebt und sein Tod wäre heute zu vermelden! Welches Nauschen gäbe das im Völkerwalde: fettgedruckte Meldung; sofort ein fachverständiger Artikel aus der Feder des Chefredakteurs in derselben Nummer; Berichte über die Trauerfeierlichkeiten; Stimmen der Presse im In» und Auslande, noch ein paar längere Artikel, einer über, einer unter dem Strich: eingehende Würdigung mit wissenschaftlichem und politischem Gesichtspunkte (welchen Einfluß wird der Tod auf die Haltung der sozialdemokratischen Parteien haben?); Berichte über Interviews mit „maßgebenden“ Sozialistenführern; endlich in der Sonntagnummer: Mitteilungen aus dem Privatleben des Verstorbenen, „persönliche Erinnerungen“, Marx-Anekdoten. Mit einem Worte: heute gäbe der Tod Marxens selbst der bürgerlichen Presse (von der sozialdemokratischen ganz zu schweigen) ein Fest, als gälte es den Tod Virchows oder Eugen Nichters oder Adolf Menzels. Und dasselbe Fest würde wohl ziemlich gleichmäßig in der Presse aller Kulturstaaen gefeiert werden können, da für alle Länder das Ereignis gleich bedeutsam wäre und von allen maßgebenden Personen, vor allem von der Presse als solches empfunden werden würde. (Vielleicht allerdings würde der Eindruck, den Marxens Tod gemacht hätte, noch stärker gewesen sein, wenn der Tod sage vor 5 Jahren eingetreten wäre.)

Werner Sombart: Karl Marx 315

Dqs heißt also: Marx gehört zu denen, deren Ruhm nach ihrem Tode wächst, deren Bedeutung erst nach ihrem Tode in vollem Umfange erkannt wird, deren Werk erst nach ihrem Tode, wenn nicht gar erst vollendet, so doch in seinen Wirkungen lebendig wird. Richard Wagner, an den wir immer zuerst denken, weil er Komorient Marxens war, starb, nachdem er die Ernte seines Lebens in die Scheuern gebracht und behaglich vor der Tür seines Hauses sitzend die Bewunderung, Verehrung und den Neid seiner Nachbarn und Freunde schmunzelnd eingestrichen hatte: 8 Jahre nach der Eröffnung der Festspiele in Bayreuth (die in dasselbe Jahr fällt wie die formelle Auflösung der Internationalen Arbeiterassoziation, von der unten noch die «Rede ist!). Marx starb als wenn "Richard Wagner etwa im Jahre 1860, Vismarck etwa im Jahre 1865 gestorben wären. Er hatte zwar sein Werk vollbracht, es war auch das der Mitwelt bekannt, was ihn unsterblich macht: aber das Wert war noch nicht in das Leben, in die Wirklichkeit übertragen. Vergewärtigen wir uns doch einen Augenblick, wer Karl Marx in den Augen der mit ihm Lebenden im Jahre 1883 war, als was er von ihnen gewertet werden konnte. Um dann damit zu ver» gleichen, was er heute für die Welt bedeutet. Ein solcher Vergleich bietet interessante Einblicke in den Gang der sozialen Bewegung und in die Entwicklung der sozialen Wissenschaft während des letzten Vierteljahrhunderts. Marx als Politiker, Marx als sozialistischer Organisator und Agitator schien im Jahre 1883 endgültig ausgespielt zu haben. Das war wenigstens der Eindruck, den der oberflächliche Beobachter gewinnen mußte, und der sich in den meisten Nachrufen widerspiegelt: man wußte Lobendes von seinen theoretischen Leistungen zu melden, aber von seinen praktischen Erfolgen nur Ungünstiges. „Seine Lehren (schreibt z. B. die Kreuzzeitung) gewannen ... ein Ansehen, an welchem auch 'durch das schließlich« politische Fiasko und die UnPopularität (!) ihres Urhebers nichts geändert worden ist. . ." Und „minder glücklich (nämlich als seine wissenschaftliche Tätigkeit) ist des Verstorbenen agitatorische Tätigkeit gewesen..." Ähnlich schreibt die Nationalzeitung: „Marx selbst glaubte sich jedoch auch zum praktischen Handeln in fozialistisch»revo» lutionärem Sinne berufen, und er begründete zu diesem Zwecke 1866 (i-ec-te 1864) die Internationale, deren Haupt er bis 1870 (reete 1872 oder 1876, je nachdem man das Ende d. I. A. A. oder der Herrschaft Marxens in ihr von der Verlegung des Generalrats nach New Vork oder von ihrer formellen Auflösung datiert) war; dann brachen in dieser Gesellschaft Streitigkeiten und Spaltungen aus, infolge deren sie anscheinend ziemlich bedeutungslos geworden ist" (reote: vor 8 Jahren aufgelöst worden war). Oder die Vossische Zeitung: „Mit der praktischen Organisation und mit der Uebertragung seiner Doktrinen in die Wirtlichkeit hat er jedoch wenig Glück und Erfolg gehabt. . . Marx hat sich in den letzten Jahren an der sozialistischen Agitation nur noch wenig beteiligt." Diese Art Urteile waren aber, wie gesagt, durchaus begreiflich. Denn in der Tat: das äußere Lebenswert Marxens: die Internationale Arbeiterorganisation lag zertrümmert am Boden, als ihr Begründer die Augen schloß (man denke, daß Richard Wagners Festspiele endgültig ausgespielt gewesen wären, als er starb!). Aber auch sonst war von irgendwelcher InterNationalität der sozialen Bewegung, von einem stillen Weiterwirken des Marxschen Weckrufes: „Proletarier aller Länder vereinigt euch" gerade in den 1880er Jahren nichts, rein gar nichts zu verspüren. Es hatte den Anschein, als ob die Ströme der sozialistischen Bewegung in den einzelnen Ländern ganz getrennt, und zwar allermeist im Sande verlaufen würden. In

316 Morgen: Kulturphilosophie

England war von Sozialismus natürlich überhaupt noch keine Nebe (1881 war die S. D. F. begründet worden, die 1883 sicher noch keine 1090 Mitglieder zählte); in Frankreich und Italien anarchistelte man ebenso wie in Irland und Rußland (die Zeit war erfüllt von Attentaten und kleinen Aevolten: am 18. März 1883 befürchtete man in Paris allgemein einen Putsch), aber von einer sozialistischen Arbeiterbewegung waren kaum die Anfänge vorhanden. Am meisten modernen Sozialismus gab es noch in Deutschland. Aber wie schaute es da in der sozialistischen Welt aus!

Seit vier Jahren war das Sozialistengesetz in Geltung, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß gerade im Anfang der 1880er Jahre der sozialistischen Bewegung die tiefsten Wunden geschlagen waren. Um jene Zeit hatte das Gesetz am meisten zerstört, und die neuen Keime, die dann gegen das Ende der 1880er Jahre, als es allmählich milder gehandhabt wurde, ansetzten, waren noch nicht vorhanden. Eine sozialdemokratische Presse von irgendwelcher Bedeutung und irgend ausgeprägter Gesinnung war nicht vorhanden: das Berliner Volksblatt, aus dem dann der Vorwärts erblühen sollte, wurde ein Jahr nach Marxens Tode gegründet. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen war im Jahre 1881 auf 312 000 zurückgegangen: das heißt weit hinter den Stand des Jahres 1874, in dem 352 000 Stimmen abgegeben waren; während 1874 schon fast die halbe Million (493 000) erreicht war. Die Zahl der Abgeordneten betrug 12, soviel wie schon 1874 (um dann erst bei den Wahlen von 1884 sich zu verdoppeln). Ihre Kongresse konnte die sozialdemokratische Partei in Deutschland nicht abhalten: 1880 hatte eine Delegiertenversammlung in Wyden in der Schweiz getagt; 1883 ging man nach Kopenhagen, um sich auszusprechen. Gerade diese traurigsten Zeiten, die der Sozialismus überhaupt bisher in Deutschland erlebt hat, waren in die letzten Lebensjahre Marxens gefallen.

Aber wenn wenigstens in diesem kleinen verfolgten Häuflein Marxens Geist in «Reinheit geherrscht hätte. Auch das war gewiß nicht der Fall. Dazu war dieser Geist selber noch zu wenig geläutert, hatte er noch zu wenig in anderen Wurzeln geschlagen. Auch als Theoretiker, wird man sagen müssen, hatte Marx, als er starb, auch nicht annähernd die Geltung, die er dann nach seinem Tode erlangen sollte. Ich sagte schon: wenn überhaupt, so wurde er als Theoretiker gewertet. Aber man beschäftigte sich doch noch herzlich wenig mit dem Inhalt seiner Werke: weder in den Kreisen der Sozialdemokratie noch in denen der Bürgerlichen. Von bürgerlichen Gelehrten erkannten wohl nur zwei seine Größe an: Adolph Wagner und Schaffte. Sonst war er für die akademische Welt längst „widerlegt“. Aber auch wer sich mit Marx und seinen Theorien beschäftigte, drang in den Kern der Marxschen Lehren nicht ein. Selbst die Intimsten unter den Parteigenossen riefen den Zorn des Meisters wach, weil sie seiner Meinung nach (und wir dürfen heute hinzufügen, daß Marx mit seinem Urteile im Rechte war) ihn nicht verstanden. So hatte er schon Lassalle des mangelnden Verständnisses geziehen, so kanzelte er die Verfasser des Eisenacher Programms (in einem erst später veröffentlichten Briefe an Liebknecht und Genossen) wie Schulbuben ab, weil sie so ganz und gar daneben gegriffen hatten, als sie die Leitgedanken der sozialistischen (marxistischen) Lehre formulieren wollten. Immer nahm man Marx vor allem „ethisch“, und das giftete ihn unaussprechlich. Man sah in ihm im wesentlichen nur den Werttheoretiker, und zwar einen ethisch orientierten Werttheoretiker, offenbar weil man über die ersten Kapitel des Kapitals.

Werner Sombart: Karl Marx 317

jedenfalls aber über dessen ersten Band, nicht hinausgekommen war; weil man noch nicht erkannt hatte, daß viel mehr Marxscher Geist in den kleinen Schriften steckt als in dem Hauptwerk selbst.

Eine akademische Größe war damals in Deutschland der 1886 zu Tode gekommene Adolf Held, der sich zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hatte: die Sozialdemokratie „von innen heraus“ durch wissenschaftliche Gegengründe zu überwinden. Man muß in Helds Schriften lesen, um einzusehen, wie grundverkehrt man damals Karl Marx verstand. „Es ist in der Sozialdemokratie zu unterscheiden“, heißt es in Helds „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie“, 2. Aufl. 1878, „einerseits das Element des ökonomischen Sozialismus, das heißt die Theorie vom Wert und Einkommen, welche für sich allein betrachtet zwar unwahr resp. utopisch, aber durchaus würdig ist, diskutiert zu werden, und andererseits das politisch-revolutionäre Element und die zugrunde liegende materialistische, allen anerkannten Sittengesetzen widerstrebende Tendenz.“ In dem aus offenbar „sachkundiger“ Feder stammenden Nachruf der Kreuzzeitung heißt es: „Marx' Lehren von der Unproduktivität des Geldkapitals, von der mangelnden „substantiellen Verbindung zwischen Gebrauchs- und Tauschwert“, von dem wertbildenden Prinzip der Arbeit und von der „gesellschaftlichen Arbeitszeit“ als einzigem Maßstäbe des Wertes“. XL. Diese — und keine anderen! — Lehren gewannen ... ein Ansehen. . . usw.

Faßte man Marx aber nicht rein ökonomisch-ethisch, sondern sozialphilosophisch, so wurde er nach dem alten Schulschema den „extremen Individualisten“ angereicht, von denen die offizielle Wissenschaft schlimme Dinge zu berichten mußte. Einzusehen etwa Professor Dietzels Buch über Nodbertus aus dem Jahre 1886. Wie anders ist das Bild, das sich heute vor unseren Augen ausbreitet! Mit wie ganz anderen Gefühlen würde die Seele Karl Marxens erfüllt sein, wenn sie heute sich ihrer selbst und ihres Herrschaftsgebietes bewußt werden konnte!

Die sozialistische Bewegung: heute in allen Kulturländern zu breiten Strömen angeschwollen. Sozialistische Wähler zählt man etwa 5 Millionen nach den jeweils letzten Wahlergebnissen, hinter denen (zumal in vielen Ländern das Wahlrecht noch beschränkt ist) mindestens 20—25 Millionen Sozialisten stehen. Längst aber sind die einzelnen nationalen Ströme der sozialistischen Bewegung zu dem einen großen Strom der „Internationale“ zusammengefloßen, den Marx in der Internationalen Arbeiterassoziation so ziemlich im Sande verlaufen sah. Schon am 1. Mai 1890 konnte Engels freudig bewegten Herzens ausrufen: „heute, wo ich diese Zeilen schreibe, hält das europäische und amerikanische Proletariat Heerschau über seine zum ersten Male mobil gemachten Streitkräfte, mobil gemacht als ein Heer, unter einer Fahne und für ein nächstes Ziel: den schon vom Genfer Kongreß der Internationale 1866 und wiederum vom Pariser Arbeiterkongreß 1889 proklamierten, gesetzlich festzustellenden achtstündigen Normalarbeitstag. Und das Schauspiel des heutigen Tages wird den Kapitalisten und Grundbesitzern aller Länder die Augen darüber öffnen, daß heute die Proletarier aller Länder in der Tat vereinigt sind. Stünde nur Marx noch neben mir, dies mit eigenen Augen zu sehen!“ Seit 1890 aber ist die „neue“ Internationale erst recht zur Entfaltung gelangt: große Internationale Sozialistenkongresse, Internationale Gewerkschaftskongresse, Internationale Bureaus und anderes legen Zeugnis ab, daß in der Tat heute die sozialistischen Proletarier aller Länder vereinigt sind.

» «

Vereinigt im Namen Karl Marxens. Denn daß der Geist dieses Mannes heute noch immer (und in gewissem Sinne läßt sich sagen: heute mehr denn je) die Köpfe und die Herzen der sozialistischen Arbeitermassen erfüllt, darf füglich nicht mehr bezweifelt werden. Wenn auch nicht in dem dogmatisch-tirchlichen Sinne, daß nun die Lehren des Meisters Wort für Wort in den Programmen der sozialistischen Parteien niedergeschlagen wären (man weiß, daß die letzten Jahre eine „Krisis des Marxismus“, einen „Revisionismus“ und ähnliche Dinge gebracht haben, durch die der Bestand der positiven Sätze der Marxschen Lehren stark vermindert worden ist), wohl aber in dem tieferen Sinne: daß die Sozialisten aller Länder heute still» schweigend die Grundgedanken der Marxschen Weltanschauung in sich aufgenommen haben und daß sie ihn wie ihren Heiland verehren: nicht nur äußerlich durch Auf» stellung seiner Vüste bei jeder sozialistischen Veranstaltung, sondern vor allem auch innerlich: insofern kein einziger Anhänger der sozialistischen Parteien, so ketzerisch seine Gesinnung auch sein mag, sich gegen Marx aufzulehnen wagen würde: alle Revisionisten, Reformisten, Revolutionisten, die heute in der sozialistischen Kirche Skandal machen, wollen doch nie etwas anderes als die Reinheit der Lehre wieder» herstellen: sie alle wollen die besten Marxisten sein, so wie alle christlichen Sektierer die besten Christen sein wollen.

Stürbe Marx heute erst: er würde von jenen 23 Willionen Sozialistenherzen wie ein Vater betrauert werden: wie ein Vater, der seinen Kindern das Leben gab und der seine Kinder an seiner starken Hand durchs Leben gefühlt hat.

Und ganz so wie es Marxen als Vater des Sozialismus ergangen ist, hat sich seine Stellung als sozialer Theoretiker erst in den letzten 25 Jahren, die nach seinem Tode verflossen sind, zu der überragenden entfaltet, die sie heute ist.

Wir sehen: im Jahre 1883 galt Marx bei allen Theoretikern bürgerlicher Observanz als längst „widerlegt“. Seitdem aber hat die Wissenschaft überhaupt erst angefangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Bis zum Jahre 1883 zähle ich in meiner Marx-Bibliographie 20 Schriften über Marx: seit diesem Jahre bis 1904 280. von denen in das Jahrzehnt 1884—1894 58, in das Jahrzehnt 1895—1904 dagegen 214 fallen. Marx ist zum Mittelpunkt aller irgendwie ernst zu nehmenden Erörterungen sozialwissenschaftlichen Inhalts geworden. Fast möchte man sagen: er ist auf dem Wege, universitätsfähig zu werden. Kostete es einem akademischen Lehrer noch vor 10 Jahren wenn auch nicht die Stellung, so doch die Karriere; das bloße Bekenntnis, daß er Karl Marx für einen sehr großen Denker halte, und wurde der, der also bekannte, für einen Sonderling und Halbidioten gehalten: so pfeift es heute jeder belanglose Privatdozent vom Katheder: daß niemand, der sich mit Nationalökonomie, Wirtschaftsgeschichte, Sozialphilosophie befaßt, an Karl Marx vorbei kann, ohne sich selbst zur Sterilität zu verdammen, daß alle, die nicht durch Marx hindurchgegangen und in irgendeiner Form mit ihm und seinen Lehren fertig geworden sind, als sozial» wissenschaftliche Theoretiker einfach nicht mitzählen (wie ein Biologe, der an Darwin, ein Optiker, der an Helmholtz, ein Bakteriologe, der an Robert Koch vorbeigehen wollte). Stürbe Marx heute erst, so mühte die Wissenschaft bekennen: daß der einzige lebende Sozialtheoretiker großen Stils von uns gegangen sei.

Und wie die Bedeutung Marxens als Theoretiker nach seinem Tode erst in weiteren Kreisen anerkannt worden ist, so hat man auch seitdem erst recht eigentlich Marx verstehen gelernt. Wir Jüngeren (die wir heute schon anfangen zu den Alten zu zählen), gleichgültig ob sozialistischer oder bürgerlicher Observanz, die wir für

Marx als Denker vor einem halben Menschenalter eintraten, haben ihn, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, als Theoretiker gleichzeitig erst entdecken müssen. Wir hatten die Aufgabe, erst einmal die tausend Mißverständnisse „aufzuklären“, die um die Marxschen Theorien herumgewachsen waren; wir muhten dann die Marxschen Lehren selber in ein richtiges Verhältnis zueinander bringen und muhten vor allem ihrer Seele habhaft zu werden trachten, ehe wir wagen durften (was so viele vor uns getan hatten), diese Theorien zu lehren, und, soweit sie unhaltbar waren, zu widerlegen.

Aber ich werde gewahr, daß mit dieser Registrierung der rein äußerlichen Erlebnisse, die Marx und seine Lehre seit dem Tode ihres Schöpfers erfahren haben, doch keine volle Würdigung von Marxens Oeuvre, wie es mir vorschwebte, als ich diesen Aufsatz zu schreiben anfang, möglich ist.

Ich muß näher eingehen auf die innere Wesenheit dieses Lebensschicksals, wenn ich ihm auch nur in etwas gerecht werden will. Und dazu muß ich die Geduld des Lesers noch in einigen späteren Nummern dieser Zeitschrift in Anspruch nehmen. Wandmalerei.

Von Hofrat Doenges »Dresden.

Die Kunst der Renaissance, mehr noch die Kunst des Barocks und des Rokocos „liebte bei der Wand« und Deckenbehandlung den Illusionsstil; sie durchbrach die Wand und öffnete die Decke. Sie stellte einen Raum, der dieses Illusionsstiles in eine Landschaft mit weitem Horizont oder schloß an ihn einen zweiten, dritten, ja oft ein Dutzend Räume an, und der Himmel flutete blau oder in Wolkenzügen, von Genien und Engeln und feurigen Gespannen der Unirdischen belebt, direkt in den Saal hinein. Wo — um zunächst vom Deckenbild zu sprechen — Michelagnolo dem Illusionsstil huldigt, da darf diesem Stile in gewissem Sinne Berechtigung zugesprochen werden. Denn dieser Künstler verlor bei aller illusionistischen Silderungsart den Inhalt seiner Darstellung nicht aus dem Auge, er wahrte deren tafelmähigen Charakter, — er wandelte die Decke aus einer senkrechten Bildtafel, die sie gleich der Wand ist, nicht in eine wirklich horizontale um, d. h. in eine solche, die, von unten betrachtet, Wirklichkeit vortäuscht, nämlich Fortführung der Architektur eines »Raumes über dessen Grenzen hinaus. Freier in der Anwendung des Illusionsstils waren Correggio und Veronese und Guercino, am freiesten Tiepolo. Er trieb die Illusionsmalerei so weit, die Unirdischen mit uns Staubgeborenen in direkten, sinnlich wahrnehmbaren Verkehr treten zu lassen; er ließ aus himmlischen Sphären Gestalten zur Erde herniedersteigen und hob sie von dieser zu paradiesischen Höhen empor.

Wir Menschen einer nüchterneren Zeit stehen vor diesen Schöpfungen vergangener Kulturen mehr als Bewunderer ihrer technischen Fertigkeiten als ihres künstlerischen Gehalts. Wo wir solchen Illusionssilderungen, von Malern unserer Tage gemalt, begegnen, werden wir den Eindruck eines Unbehagens nicht los. Wir fühlen etwas Gewalttames unser Auge bedrängen; wir verlieren den inneren Abstand zwischen Natur und Kunst. Denn wir haben gelernt, daran zu denken und es nicht zu vergessen, daß

320 Morgen: Kunst

jede Flächenmalerei einen gedachten Bildraum darstellt, der mit dem Naume, in dem wir stehen, keinen Zusammenhang hat. Die Theaterbühne allein laßt uns heute für eine Stunde oder zwei von diesem Grundsatz scheiden.

Das Streben, einen neuen Wandstil zu finden, ist hervorgegangen aus dem Streben unserer Zeit nach Echtheit und Wahrheit. Also letzten Endes aus dem Realismus. Aber nicht, wie beim Staffeleibild, aus dem Realismus des Stoffes, sondern aus demjenigen der Form. Wie die Augen des ersten Staffeleibildrealisten eines Tages sich dauernd von dem festgenagelten Sonnenschein, dem tzeil»Dunkel des Atelierlichtes lossagten, so fühlten die ersten Wandbildneuerer ebenso leidenschaftlich eines Tages den Drang in sich, von den über den Bildrahmen hinausziehenden Wolken, von den an dt«Wand gemalten Möbeln und dem aus der vorgetäuschten scheinbar in die echte Wirk»lichkeit herüberplätschernden Bache loszukommen.

Formal schlugen die Wandbildneuerer den entgegengesetzten Weg der Staffelei»bildneuerer ein. Diese suchten der Natur so nahe wie möglich zu kommen; jene wurden von dem Bedürfnis getrieben, der allzu illusionsecht — beileibe freilich nicht in bezug auf Wiedergabe des künstlerischen Objekts — werdenden Natur Fesseln anzulegen, die Welt des Bildes — formal also die Idealwelt — zurückzuführen in die Grenzen, in die sie gehört, in den — Bildrahmen, sie abzutrennen von der Welt der Wirklichkeit, von dem "Räume, in dem wir stehe».

Neuer Wein in alten Schläuchen!

Man muß etwas wie Beschämung fühlen angesichts der Kunst der Alten. Was sie besah: den gesunden Sinn für Naumbehandlung — wir sind eben erst im Begriffe, es besitzen zu lernen; was sie uns, freilich mit anderen Mitteln, in glänzenden Vorbildern zeigte: dekorative, wenn man will monumentale Kunst — wir fangen eben erst wieder an, Verständnis dafür zu gewinnen.

«

Der Gedanke, mit dem Leser dieser Zeitschrift über Wandmalerei zu sprechen, kam mir beim Betrachten der fünf Fresken, die der Münchener Fritz Eller für den Wintergarten des Wiesbadener Kurhauses geschaffen hat.

Sie sind keine Erfüllung dessen, was man „neuen Wandstil“ nennt, aber «in verheißungsvoller Anfang oder genauer, da Erler nicht der erste Pfadsucher auf dem Wege zu neuen Wandstilzielen ist, ein verheißungsvoller Fortgang des Anfangs.

Ich bin nicht einer Meinung mit den Eilerenthusiasten, die da sagen, in den Erlerschen Arbeiten stehe ein „neuer Wandstil“ in „seinen wichtigsten Bestand«teilen bereits völlig ausgebildet“ vor uns; aber ich glaube, man kann es rechtfertigen, zu sagen, er stehe „in einem seiner wichtigsten Bestandteile bereits aus«

gebildet“ vor uns,- nämlich darin, daß er den Naum, den Innenraum wieder sein läßt, was er sein soll: ein Abgeschlossenes, ein von der Außenwelt Abschließendes.

Pas erreicht Erler in seinen Arbeiten, diese als Ganzes betrachtet, durch die farbige Erscheinung, im einzelnen durch lapidare Linienvereinfachung, gesteigert unter Um«ständen bis zur reinen Silhouettenwirkung, und durch ebenso lapidare Koloritvereln»fachung. Auf den Wiesbadener Fresken sind sechs Farbenmischungen verwendet. Sie

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Die Fürstin von Salerno 32 I

Wirten wie zwölf, wie achtzehn! Aber wie verhalten, wie feinfühlig beschränkt ist diese Buntheit! Farbige Flächen unter möglichster Vermeidung räumlicher Illusionswirlungen zu geben — das war der künstlerische Grundsatz, nach dem Erler an feine Wiesbadener Aufgabe herantrat. Er löste diese Aufgabe formal in dem Sinne, daß wir den vollen Eindruck des Wandbildes haben, eines Bildraumes, der mit dem Räume, dem er zum künstlerischen Schmuck« dient, in keinem realen Zusammenhange steht. Aber freilich: die Form ist ja nur ein Teil des Ganzen, sie bedarf des Inhalts, des Stoffes, um zu voller Wirkung zu gelangen. Gerade im Sinne der Aesthetik, die diesen Satz geprägt hat, daß beim Kunstwerk alles auf die Form ankomme. Die Wirkungen, die von dem Inhalte eines Kunstwertes ausgehen, sind keine außerästhetischen; der Inhalt gehört zum Kunstwerke, und je inniger er verschmolzen ist mit dessen Form, desto nachhaltiger, voller, gerundeter ist der Ausdruck des Kunstwerks. Diese Erfahrung« Tatsache auf die Erlerschen Wandbilder angewendet: die Verschmelzung von Stoff und Form, von Inhalt und Gestalt, ist dem Künstler noch nicht völlig gelungen. Ihm kam, eben weil er noch Pfadsucher auf dem Wege zu neuen Zielen der Wandmalerei ist, zunächst alles auf die Form an; so kam es, daß er zwar in der Form zu bedeutungsvollen Ausdrucksmöglichkeiten kam, nicht aber im Stoffe; hier blieb er haften auf ausgetretener Scholle. Das allegorische Wesen, das der älteren Wandmalerei ihr Gepräge gab, beherrscht in den fünf Wiesbadener Fresken auch die Erlersche Kunst. Nicht zu ihrem Vorteile. Deshalb ist sie heute zunächst noch eine rein dekorative Kunst; zu monumentaler Größe tonnt« sie sich wandeln, wenn sie der Form tongenial den Stoff behandelte. Wer heute von der Erlerschen Kunst schon als von einer monumentalen spricht, überschätzt sie und überschätzt damit auch das Maß dessen, was Erler für die Gewinnung eines neuen Wandstiles tat.

Denn Wandmalerei und Moillimentalmalerei müssen auch in unseren Tagen noch ein und dasselbe bleiben.

Die Fürstin von Salerno.

Altitalienische Chronik'). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

/Gabriel del Valzo Orsini, Herzog von Venosa, der Bruder Antons del Balzo, des

^" Fürsten von Talent, hatte drei Töchter: Maria Donata, die Pyrrhus del Balzo,

den Fürsten von Altamura heiratete, Namondina, von der wir zu reden haben, und

Johanna, die Anton Sanseverino, Graf von Capaccio ehelichte. Namondina war die

schönste und anmutigste der drei Schwestern, und viele große Barone begehrt« sie zur

^) Henri Veyle hatte während seines Aufenthalts in Vorn Abschriften von alten vatikanischen

Handschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstellen lassen und diese in dreizehn Quartbänden

vereint. Eine Reihe davon hat er zu seine« »d^roniquez Italiennes« verwertet. (Deutsch in der

Diedrichsschen Gesamtausgabe von Vondhals Werken unter dem Titel ,Venaissancenooell«n'.>

Die originale wurden nach Beyles Tode zum Verkauf ausgesetzt; Dumas wollte« sie für 15(X> Frs,

taufen, das Geschäft aber zerschlug sich (Cambon, »I>1o!e3 zur ^rime>, 285 ff.). Darauf bot Werimö«,

Beyles alter Freund, dessen Vermittlung die Erben anriefen, sie dem Britischen Museum an.

Schließlich erwarb sie die Uibliothèque »»lion»!« in Paris für 690 Frs. im Jahre 1851. Die vor«

liegende Vovelle, die in einem Vonde »^venturez nzpolitainez« steht, ist vom Übersetzer stark gekürzt worden; das original ist von aroher Weitschweifigkeit, wie« Veyle selbst sagt ,im Klatsch«

basenstil" geschrieben, und bedurft« daher einer kürzenden Umarbeitung. D. U«b«rs.

322 Morgen: Literatur

Ehe. Sie wurde mit Robert Sanfeverino verheiratet, dem ersten Fürsten von Salerno und Großadmiral des Königreichs Neapel, Sie schenkte ihm einen Sohn Antonello, der seinem Vater in der Herrschaft folgte. Des Fürsten Busenfreund war Karl Earaffa, der jüngste Sohn des Galeazzo und der Corella Brancaccio, so jung, daß er fast der Sohn ihrer Söhne schien, so schön war er von Angesicht, so hochherzig und begabt. Sie waren unzertrennlich; stets sah man sie, wenn der Fürst in Neapel weilte, mit» «inander lustwandeln, auf die Jagd gehen und sich überall zusammen zeigen. Es begab sich aber, daß Karl ein Duell mit einem Edelmann der Familie Eapece hatte und dieser fiel. Um der Justiz zu entgehen, sloh Earaffa aus Neapel und suchte seine Zuflucht in Salerno, Die Fürstin Namondina, eingedenk der Liebe, die ihr Gatte für ihn hegte, nah«, ihn aufs freundlichste in ihrem Hause auf. Allmählich entflammte die Liebe beide, und die Abwesenheit des Fürsten benutzend, verrieten sie — er den Freund und sie den Gatten. Die Fürstin hatte eine Kammerfrau Giovanna, ein an» mutiges und zierliches, aber boshafte und schmeichlerisches Mädchen; der vertraute sie ihre Liebe an und bat sie, sich ihr hilfreich und wachsam zu zeigen. So trieben sie es bis zur Rückkehr des Fürsten nach Salerno, die ihren Freuden ein Ende fetzte. Der Herzog begrüßte den ungetreuen Freund mit alter Herzlichkeit; er hatte zwischen ihm und seinen Gegnern vermittelt, und es kam durch seinen Einfluß zum Vergleich. Darauf lehrte Karl zum großen Gram der Prinzessin nach Neapel zurück. Nach etlichen Monaten ließ ihm die Fürstin einen Brief zukommen, worin sie sich über seine Lieblosigkeit beklagte, daß er in so langer Frist nicht einmal gekommen wäre, sie wiederzusehen. Karl antwortete ihr, er sei mehr denn je für sie entbrannt, doch sei er nicht nach Salerno gekommen, damit er sich nicht verriete und sie nicht beide schmäählich ihr Leben und ihre Ehre verlören. Diese Entschuldigung mißfiel der Prinzessin, und sie erwiderte ihm, er hätte sie unter allen Umständen besuchen soßen. Ihr Brief versetzte Karl in einen großen Streit mit seinen Gedanken. Denn wenn er nicht hinging, sie zu sehen, so verscherzte er sich die Liebe der Fürstin und wurde von ihr für untreu und falsch befunden. Wenn er ihr aber gehorchte, so würde sein Kommen den Fürsten wenig erfreuen, denn ihre Liebe würde ans Licht kommen, wenn nicht durch Zufälle, so doch durch das ungeduldige Verlangen der Fürstin. So wurde Karl zwischen zwei Entschlüssen hin» und hergerissen; endlich entschied er sich, seiner Geliebten zu folgen, und reiste unverzüglich ab. Der Fürst war ob seines Kommens hochoerfreut. Karl schützte vor, seine Feinde trachteten ihm ungeachtet des geschlossenen Friedens nach dem Leben; deshalb suche er in Salerno Zuflucht für kurze Zeit und wolle sich den so lange vernachlässigten Wissenschaften widmen. Solches fagte Karl hauptsächlich der Höflinge und Vasallen des Herzogs wegen; denn dies« haben stets ein scharfes Auge auf alles, insonderheit auf die Günstlinge ihres Herrn. Der Fürst, der Karl zärtlich liebte, wollte ihn vor jeder Fährnis behüten und bot ihm einen einsamen Ort in seiner Herrschaft an, wo er sich den schönen Wissenschaften in Muße widmen könnte. Karl dankte ihm für seine oft erprobte Güte und erklärte, er fände wohl auch an feinem Hofe alle Bequemlich» keit zu seinen Studien; er möge ihm nur gestatten, daß er zurückgezogen lebt« und tun und lassen könnte, was er wollte. Das sagte ihm der Fürst zu.

0 »

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Die Fürstin voll Salerno 323

Die Fürstin hatte den Besuch ihres Geliebten empfangen und harrte sehnlichst der Nacht, wo ihr Gemahl mit seinem ganzen Hofstaat ein Schauspiel besuchte. Gio»vauna gab die Wächterin ihrer Liebe ab, und sie genossen solche Freude, daß sie vor Glück hätten sterben mögen. Dies Glück genossen sie wohl ein Jahr lang (wenn da» Ungeftörtsein in so verbrecherischer Liebe Glück genannt werden kann), ohne daß der geringfte Verdacht auf sie fiel,

Eines Tages starb Oaleazzo, Karls Vater, und dieser mußte der Geschäfte wegen nach Neapel zurückkehren. Währenddem nahm der Fürst seinen einzigen Sohn, Anto»nello, von» Hof in Neapel zurück, wo er dem König Ferdinand bis zu seinem vier»zehnten Jahre als Page gedient und alle ritterliche Erziehung genossen hatte. Am Hofe hatte sich alles um Liebe gedreht, und der Sinn des heißblütigen Knaben war ganz von diesen Pingen erfüllt. Er wollte auch eine Liebschaft anknüpfen, und da ihm Giovanna, die Kammerfrau seiner Mutter, gefiel, fo begann er ihr nachzustellen und mit ihr zu liebäugeln. Sie zählte damals 35 Jahre, schien aber nicht älter als zwanzig. Ihr« Schönheit war zwar nicht hervorragend, aber ihre Augen, ihre Sprache und alle ihre Bewegungen waren so lebhaft und anmutig, daß sie alle Herzen bezaubert«. Giovanna merkte wohl, worauf es der junge Herr abgesehen hatte, und tat in ihrer Verschlagenheit, als wiese sie seine Huldigungen ab, um ihn desto fester in ihr Netz zu ziehen. Die Fürstin sah ihr Geplänkel anfangs nicht ungern, als aber Ernst daraus ward, fürchtete sie, dieser Liebeshandel möchte zur Entdeckung ihrer eigenen Liebschaft führen, und verbot Giovanna ausdrücklich jeden Umgang mit ihrem Sohne. Als diese ihren Geboten anscheinend nicht Folge leistete, drohte sie sie zu züchtigen, — wiewohl der geringste Verstand ihr doch hätte sagen müssen, daß die eigene Ehr« ihr gebot, die Schwächen der anderen zu schonen.

Die Kammerfrau, ergrimmt, nach so langen treuen Diensten solche Behandlung zu erfahren, nahm Urlaub von der Fürstin und stellte sich unter den Schutz Anto»nellos, der jetzt 15 Jahre alt war. Namondina bereute zu spät, daß sie sich durch ihre Drohungen ihrer Kammerfrau beraubt hatte, und in ihrer Furcht, sie möchte ihrem Sohne ihr Geheimnis offenbaren, beschloß sie, sie aus dem Wege zu räumen. Sie ließ einige ihrer Getreuen kommen und befahl ihnen, sie zu töten. Einer davon war ein Bekannter Giovannas, so daß sie leicht Zutritt zu ihr fanden. Als sie alle mit Dolchen auf sie eindrangen, begann sie furchtbar zu schreien. Es gelang ihr zu entkommen; sie rettete sich mit Hilfe einer Wagt» in eine Kammer, von wo sie laut zu Hilfe rief. Eine große Menge Menschen lief zusammen; der Bargello erschien, und die Mordgesellen flüchteten in die Kathedrale San Mateo. Als Antonello von dem Ueberfall auf seine Geliebte hörte, eilte er ihr zu Hilfe und fand sie in ihrem Blute schwimmend. Er ließ sie durch Wundärzte behandeln, die ihm Hoffnung auf ihre Rettung machten, und ließ die Mörder umstellen, so daß sie nicht aus der Kirche entkommen konnten. Doch die Herzogin befahl ihm, sie entfliehen zu lassen, und er versprach ihr zu gehorchen.

Er ging zu Giovanna und erzählte ihr mit jugendlicher Unklugheit, was die Mutter ihm befohlen. Als sie dies hörte, ergriff sie der Grimm gegen die Herzogin, u«d sie erzählte Antonello die ganze Liebesgeschichte seiner Mutter mit Caraffa mit

324 Morgen: Literatur

aNen Nebenumständen. Antonello erstattete sofort seinem Vater Bericht. Der Fürst war sehr empfindlich im Ehrpunkt. Doch wollte er sich mit eigenen Ohren von selner Unehre überführen und begab sich mit seinem Sohne heimlich zu Giovanna. Hier vernahm er den ganzen Handel mit so vielen Einzelheiten, daß er nicht mehr zweifelte, sondern an dem Fehltritt seiner Frau noch an der Untreue seines Freundes. Er beschloß sich zu rächen und befahl Antonello und Giovanna tiefes Schweigen an.

Die Fürstin schöpfte Verdacht auf ihren Sohn und hatte auch von der Zule»sprache mit Giovanna durch geheime Spione erfahren. Sie war auf Gift gefaßt und nahm täglich Elixiere und Gegengifte ein. Auch verständigte sie ihren Geliebten von dem Vorgefallenen durch einen Brief, den sie ihm durch den jungen Sohn einer alten Dienerin sandte. Der Herzog hatte Spione ausgestellt; diese fingen den Boten auf und brachten den Brief ihrem Herrn, der die Untreue seiner Gattin so aus ihrem eigenen Schreiben erfuhr. Nun zauderte er nicht länger und gab ihr ein Gift ein, durch das sie ein schleichendes Fieber bekam. Trotz ihrer Gegenmittel starb sie nach 14 Tagen, hierauf fandte der Herzog Leute nach Neapel, die Karl ermordeten. Dann rächte er sich auch an Giovanna, indem er ihre Wunden vergiften ließ.

In Neapel redeten die Müßiggänger viel von dem Tode der drei und seiner Ursache, und als der Fürst erfuhr, daß einer der vornehmsten Barone des König»reiches, fein Feind, der ein schönes, aber lasterhaftes Weib hatte, von der Unehre sprach, welche die Fürstin Namondina über das Haus Sanseverino gebracht hätte, ließ der Fürst einen prächtigen Palast gegenüber der Kirche Santa Chiara erbauen und sein Wappen über dem Portal anbringen. Auf dem Helm des Wappens ließ er zwei Hörner machen, mit der Umschrift:

» Purin !e corn», clie nßnun !e vecle.

^Itro !e pari» cne nun ze l2 crecie."

<Ich trage Hörner, welche jeder sieht.

Manch anderer trügt sie — und er weiß es nicht.)

Karl Schönherr: „Erde".

Gespielt im „Wiener Vurgtheat«r" am 22. Februar 1908.

Von Felix Saiten.

A>on den größeren Arbeiten, die Karl Schön»

^^ Herr bis jetzt geleistet hat, ist das die

dritte: „Erde", «in« Komödie des L«b«ns.

Voran gingen zwei kleine Dramen. Einakter

aus der Aauernwelt, von einer frischen Energie

so sehr gestrafft, von einer blutroten Leiden»

schaft so tief gefärbt, daß gleich alle Erwar»

tungen aus diesen neuen Mann gerichtet waren.

Dann kam der „Sonnwendtag", ein

großes Gelingen. Mühelos und wie aus

spielendes Kraft geschaffen. Dann kam „Fa»

milie", «in« schleppende, mühsame, schweiß»

bedeckte Arbeit. Menschen und Konflikte >vic

unter grauen Schleiern. Auch der Dichter wie

vom Schleier einer Mißstimmung verhüllt, un»

freudig und beinah« keuchend. Und jetzt

„Erde". Eine Arbeit, in der wieder Kraft

pulsiert, und Lebendigkeit und Energie. Ei«

starkes Tempo in dem wortkargen, zuschlagen»

den Dialog. Dabei ein« träge Langsamkeit im

Schritt der Handlung. Ein Werk von Qualität

und Rang im ganzen. Di« ungewöhnlich«

Komöbi« «ines ungewöhnlich begabten

Mannes, Aber das Menschliche

Da ist ei» alter Vau», der nicht sterben will. Und da ist fein Sohn, dem das Leben de« Vaters zu lauge dauert. Im ersten Alt »ird der Alt« von einem scheuen Pferd ge» ichlagen. Der allgemeine Hindruck: das über» steht er nicht. Und verhaltener Jubel in der Stube. Die eine Magd hat vor zehn Jahren den Sohn geliebt. Der Junge wollte sie heirate», der Vater wollte seinen Segen geben. Aber sonst nichts. Das schien dem Sohn zu wenig, um «in heim zu gründen, und selber Pater z» werden. Die Magd schlug dem Ge» liebten vor: Gehen wir weg, arbeiten wir. Und sie macht« die treffliche Anmerkung: „die Well sei ja leine hühnersteigen“. Anderswo sei auch noch Platz. Das meinte der Jung« nicht, wollt« nicht selber sein Haus erarbeiten. Sondern zog es vor, hi«r zu bleiben und zu wart«», bis d«r Vater stirbt, bis er den schönen Bauernhof zurückläßt, bis man sich i» das ererbte Vett legen und bequem ausstrecken lann. Menschlichkeit.

Visher freilich hat der Sohn vergeblich ge» wartet, ist in tiefen zehn Jahren sechsundvierzig alt geworden, und die Magd, die seine Vraut gewesen, hat jetzt graue haare. Hin« ander« Magd ist jetzt da, «ine jüngere, eine schlau«. Sie Weiß: wenn der Alte stirbt, dann hat sie beim Sohne leichtes Spiel. Dann braucht sie di« angegraut« Aivalin nicht zu fürchten, dann wird sie Bäu«rin hier auf dem Hof. So warten diel« «dl«n dr«i. Und ei» paar Knechte schauen die<«s Familiengemälde mit an, bereden es im Ernst und i»l Scherz. Der alte Bauer aber ist rüstig, weicht nicht vom Platz. Und die anderen sind verzweifelt, hannesla, der Sohn, Trine, seine älter« Vraut, und Mena, sein« jüngere Genossin. Da wird der Alte von einen« Pferdehuf vor die Vrust geschlage». 2s ist wie ein Lichtstrahl. Das überlebt er nicht mit seine» zweiundsiebzig Jahren. Man darf also wieder Hoffnung atmen. Wie gesagt: Mensch» lichte,t. Und es scheint auch, als tonne der arme, alte Mann diesen Unfall nicht überlebe». Die junge Magd erfreut sich daran, daß der Alt« an Körpergewicht abnimmt. Er schwindet hin. Aus dem Kalender, wo sie's gewissenhaft l aufnotiert hat, liest sie vor, wie er immer weniger wird. Der alt« Vau«r fühlt es felbst, läßt den Tischler kommen und sich den Sarg anmessen, laht den Totengräber holen, und bestellt ei» Grab, Dann legt er sich ins Veit, wird mit dem Vett in die Kammer geschoben, um dort auf's Sterben zu warten. Kaum hat sich die Tür hinter ihm gefchlossen, da umfängt der Sohn die junge Magd, umfängt sie a» de» Hüften, und mit einer Stimm«, di« vor innerer Glückseligkeit lippt und schluchzt, ruft

er: du sollst .mir Kinder geben! Einen Augen»
blick nachdem der Vater sich den Sarg an»
messen lieh, und sich auf das Totenbett streckte.
Ach ja, Menschlichkeit.
Nur stirbt der Alt« doch nicht. Es ist
«in« herzerquickend« Sz«n«> wie der Vater, de«
offenbar alle den Winter über in feiner
Kammer allein liegen liehen, wie der Vater,
den man offenbar wie einem alten Hund im
Winkel die Einsamkeit zum Verrecken gönnte,
wie der nun wieder neu erwachend sich
auf die Wage stellt, wie es sich «rweist,
dah er wieder „Fleisch ansetzt", dah er
also nicht sterben wird, und wie ihm
die junge, enttäulchte und empörte Magd ins
Gesicht schreit: „Alter Teufel du, willst du
den» gar nimmer hin werden!" In Gegenwart
des Sohnes. Es ist ferner ein wonniger An»
blick, wie der Sohn gebrochen und vernichtet,
weil sein Vater wieder gesund ist, zur Tür
hinauswankt.

Dazu noch Einzelheiten: während der Alte
allein, unb«treut und still in der Kammer lag.
fiebert das ganze Bauernhaus in der stund»
lichen Erwartung seines Absterben«. Und im
Oberstübchen zimmert d«r Sohn «ine Wieg« für
das Kind, das die Magd fcho» von ihm unter
dem herzen trägt. Er zimmert die Wiege und
singt dabei! Dann, wenn die Enttäuschung her-
einbricht, schenkt di« Magd «inem anderen Ve»
Werber Gehör, «inem kleinen Vauer. Und der
nimmt die Schwangere zur Frau. „Was wachst,
ist gut", sagt er. Das sind so nebenher Einzel»
leiten.

Das Stück heiht: „Eine Komödie des
Lebens", und wenn man darüber wegichaut.

Morgen: Literatur

daß ja eigentlich jedes gut« Stück «in» Komödie des Lebens fem muh, dann wird es vl«N«icht deutlich, was der Dichter hier gemeint hat. Es ist der Lauf der Welt, möchte er sagen, daß die Alten de» Jungen Platz machen. Und er möchte sagen: es ist ein« Komödie des Lebens, wenn einmal so «in Kernmensch nicht sterben will, wenn er seinem Sohn« den Weg versperrt, wenn die Gegenwart des Vaters länger dauert, als des Sohnes Liebe. Er möchte vielleicht sagen: Elternschickial. Die Band« des Gemütes vom Kind zum Vater geknüpft, sind nicht endlos, dauern über gewiss« Jahr« nicht hinaus. Wenn dies« Jahre abgelassen sind, ist auch das Oefühlband abgerollt. Und was bleibt, ist nur «och der »ompf der lug«ü> gegen das Alter, Komödie des Lebens. Ich dank«.

Des Dichters Haltung ist so, daß er zu sagen scheint: seht, was für «in Prachtkerl dieser alte Bauer. Der Dichter scheint zwischen den Gestalten zu stehen, sie zu lieben, und bemüht, sie in Poesie zu hüNen. Denn, wie gesagt, der Alt« — «in Prachtkerl, hängt mit allen Faser» an der Scholle, die er bebaut. Fühlt den Besitz der Erde wie «in» seelisch« Trunkenheit. Wenn jemand über seine lingsaat hingeht, so ist es ihm, als ob ihm wer auf dem eigenen L«ib herumtrampeln würde. Und wenn jeniond «ine Axt in den Stamm seiner Weißtanne schlägt, dann ist es ihm, als spür« er den hieb im eigenen Fleisch. So ist der Alt«, hochgestellt, damit man bewundernd sag«: was für Lebenskraft, was für «in» Urgewalt wohnt doch in einem solchen Bauer. Der Dichter selbst scheint es zu sagen.

Auch der Sohn hat Schönherr's Sympa» lhi«. Wenigsttns trifft ihn nirgends ein anderer B«fl«z. Diesen Sohn sollen wir als einen schwachen, aber unglücklichen Menschen nehmen. Kein«« Will«n hat er, lein« Energie. Aber an der Scholl« hängt «r, wie der Vater, «an« vom Hof nicht weichen, geht lieber taputt, eh« «r bi« h«imat läßt. Und die Sehnsucht nach Kindern ist in ihm, sprengt sein herz. Da muß er sich nun mit s«inen Wünsche», seinem hoffen und seiner Jugend Hinwelten sehen, muß sehen, wie der Vater ihm den Platz wegnimmt.

Dann die alt« Magd und die junge Magd. Wie stark ist in beiden der Trieb, eigenen Grund und Boden zu besitzen. Die alte, an» geborene Banernsehnsucht. Ach ja, die Bauern. Und nun haben wir ein hochauffchöumen» des Bauernentzücken rund um Schönherr. Grohstadt»Literat«n zergehen vor Wonn«. Erb» geruch, UrWuchs, Booenftändigkeit, Herbheit, lerniges Wesen, Natur, Natur, Natur. In

allen Tonarten wird dieses Thema jetzt un-
gestimmt. Mit ganz großer Unsicherheit der groß-
städtischen Literatur kommt da wieder einmal
winzig und kläglich zum Vorschein. Es kommt
zum Vorschein, wie keiner den Boden, auf
dem er steht, wirklich liebt, wie die meisten
ihren eigenen Wurzeln mißtrauen, wie sie sich
ihrer eigenen Art schämen, wie sie ihr Ab-
lunft und ihr Geblüt verhöhnen, bespötteln,
hassen. Es braucht nur einer in Lederhosen,
im Lederrock und mit nackten Knien mitten
unter diesem Geklingschoft zu treten, und sofort
greift der Bobenbeständigkeits-Snobismus, die
Angleichungs-Devotion, die jämmerlichste
Kulturskepsis Platz unter ihnen. Sclert
wird der Anlaß benutzt, um sich gegenseitig
als hergelaufenes Aestheten-Gesinde zu
beschimpfen. Gewesene Turnlehrer begeistern
sich, lassen wild bei im Journalismus er-
schlafften Muskeln spielen und jauchzen:
Herbheit! Kernigkeit! Grdgeruch! Dieser all-
gemein mangelnde Stilbstachtung, die
Parteihaß, diese Bereitwilligkeit, vor dem
eigenen Wesen zu flüchten, verdankt es Karl
Schönherr, daß so viel Geschrei ihn umgibt, büß
so demonstrativer Zuruf ihn empfing, und
daß es so schwer wird, sein stark dramatische
Dichtergabe ruhig zu werten. Denn er soll
jetzt nichts mehr und nichts weniger sein als
der Nachfolger Ludwig Anzengruber.
Anzengruber, dessen Natur quillend war,
überschäumend, während Schönherr bei aller
Sehnigkeit trocken ist und mager, nicht reich
an Einfällen, nicht gelenkig in der Arbeit.
Und nicht naiv. Dieses Schaffen, ein schweres
Bingen, gleicht einem Würgen bei!,ah.

während das Schaffen Anzengrubers ein Sprudeln gewesen ist. Anzengruber, der die best« u>H schönste Menschlichkeit enthüllte, an dessen Wurzelsepp, an dessen Stci»Nopf«r»tzans man nur denken braucht, »m de» ganze.» Ab» stand zu messen.

Menschlichkeit, Es ist freilich d.r Welt, lauf, dah die Alten den Jungen Platz machen müssen. Aber doch nicht die Eltern de» Kindern. Aber doch nicht so, dah der Sohn verderbe!: muh und als klagend« Jammer» gestalt umherwandeln darf, weil die Erbschaft auf sich warten läßt. Weltlauf? Abcr doch nicht «in Weltlauf, darin es „eine Komödie des Lebens ist“, wenn man drei Akt« lang in der Spannung hängt, ob «in alter Mann endlich sterben wird oder nicht. Ein Zwei» undslebenzigjähriger. Und m.ih sich von der Kebsin des Sohnes anschreien lassen: „Willst du denn gar nicht hin werden?“ Mag diese Kernigkeit, diesen Erdgeruch bewundern, wer will. Ich finde es abscheulich.

Wenn uns das gezeigt wird, wie Zola solche Ding« enthüllt hat, wie Tolstoi sie zeigte, mit aller Deutlichkeit der Warnung: hier ist ein Abgrund, neigt euch über diesen Nand, schaut in dies« Ti«f« nieder, denn da unten find Menschen, und fi« verfaulen, von der Macht der Finsternis verhüllt, sie mühten gehoben, mühten erzogen, mühten endlich vom Licht er» reicht werden. Wenn das so gezeigt wirb, bann kann man «in Kunstwerk bestaunen, kann es lieben, wie es vom mißhandelten Leben durchbebt wird; kann erschüttert sein, wie es von gepeinigtem Blut noch dampft. Und kann sich dem Dasein wieder zuwenden, an Erkenntnis reicher und angehaucht vom Schauer dunkelster Tiefen.

Wenn Guy de Maupassant solche Greuel aus dem Schlamm der Menschheit hebt, sieht man ihn selbst doch immer daneben stehen, ein Granbseigneur des Geistes und der Kultur. Ai« bespritzt vom Dreck dieser „Echtheit“, formt er si«, zeigt ihr« Tragik. Und l«ine Teilnahme ist in seinen ruhigen Gesichtszügen zu spüren. Vielleicht manchmal nur ein leises Beben, dah so was auf der Erde wandelt, dicht neb»:» ihm, dah so was Mensch und Schicksal heißt. Wenn aber diese Menschheit mit einer ge> wissen Solidarität geschildert wird, weigere ich mich, den badenständigen Dichter odcr seine Werke zu bewundern, wenn es hciht: ach, welch ei« köstlicher Erdgeruch, welche herben Charakter«, welche primitiven Cmpfin» düngen, welche kernigen Konflikte, was für bodenständige Denkweise! — Dann erlaube ich mir, diesen Konflikt näher anzuschau«. 3er Mann will gar leinen andere» Platz im Lebe»,

als gerade den, de» er nach seines Vaters Ende
z» erwarten hat. Mit dem Kindcrzcuge» will er
dann erst beginnen, bis der, der ihn selber ge»
zeugt hat, zur Grube fuhr. Wenn der Vater sich
den Sarg bestellt, geht der Sohn eine Wiege
zimmer» und jodelt dazu. Und mit zweiund»
sicbenzig Jahren erscheint ihm sei» Vater schou
überlebig und überflüssig. Diesen Vauernsohn,
de» des Dichters Meinung nicht verwirft, den
der Dichter extra noch als kinderlieb und Ge»
mütsmann schildert, soll ich als eine Aatnr
als herb, kernig, frisch hinnehmen? Ist er
das alles wirklich, dann ekelt mir vor nichts
so sehr als vor denen, die da natürlich, herb,
kernig und frisch sind.
Soll ich de» Alten als einen Prachtkerl
anstaunen, als einen Kernmenschen, weil er mit
zweiundsiebenzig noch aufrecht dasteht, »nt» soll
die Auge» vor Entzücken verdrehen, und sagen:
ach ja, dies« Bauern, das ist noch -Rasse?!
Vor wenigen Tagen verstarb in Wie» der alt«
Minister Plencr, achtundneu»zig Jahre alt.
Ging mit sechsundneunzig noch dnrch die
Straßen und rief, wenn die Fiaker ihn ein»
luden: „Fahr»' m'r Exzellenz" . . . mit droh»
ne»t»er Stimme und mit schallendem Gelächter:
„Alte Leute sollen fahren, i geh zu Fuh". Und
war ein Aktenstaubschlucker sein Lebtag, «i»
Kanzleimensch, ein Großstädter, der noch mit
sechsunbncunzig i» der Vpernloge sah, ohne ein»
zunicken. Nudolf v. Alt saß als Neunzig»
jähriger noch am Zeichentisch, aquarelliert« und
malte. Mommse», der nicht als Bauer gelebt
hat, konnte im neunten Dezennium seines
Lebens noch geistige Arbeit verrichten, die mchr

Morgen: Literatur

frische und Sammln»g fordert, als Noggen
 »infahren. Menzel war in die«!» Alter noch
 emsig, und Israels, fast neunzigjährig, ist noch
 am Werl. Soll ich mich wirklich als ent»
 ncrvten Großstädter empfinden, wenn ich «inen
 .weiundfiebzigjährigen Vauer auf der Bühne
 rüstig vom Kuhdünger reden hör«? Oder soll
 ich den Vater bewundern, der seinen Sohn der»
 schmachten läßt, ihn verspottet, und ihm nicht
 zum lebenswerten Leben voll Freude wie voll
 Glück des Schentens hilft?

Von den größeren Arbeiten, die Karl
 Schönherr geleistet hat, ist das die dritte. Zu-
 erst der „Eonnwendlag“, ein großes Gelingen,
 dann „Familie“, eine gequälte Mühseligkeit.
 And jetzt „Crde“. Eine Irockenc Orgie in Erd»
 gcruch, «ine rechnerische Bodenständigkeit»
 Ertase, eine etwas hochmütig« Talentparade
 in Ledcrhosen und nackten Knien. Dennoch muh
 cs bei alledem gesagt werden, daß Schönherr
 eine Hoffnung ist, daß er «ine reich« Erfüllung
 weiden kann. Vielleicht. Nur von Anzen-
 gruber soll man nicht spr«ch«n. Anzengruber
 ist ein Eigener gewesen, hat «ine eigen« Welt
 erschaffe». Und Schönherr ist ein Nach»
 geborener, ist in der von Anzengruber er»
 schaffen«!» Welt geboren worden. Dann ist da
 noch ein anderer, wesentlicher Unterschied.
 Anzengruber war im städtisch»schwarze«
 Literatenlleid ein Naturmensch. Und Schön»
 Herr ist im Lederrock des Naturmenschen doch
 mehr «in Lit«rat. Ausschlaggebend aber bleibt
 des Menschliche. Schönherr ist aus der
 Bau«rnv«rehrung noch nicht aufgewacht,
 bewundert, «ntfchulbigt, liebt noch Vor»
 gänge, Handlungen und Denkmäler, die er
 mit literarischen Schlagwörtern: „herb“,
 „urwüchsig“, „wurzelecht“ und „kernig“ nennen
 hört, die aber einfach abscheulich, niedrig und
 v«hisch sind. Ihm f«hlt noch der Widerwille,
 der Ekel, der produktiv« dicht«rische Widerwille,
 den Zola empfand, Tolstoi, Waupassant, und
 de» Anzengruber so wundervoll in Tragik zu
 wandeln oder in Humor aufzulösen verstand.
 Der Tragsame.

Er trug mit kräftigen gebräunten Armen,
 Gebeugt von schwerer Wucht auf dem Genick,
 Die Lasten seiner Herrin, der Erbarmen
 Ein Fremdes schien; denn erzen blieb ihr Blick.
 Er schien ihr Nichts; mocht er vom Schweiß triefen,
 Sie winkte niemals den geringsten Dank,
 Und stieg er auch für sie aus Meerestiefen
 Und duftete nach Salzen und nach Tang.
 Doch einst geschah's, daß er am Meer gesessen,
 Das Kinn gestützt in die beschwielte tzand,
 Da mußte sie ihn mit den Blicken messen
 Und schrie nach ihm und warf sich auf den Sand.

Doch er, der sonst zu ihren zarten Füßen
Sich plagend alles legte, was ihr Sinn
Begehren mochte, schrak auf solches Grüßen
Empor und wich und floh zur Wüste hin.
O!to Frhr. v. Taube.

Willi handl: Französisches Cabaret

329

Französisches Cabaret. (Chat Noir — Alistide Vruant — Pvcette Guilbcrcl.)

(!XI.. Pleonasmus i Französisches Cabaret

entschuldige die Notwendigkeit, Assozia»

licnen abzuwehren, die sich auf den Mißbrauch

eines Wortes gründen. 8s mstier 6e oontre-

!><,> In Wahrheit hat es nie ein anderes

c>I« ein französisches Cabaret gegeben. Un»

serem vortrefflichen Baron Biedermeier —

50!! ,elle2-vou8 en! - sei ohne weiteres zugesta»»

de«, daß er sich in den zwei Jahren Unfterb»

lichkeit, die er -^ wo ist die Zeit? — mit

sei,<m Ueberbrettl erlitten hat, immer sauber»

li«r» in den Grenzen seiner deutschen Ideen

hielt, Crsl dos Neinc BerlinerAaubzeug, das

aus olle» möglichen Schmieren, Kneipen und

Agenturen hinter diesem plötzlichen Niesen»

erfolg zappend dahergelaufen kam, hat, auf

der Such« »ach einer höheren Ausrede für

feilen flachen Schwindel, die Sinnverlassenheit

der Wortverbindung i „deutjches Cabaret" in

den Betrieb seiner Industrie eingeführt.

Das Ueberbrettl in Deutschland begann mit

Pri.zipien, das Cabaret in Frankreich mit

Chai.sons. Cs ist niemals erfunden oder ge°

gründet worden, ebensowenig wie irgendeine

aild.'rc Unterhaltung im Wirtshaus, ob sie

nun von Bürgern, Bauern, Fuhrtnechten,

Offiziere» oder Künstlern bestritten wird.

Nodolphe Salis, nun schon mit den» Glorien»

schein des originalen Anregers fast i» die

Kulturgeschichte entrückt, war nur der erst«

größere Ausbeuter dieser Künste: er niacht«

aus der Unterhaltung ein Institut. Das Genre

aber ist nicht im Chat Aoir entstanden, es ist

dort nur ein« Weile tonzentriert und präpariert

worden. Aiemandem gehört es zu eigen, als

nur dem Geilte der französischen Sprach« selbst.

Cr schleift die Worte bis an den Kern ihres

Inhalte« ab, verlegt das tollende Schwer»

gewicht au den Schluß: ein unermeßlicher Vor»

teil für überraschende Pointierungen. Cr

duldet in unbetonten Endsilben keinen anderen

Vokal, als das stumme e; bies gibt auch d«n

»eiblichen Aeimen kräftigeren Schwung und

«ine unauffällige Korrektheit. Cr ist arm an

Werten, aber unendlich reich an Beziehungen

und Bedeutuugen der Worte: so laßt sich fast

jeder Begriff und jedes Verhältnis innerhalb

weniger Z«il«n doch «in paar Grabe um seine

eigene Achs« hin» und herdrehen. Cr ist ge»

lenlig, ja leichtfertig in feiner Syntax, aber

voller Respekt vor der Präzision der Laut«:

die Schlamp«rei unreiner Neim« wird nicht

gelitten. Sie wäre auch überflüssig, da die

Aefte lateinischer Grammatik noch soviel Gleich»

förmigkeil in den Suffixen der Berba, der

Adverbia, gewiffer Substantiv» gelaffen haben,

daß man um «inen geschickten Aeim nie ver»

legen sein kann. Um so leichter spinnt sich der Gedanke in den flüssigen Persen fort, der Witz darin behält sein« ganz« schlag«nde Kraft und braucht fast nichts auf die Formung und Wahl des Aeimes auszugebe«. Das verstärkt die geflügelte Leichtigkeit noch, die schon im akufti« fchen Auftrieb der betonten Hndfilben liegt. In den beweglichen Abythmen einer solch«» Sprache mag wohl «in Kampflied wie Trom» peten dröhnen, «in Spottlied pfeifen, wie ein frecher Spatz. Di« S«nti>»«»!alität ist freilich weniger echt und tief, als in unser«!» schwerere» Deutsch: aber sie hat, noch von de» alte» Kö»ige» her, eine sehr gut« Erziehung u»d «i»e unverlierbar« Grazie. Die Kampflieder muß« der Chat Aoir von vornherein nusscheideu: „l'285»l>t. «o« moäerne!" Zun« «rüsten Kamps gehört das Pathos, und das Palhos ist überall aus den Inventarien des moderne» Cnipfindenc gestrichen. Aur der Spott und die Seutimc«. talität durften bleiben, Ironisches und Lyrisches. Sie verbanden sich aucl, ger» i» «in«r säuerlich «rquickeude» Mischung (bereu allergrößter Meister, meine ich, Xanrof iftV l», in der Tatsach« dieser Mischung war nock' die beste Möglichkeit vorhanden, «ine ganz ptrsönlich« Aot« zu finden. Denn die fran» zöfisch« Ironie ist ganz in der französischen Sprache gegeben und die französische Sentimen» talität ganz durch die französische Kultur bedingt. Da aber ein jeder von diesen lite- rarische» Sängern sein« Sprache »>»d, trotz ligomcrtum, auch die Kultur seines P.'lles

Morgen: Theater

bis auf die letzte Nuance in seinen Instinkten hat, s<> muß er bald, im scharfen «Gebrauch der Wort«, wie im sanften Schliff der Cmpfin» düngen, die höhe erreichen, auf dem ein« gut gelungene Chanson an Ton unb Wert der lndcren gleicht. Was darüber hinausragt, ge» hört schon der bleibenden Literatur; die Lieder dcs Cabarcts aber sollen dem Hage gehören und sein Gesicht tragen. Die einzelnen Person» üchleiten können sich darum fast nur in den Graden jener Mischung, im Verhältnis der lyrischen und der ironischen Stimm« ngsel«» mente voneinander abheben. Sonst aber machte es literarisch und menschlich nicht viel Unter» schied, ob Donnay über die „Alten Herren“ und über „Adolph«, den traurigen Solisten der Liebe“, oder ob Xanrof über das Unglück der vier verliebten Studenten «in paar un» glaublich tomische Seufzer loslieh: ob Salis bei den Schatten von Caran d'Ache sich über den Präsidenten Carnot oder ob Pierre Veber sich bei den Zeichnungen von Jean Veber über den Präsidenten Pericr hermachte: ob Gabriel Montoya die schönen Augen oder ein anderer die schönen Fühc der Geliebten besang. Nicht im Geist und in der Kunst des fran» Höfischen Cabarets fand sich also die unauf» hörliche Erneuerung, das ewig Frische; «s kam mit den Ereignissen hinein. Auf diese fofort und mit der treffendsten Schärfe zu antworten, sich nicht verblüffen zu lassen und sich nicht z» genießen, das war und ist freilich das größte und sympathischeste Verdienst dieser Sänger. Wieviel von diesem Verdienst wiederum auf die Gelenkigkeit und Schnellebigkcit der Sprache selbst, wieviel auf republiianifche Freiheit des Aedens und Singens, wieviel auf die Freud« des Publikums am besseren Tratsch und an der gröblichen Verunglimpfung zu fetzen ist, das würde wieder seine eigen« Untersuchung beanspruchen, ha, welche Lust, Cabar«tier zu sein, wenn einem üedst alle» Personen der bürgerlichen und adeligen Gescllschaft auch all« SliNld: wehrlos ausgeliefert find: Militär, Polizei, Verwaltung; Hauueigentümer und Hausmeister, Dichter und Maler; Minister und Staatsoberhäupter, j» selbst Chcfr«da!teur«! Kein Zweifel, daß gegenüber dieser üppigen Fülle in der Auswahl der Stoffe unser« armen Nefrainschmiebe und Aeimkleisterer weitaus im Nachteil sind. Sie laufen zwar auch mit krampfhaft gespreizten Fingern der Attuali» tat der Dinge nach; aber um die Menschen und um die Fragen des Tages ist meist ciu« stachelige Hecke behördlicher Vorschriften, «ine Mauer wehleidiger Lmpsindlichkeit«« «der stumpfer Interesselosigkeit gezogen. Die grünt»» liche Behandlung politischer Gegenständ« v«r»

hindert bei uns, wenn man sich schon um die Zensur herumdrücken könnt«, der ziemlich «n» politische Geist des Volles und außerdem 5i« unausrottbare Manier, im Aefrain und :icht im Inhalt die Einheit des Couplets zu ieoen, so daß die Verschiedenheit und Verschieden» artigkeit des Besungenen das Interesse am <in» zclncn Gegenstand herabdrücken, ja aufHeden nutz.

So ist das Blühen der Pariser Cabarets aus ihrer intensiven Lebendigkeit erklärt, di« mit Tag uid Stunde läuft, jed« n«u« Er» schcinung frifch reflektiert und fo nur den künstlerisch h«it«r«n Aand des öffentlichen Be» wutzfeins darstellt, an den man sich schließlich gern« flüchtet, wenn man sich über das Acr^er» liche nicht mehr ärgern, sondern auslach«« will.)Nan könnte auch von «inem Verfall der Parifer Cabarets sprechen, der in den letzten Jahren bemerkbar geworden wäre. Wer weih, ob mit Aecht. Wie diese Kunst nie erfunden wurde, sonder» in der Sprach« selbst begründet ist, so hat sie auch leine Zeit des Perfalles; «s müßt« d«»n auch die Sprach: und mit ihr das geistige Leben dort degenerieren. Soweit halten wir noch lang« nicht. Vermutlich hat di« plötzliche Dezentralisation, die bald auf den Tod Aodolph« Salis' folgte, «ine zeitweilig« Krise herbeigeführt; aber nur in lxn einzelnen Unternehmungen. Dabei mag das Gen« nach wie vor in seiner lebendigen Gesundheit de» stehen, die unangreifbar bleibt, folange der Parifer, leicht erregbar, tlatfchsüchtig, boshaft, von spitzig geschliffenen Worien fasziniert, «i« guter Znhör«r guter Witze sein wird. Mag fein, daß sich das Publikum geändert, daZ dei

» C>

331

Willi handl: Französisches Cabaret

Silob andere Verpflichtungen zur Extas«

entdeckt bat. Vielleicht lehrt die Chanson wieder

ganz ins Voll zurück, nachdem ihre literari«

schen Formen so lange Spezialität für die

bleichen gewesen waren. Van» wird man eben

an den Straßenecken, bei den Klängen einer

velstimmten Gitarre, die besten politischen und

erotischen Lieder höre«! für die, die es »er«

steh«:», wird eben die Straßeneck« dann sein,

was dos Cabaret bis dahin gewesen ist.

<3s hat ohnehin nie aufgehört seine Volts«

tümllichit kräftig zu betonen, zeitweilig sogar

mit einem gewissen stilvollen Trotz zu über»

«reiben. Damals schon, als der schwarze Kater

des Aodolphe Salis die verblüfften Bürger

aizupfauchen begann, vielleicht noch etwas

früher, ging der vierschrötige Ariftidc Vruant,

die Hände in den Taschen der Hose, den Foulard

locker um den hals gelegt, ein ernsthafter

Schauspieler bahamischer Nngeschlachtheit in

seiner Schenke herum und warf den Oäften

sein« ausgesuchten Grobheiten und seine un»

gesuchten Chansons zu. Vi« waren, wie Gras

aus den Ritzen eins Pflasters, aus dem lebens»

heißen Pariser Node» herausgewachsen! staub»

grau, hager, ohne Zier und Weichheit, aber stört

»n Wurzeln «nd unverwüstlich. Als er noch

durch die Weiten und Tiefen der unendlichen

Stadt bummelte u>,d hungernd strolcht«, waren

dies« Rhythmen in ihn gedrungen wie der

Sauerstoff der Atmosphäre, wie die Vämpfe der

Fleilchtüchen, wie der Gestank der Mist«

Haufen i dies« Refrains waren an ihm hängen

geblieben, wie Staub in teil Kleidern od«r

Cr« a« den Schuhen. Paris hat fie ihm an

allen Straßenecken zugeflüstert, vorgesungen,

hinter dem bloßen Namen eines Stadtviertels

tancht ihm oft schon ein menschlicher Typus

mit seinem ganz«» Schicksal empor: „X >: >

Villet«", „8ell«v lle-Ueriilnontant", „äu lioi» a>

Lonlo^ne", „X llontronLe" ^ mehr braucht er

nicht für die suggestive Kraft eines Refrains.

Cr fpielt nicht mit Worten, hat l«ine polierte:,

R«lm«, «rfinlxt fast niemals Vilder, wenn man

nicht die gangbaren Metaphern des Argot

dafür nehmen will. In seinen Versen ist der

brutal« Crnst v«rzw«if«lt«r Tatsachen, «ine säst

mürrische Knappheit im Wort ist ihr Stii

Aur manchmal läßt cr, für die allcrärmst«, -

Seelen, die an sei««!»! Weg« kauer», wie iu

Vorübergehen «in paar mitleidige Seufzer

fallen. Sein Couplet „t>ur le troNoir" zun:

Beispiel beginnt ganz unbarmherzig:

<^I! UNt p'uz ll'2pp38

I^t qui » ont >«z

I,' !ou clcmz leur 025-

»nd endet so wehmütig fromm, als hätte ihn-,

Paul Verlaine, frühmorgens noch aus «in»
Kirche loinmend, die Stimmung dafür eiu>
gegcbü:

»(^üi^l 2lix veüx cloux
l)»'«l !!>0ll PUUs N>)ll^,
(!>»uff >2 ic^re oi>
z cni'nn f2it !eur <rou!"

Vcr Refrain konstatiert dann wieder gan«
trocte», nur im traurigen Rhythmus sein«,i
traurigen Inhalts:

»l^ielieuzes, lioltcus«,
l^l'5 »>üsc!i »! >e «oir
()li.incl il f»,! noir

Für die Kraft »»d Gedrungenheit seiner
Rhythmen reicht die flüssig gleiteilde Veweguni
des Vortrages nicht aus, in die sich sonst die
ühansonniers von» Takt der Sprach« selbst mi<
fortreißen lassen. ?iur die Fähigkeit tiefste«.
Mitbegreifens u«ld «ine ganz konzentriertl
lünst der M«nsch«ndarstell^ng könne» snn«!
Versen gleichwertiges tönendes Leben erschaffen.
Eine einzige Stimme t»at, auszel !>er jeinigei,,
Härte und Seele genii^ für solche Darstellung:
die der ??v«tte Guilbcr. Sic ist bisher die
lüwergleichlichste Vurchschauerin nud ZeiH'.
i.cri» seiner Gestalten, Ihre Kraft ist der dee
Vichter^ ebenbürtig.

Auch sie wächst, n»5 dem Grunde «in<7
starten »nd einzelnen Persöülichkeit v^ n r>:di»
kalslei» Geist, hoch über die ».llgcmcineren
Grade kultivierter Volkstümlichkeit «nd »»atio»
naler Raffinements empor. Vie Seele ihre:
Kunst ist persönlich betonte Aktion, ist voll»

Morgen: Theater

?»mmcü dramatisch! auch im Witz, den sie
 nnm«r, er sei elotisch oder sozial, darstellt,
 !i<>male bloß erzählt. Ihr« Kunst ist der der
 Szene innigst verwandt, aber von einer solchen
 Intensität der einzelne» Momente, daß sie den
 znr Schöpfung eines bühncnmäßigen Cha»
 rattere notwendigen architektonischen Zusam-
 .»«hang fortwährend störe» mühte, Sie hat
 als schlechte Schauspielerin angefangen und
 letztlin wieder Versuche mit regelrechter dra-
 matischer Darstellung gemacht, die ihr wieder
 mißlang«»! aber ihre außerordentliche Intelli-
 genz, die im Grund« doch immer die stärkste
 Basis ihrer Wirkungen ist, hat ihre der Bühne
 nicht sehr tauglichen Mittel doch zu einer Art
 komprimierter Schauspielerei gezwungen. Die
 niagcslive Gewalt ihrer Darstellung aber ruht
 ium groycü Teil auf der physische» Kraft ihrer
 Mittel, Ihr« Stimme klingt niemals lieblich,
 leite» rein; aber es schweben in ihr die ver-
 schiedensten Metalltöne, vom hämmernde» Erz
 bis zun: schmetternden Blech, Ihr Körper ist
 lang uud fuockig, ihre hallung ma-'lulin, von
 starre» Linie»! dessen wohl bewußt, »utzt sie
 diese Linien zu geniale» zeichnerische» Effekte».
 I» der Legende vom heiligen Aicolaus etwa
 geht sie, wenn der gespenstische Märchen-
 'chreck des «ixberniordes vorüber ist, plötzlich
 ganz als Gottesmann dahin, mit wenigen lang-
 samen große» Schritte»! den Leib hoch auf-
 gereckt, den langen starren Zeigefinger senkrecht
 >! die höhe, eine Figur aus einem alten
 Heiligenbild. Man spürt, daß «ine weichere
 weiblichere Künstlerin einfach die Anspannung
 der ?lcrve» und Mnstcln ni6)t ertragen könnte,
 ^ie dazu gehört, «>n die Konturen dieser genial
 l'nfncchen Zeichnung auch in der Bewegung txs
 Schreiteus festzuhalten. Oder die «schreckende
 >>cste, mit der sie bei den letzte» Worten von
 „U-> tele" die Mütze vom Scheitel reiht, hin»
 aufschwingt und zn Boden fallen läßt! man
 sieht «inen Kopf abspringen. Die tödliche Cnt»
 ichiedenheit di«ser Mimik ist ohne männlich
 »«sehnt« Arn,«, ohne di« äüherst« physische
 Deftigkeit der Körperhaltung undenkbar. Die»
 »lbe» zeichnerischen Ideen spielen auch in den
 .Tlieueil ihre? Gesichtes, wenn sie «in«» mensch»
 lichen Typus skizziert, oder wenn sie Gefühle
 parodistisch verzerrt. D«nn das echt« Gefühl
 beherrscht sie eigentlich nur in d«n lalten
 Zonen: Schreck, Grauen, tief« angstvoll« S«uf»
 zer. Wo es ins Weicher« und Wärm«« hin»
 aufgeht, zu Mitleid, Freundschaft, Lieb«, da
 sieht sie sich gezwungen, di« natürlich« Härte
 ihr«s Wesens in allerlei kleine geistreich um»
 schreibende Auancen zu zertreten. Man
 lächelt, ist sehr ergötzt, aber niemals ergriffen.

Daß diese geniale Frau, die fortwährend aus den überreich«» Quellen ihrer perfönlichen Kraft und Intelligenz schöpft, mit den in d«r Sprache und im allgemein«» G«ist begründet««, politisch satirischen, auf den Staat und dl« G«> sellschafi zielend«» Künsten d«s eigentlichen Cabarets nicht viel zu tun haben kann, ist N«r. Sie kommt vom Variet« her! aber »ur, weil lkr Besonderheit ihres dramatischen Schaffens tei«« ander« Bühne bereitet war. Sie fchafft in Formen ron «l«m«ntarfter Menschlichkeit! i» tiefen und starken Stimmung««, in Zügen von größter und weitester Geltung. Koketter« und leicht« Spahmacherei sind ihr sremd, (Sie zwingt sich wohl hier und da vergebens zu einer leicht durchschauten Harmlosigkeit.) Ihr dramatischer Impetus hat das G«nr« des Valitte-Vortraaes zerstört und ein neues ge» schaffe«! ähnlich bei Ariftidc Vruant, den auch die Intuition kennzeichnender Schicksal« und die Formung wahrhafter Typen von der lanb» läufigen Chanson ab- und den Werten dra» malischer Kunst nähcrrück««. Darum müff«n diese beiden Persönlichkeiten aus der Betrach» lu»g des französischen Cabarets besonders her» ausgehoben werden. Vvetl« scheint diefe Beziehung zu dem Dichter auch zu spüren; denn zu den besten ihrer „cNÄnzon« rosse»" gehören die besten Lieder des Ariftide Bruunt. Nun hat sie sich, eine ewig suchend«, ni« zufriedene Künstlerin, von den modernen Texten ein wenig abgewendet uud di« Couplets der dreißiger Jahre („Chansons Crinolin«") und die Volkslied« aus d«m achtzehnten und siebzehnten Jahrhundert („Chansons Vom» podour'1 auf «inen neuen Stil gebracht. Di« historische Vcrinummung ist ihrer Person ganz

Randbemerkungen

ausgezeichnet, ihrer Kunst nur wenig gelungen. Ihr Stil bleibt, im Krinolinenrock und im Bompadourlostüm, doch immer ganz unoer» schminkt nur der unserer heutigen Zeit: Ana» lyf«, tragische und ironisch« Psychologie. Das fällt besonders bei den Liedern auf, die von kleinen Liebesabenteuern im Weingarten, im F«ld, auf der Landstraße erzählen. Also offen» bar Vauernpoesi«, etwa zum dörfischen Tanz oder zur ländlichen Arbeit gesungen. Sie aber macht Nein« intime Komödien daraus, mit allen Finessen der falschen Scham, der versteckten Begehrlichkeit, mit erotischem Witz, der gar nicht rustikal ist. <Man vergleiche damit den saftigen, derb bäuerlichen Humor, mit dem Frau Aiese zu Zeiten des seligen „Lieben Augustin“ i» Wien derartig« Lieder sang — die freilich auch deutsch gedacht und teziert sind.) Der großen Kunst der Pvette tut nalür» lich dies»! eigenmächtig« Vergewaltigung zu- gunsten ihres persönlichen Stiles keinen Ein» trag. Das achtzehnte und das siebzehnte Jahr» hundert sind nicht mehr herzuzaubern; u« so wunderbarer, daß uns das zwanzigste sein« Formen noch mit so r>iel Geist und Echtheit füllen kann. Willi ha ndl.

Randbemerkungen.

>^ Pl°op05 des „^ Pl°Op05“ in Ar 6, Sei!« 185 im „Morgen“.

Die Behauptungen des Herrn herman Bang reizen mich zu einer kurzen Cntgeg» nung. Anfangs wollte ich schweigen, aber es ist doch besser, wenn geantwortet wird. Di« Maschinenmeister werden nie di« „wirklichen“ Theaterleiter oder die „Haupt» atteteure“ der Schauspiele sein, wenn die Stücke einen Gehalt haben und die Darsteller nicht selbst zu Staffagen hinunt«rsinl«n. Was schadet es, wenn in Wilhelm Teil ein „wirk» licher“ Wasserfall eingelegt ist? Er darf nur nicht zu stark betont sein, darf nicht zu dem werden, was bei einer Schmiere unter „Wil» h«lm Teil mit wirtlicher Wasserfalleinlage“ angepriesen würde. Aber sonst — warum denn nicht? hat nicht jedes Bild seinen Nahmen? Und wie schlecht wirkt oft das beste Gemälde, wenn sein Aahmen dunkel und nicht hell glänzend, wenn er schmal und nicht mächtig, üppig breit ist? Wie würde sich der „Bing“ ausnehmen, wenn die vortrefflichen Männer nicht Jahre ihres Lebens damit verbracht hätten, hydraulisch«, elektrisch«, Dampf» und ander« Wirkungen zu studieren.

Ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen. Ich wünsch« Ihn«n nur noch zum Schluß, in irgendeinem schlechten Theater mal so «in Werk, sagen wir von

Wagner, anzusehen — mit welcher Freude werden Sie dann wieder dorthin zurückkehren, wo das dezenteste Walten eines „Technikers“ dem Stück erst die Möglichkeit gibt, seine ganze Schönheit Ihnen darzubringen, hochachten? 6 f l a.

Berlin, den 19. Februar 1908.

Monsieur,

Ich möchte Ihnen gern antworten.

Aber — „ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen“.

Und doch: es wäre die höchste Zeit, «in „Nacht und Tag“ zu rufen. Denn in der Zeit der Technik und in der Stadt der Bewunderung?« Werte der Technik wird in der Tat die Bühne von der Herrschaft der Techniker bedroht. Wahr ist und bleibt, daß jede «Bild» eine «Aahme» verlangt. Der Name aber darf das Bild selber nie unterbrücken. Und jedes Bild kann unter der übergroßen «Verwirrung» den Last des zu zersplitterten:» Nahmens erstickt werden. Selbst «in Shakespeares Bild» von den allzuvielen und allzu bunten «Regisseur» Bildern erstickt werden

Solange die Bühnentechnik dein Ziele der Bühne der Menschendarstellung dienen, seien sie von Herzen gelobt. Wenn sie aber anfangen, nur „das technische Wunder zu erzeugen - dann lln!?!:!

Randbemerkungen

c

2 Ab«, ober »on«ieur — „»ch was, «s hat
a gor l«in«n Sinn, w«it«r zu predigen",
herman Vang.

Polennot.

Weil man «ine gefährliche geistig« Epidemie
^ und das ist der Hakatismus nicht ener»
5«sch g«nug b«tämpf«n lann, möchte ich der
Polen»»»" im vorigen Heft noch «in Wörtchen
»achschieken, das mir nachträglich «ingefallen
ist. Vor zwanzig Jahren Hab« ich in «iner
Volnnik g«g«n die Antipolenpolitit etwa
sl'lgendes g«äuß«rt: W«nn mir «inmal vor 1885
der närrisch« Einfall gekommen wäre, Preußen
als gefährdet durch polnische Umtriebe dar«
hellen zu wollen, fo würde ich doch nicht gewagt
haben, diesen Einfall zu veröffentlichen, weil
d«.rin eine fo tödliche Beleidigung der preuhi«
lchen Negierung, der preußischen Armee und
namentlich der preußischen Generalität liegt,
daß ich, meiner Ansicht nach, die härteste Ve«
strafung verdient hätte, Karl leutsch.

Anatole France: KomSdianten,efchlchte.

No«an, überseht von Heinrich Mann. Verlag
von Albert Langen in München.

In «iner Zelt, die im allgemeinen, wenig»
neu« bei uns in Deutschland, die großen Er»
folge nur solchen Werken beschert, die einem
aktuellen Interess« durch Te.Henz dienen oder
wesentlich Anteilnahme am Stoffe «rregen,
erscheint es als «ine Pflicht des Kunstfreundes,
das Publikum mit besonderem Nachdruck auf
»ein« Kunstwerk« hinzuw«is«n, die geeignet sind,
den Geschmack am Feineren wi«d«r zu beleben.
Ein solches Kunstwerk ist dief« Komödiant««,
geschicht« d«s groh«n Künstlers und nicht minder
großen 3>icht«rs Anatol« Franc«. Es h«bt sich
»us der Waffe zeitgenössischer Noman« h«l'
oor wi« ein« «dl« Bronze unter Tüpfwaren.
Wi« es di« groß« Linie hat, hat es den Neich»
tu« der intimen Nuance. Es ist edel und
gefällig, groß und graziös, Ernst und Spiel
zugleüy, — ein Dokument künstlerischer Kultur,
im das wir allen Anlaß haben, die Franzosen
zu beneiden. Alchts kann für den feineren
Geist unterhaltender sein, als diese Geschichte,
die, bei aller Sinnlichkeit, von sehr nachlxnl«
licher Natur ist.

Es sind Schönheiten in ihr von so »us»
erlesener Art, daß man sie dem Höchsten bei»
zählen muh, daS wir in der Kunst der Er-
Zählung überhaupt besitzen. Di« Schön«
Melusine von Jean Damp ist, im Bereiche
der modernen Skulptur, «in ähnliches Werl.
Vtto Julius Bierbau«.

„Linlstständigkeit" als Heilmittel.

Die Eindrücke der Außenwelt, wie sie sich

unserem Auge, unserem Ohr, unseren Empfindungen mitteilen, sammeln sich zu sogenannten „Erinnerungsbildern“ im Gehirn um dort zu lagern; und je nach der Häufigkeit, mit der sich dem Empfinden aufdrängen, je nach der Größe des Reizes, mit dem sie das Gehirn treffen —, gelangen sie zu unserer Empfindung, bis sie uns (wie z. B. bei der Anwendung von Gegenständen, beim Schreiben und Lesen) gewohnheitsmäßig werden, so daß wir schon bei Hören eines Wortes, das einen Gegenstand bezeichnet, instinktiv sofort dessen Verwendung, Form, Gestalt usw. wissen, ohne überhaupt darüber nachzudenken, wie viele Nervenbahnen und Zentren in Bewegung gesetzt werden müssen, um diesen Begriff zu fassen und zum Ausdruck zu bringen. Gehen wir nun einen Schritt weiter.

Gewöhnlich vollführen wir jede Bewegung mit der rechten Hand, wie denn bekanntlich 95% aller Menschen Rechtshänder sind; und dementsprechend ist der Ort für alle eingangs aufgezählten „Erinnerungsbilder“ das linke Gehirn, das infolge Kreuzung der Nervenbahnen im Rückenmark die Versorgung der rechten Hand übernommen hat. Durch diese Bevorzugung der rechten Hand wird also notwendigerweise das linke Gehirn die häufigsten Eindrücke und Reize erhalten, und infolgedessen am empfindlichsten sein, ja geradezu eine Sammelstelle für fast alle und besonders die schwierigeren Bewegungen darstellen.

Randbemerkungen

335

Stiefkind dagegen ist und bleibt die linke Hand und die ihr entsprechend« recht« Hirn« hälft«. Es besteht eine so völlig« Abhängigkeit der linken Hand von der rechten, ein derart schwerwiegender Unterschied zwischen linker und rechter Gehirnhälfte (wie weitgehende Unter- und Überlegenheit der linken Hand gegenüber der rechten). Man sagt: Die rechte Hand kann nicht nur vieles, was die linke nicht kann; nein! alles, was die linke Hand überhaupt kann, kann sie durch die rechte, hat sie von der rechten entlehnt, oder auf dem Umwege durch sie erst gelernt.

Und während so dem linken Gehirn (rechter Handverwalter) alles Untertan ist, ist unser Denken, Fühlen, Handeln, Schreiben und Bewegen, besitzt das rechte Hirn allein nichts von alledem. Untersuchungen an Kranken, die durch Schlaganfall rechtshändig gelähmt und so allein auf die rechte Gehirnhälfte angewiesen waren, haben gelehrt, daß mit einem Schlag der Mensch der Sprache, der rechtsseitigen Verwundung beraubt, mit der linken nun gleichfalls führerlosen Hand nichts auszurichten vermag, ein« Auine geworden ist.

Die epochemachenden Beobachtungen von Prof. Lipmann an Leuten mit rechtsseitigem Schlaganfall, bei denen die ungelähmte linke Hand zu fast allen Zweibewegungen des Handgelenks ungelenkt und unbrauchbar geworden war, hat diese oben erwähnte Abhängigkeit ungewiß und bis zur Evidenz bewiesen. Im Verlauf weiterer Untersuchungen hat sich mir nun die Möglichkeit gezeigt, diesen armseligen, eigentlich doppelt Gelähmten, die ja häufig noch sogar der Sprache beraubt sind, zu neuen Lebensäußerungen zu verhelfen und zwar durch Übung der linken Hand. Und ich bin endlich zu dem Schluss gekommen, daß es auch bei normalen Menschen gelingt:

1. Durch Übung die linke Hand der rechten gleichwertig machen.
2. Durch diese Übungen die der linken Hand entsprechende, bisher brachliegend« rechte Gehirnhälfte zu vollster Tätigkeit zu entwickeln und sie so der bisher allein dominierenden linken Hemisphäre gleichwertig zu machen.

Einige wenige Beispiele seien angeführt:

So gelang es bei einem Achtegelähmten auf dem Umwege von systematisch« Schreib« Übungen mit der linken Hand, ihm die Sprache, der er verlustig gegangen war, wiederzuschicken. Man hatte so das in der Anlage wohl vorhandene, aber bisher unbe«nutzte brachlegend« rechtsseitige Sprachzentrum zu voller Tätigkeit gebracht.

Und dah dies«? Besitz dauernd geblieben war, bewies «in zweiter ihn treffender rechts» seitiger Schlaganfall. Viefer beraubt« ihn nämlich zwar von n«uem der «d«n «rst wi«d«r> gtwounenen geringen B«w«glicht«it der rechten Hand, aber nicht mehr von neue» d«r Sprach«, Diese war jetzt von dem zerstört«» li»l«n Hirn — eben durch jene Schr«ibübung«n der linken Hand — auf das rechte Hirn als Gigenbesih übergegangen.

Noch in die Augen springender ist der Erfolg in «in«m Fall, den Gutzmann de» handelt hat. Als 13 jährig« »nab« hatte der Patient seine linke Hand durch «in«n Schrot» fchuh verloren, hatte mit «in« künstlichen Hand aber ganz gut umzugehen gelernt. NU 30 Jahren erlitt er nun einen Schlaganfall, der die ganze recht« Seite vollkommen lähmte und ihn der Sprache beraubt«. D«r A«mst« konnte die A-m« nicht bewegen, er muht« g«fütt«rt w«rdc., und bot mit d« linken holzhand, d«m rechten gelähmten Arm, «in Bild d«s Iamm«rs. Durch ein kleines Instrumentchen — «in«» tzolzring mit ein« Feder — den man üb« den Zeigefinger seiner linken Holzhand zog, — lernte er allmählich schreiben und sich mit sein« Umgebung verständigen. Ab« noch mehr! Durch fortgesetzte Schreibübungen wurde die rechte hirnhälft« zum vilarierendcn Gintret n für die verlorenen Sprachsöhigkeiten d«s g>>> schädigten linken Hirnes so vollkommen ge» bracht, dah er nicht nur seine deutsch« Mutter» sprach«, sondern auch seine früh««« Kennt-nisse im Ausfischen und Französische« völlig wiedergewann. So war er dem Leben, kann man wohl sagen, wiedergegeben; er war wieder zum Menschen unter Menschen. Gin Bc» weis für die volle Entwicklungsfähigkeit des

Morgen: Politik

rechten Gehirns bei systematisch»lichtiger

Uebung. Aber keineswegs das ein»

zige Beispiel dafür! ^

Eine stattliche Aeihe ähnlicher Fäll« stehen mir aus meinen Beobachtungen zur Verfügung.

Der Mensch ist das einzige Beispiel eines tierischen Lebewesens, das zwei völlig gleich« und vollkommen geformt« Gliedmaßen hat, die sich doch in verschiedener Weis« entwickeln:

die Hände, Ja, er bildet nicht nur mit voller Absicht die ein« Hand auf Kosten der anderen aus, sondern er rühmt sich sogar der halben Verkümmern, zu der er sein« ungeschickte linke Hand verurteilt. Ahnungslos hat er sich aber auch auf diese Weise selbst eines wert« vollen Schatzes seiner geistigen Kraft beraubt, um «in kostbares Gut gebracht, «in Verlust, der um so schwerwiegender wird, je intensiver« Anforderungen in unserer heutigen Zeit an das linke Gehirn als Alleinherrscherin g«» stellt werden, und je größer so der Verbrauch und die Abnutzung des linken Hirnes und je lauter das Verlangen nach seiner Entlastung sein wird. Daher ist die Forderung nur zu berechtigt: Entfaltung und Nutzbar«

machungderlinl«nhandunbsodes

rechten Gehirnes,

Wenn die Dovpelhändigkeit Allgemeingut aller Kulturftaat«n wird, «röffnen sich neue Weg« zur Befreiung jener Aermsten aus dem Dunkel geistiger Umnachtung, für uns all« aber neue Bahnen zum friedlichen Geistestamvfc. neues Geistesleben in vielleicht ungeahnte» Variationen von wahrhaft epochaler N«>

de ut u n g.

Manfred Frönt«..

Pantomime.

/3>2nderbar: Es gibt noch Nörgler in Berlin.

Allerdings nicht in liW.. allwo die aus allerhöchstem Vertrauen ins Herrenhaus bc» rufenen Geheimen Kommerzienrät« in imi» lierter Dog«npracht Hausen, sondern an der Peripherie, wo die triste»»« 6e l» banlisue fühl» bar wird. Auch nicht in der „Beletage“, wie das «iaeilwüchsige Berliner Französisch so schön sagt, sondern dem Himmel erheblich näher. Ich kenn« so einen verdrießlichen Kumpan, der i:« einem kahlen Etübchen u!«r Treppen hoch horstet, und von dieser Warte aus unentwegt schimpft. . . oder wie soll man es nennen, wenn jemand mitte» in einer politisch«« Hochkonjunktur nach so und soviel Monarchen» oegegnungen nur graues Gewölt und nicht einen einzigen Strahl des li«b«n himm«lslichtes zu gewahren vermag? Trotzdem, oder vielleicht auch gerade deshalb: Von Zeit zu Z:it seh' ich den Alten gern. Sein« Bitternis ist er» quicklich nach so mancher faden journalistischen

„Mehlspeis“, die unser Einer iwleng vnlens
losten muß. Ich fand den Eremiten über einen
französischen Schmaler gebeugt und sprach ihm
m«ine Verwunderung aus.

„Ich weiß nicht, warum Sie dies« Lellür«
in Erstaunen seht,“ sagte er. „D«r alt«
Zwergenbischof hohenlohe zog sie bekanntlich
den Memoranden seiner Geheimräte erheblich
vor. Warum sollte also ein nodillv, der doch
vermutlich nicht zur Nachfolge Bülow's desic«
niert ist, nicht lieber Gautier oder Merlm^«
als Hammann oder Kay lesen? Ich Hab« jetzt
mehr als je das Bedürfnis, mich ins Nnwirl«
licht zu retten, weil ich doch wenigstens weih,
daß ich es hier nur mit einem Vhantasiespiel
zu tun habe, während die neudeutsche Wirt«
lichtleit mir ganz gespenstisch und unheiml'ch
vorkommt.“

„Erkläret mir, Graf Oerindur. . .“

„Ann, ich habe jetzt immer das Gefühl,
als ob ich etwa einer Pantomime beiwohnte.
Ich sehe da auf der Bühne ein« stattliche Schar
von Akteurs. Sie wüten in Gebärden, und
diese Gebärden scheinen irgend etwas zu be«
deute«, indessen bleibt es auch dabei: «ine Tat
entsteht nickit. D«r Zuschauer weih gar nicht,
warum sie sich so abstrapaziere!!, und «?n
C'rus>.'In überlä'ift ihn.“

0 c>

«> 0

33?

Eduard Goldbeck: Pantomime

„Wollen Sie mit diesem Bilde etwa unsere Politik kritisieren? Ist Ihnen die noch immer nicht gegenständlich, noch immer nicht realistisch genug? Es muß Ihnen doch bekannt sein, daß Bülow stets ponderabel Werte ins Auge saht. Marokko . . .“

„Bon Marokko tonnen eigentlich nur noch zwinkernd« Auguren sprechen, und Sie wissen, daß ich für diese Art der Kollegialität wenig Verständnis habe. Gerade hier finde ich das Wort des Wiener Poeten bestätigt: „Wir spielen all« — wer es weih, ist klug.“ Ward «in« so läppisch« Komödie je gesehen? hat «in Grohstaat von der Bedeutung und der materiellen Nacht des Deutschen Reiches sich je so schwer kompromittiert? Wir haben mit einem Kaiserwort die Unabhängigkeit des Sultan und die Integrität des Scherifats verbürgt und sehen nun kühlen Mutes zu, wie Frankreich das Land gleich einer Artischocke verspeist. Drude, d'Amade, Liautey, das ist «in« Klimax der offensive. Und wir nicken höflich zu jeder der Ministerreden, die mit bewunderungswürdiger Dreistigkeit die Borgäng« verleugnen, die sich da unten auf ihr Geheiß abspielen. Wahrlich es ist «ine tolle Farce, in der wir die Geprellten abgeben.

„Die Geprellten? Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Fürst Bülow hält hier einmal wieder unentwegt die Bismarcksche Linie inn«. Der erst« Kanzler wollte« bekanntlich Frankreich in Afrika beschäftigen, um den Blick der Brönation von dem Loch in den Bogenen abzuzeichnen. Mögen sich doch die Franzosen an die harten Auh die Zähne ausbeihen . . .“

„Sie vergessen, daß diese Betrachtung zu spät kommt. Ein groher Staat kann eben nicht heute« umftohen lassen, was er gestern als «inen roobser bronos stabilisiert hat. Vi« Taktik, die Sie bewundern, war einmal möglich und wäre damals gewiß nützlich gewesen, aber wir haben uns diesen Weg durch den Ausfing nach Tanger selbst verlegt. Jetzt blieb uns nur noch «ins übrig: mit unbittlicher Konsequenz an die Algecirasatt« festzuhalten.“

„Vun, das tun wir ja. Die Offiziösen «rlären es ja fast täglich. . .“

„Sie erklären es und inzwischen hat sich die vorübergehend« Aktion der Franzosen längst zu einem Kolonialkrieg entwickelt. Clemenceau will Mehr«! des „Reiches heihen. Daß Deutschland um Marokkos willen nicht Krieg führt, das weih er, und daß die Bevölkerung früher oder später unterworfen werden wird, das weih er auch. Auf die Dürvmag sich ungeschulter Heldenmut gegen die t«chnisch«,

taltische und numerisch« Ueberlegenheit eines mächtigen Kulturvolkes nicht zu halten. Gs wird «in Weilchen dauern, gewih! aber der Sieg ist — wenn es gelingt, die Kammer zu zähmen — nur eine Frage der Zeit und der Zähigkeit. Die Gesten der deutsch«« Diplomat«n können die h«rr«n Clemenceau und Pichon ignorieren, weil es doch nur Gesten sind." „Ich mein«, Sie unterschätzen die Tatkraft des Reichskanzlers doch allzu sehr, hat er nicht eben erst bewies««, dah er zu liegen weih?" „Auch dieser Sieg ist j» nicht mehr als Mimil. Ich bezweifle, dah das Enteignungs« gesetz praktisch wirksam werden wird. Der Reichskanzler hat sich nun doch Wohl davon überzeugt, wie unsympathisch diese Borlag« der Majorität des Volles ist. In jedem einzelnen Fall der Anwendung wird di« Wund« aufs Neue bluten. Di« polnisch«, dl« katholische, die sozialdemokratisch«, di: radikal« Presse hat «inen nie versiegenden Agltationsstoff erhalten und die 70 0<)<) K« hätten wir auch aus unseren Staatsdomänen zur Besiedelung herauslösen können, d«nn das Problem ist nicht, Land zu gewinnen, sondern Menschen zu gewinnen. Deutsch« nach der Ostmark zu schaffen, das ist die Losung. Es fehlt nicht an Boden, es fehlt an Bauern. Aber hier wird es hcihen: I>»ti-tunäi» peräiäere Loru«»>2M. Lesen Sie die treff« lich« Broschür«: „Landlose Polen". Da hat ein preußischer Beamter (dem es inzwischen schon gehörig in di« Bube geregnet hab«n soll) all« Bedenken Inapp und sachlich dargelegt. N«in, Ixr Verzweiflungsakt bi«s«r Politik wird für die Germanisierung d«r Vstmarl sehr, sehr wenig bedeut«n." „Nun, w«nn Sie von Ihrem alten Vor» urteil gegen den Reichskanzler nicht lassen

Morgen: Politik

wollen, so müssen Sie doch wenigstens zugeben, daß jetzt ein frischer Zug durch die Gebildeten Deutschlands geht. Die Fundamente der römischen Kirche wanken. Die Modernistenbewegung . ."

„Ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach viel Lärm um nichts. ‚Freiheit im Dogma!‘ heißt die Parole. Hin Widersinn. Die Welt ist nicht nur den katholischen, sondern auch den protestantischen Theologen überall mit Brettern vernagelt. Ganz abgesehen davon, daß ja die meisten dieser Reformatoren bei dem ersten rauhen hauch aus dem Süden in die Knie knicken. Ich weiß wirklich nicht, was man an dieser Bewegung ernst nehmen soll. Jedenfalls gleicht ihre Wirkung der des Kaffees, der bekanntlich »in Gift ist, aber ein sehr langsame«. Die Auflehnung der paar Professoren ist nicht mehr als eine nicht einmal imposante Geste."

„Sie sind wahrhaftig schwer zu befriedigen. Aber vielleicht findet es Gnade vor Ihren Augen, daß der Kronprinz sich als Student der Technischen Hochschule inskribieren ließ. Es ist doch »rfreulich, daß sich der Thronerbe mit solch »r Entschlossenheit der neuen Zeit zu» wendet."

„Ich finde nichts gefährlicher als derartige Dilettantismen. Der Kronprinz hat noch unendlich viel Dinge zu lernen, die für seinen künftigen Beruf erheblich wichtiger sind als die Technik, von derem reichen Tisch » doch nur »in paar Brosameln für ihn abfallen können. Wir » wissen, daß sein Interesse an militärischen Dingen nicht sehr lebhaft ist, müssen aber t » Hinblick auf die europäische » Konst »llation wünschen, daß der künftig » Kriegsherr die Entwicklung der Armee mit Verständnis zu verfolgen vermag. Verfassung » » und Verwaltungsrecht sind dem Kronprinzen vermutlich weit weniger vertraut, als es wünschenswert wäre. Auch dieser, in der Presse so »nthusi » astisch gepriesen » Entschluß scheint mir nicht zu greifbarem und heilsamem Ergebnis führen zu können."

„Sie sind heute mehr als je timonisch gestimmt. Da will ich es also gar nicht wagen, Sie nach Ihrer Ansicht über die Fortdauer des Blocks zu fragen."

„Ich kann Ihnen nur »g »n, daß nie » in fo blutloser Schemen »inen so robust » » Namen g »trag »n hat. Trotzdem wird uns » VtUow gewiß noch lang » im Blockhaus » sitzen. Der große » Puppenspieler hat sein » Marionett » » gut in d »r Hand. Die » Pantomim » tonnt » amüsant s »in, wenn uns nicht immer dasselbe Stück aufgeführt würde und wenn man nicht . . . wider Willen mitspielen mühte."

Ich empfahl mich verstimmt. „Wie gut“, dachte ich bei mir, „dah solch« Aörgler bei uns in keinem wirklich angtesehenen Organ z« Wort« tomm«n könn«n!“

Eduard Golbb«ck.

Der Kampf ums Gold und seine Folgen.

Von Negierungslat Rudolf Martin.

tHer Ende 1907 zwischen d«n Vereinigten Staaten von Aord»Amerika und Europa geführt« Kampf ums Gold ist «ine der merk« würdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Volkswirtschaft. Aber nicht wegen der Eigen« tümlichkeit dieses Kampfes interessiert« sich alle Welt für ihn, sondern weil sein« Wirkungen überaus verhängnisvoll werden konnten und es in einem gewissen Umfang« schon g«word«n sind. Di« Amerikaner bemühten sich seit Wochen, soviel Gold als möglich aus Europa herüber« zuziehen. Und die europäischen Staaten v«»« einigten sich, wie noch ni« zuvor, zur AbNxxh, di«s«r Eingriffe in ihr« Goldvorräte. Amerika stand nicht vor gewaltigen volkswirtschaftlichen Aufgaben, für di« «s aus d«m Ausland« Kapital h«ranziehen müht«. In d«r am«rilanisch«n Industrie hat di« Arb«itslosigt«it schon in «r« heblichem Umfang« «ingesetzt. Der Stnhltrust hat di« hälft« s«in«r hochöf«n ausg«blal«n. Große Mengen ausländisch«! Arbeite« hoben die Vereinigten Staaten v«rlass«n. Di« P«r«

sonensracht von New Port nach Europa ist be»
deutend im Preis« heraufgesetzt, da der zu»
nehmend« Andrang auf die Schiffe den Schiff»
fahrtsllnien «ine solche Erhöhung gestattet.
Selbst dl« amerikanifchen Eisenbahn«« haben
groß« Mengen ihrer Arbeiter entlassen. War»
um braucht die amerikanische Volkswirtschaft
inmitten dieses Ausgangs solch« Mengen von
Gold?

Das Vertrauen zu den gewöhnlichen Zah»
lungsmitteln war erschüttert. Außer in England
ist nirgendwo der Scheckverkehr so verbreitet
wie in den Vereinigten Staaten, ab«r dl« g«»
samt« V«völl«rung hat gegenwärtig ein tiefes
Mißtrauen gegen die Scheck«. Dieses Miß»
trauen ist nur zu berechtigt, denn die Mehrzahl
der Schecks wird gegenwärtig nicht prompt ein»
gelöst. Vi« Stadt Aew Vor! zahlte aus Gelb»
Mangel dl« Löhn« ihrer Angestellten am
1. November zu V, in Schecks statt in barem
Geld«. Nach mehr als einer Woche war es
einem großen Teile der Angestellten nicht ge»
lungen, von den Banken Geld für ihr« Schecks
zu erhalten. Mit peinlicher Aengstlichkeit hielt
die Bevölkerung das Bargeld zurück. Seit
Jahren ist in Amerika wie in Europa infolg«
de« wirtschaftlichen Aufschwungs und des
steigenden Diskonts das Gelb immer knapper
geworben. Seit dem Kvpferlrach und dem ihm
folgenden Bankkrach ist die Geldknappheit durch
das allgemeine Mißtrauen auf die Spitz« g«»
trieben worden. Di« Bankrotte erzeugen erst
die Panik, die Panik fchafft neu« Bankrott«.
haben lxn di« Amerikaner zu wenig
Gold? In keinem andern Land ist in den letzten
Jahrzehnten der Golbvorrat in dem Maß« ge»
stiegen wie in Amerika. Der Golbvorrat der
Vereinigten Staaten stieg von 2310 Millionen
Marl im Jahre 1892 auf 5967 Millionen Marl
im Jahr« 1905. Gegenwärtig überragt der
Golbvorrat Amerikas bei weitem denjenigen
jede« anderen Landes. Der zweitgrößte Gold»
besitzer ist Frankreich. Dann kommt Deutsch»
land, bann Nußland und erst an fünfter Stell«
Großbritannien. England ist basjtnlg« Land,
in welchem zuerst dl« Goldwährung «ingeführt
worden ist. Und doch hat es bisher sich mit
einem so geringen Golbvorrat begnügt. Wöh»
rend in Deutschland der Goldvorrat in der
Zeit von 1892—1905 »m 1355 Millionen Mark
zugenommen hat, ist er in Großbritannien so»
gar um 62 Millionen Marl zurückgegangen.
Gegenwärtig nimmt man in England wie in
Deutschland mit Bedauern wahr, daß man zu
wenig Gold besitzt. Di« Schritte, welch« Eng»
land und Deutschland zum Schutz« ihr«s Gold»

Vorrats g«tan hab«n, sind ganz ungewöhnliche und sehr geeignet, der Volkswirtschaft beider Länder großen Schaden zuzufügen. Innerhalb von zwei Wochen erhöht« man in Deutschland den Reichsbankdiskont, der am 29. Oktober 1907 noch 5%, stand, am 8. November auf 7%.

Die Bank von England war am 7. November bei einem Diskontsatz von 7 % angelangt. Der Reichsbankdiskont betrug noch am 5. März 1908 6 %.

In keinem anderen Lande hat der offizielle Diskont sich so lange auf einer so unerträglichen Höhe trotz des Ende« der Hochkonjunktur gehalten. Gerade der gegenwärtig« Zustand zeigt wiederum, daß Deutschland das Land des hohen Diskonts ist.

Die üblen Wirkungen des im allgemeinen steigenden Zinsfußes der letzten Jahre hat fast jedermann schon verspürt. Mit dem Steigen des Reichsbankdiskonts bröckelte seit zwei Jahren der gesamte Kurszettel der Berliner Börse allmählich ab. Auch die Staatspapiere sind gesunken. Der Hypothekenzinsfuß hat eine steigende Richtung. Seit Jahr und Tag geht die Bautätigkeit in Berlin und vielen Städten zurück. Unter den Bauhandwerkern und Arbeitern beginnt mehr und mehr die Arbeitslosigkeit sich fühlbar zu machen. Da im Bauergewerbe gegenwärtig mehr als vier Millionen Erwerbstätig« im Deutschen Reich beschäftigt sein dürften, muß die in der Bautätigkeit sehr schnell ein« üblen Wirkungen auf fast alle anderen Industrien ausdehnen.

Warum erhöhte man den Diskont derartig, wenn die Diskonterhöhung so schlimme Folgen hat? Man war eben in einer grenzenlosen Verlegenheit. Es sind Fehler über Fehler in den letzten Jahren begangen worden, die gar nicht wieder gutzumachen sind. Der Kampf zwischen

Morgen: Politik

Amerika und Europa spielte schon seit Jahr und Tag und drehte sich nur scheinbar um das Gold. In Wirklichkeit galt er dem flüssigen Kapital. Bereits im Jahre 1906 haben die Vereinigten Staaten in ungewöhnlichem Matz« flüssiges Kapital aus Nuropa an sich gezogen. Aach der Goldstatistik strömten schon im Jahre 1906 un» geheuere Mengen von Gold aus Europa nach Amerika. Damals herrschte noch kein Miß» trauen gegen die Schecks und sonstigen Papiere in der amerikanischen Bevölkerung. Aber die kolossalen Kapitalanlagen der sich gewaltig ausdehnenden amerikanischen Volkswirtschaft erforderten die Hinfuhr von Gold als wich» ligsten Aepräsentanten des flüssigen Kapitals. Di« Verteidigungsstellung, die Westeuropa Ende 1907 gegen die amerikanischen Angriffe auf den europäischen Goldbestand einnahm, beruhte auf dem tiefen Grund« des Mangels an flüssigem Kapital in Weft.Europa. In Deutschland wie in fast ganz Westeuropa hat seit dem Jahre 1902 ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufschwung stattgefunden. Ungeheuere Kapitalien sind in der Landwirtschaft, der Industrie, dem Ver» kchrswesen und in Wohnhäusern festgelegt worden. Bei dieser ungewöhnlichen Investie» r»ng so großer Kapitalmengen hätte man in Deutschland um so mehr die Pflicht gehabt, auf eine entsprechend« Vermehrung des flüssigen Kapitals zu sehen. Statt dessen hat man in Deutschland und in anderen Staaten West» Europas in den letzten Jahren das Gelb zum Fenster hinausgeworfen. Weft.Europa bezahlt« inmitten bies«s volkswirtschaftlichen Auf» schwungs die Zeche der russischen Weltpolitik. In meiner soeben erschienenen Bioschür« „Die wirtschaftlich« Krisis d«r Gegenwart" (Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinhardt) habe ich die Ursachen der gegenwärtigen Geld» lrisis untersucht und in der russischen Kata» strophe die wichtigste der drei primären Haupt» Ursachen der gegenwärtigen Geldknappheit nach» gewiesen. Die beiden anderen tzauptursachen sind die amerikanisch« Ueberspelulation und das Sinken der Transvaalwerte. Durch das Sinken der russischen Papiere hat Weft.Europa seit dem Jahre 1903 mehr »l« drei Milliarden Francs verloren. Ueberdies hat es die 2or» heit begangen, dem russischen Staat während des Krieges mit Japan noch 3,7 Milliarden Francs zu borgen. Dies« 6,7 Milliarden Francs fehlen gegenwärtig in Weft»Europa. Während der langen Periode des eben zu Ende gehenden wirtschaftlichen Aufschwungs herrfcht« in Berlin die Ansicht, dah es eine hauptaufgab« der deutschen Sparer sei, ihr« Ersparnisse d«m

russischen Moloch zur Verfügung zu stellen.
In den Jahren 1962 und 1963 gewährte man
in Berlin dem russischen Staat zwei Anleihen
von zusammen 906 Millionen Mark in Gold,
Als ich Ende August 1905 in meinem Buch«
„Die Zukunft Deutschlands und Japans“ in Berlin
aussicht der kommenden Geldknappheit die
Sperrung des deutschen Marktes für Japan
weiter« russisch« Anleihe verlangte, erklärt« die
„Augsburger Allgemeine Zeitung“, bei einem
Kursstand der vierprozentigen deutschen Staats-
rente vom Jahre 1902 von 93 auf 82, daß mein Buch
auf Grund haltloser Voraussetzungen zu abenteuer-
lichen Prophezeiungen über die Zukunft
Russlands führe. Mitte Juli 1906 war diese
russische Staatsrente bis auf 68 auf gesunken und
gegenwärtig schwankt sie zwischen 80 und 82.
In meinem Buche hatte ich wörtlich geschrieben:
„Wenn in einigen Jahren die russischen
Papiere um 20—30 Prozent im Kurs gesunken sind,
wird eine enorme Unzufriedenheit den gesamten
deutschen Kapitalistenstand erfüllen. Die
schweren Kursverluste an den russischen Staats-
papieren werden starke Erschütterungen der
Börse zur Folge haben. Die Krise wird sich
auf Handel und Industrie übertragen.“
Die starke Erschütterung der Börse, des
Handels und der Industrie, die ich als Folge
des Kurssturzes der russischen Papiere vorher-
gesagt habe, ist eingetreten. Man gab sich
im November 1907 an der Berliner Börse
der Hoffnung hin, daß der russische Staat aus
seinen Goldvorräten 50 bis 100 Millionen Mark
in Berlin vorübergehend deponieren werde, um
der Geldknappheit abzuhelpen. Diese weit-
gehende Hoffnung hat sich in dem Maße nicht
erfüllt. Wenn der russische Staat aber in der
Lage war, die ihm von Deutschland in den

Bruno Vuchwald: Deutsche Bank und Dresdner Bank 341

Jahren 1902 und 1905 geliehenen 900 Millionen Vark jetzt zurückzuzahlen, so würde sich die Geldknappheit in Deutschland sofort in eine Gelbflüssigkeit umwandeln. Aber der russische Staat ist zu dieser "Rückzahlung beim besten Willen nicht in der Lage. Er war eben klüger als wir und hat uns hereingelegt. Es ist eigenartig, daß man in Berlin in den Jahren 1902 und 1905 durchaus nicht hören wollte, daß die Entblößung von flüssigem Kapital und «in» schwer« Geldknappheit die finanziell« Mobil» machungsfähigkeit des «Reiches schwächen. Sehr wahrscheinlich erscheint, daß "Rußland dies« beiden Anleihen in Berlin aufnahm, um die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands zu mindern.

Deutsche Bank und Dresdner Bank.

sicherlich wars nur «in Zufall, daß die beiden ^»^ "Rivalen unter den deutschen Großbanken, die Deutsche und die Dresdner Bank, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ihre Abschlüsse veröffentlicht haben. Die Dresdner Bank hatte «wiß lein» Veranlassung, ihren Bilanztermin so dicht an den der Deutschen heranzurücken. Denn der Schwächere meidet gern den Vergleich mit dem Stärkeren. Der Deutschen konnte es freilich nur recht sein, wenn «in Jeder schon von fern» sah, wie groß ihr Vorsprung diesmal gewesen ist; doch der Unterschied wäre nach außen hin noch deutlicher sichtbar geworden, wenn die Bilanzsitzung nicht am Tag« nach der Publizierung der Dresdnerin, sondern schon vorher stattgefunden hätte. Dann würde unter dem Eindruck der gigantischen Ziffern der Abschluß der Dresdner Bank mehr enttäuscht haben, als zuvor, wo man immerhin noch an die schlechten Bilanzen der meisten übrigen Banken gewöhnt war.

Dennoch drängt sich einem natürlich der Vergleich auf; warum kann die Dresdnerin, die es im Jahr« 1906 auf 8% Dividend« gebracht hatte, nur 7 % verteilen, die Deutsche aber wiederum 12%? Und jeder lobt den Scharfblick und die kaufmännisch« Tüchtigkeit der Herren Koch, Gwinner, Manliewicz und Konsorten und tadelt das Konkurrenzinstitut, dem Herr Generalkonsul Gutmann den Stempel aufgeprägt hat. Keinem fällt es ein, die Deutsche mit einem anderen Institut so sehr zu messen, als gerade mit der Dresdnerin. Seit «ihrem plötzlichen Entschluß (gleich nach dem Tage der Zahlungseinstellung der Leipziger Bank) sich im Mutterland« der Dresdnerin niederzulassen, ist die "Rivalität offen hervor« getreten; ganz besonders aber, seitdem zur Ber« festerung der Position die Interessengemeinschaft mit dem Schaaffhausen zustande kam. Die Discontogesellschaft, die bisher am meisten mit

d« Deutschen verglichen wurde, schien zurück» gebrängt. Ein« gewiss« St«rilität war tat» sächlich zu m«rk«n, ab«r gerat»« der letzt« Ab» schluf hat bewiesen, daß li« ihr Terrain zu behaupten vermag. Die Bilanz ldi«, abgesehen von den Ziffern der Deutschen, die best« war) hat gezeigt, daß der "Reklamelärm" der anderen für sie nicht notwendig ist, und die vornehm« Ruhe^ in der die Discontogesellschaft ihre Geschäfte betreibt, berührt angenehm und deutet darauf hin, welche Rolle der ehrwürdige Aai^c im Bankgewerbe spielt. Sie ist trotz allem Nerebe am wenigsten von der Deutschen Bank verdrängt worden; mag auch die Dividende« geringer sein. Darauf kommt es schließlich nicht so sehr an, ob 9 % oder 12 % verteilt werden. Das Aktienkapital spielt hierbei die geringste Rolle; viel wichtiger sind die "Reserven, die unverzinst zur Verfügung stehen. Die Anteile stehen aber zu einem großen Teil aus dem Agio bei der Begebung der jungen Aktien. Je höher der Kurs gewesen ist, zu dem sie an den Markt kamen (die Börsentendenz spielt also dann eine große Rolle), desto mehr "Reserven stehen zur Verfügung und vermögen die Dividenden zu erhöhen. Wichtiger zur Verteilung der Tätigkeit einer Großbank ist daher die Entwicklung der Gewinnziffern als ein Vergleich der Dividenden bei den verschiedenen Instituten.

Die Dresdner Bank sorgt selbst dafür, daß sie in einem Atemzuge mit der Deutschen genannt wurde. Auf ihren Ankündigungen wurden die Kapitalziffern der Interessengemeinschaft zusammengezogen: so entstand vielfach der Eindruck, als ob sie das größte deutsche Bankinstitut repräsentiere. In Wirklichkeit zeigt die Entwicklung der Interessengemeinschaft mit Deutlichkeit, daß ihr Nutzen nur sehr gering ist. Die Spesen werden nicht verringert; an gemeinsamen Geschäften hätte es auch ohne die Interessengemeinschaft nicht gemangelt. Ein Kapital von 180 Millionen Mark, wie es die Dresdnerin repräsentiert, genügt allein, um die größten Finanztransaktionen abzuschließen, und die Gefahr wird höchstens noch vergrößert, wenn das "Risiko von zwei Banken getragen wird, von denen die eine für die Verluste der anderen bis zu einem gewissen Grade auf

Morgen: Börse

kommen muh. Der Zweck lxr Interessen»

Gemeinschaft bestand auch in erster Neil)« nicht

«n der gemeinsamen Durchführung von G«»

schäften, sondern darin, durch die Assoziation

der Kapitalien mit der Fahne der stärksten

deutschen Großbank den Sieg in dem Wert»

rennen um die meisten Depositengelder davon

tragen könnte. Di« Erwartung hat sich

nicht erfüllt, sie hätte auch dann keinen Erfolg

gehabt, wenn an die Stelle d«r Interessen»

gemeinschaft ein« Fusion getret«n Ware. Denn

das Publikum fragt sehr wenig danach, «b das

Kapital einer Bank 50 Millionen mehr oder

weniger beträgt, und das Geheimnis der Deut»

schen Bank, dl« Spargelder an sich zu ziehen,

beruht in ganz anderen Momenten als in

ihrem hohen Aktienkapital. Hauptsächlich spielt

der Aame ein« groß« Aoll«; gar manch ein«,

der s«in Geld zur Deutschen Bank gibt, glaubt

fälschlicherweise es mit einem Staatsinstitut

zu tun zu haben und, so merkwürdig «s klingt,

,m Ausland« ist di«s«r Glaube selbst in Kreisen

verbreitet, von denen man «s nicht erwarten

soNte. Di« Dr«sdner Bank kann d«n Eha»

rakter einer Provinzialbank nach außen hin

nicht verlieren; sie mag sich die größte Muhe

geben, ihn abzustreifen. Popularität in so

großem Maße, wie fie die Deutsch« Bank b«sitzt,

kann auch immer nur von einem Institut

gewonnen werden; die Suggestion der Massen

hat auch im Bankwesen große Bedeutung.

Der «ine hört vom andern, daß er sei:: Gelb

bei der Deutschen Bank deponiert hat, und

b"l« für selbstverständlich, das Gleiche zu tun.

Weshalb soll er es zur Dresdner Bank geben;

daß die Deutsche sicher ist, weih bereits jedes

Kind. Darum vermag ich auch das Urteil

nicht zu unterschreiben, als ob es nur der

Tüchtigkeit der Deutschen Bank zu danken wäre,

diese Position zu erlangen. Sie selbst hat nur

nachzwei Aichtungen dafür gesorgt; sie hat in

der Tat für eine solid« Verwertung der flüssigen

Gelder und für die Aufr«cht«rhaltu>rg der

Liquidität Sorge getragen; und sie hat zweitens

alles vermieden, was ihren Auf schädigen

tonnt«. Ab«r haben die übrigen Banken (mit

wenigen Ausnahmen) Geschäft« gemacht, die

ein« «rnft« Gefahr für die Depositengelder

aufkommen liehen? Auch hierin lieg« also kein

besonderes Verdienst und nur in der BeHand»

lung der „öffentlichen Meinung" muß man fi«

als geschickter preisen. Man Hort fast niemals

etwas von ihren Verlusten, und sie bat «in

merkwürdig«« Glück b«, den großen Insol»

venzen, dl« in den Zeitungen veröffentlicht

werben, nur selten beteiligt zu fein. Ist sie

es, so versteht sie es meisterhaft, den Eindruck sehr schnell zu verwischen.

Von den zahlreichen Sanierungen, die sie im Jahre 1907 bei verschiedenen Firmen des Handels vorgenommen hat (und die sicherlich doch nicht ohne Verlust abgelaufen sind), war nirgends etwas zu hören. Sie stellt zwar große Beträge in Reserve, aber kein Sonderkonto für bestimmten Zweck, das dann dann vor allen Augen die Deckung für die Verluste entnommen wird.

Die Abschreibungen erfolgen offenbar vom Profits. oder Zinsen; eine Buchungsmethode, die sich natürlich nur dann anwenden läßt, wenn nicht jedermann von den Verlusten erfahren hat und danach fragt, wo sie geblieben sind.

Auch darin liegt kein Verdienst der Bankleiter, daß sie im Jahre 1907 ihren Umsatzerhöhen, ihren Gewinn vermehren konnten. Die Deutsche Bank ist längst bis zu einem gewissen Teil in die Rolle einer Zentralbank gerückt; die von den Mittelbanken abgehobenen Gelder fließen ihr zu, wie einer Zentralnotenbank in den Zeiten der Panik. Sie hat in dieser Beziehung bereits eine Welt größere Bedeutung als die Reichsbank, die durch die Entwicklung der Privatbanken immer mehr in die Rolle gedrängt wird, in der sie diejenige Stelle zu sein, wo die Banken ihr Wechsel immer unterbringen können. Die Umsätze im Giroverkehr sind beider Reichsbank von 1906 auf 1907 nur von 19 Mill. M. auf 207 Mill. N. gestiegen, das Depositengeld der Deutschen Bank von 380 auf 476 Millionen Mark. (Die Ziffer scheint freilich übertrieben, zumal gleichzeitig die sonstigen Kreditoren von 809 auf 758 Millionen Mark zurückgegangen sind. Es wäre erwünscht zu wissen, ob die Bank in beiden Jahren bei der Trennung der Depositenguthaben dieselben Gesichtspunkte angewendet hat.) Liegt hierin nicht eine Gefahr? Sicherlich so lange nicht, wie die Leitung der Deutschen Bank sich in bewährten Händen befindet. Immerhin aber darf der Gesichtspunkt nicht übersehen werden, daß die eigentlich Funktion der Bank hierdurch aufgehoben wird.

An der Börse hat man scherzhaft die Bemerkung gemacht, der Deutschen Bank mühe aufs Schild geschrieben worden: 'Hier ruht das Geschäft der andern.' Auch richtiger scheint mir das Wort zu sein: »Sie lebt von den Fehlern der andern.' Wenn nämlich auch, wie obengedacht, ein psychologisches Moment den Erfolg der Deutschen Bank herbeiführt hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie Fehler verübt hat, die von den anderen Banken begangen wurden, hierbei steht die Deutsche Bank nicht an letzter Stelle; was ihr fehlt, ist der weite Blick zur Erkennung der Konjunkturschwankungen. Die Deutsche Bank ist das einzige Institut, das zur rechten Zeit (diesmal wie im Jahre 1899) den Ausschlag der Konjunktur erkannt hat. Ich habe schon neulich

Zeitschriften

gesagt, daß ich hierin kein Verdienst erblicke, denn es gehören nur einige volkswirtschaftlichen Kenntnisse dazu. Aber man sollte es nicht glauben, in wie geringem Maße diese Kenntnisse bei den übrigen Bankdirektoren verbreitet sind. Man vergleiche nur die Geschäftsberichte der Deutschen Bank mit den übrigen, und man findet den Unterschied deutlich heraus. Nur bei ihr werden Geschäftspunkte hervorgekehrt, die man als wirtschaftlich wertvoll betrachten kann. Sonst gilt normalerweise überall das Prinzip, den "Rückschlag erst nachher zuzugeben, aber selbst dann es immer so hinzustellen, als ob in dem Augenblick, wo der Bericht erscheint, schon wieder alles vorüber wäre. Die Effeltentäufel, die den Empfehlungen der Banken gefolgt sind, sollen nicht in den Glauben versetzt werden, daß sie falsch beraten wurde. Ist die alte Jobbermeinung, daß man nur immer bei festem Börsenstand Geschäfte machen könne und darum das Publikum in den Irrglauben einer bevorstehenden Kurssteigerung versetzen mühte, nicht längst veraltet? Und namentlich für eine Großbank sollte es wichtigere Interessen geben. Auch die Dresdner Bank kann sich von einer solchen Berichterstattung nicht frei machen. Sie hat in Bezug auf die Geschäftsentwicklung im Jahre 1908 eine pessimistische Auffassung. Die hat sie noch niemals gehabt; vielmehr der Fall gewesen, so würde sie nicht beim Eintritt in jeden Krisen ein ungewöhnlich Anspannung ihres Status aufgewiesen haben. Mit Schönfärbereien darf eine Bank nicht gehen; wer über eine halbe Milliarde fremder Gelder verwaltet, muß nüchternen Blickes mich die Gefährdung der kapitalistischen Entwicklung zu erkennen vermögen. Wer nach der Art des Trödlers nur immer danach trachtet, sein War zu möglichst hohen Preisen loszuwerden, paßt nicht zur Leitung einer Bank, die Großzügigkeit erfordert; nicht einmal für einen Effektenbank dank, die allein vom Vertrieb der Aktien lebt. Diesem Geschäftstandpunkt hat sich längst überlebt, und solange man ihn nicht aufgibt, darf man sich nicht darüber wundern, wenn die Kritik, die durch den Mangel an Liquidität herbeigeführt werden muß, die Depositengelder der Deutschen Bank in die Arme treibt.

Bruno Vuchwald.

Zeitschriften.

Die „Literarische Zeitschrift“ in Paris, welche die Kunstzeitschrift „L'Art et la Littérature“ ediert, hat jetzt auch in Berlin in der „Verlagsanstalt für Literatur und Kunst“ einen Heimat gefunden. Diese Watt wendet sich an ein weiteres Publikum als „L'Art et la Littérature“. Etwa wie „Kunst für Alle“ zu

„Kunst und Künstler“, so stehen sich dies« beiden Zeitschriften gegenüber. Nur daß die Spezialhefte von „l'Hrt st le Le»u“ sich weit aus dem gewöhnlichen Nahmen herausheben und für sich abgeschlossen« Kunstwerke bilden. Nicht in der Ausführlichkeit Flouryscher Editionen, bei denen der wette Tert mehr wissenschaftlich ge» meint als getroffen ist, vielmehr mit der Absicht, das Schwergewicht auf die Illustrationen zu legen. Da jedoch das Wenig«, was gesagt wird, aus der Feder Gustave Kahns kommt, lo er» freut man sich an der Qualität des Gesagten und gibt sich auch mit dem Weniaen zufrieden. Sprechen doch die Illustrationen selbst so über» zeugend, daß man nicht erst erläuternd« Wort« braucht. Was gibt's üb«r dies Heft, das vor mir liegt, auch viel zu erzählen? — „Mont» martre und seine Künstler!“

Eine Welt! Genauer: der Ausgangspunkt der Welt. Denn es wird behauptet, daß Wont» martre gleich nwut m'»rr«te der Ort ist, wo nach der Sintflut Noah mit seiner Arche landet«. So ftehts geschrieben in dem vr^m« Äe» illtsrst» äo Üootm2rtrs: „^>« on»t noir“ vom 15. Januar 1882. Und ebensowenig wie die heilig« Schrift ist bis zum heutigen Tag« bi«s« Behauptung widerlegt worden. Und was ist aus dem Montmartre in all der langen Zeit geworden? „Gott hat die Welt aeschaffen, Napoleon hat die Ehrenlegion gegründet, ich habe Montmartre gemacht.“ Der fo fprechen durfte, war Nodolf Salis, und trotz der An» feindungen, bi« er w«it üb«r das Grab hinaus erfahren hat, wird sich jeder den Namen dieses Mannes merk«n, d«r noch in späten Jahren des Geistes, der zu Salis' Zeiten auf der im«« herrfchte, auch nur «inen hauch verspürt. Vilette. Steinten! „In Vilett« hat die Nomantik der Boheme mit ihrer Anmut und ihrer Verliebtheit, ihrem goldenen Leichtsinn und ihren Niederlagen und ihrem lachenden Entfliehen von den harten Forderungen der Wirklichkeit, mit ihrem ewigen Auf und Ab zwischen Leid und Luft, zwischen Not und Schelmerei, ihren lebenswürdigsten Dichter gefunden.“ So charatttrifert ihn der ausge» zeichnet« Erich »lofsowski. Den Watteau des Montmartre hat man ihn mit Necht genannt. Anders Steinten. „Lteimsn s»t iuoompziHbl« pour eipruner l» »uultrimos qui p»««e,“ schreibt Anatol« Franc«. Beider Namen sind ebenso wie der des unvergleichlichen, immer mehr an allererste Stell« rückenden Toulous«»Lautr«c unzertrennlich mit dem Montmartre und feiner Kunst verbunden. Vilett«, der toll«, lieben«, würdige Genießer, Steinlen, der Wahrheit

3^

»

Morgen: Zeitschriften

« O »,

suchend«, ernst feierlich« Sozialist, und Tou»

louse»Lautrec, der Aesthet und Dekadent.

Ein zweites Heft: Fragonard. Ist's Meyer»

Graefe, der behauptet, daß Amateure Aenoir

den Fragonard ihrer Zeit nennen? Vbfchon

er, und zwar gerade im Vergleich mit Aenoir,

fühlt, daß Fragonard die Statur unterdrückt,

um die Veloration zu heben. Kahn stellt ihn

mit Aecht als Dritten neben Watteau und

Voucher, trotz der Verschiedenheit ihres In»

tellets. Man kann sich das galante Frankreich

des 18. Jahrhunderts nicht vorstellen, ohne an

die VilderHragonards zu denken, die bei aller

erotischen Betonung doch sämtlich einen eigenen

Zauber zarter Vornehmheit zeigen. Seine be»

beutendst« Arbeit, nach Meyer»Graefe gar das

glänzendste Werl der Epoche, sind die vierzehn

großen Vanneaus, die, für die Dubarry be»

stimmt, aus Furcht vor der Guillotine nach

Grass« (Cannes) zu seinem Freunde Maubert

wanderten und schließlich in London ausgestellt

von Pierpont Morgan gelaufen wurden.

Ein weiteres Heft: Aobin, den Georg

Simmel vor Jahren fchon den ersten Bildhauer

nach Michelagniolo nannte. Als d«r größte

lebende Künstler wird er wohl heut« allorts

anerkannt. Dies Heft von „I/^rt «t l« 8e»^"

will natürlich nicht — auch nicht in großen

Zügen — uns das dwvrs des Meisters über»

Mitteln. Wie «in großes Wunder soll es uns

ahnen lassen, welche Welt sich uns bei näherer

Beschäftigung mit diesem Genius erschließt.

Das vierte Heft: Aops. Seine Kunst

wendet sich nicht an die Masse, sondern an die

wenigen Gleichgesinnten, von denen er nicht

selten erst die Anregung für sein Schaffen holt.

„?our rö^'ouir le» bonnZt«« «»«" schafft er sein«

oent «rogmg und erwägt leinen Augenblick, ob

er einen Abnehmer für sein« Arbeit findet oder

nicht. In Baudelaire, vla hanfson, huysmans,

Przybhczewsky hat er diefe Gleichgesinnten ge»

funden. Kein Philosoph ist je in die GeHelm»

nisse des Geschlechtslebens tiefer eingedrungen

als Aops. Kem Ankläger hat je überzeugender

das Satanische im Weib« gezeigt als er. Weder

Bobinus noch Sinistrari, noch irgendein

anderer mittelalterlicher Diabolog« hat mit so

rasendem Eifer seine Vpfer bis auf den tiefsten

Grund ihrer Seele erforscht wie «r.

Aops ist der Bildner des Weibes o»r

eioyllenee. Kaum ein Blatt von ihm ohne das

Aopssch« Weib. Wer dies Weib «inmal ge»

sehen hat, vergißt es nie. Vb es „IH bun»

8eoi»s," „I/»inour 6« vi«u," „1^ tili« <iu rsßiment"

ober „I/amHuts <lu LKri»t" ist, immer ist es da»

Weib, das Weib besessen vom Satan. D«nn

Aops war Satanist, wie es Verlaine, Baudelaire, Huysmans waren, und dieser Geist treibt ihn fast widerstandlos, so daß er von sich selber sagt: „Ich weiß nicht, wohin mein Kunst geht, ob im vieux Hsu oder im nouveaux Hsu, ob ich modern bin oder nicht.“

Aops, der seinem Vaterland erst die Bekanntschaft Manets vermittelt hat, der, wenn gleich stark von Millet beeinflusst, doch in eigenes Lebenswerk aufweist, vor dem in Manet, Vegas, Zichy, De Neuville bewundernd standen, sollte auch uns, die wir seinem längst nicht so bedeutenden Landsmann Meunier immer wieder lärmend opfern, längst kein Fremder mehr sein.

Keiner Empfehlung mehr bedarf die Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt). Januar und Februarheft setzen durch ihre Aelchhaltigkeit wie durch die Qualität des Gebotenen in Erstaunen. Im Januarheft behandelt Georg Wuschner Fritz Erlers Wiesbadener Fresken. Die beigegebenen Illustrationen, welche nicht nur die von Erler geschaffenen, die vier Jahreszeiten wiedergebenden Fresken, sondern in besonderer Darstellung auch die Details dieser Werke bringen, erläutern den Text auf das anschaulichste. (Die Leser des „Morgen“ wird Hofrat Doenges mit diesen Arbeiten bekanntmachen.) Andere Werke Fritz Erlers vervollständigen das Bild des Künstlers, hier zeigen sie uns Erler zu einer Zeit, da er noch Wandmalerei in Aachen treibt („Aachen“), dort lernen wir ihn als Landschaftler und Porträtisten kennen (Herbst, „Moderne Diana“). Die Kartons zu den Wiesbadener Fresken, wie andere Gemälde Erlers sind augenblicklich im Künstlerhaus in Berlin zu sehen.

Die „Auenlandschau“ (S. Fischer) wird den Lesern des „Morgen“ bekannt sein. Unter der Leitung des geistreichen Vskar Bie marschiert sie als literarische Monatsschrift längst an der Spitze aller ähnlichen Erscheinungen. Die Erhöhung des Preises wird durch die Erweiterung des Umfanges völlig gerechtfertigt. Neben dem rein Aesthetischen, für manch einen vielleicht Allzuästhetischen, sucht die Auenlandschau, soweit das bei einer Monatsschrift überhaupt möglich ist, auch zu Fragen eine Vages Stellung zu nehmen. A. L.

V«t»t!!ch sü den p!l!Nsch«n HeU, p»l schnitz!«, Vch«iD«nd»rl, spanbautlft». «l fK» bn Vill«ttU! Vrrn» <»H»
»l», ««!!» (1,, HeU,««»ftft,,», fü, «ll«» »nb««: Kr, «rtul L«nd»l>er«l, ««illn V, », L«nn«ft»z« », fil» l«sterl«!z.
N»>»ln> «otnt Fefl, W!t» I. — V«rl> «N«,u<»rbl « <l»» WUm«»lb»rl>VciN» V. «, »Ultb«««rst»»ß« 1». — »lp«dM»»
l>» O«st«»»lch»N»,»»» »«, I. «»l«l ««»»l» «la>a«l « «lUll, Wien I, «»»»«» », — »l«< »» V«» » »«l«» »,».. H^

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Herne» Humdarl: Kulturphilosophie / Richard »3tt«u»y: Muftl / Georg V»»nd«»l LUnot»
»»ch«»> Wuth«,, Kunst / unter MitVrtung »on Hugo von tzofn.<uln«th«ll Lyell.

Nummer 12

Abonnement ot«N«ljährlich U War«

P«l« der «inzelnen Tlnmmer 50 Pfg.

20. März 1908

Die Deutschen im Osten Deutschlands
und sieben andere. Aufsätze aus dem Jahre 1848.

Von Maz Stirnel.

Letzte Funde, herausgegeben von John Henry Mackay.

Vorbemerkung.

Während in Amerika die um die For»
schungsergebnisse der letzten zehn Jahr« be»
reicherte zweite Aufag« meiner Lebensgeschichte
Vax Stirners (»Max Stirner. Sein Leben
und sein Wert. Verlin 1898") für den Druck
vorbereitet wird, die dort vor der deutschen
und zunächst in englischer Sprache erscheinen
soll, da die Theilnahme der Deutschen sie
meinem Verleger einstweilen nicht ermöglicht,
biet« ich hier die letzten Funde aus der geistigen
Hinterlassenschaft Stirners selbst.

Ich darf fie so nennen. Denn die Arbeit
der Durchforschung zeitgenössischer Littcratur ist
in den letzten zwanzig Jahren, und in den
letzten zehn nicht nur von mir allein, so aus»
giebig gethan, baß keine Hoffnung mehr besteht,
es könnten sich diesen Funden, die ich hier ans
völliger Verschollenheit zum ersten Male wieder
ans Licht hebe, noch weitere anreihen. Ver»
gessen wir nicht, daß der Aome Stirner heute
nicht mehr übersehen werden kann.

Es ist das zweite, und wie gesagt allem
Ermessen nach letzte Mal, daß seit meiner
herausgab« seiner „Kleineren Schriften und
Entgegnung«« auf die Kritik s«ines Wertes
>Der Einzige und sein Eigenthum"" sich Ar»
beiten Stirners der Öffentlichkeit wieber «r»
schließen. Di« «rst« stellte sich diesen Schriften
(die in die Jahre 1842—1857 fallen) voran:
es war die in Gutzkows Telegraf für Deutsch»
land 1842 erschienene, und 1900 im „Magazin
für Litteratur" wiederveröffentlicht« Ve»
fprechung Stirners über Vrnno Bauers „Po»
faunc des jüngsten tzicrichis".

Die zweiten, die ich hier gebe, beschließen
die genannte Aeihe: sie stammen aus dem
Jahr« 1848. -

Ich wurde auf ihr Vorhandensein aufmerl»
sam, als ich — zwei Jahre nach dem Er»
scheinen meiner Biographie — mich durch eii:cn
neuen Berg inzwischen aufgesammelter Littc»
ratur fraß, und dort, wo ich es am Wenigsten
vermuthct hätte, auf de» Aamen Stirner stieß:
in dem zweiten Bande der „Erinnerungen aus
meinem Leben" von Friedrich Boden»
ftedt.

Bodcnstedt erzählt in ihnen, wie er nach

mannigfachen Irrfahrten 1848 in Triest „unter
die Journalisten“ geräth. Die wachsende Ver-
deutung des 1833 gegründeten österreichischen
Lloyd hatte in Triest eine Theilung in der

Morgen Literatur

Leitung nöthig gemacht: ein Directorpofen für di« litterarisch»artistische Leitung wurde geschaffen und Vodenftedt nimmt den Vorschlag an, hauptredacteur des „Journals des österreichischen Lloyd" zu werden. Er geht nach Trieft und erhält in einem Dr. Löwen»thal einen Mitredacteur. Aber schon drei Monat»: später, im September, übersiedelt er mit dem Lloyd nach Wien, um bald barau, seine Stellung ganz niederzulegen. — Zurück»blickend auf feine Triester Thätigkeit erzählt er dann weiter: „Daß es mir gelang, Ve»deulung und Verbreitung des Blattes rasch zu steigern, hatte ich bei der scharf bezeichneten Nichtung, die ich ihm von vornherein gegeben, zu nicht geringem Theil werthvollen Beiträgen aus Deutschland zu verdanken. So schickt« mir mein Freund Willibald Alexis allwöchentlich zwei zum Abdruck bestimmt« Briefe aus Berlin, welche, die dortigen Zustände Iritifch»humoriftisch beleuchtend, immer dankbare Leser fanden und auch öfters ins Italienisch« überseht wurden; «nd der mir persönlich ganz unbekannte Max Stirner überraschte mich durch vortrefflich geschriebene, auf grünblichen Studien beruhende Betrachtungen über die Aufgaben Vesterreichs im Osten und die Nothwendigkeit feines ehr»lichen, nicht diplomatischen Zusammenhalts mit Deutschland als Grundbedingung seiner Selbst»«rhaltung. Ich war erstaunt zu sehen, baß dieser spitzfindige Dialektiker, der in seinem wunderlichen Buch« „Der Einzige und sein Eigenthum" mit haarsträubender Sophistil die Kühnheit der verneinenden Geister »uf die Spitz« getrieben, in der wirklichen Welt auf historischem Boden sich so gut zurechtzufinden und gesunden Gedanken allgemein verständ»lichen Ausdruck zu geben wußte. Seine fach»lichen Erwägungen erschienen mir wie «in Protest gegen Bruno Bauers Geschichts»Phantastereien, di« dem in Auflösung be»griffen«« G«rmanenth»m Nuhland als «in« urlrüftige Nation gegenüberstellten, in deren Händen die Zukunft Europas ruht« . . ."

Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, daß das „Journal des österreichifchen Lloyd" von 1848 sich auf leiner deutschen Bibliothek befand, daß die Univ«rsitäts»Bibli«th«l in Wien, ja der österreichische Lloyd selbst lein in Bezug auf dieses Jahr vollständiges Cr.«m»plar befaß««, und daß sich das einzige in Ve»tracht kommende auf der Liblioter» elvi« in Trieft befand, dieses aber unter keinen Il»n»ständen ausgeliehen wurde.

Eine Neise nach Trieft wurde mi« ab»erst 1900 möglich. Im herbste dieses Jahre«Hab« ich bort an l)rt und Stelle das Journal des österreichischen Lloyd durchgesehen und als

Frucht dieser Arbeit acht Aufsätze ermittelt,
die mir unzweifelhaft aus der Feder Max
Stirners zu stammen scheinen. Ist auch keiner
von ihnen mit Stirners Namen gezeichnet,
und das ihnen vorgesetzte Zeichen nicht maß-
gebend, da es auch Aufsätzen voransteht, die
nicht von Stirner herkommen können, und
verbürgt somit Vodenstedts Zeugniß nur den
ersten, so übernehme ich doch die voll-
ständige Verantwortung für die Echtheit auch der übrigen
sieben Aufsätze. Ich thue dies nach sorg-
fältiger Durchsicht nicht nur des Jahrgangs,
in dem sie enthalten sind, sondern auch der
ihm vorausgehenden, wie folgenden, nach
thorough Prüfung des in Frage Kommenden, und
endlich nach strengster Ausscheidung alles
entfernt Zweifelhafte und Unwahrscheinliche,
und ich glaube nicht, daß irgend ein Kenner
Stirners, seines Geistes und seines Styles,
Zweifel an ihrer Echtheit erheben kann»
wird.

In der Reihenfolge, wie sie hier zu
ersten Male wiedergedruckt werden, erschienen
sie in den Nummern 1. 167, 177, 187, 211,
219, 220 und 222 vom 24. Juni, 22. Juli,
3. und 15. August. 12., 21., 22. und 24. Sep-
tember 1848. — Zu dem fünften: „Neich «nd
Staat" mochte die Redaction folgende Fußnote:
„Wenn auch mit der vorstehenden Abhandlung
nicht in allen Theilen einverstanden, wollten
wir sie doch bei deren geistvoller Auffassung
unfern Lesern nicht vorenthalten. Wir dürften
auf die interessante Frage demnächst zurück-
kommen. D. Neb." Dies ist übrigens nicht
gefehlt. —

«, »

«

Gegen Bodenstedt habe ich Stirner nicht zu vertheidigen. Er zieht in diesen, im Drang« des Tages und im Kampf mit Lebensnoth entstandenen Arbeiten, mit denen er als letzten zum letzten Mal« zu uns spricht, lediglich die «lonssequenzen seiner Weltanschauung, wi« wir sie aus seinem unsterblichen Werk« kennen. Ehlrlottenburg, herbst 1907.

John h«nry Mackah.

I.

Vi« Deutschen im Osten Deutschlands.

Daß die Landkarte Europas in nah« Zu»tunst anderes Aussehen haben wird, als sie seit der diplomatischen Eintheilung dieses Welt«theils gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; die Schöpfungen der Diplomatie gehen ihrem Untergang« entgegen. Welche neuen Gestal»tungen sich aber bilden, und durch welchen Eintheilungsgrund sie bestimmt werden, das ist vor der Hand noch eine Sache der Per»muthung oder der Prophetie. Indeh sind es doch wiederum die Menschen, die je nach ihren Gedanken und Interessen die künftigen Per»hällniss« vorbereiten und darauf hinwirken, daß sie fo ausfallen, wie sie ihnen entweder am vernünftigsten oder am zuträglichsten und wünschenswertesten erscheinen; aus den Plänen und Hoffnungen, welch« die Menschen über dl« Zukunft fassen, gehen ihr« Vestrebungen hervor, und dies« haben immer auf die Bildung der zukünftigen Dinge mehr oder weniger Ein»sluh. Jetzt ist z. V. der Plan eines einheit»lichen Deutschlands im Schwung« und erfüllt viel« deutfch« Seelen mit sühen Hoffnungen, ja wohl gar mit Träumereien von einem alt»fränkischen Kaiserthum. Die Frag« läßt sich nicht »l«hr umg«hen und es ist deshalb wichtig zu sehen, in welcher Weise sich verständig« Wann«»tb«r di« zu «rwart«nd« Zukunft Europa'« aus»lassen. Einen solchen Beitrag zur „Aeorgani»sation" Europa's liefert «in N«ines anonymes Schriftch«n »Polen, Preußen und Deutschland", von dessen Entwürfen ich es der Mühe werth halt«, einige Kenntniß zu geben.

Der Föderalismus ist ein« höh«r« Form b«s Völkerlebens als der Centralismus. Denn die Föderation kann sich, wo «s noth thut, namentlich in den Beziehungen nach außen, zeitweilig concentriren, so daß sie bann «iner Centralgewalt gleichkommt; di« C«ntralisation ab«r kann nicht umgelehrt «in« süd«rativ« Ge>stall annehmen. Der Föderalismus ist di« B«r»fassungsform der neuen Welt und der Zukunft. Was insbefonder« Europa betrifft, so muß Rußland von demselben geschieden werd«n; 'Rußland, ein ausschließliches Flachland, charak»

terisiert durch die Wolga, welche dem asiatischen Steppengebiet zufließt, gehört nicht zum eigentlichen Europa und muß als ein besonderes Mittelstück zwischen Europa und Asien angesehen werden. In dem eigentlichen Europa liegt Deutschland in der Mitte, und darum kommt ihm auch das Mittleramt zu, und zwar ausdrücklich nicht ein Herrschertum, sondern nur «in Mittleramt, welches sich nach den Ideen eines mehr entwickelten Bewusstseins und nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gestalten muß. Denn Deutschland ist kein Nationalstaat und kann es nie werden. Ein Blick auf die Staatstypen zeigt, wie auf der östlichen Seite hier der Slavismus weithin bis an das Fichtelgebirge in das deutsche Element hineintrifft, dort das Deutschthum sich längs der baltischen Küste weit über Polen hinwegzieht, so daß es kein östliches Deutschland wesentlich ist sich mit slavischen Völkern zu verbinden. Gehören denn nicht jetzt Böhmen, Mähren, Kärnten und Ilirien zu Deutschland, und sind das nicht überwiegend slavische Landschaften? Sie sind aber in politischer Hinsicht Glieder des Reiches, und es gefährdet die deutsche Nation nicht, mit slavischen Völkern in einem Hause zu wohnen, so wenig als es unsere Absicht sein kann und darf, die Nationalität der mit uns verbundenen Slavenvölker zu gefährden. Dieses Deutschland verbindet sich nach Südosten hin, dem Lauf der Donau folgend, mit allen den Völkern und Stämmen, welche in Gebieten dieses Stromes wohnen, von Wien

Morgen: Literatur

6 2 0

aus bis zum Schwarzen Meere. Da steht also

0 est erreichbar an der Spitze des großen

Bundesstaates der Donauvölker.

Die sind alle an Vesterreich gewiesen, weil jedes für sich allein kein besonderes Aeich bilden

kann, und weil sie mit der Civilisation des

Westens nur durch Oesterreich in Verbindung

stehen. Sie werden sich an Öesterreich an»

schließen und treu zusammenhalten, nachdem

diese beschränkten und verwerflichen Ideen der Beherrschung des einen Volles durch das

andere abgethan sind, und jeder Thcil sich in

seiner Art und Weise frei entwickeln kann.

Dieser Vergesellschaftung der Donauvölker,

welch« durch Oesterrcich mittelbar mit dem ge»

samten Deutschland verbunden sind, wird nach

Mordosten hin ein baltischer Bruder»

staat entsprechen. Denn, soweit die baltische

Küste deutsch ist, — und das reicht nördlich

bis zur Aarwa —, so weit sind auch die hinter»

länber auf eine engere Union mit dem nord»

östlichen Deutschland, d. h. mit Preußen hin»

gewiesen, wodurch ihnen allein die Verbindung

mit der westlichen Civilisation eröffnet wird.

Zwischen Düna, Meinen, Weichsel, Oder und

den Landschaften der mittleren und unteren

Elbe gibt es nirgends eine erhebliche Natur»

grenze. Völker und Staatengrenzen haben sich

auf diesem Gebiet unaufhörlich verschoben und

verrückt: fortwährend hat man hier freundlich

oder feindlich miteinander zu schaffen gehabt,

und alles ist hier aufeinander hingewiesen.

Daraus muß denn ein baltischer Vun»

desstaat hervorgehen, bestehend aus Preußen,

Polen, Litthauen, Curland und Livland, ein

Bundesstaat, der sich durch Preußen mittelbar

an das gesamte Deutschland anschließen wird.

So werden also Oesterreich und Preußen

je ein Hauptglied des deutschen Föderativ»

körpers bilden, und das dritte Hauptglied sind

die übrigen deutschen Staaten zusammen»

genommen. So wird von dieser deutschen

Wittlerschaft aus das System der abend»

ländischen Völker, einst im Mittelalter im

Geiste der damaligen Zeit durch die Kirche,

durch die Einheit in Kultur und der Lehre

zusammengehalten, wiederum zu einer leben»

digen Einheit erstehen, im Geiste der Zeit durch

eine gemeinsame Civilisation verbunden, und

durch einen gemeinsamen Weltberuf. Davon ist

Nuhland ausgeschlossen und wird fortan alles

Einflusses auf die Angelegenheiten der «uro»

päischen Völker entkleidet, — eines Einflusses,

der sich so verderblich erwiesen und der auch

nur aufkommen konnte durch unsere eigenen

Zerwürfnisse und durch die Ideelosigkeit der

Zeit, die sich nicht über «ine schale Cabinets» und Gleichgewichtspolitik zu erheben wußte. So nur konnte ein Barbarenreich zu diesen sinnlosen Prätensionen kommen, ein Wächter an dem tzeiligthum« der Civilisation sein zu wollen und in den Anaphictyonen Europa's dogrohe Wort zu führen.

Es handelt sich darum, ob Asien europäisch, oder Europa asiatisch werden soll. Und damit dieses letztere nicht geschehe, darf es kein Panslavenreich geben, sondern müssen sich die vorderen Slavcnvölker an das westliche Europa anschließen. Auhland hat das mongolische, das asiatische Princip in sich aufgenommen; die Donauslaven und Polen aber haben den ursprünglichen slavischen Typus bewahrt, das Princip der individuellen Freiheit in sich lebendig erhalten und gehören deswegen zu dem eigentlichen Europa. Sie müssen daher sich an Deutschland anschließen, um ein Ueb«r»gangsgcbiet zu bilden für den europäischen Geist. Und zu dem Zwecke muß der Föderativ»staat der Donauvölker und der baltische Föde»rativstaat gebildet werden.

Der südöstliche Föderativstaat besteht ini Grunde schon, während sich der baltische «rst bilden muß. In den großen österreichischen Föderativstaat der Donauvölker werden dlc Donauslavcn sämtlich eintreten und mit ihnen auch die Walachcn, welch« gleichfalls in das abendländische Völtersystem und nicht in das russische oder asiatische gehören. Nur diejenlg« Aichtung, welche der Donaustaat gegen Süden hat, untelliegt jetzt harten Zweifeln. In Italien ist das Aationalitätsprincip mit Macht her» vorgebrochen, Italien hat sich erhoben. Di« Entscheidung des großen Kampfes wird nicht lange auf sich warten lassen. Für den Augen»

blick »st man für ein« gründlich« Untersuchung
 lxm gewaltigen Eindruck des Moments preis«
 gegeben. Gibt es doch nicht Wenige, welche
 die nah« Auflösung der gesumnten österreichi«
 schen Monarchie in Aussicht stellen, die nach
 ihrer Meinung nur «in äußerlich«?, natur«
 widriges Aggregat ganz unzusammen^ehöri-
 ger Länder sein soll. Und in der That, die Per«
 hüllnisse sind augenblicklich verwickelt, die Auf«
 regung ist allgemein; aber Oesterreich wird die
 'Probe siegreich bestehen. Zweimal haben die
 Türke« vor Wien gelegen, und zweimal ist
 Napoleon in die Kaiserstadt eingezogen, und
 doch hat sich Oesterreich immer wieder erhoben.
 Solche Stürme hat der alt« Kaiscrstaat be-
 standen, also mutz es doch wohl ein tieferes
 Vrincip g«b«n, w«lch«s di«s« Monarchie zu«
 sammenhält, di« eine grundwcsentlich« Stellung
 in dem heutigen Staatensystem« «innimmt.
 Ungarn ist mit den deutschen Erbstaaten un«
 auflöslich zusammengewachsen. Seh«n wir nur
 «ui bi« Sprachlal-te. Da zieht sich die slavische
 Bevölkerung durch Böhmen und Mähren in
 «in«»» breiten Gürtel in das nördlich« Ungarn
 hinein. Und eben so ist es im Süden, wo sich
 von Kärnth«« an durch das südliche Steiermark
 und Illiri«n «benso das slavische Element durch
 Eroaten und Slavonien in das südliche Ungarn
 verbricitet. So ist Ungarn wie dnrch zwei
 Klammern »n die deutschen Erbstaaten gc.
 bunden; und diese hinwiederum sind alle durch
 tausendfache Bande mit dem Erzherzogthum
 Oesterreich vereint. Wie sich um di« Altstadt
 Wien die Vorstädte hcrumlageren, so lagern
 sich di« österreichisch«» Länder um das Erz«
 h«rzogthum und finden alle in der Kaiserstadt
 ihren Vereinigungspuntl. — Oesterreich ist in
 der That der Dona ustaat; denn die Donau«
 lande bilde» den Kern, Aber es gehöre» »och
 zwei Seitenflügel dazu, und das sind
 Böhmen und «in Theil Oberitalien.
 Böhmen ist für Oesterreich unentbehrlich, denn
 durch Böhmen berührt es das nördliche Deutsch«
 lanl«, nimmt Theil an dem Gebiet« der Elbe,
 und die Elbe weist auf di« atlantische Welt hin.
 Di«s« Beziehung darf Oesterreich nicht fehlen,
 Wi: aber Böhmen der nördliche, so ist die
 Lombardei der südliche Seitenflügel, und di«
 Verbindung Oesterreiche mit Italien beruht auf
 tiefen Gründen.
 Oesterreich hat hier di« Erbschaft des alt«n
 deutschen Kaiserthums übernommen, welches nie
 von Italien lassen konnte. Das erst« Auftr«t«n
 der Germanen waren ihre Züge nach Italien.
 Diese Züge haben sich seit zwei Jahrtausende«
 fortwährend wiederholt und werden in ver«
 änderter Form immer stattfinden, eine V«r«
 bindung mit Italien wird irgendwie immer

bestehen. Das deutsche Volk als ein uni»
Versales Volk muß den europäischen Süden
berühren, es muß den Boden der altclassisch«n
Welt berühren. Und ebenso bedarf dieser alt»
classische Boden Deutschlands. Man lasse sich
nicht durch das Aufbrausen des Nationalgeistes
blenden. Dieses leichtbeweglich« Voll, welches
heute den Deutschen Tob schwört, wird sie vi«l»
leicht morgen selbst herbeirufen. Jetzt gerade,
meine« die Italiener, sei der rechte Zeitpunkt
zur Errichtung eines Nationalleichts. Und
ganz dasselbe hat vor mehr als dreihundert
Jahren schon Macchiavelli gesagt: er hat sich
damals getäuscht, und man wird sich jetzt
täuschen. Eine italienische Republik oder ein
italienischer Föderativstaat wird nie von Dauer
sein, wenn es augenblicklich dahin kommen
sollte. Italien ist kein politisches Land. Der
große Dante selbst hat es seinen Landsleuten
gesagt, daß sie D«utschlands bedürfen. Und die«
Italiener sind »och dieselben, die sie damals
waren.

Der österreichische Föderativstaat wird also
bestehen und die Trcnnungsg«lüste werden v«r»
schwinden. Denn man verwechsle nicht Oest«r»
reich mit der Melternich'schen Politik, mit dem
Stabilismus und dem Polizeiregiment der gc»
stürzten Regierung, welche Oesterreich so unbe»
liebt gemacht hat.

So gewiß aber der österreichische Föderativ»
staat bestehen wird, so gewiß wird sich der
baltische Föderativstaat bilden. Polen muß mit
Preußen in eine Union treten, dem eine« u»d
selbige« Könige huldigen, der abwechselnd in
Berlin und in Warschau residiren wird. Denn
die Errichtung eines eigenen P.olenreichs ist

Morgen: Literatur

mit unüberwindliche» Schwierigkeiten v«r»
 Inüpft. Erstlich mühten die Polen, um «in
 besonderes Reich zu bilden, die Küste gewinnen,
 und dazu wäre ein Krieg zwischen Polen und
 Preußen unvermeidlich. Veid«, getrennt,
 mühten sich gegenseitig aufreiben. Das eigene
 Interesse Polens fordert aber, daß es Frieden
 mit Preußen habe, weil es nur durch Preußen
 mit der Civilisation des Westens verbunden ist.
 Sodann würde, was immer man für eine
 Negierung in Warschau errichten möchte, dies«
 von den Parteien als eine bloß factisch« Macht
 angesehen werden, die man jeden Augenblick
 wieder zu stürzen bereit ist. Darum erfordert
 es die Wohlfahrt Polens, sich an eine bereits
 bestehende und befestigte Negierung anzu»
 schlichen, und nur die Verbindung mit Preußen
 kann Polen vor einem Bürgerkrieg« bewahren.
 Endlich aber fehlt den Polen das bürgerlich«
 Element, was sie durchaus nicht entbehren
 könnten, wenn sie ein eigenes Reich unter den
 Formen der westlichen Civilisation bilden
 wollten. Diese «Richtung ist ihnen aber durch»
 aus fremd, und sie würden es darin doch nur
 zur Mittelmäßigkeit bringen können. Man
 betrachte den Zustand des polnischen Volkes
 und man wird zugestehen, daß sich da all«
 Kräfte auf die Negullrung der agrarischen Ver»
 Hältnisse, auf die Entwicklung des Ackerbaues,
 auf die Veredlung des Landlebens richten
 müssen; denn darin liegt allein der Keim der
 ganzen, social«!, sittlich«« und g«istigen Aus»
 bildung.dieses Volkes. Um aber in di«s«r
 Richtung mit Sich«rh«lt verfahren zu könn«n,
 bedarf Polen einer festen organischen Vn>
 binbung mit Pr«uh«n und mittelbar mit
 Deutschland, um für seine überflüssigen Natur»
 Produkt« die ihm mangelnden Manufacten ein»
 tauschen zu können. Dann wirb Polen, durch
 Preußen und Deutschland, mit dem System der
 westlichen Völker verbunden, bei denen allen
 mehr oder weniger das gewerbliche Leben über»
 wiegt und die Agricultur selbst «inen in»
 duftrielltn Eharacter angenommen hat, als das
 einzige wesentlich ackerbauende Volk in diesem
 Systeme dastehen. Und man wird nicht sagen
 können: Preußen beherrscht Polen, wohl aber:
 Polen hat in dem «inen und selben König»
 thume mit Preußen ein gemeinsames Centrum
 der öffentlichen Ordnung und Organisation.
 Polen als «in Reich hatte sein« Bedeutung
 in dem Kampfe gegen die Tartaren und Türken,
 gegen den Islam, es galt als «in« Vormauer
 der Christenheit. Dieser Kampf war damals «in
 Weltprincip, und Polen, demselben dienend,
 war ein angesehenes Reich. Seit Sobieski gab
 Polen den Türkenkrieg auf, die Türkenmacht

selbst verlor ihr Bedrohliches für Europa und mit ihr verfiel die polnische Macht. Der ganz«
Fond zu einer politischen Entwicklung ist er»
schöpft, der Staat als solcher gänzlich erstorben.
Was ist geblieben? Die Nation. Dies«
Nation bildet ein Glied des grohen VöNer»
organismus; si« hat ihre eigentümlichen An»
lagen, die sich entwickeln müssen; sie hat ihren
Beruf, den fi« erfüllen muh. Aber fi« tan«
aus sich selbst lein neues Staatswesen hervor»
bringen, sie kann sich nicht allein regieren.
Wer sollte denn regieren? Der Adel? Er
hat seine Unfähigkeit hinlänglich documentiert,
er hat fein Neglerungsrecht verwirkt. Bleibt
nur der Bauernstand übrig, denn «inen Mittel»
stand giebt es nicht. Aber der bildet bis jetzt
nur eine wüst« Mass«, die man allerdings
fanatisiren kann und dann wird diese Mass«
vielleicht den Adel todtschlagen, oder sie wird
auch die Aussen, die Deutschen und die Juden
todtschlagen, — aber «in« geordnet« politisch«
Thätigkeit ausüben, die Staatsgeschäfte leiten,
das kann sie nicht. Si« müht« dazu erst er»
zogen werden. Und eb«n d«shalb ist «in« fremd«
Mittl«rmacht nöthig, welch« b«r ganz«« Ent»
wicklung Mah und Haltung gibt. — D«n Abel
ausrotten, sagen die polnischen Aristokraten,
heißt, bi« Nation vernichten: denn unser Ad«l
ist d«r Träger aller unserer geschichtlichen
Überlieferungen, ohne welch« ein« Nation
nichts ist. Und fi« hab«n recht. Aber dieser
Adel, sag«n di« Demokraten, darf nicht regieren,
das Volk muh erhoben werden. Und fi« haben
auch recht. Allein das Volk ist bloh« Mass«
und zwar eine regierungsunfähige Masse. An
diesem Dilemma scheitern alle Versuch«. Di«
früheren aristokratifchen Aufstände sind mih«

glückt und die demokratisch« Erhebung wird
«benfalls unterliegen. Darum ist «ine Mittler»
macht unentbehrlich, Preußen kann und muh
da« Wittleramt ausüben, um die Ansprüche
zwischen Adel und Bauern auszugleichen, die
Elemente der Nation zu erhalten und zu einem
n«»«n Leben zu entwickeln.

Deutschland kann, seinem Wesen nach, kein
reiner Nationalstaat sein.- e« muh sich nach
der östlichen Seite hin mit fremden Elementen
verbinden. Unsere Ströme fliehen alle nach
Nordwesten, bis auf die Donau, die uns nach
dem Vrient hinweist. Wir haben nur im
Norden ein« Küste und berühren im Süden
nur an Einem Punkte das Adriatische Meer.
Es fehlt uns das untere Donauland und das
schwarz« Meer. Da liegt die Küste, welch«
d«rbaltisch « n Küste als die Gegenküste
entspricht. Das gros,« Donauthal bildet die
Vasi« für das norddeutsch« und sarmatische
Flachland, welches ebenso für sich unvollständig
ist. Schon im Alterthum« ging die Handels,
ftruß« vom schwarzen zum baltischen Meere.
Di« müssen wir wieder herzustellen versuchen.
Der Nhein und die Donau müssen von
Mündung zu Mündung «ine Handelsstraße
bilden. Dann wird auch das ganz« Gebiet,
welch«« zwischen diesen grohen Strahlen liegt,
seinen natürlichen Reichthum entwickeln. Der
östlich« Theil dies«s Gebietes «rzeugt «inen
U«b«rfluh von Naturprodukten, der westliche
hing«g«n Manufacte. V«ide ergänzen sich.
Wa« ist das jetzt für «in Zustand? Unsere
Fabriken stocken und unser« Arbeiter hungern;
komm«« wir aber in die Donauländer und in
dl« saematischen Länder, da finden wir groh«
Strecken des fruchtbarsten Bodens unbebaut,
da« Volk in Lumpen gehüllt und in schmutzigen
Hütten wohnend. Also unsere Manufacte
werben diese Leute bekleiden und ihnen mensch,
lich« Umgebungen verschaffen; fie aber werden
uns«« Arb«it«r «rnähr«n und dabei ihren
eigenen Landbau befördern, Ungarn erzeugt
die edelsten Produkte und könnt« sie in doppelter
Menge erzeugen, wenn sie nur Absatz fänden.
Nun so vereinigen wir uns doch, wobei wir
noch obendrein «in ganzes Heer nutzloser
Mauthbeamten ersparen! Auch Polen hat sein«
reichen Schätz«; aber sie werden schlecht benutzt,
und das Volt ist arm und elend. Nur allein
das polnische Salz könnt« in dreifacher Quan-
tität gewonnen und für die Gewerbe und
Agricultur verwandt werden; Felder und
Wälder könnelten das Doppelte liefern; der
Handel in Hanf, Flachs, Leder, Talg und Wach«
könnte einen höheren Aufschwung nehmen. Di«
extremen Schwankungen der Getreidepreis«, di«
verderblichen Stockungen der Faoriken ver-
schwinden; auf diesem grohen Gebiete gleicht

sich Alles mehr aus: denn es wird da nicht leicht «inen allgemeinen Mißwuchs geben. Und da man im östlichen Theil« dieses Gebiets auf Verkauf produciert, so wird man groh« Magazine haben, und der Ausfall eines Jahres wirb durch den Ueberschuh anderer Jahre ge» deckt. Es giebt keine hungersnoth mehr. Steigen dann gleichwohl die Getreidepreis«, fo wird man im Vsten mehr verdienen und dann mehr Manufacte des Westens consumiren, wo» durch sich der Westen wieder entschädigt. Jetzt ist es nicht so. Steigen die Getreidepreise, so stocke» oft zugleich die Fabriken; und das rührt daher, dah wir kein naturgemäßes Ver» kehrsgebiet haben.

Dies aber kann Deutschland nicht allein bilden; es kann nur durch die Föderation ge» bildet werden. Also «in großes vereinigte« Deutschland, nach osten hin selbst wiederum durch Preuhen und Vesterreich mit Föderativ» stauten verbunden, und demnach ein große« föderatives Ländergebiet von jenseits de» Scheide bis jenseits der Düna, und von den Schweizerb«rg«n bis zum Pontus.

(Fortsetzung folgt.)

352 Morgen: Literatur
Der Knabenüberschuh.
Von Wilhelm Flieh.

/Z[^]chon frühe hatte man in der Stadt Venedig für jeden neugeborenen Knaben ein«
'V weiße und für jedes Mädchen eine schwarze Kugel in die Zählurne gelegt. Nnd dabei
hat man gefunden, daß auf je 100 Mädchengeburten 105 bis 106 Knabengeburten
entfallen. Dieses Verhältnis zeigt nur geringe Schwankungen, und seine Grundtonanz
ist so groß, daß die Erhebungen, welche man jetzt über ein ganzes Jahrhundert in Preußen
angestellt hat, dasselbe Ergebnis liefern wie jene Zahlen des Mittelalters. Nnd was für
Italien und Preußen gilt, das hat seine gesetzmäßige Kraft auch für 32 andere Länder
behauptet, über die das italienisch« Ministerium für Landwirtschaft eine Millionenstatistik
erhoben hat: es werden konstant 105 Knaben zu 100 Mädchen geboren.

hier hören wir die Sprache der Natur, die über alle Verschiedenheiten menschlicher
Einrichtungen hinweg ihre einfachen Harmonien verkündet, hier waltet eine große Gesetz«
Mäßigkeit, welche nur auf den Fundamenten des lebendigen Geschehens selbst beruhen
kann. Sie zu deuten, war bisher niemandem gelungen. Der Verfasser dieser Zeilen war
so glücklich, durch eine neue biologische Betrachtungsweise nicht nur das Verständnis
dieser Gesetzmäßigkeit erschließen zu können, sondern den wahren zahlenmäßigen Wert
des Knabenüberschusses als notwendig aus seinen Prämissen abzuleiten.

Einen merkwürdigen Weg ist er geführt worden. Eine Uebersicht von Beobachtungen
hatte ihm gezeigt, daß das Leben in zwei «Rhythmen pulst, deren Dauer 23 und 28 Tage
beträgt. In jedem Lebewesen, bei Tier und Pflanze, und bei jedem Lebensprozeß, ob
er dem Aufbau oder Abbau angehöre, sind diese beiden Rhythmen nachweisbar. Sie
durchzucken auch den mütterlichen Organismus und bestimmen die Tage, an denen
er seine Kinder dem Lichte schenkt. Die Geburtsabstände von Geschwistern sind also ab«
hängig von diesem Rhythmus der 23 oder 28 Tage. Die drei Abstände der Kinder des
Verfassers betragen beispielsweise in Tagen:

Abstand I: 98!-[^] 22 . 28 > 16. 23

Abstand II: 47?--11.23-i> 8.28

Abstand III: 106! -- 22. 28 -> 16 . 28

Run wäre das an sich nichts Wunderbares. Denn schließlich kann man jede Zahl als
eine Summe oder Differenz von 23 und 23 ausdrücken. Aber was die innere Gesetz«
Mäßigkeit anzeigt, das ist das Verhältnis der Koeffizienten von 28 und 23. Dies«
Koeffizienten 22 und 16, 11 und 8 sind nicht beliebige Zahlen, sondern es wiederholen
sich 22 und 16 in Abstand I und Abstand III; und in Abstand II betragen 11 und 8
genau die Hälfte davon.

Aber noch ein anderes bemerken wir. Es hieß

I — 22. 28 ->-16. 23

III-22.28[^]16.28

Also, wo in I: 16.23 steht, ist 16.28 in III getreten. Es sind sechzehn 23tägig«

Perioden in I durch genau gleich viel: Perioden von 28 Tagen in III ersetzt.

Und da ferner 1[^]22.28-[^]16.23

11-11.23[^]- 8.28

so wäre da, Abstand II die Hälfte vom Abstand I, wenn nicht 23 und 23 ihre Stellen
vertauscht hätten, d. h. wenn nicht 11.28 durch die gleiche Anzahl 11.23, und 8.23
nicht durch 8.28 ersetzt wäre. Wenn aber das, was einander ersetzen kann, als gleich«

Wilhelm Fließ: Der Knabenüberschuß 333

.vertlg oder äquivalent bezeichnet wird, so muß man sagen, daß 28 und 23 Tage in d«n Lebensvorgängen gleichwertig, oder w5c wir uns jetzt ausdrücken wollen, biologisch gleich sind. Worin die Wurzel dieser biologischen Gleichheit steckt, werden wir bald erkennen. Aber mit der neuen Leuchte betrachtet, wird uns schon hier klar, daß die beiden Werte $1^{984} - 22.28 - s - 16.23$

$111^{1064} - 22.28^{16.28}$

biologisch gleich sind, und daß

$11^{477} - 11.23^{8.28}$

als d« biologische hülste von I und von III angesehen werden muß. Wir bemerken also Gleichheiten dort, wo die bloßen Tageswerte: 084, 477, 1064 Tage uns lediglich Ungleich» hellen aufweisen.

Der Satz, daß jede Periode von 28 Lebenstagen gleichwertig jeder anderen von 23 Lebenslagen ist, bildet den Generalschlüssel für das Verständnis aller zeitlichen Vorgänge des Lebens.

Was aber haben diese zeitlichen Vorgänge mit der Anzahl der Knaben» und Mädchen-geburten zu tun? Knaben und Mädchen sind doch Individuen, also Aggregate lebendigen Stoffes und leine Zeiten. Wo ist die Brücke, die von Zeiten zu Stoffen führt?

hier setzen zwei neue Wahrnehmungen ein.

Das Knaoenüberschuß»Verhältnis 105:100 ist natürlich nur bei größerem Zählungen, mindestens vielen Zehntausenden, besser noch tzunderttausenden oder Millionen konstant.

Mmmt man aber kleinere Gruppen, etwa je 1000 Fälle, so kann es größer oder kleiner sein als jener Durchschnittsquotient 105:100. Aber die obere Grenze erreicht es mit der Proportion von etwa 122:100, oder was dasselbe ist: mit 28:23! Und das ist nicht nur beim Menschen so, sondern auch bei solchen zweihäusigen Pflanzen, die dasselbe Sexualverhältnis wie die Menschen besitzen, z. B. beim Bingelkraut (niercuri[^]liz »nnu.i), das heyer ausgezählt hat. Auch hier ergibt sich für 21000 Pflanzen

5t: VV—105,8 :100

und für je 1000 Exemplare marimal

122:100 — 28:23

Aber noch ein weiteres. Die Statistik lehrt, es werden 128 bis 129 Knaben tot geboren, wenn 100 Mädchen tot geboren werden. Also bei den Totgeburten ist das Verhältnis nicht 105:100 wie bei den Lebendgeburten, sondern viel höher, nämlich 128 bis 129:100 GS verhält sich aber 128:103 ebenfalls ^ 28:23

Also unsere periodischen Zahlen 28 und 23, die im Lebenslauf Tage bedeuten, treten uns hier, wo es sich um Individuen, um Stoffmengen handelt, in denselben höchst einfachen Verhältnissen entgegen. Und da die 122:100 — 28:23 beim Menschen und beim Vingcl» kraut erscheinen, und da das von dem eben genannten Verhältnis völlig unabhängige 82

128:105 denselben Quotienten «« darstellt, so kann von einem Zufall nicht die Nede fein.

Wenn aber die 23 und 23 das eine Mal Lebenstage, das andere Mal Mengen leben» diger Sudstanz bedeuten sollen, so kann das nur so zugehen, daß in den 28 und 23 Tagen die Lebenszeiten dieser Subslanzeinheiten gegeben sind. Wenn aber ferner diese Sub» stanzen mit dem Verhältnis von Knaben» und Mädchengeburten, von männlichen uns weiblichen Pflanzen untrennbar verknüpft find, wenn ihnen mit anderen Worten der männliche und weibliche Geschlechtscharakter fest anhaftet, fo müfsen wir in den 28 und 23 Tagen die Lebenszelten von Einheiten des männlichen und des

35tl Morgen: Literatur

«, <>

weiblichen Stoffes fehen. Und hier ist d<e Brücke Zwilchen den beiden Lebenszelten und den zweierlei Substanzen, aus denen alles Lebendig« besteht, und durch deren Auf» einanderwirlung die Lebensprozesse ihren zeitlich genau umgrenzten Ablauf nehmen. In der Welt des Lebendigen aber ist männlich und weiblich gleichwertig. Nur durch Zusammenwirken dieser beiden Wesensarten wird neues Leben erschaffen. Ja es hat sich dartun lassen, daß alle Lebensvorgänge auch im Einzelwesen nur in einer Reaktion mann» lichen und weiblichen Stoffes aufeinander beruhen. Deshalb tragen alle Wesen den Charakter der Zweigeschlechtigkeit an sich.

In dem Lichte der Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Stoffes betrachtet, läßt es sich verstehen, daß die Einheit des einen die t.'Z andern ansehen kann, wie die Einheit des Chlors die des gleichwertigen Wasserstoffes in der chemischen Verbindung erseht. Sind aber die männlichen und weiblichen Stoffeinheiten äquivalent, so müssen es auch ihre Lebenszelt, dl« 23 und 28 Lebenstage sein. Kann eine männliche Stoff» einheit für eine weibliche eintreten, fo müssen auch 23 Lebenstage für 28 Tage erscheinen tonnen. Aber dieser Ersatz vollzieht sich immer so, daß n männliche Einheiten nur durch n weiblich« veitreten werden können. Nur die gleiche Zahl Einheiten kann einander substituieren. Das ist die Grund tatsache. Eine Ausnahme gibt es nicht. Nun sind wir vorbereitet, die Schlüsse zu verstehen, auf denen wir zur Ableitung des Knabenüberschusses gelangen sollen.

Wir haben schon gehört, daß 128 bis 129 Knaben tot geboren werden, wenn 120 Mädchen tot zur Welt kommen. Wüßten wir, um wieviel mehr Knaben lebend geboren werden als tot, und kennten wir dasselbe von den Mädchen, so ist es klar, daß sich aus dem Geschlechtsverhältnis der Totgeburten das der Lebendgeburten berechnen ließe. Deshalb müssen wir uns zunächst über die Häufigkeit der Totgeburten unterrichten. Eine preußische Statistik über 13 Jahre und von 13 Millionen Geburten besagt, es kommen 3,926 »/» Totgeburten vor. Das sind aber genau 2 Totgeburten auf 51 Geburten überhaupt. Und da 51--28-». 23

so sagt das, es kommen
auf je 28 Geburten 1 Totgeburt und zu gleicher Zeit auch
auf je 23 .. 1 ..

Aber die statistischen Ergebnisse „schwanken“. Denn eine andere preußische Statistik, die sich über 35 Jahre erstreckt, notiert 3,796«/» Totgeburten, also etwas weniger wie vorher. Dieser zweite Prozentsatz lehrt uns, es kommen 3 Totgeburten auf 79 Geburten über» Haupt. Weil aber $79 - 2 \cdot 28 = 23$

so sagt das, es kommen
auf je 2.28 Geburten 2 Totgeburten und zu gleicher Zeit auch
auf je 1.23 „ 1 Totgeburt.

Und eine zehnjährige Statistik aus dem Deutschen Reich liefert uns das Verhältnis 28:1 direkt.

Aus allen diesen Angaben folgt, daß die Gesamtzahl d«r Geburten immer 28 oder 23 mal so groß ist, wie die der Totgeburten. Daher kommen das ein« Mal
auf 3 Totgeburten 2. 28 4-1. 23
das andere Mal
auf 2 Totgeburten 1. 28 ^ 1. 23
das dritte Mal
auf 1 Totgeburt 1.28

Wilhelm Fließ: Der Knabenüberschuh 355

Geburten überhaupt. Stets also ebenso viel« biologisch« Einheiten von 28 oder 23 geborenen Individuen, wie die arithmetische Verhältniszahl der Totgeburten beträgt. Auf 3 Totgeburten 3 biologisch« Einheiten

«[^]», 2 „ „

»> [^] » [^] »» »»

Dabei können die biologischen Einheiten weibliche von 28 oder männliche von 23 Individuen sein. Und in dieser Wahl, in diesem natürlichen Entweder — oder allein liegt die Ursache der statistischen Schwantungen. Im Vollkörper tonnen nicht nur, sondern müssen sich die 23 und 28 ebenso äquivalent ersetzen als im Körper einer Mutter, wie Vir das oben am Beispiel der Geburtsabstände meiner Kinder gesehen haben.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und nehmen wir aus der Gesamtzahl von 28 oder 23 der geborenen Individuen die eine Totgeburt fort, so verbleiben 27 oder 22 lebend geborene Individuen.

Dürfen wir aber die 23 er Kategorie für die männlichen Individuen, die Knaben, und die 28 er für die Mädchen refervieren, so müssen 22 mal soviel Knaben lebend geboren weiden als tot, und 27 mal soviel Mädchen lebend als tot.

Die 129 toten Knaben werden also mit 22 zu multiplizieren sein, und die gleichzeitigen 100 toten Mädchen mit 27, wenn wir die Lebendgeborenen erhalten wollen.

Danach ist das Geschlechtsverhältnis der Lebendgeburten

129.22 [^] 105 , Knaben

100. 27 [^] 100 [^] Mädchen

also genau so, wie es die Erfahrung lehrt: es werden 105 Knaben auf 100 Mädchen lebend geboren.

Dieses bisher völlig unverständliche Verhältnis ist damit zum ersten Male abgeleitet und mit dem Sexualverhältnis und der häufigtelt der Totgeburten in eine durchfichtige Verbindung gebracht. In der Natur hängt eben alles voneinander ab, und eines bedingt das andere.

Weil die Zahl der Geburten 28 oder 23 mal so groß ist als die der Totgeburten, oder wissenschaftlich ausgedrückt, weil die Gesamtzahl der Geburten (lebend > tot) um eine biologische Dimension höher steht als die Anzahl der Totgeburten, darum ist das Sexual» 22

Verhältnis der Lebendgeburten nur «[^] von dem der Totgeburten.

Was aber bedeutet dieses Totgeburtenveihähtnls selbst? Wir machen hier der Einfach» helt wegen die Annahme, es hieße in reiner Ausprägung 128:100.») Ls ist aber

128 23 2.23—23 tote Knaben

100 " 18 " 2. 23—28 " tote Mädchen

also wiederum ein einfaches Verhältnis, dessen Wert arithmetisch 1:1 wäre, wenn nicht lediglich im Divisor 28 abgezogen wäre, wo der Divldendus um 23 vermindert ist. Da aber 28 und 23 äquivalent, biologisch gleich sind, so heißt das gar nichts anderes als: es werden die biologisch gleiche Anzahl Knaben und Mädchen tot geboren. Das hat Sinn.

Und weil, wie wir sahen, die Gesamtzahl de? Geburten (lebende und tot«) um eine Dimension höher steht als die Totgeburten allein, so ertennen wir das Weitere, daß auch die Gesamtzahl der Knaben biologisch gleich derjenigen der Mädchen sein muß.

’) In WirNlchleit heißen dl« Zahlen 128,6 und 129,1 für Preuhen, 129,0 für Dänemark.

Wer sich über die Berechtigung dieser kleinen Abweichung orientieren will, sei auf mein Buch .Per Ablauf des Leben«' S. 41« vtrwlesen.

Morgen: Literatur

Damit aber wird eine Forderung unseres Verstandes befriedigt. Die Natur hat beide Geschlechter erschaffen. Sie braucht beide in gleicher Weise. Ihr muffen also auch beide gleichwertig fein.

Wir wissen schon aus dem Beispiel des Binkelkrauts, daß diese biologischen Zahlen nicht auf den Menschen beschränkt sind. Straßburger zählt für die Lichtnelkenart *Oenothera lutea* »Irium album wild wachsend«, »2.23—28

XI: XV — 100: 128, also 9 23—23

und in der Zucht auf Gartenerde

100:121,7, d.h. genau 23:28.

Diese beiden biologischen Zahlen 23 und 28 führen uns durch das Wirrsal der lebendigen Erscheinungen überhaupt.

Es werden 2.23 gleichgeschlechtliche Zwillinge geboren, wenn 28 ungleichen Geschlechtes entstehen.

Je 2.23 Knaben haben angeborene Herzfehler, und nur 28 Mädchen

Je 2.23, haben Starrkrampf) „ „ 28

Je 2.23 Männer bekommen Hirnschlag, „ 28 Frauen

2.23, ertranken an akuter Lungenentzündung „ 28 „

Umgekehrt leiden

2.23 Weiber an Gallenstein »und „ 28 Männer

2.28 Männer an Diabetes „ „ 23 Frauen

1.28, an Tuberkulose » „ 23 „

Wie verschieden auch die absoluten Zahlen der Beteiligung beider Geschlechter ausfallen, immer sind es die einfachen biologischen Verhältnisse, in denen die Natur arbeitet, hier ebenso einfach wie bei den chemischen Verbindungen, oder bei den harmonischen Tönen.

Limplex Libiurn, veri.

Alchemistisches aus der Neuzeit.

Von Prof. I. Traube.

3

Im sächsischen Erzgebirge wohnt ein alter

Bergmann, welcher Gold machen kann.

So sagt er.

Etliche Jahre sind verflossen, seitdem mir ein Vertrauensmann, ein zuverlässiger und intelligenter Mann aus jener Gegend, von dem Bergmann und dessen Tun Kenntnis gab, Er schrieb mir über das, was der Bergmann ihm gezeigt habe. Ich erwiderte ungläubig: das Gold sei wohl Messing. Da er hielt ich eine Probe des in seinem Beisein gewonnenen Metalls. Es war wirkliches Gold, und ich erfuhr folgendes:

Der Bergmann wandert seit Jahren zu einem abgelegenen Tale des Gebirges. Dort, wo die Sage berichtet, daß vor alten Zeiten die Penetianer erschienen seien, um sich das goldglänzende Gestein zu holen, wo das alte alchemistische Sonnenzeichen am Berge auf das Vorkommen des Goldes hinwies, wo dereinst auch goldhaltiges Erz tatsächlich verwertet worden ist, holt der Bergmann sich ein Tuch glänzenden Glimmergesteines. 15 Stunden braucht der Bergmann zu dieser Wanderung. Er übernachtete bei jenem Vertrauensmann und wiederholte diese Wanderungen alle zwei bis drei Monate. Seit Jahren hatte er das so betrieben, zu Hause wurde das Gold gewonnen, und an die Goldschmiede der Umgegend verkauft. 2¹/₃ Gramm reinen Goldes

waren es meist, und reich wurde der Aergman«
hierbei natürlich nicht.
Was besonders mein Interesse erwccit«,
waren die Brief« des alten Bergmannes a«
') 1">:l.'m>,-! »soii^wrnni.

I. Traube: Alchimistisches aus der Neuzeit
35?

jenen Vertrauensmann, welcher mir zur Verfügung gestellt wurden.

Diese Briefe konnten sehr wohl im

15. Jahrhundert geschrieben worden sein.

Schriftzeichen und Stil waren ganz das Werk eines alten Alchimisten. Man sah, daß der Bergmann über ein großes alchimistisches Wissen verfügte; er kannte das Geheimnis der „roten Tinktur“, und er konnte sogar das Gold in „2 Prozente“ zerlegen.

Der alte Bergmann war mir ein Problem.

An den erzählten Tatsachen war in Anbetracht der Persönlichkeit des Vertrauensmannes nicht zu zweifeln? der Bergmann hütete ängstlich das Geheimnis des von ihm angewandten Verfahrens, aber niemals war der Versuch ersichtlich, etwa Käufer zu finden, die ihm sein Geheimnis abkauften, auch bestimmte ihn nicht die Wille des Magiers, die sein mystisches Tun mit einem geheimnisvollen Zauber umgab. Der Bergmann war Alchimist. Die nahe liegende Annahme, daß das Gestein das Gold enthielte, verwarf er, denn Chemiker aus Freiberg hatten das Gestein untersucht und keine Spur jenes Edelmetalls gefunden; daher war es nur folgerichtig, wenn der Bergmann annehmen konnte, daß das Gold werde erst durch sein Verfahren gebildet.

Natürlich vorausgesetzt, daß der Bergmann kein Schwindler war!

War er es?

Diese Frage konnte nicht ohne weiteres bejaht werden. Der Psychologe vermißte die Motive des Schwindelns, und der Chemiker, welcher die Schwierigkeiten kannte, mit denen man in manchen Gegenden zu kämpfen hatte, um aus gewissen, namentlich stark eisenhaltigen Erzergängen geringe Goldmengen zu gewinnen, konnte leicht zugeben, daß es vielleicht dem Bergmann gelungen war, ein brauchbares analytisches Verfahren zu finden, welches dem Chemiker bisher entgangen war.

Wie dem auch sein mochte, der Bergmann interessierte mich, und das Gebirge ist sehr fischreich. Ich reifte also hin.

Wohin der Vertrauensmann führt mich zu der Behausung des alten Bergmannes. Was ich dort sah und hörte, war nicht dazu angetan, mein Interesse zu vermindern. Ein kleines sauberes Stübchen; dort sah der Alte bei der Arbeit. Inmitten des Zimmers ein riesiges große Aetort, ein Destillierapparat, wie man dieselben wohl im Studierzimmer des Faust, aber in den modernen chemischen Laboratorien vergeblich sucht.

Der Bergmann war ein freundlicher alter Mann, ein wenig zurückhaltend in seinen Mit-

teilungen und im Tone etwas herablassend gegenüber dem modernen Chemiker.

„So denen, die Chemie treiben, muß man nichts schreiben; die wissen nichts.“ So lautet ein Passus in seinen Briefen.

Sein Wissen war in der Tat nicht ganz unbeträchtlich, allerdings, wenn man den Wahstabs des 16. Jahrhunderts anlegte. Als ich ein gewisses Erstaunen nicht verhehlte, deutete der Bergmann in die Ecke; dort lagen alte vergilbte alchemistische Werke, ererbt vom Vater, Großvater und Urgroßvater.

Von dem Verfahren erfuhr ich nichts trotz aller Cventualversprechungen meinerseits. Im vollen Bewußtsein der Ungefährlichkeit des modernen Chemikers hatte indessen der Bergmann nichts dagegen, daß ich mir Von Vrt und Stelle Bruchstücke des Gesteins holte, in denen der Stein der Weisen verborgen war.

Dies geschah. Ich übergab das Gestein zweien Spezialschuerständigen auf dem Goldgebiete. Sie fanden nichts, nicht einmal Spuren des Edelmetalls!

Die Angelegenheit war damit für mich erledigt, denn ich bin in erster Linie Chemiker und es ist nicht meine Aufgabe, in der Seele des Bergmannes zu leben.

Sechs Jahre sind seitdem vergangen; der alte Bergmann lebt noch, noch immer macht er seine Wanderungen, noch immer vertauft er sich in Gold!

Aber sein Geheimnis wird wohl mit ihm ins Grab wandern — — wenn es ein Geheimnis ist.

Morgen: Literatur

Und nun lassen wir den alten Bergmann,
den letzten Vertreter einer alten Zeit.

Wachen wir einen dicken Strich! denn
sonst konnten diejenigen, von denen ich jetzt
reden will, ungehalten werden über den Ver-
gleich mit dem Alten!

Jene Zeit, wo ernste Männer und Char-
latan wetteiferten, durch Transmutation der
Metalle zu dem Edelmetall zu gelangen, an
dessen Besitz der Menschheit so viel gelegen ist,
sie ist dahin, für immer dahin, auch wenn dem
alten Bergmann noch ein Nachfolger erstehen
sollte, und doch ist das alte Problem der Trans-
mutation der Metalle seit kurzem wieder so
lebhaft in den Vordergrund des wissen-
schaftlichen Interesses getreten, daß man von einer
neuen Ära der chemischen Wissenschaft zu
sprechen beginnt.

Vor etwa 15 Jahren gelang es einem
Amerikaner Careya Lea, das Silber in neuen
Formen zu gewinnen.

Die neuen Silberarten lösten sich mit bläulicher
oder rötlicher Farbe in reinem Wasser.
Als solche waren sie metallisch glänzend, und
eine dieser Varietäten sah dem Gold zum Ver-
wechseln ähnlich. Indessen beim Erhitzen ver-
wandelte sich dieses Pseudogold in gewöhnliches
Silber.

Es handelt sich hier lediglich um die all-
bekannte Allotropie der Elemente, wie dieselbe
beim roten und weißen Phosphor, bei der
Kohle und dem Diamanten längst bekannt war.
Die Ursache einer solchen allotropen Ver-
schiedenheit beruht nicht auf einer Wandlung
der Atome, sondern vielfach nur auf einer
verschiedenen räumlichen Anordnung derselben.
In neuester Zeit gelang es mit Hilfe einfacher
Verfahren, beispielsweise durch elektrische Zerset-
zung, die meisten Elemente, und insbeson-
dere Metalle, in anderen Formen herzustellen.
Der jüngst verstorbene große französische
Chemiker Berthelot hat versucht, die Erhaltung
alter Alchimisten herbeizuführen auf
Grund jener neuen Beobachtungen beim
Silber. Das Verfahren, goldglänzendes Silber
zu erhalten, ist ziemlich einfach. Der Zufall
konnte vielleicht auch dereinst einem oder dem
anderen Alchimisten die Kenntnis desselben ver-
mittelt haben, so daß der Vorwurf einer Ver-
fälschung nicht immer berechtigt sein würde.
Indessen die Beobachtungen von Lea u. a.
gehören nicht in jenes Kapitel, welches zurzeit
die naturwissenschaftliche Welt so lebhaft be-
schäftigt.

Das Atom ist eine unwandelbare Materie
große; das Element ist unzerglegbar, wenigstens
für uns. Was war formerly gewesen, an

diesem Axiom zu rütteln!

Zwar gab «8 mancherlei Gründe: Zahlen»
beziehungen zwischen den Atomgewichten und
Atomräumen, Verwandtschaft der elementaren
Spektren, astronomisch« und terrestrische
Gründe, welche schon lange den denkenden
Ilhemiler bewogen, in Einigkeit mit dem Philo»
sophen anzunehmen, dah jene bekannten 70
bis 80 Elemente in letzter Linie nur verschieben«
Erscheinungsformen «in und derselben Ur»
materi«, etwa des Lichtäthers, wären; aber wer
hätte zu denken gewagt, dah wir selbst Zeug«
sein würden: vom Zerfall und vom Aufbau
elementarer Materie!

Die Entdeckung der radioaktiven Stoff« be»
deutet di« Entdeckung einer neuen W«lt für
di« physikalisch« und chemisch« Forschung.
Wir hören, daß di« in 1 Gramm Vadium
«nthaltne Energie das Millionenfach« beträgt
von derjenigen in 1 Gramm Kohl«, dah sie b«i
ihr« plötzlichen Auslösung «twa gleichkomm«»
würd« der Explosionswirlung von 3ll Zent»
nein Dynamit!

Welches ist di« Quell« dieser ungeheueren
Energien? Dies« zunächst rein Physika»
lisch« Frag« fand sehr bald verschieden« B«»
antwortungen.

D«r jüngst v«rftorb«n« russisch« Chemiker
Mendeleeff meint«, bah die Atome des Aa»
biums besonders befähigt seien, di« En«rgi«
d«r von »ll«n Seiten mit ungeheurerer Ge»
schwinbigkeit einstürmenden Aetherteilchen fest»
zuhalten, ander« Annahmen wurden laut, wo»
nach «in Aadiumatom «in« klein« Sonn« f«l,
oder «ine werdenb« Welt, welche bei ihrer fort»
schreitenden Verdichtung jene gewaltigen
Energien freimach«.

I. Traube: Alchimistisches aus der Neuzeit
 Aber dies« Antworten b«rl«dlgten nicht,
 und dl« obig« physikalisch« Frag« wurde zu
 «in« hochwichtig«« ch«misch«n Frag«, als man
 «rlannt«, daß in d«r ch«misch«n A«nb«rung d«s
 Atom«, in intraatomaren Vorgang«« dl« Qu«ll«
 j«n«r Energiemengen zu suchen sei. Dies« An«
 nahm« war allerdings so revolutionär, bah der
 Lichtstrahl der Erkenntnis der Zeit bedurft«,
 um di« n«u« Welt zu erhellen, in die er uns
 Einblick gewährt«.

Zunächst mög« b«r Physiker zu uns
 sprechen. Dieser lehrt« uns di« Strahlen zu
 unterscheiden, welch« das Aabium aussendet.
 Dl« den Röntgenstrahl«« entsprechenden «7"»
 Strahlen interessieren uns hier nicht. Wehr
 schon die den «athodenftrahlen verwandten
 „^"»Strahlen, welche ihren Ursprung den mit
 ungeheurer Geschwindigkeit fortgeschleuderten
 Eeltrizitätsteilchen verdanken, den „Eel-
 tronen". Indessen dies« Strahlen würben mit
 der alten Anschauung von d«i Unwand«lbart«it
 der Atommasse noch nicht in unerschütterlichem
 Gegensatz« sttht«, denn »bg«s«h«n davon, dah
 dies« El«ttron«n als äußerst Nein angesehen
 werden — ihre Mass« wird nur auf etwa
 $\frac{1}{1836}$, des Wass«rftoffatom« geschätzt — so ist
 vor allem dies« Masse keine wirklich« Mass« im
 Sinne der alten Mechanik, denn di«s«lb« ändert
 sich mit der Geschwindigkeit des Elektrons.
 Aber die «»Teilchen! Sie bilden di« Haupt«
 meng« d«r vom Aadium fortgeschleuderten
 Materie, und die Masse «in«s ««Teilchens b«»
 r«ch«et sich nicht viel geringer »ls diejenige
 eines heliumatoms. Und nun gar jene Ema«
 Nation, jener gasartig« Stoff, wtlcher zwar
 wegen der geringen Meng« als solcher un«
 sichtbar, doch an den verschiedenartigsten Wir«
 kungen erkannt weiden kann! Woher stammen
 dies« «»Teilchen, dies« Emanation««, w«nn nicht
 aus d«m Aabium?

Zerfallend« Atom« also, und ung«h«u«re
 Energiemengen, welch« di« Vegleiterscheinung
 bi«s«s Z«rf«lles bilden!

Indessen wir werden stutzig, denn die feinste
 Wage, der feinst« Mehapparat zeigt uns lein«
 V«rmind«rung d«r Aadiummenge an. Da wird
 uns nun gel«hrt, baß in «ln«m gegebenen Zett«
 Punkt« imm«r nur «ln winziger Bruchteil de«
 Aadiumatom« z«rfällt, bah es nach neueren
 Verechnungen eines Zeitraumes von etwa 250
 Jahren bedarf, um «in« g«g«b«n« Aadiummenge
 vollständig in sein« Z«rs«tzungsprodukt« um«
 zuwandeln.

250 Jahr« ist ja gtwh für uns«« ««griff«
 «ln lang« Zeltraum, indessen keineswegs für
 den Geologen, und die Frag« g«winnt G«stalt:
 wenn das Alt« desjenigen Vadium«, welches

wir vor uns sehen, so jung ist, wo ist dann seine Muttersubstanz?

Da lehrt man uns weiter, daß Vadium sich nur in uranhaltigen Mineralien gefunden hat, daß Uran und Vadium sich in denselben stets in dem gleichen Verhältnisse vorfinden, daß das Vadium demgemäß aus dem Uran geboren ist und ständig weiter geboren wird, in dem Maße, in welchem es verschwindet, d. h. weiter zerfällt.

Der Zerfall des Uran bedarf allerdings ungeheurer Zeiträume. Fünfhundert Millionen Jahre sind erforderlich, um eine gegebene Uranmenge in Vadium vollständig umzuwandeln, aber wir sind ja gewohnt, mit derartigen Zeiträumen in der Weltengeschichte zu rechnen. Dieses Werden und Vergehen der Materie zeigt uns besonders anschaulich eine andere radioaktive Substanz: das Element Thor. Auch dieses sendet Strahlen aus und Emanationen, welche das Elektrometer uns offenbart. Durch chemischen Eingriff kann man nun das Thor und seine Verbindungen so spalten, daß der radioaktive Stoff, das Thor, abgetrennt wird. Das vom Thor befreite Thor wirkt nicht mehr auf das Elektrometer, wohl aber das etwa in einem Schälchen befindliche Thor X. Dieses Thor X haben wir nicht, sein Menge ist zu gering, aber wir erkennen es an seinen Wirkungen. Doch diese Wirkungen werden schwächer und schließlich ganz auf. Das Thor X ist verschwunden, es hat sich weiter zersetzt; zersetzt schließlich nach verschiedenen Zwischenstadien in Stoffe, welche man mit Hilfe des Elektrometers nicht weiter nachweisen kann. Aber in bestimmten Zeiten, in welchen das Thor /

360

0 H

0 I,

Morgen: Literatur

verschwunden ist, hat das vom Thor / befreite Thor sein« ursprüngliche «Radioaktivität wieder erlangt; es ist gerade so radioaktiv geworden, wie es vor der Loilösung von Thor 7 gewesen ist. Das Thor / hat sich somit au? dem inaktiven Thor von neuem gebildet; sür jedes ver»

schwunden« Thor /»Teilchen «in neues! Ganz ähnlich dürfte der Vorgang bei der Bildung des Aabiums aus Uran sein, denn auch hier kann man einen radioaktiven Ve» s'andteil, das Uran x, abtrennen. Nur diese i'ieschwinbigkeit der Umwandlung ist «ine andere; wir kennen Umwandlungen rabio» aktiver Stoffe, welche wie bei der Emaimlion des Aktiniums in wenigen Sekunden verlaufen, und wiederum andere, welche erst nach Taufen» den und Millionen von Jahren sich vollenden.

Die Geschwindigkeit der Umwandlung einer radioaktiven Substanz läßt sich messend ver» folgen. Diese Messung der „Abfallgeschwindig^ leiten" hat nicht nur zur Differenzierung der verfchiedi.'.en Materien, fonderen zu einer um» fassenden Theorie geführt: einer Zerfalltheorie der Atcme, welch« wir dem genialen englischen Forscher Nulherf.rd verdanken.

Die Kurven, durch welche wir auf graphi» schein Wege die Abhängigkeit der mittels Elektrometer gemesseneu Abfallgeschwindigkeiten mit der Zeit barzustellen pflegen, zeigen bc» stimmte Unregelmäßigkeiten. Ein« Zeitlang nimmt die Kurve einen regclmähigcn Ver» lauf, dann plötzlich ändert sich ihre Gestalt; die Zersetzung erfolgt mit einer anderen Gc» lchwindigleit. Was liegt in einem solchen Falle näher als d'^ Annahme, dah die sich zersetzende Materie andere Formen annimmt, dah «in fortschreitender Zerfall den Kurven» verlanf beeinflusst. Die Zerfallprodukt« find sogar bestimmbar; man lann f«ststell«n, welche Stosfart bei einem bestimmten Stadium der Zersetzung gebildet wird, od gacförmige ober feste Materie, ob «lcktropositiv, ob eletro» negativ geladene Teilchen entstehen, ja sogar, ob Teilchen ohne elektrische Ladung gebildet werden, ob gar eine Umwandlung ohne Aus» >.'nd»ng von Strahlen erfolgt.

Dieser letztere Fall verdient unsere be» sondere Beachtung, denn unser« feinen Weh» instrument«, ohne welche uns die Erscheinungen de? radioaktiven Welt wohl verschlossen ge» blieben wären, sind «lcktromctischer Art. Wenn wir also Umwandlungen erkennen, bei denen sich keine flüchtigen elektrisch geladenen Teilchen bilden, so kann dies im allgemeinen nur dann geschehen, wenn dies« Teilchen später weiter zerfallen unter Bildung elektropositiver oder

«leltronegativer Teilchen, so dah in bestimmten Punkten der Zerfallturven eine Zunahme der entsprechenden elektrischen Ladungen festgestellt wird. Derartige Beobachtungen sind zuweilen gemacht worden, aber sie geben uns zu denken und deuten darauf hin, bah mannigfache lang» sam verlaufende Umwandlungen der gewöhn» lichen elementaren Materie vor sich gehen mögen» die nur deshalb für uns nicht wahr» nehmbar find, weil einstweilen die Wehapparat« fehlen. Aur wenn die Umwandlung so nett ist, flüchtige Stoss« zu erzeugen wie das Helium, und sich in dem Ausschlage des Elektrometers bemerkbar z» machen, kann dieselbe festgestellt werden.

Die systematisch« Untersuchung der Abfall» gefchwindigleiteu hat nun dazu geführt, daß uns der Zerfall, und die Kenntnis der Zerfall» Produkte, namentlich des Aadiuins, Schritt für Schritt erschlossen wurde. Wir hören vom Vadium ä, L, L, O, L, erfahren, dah das Zer» fallprobult Vadium ? mit dem Polonium identisch ist, und dah das letzte, bisher feftstell» l'are Zerfallprodukt, vielleicht nichts anderes ist, als das allbekannte Blei.

Das Blei, ein Zcrfallprodukt des Radiums, wie das Nadium ein Zerfallprobukt des Urans! Indessen, es handelt sich hier um ein« Theorie, ein« Theorie, so kühn dieselbe auch erscheinen mag, nicht ohne experimentelle Be» gründung; doch erst stell« man mir das Blei aus Radium dar, dann glaub' ich's! So sagt der Skeptiker, und Skeptiker soll's geben in den Naturwissenschaften.

Aoch fehlt das Tipfelchen auf dem i!
Da greift nun jener groh« und geniale englische Experimentator ein, welcher schon vor»

I. Traube: Alchimistisches aus der Neuzeit

361

hcr j«mcn Namen unsterblich gemacht hat durch
bi« Entdeckung jener ganz neuen Elementen»
familie des Argons und des Heliums:
Sir William Namsay.

In einem Apparate, desseu Anordnung ss
war, daß alle Fehlerquellen auf das sorg»
samft« ausgeschlossen waren, wurde die Ema»
Nation, welche sich in 50 mz Nadiumbromid
angehäuft hatte, durch einfaches Lösen des
Salzes in Wasser vom Salze getrennt. Wenn
man bedei.lt, baß 1 3 des Nadiumsalzes in
vier Tagen nur etwa 1 cimm der Emanalions»
gase entwickelt, so kann man sich denken, wie
Nein das Bläschen der von andere» Gasen
befreiten Emanation war, welches auf diese
Weis« gewonnen wurde.

Eine lleine Menge und doch genügend
groß, um das anscheinend festgezinlmerte Ge»
bäude der chemischen Wissenschaft in seinen
Grundlagen zu erschüttern! Denn als von Zeit
zu Z«N Namsay das Spektrum dieser Ema»
Nation festzustellen unternahm, leuchtet« nach
drei Tageil die gelbe Linie des Heliums auf
und nach fünf Tagen zeigte sich das gesamt«
htliumspetlrum in all feinem Glänze.

Das Element Helium also aus der Ema»
Nation gebildet, ein Zerfallprodukt des Na»
biumsl Nunmehr wurde es verständlich, wes<
halb de« Trägern der »»Strahlen «ine Masse
zukam, die von derjenigen des heliumatiTüs
nicht sehr Verschiben war; nunmehr ahnt« man,
woher c^ kam, daß in zahlreichen radioaktiven
Mineralien oft nicht unerhebliche helinm»
meng«« angehäuft waren.

Indessen es erging Namsay, wie es der»
«inst Liebig und Wähler ergangen war, als
sie durch bi« Entdeckung der ersten Isomeren
«ine Nevolution der Anschauungen auf dem
Gebiete der Atomistik und der Kohlenstoffchemie
h«rb«iführt«n. Die Heliumgewinnung aus
Nadlum wurde in Zweifel gezogen; man gab
sich Müh«, Namsays wiederholte Beobach»
tungen mit den bisherigen Anschauungen in
Einklang zu bringen. Als aber Frau Curie,
James D«w»r, himstedt und G. Meyer den
berühmt«« Versuch in den verschiedensten An»
ordnnngen wiederholten, immer mit dem
gleichen Erfolge, da schwanden die Zweifel der
Physiker und Ehemilcr, und weun der Laie
i» neuester Zeit die Nachricht in den Zeitungen
las, daß der berühmt« englische Physiker Lord
Kelvin Stellung nahm gegen seine» Lands»
mann Namsay, so heißt «s sicherlich den Nuhm
Kelvins nicht schlnälern, weun man daran «r»
inn«rt, daß dessen Alter mehr als 8» Jahr«
beträgt. Mag auch Frau Curie, als sie um
ihre Meinung in bezug auf den Wettstreit
Namsay»K«lvin gefragt wurde, ihre Antwort

in ein liebenswürdiges Fragezeichen gekleidet haben, — die Modernen stehen voll und ganz auf der Seite« Sir William Ramsay.

Und das will viel sagen! Denn die Nachrichten«, welche vor wenigen Wochen Ramsay der Öffentlichkeit preisgab, sind derart, daß, wie Professor Ostwald mit Recht bemerkt, dem Chemiker „die Haare zu Berge stehen“ ob solcher Kunde. Nicht allein berichtet uns Ramsay, daß es ihm gelungen sei, durch geringe Versuchsänderungen aus der Natriumemanation an Stelle des Heliums, dessen Geschwister in der Elementenfamilie, Neon und Krypton, zu gewinnen, sondern die Bestrahlung von Kupfer mit Natriumemanation hat zur Bildung von Lithium geführt.

Kupfer in Lithium!

Kupfer umgewandelt in jenes edle, i Natrium ähnliche wachsweiße Metall, welches schon durch Wasser zersetzt wird und durch die blutrote Färbung seiner Verbindungen charakterisiert ist.

Wenn nunmehr die nächsten Monate oder Jahre uns die Nachricht bringen, es sei gelungen, Blei in Gold zu verwandeln, so wird das Staunen der wissenschaftlichen Welt geringer sein, als das der Laien. Mit der Ueberführung von Kupfer in Lithium hat sich der Traum der Alchimisten bereits erfüllt, bei Ueberführung von Blei in Gold wäre gegenüber dem, was wir Ramsay verdanken, nur ein kleiner Schritt weiter, welcher den Gelehrten weniger interessiert, als etwa den — Finanzmann. Aber derselbe darf einstweilen noch in Ruhe schlafen! Nur Körnchen Lithium sind es, S,

Morgen: Literatur

welch« Aamsay erhalten hat. Noch fehlt der Katalysator, durch dessen Gegenwart die Um« Wandlung eines schwereren Metalls in «in leichteres so beschleunigt wird, daß die unge« heueren Energiemengen auf einmal frei werden und die Umwandlung auf einmal erfolgt, hätten wir diesen Katalysator, dann allerdings wäre das Gold nur das Nebenprodukt. Die Energiemengen wären das wahr« Gold und Dampfmaschinen wären fürder unnötig. Früher galt das Wort „Ignorabimus“ als «in Zeichen der V«sch«ib«nheit, heut« war« «« v«rm«ssen, dieses Wort zu gebrauchen, und wer kann sagen, ob «s nicht uns b«r«inst gelingt« tonnt«, j«n«n Katalysator zu find«n. Dann war« der Stein d«r W«lf«n gefunden und «in künftig«? alt«r B«rgmann würd« sich's üb«r« l«g«n, «h« «r schr«b«: „So b«n«n, die Lh«ml« tr«ib«n, die wissen nichts.“

Was sollen wir lesen? Vorschlag« für «ine deutsche hausbibliothek. Von Verthold Lihmann.

IV. Noman Im 19. Jahrhundert.

At on der deutschen Komödie in diesem Zeit« räum, dem Schmerzenskind der deutschen Dichtung von jeher, war nicht die Bede, weil wirklich lebendig davon heute nichts mehr ist, man könnte denn Freytags „Journalisten“ aus« nehmen. Aber auch seine Tage« scheinen gezählt und dieses lebenswürdig«, mit feinem Humor slott und behaglich gegebene Gemälde aus der Zeit von Deutschlands politischer Kinderstube scheint die Farbe nicht halten zu können; es verblaßt mehr und mehr, was aber nicht so sehr aus dem Zurückweichen der Zeit, in der es entstanden ist (also aus dem Standpunkt des heutigen Beschauers), sondern aus der Technik und den Grenzen der Kunst des Malers sich erklärt. Aber eh« es ganz verblaßt, säum« man nicht, es zu geniehen, denn es ist feines Zeitlolorit darin, «s ist wunderbar echt Deutschland vor 50 Jahren. „Vor 50 Jahren“ ist auch der zweite Titel «ines Romans, der zwei Jahre vor den four« »allsten 1852 erschienen ist und uns also in das Deutschland vor jetzt 100 Jahren versetzt, Willibald Alexis' „Buh« ist die «rst« Bürgerpflicht“, «in historischer Roman, d«r die Menschen und die Zustände in Preußen un« mittelbar vor der Katastrophe von Jena schildert. Ueber den Wert «nb die Berechtigung des sogenannten historischen Romans für die Literatur im allgemeinen mich zu äußern, ist «,, F«tf««unz.)

hier nicht der Ort. Es hat« Zeiten g«g«b«n, wo man ihren künstlerischen Wert entschieden überschätzt hat, und Zeiten — in den neunzig« Jahr«n des vorigen Jahrhunderts —, wo man

ihn entschieden unterschätzt hat. Im allge-
meinen ist nur zu betonen, daß jede Form
an sich berechtigt ist, daß sie aber ihren Wert
und ihr« Das«insb«r«chtigung im Hinzelfall
lediglich durch das erhält, was der Künstler
aus ihr macht. Gs gib« gut« und fchl«cht«
historische Boman«, wobei der Literarhistoriker
und der Aesthetiler freilich die betrübende Gr-
fahrung machen muh, daß da« lesend« Publikum
im großen und ganzen bi«s«n Unterschied igno-
rlert, den schlechten mindestens ebenso begierig
liest, wie den guten. Deshalb ist aber «in
Hinweis auf diejenigen deutschen historischen
Boman«, die «inen bleibenden künstlerisch««
Wert hab«n, in diesem Zusammenhang be-
sonders am Platz. Und da muh an erst«
St«N« Willibald Alexis genannt weiden. Wa-
wir an ihm und seinen historischen Bomanen
haben, ist leider bi« auf den heutigen Tag
der Mehrzahl nicht genügend zum Bewußtsein
gekommen. Tatsächlich sind sie ein Schatz, in
dessen bleibenden Besitz fich zu sehen ich j«d«n
nur auf das dringendste raten kann. Ich n«nn«
an «rft«r St«ll« d«n „Bolanb von Berlin“,
bi« „hos«n des h«rrn von Vredow“, b«ld« vom
Standpunkt dt« Künftl«rs wie de« Kultur«

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

Historikers im höchsten Maß« bewundernswerte und aufschlußreich« Darstellungen der im 15. und 16. Jahrhundert zwischen landsässigem Adel und den Städten auf der «inen und der aufkommenden Fürftengewalt auf der andern Seit« auf märlichem Grund und Voben sich abspielenden Kämpf«. F«rn«r „Cabanis“, «in historischer Aoman aus d«r Zeit des sieben» jährigen Krieges, überragt und beherrscht von txr Gestalt Friedrichs des Großen, «in« l«b«ndig« Veranschaulichung der Kulturwelt des Aokolo»Z«italt«rs, der großen kriegerischen Gr» «ignisse — ?ine glänzend« Darstellung des Ueberfalls von Hochkirch I — und dazwischen naturalistisch« Augenblicksbilder aus Alt» B«rlin, die wie Wenzels Illustrationen zum L«b«n Friedrichs des Großen wirken. Das S«it«nstü«l dazu ist der erwähnte Aoman „Auhe ist die «rfte Bürgerpflicht“, Berlin und Preußen um 18(w, dessen dichterischer Wert allerdings hinter dem kulturhistorischen zurücksteht. Um» gelehrt überwiegt in der historischen Novelle „Michael Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist die dichterische Gestaltungsraft in der psychologischen herausarbeitung der zu einem tragischen Konflikt in der Seele des Helden treibenden Motive den kulturgeschichtlichen Gehalt. Trotzdem ober eben deshalb gehört der Michael Kohlhaas zu der kleinen Zahl von Kunstwerken, die auf jeden und zu jeder Zeit wie eine unmittelbare künstlerische Offen» barung Wirten. Im übrigen möchte ich aus der Füll« historischer Aoman« und Novellen, die gerade das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, hier noch eine als sowohl ihrem poetischen wie ihrem kulturhistorischen Gehalt nach her» vorragende Dichtung hervorheben, die nun auch schon mehr als «in halbes Jahrhundert alt ist, bi« ab«r sicher auch nach 5ll und abermals 50 Jahren von unsern Nachkommen mit ebenso» vi«l Luft und Freud« g«l«s«n werden wird, wie von uns und unsern Gltern: Sch « sf«ls 2kl«» hard, d«n «r s«lbft «in«n Aoman »us dem 10. Jahrhundert genannt hat, und der uns «in wundervoll anschauliches und zu jedem Leser sprechendes G«mälb« südb«utsch«mitt«lalt«rlich«r Kulturwelt gibt, und damit in reinster dicht«» rlscher Form da« Verständnis für deutsches Wesen und deutsch« Kultur vor tausend Jahren erschließt. Ob das gleich«, vor allem was den bleibenden Wert anlangt, von Gustav Frey» tags groß angelegtem und in einzelnen Partien auch groß durchgeführten Aomanzyllus „Die Ahn«n“ gefagt werden kann, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Wohl aber möchte ich in diefem Zusammenhang gerade auf den ««schätz» baren und bleibenden Wert von Frehtags

„Bildern aus der deutschen Vergangenheit“
hinweisen, jener Sammlung von Dokumenten
zur Geschichte des deutschen Lebens und der
deutschen Kultur, die, immer aus den eigenen
Zeugnissen der betreffenden Epoche schöpfend,
mit künstlerisch gestaltender Hand ein leben»
sprühendes Gesamtbild unserer Vergangenheit
entrollt, und die daher jeder lesen sollt«, der
für die innerlich treibenden Kräfte in unserer
Geschichte «in Verständnis gewinnen will.
Wenn ich eben den bleibenden dichterischen
Wert von Frehtags „Ahnens“ nur bedingungs»
und teilweis« gelten lassen wollte, so ist als
künstlerische Tat zweifellos anzusehen der
Aoman, in dem er, wie in den Journalisten,
als Gegenwartsschilderer auftrat, der Noman
„Soll und haben“, der vor 50 Jahren erschien,
und der, wenn er auch — ähnlich wie die
Journalisten — im Laufe der Zeit in seinen
Farben etwas verblaßt ist, doch wohl als
lebendiges Zeugnis deutschen Lebens um die
Mitte des 19. Jahrhunderts auch noch über
die Mitte des 29. Jahrhunderts hinaus seine
Anziehungskraft auf Leser jeden Alters und
Standes behaupten wird; es wird dann als
ein ungemein anschauliches, wahres künstle»
risches Bild der Vergangenheit interessieren,
was den ersten Lesern als Spiegel der Gegen»
wart erschien. Und nicht zum wenigsten wird
der Noman immer wieder und wieder gerade
den mitten im modernen Leben stehenden Ar»
beiter, d. h. jeden, der sein« geistigen und körper»
lichen Kräfte in berufsmäßiger Arbeit im
Nein«« oder im großen für den Fortschritt
der Menschheit einsetzt, interessieren, weil „Soll
und haben“ der erste deutsche Aoman war,
der sich bei« Aufgabe stellte, das deutsche Volk

Morgen: Literatur

bei bel Arbeit, in Typen aus allen Lebens»
schichten vom Grohsaufmann bis zum Auf»
laber, zu schildern. Er schildert die Zeit um
1840, eine Zeit also, in der von dem ungeheuren
wirtschaftlichen Ausschwung, der nicht zum
wenigsten eine Folge der politischen Ilmge»
staltung Deutschlands um 1870 war, noch nichts
zu spüren ist. Aber er zeigt die Keime, aus
denen sich das moderne wirtschaftliche Leben
und der moderne wirtschaftliche Kampf ent»
wickelt hat, und gerade das ist für den, der in
der wirtschaftlichen Entwicklung und in dem
wirtschaftlichen Kampf der Gegenwart sein»
Kräfte zu betätigen hat, lehrreich. In dem»
selben Sinne sind die Nomane Friedrich
Spielhagens, die uns in die politischen
und sozialen Kämpfe« de»' vierziger, fünfziger und
sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und
in das Getriebe der damals miteinander ringen»
den Parteien einen Einblick gewähren, für
jeden, der seine eigene Zeit verstehen will, ein
Vildungsfaltor von bleibendem Wert. Sie sind
allerdings, im Gegensatz zu Frehtags „Soll
und haben“, bei dem ein über den Parteien
stehender Dichter das Wort führt, f^st alle
Velenntnisfchriften des Verfassers zu de»
stimmtten politischen Parteliocalen, geboren aus
der leidenschaftlichen Erregung des persönlichen
Kampfes. Aber auch hie ist es doch immer
ein Dichter, «in Schöpfer, der das Bild der
Kämpfe seiner Zeit als Künstler zu einem
künstlerische» Bilde gestaltet, das um seiner
selbst willen, um der dar!» entwickelten dichte»
rischen Kraft, um der Wahrheit und der An»
sch.i.«lichkeit der dargestellten Charaltcre und der
geschilderten Konflikte willen auch für das
heutig« Geschlecht als Kunstwert seinen Wert
behauptet. Das Beste hat er Wohl geleistet in
dem 1869 erschienenen Aoman „Hammer und
Amboh'.

Anter den älteren Aomandichtcrn dieses
Zeitraums möchte ich noch zwei hervorheben,
die, so verschieden sie ihrer Weltanschauung
und auch ihrer Sprache nach sind, doch das
gemeinsam haben, daß sie als lebendig an den
Kämpfen ihrer Gegenwart im Innern teil»
nehmende Menschen, in ihrer Dichtung bcwuht
einen Ausgleich b«r Dissonanzen des Tages
suchen, dadurch, daß sie sich selbst und ihre
Leser auf goldenen Schwingen des Humors
über den Dunstkreis des Alltags «rh«btn und
aus heiterer höhe lächelnd anf das Gewirr
da unten herabfchau. Der eine ist Josef
von Elchen dorff (1788—1857), der un«
mit seiner poetischen Verklärung des libbens»
würdigen Faulenzers, der pflichtenlos und
glücklich durchs Leben schlendert, seiner Novelle
„Aus dem Leben eines Taugenichts“ «inen in

Worte gefaßten Sonnenstrahl hinterlassen hat,
an dessen lachendem, harmlosem Frohsinn sich
zu sonnen gerade dem arbeitsmüden und
arbeitsfrohen Menschen der Gegenwart «In
Vergnügen ohnegleichen bereitet. Erbenäher
und daher auch unfern Herzen näher, uns tief
in wohliger Lust aufrührend ist die Dichtung
Wilhelm Aaibes, der zwar gottlob noch
am Leben ist, dessen eigentliche Schaffenszeit
aber doch auch die Epoche der fünfziger und
sechziger und siebziger Jahre ist. Ihn aufzu»
schlagen und von ihm sich erzählen zu lassen
wird keinem gereuen, der sich «in» gute Stunde
bereiten will, die auch über den Tag und die
Arbeitswoche ihre aufhellend« Kraft bewähren
wird. Aich! jeden spricht Aaabe sofort an,
nicht jedem ist gegeben, sich gleich in die Er»
zählungsweise des behaglichen Humoristen zu
finden, der gar kein« Eile hat und der den
vorwärts hastenden Leser immer wieder und
wieder bei allerlei schönen Aussichtspunkten
ins Leben festhält und zu innerer Betrachtung
der Narrheit der Welt und der Menschen «in»
lädt, und es gar nicht zu merken scheint, wie
unruhig der Zuhörer wird, der gerne weiter
möchte. Aber wer dem Führer einmal tief
in das freundlich-fachhafte Auge gesehen, wer
einmal sich wirklich unbefangen dem Zauber
einer solchen Plauderstund« mit ihm, eine«
solchen ruhigen Ausblick ins Leben hingegeben
hat, der wirbt diese Stunden zu seinen besten
zählen und immer wieder sie zu erneuern
suchen: das heimlichste, Tiefsinnigst« und
Fröhlichste, was im echten Deutschen lebt und
rumort, was ihn so stark und so zart, so «rnst
und so fröhlich macht, das offenbart un«

o l>

0 c»

365

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

'Tlaabcs Kunst, und darum ist ei «in Freund
dcs sich ihm hingebenden Lesers, und von
einem Zauber u,H einer Anziehungskraft, wie
wenige. Ich würde raten, zuerst zu lesen:

,^i« Chronik der Sperlingsgasse", dann d«n
„hungerpastor", „horacker", „Vas hörn von
Wanza". Wer damit vertraut geworden ist,
dem wird jed:r wtitere Band Aaabes, den er
liest, Freude bringen.

Neben diesem großen Humoristen, mit dem
nach innen gekehrten Blick, der jeder Gestalt,
auf der sein Auge sinnend ruht und in deren
Seele seine Seele gelesen hat, etwas von der
tilfsinnig»gemülvcllen Schalkhaftigkeit seines
eigenen Wesens als Mantel gegen Kleinlichkeit,
Flachheit und Dummheit mit auf den Weg
gegeben hat, die sie sofort als Menschen eigenen
Schlages im Schwärm absondert, verdient der
andere große Humorist seinen Platz, dessen
Namen man nur zu nennen braucht, um ein
unendlich starkes und wohltuendes Gefühl von
strahlender Gesundheit, Lebensfrische und Be»
Hagen zu erwecken: Fritz Reuter, Er
hatte das grohe Glück, in einer Sprach« zu
schreiben und zu dichten, die, wie sie in der
unverbrauchten Nrwwüchsigleit ihres nicht durch
Schriftgebrauch abgenutzten Wortschatzes gerade
für den Humoristen eine unerschöpfliche Fund»
grub« für Färbungen des Ausdrucks bot, doch
verhältnismäßig leicht auch von den des
Dialekts Unkundigen verstanden werden
konnte. Di« Schwierigkeiten, die seine Sprache
bietet, sind auch für den Süddeutschen ver»
hältnismähig so gering, daß «in Versuch, ihn
ins hochdeutsche zu übersetzen, vollkommen
überflüssig, ja geradezu «in Frevel ist. Denn
g«rad« in der Behandlung der Sprache, der
Individualisierung der Sprache kommt ein
wesenllcher Teil der Charattereigentümlich»
leite)', seiner Personen zum Ausdruck. Aein,
man mu) ihn in jeder V^iehung .lehmcn und
sich an ihm freuen, wie er ist. Kein Dichter d<: t»
schcu Stammes ist fo die Verkörperung uncr»
schütterlicher Ledensbej^hung u»H naivster
LebeusfrclHigleit, der Typus des behaglich
plaudernden vielerfahrncn Mannes, der cm
Fc'.e."üb«nd in fröhlicher Tafelrunde von all
den Menschen, die er in ihrer Güte und in
ihrer Dummheit, iü ihrer Bosheit und in ihrer
Klugheit reichlich genossen, mit dem befreienden
Lachen des Ueberwinders zu erzählen weih,
in'd dem der ganze in Jahrhunderten a::f»
gesammelte Schatz humoristischer Lcbenswel?»
heil eines Volkes sich verdichtet zu leibhaftigen,
greifbaren Menfchen und Menschenschickfalen.
die jeder, der in der Heimat des Erzählers

zu Hause ist, zu kennen oder wiederzuerkennen glaubt, lör ist wohl der naivste Erzähler, den die deutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Die eigentlich« lünftlerifchc Arbeit, der Aufbau seiner Dichtungen ist zweifellos das Schwächste. Das versinkt aber völlig, we:m man nur seinen Gestalte!!, seinem VrZsig, sciuer Fru Aüßlcrn, seinem Amtshauptmann, seiner Mamsell W«stfal«n, feinen Triddelfihen und Fritz Sahlmauus, seinem Dörchläuchting und l«in«m Konrektor A«pinus, in die Augen sieht. Wenn man Aeutcr zu lesen beginnt, da ist es, als ob die Stulentür sich öffnete und ein Schwärm von fröhliche:!, lernhasten und d<l> bei gescheiten Menschen hereinlämc, und so» lange sie im Zimmer sind, ist ihr: W.-lt uns.7« Welt, mögen wir sie mit den Augen von Oüt^l Vräsig ansehen oder denen seines bestgehaßt:« Feindes, des Herrn lamwell Pomuchelslopp. Und allen suhlen wir uns Danl schuldig, we.« sie uns verlassen. Wer Neuter noch nicht ten.it, möge mit der „Franzoesentid" beginnen, dann „Nt mine Stromtid" lesen und zum S h! ß das nicht ganz mehr auf der höh« stehende, aber in Einzelheiten unübertreffliche „Dörcl>> l.'.:!chtl„2".

366 Morgen: Politik

» 0

Kaiser und Lord.

August 1907. Wilhelmshöhe. Freude und Seligkeit herrschte im Land, denn Eduard war, der Onkel, zum Neffen gekommen; auf acht Stunden. Wer die Blätter »achs schlägt, wird Erbauliches lesen. Ein Merk» und Markstein. November eiusctem 2nni: Windsor. Der Neffe besucht den Onkel; acht Tage bleibt er zu Gast. 'ex«,x>i- holt die Blätter wieder vor, zählt, die nüchtern blieben im Meere dionysischen Taumels. Adventstimmung. Schafe sahen schon das Loch im Himmel, durch das der Engel mit der frohen Botschaft kommen mußte. Wie lange ist das Alles doch her? Fünf Jahre mindestens. Nein, nur drei Monate. Inzwischen haben wir die Balkangeschichte erlebt, hören von der Befestigung der Aalandsinseln (als Herr von Schön in der Vudgettocommission gefragt wurde, wer denn die Nord» und Ostseefragen angeschnitten habe, blieb er die Antwort schuldig. Und alle Welt weiß seitdem Bescheid. Stillsitzen? Ganz unmöglich. Man denke: Verträge! Das isolierte Deutschland schließt Verträge!) und genießen jetzt das Schauspiel, das in quälenden Träumen Mancher schon sah. Bor einigen Tagen brachte die Times die Nachricht, Lord Tweedmouth, der erste Zioillord der Marine, habe vom deutschen Kaiser einen Brief bekommen, der sich mit den Flottenrüstungen beider Länder befasse und einen Beeinflussungsversuch am untauglichen Objekt im deutschen Interesse darstelle. Großer Lärm. Die Officiösen eilen auf die Schanzen und ein Hagel von Schimpf und Kot prasselt auf das Haupt der Times nieder. Dabei giebs in der ganzen Affaire nur Einen, der zu tadeln wäre: den Kaiser, von dem wieder einmal der Erdball spricht. Doch das ist bei uns längst nicht mehr der Brauch; was dieser Herr thut, das ist wohlgethan; man seufzt unter vier Augen, in der zuverlässige» Sicherheit seines Hauses, und ist öffentlich begeistert. Mit der Deutlichkeit eines Schulfalls wars diesmal zu sehen. Jede warnende, jede zu ruhiger Prüfung mahnende Stimme wird ignoriert, der Schwar,seherei und Nörgelsucht verdächtigt, ein Vorgang, fast ohne Beispiel in der Geschichte. Selbst im alten Nom, im alten Byzanz sogar gabs war» nende Stimmen. Bei uns? Nirgends. Alles ist in herrlichster Ordnung (und regt sich ja irgendwo ein schüchternes Wort, so gilt's irgend einer inneren Lauserei). Immer; und diesmal im Besonderen.

Am 22. Januar schrieb Lord Esher an die Imperial Maritime I^ea^ue, die ihn um seinen Beitritt gebeten hatte, einen Brief, in dem die Sätze vorkamen: »Ich werde es immer mit denjenigen halten, die da sagen, daß die Stärke des britischen Reiches in der Flotte liegt, und daß Morley recht halte, als er 1893 in Manchester sagte: .Jedermann weiß, Liberale sowohl wie Torys, daß es unerläßlich für uns ist, nicht nur eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu haben, und daß Mr. Stcad mit seinem Ausspruch: für ein deutsches Schiff zwei britische die beste und richtigste Lösung gefunden hat.' Es gibt in Deutschland vom Kaiser abwärts nicht einen Mann, der nicht den Sturz Sir John Fischers willkommen heißen würde, und aus diesem Grunde allein, neben allen anderen, muß ich Ihre Aufforderung, dem Eomilö des Flottenvereins beizutreten, ablehnen." Der Brief wurde veröffentlicht, und erlebte bei uns, wie so manches Andre, unverständige und unfreundliche Com» mentare. Unverständige deshalb, weil er auch das empfindlichste deutsche Gefühl nicht zu verletzen geeignet war. Ein Kompliment für Sir John Fischer, lein irgend» wie erkennbarer Affront gegen uns. Schließlich sind wir doch wirtlich nicht ve'pflichtet, für Englands tüchtige Siaatsmänner und Marinisten zu schwärmen, und das Bewußt» sein, daß Ontel und Betlern von drüben unserm Tirpitz noch ein recht langes Amts»

«» «

Karl Schnihler: Kaiser und Lord 36?

leben gönnen, gehörte mindestens nicht zu den für den Patrioten wünschbaren Zuständen. Wollte man von dem Briefe überhaupt Kenntnis geben, so war der (lobliche; gut ist ja immer, vom Empfinden und Denken eines Konkurrenten Kenntnis zu erhalten) Absicht mit dem Abdruck vollauf Genüge geschehen. Leider tams anders. Der Kaiser setzte sich hin und schrieb den Brief an Lord Tweedmouth, den kürzlich nun die Times glossirt hat. Und alsbald ging ein Hexensabbat!) los, wie er selten zu sehen, zu hören ist. Natürlich hatte die Times nur aus Standalsucht gehandelt und aus durchsichtigen pekuniären Gründen (dabei streiten sich Leute um ihren Besitz, die in Berlin ihresgleichen kaum haben). Als man zwei Tage lang geschimpft hatte, kam die Frage (aus England, versteht sich; was der deutsche Kaiser schreibt, interessirt doch uns nicht), ob der Brief veröffenlicht werden würde. Selbstredend; schwerwiegende politische Erwägungen verlangten gebieterisch nach der Publikation. Schwerer wiegende haben sie offenbar verhindert, denn sie unterblieb, und man hörte nur, daß ein direkter Beemflussungsftersuch (wie er auch von der Times nie behauptet werde« war> nicht vorliege. Dafür erfuhren wir, daß der Brief eine »reine Privatsache« sei, die außer dem Schreiber und dem Empfänger niemand etwas angehe, und daß Lord Eshcr darin etwas unglimpflich wegkomme. Ein nicht sehr geschmackvoller Witz ging durch die Blätter, der Lord Esher, einem der gründlichsten Kenner der englischen maritimen Verhältnisse, die Fähigkeit, in Flottensachen mitzureden, bestritt. »Die einzige Bezugnahme auf die britische Flotten« Politik bestand (nach der Daily Mail) in einer Parenthese, worin der Kaiser erklärte, er tonne, wenn er wolle, beweisen, daß die britische Flotte fünfmal so stark sei als die deutsche." Eine Aeüßerung, die mir immerhin der Nede wrth scheint, und ich glaube, in erster Linie hätte Deutschland ein Interesse daran, daß Privattorrespondenzen dieser Art künftighin unterbleiben; wir, daß der verantwortliche Kanzler des deutschen »Reiches für die Zukunft uns vor ähnlichen Ueberraschungen bewahrte, und daß er feinem Kaifer endlich zu der (ihm und uns) nützlichen Erkenntnis Wallensteins ver helfe: „In meiner Brust ist der Gedant' noch mein. Einmal entlassen aus dem sichern Winkel des Herzens, seinem mütterlichen Boden, hlnausgegcben in des Lebens Fremde, gehört er jenen tückschen Mächten an, die keines Mensche» Kunst vertraulich macht." Was ist noch von öffentlichem Interesse, wenn es Mittheilungen dieser Art nicht sind? Inzwischen wurde über den Inhalt der »reinen Privatsache" weiter geredet, ohne daß man auch nur eine Ahnung davon hat, was wirklich in dem Briefe Alles steht. Keiner weih es, doch schwor die liebe Presse um 8onc> Stein und Bein, daß der Brief eine Bagatelle sei; namentlich, wenn er aus einem Gehirne stammt, das die Sätze zeugte: »Der Dreizack gehört in unsre Faust"; »unsr Zukunft liegt auf dem Wasfer"; »der Admiral des atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des stillen Ozeans"; »wir sind das Salz der Erde"; »uns hat der liebe Gott noch Großes vorbehalten"; »ohne den deutschen Kaiser darf keine Entscheidung fallen". Und fo fort, hat Eduard, der Ontel, je in folchen Tönen vor den lauschenden Ohren zweier Welten gesprochen? Nein. Dann, bitte, laßt den Stillen auch in Nut) und zwingt ihn nicht zur Entlastung der Handlungen Wilhelms, des Neffen, herbei, der allzu oft schon erkennen ließ, daß ihm die dem Diplomaten so unentbehrlichen hemmungsvorstellungen fehlen, die den Impuls ins Maaß des Bertreibaren zwingen. »Nie, hat Ludwig der Binzehnie in sein Tagebuch geschrieben, nie einen Beschluß in der Eile fafseu, denn er würde der Neife des Urtheils entbehren." Und der alte Fritz, der seiner Intelligenz doch gewiß auch vertrauen durfte, hat sich manchmal zu ruhiger Uebcrlegung ermahnt. „)e mets en ceuvre tout ce que j'ai äe röllexion pour eviter le Premier Moment, qui est trez vil cbe? moi, et t>nt que cette vivacite' clu Premier moment

(iure, jü me ^arcle zoi^neuzemeiü cie cl^cicler 8ur ce que j'ai vu, zur ce que j'^i enteiuu, et qui m'a ec!i2uls^ >2 büe; malere me8 8n>r>3 je ne l'e'vite p23 tc>ujc>ur3, ce Premier Moment, et pour lor8 ^01,31'eur lait parfoi8 cles 80ltl3e5 et ^c>n8>eur 8'en wu^e le8 doi^t8." Ist von diesem hohenzollern nichts mehr zu lernen? Auch andre Klönctrögr haben mit Ministern fremder Staaten korrespondiert? Das ist wahr; doch schwerlich über Frage» der Wehrmacht, schwerlich, seit Metternichs Abgang, über interne Anlegcnhciten fremder Länder, und englische Minister nur über Fragen inter« nationaler Politik. Auch das endlich nur in Tagen enger Freundschaft oder bei der Aussicht, einen Kleinen aus der Schar der Begnadeten zum Werkzeug englischer Pläne zu machen. Was würde man bei uns wohl sagen, wenn Eduard mit Herrn von Tirsitz über die Flotte, Nikolaus der Zweite mit Herrn von Einem über unsre Landmacht korrespondierte?

Der Zweck dcZ Manövers, das dem Brief jede politische Bedeutung absprach, war leicht erkennbar und wurde bald genug auch entschleiert Lohnts denn, selbst Wenns an der Erlaubnis nicht fehlte, mit der Bagatelle die Oeffentlichkeit zu be» heiligen? Privalbriefe, selbst wenn sie von Königen kommen, sind heilig. Sind sie belauglc'Z obendrein, so kann auch der schlimmste Chauvinist nicht mehr ihre Publikation verlangen. Das Manöver gelang bei der Gcschultheit der englischen pc>litici2U3 und oer strammen Disziplin der Presse nach Erwarten. Memand verlangte mehr die Vor» legung einer Sache, die soviel Entrüstung und Druckerschwärze gekostet hatte. Im überhaus gab Herr Twcedmouth, im Unterhaus Herr Asquith eine kurze Erklärung ab, die den Brief, getreu der Losung, ins Aeich der Privatangelegenheiten verwies. Den Brief eines Kaifers, der von zu jedem Dienst willigen Knaben als Flottenfach» mann gepriesen wird, einen Brief, der Betrachtungen über den wundesten Punkt der deutsch »englische» Beziehungen enthält. Eine schärfere Verurtheilung ist eigentlich kaum denkbar. Toch stört sie niemand. Drüben ist man froh, daß sich die Sache noch so leidlich abwickeln ließ, ohne ernste Perstimmung des bei uns „Maßgebenden", hier athmet alle Welt erleichtert auf, und mit einem erneuten Guß über das fündige Haupt der Times wird die Debatte geschlossen. „Die Anmaßung des Gewährmannes der Times, die Moral der Minister befestigt zu haben, erregt hier in London nur ein Lächeln, und das allgemeine Urtheil hat über seine lächerliche Aktion den Slab gebrochen. Der Zwischenfall gilt für absolut erledigt; er wird nirgends mehr erwähnt. Die Verurtheilung der Times ist eine allgemeine und vernichtende." So schrieb selbst der sonst immer so milde Lokalauszeiger. Sicher nicht ohne gemessene Weisung. Ist die Sprache berechtigt? Der Gewährsmann des Cüyblattes hat in einem Rückblick auf die Asfaire von seinem Wollen den Schleier gezogen und die Gründe angegeben, die sein handeln bestimmten. „Drei Gründe", schreibt er, „bewogen mich, die Koirespondenz zu enthülle«. Erstens fühlte ich, daß sie imPrinzip untconstitutionell und darauf berechnetwar, die Sichcrheitsvortchningcn zu zerstören, auf welche das Parlament stets eifersüchtig be» dacht war. Ich fühlte, daß unsere legitime Diplomatie darunter leiden würde, falls ein fremder Herrscher, dessen persönlicher Charme sei»er hohen Stellung ebenbürtig ist, fortfahre, mit einem britischen Minister zu korrespondieren, der weder die Vc» rcchliguug noch die Befähigung hat, sich mit auswärtigen Angelegenheiten zu befassen, und welcher der Vorteile der Stellung eines Monarchen bar ist. Zweitens war ich sicher, daß Lord Twccdmoulh, wie gut auch seine Absicht gewesen sein möge, eine ernste, wen» nicht unüberwindliche Schwierigkeit darin gefunden habe» würde, feine offene Meinung über deutsche Flottenpolitit auszudrücken, falls eine solche Aeüßerung, wie es wohl hätte der Fall sein können, mit der so emphatisch ausgesprochenen Ansicht

«Randbemerkungen

369

seines hohen Korrespondenten im Widerspruch stehen sollte — selbst wenn der letztere ein Fachmann ist. Drittens bemerkte ich mit großer Sorge, daß unser Flottenbudget offenbar zweimal auf Veranlassung des linken Flügels der Negierungspartei revidiert worden war. Ich nahm einen deutlichen Beweis des Schwachwcrdens der Absichten de? Negierung wahr, besonders in einem psychologischen Moment, wo Festigkeit und Zähigkeit für die künftige Sicherheit des Staates unumgänglich notwendig waren. Der Deutsche Kaiser lieferte huldvoll die für die Gesundheit der Minister seiner Majestät des Königs Eduard unerläßliche stärkende Medizin. Sir, die nationalen Zwecke, die wir im Sinne hatten, sind gesichert worden. Ich bin überzeugt, daß nach der klaren und lichtvollen Auseinandersetzung der konstitutionellen und diplomatischen Eigenart des Falles durch Lord Lansdowne die Korrespondenz auf« hören wird, und daß der erste Lord nicht länger Einflüssen ausgesetzt werden wird, die selbst ein größerer Mann als Verlegenheit bereitend finden tonnte. Was unsere Flottenpolitik anbetrifft, fo zweifle ich nicht, daß meine berechnete Indiskretion wenigstens eine der hauptsächlich bestimmenden Ursachen der klaren, emphatischen und staats« mönnischen Ankündigung war, die Mr. Asquith vergangenen Dienstag im tzause der Gemeinen in Erwiderung auf Mr. Valfours stritte Anfrage abgab." Das ist klar, bündig, klug, und aus jedem Satze spricht politisches Verständnis. Daß die Sache in ihrer Wirkung erledigt sei, soll man Kindern, nicht erwachsenen Menschen vorreden. Der für des Reiches Wohl Verantwortliche aber wird, auch wenn der Lärm des Tages längst verhallt ist, die Frage nach dem Sinne des mit guter Negie gespielten Stückes nicht von der Schwelle des Bewußtseins scheuchen, nicht für eine Episode halten dürfen, was nur Präludium war. Darf mans hoffen? Man muß es wünschen. Karl Schnitzler.

«Randbemerkungen.

Die Tänze der Schwestern Wiesenthal.

Wenn der Vorhang aufgeht und der E^opin»Walz«r anhebt, denkt man: Aha, das gouvernantenhaft« hopsen der Duncan. Das munter»naivische, aufmeckernde Springen eines Vöckleins, gefehen durch ein akademisches Ee» müt, das sanft nach der Antike schielt (Uebrigens war es von Anfang und als An» regung dankenswert.) Es könnt« einstudiert sei», denkt man. hoffentlich wird es besser. 2>HN« aber, wenn Beethoven naht und das A,dante aufbegehrt, merkt man plötzlich auf, da eigentümlich energische Bewegungen, die den Linienfluh störrisch zerreißen, Charakter ahnen lassen. Man merkt: die Anlehnung fehlt. Und wenn Strauß die „Nosen aus dem Süden" aufblühen läßt, frappieren die weich hinschwingenden Gebärden, die aus den gliedern «ine selig sich hingebende, lauschende u!it> lockend« Einheit machen. (Elsa Wiesen» lhal.5 3a»n ein erkältendes Kostümstückchen im Neifrock (Massen«:, Tanz aus „Manon"). Man bedauert, sich nicht erwärmen zu können. Aber dann kommt wieder Strauß, und die Wellen der Donau fliehen fanft in Tönen hin. Und wieder (diesmal tanzt Grete Wiesen» thal) dieses Sich-Lösend«, ganz Schwebende, diese verhaltene Ekstase mit dem prickelnden Einschlag und dem mclancholisch»süßen Lächeln. Eine zarte Stimmung über dem Ganzen, ein eigentümlich vornehmes dämmerndes Licht . . . Und zum Schluß die drei Schwestern zusam» men; Lanner » Schubert» Walzer. Junge,

mädchenhaft« Gestalten, voll Schlankheit und Grazie. Ein apartes Spiel wechselnder Linien, sich lösender Berschlungen, mit Bewegung«» figuren, die man plötzlich fixieren möchte: Motiv«, die an «inen graziös««, malerischen Fries «rinn«rn!

^ Und nun w«ih man: Wiener Kultur. Ein typischer Ausdruck inneren Seins. Etwas Essentielles. Nichts Angelerntes. Nicht um» sonst löst die weich.sinnliche Musik von Johann

Randbemerkungen

Strauß, lösen die Suggestion einschmeichelnden Melodien, die wie ein Duft entschweben, deren Töne prickelnd aufsteigen, wie Perlen im Selt» lech, leicht und flüchtig, aber voll sublimsten l'«Haltes, dies« Glieder aus dem einstudierten Schema und steigern die Gebärden zur ge» ichlossenen, innerlichen Wesensform, so daß Bewegung hier Ausströmen wird, Sich»Geben. Mit zarter Delikatesse begleitet diese Musik die Bewegungen; so leicht und sanft, als hörte man fern, hinter ungeahnten Fenstern, ge» dämpft die Klänge

Orct« Wiesenthal scheint die intelligentere M sei», Ihre Strauß»Interpretation ist wechslvoller, durchdachter, mit einprägsameren Nuancen; es ist mehr Charakter darin. Elsa Wiesenthal ist temperamentvoller, Ursprung» licher; sie hat mehr «Rhythmus und «ine un» unterbrochene, einheitlich« Folge weicher Linien. In beiden aber lebt das Gefühl für das Wesen des Tanzes, und wenn sie in ver» haltenem Jubel leichtlich sich dem Wirbeln der Akkord« hingeben, merkt man, daß sie über das Vloh»Int«rpr«tative hinauskommen, nicht pantomimische Umdeutung geben wollen, son» bern lich tragen lassen, wodurch das -Natur» liche ihrer mädchenhaft«« Anmut und Grazie organisch sich auswirkt. Sie befreien sich aus dem Zwang der Gebärde und schaffen etwas Persönliches. Sie wollen nicht Chopin tanzen; Musik lebt in ihnen und wirkt Bewegung. Der innere Kontakt ist da. Das Lehrhaft« schwindet, hier trennen sich schon die Weg« der Entwicklung, «in« "Rückkehr zum Arsprüng» lichen macht sich bemerkbar.

hier nähert sich die Darbi«tung der Kunst, und w«nn man nnter Tanz eine eigene Stil» form, eine künstlerische Wesensäußerung ver» steht, kann man hier ahnen, daß sich «in« Form «rg«ben könnte. Denn so sympathisch man all diesen Versuchen gegenüberstehen muh (da sie Kulturäuerungen darstellen) — man wird nicht leugnen können, daß Bleibendes erst gewonnen wird, wenn sich das Mensch, lich«, Zufällige zu einer prägnanten, eigenen Form erhebt. All« bisherigen Versuch« sind als Etappen zu betrachten. So zählt man diese Tänze zu jenen Erlebnissen, die au» de» realen Leben hinwegführen in ein Veich der Schönheit. Das ist nicht der einzige Sinn der Kunst, aber ein wesentlicher. Darin liegt das Befreiend«, das froh und l«icht macht, das man nicht vergessen wird im Gedränge. Aus dieser Empfindung heraus kam wohl auch d«r über Erwarten nachhaltig« Zw«ifel. Ab«r cs war ebenfo schön, daß die Schwestern dem Drängen nicht nachgaben. Man sollt« auch bedenken, daß anderthalb Stunden Tanz, ab»

gesehen von aller Schönheit, auch «in» de»
neidenswerte Gymnastik ist.

Ernst Schur.

Atavismus.

Greifst du nach der fliehenden Eidechse und
fassest sie am Schwanz, so lacht sie sich in«
Fäustchen, läßt dir ihren Schwanz zwischen
den F'ngern, sie selbst aber entweicht froh»
gemut, als wäre ihr durchaus nichts Schlimmes
passiert. Kann's ja auch leicht tun.- ein neue»
Schwanz wächst ihr eben nach. Ein neuer ja,
aber «in ganz anders gearteter. Die moderne
Naturwissenschaft hat das in scharfsinnigster
Weise herausgefunden. Im Kapitel vom N«>
generierungsvermögn der Organismen ist da«
einer der interessantesten, ja der rätselhaftesten
Fälle, Sogar ein ganz einzig gearteter Fall.

Alles, was in der Natur regeneriert wirbt,
regeneriert sich so, daß an die Stelle des z«
ersehenden Gewebes «in neues Gewebe von
genau derselben anatomischen Struktur tritt.
Der Schwanz der Eidechse ist davon die cin»
zig« Ausnahm«. D«r n«ue Schwanz, de» ihr
für d«n verloitnen wächst, hat den anatomi»
schen und histologischen Bau nicht der gegen»
wärtig lebenden Eidechsenarten, sondern lxr»
jeningen der Ichlhiosaurus»Epoch«. Di«
Naturforscher haben sich viel Mühe gegeben,
dies« so sonderbare Erscheinung im Geiste der
Abstammungslehre zu erklären. Einem von
ihnen, dem scharfsinnigen Neo»Lamarckianer
Weihmann, ist dies auch in annehmbarer Weis«
gelungen.

Nandbemerungeii

Wir aber haben es gegenwärtig nicht mit den Erklärungsgründen zu tun, sondern bloß mit der bizarren Tatsache selbst. And zwar in einem auf den ersten Anblick freilich etwas eigentümlichen Zusammenhange. Im Zusammenhang« nämlich mit dem verrückten Brandstifter, der den Berlinern durch Wochen täglich «in paar Dachstühle angezündet hat, bis man seiner schließlich habhaft werden tonnt«. Der Kerl ist ohne Frage verrückt. Das braucht« man dem Publilu in nicht erst zu beteuern.

Und g«rad« dieser Wahnsinn, diese Pyromani« ist «s, di« einen unwillkürlich an die seltsame Geschichte vom Eidechsenschwanz er» innert.

In der Ahnenreihe unserer gegenwärtigen Zivilisation — gar nicht zu hoch oben — bereits an der Schwel« der historischen Zeit stoß«« wir auf di« Kultur der Feueranbetung. Ist es auch nicht dokumentarisch erwiesen, so darf doch angenommen werden, d»h di« Kultur» «ntwicklung all« Völler durch diese Zwischen» Phase hindurchgeführt Hab«. Nicht überall wird der Feuerglaube ein« so hohe philosophisch« und ethische Vollendung wie bei Zoroaster er» reicht haben. Aber daß an der Wieg« d«r Kultur di« Macht des Feuers dem ganzen Menschengeschlecht als «ine überirdisch« Oe» Walt, als etwas religiös zu Verehrendes er» schienen sein wird, kann, ja muh schlechthin ohne weitere« angenommen werden.

Um nun auf unseren Berliner Pyromanen zurückzukehren, so liegt die Frage nah« genug, ob di« Verrücktheit der Brandftiftungswut nicht «twa «in indivibu«ller "Rückschlag auf den Feuerlultus der Vorahnen sei?

Vi« Häufigkeit dieses Wahnsinns und sein respektables Alter — di« ältesten Urkunden und U«b«rli«f«rungen wissen bereits von seinem Vorkommen zu berichten — weisen äugen» fällig auf solch atavistischen Ursprung hin. Und w«d«« unwahrscheinlich, noch unwissenschaftlich wäre die Annahm«, bah Pyromanie eigentlich nicht« weiter als «in atavistisches Zurück» springen auf längst verschollen« Kultur» zustände s«i.

Da wären wir denn glücklich wieder bei unserem Ausgangspunkte: dem Eidechsen» schwänz«. Wer kann die Annahme kategorisch von der Hand weisen, dah auch hier ein spezi» eller Fall von Negenerierungsvermögen vor» liegt, wobei wenn der zeitgenössisch« Mensch seinen modernen Verstand verliert, ihm der Verstand seiner feueranbetenden Vorfahren nachwächst? Seltsam klingt solches ohne Zweifel. Aber nicht seltsamer doch als di«

Tatsache, daß einem zeitgenössischen Eidechseu an Stelle des abgerissenen ein Schwanz nach» wächst, wie ihn seine seit Millionen Jahren ausgestorbenen Ahnen besessen haben. Diese Idee trete ich unentgeltlich zur weiteren Behandlung an Anthropologen und Experimentalphysiologen »b. Sie mögen diese Spur weiterverfolgen.

Ich habe Vernünftigeres zu tun.

Victor.

Schamgefühl.

Den Gästen, die Mr. Edward Blix, der bekannt als Eisenmillionär von Chicago, am 1. Januar 1908 zu einem köstlichen Diner eingeladen hatte, wurde eine große Überraschung bereitet. Während die Suppe von der Decke auf Silbertabletten heruntergelassen wurde, kam auch eine dünne Wand von der Decke herunter, so daß der Tisch der Länge nach in zwei Hälften geteilt wurde und niemand mehr sein Gesicht sehen konnte. Dieser Mittelwand folgten blitzschnell Querwände, die den Nachbarn von der Nachbarin trennten. Alle saßen plötzlich voneinander ganz allein. Und der Gastgeber sprach mit gewaltiger Stimme: „Meine Damen und Herren, das Tier schämt sich nicht, daß es essen muß. Der Mensch aber soll mehr Schamgefühl besitzen; er soll jederzeit das Bewußtsein haben, daß das Essenmüssen etwas Entwürdigendes ist.“

Nachdem die Gäste die Suppe gegessen hatten, gingen mit den leeren Tellern auch die Wände wieder in die Höhe — und da konnten sich alle Gäste wiedersehen: sie priesen das Zartgefühl und das differenzierte Schamgefühl.

" ' ' '
 Randbemerkungen
 gefühl des Gastgebers in Ichhaftestel Weis«.
 Jeder Gang wurde umwandet allein ein»
 genommen. Diese Art, Diners zu geben, ist
 jetzt in ganz Amcrita „modern" geworden. Ob
 Europa auch jemals so weit kommen wird?
 Ich glaube: der plumpe Europäer wird dieses
 „Schamgefühl" nicht so bald begreifen.
 Paul Scheerbart.
 Vom Kinde, vom Mitleid und vom
 Himmelreich.
 Fremd« Kinder, die sich meinen nähern,
 betrachte ich mit Mißtrauen. Ist dieses Miß»
 trauen unberechtigt? Nähe ist doch alles im
 Leben.
 Einem in der Zeitung mitgeteilten, gar
 einem in großer räumlicher oder zeitlicher Ent»
 fernung erfolgten Unfall lann ich mich nicht
 fühlend hingeben. Ich Hab« kein Mitleid mit
 der bloßen Tatsache fremden Wißgeschickes.
 Erleb« ich es, dann ergreift es mich: dies
 ist Mitleidenschaft, ein egoistisches, «in Selbst»
 interessegefühl. Ich kann ein fremdes Schicksal
 auch, durch anschauliche Darstellung be»
 wegt, mitfühlen: daher die Gewalt der
 Dichter und Bildner, nur der echten freilich.
 Es gibt Kinder, die sich von vornherein
 durch Aspekt und Gehaben als zu einer Schicht
 gehölig erweisen, die mir unangenehm ist.
 Diese Schicht dulde ich (gefühlsmäßig, nicht
 etwa doktrinär) bloß als Hintergrund. Ich
 kann sie sofort in näher« Beziehung zu mir
 bringen, wenn sie mir dient, wenn ich sie
 beschenk«. Aber auf gleich und gleich kann
 ich sie nicht gelten lassen. Es ist fade Duselei,
 wenn ich mich dazu überrede, daß ich's im»
 stand« wäre. Die brutal»g«fühlsmäßige Praxis
 belehrt mich sogleich: Ich entferne mein Kind
 aus der Näh« dieser enterbten Augen, dieser
 harten Hände. Es sind unkindliche Kinder,
 arme Kinder. Kindheit ist Luxus.
 Das Gleichgefühl ist «in steriles Theoreti»
 lum. Es ist im Reale» nicht existent. Man mag ^
 die „Untern" nicht anders denn als Beschenkte,
 als Geduldet«, als Unterworfen«, Unterwürfig«
 um sich, unter sich leiden. Wi« schön ist das selbst»
 verständliche ehrerbietige Grüßen patriarchalisch
 mit ihrem Grundherrs lebender Landbevölke»
 rung! Wie häßlich, unlauter auch hier die
 trotzig« «Regung des Nationalismus: „Warum
 soll ich den Kerl eigentlich grüßen?!"
 Es ist dafür gesorgt, daß diese notwendige
 „Ungerechtigkeit" der faktischen Schichtenwelt sich
 ausgleiche, im Akkord der Welt versöhne. Jesus
 sagt mit tiefer Bedeutsamkeit: Eher wird «in
 Kamel durch ein Nadelöhr gehen, denn «in
 N«icher ins Himmelreich. Das Himmelreich ge-
 hört wirtlich den Mühseligen, den Unterwarf«»

nen. Dies ist das Gesetz des metaphysischen, des formalen Gleichgewichtes, das „Freigeister“ und Volksaufklärer so übel verkennen und verleumden aus Dummheit — Doktrinarismus. Es gibt ein Himmelreich. Und es gehört den Mühseligen. Aber die ausgleichende Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt. Mit „Necht“. Es ist bornierter Unverstand liberaler und sozialistischer Staatsrechtler, wenn sie die Unge-setzlichkeit der lebendigen Willkür logisch befunden, wie es Kautsky führen zu tonnen meinen. (Wenger, Neue Staatslehre). Es gibt im Leben nur Macht aus Tatsachen. Man kann das Leben nicht durch Theorie vom Leben erlösen. Man kann nur pessimistisch darüber philosophieren. (Man kann freilich auch revolutionieren, reformieren — bis auf weiteres.) Die Erlösung ist „jenseits“. Und dies Jenseits ist so gut in uns, wie wir in ihm. Drinnen und draußen sind Illusionsvehikel. Die christliche Religion, wie sie Jesus gelehrt hat, ist die Religion der metaphysischen, d. i., der formalen Gesetzmäßigkeit, Die Welt wäre nicht „rund“, wenn sie nur die blöden Sinnen sichtbare Welt begriffe. Denn diese erscheint wahrhaftig mit Willkür „eingerrichtet“, Menschenwert ist Menschenwille, Aber Gottes Wert ist Gottesliebe. Die Gottesliebe ist die einzige allgemeine, die versöhnende, erlösende Liebe zur ganzen Welt, Richard Schaukal.

Parerga

373

Pariser Salons.

Histor wenigen Tagen ist eine Frau dahin»

^ geschlede», die über vierzig Jahre lang in ihrem

Haus» die geistig« Elite des akademischen und

literarischen Paris bei sich empfing. Die Gräfin

de Lohes, deren Tod die Pforten eines jener

Pariser Salons, in denen die altfranzösischen

Traditionen der Unterhaltung gepflegt wurden,

für immer schließt, besah vi« Eigenschaften,

ich möchte sagen das Talent, die Herr»

scherin L«nes kleinen intellektuellen «Reiches

zu sein, das man einen „Salon" nennt.

?«r Fortschritt, der mit seinen vielen

Verbesserungen und Vorteilen so manches

Sinnige, Erfreuliche und Angenehm« zerstört,

steht auch im Begriff, eine der anregendsten

und wertvollsten, geselligen Einrichtungen zu

vernichten.

Wer von den Moderne« hat heut« noch

Zeit, sich ganz regelmäßig, zu festgesetzten

«tunben, m»t denselben Leuten in einem be»

stimmten Hause fast täglich zu treffen?! Wer

hat noch Lust, wenn er «in Dutzend Zeitungen

gelesen hat, die gesprochenen Meinungen über

Aktualitäten nach den gedruckten zu hören!

Wissenschaftliche und literarische Vorträge,

Konzerte und Matinees, Ausstellungen, Sport,

Kammersitzungen und wi« die Tagesbeschäfti»

Zungen der Intellektuellen des 20. Jahr»

Hunderts auch heißen mögen, lassen ihnen nicht

Zeit zu den gewohnheitsmäßigen Verein!»

gungen. die die Hauptbedingungen eines

Salons sind.

Wie die Damen des 18. Jahrhunderts

empfing Madame de Lohes täglich ihre In»

limen in den Nachmittagsstunden von 4^h7,

und einmal in der Woche, am Freitag, zum

Diner. Zur Zeit Napoleons III. gehörte» zu

ihren treuen Gästen der Vetter des Kaisers

Prinz Plon»Plon, Thsophile Gauthier, Sainte

Beuve, Öllivier, Gustave Flaubert, Nigra,

Arsöne houssey usw. In den achtziger Jahren

waren es Alexandre Dumas und Ernest

Nenan, die es sich nicht nehmen ließen, die

geistig so anregende Atmosphäre des matt»lila

Salons in den Champs Elysses und die »us»

gezeichnete Küche der Gräfin zu genießen. Der

General Voulanger und Clémenceau trafen sich

häufig bei der noch immer schönen, stets in

Weiß gekleideten Hausfrau. Und erst als die

„»llair« , die Frankreich zerspaltete, auch bei

den habitués der Comtesse« d« Lohes eine Kluft

schuf, blieben «inig« ihr« Getreuen, zu denen

der jetzige Ministerpräsident gehörte, fort. Die

Gräfin war Anti.Dreyfus, sehr nationalistisch,

und das lichtet« etwas die Schar ihrer Freunde.

Sie, die Frau, die vierzig Jahre lang alle

Bedingungen einer Salonherrscherin erfüllt

hatte, war in den verhängnisvollen Fehler verfallen, eine stark persönliche Meinung zu haben. Im übrigen entsprach sie in allen Punkten den Vorbildern großer Salondamen früherer Jahrhunderte.

Nicht jede Nuge und bedeutende Frau hat die Gaben und die materiellen Fähigkeiten, einen Salon zu bilden. Es sind allerlei Faktoren dazu notwendig, die nicht im Bereich des Willens liegen.

Madame Ancelot, die selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen berühmten akademischen Salon hatte, in dem Stendhal, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Villiers de l'Isle-Adam, Nachez, Madame Nöcamier und noch viele andere weltbekannte Persönlichkeiten regelmäßig verkehrten, definiert in einem Werk „Pariser Salons“ den Salon ungefähr in folgender Weise:

„Linen Salon nennt man die intime Vereinigung von Menschen, die sich kennen, seit Jahren zusammenkommen und stets glücklich sind, sich wiederzufinden. Die Wirtin ist das Band, das die Gäste untereinander verbindet, und dieses Band ist um so wertvoller, je mehr man der Hausfrau Geist und Verdienst zuerkennt. Um einen Salon zu bilden, muß man Menschen mit gleichen Ideen und Gewohnheiten, mit einem Wort von gleicher Geschmacksrichtung, um sich zu gruppieren veranlassen. Es ist ganz selbstverständlich, daß nur diejenigen Personen Zutritt haben können, deren Bildung und Erziehung auf solchem Niveau stehen, das man sie mit den edelsten, besten, vornehmsten Zeitgenossen ruhig in Verbindung bringen kann. Bloß der inneren menschlichen Wert darf in Betracht gezogen werden, Stellung und Vermögen dürfen keine Rolle spielen. Der wahre König in dieser kleinen intellektuellen Republik ist der Geist.“

Wie wenig der heilige gefellige Verkehr diesen Bedingungen entspricht, braucht ich wohl nicht erst zu betonen. Nahrung und Verköstigungen mögen spielen heutzutage die erste Rolle, und unser Salons tragen den Charakter dieser beiden Elemente. Die Ueberrastung im äußeren Leben, die Zersplitterung der Interessen lassen uns nicht zu der beschaulichen Stimmung kommen, in der man unpersönliche, höherer Fragen mit warmer Begeisterung erörtert. Die Aktualitäten sind akuter, unser materieller Lebensbedürfnisse brennender, wir selbst zu individuell geworden.

Ein Rückblick in die Salons früherer Jahrhunderte belehrt uns schnell, wie nachteilig das Zeitalter des Telefons und des Automobils für jene Vereinigungen ist, die man im 17. Jahrhundert „salons“ zu nennen pflegte.

C> «»

Parerga

«I

o nannte. Nach dem Muster des Hotel de Nam»
 bouillet, dessen P»ecieusen von Moliere un»
 sterblich lächerlich gemacht worden sind, bildeten
 sich Ende des 17. und Anfang des 18. Jahr»
 Hunderts schnell einig« „cen^ele», in die geist»
 volle Frauen die bedeutenden Männer ihrer
 Z?it hineinzogen. Gewöhnlich hatten die Damen
 ihre zweit« Jugend bereits weit hinter sich.
 Die Marquis« de Lambert, die 164?
 geboren ist. tauft« mit 63 Jahren das Hotel
 des Grohherzogs von Nevers, das von Mazarin
 erbaut worden war und die heutige National»
 bibliothek bildet. Sie ließ es mit herrlichen
 Malereien und Vergoldungen ausstatten und
 empfing ihre Freunde hieselbst bis zum Jahr«
 1<33, wo sie als Sechszundachtzigjährige noch
 jeden Dienstag ihr literarisches Diner Prä»
 sidierte und täglich für ihre Intimen zu treffen
 war. Um uns eine Vorstellung von dem
 geistigen Leben einer solchen Dame zu machen,
 möchte ich hier nur einige Notizen, die der
 Memoirenliteratur jener Zeit entnommen sind,
 anführen:

Die Bormittage wurden zu metaphysischen
 und moralischen Gesprächen und Dissertationen
 verwandt. Akademiker, Literaten und Philo»
 sophen trafen sich bei ihrer klugen Freundin,
 und manch« für den Druck bestimmt« Arbeit
 erhielt hier «hre Geistestauf«. Abends aber
 nahm die Unterhaltung «inen ander«n
 Charakter an. holkatsch, Anekdoten, boshaft«
 Witz«, Finanzflandal« und ganz besonders bi«
 Vorgänge »uf dem Kirchhof von Saint»Mebard
 wurden hier aufs lebhaftest« kommentiert. Man
 kann sich denken, mit welchem verächtlichen
 Lächeln bi« freisinnigen Geister, wie Fon»
 tenelle, Montesquieu, die Wunder der Kon»
 vulsionisten. die Tote sprechen und Taube hören
 machten, beurteilten. Als auf Vefehl Lud»
 wigs XIV. der Kirchhof gelchloslen wurde,
 machte ein Distichon, das im Salon der
 Marquis« de Lambert entstanden war,
 in Paris bi« Nund«:

„1)2 p3i- I« Noi, 6«l«u3« ü, visu

II« llüre mii-zoleü «n o« lisen."

Einer der Stammgäste der Salons jener
 Zeit war der Philosoph Fontenelle, der das
 Kill. Lebensjahr «rreicht hat. Von ihm erzählte
 man, bah er während sicbenzig Jahren seines
 Lebens nicht ein einziges Mal bei sich diniert«.
 Und als man den hundertjährigen aus feinem
 Haus zu Grabe trug, soll ^in Nachbar, der
 gerade am Fenster sah, gerufen haben:

„VoilK un« onus« eitrÄoriüiiHil«! 1,« lx>i>-
 bomin« l'untbu«»« qui gort cl« one? lui et o«
 l>'«»t M» pour »Her äinsr «n vi!!«!"

Der Salon der Herzogin von Bouillon, in dem La Fontaine lein« ersttn Fabeln vorlas, der der Madame de Tencin, in dem Marivaux seine Komödien zum best«« gab, d«r der alten, blinden du Deffant, di« un« «hren Fauteuil in der Nifche di« vornehmst««» Fremden, geistvollsten Höfling« und Politiker, Philosophen und li«b«nswürdig« Frau«« versammelt«, sind nur «in kl«iner T«il d«r „bure«lli o"«3prit" j«ner Zeit. Die Freundin Voltaires, die Marquis« du Chüt«l«t, sah «benfalls di« bedeutendsten Wann«« an ihrem Tisch, der wegen seiner schlechten B<« töstigung und gelehrten Unterhaltung berüchtigt war. D«r populärste Salon war der d«r Madam« Doublet d« Pasan, «l««r alten Dame, die sich, um ihr Leben ruhig zu beschließen, in das Kloster der „filles Saint» Thomas" einlogierte. (Jetzt befindet sich a« der Stelle die Pariser Vors«.) Sie war schwer leibend, zerstreute sich aber so gut durch di« täglichen Besucher, dah sie vierzig Jahr« lang keinen Schritt vor di« Türe machte und bis zu ihrem 94. Jahre di« Freuden ihres Salons genoh. Jeder ihrer Freund« hatte seinen Fauteuil unter seinem Porträt, hier wurden die Neuigkeiten des Tages aufgefchrieben »nd für die Intimen sogar (in jenem zeitungs» armen Jahrhundert!) gedruckt! Die Diners der Madam« G«off»in war«n berühmt, und dief« gute, wohlhabend« Bürgerin mit dem gesunden Menschenverstand nützt« ihren Freunden durch ihre klugen Nat» schlage und auch pekuniär. Etwas politisch angehaucht sind die Salo»s Ende des 18. und Anfang des 19. Jahr« Hunderts. Madam« Noland, dl« wählend einiger Jahre die Ggeria der Girondisten wa», schloß die Pforten ihres gastfreundlichen Hauses, um auf das Schaffot zu steigen. Madame de Stael, die bedeutend« Tochter des Ministers Necker, beherrschte lang« di« politisch« Welt, und ihr Salon tonnt« als di« Wiege der staatsmännischen Karrieren von Talleyrand und Narbonn« betrachtet werden. Der hah Napoleons veriatte dl« geistvoll« Schriftstellerin, di« ihren Salon in die Schweiz verlegen muht«. Zur Zeit d«s großen Kaisers und Feldherr« kann man höchstens den Salon der Herzogin von Abrantis zu b«« politischen zahlen. Der der Madam« b« Ntcamier in der Abbage»aux»Bois hatte durch die häusige Anwesenheit CH2teau» briands «inen literarischen Anstrich. Madam« de Brian«, deren amüsant« Memoiren erst kürzlich der Veffentlichkeit üb«« geben worden sind, empfang bis ins hohe Alt«« alle bedeutenden Leute ihrer Zeit, die sich »m ihren vertrautesten, ältesten Freund, de» Kanzler Pasquier, fcharten. Wie viel lieht sich nicht von den fo interessanten Vereinigungen

bei der Gräfin de Liev « n berichten, jene«

Parerga

«instigen Botfchafterin, die die intimste Freundin Guizots wurde, die eine Freundschaft, die an der Schwelle des Alters begann (Madame de Lieven hatte die Fünfzig bereits lang überschritten), und die im hohen Greisentum erst mit dem Tode endete. In der liebsten Zeit von Louis Philippe zu Napoleon III. war der Salon der Madame Oriola, in dem die Musik die Politik vertrieb, der glänzendste. Hier sangen die Malibran und Mario, hörte man die Sontag und die Albon, und das ganze mondäne Paris drängte sich in den verhältnismäßig kleinen Sälen. Unter dem Kaiserreich glänzten die politischen Sammelplätze bei der Fürstin Metternich, Madame Schickler und der Madame Schwetchine, die das Generalquartier der legitimistischen Opposition bot. In diese Zeit fallen auch die bekannten Empfangsabende der Madame de Paiva, die in ihrem kleinen Hotel der Champs Elysees die internationale Welt mit der Pracht einer instigen Demi-Mondänen, die das Glück gehabt hatte, eine Gräfin hienkel-Dounersmück zu werden, bei sich sah. Alte Pariser erinnern sich noch des Salons der Prinzessin Lis Trubetzkoi, deren bekannten russischen Bläuelchen, vor deren Büffet im Ehsaal sich der Herzog von Vroglie und Herr Thiels den Platz streitig machten, wo man sicher war, im dichtesten Gedränge Gambetta zu treffen, mit einem Wort, alles was es an politischen Größen Europas und Frankreichs zur Stunde in Paris gab, sich um die immer versöhnlich gestimmte Prinzessin versammelte.

Auch die Prinzessin Mathilde, Cousine des Kaisers, hatte noch bis vor wenigen Jahren einen allen großen Schriftstellern und Kunstlern zugänglichen Salon. Madame Adam empfängt noch immer des Sonntags in ihrem klösterlichen Schloßchen einer früheren Abtei in Gif bei Paris ihre nationalistischen Nussophilen, anti-deutschen Freunde.

Allerdings haben in der heutigen Republik die Salons viel von ihrem politischen Charakter eingebüßt, und in der modernen Pariser Gesellschaft nehmen die literarischen und musikalischen Interessen den ersten Rang ein. Eine der letzten Brautzeiten, Ära, die nach alten Traditionen der Tischgesellschaft beherrschte, war Madame Aubernon. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es das Kriterium für einen Schriftsteller, zu den „Arrivés“ zu gehören, wenn er bei Madame Aubernon eingeladen war. „Ich habe 68 > 2 ru s'Xstorß“ (hier befand sich das Hotel der bekannten Gastgeberin), wurde

von den damals «den in die Öffentlichkeit
tätigen Marcel Prévost, Hervieu, Lauedan,
Bourget, Henri Vecque, Narrö und all denen,
die seitdem zu einer gewissen Berühmtheit ge-
langt sind, selbstgefällig hingeworfen. Die gut
Madame Aubernon, die zu ihren Gästen auch
Aenan, Dumas, Sardou zählte, präsierte bei
ihren Dinern mit einer Tischglocke. Unter
Haltungen zwischen Tischnachbarn waren unter-
sagt und wurden durch energisches Glocken-
zeichen unterbrochen. Allgemein Gespräch
über gegebenes Thema waren erlaubt.
Diese etwas lächerliche Eigentümlichkeit ver-
hindert nicht, daß die glänzenden Vertreter
des intellektuellen Paris sich dennoch gel-
mäßig hier einfanden.

Auch heute gehört der Salon der
Madame Strauß, der Witwe Vizets,
Tochter des berühmten Musikers Halévy, zu
einem der angesehensten. Deputierte und
Akademiker, haute finances und Kunst treffen
sich bei der sehr Nüchtern und sehr gewandten
Pariserin.

Bevor ich noch einige der heute wichtigsten
akademischen Salons erwähne, möchte ich in
wenigen Worten andeuten, worin das Cha-
rakteristische eines solchen besteht. Die Damen,
die an der Spitze eines kleinen, intellektuellen
Salons, wie ich es bereits nannte, stehen, haben
gewöhnlich einen Freund, der zu den berühmten
„Vierzig“ gehört und um den sich die Salons
getreuen versammeln. Auch selten ist der Gatte
der Hausfrau der Chef jener geistreichen
Milieus. Diese Tendenz, daß ein bedeutender
Mann, der durch seine Werke eine außer-
gewöhnliche Stellung einnimmt, über die gesell-
schaftlichen Beziehungen einer ehrgeizigen Dame
herrscht, ist eines der Hauptelemente zur Ver-
gründung eines Salons. Und so kommt es,
daß die Aspiranten auf einen freien Fauteuil
„vous l'avez vu“ (unter dem Kuppeldach des
Instituts) jahrelang vorher ihre gesellschaft-
lichen Beziehungen danach einrichten. Daher
trifft man alle Sonntage bei Madame
Arman de Caillavet, geborenen Lipp-
mann, der alten Freundin von Anatole France,
bei dem Baronin de Pierrbourg, der
Vertrauten Paul Hervé, die Literaten,
denen der grüne Frack mit den goldenen
Palmen winkt. Der Salon der Gräfin
d'Audoubert ist schwer zugänglich, hier
sowie beim Vicomte de Vogüé und dem
Grafen de Ségur, wo die Herren des Hauses
der Akademie angehören, sind die Salons
weniger von Strebern angefüllt.
Leider fehlt es mir an Platz, hier noch von
den Salonplejadae dichtenden und schriftstellern-
haften Frauen zu sprechen. Die eleganten Damen
der haute finances, Madame Stern,
die unter dem Namen Maria Star Poesien
veröffentlicht, Madame Guillaumet

37«

?totizca

Berr, die ihre Nomane mit Jean Dornis zeichnet, die Comtess e de Aoailles, unfere moderne Sappho, die Herzogin von Aohan und Madame Alphonsc Daudet, sie alle schmeicheln sich, kleine, geistige Zentren zu schaffen. Politische Salons im wahren Sinne de« Wortes gibt es kaum noch. Sie sind durch musikalische ersetzt worden. An ihrer Spitz« steht der der Gräsin de Grsffhule, der Präsidentin und „pn-Irones«« äs» Branäe« »naitinn« mlziculez 6e k^anee". Wer zur Elite der musikalischen Welt gehört, trachtet danach, sich bei ihr einführen zu lassen. Die Comtessc de Bsarn, eine weitläufige Verwandte von Meycrbeer, gibt in ihrem byzantinischen Musilsaal mit Vrgel musikalische Soireen, von denen ganz Paris spricht. Di« Vicomtesse deTlidern, das Ehepaar de A«szkt. Madam« de M c a >> p o « , M a d a m « Cha r l c s Maj« , lelzt«« beiden groize Gcsc.»gstünstleil!nen, der» einen regelmäßig ih^e Freunde und „Gehöre» gelassen" in ihren Salons, Aber diese Unter» hallungen inl Neich der Töne haben nichts mehr gemeinsam mit denen, die «inst einen Fontencüe, Grimm. Voltaire, Aousfea:,, Talleyrand, Guizot, Dumas und Aenan «nl» zückten. Und als man in der literarischen Welt den Tod der Madame de Lohnes erfuhr, er« füllte «ine gewisse Wehmut alle die, die jähr:» lang bei ihr verkehrt hatten. Di« Vertreter des intellektuellen Paris, die ihrem Sarge folgten, fagten sich im Gedanken an die für immer verschl. ssencn Türen des gastfrcundlichen Hauses:

„<?tt2it un lies a^ioier« 8»lon5 pari°ien«, uü !'on c»U52!t."

Anna Jules C a l e.

Vücher.

Seit Menzels Friedlich » Büchern haben wir in Deutschland lein von einem Künstler illustriertes Wert von b«m Aange des „Sindbab der S««fahrer" g«habt. Vi«se von Vrullv Eassirer (gelegentlich der Subslliption auf das von Max Sl«vogt illustrierte Märchenbuch) aufgestellt« Behauptung erweist sich jetzt, wo das prachtvoll« Wert vor uns litgt, «18 durchaus zutreffend. Allein der in Ganzpergament gehaltene Einband, auf dem «in« vierfarbige Lithographie «ine bezaubernde Wirkung übt, zeugt von der lebhaften und bunten Phantasie Slevogts. Den künstlerischen Wert des Buches erhöht es, daß Slevogt auf dem lithographischen Stein arbeitete, von dem dl« Drucke abgezogen wurden, die somit als Originale zu gelten haben. A. L.

Notizen.

In dem «rfr«>llicherw«is« immer mehr zum

Durchbrnch gelangenden Bemühen, an Stelle
marltschrei«rifch«r Aetlame die ästhetisch lüuft»
lerische treten zu lassen, ist in den letzten Jahren
manches erreicht worden, was selbst vom über»
zeugtesten Aellamegegner bedingungslos g«>
würdigt werden muß. Vor uns liegt ein
Album des Hauses Ehr. Adt. Kupferoerg
K Co. mit 12 künstlerisch ausgesühten Blättern
nach Originalen von dem Maler Erich Mayer»
Windhul, welche von neuem zeigen, wie bi«s«
Firm» in ihrem ernsten Bemühen, auch mit
ihrer Aeklamme IÜ!,st!cris-!) zu Wirten, mil an <t!er
Stelle steht.

Die vorzüglich reproduzierte:', Blätter
zeigen uns in bunter "Reihe das Leben und
Treiben in D«utsch»Südwestafrika. Jedes Blatt
für sich ist ein kleines Kunstwerk. Niemand
dürfte auf den Gedanken kommen, daß es sich
hier um eine Reklame handelt. Nirgends
finden wir einen lauten Hinweis auf das Haus
Kupferberg, nnd manch einer wird an diesen
Blättern «ine rein lünftlerifche Freude haben.
Wir wiederhole», daß in der Zeit der
marktschreierischen Aellamc ein« von so bis»
lrctcr Künstlerhand ausgeführte Arbelt Aac>>
ahmung und infolgedessen besonders genannt >u
werben verdient. 5>.

Ueber Ursprung und Anssindnug der <l-s»
sähe Max Stirncrs waren in der Presse Aach»
richten verbreitet, die der Herausgeber dieser
Arbeiten, John Henry Mackah, — mit der
Bitte, dieser Berichtigung hier Aaum zu geben,
— als nicht zutreffend bezeichnet.

V<»aM»»i<Nch sH» den p«l!!l,Ich»» «!«U, «ar! Vchnl»!»», schmal«««»»?! , ssianbaulrsll «, sü» d«>>
Vlr<«iii»Ui <>»»» <«H»
>»ld, "«rl>,, l.' »»Ulz»»<!<!!! » , fti, nllcl a,il>«.c l»' VNur !,»«!>»»«»», Äe»!n V, «, L»nn»tt>»l » ,
K» 0«ft«lr»i<>,, »
ll»,«n, «»»»er« Ktftl, »,e» I. - V»>.a« «ll,li>i»lt» « cli,,. <>> !^«l>»b°ift««»Un ^!?. l«, «lil<l,cnli!»i»ß«
!». - »zi>«dU^,
Kl» 0«t!«r«tch»2n««n» »«« ss. Hl»l»«l r»r»»l» »«!»e! » «NUcl, «lül» I, »««»»,> »». - »l»ck »»»» Püß
»»«,!«» » » » P
«crlIn W. 57. Uül««u»»z» «6.

„M ORGEN" - VORTRÄ GE
VERANSTALTET VOX DER WOCHENSCHRIFT
MORGEN.
SONNABEND, DEN 25. APRIL 1908 - ABENDS 8 UHR
IM OBERUCHT-SAAL DER PHILHARMONIE
GEORG BRANDES
ÜBER
FRANK WEDEKIND
FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" 1ST DIESER VORTRAQ
KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM MITTWOCH, DEN 11. APR IL,
BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", BERLIN W. 10, EIS-
LEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER
ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONSEMENTSQUITTUNG DIE
EINTRITTS-KARTEN
VERLANGT WERDRN.
FÜR NICHT ABONNENTEN:
3 UND 2 MARK.
BILLETS BEI: ALI BLANG — BOTE * BOCK — WERTHEIU U. A. D. KASSE.

4iln unfm Eefer .
 •ilnbreto Carnegie
 Combrofo .
 4. »on «reboto.
 ftarl вфп11|1er .
 0. Д. Werbaum
 Cette
 :177
 tagebuá)
 «eife.
 378
 toelt bet nieberen
 «olfS 382
 JranjotfAer
 Optimíímu« 388
 Chiffrát« 390
 ФоИН1фев u. anbrtt
 attfjiefole 90S
 307
 400
 Íif lir Salten . . . Wiener <Шабфен . .
 "Rünbbemcrf ungen:
 CЄtmarb (Solbbecf . 3>i« 5Bоз1Г[спГи((фе .
 Я. Ф. IDibmatm . бфатае(и^(Mim
 (SfTen 401
 SQiator ^arlamentarífd)«
 5>u«Ue 401
 Rétime îoldbert.Cletj îbeater unb ЧПобе . 403
 tloüttfdje (Sebidjte 406
 «u« bem «luffteben «07
 «ucfjtoalb 3>er «Ooftf^erf . . . «10
 an bic 6d)rjttlcillíitg: Dr. iur. ílíiur Cantíbergcr,
 •Berlin W 9, Cennífr. 3. (©precrtftunben: IHontage unb 3>onn«retag8 5—7 Ubr.)
 K5«Jfl. Preu.i. Stl.l.m.Jjil , i
 Seidenstoffe
 Raufen
 Sie am
 Seidenstoffe und Sammete »Her
 Arten für Blusen, Kleider und
 Futterzwecke In den besten Quali-
 tätén zu den billigsten Preisen
 Mustersendungen umgehend
 л .-. л und portofrei .-. л .-.
 Franke-Versand aller Sendungen
 .-. .-. /. von 20 M. л л .-.
 43-44 Leipziger-Ecke Markgrafenstrasse
 im roten Eckhause

<XDodjenf<i>rift für beutfdje Kultur, begrimbet bon
«Sombart / «Ridbarb Stroufi / ©eorg «Branbeë / Wdjarb 9İlutJber
unter gnitoirfung bon Qugo bon
İntcr flänbiger sitœirung bon germann Фабр / Otto 3uliuS «Sietbaum / 3BU\$<lm
«BoЦфе / Осите ЧЗranbeë / gugo bon gofmannetljaj / Äarl 3"*НФ / ЧИфорб
9Hutl)tr / 3>lij (>alten / İtarl ěфш£1er / Sötrner (Sombart / ftranl STOtbetinb
Stummer 13

Abonnement £нерК-1|а()гПф в ТÍIarf

4)rel3 ber einzelnen 9lummer 50 ф(д.

27. «Шарз 1908

5In itttfere Befert

C)|m 1. ?İprH beginnt bag feierte Quartal beë „ЗДогден". ©ein STölrfen unb

•*^ ЧЮвПen liegt nun gebem offen, unb bie ftetig toadjfenbe 3«^ ber Cefer berechtigt
im 8 3U ber ^Öffnung, bag er am 1. 3uli eine 3^1 »on Abonnenten за^[en toirb,
İDİC fte паф Ablauf eineg Sabrée toot)! fautn eine beutfcrje 3eitfrfjnft bigger auf3U-
»eifen ^arte, bie ficrj jeber épefulation, Jeber &on3effton an bte İİienfd&entnftinfte
fern gehalten f>at unb fici), ofjnc ÇRücffidjt auf ben augenbliclic^en (Srfolg, auefdfjlieftlicf)
an bte gnteHeftuckKn toanbte unb toenbet.

Фер „Шогден" tottrb, tote bigger, in politifd&en fragen feiner gartet blenftbar
fern, roic bicr, аиф auf allen anberen (Gebieten toeitcrİjin keinem bag Siöort tocaren,
ber ettoaS зи fagen i>at; unb bemüht fein, аиф jungen Talenten bie ЧЗЗеде зи ebnen.

•Ше&г поф ala bigger toerben tolr für gute Ф1фгипд богде tragen, gm пафpen
f)cfic beginnen toir mit bem Slbbruck beg neueften erzab(снбен 4Hİerfeá Don gang
Don fta£İenberg, bem fid) зипафр ein Montan toon Vernarb 6í)oto unb eine
бгатаН?фе Arbeit toon бттц 9efrinn (bem SOTitglieb ber Berliner Otoer) an-
fфт^cfeen toerben.

ЗДиф mil ben Vortragen, bie, toic toir »сгТпрафен, in btefetn gai>re аиф
auficrtjalb ^erling gehalten toerben, fahren toir fort. 3>cn nacftften Vertrag toirb

•Crofefior Oeorg 'öraitbea äug Äорсnfjngcn über íCranf ^Bebefinb fjaİten. Ф1e
Vortrage finb für bie Abonnenten beg „Шогден" ипен!деПИф.

Фае №офени1фс 6rfфemen beg „ЗПогдсп" бедгенз1 ben Umfang beg етзе1пен
Qefteg. ©o тоar eg {ф»ег, jebeg (Sebtct »офсн1Нф er{фop?енб зи bc^nbeln. "İotr
ijabctT ung баf)cr cutfdjUcf;cii muffen, auf ben ?lugban beg mufifalifd)cit İciieg
vorläufig зи t>cr.İicf)tcn, toerben neben де!еденШфен größeren Beiträgen aber bie
(Sreigniffe beg Sageg in ftänbigen Äritifcn tourbigen. 9lug biefent ©rtmbc farjen
toir une heranlafjt, f)ccrn 3>oftor 9\id)arb 6trauj} зи bitten, äug ber ЖсбаГМон beg
„Worgen" atútyifdjeiben. Şerr 2)oftor Strauß, №efcf)cr bte Ceitung ber im Verlage
İilarquarbt Л S.o. erfd)cincnben SQtufif-^tografrien beibehält, bat unferer 53itte
in entgegenfommenbfter ^Deife сн!|профсн.

378 Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch

o «>

o 0

Me bisherigen ständigen Mitarbeiter: Julius Vab, Hermann Vahr, Berman Vang, Otto Julius Vierbaum, Vjörnson, Wilhelm Völsche, Georg Brandes. General von Vredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, L. M. Goldberger, Gurlitt, Willi Handl, Carl Hauptmann, Willy Hellpach, Nrchnr golitscher. Karl Ientsch. Paul Laband. Karl Lamprecht, Maz Liebermann, Thomas Mann, Aichard Muther, Hans Nosenhagen, Felix Galten, Aichard Schanlal, Karl Schesfler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Vernarb Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Frank Wedelind, Wolzogen werden auch fernerhin dem „Morgen“ erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen“ erscheinen.

Der Verlag. Die Redaktion.

Japanisches Neisetagebuch.*)

Po» Andrew Carnegie.

^eut nahmen wir einen Nellen Dampfer und besuchten auf dl« Einladung unseres ^) Freundes, des Kapitäns Totaki, die Weiften, die in einer Bucht, ungefähr 10 Weilen unterhalb Vokohama, sehr schön gelegen und sehr geräumig sind und gute Wertstätten mit modernen Instrumenten haben. Zwei Kriegsschiffe gingen eben vom Stapel, ein neuer Beweis von der sogenannten Zivilisation. Japan ist, wie Sie sehen, sehr ehr» geizig. All« Beamten, Vorarbeiter und handwerker sind Eingeborene und haben ihre Geschicklichkeit in jeder Hinsicht bewiesen. Die Löhne, die hier gezahlt werden, setzen uns in Erstaunen. Alle Zweige werden fast gleich gelohnt, Maler. Former, Grobschmiede, Zimmerleute, Maschinisten, alle erhalten denselben Lohn — 1 Marl bis 1,50 Marl pro Tag — je nach ihren Leistungen als Arbeiter; gewöhnlich« Außenarbeit wird mit 75 Pfennig, Wertstattarbeit mit einer Mail entlohnt; der Vorarbeiter erhält 240 Marl monatlich. Gearbeitet wird neun Stunden am Tage, jeder zehnte Tag ist ein Ruhetag, entsprechend unserem Sonntage. Die ganze Maschinerie wird hier entworfen und aus« geführt; der Kaiser hat sich für seinen Privatgebrauch eine große Schaufelräderjacht bauen lassen, die prächtig zu werden verspricht. Man nimmt es den Japanern nicht übel, wenn sie ihren Kaiser verehren, er ist wirklich ein Herrscher.

Da unser Kapitän in hohem Nange steht und dieser Besuch auf der Werft sein erster war seit seiner Nücklehr von einer Neise um die Welt, wurde er von den Beamten mit Willkomm grüßen empfangen. Wir hatten noch das Glück, die Verbeugungsvorschriften in ihrer vollsten Entwicklung zu beobachten. Die Vorarbeiter verbeugten sich breimal fast bis auf den Boden, manchmal knieten sie zuerst nieder und berührten den Boden dreimal mit ihrer Stirn. Nachher wurden wir belehrt, daß sie noch vor wenigen Jahren außer dieser Ehrfurchtsbezeugung ihre Arm« lang ausgestreckt und die Handflächen flach auf den Boden gelegt hatten; das wird jetzt nicht mehr gemacht, „nd ich zweifle nicht, daß mit dem Fortschreiten der Bildung solche Ehrenbezeugungen immer weniger gefordert werden. »

Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch 379

Wir stechen heut in See und verlassen Yokohama mit aufrichtigem Bedauern. Wir werden nicht sobald die guten freundlichen Gesichter derer vergessen, die so viel dazu beigetragen haben, uns unseren Aufenthalt in Japan angenehm zu machen. Wenn es möglich gewesen wäre noch bis Samstag zu bleiben, würde ich mich sehr versucht gefühlt haben, einer Einladung zu folgen beim St. Andrew»Bankett auf einen Toast zu antworten. Es würde mich sicherlich sehr gereizt haben, auf Schottlands Nuhm zu meinen lieben Landsleuten in Japan zu sprechen. Aber es hat nicht sein sollen. In Kiobe lag der Dampfer schon seit 24 Stunden, und wir mußten mit der Bahn nach Kioto fahren, der früheren Residenz des Mikado, dem japanischen Paris. Die Stadt verdient diesen Auf mit demselben Necht, wie Cincinnati unser amerikanisches Paris genannt wird. Kioto ist nur ein Haufen ärmlicher einstöckiger Häuser, aber seine Lage ist wunderbar und hat wahrscheinlich nicht ihresgleichen in Japan, und dasselbe kann man von Cincinnati sagen — weil die Schönheit von Paris von der Stadt gilt, nicht von der Landschaft! Es gibt Villen da, die wie Spielzeug aussehen und in den Bäumen versteckt liegen auf kleinen Hügeln um Kioto, viel hübscher als sonstwo in Japan; aber die Tempel in Kioto sind noch viel minderwertiger als die in Schibba. Auf unserer Reise sahen wir wieder ein gut Stück vom Innern, und überall bekamen wir Beweise, daß die Bevölkerung sehr flucht»bar ist. Männer und Frauen arbeiten auf ihrem kleinen Stückchen Land, sechs oder sieben Personen sind manchmal an weniger als einem Morgen Acker geschäftlich beteiligt. Es ist kein Ackerbau, es gibt in Japan kaum so etwas wie Ackerbau in unserem Sinne. Es ist «in Gartenbausystem, so wie wir es in der Nachbarschaft unserer großen Städte sehen. So durch das ganze Land habe ich es in dieser Ausdehnung nicht einmal in Belgien gesehen.

Unsere Ladung zeigt, welcher Art die Einnahmequellen des Landes sind. Es sind 800 Tonnen einer besonderen Art Seegrass, das die Chinesen lieben, Kraftwurz, Kampfer, Holz, Fisch, japanische Stückgüter, Kupferbarren usw. Jede Woche nimmt diese Linie eine ähnliche Ladung nach China, und der Handel ist in raschem Aufschwung. Diese Dampfschiffgesellschaft ist ein bemerkenswertes Beispiel japanischen Unternehmungsgeistes. Der Haupteigentümer, der japanische Admiral Garrison, hat Nein angefangen, jetzt der»kehren einig« 3? Dampfer zwischen den verschiedenen japanischen Häfen. Unter der Leitung von Krebs, eines Dänen, nahm diese Gesellschaft der Pacific»Mail»Compani> den China»Handel ab und erwarb sogar deren Schiffe. Es gibt vieles auf diesen Schiffen, was unsere Ueberseeesellschaften mit Nutzen hcrübernehmen könnten! Unter unserer Ladung befindet sich eine ziemliche Menge von lebenden Truthühnern, die ein unternehmender Japaner nach Shanghai zum Weihnachtsfest mitnimmt, und nun hören Sie mal, Sie bevorzugte Kinder des Glückes, Sie taufen das Stück um vier Marl, und ihre Lands»leut« in China müssen vierzig dafür bezahle». Man sagt, das Klima in China sei zu feucht für diesen Lieblingsbraten, aber er gedeiht prächtig in Japan. Ich wünsche dem Exporteur, der so die Einkünfte seines Landes vermehrt, viel Glück zu seinem Unter»nehmen. Anstatt des Adlers hätte der viel nützlichere Truthahn viel mehr Anspruch darauf zum Nationalvogel von Amerika erhoben zu werden. „Vier Mark für einen Trut»Hahn“, wiederholt«erstaunt der Kaufmann, als ich ihm den Preis bei uns nan»<?, „Was für ein Land muh das sein!“

380 Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch

Das Klima von Nordchina ist für Europäer nicht günstig, und viel« fahren hinüber nach Japan, um sich zu erholen; auch das ist für die Zukunft Japans günstig. Obwohl das Schiff den Japanern gehört, sind die Diener gewöhnlich Chinesen, und der Agent erklärte mir dies, indem er sagte, daß die Japaner ganz gut tun, solange sie jung sind; wenn sie aber ins Mannesalter kommen, werden sie ehrgeizig, und man kann sie d!ann nicht mehr bändigen, während der chinesische doy (ein Diener wird im ganzen Osten du/ genannt) immer ein „buy“ bleibt und beständig bedacht ist, seinen Herrn zu bedienen. Ferner sind die Japaner sehr kampflustig, eine Nasse von kleinen Kampfhähnen, immer zu Händeln bereit, besonders mit einem Chinesen. Der Kapitän erzählte uns, daß sich neulich ein großer Chinese bei ihm beklagt habe, daß ihn ein Japaner geschlagen hatte, und als er sich den Gegner holen lieh, zeigte es sich, daß es ein solch kleiner Knirps war, daß der Kapitän den großen Dulder fragte, warum er ihn nicht gepackt und über Bord geworfen habe. Der Klagegegenstand war erledigt, der große Chinese hatte es verdient. Aber ein Missionar sollte ihnen die Lehre predigen: Wenn dich jemand auf die eine Vacke schlägt, so halte ihm auch noch die andere hin, erst wenn er dich auch auf dies« schlägt, gib's ihm ordentlich wieder.

Morgen ist ein großer Tag: wir sollen bei Tagesanbruch in das berühmte japanische Binnenmeer kommen. „Wird es schön sein morgen?“ ist die einzige Frage an Bord. Die Aussichten werden sehr ernstlich diskutiert. Die Sonne geht sehr günstig unter, und ich zitiere Shakespeare, der über eine ähnliche Gelegenheit spricht:

„Die müde Sonn' geht golden unter,
Und die Lichtbahn ihres Feuerwagens
Läßt morgen günstig Wetter hoffen.“

Morgen foll es nur schön sein, nachher mag kommen, was mag — das ist die allgemeine Stimmung. 5

Welch ein Tag war heut! Manch Erlebnis, das einem so wunderbar schien, daß man glaubte, «8 würde nie dem Gedächtnis entschwinden, geriet in Vergessenheit; aber kein Sterblicher kann je an einem schönen Tage durch das japanische Binnenmeer fahren, ohne daß die Erinnerung daran bleibt bis zu dem Tage, an dem er stirbt. Es verdient seinen «Ruhm als die schönste Fahrt der Welt. Wenigstens kann ich mir nicht vor« stellen, wie man aus den Elementen Erde, Wasser und Himmelsluft etwas Schöneres zusammenstellen kann. Wenn man in das schmale Meer bei Sonnenaufgang einführt, kommt man an ungefähr 30NO kleinen Inseln vorbei, „die als Schildwach' zu bewachen scheinen ein verzaubert Land“. Sie teilen das Wasser und machen aus einem ein Dutzend kleiner Meere. Wie die Seen von Killarney oder die englischen und schottischen Seen sehen sie aus, aber hundertmal mehr, und anstatt der Tal« und Bergweiden sind diese hier bebaut bis an die äußerste Grenze, terrassenförmig angelegt, um jedes Fleckchen Erde auszunützen. An den Küsten liegen dicht zusammengedrängt Dörfer wie Nester in geschützten Winkeln, das Wasser wimmelt von Segeln winziger Fischerboote, überall ein Gefühl behaglichen glücklichen Lebens. Vom Bug unseres Dampfers zählte ich 9? in der Sonne blinkende Segel ohne die hinter mir liegenden. Auf den Hügeln sah man überall ganze Volksversammlungen, die auf ihrer kleinen Gartenfarm arbeiteten. Es

°° Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch 381

ist «in Panorama geschäftigen, bewegten Lebens, eines Lebens in schöner Umgebung nach jeder Seite hin, und wir muhten gestehen, daß wir nie zuvor ein solches Märchenland geschaut haben wie heute. Ich fange an zu verstehen, wie die Millionen Japaner auf einer so kleinen Fläche leben tonnen. Die Flüsse und Seen wimmeln von Fischen; Hügel und Täler werden ständig berieselt und unter andauernder Arbeit wächst Nels, Hirse und Gemüse. Wenige Mark nur genügen jährlich für Kleidung und für wenige Mark bauen sie ihr freundliches hölzernes Häuschen. So haben sie alles, was nötig ist und freuen sich tagtäglich ihres Lebens und sind überzeugt, daß es kein Land gibt, das sich mit Japan vergleichen kann. Ich zweifle nicht, daß sie täglich und stündlich dafür Gott danken, daß ihr Geschick sie in diesen Gefilden hat geboren werden lassen, und daß sie uns, die Sklaven eingebildeter Bedürfnisse, bemitleiden, weil wir uns selbst unseres Lebensglückes, der Freude am Augenblick, berauben, die sie für die höchste Weisheit halten; wir warten auf eine spätere Zeit, wo wir unseren Magen werden bis zur Nebersättigung füllen können — die aber immer zu spät kommt.

Als wir das Märchenland hinter uns hatten, bekamen wir einen frischen Wind, der die paar Stunden anhielt, die wir noch bis Nagasaki, dem letzten Hafen von Japan, zu fahren hatten, hier hatten die Holländer vor zwei Jahren eine kleine Insel erworben, von der aus sie mit Japan Handel trieben, lange bevor irgend eine andere Nation dazu die Erlaubnis bekam.

hier hatten auch die Katholiken ihr Hauptquartier; aber sie waren so erfolgreich in der Bekehrung der Eingeborenen, daß die Regierung beunruhigt wurde und mehrere tausend Christen auf die Insel zusammentrieb und alle niedermachte. Das war im 1s. Jahrhundert, aber noch vor wenigen Jahren wurden 7N0N japanische Katholiken des Landes verwiesen, heut hat sich alles geändert. Die Flüchtlinge durften zurück» kehren und gegenwärtig herrscht freie Religionsübung. Im vergangenen Monat hat man die Bekennet der christlichen (katholischen) «Religion gezählt und es wurden 35 0U0 ermittelt. Protestanten gibt es nur sehr wenige.

Soweit ich beobachten konnte, ist hier der einzige Punkt im Osten, wo wirklich ein bemerkenswerter Fortschritt in der Christianisierung des Boltes gemacht worden ist. Auf allen anderen Punkten, die ich auf meiner Aeise berührt«, sah ich nur einige wenige Ungebildete, die sich zum Christentum bekannten, manchmal ein Dutzend oder zwei, selten mehr. Dort wohnende Europäer erzählten mir stets, daß das Dienstboten oder die Dienerschaft der Fremden seien, die ihre Stellung nur durch Uebertritt zum neuen Glauben bekommen. Werden sie entlassen, fallen sie auch wieder ab. Man sieht, wie leicht lxr «rgebendste und gewissenhafteste der erste ist, der vor der fast unwiderstehlichen Versuchung fällt: die Mittel zu einem genügenden Lebensunterhalt scheint die einzige «rnfte Lebenssorge aller im Osten zu sein und das in einem Grade, den wir Amerikaner wenigstens uns schwer vorstellen tonnen.

Ich erinnere mich noch des lieben guten katholischen Bischofs von Kanton, wie er mir mit geradezu köstlicher Einfalt erzählte, daß jeder Arbeiter, der beim Bau der Kathedrale beschäftigt war, sich durch die Gnade Gottes zur heiligen Mutter der Kirche bekehrt habe. Der hot«lwirt sagt« mir später, daß diese sogenannte Betehrung eine Quelle vieler An» nehmlichkeiten war. Ich glaube^ der gute Pater ist das Opfer unangebrachten Vertrauens

382 Pasta Lombroso: Vorstellungswelt des niederen Volks

«» 0

gewesen, hier in Nagasaki gilt das nicht. 35IX)0 christliche Betenner in einem Distrikt, wo es kaum hundert europäische Familien gibt und wo Christ zu sein zugleich inferior bedeutet und nicht mehr Mode ist, das beweist einen Erfolg der Kirche und berechtigt zu der Hoffnung, daß in nicht zu langer Zeit dieser Teil von Japan eines Tages in den Schafstall gehen wird.

Ein wichtiger Grund für den unzweifelhaften Erfolg ist wahrscheinlich der, daß weder Negierung noch Volk das geringste gegen die Missionare haben, denn ihre eigene Religion geht den Japanern nicht sehr tief. Der Chinese ist ganz anders. Seine Religion ist ihm heilig, eine lebendige Kraft, und seine Götter dürfen nicht entehrt werden. Sie berührt seine heiligsten Gefühle und ist ihm alles. Das Auftreten unserer Missionare in den sogenannten heidnischen Ländern ist: die Bibel in der einen Hand, in der anderen den Revolver. In Japan ist der Revolver ganz überflüssig. Der Japaner betrachtet die Missionare mit harmloser Neugier, und wenn er auch keine Lust hat, sich mit ihren neuen Lehren den Kopf zu zerbrechen, so hat er doch nicht das geringste dagegen, wenn man sie erklärt und verkündigt.

Jetzt gibt es in Japan keine Staatsreligion mehr; der Buddhismus, der es früher war, ist 1874 als solche abgeschafft worden. Die Tempel und Priester werden durch freiwillige Beiträge erhalten. (Schluß folgt.)

Aus der Vorstellungswelt des niederen Volks.

Von Pasta Lombroso-Carrara und Mario Carrara, Professor an der Universität Turin.

Die vorliegenden Zeilen fassen das Ergebnis einer Umfrage zusammen, die Virgil unter dem ungebildeten Volk in Italien gehalten haben, um einen wenn auch flüchtigen Einblick in die Welt seiner Vorstellungen zu gewinnen. Zu diesem Zweck sind an eine bestimmte Anzahl von Personen aus unbemitteltem Stande einige Fragen über die Bedeutung gewisser Worte gestellt worden, die uns geeignet schienen, ihr tieferes Seelenleben näher zu beleuchten. Es handelt sich im ganzen um 50 Personen: 25 Männer und 25 Frauen; die Männer zum Teil Piemontesen, und diese fast alle zu geringfügigen Gefängnisstrafen verurteilt, zum Teil freie ligurische Bauern. Die Weiber sardinische Hausfrauen und ligurische Bäuerinnen.

Fast die Hälfte der Männer und Frauen konnte weder lesen noch schreiben, die andere Hälfte hatte beides, wenn auch recht unvollkommen, in den vier untersten Elementarlassen erlernt.

Anstatt die Fragen an eine große Zahl ganz fremder Menschen zu richten, haben wir es für zweckmäßiger gehalten, uns an Leute zu wenden, von denen wir bei näherer Bekanntschaft das nötige Vertrauen und somit unbefangene, zuverlässige Antworten erwarten durften.

Die Wahl der Fragen hat sich aus der Praxis von selbst ergeben und ist natürlich gemäß auf solche gefallen, die bei den Befragten die Grenze des Begriffsvermögens nicht allzuweit überschritten. Sie berühren das Gebiet der reinen Vernunft sowohl

«» 0

Pasta Lombroso: Vorstellungswelt des niederen Volks 383

als des ethischen Empfindens, so daß die Gesamtheit der Antworten wohl ein halbwegs anschauliches Bild der Volksseele in ihren Grundzügen vor uns zu entwerfen vermag. Wir haben an erster Stelle versucht, das Wesen allgemeiner Begriffe zu ergründen, indem wir nach der Bedeutung folgender Worte gefragt haben: „Astronomie, Mikroskop, Kolonie, Auswanderung, Universität, Missionar, Gerichtshof, Handel, Sparsamkeit, eingeboren, ungerecht“ u. dgl. mehr.

Es haben, wie zu erwarten war, nicht alle auf jede Frage geantwortet, und die Erklärungen sind vornehmlich bei jenen Worten ausgeblieben, die sich auf Elemente reiner Geistesbildung beziehen und somit dem Kreise persönlicher Erfahrung und praktischer Verwertbarkeit im Leben der Ungebildeten überhaupt fern stehen, wie „Astronomie, Kolonie“ u. dgl.

Besser orientiert sind die Befragten in den mit „Handel, Sparsamkeit“ usw. verbundenen Begriffen.

Sie erklären diese Worte fast nie mit einer allgemeinen, abstrakten Definition, sondern vorzugsweise mit Hilfe einer materiellen, bildlichen Vorstellung: sie sagen z. B., nicht, der Handel sei „der Austausch des Kaufens und Berkaufens“, sondern er sei „ein Laden, wo man Brot, Wein, Kleider usw. kauft“. Ebenso wenig wissen sie die Sparsamkeit als solche zu definieren, sondern geben konkrete Beispiele: „Sparsam ist einer, der, wenn er 4 Lire besitzt, 2 zurücklegt für den nächsten Tag, anstatt sie alle an einem Tage zu verbrauchen“ oder „Sparsamkeit ist, wenn meine Schwiegermutter mir sagt: kaufe wenig Vieh“, und „ungerecht“ ist „eine Tante, die dem einen mehr Geld hinterläßt als dem anderen“.

Diese Bezugnahme auf besondere Beispiele, anstatt dem Worte seine allgemeine Bedeutung beizulegen, zeugt von Mangel an Bildung und Trägheit des Denkens, wie wir sie bei niederen Völkern und bei Kindern hinreichend kennen, denen die Mühe des Abstrahierens und Verallgemeinerns mit Hilfe geeigneter Ideenverbindungen zu viel ist und die sich ebenfalls auf das Beispiel beschränken, nämlich auf Wiedergabe des materiellen Gewandes, unter dem sie ein äußeres Ereignis in ihre Gedankenwelt aufgenommen haben.

Ebenso wie bei Wilden, bei Kindern und Geisteskranken, werden Ideenverbindungen durch Ähnlichkeiten im Klang der Worte beeinflusst: „universität“ wird mit „diluvio univerzale“ (Sintflut), „microscopio“ mit „peronozoora“ (einer Rebenkrankheit) verwechselt.

36 dieser Leute haben wir gefragt, wie oft sie sich in ihrem Leben der Post und des Telegraphen bedient hätten. Zehn von ihnen konnten weder lesen noch schreiben, aber auch von den übrigen 26 hat sich herausgestellt, daß nur 6 die Post gewohnheitsmäßig benutzten, fast die Hälfte von ihnen hat sie nie benutzt; nur 2 haben sich des Telegraphen bedient. Ihr „lesen und schreiben können“ ist also ein nicht nur unvollkommenes, sondern auch zweckloses Instrument, dessen sie sich kaum jemals bedienen; sie stehen dem Treiben der Kulturwelt ebenso träge und fremd gegenüber, wie ihre ganz analphabeten Genossen.

384 ^afttt Combrofo: SBorftellunggtoelt beg mcbrcn

o o

o o

•Bon 43 'Perfonen toaren 42 meb> ober toenlger oft tn ber (Elfenbabn gefahren.
3>leg brachte ung auf ben (Sebanfen, наф ber 3>ampfmaf(i)ine unb bem "Zöfen jener
ge&eimnlgDolIen ftraft \$u fragen, beren ble Beute {1ф felber sum helfen beblent Ratten.
•Bleie anttoorteten tn d!e1фer îDeife {фГеф1b1п, bag bte (Elfenba&n „mtt genet
unb »oble", „mtt Sbaffer unb »oble" gebt, "oe^lebenarrlger hingegen aufwerten fîф
bte farbtfdjen grauen. „Фер 3>am)>f beg SÖafferg treibt fie uortoärtg", fagt bie etne;
ble anbere meint, „man treibt fle бигф geuer sum laufen an". (Eine nur {ф1en ein
feineres "äkrftunbnlg für ble Innere flntttoldfhmg beg SJorgangg зи haben, Inbem fie
behauptete: „bag elnðefфIoffenê Gaffer beftjt ble »raft, a*1фe ble ЧKa{ф1ne in (Sana
bringt, tole in einem ftod)to}>f auf bem geuer". SHeg beutet auf einen (Seift ber
ЗЗеобафНтд, ber leiber nur »erelnfelt gegen ble augbrutfglofe Ober^афИфрен ber
übrigen Slnttoorten abft^t.

„TOle gro& glaubt 3^r, bafj ble ©onne fei unb ber "Ktonb unb ble ©terne?"

Rafeen tolr toelter gefragt, „unb toarunt flnb fle ba?"

S)arauf J>aben totr brelerlel 9lnttoorten erhalten: ble einen toelfen auf ble be«
fonberen gunftlonen ber einseinen ©eftirne ^In: „ber luonb blent бази, um ble 11аф1
ju er1eиф1en", „ble ©onne um bag SDadjtum ber деIбгйфте зи förbern" uftt.;
anbere flnb 1^«o1од^фer îlatur, pertoeifen auf bie ubernatürlid)en »rufte ber ©фор^нд,
auf (Sott unb ble ^eilige gungfrau, blé fie e^affen b>ben; eine grau \$at gefaßt:
„ble ©terne flnb groß, toenn fie аиф Hein crfdjeinen, aber (Sott tolrît fo totele SDunber,
bag er аиф btefeg mag »оНбраф! fyuen". ЕпЫф bie ап^гороторЭДфен €r-
Hârungen: „3)le ©onne Ift bag ^Intltt" ©otteg, ber "Шопь bag ber gungfrau ШаНа,
ble ©terne flnb finge! ober geuerftücfе ober brennenbe Aerzen." Unter allen «Int-
»orten raten nur fünf auf ble бerraфШфе »1гШфе ©röfje ber ©eftirne.

iüoo ble ©rögenber^dltniffe ber urbe unb ble Flamen ber auf it)t befannten

©tabre betrifft, fo ftnb ble Slugbeijnungsbegriffe бигфаед ?a!1ф, unb ble Stamen-
ienntnlg Ift âufeerft gering, gtallen, beffen ©rogé fle offenbar mit l&rer Blebe зиг
tjelmat gfeid)itcilcn, Ift bag grdgte £anb ber Crbe, bag llnbefannte finft sum lin«
bebeutenben £erab. ©o Ift bte ©е{ат1oberpfе ber Ctrbe für bte ©arblnlerin „tteC-
îcid;t £unbertmal fo grog tole ble ©tabt Çagllari" unb "Кот „Ift ble grdgte ©tabt
ber "ioelt, toeil ber 'Cauft unb ber Äönlg bort tooiinen"; ^Imertfa Ift ein fianb, too
man unter gelten idjiäft, unb 3пЫcn ein i'anb, bog bon Keinen Шен(фen betoobjtt tolrб.
Ф1е драден наф berühmten ТПаннерн ^abcit аиф feine febr er(фop(enbe Qtnt«
toort erhalten: toeber SDerbl поф 23ignmrct, toeber ©labftone поф ^kifteur, ble наф
аЫИфен Umfragen In anberen Sänbern unter bem -Bolfc am meften befannt finb,
tjaben tolr mit einer ©übe ermähnen hören. Einige ^3аМафен äug ber бллфд)en
©cfd)td)ic, ober einige bcrftdjtigtc ^Sanblten Тфe1nen für ble ©arblnlertnnen neben søei
big brei mobernen 9larlonalb>Iben gtalleng — ©arlbalbl, <Шазз1п1 — bag erfte unb
einsige 43lnrcd)t auf НпperБИфГеи su b>ben. Ф1е befannte Literatur befdjrânît C1ф
auf einige iOilsblattcr, auf ble i'ebcnögcid)t^tc billiger 3Пanner unb grauen, auf
toentge тШе!аЙer11фe ^tttcrrotnanc, tro^bem ЭДйфer fonft in gutem 9tuf bei t^nen
fteb>n unb ihrer •älnfidjt наф basu bienen, um „bie 'IDahrbeit hinein su fd>rdb«n"

Pasta Lombroso: Vorstellungswelt des niederen Volks 385

oder „etwas Gutes daraus zu lernen“ oder — mit der beliebten Hilfe des Exempels — „um zu lernen wie man Hebamme oder Schullehrerin wird“. In einigen wenigen Antworten tritt auch eine rein religiöse Voreingenommenheit gegen profane Schriften jeglichen Inhaltes an den Tag.

Fragen wir, was man sich unter einem Abgeordneten, unter Steuern, unter Verfassung und dem König vorzustellen habe, was ein Krieg sei und wozu man ihn führe, so ergibt sich zunächst, daß von 43 Leuten 15 von einem Volksvertreter z. B. überhaupt nichts wissen, wenn auch sein Wirkungskreis diesen Mann mit den niedersten Schichten tatsächlich in Berührung bringt, und daß viele andere von seiner sozialen Tätigkeit eine ganz falsche Vorstellung haben.

Nur eine Minderheit ist sich mehr oder weniger deutlich bewußt, daß die besondere Aufgabe eines Abgeordneten darin besteht: „das Vaterland zu verteidigen“, „die Nation zu vertreten“, „das Wohl des Landes zu fördern“ usw. Allen gemeinsam ist bemerkenswerterweise eine fast abergläubische Hochachtung derer, die öffentliche Ämter bekleiden, ein angeborener Autoritätsglaube, der durch keine öffentliche Brandmarkung der stark korruptierten Staatsverwaltung zu erschüttern ist. So darf es nicht wundernehmen, wenn das System der Volksvertretung seine höchsten Ziele verfehlt, wo jene, die sich seiner zur Wahrung ihrer Interessen an erster Stelle bedienen sollten, von der Art seiner Organisation so mangelhaft und falsch unterrichtet sind.

Von den Steuern hingegen machen sich wohl die meisten und aus naheliegenden Gründen einen hinreichend deutlichen Begriff. Sie werden als unvermeidliches Uebel in Geduld getragen, von manchem sogar gutmütigerweise damit gerechtfertigt, daß der Staat ihrer bedürfe, „um seine Familie zu ernähren“. Einer erklärt, man zahle sie, „um nicht ins Gefängnis zu kommen“, ein zweiter bezeichnet sie noch etwas deutlicher als „Näuberzölle“, und eine dritte meint, „wenn sie (die herrschenden Klassen) ein großes Fest veranstalten wollen, dann haben sie kein Geld und nehmen es den Armen ab, die für alle bezahlen müssen“.

Alle gehen von der kindlichen Voraussetzung aus, daß die Steuern direkt an den König bezahlt werden. Der König ist für sie Ausgangspunkt alles politischen Geschehens, seinem persönlichen Eingreifen sind die Ereignisse im Leben der Nation zu verdanken, sein Wille ist für sie Erklärung wie der Wille Gottes in den Fragen der Welterschöpfung und der Moral.

Vielgestaltig und merkwürdig sind die Antworten auf die Frage: „Wer ist der König?“

„Der König ist der, der allen befiehlt“, „der die Welt beherrscht“, „der den Staat aufrecht erhält“, „ein Mann, der Almosen verteilt und den Armen Gutes tut“, „ein guter, tapferer, schöner Mann — nicht sehr groß“, „wenn er nicht gütig und klug wäre, so wäre er sicher nicht König“ u. dgl. mehr.

Aus alledem spricht die natürlich empfundene, unbegrenzte Ehrfurcht vor dem „Herrscher“, das feste Vertrauen in das monarchische Prinzip. Sie wollen von «Republik

nichts wissen, „weil da alle befehlen wollen“, und dies ihrem Geiste der Subordination widerspricht. Bei anderen macht sich das Gesetz der Trägheit noch offener geltend: „der König gilt mehr, weil er von jeher gewesen ist“.

So wird man Soldat und geht in den Krieg „um des Königs willen“, „um ihn zu gehorchen“, und Krieg entsteht, „weil der König Land will, und ein anderer es ihm nicht geben will“, „weil ein Streit entsteht — zwischen zwei Königen“. Eine Frau hat den Krieg definiert als „zwei Könige, die sich mit dem Gewehr prügeln“. Nur bei den besser unterrichteten Bauern gilt der Krieg als Streit um territorialen Besitz, dessen Wertschätzung dem Landmann besonders nahegelegt ist.

Zum Schluß noch einen Blick auf die sittlich-religiöse Weltanschauung dieser Menschen, auf die ethischen Grundlagen ihres Familienlebens, die auch ihnen von Wert und Bedeutung sind. Forschen wir nach den tieferen Seelenregungen der Freude und des Schmerzes, nach dem Glauben an Gott; fragen wir, ob sie es für gerecht halten, daß Arme und Reiche nebeneinander leben, und was sie über Ehre, Unehre und Lüge denken.

Die verheirateten Frauen behaupten, ihre Kinder über alles zu lieben; beim Manne hingegen gilt die Zuneigung vornehmlich der Frau, die ihm nicht nur lieb, sondern auch nützlich und deshalb wertvoll ist, weil sie ihm unbequeme Arbeiten abnimmt, ihm weniger zur Last fällt und für geringeren Lohn zu Diensten steht, als dies in anderen Klassen der Fall ist. Die unverheirateten Frauen beteuern ihre Anhänglichkeit an die Mutter, den Vater, die Brüder; die jungen Männer verdanken und widmen ihre Weltaus zärtlichsten Empfindungen der „Liebsten“.

Den tiefsten Gemütseindruck hat auf die ligurischen Mädchen und auch auf einige Sardinierinnen — eine rein mystische Zeremonie — der erste Empfang des heiligen Abendmahls gemacht. Wenige Frauen gedenken mit Freuden ihres Hochzeitstages. „Freude und Leid zusammen hat mir die Hochzeit gebracht“, meint die eine, „denn man stellt sich nie eine Sache so vor, wie sie ist“, und eine andere erklärt rückhaltlos ihren Hochzeitstag für den traurigsten ihres Lebens. Den Frauen von Eagliari hat oft eine Theatervorstellung am meisten gefallen; «eine behauptet, „das Schönste, was ich jemals gesehen, sind die Arbeiten der Goldschmiede“.

Traurige Eindrücke beziehen sich wohl stets auf Todesfälle, Tod der Mutter oder der Kinder.

Ein besonders freudiges Ereignis ist für den Mann die Hochzeit; der Besitz des geliebten Weibes gewinnt in der Tat in einem arbeitsschweren und an Genüssen nicht überreichen Dasein für die sinnliche Natur des Mannes die denkbar größte Bedeutung. Alle Frauen legen eine große Achtung vor dem Begriff der Ehre an den Tag: „die Ehre ist alles“, „sie ist das Wertvollste“, „sie ist das Schönste, wenn man sie hat“, „sie ist das Größte“. Auch scheint sich der Ehrbegriff ganz auf das sexuell« Gebiet zu beschränken: „Ehre hat ein sittsames Mädchen, das sich verheiratet, wie es sich gehört“. „Ich habe keine Ehre mehr“, erklärt «ein Mädchen, „weil ich mit einem Manne

Pasta Lombroso: Vorstellungswelt des niederen Volks 38?

umgegangen bin, der mich verlassen hat". Der Mann faßt seinen Ehrbegriff weiter: für ihn verstößt gegen die Ehre ein liederlicher Lebenswandel im allgemeinen, Geldverschwendung im Umgang mit Weibern und im «viel, Mord und Diebstahl. Jedoch kennzeichnet seine grob materialistische Anschauungsweise im Grunde als unehrlich nur die Schädigung eigener oder fremder materieller Interessen. Die Lüge gilt demnach, soweit sie ihren Zweck erreicht, für erlaubt.

Als Beispiele von Unsittlichkeit werden Verleumdung und Anzeige strafbarer Handlungen namhaft gemacht, ebenso „wenn man vor Kindern schamlose Redensarten führt“, „wenn man Gott beleidigt“ ufw. Es herrscht also in diesen unvollendeten Anstandsbegriffen ein gewisses oberflächliches Formelwesen vor, das bestimmte äußere Handlungen, und nur solche als unehrenhaft verdammt, ohne auf die Ursachen näher einzugehen, die unter Umständen ihren sittlichen Wert beeinflussen können.

In den religiösen Ideen besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Fabrikarbeitern und den Frauen vom Lande; die ersteren sind vielfach Steptiter, die letzteren — ein viel passiveres Produkt religiöser Erziehung — hängen fest am überlieferten Glauben. Sie machen sich von Gott eine absonderlich-menschenähnliche Vorstellung, die wohl auf den Eindruck chromolithographischer Abbildungen zurückzuführen ist: „Gott ist «in schöner, großer Mann in Frauentleiden, von so viel Licht umstrahlt, daß unsere Augen ihn nicht schauen können“, „Gott sitzt auf einem goldenen Thron — man sieht ihn erst im Paradies“, „er ist der König des Himmels, er schenkt das Leben, die Gesundheit, die Gnaden“. „Freilich glaube ich an Gott“, beteuert eine andere, „ich gehör« doch nicht zu den Freimaurern!“ Dieselbe Indolenz, die in politischen Dingen das Bestehende für gut erachtet, veranlaßt diese Leute, auch den Abstand zwischen Reich und Arm als eine Aeußerung des -göttlichen Willens, als unabänderliche Tatsache aufzufassen: „da es so geworden ist, wird es wohl gut sein“, „Gott läßt uns Not leiden, um uns zu prüfen“. „Denn“ — auch diesen Einwand mußten wir zu hören bekommen — „wenn die Reichen nicht wäre«, wie würden die Armen ihr Brot verdienen?“

Aus einer zusammenfassenden Beurteilung aller dieser Aeußerungen ergibt sich demnach als eigentümlicher und wesentlicher Bestandteil der niederen Volksseele eine außerordentliche Trägheit des Gedankens, «ine unabänderliche Teilnahmslosigkeit gegen die umgebende Welt, was Politik, Religion, Kultur im allgemeinen anbelangt. Kein Kritikvermögen, keine Auflehnung gegen das hergebrachte. Nirgends «in Anzeichen, daß im Verlauf des besten Mannesalters, von den zwanziger zu den sechziger Jahren, die Ideen dieser Volksschicht sich etwa ausgestalten, erweitern und klären, sondern sie bleiben im Geiste des Erwachsenen die gleichen wie in der Jugend.

Die Ursachen dieses schwerwiegenden Umstandes sind nicht in einem Mangel an geistiger Begabung zu suchen — denn viele unter den Befragten mußten als sehr intelligent bezeichnet werden — sondern vielmehr in der stets sich gleichbleibenden Umgebung, in der Junge und Alte ihr Leben hinbringen, der sie ihre Eindrücke entnehmen, in der dieselben Arbeiten, derselbe Umgang, die gleichen Gespräche und Ereignisse im grellen Gegensatz zum raschen Wechsel der Eindrücke im Leben höherer Stände ihrem Dasein das Gepräge unfruchtbarster Eintönigkeit verleihen.

3^8

» 0

C. von Vredow: Französischer Optimismus
Französischer Optimismus. Von C. von Vredow.
Ai« französische Marollo » Politik gleicht
" ^ einem Bobsleigh im Beginn der Fahrt auf
steile» hang«. Die Fahrer Clemenceau»
Pichon sind Schritt fü» Schritt, teil« sicher
»«der Willen, hineingezogen worden in das
jo unschuldig und ganz loyal ausschauend«
Unternehme«. Man möchte wohl gern« zu»
rü«l, doch weih man nicht wie — und lein
Ministerrat, lein Sachverständiger weih Aat,
entbindet von der großen Verantwortung. B«r»
geben« sucht sich die Opposition in den Weg
zu stellen, auszuhalte« — lein Eomb«s»2on»
st»: ?, lein lauris werden das sich unerbittlich
vollziehende Geschick abwenden. Ansehen,
Machtstellung, die Stimmung im eigenen
Land« verbieten fast das bittere Zurück, ob»
gleich Europa« anderer Liltor längst nicht mehr
mitspielen wlll. Wie wird die Fahrt enden?
Und der Optimismus steckt an, «Pi»
demisch, wie damals vor 37 Jahren: olivie»
Grammont»Leboeuf, so heute.
El«m«nc«au's Optimismus und Delcasss's
Wiederhervortreten haben unzweifelhaft an»
steckend gewirkt. Die Stimmung im Offizier»
torpö ist entschieden «in« lri«g«risch gthoben«.
Man hofft, das Joch von Algeciras
(denn als solches empfindet man «s j«
länger, j« mehr) abzuschütteln: man lenlt
freudigst in das marokkanische Abenteuer
«in — und blinzelt nach Osten. General
Prubhomme gibt in der I ^ anos militaire vom
29. F«bruar in «in«m Krtegshetzartlltl bi«s«r
Stimmung adäquaten Ausdruck, 2s ist ein
derartig zynisch»frivoler Erguh, bah er Ve»
achtung verdient, Soll das «ine Antwort sein
auf Generalleutnant v. P«let's Abhandlung
üb«r b«n Niedergang der französischen Arm««,
oder «in Probepftil, g«richtel g«g«n vi« d«utfch«
Langmut? Man weih e« nicht, „ ^rciiiprs!
ist Inhalt, Anfang und Ende.
Zunächst seht General Prudhomme auseln-
anb«r, bah selbst bei «iner französisch«« Vku»
ftatlon Marokkos Deutschland voraussichtlich
nicht mit Franlr«ich in offenen Kampf treten
würde, um nicht Englands Absichten entgegen
zu kommen. Ganz offen wirb sodann der Krieg
mit Deutschland als unumgänglich b«z«lch««t
— nur Frag« der Zeit. »Wir müss«n wünschen,
bah der unvermeidlich« Kri«g sobald wi« «Hg»
lich ausbricht, parceque nou« ne serons j«n»»
en it»t cle !» mieux mire" wiederum da«
«cniiprst Leboens's 1870.
Ich «rinner« mich, dah G«n«ral»F«ldm«r»
schall v. Lo« in tiuer Manöverkritik 1886 im
Jülich« Lande es aussprach: «s wäre ja zuvl«l
erhofft, dah «in« solch« Ai«s«nschövfung wi« das

Deutsche Reich durch nur zwei Krieg« geschafft«
und befestigt werden lönn«. Damals, Inrz
nach Boulanger's Vluß, war es auch allgemein«
Ansicht, der der Gtneral Ausdruck verlieh.
Aber heute? nach Algeciras und Delcass's
Abgang, nach 37 Jahren, sollt« man mein«»,
dah der Krlg durchaus nicht inelucüble
sein sollt«. Und «r ist «« auch «»cht -
das heiht als Duell ^, man rechnet aber auf
die guten Freund« jenstits des Kanals und an
der Weichsel, für die man doch nur die Käst«»
nlen aus dem Feu«r holen soll. Frankreichs
Einsatz ist stets größer als der D«u»schlands.
Und warum hält denn General Prud«
homm« gerade den jetzigen Zeitpunkt für so
besonders geeignet? Weil durch den Uebergang
zur zweijährigen Dienstzeit die Acservisten der
Altersklassen 1903 und 1904 kaum entlassen,
und ihre militärische Ausbildung daher noch
wirksam ist — nie wieder würde die franzö»
fisch« Armee in ähnlich günstiger Lag« sich
befinden. Also die Folge der Einführung der
zweijährig«« Dienstzeit soll Krieg sein? Ein«
recht «igen« Auffassung. Bedauerlich ist nur,
dah der General sie seinerzeit in der Kammer
nicht hat zum Ausdruck bringen können.
Auch dem Minister Pichon greift man vor,
indem man «in fertiges Programm aufstellt:
„Wir werden zu Angegriffenen werden, wenn
wir toros mzisur« gehorchend zur Unterdrückung
des heiligen Krieges und zur Erhaltung von
Algier und Oran Marokko besetzen." Warum
diese Demaskierung »vant minuit? Der Staat«»
selretär v. Schoen findet ja die stetig« Bei«
stärkung d«r französischen Truppen in Marokko
- auch schön. Und wenn's nun 20», wenn'«

50 NNO Mann werden, wenn man immer größere Teil« des Landes besetzt und den deutschen Handel und Einfluß an die Wand drückt, wie es bereits jetzt geschehen — auch schön, her» v. Schoen? Algeciras: Farce. 19N7: IN Millionen, 1808: (jetzt bereits) 5 Millionen. W.r »seht Frankreich Mut und Geld? Und zuzumuten, es i'our lez bellux >eux c!e > tlulope allein zu tun, das wäre doch etwa« naiv. Die Ueberlegenheit der deutschen Kavallerie wird leicht abgemacht: an der russischen Grenz« müssen zahlreiche« «Regimenter bleiben, während Frankreich „nur“ die IN afrikanischen Jägerregimenter fehlen werden (auf «in tat» kräftiges Eingreifen Nußland» scheint man also z. Z. nicht zu rechnen — Falli^re'^ hofreise wäre damit ja in Linklang zu bringen). Eben so leichte« h«rz«ns schreitet man über die Unter« legenheit d«r französischen Artillerie fort: das Material ist vorhanden; es braucht nur der Verdoppelung der Menschen. Pferde? II ne 3'«L>t que cie metli-e le prix (und doch steht sich der Kriegsminister genötigt, 17 Kürassier, schwadronen und 36 reitende Batterien ein» gehen zu lassen, um die Aitlll«ri«v«rm«hrung - eigentlich Verdoppelung: 3U6 neue Ehrend« Batterien — durchführen zu können). Carnot, Gambetta, Prudhomme: er sei, gewährt ihm die Bitte, in eurem Bund« der Dritte. . . „lout militenut cionc en s»veur ci'un retour otlenziv cke nolre p,rt, et le principi! motif cke cette action npres 3? »n« cl'une paix non exempte ck'l>um!li«tic)N5, c'est que, nu train 6c»nt vnnt !« ckoses plus nouz irons et monis nouz en «ronz cÄpables, Das Gespenst der ckimllil2ilL2tion, der Wirkungen des hervelsmus. Dies« Ergüsse, Folgen von Delcass's neuem hervortreten in der Kammer, erklären auch wohl das Zurückgreifen auf die 12NN Senegal» Schwarzen als marokkanisch« Verstärkung. Noch kürzlich hielt man bei den dortigen Schwankungen und ungefestigt«n Verhältnissen ein« Verstärkung der 11 Vataillon« S«n«gal» Tirailleurs um 2 Bataillon« für nötig; jetzt zieht man zwei fort. Und 3 Divisionen KolonlllloInfanteri« harren ungeduldig im Land« ihr« Verwendung vi« Easablanca. Sicher ist, daß ein« Beruhigung der Schauja» Stämme, des marokkanischen Unterlandes durch eine zahlreich«!« Kavalleri« schn«ll«r durch» geführt worden wäre, als jetzt. Denn die Haupt» Iräfte des Gegners find beritten und weich«» aus, wo und wann sie wollen, man kann fi« nicht verfolgen. Man will eben stark bleiben, um europäischen Verwicklungen die Spitz« bieten zu tonnen. Nur dort kann die Er» Nahrung liegen. Prudhomme« aber möchte man »uf Bismarck's herrlich« Wort« verw«if«n bei

Gelegenheit der Interpellation Bebel zur
Luxemburgischen Frage am 2H. September 1867
im norddeutschen Reichstag: „Die deutsche»
Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere
in den Krieg zu führen, oder zu begleiten,
und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das
Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Laga»
rette dem Krieger in das brechende Auge fehe»
zu können, ohne sich sagen zu müssen: diesen
Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können."
Vielleicht gelingt es, den Teufel mit
Beelzebub auszutreiben. Amerikas Flotte»
dampft gegen Westen, dort stehen größere Inter»
essen auf dem Spiele, als in Marokko, be»
sonders für England.
Aber es liegt gleiches System in dem Vor»
gehen der Times, wie in dem der L>»uce
müßig. General Devaurel setzt die Hetze» am
N. März in einem Leitartikel „^uerris als rades"
fort, hier tischt er der militärischen Jugend
Frankreichs jene Ammenmärchen des tz»rrn
Chaudordy vom 21. November 1870 wieder als
Tatsachen auf — hoffentlich wider besseres
Wissen —: Bombardement offener Städte, die
sich nicht verteidigten, Silber», Kleinodien»,
Pendulen» Diebstähle und die Behandlung der
Franktireurs nach Aecht der Kriegsgesetze. So
war's ja schon 1870. Man wundert» sich, wo wir
hinkamen, daß wir nicht gebraten» Kind» zum
Frühstück verzehrten; der Kirsch wurde uns
stets in Wassergläsern gereicht.
hoffen wir, daß die Mehrheit des französi»
schen Volkes» für eine Gewaltpolitik ü L» Delcass»
Prudhomme» heute nicht mehr zu gewinnen ist.
Vergessen wir ab» auch nicht, daß die
Masse des französischen Volkes» nicht immer
bestimmend war.

Lysistrate.

Hsl^enn beim sich reckenden Tag Gää aus tausend Schößen telmendes Leben treibt, fegt.
 ^V wie die Windsbraut, Dionysos pyrogenethos über die attischen Fluren, und durch die
 oom Weindunst geschwängerten Lüfte zittert das Jauchzen eines vom Taumel bacchischer
 Lust halbirren Völkchens. Jede Fessel füllt, mit der das graue Netz des Alltags die ruchlos
 herrlichen Triebe der menschlichen Tlerheit umspannt und in die enge Welt der vom Verstand,
 dem kühlen Utilitarler, geheiligten Sitte zwingt. Selig sind, die da trunken sind. Denn
 sie sind des Gottes voll, der vom Gemüth die Ordenschwere nimmt, den, rührend schön, schon
 Pindar besang: „Bromios rusen wir an, den Gott des Jubels; des mächtigsten Vaters
 Sproß und der «admostochter zu feiern, kamen wir her. Jetzt ist die gelt, ist die Zeit,
 wo man die grünende Erde mit duftenden Veilchen zier», das haar mit Nosen. Und zur
 Flöte tönen die Klänge der Lieder, der Chöre, die von Semele singen, der herrlich geschmückten."
 In langem Zuge wälzt sich ein tanzendes Chaos durch die Felder hin, zum Markt, über
 den das Wuschelhorn lärmt, die Cymbel dröhnt und führerlos von Ohr zu Vhr cynlsche
 Witzworte huschen. Allen voraus thuts der Gott, den sein Priester verkörpert, der sich hörn»,
 den Thyrsos schwingt und um Stirn und tzorn sich den Epheu schlingt, hinter ihm trägt
 auf langem Schaft, allem Volke sichtbar, das im Gigantenmaß gehaltne Symbol auch ihm
 gewordener, zeustscher Zeugegewalt der Ityphallier Schar, die in trunkenem Neigen den Altar
 umwannt, auf dem ein geopferter Vock dem Begehren des Gottes genügt. Im Vutolion
 wird dem zweimal Geborenen die Frau des Archon Basileus förmlich vermählt, und der
 also Befriedigte hebt, in froher Geberlaune, dafür von jedem Vernunftthor die Niegel, das die
 zündende Glut ungestillter Begierden beengte. Entzündelt mag das zwischen Gott und Vetter
 gestellte Wesen sich tummeln, jedem Wunsche fiebernder Phantasie keck die Erfüllung ver»
 schaffen, mag alle aus Gääs ungezählten Brüsten quellenden Wonnen mit hastiger Zunge
 schlürfen, sein Träumen und Sorgen, Wähnen, hassen und Lieben vor der geschwätzigen
 Menge entblößen; in lallenden Lauten oder mit spitzem Wort. Die Menge wünschts, Horts,
 lacht und verehrt gaffend auch im losesten Maul heute den Gott. Was dir der Nachbar im
 Wechsellauf der Monde that, darfst du mit scharfer Stachelgeißel treffen, darfst selbst das eselsgraue
 Haupt der Geronten mit derbstem Hohnwort zausen. Nur eine Schranke droht: des Gegners
 Geisttraft. Denn jeder darf, Herr oder Knecht, dir mit Antwort begegnen, mit schlichter Grobheit
 ober pfäfflich schlauer Viplomachle. Und der Chorus nasser Kehlen wird deinen Sieg bejauchzen
 oder deine Niederlage begrüßen... 60 war die Welt, die Zelt, der Attllas junge Komödie
 entsproß. Dionysos selbst hat sie gezeugt, und unter dem Phallus hat sie ihre ersten Kindheit»
 tage verlebt. Wer die Dichter will versteh«, soll in ihre Lande gehn. Nicht anders wird so
 alte Kunst zu unserem Empfinden sprechen, wird ewig jedes Nechners spotten; und wer sie
 nicht fühlt, wird ihres Lebens Art nie erfassen; nicht in ihren ersten Windeljahren, nicht in
 den Tagen sich entknospender Blüten.

Olinneäi« est quoticlianæ viwe 5pecu!um, hat Ltvlus Andronitus gesagt. Paßt auf
 Eines Schaffen das Wort besser, als aufs Aristophanische? Da ist kein Werk, dem der Tag
 nicht Anlaß geworden; und nicht eines, trotzdem, das mit dem Tag, der sein Werden sah,
 gestorben wäre. Neich, freilich, war auch die Zelt, wie alle, die eines Volles Schicksal an
 seiner Wende sahen; wo tausend Hände sich mühend regen, die reife Kullurfrucht vor dem
 Fallen zu wahren, die Besten die Sehnsucht zur Vergangenheit drängt und zu Predigern
 macht. Und Aristophanes predigt. Predigt so laut, daß das Mahnwort selbst das Gelärm
 der Schellentappe übertönt. In jeden Wintel athenischen Lebens hat sein Genie geleuchtet,
 hat, wie der Herr in der Bibellegende, aus heiligem Gemäuer das Gesindel gescheucht und
 manchem Tagesgötzen derbe Wahrheit gesagt; Demos oder Kleon: ihm galt es gleich;
 nur was die Seele drückte, muhte herunter. Soziale Probleme, innere und äußere Polititt,
 Verfassungsfragen, Philosophie und Kunst: bald chaotisch, bald sauber geschieden tlingts dem
 Interessirten Ohre aus seiner Hinterlassenschaft entgegen. Wie eln trotziges, von der Zelt

zernagtes Felsengeklüft steht sie da; doch aus jedem Spalt noch steigt der Nebeldunst dionysischer Freuden, aus jeder höhle dringt in allen Farben das laicht, schallt Lachen und Eymbelichlag. Er ist jung geblieben, dieser Unbezwi» gliche, der seiner Zeit schon als Reaktionär galt und einem sonst so feinen Kopf, wie Lemaitre, heute nicht viel mehr als ein „konservativer -Roche fort" scheint, der Alles in Fetzen riß, was Anderen wertvoll schien. Menschen und Werte. Immer lustig und immer doch, wie der alte Götz, „in ehrlicher Fehd begriffen". Männlein und Weiblein haben unter seiner Fuchtel gezappelt, Kleon und Lamachos, Sokratee und Euripides, Sophisten und ins Aichtcramt verschlagene Schufte fpürten die Wunden, die ein zu den Waffen des Witzes greifendes Genie zu fchlagen vermag; und Freund Plato sogar wird leise am Philosophenbart gezupft. Tolleres sah die Welt nie; selbst Rabelais, den ihm die Franzen gern vergleichen, wenn sie ihrem Landsmann schmeicheln wollen, nimmt sich neben dem Athener aus wie der Aoland Ariosts neben der Ilias, ein Flibustierroman neben der Odyssee. In allen Farben schillert seine Sprache, glebt sich willig zu jedem Ahythmus her. „Seines Stiles Behendigkeit, hat (in einer reizenden Sludie) Paul de Saint»Victor von ihm gesagt, ist schwindelerregend. Gin Wime, der während seines Wlrbeltanzes hundertmal Kleid und Larve wechselte, stellte ihn sinnbildlich vor. Er springt in einen» Augenblick vom hinreißenden Gang der Dithyrambe zum ländlichen Tanz der Idylle, von Anbetung zum Gespött, von Begeisterung zum Cynlsnuis. Der Miene des Weisen folgt das gedunfene Gesicht Hanswursts. Die Götter zu feiern, nimmt er Plndars vornehme Gebärde, dessen Weihrauchessel, der bis in den Himmel fliegt, seine Art und Weise, jede Gottheit mit einem strahlenden Wort anzurufen, einem olympischen Beinamen wie unter der Pracht eines Blitzes. Dann, plötzlich, entstellt eine leichtfertige Grimasse die Helden» züge; dann steigt er vom Tempel oder von der Säulenhalle zur Krambude nieder. Vor einem Augenblick mochte Plato lächeln, jetzt wird er die Kaldaunenhändler und Kräuterwelber zu lautem Gelächter reizen. Wenn er den Feind höhnt oder lästert, schwenkt er über ihnen jene mörderischen Jamben des Archilocyos, die Lykambes und Aeobule zwangen, sich zu erhängen. Und wenn, wiederum, sein Lied übers freie Feld hinfchweift, tönts wie eine Flöte in des Satyrs Hand, vom hauch der Wasser und Wälder erfüllt." Besser läßt sich des Dichters Wesen nicht beschreiben, vor dessen Phantasietraft selbst Sainte»Beuve (wie einst Aaclne) in nicht begreifendem Staunen stand; der auch vor dem bizarrsten seiner Werte noch sprechen dürfte, wie Altldamas einst von Homers Odyssee: li»Xv< ß< ^ ä.zs,»,?^«^ ««Ko^?«, Zahllos waren die Wunden, aus denen Athen seil Iahre u nun blutete; ve» blutete. Ueber ein Drittel des Aests, den zwanzig Kriegsjahre geschont hatten, forderte die Pest von der Bürgerschaft nach. So grausam wahr hatte Apoll seine delphische Drohung gemacht. Und im Innern zerrieb sich die Voltstraft in ödem Gezänk, seit Perttles (der den Schlag nie verwand) zum Opfer demagogischer Kläffer ward. Gequollene Unfähigkeit hatte sich an die Sammelbecken der (oft noch erpreßten) Pfründen gemacht, der Stimmen» kauf wurde zum öffentlich konzefsionirten Gewerbe, und mit fast neubcrl inischer Kunst wurde Pastleus Demos umschmeichelt, umspeichelt. Der Schreier Stimmkraft ward zum Argument, der Sytophanten Denunziantentrelben zur Staatsrelterthat. Gerber, wie Kleon, und Viehhändler, wie Lysttles, Hanfhändler, wie Eutrates, und Lämpchenmacher, wie hyperbolos, gehörten zur Staatsmannschaft. Verrath und Bestechung waren legale Mittel, Gunst und haß des von strupelloserStrebsamtelt umwedeltenPöbelhaufens wechselten, wie desMondes holdes Angesicht. Keiner lobte den Tag vor dem Abend, die Nacht vor dem Morgen. Sorgend fragte das Häuflein der Aufrechten, welche Schandthat wieder die Nacht gebären, welches Unhell wieder der werdende Tag befcheinen werde. Leise hatte, 412, als das Jahr seinem Ende sich neigte, die Hoffnung geflackert. Nicht lange. Ionien ging, dann Ahodos verloren, und 411 begann mit dem Verlust von Oropos und Ehios, einer Schwächung der Finanzkraft um hunderte von Talenten; jetzt, wo auch der Kriegsschatz von Tag zu Tag sichtbar zusammenschmolz, ungeduldig das Heer in Samos auf den längst fälligen Sold wartete, und Perstens Feld' Herr Tlsaphernes zum Spielzeug alclbiadlscher Nachsucht wurde. Mancher, von dem die Geschichte spricht, hat in dieser schweren Zelt sein Urtheil geändert, mit der radikalen Demo»

tratie gebrochen. Euripides und Sophokles waren die einzigen nicht. »So elastisch, sagt Meyer in seiner Geschichte des Alterthums, das Temperament des athenischen Volkes war, jeder aufrichtige Patriot konnte nur mit der schwersten Nesorgni in die Zukunft blicken. Bei dieser Lage blieb die konservativ-reaktionäre Strömung ständig im Wachsen. Die radikale Demokratie hatte abgewirthschaftet. Was dabei herauskam, wenn die ungebildete Menge das entscheidende Wort sprach, hatte jetzt die Erfahrung auch dem blödesten Auge enthüllt; und die fortdauernde Vergeudung der Staatsmittel für die Diäten und Fütterung der Massen mußte in kürzester Frist zum Bankerott führen. Eine schwüle Stimmung, gemischt aus Furcht und unbe stimmten Hoffnungen, lag über Athen.- Und in denselben Februartagen, da Lysistrate ihrem Geschlecht zur Erzwingung des Friedens den Boykott des Mannes predigte, schloß Tissaphernes mit Sparta einen neuen Vertrag. Man sehnte sich nach Frieden, war der Drangsal herzlich satt. Vom Manne war, zwei Jahrzehnte Haltens gezeigt, kein Heil zu erhoffen. Doch wenn die Männer versagen: warum sollte die Frau nicht, die politisch entrechtete, das Nütz lliche leisten?

Aristophanes stllte die Frage; und hat, auf feine launige Art, ihr die luftige Antwort gegeben. Elne, die die englischen Sufiragettes vielleicht morgen wieder von den Dächern kreischen, Veardsley und Nops mit überredender Griffeltunst sicher gestützt hätten. Athenens Stüdt halte ihr Schicksal in die Hand der Männer gelegt; jeder Einfluß war der Frau ver sagt; streng lastete Solons Gesetz auf ihr, das Peritles nicht gemildert hat. Wa<? war zu thun? Litte sie nicht mehr noch, wie die Erbärmlichen, die, der strengen Väterart längst entwöhnt, Phrasen zu dreschen, doch nicht zu handeln verstanden? Warens ihre Söhne nicht, nicht die sorgsam gehegten Früchte ihres Schoßes, die unfähige und unehrliche Schrei Hälse ins Verderben schleppten? Und Jahr um Jahr steht, verdrießlich genug, nun einsam das Lager zu Nacht, weil eine Handvoll Hetzer sich nicht einigen will; leidet der Nachwuchs, stirbt oder siecht der Erwachsenen Schar dahin. Lange genug sahen wlrs duldend mit an, sahen, daß der Wahnwitz kein Ende findet; wächst, wie rings die Sorge sich türmt. Länger dulden, hieße mitschuldig werden. Doch was ist zu thun? Noch hält ja der Mann das Neglment iu der Hand. Sollen wir Einfluß erhalte«: nur durch die Pforte gehts, die kein Mann auf die Dauer entbehren tann; muß an dem Puntt nun eingesetzt werden, an dem allein die Natur, die weise, das Männchen in ewiger Abhängigkeit von dem Weibchen zu hallen für gut fand. Ihr lungert im Felde, auf dem Markt herum und entzieht euch der Vettspflicht? Euer Wille gescheh' euch. Allzulange schon harrten wlrs, nach Stlavenart jedes Winkes gewärtig. Keiner nahe sich uns, ehe dein Frieden nicht seine Stunde schlug. Und lullt euch nicht in die Hoffnung, daß rasche Laune nur hinter unserm Beschlüsse stecke. Sind wir Männer, die heute Dies und morgen Anderes wollen? Wir schworens bei Bacchus, der, denkt an Kadmos' Geschlecht, jeden Frevel aufs Grausamste rächt. Ihr winselt nun, tobt? Laßt alle Hoffnung fahren. Keiner hatte, in zwanzig Jahren, für unsre Klagen ein Ohr. Thoren nnr mühn sich vergebens ab. Wenn der Friede kommt, sind wir euer. Kein Schmelchelwort, kein Gestöhn, leine Drohung wird die Oeffnung cle w gudlime porte vorher erwirken Ein Spaß von göttlicher Frechheit, mit Farben gemalt, die weniger noch, als die Nembrandts, das Schnüffeln vertragen. Wer <>ch naiven Genießens fähig weiß, mag sich ruhig an ihn wagen; doch das Ueberweib bleibe, der Amorallst ihm fern; sie passen beide nicht in die aristophanische Welt. Nur, wer selber des Gottes voll, und auch im Narrengewanb den Prediger spürt, vermag den Grotesken zu fassen. Diesem Nelnen ist Alles Schwein, diesem Schweine ist Alles rein. Und besser, als auf Tischbein, paßt auf den Unsäuberllchen das Goethesche Wort: ‚Pu belebst, als wahrer Dichter, Schaf und säuisches Gelichter mit Gesinnung wie mit Sinn.'

hat der Weiberftreit, dcr «11 das Fest der Lenäen verschönte, auf die Gemüter gewirkt, sich Preis oder Durchfall erworben? Keine Ehronit giebt uns davon Kunde. Doch von <11 ab war (bis «03) im alten Athen die Doppelhehe erlaubt. H^ Sckninler

Politisches und anderes aus Fiesole.

DI« Philister, die sich die haar« lang wachsen lassen 5 I» Simson, sind die schlimmsten.

Wir machen uns lustig über die vielen

Superlative in der Redeweise der Italiener.

Und in der Tat, es ist drollig: Wenn ich zu meinem Vetturino sag«: ?» eulclo oß^i, so be>

stügt er es sicherlich mit einem: «aläisljimo.

Indessen: was ist unser „furchtbar“ anderes?

Sage zu einem jungen deutschen Mädchen:

„Leutnant Scherbe ist nett,“ und es antwortet,

wenn es der gleichen Meinung ist, sicherlich:

„Furchtbar nett!“ Das ist doch eigentlich - furchtbar komisch.

«

Will in Toskana »uf dem Lande der

Padrone einem Dienstboten zeigen, daß er sehr

unzufrieden mit ihm ist, so siezt er ihn, und

das wirb wirklich als Strafe empfunden. Man

könnte geneigt fein, darin einen Beweis für

sklavische Sinnesart zu erblicken. Aber das

ganze Verhältnis zwischen Herrschaft und

Dienerschaft in Toskana spricht dagegen.

Nirgends werden die Dienstboten besser be>

handelt, als hier, und kein Dienstbot« ist emp>

kindliche? gegen unwürdige Behandlung, als

der toslanisch«. Auch ist er zwar respektvoll,

aber gar nicht unterwürfig. Für den nörd>

lichen Geschmack ist er sogar höchst intorielt

torbial. Nennt z. V, seinen Herrn mit dem

Vornamen. „Ist Herr Pruneti zu Hause?“ —:

„i«.<,iLnor«, Ziβnoi- lluiaw e »!l» e«w.“ So auch,

wenn er ihn anspricht Und diese Unter>

wülfigkeit erstreckt sich bald auch auf die

näheren Freunde und Gäste des Hauses. —

In den kleineren Villen Toskanas (frühe> wohl

auch in den größeren) nimmt die Herrschaft

(«utsttzlich zu denken, nicht wahr?) die Mahl>

zeiten oft mit der Dienerschaft gemeinsam «in,

— in d«r Küche, direkt vor dem offenen Herd«

mit de> rußschwarzen, großen trichterförmigen

Kamlnloch«. Da dreht sich der Spieß, da krelfcht

das brozelnde 0«l, da thront die alt« Köchin

mit dem Federnfächer, der das Feuer anfacht.

Und, wenn der Padrone einen guten Witz

macht, so lacht das (befinde so belustigt mit,

als ob es, — wahrhaftig: als ob es mit zur

Gefellschaft gehörte. Die Sache ist die: es g«>

hört sogar zur Familie. Und daher das Gefühl

Pietros, gestraft zu werde>., wenn ihn Signor

Guido Sie nennt. Denn auch das Kind wird

von der Mutter durch Si«z«n bestraft. Patri>

archalifch« Zustände! So unmodern vom

Standpunkt des Nordens, bah man fie fast

antik nenne« möchte. Und in dlefem Sinn«

mag es immerhin fein, daß ein Nest Sklaven>

gefühl im toslanischen Lanbdienstboten steckt.

Schmählicher Weise fühlt er flch wohl dabei und

hat kein« Ahnung, wie unwürdig dies« Zu>

riefenheit ist. Aber, keine Angst: das Ende dieses beklagenswerten Gesühlszuftandes ist nahe herbeigekommen. Dvviu il öoeikli^uo! ist, schwarz schabt«nicht. >«» Kirchen, Kapellen, Villen zu lesen, und freundliche Leute genug durchziehen aufklärend das Land mit der frohen Botschaft, daß man n>: nach Florenz zu gehen brauche, per l»re il Liquor«. Und das gut« Voll ist so gewöhnt ans Glauben. . .

Die italienischen Sozialisten, anders geartet als ihre kühleren deutschen Genossen, machen »us ihrem Herzen keine Mördergrube: sie sagen es gerade heraus: ein Sozialist muß «in F«ind b«r Kirche sein. Wie hier die Ding« liegen, ist das auch ganz richtig, denn in Italien ist bestimmt die Kirche das mächtigste Vollwerk gegen den Sozialismus. Zwar hat sie weniger offizielle Macht, als in Deutschland. denn sie wird vom Staate «her befehdt als unterstützt: aber sie hat eine um fo reellere Macht durch ihre unabläßige sinnliche Wirluna auf das naive Volk, vor allem auf die Frauen, <ls mag sei«, daß sie den geistige» Fortschritt in Italien aufgehalten, die frei« Forschung unterdrückt, das Streben nach Erkenntnis durch den Verstand gehemmt hat: aber sie hat es verstanden, diesem Volke seine beste Gabe zu erhalten: ein lebenswürdiges, ja iröbliebes

Sichschicken in die Unbequemlichkeiten des Lebens, und sie hat seinen Sinn für das Schöne so sehr entwickelt, daß es über der Schönheit seines Kultus seine Armut zu vergessen der» mochte, in den anmutigen sowohl wie strengen Symbolen seines Glaubens schließlich mehr noch entgegennehmend, als bloß ästhetische» Trost. Der Protestant konstatiert gerne, daß die Religion hier nicht sehr tief sitze. Richtig. Dafür umgibt sie die Masse des italienischen Volkes um so enger, fester. Italienisch« und deutsche Religiosität sind verschiedene Dinge. Ein deutscher Katholik steht dem Protestantismus näher als dem «ingeborenen Katholizismus der Italiener. Roms Mißtrauen gegen die ge» lehrte» katholischen Theologen Deutschlands ist iustitniniäßig und berechtigt. Andererseits: wenn der Italiener sich von der katholischen Kirch« abwendet, so wendet er sich nicht etwa irgendeiner andern christlichen „Kirche“ zu, sondern wird resolut p^nno. Und damit macht er nicht etwa einen größeren, sondern «in«n kleineren Sprung. — Solcher „dezidiert«r Nicht» christen“ gibt es in Italien mehr als in Deutsch» land, wo selbst viele Freigeister noch erz» protestantisch» mpfinden. Es gibt aber wieder» um auch, Ihr reellen, lebendigen Glauben im Volt« oder, wenn das Wort zu tief, zu pro» testantisch ist: mehr kirchlichen Sinn. So grob und roh, ja wild und wütend der italienische Sozialismus dagegen auch anrennen mag: es wird ihm nicht bald gelingen, dieses Vollwerk umzuwerfen. Der deutsche Sozialismus hat mehr psychologisches Verständnis für das Wesen seines Voltes bcwi«s«n, als der itali«nisch« für das des italienischen.

Gabriele d'Annunzio hat seine Kritiker einmal „b«trunlen« SNaven“ genannt. Trotz» dem war die Erstaufführung seines neuen Dramas „1^2 nnvs“ für die gesamt« italienische Press« «in Ereignis, das wochenlang in den Vlättern mehr Raum «innahm, als s«lbst der Parlamentsbericht. Gelhart Hauptmann hat sich der Presse gegenüber stets d«r größten Vo hutsamlei« beflissen. Trotzdem wird er j«tzt von manchen deutschen Kritiker,» mit einer Art inniger Genugtuung zum alten Elsen geworfen. Man sieht: hier wie dort — Objektivität.

«

In Fiesol« haben sie voriges Jahr oas obligate Nationaldenkmal errichtet zum Ruhme der Units Iwlv: Siegesdenkmal, würde man bei uns sagen. Man weiß, wie abscheulich di« meisten dieser Denkmäler in Italien sind. Meist sitzt der dicke Viktor Emanuel, der von weUem etwa wie Max Halbe aussieht, auf einem wild sich bäumenden Pferde und fuchtelt mit IXm Säbel in der Luft herum. Nahebei befindet sich

dann, als Denkmal für sich, Garibaldi mit dem
Küpfchen auf den langen haaren und blickt
gebieterisch entschlossen drein. Die Fiesolan«
haben es anders gemacht. Sie haben zwei
Fliegen mit einer Klapp« g«schlag«n und d«n
König mit dem Volkshelben auf einem Denkmal
verewigt. Das kommt bei uns auch vor. Nur
pflegen dann Vismarck und Moltk« de» allen
Kaiser Wilhelm gewissermaßen zur Folie zu
dienen, so, daß es mit aller erwünschten
Loyalität zum Ausdruck kommt: er der Meister,
sie die handlanger. Nicht so in Fiesole. Da
ist «in Ob«list mit einem Stern« zu sehen, und
vor dem Obeliskn begegnen sich der Souverän
und der Volksmann, jeder auf einem Pserdc
(nicht etwa Garibaldi auf einem Esel) sitzend
und sich die Hände reichend, wobei Garibaldi
jede vorschrittsmäßig« Ehren«rw«isung unter»
läßt. Sie sind durchaus als Gleiche behandelt,
obwohl es der Bildhauer füglich doch so hätte
einrichten können, daß der Ungekrönt« w«nig»
ft«ns etwas niedriger placiert worden wäre,
etwa so, daß er «inen Berg hinauflitt«, wo ihm,
von oben herab, der König recht l«uts«lig und
doch majestätisch die Hand hätte reichen können.
Aber nein: tein Oben und Unten, einer so
hoch wie der ander«, und di« Hand« vereinigt.
wie von zwei guten Kameraden.
Man stell« sich so eine Taktlosigkeit in
Preußen vor, wo selbst Kavalleriegeneräl« nicht
zu Pferd v«r«wigt w«rd«n dürfen, weil d«s
Erzroß «in Sou»eränltätsvorr«cht ist. —
DI« Itali«n«r haben überhaupt leinen
höfischen Takt. D«r jetzig« König h«ißt ««na«

o. I. Vierbaum: Politisches und anderes aus Fiesole 395

sl' wie der erste König Italiens, sein Großvater, Bittorio Emmanuel«. Da es das italienische Voll aber, trotz seiner Vorliebe für Superlative, unterlassen hat, dem Begründer seiner Einheit den Namen „der Große“ anzuheften, vielmehr einfach beim glorreichen Namen Piltorio Emmanuele einmal für allemal an seinen ersten König denkt, muß es sich der regierende gefallen lassen, bloß Ne Piltorio genannt zu werden. Man stelle — aber nein: man stell« sich so etwas in Preuh«n»D<»tsch' lond lieber nicht vor.

Kürzlich ist der letzte Großherzog von Toskana aus dem Erzhause Habsburg, Zweig Lothringen, gestorben, der als Lrbgrohherzog in Florenz geboren wurde und nie darauf verzichtet hat, 6m Ltruriae wenigstens zn heißen.

Herr Wölfling, der Schweizer Bürger, ist sein ältester Sohn; Frau Toselli, «ine Tochter von ihm, ehemals Kronprinzessin von Sachsen, lebt al« Frau eines Klauervirtuosen in Florenz.

(, 'no lempi! dde tsmpi! Wie der jetzig« Papst auszurufen pflegt, wenn die Zeitläuft« nicht s«in«r i>«i><:ll» «implioitll» «ntspr«ch«n. (Das soll belleib« nicht Hohn sein. Der z«hnt« Plus

ist mir ehrwürdig seiner heiligen Einfalt w«gen.) Dl« Florentiner Blätter druckten, als die Tod«sn»chrift aus Salzburg angekommen war, di« Artikel ab. dl« zu seu«r Geburt in o«n früheren Gazetten von Flor«nz crschi«n«n sind: wi« glücklich das Volk von Tosto.ua war über das glückliche Familienerelgnis im zwar nicht angestammten, aber von der treuesten Lieb« all« Untertanen umg«b«n«n Fürst««« Haus«. Und die Kanon«« donn«rt«n, und «s wurd« illuminiert, «nd in Santa Maria de! Flori war Tedeum, mit dem Erzbischof. Und später lam«n (wenn auch nicht in fo üppiger Fülle, wi« das bei uns üblich ist) Notizen über di« wund«rbaren Talente und den un« beschreiblich edlen Charakter des Thronfolgers.

Und auf einmal war alles aus, und die Gassen» jungen sangen «in Spottlied auf den Labü e»n»ppoi»o (Papa Flachshaar), den man einfach au« bon fchönen Palazzo Pitti ausquartiert und zu „feinen Oesterr«ichern“ geschickt hatte. Alle die schönen Wort« vergesscn, — vergesse« selbst, daß unter dem guten Nabu c^nüppon« der Liter Wein bloß drei Soldi gekostet hatte. — Und nun geht Frau Toselli, die Tochter d«s letzten Grohhcrzogs von Toskana und Schwester dessen, der, wenn die Zeit nicht aus de» Fuge» gegangen wäre, jetzt aus dem Thron von Toskana sähe, in Trauerleidern durch Florenz, eine simple Signora. obwohl ihr Gatt« so galant ist, von ihr nur als von Ihrer Kaistl« lichen Hoheit zu sprechen, «nb, wenn das Polk von ihr Notiz nimmt, so geschieht e? zumeist

in recht wenig schöner Art. Fiesole, wo sie eine Villa gemietet hatte, verlieh sie mit ihrem Manne, weil sie in der kleinen Stadt nicht auf die Straße gehen konnte, ohne mit anzüglichen Redensarten verfolgt zu werden. Perjurte zum Spießrutenlaufen von wegen der Liebe. — Sollte man nicht eher meinen, das Volk mühte, wo sie erscheint, Spalier bilden und ihre Ovationen bringen? Denn sie hat sich doch wahrhaftig sehr herablassend benommen. Aber das Volk ist gar nicht so demokratisch, wie man denkt. Fürsten will es fürstlich. Und es hat ganz recht. Es soll ein jeder sehen, seine Rolle im Welttheater so gut als möglich zu spielen. Nur die wirklich Großen (ob unten oder oben, ist ganz gleich) dürfen alle Seitenprüfungen erlauben. — aber auch dies! — müssen großen Stil haben. — II Dominedio freilich, wenn die Bibel recht hat, denkt anders, da er denen verzeiht, die viel geliebt haben. Die besten Barbieri in der Welt sind die italienischen. Sie säufeln dir die Stoppeln von der Haut wie mit Zephir-Winden. Trohd hat der meinige mich heute geschnitten. „Donnerwetter!^ schrie ich ihn an, und er glaubte, ich hätte ..nülleäetto!" gesagt. Er bat so höflich um Entschuldigung, wie es nur ein italienischer Barbier vermag, und erklärte die Lippenspieler mit den schrecklichen Ereignissen in Lissabon, wo so entsetzlich viel Blut goss fließen sei. Da ich noch nichts davon wußte, bat ich ihn. mir's zu erzählen. Das war sehr

»0

»«vorsichtig, und ich werde einen Barbier, unter dessen Messer ich mich befinde, nie wie bcr bitten, mir von Blutvergießen zu berichte».

Ls fehlte nicht viel, und er hätte mir sowohl die Nase wie beide Ohren abgeschnitten.

„Fünzig "Republikaner, in schwarzen Mänteln, stürzten aus einem bosco hervor, fielen den Pferden in die Zügel und eröffnete» ein

Schnellfeuer aus Karabinern modernster Kon» struktion. Der König und der Kronprinz

wurde» buchstäblich durchbohrt. Nur die

Königin verschonten sie aus Galanterie nnd

»inen anderen Prinzen, seiner Jugend Wege»,

aus Menschlichkeit. Darauf proklamierten fie

die Republik." — „I- vero?" — „äizzi^nor,, '!

Veri3«iiu<»!" „Und warum das alles?" —

„Aber ich sagte es Ihnen ja schon 1 um die

Republik zu proklamieren! Verteufelte Kerle,

diese Portugiesen! Natürlich blieben auch von

ihnen «in paar Dutzend tot am Platze. Denn,

wie Sie sich vorstellen können, schoß nun anch

die Polizei. Ls war eine Schlacht, ein« wahre

Schlacht. Aber ihr« Republik haben sie nun

in Portugal." — Mein guter Varbier schien,

nach dem Ton« zu schließen, wie er das sagte,

»0» inniger Genugtuung darüber erfüllt zu

sein, und ich fragte ihn auf den Kopf, ob er

mit diesem Abschießen von König und «ron»

Prinz so ohne weiteres einverstanden sei. Cr

warf mir eine Handvoll Puder ins Oejicht, daß

ich glaubte, ersticken zu müssen, und antwortet«

gleichmütig: „8ol!«u ^l» ineerti <ie! mestiene

^i '»pn <li »wtn, «ome 6ioev» Hindert«."

Die italienischen Zeitungen haben, wie

jich'e gebührt, den regieiäio von Lissabon

weniger beifällig behandelt. Cs wäre nicht gut,

»enn's anders wäre, denn gefährlicher als

irgendwo mühte in Italien di« P«rherrlichung

des Königsmordes sein, wo es genug wilde

«nd verwegene Burschen gibt, di«, wenn einer

solchen Tat auch noch Ruhm winkte, allzu

leicht bereit wären, auch ohne Aufhebung der

Konstitution und ohne einen <litt»tore, zu Dolch

oder Flinte zu greifen.

„klarte ,->! 8ö!" kann man in Italien an

manchem Vrte von im übrigen ausgesprochen

friedlicher Bestimmung lefen, und derlei

Schmierereien verkünden immerhin etwas von

den Gesinnungen, di« heimlich in einem Volle

leben. Trotzdem bleibt die Wahrheit d^ tapfer

ruhigen Wortes König Humberts 00m Be»

rufspolitikcr bcr König« bestehen, während die

Uebung, all« Attentäter schlechtweg »feig«

Mordbuben" zu heißen, zwar sonst allerhand

Löbliches, nicht aber die Wahrheit für sich

hat. Was aber nicht wahr ist, ist auf die

Dauer auch nicht wirksam. Das Voll,

wenigstens in romanischen Ländern, fi«ht in

politischen Verbrechern, die auf offenem Markte
die Mordwaffe gegen herrschende erheben,
Weber gemeine Mörder, noch gar Feiglinge,
und es fragt nicht mit Unrecht, ob die Bour-
geois, die ihm diese Ansicht einflößen
wollen, die Courage dieser „Feiglinge“ hätten,
ihr Leben für ihre Meinung in die Schanze
zu schlagen. Nein, man sollte auch bei so
traurigen Gelegenheiten nicht schmähen und
herabsetzen, sondern gerade Tragisches mit
Würde und Ehrlichkeit behandeln. König
Carlos war kein Held, aber ohne tragische
Schuld ist er nicht gefallen. Sie bestand gerade
darin, daß er, ohne in Held zu sein, es gewagt
hat, sich heroischer Mittel zu bedienen
im Widerstreite mit seinem Lande, — wobei er
sich, wie es scheint, über deren Tragweite nicht
einmal klar war. Monarchen ohne das Gewissen
der Herrschaft sollten froh sein, konstitutionell
regieren zu dürfen. Bei dem jetzigen Zustand
der Völker westlicher Kultur geht es schließlich
immer einmal schief, wenn einer, ohne durch
Genie zur Selbstherrschaft berechtigt zu sein,
in Selbstherrlichkeit beliebt wird.
Otto Julius Bierbaum.

Felix Galten: Wiener Mädchen

39?

Wiener Mädchen. Me Schwestern

Von Felix Sollen.

/Hs ist «ig«ntlich die reine Tändelei, wenn

^^ ich von diesen beiden Mädchen rede. Denn

ii« haben gewiß nur sehr wenig Talent, und

sie werben wahrscheinlich niemals berühmt sein.

Sie singen wienerisch« Lieder in dem Kabarett

„Fledermaus“. Aber weil sie gar keine Kunst

besitzen, weil ihr« Lieder außerdem sehr dumm

sind, dürfen sie erst nach der richtigen Vor«

ftellung singen. Die richtige Vorstellung hält

nä«lich «in gewisses Niveau. Und das könnten

di« beiden Mädchen am Ende herabdrückcn.

Wenn also das Niveau nicht mehr gehalten

»erden braucht, wenn die Leute, die hier die

Nacht verjubeln wollen, nur noch Mnsit zu

hören wünschen, während sie im Saal Cham«

pagner und in der Var draußen Cocktail

trink««, dann erscheinen diese beiden Mädchen.

Und es ist dann, sowie sie nur zu singen

anfangen, als streich« durch den Tabaksqualm

hi«r unten, durch den Weindunst, durch diese

ganz« vtlbraucht« Atmosphäre ein frischer Luft»

hauch. Von draußen her, von den ländliche«

Straßen der äußeren Bezirke. Wiesenduft und

feuchter Laubgeruch. Mailüftcrl, mit einem

Wort.

Di« ältere von den beiden Schwestern zählt

»«»»zehn Jahre und singt Sopran. Vi«

jünger« ist «in Kind von fünfzehn Jahren

und hat ein« Altstimm«. Gelernt haben sie

all« zwel nichts. Wissen nichts von einem

r«g«lr«cht«n „Ansatz“, nichts von einem tunst»

mäßig«» Atem, nichts von Gesangsttchnil.

Sie kommen aus der Vorstadt, von ganz kleinen

Leuten, kommen aus dem Voll und singen,

»i« bi« Mädchtn aus dem Volk in Wien eben

singen: „Mir san allzeit fefch und munter , . .

hollioh . . . buliäh.“ Und so weiter. In diesen

beiden Stimmen aber schwillt eine junge Kraft,

die man gerne mit irgend etwas Kräftigem und

Fröhlichem in der Natur draußen vergleichen

möchte. Wenn das Treiben und Saftschiehen

der Vlätterknospen, das erst« Stauben der

Haselbusch«, das Aufblühen des Flieders <önen

»Krde, bann müht« «s ungefähr so tönen wie

oiese zwei Mäbchenstlmmtn, bi« da, erleuchtet

Nagel in der „Fledermaus“

von ihrem inneren Jubel, zusammentlingen.

Die helle und die dunkle.

Diese beiden Stimmen haben etwas völlig

Unberührt«, wie die Stimmen von jungen

Tiere« oder von kleinen Kindern. Sic blühe«

in Unschuld und in Vewuhtlosigkeit wie in

frischen Farben. Man hört nichts in ihnen,

als den Instinkt. Unschuldige, heitere, unbe«

wußte Instinkte. Es ist ein heißes Werben i«

diesen Stimmen, Zärtlichkeit, Liebe auch, «in

bißchen Wehmut, und eine unermeßliche Zu»
verficht. Aber das alles klingt so rein, wi>:
der Gesang von Amseln in den Gärten.
Und noch eines klingt in diesen Stimme».
Nicht etwa i» den Worten nur, sondern «bcu
in den Stimme» selbst: der Wicner Diolel»,
2r färbt tiefen Gesang, ist nicht daraus weg»
zutilgen, schwingt in jeder Note. Ich weiß
nicht, ob die beide» Mädchen auf dem Als«»
grund wohnen, oder in Liechtenthal, oder in
oltakrina, ob sie in einer dieser Gegenden von
Wien zu Hause sind, von wo ja immer die
feschesten Fiaker, die begabtesten Wäschermädel
und die fermsten Natursänger her sind, und
von wo es nirgends mehr weit ist hinaus
nach Grinzing, yeiligeustadt oder nach Ncustift
am Wald, zu de» heurigenschenlen. Aber dc>
ganze Alsergrund, das fröhliche Liechtenthal,
au dessen« °^ande Schubert geboren wurde,
ottakring ebenso wie tzeiligenstabt scheincn «in»
fach aus diesen Mädchen zu singen. Urlaute.
Es kann ja freilich geschehen, daß man einmal
einen Kutscher fluchen hört, oder «inen Strizzl,
und daß man auch da den ganzen Alsergrund
mitsamt den anderen Gegenden herausspürt,
daß es gleichfalls ein Urlaut ist, baß sich «ine»,
aber dabei der Mage» umdreht vor H?el.
Allein das gehört aus «in ganz anderes Vlat!
Das sind Akzent«, die aus der tiefsten Vo
schmuttheit eines Volles aufsteigen, Laut«, di<
mit einer Kruste von Vranntweinräusche», vo»
Unzucht, von dumpfen Vegierden und von u».
wissender Gemeinheit bedeckt find. DI« Stim-
men der beiden Mädchen jedoch dringen u».
mittelbar aus dem Gemüt d«s Volles hervor.

Felix Satten: Wiener Mädchen

aus der Jugend des Volkes herauf, Sie geben die wirklich« Art des Volkes, wie sie im Frühling seiner Kinder sich aufblättert. Das Elend ist noch nicht über die Kindlichkeit dieses Volks Wesens hergefallen, hat seinen Glanz noch nicht zum Erlöschen gebracht, der Straßenstaub hat dieses Wesen noch nicht befleckt, der Alkohol »och nicht mit seiner Heiserkeit vergiftet. Die Armut kann noch unschuldig lächeln, ficht dem Reichtum »och nicht mit geballte« Fäuste» gegenüber und noch nicht mit der unterwürfige», verlogenen Schauspielerei der Vrostitution. Die Stimme dieser beiden jungen Mädchen ist noch ganz ohne Patina, ist von gewerbsmäßiger Verlockung noch nicht geschminkt, von «in-geübter Gefallsucht noch nicht gefälscht, ist vom Dunst nächtlicher V«rgn»gungsl"ale »och nicht »mschleiert.

Das fühle» de»» auch die vornehm«« und elegant«» Frauen, die manchmal mit ihren Männer« hier hereinkomme». Sie schauen die beiden Mädchen nicht mit jenen fernen, neugierigen, mißtrauisch-verächtlichen, ueidlichen und hochmütigen Auge« an, mit denen sie sonst von ihrer Legitimität herab ans Ge»lchüpfse blicken, die sich produzieren und preisgeben. Sie ziehen diese beiden Mädchen an sich, küssen sie auf die Wangen, küssen sie »litte« auf die jungen ivten Lippe». a«f denen noch der helle, »ubcrührte Gesang schwebt. Die jnnigen Mädchen bengen sich anmutig und respektvoll nieder, um den Dame» die Hand zu küssen, und nehme» sich aus wie Komtessen in einer großen Gesellschaft. Dann, gehen sie aus solchen Liebkosungen hervor mit einem Lächeln, das ganz frei, ganz arglos ist, und dem Lächeln gehätschelter Kinder gleicht. Die vornehme» und elegante» Frauen sind gerührt, wenn sie dies« Mädchen sehen. Es ist die prangende Jugend, die sie verehren, ihr warmes, blühende« Duften, von dem sie be»zanbert werden. Und irgendwie fühlen sie sich auch in ihrem Gewissen beunruhigt, erleben Sekunden, in denen sie sich der eigenen Geborgenheit beinahe schämen, denke» vielleicht an die Grausamkeit «in«r Weltordnung, die so viele, so unzählig viel« dieser jungen, sanften, lieblichen und süßen Geschöpfe aufs Pflaster schleudert, sie im Wirbel niedriger N«r>gnügungsdienste zermalmt, sie verbraucht, tx»schmutzt, «nts«elt, »m sie dann wie Kehrlicht hinwegzufegen.

Die Mädchen singen. Die A«unz«hn»jährige ist voll und aufgeblüht, und das F«u«r, das in ihr schon erwacht, versengt langsam die Fäden, mit denen sie noch immer an ihre Kindheit geknüpft ist. Sie gleicht, wie viele Wiener Mädchen, «in«r Italienerin. Ihre Augen sind

dunkel und «in wenig melancholisch. Abel
wundervoll ist die Heiterkeit ihres Lächelns,
des Lächelns ihrer g«schwung«nen Lippen, ihrer
blanken, weihen Zähne, ihrer Grübchen. Da»
neben steht die Fünfzehnjährig«, dünn und
schlank, und auf dem langen runden hals« den
kleinen Kopf stolz emporgehoben. Sie lodert
noch von zielloser, übermütiger Kraft. Durch
die langen, seidigen Wimpern flammen die
braunen Augen hervor, wie zwei beseelte
Topas«. Und ihr Lächeln funkelt. Wen» man
dieses frische, unwahrscheinlich porzellanfarbene.
milchweiß nnd rosa überhauchte Alltltitz an»
schaut, die kurze feine Aas«, die schmale l«uch>
tend« Stirnc, von der die Augen edel über»
schattet werden, den kleinen Wund mit der
hochgeschürzten Oberlippe, dann wird man an
Iugendbilder der Kaiserin Elisabeth «rlnn«rt,
an Vilber aus ihrer Mädch«nz«it, als sie noch
Prinzessin von Bayern war.

Vi« beide« Mädchen fingen. Törichte,
banale Lieder, die draußen in der Vorstadt
irgendwo auf den Straßen oder in den Schenken
geboren werden. Will man bessere hören, dann
muh man sie erst von ihnen verlangen, den
Auerhahn, oder die Linzerischen Buamo. Und
dann singen sie: „ . . . Wann d'r Auerbach»
balzt", und: „ ... So san mir Landsleut' . ."
Di« Neunzehnjährige singt mit gütiger Miene,
als erfülle fi« aus besonderer Gefälligkeit d«n
Leuten «ine Vitt«. DI« Fünfzehnjährig« »b«r
hat in ihrem hochaufgerichtet«« Leib, in lxm
graziösen Väumen des kindlichen Nackens «in«
Haltung von unbeschreiblichem Abel. Und
wenn von den stolzgefchürzten, lächelnden
Lippen ihre Altstimme, goldbraun und üppig,
sich aufschwingt, dann ist es, als gewähre sie
den Menschen eine Gnade.

Die Aelter« spürt schon leis« lxn Napport
mlt den Zuhörern, wird schon manchmal, wenn
etn Blick sie trifft, vom Erröten der Befangen«
hell überflogen. Aber die Jüngere, wenn fie
singt, ist wie entrückt, steht da wie in einer
eigenen Atmosphäre, wie eingehüllt in den
Glanz und in die Unnahbarkeit ihrer Jugend.
Nur wenn sie ihren Gesang hier und da
mlt einer Gebärd«, mit einer illustrierenden
hanbb«w«gung ausstatten wollen, tommt die
äußerst« Vorstadt deutlich zum Durchbruch. Da
ist dann in solchen Gesten «ine falsche Anmut,
etwa wie sich das Voll die Noblesse ausmalt.
Und es ist in solchen Handbewegungen die ver«
meintlich« Schönheit, wie beiläufig in den
großen roten Vapierblumen, mit denen die
kleinen Leute ihr« gute Stube zum Salon
aufputzen. Wahrscheinlich würde dieses
ahnungslose Gebärdenspiel das künstlerische
Niveau der Kabarett«Vorstellung drücken. Den
Mädchen schadet «s gar nicht, «s macht si«
nur «cht«. Und im übrigen tun sie es ohnehin
selten. Dafür besitzen sie «ine Kostbarkeit, die
man selbst bei großen Künstlern nicht immer
trifft, und die nur den unverdorbenen Kindern
eines alten Kulturvolkes «igen ist: sie können
sich hergeben, in ihrer ganzen Fröhlichkeit,
in ihrer heitern Laun«, in Ihr«r Schönheit,
in ihrer Anmut, in ihrem bereitwilligen Ge«
sang, aber sie vergeben sich niemals etwas dabei.
Ihr ganzes Wesen hält mühelos jede plump«
Vertraulichkeit von ihnen ferne. Kommt ihnen
aber jemand einmal mlt einem Dirnenscherz
zu nahe, dann find si« auch nicht zornig, nicht
entrüstet, nicht beleidigt; sie können den Zu«
dringlichen nur betrübt «der erschrocken ansehen,
wie man jemanden anschaut, der einen Ver«
trauensbruch begeht, oder der «ine schöne Ge«
selligkeit zerstört. Und sie haben es im Gefühl,
sich wortlos abzuwenden.

DI« wienerische Landschaft rings um
heillgenftadt, an den hängen des Kahlenbergs,
im stillen, waldigen Tal von Weidling am
Vach, sieht oft im Mai, von Lerchen über«
jubelt, von blauen Berggipfeln begrüßt und
vom sonnigen Himmel überspannt, ganz genau
so au«, wie Beethovens Pastoral«Sinfonl« im
Urzustand. Man fühlt in dieser Landschaft:
Ja, hier war diese Sinfonie hingebreitet, da
lag sie auf der blühenden Flur, strömte ihren
Illngtnden Atem aus, bis der Meister hier
wandelt«, sie aufnahm und di«s«s ganz« Ge«
fild« in sein Wert schloß. Und wenn man
über die Eisern« Hand zum Kahl«nberg hinauf«
st«lgt, oder von Grlnzing her zum Krapfen«
walbl kommt, um fich schaut und unwillkürlich
ein Thema aus der Pastorale zu singen an«
fängt, dann scheint es, als ob dies« ganze Land«

schaft allsogleich mit einstimmen würde. Und dann wirb aus Beethoven und aus dieser Landschaft ein Ganzes, dessen göttlich« Ein» h«it wunderbar einfach und im Tiefsten mühe» los zu begreifen ist. Die beiden Mädchen wieder sehen aus wie Schub«rt»Lied«i. Man kann die Neunzehnjährige nicht anschauen, ohne daß «in«m irgendein« Melodie aus der Schönen Müllerin «infällt, und die Fünfzehn» jährig« nicht, ohne an die frühlingssklar« Weise der „Forelle“ zu denken. Schub«rt»Lieder, die in ihrem Urzustand, als liebliche jung« Wäd» chen, in Wien umherliefen, bis der Franz Schubert kam und sie auf seinen fröhlichen Spaziergängen einfing, in ihrer unfaßbaren Anmut und ihrer lächelnden Unschuld. Es gibt viele solche Mädchen in Wien, wie «s ja auch im Wald viele Aotthelchen und Meisen und Buchfinken gibt. Wenn man aber solch «in Notkehlchen oder «ine M«is« im Vogelbauer hat, und das kleine «ingefangen« Wesen hebt nun im Zimmer mitten unter all dem kultivierten, künstlichen Hausrat zu singen an, dann geschieht «S eben, daß man des Waldes gedenkt, seines Duftes, und seiner Freiheit. Und in dem Kabarett „Fledermaus“, nach all den feinen artistischen, parfümierten Ergötzun» gen, um zwei Uhr nachts, in dlefem lulti» vierten, von Zigarettenrauch und Ehampagner» dunst burchnebelten Saal, sind dies« Mädchen wie frisch« Luft und wie Nachmittagssohn« im Frühjahr. Aber sonst bedeut«n si« nichts Seltenes. Es gibt in Wlen sehr viele Mab» chen wie dl« Schwestern Nagel. Das wächst auf, und blüht, und fängt, um eines Tages wieder zu verfvhwinden. Und es ist eigentlich die reine Tändelei, wenn ich von Ihnen rede.

Die Vazillentutsche.

'Als d«m Kaiser der Wunsch unterbreitet würde, er möge an der offiziellen Er»öffnungsfahrt auf der Strecke Charlottcndurg» Westend teilnehmen, stimmt« er, wie Berliner Blätter melden, sofort zu, meinte aber: „Die Herren haben doch hoffentlich neue Wagen; i» ein« Vazillentutsche setze ich mich nicht!“ Die Aeuerung des Kaisers beweist einmal wieder, mit welchem regen Interesse der Monarch den Forschungen der neueren Wissen»lckaft folgt. Auch die Lehre von den Bazillen >st sei«m universelle» Geist« nicht entgangen. Besonders bezeichnend für die Eigenart des »aisers aber ist es, wie er Leben und Lehr« mit«i.Zander durchdrinc!. Wir Durchschnitts»n»enschen sammeln zwar auch «in befcheidenes Tatsachenmaterial, indessen bleiben uns Theorie und Praxis zwei exzentrische Kreise; der Kaiser hingegen weih seine Wissenschaft»lichen Erfahrunaen fruchtbar zu machen; fi« durchtränken gleichsam seine ganze Persönlich»leit, bestimmen s«in Wollen und Handels und so »st er «in Kulturmensch im schönsten Sinne des abgegriffenen Wortes, Goethes Belennt»nis: „Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehre» ober unmittelbar zu beleben“, ist so recht für ih» gesprochen.

Es würde gänzlich ungerecht fein, dem naifer vorzuwerfen, dah er z» besorgt für fei» Leben sei. Wir dürfen nicht vergefsen, wa«> dies Leben für uns, für d«n Staat, für das Vaterland, für Preuhen, für Deutschland, für die Welt, für unsere nationale und humane Entwicklung b«d«ut«t. Der Kaiser hat nicht nur das Vecht, sondern sogar die PfliHt, sich zu erhalten. Wenn Wilhelm I. sich in der Schlacht von Königgräh fo unvorsichtig ex»ponierte, dah Graf Vismarck fein Pferd am Zügel ergreifen und es aus dem Feuerbereich lenken muht«, fo tonnen wir bei aller Be»wunderung des persönlichen Mutes, den der tönigliche Greis bewies, seine Handlungsweise nicht rückhaltlos billigen. Der kaiserlich« Enlel ist mit Hecht davon durchdrungen, bah das Leben eines Monarchen gar nicht sorgfältig gei»l»2 geschützt werden könne, Gewih, «s fahren taglich hunderttausende in der Bazillen»tutliche, ohne Schaden zu nehmen. Aber das find populär« Organismen, die gegen derartig« Einwirkungen bereits durch ihre ganz« Lebens»weis« abgehärtet sind. Diejenigen, die den Bazillen zum Opfer fallen, sind zwar für «inen

engen Famili«nv«rband wertvoll, allein b«r Tod ist nun einmal unser aller Los, «r muß mit Ergebung in den Willen Gottes hinge» kommen werden, ohne d«n ja kein Sperling vom Dach fällt und kein Bazillus zu wirken» vermag. Den scheinbaren Widerspruch, lieber Leser, der zwischen der innigen Frömmigkeit des Kaisers und seiner Abneigung gegen die Bazillenkutsche besteht, werde ich dir gleich aufzuklären versuchen.

Wer in der Aeuhierung des Kaisers die empfindsam« Schonung für die Gefühl« anderer vermischen sollte, der teilt eben den traurigen» Standpunkt der Demokratie, vor der alle Menschen gleich sind. Diese Sentimentalität bleibt allen Gutgesinnten fern. Es gilt vor allem, mit männlichem Ernst auszusprechen „was ist“, und ob die Vertreter der modernen Irrlehren sich durch die Anerkennung der „gottgegebene« Realitäten“ verletzt fühlen «der»»cht, das kann dem Kaiser und uns gleich» gültig sein. Das echt« sozial« Empfind««, das >Is«r Monarch stets an den Tag legt, will nicht öde Gleichmacherei, sondern heilsam« Unter» ordnung. Der König gleicht — so lautet der einzige Satz unserer politischen Glaubens» lehre — einem alles überragenden Pic.

Es würde aber «in« sehr äußerlich«, «in« plump materialistisch« Auffassung fein, wollten wir die Worte des Kaisers lediglich als das nehmen, als was sie sich geben. Niemand, der tiefer schaut, wird ihren symbolischen Gehalt verkennen. Der Kaiser will sich nicht in eine Bazillenkutsche setzen. Wer gewahrt hier nicht ein Gleichnis, das den bedeutsamsten Sinn umschließt! Ist nicht die ganze Atmo» sphäre unserer Zeit mit den Bazillen der Be» gefährlichkeit, der Auflehnung, des Nörgleriums, des Unglaubens, der Vaterlandslosigkeit, kurz, der Demokratie geschwängert? Mit wenigen lapidaren Worten hat hier der Kaiser der gesamten Nation eine ernste Mahnung zu» gerufen. In der Form eines kategorischen Imperativs lautet sie: „heraus, deutsch«« Volt, aus der Bazillenkutsche!“ Liebt es doch ihr Monarch, bei geringfügigen Anlässen scheinbar achtlos Samenkörner auszustreuen, aus denen eine reiche Saat hervorsprossen kann. Wenn der Kaiser hier vor der ganzen Nation auf dem Perron der Untergrundbahn gleichsam seine Lebensanschauung, seine Staatsauf» fassung bekundet hat, so werden Millionen Deutsch« ihm geloben, sich fortan nicht in die Bazillenkutsche zu setzen, sondern treu zu Kaiser und Thron, zu Thron und Altar zu halten. Leider, leider ist ja gegen die Freizügigkeit der demokratischen Bazillen keine Handhabe

^Randbemerkungen

40!

3,

«geben und jede Begegnung mit modernen Menschen ist eine neue Gefährdung unserer politischen Sittlichkeit. Der Kaiser, der selbst die Losung ausgegeben hat, daß wir im Zeichen des Verkehrs stehen (für welche AegunZ des nationalen Lebens hätte er nicht das erlösende Wort gefunden?!), ist doch weit davon entfernt, dem Götzen der Zivilisation zu huldigen, «er kennt die Nachteile unserer Entwicklung, und »wie die Worte des Kaisers stets Glieder einer unlöslichen Gedankenkette sind, so müssen auch diese beiden Aussprüche zu gegenseitiger Ergänzung zusammengehalten werden. Setzt «auch — so etwa lauten sie dann — auch im Zeichen des Verkehrs nicht in ein« Vazillennetz, mit anderen Worten, arbeitet rüstig im Dienst des deutschen Handels und Wandels, aber immunisiert euch innerlich gegen die Ansteckungsgefahren der Moderne:«.

Wie froh muß es uns allemal machen, daß der deutsche Kaiser dies Wort gesprochen hat, das sich würdig dem Kranze seiner schönsten Reden einreihen läßt. Nein! Luft! Das muß in der Periode der hohen und Lynar vom Thron herab ertönen. Reine Luft! In dieser Forderung sind Kaiser und Volk sich einig. Eduard Goldbeck.

Schamgefühl beim Essen.

Die separierenden Wände des Mr. Blix in Chicago, die uns Paul Scheerbart (in Nr. 12) so hübsch vorphantasiert hat, genügen meinem Empfinden noch keineswegs. Ich wünschte mich beim Essen auch vor mir selber «der vielmehr vor dem, was auf den Schüsseln liegt, nicht schämen zu müssen, und muß den Koch von Mr. Blix bitten, dessen eingedenk zu sein, wenn ich dort einmal «eingeladen bin. Daß ich wie ein Raubtier das Fleisch andrer Geschöpfe esse, weiß ich. Dies soll mir jedoch nicht allzu stark zu Gemüte geführt werden dadurch, daß mir Organe und Gliedmaßen entgegenstarren, die ausdrücklich an das Tier erinnern, dem sie angehören. Ein Hirn mit seinem feinen Adergeäst, ein Herz, die Ohren, die Zunge usw., das sind, so will wir moderne Menschen zum Tier stehen, wahre Thyestesmahlzeiten. Ehrlicher wäre freilich, überhaupt kein Fleisch zu essen, was sich jedoch in unserem Klima und bei den an uns gestellten Ansprüchen energischer Arbeitsleistung wahrscheinlich nicht durchführen läßt. Wie man aber in den Städten die Wunden der Tiere den Mücken der Öffentlichkeit möglichst entzogen hat, so sollte uns bei der Mahlzeit die unerfreuliche, allzu lebhaftige Erinnerung an das Geschöpf, das wir verzehren, erspart bleiben.

Di« England», gemäh ihrem ganzen kon>
servativeil Naturell auch an stereotypen
Phrasen überreich, verfehlen niemals, wenn
eine Vchsenzunge auf den Tisch kommt, den
alten Witz zu wieberholen: ^ tonzus, tl>»<
uevsr »»iä » lie. Ein melancholischer, ja «in
bitterer Witz! Da sitzen wir menschlichen Wolf«,
deren halbes wo nicht ganzes Leben aus Gott
weih wie vielen Lügen sich zusammensetzt, und
schlagen die Zähne in die Zunge, „die nie»
mals eine Lüge sprach"!
2!nd Schwangern gleich doch dies« satte» Wänner.
wenn »bendi sie den Platz im Schauspiel süllen
und »rebs und Aal im Abgrund ihre« Wanftei
bei Wachieln liegen und de! jungem Lammfleisch,
Au« diesen uberrüchien «rädern »ürd' «»
»u« dielen Mördergruben — blölen, muhen,
in allen Tönen schnarren, Piepsen, Nöten,
wenn, «»« da ganz und halb und »lertel« «oderl,
noch Laut' und Llume Härte
<„2>er heilige und die 3lere,">

I. V. Widmann,
Parlamente Duell.
Herr Diederich Hahn hat umsonst Kamps»
Hahn sein wollen: seine Kartellträger lehrten
von dem Kollegen, den er sich zum Widerpart
ausersehen, unverrichteter Ding« zurück. Ab«l
nicht darin offenbart sich der Wand«! b«r
Zeiten, dah «ine Herausforderung zum Zwei»
kämpfe ganz einfach abgelehnt werben konnte,
— interessant war dieser Fall aus einem ganz
anderen Gesichtspunkte: hier zum erstenmal
ereignete es sich, dah auf den Herausforderer
ein Schein der Lächerlichkeit fiel und die Sym»
pathien des Publikums sich ganz offen dem
anderen, der das Ansinnen des Duells mit
einer kühlen tzandbewegung abwies, zu»
wandten. Daraus ergibt sich, dah die Leute
in der Beurteilung des Duells nunmehr sich
auf der allein richtigen Fähr« befind««. Bis»
h«r galt das Du«ll als Unfug, nunm«hr wird
es als «ine Narretei angesehen. Ein Unfug
ist «in zähes Luder, je mehr man dagegen
ankämpft, desto mehr wurzelt er sich fest. Aber
di« Narr«t«i bringt sich s«lder um: das Lacher»
liche tötet ni«mand«n gründlicher als eben
sich selbst.

So redet «in Philister? Ja gewiß, dies«r
Einwurf trifft lxn Nag«l auf den Kopf. Aber
wenn di« Aomantik des „ritterlichen Ehr»
begriffs" ablehnen, gleichbedeutend mit phi»
listerhafter Dentungsart ist, dann ist eben unser
ganzes Zeitalter «ine Epoch« des Philister»
tums. »20 weit sind di« herkömmlichen Wert«
der sozialen Gesittung — gottlob — doch schon
umgewertet, dah man in der Heldenpose «in««

i»02

Randbemerkungen

Duellant«« nachgerade zum G«spött all« v«r. nünftigen Leute wird. Selbst in Frankreich, dem klassischen Lande der politischen Duelle, würde ein Paul Garnier de Eassagnac, der sich als unerschrockener Raufbold n«ch vor kaum vierzig Jahren «ine parlamentarisch« Position gemacht, heutzutage einfach ausgelacht werden. Der tzaubegen, der auf dem Rostrum bloh mit Argumenten °ul bommsm wirken wollte, wäre in unserer gründlich vernüchterten Hell ein« Wihblattfigur, sogar im hitzigeren Süden, — wie erst auf dem kühlen beutfchen Boden, wo lein Verstand, so gering er auch sei, das an> geborene Aecht hat, mit dem Temperament durchzugehen.

Das parlamentarisch« Duel! aber hat den Vorzug, noch viel einfältiger als alle übrigen zu sein. D,« Herren Parlamentarier besitzen das öffentlichrechtliche Vorrecht der Immunität. Weh dem. der ihre «Redefreiheit anzutasten wagt. 2r vergreist sich mit frevelnder Hand an einer grundlegenden Bürgerschaft der konstl» tutionellen Freiheit. Und diese Immunität, die den Land« und Reichsboten gegen die höchste» Staatsgewalten schützt, sie sollte ihn nicht gegen die „ritterliche" Rauflust seiner gesetzgebenden Kollegen feien tonnen? Ein Gesetzgeber, der sein«n politischen Gegner aus der parlamentarischen Arena, wo «r «hn nicht zu bezwing«» vermocht, auf den Rlensurboben nötigen möchte, legt mit eigener Hand «in« Vresche in den Wall jenes öffentlich«!! Rechts» schutzes, d«r als einzig wirksam« Gewähr legis» latorischer Unabhängigkeit errichtet wurde und ohne den der ganze Parlamentarismus zu «in«r Far^e hinabsinken würde. Gin Parlament, das gesunden Sinn für die eigenen Existenz» bürgschasten hat, sollt«, so wi« ihm «in solcher Fall unterkommt, sofort die Aufhebung der Immunität des herausfordernden Abgeord» neten beschließen und aus eigener, feierlicher Initiative sein« strafrechtlich« Verfolgung be» antragen. In England, wo die Wiege des Immunitätsrechtes stand, würde solches ohne Zaudern stattfinden, wenn bort das Duell nicht schon seit unvordenklicher Zeit in der Rumpel» tammer grünblischst totgeschlagener geselllchaft» licher Einrichtungen lag«.

Entsinnen wir uns recht, so wird die inter» parlamentarische Konferenz Heuer in Verlin tagen. Wir wühlen für sie «ine dankbare Plattform, auf b«r si« endlich mal etwas Nütz, liches vollbringen könnte, ohnehin hat diese illustre Körperschaft seit ihrem Veslanbe nichts geleistet als tönende Reden und glanzvolle Festmahle, glanzvolle Festmahle und tönend« Reden. Als sie ins Leben gerufen wurde, stellt« sie sich das hehr« Ziel, «in beständiges

vergessen der Friedensliebe der Völker, «in»

Pflegestätte der internationalen Verbrüderung zu werden. Und merkwürdig genug, nie hat es noch so viel Krieg gegeben, als seit dem pitoyablen Vestanbe dieser Körperschaft. Wir hatten seither den türkisch-orientalischen, den chinesisch-japanischen, den britisch-südafrikanischen, den amerikanisch-spanischen und den schrecklichsten unter allen, den russisch-japanischen Krieg. Wäre die interparlamentarische Konferenz schuld an dem Ausbruch dieser Feldzüge, man könnte sich über sie empören, aber sie auslachen müht man wenigstens nicht. Rühmlich, vilschuldig hat diese Körperschaft all dies Blutvergiehen nicht. Aber auch zu verhüten hat sie es nicht vermocht. Das menschenfreundliche, von Friedensliebe überquellende Herz wollte ihr im Leib vor Wehmut brechen, — aber nicht einen Finger hat sie gerührt, nicht ein Wort ihres Protestes. Hat sie gewagt, um so düsteres, so reiches Unheil abzuwehren! Sie hatte Maulaffen feil, während die Völker aufeinanderfchlugen. Ich muß sagen, nie ward einem großartigen Ziele mit geringerem Erfolg und mit empörenderer Lässigkeit gediönt, als in diesem Falle. Und nichts Drolligeres kann ich mir denken, als diesen hochansehnlichen Arelpag der weltbeglückenden Politik der Friedensliebe, der alljährlich einmal in kurzen Zeitintervallen zwischen einem halben Dutzend von Festgelagen und sonstigen solennen Veranstaltungen salbungsvoll und gravitatisch die Friedensschalmei bläst, um dann — reoptimale Lust — auseinanderzugehen und daheim in olympischer Seelenruhe alle Kriegsverbrechen zu votieren. Lebte Offenbach noch, der Spötter mit dem graziösen Henkerwitz, was gäbe eine Operette, worüber die Menschheit sich den Puckel wund lachen müht. Das parlamentarische Duell ächten und durch grausamste Brandmarke abschaffen, — das war nun die Plattform, auf der die internationale

parlamentarische Konferenz endlich etwas heilsames zu wirken vermocht. Ihr wolltet Frieden stiften unter den Völkern? Das ging, wie ihr seht, über eure Kraft. Aber ließ die Gesetzgeber eines und desselben Volkes im Rahmen ihrer politischen Tournee niemals zur ultima ratio greifen sollen, — das zu bewirken, muß doch wahrlich kein unlösbares Problem sein. Es gehört dazu bloß ein feinerlicher Verschluß, in dem ausgesprochen wurde, daß ein Gesetzgeber, der politische Differenzen mit der Waffe austragen will, ehrlos sei und von den Gesetzgebern aller Länder als ein Frevler an der Friedensidee und an den Freiheitsrechten der Ration geächtet werde.

Ob eine solche Resolution, wenn sich jemand

« «

i»03

Helene Volchert-Lietz: Theater und Mode findet, sie zu beantragen, angenommen würde? Ich glaube Wohl. Aber ob hernach unter denselben Männern, die sie votierten, sich nicht manch« finden werden, die, wenn es ihnen paßt, es dennoch auf «Ine Duellforderung an» kommen lassen, dafür möchte ich die Hand keineswegs »ns Feuer legen. Dazu kenn« ich die Körperschaft viel zu gut. Gehör ich ihr ja seit manchem Jahre an. Victor.

Theater und Mode. Von Helene Volchert°Lietz. I^h«at«r und Mode stehen in innigem Zu» ^ ^ sammenhange miteinander. Von der Welt des schönen Scheins zu der des oft trüae» rischen Schemens findet in Toilettensachen e»n« rege geistige Befruchtung statt. Bekanntlich ist die Pariser Bühne die Hauptversuchsstation der großen Kostümtüftler. Von dort herab lancieren sie die Eingebungen ihrer Kleider» Mus«, die sie sich oft nicht wenig kosten lassen. Bezieht doch in Paris so manche Schau» spielerin ihre fürstlich« Bühnengarderobe völlig umsonst, einzig und allein als Gegenleistung dafür, daß sie sich zum deklamierenden, agieren» den, posierenden Mannequin hergibt. In der «Regel glückt auch die Finanzoperation. Das von dem und dem renommierten Hause luxuriös bekleidet« Stück, das mit einer Wenig» teil fadenscheiniger Handlung und viel falschem Pathos abgefüttert »st, kann ruhig durchfallen. War der Griff fönst nur ein glücklicher, so regnet es darum doch Bestellungen auf diese od« j«n« besonders gelungene Fasson, und die Auslagen machen sich reichlich bezahlt. Die Sterne erster Größe haben es natürlich nicht nötig, sich derart vor den Siegeswagen der Toilettenkönige spannen zu lassen. Sarah Bernhardt und besonders die Asjane kompo» nierten sich in ihrem mit Spiegelscheiben be» kleideten Allerheiligsten nicht nur ihr« Gesten und Attitüden, sondern auch ihre Toiletten zu» fammen. In jüngr«n Jahren nutzte die Aijan« ihr«n weitgehenden Einfluß in Mode» dingen sogar dahin aus, daß sie den Schneider» fürften ins Handwerk pfuschte und im eigenen Atelier für die Berliner Damenwelt arbeiten lieh. Als befondere Vergünstigung durften bei d«n Anproben die in ihrer Art einzigen Be» leuchtungseffelte dieses Spiegelsalons in Aktion treten. Die Damen tonnten selbst ent» fchelden, ob ihre Toiletten auch allen Situa» tionen gewachsen seien, ob deren Schönheit bei Monden» oder bei Sonnenlicht, bei Schnee» schein, elektrischem Licht «der der roten Glut einer Feuersbrunft am besten zur Geltun, komme — oder je nachdem auch einbüßt«. Da solch« vom Licht poetischer Verklärung um»

strahlte Kleider nicht mit dem vulgären Maß« gewöhnlicher Kreise gemessen werden konnten, verstand sich von selbst.

Sarah Bernhardt und Eleonore Duse da» g«gen nebenher eher die Stellung von Klassikern unter den Dichtern von der Aadel und Elle ein. Ihre Modeschöpfungen machen kein« Schule, oder wenigstens nur ausnahmsweise, wie seinerzeit Sarah Bernhardt's Aiglon« Jackett. Im ganzen genommen ist die perfön» lliche Aote in diesen Gewändern zu groß, sie sind zu sehr auf 2lite»Erscheinungen abge» stimmt, an denen kein« unschön« Bewegung die Harmonie des Linienflusses, den Adel der Plastik zerstört, als daß sie sich so ohne weitere« auf Durchschnittspersönlichkeiten übertragen ließen. Beide Künstlerinnen verwirklichen in gewissem Sinne das Ideal, dem die moderne Mod« zustrebt: die Individualisierung der Tracht, die ein« viel höhere persönlich« Kultur voraussetzt, als heute im allgemeinen bei Durch» schnittsfrauen gefunden wird, nämlich die Kul» tur des Schönheitsgefühls und der ästhetischen Darstellung der eigenen Person. Beide Kunst» lerinnen bleiben daher in der Hauptfach« un» nachahmlich Ob Sarah Bernhardt mehr die raffinierten, äußeren Toiletteneffekte bevor» zugt, in denen sich die wundervoll geschmeidige, bisweilen an die d«r königlichen Katzen er» innernd« Grazie ihrer Bewegungen offenbart, oder ob Eleonore Duse bei d«r groß«« V«r» innerlichung ihrer Kunst die raffinierten Schneiderlunfte verschmäht und sich nur in klassisch «infachen, fließenden, lose wallenden Gewändern darstellt, die nicht durch heraus» fordernd« Pracht das Auge von d«m beseelten Spiel ihrer Mienen und Gesten und deren Einfachheit fi« zum Symbol verklärt von der Inferiorität alles leblosen Sachenkrums gegen» über der geheimnisvollen sieghaften Schön» heitsgewalt einer großen Seele.

Augenblicklich heimst ein Stück des Theaters der Porte Saint»Martin außer den literarischen auch reiche Toil«tten»Lorbeeren ein. Die düstcr>sensationelle Episode fran» zösischer Geschichte, auf der es fußt, dient den Prachtanzügen als effektvoll« Fol««, und dank d:r VUggestlon, bi« die Aollen der hauptdar» stellerinnen auf ein empfängliches Publikum ausüben, und ihrer Schönheit, beginnen dief« Kostüm« die heutige Mode zu beeinflussen. Welche ehrgeizig« und prunkliebend« D«m« ge» fiel« sich Wohl nicht »n der Vorstellung an eine Montespan heranzureichen, wenn sie «in Kleid anlegt, wie es Mlle. Darthy, die schöne gefeierte Darstellerin der stolzen Gellebten Ludwig XIV. in I/Mairs äe« poizon» von Victo» rien Sardou trägt. Zudem hat die modern«

W«l

Helene Volchert-Lietz: Theater und Mode
Schneidertunst ihr möglichstes getan, uns den
damaligen Stil mundgerecht zu machen, der
augenblicklichen Woderlichtung zu nähern und
da die Schnebbentaille, sowie die Louis XV.
und »XVI.«Element« schon darin vorhanden
sind, so konnte man ohne Gewaltsamkeit leicht
noch ein paar Dezennien weiter bis auf di«
Zeit des Sonnenkönigs zurückgreifen.

Der erste Akt bietet uns keine eigentlichen
Modeoffenbarungen, denn er spielt im Amts-
zimmer des Pariser Polizeichefs unter lauter
Männern, denen der Abbé Eriffard die Spur
einer ganzen Sündflut von Giftmorden auf-
deckt. Im zweiten Akt können wir Mlle.
D'Ormoze, Gesellschaftsdame der momentanen
-flamme des Königs, der schönen Fontang«
«n einer sentimentalischen Aube aus zartblauer
Seide bewundern. Wie hohe, glatte, fast
schmucklos wie der Aock gehalten« Schnecb-
entaille deckt oben ein breiter einfacher Spitzen-
kragen. Ganz diskret sind die mehrfach ge-
rafften, halblangen, unten in Spitzenvolants
ausfallenden Ärmel, oben von spanischen
Schlitzen durchbrochen, aus denen kleine wei-
eiben« Puffen herausquellen. Die ganze Cr-
schelung ist ein Bild naiver Unschuld, die
ich in ihrem ratlosen Schmerz bei der gefähr-
lichen, Liebestränke« brauenden, genial«ver-
brecherischen Wahrsagerin Voifin hilf« holt.
Denn der Geliebte der Mlle. D'Ormoiye hat
sein wankelmütiges Herz soeben der schönen
Fontange z« Fühen gelegt. Nebenbei gesagt,
eine sehr riskante Dummheit dieses uner-
fahrenen jungen Mannes.

Wie die blaue Unschuldseide ihres Ge-
wandes plötzlich zornend und entsetzt aufrauscht,
als die tückische Voisin ihr einen ihrer Gift-
tränke als Heilmittel anpreist. Aber als sie aus
der Höhle des Verbrechens fortstürzt, wird sie
unglücklicherweise von Kavalieren des Hofes
gesehen, die einige Vertrautheit mit diesem
berühmten Ort verraten. Ganz am Ende
des Altes, als die Luft wieder rein ist, er-
scheint Mme. de Montespan in Herzensnöten,
um sich Liebespulver zu holen, mit deren hilf«
fi« den treulosen König von der schönen Fon-
tange fortzulocken hofft. Von der düfter«gr«ll
sinnlichen Farbenpracht des Prunkgemachs hebt
sich die in die Farben der Hoffnung gekleidet«
wunderschön« Maitresse des Königs wie ein«
Lichterjcheinung ab. Durch das in lang« Locken
ausgelöst« goldblonde Haar schlingen sich
Perlenschnüre. Kaum bah der Ansatz des vier-
eckigen Ausschnitts die edlen Linien des Halses,
der Schultern unterbricht, während das in
Form eines nach unten gerichteten Herzens
«geschnitten« plastronartige Vorderteil der
Schnebbentaille die Schmiegsteile der

Figur hervorhebt. Die offenen, ihr Arm nur mahig verhüllenden Ärmel mit den langen, herabhängenden Spitzenvolants geben der Gestalt etwas Priesterinnenartiges, das sich auch in der weich ausfallenden Schlepp des Gewandes ausspricht, höchstens daß die welchen Stickereien diese Wirkung zum Teil wieder lähmen. Das sanfte Anschwellen der Farben von oben nach unten, mit dem Hauptakzent auf dem sehr tiefen Ausläufer der Schlepp, ist von glücklicher Wirkung. Vielleicht hätte ich gewünscht, daß über diesem Teil ein leicht staubartige Tonung, zuletzt ins Schwärzliche Dunkle übergehend, symbolisierte, wie ein bis dahin fleckenloses Weib, sobald es auf vötenen Wegen wandelt, unwillkürlich, unent rinnbar sich mit Schlamm und Staub besudelt. Das Dämonische ihrer Gegenspielerin, der gewissenlosen, Habgierigen und genuehgerigen Giftmischerin, kommt in ihrer wilden schwarzen Lackenpracht äußerlich wohl einigermaßen zum Ausdruck. Zwar der sehr, ja zu tief ausgeschnittene markierte das üppige Wesen dieses Weibes recht gut. Aber das allzu steife, schwere Emporstreben des Vortörpers aus einer zu tiefen Schwebel, die ihn unschön, über den goldenen Schnitt hinaus verlängerte, die schwerfällig, ungegliederte Ausbuchtung der Ärmel, die an Kürbissormen erinnern, serner die in ihrem Fall (Faltengewoge) durch die massigen Palmetten und Aankentstickereien behinderte starre Seide des Nocks nehmen dieser ganzen Erscheinung das Schlangenartige, und bringen ein Element etwas derber Gemütlichkeit hinein, die nicht nur unbeabsichtigt war, sondern auch gänzlich außerhalb der Rolle liegt. Der größte Fehlgreif ist aber wohl der mangelnde Gegensatz von Farbe und Tönung des Gewandes zum Kostüm der königlichen Klientin.

Wie ganz anders und ungleich eindrucksvoller hat z. B. der Maler Burn Jones eine ähnliche Aufgabe in feiner „Circ“ gelöst, von der ein englischer Kritiker sagt, daß es sogar in dem tiefen Schwarz und Gelb der unschuldigen Sonnenblumen, mit denen sie ihr Gemach schmückt, wie Gift und Verr derben liegt, und das unruhig schillernde dunkle Gewand der einen Zauberspruch brauen den Eirce Geheimnis und Gefahr ausstrahlt. Ist es denkbar, daß eine Frau, die in jenem Kostümierung mehr den Eindruck einer etwas pikanten, aber sonst harmlosen Vürgersfrau macht, die „stolze Vaothi“, die Geliebte des Königs, dahin bringen wird, ihr Liebespulver, um sie wirksamer zu machen, auf einer sakralen Teufelsmesse zu weihen und dabei, nur mit einer Mast bekleidet, als lebendiger Altar zu dienen?

Der folgende Akt, das Fest zu Versailles in der Grotte der Thetis, ist eine vrgl.

strahlender Toiletten, in der Mme. de Monte»

» »

t» »

W5

Helene Volchert-Lietz: Theater und Mode
spanns rosenfarben« Damastrobe mit ihren
schweren, perldurchwobenen, silbrigen Passe»
menterien den höchsten Glanzpunkt darstellt.
Ihr rund ausgeschnittenes Corsaye wird, bis
zu der Schlepp« des vorn geteilten Ueber»
lleides herab, sorgfältig, den Proportionen «nt»
sprechend, von einem förmlichen Brillantfeuer»
Werl an B«sah»Motiv«n überrieselt. Auf den
rosa Ueberärmeln, unter denen weihe Spitzen»
taslllden herausfallen, löst sich die Wucht der
Pass«m«nt«ri«»Auflagen in leichter« Seiden»
und Silberfadenstickerei sowie Perlenghäng«
auf, während das matte Weih des echten
Spihenstreifens um den runden tiefen hals»
ausschnitt herum «inen ruhigen, indifferenten
llebergang zu dem all« di«fe Nuancen über»
strahlenden Fleifchton der Büste bildet. So
»n Schönheit prangend, auf der höh« ihrer
Macht und ihres Glücks, ahnungslos, welch«
Falle ihr Gllffard stellen wird, plaudert s«e,
anmutig in ihrem S«ss«l aufgelehnt, mit dem
Abbe, der, — erregt durch den Klang ihrer
Stimme, ficht das Hirn mit der Frage
zermartert, «b er hier wohl die maskiert« Dam«
zu suchen Hab«, di« «r b«im Teufelsgottes»
dienst in ihr«r prachtvollen Nacktheit bewun»
dert hat. Es ist ein Vild, in dem der orna»
mentale Toilettenreiz mit dem psychologischen
der Szene fein zusammenklingt.
Weniger modische Sensationen bieten da»
«gen die Szenen der Enthüllung und d«s
Sturzes der Mm«, de Montespan, sowie di«
glückliche Versöhnung der Mll«. D'Ormoiy«
mit d«m G«li«bt«n ihres Herzens höchstens,
dah die Kleider der Hofdamen, vereint mit
der langen Aückenschleppe, die jetzt vorbildlichen
Panniers aufweisen. Außerdem interessiert
vielleicht noch di« Toilette der Wlle. Desoillets,
die zum Gefolg« der Mm«, d« Montespan ge»
hört, und deren falsche Aussage die arm« Un»
schuld Nile. D'vrmoiy« in fo große Una«»
l«genh«it«n bringt, hier ist das Wesen der
Volle auch im Kostüm gut gewahrt. Das
dunkle UeberNeid, das sich auch in der vor»
schriftsmählgln Schnebb« fortsetzt, und in dem
«in Heller Streifen aus Bandschlupfen di«
Trennungslini« bezeichnet, fällt vorn lof« über
einem hellfarbenen Moireetleid auseinander.
Der »lt der Spitz« nach unt«n gerichtete
hell«, mit Schleifen u>lb Guipur« dekoriert«
Einsatz, sowi« die prächtigen Guipure-Aermel
verleihen dem Anzug« «twas Festliches in»
mitte« all der leichten Erscheinungen, ohne
mit dem dargestellten leichtspurlg perfid,» Chi»
rakter in Widerspruch zu geraten. —
Ein« Anregung, di« in prinzipieller hin»

licht für die Frauentoilette der Zukunft viel
leicht noch von weit tieferer Bedeutung ist,
kürzlich eine amerikanische Tänzerin, die
Inkognito nicht lüften wollte, auf einer
Matinee im hochkonzentrierten Kunstaewerbe-Mu-
seum mit den Schleierstoffen des Malers
Mariano Fortuny. Weiher, nebelartiger
Chiffon war hier mit handgedruckten altgriechi-
schen Motiven geschmückt, die ein schwacher
Abglanz uralter, verlungener und wieder
auferstandener Herrlichkeiten aus den Aus-
grabungen in Knossos sind, einer Stadt auf
Kreta. Wie die Tänzerin die weihen Wogen
zusammenraffte, grazlos bauschte, in schweben
dem Ahythmus niederfluten, ihre fehnig
schlanke, hüftenlose Gestalt von einem stetig
sich auflösenden und wieder formenden Falten
regen umwallen ließ, war eine ebenso eigen-
artige als fesselnde Schauspiel. Denn aus
diesen Toilettenmotiven entwickelten sich zu
leise Wiegenben und schwingenden Melodien
reizvoll Tanzpantomimen. Bald gab eine
Lortis das da! den Anlaß zu einer Symphonie
ruhiger Paß und Bewegungen von wunder-
barer Harmonie. Bald entspannen sich aus
einer Matinee eine Fülle reizender Genre-
bilder, wie sie eine in die Mysterien der Toilette
vertiefte schöne Frau unbewußt dem Künstler
angebietet. Und dann die Szenen mit
dem Spiegel! Dieser mannigfach bewegt, ent-
zückend flirtet mit dem eigenen holden Bilde,
dieser allmählich sich fesselnd der Mensch des
hasche und Versteckspiels mit sich selber, der
in eine Ekstase hinreißenden Triumphes ausklang.
Spanisch, venetianische, orientalische
Vanzvisionen steigen aus dem Meer flü-
mernden Lichtes in meiner Erinnerung da
bei auf. —

Allerdings darf sich wohl kaum in anderer
Stoff so hoher Bildsamkeit rühmen, wie dieser
hauchartig dünne Chiffon. Von Schleier, Kopf-
hülle, Schal, Mantille, Gewand, Ueberwurf,
Spielzeug neckisch? Laune, Liebeswaffe, Schild
tänzelnder Koketterie, immer lohnt dies Gewebe
ahnen, daß in der Verwandlungstunde damit
noch lange nicht erschöpft sind.
Um diese Fortuny'sche Vohleier für die moderne
Toilette wirklich fruchtbar zu machen, mühte
unsere Frauenwelt allerdings die Kunst der
schönen Faltendrapierung wiedererlernen, in
der die vornehmen Griechinnen und Röme-
rinnen Meister waren. Dann erst dürften
wir von einem Anfang individueller Kostü-
mierung sprechen, hierbei möchte ich mir die
ketzerische Bemerkung gestatten, daß der Gipfel
Punkt der Schönheit, streng genommen, erst
erreicht werden kann — und alle Bildhauer
und Maler werden mir darin Recht geben —
wenn dieses Schleierstoff auf nackten Körpern,
statt wie bei der amerikanischen Tänzerin auf
einem weißen Spinnenkleid, drapiert werden.

Aber die Künstler find nun einmal
Träumer im Aeich des Ideals, bestenfalls einer
unabfehbar fernen Zukunft.

Politische Gedichte

Zum Abschied.

<Wel,! Wohlauf

Wohlauf nun, zieh zu di«

Gardinen und wein'!

Ad«, Herr von Tschudy,

geschieden muß sein.

Ade nun, ihr Bilder

im Lustgartenhaus.

Man treibt in di« Ferne

dich mächtig hinaus,

hinau—hau—aus!

:/: Tschudy fallera. Tschudy falle«,

Tschudy fallerallera. :/:

Bist du der Direktor

im kunstbunten Saal,

so wünscht dein Protektor

dich deutschnational.

Deutsch sei dein Empfinden,

was welsch ist, sei roh! —

Deutsch seien di« Künstler,

deutsch jedes Tabl«au.

Tableau—oho!

:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,

Tschudy fallerallera. :/:

noch getrunl«« .,)

Di« Impressionisten

sind ohne Geschmack.

Wir l,«b«n als Christen

den glänzend«« Lack,

das strahlend«« Deutschtum —

— juchheirasiassah! —

und lehren den Bürger

Respekt und Hurrah!

Hurra—aha!

:/: Tschudy fall«ra, Tschudy faller»,

Tschudy fallerallera. :/:

Du hast, Herr von Tschudy,

gefrevelt — und wie!

Nun lasf« in «Ruh' die

Tableau » Gallerte.

Kultur wollt« du züchten,

den Drill triebst du aus.

Dum schickt man auf Urlaub

dich mächtig hinaus —

hinau—hau—aus!

:/: Tschudy fallera, Tschudy falle«.

Tschudy fallerallera. :/:

I. Viot.

Der Frühling beginnt zu grünen,

die ganze Welt erwacht,

nur auf den Reichstagstribünen

wünscht man sich gut« Nacht.

Des Volkes erwählt« Boten

lesen schon wieder Etat.

Di« Blöckler, die Schwarzen und Noten

bemüh'« sich um Afrika.

Der Neger schmort Missionar«

»n unverdorb'ner Natur.
Wir aber bringen ihm War«,
Soldaten und deutsche Kultur,
Und daß es an nichts ihm fehle.
bestätigt Herr Erzberger fromm
«hm d,« unsterblich« Seele,
mit der er zum Himmel komm'.
Da draußen beginnt's zu grünen, —
der Frühling, der Frühling erwacht.
Neichstagsfrühling.
Auf den Schornalistentribünen —
— unsterbliche Seele! — wer lacht?!
Aus Gröbers begnadeter Kehle
„Saubengels!“ brüllt es hinauf.
Bei d«r unsterblichen Seele
hört di« Gemütlichkeit auf.
Die Schornaliften entweichen
entrüstet und mit Eklat,
und unregistriert verstreichen
die Neben zum Neichsetat.
OH, daß es doch immer so blieb«
im deutsch«« Baterland,-
wir nähme« mit viel mehr Lieb«
die Tagesblätter zur Hand.
Wir jauchzten aus fröhlicher Kehl«:
„Das hat i« kindlichem Wahn
mit seiner unsterblichen Seele
Herrn Erzbergcrs N,gg«r getan.'
I. 3>»t.

o 0
^0?

Aus dem Musikleben

Aus dem Musikleben.

Hl uf l>«m Titelblatt der Iubiläumschrift, die

^» Richard Sternfeld dem Philharmonischen

Chor zur Feier seines 25 jährigen V«>

ftehens zueignete, steht als bedeutungsvolles

Symbol lxr monumentale Anfang des Kyrie

aus der Vachfchen N»moll»Messe, jene wie

aus F«lsen gehauene Eingangspforte zu dem

größten Wunderwerk Bachscher Polyphonie.

In der Tat: In Vach liegt die Große und

Eigenart dieses exzellenten Chors; im Zeichen

des Thomastantors schritt er von S««g zu

Sieg, und der ihn zu diesen Erfolgen führte,

ist fein Gründer und Leiter: Siegfried Ochs.

Freilich es war kein leichtes Mühen; galt es

doch den Kampf zu bestehen mit dem Schien»

drian der Musiker und der Gleichgültigkeit

der Mass«.

Vachaufführungen waren in Berlin zur

rechten und schlechten Gewohnheit geworden.

Im Fahrwasser «iner ruhigen Noutin«, der

alten Tradition gemäß, erklang alljährlich um

das Osterfest die Matthäuspassion. Der Vor»

gang spielte sich stets vor demselben, traditio»

nell festgelegten Publikum ab, ohne weitere

Wellenreißer zu ziehen. Da platzt« Ochs im

Jahre 1895 mit einer Aufführung der U»moll»

Messe herein, die wie «ine Offenbarung wirkte.

Daß das "Resultat der 123 Proben «in auh«r»

gewöhnliches s«in muß«, liegt auf der Hand.

Und weil in dieser Wochenschrift der Name

Ochs zum erstenmal genannt wird, mag es am

Platz« sein, mit einigen Worten auf die Eigen»

art dieses Künstlers hinzuweisen. Vchs ist b«i

Chortechniker p^r exzellenz, und speziell dieser

Umstand bildet die Erklärung für seine unge»

heuren Erfolg«. Als begeisterter Verehrer

Hans von Bülow's tonnt« er seine Vewunde»

rung für das groß« Dirigentengenie am besten

dadurch wirksam in die Tat umsetzen, daß er

den v«tal«n Apparat als großes Instrument

behandelt, dem er die differenzierten Ausdrucks»

möglichkeiten des Orchesterkörpers abzu»

gewinnen versteht. Daß Ochs diese Tendenz

speziell an Vach durchsetzt, ist sein größtes

Verdienst. Die in der Schul« einer gedanken»

losen Tradition erstarrten Chöre Bachs tauen

zu neuem, blühend«« Leben auf, wenn sie

Ochs mit feinem glühenden Impuls durch»

dringt. Er kommt seinem Bach mit allen

Finissen einer klug erwogenen Dynamik bei,

vi« nicht nur mit der stilistischen Eigenart sich

deckt« sondern auch aus den untersten Tiefen

des Id«en» und Stimmungsgehaltes hervor»

geholt erscheint. Es ist also kein modernisierter

Bach, den Ochs darstellt, wenn er zwischen

fort« und piano unzählig« klanglich« Nuancen

tonstruiert, die auf den verschiedensten Kombi-
 Nationen der Stimmen in ihren Stärkegralxn
 untereinanderru beruhen. Ein Hauptvortug
 leiner Diktion ist die ungeheure Klarheit, mit
 der r das scheinbar unentwirrbar Tongeweb
 erstehen läßt. Diese Deutlichkeit erzielt er da
 durch, daß er die Sänger zwingt, jedes Glied
 der gefürchteten Vachfchen Tonletten haar
 scharf herauszuheben, hinwiederum lind es
 klug angebrachte, lurze Zäsuren, die dem
 Sänger die Möglichkeit geben, jede Note ihrer
 Bedeutung gemäß zu beachten. An Beck-
 melsern, die wütend die Tabulatur schwangen
 und über Entweihung des Bachschen Geistes
 zeterten, die die dynamischen Gradationen als
 Maniriertheit auslegten, und denen eine be-
 wußt kraftvolle, kurzatmige Deklamation bei-
 nahe parodistische Wirkungen zu erzielen schien,
 hat es auch hier nicht geseht. Was schadet's!
 Der letzt KantatennAbend, der den äußeren
 Anlaß zu diesen Ausführungen bildet, zei-
 alle die erwähnten Porzuge im hellsten Licht.
 Außer der Nachfchaffung der hohen Messe hat
 sich Siegfried Ochs ein nicht hoch genug zu
 schätzendes Verdienst um die Entdeckung und
 Neubelebung der Bachschen Kantaten erworben.
 Von den annähernd 400 Kantaten, die Bach
 geschrieben, sind leider nur noch ca. 200 erhalten.
 Unter diesen erhabenen Denkmälern Bachscher
 Gedankentiefe und höchst entwickelter künstle-
 risch Architektur Umschau zu halten und das
 Beste unserer Zeit wiederzugewinnen, ist die
 vornehmste und schönste Aufgabe des Phil-
 harmonischen Chors und seines Leiters. Von
 diesen Aufführungen geht ein wahrer künstle-
 rischer Segen in die Lande, da die Initiativ-
 in den Mufitzentren der Provinz köstliche
 Früchte zeitigt.

In den seit dem Jahr 1931 veranstalteten
 KantatennAbenden hat der Philharmonisch-
 Chor nicht weniger als 15 derartig Werte,
 verschiedene darunter in mehrfacher Wieder-
 holung, zu Gehör gebracht. Diese straff ein-
 heitlich ausgestalteten, den höchsten und reinsten
 Stil darstellenden Aufführungen, die, tragt der
 ungeheuer vielseitig ausgebildeten Ausdrucks-
 fähigkeit Bachs, immer Neues und Intcr-
 esfantes bieten, haben sich zu einem der wich-
 tigsten Faltoren im Berliner Musikleben aus-
 gebildet. Das bewies wiederum das benn er-
 wähnte Konzert, in dem zunächst die nach
 damaligen Maßstäben mit uncrbört kühner
 Nealistit ausgestattete Kantatc „Jh.- werdet
 weinen und heulen" großes Interesse »achrief.
 Zwei besonders auffallende Momente bilden
 der mit verblüffende Tonmalereien — im
 Orchester verwendet Bach eine Pikkoloflöte —
 ausgestattete Eingangschor, an dem die thema-
 tischen Umlehrungen wieder das erstaunlichst-
 Beispiel Bachscher Kontrapunktik sind. Der dnn

Aus dem Musikleben

frönenden Abschluß des Wertes bildende Choral erschien in der Interpretation durch Vchs als e»n Meisterwerk dynamischer Aufbau» lunst. Ein Novum bildet« ferner die Kantate: „Es erhob sich ein Streit“, deren bester Teil ebenfalls der gewaltig ausladend« Anfangschor ist. Die alte Misere des Mangels an Solisten, die sich den Bachstil zu eigen gemacht haben, führte eine anfänglich unliebsam empfundene Programmstörung herbei. Vei dem Haupt» solisten des Abends, Professor Meschaert, haben sich die Konzertabsagen in den letzten Jahren zu einem chronischen Uebel herausgebildet, das dadurch noch verschärft wird, daß Meschaert seine Verhinderung sehr oft erst im aller» letzten Augenblick ansagt. Dieser Mißstand brachte die Zuhörer um den Genuß von zwei ebenfalls bisher unbekannten Kantaten. Da» für sprang der Chor mit verblüffender Geistes» gegenwart ein und brachte — ohne Probe — zwei früher aufgeführte Werk« zu Gehör, ein» mal di« gigantisch«, siebenstrophige Vstertantate „Christ lag in Todesbanden“ und sodann den doppelchöilgen Torso „Nun ist das heil“, beides eine Kraftprobe allerersten Banges, die restlos bestanden wurde.

In derselben Woche erschien «in Musiker am Pult des Philhamonischen Vrchesters, der nichts w«it«r als «in Priester seiner Kunst, der Kündler des Gedankens großer Meister sein wiN: Felir Mottl. Auf den ersten Blick bot der Abend so gar nichts außergewöhnliches. Auf dem Programm: Beethoven und Wagner. Alte und allbekannte, gerade an dieser Stell« zum U«b«rbruch abgerittene Paradeftferd«. Da» zu d«r normale Bestand des Unt«rhaltungs» lonzertorchesters, d«m d«r stark besetzt« Streich» lörper fehlt«. Aber der einfache, jeder Pofe und jeder Tüstelei abholde Mann aus München, der nur Musiker sein will, wirkte Wunder. Und wenn ich auch auf di« Beifalls» rasereien' des Publikums, das solche Orgien oft ganz unmotiviert inszeniert, sonst nichts gebe, diesmal war das Nicht auf feiner Seite, denn der Mottl »Abend darf ohne weiteres als d«r Höhepunkt nicht nur der bieswinter» lichen Instrumentalkonzert« gelten. Egmont» Vuvertüre, Eroica, Tristanfragmente und Tannhäuser»Ouverture bildeten die Etappen des denkwürdigen Konzertes. Wer da Kraft» eziplosionen, Gefühlsausbrüche erwartet«, sah sich enttäuscht. Was sich da offenbarte, war «in Triumph des Pianos, «in wonniges Singen und Klingen, und die Überraschung des Abends bestand darin, daß der Mann, der das Crb« Wagners so treulich zu hüten berufen, mit Beethoven die tiefsten Eindruck« erzielte. Freilich wurde er von den Philharmonikern

glänzend felundiert. Man hat di« Eroica in
r«in technischer Hinsicht selten so tadellos <>
hört. In d«n Holzbläsern dominiert« «in«
prächtige Noblesse des Tons, und die ge«
fürchteten Fanfaren der hörn« im Sch«rzo
stiegen rein und schlackenlos empor; im Trauer«
marsch ein unsagbar inniger Zwiegesang
zwischen Geigen und Oboe, ein wunderbar
zartes Piano, dessen leiseste Vibrationen noch
warm beseelt klangen; dazu als prachtvoller
Gegensatz der brausende Jubel des Finales.
Mannhaft, kernig, gefühlstief, ohne weichlichen
Einschlag, so muß die Eroica gespielt werden;
so hat sie der Meister gedacht, so empfindet si«
Mottl nach. Und s«in Wagner: Bei Huldens
Liebestod mußten diesmal di« beliebten Schlag«
Worte von der Gefühlsraserei, vom krankhaften
Ueberschwang und wie sie alle heißen, der«
stummen. Was Mottl da erstehen ließ, war
von edel geformten Linien umschlossen, alles
mehr von einer objektiven Buh« diktiert, «in«
von irdischer Leidenschaft abgewandt« Ver«
läßt. Die glöht« Ueberraschung brachte di«
Tannhauser«Ouvertür« mit ihrer nach Vay«
reuther Tradition gehaltenen Temponahme«.
Mottl läßt das Prelud b«r V«nus in auf«
fallender Breit« und Wucht dah«rfchreiten »nb
nimmt dadurch jedenfalls auch den Bös«
mäuligsten den Vorwand, das Lied als «ine
Art feinerer Gassenhauer einzuschätzen. Jeden«
falls war die Tannhaus«r«Vuv«rtüre in Mottls
Interpretation kein Bi«rgarten«Konz«rt«Pot«
pourri.

Der bayerisch« Oen«ral«Musil«Dir«ttor ist
in Berlin gefeiert worden, wie kaum einer vor
ihm. Und dies« Ovationen sind dem Künstler
besonders zu gönnen, weil auch er am eigenen
Leibe erfahren mußte, welche Schandtaten Neid
und Mißgunst zu gebären imstande sind. Sie
haben seinen Namen in den Schmutz gezogen,
ihm die Fetzen vom Leibe gerissen; er aber
brauchte das Licht nicht zu scheuen; die Ver«
leumdungen zogen sich scheu in die Eck« zurück,
und heute steht der Mann größer als je da,
der Stolz d«s Instituts, dessen Ruhm er
kräftig mehr«n zu Helfer: geeignet ist.
Mottl hat mit seinem musikalischen Weit«
blick auch die Bedeutung eines Künstlers erkannt,
der noch heut« vielfach nicht di« Würdigung
erfährt, die ihm, seinen Tendenzen und Werken
zukommen sollt«.

Ich rede von Hector Verlioz, dessen
„Episode aus dem Leben «ines
Künstlers“ im letzten Konzert der „Gesell-
schaft der Musikfreunde“ in feiner Gesamt«
heil (Phantastische Symphonie und
Lelio, oder die Rückkehr ins Leben) zur
ersten Berliner Aufführung gelangt«.
„^«müßig p!n« >ute«»s äoulour n'« ronlrü uu
cœur ä'llonlms. ^« »nig »u »sptikme eorol« <i«

» »

40!)

Aus dem Musikleben

sester." Diese Worte des Komponisten spiegeln die Stimmung wieder, aus der heraus die beiden Teil« des gigantisch angelegten Werkes verstanden werden müssen. Wenn man die damaligen krausen Lebensschicksale Verlioz' in ihren einzelnen Phasen verfolgt, so wird die ganz« Exaltation, besonders der L«lio»Sz«n«n durchaus verständlich. Di« Komposition stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre des ver« gangenen Jahrhunderts. Damals wurde Ver« lioz von einer Liebesintrige in die andere ge« jagt. Miß Smithson und die Demoisell« Mole waren die beiden Flammen, zwischen denen Verlioz, wie ein geblendeter Falter, haltlos hin und her flatterte. Selbstmordgedanken, schlaflose Nächte im Freien, abenteuerliche Aiseplän«, kurz, «in Labyrinth von Auf» regungen, aus dem der arm« Kopf kaum «inen Ausweg fand. Wenn man von dem Stand» Punkt ausgeht, daß die „Fantastique" und „Lello" «in Stück Lebensnerv bilden, wird man an di« Beurteilung dieser Stücke mit ganz andern Augen herantreten. Bald ist die „Phan« tastisch« Symphonie" als Verhöhnung und Strase der Witz Smithson für deren vermeint« liche Untreu« gedacht, bald will Verlioz, nach dem Vbruch mit Camilla Mole, die einstige Ge« li«bt« durch «In«n großen Erfolg wiedererröngen. D«r Lelio.Monolog selbst ist ein Stück Auto» biographie, ein« künstlerische Programmred«, «in« Abrechnung mit seinen Gegnern, bei d«r Fttiö, d«r sich vermessen hatte, an Beethovens Symphonien herumzukorrigieren, besonders schlecht abschnitt, sich dafür aber später bitter an Verlioz rächte.

Di« «rft« Pariser Gesamtauführung der beiden Teil«, die ein gesellschaftliches Ereignis «ft«n Aang«s bildete, zeigte den Komponisten auf dem kunstleriichen Kampfplatz, auf dem «i damals Sieger blieb, heute fallen naturgemäß alle di«se Erwägungen weg und es bleibt die Frage, ob sich eine Gesamtauführung des „Lello" noch rechtfertigt. In bezug auf die verbindend« Dichtung wird man die Frag« v«rn«In«n müssen, da dies« schwülen Della» mationen hart an die Grenze der Komik streifen. Möglich, daß ein Ludwig Wüllner kraft seiner Eigenart über die Schwächen hätte wegzu» täuschen vermögen.

Anders steht es mit den sechs Musik» nummern des „L«lio", die auf alle Fäll« «in w«it üb«r d«n Durchschnitt hinausragendes Int«r«ss« beanspruch«« können. Ein« Er» llärung für die, die einzelnen Stück« gar ge« waltsam überbrückend« Deklamation findet man in dnn Umstand, daß all« dies« Musitnummern ült«r«n Datums als die Symphoni« sind und

zum Teil aus früheren Kompositionen herüber»
 g«no«men wurden. So stammt die Vertonung
 der No«th«sch«n Vallade aus dem Jahr« 1827,
 während der Gelsterchor einen Vestanbleil der
 Kantate „Cleopatra“ bildet. Die besten Stücke
 des „L«lio“: der „Gesang des Glückes“ und die
 „Aclsharfe“ bilden Bestandteil der Kantate
 „Ophelias Tod“ die als einer der ersten Kom-
 positionsversuche von Verlioz gilt. Das wild-
 phantastische Aäub«rli«d «ntstand im Januar
 1830, und die sehr breit gedehnte Phantasie
 über Shakespeares „Sturm“ war dasjenige
 Stück, das Verlioz vor seiner Aom«Ae«se «n
 der Pariser Vpsra mit großem Erfolg auf-
 führt«, das aber unter den L«lio«Fragm«nten
 ein Hinblick auf seine ermüdend« Läng« und
 die andauernden süßen Klavier« und Flageolett«
 Klingeleien nicht die erste Stelle einnimmt.
 Die ganze Anlag« des „L«lio“ ist, objektiv
 betrachtet, bizarr und phantastisch, entbehrt
 aber nicht eines starken, persönlichen Aeizes,
 der eintritt, wenn man sich in jene Zeit der
 Ueberreizung und seelischen Leiden des jungen
 Feuerlopfes versenkt.
 Wenn von gewissen Seiten immer wieder
 versucht wird, die Bedeutung Verlioz' nur in-
 sofern gelten zu lassen, »ls man ihm in der
 Musikgeschichte lediglich eine Stellung als
 Schöpfer des modernen Instrumentalstils an-
 weisen möchte, so beweist dagegen jede Auf-
 führung seiner Werke«, daß der heutige«
 Programmen der Aame Verlioz sehr wohl
 ansteht, und daß neben seinem Haupt-
 Vorzug, der in der Schilderung des phan-
 tasischen, dämonischen Milieus gipfelt, meto-
 disch« und harmonisch« Nelze in reichster Fülle
 vorhanden sind, auf die sich manch zeit-
 genössisches Talent ungeheuer viel zugut« tun
 würde. Was an dem Menschen Verlioz fesselt
 ist sein geistvolles Wesen, sein kritischer Scharf-
 »nn und seine leidenschaftliche Kampfnatur, die
 ihn trotzdem selten Ungerechtigkeiten begehen
 ließ. Verlioz hat es z. V. wohl verstanden,
 einem Mendelssohn gerecht zu werden, und
 seine Vegeisterung für den glatten Formalisten
 in folgende feine Worte gekleidet:
 „(?«t un Z^rcon .icimii-able, «an talent ci'cxt
 cution est auzzi ^»ncl que «an gen!« ümzic«!,
 tout ce que j'ai entendu de l'œuvre ravit je ci^oiz
 l'admiration que c'est! une des capacités musicales
 la plus intéressante de l'époque, l'ensemble est un
 chef-d'œuvre canäiäez comme on en voit si
 rarement.»
 hören wir zum Schluß, wie Mendelssohn,
 »«lle l'œuvre canäicle«, von seinem Freunde spricht.
 „Uerliai «t une vrrlie cÄncalure, »nz l'ombre äe
 l'ent, cnerçant i tätonz clanz les l^nebrez et z«
 cro>2nt le créateur d'un monde nouveau: »vec
 cela, il écrit <les choses la plus c>et«tabl«, et ne
 p«rle> ne rêve que de Neeloven, 3cni«er ou
 Qnetde.“

Bruno Vuchwald: Der Postscheck

Der Postscheck.

lieber die Notwendigkeit einer Erleichterung

^> des Zahlungsverkehrs in Deutschland ist niemals soviel geredet worden, wie in den letzten zwei Jahren. Die Debatten schwollen in demselben Tempo an, wie die Zinssätze erhöht wurden. Im Jahre 1899, als wir zum erstenmal 7 °» Bankdiskont hatten, ging's besonders lebhaft her: mit der Erleichterung der Geldsätze verstummten dann die Nedner. Dies» mal aber wird noch mehr zu reformieren ge» trachtet; die Reichsbank muht« ja auch »m Vorjahre auf 7^2 "/» heraufgehen. Ich kann nicht begreifen, warum die Bestrebungen, das Metallgeld bei unseren Zahlungsleistungen nach Möglichkeit auszuschließen, in irgendeinem Zusammenhange mit der Lage des Geld» Marktes stehen müssen. Ein Land, das, wie Deutschland, den größten Bargeldumlauf be» sitzt, sollte doch zu allen Zeiten darauf be» dacht sein, den Scheck» und Ueberweisungs» verkehr auszudehnen, und sich dieser Pflicht nicht bloß erinnern, wen» die Not gerade ein» mal sehr groß geworden ist. Die Wühlen der deutschen Bureaucratie mahlen nun einmal langsam. Die Staatsbehörden hatten es längst in der Hand, manch» Besserung zu schaffen. Die Postanstalten, Steuerbehörden und sonstigen öffentlichen Kassen konnten angewiesen werden, ihre Goldbestände bis auf einen kleinen Rest sofort an die Reichsbank abzuliefern (die hierfür den dreifachen Betrag an Noten aus» geben darf); die Zahlung von Steuern, Gerichtskosten usw. in Form von Schecks könnte längst gestattet sein. Noch unverständlicher ist, warum nicht bisher schon die Post auf Wunsch des Adressaten gestattet«, die Beträge für die eingehenden Postanweisungen einem Bankkonto zu überweisen. Nur das Girokonto der Reichsbank wird bevorzugt; nicht einem jeden aber paßt es, sein Geld der Reichsbank zinsfrei zu überlassen. Braucht man hierzu ein besonderes Gesetz, erst die Einrichtung des Ueberweisungs» und Scheckverkehrs durch die Post? Ein jeder schüttelt den Kopf und wartet vergebens auf eine Antwort.

Nun wird, so heißt es, alles anders werden.

Der Reichsfinanzminister soll im § 8 des „Gesetzes, betreffend die Feststellung des Reichshaushalts» Etats" (pro 1908) ermächtigt werden, den Post» überweisungs» und Scheckverkehr einzuführen. Also kein Spezialgesetz; das wird erst bis zum 1. April 1914 geschaffen werden. Vorläufig hat man es vorgezogen, im Wege der Ver» ordnung die Materie zu regeln, um, wie es in der Denkschrift heißt, die der Etatsergänzung beigelegt worden ist, „der Verwaltung für die

ersten Jahre eine möglichst weite B«w«gungs» freiheit zu gewähren". Der Reichstag kann die Vorschläge also nur insofern beeinflussen, als ihm das Recht zusteht, die Einnahmen und Ausgaben der Scheckverwaltung anzunehmen oder abzulehnen.

Im Jahre 1899 wählt man denselben Weg. Dennoch äußert der Reichstag so stark Bedenken, daß der Entwurf zurückgezogen wurde. Herr von Thielmann, der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, sprach am 28. März 1900 gar mannigfache Befürchtungen gegen die Vorschläge der Reichstagskommission aus. Sie gipfelten darin, daß der voraussichtlich zu erwartende Ausfall der Postanweisungsgebühren keinen Ausgleich durch den Zinsgewinn finde, der der Postverwaltung zufließen werde. Denn nach den Beschlüssen der Kommission sollten auf die eingezahlten Beträge Zinsen nicht entrichtet werden (während die Regierung eine Verzinsung von 1,2 gewünscht hatte); dafür aber wurden die Gebühren für jede Einzahlung und Auszahlung, für die Formular usw. aufgehoben, hat der jetzige Entwurf diese Kritik berücksichtigt? Freilich, die Verzinsung (die im Interesse der Konkurrenz der Post fürchten den Banken, Sparkassen und Darlehnsvereine bemängelt worden ist) wurde beseitigt; aber die Gebühren sind geblieben. Also keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung des Entwurfs vom Standpunkte des Publikums, das sich der neuen Einrichtung bedienen soll. Eine Verbesserung nur für den Fiskus, der sich, nach alter Gewohnheit, für die „Erleichterung des Zahlungsverkehrs" nur dann interessieren will, wenn er den Staatssäckel gleichzeitig füllen kann. Die Stammeinlage von 109 Mt. (die jeder Inhaber eines Kontos unterhalten muß) ist dieselbe geblieben; der Preis der Scheckformulare wurde von 3 Pfg. auf 1 Pfg. pro Stück ermäßigt. Die Gebühren für Bareinzahlungen sollen für je 500 Wt. (oder einen Teil dieser Summe) 5 Pfg. betragen; damals wurde für jede Einzahlung bis 5 Mk. ein Satz von 5 Pfg., für jeden höheren Betrag ein Satz von 19 Pfg. gefordert. Legt man die Statistik der österreichischen Postspartale über die Zahl der Einlagen nach der Höhe der Beträge zugrunde, so würde sich für die Post nach der neuen Methode eine noch höhere Einnahme ergeben. Allerdings ist hier bei zu berücksichtigen, daß in Österreich 2 %, Zinsen gewährt werden, so daß selbst Einlagen bis 80 000 Kr. bei der Post erfolgen. Auch bei den übrigen Gebühren kann ich nur eine Erhöhung herausrechnen; dies ergibt sich vor allem daraus, daß von denjenigen Kontoinhabern, für die im Jahre mehr als 600 Buchungen auszuführen sind, ein Zuschlag von 7 Pfg. pro Buchung erhoben wird. Man hat

» 411

» 0

Bruno Vuchwald: Der Postscheck

«

nur die Lasten bei Nelneten Kontoinhaber der»
ringert, diejenigen der gröheren erhöht: das
mag von einem gewissen sozialen Vorteil sein,
aber die Einnahmen der Post werden sich nach
dem neuen Versahren nicht verringern, sondern
vermehrten.

Trotz alledem stellt die „Ergänzung zum
Entwürfe des A«ichshau«halts»Etats' es so
hin, als «b die Post durch den Scheck» und
Ueberwelfungsverlehr nicht Nutzen, sondern
Schaden hätte. In der Denkschrift geht sie
über diesen Puntt freilich hinweg. Doch stellt
sie «in« Etatsberechnung auf, dl« mit einem
Verlust von 85 854 Ml. abschließt. Damit wird
bei fluchtiger Betrachtung der Lindruck erweckt,
als «b di« Postverwaltung an «inen Vorteil
nicht glaub«. Sieht man sich die Berechnung
etwas näher an, so findet man, daß die Auf»
stellung pessimistisch gefärbt ist, und daß laum
«in« «mzige Position Anspruch auf Jude»
lässigleit erheben rann. Selbst wenn di« Kalku»
lation richtig wäre, mühte berücksichtigt werden,
daß sie nur für das erst« Vierteljahr (Januar
bis März 1909) genmcht ist; doch jeder neue
Velrieb erfordert während d«r «rsten Zeit Zu»
schüss«, die sich später In Gewinn« v«rwand«In.
Geradezu tendenziös ist die Zinsberechnung
angefertigt. Der Etat rechnet (im ersten
Quartal) mit 10 000 Sckecklonten) also «twa
«btnsovitl wie Vesterreich (das dieselbe Ein»
richtuna 1882 schuf) im Jahr« 1886 aufzuweisen
hatte. Nehmen wir dies« Schätzung als richtig
an, so würde die Verzinsung der Stamm»
«Inlagtn ft 100 Ml.) auf Basis eines Satzes
von nur 3», '» allein 7500 Ml. ergeben. Der
Etat seht hierfür nur 3200 Ml. ein! Ein Satz
von 3», ° ist aber noch zu Nein; b«nn die
Gelder sollen (ein verständiger Vorschlag) der
Aeichsbanl zur Anlag« übergeben werden, die
die Zinsen (unter Abzug von V< °/» Pro Anno
sür vi« Verwaltung) an di« Aeichslasse ab»
führt. Auf diese Weise werden mindestens 4°/o
im Durchschnitt erzielt werden. Wie der Etat
zu seiner Berechnung der Gebühreneinnahmen
kommt, sollte ebenfalls in derBudgetkommllsion
geprüft werden. Es wird z. B. mit 400 000
Bareinzahlungen gerechnet, während Vester»
reich im Jahr« 1886 (das nach der obigen
Schätzung der Kontoinhaber in Vergleich ge»
stellt werden lann) 2,7 Mill. Einlagen, also
pro Quartal 675 000 Einlagen zu verzinsen
hatte. Die Gebühren würden sich demnach
von 24 000 Ml., wie im Etat angesetzt, auf
40 500 Ml. erhöhen. Bei der Berechnung b«r
Rückzahlungen wird derselbe Fehler gemacht.
Di« ost«rr«ich!sche Postsch«ckv«rwaltung hatte im

Jahre 1886 994 096 Auszahlungen zu leisten;
pro Quartal also 248 524 Stück. Der Etat
berücksichtigt nur 60 000! das ergibt wiederum
ein« Mehreinnahm« von ca. 9400 Ml. Der
Betrag b«r Rückzahlung«!« «rgab in Qefter»
reich ca. 933 Mill. Kr.,- bei uns werden nur
36 Will. Ml. «ingesetzt. Mit den «rh«b»
lichen Einnahmen aus denjenigen Konten, die
mehr alö 600 Buchungen aufweisen, wird
überhaupt nicht gerechnet. Welchen Zweck bat
«ine so mangelhafte Aufstellung? Will der
Staatssekretär d«s R«ichspostamts sich spät«
b«im R«ichstag «in Lob verdienen, wenn «r
U«b«erschüsse erzielt hat, während er mit Min»
hereinnahmen rechnete? Darüber braucht« man
sich nicht zu erregen, wenn di« Methode, di«
in dieser Art von Kalkulation zum Ausdruck
lommt, nicht so durchsichtig wäre. Welcher
Abgeordnete b«s Reiches wird die öfterreich»
ische Statistik heranziehen? So v«imut«t man
offenbar, und glaubt, auf bief« Weis« die
hohen Gebühren durchzusetzen. Hat das
Publikum sich an die Satz« erst einmal ge«
wohnt, so ist (hundert Beispiele lehr«n es) «n«
Ermäßigung schwer zu erreichen. Auch bann
nicht, wenn die „Verordnung“ in die Form
eines Gesetzes gegossen werden soll.
Darum ist's nötig, jetzt, solange es noch
Zeit ist, jede nur denkbare Vorsicht anzuwenden.
Die Portelle des Postschecks sollen nicht be»
stritten werden; bei jeder Postanstalt lann ber
Kontoinhaber, und für seine Rechnung auch
ieiber ander«, «inen Betrag einzahlen, so daß
die Postanweisung häufig vermieden werden
lann. (Natürlich nur dann, wenn b«r Emp»
fänger «in Post.Scheckkonto besitzt.)
Umgelehrt liegt ein wesentlicher Vorteil
des Postscheckverkehrs darin, daß ieder Besitzer
eines Kontos durch Einreichung «,n«s Nam«n»
sch«cks »n «inen anderen ohne Postanweisung
Zahlung leisten lann. Denn di« Post üb«»
nimmt die Aebermittlung des Geldes auch
dann, wenn der Scheck auf den Aamen «iner
Person oder Firma lautet, die ein Konto nicht
besitzt. Freilich vermisse ich in der Denkschrift
eine Bestimmung, wie lange es dauert, bis
durch die Vermittlung des Scheckamtes das
Geld an den Empfänger zur Auszahlung ge»
langt. Wenn (wie in der Schweiz) gegenüber
der Postanweisung eine Verzögerung bis zu
zwei Tagen eintritt, wird bei elligen Zahlun»
gen die Anweisung, die der Post höhere Ge»
bühren einbringt, nicht zu umgehen sein.
Trotz der großen Mängel sollt« d«r Reicht»
tag der Einführung des Postscheckverkehrs
nicht hindernd im Wege stehen. Nur dafür
forgen, baß aus einem fast unbrauchbaren Eni»
Wurf «in brauchbarer gestaltet werde. Vhne
Gewährung von Zinsen w«rd man niemals di«
ll«in«n Guthaben heranziehen tonnen; im
besten Falle hätten die Vnnlen den Vorteil.

Sie brauchen sich nur «in Postscheckkonto «r»
öffnen zu lassen, und jede« Guthaben üb«r dl«
Stammeinlllge hinaus wirb ihnen sofort über»

412

o o

o o

bñricii toirbeit. SV.b'..rúj entgegen ber
aucq bit í)óí)tren tócpufjren für bie -3..r.-i -.
.jab! ung; man ioirb bic -¿iclráac für bte billig«
tóebubr »oí: 3 ¿i~. bcm Sant.'onto ubcr>
mcifen, unb bi« -¿кип" tDÍrb bie (¿ci'amt'f.imnicu
(fcbber für 3 'Pfg.) an bic IUfaftmml über-
tocifen, too fie jebcrseU ohne Slbbebiingôgcbli&r
über bic betrage verfügen faun.

-Bruno Ф u ф to o 1 b.

Гуир ben bon nus aueqeídtikbeiicu '4>reie
bou <Ш. 2000 für bic befte «Hobclie ift bie
Beteiligung eine über jebe8 (Srtoarten r. qe
aetvefen. 4fUein in ben legten stoei Sagen
finb über gunbert -JíobcUcn дн biefem *4>v¿io«
auefd)reiben bei une eingegangen. Фер

(erratr um einige Sage 3>t berftfttcben, f>abeit
wir and (ftrimbeii ber Corjalität ftattgcben
ut muffen geglaubt Unter biefen Umftanbe:t
ift tt bem <Rtd)lertoUcf|inm natfirlia) nidjt
Hiöqllef), feine (Siitfd)cibuiiq fo fd>neU зи
treffen, bafj bie ^rcioiiobeUe bereite in ber
Ofternummer beröfientlic^t toerben fann.
£φon bie räumliche Trennung ber beta
viiiiebeneit f)erren berbietet bad. (So befinbet
fid) gerr 9. ii. 'Sierbaum зир Zeit in 9(egt)pt<n
unb ift bort unerreichbar. 23 ir »erben tro^
bem für möglich^fte 3}ef<\$Ieunigung вcrne
tragen unb ^offen, in turjem ben enb*
gültigen Termin für bie 93eröfientlid)ung ber
91obeΠe angeben зи tonnen.

erhalten nad) вф!и^ ber 9tebation
einen Beitrag 9lidjarb 2Hutf)ere „3um \$ad
ХТФиб!"^ cnttiirbebauerlidjertDeifc erftin ber
erften Vbrilnummer beröfientli(f)en tonnen.
9Dir loffen, bafj Wajarb OTutfjer mit
feiner un3toeibeurigen unb oorurtetlelofen
Äritif, bie feine rJUid ftdjt наф irgenb einer
Gtitc fjiit lennt, поф Zeitig genug auf bem
ф!ane er(фе{п!, um eine Sät abautuenben,
bie, данз abgefe|en bon ben 9ladjteilen für
bie Ontereffen unferer ftunftbeftrebungen,
ипв mit -Scdbt @bott unb 'THitUib ader
ftunftberftänbigen im чЛив1апbe einträgt.

ЭД. fi.

Brruntttorllie») für bcn polilifdjcн Xeü: j <т! e.i)uni!tr, 6d)margtnborf, epiinbautrflr. 4Qi für bin ?

Erftntet[: -Bnü

<>alb, *fHin ", fxiin-'icii.fir. .>_'; für uü:u anbcre: Dr. Írtiir L'anblberaer, ÍBtrlin W. U, '.":: :-и ,: :i;
für Ocfltrriid)-

<i:, urn. Kobcrt ffftft, 401tn 1. - 9J<tafl Worquorbt Л Ёо., 40ilmeríbor|.SB;r!in W. 50, iSbícbenrítro&í П.

- C'.-p.î aion

dir МИОММ4ММЯ bfi Д. ;Па(ас(Dormí!« 'J'.nfdtl « -IDÍtief, 4Dlen I, брabcл 28. - ФрисГ von фоб «

Snr!cb <5. m.b. g.,

<>«rlhi \v. 57. •Pulotofraèт вв.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST G, M. B, H.

Gartenmöbel

nach Entwürfen erster
deutscher Künstler.
Klare einfache Formen
in sauberem, leuchtendem
Weiss, solid gearbeitet.
Man verlange in Dresden
gegen Einsendung von
M.—,50 das illustrierte
Preisbuch 0.
DRESDEN-A16
MÖNCHEN 2
HAMBURG 36

«IchssUUH«». Vi« ««ls« des Yo-In Ob«>
»»utnant Gratz quer durch Afrika
dürfte zweifellos berechtigt sein, dns gleiche
Interesse zu beanspruchen, wle die im vorigen
Jahr« stattgehabte Fahrt des Grafen Vor»
ghes« Veking.Paris und die jetzt stattfindend,:
Fahrt New Vork.Paris. Leutnant Grätz b«>
»bsichtigt, Afrika von Ost nach West, und zwar
von 2>ar««s»Salam nach Swatopmunb zu
durchqueren, hat bereits 25U0 lcm zurückgelegt
und dürfte« somit den schwierigsten Heil der
'Reise hinter sich haben. 2r befindet sich z. Zt.
in dem britischen Teil von Afrika und dürfte
voraussichtlich den Aest der Fahrt ohne b<»
sondere Schwierigkeiten zurücklegen. Wenn
m«.» die »uh«ror!)«ntlich«n Schwierigkeiten b<»
denkt, welchen er aus dieser Fahrt begegnet,
so dürfte« d«r Erfolg di«s«r Aeije Wohl schon
aus dem Grund« von größter Wichtigkeit sein,
als hiermit der Beweis erbracht wird, d»il
dieser Erdteil doch schon in ganz wesentlichem
Matze in der kulturellen Entwicklung fort'
geschritten ist. Für unsere, di«Vagg«nau«r
Wagen, bedeutet dieser Erfolg aber auch
ein hervorragendes Zeugnis für die Leistung.
Fähigkeit und ist gleichzeitig «in Beweis dafür,
dah die deutsch« Automobilbranche lcineswege
hinter der anderer Länder zurückgeblieben ist.
Süddeutsch« Automobilfabrik G. m. b. h.
LMHÜng

Wochenschrift zur Förderung deutscher Kulturinteressen.

Herausgeber: Isaria-Verlag, München.

Der 'Frühling' stellt dem alles zersiehenden Kritizismus unserer Tag« «inen »«««

Wert« schaffenden Pofittivismus entgegen.

Aus allen Lebensgebieten bringt der „Frühling“ in ständiger Fühlung mit den
Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung vollwertige Dalfteilungen, die de» Lefer zu ver»
schärft« Beobachtung und gerechter Beurteilung der Zeit« und Lebensfragen anregen sollen.
Das durch überstürzten Erwerbssinn niedergehalten« d«ulsche Gemüt, aus dessen
schöpferischer Kraft allein eine verfeinert« Kultur «nlstehtn kann, will d«r 'Frühling'
eintr neuen Blütezeit zuführen.

Vi« ernst« Frage der Erziehung zur sittlichen Selbständigkeit und der Beziehung
der Geschlechter sucht der 'Frühling' in sachlicher Würde zu erörtern.

In d«r gemeinsam«« sozialen Arbeit des Adels und des Bürgertum«, in d«r
Anerkennung und Betonung der sich ergänzenden Vorzüge aller Stämme des Südens
und Nordens unseres Vaterlandes, in der Enifaliuug der geistigen, wirtschaftlichen und
sittlichen Kräfte des deutschen Volle« erblickt der 'Frühling' da« zu verwirklich«,!»«
national« Ideal.

Pr«i« pro Jahr VI. 3-, einzeln« gelte 30 Pf«.

Probenummern kostenfrei.

g» beziehen durch »ll« Buchhandlungen und Vostanftalte« s,wl« dtreN vo«
Isaria-Verlag in München.

Promenadeplatz 16.

-3H

in

Deiwce Roman-Zeitung
itiet« »n Dr. €ricb ЗаВЙе.

Diese so beliebte, jetzt im 45. Jahrgange
stehende Familienwocnenschrift brachte im
laufenden Jahre bereits die fesselnd ge-
schriebenen Romane „Die neue Göttin“ von
Arthur Brausewetter und „Signes Weg“
von Paul Steinmüller.

Weitere Romane bekannter und gem ge-
lesener Autoren, so unter anderem „Der Weg
ins Kinderland“ von Paul Oeorz Mflnch und
„Professor Vollbom und die Seinen“ von
Anna Maul (M. Gerhardt) werden folgen.

Im Beiblatt wechseln in bunter Rei henfolge
interessante Novellen und Erzählungen mit
reizend geschriebenen Skizzen u.Oedichten ab.

Mairkann daher mit Recht sagen, dass es
das grossie Bestreben der Deutschen Roman-
Zeitung ist, durch einen ebenso gediegenen
wie reichen Inhalt den verwöhntesten An-
sprüchen gerecht zu werden.

Preis pro Quartal S.fK) Mark.

Probcnnmmern überallhin nnuonst n. portofrei.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

Uerlae vra Otto Заике, Berlin \$Ш. и

п.

HochekiueIII I

B. STERN, RUSSISCHE GRAUSAMKEIT

tinit und Jetzt

Ein Kjpilcl aus der eeichkhte der öffentlichen
Sittlichkeit In Ruitlinrf. 297 Selten mill! Illy.

rtritionen. 19C8. M. 6.-, geb. M. 7>/r

MEMOIREN

1er KBNlgl. Preuulschen Prlniesi frlederlke Sofhle

Wllnelmlne, Schwuler friedrlich del Qroteen,

Merkfrüiln ron Bmyreuth

Von Ihr lelbit geschrieben. MltPortrit 2 Rda.

II. flufl. 1908. 470 Seit. M. S.—, Orlgbd. M. 650.

OKKULTISMUS UND LIEBE. Geschichte der sexuellen

Verlrrungen v. Dr. E. Laurent 7,50 M., geb. 9 M.

SADISMUS UND MnSOCMISMUS die sexuellen Ver.

Irrungen der Jetztzeit Rutar. deuUchr Ausgabe

». Dolorosa. 6. Пи«. 272 Seit S M, geb. 6 M.

Auifahri Verzelchn. gratis u, franko. Verlagssnerb. erw.

Harm. Barsdorf, Berlin W.SO, Landihutcrtrr.2, HpL

.
am ней erbauten Äurbau« unb

Sweater

ÎJetfaffet

, Jebidjten, Kenunte» A. bitten ait.

рис» nscterbreitsma etnef eerteUbaftet 9m-

Mbuet 61пйфШф фибШоНйп lîjtet eertf ta

в(ф(етш fbt «tt nsl ta f3aMnbtatg o fetén.

И/В, Зобаяп

1л der

Kunstaussstellung

Rrthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original-

Oëlgcnillde

allererster Meister wie:
Rndr. Rchenbach, Hans Bohrdt,
F. v. Defregger, G. v. May,
W. Leibl f, Paul Meyerheim,
Fr. Voltz f de
sehr preiswert abgegeben.
2000 Stück sehr wertvolle
echte
Perser Teppiche
sehr preiswert.
Mur fio.
44 Wilhelmstrasse 44
für »em
ben **tlee be*
(Sel. VI.2271), fo
«, «erlitt,
. l*
m* M* n«'t«t«: «. m
9*4 « «ель» в.«. ». «Ч

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner

Gombart/Nichard Strauh/Georg Brandes/Richard

Muther/unter Mitwirkung von Hugo von tzofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Vahl / Vtto Julius Vierbau»

Wilhelm Völsch« / Georg Vrandes / Augo von Bofmannsthal / Karl gentsch

NichardMuther/Felix Galten/Karl Schnitzler/WernerTombart/FranlWedetind

Nummer 14 Pre°s"d»?inzelne^ 3. April 1908

An unsere Leser!

HVm 1. April begann das vierte Quartal des „Morgen“. Sein Wirten und

-^ Wollen liegt nun Jedem offen, und die stetig wachsende Zahl der Leser berechtigt uns zu der tzoffnung, daß er am 1. Juli eine Zahl von Abonnenten zählen wird, wie sie nach Ablauf eines Jahres wohl kaum eine deutsche Zeitschrift bisher aufzuweisen hatte, die sich jeder Spekulation, jeder Konzession an die Masseninstintte fem gehalten hat und sich, ohne «Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ausschließlich an die Intellektuellen wandte und wendet.

Der „Morgen“ wird, wie bisher, in politischen Fragen keiner Partei dienstbar sein, wie hier, auch auf allen anderen Gebieten weiterhin Keinem das Wort wehren, der etwas zu sagen hat; und bemüht sein, auch jungen Talenten die Wege zu ebnen.

Mehr noch als bisher werden wir für gute Dichtung Sorge tragen. In diesem Hefte beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten erzählenden Wertes von Hans von Kahlenberg, dem sich zunächst ein Aoman von Vernarb Shaw und eine dramatische Arbeit von Emmy Destinn (dcni Mitglied der Berliner Oper) anschließen werden.

Auch mit den Vorträgen, die, wie wir versprochen, in diesem Jahre auch außerhalb Verlins gehalten werden, fahren wir fort. Den nächsten Vortrag wird am 25. April Professor Georg Vrandes aus Kopenhagen über Franl Wedetind halten. Die Vorträge sind für die Abonnenten des „Morgen“ unentgeltlich.

Die bisherigen ständigen Mitarbeiter: Julius Vab, Hermann Vahr, Berman Vang, Vtto Julius Vierbaum, Vjörnson, Wilhelm Völsche, Georg Vrandes, General von Vredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, L. W. Goldberger, Gurlitt, Willi Bandl, Carl Hauptmann, Willy Hellvach. Arthur golitscher. Karl Jentsch, Paul Laband, Karl Lamftrecht.

Max Liebermann, Thomas Mann, Nichard Muther, Hans Nosenhagen, Felix Galten, Nichard Schaulal, Karl Scheffler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Vernarb Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Franl Wedekind, Wolzogen werden auch fernerhin dem „Morgen“ erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen“ erscheinen.

Der Verlag. Die Redaktion.

Wissenschaftliche Ehren.

Hach dem Ausspruch des weisen alten hesiod ist die Hälfte mehr als das Ganze; und ebenso ist die Einzahl nicht selten mehr wert als die Mehrzahl. Trotz aller Skepsis der Nietzsche und der Sudermann bleibt die Ehre «in unschätzbares Gut; aber die Ehren sind höchstens schätzbar. Karl Stieler hat sogar gesungen:

Das soll ein jeder wissen,
Der tecklich um Ehren wirbt —
Es gibt gar viel der Ehren,
Bei denen die Ehr' verdirbt!

Aber auch wo der Plural nicht gar so verfänglich ist, kann er mit dem Singular oft keinen Vergleich aushalten: Ehre ist, grammatisch gesprochen, «in LinFulare tantun».

Zwar nicht in jedem Sinne: es gibt doch eine Mehrzahl von „Ehre“. Denn nicht nur jede Person hat ihre eigene, auch jeder Stand, jeder Beruf. Diese Nelatidität des Ehrbegriffs ist ja in unserer Zeit bis zur Uebertreibung betont worden. Denn schließ» lich geht dieser Begriff doch überall auf dieselbe Grundanschauung zurück: überall holt er die Eigenschaft heraus, ohne die der Stand nicht bestehen könnte.

Der militärische Ehrbegriff ist auf die Tapferkeit gegründet. Wer sich feige gezeigt hat, ist unter Offizieren unmöglich; denn auf den Wut vor allem muß es im Heere an» kommen. Die lausmännlfche Ehre hat ihren Kernpunkt in der Zuverlässigkeit:

Handel und Wandel tonnen nicht gedeihen, wenn auf das gegebene Wort nicht auch da gebaut werden kann, wo kein Gesetz zu schützen vermag. Deshalb sind jene neuereu Gesetzesbestimmungen, die den unsoliden Spekulanten vermittels des „Differenzeinwands“ vor den Folgen seiner Unsolidität schützen, gerade von den soliden Kaufleuten als un» sittlich empfunden worden. Wer sich nicht an sein Wort hält, geht seiner kaufmännischen Ehre verlustig; und wer diesen Kreisen näher steht, wird wissen, daß zur Erhaltung dieser Ehre nicht geringere Vpfer gebracht werden als für die des Soldaten. Die wissen» schaftliche Ehre beruht auf der Wahrhaftigkeit. Wissenschaftliche Arbeit soll kein Streben nach Ehre oder Gewinn in erster Linie leiten, sondern das Streben nach Wahr» heit. Wer durch falsche Angaben, durch Perschweigen wichtiger Tatsachen, durch un» ehrliche Darstellung oder auch nur durch eine zur Täuschung geeignete Anordnung dies» Seele der wissenschaftlichen Tätigkeit verletzt, der sollte seiner Gelehrtenehre der» lustig gehen.

Sollte — denn leider ist die Energie, mit der diese Grundsätze durchgeföhlt werden, in den verschiedenen Ständen ungleich. Die streng« Organisation d«s offiziercorps schneidet mit fast automatischer Sicherheit jedem Mitglied, das sich gegen den Ehr» begriff des Standes vergangen hat, die weiter« Existenz in seiner Mitte ab. Schwächer hält schon die Kaufmannschaft zusammen; aber soviel Korpsgeist besitzt doch auch sie, um den Ehrlosen die ganze Schwer« seiner Verfehlung fühlen zu lassen. Die Gelehrten

Civicoluz acaëmicus: Wissenschaftliche Ehren ^15

aber halten viel mehr auf Individualität als auf Organisation; sie ermangeln nur zu leicht des Korpsgeistes auch in seiner wohlthätigen Form — man denke etwa an die Demonstrationen für Althoff, als dieser gewiß verdiente Beamte gegen das Prinzip, daß Beförderungen nur aus wissenschaftlichen Gründen erfolgen sollen, arg gesündigt hatte. Ferner aber: sie sind geneigt, andere wichtige Eigenschaften des Gelehrten so hoch anzuschlagen, daß sie die wichtigste vergessen. Tiefe Gedanken, umfangreiches Wissen, geistreiche Einfälle, wirksame Polemik für die eigene Meinung lassen nicht gar selten einen Mangel an strenger Wahrhaftigkeit — im wissenschaftlichen, nicht im all» gemein menschlichen Sinne — verzeihen, der doch schlimmer ist als Oberflächlichkeit, Ignoranz oder Schwäche. Nur der entlarvte Plagiater pflegt die wissenschaftliche Ehre einzubüßen — und selbst hierin zeigen sich neuerdings laxere Anschauungen.

Wenn man es aber mit der wissenschaftlichen Ehre im Singular leichter nimmt als früher, so scheint man dafür auf die wissenschaftlichen Ehren im Plural immer mehr Gewicht zu legen. Ehrenpromotionen, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften, Gratulations» Urkunden gehören jetzt, wenigstens für ältere Ordinarien an größeren Hochschulen, fast so unvermeidlich zur Bekleidung, wie Orden und Titel für Beamte in höheren Rang» stufen. Womit der Ordensfegen und das Titelglück für die Professoren nicht aus» geschlossen ist. Paulsen in seinem Buch über die deutschen Universitäten hat viel» mehr gezeigt, welche Rolle heute auch diese außerwissenschaftlichen Ehren in Gelehrten» kreisen spielen.

Aber diese Ehrenbezeugungen gehen nicht von akademischen Kreisen aus; sie berühren uns deshalb nicht. Ob der Vektor einer preußischen Hochschule den Rang eines Majors hat oder — wie nach des Kaisers Wort der Chefredakteur einer ameri» tanischen Zeitung — den eines kommandierenden Generals, das ist eine Frage für sich. Wie aber verleihen unsere gelehrten Korporationen die Ehren, die nur sie verleihen tonnen?

Man kann nicht verlangen, daß es schlechtweg nur nach dem Verdienst geschieht. Es menscht überall; und das größte Verdienst ist für die Zeitgenossen nicht immer erkennbar. Eben erst haben wir an dem Bakteriologen Schaudinn einen traurigen Fall der Verkennung durch die offiziellen Nuhmsvender erlebt; und bei Nobert Mayer oder Semmelweis kam die Rehabilitation nicht einmal so rasch nach dem Tode des Ver» kannten! Solches Uebersehen ist oft entschuldbar, und eine unrichtige Abstufung der Verdienste ist vollends unvermeidlich, weil jede Zeit bestimmte Arbeitsmethoden, bestimmte Tendenzen »inseitig wertet. In der Epoche der Naturphilosophie galt exakte Einzel» arbeit wenig, heute unterschätzt man das geistige Durcharbeiten des Materials. Mit solchen Fehlerquellen beim Belohnen muß gerechnet werden. Andererseits wird man ruhig anerkennen können, daß überwiegend wirklich die Absicht herrscht, gerecht zu richten. Aber sie wird durch zwei bedenkliche Moden gekreuzt.

H16 diviculuZ aca^emicug: Wissenschaftliche Ehren

2 °

Die eine ist die unerfreuliche Neigung, sich außerhalb akademischen Kreisen durch akademische Ehrenbezeugungen freundlich zu erweisen. Kein Jubiläum einer Hochschule geht vorbei, ohne daß Minister, Dezenten, Baumeister, Stifter zu Ehrendoktoren befördert werden. Die Universität, sagt man, hat kein anderes Mittel, sich dankbar zu bezeigen oder auch wohl (was man nicht sagt), dem Betrieb — nicht den Personen — weitere Gunst zu sichern. Nun, so mache sie Gebrauch von dem Aecht der Undankbarkeit! Ist denn aber wirklich zu einer so besonderen Dankbarkeit Grund, wenn Minister, Dezent und Baumeister ihre Pflicht einigermaßen getan haben? Ja, wenn sie aus eigener Initiative wesentlich mehr als dies geleistet haben! Das aber fordert doch schon niemand mehr. Es ist eine bloße Formsache geworden, wie ein Nekrolog; wie jeder verstorbene Beamte ein Muster von Tüchtigkeit und Pflichttreue heißt, so ist jeder Geheimrat um die Hochschule hervorragend verdient. Glückseliges Deutschland! Kultusminister, die weder lesen noch sprechen tonnen, werden über Wilhelm v. Humboldt geehrt, und Ministerialrate, die widerwillig etwas Geld bewilligt haben, mit der höchsten Ehre gefeiert, die die deutsche Universität vergeben kann!

Dies« Entwertung des Ehrendoktors wird durch «inen andern Umstand gesteigert. Früher sah man doch auf einen gewissen Zusammenhang zwischen den (jedesmal un« vergleichlichen) Verdiensten und dem Prädikate. Daß der Minister Falk von einer theologischen oder v. Goßler von einer medizinischen Fakultät honoris causa promoviert wurde (ich weiß jetzt nicht, ob es geschehen ist), war berechtigt, heut fragt man nur: „welchen hat er noch nicht?“ und an dem Frack mit blausammetnem Umschlag hängen in Kürze alle vier Ehrendoktoren!

Poch beschränkt sich dies Verschleudern nicht auf die Beamten. Eine andere Kategorie von Ehrendoktoranden sind die Verlagsbuchhändler. Wer kann die Auszeichnung auch mehr verdienen als ein Verleger, der mit eigenem Gedanken und wirklichen Opfern die Wissenschaft gefördert hat? Der Leiter der Weidmannschen Buchhandlung oder manches anderen, mit Recht berühmten Verlages verdient den Titel sicher mehr als mancher Ministerialdirektor, Konsistorialrat oder Oberlandesgerichtspräsident. Nun aber ist auch dies schon zum Kompliment geworden: eine kleine Fakultät macht einem kleinen Verleger ein kleines Vergnügen. Und wieder ist eine ursprünglich große Ehre verschleudert.

Man bedenke doch: es ist der einzige Titel (von ein paar Amtsbezeichnungen, wie „Stadtbaurat“ abgesehen), der nicht von den Zentralinstanzen verliehen wird. Kein deutscher Fürst kann Ehrendoktoren kreieren, kein Ministerium sie auch nur vorschlagen, hat es nicht allgemeineres Interesse, ob dieser letzte Nest korporativer Ehrenbezeugungen zur wertlosen Scheidemünze erniedrigt wird?

Wie der Ehrendoktor unter dieser Sitte der höfischen oder gesellschaftlichen Verschleuderung, so leidet — in immerhin geringerem Grade — die Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften unter der Sitte der gegenseitigen Bindung.

I> «

o 0

diviculu3 acaäemicug: Wissenschaftliche Ehren ^,17

Wir haben eine stattliche Anzahl von Akademien und gelehrten Gesellschaften, denen anzugehören trotz aller gegen sie geäußerten Bedenken noch immer eine hohe Ehre ist, Sie sind fast alle durch den numerus clausus vor Verschleuderung dieser Ehre einigermaßen geschützt: eine bestimmte Anzahl von ordentlichen, auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern ist statutenmäßig festgesetzt.

Nun ist es natürlich, daß ihre Mitglieder in der Regel ältere Gelehrte in Rang und Würden sein werden. Außerordentliche Professoren werden sehr selten, Nichtakademiker eher, aber doch auch nur ausnahmsweise (wie es bei Werner Siemens der Fall war) den Akademien angehören. Das liegt in den Verhältnissen, so sehr, daß es besondere Anerkennung verdient, wenn einmal die niedere Rangstufe nicht ausschließt. So aber sind doch Gelehrte von verdientem Weltruf, wie etwa in Berlin der Sprachphilosoph Steinthal, von der Akademie, für die sie besonders geeignet waren, ausgeschlossen geblieben; weil ihnen der Staat volle Anerkennung versagte, tat die Akademie es auch!

Aber in der Regel wird man ja mit der Vorstellung rechnen müssen, daß die ordentlichen Professoren die hervorragendsten Vertreter ihres Faches an dem betreffenden Ort sein werden. Und an den Ort sind die Akademien meist statutenmäßig gebunden; soviel ich weiß, läßt nur die Leipziger Gesellschaft der Wissenschaft auch Gelehrte, die nicht am Sitz der Akademie wohnen, zur vollen Mitgliedschaft zu.

Am so freier könnte die Ehrenerweisung von Seiten der gelehrten Gesellschaften sein. Der Wohnsitz, die Verwendbarkeit für bestimmte Kommissionen und Institute, der Rang brauchten hier gar keine Rolle zu spielen, und „nur der Würdigste allein“ sollte der Ehrenmitgliedschaft (in ihren verschiedenen Formen und Stufen) teilhaftig werden. Aber leider haben die Akademien sich selbst auch diese Freiheit verschränkt. Die zunehmend« Solidarität dieser gelehrten Zentralgesellschaften, an sich höchst erfreulich, hat auch hier zu einer bedenklichen Praxis geführt, nämlich zu der des Austausch. Wenn Kopenhagen einen Budapester ernennt, gilt es als Pflicht der Höflichkeit, daß Budapest einen Kopenhagener erwählt. Schließlich haben die Akademien, wie die Ministerien für zu vergebende Orden, eine bestimmte Anwartschaft auf so und so viel fremde Stellen, die zuweilen noch obendrein nach dem eigenen Vorschlag jener Akademie, der ein Ehrenmitglied zu entnehmen ist, besetzt werden. Nun aber ist es klar, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Christiania nicht soviel geeignete Kandidaten haben wird wie Paris, und so führt die Sitte der falschen Gegenseitigkeit zu einer ungerechten Bevorzugung bestimmter Anstalten. Wichtiger aber noch ist, daß durch diese Gepflogenheit die große und vortreffliche Gruppe der Privatgelehrten so gut wie ganz ausgeschlossen bleibt. Der Arzt, der Lehrer, der Richter, der ihre Wissenschaft durch die wertvollsten Arbeiten bereichert haben, erfreuen sich einer unendlich geringeren Aussicht auf solche Ehre als selbst der unbedeutende Professor, der nun einmal, vielleicht nur durch den Zufall seines Lehramts, in irgend eine Akademie gelangt ist. Und doch wäre

die Auszeichnung und Ermutigung niemand mehr als diesen stillen, unbelohnten Forschern zu gönnen, und es läge auch im Interesse der Akademien wie der Wissenschaft, gerade diese „unorganisierten“ Kräfte sich anzugliedern. Es handelt sich gewiß nicht um eine Frage von allergrößter Bedeutung; und die zumal, die sich im vollen, sicheren Besitz aller wissenschaftlichen Würden, Ehren und Kompetenzen befinden, haben es leicht, mit vornehmer Miene zu erklären, daß es auf Zeichen äußerer Anerkennung schlechterdings nicht ankomme. Schön; nur gibt es noch immer Menschen, die nicht ideal genug sind, um diese Auffassung, auch wenn es sie selbst angeht, zu teilen. Kein tüchtiger Gelehrter arbeitet um der Anerkennung willen; nach getaner Arbeit tut sie jedem wohl, und sehr kräftige Forschernaturen sind an ihrer Verweigerung zugrunde gegangen. Es gibt ja freilich auch noch andere Formen der Anerkennung, z. B. den von der Regierung trotz seiner Kostenlosigkeit mit so freigebiger Hand ausgestreuten Professorentitel; aber den hat der ältere Oberlehrer sowieso. Und es gibt noch immer solche Käuze, denen ein Diplom aus der Hand sachverständiger Fachgenossen mehr gilt als die Gabe eines hohen Ministeriums. Ferner ist die Mitgliedschaft auch mit besonderen wissenschaftlichen Vorteilen verbunden: sie sichert den Bezug wertvoller Publikationen, sie ermöglicht die rasche Drucklegung von Arbeiten, die sonst erst nach langem Warten den entscheidenden Forscherkreisen vor Augen kommen. Endlich aber bleibt die Hauptsache: die einfache Frage der Gerechtigkeit. Ich weiß, wie viele heute dies Wort nur noch mit Gänsefüßchen schreiben; ich bezweifle auch nicht, daß viele von ihnen diese Ausführungen einfach damit abtun werden, daß sie sie für den Notschrei eines verkannten Genies, einer übergangenen Größe oder eines verbitterten Privatdozenten erklären — ich stelle die drei Ausdrücke zur gütigen Auswahl. Aber gerade wir, deren höchste Pflicht die Wahrhaftigkeit ist, sollten ein Verfahren nicht so leicht nehmen, das häufig zu einer falschen Abstempelung der Namen führt. Es liegt nichts daran, ob das große Publikum einen kleinen Forscher wegen seiner umfangreichen Visitenkarte für einen großen Mann hält; es ist kein Unglück, wenn auf das Haupt eines vielleicht weniger durch wissenschaftliche Bedeutung als durch tüchtige Geschäftsführung ausgezeichneten Sekretärs sich alle Lorbeerkränze häufen. Aber es ist nicht ohne Bedenken, wenn die Gunst der zufälligen Verhältnisse einen Mann von eleganter Pose mit unverdienter Autorität ausstattet — was ja natürlich nur in Frankreich vorkommen kann! — und einen Karl Mayer oder tz. Steinthal in die Ecke drückt. Es sollte gerade in den noch Musionsfähigen Gemütern der wissenschaftlichen Jugend die Hoffnung nicht erstickt werden, daß die Nichter in dem wissenschaftlichen Olympia, statt jedem Stamm von Hellas gleich viel Kronen zu geben, den Böötiern soviel wie denen von Attika, ihre Preise nur an die besten Mnger und die sichersten Schützen verteilen! Denn von der Verteilung der wissenschaftlichen Ehren hängt nicht zum wenigsten auch ab — die Ehre der Wissenschaft!

Andrew Carnegie: Japanisches Neisetagebuch ^119

Japanisches Neisetagebuch. *)

Von Andrew Carnegie. <2«l„ß»

Hs>andy und ich stunden heut morgen frühzeitig auf und gingen an Land; wir stiegen ^^ über Hügel und Täler und kehrten erst spät nachmittags an Bord zurück. Wir machten einen regelrechten Vummel durchs Land. Es ist hier wie überall in Japan: Terrasse über Terrasse, jeder Fußbreit Voden bebaut. Das Wasser wird in Eimern von Menschen oder Ochsen nach den höchsten Gipfeln gebracht, die nicht anders bewässert werden tonnen, und jede einzelne Pflanzung, sei es Aeis, sei es Hirse, Nüben, Kohl oder Karotten, wird täglich begossen. Was der guten Mutter Erde unter solchen Be» mühungen abgerungen wird, ist geradezu ein Wunder. Die „fruchtbare Erde“ hat da einen ganz anderen Sinn, wenn man sieht, was sie hervorzubringen imstande ist, wenn man sie zwingt. Obwohl wir im Dezember stehen, scheint doch die Sonne hell, und es ist ganz warm. Ich setzte mich einigemal« unter Hecken am Wege nieder und hört« unablässig das Summen der Insekten um mich herum. Schmetterlinge flatterten von Vlume zu Blume, Bienen sammelten Honig, und alles sah aus, wie an einem warmen Iunitag. Die Häuser der Leute waren ärmlich, und da durchweg Glasfenster fehlten, fahen sie aus wie verlassene Schuppen. Aber bei näherer Besichtigung zeigten sich hübsche Matten auf dem Boden und alles peinlich sauber.

Ich zählte auf einer Seite des Hügels 47 Terrassen vom Fuße bis zum Gipfel; sie sind vertikal abgeteilt, so daß etwa 25 Quadratfuß die durchschnittliche Größe jedes Ackerftückes bildet. Und da sich die Terrassen nach der Beschaffenheit des Bodens richten und deshalb sehr unregelmäßig sind, so sieht eine japanische Hügelseite aus wie eine aus vielen verschiedenen kleinen Fleckchen zusammengestückelte Decke. Die Terrassenwände sind überwachsen mU Wein, Farn usw., so daß sie den Eindruck niedriger grüner Hecken machen, und das erhöht außerordentlich den Aeiz der Landschaft. Es ist kein Wunder, daß die Bebau« dieser lieblichen Flecken Ackers nicht daran denken, ihn je zu verlassen. Fleisch» nahrung ist dem Japaner nicht halb so wichtig wie Fisch. Elfteres wird in der Tat wenig genossen, während Fische aller Art und auf alle Art zubereitet zu jeder Mahlzeit auf den Tisch kommen. Der Lieblingsfisch ist der Tal; er ist rot in den sandigen Flüssen und schwarz an den Mündungen der Flüsse, wo der dunkle Grund des Meeres beginnt. Ein seltsamer Parallelfall find die fchwarzen und roten Tannenbäume hierzulande. Auf sandigem Boden wachsen rote, auf weichem Boden sind sie schwarz. Verpflanzt man die beiden, so wechseln sie auch ihre Farbe. Dasselbe Gesetz beherrscht Fisch» und Pflanzen» welt. Wir sind alle Geschöpfe unserer Umgebung, deshalb sollten wir unsere Umgebung und unsere Genossen sorgsam auswählen. Das beste zu wissen, was je in der Welt gesagt und vollbracht worden ist ohne Zweifel viel, aber unter denen geboren zu sein und auf» zuwachsen, die das Bedeutendste geleistet haben und die das beste Leben unserer Zeit leben, das ist sicherlich wichtiger.

‘) «l«h« .°N«?g«n' hlft « »«» »l. Febru«, Heft l» »«,« », «Mhrz ». Heft 13 »»» »?, M«iz l««.

« O

heut morgen hatten wir an Bord Feuer. Ich hatte mich gerade vom Kapitän verabschiedet und wollte an Land gehen, als ich vor mir dichte Nauchwollen aufsteigen sah, und wenige Augenblicke nachher hörte ich unter mir „Feuer“ schreien. Glücklicherweise war kein Dampf in den tzauppttesseln, der kleine Hilfskessel war voll und die Pumpen wurden sofort in Tätigkeit gesetzt. Unterdes kamen Boote von den verschiedenen Kriegsschiffen, die im Hafen lagen, zu Hilfe. Der Dampfer war ein alter, hölzerner Kasten und die Ladung leicht brennbare Stoffe. Wäre unter dem Nauch die Flamme sichtbar geworden, so wäre sicherlich eine Panik ausgebrochen und keins von den kleinen Booten der Eingeborenen, die bis jetzt dicht an unseren Seiten lagen, hätte man bewegen tonnen, an uns heranzukommen; und wirtlich waren sie schon weggerudert. Eine Dam« war an Bord, eine wirkliche Prinzessin von Thule von den Lewisinseln, für die es jedenfalls besser war, daß sie mit ihrem tranken Kinde in Sicherheit gebracht wurde: ich bestach einen geizigen Japaner durch die ungeheuere Aussicht auf einen halben Dollar (2 Wart) — hier ein sehr großes Trinkgeld — an unsere Längsseite zu kommen. Ich nahm das Kind und! folgte der Mutter die Schiffstreppe hinunter und blieb mit ihr in sicherer Entfernung, bis die Gefahr vorüber war. Ein Zaudern von wenigen Minuten hätte die „Costa Rica“ ihrem Schwesterschiff, der „Amerika“ nachgeschickt, die vor wenigen Jahren unter ähnlichen Umständen Feuer gefangen hatte und völlig zu» gründe ging. Glücklicherweise ist die Zeit der hölzernen Dampfer vorüber, es sollte ihnen wenigstens nicht erlaubt sein, Passagiere an Bord zu nehmen.

Die Topographie des Landes ist für Eisenbahnen nicht günstig, aber die Haupt» landstraßen sind in musterhafter Vrdlnung. Ihre verschiedene Klassifizierung amüsierte mich. Erster Klasse sind solche, die von der Hauptstadt nach den Handelshäfen führen, die der zweiten Klasse führen zu den Bationalheiligtümern. Der Handel hat also die erste Stelle. Die erste und die zweite Klasse werden von der Negierung als nationale Angelegenheiten behandelt; dann folgen in mannigfachen Abstufungen die übrigen Straßen. Manche werden von einem größeren Distrikt unterhalten, andere, von lokaler Bedeutung, durch Abgaben, die von einem kleineren Bezirk erhoben werden. Alle aber stehen unter strenger Aufficht der Zentralbehörde in Tokio.

Die japanifche Post ist noch jungen Ursprungs. Sie datiert seit 1871. In dcn ersten zehn Jahren ihres Bestehens beförderte sie 95 Millionen Briefe, Zeitungen, Bücher usw., darunter 3N Millionen Postkarten. Keine Statistik gibt vielleicht einen anschaulicheren Begriff von dem erstaunlichen Fortschritt westlicher Sitten in diese» eigenartigen Lande als diese.

Ein anderes, nicht weniger überraschendes Beispiel der friedlichen Entwicklung Japans ist die schnelle Einreihung der Zeitungen unter die notwendigen Lebens» bedürfnisse. Noch vor wenigen Jahren war die offizielle Zeitung, die nur von den Beamten gelesen wurde und nichts allgemein Interessierendes enthielt, die einzige Publi» kation im ganzen Neiche. heut erscheinen viele hundert Zeitungen und viele unter ihnen täglich. Eine Preßzensur besteht allerdings noch und führt zu den gewöhnlichen Um» gehungen. Scharfe politifche Artikel segeln unter der Flagge der Kritik der Fehler eines Landes, das nicht so erleuchtet ist wie Japan; z. B., „in Amerika wurde während des

Wilhelm Seyd: Schule und Erziehung 421

Bürgerkrieges Papiergeld ausgegeben und zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben. Bei jeder folgenden Ausgabe stieg das Aufgeld höher und höher, bis das Papiergeld nur noch ein Drittel seines Nennwertes galt. Die Südstaaten taten dasselbe, aber sie setzten das so lange fort, bis ihre verausgabten Scheine zuletzt nur noch zu einem Zweck zu gebrauchen waren — zum Kofferaustapezieren; solche törichte Menschen waren die Amerikaner. Glückliches Japan, du bist gesegnet mit hervorragend tüchtigen Staatsmännern, die die Finanzen unseres Landes in mustergültiger Weisheit leiten!" Tatsache war, daß japanisches Papiergeld damals auf 22 stand und sein Wert fortgesetzt durch die weiteren Ausgaben sank, genau wie zu jener Zeit in Amerika. Solche Artikel sind zweifellos weit wirkungsvoller, als offene, unmasterte Angriffe, denn die Satire der Umgebung gibt dem Angriff eine gewisse Schärfe. Die Presse ist wie ein bissiger Hund. Man hänge ihr keinen Maulkorb um; Hunde sind im allgemeinen nur dann bössartig, wenn sie einen Beißkorb haben. Der Japaner wird aber bald das Allheilmittel finden: „Laßt Wahrheit und Irrtum allein kämpfen, im vollen, offenen Tageslicht", denn sie sind nicht langsam im Lernen.

Das stürmische chinesische Meer ist sprichwörtlich. Eine Fahrt durch den Kanal bei Sturm gleicht ihm am ehesten. Wir begannen die Fahrt bei Tage und haben Grund dafür dankbar zu sein. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, der Wind hatte sich gelegt, und friedlich entschwand die Küste von Japan aus unserem Gesicht. Ich kann mir nicht helfen, ich muß daran denken, daß ich es wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Nimm des Fremdlings beste Wünsche für deine Zukunft!

Sicherlich hat keine andere Nation so rasch ihre eigenen Traditionen verlassen und so schnell eine Zivilisation mit einem geradezu entgegengesetzten Charakter angenommen. Man kann das nicht mehr Entwicklung, Folgen des langsamen Entwicklungsprozesses nennen, es ist mehr eine spontane Neuschöpfung. Der Same ist jetzt gesät, und Japan wird überall unter dem Zeichen des Fortschritts arbeiten. Und nun, noch einmal, leb wohl, Japan!

Schule und Erziehung.

Von Wilhelm Seyd.

^Vls vor zirka hundert Jahren der große «Reformator Stein als letzten und besten Punkt seiner Reformen die Forderung nach einer gründlichen Regeneration des gesamten Erziehungswesens aufstellte, als fast gleichzeitig mit ihm und vor ihm die Heroen der deutschen Geistesherrlichkeit Herder, Lessing, Goethe, Humboldt, Arndt, Fichte u. a. ihre Stimme erhoben, um aus der Schule eine Pflanzstätte deutschen Geistes zu schaffen, da glaubte man unter dem gewaltigen Eindruck dieser gemeinschaftlichen Anstrengungen nach einigen Jahrzehnten dem Ideal nahe zu kommen. Parteizertüftung und deutsche Schulmeisteret aber warfen sich dem rollenden Rad der Reformen entgegen, griffen in die Speichen und brachten es zum Stehen. Mühsame Fortschritte charakterisieren den folgenden Abschnitt der Erziehungsgeschichte. Gewiß, in der Methodik, in der Schaffung des Mechanischen und Schablonenhaften hat man «3

unter stetem Hinweis auf die mangelnden Qualitäten der erziehenden Lehrer, denen man nur feste Normen und gedruckte Grundsätze, nicht aber freie Beweglichkeit geben dürfe, weit, sehr weit sogar gebracht. Aber je mehr man auf diesem Seitenwege der Erziehung vorwärts drang, um so mehr wurde klar, daß das nicht der Hauptweg eines erziehenden Unterrichts sein könne. Fast nach hundert Jahren, in denen die deutsche Schulmeisterei Triumphe feierte, begann eine erneute heftige Bewegung gegen die jetzige Schule, die auch auf andere Länder übergriff. Natorp, Schultz, Gurlitt, Nergemann, Ellen Key, Demolins, Güßfeldt u. a. haben "Reformen verlangt und ihren Fehdebrief an die heutige Schule teils aus erwachtem Unmut in leidenschaftlichere, teils in kühlere, wissenschaftliche Form gegossen. Neben diesen polemischen Erörterungen stand warnend und anregend zugleich stets das Vorbild der englischen Erziehung mit seiner Hervorhebung der körperlichen Erziehung und mit seiner wohlwenden Harmonie in der Gesamtausbildung der Jugend. Wie steht es dagegen mit unserer Schule? Läßt ein einwandfreier Beurteiler das Abiturientenmaterial der letzten Jahrzehnte Revue passieren, so muß er gestehen, daß der körperliche Zustand desselben sich ständig verschlechtert hat. Wo kurz nach dem Kriege in der Zeit des Aufschwungs die Nachlieferung an gesunden Vauernsöhnen unseren höheren Schulen zur Vlutaufrischung diene, und die Gesundheitszustände der Abiturienten noch relativ erträglich erscheinen ließ, da ist nach kaum zwei, drei Generationen eine erschreckliche Fülle von müden Dekadenten, bebrillten, neurasthenischen blaßgesichtern zu finden, die geistig und sinnlich überreizt sind. Wo sind denn die Hüter der deutschen Volkskraft? Oder sehen sie nicht, wie die körperliche Tauglichkeit des Durchschnitts Jahr für Jahr zurückgeht, wie die Aushebungsergebnisse für den Militärdienst eklatant erweisen? Wer im heutigen Schulleben steht, der muß sich gestehen, daß die Schule die Urkraft des deutschen Volkes absorbiert, wenn nicht vernichtet. Der Lernstoff mehrt sich nachweisbar jährlich. Die geistigen Anforderungen wachsen in gleichem Tempo. Die Zeit zur körperlichen Übung wird stetig verringert. Trotz aller Versuche und Reden über die Hebung der körperlichen Erziehung wird die Ausbildung der Körpertrüfte Jahr für Jahr beschnitten. Man wüstet mit der deutschen Volkskraft, als sei sie unerschöpflich. Die berufene erste Hüterin derselben, die Schule, hilft eifrig mit an diesem Zersehungsprozeß. Nicht der Staat, nicht die Kommunen haben hiergegen etwas getan. Aber seit einem Jahrzehnt regen sich überall aus Eltern und Lehrertreihen heraus privatpraktische Versuche, Neformerziehungsanstalten zu errichten. So gründete Dr. h. Lietz als erster in Deutschland seine Landerziehungsheim und führte sie in zehnjährigem Bestehen zu angesehener Höhe. Er blieb nicht vereinzelt in seinem Streben, hier und da regten sich weiter glückliche Versuche, bis vor einem Jahr die Lösung dieser brennenden, besonders für die Großstadt brennenden Frage in neuem abgerundetem Sinne praktisch aufgenommen wurde. Damals hörte ich von der Gründung einer „Freien Schulgemeinde“ Buschgarten bei Fürstenwalde-Spre. Als ich sie neulich besuchte, fand ich sie in aller Stille ausgebaut. Ihr vornehmster Grundsatz ist: „Fern von der Großstadt, doch nicht so weit, daß eine Berührung mit ihr ganz verloren geht. Der Rhythmus der großzügigen Grohstadtarbeit sollte Lehrer und Schüler begeistern können, ihr Reichtum an Wissenschaft und Kunstresultaten ihnen zugänglich sein. (Die Großstadt bleibt nun ewig

mal Wissenschaft und Kulturzentrum.) Auch sollte die Erziehung nicht so weit den Eltern entrückt werden, daß diese kaum noch einen Einfluß darauf, kaum noch eine Berührung mit ihren Kindern haben. Eltern und Kinder sollen schnell zueinander gelangen tonnen!" Es ist richtig! das Kind soll die Großstadt, seine spätere Heimat, lieb behalten, aber doch da draußen lernen, welcher großen und notwendigen Arbeit es bedarf, die Lebensverhältnisse der Großstadt gesunder zu machen. Sie sollen aus ihrem lachenden, glücklichen Kinderleben in freiester Natur die Kraft saugen, ihre Intelligenz und ihren Willen zum Wohl ihrer Mitmenschen einzusetzen. So wird Buschgarten zu einer sozialen Erziehungsanstalt. So wird Buschgarten aber auch zum leuchtenden Beispiel für die Leiter kommunaler Verwaltungen, daß das, was einem Privatinstitut möglich ist, auch staatlichen und städtischen Einrichtungen möglich sein sollte. Dort draußen wird das Kind in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. In ihm sieht man einen mit besonderen Anlagen, Gaben und Trieben ausgerüsteten Menschen, der sich allseitig und harmonisch zur vollen Entfaltung seiner geistigen und körperlichen Anlagen entwickeln soll, nicht ein Wesen, dem in so und soviel Zeit ein gewisser Lernstoff beigebracht werden muß. Wahrscheinlich in Verfolgung eines Wortes von Ellen Key: „Die häusliche Schule mit einer kleinen Gruppe gutgewählter Kameraden bleibt immer der ideale Unterricht", hat die Freie Schulgemeinde ihre Zöglinge in einzelne familienähnliche Gruppen geteilt, denen sich der Neuankommende nach Wahl anschließt. Jeder Gruppe steht ein verheirateter Erzieher vor, dessen Frau den Platz der Mutter einnimmt. Ein unverheirateter Erzieher ist sein Assistent, und eine besondere Wirtschaftsdame sorgt für die Bedürfnisse der Kleinen. Diese Gruppe führt den Namen „Schulfamilie"; alle Familien zusammen bilden die „Schulgemeinde". Die Erzieher sind meist Mitglieder des Kollegiums der Vberrealschule i. E., die den Kern der Schulgemeinde bildet. Während nun die Großstadt den Kindern Licht, Luft und Sonne raubt, wird hier den Kindern in freiester Natur alles Wünschenswerte geboten. Dabei herrscht eine sonnige Wärme im gegenseitigen Verhältnis der Erzieher zu den Kindern; sie springen und graben, spielen und baden, reiten und fahren, leben zusammen und werden echt und gute Kameraden. Die Freie Schulgemeinde geht also hier ganz ihr eigenen pädagogischen Wege. Auch dem Unterricht weist sie nicht den präponderierenden Einfluß zu, den er sonst im Kindesleben einnimmt. Sie will, wie mir die Leiter der sichern, ein Erziehungsschule sein: daher ist ihr der Unterricht nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Man sucht eine Erziehung zur Persönlichkeit zu geben. Das bedeutet Achtung vor der schon im Kinde sich zeigenden Eigenart. Die Vielseitigkeit einer ganzen Erziehung, die all Pädagogen von tzerbart an verlangen, und die in den sonst üblichen Schulen nie erreicht wird, erfordert aber auch eine besonder Vielgestaltigkeit des Kollegiums der Freien Schulgemeinde. Zu ihm gehören daher neben den ordentlichen Oberlehrern ein Offizier, ein Landwirt, Künstler und ein Arzt. Man will die Kunst nicht durch Zeichen oder MusiNehrer dem kindlichen Geiste entfremden, sondern durch Künstler, wahre Künstler, dem kindlichen Geschmack eröffnen. Der Arzt aber sorgt für die gesundheitliche Ueberwachung, die Vekonomie der Körperverläufe, für die Belehrung in Hygiene und Anthropologie. So wird in harmonischer Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit einerseits und Erholung in Kunstübung und Spiel andererseits

durch berufene Führer eine volle Menschenblüte entfaltet. Der Erziehung dienen tagliche Körperübungen wie Wandern, Laufen, Spielen, Turnen, Schwimmen, Nadjahren: dazu kommen praktische Beschäftigungen im Garten und Busch, auf Feld oder Wiese, in Werkstatt oder auf dem Bauplatz. Mittags und abends ist Gelegenheit gegeben zur Kunstübung (Zeichnen, Malen, Modellieren nach der Natur, Instrumentalmusik) oder zur Konversation in den fremden Sprachen. Die Lage von Buschgarten ist prächtig. Es liegt wie eingebettet in dem großen Forst der Stadt Fürstenwalde, der über 2NN00 Morgen umfaßt. Ein prächtiger Hochwald ist's, und man kann es verstehen, daß die hohenzollern ihn mit Vorliebe für Jagdzüge aufgesucht haben. Das Landgut selbst prüfentiert sich in wohlthuender Einfachheit. Es ist Prinzip, die Wirtschaft und das Schulleben möglichst zu trennen, so daß die Kinder in der einen Hälfte des Tages mehr dem Unterricht und in der andern mehr der Gemeinde gehören. In den Wohnräumen und in den Schlafzimmern herrscht der gleiche Geist. Ueber der einfachen Ausgestaltung liegt eine sonnige, künstlerische Wärme und verhindert, daß die peinlichste Beobachtung hygienischer Vorschriften zur Pedanterie wird und sich lähmend auf das Gemüt legt. In der Beköstigung und Kleidung der Kinder befolgt Buschgarten die Negeln, wie fie durch Erfahrung bereits für gut befunden sind. Es wird dem Grundsatz der gemischten Kost gehuldigt, die Gemüse, Vbst, Milch und Mehl ebenso hoch wie den Fleischgenuh bewertet. Die Speisen sollen kräftig fein, ohne indessen reizende Wirkungen auszuüben.

Unter der wohlwollenden Aufsicht der staatlichen Behörden hat sich die Freie Schulgemeinde gleich im ersten Jahre so entwickelt, daß sie von Sexta bis Untersekunda ausgebaut werden konnte, und bei aller Freiheit zeigten doch die Abschlußergebnisse, daß wissenschaftlich nicht nur dasselbe, sondern teilweise noch mehr als üblich geleistet wird. Für den Pädagogen wie für den Laien bietet also dies Unternehmen gleichviel des Interessanten.

Es würde von geringer Einsicht zeugen für einen, der Kultur und die Jugend liebt, und entspräche gewiß nicht dem Sinne der Leiter von Buschgarten, wenn man sagen wollte: hier sei ein Allheilmittel, hier sei etwas, was eine edle Familienerziehung überträfe. Sicherlich bildet sich das schönste Produkt unter der Elteinobhut, wenn — ja wenn die begleitenden Umstände, die Schule, die Großstadtatmosphäre oder der Mangel an Gelegenheit zu körperlicher Bewegung diese Erziehung nicht illusorisch machen. Und wenn es sich um Eltern handelt, die die Kindesseele begreifen und die die Lust und die Zeit dazu haben, um ihren feinsten Regungen mit klugem Verständnisse nachzugehen, — das Gute zu verinnerlichen, das Schlechte mit "Rücksicht und Erfolg zu bekämpfen.

Unter solchen Umständen ist ein Landerziehungsheim mit den rechten Leuten am Nuder etwas, was nottut. Und die Freie Schulgemeinde Buschgarten wird unter ihnen um so schätzenswerter sein, als sie sich aus Erziehern, Schülern und Eltern zusammensetzt, also am ehesten der Familienerziehung nahe kommt.

° 5 Richard Muther: Zum Fall Tschudi 525

Zum Fall Tschudi. Von Richard Muther.

^^ic einfachsten Dinge werden oft am fch Wersten verstanden, und zu diesen Selbst»
^k^ Verständlichkeiten, die niemals erfaßt werden, scheinen die folgenden zu gehören:
Museen sind an sich recht problematische Einrichtungen. Denn erstens ist eine
Massenanhäufung von Kunstwerken überhaupt barbarisch; zweitens läuft es auf schöne
Phrasen hinaus, wenn man behauptet, daß sie geschmackbildend auf das Publikum und
die Künstler wirken. Als es noch keine gab, befand sich im Gegenteil die Kunst viel
wohler, und um den Geschmack der Konsumenten war es auch nicht schlechter bestellt.
Doch immerhin, sie sind da. Der Kunstgenuß, früher eine persönliche, sehr aristo»
tratische Sache, mußte in einer proletarischen Zeit eine für die Masse zugeschnittene
Fassung erhalten. Werke, die als ästhetische Dokumente die Unsterblichkeit verdienen,
sind in solchen Friedhöfen auch am sichersten aufbewahrt. Und wenn man demnach die
Berechtigung der Museen zugibt, hat man sich nur klarzumachen, welche Grundsätze
bei ihrer Verwaltung befolgt werden müssen.

hinsichtlich der Museen für alte Kunst stehen diese Grundsätze fest. Der Direktor
trägt Sorge, nach Maßgabe seiner Mittel Werke zusammenzubringen, die das künst»
lerische Schaffen eines Zeitalters signifikant illustrieren. Andere, als rein kunst»
geschichtliche Erwägungen haben ihn nicht zu leiten. Denn es wäre insipid anzu»
nehmen, daß eine Kunstsammlung etwas anderes als eben eine Sammlung historisch
bedeutsamer, der Konservierung würdiger Kunstwerte sein konnte.

Ergo — das ist so klar wie die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist: Was von
den alten Museen gilt, gilt von den neuen. Auch hier ist die Vermengung ästhetischer
Prinzipien mit irgendwelchen Nebengedanken nicht statthaft. Wenn Philipp II, von
Spanien die Marotte hatte, von Künstlern, deren Namen niemand weiß, Szenen
aus der militärischen Geschichte Spaniens malen zu lassen, so hängen diese Bilder,
da sie im besten Fall kulturgeschichtlichen, aber keinen künstlerischen Wert haben,
nicht im öluLeo äel?raäo, sie hängen in dem Schloß, wo der König seine Tage be»
schloß, in den langen Gängen des Escorial. Wenn der Vürgertonig Louis Philipp es
für nötig erachtete, von Malern dritten und vierten Rang.es die Heldentaten seines
afrikanischen Feldzuges verherrlichen zu lassen, so dachte kein Mensch daran, diese un»
geheuerlichen Maschinen nach dem Louvre zu bringen. Sie sind in der Galerie von
Versailles, wo nur der gezwungen ist, sie zu sehen, der zu seinem Unglück sich in
die Säle verirrt. Ebenso sind Werke unserer Zeit, deren Wert nur darin liegt, daß
sie Mitglieder des angestammten Herrscherhauses oder Ereignisse der vaterländischen
Historie darstellen, überall am Platz, wo sie den Kunstfreund nicht stören. Man
kann sie den Vberpräsidien und Rathäusern, den offiziertenasinos und Männer»
gesangsvereinen überweisen, tann, wie in Görlitz, eine eigene Ruhmcschalle bauen.
Aber mit dem Künstlerischen kann sich das Patriotische unmöglich verquicken. Museum
Au818. Der Tempel muß rein bleiben. Und hinsichtlich der Werte, die für das
19. Jahrhundert dolumentarifchen Wert haben, ist kein Zweifel mehr möglich. i)b

Corot und Tourbet, Feuerbach und Leibl einem noch so hoch stehenden Dilettanten gefallen oder mißfallen, tut gar nichts zur Sache, so wenig wie das Wort Ludwigs XIV. „Ouvrez moi oeg maßow“ die Direktoren alter Museen abhält, Teniers, Vrouwer und Ostade zu sammeln. Lomn, looutk «3d. Die Wissenschaft hat gesprochen, und dieses Urteil der Wissenschaft muß für den Ausbau moderner Galerien ebenso maßgebend wie für den Ausbau alter Museen sein.

Weiter darf der vaterländische Gesichtspunkt nicht dazu führen, daß etwas an» deres vernachlässigt wird, was man nun einmal begonnen hat. Denn wer A sagt, muß V sagen. In den alten Museen sind bekanntlich sämtliche Schulen — die italienische, spanische, französische, niederländische und deutsche — gleichmäßig gut vertreten. Und die neuen, das steht ebenfalls fest, sehen die alten fort. Daß wir mit dem Jahre 1800 einen Grenzpfahl aufrichten — vor 1800 alt, nach 1800 modern — ist sud xxeois aeternitHtis eine recht komische Sache. Menschen des 30. Jahrhunderts werden, wenn es da Museen noch gibt, von Fragonard zu Delacroix oder von Goya zu Daumier mit derselben historischen Gelassenheit gehen, mit der wir heute nach einem Perugino einen Afael oder nach einem Grecco einen hals betrach» teten. Ja, schon im Jahre 2000 wird der Nachfolger Bodes den fehr naheliegenden Gedanken haben, von den Werken des 19. Jahrhunderts diejenigen, die die Feuer» probe der Zeit bestanden, dem alten Museum anzugliedern, da doch Aeynolds, Gainsborough und Wilson nicht die letzten alten Meister bis in alle Ewigkeit bleiben können. Und der arme Generalchef hätte es dann, wenn die Direktoren der modernen Galerie nur Deutsches gesammelt hätten, sehr schlimm. Bis zum Schlüsse des 18. Jahrhunderts wäre die Kunst aller Länder da. Hinsichtlich des 19. würde er aus Muthers Buche ersehen, daß es da gleichfalls in Europa fehr wichtige Künstler gab, daß namentlich Frankreich das führende Land in allen Fragen des Geschmackes war. Aber er hätte nichts. Das Museum, bis 1800 international, würde von diesem Zeitpunkt ab nur noch „Nationalgalerie“ sein tonnen. Das wäre eine Halbheit. Entweder» oder. Entweder man verkaufe die ausländischen Werte des alten Museums und schreibe über die Eingangspforte lilauumeiitH »rtig 6«rme.ui»e, oder man mache sich klar, daß der Direktor der modernen Galerie, wenn sie die logische Fortsetzung der alten sein soll, auch hinsichtlich des Auslandes für die planmäßige Vertretung der führenden Meister zu sorgen hat

Bei denen, die sich an die Bezeichnung Nationalgalerie wie an ein heiliges Bann» klammern, spricht obendrein das allerschlimmste mit, was sich mit Museums» fragen vermengen kann: der Brotkorb. Die alten Meister find tot. Eranach brcht sich nicht im Grabe herum, wenn einmal ein Bild von seinem Kollegen Tizian getauft wird. Aber die neuen wollen leben. Materielle Interessen werden berührt, wenn «in Museumsdirektor statt nur von Einheimischen auch zuweilen von Fremden tauft. Und diese Geldbeutel Sorgen setzen sich in Deklamationen suggestivster Art um. Man fingt patriotische Lieder. Luftament wegen der paar französischen BÜder, die in der National»

« »

«Richard Muther: Zum Fall Tschudi 127

galerie hängen, hat Deutschlands Jugend ihr Deutsch verlernt. Statt einer nationalen Kunst, Marke Werdandi, wird ein kosmopolitisches Volapüt gezüchtet. Mutter« spräche, Mutterlaut. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. heiliger Thode! Menzel stammte nun aus Breslau, Feuerbach aus Heidelberg, Warees aus Elberfeld, Leibl aus Köln, Voecklin von der deutschen Grenze, aus Basel. Daß sie beinahe ebensoviel wie Anton von Werner, Knaus und Meyerheim bedeuten, läßt sich gleichfalls nicht leugnen. Also wäre, da der Titel des Gebäudes immerhin National« galerie, nicht Berliner Museum ist, eigentlich gegen ihre Vertretung nichts einzu« wenden. Aber sehr lästige Konkurrenten bleiben sie gleichfalls. Und Verstorbene brauchen kein Geld mehr, während lebende Familienväter es sehr dringend benötigen. S« gilt es ein Mittel ausfindig zu machen, das auch diesen unlauteren Wettbewerb lahm legt, heureka. Man führt den Gedanken ins Feld: Kunstpflege ist die Hebung und Förderung der Produktionskraft eines Landes. Nur zum Nutzen der Schaffenden dürfen die vom Staate bewilligten Gelder, wenn sie volkswirtschaftliche Zinsen tragen sollen, verwendet werden. Und welche unter diesen Schaffenden die würdigen sind, wird die Landeskunstkommission dann schon weise bestimmen. Daß auf diese Art Museen zu Altersversorgungsanstalten werden, ist für jeden Einsichtigen klar. Es gibt die verschiedensten Mittel und Wege, der Produktion fördernd unter die Arme zu greifen. Doch Museen — warum sammelt man Membrandt und van der Meer? — haben rein ideale Zwecke. Sie gehören nicht nur der lebenden Künstlergeneration, sondern auch den Menschen, die nach uns kommen. Diesen ist es ganz gleichgültig, ob einmal ein Herr Müller oder Schulze durch einen Antauf unterstützt wurde. Sie verlangen die Werke zu sehen, die martant für die ästhetischen Anschauungen einer Epoche waren. Könnte diese Aufgabe je gelöst werden, wenn man den historischen Gesichtspunkt mit dem protegierenden vermengte? Es ist noch unvergessen, wie die Nationalgalerie unter Jordan aussah. Auch die München«! Neue Pinakothek zeigt, wohin es führt, wenn eine Galerie zum Aufstapelungsort all des belanglosen Zeugens gemacht wird, das man pour «u-cnuraßr leg bs«ux »rt,« alljährlich auf den Sommerausstellungen tauft. Doch es scheint eben, daß man aus Erfahrungen, selbst wenn sie dutzendmal gemacht wurden, noch nicht klug wird. Nachdem die Nationalgalerie im Laufe der vergangenen 12 Jahre aus einer Ablagerungsstätte künstlerischen Schuttes ein ernst zu nehmendes Museum geworden ist, soll sie wieder werden, was sie vorher war. Selbst der berühmte weite Blick des Generaldirektors scheint an dem Punkte seine Grenze zu finden, wo der Mannerstolz vor Königsthronen beginnt. Und Herr von Tschudi, wenn er wirklich ab- gesagt ist, muß sich mit dem erhebenden Bewußtsein Irösten, daß er für Menschen einer weniger vernagelten Zeit ein museales Unikum sein wird. Er hatte die sehr einfachen und gerade deshalb schwer in die Köpfe zu bringenden Grundsätze, nach denen ein modernes Museum verwaltet werden muß, schon um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts recht klar erfaßt.

428 Felix Galten: Saubengels

I) 2

Saubengels. Von Felix Galten.

^>icht etwa weil ich dieses Feuer jetzt schüren möchte. Inzwischen ist es ja wahr»
-/!> scheinllch schon gelöscht worden. Oder irgendein großer Herr hat es mit seinen
Mtterstiebeln ausgetreten. Das Schüren hätte also keinen praktischen Sinn mehr. Ich
wollte nur sagen: es war gut, daß dieses Feuer endlich einmal zu brennen ansing.
Endlich einmal.

Wie es dabei zugegangen ist, weiß ich nicht genau, habe diese Geschichte weder
mit angesehen, noch aus den Akten studiert. Aber für jeden, der die Verhältnisse
kennt, liegt die Sache ziemlich einfach. Man braucht da gar keine attenmäßigen Fest'
stellungen, um zu urteilen. Es muß schon sehr arg gekommen sein, wenn die deutschen
Journalisten einmal aufmucken. Und das liebliche Wort, das ihnen Herr Gröber spendete,
war sicherlich nur der letzte Anlaß, war der letzte Fußtritt, der dem morschen Faß den
Boden ausschlug. Ehe die deutschen Journalisten als Saubengels angesprochen wurden,
— was sie nicht mehr ertragen wollten — sind sie lange genug als Schuhputzer behandelt
worden. Was sie länger als nötig war ertragen haben. Leider. Aber die deutschen
Journalisten sind eben sehr geduldig und sehr sanft.

In Frankreich hätte der Herr Deputierte, dem solch ein Ausdruck entschlüpft wäre,
von Stund' ab sehr berechtigte Zweifel in seine Immunität gesetzt, ob die ihn nämlich
auch vor Mauschellen schützen könne; In Italien wäre dem Herrn Abgeordneten zu
solchen Zweifeln kaum erst die Zeit geblieben. Und in London hätte man von ihm
sagen dürfen: „Kaum ist ihm dieses Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern be-
wahren.“ In Deutschland aber scheint gegen Journalisten so ziemlich alles erlaubt zu sein.
Nebenbei: der Herr Gröber spielt da eine tragikomische Nolle. Was weiß man
denn von ihm? Wo sind seine Leistungen? Was bedeutet dieses M. d. R. als geistige
Potenz unter den Politikern? Auf welchen Straßen hat sein Schritt, hat seine Albeit,
haben seine Gedanken jemals so viel Staub aufgewirbelt, daß man gesagt hätte: Ah,
der Gröber! oder: Sapperment, der Gröber! Ueber seinen Wahlkreis und über den
Sitzungssaal hinaus ist der Name wohl nicht eben weit ins deutsche Neich gedrungen.
Und im Ausland hat man noch gar nichts von ihm gehört. Bis er eines Tages
„Saubengels“ sagte. Lieber Gott, das kann freilich bald einer fagen. Dazu gehört nicht
viel Talent. And daß ein Neichstagsmandat an und für sich schon den Nachweis
geistiger Kapazität für seinen Träger erbringe, wird kaum jemand behaupten wollen.
Wenn Herr Gröber nur ein kleines bißchen Ehrgeiz und Takt besitzt, muß es ihm jetzt
doch sehr peinlich sein, seine ganze öffentlich« Karriere darin bestehen zu sehen, daß er
einmal „Saubengels“ gesagt hat, daß sein Name erst auf den Schwingen dieses Wortes
ins Weite flog und daß er von nun an, auf den Saubengel geschnallt, durch die parla»
mentarische Geschichte reitet.

Es wird bei alledem nicht an Versuchen fehlen, Herrn Gröber als Helden zu feiern.
Ein Tapferer! Denn er hat es gewagt, der papiernen Großmacht zu trotzen. Ein Auf»
rechter! Denn er hat sich nicht gescheut, die hochmögende Gunst der Pretzleute zu ver»
scherzen. Freilich, außerhalb der deutschen Sprachgrenzen würde kein Mensch solchen
Unsinn sagen. In deutschen Ländern aber wird er gesagt werden. Darauf kann man
sich getrost verlassen.

Was heißt denn das: der papiernen Großmacht trotzen? Herr Gröber hat gar
nicht gewollt, daß feine Insulte so laut werde, hat nicht von der Nednertanzel aus
!cinen Schimpf losgelassen. Dieses Wort floß ihm während eines Privatgespräches

c> c>

Felix Satten: Saubengels 429

gewissermaßen, wahrscheinlich gewohnheitsmäßig von den Lippen, deren sonstige Oratoren» kunst, wie gesagt, bisher noch nicht berühmt ward, tzelden kämpfen anders. Als er aber dennoch gehört worden war, dachte er gar nicht daran, seine Unhöflichkeit zu entschuldigen, und verweigerte rundweg jede Genugtuung, die anständige Menschen billigerweise verlangen durften. Das beweist natürlich keineswegs den Mut des Herrn Gröber. Sondern das beweist vielmehr, daß die angebliche Großmacht der Presse in Wirklichkeit völlig machtlos ist.

Ihre Gunst verscherzen? Nur wer irgendein? Gesinnung ausspricht, die dem ver» meintlichen oder tatsächlichen Interesse der Allgemeinheit schädlich ist, hat diese „Gunst“ verscherzt. Kämpft gegen die augenblicklich herrschende Presse und wird von ihr de» kämpft. Herr Noern zum Beispiel, der gegen die modernen Künstler zu Feld zog, der wichtige und edle Kulturangelegenheiten unter den Zuhältelparagraphen beugen wollte, hatte — wenn man es so nennen mag -^ der papiernen Großmacht getrotzt, hatte die Gunst der kulturfördernden Prefse verscherzt. Aber niemand wird ihm deshalb die Achtung versagen. Auch seine Gegner nicht. Er trat für eine von ihm geliebte Idee ein, hielt seine Ueberzeugung für die rechte, hielt sie aufrecht und hoch und ertrug all den Schimpf, all den yohn und die Empörung, die gegen ihn losbrach. Was sonst gegen ihn einzuwenden ist, beiseite: ein Mann, dessen mutige Entschlossenheit nicht geleugnet werden kann. — Einer, der im heutigen Deutschland >die Lösung^ der Neichsbande, die Republik oder den Verzicht auf die Weltpolitik fordern würde, hätte die Gunst der Presse verscherzt. Aber er könnte selbst hinter Kertermauern oder im Narrenhaus noch immer für einen tapferen Mann gelten.

Was hat denn der Unbedeutende davon, wenn die Presse ihm ihre sogenannte Gunst zuwendet? Gar nichts. Er wird nichts durch sie, kann höchstens eine einzelne Zeltung für sich gewinnen und mit sich beschäftigen, aber nicht: die Presse. Ueberall gibt es Existenzen, die von der Aellame, von allerhand Intrigen und Interessenverknüpfungen gestützt werden und einen scheinbaren, einen kurzatmigen Aufschwung nehmen, den die Wissenden, den alle Urteilsfähigen aber von Anfang an belächeln. Täuschen läßt sich niemand mehr. Und überall gibt es wieder Existenzen, die nicht in die Höhe können, nach der fie trachten, weil ihnen die Kraft, weis ihnen das Talent, well ihnen die Entwicklungsfähigkeit fehlt, um an den obersten^Platz zu gelangen. Dic haben alle keine Ahnung, weshalb sie nach vielversprechenden, von der Presse ermunterten Anfängcn plötzlich von einer Lähmung befallen werden, die fchimpfen dann, oder jammern, oder toben: „hach! die Zeitungen ... die haben sich gegen mich ver» schworen!“ Man braucht gar nicht an den Fall Bonn erst erinnern; jeden Augenblia trifft man solche Menschen, entgleiste Politiker, verkrachte Maler, durchgefallene Komödianten, zurückgewiesene Dichter, die einen beiseite nehmen, und es einem mit zitternden Mundwinkeln anvertrauen: „Die Presse . . . Sie glauben nicht. ..“ Nein, Ich glaube nicht. Das sind lauter kleine, persönliche, auf den engen Boden einer einzelnen Stadt beschränkte Dinge. Und wer das Problem der Presse von diesem Standpunkt aus erörtert, bekennt damit nur, daß er um eigener privater Vorteile willen mit ihr zufrieden oder unzufrieden ist. Die Wonne der Verhätschelten und die Gekränktheit der Versmähten zählt hier nichts.

In dem Kampf, von dem allein die Nede sein kann, gilt nur eines: die Idee.

Uno es gilt nur: ob die Idee, die von der Presse vertreten wird, die stärkere ist, oder ob der Einzelne, der Neuauftretende mit feiner neuen Wahrheit die größere Kraft besitzt. Ist er zu schwach, i,t er untauglich, dann wird er überwunden. Was etwa neu und

keimhältig an seinen Ideen ist, das fühlt später ein anderer zum Sieg. Schicksal der Vorläufer. Und das war immer so, war lange bevor wir eine „Presse“ besaßen, nicht anders. Wagner hatte die Gunst der Presse verscheit. Aber eine neue Generation scharte sich um ihn, und mit dieser Truppe eroberte Wagner die Presse, die ihn vordem verfolgt hatte. Eroberte und beherrschte sie. Diese ungeheure geistige Wertstätte wird eben durch jeden wirklichen Geist unfehlbar erobert, tann ihm gar nicht widerstehen, fällt ihm anHeim, empfängt ihre Erneuerung durch ihn, ihre neue Arbeit, ihre neue Sprache. Sie mag vorher noch so emsig gegen diesen Geist gearbeitet haben, eines Tages arbeitet sie noch viel emsiger und feuriger für ihn. Emile Zola, Henrik Ibsen, Friedlich Nietzsche, als ein paar Beispiele, die wir alle selbst erlebt haben.

Man tann mit der Presse unzufrieden sein, tann ihre Kulturleistung unzulänglich, ihre Tätigkeit lückenhaft, ja sogar schädlich nennen. Man tann sie schelten, tann sie anklagen, aber nur wer ganz oberflächlich nachschwätzt, was andere sagen, oder wer vollkommen gedankenlos ist, wird die Presse eines Voltes für sich allein beurteilen, ohne zugleich auch das Volt zu betrachten, dessen geistigem Bedürfnis, dessen Empfindungen die große, modern»industrielle Presse sich überall schmiegt. Jeder, der geistig über dem allgemeinen Niveau steht, jeder, der auf dem Weg der Erkenntnisse, der Kultur und der Wahrheit dem großen Troß einsam voranschleitet, jeder, dessen Ansprüche an das geschriebene Wort feiner und differenzierter sind, mag die Presse schelten. Und er wird in der Press« selbst mit all seinen Vorwürfen am besten noch verstanden werden. Jeder, dem das rasch geprägte Tagesurteil unfertig und ungerecht erscheint, dem die abgegliffene, immer wieder aufs neue in Umlauf gesetzte Scheidemünze der Gesinnungen widerlich geworden, mag die Presse anlagen. Und, wird in der Presse selbst am schnellsten Zu»stimmung finden.

Aber find denn alle anderen Einrichtungen, die wir haben, tadellos? Und sind denn die Menschen, die in anderen Berufen leben, so unbeschränkter Achtung, solch' eines sorgsam behüteten Ansehens wert? Sind etwa unsere Parlamente die Hochburgen bester Staatstunst? Sind die Beamten denn auch wirklich Inhaber und Verwalter unendlicher Weisheit? Besitzen wir in unserer Justiz schon die Verwirklichung des Gerechtigkeitsideales? In unseren Universitäten, in der Armee die beste aller Welten? Dennoch wird es niemandem einfallen, darf es niemand flich einfallen lassen, von den Politikern, von den Negierungsbeamten, den «Richtern, Professoren und Offizieren mit so geläufiger, felbstverständlicher Geringschätzung zu sprechen. Die Journalisten aber müssen sich's bieten lassen, wenn jeder Niemand die Füße an ihnen abwischt. Und es ist, in deutschen Ländern, modern, elegant sogar geworden, von Journalisten und über Journalisten verächtlich zu reden.

Di« Herren Parlamentarier, die Richter, die Offiziere, die Beamten, die Professoren, alle sind gesetzlich vor Mißhandlung, vor Verachtung und vor Beleidigung geschützt. Und genießen dazu noch eines anderen, außerordentlichen Schutzes. Den Schutz der Presse. Gerade diesen aber genießen die Journalisten nicht. Sie können alles ver»eidigen. Nur nicht sich selber. Sie tonnen für jede Sache kämpfen. Nur nicht für ihre eigene. Ein Journalist, der beleidigt, der beschimpft wurde, ist obendrein noch außer Gefecht gesetzt. Er gilt als befangen, steht augenblicklich im Verdacht der Vor»eingenommenheit, muß das Feld räumen, und tann nebenher zusehen, wie er Genug»tuung erhält. War es vordem die Tattit aller in der Veffentlichleit Wirlenden, den Journalisten durch Freundlichkeit zu gewinnen, ihn zu umschmeicheln, ihn zu umwerben, so hat man jetzt längst schon eingesehen, baß man sich den tritlichen, unbequemen Berichterstatter am einfachsten vom half« schafft, indem man ihn insultiert. Der Journalist,

»|>

Felix Satten: Saubengels 431

der seine Arbeit behalten, der seine Stellung nicht riskieren will, muß vieles schlucken lernen, muß lernen über vieles hinwegzusehen, vieles zu ertragen. Und muß persönlichen Differenzen ebenso ängstlich ausweichen, wie der Offizier oder der Richter, ja ängstlicher noch, denn ihn schirmt kein Paragraphengitter vor mutwilliger Frechheit. Längst schon üben die deutschen Journalisten die Praxis nachgiebiger Duldsamkeit, lassen sich von den höfischen und staatlichen Aemtern, von den einzelnen hochgestellten Herrschaften, von den Theatern und anderen der öffentlichen Schaulust gewidmeten Instituten bei allen Gelegenheiten zurücksetzen, als Menschen zweiter Klasse behandeln, lassen sich von der ganzen nach Zeitungsretlamen gierigen, oder sonst im Bereich öffentlicher Aufmerksamkeit stehenden Plebs das Unglaubliche bieten. Um des lieben Friedens willen. Und aus Rücksicht auf die fachliche, ungestörte Arbeit. Das Publikum will bedient sein, will wissen, was in der Welt vorgeht, kümmert sich den Teufel, mit welchen Mitteln die ausführlichen, schönen Berichte herbeigeschafft werden, mit welchen Opfern. Und das Publikum darf weder mit Klagen, noch mit Beschwerden belästigt werden. Es gibt kaum ein wehrloseres Geschöpf als den deutschen Journalisten. In diesem Land des Kastengeistes, des Angstbewußtseins und der Titelehrfurcht ist der titellose geistige Arbeiter, der keinen offiziellen, sondern nur seinen persönlichen Angst besitzt, «in» fast ein Proletarier. Oftmals ausgenutzt von seinem Verleger, immer aber ausgebeutet von all den zahllosen echten und falschen Tagesgrößen, abgehetzt von dem beständigen Tumult der Ereignisse, hat er sich mit allem zu beschäftigen, nur nicht mit sich selbst, muß er an alles denken, nur nicht an sich. Er ist in der Lage, die Gebote der Menschlichkeit zu verfechten, nur für sich selbst darf er keine Menschlichkeit fordern. Er darf jedermanns Recht vertreten, nur nicht das seinige, darf jedermanns Sache zu der seinigen machen, nur seine eigene nicht.

Wenn die Journalisten im Reichstag, denen Herr Gröber „Saubengels“ zurief, sich auflehnen, dann vermag jeder Erfahrene sich's auszumalen, wie vieles sie in den heiligen Hallen der deutschen Volksvertretung an Unhöflichkeit und Ueberhebung schon geduldet haben, ehe sie zum Streik sich entschlossen. Und dieser Vorfall gibt den Anlaß, es endlich auszusprechen, daß ein unerhörter, dreister Mißbrauch mit den Journalisten in der deutschen Öffentlichkeit getrieben wird. Dieser Vorfall ist ein Anlaß, um es endlich auszusprechen, daß die allgemein als geistig überlegen geltende, zur Mode gewordene Geringschätzung der Journalisten nichts anderes ist, als «in» lächerlich derlogener, unsäglich dummer Snobismus.

Daß es Leute gibt, die sich ein abfälliges Urteil über die Presse sehr wohl erlauben dürfen, habe ich oben schon gesagt, und habe auch gesagt, was für Qualitäten solche Leute besitzen müssen, denen man dergleichen Urteil willig einräumt. Wer aber schimpft heute über Journalisten? Menschen, die den größten Teil ihrer Bildung, ihrer politischen Kenntnisse, ihrer künstlerischen Meinungen, ihrer Kultur und ihres Geschmackes aus der Arbeit haben. Und die sich das Ansehen geben wollen, sie seien Nüchtere, begabtere, gebildete, sie stünden höher als die Tagschreiber. Menschen, die nur deshalb so eifrig sind, über Journalisten zu schimpfen, weil sie damit ihre unentbehrlichen Lehrmeister und Aatgeber um so wirkungsvoller zu verleugnen glauben. Gerade jene Parlamentarier, Minister und Staatsmänner, die ihre „Ideen“, ihre „Gefälle“, den Anstoß zu ihren „Maßregeln“ und zu ihren „Reformen“ gewöhnlich aus der Presse empfangen, zucken lächelnd die Achseln, wenn sie neunmalweise und sehr von oben herab über Journalisten sprechen. Und es könnte so mancher von diesen Herrschaften nicht den Wund auf tun, hätte ein vollkommen verwirrtes Weltbild vor den geblendeten Augen, wenn er nicht zuerst die Leitartikel studieren würde, die irgendein «licher begabter, vom

W? Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

!! «

Schicksal oder von seiner Geburt an den Nedattionstisch geschnallter Geist geschrieben hat. Leute reden mit Arroganz in den Mienen von Journalisten und wären nicht inistande, den Zusammenstoß zweier Taxameterdroschken in einem anständigen Deutsch einfach zu berichten. Leute, die leine Ahnung haben von der Kompliziertheit des Journalismus, von der Summe an geistiger und moralischer Kraft, die dieser Beruf erfordert, spielen sich auf und leisten sich irgendein Wort, das noch als sanft gelten darf, wenn es nicht gerade „Saubengels“ heißt. Mit was für Worten aber müßte man diefe Herrschaften nach ihren eigenen Qualitäten und Leistungen nennen, wenn sie ihren Beruf unter einer so tausendfach scharfen Kontrolle ausüben würden, wie die Journalisten? Oeffentliche Berufe dürfen kritisiert werden. Kritisieren — meinetwegen. Dazu gehört Sachkenntnis oder es genügt, daß einer dumm genug ist und die kritisierte Tätigkeit, deren Wesen er gar nicht kennt, besser zu verstehen glaubt. Also: Kritisieren, so viel ihr wollt. Die Journalisten brauchen da keine Ausnahmestellung für sich zu fordern. Aber verachten, bespötteln und schimpfen, das ist glatt heraus: unverschämt. Doppelt unverschämt, wenn man extra noch von den Journalisten profitiert. Den deutschen Journalisten ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie es mit ihrer Sachlichkeit, mit ihrer Hingabe an den Dienst der Presse und mit ihrer Geduld über» Haupt so weit haben kommen lassen. Die Leistung, die sie verrichten, indem sie einem ganzen Volk Tag für Tag, den hohen wie den Niedrigen, die geistige Arbeit zubereiten, würzen, vorschneiden, einlöffeln, warmhalten und nachtragen, diese Leistung ist — selbst wenn sie Mängel aufweist, felbst wenn sie unvollkommen bleibt — immer noch eine so ungeheuere, immer noch eine so ehrliche, und immer noch eine so durch und durch not» wendige, daß sie, wenn schon nicht Dank und Vespekt, so doch jedenfalls bürgerlich» Achtung und Höflichkeit verlangen darf. Wollen die deutschen Journalisten nicht völlig deklassiert werden, dann müssen sie noch einigemal« zeigen, daß sie sich keine „Saubengels“ mehr bieten lassen.

Wien, 21. März.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

Ich lege den Fall des enigmatische« Mannes einem wohlwollenden Publikum vor. Wo fehlte es ihm? Was wollte er? Und wie kann ihm geholfen werden?

Enthaltend:

Die Briefe des enigmatischen Mannes.

Vrief des praktischen Arztes Dr. Vinzenz Freier
an Frau von F.

Ein Schreiben des Hauswirts und Schlächter»
Meisters Aloys Wichelhuber.

Nebensächliches zur Sache von Leopold

Elimar, Herzog von A.

Zuschrift der Mistreh Lucy Aurelia Pattieson,
zweite Vorsitzend« des Frauenweltbundes,
Delegierte zur Internationalen Friedens»
lonferenz.

hierzu Manuskript, Anhang: Mirandus.

Ueber die Erziehung eines Knaben. Bruch»
stück.

Eingesandt und Schlußwort des Studenten
der Philosophie August Stieglitz.

Anonymus.

Eglantine. Unter: Cxcelsior,

«. . ^ . ^ . . Erster Brief.

Gnädige Frau!

Ich lieb« Sie! Ich sah Sie gestern abend in einer Gesellschaft, man machte Ihnen den Hof, jeder auf seine Weise versuchte von Ihnen beachtet oder auch nur gekannt und wiedererkannt zu sein. Alte Faune, denen die Jahre kühnere und Wirt» samere Angriffswaffen genommen haben, strengten ihren Witz noch an, ließen die Zungen spielen, die Gewohnheit öffentlicher Nede oder von einer ganzen Stadt gefürchtete

» »

tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 433

Spottsucht scharf und geschmeidig gemacht hat. Sie waren in ihrer Art noch immer unwiderstehlich, diese Veteranen! Ich sah Männer, die Sie begehrt, ganz junge, die nur bewunderten und sich vielleicht gefürchtet hätten, wenn Gnade ihnen völlig unerwartet und unverdient zugeflossen wäre. Ihre Huldigung war die feinste und bescheidenste, die berühmten, alten Männer durften sich gestatten vervegen und deutlich zu fein, von den anderen strömte die Hitze aus, sie blieben verschlossen und schweigend. Ich entdeckte verschleierte Blicke, die Sie auskleideten, Liebkosungen, die frecher und grausamer als Vergewaltigungen waren; die Leidenschaft dieser Großstädter und Geübten ist so nah verwandt mit Leiden schaffen! — In einem Winkel faß ein verwachfener, schwerfälliger und häßlicher Mensch, der litt. Er liebte Sie wirklich, er betet in Ihnen die Göttin an. Ihn sahen Sie nicht. Vielleicht bemerkt« ihn außer mir keiner.

Sie lächelten, inmitten der ganzen Entfesselung aller schlechten Wünsche und Begierden, unter Schändung und Schamlosigkeit, vor bangen Seufzern, und angesichts eines echten und tiefen Schmerzes, lächelten Sie das freimütige und fröhliche Lächeln der Heldinnen Shakespeares, seiner Porzia, Nosalinde oder Beatrice. Sie waren ganz heiter, vollkommen ungerührt und göttlich frei. So stand Margarete von Navarra ihrem Liebeshof vor, oder, während man bei Isabella von Este über die erschreckenden Ausbrüche dunkler und maßloser Triebe beriet, während die Dichter sangen, Feldherrn siegten und Jünglinge starben, thronte die Nuge Herzogin in gleicher Art. Sie sind eine Prinzessin und unantastbar! Sie sind für mich die Jungfräulichkeit schlechterdings. Und ich neige mich vor dieser spielenden, kühnen und geistreichen Eingeschränktheit. Ich möchte Ihre tapfere, kleine und kalte Hand küßen, ich bücke über ihren hochmutigen und befehlenden Fuß die Stirn eines demütigsten Anbeters des Schönen, eines vom Leben Enttäuschten, den es darum enttäuschte, weil er ahnt, daß es ihm Schönheit vorenthält, Geheimnisse und Wollust, die der brutale Sieger übersieht, und der unterworfen« hungrige nicht ahnen darf, um der Verzweiflung nicht zu erliegen. Abelard.

2.

Charmanteste!

Glauben Sie nicht, daß ich in der gewöhnlichen Weise eine Annäherung suche! Ich habe geliebt, ein wenig zuviel vielleicht, in meinen jungen Tagen, und ich bin müde, auch wohl bitter zu Zeiten, und immer unerträglich bewußt und argwöhnisch. An den Fingern kann ich Ihnen alle Steigerungen und Abfälle des Alltagsliebesverhältnisses erzählen, wenn die Betreffenden die Alltäglichkeit vermeiden, wenn sie schwärmerisch und großmütig oder klug und vorsichtig sein wollten. Ein griechischer Weiser hat gesagt, man solle zu essen aufhören, wenn es am besten schmeckt. Der Wann war ein Tor oder ein feiner Spötter, er wollte spotten. Mir schmeckt es nie. Mein Gaumen ist ungünstig gefügt oder ich bringe ein natürliche, schwarze Galle in den Genuß aller guten Dinge mit.

Ich fehe Sie ganz wie Sie sind und vom Scheit«! bis zur Sohle gepanzert. Sie sind in sich selbst verliebt, Allerschönst«, und «s gibt kein« Form der Sicherung, die in gleicher Weise gegen Angriffe von außen feht.

Aber sehr, sehr reizend sind Sie! Ich möchte Sie bei mir, in meinen «Räumen sehen. Und dies ist eine ernsthaft gemeinte Bitte. Ich habe hübsche Dinge dort, die

Ihrer würdig sind, Zeichnungen von Lionardo, einen Velasquez, Affen und chinesische Ungetüme, Gobelins, dunll«, alte Möbel, viel dnc ^ dr^c. Viel« Bücher. Ich liebe tzoraz und Stendhal und die Vorreden Voltaires, ich liebe Memoiren. Nur Grand» seigneurs schrieben früher Memoiren, auch Casanova und der Göttliche Marquis sind sehr große Herren.

Ich habe ein« alte Medaille mit dem Profil der Lutrezia Vorgia, das Ihrem gleicht, sie hat glattgescheitelte haare, «in vorwitzig«« und f«in«s Naschen und dl»s schwach« und eigenwillige Kinn eines Kindes. Ein Buch hat Humboldt selbst meinem Urahn geschenkt, und man erzählt sich, daß der große Korse auf der Flucht von Warschau meine Großmutter geküßt hat. Ich liebe die Unglücklichen, die Besiegten, in der Lite» ratur und in der Kunst auch. Selbst Lionardo hatte Verzicht geleistet, und nur plump« Kärrner sterben im Vollbesitz ihres Nuhms und ihrer Kräfte, w«il eben ihr Wollen ihr Können nie übertraf.

Ich will so vieles und bin doch dankbar, daß ich nur wollen und nie erreichen darf. Ich träume von Ihnen unter meinen abgestimmten und ausgewählten Sachen, ich bilde mir ein, Sie tragen ein grauseidenes Kleid mit Sträußen von kleinen Rosen darauf, es hat einen bauschenden, weiten Glockenrock und eine zum Umspannen zierliche Taille. Wir sprechen von feinen, heiteren und anmutigen Dingen, ich zeige Ihnen Watteau und einiges von Menzel, der wie König Friedlich ein Franzose war. Sie sind ein wenig Aubrey Beardsley und ein wenig Helena — er zeichnet eine solche Helena in seinem Novellenbruchstück: Unter dem Hügel. O Sie gefährlich«. kleine Madonna, und ungefährliche, niedliche Spielpuppe I Ich habe Lust zu spielen, mich umschmeicheln und umfächeln zu lassen. Ein wenig Furcht habe ich. — Niemand soll hier sein, ich schicke jede Dienerschaft fort. Wir essen zusammen. Sie finden Blumen. Ich habe fünf Hunde und ein zahmes Käuzchen, das auf einer alten Standuhr hockt. Dies Käuzchen, Frau Minerva, möchte ich Ihnen schenken! Sie sollen einen Blumen» streifen der schönsten Stickerei von Neauvais haben und auf einem Stuhl sitzen, der mit uraltem Goldbrokat aus Florentiner Kirchenschreinen bezogen ist.

Von all diesen Kostbarkeiten verstehen Sie gar nichts, glaube ich, ich liebe die offen» herzige und dumme Intelligenz Ihres Gesichtchens, den erstaunten Blick, einen kleinen Fehler, der Ihnen eigen ist, die Zunge unter die Lippe zu schieben. Ich bilde mir ein, daß Sie ein weißes Kätzchen mit rosaroten Pfötchen und rosarotem Schnäuzchen sind. Mehr sicher nicht! Sie bereiten mir herzinniges Vergnügen. Auch nicht mehr! Niemals nähme ich Sie für ein« Tigerin. Sie lieben das Wohlleben, parfümierte Bäder und Sklavinnen, die Sie strahlen und streicheln, Weintrauben lieben Sie, Pfirsiche und Feuersgefahr, die Erzählung von Grausamkeiten. Die Grausamkeit selbst lieben Sie nicht, Sie würden weinen. Und ich mühte lachen, wenn ich Ihr schmerzverzogen««, weinerliches, dummes Kleinkindergesicht sähe!

Ich tue Ihnen gewiß nicht weh. Aber kommen Sie Sie werden alle guten Sachen essen, die Sie lieben. Sie dürfen lachen und stöbern und zwitschern. Ich bin der müde Weltfahrer, der auf dem Diwan liegt, sich am bunten Wundervögelchen freut. Kolibris essen nicht in der Gefangenschaft, sie nehmen nicht einmal Honig, sondern verhungern. Geben Sie sich nie gefangen! Ich werde vielleicht versuchen Sie zu fangen, aber ich warne Sie vor meinem Zugreifen vorher. Sie find gewarnt. Und nun kommen Sie sicher I A.

» 435

» 0

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

»

Mas sollen wir lesen? Vorschlag« für eine deutsch« hausblbliothel

Von Berthold Litzmann.

V. «Roman im 19

«VA «Ich« Kraft« im Heimatsboden für d«n
Dichter schlummern, die nur der Hacke
und des Spatens warten, die die Scholl« auf«
wirft, um ans Licht zu kommen, sich zu «nt«
falten und aufzublühen zu aller Freud«, das
haben schon lang«, eh« die literarisch« Mob«
der Neuzeit das Wort „heimattunft“ prägt«
und es als «in künstlerisches Programm auf
ihr« Fahne fchrieb, uns«« Dichter gewußt und
dies Wissen auch in Taten umgesetzt. Von
den «inst viel gelesenen und viel bewunderten,
heute aber schon bedenklich verblähten Dorf«
geschichten Verthold Auerbachs ab«
g«f«h«n sei hier nur des Schweizer Pfarrers
Albert Vitzius gedacht, der unter dem Namen
I «rem las Notthelf mit kräftigem Ne«
alismus und zugleich mit großem künstlerischen,
nur gelegentlich durch moralisier«««« Tendenz
«twas beeinträchtigtem, Gestaltungsvermögen
vor allem in seinem Noman „Uli, der Knecht'
Schw«lz«r bäuerlich« Wtlt und Menfchen mit
wundervoller runder Anschaulichkeit dar«
gestellt hat.

Und ihm möchte ich hier gleich «inen aller«
bings größeren, aber in seiner ganzen Art,
im holz, au« dem er geschnitzt ist, Gotthelf am
meisten Verwandten, Peter Nos« gg « r an«
reihen, ber in seinen zahlreichen, aus seinem
h«im«tlch«bäu«rlich«n Grund und Boden ge«
schöpften Erzählungen, vor allem den 1875 zu«
«rst «rschi«nen«n „Geschichten d«« Waldschul«
meifters' mit «in«« «igtntümlichen innigen herz«
lichkeit, die sich mit Schalkhaftigkeit fehr gut
verträgt, «S verftanlxn hat, in unzählig« müd«
S««l«n und im Staub« d«s Alltag« seufzend«
herzen «ine fröhlich« Ahnung von Wald« und
Vergluft und «in« «rquick«nd« Vorstellung von
tapferem und einfältigem, gesundem Volkstum,
das da in den Vergen zu Hause ist, zu er«
wecken. Er ist wohl unter den heut« noch
Leb«nd«n lxrjtnig« Schriftft«ll«r, d«r dl« m«ift«n
persönlich«« Freund« im lxutschen hau« hat.
Vor allem aber Hab« ich hi«r zw«i im
Sinn. D«n Norddeutschen Vt)«odorStor«
Jahrhundert,
und d«n Schweiz« Gottfried Keller.

— Stör« hat uns eln« Aeih« von Novellen
geschenkt, dl« sowohl Ihr«m Stimmungsgehalt
wie ihrer Form nach zu d«n schönst«« und
voll«nd«tft«n ihrer Art gehören. Er ist kein
großer Fabulist, er will nicht durch Erfindung
und Erzählung außerordentlicher Vegeben«
heiten den Leser in Spannung versetzen, noch

durch die Schilderung außergewöhnlicher seelischer Konflikte, die Veranschaulichung abnormer, komplizierter Charaktere besondere Aesthetik ausüben. Jedenfalls steht das bei ihm erst in zweiter Linie. Was er gibt, ist im wesentlichen, auch wenn er wie in den Novellen seines Alters gelegentlich den Schauplatz der Begebenheiten in eine heroisch-klassisch-romantische Atmosphäre verlegt, und seinen Helden das Schwert in die Hand brückt, das Innenleben und die seelischen Verwicklungen von Menschen, die weder im Guten noch im Bösen über den Durchschnitt sich erheben, die höchstens durch eine zartere sensibler Konstruktion für seelische Konflikte eine größere Angriffsfläche bieten und bei denen daher die Leidenschaften des Alltags, die robustere Naturen nur als wohlthätig Unterbrechungen oder höchstens als nur vorübergehend Störung ihres Gleichgewichts empfinden, die den ganzen Menschen in feinen Grundfesten erschütternd, in vielen Fällen den körperlichen und seelischen Organismus zerstörend, vernichtend Wirkung ausüben. Dies Menschen aber und diese Konflikte weiß er mit einer suggestiven Kraft, einer Kunst, die die zartesten Farbentöne wie die kräftigsten Nuancen der Leidenschaft gleichermaßen beherrscht, den Lesern in einer Weise nahe zu bringen, die vollkommen die Illusion des Mit-erlebens erzwingt, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß alle Gestalten und Konflikte, die er schildert und an denen er uns teilnehmend läßt, in ihm Wurzeln und die Luft atmen, in denen er selbst wurzelt und lebt. Er sieht sie in jedem Moment in einer landschaftlichen und kulturellen Umgebung

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

gebung, hört sie im Stimmklang, im Böhthmus der "Rede, in Tonfärbungen ihrer Heimat, die zugleich seine Heimat ist. Und alles das fühlt auch der Leser bei jedem Wort, bei jeder Bewegung, bei jedem noch so flüchtig aufgetauchenden Landschaftsbild, das durch «inen Vogelruf oder durch den Laut der fernen Brandung feine eigene Sprach» erhält, ohne daß irgend eins dieser Clement« der „Heimat« lunist" als bewußt und gewollt sich aufdrängte. Bon Storm zu Keller ist ein großer Schritt, nicht weil hinsichtlich ihres künstlerischen Wertes «in n«nn«nswert«r Abstand zwischen ihnen vorhanden wäre, sondern vor allem wegen der Verschiedenartigkeit ihrer Weltanschauung, ihrer Stellung zum Leben, die wieder auf die Art, wie ihre künstlerischen Problem« einstellen, zurückwirkt. Auch Keller ist ein Seher, dessen Auge in die verborgenen Falten zartester und seltsamster Vorgänge im Seelenleben seiner Helden und Heldinnen eindringt, und ein Künstler, dessen Hand das scheinbar Unfaßbare und Gestaltlose in die Form lebendigster Anschaulichkeit zwingt, und «in Poet, der dem Unausgesprochenen und Unausprechbaren Sprache und Wort« verleiht, damit in dem Herzen des Lesers das freudige Echo des Verständnisses wachrufen. Auch er liebt es, wie Storm, sich seine Helden und Heldinnen mitten aus dem Leben des Alltags herauszugreifen und sie vor Aufgaben und Konflikte zu stellen, die an sich auch in der Begel sich nicht über die Atmosphäre der Konflikte des Alltags erheben, die ihren eigentlichen Beiz und ihre Bedeutung eben erst durch die aus der Fülle tiefster Erkenntnis der verborgenen Motive schöpfend Anschaulichkeit künstlerischer Darstellung erhalten. Aber der Schweizer Gottfried Keller ist nicht nur «in herrschendster Poet, sondern auch «in tatfreudiger und lehrfreudiger Mann, «in Mann, dem die Menschheit, mit denen er in seinen Dichterträumen Zwiesprache hält, mehr sind, als vereinzelte interessante Objekte seiner Darstellungskunst, sondern der sie immer im Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft, der bürgerlich-staatlichen Gemeinschaft, deren Glieder sie sind, sieht und sie wertet nach dem, was sie an Kraft und Eigenart abgeben an die Gefellchaft, an die Gemeinschaft, - welchen Nutzen, welchen Schaden dort sie stiften. Und je nachdem stellt er sich persönlich zu ihnen ^ die Drohen und die Barren — wie etwa in den „drei gerechten Kammachern" oder den „Vertauschten Liebesbrief«" — überschüttet er, bei sichtlicher, rein künstlerischer Freude an den Formen und Aeußerungen ihrer Narrheit, mit

Hohn und Spott, und reibt sich »n ihnen mit einem gewissen grimmig-komischen Humor, an den Tüchtig«« aber, d«n Echt«n, die sich durch Leichtsinn und Verschrobenheiten und Schrullen, durch tieftragisch« Perwicklung«« hindurch arbeiten, hat er fein« helle Freud«, man fühlt, wie ihm das Herz lacht, wenn er so aus Kern» Holz «in Menschenkind herausarbeitet und rund und schön vor dem Leser aufbaut. Daß es keine blutlof«, temperamentlof« Idealgeftalt, kein tendenzgeschwollener Musterknabe wird, dafür sorgt das scharf« Auge des Schalles, der in dem Poeten steckt, und der mit größtem Behagen auch inmitten einer solchen poetischen Verklärung, die er einem seiner Helden oder Heldinnen zuteil werden läßt, auf «in bißchen Menschliches »Allzumenschliches, ein« N«in« lebenswürdige Schwäche oder Blöße, die aus den würdigen Falten des Feiergewands neckisch durchblitzt, mit unverkennbarem Behagen auf» m«rksam macht. Aus dieser Lebensperspektiv« ist vor allem sein« wundervolle Bovellensamm» lung „Die Leute von Seldwyla“ erwachsen, in der er eine Gesellschaft von seltsamen Menschen» lindern, die alle auf seinem heimatbod«« g« wachsen und die ihm alle auf feinen tzeimats» wegen »ls freundlich'belustigende oder ärgerlich» verdrießlich« Erscheinungen begegnet sind, mit wundervoller Bundheit und Anschaulichkeit, mit Heller Freudigkeit und mit reinem Behagen, mit schalkhaftem Humor, und zuweilen auch polterndem Zorn und Grimm, zusammenführt und an ihnen und ihren Schicksalen seinen Schweizer Landsleuten «ine Beihe von nütz» lichen Wahrheiten über allerlei national« Un» tugend«n und Schwäch«« vord«monstri«rt. Aus anderen Augen schaut der ander« groß« Schw«iz«r Dichter, d«n uns das 19. Jahr» hundert geschenkt hat, KonradFerdinand

<» »

i»37

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

Meyer, auf sein Voll und in die Welt,
und »nbers ist infolgedessen das Bild, unter
dem sich ihm und ei uns das Leben darstellt.
Im Gegensatz zu Storm und Keller ist der
erst« Eindruck, den man von ihm empfängt,
daß hier «in Mann zu uns spricht, der nicht
aus den Erfahrungen und Empfindungen des
Tages und der Zeit heraus gestaltet, sondern
ein Wann, dessen Auge in die Ferne sieht,
dessen Blick sinnend und fragend geruht hat
auf Bildern und Gestalten der Vergangenheit,
«in Poet, für den die Menschen auf alten Ge»
mälden von Meisterhand «ine persönliche
Sprache haben, die nur er versteht, aber auch
so verft«ht, als sähe er mit ihnen am Tisch
beim Wein oder ritt« mit ihnen fchwert»
umgürtet über Feld ins Morgenrot eines
Schlachtetages hinein, oder ratschlagte mit ihnen
im dämmernden Aathausaal vor pergamen»
ten«n Urkunden über Krieg und Frieden. Man
fühlt, dl« Seele dieses Mannes ist angefüllt und
durchtränkt, durchleuchtet von dem Abglanz ge»
waltiger Schönheit, gewaltiger Leidenschaften
einer großen V«rg»ng«nh«it. Aber das ist das
Merkwürdig« dabei, fo stark sich diese Empfin»
dung bei den ersten Seiten mitteilt, nicht «inen
Augenblick verliert man dabei das starke und
freudig« G«fühl, dah der Mann, der zu
uns spricht, doch aus hellen Augen in
seine Zeit hineinschaut, und mit tiefbewegter
S«el« ihr« Leiden und ihre Freuden mit durch»
lebt und durchkämpft, daß ihm die Vergangen»
h«it di« freudige Losung gegeben hat für die
Gegenwart und di« Zukunft, und «r, je tiefer
und je inbrünstiger er sich in di« Menschen
und Konflikt« der Vergangenheit versenkt, um
so Heller und klarer die eigene Zeit ersaht und
fühlt. Er ist wohl der einzig« Dichter der Epoche
b«s großen Krieges, der das, was an prunk»
losem, wortlosem Heldentum damals in den
G«ftalt«n Vismarcks, des alten Kaisers, Moltles
unter uns l«b«ndig war, in s«iner herben,
strengen, tragischen» Gröh« als Poet ganz ge»
faßt hat, und der in den Gestalten seiner Dich»
tung, die er aus d«n Schatten der Vergangen»
h«lt heraufbeschwor, die großen M«nfch«n und
di« großen Konflikt« b«r eigen«« Zeit wieder»
erkannt«. Und so s«h«n di« herb«n und strengen,
auf fremdem Voden ^ mit Vorlieb« im Italien
der Nenaissancezeit ^- sich bewegenden Ge»
stalten seiner Dichtung uns an wie Menschen
unserer Tage, nicht wie Alltagsmenschen, Wohl
aber wie Menschen, in denen das Veste und
Größte und Notwendigste, was wir in der
Gegenwart und in der Zukunft brauchen, um
als Weltmacht uns zu behaupten und als
Kulturvolk zu wachsen, lebendig ist. Vor allem

ist mir das Wort, das Meyer in seinem 1876 erschienenen Noman „Iürg Ienatsch“, den ich an erster Stelle jedem zu lesen rate, von seinem Helden sagen läßt, immer geradezu wie die Formel für Vismarck erschienen, einerlei ob er sich im Augenblick dessen bewußt gewesen ist: „Ein schwer zu beurteilender Charakter. In einem Stücke wenigstens überragt Georg Ienatsch unsere größten Zeitgenossen, in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzig« überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“ Meyers Schwester erzählt uns von einer gemeinsamen Wanderung zu der Quelle des Vorderrheins, die aus tief verborgener Schlucht emporflutet, deren Wände «in wunderbares Echo geben. An einem Sommertag anfangs der siebziger Jahr« standen sie oben und nach« dentlich schaut« der Dichter in die« dunkle Tiefe der Aheinquelle. Als der Begleiter ihn auf« forderte, das Echo zu wecken, rief er mit voller Stimme „Bismarck“ hinab. Das war für ihn nicht ein Wort und Aamen wie andere, sondern dah er diesen Aamen an dieser Stelle nannte, war eine symbolisch« Kundgebung, zu der ihn sein Herz drängte, und die man in ihrem tiefen Sinn versteht, wenn man weiß, daß Meyer von dem großen Jahr 1870, dem Jahre der deutschen Einigung, seine innere Zusammen« gehörigkeit mit Deutschland datierte, daß er von da an, unbeschadet seines ausgeprägten schweizc« rischen Stammbewußtseins sich als Deutscher fühlte. Aber es entsprach durchaus der keuschen Innerlichkeit seines Wesens, dah dies« neu er« wachte Vaterlandsliebe, ebenso wie sein starte« Heimatsgefühl, sich nach innen lehrt«, daß es nur selten wie in der ersten Frucht jenes Wandels, der Dichtung „huttens letzt« Tage“

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
und wie in der eben geschilderten Situation
sich in Worten Luft machte. Die Flamme schlug
nach innen und entzündete dort «in heiliges
Feuer, das nur im Widerschein seiner Dichtung
offenbar wurde. Wie er selbst einmal von sich
gesagt hat:

„Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und lieb« sie von Herzen doch.
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das groß« stille Leuchten.“

Von einer solchen stillen, tief im Herzen
gehegten Heimatsliebe« und von «in«m daraus
hervorwachsenden übermächtigen Drang, dies
Gefühl nicht in Worten, sondern in Gestalten
zum Ausdruck zu bringen, zeugt auch die Dichtung
des auf märkischem Boden aufgewachsenen,
aus einer französischen Emigrantenfamilie
stammend«« Theodor Fontane, der mit
seinem wundervollen in den Jahren 1862—81
erschienenen Buch«: „Wanderung«« durch die
Mark Brandenburg“ zuerst von einer Heimat«
liebe für die karge und herb« Schönheit der
als „Sandbüchse des heiligen römischen Reichs“
verschrienen Mark Brandenburg Zeugnis ab«
legte, die, wie er selbst erzählt, plötzlich in der
Fremde in ihm zum Durchbruch gekommen war.
Ein Buch, in dem in glücklichster Weise Schärfe
der Beobachtung, feine Witterung für historische
Zusammenhänge und ein« — ja« nachdem «s
der Gegenstand erfordert — zwischen dem
Blauderton des Touristen und dem sachkundigen
Bericht des aufbauenden Historikers hin und
her spielende Darstellungsweise sich zu einem
Kunstwerk von bleibendem Wert vereinigen.
In Gegend und Stoffen begegnet er sich hier
häufig mit Wilibald Alexis, der ja zuerst
eigentlich von märkischem Wesen und märkischer
Landschaft als Dichter Kunde gegeben. Es war
daher kein Wunder, daß Fontane, als er zu«
erst Mitte der siebziger Jahre mit seinem
Roman „Vor dem Sturm“ aus einem Funder
sich in einen Erfinder verwandelte, sich zu«
nächst sein« Stoff« aus diesem Boden und seine
Helden aus den einstigen Bewohnern jener
märkischen Herrnsitze suchte, mit deren Schick«
salen er vertraut war wie kein Zweiter. Schon
manch« seiner Wanderungen lieft sich wie eine
Novelle. Nun kam er zunächst mit Romanen,
in denen er alles, was «r auf den Wänden«
eingesammelt, verwertet«: Romanen, die
Konflikte und Menschen um 1800 behandeln.
Auf diesem Wege fortschreitend hat er in den
nächstfolgenden Jahren auch «in« eine Reihe von
Novellen auf historischem Hintergrund« veröffentlicht,
von denen „Grete Minde“ und
„Schach von Wuthenow“, «rster«s im 16. Jahr«

hundert, letzteres 1806—07 spielend, zu den vornehmsten und kräftigsten ihrer Art gehö-
ren. Beide haben auch das miteinander gemein, daß in ihnen ein soziologisches Problem, eine Frage der Geschichte der modernen Gesellschaftsentwicklung an einer als Zeitstrahlsaufgefaßten, aber durchaus individuell beseelten Gestalt veranschaulicht ist. Als aber der „Schack von Wuthenow“ erschien, hatten diesen Stoff und Formen bereits für ihn den Hauptreiz verloren, hatte sich im Dichter zum zweitenmal ein eigentümlicher Wandlungsprozeß vollzogen, auf den seine ganze Natur hindrängte, und der zugleich in ihm durch die allgemeine literarische Bewegung wohl beschleunigt worden war. Im Schlußwort (resp. Vorwort) zur ersten Auflage der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, wo er über die Entstehung des Buches berichtet, da betont er auch gewisse Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Ausführung seiner Idee entgegengestellt hätten, weil er sich bewußt wäre, der Fülle der bei diesem Wandern aufdrängenden Eindrücke nicht mit genügender Naivität und mit der Selbstlosigkeit entgegengetreten zu sein, die der Stoff verlangt.

Es war ein naturnotwendiger, jedenfalls psychologischer verständlicher Vorgang, daß für diesen Mann, der mit einer solchen Liebe, einem solchen Neßvelt in das unretouchierte Bild von Land und Leuten, das sich ihm an den Toren von Berlin bot, sich hineinsah, auch als Dichter die Aufgabe mehr und mehr lockend erscheinen mußte, das Bild der Gesellschaft, in der er lebte, so treu und so lebendig, so scharf und so ursprünglich zu fassen und wiederzugeben, wie mit seinen Kräften und Sinnen

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
 nur ihm möglich war. In dem Mah« aber
 als seine dichterische Aufgab« sich ihm so immer
 Narer und beutlicher barzustellen begann,
 muhten ihm die Formen, deren er sich bisher
 bedient, als ungeeignet, als «ine Fessel er»
 scheinen. Der Beiz unberührter Stoff« und
 einer ganz unabgenutzten Technik wirkte mit
 dämonischer Gewalt, und das Beispiel Emil
 Zolas, der seit der Mitte der siebziger Jahr«
 das Interesse der literarischen Kreise Deutsch«
 lands mehr und mehr zu fesseln begann, und
 die durch dies Beispiel eröffnete Bewegungs«
 freiheit auf einem erweiterten Stoffgebiet, die
 Zufuhr neuer Probleme, die Verjüngung alter,
 in der bisherigen konventionellen Behandlung
 erstarrter und fcheinbar verbrauchter Motiv«,
 all« di«fe literarischen Anregungselement« und
 Gärungsleime, von denen die literarische Atmo«
 sphäre in Deutschland um 1880 durchtränkt war,
 Alles das kam offenbar zusammen, um des
 damals 63 jährigen Fontane dichterische Ent«
 Wicklung in neu« Bahn«n zu drängen, die sich
 mit der von der jüngsten Jugend jener Tag«
 «ing«fchlagen«n Bahn Ireuzen muhte. Aber
 «in geschworener Vertreter des „Naturalismus“
 ist «r nie gewesen. Ich male die Welt, wie
 ich sie sehe, ich schildere die Menschen, wie
 ich sie finde, ich will keine Leidenschaften er»
 regen, ich wiN keine Sympathien erwecken.
 Rechdet darum nicht mit meinen Menschen,
 rechdet nicht mit den Konflikten, in denen fi«
 erscheinen, mit d«n Motiven, aus denen sie
 handeln. Ich gebe sie euch preis, vom Stand«
 Punkt der Moral und der Aesthetik, trotzdem
 ich weder der einen noch der andern absichtlich
 zu nah« treten will, nur innerlich wahr sollen
 sie s«in, durch nichts anderes Wirten als durch
 ihr« Wahrheit! Das ist, nicht theoretisch ver»
 fochten, fondern in Taten umgesetzt, das Pro»
 gramm de« Aomandichters Fontane seit 188N,
 in den letzten «ineinhalb Jahrzehnten seines
 Lebens.

Aber damit allein wäre w«nig getan, auch
 in seiner Durchführung würde dies Programm
 an und für sich nur die Ehrlichkeit und den
 guten Willen des Verfaßers bekunden, wenn
 es nicht getragen und beseelt würde von einer
 dichterischen Persönlichkeit, die das Stück Natur,
 das sie vor uns ausbreitet, aufgefaßt und ge>
 sehen hat mit dem Organ, das den Beobachter
 zum Künstler macht, dem künstlerischen Tem»
 perament. Der oberflächliche Lefer und vor
 allem der, der mit dem Wort „Temperament“
 unwillkürlich die Vorstellung von jugendlichem
 Ungestüm und von Leidenschaft und Taten»
 drang verbindet, wird vielleicht gerade bei
 Fontane zunächst wenig zu spüren m«in«n.

Denn tatsächlich handelt es sich bei ihm um
hundertmal bereits behandelt« Thp«n (Frau
Jenny Treidel) und fast bedenklich verschlissen«
Motiv« (L'Adulteria) und von «iner neuen
Weltanschauung von jugendlich revolutionärem
Freiheitsdrang ist erst recht keine Spur. Aber
Temperament in unserem Sinne bedeutet ja
auch etwas anderes: Kraft der Beseelung und
diese besitzt Fontane wie wenig«. Wie aus
dem tiefen abgeklärten Frieden eines goldenen
Herbsttages spricht die Seele des Dichters in
„Effi Briest“ und erzählt uns von Jugendsonne
und Menschenschmerz und Menschenleid und von
Weisheit und Frieden des Alters, reiner Güte
voll, die, jung geblieben, das Schicksal und
die Kämpfe im Herzen hegt und trägt, die
mit verstehendem Blick in ein qualverstörtes
junges Menschenauge sich senkt und mit weicher
Hand über die vom Sturm der Leidenschaft
zerzausten Jugendlocken streift. Wer von „Effi
Briest“ auf den letzten Seiten Abschied nimmt,
dem wird zumute sein, in dieser Erzählung
von bitterem Herzeleid «iner jungen Menschen»
Seele ein« Offenbarung von reiner Menschen»
gute, von abgeklärter Schönheit und von «iner
tiefen Wahrheit und Ehrlichkeit empfangen« Zu
haben. Und wer auf den Schlüsseln des
letzten Nomans „Der Stechlin“ das Kapitel liest,
in dem der alte prächtige Dubslav von Stechlin,
der Zeitgenosse des alten Kaisers Wilhelm, die
Augen, die mit ironisch-skeptischem Blick auf
der neuen Zeit und ihren Männern so manches
Mal geruht haben, schlicht zur ewigen «Ruhe,
der wird nicht ohne tiefste innerste Erregung
und mit dem Gefühl eines persönlichen Anteils
und Verlustes die tiefe Symbolik der letzten
Szene empfinden, nicht nur für das Leben
Stechlin, sondern auch für das Werk seines
Schöpfers.

iiW

<> ^

Politische Gedichte

Herr Müller.

Aber Müller! Aber Müller!

Nedefchwinger! Spaltenfüller!

Ach, mir scheint, du tatest schlecht,

(trst den Gröber aufzuhetzen,

dann ihn selber zu verpetzen, —

Müller, sag mal, war das recht?

Schornalisten, jüdisch, arisch,

alle schrieben solidarisch

keine Zeile voller Wut;

bis der Gröber die Kollegen

bat um den Verzeihungssegen. —

Müller, sag mal, war das gut?

Deinen Streikern sagt' er garnischt.

Einer ward hinausgeharnischt,

denn er brauste mit im Föhn.

Nie wirst, Müller, du »us Meinungen,

dich von dieser Schuld tat reiningn».

Müller, sag mal, ist das schön? —

Sichste, Müller! Siehst«. Müller!

Liberaler Fr«ih«itsbrüll«r!

So brennt an der grünste Kohl.

Gröber war der stärker« Ringer, —

aber du hast dreckig« Finger. —

Müller, ist dir dabei Wohl?!

I. Viat.

Herr Meyer.

Herr Meyer spricht zum Professor Schott:

„Wie schön gelang doch — o Gott, o Gott! —

Ihrem Meißel und sonstigem Gerät

die Statue seiner Majestät.

Mi« klebt der Schnurrbart am marmornen Kopf!

Wie sträubt sich der Allongezopf!

Der Nucken! Der Säbel! Das Auge! Das Knie!

Herr Professor, (sagt Meyer), Sie sind ein

Genie!"

Besonders bezaubert Herrn Meyer ganz

auf der Perücke der Lorbeerkrantz,

und mit noch höheren: Genuh

betrachtet er staunend den herrscherfuh.

Dem gab der Professor ^ v, tiefes Symbol! —

einen ganzen Erdball als Nuhckonsoll. . .

<5s drückt dem Professor die Hand Herr Meyer

und äußert, aufs höchste befriedigt sei «r:

„Ich bin überzeugt, verehrter Herr Schott,

mit solchem Standbild — o Gott, o Gott! -^,

zur Hälfte romanisch, zur Hälfte Notoklo,

bezwingen wir Polen fowohl wie Marokko."

I. Diot.

2 »

Karl Schnitzler: Letzte Nachrichten «ltzl

Letzte Nachrichten.

«Frühjahr 1905. Seine Majestät, der Kaiser in Tanger. Durch die europäische Presse geht die Nachricht von einer Nebe, die der Kaiser auf marokkanischem Boden gehalten haben sollte. Ein paar Sätze: .Deutschland hat große tzandelsinteressen in Marokko. Den Handel, der einen erfreulichen Aufschwung zeigt, werde ich fördern und schützen und deshalb für volle Gleichberechtigung mit allen Mächten folgen, was nur bei Souveränität des Sultans und Unabhängigkeit des Landes möglich ist. Beides ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit. Was Deutschland in Marokko vornimmt, wird ausschließlich mit dem souveränen Sultan verhandelt.' Auch wenn es nicht der erste April gewesen wäre, an dem der angebliche Wortlaut der kaiserlichen Ansprache in der Presse erschien, war der Meldung keine große Glaubwürdigkeit beizumessen. Die Ereignisse der letzten Monate müssen nun auch dem einsichtlossten Leser die Gewißheit verschafft haben, daß die Worte nie» mals gesprochen worden sind. And schon darum können wir uns der Entwicklung der Dinge freuen, die sich in Marokko momentan vollzieht." (Aus der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 1. April 1908.)

Zwischen Sansibar und dem Viktoria Njanza ist ein Noter Nadlerorden zweiter Klasse und eine weiße Weste verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird ersucht, sie 8ub Vorschuß an den ehrlichen Verlierer zurückzusenden.

Unter den Linden (zwischen Schloß und Ecke Wilhelmstraße) sind ein Gerad» Halter und verschiedene gute Gedanken abhanden gekommen. Gegen Belohnung abzugeben beim zuständigen Portier.

»

Die von dem Fürsten Philipp zu Eulenburg im Gerichtssaal aufgestellte Behauptung, daß er in den letzten Jahren keine Politik mehr getrieben habe, ist von verschiedenen Seiten aus angezweifelt worden. Wie wir erfahren, wurde ein Dcnunziatwnsvcrsuch von der Behörde mit der Begründung refusirt, es sei die Frage nicht abzuweisen, ob wir seit dem Jahre 1890 überhaupt noch Politik getrieben haben.

Die von sensationshungrigen Nevortern verbreitete Nachricht, in Venedig seien ein paar Illusionen über Bord gefallen, erweist sich als unwahr. Es war lediglich der Herr General von tzülen-tzäscler; und der konnte alsbald wieder gerettet werden. Seine Excellenz, der Geheime Nath und Professor, Doktor Nobcrt Koch hat neulich im Neichstag über die Schlafkrankheit und deren Bekämpfung gesprochen.

'«, S.

Lessing-Theater: „Der Teufel“ von Franz Molnar. Ich will hier ganz kurz von Neinhards letztem Erfolge sprechen. Dem ersten vielleicht, den auch s««ne Gegner bedingungslos anerkennen: Vom Niedergänge Vrahms. Nach seinen Ibsengaben gewiß ein tühnes Wort. Aber gerade diese Leistungen machen es jedem, der Brahm liebt, zur Pflicht, rücksichtslos zu belennen, wie unwürdig «in Mann von seiner Begabung handelt, wenn er so weit sein tünst» lerisches Gewissen verleugnet und diesen Neißer seinen an Ibsen und Hauptmann gewöhnten Schauspielern zumutet. Das Berliner Theater»P ubl itum natürlich fühlt sich bei Miloschwitzen behaglicher als bei Ibsenpro» blemen. Dieser talentvolle, mit allen Teufeln gehetzte, technisch gewandte Ungar verlundete schon vor seinem lauten Erfolge urbi et orbi den Beginn des Durchbruchs ungarischer Kunst. Starter« noch als er wirkten in Ungarn; ihre Zeit werd« kommen; sie sei nicht fern. Wir haben das Wort des fremden Pro» pheten vernommen. Noch aber hab«n wir im eigenen Lande Dichter, deren Wort wir mit größerer Andacht lauschen, deren Werte, mehr »nnerlich und weniger raffiniert, deutlich den Weg weisen, auf dem die Erfüllung liegt. Wir danken für die» ungarisch« Kost! Wieviel wohltuender als dieser Erfolg Molnars war im vorigen Jahre der — wenn auch mißglückte — Versuch Eulenberg, um wie» viel innerlicher war die Teilnahme an dem Schicksal eines Dichters, dessen Zeit kommen wird, und den in seinen Anfängen erkannt und unterstützt zu haben für Brahm verdienstvoller bleibt, als dieser äußerliche Erfolg. Ein Erfolg der Kasse auf Kosten des Nenommees. So groß dies Nenommee mit Necht ist, Brahm möge es bei diesem «inen Seitensprung be» wenden lassen. ^ . I ^ , .

Nochette.

HsNährend die Börsen aller Industrieländer -" ^ sich im Zustand« allmählicher Heilung befinden, kracht und kriselt es in der In» duftrie und im Handel immer weiter. Und immer deutlicher tritt hervor, was schon vor Monaten vorausgesagt werden konnte: es sind nicht die großen Unternehmungen, die den hauch des Frühlings nicht mehr zu spüren belommen, sondern die kleinen, dem ««gentlichen Finanzgetrieb« ferner stehenden Existenzen müssen diesmal dem Verjüngungsprozeß den Tribut zahlen. Nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stürzten angesehene Banken, wenn auch selbst dort von den Fai» seuren der Trustsipp« lein Bedeutender ver» seht wurde. Der deutsche Konjunkturrückgang

wird (heute kann man es schon mit größerer Sicherheit prognostizieren) wahrscheinlich vor» übergehen, ohne «in einziges Altienunter» nehmen zu Fall gebracht zu haben. Halter, Sohle, Eberbach und Friedberg bleiben die wichtigsten Opfer. Aus England hat man von Aufsehen erregenden Insolvenzen nichts zu hören bekommen; ein Zeichen für die glän» zende wirtschaftliche Schulung im Mutterland« des Kapitalismus. Frankreich hat nun nach einer Neih« kleinerer Zusammenbrüche eben» falls seinen „Krach“, Paris die Sensation, die dem noch immer nach Neuigkeiten dürstenden Volt so notwendig ist wie das tägliche Brot. Herr Henri Nochette beschäftigt seit «iner Woche die französischen Blätter und wird in Wort und Bild wie ein Held gefeiert. Sein« Verhaftung; wie die Meng« ihm Blumen» sträube überreicht: wie die Aktionär« ihm zujubeln: das wird in allen Einzelheiten g«> schildert. Und dennoch «in Schwindl«r; einer, der die Notgroschen der Armen an sich riß und vergeudete?

Man hat Herrn Nochette mit Siegmund Friedberg verglichen, und es läßt sich nicht leugnen, daß er, auf den ersten Blick betrachtet, mit ihm manche Aehnlichkeit besitzt. Beide stehen im Alter von etwa 30 Jahren (wie Eberbach: die Krisis der Dreißigjährigen), beide haben es verstanden, ohne über eigenes Ver» mögen zu verfügen, Millionen von Spar» gelbern in ihr« Hand« zu bringen, und hunderte von denen, die von der Aussicht auf mühe» losen Gewinn berauscht, sich täuschen lassen, an ihr zweifelhaftes Dasein zu letten. In Paris wie in Berlin haben die Börsenmagnaten «rllärt, mit dem Fall nichts zu tun zu haben; Herr Friedberg ward an der Börse nur selten gesehen und konnte dort niemals Vertrauen erwecken, die Werte des Herrn Nochette wurden nur in der Coullisse, einer Privatbörse der Pariser Bankiers, gehandelt und sind auch dort nicht einmal offiziell notiert worden. Und ähnlich wie der „Verein für die Interessen der Berliner Fondsbörse“, so hat in Paris „!« olmmdre »xnctieÄ« 6«» t>HNo.uier» en valsur» »u oomptHnt" «rllärt, daß di« Wert« des Herrn Nochette niemals in ihrem Kurszettel zur Notiz gelangten. Nur «in Unterschied; i» Berliner Illoillm Kon^s war Herr Friedberg «in gern gesehener Gast; sein würdiger Kollege war im Pariser Mutterinstitut (von dem das hiesige kaum mehr als den Namen übernommen hat) kaum bekannt. Wenigstens wurde in den französischen Blättern nichts darüber berichtet; über seinen Lebenswandel wurde nur gesagt, daß er 7500 Frcs. Miete zahlte und sein« Frau in Biorritz wohnt«. Wäre es anders gewesen, die Press« würde es gewiß nicht verschwiegen

« 0
ill»3

Bruno Vuchwalo: Rochette

Hab«. In dieser Beziehung war ihm Herr Friedberg also sicherlich überlegen.

Doch auch in anderer Beziehung unterschied sich Nochette in wesentlichen Punkten von Friedberg. Der hatte, »Is er nach Berlin tan«, in dem Berns des Bankiers schon »in« r«cht trüb« Vergangenheit; Nochette, der einst das ehrlich« Handwerk eines Friseurgehilfen erlernt hatte, oen Berns dann mit dem »in«s Hoteldieners vertauschl« (der früher« Chef hat ch« das Zeugnis eines schlaun und listigen Burschen ausgestellt) und schließlich in einer kaufmännischen Schul« das Nanlg«w«rb« »r« lernt«, hatt« f«in Anf«h«n doch wenigstens bisher nlcht durch unredlich« Handlung«« b«» fl«cll. Im Lande des Napoleon braucht einer doch auch zum Handwerk des Bankiers nicht die Vergangenheit des Patriziers. And darum gelang es ihm auch, Senatoren, Kammermitglieder und hohe Staatsbeamte für sein« Gründungen zu gewinnen, sie gegen hohe Gehälter zu Direktoren und Mitglieder des Verwaltungsrats seiner Unternehmungen zu machen. Neidisch wird Herr Friedberg aus der Still« seines Verstecks von den glänzenden Erfolgen lesen, die Nochette erzielt hat. So nützlich« Beziehungen hat er doch niemals anzulxüpfen vermocht: wir leben eben im Lande der Familientradition.

Gerade aber weil sich in wichtigen Punkten »i« Vergleich zwischen den beiden Gründern aufdrängt, die beim Eintritt in das Mannes« alter gestrauchelt sind, ist die Frag« int«r«ff«nt, wi« derartige Affären in Frankreich und wie sie in Deutschland behandelt werden. Di« fran« Höfischen Blätter haben spaltenlang« Artikel über den ..Krach Nochett«" veröffentlicht, aber nirgends kann man sich »inen genauen Ueber« blick darüber verschaffen, auf Grund welcher Anschuldigungen der Mann eigentlich ver« haftet worden ist. Wir hören nur, daß er den Kurs der Aktien des Petit Journal herab« drücken wollte, um sich die Majorität der Aktien zu verfchaffen und fo die Gegnerschaft dieses Blattes zu beseitigen. Zu diesem Zweck soll er Zirkulare versendet haben, in denen er di« Aktiengesellschaft diskreditierte. Dann, wurde er des Diebstahls an einem Patent bezichtigt; aber soweit man aus den Zeitungen ersehen kann, handelt« »s sich hi«rb«l um ein Geschäftsmanöver, wie es, in ähnlicher Weise, leider auch bei uns nur allzu häufig gemacht wird. Gs handelt« sich um »inen Wasserzähler, der von d«m Ingenieur Gadot erfunden worden war und von der zu diesem Zweck gegründeten Union trsnoobelsse fabriziert werden sollte. Der Erfinder wurde als Direktor engagiert!

da aber Nochette mit der Herstellung des Wasserzählers zögert«, macht« ihm Gadot Vor»würfe. Darauf entlieh «r den Erfinder, aber das Patent blieb im Besitz der Gesellschafft. Wenn geg^en den Gründer nichts »nderts vor»gelegen hatte als diefer „Diebstahl" (der nur allzusehr an die berühmten Patentverwertungen der Gelltrizitätsgesellschaften bei Erfindungen ihrer Angestellten erinnert), und wenn nur der Vorwurf der Kursbeeinflussung gegen die Aktien des Petit Journal übrig bliebe, wüßte man in der Tat nicht, warum der Luftizminister ihn verhaften ließ. Was in der französischen Preß« sonst noch über Herrn Nochette zu lesen steht, gewährt keinen Ueber»blick über seine geschäftlichen Manipulationen. Doch es zeigt sich, daß die Affäre erheblich aufgebauscht worden ist. Erst hieß es, «in« Summe von 200 Millionen Francs sei durch die« Nochetteschen Gründungen verloren worden. Nun sind dies« 200 Millionen schon auf 80 Millionen herabgefunken, und etwa 20 Millionen Francs sollen an barem Kassen»bestand in den Tresors gefunden worden sein. Dabei hat man noch nicht einmal festgestellt, wieviel in den Kassen der Filialen, die in ganz Frankreich zerstreut liegen, vorhanden sind. Bei uns kann gegen die« gewissenlosesten Schwindler öffentlich Front gemacht werden, ohne daß die Staatsanwaltschaft gegen sie «in»schreitet. Und ist ein Finanzlärch «ingetreten, so befinden sich die Herren meist schon in Sicherheit. Aber bei der Aufstellung des Status zeigt sich dafür, daß die Passiven weit größer, die Aktiven kleiner sind als man vorher geglaubt hatte. Noch soll nicht behauptet werden, daß die französische "Regierung, wie« ein großer Teil der Pariser Press« annimmt, «in«n Mißgriff gttan hat. Das Volt von den faulen Gründungen des Herrn Nochette in Zutunft befreit zu haben, kann keineswegs schaden. Und wenn man genau hinsieht, wird er irgend»wo eine Übertretung der Gefeze schon begangen haben. Nur darf man, wie« «s in Frankreich und Deutschland geschieht, die« Ding« nicht über»treiben. Nicht interessant scheint mir auch «in Vergleich de»' französischen mit den deutschen Aktionären zu sein. In den Aktionär»V«rsammlungen der Nochetteschen Grünbungen, die sofort «inberufen wurden, hat man sich auf die Seite des Verhafteten gestellt. Bei uns vergehen einige Wochen, bis die Aktionäre ihr« Nicht« wahrzunehmen beginnen, und wenn die Banken nicht über einen großen Aktien»besitz verfügen, wird die« Versammlung kaum beschlußfähig. Einige« Schr«ier bringen im günstigsten Fall« Ding« zur Sprach«, die mit der Sache sehr wenig zu tun haben, und sind beruhigt, wenn die« Verwaltung ihnen sagt, daß sie z.»m Geschäftsinteresse" keine Auskunft geben können. Die« Millionenverlust« der Ad»

miralsgartenbadgesellschaft wurden von der
Generalversammlung selbst ohne ein« einzige

44h

Bruno Vuchwald: Nochette

Anfrage hingenommen; und die Geschädigten liehen sich von geschickten Juristen ruhigen Blutes sagen, daß eine Diskussion über die Verfehlungen des Eberbach nicht angängig sei, weil sie (in Unkenntnis der formalen Bestimmungen) nicht schon beim «rften Punkt der Tagesordnung vorgebracht wurden. Und in der Generalversammlung des Kaiserhofes war es nicht viel besser; nur ein paar frühere Aufsichtsratsmitglieder verlangten „Aus» kunft“. Wochenlang können die Handelsblätter Aktionäre auffordern, ihre Recht« energisch wahrzunehmen; aber in den Versammlungen bleibt es meistens still. Den Kritikern erscheint es schließlich fast nutzlos, an das Verständnis der Aktionäre zu appellieren, und wenn es arg lommt, genügt der Vorwand der Ver» waltung, die Diskussion schade der Gesellschaft, um die Redseligsten zu eisigem Schweigen zu bringen. Eine temperamentlose Menge, ebenso gleichgültig wie di« Massen im politi» schen Kampf.

Und dennoch sehen wir in einem Punkt« «ine gravierend« Ähnlichkeit: nämlich in der leichten Art, wie die Verluste ertragen werden. Davon hat das französische Rentnervolt nicht erst jetzt den ersten, auch in der Ferne ficht» baren Beweis geliefert. Es hat felten an Börsenpapieren, Oründungsmanövern und Spekulationsschwindeleien so viel Geld ver» loren, wie in den letzten Jahren. Selbst der Rückgang der russischen Renten hat die fran» zösischen Besitzer nur in ganz geringem Maße zum Verlauf ihrer Werte bestimmen können; sonst wäre die Panik in diesen Werten weit größer gewesen. Und die Verluste, di« der „Zuckerlonig- Ialuzot den französischen Klein» kapitalisten beigebracht hatte, wurden «lxni» rasch vergessen, wie di« verfehlten Minen» spelulationen. Was in Deutschland nur In» dolenz bedeutet, mag in Frankreich auf den Reichtum feiner Bewohner zurückzufuhren ß«in. Di« äußere Wirkung ist dieselbe. Trotzdem kann man Wohl bescheiden die Erwartung aussprechen, daß gerade Frankreichs Nevölte» rung sich energischer zur Wehr setzen wied, wenn die Anzahl der Kapitalverluste sich weiter» hin mehrt. Vielleicht wird man sich dann auch dort einmal die Frage vorlegen, inwieweit di« Presse die Schuld an den Portommnisfen trägt. Trotzdem der Handelspress« nicht wie bei uns durch Strafgesehparagraphen und nickt wie in England durch die (noch schlimmere» zivilrechtliche Haftung eng« Fesseln auferlegt sind, mangelt es in Frankreich merkwürdiger» weise »n einer ergiebigen Finanzlritit. Di« großen Tageszeitungen, di« dort von den wenigen Inseraten belannlllich nicht l«b«n

lön«n, sind auf die Subventionen der Banken angewiesen. Di« Abhängigl«it ist darum weit größer, als die unserer Inseratenplantagen. Und die sinanziellen Wochenschriften befassen sich in der Hauptsache mit volkswirtschaftlichen Abhandlungen allgemeinerer Ratur und find, ihrem gesamten Inhalte nach, nicht für di« Mass« der kleinen Kapitalisten bestimmt. Herrn Röchelte fehlte der Einfluß auf die große Tagesprefse. Ihm dienten nur zwei Wochenschriften. Darum wollte er auch die Aktien des im Volte so beliebten „Petit Jour« nal" erwerben. Wäre es ihm g«lung«n, w«r weiß, ob er jetzt nötig hätte, in der Nachbar« schaft des Herrn Lemoine die Tag« <«t»«r Jugend zu verbringen. Bruno Buchwald.

VeraniworMch für den pollilichen Teil: Karl schnitz!«, 2chm»rgend»rf, Tpdanerslr. «N; für den Vörlcnteil: Vrun» V»rl>»

»»ld, «erlin (5,, heillgcgeisistr, 22: lür olle« andere- >>r, Vrtnr Uandsberaer, Verl!» W. l», Lennösrraß« «; für Veücrreich»

Ungarn: Voberl Fcfl, Wien I. — Verlag Nlaranaidt »! «l»,,, Wilmersdorf««!,» W, 50, tiislebenerstrahe l», — <ifp>d!ri»n

für 0>,s!>rrc>ch>Ungarn bei l, Nafael r>»r»»»li Volael « Wlt«l, Wien I, «Kraben 28. — Druck »»»» Pa» <e»arlel> E »i. d, 2^ «»«rlin >V. 37. «>,,°>»slrHhe W,

Ter heutigen Rummer liegt ein Sonderprospekt der Att.-Gef. für Anilin» Fabrit«»ti»n

Verlin Xv. 36, bei, auf welchen wir ganz besonders Hinwelsen

z»'>,>>IU«5:

ll VIXttOVIIN

/ .UQ^3I I^p?i^

liOk'l.Illslfl^iXI'

'^ ^ ciliQN. 1770

! ieier»m «!,lreicner nuüirner u, nell5cr,»l»ienes Xlcnen, so»ie vieler er5»lil»,5i«er rloie!« u, K«l2ur»n»z <l« In- u, ^u,!n6ei

^^x»,!>! V^i^r,,^ <,"e»<:s'li3st ^ür ^»z!Oc!,«enlle!«e!>, l-fünnov, X»5!>Xi!!!,Nei«cn, ring!,

«»z<l^lmmlel«!> (^oertn-

,->^r/l.i i> V <.l i>cl!!U-^!^»^!!>l>l <,,,,,,,) in nur es«ler <^u2ii!ä! In jecler ^»nr«ee!» unier c>»r»n!ie zuier >N>IUI,<!

l „i! i< !,!> zsic/.ieü /um Ostei-sezie: 8r»t«n von !Vl»«t»5»!lzl!,mrn«»-n <jer 3c>ut!, clovn-r»ce, DZ« l^einzle, ««5 eg l^ibl.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Richard Strauß/Georg Brandes/Richard
Muthers/unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Vahr / Otto Gullin / Verba
Wilhelm Völsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Gutsch
Richard Muthers / Felix Salten / Carl Ochsitzky / Werner Sombart / Franz Wedekind
Nummer 15 Vierter Jahrgang 10. April 1908
Karl Marx und die soziale Bewegung.

Von Werner Sombart.

Ich habe oft schon auf die seltsame Erscheinung hingewiesen: daß gerade das
"Marxsche System eine so ungeheure weite Verbreitung unter den Massen
gefunden hat, wie kaum je vorher eine andere Lehre; es sei denn, man dächte an
die großen Weltreligionen. Aber auch nur mit diesen läßt sich die Massenwirkung
vergleichen, die der Marxismus ausübt: nicht nur, wenn wir die Anhänger dieser
Lehre zählen; auch wenn wir die Art betrachten, wie die Marxschen Lehren
empfunden, geglaubt, erlebt werden: durchaus als Teilswahrheiten, die uns erlösen
werden von dem Uebel.

Seltam ist diese Erscheinung darum, weil auf den ersten Blick die Schriften
des Meisters nichts, aber auch rein nichts zu enthalten scheinen, was jene mächtige
Massensuggestion hervorzurufen geeignet wäre. Arm an sozialen Ideen, arm an
politischen Gedanken, arm an warmen, eindringlichen Tönen. Da wird den
Massen kein Paradies verheißen; kein Wunderland wird ihnen vor die Sinne
gebracht, in denen Milch und Honig fließt, in denen alle Menschen Grafen sind und
ohne viel Arbeit sich des Lebens und seiner Genüsse freuen. Wie es etwa Fourier
tut oder Weitling. Die alles, was das Herz des armen Mannes nur erfreuen konnte,
in dem Lande der Zukunft verwirklicht sahen, in dem das salzige Meerwasser in
Limonade verwandelt war, die Menschen mit Nosen im Haar die tägliche Arbeit
tänzelnd verrichteten, in heiterem Freundeskreise an reichbesetzter Tafel die vielen
Muhestunden verbrachten und (die Hauptsache!) je drei bis vier schöne Frauen zu

HW Werner Sombart: Karl Marx und die soziale Bewegung

O »

ihrer freien Verfügung hatten. Alle diese bunten Phantasmagorien fehlen bei Marx. Kalt, wuchtig wie tammerschläge fallen die Worte nieder: „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten: sie haben eine Welt zu gewinnen.“ Eine „Welt“: etwas ganz Leeres, ganz Abstraktes, ganz Unsinnliches.

Man hört alte jüdische Propheten reden. Aber auch von denen hat Marx nichts als die Starrheit der Gesinnung. Nichts von dem Schwung ihrer Gefühle, nichts von ihrem großen Pathos. Niemals oder fast niemals wendet er sich an die großen Leidenschaften der Menschen, niemals ruft er die Massen auf, für die großen Ideale der Wahrheit und Gerechtigkeit in den Tod zu gehen; etwa wie es die Prinzip gewordenen Tzeden der Montagne dereinst getan hatten. Er spottet eher über die, die diesen Idealen ihr Leben opfern. „Sie (die Arbeiterklasse) hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Vourgoisgesellschaft entwickelt haben.“ Also ein schemenhafter, blutleerer Dogmatismus an der Stelle blühender, hinreißender, lebendiger Begeisterung.

Und trotz aller dieser abstoßenden Züge doch diese unerhörte Sieghaftigkeit der Marx'schen Doktrin! Wie sollen wir uns das erklären?!

Ich habe schon anderswo (das heißt, wenn ich nichts hinzufüge immer in meiner Schrift: „Sozialismus und soziale Bewegung“) den Gedanken geäußert: einer der Gründe, weshalb der Marxismus das anerkannte Glaubensbekenntnis des sozialistischen Proletariats geworden ist, sei gerade seine Leere, sei sein Mangel an positiven Forderungen, sei seine Armut an sozialen Ideen: Man versteht, daß die Marx'sche Lehre der Fels wurde, auf dem die Kirche der sozialen Bewegung errichtet werden konnte, wenn man sich klar macht, daß die Marx'sche Theorie so weit gefaßt ist, daß sie die verschiedensten Strömungen in sich aufzunehmen vermochte. Weil Marx gar kein bestimmtes Programm aufstellte, gar kein deutliches Bild von der erstrebten Zukunft zeichnete, auch die Ausführung des Klassenkampfes im einzelnen dem Belieben überließ, wurde er befähigt, der Theoretiker der sozialen Bewegung schlechthin zu werden. Seine Leitsätze bildeten eine Art von „Wäntelprogramm“, in das die Einzelprogramme erst einzufügen waren. Er gab dem Proletariat zwar nur etwas, aber das Wichtigste: das Bewußtsein seiner selbst und das Vertrauen auf seine Kraft, den Glauben an sich und seine Zukunft. Daher er denn auch all« Ideale in das rein formale Ideal der Klassenzugehörigkeit verflüchtigte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ (in der 6. Auflage der genannten Schrift S. 28). Aber es lohnt sich wohl, einmal den psychologischen Verschlingungen dieser Zu»

» 0

Werner Sombart: Karl Marx und die soziale Bewegung 4^?

sammenhänge etwas weiter nachzugehen, als ich es in meinem Buche getan habe, wo ich gleichsam nur den objektiven Tatbestand zu Protokoll zu bringen versuchte. Zunächst, was ich auch schon ausgeführt habe, ist natürlich in «Rücksicht zu ziehen, daß die Marx'sche Lehre doch auch einen positiven Kern programmatischer Natur von großer Wirkung enthält: gleichsam ein Minimumprogramm aller modernen sozialen Bewegung, das heißt alles das, was jeder sozialistische Proletarier heute annehmen muß. Daß Marx diese Punkte in schroffer Weise heraushob, ist ja eine seiner bedeutsamen Leistungen, ist das K^?^» « <i«. wie ich es genannt habe.

„Indem Marx als das Ziel der sozialen Bewegung die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, als Weg den Klassenkampf bezeichnete, richtete^ er die beiden Grundpfeiler auf, auf denen sich die Bewegung aufbauen mußte.“

Entscheidend war dieses: sobald man die Zielpunkte der proletarischen Bewegung schlechthin festgelegt hatte, konnte man darauf „die Proletarier aller Länder“ der einigen. Dem praktischen Bedürfnis nach Internationalität der Bewegung tat dieses Minimumprogramm auf das glücklichste Genüge. Auf dieser programmatischen Grundlage konnte man nun die Kräfte entfesseln, die in der Idee der Internationalität noch gebunden waren. Und somit wurde die Marx'sche Lehre (indirekt) doch die Erzeugerin einer neuen oder richtiger die Wiederbeleberin einer alten durchschlagsträftigen Idee: der allgemeinen Menschenverbrüderung, der allgemeinen Menschheitsgesellschaft.

Aber wenn wir genauer hinschauen, sehen wir doch im Marx'schen System noch manchen anderen Punkt, der seine große Anziehungskraft, die er auf die Massen ausgeübt hat, wohl begreiflich macht. Zum Teil waren es schlechthin Mißverständnisse, die sich wirksam erwiesen, zum Teil Unklarheiten, hinter denen man große Wahrheiten vermutete, und in die man allerhand Sonderbares und Wunderbares hineinzudeuten unternahm,- zum Teil waren es aber auch die richtig verstandenen klaren Gedanken Marxens selbst, aus denen Kraft und Glauben entsprangen. Es ist wohl ehemals nur den Weisheiten der großen Religionen eigen gewesen, daß in ihnen der dementgeschulte Kopf ebenso wie der Geistigarme seine geistige Nahrung fand, was jetzt zweifellos für die Marx'sche Theorie Geltung hat. Man hat von einer esoterischen und einer exoterischen Lehre des Marxismus gesprochen; nicht ohne Grund. Denn viele Sätze im Marx'schen System sind ganz verschieden gedeutet von den gelehrten Soziologen und von den ungeschulten Arbeiterführern. Marx hat in der Tat, weil er so vieles und vieles so unbestimmt brachte, den meisten etwas gebracht.

Da ist gleich, um das eben Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen, seine berühmte und berüchtigte Wertlehre, die früher (wie wir schon sahen) häufig als die ganze Marxsche Theorie oder wenigstens als ihr wesentlicher Bestandteil angesehen wurde. Ihr Inhalt ist bekanntlich dieser: daß infolge der eigentümlichen Gestaltung der Marktverhältnisse in der kapitalistischen Epoche der Lohnarbeiter nur einen Teil seiner Arbeit im Arbeitslohne vergütet erhält, während ein anderer, immer mehr anwachsender Teil unbezahlt bleibt, dessen Ertrag der Unternehmer ohne Entgelt in der Gestalt des Mehrwerts sich aneignet. Jeder, der auch nur etwas in den Geist des Marxschen Systems eingedrungen ist, weiß nun, daß dieser Feststellung keinerlei ethische Färbung anhaftet, daß Marx sein Wertgesetz ganz und gar nicht etwa entwickelt habe, um den Nachweis zu führen, daß dem Arbeiter ein Teil seines Arbeitsertrages „unrechtmäßigerweise“ vorenthalten, daß er vom Unternehmer „in schamloser Weise“ ausgebeutet werde (um daran etwa die sittliche Forderung auf den „vollen Arbeitsertrag“ zu knüpfen). Weiß, daß in dem ganzen Marxschen System (als solchem) „kein Gran Ethik“ steckt; daß auch das Wertgesetz keine andere Bedeutung hat als die übrigen Lehren, nämlich die: den Beweis für die Behauptung zu führen, daß unsere Wirtschaft sich mit Notwendigkeit in einer bestimmten Richtung entwickle, die unausweichlich zum Sozialismus führen müsse. Weiß, daß gerade in der Ablehnung aller ethischen Präsuppositionen die spezifische Eigenart des Marxschen Denkens liegt, daß Marx besonders stolz darauf war, den Sozialismus nicht mit einem Appell an die „ewige Gerechtigkeit“ (wie Engels spottet), sondern mit dem Nachweis eines natürlichen Verlaufs der Ereignisse begründet zu haben, nicht als ein Soll, sondern als ein Muß; daß also in diesem Denksammenhange eine ethisch orientierte Wertlehre platter Unsinn sein würde. Tut alles nichts. Für sicher einen sehr großen Teil der Marxgläubigen hat der Meister den Nachweis erbracht: daß die Arbeiter einen Teil ihrer Arbeit dem Unternehmer unbezahlt zur Verfügung stellen müssen, daß das Ausbeutung, niederträchtige, gemeine Ausbeutung ist, und daß man die Gabeln totschlagen müsse. „Von Nichts wegen“. Man lese noch heute die sozialdemokratische Presse, die sich streng zum marxistischen Dogma bekennt, man höre die Neben der Agitatoren zweiten und dritten Ranges, die sich in die Brust werfen und dem profanen Volk zu ihren Füßen stolzerhobenen Hauptes erklären: „Ich kenne meinen Marx“ —: ob man nicht täglich solcherart ethischen Präsuppositionen in ihren Schriften und Neben begegnet, die dem Marxismus so innerlich fremd sind wie Nietzsche dem Christentum. Aber da diese schönen und dem Volke wohlwenden Lehren den Massen als „marxistische“ erscheinen, so ist das abermals ein Grund, dem Vorkämpfer dieser Lehren zuzujubeln. Und da erweist sich nun ein anderer Umstand

Werner Sombart. Karl Marx und die soziale Bewegung HW

als ganz besonders geeignet, die Marxverehrung ins Unermeßliche zu steigern: das ist diesmal der wirkliche Geist seiner Lehren, der als ein streng wissenschaftlicher, das heißt auf die Erforschung der Wahrheit gerichteter sich darstellt. Das weiß man allerwärts, wo Marx verkündet wird: Marx hat ein großes System der Nationalökonomie verfaßt. Dieses System ist der Gipfel der Gelehrsamkeit, ist eine Fundgrube des Wissens, ein Arsenal des Geistes. Was in diesem System niedergelegt ist, ist das Ergebnis rein wissenschaftlicher Forschung: es ist die Wahrheit. Wenn nun in diesem wissenschaftlichen Buche der Nachweis geführt war, daß die Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft „ausgebeutet“ werden: je nun — was konnte noch mehr im Interesse des Sozialismus geleistet werden, als das instinktive Empfinden des einzelnen aus der Masse mit dem Glorienschein objektiver Wahrheit zu umkleiden. Daß sich in dieser eigenartigen Weise Wissenschaft und Ethik in der Vorstellungsweite des gemeinen Mannes verquicken konnten: darin liegt sicherlich eines der wesentlichen Geheimnisse verborgen, deren Enthüllung uns die Sieghaftigkeit des Marxismus verstehen hilft.

Aber diese Eigenart der Marxschen Lehren: den Sozialismus nicht als sittliche Forderung, sondern als notwendiges Entwicklungsprodukt anzusehen, hat noch aus anderen Gründen dazu beigetragen, gerade diese Lehren so allgemein beliebt zu machen. Nicht nur, daß man das sittliche Bewußtsein stärkte mit dem Hinweis auf die wissenschaftliche „Nichtigkeit“ seiner Forderungen: man konnte auch weiterleben, weiteragitimieren, ohne sich immer in einen Zustand sittlicher Entrüstung versetzen zu müssen. Man war ja feiner Sache so sicher! Der Sozialismus mußte kommen: wie ein Naturereignis. Wozu sich also in Unkosten stürzen und etwa nach ethischer Begründung Ausschau halten. Der gläubige Marxist wandelte seelenvergnügt umher wie der gläubige Christ: er wußte, daß der Glaube selig macht; er wußte, daß das Jenseits ihm (oder doch wenigstens seinen Kindern) sicher sei: kraft der Verheißung durch Marx. Und er konnte nun auch — der gläubige Marxist — allen unbequemen Fragen: wie denn der Zukunftsstaat „möglich“ sei, mit einem mitleidigen Lächeln begegnen, wiederum wie der Ehrst, den man nach der Einrichtung des Himmels fragt. Das wisse er nicht, konnte er antworten, wolle er auch nicht wissen, brauche er auch nicht zu wissen: alles Fragen beweise nur das Unverständnis des Fragenden. Da der Himmel den Gläubigen versprochen sei, so werde er auch wohl „möglich“ sein müssen, heute freilich ist der übernatürliche Nimbus, der sich um die Lehren Marxens verbreitet hatte, schon wesentlich verringert. Man findet in meinem „Sozialismus“ den Nachweis, daß kaum ein Bestandteil der Marxschen Entwicklungslehre (mit der der „naturnotwendige“ Uebergang des Kapitalismus in den Sozialismus) ...

430 Werner Sombart: Karl Marx und die soziale Bewegung
lismus „bewiesen“ werden sollte) einer kritischen Prüfung standhält. ^Mit dem Nachweis aber, daß auch nur eine Lehre Marxens falsch sei, war für die Geltung seines Systems mehr verloren als die eine Wahrheit: es war der Glaube in seine Allgemeingültigkeit, ich möchte sagen: in seinen Offenbarungscharakter zerstört. Es ist dem Marxschen System wie der Bibel ergangen: war erst einmal erwiesen, daß ein einziger Satz mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung nicht in Einklang stehe, also nicht „wahr“ sei, so verlor damit das ganze Buch seine besondere Beweiskraft. Es war jetzt nicht mehr „die Wahrheit“ schlechthin, sondern nur eine Darstellung der Dinge neben anderen. Mit dem Nachweis, daß Marx geirrt hatte, war das, was man stolz den „wissenschaftlichen“ Sozialismus genannt hatte, überhaupt zerstört. Den Sozialismus konnte man nur retten, indem man ihn anders als „wissenschaftlich“ begründete. Für diese andere Begründung aber bietet gerade das Marxsche System besonders wenig Anhaltspunkte. So daß man glauben sollte: in dem Maße, wie das Prestige des „wissenschaftlichen“ Sozialismus bei den Massen sich verringerte, würde auch der Marxismus seine Geltung als die Gemeinlehre des Proletariats einbüßen. Weit gefehlt! Gerade in den letzten Jahren, die den Zusammenbruch des Marxschen Lehrgebäudes gesehen haben, ist der Marxismus mit großer Wärme wenigstens von einem Teile der Sozialisten als einzig wahre Heillehre verkündet worden: wiederum aber in einem neuen Sinne: als Theorie der sozialen Devolution schlechthin.

Es ist in der Tat nicht schwer, aus den Schriften namentlich des jungen Marx genügend viel Material zu entnehmen, das vortrefflich als Brandstoff dienen kann, um das Feuer einer revolutionären Begeisterung zu schüren. Und ohne allen Zweifel: dieser Teil der Marxschen Lehren hat jederzeit, auch früher schon, als man noch an einen „wissenschaftlichen“ Sozialismus glaubte, die Verehrung für Marx gesteigert. Daß er von Geblüt und in der Jugend auch von Geist und Herz ein wilder Draufgänger war, der die Fahne der Empörung allezeit hochhielt: das machte ihn zum guten Freund aller derer, denen die Revolution das Hirn ausgebrannt hat. Und diese Gattung von Menschen hat unter den Sozialisten nie ganz gefehlt. Also auch dafür, auch für die Revolutionsmacherel (so sehr sie wiederum allem Geiste des Marxschen Systems als einem sinnvollen Ganzen widersprechen mochte), fand man Förderung in den Lehren des Meisters. Ist es also zuviel gesagt, wenn man behauptet: daß — zu Nicht oder Unrecht — am letzten Ende jeder Sozialist aus dem Marxismus sich seine Waffen holen kann: der grantige dyspeptische Ethiker nicht weniger als der graue Revolutionär, der kühle und besonnene Denker nicht weniger als der randalierende Nadaubruder.

0 <»

Camille Pelletan: Fürst Bülow und das Wahlrecht 451

Sich holen kann; oder ist es richtiger zu sagen: konnte. Denn heute wird mit einiger Berechtigung nur noch die revolutionäre Spielart des Sozialismus marxistisch sich begründen lassen. Die Vertreter anderer Richtungen müssen sich nach anderen Helfern umschauen.

Ob Marx also auch in der Zukunft der Alleinherrscher im Reich der sozialistischen Geister bleiben wird? Wer vermöchte darauf mit Bestimmtheit eine Antwort zu geben. Marx als Revolutionär — und das ist heute wie gesagt „der moderne Marx“ — wird natürlich nur so lange Bedeutung haben, als der Reoportunismus sich am Ruder erhält. Ich habe unlängst in diesen Blättern über sein Auftreten in der Gestalt des „Syndikalismus“ gesprochen und habe dort seinem Gedeihen ein allzu günstiges Prognostikon gestellt. Geht er zu Ende — und ich glaube in der Tat: viele Anzeichen sprechen dafür, daß die revolutionäre Flamme, die jetzt hier und da emporzüngelt, nur das letzte Aufflackern eines verglimmenden Feuers bedeutet —, dann würde damit auch der Marxismus seine historische Mission: der sozialen Bewegung den Weg zu weisen, beendet haben. Dann wird man neuen Götzen rufen und Marx vielleicht kreuzigen, nachdem man so lange Zeit zu ihm als zu dem wahren Gotte gebetet hat.

Aber auch dann wäre Marx noch nicht gestorben. Denn er ist ein Unsterblicher. Nicht als Führer der Massen zu Sieg oder Untergang. Aber als einer der wenigen, die unser Wissen von der Welt erweitert haben. Das ist ja das Wunderbare an diesem Menschenkind: daß ihn die Welt während seines Lebens, aber auch jahrelang nach seinem Tode, nur in der sichtbaren Gestalt als größten Volksverführer kennt. Während er doch feinem innersten Wesen nach etwas ganz anderes gewesen ist: nicht ein großer Woller, ein großer Vollbringer, ein großer Gestalter in der Welt der Wirklichkeiten. Wohl aber in der Welt des Scheins, wie es allein ein überragend großer Schauer und Denker vermag.*)

Fürst Bülow und das Wahlrecht.

Von Camille Pelletan.

Es fällt mir schwer zu glauben, daß Fürst Bülow das Zeug zu einem tüchtigen

Staatsmann haben soll. Die Rede, in der er sich kürzlich über das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen hat, beweist vielmehr, sowohl hinsichtlich des gedanklichen Inhalts als auch der Form, daß ihm die für feinen hohen Posten unentbehrlichsten

*) Von diesem stillen Marx kann ich hier nicht sprechen. Ich habe ihm einige Worte des <bedenklichen> gewidmet im letzten Heft des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“.

452 Camille Pelletan: Fürst Vülow und das Wahlrecht ^,
Eigenschaften entschieden fehlen. Nütz er dem preußischen Staate das allgemeine Wahlrecht nicht geben will, ist seine und Preußens Sache, hat er die Ueberzeugung, daß diese Einrichtung für die alte Monarchie Friedrichs des Großen nicht paßt, so geht mich das nichts an. Aber daß er das Wahlrecht schmäh't, das in zahlreichen großen Kulturstaaten das Fundament der Regierung bildet und das Aussicht hat, auch in anderen Ländern zum Siege zu gelangen, das beweist ein geringes Verständnis des modernen Zeitgeistes und wenig Schicklichkeitsgefühl. Wie es scheint, hat der Reichstag nichts dagegen einzuwenden, daß man die Wählerschaft insultiert, die ihm seine Mandate gegeben hat; aber politisch ist das schwerlich. Fürst Vülow hält es für unmöglich, sich ein Wahlsystem zu denken, das Reife des Urteils, Geistesbildung, politische Erfahrung weniger berücksichtige, als das allgemeine Stimmrecht. Ich möchte gern wissen, wie man wohl das Recht zu wählen nach dem Quantum der geistigen Fähigkeiten bemessen tonnte. Die politischen Klassen» Vorrechte sind überall bedingt gewesen durch vornehme Geburt oder Reichtum, die beide weder mit politischer Erfahrung, noch mit Bildung, noch mit Urteilsreife irgend etwas zu tun haben. Und diefe Vorbedingungen beachtet das gegenwärtige preußische Wahlsystem so wenig, daß man noch nirgends versucht gewesen ist, es seinem Ursprungsland« zu entlehnen. Es gehört eine ziemliche Dreistigkeit dazu, vor allen großen Rationen, bei denen das allgemeine Wahlrecht geübt wird, Haiti als ein Land zu erwähnen, nach dem man die Ergebnisse dieser Einrichtung beurteilen tonne. Und noch dreister war es, in Deutschland das junkerliche Mecklenburg, das .kein Wahlsystem" hat, als ein Musterland hinzustellen. In Deutschland, wo Deputierten»Kammern in den Bundesstaaten gewählt werden, und wo das allgemeine Wahlrecht die Vertretung der Gesamtnation bestimmt, bedeutet eine solche Sprache, wenn nicht eine Drohung, so doch wenigstens eine verstohlene und verbissene Feindseligkeit gegen mühsam erworbene Freiheiten. In dem Hirn des Kanzlers herrscht offenbar eine unausrottbare Vorliebe für jene Verquickung des absoluten Königtums mit dein lunlcrregiment, auf der ehemals das Regierungssystem in ganz Deutschland beruhte, und dieser Vorliebe entsprechend eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die von dem Volte im Laufe des vorigen Jahr» Hunderts errungenen Freiheiten, hegt nun Fürst Vülow wirtlich derartige Gefühle, so paßt er nicht dazu, die Geschicke eines modernen Staates zu lenken. hat er sich aber nur in der Hitze der Debatte zu solchen Aeüßerungen hinreißen lassen, so beweist

Camille Pelletan: Fürst Vülow und das Wahlrecht 453

dies, daß er die für das Oberhaupt einer Negierung notwendige Kaltblütigkeit und Ruhe nicht besitzt.

In dieser Hinsicht hätte Vismarck seinem Nachfolger manche gute Lehre geben tonnen. Der Mann hatte von Natur gewiß keine Neigung, sich je mit dem Parlamen»tarismus und dem allgemeinen Wahlrecht zu befreunden. Im Anfang seiner politischen Laufbahn war er, wie das in seinem Temperament lag, schroff und heraus»fordernd zu Gunsten der altpreußischen Traditionen aufgetreten. Zur Negierung gelangt, hatte er einen Krieg bis aufs Messer mit der Volksvertretung begonnen. Er war eben ein Gewaltmensch, den jeder Widerspruch reizte, den die Natur zum Despoten geschaffen hatte. Sein Charakter, seine Vergangenheit, seine Umgebung, der wilde Kampf, in den er sich gestürzt hatte, das Bestreben, seiner Partei nicht untreu zu werden und seinen ältesten und vertrautesten Freunden nicht als ein Verräter zu erscheinen, machten ihn zu einem Gegner der von dem Volke erwählten Körperschaften. Und dennoch hat gerade er gleich nach der Schlacht bei Sadowa das allgemeine Wahlrecht in Deutschland eingeführt. Daß er gerade diesen Zeitpunkt wählte, um die Neuerung dem Widerwillen seines Königs und seiner Freunde aufzunötigen, ist das Merkwürdigste. Der Sieg hatte ihm eine Art Allmacht verschafft. Eben noch der bestgehaßte Mann der Welt, war er plötzlich grenzenlos beliebt geworden. Er konnte dank seinen Erfolgen das altpreußische Negierungssystem auf Jahre hinaus retten. Aber er betrachtete die Dinge von einem höheren Standpunkt. Er erkannte die unvergleichliche Kraft, die dem allgemeinen Wahlrecht, und diesem allein, innewohnt. Er erkannte, daß das allgemeine Wahlrecht unumgänglich notwendig ist, wenn die Negierung eine weit ausschauende Politik befolgen soll. Er erkannte endlich, daß er ohne das allgemeine Wahlrecht an der Einigung Deutschlands nicht weiter arbeiten konnte, und bahnte so auf Grund eines ersten Sieges noch großartigere Siege an. Fürst Vülow ist ein anders veranlagter, weniger weitblickender Staatsmann. Sein Ideal ist Mecklenburg, derjenige Winkel der germanischen Welt, wo noch die letzten Ueberbleibsel des Feudalismus anzutreffen sind, wo es noch einigermaßen mittelalterlich zugeht. Mit solchen Ideen wird es ihm schwerlich gelingen, der großen Nation, die er regiert, das moralische Prestige zu sichern, das sie beanspruchen darf. Schon hat er bei der zivilisierten Welt Anstoß mit seiner Polenpolitik erregt: Sie erinnert doch gar zu sehr an die Zeiten, wo die deutschen Ritter, um die Slaven zum Christentum zu bekehren, ganze slavische Völkerschaften ausrotteten. Jetzt schmährt er das allgemeine Wahlrecht, von dem der »Reichstag sein Dasein hat. Es soll ihm schwerfallen, der Welt glauben zu machen, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Minister mit solchen Ideen durchdringen könne.

Psychologie des Schmuckes.

Von Georg Simmel.

Im dem Wunsche des Menschen, sein« Umgebung zu gefallen, verschlingen sich die
<) Geoentendenzen, in deren Wechselspiel sich überhaupt das Verhältnis zwischen den
Individuen vollzieht: eine Güte ist darin, ein Wunsch, den anderen eine Freude zu
sein; aber auch der andere: daß diese Freude und „Gefälligkeit“ als Anerkennung und
Schätzung auf uns zurückströme, unserer eigenen Persönlichkeit als ein Wert zugerechnet
werde. Und so weit steigert sich das Bedürfnis, daß es jener ersten Selbstlosigkeit des
Gefallen«Wollens ganz widerspricht: durch eben dieses Gefallen will man sich vor anderen
auszeichnen, will der Gegenstand einer Aufmerksamkeit sein, die anderen nicht zu»
teil wird — bis zum Beneidetwerden hin. tzier wird das Gefallen zum Mittel des
Willens zur Wacht; es zeigt sich dabei an manchen Seelen der wunderliche Widerspruch,
daß sie diejenigen Menschen, über die sie sich mit ihrem Sein und Tun erheben, doch
gerade nötig haben, um auf deren Bewußtsein, ihnen untergeordnet zu sein, ihr Selbst»
gefühl aufzubauen. Eigentümliche Gestaltungen dieser Motive, die Aeuerlichkeit und
die Innerlichkeit ihrer Formen ineinander webend, tragen den Sinn des Schmuckes.
Denn dieser Sinn ist, die Persönlichkeit hervorzuheben, sie als eine irgendwie aus»
gezeichnete zu betonen, aber nicht durch eine unmittelbare Machtäußerung, durch etwas,
was den anderen von außen zwingt, sondern nur durch das Gefallen, das in ihm er»
regt wird und damit doch irgendein Element von Freiwilligkeit enthält. Man schmückt
sich für sich und kann das nur, indem man sich für andere schmückt. Es ist eine der
merkwürdigsten soziologischen Kombinationen, daß ein Tun, das ausschließlich der Poin»
tierung und Vedeutungssteigerung seines Trägers dient, doch ausschließlich durch di:
Augenweide, die er anderen bietet, ausschließlich als eine Art Dankbarkeit dieser anderen
sein Ziel erreicht. Denn auch der Neid auf den Schmuck bedeutet nur den Wunsch des
Neidischen, die gleiche Anerkennung und Bewunderung für sich zu gewinnen, und
sein Neid beweist gerade, wie sehr diese Werte für ihn an den Schmuck gebunden sind.
Daß Gelb die symbolische Farbe des Neides ist, hängt mit dem Gelb des Goldes zu»
sammen: das Gold ist das Glanzvolle und Schöne, dessen Anblick Genuß bereitet —
aber einen sozusagen objektiven Genuß, der sich subjektiv sogleich in habenwollen
und, Scheelsucht umsetzt. Der Schmuck ist das schlechthin Egoistisch«, insofern er seinen
Träger heraushebt, sein Selbstgefühl auf Kosten anderer trägt und mehrt (denn der
gleiche Schmuck aller würde den einzelnen nicht mehr schmücken), und zugleich das
Altruistische, das seine Erfreulichkeit eben diesen anderen gibt — während der Besitzer
selbst sie nur im Augenblicke des Sich°Spiegelns genießen kann — und erst mit dem
Neflex dieses Gebens dem Schmucke seinen Wert gewinnt. Wie allenthalben in bei
ästhetischen Gestaltung die Lebensrichtungen, die die Wirklichkeit fremd nebeneinander
oder feindlich gegeneinander stellt, sich als innig verwandt enthüllen — so zeigt in den
soziologischen Wechselwirkungen, diesem Kampfplatz des Für»sich»seins und des Für»
andere»seins der Menschen, das ästhetische Gebilde des Schmuckes einen Punkt an, in
dem diese beiden Gegenrichtungen wechselseitig als Zweck und Witte! aufeinander an«
gewiesen sind.

Der Schmuck steigert oder erweitert den Eindruck der Persönlichkeit, indem er gleichsam als eine Ausstrahlung ihrer wirkt. Darum sind die glänzenden Metalle und die edlen Steine von jeher seine Substanz gewesen, sind in engerem Sinne „Schmuck“ als die Kleidung und die Haartracht, die doch auch „schmücken“. Man kann von einer Natürlichkeit des Menschen sprechen, um jeden liegt gleichsam eine größere oder kleinere Sphäre von ihm ausstrahlender Bedeutung, in die jeder andere, der mit ihm zu tun hat, eintaucht — eine Sphäre, zu der körperliche und seelische Elemente sich unentwerrbar verweben. Die sinnlich merkbaren Einflüsse, die von einem Menschen auf seine Umgebung ausgehen, sind in irgendeiner Weise die Träger einer geistigen Fulguration; und sie wirken als die Symbole einer solchen auch da, wo sie tatsächlich nur äußerlich sind, wo keinerlei wirklich« Suggestionstracht oder Bedeutung der Persönlichkeit durch sie hindurchströmt. Die Strahlen des Schmuckes, die sinnliche Aufmerksamkeit, die er erzeugt, schaffen der Persönlichkeit eine solche Erweiterung oder auch Intensivierung ihrer Sphäre, sie ist sozusagen mehr, wenn sie geschmückt ist. Indem der Schmuck zugleich ein irgendwie erheblicher Wertgegenstand zu sein pflegt, ist er so eine Synthese des Habens und des Seins von Subjekten, mit ihm wird der bloße Besitz zu einer sinnlichen und nachdrücklichen Fühlbarkeit des Menschen selbst — so sehr solche Bedeutungen des Schmuckes dank seiner modernen Banalisierung zu Unmerklichkeiten herabsinken und nur noch bei dem Schmuck der Fürsten und Millionäre hervortreten. Mit der gewöhnlichen Kleidung ist dies nicht der Fall, weil sie weder nach der Seite des Habens noch des Seins als individuelle Besonderung ins Bewußtsein tritt; erst die geschmückte Kleidung und zunächst die Pretiosen, die deren Wert und Ausstrahlungsbedeutung wie in einem kleinsten Punkte sammeln, lassen das haben der Persönlichkeit zu einer sichtbaren Qualität ihres Seins werden. Und alles dies nicht, trotzdem der Schmuck etwas „Ueberflüssiges“ ist, sondern gerade, weil er es ist. Das unmittelbar Notwendige ist dem Menschen enger verbunden, es umgibt sein Sein mit einer schmalen Peripherie. Das Ueberflüssige „fließt über“, d. h. es fließt weiter von einem Ausgangspunkte fort, und indem es nun dennoch an diesem festgehalten wird, legt es um den Bezirk der bloßen Notdurft noch einen umfassenderen, der prinzipiell grenzenlos ist. Das Ueberflüssige hat, seinem Begriffe nach, kein Maß in sich; mit dem Grade der Ueberflüssigkeit dessen, was unser Haben uns angliedert, steigt die Freiheit und Fürstlichkeit unseres Seins, weil keine gegebene Struktur, wie sie das Notwendige als solches designiert, ihm irgendein begrenzendes Gesetz auferlegt.

Diese Bedeutung des Schmuckes als der Ausstrahlung des Menschen, als Dokumentierung der Tatsache, daß der Mensch nicht mit der geometrischen Grenze seines Körpers zu Ende ist — läßt den Diamanten als den entschiedensten, zweckmäßigsten Schmuck erscheinen. Denn er ist sozusagen selbst körperlos, seine Wirkung besteht nur in den Strahlen, die er aussendet, ohne daß sie an einer an sich schon auffälligen und reizvollen farbigen Substanz haften, wie es beim Saphir und dem Smaragd der Fall ist. Darum hat man die Werthöhe des Diamanten an seine Durchsichtigkeit, seine Wasserhellheit geknüpft. Weil das, was den Schmuck ausmacht, das Strahlen, bei ihm von keinem für sich eindrucksvollen Stoff getragen wird, schmiegt er sich am vollkommensten dem Menschen an, leiht ihm am „selbstlosesten“ seine Strahlungsfähigkeit.

556 Georg Simmel: Psychologie des Schmuckes

Indem der Strahl des Edelsteines zu dem anderen hinzugehen scheint wie das Aufblitzen des Blickes, den das Auge auf den anderen richtet, trägt er die soziale Bedeutung des Schmuckes — das Für-und-anderen-sein, das als Erweiterung der Bedeutungssphäre des Subjekts zu diesem zurückkehrt.

Diese Akzentuierung der Persönlichkeit aber verwirklicht sich gerade vermittels eines Zuges von Unpersönlichkeit. Alles, was den Menschen überhaupt „schmückt“, ordnet sich in eine Skala, je nach der Enge, mit der es der physischen Persönlichkeit verbunden ist. Der unbedingt enge Schmuck ist für die Naturvölker typisch: die Tätowierung. Das entgegengesetzte Extrem ist der Metall- und Steinschmuck, der absolut unindividuell ist und den jeder anlegen kann. Zwischen beiden steht die Kleidung — immerhin nicht so unvertauschbar und personal wie die Tätowierung, aber auch nicht so unindividuell und trennbar wie jener eigentliche „Schmuck“. Aber gerade in dessen Unpersönlichkeit liegt seine Eleganz. Daß dieses fest in sich Geschlossene, durchaus auf keine Individualität hinweisende, hart Unmodifizierbare des Steins und des Metalls nun dennoch gezwungen wird, der Persönlichkeit zu dienen — gerade dies ist der feinste Reiz des Schmuckes. Das eigentlich Elegante vermeidet die Zuspitzung auf die besondere Individualität, es legt immer eine Sphäre von Allgemeinem, Stilisiertem, sozusagen Abstraktem um den Menschen — was selbstverständlich nicht die Raffinements verhindert, mit der dies Allgemeine der Persönlichkeit verbunden wird. Daß neue Kleider besonders elegant wirken, liegt daran, daß sie noch „steifer“ sind, d. h. sich noch nicht allen Modifikationen des individuellen Körpers so unbedingt anschmiegen wie längere Zeit getragene, die schon von den besonderen Bewegungen des Trägers gezogen und gekniffen sind und damit dessen Sonderart vollkommener verraten. Diese „Neuheit“, diese Unmodifiziertheit nach der Individualität ist dem Metallschmuck im höchsten Maße eigen: er ist immer neu, er steht in kühler Unberührtheit über der Singularität und über dem Schicksal seines Trägers, was von der Meidung keineswegs gilt. Ein lange getragenes Kleidungsstück ist wie mit dem Körper verwachsen, es hat eine Intimität, die dem Wesen der Eleganz durchaus widerstreitet. Denn die Eleganz ist etwas „für die anderen“, ist ein sozialer Begriff, der seinen Wert aus dem allgemeinen Anerkanntsein zieht.

Soll der Schmuck das Individuum durch ein Ueberindividuelles erweitern, das zu allen hinstrahlt und von allen aufgenommen und geschätzt wird, so muß er, jenseits seiner bloßen Materialwirkung, Stil haben. Stil ist immer ein Allgemeines, das die Inhalte des persönlichen Lebens und Schaffens in eine mit Vielen geteilte und für Viele zugängliche Form bringt. An dem eigentlichen Kunstwerk interessiert uns sein Stil um so weniger, je größer die personale Einzigkeit und das subjektive Leben ist, das sich in ihm ausdrückt; denn mit diesem appelliert es auch an den Persönlichkeitspunkt im Beschauer, er ist sozusagen mit dem Kunstwerk auf der Welt allein. Für alles dagegen, was wir Kunstgewerbe nennen, was sich wegen seines Gebrauchszweckes an eine Vielheit von Menschen wendet, fordern wir eine generell, typische Gestaltung, in ihm soll sich nicht nur eine auf ihre Einzigkeit gestellte Seele, sondern eine breite, historische oder gesellschaftliche Gesinnung und Stimmung aussprechen, die seine Einordnung in die Lebenssysteme sehr vieler Einzelner ermöglicht. Das Kunstwerk ist etwas für sich, der Wert des Kunstgewerbes ist etwas für uns, der Sinn jenes ist Zuspitzung zu einem

Georg Simmel: Psychologie des Schmuckes 45?

singulare» Zentrum, der Sinn dieses die Verbreiterung zu allgemeiner Zugänglichkeit und praktischer Anertennbarkeit. Es ist der allergrößte Irrtum, zu meinen, daß der Schmuck ein individuelles Kunstwerk sein müsse, da er doch immer ein Individuum schmücken solle. Ganz im Gegenteil: weil er dem Individuum dienen soll, darf er nicht selbst individuellen Wesens sein, so wenig wie das Möbel, auf dem wir sitzen, oder das Eßgerät, mit dem wir hantieren, individuelle Kunstwerke sein dürfen. Alles dies vielmehr, was den weiteren Lebenskreis um den Menschen herum besetzt — im Gegensatz zum Kunstwerk, das überhaupt nicht in ein anderes Leben einbezogen, sondern eine selbstgenugsame Welt ist — muß wie in immer sich verbreiternden konzentrischen Sphären das Individuum umgeben, zu diesem hinführend oder von ihm ausgehend. Dieses Auflösen der individuellen Zuspitzung, diese Verallgemeinerung jenseits des persönlichen Einzigseins, die nun aber doch als Basis oder als Strahlungstreis das Individuelle trägt oder es wie in einen breit hinfließenden Strom aufnimmt — das ist das Wesen der Stilisierung; aus dem Instinkt dafür ist der Schmuck stets in verhältnismäßig strenger Stilisierung gebildet worden. Wenn man den wundervollen Stücken von Lalique jetzt den Vorwurf macht, daß sie nicht zum wirklichen Gebrauch geeignet wären, so ist der tiefere Grund davon eben der, daß sie individuell künstlerische Produkte sind, die sich einem Individuum nicht mehr zuordnen können, sozusagen kein System, keine Einheit mit ihm bilden; denn nur aus dem organischen Zusammen von Persönlichem und Allgemeinem, von Zentrum und Peripherie kann eine solche erwachsen, während ein Laliqescher Schmuck durch seinen Einzigkeitscharakter eben das direkte Gegenteil der Stilisiertheit ist. Dadurch, daß die Seele des Künstlers in all ihren Impulsivitäten und Blazzereien, ihren Begeisterungen und Uneingeständlichkeiten in diesen Schmuckstücken investiert ist, eignen sie sich nicht dazu, einen anderen zu schmücken, treten sie mit dessen Individualität in unziemliche Konkurrenz, verschieben sie die feine Proportion zwischen Dazugehörigkeit und Aichtdazugehörigkeit, in der das psychologische Wesen des Schmuckes liegt.

Jenseits der formalen Stilisierung des Schmucks ist das materielle Mittel seines sozialen Zweckes jenes Glänzen des Schmuckes, durch das sein Träger als Mittelpunkt einer Strahlensphäre erscheint, in die jeder Nahebefindliche, jedes anblickende Auge einbezogen ist. Die Radien dieses Kreises markieren einerseits die Distanz, die der Schmuck zwischen den Menschen stiftet: ich habe etwas, was du nicht hast — anderer» seits aber lassen sie den anderen nicht nur teilnehmen, sondern sie glänzen gerade zu ihm hin, sie bestehen überhaupt nur um seineswillen. Durch seine Materie ist der Schmuck Distanzierung und Konnivenz in einem Akt. Darum ist er so besonders der Eitelkeit dienstbar, die die anderen braucht, um sie verachten zu können, hier liegt der tiefe Unterschied zwischen Eitelkeit und hochmütigem Stolz: denn dieser, dessen Selbst» bewußtsein wirklich nur in sich selbst ruht, pflegt den „Schmuck“ in jedem Sinne zu verschmähen, hierzu kommt im gleichen Sinne die Bedeutung des „echten“ Materials. Der Reiz des „Echten“, in jedem Sinne, besteht darin, daß es mehr ist als seine unumtelbare Erscheinung, die es mit dem Falsifikat teilt. So ist es nicht, wie dieses, etwas Isoliertes, sondern es hat Wurzeln und einen Boden jenseits seiner bloßen Erscheinung, während das Unechte» nur das ist, was man ihm momentan ansieht. So

ist der „echte“ Mensch der, auf den man sich, auch wenn man ihn nicht unter Augen hat, verlassen kann. Dieses Mehr»als«Erscheinung ist für den Schmuck sein Wert; denn dieser ist ihm nicht anzusehen, ist etwas, was, der geschickten Fälschung gegen»über, zu seiner Erscheinung hinzukommt. Dadurch nun, daß dieser Wert immer realisierbar ist, von allen anerkannt wird, eine relative Leitlosigkeit besitzt — wird der Schmuck in einen überzufälligen, überpersonalen Wertungszusammenhang eingestellt. Der Talmischmuck, die Quincaillerie ist, was sie momentan ihrem Träger leistet; der echte Schmuck ist ein über diesen hinausgehender Wert, er wurzelt in den Wertgedanken des ganzen Gesellschaftskreises und verzweigt sich darein. Der Reiz und die Betonung, die er seinem individuellen Träger mitteilt, zieht deshalb eine Nahrung aus diesem überindividuellen Boden; sein ästhetischer Wert, der hier ja auch ein Wert „für die anderen“ ist, wird durch die Echtheit zum Symbol allgemeiner Schätzung und Zugehörigkeit zu einem sozialen Wertestem überhaupt.

Im mittelalterlichen Frankreich gab es einmal eine Verordnung, nach der das Tragen von Goldschmuck allen Personen unterhalb eines gewissen Ranges verboten war. Auf Unverkennbarste lebt hierin die Kombination, die das ganze Wesen des Schmuckes trägt: daß mit ihm die soziologische und die ästhetische Betonung der Persönlichkeit wie in einen Brennpunkt zusammengehen, das Für»sich«sein und Für»andere«sein wechselseitig Ursache und Wirkung wird. Denn die ästhetische Hervorhebung, das Recht des Neizes und Gefallens darf hier nur so weit gehen, wie es durch die soziale Bedeutungssphäre des einzelnen umschrieben ist; und eben damit fügt er dem Reiz, den die Geschmücktheit für seine ganz individuelle Erscheinung gewinnt, die soziologischen hinzu, eben durch jene ein Repräsentant seiner Gruppe und mit deren ganz Bedeutung „geschmückt“ zu sein. Auf denselben Strahlen gleichsam, die, vom Individuum ausgehend, jene Erweiterung seiner Eindruckssphäre bewirken, wird die durch diesen Schmuck symbolisierte Bedeutung seines Standes zu ihm hingetragen; der Schmuck erscheint hier als das Mittel, die soziale Kraft oder Würde in die anschaulich persönliche hervorgehobenheit zu transformieren.

Endlich ziehen sich die zentripetale und die zentrifugale Tendenz im Schmuck noch zu einer besonderen Gestaltung zusammen, wenn berichtet wird, daß das Privateigentum der Frauen bei den Naturvölkern, im allgemeinen später als das der Männer entstehend, sich zuerst und oft ausschließlich auf den Schmuck bezieht. Wenn der persönliche Besitz der Männer mit dem der Waffen zu beginnen pflegt, so offenbart dies die aktivere, aggressivere Natur des Mannes, der seine Persönlichkeitssphäre erweitert, ohne auf den Willen anderer zu warten. Für die passivere weibliche Natur ist dieser bei allem äußeren Unterschied formal gleiche — Effekt mehr von dem guten Willen anderer abhängig. Jedes Eigentum ist Ausdehnung der Persönlichkeit, mein Eigentum ist das, was meinem Willen gehorcht, d. h. worin mein Ich sich ausdrückt und äußerlich realisiert. Am ehesten und vollständigsten geschieht dies an unserem Körper, und darum ist er unser erstes und unbedingtstes Eigentum. An dem geschmückten Körper besinn wir mehr, wir sind sozusagen Herr über Weiteres und Vornehmeres, wenn wir über den geschmückten Körper verfügen. So hat es einen tiefen Sinn, wenn vor allem der Schmuck zum Sondereigentum wird, weil er jenes erweiterte Ich bewirkt, jene aus

«> 5

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 459

gedehntere Sphäre um uns herum, die wir mit unserer Persönlichkeit erfüllen und die aus dem Gefallen und der Ausmerksamkeit unserer Umgebung besteht — der Umgebung, die an der ungeschmückteren und darum gleichsam unausgedehnten Erscheinung acht« loser, in ihren Umfang nicht «inbezogen, vorübergeht. Daß in jenen primitiven Zuständen für die Frauen gerade das zum vorzüglichsten Eigentum wird, was seinem Sinne nach für die anderen da ist und nur mit der auf den Träger zurückströmenden Anerkennung dieser anderen ihm zu einer Wert« und Bedeutungssteigerung seines Ich verhelfen kann — das offenbart noch einmal das Fundamentalprinzip des Schmuckes. Für die großen mit« und gegeneinander spielenden Strebungen der Seele und der Gesellschaft: die Erhöhung des Ich dadurch, daß man für die anderen da ist, und des Daseins für die anderen dadurch, daß man sich selbst akzentuiert und erweitert — hat der Schmuck eine ihm allein eigene Synthese in der Form des Aesthetischen geschaffen; indem diese Form an und für sich über dem Gegensatz der einzelnen menschlichen Ver« strebungen steht, finden sie in ihr nicht nur ein ungestörtes Nebeneinander, sondern jenen wechselseitigen Aufbau, der als die Ahnung und das Pfand ihrer tieferen metaphysischen Einheit über den Widerstreit ihrer Erscheinungen hinauswächst.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

3.

Kleines Täubchen!

Du warst eine silberne, kleine Taube. Du hast Dich einen Moment auf den schwarzen, geschnitzten Schrank dort gesetzt, die hockenden Ungetüme und die züngelnden Drachen der Bronzevasen starrten Dich an, und Michelangelos Nacht Dir gegenüber hätte Dich erstarren tonnen. Du warst lustig, strahltest Dein Gefieder, gähntest «in bißchen und flogst wieder fort. Ich glaube, Du sagtest: Dante schön!

Ich habe Deine Tugend etwas hart gefaßt, nicht wahr? Was, mein Mädchen, fiel Dir ein, den Widerstand in die Tugend zu legen? Dein Wort oder Dein Blick hätte genügt. Tätlicher Widerstand ist gefährlich — und dumm.

Warum ich solchen Widerstand überhaupt herausfordere? Alte, schlechte Gewohnheit, mein Kind! Oder Neugier. Ich zitterte davor, dies Abenteuer sich zum Vulgären wenden zu sehen und wollte es gemein machen. Begreife das, oder nimm mich wie ich eben bin!

Wie etelhaft die Weiber sind! Gierig, alle nur von einem Trieb, der gleichen Bewegungstraft beseelt, die sie wie Automaten handeln und gehen macht. Mit welcher mathematischen Sicherheit man all diese Gebärden und Verwicklungen vorausberechnen kann! Das ist etelhaft.

Ich verabscheue die Ehe, weil ich sie gelaunt hab«. Meine Heirat war die größte Dummheit meines Lebens, solche Dummheit begeht man nur einmal.

Dich lieb« ich! Ich möchte, daß Du mein wärst, daß Du ganz, für immer und jeden Augenblick mir gehörtest! Der Gedanke, daß andere Dich besitzen, Dich berühren, auch nur in Wünschen sich mit Dir beschäftigen konnten, macht mich toll und eifer« suchtig. Auch würdest Du für mich jeden Reiz verlieren, meine Priesterin, wenn Du

460 tzans von Kahlenoerg: Der enigmatische Mann

nicht keusch und jungfräulich rein wärst. Ich würde Dich anspeien, Dich nackt vor die Tür jagen! Dein Schicksal wäre mir vom Moment solcher Gewißheit an so gleich» gültig wie dem Ballon seine von ihm losgeschnittene Leine. Es würde mir sogar wohl tun, daß man Dich ganz herabzöge und beschmutzte. In diesem Fall würde ich Dich gern des Abends schmachbeladen und mit hungrigen Augen an einer Straßenecke betteln sehen. Du solltest krank, traurig und mit dem Fuß fortgestoßen sein! Nur Du? weil Du mich getäuscht und lebensgefährlich enttäuscht hättest!

Ich kenne sonst Erbarmen auch mit Dirnen. Ich beschäftigte mich mit einem solchen jungen Mädchen in Wien, ich habe sie wochenlang und mehrfach unterstützt, habe ihr Möbel gekauft, einen Haushalt eingerichtet, eine Beschützerin ihr beigegeben. Es war alles vergebens, sie fiel zurück an die Straße, der sie gehörte. Sie selbst bat mich mit meinen Unterstützungen und Betehrungsversuchen aufzuhören, der Glaube macht« sie unglücklicher, keineswegs die Mißachtung. Die war ihr angenehm fast, weil sie sie verdiente.

Trotzdem vergewaltigen Dich meine Gedanken alle Augenblicke. Ich denke mir unerhörte und ungeheuerliche Qualen aus, die ich Dich erdulden lassen möchte. Deinen Leib möchte ich quälen u. id mehr noch Deine Seele, bis nichts mehr an Dir ungequHlt, von mir unverletzt und unentweiht wäre, ^ damit Du ganz mir gehörtest. Ich bin eifersüchtig auf Gedanken in Dir, die ich nicht kenn«, und manchmal erhellt Dein Gesicht ein Aufblitzen wie von einer Erinnerung. Wer hat Dich gelehrt in einer gewissen Weise zu lächeln, während Deine Augen sich trüben und Dein Mund hell wird!? Du hast den listigen und kundigen Blick der Mona Lisa und wagst kleine Ungezogenheiten des Gassenbuben.

Was weißt Du und was weiht Du nicht? Es reizt mich in gefährlicher und uner» träglicher Weife.

Dann wieder denke ich, daß Du ein ganz kleines, einfaches Mädchen bist und ich wäre ein junger, unschuldiger und starker Mensch. Wir haben ein Haus miteinander im Grünen, Apfelbäume blühen in einem Grasgarten, den eine hohe Steinmauer umgibt. Du wandelst unter den Bäumen und die Sonne liegt auf Deinem Gesicht und über Deiner schwergewordenen Gestalt. Du trägst ein Kind von mir, unser Kind Warum sind wir diese beiden nicht? Wer hat Dir soviel gesagt? Weshalb verließen wir ein Paradies, das immer offen steht, das da ist, das Einfachheit, Güte und Rechtlichkeit heißt?

Ich allein habe es verlassen, sagst Du. Ich glaub: Dir, ich küsse Deine lieben Hände und lege mein Haupt in Deinen Schoß. Erlöse mich, wenn Du kannst, kleine freimütige und kalte Jungfrau! Erlösung ist nur durch Blut und Schmerzen möglich. Verzeih mir, wenn ich Dir Leiden verursache! Deine Angst ist mir so süß.

A.

4.

Du irrst Dich, ich beschäftige mich niemals mit Literatur. Sie ist mir widerwärtig, ist immer schwatzhaft, geschäftig und verftandesmäßig. Es ist die einzige Kunst, in deren Ausübung selbst der Schaffende nicht rein genießt. Er ficht nicht und er fühlt nicht. Wie öd es ist, Papier mit schwarzen oder grauen Lettern zu bedecken!

Ich male und am liebsten modelliere ich. Ich liebe den gefügigen Ton zwischen

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 461

meinen tänden Form annehmen zu sehen, — es ist die Beschäftigung der Götter! Ihnen nach forme ich schlank« und kraftvolle Schenkel und Arme, immer Bruchstücke, Köpfe und Gesichter interessieren mich nicht, sie sind das Gemeine, das Preisgegebene, was jeder sieht. Di« Glieder reden viel eindringlicher und tiefsinnige». Es gibt Grübchen am Ellbogen einer Frau, die die ganze Zärtlichkeit der Welt enthalten, vom Bogelnest bis zum stützenden, bettenden Arm der heiligen Jungfrau, der Pi«t5. Im talsansatz wohnt der Charakter eines Menschen, sein Stolz oder seine Gedrücktheit, der Adel und die Knechtschaft feiner Seele.

Schön« tände bete ich an. Darunter find welche, die ihrer Schönheit sicher sind, wi« die Hände der Gioconda, königlich«, fette und spendende tände, oder verächtlich:, überlegene und schlaffe der Prinzen und Könige des Belasquez. Die Deinen find Nein, kalt und zittern leicht. Nach einer gewissen Weil« werden sie warm und fest. Ich habe Dich müde gesehen und da zuckten sie plötzlich. Sie ängstigten sich und wollten das herz beschützen, einen kleinen, erschreckten und flatternden Vogel unter Deiner Brust. Du Haft kein« Furcht vor mir, nicht wahr? Warum beobachtest Du mich mit dem besonderen Tierblick der Frau, mit einem unbewußten Borbehalt, voll freiwilliger Ablendung? Kein Mann blickt fo. Ihr, die Frauen, habt den Blick immer. Wo verweilen dann Deine Gedanken?

Liegst Du nackt am Meerstrand, nur in Deinen haaren, und ein Mann kommt, ein dunkler und sonnenbrauner Bänder, ganz in Elsen? Du rührst Dich nicht, Du fliehst nicht, bloß zu ihm auf blickst Du. Und sofort hört er vor einem anderen Saufen und Bauschen die Meeresbrandung nicht mehr, die Arme, die den Tod gaben, Verden schlaff und sinken. Er nähert sich kriechend, geduckt, wie eine beschleichende Baubkatze. Du bist die Königin, die Spenderin^ die Abwartend«.

Oder hast Du, Du Helena, auf dem ftäischen Tor gestanden, während Trojaner und Griechen einander würgten? Dachtest Du an Dein Königsgemach in Sparta oder an jene flache und gleitend« Galeere, die der Venus Tauben zogen, während der schön« gelockte, bräunliche Paris Dir die Anbetung Deines weißen Leibes zu Liedern formte? Immer feid Ihr geheimnisvoll, zurückhaltend und unerreichbar. Es ist schrecklich auszudenken, daß Euer Geheimnis eine Leere, den bloßen Tod, birgt, wie der blaue Himmel, wie Bildsäulen der Götter, denen die Menge Blutopfer brachte. Sie tranten das Blut und blieben ftumm.

höre dies, ich möchte von Dir Abbildungen Deiner Hände, Deiner Arm« und Bein« formen, die Biegung von der Brust nach den Hüften möchte ich in Marmor und in Farbe befttzen. Das Fleisch kennt Schatten, die schöner sind als die Abendröte sie zeichnet, solche Schwellungen bietet selbst der sanfteste Hügel niemals, und da sind Täler des Friedens wieder, wo geheimnisvolle Tempel mit wunderwlrrenden Gottheiten stehen. Bon all diesem möchte ich träumen, möchte sehen und lieben. Vielleicht schläfst Du ein, ich f«h« Deine Augen, die zu lebhaft und Ilftig sind, nicht. Dein Mund allein lächelt, D«in Mund, d«r weich, süß und voller Gnade ist. Ich habe enorm« und Pracht« volle Pfirsich« für Dich, griechischen Wein, wi« Honig klebrig und golden, gefaltet«, zierliche Papierförmchen, worin Trüffeln und Schokolade oder Bitterkeit und süße Sahn« «ingewickelt sind. Du wirst sie kost«nl

462 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

Verzeih' mir! Ich bw «in Schürte und «in niedriger Mensch, ich mißtraue immer. Ich gab Dir diesen Wein um Dich zu betäuben, er war nicht leicht und anregend, wie ich Dir sagte, sondern schwer und das Blut aufrührend. Ich gab Dir immer wieder, weil ich Dich vergiften wollte.

Der Rausch ist so verräterisch. Ich hatte gehofft, daß Du vielleicht häßliche und deutliche Wort« fagen würdest, Du solltest Dich irgendwie verraten, durch eine leicht» fertige Bewegung, durch ein Blinken der Augenlider nur. Ich war ganz nüchtern und gespannt, ich beobachtete D'.ch. Wie Du fchön bist! Deine Seele ist viel schöner und makelloser noch als Dein Körper. Deiner Verständigkeit entkleidet, im Absallen damen» hafter Scheu, warst Du ein süßes, kleines, jungfräuliches Mädchen, einfach, zärtlich und vertrauensvoll. Du hättest wie Gretchen gegeben, nur gegeben. Nichts genommen oder genossen. Nichts.

Wie unendlich mich das rührte! Wie es mich reiner und besser macht! Ich möchte mir zartere Huldigungen ausdenken, als man der Gellebten alltäglich bietet. Dufl» Wölkchen sollten, während Du schläfst, Deine Stirn umtosen. Ich möchte Schmetterlinge ausschicken um Dir Geheimnisse zuzutragen. Sie sollten sich auf Deine Hand nieder» lassen, und Du betrachtest den schönen und diamantstaubfuntelnden Boten und sprichst mit ihm, mit redenden Lippen, ohne Worte. Einen Liliengarten möchte ich für Dich ein» hegen, worin die Lilien viel größer und höher wären als die gewöhnlichen. Sie Hütten goldene Stempel und silberne Blüten und die Staubfäden in ihnen läuteten mit klingenden Klöppeln. Du trügest immer eine Krone und ein Herold ging« vor Dir her und rief: „Es gibt für Euch alle eine Erlösung, es gibt Schönheit und Unschuld und erbarmende Güte!“ Lady Godiva reitet nackt durch die Stadt, und vor der heiligen Agnes im Lusthaus knien Dirnen und Lasterknechte.

Ich will Dich rein haben und muß Dein Verführer fein. Du leidest unter Lügen, die Du Dir ausdenken mußt, um unser Zusammensein der Welt zu verstecken, Du hast einen gütigen und alten Wann, der Dir vertraut, jeder in Deinem Hause liebt Dich, erwartet Hilfe und Tatraft von Dir, Du hast Freund«. Ich zwingen Dich, alle für mich zu vernachlässigen, Du lügst und Du errötest. Wie es süß ist, Dich zum Er» röten zu zwingen! Deine Angst ist sehr herzig wie Deine Beschämung, Deine Scham! Wenn Du mutig sein willst, sehe ich wohl, wie Du vor Feigheit zitterst, Dein Lächeln zwingst Du den Augen voll Tränen ab. Ich küsse Dich, damit Du zu Hause, in Deinem Bett dennoch lächelst, damit Du müde und satt bist. Vor den Spiegel trug ich Dich, Du selbst solltest das feste und festliche Lächeln der Bacchantin sehen, das Du lächeltest, zwischen Deinen braunen, strömenden haaren, nackt auf meinen nackten Armen. Ich wage des Abends nicht mehr auszugehen, nachdem Du mich verlassen hast, weil meine Augen mein Glück verraten tonnten. Unser Glück! Schlaf wohl, meine Süße und Schläfrige! Du schläfst zu leicht ein, kleines Wickelkind! Bei mir sollst Du ruhig schlafen. (Fortsetzung folgt.)

Bernard Shaw: Die Unmöglichkeiten des Anarchismus W3

Die Unmöglichkeiten des Anarchismus.

Von Bernard Shaw.

Anarchisten und Sozialisten.

Vor einigen Jahren, »Als die praktische Politik der sozialistischen Partei in England sich immer entschiedener in das Programm der Sozialdemokratie zu verwandeln begann, wurde es klar, daß wir ohne die schwersten Ver» gewaltigungen aller möglichen Grundsätze nicht vorwärtskommen könnten. Im Besonderen fand man, daß die demokratische Seite des Programms unvereinbar sei mit den heiligen Grundsätzen der Selbstherrlichkeit des Indi» viduums. Das Programm schloß auch «eine Anerkennung des Staates in sich, einer Gin» richtung, die dem Grundsatz der Freiheit ganz und gar zuwiderlief. Schlimmer als das, setzte es auf Schritt und Tritt Kompromisse voraus, und mit Grundsätzen sollen, wie Herr John Morien einmal mit großer Beredsam» keit zeigte, keine Kompromisse geschlossen werden. Das Resultat war, daß sich viel« von uns zerzankten, sich gemeinsame Sache zu machen weigerten, «einander anklagten, zwischen zwei Parteien zu schwanken oder infolge unserer Stellungnahme in der Auseinandersetzung Impossibilisten zu sein; und schließlich er» reichten wir es, eine groß« Menge« von U«bel» wollen hervorzurufen.

Mein eigener Standpunkt war der grundsatzlose; denn mir ha» der Sozi», lismus nie einen Grundsatz, sondern gewisse ökonomische Maßregeln bedeutet, die ich «r» griffen zu sehen wünsch«. Tatsächlich wurde mir auch oft vorgeworfen, daß ich den Terminus „Sozialismus“ zu sehr auf die ökonomisch« Seite der groß«« Gleichheitsbewegung b«» grenzt«. Diese Bewegung scheint mir aber ein« ebenso individualistisch« wi« sozialistisch« zu sein, und obgleich «s Sozialist«« gibt, wie Sir William Harcourt, d«m d«r Sozialismus die Endsumme Humanitärer Bestrebungen bedeutet, in der die Uebertragung einiger Millionen Morgen Grundbesitz aus privatem in öffentliches Eigentum stattfindet«, muß dies doch als nur «ein unwichtiges und sogar nicht wünschenswertes Detail erscheinen. Diese höhere Form des Sozialismus leidet unter einem solchen Mangel an Konzentration end« gültiger Maßregeln, daß seine Vertreter bloß für die Ehre und den Aufwuchs der Sache sich ebensogut Konservative nennen könnten. So» zialisten dieses Schlages fanden praktische Heilmittel für Weiße Sklaverei unvereinbar mit den Grundsätzen der Freiheit, und praktische Heilmittel für Despotismus unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, und das Prot« tisch« Benehmen der Politiker unvereinbar mit den Grundsätzen persönlicher Anständigkeit (in

dem Sinne, daß wir in jeder Sache unsere
eigen« Meinung haben dürfen), und so wurden
praktische Männer schließlich zu freimütigem
Opportunismus getrieben; als fi« z. B. fahe»,
daß nationale und örtlich« kommunale Vrgau»,
sationen der Arbeiterklassen von Sozialisten
mit der Begründung bekämpft wurden, daß
Sozialismus unverfälscht und grundsätzlich inte-
national sei, als sie sahen, daß ihr« vereinigte»
Radikalen und Trade«Unionisten in Bann ge-
tan wurden dafür, daß sie außerhalb der
Grenzen des sozialistischen Glaubens stünden,
der einzig und unteilbar ist, als sie Land«
arbeitet sahen, abwendig gemacht durch unter«
schiedslos« Androhung der Auslosung als
„individualistisch“, - in allen solchen Fälle»
fühlten sie die volle Kraft des Aus-
spruches, daß der Sozialismus schnell
genug verbreitet würde, wenn die So-
zialisten nicht wären. Es war schlimm, sich
mit den konservativen Kräften des modernen
unsozialistischen Staates begnügen zu müssen,
ohne auch die sieben Tugenden, die im
Besitze der Sozialisten selbst waren, bekämpfen
zu müssen; der Konflikt zwischen idealem So-
zialismus und praktischer Sozialdemokratie
zerstörte vor etwa einem halben Jahrhundert
die Organisation der Chartisten, wi« er erst
kürzlich die Sozialistenliga zerstört«; aber er
hat niemals den Umfang des Konfliktes

Wh Vernarb Shaw: Die Unmöglichkeiten des Anarchismus

«° zwischen der Sozialdemokratie und dem Anarchismus angenommen. Denn die Anarchisten würden die Zurückhaltung von den Wahlen und die Weigerung, Steuern zu zahlen, in Fällen empfehlen, wo die Sozialdemokraten die Arbeiter unermüdlich drängen, ihre Stimmen zu organisieren und Kandidaten abzulehnen, die sich anheischig machen, für die Erweiterung des Wahlrechtes und die Besteuerung unverdienten Einkommens zu kämpfen, da der Gegenstand einer solchen Besteuerung das Staatskapital für alle möglichen Gesamtzwecke erhöhe, von der Aufmachung öffentlicher Bibliotheken an, bis zur Uebernahme unserer Industrien in städtischen Betrieb und deren Verstaatlichung. Tatsächlich ist die Verleumdung der sozialdemokratischen Methoden durch Anarchisten ebenso selbstverständlich wie die Verleumdung sozialdemokratischer Bestrebungen durch die Konservativen, seit in den Zeitungen, welche die bestehende soziale Ordnung unterstützen, zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten kein Unterschied gemacht wird, da beide in gleicher Weise dieser Ordnung feindselig gegenüberstünden. In den Spalten solcher Zeitungen sind alle evolutionäre Sozialisten, alle Sozialisten Anarchisten, und alle Anarchisten sind Brandstifter, Mörder und Diebe. Das Ergebnis davon ist, daß der phantasievoll imaginäre spanische und italienische Verbrecher, der die Zeitungen liest, manchmal erklärt, wenn er mit roten Händen bei der Verübung eines Mordes oder eines Einbruchs ertappt wird, daß er ein nach Grundsätzen handelnder Anarchist sei. Und in allen Ländern werden die heftigsten und verruchtesten Temperamente unter den Unzufriedenen von dem Namen „Anarchist“ angelockt, bloß weil er den verstandenen Ungerechtigkeiten verzweifelte, gründlichen, unnachgiebigen, unversöhnlichen Krieg erklärt. Es ist daher nötig, darauf hinzuweisen, daß es einige Personen gibt, die von ihr politisch gegenwärtig falschlich Anarchisten genannt, und andere aus Unwissenheit von sich selbst so geschildert werden, aber nicht, destoweniger im Namen der Meinung dieser Zeitung durchaus keine Anarchisten sind. Andererseits gibt es Leute, die niemals Anarchisten genannt wurden, weder von sich selbst noch von anderen, die anarchistischen Grund und Boden betreten, wenn sie die Sozialdemokratie opponieren, genau so klar wie die Schreiber, mit denen ich mich gründlicher auseinandersehen werde. Die alten Whigs und die neuen Tories aus der Schule von Cobden und Bright, und die „Philosophischen Radikalen“, die Nationalökonomien, deren Typus

Bastiat ist, Lord Wemyh und Lord Bramwell, Herbert Spencer und Auberon Herbert, Gladstone, Arthur Balfour, John Morley, Leonard Courtney: keiner von ihnen ist «in typischerer Anarchist als Balounin. Sie mißtrauen der Staatsaktion und sind eifersüchtige Verteidiger des Vorrechts des Individuums, sie schlagen vor, die Staatsaktion zu unterdrücke» und das Individuum soviel wie möglich auszubilden, zum Gegensatz des Sozialdemokraten, der den Staat zu demokratisieren wünscht und ihm die ganze Arbeit der Organisation der nationalen Industrie auf die Schultern legt, wodurch er ihn zu dem lebendigsten Organ des sozialen Körpers macht. Unverkennbar gibt es für die Anwendung beider Ansichten natürlich« Grenzen, und Anarchisten wie Sozialdemokraten sind gleicherweis« der Schlußfolgerung des Toren unterworfen, daß keine Partei gründlich übereinstimme, seitdem weder «in« gemeinsam« Versorgung für das Individuum, noch individuelle Freiheit von einer gemeinsamen Aufsicht gründlich durchgeführt werden kann. Wir sind all« einer Meinung. Gerechtigkeit, Tugend, Wahrheit, Brüderlichkeit, die höchsten, sowohl moralischen als auch körperlichen Interessen des Volkes sind nicht nur den Sozialdemokraten und Anarchisten teuer, sondern auch den Tories, Whigs, den Aabllalen und wahrscheinlich auch den Mondscheinlern*) und Dynamit.Agito» toren. Di« Methoden sind «s, di« vorgtschlagen werden, um sie in di« Tat umzusetzen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

*) V«üt« nlchUlcher «gl»»»«rt«ch«n w Irland,

Das Kennzeichen des Anarchismus.

Auf dem Kontinent wird die Debatte zwischen Anarchismus und Sozialdemokratismus häufig mit der Hilfe von Spazierstöcken, Stuhlbeinen und sogar «Revolvern geführt. In England kommt das nicht vor, weil die Majorität einer englischen Zuhörerschaft, die einer mühsamen Neugier zu Folge immer bereit ist, beide Teile zu hören, eine Stellung einnehmen wird, die sie bei genügender Herausforderung ins Stand setzt, im Handumdrehen Theoretiker hinauszuerwerfen, die einen Tumult verursachen, ohne sich mit der Beurteilung der Wichtigkeit ihrer Ansichten lange aufzuhalten.

Als ich vor einiger Zeit das Vergnügen hatte, mit Herrn G. W. Foote über den Achtstundentag öffentlich zu debattieren, widmete ein französisches Blatt, das sich mit der Angelegenheit ausführlich befaßte, einen ganzen Artikel dem Ausdruck neugierigen Erstaunens über die Tatsache, daß Herr Foote und ich davon absehen, einander gegenseitig zu beschimpfen und schließlich zu insultieren, und daß unsere Anhänger unserem leuchtenden Beispiel folgten und es nicht einmal versuchten, die Redner der Gegenseite am Sprechen zu verhindern. Anzunehmen, wenn wir es uns auch nicht leisten, Sozialismus, Anarchismus und all die anderen „ismen“ in Bowdysismus zu verwandeln, verfechten wir doch unsere Meinung — selbst in der außerordentlich achtbaren Gesellschaft der Fabier — manchmal mit bemerkenswerten Temperament. Fern sei es jetzt von mir, den anarchistischen Redner zu entwaffnen, indem ich ihm Komplimente mache. Im Gegenteil, wenn wir in unserer Mitte Herren haben, deren Geschäft es ist, die Sozialdemokraten als Verführer des Volkes und als Wetterseher anzuklagen, die gegen alle nationalen und kommunalen Projekte losziehen und rührend die Abschaffung der Parlamente und Kommunalverwaltungen verlangen; die einen verzweifelten Widerstand gegen Pacht, Steuern, ZWUlisten und in jeder Weise ein organisiertes gemeinsames Vorgehen fordern: dann bitte ich sie, mich als ihren hartnäckigen Gegner zu betrachten — als einen, der solche Lehren, wie aufrichtig sie auch vorgebracht werden mögen, im besten Fall als eine Ermunterung für die Arbeiter betrachtet, das Menschenmögliche unter dem Vorwand, auf das Unmöglich zu warten, zu unterlassen; und dies im schlimmsten Fall dazu dient, die reaktionären Blätter Englands und die Polizeibeamten auf dem Kontinent mit Beweismaterial zu versetzen, für die — wie man behauptet — vom Sozialismus drohenden Torheiten und Gefahren. Aber zu gleicher Zeit muß man begreifen, daß ich den Staat, wie wir ihn kennen, nicht verteidige:

will. Balounin's nachdrückliches Streben, alle Staaten und Staatskirchen mit ihren religiösen, politischen, «Rechts», Finanz», Straf., Schul», Staatswirtschafts» und sozialen Oc>setzen und Einrichtungen zu zerstören, scheint mir vollkommen gerechtfertigt und begreiflich vom Standpunkt eines gewöhnlichen „ge»bildeten Menschen“, der da glaubt, bah Einrichtungen die Menschen, und nicht, bah die Menschen die Einrichtungen machen. Ich gebe es vollkommen zu und betone es nachdrücklich, dah der Staat gegenwärtig einfach ein»- mächtige Maschine ist, welche den Zweck hat, die Arme» durch brutale Gewalt auszurauben und zu schinden. Wenn ma» ei» alberner und behag»lich dahinlebender Mensch ist, mag man glauben, dah der Polizeimann an der Strahe». ecke der Wächter von Gesetz uub Ordnung sei — daß der Kerker mit seinen Marter««!» zeugen: der Treitmühle, der Lattenpritsch«, der Einzelhaft, der neunschwäuzigen Katze und dem Galgen «in Ort sei, wo den Uebeltaten der Menschen ein Ende gemacht wird und wo> sie gelehrt werden, Gutes zu tun. Aber die Haupttätigkeit des Polizeimannes und die, für welche feine anderen Tätigkeiten nur den Vor»wand bilden, ist es, darauf zu achten, dah man sich in feinem «Rayon nicht schlafen lege, ohne einem Müßiggänger für dieses Pciv!-legium den Tlibut 5» entrichten; dah ma» lein Brot esse, ohne zuvor durch die Bezahlung seines Preises dem Müßiggänger den Zoll z» entrichten; dah man sich dem verhungernde.. Albeitel nicht widersetze«, der nicht Mitglied

einer Gewerkschaft ist und am Streit nicht teil»
nimmt, wenn er zugunsten des Müßiggängers
die Löhne auf «in Minimum herabdrückt, in»
dem er sich erbieht, die Arbeit der anderen
für einen hungerlohn zu leisten. Wenn man
ctwas derartiges uersucht, wird man als «in
Landstreicher, ein Dieb und «in Meuterer
fortgeschleppt und gemartert, im Namen d«s
lvesetzes und der Ordnung, b«r Ehrenhaftig»
kcit, des sozialen (leichgewichtes, der Sicher»
hctit des Eigentums und der Person, der öffent»
lichen Staatspflicht, im Namen des Christen»
t»ms, der Moral und aller erdenllichen
Tugenden. —
Unser Soldat, angeblich ein Helden»
mutiger und patriotischer Verteidiger seiner
Heimat, ist in Wirklich!«» «in Unglück»
licher Mensch, den Not dazu treibt, sich als
Kanonenfutter anzubieten, um dafür regel»
mäßige Nationen, Obdach und Kleidung «in»
^»tauschen: ferner wird er dafür strafweis«
willkürlich eingelertert, mit kleinlichen Buhen
wie ein unartiges Kind bestraft, dazu ver»
»rteilt, vollgepackt zu exerzieren, ausgepeitscht
oder ers)ossn zu werden. Im gesegneten
Namen der „Disziplin" muh er alles tun,
was ihm befohlen wird, vom Paradestehen in
seinem roten Nock in der hall« eines Vpern»
Hauses zum Zwecke bloßer Dekoration, bis zum
Auspeitschen seines Kameraden oder bis zur
Ausübung eines Mordes. Und seine Haupt»
tätigkeit besteht darin, dem Polizeimann zu
Hilfe zu kommen, wenn dieser überwältigt wird.
Parlamentsmitglieder, deren einzige Quali»
fiil.tion für die Wahl in 1000 disponiblen Pfund
Stelling, einem „unabhängigen" Einkommen
und einer alltäglichen ehrgeizigen Veranlagung
bestand; Pfarrer, welche die heilige Schrift
sür die Zwecke des Gutsherrn zitieren; lu»
risten, die ihr« Dienste im Varreau dem Meist»
bietenden verlaufen und die Ueberlegenheit
d^r begüterten Klafse aus dem Nichterftuhl
^leidigen; Schiedsgericht« von Brotherren,
^.. sich in den Docks wie die Peers der Pro»
lctarier haben; Nniversitätsprofessoren, die
den als G«ntleman»Bildung bekannten Vor»
gang sorgfältig betreiben; Künstler, die be»
strebt sind, die Phantasie der Aristokraten oder
Plutolraten anzuregen oder deren Eitelkeit zu
schmeicheln; Arbeiter, die ihre Arbeit so schlecht
und so langsam verrichten, als sie es nur
wagen, um so viel wie möglich dabei heraus»
zuschlagen; Fabrikanten, die ihre Leute uns»
beuten und überbürden und ihr« Waren so viel
wie gefahrlos möglich verfälschen: das ist das
wirklich« lebendig« Material jener imposanten
abstrakten Begriff«, die als Staat, Kirch«, Ge»
setzgebung, Konstitution, Bildung, bildende

Künste und Industrie bekannt sind.
Jede Einrichtung, ob sie nun die
Aeligion, die Politik, das Finanz» oder
das Gerichtswesen usw. betrifft, ist, wie
Bakounin sagt, durch die Tatjache toi»
rumpicrt, dah die Männer darin entweder
selbst der besitzenden Klasse angehören oder
sich an dies« verkaufen müssen, um zu
leben. Alle Kaufkraft, die es gibt, die Seelen
der Menschen zu laufen, nachdem ihre Leiber
genährt sind, liegt in den Händen der Aeichen;
und überall, vom Parlament, das die un»
Widerstehlich zwingenden Kräfte des Knüttels,
des Bajonetts, des Maschinengewehrs, der
Dynamitgranate, des Gefängnisses und des
Schafott ° in Händen hat, bis zum kleinsten
Mittelpunkt schäbig.feiner gesellschaftlicher An»
mahung, geben die Aeichen die Melodie an
und bezahlen den Musikanten. Natürlicher»
weis« benutzen sie ihr« Macht dazu, immer
mehr Geld zu stehlen, um fortzufahren, den
Musikanten zu bezahlen; und so wird jede
Gesellschaft zu einem großen Komplott und zu
einer Heuchelei. Der gewöhnlich« Mensch ist
gegen den Betrug unempfindlich, ebenso wie
er gegen den Geschmack des Wassers unempfind»
lich ist, das überhaupt keinen Geschmack zu
haben scheint, da es ständig in Berührung
mit seiner Schleimhaut ist. Di« ni«d«rträch»
tigen moralischen Bedingungen, auf denen
unsere soziale Ordnung aufgebaut ist, sinu
notwendigerweis« in ständiger Berührung mit
unserer sittlichen Schleimhaut, und so verlieren
wir das Gefühl für ihr« allgegenwärtige G<»
meinheit und Unehrenhaftigkeit. Die Un»
empfindlichkeit ist jedoch nicht ganz vollständig;

5, u

Vernarb Shaw: Die Unmöglichkeiten des Anarchismus 467

denn ts gibt im Leben einen Zeitabschnitt, der das Alter der Enttäuschung genannt wird, es ist das Alter, in welchem der Mensch entdeckt, daß seine edlen und ehrenhaften Atzungen mit dem praktischen Erfolg unvereinbar sind; dah die Einrichtungen, denen er Achtung gezollt hat, schmachvoll sind; und dah er sich dem Komplott anschließen ober den Kürzeren ziehen müsse, trotzdem er sühlt, dah das Komplotl ihm selbst und seinen Witverschworenen höchst ver» derblich ist.

Das Geheimnis von Schriftstellern, wie Vuslin, Morris und Krapotkin besteht darin, dah sie den ganzen Betrug gründ» lich durchschauen; trotz seiner Gewohnt» heit und trotz der Illusionen, die durch sein« weltlich« Macht, sein« Aeichtümer, seinen Glanz, sein Ans«h«n, f«in« nachdrücklich be» tonte Achtbarkeit, sein« unermüdlich« Frömmig» teil und sein hochmoralisches Wesen hervor» gerufen werlxn. Ab«r Krapotkin ist in Wirklich!«» «in Anwalt der fr«i«n D«mokr»ti«; und ich wag« zu behaupt«n, daß «r lich für einen Anarchisten vom Gesichtspunkt de« aussen, d«r vor dem Despotismus zurückschreckt, ausgibt, mit dem verglichen die Demokratie überhaupt lein« Aegierung zu sein scheint, nicht aber für «inen Anarchisten vom Gesichts» Punkt eines Amerikaners oder Engländers, der frei genug ist, schon über die Demokratie als „die Tyrann«! der Majorität" und „die lom» mende Sklaverei" zu murren. Ich beHaupt« das mit um so größerer Kühnheit, weil William Morris' Ansichten in vieler Hinsicht mit denen Krapotkin's übereinstimmen; doch Morris Hit sich, nach geduldiger und gründlicher Be» obachtung des Anarchismus als einer rührigen Propaganda in England, entschieden von ihm losgesagt und hat durch sein« Skizze der kommunistischen Graffchaftsverfammlng in seinen „üev« lrom llovdsr«" g«z«igt, wi« l«b» Haft «r di« Unmöglichkeit jeder Entwicklung des unabhängigen Elementes in der sozialen Tätigkeit empfindet, da« g«nüg«n würd«, Personen oder Minorität«« instand zu setzen, «in« öff«ntlich« Tätigkeit auf sich zu nehmen, ohn« vorher dt« Zustimmung b«»Majorlrität zu erringen. Im groh«n und ganzen betrachte ich daher die auh«rord«ntlich« Feindseligkeit den bestehen» den Einrichtungen gegenüber, dl« b«l lommu» nistisch^ Anarchismus «inflöht, ganz und gar nicht gefährlicher für die Sozialdemokratie als das gleiche Gefühl, das der spezielle Torysmus Auslin'S «inflöht. In vi«l stärkerem Widerspruch mit uns steht der Ueberreft jener heftigen Eisersucht auf die Gewalt der Aeglerung über das Individuum, welch« die haupttriebfeder des Fortschrittes des

achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Nur diejenigen, welche die Lehren der Geschichte in dem Moment, da sie ihren augenblicklichen Dienst getan haben, vergessen, werden durch die andauernde Lebenskraft jener Eifersucht unter uns, etwas anderes als Beruhigung empfinden. Aber diese Betrachtung beseitigt die wirtschaftlichen Einwendungen nicht, die ich bezüglich des praktischen Programms des individualistischen Anarchismus erhoben habe. Und sogar außerhalb dieser Einwendungen ist die Frage: Soziale Molat durch böse Erfahrungen gezwungen, nutzlosen Anklagen gegen den Staat entschieden den Rücken zu kehren. Es ist leicht zu sagen: Schaff den Staat ab; aber der Staat wird dein Eigentum verkaufen, er wird dich einschließen, er wird dich zum Bankrott treiben, dich niederschlagen, ins Gefängnis werfen, erschießen, erdolchen, henken — kurz, dich abschaffen, wenn du die Hand gegen ihn erhebst. Glücklicherweise gibt es eine schön Unparteilichkeit in der Brust des Polizeimannes und des Soldaten, welche die Schärfe der Staatsgewalt darstellen. Sie nehmen ihr Lohn und gehorchen ihren Befehlen, ohne Fragen zu stellen. Wenn die Befehle dahingehen, die Heimstätte jedes Bauern zu zerstören, der sich weigert, seinen Kindern das Brot vom Mund abzusparen, damit sein Gutsherr reicher werde, und es in London als mühsamer Gentleman ausgeben könne, gehorcht der Soldat. Wenn seine Befehle aber dahingehen, die Polizei zu hinführen, die Lordschaft in das Gefängnis von Holloway zu werfen, bis er ein Einkommen findet von 21 bis von jedem Pfund seines un-

tzermann Vahr: Tagebuch

verdienten Einkommens bezahlt haben werde, würde der Soldat das mit gleicher Pflicht» ergebenheit tun, ja vielleicht mit einem gewissen heimlichen Behagen, das in dem elfteren Fall fehlen mag. Nun, diese Befehle kommen in letzter Linie vom Staat — der hier zu Land« das „louse ol Oommon«" bedeutet. Ein „Nouge ol Lumiuoi!«", das aus 660 Vornehmen und 10 Arbeitern besteht, wird dem Soldaten befehlen, dem Voll Geld für die Gutsherren abzunehmen. Ein „Nuuse ol <üuNmou3", das aus 66(1 Arbeitern und 10 Torys besteht, wird wahrscheinlich, wenn die 660 keine Toren sind, dem Soldaten befehlen, den Gutsherren Geld für das Voll abzunehmen. Mit diesem Winl verlasse ich den Gegenstand in der vollen Ueberzeugung, dah die Torys, trotz der Anarchisten, fortfahren werden, sich des Staates gegen das Voll zu bedienen, bis das Volt sich seiner mit gleicher Geschicklichkeit und gleicher Entschlossenheit gegen die Torys bedienen wird.

2tlgeöuH. Von Hermann Bahr.

Berlin, 2[^]. Januar. Gestern in den Kammerspielen „Hochzeit" von Emil Strauß.

Sehr lieb. Man denkt bisweilen an die „Jugend" und die Luft hler schmeckt nach dem Hause Vuckerath; auch tzartleben siel mir ein. Neue deutsche Menschen der mittleren Region zeigen sich, trotzig, die Welt nach ihrem Gewissen «inzurichten, mit diesem fürchterlichen Germanen» ernst in jeder Dummheit, ahnungslos, daß schließlich doch dies alles auch wieder nur darum geht, ob der Hans die Grete kriegen wirb. Deutsch ist es, so vom eigenen kleinen Abenteuer immer gleich ins Große der allgemeinen Fragen zu geraten und an der eigenen die Sache der ganzen Menschheit zu führen. Deutsch auch, wenn schon das Blut ausschlägt, sich noch in den frömmsten Gefühlen still zu wiegen — »Du übersinnlicher, sinnlicher Freier!" Deutsch endlich ein gewisses täppisches, ja zänkisches Behagen im eigenen Urteil, das sich nicht stören läßt und niemals denkt, daß vielleicht doch auch der andere, von seiner Seite her, ebenso recht haben könnte. Mittelbürgerllch deutsch, mittelstädtisch deutsch, was nun freilich Berlinern gar nicht eingehen kann; wenigstens jenen in den Theatern nicht, Fontanischen wär's «her zuzumuten, aber die haben keine fünfzehn Mark für den Sitz. Also heißt es: Gartenlaub«. And dann kommt ja gar noch eine Höhle vor. »Nein, solchen Vrgien der Romantik ergeben wir uns nicht!" Denn sie find hier sanatisch zum Wirtlichen gesinnt und keiner würde zu» geben, daß vielleicht eine Höhle doch ganz ebenso wirklich wie ein Bedag ist. Nein, in Berlin [^]. nicht. Wirklich aber ist, was Berlin >V. ist. Dieser Glaube macht die hier s« stark, durch ihn sind sie die Herren. So lange es ihnen nämlich auch die anderen glauben.

25. Januar. Mit Emil Strauß. Er hat die Kritiken gelesen und ist ganz verdutzt.

Bei uns sagt man: verdattert. Er hat noch keine Uebung, es ist sein erstes Stück, da fragt man noch: Warum? Seine stille Freude hat er anderen geben wollen. Dafür wird er "an» gespien. Warum? Was ihn freut, mag den anderen fremd sein, so sollen sie es lassen, sie sind dann eben nicht von seiner Art, er nicht von ihrer, aber ist das ein Frevel? Warum? Nun, er wird es schon gewöhnen, nach und nach,- dann weiß man es und lacht. Und jetzt lehrt er in sein stilles Haus Helm, dort unten, den Frühling erwarten, bis es in den Aesten leise knackt. Dies hören sie hler nicht, das hat er voraus. — Einige waren auch besonders böse, weil sie den Verdacht hatten, sein Stück hätte dem Publikum gefallen. Denn dies verachten sie sehr. Für unliterarlsch gilt hier: alles was am Ende gefallen könnte.

tzermann Bahr: Tagebuch 469

28. Januar. Ich bin immer verlegen, wenn man mich fragt, ob jemand, ein Schau«spiel«, ein Autor, ein Waler, Talent hat. Ich weiß nämlich nie gleich, was man damit meint. Ist es die Kraft, sich darzustellen und mitzuteilen? Oder die, sich auf den Markt und fo zu lagen an den Mann zu bringen? In allen Künsten gibt es ganz große Menschen, die unbekannt bleiben. Entweder weil sie mit aller Kraft, ihre Schönheit, u gestalten, doch unfähig sind, auf andere dadurch zu Wirten, wozu noch eine besondere Gabe des Anlockens und Elinschmeicheln gehört. Oder auch weil sie niemals verstehen, sich anzukündigen. Es gibt große Künstler, deren Werte „unbrauchbar“ sind, weil auf dem Markt nach Werken dieser Art jetzt keine Nachfrage ist. Und es gibt Künstler, die sehr brauchbare Werke, nach welchen überall heftig nachgefragt wird, nicht anzubieten wissen. Ein „Talent“ braucht, um Erfolg zu haben, beide Begabungen: die, den nachfragenden Leuten Werke nach ihrem Geschmack« zu liefern, und die, solche Werte so anzubieten, daß der Käufer sie zu finden »«iß. Die Werte müssen fähig sein, ein Bedürfnis zu befriedigen, sie müssen Waren fein. Und diese Waren müssen zu finden, der Künstler muß ein Händler sein. Je nachdem nun in den Künstlern diese oder jene Begabung stärker ist, ergeben sich allerhand Variationen, die manchmal sehr lustig sind. Es kommt vor, daß einer ganz unbrauchbare Werte, solch« nämlich, die kein Bedürfnis der Menge befriedigen, ihren Geschmack vielmehr verletzen, Werte von völliger Einsamkeit, der Empörung, der Zukunft, ihr dennoch, als durchdringender Ausrufer, durch seine Begabung der Annonce aufzuzwingen weiß. Und es kommt vor, daß ander« sich sehr brav bemühen, ganz nach der Mode Waren herzustellen, wie die Zeit sie will, und dennoch nichts absetzen, weil es ihnen an der Begabung zum Plakat fehlt. Dies verwirrt sich noch mehr, indem jetzt kein Plakat besser schreilt als: für einen ganz unbeugsamen, abgeschlossenen, Alle verachtenden Künstler zu gelten. Wer sich als solchen annonciert, aber mit dieser Marke Waren bringt, die das gemeine Bedürfnis erfüllen, schlägt alle; denn die Menschen wollen das Alte, das Gewöhnliche, aber so, daß es doch neu und ungemein aussehen soll. Nach ihm kommt, wer zwar keine Waren bringt, der Künstler seiner eigenen Welt, dann aber sich herabläßt, den Betrieb zu verstehen und für den Alarm auf de« Märkte zu sorgen. Schlecht geht's den wackeren Leuten, die mit redlichen Werten dem Publikum dienen, so wie es bedient sein will, aber eine gewisse Scham haben, Lärm zu machen. Sie reden sich dann ein, weil st« keine Händler sind, die wahren Künstler zu sein, und verachten diese, wenn sie Händler sind. Die Reih« ist also heute so: oben zuerst der schamlose Untünstler, der bloß Macher und ein großer Händler ist, dann der schamlose Künstler, kein Macher, aber als Händler groß, zuletzt der schamhafte Unkünstler, ein Macher, dem nur der Apparat fehlt, seine Waren dann auch zu vertreiben. Ob auch irgendwo noch schamhafte Künstler vorkommen, ist unbekannt. Doch kaum. Denn irgend was gibt die sorgende Natur ja jedem mit, um das Leben zu bestehen. — Die paar großen Künstler, von welchen wir jetzt in Europa wissen, mühte man einmal danach untersuchen. Wir wissen von ihnen nur, insofern sie Händler sind. Um als Künstler wirken zu tonnen, müssen sie Händler sein. Dabei geschieht es ihnen nun, daß sich fortwährend der Händler in den Künstler und wieder der Künstler in den Händler schiebt. Und nie weiß man, mit wem gerade man «8 eigentlich zu tun hat; wissen sie's selbst? Vieles Technische, das man sonst gar nicht verstehen kann, wird dadurch erst klar. Jedes Bild ist heute erstens ein malerisches und zweitens ein händlerisches Problem. Es soll uns etwas so sehen lassen,

470 Hermann Bahr: Tagebuch °«

wie der Waler es sieht. Dazu ist aber notwendig, daß wir es überhaupt ansehen; unte^ den vielen Tausenden gerade dieses eine Bild. Um uns also zwingen zu können, daß »lr dies so sehen, wie der Waler es sieht, für diesen lünstlerischen Zweck muß es uns erst zwingen, still zu stehen und es anzusehen. Es genügt nicht, daß es ein Vild ist, sondern das Vild muß auch noch sein eigenes Plakat sein. In jeder heutigen Technik steckt dies: der Wert auch noch zu seinem Plakat zu machen. Das Problem des Künstlers ist nilmlch jetzt (er sei denn einer, der sich selbst genügt, und so stark, daß er nicht zu wirken braucht): der Künstler will das Publikum und das Publikum will keinen Künstler, also muß er eine Angel werfen, er muß eine Falle stellen, wie bringt man die Fall«, die Angel im Kunstwert an? Einer hat einen Gedanken. Er sucht einen Ausdruck dafür, Einen Ausdruck, der den Gedanken ganz und rein enthält, und mit allen Strahlen der Stimmung, aus der er ihn hat. Er findet solchen Ausdruck. Er kann also nun seinen Gedanken mitteilen. Und das will er auch. Es hört ihm aber niemand zu. Denn die rennen und haben keine Jett. Jetzt kriegt er Angst: ein anderer wird seinen Gedanken finden, wird ihn nehmen, wt,d ihn fälschen und damit die Menschen betrügen, wenn er es nur versteht, die Vorüberfliehenden anzupacken und aufzuhalten. Denn darauf kommt es an. Und so sagt er sich: Dies muß ich auch, anpacken und aufhalten; ich muß deshalb den Ausdruck ändern, bis er bläst und pfeift, daß die Menschen erschreckt auseinander fahren und anhalten und vor Staunen stehen, und dann fliegt mein Gedanke unter sie und platzt. So hat sich die Vombentechnik des heutigen Feuilletons entwickelt, das sich knarrend, krachend, knallend, mit ungeheurem Lärm heranwölzt, daß die Leute vor Todesangst links und rechts am Wege liegen, welchen es nun, glühend, zischend, dampfend, Gedanken ausfpelt. Seine Meister aber finden, daß man sich die Gedanken auch sparen kann, auf das Krachen und lischen und Dampfen allein kommt es doch an. Nun sind die Menschen aber gar nicht so dumm, wie die Meister meinen: sie merken es schon, daß nur noch ins Leere gezischt und gekracht wird, aber das Aschen und Krachen macht ihnen Spaß. Und wenn nun einer doch wieder einmal einen Gedanken hat, für den er zischen und krachen will, achtet kein Mensch mehr auf. Das ist das Ende. Es fängt damit an, daß niemand zuhört; alfo, um feine Gedanken vernehmlich zu machen, braucht man Alarm, dazu wird ein Apparat gebaut, es gelingt, er gefällt den Leuten fo, daß man ihn nur immer spielen lassen soll; und sie haben ihre Freude, bewundern ihn sehr und hören nun schließlich erst recht nicht zu.

Wie der Künstler, der wirken will, jetzt sein Wert, um einen Empfänger zu fassen, weil doch keiner Kunst empfangen will, mit einem Wärmapparat verfehen muß, dlefer dann aber das Werl verdrängt und am Ende nur noch für sich selbst wirkt, im Leeren um sich sausend und lärmend, dies ist die Geschichte der modernen Technik in allen Künsten. Ich möchle, daß im Vonner Seminar bei Litzmann, wo Studenten Kunst mit eine» Ernst und einer Freiheit suchen, welche der deutschen Kritik unbekannt sind, dies einmal verhandelt würde. Man «rtennt unsere Kunst erst, nimmt man sie als eine Kunst, dl« auf den ^""tt muß. (Schluß folgt.)

Karl Schnitzler: Deutscher Frühling h?1

Deutscher Frühling.

^^ie Idcn des März sahen im Deutschen Reich wunderliche Dinge. Everyman griff
^^ eifriger noch als sonst beimFrühstück nach seine? Oeffentlichen Meinung und »durch«
studiert' die groß und kleine Welt, um es am Ende gchn zu lassen, wies höchsten Orts
gefällt." Denn Tag vor Tag dröhnt ihm ja diefe Mahnung in die Ohren. Der Kaiser
schreibt einen Brief über Flottenfragen an den englischen Marineloid? Das ist seine
Privatsache, die außer dem Empfänger niemanden etwas angeht, jedenfalls ernsicr
«Rede nicht werth ist. Zwei Parlamente sagens, englische und deutsche Minister sagen
es, und in der Presse las mans früh und spat. Nur ein Dystolos kann da noch
zweifeln. Wichtiger, viel wichtiger, lieber Bürger, war die Gigantomachie, die in
fünftägigem Ringen zwischen Reichstag und Presse ausgefochtcn wurde und, wie zu
erwarten stand, mit dem Siege des Reichstags glorreich geendet hat. Enden mußte,
weil die Herrn von der Presse im Unrecht waren und zu spät oder garnicht erkannten,
daß sie, die zu schieben glaubten, die Geschobenen waren. („Saubcngcl", hatte Gröber,
dem das Blut immer leicht in die Schläfen steigt, in der Wuth über eine Störung
von der Journalistentribüne vor sich hin gebrummt. Zweifellos ein unparlamentnisches.
ein grobes Wort. Doch in seiner nächsten Nähe sitzende Abgeordnete halten es nicht
verstanden, die Journalisten haben nichts von ihm gehört, der Präsident hat nichts
vernommen, die Stenographen, die zwei Schritte vor ihm in harter Amtsfrohn schuftcn,
vernahmen nichts, und im offiziellen Stenogramm ist die Aeüßerung nicht zu finden.
Die später vom PresseconventaufgclischteVehauptung, das Stenogramm sei ton igir! worden,
war dreister Schwindel. Eine unparlamcntarische, doch keine öffentliche Aeüßerung;
die auch dadurch nicht öffentlich wird, daß sie der mcininger Vercinsmeycr Müller
an die Journalisten denunziert hat. Eine unpassendere Gelegenheit für die beliebte
Haupt» und Staatsaktion war nicht zu finden, die Hebung des Kastengeistes jedenfalls
auf anderen, einwandfreieren Wege» zu erreichen, und das Ende war kläglich. Kein
Wort der Entschuldigung, des Bedauerns kam an die Leute, die der Welt den
heroischen Kampf um die verletzte Standesehre mit lautem Gelärm vormimtcn, anstatt
mit deutlichem Wink den Denunzianten nach Hause zu schicken, der in seiner gentleman»
liten Art Herrn Gröber auf die Journalisten, die Reporter auf Herrn Gröber hetzte:
ungefähr also die Rolle der von den Herrn mit Inbrunst doch immer geschmähten Times
gespielt hatte. Und als der Kanzler seine Rede über den Status unserer auswärtigen
Beziehungen hielt, wars mit der Energie zu Ende; nach einer Erklärung, deren laute
Phraseologie den Rückzug mastiren sollte, wurde still wieder an die Arbeit geschlichen.
Wir wissen heute, daß die Journalisten nicht zu erreichen vermögen, was streikende
Drucker spielend erzwingen. Siege Pflegen anders auszusehen. Wenn ihr, ohne die
Furcht, mit dieser Entstellung der Wahrheit der Standesehre zu nahe zu treten, das
für einen Sieg auszugeben vermögt, braucht man sich auch nicht mehr zu wundern,
daß ihr in den Bilanzen unserer auswärtigen Politik immer Erfolge findet. Und,
muß man nach dieser Probe fürchten, auch fernerhin finden werdet.
Ein Erempel haben wir bereits wieder hinter uns; eines, das selbst in den
letzten zwanzig Jahren ohne Präcedens dasteht und uns eine Blamage gebracht hat,
die ein Kanzler nicht überdauern sollte. Ende 190? erfuhren wir, daß der amerikanische
Botschafter Eharlemagne Tower Verlin in der ersten Hälfte dieses Jahres zu verlassen
gedenke, und daß Herr Hill sein Erbe anzutreten habe. Nichts rührt sich; man hörte

nur, daß wir dem Plane der amerikanischen Negierung das Place: nicht verweigert, Herrn Hill genehm und willkommen gefunden hatten. Niemand gedachte weiter der Thatsache, die für jeden, Laienbruder und Esoteriker, definitiv erledigt schien. Auch hatten wir wirklich Wichtigeres zu thun, als der glatt abzuwickelnden Personalfrage lange nachzusinnen. Plötzlich, die Gigantomachie hatte eben ihr unblutiges Ende erreicht, vernahm man staunend die Kunde, daß das Placet zurückgenommen, der Amtsantritt Hills unmöglich geworden sei. Ueberm Atlantic erhebt sich ein Sturm, der bald auf die ganze Auslandspreste übergeht und, schließlich, auch bei uns ein Echo weckt. Noch lag uns die Nede des Kanzlers im Ohr, die mit den Worten geschlossen hatte: „Nun, meine Herren, möchte ich noch eine Bemerkung allgemeiner Art hinzufügen. Verschiedene Ncdner haben angesichts der gegen uns im Auslande erhobenen Beschuldigungen ruhige und wachsame Zurückhaltung empfohlen, und für die Behandlung der auswärtigen Geschäfte des Landes Stetigkeit, Einheitlichkeit, Festigkeit gefordert. Meine Herren, ich glaube, daß die auswärtige Politik, die wir machen können, nicht richtiger und nicht besser charakterisirt werden kann“. Beifall lohnte die Leistung. Wie aber stehts, fragt das Ausland, mit der „Einheitlichkeit und Stetigkeit“ einer Politik, die heute widerruft, was sie vorgestern gebilligt hat? Und wer sind die „Wir“, die die auswärtige Politik machen und doch keine Ahnung davon haben, was eigentlich vorgeht? Denn offenbar wissen sie wieder einmal von nichts und versichern selbst drum und lassen versichern, daß Herr Hill noch immer herzlich an der Spree willkommen sei. Daß Bülow von dem, was passirt war, wirklich nichts wußte, ist nicht zu bezweifeln; und das offiziösen» aetriebe verricht deutlich genug die Hilflosigkeit, in der man sich fand, zeigte auch, auf wessen Haupt man abladen zu können hoffte. Herr Tower sollte geopfert werden, der doch nur gelha» hatte, was ein erlauchter Wille und die Votschafterpflicht befahlen. Mister Charlemagne aber fand, daß er den Offiziöfenchimpf nicht verdiente und ging, während Bülow in Wien seine Visite machte, in die Wilhelmstraße. Um sich für die Rolle zu bedenken, mit der man ihn zu bebürden suchte. Was war geschehe»? Der Kaiser hatte, bei einem Diner, mit einer Dame über den Botschafterwechsel gesprochen, später, vielleicht von dem bereits orientirten Tower angeregt, auch mit dem Botschafter, und seine Gedanken geäußert; sogar den Herrn (dersich mit L.C.Griscom, i)ntelSamsGeschäfts' sichrer in Nom, ins Vertrauen des Kaisers zu theilen hatte) gebeten, sie an Herrn NooseveU zu übermitteln. Der Botschafter thats, und das erregte Schauspiel war, natürlich genug, die Folge. Amerika war über den inkorrekten Ingerenzversuch aufs höchste erbittert, und verlangte, daß Herr David Hill nun erst recht nach Verlin müßte. Und der hier mit Vloßstcllungsversuchen inlomodirte Botschafter drohte für den Fall, daß er nicht eingewaschen würde, mit Publikation des ganzen Vorganges. Ein erbauliches Schauspiel, das zeigt, in was für herrlichen Zuständen wir leben, welchen herrlicheren wir vielleicht noch entgegengehn. Herr Schön setzt sich hin und läßt, unter dem Eindruck von Towers Eröffnungen, via London eine Erklärung verbreiten, in der den Deutschen besonders angenehm die Sätze berühren: „Die bisher über die Hill»Affaire in der Presse erschienenen Meldungen wurden durch das Mißverständnis veranlaßt, daß beabsichtigt werde, die vorigen Herbst zu Hills Ernennung erteilte Genehmigung zurückzunehmen, hieran wurde nie gedacht; es ist richtig, daß später gewisse Zweifel ausstiegen, ob Mister Hill sich auf dem Posten wohl fühlen werde, aber diese Zweifel sind jetzt beseitigt, so daß Hills Ernennung nichts im Wege sieht, und er wird jetzt in Berlin willkommen geheißen werden, wie es zuvor geschehen wäre, oder wie jeder einwandfreie, von Präsident Noosevelt ernannte Vertreter es gewesen wäre. Es muß

0 ,

Karl Schnitzler: Deutscher Frühling 473

emphatisch erklärt werden, daß während deö ganzen Zwischenfalls Mister Tower keinen Augenblick von der geraden Linie absolut loyalen und ehrenhafte» Verhallens ab» gewichen ist, sowohl gegenüber feiner eigenen, wie der deutschen Regierung." hinzu» gefügt wurde in der Daily°Mail noch, „der Kaiser habe feine Beanstandung des vom Präsidenten Roosevelt erwählten Botschafter Hill bedingungslos zurückgenommen. Er habe feinen Entschluß geändert aus Bücksicht auf die öffentliche Meinung in Amerika. Das Auswärtige Amt theilte dem Herrscher mit, daß die deutsch»ameritanische Freundschaft in Gefahr stehe, worauf der Kaiser mit großer Promptheit Hill eine goldene Brücke zur Annahme des Botschafterpostens baute." Da der Kanzler weg war, trifft für dieses mit fast beispielloser Ungeschicklichkeit abgefaßte Elaborat Herrn von Schön die Schuld. Schlimmer wll'de der Kaiser wohl kaum je bloßgestellt, und die Sache sieht aus, als ob ein Verärgerter in der Wilhelmstraße ein Exemplum statuiren wollte. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, fehlt jetzt nur noch die Nachricht, daß Herr Hill nun trotzdem nicht kommt; daß wir die wunderschöne Aktion auch noch vergebens unternommen haben.

. . . Und wie stehts nun mit der Einheitlichkeit, Festigkeit und Stetigkeit unsrer Politik? Bis auf die Knochen haben wir uns wieder blamirt, ärger als je zuvor. Und schon droht aus dem Süden neues Verhängnis. Werden wir mit dieser Art von Betrieb nicht endlich, endlich jetzt zu Ende kommen? »Wir übten nach der Götterlehre uns durch viele Jahre im Verzeih«, doch endlich drückt des Joches Schwere und" — wir möchten ergebenst ersuchen, 'nit dem Beginn einer ersprießlicheren Art von Geschäftsbetrieb nun endlich zu beginnen. Mit den persönlichen Niederlagen des Monarchen muß es ein Ende nehmen. .Das Ideal in der Kunst, Größe in Buhe darzustellen, sei das Ideal auf Throne", hat Jean Paul gesagt, und auch der alte Fritz hat schon seinen Erben vor allzugroßer Betriebsamkeit gewann. .heut zu Tage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten, ohne einen intelligenten Kreissetretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogon in viel höherem Maaßc." So sprach, am 26. Januar 1859, Vismarck zum alten Kaiser. Vierundzwanzig Stunden später wurde Wilhelm der Zweite geboren.

Als Max von Seydel, der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer, die Vortheile der konstitutionellen gegenüber denen der parlamentarischen Regierung abwog, kam er zu dem Ergebnis: »Dem parlamentarisch regierten Staate begegnet es leicht, daß er im Staatenverlehre einen geminderten Credit hat. Denn im Staatenvertehre ist, da dieser unter keiner Rechtsordnung steht, die Verlässigkeit eine Hauptbedingung des Ansehens und des Erwerbes von Bundesgenossen. Einem Proteus, der heute an diesen, morgen an jenen sich anschließt, wird Niemand Vertrauen schenken. Daher kommt es auch, daß große staatliche Gemeinwesen, welche eine schwierige äußere Politik zu führen haben, die parlamentarische Regierungsform, wenn sie dieselbe besitzen, mit nicht unbedeutenden Nachthcilen bezahlen müssen, und wenn sie dieselbe nicht besitzen, sich nicht leicht entschließen, sie anzunehmen." Blickt um Euch und weicht der Frage nicht aus, warum nur heute das Gegentheil dieser klaren Sätze bei uns zur Thatsache wurde, werden konnte, werden muhte.

Karl Schnitzle,-.

h?il

Willi tzandl: Theater

Theater.

Kammerspiele: Der Tor und der Tod;

Nju. Das Gedicht von tzofmannsthal, «bel und tlug gesprochen, maßvoll und ein wenig bequem geführt, hat für mich hauptsächlich diese «ine schönst» Bedeutung: daß es in solcher Klarheit und in mehr als einem Sinne zeigt, wie sich die Lyril eines bestimmten Alters zum Dramatischen gesammelt hat. Es erwächst ganz aus einer tiefen und starten Bewegung, aus dem hinüberdrängen des unbefriedigt lastenden Wissens in die wirtliche Welt der Ereignisse. Diese Bewegung ist es, der sich jedes wahrhaft dran, «tisch» Gestalten einmal entringen muß. Und daß st« hier gerade noch als Gebärde, noch bevor sie greifen und formen tonnt«, festgehalten erscheint, mag wohl der «igen» tümlichste Beiz dieser Dichtung sein; vom Lyrischen entschlossen abgewendet, scheint sie doch den Ueber» gang, der sie weitersühre, noch laum zu ahnen.

In die restlos lultivierte, von Wissen und Ve> wuchtsein ganz gesättigt« persönlich« Stimmung, die nach der Sachlichkeit greifbarer Formen lechzt, wird eben das erste erregende Warum? geworfen. Noch ordnet sich das Gebilde nicht nach den Gesetzen seiner Vollendung; noch leuchten nicht die kristallischen Linien der naturgeborenen Form; noch ist lein Drama. Aber schon st«h«n Ich und Welt, Subjett und Obs«tt in lautem Kampf gegeneinander. Daß dieser Kampf als unver» föhnlich, wie ein Krieg von Unrecht gegen Becht, vorgetäuscht wird, ist lyrischer Schatten von hinten her, ist W«ltschm«rz, — nur «ben sehr sein durch viele Kulturen gesiebt und sorgfältig gerecht und geglättet. Daß aber Bechl und Unrecht mit ihren eigenen Stimmen reden, in ganz v«r» schicdenem Tonfall, daß die Wusil der Welt sozusagen von zwei Seiten her ertönt, ist über di« Lyril hinaus, ist schon der Austatt eines ganz dramatischen Bhythmus. Ein Zuviel an Kuliur hat jede heißer« Beziehung zwischen der Seele und den Dingen gehemmt. Aber ein Zuviel an Persönlichkeit setzt sich gegen dieses gehemmt« Dasein zur Wehre, wirst sich in «ine unheimliche Verkleidung um sich selbst mit einer anderen, mächtigeren Stimme aufzurufen, zur Tat hinzuschrecken, zaubert Gestalten und Cr» scheinungen aus sich hervor, °>i« Leben bedeuten, Leben verlangen, Leb«n heranbringen sollen. So schasst InKindern, die des ostgesehenen Spielzeugs zu müde geworden sind, der unersättliche Trieb zu ^stallen und umzudeuten, die ersten lomödi«n» tischen, dialogischen, dramatischen Versuche. So schafft in Dichtern, die sich in allen Bequemlich» leiten einer wohl ausgekosteten Kultur müde gelegen haben, der Trieb, durch Iräftige Bewegung der eigenen Persönlichkeit anders zu werden, Anderes zu bedeuten, ben entscheidend drama» tischen Willen. So hat dies« Dichter, als seine

Zeit gekommen war, in die Illare und allzu
ruhevoll« Welt seiner Gesicht« das «erste auf»
störende Warum geworfen. Sein Alt bedeutet das
Eintreten der trennenden — der aufschließenden
— Frag« in den harmonisch verbundenen und
geschlossenen Kreis einer Anschauung. Und solch«
Frage steht am Anfang aller dastellenden
Dichtung, deren Gipfel ja schließlich das Drama
ist. Darum ist die Gebärde« dieses laum noch
dramatischen Gedichtes wertvoller als sein Vers
und sein Gedanke«; darum ist von seinen süßen
und dunken, schaurigen und vertrauten Stimmen
die «in« be«weit«m die schönste, in der die
Sehnsucht unserer ermüdeten und gesehlosen
Kultur nach einem lebendigen Gesetz, nach
rhythmischer Bewegtheit, nach Drama ruft.
Dies« bewußte, fast wäre zu sagen: dunkel«
hafte Kultur überträgt sich schauspielerisch ganz
wunderbar in die unbewußte Kultiviertheit der
Gebärden, der Töne«, des ganz«« f?ingliedrig
belegten Spieles von Alexander Moissi. In
dieser Aufführung, die sich, um den edelsten
Werten des Stückes zu dienen, geklärtes Wissen,
in gefühltes Leben zu übertragen bemüht, muß
seine Kunst dem Ganzen Blut und Atem geben.
Es kommt hier für den echten Schauspieler nicht
darauf an, auf den Gedanken zu stehen und mit
den Versen dahin zu schreiten; sondern viel «ehr,
den Tonfall und die Geste zu haben, die der be«
sonderen Sehnsucht dieses Gedichtes Laut und
Körper geben. Moissi hat das; und bat damit,
ein souveräner Vollender, das Spiel sublimen
Gedanken in ein ergreifendes Schau«Spiel ver«
zaub«rt.

Nachher: »Aju* von Vssip Tymow. Fern
von allem Drama, wie das ganze heutige Theater
Rußlands. Aber von «In«r solch«n Macht und
Fülle« äußerer und innerer Wahrheit, von einem
solchen Andrang und einer solchen Tiefe« der
Beziehungen, daß Pathos, Trauer, Besignation
und Ironie, immer als die verschiedenen, ab«
auf gleichem Becht bestehenden Seiten einer und
derselben Sache im verblüffendsten und «erschüt«
terndsten Wechselspiel einander ablösen. Von
einer Kenntnis weiblichen Sinnens und Sehnsens,
die an Altenbergs wunderbares hellsehen gemahnt,
und von «in« rührenden und gerührten Sachlich«
keit, die zweifellos von Dostojewslischen Gaben
herkommt. Ein merkwürdig starkes und grob«
blickendes Ineinander von Beseelung und Vbjel«
tätigkeit. Ein Theat« kann dieses vielfältige und
vielbedeutend« Abbild psychologisch genommener
Wirklichkeit natürlich von verschieden«« Seiten
h« auf das geschicktest« anfassen, hier geschah
dies besonders schön, indem man sich überall an
die «infachst«n menschlichen Züge« hielt und die
hauptwirlung ganz der «ltmentaren Kraft von
Gertrud Eysoldt überlith.
Willi handl.

Bruno Vuchwald: Die neuen Anleihen

tl?5

April.

Höchst wechstlvoll vollzieht sich der April:

Di« Sonn« scheint, es folgt «in Begenschauer.

Es brüllt «in Sturm, dann ist es wieder still.

Ganz wie l« Leben: Scheiden muh Herr Tower;

Mit Sack und Pack lommt angerückt Herr Hill,

Und bann begibt sich's, bah man ihn nicht will.

Es ging ein Brief ab an Herrn Voostvelt:

,DI« Votschaft möcht' er wohl; allein Mir sehlt

der Glaub«,

Nicht an dl« Fähigkeit, <«doch an« Geld, —

Und Mein Verlin ist «in« saure Traube,

Ist's mit dem Portemonnaie nicht wohlbestellt.

V«denlt dies wohl, verehrter Boosevtlt!

Nun fragt sich's: Bleibt Herr Tower? Kommt Herr Hill?

Zieht in dl« Bolschaft «in g«n«hmer Dritter,

Befähigt zu Berlins Gefellschaftsdrill?

Wird Sonnenschein? Gibt's Bege? Ein Gewitter?

Wer weiß, was alles nicht noch werden willl . . .

höchst wechselooll vollzieht sich der April.

I. Diot.

Die neuen Anleihen.

Am 7. Januar dieses Jahres hat die Pr«u»

hlsch« S««handlung an di« Zeitungen «in Com»

«nunlqui gesandt, worin dl« damals zum «rsten

Vale zurAnwenoung kommende Methode bei der

Subskription der preußischen Sckuldbuchanleihe

verteidigt werden sollte. Die den Großbanken

dienende Press« halte den Weg, den der neue

Beichsbanlpräsident havensteln «ingeschlagen

halte, scharf belritelt. Di« Banken waren als

Zwischenstellen ausgeschlossen worden; es wurd«

«in Zinsfuß von h"/,, allmählich herabgl«itend

bis 3"/,"/,, gewählt, und nur solche Zeichner sollten

Berücksichtigung finden, denen di« Eintragung

ihres Besitzes ins Schuldbuch genehm war. Um

sich di« Möglichkeit zu schaffen, Preußens Geld»

bedarf durch ähnlich« Anleihen zu decken, wurd«

lein bestimmter Betrag zur Subskription gestellt,

di« Vörsennotierung nicht beantragt. M>in wollte,

so sagt« damals das Staatsinstitut, das Bauten»

lonsorlium, das die Anleihen zu übernehmen

pslegl, nicht brüskieren, indem man es ausschloß;

doch di« Zahl der Z«ichnungsstell«n sei bisher zu

gering gewesen, diese selbst allzu willkürlich ge»

wählt worden. Gerade dl« solidesten Zeichner

Höllen nach der bisherigen Methode leine ge»

nügend« Berücksichtigung g«fund«n. Dem wollte

dl« Seehandlung «ntgegenwitlen. Weniger als

dreiMonat« sind oerstrichen, bawerd«» bl«s«Prin»

z!pl«n überBord g«worfen; d«nn Preußen und das

Deutsch« Blich k«hr«n nun zur früheren Ve>

g«bungsform zurück. Di« Abtrünnigen werden

liebevoll und mit offenen Armen von den Groß»

banken empfangen; den» «in Zwifcheng«w!nn

von 1,10°/« (di« Ueb«rnahm« erfolgt mit 98,50 °/,,

ihr Ernissionslurs beträgt 99,50"») ist gerade

bei den letzten Zeiten, wo die Konsorlialgewinn«

so spärlich fliehen, nicht von der Hand zu Welsen.
Was hat die beiden B«gierung?n veranlaßt, die
»neuen Wege', di« bei Herrn havenstelns Er»
nennung zum Belchsbankpräsidenten sicher nickt
ohne Ginfluh gewesen sind, so rasck wieder zu
verlassen? h>>t der Zeichnxngsersolg von
»81 Millionen Mark, der damals erzielt wurde,
die Erwartungen nicht befriedigt? Ofi>zieN
wurde des Gegenteil versichert; d>is würde sreilich
nicht viel beweisen. Es ist schwer, aui die
Fragen «ine Antwort zu finden; und merkwürdig,
dah sie in der Press« nlicht einmal aufgewoifen
worden sind. Pielleickt glaul,!« man, der stän»
dige Bückgang der Anleihenkurs« (der trotz dem
billigeren Geldstande auch feit der Begebung
der Ianuaranleihe andauerte) sei der Opposition
der Banken zuzuschreiben. Sie h.'ben gewiß
lein Interesse mebr gehabt, di« an de» Markt
kommenden Beträge in ihre Portefeuilles üoer»
zuführen, hat di« Begierung fo gerechnet, fo
hat fi«, scheint mir, «inen Fehler begangen
Denn der Bückgang der Anleihelurse wurde nicht
durch die Opposition herb«!geführt (die il< im Zelt»
alter des Blocks noch weniger beliebt als früher),
fondern dadurch, dah man wühle, Deutschland und
Preußen haben ihren Anleihebedarf noch nicht
gedeckt und jede Steigerung der i?»rs« könne,
solang« dies nicht der Fall ist, nur von kurzer

Bruno Buchwald: Die neuen Anleihen
 Dauer sein. Am verständlichsten war« di«
 Rücksicht auf di« ausländischen Zeichner g«»
 wtsen; unbestreitbar findet sich für «in« Schuld»
 buchsanleihe, die keinen Börsenkurs hat, im
 Ausland« w«it schwerer «in« Käuferschicht, als
 für «in jederzeit verkäufliches Börsenpapier.
 And auf das Ausland scheint man di«mal
 vornehmlich zu rechnen. (Fast tonnt« man
 diese Emission als Auslandsanleihe« bezeichnen.)
 In London und Paris sind die Gtldsätze
 niedrig: aber di« alt« Lehre, daß der Gelb»
 markt international ist und der U«b«rfluß an
 Gold dorthin seinen Weg nehmen muß, wo
 der Zinsfuß hoher notiert, hat diesmal keine
 Betätigung erfahren. Das Mißtrau«« g«g«n
 D«utschlands industritll« Entwicklung, das
 durch di« allzu rasch« Expansion Stütz« »nd
 Förderung erfährt, verhinert« das (Einström«n
 ausländischen Goldes in Form von Banl»
 lrediten. Deutsche B«ichsanl«ih«n und Pr«u»
 hische Konsols werden, so rechnet man, von
 den Franzosen «her g«läuft; b«sond«rs b«i
 «in«m Zinssatz von 0«/» und zu «in«m Kurs«,
 der noch um V« ",» unter pari notiert. Brauchte
 man aber, fo ist zu fragen, hierzu di« Vermittl»
 lung des Banl«nonsortiums? Auch an di«
 A«ichsbanl und di« Preußisch« S««hanlung
 hätten sich di« ausländisch« Bankiers w«nden
 können: und diesen Weg sicherlich «den so
 gern »»«schritten. Vi« 200 Million«« »»/«iger
 Schatzscheine, die gleichzeitig an di« Banken
 gegeben, aber nicht an den Markt gebracht
 werden, sind freilich nur durch deren Ver»
 mittlung ins Ausland zu bringen. Es macht
 keinen guten Eindruck, w«nn «in Staatsinstitut
 deutsch« Anleihen direkt nach Frankreich ver»
 läuft. Und für «ine Provision von einem
 Prozent kann man mit harmlosem Achselzucken
 verkünden, daß das deutsche A«ich sich ni«
 Kredit« von Frankreich beschaffen muhte.
 Es war« kleinlich, wegen der Vermittler»
 Provision di« gesamt« Anleihe« Transaktion
 nicht zu billigen. Wichtiger, scheint mir, ist
 ein« Kritik der Bedingung««, zu denen die
 Emission erfolgt und des Zeitpunktes, zu dem
 si« vorgenommen wird. Im Jahre 1906, als
 der Geldmarkt nicht viel flüssig« war als
 augenblicklich, wurden 560 Million«« Mk.
 3V««,«iger Anleihen mit 100,IN",<> plziert:
 jetzt vermag man einen um 90 Millionen Ml.
 höheren Betrag vierprozentiger W«rt« nicht
 einmal zu d«mf«lb«n Pr«is« unterzubringen.
 Wenn unter di«s«n Umstand«« im Ausland«
 der lxutsch« Kr«dit b«mäng«lt wird, darf man
 sich wahrlich nicht wundern: noch niemals hat,
 seit zwei Dezennien, «in A«ich von Deutsch»
 lands Bedeutung, noch viel w«nig«r «in Staat
 mit so wichtigen hilfsau«ll«n wi« Pr«uh«n,

«in» Anl«ih» zu so ungünstigen Bedingungen abschließen müssen. Wollen di« Parlamente auch über dies« Schand« hinweggehen, «h« endlich Wandel zu schaffen? Di« Ursach« di«s«r Verschleuderung des Anl«ih«kltdit«s li«gt in zwei Momenten, di« in «in«m g«wiss«n Zu«samm«nhange zueinander ft«h«n. Di« °Re«gierung wollte mit d«m billig«« Kurs« de« Banken und d«n Käufern gewiß lein Geschenk machen, sondern si« ist durch den niedrigen Stand lxr älteren Anleihen hierzu gezwungen worden. Wenn 3V, °/«ig« Wert« sich auf Basis d«r letzlgt« Kurs« mit 3.80'», 3»/,ig« sich mit 3,65°/» v«rzins«n, kann man für vierprozentige Anleihen lein«« vi«l höh««« Pr«is fortxrn, als es g«fch«h«n ist. D«nn bei der B«r«chnung des Unterschiedes muh auch berücksichtigt werden, daß die Ehanc« ein«r Kursft«ig«rung bei b«n n««drig«r v«rzinsli«hen (und darum Welt unter KX)»/» notl«r«nd«n1 Anl«ihen größer ist, weil die vierprozentig« nach 10 Jahren mlt plu-i zurückgezahlt weiden tann. Mittel zur Befserung der Kurs« muht«« daher zuerst angewendet worden f«in, und manches hält« sich schon längst «rr«ich«n l«ss«n. Wichtiger als im neu«« Börsengeseh di« Produktenbörse im Kompromiß gegen di« 2rl«icht«rung«n für die Fondsbörse zu belasten, wäre «in Ges«tz» entwurf gewesen, der di« Anlag« «in«s Teiles der Depositengelder b«r Banken in Staats» anleihen vorschreibt. Aber selbst unt«r Ve«rücksichtigung des niedrigen Kursstandes d«r älteren Anleihen hätte :ian «in« besser« Pla«zierung erreichen können, wenn man den i» Januar gewählten Modus zunächst beibehalten und auf diese Weis« «inen nur gering«« B«trag untergebracht hört«. Wer vermag noch daran zu zweifeln, daß wir mit «in«r Er»leichterung des Geldmarkt«« in d«n nächsten Monaten zu rechnen haben? Auf bies« Er»leichterung muhte di« Begierung warten: sie konnte vielleicht schon nach einem Quartal einen viel höheren Kurs erzielen. Die Emission zur jetzigen Zeit erinnert nur allzu sehr an die Abschlüsse d«r preußischen Eisenbahnver»waltung mit d«m Stahlwertverband, di« zu d«n hoch geschraubten Preisen just in d«m Moment zustand« kamen, wo Deutschlands Hochkonjunktur zu Grab« g«läut«t wurde.

Bruno Buchwald.

V«»»l»»Nlich für»», o»!!NI«l«>3«<!: »«»> Schnitzle», S<bn»>»«en5»rl,«p<n>l>»ut7<»». «zfü» b» «3rl»n»l<l: «ru,,»Nnch»al», R«»li!> Q, hc,,lg<-gi»l»!7, N: fü» all?« »nde»! DI, Oll« «»„li.^gei. Ncrün V 9, ecnnöölne z, >ü» lz«ll«r«!<l>>Nn«^ini «»»«i» F.»,,l, «Vlcñ I, - <ll>>>s<! »»Ucrl«« <»,», ». h, N<»li» V. ^z, «!>,!iz«»lti. »». — clip«»Ui»n sü» 0^«rrcl<l>.U»z^!« ic! !1, «ü!««< »»«ml« ««!„»! « W:»i«5, «0>cn I, <5l»l>»n N. - »rml »»» Paß « <«»l«l> ».». l>, b, ««rll» V «?, «ül««»»».

frd'ufeo.
Vertandhavl {für
Seidenwaren und Wollstoffe
unerreichte Auswahl bei billig* I ?н Prcieen.
jfufftist ITlichels, Berlin W. 8
Leipziger Strosse 96, Ecke Charlottenstrasse.
4 Hoflieferanten-Diplome. ===== Prämiiert Paris 1900.
Katalog gratl«.

bige Nachbildungen von Otmäld
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafensirasse 57
—'• Filiale: Polidamcrstraue U —•

.. .. bee „Borgen" ..
ift foeben crfdjtcncr. unb ьигф jebe ^иф^апылпд ober аиф bireft ju besiegen.
Qolbletncn « 3>e<fe sum greife t»on Ш1. 2.—
in ®аи3«^ісrgament „ „ „ „ 4.—
A (Eo,, Berlin W. so.

ecfflfttteaffir Mnrnftt unft
Otto€rumantyumot
Hoflieferant Srftönlqi-f>olitlt fit«
Ш1 JFrttDrtrti ttopolö oon фгш*8en.Ш
öraprilwftratfra

» 0 0
0 »
»

Inhalt
(ibuard Goldbecl
Ths. Ach««« . .
Georg Hirschfeld. .
Nainer Marl«, «ill«
Herbert Gulenlxrg .
Herbert Eulenberg .
Hermann Bahr . ,
Vrief« an den deutschen
Kronprinzen 477
DI« sozialpsychologisch«
Perspektive der Voller»
lund« «81
Frühlingsnacht ... 485
Samuels Erscheinung. 489
Mit einem Gürtel. . 490
Lord Vyron 490
Tagebuch (Schluß). . 492
Hans von Kahlenberg Der «nigmatisch« Mann
Verthold Litzmann
Karl Schnltzler .
Politisch« Gedicht«
Vruno Buchwald
A. L
Gmil Geyer . .
(Fortsetzung)
Was sollen wir lesen?
Wonnemond
Ver Kompromiß . .
Wir
Da« LiebeSempfinden
der Gegenwart . . .
«<!!«
492
502
507
50?
509
5II

Manuslrlptsenbungen nur «m di« Schrtfttleitung: Nr. Iur. Urtur Landsberger,
Berlins.35, Steglitzerstr. «9. (Sprechswnden: Wontag« 5—7 Uhr.)

Petes - Union-
i.eclesgleit5cliuti
II28 !»zt» vom L»8I«n!
V
IVlIttslclOutsclis Qummivval'Onsabl'IK
I_IIU«8 ^IliN H.L.^I-2nl(II,II2.In.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Somoart/Nichard Strauh/Georg Brandes / Richard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Vahr / Otto gulln« Vlerb««»
Wilhelm Völsche / Georg Brandes / Kugo von gofmannsthal / «arl gentsch
?lichaldMuth«l/F«lixSalt«n/»arl<2chnitzlt«/W«ln«r<2o«bart/3,»nlW«d«Nnd
Nummer 16 P«is"d""«1nz«^ 17. April 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Bon Eduard Goldbec*. ^

Kaiserliche Hoheit!

Mein Vorhaben, eine Reihe offener Briefe an Sie zu richten, bedarf der Er«
klärung. Zunächst könnte es scheinen, als solle Ihr Titel nur dazu dienen, in einer
markanten Ueberschrift die Aufmertfameit des Publikums auf die Artikel zu lenken,
die ich hier veröffentlichen möchte, und ich habe allerdings nichts dagegen einzuwenden,
wenn dieser Erfolg sich nebenher einstellt. Nebenher: das Wichtigere aber ist mir,
daß Sie selbst sie lesen, und deshalb Hab« ich diese Form gewählt. Man hat mir
erzählt, daß Sie ein kleines Büchlein, das ich vor einem Jahr« schrieb, getauft und
gelesen haben. Zwar kann ich nicht feststellen, ob der Bericht die Wahrheit sagte, aber
ich darf es glauben. Um wieviel wahrscheinlicher ist es nicht, daß Sie diese Briefe
lefen werden, die in einer vielbeachteten Zeitschrift das Gastrecht genießen! hätte ich
Ihnen durch Ihr hofmarschallamt ein sauberes Manuskript submlsset überreichen lassen,
so würden Sie bei dem Anblick des dickleibigen Monstrums vermutlich geschaudert und
daran verzweifelt haben, sich den Weg durch den Buchstabenwald zu bahnen. Die
Neinen Dosen — all« acht oder vierzehn Tag« «in Teelöffel voll — werden Ihnen
eher eingehen.

Bevor ich mich, wie man an d«r schönen blauen Donau sagt, ins „Weritorische“
vertiefe, muß ich mich einiger Vorbemerkungen entledigen. Zuvörderst bitte ich, zu
glauben, daß es nicht demokratisch« Nauhbauhlgkeit ist, wenn ich den Vorschrift«»
mäßigen Titelpomp unterschlag« und die Anrede in der dritten Person unterlasse. So
geschmacklos ich das Schnörkelwerk find«, das so sonderbar mit d«m Charakter unserer
rastlosen Zeit kontrastiert, so leid« ich doch nicht an der krankhaften Monomanie de«
Zopfabschneldens. Ich gebe jedem Rat vierter «lasse, der irgend darauf Wert legt, die
Ehr« des „hochwohlgeboren“ und würde mit Indifferenz vor Ihnen den üblichen
stilistischen Kotau verrichten. Aber es wäre eine Geschmacklosigkeit, die ich lieber der«
meld«, denn in diesen Briefen soll der Mensch zum Menschen, der Deutsch« zum

h?8 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

Deutschen sprechen, und ich fürchte, die Form würde allmählich auch den Inhalt modeln, dessen Ehrerbietung nur in seiner Aufrichtigkeit bestehen soll. Dulden Sie mich also als einen Monsieur Sansgöne: es muß auch solche Käuze geben. Wie ich nicht etwa beabsichtige, Sie durch Vorenthaltung gewisser Kurialien zu verletzen, so liegt es mir natürlich auch gänzlich fern, Sie durch Ton und Farbe meiner sachlichen Ausführungen bewußt und mutwillig kränken zu wollen. Ironie, Spott oder gar Hohn werden Sie in diesen Briefen nicht finden, sondern nur die schlichte, ungeschminkte Darstellung eines Mannes, dem es um die Sache ernst ist, und der gerade deshalb, weil es ihm um die Sache ernst ist, auf alle rhetorischen Blender und Raketen verzichtet. Es ist mir mehr um wärmendes Herdfeuer, um ein stilles Leuchten zu tun. Sie werden aber trotz aller Vorsicht doch gewiß oft peinlich berührt sein, denn den Großen der Erde Ningt jedes Wort rauh, das nicht vom Flaum der Schmeichelei umhüllt ist. Die Zeit des hohen Tons, den einst Johann latoby anschlug, ist vorüber. Wir schleudern den Königen nicht mehr den Vorwurf ins Antlitz, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Wir sehen jeden Menschen, also auch den im Purpur geborenen, durch Vererbung, Erziehung und durch sein „Mittel“, wie Goethe sagt«, bedingt, entrüsten uns darum weniger als früher, dürfen aber deshalb nicht darauf verzichten, „auszusprechen, was ist“, oder vielmehr, zu sagen, „wie wir es sehen“. Sie werden, wenn Sie den ersten meiner Briefe zu Gesicht bekommen, vermutlich denken: Ein zudringlicher Scharlatan, der sich einbildet, er könne sich ein Stückchen buntes Band oder einen Titel erschreiben! Das wäre natürlich, denn in Ihrer Stellung verwechselt mau leicht Mißtrauen mit Menschenkenntnis, allein der Charakter mein« Briefe wird Sie bald darüber belehren, daß ich keine Auszeichnung ambitioniere. Ich begreife, daß ein« Dekoration (N5RN 3d) einem jungen Leutnant Vergnügen macht, weil sich das Sternchen im lachenden Auge seiner Tänzerin spiegelt, und weiß, daß ein Titel in Preußen das gesellschaftlich« Leben sehr erleichtert; da ich aber seit Jahren ein Eremitendasein führe und über Parketterfolge hinaus bin, so kann ich mich in dieser Hinsicht ruhigen Mutes bescheiden. Auf Reisen wird ja doch, wer blond ist, Herr Baron, wer schwarz ist, Herr Doktor genannt. Sie könnten aber auch annehmen, ich sei ein überzeugter Monarchist, der aus der Fülle seiner Ergebenheit in germanischer Wannentreue zu dem jungen Königssohn sprech«« wolle. Auch das ist nicht der Fall. — Obwohl Pascals „I.e moi «t l>lu55Äd!e“ zum Gesetz der guten literarischen Gesellschaft geworden ist, bitte ich, mich in wenigen Worten vorstellen zu dürfen, denn da alles, was ich sagen will, bewußt subjektiv ist, wird es für Ihr Urteil zweckdienlich sein, wenn Sie auch über das Subjekt selbst das Nötigste wifsen.

Ich bin in streng royalistischer Gesinnung aufgewachsen. Meine Großväter von väterlicher und mütterlicher Seite standen in einem gewissen Verhältnis zum preußischen Hofe; der eine wurde von Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. sehr geschätzt. Wenn unsere Familie sich zu Festlichkeiten vereinigte, sprach ein alter Gehelmrat mit ehrlicher Ergriffenheit den Kaisertoast. Di« Brief« des Prinzen von Preußen an meinen «Aroßvater wurden und werden wie Reliquien aufbewahrt. In meinem Arbeitszimmer hängt das Bild des etwa sechzehnjährigen Prinzen Friedrich Carl in der Uniform

des ersten Garde»Regiments mit seiner eigenhändigen Unterschrift, und ich erfreue mich oft an der treuherzigen Vornehmheit dieses Jünglingsantlitzes. Mein Vater lebte bis zu seinem Tode im Bann der Potsdamer Atmosphäre, und seine liebsten Jugenderinnen»ungen verbanden ihn mit den Potsdamer Garde»Offizieren, die fast alle seine Schüler und zum Teil seine Freunde gewesen waren. Ich entsinne mich noch sehr genau, in welcher Erregung der leidenschaftlich empfindende Mann aufschrie, als die Kunde von Hödels Attentat ins Haus drang, und ich entsinne mich nicht minder deutlich, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, als er von Bismarcks Exmission las. Es war vor dem Abendbrot, und das Geschirr flog in die Höhe. Was er sagte, darf ich nicht niederschreiben. Schlimm genug, daß ich's nicht darf.

Ein geborener Nevolutzer bin ich also nicht. Ich habe dann sieben Jahre der Armee angehört, und als ich den Abschied nahm, hielt ich mich für konservativ und war sicher noch mit dem Herzen Monarchist, obwohl jede Rede des damals noch jungen Kaisers im Offizierkorps des Kadettenhaufes, zu dem ich als Erzieher kommandiert war, mit einer Unbefangenheit kritisiert wurde, vor der dem Grafen Ballestrem geschaudert hätte, heute bin ich Republikaner. Ich weiß, daß ich mich mit einer solchen Äußerung bei allen „ernsten“ Politikern diskreditiere, und es ist ja möglich, daß es noch ein Weilchen dauert, bis dieser Traum, den einst die Besten unseres Volkes träumten, Wirklichkeit wird. Visweilen malen aber Gottes Mühlen sehr schnell, und die Geschichte gefällt sich in Überraschungen, die freilich nur denjenigen in Erstaunen setzen, der ihre tausendfältigen Warnungssignale blödaugig übersehen hat. Nun ist es ja gewiß nicht konsequent, daß ein „Republikaner an den deutschen Kronprinzen Briefe schreibt, aber es ist wahrscheinlich, daß Sie regieren werden, und da der deutsche Kaiser und König von Preußen viel vermag, wage ich den Versuch, Sie als unverantwortlicher Ratgeber zu beeinflussen. Wie sagt doch Posa? „Und wür's auch eine Feuerflocke Wahrheit nur, in des Tyrannen Seele kühn geworfen . . .“ Komisch, nicht?

Nun, Sie werden kein Tyrann werden, und ich bin kein Malteser. Auch spreche ich ja nicht zu dem regierenden Herrn. Warum nicht, ist leicht gesagt. Der Kaiser vollendet seinen Weg „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten“. Er ist ein Fertiger. Nennenswerte Frage: „Quel sera l'« 66veloppement du ^erme intérieur de <^uill2ume II?“ ist beantwortet. Nebenbei gesagt: Die Antwort, die die Zeit gegeben hat, beweist, daß sich sehr oft das Fragen nicht lohnt, und mag uns darüber trösten, daß wir, das Herz mit so vielen Fragen belastet, von ihnen gehen müssen. Wilhelm II. ist der geblieben, der er am ersten Tage seiner Regierung war. Der Versuch, ihn zu wandeln, wäre töricht, doppelt töricht, wenn er mit Druckerschwärze auf Holzpapier geschähe. Auch stehe ich dem Kaiser innerlich so fern, daß ich gar kein Wort finden würde, das ich an ihn richten könnte. Ihnen gegenüber ist das anders. Sie sind ein Werdender und werden als solcher vielleicht — in Goethes Sinne — „dankbar“ sein. Bisher weiß die deutsch« Welt nicht viel mehr von Ihnen, als daß Sie ein guter Neiter, ein passionierter Sportfreund, ein leutseliger Herr und ein Gönner der Operette sind. Und nun darf ich «Mich den Gedankengang skizzieren, der mich zu der Ver»öffenlichung dieser Briefe hinführt.

o !!

Von den bürgerlichen Lehrern abgesehen, die dem Knaben unter strenger Ueberwachung eines militärischen Gouverneurs den Leitfaden in das Labyrinth der Wissenschaft spannen, haben Sie in der Periode des Lebens, in der die Eindrücke sich am leichtesten und am tiefsten einprägen, bürgerliche Männer fast nur als Lakaien gesehen. Sie haben zwar, wie es die liberalisierende Sitte will, ein wenig studiert, aber umgeben waren Sie während dieser Studienzeit von den Söhnen des vornehmsten und reichsten Adels. In den Regimentern, in denen Sie Dienst getan haben, sahen Sie wieder diese Typen, die unter dem Borussenstürmer und dem Adlerhelm dieselben bleiben. Es liegt mir fern, eine Verachtung gegen sie zur Schau zu tragen, die ich nicht empfinde. Aesthetisch betrachtet wirken die Herren recht erfreulich, wenn ich auch im Interesse der vaterländischen Kultur wünsche, daß ihre saubere Animalität etwas gesäuftiger und durchgeistigter wäre. Aber sie sind jedenfalls im Verkehr angenehmer als der ftruppig« Plebejer oder der geschniegelte Parvenu, und der Stallgeruch der Männlichkeit (wie der verstorbene Speidel so hübsch sagte) fällt mir nicht auf die Nerven. Wir bürgerlichen Männer der Arbeit strömen dafür den penetranten Schwelßduft des hominln aus. Jedem das Seine. Das Eine aber ist klar: daß Si« nur einen einzigen Typus Ihrer Volks« und Zeitgenossen wirklich kennen lernen. Bürgerliche Männer sehen Sie — ich wiederhole es, weil die Tatsache so unendlich wichtig ist und das abnorme Verhältnis gewisser Monarchen zu gewissen Minister« erklärt — fast nur in einer ehrenwerte«, aber unfreien, dienenden Stellung vor sich. Es wird Ihnen nicht, wie uns Bürgerlichen, das Glück zuteil, mit einem gleichgesinnten und gleichgestellten jungen Freunde nachts in unendlichen Gesprächen sich ein Ideenräuschchen anzuplaudern, sich im Austausch mit ihm Himmel und Erde zu erschließen. Wen lernen Sie kennen? Immer nur Satierte, nie Strebende, immer nur Wissende, nie Suchende«, immer nur die Digestion, nie die „Begehrlichkeit“, immer nur die Mächte des Beharrens, den alten und befestigten Grund« besitz des Glaubens, nie die Kritik, die, nach Brandes' stolzem Wort, Berge versetzt. Sie ahnen gar nicht, wie sich im Hirn eines bürgerlichen Mannes das Stückchen Wirklichkeit oder Schein, das wir die Welt nennen, spiegelt. Und diese Gelegenheit will ich Ihnen bieten, diesen Genuß Ihnen gewähren: Sie sollen — wie ich glaube, zum erstenmal in Ihrem jungen Leben und gewiß mit nicht geringem Staunen — sehen, wie die Lebensanschauung und Staatsauffassung eines leidlich normalen, durchschnittlich begabten, aufrichtigen und unabhängigen Mannes aus der Mittelschicht der heutigen Gesellschaft beschaffen ist. Und jetzt werden Sie — und vielleicht auch die anderen Leser — mich gewiß von dem Vorwurf der Anmaßung freisprechen. Denn es hätten Ihnen tausend und hunderttausend andere den gleichen Dienst erweisen tonnen. Ich betrachte mich nicht als einen Uebermenschen, der sich, tragt des Genierechtes, die Rolle eines Mentors anmaßt, sondern ich fühle mich als „ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation“, und gerade darin, daß ich nicht dümmer und nicht klüger bin als die meisten anderen Deutschen, liegt zum nicht geringen Teil der Wert der Bekenntnisse, die Sie jetzt lesen sollen. Diese Briefe sollen einen Mangel Ihrer Erziehung ergänzen, sie sollen Ihnen ein Neuland zeigen, das Ihr Fuß noch nicht betrat, und ich denke, die Lektüre

Achelis: Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde W1
wird Ihnen etwa die Empfindungen eines Robinson Crusoe gewähren. (Würdigen Sie auch einmal den herrlichen Aufsatz des Vicomte E. M. de Vogüé Ihrer Aufmerksamkeits, in dem er von diesem Lieblingsbuch der Jugend die Psychologie und Geschichte des englischen Volkes abgeleitet hat!) Vielleicht erwägen Sie dann, im Rückblick auf Ihre eigene Erziehung, ob Sie Ihre Söhne nicht auf anderen Pfaden ins Leben einführen wollen. Seitdem nämlich nach der Verfassung „Standesvorrechte nicht mehr stattfinden“, fühlt die Nation die Notwendigkeit, daß die Exklusivität der Prinzen-erziehung durchbrochen werde. Das ist nicht ganz leicht, denn Tradition und Etikett sind Mächte, die es verdienen, als furchtbare mythische Fabeltiere allegorisiert zu werden, aber der Versuch muß gewagt und immer aufs neue gewagt werden. Auch die Prinzen müssen Sonne und Wind der Zeit verspüren. Bisher entsprach einer rühmlichen körperlichen Abhärtung eine unrühmliche geistige Verweichlichung. Obwohl ich es nun nicht gerade als eine weltwichtige Begebenheit empfinde, wenn ich in diesen Blättern zu Ihnen spreche — so sehr hat das Pathos der Distanz vom „Untertanen“ zum Herrscher sie verflüchtigt —, so bin ich mir doch der Verantwortlichkeit bewußt, die ich mir aufgebürdet habe, und werde mich an das Wort de Voltaire zu halten trachten: „Il est temps que le roi ne s'occupe plus de la conscience“. Ich werde Ihnen nur den reinsten Wein einschenken. Praktische Unterweisung, Ziffern und Daten werden Sie nach allem, was ich schon sagte, nicht erwarten. Exakte Belehrung steht ja Ihrem Wink jederzeit zu Gebote. Sie ahnen ja nicht, wie schwer es ist, „die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt“. Was ich Ihnen geben kann und will, ist weniger und doch viel, viel mehr. Ich würde mich aber niemals entschlossen haben, diese Briefe zu schreiben, wenn nicht der Ernst der Zeit sie mir, wie einem Medium gleichsam, diktiert. Ich schreibe sie, ne quia aeternitatis re publica cunctis, in dem unbeweisbaren und unbeirrten Gefühl, daß wir einer Katastrophe entgegengehen, wenn es nicht anders und besser wird. Und daß es besser wird, dazu sollen Sie mitwirken. Wir Deutschen haben zwar bisher kein Recht, auf Sie zu hoffen, aber auch noch kein Recht, an Ihnen zu verzweifeln.
Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde.

Von Ths. Achelis.

Nacht und Sitte.

Es ist eine der größten und folgereichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erboberfläche uns die Gefchichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Tieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den

482 Achelis: Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde

Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Nassenlebens wiederfinden, wie an der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Nuten zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zutage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farben» spektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Lebens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Nasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für «Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Nasse und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungs» organismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflorgene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruieren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. In diesen Umrissen hat ein scharfsinniger, seiner Wissenschaft viel zu früh entrissener der» gleichender Nechtsforfcher, nämlich A. h. Post in Bremen, die Bedeutung des großen biogenetischen Grundgesetzes von der Einheit des Stammes» und des individuellen Lebens für die soziale Entwicklung und ihre Darstellung geschildert.

Um sich diese Sachlage zu vergegenwärtigen, bedarf es nur eines flüchtigen Hinweises auf die bisherigen einseitig individualpsychologischen Anschauungen, wie sie mit dem ganzen Feuer glänzender Nhetorit, das ihm in so reichem Maße zu Gebote stand, Nousseau formulierte. Nach ihm ist der einzelne Mensch der Erfinder und Stifter der Neligion, der Sitte, des Nechts usw., die er aus der unergründlichen Tiefe seines Bewußtseins schafft durch anderweitige Vereinbarung, basierend wiederum auf genauer Ueberlegung und Ab» schätzung der etwaigen Vorteile, entsteht die soziale Organisation, der Staat. Dadurch auch alle weiteren Satzungen und Bestimmungen rechtlicher Art, so das Eigentum, die Befug» nisse einzelner Bevorrechteter usw. Welche Unterschätzung der wirtsamen gefühlsmäßigen Neigungen und Instinkte und damit welche Vertennung der Tatsachen, die höchstens durch die völlig unzureichenden soziologischen Kenntnisse des 18. Jahrhunderts entschuldigt werden kann, liegt jener phantastischen Ansicht zugrunde! Schon die einfachste psychologische Ueberlegung, daß Necht und Sitte mit allen weiteren Verzweigungen soziale Produkte find, hervorgerufen durch den geselligen Verkehr der Menschen innerhalb irgendwelcher Assoziation, mußte vor dieser trügerischen Hypothese warnen — wie gesagt, die nackten ethnographischen Dokumente, wie sie unsere Neisenden aus fernen Weltteilen mitbrachten, wiesen die Forschung bald in eine ganz andere Nichtung.

Auch die Nechtsphilosophie, in der Hauptsache beherrscht durch Hegeische Ideen, konnte nicht den richtigen Zugang zur Lösung des Problems finden; denn sie ging von der unbeweisbaren und abermals mit der Wirtlichteil unvereinbaren Voraussetzung aus, daß das Necht zurückzuführen sei auf bestimmte angeborene Grundsätze, die vor aller Erfahrung als untrügliche Normen der Entwicklung feststünden. Wenn das zuträfe, so wäre die tat» sächliche Gegensätzlichkeit der verschiedenen Gebote und Ideale auf den einzelnen Gesittungs» stufen schlechterdings unverständlich, Iso müßte es ein schlechthin allgemein gültiges Necht

» 0

Achelis: Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde W3

für alle Menschen ohne Ausnahme, ohne "Rücksicht auf Nasse und Kultur, geben, was eben nicht der Fall ist. Selbst die gleiche geistige Höhe, dasselbe intellektuelle Niveau ist hier nicht entscheidend: nehmen wir an, daß z. B. ein Chinese, ein Indier, ein Spanier, ein Franzose und ein Deutscher dieselbe Stufe der Bildung besäßen, wenigstens annähernd, so deckt sich ihr Rechtsbewußtsein nur insoweit, als die betreffende soziale Organisation sich gleicht. Ist das nicht der Fall, so zeigen sich gerade hier die stärksten Unterschiede und Ausweichungen. Nichtig ist bei dieser Beweisführung nur, daß alles Recht, wie jedes sozialpsychische Produkt, zurückgeht auf das individuelle Bewußtsein als der letzten geistigen Funktion für das empirische Material. Aber eben dieser konkrete Inhalt, an welchem sich jenes lediglich formale Gefühl für Recht oder Unrecht bekundet, ist nicht schon gegeben, sondern quillt aus den besonderen sozialen Verhältnissen, als deren Ausdruck das Recht erscheint.

Die vergleichende moderne Rechtswissenschaft, wie sie sich auf Post, Kohler, Vernheim u. a. stützt, entlehnt ihr praktisches Material für ihre bahnbrechenden Forschungen der Völkerkunde, deren Bedeutung leider immer noch nicht ausreichend gewürdigt wird. Die Ethnologie, die eher über den engen Rahmen der bloß beschreibenden Ethnographie bei weitem hinausgeht, erschließt uns einen tieferen Einblick in das organische Wachstum des menschlichen Geistes auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung. Das ist nicht eine rhetorische Floskel, sondern entspricht dem wahren Sachverhalt, da dieser Prozeß sich vollzieht an den einzelnen Völkern und Stämmen, die unserer Beobachtung vorliegen. Deshalb haben wir es auch nicht mit willkürlich aufgestellten Hypothesen zu tun, die als Gesetze ausgegeben werden, sondern mit völlig beweisbaren typischen Erscheinungen, die bisweilen (durchaus nicht immer) streng verbindliche Kraft für die ganze Menschheit, also Allgemeinheit annehmen. Das ist ;. B. gerade im Rechtsleben der Fall, besonders auf den primitiven Gesittungsstufen, wo noch keine starke Differenzierung eingetreten ist, so bei den ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaften, die lediglich durch das gemeinsame Blutsband zusammengehalten werden. Religion, Mythos, Recht, Sitte, Staat, Kunst usw. stellen sich somit nach dieser Betrachtung als organische Erzeugnisse der rastlosen sozialen Wechselwirkung dar, von der wir überhaupt nicht absehen dürfen, weder psychologisch noch tatsächlich. Denn auch, soweit unser kritisch geschulter Blick in die nebelumspinnene Urzeit zurückdringt, und soweit unsere ethnographisch gesicherten Ermittlungen reichen, finden wir überall auf Erden Verbände, Vereinigungen, seien sie auch noch so dürftig und locker — der geniale, singulare Urmensch Rousseaus war eine trügerische Illusion. Der ersterwähnte Forscher Post sagt mit Recht: Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage; soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt, und er dieses im Kampf mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen nichts spüren.

485 Achelis: Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde

Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen; sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Nechtsanschauungen (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 18). Es ist übrigens beachtenswert, daß diese Tatsachen des Völkterlebens auch noch einen weiteren tiefen psychologischen Zusammenhang und Wert beanspruchen können; sind dieselben, wie wir uns überzeugen, sozialpsychischen Ursprungs, bekräftigen sie unweigerlich, wenigstens für jeden unbefangenen Blick, ein gemeinschaftliches geistiges Schaffen, das über den engen Rahmen des individuellen Bewußtseins hinausgreift, so sind die Niederschläge der unbewußten menschlichen Seelentätigkeit in den Sitten, Einrichtungen und Anschauungen der Völker eine äußerst wichtige Quelle für unsere Erkenntnis der menschlichen Seele, der wir auf direktem Wege nicht beizukommen vermögen. Es handelt sich hier um die so bedeutsamen «Rückschlüsse, die z. B. bei den durch Tylor festgestellten und geistvoll verwerteten Ueberbleibseln zu so erfolgreichen Entdeckungen geführt haben — die Betrachtung des religiösen Problems wird uns noch auf diesen Punkt zurückführen.

Ein wichtiges Moment bedarf zum Schluß noch der Erörterung. Durch die vergleichende moderne Völkerkunde hat es sich herausgestellt, daß es gewisse Normen und Institute gibt, die sich schlechterdings überall wiederfinden, selbst bei den stammfremdesten Völkern. Diese Organisationsformen (z. B. die primitive Geschlechtsgenossenschaft, die Blutsverwandtschaft, Blutrache usw.) und die entsprechenden Anschauungen besitzen somit strenge Allgemeingültigkeit, sie lehren stets auf derselben Gestaltungsstufe wieder, einerlei bei welcher Nation hier triumphiert gleichsam der allgemein menschliche Typus über die sonst entscheidende anthropologische Eigenart der Nation und Abstammung. Dies ist das so oft vergeblich gesuchte (z. B. innerhalb des klassischen Areals der Griechen und Römer) Modell des wahrhaft allgemein Menschlichen, das übrigens auch, wie wir später sehen werden, in manchen typischen religiösen Bräuchen und Anschauungen hervortritt. Diese weite, weltumspannende Perspektive erzieht uns auch erst zu jener echt wissenschaftlichen Toleranz, die selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch recht selten ist, zu der streng objektiven Beurteilung des Völkterlebens, die sich frei weiß von persönlicher Voreingenommenheit, von bloßer gefühlsmäßiger Bewunderung oder Verachtung. So schnell wie der Durchschnittsmensch mit seinem Urteil bei der Hand ist, so vorsichtig und behutsam sollte der wissenschaftliche Forscher sein, dem es auf die fachliche Erklärung irgend einer Erscheinung ankommt. Wir möchten noch einmal des früher erwähnten Gelehrten Post hier gedenken, der folgende eindringliche Warnung äußert: Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, der jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher speißt oder rädert usw., trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer imstande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

»Ich geh« noch ein bißchen fort, Brinkmann."

„gehen der Herr Professor noch'n bißchen an die Luft? Das ist recht, Herr Professor, heute nacht ist es ja so warm. Ich weiß mich jarnicht zu «rinnern —."

„Passen Sie gut auf den Ofen auf, Brinkmann. Die Retorten bleiben so stehen.

Nicht anrühren — verstanden?"

„Aber Herr Leheimrat können sich doch verlassen. Ich habe doch schon die jrühten Sachen mit dem Herrn Leheimrat zusammen gemacht. In siebzehn Jahren —"

„Gewiß, gewiß. Es wird schon rot. Ich möchte eigentlich doch lieber noch eine Stunde hier bleiben."

„Aber Herr Professor sind jetzt schon drei Tage nicht draußen gewesen. Das tann doch dem Herrn Professor unmöglich jut bekommen. Der Herr Professor sind schon ganz blaß und haben entzündete Augen . . ."

Andreas lächelte. Es tat ihm plötzlich wohl, diese einfältigen Worte der Für« sorg« zu hören. Der gute, alte Brinkmann. Er hatte ja recht. Sein Gehirn war jetzt wochenlang in fieberhafter Steigerung von Zahlen und Kombinationen durchftürmt. Er hatte gar nicht gewußt, wie müde er fcho.l war. Nun pocht« plötzlich die Gin« falt an das tief verschlossene Tor, und mitten im Brausen der Erwartung wurde ihr« Stimme vernommen. Als hätten di« Toten gerufen — Pater und Mutter — Helene. Er machte eine demütigend« Entdeckung: der Mahner hatte recht. Vb der Forscher «cht hatte, sollte sich erst erweisen.

Andreas verließ den rötlichen Nauchschwall, der den Ofen umgab, und näherte sich, durch das feuchte, vom Dufte der Säuren gefchwäugerte Halbdunkel tappend, einem Fenster seines Kellerlaboratoriums. Er stieß es auf. Von den Fillederbüschen, di« drauh«n das Haus umgaben, schlug jetzt ein Zweig, dessen Frühlingskraft über den Fensterrahmen gewachsen war, in di« Oeffnung.. Seine violetten Blütentrauben trafen Andreas' Geficht. Ein anderer Duft kam da herein. Und das Licht draußen, das ganze Pasein — wie anders. Mit seinen ernsten, prüfenden Augen blickte Andreas hinaus. Der Mond war nicht zu sehen. Er muhte jetzt über dem Hause stehen. Aber s«in mild«s, tröstendes Silberlicht lag auf allen Dingen. Die Bäume, vom Nachtwinde leis« lxwegt, schienen ihm «ntgegenzuatmen und Frieden zu suchen. Die Sing« Vögel schlief««. Das L«b«ndige war in dieser Nacht wie tot, und das Tote wollte zum Leben erwachen. Ein warmer Duft, ein sanftes Leuchten, ein Fragen und Sehnen überall. Wo war der M«nfch jetzt? — Ausgeschaltet? —

Andreas wollte klar bleiben. Er sah mit verschränkten Armen hinaus und glaubte zu lächeln, hätte ihm jetzt ein Widersacher seines Herzens «inen Spiegel vor« gehalten, so wäre er erschrocken. Er lächelte gar nicht. Sein Gesicht lag in Gram« falten, war alt und traurig. Aber sein unbeirrbares Gehirn ließ sich von der Nacht« luft nützlich erfrischen und sandte durch die brennenden Augen feinen, gutmütigen Spott in die „Schönheit der Natur" hinaus. Er war nicht sentimental. Er wußte.

O »

wie draußen alles geworden, und was der Schimmer dieser Stunde wert war. Di« Blumen dantten ihm für den Dünger, den er im herbst hatte auftragen lassen. Darum waren sie jetzt so schön. Der Mond aber war gewiß nur davon erfüllt, sich recht z« „sonnen“. Er kümmerte sich den Teufel um die verliebte Erde.

Zwölf. Da schlug die Uhr der Mathäikirche. Eigentlich hatte er schon an dem offenen Fenster genug Erholung. Der Einfall, jetzt auf den Straßen herumzulaufen, war töricht. Die Entwicklung des Experimentes hatte zwar noch einige Stunden Zeit. Pas endgültige «Resultat war erst nach Sonnenaufgang zu erwarten. Jetzt gab es doch nur ein untätiges Dabeifitzen, harren und Bangen, Seltsam — Harren und Bangen. Diese Worte, die er als Wissenschaftler so gern vermied — nun stellten sie sich in dieser Nacht noch ein. Wie leidenschaftlich, wie fieberhaft er harrete und bangte, das fühlte er jetzt erst, als er am Fenster stand und in den Garten hinaus» starrte. Sonst war es ja seine wichtigste Eigenschaft, kalt und klar zu bleiben im kritischsten Augenblick. Er „pflegte seine Aktivität kontinuierlich zu erhalten“, wie Kollege lädicke ihn charakterisiert hatte. Vor Träumen und hoffen, Wünschen und Bangen, vor allen», was nicht wach war, hatte er Angst. Wenigstens in den letzten drei Jahren. Seit Helenes Tode.

Er schloß die Augen und lauschte gleichsam auf seinen Herzschlag. Wie unbegreiflich waren doch diese Neste früher Jugend. Steckte in dem Graukopf noch immer der Pennäler? Pochte und hämmerte noch der Wildfang, der „etwas erleben wollte“? Wie in den feligen Zeiten von Neu»Nuppin sa5 er jetzt in dem schönen Werdetraum da draußen alles Erstrebenswert«, in seine großen Arbeit aber Last und Fessel. Lächerlich. Er durfte das durchaus nicht aufkommen lassen. Ein Wann, der sich der Sechzig näherte, ein Ordinarius, der schon Nektor Wagnifitus gewesen. Man schämte sich doch am nachdrücklichsten vor sich selber. Das heißt, wenn er ehrlich war — dann schämte er sich eigentlich gar nicht. Er war nur verwirrt und überrascht. Das Gefühl, das ihn beherrschte, hielt er wie einen zitternden, kleinen Märchenvogel fest, den er mit plumper Hand zu zerdrücken fürchtete und doch nicht entslatern lassen wollte. Wenn er ehrlich war . . . dann lebte jetzt mehr ein Glück in ihm als ein Grauen. Jahre der Arbeit, der Enttäuschung, der nimmermüden, schmerzgeheiligten Hoffnung — waren fie nichts? Doch, doch, diese Stunde war flüchtig. Sie war nur eine Ausgeburd der Ueberanstrengung. Konnte nichts anderes sein. Wann war es denn zuerst über ihn gekommen? Als Naturforscher grübelt« er nach. Er wußte es aber nicht mehr. Der Feind war eben nicht tot gewesen — er hatte nur geschlafen. Physis, Physis. War seine Psyche wirklich nur bei den Netorten? Lebte sie von Säuren und Hydraten? Erstickte sie in einer blühenden Mainacht? Seine Studienzeit, Heidelberg, Jena, die hatten es anders gesungen. Draußen in den Fliederbüschen setzte jetzt mit Nagender Wonne das Lied einer Nachtigall ein. Trieb? War das wirklich nur Trieb? Wie in ihm jetzt die Unruhe, der peinliche Fluchtgedante? Trieb! . . . O Seligkeit, ihn im Alter zu kennen! . . . Er wollte ein ne^ues Element entdecken. Er war im Begriff, einer von denen zu werden, die das Jahrhundert der Wissenschaft zwei» oder dreimal schenkt. Was da im Ofen kochte lind gäerte, war bestimmt, den Nam«n Heinrich Andreas unsterb»

°° Georg yirschfelo: Frühlingsnacht <t87

lich zu machen. Zu krönen, was unbeirrbarer Fleiß in dreißig Jahren vorbereitet. Er stand vor dem Tor, das sich auftun sollte und dem Gealterten einen Vlick gönnen in das Land seiner ewigen Jugend. Denn das war sie, die Nachwelt. Was ihn jetzt versuchte, war nur dumpfer Wahn und Weg zum Abgrund . . . Er wollte ein Element entdecken. Morgen früh, am 9. Mai des Jahres 1907, war es vollendet. Zu Helenes, der jäh Entrissenen, Gedächtnis hatte er es geschaffen. Absterben hatte er lassen, was dem einen mächtigen Zweck nicht diente. Er hatte die Kraft, zu fördern und zu bannen in sich, was not tat. Not tat! Woher dieses nichtswürdige Echo, das ihm den Ernst seiner Entschlüsse verdarb? Von unten kam es. Von dort, wo er stand, wo seine müden Füße sich eben noch hielten. Oben, tzaup und Auge waren frei.

Ein Element. Er wandte sich vom Fenster ab und starrte den Ofen an. O, daß es erst morgen wäre. Was hatte er zu Brinkmann gesagt? „Ein bißchen“ wollte er fortgehen? Auf eine Stunde vielleicht? — Er belog sich. Auch das noch. Er wußte es ganz gut — einmal nachgegeben, einmal draußen im lüsternen Dunkel, wo das Gesindel wach war, verlor man sein Zeitgefühl. Da war man dem Dienst der Wissenschaft entrissen. Nein, nein. Er wußte jetzt, was zu tun war. Er schloß das Fenster. Da er es ziemlich heftig tat und einen Knall der« verursachte, fuhr Brinkmann, der am Ofen eingenickt war, schuldbewußt empor. Andreas näherte sich ihm. Er strauchelte auf dem fchlüpfrigen Kelleiboden, denn eine zitternde Kraftlosigkeit war in seinen Füßen, machte sie willenlos und schwer. Nach Jahren empfand er heute wieder diese Angst vor einer tödlichen Erkrankung. Wie damals, in Königsberg, als er sich vergiftet hatte. War es am Ende auch diesmal eine Blut« Vergiftung? Gleichviel . . . Morgen war alles vorüber. Für ihn dann — alles. „Brinkmann,“ sagte er mit matter Stimme, „gehen Sie ruhig schlafen, Blink« mann. Ich bleibe hier.“

„Aber Herr Jeheimrat!“ stotterte der alte Diener. „Was denken denn Herr Iehelmrat von mir? Schlafen! Das ist mir ja seit Königsberg nicht passiert! Schlafen Un Laboratorium!“

„Deffen habe ich Sie gar nicht beschuldigt.“ Lächelnd beugte sich der Gelehrte über die brodelnde Glut.

„Und jetzt, wo wir so kurz davor sind, das Eliment zu entdecken! Nein, Herr Professor!“

„Sagen Sie bitte nur Herr Professor, Brinkmann. Wechseln Sie nicht immer mit Professor und Geheimrat ab — das macht mich ganz nervös.“

„Iott im Himmel, tu' ich denn das? So'n Schafstopf! Nein! Aber das kommt davon, feitdem der Herr Professor Jeheimrat geworden sind. Da weiß ich wirtlich nicht mehr, ob ich zum Herrn Jeheimrat Herr Professor sagen darf. Was ist denn nun eigentlich mehr?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Brinkmann. Halten Sie jetzt 'mal den Schnabel. Es wird.“

„Wird?!“

„Ueberraschungen können jedenfalls nicht mehr kommen. Nach meiner Berechnung werden wir zwlfchen fieben und acht Befcheid wissen.“

H83 Georg yirschfeld: Frühlingsnacht

O O

„Solange wollen der Herr leheimrat noch hier im Keller sitzen? Im dem gestank und Moder? Nein, h:rr leheimrat! Nein, Herr Professor! I:hen Sie doch um lottes willen blo5 'n bißchen an die frische Luft! Damit das alle Zeugs aus die Lunge 'raus kommt! Ich bleibe hier! Ich jarantiere für alles!"

„Davon, lein Wort mehr, Brinkmann —"

Weiter kam Andreas nicht. Ein äußerst heftiger Hustellanfall überfiel ihn. und er mußte sich auf den Schemel niederlassen, den der erschrockene Brinkmann ihm hin» schob. Lange konnte er sich nicht beruhigen. Endlich gelang es der Massage des Dieners und dem frischen Glas Wasser, das er ihm vom Brunnen geholt. Andreas stöhnte. Erschöpft blieb er sitzen und schüttelte, über sich selbst ergrimmt, den Kopf.

„Sehn S«, sehn Se, Herr Professor", flüsterte Brinkmann. „Wenn das noch 'mal kommt, fpucken Se Blut!"

„Unsinn. Ein Kohlensplitter. Weiter nichts. Aber ich werde doch ein Paar Minuten fortgehen, sonst beruhige ich mich nicht. Sie haften mir für den Öfen, Brinkmann."

Der Alte nickte erfreut und versorgte seinen Herrn wie einen Kranken, der eine Badereise antreten wollte. Nachdem Andreas noch einen letzten Blick auf die knisternde Vfenglut und die verheißungsvoll leuchtenden Netorten geworfen hatte, stieg er feufzend die Kellertreppe hinauf und fchritt behutsam, als ob sein Fortgehen unbemerkt bleiben sollte, durch den Garten ins Freie.

Wie lind und schön war diese Nacht. Er beschloß einen kleinen Nundgang zu machen. Die Tiergartenftraße entlang bis zur hohenzollern» und allenfalls noch bis zur Friedrich«Wilhelm»Strahe. Dann durch diefe und das Kanalufer wieder zur Mathäi» tirschstraße zurück. Eine halbe Stunde war das höchstens. Wohltuend empfand er die absolute StUl«. Sie hätte auch beruhigend auf ihn gewirkt, wenn es nicht so warm gewesen wäre. Im Gehen fast schwül. Als er in die Tiergartenstraße einbog, kam gerade das Automobil des Kommerzienrates Frankfurter nach Hause. Den Nachbarn war er also glücklich entgangen. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß Lola Frankfurter, die Siebzehn» jährige, betroffen aus dem Fenrer des Wagens geblickt und ihn erkannt hatte. Früher war ihm die kleine Schwärmerin, die ihm mit Ausdauer anonyme, anbetende Verse sandte, gleichgültig gewesen. Er sah das kaum in seinem Arbeitsdrange. Jetzt aber empfand er zum ersten Male ihre Neigung als etwas Schönes und Echtes — ja, wenn er sich ganz klar sein wollte, als etwas Ermutigendes. Eine weibliche Seele gab es noch, die seine Person, erfüllte. Dieses Kind stand an der Quelle des Erlebens und nahm mit ihrem Gefühl für ihn den ersten, reinsten Schimmer des Erlebens vorweg. Es blieb ja nicht bei dieser platonischen Sehnsucht. Der Weg der Natur war roh und kalt. Das Unheil solcher Erkenntnis war dem Menschen gegeben — nur dem Menschen, der das Tier in sich entdecken muhte. Andreas blieb stehen und blickt«, um die Gedanken an Lola Frankfurter zu bannen, in den Mond auf. Der stand voll und silberweih über den schwarzen Tiergartenbäumen. Warum dachte er jetzt nicht an die tote Helene? Weil sie tot war. Ihr Bild war ihm zum erstenmal verschwommen. Er konnte es nicht zu» sammenfügen. Sie war wirklich in einer anderen Welt. Oh, wie verlassen er sich fühlte. Und morgen — morgen sollte sein größter Tag sein. (Fortsetzung folgt.)

°° «Rainer Maria «Rilke. Gedichte «89

Samuels Erscheinung.

Da schrie die Frau zu Endor auf: Ich sehe

Der König packte sie am Arme: Wen?

Und da die Starrende beschrieb, noch ehe,

da war ihm schon, er halte selbst gesehn:

Den, dessen Stimme ihn noch einmal traf:

„Was störst Du mich? Ich habe Schlaf.

Willst du weil dir die Himmel fluchen

und weil der Herr sich vor dir schloß und schwieg

in meinem Wund nach einem Siege suchen?

Soll ich dir meine Zähne einzeln sagen?

Ich habe nichts als sie . . ." <is schwand. Da schrie

das Weib, die Hände vors Geficht geschlagen,

als ob sie's sehen mühe: Unterlieg —.

Und er, der in der Zeit, die ihm gelang,

das Voll wie ein Feldzeichen «benagte,

fiel hin bevor er noch zu klagen wagte:

so sicher war fein Untergang.

Die aber, die ihn wider Willen schlug,

hoffte, daß er sich faßte und vergäße;

und als sie hörte, daß er nie mehr äße,

ging sie hinaus und schlachtete und buk

und brachte ihn dazu, daß er sich setzte;

er saß wie einer, der zu viel vergißt:

alles was war, bis auf das «ilne, Letzte.

Dann ah er wie ein Knecht zu abend ißt.

«Rainer Maria Nilte.

WO

2

Herbert Eulenberg: Lord Byron

2 ^ 2

Mit einem Gürtel.

Sonett von Herbert Eulenberg.

(Nürtel, den ich ihr scheute, sage ihr,
Wenn du statt meiner ihren Leib umpreßt,
Den Ort, der mir der liebste ist, umfaßt,
Wie ich mich sehne, dort zu sein gleich dir.
Erfüllt wie du bei ihr, du schöne Zier:
Wenn ohne Anfang, ohne End und Nest
Du sie umschlingst und ungern sie verläßt,
Wenn's draußen Nacht ward. Dann gehört sie mir.
Erzähl' ihr nur von mir, wenn ich verreist
Und in der Fremde, für ihr Auge tot,
Und tüß sie, Schnalle, stets, sei du mein Mund,
Der leis, wenn ich gegangen bin, mich preist,
Daß ihre Wangen glüh'», von« Feuer rot,
Und will sie mich vergessen, küß sie wund!
Lord Vyrön. Von Herbert Eulenberg.

3'

der Morgenstunde des 1. Dezembers 1900
erschien unter den ersten verdammten Seelen
Oscarr Wilde vor der Hölle. Er legitimierte sich
als Verfasser der „Salome“, worauf man ihn
ohne weiteres einlieh und ihm «Ine bestimmte
Zelle anwies. Er erkundigte sich sogleich bei
dem Teufel, dem er zur besonderen Bedienung
und Folterung überwiesen war, wann man in
der Hölle Besuche mach« oder empfangen, und er»
fuhr zu seiner Freude, daß dies wie oben auf
der Erde zwischen 12 »nd 1 Uhr oder abends um
5 Uhr geschehe und gestattet sei. Der Dichter
lächelte dankbar gerührt, gab dem Teufelchen das
letzte Frankstück, das er bei sich hatte, und er»
llärt«, daß er zunächst seinen bewunderten Lord
Byron besuchen möchte, und fragte, ob es weit
bis zu ihm sei. Woraus ihm der Bescheid zu»
teil wurde: ,V nein, Sire, hier eben um die
linke Eck« herum. Sein« Lordschaft haben sich
aus musikalischen Neigungen in die« Näh« des
deutschen Viertels angesiedelt!"
»>Veil!« bemerkte Wild« und machte sich,
nachdem er eine Stunde lang die nun einmal
notwendigen Folterungen ausgehalten hatte, an
die Toilette. Er schnitt sich die etwas zu lang
gewachsenen Fingernägel und polierte sie, so gut
es mit Stiefelwichse ging, die man ihm als Pomade
hingestellt hatte. Zu einem Bade im Styx schien
es ihm etwas kalt zu sein, und so verwendet«
«r denn ein« Stunde lang dazu, seine Krawatte
zu binden, das einzige Bekleidungsstück, das man
ihm vergönnt hatte. Denn jeder darf dort unten
nur das Stück von seinem ganzen Habit tragen,
das ihm am liebsten ist. Als die Höllenuhr
zwölfe schlug, machte er sich auf den Weg, nahm,
um sich anmelden zu können, die schwarz« Visiten»
karte vorn von der Türe seiner Zelle«, auf der
mit seinem Blut geschrieben rot sein Name stand,

und trat auf die endlos lang« schmal« finstere
Gasse hinaus.

Wie er so von Tür zu Tür herumtappt«,
begegnet« ihm zu seinem Glück Charon, der um
die Stunde den von dem ewigen Bellen und
Anerkennung liegenden halb tolleren Cerberus spazieren
führen mußte. Der geleitete ihn brummend um
die Ecke« linker Hand, wobei der Cerberus, wie

tzerbert Eulenberg: Lord Byron

«»91

die« b«l Hunden üblich, stehen blieb, vor die Ne»
hausung ftiner Lordschaft, die um «in bedeutendes
geräumiger war als dl« Zellen der Nachbar»
schalt. Auch hatte st« «in ll«in«s, schwarzes
Fenster nach der Straß« zu, durch das Wild«
vo» sichtig hineinguckt«, um sich zunächst ül»r die
Situation llar zu nxrben.'

3» s«ln«m Erstaunen «ntdeckt« er, dah schon
etn Besuch bei Byron war, und wie er näher
hnelnguckt«, sah er, dah es lein anderer als
Shelley war, der dort, bloh mit «inem Strohhut
angetan, bei dem Lord, d«r feinerseits, vermutlich
um s«i««n Klumpfuh zu v«rd«ck«n, nur höh«
braun« Stulpftlefel trug, zu Gaste war. Vi« b«id«n
sahen mit überelndergechlagenen, knöchernen
Beinen sich an einem Tisch aus Ebenholz gegen»
«lber. Sh«ll«y raucht« aus «in« Bf«if« roten
Qual«, und Byron selbst trank aus einer riesigen
Flasche F«u«rwass«r. Sl« «ar«n mitten in einem
Gespräch, und Wilde, der dies s«ltsam« Bild
nicht aufstör«« wollte, hört« drauhen, unler dem
Fenster geduckt, wie Lord Byron mit etwas heiser
gewordener Stimme seinem Freund« «rllärte:
'Du magst s»g«n, was Du willst, P«rcy, dl«
Gnglän« sind dl« knotigst«« Kerle, di« Gott
oben herumlausen loht. Sie haben uns beide,
weih der Teufel, so geplsackt, dah mir der Aus»
enthalt hier, ohne dl« blödsinnige Hitze, fast wie
»in Sanatorium vorkäme. Und was machen sie
mit alle« ihre« Geld«, das st« d«r ganzen Welt
abnehmen, sag mir doch! Seife, Maschinen und
gut« Kleider. Das ist ihre ganz« Kultur.
Es kommt noch so w«it, d»h ich mich vor
horaz und Tibull, dltftn römischen Griechen
und Halbdichtern, schämen muh. Neulich sagt«
mir schon Volt« im Klub ganz anzüglich: 'Ihr
s«id jetzt schon reicher, als wir jemals gewesen
sind/ Ich dacht« an Manchester und konnte
nichis erwidern. Wir verkommen, mein Freund,
«nf unser« Millionen, und schließlich bleibt nur
«och Shak«spear« von uns übrig wie hannibal
von Karthago.

Unterbrich «ich nicht! Dl« Kunst gilt Ihn«n
l«ln«n Slzpenc« m«h«. Maler werden zu An»
streichen» und Dichter zu Journalisten in Londo«
gemacht. Ich halt« «ich v»r den Arlftolraten
u« «eine ganze Lordschaft gebracht, als ich
mein erstes Gedicht fertig hatte. 'Aber dafür
sind doch Schullehrer da,' fagt« mir mein« Mutt«r
ganz «ntrüst«t, und ich war wie von stlbst zu
den Whigs geworfen. Jeder Tory sah mich
seitdem wie eine« Seiltänzer an.

Wie ich meln erstes Drama, es war l»r
'Manfred', herausgab, warnt« mich d«r h«rzog
von Vevonshir«: 'O, armer Mann, denken Sie
an Ihr« unst«rbllich« Seele, ehe Sie Souffleur
werden!' Es war am nämlichen Tage, als ml«
Goethe aus Deutschland schrieb: »Ich rechn«

es mir zur Ghr« an, mit Ihnen in brieflichem Verkehr zu steh««. Ihre dramatifch«« B«rsuch« w«rd«n im Land« Shal«sp«ares sicherlich bi« groh« Anerkennung finde«, dl« sie verdienen." Jawohl, Herr Geheimrat, keine Schmiere hat sich drum bekümmert! Sieh Dir doch ihr Theater »n, Percy, zu« Donnerwetter, wiewohl das Fluchen hier unten verboten ist, ehe Du mich unterbrichst! Weiht Du, was da« Neuest« auf «nglischn Bühn«n ist? Dr«isach verschiedenes Sonnenlicht, bunt« Fräcke und echt« Schnee« flocken, die oben auf dem Schnürboden in einer Gefriermafchln« hergestellt werden. Als jüngst Hamlet dort in halbem Mondlicht, umfchneit, auf der Terrasse zu helstngör erschien, rief man zum Schlus den Schnee statt des Hamlets heraus. Und als der Prinz gestorben war, lag er da, den Körper im Schatten, das Antlitz blau und dl« tzänd« rot beleuchtet, die Augen zur Deck« ge« richtet. Das andere war Schweigen. Im hinter« gründe hört« man sich Shakespeare dreimal knarrend im Grabe umdrehen.

All« ihr« neuen Stücke sind um der Kostüm« oder der Nequistten willen geschrieben, die darin getragen oder schnell wie faul« W«chs«l herum« gereicht werden. Die Wegweiser nach Griechenland sind abgehauen worden, und wer heut« in London fürs Th«at«r schreibt, der muh zuvor zwei Jahr« lang zu einem Tasch«nspiel«r in die Lehr« gehen. Di« Poeten in England werden samt und sonders zu Spitzbuben, di« sich vom Verblüffen nähren. Auch den irischen Duckmäuser haben sie dazu gemacht, der da drauhen hinter dem Fenster steht, »nd d« sich einsperren lieh, statt ihnen davon zu laufe«.'

Hermann Bahr: Tagebuch

Damit stieß Lord Byron mit seinem «lump» fuß die Türe auf und zog den erschrockenen Wilde an seiner Krawatte in dl« schwarz« Kammer hinein.

.Nichts für ungut, mein Bester!' fuhr seine Lordschaft fort, »ich erkannt« Sie schon lange an dem roten Schatten, den Sie drüben auf die Behausung meines Freundes Garrick warf««. 2s freut mich, daß Sie endlich zu uns herunter» gekommen sind, hier, Percy, hast Du den jungen Athener au« Dublin, dessen .Salon,«" ich Dir zum vorigen ersten April geschenkt habe. Ein nicht unübles Buch, wenngleich es mir ein wenig zu stark parfümiert ist und nach Pari« riecht wie eine Sumpffente.

»Nehmen Sie Platz! Bauchen Sie oder trinken Sie? Es wird Ihnen sicherlich bei uns gefallen, wiewohl Sie — «ine schlecht« Wirkung vom Zuchthaus h«r — «in« g«wiss« Neigung zum Pietismus in der Nase haben.

Ich werde Sie heut« abend zum «lud der Vemütlosen abholen. Sie sind«« ein paar reizende Menschen bort: Beranger, Heine, Aristophanes, Poe, Goldoni u. a. Die Gesell« schaft ist völlig international. Wir erzählen uns Fragmente aus unserm Leben. Wein Freund Schumann macht Musik dazu. Leider ist da« Lachen dort, wie überall hier unten in der Hölle, verboten.

Wenn Sie Shakespeare sehen wollen — ge» wohnlich die erst« Kuriosität für all« neu an» gekommenen Engländer —, so machen wir de» kleinen Umweg über die Asphodeloswiesen. Er macht dort allabendlich mit Homer und Ll»T<ll»P« seinen Spaziergang, da ihm die Gesellschaft d«« Sophokles w«g«n d«s «wig«n Fachsimpeln«, in das st« b«ib« wld«r Willen stets hineingerieten, unerträglich geworden war.

Ich kann Sie leider nicht zum Diner be» begleiten, bei dem jeder Feinschmecker dazu ver» urteilt ist, dl« ihm nicht zusagenden Speisen zu verzehren, da ich Ludwig dem II., de« Vayernlönlg — ?ou Imov bim! — versprochen habe, ihm den siebzehnten Gesang meines .Don Juan" vorzulesen, den ich hier im Inferno ge» geschrieben habe, und in dem ich d!« neueften Engländer, m«6e in Oennllnx, Spießbruten laufen lasse. Selne höllifche Herrlichkeit, der Satan selbst, haben mir zu Ehren in der Masl« des .Kaln' gleichfall« sein Erscheinen in Aussich! gestellt. Wenn Sie erst, »lk« ich heute, 75 Jahre in der Hölle gehaust und ihre Konventionen vergessen haben, werde ich Sie mit zu diesen intimen Zirkeln nehmen.'

Damit reichte der Lord seinem verlorenen bürgerlichen Bruder die Hand, bozt« Shelley freundschaftlich zur Tür« hlnaus und begann, ^ darin bestand seine harte tägliche Pönitenz, — aus

seinen Werken die mißlungenen Verse, die er nun nicht mehr ändern konnte, herauszusuchen und wehmütig zu betrachten.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

29. Januar. Franz Blei in München freigesprochen. Dies gehört auch zum heutigen Deutschland, daß ein so feiner, so kluger Autor von solcher intellektueller Neinheit erst nachweisen muß, kein Pornograph zu sein. In einer ein wenig kultivierten Gesellschaft würde es genügen, daß er einen Satz vorliest. Wer in der Wahl von Worten, in ihrer Fügung, ihrer Folge von einer so zarten Scham ist, wäre vor solchem Verdacht dort gesichert. Dann aber hätte der Staatsanwalt nun seine Sprache vorzulegen. Es konnte sich zeigen, daß einer geschlechtlich enthaltsam, erotisch taub und doch ein Schwein sein kann. Und: lernen denn diese Staatsanwälte gar nichts? Der scheint nicht einmal zu wissen, was diese Gedichte des verruchten 'Lustwäldchens' in unserer deutschen Entwicklung bedeuten. Zweimal haben die Deutschen vor Weimar versucht, ihre Lümmel zur Anmut zu biegen und sich einen Schein geselliger Kultur zu geben: im Minnesang zuerst, dann in diesen galanten Dichtern der Barocke, von welchen es unmittelbar zu Goethe geht. Es gibt nun einmal keine menschliche Bildung als durch die Lust an der Liebe, hier wurzelt jede.

0 «
0 o

Hermann Bahr: Tagebuch 493

3. Februar. Attentat in Portugal. Wenn ich König wäre, ich würde das Gescheit aufgeben. 2s muß ungemütlich sein, nicht ohne Furcht über die Gasse gehen zn können. Vor einem Duell hat man eine unruhige Nacht. Sie sind aber doch immer wie vor einem Duell, früh und spät. Königlich erzogen, wäre ich wahrscheinlich auch der Meinung, daß die Feinde der Könige schlechte Menschen sind. Sicher. Aber ich Hütte keine Lust, mich durch böse Menschen ängstigen zu lassen. Ich würde das Geschalt auflösen. 28 bliebe mir immer noch so viel, standesgemäß auf hohen Berge», an blauen Meeren zu leben. Und ich wäre plötzlich ungeheuer beliebt. Alle Kollegen würden neidisch. Das tut doch der Gileitheit wohl. Und ich halte die beste Presse. Ich konnte mich ja auch, zum Zelto«rt» eib, ins Parlament wählen lassen. Die Radikalen würden sich um mich reißen. Wenn man denkt, wie berühmt, wie verehrt schon der kleinste Varon ist, der ein bisschen demokratisch tnt! Wahrscheinlich würde ich auch materiell nur gewinnen. Einen König a. D. zum Präsidenten zu habe'«, welche Gesellschaft, welche Va>,t muß das nicht relzen? Und ich konnte Konzerte gebe». Auch das Kabcncll bliebe mir. Und die Töchter der Milliardäre. In den eisten Jahre,» wä.c das sicher herrlich. Die Gefahr ist nur, daß es mir alle nachmachen würden. Dann hätte es naiürlich bald keinen 'Reiz mehr Ernsthaft: 'ch verstehe den Zar wirtlich nicht, ich kann durchaus das Wollt» nicht finden, das ihn zu bleiben bestimmt. Ich würde zum Beispiel, obwohl ich zur Weinung nel^e, daß Eigentum Anrecht ist, dennoch niemals stehlen, bloß weil ich mir s.ige: du wirst einmal erwischt! Und so muß er, wenn er sich auch selbst gar nickt im Unrecht fühlen sollte, sich doch täglich sagen: du wirst einmal erwischt! Nun heißt es freilich: Tradition, Ehre, Pfl chil Möglich, daß die Vergangenheiten dort oben noch leben. Möglich auch, daß der Reiz der Macht, selbst einer imaginären, stärker als alle Furcht vor Gefahren, als aller Wunsch nach Ruhe, Freiheit und Sorglosigkeit ist. Möglich. Aber wenn ich mich vielleicht auch in den Wahn der Könige finden mag, niemals kann ich ihre Frauen verstehen, die Mütter ihrer Kinder. Wenn irgendwo die Walern sind, packt jede Mutter ihr Kind u»d rennt, hört nichts, läßt nichts gelten, nur fort, nur fort, daß bloß das Kind die Mafern nicht triegt, sonst weiß sie nichts mehr von der Welt, alles aodere ist ihr gleich, nur nicht die Masern! Bürgerlichen Müttern steht das Leben ihrer Kinder höher als Reichtum oder Ansehen. Oben scheint das anders. <is muß oben doch eine besondere Abart von Menschen sein.

Politischen Journalisten scheint das Gefühl für den Wert und Sinn der Worte ganz zu fehlen. »Gin unerhörtes Verbrechen ist begangen«, heißt es überall, haben sie nie von harmodios und Aristogeiton gehört? Von Brutus? Von Eromwell? Ich mag diefe gar nicht fehr, weil ich Gewalt niemals mag, auch als Rache nicht, auch von unten nicht, aber auf der Schule lernten wir, daß dies Helden waren.

5. Februar. In der Akademie, Ausstellung der englischen Maler. Gainsborough, ja. Gine Lust, daß ein Mensch solche Hand hat. Aber dies alles ist eine dienende, den Mächtigen schmeichelnde, über das »."eben täuschende Kunst. Wir wollen eine Menschen weckende, Macht brechende, Leben bringende. Spottet nicht, daß die hohen Herren von unserer Kunst nichts verstehen! S>e verstehen sie besser als mancher unter uns selbst. Sie verstehen, daß es «ine Kunst ist. die nicht mer»r dienen will, sondern in ihr erhebt sich der Mensch. Warum tun wir unschuldig und leugnen?

21. Febru ar. Mi» Leo Greiner, der zu den Proben der Lylistrata gekommen ist, ein Ge» sprach über griechische Heiterkeit. Wir sind einig, daß sie garnicht den ewig blauen Himmel

»

»°»

der Philologen hat. Aber auch er scheint mir sie zärtlicher, inniger, zierlicher zu sehen, als sie mir ist, zu Bokoko. Sie lacht mit verbissenen Zähnen, mit geballten Fäusten, mit verzerrten Muskeln, ein irres, schamloses, knirschendes Lachen der letzten Wildheit, ein Lachen am Galgen, das schon den Tod im halse hat. Vor der Heiterkeit der Griechen wird mir alles Tragische der anderen Völker zur Posse; erst unsere Mufit hat sie wieder, Bach in der Chromatischen Fuge, Wagner im dritten Akt Tristan und in den Meistersingern, Wähler in der Fünften. Eine Heiterkeit, die das Nichts erblickt hat, unser eigenes und de» scheinenden Welt eingeborenes Nichts. Alle Freuden sind erfüllt, alle Schmerzen geleert, der Kreis um alles Leben gezogen, was soll nun sein? So fragt auf seiner höhe, aus seiner Tiefe der Mensch. Der Wahn ist zerstoben, was nun? Da wir nun doch erkannt haben, daß nichts als Wahn ist! Also weiter im Wahn, aber wissend, daß es Wahn ist. So hat der Grieche am Grabe seines ungeheuren Ernstes zuletzt das Lachen entdeckt. Was soll man schließlich auf der Welt sonst noch anfangen, als heiter zu sein? Es bleibt einem nichts übrig. Dies ist es: es bleibt einem nichts übrig. Das bricht in aller griechischen Heiterkeit immer wieder aus: es bleibt einem nichts übrig.

25. Februar. In Zeltungen wird die Destinn geschmäht, weil sie niemals zögert, sich als Böhmln zu bekennen. Man findet das undankbar gegen Verlln, wo sie doch viel Geld verdient. Nehmen wir an, ein Berliner exportlere nach England. Muß er nun, um der englischen Kundschaft willen, aufhören deutlich zu fühlen? Meine Vücher werden in Frank» reich gekauft, nimmt mir dies das Becht auf deutsche Gesinnung? Aber so steht der Deutsch» den Künstler an: er glaubt, um den Preis, den er für sein Wert zahlt, ihn selbst zu kaufen, mit haut und haar. Der Künstler darf keine Seele mehr haben, alles gehört dem Publikum. Und die dummen Mimen freuen sich noch, wenn der Journalist protzt: Unsere gefeierte X., unser großer Z.I Wie der Vauer sagt: Unsere Kuh, unser Schwein! Zu Leibeigenen, Gcisteigenen des Publikums machen sie sich und sind bann gekränkt, beim Gesinde zu siehe». Aber das ist so wunderschön von der Destinn, daß diese große Künstlerin immer ein unbeugsamer, trotziger, reiner Mensch bleibt und den öffentlichen Gemeinheiten ihre Ver» achtung nicht verhehlt.

11. März. Da wird gestritten, ob man Beethoven tanzen kann. Jede Kunst kann doch zum Erlebnis nicht bloß das unmittelbare Leben, sondern auch eine andere Kunst nehmen. Ich erlebe den Frühling, das Meer, die Bache. Das heißt: der Frühling, das Meer, die Bache schlagen mein Inneres auf, es springt heraus. Ganz «benfo kann ich die Griechen oder ein Lied, einen Tanz erleben: sie setzen sich im Dichter in Worte, im Maler in Farben um. Ein Maler macht den Krieg. Das heißt: «in Krieg, in dem der Maler war, von de» der Maler hört, an den der Maler denkt, läßt ihn Gestalten sehen. Vögel zwischern: der eine Horts, der andere siehts, den macht es singen, den malen, den tanzen. Sonne strahl und der Strahl wird hier ein Klang, dort ein Vers. Aber wie der Strahl, sliagt jetzt auch der Klang, fliegt auch der Vers durch die Welt, warum foll der nun nicht auch wieder wirke», der Klang, der Vers, wie der Strahl, und sich nicht auch wieder verwandeln, wie damals der Strahl in Klang und Vers, so Klang und Vers jetzt in Tanz oder Licht? Kann man Beethoven malen? Beethoven malen, das heißt nämlich gar nicht, Töne zu Farben

^! c>

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 493

machen, förmlich übersetzen, Talt um Takt, sondern es heißt: Beethoven erleben und dafür einen malerischen Ausdruck haben. Es gehört nichts dazu, als daß einer fähig ist, sein Erlebnis zu malen, und menschlich fähig ist, Beethoven zu erleben. Ich würde Walser, den ich sehr gern habe, nicht Beethoven malen lassen. Aber ich würde deshalb nicht sagen, daß man Beethoven nicht malen tann.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

6.

Deine Ruhe ist mir über alles wichtig. Ich möchte Dir keinen Augenblick der Störung verursachen, nicht einmal beeinflussen, unbescheiden oder aufdringlich in Deine Wesensart «ich einschieben möchte ich. Du bist so vollkommen wie Du bist und ich finde Dich unbe» schreiblich lieblich. Beinahe befriedigt mich, daß Du keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne und für die große Menge bist. Ich bilde mir dann ein, Dich entdeckt zu haben, erzähle mir vor, daß ich Dich hübsch und malerisch mache. Keine Photographie, all Deine Bilder nicht geben mir die Profillinie, die ich kenne, die keck, ein wenig herausfordernd, und doch immer »oll Anmut, voll Flüchtigkeit und zerbrechlichster Feinheit ist.

Man könnte sie nur in Silberstift nachzeichnen. Den Silberstift handhabte als Meister nur Einer, Lionardo.

Denke nicht, daß ich Dir jetzt Schmeicheleien sage, um Dich für meine Aoheiten und Verdüsterungen zu entschädigen.

Warum kommst Du? Du tätest welser, nicht mehr zu kommen, denn ich bin nicht gut.

Ich hatte schon als Junge die verhängnisvolle Neigung, mein Spielgerät zu zerbrechen und in Urbestandteile zu zerlegen. Ich bringe kein Glück.

Trotzdem brauche ich Glück. Ich brauche Auhe, ein Haus Im Dorf oder in einer ganz kleinen Stadt. Vielleicht könnte ich etwas Gutes arbeiten, ich wäre einmal gern Arzt geworden. Ich bin auch fleißig, fiebrlsch fleißig, aber ich vollende nichts, die Ergebnisse meiner Arbeit fesseln und befriedigen mich nicht. Die Arbeit ist meine undankbare und unerbittliche Gellebte?"Die liebe ich wirtlich. Alles andere nicht, auch die Weiber nicht, «ein Weib.

Ich verabscheue Geld. Nicht weil ich es immer besessen habe. Gerade weil ich mal teins hatte, weil ich weiß, wie gemein der Besitz ist und welch erniedrigenden Vorteil er dem Neichen über den Armen bietet. Jetzt noch unterstütze ich zuweilen, wenn die Laune mich gerade packt, solche hilfsbedürftigen, Künstler und Geistesarbeiter. Ich kenne Einige, die anständiger sind als wir alle zusammen, die ihre Wohltäter beschenken und beschämen. Eigentlich bereiten sie mir Wißbehagen, solch ein Hund ist der Mensch! Die Andern, die unverschämt, prahlerisch und gaunerhaft »erben, machen mir viel Spaß. Sie passen sich meiner Weltanschauung ein.

Du bist ganz gut und durchsichtig klar. Alle Gemeinheit ist an Dir wohl vorüber»

««gangen, sie hat Dich nie berührt. Du stehst auf eine« Pledesial gleichsam, in ein« andere

» O

Welt entrückt. Darum brauch« ich mir so wenig Zwang aufzuerlegen, mich vor MI im Kot herumzuwälzen und hündisch zu sein. Dich trübt es nicht.

Ein Geheimnis will ich Dir anvertrauen, kleine Diana! Ein wirtliches. — Ich arbeite wieder. Nun, durch Dich werde ich etwas Gutes machen und Deinen Namen zu den Sternen tragen, wo er von Anfang an für mich geschrieben stand. Du sollst stolz auf mich sein. Nur, habe Geduld! Komm!

Eines Tages würde ich Dir Alles bekennen, was zwischen uns steht. Ich gestehe Vir eine Schulo. Dann will ich an Deinem Herzen ausruhn und ganz stille sein.

Wcißt Du, wann mir am wohlsten ist? Wenn ick Dich auf meinen Knieen halte, mein Kopf gegen Deine Brust liegt und ich Dein Herz schlagen höre. Dein Herz ängstigt sich um mich, Ich fühle es wohl! Du fuchst und fragst, nicht mit den Lippen, aber in kleinen, erschrockenen Blicken, mit abbittenden und einschmeichelnden Bewegungen. Tritt leise auf, als ob Du b>,i einem Kranken eintrittst, setze Plch neben mich und blicke vor Dich, wie man am Lager der Sterbenden Ausblick hält, nicht in die Weite, — die Weite birgt schlimme Ahnung, — nicht zurück, weil Vergangenes an die Vergänglichkeit kein Necht mehr hat. Ich quäle Dich, aber Du sollst mich befreien, Deine Gequältheit verschafft mir Linderung.

2s macht mir Pläsier, während ich Dich im Arme halte, Deines Mannes Einladung abzufuge»: Meine ergebenste Empfehlung an die gnädige Frau. War es grausam, Dich in voller Toilette von einem Diner zurückzuhalten und bei mir zu behalten? Ich wollte nicht, daß Andere sich an Dir freuten, und ich war den Abend hungrig. Du weiht nicht, wie unendlich öde für mich Männer und Männergespräche sind, ihre hündische Unverschämtheit und taltherzige Gier! Ich habe einen Bekannten, der seine Freunde einladet, von seiner Wohnung aus mit dem Telekop ein« Schwimmanstalt zu beobachten. Er ist ein Wann in den Vierzig, weder ein Lüstling noch ein Künstler. Das kitzelt ihn ein wenig, diese bloße Vermutung von Nacktheit, von häßlichen und armseligen Formen in un» schönen und läckerlichen Verhüllungen. Bei diesem Genuß werden Nachmittage zugebracht, und man sucht seine Betanntchaft, wie man in der besten Gesellschaft lagdelnladungen von zweifelhaften Genllemen annimmt.

Die Frauen sind ein Wild, es bringt Ehre, sie zu erlegen und zu verletzen oder in Fallen zu fangen. Die größte Ehre ist, sie zu töten, weil ein zärtliches und wahrhaftiges Geschöpf dann echte Trän.n geweint und wirkliche Schmerzen gelitten hat. So traurig ist das! Die Frauen rächen sich, indem sie lügen. Alle lügen. Wir Männer alle glauben an ihre Verlogenheit und wollen ihrer Ehrlichkeit nicht glauben. Manchmal wiederhole ich mir gewisse Sähe, die Du gesagt hast, und denke, Du kannst sie auf ehrenhafte Weise nicht erfahren haben, sie sind unanständig und zweideutig. Du drehst Deine haare mit dieser

Hans von Kahlenbera: Der enigmatische Mann W?

zugleich hastigen und lockenden Bewegung nicht zum ersten Mal so ein, wenn Du Dich von meinem Lager «hebst. So liefst Du 'chon vorhe, durch die Stadt und durch den Kot mit Deinen feinen, weichen, verwöhnten Stiefeln, ein anderer Mann zog Deine Stiefelchen aus, wie ich sie ausziehe, und wärmte die beweglichen, schnellen und spitzbübischen Füßchen, die wie lebendige, kleine Tierkörper für sich find, zwischen seinen Händen. Wenn ich lange in Deine Pupillen sehe, werden sie unter dem Spielen, unter dem Tanz der Lichter, schwarz, starr und steinern wie Achat. Du bist Isis, die schauet, Ilchen Vpferfeierlichleiten zusieht. Du bist alt wie die Welt, Du mordest und gebierst.

Deine Brust find mütterlich, obgleich Du nie ein Kind trugst. Auch das befremdet mich. Ich lehne mich auf gegen Deine Unfruchtbarkeit, gegen die glatte Kleinheit und Fischblütigkeit Deines Körpers. Ich möchte ihn blutend sehn, aufgerissen, in schmerzhaften Zuckungen.

Wir werden ein Kind zusammen haben, es soll in England oder in Italien groß werden. Beide Länder find frei in einer verschiedenen Weise, nur das Menschliche gilt, in dem einen als Form, im andern als Tat. Wir handeln zu wenig in Deutschland und l'eben die Form nicht genügend. Aber unser Kind konnte ein großer Künstler oder ein Eroberer werden. Der einzige Grund für mich zu heiraten wäre, daß eine Frau von mir ein Kind trüge. Ich würde mein Kind sehr lieben, vielleicht weil ich mich selbst zu sehr liebe. Die Mutter konnte eine ganz einfache Frau, konnte eine Bäuerin sein.

Ich besitze gar keine Sinnlichkeit im gewöhnlichen Sinne. Sie ist mir etelhaft, wie einen später die Gier, das unbefchränkte Frehededürfnis gewisser Wachslumsjahre, anekelt. Ich konnte mit Dir Tag und Nacht zusammen sein, jahrelang, und Dich nie berühre».

Doch, wenn ich Dich nur einen Tag nicht sehe, habe ich Sehnsucht.

Dies Leben ist für mich ungesund und unerträglich. Du kommst zu selten, Du kannst nicht häufiger als in der Woche einmal kommen, die übrige Zeit liege ich auf dem Lager, wo Du gelegen hast. Ich stelle mir alles an Dir deutlich vor, ein Duft, der in diesen Räumen zurückgeblieben ist, peinigt mich, ich fürchte ihn sich oberflüchlig zu lassen, warte und träume.

Das ist neroenzerreibend. Es macht mich zur Arbeit unfähig.

Ich will von Dir nicht sprechen oder sprechen hören. Ich gebe aus und geselle mich Leuten zu, in der Hoffnung, daß Dein Name genannt wird. Dann ärgert mich ihre Kälte über ihr Witz, ich konnte die umarmen, die Dich anmutig und rein finden. Vver der Argwohn kommt wieder über mich, wenn sie Dich zu warm verteidigen. Ich würde den Berteid'ger dann gern töten, methodisch und kalt, wie man sein Ziel auf die Scheibe nimmt. Solch ein Schuß ins Zentrum würde mir Ableitung und Lösung schaffen.

Ich weiß, daß Du mir folgen würdest, bedingungslos und ohne Frage, nach Paris oder Außland. Du würdest sehr elend sein und Dich nie betlagcn. Du hast kein Geld und würdest mich dein Geld kosten wollen. Du bist zu gut, zu unbcrechnend und zu groß» mütlig bescheiden. Man könnte Dich sehr mißbrauchen und Dich sehr unglücklich machen.

498 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann o

o °

Eine Frau wie Dich heiratet man. Sie nimmt die Liebe ernsthaft und ist treu, auf»
opfernd und geduldig. Alles ginge so leicht und so glatt. Nichts, rein nichts steh» uns i»
Wege. Warum greife ich nicht nach dem Glück? Warum ziehe ich es nicht herab zu mir
aus feinen feinen und heitren Himmeln, und halte es sehr fest und baue darum eine Mauer
und lasse niemand mehr hinter meine Mauer schauen? Niemand.

In meiner Heimat weiß ich um einen Garten solch eine Mauer. Der Garten ist «in
alter Klostergarten, das Kloster ist auch noch da, alte Leute verleben ihren Feierabend drin,
und an den besonnten Mauerhängen reift Spalierobst. Gin paar uralte Nußbäume ftehn
vor einem weißen Torwächterhäuschen, den Brunnen faßt ein Steintrog, ein lebendiger
Strahl läuft Tag und Nacht, man hört den Negen aus den Schläuchen leise gegen dl«
Wurzeln der Virnbäume sprudeln, und fortwährend fallen dl« blauen Pflaumen, weiße und
grüne Aepfelerstlinge.!

Wir wären so einfach, wenn wir dort wohnten. Gs ist so wenig was zu einem
friedlichen und reichen Leben genügt! Wir hätten Hunde und Kinder. Zeder kennt mich
von Jugend auf dort, die Gltern haben meine Großväter gekannt, ihre Jungen spielen »tt
unfern Buben. Sich diese Dinge ausmalen ist lieblich wie ein Hirtengedicht. Dem Ver»
bannten folgt die verlorene Weise in seine Friedloslgtelt. Zweifle nicht an mir und ver»
zweifle nicht! Ich bin schuldig, aber nicht böse. Ich will gewiß nichts Böses tun, quäle
Dich aber.

Vergleib mir, ich weiß, Du kannst nur geben und vergeben! Ich hätte mir das Leben
genommen, wenn ich Dich nicht gefunden hätte. Du bist das Beste meines Lebens. Ich
möchte für Dich nur Sonne und Segen. Du verdienst Güte, weil Du gut bist. Du bist
mehr als gut, Du bist groß.

Hab ich Dir weh getan letztes Mal, physisch weh? Du sahst leidend und müde aus.
Du weinst zu viel, ich mag Tränen nicht.

9.

Manchmal bist Du trotzig und empörst Dich. Du sagst Bosheiten, dl« tressen
sollen, und zitterst doch vor Angst, baß sie wirklich treffen tonnten. Sie sind nur
blindlings herausgeschleudert, entstammen lautrer Hilflosigkeit, Du erwartest dafür die
Nute oder wartest auf ein beruhigendes und gutes Wort, wie ein kluger Erziehe» zum
Kinde spricht. Du zweifelst so wenig an meiner ursprünglichen Güte, an meiner U«b«l»
legenheit und Stärke.

Das ist rührend an Frauen und ganz unverbildete Natur. Aber wir sind schwach
geworden, schwankend und zwiespältig und verlogen durch all die Jahrhunderte zehrender
Zivilisationen. Die Geliebte sieht den Mann immer wieder stark, fröhlich und schütz»
spendend, wie Eva Adam sah, denselben Adam, der sich feig hinter ihr verkroch, Eni»
schuldigungen stammelte vor einer höheren Philosophie, vor der Logik oder Einsicht, — vor
seinem Gott.

So beschämend ist das! Wenn ich wirklich stark wäre, könnte ich Dich züchtigen
oder küssen. Wir sollen spielen und Ihr sollt Spielzeug sein. Du bist ein armer
kleiner Schauspieler ohne Partner, der seine Nolle allein spielt. Ich kann nicht »ehr
spielen, ich kann auch nicht froh oder stark sein.

0 0

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen? 499

Einmal ja! Damals war ich sehr arm und hatte nichts zu essen. Der Hunger ließ mir zum Spielen keine Zeit und durch die Not wurde ich verführt, anstatt zu der» führen. Ein Mann wird Zuhälter, der empfängt, der sich erwerben läßt, anstatt zu werben. Frauen sind sie großmütig, wo sie fchenten. Sie wissen, eigentlich sollten ungroh» m^tlg immer nur Beschenkte sein, sie werden männlich und übertrieben, werden als Gebende unköniglich.

Ich sehe manchmal auch an Dir Ermüdung, sehe, wie auf Deine Unschuld und frühliche Wärme eine kalte Hand sich legt. Du hast Angst vor mir, Du bildest Dir ein, ich könnte Verbrechen begangen haben. Und brennst doch wieder, mein Vertrauen zu empfangen, Dich selbst zu beladen und zu belasten mit meinem Verbrechen. Du gingest gerne mit nach Sibirien, trügest Porzias Wunden oder spendetest Adrienne Lecouvreaus Juwelen.

Es wäre schwierig indes Dir mitzuteilen, daß man verdrossen ist, weil der Darm nicht genügend entleerte, daß der Neid mich zerfrißt und hämisch macht, oder baß gemeine Ansinnen und Gaunerei in einem ungesunden Augenblick stärker erregen als himmlische Opferbereitschaft und Treue.

Du langweilst mich mit Deiner Treue und fühlst, daß Du langweilig bist, und wirst niemals verstehen, weshalb Manon geliebt wurde oder jene welke Dirne mit den gelben haarzotten, oder warum Männer eine aufgeschwemmte und betrunkene Köchin heiraten? Dich bekümmert, daß ich trinke. Du bemühest Dich heiter zu sein und bist witzig, gelehrt, philosophisch, windest Deinen lieben Geist, läßt ihn in tausend kleinen Lichtern und Kanten spielen, um mich festzuhalten. Ich sah unter all dem Feuerwerk Deine Angst, sah die Qual im Lächeln. Und ich hasse Dich, daß Du nicht ganz leicht» fertig, ganz hohl, ganz nichtswürdig bist.

Es würde mir Vergnügen bereiten, Dich auf einem Diebstahl oder auf einer Gemeinheit zu ertappen. Du solltest lügen, solltest kleine widerliche Laster haben. Du bist zu sehr Ehrenmann, um einen Mann ganz zu fesseln, zu göttlich ungeschickt, um schmutzige Untergründe auszuwühlen. >

Ich glaube, ich liebe Dich gar nicht. Aber ich kann ohne Dich nicht leben. Du, Du sollst mich lieben und sollst warten und nichts Schlechtes von mir denken! Ganz Schlechtes nicht. (Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für «in» deutsch» hausblbliothel.

Von Berthold Litzmann.

VI. «Roman der Gegenwart.

Aluf das Totenlager des alten Dubslaw Stech» lin legt ein Kind die «rsten Vlumen, und als Fontane die Augen schloß, ist es auch die Jugend gewesen, die ihm die ersten Vlumen aufs letzt» Lager legt«, die Jugend, die in dem Achtzigjährigen, der der Altersgenosse ihrer Väter und Großväter gewesen, den Führer der» lor, richtiger den Kameraben, den sie auf ihren — die treu» Widerspiegelung des Lebens in der Kunst als Hauptziel verfolgenden — Bahnen in gleichem Schritt und Tritt sich zur Seite gefühlt hatte, heut» ist das, was damals als Parole d«r Jugend galt, schon veraltet, und «in jüngerer Geschlecht strebt auf anderen

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
 Wegen anderen Zielen zu. Aber wenn auch diese sog, naturalistische Bewegung der beiden letzten Jahrzehnt« des vorigen Jahrhunderts nicht mehr Gegcnwartsbewegung, nicht mehr Ausdruck der treibenden tünstlerischen Kräfte und Ideale der G«ge»wart ist, und wenn in» folgedessen das allerjüngste Geschlecht gerade gegen den „Naturalismus“ von einer über» trieben«« Empfindlichkeit ist, ja selbst wenn ihr darin recht gegeben werden tann, daß über» raschend schnell die Losung von der schlechthin bedingungslosen Wiedergabe der Natur in der Kunst als Selbstzweck ihre Werbckrast bei den Schaffenden und ihre Anziehungskraft bei den Genießenden verloren hat, fo darf uns das doch nicht blind machen, einmal gegen die auf» rüttelnde befreiende Kraft, die von der natura» lislichcn Bewegung ausgegangen ist, und gegen den bleibenden Wert der Dichter und der Dichtungen, die durch den Naturalismus ihr Gepräge erhalten haben, und in denen er einen dic Stimmung und Mode des Tages über» dauernden künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Ein folches Monument des deutschen Naturalismus von bleibendem Wert ist Georg von Vmptedas 189s erschienener Noman „Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben“. Vmpteda ist zweifellos ein Schüler Emil Zolas, der in feinen No» manen zuerst das Evangelium des Naturalis» mus gepredigt und vertreten hat. Aber wer danach in diesem „Menschenleben“ etwa «in Spiegelbild des Lebens mit den Farben von Zolas Nougou-Macquart erwartet, d. h. einen Einblick in das Gewirr wilder Leidenschaften und dunkler Triebe auf dem Boden einer die Zersehungskeim« der ganzen Welt in sich ver» sammelnden Großstadt, im Schoß« einer durch Schuld und Unglück von Generationen «nt» arteten Familie, der wird sich enttäuscht finden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich vor zehn Jahren unter d«m ersten Eindruck des Werkes gesagt Hab»': »W.r den Geist, der im deutsch«« Vffizierlorps lebendig ist, in f«in«i Tüchtig!«! begreifen und würdigen will, dem wüßte ich lein besseres Buch zu empfehlen als Vmptedas „Sylvester von Geyer“. Denn jede Seite dieser Schilderungen aus dem Offiziers» leben einer kleinen deutschen Friedensgarnison zeugt nicht nur von der Liebe des Schilderers, sondern auch von seiner Sachkenntnis und An» befangenhcit, und vor allem tritt uns ohne Prunk und Phraf« in den Gestalten, dl« er uns vorführt, jener still«, ernst« G«ift des Pflichtgefühls, der Treue im kleinen um d«s großen Ganzen willen, entgegen, wie er seine höchst ideale Verkörperung in uns«rm alt«n

»aiser Wilhelm fand... Es ist an erster Stelle für reif« Menschen g«schri«b«n, ab«r ich glaube, auch für di« heranwachsend« Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirk«« könnte und müßt«." Unter den ausgeprägt naturalistischen No»manen verdient neben Vmpteda das Sylvester von Geyer „Ver Bütlnerbauer" (1893) des leider zu früh gestorbenen Wilh. von Polen, «inen bleibenden Platz. Polenz schürft vielleicht tiefer als Vmpteda, er ist herber und ernster und auch noch objektiver, daher wirkt das Gemälde der langsamen, unerbittlichen Zerstörung eines Menschenlebens, das er im Bütlnerbauer gibt, auf Leser, di« die künstlerische Kraft der Dar»stellung nicht so schnell herauszufühlen imftand«find, oft abstoßend. w«>I st« zui'ächst vom Stoff «drückt werden. Wer sich aber davon frei zu machen weiß, der wird im „Büttner»duner" Schönheiten entdecken, die ihn für das Marlyrium, das ihm die graue Trostlosigkeit des Milieus bereitet hat, reichlich «ntschädig«n. Daß unt«r den deutschen Nomandichtern, die sich in dem Namen des Naturalismus bewegen, vielleicht di« bedeutendste und «igen»artigste Erscheinung «ine Frau ist, muh auf d«n ersten Blick befremden. Die Frau als Schriftstellerin und Dichterin war bis vor rund einem Menschenalter eigentlich nur in zwei Ersch«inungsformen vorhanden, den sog. „Emanzipierten", d. h. den ihrem W«s«n nach vereinzelter, weiblichen Kraftnaturen, die nit mehr oder minder großen Entschiedenheit und Klarheit zunächst für sich persönlich «in« Aus»nahm«st«llung außerhalb der den Frauen gezogenen konv«ntion«ll«n Gr«nz«n beansprucht«»

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

und im Dichten wie im Leben vertraten, und der kompakten Masse der Soliden, die, ohne Emanzipationsgelüste, aber auch ohne Personlichkeit in dem Nahmen wohlgesitteter, anständiger Mittelmäßigkeit wandelnd, eine weite Kreise ziehende, schriftstellerisch« Tätigkeit entfalten, deren geistige Erzeugnisse aber für die Literatur ebensowenig in Betracht kommen, wie die Strümpfe, die sie in ihren Mußestunden strickten. Ich wüßte eigentlich aus früherer Zeit nur zwei Ausnahmen, die bestänntlich die Regel bestätigen, d. h. zwei Frauen, die als Künstlerinnen «inen hervorragenden Platz sich erobert haben, ohne als Frau im Leben besondere Ansprüche vor ihren Mitschwestern zu erheben, das ist Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848), die «westfälische Dichterin, die »als kraftvoll gestalt«ndes lyrisches Talent turmhoch nicht nur aus der Schar der dichtenden Frauen, sondern auch der Männer ihrer Zeit hervorragt, und die heute noch unter uns lebende Marie von Ebner-Eschenbach (geb. 1830), die seit den siebziger Jahren auf dem Gebiet der Novelle und des Romans sich, als «eine geschlossene menschliche und dichterisch« Persönlichkeit, die Liebe und die Bewunderung der anspruchvollsten Kunstliebhaber, wie aller mehr als flüchtige Unterhaltung begehrenden Leser erworben hat, und deren Dichtungen ich daher auch jedem als eine rein« Quelle künstlerischen Genusses dringend ans Herz legen möchte. Man mag aufschlagen von ihr, welches Buch man will, immer wird man durch die Zwiesprache mit dieser vornehmen, gütigen, klugen und grohdenk«nden Frau sich bereichert fühlen. Aber wie gesagt, diese beiden Frauen sind Ausnahmen. Vielleicht wäre aber in diesem Zusammenhang noch jedenfalls einer dichtenden Frau aus der älteren Zeit zu gedenken, die der Kategorie der Emanzipierten näher steht als die erwähnten, und die doch in ihrer besten Dichtung nur Künstlerin, und eine bedeutend« dazu, ist, Fanny Lewald (1818-1889). Es gibt von ihr wenigstens «in«n ausgezeichneten Roman von bleibendem Wert: »Die Familie Dar« er", der Land und Leute ihrer oft preußischen Heimat um die Zeit vor hundert Jahren meisterhaft schildert. Fanny Lewald aber bildet zugleich das Bindeglied zwischen der Kategorie der „Emanzipierten" der alten Generation und derjenigen dritten Kategorie, die sich im Laufe der letzten 25 Jahre zu den beiden erwähnten gesellt hat, und die in den sozialen Bewegungen unserer Zeit ihren Boden und ihre Erklärung findet, der Frau, die im Wettbewerb mit dem Mann und, von höchstem literarischem Ehrgeiz erfüllt, für die

Frauen als Gesamtheit nicht nur eine Gewähr
Wahrung persönlicher Freiheiten und Rechte
innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erstrebt,
sondern der auch eine Vertiefung des geistigen
Lebensinhalts der Frauen als Ziel vorschwebt.
Diesen Frauen sind zu einer Macht in
unserem geistigen Leben geworden, mit der jeder,
einerlei ob er mit ihren Bestrebungen sym-
pathisiert oder nicht, rechnen muß. Es ist aber
bekannt, daß unter diesen Frauen selbst scharf
Gegensatz besteht. Wir haben die Gruppe,
die ihre Ideale im Kampf gegen den Mann bis
aufs Messer verwirklichen will, und die daher
auf eine Reutralisierung ihres Geschlechts, auf
eine Geschlechtslosigkeit, die das Weib von der
Hörigkeit des Mannes befreit, hinarbeitet,
und die andere Gruppe, die durch eine mög-
lichst ernste und harmonische Entwicklung des
spezifisch Weiblichen, nicht gegen den Mann,
sondern für den Mann und für die Familie,
ein allgemeines höheres Niveau für die Frau
erstrebt, das sie befähigt, mehr als das bisher
möglich war, dem Mann bei der Lösung der
Aufgaben, die das moderne Leben stellt, als
treuer Kamerad und Mitarbeiter zur Seite zu
stehen. Diese letzte Gruppe kommt wenig oder
gar nicht bei den Tagungen unserer ver-
schiedenen Frauenkongresse zu Wort, wohl aber
in der Literatur. Das ist ja nicht befremdlich,
und dieser Umstand allein würde an sich noch
keine Bereicherung unserer Literatur bedeuten,
wenn nicht gleichzeitig als Trägerinnen dieser
Ideen so viele Künstlerinnen Gehör ver-
langten. Auch unter ihnen sind freilich manche, die
gelegentlich wundervolle dichterische Gestal-
tungskraft lediglich einsehen zu können, in-
stinktiven, tendenziösen Zwecken und dadurch ihrer

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

Tendenz nichts nützen, ihrer Kunst aber schaden.

Zu letzteren rechne ich nicht Nicarda huch»

die in ihrer Dichtung „Aus der Triumph»

gass«, „Lebensstizzen" mit unerschöpflicher

Fabulier» und starker Darstellungstunst uns

ein wundervoll anschauliches und vielge»

staltiges Lebens» und Kulturbild einer deutsch»

romanischen Mischbevölkerung gegeben hat,

wohl aber Helene Böhlau, die, nachdem sie

vor allem mit ihrem 1896 erschienenen Noman

„DerNangierbahnhos" einen Höhepunkt lünst»

leischen Schaffens erreicht, seitdem sich in

tendenziöse Irrgänge, hoffentlich nicht für

immer, verloren zu haben scheint. Zu den

Frauen aber, von denen zu hoffen ist, dah ihre

Arbeit nicht nur für unfer Volt «inen bleiben»

den sozialen Gewinn bedeutet, sondern auch

bestimmt ist, in der Literatur ein Faktor von

dauerndem Wert zu bleiben, rechne ich vor

allem die, die ich als «ine der bedeutendsten

Erscheinungen des deutschen Naturalismus vor»

her bezeichnete, Clara Viebig.

Ich sagte, es befremdet, gerade eine Frau

auf diesen Vahnen zu finden, aber wer etwas

näher zusieht, wird schnell erkennen, daß Clara

Viebig eigentlich nur scheinbar unter die

Naturalisten gehört. Denn die eigentlichen

Naturalisten, die diesen Namen wirtlich vel»

dienen und auch für sich in Anspruch ge»

nommen haben, sind es gewesen aus Ueber»

zeugung, während Clara Viebig es ist aus

angeborenem Temperament. Was mich an

dieser Dichterin, als ich vor Jahren die erst«

3«il« von ihr las, so wohltuend berührte, war

der Eindruck einer großartigen Ehrlichkeit des

Menschen und des Künstlers. Eine Ursprung»

lichkeit des Empfindens und eine Selbstver»

ständlichkeit in der Wiedergabe dieser Emp»

findungen erschien hier gepaart mit einer von

des Gedankens Blässe so gut wie gar nicht

angekränkelten künstlerischen Gestaltungskraft,

die aus dem Vollen schöpfend, oft strahlend

naiv, den Menschen und den Problemen mit

einem Ernst, mit einer Tapferkeit, einer unbe»

irrbaren Sachlichkeit zu Leib« ging, die etwa«

Erschütterndes hatte. Und dabei in jedem Wort,

in jeder Empfindung ganz Weib und nur

Weib. Eine „Natur" lam hier zu Wort«, die,

ganz abgesehen von den behandelten Stoffen,

um ihrer selbst willen interessierte, weil f»«

ohne Klausel und Vose nichts anderes geben,

nichts anderes sein wollte, als sie selbst.

Diese impulsive Ehrlichkeit, die, wi« fi«

unfähig ist, irgend einem gesellschaftlichen Vor»

urteil oder Brauch zuliebe Konzessionen zu

machen oder etwas, was ihrer Ueb«rz«ugung

nach gut oder schlecht zu nennen, ist es an elfter Stelle wohl gewesen, die ihr von seiten d«r Leser und der Beurteiler, die die Kunst als Selbstzweck nicht anerkennen, schroff« und laut« Gegnerschaft eingetragen hat. Aber ich mein«, auch di« persönlichen Gegner ihrer Weltanschauung, di« ihr«n Noman „Das Weib«rdorf“ aus sittlichen und tonsessionellen Gründen glauben verwerfen zu müssen, werden den Grundton, auf den ihre Seele gestimmt ist, den Ton reiner Menschenliebe, der nichts Menschliches fremd ist, und des tiefen Mitleids mit aller Kreatur, di« trägt am eigenen Ich und am Leben, heraushören müssen aus ihrem 1900 erschienenen Noman »Tas täglich« Brot“. Es ist der Noman eines Dienstmädchens, Nur «ine gute Frau tonnte so «twas schreiben, ein Buch so durchtränkt von innigstem Mit«gefühl, so verklärt in reiner Menschenliebe, so verständnisvoll bis in die verborgensten Tiefen des dämmernden Gemütslebcns; nur eine große Künstlerin tonnt« das gestalten zu einer Dichtung, die ehrlich und treu, ohne Schleier und ohne Deckmantel uns Kunde gibt, wie ihre ärmsten Mitschwestern leben und leiden. Und gerade darin, dah sie ganz als Frau ihre Aufgabe ersaht hat, dah si« der ja sehr naheliegenden Versuchung widerstanden hat, hinüberzugreifen auf andere Gebiet« und Kreise sozialen Kampfes, darin zeigt sich a« besten, wie start und sicher ihr künstlerisch« Instinkt ist. „Ich habe versucht,“ sagt di« Verfasstrin selbst, „li«b«voll all den w«iblich«n Empfindung«« nachzug«h«n, di« l«inen Aus«druck finden, b«i j«n«n »rm«n Stummen, jenen armen Weibern, denen für «in«n andern Oe«danken nicht Muh« bl«ibt, laum «inmal Zeit zu «in«r and«rn Sorg« «ls b«r — ums tag«

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

503

lich« Brot. Ich möchte zeigen, toi« schwer das Dienen überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das Sichbedienenlassen. Ein Sich-mensch» lich»Näh«rtr«t«n ist nötig, um die Kluft zu überbrücken, die jetzt tiefer, denn je zwischen Dienenden und Bedientwerdenden klafft." So legt sich das Buch ohne den leisesten trübenden Anhauch irgendwelcher Tendenz wie «in« ernst« Mahnung jedem ans Herz. Die Dichterin hat ihre ganz« reif« Kunst und ihre ganz« Menschenliebe als echt« Frau, die nicht mit» zuhassen, sondern mitz« lieben da ist, eingesetzt für ein« gut« Tat der Versöhnung. Aus gleicher Gesinnung geboren und mit noch größerer dichterischer «rast gestaltet ist der 1902 er» schi«n«n« Noman „Die Wacht am Nhein“, «in Vilb d«r inneren Kämpfe, die sich auf rheinischem Boden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Seelen der Wenfch«n der alten und der neuen Zeit abspielten, «in Bild des sich nicht ohne Ueberwindung harter Widerstände langsam vollziehenden Ausgleichs zwischen Alt«Pr«uhen und Neu«Vreu«n, d«r Versöhnung der w«stdeutsch«latholischen mit der oftdeutsch«prot«ftantisch«n Kultur. Ein« Dichtung, di« vom künstlerischen wie vom kulturellen Standpunkt zu dem Best«n gezeichnet w«rd«n muh, was wir befehen. Und ähnliches ist zu fagen von d«m die Kämpf« zwischen Germanentum und Polentum auf oftdeutschem Boden im Gebiet von Warth« und Netze dichterisch g«stalt«nden Noman »Das schlafend« tz««r" (1904), d«r allerbing«, weil er aus n«ch andauerndem Kampf und aus bringend«! Not heraus g«schrieb«n ist, auch Tön« anschlagen muh, die nicht jedem lieblich in di« Vhren klingen können, in dem aber di« V«rfaff«rin ni« di« groh« Künstlerin und die mit h«ilig«m Ernst für die Wahrung deutschen Stammesgefühls «intretende Frau, di« Würb« und den tiefen fachlichen Ernst verleugnet, der auch dem Gegner N«spekt ab» zwingen muh.

Di« jüngst« Entwicklung des deutschen Nomans w«ist, wi« ich schon anbeut«!«, auf ander« Weg« und Zi«l«. Die Jugend hat mit dem Naturalismus wenig oder gar kein« Fühlung mehr, und selbst die, di« ihr« «rft«n Erfolg« als Naturalist«« errungen hab«n, wi« z.V. Thomas Mann mit seinem höchstbedeut«.» den Noman »Die Buddenbrocks, Verfall einer Familie" (1901), der neben Ompfeda« „Sylvester von Geyer" und Clara Viebigs „Wacht am Nhein" wohl als das künstlerisch reifste Erzeugnis des deutschen Naturalismus gelten muh, sich einen sührenden Platz eroberte, ist seitdem in andere Bahnen eingelenkt. Die Jugend setzt ihr« ganz« Kraft nicht so sehr

an die in jedem Zuge lebensgetreue Schil-
derung der Daseinsbedingungen des modernen
Menschen, der modernen Gesellschaft, als an
die überzeugende, die tiefsten und feinsten Adern
des menschlichen Empfindungs» und Gefühls»
lebens bloßlegend» Veranschaulichung der Seele
des einzelnen modernen Menschen. Sie isoliert
wieder ihre Helden, sie verweist allerdings
auch auf die Farben des Hintergrundes, von
dem die Gestalten sich abheben, die ganz in
der Schule des Naturalismus erworben» Kunst,
konzentriert aber doch das Wesentlich» ihrer
Arbeit auf die Verinnerlichung der Gestalt oder
des kleinen Kreises von Gestalten, die sich von
diesem Hintergrunde abheben. Als Künstler
und Meister in diesem Stil verdienen um
jener starken Urwüchsigkeit willen vor allem
die Beachtung der jetzt 31 jährige Hermann
Hesse mit seinem „Peter Camenzind“ (1904),
der 42 jährige Emil Strauß mit seinem 1902
erschienenen Roman „Freund Hein“ und der
jetzt 32 jährige Wilhelm Schmalldorff mit
seinen 1903 und 1904 erschienenen „Novellen-
sammlung „Uferleute“ und „Naben“. Sie ver-
anschaulichen wohl am klarsten und am an-
sprechendsten, in welcher Richtung die Ideale
der neuesten Romanichtung liegen.
Zum Schluß muß ich aber auch des großen
und eigenen Menschen gedenken, dessen Name
unter den deutschen Dichtern der Gegenwart
wohl der meistgenannte ist: Gustav Frenssen.
Ihn einer bestimmten Richtung zuzuweisen
wäre zwecklos. Wer seine „Dröge Götter“,
seinen „Jörn Uhl“ und vor allem auch sein
„Hilgeland“ gelesen hat, mag wohl sagen, ich
mag ihn nicht, ich mag sein naive künstlerisch«

fettigen %ilbungefactoren ber böbercn вфи!e
unb бев toiffenfd)oftltd)cn Stubium?; unb toie
bei biefem ift бавигф mit ben ^afjrcn in ibm
бав (Sefübl ber SBereij^amung ine (Srensenlofe
gcüuicbfcit; nidjt nur ber (SciftH^c bat unter
bem 'ZDiberftreit зй)1?фен bem ©la üben ber
Äirdjc unb feinem Glauben {факг gelitten,
fonbern minbeftene ebenfofebr ber (ЗЛеп{ф, ber
збл(фен ber alten mit ben Sinnen empfangenen
Ji'ultur feiner H'mbcrjabrc unb ber in geiftiger
Arbeit erfámbften Äultur бев ЗйндПндв unb
'ЗПаннев feinen 91ивд1е<ф fiitbct unb tucbcr
bi'ibcn поф brüben n>ur3elfeft Werben four.
3>iefe IJorftclhmg ber innern Scimatlofigfcit bei
ftärfftem geimategeffi^I, ber innern (Sinfamfeit
bei bem д1е{фзеШден foibcnf^eftlidicn 3>rang,
für anbere ettvaä зи fein, b^at auf ibm ge>
legen, toie eine (фюере i'uft, bobbdt (фюер,
toeil er шф! toagte „bie Sur feiner Seele
aufsureifjen, um babón зи anbern зи reben*.
So but аиф er Иф gequält toie tfai Дале
burd) Дабре in fiinfamfeit unb 9tot, бл8 et
einte Задев toie eine Offenbarung über tyn
gefommen ift, bie er auf einmal inné до
toorben ift, bag in biefen Qualen ber (Sin-
famfeit in ibm ettoaе 91еиев gctnad)fen unb
gereift ift, unies б«bcn unb brüben ¿uglcid)
iPiir.sclt. ¿r bat gcfcbcii, bag bon bem neuen,
burd) feine pcrföntid)c Arbeit ertoorbncn
IVulturboben боф аиф fCöbcn laufen fjinubcr
зи jenem Canb, бав bie Sburen feiner Äinbcr-
{фнбе trägt. Unb im fclbcu 9lugcnblidt tagt
bem (^infamen bie <Erkenntnie, bag bie einige
9nad)t „ibm feine ип?гифN°arc 9Dunberli<^feit*
gegeben bat, fonbcrn bie Gabe, be1фе gute
fyrudjt bringen fann: bie '3>tngc ber STOett mit
Äinberaugen зи feben unb alfo па1игНфер unb
flarer ale anbere ЗД1еп(фен. Unb nun ift i\$m
bie Зипде gel5ft. 3>er ©фше{д?атс ^at bie

o o

505

SD&omtemonb

o o

©прафс gefunben unb ruft bic ©einigen 311-fammen, bic, bic er fennt feit ifinbertagen, HH-il er unter ihnen grog getoorben iff, unb bann and) bie anbern, bic cr crft fcnncn lernen тоф1с, bie in einer anbern SUDelt aufgetca<f>fen finb toic er. @o beginnt er 311 erjagten, айв bem ubcviriwäitflidKu Франд бсй ijer^cnö, tote einer bcr alten '•propb.etcn unb 3ugleidj taie ein 4>oet, bem allée, toa8 er gefe&en unb erfahren, iiti) jum 'íiilbc gehalten: mit naiucr дрсйбс, breit toeitauef) olcnb, gern bertoeilenb, too it>m bcr ?ilenfd>, im n bem er erzählt, befoiibcré itafoe fctfjt, unb беваднф ucrtiwnbte firinne-ruugen unb tíríebnífíe cínfícd)tcnb, tote man eben von TOunb ju 9Hnnb unb 3luge in v M,ic ttyfyt, »on fingen, bie тапфer int furerfcife miterlebt E>at unb bie боф jebcr дет тоieber &ört: „SBeifet bu поф?“ 3>aê allež gilt aber аиф für baä jungfte „íJeter ЭДТоогй 5<>í>rt паф ©ubtocft. (Sin JÇс(baueiiberid)t", ein Фиф, über bag ich fiel 3U fugen hatte, fo furz unb fo {фИф1 ев ift, ein ^иф, бав 4ф in feiner ftttlen ©re^e unb feiner тen(фИфен unb biri)terífd)cu Äraft aufe r)5d)fte betounbere, баë in meinen klugen eine nationale Sät ift, тоeit ев бав 93efte unfere£ Volt- tinne ol)"c spíírafс unb ^)ofс боф — ober irni)benj — in monumentaler @röÙe fcftbätt unb peretoigt, unb бавигф babutocifeub, an*f f)>ornenb für unfere nationale Arbeit ber BU-iunft ift, unb eine Funftlerífdie Sät, тоeil ев mit ben fd)Ud)teftcn ^luebrucfemitteln in ber benfbar иг(>гйндИфрен ^form bin »ölt-fommenen liinbrnrf natürlid)cr Ed)5nt)cit in jebem Cefer Ijcröorritft, ein íOerf, ба£ baljcr in jebem bonífdjcn Çaufe aie ein ©dxítj bciuahrt unb in (Sbren gehalten тоerben fotlte t>on 911t unb Sung.

Фон Karl 6фп1\$(er.

„Dearest, 'Koma, Coena Domini 1908.

Фи af)nft с3 шф1. Äannft еë шф1 al;nen, тоie Einem ift, bem ber Slpril зит "ZDonnemonb тоirb. ©elbft in ben 'Sotfdjafterjab.ren тоar "Хот niá)t fo fd;ön. Фс!пст Франден пафзидебен, Ijier in ber etoigen©tabt auf eigener ©фоИс 311 Raufen: тоaré тоirflid) fd)loacf), тоie "Шапфе fpöttclten? "ШодПф. Фоф тоare eine geniale ©фюафе. Фабел баë angenehme (Smpfinbcn, immerhin auf ÄabcQänge bom jungften ftofst beë ^rctiftcnaaré зи fein, íluf 5>íftan3 fielltcn тоir unä ja immer gut, unb 3cn1[ф ift etne treue «Seele. Ubrigenë iftS ^ter überall зи merfcn, бав man mit ber ílblöfung bom ©olbenen Corn borläufig тф1 meljr rcфne!. L'avenir appartient à qui sait attendre. £Je langer, befto beffer. Unb tft bie <5aфе mit ^ili тоirflid) нф n\d)t yi (Snbe (Orienttrte, bie aué guten unb fauberen Quellen ффöpfen, reben fcit ÍTeuftcm fogar boni „anfangen*), fo läuft ba unten mehr alé ein £)offnunggf^íffíein поф auf bie ©anbc banf. ?ílfo ^atte {ф (Кеф1 unb fahje fo fort. 9Tur feine Бämpfjen unter bie íleppel [teilen. Фа3 tft bie данзе <3DDíffenфафт. 3Ф banfe (Sott an jebem ÍITorgen, бafj {ф п1ф4 браиф für unfer "Reid; зи forgn, unb troijbem leitenber ©laatemann bleiben fann. „3Ф bolt« «8 fur cine uberauS gnâbige 5ufJunci ber 'uJorfeh.ung, баß bie "-pcrfon unfereé erhabenen 'Шонарфен geeignet ift, bie Surfe 311 фfliefzen unb bor ben 9ííft

3U treten," Ijatte (Sapribi Тфон паф bem ©1иrз besü — entre époux — rabiaten
©аф7етва1b1er3 gefügt, ©elbft biefer Äommanbiertc butte тапфта! fogar gute
©ebanfen, toar unb blieb воф nur ein 3nfanteriegeneral. ВДспп id) fo зигЛйЬИае:
•îHaroffo bleibt baé einzige, toaé mir cttoaë tote 3"bigeftion тафен fönnte. Фоф
юафр аиф über biefe êteppe langfam nun ©rae. 6in3igc ©orge, ob Clemenceau
an ber be1eиф1e1en SRampc bleibt. Zeber ©t)îte^lltoeфcl brüben fteOt аиф une neue
Aufgaben. Unb bie 3af)rgänge?teun3el)nb,unberrbier bil feф8 toûrben bie 'ulbtoirfluitg ber
®cfd;afte fфtoerIиф angenehmer тафен. 3t«m» üofy тапфет (те^фНф) Тф3пен г

O »

kommt unser Imponderabler doch nicht aus der Enantiotropie heraus. Umschlag vielleicht näher, als Mancher denkt und (sehr aufrichtig, Earissima) wünscht, hört die Coramirung von den englisch Parlirenden (diesseits und jenseits der größeren Lache) nun nicht bald auf, triegens die an der Seine zu kosten. Das Ganze gefällt mir schon seit Wochen nicht mehr; zu viel Contrektationstrieb. Tweedmouth, Tower»hill.

Venedig, wo der Hausherr den Gast nach Absolvierung des Dürftigsten einfach sitzen ließ; jetzt wieder Wien vor der Thür. Laut und leise, offiziell und offiziös, hatten sie gebeten: Laßt uns allein, den Tag in der Familie feiern, den Kaiser seinen Völkern. Neben der Liebe hatte noch ärztliche Besorgnis gesprochen. Vergebens.

„Auf an die Donau!“ war die Losung, und ein rundes halbes Dutzend Gesalbter

wird noch hinbeordert. Imposante Kundgebung lautet die Parole, die wohl Rom oder Petersburg gilt, aus dem jüngst eine merkwürdige Tafelrede kam. Schön klingt anders; wobei ich, als guter Patriot, nicht an die Daily»Mail denke.

Du staunst. Und hast recht. Allerlei Nebel ziehen an der Aprilsonne vorüber.

Wein Wonnemond bleibt diesmal trotzdem. Steht im Lande nicht alles, wie» es selbst dein im tzoffen immer starkes herz kaum zu erträumen wagte? »Die Welt beschämend will ich jetzt beginnen den neuen Brauch: schlecht außen, kostbar innen‘;

wie Posthumus. (Warum hat Fritz den Vüchmann nicht mitgeschickt? Wolfgangs italienische Aeise hätte ich leichter vermißt.) Und kostbar, selbst die neidische Frömmeler»

schar bestreitet nicht, ist doch Alles gegangen. Phili und Kuno, dem ich gern Dauerndes im Phäatenlande gönnte, sind wohl nicht mehr zu fürchten, Aheinbabn und Einen, vorläufig an der Strippe. Der Block stellt selbst meine von

Wilbrcmdt bescheinigte Vorurtheillosigkeit vor neue Probleme, arbeitet mit

der Exaktheit einer Guillotine. Und die ihm ein rasches Ende prophezeiten,

sitzen jetzt dick in der Copirtinte. Sämtliche Kolonialbahnen sind unter Dach

und Fach (wobei mir eine Interpellation für Deinen Psychologeninstintt in die

Feder läuft: hast du die hast bemerkt, mit der der Herr mit der ostentativen Weste

seinen Frieden mit denen um Gröber und Erzberger machte, als die Blocktarre

im Prinzipiensumpf festsäß? Fast so stark, wie im Fall tzarden, dessen Abfuhr eine

Erquickung war.) Ueberhaupt: der ganze Etat glatt erledigt, ohne irgend nennens-

werthe Streichungen. Wozu sie, rew>8 8>c contocurrentidus, so lange herumsitzen,

bleibt mir ein Näsel. Um äili^entiam zu prästielen? Unser Einer ahnt doch wenigstens,

wozu er den Reichsadler auf dem Ledersessel drückt. Die? Und dabei tostet der

Spasj netto siebentausend ungclochte Marl täglich. Man braucht nur kein Bismarck zu

sein, um mit den Leutchen auszukommen. „Mit Kleinen Ihut man kleine Thaten“,

meinte Thales; der im Faust natürlich; vom andern leinen Schimmer. Anspruchslosere

Granden sind in Europa nicht mehr zu finden (wenn ich von den „Saubengels“

absehe, die meine Taktik und ein Aeuter-Telegramm zu rascher Capitulation brachten.)

Polenvorlagc, Vereins» und Vörsengesetz sind ebenfalls in der Scheune, zwar nicht

die Lacher, doch die Lächerlichen auf meiner Seite. Und die ganze Situation jetzt

so, daß ich nächstens wegen der Finanzmistre auch mit den Steifnackigen im Bundes»

rath ein ernstes Wort reden kann. Dem Aealpolititer genügs.

. . . doena Domini. Da werden hier die Füße gewafchen; well der Menschen

Wege nicht immer sauber sein können, sagte mir gestern Freund Tommaso. In der

Kirche singen sie: 1°u manclazti manciaw tua. Domino. Und dein getreuer Diener hat

alle erfüllt, könnte ich heute schon sprechen. Drum Wonnemond, Seele meines Seins.

Saß ich nicht allein in der Villa, es gäbe zu Ostern keinen Glücklicheren im ewigen

Rom als Deinen, wr ever, getreusten Vasallen B."

Bruno Buchwald: Der Kompromiß
50?

Siegeslied.

Deutscher, so du Schutzmann seist,
übe dich in deutschem Geist)

üb' dich in Begeisterung
als wie auch im Säbelschwung!

Werl dir, daß der Polizei
Pflicht, Beruf und Streben sei,
mit dem Sabul in der Faust
Nuh zu schaffen, daß es saust . . .

Freventlich ist's in der Welt
mit dem armen Mann bestellt,
der, wenn leine Arbeit winlt,
hungrig du?ch die Straßen hinlt.

Doch sind viel« arbeitslos,
wird der Zug leicht lang und groß,
und der Schutzmann dienstbereit
tritt alsdann in Tätigkeit. . .

Im Gehölze, dunlel, dicht,
mördert eine Waid «in Wicht.

Dicht dabei im Kiefernwald
macht man einen Knaben lalt.

Anderswo steckt frevle Hand
«inen Dachstuhl in den Brand
Tag für Tag gib's in der Stadt
Feuer, Naub und Moritat.

Wo ist dann die Polizei?

Ach, die ist bann nicht dabei.

Denn sie gibt gewichtig acht,
ob man leinen Umzug macht.

Seht, da naht er schon heran:

Arbeitslos der Arbeitsmann,
Weib und Greis und Wickelkind
und der Krüppel lahm und blind . .

ha, es rust das Baterlandl

Schutzmannschaft lommt angerannt.

Säbel raus! In Neih und Glied!

Vorneweg Herr Hauptmann Schmidt!

Angriff! Flüche! Gummischlauchl

Fäuste! Stiefel in den Bauch!

Feind ist aufs Gerüst geflohn;

Schmidt stürmt nach und hat ihn schon!

Wutschaum steht ihm vor dem Mund:

Feind besiegt; — wird eingespunnt!

Landgericht: Schmidt litt noch nie

an der Schutzmannshysteri«.

Doch d«r Feind wird abgeführt,

weil das Voll er aufgerührt.

Paterland ist stolz und frei. —

Danl dir, hohe Polizei!

I. Viot

Der Kompromiß.

HsH^it einer Majorität von 35 Stimmen, einer
^" größeren, als felbst dl« Block.Politil«r sich
träum«« ließen, hat der Neichstag dl« Novelle
zum Börsengeseh angenommen. Fast lönnte es
scheinen, als ob es nun zwecklos sei, über dies«
G«burt unnatürlicher Paarung noch ein Wort
zu verlieren. Die Allen sind geschlossen; wahr»

scheinlich fogar auf «ine fehr lang« Zeit Herr Kcicmpf hat zwar die Zuversicht geäußert, daß der "«..lg nicht fern fei, an dem dl« jetzt gemachten Fehler vor aller Augen ll»l liegen und gut gemacht werden. Doch dieser Optimismus ist nur beneidenswert; lein ernster Politiker aber wird dieselben Hoffnungen hegen. Zwölf Jahr« hat man gebraucht, um die unsinnigsten Be»ftimmungen des alten Börsengesehes zu refor»mieren; selbst vier Jahre noch, seitdem die N«gi«rung öffentlich im Neichstag «rllürt hatte, daß d«r Diff«renz«inwand in d«r bisherigen Form unmöglich Weiler erlaubt sein darf. Und selbst als im Jahr« 19U3 «in Gesetzentwurf dem Neichs»tag vorgelegt wurde, der die notwendigsten Härten mildern sollt«, wurd« di« Beratung von d«n Agrariern bis zu« Sesstonsschluß verschleppt. Piel hätte nicht g«f«HIt> so wäre dem neuen «nt»Wurf das gleiche Los beschieden worden. Noch zwei Tag« vor d«r zweite,» Lesung hat der Neichs»lanzler Mühe gehabt, die Mitglieder der Wirt»schaftlichen Bereinigung zur Annahm« des Ge>fetzes in der Kommissionsfassung zu bewegen; hatten sie, wie anfangs beabsichtigt war, eine ablehnende Stellung «ingenommen, so würde di« Börsenreform um eines Haares Breite gescheitert sein; nach Ostern wäre das „hohe Haus" auch bei 20 W. Diäten laum vollzählig gewesen. So mußte das Gesetz, das erst nach allen Negeln der Parlamenislunst in der Kom»Mission verschleppt wurde, im Plenum in <kil« durchgepeitscht werden. Den triftigsten Ginwänden wurd« von d«n Blockparteien nur mit stummem Lächeln begegnet; Borfchläg« (w>c dl« Negelung der Zulassung der Journalisten zu« Bors«nb«such), die selbst die Konservativen drei Wochen vorher für nützlich erklärt hatten, wurden nicht einmal der Dislussion für wert gehalten. Als der Kompromihantrag des national» liberal«»» Abgeordneten und Löbauer Banl»direltors Weber in den Zeitungen veröffentlicht worden war, hatte man sich hinter den Kulissen bereits das Wort gegeben, nichts mehr zu ändern, nichts hinzuzufügen. Nur u« di« Zustimmung b«r antisemitischen Part«i zu «langen, wurde «in winziger Zusatzantrag des Abgeordneten

Bruno Vuchwald: Der Kompromiß

Di. Böhm« zur Beratung gestellt und anae»
 nommen; ein Antrag, der mehr noch als ber
 gesamte Kompromiß das Komödienspiel, das mit
 dem Ver:insg«fetz und Vörsengesetz getrieben
 wurde, in bengalischem Lichte erstrahlen läßt.
 Kleingewerbetreibend« sollen nach diesem Antrag,
 selbst wenn sie im Handelsregister eingetragen
 sind, nicht wie die sogenannten Vollausleute für
 alle Verpflichtung^.» aus Vörsentermingeschäften
 haftbar sein. Der Bestimmung, der Freunde und
 Olgner des Gesetzes gleichmäßig zustimmten,
 ist nicht die mindeste Bedeutung beizumessen,
 denn sie verhindert nicht, daß der Vanlier mit
 diesen Schützlingen der Volksvertretung nach
 wie vor Termingeschäfte abschließt. 2r hat nur
 darauf zu achten, daß der Spekulant jederzeit für
 seine Verpflichtungen voll gedeckt ist, d. h. den
 Einschuh sofort ergänzt, wenn der Kurs sich soweit
 geändert hat, daß die Sicherstellung erschöpft ist.
 Kein Vanlier wird mit oder ohne Vörsengesetz für
 «inen Kolonialwarenhändler Vochumer Aktien
 laufen, ohne daß genügende Sicherheit für die
 Verpflichtungen vorhanden ist. Aber ber Wort»
 führer der Antisemiten erklärt« im Aichstag«,
 die Zulassung der Handwerker zum Vörsenspiel sei
 der „wesentlichst« und gefährlichste Punkt" der
 Kompromihvorlage. Ein Demagogenspiel, wiewan
 es sich schlimmer kaum vorstellen kann; doch die Illuge
 Wählerschaft wird nun ber Partei gewiß keinen
 Vorwurf mehr machen, für die „Vörsenjuden"
 eingetreten zu sein, nachdem das deutsche Hand»
 wert so treu beschützt worden ist.

Aach dieser Schablone wurden auch die
 übrigen Bestimmungen des Gesetzes behandelt.
 Das Vöifcfterminreglster, das bisher da« Lieb»
 lingstind ber Agrarier gewesen war (und noch
 in dererstenKommissionölesung verteidigt wurde),
 ward nun plötzlich selbst vom Abgeordneten
 Dr. Nösicke abgetan. Mit einem geschickten ad»
 vokatorischen Kniff; in das Terminregister feien
 nur „zufällig" leine Eintragungen erfolgt; hätte
 sich jeder als Spelulant vormerken lassen, so
 würd« der Kreis der an Termingeschäften be»
 teiligten Personen Welt größer sein als jetzt, wo
 die Grenze durch das Handelsregister oder die
 Zugehörigkeit zur Vörse gezogen ist. Es gehört
 nicht allzuviel Ueberlegung dazu, dies« Ver»
 drehung zu durchschauen. Zur Eintragung ins
 Terminregtster konnte niemand gezwungen
 werden i er^o hatte «s auch l«in« praktische Be»
 deutung, und die Vörf«nparteien hätten gewiß
 nicht für das Gesetz gestimmt, wenn nicht in
 pr«xi b«r Plfferenzetnwind so gut wl« völlig
 beseitigt worden Ware. Der Kernpunkt der für
 den Vanlier wichtigen Verbesserungen liegt
 überhaupt nicht in ber Vegrenzung des Kreise»
 der Personen, dl« Termingeschäfte abschließen

dürfen, lonbtrn allein darin, daß Sicherheit«« nicht mehr zurückgefordert werden können. D»« Taschenspielerkunststück der börfenseindliche,, Parteien bestand darin, diesen Kernpunkt zu verschiebe».

Nicht viel besser wurde es mit den angeblich für die Landwirtschaft so nützlichen neuen Bestimmungen über die Produktenbörse gemacht?, Ich bin der Meinung, daß die liberalen Börsenparteien die Paragraphen 63 bis 70 (die von dem Verbot der Termingeschäfte in Getreide usw, sowie von den Strafvorschriften Handel») nicht annehmen durften, selbst auf die Gefahr hin, das ganze Gesetz scheitern zu lassen; aber den Agrariern war es, indem sie diese Bestimmungen einfügten, trotzdem nur darum zu tun, ihren Wählern gegenüber von einer Verschärfung des Börsengesetzes zugunsten der Landwirtschaft sprechen zu können, um ihren Rückzug gegenüber dem Völkblock zu verschleiern. Das alte Börsengesetz enthält bereits eine ganze Reihe von Strafbestimmungen, von denen auch nicht eine einzige zur Anwendung gekommen ist. Kinder mögen glauben, dies sei deshalb geschehen, weil gegen diese Bestimmungen nie verstoßen worden sei; jeder Praktiker weiß, daß bei dieser schwierigen Materie der Nachweis der strafbaren Handlung so schwer zu erbringen ist, daß die Vorschriften nur auf dem Papier stehen. Und noch weit komplizierter würde der Nachweis bei Verfehlungen gegen die neuen Strafbestimmungen sein, die überhaupt erst in Kraft treten, wenn der oben genannte Ordnungshof (in dem zwei Börsenmitglieder, zwei Vertreter der Landwirtschaft und ein Regierungsbeamter sitzen) zweimal Ordnungsstrafen verfügt hat. Wie soll nachgewiesen werden, daß einer in »gewinn« süchtiger Absicht, um den Preis von Getreide oder Erzeugnissen der Getreidemüllerei, im Widerspruch mit der durch die allgemeine Marktlage gegebenen Entwicklung zu beeinflussen, verbotene Börsen- oder Termingeschäfte abgeschlossen hat, in der Absicht, den Unterschied, zwischen dem vereinbarten Preis und dem Marktpreis der Lieferungszeit von dem verlierenden Teil den gewinnenden zu zahlen? Angenommen, eine Vaissespekulationspartei beabsichtige, den Preis des Getreides zu brücken, so kann aber zur Verantwortung gezogene immer dann Einwand erheben, daß er die Absicht hatte, am Lieferungstermin das zur Deckung des Engagements notwendig Getreide effektiv anzulaufen. Selbst wenn er es nicht getan hat, sondern weil der »in Lieferungs geschäft abschloß. Ist dies Absicht von Anfang an bestehend nicht nachweisbar. Den gewerbsmäßig erfolgten Abschluß von Termingeschäften mit Strafe zu bedrohen, ist aber unrichtig, da die Getreidespekulationen in dem handelsrechtlichen Lieferungs geschäft einen vollständigen Ersatz für das Termingeschäft haben».

c> ^

309

^. I_: Wir

Dennoch ist, wlk gesagt, der Vorwurf, dah dieFondsbörfe an die Produktenbörse verschachert worden ist, vollkommen berechtigt. Nicht weil im Augenblick die Gefahr besteht, baß dl« Handels» rechtlichen Lieferungsgefchäfte, selbst wenn sie wirtschaftlich berechnete Arbitragegeschäft« dar» stellen, für ungültig erklärt werden können. Sondern einfach deshalb, weil dieVörsenpartelen es in der Hand gehabt hätten, die dem Getreidehandel feindlichen Bestimmung«» zu beseitigen. Die Taktik der Agrarier stand von vornherein fest; durch ihre Ablehnung der Gesetzesvorlage in der ersten Kommissionsberatung haben sie dt« Freisinnigen eingeschüchtert. Die sind ihnen, ganz wlk >en« es wünschten, auf den Leim gegangen und rechneten nicht damit, bah der Reichskanzler das Vörfen« gesctz unter allen Umständen durchsetzen muhte; auf die Gefahr, den Block und damit sein« Stellung zu erschüttern. Noch niemals ist den Agrariern «in« Spekulation aus die politisch« Un» fähigkeit der liberalen Parteien mihlungen, noch niemals aber auch fo gut gelungen wie diesmal. Sie wußten, bah die Herren Kaempff und Ge» nossen auch für die kleinst« Abschlagszahlung empfänglich sind, und könnt«« so Herrn Weber, d«r dl« Komdromihverhandlungen leitet«, die Bestimmungen über den Getreidehandel clnfach diktieren, indem sie natürlch mlt ernsthafter Miene versicherten, sich hiervon nicht «in Iota rauben zu lassen. Die schwächliche Haltung oes Vereins der Berliner Getreide» und Produkten« Händler war der ihrer Aeihtagsoertreter würdig. Zwei Vorstandsmitglieder schwammen, während hier über ihr« Lebensfrage beraten wurde, im Mittelmeer. Zwei andere, dl« h«rr«n Zielenziger und Plnkus, rieten, nachdem sie bei« tzandelsminlfte waren, an der Börse zur Auhe, und wieder «In and«r«r winkt« der Forderung aus dem Kreise der Mitglieder, ein? öffentlich« Prot«stv«rsammlung einzuberufen, mit de« Worten ab: „U« Gottes willen nicht; wir werden doch nicht die Provinzlunbschaft crs: darauf aufmerksam machen, dah sie den Differenz« einwand erheben kann.“ Ist's den Agrariern zu verübeln, wenn sie diesen Leuten nicht mehr geben wollen, als unbedingt nötig ist? Auf der nächsten Vrdensliste werden stcherllch dl« Por» stcmdsmittgl«d«r d«s Produltenhändlervereins nicht fehlen. Und manch ein Kommerzlenrats« titel wlrd jetzt billiger zu haben sein. So wird im Deutschen Aelche Wirtschaftspolitik getrieben. Bruno Buchwald.

Wir.

t?X«r Uradel besinnt sich auf seinen Geist

^^ und, gestützt auf fein Pedigree, erhebt er den Anspruch, wlk in b«r Diplomatie, im Heer und in der Marin«, so fürd«rhin auch in d<»

Literatur und Kunst in erster Linie zu marschieren.
Von jedem preußischen Kavallerie-Regiment sollen
die Unendlichsten zur Schaffung von Denkmälern,
zur Herstellung von Gemälden, zur Abfassung
von Dramen und Aokanon abkommandiert
werden. Nicht einmal, um nationale Kunst zu
pflegen, nur weil man endlich entdeckt hat, daß
ein Tier mit Pedigree höher bewertet wird als
ein Lastpferd, daher der Bulldog besser bezahlt
wird als ein beliebige Töle, und daß demnach
die Grundbedingung jeder Lefertungssähigkeit die
Zuchtwahl bleibt.

Das wird zunächst jeder Vernünftige für die
Nusgeburt des Wahnsinns halten. Ist es wohl
auch. Da der Wahnsinn sich aber nicht bellt
lichten Tag breitet macht, da auch Normal-
menschen ihm Gefolgschaft leisten, so sei er hier —
und zwar mehr nach seiner pathologischen Seite
als nach seiner Gemeingefährlichkeit hin —
behandelt.

Mir gebricht's an Phantasie, um aus-
zumal, wie die Töle Hauptmann von der
Bulldogge Kotze, wie das Lastpferd Wedekind
von dem Vollblut Eulenburg niedergedrückt wird.
Aber allen Ernstes! Er soll gemacht werden!
Im Jahrhundert, dem nichts unmöglich, soll
auch dies Schauspiel Ereignis werden. „Es ist
ein anzusehendes Schauspiel“, sagt Schiller irgend-
wo im Abfall der Niederlande, „den mensch-
lichen Erfindungsgelst mit einem mächtigen
Elemente im Kampf zu erblicken und Schwierig-
keiten, welche gemeine Fähigkeiten unüber-
steiglich find, durch Klugheit, Entschlossenheit
und einen standhaften Willen besiegt zu sehen.“
Dieser Auffassung schließt sich Herr v. Kotze
an und entdeckt, daß der Uradel alle diese
Tugenden in sich vereint; wohl gemerkt: der
Uradel, nicht etwa der Vritzfadel, dessen aus-
drücklich anschließt, und in dem der zwelfförmige
Kreuzung von Bulldog und Töle steht.
„Noch hat sich, besonders in Deutschland,
der Adel nicht ganz seine
latenten Kraft in die neue, in geistige Richtung

ä. I.,: Wir

I, «>

geworfen. E« ist eben noch Zwischenstadium heute. Und dennoch und allzutrotz (!) beweist jetzt schon die Statistik, wie geeignet er auch auf diesem Feld« zur Führung ist. Sein« Dekadenz, von de, di« unwissenden Volks» tribunen faseln, ist wie ein Hühnerauge »n gesundem Körper, und nur da zu finden, wo das Gesetz der Zuchtwahl in« Extrem der Inzucht getrieben wurde — in einzelnen wenigen der gesellschaftlich höchststehenden »reis« — und wie jedes Extrem, auch zu enge Stiefel, schädlich. Das Gros des Junkertums wird davon nicht berührt. Das prozentual jetzt schon so günstige Verhältnis der geistigen Grohleistungen im Adel zu denen der übrigen Menschheit wird in wenigen Jahrzehnten ein überwältigendes werden, wenn wir erst di« Stimme der Jahr» hunderte recht vernommen « „Aber auch unter den Lastpf«rden wird das Tier mit Pedigree höher bewertet, und der echte Bulldog besser bezahlt als ein« beliebig« Tole."

„Freilich — «in Teil von uns nur wird vorläufig frei dazu werden können. Der ander« wird noch immer den Nucken der geistigen Fortschrittsarmee mit den alten Waffen decken müssen gegen di« roh«n Gefahren, di« uns«r«r Kultur von ni«d«r«n Völkern, Nassen und Schichten drohen. In voller Stärke werden wir sobald nicht auftreten können — doch in genügender Anzahl, um unseren Anspruch auf die Führung auch weiterhin aufrechterhalten zu können."

„E« ist die Natur, nicht die Laune des Zufalls, die den Adel geschaffen, die den Adel für ihre Zwecke benötigt, die ihm di« Vorrechte gewährt, dl« d«r g«danlenlof« sozialistische Neid« ling zu «ig«n«n Gunsten ausgleichen möchte.' .Kurzum — wer die .besser«« Chancen' d«s Adels — des Uradels, nicht des Vriefadels von vorgestern — beanstanden will, der muh seinen Protest bei Mutter Natur einreichen. Zuchtwahl heiht die Zauberformel des Erfolg«« — ^uf geistigem wie auf körperlichem Gebiete für den weiteren Fortschritt der Menschheit auf dem Weg« g«n oben, der da hinführt, wir wissen nicht wo; d«r da endet, wir wissen nicht wann; der da b«zw«ckt, wir wiss«n nicht was'

Wo er hinführt! Wo «r «nd«tl

,Ob er heilig, ob «r bö««,

Iamm«rt st« d«r Unglücksman.

Mit d«n vorn wiedergegeben«« Sätzen

kündigt sich «ine n«u« Monatsschrift »n, dein,

«rft«« Heft vor mir li«gt und dnnnächst in di« I

Oeffentlichkeit gelangt. Vlutblau ist di« Farbe

des Umschlags, ein gekrönter Adler ziert seinen

Kopf, und sie nennt sich:

»Ein« aristokratische Monatsschrift.'

Sie erscheint im Vellag« Krone: Nichard Taendler (warum nicht von Taendler?), Berlin« ^ Knr« fürstendamm 236, und wird scheinbar von einem Herrn von Kotze, von dem auch di« oben er« wähnte Einführung ist, geleitet. Und des Blattes Leitwort lautet: .Xobilita« «öl» e»t »tgu« nute« virtuZ.-

Klarer als di« in mis«rab«l«« Deutsch g«.

schri«bene Einführung Kotze« laht «in Veitrag

A. von Gaffron»Ob«rstrada«s «rkenn«n, wes

Geistes das Blatt ist.

Eine Fabel:

»Sie waren hoch, hoch emporgestiegen.

»So hoch ist noch kein anderes Geschöpf vor uns gekommen', sagten sie.

Da sahen sie einen Adler, der über ihnen dahin flog.

.Frechheit', sagten sie. —

Und sie empfanden «s so.

G«statt«n Si«, mein« Herren von Kotz«, von Gaffron und Genossen, bah ich derFabel, demVor.

wort, dem beschränkten G«ift« dieser Gründung das Wort Friedrichs des Grohen gegenüberstelle, der auch schließlich zum Uradel zählt und demnach als aualisiziert zur Mitarbeit an Ihrem Blatt«

zu gelten hat — vorausgesetzt, dah er noch leben würde, was freilich wi«b«r di« Unmöglichkeit

eines solchen Blatte« zur Folg« hält«. Ihr

St<md«sg«noss« Friedrich der Groh« also sagt

(178S): .Der Adel ist nichts anderes, als der

höher« Grab d«r Bildung und Ehr«, den man

bei Personen au« guter Familie, dl« «in«r

sorgsameren Erziehung als and«« genießen

können, voraussetzen darf.' Friedrich der Groh«

ab«r l«bt nicht m«hr, und so undenkbar di«s«

Gründung im Jahr« 178« g«w«s«n wäre, so ist

si« h«ut« «in natürlich«« Produkt d«r Verhältniss«.

So muht« «« komme«. Wo b« Will« eine«

urad«l«gen Laien, der — hört di« Künstler —

w«d«r G«fchmack noch künstlerisch«« Empfinde«

besitzt, unsere Kunst regi«rt und aus ihre Kosten

o o

Emil Geyer: Vom Liebesempfinden der Gegenwart 511
den Dilettantismus fördert, muß das Verlangen
der Standesgenossen, auch ihrem Laienverstand
Kunst und Literatur dienstbar zu machen, nur
natürlich erscheinen.

Und gegenüber dieser Produktion mag's
nicht als Ueberhebung gelten, wenn ich das
Blatt aus der Hand lege und dabei Goethes
Wort gedenke:

«Und hat mit diesem lindisch.tollen Ding
Der Klugerfahrene sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Torheit nicht gering,
Die seine? sich am Schluß bemächtigt". ^ I.,
Vom Liebesempfinden der Gegenwart.

^ros ist der größte herrsche? der Zeit, Ist
^ ihr Gott, ihr einziger Gott. Wenn alle
Götter gestorben sind, — Gros überlebt und
beerbt sie. Aber ach! Die Last des Erbes ist
zu schwer für den zarten Knaben.

Immer inniger verbindet er sich mit der
Psyche.

Und zuletzt ist es Psyche, die sehnsuchts»
bange, frierende Psyche unserer Zeit, die den
Gros sucht und wieder sucht, vielleicht nur
darum sucht, weil er als die einzige von den
großen Mächten geblieben ist, durch die sie erlöst
werden kann.

Wo anders könnte sie Erlösung finden?
Im Glauben? Gott ist tot. Wohin sollen
nun die Ströme von Inbrunst und Hingebung,
von Vertrauen und Liebe, die zu Gott fließen,
ihren Weg nehmen? Und soll nun ungestillt
bleiben jener selige Drang nach lebendiger, die
Grenzen des Individuums auslöschender, ver»
gottender Gotterfülltheit? Und soll sie betrogen
sein um das ruhige Genügen vertrauensvoll
sich anschmiegender Gottestinschaft? Der neue
Glaub« ist noch nicht geworden, so viele sich
auch mühen, die Votschaft zu bringen, noch
find die neuen Götter nicht lebendig« Götter,
und das Wasser des Lebens vermögen sie
Psych« nicht zu reichen.

Und sie geht und sucht weiter. Sollte das
Wissen geben können, was der Glaube nicht
gewährt? Ach, die Arme! Sie schmachtet nach
Leb«n und hier findet sie d«n Tod. Der Er»
kenntnisbaum Ist kein Lebensbaum. Gesteigertes
reicheres Fühlen ist Leben, Wollen ist Leben,
— und die Wissenschaft ist Ausschaltung des
Gefühls, ist Leidenschaftslosigkeit, ist Nüchtern»
heit, Vorsicht, Verstand. Der Glaube, der «in«
klein« Weile lang selig machte, Intellektuali»
sierung des Lebens sei der Stab, der all«
Glücksqu«ll«n springen lasse, war ein kurz»
sichtiger Irrglaub«. Und jene religiöse Flamme,
die «inst di« Wissenschaft umwob und durch»
drang, ist erloschen, selbst in den Gelehrten,
ob man doch meinen sollte, sie könnten nicht
leben ohne di«s«s Feu«r.

Und Psych« wendet sich ab und irrt w«i!«>, unb«fli«digt«l d«nn je, immer schwerer zu be» friedigen, denn sie hat nun Kritik im Leibe. Und »mmer tiefere Sehnsucht und Verein» samung ergreift sie. Vergebens sieht sie sich nach anderen höheren Bindungen um, nach überindividuellr Bewährung und Weihe ihrer Energien.

Staat und Volkstum? Aber der Staat ist etwas Ungeheures und Unanschauliches ge» worden, eine kalte Abstraktion, eine grau« Un» endlichkeit, der das Individuum in nackter Isolierung gegenübersteht. Denn jene Kette von Bildungen, dl« früher vom einzelnen ver» mittelnd zum höchstteil Verbände überleitete, ist zerrissen. Alle jene so lebensvollen, unmittel» baren, einfältigen Gemeinchaften der Heimat, der Landschaft, des Standes, des Berufes, in denen der einzelne geruhsam und geschirmt ein» gebettet lag, als Glied und Hräger «in«s höheren Lebens, sind arm und leer und un» lebendig geworden. Vereinzelt, auf sich selbst gestellt, losgelöst von der Heimat, den Tra» oitionen der Familie entfremdet — so sind die Menschen unseres Zeitalters. Die Großstadt, die höchst« Aufgipfelung seines Lebens, ei» ungeheurer Haufe zusammenhangloser Sand^ körncr: seelenlos, flüchtig, selbstisch. Nirgends soviel Einsamkeit wie «n der ganz großen Stadt.

Aber di« Kunst? Ist sie denn nicht die groß« Löserin und Erlöserin? Auch sie kann es nicht sein. Unheilig und profan, wie sie geworden ist. Der Weihe entbehrend, di« «inst di« Verbindung mit dem Kulte ihr zuteil werden ließ. Auch längst nicht mehr an Stell« des Kultes, als dessen Erbin: das Erde ist vertan. Zergliedernd, zersetzend, niederdrückend, auf» losend ist die Kunst unserer Zeit, nicht er» lösend, erhebend, einigend, bindend. Des große» Ethos ermangelnd. Und so kann auch sie Psyche nicht von sich befreien.

Aber Psyche schreit nach Erlösung aus der Vede und Qual der Ichheit. Und da die anderen Quellen versiegt sind, so fordert sie, unnachgiebig wie sie ist, alles, was ihr entzog«« wurde, müsse Eros «r» setzen.

Selten war seine Macht größer, selten stiegen brünstige Gebete zu ihm auf. Kaum jemals wurde alle Glück und alle Erfüllung so sehr auf die Liebe gestellt, und aller Zündstoff des Herzens in diese Flamme geworfen. Denn Lotos herrscht nicht nur in seinem angestammten Reich, ihm ist das Szepter aufgezungen worden über fremde, herrenlos gewordene bleiche der Seele, In jener großen Auflösung aller Bindungen ist nur die erste und elementarste geblieben, die von Mann und Weib. Aber was sie höher angefüllt mit seelischen Inhalten, neue war sie reicher geschnückt mit allen Kleinodien der Seele: mit ekstatischen Glut und mystischer Inbrunst und zartesten Innigkeiten, mit farbiger Sehnsucht und windstillen Aneinanderschmiegen, mit Brüderlichkeit, Hingebung, Freundschaft, mit gleichnishaften Werten und gleichem Alter. Nie wurde Liebe bewußter bis in ihre letzte Süßigkeit und Bitternisse auskosten. Aber wurden höher und härtere Anforderungen an sie gerichtet. Aber kann diese auch erfüllen? Kann sie öfter als nur ganz selten diese ungemeine Steigerung ins Geistige, Allgemeine, Objektive ertragen, naturhaft und sinnengebunden wie sie ist? Sind es nicht Glücksfälle der seltensten Art, daß so heiße hochgespannte Sehnsüchten zweier Menschen Ziel und Hafen ineinander finden, daß diese vielfältigen Wünsche zusammenklingen?

Wie oft wird der eine gerade das suchen, was der andere nicht geben kann, und hätte er auch vieles zu geben! ein fremder Ton verdirbt den ganzen Akkord, Und der große Irrtum, daß die hohe Spannung der Leidenschaft sich verewigen ließe! Und der noch größere, daß von der unbeständigen, wechselnden, launenhaften Liebe dauernd Kraft und Sicherheit ausgehen könne, wie jene einst so wirksamen, jetzt verblaßten objektiven Werte sie ausstrahlten. Und diese skeptischen, subjektiven, kritischen Menschen der Gegenwart!

Wie viele haben nicht in langer Vereinsamung und Herzenichaltigkeit die guten Gaben der Hingebung und der einführenden Sympathie verloren! Selbst in den innigsten Vereinigungen können sie ein schimpfliches und schmerzliches Bewußtsein der Besonderheit und Fremdheit nicht auslöschen. Aber je weniger sie selbst zu geben vermögen, um so unerbittlicher und härter fordern sie vom anderen — und jene innige Verschmelzung bleibt aus, nach der sie so sehnlich begehren. Ein großer Teil des zeitgenössischen Schrifttums ist von jener Klage der Vereinsamung erfüllt, und zugleich von jener unstillbaren Sehnsucht nach völlerinnerlicher hoher Gemeinschaft.

Aus der einfachen Aaturtatsach« der Lieb«
ist ein unendlich vielfälliges und zusammen«
gesetztes, ein unendlich gebrechliches Ding ge«
worden, ein Kunstwerk, dessen reine Form höchst
selten gelingt. Aur wenig« Beglückt« und ein
Heer von Sehnsüchtigen und Enttäuschten, und
der sublimierte Liebesdrang macht Vi« Ent«
. täuschungen um soviel härter und schmerzlicher
So «st in diesem hohen Liebesbegriff «in«
Wurzel des Pathos unsrer Zeit zu suchen: in
dieser Seele gewordenen, selbstvergessenen und
selbstgenieherischen Liebesinnerlichkeit, mehr
noch in dieser vibrierenden brennenden Hände,
ringenden Sehnsucht »nd diesem tropfenweis«»
inn«r«n Verbluten,
Die heißen Gebet«, die zum Eros gehen,
bleiben zumeist unelöhrt, nicht darum, weil
der Gott nicht will, sondern weil seine Macht
versagt. Und Psych« bangt «insam und in
Sehnen. Emil Geyer.

«««n«»!«Ich für den polMischenN- Kor! 2chnl>er, <3chm«»g«»!»>r!, spül«»»«»«»«»«, «z für d«n
«»»IrnleU i Bruno Vuch««!«,
V«rll!» <2., hcMgtgtiftstl, 52: <H« all«» »„»er«: 0^, Artu» L«n««!,^gcr, «.»«!» >V l». Lttnnftroz« «!
12» V«l«»r«!<t>»Ung«n!,
9t«b«r! Fcni, Wl«n l. — «Morgen»?!«!«, «. m, l>, h, Verün V. 35, Sle«l!»,c>Nr, 0». — ll«»«bl!«» lü»
0«!>e««ich»Un,«i,
»«» N «»»»! «»»mal» «»In!» » M!««l. Wl«n l, »»«»«, l» - «>»,,<» »« V«l> » «,«!»!«» «.». ». G,
V«lU» V.»?, «ül«»>ß». «4.
Geschäftliches.

Angeichts der nicht mehr fernen A«is«»
saison dürft« «s unfere verehrten Leser Inter«
«ssieren, von einem maßgebenden Urteil über di«
als Aufnahmемaterial speziell auf Aelsen bestens
bewährt« »Agfa" > Kassette in Verbindung mit
de« Ehromo».Ifolar°»Tafch«nfilmö Kenntnis zu
erlangen, das uns von der Actlen»Gesellschaft
für Anilin»Fabrilat!on, Berlin, zur Verfügung
gestellt wird. Herr Felix Leibinger, Chef d«r
Firma Fruwirth H Comp., Wien VI, «Humpen»
dorsenstr. 9, fchrelbt unter dem 28. Februar 1908:
Sehr geehrter Herr!

Falls «s Si« interessier«, teile ich Ihnen
mit, daß ich als Gegner des Films mit Ihrer
.Agfa' »Kassette und dem »Ehromo» Isolar"»
Planfilm auf mein« letzten Aelse so groß«
artig« Erfolg« «rrung«n Hab«, daß ich nicht
umhin kann, Ihnen Dan! zu sagen. Da«
Filmmaterlal, von mir vor der A«ls« in
Taschen verpackt, hielt ohn« Schädigung «in«
mehrtägig« Seer«is« »us, litt nicht unter d«r
verhältnismäßig hohen T«mp«ratur in Tunis,
Sfaz, Malta usw. W«in« ganz« Etno.»
b«steigung im Monat Januar Hab« ich bei
der «normen Kälte (30°) anstandslos mit Ihrer
Kassette photographiert, ohne d«n g«rlngsten
U«belstand zu «ntd«k«n. Entwlcck«lt Hab« ich
di« Film im Stanbtasttn mit Glycin (Agfa)
Was hätte ich leisten können, w«nn ich auf
meinen früheren Aelsen di« Kafsttt« g«habt
hält«. Für «inen Forschungsreisenden u«
scheint mir dl« Kass«tt« un«ntb«hrlich, des«

gleichen das großartig« Filmmaterial. Ich
betrachte «s als Pflicht, die Kasette jedermann
auf den wärmst« zu ««pf«hl«n.'

äfrilrrtpffrr

il

Griten an Der ittofr I.

— Sri|fi f jirnkii.

JRM Dfrlenjr fmelifu nl

Berliner Handels-Gesellschaft.

Soll.

Bilanz vom 31. Dezember 1907.

Haben.

Kassa-Konto

Elfeften-Konto

Eflekten-Report-Konto

Reports und Lombard verschlisse

auf Effekten

Wechsel-Konto

Grundstücks-Konto

Bankgebäude

Konsortial-Konto

Kontokorrent-Konto

Debitoren

Pensionskasse der Angestellten der

Berliner Handels-Oesdschaft

Effekten-Bestände

Stiftungen für die Angestellten der

Berliner Handels-Oesellschaft

Effekten-Bestände ...

M

22 559 037

2445640945

5101569740

89 850 878

l 365 280

510617870

5431877360

179810414

2 502 278

21344250

431 19839180

95

80

Koinniaiulit Kapital-Konto . . .

Reservefonds

Tratten-Konto

Kontokorrent-Konto

Kreditoren

Gewinnanteil-Konto

Rückständige Gewinnanteile

Pensionskasse der Angestellten der

Berliner Handels-Gesellschaft

Vcrmögensstand

Stiftungen für die Angestellten der

Berliner Handels-Gesellschaft

Vermögensstand

Gewinn- und Verlust-Konto

Reingewinn

M

100000000

30000000

74051 15045

21288297970

1060335
2 530 548 '0
217199

40
1150591070
431 19839180

Soll. Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1907. Haben.

M
1837596
699899
11505910

4
M
4
Verwaltungskosten
85

Vortrag aus 1906
610933

50
Steuern
Zinsen-Ertrag abzügl. der gezahlten
Zinsen und Ertrag der Wechsel
einschliessl der Kurs-Differenzen
auf Devisen und Sorten abzüglich
der gezahlten Zinsen und des
Diskonts auf den Bestand . .
Gewinn ausKonsortial-u. Effekten-
Geschäften
Reingewinn

70
7943499
45
2 197 962
3291011

50
10
Provisionen
14043406

55
14043406|55

Berliner Handels-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber.

Wegen Austritts eines Teilhabers sucht

Literarische Verlageanstalt

vornehmster Richtung mit nur ersten Autoren und put gehender Zeitschrift einen

Teilhaber mit ca. 5075 000 Mk.,

dem neben Interesse auf dem Gebiete der Politik, Literatur, Kunst und des Theaters an hervor-
ragender sozialer Stellung gelegen ist. Off. sub R. O. 4788 an Rudolf Masse, Berlin W. 85.

山

DIE NEUE
GENERATION

HerausgeberIn:

Dr. phil. HELENE STÖCKER

Publikationsorgan des Bundes für

MUTTERSCHUTZ

Preis 3.— M. halbj.

5.—M.jährl. (für Mitglieder des Bundes 4M.)

===== Einzel-Nummer 50 Pfg.

Aus dem Inhalt der Nummern vom

15. Januar und 15. Februar 1908:

Hélène Stöcker: Unsere Sache

Adele Schreiber: Romane aus dem Leben

Eduard Westermarck: Oatfenwahl und Inzucht

Die Prostitution in Dänemark

Rutgers-Haag: Rassenverbesserung

Ernst Schur: Ueber das Erotische

Rosika Schwimmer: Sexualreform in Ungarn

u. v. a. m.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen.

Postanstalten sowie der Verlag Oesterheld

& Co., Berlin W. 15, entgegen.

Selben erschien der Schlussband von

'Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Russland!

Von Bernh. Stern.

652 Seiten n. 21 Illust. M. 10.—. geb. M. 12.—

Inhalt: I. Run. (3r> utimhelt. II. Weib u.

Ehe ;Hoch;cüsbrJurhc und Lieder). III. Qe-

ichlechl. Moral (Probenichte u Jungfernsch

Coltui u. Region). IV. Prostitution, Per-'

veriltit und byphill». V. FolMoriit

Dokumente (d. Erot. u. Obizone In Literit. u.

K«rii., Sexuelles Lexikon, crol. u. ob». Sprich,

werter, Lieder u. Enlhl.)

'Bd. I M. 7.—, Geb. M. B.—. Beide Bde. win» n-

umrnen genommen M. 15.—. a»b. 16.—.

HuitDhri. Projpckte aber d. hochInter. Werk gr. u. tr.

Herrn. Birt dort, Berlin W. », L.ndthutertr t.

Siei 95ejieHunflen (voue man

auf ben

== „«Roteen» =

Söerfaffer

»«n »ramm, »tblffttoi, «ommtot *. Wttrn mir,

>»uf« nidtrbreUuna rtnt* ooi1;ül)aftrn Vor-

Гф1аае* ЫпЛсбШф «iibltfatlon lijtr «Dtrft In

«uoMorm M) «U ind in WtrMnbuag (a fetén.

«Bvbentei 9er1aa1barcan (Cиг*

_Я /И, Sodann «eoryfhr.,

3nferaten-«ín> ГОЙГЛ^Н" bttr* ben

»abюе fut ben •»•• Wlggl (\$eI.VI.»271),

In der

Kunstaussstellung

Rrthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original-

Oelgemälde

allererster Meister wie:

Rndr. flchenbach, Hans Bohrdt,

F. v. Defregger, Q. v. Maje,

W. Leibl f, Paul Meyerhelm,

Fr. Volte f etc.

sehr preiswert abgegeben.

2000 Stück sehr wertvolle

echte

Perser Teppiche

sehr preiswert.

Mur По.

44 Wilhelmstrasse 44

»el „mor

fat bl< В«fttolí, V. W. »e»яг1в>вф5пе»«я »r.wf oon «a| а «acU» О.щ. ». », е«1ta W.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/«Richard Strauh/Georg Brandes / Richard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Vahr / vtto Julius Vierbaum
Wilhelm Völsche Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Nentsch
Richard Vluther Ite Klalten Karl Schnitzler/Wtrner Sombart Franl Wtdelind
Nummer 17 ^ ^ "wHn ^ 'Anm ^ r ^ g' Ä7 April ^ 908
Vriefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck. .,

^ Im nun, Kaiserliche Hoheit, zunächst einmal ein Terrain für das Spiel des Gedankens
^ T> abzustecken, um eine Operatlonsbasts zu schaffen, von der wir Aufklärungsritte unter»
nehmen können, will ich die Stimmung kennzeichnen, die unsere innere und äußere Politik
in mir und vielen anderen erzeugt hat, Ich sage vorsichtig: „in mir und vielen anderen“
und vermeide die Phrasen: „im Volte“, „in weiteren Kreisen“, „in den Schichten der
Gebildeten, de? politisch Denkenden“ und ähnliche Wendungen, die deshalb nichts bedeuten,
weil ja ein jeder, sei er auch noch so „repanclu“, noch so sehr Gescllschaftshuber und Aller»
weltsfreund, doch nur ein paar hundert, allerhöchstens ein paar tausend Menschen kennt,
mit der Minderzahl von ihnen über Politik spricht, und nur mit der Minderzahl dieser
Minderzahl wirtlich aufrichtig und ungezwungen Bede und Gegenrede wechselt. Aber ich
habe in den letzten zwanzig Jahren in den verschiedensten Lebcnssphärcn verkehrt, vom
mediatisierten Fürsten bis „hinab“ zum Journalisten, und habe niemanden gefunden, der
nicht „geschimpft“ hätte. Eines einzigen kleinbürgerlichen Parvenüs entsinne ich mich unter
den vielen „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dein trüben Blick gezeigt“, der immer
den Segen von oben mit dantesfeuchtem Blick zu rühmen wußte, aber der war auch ein
besonders minderwertiges Exemplar der Gattung bomn in5ipien5. Eonst schimpften alle.
Ich wähle geflissentlich dieses vulgäre Wort, weil es leider die Manier, wie der Deutsch?
die ihm verfassungsmäßig verbürgte Freiheit in Wort und Schrift benutzt, treffend charaklcrici»
slert. Seine Kritik ist nicht der Zorn der freien Bede, nicht besorgte i.'icbe. nicht heißer
haß, nicht wilde Empörung, sie ist fast immer das giftige Schimpfen des Malaien, den ein
Fußtritt getroffen hat. Im nächsten Augenblick wird er sich mit demütigem Grimasstcreu
unter dem zweiten Fußtritt des gnädigen Herrn krümmen. Ich kann Ilincn aber hier eine
Beobachtung mitteilen, die für Sie gewiß nicht wertlos ist: die nämlich, daß in den liöchslcu
Ständen am meisten, am gehässigsten geschimpft wird. Je näher dem Throne, desto
intensiver, desto bitterer die Kritik. Die Bourgcisie ist weit loyaler: sie hat viel zu
tun, muh Geld machen und tennt die ,6e55ou8" der einzelnen Attioncn nicht, mit denen

n o

o o

wir von Jett zu Zelt geblufft werden. Die nächste soziale Lagerung bildet «ine Schicht, die entweder stumpfsinnig oder radltal»demotratlfc ist, und dann steigen wir auf die unterste, breiteste Stufe der gesellschaftlichen Slala hinab, hier wimmeln die Millionen von Arbeitern, die — genau wie in Frankreich — fest davon überzeugt find, daß die ganze bürgerliche Politik nur eine queztinn cie2 ^05 sou«, daß die kapitalistische Gesellschaft bis ins Vlarl durchseucht Ist, und daß jeder seinen Preis hat. Wenn ich einem dieser pessimistischen Idealisten sagte: „Der Kronprinz befand sich gerade in finanzieller Klemme, er hatte zu viel für den edlen Nennsport angelegt, und da hat ihm der Herausgeber der „Zukunft“ eine Million in d!e Hand gedrückt, damit er die Intrigue gegen den Fürsten Eulenburg unterstützte, diese Million aber hat harden vom Fürsten Vülow bekommen, der den Liebenberger unschädlich machen wollte“, so würde er verständnisvoll nicken und nicht den leisesten Zweifel in meine Angaben setzen. Doch Scherz bei Seite! Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich feit langen Jahren zu Haus und auf Aelsen, in der Stadt und auf dem Lande, „vom Fels zum Meer“, wie man in der guten alten Zelt sagte, nicht eine Menschen» seele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hütie. Unter vier Augen natür» lich; in den Zeitungen liest man's anders. Vor kurzem begegnete ich in der Lelpzgerstraße einem höheren Beamten, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Er blieb mit der ruhigen Autorität eines preußischen Würdenträgers, dem alle Dinge zum Vesten dienen müssen, mitten im Menschenstiom stehen, hielt mich am Aocklnopf fest und begann zu schimpfen. Ich sagte ihm endlich: »Sie wissen wohl nicht, daß ich immer eine Vombe bei mir trage, - ich finde es gefährlich für Sie, hier, dicht an der Wilhelmstraße, mit mir zu sprechen“. Er lächelte etwas beklommen und empfahl sich dann mit der Vitte: „Wenn Sie darüber schreiben . . . ohne meinen Aamen ...“ Die Wertheimwog« verschlang sein verschämtes oder unverschämtes Gemurmel.

Ich meine, die Tatsache, daß in den politisch interessierten Kreisen der Nation auch mit der Diogneslaterne niemand zu finden ist, der das herrschende N6gime im vertraulichen Gespräch verteidigt, die follte einem Monarchisten — und Sie sind ja von tzaufe aus Monarchist — doch zu denken geben. Wenn Sie aber glauben, dlefes Aösume sei bös» willige Entstellung und ich trüge den Teufelsscherben im Auge, so lesen Sie, bitte, im Zwischenakt des „Walzertraums“ das Büchlein „Vor der Flut“, das der Ncichsgerichtsrat Mittelstadt vor zehn Jahren veröifentlicht hat. Er war ein streng konservativer Mann, einer von denen aus der alten Schule, der die staatliche Zucht und die „Vbeblenz“ des Untertanen alles galt . . . und welche Anklagen hat er gegen den wilhelminischen Kurs geschleudert!

Die Neglerungszeit Wilhelms II. zerfällt in drei Perioden. Die erste Perlode ist die des Anlaufs, die zweite die der Umkehr, die dritte die des Stillstandes, Erst Sturm und Drang, dann Meeresstille und glückliche Spazierfahrt. In der ersten Perlode wurde die Schule reformiert, die Sozialpolitik auf den Schwung gebracht, die Wirtschaftspolitik umgestülpt, die Polenpolltik revidiert. Alle diese Maßnahmen entkeimten der Ueberzeugung, daß alles, was der alte Morphinist und Alkoholst im Sachsenwalde getan und angeraten hatte, eo ipza falsch sein müsse. Dann, als der Frondeur zur Unschäd» lichkeit ergrelste und starb und als die erhofften Erfolge sich nicht von heut auf morgen

O »

»

einstellten, versuchten die Manager des allerhöchsten Herrn es wieder einmal mit den alten «Rezepten. Es wurde sub 2U5picil5 imperatorig eine Umsturzvorlage, ein Zuchthausgesetz ausgearbeitet, die Wirtschaftspolitik wurde wieder im agrarischen Sinne restauriert, die Polen wurden ganz kolossal angehaucht. Waren die ursprünglichen Reformen rettende Taten gewesen, so waren es die Reformen der Reformen nicht minder. Kein Mensch wußte mehr, wohin der Kurs am nächsten Morgen gehen würde, aber wir waren alle davon überzeugt, daß „Volldampf voraus!“ die Losung bleiben werde. In dieser Voraussetzung haben wir uns sehr getäuscht. Wir traten nämlich in die Perlode der Resignation ein, die Graf Taaffe die des „Iortwurstelns“ nannte. Von Reformen, von irgend welchen weltschauenden Plänen ist nicht mehr die Nebe, und Fürst Vülow, der selbst im Siedetesscl des Höllenfürsten ein tröstliches Zitat finden würde, hat auch diesmal nicht verfaßt. „Was ist deine Pflicht?“ fragte er mit forgenvoll gefurchter Stirn und erwiderte, sich rafch erheiternd und mit lehr» Haft erhobenem Zeigefinger: „Die Forderung des Tages.“ Wie es gewisse Aerzte gibt, die ganz glücklich sind, wenn sie die Krankheit mit einem lcrinirmz locl>mcl>5 etikettiert haben, fo ist auch Fürst Bülow feelenvergnüg», wenn er das Zitat gefunden hat, das eine prekäre Situation mit der Magie des Dichtelwortes verklärt. Die Aerzte sind empört, wenn der Patient trotz ihren Bemühungen stirbt, und Fürst Vülow, der viel zu sehr Philosoph ist, um sich zu entrüsten, zuckt die Achseln, wenn der Staatskarren nicht von der Stelle will. Es geschieht nichts mehr und das ist vielleicht ein Glück. Denn das, was im Reichs» Hause an gesetzgeberischen Umbauten unternommen wird, ist immer sehr bald revaratu» bedürftig. Wenn ein Gefetz ein Wellchen in Geltung ist, fo stellt sich fchon heraus, daß es einer Novelle bedarf und dann wieder einer und noch einer Novelle. Das ficht aber den Novellisten im Kanzlerpalais nicht weiter an. Lr fchlägt den geliebten Uhland auf und lieft: „Des Knaben Kleid war wunderbar velfarb zufammgeflickt“ oder er besinnt sich schmunzelnd auf Faufts morosen Begleiter, der da sagte: „Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, daß nichts entstünde.“ I'mixtum «t. Nun wäre es natürlich falsch, wenn ich Ihnen die innere Lage so darstellen wollte, als lebten wir im Schlaraffenlande. DI« gesetzgeberische Maschine arbeitet unentwegt und erzeugt den Paragraphenhücksel, auf den die administrative und parlamenlarifche Bureau» Iratle fo stolz ist, aber das ist doch im Grunde nur geschäftiger Müßiggang. Die Glocke hat einen NIß, sie klappert, aber sie klingt nicht, und die eigentlichen, die tiefsten Bedürfnisse der Nation bleiben in dlefem mechanischen Treiben unbefriedigt. Wir brauchen auf dem Gebiete der Verfassung, der Armee, der Finanz, der Schule, der Rechtspflege durchgreifende Neuordnungen. Im weiteren Verlaufe diefer Brleffcrle werde ich die <thre haben, Ihnen auf jedem dieser Gebiete in Kürze darzulegen, was die ersten Kenner und Fachmänner raten. Schon hier aber kann gesagt werden, daß die vornehmste, die dringendste Forderung des Tages lautet: Gebt uns Persönlichkeiten! wie liegen denn heut die Dinge bei uns? Ich bitte Sie, sich erst einmal in der Phantasie vergegenwärtigen zu wollen, was ein solches Ressort wie etwa das des preußischen handelsmnlfters bedeutet. Es bedürfte in höherem Grade, als ich sie besitze, der rhetorischen Gabe der ampüllcalin, um Ihnen durch Aufzählung und Attumullerung eine Vorstellung davon zu geben, wie auf allen diesen Gebieten „die Fäden hinüber, herüber schießen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“, welche imposant« Summe von Interessen von jeder

prinzipiellen Entscheidung abhängt, wie durch sie die materielle Wohlfahrt und damit auch der sittliche Standard von Millionen beeinflusst wird. Wohl und Wehe, bisweilen Sein und Nichtsein unzähliger Einzelner hängt davon ab, was für Männer an der Spitze dieser Niesenressorts stehen. Nicht, daß ihre unmittelbare Macht eine so gewaltige wäre. Sie sind ja an die Tradition des Beamtentums gebunden, sind auch nur Teile des ungeheuren, nun schon automatisch funktionierenden Apparates, müssen unter einander, zwischen Preußen und dem Reich und mit den parlamentarischen Strebungen viele Kompromisse schließen, und doch ist es von säum zu überschätzender Bedeutung, wie der Chef eines Verwaltungsgebietes innerlich beschaffen ist, denn er kann seinen Wirkungskreis durchgelstigen, — wenn er dies je ne 5215 quo, besitzt — ,und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, reißt gewaltig wie Windesmeben auch den untersten Neiter mit." Also: es ist unendlich wichtig, wer die Schule oder den Handel oder die Finanzen verwaltet.

Eine triviale Wahrheit. Ich würde mich schämen, sie niederzuschreiben, wenn es sich hier darum handelte, Geist zu funkeln. Aber diese triviale Wahrheit wird leider schnöde mißachte». Unsere Minister — lassen Sie sie einmal vor Ihrem geistigen Auge Vevue passiercu! — sind keine Persönlichkeiten. Fragen Sie einmal den Kanzler vertraulich, was er von Herrn von Studt gehalten hat. Er wird Ihnen, wenn Sie an seine Wahrheitsliebe appellieren, erwidern, Herr von Studt sei ja persönlich sehr sympathisch, aber auch merk» würdig ungeschickt und nicht gerade ein Gelstesriese gewesen, indessen sei die Minister» ernennung und Ministerentlassung ei» Vorrecht der Krone, dem auch der »große Kanzler' sich stets gebeugt habe usw. Unsere Minister sind mehr oder minder tüchtige Beamte, die außerhalb des engst«n Kreises der Kollegen völlig unbekannt sind, sie haben sich redlich hinauf gedient und hinauf gedienert und mehr oder minder gründliche Fachkenntnisse erworben. Der Gedanke, dem allerhöchsten Herrn mit selbständigen Ansichten, Plänen und Zielen, selbst» ständiger Kritik und, wenn es sein mich, auch in pflichtmäßiger Opposition entgegenzutreten, dünkt sie fakrilegisch. Bosse, ein braver, tüchtiger und „wohlIntentionlerter" Wann, ver» zeichnete als hoher Beamter in seinem Tagebuch die beseligende Tatsache, daß der Minister ihm eine Zigarre verehrt habe; Ontel Chlodwig, der mailliöse Zwergenbischof, notierte in sein Verbrecheralbum, daß Seine Majestät ihm zugetrunken und er sich vor Ehrfurcht den Frack bekleckert habe. Vrcfeld fchlotterte vor der Abfchiedsaudienz und klammerte sich, wie ein Ertrinkender an die Schiffsplanke, an die Hoffnung fest, daß Seine Majestät sie nicht bewilligen werde. Miguel ging, wie einige hintertrevpenhaft gestimmte Blätter schrieben, „aus dieser Abschiedsaudienz als ein gebrochener Mann hervor". So ist die Psyche starker, schöpferisch begabter Männer nicht geartet; diese Leute sind allerdings nur handlanger, bestimmt, den erhabenen Willen ihres Herrn auszuführen. Wenn aber stets auf die Impuls» des Herrschers gewartet wird, dann erschüttern schwere Störungen den Staatsorganismus oder es stellt sich gar Arterienverkalkung ein, denn bisweilen sind diese Impulse unheilvoll und bisweilen bleiben sie ganz aus. Es ist aber bei uns eine zum System erhobene Ge» pflogcnheit, zu Ministern Männer zu wählen, die keine sind, die es wenigstens nicht im vollen Sinne dieses inhaltichweren Wortes sind. Wenn man die Verwaltungsjahre des Durchschnittsministers überblickt, so fragt man sich vergebens, wo und wie er denn eigentlich seine Zeugungsfähigkeit, seine Schaffenskraft bekundet habe, heute sagt sich der ministrable Negierungsbeamte, daß es vor allem gilt, ein unbeschriebenes Blatt und literarisch unbescholten

°|>

o Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 517

" zu bleiben. Wer sich den höheren Bangtlassen nähert, hat nur den einen Gedanken, ja nicht durch hypertrophisch entwickelte Individualität aufzufallen und vor allem nicht in der Presse genannt zu werden. Selbst Veröffentlichungen in Fachblättern schaden mehr als sie nützen. Dahingegen lann der Veamte bei guter Kondulte, vorwurfsfreier Kirchlich teil, er» wiefenem Geslnnungsernst, geordneten Verhältnissen, angemessenen Familienverbindungen, Zugehörigkeit zu einem feudalen Korps und einem einflußreichen Stammtisch wohl darauf hoffen, das höchste Ziel zu erreichen. Freilich meist in einem Alter, in dem er, wie tzerr Blehlolawel so treuherzig sagt, bereits ein Tepp und ein Trottel ist. Schadet nichts; seine Lebenskraft wird vermutlich noch hinreichen, um seinen Namen zu zeichnen und das .Material aufzuarbeiten'. Wie fagt doch der beamtete Lyriker Storni?

,Va Hab' ich den ganzen Tag dekretiert;

Und es hätte mich fast wie fo manchen verführt:

Ich fühlte das dumme kleine Vergnügen,

Was abzumachen, was fertig zu kriegen.-

Dieses dumme kleine Vergnügen nennen die Deutschen, die es lieben, sich in selbst» gefülligen Illusionen zu wiegen: das Vewußtsein treu erfüllter Pflicht. Unfere Minister haben dies Bewußtsein alle. Fürst Bülow reibt mit Vorliebe den Voltsboten unter die Nase, welche kaum erträgliche Bürde auf feinen Atlasfchultern laste, und Studt wurde ganz sentimental, wenn er von se'ner eigenen Arbeitzleistung sprach. Er fing feinen Schweiß in Kübeln auf und präsentierte sie dem hohen Hause. Uns aber wären Minister lieber, die weniger arbeiteten und mehr leisteten. Wieviel sie schwitzen, ist uns gleichgültig. Sie sollen andere für sich arbeiten lassen, sie sollen sich nicht als Kärrner, sondern als Könige fühlen, sie sollen Ideen haben und Direktiven geben. Wir wollen Männer, die ein eigenes Programm aufstellen, eigene Ziele zeigen, eigene Bahnen weisen. Wir wollen keine Kommissstiefel, die — perincle 2c caciver — in dem aufgedonnerten Troupiergehorsam, den der unselige Eaprivl in die Mode brachte, deklamieren: »Ich trete an die Stelle, auf die mich mein König stellt.' Sondern wir verlangen, daß der Erwählte dem König fagt: .Majestät, dieses Nessort kenne ich nicht und ich würde Jahre brauchen, um mich in die Materie einzuarbeiten. Diese Jahre bedeuten eine schwere Schädigung des Staates und daher muß ich verzichten." Oder, wenn er annimmt: .Majestät, dies find die Pläne, die ich für mein Bessort habe; nach diesen Grundsätzen will ich es leiten, dies ist mein Ziel, dies find meine Wege.'

Nun tonnte man ja einwenden, der Beamte kenne sein Fach und sei deshalb dem genialsten Outsider vorzuziehen. Ueber diesen Einwand ließe sich immerhin diskutieren; bei uns aber wird der Beamte nicht als Fachmann, sondern als Beamter schlechthin auf seinen hohen Posten berufen. Er kann Kultusminil'er werden, auch wenn er sich bisher Vorzugs» weise für Kanalbauten interessiert hat. Er kann die Poftverwaltung übernehmen, wenn er eine Autorität in Schweinezucht ist. Er kann mit einer Finanzreform betraut werden, auch wenn er nicht weih, wie ein Wechsel aussieht. Das ist alles unter Kameraden ganz egal, also ist der einzige Einwand, der gegen die Berufung von Unzünftigen mit einem Schein d«S Rechtes erhoben werden könnte, hinfällig.

Solche Unzünftigen werden aber nicht berufen. Die Beispiele Miquel und Dernburg beweisen nichts. Miquel wurde nicht in seiner Eigenschaft als Verwaltungßgenie aus der kommunalen Niederung in den ministeriellen Vlymp entrückt, sondern weil er sich aus

» »

Schmeichelbäckeie wie kein Zweiter verstand und seine emperorvorsnip durch heftige Angrisse gegen Vismarck betätigt hatte. 28 war das die Zeit, in der sich die ganze sachliche und persönliche Politik am Verhältnis zu Vismarck orientierte. Dernburg verdankt seine Verurufung dem embarras, der jetzt immer entsteht, wenn ein schwieriger Posten besetzt werden soll. Man denke nur, welche Nazzia auf Kandidaten veranstaltet wurde, als der doch schon seit Langem schwanke und dürre Stengel zerbrach.

Es kann auf dem Gebiet der inneren Politik nicht besser werden, wenn Fürst Bülow sich wie bisher nur mit Leuten umgibt, die sich von Eassius dadurch frappant unterscheiden, daß sie nicht zuviel denken und deshalb ungefährlich sind. Schließlich sind doch die Minister und Staatssekretäre nicht nur zur Folie da. 28 ist ja sehr reizvoll, wenn von dem grauen Hintergründe intellektueller Monotonie sich des Kanzlers buntfarbiger Serpentinanz abhebt, aber unsere innere Politik bleibt der bengalisch beleuchtete Sumpf, den wir seit Jahren schillern sehen.

Nun fragen Sie vielleicht ungeduldig: Was wollt ihr Nörgler denn nun eigentlich?

Wir wollen, daß an die leitenden Stellen Männer berufen werden, die der Nation durch irgend eine großzügige, weithin sichtbare Leistung bekannt sind. Wir wollen, daß sie uns über ihre Ziele und ihre Mittel "Rechenschaft geben. Wir wollen, daß der Berufene die selbstverständliche Gentlemanpflicht erfüllt, ein Amt, dem er sich nicht gewachsen fühlt, auch nicht zu übernehmen. Wir wollen, daß er geht, wenn er einsieht, seine Arbeit sei vergeblich, und daß er nicht wartet, bis er durch Lukanus aufs Pflaster geworfen wird. Deutschland ist reich genug an Intelligenz und Initiative, um alle Posten Preußens und des Reiches mit wirklich hervorragenden Kapazitäten besetzen zu tonnen. Selbstverständlich soll nicht etwa der Beamte, nur weil er Beamter ist, von den höchsten Staatsstellungen ausgeschlossen werden; auch soll nicht ein neuer Mystizismus herangezüchtet werden, als sei nur der Kaufmann, nur der Finanzmann zum Negieren befähigt. Es soll eben nicht der Beruf, sondern die Persönlichkeit entscheiden.

Auf allen Gebieten geht es vorwärts. Das deutsche Volk darf in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Industrie und Technik erhobenen Hauptes neben jede andere Nation treten, und wie kontrastiert mit dem Tempo dieses zielbewußten, unaufhaltsamen Fortschrittes der Zickzackkurs und der Quietismus der Regierung! Alle, die arbeiten, haben das Gefühl, daß der staatliche Apparat allzu oft als Hemmschuh wirkt, daß die Tätigkeit des Tschen mit dem Viertel an Kraft, Zeit und Geld geleistet werden könnte, daß unsere innere Politik, wenn sie auch in Bezug auf Gesetze und Verordnungen kaninchenhafte Fruchtbarkeit betundet, doch im höheren Sinne eine Politik der Eunuchen ist.

Das ist, wie ich glaube, die Stimmung derjenigen Volksschichten, die ich nach russischem Muster die „Intelligenz“ nennen will. Wenn Sie Ihrem politischen Mentor, dem Geheimen Vberregierungsrat und Vortragenden Rat im Ministerium des Innern, Freiherrn von Faltenhayn, diesen Brief zur Begutachtung überweisen, so wird er Ihnen, um mich zu zerschmettern, segensreiche Mahnungen zu Putzenden aufzählen. Er wird bei dem Reichsvereinsgesetz und dem Börsengesetz beginnen, er wird die „hochherzige Initiative des Monarchen“ in bezug auf die Majestätsbeleidigungen rühmen, und dann wird er die Gesetzentwürfe über den Versicherungsvertrag, die Sicherung der Bauforderungen, die Erleichterung des Wechselverkehrs, die Novelle zum Unterstützungs-

o O
o o

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 519

Wohnsitz, das Vogelschutzgesetz, die Novell« über die Handlungsgehilfen und das Vieh»
s«uch«ng«s«tz, das Telefunkengesetz, das Scheckgesetz, den Gesetzentwurf über die Haftpflicht
des Tierhalters und alle die ander« Klein« und Felnarbeit wie einen Rosenkranz ab»
beten. Die Enteignungsvorlage wird er besonders zu würdigen bitten, denn er gehört
zu denen, die an die allumfassende Wirksamkeit mechanischer Machtmittel glauben, jeden
gordischen Knoten nach dem allzu simplen Rezept des großen Mazedoniers durchhauen
und z. B. anlässlich des Wreschener Schulstreits von der ausgiebigen Anwendung des
Rohrstocks Wunder erwarteten. In diesem Herrn hat man Ihnen, um doch ganz im
Stil der üblichen Thronfolgeerziehung und »Vorbildung zu bleiben, einen Berater ge»
geben, der leider nicht imstande ist, Ihnen «in Panorama zu zeigen, sondern Sie nur
durch ein Guckloch starren läßt. Autoritär bis auf die Knochen, kann er Ihnen natürlich
auch nur die Staatsausfassung vermitteln, die die Konservativen, weil ihre theoriebildend«
Kraft stets sehr gering war, von dem Juden Stahl bezogen haben. Seine einseitig«
Information ist selbstverständlich nicht doloser Natur, sondern sie erklärt sich aus dem
volkstümlichen Wort: Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Wenn Ihr Mentor selbst
sein Verständnis für das Ringen der Zeit besitzt, so kann er's auch nicht auf Sie über»
tragen. Wo nichts ist, hat der Kronprinz sein Recht verloren. Dies soll keine Denun»
ziation des Herrn von Faltenhayn sein, von dem Sie gewiß sehr viel lernen tonnen.
Ich erlaube« mir nur den Rat, seine Instruktion durch vorurteilslose Beobachtung und
Lektüre zu ergänzen. Denn ich fürchte, daß Sie sich sonst in den Gedankentreis gewisser
konservativer Schichten einleben, denen der Liberalismus, sei er auch noch so blaßrosa,
immer nur als die „Vorfrucht“ der Sozialdemokratie erscheint und denen die Sozial»
demokraten turzweg als „Elende“ gelten. Es ist für einen Herrscher von der größten
Bedeutung, daß er sich daran gewöhnt, Parteien ohne Entrüstung und gleichsam mit
wissenschaftlicher Indifferenz zu fehen. Sonderbar, daß es Fürst Bülow in der Aera
der Versöhnung nicht für notwendig gehalten hat, bei der Wahl Ihres Instruktors seinen
Einfluß im Sinne der mittleren Linie geltend zu machen, heute liegt die Befürchtung nur
allzu nahe, daß Sie sich durch Ihren politischen Eicerone zu der irrigen Auffassung verleiten
lassen, «in moderner Staat tonne mit der eisernen Hand des cmfgetlärten Despoten regiert
«erden. Mit dem aufgetlärten Despotismus ist es wie mit dem Schinten in Burgunder:
der Despotismus findet sich schon, aber mit der Aufklärung hapcrl's meist.
Herr von Faltenhayn also wird Ihnen an der Hand exakter Daten beweisen, daß diese
Darstellung das Zerrbild eines Destruktiven ist. Die bürgerlichen Leser meiner Briefe aber
werden vermutlich finden, daß das Stimmungsbild auf das Lob der Wirtlichtciistreue An»
spruch machen kann. Ich behaupte nicht, daß unsere innere Poltit in jeder einzelnen Maß»
nahm« töricht und falsch sei, teineswegsl Ich behaupte nur, daß sie sich mühsam und freudlos
welter stiftet und daß auf dem deutschen Voll, in dem fast jeder Einzelne so arbeitsam, so
artig und neuerdings auch so erstaunlich agil ist, der Wißmut wie ein Leichentuch lastet.
Sollte eine Vsterzensur erteilt werden, so würde sie sicherlich lauten: Innere Politik —
mangelhaft!

520 Georg Brandes: Maria Stuart

0 »

Maria Stuart.

Von Georg Brandes. ue»«s«»» »»» «r»<h »»i«.

^?X ie große Leserwelt kennt Maria Stuart und ihre Geschichte nur aus dichterischen

^^ Darstellungen. Schillers »Maria Stuart" hat in Europa mehrere Generationen

beherrscht, die „Maria Stuart" Björnsterne Björnsons im Norden der Generationen

zwei, die Swinburnes in den englisch sprechenden Ländern deren eine beschäftigt.

Von diesen Dichtern ist der englische der historischen Gestalt am nächsten gekommen,

wenn er sie auch in seinem „Chastelard" mißhandelt; seine Maria Stuart dürfte übrigens

außerhalb Englands wenig bekannt sein.

Von nordischen Historikern hat Fr. Schiern in seiner großen Arbeit über Voth»

well sich mit dem Lebenslauf der schottischen Königin während des entscheidenden

Zeitpunktes ihrer Geschichte befaßt, und Gustav Storm ein gewissenhaftes, mit guten

Bildern ausgestattetes Buch über sie geschrieben.

Diese beiden historischen Versuche geben jedoch gleichwie Björnsons Drama ein«

höchst unrichtige Vorstellung von dem Wesen der schottischen Königin, weil sie alle

gerade die Briefschaften, die das klarste Bild von Marias Persönlichkeit mitteilen,

für gefälscht halten.

Es ist keine Uebersetzung, daß Frau Mathilda Mailing die nordischen Historiker

und Dichter, die diesen Stoff behandelt haben, faßt und sonders an psychologischem

Feingefühl übertrifft. Nach einem offenbar sehr sorgfältigen Studium des Zeitalters

und der Hauptpersonen hat sie Maria Stuart derart geschildert, daß ihre äußere

Persönlichkeit und die sie auszeichnenden Charakterzüge sich zu einem lebendige» und

anschaulichen Ganzen gestalten.

Mary, Queen of Scots, war groß, kräftig gebaut, mit feinem, bleichem Antlitz,

kräftigem Kinn, langer, gerader Base, braunen, schmalen Augen, rotbraunem haar:

sie war in der ersten Jugend einigermaßen eßgierig und litt häufig an einem Schmerz

in der Seite, der von dem starken die Verdauung erschwerenden Schnüren nach der

Mode der Zeit herrühren mochte. Sie war nicht so außerordentlich schön wie einzelne

andere zeitgenössische Prinzessinnen, doch reizender als sie.

Schon in jungen Jahren war sie weltlug bis zum Zynismus, erstaunlich reif,

von äußerst feiner Auffassungsgabe und großem Geschick im Pläneschmieden.

Sie war weltlich, liebte Putz, Geschmeide, Parfüms, wollte jedem, mit dem

sie in Berührung kam, gefallen, jeden erobern. Die Verzärtelung, die sie seitens

des Königs Heinrich II. erfuhr, das Bewußtsein des verwandtschaftlichen Zu»

sammenhangs mit den Guisen und ihre Sippentreue flößten ihr frühzeitig Selbst»

vertrauen ein, riefen eine Neigung zu hartnäckiger Parteinahme in ihr hervor, weckten

ihre Kampflost. Ihre Nerven waren die des Zeitalters. Ihr war bei Freiluftfehlen

wohl. Sie war eine unbewegte oder freudige Zuschauerin bei politischen Exekutionen

- o 0
- o 2

Georg Brandes: Maria Stuart 521

und Massenhinrichtungen. Doch ihre Verhaftung war schwerlich eine angeborene Härte. Sie besitzt eine außerordentliche Anmut, legt gern die stolze Haltung der Prinzessin oder Königin ab, um sich einer nachlässigen, natürlichen Vertraulichkeit hinzugeben, die nicht herablassend, sondern herzwinnend wirkt. Konnte sie auch ab und zu bedauern, kein Mann zu sein, dem mit Helm und Schild ins Feld zu ziehen und im Freien zu nächtigen ziemte, so ist sie doch das typische Weib, die danach lechzt, Bewunderung in den Augen der Männer zu lesen, beständig Schmeicheleien zu hören, beständig Zeuge stummer, leidenschaftlicher Anbetung zu sein, und das sich in Bewunderung badet, wie die Katze im Sonnenschein. Sie ist von Natur so kokett, daß sie bei der ersten Begegnung unwillkürlich sogar mit ihrem Bruder kokettiert.

Erst 15 Jahre alt, wird sie Braut und vermählt sich mit einem schwächlichen, vierzehnjährigen Knaben, der an Nasenwucherungen leidet. Sie ist in das Wesen eines erotischen Zusammenlebens insofern eingeweiht worden, als sie mit solcher Leidenschaft begehrt wurde, daß der junge Gatte mit dem unentwickelten Körper daran starb. Sie selbst aber hat kein Entzücken empfunden, kaum auch nur ein Geschlecht zu lieben vermocht.

Mit eben vollendetem 18. Jahre wird sie Witwe, und ganz Europa beschäftigt sich damit, was für eine Partie sie nun zum zweiten Male machen wird. Kein Ziel ist ihr zu hoch. Allein ihre Schwiegermutter, Catharina von Medicis, und ihre Nivalin, Elisabeth von England, machen die Aussichten, die sie auf eine glänzende Partie hatte, zunichte. Die Politik spricht denn für eine Ehe mit Lord Darnley, und Maria verliebt sich, wenn auch weder tief noch dauernd, in seine hübsche Gestalt, so daß sie darüber eine kurze Weile die schale, rohe Seele vergißt, die sich in dem ausdruckslosen Antlitz des Neunzehnjährigen spiegelt.

Seine Dummheit und Niedrigkeit, seine Teilnahme an der Ermordung Nizzios, haben zur Folge, daß ihre Liebe von Haß und Verachtung abgelöst wird. Wenn sie nach diesem Morde sanftere Gefühle für ihn heuchelt, so geschieht dies aus Notwehr gegenüber den Lords, da sie im Augenblick ohne Stütze dasteht.

Doch unmittelbar darauf tritt Bothwell in ihr Dasein. Er war bereits mit auf dem Schiffe, das Maria von Frankreich nach Schottland führte. Er hat sie frühe amüsiert, französisch in seiner Bildung, belesen und derb witzig, wie er ist. Nach dem Bruche mit Darnley steigt er in ihren Augen mehr und mehr. Er bemächtigt sich ihrer anfangs rein körperlich durch eine Ueberrumpfung. Doch diese erregt so wenig ihren Abscheu, daß sie sich — zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben — sterblich, demütig in den breitschultrigen, rothaarigen, harthändigen Schotten verliebt, der ihr bald mehr ist „als Frankreich, England und Schottland zusammen“. Bei all ihrer katholischen Religiosität hält sie weder seine noch ihre Ehe auch

>- i
, ^
,

nur einen Augenblick zurück, ebensowenig beschleicht sie Neue über die Umarmung, die ihr alles ^geworden ist.

Was Frau Malling angesprochen und für Maria Stuart eingenommen hat, das ist das Aufrichtige, Getreue an der Königin, die Wärme ihres Wesens. Frau Malling deutet am Schlüsse des Buches an, daß sie Maria ihr ganzes Herz geschenkt habe. Man fühlt es an der Nachsicht. Maria konnte nicht heucheln, sagt sie, tat dies nur im äußersten Notfall. — Sie war indessen leider sehr oft in Not. Sie log sehr ungern — das schreibt Maria selbst — sie tat es nichtsdestoweniger ausgezeichnet. Frau'^Malling stellt mit Fug Marias Tugenden den Lasten Elisabeths gegen»

Wer: Maria wahrheitsliebend, leidenschaftlich, impulsiv, vom ersten Eindruck geleitet, rücksichtslos, tollkühn bis zur Dummheit — Elisabeth unentschlossen, lügenhaft, eitel, herzlos. Doch hebt Frau Malling zugleich mit Necht hervor, daß Elisabeth zur Königin von England wie geschaffen war, während Maria nicht in geringsten dazu taugte, die Schottlands zu sein, daß Elisabeth überhaupt zur Negentin geschaffen war und ihren Liebesverhältnissen nie gestattete, auf ihre Politik einzuwirken, während Maria ihr eigenes Wohl und das Staatswohl aufs Spiel setzte, wenn sie liebte, und so ihrer Liebe jede Rücksicht opferte.

Daß Maria von den beiden die einnehmendere war, steht außer allem Zweifel.

Anziehend ist die Unbedachtsamkeit an ihr, die sie Mißverständnissen und Demütigungen aussetzte. Elisabeth sowohl wie Maria kommen in die Lage, einen Anbeter hinrichten zu lassen, Elisabeth Essex, Maria Chastelard; allein Essex wird als Aufrührer hin» gerichtet, Chastelard als der Vermessene, der sich an der Person der Königin der» greifen wollte, so daß Elisabeth würdiger, Maria in nachteiligerem Lichte erscheint, zudem sich auch härter ausnimmt, da sie Augenzeuge der Hinrichtung war.

Während Elisabeth streng auf ihre Königswürde hielt, ließ sie Maria hin und wieder gerne fahren, zeigte sich natürlich und ungezwungen, wenngleich jederzeit im» stände, sich wieder mit Würde zu umkleiden. Treffend vergleicht sie Frau Malling in dieser Hinsicht mit Marie Antoinette. Wie die 200 Jahre nach ihr Hingerichtete französische Königin, liebte Maria im Gegensatz zu der unästhetischen Elisabeth Poesie, Musik und geistreiche Gespräche.'

In einem Punkte, doch keinem unwichtigen, scheint mir Frau Malling nicht ganz das Nichtige getroffen zu haben, und zwar wenn sie sagt, gehorchen wäre das innerste Wesen Marias gewesen. Sie schließt dies aus dem Umstände, daß sie als halbes Kind sich ganz ihren Verwandten, den Guisen, gefügt und als 24 jähriges Weib in allem und jedem sich nach Vothwells Willen gerichtet habe. Doch ersteres scheint mir bedeutungslos, da es nur auf einen ausgesprochenen Familiensinn zurückzuführen ist, und das letztere dürfte einzig ein Symptom des Erolifchen in ihrer Natur und in der jedes also beschaffenen Weibes sein. Wenn Elisabeth sich nicht nach ihren

Liebhavern richtete, so kam es daher, daß ihre Verliebtheit sich nicht über eine kräftige Sinnlichkeit erhob, die bei einer Tochter Heinrichs VIII. nicht überrascht. Die Unterwürfigkeit, die Maria Vothwell gegenüber in Wort und Tat an den Tag legt, ist die einer jeden verliebten Frau, selbst wenn diese Frau eine stolze Fürstin ist; sie ist z. V. der Echristinas von Schweden gegenüber dem Kardinal Azzolino wesensverwandt, nur daß Maria sich unter ihrer Liebe windet und krümmt, weil sie ihr alle Selbstbeherrschung raubt und sie zur Verräterin und Verbrecherin macht.

Wenn sie jedoch nicht erotisch befangen und dadurch willenlos ist, liegt in ihrem Wesen Starrsinn, Herrschsucht und keineswegs Freude am Gehorchen, sondern Freude am Befehlen und Gehorsam finden.

Man muß staunen, daß so manche nordischen Männer, 'die sich ausgebildete Menschenkenntnis zutrauen, sich betören lassen von der lächerlichen Komödie, die keinen Zeitgenossen zu täuschen vermochte, die erzwungene Entführung Maria Stuarts vor den Toren Edinburghs, da Vothwell mit einem Gefolge von 71X) — 81)N Mann sie gefangen nahm und nach dem Schlosse Dunbar brachte, wenige Wochen bevor das Paar sich aufbieten ließ. Frau Mallin als Frau läßt sich nicht davon zum besten haben.

Weniger merkwürdig ist, daß Dichter und Historiker an die Fabel von der Unechtheit der in Marias Silbertästchen vorgefundenen Briefe glauben konnten. Mit gesundem Urteil protestiert indes Frau Mallin, wie jüngst auch ein anderer weiblicher Historiker, Lady Vlennerhassett, gegen diesen übrigens begreiflichen Irrtum.

In einem Punkte geht sie gleichwohl in der Skepsis weiter als nötig wäre. Sie scheint dafürzuhalten, daß die in französischem Texte vorliegenden Briefe aus dem Englischen rückübersetzt seien. Das sind sie keineswegs, sondern wahrscheinlich zu»verlässige Abschriften der von Jakob I. verbrannten Originale. Es ist nachzuweisen gelungen, daß sozusagen jede französische Redensart, felbst die auffallendste, in un»bestreitbar echten französischen Briefen Marias vorkommt.

Frau Mallin hat recht, gegen die von dem englischen Historiker Andrew Lang geäußerte Vermutung zu protestieren, daß der lange, den Ausschlag gebende Brief, der nur in Uebersetzung vorliegt, gefälscht sei. Seinen Forschungen ist in diesem Punkte keine allzu große Autorität beizulegen, besonders da er schwankt und selbst darauf hinweist, wie vieles für die Echtheit spreche. Zuverlässiger als er unter den mit den Cassette-Briefen sich beschäftigenden Gelehrten ist der deutsche Forscher, Professor Harry Vrehlau, der zu Archivstudien wie gemacht und durchaus sachlich ist.

Eines kleinen Irrtums macht sich Frau Mallin schuldig. Sie verweilt bei dem Satze in dem kurzen Briefe Nr. 1: 'Ich fende Lethington dies Geschenk, das Du Beaton übergeben kannst', und schreibt: Dieser Satz ist einer der unwiderleglichsten Beweise für die Echtheit der Briefe, denn wäre Lethington an ihrer Verfälschung

oder Erdichtung beteiligt gewesen, so würde er naturgemäß niemals zugegeben haben, daß sein Name in den kriminellsten Papieren vorkomme, die das Kästchen enthielt.

Aber gerade dieser Satz ist ein Veweis, daß Lethingtons Parteigenossen, wenn auch zu spät, ihre Hand bei dem Briefe im Spiele hatten. Denn der Satz ist im schottischen Texte unterdrückt. Während es in dem offiziellen englischen Texte heißt:

I zencl tliiz present to I[^]eclinton, tc> de cleliverecl to zwu by Leton, viic, Aoetn to one äay 2 lav ot I[^]orcl Lailour.

heißt es im schottischen Text mit tzinweglassung des Namens Lethington:

I zencl tñig de Letoun, qulia 82>5 to ane cia[^] ol I[^]2v ot ttie i[^]ircl oi Laliouriz.

Diesen Text ließ Moray oder Morton herstellen. Den beiden Lords war es in hohem Grade unbequem, daß Lethington, nun der Führer der der Königin feindlichen Partei, erst vor fo kurzer Zeit ihr und Bothwells intimer Freund und Mit» verschworener gewesen. Daher die Weglassung aus dem den Schotten vorgelegten Texte. Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld. <F[°] ^,un,,

Goethes Gedicht an den Mond Hub in ihm an. Er flüsterte es mit zuckenden Lippen. Aber diese Klag« war viel zu stark. Sie entströmte der Jugend. Für ihn konnte sie tein Trost mehr sein. Er schloß seine Augen und verlor so allmählich den glühenden Widerschein des Mondes. Während er langsam die Friedlich»Wilhelm»Strahe entlang schritt, summt er mit etwas trockener Absicht ein möglichst jähes Kontrastlied, Brahmsens Feldeinsamkeit. Der Friede dieses großen Sommerbildes mußte ihm helfen. Aber er fühlte nur, wie schön das Lied war. Sonst nichts.

Am Lützowplatz schreckte er auf. Eine weibliche Gestalt kam auf ihn zu und streifte ihn im Vorübergehen. Absichtlich. Ein fützes, widerliches Parfüm umgab ihn. Er sah in ein hartes Gesicht, das wie mit Elownfarben bemalt war. Darüber türmte sich ein großer, weißer Federnhut. Die Augen waren graublau und nicht häßlich. „Na, junger alter Herr?“ flüsterte das Mädchen. „Warum denn so nachdenklich?“

Er zuckte zusammen und schritt ohne Antwort weiter. Die Prostituierte, die ein Geschäft vereitelt sah, kicherte spöttisch und sah ihm nach. Die Begegnung hatte ihm klar gemacht, wohin sein Weg ihn führte. Warum er „ein bißchen fortgegangen war“, wie er zu seinem Diener gesagt hatte. Der Teufel, dem er den kleinen Finger gereicht, hatte ihn jetzt ganz. Und sonderbar — diese Erkenntnis war das Erste, was ihn be» ruhigte. Es erkaltete etwas in ihm. Er lächelte und blieb stehen. Junger, alter Herr?... Der das Schlimmste beging, was ihm geschehen tonnt«: Auf der höhe seines Lebens sentimental weiden? Was sollten denn diese Lieder, diese Träume? Wozu dienten sie? Mit geheimnisvollen Schleiern zu überbreiten, was ganz einfach und klar war. Poetisch festzuhalten, was als banale Prosa am besten möglichst schnell erledigt wurde. Von einem „großen Einsamkeitsgefühl“ in dieser Nacht war gar nicht die Rede. Das wäre auch entsetzlich gewesen — an der Schwelle seines wissenschaftlichen Sieges, als „gereifter

« 0

Georg Hirschfeld: Frühlingsnacht 525

Mann" einsam zu sein. Nein, nein, dergleichen gehörte den Poeten, den Berufsträumern. Ein Naturforscher wußte, was Trieb war. Weil er es wußte, hatte er vielleicht den größten Nespett davor. Er sah sich selbst. Er war auf dem Wege, sein Gehirn zu durchdenken. Auf diesem letzten Weg« war er, der nicht zu einem neuen Geheimnis mit versteckter Sentimentalität führte, sondern das letzte Geheimnis enthüllte. Er gab seiner eigenen Menschlichkeit keinen höher klingenden Namen, als jedem Naturprozeß, der ihm im Laboratorium begegnet war.

Was also war geschehen? Das Kind beim rechten Namen genannt? Ein kräftiger Mann, der sich monatelang in geistiger Arbeit kasteit hatte, fühlte plötzlich, wie eine Sturzwelle auf stüler See, den Geschlechtstrieb über sich kommen. Die physische Energie, im Triebleben stärker als die psychische, wollte ihr Necht. Fatal nur, daß sie sich melden mußte, bevor er das Nesultat seiner großen Arbeit kannte. Daß es dem Teufel gelungen war, ihm den Mick zu trüben, ihn fortzulocken, ihm zu beweisen, daß er an der Schwelle der Unsterblichkeit noch der gewöhnlichsten Sterblichkeit zu gehorchen hatte. Kusch dich, hieß es da, du anderer in Heinrich Andreas! Du ganz Gewöhnlicher, tu nur, was die Gewöhnlichen nicht lassen können! O süße, sorglose „Gewöhnlichkeit“ der Jugend. Studentenabenteuer. Seine Schüler waren jetzt wohl seine Meister. Aber daran wollte er nicht denken. Erledigen, wie eine Notdurft, rasch und zornig, was seine höhere Tätigkeit gestört hatte. Gestört — das war das richtige Wort. Sein wahres Ich blieb da» von unberührt. Ueberhaupt hatte das Wesen, das er jetzt suchen mußte, weil seine gesunde Mannestraft seiner nicht entratcn konnte, absolut nichts Persönliches für ihn. Es konnte sich nicht im geringsten um ein bestimmtes Frauenwesen handeln. Der Gedanke hätte ihn sofort nach Hause getrieben, bis zum Zusammenbruch des Natursünders. Nein -^ ein „Etwas“ war herbeizuschaffen. Ein angenehmes Ding. Ein junges, reinliches Ge» schöpf, das keine Gefahr barg. Wie der Staat, an dessen Majestät zu denken ihm jetzt außerordentlich lächerlich vorkam, sie selbst zur Verfügung hielt. Verfügung über einen lebendigen Menschen! Geld geben für etwas — was Helene gehört hatte. Gleichviel. Er hatte ein paar alte, grauenvolle Erinnerungen. Noch grauenvollere freilich an das feige sich Enthalten . . . Nein. In einigen Stunden war ja alles vorbei. Es war auch nicht das Schlimmste für ein armes Freudenmädchen, Heinrich Andreas vor dem Tage seines Sieges Ruhe gegeben zu haben . . .

Er ging weiter. Mit Vewußtsein bog er von der geplanten Strecke ab. Nicht am Kanal ging er entlang, um nach Hause zurückzukehren, sondern über den stillen Lützowplatz schritt er, der Schillstraße zu. Jetzt sumnte er kein Lied mehr. Mit festen, harten Lippen, starren, fiebernden Augen sah er auf seinen Weg. Nicht das Wert, sondern d'e Persönlichkeit eines großen Musikers fiel ihm jetzt ein. Er hatte ihn gut gekannt. Der Meister edelsten Frauengesanges war ganz unwählerisch im „Eigentlichen“ gewesen. Man kannte ihn in manchem Hause der Freude.

Durch die Kurfürstenstraße kam Andreas zum Kurfürstendamm. Noch war ihm kein Mädchen begegnet. An die vom Lützowplatz zu denken war doch ein Grauen, So durfte sie nicht sein. So braucht« sie auch nicht zu sein. Er erinnert« sich, in Paris, als er wegen eines Vortrages in de? ^caclömie Oan^uize dort gewesen, sehr hübsche, junge

«>

o 5 <>

Wesen gesehen zu haben, die fast etwas Rührendes hatten. Aber Bührendes . . . Was hieß denn das . . . Das schaltete er aus . . .

An der Gedächtniskirche, die still und silbergrau in den Mondhimmel auftrug, sah er «ine weibliche Gestalt auf und ab gehen. Er blickte umher — kein Mensch war in der Nähe. Er konnte sie also ungestört beobachten. An der Mauer des Zoologischen Gartens blieb er stehen und sah hinüber, hinter ihm mußte ein großer Fliederstrauch blühen, denn der Nachtwind brachte zuweilen «ine mUde, süßliche Duftwolke, die seine Sehnsucht unermeßlich steigerte. Jede Klarheit verließ ihn. Wie ein Achtzehnjähriger stand er da, mit heißen Lippen, und starrte auf die schreitende Gestalt. Er konnte sie gar nicht erkennen. Noch einmal meldete sich in ihm der Einfall, wer ihn jetzt am meisten verachten würde, wenn er ihn sähe? Aber auch das erlosch bald . . .

Die Unruhe des Mädchens war seltsam. Ihr Gang hatte etwas Trotziges, Entschlossenes. Daß sie eine Prostituierte war, bestätigte sich seinem Zweifel, als er zwei grell geputzte Dirnen über den Damm auf sie zuschreiten sah. Sie kannten die einfach Gekleidete und sprachen mit ihr. Aber nur kurze Zeit. Das Mädchen schien grob und abweisend zu sein, denn die Dirnen ließen sie stehen und gingen schimpfend weiter. Die Alleingebliedene lehnte sich an die Mauer der Kirche. Jetzt sah sie zu Andreas hinüber. Über. Unzweifelhaft — sie betrachtete ihn. Da auch er ganz regungslos in seiner Stellung blieb und sie anblickte, dauerte die erste Bekanntschaft ziemlich lange. Er war davon überzeugt, daß das Mädchen schön war. Als der Mond ihr ins Gesicht schien, erkannte er etwas Blasses, Feines, mit schwarzen Augen. Er erwartete jetzt jeden Moment, daß sie sich an ihren Beruf erinnern und auf ihn zuschreiten würde, Sie regte sich — sie ging — aber nicht in seiner Richtung, sondern durch die Hardenbergstraße auf den Bahnhof zu. Das war ein Signal für ihn, ihr zu folgen. Als er sich ihr näherte, bemerkte er, daß sie zierlich und jung war. Sie spürte seine Verfolgung und fah sich nach ihm um. Wie hübsch das leicht gepuderte, wenig verdorbene Gesicht. Kleine, nervöse Züge, schwarze Augen, die etwas finster blickten. Die Kleidung eines Geschäftsmädchens, nicht einer Dirne. Als ihr Blick ihn traf, errötete er und sah sie eher schmerzlich als verlangend an. Das fühlte er mit Zorn. Sie verkannte offenbar den alten, würdigen Herrn, denn sie sah rasch wieder fort und ging weiter. Sie gefiel ihm — er wollte keine andere suchen. Am Bahnhof erreichte er sie wieder. Jetzt blieb sie stehen, als sie sich nach ihm umsah. Auch er blieb stehen und starrte sie an. Da schüttelte sie den Kopf und ging in die Bahnhofshalle. Er wartete draußen, an der Haltestelle der Straßenbahn. Er sah, wie sie in dem erleuchteten Baum ein paar Kolleginnen traf und lachend mit ihnen plauderte. Sie zeigte einmal mit dem Finger auf die Hardenbergstraße hinaus. Ob sie vielleicht von ihm erzählte?

Er stellte sich hinter das Kassenhäuschen der Untergrundbahn und wartete. Es dauerte fast eine halbe Stunde. Er war schon überzeugt, daß sie den letzten Stadtbahnzug bestiegen hatte und nach der Friedrichstraße, der „Zentrale“ ihres Berufes, gefahren war. Er dachte resigniert an reuige Bücktehr in das Laboratorium. Da hörte er Stimmen und fah einige Mädchen an sich vorüberkommen. Die Kleine war dabei.

»Set doch nich so dumm,“ sagte eine ältliche, dicke Person zu ihr mit Baßstimme. „Be, ich geh' nach Hause. Es is eben nichts für mich.“

<» »

Georg Hirschfeld: Frühlingsnacht 527

.Ja, ja, Du bist wat Extras! Det haben wir Dir ja jleich an de Neese anjesehn! Du bist bloß für Irafen da, dumme Life!"

.Das is es gar nich. Wahrscheinlich bin ich für Keinen da.'

.Weil Du fo etlich bist — da traut sich ja Keener ran! Die haben ja alle Angst vor Dir! Na, morjen blste wieder in de Leipzigerstraße."

«Morgen? Ach, morgen leb' ich vielleicht nich mehr."

Weiter tonnte Andreas nichts verstehen. Die anderen Mädchen gingen welter — die »leine blieb unschlüssig stehen. Cr hörte sein herz pochen. Schon wollte sie sich der harden» bergstraße zuwenden, als ihr Blick auf ihn fiel. Sie zuckte zusammen. Nachdem sie wieder eine Weile in selne ernsten, schmerzlichen Augen geblickt hatte, erkannte sie wohl, daß sie sich vor diesem Verfolger nicht zu fürchten brauchte, und ging auf ihn zu.

»Sie stehen noch immer da?" sagte sie halblaut, »haben Sie auf mich gewartet?"

.Ja."

«Warum sind Sie denn nich rangekommen?"

»Danach fragen Sie mich bitte nicht."

,Na ja, ich meine bloß — ich wußte ja gar nich, woran ich bin."

Er schob seinen Arm in den ihren und ging mit ihr den stillen Mittelweg der harden» bergstraße entlang. Wie wohl tat ihm die warme Berührung des jungen Wesens nach der knöchernen Zeit des Forschens, Wartens und Entsagens. Er ließ sich von ihr führen wie ein aller, genesender Mann. So schwiegen sie eine Weile. Das Mädchen sah ihn immer von der Seite an. Sie wollte sich klar über ihn werden, er hatte etwas zu Außergewöhn», liches für sie. Jung und alt war dieser Wann und schön, sehr schön. Wie ein verkappter Gott. Noch niemals hatte sie solchen edlen, leidenden Ernst gesehen. Was wollte er von ihr? Wirklich nur das, was die anderen wollten? Wie führte der Weg von ihm zu ihr? .. . Sie wappnete sich, denn er war ihr unheimlich. Die Waffe, die sie sonst besah, trotziger, ordinärer Spott, versagte hier. Es strömte aus seiner Berührung etwas in sie über, was eine seltsame, dankbare Erhebung gab. Ein nie gekanntes Sicherheitsgefühl. Als ob ihr Bater auferstanden wäre und zu ihr getreten bei Nacht. Aber dieses sonderbare, befangene Schwelgen. Er ging ja neben ihr her, nicht wie ein erfahrener, älterer Mann, der seinen Zweck erreichen wollte (das mußte er ja schließlich sein), sondern wie ein unschuldiger Jung» ling, den ein Liebesgeständnis quälte. Das Sonderbarste aber war, daß sie sich jetzt an einen wirklich jungen, kaum berührten Menschen erinnerte, der in ihrem Zimmer die brutalsten Worte gebraucht hatte, während dieser'Grautopf einfach keine Worte fand.

,Na?" fragtest« endlich, sich zu ihrem bewährten Ton zwingend. .Was is denn nu, lieber Herr? Zum Spaziergehen Hab' ich leider keine Zeit."

Er fuhr zufammen. .Entschuldigen Sie," sagte er leise. Wie das klang. Sie erinnerte sich an fernste Zeiten. An eine Abendgesellschaft beim Landrat in Vemmln. Da hatte man so ml» ihr, dem niedlichen Backfisch, gesprochen. Als er wieder verstummte, tat er ihr leid. Der liebe, arme, alte Herr. Was mochte dem geschehen sein? Sie wollte ihm helsen. Mit einer Zärtlichkeit, die nur sie noch besaß, drückte sie seinen Arm und flüsterte: .Komm! ... Na komm doch Wir gehen zu mir.'

Er folgte. Sie führte ihn kindlich und behutsam In stille Seitenstraßen. Es kam etwas in ihr auf, was sie eigentlich für immer überwunden geglaubt: Begrabene Neigung

528 Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

. 2

2 »

für einen Mann. Sie fühlte sich wohl im Bannkreise seiner Belnheit. Sie ruhte darin aus. Plötzlich schmiegte sie sich an ihn und fragte: „Wie alt bist Du denn eigentlich?“ Nr lächelte. „Liebes Kind . . ich werde bald sechzig.“

„Ach! Du siehst aber noch älter aus! Tntschuldige!“

„Bitte, bitte. Sage nur alles, was Du denkst. Das ist so selten.«

„Aich wahr?“

„Wie alt bist Du denn?“

„Dreiundzwanzig.“

„Du bist solch wunderhübsches, feines Geschöpf,“

„Na, na . . .“

„Du muß von gutem herkommen fein.“

„Das bin ich auch. Aber davon sei man stille.“

„Magst Du nicht gern von früheren Zeiten sprechen?“

„Nein. Ich finde, dann ist es mit der Gegenwart vorbei.“

Die letzten Worte hatten geklungen, als ob ein anderes Wesen sie aus iyr gesprochen hätte. Ein verschollenes, plötzlich wieder aufgetauchtes. Ein ferner Ton von seelischer Bildung war erklingen. Der Ton, der dem Ausdruck entsprach, der ihn in ihrem Antlitz immer mehr fesselte, „hübschheil“ konnte alles Aohe und Gleichgültige umfassen. Andreas hatte den Scharfblick für den einen Zug, der das Antlitz eines Weibes ins Besondere hob. In die Möglichkeit des großen Erlebnisses und eigener Gedanken. Die Kleine hatte diesen Zug. Zwischen ihren finsternen Augen lebte er und verlor sich auf der starten Stirn. Er fchwieg, um sie nicht zu verletzen. Er wußte jetzt, daß sie noch zu verletzen war.

(Fortfetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

10.

Ich habe dann wieder ganz gute, friedliche Tage, wo ich hinausgehe und Blumen für Dich suchen möchte. Ich taufe hübfche Dinge, die Dir Freude machen sollen und zugleich nützlich sind, Geräte, die Du täglich in die Hand nimmst oder anstehst, und die Dir bei jeder Berührung, mit jedem Aufblicken, mich zurückbringen. Es sollen hübsche zärtliche Dinge sein, ganz Nein, unauffällig und nicht kostbar, Puder» quaften vielleicht, Parfüms, Spitzen und Battifte. Und Blumen! Zu allen Tages» stunden Blumen, und immer frische Blumen!

Ich grüße Dich und komme zu Dir, wenn Du schläfst, und wecke Dich nicht.

Manchmal wünschte ich, Du wärest krank und ich tonnte Dich pflegen und tragen.

Ich möchte Dir von meinem Blut geben, damit das Blut in Deinen schlaffen und bläulichen Adern wieder strömte, und ich küßte Deinen blassen Mund, bis er rofig blüht«. Wie ich Dich lieben würde, wenn Du elend oder schwach oder sündig wärest!

Du forderst nie und das ist ein Unrecht. Du brauchst auch gar nicht«, darum bist Du hassenswert und nicht menschlich.

yans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 529

Sei wie Du bist! Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn. Deine bloße -Nähe liebe ich, Landschaften, die Du mal angesehen hast, Wege, die Du gegangen bist. Ich gehe sie wieder und wieder, ich rufe mir zurück, wie hier Deine Augen ganz voll Licht standen und schmachkend erstarben, daß Du geweint hast oder vorwitzig fragtest. Du schämst Dich so leicht bei der geringsten Dummheit, wenn Du befürchtest, daß der Andere Dich dumm oder unzart finden könnte. Diese Angst ist kindisch und sehr entzückend. Warum bittest Du ewig um Verzeihung, daß Du überhaupt vorhanden bist, und willst doch gehätschelt, willst bewundert und gelobt sein?

Ist es Dir je aufgefallen, daß Du nie eine Liebkosung zurückgibst oder freiwillig anbieten würdest? Du nur willst geliebt sein und verhältst Dich geschlossen, schläfrig und abwartend. Du hast keinen Funken von wirklicher Leidenschaft in Dir. Du bist überhaupt nicht wirklich, sondern ein Zusammenspielen von allem, was leicht, fein flüchtig, geistreich und graziös ist, in ein Weiberröckchen gesteckt. Dein Körper bleibt immer so kalt wie ein Fischleib. Du lächelst und gibst scheinbar nach, aus Schönheitsgefühl, weil häßlich wäre zu zanken und geizig zuzusperren, es wäre häßlich und unnatürlich. Ahnst Du Deine ganze Unnatur und ahmst deswegen die Natur nach?

Manchmal erscheinst Du mir als ein Vampyr, zu anderen Zeiten als eine heilige. Ich schlafe wenig, und ich weiß, daß Du immer schläfst. Du hast überhaupt keine Nerven, die meinen schreien und zerscheuern sich unter Dir. Wie es mich befriedigen würde, zu hören, Du hättest Liebhaber, Du träfst sie an schmutzigen und heimlichen Orten und Dein Geliebter mißhandelte und beleidigte Dich!

Nun schlage ich Dir folgendes vor: Wir sehen uns zu selten, und ich halte dies träge und überhitzte Leben nicht aus. Ich habe hier nichts wie Dich, Dich in jeder Woche eine Stunde. Ich verehere Deinen Wann und Deine Familie und sehe vollkommen ein, daß Deine Zeit, Deine Dienste und Deine Liebenswürdigkeit ihnen gehören. Ich weiß, daß Du liebenswürdig, tätig und geliebt bist.

Aber komm mit mir, reise mit mir! Ich habe Nester und heimliche Freuden. Sensationen und große Kunst und Spazierwege und Abendbeleuchtungen dort für Dich in Bereitschaft. Komm einfach und frage nicht, wohin der Weg weist! Der Gedanke lockt und quält mich seit Monaten. Ich verspreche Dir Granatblüten und Vrangendüfte und weiße Marmoirvillen und die Erinnerung an blutige Taten und Michelangelo. Ich werde Dich sehr viel mehr dort lieben. Oder auch nur Dein Freund sein, wie Du willst. Sieh, zwischen uns braucht kein Schwert zu liegen, Dein Wille ist für mich ausschlaggebend. Ich hoffe viel von Deinem süßen Willen. Du sollst mich erlösen. Du sollst und Du willst!

11.

Es ist Weihnachten, Dein« Maiglöckchen durchdufte» mein Haus. Wie verfielst Du auf Maiglöckchen? Es sind viele tausend weiße Glöckchen, sie läuten den Lenz «in und den Frieden.

530 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

1 o

Mein Frühlingstind! Ich träume frohe Träume edler und hoher Werk«. Zum Greifen deutlich sehe ich ihre künftige Gestalt vor mir, diese guten Gedanken kommen mir von Dir. Alles Gut«.

Ich war ja so elend, ich stand dicht am Selbstmord oder am Wahnsinn und in einer vollständigen Verwirrung aller Gefühle und Begriffe. Ich hatte so Viel gelitten, und meine Schuld bedrückte mich. Niemals ahnte ich ja, daß etwas Dir Aehnliches existierte. Schmutzig bin ich geworden im dreckigen Leben, trânt an Körper und Seele.

Ein kleines, weißes Mädchen tommt und bringt mir Weihnachten. Ich schicke Dir Gebete, heut kann ich beten. Ich möchte in die Kirche gehen, und die Glocken sollten für mich ganz allein läuten, der Priester müßte eine eigene Messe sagen, wie für den König, Knabenstimmen sollten singen.

In mir ist Weihnachten, all Deine Silberglöckchen läuten, hüllen mich n»it weichen, feinen Duftärmchen ein. Es sind Deine Blumen, verschwiegen sprechen sie: Dil siehst uns nicht, und wir sind doch nah.

Irgendwo anders gehst Du in Deiner eigenen Gestalt, teilst aus und lächelst. Deine Seele ist bei mir mit Deinen Blumen, ihre still« Gegenwart ist unendlich hold, ist das höchste Glück, das ich bis jetzt gekannt habe.

Dank sei Dir dafür! Dank, meine Blume, meine Lichtelfe, meine Königin! Trotzdem bleibe ich trank und zerschlagen. Ich bin so uferlos elend, daß nur der Gedante von Dir mich aufrecht hält. Du trägst die Last meines Lebens. Betrüge mich nicht!

Ich habe so Angst, daß ich betrügen und enttäuschen muß. Und möchte Dich als eine Fürstin hochhalten, Dir Opfer bringen und mich Dir opfern, wie einem Heiligenbild.

In Italien, Geliebte! Du wirst die Liebe und meine Liebe begreifen. Ich werde Dir alles geben, Perlen und Juwelen. - Sprich zu niemand von mir! Ich bin so froh, daß Du teine Freundinnen hast, mit ihnen nicht plaudern tannst. Frauen der» raten sich immer nur selbst, wir wissen, sie zeigen unsere Liebesbriefe umher. Des» halb schreibt kein Mann mehr Liebesbriefe.

Wii wem faßest Du gestern? Ich sah ihn Dir sich vertraulich neigen und den Arm um Deine Stuhllehne legen. Wenn Du mich betrügst, nimm Dich in acht! Ich peitsche Dich aus und hänge Dich an den Füßen auf. Ihr seid nicht besser als Hündinnen. Sie folgen nur auf Schläge und bleiben immer tückisch — rebellisch im Grunde. Hunde sind viel treuherziger und sind gehorsam, in edler Weise gehorsam, aus vernünftigem Slchfügen in eine allgemeine Vernunft. Unregelmäßigkeit und Störung schafft nur das Feminine.

Töricht seid Ihr, daß Ihr jetzt gescheit seid und rechten wollt! Der Frau ist eine einzige richtige Lage von der Natur zugewiesen, sie sollte sich beeilen sie ein» zunehmen, uud nicht zu selten einzunehmen. Das ist ihr einziger vernünftiger Grund, da zu sein. Wenn Ihr nicht Oebärerinnen wäret, hülften wir uns schnell ohne Euch. Hab' ein Kind, Kleines, Dummes! Es wird das einzige Kunstwert sein, das eine von Euch je wirtlich zustande bringt. Die Dummen denken nicht darüber nach und

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 531

bringen's fertig. Die Gescheiten drücken sich drum herum und sind dann eben gar nichts, sind Affen und bewaffnete Lilliputte oder Mißgeburten, die man im allgemeinen Interesse der Nasse totschiagen sollte.

Es war Zeit, daß Du mich fandest, Du kannst nun noch vernünftig werden, höre: für jedes Lachen bekommst Du ein Goldstück, für jeden heulversuch oder Ansatz mußt Du mir zwei Francs bezahlen, auf der Reise. So, die «Rechnung verstehst Du nun? Ich muß Dich bei Deinem Geiz packen, geizig bist Du auch, wie alle vernünftigen und unabhängigen Frauen. Man sollte Euch sofort jeden Groschen wieder abnehmen und Euren Eigentümern für Euch Preise zahlen, wie in primitiven Zeiten. Eine Frau darf kein Geld in den Fingern haben! Es ist, wie wenn man einem Kind «in Messer in die Hand gibt oder meuternden Rekruten Gewehr». Da hast Du meine Meinungen, ich denke, Du kannst sie vertragen, weil Du an Anbetung gewöhnt bist. Ein Meerschweinchen auch noch anbeten! Das fehlte! Du sollst das große Einmaleins lernen, und Du wirst es lernen! Gib mir einen Kuß darauf! Ich bin Dir doch gut. Warum kommst Du nicht und bist einfach da und bleibst da? Alles übrige findet sich von selbst. Du denkst an alles übrige, niemals an die Hauptsache. Du bist ja gar nicht verliebt. Du bildest es Dir bloß ein und bist über Dich selbst gerührt und weihst Deiner eigenen Vpferbereitfchaft Tränen. 6'«>5t 5». Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Ich schicke Dir Gift und Küsse, mein Schlangentäubchen!

12. ^,.

Vlareggw.

Ich bin um Dich in Sorge. Sicher bist Du allein, Du weinst, Du hast Dir ein ganz schlechtes, dunkles und kaltes Zimmer geben lassen — so sind die Wirte in diesem verfluchten Lande! Du ißt nicht, Du gehst nicht aus. Zu schreiben wagst Du nicht. Du leidest.

Schicke gleich ein Telegramm! Ich komme sofort wieder, wenn Du sehr .unglücklich bist. Sei nicht uuglücklich! Sei stark und schön! Sei Du selbst! Lächle!

13.

Diese Tage bleiben meine zärtlichste und kostbarste Erinnerung, es liegt blaue heilerteil über ihnen, weiße Sonne, vollkommenes Glück und vollkommenste Leidenschaftslosigkeit — Erlösungsstimmung.

Ich mag daran nicht rühren, selbst in Worten nicht. Ich Inice vor Dir nieder und küsse Deine Füße. Du zitterst ein wenig, stehst doch stolz und aufrecht. Du bist Übermensch» Ilch stark, die stärkste der Frauen, das Wunder

Ich glaube wieder an Wunder, ich bin beseligt, bin gut und rein. Aus dieser Stimmung entstehen die ganz großen Kunstwerke. Ich begreife es hier.

Ich male Dich im Vett, wie Du schläfst zwischen den schattenden Fittichen Deiner glatten haare. Du schläfst wie ein Kind, und ich bin das wilde Tier, bin der Löwe, der

532 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

2 «»

2 »

Wache hält über Deinen unschuldigen Schlaf. Ahnst Du etwas von Deiner eigenen heilig»keit? Wurde je ein Wann in ähnlicher Weise begnadet, oder gäbe es auch nur einen Sterblichen, unter unfern beiderseitigen Velannten, Spöttern und weifen Leuten, der an solche fuße Wunderlichkeit glaubte? Das Gemeine glauben wir fo leicht zu gern. Das Ungemeine, das Seltne, findet uns zweifelnd. Ich bin Thomas, der Belehrte. Ich glaube. Wie geht's der gnädigen Frau, meiner Süßen? Sie wandelt zwifchen Kunstwerken im Vatikan, weiß und vollkommen wie diefe, sie begeistert sich an hohen Taten gestorbener Helden und kniet im Dämmerfchatten der Kirchen in Nührungstränen, die ihr so wohltuend zu vergießen find? Springbrünnlein, mein trautes!

Nömifche Nosen fchütte ich in ganzen Körben über Dich, blaue Glycinientrauben und deutsche gelbe Ostermorgenfterne. Du ftehf in einer Veilchenwiese und wendef Dich ein wenig zur Seite und fiehf abwartend und fchelmifch aus. Oder Du hebf den linken Arm und ziehf blühende Obfzwcige zu Dir herunter, ich feh nur Deinen Halsansatz im backen und das braune verfchlungene haar darüber. Deine Füße verhüllt das lichte, lofe Gewand, es folgt Deinen Schenkeln in begleitenden und fchmeichelnden Falten. Ich fehe deutlich die innere Beugung des Knies und weih, daß die haut dort rofiger ift, daß Adern klopfen.

Du möchteft ausschreiten und hält doch ftil, um mich dort küffen zu laffen.

Ich hielt Dich eine Nacht, und Dein Leib zuckte. Es hat mich unendlich gerührt.

Dein Willen blieb heiter und gelaffen, ich fprte das fchmerzliche Zucken Deines Körpers und habe ihn nicht getröfetet. So war es viel holder. Wieviel Mal habe ich Dich fchlafend in Dein Bett getragen? Du fchlieff immer ein unter meinen Küffen, ich fchlief nicht — nie!

Wie Du naiv bif, und leideft auch fo kindlich und widerftandslos! Ich fteffe mir vor, daß Du Ströme von Tränen vergoffen haf, bis Deine Nase brandrot glühte und Deine Augen entzündet und vcrfchwollen waren, äs freute Dich faf, daß Du fo zugerichtet bif! Dann warft Vu eingefchlafen und wachteft am Morgen froh und lächerlich geftimmt auf. Es ift Dein hübfchefter Zug, daß Du immer lachen kannft, mitten in einer Betrübniß, im gefühlvollen Aufschwung, — Boccaccio vererbte ihn Dir und Deine Ahne von Navarra, das königliche Kennzeichen alter Kultur und geiftigen Gottesgnadentums! Du bif dann entzückend frech, um Dich aufzuessen oder «m Dich zu hauen. Eigentlich bif Du nie genügend von mir geftraft worden, weil Deine kleinen Niedlichkeiten, Dein K'ätzchengcbaren, mich entwaffneten. Du fprichft zu gut. Es ift ein Nachteil, aber man verzeiht Dir um die abbittende Dummheit Deiner leidenden und blonden Augen. Ja, blonde Augen! Schwarze find tief, voll Tücke und Tatkraft. Früher zog ich folche vor. Jetzt liebe ich das Weiße, das Lichte, das Zusammengesetzte und Künstliche, — Dinge wie Dich und Sövrefporzellan und altitalienifche Novellen. Nur Novellen, Dramen oder Nomone liebe ich nicht mehr. Sie übermüden mich fchon, zuviel fchweiß fteckt dahinter, zuviel Wucht und Subftanz, — fie erfordern Anftrengung, Denken und Fleiß.

Ich huldige der ausgeklügeltten Faulheit. Ich modelliere Dich, immer Dich! Ich fehe Dich in Deinem Morgenbad, ich folge Dir, wie Du rafch und heiter trotz Deiner

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 533

Nacktheit durch das Zimmer gehst. Zwischen Deinen Zehen ist die Spanne, die die Füße antiker Statuen aufweisen, und die Lichter auf Deinen Schenkeln, während Du gehst, tanzen, weil Du Freude im Gang und in der Bewegung hast. Wie Du gesund bist und stark?

Du besitzt die vollkommene Schamlosigkeit der höchsten Gesundheit, und ich bin der Beschämte, weil ich mich manchmal frage, ob nicht die Gewohnheit Dich so schamlos machte oder ein früherer Lehrer, der Dich kindlich nackt kannte, und Dich über die zerscherger Gewalt Deiner Nacktheit aufklärte. Ein sehr großer Künstler mühte er gewesen sein, Er, den ich mir dann einbilde, ich bemerke auch seinen Abdruck auf Deiner Seele. Du denkst nicht wie eine Frau, Du denkst wie ein Mann, ein sehr reifer, freier und reicher Mann.

Ich wollte zuweilen, Du wärest mein Bruder oder ein junger Freund. Erst dann könnte ich Dich ganz kräftig und zärtlich lieben, wie Du geliebt sein müßtest.

Warum kommen mir immer Schatten und böse Dinge dazwischen, daß ich Dich nicht entzückt und dankbar genießen kann, als ein Kunstwert, als ein Wesen ohne Geschlecht und ohne Schwäche, das einem Armen, Glaubenslosen und Ausgestoßenen gesendet war, um ihn ehrfürchtig und schaffensfreudig zu stimmen? Liegt die Kälte bei Dir oder liegt sie bei mir? Du warst bereit Dich zu geben, aber ich sah Deine Augen wie die einer Märtyrerin ersterben, Dein Gesicht war so weiß

Ich bin nicht Mann genug, um zu zerbrechen, als Künstler nicht genügend groß, um weiter zu bilden, neu zu bilden.

Ich möchte manchmal, daß ich dies eine Stück von Dir nicht gesehen hätte. — Keine klassische Statue könnte vollkommener sein, und vor der Klassizität beugte ich mich in dem Moment — jetzt zuweilen sehe ich es anders. In mir wohnt eine gewisse zerstörerische Wut, die vom ursprünglichen Mann stammt, und sehr viel Ehrfurcht vor der Schönheit, weil ich der Schönheit lange gedient habe und sie nie umarmen durfte. Warum wurde ich ein Künstler und bin es doch nicht genügend? Ewiges AnVermögen wirkt so lähmend, es macht schlecht — neidisch!

Lag mich zu Dir ganz konfus und durcheinander sprechen, wie die Gedanken mir aufsteigen. Sie jagen sich in mir und drängen alle zu Dir.

Immer fehe ich Dich verschieden. Manchmal bist Du mir ganz fremd, die fremde Frau, die Dame, die sich mit Diamanten schmückt und zum Ball geht. Dann sehe ich Dich wieder, wie Du zart und süß ganz in meiner Gewalt warst, so ganz! Ich legte die Hand auf Dein tzerz und fühlte es wie einen Vogel verstört warten und flattern.

War ich gut zu Dir, oder einfach ein Feigling, ein Gelähmter? Bist Du dankbar oder verachtest Du? Ich sehe Dein kleines, weißes, schlafendes Geficht mit den schweren Lidern und dem heiteren Munde. Es gibt mir keine Antwort. Ich wage nicht, Dich zu wecken. Ich sitze da und hüte Deinen Schlaf. In mir wühlen alle Dämonen, ich könnte stöhnen. Manchmal könnte ich Dich, glaube ich. ermorden ohne Gnade. Ich könnte Dir die Kehle durchschneiden. Du bliebest immer gleich schweigend und bleich und behieltest Dein Geheimnis.

(Fortsetzung folgt.)

534 Oscar A. H. Schmitz: Die Spaltung der modernen Kultur

Die Spaltung der modernen Kultur.

Von Oscar A. tz. Schmitz.

^Xie Möglichkeiten einer deutschen Kultus, die sich während Goethes Leben, teilweis« un» abhängig von ihm, zeigten, schwanden mit den Personen ihrer Träger. Unsere nach mehreren Pferdekuren endlich erzwungene Einheit um» schloß eine häßlichere Barbarei, als jene alt» modisch« vor dem klassischen Zeitalter gewesen war. Der plump«, doch bescheidene deutsch« Michel war ein schnauzbärtiger Unteroffizier geworden, der umständliche, aber oft feingeistige deutsche Gelehrte wurde durch «in« Sort« Iour» nalisten Verl rängt, die mit Unbeholfenheit einen leichten Stil versucht, unwahrhaftig ist mit der aufdringlichen Gebärde der Loyalität, Vater» ländisch mit großstädtischen Emporkömmlings» Manieren, großsprecherisch und doch flüchtig gebildet, hochfahrend gegen alles Fremde und nur fummarisch darüber unterrichtet. Es soll offenbar der Beweis geliefert werden, daß Neu» deutschland von lauter unternehmungslustigen Besserwissern bevölkert ist; und das Schlimmst«: von diesem Geist zeigt sich das offizielle Deutsch» land, die Politik, ja die Universität immer mehr durchdrungen; unbewußt vielleicht identifiziert es sich mit ihm.

Demgegenüber gibt es in dem heutigen Deutschland noch etwas anderes. Ich bitte um die Erlaubnis, es vorläufig mit dem nicht viel sagenden Wort „moderne Kultur“ etikettieren zu dürfen. In den achtziger Jahren, denke ich, begannen die Bewegungen, die, sehr unter sich verschieden, zum Teil einander feindlich, sich alle modern nannten. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie das offizielle Deutschland befehlen oder vielmehr von ihm befehdet werden. Diese Moderne — man nennt sie natura» llstisch — hatte naturgemäß etwas hastig «Ver» spätetcs, Gewaltsam-Opponierendes, Nachholen» wollendes, Traditionslos»Abgebrochenes. Noch die in den siebziger Jahren Geborenen er» fuhren von ihr als mehr oder weniger Er» wachsen«, wurden teils verführt, schon Er» wordenes aufzugeben, fühlten sich teils rauh abgestoßen oder traten in ein« schwank«««« Stellung zu ihr. Ihr« Kindheit ist nicht in dieser Kultur, ja sie ist ihrer Kindheit feindlich, sie läßt sie die Fehler ihrer Erzieher erkennen. War ihr« Jugend karg und dunl«l, dann ist die Moderne die Erlöserin, sie glauben in ihr Antwort »uf alle Fragen zu finden; für fi« ist altmodisch und modern wie schlecht und gut. Es ist «ine nuancenlose, doktrinäre, feindselig« Moderne, «in« eeolßsi» miütau». Andere aber hatten Grund, ihr« Kindheit zu lieben, sei es, bah noch die trauliche Sonne der Goethe» und Nomantilerzeit in die altmodisch stimmnngs» vollen Stuben ihrer Jugend von dem silbernen

Scheitel der Großmutter widerstrahlt« oder das
herz eines weltbürgerlich gesinnten Vaters er»
wärmte, sei es, daß Beziehungen zur Fremde
das Haus mit schönem Gerät erfüllten und den
Verkehr durch zierlicher« Form«n veredelten.
Diese mit reicheren Erinnerungen G«s«gn«ten
konnten sich nur mit Vorbehalten zur modernen
Kultur bekennen. Sie wollen ihre Kindheit,
ihre Eltern nicht schmähen lassen, nicht v«r.
leugnen. Da sie Ueberlieferungen mitbringen,
ist ihr Blick für den nur relativen Wert des
Neuen scharf. Zu ihnen gefeilen sich die, welche
in den achtziger Jahren geboren, die früh««
Grobgeistigk«it kaum s«lbft «rlebt haben. Ihre
Knabenzeit schwankte schon nicht mehr zwischen
Scheffel und Paul Lindau, zwifchen Christentum
und „Kraft und Stoff“, ja die Verbindng
Hauptmann und Sudermann war bereits gc»
löst, sie umstritten auf der Schul« hofmannsthol
und Georg«, fchon war Nietzsche der Pharns,
nach d«m sich ihre Begeisterungen orientierten.
Aus diesen verschiedenen Vorbedingungen
ergeben sich zwei scharf unterscheidbar« Strö»
mungen der modernen Kultur, d. h. scharf
unt«rscheidbar für das geistige Auge; in der
Wirklichkeit ist die Entwicklung nicht immer so
reinlich. Es finden sich viel« Gr«nztyp«n, die
teils aus echten Ursachen, teils nur aus
geistiger Konfusion oder Unausgesprochenheit

o o

«> o

Oscar A. h. Schmitz: Die Spaltung der modernen Kultur 535
der Instinkte halb im «inen, halb im andern
Lager stehen.

Vi« doktrinäre, kämpfende Modern« ist in
ihrer Seele «igentlich gar nicht modern, sondern
nur neu und kühn im Ausdruck ihrer Ford«»
rungen. Sie ist das endlich ganz zu sich selbst
gelommlne, bewußt gewordene mittler« Bürger»
tum, das alle lügnerische Nachahmung aristo»
tratischer Formen aufgeben will, besonders jene
ursprünglich in d«r Hofluft, dazu meist in
fr«nzöfisch«r, gewachsen«« Konv«ntion«n, di«
ihm — offen gestanden ^ nie «in« Erleichterung,
sondern nur «ine Hemmung seines auf Zweck»
Vernunft gegründeten Lebens waren. Das be»
sitzend« Vürgertum dagegen hat stets mehr oder
weniger die Sitten des Adels adoptiert; nicht
l«m«r ohne Aecht: unfer städtisches Patriziat steht
dem Adel nicht nach in den Eigenschaften, die
«ine seit Generationen einwandfreie Kinderstube
unter Umständen gewährleisten kann. Was
sollen aber die Urteil« und Sitten einer Ge»
sellschaft für den, der ihre Wohltaten nicht
genießt? Für ihn werden fie Vorurteile und
Unsitten. Warum soll sich jemand «inen un»
bequemen Ghrenkodex aneignen, wenn er doch
nicht für voll genommen wird? Warum soll
man politische und religiöse Ueberzeugungen
eines Standes vertreten, dessen Betätigungs»
und Denkbedürfnisse den eigenen nicht ent»
sprechen, ja zuwiderlaufen? Warum sollen in
engen Verhältnissen die strengen Bindungen
des Liebeslebens gelten, die nur vom Stand»
Punkt der großen Familien berechtigt sind?
Warum muh ein besitzloses Mädchen ver»
lummern, um nicht gegen die Familientrabi»
tlen zu verstoßen, von denen sie ganz und
gar nichts hat, während das voraussetzungslos«
Geschöpf aus dem Volk wie «in Singvögelchen
den Frühling feiner Jugend genießt? Warum
soll man sich den Luxus eines Salons bezahlen,
den man nicht benutzt, warum auf Aeisen,
Schauspiel« und dergleichen verzichten, weil die
allein standesgemäßen Hotels, di« I. und
II. Klaff« der Bahnen, di« eleganten Theater»
Plätze teuer sind? Gegen diesen Unsinn im
Großen wie im ganz «leinen empört sich der
bewußt geworbene bürgerliche Mensch. Aichts
ist echter und aufrichtiger, als das Abschütteln
dieser Konventionen durch «inen Stand, für
den sie nicht gemacht sind, nur glaub« man
nicht, daß damit irgend etwas Positives gc»
schaffen ist, etwas wie «ine neue Weltanfchau»
ung; ja, es ist nicht einmal «in objektives
Urteil gewonnen, denn alle diese abgeschüttelten
Konventionen sind dadurch nicht als schlecht,
sondern nur als für gewisse Klassen unfrucht»
bar erkannt. Im Augenblick aber, da man

diese Kette von Negationen als Weltanschauung anspricht, die das Negierte zugleich als absolut verwerflich hinstellt, entsteht jene heute so häufige Weltanschauung: der Individualismus. 2> Die Gesellschaftsgruppen, welche zur Erleichterung des Verkehrs oder zur Linderung der Konventionen brauchen, werden indessen ganz von selbst das alte aristokratische Erbe annehmen und es ihren heutigen Bedürfnissen entsprechend verwalten. Nur der, der sich vernünftigerweise solchem Zwang zugunsten einer Gruppe unterwerfen, dem diese Gruppe dafür alle Vorteile der Zugehörigkeit gewährt, leistet. Und für ihn ist es kein Zwang, sondern natürlicher Trieb.

Der genialste, grausamste Darsteller moderner Gewissenstämpfe um die Aufrichtigkeit gegen die Lüge ist Ibsen*), einst der Begründer der Moderne, und heute wieder so vielen modernen Menschen fast fremd; denn jene Modernen, so echt sie sind, haben bloß Irrtümer abgeschüttelt, sie sind nicht, wie sie wähnen, Entdecker von Neuland. Darauf beruht der Streit, ob Ibsen der Vorläufer der neuen oder in Ausklang der alten Zeit ist. Darum wirkt Ibsen, so interessant er ist, so qualvoll. Die Kämpfe eines Nostrom oder Allmers, so sehr sie uns packen, führen uns nicht unser Leben bewußt, sie bereichern uns nicht mehr.

An Stelle der Konventionen suchen die Modernen, deren Dichter Ibsen ist, eine ideale Vernunft zu fassen, nicht die gebieterische Vernunft der Tatsachen, zu denen auch die Konventionen gehören. -> Nur seit Ibsen haben wir uns sich selbst nicht um die Illusion der unangenehmen Kunstverhältnisse: Volkswirtschaft, Handel, John Galsworthy, Gerhart Hauptmann.

536 Oscar A. tz. Schmitz: Die Spaltung der modernen Kultur

vention, die Ueberlieferung, die Lüge, die Schwäche, die Untreue, kurz all« Menschlich» leiten gehören, sondern eine aprioristische V«r» uunft, die in gerader Linie abstammt von der Göttin der französischen Revolution. 2s sind Blutsverwandte, nur aus verschiedenen Gene» rationen, die da rufen: „Alle sind gleich“ oder „Alle sollen Adelsmenschen werden“. Es sind Ideologen, die den Frieden der Unwissenheit, das Glück der Abhängigkeit vernichten, weil sie den Frieden und das Glück nicht sehen, sondern von der Idee ausgehen, Unwissenheit und Abhängigkeit dürften aus ethischen Gründe» nicht sein. Solche an das Leben ge» legte „ideale“ Maßstäbe tonnen, wie man unter dem Konvent gesehen hat, Fanatiker und Tyrannen schaffen, aber die modernen Gewissen sind zart, und wir erblicken nur noch hektische Menschlein, die sich „Lebensaufgaben“ und an das Leben „ideale Forderungen“ stellen. Ihre weltfremde, zwar unmittelbar auf das Leben zielende, aber es immer verfehlende Vernunft hat sie hysterisch gemacht.

Ibsens Gestalten zeige» manchmal, wie diese Lebensschwächc von neuem zu einer jen» seitigen, hinter den Rampen beginnenden, zer» störerischen, absoluten Ethik führt, welche die» selben Leute im Theater beklatschen, die sie im Leben für überspannt und verstiegen er» klären würden i man denke an den von dieser Moderne zerfressenen Aosmcr, der von der lebendigen Nebetka da« öpfcr ihrer selbst ver» langt, damit er wieder an den Adel der Menschheit glauben kann. Wenn Aosmcr auch das Christentum ausdrücklich abgeschworen hat, wenn sein« Tat, der Selbstmord, auch dem christliche» Sittengesetz widerspricht, dieser Ge» wissenslumpser und Seelenauäler, dieser Priester seiner selbst, dieser Missionar des Aeumcnschentum«, er ist ein sinnenschwacher Chris! in neuartiger Verkleidung, der nicht aus dem Selbstbetrug herauskommt: die letzte Phase des Protestantismus! Mutz man das neue weiterweisende Element nicht eher in der „gewissenlosen“, aber von Aosmei infizierten Aebetla finden, in Mortensgaard, der ohne Ideale leben kann, und in Ulrik Brendel, der es nicht kann? Und steht es mit der Modernität des Allmers in Klein-Lyolf nicht ebenso wie mit Aosmer? Und fcheint es nicht, als ob Ibsen selbst in seinem Epilog noch bis an die Pforte gelangt wäre, jenseits welcher „ideale Forderungen“ und dergleichen vor dem Leuchten lebendigerer Sehnsüchte und Taten erblassen? Diese Moderne ist nicht positiv.schöpferisch; wenn sie sich in ihrer äutzeren Lebensgestaltung als bewutzt gewordenes Bürgertum erweist, so ist sie in ihrer Ethik und Aesthetik vom Dogma befreiter Protctantengeist.

In ihrer Ethik: Manche predigen mutig die freie Liebe, aber sie sind in ihren Forderungen puritanischer und unerbittlicher als die Verfechter der gebundenen Ehe, welche, seitdem sie besteht, allerlei der Menschennatur entsprechende Kompromisse und Ventile gestattet. Und merkwürdig: dieser dogmenbefreite Geift, immer wieder schafft er neue Dogmen, wie eine zehnmal geschnittene und gebrannte Wunde immer wieder Eiter hervorbringt.

Diese „freie Liebe“, die scheinbar diese Lieblichen von dem Konventionellen, das Leben von den Engherren der Satzung befreien will, tut das Gegenteil.

An Stelle der längst Leben gewordenen Sätze stellt sie willkürlich ersonnene, von der Gleichheit der Geschlechter, der gleichen Berechtigung aller Individuen und der Allmacht einer absoluten Vernunft, die mit den Wurzeln wie mit gleichwertigen Zahlen rechnet, welche man bloß zu addieren braucht, um „Summen“ zu erhalten; oder diese Vernunft fetzt gleich starke, ehrliche, stets ihrer selbst ganz mächtige und bewußte Kontrahenten voraus, die nur einen mündlichen Vertrag abzuschließen brauchen, um zusammen gute Geschäfte zu machen. Ach, die Wirklichkeit ist so ganz anders mit ihren Zufällen, Schwächen, Geleiten und Begierden, die das Leben ausmachen!

Ähnlich sind gewisse ästhetische Forderungen begründet. Diese von „Vorurteilen“ sich frei ringenden Modernen sind nicht unberührt geblieben von jener zweiten jüngeren Strömung. Sie erkennen die Berechtigung, ja die Notwendigkeit der „Form“ an, sie sind

«» » 0

Oscar A. y. Schmitz: Die Spalwng der modernen Kultur 53?

0

neuerdings sogar »uf eifriger Jagd danach, aber die Form ftll ihrer Vernunft jeden Augenblick übersichtlich werden, nicht symbolisch als «in Stück Weltgeschehen dasein, sondern etwas bedeuten.

Wenn sie sich auch künstlerisch zuerst im Naturalismus manifestierten, alles Phan» tastisch« und Aomantische als unwahr ver» werfend, so akzeptieren sie doch heute auch den sogenannten Symbolismus als «in« Art Zeichensprache für ihre vernünftigen Säche, die fi« in ihm bildlich ausdrücken wollen. Das halten sie für das Aesthetische. Sie wollen nie das uninteressiert Künstlerisch«, sondern Ding« wi« deutsche Seele, Boden» ftändigkeit, Gemüt, Innerlichkeit, Persönlich» leitswerte, Aeformkleidung, bestenfalls ge» schmackvolle Dekoration. Sie verlangen etwa heimatlust gegenüber „wurzellosem Europäer» tum', organisch« Entwicklung der Kunstformen gegenüber der „geschmacklosen" Verwilderung des Bokolo, denn sie sind bestochen und be» stechen durch scheinbar plausible Prinzipien, wie dies: „So wie die Pflanze ihre Säfte aus dem Boden zieht, so muh sich die Seele des Menschen aus seiner Landschaft nähren" oder „Jede Kunstform sei der ehrlich« Ausdruck einer tatsächlich wirkenden Kraft, sonst ist sie lügnersch." Auf diefe Sätze des Verstandes aber antwortet die Wirklichkeit so: die Land» schaft vieler moderner Menschen ist nicht das Heimatdorf, sondern der Boulevard, der Salon, das Eafs, das Wohnzimmer, das Boudoir, der Zirkus, die Matrosenkneipe, und was sie aus solchen Umgebungen ziehen, ist oft «cht, während «ine Aückgewöhnung zur Scholle unwahr, un» aufrichtig, intellektuell wäre.

Es klingt paradox und ist doch «ine ganz einfach« Tatsach«: diese tzeimatkünstler sind künstlicher, affektierter, „literarischer" und dar» um perverser, als etwa Aubry Beardsleh, der naiv »us seiner Welt, aus seiner seelischen Landschaft und Heimat fchuf und darum «cht ist; womit ja nicht gesagt sein soll, baß nicht auch die Scholl« noch manchem modernen Menschen wirtliches Erleben sein mag. Aber man kann nicht genug Mißtrauen gegen die Bodenständigen haben. Fast immer sind sie Schwindler, oft ohne «s zu ahnen. Sie sind vom spontan künstlerischen Erleben so fern wie Aazaienei oder A«u»Prüraffaeliten. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß aus dem logischen Ausdruck organisch wirtenber Kräfte Knnstformen abzuleiten sind. Aber außer den Eisenkonstruktionen gibt es noch immer die unerllärbaren wilden Wunder der inbischen Tempel, der späten Gotik und des Aoloko, in

denen doch noch «in anderes Leben glüht,
flammt und knistert.

Nun will ich beileib« nichts gegen die Ver»
nunft sagen. Der deutschen Gefühlsverwirrung
und Dentschwere kann klare Vernunft gar nicht
genug empfohlen werden. Solange diefe
Moderne rein praktisch« Forderungen an die
Tatsachen stellt, w«der in ethische noch ästhe»
tische Gebiet« übergreift, fordern nur die
sozialen Beziehungen vernünftiger regeln und
abstufen will, muß sie durch Aufrichtigkeit und
Konsequenz oft imponieren. Sie bekennt Farbe,
wohnt nicht mehr zwischen Renaissance« und
Aokolomitationen, glaubt nicht mehr an Titel
und Examina usw.

Politisch wird dies« bürgerlich' Modern«
nicht «twa durch den Liberalismus vertreten,
der sich aus der oft noch unklaren und un»
wahren Großbourgeoisie rekrutiert, sondern
durch die Sozialdemokratie, die einzig«
wirklich bürgerlich« Partei, die wir
haben, und der wir im praktischen Leben vieles
Gescheit« verdanken; der sozialdemokratisch«
Geist stammt nicht aus dem Volk, sondern aus
jener breiten Schicht Gebildeter, deren geistige
Bedürfnisse in so erstaunlichem Mißverhältnis
stehen zu ihrer materiellen Lage«. Diese Schicht
existiert in keinem Lande in solcher Ausdehnung
und Bedeutung als in Deutschland; sie ist stets
für das deutsch« Geistesleben charakteristisch
gewesen. Sie war der Boden für den Pro»
testantismus und in ihrem Klima gedieh der
philosophische Idealismus der Vergangenheit;
ihr« Modernität verrät noch dies« Abstammung.
Sie ist ernst, nüchtern, abstrakt. Wenn man
aufhört, in dieser Mode«rn« «in« positiv« Welt«

538 Oscar A. h. Schmitz: Die Spaltung der modernen Kultur
anschauung zu sehen, so kann das Bewußtwerden einer so wichtigen Klasse der Gesellschaft als ein eminenter Fortschritt zur Klarheit aus der Verwirrung der Gegenwart betrachtet werden. Wir sehen bereits in der rationell beschäftigten Mittelklasse von Technikern, Kaufleuten, Aerzten, Beamten, Lehrern, eine Art Samurai des praktischen Lebens. In intellektuellen, ästhetischen wie ethischen Fragen sind sie nur Publikum, ihr eigener Ruhm ist die Tüchtigkeit. Sie leben vernünftig, wie es ihnen paßt, ohne Vorurteile, und sie haben recht, solange sie in der orthodoxen Weltanschauung daraus ableiten, wenn sie es zweckmäßig finden, nur aus Liebe zu heiraten oder etwa auf den Kunstwart zu abonnieren. Die Mitglieder dieser guten Mittelklasse sind noch nicht allbewußt geworden. Noch mancher hält sich für einen Proletarier, der ein tüchtiger Bürger ist, mancher Bürger trübt sein Bild noch durch einen hahnbüchernen Aesthetismus, und mancher Aristokrat mit ausgesprochen bürgerlichen Instinkten wird bloß durch Eindrucksurteile an freier Betätigung seiner Gaben gehindert. Zum Schluß möchte ich noch die Umriss jener zweiten Gruppe der Moderne zeichnen. Sie ist entschieden unbürgerlich, aber schwankt unentschieden zwischen Aristokratismus und Anarchie. Man hat sie sowohl hypermodern, dekadent, als rückschrittlich, romantisch genannt, unheimlich und auhermoralisch und weltfremd, übertrieben formal und alle Formen auflösend. Denkt man bei ihrer Gruppierung nur an den Gegensatz zu jener ersten modernen Strömung, so treten die heterogensten Elemente sich nahe: Hofmannsthal und Wedekind, George und Altenberg (der übrigens in der letzten Zeit eine merkwürdige Schwenkung zu den Vernünftlern gemacht hat). Man nennt sie bald reaktionär, bald auflösend, weil sie nicht auf einen Fortschritt der Menschheit deuten, aber sie sind urlebendig, neu und ganz jung, weil sie statt dessen die Buntheit der Lebensentfaltung sehen. Glühende Skeptiker möchte ich sie nennen. Sie erkennen das Irrationale der Tatsachen als das Merkmal alles Lebendigen gegenüber den toten Postulaten weltverbessernder Theoretiker, und Systematik. Form und Inhalt sind ihnen eins, das Symbol ist für sie etwas Konkretes, das gewiss eine verdichtete Wirklichkeit; Gesundheit und Krankheit werden ihnen fließende Begriffe; sie interessieren sich, auch wenn sie selbst lümmelich leben müssen, künstlerisch nicht unmittelbar für die den Kampf ums Brot betreibenden Probleme, die mit einigen Tausendmarkscheinen lösbar wären. Darum hat man geglaubt, sie vertreten die Weltanschauung derer, die von ihren Ältern leben, ja man hat sie gewissermaßen als Antike

artete Söhn« der Großbourgeoisie gebrand»
markt, welche die nötige Zeit haben, allerlei
phantasievoll« Gespinste auszusinnen. Nun, «s
ist gleich, woher sie stammen und wie sie zum
Besitz stehen. Künstlerisch hat einer sein«
Stellung zu dem „festen“ im Leben mit den
Worten charakterisiert: „Das Leben ist ein«
"Rutschbahn," was im Grunde «ine Paraphrase
des herallitischen „^v?“ ^ci" ist, und «in
anderer hat bi« s«hr unbürgerlichen, halb
aristokratischen, halb anarchistischen Wort« ge»
funden:

„Wi«, junger Mensch, du Haft nichts und
du willst
dies weiter tragen? Armut, dies Gefängnis,
aus dem man nicht entspringt, wcil's mit
uns läuft?

Den Hohn und Speichel einer solchen Vettel!
Du Haft nichts, drum hat jeder dick« Schuft
von Seifensieder ja dein Haus, dein Bett,
und lüht dein« Geliebte, spürst du's nicht so?
Vielmehr er hat ein Necht »uf «in Stück
Fleisch

aus b«in«r Brust und darf das Messer noch
an deinem haar abputzen! Spürst du's so?
Wir werden spielen, wart, wir werde» spielen
. . . Äägel lauen,
an einem schmutzigen Kanal die Lale
von Stockfisch atmen und »uf feuchtem Stroh
von weihen Knien mit goldnem Strumpfband
träumen,
bis das Geheul der Katzen auf den Dächern
dem Traum «in <Ind« macht.

V«rflucht«s Leben! hast du kein«
Schwester?

Zur Kupplerin mit ihr! Was, leinen Bruder,
an den Kapellmeister, der Bubenftimmen
für Engelchör« braucht, ihn zu verlaufen?
Auch nicht? So ging ich und verhandelt«
das Leben eines Menschen, den ich nie ge«
sehen. . ."

Diesen Modernen ist die Vergangenheit
nicht Autorität, aber ebensowenig ist sie ihnen
tot. Vi« gefallenen, faulenden Stämme «instiger
Kulturen wollen sie nicht wiederaufrichten,
aber plötzlich überziehen sie sich mit neuem
Grün, bi« verwesenden Zeiten werden ihrem
lecken bunten Blumenflor zur fruchtbaren
Scholl«, zum lebenspendenden Dünger. Kein
gewaltsames Brechen mit gefälligen, aber un«
vernünftig« Traditionen, lein gezwungenes
Anknüpfen an starr gewordene Formen.
Lächelnd akzeptieren fi« die Konventionen, fi«
find ihntn Stütze, nicht Hemmschuh, und ebenso
lächelnd setzen sie sich über sie hinweg, aber
«hn« Aggressivität, ohne Besserwisserei. Sie
wahren und zersetzen zugleich, sie sind uner«
bittlich logisch bis zum Paradoxen, aber sie
vernünfteln nicht, sie sind zu feingeiftig, um
doktrinär zu sein. Schon die Fragestellung:
altmodisch oder modern? aristokratisch oder
sozial? Ehe oder frei« Lieb«? lehnen fi« ab.
Jedes Ding ist in sich und im ganzen Sein
begründet. Keine „Forderungen“ in das Leben
tragen, die immer was von einem Geschäft an
sich haben. Unentgeltlich leben, bald sich frei
verfchenten, bald flich hinter den Konventionen
b«rg«n; als Ab«nt«ur«r oder als Gentleman
«lifter«n, als Eourtisan« oder als Lady, das
ist gltlich, nur immer reinlich sein, nur nicht
in Narchentunterzeug und Neformlleidung ein«
n«u« Menschheit postulier«« I

Toleranz! Auher gegen dl« Intoleranten,
dl« Fanatiker, dl« Systematik«, die Ethik«!
Nichts v«rruttil«n, nicht einmal di« Libertinage,
denn „il »'/ » p»s 6« mg! en doun« compHßnie".
Man strebt nach vollkommener Freiheit und
kann sich darum lächelnd all« Unwahrheiten
g«fall«n lassen. Keine Gefahr, dah man auf
fi« hineinfällt oder ihr Sklave wird. 2s gibt
nur «in« Lüg«, di« gemein und verächtlich ist
und darum schnell zugrunde richtet: di« Lüg«
gegen sich selbst. Napoleons Lügen sind Pracht«
voll, solange« er si« nicht selber glaubt, aber
ZeitungsLügen, Parteilügen sind darum so
schmählich, weil kein Mensch dahintersteht, der
si« btwuht «findet, sondern weil ganz« Mensch«
heltsschichten ihr bihchen Echtheit an sie ab«
gedankt haben, in der Meinung, sich damit
zu erhöhen.

Man hat diese Anschauungen ästhelenhaft,

faul, »neien rsxi« genannt. Si« find insofern allerdings nicht modern, als sie zu allen Zeiten mehr oder weniger di« innerste Ueberzeugung der« war«n, di« von ll«inlichen Banden los» gelöst lebten. Im Grunde gibt es ja nichts Aeues unter der Sonne. Si« hemmen nicht im minbesten den Tatentrieb, wenn sie auch einer gewissen metilulösen, für viele Beruf« nötigen Tüchtigkeit im W«g stehen mögen, aber man kann mit dieser Weltanschauung Offizier, In» duftrieller« Künstler, Prälat und Zirkusreiter s«in. Modern sein heißt jederzeit: sich mit dem „Werden" und „Vergehen" «ins fühlen, ohne ihm di« willkürlichen Gesehe eines fünft» lichen „höheren" absoluten Seins aufzuerlegen. Ein ruhendes „Sein" gibt es nirgends, das ist «in« begrifflich« Fiktion. Stin — Stillstand — nichts. Aur das Werden und Vergehen ist Wirklichkeit und Göttlichkeit zugleich. Dionysos ist Bewegung, Glut und Aausch. Wer durch Stabilisierung einen ruhenden Zustand schaffen will, ist feig, hat Angst vorm Leben, vorm Morgen, er will sein Schäfchen ins Trocken« bring««.

Vielleicht kann di« M«nfchh«it di«f« L«l»«ns» auffassung nicht vertragen. So möge sie denn das Salz der Erde sein, während die groh« M«ng« ackert, In«t«t und bäckt!

51<0

0 c

Graf zu Fürstenberg: vi-. David Iayne Hill

Dr. David Jahne Hill.

Der II. Mälz 1902.

Am Dock von hobolen wiegt sich der Ichnee»
weihe Körper der kaiserlichen Jacht .hohen»
zollern" »uf den Wellen. Prinz Heinrich von
Preußen ist an Bord. Die zehnte Mittags»
stunde. Die Schlote des majestätischen Schiffes
beginnen mächtige Rauchwolken auszuwerfen und
langsam macht die Jacht los; sie trägt den Vruder
des deutschen Kaisers, der zur Taufe des Meteor
und um die Deutschen im lanteeland« zu be»
grüßen, Amerikas Staaten durchquert hat, über
den Ozean zurück. Lustig flattert der Heimat»
Wimpel im Winde.

Eine Woche zu früh, sagt man, ohne dl«
letzten Punkte des festgesetzten Programms ab»
zuwickeln, verläßt der Prinz die Gestade der
Union. Was tut's? Der Großadmiral der
deutschen Flott« hat ander« Pflichten, als sich
auf Amerikas Boden noch länger den An»
strengungen der Repräsentation hinzugeben.
Mit ihm verläßt der deutsch« Botschafter
v. holleben die Staaten — so stand's in den
Blättern. Doch nein, v. holleben lehrt nach
Washington zurück.

Di« ,tzoh.>nzoll«rn' gleitet unter dem Salut
der Küstenforts zum Hafen hinaus. Auf die
Danksagung des Prinzen Heinrich läuft von
Tcddy Roosevelt noch in letzter Stund« di«
Depesche ein:

„Nicht allein ich Hab« mich persönlich Ihres
Besuches erfreut, sondern auch im Namen meiner
Landsleute möchte ich Ihnen das Vergnügen
aussprechen, welches uns bereitet wurde, Sie zu
sehen und das wahrhaft Oute zu erkennen, das
Ihr Besuch zur Förderung des Freundschafts»
gesühls zwischen Deutschland und den Ver»
einigten Staaten aehabt hat. Es ist mein ernst»
licher Wunsch, baß dieses Gefühl stets wachsen
möge. Frau Noosevelt sendet ihr« herzlichsten
Grüße, und auch Frl. Roosevelt würde es tun,
wenn sie nicht abwesend wäre. Drücken Sie bitte
meine herzlichsten Grüße Sr. Majestät dem
Deutschen Kaiser aus. Nochmals danke ich Ihnen
für Ihren Besuch und wünsche Ihnen alles
Glück, wo immer Sie auch sein mögen.

Theodor Roosevelt.

Weißes Haus, Washington, II. März 02.'

Alles schien in schönster Ordnung.

Dann kam der 12. März.

Di« Abendblätter der großen New Vorler
Zeltungen veröffentlichten in Sperrdruck «in
sonderbares Telegramm.")

'> D« Nintel lft l» «u«l«« »»« de» 3«ll»nz»n »llber»
,hat Washington von holleb«,« Abberufunz
gefordert? 2s geht das Gerücht, bah «inen» de»
fremden Gesandten anheimgegeben wurde, dal

Land zu verlassen! Der deutsch« ^lotschafiei von holleben ist der fremd« Gefandt«, von de» gesagt wird, daß er so sehr das Mißfallen der amerikanischen Regierung erregt Hab«, daß ihn» feine Pässe zugestellt wären.

Dem Berichte nach wird der Zwischenfall nicht zu einer Verschlechterung in den Beziehungen der beiden Länder führen/

Dem Korrespondenten des North Arnerlcan wird weiter gemeldet:

»Die dem Botschafter bewilligt« Jett ist von 48 Stunden »uf 30 Tag« verlängert worden. Der Botschafter hat in den Angelegenheiten einiger Korporationen intrigiert, und es ih wahrscheinlich, daß seine Negierung später «ine richtigstellende Erklärung abgeben und so de» Vorfall beschließen wird."

Das geschah am 12. März.

Staatssekretär hay sucht« zunächst, w«nn auch nur fchwach, di« ganz« Angelegenheil z« dementieren.

David Jahne Hill, von 1898—1903 Unter» staatsfekrelär, fagt man, fei wenig«? referviert gewesen.

Man schrieb ihm mit Recht oder Unrecht Aeuerungen zu, die in der öffentlichen Meinung di« Ansicht verbreiteten, daß nur mit Mühe während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich der hollebenlrllch unterdrückt worden sei, ja «an raunt« sogar, daß «ine stark«, maßgebend« Parte! bestanden habe, deren Ziel es war, noch im Bei» sein des Bruders Kaiser Wilhelms II. die Affäre zu provozieren.

Endlich legte man ihm dl« Wort«, wi« wir sie in ähnlicher Fassung auch bei Witte") pudli» ziert finden, in den Mund: »Wir sind in «rstcr und letzter Linie unfarm Voll« verantworlllchl Ist die Wut des Volkes einmal entfacht, so gibt es für uns lein Zurück mehr."

heute sind sieben Jahre seit jenen Gescheh» Nissen verstrichen. D. I. Hill, seit 1905 außer» ordentlicher Gesandter der Vereinigten Staaten bei den Niederlanden, wird 1908 als Votschasler in Berlin designiert. 2s heißt, er war« an höchster Stelle nicht genehm! Weshalb? Zu arm, um eln würdiger Revräsentant in Preußens Metropole zu sein! Man liebt am Berliner Hose Prunk und Reichtum.

Eharlemagn« Tower konnte mit beide« aus» warten, er war »person« ßnll»», «r war aber auch nicht zur Zeit der Amerilafahrt des Prinzen Heinrich Unterstaatsfelretär gewesen. Graf zu Fürstenberg. ') «. Witt«, Nu«»«!n«dn»Nch«n««tlch»!«. Lelpz!, «.

« Politische Gedichte 541

u »

»

Sankt Korfuzius.

Jauchze, Deutschland! <ls begibt sich,
was der Dichter preisen soll.

Nie seit Achtzehnhundertsiebzlg

war man so begelsterungsvoll.

Mag die Muse meine Leyer

segnen mit dem Weihetuß.

Vrausen soll sie Dir zur Feier,

Heiliger Korfuzius!

Schutzgott jener hehren Insel

voll hellenischer Vernunft!

Deutsche Federn, deutsche Pinsel

bitten dich um Unterlunft.

Patriotischem Theater

mit Trara und Böllerschuß

sei ein milder Herbergsvater,

heiliger Korfuzius!

Vreißigtausenb Lämpchen leuchten

neudeutsch in den Dünensand,

welchen gleichfalls Tränen feuchten,

heiß geweint fürs Vaterland.

Lämvchen sind aus buntem Glase,

eingehüllt in Zuckerguß; —

und der tzolzbock springt im Grase. —

heiliger Korfuzius I

Spät noch meldet es die Chronik:

Das war eine große Zelt.

Damals schwamm in süßem Honig

jegliche Gelegenheit.

Damals kann? die deutsche Seele

Sorgen nicht und nicht Verdruß,

und es Nang aus jeder Kehl«:

heiliger Korfuzius!

I. Viot.

5<12 C. W. Marschner: Warum hat Verlin kein Kant-Denkmal?

0 «

Nita Sacchetto.

Hsslenn Tanz Einheit ist und ein Ausströmen

^V des Willens in das Körperliche, das da»

durch rhythmisch bewegt und befreit erscheint, so

dah ein hlnüberfliehen von Einem zum Anderen,

Körper Seele und Seele Körper zu werden

scheint, so sind dl« Darbietungen der Atta

Sacchetto nicht Tänze im eigentlichen Sinne.

Ihnen fehlt dl« Einheit. Der Zusammenhang

ist zerrissen. Etwas anderes ist an seine Stell«

gesetzt. Einzelheiten, die ersetzen sollen; das

Darstellende, das Kostümhafte, das Szenisch«;

«in Apparat, der das Leicht«, Blumenhaft«

tänzerischer Bewegungen erdrückt. Es mag das

Bestreben leiten, den Tanz in einen größeren

Zusammenhang eingliedern zu wollen. Dadurch

aber verliert «r sein Bestes und wird etwas

Untergeordnetes, etwas Komödiantenhaftes. Nur

allein gibt er sein Bestes her und wirb Wesen.

Nur der b«fr«lt ihn, der ihm d«n Mut zu sich

selbst gibt, so dah er nichts anderes sein will als

rhythmische Bewegung. 2s lommt dadurch das

eigentümlich« N«sultat zustand«, dah man alles

andere, einen Vühnenvorgang, «ineAusstattungs»

szenerie oder — da Musikstücke über Gebühr dl«

Pausen dehnten, was bei einem guten Orchester

noch angeht —, «ine Konzertaufführung gesehen

und gehört zu haben glaubt, nur nicht eine

Tanzdarstellung. Ja, man könnte glauben, dah

das alles alte Marl« sei und nun erst dl«

«Reinigung, das Neue einzusetzen Hab«, das den

Kern der Bestrebungen herauschält, der vo»

Ueberslüssigem, Nebensächlichem überwuchert

erscheint. Auch dann noch wäre das Eigentlich«

erst zu leisten. Denn, wie oben gesagt wurde,

selbst wenn man das Tanzmähig« herauschält,

bleibt nicht genug an Eigenart. Das BeiWerl

ist altmodisch: und was den Tanz anlangt, s«

bleibt er im Konventionellen stecken. Es ist ein

Springen, Wirbeln, Nennen, Gehen, d«n der

Sinn fehlt; es bleibt Stückwerk, es fehlt gerade

die Hauptsache: das Rhythmische, die sinnvoll

lebendig« Verbindung. Das Tanzenlöhnen

mangelt in so erheblichem Maße, dah Berufs»

tänzerinnen mit Necht sich abwenden werden.

Ihnen wird es als Dilettantismus gröbster Art

erscheinen. Was wirkt, ist dem alten Vorrat

entnommen. Mas neu ist, ist unreif, ist Versuch,

ist Natlosigkeit. Daher auch die Zuflucht zu de»

Nebenwert, zum Kostüm, zur Ausstattung, zur

Pantomime, zum Dramatische»», was aber alles

im Konventionelle», Schablonenhaften stecke»

bleibt. Jede Tänzerin springt und hüpf besser.

Jede Schauspielerin mimt besser. Jede Bühne

stellt bessere Kulissen.

Was bleibt also? Ein guter Wille; ein

Versuchen, dem die Mittel, dem die Zucht fehlen

Aber dem Publikum, das fo gern handfeste

Begründung hat, gefallen dies« pantomimischen Kostümtänze; es kann sich an etwas halten. Zudem war der tzof da und viel« Vssizier«. Ernst Schur.

fehlen uns/

»n

Warum hat Verlin kein Kant«Denkmal?

Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Der bekannt« Franzose Jules huret, der durch sein« Forschungsreisen in Deutschland zurzeit dies« seits und jenseits der Vogesen viel von sich reden macht, hat kürzlich auch denNeichskanzleraufNor« derney.interviewt", und «rist vomFürstenBülow, der «in Mann von Takt und Charme ist, zum Diner in seiner Villa Fresena in dem meer« umrauschten Nordseebade eingeladen worden. Das Tischgespräch kam bald auch auf ideelle Fragen, denn es ist ein Vorzug des Menschen vor dem Tier«, dah er sich beim Essen etwas denkt, wie denn auch dasjenige, was er sich beim Essen denkt, als «in Gradmesser der Bildung des Menschen gelten kann.

,Es drehte sich zunächst um die realistisch« Erziehung d«r deutschen Jugend," erzählt Jules huret. »Ich erwähnte, dah ich an den deutschen Gymnasien und Universitäten «in« fast vollständige Ver« drängung der philosophischen Studien wahr« genommen hätte, und bah dt« Studenten sich um Hegel und Schilling nicht mehr lümmern wollten. Eine Frucht dieser rein auf dasPralttsch« gerichteten Erziehungsweis« sei es, bah in dem Vaterland der Philosophie groh« Philosophen zurzeit fehlten."

»Auch die großen Dichter

fügte Herr von Flotow zu.

»Wir haben auch lein Kant»Denkmal

Verlin," bemerkte die Fürstin.

Ich erwiderte, bah ich in der Siegesall«« eines hinter der Statu« «incs Pr«uhentönigs gesehen hätte.

»Wir werden sicher «in Kant»D«ntmal bekommen," sagte Fürst von Bülow"

Di« hier «rwähnt« Bemerkung der Fürstin Bülow hat, als ich st« las, einen säst beschämenden Eindruck auf mich gemacht, und dah gerade «in in Deutfchland herumreisender Franzose sie vor aller Welt ausplaudern muh, ist meinem Gefühl nach für Verlin im besonderen und für Deutsch« land im allgemeinen ein« ung«h«ur« Vlamag«! Das von der Gemahlin des Reichskanzlers so gelassen ausgesprochene groh« Wort b«stätigt von n«uem di« uralte Wahrheit: Undonl ist der Welt Lohn! Auch seinem gröhten, bedeu« t«ndsten Philosophen, Immanuel Kant, gegenüber hat das deutsche Voll und in erster Linie dl« Stadt Berlin— also Pr«uh«n voran! — sich des schwärzesten Undankes schuldig gemacht.

Berlin, da« herz Deutschlands, der Brenn»
Punkt aller norddeutschen Kultur, die Stadt, die
sich ihrer, dank der Geistesgaben deutscher
Künstler und Dichter, gewordenen Größe so gern
und so selbstgefällig rühmt: dies« stolze deutsch«
Kaiserstadt hat in ihrem großen Wald nur
weniger und eherner Denkmäler nicht «in ein»
Bildnis des großen Philosophen würdiges Stand»
bildet, des Geistesheroen, der den Grundstein, das
geistige Fundament für Neudeutschlands Auf-
und Größe legt«! Wie ist dies« unglaublich« Tat»
schwer« zu erklären, heute, hundert Jahre nach dem
Tode Immanuel Kants? Denn die von hier
erwähnte Büste des Philosophen in der Sieges»
allee« sowie seine Figur »am Fuße des Aethers«
denkmäler Friedrichs des Großen sind doch nicht
als vollwertige und der Bedeutung des Königs»
würdiger Gedankentitäten würdige Bildsäulen
anzusprechen.

Schon die Zehntjahrfeier des Todes jenes
Mannes, der das deutsch« Geistesleben des
neunzehnten Jahrhunderts und seiner eigenen
Zeit befruchtet hat wie kein anderer deutscher
Denker, selbst Goethe nicht; bereits der 12. Fe-
bruar 1904 ließ jeden wahren Kenner der Größe
Kants die traurig« Wahrnehmung machen, daß
das deutsche Volk einen seiner besten Männer,
seinen größten Wohltäter, seinen stärksten und
machtvollsten Erbauer — fast vergessen hat!
Vorher das offiziell« Preußen, Staat und
Regierung: weih man da »oben« nicht mehr,
wer Immanuel Kant war, oder will man es nicht
mehr wissen? Oder hat man über der Himmel»
anragenden, weltausfüllenden Größe des Königs»
würdiger Philosophen sein« klein« irdisch«, physisch»
unbedeutend« Perlen, weil sie nicht das vorschrifts»
mäßige Gardemah besah, aus dem Gesichtskreis
verloren? hat man gar verlernt, Kants Be-
deutung zu würdigen; seinen Einfluß, von dem
aller Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts
und somit alle Kraft und Macht Neudeutschlands
ausgingen? Konnte unter der hochflammenden
Sonne« der Kritik der reinen Vernunft, die heute
all« Welt durchleuchtet, der still«, bescheidene
Denker im Dunkel versinken, der dieses heilige
Licht zur hellstrahlenden Glut entfacht« und da»
durch die Kopf« unserer besten und größten
Geister mit den erhabensten Idealen befruchtet«?
Wollt« man alle diese hier aufgeworfenen
Fragen erörtern und näher begründen, müht«
man die« Geschichte« Deutschlands während der
letzten hundert Jahre schreiben: in jeder Periode
des letzten Jahrhunderts stößt der Geschichts»
schreiber auf die Spuren Kants; ist doch das
heutige« Preußen« Deutschland der klar« Aus-
druck des kategorischen Imperativs, wenn auch
freilich Staat und Gesellschaft noch weit davon
entfernt sind, die in diesem Grundsatz des
Kantschen Sittengesetzes aufgestellt« ideale For»

derung zu erfüllen: »handle so, daß die Maxime deine Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« Aber wer wollte es leugnen, daß die deutsche Kulturwelt in ihren hervorragendsten Vertretern sich mit Eifer bemüht zeigt — freilich vielfach unbewußt —, den von Kant angewiesenen Bahnen zu folgen!

Von den Weimarer Dilettanten, die das Banner der kantischen Ideale zuerst entrollten und unter diesem Panier für die Erleuchtung der Menschheit, für Freiheit und Aufklärung kämpften, bis zu dem Toten im Sachsenwald, Neudeutschlands Volant, der, gleichsam selbst ein personifizierter kategorischer Imperativ, mit Blut und Eisen einen Teil der Gedankenwelt des Königsberger Philosophen — soweit menschlich — Kraft zu verwirklichen vermochte — auf diesem langen weltgeschichtlichen Wege von Goethe und Schiller bis zu Bismarck hat der Adlerflug Immanuel Kants ewig unvergängliche Spuren hinterlassen: Die Spur von feinen Erdentagen wird in Aeonen nicht vergehen! Alle Dichter und Dichter dieser letzten hundert Jahre standen auf den Schultern des .kleinen' Riesen; viele nannten sich aus Begeisterung für die Größe seiner Ideen selbst Kantianer, und diese waren nicht die Geringsten seiner Schule; ich erinnere nur noch an Fichte, Herbart, Schopenhauer und Richard Wagner, von neueren an Helmholtz, Paulsen und Zeller als markanteste Kantianer.

Nicht oft genug und nicht laut genug kann es ausgesprochen werden: Das deutsche Volk hat nur durch den hohen Gedankenflug seiner zahlreichen und bedeutendsten Dichter, die ihm unvergängliche Geisteserschätze hinterließen und höhere Ideale wiesen, das herrliche Ziel einer von allen Völkern heute beneideten stolzen, fast unerschütterlichen Weltmachtstellung erreicht. Und das erste und hellste Geisteslicht hat Immanuel Kant vom nördlichsten Deutschland aus der Welt und insbesondere allen deutschen Völkern angezündet. Als ein Weck- und Sammelruf erschallte die Stimme des Philosophen von Königsberg allen deutschen Stämmen, die zerrissen und zerstreut die germanische Erde am Ende des 18. Jahrhunderts bewohnten, und das Signal dieses großen Sammelrufes war der kategorische Imperativ!

Und trotzdem, oder — um es frei heraus zu sagen — gerade deshalb hat Berlin kein Kant-Denkmal!

Berlin hat nach meiner, allerdings oberflächlichen Schätzung ca. neunzig Denkmäler, und zwar um die Mitte des Jahres 1907; denn der Zeitpunkt muß ausdrücklich festgestellt werden, weil gewisse Standbilder heutzutage in Berlin wie Pilze wachsen, und es daher leicht möglich ist, daß aus den neunzig Bildsäulen nach einem halben Jahr schon hundert geworden sind; zurzeit, also im August 1907, hat Berlin 90 Stand-

bilder von Personen einer gewissen Berühmtheit;
ich sag« «In«r .gewissen', well mir enig« darunter

511 C. W. Marschner: Warum hat Verlin kein Kant-Denkmal?

mehr berüchtigt als berühmt erscheinen. Dies« Zahl setzt sich zusammen aus ca. 20 Denkmälern von Dichtern, Komponisten, Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Voltsmännern und ca. 70 Bildsäulen von Fürsten, Fürstinnen, Staatsmännern und Feldherren. Die letzter« Gruppe ist also 250°/» stärker als die erster« vertreten in der Hauptstadt des Landes der Denker und Dichter! Ich betone: die Gesamtzahl ist nicht authentisch; ihre genaue Feststellung überlasse ich dem Statistiker; aber an dem Verhältnis der beiden Hauptgruppen zueinander wird auch ein« andere, wahrscheinlich größere Gesamtzahl der Berliner Denkmäler nichts ändern, und dies zu konstatieren scheint mir für die Beantwortung der hier auf» geworfenen Frage sehr wesentlich zu sein; sind doch von den ca. 7N Bildsäulen, die das Andenken von Fürsten usw. verherrlichen, über die hälft« Vertreter des krassen Absolutismus!

Angesichts dieser unerhörten Tatsache, die noch beschämender für das deutsch« Voll wird durch d«n Vergleich mit der geringen Anzahl von Denkmälern deutscher Geistesheroen — die Vertreter des Absolutismus sind fast doppelt so stark durch Bildfäulen in Berlin .verewigt' I —, in Anbetracht dieses »erhebenden" Beweises des deutschen Servilismus, wi« er noch im 2V. Jahr» hundert blüht, beantwortet sich von selbst die Frage: Warum hat Berlin kein Kant»D«ntmal? Schon zu seinen Lebzeiten halt« Kant zwei mächtige Widersacher: Di« mit dem Absolutismus treu verbündete Orthodoxie, hatte Friedrich der Große den stillen Denker im nordöstlichen Winkel seines Landes ruhig gewähren lassen, wofür eine gewisse G«danlen»Assoziation der beiden größten Preußen des 18. Jahrhunderts dl« best« Erklärung gibt, so änderte sich dieses menschlich»schön« Bild sehr bald, als nach Friedrichs Tod auf den freisinnigen Minister von Zedlitz der ehemalige Prediger Wöllner, der Ur» h«ber des Aeligiousedilles, folgte, «in Mann, der in feiner Beschränktheit Kant für «inen ,ge» fährlichen" Neuerer hielt. Als der damals schon weitberühmte Philosoph seine »Religion inner» halb der Grenzen der bloßen Vernunft" heraus» gegeben hatte, wurde dem Verfasser durch ein« 1794 erfchltene Kabinettsordre Friedrich Wilhelms II. wegen .Entstellung und Herabwürdigung des Christentums" ein Verweis erteilt und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Universität Königsberg untersagt, über jenes Werl Vorlesungen zu halten. Anfänglich unter» warf Kant als guter Preuße sich dem Gdilt, das Absolutismus und Orthodoxie in frommer Ge» meinschaft über ihn verhängt hatten; in einem Ver» antwortungsfchreiben erklärte Kant, sich aller öffent» lichen Vorträge über Aeligion auf dem Katheder und in Schriften enthalten zu wollen. Aber nach dem Tod, Friedrich Wilhelms II. glaubte Kant

sich an das dem verstorbenen Monarchen gegeben«
Versprechen nicht mehr gebunden, und er äußert«
sich fortan wieder fehr freimütig auch über
Aeligion.

Diefen Ungehorsam, diese dreist« Auflehnung
eines .Untertanen" gegen das Gebot der hohen
Obrigkeit hat bi« Orthodox«, dl« von jeher «in«
Kreatur des Abolutismus war, dem Philosophen
von Königsberg bis auf den heutigen Tag nicht
verziehen, und da st« auch in unserer Zeit noch
mächtig genug ist, um den seine Schwingen
wieder kräftig regenden Abolutismuszu neue«
Fluge zu starken und nach ihrem Willen zu
lenken — wie ja die Periode Studt genugsam
bewiesen hat —, ist es wohl auch klar ersichtlich,
warum und weshalb der groß« .Aevolutionär'
Kant heute, über 1<X! Jahr« nach seinem Tod«,
in d«r Hauptstadt seines Vaterlandes, in des
DeutschenAeichesKaiserstadt, nochlein eigentliches
seiner Bedeutung würdiges Denkmal hat! .Nichts
gelernt und nichts vergessen!" — dieses alte Tvort
gilt eben auch von den treu verbündeten, allen auf
Freiheit und Aufklärung gerichteten menschlichen
Bestrebungen feindlich gesinnten Mächten.
Aber gerade deshalb war es wohl an der
Zeil, den hohen Wert und die groß« Bedeutung
eines Immanuel Kant für das deutsche Voll den
Zeitgenossen wieder einmal ins Gedächtnis zu
rufen, und es sei der Fürstin Vülow, die die
Anregung dazu gab durch ihre Konstatierung
der beschämenden Tatsache, daß .wir auch kein
Kant-Denlmal in Berlin haben", als «inVerdienst
angerechnet; hat sie doch auch durch ihr« Bemerkung
den ersten Staatsmann des Aeiches nächst den«
Thron« veranlaßt, dem deutschen Voll« dl« tröft«
liche Versicherung zu geben: »Wir werden sich«
ein Kant-Denlmal bekommen!" . . .
Fürst von Bülow ist eben ein Mann von
durchaus liberaler Gesinnung; — wer's nicht
glaubt, zahlt einen Taler, noch bevor dies« gut«
altehrwürdige Münze abgeschafft wird. Di« gut«
altehrwürbig« Kantifch« Philosoph!« lann man
allerdings nicht abschaff«n; sie wird noch dauern
und bestehen, selbst ohne .Denkmal" ihres Be«
gründers, wenn man Absolutismus und Ortho«
dox.ie längst zu d«n alt«n abg«trag«n«n Sachen
wird geworfen haben.

«Iarl Wilh. Warfchner.

Notiz.

Vortrag betreffend! Di«jenig«nAbonn«nt«n,
w«lch« vor d«m 8. April ihr« Karten für den
Vrandes»Vortrag bestellten, werben höflichst ge»
beten, ihr« B«st«llung zu wied«rhol«n.

DI« Aedaltlon.

Veli>n!«oltllch lül d«>> polMIchtn 3»!/: Nor! schnl»!«?, 2chm»i«cnd,l f, Gp<m»»»nstl. «, sü» »«n
«In>I«»U! «»»»»«uch!»»»,
V»rlw Q^ h«il!g»«elstfti, ««z fü» «ll<» »ndn«! DI, «ltui L»n»«b«ei, V«lln » », L«nntt>l»zl »i !ü»
0«!>el«!<b»Un,»l«,
«l»b«l» F««l, «l»n I — «N«l»n!>Pell»« ».»,». B., ««»lln >V. U, «t«li««str. «» — <llp«dM«n lü»
0«st«l»lch»U>lg»«

»«< g, ««»<»l „i»<»l< «alael« WUi«l. Wln, l, «lobt» «0. - »nul »,n »,», « »an«» ».».». V, «««» V. „. «l»»»«.»,

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Richard Strauß/Georg Vrandes/Richard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Heimann Vahr / Vtto Julius Vierbuu«
Wilhelm Völsch« / Georg «runde« / gugo von Hofmannsthal / «url Ientsch
MchurdMuther/FelixSulten/KarlSchnitzler/WernerGomburt FranlWedeNnd
Nummer 18

Abonnement vierteljährlich 6 Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

1. Mai 1908

Liebenbergers Eide.

^Vm einundzwanzigsten April, dem Geburtstage hutten, saß Maximilian harden
^4^ wiederum vor der Schranke; hatte dem Platz auf dem Sünderstühlchen diesmal
aber den Klägersitz, dem stillen Ziegelbau in Moabit den Münchener Gerichtsbau in der
Au vorgezogen. Ein anderer Himmelsstrich, mit anderen Menschen, anderer Luft, andern
«Richter. Ehe wir das Ergebnis betrachten, sei, im Interesse einer besseren Werthung
des Erreichten, ein kurzer Gang durch Vergangenes gemacht, aus der Vergessenheit
gezogen, was noch der Gegenwart schuldet.

Vom Herbst 1906 bis Ostern 1907 erschienen in der „Zukunft“ ein paar Artikel,
in denen vom Fürsten Philipp zu Eulenburg die Rede war. Freundlich klang sie nicht,
doch hielt sich Alles im Rahmen des Vertretbaren und überschritt nach Form und
Inhalt nirgends die Grenzen des Zulässigen; sie war nicht so schroff, wie manche,
die wir schon aus dem Munde höherer gehört, war besser begründet, und betrat
das Gebiet des Persönlichen nur, wo keine andere Möglichkeit für die Erreichung
des einmal gewollten Zweckes vorhanden war. (Persönliches ist aus der politischen
Publizistik nie zu bannen; so wenig wie aus der Historie, die sich ums Verstehen der
Vergangenheit müht. Wer, wie unsere lieben Parteipologeten, überall nur „sachliche“
oder gar „brennende Fragen“ sieht und nichts von Psychologie versteht, mag ein
braver Mensch sein, wird ewig aber in politisch ein Stümper bleiben.) Mit dem
Fürsten von Hertefeld und Liebenberg wurde, neben Andern, auch Graf Cuno
von Moltke genannt, wurde gesagt, daß er mit dem Eulenburgcr intim befreundet sei
und zu einem Grüppchen gehöre, das allerhand unverantwortliche Geschäftchen besorge,
dem Kaiser mit guten und ehrfürchtig devoten Nachschlagen in den Ohren liege und
den verantwortlichen Rathgebern der Krone die Erledigung des politischen Geschäfts
erschwere. Ob sie geeignete Persönlichkeiten für die Umgebung eines leicht bestimm-
baren, in seinen Entschlüssen leider oft jähren Monarchen waren? harden verneinte
die Frage und motivierte die Verneinung mit dem unmännlich gefühlvollen Schwärmer-
Wesen, das den Herren eigen sei. „Lautergute Menschen, poetisch, musikalisch, spiritistisch; so
fromm, daß sie vom Gebet mehr heilswirkung erhoffen als vom weisesten Arzt; und
in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von »ührender Freundschaftlichkeit.“

Der Vorwurf perversen Empfindens war nirgends erhoben, nirgends auch nur cm» gedeutet: von dem homosexuellen Vethätigung gar nicht erst zu reden. Die Folge war denn auch, daß sich in der Öffentlichkeit nichts rührte; Niemand verstand, was der Herausgeber der „Zukunft“ meinte, jeder, was er wollte. Und die Herrn, von denen gesprochen worden war, hüllten sich in Schweigen, hüteten sich sorgfältig vor jedem am hellen Tag erkennbaren Schritt. Im April 1907 endlich erschien nochmal ein starker Angriff auf den Eulenburg, Graf Cuno von Mottle aber wurde nicht mehr genannt. Im Mai erhielt der Stadtkommandant plötzlich mit hohem zusammen den Abschied, und bald sickerte durch, daß die Verabschiedung mit den „Zukunft“-Artikeln in Zusammenhang stünde. In welchem? Noch wußte es Keiner; doch ging ein hexensabbath los, wie er seit Langem nicht zu sehen war. Jede Schandthat wurde den Entlassenen nachgesagt und willig geglaubt. Und Alles sollte, was die in der Maibrunst erhitzte Neugierphantasie zu ersinnen vermochte, vor langen Monaten nun in der „Zukunft“ gestanden haben, Halden, der die Gefährlichkeit des Treibens bei Zeiten erkannte, winkte ab, und wurde zum Dank dafür nun durch alle Gassen geschleift. Daß er das, was die Herrn nun behaupteten, nie gesagt hatte, kümmerte Niemand mehr; wurde auch nicht geglaubt, und Leutchen, die nie auch nur das Allerbescheidenste gewagt hatten, riefen nun im Brustton ehrlicher Entrüstung von früh bis spät über den Markt: „harden kneift“. Die Herrn in Liebenberg aber freuten sich der gelungenen Wendung und begannen zu hoffen; versuchten alsbald auch, aus den Thorheiten, die sensationshungrige Skribenten ausgeheckt, dem lästigen Publizisten einen Strick zu drehen. Sie mimten plötzlich die tief Gekränkten und liefen zum Staatsanwalt; der Eine, um eine öffentliche Beleidigungsklage gegen den Herausgeber der „Zukunft“ zu erlangen, der Andere, um in einem durch Selbstbezeichnung veranlaßten Ermittlungsverfahren von beispielloser Lächerlichkeit sich seine sexuelle Intaktheit bescheinigen zu lassen. Das war, wie jeder voraussah, bald zu Ende. Als einziger Zeuge wurde Halden vernommen, der zu Protokoll gab: »Ich habe niemals aus« gesprochen, daß Fürst Philipp zu Eulenburg sich gesetzlich strafbarer Handlungen schuldig gemacht habe. Ich selbst kann irgendwelche gesetzlich strafbare Handlungen des Fürsten Eulenburg nicht bezeugen, da ich persönlich niemals eine solche Wahrnehmung gemacht habe.“ Damit wurde das wundervolle Verfahren eingestellt. Seine Durchlaucht halte sich die Sache etwas bequem, den Sieg allzu leicht gemacht. Und gab sich mit einer Aussage zufrieden, deren provokatorischer Charakter für einen Diplomaten nicht leicht zu verkennen war. Für die Presse aber stand fest: harden kneift. Kniff er wirklich? Oder wollte er nur schonen, so lange irgend es ging? hundertmal hat ers gesagt, hat versichert, daß er nie weiter gehen würde, als er gedrängt werde; und hat sich, trotz tausend Widerwärtigkeiten und Erfahrungen gemeinster, niederträchtigster Art, an seinen Vorsatz gehalten, hätte ers nicht gethan, die Herren Phili und Cuno liefen längst nicht mehr als verkannte Idealisten in der Welt herum, die Schöffengerichtsverhandlung wäre anders verlaufen, der skandalöse Prozeß vor jener ehrenwerthen vierten Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin, die kalten Herzens die Erdrosselung wichtigster Veweisanträge beschloß, wäre unmöglich gewesen. Wie wars doch noch vor einem Vierteljahre? hebt vom Gedächtnis die Niegel! Denkt an die Rollenbesetzung, an das Zusammenwillen, an all die lieblichen Einzelheiten, für die sich keine Nüger fanden. Da wurde ein Kläger unter feinem Eide vernommen über seine Triebe und Empfindungen, durften Beschuldigte Neinigungseide schwören, als wären wir in den Zeiten der Salier und Franken, tonnten die collfabulati sich zu ein«

Karl Schnitzler: Liebenbergers Eide 54?

trächtigem handeln vor den unverbundenen Augen der Themis verbinden. Damals, erinnert Euch, durften zwei Beschuldigte sich hinter verrammelten Thüren weiß waschen, und wurden dann, *da re optime Besta*. der überraschten Nation als sittenreine Engel präsentiert, nachdem man eine bis dahin ehrenhafte Frau in den Koth zu treten, ihre Aussage unter Bedrohung mit Angriffen auf ihre Frauenehre vom Anbequemen zu reinigen versucht hatte. Noch heute weiß die Öffentlichkeit nicht, wie man die Frau behandelte, weiß nicht, daß Fürst Phili, der enthusiastische Sänger und Freund aus Onans Geschlecht, es war, der seine Zeugenaussage mit einer halbstündigen Schimpf-»rede wider sie begann. Willig faßen die fünf Leutchen, die Necht zu sprechen hatten, auf ihren Sesseln, und bewahrten alle Worte des Mannes, »den, nach eines Ober« staatsanwalts Empfinden, Jeder lieben muß, der ihn sieht,“ getreulich bis zur Ilrthellsfällung in ihrem Herzen. Der kargte mit den Gaben nicht, die ihm die Natur verliehen, und hat sicher in seinem Leben nie vor verständnisvolleren Ohren gepredigt; wider Satanas, der den „Geliebten seines Herzens“, seine „Seele“ in eines Weibes Maske versucht hatte. Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld war der Strategie des ganzen gegen halben inszenirten Feldzugs. Nun fällt er als Elster, wie sichs gebührt.

3uum cuique. Wie sichs gebührt. Keiner hat je so mit seinem eigenen Schicksal gefrevelt, Keiner so frech mit der Wahrheit gespielt. Er zeihe doch ja keinen Andern der Schuld an seinem Fall. Alles hat er, wie es kam, provoziert; und daß er in altersgrauen Kriminalisten (ihres Thuns bewußte oder unbewußte) Helfer fand, entlastet ihn nicht. Er war der Schöpfer des Plans, der sich in seiner ganzen Wucht nun gegen ihn selber lehrt. Er stand hinter dem „Geliebten“, lenkte jeden seiner Schriill:. Er war der Vater des Gedankens, die von Neportcrunverstand ins Maßlose vergrößerten Andeutungen hardens als Prozeßbasis festzuhalten, um ihn sicher treffen zu tonnen. So rächt sich alle Schuld auf Erden. Wer Sinn für dramatische Wandlungen hat, kann den Gang der Dinge nicht oft genug betrachten. Was harden nie geschrieben hat, wird als behauptet unterstellt, und was als behauptet unterstellt wurde, wird als faktisch nun von dem Gedrängten erwiesen. Doch ehe wir das in München Festgestellte betrachten, ist ein Blick auf das in den letzten Iulnächten Passierte, auf die Begründung des Strafkammcrurteils nicht zu umgehen. Was an dem Prozeßverfahren auszusetzen war, wurde hier bald erörtert. Daß nicht gegen harden, sondern gegen eine Frau verhandelt wurde; daß man Zeugen gegen ihr Zeugniß und ihre Person heranschleppte (klassische: die Schwester des Klägers, verärgerte Dienstboten, einen Wiener Arzt, den wir hoffentlich noch einmal vor einem deutschen Gerichtshof sehen; er ist heute schon aufs Schwerste tompromittirt) und Alles, was über sie Günstiges ausgesagt wurde, einfach ignorirte. (Geheim» rath Schweninger, dessen Frau, ihr langjähriger Hausarzt Dr. Korth: was sie sagten, existirte nicht; denn Phili hatte ja einen Vortrag gehalten.) Daß Vismarck von den Herrn Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Langes als Zeuge abgelehnt und zum Verleumder gemacht wurde, um Phili zu retten. Daß man auf vier Monate Gc» fängnis für ein Vergehen ellannte, das durch ganz willkürliche Interpretation konstruirt, in Wahrheit nie begangen worden war. Und daß man dem Herausgeber der „Zukunft“ belastete, auf Bismarck und Frau von Elbe gehört zu haben. Ihm wurde als besonders erschwerend vorgehalten, daß er, ehe er schrieb, sich nicht sorg» fältiger erkundigt habe (dabei war schon im Januar, trotz unglaublicher Knebelung der Vertheidigung, mehr als wahr erwiesen, als harden je behauptet hatte);

548 Karl Schnitzler: Liebenbergers Eide

wulde überdies noch eine Verletzung des Ncdaktionsgeheimnisses zugemuthet
Endlich leisteten sich die Herrn noch eine durch nichts erwiesene Unterstellung und
sprachten von Sensationslust des (damals; heute sitzen vor dem Volksgewissen andere
auf dem Sünderbänkchen) Angeklagten. Als das Urtheil ergangen war, schrieb ich
hier: »Ich bestreite, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins in eine
objektive Würdigung des Thatbestandes eingetreten ist. Wäre sies, nie hätte ein
Urtheil von so handgreiflicher Ungerechtigkeit zustande kommen können.' erinnerte
an den Bericht, den der Großkanzler Cocceji vor hundertsechzig Jahren an seinen
König sandte, der in beweglichen Worten klagte, daß „die Proturatoren eine wahre
Pestilenz der Justiz" seien, und „mehrentheils Lakayen gewesen und gleichwohl den
ganzen Prozeß dirigirten." Sagte: »Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir
das von der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Härder»
gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Nutze
nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht.' Erklärte
vier Wochen später (als endlich, endlich das schriftliche Urtheil vorlag): „Die ganze
Begründung ist unhaltbar; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert.
Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht hardens
Prestige ist gefährdet, sondern die Frage, ob noch Recht gesprochen wird in politischen
Prozessen, lastet schwer auf unfrem Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereignis
werden, das Unbegreifliche geschehen kann: was wäre noch unmöglich?" Nie ist der
Frage Antwort geworden. »Ich Habs gesagt und abermals gesagt: auch hörten rings
die Männer in die Runde. Die Einen riefen Ja, doch mit dem Munde, die Andern
haben nie ein Nein gewagt!" Nicht Lagarde allein hat im neuen Deutschland so
betrübende Erfahrung gemacht. Und wie vor siebzig Jahren, gilt heute noch das
Wort von Jacob Grimm: «Die Welt ist voll von Männern, die das Aechte denken
und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten
werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Untraut, das auf den Straßen
durch das Pflaster bricht, Manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder
ganze Stellen überzogen."

Ehe sich die Herren Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Langes zur
Fällung ihres Fehlspruches zurückzöge», erhob sich der Herr Oberstaatsanwalt und
Geheime Justizrath Doktor Iscnbiel, um im Namen des Fürsten Philu auf Lieben»
bcrg eine Erklärung abzugeben, wie wohl kaum je seit der Aeichsgründung eine von
einem Staatsanwalt für einen Zeugen abgegeben worden ist. „Wenn sich, begann
er, Fürst Eulenburg derartige Verfehlungen hat zu Schulden kommen lassen, einem
klaren und einwandfreien Zeugniß gegenüber, daß er niemals eine Schmutzelei be»
gangen habe, so würde er sich des Meineides schuldig gemacht haben. Der Fürst
bittet deshalb jeden Menschen, der noch einen Funken Gerechtigkeitgefühl verspürt,
ihn zu denunziren wegen Verletzung der Eidespflicht, sofern der Betreffende irgend
einen Zeugen dafür beibringen könnte, daß der Fürst sich eines Vergehens gegen
Paragraph 175 oder irgend eines andern sexuellen Vergehens schuldig gemacht habe."
Das war am 2. Januar. Am 21. April haben in München zwei Zeugen unter ihrem
Zeugeneide bekundet, daß Philipp, Fürst zu Eulenburg und hertefeld, mit ihnen
„Schmutzcreien" getrieben habe. Gegen die Glaubwürdigkeit beider Zeugen liegt
auch nicht der bescheidenste Einwand vor, und beide Aussagen Harmoniren überdies
aufs Beste mit der ebenfalls beschworenen Aussage des (im ersten Schöffengerichts»
verfahren vernommenen) Zeugen Vollhart. Der Zeuge Georg Nidel hat belundet»

Karl Schnitzler: Liebenbergers Eide 3^{^9}

daß der hohe Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler unzüchtigen Verlehr mit ihm unterhalten hat; hat die Bekundung durch eine Fülle genauester Einzelheiten erhärtet und erklärt, dah der Sänger und Freund Cunos ihn gegen Bezahlung zu päderastischen Alten an Dritten verleitet habe. Diese Aussage allein mußte, gestützt durch die Bollharts, zum officialverfahren gegen den Liebenberger führen. Thats leider aber nicht, obwohl die Aussage «Riedels Herrn Isenbiel seit geraumer Zeit bekannt war. Die Bekundung des zweiten Zeugen, des Fischermeisters Ernst aus Staruberg, ist noch gravirender. Der Zeuge Ernst ist seit bald einem Menschenalter im Dienste des alten Ministermachers, verwaltet heute noch die Starnberger Villa seines durchlauchtigen Gönners. Er kam mit dem festen Vorsatz, von nichts zu wissen, und bequemte sich erst nach stundenlangem Befragen zu einem Vctenntniß; jahrelang hat der Skalde mit ihm in unzüchtigem Verkehr gestanden, hat das öpfer seiner Lust auf Reisen nach Zürich, Tricnt, Berlin, Luzcrn und Llebenbcrg genommen, ihm große Darlehen gegeben. An der Aussage dieses Zeugen, der vor den Schranken um seine ganze bisherige Existenz kämpfte, und, die Hand in der Tasche, erst zu jedem „kalten Eide“ bereit schien, ist nicht zu zweifeln. Und der Staatsanwalt wird gut thun, das Unvermeidliche nicht allzusehr auf die lange Bank zu schieben. In dem ganzen gegen Halden bisher beliebten Vorgehen liegen so viele Bedentllchkeiten, daß Herr Isenbiel die Gelegenheit, Einiges wenigstens wieder gut zu machen, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen sollte. Nutzen wird die Verzögerung ja doch nichts, und der Ruf der preußischen Justiz hat durch die That» fache, daß man nach München muß, um eine in Berlin verpfuschte Sache wieder ins richtige Geleise zu bringen, ohnedies nicht gewonnen. Wir bitten nunmehr, mit den Unparteilichkeitsphrasen ein Ende zu machen und ohne langes Gerede die längst schon fällige Pflichtleistung zu thun. Kein Arbeiter, Mn Bürgerlicher liefе unter ähnlichen (ähnlichen, nicht gleichen) Verhältnissen heute noch frei hemm; doch Philipp zu Eulenburg sitzt noch immer unbehelligt auf Liebenberg, giebt Interviews und wirbt geschäftig um Mitleid. Für jeden objektiven Betrachter ist der Meineid seiner Durchlaucht erwiesen. Geschieht das vom Gesetz Verlangte nun nicht bald, wird mit der öffentlichen Erörterung darüber, ob Herr Isenbiel dem ihm anvertrauten Posten gewachsen sei, nicht mehr zu umgehen sein. Oder sollte Herr Beseler, dem wir in der Sache so manches Unerfreuliche zu danken haben, wiederum seine ungeschickte Hand im Spiele haben? Dann rede man offen, gestehe ehrlich: Zu der und der handlanger« bin ich befohlen. Wir wissen dann, an wen wir uns zu halten, wissen, was wir von der verantwortlichen Excellenz zu fordern haben. Phrasendreschn („Wir werden objektiv vorgehen, ohne Ansehen der Person,“ und ähnliche, selbstverständliche Versicherungen der objektivsten Behörde der Welt haben wir nun wirtlich satt) und thatlos die Zeit verstreichen lassen, mag bequem, mag auch diplomatisch sein; hier gilts jedoch ein Rechtsgeschäft, keine Diplomatie; gilts die Befriedigung eines Volts-empfindens, die neue Festigung eines erschütterten Vertrauens.

Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber dantt ab. Sie verdient alle Vorwürfe, die sie dem Herausgeber der „Zutunft“ zu machen für gut fand, selber in verschärfter Form. Und Herr Lehmann in Sonderheit wird seinen Platz nächstdcm mit dem tüchtigeren Amtsrichter Kern tauschen. Ich zweifle nicht, daß auch er den Wechsel innig „wünscht“. Die Zeiten, die tommen, schicken unliebsame Zeichen voraus, und ein tluger Mensch birgt sein thcures Haupt, eh die Gunst der Stunde verrinnt. Ehe der Proceß vor der ihm unterstellten Kammer begann, war der Herr Landgerichtsdireltor über die Nothwendigkeit einer Bestrafung, über Strafart und Strafmaaß mit sich

530 Karl Schnitzler: Liebenbergers Eide

im Reinen. Nah er unter diesen Umstände!» die sittliche Kraft nicht fand, sich für befangen zu erklären, ist ein starker Einwand gegen seine richterlichen Qualitäten. Und in der unter seiner Leitung gefundenen Artheilsbcgründung steht der gegen tzarden gekehrte Satz: „Die schärfste Rüge verdient es, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird.“ Wer war der Leichtfertigste in diesem ganzen Handel? harden hatte dein Zeugnis des Fürsten Vismarck, dem Geheimrath Schweninge und der Frau von Elbe geglaubt, die nur ein vom Fürsten Eulenburg, den Grafen Cuno von Mottle und dem Rechtsanwalt Silberstein bearbeiteter Ignorant in p5>clu> lo^iciz für hysterisch erklären konnte. Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber hatte, um einen Menschen auf vier Monate ins Gefängnis zu schicken, nur einen einzigen Zeugen von Velang: den um sein eigenes Haupt fechtenden, damals schon des Meineids dringend verdächtigen Liebenberger. „Der Meineid, fagt Waitz in seiner Verfassungsgeschichte, war trotz schwerer Strafen an der Tagesordnung, und gerade angesehene und mächtige Männer scheuten sich, auch mit solchen Mitteln ihre Absichten durchzusetzen. Namentlich gegen den Mißbrauch der Reinigungseide erklärten sich einzelne Schriftsteller und wollten eine weitere Ausdehnung des Zeugenbeweises.“ Zeit Karls des Großen, heute? Den Herren Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonscm und Langes wurde Material gegen die durchlauchtige Lichtgestalt angeboten, doch die Herrn lehnten dankend ab, und fanden nachher den Muth, dafür den Fürsten Vismarck, der den „Kinaeden und Hintermann im doppelten Sinne, auch im physischen“, richtig erkannt hatte, zum Verleumder zu machen. Eine Kammer dieser Art lann kein Vertrauen mehr heischen, und sie thut gut, sobald wie möglich vo» der Vildfläche zu verschwinden. Oder sollen jene für den Deutschen an trüben Erinnerungen so reichen Zeiten wiederkehren, in denen die Themen „Iuristae gunt jur^ta:«, „jurizwe nequälawe«, »)uri3 cor>8uIU8, ruris tumultuz“, »^uri» periti gunt juri5 percliti«. «l^e^um ciocturez 5unt le^uin clolurcz» nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwanden? Von dem perjurmz galt, wie vom Falschmünzer, im alten „Recht: »notetur cum in fronte cum caliclo ferro, zcribatur ei in iacie.“ heute? Warten wirs ab. Der schwerster Verbrechen glaubhaft beschuldigte Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler hat noch mit keinem Wort den Versuch gemacht, die Wahrheit der München« Zeugenaussagen zu bestreiten, sitzt unbehelligt aber noch immer in Liebenberg. »Mit-» leid, hat luuius gesagt, gegen einen Schuldigen, der die Gesetze verletzt hat, ist in Wahrheit Grausamkeit gegen den, der sie beobachtete.“ And unischleicht die schwächliche Regung gar Gemüther, die bedenkenlos einen Mann, der in den Formen ge« Meter Menschen nur der Verufspflicht genügt hatte, ins Gefängniß zu schicken bereit waren, wirds Zeit, die Sentenz zum Protest zu steigern. . . Maximilian harden ist ein guter Streiter, und über dem Schrankfach, das die Akten dieses Feldzugs hütet, glänzt gewiß Johann Gottlieb Fichtes Satz: „Mich geduldig lähmen zu lassen, vcr» bietet mir die Pflicht.“

. . . Als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron Friedrichs bestieg, schrieb ihm Gentz:

„Die Verwaltung des Rechts ist seit eiucm halben Jahrhundert eine der glänzend» sten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein anderes der altern und neucrn Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — Das sind die Grundpfeiler

EMPTY

EMPTY

N. Kühn: August Scherl als Volksbildner

dieses wohlverdienenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentieren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willtühr in den Nechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.' Das war; wird, hoffen wir, morgen wieder sein. Daß es nicht Satz für Satz heute ist, hat Mancher schon schmerzlich gefühlt. Karl Schnitzler.

Ueber die diesem heste beigegebene L«nbach»Slizz« schrieb harden in einem glänzenden Epilog zu des Franzis Schaffen: »Ich Hab« ihm nie gesessen, er lieh seinen Pholographen nur ein paar Auf»nahmen machen und bracht« mir dann eine im Detail zum Entzücken feine Skizze nach Verlin. Mix', meint« «r; ,in Friedrichsruh haben sies gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Sitzen und richtigem Vel; aber wenn Sies behalten wollen ..." — Vielen wird auch diese Arbeit Lenbach eine ganz »anständig«" Leistung scheinen.

August Scherl als Volksbildner.

Von <R. Kühn.

Vwei Ereignisse, die nicht nur das Interesse

des Buchhandels, sondern auch das des großen Publikums in ungewöhnlichem Maße »n Anspruch nehmen: die „Bibliothek August Scherl" und das durch Bibliothelsmartens ver»trieben« Unternehmen des „Buchverlags für das deutsche Haus".

Seit Jahren hat man im Buchhandel mit begreiflichem Interesse das Anwachsen des Scherlschen Aiesenkonzerns verfolgt, der nicht nur seine Hand auf das deutsche Zeitungs»Wesen gelegt, sondern auch dem Buchverlage sein Interess« zugewandt hat. Wer die Eni»Wicklung der D«nge aufmerksam verfolgte, dem wird es nicht entgangen sein, daß das ganze Vorgehen Scherls einem groß angelegten, ziel»bewußten Plane entspringt. Mit dem „VerNner Lokalanzeiger", dem Ur» und Aährvatcr aller seiner Unternehmungen, setzte «r sich in Berlin fest. Um seine Herrschaft in der Reichshaupt»ftadt weiter auszudehnen, wurde später das „Berliner Adreßbuch" übernommen, und als er dann mit der „Woche" und dem „Tag" über die Grenzen Berlins hinausging, um das Evangelium seiner Berliner Zeitungsschreiber ganz Deutschland zu predigen, sah «r sich nach weiteren Stützpunkten seiner Herrschergewalt um. Sie waren in dem Erwerb der Adreh»bücher von Leipzig, Frankfurt a. M., Halle ». t>. Saale usw. gefunden.

Ver Anlauf «in«s Adreßbuches ist an sich nichts Bemerkenswerthes. Es hat genug Ver»leger gegeben, die damit nichts Aechtes an»zufangen wußten, das Unternehmen ver»lummern und hinsiechen liehen, weil sie die durch seinen Verlag gebotenen Vorteile weder zu benutzen verstanden, noch auch benutzen

konnten. Anders August Scherl. Für ihn ist das Adressenmaterial der Lebensnerv der Unternehmungen, die sich an Gott und all« Welt wenden. Mit dem Adreßbuch öffnen sich seinen Beamten — Angestellten wagt man gar nicht mehr zu sagen — alle Türen, und mit dem Abreßbuch»Fragebogen schiebt sich auch die billigst« und zweckmäßigst« Reklame für d«n „Praktischen Wegweiser“, den „Tag“, die „Woche“, „Gartenlaube“ und all« sonstige» Unternehmungen hinein. So ist Herr Scherl ein Wachtfaltor geworden, und seine Herrschaft beschränkt sich längst nicht mehr auf Spreeathen, sondern wird in allen Städten empfunden. Zu feinen übrigen Unternehmungen ist nun seit «inig«n Tagen die „Scherlsche Leihbibliothek“ getreten. Ihr Ziel ist nicht die tauflich«, sondern die leihweise Abgab« von Büchern: „sie will die Schundliteratur durch allmähliche Hebung der geistigen Interessen und Bedürfnisse der Leser verdrängen und jene großen Volkskreise dem Buche neu gewinnen, die bisher überhaupt nicht lasen, sondern j«d«m Buche fremd waren“. Das Ziel ist also nicht neu, wohl aber bis zu einem gewissen Grad«

<R. Kühn: August Scherl als Vollsbildner der Weg, auf dem es erreicht werden soll. Jeder der umfangreichen Bände der „Viblio« thel August Scherl" wird durch eigene Voten ins Haus gebracht und wieder abgeholt, und bei jedem Bande sind die Kosten für die 2nt« lichung, das Bringen und Abholen usw, wie bei den Kolportageheften auf 1U Pfg. pro Woche berechnet. Alles das besorgt Herr August Scherl durch feine eigenen Vertr«ebsstellen: der Buchhändler hat nichts damit zu schaffen. Aber er lann die Bücher oder wenigstens einen Teil davon, wenn auch nicht gerade den wertvollsten, verkaufen, vorausgesetzt, daß jetzt überhaupt noch jemand Bücher taust. Der Ilug« Mann baut vor, und niemand wird bestreiten tonnen, daß Herr Scherl ein kluger Mann ist, wenn sein Borgehen auch an das Wort gui »'eieuze 8'llocu«e erinnert. 2r hat nämlich sein „philan« lhropisches Unternehmen" durch eine Neih« „buchhändlerischr Gutachten" sicherzustellen gesucht, in denen ihm hauptsächlich von Ver« ledern bescheinigt wird, daß sein Plan «in glücklicher ist und dazu beitragen wird, „die Freude an Buche" zu wecken. Wir bezweifeln, schreibt die Allgemeine Buchhändlerzettung in Leipzig, daß das der Fall sein wird; das Lei h» system schließt die Freude am Besitze eines Buches aus, und da die Bücher ins Haus gebracht werden, so werden auch diejenigen, die hin und wieder einmal «inen Buchladen betraten, um sich ein Neclamheftchen oder «inen Kürschnerschen Büchcrschah zu taufen, in Zu» kunft ausbleiben. 2s ist auch nicht recht klar, wie Herr Scherl die Abonnenten seiner Leih» bibliothek, die er zu Bücherfreunden erziehen will, auf die Neihenfolg« der Bände fest» nageln will, die sie doch beobachten mühten, wenn der von ihm verfolgte Zweck, die Leser nach und nach an bessere literarische Kost zu gewöhnen, nicht vereitelt werden soll! Man muß ferner bezweifeln, daß die Bibliothek d i« Kreis« heranziehen wird, die bisher überhaupt nicht lasen, wobl aber sind wir überzeugt, daß ein großer Teil der bisherigen Bücherkäufer vom Kaufen überhaupt Abstand nehmen und sich mit dem Entleihen begnügen wird. Von den 50 Werken des ersten Schubs sind über» Haupt nur 17 läuflich zu haben, von denen die Mehrzahl „frei" und in zahlreichen Aus» gaben fchon bei anderen Verlegern erschienen ist. Die Lift« sieht kunterbunt genug aus. Ewald August König und Friedrich Friedrich stehen neben Friedrich Gerstäcker, Otto Nuppius, Wilhelm Hauff, Theodor Mügge und 2. T, A, hoffmann. Bon den Franzosen sind u. a. Hau,er de Mentopin, der den Aeigen eröffnet, Alezanbre Dumas, Alphonfe Daudet, Georges Vhnet, Victor Hugo und 2mil« Gaboriau, von

den Engländern und Amerikanern I. Hawthorne, A. K. Green, M. Z. Braddon, F. H. Burnett, Conan Doyle, William Collins, Walter Scott und Charles Dickens vertreten. Als Glanzstücke der Sammlung paradiere die letzten fünf Bände: Detlev von Liliencron, „Kriegsnovellen“, Marie von Ebner-Eschenbach, „Das Gemeindekind“, Theodor Fontane, „Frau Jenny Treidel“, Friedrich Spielhagen, „Sturmflut“ und Gustav Fröde, „Soll und haben“, für deren Einstellung in die Bibliothek zum Teil geradezu fabelhafte Summen an die betreffenden Verleger bezahlt wurden.

Das Geschäft versteht Herr Scherl, das muß ihm selbst der Neid lassen, den er als die hauptsache ansieht, daß ihm die Regierung bisher die Genehmigung zur Einführung seines „Sparsystems“ versagt hat. In einem uns vorliegenden Zirkulare älteren Datums, das er im Interesse der Inseratgewinnung für sein Schmerzenskind „Der Tag“ herausgab, find folgende Sätze zu lesen. „Was heißt gute Nekrolage zu machen? Es heißt, überall rückwärts seinen Namen in den Vordergrund schieben, wo etwas zu verdienen ist. Es heißt, das, was man zu diesem Zwecke zu sagen hat, in das Gedächtnis des Publikums einbrennen, einhämmern, einschmuggeln oder es hineinbrüllen — je nach der Art des Publikums. Es heißt, dieselbe Wahrheit in unzähligen Variationen so oft wiederholen, bis sie als Wahrheit anerkannt ist, und jede Firma, die nicht zu reell ist, um Geld zu verdienen, darf auch nicht zu reell sein, um zu inferieren. Notabene, wo etwas zu verdienen ist!“

Niemand befolgt diese Ratschläge besser als ihr geistiger Urheber August Scherl. Lieft man seine Prospekte, so hat man den Eindruck, daß er in dem Publikum nichts anderes sieht als große Kinder, die der Erziehung dringend bedürftig sind. Das will er besorgen. Folgen sie ihm, so werden sie, wenn sie endlich die Süppchen essen, die er ihnen vorsetzt, nach Absolvierung des ersten Kursus in die Klasse der Gebildeten versetzt. Sie dürfen, in seiner Schule groß geworden und mit seinem Geiste genährt, dann auch hin und wieder ein Buch laufen, denn die Freude am Buche, sagt er in voller Uebereinstimmung mit seinem Unternehmen, liegt nicht im Lesen, sondern im Kaufen. Aber folgen müssen sie, wie gesagt, und nicht etwa Wilhelm Hauffs „Lichtenstein“, das an 42. Stelle der von ihm festgesetzten Reihenfolge in der Lektüre steht, vor Waurus Lokais „Schwarzen Diamanten“ lesen, das seinen Platz schon unter Nr. 20 hat! hunderte beziehen heute schon ihr geistige Nahrung aus der Hand des Herrn Scherl, und es wird bald niemand mehr in Deutschland

I> <>

553

N. Kühn: August Scherl als Volksbildner
leider, da er seines Geistes nicht einen hauch voll
spürt, so da aus dem Scherlschen Blätterwald
und der sorgfältig desinfizierten Leihbibliothek
zu ihm herüberweht. Wie lagt doch Goethe?
„höchstes Glück der Croenlinen ist doch die
Persönlichkeit!“ Und kann etwas mehr zur
Hebung der Persönlichkeit beitragen als das
Unternehmen des Herrn August Scherl, der
jeden mit seiner Zunge schmecken, mit einer
Maske riechen und mit seinen Augen sehen lehrt?
Wie lang noch, und es wird sich das Wort
erfüllen, so da geschrieben steht: „Es wird
sein ein Hirt und eine Herde.“ Aber der Hirt
aber wird August Scherl fern — „nolabene —
wo etwas zu verdienen ist“.
Ein Unglück kommt selten allein. Dem-
Buchverlag fürs deutsche Haus, Wilhelm
Wagner in Berlin. ist es vorbehalten geblieben,
den neuesten Trick, das Publikum zu Bücher-
käufern zu erziehen, in Szene zu setzen. Dieser
Wohltäter der Menschheit gibt seit einiger
Zeit eine Bibliothek unter dem Titel „Die
Bücher des deutschen Hauses“ heraus, die im
allgemeinen nicht schlecht und dabei sehr billig
sind, wenn auch ihre Zusammenstellung von
Zufälligkeiten aller Art abhängig zu sein
scheint. So figurieren Goethes „Werthers
Leiden“ neben Harlan, „Die Dichterbörse“,
Grimms „Märchen“ neben Vppeln-Broni-
kowsli, „Der Nibelungen“ usw. Man kann das
für einen Vorzug wie für einen Nachteil
halten: jedenfalls aber ist für Abwechslung
gesorgt. So weit, so gut, wenn es auch besser
sein könnte. Allem Anschein nach geht den
Unternehmern der Betrieb auf regulärem Weg
zu langsam, sie gehen daher, um Zug in die
Sache zu bringen, sogenannte „Vibliothels-
marken“ an Händler aller Art ab. Diese
„Vibliothelsmarken“ sind, wie es in der in
den Tagesblättern veröffentlichten bringend
nötigen „Aufklärung“ der Neuen Gesellschaft
für Bücherfreunde heißt, „nicht etwa zu ver-
wechseln mit Nabattmarken. Es wäre freilich
wirklich entschuldbar, wenn das jemandem
passieren sollte, da sie ihnen zum Verwechseln
ähnlich sind. Der Zweck jedoch ist ein grund-
verschiedener“, denn ihre Ausgabe erfolgt — wir
halten uns hier wieder an die notgedrungenen
Erklärungen der Gesellschafter — lediglich in der
gemeinnützigen Absicht, „das deutsche
Volk in seinen breitesten Schichten mit einer
in jeder Weise vortrefflichen Hausbibliothek
zu versorgen“. Es gibt aber immer noch edel-
denkende Menschen, und zwar in solcher Masse,
daß man sie gar nicht durch Zeitungsinserate
zu fuchen braucht.
Wer sind nun diese Menschenfreunde, die

sich in der Neuen Gesellschaft für Bücherfreunde
sektionsweis« zusammengefunlxn haben? Gs
sind die Händler von Zigarren, Tee, Grüne»
warcnram, die Gevatter Schneider und Hand»
schuhmacher, kurz alle, die in dem neuen Ver»
triebsmittel «inen Helfer fehen, alte Kunden
zu erhalten und neue heranzuziehen. Sie off«»
rieren Badewannen „mit der Bibliotheks»
marke", Hosenträger „mit der Vibliothels»
marke", Zigarren „mit der Bibliothetsmarke"
und andere schöne Dinge, die man nur mit
dem betreffenden Zusatz zu bestellen braucht.
Denn wenn die Händler das Publikum «r»
ziehen, warum soll das Publikum nicht sein«
Dankbarkeit dadurch erweisen, bah es die
Händler erzieht, die der Segnungen des Vuch»
Verlags fürs deutsche Haus noch nicht teil»
hastig geworden find? Angeblich beträgt der
Wert jeder dieser Vabatt» Pardon ..Vibliothels»
marken" 2 Pfg.: es genügen aber fchon 51,
um die Berechtigung zum „Gratis"»V«zuge
eines Bandes der Bücher des Deutschen Hausee,
deren Preis sonst 75 Pfg. beträgt, zu erlangen.
Zum Nechnen will man das Publikum offen»
bar nicht erziehen, und auch das Nachdenken
darüber, ob nicht vielleicht die Käufer der ver»
schieden«« Waren b«l ihr«r Bezahlung d<«
Gratisbände doch mitberechnet erhalten, ba ja
die Händler die „Vibliotheksmarlen" dem Per»
lag« auch bezahlen muffen, wird durch die
Neue Gesellschaft der Bücherfreunde nicht go
fördert. Im Gegenteil. Sie erllärt es „für
vollkommen ausgeschlossen, dah die verehrliche
Kundschaft dl« Waren der Bibliotheksmarken
wegen teurer bezahlen müsse", weil das „den
Zielen, die wir verfolgen, widerstreben würde".
Es handelt sich also auch hier, wie bei August
Scherl, um ein rein philanthropisches Unter»
nehmen.

An Volksbeglückern hat es zu keiner Zeit
gefehlt, wenn sie auch nicht immer gerade Dank
geerntet haben. Die Lotterie des Vereins zur
Massenverbreitung guter Schriften hat zwar
ihr« Volle ausgespielt, «h« «s überhaupt zum
Spielen kam, aber die „Spi«l«rei«n" sind g«>
blieben. Denn was »st die „Vibliotheksmarle"
im Grunde genommen anders »ls «in«
Spielerei, und noch dazu «ine recht kostspielige?
Gott sei Dank haben wir heut« noch immer
eine Veih« von Verlegern, deren Name zu»
gleich «in Programm b«deutet, das «in« un»
bedingte Gewähr für die Güte ihrer Unter»
nehmungen bietet, und auch an Sortimentern
fehlt es nicht, die ihr« schönst« Aufgab« darin
erblicken, ihr Wissen und Können bei der Aus»
Wahl von Büchern in den Dienst der All»
gemeinheit zu stellen. An sie mög« sich das
Publikum halten und sich der Bevormundung
jener entziehen, die die Flagg« der Gemein»
nützlgleit nur hissen, um desto ungefährdeter
ihre Schiffe in den Hafen zu bugfieren.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

15.

Ich btn wüßt und tue Dir weh. Ich hätte Dir Zeit lassen sollen. So korrekt empfang!!
Du mich in Deinem eigenen Hause, Du hattest ein dunkelblaues Kleid wie ein Schulmädchen
an und sagtest Herr So und so und tatest fremd und damenhaft. Warum stieß ich Dich in
Dein Schlafzimmer, Dein eigenes Mädchengemach in Deinem eigenen Hause? «Rührende
kleine Kinderbilder hingen da und ein Jesus und der Konflrmalionsspruch. Bist Du die
ärgste Kokette oder bist Du ein Engel? Ich zwang Dich anzuziehen, rasch und
unordentlich wie Du niemals Toilette machst, Du zittertest vor dem Mädchen, vor Deinem
Galten, dcr nicht da war. — Doch nicht, mein Engel? Mein Engelsmädchen? Es machte
mir Vergnügen, die Unordnung noch zu erhöhen, Dein Bett zu verwüsten und die Kissen
in einem wilden Knäuel zu drehen. Als ob eine Schlangenbrut sich dort gewunden und
gegenseitig erstickt hätte, sah das sittsame, weiße lungfrauenlager aus! Der Heiland crn der
Wand halte ein wahrhaft leidendes Gesicht. — Tanzkarten hast Du da hängen und
Kollllontrophäen? Auch ein Zweglein weißer Heide?

Wer gab Dir das? Der angeschwärmte Oberlehrer oder der Herr Kandidat? Gin
Freund Student in England, oder der typische arme Leutnantsvetter mit sünfundvierzig
Mark Zulage, den Ihr nie trlegt?

Ich war eben ausgehungert. Und ich Hab mich gesättigt wie ein Gieriger, als ein
Unverfchämter und Nuchloser. Ich habe Dich beleidigt. Du hattest Wundflecken und sie
reuten mich nicht. Du warst blaß und konnlest kaum noch lächeln. Ich wollte, daß Du
lächeltest, Du solltest zufrieden und festlich gestimmt sein. Es war die ärmlichste, schäbigste,
feigste, kleine Komödie.

Den Abend besoff ich mich gründlich und machte mir nur Vorwürfe, nicht noch roher,
noch viel ruchloser und schamloser gewesen zu sein. Ich stellte mir vor, daß Du weintest in
dem engen weißen Bett mit dem Ehrstus darüber und dem Spruch — etwas von Engeln,
die Dich auf Händen tragen sollen Ich trank und war gemein mit den Andern,
die immer gemein sind. Diesmal war ich ihr König, denn ich war der Schmutzigste.
Ich habe sie erstaunt und bin in ihrer Achtung gestiegen. Meine Freunde bewunderten
mich sehr.

Ist es nicht seltsam, wie selbst bescheidne, zärtliche und ängstliche Gemüter sich bestreben
den Helden zu spielen, wenn der Gegner eine Frau oder ihre Frau ist? Es gibt unter
meinen Freunden Literaten, die ihr ganzes häusliches Elend, die Qualen, die sie ihren
Frauen auferlegten, zum allgemeinen Besten preisgaben. Dies Handwerk ist zu indiscret.
— Man nahm daran Anstoß selbst in dieser losen und feigen Welt, und hier ist unser
Dichter wieder, der seine Frau überall mit hinnimmt, die Frau, die ihn durch ihre
liebende und anbetende Gegenwart schützen soll gegen die Lieblosigkeit und Gottlosigkeit
der Kameraden.

Wir sind unendlich tief gesunken durch die allgemeine Entwertung des Weibes.
Nachlässig und müde wühlt der Käufer in einem Kieselsteinhaufen, jeder dieser Stein« wäre
doch fähig ein Edelstein zu werden, wenn irgend eine sorgliche und geschickte Hand sich die
Mühe nähme ihn zu schleifen oder zu reinigen. Es ist wahr, daß die Frauen nur zu sehr
sind, was die Männer aus ihnen machen, nur die Männer haben den Mut, sich über das
Gebotne hinterher zu beklagen. Die Frauen gehen darauf in sich, bessern sich, werden noch
intelligenter, noch aufopfernder, noch tüchtiger. — Für wen? Für verwöhnte Paschas oder
für kindische nervöse Zuhälter, die sie ausnützen und verhöhnen.

Frisches Blut brauchen wir, junge und ritterliche Barbaren, denen unsere feinen und
stolzen Frauen sich ergeben würden. Warum desertieren sie nicht in Masse, wo sie wissen
tonnten, daß es in Australien, in den Kolonien, in den Weststaaten Männer gibt, die
männlich, dankbar und standhast sind, die sie beschützen und ehren und ihnen gesunde
Kinder schenken würden?

Die Gesundheit — das ist der Punkt hier!

Ich habe Dich auf allen Punkten geprüft, folch ein schlechter, lauernder und ewig »ußtrauischer Hund bin ich! Du machst Dir nichts aus einem seidenen Kleid, wofür andere ihre Anständigkeit hingeben, — auf gewisse Weiber wirken Seide und Spitzen schlechthin pathologisch. Ich glaube, Dir sind auch die Netze unbekannt, die eine wissende und kunstvolle Toilette auf die Nerven des modernen und passiven Mannes ausübt. Spitzen, Federn und verschlungene Vänder sollen ihm Leichtigkeit ersetzen, die er ahnt und braucht sich zu erholen, um froh und frei zu sein; in milchigen oder farbigen Wirtungen findet er da? s?euer oder die Unschuld, die er sucht. Alles verbirgt mehr als es enthüllt, das Geheimnis ist nur äußerlich, die Phantasie des Schneiders hat es erdichtet, unwillkürlich forscht er danach innerhalb, hinter Fischbein und Schleppen und klug drapierten Nüschen. Schönheit und Ebenmaß müssen Inhalt sein. Es sollte den Suchenden irre machen, daß sie sich so unverschämt nach außen zur Schau drängen.

Er wird nicht stutzig. Er ist zu müde, zu dumm oder zu eitel. Es ist unglaublich auszudenken, wie eitel die meisten Männer sind? Sie begnügen sich leicht mit der Täuschung für ihr ganzes Leben, wenn sie nur glauben dürfen, daß ihre Freunde, ihre guten Bekannten durch die gleiche Geschicklichkeit getäuscht werden. Sie sind selbst so hohl, daß wirtlicher Stolz, wirtliche Güte oder Treuherzigkeit sie nur erschrecken würde. Am liebsten uehmen sie ihre billigste und undeutlichste Nachahmung in einem anmutigen, kostbaren und llichtvergäglichem Gewand.

Du siehst die Toiletten kaum über den Gesichtern, über dem Ausdruck des Auges.

Du siehst hübsche Kleider anderer Frauen ohne Neid. Das ist schrecklich, Liebchen, und Schrecken erregend!

Warum nimmst Du nicht Ninge, Perlen und Broschen an wie die andern alle?

Allel Wir alle bezahlen lieber, als daß wir annehmen und dankbar sein müssen, Dankbar» teil ist so unbequem, lastet. Wer erfand diese grünen, roten oder weißen Dinge als Bezahlung für Eure Liebtofunen, für Euer Feuer, Euer listiges oder zärtliches Schmeicheln, für Eure Tränen? Die Bezahlung entspricht der Ware und macht Euch immer hübscher und kostbarer und begehrllicher und schlauer im Gewähren und Versprechen. Geht' Versprechen und Hoffnungen sind das Beste, was Ihr gewähren tonnt. Die am längsten mit ihrem Kram hinhält, am weisesten verhüllt und nie enthüllt, ist die Oberpriesterin, ist Isis. Du blst für eine Frau zu ehrlich. Warum bist Du es? Oft tust Du mir deswegen leid, Du verstehst Dein Handwerk so wenig, hast doch welche, junge Arme, wie Seide fein und fest, und tonntest küssen und unterwürfig blicken, locken und trotzen. Du bist viel ,',n unkompliziert, das erschöpft mich.

Auch aus Süßigkeiten machst Du Dir nichts, aus Champagner und Soupers. IIIi quäle Dich damit sogar. Du kommst, weil Du denkst, daß eine Weigerung mich trännt, Vu ißt, um mir Freude zu machen, und Du lachst, weil ich von Dir Fröhlichkeit erwarten tonnte. Ich erwarte eigentlich keine Fröhlichkeit, sondern Verderbtheit.

Dann bist Du viel zu gebildet. Du sagst wirtlich gescheite Sachen, und das isl ungeschickt. Man sollte Euch nicht zuhören dürfen — denke an Scheherazade, und fic wurde nicht mal Sultanin, für ihre Erzählungen der Tausendundeinen Nacht! Esther war viel klüger, sie blieb stumm und legte sich in Essenzen. „Sechs Monden mit Balsam und Myrrhen und sechs Monden mit guter Spezerei.“

Wie gemein und wie klug diese Iudenbrant mit ihren kuppelnden Beratern, in ihrer Mischung von Umsicht und Sinnlichkeit? So müssen die Frauen sein, selbst talt. aber den Preis ihres Leibes kennend und die Wollust zu zahlen zwingend — zu königlicher Zahlung! Geh hin und lerne von ihr, von Mardachals Mündel!

Möchtest Du nicht in einer Equipage auf seidenen Kissen fahren oder dreißlgrcihig,: Perlenhalsbänder tragen und auf den Bällen unter Deinesgleichen, mit der gesticktcu Sammetschleppe einer Königin gehen? Frauen, zu allen gelten, vertauften für den Luxus ihre Seele. Es ist unschicklich und seltsam, wenn sie Philosophen und Saturierte sind.

Wo finde ich den Punkt, auf dem Du sterblich bist? Wo?

« »

17.

Du bist zu gütig und möchtest immer schenken. Niemand hat wohl je um Dich gesorgt, hat Dich beschenkt oder verwöhnt. 2s wirkt unendlich liebenswürdig, wie Du immer nur an den Andern denkst. Was bist Du hinter Deiner Güte und Hilfsbereitschaft? Etwas muß dahinter stehn, ich möchte lieber, es wäre das fauchende und ungezähmte Raub» tier, als das unschuldige und arglose kleine Mädchen.

Deine Nuhe bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe vergiftetes Blut und zerstörte Nerven. Ich trinke auch, ich trinke mehr als je. Weil ich nicht schlafen kann. Ich Hab« vor der Nacht Angst.

In Genua mußttest Du mit mir aufbleiben in den Hafenkneipen. Ich sah wohl, wie Dil müde und blaß warst, daß Deine Augen sich langsam mit Tränen füllten. Die dreisten Blicke, die unverständlichen und vielleicht abfülligen Bemerkungen der Leute taten Dir weh, — Du bist so lächerlich scheu und bescheiden! So müde warst Du, blaß und verängstigt — trankst doch und blicktest lächelnd auf. Warum fügtest Du nicht: Du quälst mich und ich hasse Dich. Niemand in Deiner Welt auch hat Dich je in ähnlicher Weise gequält und gedemütigt. Du fragtest mich immer: Warum? Ich sage es Dir einen Tag, und wir werben glücklich und froh und entsühnt sein, meine kleine Jungfrau, mein« heUlge und geduldige! Arme, zertretene, kleine Lilie!

18.

Ich fühlte, daß Du für mich betetest. Dein Gebet hat mich aufs tiefste gerührt. Ich fühlte, wie Deine Arme sich schlossen, enger fassen wollten, ganz eng und unzertrennbar nah — ich hielt Dich auf meinen Knien und mein herz schlug gegen Deines. Du sahst die Angst in meinem Gesicht, den Druck und die Unfreiheit . . «8 war ein fehr fchwarzer und böser Tag ... Du hast gebetet, Du wußtest nichts mehr, wie Du helfen solltest, — ich empfand Dein herz, wie es in Deiner Brust fast schmelzen wollte, Dein Mund verzog sich schmerzlich vor Mitleid, aber in Deine Augen trat ein Helles und zuversichtliches Licht. Fandest Du in der Stunde Gott?

Ich wußte, daß ich das Göttlichste erlebte, was ein Mensch erfahren kann, war doch nicht froh. Aber demütig und dankbar wenigstens.

Nein, komm nicht wieder! Ts ist gewiß für Dich besser, Du kommst nicht mehr. Ich bin nichts wert, leinen Deiner flüchtigsten Gedanken bin ich wert. Aber Du, Du sollst glücklich, sollst gellebt und angebetet sein! Du verdienst jegliche Gnade.

Ich habe ein Verbrechen begangen. Einen Tag wirst Du es erfahren, wenn ich die Neue von mir wieder abwerfen darf, wenn ich stolz und frei und stark sein kann.

Ich fühle, wie ich langsam genese und gesund werde. An Dir will ich ein Mann werden — Dein Mann!

„Unsterbliche heben verlorene Kinder

Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

19. Ammerdingen.

hier ist gut sein. Fruchtbare Aecker und Waldland, Berge, helle und tapfere Gebirgs» däche, im engen Bett mit starkem Gefäll Grün, Licht und endlose Weite zum Schweifen, am Horizont die große Linie der Kuppeln und Jacken. Sehr friedlich, frühltnghell und abgegrenzt ist es hier.

Du wirst herkommen, wir gehen zusammen durch die Felder und freuen uns wie Violett und Weiß, wie bräunliches Grün und heugrau gegeneinander steh« in fanft die Hügel ansteigenden Breiten. Kleine Schluchten voll Zwergwelden und libereschengesträuch mit korallenroten Beeren über Steingeröll liegen zwischen den Aeckern eingebettet. Manch«

«» n »

tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 557

»

mal steht auf der Kammhöhe einer Nasenwelle der einsame Wachturm einer starten Giche oder Kastanie, einzelne Streifen prangen ganz lichtgelb von Raps oder Lupinen, fette, weihe Sumpfdisteln bedecken den Wlesengrund, an moorigen Stellen wird er dunkel, Schilf starrt empor, aus Gräben neben gehäuften Torfstücken schaut schwarzes Grundwasser böse herauf. -Alles Kleinzeug, Thymian, Schafgarben, Krauseminze und sonnengcdörnte Heide, riecht sehr stark.

Ich führe Dich an mein Flößchen, dessen Wasser von bläulicher Klarheit eines Gletschers und immer eiskalt ist. Notblühende, zierliche Welderlchstauden und grüne Vlatt» büschel säumen den Rand. Man findet Vergißmeinnicht von satter, tiefer hlmmsfarbe und gelbe, gleich lleinen Sonnen strahlende Dotterblumen, in die vielleicht zum ersten Mal ein Menschenauge blickt.

Sonnen will ich mich hier, ich will sauber und froh sein. Du bist mein Weib, mein Gesell, meine Freundin. Komm, daß ich Dir zeige, wie ich Dich lieb habe und Dich hoch halte!

20.

Warst Du glücklich? Ich liebe so sehr, wenn Du sagst: Ich bin vollkommen glücklich, aber vollkommen! Es ist nicht wahr, aber es ist so großmütig, so lieb von Dir gesagt! Ich fühle Deine Geduld und Deine Großmut fehr tief.

Denke nur nicht, daß ich mich je darüber täusche! Sonst führe ich «in Spießbürger» leben unter Kleinstädtern. Alle meine Bekannten sind kleine Leute, ich habe eine Vase, die eine gute Hauswirtin ist, die kocht und bückt. Auch sparen kann sie, und ist für diese begrenzte Welt ein vermögliches Mädchen. Der Vetternschaft hier wär's gerade recht, wen» wir heirateten.

Ich bin weidwund seit langen Jahren. Manchmal überfällt mich die Sehnsucht nach Liebe, ich will und darf sie nicht aufkommen lassen. Das Trinken tut's auch.

So sauf« ich des Abends, tue den Tag nichts Rechtes, bastle und gehe spazieren.

Den Leuten bin ich ein Sonderling, der verständigen Cousine ein Kind oder ein Narr, aber ein harmloser. Allen hier mag ich so scheinen, die leben, essen, arbeiten oder ruhn sich aus und sehn das Ausruhn eben vor sich bei jedem Schaffen. Der Base gönnte ich wohl einen ordentlichen Mann, es ist ein Frauenzimmer, das zu regieren weih. Ihr Vater hält sie knapp, obgleich der Alte Vermögen hat, ist er ein Geizhals. Ra, das häuft sich auf für die Tochter! hernach findet sich auch noch ein Vezlrtsamtman oder Landrichter, ein pensionierter Hauptmann, wenn sie vierzig ist.

Vlelbe mir gut, Du! Oder muß ich jetzt Sie sagen wieder, gnädige Frau? Schicke mir, was Du liest, oder schreibe mir Deine Gedanken! Ich denke gern dasselbe und folge Deinen Einfällen; es ist mir eine Wohltat, wie auf dem gleichen Kopfkissen mit Dir einzuschlafen.

Und vergiß nicht, daß Du mein bist, daß ich ohne Dich sterben und verkommen mühte! Einzig und allein Dein« Liebe und Vortrefflichlelt hält mich. Und der Suff! Die Vase steht mir die Röcke nach und stopft meine Strümpfe. Sie ist eine Person, die sich einmischt und die Mägde antreibt. Meine Wirtschaft kommt ihr zerlumpt und verlaust vor — ich Hab Dich neulich das Kompott mit Suppenlöffeln essen lassen, und die Mundtücher sind von der Tischdecke verschieden im Gespinst.

So ist's recht. So müssen die rechten Weiber sein. Aber ich geh ihrer Rechtschaffen» heit aus dem Weg wie der Hundswut, meine Dirne in Wien oder ein Pariser Modell» mädchen wäre mir lieber.

Dem Thomas Theodor möcht' ich die Ursula zur Abnahme einschicken, die brächt' auch das hohlbelnige heraus in all den Knochen und der Kraft! Sogar die Hunde kneifen den Schwanz ein, wenn sie kommt. Sie findet, daß auch die Hunde schlecht gezogen, faul und gefräßig wie ihr Herr sind.

5i58 Georg tzirschfeld: Frühlingsnacht

Warum stamme ich von solchen Leuten ab, bin doch so ganz ein Andrer? Meine Mutter war sehr fromm und meinem Vater war sie gleichgültig. Das gibt eine schlechte Mischung, zu viel Gedanke und zu wenig Blut.

Meine Gesundheit ist wie immer schlecht, ich kuriere an Luftröhren latarrhen, die ich nicht loswerde, ich bin taub und trlege steife Beine.

Kleinen, Dein Freund ist ein alter Mann und ein Spießbürger dazu. Setz ihm eine Nachtmütze auf und gib ihm einen Stuhl unter die Füße! ,«. ^ ^ . , ^ .v

(Fortsetzung folgt.)»

Frühlingsnacht.

Von Georg tzirschfeld. <F,nwu«,>

In der Schillerstraße wohnte das Mädchen. Er folgte ihr vier Treppen hoch. Endlich waren sie oben. Andreas hustete erschöpft. Das Mädchen führte ihn in dem kleinen, dunklen Zimmer zu einem Sopha, wo er sich niederließ, bis sie die Lampe angezündet hatte. Er beobachtete sie dabei. Wie seltsam wirkte ihr häuslicher Geist in dieser .Häuslichkeit'. Kahl und ärmlich alles, wackelig und reizlos. Sie aber erinnerte an die geschäftige Bürgerstochter von einst, als sie jetzt Bierflaschen und Gläser herbeibrachte, Butter und Brot auf den Tisch stellte. Sie hielt ihrem Gast auch eine offene Zigarrenkiste hin.

„Ich danke, mein Kind«, sagte Andreas. »Was soll das Alles? Ich genieße nichts.-

Sie wurde rot und zuckte die Achseln. Ihre trotzig abweisende Art, die schon viele Männer verscheucht hatte, schien wieder in ihr aufkommen zu wollen. Dann aber besann sie sich, ging auf Andreas zu und setzte sich plötzlich auf seinen Schoß. Nesolut umschlang sie ihn mit ihren zarten, runden Armen.

„Sei nett zu mir“, flüsterte sie, indem sie ihn zärtlich ansah. „Die Andern sind immer so ellich.«

„Ich bin doch wohl ganz nett? Du gefällst mir sehr. Wie heißt Du?“

„Lene. Was is denn? Warum zuckst Du so?“

„Nichts. Gar nichts. Also Lene heißt Du . . .“ Er überwand es kaum, bah der Name seiner Frau erklingen war. Dann aber sah er das Mädchen prüfend an, indem er ihm fanft das haar aus der Stirn strich.

„Was Du für mächtige Augenbrauen hast“, flüsterte die Kleine, mit dem Zeigefinger ganz sacht darüber hlnftreichend. »Wie Vismarck. Und Augen hast Du Du bist überhaupt ein wunderschöner Wann.“

„Und Du bist ein Kindskopf.“

„Soll ich mal raten, was Du für einen Beruf hast?“

„Ba rate.“

„Du bist 'n Chemiker.“

„Ach, was!?“

„Du riechst danach.“

„O weh . . .“

„Mein Vater war Apotheker — daher weiß ich's.“

„Wo bist Tu zu Hause? In Berlin?“

Georg yirschfelo: Frühlingsnacht 559

.Nein, nein. Das ginge ja gar nich. In Stralsund. Ach — ich habe jetzt so'» merkwürdiges Gefühl."

„Was denn für eins?"

.Als ob ich — als ob ich einen kolossal vornehmen Besuch hätte."

„Durchaus nicht.«

„Na, na! . . . Du mußt schon was Besondres sein. Wer so aussieht."

„Du irrst Dich, mein Kind. Ich bin durchaus nichts Besonderes. Ich sehe wahrschel». lich ernst aus. Das tu' ich, weil ich mir ernste «Levanten über Dich mache.'

„Ach, ne! . . . Woher denn?"

„Ich will ja gar nicht wissen, wie Du zu diesem Beruf gekommen bist. Jeder Mensch hat sein Schicksal, nicht wahr. Aber ich habe die Empfindung, daß Du nicht auf die Straße gehörst. Muß das sein?"

Sie hatte die Arme von seinem Hals genommen. „Aber lieber Herr," sagte sie lang» sam und empfindlich, .was soll ich denn machen? Zu 'ner ollen Kuppelmutler in ihr Haus geh' ich nich. Ich will überhaupt mit der ganzen Bande nichts zu tun haben. Und so was Feines, mit teure Sachen und Schmuck und so — dazu komm ich nich. 'N festes Verhältnis is bei mir ausgeschlossen."

.Warum denn? Magst Du keinen Mann mehr?"

„Bein! Außerdem gefall' ich auch keinem so, daß er mehr für mich ausgibt, als das Begulüre."

.Wie kann das fein? Du bist doch hübscher und jünger als alle Anderen?"

.Darum nich ... Ich zeige bloß jedem meinen haß zu deutlich."

„Deinen haß —?"

„Iawoll! Und den laß ich mir nich nehmen!"

Sie stand auf und ging mit unstäten Schlitten im Zimmer umher. Dann setzte sie sich neben ih» auf das Sopha und starrte, die Hände ineinander gepreßt, vor sich hl».

Auch Andreas sah zu Boden. Erkenntnis, Rührung und Scham kämpften in ihm.

Unbewußt aber blieb ihm, wie das erste Motiv seines Kommens längst vor einem zweiten gewichen war. Was ihn zu diesem Mädchen getrieben hatte, war bei der ersten seelischen Berührung Seele geworden. Der alte Ethlter hatte den jungen Durchgänger besiegt. Er erkannte jetzt, daß er immer nur lieben konnte, während das Mädchen ihm enthüllt hatte, daß es in haß versteinert war.

.Du fürchtest Dich vor der Liebe?" fragte er leise und sah sie mit großen, ringenden Augen an.

Da saß sie seltsam getroffen auf und griff nach seiner Hand. „Das ist das richtige Wort! Ich fürchte mich davor! Es ist ja alles bloß Schwindel! Du bist alt, aber die Jungen, die sind alle Schwindler!"

.Alle? ..."

„Ja! Denn es steckt doch immer dasselbe dahinter! hinter dem, was sie reden, mein' ich! Sie wollen's bloß nich wahr haben! Damit sie was Besondres kriegen, was Poetisches! So'n Dreck! Wozu sind denn die Weiber da? Damit die Männer tun, was sie nich lassen können! Na also! Ich schmeiß' es ihnen gar nich vor! Kein Mensch kann was für feine Natur! Bloß teine Kinkerlitzchen drum rumhängen! Dann fängt erst das

Elend an! Dann denkt so 'ne Gans, sie is was mehr als . . . Na — ich bin ja nu in dem Beruf 'mal drin, wie Du sagst! Beruf, jawoll, den will ich auch anerkennen! heulc den, morgen den. Aber laßt mich in Nuhe mit dem ekligen Zeug, womit sich die reichen Leute besoffen machen! Geheimratstöchter sind auch nlich glücklich!"

Sie hatte es wirr herausgesprudelt. Es mutete ihn wie ein höllisches Gemisch von Reinheit und Schamlosigkeit an. Ein aufrechter Menfch war sie jedenfalls, der sich ihn, als Erstem offenbarte. Und trafen ihre Worte nicht fein innerstes Leid? Sie wußte nichts von ihm, aber es war so, als ob sie ihn lange kannte. Das, was sie jedem gab in ihrem Beruf, er forderte es auch von ihr. Zugleich aber muhte er wieder erkennen, daß ein lebendiger Menfch keine Sache war, die man bezahlen tonnte. Er tonnte es nicht. In ihn» hatte der niedrige Dualismus, der Geist und Körper entwertete, leinen Platz. Ntngend empfand er die alte Mannetzpein unlöslicher Verstrickung. Aber wie seltsam, baß sie ihn alt genannt hatte! Nur alt?! War er nicht noch etwas Anderes für sie?

Er hielt sie an beiden Händen fest. »Alt bin ich? Alt?' fragte er mit rührender Bitte. „Wie meinst Du das? Kann ich denn alt sein, wenn ich zu Dir tomme? Darfst Du mir wirklich mehr glauben als den Jungen?"

Sie sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an. Dann bückte sie sich und küßte ihn auf den Mund. Er schwieg verwirrt. Sie setzte sich wieder auf seinen Schoß und streichelte nachdenklich seine rechte Hand. Jetzt fiel ihr Blick auf seine beiden schmalen Eheringe, die er nicht vom Finger gezogen hatte.

„Du bist Witwer", sagte sie leise.

„Ia. Und du bist sicher eine betrogene Braut."

Sie wimmerte. Er wußte nicht, ob das ein Lachen oder ein Weinen war. „Du hast 'ne Stimme! Das halt ich nich aus! Wenn Du Braut sagst!"

«Verzeih' mir . . Ich sage nichts mehr."

„Ich kann Dir von meinem Leben nichts erzählen! Wozu auch! Es is furchtbar traurig — das weißt Du wohl schon. Wenn ich bloß in das andere Leben richtig '«in» könnte! Ganz richtig! Keine halben Sachen, hat mein Bater immer gesagt! Ach, wahr« schelnlich mach' ich 'mal Schluß und gehe einfach fort!"

„Wohin denn?"

„Ich weih noch nich. Vielleicht nach Hamburg. Da Hab' ich 'ne Schwester. Die is blind und lebt doch ganz allein. Ist das nlich merkwürdig? Ohne Bedienung, ohne Hilfe, Die schickt mich schließlich nich weg."

„Tu's bald ..."

„Nein, nein, nein!! Ich kann ja nich! Ich bin ja so wild geworden! Ich kann ja nich so leben, wie die! O, Du Süßer! Einziger! Nun muß ich! Nun nimm mich! Nimm mich! Nimm mich doch!"

Sie umklammerte ihn, und ihn überkam die letzte Glut seines großen Lebens. Es war die letzte Frühlingsnacht. Er genoß sie. Er war nicht alt. Die Stunden zogen stumm und schwer durch den kleinen Naum. Lene hatte die Lampe brennen lassen. Als der Morgen graute, erlosch die Funzel, häßlicher Qualm durchzog das Zimmer. Da erwachte Andreas. 2r richtete sich auf und verließ das Lager. Lene schlief noch. Er öffnete ein Fenster und zog das Nouleau hinauf, um die Luft zu erneuern. Wie stach ihn da die

Georg Hirschfeld: Frühlingsnacht 561

plötzlich eindringende Sonne. Es war so gekommen, wie es kommen mußte. Die ganz: Nacht vorbei, der Morgen da...

Er benetzte sich mit dem Waschkrugwasser und machte sich fertig. Seine erste Ueberlegung war, ob er sie schlafen lassen, ein größeres Geldgeschenk (er bemerkte das ihm nötig scheinende Couvert dazu) mit freundlichen Zeilen auf den Tisch legen und verschwinden sollte. Klar mußte er jetzt bleiben. Klar. Keine sentimentale Neue aufkommen lassen. Die hatte etwas Nichts» würdiges. Nur von dieser Minute auf die nächste denken. Von dieser auf die nächste. Seine Stiefel knarrten. Sie erwachte und sah ihn lächelnd an.

»Ausrücken willst Du, Herr Professor?"

«Ich muß heim . . Es ist halb Sieben . . Ich wollte Dich schlafen lassen."

»Kann ich Dir Kaffee machen?"

»Nein, ich muß heim. -

»Dann geh' in Gottes Namen."

Er näherte sich ihrem Lager und küßte das junge, halbnackte Wesen, das sich auf» richtete, wie ein Kind. Ihre Augen standen jetzt voll Tränen.

»Das hat noch keiner getan," sagte sie leise. »Am Morgen ist immer alles vorbei.

Wann kommst Du wieder?"

»Nie mehr. Ich danke Dir und werde immer gut an Dich denken. Aber wiederkommen — das darf ich nicht."

»Warum denn? Du bist doch ganz allein?"

»Eben darum. Es gibt eine Zeit im Leben des Mannes, wo er allein bleiben muß.

Die Aufgaben sind zu groß. Verstehst Du mich?"

»Aufgaben? Du redest ja wie ein König? Wie'n Landesvater? Na so was Aehnliches bist Du wohl auch. Ich will Dir man sagen — ich hab' Dich wirklich lieb."

»Mein geliebtes Kind —"

»Ne, ne, nicht Kind! Du bist schon einer, den man nicht vergißt! Ich bin ganz stolz auf Dich! Aber daß Du nicht wiederkommen willst . . ."

Andreas stand unschlüssig da. Er wagte es nicht zu sagen, was noch zu sagen war, und mußte sich doch dazu entschließen. »Kann ich Dir — Du darfst mir nicht böse sein, Lene — kann ich Dir nicht ich möchte mich gern erkenntlich zeigen."

Sie warf sich in die Kissen zurück und schloß ihre Augen. „Ne," flüsterte sie. „Ich denke, wir beide stehen anders . . ."

»Anders?"

»Jedenfalls — Geld nehm' ich nicht von Dir."

»Etwas schenken kann ich Dir doch nicht."

»Geld will ich nicht."

»Sei vernünftig. Du bist sehr arm, nicht wahr. Nimm's in übertragenem Sinne an. was ich Dir hier lasse. Es soll Dir Deine Sorgen ein bißchen erleichtern."

»Also gut. Ich bekomme zehn Mark."

»Du bist doch ein wunderliches Geschöpf."

Er holte etwas aus seiner Brieftasche und legte es auf den Tisch. Sie sah es nicht, da sie die Augen beharrlich geschlossen hielt. Jetzt näherte er sich ihr noch ein»

562 Hermann Vlumenthal: Knabenalter

20

mal, küßte sie aber nicht mehr, sondern streichelte ihr nur die Hand. Da blinzelte sie ihn an. „Du weißt, wo ich wohne? Leue Kessel heiß' ich.“

..3a . . .“

„Auf Wiedersehen.“

„Vielleicht.“

Er ging hinaus. Sie blieb noch eine Weile liegen und räkelte sich, indem sie sich selbst eine trotzig Komödie vorspielte. Tränen liefen ihr dabei beständig über die Wangen. Plötzlich fuhr sie taumelnd auf und stürzte zum Tisch, um das Letzte zu sehen, was er ihr dagelassen hatte. Zwei Hundertmarkscheine sah sie liegen. Die betrachtete sie nun beständig, als ob es hübsche Bilder wären, Bilder vielleicht von ihm, und glättete sie an jeder umgestülpten Ecke, ^ ^sz folgt.)

Knabenalter/) Von Hermann Vlumenthal.

Und die Tage folgten einander — aber sie brachten keine Abwechslung.

Wenn Dawid am Morgen erwachte, wehte ihm gleich der hauch der Wirklichkeit entgegen.

In der Stube war es kalt, und die weitzgctünchten Wände zeigten große feuchte Flecken.

Es roch nach Kalk und Stroh, und die schwarze Mauer vom Hause gegenüber blickte so drohend herein.

Es dauerte lange, bis sich der Knabe an diese neue Umgebung gewöhnte. Wie sehr litt er in der ersten Zeit . . . Diefen nassen rauchgeschwärzten Wände, der Gestank von verfaultem Obst und die Kälte der engen Gähchen waren kaum zu ertragen.

Im Hause herrschte eine ewige Dämmerung, und an regnerischen Tagen muhte man sich in diesen winkeligen Gängen geradezu vorwärts tasten.

Der Hof war sein Schrecken. Dawid hielt den Atem an, so oft er an diesem Unrat vorbei mußte.

Es kam zu wenig Sonnenlicht durch die fast erblindeten Fenster in die Stube. Der Knabe konnte hier nicht heiter sein. Wenn er an Palcchov dachte, fühlte er sich tief unglücklich . . .

Von traurigen Gedanken bewegt trieb er sich in diesem Stadtteil herum. Die sorgen» vollen Mienen dieser Menschen, ihre gekrümmte Haltung und der große Kampf, den sie um das Alüügliche und Winzigste führen muhten, bedrückte ihn sehr.

Wie war es nur möglich, daß sie sich in das Düstere ihrer Existenz fügten? Wie konnten sie ohne Hoffnung, ohne Streben nach etwas höherem hinleben?

V, er hatte sich vom Leben einen ganz anderen Begriff gemacht!

Und die Tage folgten einander.

Es war ein trüber, feuchter Herbst.

Grau war der Morgen und die Straße in Nebel gehüllt.

In seinem dünnen Mäntelchen, die Bücher unter dem Arm, lief Dawid, mit hoch» gezogenen Schultern zur Schule.

Dann folgten einige Stunden gespannter Aufmerksamkeit im Klassenzimmer, in denen er nur selten den Lockungen der Phantasie folgen konnte und die Schulpausen in den laugen Gängen, zwischen den lärmenden Jungen. Wenige lichte Bilder und dann wieder das ewige Einerlei!

-) Wir bringen diesen Absah aus dem soeben erschienenen Werl« Hermann Vlumenthals „«'nabenaltcr" (Verlag Warquardt K 20). Dieser für sich selbständig« Band bildet «in« Fortsetzung des in Ar. 5 des „Morgen" besprochenen Aomans .Kinbheitwg«' aus dem «lytlus ,D«r Weg der Jugend".

« 0

Otto Julius Vierbaum: Blätter aus Fiesole 563

Und am nächsten Tage: Dasselbe — ganz wie gestern . . . Auf aus dem Veit und nach der Uhr gesehen, eilig die Kleider umgeworfen, den Kaffee gefchlürft — und fort; fort durch die gleichen Gassen, die Minuten zählend . . .

Dawld fühlte sich im Schulhaufe nicht behaglich und harrete fehnfüchtig auf den Glockenschlag . . . Auf der Straße konnte er laufen und lachen. Die Starre wich . . . „O, es ist nicht wahr! Das Leben ist doch schön!“

Aber dann zu Hause: das Schwelgen der Mutter, das Atembeklemmende in der Luft, die stille Verzweislung des Vaters . . .

Wenn nur die Sorgen nicht wären!

Es machte den Knaben nachdenklich. Er war bedrückt von diesem kleinen Leben.

«Ein Mittel, großer Gott, zur Linderung der Not — und wäre es ein Kampf mit dem Drachen!»

Am Abend, wenn die Mutter aus dem Geschäfte kam, gab es fovieel zu tun:

Es war kein Feuer im Ofen. Schmutziges Geschirr und Kaffeetassen standen herum und die Lampe mußte erst gefüllt werden.

Gelocht wurde nur am Abend.

Das Essen ließ jedoch lange auf sich warten.

Erst hieß es Ordnung machen, die Fenster verhängen, die Betten auftun.

In der Stube war es kalt und unbehaglich. Das Lämpchen rauchte. Die Flamme zitterte . . . Wenn die Vorbereitungen zu lange dauerten, durfte man nichts sagen. Sonst geriet die Mutter außer sich und warf Alles hin.

Unbeweglich lehnte der Ontel in feiner Ecke. Der Vater faß da, den Kopf in die Hand gestützt und sprach kein Wort . . .

Ach, es war ein trauriges Leben in der großen Stadt!

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

I.

(Elfte Dezcmberhälfte 1907.)

^V>un wieder, nach drei Jahren, hier: Nachbar der Franziskaner; zwischen Mauern, ^^ deren Grund d^e alten EtruZtrr gelegt haben; unweit dem römischen Theater; gegen» über dem Hügel von Trespiano mit seinem Friedhofe, zu dem sich die toten Florentiner nachts mit Fackeln begleiten lassen. Zwischen mir und ihm der Mugnone. Noch will ich de« Fluß nicht überschreiten. Noch danke ich für diesen Fackelzug, obgleich die Neise hierher einem Krankentransport sehr viel ähnlicher war, als einer Lustfahrt.

Doch war ich immer noch lebendig genug, mich auf der Talferpromcnade in Bozen des helleren Lichtes dankbar und stark zu erfreuen, das die Sonne zu fpenden beginnt, fobald man die Brennerhöhe hinter sich hat.

Ter alte Noö (ein Schriftsteller, der fehr berühmt gewefen wäre, wenn er für Engländer und nicht für Deutsche hätte schreiben dürfen) hat versucht, zu erklären, warum die Sonne südlich des Brenners ihre Sache fovieel besser macht als nördlich dieses Bergzugcs. hartleben, der den Alten (ihm wahlverwandt in mehr als einem Betracht) persönlich gekannt hat, meinte einmal zu mir, das sei eine rationalistische Erklärung gewesen, zu deren Verstand« nis man in einem unerlaubten Maße nüchtern fein müsse. Daher er (und Noö felbcr) sie niemals ganz verstanden habe. Es fei das aber auch überflufstg, denn der eigentliche Grund dieser Erfchelnung liege im Menschen und nicht bei der Sonne. Nicht, als ob es

56» Otto Julius Vierbaum: Blätter aus Fiesole

etwa vom Weine käme: sondern es käme von der Gnade des Südens, einem durchaus mystischen Phänomen, das sich jedem als Lohn mitteilte, der, einer sehr menschenfreundlichen Aufforderung Seiner Majestät folgend, den Staub des glorreichen Germaniens von den Pantoffeln geschüttelt habe.

O Uo Nilch hat so unrecht nicht gehabt. Nietzsches „Unschuld des Südens“ meint Ähnliches.

Ich muß immer an yartleben denken, wenn ich „Franzensfeste, das Tor des Frühllings“, passiere. (Dieses Gedicht, das mehr Schmitz als Poesie hat, ist dennoch ein gutes Gedicht. Nur wirtliche Poeten sind imstande, gute Gedichte dieser ästhetisch nicht einwandfreien Art zu finden. Weil nur wirtliche Poeten im rechten Momente auf schöne Weise banal sein tonnen.) Auch auf der Taiferpromenade dachte ich an ihn. Wir waren uns Freund und Feind zugleich, standen uns sonderbar nahe und sonderbar fremd gegenüber; ein wunderliches Verhältnis. Ich glaube, wir hätten uns später doch einmal kennen gelernt.

Auf der Taiferpromenade, die überhaupt allzu sehr aufs 'Renommieren hergerichtet worden ist (Palmen, die im Winter in Baumwolle gewickelt werden), steht jetzt «in Woument aus Marmelstein: Held Dietrich, wie er den Zwergkönig Laurin unter sich gekriegt hat. «ein Wunder: wenn der eine so glotz und der andere so klein ist. Da man nur dies im Augenscheine vor sich hat, wirkt die Tat, die hier verewigt werden soll, nicht eben imposant. Das (im übrigen gut komponierte) Bildwerk braucht einen Kommentar, ist also als Monument mangelhaft. Ein alter deutscher Steinmetz hätte im Zwerg die boshafte Kanaille, den hinterlistigen Zauberer gezeigt, der überdies um flich gebissen und gekratzt hätte, und man würde dann, auch ohne die Hilfe des Herrn Naedeter, gewußt haben, warum es sich verlohnte, seine Niederlage in Stein auszu>hauen. Von den neueren Deutschen würde es Ignaz Taschner so gemacht haben. „Der arme Zwerg!“ sagte ein italienisches Fabritmädchen zu einer Kollegin, „warum malträtiert ihn der große Lümmel so?“

Und da wollen die Itallanissimi, daß alles Land bis zum Brenner italienisch sein soll und Bozen (nein: Bolzano) die Hauptstadt des Alto Adige! Wenn doch die braunen 52^21-« nicht einmal in der Nosengartensage Bescheid wissen.

Doch ist es leine scherzhafte Angelegenheit, datz die Slnori allen Ernstes ihren Ruf: llaec «t ll»!ia cliiz Lacra jetzt schon auf der höh« des Brennerpasses ausstoßen, der i2nu2 b^lililolum, wie sie ihn freundlich heltzen. Das ist doch wohl ein bißchen unbescheiden. Auch wenn man sich zu den guten Europäern rechnet und vom Gerüche deutscher lägerwäsche nicht ohne weiteres in patriotisch« Wallungen versetzt wird, dürfte man es mit einigem Rechte impertinent finden, datz uns unser schönes Südtirol einfach weggeographlert werden soll, well mit der großen Wasserscheide der Zentralalpen als Grenze das Negno mächtiger konsolidiert dastünde in Europa. Yuoä non! Italien beginnt positiv nicht am Brenner, wenn es sich auch auf der Landkart« bequem und, mit ein«m Anschein von geographischer Logik so konstruieren lätzt. Selbst Napoleon war nicht imstande, diese allzu primitive Konstruktion lange aufrecht zu erhalten. Blut»scheide ist wichtiger als Wasserscheide. Erst mit dem Trentlno beginnt .Italien“. Die

Otto Julius Vierbaum: Blätter aus Fiesole 565

paar Zypressen und Edelkastanien, die sich ein bißchen weiter nördlich hinauf gewagt haben, müht ihr uns schon lassen, oh ihr Nachkommen der edlen Römer (und nicht weniger edler Germanen): auch schon deshalb, weil wir sie besser zu schätzen wissen als ihr. Italien beginnt, wo der Wald aufhört. Viel Gutes, das wir nicht haben, fängt dafür an, z. B. der Velbaum, die Neistulturen und eure schöne Sprache (obwohl fi« im Trentino toslanischer Ohren keineswegs lieblich llingt). Ich denke: wir lassen «s dabei: soweit die deutsche Zunge llingt (und dazu gehört das obere Etschgeblet), ist deutsches Land. Laßt das 3i mit dem Ja ehrlich und in Frieden kämpfen, richtiger gesagt: das 8cn> mit dem Io. <4U«r Gerede von der lateinischen Nasse, die ein Recht auf alles Land bis zum Brenner habe, ist ein Unsinn, weil es diese Rasse gar nicht gibt. Das echteste römische Blut in Tirol (die i.'adiner) hält überdies zu den Deutschen, die dort aber auch ihrerseits so wenig reine Germanen sind, wie ihr reine Romanen seid. Es sind Tiroler, Signor! ein Mischvolk, das aber, indem es, dank dem Vorwiegen deutschen Blutes, deutsche Mundart annahm, auch deutschen Geistes geworden ist. Dies« Tiroler haben eine harte Zunge, aber auch «inen harten Kopf. Der Wall, den dies« harten Köpfe bilden, ist die Grenze zwischen euch und uns. Daran wird eure konstruktive Geographie zuschaudeu werden, Illuslrissimi, veriaht euch darauf.

o

Dah ich auf diese Dinge gekommen bin, daran trägt der ewige Regen schuld und der infame Ccirocco, den sie hier auch vento vallombrosiano nennen, weil er von Pallom» brofo herüberkommt. Er hat aber nichts von der herrlich herben Frische der Wälder da oben (die ein kostbares Vermächtnis der so heftig verabscheuten Grohherzög« aus dem Erzhaue habsburg sind), sondern ist widerlich welch, — eine pomadige Luft, die melancholisch, unlustig, ja selbst böse macht. Ich glaube, daß die Etruster nicht bloß aus Gründen der Sicherheit alle ihre Städte auf Vergeshöhen angelegt halxn, sondern auch ugx«n der frischen Luft in der höhe. Geht man jetzt in Florenz herum, wo es bald lau nebelt, bald lau regnet, fo ist es wie «in l)!n» und Verkriechen in einem Flaumfedersack. Kein Wunder, daß die Inseratenseiten der hiesigen Zeitungen in der Hauptsache Mittel gcgcN Neurasthenie anzeigen. Auch meine Nerven schnurren ärgerlich wie schlapp gespannte Darmsaiten einer alten Baßgeige. Und ich tremoliere, Apolln und allen neun Muscn zum Trotz:

Unglücklich bin ich! Unglücklich bin ich!

hol mich der Teufel: unglücklich bin ich!

Ich bin fo unglücklich, dah es mir beinah Spaß mach»,

So unglücklich zu sein, so über alle Matzen unglücklich:

Un. glück» lich!

Un»glück»lich!

Ah, welche Wonne, so un» glück» lich zu sein.

Nichts gefällt mir, — alles tut mir weh.

Nichts gelingt mir. — alles geht mir schief.

Was? Diese laue Heringslauge nennt sich Tee?

Vgottogottogottogott: fiel je

Ein Mensch so lief?

566 «Richard Muther: Hans Nosenhagen

2 «

In meinem Garten stehn Besen, keine Bäume;
Alle meine Blumen sind weit und alt;
Weine Frau ist unerträglich; sie quält mich;
Alle ihre Worte sind spitz und kalt.
Der Himmel ist ein alter Auswaschlappcn, grau;
Draus träufelt schmutziges Spülichtwasser; au:
Gottverdammich! Dieser Kies!
Jeder Sztein hticht mich wie ein Szvieß.
Aber das alles ist noch gar nichts: Auf mein herz
Nelmt sich Schmerz.
Jetzt heul ich entweder wie ein tzund,
Oder ich lach mich wie ein Teufel gesund.

»

Es mag ein Mißbrauch von Nelm und Rhythmus sein, diesen schauerlichen Zuständen
auf den Flügeln so schauerlicher Verse zu entfliehen, aber es ist ein Mittel, das ich zuweilen
probat gesunden habe.

Nur hält es, wie alle Stimulantien, nicht lange an und hat, wie jedes Interim, den
Schelm hinter ihm: eine Art moralischen Katzenjammers.

Hans Nosenhagen. Von Nrichard Muther.

/Hs geht wohl jedem so, daß er auf eine bestimmte Zeit als auf die zurückblickt, die
^»" seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel aufprägte. Für mich waren es die Jahre,
dl: ich 1883—95 in München durchlebte. Ich war dort Privaidozent. Ich beschäftigte
mich mit Kunstgeschichte ebenso wissenschaftlich wie es jeder Privatdozent tut. Da plötz»
lich begann es zu gären. Hin seltsames Frühlingswehen ging durch die Luft. Für t«n,
der es spürte, war die Welt verändert, er erlebte an sich selbst das alte Studenten»
lied: „Mich ergreift fchier ein Grauen, daß ich, Platon, über dir bin gesessen für und
für." Man hatte das Gefühl, daß etwas Großes im Werden war, nicht nur eine neu«
Kunst, auch ein neues Schrifttum, ja überhaupt eine neue, von neuen starken Idealen
erfüllte Menschheit. Wer damals abseits stand, kann über solche Träume nur lächeln.
Man hat es mir oft gesagt, meine Geschichte der modernen Malerei sei nur Phantastil
gewesen. Nichts, rein gar nichts hätte von den überschwengliche» Hoffnungen, die ich
hegte, flich erfüllt. Und man hat mir andererseits auch zu verstehen gegeben, daß es
meines Eingreifens gar nicht bedurft hätte; die moderne Kunst würde auch ohne meine
Kritiken und ohne mein Buch ganz da sein, wo sie heute ist. Beides kann stimmen.
Trotzdem möchte ich die Münchener Jahre in meinem Leben nicht missen. Es hatte
einen Inhalt, ein Ziel. Mitzustreiten für Ideale, an die man glaubt, ist immerhin etwas,
was die Jugend eines Menschen gnt ausfüllen kann.

Zur selben Zelt, wie in München, begann es in Berlin sich zu regen. Man
hatte auch dort dem Modernen die Tore der Ausstellungen künstlich versperrt. Das
Publikum ahnte nichts von den Gedanken, die in den Köpfen der jungen Maler rumorten.

2 ü

2 c>

Richard Muther: Hans Nosenhagen 56?

Plötzlich wurde Bresche geschlagen. Die München« Sezefsiön setzte durch, daß sie auf einer der Ausstellungen am Lehrter Bahnhof eigene Säle erhielt. In den Winter« ausstellungen der Salons waren die Elfer, die Novembervereinigung und große ausländische Meister, die man nur vom Hörensagen kannte, zu sehen. Für mich war es lebensgefährlich gewesen, daß ich als Kritiker der Münchener Neuesten Nachrichten für das Moderne eintrat. Es regnete Drohbriefe. Deputationen aus dem alten Lager erschienen beim Verleger und bestürmten ihn, er möge einem jungen Menschen den Laufpaß geben, der frevelhaft das gute Alte in den Staub trete, um ein schlechtes Neues zu pressen. Ein Transparent mit der Inschrift: „Wenn Vorsicht die Mutter der Weisheit ist Muther der Vater des Blödsinns“ bewahre ich noch jetzt als lustiges Souvenir. In Berlin muß der Kampf, der durchgekämpft werden mußte, noch Welt schwerer gewesen sein. Der Gegner war dort stärker, der Berliner Witz ist boshafter als der Münchener Bierhumor. Anton v. Werner hielt Neben; Vegas und Meyerheim ulkten; als Kritiker der großen Blätter zeichneten in der Hauptsache alte Herren, die, selbst wenn sie sich nicht mit schnoddrigen Bemerkungen begnügten, doch schon zu salomonisch, zu „abgeklärt“ waren, um noch Pionierdienste leisten zu können. Also lachte Berlin. Die ganze moderne Kunst wurde als Farce aufgefaßt, als ein unerhört dreister Scherz, den farbenklecksende Straßenjungen sich mit dem sein Eintrittsgeld zahlenden Publikum erlaubten. Nur in der kleinen Parterrewohnung des Hauses Nr. 19 der Frobenstraße hauste mit seiner alten Mutter ein junger Mensch. Am Tage war er Bankbeamter, abends schrieb er Artikel, denn er hatte eine Zeitschrift, „Das Atelier“, gegründet, die in jedem Monat zweimal erschien. In diesem Blatt wurde die moderne Bewegung sehr ernst genommen. Alles, was die jungen Maler erstrebten, wurde mit Verständnis erörtert. Mancher kam über das, was chaotisch in ihm gärte, selbst erst zur Klarheit, nachdem Nosenhagen die klaren Worte geprägt hatte. So wurde er der Natgeber der jungen Künstler; seine Dienste nahmen sie in Anspruch, wenn sie bei der schrittweisen Eroberung des Geländes einen Führer brauchten. Als Mann des praktischen Lebens wußte er ihnen oft Wege zu zeigen, die zu Zielen führten. Allwöchentlich an den Donnerstagabenden waren die jungen Berliner Maler und die Mitarbeiter des Atelier in der Frobenstraße vereinigt. Bei Bier oder Frankenwein wurde mit Leidenschaft und Hingebung über alles gesprochen, was die neue Kunst an Fragen aufwarf. Mancher Berühmte von heute hat als unbekannter Mensch bei Nosenhagen verkehrt; auch mancher Große des Auslandes war in diesem Kreise zu Gast. Gewiß, von politischer Tragweite war es nicht, was unter der rotverhangenen Lampe geplant und erwogen wurde, denn das Atelier kam über die eigentlichen Fachkreise nicht weit hinaus. Aber das, was das Kunstleben der Zeit bewegte, fand doch in dem Blatte den ersten kräftigen Widerhall. Die jungen Künstler, sonst als Tollhäusler behandelt, fühlten sich nicht verlassen, weil wenigstens einer da war, der ernst auf ihre Absichten einging. Und wenn das Publikum das Atelier nicht las, lasen es außer den Künstlern auch Schriftsteller. Mancher Jüngere hat hier Erleuchtung gefunden, mancher, der heute als Kritiker einer tonangebenden Zeitung wirkt, hat dem Atelier die entscheidenden Anregungen seines Lebens zu danken. Solche Blätter sind nur in Jahren des Kampfes möglich. Wenn die Position erobert ist, haben sie ihre Arbeit getan. So hat das Atelier schon seit elf Jahren

sein Dasein beendet. Rosenhagen hat für große Blätter, für die Tägliche Rundschau und den Tag, für ausländische Zeitschriften und die Bruckmannsche „Kunst“ geschrieben. Man kann nicht immer Pionier sein. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, aus« gefüllt mit all den oft recht langweiligen Arbeiten, die der Frondienst der Tagesschrift« stellerei verlangt. Doch daß Rosenhagen auch heute noch ein ernster, sehr nützlicher Schriftsteller ist, muß ihm jeder lassen. Viele schreiben mit mehr Geist. Rosenhagen sonnte das auch, wie gar mancher seiner Artikel zeigte. Doch mit dem Geist rn der Kunstschriftstellerei ist es eine mißliche Sache. Von Raketenfeuerwerk, das einen Augen« blick blendet, bleibt schließlich nur Asche übrig. Dem geistvollen Schriftsteller ist sein Geist lieber als die Sache, der er dient. Und die ganz Schlimmen slndj diejenigen, die nur Geist markieren. Feder klein« Literat, der von einem Verleger mit der Abfassung einer Künstlerbiographie beauftragt wird, glaubt heute die Gelegenheit benutzen zu müssen, eine neue Aesthetik, eine ganz neue Weltanschauung zum besten zu geben. Das Resultat sind dann Bücher, die an die Stelle im Hamlet «rinnern: „Was leset Ihr, mein Prinz? Worte, Wort«, Worte" — Bücher, die den Leser mit allerhand Dingen, die er gar nicht wissen wollte, abspeisen und gerade das nicht enthalten, was er nach dem Titel darin zu suchen berechtigt war. Rosenhagen bleibt immer positiv. Die Sache, der er dient, ist ihm viel zu wichtig, als daß er sie zum Anlaß nehmen würde, mit Esprit zu jonglieren. Gerade deshalb hat er zum Verständnis, zum wirklichen Verständnis der modernen Kunst ungeheuer viel beigetragen. Man kann ihm beistimmen oder nicht — lernen wird man fast immer, hinter jeder Ansicht, die ausgesprochen wird, steht ein Mann, der seines Amtes mit heiligem Ernste waltet, ein Wann, der für das, was Kunst ist, sehr feine Nerven besitzt und sich über, das, was die Kunst in unserer Zeit vermag, ein klares, fast unfehlbares Urteil bildete.

Wir gingen oft auseinander. Als vor 15 Jahren der Ruf nach neuer Phantasie« kunst erscholl, ließ ich mich sofort von dem Sirenenengesang locken. Ich glaubte eine Zeitlang, auch der Impressionismus sei nur ein« Phos« gewesen, einer von den vielen Ismen, die wir in schneller Aufeinanderfolge erlebten. Rosenhagen behielt seine Ruhe, seinen klaren Kopf. Nachdem er früher mitgekämpft hatte, bremste er nun, Und die Zeit gab ihm recht. Alle Warnungen, die er ausgesprochen hat, wurden durch die Ent« Wicklung bestätigt; alle diejenigen, für die er eintrat, nicht als sie schon „gemacht" waren, sondern als sie erst gemacht werden mußten, erfüllten die Hoffnungen, die er bei ihrem Auftreten in sie setzt«. Welcher Kunstschriftsteller unserer Tage kann eines so weiten Blickes, eines so festgefügtten Urteils sich rühmen?

Er feiert am 1. Mai seinen 50. Geburtstag — mit seiner alten Mutter und in dem nämlichen Hause, wo einst in den schönen Jahren des Berliner Kunstfrühltns die Donnerstagitzungen der Ateliergemeinde tagten. Da war es mir «ine Herzenspflicht, ihm diesen Gruß zu schicken. Denn unsere schnellebige Zeit vergißt rasch. Die Herolde von früher weiden ihr bald zu Mohren, die nur ihre Schuldigkeit taten. Der Historiker weiß, in dem großen Kampfe um eine moderne deutsche Kunst war Berlin die am schwersten einzunehmend« Festung. Es wäre also undankbar, wollte er nicht dessen sich entsinnen, der für diesen Sieg das Menschenmögliche tat und auf den die schlichte, doch sehr ehrenvolle Devise „in zervienöö conzumor" wie auf keinen anderen zutrifft.

c> c

569

Annette Kolb: Memoiren

Memoiren.

Von Annette Kolb (München).

HsZ^it dem Schreiben ist es so ein« Sache.

^^^ Wer schrieb« zu sein« Freud«? Man

schreibt unter einem Druck, um sein Gewissen

zu beruhigen. Manche mögen lächeln über

diesen Satz; es sind noch genug Leut«, dl«

ihn recht gut verstehen werden. Das Schreiben

ist mit viel innerem Frondienst und Unnatur,

daher mit viel geheimen Widerwillen ver»

bunlxn, pnd jed« and«r« Kunst ist glücklich«?.

All«in w«r eigen« G«bank«n und Anschauungen

hat, der wird sich heftig gedrängt fühlen, sie

Entweder durch sein Leben zu behaupten, ober

dann sie zu äußern, und «r verkümmert, wenn

«s ihm nicht g«lingt. Denn ein platonisches

Denken gibt es nicht.

So muh ich mich denn für meinen Teil

«cht glücklich schätzen, daß die Memoiren hörn»

steins nicht vor zehn Jahren schon erschienen

sind. Was hätte «s mir damals geholfen, über

den unwürdigen Ton, in dem er über Wagner

spricht, mich aufzuregen? Auch nicht der

Schatten «in«r Möglichkeit, meine Auffassung

zur Geltung zu bringen, wäre mir vergönnt

gewesen: denn je jünger man ist, desto schwerer

wirb es einem gemacht.

Nicht immer ging es mir ja so gut wie

«ines Abends in einem Pariser Salon, wo

ich einer Diskussion über Wagners Charakter»

«igenschaften beiwohnen muhte. Die Worte, die

ich da im Eifer wahllos herbeisuchte, tr»f«n

In< Leer«, und die Mienen meiner Zuhörer

venieten unverzüglich das Mißfallen und die

Geringschätzung, die ich erregt«; als plötzlich

vom »nd«r«n Ende d«« Zimmers «In Mann

h«rzutrat und dl« Aed«, dl« mir mihlang, in

meinem Sinne für mich hielt.

Es war ein Professor Coggia au« Palermo,

der nun von Wagn«r «rzählt«: wi« «r durch

Zufall in die Lag« g«komm«n fei, ihm enig«

DI«nft« zu «rweif«n; von s«in«n Erfahrung««

mit ihm, von Wagners Einfachheit und seiner

grohen «Irlenntlichkeit. Wer in Wagner«

späteren Tagen, in feinem sogenannten „Glück“,

»n Wagners Gesinnung irr« werd«n tonnt«,

txr s«l ihm innerlich so fern gestanden, b«h

er ihn nicht einmal von dem zufälligen

Nahmen, der ihn umgab, zu unterscheiden

wußte. <lr sprach mit «In«r zwingenden Ge«

lassenheit, der niemand zu widersprechen wagte:

„Line gröber« Unkenntnis vom W«s«n «ines

solchen Menschen kann es nicht geben! Geistig«

Affinitäten sind für den Grad einer Vewandtnls,

einer Beziehung zu ihm einzig bestimmend;

und im tiefsten Sinne," schloß er, „ist das

Genie familienlos." —

Um auf hornstein zurückzukommen: nichts veranschaulicht uns doch mit solcher Macht die furchtbare Vereinsamung des Genies — (und auf sie gründet sich wohl zumeist dessen viel» besprochen« Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn) als die Berichte, die uns sein« Zeitgenossen über ihn bringen. Wir neigen stets dazu, «ine Zeit, die hinter uns liegt, zu idealisieren; denn was sie nicht überragt«, ist schon verw«ht, und weil das Allt«glich« überall das Vergänglichste ist, vergessen wir gerne, wi« sehr es stets das Gegenwärtigst« bleibt. In diesem Sinne nun schlichen sich hornsteins Memoiren direkt an die des Kapellmeisters Weihheimer. Beiden fehlt jegliches Distanzgefühl. In den Münchener Tagen tritt Weihheimer — einer der biedersten Anhänger, die Wagner im Unglück gefunden hatte — mit dem Neinlichsten Mahstab an ihn heran, und bah Wagner sein« Vper „Körner“ beim König Ludwig nicht befürworten will, kann er ihm gar nicht verzeihen. Dieser „Körner“ hat sich so wenig wi« s«ine anderen Werk« als lebensfähig erwiesen, und von Weihheimer wüßte die Welt schon lang« nichts m«hr, üb«rlebt«n ihn nicht s«in« „Erinnerungen“, die in der Wagnerliteratur «in«n wichtig«« Platz behalten werden. Auf jeder Seite zwar, und fast in jeder Satzwenbung bekundet Weihheimer — obwohl er Vpern schrieb und dirigiert« — wi« gänzlich s«in W«s«n innerhalb jener Schranken verblieb, welch« d«n PHUister vom künstlerischen Menschen scheiden. Allein die wertvollen Erlebnisse und Daten, di« «r zur Aufzeichnung bracht«, «ntreihen seinen Namen der Vergessenheit, ohne daß wir ihn darum beneiden. Denn auf solch« and and«r« g«> fälscht«) Dokument« hin hat sich di« so ber«it« willig aufg«griffen« Mär von Wagners Un» dank gegründet!

"> «m» eine»! «befühl der V!eb«««lchl<.»enheit »«den manch« d!« letzten Brie!« Wagner« an Hrau Welenbonck gl» lesen h«t««. V«h h!e« eln« Liul« geletzt »»»de, lft «t» l« !ch»>eies Unrecht, daß tot» jene, Ol« «< noch gutxachen linnen, bringend baran «»hnen «üffen.

>>

>>

Negine Deutsch: Fausttage in Weimar

Fausttage in Weimar. Von Regine Deutsch.

<^Xer Faust ist das osternevangeliu des
 --^ deutschen Kulturmenschen. Doppelt gern
 nimmt man in diesen Tagen seinen Goethe in
 die Hand, um sich wieder einmal an der «wig»
 alten und in jedem Frühling neuen Wahrheit
 der Auferstehungslehre zu erbauen! Gehören
 Faust und Vstern derart zusammen, so wird aus
 diesem edlen Zwei „ein köstlich Drei“, wenn
 Weimar der Schauplatz der österlichen Faust»
 aufführungen ist. „Dürft' es doch n«cht anders
 sein.“

Der Weimarer Oberregisseur Weiser hat
 zu diesen Festtagen eine Neueinrichtung des
 Faust geschaffen; kein« „Bearbeitung“ erfreu»
 licherweise. Es galt ihm, den reinen, unver»
 fälschten Faust der Bühne zu «robern. Dazu
 war es nötig, eine Einteilung zu finden, welche
 den Grenzen der Genuhfähigkeit und Spann»
 traft der Zuschauer Aechnung trägt, ohne allzu
 beträchtliche Kürzungen an dem «Riesenwerk
 vorzunehmen. Jenes ist in glücklicher Weise
 geschehen, indem jeder Teil an einem Tag«
 in zwei getrennten Aufführungen gegeben
 worden ist, und zwar von 3 bis 6 und von
 8 bis 11 Uhr, diefes, indem die Kürzungen
 sich lediglich auf Streichung von Worten und
 Entfernung von Nanlenwerl beziehen soNten.
 Nur eine große Szene ist als Ganzes fort»
 geblieben: das Vorspiel auf dem Theater.
 Allerdings betlagte der Faustkenner auch in
 Weimar noch den Wegfall mancher ihm lieben
 Stelle; daß in der Schlußapothese die Wort«
 der seligen Knaben fehlen, ist schmerzlich; er»
 klärllicher ist, dah in der klassischen Walpurgis»
 nacht das Erscheinen des Schwanes zwischen
 den Nymphen fortgeblieben ist. — Die Ein»
 teilung ist folgende: Di« erste Hälfte des ersten
 Teiles fchließt mit der Hexenküche und bringt
 in der zweiten Hälfte die geschlossen« Gretchen»
 Tragödie, einschließlich der romantischen Wal»
 purgisnacht. Di« «rste Hälfte des zweiten Teils
 fchließt mit der klassischen Walpurgisnacht und
 bringt in der zweiten hälft« von den Helena»
 szenen an den Schluh des gewaltige» Werkes.
 Allerdings auch diese sechs Stunden Theater
 mit zweistündiger Pause stellen gewisse An»
 forderungen an die Aufnahmefähigkeit der
 Besucher. Das Durchschnitts-Theaterpublilum
 einer Großstadt dürft« hierzu kaum imstande
 sein. Denjenigen, die tagsüber im Berufsleben
 stehen, dient das Theater meist nur zur Unter»
 Haltung, zur Zerstreuung oder zur Anregung.
 Etwas anderes ist das Theater als ästhetische
 Anstalt, als Weihebühne. Für dieses hat die
 Großstadt in ihrem Getriebe und Gehaste keinen

A»um; wir brauchen Feststätt« für Festspiel«. Bayreuth ist in vorbildlicher Vollkommenheit hier vorangegangen, Weimar, dessen Stätte geweiht ist für alle Zeiten, wäre wohl der geeignete vrt, ähnliches für das tlafsische Drama zu leisten, wie es dort für das Musitdram« geschieht.

Es kam noch einiges hinzu, die dies» maligen österlichen Faustaufführungen als de» sonders bedeutsam erscheinen zu lassen, hundert Jahre sind vergangen, seit Goethe aus de» Drama des prometheischen Menschen, das fast keine ganze Schaffenszeit erfüllte, das vfter» brama schuf durch Einfügung der Vsterszene«. Es galt also ein Jubiläum zu feiern. Ferner gab es eine wirtliche Aeuauufführung: die der Weingartnerschen Komposition zum Faust. Verfasserin halt sich nicht für befugt, «ine musi» lalisch« Würdigung hier zu geben. Nur auf einige allgemeine Gesichtspunkt« sei hingewiesen. Eine Komposition zum Faustdrama darf keine Vpernmusil sein, si« hat n«ben den musitalische» Aufgaben, die von Goethe selbst gestellt worden sind, wie der Tanz unter der Dorflinde, di« Musik am Hof« des Kaisers u. a., da wo «s erforderlich «st, die Anfchauung zu unterstützen, der Phantasie Brücken zu bauen, Uebersinn» liches, das das Auge nicht zu schauen vermag, durch den Ton zu übermitteln. Das gelang an einigen Stellen vorzüglich. Di« klassisch« Walpurgisnacht ist wohl schwerlich je zuvor zu derartiger Wirkung gekommen wie durch die Weingartnersche Musik, dah die hierdurch erreicht« Stimmung durch die Aegiekunst, die «in« Ausstattungsfeier!« arrangiert«, besonders im Schluhbild des Altes, wieder verdorben wurde, ist nicht Schuld des Komponisten, der hier, wie meinem Laienohr schien, Gutes und Schönes bot. Aber nicht «mmer herrschte dieser Eindruck vor. Schon eine Vuvertür« Zum Faust» drama scheint mir vom Uebel. Daß beim ersten Oeffnen des Vorhanges di« Erzengel singen, statt jene himmlichen Worte zu sprechen, die keiner Musik bedürfen, weil fie wort» gewordene Musik sind, schien mir ganz ver» fehlt. Dasselbe gilt von dem Schluh de« Werkes. Des beschränkten Aaumes wegen lann auf Einzelheiten nicht weiter «ingegangen werden, aber: zuviel Gesang, ein« zu opernhaft« An» ordnung der Chöre, das war der häufig wieder» lehrend« Eindruck, der die Freude an manchem beeinträchtigt«.

Um kurz von den szenischen Anordnungen zu sprechen, so war vieles sehr gelungen, anderes «in« arge Enttäuschung. Dazu gehören leider vor allem das Anfangs» und das Schluhbild im Himmel. In der L'Arrongeschen Auf» führung im früheren Deutschen Theater war das ungleich wirkungsvoller, schöner und er»

« 0

571

C. v. Vredow: Villige Lorbeeren

hoben«. Dagegen waren die Seebilder sowohl
»n bee klassischen Walpurgisnacht wie hinter
Fausts Palast am Meer, einige Wandel»
bekorationen und Szenerien von malerischem
Äleiz und glücklichster Wirkung.

Ueber die Hauptdarsteller nur wenige
Wort«. Ter Vberregisseur Weiler, der die
Neueintellung geschaffen hat und alle Vor»
arbeite» leistete, hatte dazu noch die große
Aufgabe übernommen, den Mephisto zu spielen.

Es war «ine schöne, glücklich durchgeführte
Leistung. Der Faust des Herrn Grub« wirkt»
zuerst zu unruhig, zu komödiantenhaft, um
nn Verlauf der Aufführung sich zu g«»
schlossenerer, annehmbarer Darstellung durch»
zuringen. Die schauspielerisch.beste Leistung war
oie des Frl. Schneider als Gretchen. So»

Wohl die naiv« Innigkeit wi« di« Verzweiflung
der Unglücklichen gelangen ihr vortrefflich.
Bei manchem Versagen, auf das hier hin-
gewiesen werden mußte, boten die Aufführungen
als Ganzes doch überwiegend Wertvolles! fo
bah man die Intendantur gern ermutigen
mochte, auf dem Wege weiterzufchreiten,
der Weimars Bühne wleder zur klassischen
Stätte Deutschlands machen könnt«. Hin
Regisseur hat in diesen Vfertagen aller»
dings gänzlich versagt: der Wettermacher. Es
gab zeitweise weihe Ostern. Und heut am dritten
Feiertag scheint erst die Östersonne und ladet
zu einem schnellen Vesuch in den Part um
Goethes Gartenhaus; denn wie könnte man
Weimar verlassen, ohne einen Gang getan zu
haben an geweihter Stätte!

Billige Lorbeeren.

^er offizielle Bericht des Generals d'Amade
^-^ über die Operationen vom 12. bis 16. März
liegt nun vor. Sie richteten sich gegen «in«n
Eremiten Mohammed»ben»Abdallah, gen. Vou»
Aouala, d. h. der Hüttenmensch. Vei der
Zaoujah Si»el»Ourimi hatte er sich nieder»
gelassen und sammelte bei stetia wachsendem
Einfluß die Stämme um sich, die durch die
Franzosen zwischen Casablanca und Settat
vertriebe» sind. Mit Weibern, Kindern und
Herden waren sie bort zusammengeströmt, in
Tausenden von Zelten, einen Welt gesteckten
Donar bildend. Sie glaubten dem Propheten,
dah sie in seiner Aähe unverwundbar wären.
Vi« französischen Granat«« sollten sie bald
eines Besseren belehren. Am 15. März 2»/» Uhr
begann der Vormarsch in den vier bekannten
Abteilungen: Colonne du Tirs, du Littoral, de
Vouznika, de Ver»Aeschid. In zwei Kolonnen,
fast wi« bei Aohbach, nur dah der Seydlitz
fehlt« beim Feinde, dessen Widerstand nur sehr
gering war: Zwei schwache Offensiv>Flank«n»

stöße von 400 bis 500 Berittenen konnten durch eine Kompanie Tirailleurs, eine Sektion Maschinengewehre und die Gebirgsbatterie abgewiesen werden. Die erste Linie blieb im ständigen Vorgehen gegen die stetig zurückweichenden Marokkaner. So ging's von 3 bis 5⁴ Uhr vorwärts. Die Zusammenrottungen der Marokkaner auf einer Terrainwell seitlich des Douars wurden heftig, von vier Batterien beschossen, und zwar mit großem Erfolg. Man gibt zu, daß wohl an 1500 Marokkaner den Boden bedeckten — vor dem Zelte des Eremiten lagen sie in Haufen. Man verschweigt aber, wie viele Frauen und Kinder sich darunter befanden. . . . Einbruch der Dunkelheit . . . Welt. Im Douar selbst ließ General d'Amade noch 150 Personen sammeln, darunter nur 60 Männer. So ganz aus der Luft gegriffen scheinen also die Anschuldigungen der Sozialisten und des radikalen Teils der französischen Presse nicht zu sein. Doch die Entfernung war groß: man schah auf 3000 bis 4000 Meter.

Eigentümlich aber berührt der Schlußakt, der Befehl d'Amades zum Rückzug nach Settat: 1. Keine Aazzia, keine Plünderung hat stattzufinden. Die Repressalie wird im Anzünden des Douars bestehen. 2. Taktisches. 3. Der General empfiehlt, beim Durchmarsch durch die Douars dieselbe Ordnung und Disziplin wie während der Aktion.

Bei uns würde nur 2., das Taktische stehen bleiben. 1. regeln die Kriegsgesetze (Kriegsartikel 31-35). 3. ist selbstverständlich. Diese beiden Ziffern illustrieren das bekannte Wort: qui s'exauce, s'excuse, doch mag es bei algerischen Tirailleurs und Fremdenlegionären anders sein. Gewiß bei den Senegaltirailleurs, die damals noch nicht teilgenommen haben. Das Verbrennen des Zeltlagers erscheint allerdings etwas lieblos. Jedenfalls eine eigenartige Pazifizierung... die Ruhe des Kirchhofes, Anerkennenswert dagegen ist die Marschleistung: 60 Kilometer in zwölf Stunden, teils in Gefechtsformation. Uebrigens hat sich die Taktik der Franzosen nicht unerheblich geändert. Man hat doch mehr Vertrauen zur Fernwirkung der modernen Feuerwaffen gewonnen. Bei General Drude im August und September: Karrformationen, Artillerie in den Ecken, Kavallerie an der Infanterie klebend — genau wie 110 Jahre früher bei den Pyramiden. Jetzt: Gefechtsentwicklung aus den Marschkolonnen, wirksamste Feuerkraft. Freilich fast ohne Gegner. Denn die französischen Verluste sind so gering, daß man gar nicht ihrer im offiziellen Bericht erwähnt.

E. v. Bredow.

I. Diot: Peripetie — Willi Handl: Theater

Peripetie.

Philipp Fürst zu Eulenburg und tzertefeld,

Durchlauchtiger Bitter hoher Orden, Sänger und tzeld,

glitt auf dem Nlitt nach dem Buhm aus dem Sattel und blieb auf der Strecke; -

und nun liegt er im Drecke.

Erst zwar schwor er im hohen Gerichtssaal zwei Beinigungselde,

und das Vaterland glaubte dem hohen Herrn alle beide,

nämlich, daß er sich nie als Kynäde und Püderaste

mit Schmutzerelen befaßte.

Aber Durchlaucht, wenn Du Pich schon von der Wahrheit entfernst,

warum gedenkst Du nicht der Zeugen Biedel und Ernst?

Solche Schwüre waren am Platze, wenn man nicht die Liebe

meist zu zweien betriebe.

Ja, nun sitzt man in Liebenberg in höchst fataler Bedrängnis,

und Maximilian harden sitzt längst noch nicht im Gefängnis;

und noch manches vielleicht von Selbst» und andrer Befleckung

harrt noch der Entdeckung.

Des Fürsten Philipp zu Eulenburg und tzertefeld

ferneres Schicksal bleibt einstweilen dahingestellt.

Möglicherweise erklimmt er als künftiges Emporium

das Sanatorium. I. Diot.

Theater.

Luftspielhaus: Gastspiel Henri de Vlies.

Immerhin ein ungewöhnlicher Fall: die Kunst,

sieben Nollen in einer Stunde zu fpielen,

oder die Geschicklichkeit, sich hinter sieben

Figuren siebenfach zu verstecken, ^ wie man

will. Wenn sonst Virtuosen ober Neiselünstler

fremdes Gebiet befahren, so suchen sie aus

den Beständen ihres schöpferischen Vorrates

aus, was am stärksten und sichersten wirken

mag. Es wird «ine enge Wahl getroffen, die

sozusagen «in« Verdichtung der künstlerischen

Persönlichkeit erzielen soll. Vi« glänzendsten

Züge, die tragfähigst«n Kraft« «in«r Indivi»

dualität werden zum hohen Belief aneinander

geschoben, alles Klein«, Flache, Schwache da»

zwischen ausgestoßen oder vertuscht. Und ist

so ein Gastspiel herum, so fragt man sich oft,

wo denn hinter all diesen Uebermenschlichkeiten

eigentlich ber Mensch geblieben sein kann, den

man bei dieser Gelegenheit doch auch ganz

gerne kennen gelernt hätte, ^- wo die kleine

Schwäch«, die zweifellos zu diesem Adel, wo

die Beschränktheit oder Brutalität, die unbe»

dingt zu jener Kraft, wo das Minus, das

nun einmal naturnotwendig zu jedem seelischen

Plus gehört. Man hat, so^erne man sich nur

die Muh« nimmt, von den künstlerischen Fragen

an die menschlichen hinüb«rzudent«n, dann «her

das G«fühl, gerade üb«r das Wichtigst« In der

Kunst, üb«r dl« unverrückbar menschliche Grund»

läge, mit sorgfältig ausgesuchten Ueber»

treibungen hinweggetäuscht wordenzu s«In. Ein

erhabener Betrug hat das ganze Bild in zwei

ungleiche Teile zerschnitten; und der dunklere

Teil, der aller Erfahrung nach der größer«

sein muß, und in dem zweifellos die gehaltvollsten Kern« des ganzen Wesens ruhen, bleibt völlig im Unsichtbaren. Das ist das leidige Versteckenspiel der gastierenden Virtuosen. Henri de Vries läßt sich auf solch Aus Wahl künstlerischer Erhabenheiten nicht in. Ihm ist nichts daran gelegen, recht großartig zu erscheinen, wenn er nur recht vielfältig erscheinen kann. Sein Virtuositentum geht nicht darauf aus, seine künstlerische Individualität zu überhöhen, sondern darauf, sie gänzlich wuzueskamotieren; hinter sieben vortrefflichen Verstellungen verschwindet sie spurlos und ohne Best. Siebenfach wechselt er, von zehn zu zehn Minuten etwa, Mien, Haltung und Sprechenton auf das Vollkommenste; und wenn die siebenmal zehn Minuten um sind, weiß manb zu sagen, von welcher Art eigentlich der Wann ist, der doch eben sein Bestes vor uns geleistet hat. Das Unheimliche eines solchen Eindruckes mühte den Nenuh daran weitaus

n 573

«» »

Willi yandl: Theater

c>

überwiegen, — wäre man nicht der großen und de« Nein«« Wunder aller Schauspielerei schon zu sehr gewohnt. Keiner, mit dem wir »m Leben «in« Stund« lang «n Lachen und in Weinen zugebracht haben, kann von uns gehen, ohne dah uns sein Wesen an irgend» «iner wichtigen Stelle aufgeschloffen war«! dieser Schauspieler t»nn es. Er holt unsere Freud« und unseren Ernst mit den beweglichen äußeren Mitteln seiner Kunst — mit seinen Künsten also ^ aus uns herauf. Sein inneres Wesen bleibt dabei unbeteiligt und unsicht» bar. Er zeigt, wie man sich hinter fremden Vätern verheimlicht, sich in fremden Kleidern verbirgt, sich mit fremder Stimme verleugnet: das ganz« höchst leizvoll« Kunsthandwerl des Theaterspiels. Auf der Vühn« erscheinen hinter» einander sieben Menschen, die der Unter» suchungsrichter wegen einer Brandstiftung zu verhören hat, Uno wirtlich: es lommt nicht etwa «iner, der sich den Spaß macht, jedes» mal «in anderes Gesicht zu schneiden, sondern sie sind wahrhaftig all« da, — «ins — zw«i — drei — vi«r — fünf — sechs — fieb«n —; jeder für fich, und jeder vom anderen nicht nur an haar und Tracht, sondern auch an Blick und Schritt, im Tempo lxr Red«, ja in d«n Muhen des Körpers so gründlich ab» gesondert, daß man, traf« man sie an ver» schledenen Orten, niemals an irgendeine Ber» bmdung zwischen diesen Menschen denken mühte. Sie alle hat Herr de Vries ganz selb» ständig — nach vagen Angaben des Autors -- erschaffen und reiht fi« nun auf d«m ge» meinsamen Untergrund feiner indifferenten Körperlichkeit nebeneinander hin; wie der Plaftiker ein Gebilde feiner Hände neben das andere hinsetzen kann, ohne daß dieses jenem auch nur im mindesten zu gleichen braucht. Und da haben wir vielleicht den Schlüssel zu der Seltsamkeit «iner solchen Vorführung. Es sind plastisch« Künste, womit de Vries ver» blüfft, Künste, b«i«n W«f«n «s ist, ein Material rundum zu formen, so dah seine äuhere Er» scheinung die innere Struktur völlig verleugnet. Und wenn diese Plastik in einem gröberen Sinn« sich der Nase, der Kopfform, des Bauches bemächtigt, warum follte fi« das im höheren Sinn« nicht auch mit der Stimm« und d«r Sprechart zustand« bring««? Auch hier handelt es sich im Grund« nur um «in Ausbiegen, Plathämmern oder Verdicken eines Materials, nach d«m vorbedachten Willen d«s Formers, der inneren Struktur zum Trotz. Und plötzlich merkt man, wi« die schauspielerisch« Plastik, dies« scheinbar äußerlichste von allen Theater»

lünstet, doch unvermutet tief nach innen gehen kann. Es ist gewiß — und anders tonnt« «s gar nicht f«in — dah di«s« sieb«n M«nsch«n bloß mit raffini«rt«r Gefchicklichkeit vom Darsteller gemodelt und keineswegs von feinem innersten Selbst durchlebt sind. Aber ebenso gewiß ist, daß sie, so minutenschnell fi« auch »us der Buhn« vorb«i«il«n, uns lein«swegs als starr« Masken, l«ere Puppen oder blutlos« Menschen» hüllen erscheinen, sondern voll warmen Lebens, echt, jeder aus einem bestimmten Geblüt, »us einer eigenen sozialen Schicht, mit der Alltag» lichkeit feines Typus und mit einem kleinen in» dividuellen Zug noch obendrein »rfchaffen. Und doch nur Plastik, nichts als schauspielerischer Griff, ein Zusammenfügen raffinierter äuher» licher Geschicklichkeiten, Arbeit des Geistes und der Hände, bei völligem Verstummen der Künstlers««!«. U«b«rall Fertigkeiten und Ein» fäll« d«s Herrn de Vries und nirgends de Vries selbst. 2»n lebendes Vexierbild. Man denkt an Fregoli, d«n Verwand! ungsünstler, — und weist den Gedanken dennoch sofort wieder weit von sich. Bei Fregoli ist die Verwandlung Selbstzweck; sein Problem ist das der Ge» ! schwinoigkeit. „Seht her, es vergeht kaum «in« lhalbe Minut«, und ich bin schon wieder ein Wanderer; will sagen, ich habe schon wieder «inen anderen Aock und «inen ander«« Bart!" Philosophie: Die Menschen sind an sich nichts, sie führen nur ihre Masten und ihr« Kleider spazieren; und wer sich auf die h«z«ltl«n d«r Geschwindigkeit verfteht, dem wird es leicht, in fünf Minuten fünfmal «in anderer zu erscheinen. Aber de Vries schlägt die Ge» schwindigkeit für nichts an (fie wird nur durch den Ablauf der Handlung bedingt und hat mit dem Wert feiner Leistung auch nicht das mindest« zu tun), und di« Verwandlung ist ihm nur Mittel zum höheren Zweck: damit sein« plastisch« Kleinkunst sich nach Gefallen auslebe. „Seht her, so vielerlei weih ich vom Gehaben und G«bahen « einzelner Menschen, uno so vielfältig Verschiedenes daraus kann ich euch in so kurzen Spannen fehen lassen!" Andere Philosophie: Jedes Individuum ist «ine Welt für sich, und Künstler ist, w«r von diesen Welten etwas verstehen und nachschaffen kann. Also doch um ein hohes über Fregoli hinaus. Um fo viel etwa, wi« di« Plastik dem wahren Leben näher zu kommen weiß als die Plakatlarikatur. Wie weit der Menschen» darsteller mit di«s«n plastisch«« Fingerfertig» leiten herumzukommen, wie tief »r damit vor» zubringen vermag, ohne von feinem Selbst noch das Geringst« herzugeben, hat b« Vries in diesem Siebenrollengastspiel gezeigt. Ein wenig indiskret zog er so di« handwerklich« hüll« vom Wes«n s«in«r Kunst und li«h s«b«n, wie wenig göttlichen Atem der Spi«l«r doch eigentlich braucht, um leidlich wahrhafte

Menschen nach einem Ebenbild zu «rfchaffen.
Und damit fällt «r wieder ti«f unt«r di« «dlen
Fremden (vom Schlag« der 3)us« und Aovellis),

5?«t

»»

Bruno Vuchwald: Vörsenehre
die uns gelegentlich immer «ine erlesene Aus»
Wahl ihrer besten künstlerischen Züge heran»
bringen. Um so viel etwa steht er ihnen nach,
als kunstgewerblich« Kleinplastll von monumen»
taler Bildnerei entfernt ist. Denn der wahre
Sinn ihres Erscheinens >st Wohl, zu zeigen,
bah jede große Kunst am Ende nur den Zweck
hat, Monument« zu setzen, ragend« Denkmäler
des höchsten und Schönsten, was der Mensch
an einer gegebenen Wende d«r Entwicklung
sein und vorstellen kann. „Seht her, so edel
ist noch mein tiefster Schmerz, so erhaben noch
mein bitterster Zorn, so gütig noch mein« letzte
Verzweiflung!“ Ihr« Philosoph«: Aus d«r
unendlichen Wirrnis dieser Welt gibt es für
uns kaum einen sicheren Aufstieg zur Klarheit;
aber der unzerstörbare Trieb dort hinauf ist
in den großen Werken der Kunst dauernd be>
wahrt und zum Leb«n gebracht. Zwischen solcher
bejahenden Weisheit, oi« aus dem edlen Stile
spricht, und der spöttischen Negation fregolifcher
Karikaturisten steht als bedeutsames Bindeglied
die emsig«, kluge, scharfsichtige, menschenlundig«,
gestaltenfrohe Tüchtigkeit der vielseitig ge»
wandten Künstler von der Art des Herrn Henri
de Vries. Und darum ist es interessant, ihm
und seinen sieben Veränderungen die «ine
Stund« lang nachdenklich zuzusehen.

Will, handl.

Vörsenehre.

„Jede Kaste hat ihre eigene Ehr«, ihr
eigenes Feingefühl, ihre eigenen Ideale, >a
selbst ihre eigen« Sprache.“ So läßt Suder»
mann in seiner „Ehre“ den Grafen Traft fagen.
Er hat mit diesen Worten keine neue Wahrheit
enthüllt; niemals konnte der Begriff der Ehr«
als ein allgemein gültiger angesehen werden,
mochten auch die verschiedenen Verufsstände
selbst die Ansicht predigen, nur ihre Anschau»
ung über Ehre sei zur Grundlage allgemeinen
Handelns zu machen. Dem Offizier scheinen alle
kaufmännischen Geschäfte mit seiner Ehr« nicht
vereinbar. Man weiß, wie sehnsüchtig der
Kaufmannsstand danach trachtet, das auf seinem
Berufe lastende Odium zu beseitigen. Vft mit
Necht; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß
«ine ganze Anzahl kaufmännischer Geschäft«
auch den peinlichst«« Anforderungen der Moral
und Sitte standhalten können. Dennoch ist
die Kluft kaum zu überbrücken. „Wahre Ehre“,
schrieb Wilhelm der Erste in der „Allerhöchsten
Verordnung über die Ehrengerichte der Vffi»
ziere im preußischen Heere“ am 2. Mai 1874,
„kann ohne Treu« bis in den Tod, ohne un»
«rschütterlichen Mut, feste Entfchloffenheit,
selbstverleugnenben Gehorsam, lautere Wahr»
haftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne

aufopfernd« Erfüllung s«lbst der anscheinend
Ne«nst«n Pflichten nicht bestehen." Würde man
«inen Kaufmann für ehrlos halten, wenn «r
nicht „unerschütterlichen Mut" und „selbstver«
leugnenden Gehorsam" bekundet? Und w«n«
die streng« Verschwiegenheit zum Begriff« der
wahren Ehre für jedermann gehört, dürften
Nichter, ohne sich der Verleitung zur Ehrlosig«
losigkeit schuldig zu machen, nicht „im Namen
des Kön«gs" den verantwortlichen Missethater
«in« Zeitung veranlassen wollen, Zeugnis üb«
den Verfasser eines Artikels abzulegen.
Auch die Kaste d«r Börsenleut« hat ihr«
eigene Ehre; und selbst zwischen ihr und de«
Ehrbegriff anderer kaufmännischer Kreis« l«>
steht «in klaffender Unterschied. Der Bankier
erblickt lein« Ehrlosigkeit darin, den Anlauf
von Wertpapieren zu empfehlen, während «
selbst den Kurs des Papiers für hoch genug
hält, um seine eigene War« zu veräußern,
hundert andere Geschäftsarten liehen sich an«
führen, die vom Börsenmann nicht für »n«
ehrenhaft gehalten werden, und die doch ein
anderer niemals ausführen würd«. Es war«
unfinnig, darüber zu schelten, soweit nicht das
Interesse der mit dem Bankier in Geschäfts«
Verbindung Stehenden geschützt werden »nuß.
Unzweifelhaft geht doch aber hieraus hervor,
daß Mitglieder eines Berufsstandes niemals
über Handlungen, die von dem Angehörigen
eines anderen Berufsstandes ausgeübt werden,
unter dem Gesichtspunkt der Ehrenhaftigkeit
wahrhaft objektiv richten können. Der Satz
ist so selbstverständlich, daß lein halbwegs Ver«
ständiger begreifen kann, warum er nicht immer
Anwendung finden sollte. In der Tat wird
auch niemals einem Arzt zugemutet werden,
seine Berufstätigkeit von d«r Anwaltskammer
beurteilen zu lassen, oder «in«m A«chtsanwalt,
sich vor dem ärztlichen Ehrengerichtshof zu
verantworten. Nur die Herren von d«r Berliner
Börse müssen besonder« A«chte für sich in An«
spruch nehmen. Ihre Ehre scheint so fein aus«
gebildet zu sein, daß sie glauben, ganz be«
sondere Ächt« für sich in Anspruch nehmen
^u dürfen. Diese Leute, die meist (aber nicht
immer) mit Unrecht von einer großen Schicht
unserer Bevölkerung gegen die Wohlfahrt des
Volkes am ärgsten verstoßender Taten bezichtigt
werden, maßen sich an, auch über diejenigen
Journalisten zu Gericht zu sitzen, di« (nur
der Not ihres Berufes gehorchend) di« Berliner
Börse besuchen. Das Ehrengericht für di«
Berliner Börse hat es fertig bekommen, mir
«ine fogenannte Anklageschrift zu übersenden,
weil ich Handlungen begangen haben soll, di«
mit „der Ehre oder dem Anspruch auf lauf«
männisches Vertrauen nicht zu vereinbaren
sind". Unter der Ehr« im Sinne des Börs«n«
ges«tz«s ist, wie in einem früheren Fall« gegen
Herrn Georg Bernhard entschieden wurde, nur

die laufmännische Ehr« zu verstehen. Das

I» o

575

Bruno Vuchwald: Vörsenehre

furchtbare Verbrechen (über das ich hier schon berichtet habe, als ich in derselben Angelegenheit vor den Börsenvorstand zitiert wurde) wird darin gefunden, daß ich in einer von mir herausgegebenen Korrespondenz Angaben gemacht hätte, die zwar jeder Bankier und Bankvertreter, wie erweislich wahr ist, an der Berliner Börse erfahren kann, die aber nach Ansicht der Börsenbehörde nur durch »In« discretion" von Angestellten erlangt seien. Ich will auf die Vorkommnisse selbst vorläufig nicht eingehen, solange die Hauptverhandlung nicht stattgefunden hat; nur versichern, daß die Herren nicht nur in bodenlos leichtfertiger Weise eine Anklage erhoben haben, sondern auch, daß ihre Behauptungen nichts anderes sind als der Deckmantel für die Furcht, sich auf Grund meiner Angaben vor ihrer Kundschaft verantworten zu müssen. Ich habe bis zum Ueberdruß nachgewiesen, warum die Mitteilung der ungefähren Umsätze im offiziellen Verkehr, deren ich mich „schuldig" gemacht habe, für die Beurteilung des Kurses von Wert ist; warum, ohne Mitteilung der Umsätze (die amtlich notiert werden müßten), Uebervorteilungen der Berliner Bankiers begünstigt werden. Nicht solche Uebervorteilungen liebt das Ehrengericht für strafbar an, sondern Veröffenlichung, die als Handhabe zu ihrer Erlöschung dienen können.

Wenn ich überhaupt zu einem Wort in eigener Sache die Spalten des „Morgen" in Anspruch nehme, so geschieht es nicht, um mich gegenüber den kindlichen Angriffen des Börsenehrengerichtes zu verteidigen, sondern nur deshalb, weil ich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die prinzipielle Bedeutung dieses Falles hinweisen will. Das halte ich für um so notwendiger, als die Berliner Börsenpresse natürlich wieder einmal schweigt (wo Beden am Platz ist) und in einem Teil der Zeitungen, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt haben, der Kernpunkt nicht ganz richtig dargestellt worden ist. Er liegt weniger in der ungeheuerlichen Tatsache, daß ein Journalist sich wegen angeblicher Verletzung der Börsenehre vor Nichtern verantworten soll, die einer anderen Kaste angehören, sondern in erster Reihe in der großen Gefahr, die durch Anerkennung des Standpunktes der Vörsenbehörde für jeden Besitzer von Wertpapieren liegen würde. Darum greift dieser Fall auch bei weitem über das Interesse dieses modernen Zweiges deutscher Journalistik hinaus. Selbst wenn nämlich die Behauptungen des Ehrengerichts der Wahrheit entsprächen (das Gegenteil wird bewiesen), würde hierdurch

klar zum Ausdruck gebracht werden, daß die Handelspress« in ihrer Berichterstattung und Kritik über Börsenvorgänge« nur auf das an» gewiesen sein soll, was ihr freiwillig von den Börsenlaufleuten gesagt wird. Damit macht sie sich zum Werkzeug dieser Kreise, die natür» lich nur das mitteilen werden, was ihrem Interesse dienstbar ist. Ob die angebliche „In» biskretwn" »n der Börse selbst oder anderswo begangen wird, ist für die prinzipiell« Be» urteilung gleichgültig. In dem schon oben er» wähnten Falle des Herrn Georg Bernhard hat sogar die Berufungsinstanz des Ehrengerichtes den ganz unhaltbaren Grundsatz aufgestellt, daß die ehrengerichtliche Zuständigkeit nicht an das Erfordernis geknüpft ist, daß die Handlung in den Börsenräumen oder zur Börsenzeit vor» genommen sein müsse. Es sei nur notwendig, daß zwischen der Handlung und der Tätigkeit an der Börse überhaupt «in Zusammenhang vorhanden ist. Nun denke man einmal an die Vorgänge zurück, die sich vor dem Zu» sammenbruch der Preußischen Hypothekenbank und der Kasseler Treber.Trocknungs»Gesellschaft abspielten. Die Frantfurter Zeitung hatte da» mals durch ihre Angriff« den Zusammensturz des Schwindelgebäudes herbeigeführt. Niemand wird bestreiten, daß sie sich damit ein großes Verdienst erworben hat, selbst dann, wenn sie das Material zu ihrem Feldzug (wie behauptet, aber von ihr bestritten wurde) gegen die hypo» thekenbant von einem früheren Angestellten dieses Institutes, gegen die Trebcr.Gesellschaft von deren Konkurrenz erhalten hätte. Genau analog den (durch nichts bewiesenen) Beschuldi» gung«n gegen mich in Zusammenhang mit jenem Urteil gegen Bernhard würde sich also das Ehrengericht berufen fühlen, wegen «in»r solchen Publizierung den «Redakteur vom Vörsenbesuch auszuschließen. Man wird mir zugeben, daß durch dieses Beispiel die ganze Sinnlosigkeit des Vorgehens illustriert wird, daß aber gleichzeitig auch die allgemeine Be» deutung dieses Falles dargetan wird. Auch in anderer Beziehung ergibt sich, daß es sich hierbei nicht etwa bloß um d«e Frag« handelt, ob Handelsjournalisten der Jurisdiktion des Ehrengerichtes unterstehen. Vielmehr zeigt sich bei diesem Verfahren auch die Unzulänglichkeit der geschlichen Bestim» mungen über die Ehrengerichte der Börse, hier» von kann aber jeder andere ebensogut betroffen werden wie ich, und es braucht nicht immer ein Journalist zu sein, der den Vörsenbehörden unbequem wird. Es gibt kaum ein zweites Gesetz, das wie das Börsengesetz in seinen Be» stimmungen über das ehrengerichtliche Ver» fahren mit einer Vberflächlichkeit ausgearbeitet «st, die jeder Willkür Tür und Tor öffnet. Einer der ersten Rechtsgrundsätze des Straf» Prozeßwesens ist die Trennung der Richter«

sunltion von der des Anklägers, ß 22 der
StPO. sagt, dah «in Nicht« von der Aus»

Vruno Vuchwald: Vörsenehre

Übung des Amtes ausgeschlossen ist, wenn er in der Sache als Beamter der Staatsanwalt» schaft, als Polizeibeamter, als Anwalt des Ver» letzten oder als Verteidiger tätig gewesen ist. Sogar von denjenigen "Richtern, die bei der Entscheidung über die Eröffnung des Haupt» Verfahrens mitgewirkt haben, dürfen nicht mehr als zwei an dem hauptverfahren selbst teil» nehm«»! ganz und gar ausgeschlossen sind die Nichter der Voruntersuchung. Aehnliche Ve» stimmungen findet man in dem Ehrengerichts» verfahren der Anwaltslammer, der Aerzte» tammer und im Disziplinarverfahren gegen preußisch« Veamte. Aur das Börsengesetz hat es überfehen, diesen Aechtsgrundsatz anzu» erkennen, und dieselben Herren, die als An» klüger fungieren, find als "Richter tätig! der Staatstommiffar kann, braucht aber nicht die Einleitung des Verfahrens verlangen. Während aber das Ehrengericht der Verlmer Vörs« wenigstens so viel Aechtsgefühl empfinden tonnte, durch «in« eigene Geschäftsordnung den mit der Voruntersuchung betrauten "Richter von der Beschlußfassung in der Hauptverhandlung auszuschließen, wird auch hierbei das unzu» längliche Ereignis. Ich lenn« in der Tat Fälle, in denen ein Spruchrichter mit der Vorunter» suchung betraut wurde. Noch unglaublicher ist, daß die Ehrengericht der Vörsen nicht einmal verpflichtet (fondern nur berechtigt) find, «ine Voruntersuchung «inzuleiten. Es ist auch in meinem Fall« nicht geschehen, die Anklage erfolgte vielmehr auf Grund von Ver» nehmungen durch Mitglieder des Vörsenvor» standes, di« schon zu mein« Vorladung nicht berechtigt waren, aber tlipp und klar gegen die Bestimmungen der Börsenordnung verstoßen haben, indem sie später als Zeugen zu fun» gierend« Börsenbcsucher vernommen haben, ohne daß si« aus irgendeinem Paragraphen die Berechtigung hierzu herleiten könnten. Welchen Zweck haben alle Bestimmung«« des Vörfengesetzes und der Börsenordnung, wenn diejenigen Personen, die zu ihrer Aufrecht» erhaltung bestimmt find, sie in der krassesten Weise übertreten. Natürlich hat man «s auch im Gegensatz zu unseren sonstigen Aechtsvor» schriften nicht einmal für notwendig gehalten, den Beschuldigten gegenüber den Zeugen aus» sagen (die man mir überhaupt nicht mitgeteilt hat) zu hören. All dies« Fragen hätten bei der Beratung des neuen Börsengesetzes geregelt werden tonnen. An hinweisen hat «s nicht gefehlt: der famofen Blockpolitik haben wir es zu verdanken, wenn nichts geschehen ist. Ich beschränke mich für heute auf dies« Angaben, die mir' notwendig erschien««, u»

die juristische und wirtschaftliche Bedeutung des un«rhört«n Verfahrens zu kennzeichnen. Warten wir nun ab, wie sich die «Berlin« handele» presse nach Kenntnis dieser Tatsachen benimmt: daß für mich nicht das letzte Wort gesprochen ist, sondern daß mein Kampf jetzt erst beginnt, brauche ich nach dem, was ich oben ausgeführt habe, nicht erst zu versichern.

Bruno Vuchwald.

Zur «Reklame.

Herr Professor Werner Sombart hat in

Nr. IV des „Morgen“ einen Aufsatz über

„Vetlame“ veröffentlicht, auf den uns zu

schriften nach Hunderten zugegangen sind,

die einzeln zu beantworten unmöglich ist.

Auch eine ganze Reihe von Arbeiten für

und wider diesen Aufsatz sind bei der

Aktion eingegangen, und nur die falsch«

Auffassung einzelner Einsender veranlaßt

uns, nochmals zu «rtlar«n, was der „Morgen“

bei jeder Gelegenheit hervorgehoben und

bei Beginn eines jeden Quartals ausdrücklich

wiederholt hat, daß er nämlich eine nach

jeder Richtung hin — nicht nur nach poli»

tischer ^ unabhängige Zeitschrift ist, in der

jeder, der Diskutables in guter Form zu

sagen weiß, zu Worte kommt. Es erübrigt

sich daher, zu erklären, daß die Auffassung

des Herrn Professor Werner Sombart über

„Aellame“ nicht auch die der übrigen heraus»

geber und der Schriftleitung zu fein braucht.

Wir sind jedenfalls der Uebeezeugung, daß

Professor Sombart durch seinen Aufsatz die

äußerst wichtige Frage ins Vollen gebracht

hat, die in der gesamten Presse — in der

Tages» sowohl wie in der Zeitschriften»

Presse — nunmehr Gegenstand eingehendster

Erörterung wurde.

Auch für den „Morgen“ ist die Frage

der Aetlame nicht mit dem Aufsatz« Werner

Sombarts erledigt. Als Erster wird

Hermann Bahr aus Wien zu dem Thema

Stellung nehmen. Wir glauben sowohl den

Freunden wie den Gegnern der Aellame zu

dienen, wenn die Frage nach ihrer praktischen

und tünftlerischen Seite hin von namhafte»

Schriftstellern und Männern der Praxis be»

handelt wird.

Die Schriftleitung.

Veran, w«r»!! Ich für den pöulichen Teil- ««! Schnitz!«, schmolzen!!oll, Spanbanelftl. «z sLI den VIIsextelli
<I>»» <»ch»»U> ,

Verl!» c^, heMgegeiststi, ««z für »»es »»de«, IIs, «rtur L»nd«Kerg«, Veelln V «^ e«»nifll»ze 3i MI
OeNelle!<I>.Un«»I,!

Nobel! 3«NI, Wien I - «U»lgen»Vci!a» H,». ». h, «erün >V. W, O!e>,Iltzell»I, «0, — H,p«d!Il»n für
0<ftelle«ch»Un«»I»

»ei N. ««»»»ei »»»mol» «»!»«! » W>»iet. Wien !. e»lal>en » - Vlixl »»»» V»K « <2>Il«o «2,». b, K^ «ell!»
V,«?. »>U>»»»I, »K

Einem kleinen Teil der heuligen Aummer liegt «in Prosp«lt des Verlages: Der Spiegel,
München, Beilmorstraße 19, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Nichard Strauh/Georg Brandes / Richard
Mut her/ unter Mitwirkung von Hugo von tzoemannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von german Vahl / vtto Julius Vierbau»
Wilhelm Völsch« / Georg Vrandes / Bugo von Bofmannsthal / «url gentsch
Nichard«Muth«r/F«lilSalt«n/KarlSchnitzler/Wern«rSombart/FrankW«de«nd
Nummer 19 8. Mai 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbck. ...

Und nun, Kaiserliche Hoheit, wollen wir in das labyrinthische Gebäude der aus»
wärtigen Politik eintreten, über dessen Pforte ich in Stunden der Verstimmung die
düsteren Danteworte zu erblicken glaube: „L'azet vñi 5per2n? a, voi cd'entrate!“
Wer unsere auswärtige Politik loben will, der wird immer von ihr rühmen, daß sie
uns auch seit der Lutanisierung Vismarcks den Frieden erhalten habe. Nun ist es
gewiß ein Lob für einen Staatsmann, wenn man ihm nachsagt, daß er den Frieden liebt
und der Nation dies kostbare Gut, dies milde, allem Schaffen gedeihliche Klima zu sichern
sucht; indessen ist auch dieser Tugend eine Grenze gezogen, jenseits deren sie zum Laster
wird. ?eZce witl, nonour! Dieses Wort Veaconsfields kann allein die Losung sein. And
nicht nur die Ehre der Nation, auch ihre Wohlfahrt, nicht allein das ideelle, sondern auch
das materielle Interesse muß gewahrt werden. Leicht kann ja ein jeder den Frieden erhalten,
wenn er nach dem sklavenmoralischen Nat der Bibel demjenigen, der ihn auf die linke
Wange fchlug, auch noch die rechte hinhält. Aber auch diese Erniedrigung entbindet auf
die Dauer nicht von der Notwendigkeit, die Kräfte im Kampf zu messen, denn die freiwillige
Demütigung steigert nur den Nebermut dessen, der sich der Stärkere dünnt. Wir werden
uns also die Fragen vorlegen müssen, ob unsere auswärtige Politik wirklich stets dem
Frieden gedient, und ob sie da, wo sie es tat, die Grenze, die das Gefühl der eigenen
Würde und die sichere Abschätzung der eigenen Interessen zieht, nicht bisweilen über»
schritten hat.

Zunächst aber wollen wir doch einmal feststellen, daß sich der Friede heute vo» selbst
erhält. Moltke hat vor langen Jahren gesagt, nicht mehr von den Ambitionen der Kabinette,
sondern von den Leidenschaften der Völker drohe in unseren Tagen der Krieg. Für Europa
wenigstens muß die Gültigkeit dieses monarchisch empfundenen Aphorismus bestritten werden.
Srit Frankreich müde und morsch geworden ist, scheint in allen Nationen unseres Kultur»
liesses der martialische Geist erloschen, wie liebevoll auch der militärische von den Negierenden
gepflegt wird. Je mehr der Wohlstand sich steigert, desto mehr stärkt sich der Wille zum
Frieden. Millionen sind heut allüberall am Frieden interessiert; sie sind es weit mehr als
ihre Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten, weil sie behaglicher als jene leben, und weil
die Kluft zwischen Krieg und Frieden heute eine viel tiefere ist, als sie es in rauheren Zeiten
war. Allenthalben erfreut sich der Bürger eines sicher stabilisierten tzaus° und tzändlerfriedens,
so daß die Mobilmachung eine ungeheure Umwälznng, die Nücklchr aus dem Kosmos ins

578 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

Ehaos bedeutet und ein lanpinz tlie !c>on des Intellekts erfordert. Außer einer kleinen Anzahl von Industriellen ist niemand am Ausbruch des Krieges interessiert, und wenn dies« Industriemagnaten vielleicht ein — übrigens immer unsicheres — geschäftliches Plus erzielen, so steht ihm auch für sie ein Minus an humanen Werten gegenüber. Geschäftsleute, die gewissenlos zum Kriege Hetzen, weil sie die Konjunktur als Lieferanten ausnützen können, sind wahrscheinlich im Leben sehr selten, und der Vampyrtyp spukt nur in den überreizten tzirnen der sozialdemokratischen Wanderredner, die auf 2! IrescoAgitation angewiesen find. Die Anpassungsfähigkeit unserer Kaufleute findet sich in jedem Milieu zurecht, nur eins kann ihr Kalkül nicht misseil: leidliche Sicherheit.

Angesichts dieser simplen Betrachtungen wirkt der Enthusiasmus, mit welchem unsere Staatslenker bei allen feierlichen Anlässen als die Erhalter des Friedens gepriesen werden, komisch oder betäubend. Der Monarch oder Kanzler, der heute den Frieden nicht so lange erhalten wollte, wie die Ehre und die Wohlfahrt der Nation es irgend gestattet, wäre ei» Verbrecher, dem der Kopf vor die Füße gelegt werden müßte. Es ist ganz überflüssig, einen Staatslenker zu loben, weil er eine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Und ein Monarch oder Kanzler, der wider Willen in einen Krieg verwickelt würde, müßte sch>in jene Fehler begangen haben, von denen man mit Talleyrand sagen kann, daß sie schlimmer sind als Verbrechen.

Nun fragt es sich gewiß nicht, ob Kaiser Wilhelm und Fürst Bülow friedliebend sind. Sie sind es sicher alle beide von ganzer Seele, ganzem Herzen und ganzem Gemüte. »Clemenceau lieh etwa vor Jahresfrist den Satz drucken: (üuillaume est un pacilizte. König Eduard sagte in Paris: Qui'llaume n'oränne!A p25 12 Mobilisation de l'armee 2!lem2Nlie, und Jules tzuret berichtete im Figaro, er habe in Polsdam gehört, que !a vraie nature cie lümpeicur e»t cellc ci un timicle.) Es fragt sich nur, ob ihre Politik geeignet war, den Frieden zu erhalten. Wie erhält man den Frieden? Indem man Vertrauen schafft. Wie stört man ihn? Indem man Mißtrauen schafft. (Ich sage nicht „Mißtrauen säet", weil unsere auswärtige Politik ja nicht dolos, sondern naiv ist, und weil wir ein Teil von jener Kraft sind, die stets das Gute will und ... sich nur in der Wahl der Mittel vergreift.) Nun, es ist eine unleugbare Tatsache, daß die wilhelminische Politik trotz löblichster Intentionen um Deutschland eine Sphäre des Mißtrauens gebreitet hat, wie sie uns seit denr Anfang der siebziger Jahre nicht mehr die Atmung erschwerte. Damals hatten wir uns durch drei stegreiche Kriege verdächtig gemacht, heute sind wlr's, ohne irgendwelche Venefizien eingeheimst zu haben.

Die Grundsätze, die der gesunde Menschenverstand dem einzelnen für den Verkehr mit feinen Aebenmenschen vorschreibt, gelten auch für die internationalen Beziehungen. Der einzige Unterschied ist der, daß der Egoismus des einzelnen dann und wann mehr oder w^maer durch altruistische Erwägungen gemildert wird, der Egoismus der Staaten aber diese Sänftigung nicht duldet. Wie es aber für den einzelnen von größter Wichtigkeit ist, ob er als gerecht, wohlwollend, diskret und vor allem als zuverlässig gilt, so auch für den Staat. Für den Slcmt! Wozu die Abstrattion? Es gibt keine „Fragen", hat Thiers einmal gesagt, es gibt nur Menschen und ihre Leidenschaften. Vismarcks eifrigstes Bemühen war es, sich in den Friedensjahren, die der heroischen Epoche folgten, das Vertrauen der europäischen Welt zu sichern. Er war immer darauf bedacht, die deutsche Politik als eine bekannte Größe, als einen konstanten Faktor erscheinen zu lassen. Gleichzeitig trachtete er unablässig, sich durch Verträge gegen alle die Komplikationen z» sichern, die seinem immer tombiüationsschwangercn tziru nur möglich erschienen. Deutschland aber und die Welt wußte stets, was Bismarck wollte. Seine Mittel wechselten, seine Grundsätze und Ziele blieben die gleichen.

ycut ist es anders. Unserer auswärtigen Politik fehlt durchaus das weise Maß, das die Griechen Sophrosyne nannten. Wir drohen heut und ducken uns morgen, wir brüskieren heut und versöhnen morgen, wir versprechen viel und halten wenig, wir sind groß in Worten und klein in Taten, wir fordern, daß ohne den Konsens des Deutschen Kaisers aus

dem Erdball keine große Entscheidung falle, und geben uns zugleich als den „desinteressierten <Nentleman“, kurz, Deutschland gleicht zwar mehr denn je einem Riesen, aber einem betrunkenen Riesen, der bald hierhin, bald dorthin taumelt. Und so leben wir heute im Zeichen einer keineswegs glänzenden Isolierung und können den Fürsten Albert tsonorius von Monaco nach zarischem Vorbilde als «unique ami» ansprechen. Schadet aber nichts, denn wir haben immer Illumination und Feuerwert, und auch morgen sind wir „wieder luftlick“. Wir amüsieren uns auch nicht frivol, sondern gottgefällig. Viel Pomp, wenig Grüte! ist die Parole für alle neudeutschen Festivitäten. Esprit war ja stets das Symptom dekadenter Perioden: es läßt sich also annehmen, daß wir noch kerngesund sind.

Lassen Sie uns nun unser Verhältnis zu den einzelnen europäischen Staaten einer Betrachtung unterziehen, die leider im Rahmen dieser Zeitschrift nur eine flüchtige sein kann, die aber immerhin die markantesten Züge nachzeichnen wird. „Alle Kamellen!“ werden die staubgeborenen Leser dann und wann brummen, indessen die Eigenart dieser Briefe gestattet mir nicht, lauter „primeur“ zu servieren. (Auch wenn ich's vermöchte, dürfte ich's nicht: wer wirken will, muß wiederholen.) Es ist ja auch an sich schon interessant, daß Ihnen dieselben Dinge, die bürgerlichen Lesern längst geläufig sind, vermutlich als letzte Neuheiten erscheinen werden. Ich bitte, in dieser Bemerkung keine Unhöflichkeit zu erblicken; sie soll lediglich sagen, daß Ihre Lebensweise, wie Tradition und Etikette sie geregelt hat, Sie vieler Bildungsmöglichkeiten beraubt. Fürst Bismarck hat in seiner Charakteristik Wilhelms des Ersten erzählt, wie betroffen er „über des Prinzen Unbetanntschaft mit unseren staatlichen Einrichtungen und der politischen Situation“ gewesen sei. Er gab im Jahre 1853 dem Prinzen eine kurze Darstellung von der Genesis unserer ländlichen Zustände und der Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauern, und er berichtet hierüber: „Ich schickte ihm die Arbeit nicht ohne die Befürchtung, der Prinz werde kurz und ironisch antworten, er habe durch mich nichts erfahren, was er nicht schon seit dreißig Jahren wisse. Umgekehrt aber dankte er mir lebhaft für die interessante Zusammenstellung der ihm neuen Daten.“ Unser Verhältnis zu England beherrscht die gesamte europäische Politik. Dieses Verhältnis ist vielgestaltig; dominierend aber ist doch die innere Stellung, die die beiden Monarchen zueinander einnehmen. (Die Zeitungen erklären gern, die Beziehungen der Nationen würden nur durch ihre Interessen bestimmt. Das klingt wissenschaftlich, demokratisch und entbindet von der gefährlichen Pflicht, Beden und Handlungen des Monarchen zu kritisieren. Wer die Dinge zu äperie aeterni zu sehen versucht, kann vielleicht so sprechen; für die Tagespolitik ist es eine feige, feile Phrase und überdies bleibt zu bedenken, daß doch auch die Geschichte nur monumentalistische Tagespolitik ist.) Diese innere Beziehung aber läßt sich in Kürze nur als unüberwindliche Abneigung bezeichnen. Wie diese Abneigung entstanden ist, auf welchen Antinomien der Charaktere sie beruht, weiß ich nicht, aber sie ist vorhanden. Von beiden Seiten sind spottende oder höhnende Worte gefallen, und es wäre — ganz abgesehen davon, daß ich das Material dazu nicht besitze — nicht gerade geschmackvoll, wenn ich in einem an Sie gerichteten Briefe die Schuldfrage untersuchen wollte. Ohnehin bin ich nur zu oft genötigt, in diesen Blättern Einwendungen gegen die Haltung des Kaisers zu erheben. Es würde dies ein unverzeihlicher Mangel an Takt sein, wenn nicht eben Ihr Herr Vater Kaiser und wenn Sie nicht Kronprinz wären. Herrscher und künftige Herrscher müssen es lernen, auch die Mitglieder ihrer Familie objektiv zu sehen. Den Luxus einer vom Intellekt nicht kontrollierten Pietät, die zu schweren politischen Mißgriffen verleiten kann, dürfen sie sich nicht gestatten.

Aber der König von England regiert nicht, in seinem Lande regiert die öffentliche Meinung. Diese öffentliche Meinung, den vielköpfigen Souverän, hat Wilhelm der Zweite schwer getränkt, als er den Präsidenten Krüger zu dem Siege über die Jamesontruppe beglückwünschte. Von diesem „unglückseligen“ Telegramm datiert die Ära der Verstimmungen. Der Kaiser hat dann versucht, den fatalen Eindruck wieder auszulöschen, er hat Cecil Rhodes empfangen (der britische Konquistador durfte im Beisitzerzug ins Schloß kommen und die gouvernementale Presse pries das moderne Empfinden des Monarchen), hat sich in Artig-

leiten erschöpft und selbst schroffe Abweisungen seines königlichen Oheims mit christlicher Langmut hingenommen. Eduard der Siebente hat jahrelang eine Politik getrieben, die der Einkreisung Deutschlands galt, er hat Verlin immer noch nicht betreten; Kaiser Wilhelm aber hat im vorigen Jahre wochenlang in England gewelt, und als die Offiziösen endlich aufjubelten: „Es ist erreicht!“, als das zerrissene Band dürftig genug wieder geknüpft worden war, da hat er einen Brief geschrieben, der auf ein Dezennium die Stimmung des englischen Volkes gegen uns verdirbt. Der Brief galt, wie Sie wissen, dem Ersten Lord der Admiralität. Es war »ein Privatbrief und ein politischer Brief, der Brief eines Gentlemans und Seemanns an einen anderen Gentleman und Seemann ...“ so charakterisierte ihn Fürst Bülow, bald Neoscholastker, bald Biedermann, im Deutschen Reichstage, und dieser Klub der Harmlosen lauschte dem fabulierenden Diplomaten andächtig. Kein Wörtchen des Widerspruchs wurde laut. Lord Tweedmouth aber wurde nach kurzer Anstandspause in ein» dekorativen Würde unschädlich gemacht, und natürlich ist, da der Brief leider, weil er gar zu witzig war, nicht veröffentlicht werden konnte, heute jeder Durchschnittsengländer fest davon überzeugt, daß der Deutsche Kaiser versucht habe, den Ersten Lord der Admiralität von seiner - Pflicht abwendig zu machen und das Fundament der britischen Macht zu unterwühlen. Die deutschen Zeitungen waren fast alle loyal beflissen, den Zwischenfall für erledigt zu erklären, aber diese liebedienerischen Bemühungen waren unaufrichtig, der Monarchie und dem Staate schädlich und vertuschten nur die leidige Wahrheit. Denn wenn den höheren Ständen ein Zwischenfall schon längst als erledigt gilt, dann sickert erst der vergiftete Quill in die tieferen sozialen Schichtungen hinab, hier aber gräbt sich die ätzende Lauge tief in den Boden und zerstört die Keime fruchtbaren Wachstums. Wir wundern uns bisweilen über jähe Ausbrüche nationaler Leidenschaft, wir begreifen sie gar nicht, aber nur deshalb begreifen wir sie nicht, weil wir zu rasch vergessen, und weil der subkutane Kausalnexus sich unserem Blick entzieht. Wenn ein Staatsmann wie Fürst Bülow die Verantwortung für einen solchen Brief — nachträglich, wie immer — auf sich nimmt, so bringt er ein schweres Opfer, und dieses Opfer ist nur dann verdienstlich, wenn er dem Kaiser unerbittlich alle Folgen vorhält, die aus derartigen Unklugheiten entstehen können. Unterläßt er dies, weil er vielleicht fürchtet, daß der Monarch ihm dasselbe erwidern werde, was er dem hohen Hof» beamteten erwidert hat, der alleruntertänigst auf die enormen Kosten der Korfureise hinwies, so macht er sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig. Wallenstels Lebensregel: „Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's“ ist allen Herrschern sehr zu empfehlen. Welche Panik, als die Briefe an Hinzpeter gestohlen schienen! Und ist es vielleicht angenehm, wenn ein Mann von den Qualitäten des Fürsten Eulenburg einen ganzen Dossier vertraulicher Briefe des Monarchen besitzt? Auch wir kleinen Leute handeln nach dem Wort »littera scripta manet“; um wieviel mehr sollte ein Kaiser es beherzigen! Wer kann nach diesen zwei Probchen noch behaupten, daß unsererseits alles geschehe, um den Frieden zu erhalten, daß alles vermieden werde, was ihn stören konnte? Es ist überaus zweifelhaft, ob die Buren den Widerstand gewagt hätten, wenn das Telegramm des Kaisers ungeschrieben geblieben wäre. Niemand konnte damals ahnen, daß unsere Politik aus einem solchen Zuruf der Bewunderung und Ermutigung keine, gar keine Konsequenzen ziehen würde. In England sind jedenfalls noch heute Hunderttausende davon überzeugt, daß sie den Vurenkrieg dem Deutschen Kaiser verdanken. Mag auch diese Auffassung falsch sein, einen Schein des „Rechtes hat sie für sich. Denn damals wußte man nicht anders, als daß das Wort eines Deutschen Kaisers auch eine Tat bedeute. — Daß aber der Brief an Lord Tweedmouth dem Friedensgedanken nützen werde, das wird wohl selbst der wildeste Ganghoferianer nicht zu hoffen wagen. Wir haben dann eine Flotte gebaut, und die Adoranten Wilhelms II. rechnen es ihm zum höchsten Ruhm an, daß er auf die Notwendigkeit der Flottenverstärkung hingewiesen habe. Ich glaube nicht, daß es eines ungewöhnlichen Fernblickes bedurfte, um diese Notwendigkeit zu erkennen, und ich glaube, daß es nützlicher gewesen wäre, diese Flotte, wie Fürst Bülow einmal sagte, »ohne Tamtam“ zu bauen. In die Gedankenwertstätte des

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 581

Kaisers gewährt das Telegramm Einblick, das er im Jahre 1897 an den Prinzen Heinrich sandte, der ihn bei dem Jubiläum der Königin Viktoria vertrat: »Ich bedaure tief, daß ich Vir zu der Feier kein besseres Schloß als den König Wilhelm zur Verfügung stellen kann, während andere Nationen mit ihren stolzen Kriegsschiffen glänzen werden. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener Vaterlandslosen, die die Anschaffung der notwendigen Schiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht eher rasten, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet.« Dieses Telegramm gleicht dem fehlerhaften Pferd, an dem die jungen Zippolratessen der Carlte alle nur möglichen Abnormitäten zu studieren pflegen. Der Kaiser geht in ihm von einer Festlichkeit aus, bei welcher wir seiner Ansicht nach nicht imposant genug zu repräsentieren vermochten; solche Betrachtungen fallen in die Rubrik der Prestigepolitik, die Fürst Vismarck so ingrimmig geißelte, und die dem deutschen Charakter — bevor wir „arvnö5“ waren und Parvenüs wurden — so schroff widerspricht. Dann kritisiert der Monarch in Worten, deren Qualität ich mir leider versagen muß, die Volksvertreter, die nach Pflicht und Recht abgestimmt haben — das Telegramm soll noch viel ungezwungener gelautet haben, als es hier wiedergegeben ist — und weiter wird in Aussicht gestellt, daß die Marine auf die Höhe der Landarmee gehoben werden solle. Da unser Landheer unbestritten das stärkste der Welt ist, so bedeutet diese Ankündigung, daß auch unsere Marine die stärkste der Welt werden solle. Wenn das Ausland diese Proklamation durch sinnverwandte Imperative wie »Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ oder durch die selbstgewählte Titulatur „Der Admiral des atlantischen Ozeans“ ergänzte, so mußte es mißtrauisch werden, und zur Erhaltung und Befestigung des Friedens konnten diese rhetorischen Ergießungen wirklich nicht beitragen. Daß es wirtschaftlich ein Unding ist, Deutschland mit einer Doppelrüstung dieses Kalibers belasten zu wollen, und daß Deutschland finanziell zusammenbrechen müßte, wenn der megalomane Versuch ernstlich unternommen würde, diese Ueberlegung brauchte das Ausland nicht anzustellen. Es hatte das gute Recht, sich an die Kaiserworte zu halten, an denen man nicht drehen noch deuteln soll, und da erschien es ihm geboten, sich toallitiv zusammenzuschließen und dem heftig gestikulierenden hohenzollern den Spielraum ein wenig zu verengen.

König Eduard wird als Diplomat gepriesen, wie >5 a clever ctia, verv Keen c>n nolilic« sagen seine Landsleute von ihm, und die Deutschen wiederholen im stillen dieses schmeichelhafte Urteil. Aber wirklich, es wird ihm sehr leicht gemacht, sich als Diplomat auszuzeichnen. An Wilhelm I. hat er ebensowenig einen ebenbürtigen Gegner, wie Fürst Bülow an Herrn Pachnicke. Er brauchte nichts weiter zu tun als sich mit behaglicher Bonhomie zu geben, zu plaudern statt zu deklamieren, den Hermelin mit einem Raglan zu vertauschen, und die Sache war gemacht. Sagen wir's offen: er brauchte nur das Gegenteil von dem zu tun, was der Deutsche Kaiser tat, und überall klärten sich die Mienen. Kein Mensch liebt es, hypertrophischem Individualismus zu begegnen, und Leute, die das Wort Ich mit drei großen Buchstaben schreiben, sind überall unwillkommen, mögen sie auch von vortrefflichen Eigenschaften starren wie der Igel von Stacheln. Friedrich Wilhelm IV. hat einmal ein Wort gesprochen, das unserem Rationalstolz übel klingt, das aber für ungünstige Konjunkturen seinen opportunistischen Wert hat; er schrieb an Bunsen: »Effen eieren wir uns!“ Wilhelm II. hat nach einem anderen Wort gehandelt; nur allzuoft schien sein Tun zu sagen: „oktroyieren wir uns!“

Selbstverständlich wäre es ungerecht, die Verschlechterung unserer Beziehungen zu England allein dem Kaiser aufzubürden. Wir haben im Grunde England nichts getan, wie wir in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch Frankreich nichts getan hatten. Als wir eine Landmacht wurden, erblickte Frankreich in unserer Konsolidierung ein Verbrechen an der »großen Ration“ des Kontinents, einen Eingriff in sein Gloire-Monopol und forderte Rache für Sadowa; als wir eine Kolonial- und Seemacht wurden, schlug England geringschätziges Wohlwollen in bitteren Haß um. Die Rivalität auf dem Gebiet der Industrie und des Handels verstimmte das Volk, das so lange im Besitze war und daher

582 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

im Necht zu wohnen glaubte. Diese Verstimmung aber wurde durch die Bombardon» Politik Wilhelms II, noch verschärft, und Chamberlain und Eduard VII. hatten leichtes Spiel. In Wirklichkeit hat England dem Kaiser viel zu danken. Jeder andere hätte den Burenkrieg benutzt, um sich mindestens die Neutralität vergüten zu lassen. Wie aber verhielt sich Wilhelm II? Herr Vashford hat es uns im „Strand Magazine“ erzählt, und seine Darstellung, die in der ganzen deutschen Presse abgedruckt wurde, ist meines Wissens nicht korrigiert oder dementiert worden. Ich zitiere den heute noch interessanten Artikel nach einem Bericht der Vossischen Zeitung:

„Bashford versichert uns sodann, daß der Kaiser das Krügertelegramm nachträglich sehr bedauert habe. Es sei deswegen zwischen ihm und der Königin Viktoria zu einem Briefwechsel gekommen, und der Kaiser hat in dieser Beziehung seinerzeit, wie Herr Bashford versichert, geäußert: „Ich habe der Großmutter in einem Sinne geantwortet, der sie bestimmt erfreuen wird.“ In der englischen Presse wurde aber trotzdem das Mißtrauen gegen den Kaiser und seine Absichten lebendig erhalten und häufig versichert, daß der Burenkrieg nie ausgebrochen wäre, wenn sich der Kaiser nicht eingemischt hätte, und daß er auch nach dem Ausbruch des Krieges eine Allianz gegen England in Vorschlag gebracht habe, die jedoch an der Weigerung Delcassés gescheitert sei. Herr Bashford sagt: Gegen die Wiederholung dieser Fabel kann ich das Folgende anführen: Die Agitation, die in England gegen die Person des Kaisers betrieben wurde, hat ihn stets sehr gekränkt, da er der englischen Kritik weit größeres Gewicht beilegt als der von irgendeinem anderen Lande kommenden. Bei einem Anlasse, wo die Erbitterung gegen ihn besonders geschürt wurde, besprach er die ganze Frage mit großer Wärme mit einem Herrn, dessen Namen ich kenne, und er machte die folgenden Bemerkungen: „Ich kann dieses Uebelwollen gegen mich in England nicht verstehen. Deutschland wurde während des Burenkrieges von zwei mächtigen Seiten gleichzeitig der Antrag gestellt, die für England entstandene Situation zu benutzen, und ich habe direkt abgelehnt. Ich telegraphierte sofort an meinen Onkel, was für ein Antrag an mich gestellt worden war.“ Ich selbst kann weiter hinzufügen, daß während des Burenkrieges den Offizieren auf das strengste verboten war, mit anderen Personen über den Krieg und dessen politische Bedeutung zu sprechen. Von großer Bedeutung in diesem Zusammenhange sind auch die Worte, die häufig von der verstorbenen Kaiserin Friedrich während der letzten Monate ihres Lebens gebraucht wurden^ „Mir ist es ein großer Trost bei all den Schmerzen, die ich zu erleiden habe, zu wissen, daß mein Sohn vollständig bei diesem Kriege auf der Seite meines Mutterlandes steht.“

Demnach hat der Kaiser für England viel getan. Seine Freundschaft für Albion scheute, wenn Herr Bashford gut unterrichtet ist, nicht einmal vor einer Indiskretion zurück, über welche die beiden „mächtigen Seiten“ — Frankreich und Rußland — gewiß nicht sehr erbaut waren.

Der tot ciizcnminÄ renim ist heute unser Verhältnis zu England trotz aller privaten Bemühungen ein nichts»als°korrektes. Was das für uns bedeutet, wird uns erst dann ganz klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, welch ein Netz die englische Diplomatie über den Erdkreis gespannt hat.

England ist mit Amerika durch Bande des Blutes verbunden, die Kennern unzerreißbar dünken. Gewiß gab es Perioden der Entfremdung, wie die Zeit des Sezessionskrieges, in der in England eine starke Parteinahme für die Südstaaten zutage trat; auch die Alabama»frage wirkte in diesem Sinne, und die Iren bildeten in Amerika ein einflußreiches, dauernd englandfeindliches Element. Trotzdem aber durfte sich Chamberlain als Dolmetsch der englischen Nation fühlen, als er im Jahre 1897 in einer Rede zu Toronto sagte: „Ich muß es ablehnen, von den Vereinigten Staaten als von einer fremden Nation zu sprechen. Wir sind einer Rasse und eines Blutes. Ich muß es ablehnen, irgendeinen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer von England, von Kanada und der Vereinigten Staaten zu machen. Wir sind die Zweige einer einzigen Familie.“

<» 0

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 583

Nun ist es wohl ziemlich sicher, daß dieser zielbewußte Enthusiasmus des großen ^ealphantasten von den Amerikanern nicht ganz so warm erwidert wird. Aber die englische Regierung ist den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1896 so außerordentlich entgegen» gekommen, daß auch der nüchternste Yankee mit ihr zufrieden sein muß. Schon in dem Venezuelas»«!» von 1896 erreichte die Union alles, was sie erstrebte. Die Streitfrage wurde durch ein Schiedsgericht ausgetragen, und die Grenze zwischen Britisch-Guyana und Venezuela, wie das Schiedsgericht sie feststellte, fiel fast genau mit der Trace zusammen, die vorher eine amerikanische Kommission auf Grund geographischer und geschichtlicher Untersuchungen gezogen hatte. Dann gab Lord Salisbury den Elayton-Bulwerschen Vertrag von 1856 preis. In diesem Vertrage war bestimmt worden, daß der künftige mittelamerikanische Kanal neutral sein und daß seine Neutralität von Amerika und England garantiert werden sollte. In dem Bay»Pauncefote»Vertrag aber verzichtete England rundweg auf die Rechte, die das Abkommen von 1856 ihm gewährte, und der Panamakanal wurde eine rein nationale Angelegenheit der Amerikaner. Auch die britische Flottenpolitik brachte die Wendung in den anglo»amerikanischen Beziehungen deutlich zum Ausdruck. Im Gebiet des Karibischen Meeres wurde die Flottenstation auf Santa Lucia aufgegeben und die Neglerungswerft auf Jamaika geschlossen. England zog, wie Dr. Hans Plehn sagt — in dessen gediegenem und leicht verständlichem Vuch »Nach dem englisch-japanischen Bündnis" (Carl Curtius, Berlin) Sie diese Darstellung kontrollieren können —, die Symbole seiner Macht aus seinem westindischen Besitze zurück. Auch hinsichtlich der vorhandenen kolonialpolitischen und fischerei» rechtlichen Streitfragen finden fortdauernd Verhandlungen statt, in denen England die nachgiebigste Haltung beobachtet. *)

Mit der zweiten, der fiebrig emporstrebenden Macht des Stillen Ozeans hat England ein formelles Bündnis geschlossen, und unser kostspieliges Plätzchen an der Sonne in Kiautschou hat nun die Schattenseite, daß es nur von dem guten Willen der beiden Verbündeten abhängt, ob es uns bleiben soll oder nicht. Das englisch»japanische Bündnis widerspricht dem englischen Nassegefühl und wird in England niemals volkstümlich werden; es hat in Australien arg verstimmt, es hat in Indien dem Ansehen Englands geschadet, und sicher ist es kein Denkmal, dauernder denn Erz, das sich die insulare Diplomatie errichtet hat. Aber nicht alle Bündnisse entspringen den tiefsten Bedürfnissen der Nation; es gibt auch solche, die lediglich taktisch»tacticalen Wert haben und dem auch noch einer konkreten Situation gelten. Auch den Dreibund hat Bismarck lediglich als eine »strategische Stellung" charakterisiert, welche „angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratfam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war". Unsere Diplomatie beherzigt von allen Weisheitssprüchen Bismarcks einzig den Greisenrat quiescere in loco, der doch nur dem politischen Spieltrieb einer gewissen Periode galt; da sie nicht schöpferisch zu Wirten vermag, galvanisiert sie von Zeit zu Zeit die Leiche des Dreibundes, aber dies Bemühen ändert nichts daran, daß er tot ist.

Doch weiter. England hat mit Frankreich eine Entente geschlossen, in der der Nepublik Marokko überlassen wurde. Es ist ein Wechsel auf die Zukunft. Damit aber die Gegenwart nicht zu kurz komme, teilen sich England und Frankreich inzwischen nach den beliebten Arlischocken-Wodrus in das Königreich Slam. Portugal ist schon seit lange nur eine politische Dependence Englands, Spanien ist dem Britenreiche eng verbunden und läßt sich von ihm seinen Mittelmeerbesitz garantieren und seine Flotte restaurieren. Italien ist durch seine Küstenausdehnung und seine unzureichende Flotte auf ein gutes Verhältnis zu England angewiesen. In der Türkei fällt Englands Wort heute gewichtiger in die Waagschale als das des deutschen Botschafters, da der Sultan eingesehen hat, daß Deutschlands Freundschaft kostspielig, aber nicht einträglich ist. Vesterreich bedarf, seit die Mürtzsteger Seifenblase zerplatzt und der lange latente Antagonismus zwischen Rußland und der Donaumonarchie *) Ich muß meine Ausführungen dem Naum anpassen, der mir im „Morgen" zur Verfügung steht. VI« Vliese werden später in Buchform erscheinen, und dann werde ich versuchen, die Slizze zum Vilde zu gestalten. <I. lö.

584 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

auf dem Balkan wieder deutlich in die Erscheinung getreten ist, der Unterstützung Englands, und Griechenland hofft auf das Britenreich, solange das englische Balkan-Komitee unentwegt über die türkischen »atrocities« eifert.

Mit Rußland ist ein Vertrag geschlossen worden, den vor wenigen Jahren noch kein Politiker für denkbar gehalten hätte, und vermutlich wird König Eduard, genannt der peace-maker, demnächst den Zaren besuchen, um ihn einer sanften, wohlthuenden Knetung zu unterwerfen. Die deutschfeindliche Stimmung, die jetzt in Rußland stärker als seit Jahren grassiert, läßt den Augenblick für eine solche M2552Be als love als höchst günstig erscheinen. So ist Englands Bilanz beschaffen. Die Uebermacht dieses "Reiches muß uns bedrohlich dünken, und gewiß haben wir nach dem Grundsatz *similia similibus* dem System ein System entgegengestellt. Lassen Sie uns zunächst unser Verhältnis zu Frankreich betrachten. Wilhelm der Zweite, der in den ersten Tagen seiner Regierung das von Selbstgefühl strotzende Wort sprach: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich allein fertig!“, glaubte auch mit Frankreich allein fertig zu werden. Er wollte Frankreich versöhnen, wie er ja auch die „rote Notte“, die »frechen Sarmaten“ und endlich das »beleidigte Albion“ versöhnen wollte. Wie unsere innere Politik sich seit Jahren darin erschöpft, übereilte Gesetze zu schaffen, die nach kurzer Zeit widerrufen werden müssen, so daß Bebel unsere Legislative mit vollem Recht als Kesselflickerei charakterisieren durfte, so war unsere auswärtige Politik ein beständiger Widerruf, bis mit der Affäre Tower-Bill die Periode der unverhüllten Demütigung begann. Frankreich gegenüber legten wir jahrelang eine der bluffende, im Namen unserer ziellos experimentierenden Gesamtpolitik fast stilwidrig wirkende Konsequenz an den Tag. Der Kaiser erklärte Georges Ohnet für einen hervorragenden Schriftsteller und erregte durch diese allzu gnädige Einschätzung in Frankreich ein allgemeines Schütteln des Kopfes, er sandte Depeschen, führte Begegnungen mit Staatsmännern, Notabeln, Kadetten und Mimen herbei, beteiligte sich an Wohltätigkeitsaktionen, und endlich bot sich auch eine Gelegenheit zu dem, was die Herren Fischbeck, Kopsch und Wiemer positive Politik nennen. Wir fielen nach dem chinesisch-japanischen Kriege dem stegreichen Japan in den Arm und entrissen ihm, gemeinsam mit Rußland und Frankreich, die ersehnte Beute. Mit dieser Handlung, die kein nationales Interesse uns gebot, zogen wir uns den Haß der Gelben zu — der Kaiser hielt es außerdem für staatsklug, Europa mit Wort und Bild gegen die fremde Rasse aufzurufen — und trieben sie den Engländern in die Arme. Uns selbst brachte dieser ephemere Dreibund nichts. Immerhin, wir flirteten mit Marianne, und das war mehr, als Bismarck je von sich rühmen konnte. Aber — *la donna e mobile* — eines Tages schloß Frankreich mit England die Entente vom 8. April 1904, durch welche Marokko den Franzosen überwiesen wurde. Der Kanzler erhob keinen Einspruch, er wartete einen Augenblick ab, der ihm zur Aktion geeignet schien, und als Rußland durch den unglücklichen Verlauf des asiatischen Krieges in Europa allzusehr geschwächt worden war, begann er die Kampagne gegen Frankreich. Der Kaiser begab sich nach Tanger, und hier garantierte er dem Sultan in feierlichen Worten seine Unabhängigkeit und die Integrität seines Landes und ersuchte den greisen Abb el Malek, den Reffen in Fez zu äußerster Vorsicht bei der Durchführung der geplanten Reformen zu mahnen. Jedes Wort dieser Rede richtete sich gegen den Vertrag vom 8. April 1904. Wer Deutschland noch so sah, wie es zu Zeiten Wilhelms des Ersten gewesen war, der mußte erwarten, daß wir das Schwert ziehen würden, wenn irgend jemand den Versuch wagte, die papernen Bestimmungen des Marokko-Abkommens in die Wirklichkeit zu übertragen. Indessen, so war's nicht gemeint, und wenn man einen diplomatischen Rückzug verschleiern will, dann beruft man eine Konferenz. Auf einer solchen wird soviel geredet, daß das Publikum sich nach wenigen Tagen nicht mehr auskennt und sich nach wenigen Wochen die Ohren zuhält. Folglich mußte die Konferenz mit Güte und Gewalt erzwungen werden. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung polterte im preußischen Korporalston, Fürst Bülow aber sprach am 25. Juni 1905 zum französischen Botschafter Bihourd die Worte, die beglaubigt sind und doch unglaublich scheinen: »Der Deutsche Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen,

doch die Zukunft gehört dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muh proklamiert und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht." (I.e prince a appuys sur ce point, fügt der Diplomat hinzu.) Nach dieser Anweisung hat denn auch Frankreich gehandelt, es hat durch das teils unvorsichtige, teils rüpelhafte Betragen seiner Agenten dafür gesorgt, daß Zwischenfälle entstehen mußten, und daß der Versuch der internationalen Organisation mißlang. Nun konnte die Republik, der der deutsche Reichszkanzler ihre Taktik vorgezeichnet hatte, die Rolle übernehmen, die sie sich wünschte. Und es entsteht die Frage: Ist die Unabhängigkeit des Sultans, die Integrität des Scherifats gewahrt worden? hat der Kaiser, der sich dem Sultan verpflichtet hatte, ihn im Stich gelassen oder nicht? Abd ul Asis ist heute eine Marionette in Clemenceaus Hand, und die wichtigsten Plätze der marokkanischen Küste sind von französischen Truppen besetzt. Die Ermordung französischer Untertanen entband uns von unserem Versprechen? Ja freilich, dieser Mauchamps starb Herrn Clemenceau sehr gelegen. Wer geheiligte Sitten eines fremden Landes mit Füßen tritt, weckt natürlich die Volkswut, und so wurde die brutale Komödie von Casablanca möglich.

Es gab die verschiedensten Methoden, die Marokkoangelegenheit zu behandeln. Wir konnten den Vertrag akzeptieren und Frankreich herzlich beglückwünschen. Mit der regervälic» mental», der unruhige Nachbar werde nun durch eine Jahre, ja vielleicht Jahrzehnte währende Pazifikation kriegerischer Stämme beschäftigt und von dem Loch in den Vogesen abgelenkt sein. Wir konnten ferner nach Delcasses Sturz den Versuch machen, uns gütlich mit Frankreich auseinanderzusetzen, Kompensationen zu erhalten oder vielleicht auch zu einer genehmen Vereinbarung zu gelangen. Beide Wege lagen in der Richtung der bisherigen Politik. Wir konnten endlich ans Schwert schlagen und das Wort Wilhelms des Zweiten über den Rhein rufen, daß fortan keine große Entscheidung auf dem Erdball ohne das Placet des Deutschen Kaisers fallen dürfe, dann aber mußten wir das Schwert auch ziehen. Wir haben das einzige getan, was wir nicht tun durften: wir haben bramarbasiert und sind dann zurückgewichen. Olmütz, dessen Name zum Symbol der Schwäche und Schande geworden ist, war nicht halb so schlimm wie Algéciras, weil damals der Kriegsminister erklärte, daß die Armee nicht bereit sei. Im Jahre 1905 aber verfügten wir über ein Kriegs» Heer, das, wie uns unzählige Male versichert wurde, jeder Anforderung gewachsen ist. Wir verstaute die Stimmung gegen uns, die wir jahrelang so sorglich gepflegt hatten, und erreichten nichts als eine Minderung unseres internationalen Ansehens. Ist eine solche Politik eine Friedenspolitik, für die wir den Lenkern unseres Staates Dank schulden? Ich glaube, Kaiserliche Hoheit, Sie sagen nein.

Run sind wir dabei, die Franzosen wieder zu versöhnen. Es besuchen uns Studenten, Künstler, Theaterdirektoren, und sie werden bei Hofe und im Hotel Adlon mit jener spezifisch berlinischen Gastfreundschaft gefeiert, für die das ahnende Volksgemüt das pittoreske Wort Klimbim gefunden hat. Der Kaiser hat zwei französische Kunstgrößen mit den Alpen verglichen, sie verglichen ihn zum Dank mit dem Himalaya. (Kennen Sie die possierliche Szene in Goethes »Wahrheit und Dichtung", wo Thorane und der frankfurter Bürger sich in Höflichkeiten übertrumpfen?) Er hat dem Schokoladenfabrikanten Menier Süßigkeiten gefügt, getreu der Monarchenregel, mit einem jeden »mutier" zu sprechen. Er hat sogar — von der französischen Wagner»Exzelsior weiß er vermutlich nichts — die »Hugenotten" einstudiert, eine Oper, deren frivol»gräßliches Sujet in jedem denkenden Franzosen die angenehmsten Erinnerungen wachrufen muß. Nebenbei gesagt, ist es durchaus irrtümlich, die »Hugenotten" als eine Schöpfung des französischen Genies anzusprechen, zanslick schreibt darüber folgendes: »Freilich tragen sie notwendig von Haus aus die Physiognomie und den Zuschnitt der französischen Großen Oper; dennoch läßt die Musik nur in wenigen, meist untergeordneten Momenten den Deutschen verkennen. Ich kann mir kaum denken, daß ein anderer als ein deutscher Komponist Stücke, wie die Waffenweihe, das Sextett, den Spottchor, Valentins Duette mit Raoul und Marcell, hätte schreiben können, von der Unzahl

586 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

kleinerer geistvoller Lüg« und wunderbar stimmungsvoller Nitornelle zu schweigen, in die nur ein Deutscher sich mit solcher Liebe vertiefen konnte."

Aus alledem erhellt jedenfalls das eine: Die «Republik wird, wie einst Kardinal Ledochowsti, „g?beten, zu vergessen'.

Nußland, unserem östlichen Nachbar, haben wir während des russisch-japanischen Krieges eine so „vollkommen loyale Neutralität" gezeigt, daß der Kaiser, ohne sich allzu weit von der offiziellen Wirklichkeit zu entfernen, dem Zaren depeschieren konnte, Nußlands Freude sei unsere Freude, Nußlands Trauer unsere Trauer. Mit diesem emphatischen Ausruf kontrastierte allerdings die Haltung der deutschen Presse sehr scharf. Sie hat die russische Autokratie mit einer Erbitterung kritisiert, die ihrem Herzen mehr Ehre machte als ihrem Verstande, und sie hat sich zum mindesten hinsichtlich des Tempos der russischen Detom» Position sehr erheblich getäuscht. Die Negierung aber, die sich Gott sei Dank nicht von der Katastrophentheorie eines Nadtikalismus umnebeln ließ, der den Mangel an politischem Weitblick durch Gesinnungstüchligkeit ersetzte, hat auch auf anderen Gebieten, zumal in der Handhabung der Ausweisungen und der Bekämpfung der destruktiven Tendenzen das be» flissenste Entgegenkommen bewiesen. Nur eins haben wir nicht erreicht: freundlichen Widerhall. Gerade in den letzten Wochen hat die russische Presse aller Schattierungen — die offiziöse immer weit voran — eine Sprache geführt, die uns darüber aufklären konnte, wie gering die Sympathien sind, die wir im Zarenreich genießen. Wir haben von einer rufstischen Demokratie vielleicht noch weniger zu erwarten als von der russischen Autokratie. Und in demselben Augenblick, in dem wir uns durch die Entelgnungsvorlage und den Sprachenparagraphen vor allen Kulturvölkern Europas kompromittierten und den haß des Slaventums schürten, beschloß die Duma, in den Kreisen Eholm und Vjelist aus russischen Mitteln polnische Schulen und polnische Lehrerseminare zu errichten. (G. Prosorosf, dessen Artikel im «Tag" Aufmerksamkeit verdienen, hat kürzlich auf diesen »avis aux ?>u53ien5" hingewiesen.)

Wie weit wir auf Italiens Bundestreue rechnen dürfen, das hat die Konferenz zu Algeclras zur Genüge dargetan. Italien ist durch die Voltsstimmung und durch Wirtschaft» liche Bedürfnisse auf gute Beziehungen zu Frankreich angewiesen, und in einem parlamentarisch regierten Staate füllt das Imponderabile der Voltsstimmung sehr viel schwerer ins Gewicht als bei uns, wo jede Aeuerung der öffentlichen Meinung an den maßgebenden Stellen einen instinktiven Widerstand auslöst, und wo die leitenden Männer geradezu mißtrauisch werden, wenn ihre Ansichten und Absichten ausnahmsweise einmal die Nesonanz der nationalen Zustimmung finden. Eine italienische Negierung, die sich gegen Frankreich wenden wollte, würde bald hinweggefegt werden. Außerdem aber ist Italic», wie ich schon hervorhob, im Hinblick auf seine geographische Beschaffenheit und seine unzureichende Flotte auf das Wohl» wollen Englands angewiesen, und jede Annäherung an England bedeutet mittelbar auch eine Annäherung an Frankreich und damit eine Abwendung von Deutschland. Es kommt hinzu, daß das Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien geradezu tomisch wirft, wenn die beiden Staaten unter dem Gesichtspunkte des Bündnisses betrachtet werden. Auf der einen Seite täppische Wißgriffe, auf der anderen nervöse Nelzbartelt, hier wie dort periodisches Ausflackern nationaler Leidenschaft, auf beiden Seiten eifrige Nüftungen, gegenseitiges Ignorieren der herrschenden Dynastien, so etwa sah das Verhältnis der beiden befreundeten und verbündeten Mächte in den letzten Jahren aus. Aehrenthal und Tittont haben aller» dings versucht, Wandel zu schaffen, und die Beziehungen zwischen den beiden Staaten schienen eine Zeitlang die allerherzlichsten; seit aber Baron Aehrenthal für den Balkan eine aktive Politik proklamiert hat, ist eine Abkühlung dieser hohen Temperatur unverkennbar. Die BaltanInteressen Oeslerrelchs und Italiens divergieren eben so stark, daß hier alle diplomatischen Salben versagen.

Was Oesterreich betrifft, so wird der Wert unseres Bündnisses mit diesem Staat« durch drei Erwägungen sehr beeinträchtigt. Erstens ist die Schlagfertlgelt und Lelstungs» fähigkeit des österreichisch»ungarischen Heeres durch die magyarschen Unabhänggleits.

°" Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 58?

bestrebungen bereits erheblich vermindert worden. Bei der tiefen und dauernden Verstimmung, die nun einmal in Ungarn gegen uns herrscht, bildet die noch immer unerschütterte Macht der chauvinistischen ungarischen Koalitionsparteien für den Dreibund geradezu eine Bedrohung und eine Entwertung. Zweitens müssen wir mit der Abneigung der Tschechen und der Polen rechnen, und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß eine deutsch-freundliche auswärtige Politik in Oesterreich»Ungarn nirgends einen Nückhalt findet. Nicht einmal durchweg in der deutschen Bevölkerung, die von dem Klerus gegen das „protestantische“ Deutsche Reich verhetzt und oft genug durch die wüste Narretei des Schönerer-Nummelö in ihrem berechtigten schwarzgelben Spektalpatriotismus gekränkt worden ist. Endlich hat sich eben die politische Konstellation geändert. Das Bündnis mit Deutschland war so lange für Oesterreich von höchstem Wert, als es sich von Rußland bedroht glauben konnte. Da das russische Reich für mindestens ein Jahrzehnt paralysiert scheint — es fragt sich freilich sehr, ob dieser Schein nicht trügt! — ist auch unsere Freundschaft in Wien im Kurse gesunken. Dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Uneigennützigkeit dieser Freundschaft dort stets angezweifelt worden ist, weil das Gespenst der alldeutschen Expansion nach wie vor in der Tzofburg spult. Zudem naht, wie es scheint, auf dem Balkan die Stunde der Liquidation; über das Eintreffen dieses Termines kann man sich zwar sehr täuschen, jedenfalls aber ist Oesterreich heute mehr denn je entschlossen, eine solche Konjunktur für sich auszubenten. Es ist ja auch nur natürlich, daß Oesterreich im Osten eine Kompensation für den Verlust der deutschen Machtstellung sucht. Da nun hier Rußland sein traditioneller Gegner ist, so besteht in Wien die Neigung, den alten Antagonismus zwischen England und Rußland zu exploitiern. Jede Annäherung an England ist aber auch hier eine Annäherung an Frankreich und daher in gewissem Sinne eine Abwendung von Deutschland.

Unser Prestige in der Türkei mutzte durch die Warolko-Affäre sehr beeinträchtigt werden. Der gesamte Islam, der bis dahin geneigt gewesen war, in dem „blonden Kaiser“ seinen Schirmherrn zu erblicken, sah nun an einem eklatanten Beispiel, daß der Kaiser vielleicht nicht willens, jedenfalls aber nicht in der Lage sei, diese Rolle zu übernehmen. In diesem psychologischen Moment setzte die englische Agitation mit Nachdruck ein, und schon heute tonnen wir uns keiner Illusion mehr darüber hingeben, daß unsere Stellung in der Türkei eine Minderung erfahren hat, die sich dem deutschen Handel und Gewerbe bald genug fühlbar machen wird.

Amerika haben wir nicht allein durch faustdicke Komplimente und übelaufgenommene Liebesgaben — wie lange kullerte die Slawe Friedrichs des Großen obdachlos umher! —, sondern auch durch die gewichtigsten wirtschaftlichen Konzessionen für uns zu gewinnen versucht. Wir haben der Union alle Vorteile gewährt», die sich die Vertragsstaaten durch mannigfache Gegenleistungen erlaufen mußten, und haben von Amerika bisher nichts erhalten als die Zusicherung, daß die deutschen Exporteure in Zukunft nicht mehr in so ungeheuerlicher Weise schikaniert wilden sollen wie bisher. Einen alten Tzosenknopf gegen eine neue Hose. Wir rechnen nun schon seit Jahren auf einen wirtschaftspolitischen Umschwung in der Union, aber dieser — von feiten der Neglerung wohl nur tattisch gemeinte — Optimismus wird sich nicht so bald bestätigen. Amerika befindet sich bei seiner schutzzöllnerischen Politik recht wohl, sie wird von den mächtigsten Schichten getragen, und das Agens einer tiefgreifenden und weitverbreiteten Verstimmung, deren der freihändlerische Gedante sich mit Erfolg bemächtigen könnte, macht sich noch nicht bemerkbar. Drüben ist kein Bismarck, kein Chamberlain, niemand, der der Nation eine fundamentale wirtschaftliche Umwälzung zu suggerieren vermöchte. Inzwischen wird durch unverzeihliche Wißgriffe, wie die Affäre Tower »Hill sie enthüllte, auch hier dafür gefolgt, daß wir unseren Feinden den Boden bereiten. Wir haben um Verzeihung gebeten, und die Abbitte gehört jetzt zu den wirksamsten Waffen unseres diplomatischen Arsenal. In einer Reichstagsrede, die der auswärtigen Politik galt, hatte Fürst Vülow geäußert, daß Deutschland sich für Pläne, die die Einigkeit der Mächte gefährdeten, nicht zu enthusiastisieren vermöge. Dieser Hinweis, der das einzige Fettsäure auf der breiten Vettelsuppe seiner Ausführungen, die einzige Oase in

I> o

einer Phrafenwüste war, mußte, wenn er überhaupt irgendwelchen Sinn haben sollte, dem Vorschlage des Sir Edward Grey gelten, der Mazedonien einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur unterstellen wollte. Aber nach wenigen Tagen erklärte der «Reichskanzler einem Interviewer, daß diese Aeüßerung sich keineswegs gegen den englischen Vorschlag wende, sondern, daß sie ganz allgemein gehalten, zu deutsch, daß sie völlig sinnlos gewesen sei. Mit diesem Harakiri wird sich Sir Edward Grey wohl begnügt haben.

Indem ich mich sehnsüchtig spähend umschaue, gewahre ich in dem öden Grau des politischen Himmels ein Rosawölkchen. Wir haben uns nun auch an Verträgen beteiligen dürfen, und das Nordsee» und Ostsee«Abkommen bezeugt, daß Deutschland noch immer mit» raten und mittaten darf. Etwa sechs Monate haben die Diplomaten gearbeitet, bis vor dem Götzen des zwtuz qua der Nullschwur zustande kam. Die einzige wirklich wichtige Frage war die, ob «Rußland die Alandsinseln befestigen dürfe oder nicht. Nein, sagt die Diplomatie, denn der 5tatu5 qua ist ja durch die neuen Verträge gesichert. Ja, sagt die Diplomatie, denn diese Verträge können in einer Frage der hoheisrechte „in keiner Weise angerufen werden“. Wie hatte doch der alte Goethe, der ja auch vom Bau war, so recht, als er reimte: „Geheimer Ehiffen Sendung beschäftige die Welt, bis endlich jede Wendung sich selbst ins Gleiche stellt!“

Fazit: keine ponderablen Erfolge. An Imponderablem nur Mißtrauen und Ver» slimmung. Eine Friedenspolitik, die den Frieden fortwährend stört und gefährdet und An» sehen und Wohlfahrt der Nation mindert. Isolierung, die durch die Dreibundtulisse unzu» reichend verhüllt wird. Das sind die Folgen des persönlichen Regiments und der doppel» töpfigen Leitung der Gefchäfte.

Und wie kontrastiert mit diesem nichtigen Ergebnis die Selbsteinschätzung der Monarchie und die byzantinische Umhude lung des Herrschers! Ueber dieses leidige Thema bitte ich, Ihnen im nächsten Briefe referieren zu dürfen.

Die Sezession. Von «Richard Muther.

I^icbermanns Reden erinnern seit einiger Zeit an die Reden des Kaisers: Man kann als ^ Herrscher den Mut der Trivialität haben. Leibl war unser größter Maler — dagegen läßt sich nichts sagen. Er hatte Phantasie — auch hiergegen läßt sich nichts einwenden, obwohl man im gewöhnlichen Leben, bei Delacroix zum Beispiel, das Wort in anderem Sinne anwendet. Unverständlich ist nur, weshalb diese Wahrheiten aufgetischt werden. Denn Leibl hat seit 20 Jahren seinen fest markierten Platz in der Kunstgeschichte. Die Literatur über ihn, auch das Buch von Mayr, das zum Verkaufe ausliegt, ist jedem Ge» bildetenj, bekannt. Was man gern gehört hätte, wäre lediglich gewesen, welche Gesicht?» punkte die Sezession bei ihrer Leibl-Ausstellung befolgte. Und diese Gesichtspunkte waren, wie mir scheint, nicht klar. Denn erstens ist die Ausstellung schlecht. Sie erhebt sich nicht über das Niveau dessen, was ein mäßig begabter Kunsthändler gemacht haben könnte. Partikelchen, wundervolle Partikelchen aus Leibls grandlosem Lebenswerk hat man, wie der Zufall sie herbeiführte, aneinander gereiht, ohne irgendwie zu erstreben, daß sich die Frag» mentHzlHeinem klar geformten Bild der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters zusammen» fügten. Jeder tüchtige, wissenschaftlich ^geschulte Museumsbeamte hätte die Aufgabe weit besser angepackt. ^ Zweitens. ^Menzel wurde bekanntlich wütend, wenn die Jungen ihn für sich reklamierten. Das hatte äußerliche Gründe. Er sah es bei seiner offiziellen Stellung nicht gern, daß fein Name mit fcheinbar revolutionären Bestrebungen vermengt wurde. Im übrigen bestand eine Aehnlichkeit zwischen manchen seiner Bilder und solchen, die von

«Richard Muther: Die Sezession 589

einzelnen Sezessionisten vor 1908) gemalt wurden. Aber Leibl und die Berliner Sezession im Jahre des tzells 1908 — das ist eine Zusammenstellung, die jeder Vernünftige als unerträglich empfindet. Leibl würde, wenn er das Zeitliche noch nicht gesegnet hätte, den Herren geantwortet haben, daß er unter „dös G'lump- nicht möchte. Und die Sezession hat, ohne es zu wollen, wie mit Röntgenstrahlen das Innere ihres hohlen, aufgeblähten Körpers durchleuchtet.

Daß die Rolle der Sezessionen ausgespielt ist, war ja schon lange bekannt. Sie haben ihren Mitgliedern günstigere Ausstellungsmöglichkeiten verschafft. (Journalistisch ist es cm° genehmer, über kleine Ausstellungen zu schreiben als über große.) Aber die Zahl der Persönlichkeiten konnte selbstverständlich nicht wachsen. Ob solche auftreten, ist eine Gunst des Schicksals, die mit Parteigruppierungen gar nichts zu tun hat. Man tan» in einem modernen Nock ebenso talentlos wie in einem altmodischen sein. Das wurde das Verhängnis der Sezessionen. Sie mußten beim Publikum den Anschein zu erwecken suchen, als ob nur bei ihnen Fortschritt, pulsierendes Leben, bei den alten Genossenschaften Stillstand, das ewig Gestrige herrsche. Und da ihre meisten Mitglieder nach Maßgabe ihres Talentes ruhig bei den alten Genossenschaften hätten bleiben tonnen, verfuchten sie den Mangel an wirtlichen, Talent durch andere Mittel zu verdecken. Gs begann ein nervöfes Suchen nach dem fcheln» bar Originellen. Durch die schnellfingrige Aufschlachtung fremder, den deutschen Ausstellungs» besuchen noch nicht geläufiger Vorbilder suchte man über die eigene Armut hinwegzutäuschen. Auf Walter Firle, den gewiß sehr unschuldigen, machte der Schwabenmajer einmal in der Münchener Allotria den Vers: »Gibt's wo ein neues Manierle, gleich hat's am Schnürte Herr Firle.« Und den Nuhm, dieses Prinzip bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt zu haben, tann, mehr als jede andere Sezeffion, die Berliner beanfruchen.

2s zeigt sich hier deutlich, daß die Kunst in Berlin doch auf wesentlich anderem Boden als in Wien und München steht. Port wird wenig verlaufft. Doch wer ein Bild kauft, tauft es aus keinem anderen Grunde, als weil es ihm Freude macht. Berlin, die jüngste der modernen Großstädte, ist ein Kunstkonsument ganz eigener Art. Man findet die raffiniertesten Bilder oft bei Leuten, die sie, weun sie ihrem natürlichen Geschmack gefolgt wären, niemals gekauft haben würden. Eine gewisse Parvenugestnnung spricht sich darin aus. Denn der kultivierte Sammler tauft, wenn er etwas Gutes, das ihm gefällt, preiswert erwerben tann. Der Parvenü läuft, wenn ihm ein Modetunsthändler einen Namen als den ciernier cri der Modernität serviert. Je höher der Preis ist, desto besser. Die Ameritaner, die uns in allem vorausgehen, pflegen fchon jetzt ihre Bilder als 10NON Dollar» Bilder usw. zu bezeichnen.

Daß wir wegen dieser lächerlichen Preise, die wir für französische Ladenhüter ausgeben, wenn sie aus der rue Laffltte in die Vittoriastraße gekommen sind, von den Franzosen be» spöttelt werden, die als altes Kulturvoll für das Gemachte unseres Näcenatentums ein sehr feines Gefühl haben, lieh» sich noch ertragen. Schlimm aber, ungeheuer betrübend ist die Tatfache, baß unter dem verheerenden Einfluß dieser Kunsthändlermanlpulationen eine ganze deutsche Künstlergeneration von Grund aus ruiniert wurde. Denn täuschen wir uns nicht: Wir sind ja den Franzosen schon seit einem halben Jahrhundert tributpflichtig, „Si vous Nnuve? un bon peintre aüemanll, vnuz pouvex le complimenler en Iranpus,« tonnte Gdmond

About schon gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1855 schreiben. Aber damals lagen die Verhältnisse anders. Unsere Künstler gingen nach Paris, um sich dort ein sattes festes Können zu holen, Ihre Bilder, obwohl sie als Kunstwerke wenig bedeuteten, bauten sich auf der Grundlage eines soliden tüchtigen Handwerkes auf. Und diese handwerkliche Grundlage hat die französische Malerei noch jetzt nicht verloren. Das Wort »Kunst kommt von Können« steht noch immer in Ehren. Man stürzt sich nicht kopfüber aus einer Richtung in die andere. Die Neuerer sind in der Minderzahl neben denen, die das Erbe der Vergangenheit wie ein heiliges Vermächtnis hüten. Anders liegt es in Deutschland. Wir setzen unsere Ehre darein, römischer als der Papst, pariserischer als die Independants zu sein. Die Ausländer, die den jungen Berliner Künstlern vorgeführt werden, sind die bewußten clerniers c>5: Cezanne, van Gogh, Gauguin, Maillol. Und ist das, um den Titel eines Dürerschen Buches zu zitieren, eine geeignete „Speise für Malerknaben"? In Wien ist zurzeit eine Waldmüller-Epidemie ausgebrochen. Man sieht in den Frühlingsausstellungen Dutzende von Bildnissen, die wie falsche Waldmüller aussehen. In Gottes Namen, ein solches Biedermeier ist blöd. Doch wer einen Waldmüller gut reproduzieren will, muß immerhin etwas tonnen. Auch redet er eine Sprache, wie sie jungen Anfängern frommt. Denn es ist nun einmal so — Goethe hat in der Farbelehre von den verhängnisvollen Irrtümern, zu denen das „Ueberspringen notwendiger Bildungsstufen" führt, sehr lehrsam gesprochen —: alles Werden ist organisch, und ein Ende ist kein Anfang. Tizians Dornentrönung und Neinbrandts verlorener Sohn sind Werte von Meistern, die in jahrzehntelangem Ningen mit der Natur ihre Kräfte stählten. Eorot hat mit peinlichstem Naturstudium begonnen und konnte sich erst am Schlüsse seines Lebens seine freie improvisierende Art gestatten. Die Berliner Malerknaben stülpen die Naturgesetze um. Sie setzen an dem Punkt ein, wo bei organischer Entwicklung Große aufhören. Mehr noch. Die Meister, die sie imitieren, sind (abgesehen von Maillol, der überhaupt nichts bedeutet) pathologische Einzelfälle. Es handelt sich um einen Stil, den man hinnimmt, weniger weil er tadellos wäre, als weil dahinter merkwürdige sehr komplizierte Persönlichkeiten stehen, denen das Schicksal nicht erlaubt hatte, ihr vulkanisches Temperament anders zu entladen. Muß ein so wahnwitziges Beginnen, Künstler nachzuahmen, die nicht als Ouvriers, nur als Menschen bedeutend sind, sich nicht rächen? In meiner „Geschichte der modernen Malerei" schrieb ich über das beginnende 19. Jahrhundert, über die Zeit von Carstens und Cornelius die Worte: „Alles war verloten gegangen, die Ueberlieferung, die Geschicklichkeit. Die neue Zeit hatte vollständig wibula rasa gemacht." An dem nämlichen Punkt steht die Berliner Kunst jetzt wieder. Wilhelm Diez, der vor einem Menschenalter als der beste Maler von München galt, ist ja jetzt vieux jeu. Doch vermöchte ein einziger dieser Cezanne- und van Gogh-Imitatoren auch nur einen Stiefel so zu malen, wie man es tonnen mußte, um Eingang in die Diez-Schule zu finden? Liebermann hat die englische Kunst greisenhaft genannt. Nun, die der Berliner Sezession ist schlimmer. Sie ist das schlimmste, was es gibt: maiÄsrnuz juvenilis. Denn nur junge Leute mit mangelhaft funktionierendem Gehirn tonnen sich der Anschauung hingeben, daß man — absolut normal und gänzlich uninteressant — als genial erscheint, wenn man in recht billiger Weise die Aeüßerlichkeiten eines Stils abguckt, den ein paar abnorme Ausnahmemenschen unter dem Druck einer schicksalsschweren Notwendigkeit sich zu ihrem Privatgebrauch bildeten.

>. C

Richard Muther: Die Sezession 591

Oder handelt es sich statt um mangelhaftes Denken um Pfiffigkeit? Spielt das Som» bartsche Thema von der Veklamе auch hier eine Rolle? Unsere Jungen haben für die Anetdotcnmalcrei der Plloty»Zelt ein verächtliches Achselzucken. Spettatelbilder, wie die unterbrochene Trauung von Weiser und die Lebensmüden von Neide, wären heute unmög» lich. Aber ist die Gesinnung, aus der heraus diese Bilder gemalt wurden, nicht noch jetzt die gleiche? Wie erklären sich die vielen weiblichen und besonders männlichen Akte, die den acc<»ni ai^u auf die Geschlechtsteile legen? Wie erklären sich die lärmenden, ebenso auffälligen wie unmöglichen Farben? Wie erklären sich all die Schmielskizzen, die auf hundert Meter dcu Betrachter anrempeln; wie all die Landschaften, die man mit umgedrehtem Opernglas betrachten müßte, um ihren Sinn zu verstehen? Man faselt da von dekorativer Wirkung. Die Bilder sollen raumschmückend auch auf größere Entfernung fein. Aber sind unsere Zimmer etwa Markthallen? Wirken die Bilder in den großen Sälen des Louvre nicht dekorativ, obwohl sie durchaus nicht geschmiert sind? Nein, die Impotenz, ein fertiges Kunstwerk im Sinne 'der alten Meister auf die Beine zu stellen, verbindet sich mit dem, was Hermann Bahr neulich in die Worte faßte, heute müsse jedes Bild auch sein eigenes Plakat sein. Ein riesiger Bluff ist alles. Auffallen wollen, darauf geht alles hinaus. Und wenn Liebermann (Gott wie geistvoll!) in feiner Kaiserrede sagt, die Aehnlichkeit zwischen Leibl und den Sezessionisten liege darin, daß er statt Götter und Helden nur einfache Menschen malle, so verschweigt er andererseits, daß eine Kluft groß wie die Welt besteht zwischen dem ehrlichen Naturstudium, dem künstlerischen Ernst, der noblen Gesinnung des Meisters und dem verlogenen, unsolid gemalten, marktschreierisch aufgetakelten Zeug, das sich ringsum breit macht.

Selbstverständlich beziehen sich diese Worte nicht auf alles. Man findet, wie in jeder Ausstellung, auch in der Sezession eine Anzahl tüchtiger, sehr respektabler Arbeiten, auf die ich vielleicht in einem zweiten Artikel eingehe. Aber in der Hauptsache darf sogar ein Kritiker, der wie ich an dem Emporkommen der sogenannten modernen Kunst sehr aktiv beteiligt ist, heule nicht mehr verschweigen, daß Bestrebungen, die hochsliegend begannen, in recht niederen Aegionen ausliefen. Die Berliner Sezession hat in Berlin XV gesiegt. Aus der ecc!e5>2 müilans ist die ecclesia isnimplianz geworden. Nun ,',clgt sich ihre Seele. Sie ist jetzt ein kaufmännischer Klub geworden, eine Art A. E. G. auf tüüstlerisches Gebiet übertragen. Die finanzielle Geschicklichkeit, mit der sie geleitet wird, imponiert weit mehr als der artistische Wert ihrer Darbietungen. Und wenn ein Oraanismus in dieses Stadium der satten Behäbigkeit eintritt, ist immer der Moment gekommen, wo der Verfall beginnt. Der künstlerische Nachwuchs ist ja heute nicht stark. Der Wenschengiist pflegt seine Kraft immer dahin zu werfen, wo er für ihre Betätigung instinktiv die größten Chancen zu finden glaubt. Bon den vielen, vielen Dingen, die den modernen Menschen in Spannung halten, ist nun die Kunst sicher dasjenige, was ihm am wenigsten nahe geht. Ungeheure Umwälzungen haben sich vollzogen auf allen Gebieten des geistigen, sozialen und industriellen Lebens. Niestg sind die Errungenschaften, noch größer die Probleme, die der Lösung harren. Inmitten dieses Weltbildes wirkt die Kunst fast wie müßige Spielcrei. Ob eine Leinwand mehr oder weniger geschmackvoll mit Farbe bedeckt ist, ja, ob überhaupt noch Leute da sind, die diesem amüsanten Melier sich widmen, ist neben den großen Schicksalsfragen unserer

<-

0 I, II

Zelt nur von sehr geringem Belang. Solche Gedanken rumoren selbstverständlich auch in den Köpfen derer, die als Jünglinge vor der Frage der Berufswahl stehen. Beim 16. Jahrhundert, als die Möglichkeit zu einem Kunstschaffen größten Stils gegeben war, hat man wirklich die Empfindung, es hätten die Besten sich auf die Kunst geworfen, tzeute tun das die Besten nicht. Groß angelegten Menschen bedeutet der Künstlerberuf keine verlockende Tätigkeit. Denn sie können auf anderen Gebieten weit erfolgreicher ihre Kraft in imposante Leistungen umsetzen. Doch immerhin. Junge Leute, die eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft bieten, gibt es auch heute noch. Nnd deren Schaffen muß dann eine große Neattion auf die sezessionistischen Verirrungen werden. Es ist ganz gut, daß die Sezession durch ihr tyrannisches Vorgehen selbst den Verfall beschleunigt. Es ist ganz gut, daß sie natürlichen, aufrichtigen Talenten den Eingang wehrt; ganz gut, daß der Generalstab der Klique mehr und mehr selbst diejenigen unter seinen Mitgliedern zur Seite schiebt, die sich auf das Bluffen nicht einlassen. Denn nur jenseits des Kurfürstendamms kann eine neue Kunst erblühen, für die Leibl kein taufmännisches Aushängeschild, sondern — ich brauche trotz Liebermann das Wort — ein Vorbild ist.

Die Kritik aber wird, wenn die ersten Symptome dieser neuen Bewegung sich zeigen, pünktlich zur Stelle sein. Auch wir haben Fehler gemacht, haben unseren Beruf zu lauen genommen. Nachdem bis vor kurzem das Neue und Selbständige einen schweren Stand gegenüber der landläufigen Mittelmäßigkeit gehabt hatte, wurde in den Jahren der Kunst«erzählung die Parole ausgegeben, daß der Kritiker nur der Agent des Künstlers beim Publikum zu sein habe, daß er keine andere Aufgabe hätte, als die Gedanken der Kunstwerte in Worten zu umschreiben und sie durch diesen Kommentar der Menge verständlich zu machen. Mir sagten lieber, sogar zu falsch Originellem ja, als daß wir eine Bewegung hätten hemmen mögen, von der noch nicht feststand, ob sie zu guten oder zu schlechten Zielen führe. Nunmehr läßt sich die Situation klar überschauen. Da werden wir uns wieder unserer eigentlichen Mission erinnern. Die Agenten müssen wieder zu Führern werden. Denn in unserer Hand liegt das Schicksal der deutschen Kunst. Wir sind die Dirigenten der kleinen Kasperletheater, die sich Ausstellungen nennen. Wir kündigen dem Publikum die Namen der Akteure an. Mit leisem Fingerspiel lassen wir unsere Marionetten groß in die Höhe schnellen, um sie im nächsten Augenblick platt zusammenzudrücken. Mit lächelnder Miene setzen wir ihnen einen Lorbeerkranz auf, um im nächsten Moment den Lorbeer«bekränzten Kopf unter die Guillotine zu legen. Und es ist kein boshafte Spiel. Der Sinn der Handlung ist vorgeschrieben. Dem Kritiker liegt es ob, darüber zu wachen, daß die Entwicklung sich in den Bahnen bewegt, die er aus seiner Erfahrung, aus seinem Studium der Vergangenheit heraus für die richtigen halten muß. Ist der Kurs verloren gegangen, hat er die Richtung wieder herzustellen. Ist der Wagen von den Künstlern in den Schmutz gefahren, muß er ihn mit starker Hand herausziehen. Sind Hindernisse im Gelände wegzuräumen, muß er es freimachen. So haben Leute wie Austin und Zola ihre Aufgabe angefaßt. Die Kritik kann Berge versetzen, sagte Brandes.

O Georg tzirschfeld: Frühlingsnacht 593

C> «>

<?

Frühlingsnacht.

Von Georg tzirschfeld. <««!«,,,

Andreas hatte eine Droschke bestiegen und fuhr seiner Wohnung zu. Es war noch früh. Draußen entfaltete sich das Leben des Fleißes, des Ernstes, der Wahrheit. Er hatte sich weit verloren, Begriff er noch den wüsten Traum, der hinter ihm lag? Wie war es denn möglich gewesen, daß der „Andere“ in ihm, das Ich der Nacht, den wahren Andreas, das Ich des Tages, verführt hatte? Möglich! Möglich war es eben — Tag und Nacht! Klarheit und Spul! Jetzt hieß es vergessen! Ans Werk gehen! Aber jetzt kam es wieder in ihm auf. was tückisch wie ein Raubtier im Dunkeln gewartet hatte! Jetzt sprang es ihn an! Sein Wert: Was mochte aus ihm geworden sein? In der Stunde der Vollendung im Stich ge° lassen? Einem alten, schlaftrunkenen Diener anvertraut, der die Bedeutung des Augen» blickes nicht erfassen konnte, geschweige denn der Ewigkeit, die sich daran knüpfte? Jetzt jagte er nach Hause, der Herr Erfinder! Die Leuchte der Wissenschaft! Der verehrte Lehrer! Wie ein Bube, der hinter die Schule gegangen war und im voraus des Vaters Prügel fühlte! Wahrscheinlich war alles hin! Dann hatte er das kleine, unbekannte Mädels teuer bezahlt! Dann bekannte er sich für immer zum niedrigsten Materialis» mus! Dann piffte er auf Geist und Sieg! Wahrscheinlich war alles hin! 30 Arbeits» jähre — besudelt, vernichtet!

Endlich kam er vor sein tzaus. Er betrat es wie ein flüchtiger Verbrecher. Am den Zehen, mit scheuen Blicken, atemlos. Wie gut, daß um diese frühe Stund« sich noch niemand im yause regte. So sah man wenigstens seine Schande nicht. Da lac, das Laboratorium — das Fenster, das er nachts geöffnet hatte, stand noch offen. Er weinte fast. Mit zitternden Knieeu eilte er hinunter. Brinkmann stand vor ihm. Er war wach geblieben. Der Blick, den er dem heimkehrenden zuwarf, umfaßte alles, was er empfinden mochte — Uebermüdung, Groll, Respekt und Enttäufchung. Aber er fagtc nichts. Kein Wort. Er schlug sogar die Augen nieder, als wollte er sich in etwas er- geben, was er nicht verstand. Durch diese Regung kam er Andreas näher als je. Er gelobte dem Alten wortlos „Wir trennen uns nicht mehr“. Dann näherte er sich ge- faßt dem Ofen.

„Es is nichts passiert, Herr Profefsor,“ flüsterte Brinkmann.

„Es hat sich aber verändert . . .“

„Is es am Ende schon da?“

„Was denn?“

„Das Eliment natürlich!“

Dieser Glaube erschütterte ihn und mehr noch die Erkenntnis seines Unglaubens, Andreas wankte. Brinkmann stützte ihn erschrocken, „Um Iottes willen, Herr geheim» rat! Sie machen ja die Betorten taput!“

„Das will ich nicht.“

Er prüfte es lang«, lang«. Er wollt« sich ganz klar weiden. Dann blieb er plötz- lich starr und regungslos. Brinkmann stöhnte vor Ungeduld.

„Na?!“

Andreas packte seine rechte Hand. „Es ist gelungen, Brinkmann.“

„Hoch!“ rief der Alte. ^ Es klang ganz seltsam in dem Kellergewölbe wieder, aber er mußte jetzt irgend etwas rufen. Dann küßte er Andreas' tzand. Die zuckte zurück. „Nu danken Se wohl dem lieben Iott, Herr Professor,“ flüsterte Vrintmann vielsagend.

„Ja . . . Das tu' ich, lieber Freund.“ — — —

Die Tage des Ruhmes kamen. Die Tage der eisten Verkündigung in der Akademie, der wissenschaftlichen Debatten, der Huldigung der Kollegen und Studenten, in Berlin und in aller Welt. Da war eine stille Frühlingsnacht sehr bald vergessen. Andreas mußte eine Neise antreten, die ihn in mehrere Großstädte führte, wo er Vorträge über seine epochemachende Entdeckung halten sollte. Er hatte ein Element gefunden, aber eines, das nicht nur als physikalische Tatsache, sondern auch als Hilfsmittel für die Medizin von eminenter Bedeutung war. Als ein glücklicher, vom höchsten Streben beseelter Wann kehrte er nach Berlin zurück. Seine Hausgenossen standen an den Fenstern und de» grüßten den Einzug des berühmten Mannes mit freudigem Stolz. Lotte Frankfurter hatte ein außerordentlich langes Huldigungsgedicht mit einem Rosenstrauß auf seinen Schreibtisch legen lassen, Brinkmann, der jetzt so strahlend aussah, als ob er beständig beschwipst wäre, brachte seinem Professor leheimrat die Zeitungen, die „wieder ganz voll waren“. Dann entfernte er sich bewegt. Andreas setzte sich au den Schreibtisch uud überflog wohlgelannt zunächst das Tageblatt. Da hatte Kollege lädicke ü!>er seine Broschüre geschrieben. Sehr nett, aber wie immer etwas langatmig. Was stand denn darunter? In gesperrtem Druck? „Wie aus Stockholm verlautet, besteht bei der Kommission des diesjährigen Nobelpreises die Absicht, den Preis der Chemie dem deutschen Forscher Geheimrat Heinrich Andreas M verleihen.“ Auch das noch. Er fühlte jetzt schon fast einen wundervollen, aber beängstigenden Druck. Er selber wußte ja in all dem Lärm am besten, wo die Grenzen seines Verdienste!, lagen. Er hatte auch viel Glück gehabt. Was er gefunden halte, war eine trockene, einfache Tatsache. Die Konsequenzen daraus zog, sich mächtig wieder zur Geltung bringend, Mutter Natur.

Seine Augen irrten von den Zeitungsspalten, die ihn betrafen, ab. Jetzt kam wohl Neisemüdigkeit über ihn. Mit stumpfer Miene las er gleichgültige Lokalbericht«. Plötzlich aber erweiterten sich seine Augen. Sie blieben starr an einer Stelle der Zeitung haften. Was war das? Aefftz ihn ein Spuk? Ein plötzlicher Nachschauer jener längst vertlungenen, tollen Stunden? Doch nein — er las es ja wirtlich, was da gedruckt stand. Er las es und begriff es, wie Kollege Mdickcs Verherrlichung und die Aus» jicht des Nobelpreises. Da unter den letzte» Nachrichten stand eine sensationelle Meldnng. Neberschrift: Naubmurd an einer Prostituierten. Dann als Text: „In später Nacht» stunde geht uns noch die Mitteilung zu, daß in der Schillerstratze 73<, zu Charlotten» bürg ein Naubmord entdeckt wurde. Die Vermieterin N. fand ein unter sitteupolizei» ticher 'Aufsicht stehendes Mädchen, das ein möbliertes Zimmer bei ihr inne hatte, er» drosselt im Bette vor. Augenscheinlich liegt Naubmord vor, da die Kommode des Mädchens erbrochen war, und ihre darin aufbewahrten Ersparnisse verschwunden sind. Im Verdacht der Täterschaft steht ein Zuhälter, mit dem man die Prostituierte am

Georg yirschfeld: Frühlingsnacht 595

Abend vorher das Haus betreten sah. Man hofft, des Mörders bald habhaft zu werden.

Weitere Meldungen stehen noch aus."

Er las es immer wieder. Etwas Wildes, Gefährliches kam in ihm auf, das ihn aus dem Glück der großen Tage, das er sich errungen, gewaltsam herausstieß. Ein Gefühl, das ihn jäh entwurzelte. Er sprang auf. Schützen! Schützen konnte er nicht mehr! Er hatte sie auch nur bezahlen können! Vielleicht war auch er jetzt die Dirne der Welt, die ihn liebte und dafür bezahlte! Ihr gräßliches Ende — es konnte ihn nie mehr verlassen, im Wachen und Träumen nicht! Ein Mensch, der sein Nachfolger geworden — auf ihrem elenden Lager, hatte sie genossen und ermordet um ihres Geldes willen! Vielleicht um den Rest jenes Geldes, mit der er ihr die Frühlingsnacht bezahlt! Die letzten, seligen Jugendstunden, die ihm Kraft gegeben für das „Große", das auf ihn gewartet hatte! Ein ungeheurer Eitel überkam ihn. Entheilte Menschenbilder, er und sie! Nun brannte der ewige Funke, den sie in ihm entfacht hatte. Nun ließ es ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, wozu er durch sie erwacht war. Aber ihr Schicksal verneinete ihm die Möglichkeit jedes reinen Erlebnisses. Wenn ihn jetzt noch «in Frauen» wesen gefangen nahm, eines von den vielen, die dem Berühmten näher kamen als jener — in allen würde er nur die arme Dirne sehen. Er liebte nur noch durch das Erlebnis jener Nacht, die einem rührenden Feldblumenstrauß glich, wertlos, aber voll Duft und Farbe. Alles, was sein Leben sonst noch bedeutete, war Arbeit, Arbeit, Arbeit. Ihn ekelte vor diesen Zeitungen. Vor diesen Büchern, diesen lallenden Lügen! Er stülpte den Hut auf und lief auf die Straße hinaus. Planlos irrte er umher. Entdeckung! Was hatte er für eine Entdeckung gemacht?! Das wahre Element des Daseins war nicht zu finden. Das heilsam, dienstbar wurde und mit der Seele des Menschen verknüpfte. Er lachte über sich. Er lachte über die arroganten Tiere, die ihm überall begegneten und so stolz auf ihren zwei Beinen gingen.

Plötzlich trieb es ihn instinktiv nach Charlottenburg. Ohne an die Gefahren einer bekannten Person zu denken, schritt er der Schillerstraße zu. Jetzt war die Kriminalpolizei schon am Wert. Er wollte alles wissen.

Da sah er das Haus, das Haus. Wie anders kam es ihm jetzt vor, als in der stillen Mondnacht. Aus allen Fenstern blickten die Menschen, bleich und neugierig — unten aber auf der Straße standen die Nachbarn im grellen Sonnenschein und schwatzten. Ein böser, summender Bienenschwarm. Zwei Schutzleute waren vor das Haustor postiert. Sie ließen niemand, der sich nicht legitimieren konnte, ein und zerstreuten den Auflauf, der beständig anwuchs. Andreas konnte unbemerkt herantreten. Jetzt halten ihn Eitel und Grauen verlassen. Sein Herz war von brennendem Mitleid erfüllt. Er sah ihr Fenster, das jetzt fest geschlossen war. Er hatte es geöffnet vor wenigen Wochen und hatte sie schlafen lassen in seiner Liebe kurzem, seligem Besitz. harmlos näherte er sich einer eifrig plaudernden Gruppe. Nach kurzem Kampf entschloß er sich und knüpfte ein Gespräch an. „Entschuldigen Sie — ist in diesem Haus der Mord passiert?"

Eine Nein«, dicke Frau, die glücklich war, einen neuen Zuhörer für ihre Mitteilungen zu finden, nachdem die anderen schon angefangen hatten sich zu langweilen, fuhr auf ihn zu: „Ich weiß, mein Herr! Da oben, hinter dem Fenster, wo die Schalllinie

» O

runter jelassen is, da haben se se jefunden! gestern abend um Elwe! Da hat Frau Neuenhagen, wat de Wirtin is, 'n Nöcheln jehört, wissen Se, so'n schrecklichet Röcheln, und da is se rinjeangen, und da lag det arme Meechen mit'n Knebel im Mund und war schon janz blau und —"

„Die Neuenhagen is 'ne olle Kuppelmutter, die hat immer bloß an Frauenzimmer vermietet — det werden se ihr jetzt anstreichen," bemerkte ein langer Graukopf, der böse über eine blaue Brille guckte.

Die kleine Frau ließ sich nicht im Text unterbrechen. Sie fühlte sich vor ihren Bekannten zu sehr geehrt, dem vornehmen, alten Herrn berichten zu können. „Wie kommt'n det dazu, Herr Zimmermann, wie kommt'n det dazu! Ick erzähle ja bloß dem Herrn, wie't passiert is! Frau Neuenhagen jeht mir jar nischt an! Na nu tan» denn jleich'n Schutzmann, und 'ne Stunde druf kamen de Kriminalen! Die sind jetzt noch oben! Iawoll! Iott, redet doch nich, Kinder! Ick habe doch hier den Irünkramleller, ick weeß doch Bescheid! De Kriminalen sind noch oben!"

Andreas sah wieder zu dem Fenster hinauf. Also es war tatsächlich so. Kein böser Sput das Ganze. Die Grüntramhändlerin bemerkte seinen erschütterten Blick und nützte ihre dranmtische Aufgabe weiter aus. Sie legte ihre fleischigen Hände auf Andreas' Arm: „Wären Se vor 'ne Stunde jetommen, bester Herr! Irade vor 'ne Stunde is se wechjebracht worden! In de Morje! Wissen Se, wat det Leichenschau» Haus is —"

„Ich weiß, ich weiß... Ist man denn dem Täter auf der Spur?"

„Ja, freilich! Det wissen Se nich?! Der blaue Alfred soll et ja jewesen sind! Der Zuhälter! Der is ja jestern abend mit se jetommen! Den lennt ja de Polizei!"

„Den haben se bis heute mittag," bemerkte Herr Zimmermann allwissend.

Jetzt kam ein erhitzter Briefträger heran.

„Morjen, Herr Mauke!" scholl es ihm im Chor entgegen.

„Morjen, Morjen, meine Herrschaften! Na, das sind ja schreckliche Ieschichten! Nu sagen Se mal um Iottes willen, das war doch die tleen« Schwarze, der ich die Postanweisungen aus Stralsund jebracht habe? Die tleene Kessel mein' ich?"

„De Kesseln?" wiederholte die Grüntramhändlerin lachend, und Andreas trat einen raschen Schritt heran. „Ne, mein Bester — da missen Se früher ufstehen! Se meenen de Lene Kessel, die früher bei Neuenhagens jewohnt hat? Di« is ermordet worden?"

„Ja, freilich!"

Auch Andreas nickte. Aber das sah jeht niemand.

„Keene Spur!! Die is ja schon vor vierzehn Tage ausgezogen! Wech von Berlin! Ick weeß nich, wohin! Ne, ne, det Fraunzimmer, wat nach ihr in de Stube jezogen

»8 — die hat dran jlauben missen!"

„Ach so!" rief der Briefträger. „Der lange Notkopp! Die 'ne schiefe Schulter hatte! Diel"

„Iawoll!"

Jetzt amüsierten sich alle über den Irrtum des Postboten. Seltsam llang das Lachen der Leute zu dem Mordhause hinauf. Aber Herr Maut« hatte Humor und fand

sich sofort in die Situation. „Offen jestanden," sagte er halblaut, „das freut mir. Denn um die kleen« Kessel wär's schade jewesen."

Andreas hatte sich langsam zurückgezogen. Dem Briefträger warf er «inen schweren, dankbaren Blick zu. Er hatte sich also geirrt, wie dieser Mann. Doch das Schicksal der Fremden war Lenes Schicksal — «in ähnliches Ende droht« ihr, wenn sie jetzt nicht wirtlich nach Hamburg gefahren war. Zu ihrer blinden Schwester. Die ganz allein lebt«. Und sie nicht fortschicken würde, wenn die letzte Not sie zu ihr trieb. Er malt« es sich aus. Er beschenkte sich mit dem Gefühl, daß die Begegnung mit ihm vielleicht die Per» lorene zum letzten Hafen geführt hatte. Wie schön war doch «in Wahn. Dem Grauen der Wirklichkeit immer benachbart. Der Kälteste und Klarste konnte seiner nicht «ntrat:n. Er sah sie gerettet. Als er, den Blick auf das sonnenhelle Trottoir geheftet, sinnend weiterschritt, wurde er plötzlich angesprochen. Er fuhr zusammen und blickt« auf. Ann war er doch erkannt worden. Und noch dazu von diesem Menschen, diesem Journalisten, der ihn im Auftrage einer großen Zeitung interviewt hatte, als seine Entdeckung ver» öffentlicht war. Die kurze Bekanntschaft jener Stunde nützte jetzt d.r gewandte, kleine Galizier aus.

„habe die Erre, Herr Geheimrat! Was für «ine augenehme Ueberraschuuli, Ihnen hier zu begegnen! Aein, diese Frreude! Was sagen Herr Geheimrat zu dem entsetz» lichen Morrd!"

„Nichts, was Sie veröffentlichen dürfen," erwiderte der Aufgestörte grob.

„Aber was denken Herr Geheimrat von mirr! Ich erwähne überhaupt nicht in meinem Verricht, daß ich Herrn Geheimrat getroffen Hab«! Das tu' ich nicht! So ge» schmacklos bin ich nicht! Interressiert Sie auch dieser Fall! Wie seltsam! Den großen Chemiker!"

„Sie wissen wohl nicht — ich bin anfangs Jurist gewesen."

„Aber selbstverständlich! Wie werrde ich das nicht wissen! Das werrden bald dl« tlein«n Kinderr in derr Schule lerrnen! habe die Erre, Herr Geheimrat! Auf Wieder» sehen! Meine Hochachtung! Mein Kompliment!"

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

21. Alpsee.

Zwischen Klippen, Kiefern und den, See denke ich ernstlich über den Selbstmord nach. Dies Gespenst stellt sich wieder und wieder vor meine Seele. Zch passe nicht in dl« Gewohn, heilen und in die Wohnstuben andrer Menschen, ich leiste nichts, kann nichts und hoffe nichts. Dabei fange ich an bequem zu werden, esse und trinke gut, schlaf« lange des Mor« gens und lasse mir den Leib pflegen.

Sie, Sie leben von Idealen, in Idealen. Sie sind ganz männlich, ganz hart und unangreifbar, von den Dingen und Zufälligkeiten losgschnttten. Sie sind «den halt ein Wann, und ich bin ein weiblicher Zwitter! Verurteilen Sie mick) nicht fo hart! Glauben Sie weiter an «ich, an mein herz, wenn Sie an meinem Verstand verzweifeln möchten. Ich habe Sie sehr lieb und weiß, was ich Ihnen schulde. Vielleicht hört's bald ganz auf mit mir — auf natürlichem Wege, ich werde weißhaariger, steifer und störrischer mit jedem Tag. Dann sind Sie meine einzige Erbin. Ich will nicht, baß die Bande hier auch nur einen Pfennig triegt. Die Base mit der langen, verständigen Aase soll ihr Bild von Holbein

598 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

2 I>

haben, das kann sie sich angucken, bis sie davor zu Leder eintrocknet. Wissen Sie, wem sie ähnelt? Jungfer Züs in den «drei gerechten Kammachern». In ihrem Kopf ist es so aufgeräumt wie in ihrer Stube.

Dah sowas sich Weib nennt und prätendiert, Kinder zu bekommen!

Unser Kind, das Du in meinem Garten tragen solltest! Immer wieder träume ich von Seligkeiten, die mir für ewig verschlossen sind. Warum mutz ich stets dürstend autzer» halb stehen wie ein Verdammter?

Sütze Freundin, ich bin nicht wert zu leben, ich fühle es täglich stärker. Ich bin Ihrer nicht wert. Und halte Sie doch fest, lasse nicht los.

Egoismus? Vin ich ein Ungeheuer? Eher ein Armer, Verhungelter, ein Veltler.

Ich bettle bei Ihnen. Schenken Sie mir ein gütiges Wort! Seien Sie gut!

22.

Die Schatten schlagen über meiner Seele zusammen, ich weltz nicht mehr, wie ich leben soll. Und finde nicht den Mut zur Pistole. Ich kränkle immer und werde immer sch oermütiger.

Sie sind oft unzufrieden mit mir, Sie tadeln. In allem haben sie recht, nur Ihre Liebe und Freundschaft mutz ich behalte». Entziehen Sie mir die nicht, wenn Sie nicht meine Existenz selbst gefährden wollen! Selen Sie mehr als eine Frau, seien Sie die heilige!

Ich höre manchmal gute Musik und gehe, sehr selten — ins Theater. Der erste Akt des Armen Heinrich ist das Schönste, was ich in der neuen deutschen Literatur kenne — diese in Tannen beschlossene Friedensstimmung auf dem Meierhof I Bin ich selbst so ein kranker Bitter, Einer, der früher tapfer und froh war, sich zu schmücken liebte, der »dreimal des Tags den Leib sich wusch", Gigerlwesten zur Schau trug und sechzig Paar Stiefel besatz? War ich das?

Ich will Ihnen erzählen, enttäuschter Ehrgeiz hat einmal in meine Seele sehr tief eingeschnitten. Damals ging ich aus meinem Lande fort.

Ich habe eigentlich nie geliebt; die Frauen, die mich lieben, haben mir durch ihre Liebe nur Schmerzen geschaffen. Eine lietz sich scheiden und war acht Jahre meine Geliebte, durch meine Frau würde ich reich und unabhängig. Ich habe keine von beiden geliebt.

Eine kleine Freundin, die ich mit auf Beisen nahm, ein Mädchen aus dem Volk, zeigte sich undankbar und beschimpfte mich hinterher. Was wollten alle diese Frauen von mir?

Immer sieht es aus, als war' ich der Verräter, der Mörder. Wer lehrte sie ihre Eigenheit brutal einer andren, widerwilligen, aufdrängen? Sie haben mich gellebt, wie der Sturm uns fatzt. Ich bin nicht gemacht für ewige Stürme, für Intriguen und Szenen. Ich bin müde und bin im Grunde ein Philister. Wahrhaftig, ich bin's! Mein Auskommen, mein Haus, mein Essen, meine Wäsche und ein gutes Bett — mehr will ich ja garnicht!

Bald werde ich wahrhaftig nicht weiter wollen! Vorläufig halte ich's nicht aus, — ich gehe nach Paris, fahre mit der transsibirischen Bahn durch Asten oder durchstreife Marokko zu Pferd.

Und Sie will ich haben! Gift und Leidenschaft und Sünde! Es ist ekelhaft zu fühlen, wie der laue Sumpf einen packt und einzieht. Die schlaue Base schneidet sich, ich gehe ihr glatt durch die Lappen.

Ich flüchte mich zu Ihrer heitren Feinheit, zu Geist und Champagnerprickel. Erbarme Dich meiner im hörfelberg, hohe Frau, eines armen Tannhäufers im Lodenwams mit halb» verstopften Ohren und Zahnschmerzen und steifen Knieen!

Das zahme Käuzchen ist tot. Den Hund „Tolstoi" habe ich erschießen lassen, er war zu alt und zu faul geworden. Wenn Sie ihn gern hatten, wt's mir leid.

(Fortsetzung folgt.)

t> 0

599

Johannes Steindamm: Zu Sombarts Reklame

Zur «Reklame.*)

Zu Sombarts Neklame.

A>in Plodult des Aergers, dacht« ich, als
^^ ich die Sombartschen Ausführungen über
die Neklame las, und deshalb waren sie mir
gar nicht so unverständlich, wie mau sie jüngst
in der Press« gern hingestellt hat. Sie sind
mir sogar sehr erklärlich: uns moderne Kultur»
menschen, besonders uns geplagte Großstädter,
übcrschleicht in der Tat manchmal der Abscheu,
ja der Ekel vor der modernen Kultur, und
ganz heimlich und leise, kaum daß man ihn
sich «inzugestehen wagt, taucht der Wunsch auf,
proeu! negotii» in der stillen, schönen, kullur»
losen Natur zu sein.

Der Auf „Zurück zur Natur" hat
in unserem hastigen, drängenden, unruhigen
und friedlosen Erwerbsleben durchaus seine
Berechtigung. Man möchte einmal zu sich
selbst kommen und nicht immer durch äußere
Eindrücke, wie die Reklame sie vor allem bietet,
abgelenkt werden; «in Stück Asketentuin der.
gangener Jahrhunderte wird in uns mitunter
wach; wir beneiden die heiligen, die sich vom
Weltgetümmel zurückzogen, um der inneren
Beschaulichkeit zu leben.

So mag es Sombart ergangen sein, als
«r seinen Netlameartitel schrieb, und wer in
seinen sonstigen Schriften auch nur geblättert
hat und sich einiger Ausdrücke entsinnt, wie
seiner Kritik über Wencksterns Marrstudie
„Marx vom Standpunkt des preußischen
Neserveoffiziers" oder „Die Zeitung ist die
Laus im Pelze der Nation", der wird sich
über dl« Impulsivität des N«klameaufsatzes,
über den T«mp«ramentsausbruch> der so gar
nichts Professorenmäßiges an sich hat, nicht
wundern.

Nein menschlich ist also der viel kriti»
slerte Artikel Wohl verständlich.

Anders liegt die Sache, wenn man in
Betracht zieht, daß Herr Sombart Pro»
fessor an der Handelshochschule z »
Verl in ist, berufen, jung« Kaufl«ut«
heranzubilden, nicht nur für mittlere,
sonder» für leitende Stellen. Da werde»
sein« Darlegungen doch heftigen Widerspruch
erwecken müssen. Ich stehe nicht auf dem Stand»
Punkt des Dr. M. C. im Berliner Tageblatt
vom 25. April; ich nehme die Sombartschen
Ausführungen nicht scherzhaft, schon aus dem
Grunde, weil sich derartige Scherze nicht mil
seinein Amt als Lehrer unserer Kaufmann»
schaft vertragen würden. Bittere Satire und
kein Scherz liegt m. E. auch im letzten Absatz
über amerikanische Neklame vor,
Herr Sombart verkennt leider das Wesen

der Nellame vollständig, Netlame soll nicht, wie er meint, die Wirkung haben, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben sollen. Sie soll zwar anpreisen und soll wohl Stimmung machen, aber nur Stimmung für die eigene Ware, nicht Stimmung gegen andere. Ich möchte Herrn Sombart das an seiner eigenen Zeitschrift beweis««. Die Neklame d«s „Morgen“ ist anerkanntermaßen «ine vorzügliche, hat h^rr Sombart damit die Absicht verfolgt, all« anderen Zeitschriften tot zu machen oder nur die, feine Zeitschrift einzuführen, ein neues Bedürfnis für fi« zu wecken?

NetlamefollBedürfniffewecken, und infolgedessen wird sie, wenn sie in der rechten Weise, dem Volkscharakter ang«paht, betrieben wird, stets eine Kulturträgerin sei«. Nicht ein« Trägerin amerikanischer Kultur; die amerikanischen Nellamen sind uns zuwider und in Deutschland häufig wirlungs» los. Ich möchte Herrn Sombart den Rat geben, einmal Herrn Oskar Tietz zu befragen, welche Wirkungen er mit seinem am«rikanischen Nellamechef seinerzeit in Berlin erzielt hat: Herr Tietz wird mit der Hand abwinken und nicht gern daran erinnert sein wollen. Inserate,

) Wie «!r bereits im Vorigen Keft« «n«lündigten, veröffentlichen »!r heute »i« folgenden «eitrig« über das oon

Professor Werner Sombart angeregte The««- Di« «eNam«. Wir lassen heut« zunHchft «wen Künstler, übmun« «ldel.

einen Wann der Praxi«, Arthur Jacoby, und «inen Ällademiler, I)s, Johanne« Steindamm, «elcher in Nürnberg Vor.

lefungen über NcName H,U», zu.Wort« lommen.

Johannes Steindamm: Zu Sombarts Reklame die da beginnen: „Sie tanzen mir nach“ und die Absicht haben, andere Geschäfte zurück» udrängen, verfehlen in Deutschland ihre Wirkung und werden als Auswüchse betrachtet. Mit diesen Auswüchsen eben hat sich H?rr Sombart beschäftigt, sie sind es auch, die ihn ärgerten und ihn den für einen Volkswirt "ast unverzeihlichen Fehler begehen liehen, zu generalisieren, alles über einen Kamm zu scheren. Wenn irgendwo, so ist das gerade dci der Beurteilung der modernen Reklame am unangebrachtesten.

Falsch ist es auch, wenn Sombart die Reklame überflüssig nennt.

Kein Mensch kann leugnen, daß Anpreisung der War« im heutigen Gefchöftsleben abfolut notwendig ist. Verschiedene Moment« bedinge« sie, so die Unkenntnis des Publikums über die anzupreisende War«, die Konkurrenz der anderen und dgl. mehr. Hin Amerikaner hat richtig gesagt: „Woher sollen denn die bellte wissen, dah ich eine gute Ware Hab«, wenn ich sie ihnen nicht anpreise; und Rudolf heltzog, der Begründer unseres ältesten Kaufhauses, dem man doch wahrlich nicht Marktschreierei vorwerfen kann, hat de» hauptet, dah er fein Geschäft nie auf dies« Höhe gebracht hätte, wenn er sich nicht lxr Reklame bedient hätte. Die Pears' Soap» Gesellschaft in London hatte im Jahr« 1905 beschlossen, ihren Reklameetat von 2 Willionen Mark zu streichen. Man verdient« bisher 18 bis 211«,° und glaubte, dah die Seife genügend eingeführt fei: Erfolg: die Gesellschaft zahlt« im Fahr 1906 überhaupt kein« Dividende, und zwar, wie in der Generalverfammlng aus» drücklich hervorgehoben wurde, weil sie keine Reklame gemacht hatte.

Dief« drei BeWeife aus der Praxis dürften genügen, die Notwendigkeit der Reklame dal» zutun. Ohne Mühe liehen sich tausende und abertausend« andere Beispiele, die auch kleineren Geschäften jeglicher Art entnommen sind, an» führen.

Ann zu einem weiteren Punkt der Som» bartschen Ausführungen, zur Schönheit d«r Reklame. ReName soll nicht aufdring» lich, Reklame soll nicht abstoßend sein, ReNa»« soll in elfter Linie fesseln. Ob sie fesselt durch Karikatur oder durch Farbenharmonik« oder durch geschickte Textanordnung oder durch sonst etwas, gilt gleich; sie soll nur fefseln, Sie darf auch mit uns spielen, sie darf auch einmal auf den elften Blick einen ganz anderen Gedanken bei uns hervolrufen, als der ist, fül den fie Plopaganda machen will. Ich denke hier »n ein Plakat, das mit ganz großen

Lettern das Wort enthält „Verloren“. Man glaubt ein« Verlustanzeige zu sehen, tritt man aber näher, um den klein gedruckten weiteren Text zu lesen, so heißt es da: „dem National« vermögen ist jeder Pfennig, der nicht in tx>ut> fchen Fabrikaten angelegt ist. Daher. . .“

«Reklame kann aber auch schön sein. Wie sehr man darauf bedacht ist, fi« zu veredeln, sie gefällig, fchön zu machen, das geht daraus hervor, dah man die Kunst in ihren Dienst stellt. Schon im Mittelalter haben wir tunft» lcrisch ausgestattete Plakate, deren z. V. das Germanische Museum in Nürnberg eine ganz« Reihe birgt. Das sind trotz Sombart schon Reklamen, denn sie verfolgen die Abficht, an» zuprcifen. Wenn man das bekannt« Elefant««» Plakat aus dem Jahre 1629, das auch auf der Augur zu sehen war, betrachtet, fo wird man finden, dah der betreffende Schausteller Reklame machen wollte. Reklame ist entstanden aus rcclnmHre gleich widerrufen, bekanntmachen, anpreisen. Das hat der Schausteller mit seinem Elefantenplakat gewollt. Einen anderen El«» fönten zu verdrängen, hat er wohl kaum be» abfichtigt, denn an dem Ort, wo er ihn aus» stellt«, wird k«in zw«it«r gewefen sein. Auch in der neuesten Zeit haben sich die Künstler wieder der Plakate bemächtigt, und das mit Recht. Ich sehe durchaus nichts Entehrendes für den Künstler darin. Wir sprechen heut« so viel von Kunstgewerbe: es weht durch unsel« Zeit «in Zug, unsele Gebrauchsgegenstände künstlerisch auszugestalten: warum sollte da der Künstler seine Kraft und fein Können nicht dem Gewerbetreibenden zur lünstlerifchen An» preifung feiner künstlerischen Waren zur Ver» fügung stellen? Das ist doch jedenfalls edler

^

O o

«01

Edmund Edel: Kunst, Kultur und «Reklame und vornehm«!, als wenn der Künstler sehenden Auges Unschönheiten zuläht! Ich glaube, unsere großen Plakatkünstler, wie I. Klinger, Bernhard, Neumann, haidul und wie sie all« heißen mögen, fühlen sich absolut nicht gedrückt und entehrt dadurch, bah sie Plalat« malen, im Gegenteil, sie werden das Bewußtsein haben, ein« Kulturaufgabe zu erfüllen. Jedermann wird sich freuen, toenn er von «inem Gewerbt« treibenden einen schon ausgestatteten Katalog, «in geschmackvolles Vssertschreiben mit lunst« lerischen Typen zugesandt erhält, ober wenn sein Auge auf «in gutes Plalat fällt, und unser« Geschäftsleute selbst ziehen daraus den größten Vorteil: Neue Bedürfnisse werden ge« weckt, der Absatz hebt sich und damit uns«« Volkswirtschaft.

Daß Auswüchse vorhanden sind, bah es Geschäftsleute gibt, die meinen, mit aufdring« lichen Anpreisungen ihr Geschäft machen zu müssen, soll nicht bestritten werden; aber dem treten ja gerade die Künstler entgegen. Ich möchte Herrn Sombart auch fragen, ob er «in« einzige Hinrichtung im menschlichen Leben lennt, die fehlerfrei ist, und ob er eines räudigen Schafes wegen «ine ganz« tzerde töte« will!

Leider verbietet der Naum, das interessante Thema heut« weiterzusplnnen. Vielleicht ist später einmal dazu Gelegenheit gegeben.

Nur ein Wort noch des Bedauerns, daß auf unseren deutschen Handelshochschulen, be« sonders in Berlin, die NeName bisher so ab« weisend behandelt wird,- bei der Wichtigkeit gerade des Propagandawesens sollte man wahr« lich «inen anderen Standpunkt einnehmen.

In Nürnberg weiden im nächsten Winter Vorlesungen über NeName gehalten: «s steht auch zu erwarten, daß sie in den Studienplan der neu zu gründenden bayerischen handelshoch« schule aufgenommen werden, wenigstens wenn dies«, wie man annehmen darf, in Nürnberg errichtet wird — das wäre dann die erst« Hoch« schul«: wo bleiben die anderen?

Zum Schluß möchte ich Herrn Fritz Gugen« heim bestreiten, daß Herr Sombart mit seinen Ausführungen für sich leine Nellam« gemacht hat: er hat es doch. Der marlante Aus« spruch von Lrnft Growald im Plakatspiegel - „Es ist besser, die Leute bekritteln dein Plalat, als daß sie es überhaupt nicht beachten“, hat sich auch an dem Sombartschen Feuilleton bewahrheitet. Gerade durch sein« Paradoxa hat Herr Sombart bewirkt, daß man sich mit seinen Ausführungen näher beschäftigt: Er hat sein« Ware angepriesen. 2s ist ihm aller, dings mißglückt, andere Leute aus dem Felde

zu schlagen, die sich mit demselben Thema,
und zwar prallisch, befassen.

Johannes St«indamm»Nürnb«rg.

Kunst, Kultur und «Reklame.

In den letzten zehn Jahren ist sehr viel
in Deutschland über Nellam« geschrieben
worden und über die Notwendigkeit, diesen
lautschreienden Bastard unserer modernen
Kultur anständig einzukleiden. In Deutschland
versteht man unter „anständig einkleiden“, die
Kunst und den ganzen großen Apparat der
Aesthetik, der damit zusammenhängt, zu Hilfe
zu rufen. In den Ländern der leichteren Lebens«
auffassung und des größeren Zielbewußtseins,
in Frankreich, England und Amerika, war es
von vornherein selbstverständlich, daß man, wie
eben alles, was um das Leben ist, auch die
NeName geschmackvoll und im gewissen Sinn«
ästhetisch dem Publikum servierte. Aber in
Deutschland muß man jede neu« Erscheinung
erst wissenschaftlich und literarisch erörtern.
Man schreibt dicke Bände, man hält stunden«
lange Vorträge, und das Nesultat ist schließlich
«in künstlich«! Homunkulus, den man in
Spiritus setzt, und über den sich die Gelehrten
die Köpf« zerbrechen.

In unserer Zeit, in der die Schlagwörter
so billig sind, daß man sie gleich dutzendweise
»uf Abreißkalender druckt, möchte ich das be«
kannte Bonmot: „Amerika, das Land der un«
begrenzten Möglichkeiten“ auf Deutschland
persiflieren, indem ich unser gutes tzeimats«
land das Land der „äußerst begrenzten Mög«
lichkeiten“ nenn«. Aeuerherft begrenzt, weil der
Deutsche trotz aller verbrieften Necht«, die ihm

»»

Edmund Edel: Kunst, Kultur und Reklame eine Konstitution und andere löbliche politische Einrichtungen zusichern, an allen Ecken und Kanten begrenzt und behindert wird. Und nicht zuletzt auch, weil er aus seiner Haut nicht herauskommen kann, und weil ihm sein Temperament Fesseln anlegt, die es ihm schwer wird, abzustreifen.

Auch aus der «Reklame, die eine Begleiterscheinung der rapiden neuzeitigen Entwicklung ist, und die sich unserem Leben und unserem Empfinden aufgedrängt hat, wie viel« ander« unangenehme Geräusche und Bilder unserer Umgebung, hat die Deutsche sich bemüht, sie zu fühlen, mit seiner angeborenen Schwerfälligkeit eine Doktrin zu destillieren. Vor einem Jahrzehnt hatte sich nämlich bei uns kein Mensch darum gekümmert, wie Schulze oder Müller ihre Zichorien und ihre Zigaretten einem P. T. Publikum anpriesen. Man hatte nicht das Bedürfnis dafür, weil man im allgemeinen bis zu diesem Zeitpunkt auf gesmackvolle und formvollendete Ausschmückung der Dinge, die wir im täglichen Leben trafen, herzlich wenig gab und es einzelnen Leuten überließ, künstlerisch zu empfinden.

Vor mehr als zehn Jahren fing die Gärung an. Man merkte mit einem Male, daß man in scheußlichen Zimmern wohnte, und es überfiel uns «in Uebelfein, wenn wir immer wieder die berüchtigten Muschelmöbel sahen; und allmählich versuchten einige Künstler, zu reformieren. In kurzen Strichen: Das künstlerische Plakat wurde für Deutschland geboren. Die Anregung kam von Paris, und wir jungen Akademiker beteten in München damals in den achtziger und neunziger Jahren zu Cheret als zu dem Maître d’Affiche. Noch gab es bei uns keine Künstler, die wie in Paris oder London sich ernstlich mit einem Plakat beschäftigten. Man malte große Schinken und hielt es für «eine besondere Gnade», wenn man sich so weit erniedrigte, einen Kitschfrauenkopf einer Kunstanstalt für teures Geld als Plakat zu überlassen. Mit der Gründung der „Jugend“ und des „Simplizissimus“ aber begann es. Und auch in Berlin erschien im Jahre 1896 ein Ausstellungspilzkart an den Säulen, das in jeder Weise revolutionär wirkt«. In Parenthese: Für mich selbst ist dieses Plakat «in Sprungbrett geworden, denn ich entdeckte daran meine eigentlich« Bestimmung, die Welt lächeln zu lassen. Es war dies das Sütterlinsche Hammerplakat für die Berliner Gewerbeausstellung, das ich für die gleichzeitig im Wintergarten auftretenden Fiv« Sisters Varrisons in komischer Weise travestierte. Die Gerichtsverhandlung, die mit schwerem Geschütz damals

auf mich losprohte, ist geradezu «in Symbol dafür, wie man in Deutschland Spaß verträgt, und wie man gleichzeitig für j«des Ding, ob bedeutend oder unbedeutend, den sogenannten tiefen sittlichen Ernst requiriert. Wir müssen auch an eine so leichte Angelegenheit, ein« so für den Augenblick schillernd« S«if«nblase, wie es die modern« Aeklam« ist, mit b«r g«. wohnten Gründlichkeit und Schwer« h«ran» gehen, und es ist uns nicht vergönnt, Kultur» werte zu schaffen, spielend mit bunten Steinchen wie lustige Kinder.

Im Gegenteil, wir schlagen ins Extrem und nennen alles, was nicht auf hohen Kothurnen herumläuft, was nicht tiefinnerlich ist und die seit altersher festgelegten Negeln des Schönheitsideals befolgt, häßlich und Wider» wärtig. Selbst heute noch, in der Zeit der Satire.

Und als ein „häßliches Aergernis" ver» fluchte Sombart vor einigen Wochen in dieser Zeitschrift die Aeklam« und tat sie in «inen fürchterlichen Bann. Es ist in den letzten zehn Jahren so viel theoretische Tinte über die Aeklame ausgespritzt worden, daß sie schon da» durch allein zu jenem häßlichen Aergernis ge» worden sein mühte. Aber was wollen Sie, meine verehrten Herren Mitbürger? Warum finden Sie denn die Aetlam« fo ekelhaft? Man muh sich mit den Dingen abfinden, die man nicht aus der Weltgeschichte wegradieren kann. Oder glauben Sie, dah zum Beispiel das Telephongeklingel, dessen Nützlichkeit und Kulturbewertung selbst Herr Sombart nicht abstreiten kann, «in«m sensiblen Neuzeit» menschen weniger auf die Nerven fällt als eine schlecht« oder gute Anpreisung eines Likörs?

C> C>

603

Edmund Edel: Kunst, Kultur und «Reklame
Mit Sombart sag« ich: „Eines ist so ekelhaft
wie das andere.“ An das Telephongeräufch
haben wir uns endgültig gewöhnt. Wir haben
uns auch an alle anderen Geräusch« gewöhnt,
die die moderne Technik und die dadurch her«
vorgebrachten Kulturwerte in den stillen Frieden
der Natur hineinschreien. Unsere Kinder schon
wissen gar nicht, daß es «in« Großstadt gibt,
wie Berlin zum Beispiel, in d«r nicht die
elektrischen Drähte die Dächer und die Straßen
wie in einem Spinnennetz umspannen, und
wir selber, die wir damals über die Verschande«
lung außer uns waren, die die Hochbahn und
die oberirdischen elektrischen Leitungen dem
Strahlenbild verursachten, haben uns damit
abgefunden und sogar «ine neu« ästhetische Note
darin entdeckt.

Di« Bellame in Deutschland ist jung. Sie
ilt noch nicht aus den Kinderschuhen heraus
und tappt noch auf ungelenken Beinen umher.
Wir muffen ditfes Kind der Modern« erziehen,
aber es nicht mit dem Vade ausschütten. Und
die Bestrebungen des neuen Kunstgewerbes
sollen unbedingt der Industrie behilflich sein,
ihre vorzüglichen Produktionen auch Vorzug«
lich anzupreis«n. Denn dorüb«r sind wir uns
wohl all« einig, bah «s heutzutage ohne BeName
nicht mehr g«ht, und es hieße Culen nach Athen
tragen, wenn man über den volkswirtschaft«
lichen Vorzug und Nutzen der Reklame große
Beden führte. Bellame und Kritik gehören
eben ,-u unferem täglichen Brot, und «s ist
gar nicht auszud«nt«n, welch «inen paradie«
iischen Zustand das plötzlich« Aussetzen dieser
Kulturfaktoren hervorbringen würde. Das
schönste Mundwasser, die herrlichsten Bilder
tonnten fabriziert und ausg«ftellt werden, und
niemand hätte «in Interesse daran, außer den
nahestehenden Freunden und Bekannten, dies«
Sachen zu laufen oder zu betrachten. Und wir
würden «in Leben der blöden Langeweile leben,
wenn der Ehrgeiz und b«r Antrieb fehlen.
Ich möchte mich nicht mit Sombart auf
ein« volkswirtschaftlich« Fehde «inlassen. Sein
Artikel hat daneben gehauen, das ist in
schlichten Worten bi« Quintessenz aller Be«
hauptung««, die in den letzten Wochen in
vielen Zeitungen mit mächtigem Phrasen«
brimborium und mit alltäglichen Binsenwahr«
heilen aufgestellt worden sind. Wi« ein tapferer
Beck« hat er frohgemut gehauen und gegen
Mühlen gekämpft — — —
Sombart ist leider zu sehr Kulturmensch.
In diesem Fall« wenigstens: leider. Heutzutage
wirb das Wort Kultur bei jeder Gelegenheit
im Mund« geführt. Was ist Kultur? Ist ein
rauchender Fabrikschlot nicht ebenso wertvoll

für unsere Kultur, wie die polierten Finger»
nägel oder die seidenen Unte»beintleid«r «iues
Westenschnittästheten? oder verlangen die
Sensibilitätsmenschen, daß man den Fabrik»
schlot in Ban de Peldeschen Wellenlinien baut
und den Bauch durch einen großen Flaco»
«lau d'Cspagne hindurchführt, damit er ihre
Nerven nicht mit dem fcheuhlichen Kohlendunst
verletzt? Man kann auch nicht verlangen, daß
man «inen Schlacken Hügel mit modernem Buch»
schmuck garniert. Man kann überhaupt nicht
unser heutiges Leben nur vom Standpunkt
der höchsten Aesthetil und des feinsten Sinnen»
reizes betrachten, denn wir befinden uns alle
in «In«r großen mächtigen Tretmühle, und wer
nicht mittlitt, wird totgetreten. Und die paar
Leutchen, die den Bauch der Fabrikschlot« nicht
ertrage» können od«r dl« Schnapsplatate,
müssen sich wi« Schmetterlingspuppen in
sich selbst zurückziehen oder mit zugehaltener
Nase durch die Straßen gehen. Auch durch
die Straßen der Großstadt, die ja für feineres
Kulturleben sowieso verloren ist, wie Sombart
sagt. Darf ich mir erlauben, den Kopf z»
fchütteln und zu fragen, welch« Kultur«« das
platte Land hervorbringt, abgesehen von den
Kartoffel» und Bübenlulturen, zu denen wir
nur digerierend« B«zi«hungen haben.
Sombart stellte sich zu sehr abseits vom
Weg«, sein« Streich« mußten vorbeisausen
und tonnten nicht treffen.
Nicht all« Streiche wenigstens. Man findet
manches in dem Artikel Sombarts, was ein«
Berechtigung hat. Ich möchte fast fagen,
wenn ich als befch<ibener Feuill«tonift und
Karikaturist «iner groh«n Leuchte der Wissen»
schaft gegenüber mich so ausbrücken dürfte:

«04

2'

Edmund Edel: Kunst, Kultur und «Reklame
Herr Professor Sombart hat nicht immer di«
richtig« Wortfassung gefunden. Wir haben
vielleicht dieselbe Empfindung und meinen
dasselbe, und wir wollen das gleiche wie er.
Ich lese bei ihm den markanten Satz:
Nachttopfe und Bratheringe in Schönheit
laufen!

Natürlich hat er recht. Es ist widersinnig,
einen Nachttopf oder «inen Brathering ober
ein ähnliches für die gemeinsten Bedürfnisse
des Menschen berechnetes Objekt in „Schön«
heit tauchen“ zu wollen, wie Sombart an
anderer Stelle paraphrasiert, Es ist wider«
sinnig, eine Reklame für Schuhwichse künst«
lich in derselben Weise auszugestalten, wie
die Anpreisung einer vornehmen Klavierfabrik.
Und es wirkt direkt komisch, wenn man immer
und immer wieder dem würdevollen Pathos
begegnet, den der Deutsche benötigt, um für
seine Brathering« in die Nellamepofauna zu
blasen.

Unsere heutigen Beziehungen zwischen
Kunst und Nellam« sind schlaff geworden. Nicht
äußerlich, denn zu keiner Zeit stand die Kunst
in so unbedingtem Dienst der Industrie, wie
heute. Aber das junge frische Neis, das vor
zehn Jahren auf den alten Stamm der „hohen
Kunst“ okultiert wurde, bringt kein neuen
Knospen mehr hervor. Auch die Nellamkunst
ist, wie alles bei uns in Deutschland, heute
schon Klischee geworden und erstarrt in den
ihm von einigen Führern seinerzeit vorge«
schriebenen Gesetzen.

Unser Unglück ist unsere Vorliebe für das
Pathos, Vor mehr als zehn Jahren schrieb
man nach einer Neorganisation des Plakats.
Man jauchzte über die lustigen, frischen fran«
zösischen Affichen, freut sich über die derb«
tomifchen englischen und amerikanischen Posters
und klagte über die entsetzlichen Allegorien,
mit denen unsere Kaufleute ihre Waren an«
priesen. Der sentimental« Deutsche glaubt
natürlich, sein Familiensofaempfindung auch
in sein Kontor hinübernehmen zu müssen,
und sein überelbische Kunstverständnis war gerade
gut genug, um dem fabrizierten Artikel ein
Geleitbild mitzugeben.

Wir Jüngeren hatten es damals sehr
schwer. Aber unserer Kraft und unserem un«
verwundlichen Humor gelang es, die große
Bresche in die chinesische Mauer zu schlagen,
mit der sich die Kaufmannschaft umgeben hatte.
Nicht hat Sombart: Humor im Dienste
der Reklame, das heißt, Humor in Verbindung
mit der Kunst. Wo sind wir heute? Nach«
dem der Kaufmann einige Jahre lang es sich
hat schmunzelnd gefallen lassen, daß man seine

Hosenträger an der Anschlagsäule verulkt« und gerade durch diesen Ulk das Publikum zwang, sich die Marke und den Namen im Gedächtnis zu behalten, besinnt sich derselbe Kaufmann plötzlich darauf, daß feine verehrten Höfen» träger doch ein zu hehres und heiliges Objekt wären, als daß sie durch einen Witz profaniert werden könnten. Und mit dem ihm «rdeigen» tümlichen Pathos fucht er nach einer Aus» brucksweis«, die diesem Witz gerade entgegen» geseht ist. Die lieben alten Allegorien, die süßen Gleichen und die ernsten Brunhilden verschwanden, und die sezessionistisch frisierten Seerosenfräuleins traten in die Erscheinung, und wilbblickende Sphinxen und Ueberweiber müssen sich dazu hergeben, um in die W«lt hinauszuposaunen, daß Meyers Kuhmist der beste ist, Kunst und Nellam« sind heute «ng mit» einander verbunden. Die Seerosenfräuleins und die Sphinxen« sind in den meisten Fällen von Künstlerhand hergestellt, und man merkt, daß die letzten zehn Jahre «ine gut« Neklamen» kunsthochschule hervorgebracht haben. Aber der Humor, mein« Herr«n! Wo bleibt der Humor? Man sagt von mir, daß ich über eine Nein« Dosis davon verfüge. Ich möchte aus der Schule plaudern und es an dieser Stelle« offen» baren, daß man es mir ost sauer genug gemacht hat im Laufe meiner langen Tätigkeit als Plakatmaler, meinen Humor zu behalten, sowohl als Mensch, wie auch auf den Plakaten selbst. Es ist äußerst schwer, den deutschen« Kaufmann davon zu überzeugen, daß «in Witz mehr wirkt wie« das schönste Bild. Und wenn

Edmund Edel: Kunst, Kultur und Neklame
 man heut« leine Plakat« mehr von mir sieht,
 so Negt der Orund darin, daß nicht mir der
 Humor ausgegangen ist, sondern uns«rer beut«
 schen Kaufmannschaft. Augenblicklich ist es öd«
 an 1»«n Anschlagssäulen (nicht, weil von mir
 lein« Plakate dort zu sehen sind, denn ich
 freu« mich stets, wenn ich auch bei anderen
 Witz entdecke). Von den Plakaten und aus
 den Inseraten blickt «ine feftgefroren« Pathetik
 auf die Vorübereilenden, und wenn nicht irgend»
 «ine g«fchmackvoll«, gutkomponiert« Schrift her»
 vorsticht, kümmert sich kein Mensch um alle
 dies« roten, blauen, grünen, weißen und gelben
 Flecken, denn es ist nichts dabei, was das
 Publikum hypnotisiert, oder was ihnen in die
 Augen springt. Ein Witz, ein« Dummheit,
 «in« Frechheit m«inethalb«n veranlaßt uns,
 wenn wir mit der Elektrischen oder im Auto»
 mobil vorübersausen, einen Augenblick unsere
 Blick« auf di« Söul« zu werfen. Wir haben
 leine Zeit, uns mit der Ergründung des tiefen
 Sinnes zu beschäftigen, den ein geistvoller
 Kunstmaler mit krausen Linien und subtilem
 Falbenempfinden uns orakelt, damit wir nach
 einer Stund« darauf kommen können, daß di«
 Schreibmafchine aus der Fabrik des Herrn
 Soundfo eine sichtbare Schrift hat. Ein
 geradezu klassisches Veispiel für diese Kunst»
 rcklamepathetil hat die Wiener Sezession ge»
 liefert mit ihrer Werlstättenästhetil, die so
 kulturell ist, daß sie für das Weitergehen der
 Kultur überflüssig erscheint. Was nützt uns
 die Kunst im Dienst« der Aeklame, wenn sie
 nicht praktische Dienste erweist. Was nützen
 uns künstlerisch« Plakate, wenn sie l«in
 Mensch les«n kann. Und deshalb bin ich
 dafür, daß sämtliche Verbände deutscher
 Kaufleute einen Kongreß zusammenrufen und
 ein« «Resolution aufnehmen, man sollte unseren
 guten Humor wieder in sein Aecht «ins«tzen.
 Ich will ihnen ein Heer von jungen und älteren
 Malern zusammenbringen mit gutem Können
 und Talent.

Aber ich möchte nicht, daß es meinen
 Kollegen ebenso geht, wie mir viel« Jahre
 hindurch, da ich jedesmal, wenn ich dem Ver»
 leger einer großen Berliner Zeitung di« Skizzen
 zu dem Monatsplakat brachte, grausame
 Kämpfe ausfechten muhte. Ich focht für den
 Humor, und er konnte sich trotz der Erfolg«,
 di« di« vorhergehenden Plakat« hatttn, von
 der bei ihm im tiefen Innern schlummernden
 Lieb« für das sogenannt« „Schön«" nicht los»
 machen.

Die Kunstmaler werden Herrn Sombart
 leine Zustimmung und Dankadresse übersenden
 für die lobenswerte Erwähnung, die er ihrer

getan. Sombart erkennt vollständig die Verhältnisse. Was ist heutzutage «in Kunstmalerei, einer, der Velbilder malt und im günstigsten Falle jedes Jahr ein Bild auf der Ausstellung hat? Ein Kunstmaler ist heute noch ein größerer Luxusartikel, wie er es früher gewesen ist, denn früher brauchte man ihn wenigstens noch zum Porträtieren und zu Gesellschaftsdelorationen. Heute, wo die Porträtphotographie «in unerhörte Höhe erreicht hat und ein Kerl, der einen Aeroplane steuert, oder ein anderer Kerl, der auf einem 120 PS. Auto durch die Wüste Gobi gesaust ist, von der Gesellschaft höher eingeschätzt wird als ein akademischer Kunstmaler mit sechs goldenen Medaillen, hat dieser selbst Kunstmalerei natürlich mit Freuden sich auf das Feld zurückgezogen, das ihm die Industrie eröffnet hat. Und es ist kein trauriges Zeichen der Zeit, wenn arme, hungernde Künstler (ich variere Sombart) ihr Können gegen einen großen Lohn einem beliebigen Inselpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, nur ist es nicht immer nötig, daß dieses Inselpulver in Schönheit angepriesen wird, denn der betreffende Fabrikant kann unmöglich von uns verlangen, daß wir seine Wanzen, Schwaben und Flöhe auch in Schönheit sterben lassen. Mit der Kunst im Dienst der Aeklamation ist es nichts, resigniert Sombart. Ein zehnjähriges Präzisionswiderlegt diese Behauptung. Oder sollte sie auch nur eins von den vielen Schlagwörtern sein, ohne die wir Zeitgenossen nun doch einmal nicht mehr auskommen können?

Edmund Edel,

Arthur Jacoby: Amoklauf

Amoklauf.

„Reklame“ ist der Titel eines Artikels, den Professor Werner Sombart in der zehnten Nummer dieser Zeitung veröffentlicht hat. Ein Artikel, der nicht, wie es begreiflich wäre, die Auswüchse der Reklame, sondern die Reklame selbst, in jeder Form, als etwa« Widerwärtiges perhorresziert. Und darin gipfelt, den Leuten vom Vau, zur Veredlung ihrer Reklame durch „Humor“, amerikanische Beispiele zu empfehlen, die allerdings die Sombartsche Zeichnung „ekelhaft“ vollauf verdienen. Growald als R«klame»Sachverständiger im Plutus, Gugenh«Im als erfahrener Rellame»Verbrauch«r, im Berliner Tageblatt, haben Sombarts rellamefeindliche Thesen mit klarer, einleuchtender Logik widerlegt. Tag vor Tag erscheinen in Zeitungen und Wochen«schriften scharfe Artikel wider den Handels»hochschul»Profefsr, der gegen unvermeidlich«Erscheinungsformen des Handels im Amol»lauf anstürmt.

Daß die äüherst geschickte Geschäftsführung des Morgenverlags — ungeachtet der nahen Beziehungen zu Sombart ^ sich einfach auf d:n Standpunkt stellt: „soll schon «ine viel» leicht interessant« Polemik entbrennen, so soll sie bei uns abgedruckt werden,“ beweist aufs neue das Propagandaverständnis dieses Velages, der, seit Bestehen des Blattes, durch originell«, vornehme Retlameideen für den „Morgen“ wirkte und dessen geschmackvolles Portefeuille, für jeden Empfänger mit seinen eigenen Initialen geprägt, gewiß auch Herr Sombart auf dem sozial empfindenden Herzen trägt.

Angesichts so intensiver Rellametätigkeit des Blattes, die doch dem Herausgeber Sombart nicht verborgen bleiben konnte, ist es doppelt unverständlich, wie er sich entschließen konnte, einen sachlich so unzutreffenden Artikel in dieser — seien wir doch ehrlich — schwer um ihren Inseratenteil (lies: Rentabilität) kämpfenden Zeitschrift zu veröffentlichen. Der Artikel erschlen unmittelbar nach dem durch die „Augur“ angeregten Artikel „Ausstellung“. Auf den »iir, als dem Rächftbeteiligten, nicht einzug«h«n ziemt, obgleich Sombarts Meinungen auch darüber vielfach angreifbar sind. — Die „Augur“, «in« Ausstellung, umfassend Geschäftsausstattung und Reklame, muht«selbstverständlich die Verwendung der Reklame in jeder nur denkbaren Form zeigen. Daß solche Schreckenslammer des Rüstzeugs unserer modernen Propagandisten, in ihrer Häufung ber ausgeklügeltsten Reklameeffelt«, auf «in „unverdorbenes Gemüt“ erschütternd wirken

kann, ist denkbar. Denkbar aber auch, daß dieser Eindruck Herrn Sombart den Anstoß gab zu seinem Artikel „Reklame“. Der hier zur Diskussion steht.

Mögen andere — und sie werden es tun — die handgreiflich falschen Ansichten richtigstellen, die Sombart in seinem Artikel über die „Reklame“ niedergelegt hat. Passagen wie dies: „Die Kunst im Dienst« der Reklame ist eine der vielen gründlichen Verwirrungen unserer Kultur“ braucht man nur niedriger zu hängen. Sie widerlegen sich selbst, für jeden Gebildeten, der die Leistungen eines Ehrsatz, Toulouse-Lautrec, Beggarstaff, Whistler, Klinger, Christophe, Bernhard im Dienst« der Propaganda zu würdigen versteht. Ebenso wenig wird man Sombart glauben, daß jeder, der Reklame macht, etwas Ekelhaftes tut, bewußt die Absicht hat, andere Leistungen herabzusetzen. hat z. B. Herr Sombart diese Absicht, wenn er, fast in jedem seiner Bücher, immer wieder »auf seine anderen Werke« empfehlend hinweist? — Z. B. in „Das Proletariat“ S. 57 „Das weitere siehe in meinem „Modernen Kapitalismus“ Band I, S. 118 ff. oder in „Gewerbe« werken“ II, S. 28, S. 30, S. 61? — Ueber« all finden sich derartige Hinweise auf andere Sombartsche Bücher. Der Verfasser denkt gar nicht daran, seinen Leser auf die Werke« anderer Schriftsteller über analoge Themen hinzuweisen, er empfiehlt das, was er schreibt. Und niemand kann's ihm verdenken. Aber Reklame ist's doch! Genau als wenn das Seidenhaus dem verkauften Seidenkleid eine Empfehlung für Futterstoff beifügt, den die Käuferin der Seide ebenso nötig haben muß, wie der Lernbegierige, der sich über Gewerbe«

n l>

o o

6N?

Arthur Jacoby: Amoklauf

wesen orientieren will, die Grundlage der Kapitalfragen braucht, — Wir sind allesamt hübsch lastbare Esel und Eselinnen, sagt Nietzsche.

Ganz unverkennbar hat sich, in den letzten Jahren, ein Streben nach Verfeinerung der Netlame bemerkbar gemacht. Worttunft und Vildlunst gehen Hand in Hand, um alles Nohe auszumerzen. Und intensiver als die Zeitungen aller anderen Nationen lassen die deutschen Zeitungen ^ um nur von der Inseratretlame zu reden — das Bestreben erkennen, den ge» schmacklichen Standard der Nellam« auf ein höheres Niveau zu bringen. Sogar der Schutz» mann wirkt dabei als Kulturfaktor: wo Einer wagt, in feinen Anpreisungen, über das Maß des Zulässigen herauszugehen, Hetzen ihm die wirtschaftlichen Interessentenverbände den Staatsanwalt auf den hals, sofern die Mittel der Selbsthilf« nicht ausreichen. So radikales Vorgehen hat mählich dazu geführt, daß lein Land fo fehr den Nuf der Neellität für seine Geschäfte genießt, wie gerade Deutschland (und in Deutschland wieder Verlin). Es ist Herrn Sombart vielleicht nicht bekannt, daß beispiels» weise die überaus mißtrauischen Nüssen, seit einigen Jahren, zum großen Teil nicht mehr in Paris, wo man ihrem Feilschen mit „Fremdenpreisen“ begegnete, sondern in Berlin ihre Einläufe machen, wo sie reelle feste Preise vorfinden.

hier aber ist der Punkt, wo ich mich mit Herrn Werner Sombart, Professor der Volks» Wirtschaft an der Handelshochschule Verlin, treffe, um ihm zu fagen, daß er schweres Un» recht begeht, dem deutschen Handel in den Nucken zu fallen, mit einem Artikel, den viel» leicht die Impression der von mir geleiteten Augur mit ihrer Nellamehäufung verschuldet (ehrlicher kann man doch nicht sein!), viel» leicht aber auch nur der Hunger der Notations» presse ausgelöst hat.

Napoleon sagt einmal: „Es ist etwas Er» staunliches um die Macht der Worte auf die Menschen! — Die Fürsten sollten stets recht auf ihre Worte acht geben!“ Das trifft nicht nur die Fürsten von Gottes Gnaden, sondern mehr noch die Fürsten von Geistes Gnaden, zu denen man einen Mann wie den Autor des „Modernen Kapitalismus“ wohl auch rechnet, ohne daß ihn meine Winzigkeit so bezeichnet.

Wo aber bleiben «nsere, der strebende» Kaufleute, Bemühungen, den Kollegen Ehr» bewußtsein, Stolz und Neellität einzuimpfen, wenn «in Mann, der die handelswiffenfchafte» zu lehren berufen ist, all unser geschäftliches

Vermöhen ums lieb« Vrot glattweg als etwas Verächtliches bezeichnet. Von den „häßlichen Vorgängen der Bedarfsdeckung" spricht, der doch jeder Kaufmann dient. „Aermelausreih« geschäfte nennt der Volksmund biese Art Läden," schreibt Professor Sombart von Breslauer Mühlendammern und fährt fort: „auf das» selbe aber, was hier in roher handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles mob«rn« Geschäftsgebaren hinaus". Vom Gimpelfang, auf den die rellamemachen- den Geschäfte ausgehen, schreibt er, als ob wir alle Schwindler seien, wie sie in der von Herrn Sombart über den grünen Klee gelobte» Zeit der „friedlichen Genügsamkeit" mit der Netlametrommel auf die Jahrmarkt« zogen. Wir haben, das kann sich Herr Sombart von jedem Kaufmann bestätigen lassen, denn doch mit verteuft anderen Zuständen zu rechnen, als mit dem „gefättigten Dafein" früherer Epochen. Wenn man, wie Herr Som» bart, zugibt, daß, gleichviel aus welchen unabänderlichen Ursachen, ein scharfer Kontur» renzlampe besteht, so sollte man doch nicht über die Wahnahmen greifen, die daraus resultieren. Der Aesthet in Herrn Sombart schlägt den Volkswirt tot, dem «s docl, eine Freude sein muß, zu sehen, wie die Schwer» kämpfenden Kopf und Hände anstrengen, um nicht dem wirtschaftlichen Nuin zu verfallen. In allen Nepliken, die der Sombartfm.. Artikel bisher herausgefordert hat, ist gesagt worden, daß uns die Privatmeinung des Herrn Sombart schließlich gleichgültig sein könne, dli' Tatsache, daß er hanbelshochschuldozent sei, kompliziere die Angelegenheit. Das stimmt. Und trifft für den Gesichtswinkel, unter dem ich den Sombartsche» Artikel betrachte, leider ganz besonders zu: Söhne von Kaufl«ut«n sind die '.nullen)«r Handelshochschüler, vor denen Pro» fessor Sombart über Volkswirtschaft lieft.

I. Diot: Der gekündigte Heine

Mancher von diesen, die längst schon das Korps»
band trügen, wenn nicht Professor Iastrows
llug« Einsicht wacht«, spricht verächtlich genug
von seinem alten Herrn, dem Koofmich. Und
fühlt sich tlein gegen die Kolleg»« von den
anderen Fakultäten, weil er selbst ebenfalls
Koofmich werden soll. — Hiner überragenden
Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Sombart
»erden a l l ihre Aeufzerungen von den weniger
skeptischen jungen Hörern, nicht nur dem Wort»
laut nach geglaubt, sondern auch nachgeschwätzt.
— Ich kann mir kaum denken, daß der Artikel
über „Reklame“, «ine Disziplin, die ohnehin
an der Handelshochschule nicht gelesen wird,
wesentlich dazu beigetragen habe, in den der»
einstigen Kaufleuten die Wertschätzung ihres
zukünftig«» Veruf«s erheblich zu steigern.

Arthur Jacob y.

Der gekündigte Heine.

Ausgehauen in Marmorsteine,
von der Kaiserin gestiftet»
steht der Dichter Heinrich Heine,
über den die Welt sich giftet.
Steht in Korfu auf der Insel,
— ringsherum das Meer ist weit —,
und belächelt das Gewinsel
derer von der Sittlichkeit.
Das verehrende Getriebe
kennt er dabei auf ein Haar:
Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Schattenlüsse, Schatt«nli«be,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles blicbe
unverändert ewig wahr?

Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wl« Träumerei»,
und die Herzen, die v«rg«ss«n,
und die Augen schlafen «In.

Heinrich ß ei!! e.

Dieser Dichter hat gesündigt,
jede Tugend schwer verletzt.
Dieserhalb wird ihm gekündigt,
wird er an die Luft gesetzt.
Er mißfällt dem neuen Mieter.
Was cr schrieb, ist für die Katz,
gottlos obendrein. Drum zieht er
und macht einem Tempel Platz.
Kränze, Maid, mit grünen Kressen
noch einmal den Marmorsteln.
Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wie Träumerein.
Häuser wechseln die Gebieter,
manchesmal, zumeist im Lenz.
Also zieht ein neuer Mieter
in Achilleus' Residenz,

z/äbt mit Farben und Tapeten
alles Alte überziehn,
und räumt auf mit Pietäten;
denn der Herr ist aus Berlin.
„Aber schont bei dem Geschiebe
Heine!“ fleht die lungfraunschar. —
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
unverändert ewig wahr?
Und dein zärtlich herz versenk mal
in die Aomanzcro-Strophen,
und dann frag dich: Paßt sein Denkmal
für den Vlick der Schloßplahzofen?
Da, wo Kriegsgeschütze bollern,
und Hurrah I dröhnt in den Ohren,
im Korfu der hohenzolleru,
da hat Heine nichts verloren . . .
Leg dick) nach dem Abendessen
still zu Bett, mein Mägdelein,
und die herzen, die vergessen,
und die Augen schlafen ein.

I. Viot.

Vt»5nt»»iMch lül den polMIchen 3e!I- «ni! 2chn!»le», Lchmalgendo!, Oplindlluelsti «0; lürbenVllsentell:
Vrnn»«»chn>«Id,
Vel'w (^,, he!!!<,ege!stfii-, »2! s«e «lles andne: DI. Ultne ü»n»»ielgel. Ver!« V, », LenneNI»ß« «; fte
Oest««<<>>U^aii,!
«ober« Fes», Wien I, - NI0I<,e».Vcr!a<, », m. d, tz, Bell!« V, 3«, »»««««ersil, <» ^ «ilp«bitt»n für
Oes!erleich>U',i2»n»
I«! I Aofoel »ormal« «»In«! K Willel, Wlen I, Gloden W, lolxi« alle übrige» Heltunqe>>«r<chl«lße und
Vüchhondlinig«.!. —
Vi««! o»n P»z <> ««leb ». ». ». H., Verlln V, 57. Vü>»»s>». «.

für beutfdiſje SMtur, begritnbet bon Cerner
©ombart/'iRicijarb ©traufe/(Seorg S8r<mbe3 / «Шфарь
9ilutijer/unter Silitimriung bon ſugo bon Eofmannêtl)al*
Unter ftänbigcr TOittoirfung »on german 3До^r / Otto ftuliuä «Bicrbaum
<œuf>elm «öifdji ©eorg «BranbeS / gugo bon ijofmannetljal / tfarl 3entf<S
Stummer 20

Abonnement »terteljä^rlid) 6 9Пор1
ber einzelnen 3Дшптер 50 '•pfg.

15. mai 1908

c ?Imüfirbube out SionigSplaj} fjat trjre S&ore toieber öerricgelt itnb bic
fttpciibtatcn ritten, fern bcm iöfterpfui)! fünbenficd^er 'iDcltftobtfobomiter, toiebc
im Greife bcr Sraulcn, »on bcncn bte 'ZDeifjc fam. SRufjen öon ftrapaiöfcr Arbeit,
bic аиф tobuftcr ЭДТаннр S?räftc im iaitf langer 'iionbe,3cf)renb ьсгьгаиф!. Cot
je ein (Ke1фe1ад fo fieifeig toie ber le^te gearbeitet? 'iSiit me^r (Se^icf ollen Cem-
niffen fletro^t? €>id) toüüiger ber nationalen ^^{ф! einer 3ЗейнШдипдта[ф1не unter«
toorfen? deiner, keiner ^eШф аиф fo toürbeloe auf jebe fclbftänbige Regung,
jeben eigenen ВДШсн оерз1ф1e!; fo {аттгИф rüdfgratloe pф паф oben i)in be=
nommen. Фае таф1: bcr ^lorf ift ba; unb fou bo bleiben, folangc ee bent t>erant=
юорШфен Benfcr беи1Тфег @e?ф{(1e gefönt unb ba3 tapfere, mit 5reifi«n8pfjrafen
braj)terc ©rifcttenter3ett mit bcn öon ber реф1сн, ber bcfferen ^älfte bee bent 'ipolttifer,
Strijer, unb ileftrjeten d1e{ф toibertoartigen 'Slodfgebtlbсê дезо1)11en ©agen 3itfrtebcn
ift. 4&IC lange baê bouern toirb, ift nid)t iu errcфncн, feit unter ber ©olblaternc
»on ftrcbfamen Änoben bte ^iöftitution öon <i\$artciprin3ioien зит politifфen 5k=
föfjigunaфtoei8 umgelogen totrb. 'Sl^nt man im ianbe, »te troftlpê eê in biefer
Äammer ouefie^t, ber toürbelofecten, bic je innerhalb ber 1фй>агзи)C1|зн>1b,ен @гепз=
pfähle getagt unb денаф!e4 ^at? ®afj ?KttgIieber feuf3enb früherer, gctoíſ nia)t auin
ruíjmDOÜer Qaí)te gebenfcn unb mit glaubhaft flingcnbcr •ilufriid)tigfett oerpfcrn, man
{фате pф foft, biefer er!аиф1ен ©efel^oft öon ^etoilltungf(|tDÖ|ern аңызс|)oren?
©afj jeber 0»ро?Шон8ber[иф mit fфorfem 'iDort öerurtf)cilt, tote pcrТопИфе ínfctnbung
bcrjonbelt totrb? Фа& jeber Фег^ф, bie 3nitfatiöbcfugnie 'SDtrf^fcit toerbсн 311
laffen, öon ber Regierung SJlufflörung über unlicbfamс 3й)^Фсн^Ис зи Pcrlongcn,
öom Sfjorue ber ©brcntoert^cn abgelehnt toirb? 3>af3 baê 'iluëtoartigс зит Noli me
längere детаф1 toirb unb, mag baê 11нд1аибНф^е аиф ®retgnif5 toerbсн, mit feinem
ÎOort im 'Re^etag geftrcift toerben barf? ?tur bie SQJcnigftcn ipiffens; erfahren,
tooe fjtnter ben Soultffen, in ben ^ar1e1з!тгern öorgerjt. Unb bic greffe, аиф tocnн
fie ^8(.фсib tocif3, ффtoeigt. ?То1игНф; fie í)at Orbrc зи parircн, fonft cntiití)cn il)r
bte ^orteibon3en btc 3«formationcn ober fcнbcн fie bctn ifonfurrctncн öon nebenan.
SiommtS дог зи bief, forgt mon ein, зtoci Sage für Êioubtoolfen (für bic ilugcn béa

lieben Lesers), marschirt am Ende aber mit durch Dick und Dünn, ohne zu fragen, was daraus kommt, und denkt: wenns nicht mehr frommt, wird Müller-Meinungen schon winken.

Von Allem, was uns dies Frühjahr bescheert, hat nichts im Reichstag ein Echo gefunden. Wars der Nede nicht werth? Der Brief an Tweedmouth wurde veröffentlicht: still, der Kanzler spricht; oh stört ihn nicht. Und im Grunde wars ja auch nur eine Schandthat der Times (die freilich einen fehr unfreundlichen Brief Eduards ins Berliner Schloß und den ersten Flottenlord von seinem Sitz geweht hat). Die fatale Tower-Hill-Geschichte kam. Eine Interpellation?. Zum Ausdruck bringen, daß man mit der Sache auch bei uns unzufrieden ist, und den Amerikanern zeigen, daß man im Parlament nicht jede That unseres regierenden Herrn mit der stillen Ehrfurcht des sich seiner Beschränktheit bewußten Unterthanenverstandes betrachtet? Niemand fällt es ein; sogar die Sozi lehnen den Vorschlag, der Aehnliches wollte, in einer Fraktionssitzmig mit Stinimenmehrheit ab. Wozu sich erst die Arbeit machen. Der Block erdrosselt ja doch jede Diskussion, und jede Anfrage bringt ein Odium. Und der vom Kanzler so innige geliebte Sallust hat schon gesagt: Irustra autcm niti nequealiuck 8e f.iti^anlio nizi «clium quaerere extremae clementiae «t. Ueberdies wird man die beschämende Empfindung nicht los, harmlose Märchen anstatt Wahrheiten zu hören. In der Commission wars ja deutlich genug zu fechn. Da wird von dem neugierigen Mathias Erzbcrger über unsre Marottopolitit gesprochen und, mit Tardieus Buch über die Confercnz unterm Arm, über verschiedene Dinge um Aufschluß ersucht. Herr von Schön gleitet über alles Wesentliche weg und behauptet, Herr Taroieu wäre nicht zuverlässig, wäre in den „Gren'boten" längst widerlegt. Er weiß das Gegentheil genau, weiß, daß das dumme Zeug, das die Wilhelmsträßler in die „Grcnzboten" schmuggeln ließen, die von Tardieu erzählten Thatsachen nicht zu erschüttern vermögen. Thul nichts: Gewöhnlich glaubt ein M. d. N., wenn es nur Worte hört. Und der in Petersburg von Lamsdorff so schön behandelte Herr läßt denn auch an Worten nie fehlen. (Daß er besser als Herr von Tschirschy reden kann, ist bisher der einzige erkennbare Zug, der ihn von seinem Vorgänger unterscheidet; doch genügt er, seinem Wirten Dauer zu sichern, was draußen auch geschehen möge. Und daß er nicht geht, solange der Kanzler bleibt, ist ihm nicht zu verargen.) Venedig, Corfu, Wien, Balkan, Noro- und Ostseeablommen: interessirts jemand? Keine Seele. Wir haben Wichtigeres zu thun. Wir: das hei'zt die hohen Herrn oom Bundesrath und die vom Volk ins Parterre geschickten Eucoloi. Man muß mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß von den Pensionierungen der Herren Lynar (dem man die Pension neulich ins Gefängnis nachgeschickt hat) uud hohenu (über den der Ehrenrath seinen Spruch jetzt wieder» holen sollte; er fände gewiß besseres Gehör) geredet wird, und Herrn Paasche zur Nevocation zwingen. Das ist der „eiserne Besen" des Herrn von Einem. Muß den unbequemen Fragcin ausweiche», die vom Kricgsminifterium über die Natur feiner Beziehungen zu den Firmen Krupp und Löwe, zwei interessante Kapitel, gem etwas hörten. Muß dafür sorgen, daß das hohe Haus bei Zeiten günstig für die Klondotation gestimmt wird, die das Neich jährlich bloß mit fünfzehn Millionen Mark belasten soll. (Das fehlte noch, hoffentlich bleiben die Souveräne diesmal fest und lassen Bayern nicht im Stich. Ists nicht genug, daß Posadowsty, de» uns Herr von Bethmann-hollweg täglich theurer macht, mit über diese Ausgeburts höfftcher Gefügigkeit gestolpert ist? Sargt diefen Knabenplan ein, ehe er Erörterungen erzwingt, die für verwöhnte öhren nicht lieblich klingen, leicht aber einem Kanzler den hals brechen tonnen). Das sind die Sorgen, die unsere Negierenden bedrücken. Die vom Voll

Erkorenen kennen, soweit sie im Negierungchorus blöken, nur eine: die Furcht, das Centrum tonne wieder regierungsfähig werden, huscht in jedem kritischen Moment als schwarzes Gespenst durch den Saal und scheucht aus jedes nationalen Mannes Gemüth jedes Mssidentengelüste. haben wirs nicht herrlich weit gebracht? Die Angst als wirksamster Motor und Gestalter unserer Gesetzgebung: so klein hat geendet, was so groß begann, Wenns nämlich groß kann heißen, daß ein von Skrupeln nie zermartertes Gehirn, nach einem tiefen Blick in des unfähigen Vorgängers Alten, die Stimmung des bis dahin ungnädigen Herrn erspäht und zu nutzen versteht. Einen fast beispiellos unehrlichen Kampf mit fast beispiellos unehrlichen Mitteln zu kämpfen sucht, um nach Jahresfrist die Politik der in die Beichsacht verschrieenen Partei wieder aufzunehmen, Wenns die Conjunttur verlangt und der durchlauchtige Mitkämpfer unter dem Vlockjoch schwitzt. Es ist im Deutschen "Reich noch Mancher, der Beträchtlicheres geleistet hat, als anhero dies von Fortunens Laune gehätschelte Wesen, das in so kurzer Frist, wie keines je vor ihm, die Gnadensonne bräunte. Banker erst, dann, über Nacht, Wirtliche geheime Eccellenz, Staatssekretär, Bother Adler zweiter, jetzt Kronenorden erster Klasse. All heil! Bald wird im Kapitel des Schwarzen Adlers ja wohl ein Sitz frei: und die Kette vermiß ich längst um seinen hals . . .

Eine hübsche Entgleisung. Eigentlich wollte ich von auswärtiger Politik heute ein Vischen reden, von den großen Erträgen, die uns die letzten Monate gebracht, und vom bald zu erhoffenden Dividendensegen. Damit ists nun zu spät, und für einen kurzen Blick übers Gelände nur bleibt uns noch Baum und Zeit. Auch wer auf Erfreuliches längst nicht mehr hofft, wird, fürchte ich, noch Enttäuschungen finden. Ueber Marokko weiß, außer dem Beichstag, nun jeder Bescheid. „Die Souveränität des Sultans (Abdul Asis, Herr Kanzler) und die Unabhängigkeit des Landes ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit.“ Ort der Handlung: Tanger; Bedner: Wilhelm der Zweite; Zeit: letzter Märztag 1M5.

heute: die Unabhängigkeit des Landes existiert nicht mehr; Schritt vor Schritt geht Frankreich vor, wir empfangen die Gesandten Muley hafids und spielen amtlich die ernsthaft Korrekten. „Wenn wir, sagte der ältere Pitt, uns vor der schmerzlichen Wahl finden, Krieg zu führen oder unsre Grundsätze zu verleugnen, scheint mir der Krieg unabweisliche Pflicht. Denn ein Friede, den wir durch Preisgabe unsrer Grundsätze erkaufen, ist unsicher, zweifelhaft und bleibt ewiger Gefährdung durch erneute Beleidigung und Zumuthung ausgesetzt.“ Wer achtet bei uns noch so alter Lehre? Doch Leuten nur, denen sogar die Krcuzzeitung ihre reaktionäre Gesinnung bescheinigt. Inzwischen geht, wie zu der glorreichen Zeit von Algcciras, der Kaiser wieder seine eigenen Wege, und der Temps heult, nach der Enttäuschten Art, empört übers Grenzland, weil er das amtliche Berlin auf anderen findet. Die Herrn am Ouay d'Orsay aber lassen der Welt vertündcn, daß eine neue Epoche im Kampf ums Scherifenreich begonnen habe; in schlichterem Deutsch: man reckt von Algier aus hinter dem Atlas herum die Hand nach der atlantischen Küste. Bcllicbts dem braunen Gesindel dann noch Schwierigkeiten zu machen, faßt mall sie von hinten und vorn, treibt sie in die wilden Schluchten des Atlas und überläßt das Weitere dann dem mächtigsten Sänftiger rebellischer Scharen: dem Hunger. So stchts im Westen um die Anhänger des Propheten. Fielen auch über die im Osten schon die Würfel? Manches spricht für den Glauben. Die Offiziösen sind schweigsam geworden, zwischen England und Rußland herrscht tiefer Friede und mit keinem Wort, keiner Geste ver-rät!), trotz der ihm vielleicht günstigen Unruhen, der Mostoviter Biese das so oft schon entschleierte Gelüsten nach den Neichthümcn Indiens; an der Donau und an der

612 Karl Schnitzler: Schimmerndes Elend ,,

Seine, an Newa und Themse bleibt Alles still, wenn Viktor Emmanuel seine ganze Flotte mobilisirt, um der Türlei ein paar Postämter abzutrotzen. (Denkt euch einmal, Deutschland handelte so, um vom Padischah irgend eine Konzession zu erpressen. Nicht auszudenken. Eines Orientalen Phantasie gehörte dazu, uns den Hagel von Schimpf und Drohung, die Brandung der Leidenschaften zu schildern, die uns ins Land drängen und um die Grenzen tobten. Von London aus würde die gesittete Welt zum Kampf aufgerufen wider die Varbarentücke, die an die heiligsten Gesetze des Völkerrechts zu tasten wagte; nicht erst zu reden von dem, was an lieblichen Melodien über die Alpen klänge. Jetzt? Der Kanzlerkandidat am Bosphorus soll mit allem Nachdruck für die italienische Forderung eingetreten sein, und der Herr Kanzler sagt Freund Tommaso, wie sympatisch ihn das thatträchtige Vorgehen berühre.) And der» selbe Vlttorio sendet, während seine Flotte kreuzt, dein alten Franz Joseph ein herz» liches Telegramm, das mit keinem Ton an die frostige Antwort erinnert, die vor zwei Jahren auf die in der deutschen Botschaft entstandene Zweikaiserdepesche kam. Nur die paar Worte heute; (Vom allgemeinen Status wird ohnedies noch zu reden sein). Und als Epilog noch den Hinweis, daß aus Nordost diesmal die schlimmste Kunde kam, in nicht zu ferner Zeit vielleicht ernstes Ungemach dreuht. Während auf Corfu, zu Wedels Schmerz, ein Vermögen draufging, saß Eduard in Kopenhagen, und Nikolaus tauschte herzliche Worte mit dem Schweden, dessen zweiter Sohn eine Cousine des Zaren nach Hause führt, herzliche Worte, die mit der viel beschwatzten Niederlage, die sich Nußland in der Frage einer Befestigung der Aalandsinfeln geholt haben sollte, recht schlecht zusammenstimmen. Die Bagatelle, die ein unfähiger Politiker zu einer Sensation aufzubauschen suchte, hat auch «ie diplomatisch ernsthafte Behandlung erfahren und der Sinn und Werth des Ostsee» abkommens (ein Abkommen, das englische Minister unmöglich machte) liegt auf einem Gebiet, das ich nicht gern berühre. Daß es eine glänzende That uuserer Diplomatie ist (Herr von Schön hat sich schon mit lauten, allzu lauten Worten bescheinigen lassen) leidet keinen Zweifel, wenn man die Offiziösen und solche, die es gern sein möchten, hört. In Wahrheit ist eine Niesendummheit. Vor einigen Monaten las man, daß der Chef des französischen Stabes in Petersburg gewesen sei und mit großer Beruhigung die heimreife angetreten habe. Vor ein paar Wochen hatte Petersburg wiederum den Besuch eines fremden Militärs. Der englische Generalmajor Sir Byron M. Hamilton war da. Die Neise und ihr Zweck blieben geheim und in die Presse kam kurz nachher die Meldung, der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch sei zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee ernannt worden. Nur Das. Sir Hamilton fuhr nach Hause, nahm seinen Weg dabei aber über Berlin. Er war vierundzwanzig Stunden in tiefstem Inkognito hier und setzte keinen Fuß vor das Hotel; lehnte auch alle Vesichtigungsvorschläge ab. In Petersburg aber gehen merkwürdige Dinge vor. Die ganze Armeeeintheilung wird geändert, und die bisher ungefüge Masse soll nach dem Armeetorschema gegliedert werden; eine Maaß» regel, die einer halben Mobilisation gleichkommt, sich nur gegen uns richten kann und die Mobilisationzeit um fünfzig Prozent kürzt. Stellt daneben, daß ein gemeinschaftlicher eng» lisch-französischer Operationplan längst schon fertig vorliegt! heiter, nicht wahr? Und bei solchen Aspekten garantieren wir die Unthätigkeit unserer Flotte in der Ostsee, zu einer Zeit, da Nußland sich mächtig zu Lande rüstet und leinen brauchbaren Kahn auf dem Wasserspiegel hat. Das Tischgespräch zwischen Eduard und Nikolaus wird sicher sehr lustig werden. Doch die Dinge, die hier vorgehen, haben ein verdammt ernstes Gesicht, und uns bleibt vorläufig als einziger Trost die Hoffnung, daß man in der Wilhelmstraße und am Königsplatz Bescheid weiß und die Zusammenhänge kennt. Karl Schnihler.

M. Wiedemann: Was wird aus der Vagdadbahn? 613

Was wird aus der Bagdadbahn?

^»^ Sultans dem von der Deutschen Bank geleiteten Konsortium die Konzession zur Erbauung der „Bagdadbahn“ erteilt wurde. Den Ausgangspunkt des Vahnbaues bildete damals die fern von der Küste im Süden von Klein»Afien gelegene Stadt Koni«. Der Endpunkt der zum Ausbau überwiesenen Bahnstrecke sollte an einem Platze an der Küste des Persischen Golfs liegen. Der Ausbau dieser nahezu 2300 Km langen Bahnlinie sollte im Verlaufe von 8 Jahren — auf so lange lautet die Konzession — vollendet werden. So weit verstiegen sich die Pläne der türktischen Negierung und der Bauunternehmer damals! Und heute? heute, nach Verlauf von 6 Jahren, ist nur die erste Strecke von Konia bis Bulgurlu am Westfuhe des Taurus-Gebirges in einer Ausdehnung von zirka 200 lkm aus» gebaut! Die Strecke wurde im Oktober 1904 vollendet. Seitdem stockt der Weiterbau. Wohl ist es dem Bagdadbahnkonsortium inzwischen gelungen, den größten Teil der Aktien der seit Jahren bestehenden kurzen Stichbahn Merfina—Adana im Vilajet Adana auf» zukaufen und damit die Kontrolle über diese für die Verbindung mit der See wichtige Bahn zu erlangen. Wohl verlautete im November 1906, daß die Direktion der Ana» tolistischen Bahnen die Weiterführung der „Bagdadbahn“ über den Taurus hinweg bis nach Adana in der zilizifchen Ebene plane; aber zur Ausführung gelangte der Plan nicht. Der Anschluß an die Bahn Adana—Merfina, der auf kürzestem Wege zu einer Per» bindung der Konia»Eb«ne in südlicher Richtung mit dem Gestade des Mittelländischen Meeres geführt hätte, erfolgte nicht. *)

An welcher Stelle die Hemmnisse und Schwierigkeiten geschaffen wurden, die den Weiterbau der Bagdadbahn bis heute verhindert haben, ist allgemein bekannt. Unsere guten Vettern jenseits des Kanals, die seit dem Besuche des Deutschen Kaisers am tzofo von St. James uns so viel Liebenswürdigkeiten zu sagen wissen, sind die Störenfriede gewesen, die die Pläne der Bagdadbahngesellschaft seit Erteilung der Konzession immer und immer wieder durchkreuzten.

Es gab eine Zeit — im Frühling 1903 —, da war die englisch« Regierung nahe daran, die Beteiligung englischen Kapitals am Bau der Bagdadbahn zuzusagen; aber die Ankündigung dieses Schrittes rief in der englischen Presse eine so wilde Gegenagitation hervor, daß die Negierung kurzerhand das Projekt fallen ließ. Damals befand ich mich *) Der vorliegende Artikel, gleich dem noch folgenden, ist von mir im Januar d. I. versahrt worden. Inzwischen wühlen die Zeitungen Anfang April aus ttonstantinopel zu berichten, daß die Leitung der Anatolischen Eisenbahn beim türktischen Arbeitsministerium die Bauprojekte für die Fortsetzung der Vagdadbahn auf 600 lkm von der bisherigen Endstation Bulgurlu bis Aleppo «ingereicht hätte. Ueber die Finanzierung des neuen Unternehmens verlautet bis jetzt noch nichts. Sollt« die türktische Negierung in der Lage sein, die für den Ausbau der Strecke bis Aleppo erforderlich« Kilomelergarantie zu leisten, so würde es sich immer nur um eine weitere, im Ver» hältnis zum Ganzen kleine Teilstrecke der Bagdadbahn handeln. Ueber das Schicksal des größten Teil« der doch erst im Vsten von Aleppo für die Erschließung des Zweistromlandes wichtigen Bahnstrecken wäre damit noch nichts entschieden. Es bliebe immer noch die Frage offen, wie der Weg bis zum Persischen Golf, trotz der «ntgegenst«h«nden Bedenken der englischen Negiernnc, freigemacht werden soll. Daher veröffentlich« ich mein« bl«r folgend«« Vorschläge auch unverändert, wie ich sie im Januar d. I. nied«rg«schri«b«n. >X cln

sitz M. Wiedemann: Was wird aus der Bagdadbahn?

auf einer Studienreise in Nord-Syrien und Mesopotamien. Als ich mit meinem Reisegenossen, Herrn Kommerzienrat E. Bosch, in Bagdad Ende April eintraf, verkündete die dürftige Telegrammkorrespondenz, die in den Konsulaten auslag, daß die Beteiligung englischen Kapitals am Bahnbau bevorstünde. Als wir 2 Wochen später in Bassra am Schatt-el-Arab den englischen Konsul besuchten, empfing uns der Herr mit der Nachricht, daß die englische Regierung ihren Plan aufgegeben hätte. Mit einem Anflug von Schadenfreude bemerkte der Konsul: nun würde die Bahn wohl überhaupt nicht gebaut werden, denn ohne die Zustimmung Englands könnte das Werk doch nie vollendet werden. Wie war ich damals über die „Einbildung“ und „Ueberhebung“ des Konsuls entrüstet; wie bemühte ich mich nach meiner Rückkehr von der Reise seit dem Herbst 1903, in meinem ausführlichen Reisebericht, dann in Vorträgen und Zeitungsartikeln darzulegen, daß der Ausbau der Bahn nicht nur im Norden fortgeführt, sondern auch vom Süden her auf der Strecke Bassra—Bagdad in Angriff genommen werden sollte, um die Arbeit zu beschleunigen, um den wertvollen Südteil der Bahn mit deutscher Hilfe möglichst bald fertigzustellen. Zur Unterstützung meiner Vorschläge konnte ich auf Aeußerungen deutscher Kaufleute in Mesopotamien, auf die Ansichten namhafter englischer Publizisten und Ingenieure hinweisen. Ich machte ferner, gleich Dr. P. Rohrbach, darauf aufmerksam, welche bedeutenden Aufgaben dem deutschen Kapital beim Ausbau der Bewässerungsanlagen am unteren Euphrat und Tigris, bei der Wiedererweckung jener alten Kulturländer aus jahrhundertlangem Schlaf bevorstünden. Noch im Herbst 1906 verrät ich diese Ansichten in einem in der Zeitschrift „Der Deutsche“ (Heft 20) veröffentlichten Artikel „Aus dem Wetterwinkel am Persischen Golf“. Und heute? heute sehe ich mich genötigt, einzugestehen, daß ich jenem englischen Konsul in Bassra — wenn auch mit Widerstreben und nach langem Zaudern — recht geben muß, der kühl und nüchtern, trotz aller unserer Einwendungen, bei seiner Ansicht blieb, daß ohne Englands Eindernehmen an den Ausbau der Bagdadbahn bis nach dem Persischen Golf hin nicht zu denken sei. Eine bittere Pille, aber sie muß geschluckt werden!

Ein Vorgang hat mich in meinen früheren Ansichten wankend gemacht: nämlich der Ausgang der im Oktober 1906 abgeschlossenen Verhandlungen über die Erhöhung der türkischen Zölle. Infolge des von England erhobenen Einspruchs ist der früher, namentlich auch von deutscher Seite unterstützte Plan, die Mehreinnahmen aus den Zöllen beim Ausbau der Bagdadbahn zur Deckung der von der türkischen Regierung übernommene Millimetergarantie zu verwenden, fallen gelassen worden. Man ist dagegen aus dem Vorschlag Englands hin übereingekommen, die betreffenden Summen, abgesehen von 25 % der Mehreinnahmen, die an die öffentliche Abzuführung wären, für die „Reformen in Mazedonien“ bereit zu stellen. Der Zweck, den England mit diesem Vorschlage verfolgte, nämlich die Lahmlegung des Bagdadbahnunternehmens, war so durchsichtig und klar, daß es einen auf den ersten Blick Wunder nehmen muß, wie es möglich gewesen ist, daß man von deutscher Seite dem englischen Vorschlage hat zustimmen können. Leicht mag das Rachgeben den Vertretern unserer Regierung nicht gefallen sein; aber man wird schließlich eingesehen haben, daß England höhere Kräfte in Händen hat als wir — und hat sich dem Druck der Verhältnisse gefügt.

o M. Wiedemann: Was wird aus der Vagdadbahn? 615

O o

c>

Der Vorgang läßt erkennen, daß offenbar keine Möglichkeit besteht, Englands Widerstand ohne Abänderung der für die Bagdadbahngesellschaft geltenden Abmachungen zu beseitigen, und daß daher die nötigen finanziellen Grundlagen für die Vollendung der Vagdadbahn vorläufig nicht zu beschaffen sind. So unerquicklich für die Stellung der deutschen Regierung in dieser Angelegenheit es daher auch sein mag, sich zum Rückzuge bequemen zu müssen, so wäre es jetzt doch ratsam, den Vertretern des deutschen Kapitals in der Bagdadbahngesellschaft freie Hand zu lassen, um neue Unterlagen für die Vollendung des Bahnbaues zu schaffen, durch die sich «in Zukunft» zusammenarbeiten mit England ermöglichen ließe.

Viel wird man von deutscher Seite vergessen müssen, was England getan, um die Kreise der deutschen Kapitalvertreter zu stören, aber wir werden Geschehenes schließlich beiseite stellen müssen, um die Vollendung der Arbeiten mit Hilfe eines neuen Abkommens zu ermöglichen.

England hat seine Minierarbeit in dieser Frage jahrelang mit gewohnter Zähigkeit und Ausdauer fortgeführt, wenn auch nicht immer unter Anwendung ganz einwandfreier Mittel.

Sein Eingreifen in die Streitigkeiten im Bereiche der Bucht von Koweit am Persischen Golf im Jahre 1902 diente lediglich dem Zweck, am Gestade dieser Bucht, das nach früheren Plänen die südliche Endstation der Bagdadbahn aufnehmen sollte, festen Fuß zu fassen. Mochte die Rechtsfrage, um die es sich damals handelte, zweifelhaft sein; der englischen Regierung diente sie ja nur als Verwand, um als Schutzmacht dem Scheich von Koweit beizuspringen und der Türkei ein „Hände weg“ zurufen zu können.

Die zwei englischen Kriegsschiffe schließlich, die vor Buschir, Koweit gegenüber an der Osttüste des Persischen Golfs stationiert sind, und Koweit auf ihren Fahrten regelmäßig anlaufen, forgen dafür, daß die englischen Ansprüche in Konstantinopel nicht vergessen werden.

Deutschland gegenüber hat England in der Bagdadbahnfrage insofern ein — fagen wir — wenig freundliches Spiel getrieben, als von englischer Seite stets mit der Fiktion gearbeitet worden ist, als verfolge Deutschland in Mesopotamien oder am Persischen Golf irgendwelche politische Pläne. Die englischen Minister, mögen sie auch im Grunde ihres Herzens davon überzeugt gewesen sein, daß Deutschland in jenen Gebieten nur wirtschaftliche Ziele im Auge hat, haben nach außen hin ihren Widerstand gegen das Vorgehen der deutschen Unternehmertreue — mochte es sich um Bahnbauten oder Schifffahrtslinien handeln — doch stets damit begründet, daß sie vor politischen Aspirationen Deutschlands sich schützen müßten. Und das trotz wiederholt« Versicherungen von deutscher Seite, daß die deutsche Regierung politisch dort am Euphrat und Tigris für sich nichts herausholen will, vielmehr nur die wirtschaftliche Hebung jener Länder zu unterstützen wünscht, indem sie dem deutschen Kapital die Beteiligung an den zu diesem Zweck erforderlichen Unternehmungen sichert, und dabei das gleiche Verfahren wie andere Staaten — Frankreich, «Rußland, Oesterreich» Ungarn usw. — einschlägt.

Es wäre wahrlich an der Zeit, England gäbe endlich dieses Ränkespiel auf, und erklärte offen, daß sich sein Vorgehen in der Bagdadbahnfrage im Grunde genommen

016 M. Wiedemann: Was wird aus der Vagdadbahn?

o

I> I> o

nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Türkei, richtet. Nicht Deutschland sucht mit Hüfe der Vagdadbahn seine politische Wacht zu erweitern, sondern die türkische Negierung ist es, die durch den Ausbau der Bahn ihre Stellung in jenen für ihre militärischen Streitkräfte heute schwer erreichbaren Gebieten zu befestigen bestrebt ist. Das aber sucht England zu verhindern, wenn es der Weiterführung der Vagdadbahn nach Mesopotamien hinein Widerstand entgegensetzt. Ein militärisch gesichertes "Regiment der Türkei am Euphrat und Tigris, ohne gleichzeitige Stärkung der eigenen Position, behagt der englischen Negierung nicht; sie befürchtet, daß hierdurch ihre Lage am Persischen Golf gefährdet werden könnte; die Vorherrschaft in den Gewässern des Golfs glaubt sie aber nicht entbehren zu können, weil sie den Persischen Golf als vorgeschobenen Posten zur Deckung ihrer Stellung in Indien braucht. Daher ihr Widerstand gegen die Festsetzung Nußlands an der Küste des Persischen Golfs; daher ihr energisches Eingreifen, als Frankreich vor einigen Jahren versuchte, sich in der Nähe von Maskat an der arabischen Küste einzunisten; daher schließlich ihr Bemühen, die Vagdadbahn, solange nicht englische Mächte allein an dem Unternehmen beteiligt sind, vom Persischen Golf fernzuhalten.

Mag auch Englands Bestreben nach dieser Richtung hin, vom deutschen Standpunkte aus, die Grenzen des Zulässigen oft überschritten haben, — «ine Tatsache wollen wir doch unumwunden anerkennen: allein Englands jahrzehntelangen Bemühungen haben wir es zu verdanken, daß im Persischen Golf das Piratenunwesen der Araber aufgehört hat, daß die Gewässer des Golfs dem Weltverkehr eröffnet worden sind. Man kann daher England ein gewisses Anrecht auf die Vorherrschaft im Persischen Golf nicht absprechen, und man muß sich schließlich damit abfinden, daß England durch sein Verhalten bei Gelegenheit der Verhandlungen über die türkischen Zollerhöhungen zu verstehen gegeben hat, daß das Ufer des Persischen Golfs unter der Kontrolle Englands verbleiben soll. Denn das war doch schließlich der treibende Gedanke, der seinem Vorgehen damals zugrunde lag. haben nun die an den Verhandlungen beteiligten Mächte diese Auffassung durch ihre Unterstützung des englischen Vorschlags stillschweigend gebilligt — denn der Vorschlag, die Ueberschüsse aus den Zolleinnahmen für die „Reformen in Mazedonien“ zu verwenden, bezweckte doch nur, wie oben schon bemerkt, ein Stilllegen des Bagdadbahnbaues —, so erscheint es nur als eine logische Folge dieses Verhaltens, wenn die Bagdadbahngesellschaft sich entschließt, die Beteiligung Englands am Bahnbau anzustreben.

Zwei Wege stünden hierfür offen: entweder die Beteiligung englischer Unternehmer am Vahnbau durch Uebernahme eines Teils des Grundkapitals der Gesellschaft, oder die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra—Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten.

Gegen den ersten Weg, der erst vor kurzem in einem Artikel der „Finanz«Chronik“ empfohlen worden ist, spricht der Umstand, daß die Kapitalbeteiligung Deutschlands am Unternehmen heute schon auf 40 % des Gesellschaftskapitals beschränkt ist, — rechnen wir den Anteil der Anatolischen Bahngesellschaft, die unter deutscher Kontrolle steht, hinzu — im höchstfalle auf 50 %». Auf Frankreich entfallen 10 %; die weiteren Anteile sind der Schweiz usw. übertragen. Eine anderweite Bemessung der Anteile

o o

O o

M. Wiedemann: Was wird aus der Vagdadbahn? 617

teile im Falle des Beitritts des englischen Kapitals ließe sich in der Hauptsache nur durch Beschränkung des deutschen Anteils bewerkstelligen; um die ausschlag-

gebende Stellung des deutschen Kapitals wäre es dann aber geschehen! Darüber würde keine noch so „loyale“ Haltung der englischen „Regierung hinweghelfen.

Nun der andere Weg: die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra — Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten; ein Vor-

schlag, der im vorigen Jahre in der Presse mehrfach erörtert worden ist.

Auf den ersten Blick erscheint es wie ein Hohn, daß man dem deutschen Kapital zumuten will, ganz auf die Beteiligung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad zu verzichten und seine Tätigkeit auf den bis Bagdad reichenden Teil der Bahn zu beschränken. Aber wir müssen bedenken, daß wir jetzt, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ohne Opfer nicht zum Ziele gelangen. Gewinnen wir England nicht für den Bahnbau, so läuft die Konzessionszeit ab, ohne daß für den Bahnbau noch viel wird getan werden können. Das ist die Lehre, die wir aus den Verhandlungen über die Verwendung der türkischen Zolleinnahmen ziehen müssen; und danach haben wir zu handeln!

Was verlieren wir nun dadurch, daß wir die Strecke Bassra—Bagdad englischen Kapitalisten überweisen lassen — und was gewinnen wir, wenn wir statt dessen die ganze übrige Strecke Bagdad—Mossul—Konia durch unsere zirka 30 % betragende Kapitalbeteiligung unter unserer Kontrolle behalten?

Bassra bildet zurzeit den Durchgangshafen für den mesopotamischen Handel bis über Bagdad hinaus; selbst von Mossul aus geht Ausfuhrgut über Bagdad nach Bassra. Außerdem bewegt sich ein ausgedehnter Durchgangsverkehr über Bassra und Bagdad nach den Westprovinzen Persiens bis nach Kermandscha hin. Dazu kommt noch ein reger Verkehr persischer Wallfahrer, die das ganze Jahr hindurch zu Tausenden — in besonders großer Zahl während der Monate August bis Februar — von der persischen Grenze her nach Samara (am Mittellaufe des Tigris), nach Kerbela und Ndjef (Wallfahrtsorte am unteren Euphrat) ziehen.

Dieser umfangreiche Waren- und Personenverkehr würde auf die neue Bahnstrecke Bassra—Bagdad übergehen und die „Rentabilität der Linie sichern. Die Bagdadbahn-Gesellschaft würde durch Ueberweisung dieser Strecke an englische Unternehmer gewiß ein sicheres Geschäft aus der Hand geben; aber sie gewönne damit zugleich die Möglichkeit, den Bahnbau nach Nord-Syrien und Mesopotamien auszudehnen, denn mit Gewißheit könnte sie darauf rechnen, daß von dem Augenblicke an, in dem England die Bahnstrecke zwischen Bassra und Bagdad in die Hand bekäme, auch die Anschauungen der englischen „Regierung über die Zuwendung von Baugeldern aus Zolleinkünften oder ähnlichen Einnahmequellen überraschend schnell sich ändern würden, und zwar zugunsten einer Verwendung im Interesse des Bahnbaues!

Und noch ein anderes wäre im Falle der Ueberweisung der Strecke Bassra—Bagdad an das englische Kapital zu bedenken: die Bagdadbahngesellschaft in ihrem jetzigen Bestände würde trotzdem nicht den schlechtesten Teil der Bahn (Konia—Bulgurlu—Mossul—Bagdad) in Händen behalten; sie würde nämlich diejenige Strecke der Bahn, unbehindert durch etwaige Quertreibereien Englands, in Nutzung nehmen können, die für den europäischen, für den deutschen Handel mit den Euphrat- und

618 M. Wiedemann: Was wird aus der Vagdadbahn?

«» 0

<» <»

Tigris»Ländern eine weit größere Wichtigkeit erlangen kann, wie die Bahnlinie Bassra bis Bagdad.

Mangels jeder ausreichenden Perbindung der von Mossul abhängigen Markt»gebiete mit dem Mittelländischen Meer bewegt sich ein großer Teil des Handels in jenen Landstrichen in südlicher Richtung, weil die Waren wenigstens von Bagdad aus mit Hilfe englischer und türkischer Flußdampfer weiter befördert werden können, und in Bassra den Ankerplatz der Seedampfer erreichen, die die Verbindung mit Indien und, Europa aufrechterhalten. Mit der Eröffnung der Teilstrecke der Bagdadbahn, die vom Hafen von Mersina im Neinasiatichen Vilajet Adana ausgehen, nach Überschreitung des Amanus-Gebirges Nord»Syrien und »Mesopotamien durchqueren und über Wossul bis Bagdad ziehen würde, würden sich mit einem Schlage die Verhältnisse ändern. Nicht nur der Handel Aord»Syriens würde naturgemäß in Mersina am Ufer des Mittel»ländischen Meeres zusammenströmen; auch der ganze Warenzug Nord»Mesopotamien«, soweit er nach Europa und den südlichen Mittelmeerländern gravitiert, würde den kürzesten Weg zur See nach Westen einschlagen und gleichfalls in Mersina ausmünden. Es läßt sich sogar erwarten, daß die Eröffnung der Strecke Bagdad—Mossul—Mersina bis in die für die Bewässerungstulturen und für die zukünftigen Baumwollplantagen günstig gelegenen Landstriche zwischen Mossul und Bagdad, ja bis nach Bagdad hin sich fühl»bar machen wird. Wohl wird die Bahnlinie Bagdad—Mossul—Mersina etwa doppelt so lang werden, wie die Strecke Bagdad—Bassra; dementsprechend wird sich auch die Bahn»flacht Bagdad—Mersina höher stellen. Dafür wird man aber beim Versand der für Europa und die Mittelmeerländer bestimmten Waren ab Bagdad über Mersina die etwa 3780 Seemeilen lange Seefahrt von Bassra bis zum Suezkanal und die Spesen der Kanaldurchfahrt sparen können — Ausgaben, die es im Verkehr mit Bagdad manchem europäischen Hause ratsam erscheinen lassen werden, die Strecke Mersina—Mossul—Bagdad vorzuziehen. Sollte es sich um rasche Erledigung von Sendungen nach und von Bagdad handeln, so wird man ohne Ausnahme genötigt sein, der großen Zeitersparnis wegen die gleiche Strecke zu benutzen. Selbstverständlich ist es, daß der gesamte Personenverkehr zwischen Europa und Mesopotamien auf die Linie Merfina (bezw. Konia)—Mossul—Bagdad übergehen wird.

Es ergibt sich aus diesen Ausführungen, daß auch der Handel Bagdads nach Er»öffnung der Strecke Mersina—Mossul—Bagdad zu einem Teile, wenigstens soweit es sich um den Handel mit europäischen Plätzen handelt, über Mossul nach Mersina wird geleitet werden tonnen. Der Handel Nord»Mesopotamiens (Mossul) und Nord»Syriens (Aleppo) mit Europa und den südlichen Mittelmeerländern wird, von wenigen Aus»nahmen abgesehen, seinen Weg über Mersina nehmen.

Diese Folgen der Eröffnung der Teilstrecke Mersina—Mossul—Bagdad halte ich für so bedeutsam, daß sie meiner Ansicht nach die Nachteile aufwiegen werden, die dem deutschen Kapital aus der Preisgabe der Strecke Bassra—Bagdad erwachsen tonnen. Zu berücksichtigen wäre schließlich noch, daß der deutsche Handel nach Süd»Mesop»tamien und West-Versien den südlichen Teil der Bahn bis Bagdad natürlich unge»hindert für sich wird ausnutzen können, auch wenn diese Strecke mit Hilfe englischen

» Georg Brandes: Vothwell 619

0 »

0

Geldes gebaut wird; der deutsche Handel wird daher durch die Ueberweisung der Bahn»
strecke Bassra—Bagdad an englische Unternehmer überhaupt keinen Schaden erleiden.

Auf die politischen Folgen einer Beteiligung Englands am Nahnbau in

Mesopotamien, auch auf einige weitere Lehren, die wir aus der vertehrpolitischen
Bedeutung des Hafens von Mersina zu ziehen hätten, behalt« ich mir vor, in einem
weiteren Artikel noch näher einzugehen.

Hamburg, im Januar 1908. Ol. M. Wiedemann.

Vothwell. Von Georg Brandes'). u«b«!«„ »«n «r«h h.,m

/selbst die so wenig gute Seelentenner waren, daß sie ein Schreiben wie den langen

^^ Glasgow»Vrief von Maria an Bothwell für erdichtet hielten, hätten, sollte

man meinen, durch die in der Silbertassette gefundenen französischen Sonette stutzig
werden müssen. Deren Echtheit kann doch kein vernünftiger Mensch bezweifeln

Daß akademische historiker die darin vorkommenden Ausdrücke als zu grob bezeich-
neten, um von Maria stammen zu können, kann keinen Eindruck auf uns machen.

Es ist nicht das geringste Nohe oder Grobe in diesen Sonetten, dagegen die tiefste,
überwältigende Sehnsucht und Zärtlichkeit. Sie enthalten lauter ehrliche Bekenntnisse,

bei denen Marias Seele nackt vor uns liegt. All das Schönste an ihr findet sich in

diesen Gedichten, deren Sprachform so altfranzösisch naiv und deren Inhalt eine

Leidenschaft ist, die das Leben auf eine Karte setzt, eine Liebe, in deren Gefolge

Bewunderung für den Erlorenen, Angst, ihn durch gehässige Nachrede zu verlieren,

wilde Eifersucht auf seine Frau und wilde Verachtung für sie üppig aufschießen. Es

ist rührend zu sehen, wie hoch Maria Bothwell stellt. Ihre Liebe war sicherlich

nicht blind. Wenn Maria Vothwell Den nennt, „der weder an Verstand noch

Tapferkeit, noch Schönheit, noch Güte, noch Standhaftigkeit seinesgleichen hat“, so

dürfte er auch aus dem Schrot und Korn gewesen sein, aus dem ein solches Ideal»

bild sich zwanglos formen ließ. Wohl wahr, er hatte einen schlechten Auf in

bezug auf sein Verhältnis zu Frauen, hatte sich leichtsinnig mit einigen eingelassen

und sich rücksichtslos ihrer entledigt. Doch deshalb konnte er immerhin große und

männliche Tugenden besitzen. Eine dieser Frauen ist später in romantischem Lichte

dargestellt worden, die dänische Anna Throndsdatter, die er auf Ja und Nein satt

bekam und im Stiche ließ. Eine romantische Geliebte war sie entschieden nicht; sie

verfolgte ihn mit Entschädigungsansprüchen, ergriff auch sofort, als er an die norwegische

Küste verschlagen wurde, die Gelegenheit, ein bedeutendes Jahrgehalt von ihm zu

erpressen, und fetzte die Ueberlassung eines seiner Schiffe durch.

Maria gegenüber zeigt Bothwell sich fest und standhaft, und es unterliegt

wohl kaum einem Zweifel, daß er an kühner Entschlossenheit die andern Lords über»

ragte. Wie vollständig sie in seinem Willen aufging, verrät schon der eine Zug.

'» Vtigl, «»»nde«, .Marl» «tn»r», «r, 17, l«».

020 Georg Brandes: Bothwell

daß er sie dahin brachte, Anhänger von ihm zu belohnen, die am Morde Nizzios beteiligt waren. Das muß ihr ohne Zweifel schwer gefallen sein; doch sie tat es. Für die Nachwelt war Vothwells Charakteristik allzulange durch das eine Wort Mörder gegeben. Doch wer von den schottischen Großen war dies nicht? Was bedeutete eine Tötung in den Tagen der Catharina von Medici, ein Menschenalter nach der Herausgabe von Machiavellis „Der Fürst“? Wer trug moralische Bedenken, einen Nivalen oder Gegner aus dem Wege zu räumen, besonders, wenn gute Aussichten vorhanden waren, den Mord zu verhehlen oder den wahren Urheber unkenntlich zu machen. Maria haßte Darnley bis in seinen verpesteten Atem hinein. Wie oft hat nicht Bothwell ihre Klage vernommen: Wer befreit mich von Darnley! Er kannte den tiefen Abscheu, den sie bei dem Gedanken eines fortgesetzten Zusammenlebens mit diesem Schwächling, auf den sie herabsah, empfand. Ihm, dem Mann der Tat, erschien ein Pulverfaß unter Darnleys Schlafgcmach als die einfachste Lösung, und nicht ihm allein, auch seinen Verwandten, Clans'Leuten und politischen Genossen, die eingeweiht waren und mitwirkten.

Soll nach alledem ein Vergleich angestellt werden zwischen Marias und Vothwells Schuld in diesem Punkte, so kann kein Zweifel herrschen, daß Maria die schuldigere von den beiden ist. Ihre Handlungsweise ist weit odioser. Welche Tat Vothwells ließe sich mit Marias letztem, langem Besuche bei dem kranken Gemahl vergleichen. Sie küßt ihn, während man unten das Pulver hiucinschafft. Sie peinigt ihn mit der Mahnung an Nizzios Mord in demselben Augenblick, in dem sie ihm die schönsten Versprechungen für die Zukunft macht. Sie scherzt im Fortreiten mit ihrem vor dem Hause stehenden Diener, den« sie laut „Jesus! wie schwarz du bist!“ zuruft, da der Pulverschleim ihm an Gesicht und Händen haften geblieben.

Welche Handlung Vothwells ließe sich endlich mit der kleinlichen Vor» sorglichkeit Marias vergleichen, die am Vorabende des Mordes ihr feines Bett aus dem Haufe Kill o field wieder ins Schloß zurückbringen und durch ein einfaches ersetzen läßt. Nie hat sich mir der Eindruck verwischt, den diese Oekonomie auf mich machte, als ich vor undenklichen Zeiten zum ersten Mal bei der Lektüre einer Abhandlung von Iohan Grundtvig davon erfuhr. Das Bett, das Maria in Darn» leys Haus hatte schaffen lassen und in dem sie die Nächte geschlafen, die sie dort verbrachte, war ein Prachtstück. Es hatte einen Vorhang aus violetter Sammet, der mit Gold» und Silbertressen verbrämt war. Fünfundvicrzig Betten gab es im Schlosse, doch nur drei von dieser Art. Als Vorwand für feine Nücktransportierung wurde angegeben, daß es beschmutzt werde, weil es in der Nähe einer Badewanne ohne Deckel stehe. Zugleich ließ Maria auch ihr eigenes „großes Polster“ aus Sammet und Seide zurückbringen. Das erstere wissen wir, weil Darnleys Kammerdiener Thomas Nelson, der einzige, der bei der Explosion mit dem Leben davon» kam, es bei Gericht bezeugte, das letztere sagte Marias französischer Kammerdiener, der unglückliche Paris, kurz vor seiner Hinrichtung aus. Ausdrücklich hatte die

Georg Brandes: Vothwell 621

Königin Sonntag nachmittag, unmittelbar vor ihrem letzten Besuch bei Darnley, ihn neuerlich gefragt, ob er ihres Befehls eingedenk gewesen.

Dergleichen war Vorsorglichkeit, der Nest Leidenschaft, politische und erotische.

And hier hat das Paar, wie Lady Vlennerhasset sagt, „einen großen Mitschuldigen: das Zeitalter“, und eine große Entschuldigung: das heiße Blut der Jugend. Als für sie beide alles vorbei war, hatte Maria ein Alter von 24, Vothwell von 30 Jahren erreicht.

Damals als Bothwell an dem denkwürdigen 15. Juni 1567 Maria Lebewohl sagte, den Carbeny-Yügel hinabritt und sich unverfolgt entfernte, war seine Mär auf schottischem Boden aus. Er und sie sahen einander nie wieder. Jeder sollten sie für sich in Gefängnissen verschmachten, sie 19 Jahre lang, er IN, bis der Tod auf dem Schafotte sie, der Tod in Wahnsinn ihn befreite.

Zwei prächtige Exemplare von dem Menschengeschlecht: waren sie, zwei echte Exemplare der fürstlichen Persönlichkeiten des Jahrhunderts. Von niedriger gesinnten Gegnern wurden sie bezwungen, von Elisabeth Maria, er von den schottischen Lords. Die Dänen aber hätten sich nicht dazu herzugeben gebraucht, etlichen schottischen Lords zuliebe hier Gefangenwärter und Bütteldienste zu verrichten.

Armer Vothwell, daß seine Flucht von den Shetlandsinseln ihn nach Vorwegen verschlagen mußte! hätte er nach Frankreich zu entkommen vermocht, so würde er dort frei und in Ehren gelebt haben. Es ist schmerzlich, die Pedanterie, die grausame und heuchlerische Pedanterie zu verfolgen, mit der Bothwell von dem Augenblick an behandelt wird, in dem er den Fuß auf den Grund und Boden des Königs von Dänemark setzt oder auch nur in «Seiner Majestät tzäfen und Gewässern» sich befindet.

Wie unendlich ist er, der ehrenwerte Christen Aalborg, Kapitän des Kriegs»

schiffes „Björnen“, der in Kannsund in Vothwells Schlffspapiere Einsicht zu nehmen verlangt und unter lügnerischen Verwänden - Proviant geben zu wollen u. dergl. m. - seine Mannschaft auf andere Schiffe hinüberlockt. Was nützt es,

daß Vothwell entgegnet, die Königin, die folche Papiere auszustellen hätte, werde von Aufrührern gefangen gehalten! Und was nützt es ihm, daß er dann später der in Vergen eingesetzten Kommission von 24 Mitgliedern, die ihm abermals seinen Geleit» oder Seebrief abfordert, „verächtlich antwortet und fragt, von wem er Beglaubigung oder Brief hätte hernehmen sollen, da er doch selbst der oberste Vegent des Landes sei!“ Was nützt es ihm endlich, daß er auf die Anklage des Mordes, die von Schottland aus die Lords gegen ihn erheben, der Wahrheit gemäß erklärt, von dieser Anklage habe das schottische Parlament ihn einstimmig freigesprochen!

Man segelt mit ihm nach Kopenhagen, man beraubt ihn seiner Leute, die einen schmachvollen Tod in Schottland finden. Und nun greift der Veichshofmeister Peder Oxe geschäftig gegen ihn bei Friedrich II. ein, dessen erste Eingebung, da er sich eben in Iülland befindet, ist, „den schottischen König“ ruhig im Kopenhaguer Schloß seine Vüktunft abwarten zu lassen. Die Minister belehren den König alsbald, daß größere Vorficht und nachdrücklichere Maßregeln bei diesem ungewöhnlichen Gaste am Platze seien.

hätte der französische Gesandte in Kopenhagen Charles Dancay, der hoch»
angesehene Freund der Maria von Guise und ihrer Tochter Maria Stuart, nicht
energisch gegen Vothwells Auslieferung an seine gehässigen Feinde protestiert,
Dänemark hätte ihn ausgeliefert, Nun wagte man das nicht. Man half sich dann
Frankreichs und Schottlands emgegegefetzter Forderung und doppelter Pression
gegenüber mit dem erbärmlichen Auswege, Vothwell erst in einem einigermaßen
anständigen Staatsgefängnisse im Malmöhus vom Januar 1568 bis Juni 1573, dann
«wie Dancay schreibt) in „einem äußerst engen und schlechten Gewahrsam" im
Keller von Dragsholm auf Seeland zu halten, wo seine Fesseln human an zwei
Eisenbügeln in der Mauer derart befestigt waren, daß er damit umhergehen konnte,
hier saß er fünf weitere Jahre bis zu seinem Tode — ein schottischer Felsen»Aar in
einem seeländischen Keller gefesselt.

Die Geschichte wird allenthalben in solcher Weise unterrichtet, daß die Kinder
zum Stolz über die Großtaten der Väter, zur Freude über nationale Größen und
zur Trauer über nationales Unglück erzogen werden. Man sollte auch dazu erziehen,
Scham zu empfinden.

Die Skala der Gefühle ist stets dieselbe: Stolz, Freude, Trauer. Me kommt
das Schamgefühl zu Worte. Es wird als respektwidrig betrachtet oder als undent»
bar zurückgewiesen, tritt beim Leser vaterländischer Geschichte auch niemals ein, da
nie daran appelliert wird. Was in der Vergangenheit geschah, muhte so sein.
Daher hat sich, soviel mir bekannt, noch nie eine Stimme gegen die Vehand»
lung erhoben, die der Earl of Vothwell, Herzog der Orkney» und Shetlandsinseln,
im Lande des Königs von Dänemark erlitten hat. Als wir Kinder waren, erzählte
man uns eine Vöubergeschichte, daß Vothwell Freibeuterei an norwegischen und
dänischen Küsten getrieben hätte, weshalb seine Behandlung gerechtfertigt gewesen.
Als Erwachsene lasen wir die ausführliche Darstellung des Sachverhaltes bei
Schiern, der korrekt und leidenschaftslos alles gutheißt. Und dennoch handelten
die dänischen Machthaber willkürlich, rechtswidrig und völlig unwürdig, bloß, weil
es ihnen im Vlute lag, die Moral bis aufs grausamste zu vertreten, selbst wo die
Sache sie nicht das geringste anging.

Goya. Von «Richard Muther.

^ur selben Zeit, als Verlin die Engländer anhimelte, war in der Galerie Miethte in
<) Wien eine Ausstellung von 20 Bildern Francisco Goyas. Karl Moll, der verdiente
Leiter der Galerie, hatt: im herbst vorigen Jahres zusammen mit Glich Klossowsti Spanien
abgesucht. Sechs wunderherrliche Bilder konnte er für Miethte erwerben. Andere wurden ihm
aus vornehmem Privatbesitz leihweise überlassen. So war es möglich, einen Ueberblick über
Goyas Schaffen zu geben, wie ihn bisher nur die ganz wenigen gehabt hatten, die gerade
im Frühling 1900 bei der großen Goya »Ausstellung in Madrid sich aufhielten. Denn was
man unter normalen Verhältnissen, sogar in Spanien, von Goya zu sehen bekommt, ist ja

«, 0

0 0

Richard Muther: Goya 623

nicht viel. Das Museo del Prado besitzt zwar außer Bildnissen die Gobelinentwürfe des Meisters und jene erstaunlichen Dekorationen, die er für sein Landhaus, die Quinta del sordo, malt«. Manches andere wird in der Academia de San Fernando bewahrt. Doch wie wenig diese Bilder der öffentlichen Sammlungen in Goyas Gesamtwert bedeuten, geht aus dem soeben erschienenen Buche des Don Barciso Sentenach „La pintura en Madrid“ hervor. „Täglich“, schreibt Sentenach, „tauchen neue Werte von Goya auf, man könnte aus dies?“ allein ein ganzes Museum bilden.“ Und außerhalb Madrids? Was London und Paris, Budapest und Berlin besitzt, ist viel zu fragmentarisch, um einen Begriff von Goyas Bedeutung zu vermitteln. Bei den Schätzen, die einige Wiener Sammler anhäufte, handelt es sich um Zeichnungen, nicht um Bilder. Die von Moll veranstaltete Ausstellung war also ein Ereignis. Nicht nur den Kunstfreunden wurde ein Fest bereitet, wie man es nicht oft in diesem Leben genießt. Sogar der Goya-Forscher machte die überraschende Entdeckung, daß die Grundlage für die künstlerische Würdigung des sehr berühmten, doch wenig gekannten Meisters eigentlich jetzt erst geschaffen war. Und an diesen Werten, die in Wien entzückten, kann nun auch Berlin sich freuen.

Gerade nach dem Unheil, das die englische Ausstellung anrichtete, ist die Goya-Ausstellung ein wirksames Gegengift. Denn in der Kunst ist nun einmal die vox populi nicht die vox dei. Das hat sich auch bei den Engländern gezeigt. Es war für denjenigen, der seinen klaren Kopf behielt, nicht uninteressant zu sehen, wie die geschickte Benutzung eines geschmackvollen Nichts Talente zweiten und dritten Ranges befähigt hatte, eine sehr geschmackvolle Kunst hervorzubringen. Doch was die große Menge an den Werten bewunderte, war nur das Schlechte daran: ihr Stich ins Kitschige, Süße, banal Gefällige. Und noch weit bedenklicher war, daß daraus eine Aesthetik destilliert wurde, die ganz außerhalb der Achtungssphäre der modernen Bestrebungen lag. Ich möchte feststellen, daß ich auf diese Mißverständnisse, die sich aus der englischen Ausstellung ergeben konnten, als erster hinwies. In einem Artikel, den die Wiener „Zeit“ am 29. Januar, also unmittelbar nach der Eröffnung der Ausstellung, von mir brachte, ist so ziemlich alles gesagt, was später andere äußerten. Goya kann uns lehren, uns wieder auf uns selbst zu besinnen. Denn er verhält sich zu den Engländern nicht nur wie ein Originalgenie zu Eklektikern: er zeigt uns namentlich auch wieder, was malen heißt. Alles was heute angestrebt wird, alles was wir an Daubigny und Manet, an van Gogh und Ensler bewundern, ist schon in den Werten dieses großen Ahnen unserer Kunst enthalten.

Man hat ihn den letzten der alten Meister und den ersten der modernen genannt. Damit ist der Platz markiert, den er — soweit es überhaupt möglich ist, Erscheinungen, die Ewigkeitswert haben, zeitlich zu umgrenzen — als Künstler einnimmt. Er war der letzte der großen Alten. Denn eine malerische Entwicklung, die von Tintoretto und dem Greco zu Velasquez, Hals und Rembrandt führte, brach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ab. In allen Ländern Europas wurde die Malerei zur kolorierten Plastik, das Bild zur Zeichnung. Sogar die Engländer, die an der guten Tradition am längsten festhielten, haben an der selbständigen Fortbildung der malerischen Ausdrucksmittel nicht mehr weiter gearbeitet. Sie zehrten nur schmarotzend von dem Kapital, das Titian, van Dyck und die Maler des 17. Jahrhunderts anhäufte. Ihre Kunst war eine Abschwächung, ein Ausklang, der letzte Aufguß der Renaissance. Goya als einziger ging aus dem Wege weiter, den die

„größten Maleringenien der Vergangenheit, Velasquez und Nembrandt, diktiert hatten. Za, er folgte ihnen nicht nur wie ein Schüler seinen Meistern. Er ging an ihnen vorbei, war! neue Probleme auf, wurde ein Mehrer des "Reiches. Dort tote Nachahmung, hier weitli> zeugendes, fortbtldungsfähiges Leben. Daraus erklärt sich, daß er dann später auch der starke An. tnüpfungspunkt für die Modernen wurde. Nachdem die Malerei des 19. Jahrhunderts noch einmal die Bahnen aller früheren Jahrhunderte durchkrelst hatte, fetzte die eigentlich moderne Entwicklung an dem Punkte ein, wo Goya gestanden halte. Daumier, der 2N Jahre all war, als Goya starb, ist ihm in manchen seiner Vilder zum Verwechseln ähnlich. Manel würde seine Erstlingswerke, den Guitarero und das Stiergefecht, die Balkonszene des Luxembourg, die Erschießung des Kaisers Maximilian und die Olympia nicht gemalt haben, wenn er die direkten Vorbilder nicht bei Goya gefunden hätte. Ja, wenn man im Museo dcl Prado die Bilder der Quinta del fordo sieht, hat man das Gefühl, daß selbst die hundert Jahre, die seit ihrem Entstehen vergingen, noch nicht ausreichend waren, um Goya ein» zuholen. Sie stehen auf einer Linie, die von dem Braunfchweiger Familienbild Nembrandts über die Erzeugnisse der modernen Polntilllsten hinweg in eine noch gar nicht zu ahnende Zukunft weist.

Die Ausstellung bei Cassirer gibt nun die Möglichkeit, das an einer Neihe wunder» voller Werl« zu kontrollieren. Um gleich mit dem schönsten zu beginne». Wäre die ganze englische Ausstellung nicht gesprengt worden, wenn «8 möglich gewesen wäre, Goyas Porträt der Frau Cean Bermudez zum Vergleiche hineinzuhängen? Pathoö ist ja sehr unmodern. Doch auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen, muß ich ge> stehen, daß mich das Bild in eine Aufregung versetzt hat, wie ich sie Kunstwerken gegenüber nur ein einzigesmal in meinem Leben empfand: als ich den Velasquezsaal des Museo del Prado betrat. Ja, so blasphemisch das klingt, möchte ich sagen, hier sei sogar Velasquez noch überboten. Denn diese bläulich»grünliche Symphonie, in die das Polster auf dem Schoß in sonorem Not hineintönt, ist von einem Farbensgeschmack, wie er nur in den besten Werten des Velasquez vorkommt. Und mit dieser farbigen Noblesse verbindet sich etwas noch Geistreicherer, Nervöserer in der Mache, als es der fühle Velasquez hat. Daß Goya sonst als Porträtmaler seh? verschiedenartig, auch sehr ungleichwertig ist, braucht bei dem Umfang seiner Produktion nicht betont zu werden. Manchmal, wie in den» Porträt Gasparinis, klingt er an französische Nokotomaler, etwa Nattier an. Manchmal, wie in dem Bildnis des vor der Kaserne stehenden Manuel Lapena, läßt er an die Trockenheit des Empire, etwa an Boilly denken. Bei» nahe trocken, in der gelangweilten Stimmung eines Künstlers, der einen wenig reiz» vollen Auftrag korrekt erledigt, hat er auch die aufgedonnerte Toilette der sonst rech! hausbackenen Marchefa de San Andrös gemalt. Das groß«, Cassirer gehörig« Ne> Präsentationsbild des Don Tabeo Bravo de Nivero tonnt«, wenn der echt Goyasche tzund mit den roten Glühaugen nicht wäre, von Neynolds herrühren. Doch dann folgen wieder Werte, in denen er als Vollblutspanie: rassigster Art erscheint. Wegen des Stier» kämpfers Pedro Numero sollen sich, wie der Friedensfürst erzählt, die Herzoginnen von Alba und Vssuna fast geprügelt haben. In Goyas BUd lernt man ihn rennen. Ein gelblich brauner Kopf mit blauschwarzer Bartspur, eine silbergestickte, rosagefütterte Weste und ein stumpfbrauner Mantel heben von einem dunkelgrauen Hintergrund sehr

0 «

«Richard Muther: Goya 625

pikant sich ab, Oder wie meisterhaft sind in dem Bildnis des Don Juan Battista Goicoechea, der zu Goyas Vertrauten in Bordeaux gehörte, der Fleischton der Hand, das Gold der Orden und das Schwarz des Uniformfracks zusammengestimmt. Wie ist in dem Kniestück der Marie Luise das hrehnhaft Blitzen der schwarzen Augen gegeben, And der alte Husarenoffizier ..lluctiliuz reipublicae expulzu«, pintado pur 6«v:> 1813", Ist es nicht ein ^Rätsel der Kunstgeschichte, daß in einer Zeit, die sonst jeden Zusammenhang mit der großen malerischen Kultur von einst verloren hatte, noch ein Bild gemalt wurde, das, ohne daß Nachahmung vorliegt, die phantastische Schönheit später Bembrandts hat? Was Goya von seinen englischen Zeitgenossen Nomner, und hoppner unterscheidet, wird gerade durch Bilder dieser Art in sehr scharfes Licht g<« stellt. Bei den Engländern Zahmheit, sauberes Fertigmachen, Eklektizismus und Schema, hier geniale Selbstverständlichkeit in der Auffassung und eine unerhörte Maestri«, alles auf dir entscheidenden Werte zurückzuführen. Er macht ein paar Pinselstriche, und so» fort ist der ganze Organismus eines Kopfes, einer Hand gegeben. Er läßt auf einen Orden wie zufällig ein Glanzlicht fallen, und aus etwas Oedem, malerisch fast Un» möglichem wird ein Ding von zauberhaftem Beiz. Ueberall ist ihm das Licht nicht nur der formenbildende Faktor, der den zeichnerischen Einzelheiten die plastisch« Wucht, den großen suggestiven Akzent verleiht, auch die harmonisierende Kraft, die alle farbigen Dissonanzen zu Symphonien von magischem Schmelz verwebt.

Was von seinen Bildnissen gilt, gilt von seinen Volksstücken nicht minder. Alles, woran man denkt, wenn von der Lotalfarbe der spanischen Halbinsel gesprochen wird, zieht wie in einem Kinematographen vorüber. Nnd auch in diesen Werken tobt eine malerische Kraft ersten Banges mit elementarem Ungestüm, mit fast kannibalischer Freude sich aus. Auch hier reichen Vergangenheit und Gegenwart sich die Hände. Man sehe die große Bachtszene mit der Manola, die von Häschern festgenommen wird. Das ist in der Konzeption, in der Großzügigkeit der Gestaltung Frans hals, und es ist gleich» zeitig modernster Impressionismus in der Art, wie die von der Blendlaterne plötzlich gestreiften Köpfe sich im Licht modellieren. Auch vor den Bildern mit der Füselierung und dem Gehenkten kann man an Bembrandt mit dem nämlichen Becht wie an Daumier denken. Die ungeheure Logik, die in der Kunstgeschichte waltet, wurde mir nie so deut» lich. Späteren Menschen, die vou den Kämpfen unserer Gegenwart nichts mehr wissen, wird der Entwicklungsgang des modernen Schaffens als die ganz natürlich«, anders gar nicht denkbare Fortsetzung eines Dramas erscheinen, dessen erste Alte schon vor Jahr» Hunderten sich abspielten.

Goya hat von 1756 bis 1828 gelebt. Diese Daten decken sich fast mit denen, die das Leben Goethes umfassen. Was hält« er zu Goya gesagt? hätte er im Bann der ihn umgebenden Epigonentunst den Worten Passavants beigestimmt: „Wie traurig es um den Kunstgeschmack in Spanien zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahr» Hunderts aussah, dafür gibt Francisco Goya einen sprechenden Beweis." Oder würde «r — g«mäh dem mystischen Attraktionsgesetz, das Große zu Großen zieht - gefühlt haben, daß der einzige Gegenwert, den er auf dem Gebiete der bildenden Kunst hatte, dieser spanisch« Meister war? Jedenfalls ließe fich nichts Schöneres denken als ein Bildnis Goethes, gemalt von Goya.

0 0

Hermann Vahr: Tagebuch 62?

andere nun wieder anders sind. Es hilft mir einer nicht, der mir gleicht; er macht mich unnütz, es entwertet mich, in mehreren Exemplaren da zu sein, während der Fremd« mich ermutigen wird. Mich freut nichts mehr als Menschen, die ganz meiner Art entgegen sind: da weiß ich doch, daß ich nötig bin. Wer mir zu gleichen scheint, macht mich faul, ich denke dann: der tann auch mein Geschäft besorgen, und ich will lieber im Sand« liegen, am blauen Meer. Und so: Gott segne den Vater L'Arronge!

15. März. Vortrefflich formuliert in der letzten Rundschau Kerl seine Forderung an den Künstler. Er mißt ihn an seiner suggestiven Macht. Ihm genügt nicht, daß einer sich auszudrücken, sich darzustellen weiß, sondern er verlangt von ihm die Kraft, sich aufzuzwingen. Dagegen geht mein ganzer „Dialog von Marsyas“. Dort wird auch, nach dem herodot, die Geschichte von der schönen Agariste, der Tochter des Tyrannen Kleisthenes, erzählt. Um sie warben viele, tanzend, aber am schönsten tanzte hippokleides aus Athen. Deshalb bekam er die Braut nicht: denn er tanzte zu gut, besser als einem freien Manne geziemt. Dies ist das Geheimnis der griechischen Kunst zur Zeit des Pericles: sie will sich zeigen, nicht Wirten. In ihr erscheint der Künstler, man soll sehen, was er ist. Aber er fragt nicht, ob es gefällt. Und er bemüht sich nicht. Als ich einmal von Athen nach Venedig tam, noch jene Kunst bei mir, waren mir die bunten Engel der Martrstirche fast unerträglich. Ich hatte das Gefühl, fortwährend angebettelt und angebuhlt zu werden. Mir fiel ein, wie der Wiener von gewissen Schauspielern sagt: er zerfranst sich, er zerspragelt sich! Ich gehe gern einem hübschen Mädln nach. Dreht es sich aber nach mir um und winkt mir, so mag ich nicht mehr. Ich mag auch den Künstler nicht mehr, wenn er mir Augen macht. Ich war deshalb gegen den Hauptmann der Versunkenen Glocke, und ich bin deshalb für den Haupt« mann von Kaiser Karls Geisel. Er äugelt jetzt nicht mehr mit der Wirkung. Er steht da. K«rr findet das Schwäche, ich finde das Reife. Für mich ist das die Kunst: da zu stehen, unbekümmert, eher froh, allein zu bleiben. Aber ich weih fchon, daß es das Publikum mehr mit Kerr hält.

16. März. Man versucht, zu sich selbst zu kommen, die anderen versuchen, einen von sich selbst abzubringen, und alles geht nun darum, wer stärker ist.

18. März. Es ist gepackt, ich will fort, ich fuche noch Reinhardt, fo bin ich auf einmal in den Kammerspielen, Schülerinnen der Isadora Duncan tanzen. Und ich habe diese ganze Zeit in Berlin nichts Schöneres, nichts Stärkeres erlebt. Zum Lachen und zum Weinen, schön und stark. Wie Wiesen im Wind, wie Wasser im Wald. Das kommt gesprungen, und man ist froh. Das kniet, schaut, horcht, und man wird «rnst. Das heb« die Händchen, das wirft die Füßchen, das schüttelt sich nur, und man spürt alle Lockungen, alle Drohungen, die das Leben hat. Nur ein grüner Vorhang, nur «in paar Kinder, und diese Kinder sind nur da. jetzt in Reihen, jetzt «ins allein, schreitend oder sitzend oder laufend, und manchmal lacht «ine tleine Stimme, ein Lied klingt, schon entschweben sie. Und Reinhardt, neben mir, sagt leise: Sommernachts« träum! Und ich denk«: Es zeigt sich aber, daß man den Text gar nicht braucht! Ein grüner Vorhang und ein paar Kinder. Kinder, die weiter gar nichts tun: sie tonnen sich nur bewegen. Und vielleicht kommt «ine Zeit schön gewachsener Menschen, die schreiten oder stehen und sich zeigen, und dies ist genug, die Menschheit braucht dann

sonst nichts mehr. Und ich MUß denken, was für ein starkes, rastloses, unbezwinglichei Geschöpf doch diese Duncan ist, mit ihrem fanatischen Glauben an die Zukunft! Eine Gouvernante hat sie Vierbaum einmal genannt. Ja: unsere Gouvernante zum Wirt» lichen Leben!

20. März. Semmering. Noch Schnee. Und seltsam: wenn ich dann wieder die Naz und den Schueeberg sehe, ist es mir immer wie zum erstenmal! Immer mit dem» selben Gefühl: Nein, du hast es ja noch gar nicht gewußt, wie schön, wie schön das ist! Ein Glück, daß der Mensch ein so schlechtes Gedächtnis hat. Wir leben nur vom Vergessen. Hätten wir die Kraft, einen starken Eindruck zu behalten, so wären wir unfähig, in geringen fortzuleben. Aber man kommt vom Semmering zurück, oder von Napoleon, oder von Beethoven, und es geht doch weiter.

Das Fenster auf, draußen schneit's, ich lese das Buch von Ferdinand Bonn. Das ist auch so: man vergißt die Menschen, eigentlich behält man nur die Namen. Ich kannte Bonn vor Jahren, und er war mir lieb. Durch und durch künstlerisch gesinnt, stark, froh, kühn, und so gar nichts vom Kabotin! Ein wirklicher Mensch, ein leben» diger Mensch, ein lachender und weinender Mensch in diesem alten Burgtheater! Frei» lich mit einer Neigung, alles heftig anzurennen, gleich aber wieder abzuspringen. Mit einer Neigung, sich überall zu versuchen, spielend, malend, geigend, dichtend, in allen Künsten; bis er sieht: Das kann ich auch! Da freut es ihn schon nicht mehr so, schon reizt ihn das Nächste wieder. Und auch mit einer Neigung, im Ekel vor der mensch» lichen Gemeinheit, nun nicht der Dumme zu sein, sondern zu zeigen, daß man das, wenn die Welt es so verlangt, ja schließlich auch kann; wozu sich gerade Menschen von einer gewissen Unschuld in der Entrüstung leicht hinreißen lassen, da sie sicher sind, sich doch niemals zu verlieren. So war er mir damals. Dann kam er mir weg. Ich hörte nur noch von ihm. Und ich hörte nun dann den ganzen Berliner Tratsch. Frei» lich weiß man ja, wie viel über jeden öffentlichen Menschen gelogen wird, trotzdem glaubt man es doch schließlich selbst. Das ist die merkwürdige Macht der Verleumdung. Zum erstenmal glaubt man es nicht: Aber nein, ich kenne den Menschen doch! Und man glaubt es zum zweitenmal nicht. Und man glaubt es zum drittenmal nicht. Bis dann die Verleumdung nach und nach Kristalle anzusetzen beginnt. Man glaubt es ja noch immer nicht. Aber man widerspricht jetzt nicht mehr. Wer weiß? Wer kann sagen, daß er einen Menschen kennt? Und Menschen ändern sich! Man hat «in un» angenehmes Gefühl: ich müßte mit ihm einmal reden, ihn sehen, hören, was er ant» wortet! Wer hat denn aber Zeit? Man hat sie kaum für sich selbst. Und so dentt man lieber gar nicht mehr daran. Wenn die Leute gegen ihn ungerecht sind, er wird sich schon wehren, das muß jeder selbst! So schläfert man sein Gewissen «in und ist feig, weU man faul ist. Und dann geschieht es zuweilen sogar, daß man ärgerlich auf den Freund wird. Er sollte einem nicht so viel Verdruß machen, alles schimpft auf ihn, und das muß man sich anhören! Und so kam es, daß ich mit Bonn in der» selben Stadt saß und nicht glauben wollte, was man über ihn sagte, und doch schon fast bereit war, es zu glauben, und mich jedenfalls nicht mit allen Leuten herum» prügeln wollte und es schließlich vorzog, lieber gar nichts mehr davon zu wissen und mich nicht um ihn zu kümmern. Bis mir neulich Prahm dieses Buch gab und sagt«,

Emmy Destinn: Nahel

6^9

in seiner behutsamen, unnachdrücklichen Art: Lesen Sie das, ganz interessant, der Bonn ist schon wer! Und das ist wirklich das Gefühl, das man hier auf jeder Seite hat. Und mir war's ganz seltsam: Noch ganz der junge Bonn von damals! Und dann gibt einem das Buch eine so wunderbare Sicherheit für ihn. Dem kann wirklich nichts geschehen, er kommt schon wieder durch, er ist stärker! Und so viel Vergnügen macht mir das zu denken, daß mir, fast alles zuwider ist, was ihm gefällt, daß er sicher fast alles verachtet, was ich schätze, und daß mich das eigentlich aber gar nicht an ihm stört, und ihn wahrscheinlich auch an mir nicht, woraus man sieht, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt; wichtiger ist, über Eichen tatzeln und Almhütten derselben Meinung zu sein, als über die Kunst und den Kaiser. AùHel. Drama eines jungen Herzens.*)

Von Emmy Destinn.

Personen des Schauspiels:

'Rosa Rosenfeld: Trödlerin, 52 Jahre.

Isak Rubin: ihr Bruder, 45 Jahre.

Rahel: ihre Tochter, 19 Jahre.

Georg Ullrich: Schauspieler, 41 Jahre.

Frau Nußbaum: Heiratsvermittlerin, 56 Jahre,

Anna Felser: Rahels Freundin, 23 Jahre.

Minna Faller: Schauspielerin, 25 Jahre.

Richard Powny: Maschinist, Annas Bruder

Isak, 28 Jahre.

Fanny: Dienstmädchen bei Rosenfelds. 35 Jahre

Ort: Wohnung der Rosenfelds, alter Judenfriedhof

Hof im Prager Ghetto.

Zeit: 1890.

Zweiter Akt.

<Alter Judenfriedhof im Ghetto. Rechts und links Grabsteine mit hebräischen Inschriften, hohes

Gras und Moos wuchern dazwischen, links «in breiter hollunderstrauch in voller Blüte. In der

Mitte ein Weg, etwas rechts eine Holzbank.

Ein helles Sommernachmittag etwa gegen 5 Uhr.

Aus dem nahen Tempel ertönt Orgelspiel und Chorgesang.

Während dem geht der Vorhang auf.)

Erste Szene.

Rahel «im hellen Sommerfeld», Anna «oben auf dem Balkon»

Anna: Reizender Rendezvous-Platz. Den

hättest Du mir früher verraten sollen! Ach

-) Unsre Emmy Destinn hat sich unter die Dramatiker gemischt, versucht, dem Land ilucr Kindertraum auf dem ständigen Weg der Gestaltung tragischen Erlebens wieder nahe zu kommen. Dem willig folgenden Ohr klingt leise und deutlich doch spürbar die Sehnsucht durch die vier Akte, von denen wir hier die paar Szenen wiedergeben, die uns am gelungensten scheinen und am wenigsten voraussetzen. Rahel, die neunzehnjährige Tochter der alten Rosenfeld, fällt der gefüllten Phraseologie des beträchtlich älteren verheirateten Komödianten Ullrich zum Opfer. Der erste Akt hält beide zusammengeführt. Mehr ist zum Verständnis für das Folgende nicht nötig.

D. R.

die Stille und der Duft.... bei Orgelspiel und

Gefang

Rahel: Ein Totenfeld und doch: kann

man sich «inen schöneren Garten denken»? Dieser

Strauch ist aus ihren Herzen gewachsen — wie

er Prangt, wie stolz trägt er die vollen Blüten

dolden — und wir? ob aus unseren Herzen noch

so viel Kraft strömen kann? <D>s Orkelw!«l en»c<

ohne Gelang)

Anna: Ach — Du Phantastin! Scherz bei

seid — Rahel, seit Du Deinen Helden gefunden

baft, wirft Du stets mysteriöser - Gott — hat
Dir dieser Mann den Kopf verdreht . . . laum
hast Du für die ganz« Welt noch ein«n Gebauten
übrig. . . wie foll das denn noch werden?
Rahel: Was lümmert's mich? werd«, was
da will ich bin glücklich — wenn er nun
lommt, wenn er meine Hand faßt, wenn ich in
fein« Augen sehen darf ich verlange nichts
mehr, da versinkt für mich die Welt,
Anna: Furchtbares, leichtsinniges Wesen!
Was werden denn Deine Leute dazu sagen, wenn
es herauskommt? Die Mutter — der O»el?
das wird einen tüchtigen Krach geben! Du
wandelst in ihrer Mitt« wie eine Mondsüchtig«,
laum gibst Du noch eine vernünftige Antwort
nur Herr Ullrich und wieder Herr Ullrich.
— Ich bin fest überz«ugt, bah Tu diesen Ramcn
noch aus dem Schlaf sprichst

Emmy Destinn: Nahel

Nahel: Ich liebe ihn und er liebt mich.

Was geht mich die ganze Welt an?

Anna: Ich bitte Dich! Di« Welt muh Dich
angehen, wenn Du nicht willst, dah jemand von
den Deinigen dahinter kommt! Du muht Dich
zusammennehmen, Komödie spielen —! Wenn
diese Liebschaft an den Tag geblacht wild, steckt
Dich Deine Muttel in eine Vesselungsanstalt!

Aahel: Georg velläht mich nicht! Niemals!

Anna: Vodelhand nicht, das weih ich.

Abel wenn die Saison zu Ende ist, geht Dein
Held wiedel nach Wien zurück, del Sommel
blüht ab und mit ihm auch eure Lieb«.

Aahel: Mi« kannst Du nur so etwas sagen!

Unsere Liebe velblühen! Das ist unmöglich —
splich es liebel gar nicht aus

Anna: Lieb«s Kind, so nimm doch Vernunft
an! Ich bin doch die ältere, Hab« mehr gesehen
und mehr «llebt als Du — Wie stellst Du Dil
das linde «ul«l Liebe vor? Ein lnde muh si«
doch nehmen? Abschied?

Aahel: Vi«!

Anna: Dann ein Verhältnis?

Aahel <«»?r»nn>- Anna

Anna: Vber — «ine Heirat?!

Aal)«l «Ich»«!«» betroffen.)

Anna <i»n«la»>: Ein« Heirat also —

wirklich? hat «r Dil etwas velsplochen?

Aahel: Wie könnten wil etwas Derartiges
splechen? Nein — lein Wort.

Anna: Sehr ungeschickt. Weiht Du, woher
«r kommt? W«r seine Familie ist? Auch nicht?
Aber, liebes Kind — wovon unterhallet ihr euch
denn eigentlich?

Nahel: Wir sprechen von unselen heizen,
von unselel Lieb«, von uns«l«l Sehnsucht —

Anna <ge»ehn<>: Sehnsucht <plö»»ch
,v.>l »»»«» Liebe kleine Aahel, ich flehe Dich —
sei vtlnünftig — velsplich mil, auf Deiner Hut
zu fein — es foll zwischen euch beiden nichts g«>
schehen, was vor Golt und Menschen nicht ge»
schehen dürft« — —

Aahel (betroffen) Wie meinst Du — Ich ver-
steh« nicht —

Anna <!» selben «»»>,: O, Du verstehst schon
ganz gut, stell« Dir nur vor, ich wäre Deine
alte« Schwester — ich Hab« Dich ja so lieb und
fürchte nur, dah Du in Deinem Ungestüm etwas
tun könntest, Dich hinreihen liehest — Aahel, ich
bitte Dich, gieb mir Dein heiliges Versprechen —
Aahel: Zwischen uns beiden ist es doch
klar weder ich noch Georg haben einen un>
laularen Gedanken....

Anna: Verzeihe. Doch Du bist manchmal
fo seltsam, Du bis» so still und nur Dein« Blick«
spr«ch«n so sonderbar, tief, ich Hab« Angst —
denn schließlich habe ich doch das ganze Unglück

hervorgerufen — ich hab« Dir doch bi«f«n Brief
diktiert, aber Du tatst mir damals so leid —
Aahel «»lrft sich «NN» an die Vr«»)- Du Lied«,
Liebe, Süh« . . . D hast mich glücklich gemacht —
wie soll ich Dir,« danken?

Anna «I« bewundern» betrachten». Dies« Glut
und diese Leidenschaft? Kaum kenn' ich Dich
wieder. Diefer Herr Ullrich fchelnt ein richtig«?
laubrer zu f«!n

Aahel: Ja — das ist er <ir hat «ich
ganz behext wenn ich nun im Theater fitz«
und feinen Wollen laufch« — da schlägt mein
h«lz so wild, als sollt« ich ersticken?— w«»» ich
ihn mit den Augtn küsse — ach, Anna — nicht
wahr, er ist ein Gott? Kein Mensch ist so schon
wie er diese wunderbar« Gestalt, so hoch,
so schlank, dieser stolz« Mund und di« hellen,
träumerischen Augen ... seine schönen Hand« —
und seine Stimme — dies« zu h«rz«n gehend«,
männlich« Stimm« — o Gott, manchmal wird
mir ganz schwarz vor d«n Aug«n, so vi«l Glück
«ltlage ich nicht

Anna (halb scherzend, halb <.rnst>- Gr«tchen!
Gleichen! Denk an ihr <?ck>cksal — sei v«r>
nünftig — ich furcht« wirklich, Du könntest Dich
vergessen

Aahel: El ist so helzensgut, er ist wilNich
wie mein Bludel.

Anna: Du! Diesem Bruder wüld« ich nicht
allzus«hl tlaue! Ihr hat Dich anscheinend
auch viel zu sehl lieb damals dacht« ich,
dah d«l glohe Künstler, li«b und gut, wie die
Männel schon sind, den schwärmenden Backfisch
mit einigen freundlichen Worten beglückt und
ihn dann feinem Schickfal überläßt — nein,
muht« ich mich derartig Irren! Statt dessen lauf!
der berühmt« h«ld tagtäglich mit d«m kleinen
Mädel spazieren kann sich kaum von ihm
trennen, spricht übel hochtlabend« Sachen mit
ihm — — I Das ging« ja alles noch! Abel das
Ende! Das Ende!

Aahel: Ich l«Int« li«b«n und —

Anna. Ja, das ist «b«n, was ich fürchtete!
Du lerntest lieben, mein« Li«b«, Süh«! D«r
Vfad d«r brüderlich«« Li«b« des Herrn Ulllck
ist fehl fchmal — ihr weldet da mit del Zeit zu
wenig Aaum haben — dann kommt das alt«
bekannte Ende vom Lied

Aahel: Was kann da geschehen?

Anna: Etwas, was nie mehl aut zu machen
wäre — «in unsagbares Unglück für Dich

Aahel: Gin Unglück —durch Georg? Was
fagst Du da, liebe Anna — nun sind mir Deine
wohlgemeinten Vledigten fehl lächellich. Wie

tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 631
lönnt« Georg, dieser herrlich«, einzig« Mann,
mich unglücklich machen? Das glaubst Du doch
selbst nicht. Diese vierzehn Tage unserer Lieb«
sind mir vom Himmel selbst gesandt, D» weihst
ja, dah ich vor Wonne fast vergeh« und sprichst
mir vom Unglück! Sein« Hand, s«in Mund
tonnen mir nur Glück bringen . . . Ich Hab«
ni« vorher geliebt — nicht einmal für jemand
geschwärmt, wie es alle jungen Mädchen doch
tun — hier, tief in meiner Brust im innersten
tz«rzen sagt« mir «in« Stimme: »Harre aus,
Herz, Dein Glück wird noch kommen, Dein <ir>
loser, Dein Iehova findet Dich.' Nun ist er da!
<Ir ist gekommen I Und Du sprichst mir vom
Unglück?

Anna: Lieb« und V«rnunft sind l«id«r nie»
rnals Hand in Hand gegangen, — — d» hätte
man sich sonst viel Verbrüh sparen tonnen. —
— Ich fürchtet« es ja stets, dah Du — herein»
fällst.

Aahel: Pfui — dieses garstige Wort.

Ann»: Aber treffend. Nun vom anderen:
Wann lommt Dein holder Angebeteter? Um
fünf?

Aahel: Er muh glelch erscheinen.

Anna: Wo wollt ihr dann hingehn?

Aahel: hingehn? Nirgend«. Wir bleiben
hier

Anna: Auf dem Friedhof?

Nahel: Warum nicht? hier ist es ungestört
— selten «in fremder Besucher, Still«, Duft —
und wir Zwei.

Anna: Sehr poetisch. Weihst Du was?

Wann schlieht man hier?

Aahel: Um sieben Uhr.

Anna: Dann lommen wir mit Aichard um
halb sieb«n h«r und holen euch ab Willst Du?

Aahel: Gewlh.

Ann»: Wir tonnen uns dann bis halb acht
noch irgendwo in «inen Karten hineinsetzen —
um acht muht Du doch zu Haus« sein.

Nahel: Borgestern bin ich j» «rst nach halb
n«un nach Hause gekommen — Mutter hat sehi
gebrummt. Und der Vnlel lacki sah mich so eigen
»» — Du — ich glaube, dah er etwas ahnt
Aber er ist gut, er sagt lein böses Wort — t«
Gegenteil, er ergreift stets noch mein« Partei,
w«nn Mutter zankt.

Anna: Was hast Du denn getan? Du
saglest mir doch, Du wolltest um acht zu Haus»:
sein

Aahel: Wir sind bei der Moldau gewesen,
es war so still und «in« ganz w»rm« Dämm«rung
«in herrlich«r Abend. Da konnten wir
uns nicht trennen. Ich sagt«, dah mich di« Fall
aufgehalten hat. Mutter hat es auch geglaubt.

Anna: Und Onkel lacki?

Aahel: Der ist viel zu schlau. 2r hat feine
eigenen Gedanken.

Anna: Wenn er aber was melkt —

Aahel: Der sagt kein Wort.

Anna: Glaub' das ja nicht! Gr würde rasend werden. Dein Onkel hat eine Liebeserfahrung — der Ärmste ist so schwer getroffen.

Ah! Ob er wohl einmal liebt?

Anna (sehnend): Nein! Dazu ist er zu vernünftig —! Sein Lieben könnte doch wohl jemand erwidern.

Aahel: Armer Onkel! Iack!

Anna: Sieh — da kommt Dein Liebster schon! Adieu — und seid vernünftig!

Aahel (weinend): Still! er kommt...

Zweite Szene.

Georg Ullrich (lächelnd):

Guten Tag — so pünktlich, das ist lieb.

Anna: Adieu, ich muß euch verlassen.

Georg (hastig): So eilig, Fräulein

Anna?

Anna (seufzend): Ich weiß, daß Sie darüber sehr unglücklich sind! Aber ich will Sie trösten: um halb sieben hole ich Sie wieder ab. Auf Wiedersehen! >>>

(Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

23. Paris.

Schätzchen, bin ich frivol? Es ist die Atmosphäre hier. Meine Kauswirtin beglückte mich, und der Valet de chambre macht solch ein schlau verschmitztes Gesicht. 115 ne 52vent pas anti-ement. Wenn wir auf die Straße treten, bieten uns Händler Gassenhauer und verliebte Couplets oder Halbwelle Veilchensträuße an. Es ist Pariser Frühling.

Warum erleben wir ihn nicht mit, reden nur? Du bist hübsch und jung, Du stiehst Dich heimlich zu mir, lügst zu Haus, verlierst den Atem auf der Treppe und lachst und

errötest in einem Zug, wenn Du eintrittst. Ich küsse Dich lange. — Wenn Du fort» gehen willst, weil es Zeit zu Deinem Diner ist, lasse ich Dich nicht, ich küsse Dich wieder wie ein junger Verliebter und bettle und drohe. Wir lachen alle beide. —

Ich erzähle Dir leichtsinnige Geschichten von den andern, die hier gewohnt haben, von nieinen Freunden, die allesamt verliebt sind, die kleine zärtliche Frauen haben, in Ehaoille und Fontainebleau.

Dabei sind wir sehr ehrbar, sprechen von all diesen leckeren Dingen wie gesetzte und ältere Leute, hinter denen die Jugend und die Frühlingsnarrheit liegt, müssen uns doch immer ansehen und müssen lachen, sind so überaus vergnügt. Vraungrün liegt das Bau«» mcer des Luxemburg-Vartens mit Inospenden Wipfeln, die Kuppel des Invalidendorns steht wnnderbar abgetönt gegen den hellen, welchen Himmel wie auf einem Bild von Sisley; «s weht die Luft von Paris, die leicht, klar und ein wenig berauschend wie Champagner ist, ohne Leidenschaft, voll von Zärtlichkeit der zärtlichsten und lebensfreudigsten Stadt.

Wir sind Deutsche, wir philosophieren. Wohl ist uns — wohl! Du sagst mir Adieu und lüßt mich mit spitzen Lippen wie ein keusches, kleines Mädchen. Wie meine Schroetter, und errötest. Und in deinen Augen glitzert — Licht oder Trüncn? Mein Apriltind! Mein Weibchen! Kleine, süße Frau — Du meine!

24.

Ich bin morsch und unselig, ein zu jedem Verzicht Polbestimmter. Frage mich jetzt nicht, Du wirst es früh genug wissen.

Warum drängst Du auf Erklärungen? Erklärungen sind Gewöhnlichkeiten. Natürlich bist Du ganz frei, Du kannst gehen, wohin Du willst, kannst mich verlassen. Frage ich Dich je, wo Du bist? Weiß ich, bei wem Du vielleicht Dich aufhältst, süße Worte anhörst und Dich in andern Schautelstühlen wiegst? Du bist mir oft ganz fremd wie eine völlig Unbekannte. Sogar eine Feindin bist Du dann, Du bist hergekommen, um mein Geheimnis zu überraschen und mir zu nehmen.

Bist Du überhaupt treu? Ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Warum beunruhigst Du Dich um meine Treue?

Innerlich haben wir keinerlei Zusammenhang, Dein Gehirn denkt Gedanken, zu denen ich leinen Zugang habe. Du bist auch klüger als ich.

Ich will mich nicht binden, nie! Und Du sollst Dich nicht quälen —

25.

Die rohe Gier der anderen auf Fleisch stößt mich ab und flößt mir Ekel ein. Ich war gestern auf einem sogenannten nackten Ball. Alle erregten sich außerordentlich — ich ging schwermütig nach Haus, schämte mich meiner Basse.

Stundenlang lese ich gemeine Bücher, die borgen einem immer Leute, die man für die ehrbarsten und gleichgültigsten hielt. Sie sind nur gemein, ohne Kunst und Heiterkeit.

Soweit hast Du mich heruntergebracht — ja, Du!

Jede Frau hier — auch die deutsche — hat ihren Liebhaber. Sie sprechen von der Liebe wie von einem Ding, das gut zu essen und teuer wie ein Souper fin ist. Auf der Rechnung wird immer betrogen, und die Bewirtete steht in Verbindung mit dem Wirt und der Bedienung. Vft zahlen hier auch die Frauen, dann wird das Geschäft noch schamloser betrieben, ihre Lustnaben sind Ausbeuter und schlagen sie. heillos wirkt die ewige herab» Würdigung des einen Geschlechtes durch das andere. In bezug auf unsere Mütter und Schwestern sind wir lächerlich ehrbar, da wollen wir nicht sehen, lassen den Pistolenhahn knacken. Eitelkeit alles, und dieselbe Eitelkeit, das ganz grobe, einfache Uebergewicht der Stärke wie beim Papuaneger und dem Buschweibchen! Die „Galanterie“ dabei macht den Schacher so ekelhaft und verlogen.

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

633

Wir haben doch das Bedürfnis, warum befriedigen wir es nicht am hellen, lichtcu Tage? Warum leugnen wir es ab und verleugnen es vor uns selbst? Und glauben schließlich unsere eignen Lügen über uns selbst? Du zum Beispiel glaubst, Du bist nur träge und feig — unendlich verwöhnt und verweichlicht. Du bist nichts mehr, eine Puppe, ein Luxus» spielzeug, die Puppenprinzessin mit gläsernen Augen und Flachshaaren!

Manchmal möcht' ich Dich hauen!

26.

Ich weiß, ich bin schlecht und Du betest für mich, Du betest und wartest. Warte, bis wir zu Hause sind, dort wird mir wohler wieder. Ich gehe früh zu Vett, um neun Ahr, und bin den ganzen Tag draußen.

Sieh, ich bin ja auch ein alter Mann, ich bekomme weiße haare, nicht graue — schon weiße!

Du bist so jung, bleibst immer jung und keusch und frisch.

Du bist unsterblich und tötend.

Sei mein gutes, kleines Mädchen! Komm und lege Deine tzand auf meine Stirn und erzähle mir hütres und Eignes — ich liebe so sehr, wie Du die Dinge siehst, und liebe Weine Art zu sprechen. Nur Melancholie liebe ich garnicht, weil ich selbst ein Schwarz» galliger bin, ein Trübseliger und ein Kopfhänger.

Ich leide und bin fast nie ganz gesund. Mach Du mich gesund und vergieb mir!

Bergieb! (Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschlag«

Von Verthold Litzmann.

VII. Drama de

HsAenn ich den Blick auf das Drama der neusten Zeit zu lenken mich anschicke, so empfinde ich lebhafter denn je die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit meiner Aufgab«, auf die Frage: „Was sollen wir lesen?“ befriedigende Auskunft zu geben.

Denn einmal ist, wie ich schon mehrfach hervorhob, wenn es sich um dramatische Dich» tungen handelt, die Frage an sich nicht richtig, oder jedenfalls nicht glücklich eingestellt, in» sofern das Drama, um die feinem Wefen, sein« Form nach ihm allein eigentümlichen Aus» drucksmittel und Schönheiten voll zu entfalten und zur Geltung zu bringen, der Vermittlung durch lebendig« Darstellung von der Bühne bedarf, also nicht gelesen, sondern gesehen sein will. Die Zahl derjenigen, die sich nur aus ber Lektüre ein richtiges anschauliches Bild vom inneren Leben einer dramatischen tzand» lung machen können, ist erfahrungsgemäß fehr beschränkt, und der Ausweg, sich durch lautes Lesen mit v«rt«ilten Bollen die geistigen Seh» für eine deutsche tzausbibliothek.

r Gegenwart.

organe zu schärfen, bleibt immer doch «in dürftiger Botbehelf, da, um durch dies Mittel einen einigermaßen befriedigenden Ersatz für eine versagte Vühnenaufführung zu erhalten, die Lesenden über eine Fähigkeit zu charat» teriftischer Auffassung und Wiedergabe ihrer Bollen verfügen müssen, wie sie auch wieder nur s«hr wenigen verliehen ist.

Iu diesen aus dem Wesen des Dramas an sich sich ergebenden Schwierigkeiten kommt nun aber in unserem besonderen Fall noch hinzu

die Eigentümlichkeit des modernen Dramas,
dessen Hauptreiz und Hauptwert weniger in
dem Ideengehalt, als in der eigenartigen
künstlerischen Form beruht, die unser« Drama»
tiber, über ihre Vorgänger hinausstreben, ge»
sucht und zum Teil auch gefunden haben.
Diese neuen Formen sind es, um deren Aus»
gestaltung das Drama der Gegenwart ringt,
und die den Werken, in denen sie zum Aus»
druck gelangen, ihren über die Laun« und Mode
des Tages dauernden bleibenden Wert ver»

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
 leihen. Die sog. aktuellen Stoffe allein tun
 es nicht, trotzdem fi« es in der Regel find,
 die die statten augenblicklichen Bühnenerfolge
 btwirlen. Aber wir leben in einer so schnell
 arbeitenden und vorwärts hastenden Zeit, bah
 der Zauber, den ein aus der Not einer Tages»
 frage heraus geborenes Drama auf «inen jeden
 non uns ausübt, wenn es im richtigen Augen»
 blick erscheint, unheimlich schnell verblaßt und
 verweilt und oft wenige Jahre genügen, um
 uns ihm gegenüber fremd und kalt zu machen.
 Deshalb ist es für den, der, wie ich hier, nicht
 die Aufgabe hat, über Dramen und Dramatiker,
 die infolge von durch Stimmungen des Augen»
 blicks hervorgerufenen großen Bühnenerfolgen
 zufällig im Vordergrund des Interesses stehen,
 seine Meinung zu sagen, sondern der jeden»
 falls den Versuch machen soll, unbeirrt durch
 diese Stimmen des Tages, das Bleibende,
 Wertvolle herauszuheben und zu charalteri»
 sieren, die Aufgab« schwieriger als auf irgend»
 einem andern Gebiet, gerade weil, je mehr man
 selbst innerlich an den Kämpfen der Zeit und
 den Problemen, die fie aufwerfen, beteiligt ist,
 der dämonische Aetiz, den «in Drama um seines
 aktuellen Stoffes willen ausübt, nur zu oft das
 Urteil zu trüben geeignet ist. Das gilt, oder
 galt vielmehr, vor allem von dem Dramatiker,
 der «in« Zeitlang im deutschen Drama des
 19. Jahrhunderts eine ähnlich beherrschende
 Stellung eingenommen hat, wie Shakespeare
 im 18. Jahrhundert, von dem Norweger
 Henrik Ibsen. Ein Teil der ungeheuren
 Wirkung, die dieser Fremde in den beiden
 letzten Dezennien auf unsere Literatur gehabt
 hat, ist auf Nechnung feiner Stoffwahl zu
 sehen. Er war der erste, der die in der bürger»
 lichen Gesellschaft des ausgehenden Jahr»
 Hunderts wühlenden und gärenden Ideen, die
 Scelennöt« der in der zweiten Hälfte des
 Jahrhunderts geborenen und feit den siebziger
 Jahren in den Kampf des Lebens «ingetretenen
 Generation und die daraus hervorwachfenden
 Kämpfe auf Tob und Leben zwischen dieser
 Jugend und der damals herrschenden Gesell»
 ichtsmoral in seinen Dramen zu «In«r lünst»
 l«rischen Gestaltung bracht«, und der dadurch
 unzähligen kämpfenden und ringenden Seelen
 das erlösende Wort von den Lippen nahn>„
 Weil er in der Tat dieser Generation wie «in
 Befreier kam, wurde er von ihr auf den Schub
 gehoben, und wer wissen will, wi« «s vcr
 zwanzig, dreißig Jahren in den tzerzen der
 jungen Menschen aussah, für den find Ibsens
 Dramen auch heute tief erschütternd« Dokumente
 des Seelenlebens der Entwicklungsjahr« der
 Generation, die heute in der Vollkraft dce

Lebens der Gesellschaft ihren Stempel gibt. Deshalb sollte keiner versäumen, mit Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Die Gespenster“, „Nosmersholm“, „Mein Eyolf“ unter diesem Gesichtspunkt sich vertraut zu machen. Aber je jünger er ist, um so stärker wird er auch empfinden, daß an sich Neues ihm dieser Dichter nicht mehr zu sagen hat. Die Klippen, an denen die Menschen der Ibsenschen Dramen scheitern, und die Dornen, an denen sie sich auf den Tod verwunden, sind für den Menschen von heute kein« Klippen und Dornen mehr. Wohl aber wird auch das junge Geschlecht die Botschaft einer noch in der Zukunft liegenden Menschheits-epoche, die als Auf der Sehnsucht und der Hoffnung aus den Dramen Ibsens (allerdings häufig in Formeln einer symbolisierenden Geheimsprache nicht so» fort erkennbar) klingt, annehmen und auf» nehmen und weitertragen, nämlich den uner» fchütterlichen Glauben an «in« L«b«nsmöglich» keit, wo der alte Streit zwischen Geistigem und Sinnlichem schwindet, wo die Schönheit und die Freude und die Güte in freudig« Arbeit b«r Wahrheit dienen und aus reinen Schalen denen, die Treu« halt«n, den Trunk schuldlosen Genusses, der in der Freude »erklärt, kredenzen.

Das ist das Reich der Zukunft, von dem Ibsens Adelsmenschen träumen, auf das sie hoffen, das keiner von ihnen betritt, das sie nur ahnen in Träumen der Jugend, und das in weiter, weiter Ferne ihnen — wie das in dem letzten Drama „Wenn wir Toten erwachen“ zum Ausdruck kommt — von dem Gipfel der Berge in der großen Stille, wie «in tröstliches Morgenrot, das sie selbst nicht mehr erl«b«n,

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

635

in die brechenden Augen leuchtet, und in dem sie den Frieden finden. Das wird die heutige Jugend aus Ibsen als eigene Zukunftslösung mit herausnehmen in den Kampf, der noch um diese letzte Entscheidung tobt.

Unsere Dramatiker aber haben nicht nur von Ibsen diese Gesellschaftsprobleme übernommen, sie haben auch vor allem aus dem Ibsen eigenen dramatischen Stil für das deutsche Drama der Gegenwart entscheidende Anregungen empfangen und nach seinem Vorbilde weiter auszugestalten versucht.

Nur zwei unter denen, die wir heute noch, trotzdem der eine von ihnen nicht mehr unter den Lebenden weilt, als Dramatiker der Gegenwart empfinden, weifen diesen Ibsenschen Zug nicht auf: Ludwig Anzengruber und Ernst von Wildenbruch; beide waren

eben schon voll ausgeprägte Persönlichkeiten, als Ibsen mit seinen ersten Gesellschaftsdramen auftrat. Ludwig Anzengruber (1839—1889) packt die Gesellschaft in seinen Dramen ein paar Stufen tiefer, als sie Ibsen gepackt hat.

Wachsen bei diesem die Konflikte aus dem bürgerlichen Milieu, so bei jenem aus dem bäuerlichen, und eine natürliche Folge ist, daß der Deutsche noch viel derber zupackt und Gestalten auf die Bühne stellt, die durch ihre frühend« Aaturwahrheit, die urwüchfigen Aaturlaut«, die ihnen zu Gebote stehen, gerade auf das städtische Publikum ungeheure Wirkung ausüben, nicht zum wenigsten, weil dieser resolut zugreifende, in der Wahl feiner künstlerischen Mittel nicht sehr wählerisch« Drama« tiler über einen Humor verfügt, der selbst in die tiefsten Schatten einer tragischen Kala« ftroph« noch feltfame Lichter zu werfen weih. Bisweilen übertönt bei ihm die Tendenz und die gut« Gesinnung den Poeten, und auch in seinen besten Dramen befremdet zuweilen «in folch«l Einschlag, der mit der Kunst nichts zu tun hat, aber als Ganzes ist er doch eine der originellsten und erfreulichsten Erscheinungen der modernen Literatur. Er ist vor allem «in lachender Philosoph, dem die Philosophie das Leben nicht verborben hat, der aus klugen und lc vergnügten, schalkhaften Augen in die Welt fchaut, daß ihm zuzuhören, wenn er in feiner Mundart von feinen Leuten närrische und selbst schlechte Streiche erzählt, ein wahrer Genuß ist. Keiner sollte versäumen, sich die „Kreuze!« schreiber“, den „O ew i ss c nsw u r m“, den „Doppelfelbstmord“ anzufchauen, und wer den Tragiker Anzengruber kennen lernen will, dem wird er im „M e in eidb« u er“ imponierend entgegentreten.

Ernst von Wildenbruch (geb. 184'«)

nimmt ebenfalls, aber aus anderen Gründen,

im deutschen Drama der Gegenwart ein« Sonder»
stellung ein. Ihm gebührt zunächst das große
historische Verdienst, daß er in einer Zeit, wo
in weiten Kreisen der Sinn und das Ber»
ständnis für die Berechtigung und die Bot»
wendigkeit des heroischen Dramas großen Stils
abhanden zu kommen drohte, durch seine
„Karolinger“, feinen „harold“ wieder den
Glauben an die Lebenskraft des historischen
Dramas neu erw«ckt, das deutsche Publikum
wieder an groh« tragische Konflikte und Ge»
stalten gewöhnt hat. Di« heutige Generation
kennt ihn wesentlich als dichterischen Ber»
herrlicher der hohenzollern, sie denkt bei
seinem Namen zunächst an den Verfasser der
„Quitzows“ und des „Neuen Herrn“ und ver»
bindet damit nicht selten die Vorstellung einer
Art Hofdichters. Nichts aber ist törichter und
ungerechter als gerade dies« letztere Auffassung,
und auch die Einstellung als poetischer Herold
der hohenzollern beruht auf einer Verleugnung
seines eigentlichen Charakters und seiner
eigentlichen Bedeutung. Was die deutsche
Dichtung und das deutsche Drama im be»
sondere an Wildenbruch gehabt hat und auch
in Zukunft haben wird, das wird wohl erst
von einer nachfolgenden Generation unbe»
fangen gewürdigt werden. Das aber kann heute
schon mit Nachdruck betont und festgestellt
werden: wenn er uns auch bis heut« das
Drama, das, von Anfang bis zu End« aus
einem Guß, seiner angeborenen dramatischen
Gestaltungskraft als vollendetes Kunstwerk «nt»
spräche, nicht gegeben hat, wenn allen sein«»
Dram«n, sei es im Aufbau der Handlung, sei
es im Aufbau der Charaktere, der letzte ab»

2 vilndend« Pinselstrich zu fehlen scheint — seit Echiller die Augen geschlossen hat, haben wir keinen Dramatiker gehabt, der über «in so hin» leihendes dramatisches Temperament und über eine so naiv« Kühnheit und Kraft in der Be» Handlung weltgeschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse verfügt, wie Wildenbruch. Dies Temperament geht freilich zuweilen mit ihm durch, und gerade aus ihm erklären sich manche Fehlgriffe. Aber auf der andern Seite hat er es ihm auch zu danken, daß er Aufgaben bezwungen hat, vor denen andere als vor ihm unerschrocken Wagnis zurückschreckten. Wer die Größe, die Bedeutung und die Liebenswürdigkeit — im eigentlichen Sinn«! — Wildenbruchs erfassen und sich an diesem hin» reihenden Zauber seiner unsterblichen Jugend über kleinlichen Parteigeist und Zersplitterung bei Politik des Tages zu den reineren Höhen einer großen opferfreudigen nationalen Begeisterung emportragen lassen will, für den wird aus Dramen wie „Der Menonit“, „Väter und Söhne“, die „Quitze“ und der kleine prächtige Einakter „Der Junge von Hennesdorf“ etwas entgegenkommen und leuchten und sein Herz mit Freude erfüllen, was kein anderer Dichter ihm heute zu geben vermag.

Aber in der Dichtung und besonders im Drama unserer Tage ist der Ton, auf den das Drama Ernst von Wildenbruchs gestimmt ist, dieser helle schmetternde freudige« Ton, der zur F«ldschlacht zu locken scheint, ein fremder einzelner Klang. Das Drama der Gegenwart schaut nach innen, und hat «eine gewisse« Scheu, zwar nicht vor herben Dissonanzen und grellen Farben, wohl aber vor der direkten robusten Lebensbejahung, wie sie aus jeder Zeile« Wildenbruchs auch im tiefsten Dunkel von Wenschenschuld und »leid immer wieder aufjubelt und ihr Aecht verlangt. Das moderne« Drama — wie überhaupt die moderne Dichtung — hat, oder hatte, jedenfalls bis vor kurzem die nicht unbedenkliche« A«igung, die Fröhlichkeit und Tatenfreudigkeit im Menschen als «in Zeichen niederer Kultur und In» telligenz zu werten, und schon daraus ergab sich von vornherein ein sch«rfer Gegensatz zwischen Wildenbruch und der aus der Schule« Ibsens zu eigenem Stil sich durcharbeitenden Generation deutscher Dramatiker, die etwa ein Jahrzehnt nach Wildenbruchs ersten großen Siegen um 1890 auf den Schauplatz getreten ist. Diese Dramatiker aber hatten nicht nur den Namen Ibsen auf ihrer« Fahne geschrieben, sondern bekannten sich gleichzeitig mehr oder

minder entschieden zum Naturalismus, d. h. sie glaubten ihre Ideen, ihre aus den Konflikten des modernen Gesellschaftslebens und der sozialen Bewegung geschöpften Stoffe nur in Formen zum Ausdruck bringen und künstlerisch gestalten zu können und zu dürfen, die wie ein unmittelbarer Abdruck der Natur selbst wirkten, und zur Folge hatten, daß auf einmal nun auf der Bühne Dinge in breiter Ausführlichkeit zur Sprache kamen und in hüllender Nacktheit auch in die Erscheinung traten, deren Zurschaustellung man bis dahin aus moralischen und ästhetischen Gründen ängstlich vermieden hatte. Der Naturalismus im Drama aber mußte die öffentliche Meinung ungleich mehr alarmieren als im Roman, da im Drama durch das laut gesprochene Wort und durch die Veranschaulichung in Handlung diese nackte Wahrheit den Zuschauer viel mehr in Mitleidenschaft zog, als den Leser das geschriebene Wort und die Schilderung derselben Handlung im Roman. Kein Wunder daher, daß aus dem Gebiet des Dramas der Kampf für und Wider die Berechtigung des Naturalismus in der Dichtung viel heftiger entbrannt als etwa in dem Roman oder der Lyrik. Und so wurden denn diese dramatischen Naturalisten von den einen mit stürmischem Jubel als Befreier, als Erlöser begrüßt, weil sie der Wahrheit die Ehre gaben, weil sie durch ihre rücksichtslose Ehrlichkeit dem bis dahin herrschenden System der Verschleierung und Vertuschung den Krieg erklärten, und weil man dies nicht nur gerade vom moralischen und vom sozialen Standpunkt aus als eine befreiende Tat empfand, sondern weil auch vom Standpunkt des Künstlers durch dieses Hineinleuchten in die früher dem Dichter

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
65?

verschlossenen Gebiete des verborgensten Seelen»
lebens der Dichtung, der Kunst eine bis dahin
nicht für möglich gehaltene Erweiterung ihres
Stoffgebietes, «in neues Feld schöpferischer Ve»
tätigung erschlossen wurde. Di« anderen aber
glaubten ihrerseits auch aus Gründen d«r ge»
fährd«t«n Moral und der gefährdeten Kunst,
„deren Ideal doch stets, wenn nicht die Schön»
heit selbst, so doch eine Verklärung der natür»
lichen Welt sein müsse," wider diese gefähr»
lichen Neuerer und Umstürzler lauten Protist
erheben zu müssen.

Heut« sind die Alten über diesen Streit
geschlossen. Jedenfalls in den Kreisen derer,
die aus den hier allein in Betracht kommenden
künstlerischen Gesichtspunkten die naturalistisch«
Bewegung beurteilen, besteht keine Meinung«»
Verschiedenheit darüber, daß, so notwendig und
nützlich der Naturalismus für eine innere Auf»
frifchung unferes geistigen Lebens geworden ist,
di« Tragweite seiner Bedeutung sowohl von
seinen Verfechtern wie von seinen Gegnern be»
deutend überschätzt worden, daß vor allem mit
dem rein künstlerischen Problem, das er stellt«,
höchst ungehörig sozialpolitische, sozialrevolu»
tionäre Probleme auf der einen, moralisch»
pädagogische auf der anderen Seite verknüpft
worden find.

Und so beginnt sich jetzt auch das Urteil
über die eigentliche, über die bleibende lünft»
lerisch« Bedeutung der Werke und der Dichter
zu När«n, di« als mehr oder minb«r aus»
geprägt« Vertreter des Naturalismus zuerst die
öffentlich« Aufmerksamkeit erregt und als solche
Freund« und Gegner geweckt haben. Eines
ist vor allem festzustellen: Keiner von den da»
maligen Wortführern, von denen, di« als
Dramatiker den Naturalismus auf die Bühne
und auf der Bühne zur Herrschaft gebracht
haben, kann heut« noch im ursprünglichen
Sinn« als Naturalist angesehen werden, alle
haben si« seitdem, ohne ihren Ursprung und
Ausgangspunkt zu verleugnen, andere W«g«
eingeschlagen oder jedenfalls di« «inseitig«, aus»
schli«hlich« Vertretung txs Naturalismus als
Selbstzweck aufgegeben. Nur von «in«m könnt«
man viell«icht sagen, dah er seinem Ursprung»
lichen Ideal am treueften geblieben, und bannt
bezeichnend genug gerade der, der von Anfang
an, obwohl vielleicht der am meisten Ang»
feindete, doch zu den gemähigten Naturalisten
gehört hat, Hermann Sub«rmann (g«b.
1857). <lr hat mit seiner »Ehr«' (189(1),
„Sodoms Ende" (1891) und der „hei-
mat" (1893) sich den Auf geschaffen, einer
der geschicktesten Vertreter des Naturalismus
auf der Bühne zu sein, und hat damals
mit diesen Dramen bei denen, die den aus»

geprägten starken dramatischen Nerv darin
erkannten, und die zugleich ein ernstes und
erfolgreiches Bestreben nach Vertiefung seiner
stets — rein technisch — virtuos durchgeführte»
Konflikte glauben feststellen zu können, große
Hoffnungen erweckt, Hoffnungen, die « nur zu»
Teil erfüllt worden sind. Der geborene drama»
tische Satiriker, «in guter, feiner Beobachter
und ein Dramatiker von fast unbedingter Treff»
sicherheit, ist er, nachdem auch der Einakter»
zyklus „Morituri“, „Das Glück im
Winkel“ (1896), „2s lebe das Leben“
(1902) «ine langsame Entwicklung nach oben
zu bekunden schienen, und nachdem er zwischen»
durch (1898) mit der Tragödie „Johannes“
und dem symbolischen Märchenspiel „Di«
drei Neiherrfedern“ andere Bahnen
einzuschlagen versucht hatte, in den letzten
Jahren, wie es scheint, auf einem toten
Punkt angelangt. Um der genannten Dramen
willen und vor allem um der darin bc»
kündeten eigentümlichen Begabung zur ge»
sellschaftlichen Satire in dramatischer Form
verdi«nt er aber sicher «in« «rnsthafter« Bc»
achtung und Würdigung auch in der Zukunft,
»Is ihm die Kritik des Tages zuteil werden
löhnt. Zu einem Dramatiker der modernen Ge»
sellschaft im wirklich großen Stil, den man
anfangs in ihm begrüßt«, fehlt ihm allerdings
wohl der weite Ueberblick über das Leben und
das tief «indringend« Verständnis für die
geistigen und sittlichen Kraft«, die « auh«rhalb
des engen Ausschnitts der Gesellschaft, den er
zufällig aus persönlicher Beobachtung kennt,
lebendig sind.

„«Reklame"

Herrn Arthur Jacoby.*)

Berlin.

Sehr geehrter Herr!

Der Ausschuh der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin steht sich veranlaßt, auf Ihre Aeuerung am Schluß der Zuschrift an die Zeitschrift „Morgen" in Nr. 19 folgendes zu erwioern:

(In den Widerftreit der Auffassungen und Meinungen über die Aeuerung des Herrn Pro» sessor Dr. W. Sombart betreffs Vellame haben u > ^ die Ansichten über die Gesinnung der Studentenschaft an der Handelshochschule, die ei,i Mann der kaufmännischen Praxis, wie wir il'ü in Ihnen erblicken müssen, hineingeführt Aber diefe Auffassung von studentischem Leben an der Handelshochschule Verlin teilen Sie mit manchem anderen Kollegen der Präzis. Er» freulicherweise vermindert sich jedoch die Zahl der solchergestalt über die Studierenden an den deutschen Handelshochschulen Deutenden zu» sehcnnds In aller Sachlichkeit und Geschäfts» mähigleit, ohne unnütze Zitate, wollen wir Ihnen den Gegenbeweis für Unterstellungen an Hand der Tatsachen erbringen.)

Was Sie da in die Welt setzen über die Zustände unter der Studentenschaft an der Handelshochschule Verlin, das ist, gelinde gesagt, doch etwas sehr, sehr unüberlegt gesprochen. Wollen Sie wirtlich für alles den Wahrheits» beweis antreten, was Sie da äuhern? Wir glauben, Sie kennen uns lediglich aus Anlah des Besuches der Handelshochschule in der „Augur", sonst wäre es unmöglich, dah Sie der» art ungereimtes Zeug — 5it venia verbo — chreiben. Zunächst wäre es doch sicher ange» bracht gewesen, sich näher zu informieren. Und das dürfte Ihnen durch Beschaff»«« des Berichts über das erste Studienjahr der Handelshochschule Verlin, erstattet von Professor Dr. Iastrow — den wir Ihnen zur Ergänzung der Leltüre dieser Zeilen nur dringend empfehlen können^-, nicht schwer geworden sein.

Zunächst bestätigen wir Ihnen die Tatsache, baß die meisten der Studierenden an der Handels» Hochschule Berlin Söhne von Kaufleuten sind. Im Sommerfemester 1907 umfaßte die Statistik „Beruf der Väter" 130 Personen als Angehörige des Handelsstandes. Von 229 immatrikulierten Studierenden im Sommersemester 1907 wiesen 155 lausmännische Borbildung und praktische Tätigkeit nach. Der kaufmännische Charakter der Handelshochschule als «ine Institution von der ') wir »eben diele Aenßerung de« Vuilchusse« der Stubenienlchast unoerHndcrt wieder, die in ihre» Frisch« und Ullprünglichkeit auch d« lymbothisch anmutet, wo lunend» licher Lier nicht mit wünlcheniwc.ie» Peinllchleit die Form «»hrt. Vi« schrfttleitung,

Kaufmannschaft für die Kaufmannschaft ist als»
vorhanden.

Es wäre nun eigentlich das Zeichen «inei
sehr geringen Selbstbewußtseins, wenn diese
Studenten, um Ihr unglückliches Wort zu
brauchen, von ihren alten Herren als „Koofmichs“
sprechen. Lassen Sie uns dieses Wort, das sich,
wer es auch ausspricht, stets häßlich ausnimmt,
für diese Darlegung zu Grabe tragen. Allem
nach haben Sie nie mit einem Studenten der
Handelshochschule Verlin gesprochen.

Wein Herr! Sie mögen mit den Studenten
aller möglichen Fakultäten, welch« Ihr Geschäil
frequentieren, Erfahrungen gemacht hab<n, welche
Sie wollen. In keiner Weis« sind Sie berechtigt,
aus solchen oder anderen Anlässen einen Gegen»
sah zu konstruieren zwischen den Studenten der
Universität bzw. einer anderen Hochschule und
den Studierenden der Handelshochschule Berlin,
Jedenfalls keinen solchen Gegensatz, wie Sie ihn
barlegen in den Worten: „und fühlt sich klein
gegen die Collegae von den anderen Fakultäten,
weil er selbst ebenfalls Kaufmann werden soll.'
Mit diesen Worten beweisen Sie die glänzend!«
Unkenntnis über die tatsächlichen Verhältnisse,
einmal in bezug auf den Geist unter der
Studentenschaft der Handelshochschule Vcrlin
und zum andeichen im Hinblick auf die Stellung
des Studierenden zu seinen Kommilitonen an
den übrigen Hochschulen Groh»Verlins. Sie
schreiben mit Genugtuung: „ ... Mancher von
diesen, die längst schon das Korpsband trügen,
wenn nicht Professor Iastrows kluge Einsicht
wachte.“ Als im Winter 1906/07 einige wenige
Stimmen laut wurden, um eine farbentragend«
Verbindung unter der Studentenschaft der
Handelshochschule zu begründen, trafen diese
Herren — zum grohen Teile Vichtkaufleut« —
innerhalb der Studentenschaft auf energifckcn
Widerstand oder auf taube Ohren, hier war
nichts zu wollen; die Studenten waren sich de»
wüßt, daß für die Formen des Verbindungs»
Wesens in einer Großstadt heute keinerlei Ve»
rechtigung vorhanden ist und im besonderen ihre
auf h Semester beschränkt« Arbeit den ganzen
Mann erfordert. Nachdem diefe farbenlüsternen
Herren in den Kreifen der Studentenfchaft und
von dem Ausschuß rundweg abschlägig beschieden
worden waren, wandten sie sich »n den Beltor
und das Dozenten-Kollegium. Aach vorheriger
Rücksprache des Vektors mit Vertretern des
Ausschusses der Studentenschaft machte bann
auch hier «in „Nein!“ die Bestrebungen einer
offiziellen Anerkennung der Verbindung zunichte.
Mit diesem Blusf mit dem „Corpsband“
ist's also nichts, Herr Iacoby! und noch viel
weniger mit der »Klelnmütigleil“ gegenüber den
Collegae. Um es kurz zu sagen: Per Handels»
hochschul»Student wird von seinen sämtlichen

Q 0

'0

639

Vruno Vuchwald: Die Vankenquete

Kommilitonen der übrigen Hochschulen nicht nur nicht unterschätzt, sondern vielmehr geachtet. Jeder Angehörige einer anderen Fakultät wird, wenn er in die Verhältnisse der Handelshochschule Einblick gewonnen hat — und das ist außerordentlich vielfach der Fall —, unumwunden zugeben, daß hier rechte Arbeitsamkeit, echter Bienenfleiß herrscht. Sie mögen skeptisch lächeln, deswegen bleibt es doch wahr! Ebenso wird der Kommilitone von der Handelsfakultät zu allen Festveranstaltungen eingeladen, die allgemeines studentisches Gepräge tragen, und wird dort mit offener Freundschaft begrüßt. Und wenn er selbst eine studentische Veranstaltung im Rahmen des «Gesellschaftslebens» trifft, hat er noch stets ungeteilte Anerkennung gefunden für das geschickte Arrangement seiner Feste.

War das alles mehr nur die Stellung des Studenten der Handelshochschule zur Außenwelt und zu seinen Kommilitonen, so bleibt noch die schlimmste Unterstellung zur Berichtigung übrig. „Einer überragenden Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Sombart werden all ihre Anschuldigungen von den“ — nach Ihrer Auffassung — „weniger skeptischen jungen Hörern nicht nur geglaubt, sondern auch nachgeschwatzt.“

Der Altersunterschied der Studierenden betrug im Sommersemester 1907 23—25 Jahre. Die Zahlen sprechen u. li. in Verbindung mit dem oben über die Vorbildung der Mehrzahl der Studenten Gesagten schon hinlänglich, um die Unhaltbarkeit Ihrer Auffassung zu beweisen. Um Ihnen aber Gelegenheit zu geben, sich persönlich von den Tatsachen zu überzeugen, so empfehlen wir Ihnen, daß Sie sich einmal als Gast im Volkswirtschaftlichen Seminar des Herrn Professor Dr. W. Sombart einfinden mögen. Der Zutritt wird Ihnen sicher bereitwilligst gewährt werden, hier können Sie den echten Seminar-Geist kennen lernen, der den Austausch zutage bringt zwischen Meister und Schüler in offener rückhaltloser Aussprache. Jedenfalls könnte ein Besuch der Handelshochschule und deren Besichtigung — zu dessen Führung Ihnen der Ausschuß mit Vergnügen zur Verfügung steht — nur dazu beitragen, die vielfach verbreitete Meinung gegen die Institution der Handelshochschulen und den auf ihnen herrschenden Geist unter den Studenten zu berichtigen. Denn, um mit Ihren Worten, geehrter Herr, zu schließen, „wir können uns kaum denken“, daß eine derart unbegründete Verleumdung der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin wesentlich dazu beigetragen habe, in den derinstigen Kaufleuten die Wertschätzung ihres gegenwärtigen Studiums erheblich zu mindern.

Dennoch waren wir genötigt. Ihre grundfalschen Darlegungen in dieser Hinsicht in geziemender Weise klarzustellen.

Wir verweisen zu weiterer Information auf zwei akademische Festreden von Professor Dr. Jastrow: „Kaufmannsbildung und Hochschulbildung“ und „Vürgertum und Staatsverwaltung“, im Verlag von Georg Neimer, Berlin, und geben uns der Hoffnung hin, daß diese Zeilen dazu beitragen mögen, dem handelshochschulgedante in den Kreisen Ihrer Freunde einige Anhänger zu gewinnen.

'hochachtungsvoll

Der Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin.

Wir werden im nächsten hefte weitere Beiträge zu dem von Werner Sombar: angeregten Thema »Die Aetlame“ veröffentlichen. Die Schriflleitung.

Die Vankenquete.

<?Xie Verdienste des Blockfreisinns um die ^^ deutsche Kultur sind mit den beiden Er rungenschaften: Vereinsgesetz und Börsen gesetz, nicht abgeschlossen. Die Parteigeldcr aus den Bank und Börsenkreisen werden gewiß bald noch reichlicher fliehen als bisher, und manch' einem Agitator wird man die Acdc gelber erhöhen können.

Warum soll man nicht 10U00Mk. an die Parteikass zahlen, wenn so große Erfolge erzielt werden. Das Börsengeseh war schon eine Leistung i wenn erst die Herren Thyssen und Slinnes so voll beschäftigt sein werden, daß sie der Nachfrag nicht genügen können, wenn man wieder gegen einen Zinsfah von 4 „,« Wechsel an die Aclchsbanl verkaufen kann, dann kommt die selige Zeit, wo der Segen des neuen Oe setzes auch dem kleinsten Börsenmakler beschicdcu w»rd. Und was der Blockfreist«« ^ zu ver hindern vermag, ist vielleicht noch größer als das, was er un posilivcr Arbeit leistet, Eben hat er die Banken von der Gefahr eines Depositenbanlgcsehcs befreit. Und damit auch einen Nückgong der Börsenkurse verhindert. Als im Laufe des vorigen Jahres in der Zentrums presse gemunkelt wurde, die Partei werde einen Antrag auf Trennung der Effeltenbanten von den Depositenbanken (»ach englischem Musters dem "Reichstag vorlegen, wurde man an der Berliner Börse unruhig. Seitdem ist das Gespenst nicht geschwunden, Erst vor wenigen Tagen, am ersten des Wonnemonds, almetc man »ufl „2s besteht nicht die Absicht, eine Trennung der deutschen Privatbante i» Effekt«!-

6W

Bruno Vuchwald: Die Vankenquete und Depositenbanken herbeizuführen." Feierlich verkündete dies Herr Wermuth, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern; „im Namen des Staatssekretärs". Der Freisinn hat also gesiegt; diesmal im Kampfe hinter den Kulissen. Denn, gleichgültig, ob die Regierung die Absicht hatte, ein solches Gesetz dem Reichsamt

vorzulegen, schon daran, daß bei der Eröffnung der Bankenquete, bevor überhaupt die Ansicht der 18!) Sachverständigen gehört wurde, die Beruhigungsepistel verlesen ward, ist deutlich erkennbar, in welcher »Richtung der Wind weht bläst. Eigentlich ist's unbegreiflich, warum die Börse sich erst unnütz erregt hat; nachdem Herr Walter Rathenau aus dem Tiergarten die frohe Kaiserbotschaft gebracht hatte, das Vörsengesetz werde unter allen Umständen revidiert werden, schien jede Gefahr beseitigt. An eine ernste Opposition gegen die Banken und Börse konnte man doch von jenem Tage an nicht mehr glauben.

Wird die Enquete, unter diesen Umständen, überhaupt mehr als eine Schaustellung sein? Herr Rathenau, der Reichsbank neuer Leiter, wollte bei seinem Amtsantritt gewiß über die schwebenden Fragen Klarheit haben, wollte das Urteil der verschiedenen Berufsstände hören; und hat darum die Enquete veranlaßt oder befürwortet. Sie wird in jedem Falle interessantes Material zutage fördern; alle nur möglichen, im Hirn der Theoretiker und Praktiker begraben« Ansichten werden besprochen werden. Doch was über den Kreis der allgemeinen Berörterungen hinausgeht, werden die Bankdirektoren, die allein den notwendigen Einblick in die Praxis besitzen, verschweigen. So war es bei der Börsenenquete im Jahre 1892; und diesmal wird es kaum anders sein. Soweit die Fragen gestellt worden sind, um den Gesetzentwurf zur Erneuerung des Reichsbankprivilegiums vorzubereiten, wird man auf prinzipiellen Widerspruch nicht stoßen. Eine Aenderung der Grundlagen unserer Reichsbankverfassung (wie sie die Agrarier wünschen) ist von vornherein ebenso entschieden abgelehnt worden, wie die Trennung der Privatbanken. Es bleibt also nur zu entscheiden, ob das Grundkapital der Reichsbank, der Reservefonds und die steuerfreie Notenreferenz erhöht werden sollen, hier bei divergieren aber keine wichtigen Interessen. Als die Reichsbank in den letzten beiden Jahren mehrfach gezwungen war, gegen den Willen der Banken die Diskontschraube anzuziehen, tauchte schon der Vorschlag auf, die Grenze der Steuerfreiheit zu verlegen. Gerade die Börsenblätter kämpften für diesen Gedanken. Und der damalige Reichsbankpräsident Dr. Koch mußte

im Aelchsanzeiger darlegen, daß sein Institut sich bei der Festsetzung der Diskontsätze nicht von dem fiskalischen Gesichtspunkte leiten lasse, die Entrichtung der Steuer zu vermeiden, sondern die Diskontpolitik allein nach der höh« der Ansprüche (der Industrie und des Handels) beurteile. Die Kritik verstummte bald, denn die immer stärker und in allen Ländern auftretende Geldnot zeigte auch den Gegnern der Diskontpolitik recht deutlich, daß der hohe Diskontsatz nicht die Folge einer falschen Reichsbanlvorfassung, sondern des Kapitalbedarfes war, den die wirtschaftliche Expansion gezeitigt hatte. Man hatte sich in Deutschland nur dadurch täuschen lassen, daß man zu wenig über die Grenzen des eigenen Landes hinaussah, d. h. nicht erkannte, wie weit die industrielle Entwicklung in anderen Ländern, besonders in Amerika vorgeschritten war. Aber in Zusammenhang mit dem amerikanischen Aufschwung hatten die Banken Unsummen im Ausland investiert, die naturgemäß dem deutschen Geldmarkt fehlen mußten. Wenn jetzt die Diskontsätze in Deutschland immer noch höher notieren als im Auslande, so liegt das daran, daß diese Gelder nicht zurückgezogen werden konnten, während andererseits die Ansprüche der deutschen Industrie nicht so erheblich nachlassen, weil deren Entfaltung ungesunde Formen gar nicht angenommen hatte. Dennoch werden die Banken natürlich nicht zugeben, daß sie einen wesentlichen Teil der Schuld an den hohen Diskontsätzen tragen, und sie werden einer Erhöhung der steuerfreien Notenreserve zustimmen, bis sich eines Tages herausstellen wird, daß die alte Kalamität nicht beseitigt ist.

Aus diesem Grunde halte ich auch den sechsten Abschnitt des Fragebogens, den man der Enquete-Kommission zur Beantwortung vorgelegt hat, für den wichtigsten. Er befaßt sich mit der Anlage der Depositengelder und der Veröffentlichung der Bankbilanzen in ausführlicherer Form, als dies bisher geschieht. Diese Fragen gewinnen schon dadurch an Bedeutung, daß in neuerer Zeit die Bestrebungen zur Ausdehnung des Scheck- und Überweisungsverkehrs in einer fast beängstigenden Weise zugenommen haben. Kein Verständiger wird die Vereinachung des Zahlungsverkehrs mißbilligen; ich habe selbst an dieser Stelle mehrfach darauf hingewiesen, in wie geringem Maße die staatlichen Behörden ihre Pflicht tun, indem sie unnötigerweise Bargeldzahlung fordern, wo der Scheck denselben Zweck erfüllen würde. Aber man darf doch auch die Kehrseite der Medaille nicht übersehen. Die Banken haben von der Propaganda für den Scheck- und Überweisungsverkehr naturgemäß einen großen Vorteil. Ihnen fließen die niedrig verzinslichen Depositengelder in verstärktem Maße zu. Und so eher ist die Frage berechtigt, ob hiermit

Bruno Vuchwald: Die Vantenquete

«lil

«ich! gleichzeitig die Sicherheit der Anlagen ge»
währleistet werden muß. Solange unsere
Währung auf der baren Goldzahlung aufge»
baut ist, bilden alle Bestrebungen, das Gold
durch Papier zu ersetzen, eine Gefahr, wenn
nicht dafür gesorgt wird, daß es an sicherer
Stelle vorhanden ist, sobald einmal die Gläubiger
die Zahlung in Münzen fordern. Wir
haben diese Gefahr eben erst bei dem amerikanischen
Vantentrach zu beobachten Gelegenheit
gehabt; bei uns wäre aber in einem solchen
Falle die Krisis noch weit schärfer, weil die
Möglichkeit eines verstärkten Exportes von Ge»
treib (das immer Abnehmer findet) und an»
deren Rohprodukten die Vereinigten Staaten
jederzeit in die Lage bringt, dem Lande Gold
zuzuführen. Soll das durch den Ueberweisungs»
und Scheckverkehr aus den Privatschatullen der
Bevölkerung in die Kassen der Banken ge»
leitete Gold ohne jede Kontrolle zur Erpan»
sion der Industrie Verwendung finden, - vielleicht
gar zum Ankauf amerikanischer Eisenbahn»
bonos? Der Einwand, daß dieses Gold schließ»
lich den Goldbestand der Reichsbank erhöht, ist
nicht stichhaltig; denn hier wird der dreifach»
Betrag sofort wieder an Noten ausgegeben und
der doppelte fließt sofort durch Wechselt», «»
kontierungen und Lombardierungen in die
Kanäle der Industrie.

Wenn die Regierung daher nicht eine schwere
Verantwortung auf sich laden will, kann sie
nicht umhin, Normativbestimmungen über die
Anlage der Depositengelder zu erlassen. Mindestens
ein Drittel müßte in mündelsicheren
Papieren, ein ebenso großer Betrag in reich»
bankfähigen Wechseln angelegt werden. Auch
über die Notwendigkeit einer ausführlicheren
Bilanzpublizierung kann nicht der leiseste
Zweifel herrschen. Ist's nicht geradezu skandalös,
daß den Verwaltern so großer Vermögen
gesetzlich gestattet ist, uns Bilanzen zu präsentieren,
die nicht den mindesten Einblick in das Geschäftsge»
bahnen ermöglichen? Bei den hypothekentragenden
Banken hat man sogar das Prinzip der Staatsaufsicht
längst als notwendig erkannt, weil die Besitzer der
hypothekensicheren Pfandbriefe vor den Folgen unlauterer
Geschäfte bewahrt werden sollen. Ist der Schutz der
Depositengelder minder wichtig als der der Pfandbriefgläubiger?
Oder tröstet man sich nur mit dem Einwand, daß doch
bisher noch nichts passiert ist. Was den Eingriff des
Staates als notwendig erscheinen läßt? Wir dürfen nicht
vergessen, daß Deutschland seit der Entwicklung unserer
Großbanken noch keinen Krieg, ja noch nicht einmal eine
schwere Krisis durchgemacht hat. Die erste einigermaßen
bedeutsame Erschütterung des Wirtschaftslebens hat uns
bereits den Zusammenbruch gebracht.

menbruch der Leipziger Bank gebracht. W II
man erst abwarten, bis sich Schlimmeres ereignet
hat? Eine Kontrolle des Staates in ähnlicher
Weise, wie dies bei den Hypothekenbanken der
Fall ist, wäre auch für die Privatbanken zu
empfehlen. Diese Kontrolle braucht sich natu:-»
gemäß nicht auf sämtliche Geschäfte, sondern nur
darauf zu erstrecken, ob die zu erlassenden Be»
stimmungen über die Anlag« der Depositengelder
inne gehalten wurden. Auch die Vorschriften
über die Publizierung d«r Bilanzen mühten
dem hypothekenbanfgesetz im Prinzip gleic!»,
stehen. Die Aufzählung der Effekten» und Kon»
sortialbestände, die bei uns von den Banken
für unmöglich erklärt wird, aber in der Schweiz
und In Nußland ohne Schaden durchgeführt
wird, wäre in erster Reihe zu fordern. Nickt
unwichtiger wäre die Stückelung der gewährt«
Kredit« nach Umfang und Art der Sicherheit i
umgekehrt ebenso eine Trennung der Kreditoren
nach Kündigungsfristen, Art der Darlehen usw.
Die Aufzählung d«r über den Bilanzt«rniin
hinaus «ingcgangen«n Verpflichtungen (dur.y
MeiinMeiffrl
z»ei«,«ß!i«»>l,«g — »«hei «igen!«»».

Schierstem i« M»g«n.

Erden«der Wssel.

M«n »nloze PleisUln» >»> Pi«be».

««,r«!i!!l«« «75.

Un!«' «»r!,«,, <«. 8,««,,!-,,- »!,. Xu«! !U!°K««',!e!>,!-ui,,», »«!«!>,,,,!!«!,,«

l^ ^/^t«/- sie/-«//

e«,»mv<«',!ed'«u»,,,t«<i?««l»««',!<!!,,'«!,,«!,l>!,,<,,m«!,,>!. «»»<««!«!—»«u»7,»«,,e »«/

r »42
 1c îJanfenqueie
 üfftfunreport«, SDDedbfeloblgo и|ш.) barf ganj
 Litotfl "'«ht kftlcn. 5Ш bUfc Ч5or,φrШen aber
 i'crfeblfn į5r«ti 3toe<f, tt>enn ntd)t ber -Rc=
 c i«rung bie 3ПодНф{eH gegeben í:t, bie Qualität
 :<tr fur bie 3>epofitengelber »orbonbenen Unter-
 (i-.geu 3U prüfen.
 SOOib bic -Sanftiqiicte brmsd)barc T>or-
 foliage 3utagc törbent? 2)aé fdieiiit mir u>ahr-
 jd)cinlicher, al; bac bic Regierung bitfc '•Por*
 fchliigc beriicfucf)ti(ten toirb. 433artcn totr'e ab.
 Дт Zeitb«n bíz -JMorfê i?t a!1зи niel nid)t zu
 erhoffen- "Bruno -33 u φ to a I b.
 3>cr heutigen 9lummer liegt ein 'Drofpeft: „3>ie gebildete Wcfclldjaft" bei, auf trclhcu
 r.'ir донз bctonbcrg'
 Bilanz des ^ctien-Bau-Vereins „Unter den Linden"
 AktUa. am 31. Dezember 1907. Passiva.
 .Mark Pf.
 6 500 000 —
 .Mark 14
 Grundstücks- Konto
 Aktien-Kapital-Littr. li-Konto . .
 Teilschuldverschreibungs-Konto
 Gesetzlicher Reservefonds- Konto .
 Aktien-Erlös-Depot-Konto . . .
 Dividenden-Konto . . unerhoben
 Teilschuldverschreibtmgs-Zinsen - K.
 Vortrag
 4200000 —
 13500000 —
 1 116000-
 4511 1C
 I 776;-
 Gebäude- Kon t o
 Dampfheizungs- und Ventüations-
 Anlage-Konto
 1 jas- u. Wasserleitungs- Anlage-Konto
 Fahrstuhl-Anlage-Konto
 Konto der elekirischen Anlage . .
 Telephon- Anlage- Konto
 Kio der maschinellen Bühnen-Anlage
 Ueleuchtiingskorper- Konto . . .
 Inventar-Konto
 1
 Konto pro Diverse:
 restierende Beiträge aus 1907
 Kautions-Kto. A: Effekten nominal
 . B Bar
 19500ol-
 1-
 5028;5-,
 100000-
 10000J—
 468 043 i 3C
 412504]55
 1 heater- u. Passage-Einrichtungs-K.
 Kassa ...
 1340001-
 15624508

224 770 75
 li 180 —
 Kreditores
 Gewinn- und Verlust-Komo . . .
 Debitoren
 Klfekten-Konto (eigene)
 Kaiitions-Ii"fekien-K.: M. IOOüOö.—
 3'V o preuss. Kon'ols nominal
 Neubau 1 eipzigertrasse
 100000 —
 1088265966
 l
 Debet. Ge
 2001286349
 winn- und 1
 erlust-Konto.
 |20U12863i4^
 Kredit.
 An Grundstücks-L'nkoEten-Konio .
 .., Reparaturen-Konto
 Mark Pf '•
 87 782 46:
 12465!19 i
 •J061943
 540000 —
 412504 55 ,
 Per Vortrag aus 1906 . . .
 Mark !Pf
 287i40
 1 064 675f—
 8409f23
 .., Handiungs-Unkosten-Konto
 .., Tii!sthuulverschreib.-Zinsen-K.
 , Gewinn- iinJ Verlmnt-Konto .
 1073 371 i63;
 .., Einnahmen aus Mielen . . .
 , Diverse Einnahmen
 1073 371 i63
 '20 icé où i) с и * *^a^ei
 Er
 / Memoiren d. Hei. Prtmu. Prinzen Fri*d*rikf>
 1 Sophl* Wilhelmine, Narkfiräun т. Bnyrvwth.
 am T-.ri' erbauten SVarhau* unb . *
 f Schwester Friedrichs d. Qr. Von ihr selbst ceschr
 f 2 Bdt. 1'. Ruf!. 908. 5 M., geb. 6.50 M.
 1 Dasselbe: FRANZÖSISCHE AUSGABE. Qeb. 10 M.
 l Dasselbe: ENGLISCHE ПИ50ЛВЕ. 6 M., geb. 71/, M.
 1 . .slefesselnbesond.durchd.nalvplk.DarstellungsunisJs*
 1 aller.selbstd 1 ntlm s t Verhlltn. a. d Nal. d. 8 Jahrti.-
 f MOHLBfICM, L , FRIEDRICH d. Qr. u s Hof. HIM Roman,
 f 3Bde u. f-ull. 58J Seit., gross. Druck 6M.,geb7M,
 1 MEDWri. TI , GESUCHE m. LORD BYROM IT.. S Portr.
 f 4M ,geb 5 M. wir.d.Vorblld.f.Eckermanfuc3espr.ni.Go*tn.
 l "PULEJUS, D R6CLDNF. ESEL. Salir.- m y st. Roman,
 f Ueberjetit vžna Rode S. Яииа»*, mit 16 Mlustr. 06.
 1 4l/, M , gab. 5l/, M.
 f lujfuhrr. Vcrieichn. gratis u franko. VartajMntrblet. er«.
 f Herrn. Birtdorf »orleo. B«rlln W.30, Landshuter.tr. 2.
 == öerfaffer ==
 •r- Ora r.cjt, AcMcfitcn, Woman« «fc. bltt-p ил,
 iMciff li.tttrhr .. mg clitt BorUU&aftea Oot-

i41unct МпЧф::;.. JJublifaHon l^rtr Wtrfe In
Baijform fco) »it ы.C In 'Bfrbi.tOune ja Irrjen.
73»4>emci Vctlagebnrtan (Suri ^Siaanb).
£1/22 flobann CBcorafr Vrrlin^Aalcitfee.
;;tt)erattn«7In»
aftme für brn t»
7JfTunt».pr1li<f) HP Mf SJnferat«:
бигф ben Scrlag 0«« „-morgen", -Berlin,
69
§rlnrUf>-6*ínc!>íre í>rníf prn Jiufj « ffarlfb в ш Ь. в , **rHn W

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS

(Herausgegeben von C. von Sivers)

ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.

IBHfIC Hdft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen dl« orlgnal-JCUCo ПСИ grossen Musterbogen, die direktes Nacharbeiten ermöglichen.

Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:

Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23e.

45.

©eleitet Bon 5>r. Фпф 3anle.

Verlag Don Otto ftattfc, 'Berlin €45., Slnfjaltftrafce 11.

loufenbe Vierteljahr bringt junäd)\t Romane »on:

(Seorg ЯЯипф „Фет Weg ine ^inberlanb"

9Karie ». b. getbe „Ф1e ^ofenftabt"

9П. ®ert)orbt (ilnna «Шай!) . . „^rofeffor «BoUborn unb bie (Seinen"

Iá^ ^ We ^^C9C &er ^ottelle unl> ®**33«> í°tt)ie

ber i'i)rif unb H'rüif angelegen fein, illlc ь>(ф!1ден

îleuer^einungen ber í'iterotur »erben forgfaltig be^roфen.

gírete toierteliäfrliö) (18 Kümmer) 3 «mari 50 ОД.

'Seftellungen bei aПен 33ифьaпьипден unb 'Coftanftalten.

Bad Homburg v. d. H.

Sanatorium DDr. Pariser-Dämmert

(Clara Emilia)

Kuranstalt für Magen-Darm-Krankheiten

Er«tlcl««»lger Komfort

o o
 o o
 o o
 O O
 Ячг! 6d)mt}lír
 3o(ff «t-éji . .
 мь
 Гкроа î)au 643
 Sic Åronprinjcnbrlefe 646
 -3luŞunöiröffetttlief)ten
 «riefen be« ЯаЦегв
 «Dtlbclm I 651
 TOntbcr . . JJriij »on Ubbe ... 633
 Oltoîûliueîlierbaum Blätter айв Jicfolc . 657
 (Emmi) 2>eftinn . . . -Rafjcl 662
 666
 Otto Qorngraber.
 Saroíía . .
 •dt*
 3>ie erften <3Πен(ф«п . 667
 fommt bo« ^ rub-
 «68
 ••Robert
 Φα* .»triorate fiieb" . 670
 3ueignung an
 f)anbl
 . 671
 . 671
 <5cMφ1e 672
 . '•Xctbenautofratie . . 678
 TOanuffripte nur an bie <5d)riftldtung: Dr. -Urtur CanbSberger, Berlin W. 9, Cenneftrege 31.
 Seidenhaus Michels & Q^
 Hoflieferanten
 Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 43-44 Γ
 Spezialgeschäft grossen Stils
 für
 Seidenstoffe und Sammete,
 Tülle und Spitzen
 Fabrikation von seidenen Blusen,
 Jupons, Kostüm- und Morgenröcken,
 halbfertigen Roben
 Eigene Seidenweberei in Krefeld
 Besondere Geschäftszweige: Liberty-nrtikel,
 seidene Trikotagen, echte Spitzen, Federstolen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Nichard Strauß/Georg Brandes/Richard
Muther/ unter Mitwirkung von Hugo von Tzofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Vahr / Vtto Julius Vierb»««
Wilhelm Völsche Georg Viandes / Hugo von Bofmannsthal / »arl gentsch
Richard Muther Felix Galten/«arl Schnitzle?/Werner Sombart FianlWedetind
Nummer 21

Abonnement vierteljährlich 6 Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

22. Mai 1908

Beros Sau.

^n der Dämmerstunde des sechsten November 1906 wurde Frau Medizinalrath
<H Molitor in Baden-Baden telephonisch aufs Postamt gerufen. Amtlich, wurde
ihr gesagt; um ihr das Ergebnis der »Recherchen mitzutheilen, die die Postverwaltung
über den Absender eines gefälschten Telcgrammes angestellt hatte. Das Telegramm
war in Paris aufgegeben und hatte Frau Molitor dringend nach der Seine gebeten.
Grund- ihre Tochter Olga, die mit ihrem Schwager Carl hau und ihrer Schwester
Lina, Haus Frau, in Paris war, sei plötzlich schwer ertrankt. Das Telegramm hat
sich als eine Fälschung erwiesen. Und auch der amtliche Telephonruf war falsch. Die
Post hatte Frau Medizinalrath Molitor nicht gebeten. Doch die Dame erfuhr das
nicht mehr; auf dem Wege zum Amt streckte sie die Kugel eines feigen Hallunken
aus dem Hinterhalt nieder. Wer war der Mörder? Niemand war bei Frau Molitor
gewesen, als ihre Tochter Olga, die aber in der Dunkelheit nur einen davoneilenden
Mann gesehen, ihn jedoch nicht zu erkennen vermocht hatte. Natürlich nicht. Was
ging sie in diesem Augenblicke auch der erbärmliche Schuft an, wo das Kindes-
empfinden sich in qualvoller Angst um das tödlich verletzte Opfer sorgte. Bald lenkte
sich der Verdacht auf hau. Er wird in London verhaftet, legt sich, nach alter Gauner-
latti, aufs Leugnen und spielt zwischendurch den „wilden Mann“. In der Haupt-
Verhandlung wird erwiesen, daß er das Pariser Telegramm absandte und mit dein
falschen Tclephonruf Frau Molitor auf den Stcrbensweg lockte; daß er an dem
Mordtage heimlich in Baden-Baden war, ohne Wissen seiner Verwandten, ohne
Wissen seiner Frau; und sich selber durch eine gefälschte Depesche von London nach
dem Festlande rief. Daß er sich durch falsche Haartracht und falschen Bart unkennt-
lich zu machen gesucht, die an dem Tage getragenen Klcidungstückc in den Acrmel-
tanal geworfen hat. Daß er ein Lügner und Aufschneider war, der auch vor Bctrugs-
manövern nicht zurückschreckte; feig obendrein, wie die Selbstmordgcschichtc bewies;
Syphilitikus, der Gattin und Kind mit der eigenen Seuche infizierte, und in kurzer
Frist das ansehnliche Vermögen seiner Frau durchbrachte. Unsaubere Wege nicht,
nicht Abenteuer gescheut, und schon einmal, mit dem Ncvolver in der Hand, mit einem
Leben gespielt hat. Als Frau Molitor ermordet wurde, saß er in der Geldklemme.
Em robustes Gewissen und ein robusteres Empfinden. Er wird vor Gericht gestellt,
lügt munter und giebt immer nur zu, was nicht mehr zu bestreiten ist. Kein Wort;

6tzll Karl Schnitzler: tzeros hau

keinen Schritt mehr. Die Indizien häufen sich, enger schließt sich Maschengeflecht um den Hals, und sein Verteidiger sieht mit tristem Auge das Unausbleibliche kommen. Da bequemt sich der Herr zu Andeutungen, die ins Märchenland der Liebe weisen, und deutet mit vorsichtigem Finger auf Olga, die Schwägerin. Und Herr Metz folgt behend. Kein deutliches Wort. Geraunc, Gemunkel nur, das erst lauter wird, als Herr Dietz das Todesurtheil in Händen hält. Die Liebe wars, die ihn nach Baden-Baden trieb; just an dem Tage, da Frau Molitor ermordet ward; nur um seine Schwägerin noch einmal zu sehn, ehe die Neise übers große Wasser ging, fuhr er von London nach dem Festland, setzte er sich eine Perücke auf, einen Bart ins Gesicht und rief Frau Molitor aus dem Hause. (Warum sie und nicht die so heiß Ersehnte? Weil der Zweck da so leicht nicht zu erreichen war?) Das wird vernünftigen Leuten als glaubbar angemuthet, und in der Presse eifrig beschwätzt. Dabei blieb nicht. Ob die „rothe Olga“ nicht vielleicht einen Meineid geschworen, die Mutter am Ende gar selber aus dem Wege geräumt hat? Wer weiß. Techtelmechtel mit dem Schwager, die Eifersucht der Schwester, das Gutachten des Büchsenmachers, der behauptete, daß der Schuß aus nächster Nähe gefallen sein müsse, die „pikante“ Lektüre und, endlich, der «Revolver, den sie immer bei sich trug. Genügte nicht? Vielen hat es genügt, und durch tausend Gossen und niederträchtige Artikelchen wurde wochenlang der Name einer jungen Dame gezerrt, weil ein Schuft sie mit gut erklügeltem Spiel in sein Handeln verflochten wollte und willige Helfer fand . . .

Seit zehn Tagen wird nun gegen ein paar Redakteure verhandelt, die in der Verbreitung der niedlichen Gerüchte besonders eifrig waren. Seit zehn Tagen werden Phrasen gedroschen, wird um die Glaubwürdigkeit der Damen Eisele und Prellberg gelämpft, die sich gegenseitig der Klatschsucht und Wahrheitverdrückung bezichtigen. Auch nicht das allerbeschäidenste neue Faktum trat ans Sonnenlicht. Was ist erreicht? Gar nichts. Ueber Frau Lina hat nur wurde der Stab gebrochen, weil sie in Tagen stärkster Erregung mehr gesagt hat, als vor kalt nachprüfender Vernunft bestehen kann. Sie wurde unglaubwürdig gemacht, ganz ohne Noth. Sie hat zweifellos geglaubt, Gründe zur Eifersucht zu haben; doch sie war leicht bestimmbar (die Flucht, die Einwilligung zu dem Entschluß, gemeinsam zu sterben, und Dutzende von Zügen lassen es erkennen) und liebte ihn mit der ganzen Inbrunst ihres neurasthenischen Herzens. Liegt die Annahme gar so fern, hat sie in ihr die Eifersucht künstlich gesteigert und unterhalten? Erhielt er nicht dadurch gerade die ohnedies von Empfindungen fast krankhaft abhängige Psyche seiner Frau in nahezu willenloser Abhängigkeit? Ein besseres Mittel, das Denken seiner Frau in den Bahnen, die er wollte, zu halten, hatte der immerhin nicht mittelmäßige Rechner ja gar nicht. Ich zweifle nicht: die Eifersucht in Frau Lina's Hirn ward von ihm gepflanzt, folgsam gepflegt, und genügte mehr als einem Bedürfnis; lag, ein angenehmes Nebenher, überdies in der Richtung des immer fahelrohen Renommirgesellen. Der Nest war für die Hauptfrage dieses Verfahrens gleichgültig, war ein Kampf der Richter gegen eine mit schweren, doch haltlosen Vorwürfen operirende Verteidigung. Er ist, man kann es heute schon sagen, für die Herren Dietz und Bernstein sehr ruhmlos verloren, und wenn die Herrn für ihr Wiederaufnahmeverfahren nicht noch Besseres haben, als was sie bisher vorbrachten, so mögen sie die Hoffnung auf einen Erfolg vorläufig ruhig bestatten. Interessant waren nur noch zwei Kleinigkeiten. Der Professor Aschaffenburg, der im Mordprozeß als Sachverständiger geladen war, hatte bald seine Ueberzeugung von der Schuld geändert und hat mitgetheilt, daß er, trotz aller gegen ihn sprechenden Indizien, ihn für unschuldig halte. Daß hat dadurch in seinem Verhalten vor der

o 6lt5

c> o

Josef Veszi: Die Kronprillzenbriefe

0

Schranke bestärkt wurde, scheint mir außer Zweifel. Gelang dies Experiment bei einem geschulten Psychiater so gut, wie mußte es erst auf Laien wirken. Doch worauf gründete sich der Glaube des Gutachters? Auf die Nuhe des Angeklagten, die scheinbare, für mein Gefühl allzu deutlich erkennbar gemachte Indolenz dem Ausgange gegenüber. „Es ist mir bisher noch niemals ein Angeklagter begegnet, der sich in so ruhiger, ich muß sogar sagen vornehmer Weise verteidigt hat. Er war vom ersten bis zum letzten Augenblick Herr der Situation. Ich habe den Eindruck, daß ihm das Endurtheil ganz gleichgültig war. Ich fragte ihn kurz vor der Entscheidung, ob er nicht etwa Herzklopfen habe, denn es tonne doch ebensogut wie ein Freispruch das Todesurtheil gefällt werden. Darauf sagte er, es sei ihm ganz gleichgültig, er sei ruhiger wie alle Andern.“ Drauf der Vorsitzende: haben Sie in der Praxis schon einmal einen Unschuldigen gefunden, de»' erklärt hat: Mir ist das Urtheil gleichgültig? Die Frage war ausgezeichnet und erledigte die Ueberzeugung des Herrn Professors, der, merkwürdig, in seinem Gutachten den vornehmen Streiter hau einen „phantastischen Schwindler" genannt hatte, rasch und endgültig. Me zweite Kleinigkeit, die interessirte, war, daß der Landgerichtsrath a.D., Doktor und Verteidiger Haus, Herr Metz, die Kronzeugm thatlos aus dem Leben scheiden ließ, hau damit erst die Möglichkeit seiner Verteidigung schuf und Aaum für das System von Andeutungen gegen Fräulein O1ga Molitor schaffte. Er wußte, daß Frau Lina hau sich Gift verschafft hatte, daß sie mit der Absicht umging, ihrem Leben ein Ende zu machen, und mußte überdies nach dem, was er bekundet hat, in ihr einen Hauptentlastungszeugen für den An» geklagten sehen, der sich durch diesen freiwilligen Tod in einen der schwersten Ve» lastungszeugen verwandelte. Wie sagte doch schon Vrougham? „Seinen Klienten durch alle dienlichen Mittel zu retten, ihn auf jede Gefahr hin, um jeden Preis vor allen Andern und vor sich selbst zu schützen, ist die erste und unzweifelhafteste seiner Pflichten.“ Herr Doktor Dietz denkt offenbar anders und läßt die Hauptzeugin aus dem Leben scheiden, ohne auch nur den Finger zu ernsthafter Abwehr des drohenden Mißgeschicks zu rühren. Und dieser Herr stellt sich vor die Oeffentlichkeit hin, beschuldigt Staatsanwalt und Untersuchungsrichter illegalen, mindestens illoyalen Vorgehens! Das scheint mir immerhin beträchtlicher als die Frage, ob Herr Dietz vierzehn Tage früher oder später in die Alten Einsicht bekam, (die sich ja nicht ohne seine Schuld verzögert hat). . . . War dieser ganze, höchst unerquickliche Proceß nöthig? Nöthig, daß drei Vertheidiger sich anderthalb Wochen an der Aufgabe abmühen, unhaltbare Verhauptungen zu stützen und zum Vorwand für die Betreibung eines Wiederaufnahmeverfahrens zu machen? Ich glaube: nein; glaube, daß der Versuch vonAnbeginn aussichtslos war; es auch dann noch geblieben wäre, wenn der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor von Woldeck, nicht um Haupteslänge über die versammelten Intelligenzen hervorgeragt hätte. Karl Schnitzler.

Die Kronprinzenbriefe. Von Josef Veszi.

Berlin. V. 30, 9. Mai.

Landshuter Strahe 20.

tzochwohlgeboren

Herrn Eduard Goldbeck, Berlin,

hochverehrter Herr!

Mit auherordentlichem Interesse verfolge ich im Morgen Ihr« „Briefe an den deutschen Kronprinzen". Als Fremdem steht mir nutür» lich lein Urtheil über den politischen Inhalt dieser Aufsähe zu. Indessen möchte ich, mit Ihrer Hrlaubnis, an Ihre Bemerkungen über die Beziehungen Ungarns zum Deutschen Aeiche einige Erörterungen knüpfen, die Sie persönlich und vielleicht auch jene groh«

Josef Veszi: Die Kronprinzenbriefe
 Öffentlichkeit, die Ihre Worte lauscht,
 interessieren dürften. Ich entnehme Ihrem
 jüngsten Aufsatz, daß die „Briefe an den
 deutschen Kronprinzen“ auch in Buchform er-
 scheinen werden. Das, was ursprünglich dem
 fliehenden Tage anvertraut worden, wird hier
 durch gleichsam »üb »peeeie »etermtHti« dem blei-
 benden Geistesschatz Ihres Volles »inver«
 leibt. Und da glaub« ich b«nn Ihnen sowohl
 wie der Sache der politischen Wahrheit »inen
 Dienst zu erweisen, wenn ich, »he Sie Ihr«
 Schrift in ihr« letzte und endgiltige Form
 gießen, in bezug auf die Stellung Ungarn«
 zum Dreibund« einige neu« und vielleicht
 sogar überraschende Gesichtspunkte aufdecke, die
 Ihnen bislang entgangen sein dürften.
 Sie sprechen, mein Herr, von einer „tiefen
 und dauernden Verstimmung“, die in Ungarn
 gegen Deutschland herrschen soll und er-
 blicken darin für den Dreibund „geradezu »in«
 Bedrohung und »ine Entwertung“. Die Diag-
 nose klingt fast wi« ein Kafsandrarruf, wenn
 man bedenkt, welchen entscheidenden Anteil
 Ungarn — und zwar die offizielle ungarisch«
 Staatspolitik sowohl, wi« auch die öffent-
 liche Meinung des ungarischen Volkes — an
 dem Zustandekommen und an der nunmehr
 seit drei Jahrzehnten bewährten Wirkung des
 später zur Tripelallianz ausgebauten deutsch-
 österreichisch-ungarischen Bündnisses hatte.
 Unvergessen ist ja wohl noch, sollte »s wenig«
 st«ns sein, daß, als 1870 mächtige Wiener Ein-
 flüsse sich dem Neuvanchegeanken zuwandten,
 der ungarisch« Staatsmann Graf Julius
 Andrassy es war, der diesem unheilvollen Ge-
 danken sich heroisch und erfolgreich Wider-
 setzte; daß nachher d«rs«lb« Andrassy die Bis-
 marcksch« Idee, das unter Pr«uh«ns Führung
 geeinte Deutschland mit der benachbarten
 Habsburg-Monarchie in ein „weiteres Bünd-
 nisverhältnis“ zu bringen, verwirklicht hat;
 und daß endlich alle diese Bemühungen des
 ungarischen Staatsmannes die dag«gen sich
 geltendmachenden slawisch-öst«rr«ichisch«n Un-
 terströmung«n nur durch die einmütige und
 entschlossene Unterstützung d«s ungarischen
 Parlaments niederzuringen vermochten, Un-
 vergessen sollte in Deutschland auch sein, ix>z,
 so oft die Politik des Bündnisses mit de«
 Deutsch«« bleiche seilen« d«r Slawen Oeffn-
 reichs angefeindet wurde, — man denke bloß,
 bloß an die Epoche des slawischen Ueber-
 gewichts von Taaffe bis Badeni —, die Aus-
 gab« des wirksamen Eintretens für diese
 Politik stets dem ungarisch«« Parlament, bei
 ungarischen Delegation und der ungarischen
 Presse zufiel und nicht nur zufiel, sonder«
 jedesmal auch mit aller Entschlossenheit, mil

unerschütterlicher Ueberzeugungstreue durch»
geführt wurde. Gewiß werden Sie, mein
Herr, und mit Ihnen j«d«r objektiv Denkende
unter Ihren Landsleuten darin mit mir über»
einstimmen, daß, wer «inst mit sachlicher Oe»
rechtigkeitslieb« die Geschichte des mittel,
europäischen Friedensbundes schreiben wirb,
nicht umhin können wird, anzuerkennen, daß
ungarischer Scharfblick und ungarische Energie
in hohem, ja entscheidendem Maß« zu seine»
Entstehen, seiner erfolgreichen Konsolidierung
und s«g«nsvollen Betätigung beigetragen
haben. Und es gehört wahrlich kein Propheten»
blick dazu, vorherzusagen, daß in demselben
Maße, wie das in Oesterreich «ingeführt« all»
gemeine Wahlrecht die slawische Bevölkerungs»
Majorität zur politischen und gesetzgeberischen
Geltung emporführen wird, auch die ton»
zentrisch und zielbewußt angelegten Anstürme
wider die Politik des engsten Zusammenschlusses
mit Deutschland wiederkehren werden und daß
mithin Ungarn sich auch künftighin, ja fort»
ab vielleicht noch mehr als in der Per»
gangenheit als Bollwerk dieser Politik zu de»
währen haben werde.

In dieser Perspektive, mein Herr, ei»
scheint ^ so will es mich bekünden — Ungarn
als ein höchst wichtiger Faktor der europäischen
Politik, und noch höhere Bedeutung tomnil
ihm als dem einzigen Schutzwall, der den
Anprall der slawischen Springflut gegen die
mitteleuropäische Bündnispolitik aufzuhalten
und abzuwehren haben wird, speziell aus dem
Gesichtspunkte der internationalen Stellung d^°
Deutschen Reiches zu.

Das sind die Gründe, die mich veran»

I> 6it?

c> 0

Josef Veszi: Die Kronprinzenbriefe

0

laht haben, Ihre Diagnose von der „Entwertung und Bedrohung des Dreibundes durch die tief« und dauernde Verstimmung Ungarns" als einen Kassandraruft zu bezeichnen. Da wirft sich nun die inhaltsvolle Frage auf: trifft diese düstere Diagnose auch wirklich zu?

Gestatten Sie mir, der ich die politischen Stimmungen in meinem Vaterlande gründlichst zu kennen glaube, den Versuch, auf die durch Ihre Anregungen aktuell gewordenen Fragen pleins eei>n2i>82i>cs äe >» cause die Antwort zu erteilen. Aber versprechen Sie mir, der Sache ganz auf den Grund zu gehen, nicht nur den Wandel zu konstatieren, der in Ungar gegenüber Deutschland zu vollziehen sich anschickt, sondern die Verantwortung für solchen Wandel auch dann festzustellen, wenn sie statt der Spitzen des «Reiches, an deren Tun und Lassen Sie Kritik üben, einen anderen Faktor treffen sollte, einen Faktor, dem Sie, verehrter Herr, viel näher stehen, als jene hohe Stelle, die für das Ponderable in der internationalen Politik des «Reiches maßgebend ist.

Für das Ponderable? Nicht ohne Abzucht Hab« ich dieses Wort gebraucht. Denn ich schicke mich eben an, nachzuweisen, daß, wenn dem Dreibund durch die Verstimmung Ungarns eine Entwertung und Bedrohung bevorsteht — ich sage das nur hypothetisch, denn meines Erachtens ist diese Gefahr nicht, bcfser gesagt: noch nicht vorhanden —, lediglich Imponderabilien solchen Stimmungswechsel verschuldet haben. Soll ich deutlicher sein? Wohlan denn, mein Herr, nicht die Diplomatie des Deutschen «Reiches wäre schuld daran, wenn in Ungarn der Eifer für die unversehrte Fortdauer des Dreibundes je erschlahmen sollte, sondern — die öffentliche Meinung, soweit sie in der deutschen Presse zum Ausdruck gelangt. Die deutsche Diplomatie — das wird in Ungarn allseitig dankbar anerkannt — behandelt Ungarn in der rücksichtsvollsten und taktvollsten Weise. Hand aufs Herz, mein Herr, können Sie das Gleich« auch von der deutschen Presse sagen? Seit einer «Reihe von Jahren ist Ungarn mit oder trotz seiner sich für das deutsche Bündnis einsehenden Staatspolitik, mit seiner oder trotz seiner an deutsches Wissen und deutsche Kunst sich anlehnenden Kulturpolitik unausgesetzt die beten uoirs eines Teils der reichsdeutschen Presse. Was es auch tun, was es auch lassen möge, stets wird Ungarn in dieser Presse in der unthörteften Weise verunglimpft. Die mee»

quinsten Vorwänd« sind ihr nicht schlecht genug, um dem politischen, nationalen und kulturellen «Renommee dieses Landes eins am Zeug zu flicken. Wenn solches von slawischer Seite geschieht, mein Gott, so mag man es immerhin begreifen. Den slawischen Einheitsbc» slreibungen, die das Sübslawentum mit den Westslawen vereinigen wollen, ist ja der ungarisch« Staatsbau mit seinem nationalen Kulturinhalt ein Hindernis im Weg«. All«s Slawisch« hat «in leicht erkennbares, «in schwer verkennbares Interesse daran, diesen „Pfahl im slawischen Fleische" zu entfernen. Aber die Staatsweisheit, laut welcher Oesterreich» Ungarn, wenn es nicht von Geschichte und «Natur aus bestünde, künstlich zusammenge» stoppelt werden mühte, damit zwischen Süd» und Westslawentum «in mächtiger Keil vor» Händen fei, diefe Staatsweisheit ist ja deutschen Ursprungs. Und durchaus in deutscher In» terccssensphäre liegt demnach das Postulat, dah ein kräftiges ungarisches Staatswesen sich zwischen den Karpathen und der Adria be» Haupt«, da der Zusammenbruch Ungarns nicht nur den «Ruin auch Vesterreichs nach sich ziehen, sondern selbst wenn Öesterreich dies irgendwie — ich weih allerdings nicht gut, wie — überdauern sollte, jedenfalls ein kräf» tiges slawisches Gravitatwnszentrum an der Stelle des heutigen ungarischen Staats be» dingen würde.

Ich weih nicht, ob Sie bemerkt haben, was alles in der deutschen Prefs« dem un> garischen Staat« und dem ungarischen Volle in den letzten Jahren nachgesagt worden ist. Ich verweise Sie einfach auf Börnes bekanntes Schimpflezikon. Was sich dort an Insulten — zum Zwecke des Humors — angehäuft

Josef Veszi: Die Kronprinzenbriefe befindet, all das und noch mehr ward Ungarn ein um das andere Mal von deutschen Blättern an den Kopf geschleudert. «Räuber, Schürten, Piraten, Varbarenhord», wurden wir unausgesetzt genannt. Immer und immer wieder wurde Ungarn beschuldigt, durch bestialisch« Verfolgung sein« anderssprachigen Aatio» nalitäten um ihre ethnographisch« und kul» turelle Eigenart bringen zu wollen.

In 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Fiel es je einem deutschen Publi» zisten unter denjenigen, die in dieser Kam» pagne sich hervortaten, bei, sich von der Stich» haltigkeit dieser wuchtigen AnNagen durch per» sönlichen Augenschein zu überzeugen? hätte einer der Herren die Neine Müh« — die Ehr« einer ganzen Nation, zumal einer ver» bündeten, hätte «in so g«ring«s Vpfer wohl verdient — nicht g«sch«ut, er würde mit Ent» setzen wahrgenommen haben, wie schmähsch die Leichtgläubigkeit, oder sagen wir: der gute Glaub« der deutschen Veffentlichkeit hintergangen worden. Er hätte in der aller» nächsten Umgebung von Budapest «inen Kranz von Ortschaften g«funden, die durchweg von anderssprachigen Vollstämmen bewohnt sind, von Serben, Slowaken und in der über» wiegenden Mehrzahl von Deutschen. Und er hätte konstatieren müssen, daß diese Vevöl» kerungen ihre Muttersprache nicht bloß im Familienkreis« ungehindert gebrauchen, son» dern, bah auch in Kirche, Schule, und sogar in der G«m«ind«verwilltung ausschlie» lich die nichtungarisch« Mutter» spracheb«rinbigen«nBevölkerung verwendet wird. Er würde namentlich ge» funden haben, daß in der Schul« d«r Unter» richt nicht in ungarischer Sprache erteilt wird, sondern in der serbischen, slowakischen, deutschen, je nach der Nationalität der Ein» wohnerschaft, und daß die ungarische Sprache in all diesen Voltsschulen nur mit «in L«hr» gegenständ unter den vi«l«n anderen ist. Auch würde er gefunden haben, dah selbst in der öffentlichen Verwaltung bi«s«r Gemeinden di« Vtrhandlungssprach« nicht di« ungarisch« ist, sondern wieder die serbisch«, slowakisch« und deutsch«. Und wäre er diesen überraschenden Erscheinungen auf den Grund gegangen, so würde er erfahren haben, dah der ungarische Staat diesen Zustand nicht bloh duldet, son» dern mit einem Liberalismus und einer Live» ralität, die nur in Amerika und höchsten» noch in der Schweiz ihresgleichen finden, auch noch jährlich Putzende von Millionen aus den staatlichen Geldmitteln opfert, damit den anderssprachigen Nationalitäten in Schult

und Kirch« ein« Pflegestätte ihrer sprachlichen Eigenart erhalten werde. In der Tat sind von den 14 000 Volksschulen Ungarns rund 7500 solche, in denen die ungarisch« Sprach« nur «in L«hrge«genstand» wie alle anderen, wie beispielsweise das Rechnen oder die Ge«graphie, ist, während die übrigen 6500 Volksschulen allerdings die ungarische Unterrichtssprach« aufweisen, aber freilich auch in Gemeinden von rein magyarischer Bevölkerung untergebracht sind. Auch auf kirchlichem Gebiete liegen die Dinge nicht anders. Die Zahl der Gotteshäuser in Ungarn beläuft sich auf rund 10 000. hiervon findet der Gottesdienst in ungarischer Sprache bloß in 5222, also in der kleineren Hälfte statt. In den übrigen ertönt nie «in ungarisches Wort, sondern das Wort Gottes wird in den sonstigen Landessprachen verkündet, und zwar «ui» schließlich deutsch in 1003, ausschließlich slowakisch in 1051, ausschließlich rumänisch in 3302, ausschließlich ruthenisch in 389, ausschließlich serbisch in 259 Gotteshäusern. Und der deutsche Publizist, der sich von alledem überzeugt hätte, wäre damit noch lang« nicht an der Grenze des für ihn Ueberraschenden angelangt. Bei näherer Prüfung der Sache läge würde er nämlich erfahren haben, daß von den 22 Millionen, die von den Konfessionen zum Unterhalt der anders«sprachigen Volksschulen verausgabt werden, die verschiedenen Kirchen bloß 8 Millionen[^] aus Eigenem aufbringen, während die restlichen 14 Millionen ihnen aus dem Staats«sack zugeführt werden. Zudem bekommen die Kirchen für ihre streng gottesdienstlichen Aufwendungen noch «inen weiteren staatlichen

Josef Veszi: Die Kronprinzenbriefe

Zuschuß von über 5 Millionen. Und übel» dies werden die Gehaltsbezüge der Ionfefsio» nellen Lehrer und der Priester aus Staats» Mitteln auf das gesetzlich vorgeschriebene Minimum ergänzt, was «inen weiteren staat» lichen Aufwand von schweren Millionen jähr» lich erheischt. Und dieses ungarische Land, das alljährlich Dutzend« von Millionen opfert, um de» nichtmagyarischen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pfl«g«stätt« ihr« Muttersprache zu unt«rhalt«n, wird von einem Teil der deutschen Press« jahraus jahrein ohne Widerspruch als Brutplatz d«r roh«st«n sprach» lichen und nationalen Gewaltherrschaft ge» branntmarlt! . . .

Ich wieberhole, in 17 Stunden ist man von Berlin in Budapest. Darf man so ge» ringe Müh« scheuen, wenn es gilt, sich von der Stichhaltigkeit schwerer, zumal gegen «in befreundetes und v«rbünd«t«s Voll «rhob«n«r AnNag«n zu üb«rz«ug«n? Oder hat man hier kein Verständnis dafür, daß «in Volt, je N«in«r «s ist, b«sto größeres Gewicht auf die Wertschätzung des Auslandes, auf sein un» versehrtes Kulturrenommee legen muh? Man wende mir nicht «in, daß in der Realpolitik, di« sich durchaus auf praktisch«m Bod«n b«» wegt und mit folch«n idealen Faktoren — wie «twa d«r gut« Ruf eines Landes — wenig zu schaffen hat, derlei imponderable Güter kaum in die Wagschal« fallen. Ich antworte darauf Zweierlei. Erstens, baß ein Allianz» Verhältnis durch die Diplomatie nur der Form nach «ingegangen werden kann; um sich auch wirksam zu betätigen, muß es durch bi« wechselseitige Wertschätzung der betreffenden Völker und durch das Bewuhtfein, bah der Verbündete die angelobte Solidarität im Aot» falle gern und opferfreudig bekunden werde, geschützt und getragen sein. Zweitens aber ist der gute Ruf eines Volkes nicht nur fitt» lich«s Gut, cr ist auch die Basis seines staat» lichen Seins, ebenso, wie der moralische Kredit im Hrwerbsleben des Einzelnen bi« Grundlage seines wirtschaftlichen Kredits bil» det. D«n Verbündeten um feine Reputation bringen, heißt, ihn materiell schädigen, heißt, ihn in Friedenszeiten um «inen Teil seiner Wehrfähigkeit verkürzen.

Ich weiß und gestehe es dankbar ein, daß nur ein Teil, ja der kleinere Teil der deutschen Presse dies« systematische Verunglimpfung des ungarischen Volkes und des ungarischen Staates betreibt. Aber — Ehre den wenigen Aus» nahmen ^ die übrigen bescheiden sich eben damit, nicht mitzutun. Ihr Wohlwollen ist ein passives, ich möchte sagen: ein latentes.

Zu einem Worte der Abwehr raffen sie sich kaum je auf. Und so sieht sich denn Ungarn in der keineswegs erquicklichen Lage, einem Teile der deutschen Presse als bste, noiro, dein anderen aber als quzntitö nsglisseabls zu dienen. Ist es doch mir passiert, bah eine angesehen« d«utsch« Zeitschrift, di« ein volles Jahr hin» durch ihre Spalten, der nachweislich flawifchen Propaganda zuliebe, jedweder Beschimpfung Ungarns zur Verfügung gestellt, ihre Publi» zität selbst einer tatsächlichen Berichtigung nicht hat eröffnen wollen, wiewohl dies« nämlich« Zeitschrift sehr eifrig darauf los ist, die deutsche Freundschaft für Dänen, Polen und sogar für Franzosen warm zu halten. Ich frage Sie, mein Herr, wäre es unter so bewandten Um» ständen ein Wunder, wenn in Ungarn in der Tat «ine „tiefe und dauernde Verstimmung gegen Deutschland" platzgegriffen hätte? Vi« Ungarn, denen man wahrlich keinerlei De» generiertheit anfleht, mühten ja «in Voll von Masochisttn s«in, um diej«nig«n zu lieb«n, von denen sie mit Peitschenhieben regaliert werden. Und wenn dies« Art, Ungarn en c2N2Ü!e zu behandeln, wenigstens in d«utsch«national«n Gesichtspunkten ihre Begründung fände. Aber auch das ist j» durchaus nicht der Fall. In den „Preuhischen Jahrbüchern", «inem gcwih nicht magyarenfreundlichen Organ, hat lxr siebenbür» gisch>sächsische Publizist, Herr Emil Neugeboren, also ebenfalls kein magyarischer Chauvinist, erst kürzlich auseinandergesetzt, dah, von dem Moment angefangen, da auch die ungarische Vegierungspolitik in das Zeichen des allge» meinen Stimmrechts trat, die vollständigste Int«r«ss«nsolidarität zwischen dem magyarischen und dem dcutsckien Volksstamm gegeben isl.

Josef Veszi: Die Rronprinzenoriefc
 Ungarn und Deutsche bilden nämlich in Sieben»
 bürgen gegenüber der rumänischen Mehrzahl
 die ^ ich gebe de» Ausdruck Aeugeborens
 wieder — Kulturminorität, die ihren politischen
 Besitzstand nur durch einträchtiges und ge»
 schlossenes Zusammengehen zu behaupten ver»
 mag. Sie sehen, verehrter Herr, daß den Deut»
 schen Ungarns die richtige Erkenntnis darüber,
 auf welcher Seite sie ihr« Bundesgenossen zu
 suchen haben, bereits aufzudämmern beginnt.
 Der bedrohte nationale Lebeneinstintl weist
 ihnen, wofern sie noch zaudern sollten, den
 richtigen Weg. Ich muh sagen, wäre ich Reichs»
 deutscher, ich wollt« das nicht besser wissen
 als diejenigen meiner Volksgenossen, an deren
 haut es geht. Ein hervorragender deutscher
 Publizist hat neulich in einem hiesigen Blatt«
 die ihm merkwürdig scheinende Tatsache er»
 örtert, daß in den „Karpathen“, der wackeren
 Zeitschrift der fiebenbürgischen Sachsen, „die
 magyarischen Bedrücker“ ganz glimpflich weg»
 kommen. Läse er dies« an Sie gerichteten
 Zeilen so würde er diese Erscheinung vielleicht
 nicht mehr merkwürdig, er würde sie am Ende
 gar für das Selbstverständlichst« halten. Und
 dc»ß die Anschauung des Herrn Neugeboren
 über die Interessengemeinschaft zwischen
 magyarischem und deutschem Volkstum in
 Ungarn auch auf der anderen Seite geteilt,
 ja fogar in der praktischen Politik honoriert
 wird, geht ^ wie ich glaub« ^ klar genug
 aus dem Umstand« hervor, daß der ungarische
 Minister des Inner«n, Graf Julius Andrassy,
 erst kürzlich den Beschluß der Vedenburger
 Stadtverordneten, wonach die Aeferate der
 städtischen Beamten auch in deutscher Sprach«
 zu erstatten seien, gutgeheißen, das ungarische
 Parlament aber diese ministeriell« Erklärung
 mit großer Mehrheit zustimmend zur Kenntnis
 genommen hat. Sie fehen, mein Herr, die
 Fäden d«r friedlichen und freundschaftlichen
 V«rständigung werden äe p»rt et ä'autre ge»
 spönnen. Wenn nur die alldeutsch« Sch«r«
 nicht wieder mit ihrem ungeschlachten Ueber»
 cifcr dazwifchenführt. . .
 Ich komme zum Schlüsse. Die ungarisch«
 Staatspolitik bleibt in bezug auf das deutsche
 Bündnis auch in Hinkunft das, was sie bis»
 lang war: ein festes Bollwerk, an dessen O«>
 mäuer jeder slawische Ansturm zerschellen muß.
 Es sei denn, daß auf «iner Seit« deutsch«
 Hände fortfahren, in diesen Schutzdamm dic
 Breschen des Hasses zu legen, und diesem leicht»
 fertigen Beginnen von Seit« d«r Vorurteils»
 freien öffentlichen Meinung des deutsch«»
 Volles nicht gewehrt wird. Wie foll Ungarn
 fest zum deutschen Bündnis stehen, wenn m»n
 mit deutschen Knütteln es von dort zu vei»

treiben trachtet? . . .

Ich weiß nicht, ob Sie Zeit und Geduld
genug gehabt haben, diese Ausführung«» zu
Ende zu lesen. Ich wünsche, Sie hätten es.
Nicht als ob ich die Hoffnung hegte, Sie gleich
prim» »uäitu überzeugt zu haben. Aber viel»
leicht regt sich in Ihnen, mein Herr, der
Wunsch, diese Angelegenheit zur öffentlichen
Diskussion gestellt zu sehen. Verfügen Sie
über die an Sie gerichteten Zeilen vor der
öcfftlichkeit, die dem deutschen Publizist««
sicherlich zugänglicher als mir, dem Fremd»
ling, ist. Und haben Sie noch Bedenken, so
halten Si« mir sie entg«g«n. Nur das eine
soll nicht stattfinden: dah nach so vielen und
leidenschaftlichen Anfeindungen, die Ungarn i»
der deutschen Presse erlitten, der sich freiwillig
meldenden Verteidigung das Wort verweigert
werde. Ermöglichen Sie, dah, wenn man über
Ungarn um jeden Preis aburteilen will, dies
zum mindesten nicht nach Kannibalen««,
sondern im Wege des kontradiktorischen Bei»
fahrens gefchehe. Dann werden die Wunden,
die «in Teil der deutschen Presse geschlagen,
durch die Hand eines deutschen Publizisten
wieber geheilt.

Solches erhoffend, habe ich die Ehr« zu f«in
Ihr f«hr ergebener

Josef Veszi

tön. ung, Ministerialrat a. 3,

Aus unveröffentlichten Briefen des Kaisers Wilhelm I.

Von Heinrich von Poschinger. Nizza. , ^ < h > . ^ » « . » . . « . >

/gelten wird es vorgekommen sein, daß ein Vröderpaar einem Lande so völlig ver»
'^ schieden geartete Regenten gegeben hat, wie dies bei Friedrich Wilhelm IV. und
Wilhelm I. der Fall war. Eine feinsinnige Parallele zwischen den beiden Herrschern
findet sich in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft hohelohe, welcher zu dem
Ergebnisse kam, Friedlich Wilhelm IV. habe sich mit Interesse jeder neuen Idee hin»
gegeben, aber das Interesse für das Neue sei rasch durch das Interesse für das noch
Neuere abgelöst worden, und so habe er nichts zu Ende geführt. Wilhelm I. hin»
gegen sei jeder neuen Idee anfänglich mit Zögern, ja mit Mißtrauen entgegengetreten;
habe er sie einmal erfaßt, fo habe er sie auch durchgeführt. Als Prinz von Preußen
verfolgte er vielfach eine andere Politik, wie sein tgl. Bruder Friedrich Wilhelm IV.
Als stiller Zuschauer die politischen Dinge in einer Weise sich entwickeln zu lassen,
die ihm nicht gefiel, das lag nicht in der Natur des temperamentvollen Prinzen, und
da er es nicht für angemessen erachtete, den König selbst in seiner Auffassung zu
bekehren, so unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit dem ersten verantwortlichen
Beamten des Königs, dem Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Aus
diesem Briefwechsel mögen im nachstehenden einige Piöcen mitgeteilt werden.
Der preußische Gesandte in London, Bunsen, hatte in einer nach Verlin ge»
richteten Depesche die innere Lage Englands am Vorabend der orientalischen Ver»
Wicklung in den rosigsten Farben geschildert. Das vergangene Jahr habe einen
Ileberschuß von fast 1 Million Pfund Sterling gegeben, trotz bedeutender Ermäßigungen
der Stempel» und anderer Steuern. Augenblicklich würden unermessliche Rüstungen
zur See und zu Lande gemacht. „England verlangt keine Hilfe, kann sie aber gewähren.“
Bei Rücksendung der vorstehenden Depesche an den Minister Freiherrn
von Manteuffel bemerkte der Prinz von Preußen:

Coblenz den 12. Januar 1853.

Nur zwei Worte bei «Rücksendung der Anlage. Die Bunsensche Depesche
über die allgemeine Lage Englands erscheint mir etwas sanguinisch zu sein; doch
man muß die Zukunft abwarten; fehr interessant ist die Abhandlung gedacht u.
geschrieben, lieber einen Passus ersuche ich Sie mir eine Mittheilung zukommen
zu lassen; er sagt nämlich, er habe Ihnen eine Denkschrift eingereicht über Art
und Zeit in England günstige Anleihen zu schließen. Da ich, wie Sie aus
meinem neuen ?. IVI. an den König ersehen werden, von meiner Ansicht nicht
ablasse, daß Preußen Geldmittel bereit halten muß, mit oder ohne Eisenbahn
Vorwand — so ist es mir von großem Interesse zu wissen, was Bunsen über
Anleihen in jener Denkschrift gesagt hat. «n^

Prinz v. Preußen.

Der nachfolgende an Manteuffel gerichtete Brief des Prinzen bezieht sich auf
die orientalische und Schweizer Angelegenheit. Der darin erwähnte Herr von Valan
war damals der erste vortragende Bat der Politischen Abteilung des Auswärtigen
Ministeriums in Berlin.

652 tz. v. Poschinger: Unveröffentlichte Briefe Kaiser Wilhelms I.

o 2

Berlin den 8. Juni 1853.

Der König hat mir eine umfassende Darstellung der orientalischen und Schweizer Angelegenheiten gemacht, um in London orientiert zu sein. Ich ersuche Sie mit des Königs Erlaubnis, mich fortgesetzt durch kurze Notizen au cour²⁵!t der Dinge zu erhalten (vielleicht durch Valan) weshalb ich meine Reiseroute beilege. Gegen den 25. darf ich um eine Art Memoire bitten, damit ich für London ganz orientiert bin. Sollte es wünschenswerth erscheinen auch i» Petersburg, wohin ich eingeladen bin zum Juli, zu sein, so würde ich die Befehle dazu abwarten, da ich vorläufig wegen Badekuren den Besuch nicht annahm.

Prinz v. Preußen.

Der folgende Brief des Prinzen berührt die Krisis des Zollvereins und die dadurch veranlaßte starke Spannung des politischen Verhältnisses zwischen Preußen und Ocsterreich. Seit November 1852 hatte sich ein versöhnlicher Umschwung vollzogen. Da öosterreich auf dem von Preuße» vorgeschlagenen Weg zur Eröffnung von Separatverhandlungcn einging, so erfolgte schon in de» ersten Tagen des Dezember die Absendung eines österreichischen Bevollmächtigten nach Berlin, und zwar wurde hierzu der Minister von Brück gewählt, was hinreichend bezeugte, welchen Wen Österreich auf die Verhandlung und den beschleunigten Abschluß derselben legte. Bald darauf — jedenfalls nicht ohne Zusammenhang mit der handelspolitischen Frage und der dadurch bewirkten allgemeinen politischen Lage — traf der Kaiser Franz Joseph von öcsterrcich zum Besuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin ein (17. Dezember». Hierauf bezieht sich das nachfolgende handbillct des Prinzen von Preußen an Manteuffel, welches bei der Flüchtiglci, mit der es geschrieben, leider ein paar unleserliche Stellen enthält, die wir durch Punkte angedeutet haben.

Coblenz den 12. Januar 1853.

tzabe ich so unrecht gehabt, wenn ich die Kaiservisite in Berlin eine Komödie nannte?? Ich dächte, die Ernennung Prolesch's*) bedarf keines Kommentars in Österreichs Interesse. Mit Hinblick auf die Berliner Visite ist diese Ernennung dumm, denn sie beweist uns Sonst natürlich paßt sie in Oestcrreichs alte Pläne, Süddeutschland von uns wieder abzuziehen. Für uns ist diese Ernennung wichtig, weil sie, wenigstens so Manchem unter uns, der von der Visite eblouirt war, die Augen öffnet und klar fehen lassen wird. Seien Sie fest und energisch in den Zollverhandlungen, was am Morgen des 21. Dezember nicht erreicht wurde, soll nun über Frank» führt a. M. 5 la millin erreicht werden: Kompanie Brück, Ihr Prinz von Preußen.

Verlin den 11. Januar 1858.

Wird es nöthig sein, daß ich einen Brief an den Kaiser von Oesterreich dem Generallieutnant von Willisen mitgebe? Sie würden ihn wohl tonzipircn lassen, damit ich ihn abschreibe?

Ich glaube General Willisen geht Morgen Abend ab. Ihr Prinz von Preußen.

*) Graf Anton von Prolesch. Osten von 1849 bis 1832 oesterreichs Gesandter in Berlin. Von 1853 bis 1855 österreichischer Prästdialgesandter am Bundestage.

«Richard Muther: Fritz von Uhde 653

Fritz von Uhde.

Von Richard Muther.

Es ist merkwürdig, wie schnell auf den Kampf die Ruhe, auf das pathetische Für und Wider die historische Gelassenheit folgt. Vor 24 Jahren, als Uhde seine ersten biblischen Bilder ausstellte, erregte er einen Sturm der Entrüstung. Man war an Plockhorst gewöhnt. Also fand man es empörend, daß Uhde nicht auch einen Afters Nafaelischen Tees servierte. Man war historisch gebildet. Also fand man es lächerlich, daß er Christus unter moderne Menschen setzte. Andere replizierten darauf: sämtliche alten Meister haben die Geschehnisse der Bibel in ihre eigene Zeit verlegt. In Giotto und Ghirlandajo. in Eyck und Memling's Werken lebt das 15. Jahrhundert mit seinen Menschen und Moden, seinen Sitten und Gebräuchen fort. Dürer hat das Leben der Maria wie ein Frauenleben aus dem Nürnberg seiner Tage erzählt. Uhde tut nichts anderes, als was die Großen der Vergangenheit, noch Murillo und Rembrandt taten. Selbst die Biblismen des italienischen Cinquecento war nur scheinbar Idealismus. Die gravitätischen heiligen Afters und Tizians sind Verwandte der würdevollen, ernst repräsentierenden Menschen, die wir aus den Bildnissen der nämlichen Meister kennen. Und da die „klassische“ Kunst also auch im Leben wurzelte, war es falsch, wenn spätere Akademiker in ihr die ewig gültigen Rezepte zur Anfertigung biblischer Bilder zu finden glaubten. Was in der Originalausgabe echt war, wurde in solchen Nachahmungen zu totem, geistlosem Schema. Besonders nordische Maler müssen lügen, wenn sie um die Pose Afters sich bemühen. Denn der nordische Mensch kennt den dramatischen Schwung der Geste nicht, in den sich beim Südländer seelisches Leben umsetzt. Wir bleiben äußerlich still, während es in uns rumort und zuckt. Statt Uhde zu tadeln, weil er die edlen Gesten Plockhorsts nicht hat, muß man ihn im Gegenteil loben, weil er zarte seelische Dinge ohne jedes Hilfsmittel einer konventionellen, dem Arsenal alter Kunst entlehnten Gebärdensprache ausdrückt. Er hat der religiösen Malerei neues Lebensblut zugeführt, indem er von allen Kostümschwindel, aller falschen Noblesse absehend wieder wie Rembrandt das Hauptgewicht auf den psychischen Stimmungsgehalt der Themen legte. So argumentierte man damals, heute ist die Entrüstung verstummt. Daß Uhde's biblische Bilder die feinsten Paraphrasen sind, die das Evangelium in unseren Tagen noch fand, geben die meisten zu. Doch auch den anderen Satz, er habe die religiöse Malerei neu belebt, kann man nicht unterschreiben. Man sieht in seinen Biblismen eher Paradigmen jener Unklarheit, die überhaupt durch die künstlerische Verstrickung des Lichtvergangenen Jahrhunderts ging. Denn darüber besteht kaum ein Zweifel: die eigentliche religiöse Kunst ist schon seit dem 17. Jahrhundert tot. Das 18., revolutionär auf allen Gebieten des Geisteslebens, ist der Anfang der neuen Zeit auch insofern gewesen, als es die alte Bibel-

654 «Richard Muther: Fritz von Uhde

Malerei resolut zu den Alten legte. Tiepolo, der letzte große Kirchenmaler, lieb das, woran Jahrhunderte geglaubt hatten, in einem Feuerwerk von Esprit verpuffen, Watteau und Voucher, Goya und Fragonard haben an alles andere eher als an die Bibel gedacht. Und wenn das 19. Jahrhundert die Verpflichtung fühlte, auf die alten Themen zurückzugreifen, so entsprach das nur der retrospektiven Gesinnung einer Zeit, die sich erst mit der Vergangenheit auseinandersetzen mußte, bevor sie endgültig zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte.

Die Geschichte der religiösen Malerei des 19. Jahrhunderts ist also eine große Leidensgeschichte, ein Todeskampf, eine Kette mißglückter Versuche gewesen. Erst kamen die Nazarener. Overbeck, Schnorr und Cornelius suchten im Anschluß an die primitiven Italiener eine neu-deutsch-religiöse Kunst zu gründen. Doch wie matt ist alles, wie limonadenhaft abgestanden. Nur wie durchs Telephon, abgeschwächt und klanglos, glaubt man die Stimme der alten Meister zu hören. Der Beweis, daß aus den Elementen einer toten Weltanschauung Neues sich nicht formen lohnt, konnte nicht schlagender als durch diese Bilder erbracht werden. Später machte dann die Bibel» Malerei in automatischer "Reflexbewegung alle jeweils herrschenden Moden mit. Die Welt war seit den vierziger Jahren in das Zeichen des Verkehrs getreten. Es gab Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die Genre- und Landschaftsmaler hatten aus den neuen Neisemöglichkeiten Nutzen gezogen, indem sie zu Globetrottern wurden und über die Sehenswürdigkeiten fremder Länder berichteten. Eine solche Anregung, ihren Bildern ethnographisches Interesse zu verleihen, ließen auch die Bibelmaler sich nicht entgehen. Der Engländer Holman Hunt und der Franzose Etienne Delacroix führten nach Palästina und kleideten die Bibel neu ein, indem sie echte Orientalen inmitten orientalischer Szenerien als Maria und Josef vorführten.

Weiter folgte, parallel mit der Historienmalerei, das biblische Prunkstück. Aus den religiösen Bildern Munkácsys paradierten dieselben schön kostümierten Modelle, die auf Delacroixs Historien die Statistcnnrollen der Weltgeschichte spielen. Gabriel Max versuchte diese Galavorstellungen durch pilant spiritistische Zugaben zu beleben. 3« einer Zeit, als der hypnotismus ein beliebtes Gesellschaftsspiel war, machte er Ehrisws zu einem blassen Magnetiseur, der durch Fixieren und handauflegen seine legendan» schen Wunder verrichtet. Als geschichtliche Sittenbilder bezeichnete man die Weite, die sich in der Wiedergabe des Hausrates, der Möbel und Kleider der alten Zeiten ergingen. Ein Ableger dieser Butzenscheibenkunst war die religiöse Malerei Eduard von Gebhardts, der die biblischen Geschehnisse im Neformationszcitalter, in den Tagen Dürers und Cranachs spielen ließ.

Unterdessen war das moderne Zeitgemälde auf die historische Aera gefolgt. Slaü Helden der Weltgeschichte auszugraben, wollte man die Gegenwart malen. Wenzel, der als erster diese Wendung machte, hat auch zuerst ein biblisches Thema in diesem Sinne behandelt, und sachlich wie er war, glaubte er korrekt zu verfahren, indem" jüdische Modelle verwendete. Auf seiner Lithographie von 1851, die den 12jährigen

0 0

Richard Muther: Fritz von Uhde 655

Jesus im Tempel darstellt, hält ein gescheiter Judenjunge älteren jüdischen Herren aus Berlin 50. einen klugen Vortrag. 1879 auf der Münchener Ausstellung entsehten die bekannten Bilder von Max Liebermann und Ernst Zimmermann durch die gleiche semitische Note.

Durch diese Werte (Liebermanns Bild hat bekanntlich nicht mehr die Ursprungliche Fassung) war eines klar erwiesen: der moderne abendländische Jude kann, wie die Verhältnisse einmal liegen, nicht als Akteur der biblischen Geschehnisse verwendet werden, ohne daß die Bilder einen Stich ins komisch Travestierende bekommen. An diesem Punkte setzt also die Bibelmalerei Uhdes ein. Vastien-Lepage hatte in dem nämlichen Jahre, als Liebermann seinen 12jährigen Jesus ausstellte, die Jungfrau von Orleans gemalt, wie sie als blasses Bauernmädchen garnwindend in ihrem Garten sitzt und plötzlich aufsteht, weil sie die Stimmen der Schuhheiligen Frankreichs hört. Me gleiche bäuerliche Note glaubte Uhde, vom Jüdischen ins Arische überlertend, seinen Vibelbildern geben zu können. Oberbayrische Landleute hören die Bergpredigt, wohnen der Verkündigung bei oder wandern als Maria und Josef abends nach Dachau. Oberbayrische Bauernkinder geben schüchtern einem fremden Herrn, dem Heiland, die Hand, der während des Religionsunterrichtes in ihre Schulstube tritt. Und man findet noch jetzt, daß diese Werte in allen den Dingen, die dem Leben, dem wirtlichen Leben von heute entnommen werden tonnten, sehr schön und stimmungs» voll sind. Allerliebste ist die täppische Zutraulichkeit der Kleinen in dem Bild .Christus als Kinderfreund". Wundervoll sind in anderen Bildern die Interieurs und Landschaften, in denen die Geschehnisse spielen. Doch weiter in der Bewunderung zu gehen, entschließt man sich schwer. In Fällen, wo der Nachdruck weniger auf das Landchaftliche und rein Genrehafte als auf das Transszendentale des Motivs gelegt ist, mußte selbst ein Bibelmalers vom Schlage Uhdes versagen. Denn echte Kunst kann nur im Leben wurzeln. Uhde bemühte sich, schlicht und natürlich zu schildern, wie die Wundergeschichten der Bibel auf einfache Menschen von heute wirken tonnten. Doch wie würden Bauern unserer Zeit sich benehmen, wenn ihnen Christus predigte oder ein Engel erschiene? Wie würde Christus selbst sich benehmen, wenn er unter die Menschen von heute träte? Die allen Meister tonnten für die Darstellung solcher Dinge gewisse Anhaltspunkte im Leben finden. Denn noch im 17. Jahrhundert gab es heilige mit den Allüren des Messias; noch im 17. Jahrhundert spielten Szene», gar nicht unähnlich denen, die in der Bibel erzählt werden, auf den Straßen und in den Kirchen sich ab, wenn etwa ein Wunderdoktor einen Kranken heilte oder eine «Reliquie zu bluten begann. Auch der moderne Künstler kann glaubhaft nur wieder» geben, was er im Leben sieht. Diese Erkenntnis war der Ausgangspunkt der großen Bewegung, die sich an das Auftreten der Impressionisten knüpfte. Vorher, in den Tagen des Historienbildes und der anekdotischen Genremalerei, hatte man kostümierten Modellen die Vollen einstudiert, die sie als Akteure eines geschichtlichen Dramas, eines Nährstückes oder einer Humoreske zu spielen hatten. Jetzt wollte man dem

Leben, dem eigentlichen Leben all die Bewegungen »nd Ausdrucksnnancen absehen, die vorher Modellposen und Modcllgrimassen gewesen waren. Menschen, wirtliche Menschen wollte man vor Augen stellen, die sich so unbefangen gaben, als hätten sie taum geahnt, daß der Blick eines Malers auf ihnen ruhte. Dieses Programm zu befolge», ist einem Vibclmaler nicht möglich. Statt seine Eindrücke in der Wirklichkeit sammeln zu können, muß er gleich den Historienmalern Modelle so abrichten, daß ihre Gesten und Empfindungen das ausdrücken, was ein gegebener Text verlangt. Diese Negie ist auch in Uhdes Vibclbildern oft sehr bemerkbar. Wenn er gelegentlich einer Enquete, die über den Niedergang Münchens als Kunststadt vcranftallt wurde, von dem barocken Zug sprach, der in manche seiner Werte gekommen sei, w hätte er mit noch größerem Recht darauf hinweisen tonnen, daß darin ein Stück von Piloty fortlebt. So fehlt er von deklamatorischem Pathos, vom „Lärm in Gefühlen“ sich fernhielt, ähneln seine Werte den Erzeugnissen der Historienmalerei doch insofern, als ihnen nicht feiten ein gewisser Modcllbeigeschmack, etwas künstlich Gestelltes anhaftet, was die eigentlich moderne Kunst prinzipiell zu vermeiden sucht.

Worin liegt seine Starke? Welche seiner Werte werden voraussichtlich späteren Generationen als die feinsten erscheinen? Nun, ich glaube, es werden diejenigen sein, in denen er nichts anderes als ein Stück geschautc, im Leben geschaute Wirtlich» teil gibt. Mit solchen Bildern begann er. Die Näherinnen, der Leiertafternmann, die Trommler hatten seinen Namen schon betanntgemacht, bevor er der Sänger des biblischen Epos wurde. Und solche schlichten, gar nicht für Ausstellungen berechneten Bilder ziehen sich durch sein ganzes Schaffen hindurch. Immer sieht man sie gern. Man fühlt sich taum veranlaßt, dem Maler besondere Komplimente zu machen. Denn Ihde gehört nicht zu denen, die in der Lösung technischer Probleme das oberste Ziel der Kunst erblicken. Doch man fühlt sich angenehm berührt. Es ist als hätte man in der Wirklichkeit etwas Sympathisches und Liebes gesehen. Ein Künstler spricht, dem ein sattelfestes, nie versagendes Können doch nur Ausdrucksmittel eines sehr Zarten, tiefen Empfindens ist. Darf man diese Art, das Handwerk zu beseelen, als deutsch bezeichnen? Man zaudert mit der Antwort. Denn man erinnert sich der Phrasen, die über das Deutschtum in der Kunst zur Genüge geprägt wurden. Doch immerhin — daß die germanische und die romanische Kunst gewisse Unterscheidungs» mcrtmalc aufweisen, daß man für Dürer und Cranach, für Pieter de Hooch und den dclfftschen van der Meer, für Schwind, Spitzweg und Führich vergeblich nach Gegenwerten in der italienischen und französischen Kunst sucht, läßt sich kaum vcr» tcnnen. Und etwas von diesem herzerwärmendcn, blauäugig-blonden Germanentum glaubt man auch in Ihdes Werten zu finden. Das oft mißbrauchte Wort vom deutschen Gemüt ist hier teine Lüge, sinmittcn einer Kunst, die immer mehr in kosmopolitische Bahnen einlentt, steht Fr.tz von Uhde als ein Meister, den noch sehr viel Innerlichkeit mit der deutschen Vo lssccle verbindet.

o °

0 n

o. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole 657

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Vierbaum.

II.

(Zweite Dezemberhälfte 1907.)

Wohl dem, der keine „Nerven“ hat!

Aber: Wer wäre heute, der keine hätte?

Es ist, wie War halbe treffend gesagt hat, die „Verwünschung dieser Zeit“, nervös zu sein. Von Künstlern kenne ich nur drei, die nicht nervös sind: Stuck, Gulbransson, Liliencron.

Verbindet sich Nervosität mit Geldsolgen, so ist es «ine Hölle, neben der die von Dante gesehene als Idylle wirkt.

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel

Immer nur gegen den eigenen Nabel“

sagt (ich stehe nicht für die Wort«, aber für das kühne Bild des benabelten Vogels ein) der sonderbare Ornithologe in Alt-Nahlstätt. Ist das richtig, so decken sich Ehrgeiz und Nervosität in einer wesentlichen Eigenschaft. Sichselbstzerreißenwollen ist Nervosität. Zum Glück (Glück?) macht sie aber auch feig. Erst wenn sie geradezu und völlig Verrücktheit wird, bringt sie die Eourage auf zu Gift, Dolch, Strick oder Revolver.

«

Die Italiener muffen früher nervös gewesen sein als wir. Ihr Wort für Lange« ireile (noi») hat eine dunkle Begriffsschattierung, die sich fast mit dem deckt, was ich als Langeweile der Neurasthenie bezeichne: die krankhaft«, zerrige Verdrießlichkeit, die nur um Haaresbreite von Lebensüberdruß entfernt ist. Dieses Wetter jetzt nennen sie nm«5o, und si« wollen damit keineswegs bloß sagen, daß ewiger Regen langweilig sei. Man muß nur Ohren haben, zu hören, wie sie das aussprechen: temp« noi«5«, und man fühlt, wie viel Last, Qual, Ekel sie auf das vorletzte o häufen.

Die Deutschen haben den schönen Tropus dafür: „Es ist zum Auswachsen,“ was wohl so viel heißt, wie: „Es ist zum Buckligwerden.“ Aber da ist schon Humor dabei, — Galgenhumor: Nervenhumor. »

Nachdem es zwei Wochen lang lau geregnet hat und, ungeheuren weißen quabligen Mehlwürmern vergleichbar, unausgesetzt Nebelschläuche den Mugnone hinab nach Florenz gelrochen sind, raffte ich mich endlich auf und ging in die Uffizien, wie man in «in Sanatorium geht. Ich wollte endlich etwas Schönes sehen, etwas, das nie noio« werden iann, da es nicht aus der noi« geboren ist, sondern aus der 8>o>2, und ich meinte, mein« allen Nothelfer Cimabu« und Giotto würden mich über all dies« dumme, dumpfe Trübfal wegtrösten. — Schauerliche Enttäuschung: Sie haben mich verhöhnt! Diese beiden Frommen haben mich verhöhnt wie niederträchtige Teufel. Ich stand vor ihnen wie ein Kunftgelehrter und kriegte die vergleichend« Krankheit. Der Teufel des Blöd« sinns selber setzte sich mir auf die Schultern, bohrte mir sein« zwei Zeigefinger wie Zügel zwifchen die Lippen, fchlug seine Hufe mir wider die Weiche« und ließ mich unter lautem herausstoßen des gräßlichen italienischen hü»Nuf«s, der wie ein viehifches Nülpfen (üip!) klingt, gleich einem gepeinigten Esel durch all« Säl«, Kabinette und

Korridore trabrennen. höllischer Unfug! Idiotenhaftes Benehmen? Aber ach, — ich war nicht der einzige Esel, der sich so am Geiste der Kunst versündigte. Ein« ganz« Schar rannte mit mir, und sie war nicht einmal vom Teufel blödsinniger Nervosität geritten, sondern von dem unausstehlichen Brillenaffen der Gelehrttuerei: Auf ihn« saß der Geist der Vaedeterei und hieb sie so gewaltig mit seinem Schulmeisterbakel über den hintern, daß sie fast noch unsinniger rannten als ich. Einige aber waren be« dächtiger. Wie sie an den meisten Bildwerken vorüberstorchten, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen, indem sie lediglich die Nummerntafeln ablasen, während sie andere, deren Nummern in ihrem roten Buche einen Stern hatten, mit abscheulicher Gefchäftsmäßigkeit beschnoberten, kamen sie mir vor wie Hunde, die an zwanzig Ecksteinen vorüberrennen, um am einundzwanzigsten das Bein zu heben. Während aber Hunde, wenn sie so tun, wenigstens nicht bellen, so begannen diese Schauderhaften auch noch zu reden, indem fte fchnoberten. Sie baedeterten. Die rote Reisepest der Deutschen muffelte aus ihnen.

Wann endlich wird dieses entsetzliche Magisterbrevier ausgetilgt werden aus der deutschen Kultur, der es wahrhaftig schweren Schaden lange genug zugefügt hat! Es steht mir nicht zu und liegt mir ferne, die Gelehrtheit der Leuchten deutscher Kunst« Wissenschaft in Zweifel zu ziehen und gering anzuschlagen, die in diesen roten Büchern ex catneciiÄ der jeweils herrschenden Schule die letzten Wahrheiten kritischer Kunst« forschung predigen, — aber was, um Gottes willen: was soll diese Professorenweisheit in der Hand von Leuten, die doch wohl nicht reisen, um Kunstgeschichte zu lernen, sondern um ihren Alltag aufzuhellen im Lichte der Schönheit, die hier aus früherer, ästhetischer Kultur ein paar Strahlen für uns Arme übrig gelassen hat. Sie kann nur Unheil anstiften, das Unheil dückelhafter Oberflächlichkeit, die urteilen wUl, ehe sie ge« lernt hat, zu sehen, zu empfinden. Die Herrschaft Baedekers ist kein Beweis des wissen« schaftlichen Geistes der Deutschen, sondern deutscher Barbarei. Die Bandalen, die ehe« mals antiken Götterbildern Aasen, Arme, Beine abschlugen, haben sich im Grund« weniger barbarisch aufgeführt als diese frechen Touristen, die es sich unterstehen, mit ihrer elenden Scheinbildung, die eine vollkommene ästhetische Gefühllosigkeit aufs jämmer« lichste bemäntelt, über künstlerische Offenbarungen aus Zeiten zu Gerichte zu sitzen, zu deren organischen Bestandteilen die Kunst gehört«, als welche in der unseren nur eine mehr oder weniger hübsche Applikationsarbeit, ein aufgefetzter fchöner Flicker ist. Di« Vandalen handelten wenigstens aus einem ehrlichen Glauben; sie verschimpfierten die Schönheit aus Aeligion, weil sie sie als heidnisch haßten: was sie vollzogen, war der scheußliche Akt einer gewissen historischen Logik. (Die Bilderstürmer in der Aeformations« zeit handelten aus einem verspäteten, aber gleichen Instinkte. So auch der widerwärtige „Hund Gottes" Savonarola.) Die heutigen Maulvandalen aber, die der Kunst mii „wissenschaftlichem Apparat« zu Leibe rücken und fie zu einem Versuchsobjekte für ihren (ach fo seichten) kritischen Verstand herabwürdigen, handeln aus einem durchaus irreligiösen, gottlosen Instinkt«: aus der infamen Einbildung des Philisters, er könne sich alles, selbst das Göttliche, zu eigen machen, indem er es verstandesmäßig (mit dem Vota« bularium) „Nein kriegt". Diese Unverschämtheit ist Barbarenart. Es gibt keinen greu« lichen Barbaren, als den „gebildeten" Philister.

« 0

o. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole 659

Ein gutes Antidotum gegen Baedeter ist Rustin. Auch er rückt der Kunst mit dem Verstand« zu Leibe. Aber hinter diesem Verstand steht Religion, und dieser Verstand will die Kunst nicht klein kriegen, sondern, indem er sie zergliedert (aber: wie fein, wie behutsam, mit welcher Andacht!), will er den «Reichtum des Ganzen, das Gesetz seines Lebens, will er das organisch Göttliche der Kunst intensiver fühlbar machen. Es ist ein gutes Werl des Straßburger Verlags von Eduard tzeit, daß er aus «Rustins Werken einige ganz, andere in Bruchstücken deutsch herausgegeben hat. („Auslese aus den Werten von John Ruskin." Bis jetzt acht kleine Bände.) Austins „Sechs Morgen in Florenz" haben mir in diesen Regenwochen (jetzt ist es die dritte, — o noi^!) die Sonne, soweit das möglich ist, ersetzt. Was für ein angenehmer Engländer das ist (obwohl er auch „sehr unangenehm" sein kann)! Wohl eine Schulmeisternatur und demnach unter anderem auch rechthaberisch, eine Spur verdreht, mit moralischen Nutz-anwendungen immer bei der Hand, ein, bißchen tahl manchmal. Aber: der gute Schulmeister im alten Sinne: durchaus wohlmeinend; ganz aufgehend im Lehren, Beweifen, Warnen, Fördern,- kein Wort aus dem Gehege der Zähne lassend, wofür er nicht die Hand ins Feuer zu legen bereit wäre: ein Fanatiker der Wahrhaftigkeit in jedem Sinne. Viel weniger Kunstgelehrter als forschender Kunstpraktiker. lieber die Güte einer Malerei weiß er Bescheid, „wie der Schuster über sein Leder". Läßt sich Gerüste vor Fresken bauen und untersucht die Walerei Zoll für Zoll aus der Nähe, fo daß er nun genau anzugeben weiß, Strich für Strich, was alt und echt, was Uebermalung ist. Aber, indem er nicht nur Baum für Baum, sondern Zweig für Zweig, Blatt für Blatt sieht, übersieht er vor all dem doch den Wald nicht. Und mehr noch: er hört auch sein Schweigen, — dieses Schweigen, das den meisten Kunstgelehrten so stumm, ach so stumm ist. Dann wird er (wer würde es nicht dann!?) zum Dichter. Freilich: er bleibt in der Didaktik hängen. Aber immerhin: Oiäa5lci»lo5 poieta, während die gelehrten Herren («in paar wirtlich Große unter ihnen, wie Burthardt, ausgenommen) immer bloß Magister bleiben. Darum eignet er sich auf seinem eigentlichen Gebiete (dem der frühen, noch echt christlichen Kunst) zum Kunsterzieher wie taum ein anderer.

5

Da es noch immer regnet, und der Wind immer noch nicht vom Montesenario kommen will als der ersehnte Tramontano, der zwar Kälte, aber klaren Himmel und den Aerven neue Spannkraft bringt; da meine Rosen nun. von allzu vieler Feuchte fchwer, die Köpfe ganz trübselig und katarrhalisch triefend hängen lassen, die Chrysan» themen auf der Gartenmauer aber aussehen wie schlecht frisierte liederliche Vorstadt» weiber (ciana nennt der Florentiner fo was, — der Schlesier sagt Miststücke); da der Blick auf Florenz hinab immer noch wie der Blick auf ein tiefes Bleidach und das Wandeln in der „Stadt der Blumen" «in Wandeln zwifchen lauter "Regenschirmen ist: so schmachtet meine Seele immer noch in der Grundsuppe einer fürchterlichen nui«, und der Geist der Schwere, identisch mit dem Dämon des Scirocco, ist Herr über mich. Ich komme mir vor wie ein alter Pelz, in dem die Motten sind.

Muh man einen solchen alten Pelz nicht ausklopfen?

Ich hab's getan, und schonungslos. Aber lustig wird man bei dem Geschäfte auch nicht. Was hilft es mir, daß ich jetzt felfenfest von meiner Miserabilität übirzcugt

660 9. I. Vicrb^um: Blätter aus Fiesole ^

diu? Daß ich weiß: Dieser da, hier, Der an dem Schreibtisch« da, ist ein schlecht«
Subjekt: träge, wohllebig, schwankend, gottlos, frevelhaft, jähzornig, willensschwach, stolz,
rachsüchtig, eitel, ungebärdig, ehrsüchtig, leichtsinnig, verschwenderisch, zügellos? Was
hilft das, da ich schon jetzt auch weiß, daß es ebenso unrichtig wie wahr ist, d. h.,
daß jede dieser Eigenschaften als Gegenwage ihren Gegensatz in demselbigen Subje'le
hat? Dieser Träge ist (und allzuoft) ein "Arbeiter, der die Feder erst dann aus der
Hand legt, wenn ihn der Schreibkrampf dazu zwingt; dieser Genüßling und Freund
bequemer Subsellien (et »-erm« caelerarum nach den» Geschmacke Friedrichs von Geutz
und anderer Leute von stark angezweifelter Gesinnungstüchtigkeit) kann beliebig lang«
auf jede Behaglichkeit verzichten, wenn es darauf ankommt- sein Schwanken wird Zu»
weilen just am äußersten Punkte der Schwingung zu einem trotzigem Verharren; goit»
los, wie er ist, kann er sehr andächtig vor allen Göttern knien, in deren Anhauch er,
der Frevelhafte, fromm wird und demütig, wie nur irgendein lyrischer Mönch, sei es
Veato Angelico oder Angelus Silesius; sein schwacher Wille straffte sich in Leiden»
schaft oder Not oder Begeisterung immer federträchtig genug; fein Stolz hat sich noch
stets gebeugt vor wirtlicher Größe; den ^Rachsüchtigen entwaffnet eine Gebärd«; der
Eitle weiß über nichts so belustigt zu lachen, wie über seine Eitelkeit; wie häßlich es
einen Mann kleidet, ungebärdig zu sein gleich einem schlecht erzogenen Knaben, weitz
dieser Ungezogen« so gut, daß er sich keine Ungebärde straflos hingehen läßt; und
gibt sich redlich Mühe, seine Ehrsucht nach Zielen zu lenken, so hoch er sie nur zu
sehen vermag; und büßt seinen Leichtsinn, wenn auch nicht reuig, so doch recht bitter
und oft in Stunden schwersten Vlutes, blutigsten Ernstes; und wird a,us einem Ver»
schwender manchmal gar ein Geiztragen; und seine Zügellosigkeit steht still im Augen»
blick, wenn sich's ernstlich geziemt, Selbstzucht zu üben auch bis zur Entsagung, —
sei es in der Kutte, sei es im Harnisch.

Alles in allem: Auch der Scirocco vermag mich nicht völlig davon zu über»
zeugen, daß dieser alte Pelz ausrangiert zu werden verdient. Aber das ist gewiß:
wenn ich mich einmal umbringe, so wird es bei Süd»Ost geschehen.

Doch wird es nicht geschehen, glaube ich. Denn es gibt Ablenkungen von schwarzen
Gedanken, die ich als durchaus probat erfunden habe. Z. V.: einen starken Spazier»
stock überm Knie zerbrechen. Das tut weh und wohl und bringt zur Besinnung. Oder:
Goethe lesen. Wenn man bedenkt, daß selbst der verzweifeln und wüten konnte...
Oder: Laufen, laufen, laufen, bis man weit weg von allen Menfchen ist und ungestört
laut aufschreien tann, sich und die Welt versluchen und dann, lauter noch: lachen,
lachen, lachen. Oder (nach dem Rezepte des heiligen Franziskus): sich prügeln lassen,
windelweich sich prügeln und beschimpfen lassen. (Wer aber tut einem diesen Gefallen,
wenn man nicht einen anderen — heiligen dazu zur Hand hat?) Oder: alte Musik
hören. (Mozart bringt immer znr Vernunft. Man fchämt sich, unglücklich zu fein, wenn
man Mozart hört.) Oder: mit Hunden, Katzen oder Kindern spielen. (Hunde und Katzen
in der Wirkung sicherer.) Oder: an seine Feinde denken. Dies ist ein unfehlbares
Mittel. Gewissermaßen rein logischer Natur: Man müßte sich feig« vorkommen, wollte
.i:an ihnen den Platz räumen, und man würde damit auch bestätigen, daß die Ge»
sellschaft recht hatte (wenigstens für Momente). Auch sagt man sich wohl: Was? Dies«

9. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole 6öl

Braven sollen's weiter tieiben dürfen, und du willst verzichten? Du willst dich um die Möglichkeit des Genusses bringen, sie vor dir abtreten zu sehen? Bist du wirklich schon so ganz marod«, daß du dir nicht die Kraft zutrauen kannst, sie noch eine hübsche Weile weiter zu ärgern, indem du ruhig und munter bei deiner Art bleibst, die ihnen, 812?>e 3 0,», grundzuwider ist? Und da man sich schließlich auch vom dicksten Scirocco nicht alle Illusionen rauben läßt, denkt man am Ende auch daran, daß es immerhin möglich ist, den «inen oder anderen, der aus Uurerstand oder Irrtum mit in das übeltönend« hörn der Verleumdung, Verkleinerung, Verzerrung stößt, einmal davon zn überzeugen, daß sein« Katzenmusik am falschen Platze war.

Indessen gehört zur Venutzung all dieser Mittel freilich das eine: daß man noch träftig genug ist, fie anzuwenden. Und vor ollcm: man muß noch richtig verzweifeln tonnen. MI,n muß noch die Kraft haben, das Gefühl momentaner Insuffizienz mit äußerster Bitter« leit bis in die Hefe durchzufühlen: an sich so grimmig zu leiden, daß schließlich das Bewußtsein dieses Leidentönnens zum Beweise für das bloß Momentan« jener I.i» suffizienz wird. Dann helfen die Mittel bestimmt. Denn sie bestätigen deine Kraft: sei es primitiv und roh, wie der zerbrochene Spazierstock, sei es mehr spirituell, wie die Fähigkeit, auf Goethe, Mozart zu reagiere«, oder schließlich als Instintttomplex, wie die Beattion auf das rote Tuch der Feinde. Es kommt dann nur noch darauf an, ob Einer Stier oder Truthahn ist. . .

Der Dezember meines Mißvergnügens ist vorüber. Der Tramontano hat alle Wolken und Nebel verjagt. Per Himmel ist wieder tostanisch: wie aus der hellen, feinblauen Florentiner Seide gewoben, die etwas starr (wie der Charakter des Tostaners), aber höchst edel und vornehm ist. Die Chrysanthemen sind kaput, aber die gelben und roten Rosen tun, als habe es ihnen nie in die Krone geregnet. Und, o willtomme«« Wunder: in einem besonders sonnigen Winkel an der Mauer des Franzistanergartens hat sich, wie ein Schwatztrünzchen hübscher junger Mädchen, eine Gesellschaft von Aar« zissen zusammengefunden, die mit den dunkelroten Beeren und den graugrünen Blättern der Stechmaus (puFniwpo: Mäusedorn) zusammen ein sehr hübsches Bukett ergeben. Auch anderes Bunte wird nun sichtbar: die zarlrosarote Angelita (Engelwurz); dic dunkelrote Frucht des Erdbeerbaums (cosboü-ola: Meertirsche): Kamelien; Bellen, — auch schon ein paar (mir ganz neu«) gelbe Anemonen. Wer denkt da noch an Auto« Vivisektion und Mittel gegen Selbstmordgedanken?

Man setzt sich auf eine Straßenmauer und läßt sich von der Sonne Vers« ins Notizbuch scheinen:

Angelita, die röselrot«, hängt,
Auf dunllem Efeu ruhend, über die Terrasse
Verlangend nieder zu dem Rosenbusch
Mit seinen gelben Blüten, die im Winde
L«is auf und nieder gehn, wie zärtlich« Gedanken
Im herzen eines Mädchens, das halb träumt,
halb wacht. — Schwarz, wie ein Trotz aus alter Zeit,
Wächst die Badia aus dem Silbergrau
Des sanften Velbaumhügels. hinter mir

662

2 0

2 °

Emmy Destinn: Nahe!

Babbelt ein Bettler seinen leeren Spruch

Vom Paradiese, Jesus, Seligkeit

Und hält den alten Hut mir zitternd hin:

Ein altes Kind, rotnasig: lächerlich

Und rührend. Zehn Centesimi «rhöhn

Ihm seine Lebensfreude sichtbarlich. —

Di« Sonne brennt. Fräulein Angelila

Sehnt sich noch immer nach den roten Rosen.

Zwei Lodenröcke sächseln mir vorbei.

hier ist gut ausruhn. hier vergißt sich schnell,

Was, ach, im Norden überläsrig wird

Und tlettentlammrig lange lieben bleibt:

Der Geist der Schwere. Satanas, der Sorgen

Schieläugiger König, mit dem Peitschenstiel

In haariger Faust, entweicht, den Schwanz verklemmt,

Und wird in San Domenico zum Vetturino,

Der Dich: „3i^nor, vuole? vue l^ir«:

lin a! l'irenle!" bloß ein bißchen langweilt.

NaHe!. Drama eines jungen Herzens. *)

Von Emmy Destinn.

Dritte Szene.

Georg (hält immer noch ?lahels Hand, mit leichtem

««»<»!««!>>: Schon UM halb sieben.

Vahel: hier wird um sieben Uhr geschlossen.

Georg: Wie schade! Ein paradiesischer

Winel! Vahel, Du Liebe, Süße, du Wunder
des alten Ghetto!

Vahel: Gefällt es Ihnen hier?

Georg: Du sollst nicht „Sie" zu mir sagen.

Bin ich Dir so fremd?

Vahel: Wir kennen uns ja erst kaum zwei
Wochen. In dieser Zelt haben wir uns achtmal
gesehen —

Georg: «irst achtmal? Mir kommt es vor,
als wären wir monatelang beisammen. Nie habe
ich mir träumen lassen, bah mein Präger Auf»
enthalt so herrlich sein wird . . . Im vorigen
Jahr war es hier zum Verzweifeln öd Für die
Schönheiten einer Stadt hat ein einsamer Vilger
lein Verständnis. Wie anders ist es in biesem
Jahr geworben Freilich, wo die Lngel
wandeln, muß es notwendigerweise ein Varadies
sein. Du hast aus mir einen andern Menschen
gemacht, — neben Dir fühle ich mich wieder
jung

Vahel: Wieder?

Georg: Gewiß, Du Kind! Ich könnte ja
Dein Vater sein.

Nahel: Es ist gut, daß Du es nicht bist.

So ist es ja viel schöner.

Georg: Du Süß«! «lr sezt si«. > Herrlicher
Garten. Und die Vuh«.

Vahel: hier liegt manches begraben —
manches edle herz und viel klug« Köpfe.

Georg: Klug — vielleicht? Aber schön
mußten diese Köpfe gewesen fein wenn

noch nach Jahrhunderten so viel übrig geblieben
ist — — (er sieh» «ohel an> ,

Vahel: Geh, Du machst Dich über mich

lustig . . Schön war ich ja nie aber —

lieb Hab ich Dich, genau so viel, wie wenn ich
schön wäre schön und reich.

Georg: Veich? Wozu?

Vahel: Um mit Dir fortgehen zu tonnen

— weit hinaus — in die Well!

Georg <l»chel„d»: Möchtest Du mit?

Vahel: Du fragst! (Leu»,end> So eilen dies«
schönen Tage hin — und eines Morgens reichen
wir uns die Hände — und sagen: Adieu. . .

Georg: Nein! Auf Wiedersehn! Ich geh
doch nicht so weit weg. Vloh nach Wien. Di«
sieben Stunden sind bald um und ich werde
Dich des öftern besuchen kommen.

Vahel: Wirklich? Nein — Du sagst es nur.
um mich zu trösten - Du vergißt mich recht bald.

Georg: Glaubst Du das? Wirst denn Du
mich so bald vergessen?

Vahel: Viel Vi«! Solang ich lebe, nicht.

Georg (lächelnd,: Du siehst nicht so aus, als
wolltest Du bald sterben — so bleibt mir die

» 0

663

Emmy Destinn: Nahe!

Hoffnung, mich «cht lang von Dir geliebt zu wissen

Nahel: Ach, wenn es doch nie ein Ende gäbe! Ich bin so glücklich nun hat mein Leben doch «inen Zweck. Früher lebt« ich so in den blauen Tag hinein, ohne mir darüber Ilar zu werden, was eigentlich kommen soll

Georg: Und nun weiht Tu es?

Nahel: Ja, ich fühl« es

Georg: Ja, das Leben ist schön! Jeder Liebende sagt es hier in dem stillen Garten des Todes blüht es üppiger als In der lauten Welt Und was war« das Leben ohne Ll«b«? Ich vergleich« diesen Sommer mit dem vorigen —, allein, traurig, gelangweilt irrte ich durch fremde Straßen, sah der gleichgültigen Meng« zu, abends spielt« ich, dann lehrte ich wieder in mein Hotel zurück immer das» selb« verzweifelt od« Daftln ach, ich s«gn«te den Tag, an dem ich Prag verlieh doch jetzt? Hin« tleine Zauberin ergriff die Wünsche!» rute, und vor meinen Augen erwuchs die Herr» lichst« Stadt der Welt Frau««, Frauen!

Was macht ihr aus uns? liin Wink mit der kleinen weihen Hand — und wir vergessen alle«, alles.... mehr, als wir vergessen dürfen

<»nen !!u«»nb!!! EIMjchmei«en,>

Aahel: Und in Wien? Wie verbringst Du dort Dein« Tag«?

Georg: Ach, in Wien habe ich viele Ve» lannte — Freund« — w«nn man in einer Stadt jahrelang tätig ist, wird man auch gesellschaftlich s«hr bekannt

N«h«!: Und — wann willst Du zurück —?!

Georg: Wein Vertrag ist in drei Wochen zu Gnd«. Ich will mein« Sommerreise etwas verschieben und bleibe dann vielleicht noch ein« Woche hier, bei Dir. Am liebsten blieb' ich ganz und gar hier ^ aber das geht leider nicht.

Nah«!: Also noch ein Monat, so kurz... so kurz!

Georg: Du verwöhnst mich allzusehr, Süße. Muht mich etwas kürzer halten — Deine Lieb« macht mich unvernünftig ...

Nahel: Sind denn die acht Tage nicht wie «in Traum vergangen? Wenn ich abends von Dir geh«, kann ich mich nur mit Macht los« reißen — die ganz« Nacht durch höre ich D«in« Stimm«, s«he Dein Lächeln — so, wl« jetzt — lau« dämmert es, beglüh« ich von ganzem Herzen den Tag, welcher mir Deine Begegnung näher bringt und doch versliegt er so rasch, dieser kurz« Tag, kaum Hab« ich Dich gesehn, muh ich schon wieder fort.

G«org: Das l«tzt«mal haben wir uns v«r> spätet — hast Du zu Haus« Unannehmlichkeiten gehabt?

Aahel: Nein — ich hab« «ine Ausrede ge»
funden ich sagte, datz ich bei Fräulein Fall«
war....

Georg: Vel der schönen Minna? Di« hat
ja an dem Abend gespielt!

Aahel: Ah, das wissen sie nicht.

Georg: Du sagtest, dah Dein Vnkel sehr
schlau ist — er brauchte nur den Theaterzettel
zu lesen

Nahel: Nein, der glaubt mir schon. Wenn
Mutter zankt, nimmt er mich stets in Schutz.

Georg: Auch vorgestern?

«Nahel: Nein — da war er so seltsam still,
sah mich nur so «igen an — und gab mir den
Abend nicht dl« Hand zum Gutenachtgruß.

G«org: Siehst Du! Der weih es schon.

Nahel: Mein, nein — er ahnt nur etwas,
er wird schon mit mir sprechen — er ist ja
so gut.

Georg: Ist das der Bruder von Deiner
Mutter?

Nahel: Ja. Der Aermstel Seit seiner
Kindheit ist er gelähmt. Aber er trägt sein Schick»
sal mit einer rührenden Geduld.

Georg: Gelähmt — der Arme.

Nahel: <lr hat mich stets lieb gehabt, war
mir mehr als der eigene Vater — erzog mich,
belehrte mich — bracht« mir s«in« Vücher —

Georg: Da hattest Du einen guten Lehrer,
Kind. Weiht Du, dah ich oft im geHelmen über
Deinen Geist staunen muhte? Das neunzehn»
jährige Kind sprach da oft wie eine reife, groh«
Natur — nun kenn« ich ja die geheim« Quelle
Deines Wissens — also, der Vnkel war es

Nahel <«l»l«ch>: Ja, er war es. Früher
kränkelte er oft, und ich pflegte ihn — da haben
sich unsere Herzen eng aneinander geschlossen,
da erfuhr Ich so manches, was bei uns einer
Frau selten zuteil wirb — — alte Lehren,
Wissenschaften, Weltanfchauungen — und mein
Vnkel wuht« alles in so treffende Wort« zu
kleiden ... so wurd« ich langsam sehend, blickt«
in den düsteren Abgrund unseres Lebens, sah
dl« Schatten unserer Vergangenheit — <»>« °is>»>>»l)

alles das lebte um mich her ... und die "Religion,
der Glauben meines Volkes, erwächst aus grauen
Urzeiten Nacht wurd« es um «ich her,
tief«, undurchdringliche Nacht (»u»l!<») Du
hast mich erweckt — Du! Di« Sonn« lehrt«
wieder und verscheuchte dies« Schatten — —
doch <»>!«b«l nnst), wenn nun mein Lehrer von
meiner Lieb« erfährt —? Was soll ich ihm
sag«n? Wl« soll ich ihm llarl«gen, dah ich in
dem tiefsten Innern melnes Herzens «in« Ll«b«
zu ^ «wem Andersgläubigen erwachsen lieb?

Georg: Das wird eine bittere Enttäuschung
für Deinen Vnkel sein. Doch ^ kann man seinem
h«rz«n b«fehl«n?

6ntz

Emmy Destinn: Nahe!

Nahel: Ich habe es nicht gekonnt! Seit
jeiem Tag«, als ich Dich zum erstenmal spielen
sah — habe ich mich selbst verloren ...

Georg: Worin sahst Du mich zum erstenmal?

Nahel: In »Jugend" —,

Georg: halbes »Jugend"? Als Kaplan
Szigorski? Und diesen Pfaffen gewannst Du
lieb?

Nahel: Meine Freundin und ich waren
zusammen im Theater. Da kamst Tu ein
Wort — und ich saß wie geblendet still
ach, wie schön warst Du — wie schön — und
Deine Stimme, dieses sonderbar gebrochene pol»
nifche Deutsch — die brennenden Augen und
das blasse Gesicht tm,l <»»m ««««!») Nur be»
grisf ich diese „Panna Annuschka" nicht
daß sie sich in den dummen Hans und nicht in
Dich verliebte

Georg: Also dieser intrigante heilige hat
es Dir angetan, Ihr Frauen seid doch nicht
zu bessern!

Nahel: Di« ganz« Nacht schlief ich damals
nicht. Immer sah ick) den jungen Kaplan, immer
hörte ich seine weichen Worte, bald drohend,
bald flehend — — ich sprach nur von Dir, und
Anna lachte mich aus, Endlich, nach langen
vierzehn Tagen gingen wir wieder ins Theater.

Georg: Diesmal war es „Faust".

Nahel: „Faust" . . . Und da wurde ich fast
ohnmächtig . . . Mein Gott — wie herrlich hast
Vu gespielt — sprachst so vom Herzen, so Innig —
und Dein Helles Haar, dieses wundervolle weiche
haar, Dein« lichten Augen

Georg: Bist Du dein Geistlichen untreu ge-
worden?

Nahel: Vergessen war alles — alles! Nur
das Bild des jungen blonden Faust stand vor
meine» Augen — seine Worte blieben für ewig
in meiner Seele, wie habe ich dieses Oretchen
b?u:idet

Georg: Kleine Phantastin!

Nahel: Grohe Phantastin, Liebster! Was
hat sich in meiner Seele damals abgespielt! —
Zerrissen kam ich damals nach Hause, statt zu
schlafen, las Ich immerfort den Faust In
dieser Verfassung wagte Ich Dir zu schreiben
und —

Georg: Ich ahnte ein blutarmes, lunst»
begeistertes Mädchen — ein kleines Gänschen,
welches einmal mit dem berühmigten Künstler
sprechen will — und fand «ine herrlich« Nose,
ein seltsames Wesen, welches sich vom ersten
Augenblick eng an mich anschloß, welches mich,
trotz meines Sträubens, ganz für sich einge»
nommen hatte.

Nahel: Wirklich?

Georg: So standest Du da — wie mit Vlut
übergossen, als ich meinen Hut zog und fragte:

habe ich die Ilhre, mit Fräulein Nahel zu sprechen? Ja, sagtest Du, ich bin es. Dan stiegen wir über jene alte, herrlich gelegte Treppe immer höher empor, bis uns die schöne Stadt zu Fühen lag und ein Abend senttl sich herab — «in duftiger Sommerabeno, »^ Deine Worte und Dein blauschwarzeshaar-- Was sprachen wir damals? Ich weih es la»n> - doch eines weih ich: ich sah in Deinen Ange» Tränen glänzen — Tränen, ^ Nahel — und mir wurde so weit und sehnend ums herz^i» diesem Augenblicke begriff ich so manches, ix» klagte so manches Mein« eigene lug«nh zog an mir vorbei, welche ich mit losen Streif!-, und inhaltleeren Begebenheiten vergeudet«. Mi waren alle diese Ereignisse Deinen stillen Trinn gegenüber! Von dem Augenblick an, glaube ib, liebte ich Dich

Nahel (MI): <ls waren Tränen des Glück« mein Georg.

Georg: Wie sagtest Du? mein Georg! Du Sühe, herrliche Warum fand ich V>ch nicht früher? Vor zwanzig Jahren? Mm ganzes Leben wäre wohl anders geworden — anders, als es hinter mir liegt.

Nahel: Sprich mir von Deinem Leben - ich bitte Dich

Georg (nerol»): Nein — nein, jetzt nicht - vielleicht später. Diesen schönen Augenblick wü ich nicht zerstören — jetzt nicht Gib »m Deine Hand — so — und sieh mich an mit diel«! träumenden tiefen Augen tausendjährig« Augen hast Du, weiht Du es?

Nahel: Ach, dunkle Augen sind so aus' druckslos — helle Augen sind doch viel schöner - solche wie die Deinen, ein Stück des Himmel: steckt darin — und Helles, feines haar, nicht!« hart wie das meine . . .

Georg: Nimm doch den Hut ab — so - un5 nun — <ei z'ell die N»deln »I!» ihrem H»»l h«r»uij er» laude — hier sieht's ja keiner . . . <« l», N»l>« um !>«!> »opf ««»und«!« Fltchlen) herrliches haar, p schwer und lall ^ wie zwei seidene Schlangen - soll ich mich damit erdrosseln?

Nahel <»«««!»: Das würde schwer gehen, Georg <»ilh! «»hel» <»p! l«!ch» <m »«!! z«ch««!> dtilll So — näher — und — — <>h« Ln>»n> »««««Ol» Bi Longer n»ß, o Du Liebe, Liebe, Sühe («r ruß si« MI«!

Nahel <m»u, n>!u«»l»«): So möchte ich sterk» sterben (sie ri««««! si« «<!> Georg! W« haben wir getan: Du hast mich auf dem Toten» feld gelüht ... Weiht Du, was man da !««,!< Giner von den Liebenden muh in lahreisriü sterben

Georg <i>ch«ind)i Warum nicht gar! Sterben . . . das wäre eine sehr schlimme Strafe f« dieses sühe Vergehen. Du bist doch so llug, Nahel. Wie kannst Du einem Aberglauben l» viel Bedeutung zumuten?

» » 0

665

Emmy Destinn: Nahe!

0

Rahel: Doch — man sagt «s . . .

Georg: Wenn ich Dich nun zum Beispiel
nicht gleich noch einmal lüssen dürfte, würde
»nein herz zugrunde gehen — — auf der Stelle,
hilf mir doch, rette mich aus dem Verderben
und gib mir noch einmal Deinen Mund!

Aahel («nt,u<l>i 0 Georg !!>« nei<l sich
»u ihm Heini).

Georg >t»2» sie In d«n Aim«n)^ Deine Lippen
duften nach Aosen — o — Du (pl»»»«)
neln, nein, Kind! Du weiht nicht, was Du
tust sei barmherzig, versuche mich nicht
Du bist noch so jung, was weiht Du vom Leben —
es ist so gräßlich, grählich ...

Aahel <b,,n>ft n!ch»! Was hast Du? Du bist
so finster, «nd Deine Augen sind ganz dunkel
geworden — — was quält Dich? hast Du
Kummer?

Georg <tl>url,. ,»»>»«) - Ich bin alt, Kind.

Aahel: Was sagst Du? Du wirst nie alt —
Könnlest Du Dich «in einziges Mal auf der
Bühne sehen wie schlank.

Georg: So meint' ich es nicht — hier —
und hier ist es so leer — so ausgebrannt
und doch: manchmal schlägt der Funke wieder in
Flammen aus ich glühe, verzehre mich
selbst in dieser namenlosen Glut — mein ganzes
Ich steht in lodernden Flammen . . . und —
cm,,«»«) ich darf es nicht — ich darf es nicht
Nahel <<>n«f!!!ch,i Sprich doch deutlicher: was
darfst Du nicht —?

Georg: Dich lieben darf ich nicht, soll ich
nicht ich bin ein alter, reifer Mann, Du
«in ahnungsloses, unschuldiges Mädchen
mir ist das Lieben wohlbekannt, für Dich ist es
ein Buch mit sieben Siegeln. Ich mühte Dich
slehn, Dich von Deiner Lieb« heilen — statt
Deinen Mund zu suchen 0 Welt! o Gott!
wie ist dies schwer -- all« meine Kraft scheitert
daran.

Aahel «»"Ichuib!«): Warum mich slehn? Liebst
Du mich denn nicht?

Georg: Bei Deiner Jugend, Nahel, schwöre
ich Dir: ich liebe Dich! liebe Dich mit der ganzen
Unvernunft «in«s alternden Mannes, dem das
Leben fast alles gebracht Doch müht« bief«
meine Liebe anders sein nein — es ist
unmöglich, das auszusprechen ... Du sahst doch
Faust Du muhtest mich verstehen . . .

Rahel <ln>«: 0 — Georg nein, - ich
versteh« Dich nicht. . . .

G«org: So ist's auch «cht— Li«b« — lah
mich doch allein in meinen tiefen, wahnsinnigen
Gedanken ersticken —

Aahel <>n,st«lli: Was hast Du? Was
sprichst Du? — Noch nie habe ich Dich so ge-

sehen —

Georg (>>«! i«l»«n,ch»ftUch): Sieh, Rahel — «s
ist d«r Neid — der bittre Neid, welch« mich
verzehrt —! Ich werde sortgeh«« — ich muh j.:
sortl und Du bleibst hier, in der Blüte Dein.,7
Jugend, in der vollsten Kraft Deiner Schönheit
.... und ich habe bei Dir das Gefühl der Lietx>
geweckt: ich — welcher davon nicht den kleinste»
Teil besitzen darf

Aahel: Warum? ich liebe Dich mit meine?

ganzen Seele — Dich ^ nur Dich —' —

Georg: I) Gott, o Gott! Sag es mir nicht,
ich darf es nicht hören — ich bin ein großer
Sünder

Aahel: Ein Sünder? Was hast Du getan?

Georg: Viel! viel!

Nahel: Bereust Du es, ein einfaches Mäd»
chen zu Dir erhoben zu haben?

Georg: Du hast mich zu Dir erhoben —!

Du! In Deinem Anblick habe ich alles vergesse,,
— mein ganzes Leben, meine schweren Irrungen
— zu Dir blickte ich auf wie zu einer heiligen,
Ist denn dies« Liebe, welche ich Dir entgegen»
bringe, nicht Deiner unwert? . . . ^- und müft
doch zweifeln — — «lr »«rgräb! Inktüb d»« Ha»ll „>
!h«m Ech»i> (Au» ton lempel Nlngt »!«b« Olg»lli>!tl U!>»
»«long,!

Nahel l««rühr»>: Du bist so gut

Georg (>er»«): Nein — nein — sprich das
nicht aus — Du weiht nicht, Kind, Du w«iht
nicht... Ein j«d«r hat das Aecht auf Glück —
gleich, wie er es erjagt, erkämpft.... Warum
sollte ich da zögern? mein Glück ist so nahe —
so dicht bei mir — ich will es ergreifen — warum
bebt da m«lne Hand wer wird nach mir
kommen? vielleicht einer, welcher es noch viel
weniger verdient.... und doch — und doch —
Nadel: Du glaubst nicht an meine Liebe,
nicht wahr?

Georg: Nein, das ist es nicht.... Ich
wollte Dir nur sagen ... daß — dah ich ein
grohcr Narr bin, Aahel.... so alt und s?
albern da — steh ^ findest Du leine
weißen haar«? hier an den Schläfen — und
hier — ein alter Knabe — und dabei wage ich
es noch, von der Liebe zu sprechen

Aahel: Silberne Fäden — in dem Gold»
haar — ein ganzer Schatz, dabei bist Du noch
unzufrieden. Und der grohe Held liegt im Sand
zu meinen Fühen. Steh auf, komm, setze Dich
zu mir.

Georg <!>e»t »uf): Ja, Du hast aus dem
großen Helden «Inen rechten hasenfuß gemacht.
Ich habe Angst vor Dir — vor Deinen klaren
Augen und Deinem kindlichen Mund.

Aahel: Soweit Hab ich es gebracht, dah
Du Dich vor mir noch fürchtest.... hier in
dieser Einsamkeit mit mir allein....

Georg <sieh> sich «m>: Kein« Seele weit und
breit. Aur di« alt«n St«ln« sprech«n — ich ver»
stehe sie nicht — und Du?

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

Bahel: Ich kann die Inschriften nicht lesen.

Soviel Bildung besitzt« ich doch nicht. Und hier im Schatten

Georg <erhebt sich n»ch länger« Zeit von ihrem 3ch«he>

Ist denn heute ein jüdischer Feiertag? Wie ge»

wältig hier inmitten der ewigen Ruhe die Vrgel mit dem Gesang« zusammenklingt!

Bahel: Nein, heut« ist lein Feiertag, sonst wäre ja der Friedhof geschlossen. Sie üben nur im Tempel sur die nächsten Feiertag«!

Georg: Wie wunderbar das hier llingt, und wie die Zeit hier vergeht.... c« »«h» !"»« »hi her- »«l> hier sieh!

Bahel <«ichro«e»): Schon ein viertel sieben... und sie holen uns ab.

Georg: Wir gehen eben nicht mit. Sie sollen uns irgendwo im Garten erwarten, und dann begleiten wir Dich heim.

Bahel: Um sieben wird hier geschlossen

Georg: Bis sieben Uhr wollen wir hier» bleiben. Mir sind die Gartenrestaurationen un» sympathisch. Diese lleine halb« Stunde muht Du mir schenken — nicht wahr, Süh«? Wir bleiben noch —

Bahel: Wie Du willst.

Georg: Ich will leine Leute sehn. Warum holt Dich denn die Anna ab? Wozu? Sie spielt so gern Dein« Beschützerin, mich mag sie gar nicht.

Bahel: Sie verehrt Dich sehr —

Georg: Ja, ja — ich weih! wenn sie mich nicht sieht, hat sie mich am liebsten

Bahel: Das ist nicht wahr

Georg: Du hast ihr doch gewiß alles er» zählt... von unseren einsamen Wegen — von unseren verliebten Beden

Bahel <e«nftch,: Ich sagt« ihr nur, daß ich Dich lieb Hab«. Durfte ich es nicht? Ich bin s» stolz auf Dich, so stolz darauf, dah Du mich lieb findest

Georg (»er»»«,: Gleich kommen sie, diese beiden langwelligen Leute. — Mach Dir das haar zurecht sie sollen Dich nicht so sehn... hier hast Du Deine Haarnadeln. — Ich bin n« dann zufrieden, wenn wir allein sind — was gehen mich die andern an?

<l2i«e«lp!el und Gelang hören au!,)

Bahel (mit dem Aulstecken de« H»«e» »»«ch«f»i,l>:

Anna ist mein« alt« Freundin, die stört uns doch nicht und dann kommt ja Bicharl» mit, die bekümmern sich ja nickt um uns.

Georg: Trotzdem mag ich sie all« beid« nicht. Dann darf ich Dich auch nicht lüss«n — — (er umlängt sie, so, Wi« j«tzt.

Bahel »»che»«): Sieh her, wi« zerrauft ich bin — es läht sich nicht anders machen.

Georg: Schön — sehr schön. Wenn Du den Hut aufsetzt, sieht es ganz ordentlich aus.

Bahel: Das glaub« ich nicht.

Georg: Da! das fade Pärchen kommt —

also: wir bleiben hier.

Bahel: Gewih. (Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

27' Ammerdingen.

Meine Einsamkeit und Traurigkeit ist viel tiefer geworden, seit dem Du wieder fort bist.

Ich danke Dir für die zwei guten hellen Wochen.

Jetzt ist alles grau, es regnet, ich stehe nicht einmal mehr auf und lasse die Tage so hingehen, wie sie gehen. Mönch wollte ich zuweilen werden in meiner Jugend, ich wollte, ich wäre es geworden.

In anderem habe ich kein Talent. Wein Können genügt zu nichts, ich kann bloß

zerstören. Auch Dich bedrücke und verwirre ich nur — ich lasse Dich doch nicht los!

Keine Nacht habe ich geschlafen in den ganzen vierzehn Tagen. Du schließt so dicht bei mir, unter meinem Dach — doch nicht bei mir! Vielleicht schläfst Du auch nicht.

Warum ist das so?

Kein Mensch glaubt uns unsere Freundschaft. Du trägst allen Tadel und allen Klatsch darüber.

Ich möchte hier ein Haus für Dich bauen, mir gegenüber, dicht bei mir, ein weißes tzaus in einem grünen Garten. Du kämst dorthin, wenn Du eine alte Frau bist. Auch Dein Mann konnte mitkommen. Jeden Morgen besuchte ich Dich, ich sähe mit Dir auf der grünen Bank vor Deiner Tür des Abends. So käme der Abend und der Tod.

Ich bin sehr unglücklich, aber glaube nicht, daß ich Dich nicht liebe! Nur das glaube niemals! Ich lese Bücher, die Du gelesen hast, und Dein Gedenken wie ein holder Gruß umfächelt meine müde Stirn. Immer find Deine Gedanken gut, zärtlich, treuergeben. Ich danke Dir für Deine Güte. Ich kann nur danken, gut sein kann ich nicht.

01>

667

Otto Vornglöber: »Die ersten Menschen«

28.

Du patzt viel besser für meinen Freund als für mich. Er ist redlich, tätig und tapfer. Er hat Dich lieb.

Nein, er soll Dich nicht haben! Ich würde ihn erwürgen, ihn und Dich, ich könnte mir teuflische Qualen ausdenken, ich würde Dich besudeln und entwürdigen für ihn. Ich bin ganz und gar krank. Wenn ich stürbe, würdest Du mir vielleicht vergeben, Du würdest mich lieb haben und um mich weinen.

Also alles. Kleinstes und Liebstes, gehört Dir, das Haus und das Geld, die Kunst, fachen, der Votticelli, die Veardsley-Mappe, Esther und Ahasverus, und die Meißner Vögel, der hofball von Menzel, — ich möchte, daß der über Deinem Bett hinge und die zwei hogarths an der andern Wand. —

Sie sind so gemein, und Du bist so unschuldig.

Dann erführest du wohl auch mein Geheimnis — bann ja! (Fortsetzung folgt.)

„Die ersten Menschen.“ (3ur Uraufführung.)

Erotisches Mysterium von Otto Vornglöber.

Der Kainmonolog.

illan H»N g»n> nah da» »n»<|«n d«r «!«!!« d«« Urwald««, dann
ü»Ide« nahend«« Schnauf««, Lau!«, »u» d«n«n dann l>«r!«, m!«
«Immlöß«»>irk«nd, »«riandlich würden. Zerrissen!«,!«n der3!«wr>

«Hinter der 2,«!>«:> Finden will ich das wilde
wild« Weib, ich finde es nicht, ich finde e« nicht,
ich habe die weit« W«lt burchftürmt, bei Tag,
bei Nacht — gen Morgen, gen Abend, gen
Mittag, gen Nacht, ich find« es nicht, <»»!>« bricht
h«r»°r, in der endlosen Welt nicht «in W«lb für

mich» Ich finde «« nicht! Nicht «in einzig
Wesen! Nur ich! Nur ich! ««in Weib! Kein
W«ib! Ich finde es nicht und ist doch da!!
Verflucht«« Leb«nl Verfluchter Gott! Denn du
bist wohl doch! Nur mir zum Trotz! Denn
wärest du nicht, ich fände mein Weib, ich fände
mein Ti«rl Du frißt ja Ti«r«l Du frißt auch
Menschen! Du würgst ja di« W«lll Dir opfert
die Einfalt alles, was ist! Und du schlingst da«
All und fpei'st da« Nicht«, drum find« ich
nichts! So schling doch mich! Und lpei mich
ins Nichts! Verfluchte« L«b«nl Ich llag« dich
an! Denn du bist lein Leben! Mein Leben
gibst du mir nicht! Verfluchter Vottl Ich klag«
dich an! D«nn du bist lein Gott! Gabst du
mir L«b«n: was mein Leben ist, gib mir's! '« ist
deine Pflicht! Gabst du mir Leib: was mein
Leib will, gib mir's! '« ist deine Pflicht! Wider
deinen Himmel fchl«udr' ich mein Klagean!
und e« reckt sich hinauf wi« Aiesenlevlathans
bäum«nd«r Schweif und peitscht herab deinen
trügrischen Glanz und schmeißt ihn in Schmutz!!

Verfluchte Menschen! Euch llage ich an! denn
ihr seid nicht Menschen! l>«»«») Vin ich «in
Menfch? So gut wi« ihr! Ihr gebt mir mein««
M«nfch«n nicht. Vin ich ein Tier? So gut wie
ihr! Ihr gebt mir nicht mein Tier! Und ist
doch da! Jeder Hund hat f«lne Hündin —
ich finde das nicht! sein Weibchen jedes Vieh —
ich find« das nicht! Euch llag' ich an, dl« ihr
besitzt, die ihr genießt! Ihr habt's geraubt!
habt mir's geraubt! habt euch genährt von des

Armen Tier! habt euch gefüllt mit Opf«rfett!
Ihr feid wi« Volt, drum seid verflucht!! Finden
will ich das wilde wilde Weib, ich find« «s nicht,
ich find« «s nicht, ich habe di« w«it« Welt durch»
wühlt, des Urwalds Graun und der höhlen
Graus und der Wüsten endlofe Ewigkeit, ich
finde es nicht — . . . <er brich! lu!»mm«n) '- !«r l«ginn!
,u!chnuss«In,) —
Ich fpür... hier haust ... hier atmet.. Leben!
Ich Witt« Menschen . . .! Duft vom Weib!
ha! steckst du hier, mein . . .
Wahn!
Zurück, wilde« Leben!
In deinen Abgrund, brüllendes Tier!
horch . . .! — Still! zehrende Glut!
Lodr« mir nicht!
Du zehrst doch nur . . . von dir.
<Ech!»«!gen. «r iprinal auf.)
hier ist etwas! Ich find« da« Weib! Ich find«
das W«ib! 2s ist da! E« ist hl«r! — horch!
Still! Ich hör'« ... ich fiMs: Aus dem
heiß«« Sturmwind spür' ich dein Atmen! Ich
fühl'«, wie durch die wlldschön« Frühlingsnacht
dein flammend Leben, dein brandend Vlut mir
entgegenchlägt, mir entgegen schreit! Wo bist
du, wildes, einsames Weib? Ich hör« d«in
Schrein! Ich lommel Ich bin«! der «infame
minisleriom und d«m VüniKerium dl« Innern für die «Üliführung in Verlin freigegeben, »m 23, M»! wird
e« in Nerlin »m Nluen Theater
liber di« >uhn« g«h«n und gl«ich,«ilig »l» «uch b«> Marauard! K <« «rich«in«n.

668 Hans Carossa: Nun kommt das Frühjahr
Mann! Wo bist du . . . wo? ... Ich finde
dich . . . Was wühltest du, mein Blut, in deiner
sprengenden Brunst? Was strammst du dich,
mein Leib, in deinem gellen Glück? Ich bin
Ah ...! ha ...! da ...! ich Habs . . .!
Ein Wesen ...! ein Arm ...! ein Mensch ...!
«in Weib . . .! — Bist du's . . .? Du bin'«!
springt mit mächtigem Satz hinter mich Vzen«. Ein gellend« Lchiel
ihm ganz nah ... ich bin ihm ganz <m>«dichl> ... > b«« Weide« «ehl »»ich die «««>. Heißel Ringen
und lll«e» >

Nun kommt das Frühjahr . . .

Nun kommt das Frühjahr ... du wirst immer stiller . . .

du bist sehr trank, ich will dich um nichts fragen,
doch manche deiner Mienen scheint zu fürchten,
daß wir uns andre sind als in den Tagen
des dämmerigen Dezembers . . .

Da zog mich etwas in dein kleines Zimmer,
vor deinem Fenster wuchs der erste Schnee,
du neigtest mir den Mund, ganz ohne Liebe,
mir tat dein Kuß wie einem Knaben weh, —
du sahst mich an,
als wolltest du mich lesen wie ein Buch,
das lautete wohl nicht nach deinem Willen,
vielleicht zu klar, vielleicht nicht klar genug,
vielleicht zu still für deine eignen stillen
verschwiegne Wünsche . . .

Du stiegst vom Schemel auf die glatte Diele,
doch nieder strauchelnd ritztest du mein Ohr
mit der smaragdnen Blüte deines "Rings,
ich wußte wer den Ring an dich verlor,
du lächeltest . . .

Ich sah mein Blut und fühlte deinen Tzohn
und schwur mir augenblicks dich so zu hassen
und dich mit einer Liebe zu verwirren,
von der du schwer, nur schwer einst würdest lassen, —
ja, ich begriff,

daß etwas in mir stark ward, auch wie du
kalt durch die Träume anderer zu gehn
und auch wie du mit fremder Glut zu spielen
und dein Geschlecht nicht wärmer anzusehn
als Baum und Stein . . .

Das Frühjahr kommt, den kalten Eichenpark
will schon ein Tzauch von grauem Not durchweben, —
du hast den Vlick von Menschen, die bald sterben, —
ich aber fürchte oft du möchtest leben
für Mich . . . Hans Carossa>.

. 0

669

)iobe7t Walser: Sie schreibt

Sie schreibt.

Von Nobert Walser.

6^ag, altes Untier. Sag mal, wo steckst du

"" eigentlich? Man trifft dich ja überhaupt

nie mehr Zu Hause. Schon dreimal bin ich

bei dir gewesen, ohne dich anzutreffen. Du

verleugnest dich wohl. Du gibst vor, nicht zu

Hause zu sein. Du verkriechst dich vor mir.

Ich muß dir offen gestehen, daß ich glaube,

daß du mich anschwinkelst. Ich brauche Geld,

etwa 100 Mark, kannst du mir die geben oder

nicht? Ich hoffe, du wirst mir die Vütte ab»

zuschlagen wagen, wenn du nicht Luft hast,

sie mir zu erfüllen. Aber ich hoff« wiederum

fehr wenig, ich mißtraue dir, ich glaube, du

bist «in Feigling. Uebrigens habe ich in der

Ausstellung dein Bild gesehen, es hat mir

mißfallen. Du bist wohl erstaunt, mich so frei

reden zu hören, aber erstens habe ich dir gegen»

über keinerlei feiner« "Rücksicht zu nehmen, und

zweitens ist es meine Gewohnheit, stets zu

probieren, wie weit man es mit Frechheit in

der Welt bringen kann. Du gibst vor, mich

da iu diesem Bild gemalt zu haben? Nein,

Ferkel, das bin weder ich, noch ist das irgend-

ein Mädchen der Welt, sondern das möchte

bloß einigt rohe Aehnlichkeit mit «inem Weib

haben. Ich will jetzt einige ernste Worte reden, -

die La un«, bitt«, weiter gar nichts, veranlaßt

mich dazu. Ich bin gut aufgelegt, ich will

dich ärgern, denn offen gesagt, du bist zu hoch»

mutig. Du hast mir vorgelogen, «in Langes

und Breites, daß du unoerheiratet seist, und

nun höre ich von solchen, die deine Berhält»

nisse kennen, daß du Frau und Kind hast. Aa,

eine Lüge, was weiter, aber warum mußt du

gelogen haben? Verachtest du mich? Ja, ich

wittere es, du glaubst, mich zum besten halten

zu dürfen, weil ich dir Modell stehe. Sag

mal, kommt dir denn das nicht ziemlich unfein

vor? Du bist Künstler, und du bildest dir ein,

du feiest voller Borurteilslosigkeit, oder be>

fiehst du dir nur deshalb, mich zu verkennen,

weil du Angst vor mir Haft? Ich bin viel»

leicht klüger als du denkst, Schatz, und es lann

leicht möglich sein, daß «in Anstand in mir

lebendig ist, von dessen Borhandenfein du über»

Haupt leine Ahnung hast. Du bist interessant,

mein Lieber, aber du bist auch grob, und das

verdirbt das Interesse, welches man dir gen«igt

ist entgegenzubringen. Ihr Künstler solltet die

unbefangenen Menfchen d«r Welt sein, und

ihr seid manchmal die allerunfreiesten und un»

entschlossensten Menschen, und da wollt ihr

dann immer vorgeben, daß ihr Genies wäret.

Ich habe mich dir zur Unterhaltung hingegeben.

Deswegen muht du dir aber noch lange nicht

einbilden, daß mir der Mut fehlt, dir Un»
angenehmes zu fügen. Du kannst vielleicht
einiges von mir lernen, ich bin klug genug,
dir zu sagen, warum du das nötig hast. Ich
bin ein armes Mädchen, hättest du Genie
im Herzen, so würdest du mich lieben und
mit «iner Zärtlichkeit achten, die mit dem Glück,
das dich beseelt», übereinstimmt, und dann
würdest du mich auch besser haben malen
können. Du bist kein großer Künstler, du bist
nicht aufrichtig, nicht mutig, nicht zartfühlend
genug zu so etwas. Warum willst du «in
Mädchen malen, das du wie «ine zudringliche
Bettlerin behandelst? Daß ich keine Schmutz-
bin», beweist dir die Sprache, die ich rede, und
daß du nichts Großes bist, beweist deine un-
edle Gefühllosigkeit. Du wolltest absolut was
?!acktes darstellen», du haften vielleicht an mir
nur lernen wollen, ja, das glaube ich, nur
lernen hast du wollen: das ist loblich, aber
es ist schülerhaft. An uns, guter, trefflicher
Junge, darf man nicht so trocken lernen wollen.
Du kannst hundert, ja tausend Abbildungen von
und nach mir verfertigen, es wird immer noch
ein kläglich Studieren, nie aber, versteh mich,
ein Schaffen, ein hervorbringen von etwas
Köstlichem sein. Du kannst Licht und Schatten
und Fleischtöne, oder wie ihr das alles nennt,
anbringen, zehn, zwanzig Feinheiten: oh, ich
durchschaue dich. Mit einem Wort: solange
du nicht etwas finden kannst zum Abmalen,
wovon du zitterst, bleibst du ein Stümper.
«Höchstens, daß ich vermute, auch ein klein wenig

A. yalbert: Das „verlorene Lied“

zu verstehen vom Handwerk. Wenn du mich so nackt hast vor dir liegen sehen, hast du da gar nicht gelitten, nicht «in» Spur? Siehst du, ich selbst schauderte vor den eigenen Herr» lichleiten. Nein, nichts bist du, denn wenn man lügt, ist man nichts. Kannst du mich belügen und mich zu gleicher Zeit nackt ge» sehen haben? Gs muh gar leine Zartheit in dir sein. Du bist ein Geschäftemacher, ein Fabrikant von Haufen von Bildern, aber kein Maler. O ihr Künstler! Luch läuft man ins Haus, zieht sich bereitwillig bei euch aus: und da wollt ihr noch lernen wie die Schulbuben. Gelernt, Knaben, solltet ihr vorher haben, in euren vielen vorangegangenen freien Stunden. Ihr seid träge gewesen, und wenn man daiui zu euch kommt, werdet ihr roh. Schill« mir das Geld, ich erwarte es des bcstimmtcftcn. Deine gute, li«b« Frau bildet sich gewiß «in, du seiest ein großer Künstler, laß sie nur in dem Glauben, das ziemt dir. Ich habe wenig Achtung vor dir, aber ich find« dich neckisch, sühcr, kleiner Affe, Adieu, Gehorche mir und fende mir umgehend das Gewünfcht«.

Das „verlorene Lied“, n« ««««»,«« Prozeß. Ich stand vor Gericht. Allerdings nur als Zeug«. Aber ich fühlt« mich schwer mitangeklagt: wegen Sttlichleitsverletzung. (Ist doch immer» hin malelhaft«r. als Körververl«tzung.)

War ich doch d«r «rste, d«r Kurt Münzers Buch »Das verlorene Lied“ gelesen hat: als Lektor des Verlages, dem es der Dichter zur Veröffentlichung angeboten halte. Ich fühlt« mich schuldig, denn ich Hab« es empfohlen als dl« stark« Talentprobe eines ernst wollenden Poeten.

Das .verlorene Lied' hat den Staatsanwalt besonders erregt. Kommt da ein Irrsinniger des Lebens, einer, der irr« ging, und den Sinn suchte, in «in« «twas faule, fchwül«, lebenswütend« herzogsfamlli«. Die Herzogin hat einen Lieb» Haber und d«r h«rzog «in«n Kyneden. An di« Zeit d«r Borgia mit ihrem Drang nach Last« und ihrer Angst vor d«m Tode knüpft der Dichter an. Ilin Taumel des Lebens ergreift all« Menschen. .Im Garten rufen die Aach» ligallen. Sie sterben am Dufl« der Aosen, b«r Mond hat alle Knospen gesprengt. All« K«lch« sind voll von Leuchtkäfern. Sie vermähl«» sich und sterben in den Kelchen." Lieb« und Tod sind di« zw«i G«dank«n, die dies« Menschen ras«nd mach««. Und es kommt der Irrsinnig« hin, dl« h«rzogln findet ihn schön und für einen Moment hört der Wahnsinnig« das „verlor««« Li«b' lllng«n und singen. Aber di« Herzogin will nicht, daß auch andere Freud« an bl«s«m Menschen haben und schickt ihm den Giftbecher, d«n auch st« dann nehmen muß. Denn der Tod

lauer» umh«r: ‚Gin jede« Blatt hat s«in« Me»
lodie. . Sterben ist Musik.'

Was der Staatsanwalt darin fand? — Die
ganze Atmosphäre paßt« ihm nicht.

Auch da« kapriziöse und leicht« Spiel „Spul'
hat sein«n Unwillen erregt. Sitzen da ein paar
Mädels verschiedener Art und unterhalt«« sich
über den Mann. Sie sind unter sich und kitzeln
Frau Wahrheit. Die Melancholisch« sagt: ‚D«<
Lebt« ist «in ganz verwachs«««« Dornröschen»
schloß und wir schlafen darin. Wer wird »»<
aufwecken? — Wer kommt, uns aus der Finsternis
des Lebens die Türen zum Licht aufschließen?' —
Und die Moderne antwortet darauf: »Jeder
Schlüssel, wenn er nur «lren Bart hat? D«r
Mann ist unser Problem. Nichts ist einfacher
zu lösen, als das Aätsel d«r Frau.' Da kommt
plötzlich «lne d«r Fr«undinn«n htraufgcstürzt,
erzählt von einem alten Herrn, der ihr nach»
spürt«, und «ine schreckhafte, grausig« Angst be»
mächtigt sich der Mädchen. Sie haben Angst
vor dem Mann. Der Mann kann der Tod sein.
Gerade in dieser stimmungsvollen Skizze
hat der Staatsanwalt zwei bö« Sätze gesund««;
d. h. zu seiner Ehr« sei es angenommen, daß er
nur fürchtete, daß andre st« finden könnten, denn
es gehört «in« nicht g«rad« gesund« Phantasie
dazu, In dem Worte ‚Jeder Schlüssel, wenn er
nur «inen Bart hat!' «ine ebenso absurd«, wie
gnntlne Frivolität zu find««.

Od«r das zweite: Die Mädchen haben
Angst und fragen immer wieder: „Steht «r
noch unten?—“ Aein, die Verteidiger haben
es von vornherein abgelehnt, dieser Insinu»
ation auch nur mit einem Wort« entgegen»
zutreten.

„Freundschaft“ und „Fräulein Tochter“
sind weniger angegriffen worden, obwohl
auch da der Staatsanwalt es ganz abscheu»
lich fand, daß ein« Mutter den Freund ihres
Sohnes lieben sollt«, «in« Frau, di« in Düster»
heil ihr Leben verbracht« und jetzt in der
Abschiedsstunde sich bewußt wird, daß si« noch
nicht alt ist, noch nicht ganz mit d«m L«b«n
abgeschlossen hat. Gewiß, es mag für de«

normal empfindenden Menschen schwer sein,
sich in die Noll« einer solchen Frau hinein»
zutxnten, deren Liebesleben von Jugend auf
burch die 2H« erstickt ist und jetzt plötzlich
zum Ausbruchs lommt, einem jungen, streben»
den, starten Mann gegenüber. Man mag es
menschlich nicht schon, moralisch nicht ein»
wandsfrei finden ^ aber „Sittlichkeit ver»
letzend"? -

Man staunt und schaudert,
?er Autor ist zu 100 Wart Geldstrafe
verurteilt worden, obwohl der Staatsanwalt
nicht weniger als 6 Monat« Gefängnis, Ehr»
Verlust und 3 Jahre Stellung unter Polizei»
Aufsicht beantragt hatte. Ist das nicht n»ed»
lich?! Der Dichter unter Polizeiaufsicht. U je,
der Schutzmann wird wahrscheinlich eher «in
Dichter werden durch diesen Verlehr, als der
Dichter „sittlich".

Das Gericht schien sich in seinem Urteil
dieser Auffassung anzuschließen und verhängte
die Nein« Strafe, die Kurt Münzer sicher
anfeuern wird, uns Besseres und Gesunderes
zu schenken.

A. halber».

Zueignung an *»")

^ch nenne Ihren Namen nicht auf diesem
<) Blatte. Dennoch wissen Sie, wenn Sie es
überlesen, daß Ihn«» das Buch zugehört. Von
allen Menschen, die mir bisher begegneten, sind
Sie der für mich am meisten von seinem zu»
fälligen Namen gelöste, der am wenigsten von
ihm bezeichnete, am weitesten hinter ihn zurück»
tretende. Vielleicht ist so wenig sichtbare Gin»
h«it in Ihn««, dah ich all das Widersprechende
Ihres Wesens nicht vermag in einen Menschen»
namen zu fasten. Es erwacht mir wohl das
Vild einer Versönlichkeit, wenn ich Ihren Namen
nenne, aber es zerfällt rasch wie ein« l««r« Form,
sobald mich Ihr Auge anblickt. Dann sind Sie
mir nur noch dunll« Kraft, ichlos wie Traum,
di« mich überströmt. Sie find mir fo unbegreiflich
wirtlich, wie sich selbst Sie sind nicht Name.
Si« sind ohne Kontur, umrißlos, «in sich flut«nd
verhüllender Vorn des allgemeinsten Lebens.
Das ist Ihr« beglückend« Beziehung zu mir und
zu diesem Buche. Nehmen Sie es freundlich auf!
Weimar, im Winter 190U,<)7.

Wilhelm von Scholz.

Theater.

Deutsches Theater: Ulrich Fürst von
Waldeck. Zu den härtesten und lantigsten der
literarischen Vrobleme unserer Zeit gehört die
Erscheinung des Dramatikers Eulenberg; es ist,
unter dieser Art von Problemen, vielleicht das
einzige, das nicht nur den Verstand, sondern auch
das Gemüt anzurühren vermag. Denn auf dem
Grunde dieses angesttengten Schaffens, das so
viel Wildes und Wirres, Unebenes, Ueberlautes,

mannhas I und lindisch Trotziges herauswirft, spürt
 man eine lebendige Kraft im Walten. An ihrem
 regellosen Drängen, das sein Ziti noch laum zu
 «rl«nnen gibt, meint man zu merlen, baß sie
 irgendwie in feindselige Fesseln geschlagen sein
 muß. Und möchte ihr gar zu gern ihre Freiheit
 wünschen und den großen ruhigen Atem über»
 legener M«ist«rschaft. Und bleibt doch immer
 »«»drlehhlich und geängstigt, weil doch immer
 etwas in seinem Wert zu teuch«n, halberstickt
 nach Luft zu ringen scheint. Es schmerzt, ihn
 solcher Art nicht zu sich selb« lommen zu sehen.
 Ergänzt man sich freilich das Vild dieses Dichters
 in Linien, di« s«in Sprachlichts und sein Mensch»
 lich«s zur Vollendung idealisieren, so erschrickt
 man fast vor der ausgedachten Größe und Gewalt.
 Man hält« es dann etwa mit einem neueren
 Heinrich v. Kleist zu tun, mit einem Genius, der
 nur d«n ti«fauffurchend«n Stürmen des Schick»
 sals als feiner ebenbürtigen Mächt« Zwiesprache
 gewährt, der stärlst« und härtest« Seelen mit der
 durchdringend«« Kraft seiner Worte aufsprengt!
 und um und um wendet. So mühte es sei«,
 denlt man, wenn sein Talent nur Luft beläme,
 w«nn fein« Größe voll würbe, die sich da und
 dort, in einem ehernen Satz, in einem Bild
 voll plastischer Nuh« oder in dem Wagnis
 einer ungewöhnlichen Szene anzuzeigen scheint.
 Den Ursachen so prächtigen Wißlingens nach»
 zugrübeln, möchte schon der Müh« verlohnen.
 Aber da werden eben alle Widersprüche
 dieses harten und kantigen Problem es offen»
 bar. Warum erscheint dieser scharfsichtige
 psychologisch« K«nn«r oft fo unvernünftig ge»
 waltfam, warum dieser bewußte Geschmack oft so
 trüb, dieser gereckt« und gehämmert« Will« so
 ziellos und fahrig? Als ob ihn irgend «lwas in
 ungebührlich forlgesetzter Iugendlichkeit, in lünst«
 lich dauernder Brandung festgehalten hätte. Ich
 weih tein« rechte Antwort. Ich spür« nur, daß
 mir bei den Schicksalen der von ihm Geschaffenen
 oft angst und bang wird, weil mich das Gefühl
 drückt, als lebten und lämpften si« außerhalb
 der Atmosphäre, ohne Lust. Er hat eine Art
 Menschen zu zeichnen in scharfen rissigen Linien,
 >> Diel« Zueignung ist b«n> soeben bei Ma»»u»ll>t « el». erschienenene» «uche W,!>e!m von Scholz'
 .Die Nlnniltr'
 eninommcn.

I. Diot: Veuromantik

staubbedeckt, mit allen Flecken, Knoten und Knorren der Wirklichkeit; und stellt sie dann mit ihren Taten und Erlebnissen in den freien Naurn hinaus, hoch an das Firmament sozusagen, ganz fern von Erde und Alltag. Diese zweifache Perspektive verdirbt ihm zumeist das Vild. In dem »Fürst Ulrich von Waloeck« sind Personen, die mit allen ihren Qualitäten von Nasse und Geblüt doch ans einem bestimmten Boden ge» wachsen sein müssen; aber dieser Boden ist nicht sichtbar. Auf einem Thron sitzen hintereinander zwei Männer van ganz eindrucksvollem, lcbene» starkem Gepräge; aber der Thron, um den so heiß gekämpft wird, ist wie abgesagt von seinem Land, schwebt im Angewissen. Vie Menschen, die da gehaßt oder umworben, beglückt oder be» drückt werden sollen, sind von der lebenden Menschheit völlig abgezogen. Bewegt« Kon» touren ohne Hintergrund, mächtige Worte ohne Widerhall. Das ist es, meines Erachtens, was auch die Schicksale in diesem Drama so ins Leere hinein wüten läßt; sie scheinen bei aller Größe und gehallreichen Schönheit von nirgends her zu kommen und in sich selbst zu verlaufen; das verhüllt ihre dramatische Bedeutung mit so ärger» llichem Dunkel. Warum so viel Qual und Bot und Tod? Woher wächst diesen Menschen ihr haß, was treibt sie, einander zu Hetzen und zu vernichten? Diese düster drohende und trotzig zerstörende Kraft kann doch nicht ohne Sinn sein! Sie ist es gewiß nicht. An mancher Stelle von edlerer und bedeutender Buhe, an Punkten, wo nur das Gemüt, nicht Leidenschaft spricht, läßt sich dieser Sinn, wie eine geheime innere Musik des Werkes, wohltätig spüren. Aber dann stürzt gleich das Toben der aufgestachelten Wildheit darüber her, und alles klingt wieder verworren und zwecklos. Die «igen« und reich« Sprache, die feste, einheitlich sichere Formung der Menschen, der gewaltige Zug des Geschehen?, — alles das möchte diese Dichtung zu den groß«» Dramen stellen, die, unter einem deutlich slz» baren Symliol, vom Schicksal der ganzen Mensch» heit handeln. Aber eben diese Faßbarkeit ist hier nicht gegeben; und das Wüten und Leid» dieser Menschen scheint sich immer nur auf fit selbst und nie im geringsten aucli auf eint Menschheit außerhalb zu beziehen. Das «rlliri es einigermaßen, warum dieser Dichter, stark >« der Gestaltung des Wortes, reich an Kcnnliri« der Seelen, leidenschaftlich im Einfall und groß im Wollen, bisher, trotz manches gui geführten Versuches auf der Bühne, dennoch niemals die leicht beweglich« ANenge des Theaters zu sich herzoingen konnte. Niemand fühlt sich im Innerste» angerührt, wenn sich auch jeder aufgereggt ficht. Es bleibt ein »ndehaznch großes Warum zurück, über das die Freude an.

Anschau« nicht hinauskann. Denn die will im Grunde immer zu sich f«>bst zurück. Ader hier ist den Genießenden der Weg zu sich selbst durch das luftlose Dunkel schwerer Ereignisse, die sich aif nichts und niemand weiter zu beziehen scheinen, angeschnitten.

So wallte auch diesmal die rechte herzliche Bestätigung nicht kommen. Doch verhielt sich der Widerspruch in respektvoller Scheu, nieder« gezwungen von der Erkenntnis edelster Absichle« und zurückgescheucht von der bedeutenden Wirkung zweier schauspielerischer Gebilde: Kayhlers starker, herber und wunderbar geradliniger Vtenschlich« teit unbWegeners geistreich schaltierterZeichnung.

Willi yandl

Neuromantik.

3«, dl> Zeiten sind romantisch und gefühlvoll durch und durch.

Altertümlich und gigantisch steht man die hohkönigsburg.

Seine Majestät persönlich hat das Weihcfest beehrt.

Ist dii's auch nicht ungewöhnlich, ist es doch bemericsnwert.

Einen Festzug gab's zu sehen und zu hören Chorgesang.

Wirtshausleben. Wimpelwehen.

Ehrenlrunk und Glockentlang.

Alles -i !<i Mittelalter,

echt vom Scheitel bis zum Zeh.

Zorn von Vulach ward Verwalter«

(heute nennt man dies Portier).

Echte lungfrau'n, echte Knappen

haben froh das Fest belebt,

und das kaiserliche Wappen

hat man ans Portal geklebt.

Echte kaiserliche Worte

gab's und Orden ebenfalls.

Echte Weine bester Sorte

gnh man stromweis in den hals.

Und so manche echte Träne

rollte manchem ins Gesicht.

Alles echt. — Allein die Pläne

für die Burg, — die waren's nicht.

I. Diot.

Vrinio Vuchwald: Nathenautokratic

U?3

Nathenautotratie.

<»)sls kürzlich die Iubiläumsschrift der Allge»
^" gemeinen Elellrizitätsgesellschaft versandt
wurde (jenes Bilderbuch, dessen Tert für den
Wirtschaftshistoriker fast ohne Wert ist), wurde
der Generaldirektor, o«r Geheim« Baurat Emil
aathenau, in den Zeitungen mit überschweng»
lichen Worten gelobt. Und mit Aecht ward
hervorgehoben, daß seine Verdienste nicht auf
dem Gebiete der Technik, sondern auf dem
ihrer laufmännlichen Auenutzung beruhen.
?i«mand vermag zu fagen, welchen Anteil
Herr Aathenau, welchen Herr Karl Fürsten»
berg, der geschickt« Leiter der Berliner Handels»
gesellschaft, an den Finanzplänen nimmt, die
von Zeit zu Zeit in den Direktionsräumen
der Elellrizitätsgesellschaft ausgeheckt werden.
Dennoch wird keiner an Aathenaus Befahl»
gung zum Kaufmann zu zweifeln wagen, denn
die Organisation des Aiesenunternehmens liegt
in seinen Händen und nicht in denen des Herrn
Fürstenberg. Sicherlich wird er auch an den
finanziellen Transaktionen einen grossen An»
teil haben. Di« innige Verbindung tüchtiger
Banldirektoren mit gewandten Leitern in»
duftrieller Unternehmungen hat noch immer
ihr« Früchte getragen. Wenn der Vanlmann
allzufehr den Industriellen unter der Fuchtel
hält, und nur nach seinem Willen die Projekte
der Aktiengesellschaften zur Aeife gelangen,
stiftet's nichts Gutes; ebenfowtnig, wenn der
Industrielle, der die Aegungen der Börse, ihre
Psychologie und ihre Bedürfnisse nicht zu be»
urteilen vermag, ohne die Hilfe des Bankiers
über die Börse herrsch«« zu können glaubt.
Auch das neue Projekt der Berliner
Elektrizitätswerke zeigt Fürstenbergschen Geist.
Schon die Entwicklung des Aktienkurses deutete
darauf hin, dah der Humorist der Behrenstrahe
neu« Plan« «sinnt. Drei Wochen lang hat
er die dünnen Fäden, die in der Vurgstrah»
münden, in seiner Hand gehalten und wieber
einmal erreicht, was so oft schon gelungen
war: Die Kurse zu steigern und sein Effekten»
Portefeuille zu verkleinern. Di« Hausse in den
Aktien d«r Allgemeinen Elellrizitätsgesellschaft
wurde «ntriert, weil die Konsortialbestände der
Berliner Handelsgesellschaft zu großen Umfang
angenommen hatten und die Zeit bald ge»
kommen ist, wo neue Wert« übernommen
werden lönn«n. Drum wurd«n die immer
leichtgläubigen Spekulanten mit törichtem
Gerüchten gefuttern, und das unsinnigste Oe»
schwätz dient« dazu, h«rrn Fürstenbergs Zweck
zu fördern. Di« geplante Fufion zwifchen den
Berliner Elektrizitätswerken und der Eleltri»
zitätslieferungs» Gesellschaft bildet den ersten
Schritt für das neue Programm der Gründer.

Doch die ser Schritt läßt nichts Gutes erwarten; eine schlimmer Vergewaltigung der Aktionäre ist selbst in der an ^Rücksichtslosigkeiten gegen Aktienminoritäten so reichen Finanzgeschichte nur selten vorgekommen, Herr Aathenau ist bei allen Vorzügen nicht bloß ein Autokrat gegenüber seinen Angestellten und Arbeitern, sondern auch gegenüber den Aktionären. In der außerordentlichen Generalversammlung der Berliner Elektrizitätswerke vom 4. Januar 1907 fand der Zusatzvertrag mit dem Magistrat der Stadt Berlin die Genehmigung der Aktionäre. Herr Aathenau bat dringend um die Sanktionierung! der Vertrag sei für die Gesellschaft das günstigste, was erreichbar schien. Die warmen Worte des Geheimen Baurats fanden Widerhall, und das Abkommen ward sogar mit Stimmeneinheit angenommen. Trotzdem war ein großer Teil der Aktionäre nicht befriedigt, und der Aktienkurs der Elektrizitätswerke ging ständig zurück. Erst im Dezember 1907, wieder in einer Generalversammlung, wurde konstatiert, daß das Mißtrauen beseitigt sei. Der Vertrag werde, so sagte damals Herr Aathenau, jetzt richtiger gewürdigt als bei seinem Abschluß. „Die Aktionäre, die damals opponiert haben, haben eingesehen, daß wir jetzt mit guten, sicheren Verhältnissen rechnen können.“ Ob Magistrat und Stadtverordnete die Werke im Jahre 1915 übernehmen werden, stehe noch nicht fest. „Meine persönliche Ansicht ist aber die, daß die Herren sich wohl überlegen werden, ein Unternehmen zu erwerben, für das immerhin mehr als 199 Millionen Mark aufzuwenden sind und von dem ihnen mehr als 8 Millionen Mark zufließen.“ So stand's in den Zeitungen. Nirgends also eine Spur von Furcht, daß im Jahre 1915 den Aktionären Schaden erwachsen könne. Freilich mußte schon damals gefragt werden, warum denn, wenn die Gefahr so gering veranschlagt werde. Herr Aathenau gleichzeitig verkündete, die Elektrizitätswerke würden sich inzwischen nach anderer Beschäftigung umsehen, um den Fortbestand zu sichern. Die Frage muß jetzt wieder! , '!! werden, denn das neue Projekt bezweckt die Angliederung der Lieferungsgesellschaft (eines Tochterunternehmens der A. E. O. ^ und wird damit begründet, auf diese Weise im Jahre 1915 die Liquidation der Elektrizitätswerke zu vermeiden. Den Widerspruch aufzuklären bleibt das Geheimnis der Fälscher. Auch weniger erklärlich aber ist, warum man es mit der Angliederung der neuen Werke so eilig blut; meinte doch sogar im Dezember Herr Aathenau, man habe für die neuen Pläne acht Jahre Zeit, hätte man die Lieferungsgesellschaft nicht, auch im Jahre 1915 bekommen, wenn die Stadt wirklich von ihrem Aecht Gebrauch machen sollte? Gewiß, aber dann wäre Herr Aathenau

Bruno Vuchwald: Nathenautokratie

UM den Genuß seiner Agiotage gekommen.

— Denn hierin steckt der Kern seines neuen Planes. Die Aktionäre der Lieferungsgesellschaft erhalten für ihre Anteile Vorzugsaktien und Schuldverschreibungen der Berliner Elektrizitätswerke; auf diese Weise kann die A. 2. G. gegen ihren Besitz von ca. 20 Millionen Lieferungsaktien (die etwa mit Pari zu Buche stehen) einen höheren Betrag von Obligationen und Vorzugsaktien (der dem gegenwärtigen Kurs entspricht) als Aktivum buchen. Sie erzielt hierbei rechnungsgemäß einen Gewinn von ca. 1½ Millionen Mark, der wird in diesem Jahr bei der Dividendenverteilung nützliche Dienste verrichten, weil man für die neuen Erweiterungspläne der A. 2. G. einen hohen Aktienkurs braucht und darum die Dividende nicht schmälern möchte. Aus den Fabrikationsgewinnen sind aber kaum wieder 12% zu verteilen, denn schon seit Monaten pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß die A. E. G. zu jedem nur annehmbaren Preise Aufträge hereinnimmt und mit aller Macht den Umsatz forciert. Geld auf jede nur möglich Weise zu schaffen, war schon im vorigen Jahre das Bestreben der A. E. G.; der Geschäftsbericht weist aus, wie man die Effektenbestände verringert hat. Hierin liegt aber ein Benachteiligung der Lieferungsaktionäre, denn dieses Unternehmen (ein Trust für eine Reihe kleinerer Elektrizitätswerke) befindet sich in vortrefflicher Entwicklung. Die Anlage von Beleuchtungsanlagen fordert in den ersten Jahren kein geringes Ausstoß; nicht immer sind die Bewohner des Städtchens sofort bereit, den mit höheren Ausgaben verbundenen Kulturfortschritt zu akzeptieren. Für die A. E. O. freilich war das Ausstoß gering; sie hat schon am Bau ihre Gewinn erzielt. Just in dem Augenblick nun, wo dieses Ausstoß für die Aktionäre beseitigt erscheint, werden sie um den Ertrag zukünftiger Entwicklung gebracht, indem man ihnen Schuldverschreibungen und Vorzugsaktien aushändigt, die nur einen schmalen Zins gewähren. (Die ursprünglich im Geschäftsbericht pro 1896/97 gegeben Versicherung der A. 2. G., das ganze Kapital der Lieferungsgesellschaft als dauernden Besitz zu behalten, wurde bald nicht mehr gehalten.) Die zweite Absicht der A. 2. G., ihre Liquidität zu erhöhen, um das Geld vielleicht jetzt besser im Betrieb verwerten zu können, wird dadurch erreicht, daß sie die Lieferungsaktien in festverzinsliche Anlagewerte eintauscht, die bei den jetzigen Börsenzeiten leichter realisierbar sind. Man konnte hieraus den öch! ^

ziehen, daß der Nachteil der Lief«rungsaktion» doch wenigstens den Berliner Elektrizität«werken zum Porteil gereichen müht«. Gewiß besteht deren Nutzen darin, die Aktie» eines aussichtsreichen Unternehmens zu billi>g«m Preise zu bekommen. Wer aber meint, von diesem Nutzen hätten die Aktionär« der V. 2. W. Gewinn, begeht «inen Fehlschluß Di« Berliner 2l«ttr«izitätswerte wollen nämlich gleichzeitig ihr Aktienkapital um 12,6 Million«» Mark vermehren und hiervon erhält di« A. <i, O (nach veralteten Gründerrechten) die hälft« zum Pariwert. Sie erzielt also auf Grund des jetzigen Kurses einen Gewinn von c», 4,3 Millionen Mark, hätte man d«n cZr» werb der Lieferungsaktien jetzt nicht vor»,«» nommen, so wäre die Ausgabe junger Alt«» nicht nötig gewesen, - der Kapitalbedarf wäre (wie im Vorjahre bereits beschlossen war) durch Ausgabe von Vorzugsaktien gedeckt worden. Aber Herr Aathenau hätte dann freilich seineu schönen Gewinn nicht erzielt. Ich will gar nicht verkennen, daß man die Lieferung«» Aktien nach, 7 Jahren zu einem höheren Kurs« hätte erwerben müssen; allein diesen Wehi» wert hätten dann inzwischen di« Aktionäre der Lieferungs«gesellschaft erzielt, und er hält« niemals so groß werden können, wie das Agio an den jungen B. 2. W. Aktien. — Der Vorstand der El«trizitäts»Lieferungs» gesellschaft wird durch Herrn Paul Mainroth gebildet, der als Direktor der A. 2. G. Herrn Aathenau untergeordnet ist. Der ist gleich» zeitig Aufsichtsratsvorsitzender der Lieferung?» gesellschaft; ein« Personalunion, di« f«lbt bei« besten Willen den Aktionären des «inen ob« des anderen Unternehmens zum Schaden gc» reichen muh. Das hindert nicht, daß auch diesmal die Schäfchen (der Lieferungsgciell- schaft) mit Freuden zur Schafschur eilen »er» den; schon lese ich in Gedanken, wie über» zeugungstreu Herr Aathenau di« Vorteil« des Projekts für die Aktionäre entwickelt hat, und einstimmig wird man den Helden feiern, der so weise ersonnen hat, wie durch «in« einzig« Verkuppelung drei Ström« gleich» zeitig in das Bett der Volkswohlfahrt zu leiten sind. Bruno Buchwald.

Sodom und Gomorrha.

t?>«r Aufsatz in Heft 7 über .Vi« Berpestung <!/ Berlins durch die Provinz" hat viel Wider» spruch wachgerufen: zum Teil Entrüstung, zum Teil ein Achs«lzuck«n; btstenfalls «ine »geistreich« Gebankenspielerel". Und doch würde es sich verlohnen, die Tatsachen einmal festzustellen, 2s würden sich merkwürdige 2rgebnisse zeigen, 2in kleines Beispiel dafür führt uns gerade jetzt die preußisch« Statistil vor. Berlin, der Sitz aller »Laster', di« große .Verbrecherhöhle", ist derjenige Landesteil Preußens, in dem man seines Leben«

Heinz Potthoff: Sodom und Gomorrha

675

am sicherst«« ist. Paradox? — nein, zahlenmäßig
beweisbar. Line Zeitungsnotiz belehrt uns:

Eine Mordstatistik

für <Vr«uh«n ist dieser Tag« veröffentlicht worden.

Danach fllten im Jahre 1908 «9« Personen

«inem g«waltsam«n Tobe durch Word und

Totschlag zum Opf«r. Auf 100 000 Einwohner

starben im Durchschnitt durch Mord usw. 1,86

Personen; der Landespolizeibezirk Berlin steht

mit 1,28 Personen an niedrigster Stelle, obenan

marschiert die Provinz Westfalen, in der 3,03

Personen von je 100000 Einwohnern durch Mord

und Totschlag zu Tod« lam«n. An zweiter

dritter und vierter Stell? stehen Landesteile, in

denn« lund« und Pfalz« dominieren. So

steht der rein ländlich«, weitaus überwiegend

von katholischer Bevölkerung bewohnt« V«zirk

hohenzollern mit 2,93 Personen an zweiter

Stelle, Schlesien mit 2,26 Personen an dritter,

und Westpreußen, die Domäne unserer ostelbischen

Junker, mit 2,25 Personen an vierter Stell«.

Erst an sieb«nt«r Stell« kommt die Provinz

Brandenburg mit 1,67 Personen von 100000 Ein

wohnern. h«inz Polthoff, W. d. R.

Vee«nt««e«! Ich für den poli«lichen Tell- »ael schnitzle«, 2chmalgend«rf, sp«nd«>u«rltr »«! <üi
den Bösen! Vrun« »uchwald-

<«lln ll, heüigegelslr, 52z für »lle« ander«! vr Artn« randsd«rgee, Veelin V, 9, Lennestt««« 3; fü»
0«stter«lch«Ung«rn,

»t«l>e« F«l,i, Wien I - Vloegen.Äeiwg, «eelln VI/, 33, «2«e«!<«ift«. «9, - Ärp«dirlon lue

Oestee«>ch.U«z«in dei I «alael

»orn««ls «alael t> Wltiel, Wle« !. «iraden 2«, !,»<« «ll« übetgen Z«lrung«°sch!c!he und

«uchhandlung«. - Dnul v«n

P«z «> ««rieb <5, « d, h, Neilln «' »?, Vül««str, ««

Gefchäftliches.

„Die gebildet« Gesellschaft.“ Unter diesem

Vlumen ist im vergangenen Jahr« «in« n«u«

Gründung ins L«ben gerufen worden, die, ahn«

lich den Volksbühnen, aber in viel ausgiebigerem

Änahe, Lernbegierigen b«id«rl«i Geschlechts G««

leg«nh«lt geben will, die n«uesten Werl« d«r

Kunst und Wissenschaft lennen zu lernen. Für

den geringen Jahresbeitrag von 5 Marl werden

allwöchentlich im Architeltenhaus«, V«rlin, Vor»

tragsabend« von nur bekannten Fachleuten über

Kunst, Wissenschaft und interessant« Problem«

und ähnliches veranstaltet. Mit diesen Vortrags»

abenden wechseln ab: Neztationsabenb«, Vor»

leseabend,!, Konzert«, Kunstab«nd« und Unter»

Haltungsabende, welch« in bunl«r Aeih« lünst»

lerlsch«, rezltatorlsche, musikalische und gesellig«

Darbietung«« in sich vereinigen.

Den Mitgliedern werben fern« ermäßigt«

Preise beim Besuch« der V«rlin«r Theater,

Konzert«, Ausstellungen, Kunstsalons ul«. ge»

währt. Im Sommer werden Aeisen und Aus»

flüge sowi« Museumsführungen und im Winter

gesellig« Vergnügungen oeranstaltet, Anfragen

und Veitrittserklärungen sind an die Geschäfts»

stelle ‚Di« g«bild«t« Gesellschaft‘, Verlin tt018,
zu richt«n.
I^Keinwein

^ioselxvein

V«in«ers»«>t« in l«n»«»i»»«e<l uns Vinll«!

1) ^ /1^ttt5 F//7.'

»»»»».»»»»»»».»»»»»»»»»»»»»»»»..?IVt?^//lä55V </a5/O/<||e/'/5c/lT?

!!!

INTERNATIONALES INSTITUT
FÜR SOZIALBIBLIOGRAPHIE E.V.
INSTITUT INTERNATIONAL INTERNATIONAL INSTITUT
L'E BIBLIOGRAPHIE SOCIALE OF SOCIAL BIBLIOGRAPHY

Zweck des von der deutschen Reichsregierung subventionierten Institutes;
dem Forscher und Studierenden durch die von einer Zentralstelle aus erfolgende
Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung aller Titel der Neuerscheinungen (Bücher und
Aufsätze der rund 600 Fachzeitschriften) das zeitraubende und mühsame Materialsammeln
zu erleichtern, den Staatsmann, Parlamentarier, Publizisten und jeden Interessenten
des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens in die Lage zu versetzen,
sich schnell und gründlich zu informieren über alles, was veröffentlicht wird,
^===^ einschl. der Parlamentsreden auf sozialem Gebiete.

Arbeitsbereich: Soziologie; theoretische und praktische Nationalökonomie; Politik; Sozialgeschichte,
Insbesondere

Wirtschaftsgeschichte; Sozialpolitik; Finanzwissenschaft und Finanzpolitik; Statistik; Bevölkerungslehre;
ferner als Hilfs-

wissenschaften: Philosophie. Rechtswissenschaft, Handelswissenschaften, Technik. Geographie,
Ethnologie, Anthropologie etc.

Veröffentlichungen: A. Monatlich die „Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften“, die enthalten: 1.
Mono-

graphische Studien über bestimmte Gebiete der bibliographischen und literaturkritischen Forschung und
praktischen

Arbeit. 2. „Eint.“ Chronik über die wichtigsten Ereignisse auf diesem Gebiete. 3. Eine monatliche
Zusammenstellung

der neuerschienenen mit eingegangenen Fachzeitschriften nebst deren Charakteristik. 4. Die
Bibliograph!« der

gesamten Sozialwissenschaften, mit 72 Abteilungen und Übersetzungen fremdsprachiger Titel sowie
Inhalts-

angaben. Umfasst ausser der Buchliteratur von 16 Sprachgebieten die Titel der Aufsätze von rund 1000
Fachzeitschriften,

Tageszeitungen und Parlamentsprotokollen. B. jährlich ein et 24000 Titel von Neuerscheinungen
umfassendes bibli-

ographisches Jahrbuch. C. Monographien, zunächst ein Führer durch die internationalen sozialen
Fachzeitschriften (ca 6000).

Itgliederschaft: Gratisbezug der Veröffentlichungen Jahresbeitrag M. 25.-, für Studierende und Schriftsteller
Ermässigung.

Drucksachen und Probenummern versendet das Hauptbureau Berlin W. 50, Spichernstrasse 17.: : : : :
: : ; : :

3n der

Kunstaussstellung

Hilfur Dahlheim

werden jetzt 500 Stadt Original

Ölgemälde

allererster Meister

sehr preiswert abgegeben, desgleichen

edile

Perser Teppiche

in allen Grossen.

Hrchten Sie genau auf

Haus Nr. 4, Wilhelmstrasse.

überfasser

ton «ranún, ««Mehlen, Remanen *• Mittem vb,

uc cd* Unttrhrftung t In 11 Dortetibaftcn ŤJet-

teiaaet binfidjUtdj фибШаНон ibret Werf« та

вифГвга М) ли un« In Исрѣшоипа au Icñtn.

Btebrmr* Verlagsbureau (ffurt ®igattb).

Ч '28, ftobann Ottocifttp «trltñ.goltnie«.

Maliens Haleficarnm.

'DER ИЕУСММЧММЕР. 1489-19'6, krii.jche deutsche

Ausg. vonl.W. R.SchmUt 3 Bde. /9.-Seit Broten.

20 M. í OrlglnjlbJnde 24 M. Einieln käuflich l

Einig« Urteile der Preste:

.Die Bibel der Holle", .da] verruchteste und uniltt-

'lichsteBuchderWeltliteritur", .abereinkoitbireshKultur.

1 dokumenf, .fOr den .Dl'ef jnten Im Sinne Goethes fOr

1 ¿ieies Elitepublikum, das eigentlich das geistige Niveau

Γ einet Volkes bestimmt und der wahre Träger und Ver-

'breiter der hationalbl'dung ist bietet der Mepenhammer

'eine Quelle unerschöpflicher Belehrung* etc. etc.

Ausföhrlichen Prospekt und Verlagtverzeichnis gratia

und franko. Verlagsenerbietungen erwonschl

Harm. B«r sdort. Verlag, Berlin W. 30 Landihuterstr2.

• fu"ee«t *•'

am neu erbauten Äurtmu* nnb Яon tiliche n

Sbtater

auf bcn

^efteUungen юопе man

für Df n tt

бирф »cm »trlofl br* „«morgen", «erltn, etcgltfctrfr. m.

•rr:u-iiivprtlii1i für Me ftnffrnte ф. «D oilnrllili-ertioneberg фри< »an Vag « tarif b ф. ffl. b ft . 9erlin W.

^^^•e^eeeeee^^^——^— I'rofi'и ft'tin f.-'/ мм^мшн^в^^^^^^^^^^^н

Versandhaus für
Seidenwaren und Wollstoffe
Unerreichte Auswahl bei billigsten Preisen.
August ffliehelSf Berlin W. 8
Leipziger Strosse 96, Ecke Charlottenstrasse.
4 Hoflieferanten-Diplnme. - Prämürrt Paris W)ti.

Kalalorf ijratte.
DOKUMENTE DES
FORTSCHRITTS
INTERNATIONALE REVUE
JUNIHEFT:
ÖKONOMISCHE
NUMMER
Einzelheit I Mark
VERLEGT BEI GEORG REIMERBERLIN
trf ftättrafüt frmtomfef und
<Dtto€rumann junior
St- Oonigl ßohcit ore f>rimcn
Itopolö DDnfi5icu3otnI3
ierapellioftrutrri)

e o

O r

• o

O C

e«»«

SBil&eltn «б^фe . . SJla®eln im Äompf

ber iBeltcmfäauung . 677

'Rubolf "ГOaHт . . 5>ie 5'nan3«n bee

ftaaten 685

•ilnbreto Carnegie . Senloner -Keife-

einbrucfe 689

Ottoftultuä-Jlierbnum -Blätter aiiü Riefele . 693

•Sertnolb l'itjmnnn . -Юaë faden mir (ef«n? 697

(Emmi) ®eftinn . . 9la^el 702

fti»nev>oitWal)letiberg 3)crenigmati(Lr)e-Z!Tann 705

-3l. l' 4ITef)r ©фти^ für ben

S»af)nf>ofebi^f)anbel . 707

<5eb1φ1e 708

•Zflanuffripte nur on bic 3<t)riftleitung: Dr. llrtur fanbäberger, ^Berlin W. 9, £enneftra|e 31.

isl

Unsere neue

SOLODANT-Erfindung

bewirkt die selbsttätige Her-
vorhebung der Melodie, auch
innerhalb eines Akkordes.

„SOLODANT" ist das Er-
gebnis vieljährigen Studiums,
die wichtige Ergänzung de» von
uns anfangs l 'X)l erfundenen
und bei der „PHONOIA"
zuerst angewandten Mechanis-
mus für getrennte Bass-
und Diskant - Nuancierung.

Was angesichts der getrenn-
ten Nuanuening und der
KÜNSTLERROLLEN bei
einiger Uebung zufolge persön-
licher Einwirkung jeher er-
reicht wurde, ist jetzt durch
„SOLODANT" auch dem
ungeübten Spieler vom ersten
Tage an möglich.

Mit der Soloilant-Einrichtung werden geliefert:

Die Meisterspiel-Phonola und das Phonola-Piano,
Prospekte kostenfrei.

LÜDWIQ HUPFELD R.-<3., LEIPZIG

Berlin W., Leipziger Strasse 123a. Ecke Wilhelmstrasse.

ш\

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart^ «Richard Strauh/Georg Brandes/Nichard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von tzofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Aermann Bahr / Otto guli« Vierbau«
Wilhelm Völsche / »e«r« Brandes / Aug, von goftnannsthal / Karl gentsch
Richard Nluther/FelilSalten/«arlSchnitzler/Wein«lSombart/FranlW«detind
Nummer 22

Abonnement vierteljährlich 6 Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

29. Mai 1908

Mahregeln im Kampf der Weltanschauung.*)

Von Wilhelm Völsche.

/^3s ist schade, über ein Grundproblem unserer Zeit, wie die Entwicklungslehre, noch
^»'irgendwo negativ, im Sinne irgendeiner grundsätzlichen Abwehr, reden zu müssen. 28
gibt dort so viel positive Aufgaben. Wenn alle unsere Gebildeten, Denkenden von heute
über eine gewisse tatsächliche Grundwahrheit in diesen Dingen vollkommen einig wären,
so daß in dieser Richtung jede Diskussion fortiele, so bliebe gerade genug Stoff für
die höchst« Gedankenanspannung bei uns allen in den großen positiven Fragen
des Ausbaues diese? Grundwahrheit übrig. Die schwerste Arbeit ist ja hier erst noch
zu tun. Weder naturwissenschaftlich, noch philosophisch, noch im Sinne klar Volkstum«
licher Darlegung sind wir über das Gröbste hinaus. Ueberall dort innerhalb der Sache
bedarf es ganzer Kraft, — schade um jede Zersplitterung für einen reinen Außentampf.
Es wäre in diesem Sinne das Verhängnisvollste, was geschehen könnte: wenn
gerade gegenwärtig diese innere positive Arbeit, aus der sich schließlich der Gesamt«
wert erst klären und ergeben soll, durchkreuzt würde durch ungeschickte Eingriffe, die
die Freiheit dieser Arbeit beanstanden wollten.

Es ist zu sagen, daß es sich im gegenwärtigen Moment hier nur erst um gewisse
Symptome handelt. Ich kann nicht behaupten, daß ein festes Prinzip, der Anfang
einer sich durchsetzenden einheitlichen Absicht dahinter steht. Ich hoffe sogar, daß nichts
derart dahinter ist, hoffe es vom Boden des Sieges schlichtester praktischer Vernunft«
gründe aus, an den ich glaube. Inzwischen ist aber kein Zweifel, daß jene Symptome
in der Veffentlichkeit durchaus nach einer, und nur einer Richtung gedeutet worden
sind. Freund wie Feind der Sache haben sie vollkommen eindeutig empfunden im
Faktum. In der Liegnitzer Affäre find eine Anzahl moderner Werte als ungeeignet

*) Diesem Aufsatz liegt ein« Ansprache zugrunde, die in der Protestversammlung des Goethe«
Bundes am 3. Mai 1908 zu Berlin von mir gehalten wurde. Bei der schon vorgeschrittenen
Stunde und beschränkten Bedezeit konnte ich bort nur die Hauptpunkt« betonen, während ich hier
den Gesamtinhalt mit allen notwendigen Ergänzungen veröffentliche. D. B.

678 Wilhelm Völsche: Maßregeln im Kampf der Weltanschauung ° °

für die Volksbelehrung und Erziehung zum Denken auf eine Art von Index gefetzt worden. Von Titeln, denen nicht widersprochen worden ist, find neben anderen dabei genannt worden: tzaeckels „Welträtsel“ und „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, Strauß' „Der alte und der neue Glaube“, Nietzsches Schriften, Werl« von Delitzsch und harnack. Einzelne dieser Bücher, wie die „Welträtsel“ und „Der alte und der neue Glaube“, sind ihrer unmittelbaren Absicht nach ausgesprochene Bekenntnisschriften. Bei dem heutigen Stande exalter und popularisierter Forschung auf allen Gebieten muß aber auch den anderen ein starker Schuh subjektiven Bekenntnisses zugebilligt uxrden. Nietzsche vollends wird man mit jedem Wort seiner Lebensarbeit schwer anderswo einordnen können. Was diefe Bücher auffällig zu einer Einheit macht, ist, daß jede Ausdruck einer starken und wertvollen Persönlichkeit aus unserem Geistesleben ist. Wollte man die ungeheuere Hilfskraft der Person im Denken ausschließen, so konnte man keine besseren Beispiele wählen.

Gleichwohl ist in der Oeffentlichkeit (bei Freund und Feind!) stärker doch hier ein allgemein sachlicher Schachzug empfunden worden. Man hatte das Gefühl, daß mit all diesen Büchern die Entwicklungslehre eigentlich getroffen werden sollte. Daß sie in all diesen (auch den subjektivsten) Bekenntnissen einen Nerv des Be>tenntnisses ausmacht, ist gewiß. Bei tzaeckel und Strauß beherrscht sie eingestanden und unmittelbar die Situation. Aber auch Nietzsche wäre ohne sie undenkbar. Und über den Entwicklungsgedanten in der modern aufgeklärten Neligwnsgeschicht« ist ebenfalls kein Zweifel. Die Auslegung ist ja im engeren schon in diesen paar Werken keineswegs gleich. Nlan erinnert sich, wie Nietzsche Strauß als konservativen Bildung?» Philister karikiert hat, und wird nicht tzaeckel und harnack identifizieren. Aber das berührt schon jenes positive Weiterarbeiten auf dem neuen Felde, das ich erwähni habe. Zum Negativen sind alle diese Männer einig. Ob bewußt gewollt oder nicht: faktisch trifft in der Tat dieser Index die Debatte über die Entwicklungslehre. Dazu treten nun andere Symptome. Im Herrenhaus hat Neinle öffentlich a<>fordert, es müsse von Staats wegen etwas gegen tzaeckels Auffassung von der Lnl» Wicklungslehre geschehen, tzier blieb kein Zweifel über den Bezug zur Sache. Neinte hat zwar später an der gleichen Stelle betont, daß es ihm nicht «ingefallen sei, nach der Polizei gegen die tzaeckelsche Naturphilosophie zu rufen. Man kann solche Ding« aber nicht auf die Nedeform festnageln. Entweder handelt es sich bei, dem Zwist dieser Weltanschauungsfragen um eine rein geistig durchzufechtende Debatte. Dann lann die Volle der Staatsgewalt nur in einer vollkommenen Neutralität bestehen. Oder «sollen andere als rein geistige Mittel zur Anwendung kommen. Wie man das im einzelnen nennen soll, ist unwesentlich, — die Sachdeutung aber hat nur diese zwei Möglichkeiten. Ich gebe einem Manne wie Neinle als ganz selbstverständlich zu, daß er nicht an eine so grobe Form gedacht hat. Er hat natürlich auch von» title sein« wirklich«. Ueberzeugung ausgesprochen als ein ehrlicher Mann, der in einer Situation, die ihm gefährlich erscheint, mit Eifer helfen möchte. Ueber das persönliche Motiv geht ja nicht die Nede. Aber er ist im Moment dem alten Fehler erlegen: „Matz« regeln“ zu fordern, wo allein ein Plus an geistiger Kraft auf vollkommen freiem Felde den Ausschlag geben kann und gegeben hat, solange Geist ein« Macht in dn

° c>

o Wilhelm Völsche: Maßregeln im Kampf der Weltanschauung 679

° Welt ist. Unter den historischen Leuten, die auf Grund von Maßregeln Denker verbrannt haben, waren immer auch durchaus ehrliche. Es ist immer dabei gesagt worden, daß man nicht den Gedanken treffen wolle, sondern nur den Volksverführer. Immer wieder hat die unglückliche Verwechslung diesen Weg gesucht. Und wir beanstanden ihn im modernen Fühlen und Denken nicht, weil er nicht auch von ehrlichen Leuten begangen worden ist, — das könnten wir unmöglich. Wir beanstanden ihn aus der praktischen Lehre so vieler Präzedenzfälle, die ihn als wertlos und schädlich immer wieder mit schlagender Logik erwiesen haben. Der Geist kann nicht gehemmt, nicht widerlegt werden durch „Maßregeln“. Ebenso wenig aber gibt es eine geistige Meinung in so sublimen Weltanschauungsfragen oder wissenschaftlichen Problemen, die so felsenfest wäre, daß sie sich mit jedem Gewaltmittel durchdrücken dürfte zum Nutzen der Menschheit. Ideen, „Tatsachen“, um die edle Denker als Leugner verbrannt wurden, waren nach hundert Jahren schon Kinderspott. Die Möglichkeit liegt in allen. Und diese historisch angeregte Bescheidenheit, die uns < m übrigen ja keinen Deut von unserer ehrlichen Meinung sonst abzubringen braucht, hemmt uns am Verbrennen. Die Wege zum Verbrennen sind aber abschüssiger als man glaubt, auch heute noch. Ein Mann von feiner und vornehmer Bildung will ein ehrliches Geisteswort sagen, vergreift sich aber im Mittel und ruft nach irgendeiner „Mahregel“. Das ist ein platonisches Wort. Im Gefolge wird eine Bibliothek, die Zwecken der Volkserziehung zur Anteilnahme am Geistesleben unserer Zeit dienen soll, von gewissen Büchern rein gefegt. Aus kommt ein Volksschullehrer, der sich dagegen auflehnt, solch« Bücher trotzdem liest und verbreitet. Er wird gemaßregelt, daß er sein Amt, sein Brot verliert. Es gibt auch andere« Arten, wie ein Mensch um geistiger Ueberzeugungen willen schwer dulden kann, als den Scheiterhaufen von ehemals!

Wie gesagt: es handelt sich gegenwärtig nur um Symptome. Schaden kann es aber ganz gewiß nicht, schon auf sie den ganzen Ernst der Sache selbst anzuwenden. Eine ernsthafte „Maßregel“ gegen die freie Diskussion der Entwicklungslehre, in diesen Moment der Entwicklung dieser Lehr« selbst als Bleigewicht geworfen, wäre verhängnisvoll nach den verschiedensten Seiten. Auf der einen, gerade für die Urheber wichtigsten Seite würde ja allerdings gar nichts erreicht werden, nämlich für die erhoffte Erschütterung dessen, was sich heute unaufhaltsam, wie in der Forschung so in den Nelken aller Denkenden überhaupt, sein« Bahn bricht, ja wesentlich schon gekrochen hat: der prinzipiellen Anerkennung der Grundtatsache natürlicher Entwicklung bis zum Menschen herauf. Eine Maßregel gegen die freie Lehre dieser Grundtatsache würde zunächst einen entschlossenen Zusammenschluß aller wissenschaftlichen Fachkreise (nicht bloß der naturwissenschaftlichen) zu gemeinsamem Protest bewirken. Eine solche Einheitsäußerung ist im gewöhnlichen lauen Alltag, wo jeder seinen Weg geht, nicht zu erreichen. Darüber klagen alle Weltanschauungsbünd«, die rechts« wie die linksstehenden, daß man zu solchen generellen Meinungsäußerungen die Leute nicht bringen kann. Aber ein derartiger Sturmstoß würde «s erreichen. Und eine einheitlich protestierend« Wissenschaft ist heute «ine Wacht, die nach meiner Ueberzeugung absolut unbesiegbar ist. In der Fachnaturforschung würde im Augenblick, da man die freie Diskussion abschneiden wollt«, sofort «ine ganze Welt an kleinen Partei«

O ,
 ungen, Zweifeln und Zwisten über die Tragweite der Entwicklungslehre ausslegen wie Staub und dem ehrnsten Zusammenschluß Platz machen. Hier läge sogar nui Vorteil, denn solche Momente des Einheitsbewußtseins vor dem Feind haben stets etwas Erhebendes, im reinen Geistesleben so gut wie im politischen. Der Einwand, der so gern versucht wird, daß es sich hier um gar leine Frage der Forschung und ihrer Freiheit handle, sondern bloß um Propaganda für eine bestimmte Weltanschauung, die getroffen werden solle, würde dabei auch total abfallen, sobald es Ernst würde, Es kann leinen Menschen geben, der so blind wäre, daß er zuletzt nicht sähe: hier fällt eine Forschungsfrage einfach mit einer Weltanschauungssrage zusammen. Wenn es nachgewiesen werden tann, daß der Mensch sich aus dem Tier auf naturgesehlichem Wege entwickelt hat, so ist das die größte Tatsache zur Weltanschauung, die unsere Zeit überhaupt neu hlnzugebracht hat gegenüber allen früheren. Wo soll hier der (srenzstrich sein, den der „Forscher“ nicht übertreten soll? Und ist der Wissenschaft» liche Philosoph, der diesen Strich überschreiten muß, lein Forscher? Diese Frage ist gelöst eigentlich schon durch das einfach« brave alte Wort von der „philosophische! Faluttät“, die nicht außerhalb, sondern innerhalb der wissenschaftlichen Lehrfreiheit existiert. Jede Forschung führt auf Weltanschauung. Und jedes Streben nach Welt» anschauung ist auch selbst wieder ein Forscheu. Die Freiheit der Verlündung von Weltanschauung ist nur eine einfache Folgerung der Freiheit der Forschung und ihm Lehre. Im grauen Alltag wird auch das wohl einmal vergessen. Der SpezialforM denlt wohl, es fei Freiheit genug für seine Arbeit, wenn ihm niemand verbiet«!, in sein Mikroskop zu schauen oder eine alte Inschrift zu kopieren,- so versteht er es, daß ihm niemand seine Kreise stören solle; der Zwist der Weltanschauungen dün!» ihm dann ein Straßenlampf, zu dem er seine Fensterläden schließt und als Unbc» teillgter sich die Ohren zuhält. Es ist gesorgt, daß sich diese Alltagsstimmung nie» mals dauernd durchführen läßt. Der Blick in Nebelflecke und das Entziffern eines Keilschrifttextes werden über Nacht brennendste Weltanschauungswerte. Als solcher Wen ist das Buch des Kopernilus auf den päpstlichen Index gesetzt worden, auf dem es bis zum Jahre 1821 gestanden hat, ^ ein Buch der exaktesten Detailforschung. Viest Dinge brauchen bloß einmal wieder atut zu werden, und jeder wacht wieder auf, a»H der weltfernste Spezialist, yier also würde eine große Krisis, jäh provoziert, überall nur weckend, nur einigend wirlen. Und der Hauptzweck, der unmittelbare, wäre all« ein Schlag ins Wasser.

Der wirkliche Schaden, der angerichtet würde, läge wo anders. Die Entwicklung^» lehre selbst würde in einer inneren Steigerung, einer inneren VervollkommnungslIW heute gestört, verwirrt werden. Einem gewissen Teil ihrer unbedingten Gegner wird das ja gleichgültig sein. Was lümmern dort Verfeinerungen innerhalb einer Ideen» welt, die absolut als Satanswerk verworfen wird. Aber mit einem Manne wie Neinle sollte doch auch über diesen Punkt zu reden sein. Die Entwicklungslehre ist heute eine Weltanschauungssach«, — gewiß. Aber dl« Weltanschauung^ die sich aus ihr ge» stalten soll, ist gegenwärtig noch keineswegs fertig. Sie ist in sich noch in lebhaftesten Werdeprozessen, in Gärungen und Wehen begriffen. Keines jener Belenntnisbüch«, die heute an sie anknüpfen und die das Mißfallen jener Liegnitzer Inderleut« er»

Wilhelm Völsche: Maßregeln im Kampf der Weltanschauung 681

legt haben, ist dem Sinn« seines Autors nach bereits ein fertiger Kanon, — auch haeckels „WeltrHtsel" nicht. Mit voller Wucht und zum Glück stechen wir hier noch durchaus im Zeichen der ersten pionierhaft eifrigen Persönlichkeiten, aber auch der divergierenden Persönlichkeiten. Irgend etwas von der vorhandenen Ausmünzung jetzt schon zum geltenden Kanon zu erheben: gerade das konnte vielleicht ein vom Zaun gebrochener Gewaltangriff im Moment erzwingen, indem er alle in gewissen Prin» ziplen Verwandten nötigte, irgendeine Devise vorläufig einmal sämtlich anzunehmen, sich um einen Namen, «inen engeren Ausdruck der Dinge zu scharen. Ein Glück wäre das aber ganz gewifz nicht. Was im Gegenteil gerade not tut, ist für die nächste Zeit das frei« parallel« Spiel dieser individuellen Fassungen ohne alles vor» eilige Festlegen, — ist das langsame herauskristallisieren erst des inneren Fortschritts auf Grund unzähliger freier Bewegungen. Um zu einer wirklich befriedigenden und dauernd starken Weltanschauung sich auszuwachsen, bedarf der Entwicklungsgedante noch der Auseinandersetzung mit einer ganzen Reihe der tiefsten Menschheitsproblem«, die im ersten Anlauf kaum angeschnitten w«rd«n tonnten. Es sei gestattet, auf ein paar Punkte bloß mit Nudelten, mit Ueberschriften hinzuweisen. Nicht Lösungen, aber Definitionen Hab« ich in mehreren meiner Bücher schon öfter gegeben, worauf ich hier wohl verweisen darf. Die Entwicklungslehre kann sich nur dann meines Trachtens zu einer echten Weltanschauung im großen Sinne des Wortes erheben, wenn sie an gewissen größten und tiefsten Forderungen der Kulturmenschheit nicht achtlos vorbei« geht. Sie muß sich auseinandersetzen, und zwar in einem positiven Sinn«, mit den ethischen Grundlagen des Christentums als einer Kulturmacht. Nicht mit Legenden und Wundern und einem irrigen Wörtlichverstehen alter Symbole. Aber mit der Idee der Menschenliebe, der gegenseitigen Hilfe und Ausopferung. Die grobe erste darwiniftische hilfsvorstellung, daß aller Weltfortschritt nur hervorgehen könne aus einem brutalen Kampf« aller gegen all« um das nackte Dasein, muß feineren und zugleich, wie leicht zu zeigen ist, streng naturwissenschaftlich richtigeren Bildern weichen, die uns den Emporgang des Organischen schon von früh an in der Gewalt ebenfalls von gegen» seitigen Hilfen, Sozialanschlüssen, Symbiosen zeigen, deren natürliche Krone ein vom Märchen befreites, wirklich „naturwahres" Christentum bei uns Menschen ist. hier liegt dann auch zugleich die Anschlußstell« an den sozialen Fortschritt im Politischen. Der Weltfortschritt selbst muß aber noch in anderer Weise wieder vertieft in die groß« Problemlösung aufgenommen werden. Gerade eine geläutert« Entwicklungslehre muß uns wieder auf einen Weltwert, einen Weltrost zurückführen. Keinerlei Rückschritt ist auch hier nötig. Aber ohne einen bestimmten Sinn im Grundwesen aller Dinge kann leine Weltanschauung siegen, hat nie eine gesiegt. Ich glaube, daß auch hier schlicht« Ausblicksmöglichkeiten schon jetzt gegeben sind. Die stärkst« scheint mir in d«m «in» fachen Gedanken sogar schon zu liegen, den Darwin (wie vor ihm Empedokles) so lebhaft betont hat: daß in der innersten Logik des Weltgeschehens das große Er» lösungsgesetz vom ewig fortschreitenden Sieg« d«s harmonischeren über das Disharmo» Nische, der ewig sich steigernlxn „Anpassung" und „Erhaltung des größtmöglich Harmonischen" steckt, — ein Gesetz, das psychisch ausgedrückt die Entwicklung einer fortgesetzten Glückssteigerung durch die strengste Arbeit der naturgegebenen Logik an»

O «

vertraut. Ich wenigstens glaub«, daß sich durch inniges Geistesringen um diese Grund» Wahrheit schließlich doch auch eine befriedigende Sinnlösung auch für die natürlich entwickelte Welt finden lassen wird. Ich erwähne in engem Zusammenhang damit eine vertiefter« Auseinandersetzung der Entwicklungslehre mit dem Begriff des Psychischen im gesamten Weltgeschehen, sowie andererseits mit dem aktiven Stilisier«ngs» und Nhythmisierungsprinzip, das in unserer menschlichen Kunst hervortritt. Wo aber auch dieser ganze neu« Weltanschauungsverfuch im Anschluß an d«n neuen Entwicklungs» gedanken sich vor wirtlichen Schranken des innersten Weltverstehens sieht, da wird auch in ihm der Vegriff des Natuig«heimniss«8 bedeutsam werden müssen. Wag es gerade ihm um so leichter werden, als dieses Geheimnis ihm zugleich ein Zulunfls» wert der Tntwicklung sein darf: was wir heute noch mit leinen Mitteln wissen können, ist uns wohl nur verwehrt, weil wir nur eine bestimmte Stufe in der Entwicklung selbst darstellen; auf höheren Stufen mag sich auch das immer weiter aufhellen. Ich deute, wie gesagt, hier nur lose «in paar Punkte an. Ueber di« Lösung jener Problem« mag man sich und soll man sich streiten. Aber daß sie als vorhanden bereits aller» orten innerhalb aller Kreise der Anhänger des Entwicklungsg«dant«ns empfunden werden, das behaupte ich auf Grund sicherster Erfahrungen mit Bestimmtheit. Und keinerlei Darüberweglügen (ich meine jetzt nicht Neinte) von Seiten, die die Entwick» lungslehre in dieser oder jener Form bereits zu bequalem Kunstzweck als festes und fertiges Dogma sich gegenüber haben möchten, bei dem irgendein bestimmter Tlame als Programm alles sagen soll, kann an dieser Tatsache rütteln. Die gesamte Literatur d«s Gebiets aus den letzten zehn Jahren gibt Zeugnis dafür. In Büchern, die auf jenem Liegnitzer Index mitgenannt sind, ist auch die ganze oben genannte Problem» stellung schon als solche klar dargelegt.

Zweifellos allerdings bewegt sich die Weltanschauung, die sich an die Entwick» lungslehre anschließt, in einer gewissen Richtung, von der auch alle jene Problem» stellungen beeinflußt werden, — in ihr muß sie gehen und hier liegt ihre unabänder» liche Mark«. Sie ist (um «in Wort Reinles zu gebrauchen, doch in einem etwas geänderten Sinn«) eine „Philosophie der Tat“ gegenüber jeglicher „Philosophie des Wunders“. Sie glaubt nicht an «inen bloß passiven Menschen, d«l durch Wunder und unkontrollierbare Offenbarungen geleitet wird, und dessen einziges Werkzeug das Gebet ist. Sie glaubt an die Mission des Natursohns Mensch, mit Hilfe von Bewußt» sein, Logik, Naturgesetz und vor allem mit Hilfe von Arbeit sich selbst weiter» zu helfen, Arbeit, die erleichtert wird durch gegenseitige Hilfe, durch Liebe. Wer diese „Philosophie der Tat“ verabscheut, der wird nicht mit ihr gehen können, auch wenn all« j«ne Probleme zur Zufriedenheit gelöst wären. Hier müssen sich Wege scheiden. Aber ich frage mich, ob es wirtlich zum Vorteil moderner Kultur reichen könnte, gegen diese „Philosophie der Tat“ „Maßregeln“ zu ergreifen. Ich möchte auöh an Neinte selbst diese Frage richten.

Ohne jene Vertiefungen werden wir allerdings nicht auskommen. Zu ihnen sehe ich aber noch einen gewaltigen Bundesgenossen im Felde. Wenn ich alle j«n« ge» nannten Probleme zusammenfasse — Auseinandersetzung mit der Menschenliebe und dem Sozialfortschritt, mit dem Weltsinn und der Welterlösung, mit dem Geist und der Kunst und dem Geheimnis, alles in allem, — so sehe ich das alles erleichtert

o 0

0 «»

Wilhelm Völsche: Mahregeln im Kampf der Weltanschauung 683

durch etwas, was sich gegenwärtig auch schon vollzieht, wenn man nur der ruhigen Klärung ihren freien Lauf selber lassen will. In den Darwinismus (oder wie das Wort lauten mag) muß ein derber Schuß warmen Wassers noch hinein vom Goetheismus. Es ist kein Zufall, daß mindestens zwei von jenen Liegnitzer Indexbüchern immer wieder auf Goethe hinweisen, — Haeckel und Strauß. Beide geben ihr Besten mit einer offenen Perspektive: so weit führen wir euch, — den Nest leßt bei Goethe! Inmitten unseres allgemeinen Gärns kann in der Tat nichts die Entwicklungslehre rascher klären als «in resoluter Anschluß an Goethes Weltanschauung. Die Brücke ist deutlich genug. Goethe ging selbst in all seinem Denken und Dichten eigentlich schon von der Entwicklungslehre aus. Er vertiefte sie aber durch alles, was seine starke Persönlichkeit in dieses Denken und Dichten gelegt hat. Er sprach mit Prometheus Munde vom Weltentrotz des erwachten Menschen. Aber er predigte auch mit Iphigenie das Evangelium der Ueberwindung der Schuld durch Liebe, er feierte im Faust den sich entwickelnden Menschen, der immer strebend sich bemüht und so zum höchsten Ziel gelangt, den Menschen der Tatphilosophie, der erlöst wird durch seine Tat. Im Moment, da verlautes, es müsse etwas geschehen gegen die Konsequenzen der Entwicklungslehre, erinnert man sich gern, daß unsere ganze „goldene Literaturperiode“, daß Lessing, Schiller, Herder, Goethe alle schon innerlich durchdrungen waren von dem Entwicklungsgedanken, sich alle schon mit ihm auseinandergesetzt hatten. Und sie sind dabei doch, was sie uns sind, das große Palladium unseres Volkes, unserer Kultur. Allerdings war die Weltanschauung der Tat, die sie predigten, zugleich «eine Weltanschauung des Mutes. Sie bangten nicht, daß unsere höchsten All- und Menschheitswerte leiden könnten durch ein Knöchelchen, das etwa den Menschen in seiner Vergangenheit vor Jahrhunderttausenden noch mit dem Tier verknüpfen konnte. Goethe, der vor dem Zwischenkiefer beim Menschen keine Angst hatte, Schiller und Herder, die sich mit ihm über seine Entdeckung hier freuten — er und die anderen hätten auch vor dem Neanderthalschädel oder dem Pithelanthropus keine Angst gehabt, um den jetzt gewisse Gegner sich verzweifelt plagen, als stände oder fiele mit diesen paar Knöchelchen aller Idealismus in der Welt. Die idealistische Weltanschauung jener Männer wurzelte tiefer, als daß ein prähistorisches Knöchelchen sie erschüttern konnte! Und diese Kraft möchte ich vor allem als Schuß Goetheblut in der Entwicklungslehre haben. Die stille Klärung aber, die es dahin bringen soll, auch sie würde schwer geschädigt werden durch jeden groben Gewaltschlag gegen das Ganze im Moment. Wegen der Störung dieses Entwicklungsprozesses würde ich solchen Schlag ganz besonders bedauern und seinen Urhebern eine schwer: Schuld am Idealismus beimessen.

Ich weiß, was man hier noch sagen kann. Es knüpft an bei dem schon Erwähnten. Man will nicht gegen den Geist streiten, sondern nur gegen die Voltsverführung. Das Volt sei noch nicht reif. Deswegen mühte die allzu freie Lehre vorsichtig beengt werden. Ein alter Text. Er scheitert in seiner Beweistraft immer wieder an der alten Tatsache, daß das Ringen um eine Weltanschauung, die das Leben zugleich vertieft und erträglich macht, nicht bloß eine Lebensäußerung von ein paar hochgebildeten ausmacht. Weltanschauung ist ja nur ein moderner Ausdruck für das ursprünglich Echteste in dem Begriff «Religion. Religiöses Empfinden bindet sich aber

685 Wilhelm Bölsche: Maßregeln im Kampf der Weltanschauung

— glücklicherweise — nicht an Stände und Steuerklassen. Wenn es heute heißt: dem Volk«, das heißt dem „niederen gemeinen Volk“, soll „die Religion erhalten werden“, so heißt das nichts anderes, als dieses Volk soll eine ältere, zerbröckelnde, veraltete Form der Weltanschauung behalten, während die moderne, unserer Kultur angemessene bei den oberen Zehntausend allein blühen soll. Das kommt mir vor, wie wenn es heißen sollte: der Arbeiter soll noch mit dem alten Postwagen fahren, während der Reiche die Elektrische benutzen darf. Die Sache liegt umgekehrt. Die moderne Technik wird unten rascher fühlbar als oben. Warum sollen die modernen Ideen über die höchsten Fragen nicht ebenfalls sich das Recht des Eindringens nehmen? Wenn das Denken über diese Dinge und die Sehnsucht nur ein Produkt der behaglichen 'Ruhe und höchsten Befriedigung wäre, hätten sie überhaupt nie in der Welt angefangen. Denn das Untere, das Bedrängte, die Not und die Rotarbeit sind älter als das Leben auf dem Gipfel und in der Sonne. Daß eine neue Weltauffassung, die irgend wie an die Entwicklungslehre sich anschließt, heute außerordentliche Fortschritte in die gesamte Volksmasse hinein macht, ist zweifellos, hier läßt sich überhaupt nichts mehr hemmen, es sei denn, wir schaffen alle Kulturtechnik, alle Bücher, alle Zeitungen, kurz das moderne Leben selbst wieder ab. Und in dieser Ausbreitung eines frischen Keimstoffs für Weltideen und Lebensvertiefung liegt an sich (bei dem ungeheuren Stagnieren abgenutzter Ideenflächen des älteren religiösen Materials, das eben auch einfach ein Faktum ist) auf jeden Fall etwas Gutes, einerlei wie hoch nun schon der Vollwert der neuen Ideen selbst sei. Denn jeder Mensch mehr, der zu diesem Weltanschauungserlebnis geweckt wird, in dem sich das große Erwachen für dieses verneigte Menschtum für ein Individuum mehr vollzieht, ist schlechtweg ein Zuwachs für unsere Kultur, den jede Religion, jede Weltauffassung als solchen als Gewinn begrüßen sollte. Ist die Erweckung erst einmal erfolgt, so kann sich ja dann zeigen, welche Farbe aus jener vertiefteren Welt ihn erobern soll, eine alte oder eine neue. Wenn es aber heißt, eine Weltanschauung im Anschluß an die Entwicklungslehre könne so besonders leicht in der Volksmasse zu irrigem Folgerungen führen, weil hier speziell Tatsachen der modernen Naturwissenschaft in Frage kämen, gerade die naturwissenschaftliche Volksbildung am bösesten aber im argen liege, — so frage ich: warum haben wir denn diesen Zustand dieser Volksbildung? Wir heute, — im Zeitalter der Naturwissenschaft? Er jetzt ist, notabene, ganz und gar kein böses Privileg erst der unteren Volksklassen. So gut, wie die Sehnsucht nach Weltanschauung heute, wie stets, durch alle Volksschichten geht, so reicht er ebenfalls durch alle bis in die allerobersten hinein. Wo sind nun bisher die wirklich wirksamen Staatshilfen für naturwissenschaftlichen Unterricht, naturwissenschaftliche Lehre in jeder Form? Man wird mir vielleicht ein gewisses praktisches Urteil auf Grund langjährigen Spezialstudiums gerade dieser offiziellen Leistungen wohl zugestehen. Nun, ich stehe immer wieder erstaunt, wie wenig auch bei wohlwollenden Absichten von oben her und offiziell hier bisher geleistet ist, welche Ketten von Mißgriffen und Mißexperimenten überall vor Augen sind, wie ausgesucht gerade nicht die springenden Punkte« «erfaßt sind, wie sehr es an Ideen, an praktischer Erfahrung, an Persönlichkeiten mangelt. Ich weiß wohl, daß man entgegen hält: es könne nicht alles auf einmal kommen, die Naturforschung sei uns allen zu jäh über den Kopf gewachsen, ganz neu müßten erst die nötigen Hilfen

o 0

N. Martin: Die Finanzen des «Reiches und der Einzelstaaten 685

geschaffen werden, es gingen andere große Fragen vor. Wenn aber hier eingestanden die Voraussetzung, die man selbst erst erfüllen sollte, retardiert, was hieße es dann, aus dieser eigenen vorläufigen Unterlassungssünde einen Strick drehen für alle Versuch« vorläufiger Selbsthilfen? Denn im Punkte der reinen naturwissenschaftlichen Tatsachenbelehrung stecken in all jenen beanstandeten Vüchern Selbsthilfen. In ungezählten Hörern ist Sehnsucht nach einer neuen, unserem Kulturstande ange« messenen Weltanschauung. Dem stehen starke denkende Individualitäten gegenüber, die etwas in diesem Punkte zu sagen haben. Es kann aber nur gesagt und verstanden werden (das ist eben ein Spezifitum unserer Zeit) unter Bezugnahme auf eine gewisse Zahl wissenschaftlicher Entdeckungen oder Vermutungen. Die Volksbildung liefert diesen tzißswert zurzeit nicht. So tritt die Selbsthilfe ein, daß der Betreffende zu« gleich Lehrer auch in diesen Dingen wird. Mag sein, daß das seine Gefahren hat. Individuelle Färbung (um die allerdings zuletzt ja kein noch so objektiver Lehrer ganz herumkommt) muß hineinspielen. Gegen diesen Schaden (den der hohe Wert der starken Persönlichkeit aber allein eigentlich schon aufhebt) sehe ich den besten Schutz in möglichster Freiheit zahlreicher Experimente dieser Art. Es muß Material gegeben werden für freie Auslese im Sinne Darwins. Das Beste muß sich durchsetzen, die Harmonie sich aus dem freien Ueberfluß der Bewegungen ergeben. Geben wir dem positiven Experiment die denkbar größte Bewegungsfreiheit. Vergessen wir selbst dem schwachen Versuch gegenüber nicht, daß er auf alle Fälle zur Weltanfchauungssehnsucht über« Haupt erwecken hilft. Dieser Gewinn kommt dann zuletzt jedenfalls summiert dem zugute, was sich in der endlichen geistigen Auslese als das auch sachlich beste erweist. Und vergessen wir nicht, daß gerade zu diesem Erwecken die starke Persönlichkeit von unersetzlichem Werte ist, mag sie auch noch so sehr ihre sachlichen Einseitigkeiten haben. Und fühlen wir, wenn ja ein Schaden fühlbar wird, in erster Linie unser Gewissen klopfen, das uns sagt, wie alle diese Selbsthilfen einstweilen unumgänglich nötig sind, weil wir von oben und gemeinsam und offiziell — sagen wir immerhin entschuldigend aus Notgründen — noch nichts Nichtiges an allgemeiner Vollsbiidung für das hier wichtige Material tun konnten. Auch dann aber vertrauen wir dem großen Prinzip der allmählichen Selbstauslese des Besseren. Werfen wir, anstatt ein ebenso wertloses wie unberechtigtes „Du sollst nicht!“ in das freie Spiel der Dinge zu schmettern, das Positive allerorten und auf allen Gassen in den Sturm und warten ab, was dauert. Ich, meinesteils, glaube auf jeden Fall, daß eines dauern wird: eine gefestigte idealistische Weltanschauung.

Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

Immer steigendem Maße wird die Aot«

<) wendigkeit einer endgültigen Ordnung der

Reichsfinanzen zur Frage des Tages. Der

Kampf um die Reichsfinanzreform wird nicht

nur «n dem kommenden Winter, sondern wahr«

scheinlich noch länger hinaus zum Mittelpunkte

unserer inneren Politik werden. Die Lage der

Reichsfinanzen ist schlecht. Will man aber

in objektiver Weise die Reichsfinanzen prüfen,

so muß man auch die Finanzen der Einzel«

staaten ins Auge fassen. Die Finanzen des

Reiches und der Bundesstaaten sind fest auf

einander und Verderb miteinander verbunden.

Die Reichsverfassung hat den Bundesstaaten

die Pflicht auferlegt, durch Matrilularbeiträge

alljährlich das Defizit des «Reiches zu decken.

686 N. Martin: Die Finanzen des «Reiches und der Einzelstaaten
!, 0

Seit dem Jahre 1879 hat die Reichsgefetzgebung durch «ine Reihe von Gesetzen dem Reiche die Pflicht auferlegt, gewisse Einnahmen «nt» weder ganz oder teilweise den Einzelstaaten zu überweisen. Ein Vergleich der Watrilular» beitrage und der Ueberweisungen zunächst in dem Voranschlag des Reiches und später in den definitiven Abrechnungen ergibt, ob den Einzelstaaten ein Guthaben an Ueberweisungen für das betreffend« Jahr zusteht, oder ob fi« durch Ueberweisungen nicht gedeckte Watrilular» beitrage an das Reich zu zahlen haben. In der Zeit von 1883 bis 1882 überwogen ohne Unterbrechung die Ueberweisungen des Reiches die Watrilularbeiträge. Die Einzelstaaten waren also in der glücklichen Lage, Jahr für Jahr eine Zahlung vom Reich zu erhalten. Seit dem Jahre 1899 überwiegen regelmäßig die Watrilularbeiträge. Daher haben die Einzclstaaten seit dem Jahr« 1899 Jahr für Jahr dem Reiche eine nicht unerhebllich« Zah» lung an ungedeckten Matrilularbeiträgen zu leisten, die in den letzten Jahren mehrfach eine drückend« höh« hatt«n. Im Jahre 1998/09 sind nach d«m Voranschlag des Reichsetats den Einzelstaaten sogar 124 Millionen Marl Watrilularbeiträge zugedacht, während gleich» zeitig das Reich 260 Millionen Marl neuer Anleihen aufnehmen muh.

Da nach Veröffentlichung d«s Voranschlags für das Jahr 1908/09 sich die Einnahme aus der Zuckersteuer um 33 Millionen Marl ver» mindert hat und die Erhöhung der Beamten» geholter wenigstens für den herbst mit rück» wirkender Kraft auf den ersten April 1908 in Aussicht genommen worden ist, so hat sich das Defizit b:s Voranschlags noch beoeuteno erhöht. Wahrscheinlich durften die Watrilular» beitrage erhöht und die aufzunehmenden An» leihen bedeutend vergrößert werden. Je größer die Schulden des Reiches werden, um fo mehr wächst die jährlich« Zinsenlast des Reiches an, die gegenwärtig schon 136 Millionen Marl zur Verzinsung einer Schuld von 4'/< Milliarden Marl beträgt. Reuerdings hat man die Rot» wendigkeit einer Tilgung der in so ungeheuerem Maße angeschwollenen Reichsschuld «ingesehen. Im Jahre 1908 follte mit der jährlichen Tilgung in höhe von V5 vom Tausend des jeweiligen Bestandes der Reichsschuld begonnen werden. Die Verzinsung und die Tilgung der Reichs» schuld erhöhen den Betrag der ungedeckten Matrilularbeiträg« und verschlechtern die finanzielle Lage der Einzelstaaten.

Am meisten wird die Valancierung des Etats der Einzelstaaten in Zukunft dadurch gefährdet, daß die Einnahmen des Reiches nicht Schritt halten mit den Ausgaben des Reiches.

Die haupteinnahlüc des Reiches besteht in den Zöllen und Verbrauchssteuern. Daneben kommen di« Überschüsse der Post» und Tele« graphenverwaltung und di« Reichsstempel» abgaben als haupteinnahmen in Vetracht. Dief« Einnahmen nehmen mit dem Anwachsen der Bevölkerung und dem Steigen des Wohl» standes und Verkehrs zu. Aber sie bleiben hinter dem Anschwellen der Ausgaben zurück. Die Ausgaben des Reiches für das Heer sind von 364 Millionen im Jahr« 1873 auf 705 Millionen im Jahre 1905 und auf 949 Will. Wa?l im Voranschlag des Jahres 1908 an» geschwollen. Die Ausgaben für di« Vlarin« sind von 49 Willionen im Jahr« 1875 »uf 248 Millionen Marl im Jahre 1905 und 353 Millionen Mark im Voranschlag des Jahres 1908 angeschwollen. Die Bevölkerung des deutschen Reiches stieg von 42,5 Millionen Köpfen im Jahre 1875 auf nur 62>/, Millionen im Jahre 1908. Di« Bevölkerung hat sich alfo in der Zeit von 1875 auf 1908 noch nicht u» die Hälfte vermehrt. Die gesamten Ausgaben des Reiches aber sind von 634 Millionen Mark im Jahre 1875 auf 2750 Willionen Warl im Jahre 1908 gestiegen und haben sich somit mehr »ls vervierfacht. Wahrscheinlich werden auch in Zutunft die Ausgaben des Reiches weit schneller wachsen »ls die Bevölkerung. Es gibt nur sehr wenig Personen, welch« ein ungefährl richtiges Bild der Staatsfinanzen in Deutschland haben. Aus verschiedenen Gründen ist das Finanzwesen in Deutschland ungewöhnlich kompliziert. Ein Ausländer lann die Finanzverhältniss« des deutschen Reiches und der Bundesstaaten kaum begreifen. Richt nur die Politik und das Staatsrecht, fondern auch das Finanzwesen wird in großem Maße dadurch beeinflußt, daß Deutschland «in Bundesstaat ist mit 25 Einzelstaaten. Eine andere Eigentümlichkeit Deutschlands im Ver» gleich zum Auslande auf finanziellem Gebiet «st der große Staatsbesitz und dementsprechend der breite Raum, welchen di« Erwerbseinklünft« unter den gesamten Einnahmen der deutschen Bundesstaaten einnehmen. In Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen) sind 52,94»/» der gesamten Ein» nahmen des Staates Erwerbseinklünft« gegen» über von 9,65 »,» in Frankreich und 12,81 «^> in Großbritannien. Der Rohertrag der Er» werbseinkünfte beziffert fich in Deutschland auf nicht weniger als 3,8 Milliarden Marl gegen» über nur 518 Millionen Marl in Groß» britannien und 286 Millionen Marl in Frant» reich. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, baß die Gesamtlast an Steuern und Abgaben »n Deutschland pro Kopf der Bevölkerung im 1al)7c 1906 nur 34,70 Marl gegenüber 63,19 Marl in Frankreich und 66,43

Marl in Großbritannien betrug. Der Fran» zose und Engländer ist also durch Steuern aller Art nahezu doppelt so stark belastet als der Deutsche. Man liest und hört oft, daß Bier, Tabak und Branntwein in Deutschland noch viel mehr besteuert werden könne im Ver» gleich zu England, Frankreich und anderen Ländern. Das ist richtig, aber das gleiche gilt von den bierelten Steuern und allen anderen Arten von Steuern. Die riesenhaften Erwerbs» anstalten wie die Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen und Forsten liefern eben in Deutsch» land den hauptteil der gesamten Einnahmen des Staates, besonders in den Bundesstaaten und zu einem viel kleineren Teil auch im Reich. Da Deutschland ein Land des Schutz» zolles ist, glauben die Engländer regelmäßig, daß in Deutschland die Zölle das Voll mehr belasten als in Großbritannien. Das ist aber ein Irrtum. An Zöllen allein kommen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahr 1906 in Großbritannien 17,13 Marl, in den Vereinigten Staaten von Amerika 16,55 Mark, in Deutschland aber nur 10,34 Marl. An Zöllen und Verbrauchssteuern zusammen kommen pro Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 35,12 Mark, in Frankreich 32,74 Mark, in Deutschland nur 19,49 Mark. Bei den vorgenannten Erwerbs» einlünften und ebenso bei den Zöllen handelt es sich immer um die Roherträge. Daher soll es nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß der Reinertrag der Erwerbsanstalten des Staates im Reich und den Bundesstaaten zusammen im Jahre 1906 etwas mehr als eine Milliarde Mark betrug, hiervon kamen 696 Millionen Mark aus den Staatseisenbahnen. In Deutschland bleiben also 26,7 % der Roh» einnahmen aus Erwerbs» einlünften als Netto» einnahme übrig. In keinem anderen Staate der Welt bringt die Einkommensteuer so viel wie in dem Reich Großbritannien. Während sich nun aber der Rohertrag der britischen Einkommensteuer auf nur 628 Millionen Marl im Jahre 1906 beläuft, beziffert sich in dem gleichen Jahr der Reinertrag der Erwerbs» einkünfte des Reiches und der Bundesstaaten zusammen auf nicht weniger als 1015 Millionen Mark. Kein Engländer wird bestreiten können, daß die Finanzen in Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen genommen) geradezu beneidenswerte sind. Es gibt kaum irgend jemand in Deutschland und in England, der nicht davon über» zeugt wäre, daß die englische Kriegsmarine stets um vieles größer sein wird als die deutsche, weil England viel mehr Geld hat als Deutschland. Von allen denen, welche die Zahlungsfähigkeit Englands im Vergleich zu Deutsch»

land bewundern, ahnt wohl niemand, bah die Staatseinnahmen Großbritanniens sich nicht entfernt mit denen Deutschlands messen tonnen. Die gesamten Staatseinnahmen Grohbritan» niens betrug im Jahr« 1806 4052 Millionen Marl, während sich di« Staatseinnahmen des Reiches und der Bundesstaaten Deutschlands zusammen auf 7176 Millionen Mark beliefn. Nun halt« Deutschland im Jahr« 1906 rund 61 Million«« Einwohner gegenüber 41V« Willionen in Großbritannien. Aber auch »uf den Kopf der Bevölkerung entfallen in dem reichen Großbritannien nur 97,74 Mark an Staatseinnahmen gegenüber 118,35 Mark in Deutschland. Allerdings bedarf dies« B«r«ch» nung, wtlch« sich in d«m Buch des ober» regierungsrates Friedrich Zahn „Die Finanzen der Großmächte" auf Seit« 10 find«t, «iner Erläuterung. In d«n riesenhaften Einnahmen Deutschlands ,n höh« von 7176 Million«« Marl steckt «in« Dopp«lzählung aus Anlah der Watritularbeiträge und Ueberweisungen in höhe von nahezu V« Milliarde Marl. Es verbleibt aber immerhin der außerordentlich hohe Belraa von nahezu 6,7 Milliarden Marl deutscher Gesamteinnahmen, gegenüber425UMilli» onen Marl britischer Gesamteinnahmen. Ta sich di« Bevölkerung Großbritanniens zu der Deutschlands wie 41 zu 61 verhält, während sich di« Einnahmen Großbritanniens zu denen Deutschlands wie rund 41 zu rund 67 verhalten, so sind die Einnahmen des Staates in Deutschland pro Kopf der Be» völkerung in jedem Fall« b«d«ut«nd höher als in Großbritannien. Run stecken allerdings in diesen Einnahmen Deutschlands nicht weniger als 3,8 Milliarden Marl Roherträge der Er» werbsanstalten gegenüber nur 519 Millionen Marl solcher Roherträge von Erwerbsanstalten in Großbritannien. Wenn man annimmt, daß auch in Großbritannien di« Reinerträge der (irwerbsanstalten rund ein Viertel der Roh» ertrage ausmacht, wie in Deutschland, so würde der Reinertrag der Erwerbsanstalten in Groß» britannien in höh« von 130 Millionen Marl einem Reinertrag der Erwerbsanstalten in Deutschland in höhe von «iner Milliarde Marl in den Staatebudgets sich gegenüberstehen. Man müßte aus diesen Erwägungen die Ein» nahmen Großbritanniens auf 3660 Millionen Marl und di« Einnahmen Deutschlands auf 3,9 Milliarden Mark beziffern, um veralcich» bare Zahlen zu erhalten. Aber auch in diesem Falle überragt das Staatseinlommen in Deutschland noch beträchtlich das Slaatsein» lommcn in Großbritannien. Rur würde pro Kopf der Bevölkerung nach dieser ungefähren Herstellung des Reineinkommens des Staats» budgets das britisch« Budget größere Erträge aufzuweisen haben. Für die höh« der Aus» gaben in militärischer Hinsicht ist aber nicht

688 <R. Martin: Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten

0 o

o o

die Staatseinnahme pro Kopf der Bevölkerung, sondern die Gesamtsumme der Staatseinnahmen das wichtiger«. Die großen Einnahmen von einer Milliarde Mark Reinertrag aus den 2 Werksanstalten der Bundesstaaten und des Reiches kommen den staatlichen Kassen zugute, «h» daß sie irgend jemand in Deutschland bedrücken. Die Aufbringung des Staatsbedarfes vollzieht sich in Deutschland mit größerer Schonung der finanziellen Kräfte des Privatmannes oder Steuerzahlers als in Großbritannien. Da der Deutsche durchschnittlich nur 34,70 Mark an Steuern und Abgaben im Jahre aufzubringen hat, während der Engländer mit 6,43 Mark belastet ist, so ist trotz des größeren Reichtums Großbritanniens noch «in gewaltiger Spielraum zur Erhöhung der Steuerlast » in Deutschland vorhanden. Deutschland gibt für Heer und Flotte jährlich 1032 Millionen Mark oder 17 Mark pro Kopf aus, dagegen Frankreich 835 Millionen Mark oder 21 Mark pro Kopf und England 1268 Millionen Mark oder 31 Mark pro Kopf. Für die Flotte allein gab Großbritannien im Jahre 1906 679 Millionen Mark oder 16,39 Mark pro Kopf aus, während die Flottenausgaben Deutschlands sich nur auf 266,7 Mill. Mark oder 4,49 Mark pro Kopf belaufen. Eine bedeutende Vermehrung der Flottenausgaben in Deutschland würde also keineswegs über die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte der deutschen Nation hinausgehen. Es gibt keinen Zweifel darüber, daß dieser Erde kein Reich existiert, welches, ohne gewaltiger Staatseinnahmen erfreut Deutschland. Noch weniger aber gibt es Staatswesen, in dem die Staatseinnahmen so leicht und ohne Bedrückung durch Steuern aufgebracht werden als in Deutschland, wo aber bleibt dieser Goldregen, da wir doch weniger für Heer und Flotte ausgeben als Großbritannien? In Deutschland tostet die Verwaltung «in ganz enormes Geld. Das Vorhandensein von nicht weniger als 25 Staaten mit ihren Regierungen, Ministerien und Verwaltungsbehörden verschlingt einen ansehnlichen Teil unserer reichen Staatseinnahmen. Das Interesse der nationalen Landesverteidigung gebietet uns sparsamer zu wirtschaften. Die 25 Einzelstaaten sind historisch überkommen und werden bestehen bleiben. Aber an ihrer Verwaltung lassen sich ungeheure Ersparnisse erzielen. In meinem soeben erschienenen Buche „Die Zukunft Deutschlands“

(Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld) habe ich eingehend dargelegt, in welcher Weise die auf sich als ein

Einzelstaaten und das Reich zu einer billigeren Wirtschaft gelangen können, und welche Fehler in der Vergangenheit gemacht worden sind. Auch habe ich versucht, den Weg zu zeigen, wie das Reich und die Einzelstaaten zu einer bedeutenden Vermehrung ihrer Einnahmen gelangen können, ohne einen empfindlichen Steuerdruck auf die breiten Massen der Bevölkerung auszuüben.

Wie noch nie zuvor, so ist gegenwärtig die deutsche Nation von dem Entschlusse beseelt, die Ordnung der Reichsfinanzen zu einer endgültigen zu machen. Die kommende Reichsfinanzreform muß vor allem bestrebt sein, den Baufehler des deutschen Reiches zu beseitigen, aus dem die Zerrüttung der Reichsfinanz hervorgegangen ist. Es war verkehrt, von dem Reichstage des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts zu verlangen, daß er ausschließlich durch indirekte Steuern den riesenhaften schwelgenden Bedarf des Reiches decken soll. Die Einführung direkter Reichsteuern, die Ausdehnung der Reichserbschaftsteuer auf Kinder und Ehegatten, die Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts auf nahe Verwandte einschließlich der Geschwister und Geschwisterkinder und sodann eine mächtige Erhöhung der indirekten Steuern auf Bier, Branntwein und Tabak sind die gegebenen Mittel nicht nur zur Füllung der Reichskasse, sondern auch zur Aufbesserung der finanziellen Lage der Einzelstaaten und Gemeinden. Von besonderer Bedeutung ist die Einführung einer Reichseinkommensteuer und Reichsvermögenssteuer für den Fall eines Krieges. Die Matrikularbeiträge müssen tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich beseitigt und die seit dem Jahre 1900 aufgenommenen Schulden des Reiches in Höhe von durchschnittlich 223 Millionen Mark jährlich so schnell als möglich getilgt werden. Die gegenwärtige Reichsschuld von 4¹/₂ Milliarden Mark verhindert im Kriegsfall die schnelle und leichte Aufnahme neuer Krieganleihen durch das Reich.

Seit Begründung des Reiches haben sich die Einzelstaaten einer endgültigen Ordnung der Reichsfinanzen widersetzt. Jetzt ist das Reich mit einer jährlichen Zinsenlast von 156 Millionen Mark beschwert, deren Aufbringung durch Matrikularbeiträge den Einzelstaaten kaum mehr möglich ist. Heute wissen die Einzelstaaten, daß sie einen großen Fehler begangen, als sie im Jahre 1875 den Plan des Fürsten Vismarck, alle deutschen Eisenbahnen zugunsten des Reiches zu verstaatlichen, vereitelten.

Fürst Bismarck hat bereits in seiner Reichs»
tagsrede über die Reichsfinanzreform am
22. November 1875 darauf hingewiesen, daß

c> 0

689

Andrew Carnegie: Ceyloner Neiseeindrücke
die Herstellung der finanziellen Selbständigkeit
des Reiches eine herkulesarbeit sei, zu der
nicht ein Herkules, sondern «ine ganze Kom-
ftagnie von dieser Sorte gehörte. Seitdem hat
sich nicht nur das Nationaleinkommen und
Nationalvermögen, sondern auch das Staats-
«inkommen'des Reiches und der Bundesstaaten
außerordentlich vergrößert. Dessenungeachtet
sind di« finanziellen Verlegenheiten des Reiches
und der meisten Einzelstaaten heut ärger denn
ie. Je offener wir uns die Mangel, an denen
die Finanzwirtschaft des Reiches und der
Einzelstaaten leidet, eingestehen, um so leichter
ist es, Abhilfe zu schaffen.

Ceyloner Neiseeinorücke.

Von Andrew Carnegie.

^^ie ganze Zeit schon hatte ich das Kirchenlied „Von Grönlands eisigen Bergen'
^^ vor mich hingesummt, als wir uns beim Mondenschein der «würzigen Insel'
näherten. Die Strophe, die von Ceylon spricht, war das einzige, was ich über diese
Insel wußte, aber oft hatte ich sie auf Missionsversammlungen mitgesungen und da»
bei den Missionar, der bei den Heiden gewesen, wie ein Wundertier angestaunt.
Ich fragte meinen ceylonesischen Führer, ob er schon unser populärstes Missionslied
gehört habe: «So heißt es von Eurer schönen Insel:

Was nützt's, ob auch die würz'ge Brise
sanft über Ceylons Insel weht,
ob jeder Blick in Schönheit schwelgt,
wenn dort der Mensch so schlecht!
Umsonst hat Gott in seiner Güte
verschwendrisch seine Gaben ausgestreut:
Der Heide beugt in seiner Blindheit sich
vor Holz und Steingebilden!

Nun was meinst Du von dieser Beschreibung?" Er gab zur Antwort: «Der Ver-
fasser des Liedes war ein dummer Narr, in meinem Lande gibt es keinen Wann,
kein Weib oder Kind, das nicht wüßte, daß man sich nur vor der Macht Gottes
beugen dürfe!" »Ja", sagte ich, «früher glaubte ich auch solch törichtes Zeug, und
Millionen von Menschen tun es noch heute; die guten Knaben und Mädchen bei
uns sparen ihre Pfennige zusammen und schicken sie den Missionaren, damit sie den
Heiden sagen sollen, wie töricht und wie sündhaft es sei, Götzenbilder anzubeten, und
wie böse der wahre Gott darüber sein müsse, wenn man etwas anderes anbetet als
ihn selbst." Er meinte, Amerika müsse ein sehr merkwürdiges Land sein, er möchte
es sehr gerne einmal besuchen, um sich solch komische Leute einmal anzusehen. Ich
gab ihm meine Adresse und versprach ihm, ihn in eine Missionsversammlung mit-
nehmen zu wollen, wo er die besten und frommsten Menschen sehen würde, die alle
sehr eifrig besorgt sind um die Götzendiener in Ceylon. Das eine darf wohl als
Wahrheit ausgesprochen werden, daß in der Welt kaum ein menschliches Wesen auf
einer so niedrigen Kulturstufe steht, daß es nicht weiß, daß der Gegenstand, den es
verehrt, nur das Symbol einer höheren unsichtbaren Macht ist. Was dem Christen

das Kreuz ist, das ist dem andern das Bild — nicht mehr, und die Verehrung beider Symbole gilt den Unsichtbaren über uns. Ich versuchte die verletzten Gefühle meines Führers zu besänftigen, indem ich ihm sagte, das sei nur eine dichterische Freiheit gewesen, aber er blieb dabei, daß der Bischof Heber, der Verfasser des Liedes, seinem geliebten Ceylon unrecht getan und über Dinge geschrieben habe, von denen er nichts verstand.

Die Religion in Ceylon ist der Buddhismus, und zwar in seiner strengsten Form. Als die Ceylonesen die Oberhoheit Englands anerkannten, machten sie zur Bedingung, daß ihre Religion mit allen ihren Rechten und Privilegien, ebenso alle ihre Klöster und Heiligtümer mit allem, was dazu gehört, für heilig und unverletzlich gehalten werden solle. Die reinen und einfachen Lehren Buddhas leben da in den Herzen des Volkes fort und stehen da als das edelste Denkmal ihres Stifters, obgleich der Kult von Seiten der Regierung nicht den geringsten Zuschuß erhält. Die Tötung irgend eines Lebewesens, Lüge, Unmäßigkeit, Unehrlichkeit, Zorn, Stolz, Neid ist streng verboten als unvereinbar mit dem innersten Wesen des Buddhismus, der seinen Anhängern Hebung der Reinheit, Dankbarkeit, Zufriedenheit, Mäßigkeit, Verzeihung der Beleidigungen, Geduld und frohen Sinn anempfiehlt. Als Buddhas Priester gelten nur solche, die rechtmäßig ordiniert sind und das Zölibat gelobt haben: wie in der christlichen Religion steht auch der niedrigsten Klasse der Weg zum Priestertum offen.

Die Fahrt von dem kleinen Hafen Galle nach Colombo, der Hauptstadt des Landes, ist einer der schönsten Genüsse, die es gibt. Die Straße ist wie der schönste unserer Parkwege, und so sind alle Straßen auf Ceylon. An der felsigen Küste entlang windet sie sich durch Kospflanzungen und Betelnußwälder. Den ganzen Weg entlang stehen die Hütten der Eingeborenen, die bei irgendeiner Verwertung des Prozeß der Kokosnuß beschäftigt sind, denn alles wird an dieser Frucht ausgenutzt: aus der Rinde werden Matten und Seile geflochten, aus den Kernen wird Öl gepreßt, die Milch ist ein frischer Trunk zu jeder Mahlzeit, hier und da kommen wir an einer Schar Fischer vorbei, die ihre ungeheuren, mehrere Morgen See deckenden Netze aus dem Wasser ziehen. Ich kann mir kaum einen malerischeren Anblick denken als diese Fischer, wie sie zu Hunderten an den Netzen ziehen, während am Strande Frauen und Kinder in buntfarbenen Gewändern auf den Fang warten. Ein Maler sollte nach Ceylon kommen und die „Fischer auf der Insel Ceylon“ malen. Der Straßenbau soll auf Ceylon 40000 Marl die englische Meile gekostet haben — um diesen Preis kann man bei uns im Westen eine Bahn bauen. Eine Bahn führt von Colombo durch die Berge zu den Kaffeedistrikten nach Kandy, der Sommerhauptstadt, wohin sich die Regierung in der heißen Jahreszeit begibt. Die würzige Insel erfreut sich in Kaffee und in einigen Gewürzen, besonders in Zimmt, eines gewissen Monopols. Java-Kaffee gilt in Ceylon als minderwertig:

o ° ° 0

Andrew Carnegie: Ceyloner Neiseeindrücke 691

wohl hält man den arabischen, der um Mekka wächst, für den besten, aber viel Kaffee, der unter der Marke Metta geht, ist tatsächlich auf Ceylon gewachsen. Männer erhalten auf diesen Kaffeeplantagen 75 Pfennige, Frauen 60 Pfennige täglich. Wir lernten einige Pflanzer kennen: durchweg ganz junge unternehmende Engländer, denen die Plantagen entweder zu Eigentum gehören oder die sie für ihre Verwandten bewirtschaften. Sie führen dort ein fehr angenehmes Leben, denn das Klima ist den größten Teil des Jahres sehr günstig, und ein Europäer kann sich da einer ebenso guten Gesundheit erfreuen als zu Hauße. Wird im Sommer die Hitze zu groß, geht man in die Berge. Der rationelle Kaffeeanbau hat erst im Jahre 1824 begonnen, doch gibt es heut mehr als 1200 Kaffeeplantagen, und der Wert der jährlichen Ausfuhr beträgt über 80 Millionen. Ein Beweis für die Intelligenz der Ceyloner Pflanzer ist auch die Tatsache, daß sie Chemiker haben, die den Boden untersuchen, für welche Fruchtarten er sich besonders eignet; unter ihrer Oberaufsicht werden viele Versuche mit neuen Anpflanzungen gemacht. Auf diesem Gebiete kann heutzutage nichts hochgebracht werden ohne die Mithilfe eines Chemikers, und die Zeit ist, wie ich glaube, nicht mehr fem, wo unsere Landwirte nach der Anleitung des Chemikers arbeiten werden, wie heute wir Stahlfabrikanten.

Ceylon kann uns manche Lehren geben. Im ganzen Lande ist der Branntwein» Handel Monopol der Regierung. Nur wenige Brenner, die eingeschrieben sind, dürfen brennen, sie dürfen den Branntwein nur en ^ros ^^ h^lt Markt bringen, während der Detailhandel auf gewisse Lokale beschränkt ist, die jedes Jahr an die Meistbietenden verpachtet werden. Für Trunkenheit und Ruhestörungen sind die Pächter verantwortlich. Ich möchte mich nicht gern in politische Erörterungen einlassen, vor allem nicht über die Porzüge des Frei» und Schutzhandels, aber ich muh gestehen, daß ich sehr erstaunt war, als ich fand, daß ein Fünftel aller Einkünfte der Regierung aus den Steuern auf notwendige Lebensmittel fliehen: davon zwei Drittel aus den Zöllen auf eingeführten Reis, das tzaupnahrungsmittel des Voltes, und das andere Drittel aus der Besteuerung des einheimischen Getreides.

Die Perlenfischerei von Ceylon ist berühmt, ebenso sein Reichtum an Rubinen, Saphiren und Katzenaugen. Von dem Augenblicke an, wo der Reisende landet, bis zu dem, wo sein Dampfer abfährt, wird er von Händlern überlaufen, die ihm kostbare Steine um wenige Rupien anbieten, für die er in New Port oder London hunderte von Dollars zahlen mühte. Aber den Käufern von solchen Edelsteinen wird es wohl ebenso ergehen wie jenem, der Gold billig gelaufen hatte. Die Perlenfifcherei ist Regierungsmonopol, jeder Taucher muh die Hälfte der Muscheln abliefern, die andere darf er für sich behalten. Die Regierung verläuft diese Muscheln an die Meistbietenden, immer 1000 auf einmal. Man kann sich kein aufregenderes Glücksspiel denken, als wenn diese Eingeborenen die Schalen öffnen und jedesmal eine Perle zu finden hoffen, die ein Vermögen wert ist. Wohl 60 bis 80 Klafter tief steigen

I> !>

die Taucher in die Tiefe, 40 bis 50mal am Tage, und tonnen 1 bis 1' ^ Minuten unter Wasser bleiben. So hat durch Tausende von Jahren jede Generation immer dasselbe Handwerk betrieben, und nach dem Gesetz der anerbten Tendenzen könnten diese Eingeborenen wohl wieder auf den Amphibienzustand zurückgelangen und uns so ein Beispiel von Rückbildung geben. Die Ertragnisse der Perlenfischerei nehmen von Jahr zu Jahr ab. Im Jahre 1798 brachte die Verpachtung 3 Millionen, heute bringt der Eigenbetrieb nur 145000 M. Die Negierung hatte auch einen Natur»forscher zu dem besonderen Zwecke angestellt, die Lebensweise der Perlauster zu cr»forschen, aber nach fünfjährigem Studium wußte er über sie wenig mehr als vorher. Vielleicht kommt einmal ein Genius, der diese Frage löst, denn die Wissenschaft kann wohl zwanzigmal Niederlagen erleiden, aber sie rastet nicht, bis sie die Wahrheit gefunden hat. Man nimmt an, daß die Auster im siebenten Jahre ihre Neife bekommt, daß in diesem Jahre ihre Perle die volle Größe und Leuchtkraft besitzt. Wird die Auster nicht in diefem Jahre gefangen, so stirbt sie und wir verlieren die Perle. Wie viele dieser Juwelen mögen so in den Tiefen des Ozeans sich wieder in ihre Ursprung»lichen Bestandteile auflösen, vielleicht kommt auf eine gewonnene Perle eine Million verlorener. Manchmal verlassen diese kostbaren Tiere auf Jahre ihr Bett: so gab es einmal von 1768 bis 1796 keine Perlenfischerei. — Ich habe einmal gehört, daß man in Ehina künstlich Perlen sich bilden lassen wollte, indem man Fremdkörper zwischen Schale und Körper von Süßwassermollusten brachte, die das Tier mit einer Perl»massenablagerung umgab. Auch der berühmte Linnä bekam 10000 M. von der schwedischen Negien'ng für ähnliche Versuche, er hatte aber keinen Erfolg. Aber einmal werden die Menschen noch dahin gelangen, Perlen aus Austertulturen zu ziehen, wie wir uns jetzt Eier von Hühnern legen lassen, vorausgesetzt, daß der Mensch der Zukunft nicht jeden Schmuck als barbarisch betrachten wird. Sicherlich besteht eine Tendenz nach dieser Richtung hin. Je liefer die Menschen stehen, desto mehr Schmuck tragen sie: schwere Armbänder aus Glas, die in Birmingham gemacht werden. Sagt man nicht heute schon: Seht, wie einfach, wie fchön sieht sie aus mit ihrem glatten tzaar, ihren unberührten Ohren, ihrem von Schmuck unentweihten tzals. Schmuck ist für Frauen dasselbe wie der Wein für den Mann: nicht zu empfehlen vor den Vierzigern und in jedem Alter ein ärmlicher Notbehelf.

Ceylon war im Altertum die Kornkammer des südlichen Asiens, und das erklärt die hohe Achtung, die der Ackerbau dort genießt. Die ganze Insel war zur Zeit der einheimischen Negierung durch künstliche Seen bewässert, man hatte Talsperren gebaut, manche von ganz beträchtlicher Größe, aber man hatte sie wieder verfallen lassen. Jetzt wird alles wiederhergestellt, Schleusen und Zisternen werden gebaut, Dämme werden erhöht und verstärkt — all das wird von den Dorfgemeinschaften getan, und wir werden es vielleicht noch erleben, daß die Fruchtbarkeit des Landes wieder so groß sein wird wie in den alten Tagen. Die Europäer hatten die alte Dorfverfassung abgeschafft und ihr eigenes Necht an die Stelle gefetzt, aber man sah ein, daß es für

c> o o. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole 693

o

I>

die Insel nicht paßt und stellte im Jahre 1871 die alten Dorfgemeinschaften wieder her. Die Dorfältesten werden von der Bevölkerung gewählt, sie stellen selbst neue 'Rechtssätze auf, sie sprechen ein Recht, das sich jahrhundertlang bewährt hat und den dort bestehenden Verhältnissen besser angepaßt ist als jeder andere Gesetzestodex, der für andere Länder ganz gut und vollkommen fein mag. Ich muß mich immer amüsieren über die Unwissenheit eines Durchschnittsengländers oder »Amerikaners über die Verhältnisse im Osten: fast immer ist er erstaunt, wenn ich ihm sage, daß es kein indisches Dorf gibt, das nicht ein vollkommeneres und fortschrittlicheres Vepräsentativsystem hätte als irgendeine ländliche Gemeinde in England. Das amerikanische Eounty», Distrikt», Dorf» und Stadtsystem ist das vollkommenste, das ich kenne, das englische sicherlich das rückschrittlichste. Das neue Vlut der «Regelung lokaler Angelegenheiten durch eine einheimische Regierung hat einen Patriotismus und eine Aeihe von Körperschaften ins Leben gerufen, von denen sich ein wohlthätiger Einfluß über das ganze Land hin ergießt, und der sich in Taten der öffentlichen Wohlfahrt kristallisiert und einen Geist des Zusammenhaltens erzeugt. Dieses System sollte auch in England und Schottland eingeführt werden, vor allem in dem Unglück« lichen Irland. Ich werde an Irlands Zukunft nicht verzweifeln, wenn es erst eine Verfassung gehabt hat wie Ceylon.

Auf einer Strecke von W engl. Meilen sah ich nicht weniger als elf Schulen, voll von jungen Singhalesen. Ihr Besuch ist nicht obligatorisch, aber man verspricht den Eltern große Belohnungen, wenn sie ihre Kinder dahin schicken, und die Vor» teile der Kenntniss der englischen Sprache sind so groß, daß die Eltern sehr eifrig bedacht sind, daß ihre Kinder englisch lernen. Wir sahen auch zahlreiche Kliniken, wo die Eingeborenen ärztliche Hilfe und Medikamente bekommen, hier wird von England ein großer Wert getan, und durch solche Mittel weist es seine Berechtigung zu herrschen nach. Die Segnungen einer guten Aegierung, die Erziehung des Volkes, die sorgfältige Aufmerksamkeit, die man auf die Gesundheit und Bequemlich» teil des Volkes verwendet, sind die wirksamsten Waffen gegen inneren Aufruhr oder Angriffe von außen. Nach all dem, was ich auf Ceylon sah, möchte ich es als das beste Beispiel einer englischen Aegierung hinstellen, England selbst nicht ausgenommen. Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

III.

(Anfang Januar 1908.)

/As gibt keine Gerechtigkeit. Meine gute Mutter in Verlin und die Paslinger Freunde ^»^ berichten von krachender Kälte, Nebel und Sturm, und hier verschwendet sich die Sonne, ist es klar und warm. — Man konnte also wohl zufrieden sein. Indessen: „man“ ist es nicht. Weil man sehr unbescheiden und ein Nörgler ist. — Ein Nörgler? Wirtlich? . . .

694 O. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole

Als ich noch sehr jung war, frisch in die Freiheit entlassen aus dem Grammatik»
käsigen des Gymnasiums, erhielt ich zum Geschenke einen Operngucker, der sehr niedlich
aussah, aber infam schlecht war. Seine Kraft, zu vergrößern und nahe zu rücken, war
lächerlich klein, und er versammelte kein helles, scharfes Licht auf die Dinge, die man
durch ihn betrachtete, sondern umgab sie mit einem farbigen Rande. Eine Illusion
das von einem Fernglase. Aber gerade die gefiel mir, denn sie entsprach meinem da-
maligen Auge, das gar kein Verlangen hatte, die Dinge besonders nahe, groß, hell,
scharf zu sehen, und selber die Kunst besaß, einen schmeichlerischen Regenbogenrahmen
um die Realität zu legen.

Wie manches andere, das positiv nicht viel taugte, aber sehr gut zu meiner
schwärmerischen Jugend paßte und mir viel Vergnügen gemacht hat, habe ich auch
diesen angenehmen miserablen Operngucker verloren. (Vielleicht auch versetzt und nicht ein-
gelöst, oder es hat ihn mir jemand gestohlen. Gleichviel.) Ich bin nicht weiter traurig
deswegen. Mein Zeiß»Doppelfeldstecher ist unendlich viel besser, (heute sah ich damit
»inen Bauern, der gut 500 Meter von mir entfernt war, seinen Vivengarten ohne
Anwendung irgendwelcher fremder Produkte auf jene uralte primitive und höchst per-
sönliche Weise düngen, die schon Adam im Paradiese angewandt hat.) Aber alles hat
seine zwei Seiten, und auch das höchst Mangelhafte besitzt Reize. Der Zeiß'Doppel-
feldstecher kennt keine bunten Ränder. Er ist mit Recht stolz darauf, und ich selber
ziehe heute Schärfe und Helligkeit vor. Aber das exakte, scharfe, klare Sehen, das Sehen
ohne bunten Flimmerrahmen ist keineswegs immer vergnüglich.

So würde ich 3. V., wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, Florenz genau
so sehen, wie es sich ein dreiundzwanzigjähriger Student in Leipzig einbildet, dem schon
das Wort Florenz wie eine wunderbare Südfrucht ist. Mein Jugendopernguck», die
jugendlich schwärmerische Art, ersehnte Dinge so zu sehen, wie sie in der Sehnsucht
aussahen, würde einen bunten Rand darum, ja, einen flimmernden bunten Schleier
darüberlegen. Auch in der Nähe wäre mir Florenz, was sie heute nur noch aus der
Entfernung ist: eine ungeheure Blüte, ein reiner Lotoskelch, rosig»glänzend leuchtend, edel
in allen Linien — die Stadt der Blumen selber »ine Blume ehrwürdig holder Schön-
heit. Ich würde es sehen, wie es vor etwa zehn, zwölf Jahren Rainer Maria Rilke
sah, als er mir darüber schrieb: mit weißer Farbe auf hellblauem Papier. Aber ich
fürchte: selbst R. M. R. würde es heute nicht mehr so sehen. Denn ich glaub»: nicht
bloß der Verlust meiner bunträndigen und schwärmerischen Vision ist daran schuld,
daß mir Florenz in der Nähe gar nicht mehr gefällt.

Traurig, aber wahr: Das alte, edle, herrliche Florenz ist in die Hände von
Barbaren geraten, die mit scheußlicher Konsequenz erfolgreich am Werte sind, es zu
verschandeln. Die Liga, die sich zu seiner Verteidigung gegründet hat, scheint macht-
los zu sein, es zu verhindern, daß die Geburtsstadt der italienischen Malerei, die Vater-
stadt Dantes und Michel Angelos, ästhetisch verwüstet wird. Sie vermag nichts wider
den „Zeitgeist“, der unter der Fahne des „Futurismus“ über alles Schöne wegtrampelt,
von allem Vornehmen fortschreitet in eine erbärmliche, häßliche Gewöhnlichkeit.
Daß man wüst eingerissen hat, ohne es zu verstehen, dafür auch nur anständig

«> C>

o. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole 695

aufzubaue», davon soll nicht einmal die Rede sein. Die „modernen“ Paläste von Florenz hat Thomas Theodor Hein« in seiner Weise höchst treffend durch eine Frage gekennzeichnet, die er an tzartleben richtete, als er mit ihm an einigen dieser Mach» werte vorbeikam: „Nicht wahr, Herr tzartleben: das hier sind künstliche Paläste?“ (Gestern sah ich unweit der Porta romana einen Neubau, der aufs gräßlichste an die Baugreuel der achtziger Jahre in Deutschland erinnerte. Selbst beim Villenbau, für den hier Tausende klassischer Muster vorhanden sind, beginnt eine Art Perversität des Geschmacks einzureihen. Schon kann man spitze Giebel und holzfachwerl wie bei Schweizer» Häusern sehen. Die Signori, die derartigen Unfug treiben, wollen damit offenbar sagen: „Seht, was wir alles auf unseren Reisen gesehen haben, ihr elenden Povolaren, die ihr nie über Toskana hinausgekommen seid!“ Doch hat das Volt, wie es scheint, den alten etrustischen Instinkt für Bautunst noch nicht verloren. Mein Vetturino sagte angesichts einer dieser Villen: „Was sür ein häßlicher Vogelbauer!“) Die Nachkommen des gewaltigen Baumeistervolkes der Etruster sind offenbar einem ausgesogenen Boden zu vergleichen, der früher so ungeheuer viel hervorgebracht hat, daß er nun kümmerlich, wenn nicht steril geworden ist. Man muß sich damit abfinden. Aber scheußlich ist es, daß die maßgebenden Leute in Florenz nicht einmal Respekt vor den gewaltigsten Leistungen ihrer Vorfahren und keinen Sinn für die Schönheit, den ästhetischen Charakter ihrer Stadt haben. Augenblicklich sind sie dabei, die ganze Stadt, auch die inner«, mit einem Netz von Trambahnlinien zu bedecken, deren Drahtwert in der Luft alle architektonischen Linien zerfetzt. Nuskin hielt sich darüber auf, daß vor dem Tore des Campanile die Haltestelle der Droschken und Omnibusse war, so daß man „unmöglich einen Augenblick in dessen Nähe stehen konnte, um die Skulpturen anzusehen“. Was würde er heut« sagen, wo an derselben Stelle die meisten Trambahnlinien ihren Aus» gangspuntt haben. Der ganz« Dom ist wie eingeschnürt von Gleisen und Drähten, und der scheußliche Lärm, mit dem hier die Trambahnwagen vertehren, dringt bis ins Innere der herrlichen Kirche. Und, wie beim Dom, so bei Santissima Annunziata, San Marco, Santa Maria Novella. In den engen, alten Straßen ist taum mehr Platz, sich vor den häßlichen, schlecht gehaltenen und unsinnig schnell und lärmhaft, mit fortwährendem Geklingel und einem abscheulichen Gekreisch an den Biegungen, vorbeirasenden Fahr» tasten zu retten. Da der Italiener den Lärm liebt, so scheint ihm auch dieser Spektakel Spaß zu machen. Auch die vielen Unglücksfälle trüben seine Freude an dem neuen Spielzeug des „proßrezzo“ offenbar nicht wesentlich. Aber, da in Florenz leine Industrie annähernd die Bedeutung hat, wie das Geschäft mit den Fremden, die Fremdenindustrie«, so wird die Freud« vermutlich doch bald etwas abnehmen, denn schon mehren sich die Zeichen dafür, daß es den Forestieri nicht mehr recht gefällt in der modern geschändeten Arnostadt. Schon ziehen sich nicht wenige der angebeteten Inglesi (denen man, wie vieles andere, so auch dies nachgemacht hat) nach dem ruhigeren Siena und Perugia zurück. Ein „olcl llorentine“ schrieb kürzlich an den Floren« herald die folgenden Zeilen:

l'venlx >e2r5 2^0, Floren« V25 cleli^nliu!; äeüßMul, because unspoilt. It «Ä5 a quiet, beautitul, picturezque city, vnere forei^nei-I came for trunqui! stuci/, enjo/ment al «rt, 2nc! 255oci2tion vitn artistic 2ncl intellectual people. >Vn2t is it 2t present? ^ noi8>, buztlinA crovciec! p>2ce, invaclecl dy ill-man^eä ancl unnece552r> ti^m», 2b>2ie vitn

696 O. I. Vierbaum: Blätter aus Fiesole

cinemato^rapnz, derelt ol intellecwal lile, 2pin^ tlie vorzt 5tv!ez c>l mcxiern arcnitecture, cranimeci lull of ärinlcinL-znopz, »nci prezeniinßi all tbe svmtomz ol bein^ on tlie llo'^nßracked wnicn leaäs to utter pniÜ5tini8m anci vul^ariv. ffrom wliat I ^atner,)nu appear to de leaclin^ 3 movement tlie object nl vnich iz tc» attract visilars vnose ßreatezt pleazure iz founci in muzic Kall«, casinoz anä circuze«. I.et such people ^c» la ^ar^ate! In I^lorence vle care lor zometnin^ belter. Ine i?!Zce 15 terriblv vu!ss2li«cl alleaclv.

Der Kinematographenunfug in Florenz ist wirklich abscheulich, denn er geht mit einem greulichen Mißbrauch von Grammophonen einher, die ganze Stadtviertel mit ihrem blechheiseren Gegröle erfüllen. Eine Folge der Kinematographenmanie scheint «3 auch zu sein, daß das Florentiner Theaterleben schändlich verdürftigt ist, — in dem Grade, daß schon auswärtige italienische Zeitungen sich darüber aufhalten. Die Stadt, für die es ehemals ein Ereignis war, wenn Cimabue eine neue Madonna gemalt hatte, scheint sich nur noch für die Filmsrollen zu interessieren, die Pariser Amüsements und Londoner Moritaten, gestellt von Variststomödianten, abhaspeln. Die Italiener, die so lange das Höchste in der Kunst geleistet haben, sind offenbar völlig tunstmüde und schätzen nur noch die „Wunder der Mechanik“. Ihre krankhaft« Vor» liebe für die Schauspiele der lebenden Photographie hängt vielleicht auch damit zusammen, daß sie wenig reisen und nun fremde Länder in einer Art lebendiger Abbilder nahegerückt erhalten. Doch interessieren sie sich mehr noch für die gewissen Nomane, Dramolets, Feerien, die diese vervollkommnete Interna ma^ica ihnen vor» führt: Erfindungen stummer Dichter von meist recht populärer Phantasie, nicht unähnlich der, die sich in den Hintertreppenromanen austobt, mit denen sich unsere Dienstmädchen um einen Teil ihrer Nachtruhe bringen. In ihnen findet er seine ge» liebte Pantomime wieder, und es fehlt auch nicht die melodramatische Musik dazu. Da wird geliebt, betrogen, gemordet, daß es eine Art hat. Aber, ach, alles ist s« schauerhaft schlecht natürlich, so kunstverlassen „wahr“; es fehlt nicht nur das Wort, es fehlt auch der Geist, und wäre es gleich der Geist eines schlechten Dichters. Auch begreift man nicht, wie dieses sinnliche Volk, das sich so leidenschaftlich gerne von» großen Klang einer lebendigen Stimme, von den sprechenden Blicken eines schönen Auges, von den Bewegungen, Gesten, Posen der Schauspieler hinreißen läßt, sein Genüge an diesen gespensterhaften Totentänzen des Lebens auf der weißen, kalten, öden Lein» wand finden kann. Vielleicht liegt gerade darin ein Aeiz, und vielleicht ist die Phantasie dieser Menschen so groß, daß sie es vermag, diese Schatten mit Blut zu erfüllen. Auch soll (und braucht) nicht verschwiegen zu werden, daß die Kunst der Dunkeltammer Möglichkeiten besitzt, im Leben Unmögliches wie mit einer wunderbaren Kraft vorzu» täuschen (und darin liegen, wie tz. h. Ewers mit Necht zum Lobe der Kinemato» graphie vorgebracht hat, Perspektiven in ein neues, weites und reiches Land phantastischer Augenweide), aber hier, in Italien, spürt man von diesem Besten, das die abrollenden Films zu bieten vermögen, so gut wie nichts. Die an allen Ecken und Enden von Florenz etablierten Kinematographen bieten nichts weiter als Surrogate für theatralische Kunst. Und so sind sie ein böses Zeichen für den Geschmacksverfall dieses Volkes, dessen Vorfahren im Schaffen und Genießen lebendiger Kunstwerke einen so starten, edlen, reichen Geschmack bewährt haben, daß unsere Bewunderung für sie zur Ehr» furcht wird.

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen? 69?

Es gibt auch alte Florentiner nicht englischer Abkunft, die empört darüber sind, wie frevelhaft gefühllos in Florenz gegen den alten Charakter der Stadt gesündigt wird. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihre Villen hinauszuflehen, wo die alte unvergleichliche Schönheit einer entzückenden, durch Kunst noch gehobenen Natur ruhig weiterlebt.

Welch ein Kunstwerk sind die Hügel von Fiesole mit ihren Villen, Gärten, Terrassen, Mauern. Das Wort wunderbar, das wir so oft eitel nennen, stellt sich hier mit seinem ganzen Sinne ein.

Aber man muß sich, die einzige Schönheit dieses Freiluftkunstwerks größten Stiles zu genießen, nicht damit begnügen, die Trambahn zu nehmen und zur Piazza di Mino in Fiesole hinaufzufahren. Und man muß auch nicht meinen, Fiesole sei bloß ein besonders schöner Aussichtspunkt auf Florenz, so daß man etwa seiner Touristenpflicht genügt hätte, wenn man zu den Franziskanern hinaufgestiegen ist, von wo aus man in der Tat einen herrlichen Blick auf die Stadt und das Arnotal genießt. Oder ein Besuch des römischen Theaters sei das Wichtigste. Oder man müsse die Kathedrale gesehen haben. Oder das malerische und („Gott, wie dreckig!“) höchst interessante „echt italienische“ Wintelwerk der Via dei Cerchi bestaunen (voll Dankbarkeit im Herzen, daß „so was in Deutschland denn doch unmöglich ist“). Selbst die Fahrt über Castel di Poggio und Castel Vigniliato nach Settignano und so nach Florenz zurück, durch die sich der Wissende vor den Unerfahrenen auszeichnet, die einfach (und billiger) wieder mit der Trambahn zum Domplatz zurückkehren, genügt nicht. Sie zeigt viel Schönes, aber nicht das Schöne, das auf der ganzen Welt nur Fiesole zu zeigen hat: die Komposition dieser hügelgemeinde aus Villen und Gärten, Terrassen und Mauern, Frucht- und Blumenfeldern, Olivenanpflanzungen und Gehölzen. Will man eine Ahnung davon gewinnen, so muß man entweder vom höchsten Stadtteile Borg'unto aus, oder hinter»wärts der Kathedrale den Weg überm Mugnone zurückgehen und dann, abseits von der Trambahnstraße, den alten Fahrweg zwischen den großen unteren Villengärten»mauern bis nach Florenz verfolgen. Wer dies getan hat, unterläßt es gewiß, am nächsten Tage im häßlichen Gekreische von Florenz herumzusteigen. Er hat den Zauber der wunderbarsten etruskischen Kunst gespürt: aus einem Stück Natur ein Stück leben»digster Kunst zu machen, die Natur dem Menschen nicht bloß materiell, sondern ästhetisch zu unterwerfen: die Natur zum Gedichte zu bewältigen, ohne ihr Zwang anzutun. Und er wird zurückkehren, sich näher in dieser nicht vertünstelten, sondern zur Kunst sublimierten Natur umzusehen. Wobei ich ihm gerne zum Führer dienen will. (In einem späteren Aufsatz.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für «in» deutsch» yausbibllolhek.

Von Verthold Litzmann.

VIII. Drama der Gegenwart. Lyrik.

HsAenn ich Sudermann zu d«n Vertretern des Naturalismus gezählt hab«, so muß ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, b«»lennen, daß ich dabei Naturalismus im weitesten Sinne faßte, als vorbehaltlose, durch keinerlei Rücksichten auf gesellschaftlich» Sitten und Vorurteil» geschminkt» Bloßstellung d«r menschlichen Natur. In diesem Sinne ist Sudermann Naturalist und ist «s auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Naturalist«»

6!)8

2 «

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

im engeren Sinne aber begnügen, oder begnügten, sich nicht mit dieser Erweiterung des dichterischen Stoffgebiets, sondern ihnen lam es ebensosehr, wenn nicht an erster Stelle darauf »n, auch in ihren Ausdrucksmitteln — d. h. der Art, wie sie ihre Personen vor allem sprechen liehen — «in» absolute Naturwahrheit zu erzielen, also für das Ohr ein unverfälschtes Klangbild zu veischaffen, wie für das Auge ein Gestalt» bild mit dem photographischen Apparat auf der Platte festgehalten und wiebergegeben wird. Als ausgesprochener Naturalist in diesem Sinn« ist zuerst nach dem Vorgang von Johannes Schlaf und Arno holz Gerhart Hauptmann (1862) in seinen Dramen „Vor Sonnen» aufgang" (1889), „Das Friedensfest" (1890) und „Einsame Menschen" (1881) aufgetreten, und hat mit den „Webern" einen Höhepunkt der naturalistischen Technil erreicht, der bei dem Erscheinen dieses Stückes den endgültigen Sieg des Naturalismus über die alten ver» brauchten Kunftmittel zu verbürgen und zu be» weisen schien. In Wirklichkeit ist aber dieser Triumph des Naturalismus als der vermeint» lich für die Gegenwart und Zukunft einzig möglichen Kunstform nicht dem Naturalismus zu danken, sondern an erster Stell«, wenn nicht allein dem Umstand, dah «in wirklich großer Poet sich dieses Ausdrucksmittels für sein« G«. stalten und Ideen bediente. Und das erklärt es auch, dah von all den naturalistischen Dramen, die die achtziger und neunziger Jahr« uns beschert haben, fast allein die genannten Dramen Hauptmanns die Hochflut des Natura» lismus überdauert haben, dah auch heut« noch, wo «in« entschieden« Abtehr vom Naturalismus zur Tatsache geworden ist, Hauptmanns „Weber" und „Einsame Menschen" mit der gleichen, ja mit einer womöglich noch ge» steigerten Kraft die Seele des Lesers und Zu» schauers in ihren V»nn zwingen, wie vor «in» einhalb Jahrzehnten; erklärt es sich, dah auch der Spätling des Naturalismus, der 1899 er» schienen« „Fuhrmann henschel", sowohl damals wie auch heute, ganz unabhängig von den naturalistischen Ausdrucksmitteln, uns packt und ergreift als «in« künstlerisch« Offenbarung von einer Größe, deren Wirkung an keine Zeit gebunden, von keiner Mode abhängig ist: er» klärt es, dah die in eines seiner jüngsten Dwme, „Und Pippa tanzt" «ingesprengten streng »«tu» ralistischen Szenen von dem sonst gar nicht »«I den naturalistischen Ton gestimmten Publik.» von 1906 mit reinem Behagen genossen wurde». Denn es ist eben nicht der Vertreter einer i«> stimmten Nichtung, nicht «in geschworener Per» fechter eines bestimmten Kunstprinzips, der i»

Gerhart Hauptmann zu Wort« kommt, sondern ein frei gestaltender Poet, der für die in sein» Innern nach Gestaltung ringenden Ideen die Ausdrucksmittel sich zu suchen das Necht »üb zu finden und zu meistern die Kraft hat, die sie ihrem Wesen nach verlangen. Ein Poet, der deshalb auch unbedenklich mitten in der Hochflut des Naturalismus in seinem Varru „hanneles Himmelfahrt“ (1892), in dem in» Traum« ein»s gequälten Kindes »in grauen» volles naturalistisches Bild menschlichen Elends entrollt wird, den erlösenden und befreiende» Gedanken verkörperte in der Gestalt des Ootles» sohnes, der für all», die da Leid tragen», ihn versöhnt» Wort spricht: „Mit diesen Tränen» wasche ich deine» Seele von Staub und Un» der Welt. Ich will deinen Fuß über die» Stern Gottes erhöhen.“ Es ist selbstverständlich, daß »in so rastlos, so pausenlos schaffender Dramatiker wie Hauptmann nicht immer sich »»! gleicher Höhe hält, daß zwischen Vollreifen und weithin leuchtenden Schöpfungen sich weniger Gelungenes und Schwaches nachweisen läßt, wie er denn im Laufe »er Jahre» mehr »U einmal seinen Freunden Enttäuschungen bereitet hat. Aber das »ine ist sicher, daß ein Dramatiker, der uns zwei Komödien, wie „College Crampton“ und „Der Biberpelz“, geschenkt hat, der mit seinem großen Lebens» belohnnis, dem Drama „Die versunkene Glocke“ (1896), dem im trostlosen Einerlei der All» tagssorgen versinkenden Bett des deutschen Dramas wie »inen Strom goldener Jugend die tief sinnig» Symbolik des deutschen Märchens und die herb» Frische» deutschen Wald» und Bergluft als lebendige Kraft z»> geführt hat, »in Poet ist, dessen wir uns freuen dürfen und sollen, und dessen auch unser» Aach» kommen sich freuen werden, auch wenn er sei»

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

o

letztes Wort schon gesprochen haben sollte. Hauptmann hat vielleicht »m meisten geschadet, bah man ihn nach seinen ersten Erfolgen ein« feutig unter dem Gesichtspunkt des Dramatikers betrachtet hat und bis heut« betrachtet; daß man infolgedessen sein« theatralischen Miß« erfolge als Zeichen versagender Kraft gewertet und dadurch wieder den Dichter zu immer er« neuten, wie mir oft scheinen will, überhasteten Vorstößen als Bühnendichter gestachelt hat. Unter den jüngeren Dramatikern, denen Hauptmann den Weg auf die Vühn« gebahnt hat, und die, ohne als seine direkte Nachahmer gelten zu können, doch in der Weltanschauung, in der Stoffwahl und in der Technik mit ihm eine gewiss« Verwandtschaft zeigen, die zum Heil allerdings wieder auf gemeinsame Vor« bilder — Tolstoi, Zola, Ibsen — zurückzuführen ist, ist an erster Stelle der jetzt 43jährige Max halb« zu nennen. Er hat vor allem in seinem 1893 erschienenen Drama „Jugend“ einen neuen Ton angeschlagen, der in dem Register des deutschen Naturalismus bisher gefehlt hatte, den Ton einer jugendlichen Leidenschaft. Zwei blut« junge, reine, warmblütig« Geschöpfe, die im Nausch und Duft des Frühlings draußen und indereigenen Vrust die süße Frucht der Liebe mit rascher Hand pflücken und dafür büßen — ein «lemen« tares Ereignis dramatisiert. Naturgewalten, die, wie sie den Saft in die Zweige treten lassen, Jugend zu Jugend führen und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit grausam und schön zugleich im Frühlingssturm das kaum knospende Glück vernichten. Freilich ist es ihm nicht geglückt, diesen Ton als Dominante fest« zuhalten und siegreich durchzuführen, weder in diesem, noch in seinen späteren Dramen, trotz« dem sie «in ernsthaftes, beharrliches und auch stellenweif« erfolgreiches Streben bekunden, sein« Menfchen aus dem Vann ihrer Stim« mungen zu befreien. Es ist ihm bisher nicht gelungen, neben jenen reizbaren, dem Eindruck des Augenblicks wehrlos preisgegebenen Stim« mungsmenschen innerlich ebenso glaubhafte zielbewußt« und tatfreudig« Lcbcnslünstler zu schaffen, Flackerfeuer durch dauernde Glut zu ersetzen, Leidenschaft in Kraft zu verwandeln und im Spiegel des Lebens nicht nur die zu I zeigen, die im Sturm fcheitern und stranden, sondern auch die, die, das Steuer fest in der Hand, landen, und auf dem Neuland, das sie erobert haben, ernst und freudig die Arbeit aufnehmen und leisten, deren Früchte die nach ihnen Kommenden ernten sollen. Aehnlich ist es mit dem jetzt 33jährigen Georg Hirschfeld, der bei seinem ersten Auf«

treten, vor allem mit seinem 1895 erschienenen Drama „Die Mütter“, einem naturalistischen Familiengemälde, von einem intimen Reiz und von einer Feinheit und Vornehmheit, namentlich in der Zeichnung weiblicher Charaktere, die dem Werk trotz der Jugend des Verfassers und der zweifellosen Beeinflussung durch Hauptmann ein ganz persönlich« Note gab, groß« Hoffnungen erregte, die er mit seinen späteren Arbeiten auf diesem Gebiet bisher jedenfalls nur zum Teil erfüllt hat. Gleichwohl ist sein 1898 erschienenes Schauspiel „Agnes Jordan“ eine, wenn nicht die reifste« und schönste Frucht des deutschen Naturalismus, ein Werk, das, so wenig es bisher die Wertung gefunden hat, die ihm gebührt, die best« und sicherste Gewähr dafür zu bieten scheint, daß Hirschfeld trotz mancher fehlgeschlagenen Versuche in den letzten Jahren sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, und das jedenfalls meiner festen Ueberzeugung nach in kommenden Zeiten in feiner inneren Vornehmheit, feiner Innerlichkeit und seinem helläugig in die Zukunft blickenden jugendlichen Ernst als Zeugnis der Jugend, die an der Schwelle des 20. Jahrhunderts in Deutschland zu Worte kam, fort« leben wird.

Im ersten Nausch über die mit den Mitteln des Naturalismus erreichbare und erreichte« ungeheure Erweiterung des Stoffgebietes, angesichts des Verjüngungsprozesses, den durch die naturalistischen Farben und Formen auch älteste und scheinbar verbrauchte Motive erfüllten, war man in weiten Kreisen, vor allem den Kreisen der schöpferischen Jugend, der Meinung, in dem Naturalismus überhaupt die künftliche Form der Zukunft gefunden zu haben, den Weg, auf dem fortan sich alle Schaffenden zusammenscharen würden, die nicht nur berufen, sondern auch auserwählt wären.

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

Und vor »Nein auf dem Gebiet des Dramas galt es geradezu als ein unantastbares Dogma, daß mit den alten Formen überhaupt nichts mehr zu machen wäre, und daß selbst das scheinbar mit dem alten idealistischen Stil untrennbar verwachsene historische Drama in der Zukunft nur dann noch Daseinsberechtigung habe, wenn es versuche, sich im Naturalismus zu verjüngen. Dieser Versuch wurde auch tatsächlich gemacht von Oerhart Hauptmann mit seinem „Florian Geyer“, wobei sich jedoch — trotz der auch hier bekundeten poetischen Kraft — sehr schnell herausstellte, daß hier der Naturalismus versagte. Der schöne Traum von einer Stileinheit für das Drama der Zukunft im Naturalismus wäre also schon allein hiermit als »in Wahn erwiesen gewesen, hätte nicht schon vorher Hauptmann selbst in „hannele“ und unmittelbar darauf in der „Versunkenen Glocke“ diese Stileinheit auch auf anderem Gebiete durchbrochen, heute kann denn auch tatsächlich von einem solchen einheitlichen Stil nicht mehr gesprochen werden. Sondern die Jugend sucht wieder auf den verschiedensten Wegen und in den verschiedensten Formen ihr Ziel zu erreichen, bald, wie Hauptmann, den Stil dem jeweiligen Stoff anpassend, bald aus ihrem individuellen Temperament heraus, sich die dramatischen Ausdrucksmittel wählend und modelnd.

Aber ein gemeinsamer Zug läßt sich doch nicht verkennen, derselbe, den wir auch auf dem Gebiet des »Romans feststellten, »in Drang, die Verschärfung der geistigen und physischen Sinnesorgane, die die moderne Dichtung sich in der Schule des Naturalismus erworben hat, zu verwerten für die intensivste Veranschaulichung der zartesten und geheimsten Vorgänge des Seelenlebens, ohne sich aber dabei der naturalistischen Ausdrucksmittel zu bedienen. Man könnte also wohl von einem vergeistigten Naturalismus reden. Und es ist vollkommen begreiflich, daß diese modernsten Dramatiker ein Vorliebe für den Symbolismus hatten, d. h. daß sie die Natur, deren Bild sie auf Grund schärfster, subtilster Beobachtungsvorgänge in sich trugen, wiedergaben im Bilde, sei es eines Märchens, sei es einer in einer erträumten Welt sich abspielenden phantastischen Komödie, sei es einer Verschärfung aller Linien und Formen über die Naturnööglichkeit hinaus, sei es schließlich in einer Versetzung intimster Vorgänge modernen Seelenlebens in eine mythische oder historische Vergangenheit, gelegentlich unter Verwertung schon von Dichtern der Vorzeit verwendeter Motive »über Gestalten. Ich denke hier an Gerhart Hauptmann

manns „Versunkene Glocke“, „Und Vippa tanzt“ (Sudermanns „Drei Nciherfedern“), »» Fuldas „Talisman“, an Arthur Schnitz!«»« (geb. 1862) drei Einakter, „Paracelsus“, „Die Gefährtin“ und „Der grüne Kakadu“ (1399), die sehr lebendig die Uebergänge vorn «in«» Naturalismus zum vergeistigten Naturalismus veranschaulichen, an di« vier Einakter Schnitz» lers „Letzte Stunden“ (1902) und an die d«i Einakter „Marionetten“ (1906), an Frank Wedekinds (geb. 1864) „Erdgeist“ (1895), „Der Kammersänger“ (1899), „Die Büchse der Van» dora“ und schließlich an Hugo von Hof» mannst hals „Elettra“ (1903), „O«dipus und die Sphinx“ (1906). Ein« «ig«ntümlich« For» der Wiederbelebung der äußeren Technil des Naturalismus bei gleichzeitiger Vergeiftigung seiner Ausdrucksmittel und ausgesprochenem inhaltlichem schroffen Gegensatz zu der Welt des Naturalismus hat uns Thomas Mann i» seiner „Fior«nza“ gegeben. Er zeigt «in« Neigung, gelegentlich den strengen Schluß IXi dramatischen Gefüges in eine Neihe von in ihrer Breite fast epifchen Bildern aufzulösen. Während Hugo von Hofmannsthal besonders in seinen früheren Dramen „Der Tor und der Tod“ (1894) und dem „Theater in Versen“ (1899) das Drama mit einem so starten luv» jeltiven Stimmungsgehalt erfüllt, daß die Neben der handelnden oft in lyrisch« I»» provisationen auslingen, die auch durchaus »it dem Neiz eines lyrischen Gedichtes auf den Leser und Hörer wirken.

Wenn ich so wie bei dem Noman versucht habe, in einigen Typen der modernen Drama» tiker die Weg« und Ziel« anzudeuten, in denen und zu denen sich das Dram» der Gegenwart

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
bewegt, um den Leser dadurch in den Stand
zu sehen, von diesem Aussichtspunkt aus sich
in dein Wirrwarr der Urtheile und Meinungen
zurechtzufinden und sich jedenfalls über die
Gründe mancher vielleicht befremdenden Erscheinung klar zu werden, so möchte ich zum
Vchluh noch «in Wort über die Lhrll von
Goethe bis aus die Gegenwart sagen.
Ich lomm« damit gleich zu dem hellsten
Teil meiner Aufgab«, h«il«l nicht so s«hr um
der «rdrückenden Füll« des Stoffes willen, der
«in« Auswahl so schwer macht, sondern vor
allem deswegen, weil die Lyrik als subjektivste
Form des dichterischen Ausdrucks ein so zartes,
besonderes Verhältniß zwischen dem Kunstwerk
und dem Leser zur Voraussetzung hat, daß die
Einmischung eines Dritten, wenn sie auch in
der besten Absicht geschieht, vom Aebel oder
mindestens überflüssig erscheinen könnte. Mehr
wie bei irgend«in«r anderen Dichtung entscheidet
hier das subjektiv« Empfinden des einzelnen
Lesers und hat «in Aecht, mit einem „Das
gefällt mir“ oder „Das gefällt mir nicht“, „Das
läßt mich kalt“, «in entscheidendes Urtheil ab»
zugeben, das niemand anzufechten das Aecht
hat. Bei einem Roman oder einem Drama
kann man einem schlechthin ablehnenden Ur-
theil gegenüber unter Umständen eine Art
Gegenbeweis des künstlerischen Wertes antreten
oder umgekehrt angesichts einer offenbaren
Ueberschätzung durch Heranziehung von künstle-
risch höherstehenden Vergleichsobjekten anderen
die Augen für die Mängel erschließen. Bei
einem lyrischen Gedicht aber geben so un-
wäg- und un-m«hbar« Schwingungen der Seele
und des Temperaments den Ausschlag, daß
die Zahl der Dichter und der Dichtungen, die
auf Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte,
traurige und freudige Menschen gleiche oder
annähernd gleiche Wirkung ausüben, sehr be-
schränkt ist. Und auch bei diesen muß der
Wählende immer noch sehr viel häufiger auf
Widerspruch oder Gleichgültigkeit gefaßt sein,
wie wenn es sich um epische oder dramatische
Dichtungen handelt. Ein lyrisches Gedicht ist
wie eine Blüte am Gewände einer schönen
Frau, es muß wie jene zu der Farbenstimmung
des Kleides der Trägerin, zu der Farben-
stimmung der Seele des Lesers passen.
Der beste Beweis dafür sind die zahlreichen
Anthologien lyrischer Gedichte. Es ist erstaun-
lich, wie klein der Kern und Stamm von Gedichten
ist, den sie alle oder ihre Mehrzahl
mit«inander«r gemein haben, und es wird wohl
kaum eine zu finden sein, die nicht jedem Leser
etwas zu wünsch«« übrig ließe, in der er nicht
befond«re Lieblings« vermählte. Eben deshalb

aber möchte ich hier auch den dringenden Aat
geben, nicht allzuviel, d«r Wod« d«r Z«it
folgend, diesen Sammlern und Sammlungen
die Entscheidung dafür zu überlassen, was man
an lyrischen Dichtern lesen soll, jedenfalls nicht
allein. Sondern beizeiten dafür zu sorgen, dah
man die Poeten, die man um cin«s oder «in!g«r
Gedichte willen lieb gewonnen >:nd ins herz
geschlossen hat, zu sich ins Haus ladet, d. h.
sie läuft, und zwar nicht nur die Toten, sondern
auch die Lebenden.

Ich gebe dabei von vornherein zu, dah
die Ausführung — und zwar nicht nur, was
die Lebenden betrifft — dadurch «rfchw«rt wird,
dah die Dichter in den von ihnen selbst ver«
anstalteten Sammlungen ihrer Lyril meist zu
viel g«ben und nicht g«nüg«nd berücksichtigen,
bah lyrische Gedichte nicht massenweis lon«
sumiert werden können, dah, je besser das Ge«
dicht und je besser der Leser ist, b«id« Zeit und
Aaum — im übertragenen Sinn« — brauch««,
um für den Leser wirklich eine Bereicherung
seines Innenlebens zu bedeuten. I« ftr«ng«r
die Auswahl ist, desto eindringlicher spricht
jedes einzelne zum L«s«r, und desto näher
kommt er dem Dichter. Deshalb ist die Samm«
lung von fünfzig Goetheschen Gedichten, die
die deutsch« Dichtergedächtnisstiftung veran«
staltet hat, «in so glücklicher Gedanke, der Aach«
ahmung im weitesten Sinne verdiente, jeden«
falls mehr als die übrigen Blütenlesen, in
denen hundert und mehr Dichter zusammen«
gerafft, und mit zwei oder drei Proben unzu«
länglich vertreten, weder den Dichtern gerecht
werden, noch den Lesern.

Emmi) Destinn: Nahe!

^t!^el. Drama eines jungen tzerzens.

Von Emmy Destinn.

Vierte Szene.

Anna, Nichard Pewny <e,n g>!m«n« »»»lehnber,
e!n!»ch« N»n»> ,

Anna: N'abend! Da wären wir schon.

"Richard Pewny ,<,luh>): Guten Abend.

Nahel: Es ist ja noch nicht halb sieben.

Anna: Noch nicht ganz. Doch wir wollten
uns noch ans ein Stündchen irgendwohin setzen,
vielleicht zu

Georg: Ich fühle mich heut« gar nicht wohl,
habe großen Kopfschmerz, würde es also vor»
ziehen, hierzubleiben.

Anna <mü einem Will »ul R»hel!' hier wild doch
gleich geschlossen!

Nahel: Erst um sieben Uhr. Tann bringt
mich Georg Helm.

Anna: Mit einem Wort: ihr habt lein«
Lust mitzukommen Ich will euch ja nicht
zwingen —aber: (de«»»«) Nahel soll nicht wieder
spät nach Haus« lommen. Ich habe sie abgeholt
und bin die erste, welch« Schelte bekommt —
Nahel, Du muht lurz nach 8 Uhr zu Hause sein.

Georg: Ich verspreche es Ihnen.

Nahel: Wo geht ihr hin?

Nichard Pewny: Wir wollten zum Bei.
veder« herauf, wenn ihr aber nicht mitkommt,
bleiben wir unten in der Stadt, irgendwo in
der Näh«. —

Anna: Wir such«n lein« Einsamkeit.

Georg: Sieh da — wie boshaft!

Anna: Ich ärgere mich, dah ihr nicht mit»
wollt. Schade, da ist's gleich lustiger.

Georg: Ich mit meinem Kopfweh würde
nicht sehr zur allgemeinen Lustigkeit beitragen.
Wir bleiben hier.

Anna: Mir ist's ja «cht —nur möcht« ich
leinen Sturm heraufbeschworen — sorgen Sie
dafür, dah Nahel zur 3«>l heimkommt. Ihre
Mutter steht es gar nicht gern, wenn st« in der
Aacht nicht da ist.

Nahel: In der «lacht I Ist denn 8 Uhr
schon Nacht? Du sprichst manchmal recht merk»
würdig.

Anna ideil!bi«!i: Verzeih« - ich wollte Dir
nur «in« Unannehmlichkeit ersparen — im übrigen:
tu«, wie Du willst!

Nahel m°,!«) - Das werde ich auch tun.

Georg <bl!chm>ch!,l,end>. Nur nicht aufgeregt —
ich gebe Ihnen mein Wort, Nahel vor 8 Uhr
abzuliefern. Sind Sie nun zufrieden?

Anna: Gewiß. Nahe! ist ein wenig leicht»
sinnig, sie denkt nicht daran, dah man ihr durch
einen Verdacht diese schönen Stunden arg ver»
derben könnte. Ihre Mutter ist sehr streng und
der Onkel auch. Also — ich Hab« Ihr V«.

sprechen. Adieu, Kinder! Ich lornm« morgen vormittag hinauf.

Nahel <n«chl Ann» bl« Hond»: Adieu, Du M«.
ralistin. —

Anna: Auch gut. Vesser vorher predigen, als nachher bedauern.

NichardPewny lz«!,! den Hm,- Guten Abend, Adieu, Nahel.

Nahel: Auf Wiedersehn!

Georg: Guten Tag, Fräulein Anna, Adieu.

(Fluchtiger Oiuß zu Pewnn, Ann», Mch«d Pen«, geh«»»)

Fünfte Szene.

Nahel: Nun sind wir sie los.

Georg: Schade, dah wir nicht noch läng« bleiben können. Jetzt wird es am schönsten — bi« hitz« hat nachg«lassen, die Luft ist so lau

— — dies« Ab«nd« hier sind wahrhaft «in Märchen — fo — mit Dir.

Nahel: Gehn wir dann später zur Moldau herunter? Wie vorgestern? 2s ist so herrNch — namentlich, wenn die Dämmerung kommt dann kann man nahe aneinander gelehnt di« Sterne betrachten wie sich ihr Schein t»

Wasser spiegelt — —

Georg (pi°««ch »n!!chi»N«n>: heute g«h«n wir durch di« Stadt — Du sollst mich nach Hans« bringen

Nahel: Wir müssen dann etwas früher aufbrechen, es ist ein weiter Weg — und Ich muh zur 3«lt zurück sein ...

Georg: Um sieben Uhr gehn wir von hi«r fort, dann bist Du um V28 vor meinein ha»s« und um acht Uhr bei Dir zurück. — Ich muh noch etwas studieren, übermorgen ist di« erste Prob« von,K«an" und ich bin vollkommen »n» vorbereitet — habe die Nolle seit einer Cwlgleil nicht wieder gespielt.

Nahel: Schade, dah wir so bald scheiden müssen. Am liebsten bliebe ich stets bei Dir — auch jetzt — am Abend.

Georg: Es geht eben nicht, das ist das Dumme dabei.

Nahel: Ich Hab« gehofft, dah Mutter und lacki übermorgen «inen kleinen Ausflug machen — Mutter fährt auch wirklich auf ein«» Tag fort — — aber der Vnkel bleibt zu Haufe.

Georg: Siehst Du! Der will aufpassen. E< ist furchtbar. Nie kann man ganz allein und ungestört sein! hier ist es bi« Anna oder ihr Herr Bräutigam — dort der l)nl«l oder weih Gott sonst wer. Und doch quält mich stets der Gedanke, Dich In mein« Arm« schließen z» können ... fest, fest — so nah« — ganz nah«

e» «

703

Emmy Destinn: Nahel

Bahel ««««««»>, !llm>l,,: 0H, Georg... Wenn

Du mich so ansiehst, wenn Du so sprichst —

fühl« ich es in meinem inn«rst«n Herzen

Liebst Du mich auch so ties, wie ich Dich?

Georg: Wie soll ich es Dir sagen? Di«

Sprach« r«icht hi«r nicht aus. — — 2s gibt

Dinge, die man nicht sagen kann, sie wollen

empfundener werden. — — 2s gibt Gedanken,

welch« tief in der menschlichen Seele verborgen

sind, tiefer als hier die toten Herzen sie

schlaf«« so still und friedlich, bis si« eines Tages

mit unsagbarer Kraft nach oben streben — den

Schädel fast zersprengen: „Dumuhl! Du muht!“

Wie soll man da noch antämpsen, wie soll man
sich nur wehren?

Nah«!: Dasselbe sagte mir mein Herz, »Is

ich Dir jenen Brief geschrieben hab« Ein«s

Tages b«griff ich, daß ich Dir angehör«, dah ich

ohn« Dich nicht l«b«n kann

G«org l»u»««ch«nd): Bahel! Sühel <« b«,wm«l

!>«> Nein, nein, das, was ich hier sagen will,

darf ich nicht — darf es niemals aussprechen.

Bahel: Was hast Du? Wieder blickst Du

so fremd, hast Du Kummer?

Georg: Nein — süheö Kind. .. Sieh mich

nur an — Dein« Augen sind so ti«s — und doch

s« s«ltsa« klar, wi« ol« tt«f«n dunlltn Wasser,

man steht den Grund — und doch ist er uner«

reichbar. . .

Bahel: Sieh — die Sonn« wird schon

röter — nun belommen die Toten auch «Inig«

Strahl«« . . . hl«r, gleich rechts ist das Grab

d«s Babbi B«zal«l Low, des großen Gelehrten

er war «In Zauberer, hast Du nie von

ihm gehört. .?

Georg l<«h! A><»tl un°«n>«nd> »„>: Nie . . . er»

zähl« . . .

Bahel: In unser« Büchern steht sein Name

mit grohen Buchstaben gedruckt, mit ewigem

2>»nl denken wir an ihn zurück. . Er war so

gut . . half den Armen und gab ihnen seinen

Bat — «r halt« den Stein der Weisen gefunden,

sa't »an, und hat die Kunst zu zaubern er»

lernt... Er schritt« «inst mit geheimen Buch»

staln d«n Bam«n Gott auf «inen Zettel und

legt« ihn seinem tönernen Diener, dem Golem

unter die Zunge ... da lebt« diese Steinfigur

auf und tat, was er ihr befohlen hatte ... bis

er eines Tages, Schabbes wars, in den Tempel

— hi«l brauh«n — ging und v«rgah, dem Golem

den Z«tt«l aus d«m Mund h«rauszunehmen. —

Er las g«rad« d«n 92. Psalm, da kamen

sein« L«ut« h«r«ing«s«ürmt, der Golem sei toll

geworben, er zerschlug« alles in b«r Wohnung ...

Sofort eilt« der Babbi, trotz des Verbotes, nach

angefangene« Abendgottesdienst nichts mehr zu

unttrnehmen, nach Haus« und nahm dem Golem

den Zettel »us dem Mund, worauf dieser sofort leblos zur Erde siel. Dann lehrt« d«r Rabbi w«d«r zum T«mp«l hin und las d«n begonnenen Psalm noch einmal seit der Zeit wird der 92. Psalm stets zweimal gelesen.

Georg: Sühes Mädchen! hat Dir der Vnel diese Geschichte erzählt?

Bah«l: Ja. Und noch viele ander« dies« ist ab«r di« schönst«.

Georg: hat d«nn der Rabbi wirtlich ver» gessen, dem tönernen Diener den Zettel aus dem Mund zu nehmen?

Bahel: Ja. Er tat es sonst jeden Sonn» abend vor dem Gottesdienst — damals hat er aber wohl vergessen. Da ist der Golem toll geworden, denn Gott befiehlt ja sechs Tage Arbeit und einen Tag Buhe.

Georg: Ein« schön« Sag«! Schab«, dah di«s« Erzählungen nicht wahr sind!

Bahel: Unser« Bücher schwören, dah alles das geschehen ist. Der Babbi hat alles ver» standen, warum sollte er sein« Kunst nicht aus» nützen?

Georg: Könnte ich auch zaubern!

Bahel: Was würdest Du da beginnen?

Georg: Uns beide sortzaubern — in ein fernes, herrliches Land. In das Land der Lieb«

Bahel: Dieses Land ist überall und nirgends.

Wir können es uns schaffen —

Georg: Aber ich m«in« «in Paradies, aus dem man nicht vertrieben wird!

Bahel: Gibt es denn so etwas?

Georg: Freilich, mein süher, Weiher Engel! Ein Paradies, in welchem man nur di« Augen zu schlichen braucht und — nicht mehr zu er» wachen ... dann ist unsere Seele einfach dort geblieben

Bahel: Jetzt erzählst Du wieder Märchen —

Georg: Schade, dah ich den alten Babbi Low nicht erwecken lann ... er mühte mir seine Kunst beibringen!

Bahel: Bach einem nahezu dreihundert» jährigen Schlaf würde ihm das Aufstehen wohl schwer fallen ... Lah ihn ruhn ... Er hat dies« letzt« Buh« verdient! Zu seinen Lebzeiten war «r oft b«i d«m grohen Kaiser Budols II. zu Gast«. Einmal wünschte der Kaiser die Urväter Abraham, Isaal, Ialob und di« Söhn« Ialobs zu sehen Der Babbi folgt« nur ungern, wagte aber dem Kaiser gegenüber nicht zu widersprechen und führt« schließlich di« ganze Gesellschaft in «inen entlegenen Saal der Burg, hier stellt« «r sich in «in« Fensternische und bat di« B«r» sammlung, dah niemand lach«, w«nn di« gl» heiligten Gestalten der Patriarchen vorüberziehen. Plötzlich verschwand der Babbi in dichtem Bebet, und lurz darauf sah man eine hohe Gestalt »in«s würdigen Greises aus de« Beb«! auftauchen. Er war in «in faltenreiches Gewand gelleidet und hell erleuchtet, schwebt« so einen Augenblick

Emmy Destinn: Nahe!

vor d«n Versammelten und zerstoß wieder zu
Nebel. Das war die Gestalt Abrahams. Dann
erschien Isaal, dann Ialob und dessen Söhne:

Nuben, Simeon, Lewl, Juda, Dan, Gab, Asser,

Isaschar, Sebulon, Joseph, Benjamin —

Georg: Wie gut Du ihre Namen weiht —

Nahel: Spöttle nicht laß mich weiter

erzählen nun: all« zogen also vorbei —

und plötzlich tauchte aus dem Nebel auch

Naphtali, der häßlichste unter ihnen, «in rot»

haariger, kleiner Mensch, welcher eilig vorüber»

jagte, »Is wollte er seine Brüder einholen

bei diesem Anblick lonnt« sich der Kaiser nicht

des Lachens enthalten. Da verschwand die Wolle

und Schreckensrufe ertönten im Saal. Die hohe

gemalt« Zimmerdecke wanlt« und senkte sich

immer tiefer und tiefer. Die Höfling« wollten

fliehen, doch leiner lonnt« sich von f«in«m Platz«

bewegen. Da rief der Kaiser dem Nabbi zu, er

solle doch die feindlichen Wächte beschwichtigen.

Der Nabbi trat aus der Nische heraus, breitete

die Hände aus und sagt« «in«n Spruch. Noch

ehe er zu Ende gesprochen, blieb dl« Deck« stehen

und senll« sich nicht tiefer Der Kaifer und dl«

höjling« atmeten auf, als sie den Saal verlassen,

dessen Decke nie mehr in ihre frühere Lage zurück»

lehrt«. Der Kaiser betrat nl« mehr dieses

Gemach und ehrt« den Nabbi nachher so hoch

wie vorher.

Georg: Ein unheimlicher Mann, dieser

«Rabbi!

Nohel: hunderte von solchen Beispielen

lönnt« ich Dir erzählen

Georg: Weiht Du sie all« von Deinem

Onel?

Nahel: Von wem sonst? Ich war stet«

mensch«nsch«u, dem l)nl«l aber muht« ich ver»

trauen. Er spricht genau wie dl« alten Bücher,

Georg: Wie herrlich ist es, «in« solche

Phantasie zu besitzen! Freilich, in dieser Stadt

wachsen ja ganz andere Mensche» auf — jeder

Winel, jedes Haus spricht da von alten, un»

heimlichen Geschichten

Nahel: Die meisten Sagen sind auf der

Kleinfelte zu Haus«. Du weiht schon

Georg: Ja — da l«nne ich «in«n alten

W«g «r führt vom Hungerturm herab —

— «in« ll«ln« Anhöhe — von dort lann man

die ganz« Stadt zu fein«« Füh«n li«g«n fehen ...

Dort lühte ich Dich zum erstenmal so

lani und so süh —

Nahel: An diesen Abend dachte ich oft

schon zurück. — Es war ein« Stille in der Luft,

so merkwürdig feierlich war alles um uns her...

Du hieltest mich so fest an Dich gepreht — Dein

Mund berührt« den meine« — mir schwanden

säst die Sinne

Georg <!«!< «r!ch>t!ll>: Nahel! (st»mm«in») mein
(Zott — mein Gott.. -

Nahel: hörst Du es nicht gern?

Georg: Ach Kind! Süh«« Lieb! Ewiz
könn« ich da lausch«« Dein« Erzähl«!,-
ist ein herrlicher Irrgarten — noch stehe iü
zagend vor dem Eingang — ich rnocht« »an»
nicht d«n l«tzten N«st m«in«s Verstand«« »er.
li«r«n!

Nahel: Ich verstehe nicht ganz —

Georg: Mir selbst möchte ich tren bleiben!
hexe, süh« hexe! mochte mich nicht von DI» n«"»
stricken lassen — möchte nicht von meinen» Pfa>
weichen und doch — — Mein schön«
Mädchen — «in jeder Mann ist «in Schuft -
Nah«l: OH, G«»rg!

Georg: Ich wuht« nie, dah ««l» einfache
Nam« fo füh klingen kann! Sag ihn «och ein»
mal —

Nahel: Georg! Süher Georg ...

Georg: Wie Ichön Du bist! So, indem
rote» Licht, mit Deinem stolzen Profil »nd
Deinen traumtiefen Augen .., Du — Sommer,
nachtstraum meiner scheidenden Jugend! A«in.
bei Dir, mit Dir bin ich jung, wie «in fr»h«
Student! trotz meiner weihen haar« —

Nah«l: Nun — so grau bist Du doch »och
nlcht! G«h, warum willst Du Dein Alt« mit
Macht erzwingen?

Georg: Ja — ja! Erzwingen .. . da« Ningl
sehr nett.

Nahel: Mir ist's ja gleich, wie alt Du bist.
— Für mich bist Du der Schönste, Jüngst«.

Liebenswerteste

Georg: So ist's »«cht, mein süßes Mädchen'
Lieben sollst Du mich! sehr! mich dürstet's na5
Deiner Liebe mein Verlangen kannst Du
niemals stillen ... Wie schnell ist doch di«s«
Li«b« entbrannt, wie hat ste mich gepackt
immer Du und wieder Du! Dein« Augen gehen
mit mir — Deine Jugend ^ Dein« Schönhei:
der Klang Deiner Stimm« verläßt mich «ich!!
Was soll ich tun? wi« soll ich «ntlo«n»«n?

Nah«l: Lntlommen? Warum? «« «»z
wohl so s«ln, dah wir beide uns gefunden haben'
Menfchen, welch« zusamm«ng«hor«n, finden siü
immer! Täglich danl« ich Gott für dies« <bnod«...
Was wäre mein Leben ohne Dich? Und sollte
«« unser Geschick auch wollen, bah Dn nlch
spater verläßt — ewig bleibe ich Dir für di«s«
schöne Zeit banlbar!

G«org: Du beschämst mich! was Hab« ich
denn getan? Ich bin ja selig, w«n« ich i,
D«ln«r Näh« weilen kann. Du bist die Gebende
und ich der Empfangend«: Glaubst Du den»
nicht, dah geben seliger ist denn nehmen?

Nahel: Wir beide geben und beide nehmen
Ach, wenn ich Dir nur meln ganzes herz»
blut schenlen lönnitel Wie glücklich war« ich
da

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 705

Georg: Alle« geben — ja — alles....

und ich soll nicht der Empfangende sein! Das ist entsetzlich. Nein, was fasle ich da: ich soll nicht — ich muh ja, dieses Verlangen tötet mich fast — Nabel, Sühe — hast Du Dich auch nicht belogen? ist es auch so, wie Du sagtest: will Dein herz nur mich? Keinen andern? Hast Du leinen Gedanken, der Dich von mir weist? Möchlest Du Dich nur mir geben?!

Nabel <M, »l« »efiimm«): Du bist mein« erst« Lieb« — und Du sollst die letzt« bleiben. — Wenn ich Dich ansehe, vergesse ich die ganze Welt, nur Dein« Augen brennen, wie zwei Sonnen. — Ich fühle, wie sich mein herz weitert und ich find« Worte, di« mir früher fremd waren. — Ist es Liebe? Dieses zitternd«, weiche, tief« Ge» fühl - ist es das Gesühl der Lieb«? Sag es mir — -

Georg- Ja, es ist Liebe, es ist der holdeste, süheste Veginn einer leimenden Sehnsucht Willst Du sie ersticken? oder willst Du sie zur duftenden Blüte erblühen lassen?

Aahel: Mein« Seele gehört Dir —l Ve»

fehlen sollst Du! Ich gehorch« blind

Georg: Nicht befehlen— bitten will ich ...

Veten zu Gott, dah er uns dies Glück, dies Gefühl erhalte! Was lannst Du wissen. Tu kleines Mädchen? Mein Sehnen reiht die letzten Dämm« «in — frei strömt mein Wünschen auf Dich über! Aber nicht erzwungen follst Du ge» währen — frei, aus eigener Wahl follst Du be» glücken!

Aah«l <!mm« »euli««): O Georg! Georg!

Georg: Sieh, «in Wort genügt und der tobende Sturm «rfahrt uns beide! Wohin ver» schlägt er uns? fragst Du es? oder fall ich es fragen? In Deinen Armen will ich di« Augen schlichen — und — lob«, Tu rasender Vrlan! Trag uns fort —weit —weit! Wenn nur Dein herz »uf meinem herzen pocht und Dein Wund auf dem meinen ruht! Lah die Welt hinter uns verslnen! Aus den Gluten unserer Seelen schaffen wir uns «in« n«uel Ab«r li«be mich, lieb« mich! Gieb mir all«« all««!

Nahe! «wer,,»,,: Ich gehöre Dir — Vir — für ewig!

Georg: Ja für ewig! Dein Bild lebt ewig in meinem Herzen, Du bist so schön, Du bis« gut, ich weih es, tonntest Tu «inen Durstenden schmachten lassen? Ich fand Dich, Du erfehnte Quell«! Alles, was feit Jahren auf dem tiefsten Grund meiner Seele ruhte, was ich längst für tot und vergessen hielt, all« Bilder aus alten, fernen Zeiten drängen sich neu vor mein Auge! Du wecktest meine fern« Jugend auf! S«i nun batmh«rzlg l Gled, was mein Sehnen verlangt — Du muht es! Du muht es! Sieh, wie meln herz pocht —> jeder Aerv, jeder Bluts» tropfen schreit nach Dir — l

Aahel c»«rw>r«, «»«im««!,,): Ich lieb« Dich!

Ich liebe Dich!

Georg «um,»»«! fie>! Mein Liebt Mein sühes
herz! Bin ich Deiner Werl? Doch — ich tonn
nicht anders! Dies Gefühl ist stärker als mein
Verstand. . . . Mein ganzer Widerstand schmilzt
vor diesem Machtwort: Wonne! Mich wehren?

Wie? Wie? Ich verlier« ja den Verstand

Sag', dah Tu mir folgst — sag', sag' es. . . .

Bahel <>»Mln!°«i Ich hin Dein I

Georg: Du lommst mit mir? zu mir?

I), Süß«! Sühe! <»»»,»!»,,, heut« — letzt — oh!

Du lommst — — nicht wahr? Du lommst?

Aahel: Ja ich geh« mit Dir — I

G«org: Fort von hier! Lassen wir dl«

Toten ruhen! Unser ist das Leben! Das volle
frische, jauchzende Leben — es umfängt uns mit
seinen Armen — und wir wehren uns nicht
wir können uns nicht sträuben <«IM N»l»l

Aah«l(i«!«i: Georg — Süher, Liebster

Georg: Da — fühlst Du! wie es uns um»

strickt? Mit unsichtbaren und doch so fest.n

Schlingen — das heiße, seh nende Leben? Fühlst

Du, wie mein herz pocht? <ls will zu dem

Deinen—! enger, fester sollen sich meln« Arm«

um Dich ranten.... unzertrennbar! festgt»

schmiedet — in «in«s verflochten — eines!

eines . . . Begreifst Du den ewigen Dichter!

Ihn, dessen Wort« Du aus meinem Mund gehört?

»Sich hinzugeben ganz und ein« Wonne

zu fühlen, die ewig fein muh!

Ewig! IhrCnde würde Verzweiflung sein

Aein, lein Gnd«! Kein Ende!

<«l umlail N»h«l und I,,ß! s« I«f! »»< d«n Mund >

Aahel <«>»lchl!»N«>i: Kein Gndel O Georg

°(Schluh"folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenbelg.

29.

DI« Aerzt« sagen, meine Krankheit ist Blutvergiftung, das schreitet langsam fort, braucht
ein halbes Jahr. Aengstige Dich deswegen nicht, der Tod ist meln guter Gesell, dem ich all
diese Jahre ins Auge gesehn habe, den ich liebe und verstehe.

Ich habe wieder eine Erbschaft gemacht, und die Vase hat auch ihren Topf voll
bekommen. Das gibt einen guten Sparstrumpf bei der Jus jetzt! Sie sperrt ihn weit auf,

706 Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

um meins noch hineinzusacken. Ich vergeude und lasse alles vergeudet werden. Nur die Hunde sollen nicht darben, die werden fett und faul. Schreib mir dock, wie Deine Leute über überseeische Elektrizitätsattien denken? Sie standen, als ich sie laufte, auf 88 und sind auf 52 gefallen. Du bekommst ja zuweilen Tips.

hast Du keine Lust, meinen echten Corot zu kaufen? Ich war' ihn gerne los, e? hängt mir im Weg, aber unter zwölftausend tat Ich's nicht. Such mir einen Käufer, Du! Ich bin zu faul dazu und zu schüchtern.

Du bist ganz tüchtig und stramm und immer auf dem Posten. Ich möchte wl« V» sein. Oder wie Friedrich Schiller. Nun, so muß ich auch verbraucht »erden, esse und schlafe noch, und das Bier schmeckt mir leidlich. Sogar einen Bauch setze ich letzthin an. Ist das nicht schrecklich, Dianina?

Du findest mich bürgerlich und schwerfällig. Das ist mein Plebejerblut.

Einmal bildete ich mir ein, ich sei ein Königssohn.

Ja nun, was tue ich nun? Ich baue mir wieder ein Haus und sehe den Kursstand nach, saufe und taue. Kälte und Wind kann ich garnicht mehr vertragen, Hab Nheumatismu«, Bauchkneipen und Gesichtsrelhen.

Vielen Dank für treue Freundschaft betreffs der Aktien und des Eorotl Ich glaube gern, daß sie nicht zwölftausend Mark geben wollen. Versuche sie für mich durchzusetzen. Meines, Kluges! Dein Freund braucht Geld, viel Geld! Er ist ein Verschwender und ein Schlemmer. Im Hause geht alles drunter und drüber, es ist eine versaute Wirtschaft. Wenn nichts mehr da ist, wird Neues eingekauft. Die Jus zankte neulich, daß das ganze Silber» zeug gestohlen sei. Sie jagte die Wirtschafterin weg, und eine neue kommt, die wieder stiehlt und in die Tasche stopft. Jede einzelne ist auch verliebt, hofft, man heiratet sie doch zuletzt, wenn sie auch noch so feist und garstig ist, heiraten ist immer die geistige Verblödung, die nach fünfzig unweigerlich eintritt. Auf den Leichnam warten die Hyänen.

Also wenn Du klug wärst, hättest Du mich einfach geheiratet, damals vor vier Jahren, Und wärst ein Korporal geworden und hättest Geld gestrichen und auf die Kante getragen. So macht man's. Du bist zu sehr ein Kavalier. Pas bezahlt sich niemals.

Die hier sind die schmutzigsten, geizigsten Gauner, die es gibt, unter ihrer Spießbürger» behaglichkeit und dem Wohlanstand. Was sie heimlich abwürgen an Feinheit, an Verstand, an wirtlichem blutigen Leben sogar, das zählt nicht! So eine Familie find Tiere in einen Stall gesperrt, die sich auffressen. Aber man hört's nicht, und niemand wußte ja genau, wieviel drinnen waren, im Koben.

Wohl ist mir nur draußen, auf der höhe und im Wald. Da lieg ich unter den Bäumen, gucke in den blauen Himmel. Und schäme mich. Ihretwegen schäme ich mich — 's ist auch schon eine Gewohnheit, aber eine liebe noch.

Es freut mich, daß die andern mich für fo dumm halten, weil ich sie dadurch in ihr» eingebildeten Schläue so vollkommen durchschaue, alle Fäden sehe, an denen sie zappeln. Die Base will an den Nil. Ima^ne-Wi! Die Pyramiden werden Augen machen, wann's die schauen! Sie bildet sich neuerdings.

Ich bin gräßlich ungebildet, ein Bauer, — Also gehn Sie zu Hof, seien Sie Salonzierd«! Ich bin Ihnen doch gut, Hab einen neuen Schnupfen wieder und zwei Dackerln. Nur die Hunde liebe ich eigentlich noch, sie sind auch besser wie wir und tausendmal anständiger, Klon Qieu! Wie sagt Friedlich Schiller doch: .Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.'

Großer Friedrich! Und großes Kleines! (Fortsetzung folgt.)

A. L.: Mehr Schmutz für den Vahnhofsbuchhandel 70?

Mehr Schmutz für den Vahnhofsbuchhandel.

„Silpe“ hat gelehrt, daß ein schlechte «inder» ftub« durch ein Begräbnis erster «lasse wert zu machen ist Nach August Scher! dagegen muß man erst im Schmutze untertauchen, um die Wonnen der Neinlichkeit zu empfinden, muß man, um zu Goethe zu gelangen, bei Ewald August König und Nougou beginnen. Und zweifelsohne ist die Scherlsche Lehrmethode die rechnungs» mähig richtig«.

Auf tieferem Niveau steht die neueste «Be» scheidung, die wir der Darmv«rstim.i»ung des ersten besten Abgeordneten zu danken haben, der auf einer Eisenbahnfahrt von Wittenberg« nach Berlin d« welterschütternd« Entdeckung machte, daß zwei Kulturblätter wie »Die Post“ und „Kreuz.Zeitl.ng“, die nach seiner Ansicht jedem weisenden gratis in« Abteil verabreicht werden mühten, in zwei Bahnhofsbuchhandlungen nicht zu erhalten waren.

Und diese, den preuhischen Staat in seinen Grundfesten erschütternde Entdeckung hat den Antrag im Abgeordnetenhaus zur Folge gehabt, nach dem die Verpachtung des Bahnhofsbuch» Handels höchstens auf drei Jah>« zu geschehen und nach rechtzeitiger Bekanntmachung des Ver» Pachtungstermins öffentlich an den Meistbieten» den zu erfolgen hat. D« Weisheit der lonser» vativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat sich dem Geist« dieses Antrages nicht verschließen tonnen, und er wurde gegen die Stimmen der Freisinnigen und Nationalliberalen zum Beschluß erhoben; und er wird Gesetz werden, wenn die Negierung ihn sanktioniert.

Ist's nicht ein Freude, zu seh«n, wie der Eisenbahnbuchhan»el in den letzten Jahren fori» schrotender, ruhiger Entwicklung neben dem ge» schäftl. >e» Gesichtspunkt« b«n literarischen immer m«hr berücksichtigt, die Schundliteratur immer weiter i» den Hintergrund rückt und einer Lektüre Platz macht, die für der» Geldbeutel des Bahn» hofsbuchhändlers weniger ersprießlich ist, als für den Geist, 'nd Geschmack des Lesend«n. Die Verdienste, die sich Still« — Vater wie Sohn — hier erworben hat und die dadurch, daß sie bei dem gesamten Vahnhofsbuchhandel Nach, «ehmung fanden, den Eisenbahnbuchhandel gerade» zu zu einem Kulturfaktor machten, werden von der Mehrheit der preuhischen Abgeordneten nicht anerkannt. Was kümmern sie Geschmack und Bildung des Publikums! Erst wenn ihr« Partei, blätter an hervorragender Stelle j«dem N«ls«nb«n sich aufdrängen, hat für sie der Eisenbahnbuch» Handel den Beweis seiner Existenzberechtigung erbracht. Der Eisenbahnbuchhändler besitzt ein« feste Kundschaft im Sinne des Sortimenters. Somit ist ein« gewisse Unsicherheit und Unruhe in seinem Betriebe unvermeidlich. Nur die Gewißheit, auf eine lang« N«ih« von Jahren

hinaus nicht von seinem Platz« verdrängt zu werden, ermöglicht es ihm, neben den Erscheinungen des Tages auch Bücher von literarischer Qualität zu halten, die, wenn nicht heute dann später einmal ihren Abnehmer finden. Das Prinzip des höchsten Gebots wird zur Folge haben, daß der Bahnhofsbuchhandl aus den Händen der soliden Firmen in die raffinierten Nechener gerät, die ohne Liebe für ihren verantwortungsvollen Posten nur das eine Ziel verfolgen werden: aus dem hohen Absatz schlechter Bücher die Höhe Pacht herauszuwirtschaften. Und die glücklich überwunden« Zeit wird wiederkehren, wo nur Schundliteratur in Gestalt von Detektivromanen und im besten Falle die Bibliothek Scherl! (denn wer könnte ihn überbieten?) auf den Bahnhöfen zu haben sind.

Die Gefolgschaft, welche August Scherl vom beutischen Volk für die in der Welt« Nichte von Ewald August König zu Goethe« sordert, wird, wenn die Negierung seinen Einflüssen unterliegt, nun einfach erzwingen können.

Daß Abgeordnete über das Ding« reden, die sie nicht verstehen, ist nichts Außergewöhnliches. Was in diesem Falle aber an Unmöglichem geleistet wurde, verdiente tatsächlich einmal niedriger gehängt zu werden. Zunächst war es Pflicht des Abgeordneten Brühl — so heißt dieser seinsinnig« —, sich zu informieren, bevor er seiner Empörung in Form eines Antrages Luft macht«. Denn schließlich erhebt sich da« preußisch« Abgeordnetenhaus schon dadurch über das Niveau, eines akademischen Distinktionsklub«,

I. Diot: Karlsruhe

daß die hier gefaßten Beschlüsse Gefahr laufen, vom Herrenhaus und von der Krone akzeptiert und fo Gesetz zu werden.

Also sollt« man sich überlegen, was man spricht.

Nach dem Abgeordneten Brütt gehören zum Betrieb« eines Bahnhofsbuchhandels: «in Tisch, ein Stuhl, «in Bücherbord. Daß auf dem Tifch etwas liegen, auf dem Stuhl etwas sitzen, auf den» Bücherbord etwas stehen muh, damit selbst der lonservatlvest« Abgeordnet« mit Tisch, Stuhl und Bücherbord einen einigermaßen verstand» lichen Begriff verbind«« kann, vergißt er. Und er vergißt vor allem, sich zu informieren, welche ungeheuren Kapitalien fowohl in den Anlagen wie in den Vücherlagern der Berliner, Frankfurter und Kölner Glsenbahnbuchhändler investiert sind. Gr wundert sich, bah Köln und Frankfurt verhältnismäßig höhere Pacht bringen als Verlin; denn er hielt es, bevor er fein« Bede hielt, nicht für notwendig, sich davon zu über» zeugen, daß bei der Zersplitterung des <lisen» bahnbuchhandel« in Berlin die Unkosten gewaltig höher« als in Köln und Frankfurt sind, und daß — was fr«lllich nitmals In den Kopf di«s«s Idealist«« gthen wird — Herr Still« in Verlin an viel«« St«ll«n Buchhandlung«« ousschlietzlick im Interesse d«s «isenden Publikums unterhält, ohne den leisesten Nutzen daraus zu ziehe». Lr setzt zu und wird weiter zusetzen, wenn nicht der geniale Antrag des Abgeordnete« Brütt Gesetz werden sollte.

Auch weih der Abgeordnet« Brüll nicht (u»i sollt««s doch wissen schon, um die übrig«nAbg«ort» neten zu unterrichten, die leichtgläubig seine» Worten folgten), daß der Flstus tatsächlich genau die Einnahmen der Eisenbahnbuchhändl« lonirollert und sich ausdrücklich das Recht, die Pachtsumm« zu erhöhen, vorbehält. Es fragt sich nur, was eigentlich von all den Argumenten, die der Abgeordnet« Brütt vorbracht«, übrig bleibt, um feinen Antrag zu rechtfertigen.

AN dl« übrig«« Unrichtigkeiten hat die Presse, am sichersten wohl die »Täglich« Rundschau' i» ihr«m vorzüglichen Artikel vom 17. Mai, fest» g«nag«lt, hat gezeigt, daß hier wieder einmal bei preußisch konservative Abgeordnet« — aHnungs» los und völlig außerstande, die Tragw«it« seiner Entschließungen zu übersehen — wo es sich n» bilbungssörbernde Hinrichtungen handelt, in der Welt hIntanmarschiert. ^- I- Karlsruhe.

Schoß der hau die Schwiegermutter durch Korsett und Unterfuiter?

Schoß er oder schoß er nicht? —

Dieses fragt sich das Gericht.

Schmälernten zwei Redakteure

Fräulein Olgas Frauenehre?
Oder taten sie es nicht? —
fragt sich gleichfalls das Gericht.
Und man wälzt an vielen Tagen
hin und her die beiden Fragen.
Unzufrieden war Herr Dietz
nämlich mit der Vorjustiz.
Ob er sie mit Recht bekrittelt,
hat man leider nicht ermittelt,
doch erkannte man zu Recht:
Fräulein Olga sei nicht schlecht.
Denn es ward ans Licht gefördert,
daß sie erstens nicht gemordert,
zweitens keinen Weineid schwor:
Fräulein Olga Molitor^
Der Herr Herzog muß es büßen.
Ihr die Unschuld zu versüßen,
kommt ein Jahr er ins Verließ.
Herr von Pannwitz wünschte dies.
Manche Schmähung durch die Presse
fördert wohl noch mehr Prozesse.
Olgas Frauenehre wird
mit Gefängnis repariert.
Könnt man doch in den Verfahren
erst mit Sicherheit erfahren:
Wer erschoss die alte Frau?
Oder war es doch Karl hau?!

I. Diot.
V<r>n>>>rU!chfür den p>UM<h<n T<ll - <or! <chn!<l<r, >ch>>r><n>>rf, Spandau<>?>>.<; für b<n
<>rsenlrU: <rn>o <>ch-orl>,
V<rl!n c,, htM<<<<>>f!str. <l, für alle< ander<! DI <rwr !>ant><b<r><. V<rl<n V. 0, L<nnt>r<>z< 3; für
Oest<rr<tch.ling>r> -
Nobel Flftl, Me> I, — <M>rgen.<<r!ag, <erlin V, 35, eteglitzerfl>. l>. — »lptdirlm, für 0<8err<l>>U><>rn
K< I <as<!
uormal< <law<!<, Wlr><l, <!<n !, >r>d<n 28,l>>ie alle übrigen gelungloerlchleiz< nnd <uchhandlungen.
— Druck ,>>
<a> > >>rl<d> ». ». y., <erlin V. 57. <21>>>>. ><.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Richard Strauh/Georg Brandes/Richard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von Tzofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von Aermann Vahr / vtto guli« Vier»«»»
Wilhelm Völsch« / Georg Vrande« / gug« von Bofmannsthal / Karl gentsch
Ällchard «Muther/ Felix Galten/ Karl Schnitzle,/ Werner Sombart/ FranlWedetInd
Nummer 23/2^

Abonnement vierteljährlich 8 Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.

5. Juni 1908

Vismarckiana.

Achtzehn Jahre waren in den Tagen, da vom Aequator die Sonne sich
zum Wendekreis des Krebses wandte, seit ein jugendlicher Wille den Mann in den
Sachsenwald trieb, der um die zersplitterten Stämme der Deutschen den Ring schweißte,
der seit einem Menschenalter nun sie zur Einheit verbindet. Zehn bald, seit er, der
wie kaum ein Zweiter unser war, die Augen für immer von unserm Thun und Treiben
wandte. Starb und doch lebendig blieb. Selbst seine Gegner zur Anerkennung seines
Riesenwuchses zwang und, heute mehr noch als früher, zwingt. An dem wir uns
alle zu politischem Urtheil erziehen, an ihm uns, wie die Söhne des Sonnenlandes
sich an ihrem I^uji-no-xama, im unruhvollen Wechsel der Tage orientiren. Keine
Frage politischen Lebens giebt's, der ohne seine stille oder ausgesprochene Mitwirkung
die Antwort gesucht würde, keine Diskussion, an der er nicht als unsichtbarer und
deutlich doch spürbarer Debatter Theil hätte. Der Landedelmann ist uns längst zum
Führer, der Deichhauptmann zum Herzog geworden, und der Feind selbst wehrt ihm
den Titel eines ^a^izter Qermamae nicht mehr. Und nur nützlich, scheint mir,
kann es wirken, von Zeit zu Zeit aus dem Vermächtnis des Großen ein paar Bruch»
stücke zu geben, die von den Dingen sprechen, die die Stunde bedrücken.

Zur Finanzmlsöre. Am 21. Mai 1869 im Norddeutschen Reichstag: „Es ist
das natürliche Ziel, welches ein jeder als das seinige anerkennt, die Steuern so
einzurichten, daß dieselbe Summe mit dem geringsten Druck für die Steuer»
Pflichtigen aufgebracht wird. Es fragt sich nur: welche Steuern sind dies? Es sind
im ganzen, wenigstens für die unvermögenden Volkstlassen, nicht die direkten
Steuern. Die direkten Steuern, die mit einer gewissen eckigen Brutalität auf dem
Pflichtigen lasten, mag er Vermögen haben oder nicht, rechne ich nicht zu den leichten.
Ich kann auch nicht dazu rechnen die auf den ersten Lebensbedürfnissen ruhenden,
auf Brot und Salz. Die gegebenen Grundlagen einer Steuer in dem heutigen
civilisirten Staate sind meines Trachtens diejenigen Genüsse, die massenhaft genug
verbraucht werden, um einen finanziellen Ertrag zu geben, der sich über den Ertrag
der sogenannten reinen Luxussteuern erhebt, die so wenige Steuerobjekte haben, daß

sie kaum die Aufsichtslosen lohnen, sondern es sind die massenhaft verbrauchten — Lurusgegenstände mag ich sie nicht nennen, aber doch Genuhmittel, als da ist: Bier. Branntwein, Wein, Tabak, Thee, Kaffee; es mag mir der eine oder der ander« Gegenstand augenblicklich noch entfallen sein, aber das alles sind Gegenstände, die sich einer augenblicklich einmal versagen kann, wenn ihm seine Kassenfonds dieselben nicht zugänglich machen. Es ist nicht wünschenswerth, aber es bleibt möglich, sie sich zu versagen. Viel schlimmer ist der daran, der seinen Groschen Kopfgeld nicht bezahlt, und er wird ihm abgepfändet, der die Mietssteuer nicht bezahlt, und er wird darum ausgepfändet, dem die Mahlsteuer das Brot verteuert, nicht so sehr durch die tzöhe der Steuer, als durch den Mißbrauch iu der Steigerung der Preise, für welche die Mahl» und Schlachtsteuer unter Umständen den Vorwand bietet. Der Mann kann sich nicht helfen, denn Brot muß er haben; Vier ist wünschenswerth, daß er es hat. aber wenn er es nicht hat, bleibt er wenigstens existenzfähig, wenn er es sich unter Umständen einmal versagt. Außerdem stud ja die Auflagen auf diese Gegenstände so geringfügig, daß sie sich im einzelnen Verbrauch in Pfennigbruchteile verlieren, die ganz unberechenbar sind, die vielleicht einen Vorwand zu Preissteigerung einzelner Bedürfnisse liefern, aber keinen nothwendigen Zwang in dieser «Richtung. Und in dieses System, wie es mir vorschwebt, passen nun alle diese systemlosen Steuern voll» ständig hinein, auch die Stempel» und Uuittungsteuern, die darauf berechnet sind, das Kapital da, wo es zu einer papierenen Erscheinung kommt, wo es an die Ober» fläche tritt, zu besteuern in einer wirksameren und zugleich in einer erträglicheren Weise, als es durch eine Einkommensteuer von der höhe geschehen könnte, wie sie manchem Welverbesserer vielleicht vorschwebt, der sich nicht klar macht, wie wenig reiche Leute es eigentlich giebt, und daß nur die Menge es bringt." Am 22. November 1875 im deutschen «Reichstag: »Ich glaube, man sollte von den direkten Steuern als eine Anstandssteuer die Einkommensteuer beibehalten, aber nicht als Finanzsteuer, mehr als Ehrensteuer. Dieselbe kann so ungeheuer viel nicht bringen, wenn sie nur von den wirtlich «Reichen gezahlt wird. Die indirekten — was auch theoretisch darüber gesagt werden mag — faktisch ist, daß man sie weniger fühlt. Es ist schwer zu berechnen, wie viel auf andere Bürger abgebürdet wird. Von der Klassensteuer weiß er ganz genau, was auf ihn kommt, und es ist so wunderbar, wenn man bei indirekten Steuern mit einem Mitleid, was ich mir früher einmal als heuchlerisch zu bezeichnen erlaubte, von der Pfeife des armen Mannes, von dem Licht des armen Mannes spricht und demselben armen Manne seine Lebensluft, seinen Athem besteuert — denn die direkte Steuer muß er zahlen, so lange er athmet; wenn er stirbt, ist er frei; bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannst du einen Trunk Bier unter Um» ständen entbehren? kannst du weniger rauchen? kannst du die Beleuchtung des Abends einschränken? sondern sie muß er zahlen, er mag Geld haben oder nicht, er mag der» schuldet sein oder nicht. Und was das schlimmste ist, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüter mehr als das Exequiren von Steuern wegen weniger Groschen, die für den, der sie zahlen soll, augenblicklich unerschwinglich sind; der Groschen ist gleich einer Willion für den, der ihn nicht hat und ihn nicht im Augenblick der Fälligkeit erschwingen kann, und der sich sagt, so und so viel kriegt dieser Beamte Gehalt, so und so viel geht auf unnöthig scheinende Aufgaben und ich werde hier um mein bischen Geld exiquirt. Solches Elend kommt von direkten Steuern. Ich bekenne mich unbedingt zu dem System der indirekten Steuern; ich glaube auch, daß die indirekten Steuern sich viel mehr in das Niveau, das Gleichgewicht setzen in

Karl Schnitzler: Vismarckiana 711

Bezug auf die Frage, wer sie denn eigentlich trägt, als man gewöhnlich annimmt. Wenn ich, um mich von der Sache nicht zu entfernen, der Neigung, von der Schlachtsteuer zu sprechen, widerstehe, und mich an die Vielsteuer halte, so bin ich der Meinung, daß auch der Nichtbiertrinker an dieser Vielsteuer seinen erheblichen Anteil tragen wird. Er braucht Dienstleistungen in großer Menge; nicht bloß die direkten Dienstleistungen eines Domestiken im Hause, der doch auch an das Vier gewöhnt ist und dasselbe mit in seinen Lohn verlangt, sondern Dienstleistungen, die sich die Handwerker untereinander leisten. Ich werde in dem Paar Stiefel das Vier, das der Schuhmacher zu trinken pflegt, und das zu feinen täglichen Bedürfnissen und Gewöhnheiten gehört, vergüten müssen pro rata parte. Und so könnte man die Beispiele bis ins Unendliche vervielfältigen; durch versteuertes Vrot, durch versteuertes Vier und durch versteuertes Fleisch wird eben jede der Dienstleistungen, die wir voneinander verlangen, um so viel verteuert, als nötig ist, um den Dienstleister resp. den Verfertiger des gebrauchten Objekts in die Lage zu versetzen, daß er seinen Bedürfnissen nach existieren kann. Ich glaube, daß auf diese Weise die indirekten Steuern sich von selbst vollständig ins Gleichgewicht bringen."

Zum Wahlrecht. Aus dem zweiten Bande der »Gedanken und Erinnerungen", in denen der Fürst einen Commentar zu seinen Neben giebt: »Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, im Kampfe gegen eine Uebermacht des Auslands im äußersten Nothfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Circulardepesche vom zehnten Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Aedensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen. Die Annahme des allgemeinen Wahlrechtes war eine Waffe im Kampfe gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem Kampfe derart, wenn er auf Leben und Tod geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werthe, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Maßgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes im Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zum Grunde legt, so geräth man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den »Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter ehrgeiziger Führer unter Beihilfe

»

o ° »

eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen. Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einfluß des Gebildeten, der sich stärker geltend machen würde, wenn die Wahl öffentlich wäre, wie für den preußischen Landtag. Die größere Besonnenheit der intelligenteren Klassen mag immerhin den materiellen Untergrund der Erhaltung des Besitzes haben; der andere des Strebens nach Erwerb ist nicht weniger berechtigt, aber für die Sicherheit und Fortbildung des Staates ist das Uebergewicht Derer, die den Besitz vertreten, das nützlichere. Ein Staatswesen, dessen «Regiment in den Tzönden der Begehrlichen, der novarum rerum cupiäi und der Redner liegt, welche die Fähigkeit, urtheillose Massen zu belügen, in höherem Maße als Andere besitzen, wird stets zu einer Unruhe der Entwicklung verurtheilt sein, der so gewichtige Massen, wie staatliche Gemeinwesen sind, nicht folgen tonnen, ohne in ihrem Organismus geschädigt zu werden. Schwere Massen, zu denen große Nationen in ihrem Leben und ihrer Entwicklung gehören, können sich nur mit Vorsicht bewegen, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegenlaufen, nicht geglättete Eiscnschienen haben. Jedes große staatliche Gemeinwesen, in welchem der vorsichtige und hemmende Einfluß der Besitzenden, materiellen oder intelligenten Ursprunges, verloren geht, wird immer in eine der Entwicklung der ersten französischen «Revolution ähnliche, den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit gerathen. Das begehrlche Element hat das auf die Dauer durchschlagende Uebergewicht der größeren Masse. Es ist im Interesse dieser Masse selbst zu wünschen, daß dieser Durchschlag ohne gefährliche Beschleunigung und ohne Zertrümmerung des Staatswagens erfolge. Geschieht die letztere dennoch, so wird der geschichtliche Kreislauf immer in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Diktatur, zur Gwalt Herrschaft, zum Absolutismus zurückführen, weil auch die Massen schließlich dem Ordnungsbedürfniß unterliegen, und wenn sie es 2 priori nicht erkennen, so sehen sie es in Folge mannigfaltiger Argumente aci liommem schließlich immer wieder ein und erlaufen die Ordnung von Diktatur und Caesarismus durch bereitwilliges Aufopfern auch des berechtigten und festzuhaltenden Maßes von Freiheit, das europäische staatliche Gesellschaften vertragen, ohne zu ertranken.' (Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.)

I[^]ltra cnnimia. „Graf Schuvalow hatte vollkommen «Recht, wenn er mir sagte, daß mir der Gedanke an Coalitionen böfe Träume verursache. Wir hatten gegen zwei der europäischen Großmächte siegreiche Kriege gefühlt; es kam darauf an, wenigstens einen der beiden mächtigen Gegner, die wir im Felde bekämpft hatten, der Versuchung zu entziehen, die in der Aussicht lag, im Bunde mit andern «Revanche nehmen zu tonnen. Daß Frankreich das nicht sein tonnte, lag für jeden Kenner der Geschichte auf der tzand, und wenn ein geheimer Vertrag von «Relchstadt ohne uns« Zustimmung und unser Wissen möglich war, so war auch die alte Kaunitz'sche Coalition von Frankreich, Oestreich, «Rußland nicht unmöglich, sobald die ihr entsprechenden, in Oestreich latent vorhandenen Elemente dort ans Ruder kamen. Eine Erneuerung der Kaunitz'sche« Coalition wäre für Deutschland, wenn es für sich geschlossen einig bleibt und seine Kriege geschickt geführt werden, zwar keine verzweifelte, aber doch eine sehr ernste Constellation, welche nach Möglichkeit zu verhüten Aufgabe unserer auswärtigen Politik sein muß. Wenn die geeinte österreichisch-deutsche Macht in der Festigkeit ihres Zusammenhangs und in der Einheitlichkeit ihrer Führung ebenso gesichert wäre wie die russische und französische, jede für sich bedachtet, es sind, so würde ich, auch ohne baß Italien der Dritte im Bunde wäre, den gleichzeitigen Angriff unsrer beiden großen «Rachbarreiche nicht für lebensgefährlich halten. «Wenn aber in Oestreich antideutsche

« 0

Karl Schnitzler: Vismarckiana 713

Dichtungen nationaler oder konfessioneller Natur sich stärker als bisher zeigen, wenn russische Versuchungen und Anerbietungen auf dem Gebiet der orientalischen Politik wie zur Zeit Katharinas und Josephs des Zweiten hinzutreten, wenn italienische Begehrlichkeiten Oesterreichs Besitz am Adriatischen Meere bedrohen und seine Streitkräfte in ähnlicher Weise wie zu Nadetztns Zeit in Anspruch nehmen sollten: dann würde der Kampf, dessen Möglichkeit mir vorschwebt, ungleicher sein. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem „Kampf ums Dasein“ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das ultra pc>83e nemo odli^atur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebenso wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleitet werden wird; sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Texte und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Es läßt sich daher, wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oesterreich»Angarn eine antideutsche Politik als Staatstretung erscheinen lassen, eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue ebenso wenig erwarten, wie' während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankespflicht erfolgte, die vielleicht gewichtiger war, als das Pergament eines Staatsvertrages. Wir müssen und tonnen der östreichisch°ungarischen Monarchie das Vündniß ehrlich halten; es entspricht unfern Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unsres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch complizirter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der clerilalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clauzula reduz 3>c Lwntibuz wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche Angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathfam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichre Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden tonnen, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel» und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem toujourz en veckette!" Aus dem Dreibundtapitel des politischen Testaments. Karl Schnitzler.

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck. IV.

Le 6soit 6e5 peup!« et celui cl« ra!g ne 5'»c«»l>j«>t

jamaiz zi dien enzemble que ä«nz le lilence.

Kardinal von Retz.

Unsere Politik, die innere wie die äußere, stagniert oder vibriert, hier wie dort öde Noutine, die von Zuckungen unterbrochen wird. Schwüle und Wetterleuchten. Banalität und Hysterie. Philisterei und Paroxysmen. Im Volte aber eine mürrische Verdrossenheit, eine resignierende Unlust, die nur noch die Achseln zuckt und vor offenen Kampf nichts mehr wissen will. Täglich tausendmal wird die Frage aufgeworfen, ob die „starke“ Monarchie nicht bereits abgewirtschaftet habe; nur geschieht es freilich nicht in dieser präzisen, bewußten Form, sondern auf dem Umwege bittersüßer Anerkennung anderer Nationen, wie etwa: „Ja, die Franzosen wagen sich doch noch an wirkliche Probleme!“ oder: „Die Engländer tonnen es sich leisten, den Buren die Autonomie zu gewähren und das Zweisprachensystem in Kanada zu dulden!“ Ein solches Lob trägt natürlich immer taciteischen Charakter; es soll nicht die Engländer und Franzosen loben, sondern uns Deutsche tadeln. Es will nicht etwa objektiv feststellen, daß die anderen Nationen uns zur Stunde überlegen seien; es will nur die tiefe Perstimmung, die auf den Denkenden unter uns lastet, durch die Berufung auf die — vielleicht imaginäre — Ueberlegenheit eines anderen Volles plastisch weiden lassen. Und dabei ist bemerkenswert, daß immer auf Frankreich, England und Amerika hingewiesen wird, das heißt auf solche Nationen, die mehr oder weniger republikanisch regiert werden, oder, prägnanter gesagt, die sich selbst regieren. Zahllose Deutsche empfinden es duntel, gar manche erlennen es mit hellster Bestimmtheit, und einige wenige sprechen es aus: Die „starke“ Monarchie ist ein Hemmschuh. Sie hat einst viel geleistet und leistet heute nur noch wenig; aber sie glorifiziert sich selbst und wird glorifiziert, als dantten wir ihr in der Vergangenheit alles, und als sei sie uns in der Gegenwart und für die Zutunft unentbehrlich.

Von der Selbsteinschätzung der Monarchie und der byzantini»

schen Umhudelung des Monarchen wollte ich heut zu Ihnen, Kaiserlich« Hoheit, sprechen, und gewiß fühlen Sie, daß das Thema ein überaus wichtiges ist. Ich habe absichtlich nicht gesagt, daß ich von der „Selbsteinschätzung des Monarchen“ sprechen würde. Diese Wendung habe ich nicht etwa deshalb vermieden, um auf einem Seiten«weg der unliebsamen Begegnung mit einem patrouillierenden Gesetzeswächter auszuweichen (ich brauche ihn nicht zu fürchten, denn meine Kritik ist weder in der Tendenz destruktiv, noch in der Form beleidigend), sondern, weil die Reden des Kaisers, auf die ich mich ja allein beziehen kann, stets den Eindruck erwecken, als glorifiziere hier die Institution sich selbst. Der Monarch und die Monarchie, das ist eins. Die längst dahingegangenen Ahnen, die jüngst verstorbenen und die noch lebenden Mitglieder des tzohenzollernhauses, sie alle bilden eine Einheit. Und die Fürsten anderer Geschlechter finden zum mindesten noch in den Vorhof dieses mystischen Kreises Ein«laß. Alle Gesalbten, alle Gekrönten werden in beständiger lanitscharenmusik des Wortes gefeiert. Ich muhte also hier von der Selbsteinschätzung der Monarchie sprechen, die

«, O

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 715

meinem Empfinden nach eine Überschätzung ist, und zwar eine so maßlos« Ueberschätzung, daß von einer Kongruenz oder auch nur von einer Aehnlichkeit zwischen der Wirt« llichkeit und ihrem rednerischen Konterfei überhaupt gar nicht mehr die Nebe sein kann. Zunächst aber möchte ich einige präludierende Sätze aus einem Brief Friedrichs des Großen an Voltaire zitieren, - sie lauten: „Die meisten Fürsten haben eine eigentümliche Leidenschaft für ihre Stammbäume; das ist eine Art Eigenlieb«, welche sich bis zu den frühesten Vorfahren erstreckt, nicht nur in gerader Linie, sondern auch noch auf die Seitenverwandten. Wagt man ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren eben nicht fehr tugendhafte und deshalb sehr verächtliche Menschen sich befunden haben, so fügt man ihnen eine Veleidigung zu, welche sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Schriftsteller, der die Verwegenheit gehabt hat, in das Allerh«iligst« ihrer Geschichte einzudringen und die Schande ihres Hauses ruchbar zu machen! Wenn diese Feinfühligkeit sich nur darauf erstreckte, den guten Auf ihrer Vorfahren von der mütterlichen Seite zu verteidigen, so könnt« man noch triftige Gründe finden, die ihnen einen so brennenden Eifer einflößen. Aber behaupten, daß fünfzig oder sechzig Ahnen sämtlich die rechtschaffensten Leute von der Welt gewesen seien, das heißt die Tugend auf eine einzige Familie beschränken und dem menschlichen Geschlecht« «ine groß« Beleidigung zufügen.“ Bei dieser Gelegenheit bitte ich, Ihnen die Briefe dieses wunderbaren Mannes empfehlen zu dürfen, der b«i aller seiner schonungslosen hart« soviel Kultur und Anmut des Geistes besaß. Sie sollten sie aber nicht in einem Prachtband, sondern in der Aetlam»Au8gal>« lesen: das wäre der erste Schritt zum Verständnis.

Der Uebersichtlichkeit halber will ich meine Betrachtungen nach guter alter Pastoren« sitt« in drei Teile teilen. Ich wUl im Anschluß an die Aeden des Kaisers von den Leistungen der hohenzollernmonarchie überhaupt, dann von d«r engeren Familie und endlich von dem Kaiser selbst sprechen.

Schon am 17. Dezember 1880 sagte Wilhelm der Zweite in der Schlußsitzung d«r Schulreformkonferenz: „Meine Herren, wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert, und es ist von jeher das Vorrecht Mein«s Hauses gewesen, ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegungen geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren.“ Gerade diese Charakteristik paßt auf keinen einzigen hohenzollern, selbst auf Friedrich den Großen nicht, den einzigen wirtlich genialen Aegenten dieses Hauses. Manche von ihnen waren kluge, zähe, Willensstärke Erwerber; manche waren reich« Erben, die sich's wohl sein ließen; manch« suchten sich schlecht und recht mit einem Beruf abzufinden, dem sie nicht gewachsen waren: alle aber waren der Forderung des Tages Untertan. Seherisches Ertennen ist nicht Hohenzollernart. Ihr Bestes ist die Nüchternheit.

Beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages vom 2«l. Februar 1895 sagt« der Kaiser: „Daß Mein« Vorfahren imstande waren, so Großes für ihr Vater« land zu leisten, beruht auf der Ertenntnis vor allem, daß das hohenzollernsch« Herrscher« Haus mit einem Pflichtgefühl ausgerüstet ist, das es aus dem Bewußtsein schöpft, daß

« 0

0 «

es von Gott an diese Stelle gesetzt ist und ihm allein und dem eigenen Gewisse«
 Rechenschaft zu geben hat, für das, was es tut zum Wohle des Landes." Zunächst
 muß auf diese apodiktische Behauptung erwidert werden, daß das monarchische „Pflicht«
 Gefühl" überhaupt erst von Friedrich dem Großen in den Tiefen seiner heroischen
 Seele entdeckt und als kategorischer Imperativ stabilisiert worden ist. Dies war die
 größte, die folgenreichste Tat seines Lebens. Gewiß hatte es vor ihm wohlwollende,
 gerechte, tugendhafte Herrscher gegeben, aber sie identifizierten sich durchweg mit de«
 Staate. Das Wort Ludwigs des Vierzehnten: „Der Staat bin ich!", das uns heut
 wie eine unerhörte Herausforderung klingt, war, als es gesprochen wurde, eine staats«
 rechtliche und pragmatische Trivialität. Friedrich der Große beugte sich unter ein«
 ihm selbst erzeugte Wacht. Er ist es, der den Moloch Staat, den Racker Staat, den
 allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen, allgütigen Staat geschaffen hat. „Auch nie
 hatte die Welt das Schauspiel gesehen, daß eine im höchsten Sinne geniale Person«
 lichkeit ihre Neigungen völlig einer täglichen, mühseligen und in ihren Ergebnissen
 kaum sichtbaren Berufstätigkeit opferte. Daß der Gutsherr von Sanssouci einem Müller
 sein angestammtes Besitztum aus Respekt vor dem Kammergericht nicht nahm, das hätte
 schließlich auch an mancher Anekdote von Karl dem Großen oder Harun al Raschid,
 von Salomo oder Titus seine Analogie finden können; dagegen, daß der Freund
 Voltaires, der Flötenspieler von Rheinsberg, der Sieger in hundert Schlachten, sich
 Tag für Tag an den Schreibtisch bannte, mühselige Amtreisen unternahm, jede
 Rechnung nachprüfte, und all dies lediglich um der „Pflicht", um des abstrakte«
 „Staates" willen — dies war das Unerhörte.*) — Vor Friedrich dem Großen konnte
 von monarchischem Pflichtgefühl nicht die Rede sein — nur von weisem und törichtem,
 von weitschauendem und kurzsichtigem landesherrlichen Egoismus — und nach ih«
 kam Friedrich Wilhelm der Zweite zur Regierung, dem Pflichtgefühl gänzlich fremd
 war. Sein eigener Onkel, Prinz Heinrich von Preußen, sagte von ihm: „Nein
 dicker Refte ist ein Schwachtopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd
 von Weibern, Günstlingen und Scharlatanen an der Rase herumführen läßt. Er
 scheut jede Arbeit und wird nur den Haufen der gekrönten Müßiggänger der«
 größern." Und hier muß ich nun einige ganz offene Worte sprechen, denn wenn ich'«
 unterliehe, wären diese Briefe ohne Sinn und Zweck, und ich kann nicht durch Dar«
 stellungslust oder Wissenssprung, sondern nur durch Aufrichtigkeit wirken. Wie, glauben
 Sie, klingt wohl dem Volke dies in jeder Rede wiederkehrende Lob der Dynastie, das
 ja doch in gewissem Sinne Eigenlob ist, aus dem Munde seines Herrschers? Viel«
 leicht versuchen Sie einmal, sich die Empfindungen zu vergegenwärtigen, mit denen
 wir bürgerlichen Männer solche Reden lesen. Wir wissen aus der Geschichte ganz
 ebenso genau wie der Kaiser, wie die hohenzollern beschaffen waren, und kennen die
 zahlreichen, tiefeingegrabenen Male der Menschlichkeit, die selbst den besten und be«
 deutendsten unter ihnen anhafteten. Wir kennen auch die Schwächlinge, die Genuß«
 liuge, die Rullen. Wir wissen, daß es sehr viele adlige und bürgerliche Familien gibt,
 die von fünf oder sechs Vorfahren behaupten können, daß sie sich mit den hohen«
 zollen an Begabung und Charakter getrost messen durften, und die Geschichtsschreibung
 ') "Richard M. Meyer, Deutsch« Charakter«.

«> 0

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 717

zeigt uns tausendfach, wie Regenten, die in Wirklichkeit nur von schwächlichem Wuchs waren, ins Heroenmaß gereckt wurden. Diese Protrustes-Pathetik ist uns längst zum Ekel geworden. Kein gebildeter Mensch in Deutschland glaubt mehr an diese hohen» zollernlegend«. Gewiß, es ist ein tüchtiges Geschlecht, und töricht wäre es, etwa den robusten Soldatenkönig — so abstoßend er als Mensch wirkt — nicht anerkennen zu wollen, aber «ine Gcschichtslitterung, die allen diesen Herren, ohne Rücksicht auf ihre individuelle Erscheinung, das Diadem des Genies um die bisweilen recht enge Stirn legt, tonnen wir nur noch belächeln und kaum noch belächeln.

Das Zweite, das ich sagen mutz, ist dies. Die hohenzollern sind vielleicht in« sofern „von Gott an ihre Stelle gesetzt“, als bekanntlich ohne Gottes Willen lein Sperling vom Dach fällt, ihre Anfänge aber sind ja nicht ms mythische Alter ent» rückt, sondern Kaiser Sigismund ernannte im Jahre 1411 Friedrich den Sechsten von tzohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, zum Statthalter der Mark Brandenburg. Es war ein ganz prosaischer Vorgang. Jetzt aber liegt die Sache schon seit ungefähr sechzig Jahren so, datz der König von Preutzen nicht „Gott allein und dem eigenen Gewissen“ Rechenschaft zu geben hat, mit anderen Worten, datz er unumschränkt und unkontrolliert regiert, sondern datz seine Macht überaus wohlthätigen — auch für die Monarchie wohlthätigen — Einschränkungen unterworfen ist. Diese Minderung der monarchischen Rechte war notwendig, weil das Volt im Laufe der Jahrhunderte zu der Ueberzeugung gelangte, datz keineswegs alles, was der König tat, „zum Wohle des Landes“ geschah. Die Betonung des Gottesgnadentums ist heut der überwiegenden Mehrheit des Voltes tief unsympathisch; sie widerspricht den Tatsachen, zeigt, datz der König nicht auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht, und ein Parlament, das Würde und Mut besäße, müßte gegen solche Aeuerungen unverzüglich in einer Adresse protestieren, so energisch und unzweideutig protestieren, daß über die wahre Sachlage und über die Auffassung der Ration auch nicht der geringste Zweifel ent» stehen könnte. Das Gottesgnadentum ist unserer rationalistisch gesinnten und historisch geschulten Zeit nur noch eine Nomantiterphrase; wer sie braucht, beweist nur, datz er mit dem Geistesleben der Ration jede Fühlung verloren hat. Historisch sehen wir in dieser Wendung eine Fiktion, die der tatsächlich bestehenden unumschränkten mon» archischen Macht ein moralisches Fundament geben sollte, — solche Fiktionen glaubten die Machthaber nie entbehren zu tonnen — praktisch ist sie ein Ronsens.

Am 6. August 1900 sagte der Kaiser in Bielefeld: „Woher ist es wohl möglich gewesen, datz bei dem kurzen Rückblick auf die Geschichte unseres Landes und Hauses diese wunderbaren Erfolge unseres Hauses zu verzeichnen sind? Rur daher, weil ein jeglicher hohenzollernfürst sich von Anfang an bewußt ist, daß er nur Statthalcr auf Erden ist, daß er Rechenschaft abzulegen hat von seinen Arbeiten v«r einem höheren König und Meister, daß er ein getreuer Arbeitsführer sein muß im Aller» höchsten Auftrage. Daher auch die felsenfeste Ueberzeugung von der Wiffion, die jeden einzelnen meiner Vorfahren erfüllte. Daher die unbeugsame Willenstraft, durch» zuführen, was man sich einmal zum Ziel gesetzt hat,“ Run, ich rate Ihnen zu dem schweren Versuch, die Geschichte Ihres Hauses einmal voraussetzungslos, und als ob Sie Müller oder Schulze hießen, zu lesen und dann festzustellen, ob wirtlich jeden

einzelnen Hohenzollern die felsenfeste Ueberzeugung von seiner Mission erfüllte und wieviele von ihnen die unbeugsame Willenskraft besaßen, die der Kaiser rühmt. Und ferner rat« ich Ihnen, wenn einst die Zeit erfüllt sein wird, nicht als Rhapsode des Hohenzollernruhmes aufzutreten, sondern diese Aufgabe anderen zu überlassen, aus deren Wunde die Leyer überzeugender klingt. An Wettbewerbern wird es nicht fehlen. Rein, wir glauben nicht mehr daran, daß wir den Hohenzollern allein die „wundervolle Gebilde“ des preußischen Staates verdanken. Wir wollen die erzieherischen Verdienste einzelner unter ihnen nicht verkennen, aber gegen den usurpatorischen Versuch, jede nationale Leistung ausschließlich auf das Konto dieser einen Familie zu setzen, müssen wir uns verwahren. Wir sehen ja an der Vergewaltigung der jüngsten Geschichte nur zu deutlich, wie solche Legendenbildung entsteht und wie sie fortwuchert, Wilhelm der Erste war gewiß ein vortrefflicher Mensch und ein Mann von wahrhaft königlichen Eigenschaften. Die schönste von ihnen war die „hohe Sachlichkeit“, die Vismarck an ihm rühmt. Durch diese hohe Sachlichkeit wurde er zur Persönlichkeit, und in diesem Zuge verbindet er sich dem ihm so völlig wesensfremden großen Friedrich. Er war aber weder ein Intellekt ersten Ranges noch ein Willensgenie, und die Darstellung, die der Kaiser von seinem Willen und Wirken gibt, ist grundfalsch und mußte es schon deshalb sein, weil sie sich nicht um Objektivität bemühte, sondern nur der Offensive gegen Vismarck dienen sollte. Am 28. Februar 1889 sagte der Kaiser noch mit schmuckloser Herzlichkeit: „Mein Großvater war der älteste unter den Kollegen, sein Wort und sein Rat wurde gesucht, und man tat ihm viel zu Liebe.“ (Wäre an die Stelle dieses ruhigen, bürgerlichen, dem Zeitempfinden entsprechenden Tones nicht der herausfordernde, archaische Pomp getreten, es stände manches anders!) Im Jahre 1837 aber hielt der Kaiser bei dem Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages jene Rede, in welcher das Bild Wilhelms des Schlichten zum höheren Ruhme der Monarchie völlig umgedichtet wird. (Heine hat vielleicht recht, wenn er sagt, daß Scott den Geist der englischen Geschichte besser wiedergebe als Goethe, aber eine solche Umdichtung setzt intuitive poetische Kraft voraus, und dies besitzt Wilhelm der Zweite nicht.) „Wir tonnen“, sagte der Kaiser, „ihn verfolgen, wie er langsam heranreife von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkt, wo er als fertiger Mann, dem Greisenalter nahe, zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Veruf vorbereitend, die großen Gedanken bereits in seinem Haupt fertig, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wiedererstehen zu lassen. Wir sehen, wie er zuerst sein Heer stellt aus den dinghaften Bauernföhnen seiner Provinzen, sie zusammenreicht zu einer kräftigen, waffenglänzenden Schar; wir sehen, wie es ihm gelingt, mit dem Heer allmählich eine Vormacht in Deutschland zu werden und Brandenburg-Preußen an die führende Stelle zu setzen. Und als dies erreicht war, kam der Moment, wo er das gesamte Vaterland aufrief und auf dem Schlachtfeld der Gegner Einigung herbeiführte. „Meine Herren, wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Altären Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so! Seines Trabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre

Kinder hin, Fremd« gehen hin, um sich des Anblickes dieses herrlichen Greises und seiner Standbilder zu erfreuen. Wir aber, meine Herren, werden besonders stolz sein auf diesen gewaltigen Wann, diesen großen Herrn, da er ein Sohn der Marl war." And weiter: „Das Gefecht aber können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes «rinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich der» danlen, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werl« zeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers." Run wissen wir ja alle, daß Wilhelm der Erste nie daran gedacht hat, das Reich wiedererstehen zu lassen. Er war durch und durch Preuße, detrachtete den Kaisertitel als „Charaltermajor" und war so verstimmt darüber, daß dieser Titel ihm aufgedrängt wurde, daß er den Grafen Vismarck am Tage der Krönung zu Versailles ostentativ ignorierte. Er war auch keineswegs ein „gewaltiger Mann", sondern trotz hohen persön» lichen Mutes in allen Stunden der Entscheidung zaghaft und unentschlossen. Er hätte im Jahre 1862 abgedankt, wenn Vismarck ihn nicht am Portepée gefaßt hätte. Und auch politischen Weitblick kann man ihm nicht zusprechen, da er sich nach dem Siege über Vesterreich ohne Landerwerb nicht zufrieden geben wollte und die wirklich nicht sehr fernliegenden Gründe des Ministers, der zu weiser Mäßigung riet, nicht zu würdigen vermochte. Auch die Indemnität wollte er nicht nachsuchen, die doch die unerläßlich« Voraussetzung jeder fruchtbaren gemeinsamen Arbeit war. Immer war es Vismarck, der ihn fortriß und dann wieder zurückhielt, ihm die Kraft zu Entschluß und Verzicht gab und ihn an seiner sicheren Hand vorwärts führt«.

Aber nicht allein Wilhelm der Erste gilt dem Kaiser als „groß". Auch die leidverllärte Königin Louise wird mit diesem Veiwort geschmückt, auch die Kaiserin Augusta wird auf dies Piedestal erhöht. Dem Prinzen Friedrich Karl, der ohne Zweifel ein begabter Heerführer war, wird ein „eiserner, gewaltiger Charakter, mächtiger Will« und strategisches Genie" nachgerühmt. Kurz, jeder, der der regierenden Familie an» gehört, ist eo ip«o „groß", und alle diese Figuren werden allmählich so konventionell und sehen einander so gleich wie die Puppen der Siegesallee. Wie unendlich viel verlieren Persönlichkeiten, wie die Königin Louise und die Kaiserin Augusta, der .Feuertops', der dem Kanzler das Leben so schwer machte, durch diese uniformierende Verherrlichung! Mir ist es nun leider nicht möglich, diesem simplifizierenden Eberleinsystem gegen» über die Menschen, wie sie wirklich waren, im vollen Reiz ihrer Vorzüge und Schwächen vor Ihnen erstehen zu lassen. Dazu gehört ernster« Forschung und liebevollere Vcr. tiefung, als meine Tagesarbeit sie zuläßt, aber so wünschenswert eine solch« Kon» trastierung wäre, unerläßlich ist sie nicht. Sie wissen nun^ wie man im Voll über die Selbstverherrlichung der Monarchie und über das Gottesgnadentum denkt, und darauf kommt es mir an. Von Ihrer Umgebung würden Sie es ja nicht erfahren. Demetrius, der Phalereer, riet dem Könige Ptolemäus, er solle sich Vücher über die Regierungstunst anschaffen und sie lesen: „Denn, was die Freunde der Könige ihnen zu sagen sich nicht getrauen, das steht in den Vüchern."

Was nun den «aiser selbst betrüfft. so fordert er freilich unbedingten Gehorsam, freudig« Nachfolge durch Dick und Dünn, aber der unbefangen« Veurt«iler kann nicht

sagen, daß er darauf bedacht wäre, sich selbst zu glorifizieren. In den ersten Jahren seiner Negierung betont er gern seine Jugend, seine Unerfahrenheit, und wenn er für sich die höhere Einsicht in Anspruch nimmt, so geschieht es, weil er Monarch und Erbe seiner Ahnen ist. Am 9. Dezember 1889 sagt er: „Ich werde mir erst durch ein langes Leben zu verdienen haben, was mir aus treuem Herzen jetzt dargebracht wird,“ und am 25. Februar 1890 fällt noch das Wort: „Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung, und das tut uns allen not.“ Freilich, in derselben Rede über» schätzt er seine Macht ganz außerordentlich. Er sagt: „Diejenigen, welche mir behilf» lich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.“ Dieses Iuviterwort — „du greifst nach deinem Blitz, hast also unrecht!“ — galt dem Fürsten Vismarck. Nun, der Kaiser hat ihn nicht zerschmettert (die Zeiten des „Zerschmetterns“ sind Gott sei Dank endgültig vorüber), er hat im Gegenteil aus opportunistischen Gründen eine Versöhnung inszeniert, die klug war und nützlich geworden wäre, wenn man nur diese Linie dauernd innegehalten hätte, heute aber treiben wir, freilich nach den vorhandenen bescheidenen Kräften und mit den durch die Wesensart des Herrschers bedingten Abweichungen, bismärckische PoUil. Die Wirtschaftspolitik, die Nationalitätenpolitik folgt Vismarcks Spuren, ja, selbst der herrliche Blockgedanke ist dem Arsenal des Mannes entnommen, der Hals über Kopf als untauglich entlassen werden mußte. Nur kommt leider in der Politik alles auf die Ausführung an, und diese Ausführung läßt, wie ich in meinem zweiten Briefe skizzierend darlegte, manches zu wünschen übrig.

Nur in einem Punkte rühmt sich der Kaiser gern; er spricht oft von seiner schweren, opfervollen Arbeit. Als er im Oktober 1888 von Wien und Nom zurück» lehrte, sagte er der Deputation des Berliner Magistrates, er habe „seine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt, um durch Anknüpfung von Freundschaftsbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sichern.“ Diese Aeufßerung befremdet. Wie viele Kaufleute unternehmen ganz andere Reisen, um Geschäftsverbindungen anzu» knüpfen, und der Monarch, der auch unterwegs jeden denkbaren Komfort genießt, behauptet, bei einem Ausflug nach Wien und Nom seine Gesundheit eingesetzt zu haben? Ja, was hat denn dann Wilhelm der Erste getan, als er mit vierundsiebzig Jahren in den Krieg zog? Die Palette hat keine Farben mehr, um diesen Opfermut zu schildern. Der Kaiser spricht von den „schweren Pflichten, den niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten“. Dazu muß ich bemerken, daß wir bürger» lichen Arbeiter zwar keineswegs die Verantwortung unterschätzen, die auch in der konstitutionellen Monarchie noch auf dem Herrscher lastet, daß wir aber nicht den Ein» druck haben, daß der Kaiser so übermäßig viel arbeitet. Wir können ja seine Arbeits» leistung im Hofbericht ziemlich genau verfolgen. An Erholung fehlt es ihm wahr» lich nicht; Jagden, Reisen, Theater, Ausstellungen, Kostümfeste, Prunldiners bieten hinreichende Gelegenheit, Atem zu schöpfen. Im Volte sagt man sich: Wir arbeiten anders, härter, anhaltender, unter ungünstigen Bedingungen und meist mit dürftigem Ergebnis. Vor kurzem brachte die hiesige „Neue Gesellschaftliche Korrespondenz“ die folgende Uebersicht über die Zeitverwendung des Kaisers vom 7. Mai bis zum 7. Juni:

o o
O o

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 721

„Beglückwünschung des österreichischen Kaisers mit den deutschen Bundesfürsten in Wien, Besuch beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen zur Jagd, Einweihung der tzohlönigsburg, Aufenthalt in Wiesbaden zu den Festspielen, Besuch des «Regiments 116 in Gießen, Fagdbesuch in Pröckelwitz, Teilnahme an der Jahrhundertfeier der Leibhusarenbrigad« in Danzig und Besuch der Marienburg, Abhaltung der Paraden in Potsdam und Berlin, verschiedene Truppenbesichtigungen, Teilnahme an der Jahr» Hundeitfeier des Leibregiments in Frankfurt an der Oder.“

Bun kann man ja sagen, Repräsentation sei auch Arbeit, allerschwerste sogar. Aber das ist individuell; dem Einen ist sie eine Bürde, dem Anderen ein Bedürfnis. Dem Kaiser ist sie — denn sie ließe sich sehr einschränken — sicher ein Bedürfnis. Aktivität soll ihm nicht abgesprochen werden, aber von Arbeit haben wir — wir Voll, wie Dehmel sagt — einen anderen Begriff. (Lesen Sie nur einmal Dehmels Gedicht „Bur Zeit!“, in dem es so herrlich aus der Tiefe emporgrollt! Es ist sehr lehrreich für einen künftigen Wonarchen.)

Diese Ideenassoziation führt mich dazu, hier ein paar Strophen wiederzugeben, die ich niedergeschrieben Hab«, als der Kaiser einst die Worte sprach: „Wenn unser Volt sich doch ermannte!“ Sie werden über diese im Grunde noch sehr loyale und royalistische Wallung lächeln, aber an ihr erkennen, wie die Stimmungen, die ein tzerrschervort im Bolle auslöst, bisweilen so ganz anders geartet sind, als der Monarch glaubt, und nach dem Widerhall, der zu ihm dringt, glauben muß:

Wenn sich der König doch ermannte!
Vernimmt er nicht, wie Treu« Nagt?
Vork, der in Zorn und haß entbrannte,
Vork schlug ans Schwert: »Ich hab's gewagt!“
Das Volk steht auf, die Klingen blitzen,
Standarten weh'n vom Haff zum AHein:
„Den König wollen wir beschützen,
Allddeutschland wollen wir befrei'n!“
Der Donner der Kanonen tauscht«
Den Fehdegruß in Feindesland,
Des Zollernaares Fittich rauscht« . . .
Mein Voll, du hattest dich ermannt!
Wenn sich der König doch ermannt«!
Vernimmt er nicht, wie Treu« rät?
Die Stimme, die so oft verkannte,
Aun dröhnt sie ihm ins Vhr: Zu spät!
Des Aufruhrs blut'g« Flamm« lodert
Empor und Vlut und Flamme spricht:
„Gib, was der Väter Schatten lodert,
Gedenk«, König, deiner Pflicht!
Di« «inst di« Freiheit uns errungen,
Sie ruhen längst im welschen Sand;
Den Söhnen ist ihr Auf erklungen . . .“
Wein Volk, du hattest dich ermannt!
Wenn sich der König doch ermannte!
Vernimmt er nicht, wie Treue mahnt?
Ein Held erst, den das Schicksal sandte,
hat ihm zum Ziel den Weg gebahnt.
Dem großen Freund« groß vertrauend,
Ist er erstarkt, weil «r geglaubt,
Und sehte, neu das Aeich erbauend,
Die Krone auf das greise Haupt.
Doch, wer hat ihm das Schwert geschmiedet?
Wer führt« «s in starker Hand?
Wer hat den Stammeszwist befriedet? . . .
Mein Voll, du hattest dich ermannt!
Wenn sich der König doch ermannte!

Vernimmt er nicht, wie Trübe warnt?
Ist's wahr, daß er die Wahrheit bannte,
Daß Schmeichlertrug ihn schlaue umgarnt?
Dann endlich, deutsches Volk, erwache,
Und furchtlos wehre deinem Sohn!
Geharnischt töne deine Sprache
Empor zum hohenzollernthron.
Dein Herzblut hat das Reich begründet
— Was höflingstand und Prunkgewand! —
Wenn dein „Ich will!“ du stolz verkündet,
Wein Volk, bann hast du dich ermannt!

»«

Fr«Uigrath und yerwegh machten's besser, aber so war es: gar mancher hohen»
zoller hinkte hinter seiner Zeit einher, und es geht nicht an, diese schwachen, schwanlen»
den Menschen — so liebenswert sie gewesen sein mögen — zu vergöttlichen. Und
das geschieht, geschieht noch heut, geschieht von denen, die dem Thron am nächsten
stehen. Lesen Sie die Ansprache, die Prinz Heinrich am 13. Dezember 1897 an seinen
Bruder richtete: „Durchlauchtigster Kaiser! Großmächtigster König und Herr! Erlauchter
Bruder! Als Kinder wuchsen wir zusammen auf, später war es uns als Männern
vergönnt, einander in die Augen zu schauen und einander treu zur Seite zu stehen.
Eurer Majestät erblühte die Kaiserkrone mit Dornen. Ich habe versucht, iu meinem
engen Kreise und mit meinen schwachen Kräften als Mensch, als Soldat und als
Staatsbürger Eurer Majestät zu helfen. Es kam eine größere Epoche, eine für die
Nation bedeutende Epoche, eine für Eurer Majestät Marine bedeutende Epoche. Eure
Majestät haben die große Gnade und Entsagung gehabt,, mir dieses Kommando an»
zuvertrauen. Ich danke dies Eurer Majestät aus treuestem, brüderlichem und unter»
tänigstem Herzen. Ich kenne sehr wohl die Gedanken Eurer Majestät, ich weiß, wie
schwer das Opfer ist, in dem Eure Majestät mir ein so schönes Kommando ander»
traut haben, und das ist es, Eure Majestät, was mich am tiefsten bewegt, und wes»
halb ich Eurer Majestät aufrichtigst danke.

In zweiter Reihe bin ich Eurer Majestät tief verbunden für das Vertrauen,
was Eure Majestät in meine schwache Person setzt. Das Eine versichere ich Eurer
Majestät: mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorbeer, mich zieht nur eines: das
Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden,
zu predigen jedem, der es hören will, und auch denen, die es nicht hören wollen."
Nun muß ich Ihnen von dem Byzantinismus sprechen, der heut unser
Volt durchseucht. Und da habe ich mir gedacht, stärker als alle Reflexionen werde
es Wirten, wenn ich Ihnen eine duftige Auswahl von Umhündelungen darzubieten
vermöchte. Ich habe im folgenden aus den letzten zehn Jahren eine cont>55io lum
p2c>ti>ll5 für Sie zusammengestellt; die milderer Fälle charakterisieren sich als Fasel»
rausch. In der Buchausführung werde ich mir erlauben, Ihnen ein noch reichhaltigeres
Kompendium der Speichelleckerei zu unterbreiten. Diese allzu menschlichen Dokumente
müssen nach den Berufen geordnet werden: Botschafter, tzofprediger, Bürgermeister,
Professoren, Parlamentarier, Journalisten müssen ausgiebig zu Worte kommen, heut«
kann ich nur Stichproben darbieten.

1899. „Der Kaiser ist hervorragend durch seinen Oeist, durch die Kraft seiner Per»
jönlichkeit, durch sein blitzendes Auge, durch fein feuriges Temperament, durch
seinen Fleiß und seine großartige Arbchtslraft, nicht weniger aber durch sein all»
umfassendes Wissen und seine Kenntnisse und sein Eindringen in alle Verhältnisse
des öffentlichen Lebens, Noch gestern haben wir hier Gelegenheit gehabt, dies zu
erfahren, da meinem Nachbarn zur Aechten, Herrn Stadtverordneten-Vorsteher ...,
durch Verleihung des Aoten Adlerordens ein« verdiente Anerkennung von Seiner
Majestät geworden ist. So in dem Vcstrcbcn, alles kennen zu lernen und in alles
einzudringen, ist unser Kaiser wohl der hervorragendste unter den lebenden Herr»

I» o

Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen 723

schern. Unser« Feind« würden sich glücklich schätzen, einen solchen Mann an der Spitze ihrer Staaten zu haben. Und doch ist bei uns mitunter die Frage auf» geworfen worden, ob an dem Steuer unseres Staatsschiffes die erprobte Hand des alten, bewährten Steuermanns nicht zu vermissen und ob auch wohl der Kurs der richtige sei. Diese Befürchtung ist durch die Ereignisse der letzten Wochen glänzend widerlegt worden. In diesem Sinn« fährt Prinz Heinrich jetzt über das Meer in ferne Lande, um überall das Evangelium der frohen Votschaft von der heiligen, unversiegbaren und unüberwindlichen Kraft und Füll« des deutschen Volkes und seines Kaisers zu predigen." (Geburtstagsrede «ines Oberbürgermeisters.)

1899. „Der Vberhofmeister Graf zu Culenburg gab dem Dichter vor dem Vor» trage einig« Instruktionen und erklärte ihm hierbei: „Wenn der Kaiser sich mit der rechten Hand auf den Schenkel schlägt, dann sind Sie durch! Das ist nämlich das Zeichen des Veifalls Seiner Majestät." Und schon bei der ersten Nummer lachte der Kaiser und gab das erwähnt« Veifallszeichen. Vei luftigen Stücken im Theater kann man häufig beim Kaiser dasselbe Symptom einer heiteren Stimmung beob» achten." (Aus einem „freisinnigen" berliner Vlatt.)

19M. „Mit den Wiesbadenern freut sich auch der Himmel über den erneuten Besuch des Kaisers. Auch diesen Morgen wieder, bereits um die achte Morgen» stund«, macht« der Monarch mit Gefolge, alles gleich ihm in lägeruniform, «inen Ausritt durch das Aerotal nach d«m Jagdschloß Platt« hin. Auf dem Nückweg spielten sich wieder zwei bemerkenswerte, für die Leutseligkeit des Kaisers sprechende Szenen ab. Zunächst sah er am Kochbrunnen den Karlsruher Kammersänger Aebe, einen der Mitwirkenden der Festspiele. Er nickte ihm freundlich zu und fagt« zu feinem Gefolg«: „Siehe da, der Aebe!" In der Wilhelmstrahe begegnet« ihm Vize» admiral Wenfing, der sich bereits in sein Audersporttostüm gesteckt hatte. Mensing machte Front, und d«r Kaiser ritt nahe an ihn heran, ihm auf englisch „Guten Morgen!" zurufend und mit Vezug auf «ine nachmittags geplante Aegatta hinzu» fügend: „Prächtiges Wetter heut!" (Aus einer Wiesbadener Tageszeitung.)

1901. „Und wenn wir den Kaiser bei allen diesen Gelegenheiten betrachten, und nicht nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten, sondern auch zwischen den» selben im täglichen Leben, so sehen wir, daß unser kaiserlicher Herr immerfort im Dienste ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend — so «inen Herrn kann man ja verfolgen, denn es wird uns in den Zeitungen genau berichtet, was er tut — er ist immer im Dienst des Vaterlandes, im Dienst der Allgemeinheit, sei «s als Kriegsherr zu Land« und zu Wasser, sei es als Aegent seines Staates, sei es als Protektor der Wissenschaft, sei es als Mäcen der Kunst. Immer ist «r im Dienst, immer tut er seine Schuldigkeit, immer ist er ein hohes, hehres Beispiel treuer Pflichterfüllung für jeden Deutschen. (Aede des Aeichstagspräsidenten.)

1902. „Eurer Majestät, dem allernäbigsten und erhabenen Beschützer wahrer deutscher Kunst, dem erlauchten Förderer alles Edlen und Schönen, wagt die heute aus Anlah des Aeuerstehens einer ihrer hehrsten Pflegestätten versammelt« «lade» mische Jugend der Aeichshauptstadt die Gefühle unwandelbarer Treue und Dank» barkeit an den Stufen Eurer Majestät ruhmreichen Fürstenthrones niederzulegen. Gewähre Eurer Majestät beglückende Huld die Annahme dieser unserer überströmen» den Gesinnungen unter gleichzeitigem Ueberzeugtsein, daß wir Jünger im Dienst« herrlichster Musen nie aufhören werden, uns rastlos zu bestreben, dem Vaterland« und der Nation die Blüte der Kultur erringe.', zu helfen, für die Eure Majestät als Mehrer des Friedens weitschauend die Wege geebnet haben."

724 Eduard Goldbeck: Briefe an den deutschen Kronprinzen

1903. „Nach alter deutscher Sitte, nach gutem deutschen Brauch und dem Zug unseres Herzens folgend, am heutigen Tag das erste Glas, das einzige hoch Seiner Majestät, dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser im Aisch! Und welch «i» Kaiser. . . Für das kaiserliche Werk auf den zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens während einer sechszehnjährigen, gesegneten und glücklichen Regierung redet die Tat selbst; sie bedarf nicht schwacher Würdigung aus dem Munde der Menschen, sie wird in Aeonen nicht untergehen. Schauen Sie sich um in der gährenden, wildwogenden Welt! Die Wolken ballen sich zusammen an allen Orten, nicht nur draußen in der Fremde: nein, im Vaterland« selbst zucken zahllose Vitz« ans himmelsdunkel. Aber aus diesem Chaos, ans dieser brausenden See wilder Volks» leidenschaft ragt hervor wie ein granitener Felsblock der Hoffnung und der Zuflucht die gewaltige Persönlichkeit des deutschen Kaisers in strahlender Majestät, der eigenen Kraft sich Wohl bewußt, und zu diesem Felsen schauen nicht nur wir vertrauend hinauf, nein, mit uns die gesamte, große, gesittet« Welt. So ist denn aus der jugendlichen, an Kraft überschäumenden Monarchen, der vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg, der zielbewußte, gewaltigste Kaiser im Aisch der Fürsten und Herrscher geworden, dem sich niemand unter den lebenden Regenten ebenbürtig an die Seite stellt, um dessen Besitz uns die Welt beneidet, und der mit ehernem Griff seine markanten Züge «inträgt in die Tafel der Weltgeschichte: »«reperenmu«!" (Rede eines süddeutschen Landrats.)

1904. „Der Kronprinz wird zweifellos seinem kaiserlichen Vater immer ahnlicher, er verbindet mit den liebenswürdigsten Formen «in« nicht verkennbar«, scharf« Beobachtung, eine bewußte Ruhe und Ueberlegung." (Aus einem berliner Blatte.) Ueber die Kaiserin Friedrich sagt im Beisein des Kaisers «in Geheimrat, sie habe „nicht nur auf die Kulturentwicklung unserer Heimat, sondern weit über deren Grenzen hinaus «inen v«r«delnden Einfluß geübt".

1805. „In allen Streitfragen ist der Kaiser in stiller Arbeit seiner Pflicht nachgegangen, als «in ganz« Mann, der das Brausen und Stürmen jugendlichen Kraft» über einlanges und idealistischen Willens überwunden und sich auf der ragenden Höhe seiner von der Vorsehung ihm gesetzten Aufgabe zu betätigen strebt, so wie eines großen Volkes Geschäft« am besten besorgt werden und wie es von dem Vor» bild aller großen deutschen Fürsten der Dichter gesungen: „Der König Karl am Steuer saß, der hat kein Wort gesprochen; «r lenkt das Schiff mit festem Vlah, bis sich der Sturm gebrochen." (Aus einem „liberalen" München«! Blatte.)

1906. „Nur Toren können leugnen, daß er «in «alt«n begabter Fürst ist, be» seelt von feuriger und kühner Willenskraft. Kein« Stund« müßig ist «r, fort und fort auf das Wohl der Gesamtheit bedacht. Nur was echt, was gut ist, darauf geht sein Sinn. Ingenieure und Architekten, die der Kaiser ins Privatgeheim zieht, staunen über die Vielseitigkeit seines Wissens; durch die Gewalt geistreicher Worte, durch die Eigenart beredtesten Vortrages reiht er Tausende hin und be» geistert sie. Ein besonderes Merkmal: sein« durch und durch soldatische Natur. Er ist hart gegen sich selbst. Ein Feldherrntalent, ein« Groberernatur, die aber den Weltfrieden über alles schätzt und liebt. Ein Philosoph, der prüft und wägt, der durch nichts Aenheres sich imponieren läßt, weil das Edelmetall des in««n Wertes, der wahren Hoheit ihm über alles geht Wie oft hat sich gezeigt, daß unser Herrscher, weil auf hoher Warte stehend, alles besser überschauend, zuletzt doch recht behalten hat, wenn er zuerst auch ganz vereinsamt dastand!" (Ausspruch eines süddeutschen Stadtpfarrers.) —

Julius hart: Vom Selbstbetrug der Aesthetik

725

Einen Kognak, nicht wahr? Und nun, wenn Sie den Ekel überwunden haben, den Ihnen die Wahrnehmung einflößen muß, mit welcher Wollust die Menschen „freiwillig ihres Adels sich begeben“, dann lesen Sie die Worte, mit denen jüngst der Bürgermeister Karl Lueger den Deutschen Kaiser in Wien begrüßt hat: „Ich fühle mich berufen, der Freude der Wiener darüber Ausdruck zu geben, daß Eure Kaiserliche Majestät sich entschlossen haben, an der Spitze der deutschen Bundesfürsten persönlich die Glückwünsche unserem geliebten Kaiser zu überbringen. Mit diesem Ausdruck der Freude verbinde ich den Ausdruck herzlichen Dankes, sowie die innigsten Grüße an Eure Kaiserliche Majestät seitens der alten Kaiserstadt Wien und ihrer getreuen Bewohner!“

Schlicht und würdig und deshalb höchst wirkungsvoll. Wir Norddeutschen sprechen bisweilen mit törichtem Hochmut von dem Verfall der habsburgischen Monarchie. Wir sollten den Balten im eigenen Auge nicht vergessen. Wenn wir nicht innerlich erstarrten und uns wieder zu dem viel bespöttelten Mannesmut vor Fürstenthronen bekennen, so werden schwere Heimsuchungen über uns kommen, und auch von der Entartung unserer Zeit wird das Wort des Dichters gelten:

„I-l-loc fönte clenvüw claclez in patriam populumque lluxit.“

Vom Selbstbetrug der Aesthetik.

Von Julius hart.

solange die Aesthetik als Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft besteht, haben die forschenden Geister ihr höchstes Ziel und die eigentlichste Aufgabe immer nur darin gesehen, das Wesen der Kunst zu ergründen.

Und so mancherlei Wandlungen und 2»

Neuerungen sich in der Aesthetik während der letzten Jahrzehnte vollzogen haben, so ist doch niemals der Zweifel daran laut geworden, daß das Wesen der Kunst das höchste Ziel ist und bleiben muß. Der Skeptizismus und Agnostizismus jedoch, der ein für allemal das Ziel ist und bleiben muß. Der Skeptizismus und Agnostizismus jedoch, der ein für allemal die Beantwortung der Frage für unmöglich hält, und auf Grund tausendjähriger Erfahrungen, auf Grund einer Vernunftkritik, der Idee von einer Beschränktheit des menschlichen Geistes und des Glaubens an ein Welträtselwesen, die Anschauung verfißt, daß alle Bemühungen hier ergebnislos verlaufen müssen, sagt uns dieses mit gramumflorter Stimme, mit der Miene der Verzweiflung. Auch er würde es für den höchsten Gewinn, das reinste Glück das künstlerischen Menschen ansehen, wenn er jenes Wesen der Kunst zu ergründen und zu erkennen vermocht. An und für sich wird es auch von diesem Ignorabimusbekenner nicht bestritten, und gerade weil es hier zu einer metaphysischen Wesenheit gesteigert erscheint, steht es über uns, umwoben von der höchsten Majestät und Glorie, als eine Überwelt, auf die unser unendliche Sehnsucht ewig gerichtet sein muß, und die auf ihren besonderen, geheimen, wenn auch für uns unerforschlichen Wegen sich in uns zu betätigen vermag. Auch dieser Agnostizismus ist nur ein verkappter, indirekter Gnostizismus, ja geradezu ein besonders hochgespannter Glaube, tiefstes Gefühl von einer Allmacht des Wesens der Kunst.

Wenn auch die philosophische metaphysische,

spekulativ« Aesthetik und die Naturwissenschaft»
lich« experimentale unter dem Wesen der Kunst
etwas ganz Verschiedenes verstehen, so find sie
doch in d«n Wurzeln und im Ursprung miteinander
ander innig verwachsen, und diese Verwachsung
kommt eben in nichts anderem als in d«r
Lehre von einem Kunstwesen zur Erscheinung.
Stellt man an die Aesthetik die Forderung,
dass sie sich von ihr als von «in«r Irr« und

726 Julius Hart: Vom Selbstbetrug der Aesthetik
 Truglehre befreien soll, so verlangt man von
 ihr, daß sie sich selber entwurzele, und nur
 dieses bedeutete eine tiefstgehende Umwälzung,
 eine völlige Zertrümmerung des Gebäudes der
 alten Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft.
 Und nur, wenn dieser Anspruch als berechtigt
 nachgewiesen werden kann, wenn er sich zur
 Geltung durchzuringen vermag, ist die Aussicht
 vorhanden, daß sich auf wirklich neuen Grund»
 lagen eine andere Aesthetik aufbauen läßt, eine
 neue Aesthetik tatsächlich von unten auf, mit
 eigenartigen Zielen und Voraussetzungen.
 Doch das uns beherrschende Dogma und
 den Glauben an bi« Notwendigkeit und Wich»
 tigkeit der Ergründung des künstlerischen
 Wesens konnte auch nur der erschüttern, welcher
 sich seiner ganzen allumfassenden Bedeutung
 bewußt ist, die Ueberfülle der Problem« fieht,
 die aus diesem Dogma hervorgehen, und den
 unendlichen Wert, der ihm angeblich zukommt,
 klar erkannt hat.
 Sein« gegen das Dogma gerichtete Ge»
 dantenwelt vermöchte fernerhin nur dann auf
 einen Erfolg zu rechnen, wenn von vornherein
 leimartig bi« Ideen in ihr stecken und vor»
 bereitet liegen, welche die Möglichkeit eines
 neuen ästhetischen Verhältnisses zur Kunst an»
 schaulich und verständlich machen tonnen.
 Jedenfalls ist es bei dem augenblicklichen
 Zustand unserer Kunstlehr« zunächst noch immer
 ein völlig neuer Standpunkt, ein von Grund
 auf eigenartiger Gedanke, welcher die ganze
 vieltausendjährig« auf ein Wesen der Kunst
 gerichtete Untersuchung «in für allemal verwirft.
 Und wer diese Idee in den Streit hineingibt,
 mutz vor allem das Bedenken und den Vorwurf
 zurückweisen und entkräften, daß er nur «in«
 paradoxe Behauptung aufstellt, daß es ihm
 nur um «in« närrische Sonderlingsstellung, um
 eine Sensation, ein« Originalität um jeden
 Preis zu tun ist, daß er die Verwirrung der
 heutigen Aesthetik nur aufs höchste zu steigern
 vermag.
 Datz in ihr heute die größte Verwirrung
 herrscht, daß sie sich in einem Zustand der voll»
 tommenen Anarchie befindet, wo zuletzt alles
 mögliche behauptet werden kann, wird kaum
 bestritten werden. Es ist das ein« weitder»
 breitete, ziemlich allgemein« Ansicht. Als unl»
 dem Ansturm der naturwissenschaftlichen Geistes»
 strömung und in den Tagen der naturalistischen
 Kunstdoltrin die ältere mewphysisch»spelulati«
 und die Schönheitsästhetil zusammenbrachen,
 ertönte allerdings bereits überall di« Klage,
 daß die ganze Jahrtausendarbeit der A«fthetil
 völlig fruchtlos gewesen sei und von Grund
 aus von neuem getan werden müsse. Eine neue
 Aesthetik naturwissenschaftlichen Denkens, die
 rein« Erfahrungswiss«nschaft sein wollt«,

glaubte, das festgefahrene Schiff wieder flott machen zu tonnen, — aber auch sie bemüht sich umsonst darum und sieht nicht die wirkliche Ursache, die von Anfang an alle unsere Aesthetik zur Unfruchtbarkeit verdammt«. Die Sandbank, auf der sie sich nicht erst in unserer Zeit festfahren, sondern auf der sie gleich von Anfang an festfetzt, ist nur ihre Lehn von einem Wesen der Kunst. Und die Kritik der alten Aesthetik, welche in unserer Zeit mit der Ablehnung der metaphysischen Schule zu erst einsetzte, findet allein dann ein natürliches Ende und einen Abschluß, wenn sie auf diese Grund- und Urlehre ihr Auge richtet und die Aesthetik unterfucht, die sie ungestört in unserer Experimentalästhetik weiterspielt, um alle Vermuthungen um eine wirkliche Erneuerung der Aesthetik zu verhindern. Eine solche neue Aesthetik ist aber das ausgesprochenste Ideal und eigentliche Ziel unserer Zeit, ein Fortschritt, der sich notwendig einstellen mußte, nachdem einmal die tiefste Enttäuschung über die Ergebnislosigkeit und Unfruchtbarkeit der alten Aesthetik in unserer Zeit zum Durchbruch kam, und ein allgemeines Gefühl sich regte, daß alle ihre Arbeit von Grund aus von neuem getan werden müsse.

Es kommt vor allem immer darauf an, daß man der Kritik eine Aufgabe und ein Ziel stellt. Viel ist schon damit getan, wenn man überhaupt eine Aufgabe ihr zuweist. Das neue Ziel, welches der Kritik der Aesthetik heute erwachsen soll, ist die Untersuchung, ob dieses Wissen.

Julius hart: Vom Selbstbetrug der Aesthetik 727
schuft nicht von vornherein ein« verworrene,
falsche, unglücklich« und unstatthafte Voraus»
setzung zugrunde liegt, ob ihr« Behauptung
und Dogma von einem Wesen der Kunst nicht
etwas ganz aus der Luft Gegriffenes, in der
Tat gerade etwas ganz Wesenloses ist.
Wie «in Lachen tönt es in die Versamm»
lung der anbetenden und ehrfürchtigen, der
forschenden und streitenden Geister hinein, die
immerdar verzweifelt sich den Kopf damit zer»
blechen, uns zu sagen und zu ergründen, was
das Wesen der Kunst sei.
Kommt zur Besinnung! Laßt «in für all«
Wal« ab von diesem Treiben. Und wenn in
unseren Versammlungen einer auftritt, der uns
dies« Frag« vorlegt oder «ine Antwort darauf
geben will, so hört nicht mehr auf ihn und
kümmert euch nicht länger um ihn. Laßt ihn
mit seinen Don Iluijot«»G«istern allein, damit
«r für sich allein die Luft mit leeren Wort»
schallen erschüttert. Es ist nichts als der größte
Spuk, d«r jemals unser« künstlerisch« Seele
genarrt und verwirrt hat, und wer ihn für
etwas Wirkliches hält, wer da glaubt, daß er
ihm de« Weg zu köstlichen Schahkammern nach»
weise, daß er ihm Brot des Lebens reichen
könne, der ist von ihm noch immer in tot«
Sümpfe und Wüsten gelockt worden. Und alles,
was irgend einmal vom Kunstwesen ausgesagt
wurde und wird, ist entweder «in Nebel und
Dampf, der uns zwischen den Fingern zerrinnt,
ein Unsinn, oder es ist nicht vom Wesen der
Kunst ausgesagt worden.
Denn es kann überhaupt von ihm nichts
ausgesagt werden, weil es überhaupt nicht
existiert. Der Mensch hat es sich einmal ein»
gebildet, nicht anders, wie er sich einmal «inen
persönlichen Gott einbildet«. Aber diese Ein»
bilbung war der verhängnisvollste Irrwahn,
und wie «in« tiefere und besser« Neligion den
Glauben an eine Gottperson überwunden hat,
so will auch der Glauben an «in Wesen der
Kunst durch «in Höheres «rsetzt werden. All«
uns«r« Aussagen darüber zerfallen damit in
fich selbst, und der ästhetisch« Str«it und Disput
über die Beschaffenheiten des künstlerischen
Wesens wird dann ebenso sinn« und zwecklos,
töricht und unfruchtbar, so als «in reiner
Phantasiestreit berühren, wie uns heute die
Untersuchungen älterer Zeit lächeln machen, ob
die Engel männlichen, weiblichen Geschlechts
oder Zwitter seien, auf welch« Weise bei ihnen
der Verdauungsprozeh stattfindet, wieviel auf
einer Nadelspitze zu sitzen vermögen, ^ alles
Problem«, die ja auch zu einer Zeit einmal
den Menscheng Geist aufs angelegentlichst« b«»
w«gt haben, über die leidenschaftlich hin und
her gestritten wurde, und die zu lösen nach
allgemeiner Annahm« von höchstem Wert und

von Bedeutung war.

Daß die alt« Frag«: „Was ist Kunst?“

nur «in« falsch gestellt«, «ine Irrfrag« s«in soll,
daß der menschlich« G«ift sich jahrtausendelang
hat narren lassen und sein« Untersuchung«
auf «twlls durchaus Nichtig««, «in« Kunst»

Wesenslehre, völlig verschwendet« — erscheint
allerdings als ein« ungeheuerlich« Zumutung.

D«nnoch ist, wie die ganz« Kulturg«schicht«, so
auch bi« Geschichte d«r Wissenschaft eigentlich
gerade nichts anderes, als «in« G«schicht« von
solch«« irrlicht«rnd«n Ide«n und Vorstellungen
gewesen, dl« «in« Zeitlang bi« G«ift«r in ihren
Bann schlagen. Und alles Wenschheitsglück,
das persönlich« tzeil «in«s j«d«n hängt angeblich
ab von der Entscheidung, die er hier trifft,
von seiner Stellungnahm« zu solchen Pro«
blemen. Auf einmal jedoch sind derartige
Fiktionen dann wieder völlig verschwunben,
wert« und bedeutungslos geworden, und ein
neues Geschlecht erstaunt nur darüber, wie man
sie irgendwie ernsthaft und wichtig, wie man
sich von ihnen verwirren lassen konnte. Gelöst
sind aber solch« Fragen niemals worden,
sondern sie verloren nur plötzlich alles Interesse
für «inen neuen Menschen, der mit ganz
anderen Augen die Welt ansah. Der Streit,
ob da« Blut und Brot der christlichen Abend«
mahlslehr« der Gottleib wirklich sind ober ihn
nur b«d«ut«n, könnt« «inmal «inen Teil der
Menschheit bis zur Siedehitze erregen, und
zu den blutigsten Kämpfen führen. Di« völlige
Gl«ichgültigl«it «in«s unr«ligiös und unchristlich
gericht«t«n Z«it«lts hat das Problem in Nebel

und Dunst sich auflösen lassen und von ihm sich einfach abgelehrt.

Jahrtausendlang dauerte es auch, bis sich die Menschheit von astrologischen Träumereien befreien konnte, und lange Zeiten hindurch hat den wissenschaftlich strebenden Geist eigentlich nichts so verführt und verlockt, wie die sicher« Zuversicht, minderwertige Stoffe in Gold verwandeln zu können. Die Idee, der Glaube an eine solche Möglichkeit war dabei nicht so sehr das Törichte und Verwunderliche, — denn diese Möglichkeit der Verwandlung konnte auch heute nicht absolut verneint werden, — als vielmehr der Wahn, der von dieser Kunst sich unendliche Werte und Gewinne erträumte, die völlige Blindheit, mit welcher der menschliche Geist an der einfachen Tatsache vorüberging, daß es praktisch ganz gleichgültig ist und nichts dadurch besser wird, wenn aus Sand Gold gemacht würde. Damit wäre Gold auch zu Sand geworden und hätte nur allen Wert eingebüßt. Steigt man aber hinab zu den Urgründen unserer Kunstweisenslehre und fragt, was sich die Menschheit eigentlich immer von der Enthüllung und Erkenntnis des Wesens der Kunst erhofft, warum sie aus* dessen Ergründung den höchsten Wert glaubte legen zu müssen — so stößt man auf lauter Fiktionen und höchst phantastische Vorstellungen, gegen welche diese astrologischen und alchemistischen Träumereien völlig verblassen. Auch an den Urquellen unserer Aesthetik sitzt noch heute «in zauber» gläubiger Mensch, dessen ganz« Sehnsucht nach einem Wunderstein und einem Allheilmittel ausgeht, durch die ihm Allmacht und Allwissenheit zu teil werden. Und die Grundidee unserer Kunstwesenslehre ist zuletzt «in höchstes Versprechen, daß sie die natürliche Welt durch ein« Abracadabra»Welt zu ersetzen vermag, wo es nur eines Wortes bedarf, um in völliger Willkür beliebig« Wesen und Dinge zu erschaffen, daß sich Kunstwerke auf ganz andere Weise hervorbringen lassen, als wie sie Heute der Künstler erzeugt.

Line tolle Komödie der Irrungen und Verwirrungen nur hat diese Aesthetik in einem fort mit uns aufführen können, und als selbst» betrogene Betrügerin hat sie sich »Nein durch das alte Spiel der Verwechslungen, Maschierungen, Doppeltgestaltigkeiten täuschen lassen», worauf alle tiefen Komödien von jeher beruhen. Ihr Wesen und Kunst hatte es nur allzu leicht, proteisch sich fortwährend umzuwandeln und unter stets neuen Formen die Gläubigen zu täuschen. Bald war es «eine Idee, bald Erscheinung, bald ein Metaphysisches, bald ein diesseitig Natürliches; einmal «in Umluftwerk, aus dem alle hervorgegangen, dann eines, in

dem alle enden; das ewig Unerreichbare »nb
Ideal, und ebensogut das gerade Durchschnitt»
lich»Alltägliche, unter jeder Bedingung stets
Erreicht«; bald Schablone, bald Gesetz, bald da«
durch und durch Wertlose, bald die Wertung
all« Wertungen. Die eigentlich verwirrend«
Kraft dieser Lehre vom Kunstwesen und bei
Einheit in der Kunst bestand darin, daß man
das alles unablässig miteinander vertauschen
konnte, und unsere Aesthetik hat in einem fort
Gold für Sand und Sand für Gold ausgegeben.

»

Ein Wort zuerst und vor allem an den
Künstler selbst.

Wer ist dieser Mensch, der den Streit «nt»
zündete, den jahrtausendlang, bisher «och
immer so unfruchtbaren und ergebnislosen
Disput über das Wesen der Kunst entzündet«?
Was für einer war es, der dies« Frag«: „Was
ist Kunst?“ zum ersten Male unter die schaffenden
den Geister und in die Werkstätten hineinwarf?
Ist es der Künstler selber gewesen, der
sie »Is der erste sich selber stellt«? Ging si«
aus d«n Bedürfnissen, den Lebensinteressen der
besonderen einzelnen, vor allem künstlerisch sich
betätigenden, Kunstwerke schaffenden Mensch«
heilsgrupp« hervor? Liegt «in« Aotwendigkeit
vor, daß vor allem der Künstler sie bei feiner
Arbeit und um seiner Arbeit willen sich stellen
muß«?

offenbar ist dieses nicht der Fall.

Daß die Aesthetik, welche eine Kunst«
Philosophie und Kunstwissenschaft ist, «in«
Kunstwesens» und Kunstgesetzlehre, nachträglich
in dl« Welt «intrat, nachd«m die Menschheit
schon lange sich künstlerisch hervorgetan, Werl«

0 0

Julius hart: Vom Selbstbetrug der Aesthetik 729
um Werl« »zeugt und genossen hatte, wird
von jeher allgemein angenommen. Vevor die
Grundfrage dieser Aesthetik fiel, gab es bereits
längst «in« Kunst. Vhn« dah der Mensch
„wuhte, was Kunst sei“, ohne dah er «in
Interesse an diesem Wissen besah, hat er
dennoch auf allerhand Weisen sich mit künstle»
rischen Angelegenheiten beschäftigt und «in
ästh«tisch«s Leben geführt.

Wir wissen ja nach der Ueberzeugung
unserer Aesthetik auch heut« noch nicht, was
Kunst ist und worin ihr Wesen besteht, und
es werden trotzdem unaufhörlich Kunstwerk« auf
Kunstwerk« geschaffen und bereiten Ungezählten
Genuh, erwecken lebendig« Teilnahm« in ihnen.
Die Beantwortung und Lösung jener Frag«
besitzt allem Anschein« nach nicht den Wert
und die Bedeutung, dah der künstlerische Mensch
nicht auch unberührt von ihr bleiben tonnte.
Cr braucht« si« nicht aufzustellen. 2s gibt «in
weites und grohes ästhetisches Interessenleben,
«in Wirken und Schaffen, «in Aufnehmen,
Erfahren und Geniehen, welches mit «in«l
Kunftlehr« nichts zu tun hat, die aus der Frage:
„Was ist Kunst?“ hervorwuchs und mit dieser
möglicherweis« in gar kein« Beziehung steht.
Der Künstler selber braucht« des Wissens
vom Wesen der Kunst nicht. Er war es nicht,
d«r zuerst die Frage auszuwerfen und den
Disput zu entzünden brauchte.
Doch noch mehr. Er könnt« «s auch nicht
stin.

Durch di« allgemeine Erfahrung wissen wir,
dah di« Künftl«r selber sich von jeher merk«
würdig und seltsam begriffsstutzig tunstphilo»
sophischen und kunsttheoretischen Schriften
gegenüber veihallen haben. Oft genug haben
si« si« wüt«nd in di« Eck« g«worf«n und ihr«n
Widerwillen und Abscheu dagegen geäußert.
Sich«rllch find gerad« si« nicht ihr« eifrigsten
und verständnisvollsten Lefer. Nur mit Müh«
und Anstrengung, bald erschlaffend und inter»
«sselos, verfolgen si« die Darlegungen einer
Gelehrtenüsthetit.

Di«s« Tatsach« ist «in« uns so gewohnt«,
dah wir si« kaum noch b«sond«rs b«acht«n. Sie
erscheint uns fast natürlich, bah wir ihr im
allgemeinen nur wenig Gewicht beilegen. Doch
zuletzt müssen wir uns wieder unser« ganze
Naivität zurückgewinnen und uns bewußt
werden, wie wunderlich, unnatürlich und un»
geheuerlich eigentlich «in solches Verhältnis ist.
Denn an und für sich sollt« doch «ig«ntlich das
höchst« Lebensinteress« des Künstlers barin be»
stehen, dah er nichts so eifrig begehrt, wie das
Studium der Bücher der Aefthetit. Er mühte
zu ihr doch eigentlich als seiner besten Wohl»
täterin liebend ausschauen. Denn von ihren

ersten Anfängen bis heut« fi«ht di« A«sth«tit ihr« vornehmsten Ausgaben doch barin und erhebt den Anspruch, dem Künstler sein« Kunst zu lehren und für sie zu werben. Si« will den Menschen das Kunstwert näher bringen, als dieses durch sich selber ihm nahezukommen ver« mag. Si« will das Ideal der Kunst ihnen offen« baren, unterscheiden lehren zwischen guter und schlechter Kunst, dem Schaff«nd«n zeigen, was und wie er bilden soll, und ihm di« Gesetze enthüllen, die er einhalten soll und gegen die er sich nicht vergehen darf, wie «r am reichst«« zu wirl«n v«rmag. Si« hat sich von jeher immer auf den Bichterstuhl gesetzt und den Künstler vor ihr Tribunal gefordert oder ihm doch zur tzllf« sich angeboten, ohne di« «r nicht gut b«st«h«n kann.

Aber dabei ist dennoch in der Tat der Künstler immer «in Fremdling im Aeich« dieser Kunstschen und Kunstlehen gewesen, und mit größerer Unlust, als je «in Kind d«n Schul« zwang, hat er ihr Joch auf sich gefühlt. Gerade d«r künstlerisch empfindend« M«nsch revolutio« niert« immer am heftigsten gegen dies« grauen Gebäude und Zwingburgen eines Welt« grammatilers. Der Künstler hört di« Worte des Aefthetiler« und erstaunt: Wovon spricht er eigentlich? Bon mir und meinem künstle« rischen Schaffen? Aber das alles hat damit doch gar nichts zu tun. Das geht mich »ls Künstler doch gar nichts an. Wie er zuletzt lein« Antwort darauf erhält, was Kunst ist, so gibt ihm diese Aesthetik überhaupt auf lein« ihr« Frag«n «in« Antwort, sondern er erfährt nur, dah di« Gelehrten über jede und jegliche ebenso völlig verschiedener Meinung sind wie

O «

über jenes „wichtigste der Probleme“ — und völlig unbelehrt, nur ratlos verwirrt, geht er von ihrem Aichterstuhl wieder davon. Mit einem etwas verständnislosen, sagen wir dummem Gesicht tappte der Künstler in den Gängen der Aesthetik umher. Geht der Aesthetiler vielleicht ebenso von vornherein verstandnislos an den Kunstwerken und an der Seele des Künstlers vorüber mit so einem platonischen Verwundern: Was soll das dumm« Zeug eigentlich? Wozu diese Lügen, diese Schein« und Trugbilder? All dieses ist etwas, das mich gerade nicht interessiert.

Wäre das, was der Aesthetiler Kunst nennt, vielleicht etwas ganz anderes, als was der Künstler darunter meint? haben Aesthetiler und Künstler stets aneinander vorüber« gesprochen, indem sie beide ganz verschiedene Kunstwelten im Auge hatten? Line neu« Frag«! Visher wurde noch kein Zweifel daran laut, daß dies völlig ein und dasselbe ist, daß Künstler und Aesthetiler nur ein« einzig«, gleiche und selbe Kunst meinen und sich vorstellen tonnen, und daß die Kunst, von der unsere ästhetischen Theorien reden, ohne Frage «ins ist mit der der Künstler und nur diese zum Zwecke sich macht. Doch die Gewißheit und Selbstverständnis« lichl«it dieser Voraussetzung bildet möglicher« weis« gerade die Quelle unserer Verirrungen, Aatlosigkeiten, falscher Ansprüche, unfruchtbare Meinungsftreitigkeit«n und ergebnislosen hin« und tzeriedens. Dann läm« alles zunächst auf dies« Untersuchung an, ob die Wesenskunst unserer Kunstphilosophi« und Kunstwissenschaft nicht etwas durchaus anderes ist, als die Kunst der Künstler und Kunstwerk«, und wie sie sich voneinander unterscheiden, welche Beziehungen zwischen ihnen obwalten ^ sie aber gerade nicht mit«inand«r zu vertauschen und zu verwechseln, sie nicht für «ins zu halten, die «in« nicht durch bi« ander« zu «gründen, die «in« nicht d«r anderen als Gesetz aufzuerlegen — wie es bisher das Bestreben aller Aesthetik ge« Wesen ist.

Der Künstler war es nicht, der zuerst die Frag« „Was ist Kunst?“ in die W«lt hin«in« warf, hineinwerfen konnte. Gin« andere Natur als die künstlerische trat ihm damit gerade entgegen, «in höchst wiberlünstlerisches Wesen, dessen letzten und tiefsten Interessen und Strebungen auf «in völlig anderes, nur »ich« auf künstlerische Schaffenstätigkeit gerichtet waren, der dem Kunstwerk überhaupt keine lebendige Anteilnahme, keine eigentliche G«nuß«freude entgegenzubringen vermochte.

Unsere Aesthetik ist fraglos zunächst und am ursprünglichsten ein Zweig am Vnum unserer Begriffsphilosophie. Ein Logiker, «in

Grammatiker — «in G«ift, dem an der Unter»
suchung von Wort und Begriff weit mehr ge»
l«g«n war als an d«r Betrachtung künstlerischer
Wert« — dem alle sinnlich« (irscheinungswell
in durch und durch unsinnliche Abstraktion
sich umsetzen mußte, trat zuerst mit jener Frag«
in die Künftlerwerlstatt und wurde damit zum
Schöpfer unserer Aesthetik. Alles abstrakte
Denken ist nur gerade kein künstlerisches Sehen,
alles künstlerisch« Sinnenleben widerstrebt nur
gerade am meisten kategorischen Auffassungen.
Gs kann keinem Zweifel unterliegen, baß mit
jenem Logiker und Vegriffsphilosophen dem
Künstler ein Geiftesantipod« entgegentritt.
Aber zweifellos hat gerade dieser Widerlünftler
aller Widerlunstler sich zum Herrn, Nichter und
Gesehgeber des Künstlers auffchwingen wollen
und vom Anfang an die höchsten Ansprüche für
sich erhoben. Mit der Frage: „Was ist Kunst?“
tritt er dem Schaffenden entgegen und reißt
ihn heraus aus seiner Naivität, Sicherheit und
Selbstgewihheit, sehr gut solches zu wissen —
macht ihn in seinen Lebensgefühlen ertranken.
Du weiht es nicht. Du kannst es nicht wissen.
Du bist schwach in dem, W2s meine Stärke
ausmacht. Was Kunst ist, sollst du von mir erst
lernen, ich bin es, welcher dir die Geheimnisse
deines Schaffens aufdeckt, welcher dir offenbart,
wie und was du schaffen sollst.
Gewiß hat unser« Atfthetik von diesem
ihrem Versprechen auch nicht das Geringst« «in»
gehalten, den Wechsel nicht eingelöst, nicht bi«
kleinst« Abschlagszahlung auf ihn geleistet.
Aber sicherlich lag dieses Versprechen in der
Frage, war ihr eigentlicher Zweck und Sinn,

Max Stirner: Kindersegen

731

und es machte stets das Ideal der Aesthetik aus, ist «s auch heute noch.

Aber sie hat sich dabei nur selber getäuscht, ist selbst einem Wahn zum Opfer gefallen und hat auf irrigen Grundvoraussetzungen aufgebaut. Sie konnte den Künstler nur verwirren, indem sie ihm auf tausend listige Weisen und mit allen Taschenspielerlünsten eines abstrakten Denkens das Nichtwissen von seinem Tun fuggeriert«. Sie selbst aber verfiel nicht minder grundlosen Verwirrungen, indem sie der Frage Sinne, Vedeutungen und Zwecke unterlegt«, die ihr gar nicht zukommen, indem sie blind daran vorüberging, dah ihr« Kunst der Idee und Begrifflichkeiten, ihre Kunst von Gnaden der Vernunft und abstrakten Denkens einander« ist als die Kunst der Kunstwerke und Künstler. Jahrtausendlang haben wir nur immer die Kunst, die als Frucht vom Baum der Erkenntnis gepflückt wurde, veiwechfelt mit der, die am Baum des Leben wuchs, und beide für eins gehalten, weil unser abstraktes, monistisches Denken sich unablässig darum dreht«, man müss« all«s und j«d«s nur ja für «ins ansehen.

Durch unser« Zeit klingt die Hoffnung, geht die Nebe von einem neuen Menschen, der vor allem ein Schaffender und ein Künstler ist. Bergen sich nicht vielleicht doch groh« Wahrheiten und Wirklichkeiten hinter dem alten Mythos, der uns erzählt, wie «inst «in Paradiesestind von einem grauen Erkenntnis« jäger betrogen und um sein höchstes Gut gebracht wurde? Der gestaltende Mensch, der Lebensfreund, der einmal in uns zerbrochen ist, will wieder geboren werden. Ansere Kunst soll sich befreien von der Spuk« und Gespenster« Welt ihrer Aesthetik, unsere Aesthetik aus den Nebeln «in« Kunstwes«nswelt hingeführt werden zu den Quellen einer lebendigen Kunst der Kunstwerke. Was Kunst ist, weih der Künstler aus sich. Diese Selbstgewihheit muß ihm zurückgewonnen und die Wacht einer Kunstdoltrin gebrochen werden, die ihn in den Wahn eines Nichtwissens verstrickt«, heute soll und kann nur erst einmal ausgesprochen werden, dah unsere Aesthetik stets an ihren ältesten und ersten Grundvoraussetzungen krankte, — worin ihre Irrungen bestehen und wie wir uns von ihnen befreien können, dar« über darf man »n dieser Stell« vielleicht noch einige Mal« sprechen.

Kindersegen. Von Mal Stirner 1 ^18481.

herausgegeben von John Henry Mackay.

<is ist dasür gesorgt, dah die Väume nicht in d«n himm«l wachsen und es ist auch dafür gesorgt, dah nicht mehr Menschen leben, als da Nahrung finden; aber es ist nicht dafür geforgt, d»h nicht mehr Menschen geboren

werden, als von den vorhandenen Lebens»
Mitteln leben können. Darum müssen die
überzählig G«bor«n«n aus Mangel an Nah»
rungsmitteln sterben, sterben entweder wie in
China durch den dort üblichen Kindelmord, oder
sterben wie in Europa durch Elend und Ver»
lümmerung. Malthus hat di« berüchtigt« Ver»
hältnisberechnung zwischen der Vermehrung
der Geburten und der Vermehrung der Lebens»
mittel aufgestellt, wonach jene «in« g«om«trisch«,
di«s« «ine arithmetisch« N«ih« bildet; er hat
damit di« U«b«rvöll«rungsfrag« fo stark h«rvor»
gehoben, dah sie seitdem nicht mehr üb«is«hen
werden konnte, und immer von Neuem wieder
auf's Tapet kam. Man fand «s un«rträglich,
dah di« Natur, wie «s seit Jahrtausenden der
Fall war, sich selbst helfe, indem fie die über»
flüssig«»» Menschen gleich jenen Seiden»
Würmern, di« srüh«r auskriechen, als die Maul»
beerbäume Blätter getrieben haben, verhungern
laht, und man wuhte doch auch lein Mittel,
b«r Natur für d«n Fall einer ungehemmten
Geburtsprogression di« nöthige Füllc von
Nährstoffen abzugewinnen. In dieser Ver»
l«genh«it nahm man sein« Zuflucht zur Wora»
lität der Menschen, zum mor«! rezti^iin, zur
m«r»lisch«n Selbstbeschränkung: man appellirte
an die Entsagung.
Wie man auch über den Werth der Gilt»

Max Stirner: Kindersegen

sagung denken mag, der Erfolg dieser Theorie hat wenigstens gezeigt, daß die Theoretiker wie immer im Abstracten stecken blieben und sich die Sache durch ihre rigorose Zumuthung nur leicht gemacht hatten. Die Menschen wurden trotz aller Ermahnungen keine Engel, und setzten nach wie vor mit größtem Leichtsinne Kinder in die Welt, Kinder, welche aus Mangel an Unterhaltungsmitteln nothwendig verkümmern und nach langsamer Verhungerung eines „natürlichen Todes“ sterben mußten. Als man sah, daß die Entsagungslehre nicht durchschlug, und die Menschen wenig Geneigtheit zeigten, sich selbst Zwang anzuthun, dachte man daran, ihnen gegen ihren Willen Zwang anzuthun. Ohnehin waren schon unzählige Menschen, z. B. Soldaten, Gesellen, Dienstboten usw. durch ihren Stand zur Ehelosigkeit genöthigt; es durfte daher nur dafür Sorge getragen werden, daß auch durch die Unehelichkeit keine überschüssige Volksvermehrung entstünde. Die Theoretiker fügten also zum moralischen Zwang — dem Malthus'schen moralischen — den physischen Zwang hinzu. C. A. Weinhold ist der bekannteste dieser Theoretiker. Er ereiferte sich in den letzten zwanziger Jahren außerordentlich über die „Uebervölkerung in Mitteleuropa“ und war ehrlich und entschieden genug, um mit seinem unbarmherzigen Aathmittel offen herauszurücken. Dies ist die Heilmethode, die Infibulation, nur die practische Ergänzung zur Entsagungslehre ist, so wird es nicht uninteressant sein, sie hier in kurzen Zügen so darzustellen, wie sie Weinhold sich dacht und der Welt in mehreren Schriften eifrigst anempfahl. Sie bildet das zweite Stadium der Uebervölkerungsfrage. Weinhold schließt in einer populärphilosophischen Einleitung seinen Aath genau an die Entwicklungslehre an; er sagt: „Es ist letzter Zweck der Schöpfung, den moralischen Gesetzen alles unterworfen zu sehen. So wie das Individuum für sich selbst im Besonderen, so muß auch die ganze civilisierte Menschheit im Allgemeinen, welche durch weise Lehrer und Gesehgeber über sich selbst bereits zum wahren Bewußtsein gebracht worden ist, mit ihrer Freiheit den Kampf beginnen gegen solche Erscheinungen einer bloßen Aaturnothwendigkeit, welche sie mit den Thieren auf gleichem Stufe stellt (die Geschlechtsfunction nämlich); sie muß freisich in den rechten Gebrauch der moralischen Freiheit ernstlich wollen, wenn sie ihr Glück und das Glück der werdenden Geschlechter dauernd begründen will.“ Der Unterschied zwischen der ersten und dieser zweiten Entsagungslehre ist nur der, daß dort das Individuum die Entsagung, wenn auch im

Sinn« der Menschheit oder Humanität, doch mit sich selbst abzumachen hat, während hier „die Menschheit“ das Entsagung übende Subject ist; die Menschheit aber muß natürlich die einzelnen widerspenstigen Individuen — zwingen, wenn sie nicht freiwillig im Sinne der Menschheit leben. Man kann nicht sagen, daß Weinhold hierin irgendwo vom sittlichen Principe abweicht; die sittlichen Mächte, wie Kirche, Staat, Gemeinde u. s. w. unterwerfen stet» diejenigen Individuen, welche sich den sittlichen Gesetzen nicht gutwillig fügen, einem unerbittlichen Zwange, lebenslänglicher Einsperrung u. dergl. Im Bewußtsein seiner sittlichen Berechtigung geht Weinhold daher auch zur unverschleierte Darlegung seines Planes fort und sagt: „Ich schlage als eine allgemein und dringend nothwendige Maßregel eine Art von unauflöslicher Infibulation mit Verlöthung und metallischer Versiegelung vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, ganz geeignet, den Zeugungsact bis in die Ehe zu verhindern.“ Es folgt nun die Beschreibung dieses Schlosses, dessen gewaltsame Eröffnung mit Authen, mit der Tretmühle, und mit hartem Gefängnis bestraft werden soll. Die Infibulation soll den Knaben vom vierzehnten Lebensjahre an angelegt und bis zu Eintritt in die Ehe bei solchen Individuen angewendet werden, welche »rwa« nicht so viel Vermögen besitzen, um die außerehelich erzeugten Wesen bis zur gesetzmäßigen Selbstständigkeit ernähren und erziehen zu können. „Sie verbleibe aber bei denen zeitlebens, welche niemals in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können. ^

Max Stirner: Kindersegen

733

Und diefe« gut« Werl soll man bald beginnen
und besonders damit anfangen, dah

1) „dah allen Bettlern und andern auher
der Eh« lebenden, verarmtesten Menschen,
welch« sich kaum selbst, am wenigsten aber noch
«in Kind «rnähren tonnen, die Menschen»
«zeugung durch Infibulation unmöglich ge»
macht werde.

2) Muß ebenso allen arbeitsunfähigen, an
langwierigen Krankheiten leidenden Menschen,
welche bereits Almosen von den Commune«
erhalten, die 2H« versagt und die Infibulation
angelegt werden.

3) Infibulir« man fämmtlich« männlichen
Dienstboten, Gesellen und Lehrling« in d«n
Städten und auf dem Lande und gestatte ihnen
die Ehe nicht «her, als bis sie im Stande sind,
auher sich auch Frau und Kinder ernähren zu
können, halt« sie unter strenger medicinal»
polizeilicher Aufsicht durch öfter« und unver»
muthet« Visitationen, wegen heimlicher Er»
öffnung der metallischen Versiegelung und
wend« im Uebertretungsfalle die angezeigten
Strafen ohne all« Ausnahm«« «rnstlich an.

4) All« unv«rh«iratheten Militärpersonen
in den untern Graden werden ohne Ausnahm«
infibulirt.

5) Da in fr«i«n Staaten Gleichheit aller
Staatsbürger vor dem Gefetze stattfinden muh,
so kann die vornehme und oft fehr auSgelaffen«
Jugend der Ezimirten, infofern sie die Grenzen
der Sittlichkeit überfchreitet. nicht befreit
bleiben, fondein wird sich mit «inigen Modi»
ficationen den gleichen Gesetzen unterwerfen
muffen."

Solch« Nachschlug« könnt« dieser Wann
nur in dem Vewuhtsein geben, dah er dadurch
das Reich der Sittlichkeit und der Vernunft
stärk«. Cr b«fchränkt mtt d«m g«fühllof«st«n
Sittlichkeitsfanatismus di« Freiheit, aber er
beschränkt sie, „weil alles Unglück in der Welt
durch den unregelmähigen Gebrauch der Frei»
h«it d«r M«nsch«n entsteht". Auch war«n s«in«
Schrift«« d«m damaligen Zeitgeist« gar nicht
fremd; «r widmet« fi« dem preuhischen Staats»
Ministerium, bann dem Minister Altenstein und
schliehlich dem Könige Friedrich Wilhelm III.
felbft und fi« wurden huldreich aufgenomr.len.

Wie sollten fi« dies auch nicht? Waren sie
doch di«, wenn auch derb«, fo doch richtig«
Confequenz des Polizei st aates, der zu
Autz und Frommen der Menfchheit die leben»
bigen Menfchen in allerlei Weif« infibulirt«.

Indeh wie all« Tyrannei, wenn sie gar
zu grell und handgreiflich auftritt, dem fonft
höchst unterthänigen Menschen mit einem Mal«
verabscheuungswerth erscheint, so empört« auch
dies« nackt« moralisch« Tyrann«! «b«ndi«selb«n

Menschen auf's Aeuerste, die es ganz gelaffen mit anfehen konnten, bah theils ausdrücklich« Verbote mit heirathsbeschränkungen, theils die bittere Aoth vielen Millionen von Menfchen das Heirachen unmöglich machten, und dah Millionen Kinder durch den Aothstand ihrer Eltern offenbar dem Tod« geweiht wurden. Weinhold — der übrigens nicht bloh Gegner, fondern auch Freund« in d«r lit«ra«rischen Welt fand — konnte mit feinen Polizei«maßregeln nicht durchdringen. Aber die Aoth der Uebervöllerung dauert« fort, gleichvi«l, ob des Volkes nur darum zu viel wurde, weil nicht Arbeit genug für dasselbe zu beschaffen war, oder ob wirtlich — was von manchen Seiten bestritten wird — mehr Menschen erzeugt wurden, als selbst bei der vortrefflichsten Vodencultur Aahrungsstoff« sich erzielen liehen. Wie also der Uebervöllerung steuern, ohne «nt«weder auf di« freiwillige sittliche Entsagung der Menschen, oder auf Volizeimahregeln sich zu stützen?

Vielleicht vermöchte di« Klugheit, meint« man, was der moralisch« und polizeiliche Zwang nicht zu Weg« bringen konnte. Man dachte also »uf Mittel, welche es den Menfchen leicht machen sollten, die Zahl der Kinder auf das richtig« Mah zu beschränken, hiermit verlleh die Frage den sittlichen und polizeilichen Standpunkt und wurde zu einer Sache des individuellen Interesses. Wer den Kindersegen in seinem Haus« nicht zu seinem eigenen Verderben überhand nehmen lassen will, der soll ihm klügerer Weis« Grenzen setzen. Ob es im Interesse der Menschheit oder des Staates liegt, dah der Kindervermehrung nicht Einhalt ge«than werde, ist für diesen Standpunkt gleich«

Max Stirner: Kindersegen

gültig; das Ehepaar kümmert sich bloß um das Bedürfnis; des eigenen Hauswesens und saht seinen Entschluß nach Maßgabe der Privatökonomie.

Dem steht nun entgegen, bah die Gesell» schafft sich jederzeit mit allen Kräften dagegen sperrt, irgend «ine Sache, in welch« sie sich gemischt hat, zur reinen Privatsache herab» sinken zu lassen. Im Geheimen mögen die Einzelnen wohl immer schon die Kinder« »ngelegenheit vom privatökonomischen Gesichts» punct« aus behandelt haben; aber öffentlich will die Gesellschaft dazu nicht ihr« Sanction ertheilen. Das Ding ist belicat, wurde aber doch in Schriften unter der Aegide der Wissen» schaft gefördert.

Schon Fourier wies darauf hin, dah «ine überreichliche Nahrung, gleichsam eine Mästung, die Unfruchtbarkeit erzeuge. Da aber die Ver» vielfachung der Lebensmittel, welche er der Welt verhieh, noch im Schohe der Zukunft ruht«, so konnte dieses Mittel dem gegenwärtigen Leiden nicht abhelfen. London (Lolution äu prodlNs 6s !» Population et <ie» subnistHnoo») suchte nach» zuweisen, daß zwischen der Thätigkeit des Uterus und der weiblichen Brüste «in solcher Antagonismus stattfind«, daß das Weib wäh» rend der Säugung nicht empfangen tonne. Da aber das Säugen naturgemäß drei Jahre dauern müsse, so werde hierdurch die Empfang» nih sehr beschränkt. Bischof („Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Bei» fung und Lösung der Eier der Säugethier« und der Menschen." Gießen 1884) sagt: „2s ist «ine längst bekannt« Tatsache, daß Frauen am leichtesten unmittelbar nach der Menstruation concipiren, und es fehlt selbst nicht an Bei» spielen, daß dieses bei einigen nur bei der Menstruation erfolgte." Tritt also, das ist die Folgerung, «ine acht» oder vierzehntägige Unterbrechung ein, so ist der Sezualact un» fruchtbar, und das Weib hat durch diese Bück» sichtnahme die Empfängnis; in ihrer Gewalt. Proudhon citirt in seiner ?!>ilo»opllie <!e K Iliser« (II. 453) das System des Dr. G., „eines übrigens sehr rechtschaffenen Mannes," das System der Extraction des Fötus, aus welchem in Paris Chirurgen ein eigenes Gewerbe machen, und das auch sonst von allen Weibern und Aerzten ausgeübt wird. Der Dr. G. sucht Fruchtabtreibung wissenschaftlich zu ver» theidigen.

Endlich hat in der n«u«ft«n Zeit, die oller Heimlichkeit gram ist und die Devise aufsteckt: „Alles sür das Volk", Held, der Bedacteur der Locomotiv«, einer „Zeitung für die politisch« Bildung des Volkes", die Sache so wieder «uf»

genommen, daß er sie als «in» „Sache der Freiheit" verfißt. Wir halten «s, sagt er, für civilisirter, di« Ueb«rvölk«rung dadurch z» ver»meid«n, baß die Empfängnis; dem Willen der Ehegatten unterworfen wird, als fi« dadurch z» vernichten, bah man Krieg und Seuchen herbei»ruft. Denn in dem «rsteren Falle wird nnr ein Leben nicht gegeben, in dem letzteren aber wird ein bereits im Lebensgenüsse stehendes Leben vernichtet. Man wird nach dem lünft«lichen Mittel dazu fragen, und dabei müssen wir denn freilich auf die Nesultat« der Wissen»schaft verweisen, indem wir nur bemerken, daß es — soviel uns bekannt geworden — unter den homöopathischen Arzneikräfte«n, welch« bekannt»lich unschädlich sind, einige giebt, durch deren Anwendung oder Nichtanwendung die Emp»fängnih ganz in den Willen der Ehegatten gelegt werden kann. Ein Staat, welcher in dem Menschen etwas anderes sieht, als „Futter für's Pulver", wird keinen Augenblick anstehen, die Autorisation dazu zu ertheilen. Denn ein«Entvölkerung wird dadurch schon aus dem «in»fachen Grunde nicht zu befürchten sein, weil die Aatur in die Brust jedes Menschen das Verlangen nach Kindern gelegt hat. — Eine solche Lehre, mitten ins Bolt hineingeworfen, muß« natürlich die größte Anfeindung er»fahren; dies« aber konnte wieder leine ander«Folg« haben, als daß Held zu seiner Ver»theidigung die Sach« noch weiter verfolgte. Es ist, «rwiebert« er, bei der wissenschaftlichen Lösung eines socialen Problems völlig unan»gemessen, auf dem Boden einer positiven Ne»ligion, eines positiven Ges«tz«s od«r «in»positiven Sitte zu stehen. Vi« wissenschaftlich«

0 <?

735

Max Stirner: Kindersegen

Forschung muß frei sein von diesen Schranken, da sie es ja gerade ist, aus welcher erst die Aeligion, das Gesetz oder die Sitte hervor» gehen. All» Hinwendungen also, welche man vom religiösen, ober sittlichen Standpunkte aus erheben möchte, fallen hiermit von vorn herein zu Voden. Aber noch mehr! Fassen wir den Begriff der Sittlichkeit von der geistigen Seite auf, so wird sich die Wahrheit ergeben, daß die höchste Sittlichkeit in der rechtlichen Aus» Übung der höchsten Freiheit liegt. Was aber entspricht nun der Freiheit und also der Sittlichkeit mehr: wenn der Mensch in dem wichtigsten Act» seines Lebens mit der Freiheit der Willens und des Bewußtseins, oder als Slave der Natur handelt? Die Willen» und bewußtlos» Urzeugung stellt den Menschen in die Kategorie der unvernünftigen Thierwelt; die willkürlich» und bewußtlos» läßt ihm fein» unverüherrlich» Stellen als vernünftiges Wesen über der Thierwelt. Es ist also klar, daß die Willkür der Zeugung dem sittlichen Principe entspricht, daß sie der Menschenwürde angemessen ist. — Was die Mittel betrifft, so behauptet Held, daß die Wissenschaft auf dem Punkte» steht, die Mittel zur willkürlichen Vermeidung der Empfängnis zu ergründen. Er „fordert daher die Männer der Wissenschaft auf, dieser für die Lösung der socialen Frage so überaus wichtigen Materie ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Resultate ihrer Forschungen mit derselben Furcht» und Aussichtslosigkeit zu veröffentlichen, mit welcher er selbst die Frage angeregt hat". Die hier ist der gegenwärtige Stand der Zeugungsfrage. Nachdem sie vom Standpunkte der Menschheit aus als eine „Uebervölkerungsfrage" behandelt worden ist, ist sie nun vom Standpunkte des Einzelnen aus zu einer „Empfängnisfrage" geworden. Die Angelegenheit der Menschheit hat sich in eine Angelegenheit des Haushalts verwandelt. Malthus stellt den sittlichen Menschen zum Wächter über die Sache, — dann wurde der Staat ober die Staatspolizei mit der Ueberwachung beauftragt; und schließlich „bettet sich Jeder selbst am Besten", wobei dann natürlich eine solche Aussicht, wie sie z. B. Baltisch, ein Anhänger des Walthus (in seinem Buch: „Eigenthum und Viellinderei, hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Völker. 1846") gegen die Viellinderei geltend macht, daß „dieselbe das Uebel ist, woran das alte Europa am meisten leidet, und die Quelle der meisten Uebel, welche uns in der Völkergeschichte als Uebel erscheinen," unbeachtet bleibt; denn nicht, daß Europa, sondern daß ein Haushalt darunter leidet, ist auf diesem

Standpunkte entscheidend.

Allerdings wird die Gefahr der Ueber-
völlerung von Manchen für «in bloßes Hirn»
gespinnt erklärt, und der oben citirt« Proudhon
z. V. bestreitet geradezu das Malthus'sche Ver-
hältniß von Bevölkerung« und Productions-
Vermehrung, indem er behauptet, der Reichtum
wachse wie das Quadrat der Arbeitszahl
(Ist die Bevölkerung wie die Zahl der Arbeiter
travailleurs). Allein erstens ist das eine Spiegel-
fechterei mit dem Worte Reichtum« oder Pro-
duction, da es sich nicht um die Vermehrung
der Arbeitserzeugnisse, sondern um die der
Lebensmittel, also nicht um die Production
überhaupt, sondern um die der Lebens-
mittel handelt, und zweitens ist die Frage, ob
der Menschen jemals zu viel werden können,
«eine abstracte Menschheitsfrage, deren Ent-
scheidung dem Einzelnen in seiner wirklichen
Lebenslage nichts helfen kann. Wenn auch die
Menschheit an einem Dutzend Kinder jedes
Ehepaares nicht zu viel hätte, so könnte doch
manches Ehepaar daran zu viel haben, und
hat wirklich daran zu viel, wie man sich all-
Tage in seiner Umgebung hinlänglich über-
zeugen kann. Dieser Widerspruch zwischen dem,
was die Menschheit (oder im Kleineren «in
Staat, «eine Gesellschaft), erträgt, und dem, was
«in wirklich«! Mensch ertragen kann, hat zu der
oben gegebenen Entwicklung der Zeugungs-
frage geführt, die allmählich aus einer huma-
nitätsfache zu einer Sache des persönlichen
Interesses geworden ist. Ob sie dabei gewonnen,
ob verloren hat, das ist nach einem Ist« ein
eine mühsame Untersuchung, wie ja überhaupt
alles Moralisiren in weltgeschichtlichen Dingen
sich unfruchtbar «rweist.

736 Nainer Maria Nilke: Gedichte °°

Eine Sibylle.

Einst, vor Jetten, nannte man sie alt.
Doch sie blieb und lam dieselbe Strahe
täglich. Und man änderte die Matze,
und man zählte sie wie einen Wald
nach Jahrhunderten. Sie aber stand
jeden Abend auf derselben Stelle,
schwarz wie eine alte «litabelle,
hoch und hohl und ausgebrannt;
von den Worten, die sich unbewacht
wider ihren Willen in ihr mehrten,
immerfort umschreien und umflogen,
während die schon wieder heimgekehrten
dunkel unter ihren Augenbogen
sahen, fertig für die Nacht.

Der Vlinde.

(Paris.)

Sieh, er geht und unterbricht die Stadt,
die nicht ist auf seiner dunkeln Stelle,
wie ein dunkler Sprung durch eine hell«
Tasse geht. Und wie auf einem Blatt
ist auf ihm der Widerschein der Dinge
aufgemalt; er nimmt ihn nicht hinein.
Nur fein Fühlen rührt sich, so als fing«
es die Welt in kleinen Wellen ein:
eine Stille, einen Widerstand —,
und dann scheint er wartend wen zu wählen:
hingegen hebt er seine tzand,
festlich fast, wie um sich zu vermählen.

» 0

Rainer Maria Rilke: Gedichte 737

Ein Prophet.

Ausgedehnt von riesigen Gesichtern,
hell vom Feuerschein aus dem Verlauf
der Gerichte, die ihn nie vernichten, —
sind die Augen, schauend unter dichten
Brauen. Und in seinem Innern richten
sich schon wieder Worte auf,
nicht die seinen, (denn was wären seine
und wie schonend wären sie verthan)
andre, harte: Eisenstücke, Steine,
die er schmelzen muß wie ein Vulkan,
um sie in dem Ausbruch seines Mundes
auszuwerfen, welcher flucht und flucht;
während seine Stirne, wie des Hundes
Stirne, das zu tragen sucht,
was der Herr von seiner Stirne nimmt:
Dieser, Dieser, den sie alle fänden,
folgten sie den großen Zelgehäuben,
denn Ihn weisen wie Gott ist: ergrimmt.
Eine von den Alten.

(Paris.)

Abends manchmal (weißt du wie das thut?)
wenn sie plötzlich steh« und rückwärts nicken
und ein Lächeln, wie aus lauter Flickern,
zeigen unter ihrem halben Hut.
Neben ihnen ist dann ein Gebäude,
endlos, und sie locken dich entlang
mit dem Ätathsel ihrer Räude,
mit dem Hut, dem Umhang und dem Gang;
mit der Hand, die hinten unterm Kragen
heimlich wartet und verlangt nach dir:
wie um deine Hände einzuschlagen
in ein aufgehobenes Papier.

Erinnerungen. Von Georg Brandes.

Einleben in Berlin. <«>t«ift«>»« u«b«>s«tz»^.>

I.

Wenn man nach Verlauf eines Menschenalters auf einen festumgrenzten Abschnitt seines Lebens zurückblickt, den man unter ungewöhnlichen Verhältnissen zugebracht, da ist einem zumute, als rollten die Wasser einer See, an deren Ufer man eine Zeitlang gelebt hat, einem wieder entgegen, und die Wellen tragen menfchliche Gefüchter, hunderte und aber hunderte, viele undeutlich, ganz oder halb verwischt, andere mit klaren, wenn auch fernen Zügen, andere wieder sprühend im Leben des Augenblickes, als gehörten sie nicht der toten Vergangenheit, sondern dem heute an. Das Verlin, in das ich tam, war das Berlin Wilhelms I., Bismarcks und Molttes. Sechs Jahre waren seit der Errichtung des Aeiches und der Beförderung der Stadt zur Hauptstadt Deutschlands verstrichen. Ein ungeheueres Aufblühen war die Folge gewesen; ein kräftiger Unternehmungsgeist war wach geworden, der infolge des eine Zeitlang viele Seelen beherrschenden Triebes zur Bereicherung sich gesund und krankhaft geäußert hatte; doch mich persönlich, der ich nur einen Ausschnitt der Zustände übersah, berührte nicht die Ungesundheit der Zeit, nicht der Schwindel bei der Gründung von Aktiengesellschaften und dergleichen, fondern nur der allgemeine Aufschwung, der hauch großer Verhältnisse, die überdies noch im Zunehmen begriffen waren.

Aus einem geschwächten Lande, wo die herrschenden Klassen demoralisiert waren durch die Niederlage in einem Kriege, über dessen wahre Ursachen man durch Erklärungen oder Lügen hinwegzutäuschen suchte, eine Niederlage, die langsam verwunden werden mußte, war ich in ein Land versetzt worden, das eine unerhörte Reihenfolge von Siegen mit Selbstvertrauen erfüllt, und in eine Stadt, deren Anziehungskraft durch ihre neue Stellung als Mittelpunkt des Reiches mannigfach vermehrt worden war.

II.

Den alten Kaiser, der nach der "Revolution von 1848 in Berlin so verhaßt gewesen, hatten nun alle gern, ja man liebte ihn. Man anerkannte seine tiefe Ehrenhaftigkeit, sein Pflichtgefühl, seine Abgehärtetheit und seine persönliche Tapferkeit, wie sie sich in der Schlacht bei Königgrätz geäußert hatte, als er vom Pferde gestiegen war und, mitten auf einer Landstraße stehend, fliehende Truppen aufgehalten hatte. Ein pessimistischer Philosoph, der einmal auf drei Wochen das Zelt mit dem Kaiser geteilt hatte, äußerte mir gegenüber, er hielte ihn für einen idealen Charakter. Daß die Intelligenz des Kaisers nicht mit seinem Charakter auf gleicher höhe stand, war bekannt. Selbst Bismarck unterlieh es nicht, sich gesprächsweise darüber zu beklagen. Der Kaiser wußte auch sehr wohl, wie Bismarck von ihm sprach, aber er hatte die Eigenschaft des wahren "Regenten, daß er den politischen Wert feines Kanzlers vollauf

c> Georg Brandes: Erinnerungen 739

c> °
°

erkannte, und wie man ihn auch gegen Vismarck einzunehmen bestrebt war, er ließ nicht von ihm und wollte ihm nie den halb zum Schein, halb im Zorn verlangten Abschied geben.

Me Kaiserin war nicht beliebt. Es war von ihr bekannt, daß sie Vismarcks Gegnerin war, daß sie sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühlte und den Kampf mißbilligte, den er gegen die katholische Kirche führte. Sie war als junge Weimarer Prinzessin Goethes Schülerin gewesen und hatte frühzeitig einen weltbürgerlichen Geist eingesogen, der im damaligen Deutschland übel gelitten war. Sie hatte eine fast herausfordernde Vorliebe für die französische Sprache und hielt sich einen ständigen französischen Vorleser. In der Zeit meines Ausenthalts zu Berlin war es erst Jules Laforgue, der feine junge Dichter, der nach seinem Tode vergöttert wurde ungefähr wie Obstfelder in Norwegen, später der von Gambetta eifrig beschützte Gerald, der jetzige Minister in Tokio. Während Jules Laforgue ein naiver, Welt»unkundiger junger Mann war, der für Paul Vourget auf dessen damaliger Entwicklungsstufe schwärmte, war Görard eine kühle Persönlichkeit, die mit einer gewissen Auf»dringlichkeit bemüht war, sich den Zutritt zur Berliner Gesellschaft zu verschaffen und im übrigen auf Beförderung durch die Hilfe von Gönnern rechnen durfte.

III.

Vismarck stand damals trotz seines Urlaubes auf der Höhe seiner Macht, war gerade im Begriff, sich von den Nationalliberalen zu trennen, um mit den Konservativen zu regieren und seine Freihandelspolitik zugunsten des Schutzzolles aufzugeben. Er verstand es ausgezeichnet, mit falscher Freundlichkeit die Minister in den Abgrund hinauszulocken, von denen er sich mit Rücksicht auf den Kaiser nur schwer losmachen konnte. Wenn er im Reichstage sprach, herrschte Totenstille. Er gab sich keine Mühe zur Erlangung jener Beredsamkeit, die in einem fließenden Vortrage besteht; sie war ihm von der Natur versagt und er legte augenscheinlich keinen Wert darauf. Er stand gewöhnlich gleichsam unsicher da und spielte mit einem Bleistift, wählte feine Worte, tastete sich vorwärts. Aber seine Genialität verriet sich darin, daß er ab und zu einen Satz formte, der so geprägt, so anschaulich und so leben»strotzend war, daß er unvergeßlich blieb. (So wenn er in seiner Rede gegen Laster von den Städtern sprach, die den Landmann nicht verstünden: Unsere Sonne brennt sie nicht, unser Negen macht sie nicht naß.) Aber auch wenn seine Rede keine Glanzpunkte darbot, wirkte sie doch überlegen, da sie von dem einzigen Manne im Reichstag kam, dessen Namen man noch in 500 Jahren kennen würde. Me Vorstellung hiervon, der die Mitglieder sich nicht zu entziehen vermochten, verlieh seinen Worten eine Autorität, wie sie die Aussprüche keines anderen besaßen, auch wenn sie wahrer und richtiger gewesen wären als die seinen.

Jeder einigermaßen angesehene Fremde, der seine Karte im Reichslanzl-Palais abgab, empfing eine Einladung zu einem der großen Bierabende des Fürsten. Aber

es wäre mir nie eingefallen, Vismarcks persönliche Bekanntschaft zu suchen, so wenig wie ich mich in Paris bemüht hatte, die Bekanntschaft Victor Hugos zu machen. Ich sagte es mir selbst, wie interessant es auch für mich sein mochte, einen persönlichen Eindruck von solchen großen Männern zu erhalten, so konnte doch nichts an mir für sie das geringste Interesse haben. Ich verfolgte indessen mit der größten Aufmerksamkeit Bismarcks Handlungen, Neben und politische Pläne und entfernte mich in» folgedessen allmählich sehr weit von der bei den Liberalen herrschenden Auffassung einer feiner Person, so sehr ich auch im übrigen mit ihnen sympathisierte.

Als der entscheidende Bruch Vismarcks mit den Manchester«Prinzipien statt» gefunden hatte, erschien mir die Art, wie die Freisinnigen gegen ihn kämpften, so wenig verständlich, daß ich vier Jahre nach meiner Niederlassung in Deutschland einen Artikel, „Mein Gegner des Staatssozialismus“, veröffentlichte, in dem ich mich trotz sehr entschiedener Vorbehalte ihnen gegenüber auf seine Seite stellte.

Ich schrieb darin: Es wäre steifer Doktrinarismus, wenn man während des jetzt herrschenden ökonomisch-politischen Streites die Begierung, nur weil sie zur religiösen Neugier neigt und die alten Stammes» und Standesvorurteile für sich ausnützt, als unbedingt reaktionär bezeichnete und meinte, daß die Fortschrittler in diesem Falle den Fortschritt bedeuten. Im Gegenteil, hier ist es Vismarck, der den modernen Stand» Punkt oder, richtiger ausgedrückt, die Umwälzung, vor allem die Initiative, das geniale Wagstück, bedeutet, und die Fortschrittsparteien sind es, die den gedanken» armen und unfruchtbaren Konservatismus bezeichnen.

Ich hatte die Befriedigung, daß Dänemark in Dänemark meiner Auffassung beipflichtete, aber ich brauche wohl kaum zu fagen, welchen Aufruhr mein Artikel in Berlin im freisinnigen Lager hervorrief, wo ich selbst mein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Erbitterung war nicht gering; ich wurde immer wieder in Vambergers Organ „Die Tribüne“ angegriffen; Mommsen schäumte. Die vielen, die mir wohlwollten, gaben mir zu verstehen, daß ich mir in unberechenbarer Weise geschadet hätte. Aber zur Ehre der guten deutschen Gesellschaft sei es gesagt, daß man nach einem halben Jahre mir meine Unstimmigkeit mit der politischen Grundanschauung verziehen und das Ganze vergessen hatte.

Dafür wurde jener Artikel mit Auslassung des für Vismarcks Anhang wenig schmeichelhaften Anfangs und Schlusses von den Gegnern der Liberalen ins Unendliche abgedruckt und gepriesen. Vismarcks Preßbureau ließ ihn in allen Blättern des In» und Auslandes, die ihm zur Verfügung standen, einrücken; er wurde mindestens in einer Million Exemplaren veröffentlicht und hat von allem, was ich geschrieben, die weiteste Verbreitung gefunden.

Den zweiten Paladin des Kaisers, die zweite große Berühmtheit des Reiches und der Stadt, den Grafen Moltke, hatte ich täglich vor Augen. Seine Amtswohnung lag nämlich in meiner unmittelbaren Nähe, im Generalstabsgebäude, das sich am Ende

HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.

- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

Search

Search Field List All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1908 Jan-Jun.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2012-03-05 11:09 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Full Screen](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 19](#)
- [Section 3 - 20](#)
- [Section 4 - 39](#)
- [Section 5 - 40](#)
- [Section 6 - 40](#)
- [Section 7 - 65](#)
- [Section 8 - 76](#)
- [Section 9 - 76](#)
- [Section 10 - 77](#)
- [Section 11 - 93](#)
- [Section 12 - 104](#)
- [Section 13 - 105](#)
- [Section 14 - 117](#)
- [Section 15 - 136](#)
- [Section 16 - 137](#)
- [Section 17 - 164](#)
- [Section 18 - 164](#)
- [Section 19 - 165](#)
- [Section 20 - 192](#)
- [Section 21 - 192](#)
- [Section 22 - 192](#)
- [Section 23 - 193](#)
- [Section 24 - 220](#)
- [Section 25 - 220](#)
- [Section 26 - 220](#)
- [Section 27 - 221](#)
- [Section 28 - 248](#)
- [Section 29 - 249](#)
- [Section 30 - 281](#)
- [Section 31 - 313](#)
- [Section 32 - 345](#)
- [Section 33 - 347](#)
- [Section 34 - 376](#)
- [Section 35 - 376](#)
- [Section 36 - 377](#)
- [Section 37 - 413](#)
- [Section 38 - 414](#)
- [Section 39 - 414](#)
- [Section 40 - 445](#)

[Section 41 - 476](#)

- [Section 42 - 476](#)
- [Section 43 - 477](#)
- [Section 44 - 496](#)
- [Section 45 - 514](#)
- [Section 46 - 514](#)
- [Section 47 - 545](#)
- [Section 48 - 577](#)
- [Section 49 - 609](#)
- [Section 50 - 641](#)
- [Section 51 - 642](#)
- [Section 52 - 643](#)
- [Section 53 - 644](#)
- [Section 54 - 644](#)
- [Section 55 - 676](#)
- [Section 56 - 676](#)
- [Section 57 - 676](#)
- [Section 58 - 677](#)
- [Section 59 - 709](#)
- [Section 60 - 770](#)
- [Section 61 - 770](#)
- [Section 62 - 771](#)
- [Section 63 - 803](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

?W Georg Brandes: Erinnerungen

I 2

es wäre mir nie eingefallen, Vismarcks persönliche Bekanntschaft zu suchen, so wenig wie ich mich in Paris bemüht hatte, die Bekanntschaft Victor Hugos zu machen. Ich sagte es mir selbst, wie interessant es auch für mich sein mochte, einen persönlichen Eindruck von solchen großen Männern zu erhalten, so konnte doch nichts an mir für sie das geringste Interesse haben. Ich verfolgte indessen mit der größten Aufmerksamkeit Bismarcks Handlungen, Neben und politische Pläne und entfernte mich in» folgedessen allmählich sehr weit von der bei den Liberalen herrschenden Auffassung feiner Person, so sehr ich auch im übrigen mit ihnen sympathisierte.

Als der entscheidende Bruch Vismarcks mit den Manchester«Prinzipien statt» gefunden hatte, erschien mir die Art, wie die Freisinnigen gegen ihn kämpften, so wenig verständig, daß ich vier Jahre nach meiner Niederlassung in Deutschland einen Artikel, „Me Gegner des Staatssozialismus“, veröffentlichte, in dem ich mich trotz sehr entschiedener Vorbehalte ihnen gegenüber auf seine Seite stellte.

Ich schrieb darin: Es wäre steifer Doktrinarismus, wenn man während des jetzt herrschenden ökonomisch-politischen Streites die Begierung, nur weil sie zur religiösen Neaktion neigt und die alten Stammes» und Standesvorurteile für sich ausnützt, als unbedingt reaktionär bezeichnete und meinte, daß die Fortschrittler in diesem Falle den Fortschritt bedeuten. Im Gegenteil, hier ist es Vismarck, der den modernen Stand» Punkt oder, richtiger ausgedrückt, die Umwälzung, vor allem die Initiative, das geniale Wagstück, bedeutet, und die Fortschrittsparteien sind es, die den gedanken» armen und unfruchtbaren Konservatismus bezeichnen.

Ich hatte die Befriedigung, daß tzörup in Dänemark meiner Auffassung beipflichtete, aber ich brauche wohl kaum zu fagen, welchen Aufruhr mein Artikel in Verlin im frei» sinnigen Lager hervorrief, wo ich selbst mein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Erbitterung war nicht gering; ich wurde immer wieder in Vambergers Organ «Die Tribüne» an» gegriffen; Mommsen schäumte. Die vielen, die mir wohlwollten, gaben mir zu ver» stehen, daß ich mir in unberechenbarer Weise geschadet hätte. Aber zur Ehre der gulen deutschen Gesellschaft fei es gesagt, daß man nach einem halben Jahre mir meine Unstimmigkeit mit der politischen Grundanschauung verziehen und das Ganze vergessen hatte.

Dafür wurde jener Artikel mit Auslassung des für Vismarcks Anhang wenig schmeichelhaften Anfangs und Schlusses von den Gegnern der Liberalen ins Unendliche abgedruckt und gepriesen. Vismarcks Preßbureau ließ ihn in allen Blättern des In» und Auslandes, die ihm zur Verfügung standen, einrücken; er wurde mindestens in einer Million Exemplaren veröffentlicht und hat von allem, was ich geschrieben, die weiteste Verbreitung gefunden.

Den zweiten Paladin des Kaisers, die zweite große Berühmtheit des Reiches und der Stadt, den Grafen Moltte, hatte ich täglich vor Augen. Seine Amtswohnung lag nämlich in meiner unmittelbaren Nähe, im Generalstabsgebäude, das sich am Ende

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

o o

O o

741

tzenri Lichtenberger: Der Pessimismus

der Straße In den Zelten befindet, in der ich wohnte. Auch er interessierte mich höchlichst: ich bemühte mich, sein Wesen durch das Studium seiner Schriften zu verstehen. Ich erblickte sein Verhältnis zu Dänemark in einem milderem Licht als früher, nachdem ich erfahren hatte, daß er deutschen Ursprungs war und vergebens um Beförderung im dänischen Heere nachgesucht hatte — das ihm ja außerdem keine Entwicklungsmöglichkeiten geboten hätte —, und ich entwarf nach Verlauf einiger Jahre eine Schilderung von ihm. Sie wurde Mottte in ihrer ursprünglichen Form, wie sie in der dänischen Illustreret Tidende stand, zugeschickt, und er, der das Dänische vollkommen beherrschte, antwortete mit einem artigen und anerkennenden Brief.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pessimismus. Von Henri Lichtenberg«!, Professor an der Pariser Universität.

Aegel wollte in seinem System die vernünftige

Entwicklung der Welt erklären. Von

der Identität des Seins und Denkens über»

zeugt, glaubt« er nicht »Nein, daß die Ideen

der Wirklichkeit entsprechen, wie das Bild dem

dargestellten Gegenstand, sondern auch, daß sie

das Wesen des Daseins sind, daß die Wissen»

schaft des Denkens oder die Logik zusammenfällt

mit der Wissenschaft des Seins oder der Meta»

Physik; so hatte er gemeint, »in« vollständige

und völlig befriedigende Erklärung der Welt»

rätsel geben zu können. Indem er die 2nt»

Wicklung der Vernunft schilderte, die sich von

der Logik zur Naturphilosophie, dann zur

Philosophie des subjektiven Geistes (Psycho»

logi«), zur Philosophie des objektiven Geistes

(Bechts» und Geschichtsphilosophie) und schließlich»

lich zur Philosophie des absoluten Geistes

(Philosophie der Kunst, der Religion, der

Philosophie) erhebt, meint« er sowohl den

Prozess zu beschreiben, durch den der Geist

selbstbewußt wird, wie die Entstehung der Welt

an sich.

Im Gegensatz zu diesem metaphysischen

Dogmatismus erwuchs der modern« Positivis»

mus. Er verbündet sich mit dem Materialis»

mus, um der spekulativen Methode des Idealis»

mus die experimentale Methode der exakten

Wissenschaften entgegenzusetzen, um die Identität»

tität von Sein und Denken zu vernünftigen und

den grobartigen, aber willkürlichen Konstruktionen»

tionen der spekulativen Vernunft jeden objektiven»

Wert abzuspochen. Aber während der

Materialismus an Stelle von Hegels idealistischem»

Dogmatismus einen nicht minder starren

naturalistischen Dogmatismus setzte und nun

selbst eine metaphysische Welterklärung zu

geben beanspruchte, setzt« der Positivismus

jeder Metaphysik einen radikalen Skeptizismus»

entgegen. Er hält mit der philosophischen

Vergangenheit eine große Abrechnung und erklärt»

all« bisherigen Versuche einer Gesamterklärung»

der Welt für mangelhaft und wissenschaftlich wertlos.

Er trachtet zunächst danach, in der Philosophie»

sophie an Stelle der spekulativen Methode der großen idealistischen Philosophen die objektiv« und gewissenhafte Beobachtung der Wirklich» kelt zu setzen, die experimentelle Methob«, die, auf die Naturwissenschaften angewandt, so präch» tig« B«sultat« gezeitigt hatte. So entsteht im Laufe des 19. Jahrhunderts ein« immer strenger gefaßte empirische Psychologie. Von tzerbart und vor allem von Benek« vorbereitet, in den fünfziger und sechziger Jahren durch die grund» legenden Werl« von Ernst y«lnrlch W«b«r, Lotze, helmholtz und Wundt befestigt, fpäter durch die Arbeiten von Lbbinghaus, Lipps, Mach, Aehmk«, tzöffding und Paulsen aus» gebaut, ist sie heute ein« blühende Wissenschaft, auf «in« ungeh«u«r« Füll« exakter Beobach» tungen basiert; si« häuft «in« Imm«r größer« Masse von Stoff, von Beschreibung«« und positiv«« Tatsachen an, um daraus «in« voll»

Henri Lichtenberger: Der Pessimismus
 ständige Naturgeschichte der psychischen Tat»
 fachen zu konstruieren.
 Und während der Positivismus einerseits
 bestrebt ist, die Philosophie zu einer Exp«ri»
 mentalwissenschaft zu machen, trachtet er
 andererseits auch nach einer reinlichen Schei»
 düng der Problem«, die einer wissenschaftlichen
 Lösung fähig sind, und derer, die für die Ver»
 nunft dauernd unlösbar bleiben, mit andern
 Worten: er sucht die Grenzen der menschlichen
 Vernunft genau zu bestimmen. In diesem
 Sinne belebt er den Kritizismus Kants von
 neuem und setzt dessen weise Vorsicht der ver»
 wegen philosophischen Spekulation der No»
 mantil entgegen. Die „Rückkehr zu Kant" wird
 scholl 1847 von Christian Hermann Weiß« ge»
 fordert, 1862 von Eduard Zeller gepredigt,
 später von F. Albert Lange, Otto Liebmann,
 Kuno Fischer. Gleichzeitig entsteht eine Kant»
 Philologie, die ebenso exakt ist und ins «in»
 zeln geht, wie die Goethephilologie; «ine be»
 sonder« Zeitschrift, „Kantstudien", dient ihr seit
 1886 als Organ, und seit 1900 veröffentlicht
 die Berliner Akademie der Wissenschaften «in«
 monumental« kritische Kantausgab«. Gleich»
 zeitig entsteht «ine Schule von Neukantianern,
 die nach Kants Vorgang den Grundsatz auf»
 stellt, daß der Mensch außerhalb der Grenzen
 der Erfahrung keine wirklich« Kenntnis er»
 langen kann; folglich ist «in« wissenschaftliche
 Behauptung über di« Dinge an sich, über alles
 Transzendente unmöglich. So verwirft sie
 jede Metaphysik und sieht die Hauptaufgabe
 der Philosophie in der Vewußtseinskritik, in
 der Bestimmung der letzten Prinzipien oder
 Postulate, auf denen die positiven Wissen»
 schaften beruhen«. Die «in«n unter den Neu»
 kantianern, wie Lange, Liebmann, Hermann
 Cohen, Alois Aiehl, bleiben der Lehre des
 Meisters ziemlich treu. Ander« «ntfernen sich
 mehr von Kant. Di« «in«n, wi« Laas, Schuppe,
 Aehmle, von Schubert-Solbern, berufen sich
 zugleich auf Hume und Kant, näh«rn sich dem
 Phänomenalismus und trachten nach einer
 möglichst exakten Analyse der unmittelbaren
 Vewußtseinsdaten. Ander«, wi« Avenarius
 oder C. Mach, entwerfen ein „«mpir«kritisches"
 System, das aller Metaphysik den Krieg er»
 klärt, da die „reine Erfahrung", di« Daten
 d«r unmittelbar« Erfahrung, als einzig«
 Grundlage einer Wissenschaft der objektiv«
 Realität zuläßt, danach strebt, den Mensche»
 wieder mit der Natur zu verknüpfen, und «nb»
 lich versucht, ein paar Schlaglichter in di«
 Finsternis der Zukunft zu werfen, der »ns«r«
 Gattung «ntg«g«nttrebt.
 Der Positivismus steht wissenschaftlich ohne
 Zweifel bedeutend höher als der Material!«»

mus. Der Idealismus pflegt ihm feinen über»
triebenen Skeptizismus gegenüber der Ver»
nunft, «in allzu str«nges Mißtrau«« g«genüb«r
der Metaphysik vorzuwerfen. Er tadelt «in«r»
feits an ihm, bah er nicht immer imstande ist,
zwischen sicherer Tatsach«, bewiesener Wahr»
heit und spekulativer Zutat, einfacher Hypothese
zu scheiden. Andererseits tadelt er an ihm
jenen kritischen Asletismus, der zu einem vor»
sichtigen Agnostizismus über d i« Fragen führt,
die für die Menschheit die belangreichsten sind.
Der Mensch wird nach der Anschauung der
Idealisten durch «in unb«zwinglich«s „meta»
physisches Bedürfnis" getrieben, sich um jeden
Preis ein Gesamtbild von der Welt zu machen.
Die positivistische Enthaltung aber, di«
dieses berechnigte Verlangen abweist, tut da»
durch einem der tiefsten Instinkte der Menschen»
natur Gewalt an. Sie kann nicht der Weisheit
letzter Schluß sein. Der Positivismus ist durch»
aus verständlich als Aeaktion gegen den uner»
träglichen hegelschen Dogmatismus. Aber er
ist unfähig, sagt man, das metaphysisch«
Streben der Menschen zu ertöten. Selbst der Er»
folg des Materialismus — der auch «ine meta»
phyfische Hypothese ist — mag in den Augen
des Idealisten «in noch so betrübendes Sym»
ptom für den philosophischen Tiefstand der
Gegenwart fein: «r ist trotzdem «in Zeichen,
daß das metaphysische Bedürfnis nicht erstickt
ist, bah «s n«ue Lebenskraft gewinnt und nach
feiner Befriedigung strebt, indem «s sich um
jeden Preis ein Gesamtbild der Welt zu schaffen
sucht.
So bliebe der Positivismus, sagt man,
notwendig das Erbteil einer kleinen Gruppe

höher« Geister, bei denen der kritische Verstand sich abnorm entwickelt hat. Die lebhafteren Naturen und die breiten Massen werden nie imstande sein, sich mit dem Agnostizismus zu begnügen; sie werden zu einer gewissen Zeit stets das unabweisliche Bedürfnis empfinden, aus dieser allzu negativen, allzu vorsichtigen Stellung herauszutreten und «in» m«hr ob«r minder gewagte Hypothese über die Welträtsel zu äußern.

Der zeitgenössische Radikalismus anderer» s«its sieht in dieser positivistischen Enthaltung «inen letzten Nest des christlichen Asketismus. Nietzsche, so sehr er gegen die Materialisten eifert, ist voller Rücksicht gegen die Positivisten. Er bezeugt keinerlei Verachtung für „diese Per» neiner, diese Einsamen der Gegenwart. . . diese harten, strengen, enthaltsamen, heroischen Geister, welche die Ehr« unserer Zeit find . . . dies« letzten Idealisten des W i ssens, in denen allein das intellektuelle Gewissen unserer Zeit lebt und sich verkörpert." Er schätzt »die löbliche philosophische Enthaltensamkeit, die ein solcher Glaube anb«fi«hlt, diesen intellektuellen Sto» izismus, der sich schließlich das Nein ebenso streng verbietet, wie das Ja, diesen Entschluß, sich an di« positive Wirklichkeit zu halten, lactum brutum, Mit l«it — diesen Verzicht auf alle Interpretation, auf alles, was Gewalttat, Abkürzung, Auslassung, Zutat, poetische Aus» schmückung, Fälschung, kurz auf alles, was das Wesen jeder Interpretationskunst bildet." — Aber er konstatiert auch, daß dieser Will« zur Wahrheit um jeden Preis, dieser Glaube an «inen absoluten, unbedingten Wert der Wahrheit und des Wissens, nichts anderes ist »ls «in« unendlich raffinierte, subtil«, subli» mlierte Form des asketischen und christlichen Geistes. „Es ist allemal «in metaphysi» scher Glaube," schließt er, „auf den unser Glaube an die Wissenschaft begründet ist; — auch wir, die heutigen Denker, dl« Atheisten, Antimetaphhsiker, auch wir entlehnen diesen Glauben, der uns beseelt, noch jener Feuers» brunst, di« ein mehrtausendjähriger Glaube «nt» zündet hat, jenem christlichen Glauben, der auch der Glaube Platos war, daß Gott die Wahr» heit. und daß di« Wahrheit göttlich ist . . ." Wie man sieht, ist die unentwegt« wissen» schaftliche Nechtschaffenheit der Positivisten sür Nietzsche einfach die letzte, fpiritualifiziert« und verwischte Kundgebung der religiösen Instinkte. Diese „freien Geister" sind im Grunde noch Christen, denn sie haben den Wert der Wahr» heit selbst noch nicht in Frag« gestellt. — Und wenn nicht alle gleich wie Nietzsche daraus den Schluß ziehen, daß sie noch ungenügend „befreit" sind, so wird man sich hiernach doch

leicht erklären können, daß die deutschen Positivisten im allgemeinen dem Christentum viel weniger feindlich gegenüberstehen als die Materialisten, und daß sie in der Tat oft dazu neigen, die Versöhnung von Glauben und Wissen als möglich und wünschenswert anzusehen.

» »

»

Neben dem Materialismus und dem Positivismus ist der Pessimismus unstreitig eine der charakteristischen Strömungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Als philosophische Doktrin leitet sich der Pessimismus, so wie ihn Schopenhauer formuliert hat, bekanntlich unmittelbar von Kant her und schließt sich somit an die große Bewegung des deutschen Idealismus an. Der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ lehrt eine monistische Metaphysik mit idealistischen Tendenzen. Doch trennt er sich scharf von seinen Vorgängern durch die energiegeliche Ablehnung, daß die Vernunft das Prinzip der Wirklichkeit sein könne, daß das Absolute mit dem Sein identisch sei. Das Wesen der Welt ist für ihn der Wille — aber nicht der freie Wille, dessen Streben nach Bewußtsein Fichte geschildert hat. Der Wille, der nach Schopenhauer die Grundlage der Welt ist, den er als ein und denselben bei allen Wesen wiedererkennt, der sich mit schmerzlicher Energie in der ganzen Schöpfung kundgibt, dieser Wille steht jenseits von Raum, Zeit, Kausalität; es ist der unbewußte und ziellose Wille, der sich ewig müht und ewig wünscht, ohne je eine dauernde Befriedigung zu finden. Dieser Wille objektiviert sich in den Erscheinungen, immer heftiger, egoistischer, furchtbarer,

Arten Lichtenberger: Der Pessimismus in je höheren Formen er sich inkarniert. Schließlich, auf der höchsten Bewußtseinstufe, begreift der Wille, daß fein blindes Streben das allgemeine Leiden zur Folge hat, er erkennt durch das Trugbild der Individuation hindurch die letzte Einheit aller Wesen, empfindet allen Schmerz als den eigenen und lehrt sich in der Erkenntnis, daß das Nichtfein besser ist als das Sein, gegen sich selbst, «entfagt dem Leben und fucht in dem großen Frieden der Nirwana die einzige Zuflucht, die es gegen die unaufhörliche Qual des Lebens gibt.

Man hat diesen Pessimismus nicht ohne Wahrscheinlichkeit als letzten Ausläufer des untergehenden Christentums gedeutet. Das große Streben des Christentums ging dahin, dem Dasein einen absoluten Sinn, ein absolutes Ziel zu geben. Das Trachten nach dem «Reiche Gottes und dem Seelenheil war die Lebens» «gel des Christen geworden. Allmählich ließ der Glaube an dieses Ziel und dieses Lebens» reget bei den Menschen nach; sie glaubten nicht mehr an die „frohe Botschaft“, die Christus gebracht hatte. Aber während dieser Glaubensan die Versprechungen der Religion langsam hinstirbt, lebt in der Seele des Christen das Bedürfnis, beim Leben einen Sinn zu geben, ihm ein endgültiges Ziel zu stecken, nach dem man sich orientieren kann, mit schmerzlicher Heftigkeit fort. Dieses glühende Streben nach einem absoluten Ziel, in Verbindung mit radikalem Skeptizismus hinsichtlich jedes willkürlich gegebenen Zieles führt logischerweise zum schopenhauerischen Pessimismus, zur Hoffnungslosigkeit des sinnlosen Lebenswillens und seines ewigen Leidens.

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts findet der Pessimismus einen günstigen Boden für seine Verbreitung. Bekanntlich blieb Schopenhauers Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, das 1819 erschienen, mehr als dreißig Jahre ohne jede Wirkung auf die öffentliche Meinung. Vom großen Publikum ignoriert, ward es von der gelehrten Welt verachtet. Es bedurfte erst des Zusammenbruchs der hegelischen Lehre, des Bankrotts der spekulativen Philosophie und des rationalistischen Optimismus, der tiefen Depression, die dem Scheitern der deutschen Aevolutionsbewegung von 1808/49 folgte, und der zahlreichen Prüfungen, welche die Aeonzeit allen Klugegeistern brachte, namentlich auch der Leiden, welche die Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems zur Folge hatte, des tiefen Unbehagens, welches die ökonomischen Umwälzungen, die zunehmende Last des Lebenstempos, die zunehmend Kompliziertheit

des Geisteslebens bei den modernen Menschen hervorrief, damit die Veröffentlichung der „Parerga und Paralipomena“ im Jahr 1851 die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf den Frankfurter Misanthropen lenkte. Von diesem Augenblick an aber greift der Pessimismus jäh um sich und seine schwarze Flutwelle steigt sehr hoch, in Deutschland wie im übrigen Europa. Er überschwemmt die Philosophie, die Literatur und Kunst. Die pessimistische Lehre wird nach Schopenhauers Vorgang von Taubert, Bahnsen, Wainländer, Venezianer und vor allem von Eduard von Hartmann ausgestaltet, dessen „Philosophie des Unbewußten“ (1869) bei ihrem Erscheinen einen lauten Erfolg hatte, der freilich kurz darauf von einem fast völligen Vergeffen abgelöst ward. Unter den Dichtern ist der berühmteste Vertreter des Pessimismus Heine, der an feinem Lebensabend im „Romanzero“ und in den „Lehten Gedichten“ einem müden Nihilismus zuneigt. In diesen Versen, die von schmerzlicher Bewegung zittern, befinzt er den unvermeidlichen Untergang aller Größe und Schönheit und findet nur eine Art von Beruhigung in einer religiösen Stimmung, in der sich das Schluchzen einer grenzenlosen Verzweiflung mit dem Hohn einer bitteren oder schmerzlichen Ironie vermischt. In den sechziger Jahren wird Leopardi einer der Lieblingsdichter der jungen Generation. Aber vor allem Richard Wagner erscheint als lebende Verkörperung dieser neuen Strömung des deutschen Geisteslebens. Er war optimist und Schüler Feuerbach vor 1848, aber grausam enttäuscht durch das Scheitern seiner revolutionären Hoffnungen, findet » in

der Leltüre Schopenhauers die offenbarung,
 die ihn über sich selbst und sein« eigene Ge»
 mütsanlage aufklärt. Nun weiden die völlig«
 Entsagung, die Abtötung des egoistischen
 Lebenswillens, die Religion des Leidens und
 Witleidens die Quellen, aus denen sein« In»
 spiration schöpft. Im „Tristan“ hat das v«r»
 zweifelte Drängen d«r mod«rn«n Seel« nach
 dem Nirwana, nach der befreienden Nacht, nach
 dem grohen Frieden des Todes, in dem alle
 schmerzlichen Illusionen des Tages erlöschen,
 alle vergeblichen Qualen des schlechten Lebens
 aufhören, einen Ausdruck von wunderbarer
 Kraft und unleugbarer Aufrichtigkeit gefunden.
 Mit gleicher Glut hat Wagner im „Parzifal“
 die unaussprechlichen Siege des sich selbst be»
 zwingenden Willens, den unendlichen Wert
 des erlösenden Mitleids, die Hoffnung auf Er»
 lösung der fündigen Menschheit durch Ent»
 sagung und Astes« verherrlicht.
 Allmählich lichtet sich die geistige Atmo»
 sphäre Deutschlands wieder. Die Siege von
 1866 und 1870/71, der gewaltige wirtschaftliche
 Aufschwung des Landes, die tzeraufkunft der
 großen imperialistischen Weltpolitit lösen in
 den Geistern neu« Strebungen aus. Der Ent»
 mutigung folgt «in freudiger Aufschwung zur
 Macht. Die Verbreitung des Unternehmer»
 geistes läßt die Welt nicht mehr als etwas
 Unfruchtbares, Sinnloses zu. Die Tat erscheint
 von höherem Wert als die Betrachtung. Der
 Pessimismus tritt allmählich zurück. Und er
 wird nicht allein von den Optimisten aller
 Schattierungen bekämpft, von den Anhängern
 der Neligion des Fortschritts, von denen, die
 mit Marx an der tzerauftunft einer Zeit des
 Glücks und der Gerechtigkeit unter den
 Menschen arbeiten, von allen denen, die da
 glauben, baß das L«b«n «in«n Sinn und die
 Menschheit «inen Beruf habe; er wird auch
 von denen verworfen oder besser „überwunden“,
 die den tröstlichen Hypothesen und den opti»
 mistischen Auslegungen »m wenigsten g«n«lgt
 sind. Nietzsche stellt das Problem vom Wert«
 b«s Lebens auf «in« neu« W«is«. Für Schopen»
 hau» hatte das Leben Wedel Ziel noch Sinn,
 «s war «twas abfolut Verächtlich«« und
 Schlechtes. Er empfand angesichts des Lebens»
 Willens jenen unwillkürlichen Schauder, den
 manche zarte oder furchtsame Naturen vor den
 Kundgebungen des ursprünglichen Lebens «mp»
 finden. Cr begriff nichts von dem freudigen,
 festlichen Eindruck, den der gleich« Anblick bei
 anderen erweckt. Nietzsche hingegen hatte von
 Darwin die groß« Tatfach« der Welt»
 «ntwicklung gelernt. Und fortan sieht er in

dem Begriff einer aufsteigenden Entwicklung des Menschengeschlechts «in» Möglichkeit, das Leben zu bejahen, ohne deswegen an ein Endziel des Lebens zu glauben. Das Leben ist heilig, nicht weil es nach dem oder dem Ziel strebt, sondern an sich, weil es wächst und zunimmt und sich vermehrt. Weit entfernt, es mit Widerwillen zu betrachten wie Schopenhauer, liebt er es mit freudiger, fast mystischer Begeisterung. Er hat ein herrliches Fest, «in unvergleichliches Ereignis, «in wunderbares Spiel erblickt. In seiner Dichterphantasi hat sich der Darwinsche Gedanke zu jener Vision von dem grenzenlosen Streben zur Macht verwandelt, den er in allen seinen Werken mit so glänzender Lyrik gefeiert hat.

Was wurde bei dieser Hypothese aus dem Pessimismus? Nichts als «eine Krankheit, oder besser gesagt, das typische Dekadenzsymptom. Es gibt für Nietzsche auch «in» „Pessimismus der Kraft“, welcher spricht: durch Leid zu Macht und Schönheit. Aber der müde Pessimismus, der nicht mehr leiden will, der das Leben an schwärzt, ist «eine Dekadenzauffassung: der Lebensinstinkt ist geschwächt und fühlt nicht mehr die fruchtbare Kraft in sich, etwas Neues zu gebären. Der Pessimist ist «ein Entarteter, «ein Kranker, der genesen oder „dahinfahren“ soll, aber er hat kein Recht, den Gesunden das Dasein zu ver«t«In, die Mächtigen zu demoralisieren und das Leben zu verleumben. Das Christentum, die demokratische Bewegung, der Schopenhauerische Pessimismus, der Wagnerisch« Romantismus «erschüttern Nietzsche als lauter Symptome dieser Entartung, dieser Schwächung der Lebenskraft. Und er befiehlt sie, nicht weil man «inen Irrtum widerlegt, sondern wie man «eine Krankheit bekämpft. Der

tzermann Vahr: Tagebuch

Sieg des Pessimismus wäre in seinen Augen das Zeichen für eine Rückbildung der Menschheit im großen. Die Gegenwart muß, so meint er, dieses Gift, von dem sie infiziert ist, ausscheiden, muß Gesundheit und Lebensfreude wiedergewinnen, muß zum Leben Ja sagen lernen — zum ganzen Leben, einschließlich des Leids und des Bösen. I

Und allmählich, gegen Ende des Jahr» Hunderts, entsteht «in neuer Lebenskult. Der Gedanke, daß das Leben als solches mit seinen Elementarkräften etwas ist, das sich ohne Unterlaß selbst „überwinden“ und zu immer höheren Formen aufsteigen kann, der Glaube an das zwar nicht notwendige, aber doch mögliche Wachstum des Menschen, der Will«, mit all« seinen Kräften an diesem Streben nach Macht teilzunehmen, breitet sich in der Modern« immer mehr aus. Ihren radikalsten und charakteristischsten, poetischen und Philosophischen Ausdruck haben diese Tendenzen in der Lehre Nietzsches gefunden, über die wir zum Schluß einige Worte sagen müssen.

(Schluß folgt.)

Tagebuch. Von Hermann Vahl.

21. März. Im „Morgen“ ein Aufsatz von Werner Sombart über die Reklame.

Da geht's mir nun, wie manchmal auf der Straße, wenn ich einen aus meinen jungen Jahren begegne, und mir fällt auf, er wird grau. Das ist ein verdammtes Gefühl. Sombart fängt seit einiger Zeit zu raunzen an. Das war sonst nicht seine Art. Er hatte Kraft, griff zu, schlug los. Jetzt aber, man kann es wirklich nicht anders nennen, raunzt er, als wenn er ein Wiener wäre. Es macht mich melancholisch. Wir werden alt! Raunzen ist die Art von alten Leuten. Jugend entrüstet, erzürnt, empört sich. Jugend tobt: Das darf nicht sein! Jugend schreit: So muß es sein! Jugend zerstört. Jugend erbaut. Dasitzen aber, die Hände ringen, verdrießlich sein: Wie schrecklich, o je, wie schad, ändern können wir's freilich nicht, aber ein Jammer, es ist ein Jammer! so tun alte Leute. Und was hilft ihre Weisheit? Was wir nicht ändern können, müssen wir ertragen lernen. Was wir nicht ertragen wollen, müssen wir ändern lernen. Klage muß Rat wissen. Klage hat recht, wenn sie tätig und tüchtig macht. Klage, die nichts ändern will, ist kindisch. Und vielleicht ist das Geheimnis aller Politik zu wissen, welche Klage die Kraft hat, produktiv zu machen, gegen andere Klagen aber taub zu sein. Wie schrecklich ist es, wenn es regnet! dies war eine produktive Klage desjenigen, der den Regenschirm erfand. Wie schrecklich ist die Reklame! Also: zeige deinen Schirm! Dies erwartet man. Aber nein, keineswegs, er hat uns nichts mitzuteilen, als daß es eben schrecklich ist, wenn's regnet! Der Produzent hier, der Konsument dort, jener diesen suchend, dieser selbst der eigenen Wünsche nicht sicher, jener gezwungen, weil die Produktion nicht stehen bleiben kann, Bedürfnisse zu befriedigen, die er nun in diesem erst erwecken muß, dies alles, hin und her in einem ungeheueren Dunkel schwirrend, schweifend, schwindelnd, wird von der Reklame gedreht. Du magst sie nicht? Willst also, daß wir die Produktion ans Gesetz der Konsumtion binden? Revolution der Wirtschaft? Aber nein? Auch das willst du nicht? Zuwider ist dir die Reklame? Schöner wär's, wenn es nicht regnen würde! Aber, alter Herr, es regnet nun einmal! Ja, ja, jammerst du, es ist eben ein Jammer, es ist eine Rot! Run denn, dann denk an das Wort: Aus der Rot eine Tugend machen! Dies ist das zweite Gesicht der Klage: holen wir aus ihr nicht die Kraft, eine Rot zu brechen, so bleibt uns noch,

n c>

Hermann Vahr: Tagebuch 747

aus der Not eine Tugend zu machen. Was in unserem Falle heißt: Können oder wollen wir, aus irgendeinem Grunde, die jetzige wirtschaftliche Form nicht ändern und also die Netlame, die uns, wie Sombart so biblisch sagt, ein „Aergernis“ ist, nun ein» mal nicht entbehren, so laßt uns versuchen, ob denn dem notwendigen „Aergernis“ nicht irgendwie doch ein Vorteil, eine Schönheit abzugewinnen sei. Deshalb hat man die Künstler angerufen, und es ist gar kein Zweifel, daß die Reklame, künstlerisch geführt, aus einer Landplage zur Wohltat werden konnte. Aber da wird Sombart plötzlich pathetisch und findet es „widerwärtig“, daß „künstlerisches Schaffen sich hat hergeben müssen, um die beste Stiefelwichse oder die stärksten Hosenträger anzupreisen“, hat sich künstlerisches Schaffen nicht auch hergeben müssen, die wässerigen Augen irgend» einer verschlissenen Hofdame, die hämischen Fratzen von Bankiers, den subalternen Dünkel von Staatsräten zu malen? Denken Sie, daß es eine Ehre für Olbrich ist, irgendeinem Kohlenbaron ein Schloß zu bauen? Oder daß es Wedetind freut, vor Berlin VV. Theater zu spielen? Ich muß schon sagen, da wäre mir doch noch weitaus lieber, Stiefelwichse zu preisen, sie riecht besser. Es ist widerwärtig, daß künstlerisches Schaffen sich hergeben muß, stupide Faulenzer zu vergnügen. Es ist widerwärtig, daß die Kunst sich verkaufen muß. Es ist widerwärtig, daß der Künstler dienen dienen muß. Ja, ja, ja! Aber wollen wir deshalb fordern, daß, solange die Dichter nicht mehr dichten, solange die Maler nicht mehr malen, solange die Sänger nicht mehr singen sollen, bis es keine Hofdamen und keine Bankiers und keine Staats» rate mehr gibt? Und warum wollen Sie diese höchste Lust dem Künstler nehmen, daß er seine Kraft zeige, den Stoff zu zwingen und alles zu verwandeln? Hofdamen und Bankiers sind scheußlich, aber vom verwandelnden Künstler berührt, gemalt, tonnen sie was wunderschönes sein. Reklame ist scheußlich, aber laßt nur erst die Künstler ihre Wunder zeigen! Uebrigens, wenn ihr daran nicht glaubt, wenn euer Ekel zu stark, wenn diese wirtschaftliche Welt, zu der die Reklame gehört, euch unerträglich ist, ich habe nichts dagegen: Schlagt sie zusammen! Doch der Herr Professor meint, daß das nicht gehe. „Wer wollte,“ fragt er, „wer wollte dem Kapitalismus etwas an» haben?“ Nun, ich wollte schon! Genügt aber das Wollen nicht, und hat der Herr Professor recht, können wir dieser Wirtschaft nicht an, oder können wir ihr noch nicht an, müssen wir uns in sie nun einmal einstweilen noch ergeben, dann doch mit Kraft, dann doch mit Mut, dann doch tätig und tüchtig zugegriffen und mitgeholfen, statt unnütz geklagt und geraunzt! Denn dies, mein verehrter Freund, ist österreichisch; die Hände sinken lassen und die Welt anjammern: Iessas, jessas! So macht man es bei uns. Und schauen Sie sich die Folgen an!

Aus der Not eine Tugend machen, damit kommt man zuletzt überall durch. Es heißt für den einzelnen: das Gebot, das ihm der Erwerb auferlegt, sich in eine Freude zu verwandeln; was ich tun muß, wenn ich nicht verhungern will, gern zu tun. und als ob es um der Sache willen wäre, das Mittel also mir als meinen Zweck zu setzen. Und für den Staat heißt es: dem Bürger die Forderung, die er an ihn stellt, zur Lust, aus Pflichten öffentliche Leidenschaften zu machen.

Sankt Veit. 3. April. Chopin, die Sonate in ü»Moll. Seltsam aus Laune, Geist, Witz. Ungeduld, Erwartung, Sehnsucht, Angst. Zweifel und Ekel, bis zum Laster»

haften hinab, bis zu Verzückungen hinauf! Ich liege und lausche, und in diesem Moment ist es stärker als alles Erleben. Und da kommt plötzlich diese Wut wieder über mich. Wenn dies im Menschen ist, wenn der Mensch dies hat, warum gibt er es nicht her, ins Leben hin? Warum hält er es in der Kunst versteckt? Warum tobt es in Worten aus und verdampft in Tönen, statt Taten zu formen und das Leben zu gestalten und an den Menschen zu erscheinen? Wenn doch am Ende die Kunst nur eine List wäre, eine List der Mächtigen, um die Knechte, so geschwächt, daran zu ketten?

8. April. In der Vper unterhält sich hinter mir eine Dame mit einem Herrn; sie sprechen von der kleinen X, die jetzt zuweilen für die Kurz die Butterfly singt. Die Dame sagt: „Mir ist sie viel lieber als die Kurz!“ Der Herr sagt: „Aber natürlich!“ Die Dame sagt: „Nicht wahr? Die Kurz hat ja eine viel schönere Stimme, die Kurz kann ja auch viel mehr, die Kurz ist halt eine große Künstlerin, darin sind wir doch einig! Aber schauen Sie, die X gibt sich solche Mühe! Man sieht es ihr formlich an, wie schwer's ihr wird!“ Das ist dem Wiener das höchste: einen Menschen sich recht plagen und abzappeln zu sehen. Mitleid muß er haben. Ich such« Mitfreut«. Das Faust-Nelief auf dem Münchner Künstlertheater.

Von Otto Julius Bierbaum.

„Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen»

Und jedermann erwartet sich ein Fest.“

Und was für eins! —: den Hebeschmaus der neuen »deutschen Bühnenform“.

»Sie sitzen schon, mit hohen Augenbraunen,

Gelassen da und möchten gern erstaunen.“

Und wer alles! —: der Hof. das Geld, der Geist, die Kunst. Es fehlt bloß die Kirch« und das Volk. Doch sind beide durch ihre Presse vertreten.

Darf ich, dieses Publikum vor Augen, weiter zitieren? —:

„Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,

Allein sie haben schrecklich viel gelesen.« —?

Nein, lieber nicht. Man soll nicht sagen, daß ich boshaft bin. Ich will vielmehr annehmen, daß die erste Aufführung des Münchner Künstlertheaters ausschließlich vor Angehörigen jener Elite des Geistes und Geschmackes vor sich gegangen ist, die nach Graf Kessler das Theater bisher mied, weil es nicht das Beste bot, und für die das Münchner Künstlertheater in erster Linie geschaffen worden ist. Schrecklich viel gelesen werden sie aber doch wohl allesamt haben. Schadet nichts, wenn nur in letzter Zeit auch Goethes ‚Faust‘ darunter war, — und: die Programmschrift des Vereins Münchner Künstlertheater.

Darin steht nämlich sehr viel Gescheites und Interessantes. Ich sür mein Teil bin voll der schönsten Zuversicht in den Amphitheater»Sektor des M. K. Th. gestiegen, weil ich diese Programmschrift gelesen habe.

«I »

o. I. Vierbaum: Faust-Nelief a. d. Münchner Künstlertheater 749

Sei es mir gestattet, um meinen Lesern das Wesentliche der neuen deutschen Bühnenform mitzuteilen, daraus die Worte hierherzusetzen, mit denen Herr Georg Fuchs, der dramaturgische Oberleiter des Theaters, von dieser Bühne handelt: »Wir wollen keinen Guckkasten, kein Panorama, sondern eine Baumausbildung, welche bewegten menschlichen Körpern möglichst günstig ist, sie zu einer rhythmischen Einheit zusammenfaßt und zugleich die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begünstigt. Nicht das perspektivische, tiefe Gemälde, sondern das flache Relief ist also maßgebend. — Durch rein architektonische Gliederung schaffen wir drei Pläne: eine Vorderbühne (Proszenium), eine Mittelbühne, der gewöhnlich benutzte Spielraum, und eine Hinterbühne.

Die Portalarchitektur des Proszeniums setzt sich auf der Mittelbühne fort im sog.

„Inneren Proszenium“, dessen turmartige Seitenabschlüsse verhindern, daß der Blick seitwärts über die Bühnengrenze in den Weltraum dringt. Sie machen die Kulissen überflüssig, zugleich auch die Soffitten, indem sie oben durch eine Bedachung verbunden sind — wie schon Schinzel vorgeschlagen hat. Ihre neutrale Ausgestaltung mit Tür und Fenster gestattet, sie bald als Glied der Proszeniumsanlage, bald als Glied der Bühnenausgestaltung zu verwerten. Ihre Aufgabe als inneres Proszenium erfüllen sie namentlich dann, wenn die vor der Hinterbühne angebrachte zweite Gardine in Funktion tritt. — Die die beiden „Türme“ verbindende Brückenüberdachung kann verschieden hoch eingestellt, und so der Bühnenausschnitt unter gleichzeitiger Benutzung der Seitenmäntel verkleinert werden. Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweise erhöht oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerischen Abschluß, der eine landschaftliche Weite darstellt, so wird die Hinterbühne so tief versenkt, daß ihr Boden dem Auge des Zuschauers nicht mehr erreichbar ist.“

Ferner: „Die Vorder- und Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn oben.“

Die Hinterbühne hat ihre eigenen, unabhängigen Lichtquellen, welche so eingerichtet sind, daß alle Lichtstufen und vor allem auch Luftstimmungen nach den Gesetzen strenger malerischer Stilistik durch das Licht selbst erzeugt werden können. Durch die Ausbeutung dieses mit fünf Farben ausgestatteten Lichtapparates können jedoch nicht allein koloristische Werte, sondern auch hell»dunkel»Abstufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung des Bühnenausschnittes usw. bald monumentale und weite, bald ganz intime Baumvorstellungen suggeriert werden. So hat der Regisseur z. B. kein anderes Mittel, uns die Vorstellung „Stube“ zu suggerieren, als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel, was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jetzt der Baumeister, der malerische Schöpfergeist zu Hilfe, der durch Verkleinerung des Bühnenausschnittes und durch Abstufung des Lichtes den Interieursindruck schafft; nicht das Interieur selbst, sondern nur die Maß- und Lichtverhältnisse, die notwendig sind, um in der Phantasie des Zuschauers eine Baumausstellung wachzurufen, wie sie der Dichter in der betr. Szene fühlen läßt.“

So viel über die Einrichtung selbst. Ihr Ziel bezeichnet Herr Fuchs folgendermaßen:

„Denn es war zu versuchen, wenigstens die Grundzüge einer Schaubühne zu entwickeln, auf der 1) Drama und Darsteller sich frei nach den eigenen Gesetzen ihrer Kunst zu einer das moderne Empfinden wieder fesselnden höchstwertigen Entfaltung entfalten konnten und dabei 2) durch die von kunstwidrigen Fesseln befreite, voll eingesetzte Kraft bildender Kunst

^ _
_ ^

unterstützt werden. Sodann war 3> zu zeigen, auf welche Weise die bildende Kunst sich dieser Aufgabe entledigen kann, ohne daß sie sich zu einem Zugeständnis an ihr Wesens» fremde Schablonen herbeiläßt.

Das Wesentliche des Künstlertheaters ist demnach nicht zu suchen in technischen Neuerungen, maschinellen Erfindungen, Tricks und Apparaten, sondern einzig in den architektonischen Lösungen, durch welche es der bildenden Kunst gestattet wird, de« Drama und dem Darsteller den günstigsten Nahmen zu schaffen und dem Zu» schauer die günstigsten Aufnahmebedingungen."

Das, was Herr Fuchs dann noch über den „Zusammenschluß der in der .angewandten Kunst' zuerst triumphierenden kulturellen Umwandlung mit einer ungefähr gleichzeitig wieder» erstehenden dramatischen Dichtkunst, die — im Gegensatz zu der damals die Bühne beherrschenden Tendenzliteratur — sich wieder rein auf Zweck und Form des Dramas gründete", redet, ist weniger von Belang für die Sache, als für Herrn Fuchs, und darf übergangen werden. Auch die folgenden Behauptungen „fuchfeln" etwas; aber, da dieser (nicht jedermann sympathische) Geruch auch sonst beim Münchner Künstlertheater bemerklich wird, dürfen sie nicht beiseite bleiben: „Wir knüpfen da wieder an, wo unsere organisch« Entwicklung durch den dreißigjährigen Krieg und andere kulturelle Wirren unterbrochen wurde. Selbstverständlich wäre es ein verarmender Archaismus, wenn man — wie es manche "Romantiker gefordert — die primitiven Bühnenverhältnisse aus den Zeiten des Hans Sachs und Shakespeares ohne weiteres wieder einführen wollte. Das würde unserer allgemeinen Kultur nicht entsprechen. Vielmehr müssen wir bestrebt sein, die Schaubühne zu schaffen, welche jetzt vorhanden sein würde, wenn die Tntwicklung von jenen einfachsten Anfängen her niemals durch unorganische Abirrungen unterbrochen worden wäre und also alle Errungenschaften der Kunst und Technik sich zunutzen gemacht hätte."

Diese Konstruktion eines kläglich naiven Kopfes, der historische Zusammenhänge auf» zuheben meint, wenn er verneinend wackelt, war es natürlich nicht, die mich mit Zuversicht erfüllte. Was mich gewonnen hatte, war der architektonische Grundgedanke der Sache, der sich in der Programmschrift überdies auf erlauchte Ahnen, wie den großen Schinlel, und auf moderne Talente, wie Peter Vehrens, berufen konnte, deren künstlerisches Vermögen von einer klaren Verstandeseinsicht in die heute wichtigsten Aufgaben der Kunst geleitet wird. Diese Zuversicht, um es sogleich zu sagen, ist durch die Darstellung des Faust»Neliefs im Nahmen der neuen Bühnenform nicht völlig erfchüttert worden, obwohl ich bekennen muh, daß mich diele Darstellung als Ganzes enttäuscht hat.

Herr Fuchs, c.iMüo denevnIentiZe und hochgemutes Pronunciamcnto mehr schlaue als klug miteinander gattend, >ies; sich im Programmbuch also vernehmen: „Das größte dramatische Gedicht, welches je in deutscher Sprache geschaffen wurde, Goethes «Faust-, wurde nicht deshalb in den Spielplan aufgenommen, weil Leitung und Mitwirkende glaubten cinc vollkommen erschöpfende Darstellung bieten zu tonnen, sondern vielmehr in der Ueber» zcullimg, das; eine deutsche Bühnenform sich erst dann als im Prinzip gerechtfertigt erweist, wenn sie eiüc Faust°Aufführung ermöglicht. Man darf annehmen, daß eine Bühnenform diese schwerste „Bclastungspi cbe" bestanden hat, wenn eine dem Geiste des Gedichtes voll

« «

O. I. Vierbanm: Faust-Nelief a. d. Münchner Kunstlertheater 751

entsprechende Inszenierung des ersten Teiles der Tragödie mit dem „Prolog im Himmel“ im Prinzip auf ihr gelöst wurde.“

Keine „vollkommen erschöpfende Darstellung“, aber: „eine dem Geiste des Gedichts voll entsprechende Inszenierung“. Ein Kommentator wird gesucht. 28 kann zweierlei heißen; einmal: eine vollkommen erschöpfende Darstellung ist überhaupt nicht möglich. Da aber dann eine dem Geiste des Gedichts voll entsprechende Inszenierung bei aller Herrlichkeit vergeblich wäre, ist es schwer zu verstehen, warum man sich gerade eine unmögliche Aufgabe gestellt hat. Denn daß es bloß wegen der tzintertüre gescheher, wäre: Wenn die Sache nicht völlig tlappl, so ist die übermenschliche Größe des größten dramatischen Gedichts daran schuld — das anzunehmen, hieße Beleidigung. So wird es also wohl heißen sollen: eine vollkommen erschöpfende Darstellung ist mit dem Ensemble des Münchner Hof» schauspiels nicht möglich; wir tonnen nur für die Inszenierung einstehen, auf die allein es auch nur ankommt.

Lassen wir das auf sich beruhen und sehen wir uns das positive Ergebnis an, so ist es (und nicht nur für mich, sondern, vom Applaus des Publikums zu schließen, auch für dieses) folgendes: 1. .Die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuschauer zu' war ent» schieden .begünstigt". 2. Man genoß daher, soweit die Schauspieler sich nicht überhasteten oder den Rhythmus in Prosa verwursteten, die Herrlichkeit der Goetheschen Verse voll» tommener, als es gemeinhin möglich ist. Und mit dem Klang der Verse ihre Fülle an Geist, Kraft, Gefühl, Leidenschaft. 3. Einzelne Bilder wirkten außerordentlich. So, allen voran und schlechterdings gewaltig schön, die Szene im Dom, die in unübertrefflicher Weise bewies, daß eine Bühne tief wirken kann, ohne tief zu sein, (höchste, echtste Aeliefwirlung.) hier war alles vollendet. Der Böse Geist, unsichtbar, sprach wie aus Gretchen selbst heraus. Die Musik (von Schillings gesetzt) wirkte wie Weltgericht in Tönen. Die wenigen knieenden Gestalten verkörperten in furchtbarster Eindringlichkeit die harte Gleichgültigkeit der Masse gegenüber dem einzelnen Schmerze. Unvergeßlich. Eine ganz große Leistung theatralischer Kunst. Der Eindruck war so mächtig, daß vereinzelter Applaus zur Nutze verwiesen wurde. — Aber schon das erste Bild (der Prolog im Himmel; ich hatte es dem Vberdramaturgen zugetraut, daß er uns das Vorspiel auf dem Theater wirtlich vorspielen lassen würde) hatte aufs schönste überrascht und ergriffen durch edelste Simplizität. Man durfte an jenen »Wächter des Paradieses" von Stuck denken angesichts der drei Erzengel vor der gleißenden Leere. (Daß sie wie Wachsfiguren aussahen, und daß die nicht völlig himmlische Muskulatur lgl. bayrischer tzofschauspieler auf keine Weife wegoptiziert werden konnte, war wohl un» vermeidlich.) — Vortrefflich war auch die Sllhoucltenwirlung der Gestalten Fausts und Wagners am Schlüsse der Vsterspaziergangsszene und sehr gut gelöst der Aufstieg zum harz» gebirge der Walpurgisnacht, hier bewährte sich das Prinzip vollkommen. 4. Frau Eonrad» Namlo als Marthe Schwelltet« lieh jeden Gedanken an alte od» neue Bühucnform ver» gessen, solange sie auf der Bühne stand. Man erquickte sich an ihrer ganz unproblematischen Bühnentunst und applaudierte so herzlich, daß es wie ciu „Endlich!" klang.

Dem gegenüber das Negative: 1. Auch dieser Faust war ein „Stück in Stücken“.

„Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,

Wo es in herrlichen Altorden schlägt?"

752 O. I. Vierbaum: Faust-Nelief a. d. Münchner Künstlertheater

Nein: es war tein Akkord. Die allgemeine Weihe hat auch die Reliefbühne nicht erreicht. Die prästierte große Stilwirkung blieb aus, obwohl ihr zuliebe vieles aufgeopfert worden war, das zu den wesentlichsten poetischen Bestandteilen der Faustdichtung gehört. Ich muß gestehen, daß mir der bewegte Reichtum des Goetheschen Wertes, in dem, wie von Gefühlen und Gedanken, so auch von Gestalten und Bildern ein Wirbel ist, selbst in den gewöhnlichsten Faustvorstellungen innerhalb der alten Bühnenform lebendiger zum Bewußt» sein gekommen ist. Dort konnte ich mit dem dtic>ru3 myzlicus sagen:

Das Unzulängliche

hier wird's Ereignis,

hier hätte ich sagen mögen:

Das Prätenziöse

Zieht nicht hinan.

„Das Münchner Künstler°Theater gestattet zum ersten Male das zu tun, was »ohl das Nächstliegende und Selbstverständlichste ist: es erlaubt, die Bühne dem »Faust" unter» zuordnen, statt den „Faust" der Bühne," sagt Herr Georg Fuchs, und wir wollen es ihm immer noch glauben; aber bei diesem ersten Versuche hat man von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht. Vielleicht, weil man doch mehr an die neue Bühnenform als an den alten Faust dachte. — Dies zeigte sich besonders deutlich bei den einzelnen Unzulänglich» leiten. So darin, daß (2.) die Stimmuno des Grelchendramas völlig vernachlässigt erschien. Zugegeben, daß die gewöhnlichen Faustaufführungen dieses Drama im Drama allzusehr zur Hauptsache machen. Insoweit dieser Fehler auf der Münchner Vellefbühne vermieden worden ist, muß von einem Verdienste gesprochen werden. Die Oper heißt: „Wargarethe": Goethes Gedicht heißt „Faust". Aber zu diesem Faust gehört die Gretchenpoeste so gut wie Fausts Gedankenwelt und des Wephistopheles Zerrspiegel davon. In ihr manifestiert sich der größte Meister des lyrischen Gedichts als nicht minder großer Meister der lyrischen Ge» staltung. Gs wäre Witzbrauch des Wortes, sich darüber poesiezerspielend zu verbreiten. Goethe» Fausts Grcichen gehört zu den poetischen Gestalten, über die nicht mehr geredet zu werden braucht. Sie steht fest. Jedermann kennt sie. Millionen junger Deutscher haben sich in sie verliebt, und immer in ein und dieselbe. Keinerlei „persönliche Auffassung" kann an iHr modeln. Man kann so „modern" sein und sagen: „Dieses Idealbild von einem kleinen deutschen Bürgermädchen gehört der Vergangenheit an; wir haben für Gegenwart und Zukunft andere," aber man kann sie nicht modern ummontieren. 3it ut est aut non zit. Und, wie sie, so alles, woraus und worein sie Goethe geschaffen hat. Auch darüber braucht man nicht zu reden. Gs ist die poetische Auffassung vom alten Deutschland, die Poesie der alten gotischen Dome, winkligen Gassen, engen Grter: des Bürgerschaftelebens hinter Wall imd Graben und draußen in kleinen Gärten und Wald und Feld. Die Stimmung dieser Poesie ist die Stimmung des Grelchendramas. Wenn ihr durchaus jeden historischen Stil vermelden wollt und euch eigene Stiltraft genug zutraut, jene Stimmung zu erzeugen ohne Zuhilfenahme des Alten: schön; wir werden euch um so mehr bewundern. Aber: diese Stimmung brauchen wir. Gebt ihr sie uns nicht, so habt ihr uns, was auch immer ihr statt dessen an interessanten Dingen geben mögt, künstlerisch betrogen. Wir wollen Goethes Gretchen und seine Poesie, nicht eine moderne Variation darüber, die das Thema kaum

o c.

O. I. Vierbaum: Faust-Nelief a. d. Münchner Künstlertheater 753

mehr durchscheinen läßt. Und wenn ein neuer Stil den poetischen Reichtum dieser Dichtung an Gefühls- und Zeitstimmung wegdrängt, statt ihn, selber Stimmung gebend, in schöner Fassung rein hervorzuheben, so empfinden wir diesen Stil als aufdringliche Störung, die wir auch dann nicht verzeihen, wenn sie zur Entschuldigung vorbringt, daß die neue Bühne, »form bloß ein Nahmen sein will, innerhalb dessen die Stimmungsgewalt des Dichter^ rein allein zu willen habe, unterstützt durch die empfängliche Phantasie des Zuschauers. Diese "Redensart mag am Platze sein, wo es sich um den Schauplatz rein dramatischen Geschehens handelt. „Die dramatische Kraft, wo sie wirklich auftritt, verscheucht alle anderen Interessen,“ sagt Professor Adolf von Hildebrand in seinem vortrefflichen Aufsätze, der das Programm» buch einleitet. Er hat recht. Und er hat auch recht, wenn er, zur Exemplifizierung einer solchen dramatischen Handlung, weiter sagt: „Daraus folgt aber, daß, wenn wir u, 's die Verbrennung des Savonarola au? der Bühne dächten, die künstlerische Wahrheit für die Bühnendekoration nicht darin liegen darf, eine möglichst wahrheitsgetreue i'nd wirtliche Piazza della Signoria zu bringen, sondern sie nur so weit und nur so stark zu geben, als sie beim wirklich dramatischen Erleben noch in Betracht kommt, d. h. als erklärender, individueller Nahmen.“

In der Tat haben die dramatischen Gretchenszenen (wie die schon geschilderte im Dom, die ein ganzes Drama der Verzweiflung für sich ist) innerhalb dieses Rahmens voll» kommen gewirkt, hier genügte das „nur so weit und nur so stark“ Hildebrands. Wo aber nicht reine Dramatik, sondern reine Stimmungspoesie zur Wirkung gebracht werden sollte, verlayle das Rezept — das Professor von Hildebrand übrigens selber bestimmt nicht für solche und ähnliche Fälle hat geben wollen, wo, nach seinen Worten, „die Aufgabe für die Bühne sich verschiebt und der rein dramatische Gesichtspunkt nicht der alleinige ist“. — Der talcnlvollc Fritz Erler, der für „Bühnengestaltung, dekorative Ausstattung der Sze,,e, Masken und Kostüme“ dieser Faust.Aufführung seine Kunst einsetzte, scheint sich darüber nicht so klar ^u sein; oder: seine Begabung hat nicht den genügenden Umfang zur Lösung der Faust»Auf» gäbe; oder: diese Aufgabe läßt sich innerhalb der Reliefbühnc überhaupt nicht „dem Geiste des Gedichtes voll entsprechend“ lösen. Ich glaube, daß das Manko an Stimmung auf ein Manko im Talente Fritz Erlers zurückzuführen ist. Seine Kunst ist unlyrisch und mußte daher überall dort versagen, wo Lyrisches entsprechend gefaßt werden sollte. — Daß er ein Gretchen ohne Gretchenzöpfe und Gretchentasche gab, ist nur als Symptom für die Furcht vor dem „Banalen“ bedenklich, die bei wirklich großen Künstlern sich in der Fähigkeit äußert, auch Gemeinplätze künstlerisch reizvoll zu gestalten. (So hat Erler auch, um «ur ja keinen „gewöhnlichen“ Mephistopheles zu geben, in der Maskierung und Kostümierung dieser Gestalt geflissentlich alles vermieden, was an den Mephistopheles erinnern konnte, der bis» her auf dem Theater und in der bildenden Kunst zu Hause war. Resultat: Herr Albert Heine tel quel, rot angezogen, mit geträufelten Hahnenfedern auf dem Hut, die in der Ent» fernung wie eine Straußenfeder à la cloche wirkten, hier führte die Furcht, originell zu fein, die meist ins Uebertrieben.Characteristische verlockt, zum schlechthin Characterlosen.> Aber Professor Erler band seinem Gretchen nicht bloß die Zöpfe hoch und beraubte si>: ihrer berühmten Tasche: nein, er vergriff sich auch an ihrer Poesie. Daß er das poetische alte Deutschland unterschlug und die Bühne nicht stimmungsvoll, sondern tahl, lalt „gestaltete“, wurde schon gesagt. Statt „süßen Dämmerseins“ breitspurige Rührternheit. Mich fröstelt's

754 O. I. Vierbaum: Faust-Relief a. d. Münchner Künstlertheater

noch, wenn ich daran denke, und ich mußte sofort, als ich nach Hause kam, die Gleichen» szenen einmal durchlesen, um das Gefühl von Leere zu bannen, das mich angesichts dieses grausam öden Vas»Neliefs übermannt hatte. Ich übergehe, um nicht nochmals davon beschlichen zu werden, alle Einzelheiten und notiere nur den schrecklichsten der Schrecken. Mag er auch nicht allein auf das Konto des „Vühnengestalters“ kommen (denn er „fuchsel“), so ist dieser doch bestimmt daran beteiligt, und die unerhörte Entgleisung kennzeichnet auch seine Art der Mißhandlung des Gretchendramas.

Zuvor eine Anerkennung für Herrn Fuchs: Er hat als Einrichter des Gedichtes für die Bühne telnellei Plumpheit begangen und sich nie am dichterischen Zusammenhang durch gewaltsame Umstellungen versündigt, So läßt er auch (wie es durchaus nicht anders sein darf) auf die Szene „Wald und höhle“ ihr seelisches Widerspiel in „Gretchens Stube“ folgen, das seiner Kürze wegen von den sonstigen Einrichtern bald da, bald dorthin geflickt zu werden pflegt. Aber nun geschieht das schlechthin Entsetzliche. Nicht begreifend, daß dieses Widerspiel der Leidenschaft eine Uebersetzung ins gehalten Mädchenhafte ist: kein Aufschreien, sondern ein Seufzen, Sehnen: Langen und Bangen, ist man auf die schauder»hafte Idee gekommen, die Szene am Spinnrade als große Temperamentsvrodution, als eine Arie wilder Liebsleidenschaft zu inszenieren. Vor tohlpechrabenschwarzem Hintergrunde sitzt, übernächtigt blaß, ein Gespenst des Liebschhungers, Nretchen an einem gut einen Meter im Durchmesser großen Schwungrade. Moderne Dampsspinnereien bedienen sich dieses Kalibers. Was soll, um Gottes willen, das arme schwache Mädchen mit dieser Maschine? Aber schon greift sie in die Speichen: das Nad rast mit dem Geräusche eines Fabrik» Ventilators los, und man entdeckt mit Schauern, daß es sich hier um einen symbolistischen Trick handelt. Denn im Tempo des pfeifenden Schwungrades muß Gretchen atemlos keuchen:

Meine Nuh ist hin mein herz ist schwer ich finde sie nimmer und nimmer mehr.
Einmal hat sie eine Pause. Sie darf das Nad (ihrer Leidenschaft, — ah! oh!) einmal anhalten (keine kleine Aufgabe für die unglückselige Darstellerin) und in langsamerem Ton» falle Atem schöpfen; aber wie sie zum letzten Male die Strophe: „Meine Nuh ist hin“ zu sprechen hat, da gilt es wiederum, das symbolische Nad loslassen zu lassen, und nochmaliges Gekeuche endigt die nun glücklich „dramatisch“ gestaltete Szene.

Wenn es eine ästhetische Polizei gäbe, müßte auf solchen groben Unfug die Bastonnade stehen. Es hieße den Leser beleidigen, wollte man es für nötig halten, das Absurde dieses Frevels nachzuweisen. Es genügt, ihn festzustellen als den Gipfelpunkt des Unsinns, der in der Inszenierung der lyrischen Gretchenszenen waltete. Unsinn aus Uebersinn: gleichviel; auch rechtschaffene Dummheit hätte sich nicht abscheulicher vergreifen tonnen.

In aller Kürze einige andere Mängel und Mißgriffe. Es war (3.) der künstlerischen Notwendigkeit nicht Genüge getan, den großen Anfangsmonolog stimmungsgemäß und ent»sprechend den deutlichen Worten im Text so zu fassen, daß die Scharteken» und Instrumenten» weit Fausts, gegen die sich sein Gefühl hier ausstühnt, zum Eindruck kommt. Dies nutzte nicht unbedingt durch eine Massenhaftigtcit von "Requisiten geschehen. Ich für mein Teil hatte geglaubt, ein Künstler vom Nange Erlers würde yier das unumgänglich Notwendige an Stimmung vornehmlich durch die Farbe leisten. Ist dies unmöglich? Kann Farbe symphonisch nicht zum Ausdruck bringen:

Weh! steck ich in dem Kerker noch?

Verfluchtes dumpfes Mauerloch!

Wo selbst das liebe himmelslicht

Trüb durch gemalte Scheiben bricht!

Beschränkt von diesem Bücherhauf,

Den Wurme nagen, Staub bedeckt,

Den bis ans hohe Gewölb hinauf

Ein angeraucht Papier umsteckt,

Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,

Mit Instrumenten vollgepfropft,

Urväter Hausrat dreingestopft,

Das ist deine Welt! das heißt deine Welt!

Für „Bauch und Moder“ gibt es keine Farbe? Der Ekel am ewig Papierenen findet

in der Phantastik eines Farbenmenschen keinen Lokalton? Ach: Phantasie! Nichts da —:

Stil! Stil! Faust in seinem Gehäuse konnte (entsetzlich!) mittelalterlich wirken; eine gemalte

Bücherwand konnte (schauderhaft!) den Verdacht erregen, der moderne „Bühnengestalter“

sei nicht von heftigster Verachtung der alten Theatermalerei erfüllt, — künstlerisches Eingehen

auf die Worte des Dichters konnte (o Grauen!) statt eines „großzügigen“ Künstlers einen

kleinlichen Pedanten verraten. — Original, fahr hin in deiner Pracht! Wir lassen dich

gerne fahren, da deine Originalität mit den blldvollen Worten eines Meisters, der tein

Original, aber eine Natur war, nichts anzufangen wußte. 4. Das „Volksgewimmel“ des

Osterspaziergangs: ein Paradezug Erlescher Figuren. Sehr hübscher meistens: ja; wenn

ich sie aber in der Erinnerung nochmals an mir vorbeimarschieren lasse und dann an die

Domszene denke, so muß ich doch sagen: es scheint, daß ihr das Bewegte (wenn es nicht,

wie auf dem Blocksberg, die Dunkelheit zum Schutze hat) nicht so aus dem Geiste und nach

der Ansicht des Dichters zu gestalten versteht, wie das Starre. 5. Die Hexe. Es war ein

Hexerich, der sich aus schamloser Perversität die Perücke eines alten Weibes aufgesetzt hatte,

nicht sprach, sondern grunzte, nicht ging, sondern hopste. — Ich bin überzeugt, daß der

Oberdramaturg sich auf den Einfall, die Hexe durch einen Mann darstellen zu lassen, sehr

viel zugute tut. Es wäre nicht das mindeste dagegen einzuwenden, wenn der Mann nicht

deutlichst zum Vorschein gekommen wäre. Bei den Japanern, denen Herr Fuchs diesen

Einfall sowohl verdankt, wie die Idee, das Spiel der Hexe mit ein bißchen Atrobilität zu

beleben, liegt der künstlerische Witz natürlich darin, daß die Männer, die Frauen spielen,

es nach Möglichkeit vergessen lassen, daß sie verkleidete Männer sind, hier lag die Sache

so: Wenn die Hexe der Voltsphantasie und Goethes eine Art Parodie des Weibes ist, so

war die Erler-Fuchssche Hexe eine Travestie der Parodie. Das Widerwärtige, das in jedem

künstlerisch absichtlichen Zuviel liegt, trat hier paradigmatisch und höchst etelhaft in die Gr.

Einführung. 6. Die Walpurgisnacht. Ich sagte schon, daß der Aufstieg zum Gebirge vor»

tresslich dargestellt war. Auch das Hin und Her des Hexengesindels kam zu schöner Schatten,

spielwirkung. Doch ist damit schon gesagt, daß nur ein ästhetisches Surrogat für das poetische

Leben dieser Wlrbelszene geboten wurde. Die kaum je völlig zu lösende Aufgabe hat auch

die Neliebühne nicht gelöst, und mir scheint, daß sie dieser Aufgabe weniger gewachsen ist,

als die alte Bühnenform, die in der Drehbühne noch am ehesten die Möglichkeit hat», ihr

wenigstens annähernd gerecht zu werden. — Leider suchte auch hier die Leitung das Manko

an positiver Kraft durch originelle Mätzchen zu bedecken. Vom reinsten Witze einer vielseitig gebildeten Dramaturgie erleuchtet, ließ man Faust mit der Jungen, Mephistopheles mit der Alten nicht Brust an Brust, sondern hintern an hintern tanzen. Es scheint, daß der viel» belesene Herr Fuchs auch Heines „Erläuterungen“ zu seinem Tanzpoem „Der Doktor Faust“ gelesen hat, wo es heißt: „Diese Nonde ist nun jener berühmte tzexentanz, dessen charakteristische Eigentümlichkeit darin besteht, daß die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen lehren, so daß sie sich einander nur den Nucken zeigen und keiner des andern Antlitz schaut.“ Aber hier galt es, sich an Goethes, nicht an Heines Worte zu halten, und Goethe läßt seinen Faust sagen:

Ach! mitten im Gesänge sprang

Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Aus dem Munde, Herr Fuchs! Und, wirklich: wir schenken Ihnen derlei Späße, wenn Sie uns dafür wirklich, und nicht bloß auf geduldigem Programmpapiere, „eine dem Geiste des Gedichies voll entsprechende Inszenierung“ geben.

Auch wer von Herzen gern Ja! sagt, kann nach diesem Faust»Relief auf dem Münchner Künstlertheater höchstens Vielleicht! sagen. Denn gegen das Prinzip der neuen Bühnen»form ist damit freilich noch nichts entschieden, daß ihr erster Versuch nur zum Teile geglückt ist.

Eines (und das ist viel) kann als bewiesen gelten: diese Bühnenform gestattet es, den crslen Teil des Faust ohne wilde Striche und barbarische Umstellungen aufzuführen. Und man darf hoffen, daß auf ihr einmal eine, wenn auch nicht vollkommen erschöpfende, so doch machtvoll ganze Faust-Aufführung zustande kommt. — wenn ein wirklicher Theater» von Genie, literarisch wohl beraten, aber nicht durch dilettantisches hineinliterateln gehemmt, und durch einen Künstler unterstützt, der sich Goethe und dem Theater zugleich wirtlich unterordnet, sie gestaltet.

Wer denkt da nicht an Max Reinhardt?

Abcr, und das ist der langen Rede kurzer Schluß: ein Mann wie Reinhardt vermöchte dies auch ohne die neue Vühnenform. Ja, die Drehbühne bietet einem schöpferifchen Regisseur reichere Möglichkeiten, sein Genie zu entfalten, als die neue, kargere Form. Die Wege des Herrn. Von Felix Saiten.

Der Hund lag in der Ecke und schlief.

Dort gehörte ihm ein alter Scheuerlappen, den tratzte er immer erst mit den Pfoten zurecht, stieß mit der Nase Falten hinein, und hatte er dermaßen sein Bett bereitet, dann ließ er sich schwer darauf niederfallen.

Vor Zeiten war er allerdings in der Stube drinnen auf das Sopha gesprungen.

Dieses hohe, weiche und federnde Lager hatte ihn dermaßen entzückt, daß er in schwelgerischen Seufzern hinzuschmclzen drohte. Allein sein tzerr hatte ihn mit Fuß» tritten aus diesem Paradies verjagt und ihn das zweitemal durchgeprügelt. Daraus

Felix Saiten: Die Wege des Herrn 757

entnahm er, daß es doch ein trügerisches Glück sei, so hoch und weich zu liegen, und daß kein Hund einer solchen Sache sich vermessen dürfe, ohne nach kurzer Freude in tiefen Jammer zu stürzen.

Nach und nach hatte er sich mit dem Scheuerlappen begnügt.

Wäre er etwa eine starke Natur gewesen, er hätte das bißchen Prügel nicht gescheut. Sein Herr wäre es müde geworden, ihn wieder und wieder herunterzu» jagen, und der Hund hätte sich den Platz auf dem Kanapee ertrotzt. Aber er besaß keine nennenswerte Willenskraft; seine Sanftheit hinderte ihn, sich aufzulehnen, seine Friedensliebe lockte ihn, sich zu unterwerfen; sein Rückgrat war außerdem gegen Tritte oder Peitschenhiebe zu sehr empfindlich. Es tat ihm schon weh, wenn er die Hand des Herrn nur über sich ahnte; ja selbst, wenn er irgendwann dieser Hand sich er» innerte, empfand er die Prügel schon in den Knochen. Und er konnte Schmerzen nicht ertragen.

So hatte er es in seinem Leben nur bis zum Scheuerlappen und bis zu jenem Platz in der Ecke gebracht; aber er war zuletzt ganz zufrieden damit. In dem Scheuer» läppen hing immer noch ein vertraulicher Geruch nach Spülwasser, nach Fett und allerlei Vratensaft, wodurch angenehme Träume lebhaft gefördert wurden.

Er lag also jetzt in seiner Ecke und schlief.

Es war durchaus und in allen Stücken ein gewöhnlicher Hund, wie es deren viele gibt. Er war nicht schöner als die anderen und nicht häßlicher, nicht gescheiter und nicht dümmer. Und es war jetzt so weit mit ihm gekommen, daß er schon anfang zu altern. Er hatte nicht mehr die volle Fröhlichkeit seiner Jugend, sondern es kamen jetzt Tage, an denen er verstimmt und reizbar wurde. Kleinigkeiten griffen ihn jetzt an, die früher spurlos an ihm vorbeigestrichen waren. Ein Fußtritt, ein Hieb konnten ihn jetzt stundenlang schwermütig machen; selbst ein gelinder Klaps brachte ihn dauernd aus der Fassung, weil er jetzt immer gleich erschrak, und weil der Schreck ihm Uebel» leiten verursachte. Es kam auch vor, daß er sich gelegentlich sehr müde fühlte; die Glieder taten ihm weh; sein Kreuz und seine Veine versteiften sich plötzlich; sein Atem flog nicht mehr so leicht wie sonst. Wenn er durch die Straßen lief oder sich im Zimmer umhertummelte, dann schlug ihm das Herz oft bis in die Augen hinein und das erfüllte ihn mit einer furchtsamen Traurigkeit.

In solchen Stunden kam er zu seinem Herrn geschlichen, setzte sich ganz nahe heran, war demütig, zeigte sich auffallend brav und bettelte um ein Zeichen der Gunst. Es war nämlich in ihm, als ob sein Herr es sei, der diese Schmerzen und Beklemmungen über ihn verhängt habe, und als könne sein Herr diese Trübseligkeit auch wieder von ihm hinwegnehmen.

Während er jetzt in der Ecke lag, tönte ein Pfiff und drang in seinen Schlummer, so glatt und scharf, wie etwa ein Messer in Butter eindringt. Sein Traum war entzwei ge schnitten.

I> <>

Augenblicklich sprang der Hund auf und wedelte um ein paar schwarze Schuhe herum, die sich gegen die Türe zu bewegten. Er verehrte diese Schuhe, die an den Füßen des Herrn steckten, aber er verehrte sie auch dann, wenn sie des Abends oder sonst einmal leer im Vorzimmer standen. Dann beroch er sie im Vorbeigehen, und wedelte immer, sowie er sie erkannte.

Diesen Schuhen folgte er jetzt. Sie bewegten sich knarrend die Treppe hinunter, gingen langsam zum Haustor hinaus, auf die Straße. Der Hund bemerkte, daß er heute keinen guten Tag habe. Er fühlte sich matt, sein Kopf war umnebelt, und es hatte ihm jedenfalls geschadet, daß er so jäh aus dem Schlaf gerissen worden war. Er war gestern wieder mit seinem Herrn ausgewesen und hatte wieder den ganzen Weg hin wie zurück dem Omnibus nachlaufen müssen, mit dem sein Herr fuhr. Der« artige Mühfal ertrug er jetzt nicht mehr wie sonst. Es lag also noch von gestern her in ihm.

Wäre er nun ein willenstarker Hund gewesen, er hätte dieses stundenlange, ent» schliche hinter einem Wagen herstürzen und Springen niemals auf sich genommen. Er wäre eben gleich das erstemal umgekehrt, allein nach Hause gelaufen, hätte sich wohl auch auf eigenen Wegen nach eigener Lust vergnügt und wäre erst dem Futter zu» liebe heimgekehrt. Sein Herr hätte gemerkt, daß dies lein Hund sei, den man hinter dem Omnibus einherlaufen läßt, keiner, der sich in solche Zumutungen fügt, und er hätte bald aufgehört, das von ihm zu verlangen. Er hätte sich entschieden, entweder dem Hund zuliebe zu Fuß zu gehen oder ihn gar nicht mitzunehmen, wenn er mit dem Omnibus fahren wollte.

Davon war aber keine Nebe, fondern der Hund ergab sich auch hier ohne Zaudern in den Willen des Herrn. Mehr noch: wenn ihm der Herr in den geheimnis» vollen, rollenden Kasten entschwand, erschrak der Hund, weil er meinte, er werde derart bestraft. Er rannte dem Wagen nach und hatte dabei nur die eine Sehnsucht, der Herr möge ihm wieder gut sein, möge sich ihm wieder zeigen. Wenn dann der Herr endlich zu ihm niederstieg, feierte der Hund dieses Ereignis als eine Versöhnung und fühlte sich reich belohnt.

Jetzt trabte er auf der Straße hinter den schwarzen Schuhen drein. Ihm war dieses Gehen schon mühsam, und er flehte mit vielem Schweifwedeln die Schuhe an, flehte an ihnen empor, es möchte nicht wieder wie gestern geschehen. Aber es geschah wie gestern. Ein Omnibus fuhr vorbei, der Herr fchwang sich hinauf und pfiß dem Hund, der das Entfetzliche ohnehin fchon gewahrt hatte. Er nahm sich zusammen und lief dem Wagen nach, und in den ersten Minuten war seine Müdigkeit beinahe ver» schwunden. Warm, frisch und vergnügt fühlte er sich. Wenn einer ihn fo laufen sah, und wenn es einer war, der nicht bloß die Gesichter der Menschen in den Straßen beobachtet, sondern gewohnt ist, auch in den Mienen der Pferde und Hunde zu lesen, dann konnte er bemerken, daß der Hund jetzt mit einem stillen, freundlichen Ernst im

Felix Galten: Die Wege des Herrn 759

Antlitz diesem Wagen folgte. Er glich etwa einem alten Unteroffizier, der hinter seiner Kompagnie einhermarschiert, staubig, durstig, aber mit einem Angesicht, das ganz erfüllt ist von der Notwendigkeit des Marschierens, ganz zugeschlossen und befriedigt in dem Bewußtsein einer ruhig und vertrauensvoll geübten Pflicht.

Der Hund sah andere Hunde auf der Straße umherspringen, spielen und in sorglose Genüsse vertieft. Er hörte sich angerufen, eingeladen, auch manchmal verhöhnt oder beschimpft. Ein junges Paar fegte vorbei, und beide, sie wie er, sahen gmlz aufgelöst aus vor Erwartung des Glücks. Jetzt sprang ein weißes Pudelweibchen dem Hund zur Seite, war ungemein liebenswürdig und sagte ihm, daß er ihr gleich auf den ersten Blick gefalle. Er solle mit ihr kommen, es sei nicht tlug von ihm, sich hier zu plagen, indem er dem Wagen nachrannte. Gleich hier in der Nähe sei ein großer Platz mit vielen «Rasenflächen und grünen Bäumen. Der Hund senkte den Kopf, legte die Ohren zurück, lief weiter und gab ihr keine Antwort. Deshalb verließ sie ihn. Es hätte ihm freilich behagt, auf einer Wiese mit dieser hübschen Person zu spielen. Sie war so zärtlich, und außerdem roch sie so vortrefflich. Aber nicht einmal die Möglichkeit, sich so was zu erlauben, fiel ihm ein. Was waren das über» Haupt für Hunde, die da herumvagierte, nur an ihr Vergnügen dachten, nur genießen wollten und immer nur genießen! Sie würden schon sehen, wie weit sie damit kommen. Nur, daß es dann zu spät sein wird.

Bald mußte er diese Gedanken aufgeben, denn die Zunge hing ihm heraus, auch flog sein Atem heiß und schmerzend über den trockenen Gaumen. Ihm schien, als fahre der Wagen heute schneller als sonst, denn er konnte nur mit Mühe folgen. Als sie in eine große Straße einbogen, tauchte der Omnibus in einen Tumult vieler anderer Wagen, die kreuz und quer fuhren. Jetzt mußte der Hund auch noch fcharf aufpassen, daß er seinen Herrn nicht verlor, daß er selbst nicht unter irgendwelche Bäder gerate, und daß kein Pferd ihn zertrat. Er konnte jetzt nicht mehr mit gesenktem Kopf laufen, was ihm viel bequemer war, sondern er mußte aufschauen, den Hals recken, mußte das gelbe Blech des Omnibus mit den roten und schwarzen Zeichen darauf im Auge behalten, und das machte ihn nur noch schneller müde. Es ging weiter und weiter, und da die Straße sehr breit war, hatte sie in ihrer Mitte keinen Schatten. Die Sonne brannte auf dem Pflaster. Der Hund fühlte, wie die Glut von oben her in seinen Nacken, in seine Stirn und in seine Lunge drang, und wie sie vom Boden her an seinen Pfoten emporstieg. Ein jäher Schwindel begann sich in ihm zu drehen, und seine Augen wurden davon umschleiert. Er mußte stehen bleiben, und kaum hatte sich diese wirbelnde Bangigkeit halb verzogen, da schmetterten dicht hinter ihm Pferdehufe auf die Steine, daß er den Luftzug pfeifend über sein Kreuz streichen fühlte. Wehleidig, als fei er schon getroffen, knickte er einen Moment lang in die Hinterbeine, tat dann entsetzt einen fassungslosen Sprung und rettete sich mit knapper Bot auf das Trottoir.

Dort wurde er so schwach vor nachträglichem Erschrecken, daß er sich niedersetzen mußte. Nun schaute er gequält, mit aufgerissenen Augen die Straße hinunter, wie der Wagen, der seinen Herrn barg, immer weiter und weiter sich entfernte. Die Furcht riß ihn wieder auf. Er sprang dem gelben Vlech nach, das in der Sonne blendete. Er lief rascher, als er diesen Tag gelaufen war, dabei fühlte er aber den Boden nicht mehr, denn seine Füße waren wie aus Holz geworden. Immer weiter rollte der Wagen, immer verwirrender wurde das Getöse auf der Straße, und jetzt öffnete sie sich zu einem großen Platz, von dem aus viele andere Straßen nach allen Richtungen ins Weite strebten. Der Wagen war schon auf diesem Platz, aber der Hund hatte ihn noch nicht erreicht. Er sah nur, wie das gelbe Vlech in diesem Gewirre zu verschwinden drohte, und wollte seine Eile verdoppeln. Da brach aber ein neues Unglück über ihn herein, denn er wurde mit einem Male von Leidschmerzen befallen, die ihn zusammenkrümmten und gänzlich entkräfteten. Es war unmöglich, ihnen zu widerstehen. So lief er denn, all den Pferden zu entweichen, abseits, fand einen geborgenen Platz und ergab sich feinem Drang genau in der Sekunde, in der er von ihm vollständig überwältigt wurde. Mit schuldbewußter Miene, mit reueerfüllten Augen hockte er da, unruhig, hastend und trieb mit dem Krampf seiner Seelenangst den Krampf seines Leibes zur Eile. Endlich zog dieser Schmerz an ihm vorüber, ja er fühlte sich sogar besser als vorher; auch war er ein wenig ausgeruht. Nun stürzte er sich mit leidenschaftlichem Eifer in die Brandung dieses Platzes. Aber da kreuzten viele solche gelbe Wagen, sie verwirrten ihn, er war erschrocken, wandte sich nach allen Seiten, doch überall rollten diese gelben Wagen, kamen ihm entgegen, verschwanden unter anderem Fuhrwerk, entfernten sich und glichen einander zum Verwechseln. In jeder Straße, in die er von diesem Platz aus hineinschauen konnte, fuhren solche Wagen davon und zeigten verlockend, täuschend, peinigend dieses gelbe Vlech mit den roten und schwarzen Zeichen darauf. Er drehte sich gefoltert drei-, viermal um sich selbst und jammerte leise auf. Dann rannte er plötzlich in die nächste Straße hinein, der sein Blick eben zugewendet war, als er sich nicht mehr drehen konnte. Und in der Ferne zog ein Wagen gleichmütig dahin. Der Hund spülte, daß er ihn nicht einholen werde. Er lief aus allen Kräften, aber der Zwischenraum blieb derselbe. So war er schon froh, daß er das gelbe Vlech wenigstens im Auge behielt. Manchmal hielt der Wagen an, und dann zuckte in dem Hund die Hoffnung, jetzt komme der Herr, und das Elend sei zu Ende. Aber die Leute, die ausstiegen, gingen einfach weg, ohne zu pfeifen oder zu rufen; sie waren fremd. Und der Wagen fuhr weiter. Und der Hund merkte, daß er überhaupt nicht mehr laufen konnte. Er galoppierte ein paar Sprünge, blieb stehen, wedelte schwach, sprang wieder, während ihm war, als ob seine Veine in den Gelenken brechen wollten.

I> c>

tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 761

Die Straße wurde stiller und stiller, die Häuser wurden niedriger und niedriger.

Lang hingestreckte Gartenmauern kamen, zuletzt nur noch auf der einen Seite kleine, ebenerdige Hütten, auf der anderen Seite der Straße dehnte sich freies Feld, Schutt» äcker waren da und Bauplätze.

Dem Hund pochten die Schläfen und ihm war manchmal, als käme ihm das Blut aus den Augen geflossen. Dabei zerrissen ihm wütende Stiche die Brust, so oft er die Luft einzog. Jetzt war fein Gehen nur mehr ein Vorwärtstaumeln. Da sah er, wie der Wagen stehen blieb. Der Wagen fuhr nicht mehr, er stand und ließ sich einholen. Mit jedem Schritt kam der Hund ihm näher.

Nun wollte er sich hier gleich in den Staub legen, wollte hier den Herrn er» warten, denn er konnte nicht weiter. Aber der Herr zeigte sich nicht. Der Hund verstand es so, daß der Herr von ihm forderte, er folle bis zum Wagen kommen. Wedelnd schlich er heran, mit einbrechenden Beinen, den Bauch nah am Boden.

Da war der Wagen erreicht. Der Hund hob die trockene Nase und schnupperte, aber lauter fremde Gerüche flogen ihm vom Trittbrett her entgegen. Der Wagen war leer.

Er setzte sich verzagt, gab einen Laut der Ungeduld von sich, als bäte er, es nun genug sein zu lassen.

Plötzlich sprang er auf, wandte sich ab, rannte in wankenden, kurzen und harten Sprüngen 'quer über die Straße in das Feld. Er stand im Gras still und zitterte, hier war Sonne und Verlassenheit und Pfadlosigkeit. Ein kleiner Misthaufen lag grau im grünen Rasen. Dem Hund wehte irgendeine Erinnerung an seinen Scheuer» läppen durch den Sinn, er kroch zu dem Misthaufen, und wie ihn die Gerüche alter Knochenreste, faulenden Staubes umfingen, wurde ihm übel, und er ließ sich schwer auf den Schutt fallen. Geduldig lag er da. Er sah mit einem Mal die Hunde, die in unbekümmertem Genießen durch die Straßen zogen, er sah auch sich selbst und das weiße Pudelmännchen auf einer Wiese spielen. Dann sah er den Herrn, sah einen der schwarzen Schuhe über sich und fühlte den jähen Schmerz, als ob ihn der Absatz in die Flanken treffe. Ein Schauer hob ihn noch einmal. Dann streckte er alle Viere von sich und wurde langsam kalt.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

31.

Ich gehe auch manchmal wieder in Gesellschaften. Dann bin ich unverschämt und aufschneiderisch und gaunerig wie die andern. Und Hab' hinterher Jammer. — Wozu müssen wir immer ein« Volle spielen? haben Sie schon mal einen Menschen beobachtet, der sich allein glaubte, einen Bekannten, den Sie heiter, zuversichtlich und erfolgreich kannten? Es ist das traurigste Schauspiel, der Wund wird schlaff, alle Tatkraft weicht aus seinen Zügen. Sie sehen auf einmal einen müden, alten und ärmlichen Menschen, sehen den abgeschminkten Schauspieler.

762 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

Sie bemerken nun auch plötzlich, daß er eine Krankheit verbirgt, Krebs oder Zucker» krankheit oder beginnenden Rückenmarksschwund. Alle haben diese Leiden, und wenn sie allein sind, wissen sie es, fühlen ihre Krankheit.

Was tun Sie und was denken Sie? Immer Nützliches und Sicheres und Gutes.

Sie haben ganz recht, ich wäre nicht mehr da, wenn Sie nicht festhielten. Weil ich so etwas hübsches und Festes nicht für möglich hielt. Treue ist Selbstsicherheit. Weiter gar nichts. Darum keine Tugend, sondern Eigenschaft. Bei Ihnen ist sie Tugend. Ich habe Neues für Sie, eine Bauernstube und Zinnkrüge, alte, fromme und naive Vilder, blutige, durchbohrte tzerzen, Martern und dergleichen. Ich liebe diese Vergötterung des Schmerzes bei den Primitiven. Es ist ihre Art sich davor zu beugen, das Kreuz aufzunehmen.

Jeden Abend trinke ich bis drei Uhr und rauche Zigarren. Ich bin ein ganz schlechter, gemeiner Kerl. Sie sind immer gut und geduldig.

32.

Kinder tun mir wohl zuweilen, ganz einfache Geschöpfe. Vor denen werde ich wieder gut und gläubig. Gleich kommt hinterher die Sicherheit, daß sie schlecht werden müssen, mit vierzehn die Mäderln, und die Buben noch viel eher. Aus ist das Vergnügen! Ich möchte keine, nicht um die Welt! Damit sie all den Ballast von Splntisierereien und die morschen Knochen, die ewige Anfälligkeit erben! Stumpf, dickfällig und stur ist die Base, die trampt durch alle Hindernisse durch, über Leichen. Den Leichengeruch riecht sie garnicht dabei, die mit ihrer langen, klugen, frommen Nase!

Geht alle Sonntag in die Kirche. Da betet sie nun um einen Mann für sich — Um mich. Kleines, ich mache Dir gar leine Freude mehr, ich weiß! Ich bin schlecht und roh und unempfindlich. Aber treu bin ich Dir, ganz gewiß treu! Komm immer her! Komm!

33

Ammeidungen.

Geweint hast Du doch! Hab ich Dir recht häßliches gesagt auf Dein hübsches und Kluges und Philosophisches? Den ganzen Plato und Mark Aurel auf einem Blatt ver» zapftest Du.

Ich stach immer ins Weiche, da wo ich treffen mußte. Du bist so tapfer. Dann sah ich, daß die Tränen sich nicht mehr hielten, sie stiegen von Deinem Herzen auf, schwemmten all Dein Heidentum und Heldentum weg.

Ich küßte Dich, roh, gegen Deinen Willen. Du wolltest nicht. Und den nächsten Tag warst Du müde, milde und schon abwesend. So bist Du gereist.

Ich schwöre Dir, daß ich nur dich liebe, und daß ich nie eine andere Frau so gellebt habe oder lieben werde! Nur reden davon kann ich nicht, Süßes! Denk an Hebbel:

«Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib.

«Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele'.

Hab doch Zutrauen! So ein altes Ehepaar sind wir jetzt, viele Jahre alt! Du hast bei mir geschlafen, und Du sollst wieder schlafen! Unter meinem Dach bist Du heilig.

Ich hole Dich mir wieder wie früher, trage Dich her auf meinen Armen, wir ziehen die Vorhänge zu. und Du kannst Nagen, kannst Dich betlagen, gegen mein Herz und in meinen Armen Dich ausklagen, hat es sehr weh getan, dies Letzte? nicht unheilbar weh? Sage, daß es noch heilbar ist! heile mich!

o 0

0 1>

Julian Marcuse: Grenzfragen ärztlicher Ethik 763

3«.

Ich habe Dir so Vieles gesagt, was ich keinem Andern erzählt hätte, einem Mann niemals und einer Frau erst recht nicht. Deine Hand stahl sich immer in meine, wo Du Wundheit fühltest, manchmal weintest Du.

Begriffst Du nun wie ich unglücklich bin, glücklos wurde? Der Varon im Nachtsyl, das bin ich! Unschuld in die Welt gekommen und ohne Schuld in Schuld gesunken! Du solltest mich nur beklagen und solltest nicht richten. Wenn Du nicht richtetest, wärest Du nicht was Du bist, Porzia und hermione in einer Person!

Ist es sehr schlecht von mir, soviel Scharfsinn anzunehmen? Kind, die helligen fanden soviel süßer zu lieben, als geliebt zu werden! Wer am reichsten gibt, ist der "Reiche. Du empfindest mich von Dir abtreibend. Ich bin Dir immer nahe, bin um Dich.

And fegne Dich.

»Jason, ich weiß ein Lied." Es ist der traurigste kleine Vers, den ich in der ganzen Literatur kenne.

Ich bin froh, wenn ich mal um etwas traurig sein kann, um ein Buch oder um die Gestalt in einem Buch. Nicht immer nur um mich.

Gut bin ich Dir, immer gut, wenn Du mich auch von Dir stößt, wenn Du trotzig und hochmütig bist. Das wird nichts ändern tonnen. Nichts. (Fortsetzung folgt.)

Grenzfragen ärztlicher Ethik. Von Julian Marcuse.

«7?n seiner sozialpsychologischen Monographie

<) .Der Arzt" sucht Ernst Schweninger den

Begriff der Humanität im Sinne irgend einer

Sittenlehre umzuprägen in den der Menschlich»

leit, als dem ursächlichen Moment primitiver

ärztlicher Hilfeleistung. Aus dem Spiel der

Wort« klingt eins heraus, die Gegenüberstellung

bewußten menschlichen Handelns, von Ueber»

legenheit und Erfahrung eingegeben, zu blindem

Sichhingeben, dem reinen Gefühlswert« der sich

opfernden Liebe. So glaub« ich ihn verstanden

zu haben, denn es ist schwer, sich in dem G«»

strüpp von Worten und Begriffen zurecht zu

finden. Und in diesem Sinn« gr«if« ich den Ge»

danlengang Schweningers auf und führe ihn

weiter, und zwar dorthin, wo die aristotelisch«

Definition des Begriffes Lthil anhebt. Der

Philosoph von Stagira bestimmte bekanntlich

Wert und Unwert des menschlichen Wollens

und Handelns als die Grundbegriffe sittlichen

oder unsittlichen Verhaltens, ethisch« Handlung««

sind also diejenigen, die «inen sittlichen Wert

haben. Und zu ihnen gehört, unberührt von

dem Wandel und Wechsel der Moralpraxis in

den jeweiligen Kulturperioden, das handeln aus

Menschlichkeit, da« Gefühl für die Wechsel,

beziehungen zwischen Mensch und Mensch als

treibendem, die Erkenntnis von der eigenen Hilfe»

bringenden Fähigkeit »Is ausführendem Mo»

ment«. So bildet die Menschlichkeit Diadem

und Purpurgewand des Helfers, und st« wird

zur Scheidemünze zwischen Arzt und Patient.

Die Bildung der Gesellschaft wirkt auf dieses

ursprünglich« Verhältnis umgestaltend «in, dl«

der Naturalwirtschaft entnommenen Motive

machen den Weg zur Geldwirtschaft mit, d«r

Erwerb, b«r bürgerliche Beruf mit der Bot»

wendigkeit der Lebenshaltung, mit dem Welt»

bewerb werden zu äußerlich bestimmend«« Fat»
toren. Auch geht der Sittenkodex des Hippokrates
vom freien paragrafenlosen Appell an das sitt»
lich« Bewußtsein aus, das in jedem Menschen
wohne, aber wenig« Jahrhunderte später erscheint
schon die «erst« Medizinalgesetzgebung, und sie
erreicht ihren Höhepunkt in den Verordnungen
»als«r Friedrichs des II. im 13. Jahrhundert.
Ueberwuchernd legt sich über die ethisch« Grund»
auffassung des Verhältnisses zwischen Arzt und
Kranken die Etikette«, die Beziehung«» der
Ärzte« unter einander, und beginnt die« frei«
natürliche Aegung des einzelnen zu ersticken.
Das ursprüngliche, die Wesenheit des Arztes
allein «rllärend« Moment seiner Existenzberech»
tigung, Menschlichkeit und Hilfeleistung, bleiben
wohl bestehen, allein sie treten als Wertung des
einzelnen in dem festen Gefüge des sich «nt»
wickelnden Standesbewußtseins zurück, ja sie werden
sogar zur wirtschaftlichen Anfechtung für die«»
jeningen, die über die Form von bloßen ide«llen
Gütern Gebrauch zu machen scheinen. Die Ent»
wicklung der Universitäten fördert den Zerfalls»
Prozeß innerhalb des ärztlich«« Beruf«s, die mit
den Privilegien«« der Wissenschaftlichkeit aus»
gestatteten akademischen Lehrer treten in den
frühen Wettbewerb mit «in, und kraft ihrer«Wacht»
stellung beherrschen sie den Markt und ^ die
Etikette«, die vor ihnen halt macht«. So häuf»
sich der Stoff für Konflikte«, auf dem strittigen
Gebiet« steht der Kranke, der Hilfe sucht, und
sein Leid und um ihn herum die Schar der

».

Helfer, in ihrem Tun und Lassen nicht bloß be-
stimmt durch den Satz *supremum lex est aeterni*,
sondern eingeengt und im Handeln gefesselt durch
die starren Begriffe des geschriebenen und un-
geschriebenen Sittenkodex. Man vergegenwärtige
sich: Der Begriff der natürlichen Heilmethoden
und ihre Anwendung in der Therapie wurde
noch vor wenigen Jahrzehnten als «in so schwerer
Verstoß gegen die Reputation der offiziellen
Medizin angesehen, daß ihre Vertreter in eine
Kategorie mit den Marodeuren der Heilkunde
gestellt und beruflich geächtet wurden. Und auch
heute sind mancherorts noch ähnliche Äußerungen
bemerkt, spricht doch zum Beispiel ein Arznei-
und Verhaltungsbüchlein offiziellster Observanz
aus dem Jahre 1907 über eine Reihe kleinerer
therapeutischer Maßnahmen die Acht aus, da
ihr Ursprung aus dem Aaturheilthum stammt!
Dieser Zwangsfessel der Einreihung in die Stan-
desgenossenschaft macht sich vor allem bemerkbar
und fühlbar in jenen Situationen, wo das
Krankenbett zur Begegnung mehrerer wird, wo
die Konzilientätigkeit anhebt, hier wird die
herrschende Meinung in der Medizin zum Schi-
kaleth, und wehe dem, der ihr entgegentreten
wagt, schon mancher hat sein «frei» Meinungs-
äußerung mit dem verdammenden Urteil der
Fakultät gebüßt. An sich ist die gemeinsame
Beratung mehrerer Aerzte, das sogenannte Kon-
siliium, der Ausgangspunkt mannigfachster Kon-
flikte: Schon die Wahl laßt sie entstehen, da oft
genug für den behandelnden Arzt das Kon-
kurrenzmoment gegenüber Qualifikation und
Fähigkeit entscheidet. Daher in erster Reihe eine
Autorität, die aus dem gewöhnlichen Bereich
hausärztlicher Tätigkeit ausscheidet und nicht zu
fürchten ist. Wie verschieden das Maß und die
Beurteilung zwischen Arzt und akademischem
Lehrer zeigt die Tatsache, daß das Aalpslegen
zwischen Patient und Arzt ohne Wissen des
Hausarztes ein gegebenes und allgemein aner-
kanntes Moment zur Einstellung der Tätigkeit
des letzteren ist, das Aaterholen bei der Autorität,
dem Professor, dagegen nie den Anlaß zur
Kabinetsfrage bildet. Die akademische Laufbahn
In der Medizin schafft mehr, wie irgendwo in
einer Wissenschaft. Werte, denn sie erzeugt von
vornherein im Publikum die Vorstellung einer
ganz besonderen Prädestinierung zu ärztlichem
handeln und Können. Tragikomisch ist es, wenn
berühmte Anatomen oder Pathologen — vor allem
war es Virchow — deren Namen weltbekannt,
deren Forschung aber fernab von jeder praktischen
Tätigkeit liegt, in fremden Ländern und Städten
von allen erdenklichen Presthaften und Siechen
aufgesucht und um Rath gefragt werden! Am
eigenen Herd sucht Publitus sich wenigstens die
Vertreter des jeweiligen Faches für seines Herzens

und Leibes Notdurft aus, und wallfahrt zu ihnen. Dieser hang, der natürlich nur «in Prärogative der wirtschaftlich Starken darstellt, mehrt die Macht der akademischen Vertreter der Medizin ins Ungeheure und zeltigt eine Abhängigkeit: und einen Nepotismus, wie sie zu den l?e» trübendsten Erscheinungen der Gegenwart gehören. Ihre Domäne sind die preußischen Universitäten, in allererster Reihe Berlin, aber auch der süddeutsche Ring hat manchen Tropfen Wermut von diesem Geiste schon empfangen. Der Kultus der deutschen Metropole erinnert an Cäsarismus, würdelos schreiten hier voran alle die Jünger voraus. Nur die vom Lehrerschriftionierte Meinungsäußerung gilt, ja sogar wissenschaftlich Beobachtungen und Schlüsse unterliegen der Zensur. Ein Exemplum aus jüngster Zeit: Ein Forscher, aber «in Outsider ohne akademische Stellung, kommt auf Grund seiner Studien zu außerordentlich bedeutsamen, die Grundlagen bisheriger Anschauungen erschütternden Resultaten. Man fechtet ihn an, die Veteranen des Kollegiums können dem Gedankengang nicht mehr folgen. Ergo gilt die Untersuchung als abgetan; allein «in jüngerer, noch nicht zum Inquisitor gewordener Akademiker geht den Spuren nach und findet die Tatsächlichkeit der Beweisgründe, er will sie öffentlich vertreten, da erklärt der Ordinarius, der er in seiner klinischen Stellung unterworfen, „das geht nicht, damit erregen wir Anstoß bei ^ und U und d, die nichts davon wissen wollen“. So geschehen im Frühjahr 1907! Und merkwürdig, wie die ethischen Begriffe changieren: Einen armen Teufel von Feld- und Wiesenarzt der urteilte einstens das Ehrengericht, weil er Patienten mit Hilfe des Backfisch anwarb — heben und hotelportiers sind meist die Gmpfänger —, und heute besteht ganz offiziell und offiziös in Berlin «in sogenanntes Bureau für ausländische Konsultationen, des in regsten Geschäftsbeziehungen gegenseitigster Natur zu den Leuchten der Wissenschaft steht. IXon ölet! Auch die chemische Industrie trägt ihr Scherflein zu der veränderten Auffassung ethischer Begriff bei: Sie operiert mit Aufsichtsratsstantien und interessiert für ihre Produkte klinischen Institute. Eine einzige, aus diesen hervorgegangene und mit der Gegenzeichnung des Leiters versehen Arbeit sichert den Absatzmarkt, denn für den Haufen ist der „Wirklich Geheime Medizinischer Zentralrat Prof. Dr. V von X.“ Die Inkarnation der Beweiskraft. Unvergessen bleiben die Urteile der Standeskammern über die zulässige Höhe und Breite des ärztlichen Schildes, über Form und Zeilenmaß der Ankündigungen der Niederlassung, über erlaubte oder unerlaubte Gastspielreisen und Ähnliches zu Dutzenden mehr. Der ganze G-ist mittelalterlicher Zunftordnung feiert in diesen Enunziationen seine Auferstehung und knebelt den Söldner,

während die Hierarchie schrankenlos sich ih«

o 0

Julian Marcuse: Grenzfragen ärztlicher Ethik 765

»Igenen, nur vom Nutzwelt eingegebenen Weg« sucht. Auch hier ist Ethik einzig und allein «in» wirtschaftlich« Machtfragt, und sie verändert ihr« Grund» und Grenzlinien je nach der dem Einzelnen und ein«r geschlossenen Kaste immanenten Stellung in der öffentlichen Mei» nung: Und diese Stellung ist nur zum Teil das Ergebnis eigenen Verdienstes, «in anderer Teil beruht auf dem eigenartigen Wesen der Materie Medizin, auf dem Doppelbegriff Wissen und Kunst. Da si« als Wissenschaft in erster «Reihe «in« Erfahrungswiss«nschaft ist, die ärzliche Ve» Handlung «Ine Kunst, so sind zum Zustande» kommen des Erfolges all die Faktoren erforber» lich, dl« die Persönlichkeit, das objelt der Kunst, beeinflussen. Und wie in der darstellenden Kunst Auffassung und Blick, Intuition und Gestaltungs» gab« den wahren Künstler scheiden von dem Hausen d«r Handwerker, fo auch in der ärztlichen, in der die Deduktion oft genug nicht das Er» gebnis logischer Schlußfolgerungen als vielmehr das Fazit eines künstlerisch geübten Blickes ist. hieraus entsteht zum großen Teil die Verschieden» arliglelt der ärztlich«« Auffassungen über Ur» fachen und Wesen des Leidens, über Kraft und Wirkung der Heilmittel, dl« nicht bloß von Ge» schlecht zu Geschlecht, sondern die von einem Arzt derselben Periode zum andern, ja selbst im Leben eines Arztes von einem Zeitabschnitt zum folgenden wechseln. Mit dielem Faktor als «Iner im Wesen jeder Erfahrungswissenschaft ge» geben«« Größe ist zu rechnen, und der Grundsatz »le z^Äime est moit, vive le z^zlöme" ist der Ge» schichte der Medizin tief eingeprägt. Dies« Ver» änderlichkeit der Grundauffassungen läßt um fo stärker jenes psychologisch« Wechselspiel auf» kommen, das als Suggestibiliät das Verhältnis von Arzt und Patient so intensiv be«influht. Schon in der P«rfönlichkeit des Arztes, feinem natürlichen oder künstlich erzeugten Nimbus, dem Milieu, mit dem er sich umgibt, feiner Fähigkeit, alles Menfchliche zu verstehen und andererseits zu beeinflussen, liegen mächtig« fuggestive Einflüsse, welch« die jeweilige Behandlung des Einzelfalles wirksamst zu unterstützen imstande sind, diese fug» gestio« Beigabe der maleria meliica ist als thera» peutischer Faktor von nicht zu missendem Werte und wird wohl kaum je ganz zu entbehren sein. Allein da ärztliche Geistesarbeit im Nahmen gesellschaftlicher Entwicklung nicht bloß über» nommenen Pfllichtenreisen, sondern auch Wirt» schafilicher Verwertung dient, ist d«r Moment gegeben, wo der Konflikt zwischen sittlichem und unsiüllchem handeln einsetzt. Suggestion im weitesten psychologischen Sinne wird zum trel» benden Element und zeltigt in ihren Auswüchsen die Vermessenheit des «igenen Ichs, die starre Abgeschlossenheit gegen dl« Meinung anderer,

den Hochmut der Unfehlbarkeit. Der Erfolg raubt die Achtung vor dem Handeln anderer, fetzt sie herab, und aus der idealen Aufgabe der Medizin wird ein Zerrbild wirtschaftlicher Konkurrenz. War es in der unglückseligen Affäre Hutzler etwa etwas anderes? Wurde nicht das Bewußtsein von der Leistungsfähigkeit bei gleitender Anerkennung zum Stachel in der Brust der Nivalen, und gab nicht ein Moment den Ausschlag, das so oft schon den »Männern« stolz vor Königsthronen aus »eine harte Probe gestellt hat, der Besuch des Spitals durch die deutsch« Kaiserin und ihre Führung durch den Verstorbenen?? — So nimmt der Kampf häufig genug Formen an, die in ihrer Illusion vor nichts zurückschrecken und Handeln und Tun selbst dem Klienten gegenüber beeinflussen. Das Wohl und Wehe des Kranken bleibt zwar noch das treibende Moment der Berufspflicht, allein die einzuschlagenden Wege, die Wahl der Behandlungsmethoden und Ähnliches sind nicht mehr ausschließlich der Ausfluß wohlwogender objektiver Betrachtung, sondern angefüllt von den Erwägungen des Konkurrenzkampfes. Moralisten und Ideologen im ärztlichen Stand haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern diesen und ähnliche sittlichen Mängel gegeißelt und dem Zeitalter, in dem sie lebten, die Schuld daran beigemessen. Dieser Schluß haftet an der Oberfläche: Nicht die Zeitverhältnisse sind es, die als wesentliches Moment heranzuziehen sind, als vielmehr die Janusnatur der Medizin — halb Wissen, halb Kunst — und der durch den freien Wettbewerb erzeugte Drang nach wirtschaftlichen Gütern und nach Befriedigung des Ehrgeizes. Diese Fragen treten weit aus dem Rahmen der Standesbegriffe, in die man sie gern einschachtelt, heraus und werden zu sittlichen Postulaten, und die Erzeugung von Neid, Mißgunst und Haß wird maßgebend für die Wertschätzung der Wissenschaft selbst. Wo Methoden und Weg ihrem innersten Wesen nach schwanken, sinkt im Augenblick, wo die Vertreter der Wissenschaft gegenseitig ihre Leistungen bis kreditieren, die Achtung vor der Disziplin selbst und ihrem Können und leistet dem Eindringen zersetzender Elemente willfährigen Vorschub. So begreift »hilfliches Handeln der Ärzte« untereinander in ihrem Verhältnis zum Klienten auch die Sicherung der Wissenschaft und ihrer ungänglich notwendigen Stellung im Gesellschaftsorganismus in sich und wird zum Bollwerk gegen im Trüben fischendes diplomiertes oder undiplomiertes Freibeutertum. Es spinnen sich also auch hier die Fäden sittlicher Vervollkommenung weiter und weiter und führen zur Gesundung menschlicher Einrichtungen. »Lasset uns besser werden, dann wird's auch besser sein,« dieses Dichterwort bleibt auch in der Gegenwart mit ihrem bedenklichen Streben nach Zunftzwang und äußeren Fesseln die immer widerhallende

Losung!

766 Georg Lsmer: Bemerkungen zu unserer Gesangbuchpoesie

!! 2

hygienisch-iritische Bemerkungen zu unserer Gesangbuchpoesie.

Von Oberarzt Dr. meä. Georg Lomer.

Hsslenn ein norddeutscher Bauer nach sechs»

->»V tägiger ermüdender Feldarbeit, d. h. nach einer Woche gewissenhaftesterPflichterfüllung, zur Erhöhung seines Feiertaggefühls in die Kirche geht, so rann es vorkommen, daß ihm zugemutet wird, in ein Lied einzustimmen, wie folgendes:

.Ich armer Mensch, ich armer Sünder

Steh hier vor Gottes Angesicht;

Ach Gott, ach Gott, verfahr' gelinder

Und geh nicht mit mir ins Gericht.

Erbarme Dich, erbarme Dich,

Gott, mein Erbarmen, über mich!

Dieser letzter« Nefrain lehrt in gleicher Weise

sieben lange Verse hindurch wieder. Muß da

nicht unser Vauersmann, wenn er natürlich«

Empfindung hat und überhaupt nachzudenken

ist, entrüstet empfinden: »Dir wird hier etwas

Unnatürliches zugemutet! Du, der sich in saurer

Wochenarbeit und im Schweiß seines Angesichts

gemüht hat, für eine Familie Brot zu schaffen,

und der wissentlich keinem Menschen zu nahe

getreten ist, — du sollst hier — statt feiertägiger

Erhebung — den armen Sünder spielen!?"

So und nicht anders wird sein Gedanken»

gang sein müssen; und ähnlich liegt die Sache

bei zahlreichen anderen Liedversen unserer preuhi»

schen Gesangbücher, von denen mir das „Evan»

g«lisch»lutherische Gesangbuch der Provinz

Schleswig.holstein" vorliegt. Unnatürlichkeiten

und ungesunde Uebertreibungen wie die ge»

nannten finden sich da leider vielfach.

Was foll ein einfacher, harmlofer Menfch

wie unfer Bauer z. B. denken, wenn er liest

(II.2I. B.7):

»Tröste, tröste meinen Sinn,

Weil ich schwach und blöd« bin

Und des Satans Macht und List

Mir zu groß und furchtbar ist!' —

oder (VI. 76. V. 5):

.(Ich bln's), ich sollte büßen,

An Händen und an Füßen

Gebunden in der höll';

DI« Geißel und die Banden,

Und was du ausgestanden,

Das hat verdienet meine Seel'I' —

Liegt nicht etwas hochgradig Un»

gesundes in solchen Versen, welche von Jahr»

hundert zu Jahrhundert in unseren sonst an

Schönheiten so reichen Gesangbüchern mit»

geschleppt werden!? Ist nicht «in g«sund«s Ve»

wuhtsein des eigenen Wertes besser, ja, un»

umgänglich notwendig für «in aufstrebendes

Voll wie das unferel? Oder sind wir wirklich,

wie in den .Sonntagsliedern' (2, V. 6) zu lesen

ist, .ein gefallenes Geschlecht", das da ,v«roienet

der Hölle Qual und Not!?"

Alle diese Verse — wird mir vielleicht'«!«
Theolog« erwidern — laufen keineswegs Gefahr,
von verständigen Leuten mißverstanden zu werden.
Das Kirchenpublikum nimmt sie als etwas
schwärmerisch« Aeußerungen frommer Sänger
und Dichter auf und weiß, daß sie leineef^llj
wörtlich zu nehmen sind! —

Ja, weiß der Durchschnitt unserer Kirchen-
besucher das auch wirklich? Und — mag man
dem männlichen Geschlecht das zu einer solchen
Abstraktion erforderliche verständig« Urteil zu-
trauen — wie steht es mit den Frauen und
Kindern? Vor allem an die letzteren denke ich.
Sie sind es ja, welch« erst ins Leben hinaus sollen,
und deren weiches Gemüt früh genug da draußen
ein« Welt von Häßlichkeit und Enttäufchung erlcbbn
und verarbeiten mußt Und — «in weiterer
Vunlt: Sollen wir den Kopf unserer Jungen
und Mädchen unnötig mit abstoßenden und un-
ästhetischen Vorstellungen belasten, an denen
insbesondere dl« Vafsionslieder reicher sind als
wünschenswert?! Sollen wir sie beispielsweise
singen lassen (VI, 77, V. 2):

„Schaue doch das Jammerbild
Zwischen Erd' und Himmel hangen,
Wie sein Blut in Strömen quillt,
Daß ihm alle Kraft vergangen!'
oder (VI. 67. V. 2):

„Tu wirst gezeißelt und mit Dorn gekrönet,
Ins Angesicht geschlagen und verhöhnet,
Du wirst mit Essig und mit Gall getränket.
Ans Kreuz gehenkelt'
oder — es gibt der Beispiele übergenuß —
(VI. 61, V. 1—2):

„Eines wünsch' ich mir vor allem andern,
Eine Speis« früh und spät;
Selig laht's im Tränental sich wandern.
Wenn dies «in« mit uns geht:
Unverrückt aus «inen Mann zn schauen,
Der mit blut'gem Schweiß und Todes«
gr»»e»

Auf fein Antlitz niederfanl
Und den Kelch des Vater« trank.
Ewig foll er mir vor Augen stehen,
Wie er, als ein stilles Lamm,
Dort so blutig und so bleich zu sehen,
hängend an des Kreuzes Stamm"
Ich glaube in der Tat nicht, das» «« für
eine gefund« Jugend wünschenswert ist, so höh«
liche und blutrünstig« Vorstellungen wie die
obigen immer vor Augen zu haben, ja, in ihrer

» « 0

767

I. Diot: Pfingsten

0

Ausmalung zu schwelgen, wie es in diesen Liedern geschieht. Es wä« das meines Er» achtens geradezu — da die gewaltige Suggestion des kirchlichen Nimbus mitwirkt — eine Er» Ziehung zur Grausamkeit und Nabelt.

Schon «in Lied wie das bekannt« und im übrigen schöne ‚0 Haupt voll Blut und Wunden‘ geht unbedingt zu weit. Sein zweiter Vers lautet:

^>u edles Angesichte,

Davor sonst all« Welt

Erschrickt und wird zunichte,

Wie bist Du so entstellt!" —

Der sechst« Vers:

»Ach, möcht' ich, o mein Leben,

An deinem Kreuze hier

Mein Leben von mir geben,

Wie wohl geschähe mir!"

Unnatürlichkeit über Unnatürlichkeit. Die» selbe Frau, die vielleicht soeben noch, ver» ständnisloser Inbrunst voll, in Vers« wie diese einstimmte, würde möglicherweis« — stürb« st« wirtlich — ein« zahlr«iche Famill« im Elend zurücklassen! Und gar «in Kind, das sich nach oem Tod« s«hnt, ist in gesund«« Ver» Hältnissen «ine Unmöglichkeit und «in Widtr» spruch in sich s«lbst! —

Sollt«« unsere leitenden theologischen Kreise wirklich noch niemals auf «bedanken, wie die hier ausgeführten, verfallen fein!? Und warum lassen sie nicht die Aemedur eintreten, welch« allein hier am Platze wäre: «ine gewissen» Haft« Ausmerzung aller derartigen in Wahr» heit höchst gefährlichen Stellen! Wenn nicht anders möglich, untcr Wegfall des ganzen Liedes!

2s war« falsche Pietät, an dem Erbe dieser — meist geistlichen — Liederdichter aus Zartsinn nicht rühren zu wollen. Mit demselben Aecht« hält« man di« milt«lalt«rlichen Folterkammern, jene wahren Schatzkästen raffinierter Grau» samleit, beibehalten können! Sie sind dahin, wofür wir Nott und den vernünftigen Zeit« lauften danken, welche sie abschafften. Aber, ihnen zum Trotz, sind wir noch immer durch tausend fein« Faden mit der an Perversitäten sich freuenden mittelalterlichen Welt verknüpft. Diese feinen, aber oft recht starken Fäden machen es uns modernen Menschen noch oft genug recht schwer, uns selbst und unsere Kinder zu Kraft, Gesundheit und Schönheit emporzu» entwickeln, wie es einer zukunftsreichen Aasse geziemt. Immer noch kostet es uns Selbst» Überwindung, mit gewissen nicht durch ihre Vortrefflichkeit, sondern einzig durch ihr Alter geheiligten Traditionen energisch zu brechen. Zu diesen Traditionen gehört aber auch das

hier behandelte Thema der Gesangbuch »Poesie,
hier gilt es Bresche zu legen, denn es ist an
der Zeit.

Den Vortritt aber haben die Fachleute, die
geistlichen Behörden. Wohlan, was sagt die
Theologie zu unserem Vorschlag?
Pfingsten.

And Pfingsten ward's. Di« Bäum« blühn,
der Deutsche zieht hinaus ins Grün,
wo zwitschernd in dem Neisig
der Finl wohnt und der Zeisig.

Der Hader ruht; <s schläft der Groll,
di« Herzen schlagen liebevoll
in christlicher Verbündung
am Feste der Vertündung.

Man liebt, was man befehdet sonst:
Van liebt di« Welt, das Ehgesponst,
di« Gläubiger, di« Sozi,
und seien noch so rot sie.

So nebenbei im Waldlokal
denkt man vielleicht der Landtagswahl,
doch stört sonst nichts den Frieden
dem deutschen Wann hieniedcn.

Mit dem, der gestern noch ein Schuft,
schnappt heute man die gleiche Luft,
teilt Butterbrot und Gurken
mit radikalen Schürten.

Ist di« Erholung dann vorbei,
lehrt man zurück zur Stänker«!. —
Was bleibt vom Pfingstenfest«?
Papier« und Eicirest«.

I. Diot.

Vörsenjustiz.

^>as Ehrengericht für die Berliner Börse hat
 ^»»^ mich nach achtstündiger Verhandlung und
 dreiviertelstündiger Beratung mit einem Ber»
 weis« bestraft, weil ich «in« Handlung begangen
 haben soll, die nach dem Paragraphen 1U des
 Börsengesetzes der Jurisdiktion des Ehren»
 gerichts unterliegt; ein« Handlung, die mit der
 „ihre oder dem Anspruch auf kaufmännisch«
 Vertrauen nicht zu vereinbaren" ist. Zwei ver»
 schieden« Delikte sollen also, deutlich sagt's der
 Wortlaut, getroffen werden; d«r Begriff d«s
 „kaufmännischen Vertrauens" fand erst durch
 vi« Aichstagskommission Aufnahme« in das
 Gesetz: um auch Uebervorteilungen d«s Kom»
 missionärs gegenüber dem Kommittenten (die
 nicht den Ehrbegriff des Kaufmanns zu ver»
 letzten brauchen) bestrafen zu können. In jener
 Karikatur einer Anklageschrift, die mir am
 21 April zugestellt worden ist, ward ich so»
 gleich beider Versehlungen beschuldigt. Die Ab»
 ficht ist leicht erkennbar; nur allzu lächerlich
 hätte es gewirkt, wenn man «inen Journalisten
 vor ein Disziplinargericht von Kaufleuten stellt,
 weil er den Anspruch auf „kaufmännisches V«r»
 trauen" verletzt haben soll. Drum mußte auch
 der Ehrbegriff erhalten; und selbst das Urteil
 sprach von einem Verstoß gegen di« „Ehre".
 Womit natürlich die Vörsenehre gemeint
 sein soll; denn schon in einem früheren Urteil
 ward ausgeführt, daß der Begriff des Börsen»
 gesetzes sich nur auf diejenigen Anschauungen
 beziehen könne, di« in dem bestimmten Kreis»
 vorhanden sind. Und Herr Dr. Paul
 v. Schwabach, englischer Generalkonsul und
 Vorsitzender des Ehrengerichts, machte so»
 gar den denkwürdigen Ausspruch, di« Bors»
 sei ein Verein von Kaufleuten, und wer
 dort verkehrt, müß« sich den an der Börs»
 herrschenden Sitten fügen. Damit sollte meine
 Forderung bekämpft werden, den journalisti»
 schen Sachverständigen, Herrn Artur Aord«n,
 den leitenden handelsredakteur des Berliner
 Tageblattes, zu hören, ob «r nach d«n Ergeb»
 nissen der Verhandlung zu der Ueber»
 zeugung gekommen sei, daß in meinem Ver»
 halten «in Verstoß gegen di« journalistisch« Ehr»
 «rblickt werden könne, Herr Aord«n »«rneint«:
 dennoch wurde die Schuldfrage bejaht. Di«
 Mitglieder des Ehrengerichts haben Wohl di«
 Begründung d«s Börsengesetzes niemals gelesen;
 sonst hätten si« darin den Hinweis g«sunb«n,
 daß unter dem Begriff „Ehre" di« Ehr« des
 betreffenden Standes (beim Journalisten als»
 nicht die kaufmännische) gemeint war.
 Von den fünf Herren, die sich zum Richter»

amt berufen fühlten, ist schließlich die Kenntnis des Gesetzes nicht zu verlangen. Schlimmer ist, daß das Gesetz die Möglichkeit schafft, jeden Schriftsteller, der gezwungen ist, die Börse zu besuchen, vor das Forum von L«ut«n zu bringen, deren Handlungen «r selbst zu kritisieren hat. Mindestens in einem Dutzend von Fällen muht« ich das Ehrengericht der Berliner Börs« beschuldigen, seine Macht nicht dann benutzt zu haben, wenn es am Platz« gewesen wäre, Jeder Tag bringt neu« Beispiel« dafür; ich muh trotz des Urteils die Beschuldigung heute wiederholen, haben wir schon davon gehört daß das Ehrengericht gegen di« unerhörte Kursbeeinflussungen zu Felde gezogen wäre, die fast täglich an der Berliner Börs« zu b««t« achten sind? Ward «ine Untersuchung «gen diejenigen Banken «ingeleitet, di« in den letzten Wochen Aktien der Bergwerks« und Hütten« altengesellschaft Phönix an den Markt g«. bracht haben, obgleich ihnen offenbar bekannt gewesen ist, daß schon wenig« Tage darauf die Gesellschaft die Erklärung erlassen werd«, «ine wesentlich schmalere Dividende sei für da« laufende Geschäftsjahr zu erwarten? Gegen die Bankfirma Max Ulrich & Co. wurde in verschiedenen Blättern die Anklage unlauteren Geschäftsgebarens erhoben. Ich hab« nichts davon gehört, daß das Ehrengericht es für nötig gehalten hätte, «in« Untersuchung gegen die öffentlich Beschuldigten «inzuleiten; vi« drei Vertreter der Firma tonnen nach wi« vor an der Berliner Börs« ihren Geschäften nachgehen. Ein Journalist, der vor zwei Monaten de« Ehrengericht Anzeig« gemacht hat, daß man versucht habe, durch Bestechungen ihn zur Nücknahme von Behauptungen zu veranlassen, ist bis jetzt nicht einmal «in«r Antwort wort für w«rt gehalten worden. U«b«r Si«g« mund Friedbergs Treiben waren feit langer Zeit an der Berliner Börse Gerücht« v«r«> breitet und muhten auch den Mitgliedern bei Ehrengerichts zu Ohren gekommen sein, halten S«e es nicht für richtig, Herr Generalkonsul Dr. v. Schwabach, in Zukunft all' solch« Fäll« schon dann zu verfolgen, wenn «s noch Zeit ist. Unwissend«, di« in harmloser Einfalt ihr Gelb Unwürdigen vertraut haben, zu schützen? Ich will Ihnen «ine so groß« M«ng« von Material unterbreiten, daß S«« kaum noch Zeit zu Ihren Geschäften finden werden. Solang« Sie aber Ihre Aufgabe nicht erfüllen, sond«rn derbundenen Auges an den Dingen vorübergehen, die zu verfolgen Ihres Amtes sein sollt«, dürfen Si« sich nicht das Aecht anmahen, wegen Schädigung Ihrer Geschäfte über «inen Schriftsteller zu Gericht zu sitzen, der nach den Begriffen der gesamten anständigen Presse nichts begangen hat, was «iner Verletzung der Ehre, nicht einmal «iner Verfehlung gegen das sogenannte kaufmännisch« V«rtruu«n im «nt«

f«rnt«ft«n ähnelte. Empfand«« Si«, mein« Herren Ehr«nricht«r, g«r nicht das Gefühl, welchen Eindruck Ihr Urteil in den Kreifen hervorruft, die von Ihren Intereffen nicht beelnuht sind, wie fehr Si« sich den Angriffen Ihrer politischen F«ind« auss«tzen durch «in« solche O«richtsbark«lt, dl« jeden Begriffen der Logil Hohn spricht?

Schon dl« Art der Prozeheleitung hat de« wiesen, daß ielx Aechtsgaranti«, die im ordent«lichen Gerichtsverfahren dem Angeklagten gegeben ist. von dem Ehrengericht für di« Berliner Bors« einem mißliebigen Jouna«listen versagt wird. Als ich in di« Akt«n Ein«ficht nehmen wollte, um mir endlich einmal Klarheit darüber zu verschaffen, weshalb ich denn «igentlich ang«llagt war (in d«r Anklag««schrift waren nur allgemein« Bemerkungen enthalten), da wies mlch der Sekretär des Ehrengerichtes mit lxm Bem«rl«n ab, d«r Ein«blck stand« nach der Strafprozeßordnung (die man sich zum Vorbild nehm«) nur d«n Ver«teidigern zu. Das geschah, nachdem wenlg« Tag« zuvor «in Syndikus d«ss«lb«n Gerichts«rllart halt«, di« Strafprozeßordnung find« im «hr«ngerichtlich«n Verfahren leine Anwendung. „Wir hab«n nach uns«r«n Bestimmungen nicht «inmal dem B«schuldigt«n «in« Anklagefchrift zuzustellen.“ Ein würdiges Gerichtsverfahren; und nicht besser war's während der Verhandlung. Drei Mitglied? d«s Gerichts wurd«n von m«in«m Verteidiger, Herrn Georg Bernhard, abgelehnt, «iner wegen Gefahr der Befangen«heil, zw« ander«, w«il fi« b«i d«r Eröffnung des Verfahrens mitgewillt hatten. Eiligen Schrittes marschierten di« fünf Aichter in das Beratungszimmer und verkündeten fast nach «in«r Stunde eifriger Ueberlegung, der Antrag sei abgelehnt worden. Aber bei dieser Beratung hatten die für befangen Erklärten in eigener Sache mitgestimmt, und es bedurfte «rst «in«r «n«rgisch«n Erklärung lxs Staats«tommißars, um d«n «ifrlg«n Vertretern d«s Börfenrechtes klarzumachen, daß «ine folche Ab«ltimmung unzuläflig ist und allen Grundlagen des Aechts widerspricht. Können Herren, oie mit den einfachsten Begriffen der Aechts«ordnung s« wenig Bescheid wissen, noch fürder«hin «in solches Amt der Verantwortung ver«walten? Ein zweiter Fall. Herr Dr. Paul v. Schwabach, der Mitinhaber der Firma S. Vlechröder ist, fragt «inen der Mit«angeklagten, wie es sich mit der Veröffent«lichung «in«s Börsenauftrages verhalte, den dieselbe Firma gegeben und di« den Aus«

aangspunkt der Anklage gebildet habe. (Auch hiervon bat natürlich der Klageschlichter kein Wort erwähnt.) Der Ehrengerechte Vorsitzende will als überrückter Angelegenheiten zu Gericht sitzen, hält es nicht einmal für notwendig, den Vorsitz bei der Beurteilung in der Angelegenheit niederzulegen, von der seine eigene Firma empfindlich betroffen wurde. Dritter Fall. Derselbe Vorsitzende stellt zu Beginn der Sitzung die objektiv unwahre Behauptung auf, dieser Prozeß habe mit dem Vorgehen des Börsenvorstandes nichts zu tun. Lesen Sie die Alten, Herr Generalkonsul; da steht deutlich, der Beschluß zur Eröffnung des Hauptverfahrens sei nach einem ausführlichen Aferat des Affessors Meyer gefaßt worden. Vieler strebsamer Syndikus aber ist, das sollte Ihnen bekannt sein, Herr Generaltonful, Vertreter des Börsenvorstandes und hat sogar in einer stillen Ecke des Gerichtssaales dem Speltal beigeohnt; wahrscheinlich, um seinen Vorgesetzten die Blamage brühwarm zu rechnen. Wenn die Vertreter der Berliner Kaufmannschaft nur ein leises Empfinden für solche Dinge hätten, würden sie schleunig dafür sorgen, daß an die Stelle der Ehreneraichter Personen gesetzt werden, denen die Grundlagen unseres Rechts mehr sind als liberalzeitungsphrasen. Herr Hugo Heilmann (der nicht nur Getreidehandler, sondern auch pruhischer Handelsrichter ist) bringt zum Aichteramt besonders seltsame Qualifikationen mit. Ihm schien der Fall von vornherein schon fo klar zu liegen, daß er ausführlich Verhandlungen nicht erst für nötig hielt. Unruhig wälzte sich sein edler Körper, als von der Verteidigung Veweisanträge gestellt wurden. Plötzlich wurde ihm die Geschichte aber doch zu langweilig. „Ich halte es nicht mehr aus: ich komme nicht mehr wieder, denn ich kann meine Gesundheit nicht diesem Prozesse opfern.“ Auch die Worte dieses zum Aichteramt Ausersehenen müssen der Aachwelt erhalten bleiben.

So kurios ging es während der ganzen Verhandlung zu, und kaum einer der im Saal anwesenden Juristen konnte, soweit er nicht zu den Angestellten der Börsenorgane gehörte, sich eines Schüttelns des Kopfes erwehren. Auch dem die Beweisaufnahme „durch Gerichtsbeschluß“ für beendet erklärt worden war (ohne daß alle wichtigen Zeugen vernommen waren), wurde noch auf meinen Einspruch der Sachverständige gehört; natürlich ohne jede neue Beratung. Der Wink des Staatskommissars genügt. (Auf mich hat während der langen Verhandlung nichts peinlicheren Eindruck gemacht als die Beobachtung, wie dieser Willwahrer sich in ihrer Auffassung willenlos dem Wunfche der Aegierung beugen.) Ueber das Urteil wird noch zu reden sein,

wenn die schriftliche Begründung vorliegt. Was
mündlich zur Begründung angeführt wurde.',

Bruno Vuchwald: Vörsenjustiz

O ««

empfang ich als Aeuerung überarbeiteter Männer, die danach trachten, „nicht ihr« G«» fundheit zu opfern". Der instinktiv« Wunsch, «inen Journalisten zu bestrafen, weil «r durch feine Veröffentlichungen die Geschäftsinteressen der Bors« gestört hat, läßt die Anstrengung beim Suchen der Gründe begreifen. Nachdem all« Bestrebungen mihlungen waren, erst im Lauf« der Verhandlung Anlagematerial zu finden, konnte man endlich „feststellen", bah von mir der Versuch gemacht worden war, von An« gestellten gegen Entgelt Dinge zu erfahren, die ständig den Börsenbesuchern gesagt werden und deren Mitteilung selbst nach dem geltenden Gesetz den Maklern ausdrücklich erlaubt ist. Das ist die gegen die Ehre und gegen kaufmännisches Vertrauen verstoßende Handlung, dl« zur Ver« urteilung geführt hat. Um dieses "Resultat zu erzielen, wurde «in hochnotpeinliches Ver« fahren gegen mich «ingeleitet, wurde ich monatelang gehetzt und von Börsenbesuchern verleumdet. Und um schließlich diesen Ver« weis zu ertellen (die mildeste Straf«), hat das Ehrengericht für die Berliner Börse sich vor der Veffentlichkeit entkleidet, wurde es von der Presse aller Parteien heftig befehdet und war genötigt, feststellen zu lassen, daß die Berliner Bors« von einer großen Anzahl ihrer Bosucher als Geheimbund betrachtet wird. Denn eine Aeihe von 3«ug«n muht« de« lunden, dah ihnen nicht die Mitteilung d« Geschäfte an sich verboten ist, daß sogar jeder Bankier und Bankvertreter jede gewünscht« Kenntnis erlangt, bah man aber nicht gestatte! 'sat, dieselben Angaben mir zur Veröffent. ichung zu machen. Damit ist «rwiesen, daß ür die zum Besuche der Börse zugelassenen Journalisten ein Ausnahmerecht besteht, och die Börse sich in der Tat für einen „Verein von Kauf«uten" hält (wie ihn die aufrichtig« Aeuehe» rung des Herrn Dr. v. Schwabach bezeichnet hat), und daß es an der Börse bekämpft wird, w«nn die Vorteile, die durch die Kenntnis der Vor« gäng« die Börsenbesucher erlangen, Nutzen« stehenden zugänglich gemacht werden sollen. Mir kann der Erfolg dieses Prozesses nur genehm sein. Meine Beweis« sind gelungen, und alle Schlauheit der Börsenhändler vermag diese Feststellungen nicht zu v«rwi>chen. Man wird in Zukunft die Herren immer wi«d«r daran zu «r« «nnern haben, daß fi« felbft die Berliner Börse für «inen Verein erklärt haben, für einen Ge« heimbund, von dem nichts nach außen dringen dürfe. Und in diesem Ergebnis liegt im wcsent« lichen die prinzipiell« Bedeutung des Falles. Der Herr mag ihnen verzeihen, si« wußten

wirklich nicht, was sie taten.

Bruno Buchwald.

Ber<ml«»rtl!ch für den poliXlchen Teil: 5»»rl Schnihler, Gchmarzenbxrl, Vponbxuerst» »Ol für den
Vörsentell: Bruno Vuchoall

Vcrli» C. tzeiligegeischr. 52z für »lle« «nder«: Kr, «lrtur L»n««ber«er, Vtrlin V. 9, LenntNraße «« für
O«»erre!ck>»Ung<!r,

«ober« 3»!<l, Wie» I, — Ml»rg«!>»V«rl!>g G. «. b. h., Ver!!» VI/, 33, Sleglitzeryr, N». — «lipedll!»» für
oefterreieh.An»,»!'-

bei I Nalael, Wien I, Graben 2«, l»»l« »lir übrigen Zeltung«»trichleihe unb Vuchhondlungen. — Druck
v»n V»ß U, cz»rlct

». » b. h., «erlln V. 57, «ül»»ftr. ««.

Geschäftliches.

Für Nervöse und Schwach«, besonders solch«

Personen, die sich insolg« überstanden«? Krankheit

elend, müde und schlaff fühlen, dürften die großen

Erfolge, die durch das seit vielen Jahren rühmlich

bekannte Sanatogen erzielt worden sind, von

großem Interesse sein. Das Sanatogen wird,

wie dies aus Aeüßerungen und Zuschriften von

namhaften ärztlichen Autoritäten hervorgeht,

überall dort unschätzbar« Dienste leisten, wo «ine

Kräftigung des Organismus notwendig ist, ins»

besonder« dort, wo auch das Nervensystem in

Mitleidenschaft gezogen ist. Aber auch lxl all«

denjenigen, die noch mitten im Kampf um den

Erfolg im Leben, sei es auf wirtschaftlichem oder

wissenschaftlichem Gebiet, stehen, wird t»«r Gebrauch

vonSanatog«ndi« glücklichsten Erfolg« zeitigen,

da der Organismus durch das Präparat vor»

beugend gestärkt und seine Widerstandsfähigteli

außerordentlich gesteigert wird.

Wir verweisen ausdrücklich auf den d«rheutigen

Nummer beiliegenden Profpekt der Sanatogen»

Wer!« Bauer H «ie., Btrlin 5^ 48.

Weil.« ü Pfeiffer

WtinMBhnnndllng — Gnjjn «lgtnl!«».

^7«""

Schierste« m Kheinga».

Erden <n der Mosel.

Rheinwein ® Moselwein
FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM a.Rh. w. in hand. i
Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel.
im „netten S (U“: vornehm, nicht allzu glatt mehr, anlehnend
ли Überliefertes, zweckmässig, das Künstlerische berücksichtigend —
itt ISOr. ren neuzeitlichen aeschm*cke* - sind
in allen Preisen und vortrefflichen Mustern vertreten.
Besichtigung erbeten.
Abbildung, kostenfrei.
W. SHffmar, Möffef-Jaffrtf
Molkenmarkt 6. ВвГ/Ш С.
FÜR
e. m. v. β.
Wohnungseinrichtungen, Zimmer, Einzelmöbel, Stoffe,
Teppiche, Beleuchtungskörper nach Entwürfen erfter
deutfcher Kunifler: Riernerfchmid, Hiemeyer, p. Bedteraih,
Kreis, Gufjmann, Sunge, Walther, Hempel u. a. — Vor-
bhlage koltenlos. — Sluffrleries Preisbudi По. 6 (Zimmer
von 230 bis 950 Ш.) durch die Gefchäftsficlle Dresden gegen
m. 1,20. Stoffmufterbflcher fl zur anficht gegen 50 Pf.
DResDen типевеп внтвинз wieni
Ringltr.IS Hrdsltr.35 Königltr.IS «roben 15
9lafiaiter gof, £>otel unb 33abf)au3, am neu erbauten Äurijauä
unb Äöniglicfjen Sweater.

Sein Gebildeter kann heutzutage
eine gute Kunstzeitschrift entbehren,
wir leben in der Zeit einer Renaissance
des Kunstgewerbes — einer Zeit
der Reform der Wohnungskunst

Deutsche Kunst u. Dekoration

Kurze Inhaltsangabe des 1. Semesters des XI. Jahrganges:

BEFT 1. Aaiort Iudin - Pari«. DU Danattadttr
Künitler- Kolenit. Interieurs und Einzelmöbel von
Richard Riemertcomtd. Goldschmiedearbeiten.
Stickereien. Bucheinband«. 110 Illustrationen
und 5 farbige Blätter.

BEFT 2. Künstlerische Photographien von Nitela
Perichaid-Ilnrlin. Architekturen, Innenräume von
Campbell « Fallich - Berlin. Kopenhagener
Fayence-Fabrik „Alnmlala“. 100 Illustrationen
und 3 Blätter.

HEFT 3. Professor K*1ешав Mecer. Moderne kirch-
liche Kunstverglasungen. Illustrierte Frauenkleider.
Stickereien. Bildhauerarbeiten. Schmucksohen.
Vorsatzpapiere. Kleinkunst. In«4cutml M Ille-
•tratleaeen.

BEFT 4. Professor Frilth Erltr. Fresken im Wlee-
badener Kurhaue. Jalla« Klater. Schwan-Weis«.
Professor Fr. NetZBer, Moderne Plastiken. Innen-
räume. Qildenzeichen. Spitzen. In«<»«»»t 70 Ille-
straU«a*B.

BEFT 5. Maler Walter Ctorgl. Bo«e U4«r«n
Krupp-Denkmal in Essen. Die Deutschen Werk-
«tättcn für HaadwtrK.Konit in Manchen. Grab-
anlagen. Kleinkunst. Stickereien. ItxtfeuuBt
70 Illustrationen.

HEFT 6. Oscar Zwlnticher - Dmden. Arlar
Volkmann. Grabplastik. FURtac« J. B*«u1.
Stickereien. Neuere Arbeiten von J. V. Cissarx.
F. W. Jobbem-Kiel, Landhaus. Plastiken. 70 Illu-
•u-aüonta und 1 farbige Tafel.

Reichhaltigste L Toraehmste Zeitschrift für angewandte Kunst Jilirlch ü Hefte M ML
Innen-Dekoration.

Aus dem Inhalte der ersten 4 Hefte des XIX. Jahrganges:

BEFT 1. „Sonderpublikation Ober da« „Betel Adlea“
in Berlin: Fassade, Innenarchitekturen, Treppen-
aufgang, Ballen, Säle, Salons, Restaurants, Bar,
Bade- und Frisieräume etc. 60 meist ganzseitige
Illustrationen.

BEFT 2. Arbeiten der Architekten Жавве « Scetlaad
in Bremen. Wohnhaus des Prof. Bruno Schmilz
Berlin. Literarische Beiträge von E. W. Bredt-
UOnchen, Jes. A. La* - Dresden u.a. 50 Illu-
•tratleaea und 1 farbige Deipelbellatfe.

BEFT 3. Kunstsalon Heller « Reiner-Berlin. Text
von Dr. Hermann Schmilz. Oarten- u. Veranda-
möbel, Text von Д. Jaamaaa. Literarische Bei-
träge von M. Baren Lauer. Wilh. Michel a. B.
In«i«»mt 61 Illa«tratloa*a.

HEFT 4. Robert Breuer-Wilmendor!, Sut« Leder.
möbel. Neuere Arbeiten von Architekt Wilhelm
Schmidt-Wien. Literarische Beiträge von lieh.

Schaakal. leb. Bremer a. a. Gesamt 43 Illa-

«trataea.

Die führende kunstgeverblicke Zeitschrift für den gesamten inneren ^nsban.

Jährlich 12 Hefte 20 Mark.

Einzelne Hefte der beiden Darmstädter Kunstzeit Schriften je 2.5 Mark.

Prospekte kostenfrei durch jede Buchhandlung und von der

Verlags-Firma U. Alexander Koch, Darmstadt

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner
Sombart/Richard Strauh/Georg Brandes/Richard
Muther/unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.
Unter ständiger Mitwirkung von A«r«ann Vahr / Ott» Juli«» Vlerban»
Wilhelm Völsche / «beorg Vrande« / Ango von A»ft»ann«th»l / »«rl gentsch
«ichard Ntuther / Feliz Galten / Karl Schnitzle,/ Werner «««bar,/ FranlWedelind
Nummer 25 U«u1A"nz"nA3«««50Pfs! 19. Juni 1908

M

An unsere Leser.

it dem ersten Juli tritt der „Morgen“ in sein zweites Jahr. Seine
Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die
Auswahl aus der fast unermesslichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren
Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als
bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen
noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde,
! ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen
Vlättern finden. Dah die Litteratur mit dem Vesten, was uns zugänglich
gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs aus-
drücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwafser wird der
„Morgen“ auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit,
, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, dah wir die in dumpfer
Stagnation abseits liegenden Tümpel überzeugungstreuer, doch myopischer
Gefinnungstüchtigleil auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen find.
Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsre
Absicht, verzögert, wird Ende dieses Monats endlich aber erfolgen können.
> Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zuheften Willen zur Ein»
Haltung des Vstertermins mit Erfolg getrotzt.
> Wer mtt uns Wetter wandern will, foll uns willkommen fein.
Der Verlag. Die Schriftleitung.

/^ir James Graham, Staatssekretär des Innen» im Ministerium Peel, legte am
 ^»?» sechsten Dezember Achtzehnhunderteinundvicrzig der Königin der Vereinigten
 Königreiche von Großbritannien ein Patent zur Unterfertigung vor, in dem es hieß:
 „Wir Ihun tund und zu wissen, daß wir unfern theuern Sohn, den Prinzen des
 Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Herzog von Sachsen,
 Herzog von Cornwall, zum Prinzen von Wales und Earl of Ehester gemacht haben;
 und wir surften und belehnen ihn, unfern besagten theuren Sohn, wie es der Brauch
 ist, mit genanntem Fürsten« und Earlthum, indem wir ihn mit einem Schwert um-
 gürteten, ihm eine Adelstrone auf das Haupt setzen und einen goldenen Bing an den
 Finger stecken, ihm auch einen Goldstab in die Hand gebe», damit er dort regiere
 und jene Gegenden leite und vertheidige." „Unser kleiner Junge, schrieb die Mutter
 kurz vorher an den ihr innig befreundeten Velgierkönig, ist ein wundervoll starkes
 und großes Kind mit fchr großen, dunkelblauen Augen, einer hübsch geformten, wenn
 auch etwas großen Nase, und einem niedlichen kleinen Mund. Er soll Albert ge-
 nannt werden, und Eduard soll sein zweiter Name sein." Der in so frühen Wiegen»
 tagen umgürtete Albert fitzt heute auf dem Vritenthron, den die Mutter ihm in mehr
 als fechzig Jahren mit Talent gewahrt hat, nennt sich Eduard der Siebente und hält
 schützend nun die Hand nicht nur über Wales und Ehester. Der niedliche kleine
 Mund versorgt von Zeit zu Zeit die Diplomatenwelt mit nicht immer lieblich
 klingenden Witzworten und sorgt dafür, daß der ewig grazienlose, ewig nüchterne
 Geist Nikolais nicht die Kunst der hohen Politik zum trockenen Nechencxcmpel laut
 sich brüstender Nealpolititer verkümmere, nicht die nimmer rastende Phantasie eines
 Nomantiters mit allzu deutlichem, allzu lautem Wort leise nur schlummernde, völkische
 Leidenschaften wecke. And längst ist aus dem „sehr großen, dunkelblauen Auge", das
 die Mutter preist, Viktoriens kühl über alle irdischen Mnge schweifendes Fischaue
 geworden, das sich in langen Jahren manchen Wandel politischer Gebilde und
 Strebungen besah, ein starkes Gehirn aber treulich bedient hat; nil liumzni 2 5e
 alienum zeit, viel davon veistchen lernte, in des Lebens Tiefen blickte und doch sich
 die Freude zu wahren verstand. Sieben Jahre sinds jetzt, daß der seit Talleyrands
 Tod klügste Diplomat die Geschicke seines Landes lenkt, sich vom bespöttelten prince
 cle Oilllez zum Pivot der Politik von vier Erdtheilen entwickelte und die größten
 Neichc der Planetenkruste in die Nichtung, zu den Zielen leines Wünschens zwang.
 „Es ist, schrieb Bismarck im April 1861 an Schleinitz, die große Kunst
 Napoleons, sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends
 sein heraustreten aus der Wolle erwarten kann. Vielleicht bleibt er ganz darin und
 dampft mit Grazie in mtinitum fort." Die Nnllle, die Eduard bisher spielte, ließe
 sich taum besser umschreiben, und solange kein Bismarck sich vi5°2-vi5 ans Schachbrett
 setzte, ging auch dem Sohn der ungewöhnlichen hortense die Partie nicht verloren.
 Das Wert Eduards freilich ist größer als das des vom Ehrgeiz seiner Frau noch
 mehr als vom eigenen geplagten Träumers, ist besser errechnet, solider gefügt, und
 mit den Herrn Clemenceau, Ifwolstij und Titioni ist leichter zu verkehren, als mit
 Palmerston, Gortschalow und Cavour. Sorgfältiger, als der bei aller Schläue
 etwas phantastische Plebiszitär, wußte der lebensstuge Grandseigneur an der Themse
 die Interessen Andrer zu schonen. Entsaht hat er aber keinem Einfluß, der ihm
 mögl,ch schien, und mehr als eine Möglichkeit hat er sich eist geschaffen, die Andre

» »

Karl Schnihler: Neval 773

nicht zu sehen vermocht hatten. Doch was auch die Stunde bringen mochte: überall, in Ost und West, spürte der aufmerksame Betrachter seine Hand. Neben? So gut wie gar nicht. Alles wurde in der Stille erledigt, wurde in der Stille erledigt, und von ihm gilt das psychologisch gute Wort, das Mazarin über den vierzehnten Ludwig sprach: Il 8er2 un ^nä rni; il ne ctit paz mot cle ce qu'il pense. Die Wege seines Wollens waren nicht immer klar zu erkennen, auch nicht immer einfach, und erst, als der Januar-Vertrag mit Japan, der April-Vertrag mit Frankreich bekannt wurde, ward auch ein Theil seines nächsten Zieles entschleiert. Was uns die letzten Jahre bcscheerten: jeder weiß es, und auf deutschem Boden wenigstens wächst kein Grund, uns dessen zu freuen. Kein Monat ging ins Land, der nicht Kunde von irgend einer Unfreundlichkeit gebracht hätte, und als wir uns endlich rührten, wars zu spät. Diese Jahre werfen düstre Schatten auf die Gegenwart, die mit eiliger hast die Vollendung einer Politik verfolgt, die eine friedliche Entspannung fast zur Unmöglichkeit macht, uns bisher schon beengte, künftighin noch mehr lähmen soll. . . . Vor einem Monat erzählte ich hier von der Reise des Generals Hamilton nach Petersburg, schilderte, mit der Deutlichkeit, die der Augenblick erlaubte, was an der Newa vorging, und wies auf die bedenkliche Zuspitzung der Verhältnisse hin, die nothwenoig fast kommen mußte. Sind wir schon soweit? Ist der Augenblick, die Maske fallen zu lassen, schon da? Die nächsten Wochen müssens lehren. Einstweilen war Herr Fälliges in London und wurde in einer Weise gefeiert, die selbst den Franzosen überraschend kam. Was hatten wir nicht Alles gehört in den wunder-vollen Tagen von Wilhelmshöh und Windsor. Alles war, wenn man dem Offiziösen» chorus lauschte, wieder in Ordnung, die Herzlichkeit blühte in nie noch geschauter Ueppigkeit, und ein Psychologe las aus wildfremden Augen die Ehrlichkeit einer sich laut gebärdenden Begeisterung. Es gab Zweifler schon damals, und die Kühle der im Buckinghampalast gewechselten Trintsprüche mußte jedem Sehenden, der guten Willens war, Klarheit über die Situation verschaffen. Doch keine nüchterne Stimme wurde im Festcstaumel gehört, nur der zu ruhiger Prüfung des wirtlich Gegebenen Mahnende bekam wohl die unwirsche Frage zu hören: „Kommst Du nur immer anzuklagen? Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?“ Wie lange hat die Herrlichkeit nun vorgehalten? Fragt nicht. In Dunst hat sich längst das Nebelbild wieder aufgelöst, und von all dem prophezeiten heil ist leine Spur zu uns gekommen. Wollen wir mit der würdelosen Wirtschaft nun nicht endlich ein Ende machen, unfern Weg gchn, wie die Pflicht ihn gebeut, ohne rechts, ohne links zu fehn? Was hat das ganze heiße Liebeswerben genützt? Nichts; geschadet hats, weil es den Glauben an unsre Stärke minderte, mindern mußte. Der Monarch setzt sich wochenlang an den englischen Strand, Bürgermeister und Pfarrer, Sänger und Saubengel pilgern über den Kanal, und französische Studenten, die zu Hause nachher gehöhnt und beschimpft werden, führten wir mit lakaienhafter Dienstfertigkeit durch unsre Kulturschatzkammern. Effekt: die Situation hat sich verschärft und die englisch-französisch-russische Entente ist Wirklichkeit geworden. So ziemlich das Ungünstigste von Allem, was passieren konnte. Das Unerwartete, leider, ists nicht zu nennen. Vor zwei Jahren, vor fünfzehn Monaten noch war an ein russisch-deutsch-amcritanisches Bündnis zu denken; heute ists damit vorbei. Womit nicht? Ist uns nicht jede Möglichkeit diplomatischer Bethätigung genommen? Seht Euch um in der Welt! Kein Winkel, dem das Schicksal nicht aus dem Palast des Trustdirektoriums käme. Nings werden wir von Bündnissen und

Ententen umschnürt, die uns Luft und Licht sperren (wirklich: aus dem Versuchs» stadium sind wir längst). England ist mit Frankreich alliiert und hat mit ihm einen gemeinschaftlichen Operattonsplan (an dem englische Militärs eifriger noch als französische gearbeitet haben), ein russisch-französisches bestand wohl längst und wurde vor nicht zu langer Zeit im War Office nachgeprüft, dc>n3tat. tzerr Fallisres wird in London gefeiert, Eduard fährt zu den Skandinavien; Zwischenstation: um die Gc> fprächsthemata für den folgenden Franzmann vorzubereiten. Auf nach Nedal! D» wirds sicher interessant. An dem Gesprächsstoff fehlt's für ein paar Tage da nicht. Auf zwei Continenten läßt sich die Phantasie, läßt sich auch der Verstand geraume Zeit spazieren führen; und manche Kleinigkeit harrt noch der Erledigung, mag man im Großen auch einig fein. Die Folgen dieses Besuches sind nicht abzuschätzen. Der tzerr aller Neußen ist weder ein blöder Geselle, noch ein nach Laune und Sentimc« in seiner auswärtigen Politik jäh wechselnder Knabe, dem die lärmvolle Art seines be» triebfamen Nachbars schon seit Jahren empfindlich aufs sthenische Nervenengeflecht fällt, tzört er die klug gesetzte Aede eines weit übers Normalmaaß ragenden Gefchäftsmanne, hört vernünftige Worte und gut erwogenen Rath, so wird der Eindruck dauernder bleiben, als uns erwünscht sein kann. Und Eduard wird, darauf verlaßt Euch, diesmal mit seinen Gaben nicht geizen. Me Gelegenheit mit dem Zärtling, der mit den beiden ersten Alexander« so manchen Zug gemein hat, kehrt trotz der nun offenenVegegnungsmöglchtcit in Kopenhagen, fo oft wohl nicht wieder. Wie denken Sie über Indien, ^onZieur mcm lerere? — In Afghanistan feid Ihr ja, gottlob, rasch mit den Leutchen fertig geworden. Mich freuts; aufrichtig. Was sollen wir denn da unten? Das Klima taugt schlecht für meine Värenmützen, und den versperrten Pacific wieder zu bekommen, kann zur Nothwendigkeit werden, ohne daß ichs will. Das Wichtigste bleibt, daß wir uns über die Afghanen einigten. Wer weiß, wo ihr fäbet, wenn Edwardes nicht das Ohr Lord Dalhousies gefunden hätte, Dost Mahomet Khan Euer Feind geblieben wäre, sich am ersten Ianuartag 1857 nicht zum Nendezvous in der lamrudeebene ein» gefunden hätte? „Das Abkommen“, fagt Marschall «Roberts, «heilte nicht nur die Wunden, die der erste Afghanenrieg auf beiden Seiten geschlagen hatte, es befreite auch England von großer Sorge in einer Zeit, wo Indien von einem Ende bis zum andern in Aufruhr war, und Mord und Brand auf der Tagesordnung standen. Wäre Dost Mahomet in dieser ereignißreichen und schweren Zeit gegen uns marschiert' so hätten wir sicher den Punjab verloren, Dehli hätte nicht gewonnen werden können; überhaupt das ganze Gebiet nördlich von Bengalen wäre wahrscheinlich für uns verloren gewesen.“ Wärs vielleicht heute noch, wenn der Herr von Kabul und Kandahar wieder schwierig würde. Il x 2, hat Euer künftiger Premier gesagt, un vieux pwverbe qui clit: »Olui qui vouclrait dien ^a^ner l'^n^leterre, clevrait commencer par l'Irlancle.« 3i maintenant vouz 8ud»3titue/ „l'Incle“ ä „l'Irlancle“ cl2N3 le retrain, je ne crc»i5 pag que vc»u8 zene? cle la ve>it6. Van3 la politique monciiale cte luvenil, cw^e^-moi, l'Incle jauelA un r5le crc>i832nt. ^ man iclöe nouz 3c>mme3 avant tout, et par-cle85U5 tout un nui332nce asiatique; et j'v3e clire que l'liomme qui n'll MMHis A6 2 l'ezt clu canal cle 3uex ne 8»>t p28 ce qu'e8t l'empire britilnnique. Der Vlann hat Necht. „Warum“, fragt er, »gingen wir nach Aegypten? Weil es auf dem TV« nach Indien liegt. Was bestimmte feit je unsere Politik am Goldenen tzorn? D<n sein Besitz in feindlicher tzand unfern östlichen Besitz gefährdet. Warum etablirten wir uns in Persien, stellten den Persischen Golf unter Polizeiaufsicht? Weil Persien auf dem Weg nach Indien liegt, die Wasser des Golfs sich mit denen des Indischen Ozeans mischen. Warum setzten wir uns am Kap fest? Weil es an einem Wege

» »

Karl Schnitzler: Neval 775

nach Indien liegt. Was verschafft Afghanistan unser Interesse und englische Subsiden? parce que c'est un ^lacs 6e la iolterezse inäienne, zur lequel nous ne pouvons permettre l'installation d'un ennemi.« Wiederum, der Mann hat Recht. Doch beruhigt Euch: nous ne pouvons et nous voulons. Wir Beide haben uns in Zukunft auf dem Continent, auf dem der Menschheit Wiege stand, so nöthig, wie das liebe tägliche Brot. Nicht nur, weil wir uns ja schließlich nicht für die Ewigkeit um die Herrschaft über die Schiiten, den Euphrat und Jordan streiten tonnen. Sondern weil viel ernstere Gefahr, uns beiden gemeinsam, droht. In China rüttelt man ein Volt von dreihundert Millionen aus dem Schlaf, wird, mit gelbfieberhafter Hast, am Aufbau eines neuen Heeres gearbeitet. Gewiß, von heute auf morgen wirds nicht, wird vielleicht nur in Jahrzehnten gelingen. Doch der leidlich kluge Mann baut vor, und nur dem Augenblick zu leben, tonnen wir dem glücklichen Spremonomachos überlassen. Da hinten ballt sich ein Wetter zusammen. Sollen wir uns länger schwächen, bis die Woge getürmt ist, die uns beide verschlingt? Und unsere gemeinsame liebe Freundin vom Me»thong und der Seine mit, die wir hier im Westen doch nicht entbehren können. Die schützt, c'est contraire. Deine und meine europäische Flanke gegen die immerhin möglichen genialen Apéros des Admirals des Atlantischen Ozeans. Womit ich à nous moutons zurückkomme. Ich verspreche mir viel von unserem Bündnis. In zwei Welten liegen die Verankerungen, die es halten, und mit Besserem als den wandelbaren Interessen leicht sich ändernder Tagestellungen ist es gelittet. Nein, die mit spöttischem Neid das neue Gebild bewitzeln, werden sich eine Enttäuschung verschaffen. Die Fähre, die uns von der Gegenwart ans Ufer der Zukunft bringen soll, hält. Trägt auch die Japs noch mit, die, wenn der gelbe Wann am lang»tse erwacht, die ersten sind, die dran glauben müssen, ihre Hoffnungen auf den Continent dann einurnen können; überdies noch den heilsamen Druck von der Dollartüste spüren. Der Balkan soll uns nicht trennen; ich habe, wie Nikolaus der Erste, den Wunsch, über ihn mich mit Euch zu einigen. Der Seeweg nach dem Punjab bleibt Euch ja sicher, und da wir die asiatische Pulvertonne unter Wasser gesetzt haben, braucht Euch die Angst nicht auf Wegen zu halten, die, die Geschichte lehrt seit bald hundert Jahren, ja doch zu keinem vernünftigen Ziele führen. Für die mazedonischen Reformen mich in die Schanzen zu schlagen, habe ich keine Lust; die Lärmposaune ist ja auch mehr für die von uns wohl gleich hoch geschätzte öffentliche Meinung. Und sind wir erst einig, wird Oesterreich nicht viele Einwände mehr machen. Friedliche Durchdringung hat Herr von Aehrenthal ja als Ziel seines Strebens angegeben, und damit, wie mir Iswolstij sagte, einen Plan Bachs aus den fünfziger Jahren wieder aufgegriffen. «Wir haben, sagte Der 1854 zu Brasster de St. Simon, nichts zu thun, als möglichst Ordnung in diese zerrütteten Länder zu bringen, Wege, Eisenbahnen, Stromschiffahrt dahin zu beleben und zu schaffen, wo es nöthig ist, und in entfernten Leiten werden jene Gegenden in Nartt für unsere und Deutschlands Fabrikate fein.» Ungefähr sagt Das der Herr im Amt jetzt auch. Uns kann es recht sein, wenn sie uns nicht weigern, was wir mit Recht zu fordern haben. Mehr sprachen wir ja ohnedies nie an. Nikolaus der Erste brachte sich selbst um das, was ihm zustand, weil er nicht warten konnte. Ich kanns, und will nur, was Die von der Donau wollen: einen Weg ins aegäische Meer; wenn nicht über Land, so über Wasser. Ihn uns zu versagen, hat der Jubilar keinen Grund, muß, wenn er klug ist, ihn uns sogar wünschen; weil er eine Entlastung zu Lande bringt. Und auch an der Themse konnte man, nach der Regelung der asiatischen Frage, dazu jetzt seinen Segen geben.

Den sollt Ihr haben; damit Ihr seht, daß wirs aufrichtig meinen und bestrebt sind, uns auf dauernde gute Nachbarschaft mit Euch einzuichlen. Oeciore 2ucie: mehr brauchts von Eurer Seite nicht. Ueber Asien sind wir cl'accorci. Und daß die Japaner mit ins Bündnis gehören, freute mich, aus Ihrem Munde zu hören. Ich sehe, wir verstehen uns (und werden drum auch von der ernsthaften Presse unseres viellieben Herrn Neffen mit gleicher Inbrunst geschmäht). Nur keine Sentimcntspolitit, die vertrage ich nicht (und Improvisationen tonnten mich schon beim Ballet aus dem Häuschen bringen). Erstens ist sie untlug. Es ist, hat Cavour, für den ich immer was übrig hatte, gesagt, „es ist Nichts abgeschmackter in der Politik als der Groll". Zweitens lostet sie die Nachbarn, mit denen man schließlich doch leben muh, zu viel Nervenraft (ohne der Strapazen, die an meine Neisekasse gestellt werden, zu gedenken). Ohne Japan ist das, was wir wollen, ohnedies nicht zu machen. Direkte Verständigung zwischen Tokio und Peking wäre der Anfang vom Ende. Vielleicht nicht nur in Asien, ließ ich den Herrn in Sidncy schon vor Jahren sagen; Die werden den Januar 1902 auch noch segnen lernen. Dringend nöthig war, daß wir fürs Erste über das asiatische Südwest zu einer Verständigung kamen. Mit unserm Freund Abb ul Hamid können und werden wir uns dann nach Wohlgefallen unterhalten. Da wir die Welttheilung ohne den arbiter muncii besorgen wollen, ists nöthig, dem Herrn am Goldenen zunächst zu zeigen, daß er von englisch-russischen Gegenstrebenngen nicht länger zu schmarozen vermag. Passt ihm das nicht, mag er seine haut, wie Abb ul Asis, dem blonden Necken verschreiben; Erwünschteres, als eine neue Konferenz, wäre nicht zu ersinnen. Schon, weil der belobte Sekundant vor der ganzen versammelten Stammtischgcscellschaft Farbe zu de» kennen hätte. Unsre Trippelentente ist ja nach Hammann (der und Wolff»Melternich sind mein Schwärm) nur eine Chimäre, die ich der Oeffentlichkeit, auch der deutschen, aber doch gerne mal im Sonnenschein neben dem alten Bunde zeigen möchte. Wo? In Paris natürlich. Petersburg und London, Nom und Wien gehn nicht gut, und Berlin ginge nur, wenn sie Cambon präsidieren ließen. Ob die Kundgebung nicht fast so imposant würde, wie der Gekrönten Pilgerfahrt neulich an die Donau, wobei sich Don Emanuel übrigens wundervoll benommen? Ich genösse die Probe aufs Exempcl gern. Und diesmal sähe es in Paris anders aus, als in den Februar» und März» tagen anni Scchsundfünfzig. So unhöflich, die Leutchen nur zur Unterzeichnung zuzulassen, brauchten wir nicht mehr zu sein, obwohl sie lächelnd auch Das hinabwürgten. Das ist das Peinlichste mit: Er immer, wenn er ntchi grade über einen von uns schimpft, das Haupt in den Wollen, und die Verantwortlichen mit der ewigen Lakaiengrimasse, wo im linken Auge stets feuchtlich die Sentimentalität schimmert, im rechten immer der Wunsch lauert, in irgend einer dunkeln Stunde dem Gegner den Genickfang zu geben. Das haben Sie, bester Neffe, bei mir nicht zu fürchten. Ich treibe die Geschäfte geschäftlich, doch offen, verlange von denen, die mit mir pattiren wollen, nichts, was nicht in der Nichtung ihrer Interessen läge, vor Allem nicht die Exekution brillanter Selundantenrollen, und muthe Niemand Unmögliches zu. Bettle auch Keinen, sich zu uns in die Pinasse zu setzen, ders nicht aus eigenem Drang des Herzens will. Wozu? Sagt den Leuten: so und so liegen die Dinge, Dies und Das wird euch erreichbar, wenn ihr kommt, wenn nicht, nicht; wollt ihr: schön; wollt ihr nicht: auch gut. Es ging bisher, es geht auch ferner ohne euch. Doch die Hoffnung, Die an der Spree soweit zu bekommen, habe ich längst aufgegeben. „Eine anständige Attitüde von Preußen und Deutschland, hatte mein Vater schon vor fünfzig Jahren

[Our Digital Library](#)

- [Our Research Center](#)
- [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

Search

Search Field List All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1908 Jan-Jun.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States; Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2012-03-05 11:09 UTC[version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Full Screen](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 19](#)
- [Section 3 - 20](#)
- [Section 4 - 39](#)
- [Section 5 - 40](#)
- [Section 6 - 40](#)
- [Section 7 - 65](#)
- [Section 8 - 76](#)
- [Section 9 - 76](#)
- [Section 10 - 77](#)
- [Section 11 - 93](#)
- [Section 12 - 104](#)
- [Section 13 - 105](#)
- [Section 14 - 117](#)
- [Section 15 - 136](#)
- [Section 16 - 137](#)
- [Section 17 - 164](#)
- [Section 18 - 164](#)
- [Section 19 - 165](#)
- [Section 20 - 192](#)
- [Section 21 - 192](#)
- [Section 22 - 192](#)
- [Section 23 - 193](#)
- [Section 24 - 220](#)
- [Section 25 - 220](#)
- [Section 26 - 220](#)
- [Section 27 - 221](#)
- [Section 28 - 248](#)
- [Section 29 - 249](#)
- [Section 30 - 281](#)
- [Section 31 - 313](#)
- [Section 32 - 345](#)
- [Section 33 - 347](#)
- [Section 34 - 376](#)
- [Section 35 - 376](#)
- [Section 36 - 377](#)
- [Section 37 - 413](#)
- [Section 38 - 414](#)
- [Section 39 - 414](#)
- [Section 40 - 445](#)

- [Section 41 - 476](#)
- [Section 42 - 476](#)
- [Section 43 - 477](#)
- [Section 44 - 496](#)
- [Section 45 - 514](#)
- [Section 46 - 514](#)
- [Section 47 - 545](#)
- [Section 48 - 577](#)
- [Section 49 - 609](#)
- [Section 50 - 641](#)
- [Section 51 - 642](#)
- [Section 52 - 643](#)
- [Section 53 - 644](#)
- [Section 54 - 644](#)
- [Section 55 - 676](#)
- [Section 56 - 676](#)
- [Section 57 - 676](#)
- [Section 58 - 677](#)
- [Section 59 - 709](#)
- [Section 60 - 770](#)
- [Section 61 - 770](#)
- [Section 62 - 771](#)
- [Section 63 - 803](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

776 Karl Schnitzler: Neval

» 0

0 «

Den sollt Ihr haben; damit Ihr seht, daß wirs aufrichtig meinen und bestrebt sind, uns auf dauernde gute Nachbarschaft mit Euch einzuiichlen. Oeciore 2ucie: mehr brauchts von Eurer Seite nicht. Ueber Asien sind wir cl'accorci. Und daß die Japaner mit ins Bündnis gehören, freute mich, aus Ihrem Munde zu hören. Ich sehe, wir verstehen uns (und werden drum auch von der ernsthaften Presse unseres viellieben Herrn Neffen mit gleicher Inbrunst geschmäht). Nur keine Sentimcntspolitit, die verträge ich nicht (und Improvisationen tonnten mich schon beim Ballet aus dem Häuschen bringen). Erstens ist sie untlug. Es ist, hat Cavour, für den ich immer was übrig hatte, gesagt, „es ist Nichts abgeschmackter in der Politik als der Groll". Zweitens lostet sie die Nachbarn, mit denen man schließlich doch leben muh, zu viel Nervenraft (ohne der Strapazen, die an meine Neisekasse gestellt werden, zu gedenken). Ohne Japan ist das, was wir wollen, ohnedies nicht zu machen. Direkte Verständigung zwischen Tokio und Peking wäre der Anfang vom Ende. Vielleicht nicht nur in Asien, ließ ich den Herrn in Sidncy schon vor Jahren sagen; Die werden den Januar 1902 auch noch segnen lernen. Dringend nöthig war, daß wir fürs Erste über das asiatische Südwest zu einer Verständigung kamen. Mit unserm Freund Abb ul Hamid können und werden wir uns dann nach Wohlgefallen unterhalten. Da wir die Welttheilung ohne den arbiter muncii besorgen wollen, ists nöthig, dem Herrn am Goldenen zunächst zu zeigen, daß er von englisch-russischen Gegenstrebungen nicht länger zu schmarozen vermag. Passt ihm das nicht, mag er seine haut, wie Abb ul Asis, dem blonden Necken verschreiben; Erwünschteres, als eine neue Konferenz, wäre nicht zu ersinnen. Schon, weil der belobte Sekundant vor der ganzen versammelten Stammtischgcsellschaft Farbe zu de» kennen hätte. Unsre Trippelentente ist ja nach Hammann (der und Wolff»Melternich sind mein Schwärm) nur eine Chimäre, die ich der Oeffentlichkeit, auch der deutschen, aber doch gerne mal im Sonnenschein neben dem alten Bunde zeigen möchte. Wo? In Paris natürlich. Petersburg und London, Nom und Wien gehn nicht gut, und Berlin ginge nur, wenn sie Cambon präsidierten ließen. Ob die Kundgebung nicht fast so imposant würde, wie der Gekrönten Pilgerfahrt neulich an die Donau, wobei

sich Don Emanuel übrigens wundervoll benommen? Ich genösse die Probe aufs Exempcl gern. Und diesmal sähe es in Paris anders aus, als in den Februar» und März» tagen anni Scchsundfünfzig. So unhöflich, die Leutchen nur zur Unterzeichnung zuzulassen, brauchten wir nicht mehr zu sein, obwohl sie lächelnd auch Das hinabwürkten. Das ist das Peinlichste mit: Er immer, wenn er ntchi grade über einen von uns schimpft, das Haupt in den Wollen, und die Verantwortlichen mit der ewigen Lakaiengrimasse, wo im linken Auge stets feuchtlich die Sentimentalität schimmert, im rechten immer der Wunsch lauert, in irgend einer dunkeln Stunde dem Gegner den Genickfang zu geben. Das haben Sie, bester Neffe, bei mir nicht zu fürchten. Ich treibe die Geschäfte geschäftlich, doch offen, verlange von denen, die mit mir pattiren wollen, nichts, was nicht in der Nichtung ihrer Interessen läge, vor Allem nicht die Exekution brillanter Selundantenrollen, und muthe Niemand Unmögliches zu. Bettle auch Keinen, sich zu uns in die Pinasse zu setzen, ders nicht aus eigenem Drang des Herzens will. Wozu? Sagt den Leuten: so und so liegen die Dinge, Dies und Das wird euch erreichbar, wenn ihr kommt, wenn nicht, nicht; wollt ihr: schön; wollt ihr nicht: auch gut. Es ging bisher, es geht auch ferner ohne euch. Doch die Hoffnung, Die an der Spree soweit zu bekommen, habe ich längst aufgegeben. „Eine anständige Attitüde von Preußen und Deutschland, hatte mein Vater schon vor fünfzig Jahren

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

o Karl Schnitzler: Neval 77?

» o

o

zum Coburger Ernst gesagt, kann uns viel Uebel ersparen." Könnte es auch heute. Da sie augenscheinlich aber nicht wollen oder tonnen, so bleibt uns nichts, als uns vor den andern Attitüden selber zu schützen. Ich hoffe, wir sind jetzt endlich am Ziel, tonnen nun endlich den Kopf wieder in Ruhe auf die Daunen legen ohne die stetige Sorge, ob uns der nächste Morgen nicht wieder mit einem neuen Alemannenalarm schreckt, «dmillaumisme» pflegte Katharina, die gescheidteste Deiner Ahnfrauen, diese Art Vetrieb zu nennen. Schade, daß sie heute nicht dabei sein kann; mit Der hätte ich mich sicher gut gestellt; nicht nur, weil ich mich auf die Behandlung alles Weiblichen leidlich verstehe. „Ohngcstiefelte Leute, sagte sie zu Grimm, tonnen die gestiefelten nicht vertragen, sind zu stall, zu dick, zu schwer, zu raisonniert, zu beweisend, zu voll; alles das ist beschwerlich; mehr gethan, weniger geschwätzt, war auch eine Art, die einigemal« mehr eingeschlagen hat als alles hochtrabende Geplapper vor sich selbst; das sind in der Welt ja mehr Leute, die nicht immer Lust haben, ihr Geschöpfe im Spiegel zu sehen. Nu sitzt er da und hat Langeweile und deswegen schreibt er, aber was hilft das; wer wird nach dem Gemälde Leute fuchen? Die Kunst ist, mit allerlei Leuten die Sachen gehen zu machen so gut wie möglich, und alle Tage besser." Ganz mein Credo. Im Neblichen ist die Gruppierung, die ich Ihnen vorschlagen ließ und die, zu meiner lebhaften Freude, Ihre so wohlbegründcte Billigung fand, ja nicht zum ersten Mal aufgetaucht. Schon am sechsten Juli 1827 wurde eine englisch»russisch-französische Allianz geschlossen. „Vorausgesetzt, hatte unser Coming 1824 an einen englischen Botschafter geschrieben, daß "Rußland leinen Fuß am Mittelmeer faßt, daß den Franzosen keinerlei Entschädigung gewählt wild und Oestreich beträchtlich an Land und Bevölkerung gewinnt, so tonnten wil die Zerstörung des Osmanischen «Reiches zulassen." Das wäre heute noch ein vertretbarer Standpunkt, der sich mit Hülfe meines andern Neffen leicht genug behaupten ließe. Ich mag nicht; und freue mich, daß es anders kaum, daß ich den Herzenswunsch des ersten Nikolaus dem Zweiten clfüllen kann. Damals gings noch nicht; selbst 1837, als Napoleon durch Persigny dem Earl of Claredon dieselbe Entente anbieten lieh, waren die Dinge noch nicht reif dazu. «Der Botschafter, schrieb damals der Earl an Papa, erzählte mir von den verschiedenen Utopien, welche dem Kaiser im Kopfe stecken, von Seiner Majestät Ueberzeugung, daß England, Frankreich und Ruhland unter sich die An»gelegenheiten Europas regulieren müßten." Aus der Utopie (damals wars wirtlich eine) ist heute greifbare Wirtlichkeit geworden; eine, glaube ich, die dauern wird. Und die wir — ein stilles Glas, wenn Sic gestatten — kaum ohne die thätige Mithülfe meines Neffen heule schon hätten. Sind wir am Ziel jetzt? . . . Sie sinds. Und dem Erdball kehrt vielleicht nun die Nuhe wieder. Das hängt von uns ab, obwohl die Welt für Deutsche jetzt wie ein verlorenes Paradies aussieht. „Ueber die Kammern, schrieb am siebenten Oktober 1855 Bismarck an Leopold von Gerlach, lache ich von a bis z, aber feige Minister fürchte ich." Es ist jetzt nicht die Zeit zu Hader, aber Jeder sollte, Kanzler und Kämmerling, König und Kantor, dem Sinn des Satzes mit Ernst nachdenken. Denn wichtiger, zehnmal wichtiger als die Wahlrechtscharmützel, ist das am Horizont des deutschen Himmels sich türmende Dunstgebirge, das wie ein Alb sich über unsre Thäler lagert. Bier Jahrhunderte sinds in diesen trübsalumsponnenen Tagen, daß ein Kaiser die deutschen Fürsten (die fleilich noch Fürsten waren) zu einem «eilenden Reichstag" rief. Warum nicht heute wieder, nicht hier? Giebts nicht, wie zu Maximilians Zeiten, auch heute wieder .des Reiches Nothdurft zu bedenken?" Karl Schnitzler.

«

»0 »

Englische Staatsmänner. Von Karl Ientsch.

/V>o weit auch die Ansichten über den Wert exotischer Kolonien auseinandergehen
 ^^ mögen — der Segen der Anfidlertolonien für England gehört zu den dicksten
 und handgreiflichsten, darum unbezweifelbarsten Tatsachen —, als Tummelplätze für Geiß
 und Tatkraft müssen sie jedenfalls geschätzt werden. Was Lord Cromer in zwei Jahr»
 zehnten aus dem durch Paschawirtschaft zerrütteten, verarmten, verschuldeten Negypten
 und seinem verelendeten Volle gemacht hat, das ist ja wohl weltbekannt, und aus
 seinem Bericht darüber, wie er es gemacht hat (^loäern I^Lxpt d/ tde Tarl ot Oorner,
 2 Volume«, I^onäon, IUacinlllan anä Co.), können Staatsmänner und Politiker reich»
 lich« Belehrung schöpfen. Nicht bloß greuliche Mißwirtschaft und eine verzweifelte,
 durch den Militäraufstand Arabis und die sudanesischen Wirren komplizierte Lage fand
 er vor, sondern einen Negierungs» und Verwaltungsapparat, mit dem verglichen der
 verflossene polnische Reichstag als Wusterordnung erscheinen tonnte, dazu ein bunte«
 Völtergemisch; und mit all dem sollte er fertig weiden in der bescheidenen Stellung
 eines Generalkonsuls und unter der beständigen Einmischung der Vertreter von eine»
 Dutzend auswärtiger Mächte.

Aber ein vornehmer Engländer fühlt sich mit seiner unverwüstlichen leiblichen
 Konstitution und seiner seelischen Eigenart allen solchen Schwierigkeiten gewachsen und
 tut in jedem Augenblick das geeignet Scheinende, ohne sich je aus der Fassung bringen
 zu lassen. Oberflächlich angesehen, ist der Franzose gegen ihn im Vorteil. Mit seiner
 lebhaften Mitteilsamkeit, mit seiner scheinbar rückhaltlosen Offenheit gewinnt er rafch
 das Vertrauen des Orientalen, verbrüdert sich mit ihm, und blendet ihn mit seinen
 logischen Deduktionen, deren schwache Fundamentierung unkritischen Gemütern verborgen
 bleibt. So stammt denn auch die ganze europäische Talmitultur strebsamer Orientalen
 aus Frankreich. Der reservierte und gewissenhafte Engländer (und Deutsche, ist Crom«
 so liebenswürdig beizufügen) wird nicht verstanden und lehnt Intimität geradezu ab.
 Doch je unelastischer der Engländer im Umgange ist, desto staunenswertere Elastizität
 beweist er in Politik und Verwaltung. Er kommt nicht, gleich dem Franzosen, mit
 einer fertigen Theorie und einem ausgearbeiteten bureaukratischen Schema in das fremde
 Land, sondern mit der Gewohnheit, sich den einzelnen vorliegenden Fall anzusehen
 und nach dessen Natur seine Entscheidung zu treffen, ohne sich dadurch für zukünftige
 andersartige Fälle zu binden. Am wenigsten fällt es ihm ein, den einzelnen Fall
 zu verallgemeinern und ein System herauszuspinnen, und es geniert ihn nicht im
 mindesten, wenn er Einrichtungen treffen muß, die in keine der geltenden staats» und
 völkerrechtlichen Schablonen passen. Nasch entschlossen, hißt Cromer nach der Wieder»
 eroberung des Sudan in Omdurman die britische und die ägyptische Flagge neben»
 einander, und konstruiert so ein Kondominium, mit dem er diplomatischen Weiterungen
 vorbeugt und das Land vor dem „Alp der Kapitulationen" bewahrt, was er für eine
 unschätzbare Wohltat hält; denn was tonne Vernünftiges dabei herauskommen, wenn
 nach den Grundsätzen Pariser oder Berliner Gerichte Fälle entschieden weiden sollen
 wie der des Kwat Wad Awaibung. Dessen Sohn war von einem Krokodil gefressen
 worden, und er beschuldigte den Hexenmeister Ajak Wad Deng, das Krokodil ange»
 stiftet zu haben, was seine Nachbarn zu bezeugen bereit waren, und darum hielt er

Karl Ientsch: Englische Staatsmänner 779

sich für berechtigt, den Aja zu erschlagen, hält der Engländer auf die gebührende Distanz zwischen sich und den braunen und schwarzen Menschen, so verachtet er doch diese nicht. Er versteht sie als das Produkt ihres Bodens und Klimas und ihrer Vergangenheit, richtet nicht pharisäisch über ihre sittlichen Schwächen und spricht (wenigstens Cromer spricht so): man muß Geduld mit ihnen haben! Vor allem meidet er auf das peinlichste jede Einmischung in ihre religiösen Angelegenheiten, selbst dann, wenn solche die Bechtssphäre berühren, z. V. wenn, was in Aegypten vorkommt, habgierige Scheichs sich widerrechtlich das Vermögen frommer Stiftungen aneignen. Für die erste und höchste Pflicht eines englischen Vertreters in Aegypten erklärt Cromer die, in« mitten dieses Wustes von Korruption und Intrige als Privatmann und Beamter das Beispiel reinsten und höchster Moralität zu geben. Auch im Interesse seiner Landsleute dürfe er von der Bahn strenger Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit nicht ab» weichen. In der ersten, kürzeren Periode seiner ägyptischen Amtstätigkeit (1877 bis 1880; er hieß damals noch Sir Evelyn Baring und war Mitglied der Finanzkontrollbehörde) hatte sich ein englisches Konsortium zum Antauf der ägyptischen Eisenbahnen gebildet. Die ägyptischen Minister erwarteten natürlich, daß Baring sie zum Pertauf drängen werde. Er aber erklärte: es sei lediglich Sache der ägyptischen Negierung, zu entscheiden, ob sie das Anerbieten annehmen oder zurückweisen wolle. Im zweiten Falle werde er keinen Einspruch erheben, im ersten an der Beratung über das Projekt teilnehmen und den Ministern zur Erlangung günstiger Bedingungen behilflich sein. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und von diesem Augenblicke an erfreut« sich Baring eines solchen Vertrauens der ägyptischen Staatsmänner, daß es ihm nicht schwer wurde, seinen «Ratschlägen Gehör und Geltung zu verschaffen. Nicht bloß mit den Eingebornen, auch mit den in deren Lande weilenden und Geschäfte treibenden Europäern weiß sich der Engländer gut zu stellen. Bei der Neuordnung des wiedereroberten Sudans wurde etwaigen Einspruchslustigen der Mund durch die Bestimmung verschlossen, daß in Beziehung auf Handelsverkehr und Aufenthalt in diesem Lande den Untertanen teiner einzigen Macht ein Privileg eingeräumt werden dürfe: Deutsche, Franzosen, Italiener oder wer sonst sollten den Untertanen der Königin von England völlig gleichberechtigt sein. „Auch der streitlustigste Anglophobe mußte sich betroffen fühlen von dem Gegen» sah zwischen solcher Liberalität und der exklusiven Handelspolitik anderer Mächte. So ward bei der Grundlegung des neuen Sudans die Freihandelspolitik, eine Lebens» bedingung des englischen Imperialismus, zum Eckstein des Gebäudes gemacht.“ Daß der Engländer seine Befähigung zur Kolonisation und zur Beherrschung exotischer Länder hauptsächlich seiner Erziehung verdankt, hebt auch Cromer hervor. „Der Deutsche, der Franzose mag vollständiger unterrichtet sein; aber der Mangel an Kenntnissen wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit zu regieren, die Bereitwilligkeit, Verantwortung zu übernehmen, und die Anpassungsfähigkeit an die ungewöhnlichsten Lagen; in diesen Eigenschaften übertrifft der Angelsachse all« andern Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seine Individualität sich unvertümmert entfalten läßt.“ Es entspricht diesem Geiste, daß die Zentralregierung ihre Beamten in den Kolonien mit Beglückwünschungen verschont. „Wie hat man ernstlich versucht, Aegypten von London aus zu regieren.“ Und Cromer hat wiederum seinen Untergebenen in ihren Departements freie Hand gelassen. Er kam in die sonderbar« Lage, als Bismarckmilitär und alter

Verwaltungsbeamter obersten Kriegsherrn spielen zu müssen — bei der Wiedereroberung des Sudan. Offiziell hieß der Feldzug von 1898 ein [^]or[^]n Ollice [^]Var, aber tat» sächlich hat kein englisches Ministerium dafür Anordnungen getroffen, und der Sirdar (Kitchener) stand ausschließlich unter Cromers Oberbefehl. Der militärische Erfolg der kombinierten englischen und englisch gedrillten ägyptischen Armee konnte ja keinen Augen» blick zweifelhaft sein. Es handelte sich nur darum, die kleine Arme« an den Feind heranzubringen, also um die Schwierigkeiten des Transports und der Verpflegung. Und diesen war Kitchener als ausgezeichnete man ol Kuzinezs gewachsen; eben des» wegen hatte ihn Cromer zum Sirdar erkoren. Mein eigenes Verdienst, bemerkt ei, „war rein negativer Art. Ich enthielt mich jeder Einmischung, die ja nur Unheil an» gerichtet haben würde, und hemmte die Einmischungssucht anderer. Ich hatte volles Vertrauen zu Kitchener, den ich ausgewählt hatte, und ließ ihn, soweit er nicht selbst meinen Beistand in Anspruch nahm, allein) ausdrücklich ermutigte ich ihn, die in unserer Militärverwaltung üblichen lästigen bureautratischen Formalitäten unbeachtet zu lassen.“ So sind denn die englischen Minister, sie mögen sich konservativ oder liberal nennen, Herren, denen zu dienen leicht und angenehm ist; dieses Zeugnis gibt ihnen Cromer; wenn nur — das Parlament, die öffentliche Meinung und die Presse nicht wären! Vei aller Selbständigkeit, die man dem Leiter einer Kolonie oder eines Schutz» gebietes läßt, muß ein solcher doch mit der allgemeinen englischen Politik im Einklang» bleiben und bedarf darum für die wichtigsten Entscheidungen der Zustimmung der Londoner Regierung. Diese ist aber von dem Winde der öffentlichen Meinung ab» hängig, der, fchreibt Cromer, so oft und so unberechenbar umschlägt, wie der, welch« in den oratelspendenden Eichen von Dodona rauschte. Zu guter Letzt lenke ja die englische Voltsstimmung immer wieder in die Bahn der gesunden Vernunft ein, aber auf dem Zickzackwege dahin bereite fie den Staatsmännern große Unbequemlichkeiten. Die anonyme Zeitungsschreiber«!, urteilt er mit Cornewall Lewis (Vismarck hat sich oft ähnlich geäußert), „überantwortet das Publikum der Leitung von Führern, denen das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit fehlt“. Je demokratischer die Zeit wird, desto öfter erwachse der «Regierung die Pflicht, der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten; nur dürfe natürlich dieser Widerstand nicht in jene bureaukratische Verbohr» theit ausarten, die grundsätzlich das Gegenteil von dem tut, was das Volt will, ohn« dessen Wünsche und Forderungen auf ihre Vernünftlglett zu prüfen. In den ägyp» tischen und sudanesischen Angelegenheiten hat sich der Druck der schlecht unterrichteten oder von Gefühlen geleiteten öffentlichen Meinung (die „kalten“ Engländer sind nach Lord Veaconsfield ine mo5t emotional people in Turope) wiederholt sehr hinderlich und unheilvoll erwiesen. So hat der Kultus, dessen Gegenstand Gordon war, die Ncgierung bestimmt, diesen Mann für das Wert der Näumung des Sudan auszuwählen, obwohl er dafür, wie Cromer bei aller Anerkennung des verehrungswürdigen Charakters dieses militärischen heiligen nachweist, durchaus ungeeignet war. Und von der Anti» sllavereigesellschaft beherrscht, verhinderte dieselbe öffentliche Meinung die Entsendung des einzigen Mannes, der nicht bloß nach Cromers, sondern sogar nach Gordons, eines yauptes jener Gesellschaft, Anficht einen erfolgreichen Widerstand gegen die Derwische hätte organisieren tonnen (Zobeir Paschas). Mehreremal während der sudanesischen Wirren tauchte die Frage auf, ob man nicht, wenn der Sudan geräumt würde, türtische

I» »

Karl Ientsch: Englische Staatsmänner 781

Truppen hineinlassen solle. Die Heranziehung der Türkei erschien sowohl Cromer als der englischen Regierung wenig wünschenswert, aber was sie geradezu unmöglich machte, das waren nicht die vernünftigen Erwägungen der Staatsmänner, sondern die Stimmungen und Strömungen im Publitum. Die hauptfchwierigkeit, schreibt Salisbury bei einer solchen Gelegenheit an Cromer, „liegt darin, daß sich die englische Wähler« schafft um ägyptische Angelegenheiten höchstens in solchen Fällen tummert, wo an ihre Humanität appelliert wird. Für gewöhnlich sind ihr diese Angelegenheiten ganz gleich« gültig. Darum gleicht in Beziehung darauf der Abgeordnete einem steuer« und anler« losen Schiff, das der Zufall treibt, hat ein Abgeordneter in irischen Fragen falsch abgestimmt, so bringt ihn seine Wählerschaft bald zur Räson; in ägyptischen Fragen bestimmen Fanatismen und Liebhabereien die Haltung jedes einzelnen Parlamentsmit« gledes und aller zusammen. Wenn wir Sualin den Türken überließe, so würden uns drei von verschiedenen Gefühlen beseelte Gruppen anfallen: die Turtrophoben, die noch sehr zahlreich sind; die militärischeningos, die natürlich überhaupt nicht räumen, sondern annektieren wollen, und eine bunte Gesellschaft von Fanatikern, die sich ein« bilden, die Diplomatie tonne mit ihrem Zauberstabe den Sudan in ein zweites Indien verwandeln. Zu dieser Gesellschaft gehören sowohl die urteilslosen Philanthropen wie die Halunken von Gründern und Schwindlern. Diese wissen natürlich ganz genau, daß die Kolonisation des Sudan ungefähr so aussichtsvoll ist wie die der Sahara, aber sie wollen sich die Gelegenheit nicht rauben lassen, einen Schwärm argloser Aktionäre in ihren Netzen zu fangen. Diese drei zahlreichen und einflußreichen Gruppen also würden einen Sturm erregen, wenn wir Suatin den Türken überließe.“ Bei solcher Abhängigkeit der Regierung von Stimmungen und Zufällen und beim grundsätzlichen Opportunismus des Engländers kann die englisch« Politik nicht sehr planvoll, konsequent und durchsichtig sein. Der beschränkte Kopf — und die Masse besteht eben doch aus beschränkten Köpfen — führt alle großen politischen Erfolge auf kluge Berechnung zurück. Die Päpste des neunten, womöglich schon die des fünften und vierten Jahrhunderts, fallen mit Bewußtsein den Grund gelegt haben zu der Papst« lichen Weltherrschaft des 13. Jahrhunderts, und die heutige englische Weltherrschaft soll das Ergebnis einer Reihe schlauer diplomatischer Kombinationen sein. Nun kann allerdings nur der Tüchtige dauernde Macht begründen; aber wenn das einem Tüchtigen gelingt, so hat daran die List der Idee oder des Unbewußten, wie man heute statt Vorsehung zu sagen beliebt, weit mehr Anteil als die vermeintlich vorausschauende und die Zukunft planvoll gestaltende Weisheit des Erfolgreiche«. Cromer gesteht, daß er eine Menge Fehler gemacht hab«, aber eine glückliche Fügung habe dafür gesorgt, daß diese Fehler wenig Schaden angerichtet hätten. Noch weit mehr und weit ärgere Fehler haben die Londoner Staatsmänner begangen; der schlimmste, wirklich verhängnisvoll« war, daß sie den Entschluß, eine Expedition nach Khartum zum Entsatz Oordons abzuschicken, drei Monate zu spät faßten. Aber schließlich ist doch der Gang der Dinge zum heile für Aegypten, den Sudan und — England ausgeschlagen, Wider Englands Willen. Es ist ergötzlich, zu lesen, wie die Franzosen, Gambetta voran, England zum Ein« schreiten gedrängt halxn, natürlich nicht aus Liebe zu England, und wie Frankreich gegen seinen eigenen und Englands Willen dessen Herrschaft über Aegypten vorbereitet und in jedem Stadium gefördert hat. Die Engländer haben nämlich, was ihnen auf

dem Kontinent niemand glauben will, Aegypten wirklich nicht okkupieren wollen. Napoleon III. hat der englischen Regierung schon 1857 einen Plan für die Teilung Nordafrikas vorgelegt: er selbst wollte Marokko nehmen. Tunis dem damaligen Königreich Sardinien und Aegypten den Engländern überlassen. Palmerston jedoch ertlüm in einem Briefe an Lord Clarendon: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß verschieden« Gegenden der Erde besser regiert werden würden, wenn sie einem der drei, genannten europäischen Staaten gehörten. Aber wir mögen Aegypten nicht. Allerdings möchten wir es auch nicht im Besitz einer andern europäischen Macht sehen, und darum wünschen wir, daß es ein Teil des Türkischen Reiches bleibe. Wir wollen mit Aegypten Handel treiben und durch Aegypten reisen, aber wir danken für die Last, das Land regieren zu sollen. Durch den Einfluß, den unser Handelsverkehr ausübt, können wir die Zustände barbarischer Länder verbessern, aber auf Eroberungskriege, die von den übrigen zivilisierten Nationen verurteilt werden würden, lassen wir uns nicht ein.“ Und zu Lord Cowley äußert« er: „Wir wünschen Aegypten so wenig zu besitzen, wie ein verständiger Mann, der sein Wohnhaus im Süden und ein Landgut im Norden Englands hat, wünschen wird, die an der beide Besitztümer verbindenden Landstraße liegenden Gasthäuser zu besitzen; er wünscht bloß, daß diese Gasthäuser gut imstande seien, so daß er auf der Durchreise in jedem sein Kotelett und Postpferde findet.“ Von dieser Auffassung wich das Londoner Auswärtige Amt im allgemeinen auch nicht ab, als beim drohenden ägyptischen Bankrott bedeutende englische Kapitalien auf dem Spiele standen, denn es hatte immer an dem Grundsatz festgehalten, „daß ein britisch« Untertan, der fein Geld im Ausland« anlegt, dies auf sein eigenes Risiko tut“. Und wenn es einmal von diesem Grundsatz abwich, so geschah es auf das Drängen Frankreichs. Dieses Drängen und eine Kette ungeschickter Entschließungen des Auswärtigen Amtes, die immer den dem beabsichtigten entgegengesetzten Erfolg hatten, wirkten zusammen, die Okkupation herbeizuführen, die England schlechterdings nicht wollte«. Daß es sie nicht gewollt hat, versichert auch Edward Dicey in seinem vom Jahre 1885 erschienenen Buche „The Egyptian Question“. Den leitenden Staatsmännern sei ja post laclum schließlich die Einsicht in die Notwendigkeit des Besitzes Aegyptens aufgegangen, daß das englische Volk und dessen parlamentarische Vertreter jedoch hält er auch heute noch der Torheit des Verzichts darauf für fähig. Beide Autoren machen klar, wie sehr es die Aufgabe der englischen Leiter des Landes erschwerte, daß die Okkupation im« noch als ein nur widerwillig übernommenes Provisorium behandelt wird, das aufzuhören habe, sobald Aegypten fähig sein werde, sich selbst zu regieren; denn das zwingt dazu, die einheimische Verwaltung und die einheimischen Autoritäten nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten; eine rein englisch« Verwaltung wäre natürlich weit leichter zu führen. (Die Kritik, die Dicey an Cromers Verwaltung übt, scheint mir ungerecht und durch die von Lord Granville ausführliche Darstellung gründlich widerlegt zu sein.) Bei solchem Gang« der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß die leitenden Staatsmänner Englands in Cromers Darstellung keineswegs als weit vorausschauend«, die Zukunft ihres Landes mit Bewußtsein schaffende Genies erscheinen, sondern in ihrer Hilf« und Ratlosigkeit geradezu komische Figuren spielen; namentlich gilt das von Lord Granville, welcher in der am meisten kritischen Zeit (1880 bis 1885) Staatssetretär des Auswärtigen war, aber auch von Gladstone«.

David Koigen: Einsamkeit der Armen und «Reichen 783

Einsamkeit der Armen und «Reichen.

Bon David Koigen.

I.

«Heine der äußeren Bedingungen, mögen sie im Bereiche der sozialen Zustände oder
^^ auf dem Gebiete des Gedankens, der Anschauung und Beurteilung ihre Wurzel tiefer
den, reicht völlig aus, die bisweilen furchtbarst« und wissenschaftlich schier unfaßbare Gestalt
der Einsamkeit, die der einzelne von Hause aus mit sich bringt, zu erklären und zu «rgrün»
den. Der Grund dieser Einsamkeitsart, die ich als „anthropologische“ bezeichnen möchte,
ist in der etwaigen Beschaffenheit des Menschen als solchen und zwar in den Lockungen,
die innerhalb der seelischen Positionen des einzelnen sich bemerkbar machen, zu suchen.
Die „normal“ lebende Seele wächst aus Wurzeln heraus, deren es augenscheinlich fünf
zu geben scheint: vor allem fühlt dezw. will sie ihr eigenes unmittelbares Selbst und
dann versetzt sie ihre Aktivität nach außen, wo sie, je nach den Umständen, sich als
Gemeinschaftswille oder als aristokratischer (zur Herrschaft befugter), demokratischer (auto»
nomer) und umwälzender (revolutionärer) Wille kundtut.) Jede von diesen Wol»
lungsarten machen das Wesen der Position« aus, die den Leben satt bilden und so
das Dasein gestalten und diesem Betonung und Wert verleihen. Gestützt auf diese
fünf Positionen des Lebens, unternimmt es der Mensch, seine Welt zu befestigen und in
Formen umzusetzen, die sowohl den Gefahren, die im Innern dieser Welt entstehen, wie
denen, die von außen kommen, standhalten. Offenbar macht im leise angedeuteten
Lebensakt das unmittelbare Sich»selbst»Fühlen oder der Will« zum Selbst die eigentliche
Urquelle aller übrigen Daseinspositionen aus und er scheint es auch zu sein, der die ficht»
baren, verankerten Ordnungen in der Zeit mit dem „Nichts“ und dem „Jenseitigen“ ver»
mittelt. Sind seine Wurzeln beschädigt, so ist es hiermit auch mit den anderen schlecht de»
stellt, so schwebt der gesamte Lebensakt in der Luft.

Wem der unmittelbar« Will« zum eigenen Selbst abgeht, wen die Natur des Sich»
selbst»Fühlens beraubt hat, der bleibt verurteilt, in ewiger Entfremdung vom Selbst,
das heißt im Grunde vom Medium, durch das alle Lebensrichtungen Nevue passieren,
sein Dasein zu fristen. Bei solcher Lage der Dinge vermag der einzelne nie Sinn und
Bedeutung in der eigenen Existenz zu finden, und auch die Existenz der Mitwelt ent»
behrt dann in seinen Augen aller Werte, jeder Betonung und zieltragender Wirklich»
keit. Keine Vorstellungen und Anschauungen vermögen da etwas auszurichten: der
einzelne bleibt der inneren Isolation ausgesetzt, er vermag nichts mehr zu lieben und
«mpfindet auch kein Verlangen nach selbständiger Herstellung der Lebenspositionen, er
weiß sich vielmehr „heimatlos“ und von Gott und Natur verlassen, nichts kann er sein
Eigen nennen, ja nennen wollen, — und er tostet also in seiner seelischen Armut un»
endliche Einsamkeit. Das Einsamsein bleibt die einzige, wenn auch verblaßte Willens»
form, die ihm noch zu Gebote steht, sein« Einsamkeit grenzt an die Schwelle des Leb»
losen und Toten, wo alle zielstrebige Aktivität, wo jedes Sichsammeln und Wachsen auf»
“) Vergl. meine Ausführungen im „Morgen“, Nr. 4, über den Kulturalt.

hört und wo die Urverlassenheit und die ausgegossene Einsamkeit sich nicht einmal zur Vereinsamung durchzuringen vermag.

Diejenigen, die die Last solcher Einsamkeit trugen und tragen, sind uns unter den Namen der „Armen Leute“ bekannt. Es sind die Armen, die nicht wissen und nicht fühlen: wie und wodurch sie leben, die den geistigen Lebensinhalt in seinen verschiedenen Richtungen entbehren und die so die Leere des Daseins unaufhörlich empfinden. Ihre Seele flieht die Bestimmtheit und hält sich so in den transzendentalen Regionen aus. Wer kennt nicht diese von der Schöpfung verlassenen, tief tragischen Gestalten, die das Leben hinschleppen, wer kennt nicht diese an Seelenarmut Leidenden? Wer hat in dem einzig stillen Buche Dostojewskys „Arme Leute“ diese „armen Leute“ nicht wieder gefunden? Eine Wüste der Ureinfaht weht aus diesen „Armen“. Tote Einsamkeit, die das Bewußtsein von irgendwo anders existierenden, andersartigen Lebensweisen unbarmherzig auslöscht und immer an das Ausgestorbensein erinnert. Nur aus der Natur, in einigen von Berg, Fluß und Tal verlassenen Landschaften fühlen wir bisweilen diese tötende Einsamkeit stark heraus. Dieser gegenüber bildet beispielsweise die Einsamkeit einer Nuine etwas wehmütig Lebendiges. Die Nuine atmet immer Dagewesenes und Vergängliches aus und erweckt schaffende Sehnsucht. Die transzendente Einsamkeit der „Armen“ hingegen genügt sich und liegt weit in einem allzu isolierten und abgeschlossenem Orte im seelischen Kosmos, um noch nach außen Wirten zu tonnen. Denkt man an den im Grunde wahren biologischen Gedanken, daß die irgendwie innerlich intensiv Lebenden zugleich die Neigung in sich verspüren, extensiv (nach außen und zerlegend) zu wirken, so darf man, umgekehrt, mit Rücksicht auf die bestehende Kluft zwischen den „armen Leuten“ und der sie umgebenden Welt der übrigen Menschen auf die geringe Intensität des Seelenzustandes der „Armen“ schließen. Woher soll, in der Tat, die Intensität kommen, wenn die erste Voraussetzung, und zwar das ‚Seelensubstrat oder das Sich selbst‘ Fühlen, fehlt? Es gebricht ihnen daher auch an Schützungsfähigkeit, trifft deren die Umwelt in Werte umgefetzt wird. Sie sind unfähig, im Hinblick auf die Dinge ja oder nein zu fagen, noch mit anderen Ja oder Neinsagenden in Wahrheit mitzuempfinden. Die gewiffermaßen „leere Seele“ verursacht hier die Ausschließung des Trügers aus dem Netz der Verbindungen der Menschen miteinander. Wir haben hier offenkundig keine Persönlichkeit vor uns, die eine Zeitlang sich als Glied und Mitglied irgend eines Ganzen, einer Heimatsgruppe gefühlt hat und nunmehr aus dem Ganzen ausgestoßen wurde oder gar darüber hinauswuchs. Dies wäre ja ein mehr ‚normaler‘ Weg zur Vereinsamung gewesen. Allein, nie einer faßbar begrenzten Ganzheit angehören dürfen, infolge von Haufe aus fehlender Voraussetzungen, ist schon ein höchst interessanter Fall, der durch seine Absonderlichkeit auffällt und den die medizinische Terminologie als pathologisch bezeichnen würde.

Die Einsamkeitsart der „Armen“ tritt in Wirklichkeit selten in Neinheit, öfter aber in Gemeinschaft mit anderen Lebensweisen auf, wodurch sie auch aus den nicht allzu zarten Händen des modernen Arztes gerettet wird. Sie müht sich vielmehr, ihre Legitimität zu beweisen, indem sie zum Motiv einer eigenartigen, durchgängigen Daseinsbeurteilung herauswächst. Aus einer Tatsache wird sie zu einer gewollten Vorstellung, die sich dann in eine besondere Lebenstomposition und Idee verwandelt. Es fanden sich

« 0

David Koigen: Einsamkeit der Armen und Reichen 785

in der Tat Ideologen, die in der Einsamkeit der Armen ein« absolute Befreiung des Menschen von allen vorübergehenden Gestaltungen der Wirklichkeit erblickten, den Armen' der Transzendenz, ja Gott selber verwandt wähten und also seine Art gut» hießen und segneten. Und als das christliche Evangelium die ,im Geiste Armen' selig erklärte, als eine Zeitlang im Mittelalter die Loslösung von dem mit Erwerb, Hab», Vegier» und Ruhmesfucht verbundenen sozialen Dasein als Weg zum „vollkommenen" Leben gepriesen und gepredigt wurde, als das „arme Leben" hier und späterhin, im Ver» laufe von politischen und religiösen Volksaufständen, als höchstes Ideal aufs Schild gehoben wurde, — allenthalben, in allen diesen Fällen gab sich die in .Armut' geborene Einsamkeit kund, die sich dann, wie ja alles in der Welt, zu befestigen und zu behaupten sucht. Die sonst zur Trägheit und Ruhe tendierende Einsamkeit der Armen tritt also aus sich selber heraus, beginnt zu trotzen und zu revoltieren und wendet sich in ihrem revolutionären Aufstand gegen das Bestehende. Die Armut weiß sich nun durch ihre Entbehrungen, geistiger wie sozial»materieller Natur, durch ihre Entfremdung von der Welt der Leidenschaften und des weitblickenden Wollens ,frei' und stolz und über alle Überraschungen des Weltlaufes erhaben. „Iacopone da Todi, einst ein ge» feiert« Rechtsgelehrter, dann Minorit, ein Wann, der von der Welt ins Kloster, vom Kloster in den Kerker und vom Kerker auf den Altar gelangte," fang ein stolzes Lied der .Armut'. „Armut geht auf sicheren Wegen" usw. Dann:

„Armut ruhig bis zu Ende,
Sorget nicht um Testamente,
Läßt die Welt, wie sie sich wende,
Tut nicht einem was zuleid" usw. Dann:

„Armut, tzerrin voll Erbarmen,
Retterin du im Verarmen,
Tugend ruht in deinen Armen,
Wohnet da in Sicherheit."
„Edle Armut, hehres Wissen,
Keinem Ding« dienen müssen,
Mit Verachtung alles missen,
Was geschaffen in der Zeit."*)

Das ,arme', .einsame' Leben wuchs also zu einem Ideal heraus und das Ideal des „armen Lebens" verwandelte allmählich den letzten Grund der sich genügenden Armut und zwar das Sich>nicht»Fühlen und Wollen-Können in eine bewußte Verschmähung des eigenen Selbst und seiner Ansprüche; der .Arme' brachte sein Selbst auf den Altar der Welt schlechthin und fand also einen neuen Weg zur Weltsicherheit und auch zu einer Art — des Reichtums. Er erntete mehr als er gesäet hat.

II.

Das Entbehren des Sich»selbst»Fühl«ns bezw. Wollens zeugte die Einsamkeit der „armen Leute", die im schroffen Gegensatz zu der der .Reichen' und Genialen steht. Diese stammt, wie jene, nicht aus irgend einer Gestaltung der Gesellschaft oder aus einem be« *) Siehe v.-. Glaser, Die Franziskanische Bewegung.

stimm.en Kulturbewußtsein, sondern, wie das Einsamsein der .Armen', wurzelt sie tief in de - Urquelle des Wollens und tritt als spontan« Kraft des menschlichen Selbst her» vor; wie jene gehört sie daher zur anthropologischen Einsamkeitsart. Sie ist den Reichen an Geist eigen, die ja einen beträchtlichen Ueberfluß an .göttlichen Funken', an Ideen» fluten besitzen, — und in gewissen Stunden wird sie von allen erlebt. Der .Arme vermochte nicht intimes Vertrauen zum eigenen Selbst zu fassen, es fehlte ihm der Willc zu diesem — und darin lag die Ursache seiner ursprünglich fruchtlosen Isolation. Der Deiche dagegen gibt bewußt sein Selbst weg; das Selbst, das er sein Eigen nennt, genügt ihm nicht, er will über sich selbst hinauskommen, das Gefühl und Bild des Sein»Sollenden, das in ihm lebt, überragt ftändig den Gehalt des eigentlichen eigenen und auch fremden Seins. Er verschmäht, was in und mit ihm gegenwärtig lebt, bloh ein« Ahnung und erdichteten Idee wegen. Treu lebt und denkt er sich ins große hoffen hinein, sein Blick bleibt immer so an den Ganzheiten und dem Ganzen des Welt», Kultur» und Lebensaftes haften und er läuft alfo ständig Gefahr, sich mit keiner der einzelnen eigenen und fremden Daseinsarten und Willensrichtungen eins zu fühlen und zu wissen. Auf solche Art und Weise kommt die Einsamkeit des tragisch gearteten Genies zustande, die sich zugleich als treuer, wenn auch grausamer Gefährte des geistigen Schaffens im großen StUe bewährt hat. Ist das geistige Auge des schon an sich einsamen Schöpfers auf abgeschlossene lebendige Ganzheiten und auf die Welt, das Leben als solches gerichtet und verhindert ihn so sein die Mitwelt überragender Geist, sich in irgend einem Punkte mit diesen zu verschwistern und eine gemeinsame Heimat aufzurichten, so fällt er un» widerruflich dem Netz auch anders gearteter Einfamteitsgefühle noch dadurch anHeim, daß er natürlicherweise unausgesetzt auf Mißverständnisse und Mißtrauen der Umwelt stößt. Allein wenn der Schaffende in seinem aufrichtigen Streben eine der geltenden Welt entgegengesetzte Nichtung einschlägt, ist die Möglichkeit geboten, einmal im brach» liegenden phantastischen Systeme der Ideen oder in der Tiefe der halb» und vor» bewußten Gefühlsgewebe eine Insel zu erreichen, wo ein lebendiges Ganzes, als dessen innigstes Glied man sich weih, aufgerichtet werden könnt«. Auf diefer Bahn wandeln nun auch alle Nomantiker, die ihr Dasein nicht der Armut, sondern dem .Neichtum' der» danken. Allein, die Insel dieser Illusionsmenschen ist fo illusionär wie ihre Natur selbst, und eines Tages zerfällt ihre gesamte traumhafte Welt in nichts. Die Einsamkeit ist keine zufällige Begleiterscheinung des Lebensattes, sie macht viel» mehr das herz seiner Veränderungen und Umwandlungen aus und bringt dem Wen» schen das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, Einzigkeit und der Notwendigkeit bei, «ui sich heraus «ine Schöpfungsbahn einzufchlagen. In ihr löst sich der Mensch von der Welt der augenblicklichen organisierten Gebilde los und berührt sich mit dem Ort der .Offenbarung' und folglich des .Nichts'; der kaum faßbare Zwischenraum unter dem Sein und Werden, unter dem Gegebenen und Möglichen findet in der Einsamkeit sein gefühlsmäßiges Aequivalent; sie ist der heimliche Weg, der beide verbindet und zugleich von» einander trennt. Ohne sie vollzieht sich so leine Negung in der Menschenwelt. Die Einsamkeit der reichen Naturen, die immer als Folge des Strebens nach Ueber» Windung der Eng« des etg«n«n Selbst und oft auch der dem Selbst assimilierten Um»

David Koigen: Einsamkeit der Armen und «Reichen 787

weit erscheint, — im letzten Falle will sie die Begrenztheit der augenblicklichen, empirischen, durch die grundsätzlichen Willensrichtungen bestimmten Ichzentren durchbrechen und sich mit sich selbst als Weltwesenyelt, als fundamentale, zentrifugale Einheit der» ehelichen, — diese Einsamkeitsart wird nun zum unentbehrlichen Sporn des philo» sophischen, künstlerischen und religiösen Schaffens sowie auch der universell angelegten Tätigkeitsarten. Das tragische Genie sucht der Einsamkeit zu entgehen, indem es seine Heimat außerhalb seines Selbst aufzurichten trachtet, der lyrische Genius hingegen dringt ins Innere des Selbst und liebt und klagt und weinet, bis es ihm gelingt, ein Frommer zu werden und so die Ganzheit und Allheit mit seinem scheuen und verschlingenden Gefühl zu umweben. Beide aber bringen das sichtbare Selbst und die aufgehobene Treue zum Opfer, beide wandeln den Weg der Entsagung und des Verzichtens. Der wirklich Ein» same ist nie unmittelbar bei ‚sich‘ und mit sich oder in einem Etwas und auch geht ihm die Freiheit ab, die zur Bewältigung und Ueberlegenheit befugt. Allein der Weg zur Aufstellung einer neuen Freiheitsordnung, das heißt eines die Freiheit fördern» den Gesetzes, führt durch die Einsamkeit. Weiß man den Klagen des Schaffenden auf» merksames Gehör zu schenken, so zeigt sich bald, wessen geistiges Kind der Einsame ist, ob wir es mit einem in eigenen Gefühlen und Gedanken Verwirrten zu tun haben, oder mit einem tzell» und Fernseher, dem sich allein im weiten Meere die märchenhafte Infel enthüllt hat. Es stellt sich heraus, ob der Einsame ein unruhiger, ewig suchen» der Einzelgänger ist, oder «in kalt und kühl in die Ferne hinausblickender und hinauf, auf beraufchende höhen schwebender Gott. Es zeigt sich gar bald, ob wir einen nach Vollkommenheit sich Sehrenden, einen Vorwärtsdlickenden vor uns haben, oder einen, der sich nicht mit einer Welt versöhnen kann, die so himmelweit von seinem Bilde der Vollkommenheit entfernt ist. —

Die Einsamkeit der ‚Armen‘ und die der ‚Reichen‘ wurzeln in der gegebenen Ve» schaffenheit ihrer Naturen und stellen im Grunde die zwei Pole des Lebensgefühls aller Menschen dar. Die erste Einsamkeitsform darf an die Grenze der höchstmöglichen Passl» vität verlegt werden, wo die Gefühlsstrebigkeit oder der keimhaft« Wille hinter dem Selbst zurückbleibt und ihn nicht zu erreichen vermag; durch die andere Art dagegen gelangt der Aktivitätspol zum Durchbruch, wo der Wille, der ja ein intimes Verhältnis zu den Empfindungen, Gefühlen und dem Denken zu unterhalten pflegt, von vornherein über das eigene Selbst hinausgeht und es so weit hinter sich zurückläßt. Das ‚Selbst‘ und begreiflicherweise die ihn konstituierenden Daseinspositionen sind es daher, die sich zwischen der Einsamkeit der ‚Armen‘ und ‚Reichen‘ hineinschiebt und beide Richtungen voneinander trennt. Der Prozeß des Einsamwerdens der ‚Armen‘ voNzleht sich in der Entfernung vom Selbst, in der Richtung zum Nichts und der Beschaulichkeit (passive Genialität), und der des Einsamwerdens der ‚Reichen‘ weist den Weg vom Selbst nach oben und innen, zur Ganzheit, zur Allheit und zur Totalität. Um das Selbst aber kreist das Streben zur Passivität sowie das zur Aktivität, und an den Skalen jenseits und diesseits vom Selbst gibt sich eine ganze Reih« von einzelnen Lebensäußerungen kund. An den Plüssiditäts« und Aktivitätsslalen nehmen wir all jene Paseinsmomente wahr, die unter den Ramen Wachstum, Entwicklung, Veränderung, Umwandlung, Rieder» sinken, Einschlafen, Verarmen und Verfall der Menschenseele bekannt sind. Jede Ent»

zündung von geistigem Leben, jede nach rückwärts oder vorwärts gerichtete Lebensregung beginnt so mit Trennung und Entfremdung, trägt einen tief dramatischen Charakter an sich, schwört eine geteilt«, diskontinuierliche Wirklichkeit herbei und hat je nachdem da« Einsamwerden, die Vereinsamung und schließlich die Einsamkeit zur Folge. Und es sind Mächte ganz anderer Ordnung, die den Kampf mit der der Daseinsveiwandlung inne» wohnenden Einsamkeit bzw. .Heimatlosigkeit' aufnehmen und durchfechten. Angesicht» solcher Lage der Dinge ist man versucht, mit Pirgil auszurufen: „guut laorimae i«ruM"; dies ins Kulturbewußtsein übertragen, würden wir sagen: Die Menschenwelt und ihre Erzeugnisse sind voll Tränen und werden stets, bevor sie ins objektive und in das ab» geschlossen individuelle Dasein treten, von den Tränen der Trübnis und der schmerzen» den Freude gereinigt und eingeweiht. Die Einsamkeit umschwenkt fortwährend das lebende Selbst, ^ie ist die Taufe des Schaffenden und mit ihr zahlt auch der umwälzende .atheistische' Wille in uns Tribut für das Recht auf Anderswerden und Anderssein, für den Kampf um die neue tzeimat und folglich auch Freiheit und Sicherhett. Und man möchte da dem Menschen zurufen: Gib acht, „sunt laeriiiiae rei-um!" So will es die Art des Lebendlgseins. Fortwährend räumen die passiven und aktiven Einsamteitsformen einander den Platz, das kämpfende, stolze und trotzend Einsamsein gleitet in die müde, entsagende und demütige Einsamkeit hinüber und diese richtet wieder ihren Blick nach oben und seitwärts, um das beglückende Weh und Leid der ursprünglichen Aktivität zu durchtosten. Denn unten harrt der aus .Armut' geborenen Einsamkeit das Nichts, uu» das Grenzgefühl des Lebens in Finsternis und Tod zu ersticken, allein auch oben bricht manchmal das herz entzwei, die Seele vermag sich nicht zu fassen und zu assimilieren und sie gerät in die Arme der stilltlagenden Sehnsucht, der anklagenden Verzweiflung oder gar der stummen Verwirrung. Allein die ihres Zieles bewußte Aktivität und das still leimende, volle, sich genügende Triebleben mühen sich, das zuckende Feuer der Ein» samkeit zu erlöschen und die ihr erwachsene Sehnsucht im Tatenrausch, im Anschauen des Ganzen und Runden, im spontanen Sichausleben und in der .Sattheit' am Leben zu stillen und aufzulösen. Es ist nun bekannt, daß auch hier, wo die Menschen in Per» hältnisse treten, und ihre verschiedentlichen Verhaltensformen Pflegen, wo, mit eine» Worte, der Kulturatt konstituiert wird und kontinuierliche und diskontinuierliche Lebens» reihen fortwährend aufeinander folgen, — daß auch hier die Einsamkeit ihre Wege wandelt, den einzelnen, nacheinander, auf sich selbst und auf den ihn umgebenden Wel» tenraum tonzentriert, der Heimat' beraubt und auch zum Kampfe um eine solche, zum Schaffen und Selbstschaffen anspornt, zum Ausruhen und Wachstum verleitet oder gar in die Nacht des absoluten, stummen Nichts für ewig hinunterzleht. hierüber jedoch, also über die Einsamkeit, die ihre Nahrung aus dem Wandel und der Gestaltung der Gesell» schast zieht oder aus den Krisen des Kulturbewußtseins stammt, zu sprechen, ist heute hier nicht geboten.

C» 0

«> 0

78!)

Ludwig Gurlitt: Schülerbriefe

Schülerbriefe. Von Prof. Ludwig Gurlitt.

<?>ie „Kulturpolitisch« Gesellschaft" in Wien,

^w^ «in« private Vereinigung, seit sechs Jahren

bestehend, unter Vorsitz des vi, Robert

Scheu (Wien IV, Theresianumgasse 6), hat schon

viel sür ihre Kulturpolitik getan, u.a. vier größer«

Enqueten veranstaltet, darunter die über Che»

rechtreform und über Kunstpolitil. Ihr Grund»

ae danle ist: Jeder Gegenstand soll sachlich, ab»

seits von irgend einem Parteiprogramm, so b«»

handelt werden, daß zunächst einmal das Tat»

sachenmaterial zusammenkommt, dann sollen die

Wünsch« aller daran Interessierten vernommen,

darauf erst die „Sachverständigen" befragt und

endlich das gesammelt« Material der Negierung

vorgelegt werd«n. Also: statt Partelpolitil, die

überall und immer deduktiv vorgeht, «ine

induktive gegenständliche Kulturpolitik, die von

den Bedürfnissen der Interessenten aufsteigt. So

folll jedem Zweige staatlicher Verwaltung von

unten herauf eine freie organisation ergänzend

und berichtigend «ntgegenwachfen. 2s ist das

wohl im wesentlichen das Prinzip des Anarchis»

mus oder richtiger Autonomismus, der Selbst»

Verwaltung nach Interessengebieten, Interessen»

loalltlon. Vernunftige, moderne, nationale

Kulturarbeit auf allen Gebieten folll geleistet

werden. Natürlich muht« sich diese Tätigkeit

auch an die Schulen wenden, denn bekanntlich:

»Wer die Jugend hat" usw.

In dem „Neuen Wiener Tagblatt"

wurde, um «ine Enquete über die Mittelschulen

einzuleiten, ein Fragebogen veröffentlicht, der

stch in vier Formularen an Schüler der oberen

Klassen, an Abiturienten, an die im Verufsleben

stehenden Leute und an die Lehrer richtete.

Die Behörden wurden alsbald stutzig:

Landesschulinspektor Kapp, das Unterrichts»

Ministerium vertretend, «rtlarte das Vorgehen

der Kulturpolitischen Gesellschaft für «inen päda»

gogifchen Mißgriff. Ganz ohne Berechtigung

scheint mir dieser Vorwurf nicht. Es hat immer

sein Bedenkliches, die Schüler zur Kritik ihrer

Lehrer öffentlich aufzufordern. 2s ist aber die

Kulturpolitische Gesellschaft eine unabhängige

Vereinigung, die stch über das, was sie für

richtig und für pädagogisch hält, keine Vor»

schriften machen läßt. Vizepräsident Dr. Frey

wies auch den Angriff des Landesschulinspettors

mit der Bemerkung zurück, daß in die Schule

auch andere Leute dreinzureden haben als Pada»

gogen und Philologen. Uebrigens wurde diefe

Schülerenquet« auch mißverstanden. I)ft wurde

ihr entgegengehalten, daß dem Schüler die Distanz

fehl«, «r daher nicht befähigt sei, ein Urteil über

den Wert oder Unwert feiner Schule abzugeben.

Als ob von den Schülern ein Urteil verlangt würde, nicht vielmehr subjektive Tatsachen! Tausend subjektive Bilder, so argumentieren die Fragesteller, geben zusammengekommen ein objektives. Ist es denn, fragen sie, so gar gleich, gültig, wie die Schule subjektiv empfunden wird? Ist die Schule nicht außerdem, daß sie Erziehungs- mittel ist, auch «in Erlebnis? Eine Kultur» politische Gesellschaft, die sich das Ziel setzt, alle gesellschaftlichen Erscheinungen und auch die Innenkultur in das Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen, habe es nicht nötig, sich an äußerliche Kompetenzen zu halten. Das interessiert sie einfach, wie es in der Seele der Schüler aussieht. In der Tat hat gerade der Teil der Enquete, der Bericht über die schriftlichen Antworten brachte, das größte Interesse erregt. Uebrigens war schon im Fragebogen selbst für Gegengewicht und Korrektur geforgt, da ja den Schülern ausgefragt die der Lehrer und der sonstigen im Berufsleben stehenden Männer an die Seite gestellt wurden.

Gegen 600 Briefe sind eingelaufen und werden im Auszug mitgeteilt. Ein sehr interessantes Aktenmaterial! Zumeist äußerten sich Unzufriedene: die Zufriedenen schwiegen. Statistisch wissenschaftlichen Wert hat diese Veröffentlichung deshalb ^ wie der Herausgeber selbst erkennt — nur in bescheidenem Maße. Sie gibt vorerst nur Dokument, nur Rohstoff, Zeugenaussagen, „die nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigkeit ihr Nicht finden mögen“.

Die Ergebnisse im einzelnen sind geradezu verblüffend! Man könnte das Buch mit Necktheit betiteln: „Die Mittelschulen Österreichs auf der Anklagebank.“

Nur wenige Proben hier aus der Fülle des Materials: Ein fehr animierter Brief schließt mit den Worten, die in anderen zahlreichen Antworten ihre Bestätigung und Ergänzung finden.

„Wirklichen Talenten genügen die Aufgaben des Gymnasiums nicht, sie finden kein Arbeitsfeld und keine Befriedigung, beschäftigen sich z. B. mit deutscher Literatur, schreiben einmal einen leidlichen Aufsatz und werden auf eine für das Leben nachwirkende Weise niedergedrückt. Natürlich suchen sie einen Ersatz, den sie leicht finden Eine Art der Entschädigung habe ich oben genannt (das Vordell), eine andere ist der Alkohol. Welches Mittel wäre schlecht genug, über die Schrecken und Foltern der Schule hinwegzuhelfen? Klassenbuch, Nöge wegen einer Kleinigkeit, Arrest für kindische Naufereien, Verfolgung wegen eines freien Wortes und semester«

Ludwig Gurlitt: Schülerbriefe

langes Nachtragen, zuletzt noch mit dem Schreck»
gcspenst der Matura.

2in Regiment des Schreckens! Talente
brechen aus, andere verkümmern. Di« Stucker,
Mucker und Streber aber blühen und gedeihen
herrlich I"

Auf die Frage: »Welche Beobachtungen
haben Sie über den sogenannten Schwindel bei
der Matura gemacht? haben Sie sich selbst
unerlaubter hilfsmittel bedient?" gaben die
jungen österreichischen Abiturienten Antworten
wie folgt.

N.,') Wien. Geschwindelt wurde nach allen
Negeln der Kunst: ich natürlich fest« mit.

N., Wien. Keiner hat ohne Schwindel di«
Matura bestanden; selbst der Beste nicht,
selbstverständlich.

N.> Wien. Meines Lrachtens wird, solange« die
Matura besteht, auch geschwindelt, es wäre
denn, daß jedem Kandidaten «in« Aufsicht«»
Person beigegeben wird. Denn hier steht
einem mehr Zeit als bei einer Komposition
zur Verfügung, hier hat man Zeit, u«
vorsichtig zu sein, hat ruhige Ueberlegung
und kann mit größter Sicherheit schwindeln.
Ich kann kühn behaupten, daß von 45 Schülern,
welche mit mir maturierten, lein einziger
die Matura ehrlich abgelegt hat. selbst
das Konzept wurde mir fortgenommen,
während ich draußen war, und zwar von
meinem Nebenmann, der zwei Meter von
mir sah. Leider ist hier der Raum zu klein,
um ausführlich sein zu können.

N.> Wien. Di« Kollegialität tritt hier am meisten
zutage durch allgemeines Schwindeln.

N., Wien. Bei der schriftlichen Prüfung konnte
im größten Maßstäbe ungehindert geschwin»
delt werden.

N., Wien. Geschwindelt wurde allgemein, und
meines Wissens gibt es leine fünf Schüler,
di« sich nicht unerlaubter Mittel bedient
hatten. Die Professoren scheinen dies zu
wissen und geben hinreichend Gelegenheit
dazu.

N.> Wien. Ungeheurer, alldurchdringender, all»
umfassender Maturafchwindel. Die natürlich«
Widersinnigkeit österreichischer Minlsterial»
Verordnungen bringt «s mit sich, daß durch
neu« Bestimmungen und Vorsichtsmahregeln
bloß der Schwindel raffinierter und be»
deutender wird.

N., Mähren. Eine schriftlich« Matura ohn«
Schwind«! könnte ich mir gar nicht denken.
Die Methoden werden alljährlich raffinierter.
Ich selbst bediente mich der Wörterbücher.

') «. bedeute» «ealschule, ». Gymnasium.

So geht es seitenlang weites. Von allen
antwortenden Mittelschülern bedien«« nur drei

sich nicht un«rlaubt«r hilfsmittel beim Uebtr»
fetzen.

Auf die Frag«: .haben Sie durch die
Matura, beziehungsweise durch die Vorbereitung
zum Gxamen physischen Schaden gelitten?' «nu»
«ort«t«n di« jungen Leute:

«^ Wien. Augenkatarrh, Appetitlosigkeit, Ab-
gespanntheit.

G., Wien. Fortwährende Aufgeregtheit, »».

nötige Zweifel an meinen Kenntnissen, ge.

rötete Augen vom nächtlichen Stubium.

Appetitlosigkeit.

G., Wien. Nervöses Magenleiden.

G., Wien. Stark« nervöse Abspannung.

G., Wien. Die Nervosität wurde vermehrt,

weniger durch das Studium als durch du

Abgespanntheit.

G., Wien. Körperlich ganz herabgelomm«
von meiner geistigen Verfassung will ich liebe?
nicht reden.

G^ Wien. Ich bekam durch häufige Ueber»»' »»'

strenkung und Mangel an Bewegung n

gesunder Luft fehr oft Kopfschmerzen, !w

an hochgradiger Nervosität, Schlaflosiglci:

leichter Ermüdung, großer Aufregung bei

Prüfungen ufw. unv muht« in folgeoessni

häufig d«n Schulunterricht versäumen. Diele

Zustände haben, je näher die Prüfung heran,

rückte, an Häufigkeit und Intensität zuge»

nommen.

t>^ Niederösterreich. Viele meiner Kollege«

waren vor Aufregung und den durchstudierte-

Nächten halbkrank.

«>., Steiermark Wegen Mangel an guter L»ft

und Bewegung wurde ich nervös, litt «,

Schlaflosigkeit, fah recht schlecht «rus, »»»

war die Verdauungstätigkeit nicht normal

N., Wien. Mit meinen Nerven war ich ziemlich

herunter.

N., Wien. Nervöses Herzleiden, allgemeine

Nervosität.

N^ Wien, hochgradige Nervosität.

N^ Wien. Überspanntheit und Nervosität.

Äl>, Wien. Magenkrankheit.

N^ Wien. Ich bot nach der Matura «in tra».

rige« Bild, «line Woche lang lag ich i»

Gras, konnte nichts tun als weinen. Voch

monatelang ging ich mit stierem Vllcl' n»b

Selbstmordgedanken umher. In h«rm«nr-

Hesse« »Unterm Nad" ist ein Zustand ähnlich

meinem beschrieben. Ob ich noch in meine«!

Leben das gutmachen kann, was die Schul«

an mir verbrochen hat, zweifle ich.

A., Wien. All« Kollegen durch dl« Nanl litt«»

an hochgradiger Nervosität.

C>:

791

Ludwig Gurlitt: Schülerbriefe

N., Wien. Die Hauptlernzeit muht« ich da« Vett hüten wegen Herzschwäche, zugezogen durch das starte Laufen zur Schul« (7,5 Ku Geschwindigkeit). Dl« eingetretene Gleich» gülügtelt gegen alles ermöglichte es, dah ich trotz Herzschwäche an den grünen Tisch trat. War ich doch meiner Sache, ausgenommen Geschichte, ganz gewiß. Di« erwartete Kom» pensation trat nicht ein, denn ich erhielt sehr aute Noten, doch ein« Nachprüfung in Ge» schichte, so dah ich in den Ferien HNO Seiten auswendig zu lernen hatte. Gedächtnis» schwäch« trat «In, dah ich vor mir selbst er» schrak, und Lebensüberdruh.

Auf die Frag«: „Verlassen Sie die Schule mit dem Gefühl« d«r Dankbarkeit?“ lauten die Antworten:

«., Wien. Ich verlasse die Anstalt mit dem Gefühle der Dankbarkeit, st« v«rlass«n zu könne».

<V., Wien. Ja, infofern ich diefelb« nicht mehr zu besuchen brauche.

O., Wien Was die allgemein erzieherischen Zwecke der Anstalt anlangt, so verlasse ich st« im besten Fall« mit d«m O«sühle d«r vollständigen Gleichgültigkeit.

<V.> Wien. Meiner Herren Professoren werd« ich mich dankbar «rinnern, allerdings achte ich in einem dlefer Herren (ich hatte ihn nur in Sexta) zwar den Lehrer, aber nicht den Menschen.

<G., Wien. Nein, wie ich überhaupt den Unter» richt, den ich genoh, als «in« staatliche Pflicht ansah, dl« nicht durch das Gefühl einer höchst unpassenden Dankbarkeit zu einem Geschenk verherrlicht werben darf.

»»., Wien. Ich bin herzlich froh, dah ich die Anstalt hinter mir Hab«. <iin Gefühl der Dankbarkeit Hab« ich nur für d«n Schul» diener, welcher wiederholt äußerte, es fei fchad« um die acht Jahr«. Ich glaub«, d«r Mann hat ein großes Wort gelassen aus» gesprochen.

Und fo weiter in langer Neih« zumeist mißgestimmt« Urteil«. Einig« st«lg«rn sich zu leidenschaftlichem hah, wofür wieder nur einig« Proben:

N., Wien. Nein! sondern mit einem Fluch« auf d«n Lippen für das Attentat auf mein Gehirn, für die gewalttätig« Erniedrigung meines höheren Strebens, für den Pfuhl der Philistrosität, in den ich hineingezerrt wurde, für die Schädigung meines Nerven» lyftems, für meln« verhunzt« Jugend, für die Umgebung, in der ich leben muhte und dl« nlcht «inmal angespuckt zu werden ver» dient. Für dies alles Hab« ich nur «in

herzliches .Pfui Teufel', mit dem allein ich den Brechreiz nicht überwinde.

N[^] Wien. Jawohl! weil sie mir einig« Ve» schäftigungen, zum V«ispiel die Kunstge» schichte, nicht vereiteln konnte, da sie dies« nicht in ihren Lehrplan aufgenommen hatte. N[^] W«en. Für die Schule kenn« ich nur dl« Gefühl«: hah und Verachtung. Die Mittel» fchulreform ist «in Stohgebet aller beteiligten jungen Leute.

«., Wien. Ich verlasse di« Anstalt nicht mit dem Gefühle des Hasses (den ich mit aller Kraft bemüht bin zurückzudrängen), sondern mit dem der tiefsten Verachtung. Di« Neal» schul« ist sehr gut geeignet, «inen modernen Automaten heranzubilden: aber wer ihren Fluch nicht mit allen Kräften von sich fern» gehalten, das heiht, sie als qualitativ« Nebenfach« betrachtet hat, wird nie wieder in seinem Leben Kant, Nietzsche und Scho, en» Hauer lesen. <ir kann vielleicht Unterrichts» minister, nie aber ein wirklicher Mensch werden. Die Zeit meiner Nealschul.studien" war di« qualvollste meines Lebens; nicht weil sie mir schwer gefallen wären, sondern weil ich wuhte, dah ich meine Jugendjahr« für nichts hingab. M«in« Grund« zu dieser Ueberzeugung stehen bis in die kleinsten Einzelheiten fest.

Und so fort und fort.

An ehemalige Wittelfchüler, di« derzeit schon im Verufsleben stehen, wurden folgend« Fragen g«richt«t:

1. hab«n Si« di« Ueberzeugung, dah Ihnen die Mittelfschul« ein« inner« Ueberlegenheit gegenüber den ncht akademisch Gebildeten verleiht?

2. haben Sie seit Ihrem Abgang« aus d«r Mittelschule Ihr Urteil über dies« geändert?

3. hat Ihnen die Mittelschulbildung genützt?

2) Auf der Universität?

b) Beim Militär?

c) In Ihrer Lebensführung?

ä) In Geschäften?

e) In der Aneignung theoretischen Wissens?

4. haben Si« s«ither wesentliche Bildungslücken »n sich «nttxckt?

hab«n Si« physisch« oder geistig« Mängel in sich entdeckt, welche Sie der Mittelschule zur Last legen?

Welche« Andenken haben Si« Ihren Lehrern bewahrt?

Darauf liefen 129 Antworten «in, dies« lauteten für Frag« 1 .ja' b«l NO"/,, .««in" b«l 28 "/» Physisch« und geistige Schädigung — um nur bl«s«n Punkt herauszugreifen — behaupteten auf der Schule 58 «linsender (44'/,) erlitten zu haben. <ls werden als Schädigungen angegeben: Nervosität 20mal, Kurzsichtigkeit 19mal, Nück«

5.

«,

Hugo v. tzofmannsthal: Nitt durch Phokis
 grattrümmung 4 mal, allgemeine körperliche
 Schwäche II mal, Gedächtnisschwäche 6 mal.
 Außerdem: schlaffe Muskulatur, unentwickelte
 Sinnesorgane, Schultererhöhung vom Bücher»
 tragen, „schreckhaftes Träumen" noch Jahre nach
 der Matura, Ungeschicklichkeit, allgemeine Ver»
 tümmerung sc. — Genug, genug!

An die Kulturpolitische Gesellschaft ist zu
 guter Letzt noch ein« offen« Kart« gelangt, die
 leine Unterschrift und nur den einen lapidaren
 Satz enthält, mit dem die Publikation wirksam
 abgeschlossen wird: „Der Gymnasiast gleicht dem
 Kaspar Häuser, der erst als junger Mann aus dem
 dunklen Verlies zu Licht und Leben kam."

Mir steht ein Urteil über das österreichische
 Schulwesen nicht zu, schon deshalb nicht, weil
 ich es aus eigener Anschauung gar nicht kenne:
 Wenn aber nur ein bescheidener Teil der hin
 vorgetragenen Beschwerden Berechtigung h»t,
 dann muß Vesterreich eine "Reform der Wiic!
 schulen an Haupt und Gliedern vornehmen,
 denn dann erweisen sich die auch sonst i» de»
 letzten Jahren dort immer stürmischer hervor»
 brechenden Bus« nach neuen Männern und
 neuen Mahnahmen für die Jugenderziehung »!j
 durchaus berechtigter Notschrei.

2s soll mich wundern, wie die .Freunde
 des humanistischen Gymnasiums" in Vesterreich
 diesen schweren hieb parieren wollen: er scheint
 mir geradezu tödlich zu sein.

Nitt durch Phokis. (Das Kloster des heiligen Lukas.)

Von Hugo v. hofnmnnsthal.

Hsl^ir waren an diesem Tag neun oder zehn Stunden geritten. Als die Sonne sehr
 ^^ hoch stand, hatten wir gelagert vor einem kleinen Khan, bei dem eine «in»
 Quelle war und eine schöne große Platane. Später hatten wir noch einmal mit den
 Waulthieren aus einem Faden fließenden Wassers getrunken, flach auf dem Boden
 liegend. Unser Weg war zuerst an einem Abhang des Parnaß eingeschnitten, dann
 in einem urzeitigen versteinten Flußbett, dann in einer Einsenkung zwischen zwei legel»
 förmigen Bergen; dann lief er über eine fruchtbare Hochebene hin inmitten grüner
 Kornfelder. Manche Strecken waren öde mit der Oede von Jahrtausenden und nichts
 als einer raschelnden Eidechse überm Weg und einem kreisenden Sperber hoch oben
 in der Luft; manche waren belebt von dem Leben der heerden. Dann kamen die wolfs»
 ähnlichen Hunde bellend und die Zähneweisend bis nahe an die Waulthie« und
 man muhte sie mit Steinen zurückjagen. Schafe, schwer in der Wolle, standen zu»
 sammengedrängt im Schatten eines Felsblockes und ihr erhitztes Athmen schüttelt« sie.
 Zwei schwarze Böcke stießen einander mit den Hörnern. Ein junger hübscher tzirt trug
 ein kleines Lamm auf dem Nacken. Wieder kamen ganz einsame Strecken. Auf einer
 flachen steinichten Landschaft verharrte regungslos der Schatten einer Wolle. In ein«
 sonderbar geformten Mulde, wo tausende von einzelnen großen Steinen lagen und da»
 zwischen tausend« von kleinen stark duftenden Sträuchern wuchsen, zog sich eine groß«
 Schildkröte über den Weg. Dann, gegen Abend, zeigte sich in der Ferne ein Dorf,
 aber wir ließen es zur Seit«. An unserem Weg war eine Cisterne, in die tief unten
 der Quell eingefangen war. Neben dem Brunnen standen zwei Cypressen. Frauen zogen
 das klare Wasser empor und gaben unseren Thieren zu trinken. An dem Abendhimmel
 segelten kleine Wolken hin, zu zweien und dreien. Geläute von heerden kam aus der
 Nähe und Ferne. Von diesem Brunnen an bekam die Gegend etwas Weiches und
 zart Geheimnisvolles. Die Maulthiere gingen lebhafter und sogen die Luft, die aus
 dem Thal entgegen kam. Ein Geruch von Akazien, von Erdbeeren und von Thymian

schwebte über den Weg. Man fühlte wie die bläulichen Berge sich schlössen und Vi«
dieses Thal das Ende des ganzen Weges war. Wir ritten lange zwischen zwei Hecken

Hugo v. Hofmannsthal: Nitt durch Phokis 793

von wilden Rosen. Ein kleiner Vogel flog vor uns hin, nicht größer als das Fleckchen Schatten unter einer dieser blühenden Rosen. Die Hecke zur Linken, wo die Thalseite war, hörte auf und man schaute hinab und hinüber, wie von einem Altan. Vis hin» unter an die Sohle des kleinen bogenförmig gekrümmten Thales und an den gegen» übelliegenden hang bis zur Mitte der Verge standen Fruchtbäume in Gruppen, mit dunklen Eypressen vermischt. Zwischen den Bäumen waren blühende Hecken. Dazwischen bewegten sich heerden und in den Bäumen sangen Vögel. Unterhalb unseres Weges liefen andere Wege. Man fah, daß sie zur Lust angelegt waren, nicht für Wanderer oder Hirten. Sie liefen in fanften Windungen immer gleich hoch über dem Thal. In der Mitte des Abhangs stand eine einzelne Pinie, ein einsamer, königlicher Vaum. Sie war der einzige wirklich große Baum in dem ganzen Thal. Sie mochte uralt sein, aber die Anmut mit der sie emporstieg und ihre drei Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhielt, hatte etwas von ewiger Jugend. Nun faßten niedrige Mauern den Weg links und rechts ein. Dahinter waren Fruchtgälten. Eine schwarze Ziege stand an einem alten Velbaum mit aufgestemmtten Vorderbeinen, als ob fle hinaufklettern wollte. Ein alter Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, watete bis an die Brust in blühenden Heckenrosen. Das Kloster mußte ganz nahe sein, auf hundert Schritte oder noch weniger und man wunderte sich, es nicht zu sehen. In der Mauer zur Linken war eine kleine offene Thür; in der Thür lehnte ein Mönch. Das schwarze lange Gewand, die schwarze hohe Kopfbedeckung, das lässige Dastehen mit dem Blick auf die Ankommenden, in dieser paradiesischen Einsamkeit, das alles hatte etwas vom Magier an sich. Er war jung, hatte einen langen rötlich blonden Bart, von einem Schnitt, der an byzantinische Bildnisse erinnerte, eine Adlernase, «in unruhiges fast zudringliches blaues Auge. Er begrüßte uns mit einer Neigung und einem Ausbreiten beider Arme, darin etwas gewolltes war. Wir saßen ab und er ging uns voran. Durch einen ganz kleinen von Mauern umschlossenen Garten traten wir in ein Zimmer, in dem er uns allein ließ. Das Zimmer hatte die nötigsten Möbel. Unter einem byzantinischen Muttergottesbild brannte ein ewiges Licht. Gegen» über der Eingangsthür war eine offene Thür auf einen Balkon. Wir traten hinaus und fahen, daß wir mitten im Kloster waren. Das Kloster war in den Berg hinein» gebaut. Unser Zimmer das vom Garten aus zu ebener Erde war, lag hier zwei Stock hoch im Klostelhof. Die alte Kirche, mit dem Glanz des Abends auf ihren tausend» jährigen, rötlichen Mauern und Kuppeln schloß eine Seite ab,- die drei andern waren von solchen Häusern gebildet, wie wir in einem standen, mit solchen kleinen hölzernen Ballonen, wie wir auf einem lehnten. Es waren unregelmäßige Häuser von verschiedenen Farben und die kleinen Ballone waren hellblau oder gelblich oder blaßgrün. Aus dem Haus das die Ecke bildete lief zur Kirche hinüber wie eine Zugbrücke eine Art Loggia. Manches schien unmeßbar alt, manches nicht eben älter als ein Menschenalter. Alles athmete Frieden und eine von Duft durchsüßte Freudigkeit. Unten rauschte ein Brunnen. Auf einer Bank saßen zwei ältere Mönche mit ebenholzschwarzcen Barten. Ein ander» von unbestimmbarem Alter lehnte jenen gegenüber auf einem Balkon des ersten Stockwerks, den Kopf auf die Hand gestützt. Kleine Wolken segelten am Himmel hin. Die beiden waren aufgestanden und gingen in die Kirche. Zwei andere kamen

794 Hugo v. Hofmannsthal: «Ritt durch Phokis

eine Treppe herab. Auch sie hatten das lange schwarze Gewand, aber die schwarz«
Mütze auf ihrem Kopf war nicht so hoch und ihre Gesichter waren bartlos. In ihrem
Gang war der gleiche undefinierbare Rhythmus: gleich weit von Haft und von Lang«
samkeit. Sie verschwanden gleichzeitig in der Kirchenthür, wie ein Segel das hinter
einem Felsen verschwindet, wie ein großes unbelaushtes Thier, das durch den Wald
schreitet, hinter Väumen unsichtbar wird, nicht wie Menschen die in ein Haus treten.
In der Kirche fingen halblaute Stimmen an, Psalmen zu singen, nach einer uralten
Melodik. Die Stimmen hoben und senkten sich, es war etwas Endloses, gleich Veit
von Wage und von Lust, etwas Feierliches, das von Ewigkeit her und weit in die
Ewigkeit so forttönen mochte. Neben dem Hof aus einem offenen Fenster sang jemand
die Melodie nach, von Absatz zu Absatz: «ine Frauenstimme. Dies war so seltsam, es
schien wie eine Einbildung. Aber es setzte wieder ein, und es war eine weibliche Stimme.
Und doch wieder nicht. Das Echohafte, der völlig getreue jenem feierlichen kaum
noch menschliche Klang, das Willenlose fast Bewußtlose schien nicht aus der Brust einer
Frau zu kommen. Es schien, als sänge dort das Geheimnis selber, ein wesenloses
Wesen. Nun schwieg es. Aus der Kirche drang mit den dunklen, weichen, tremo»
lierenden Männerstimmen ein gemischter Duft von Wachs, Honig und Weihrauch,
der wie der Geruch dieses Gesanges war. Nun fing die frauenhafte Stimme wieder
an, absatzweise nachzusingen. Aber andere ähnliche Stimmen aus dem gleichen offenen
Fenster, nicht weit von meinem Balkon, fielen ein, halblaut und nicht ernsthaft, es
wurde ein Scherz daraus, die schöne Stimme brach ab und nun wußte ich, daß es
Knaben waren. Zugleich kamen ihre Köpfe ans Fenster. Einer war darunter sanft
und schön wie ein Mädchen und das blonde haar fiel ihm über die Schultern bis
an den Gürtel. Andere von den Klosterknaben standen unten im Hof und sprachen
hinauf: „Der Bruder!“ riefen sie, „Der Bruder! Der Hirt! Der Hirt!“

Später kam ich dazu, wie die Brüder voneinander Abschied nahmen. Der junge
Hirt stand im Licht der untergehenden Sonne, dunkel, schlank und kriegerisch; hinter
ihm die heerde und die Hunde. Er hielt in der starten dunklen Hand die kleine Hand
des Knaben mit den langen haaren. Ein Mönch im schwarzen Talar, aber ein noch
junger, bartlos, ein Novize, ein zwanzigjähriger Schöner mit einem Lächeln, das um
den jungen Mund und die glatten Wangen gedankenlos und eitel, aber in der Näh«
der schönen dunklen Augen ergebungsvoll und wissend war, trat ins halb offene Thor.
Er rief den Knaben nicht an, er winkte nur. Die Gebärde feiner erhobenen Hand
war ohne Ungeduld. Er war nicht der Befehlende, er war der Aebermittler des B<»
fehls, der Bote. Auf einen kleinen Altan über den Torweg trat ein älterer Nlönch
heraus, er stützte den Ellenbogen aufs Geländer, den Kopf auf die Hand und sah ge»
lassen zu, wie der Befehl überbracht und wie er befolgt wurde. Der Novize neigte
sich für ihn kaum merklich oder lächelte auch nur um ein Kleines ergebener und
glänzender. Der schöne Knabe ließ die Hand des Bruders los und lief zu dem Novizen
hin. Der Hirt wandte sich und ging sogleich mit großen ruhigen Schritten landein,
bergab. Die heerde, als wäre sie ein Teil von ihm, war schon in Bewegung, flutete
schon die Straße hinab, eingengt von den Hunden. In der Kirche sangen sie stärker.
Zum Dienst dieser abendlichen Stunde lagen alle in den dämmernden Capellen auf

« »

Hugo v. yofmannsthal: Nitt durch Phokis 795

den Knien, oder ausgestreckt auf dem Steinboden, oder in tiefer Versunkenheit stehend an dem hohen Pult lag ihr Antlitz über gekreuzten Armen auf dem heiligen Buch. In der erhabenen Gelassenheit ihres Gesanges zitterte eine nach alten Regeln gebändigte Inbrunst. Die ewigen Lichter schwangen leise in der von Weihrauch und Honig beschwerten Luft. Es vollzog sich was sich seit einem Jahrtausend Abend für Abend an der gleichen Stätte zur gleichen Stunde vollzieht. Welches stürzende Wasser ist so ehrwürdig, daß es seit zehnmal hundert Jahren den gleichen Weg rauschte? Welcher uralte Velbaum murmelt seit zehnmal hundert Jahren mit gleicher Krone im Winde? Nichts ist hier zu nennen, als das ewige Meer drunten in den Buchten und die ewigen Gipfeltrone des schneeleuchtenden Parnaß unter den ewigen Sternen. Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Thales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Tümpel vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so nutzte dort ein Streifen von seinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschensphäre andere starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Thal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Thieren. Im weiten Bogen um das Kloster in dem die ewigen Lichter brannten, war der Aeichthum des Mosters gelagert. Die Hunde schlugen an und die Hunde antworteten ihnen. Der Feuer waren mehr als dreißig, die Verghänge lebten von Schlafenden, hie und da blökte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Cikaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht. Wo der Abendstein stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnaß. Dort, in der Flanke des Berges lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, das ist heute ein tausendjähriger Oelwald, und Trümmer von Säulen liegen zwischen den uralten Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine unmetzbar tiefe Cisterne und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Thal wo Hirten und heerden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die gleichen Lüfte, das gleiche Tun, das gleiche Nuhn. Ein Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht der schleiert, nicht faßbar, und auch nicht sich entziehend: genug es ist nahe. Das hesiodische Gedicht, das pindarische Gedicht schwebt gelöst in der Luft, hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume und es ist kein Traum. Langsam tragen uns die Füße ins Kloster zurück. Ganz nahe von uns knurren große Hunde. Auf dem Altan über dem Thorweg lehnt eine Gestalt, Ein Anderer, ein Dienender, tritt seitwärts aus den Hecken hervor, dort wo die Hunde knurren. Athanasios! ruft der Mönch vom Altan, Athanasios! Er sagt es mehr als er es ruft, gelassen und sanft befehlend. Athanasios, was gibt es da? „Es sind die Gäste, die beiden Fremden, die herumgehen.“ „Gut. Gib acht auf die Hunde.“ Diese Worte sind wenige. Dies Zwiegespräch ist klein zwischen dem Priester und dem dienenden Mann. Aber der Ton war aus den Zeiten der Patriarchen. Aus wenigen

I>

0 0 o

Elementen setzt sich dies zusammen. Gelassenes Ausüben priesterlicher Herrschaft, ein sanfter Ton unwidersprochener Gewalt, Gastlichkeit, gelassen und selbstverständlich aus» geübt, das Haus, das Heiligtum, bewacht von vielen Hunden. Und dennoch, dies Un» scheinbare, diese wenigen Worte gewechselt in der Nacht, dies hat einen Rhythmus in sich, der von Ewigkeit her ist. Dies reicht zurück, dies Lebendige, wohin die uralten Velbäume nicht reichen. Homer ist noch ungeboren und solche Worte, in diesem Ton gesprochen, gehen zwischen dem Priester und dem Knecht von Lippe zu Lippe. Fiele von einem fernen Stern nur ein unscheinbares, aber lebendiges Gebilde, der Teil einer Vlume, Weniges von der Rinde eines Baumes, es wäre dies dennoch «ine Votschaft, die uns durchschauert. So klang dieses Zwiegespräch. Stunde, Luft und Ort machen alles.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

35.

Das Leben in der Stadt ist unerträglich für mich. Es macht mich durchaus trank. Die Luft ist zu dick zum Atmen, alle Menschen sind gedunsen, entstellt, mit Pusteln bedeckt, nicht frei öffentlich geizig oder verrückt oder borniert wie auf dem Lande. Sie sind ein häßliches, ausgewachsenes, dünnes Spülicht; ebenso wie sie ist ihre Sprache. Frauen sind mir das Allerunerträglichste. Wenn sie jung sind, sollten sie Kinder haben, und wenn sie alt sind, den Mund halten. Eine andere Bestimmung war ihnen nie zu» gedacht. Sie zirpen und gieren nach Näschereien, verdrehen und verrenken ihre Körper wie ihre Seelen um Bewunderung der Salons, die das denkbar hohlste ist. Eine Frau begehrt man — weiter nichts! Alle Anbetung und Verhimmlung kommt darauf hinaus. Ich war eine ganze Woche lang beim Zahnarzt, der mir drei Backzähne gezogen hat. Das ist Unglück, Prinzeßchen, Deins nicht! Auch Dein Kummer um mich nicht, den neide ich Dir!

Wenn Du wüßtest, wieviel genußreicher eine unglückliche Liebe ist als eine glückliche!

Sie hat Dichter gemacht. Das Glück macht nur einen dicken Bauch — sonst nichts.

Und Du möchtest doch nicht dick werden, Du hast davor Angst.

Frau Liapin, Deine Freundin, war sehr drollig. Wie sie immer wieder versuchte auszuhorchen, mit Teilnahme, zärtlichster Diskretion für Dich! Ich Hab sie schön abgeführt, sie glaubte mir fast, diese erdschweren, wanzenplatten Seelen sind die allergläubigsten. Eigentlich schied sie schwer, seufzte lang beim Abschiednehmen. Ihr Wann ist viel älter und oft krank.

Sie hätte Dich gern betrogen, Deine liebe Freundin und Schwägerin, obgleich sie Dich süß und poetisch und so apart findet. Ich mußte alle meine Schläue aufwenden und »ar ritterlich und wehmütig, wie es die Gelegenheit gebot. Ich achte Liapin fo fehr, und er hat eine fo bewundernswerte Frau.

Geht es denn nicht doch? forschte sie herzugewinnend.

Ich pflege dann stumm die Hand zu küssen und in eiliger Verwirrung den Vückzug anzutreten. Im Andern bleibt das Gefühl geschlagen zu haben und doch nicht geschlagen zu sein. Ein Brief aus Venedig bestätigte die schwermütig »innige Bote.

Du schreibst mir das Wort von Lionardo. Ich kenne es längst!

„Und Du, o Mensch, der Du durch diese meine Arbeit die wunderbaren Werte der Natur kennen lernst, wenn Du glaubst, es würde ein Verbrechen sein, den menschlichen Körper zu zerlegen, so überlege, um wieviel verbrecherischer es ist, einem Menschen das Leben zu nehmen, und wenn diese seine äußere Form Dir wunderbar gebaut scheint, so bedenke, daß sie wie nichts ist im Vergleich mit der Seele, die in diesem Bau wohnt. Denn

« ° ° 0

Hans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 797

diese, »as sie auch immer sein mag, ist Gottes Sache. Laß sie darum in seinem Werk wohnen nach seinem Willen und Wohlgefallen und laß nicht zu, daß Dein Zorn oder Deine Bosheit ein Leben zerstöre,- denn wahrhaftig, wer das Leben nicht wertschätzt, verdient nicht es zu besitzen."

Aber ich bin kein Großer.

36.

Immer sich gleich bleiben, ist sehr groß. 28 ist wohl, was ich am meisten bewundre. Gewisse Berufe erziehen diese Treue mehr als andere an, zum Beispiel der des Soldaten, vor allem des Seeosfiz.crs. Das sind männliche Berufe.

Ich kann auf den Nimbus, den ich bei Dir habe, nicht ganz verzichten, ich will nicht daß Du mich tlelnlich, egoistisch und feig siehst. Bin ich's denn?

Ich habe Dich gefunden, der Besitz macht mich stolz. Oft sage ich mir, daß ich Deiner nicht würdig bin, daß ich Dein Leben verwüste und unfruchtbar mache, aber ich kann Dich nicht aufgeben. Ich stelle mir vor, daß Du Dich wieder verheiratest, wie es kommen muß, und einen Mann fändest, der Dich ganz zu schätzen weiß, der ein wirklicher Mann ist, etwa 3. oder W. Ich will Dich ihm nicht lassen, ich will nicht! Ich kämpfe gegen die Anderen um Dich. Ich halte Dich bei unschrm großen Glück in Italien, bei Deinem Glauben damals und der törichten Seligkeit. Die Erinnerung stirbt so langsam, und ich lasse sie in Dir nicht sterben.

Erinnerst Du Dich, wie wir in meinem Studio Tee tränten? Ich bediente Dich, Du warst ganz eine Königin. Du errötetest, als ich neben Dir im Wagen durch die Stadt fuhr. Du wolltest sehr stolz und furchtlos fein, Dein Erröten verriet Dich doch, mein kleines Mädchen! Die Sonne ging so wunderbar unter einen Abend über der Karstenwand. Der Himmel schien sich zu verbluten, sehr tief niederhängend, aus tausend Wundmalen riefelnd, und die Erde dünstete, hob sich, wurde purpurlila in einer letzten, durstigen Umarmung. Wir hatten Tränen in den Augen und küßten uns. Die letzten Menschen waren wir, die auf der letzten schwarzen Scholle stehn und das Meer und das Licht Hochzeit feiern fehn wie am ersten Tag. Nur des Lichtes Tagewerk ist nunmehr getan, und es wird Schweigen und Nacht sein wie vorher. Die letzten Menschen, wir, werden das Schauspiel mit anschn und der Anblick wird so erhaben sein, daß sie nicht einmal leiden. Diese Beiden werden die Wissenden, die Er» lösten sein.

Wiederhole mir die Gebärde, der Eva den Apfel reichend und Adam nimmt ihn, wissend, welche Gabe des Verhängnisses er annimmt, und nimmt dennoch! Dies .dennoch" ist das höchste des Mannes gegenüber dem: Nimm! der gebieterischen und rätselvollen Macht des Weibes.

Wir haben auch oft gelacht und sind leichtfertig gewesen. Ich spielte die Zither. Warum fchlagen dabei Deine Lider listig und lustig? Dein bewegliches Zünglein kommt und will schleckern.

Du liebst süße Dinge, sehr dicke blaue Traubenbeeren, meine großen Pfirsiche und Zuckerbirnen. Du bist faul und schläfst lange. Abends willst Du tolle Lustigkeit, Paare, die sich drehn, Zigeunermusik, Lärm, Lachen, Blut und Nauferei. Damit endest Du am liebsten, dehnt Dich dann wohligh, gähnst und ziehst ein Mäulchen: Nun ist's genug, ich will schlafen gehn. Entzückend findest Du die Glätte und Schärfe breiter geschliffner Messerscheiden, der Nnall beim Pistolenschießen löst eine kleine, wollüstige Spannung aus.

Ich habe Dich nie geschlagen, weil Du um Schonung baieist, die Weichheit in deinem Äuge brach meine Härte. Ich Hütte Härte wecken sollen, den Stein. Zuletzt wärest Du wieder welch geworden und weich geblieben.

Einmal bissest Du mich in die Kehle, Du hattest den Wunsch dort Blut zu trinken, alles Blut von mir auszuschöpfen, und Deine Sättigung wäre herrlich, wäre höchstes Genießen gewesen. Nur dem Triebe folgtest Du dabei, ohne zu wissen, was Du tatest und warum diese seltsame Neigung Dir kam? Du bist wie ein Wieselchen in der Sonne, ringelst und

798 tzans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann

«°

strahlst Dich und läßt Dich bestrahlen. Wie ist Dir so wohl unter dem sanften Streichen, mein weißes, glattes, kaltes Weerweibchen!

Ebenso gehst Du gern ohne Kleider im Garten. Du breitest Deine Arme in die Sonne, und ich fühle, wie deine Haut braun, durchblutet und ein wenig flaumig »irb unter ihren Küssen. Du erzitterst, und Deine Vrust drängt sich aufwärts. Du gehst auf den Zehenspitzen und wirfst den Kopf zurück. Deine Lippen öffnen sich wie die Fruchthälften einer exotischen und würzigen Frucht, zwischen denen die Samenkörner Deiner Jahne locken und blinken. Draußen bist Du immer froh. Die Hitze läuft in knisternden, sprühenden Wellen Deine Haare entlang.

Du bist ohne Geschlecht und ganz und gar nicht eine schenkende Gellebte. Dich befriedigt Dein Selbst, Deine eigene Leiblichkeit, Deine Unabhängigkeit und Deine Klugheit. Wozu brauchst Du einen Wann? Was willst Du von mir? Warum wähltest Du mich?

Laß mich los, Kleines, ich bin nichts für Dich! Ich bin ein alter und müder Wann, der Sehnsucht nach Ruhe, nach der Alltäglichkeit und Gleichmäßigkeit hat.

Du bist so jung garnicht, — und das macht mich noch feiger.

Du willst immer spielen. Ich müßte ganz jung sein, ein junger tapferer und tapsige? Bär, der ein wenig zu lange gehungert hat. Man müßte Dich gleich zu Anfang blutig beißen, dann wärest Du vielleicht hingebend und weich. Ich bliebe stark und lustig und gäbe nichts, ich wäre ein Wann und ein Herr.

Dies Verhältnis beabsichtigte die Aatur wohl. Wir Männer sind nicht mehr statt genug, um zu nehmen und zu lachen. Deshalb gebt Ihr nicht und laßt uns weinen. Elend ist, wer ein Weib begehrt und sie nicht besitzt. Ein blöder Feigling! Auf Eure Gefühle dabei, auf den Schaden oder auf die Folgen käme garnichts an. Wir find rücksichtsvoll geworden und wir überlegen.

Ihr feid keine Sache mehr, fondern feit» Personen, kleine, sachliche Personen, die fühlen, daß es für sie durchaus nur darauf ankommt, ihre Person, ihren Trotz und Eigen» sinn zu verlieren, gebrochen zu werden. Ihr wollt spielen und sollt spielen!

Weil wir zu trübselig und zu schwerfällig sind, zeigt Ihr Krallen an den weichen neckischen Pfötchen, Ihr kratzt und zerfleischt.

Trotzdem seid Ihr im Necht auf der ganzen Linie! Wir sind die Schwächlinge, die Abgewichenen, die Verräter. Such Dir einen besseren Spielgefährten, Kleines, einen wirtlichen König oder einen Banditen! In Korsita, auch in Sizilien und im Orient gib'ts noch Männer! Der Kronenträger entspräche Deinen neurasthenischen Bedürfnissen, — un» befriedigter Zuchtwahltrieb wird Neurasthenie, — aber Ihr würdet elende Kinder haben. Der Wildling machte das besser.

Ich, wenn ich eine Frau von dreißig Jahren wäre, die das Leben begriffen hat, ich nähme mir den Pagen wie die Königin im Märchen, der jung, blond und kindlich faubcr ist. Sie verstehen zu lieben die Werther, die Frldolin, die Wortlmer!

Ihr sucht immer noch zuviel nach Geist, sucht die überlegne Körperlichkeit, die hitzigere Brunst! Wie anders glaubst Du, daß Franz, der Troßbub, die Adelheid geküßt hat als sein Herr, der blasse Weislingen? And Ihr geht immer nach Stellung, nach Glanz und Aeutzer» lichteiten. Nehmt den, der am besten liebt! Er wäre ein König, ein Dichter, ein Halbgott.

Du siehst, ich werde ganz unpersönlich, erteile uneigennützig, gute Aatschlage. Das ist verdächtig, Kleinchen! Verdächtige mich nicht! Ich werde dick und schwerblütig und lang» weilig. Dir alles Lichte, Glänzende und Unterhaltsame! Dein Freund.

37.

Ich komme Dich zu sehn und alles wird beim Alten wieder sein. Wir gehn die alten Wege in den früheren Gärten, ich schicke Dir Blumen, warte auf Dich, liege An was denke ich? An einen terratottroten Streifen über Deinem Bein von dem elenden Anstrich meiner Wand? An einen ganz kleinen, fchwarzen, runden Fleck, wie et» Schönheitspflästerchen mutwillig an einer sehr süßen, heimlichen Stelle aufgeklebt?

» "° »

yans von Kahlenberg: Der enigmatische Mann 799

^e t'aäore encore! Du Haft immer ein wenig Furcht, daß deine Knöchel zu dick sind.
Sei ruhig, Kind, alle Statuen zeigen diese starten Fesseln, die Kraft der Frau liegt in ihnen.
Und Du bist sehr stark und unzerbrechlich. Das Köpfchen tauscht und der feine Halsansatz.
Gr gehört einer müden und sehnsüchtigen Prinzessin Maeterlincks. Aber der Trlumphgesang
Deines Leibes widerspricht dem sanften Heiligenschein. Set wie Du bist, PriesterIn mit
Brüsten und Löwentatzen, — das uralte Sphynxgleichnis!

Ich will mich ausruhen bei Dir. Von der ewigen Unrast will ich ausruhn, von den
Wünschen allen, die keine Taten werden, von unnützer und anstrengender Tätigkeit, die
leinen Wunsch befriedigen kann.

Nur bei Dir finde ich den Frieden, die Lösung. Ich bin froh, endlich einen Entschluß
gefunden zu haben.

Im alten Hotel will ich wohnen. Du sollst oft kommen und ich lasse Dich nicht wieder
weg! Alles wird sich im Guten lösen lassen, ich habe Geld genug für uns beide und
baue ein Haus. ,

28- Vuffaco, Portugal.

Es ist das Liebesnest der portugiesischen Könige, das Schloß der zarten Abenteuer
und empfindsamen Legenden. Verdeckte Gänge gibt es hier, einsame Lusthäuschen, und
der Name der schönsten Herzogin schwingt und klingt mit dem Winde.

Die Königin liebt das Haus und den Wald nicht.

Cedern stehen hier, die Gedichte sind, die höchste Kraft und spinnwebfeine Zier»
lichkeit des Pflanzenwuchses vereinigen. Du kannst Dich schwer von ihnen losreißen,
während Du im Schatten dieser mächtigen Alleen schreitest, von den Urzeiten träumst.
Der Mensch war ein elendes, winziges geringfügiges Wesen, der die Axt erfunden hatte
und sich im Dickicht barg.

Korkeichen haben Borten wie Dickhäuter, wie Krokodile oder Elefanten, der Lorbeer
wird breit und schattend wie ein Kastanienbaum, und die Farnkräuter, in ewig gleichmäßiger,
feuchter Treibhauswärme, entwickeln Stämme von Vstbäumen und entsenden den Palmen
gleiche Fächer. Es wirkt beinah unheimlich, Gebilde als Urwaldungeheuer hier wieder zu
sehn, die wir nur als Strauchwert oder kriechend kannten.

Der Paradou aus Zolas Sünde des Abbe Mouret lebt auf. die Ueppigkeit erstickt,
lähmt und weckt alle Gelüste zu gleicher Zelt. Dieser Wald verführt, ohne sprechen zu
tonnen. Verbrechen aus Liebe würden hier begangen werden können, er müßte schreckliche
und geheime Heiligtümer verbergen, wo die Alten der Tollheit der Begierde, dem Heber»
schäumen aller Lebenssäfte eine Freistatt erlaubten.

Diese Freistatt gibt es für uns Spätlinge nicht mehr. Zch bin elender, dürftiger,
frostiger denn je.

Bete für mich I Ich fuche umirrend Frieden und verliere im Irrgarten den gefundenen.

A.

39. Madrid.

Die Stadt ist traurig und vornehm und sagt mir zu. Nicht «in Farbfleck, weiße,
regelmäßige Häuser, schwarzgekleidete Männer mit kurzen Mänteln und Frauen mit
schwarzen Spitzenluchern, in schwarzen Kleidern, die Gebetbücher in den Händen tragen.
Gin Könlgspalast für hunderte von Millionen erbaut, der größte und prächtigste in
der Welt, und im Hof selbst, unmittelbar unter seinen tausend Fenstern und prunkvollen
Portalen, wohnt die Armut, der Hunger, das hosfnungsloseste und bettelhafteste Glend.
Täglich fahren der König und die junge, blonde Königin über das ausgetrocknete Flußbett
des Manzanares, wo die Lumpen der Aermsten von Madrid aushängen. Unter ihren
Augen halten sie ihr Mahl von einigen gerösteten Kastanien oder Eicheln, schichten kleine
Feuer aus dünnen Gulalyptusblättern. Alles ist hier Vergangenheit, die Gegenwart ist
ohne Ausblick, die Stätte eines niedergebrannten Scheiterhaufens. Gin zu heftiges Feuer

I. Diot: Häschen in der Grube

von Glauben, von haß und Liebe, allen Höllen» und tzimmerleidenschaften, hat dies Land und die Seelen seiner Bewohner verbrannt. Gebieterische und schwermütige Gespenst» gehen um, Karl der Fünfte, Philipp der Zweite, die Philippe des Velasquez. — Sie friere» immer, Blutaussauger im Leben, sind sie verdammt, im Tode weiter Lebenskräfte zu lähmen. Spaniens Schicksal zeigt das Ende der Unersättlichkeit.

Einer war, der voraussah, der die Zukunft las, selbst in seines Staates glänzendsten Zeiten — Velasquez! Man hat diesen Wann leidenschaftslos genannt, und er ist der bitterste Hasser, der beißendste Spötter, der glühendste Liebhaber, den es gibt. Er tft ganz groß, Olympier! Goya ist boshaft und Murillo war ein sehr vornehmer, ein heiliger Erdulder und Versöhnter. Wenn Du wüßtest, wie ich unglücklich bin, wie meine Verven, durch mein Unglück, die nervöse Ueberempfindlichkeit, leiden! Jeder dieser drei Künstl« reißt mich um, reißt mich in seine Qualen, in seine tzellsichtigkeit und in seine Verzückungen mit hinein.

Verzeih, daß ich Dir von Kunst spreche! Also ich bin nicht gekommen, Du hast recht. Ich habe Dir keinen Grund, keine Entschuldigung angegeben, und Du hattest jedes vor» bereitet, hattest gelogen, hattest Pläne ausgosponnen und geopfert.

Ich habe Dir fehl weh getan. Du verstehst mich nicht mehr. Du wirst mich auch nicht wieder verstehen. Verzeih mir und gieb mich jetzt nicht auf, während ich in diesem traurigen und schwarzen Lande bin, nicht!

Sieh, meine Mutter litt an religiölem Wahnsinn, zwölf Jahre lang. Ich denke oft, ich bin wahnsinnig. Die Vase ist's nicht, die ist vernünftig und zielbewußt. Sie verwaltet mir das Meine zu Haus und legt jetzt auch die Gelder bei den Banken an.

So schmutzig ist das alles! Du bist reinlich und uneigensüchtig. Sei eine heilige und verdamme mich nicht!

Ich bin viel unseliger als jeder Verdammte und Gemarterte. In eins von diesen allen und dunklen Klöstern zu gehn, nie zu sprechen, zu fasten, die unsterblichen Kunstwerk betrachten, die den Sieg des Geistes über den Leib feiern Mein herz nagelt mich hier fest. Schreibe mir nach Sevilla! Ich gehe da noch hin. (Fortsetzung folgt.,

Häschen in der Grube.

3m Osten wohnt der Neußenzar,
im Westen wohnt der Franze.

Die springen um den Preußenaar
in anmutsvollem Tanze.

Doch jenseit überm Aermclmeer
schlägt froh den Takt der Britte.

King Edward blickt durchs Fernrohr her.

Wir hocken in der Mitte.

Der Michel ist ein guter Mann, —
und seine Bundesbrüder?

Italien bandelt mit Mariann',
Vesreich wird täglich müder.

Der Dreibund schnarch! nach Vülow's Takt,
der Dreibund schnarcht sich heiser.

King Edward den Koffer packt, —
er fährt zum Neutzentaier.

her? Fallieres stieg in London aus)
die Freundschaft ist besiegelt.

Nach Osten wird zum Nikolaus
die Pforte uns verriegelt.

Der Michel hockt und sreut sich baß
— er ist ein lieber Vube — .

Ihm macht das hübsche Spielchen Spaß,
als Häschen in der Grube.

King Edward hält sich den Bauch,
und der ist nicht von Pappe.

Und Nuss' und Franzmann freu'n sich auch.

Nun, Michel, Freund, — berappe!

Nun, Michel, zeige Witz und Geist!
Schon wartet ganz Europa:
Von allen Seiten eingekreist —
Wann kommt der nächste taux-pÄZ?
I. Diot.

Bruno Vuchwald: Dividenden-Strategie

80^

Dividenden-Strategie.

»ÄsVlitviel Dividend« wird die Phoenixgesell»

^^ schafft für das Geschäftsjahr 1907/1908 der»

teilen? Keine wichtigere Frage scheint äugen»

blicklich die Gemüter der Spekulanten stärker

zu «rregen, keine ist dem um Deutschlands

«Wohlstand so besorgten Vörschvölkchen in der

an Ereignissen nicht reichgesegneten Sommers»

Zeit bedeutungsvoller. Denn jeder Wäkler ist

«der war mindestens noch bis zum Waienende

glücklicher (oder unglücklicher?) Besitzer von

Phoenix.Attien. Als die Berliner Handels.

Gesellschaft die Kleinen und Kleinsten innerhalb

und außerhalb der Börse aus ihrem allzu hohen

Effektenbcstande rasch (vor dem Kursrückgang)

noch mit einigen „Werten“ versorgt hatte, mußte

sich «in jeder, der seinem Bankier noch credit»

würdig genug erschien, natürlich auch Phoenix»

Aktien kaufen. Di« sind nun mal zum belie»

testen Spielpapier avanciert; der kundig«

Händler weiß, daß «s gleichgültig ist, auf welches

Pferd er setzt. Das «ine rennt, wenn das Signal

zum Kursspringen erst gegeben ist, fast so gut

wie das andere. Wo der Markt aber am

größten ist, die Kapitalschwachen den Effekten»

besitz am leichtesten in flüssiges Geld umsetzen

können, ist's am bequemsten, zu spelulieren.

Als di« Hausse des Herrn Fürstenberg vorüber

war (die handelsjünger lassen sich überhaupt

nicht mehr in den Märkten sehen, und selbst

von den Schnellbahnprojekten der A. E. G.

ist's plötzlich still geworden), da begann «in

heftiges Zetern. Die hereingefallenen schimpften

auf die Banken (lassen sich aber bald wieder

von neuem düpiieren), und besonders im Markt

der Phoenix.Attien konnte man gar bittere

Worte hören. Nicht über die Berliner Handels»

Gesellschaft, die in diesem Falle ganz unschuldig

war. Eine Reihe anderer Banken und Privat»

banliers hatte (fast zwei Wochen hindurch)

die Aktien verkauft; erst noch zu steigenden,

dann (als die Treiberei nicht mehr zog) zu

sinkenden Kursen. In ihrem Taumel achteten

die Börsenleute nicht des ständigen Verlaufs»

andranges, fragten nicht, wie sonst, nach den

Namen der Abgeber, deren Veröffentlichung

also nicht so wertlos zu sein scheint, wie die

in ihrem Geschäft geschädigten Ehrengerichts»

Leute Unwissenden erzählen. Plötzlich ward

bekannt, daß die Verkäufe von Kundigen

stammten; und bald wurde in die Welt posaunt,

der Phoenix werde für dieses Geschäftsjahr (das

am 30. Juni zu Ende geht) nur wesentlich ge-

ringere Dividende verteilen können. Der «ine

erzählt's dem andern; die Journalisten der

Börsenblätter laufen zu den Emissionshäusern

und fragen, ob di« Neuigkeit der Wahrheit ent»

spricht. „Ja; in diesen Tagen hat «ine Auf»

sichtsratssitzung stattgefunden, in der festgestellt wurde, daß der Geschäftsgang schlechter ist und das Erträgnis um mehrere Prozent niedriger ausfallen wird." Und flugs steht's in den Zeitungen, wird von ängstlichen Aktionär: «gelesen und führt zu neuen Verkäufen. Ein erheblicher Kursdruck ist die Folge; aber schon sieht man, wie einig» von denen, die es mit dei. Verkauf besonders eilig hatten, die Ware wieder zu billigerem Preis« erwerben. Ein Börse» sch>?"dcl, wie er hundertmal mit demselben Erfolg gemacht worden ist. Doch die Draht» zieher saßen diesmal nicht in der Burgstrahc, sondern wahrscheinlich in Nheinland.Westfalcn. Die Banken, di« hier zu verkaufen hatten, wußten selbst wahrscheinlich nicht, warum sie den Auftrag zur Ausführung brachten (einer von den Händlern, der besonders laut war, mußte sogar von seiner Direktion schwere Vorwürfe hören, weil er nicht gleichzeitig für die Bank „gefixt" hatte; wurde aber später für die erlittene Unbill durch di« Ergebnisse der Hutkonkurrenz im Kricgsministerium würdig entschädigt). Wann die Aufsichtsrütösitzung stattgefunden hat, wie hoch die Dividend« ausfallen wird, bleibt Geheimnis der „Eingeweihten". Die Phoenixgesellschaft selbst hat bis heut« überhaupt noch kein Wort zu sagen gewußt. Läßt daß noch Schlimmeres deuten? Durch das Stillschweigen wuchs die Unsicherheit der Aktienbesitzer; wer weiß, so sagten die ärgsten Zweifler, ob wir überhaupt eine Dividende erhalten werden. Durch die Zeitungen wurde die Angst vermehrt. Da erinnert« man, daß d«r Phoenix schon im Jahre 1900/01 sein« Aktionäre verhungern ließ, und daß bereits im vorigen Jahre die Verteilung der 17 Prozent starker Opposition begegnet«. Schon damals hieß es, der neu.' „Wontantrust" (der jetzt über «in Aktienkapital von 100 Millionen Marl verfügt) sei über» kapitalisiert, und während des Konjunktur» rückschlages würden, die Folgen nicht aus» bleiben; die Erwerbung des Hörder Vereins und bHonders des Nordstern sei zu teuer erfolgt,

Vruno Vuchwald: Dividenden-Strategie und die zuviel bezahlt« Summe müsse nun den Aktionären auch noch verzinst werden. Manches ist hieran richtig, das meiste falsch; wer nur die Geschäftsbericht« «in wenig studiert, sieht die Lücken der Beweisführung. Sicher hätte d«r Nordstern billiger erworben werden tonnen, wenn man nur «in paar Jahre <bis zum Umschwung der Konjunktur) gewartet hätte. Doch glaubt jemand, der Phoenix wäre dann in der Lage gewesen, die zum Aktien» Umtausch notwendige Kapitalvermehrung vor» zunehmen? D«r hohe Preis beim Nordstern» Erwerb kann aber nicht die Ursache des Dividendenrückganges sein. Der Phoenix gab damals für die 20 Willionen Mark Nordstern» Aktien nur ebensoviel seiner eigenen; die gleich» zeitig geleistet« Barzahlung (von 200»/») wurde durch Ausgabe von noch 8 Willionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen, der Nest aus den Betriebsmitteln gedeckt. Die Schuldverschreibungen sind mit $H^{\wedge} \llcorner /$, zu verzinsen; das höhere Erträgnis der Nordstern» Oesellschaft dürfte völlig genügen, dies« Zinsen sowie die Mehrdividende auf die 8 Millionen Mark Aktien zu decken. Nicht zu vergessen ist "uch, daß die Kohlenprobution des Nordstern die Erträgnisse des Phoenix, in den jetzigen Zeiten erhöht und nicht vermindert; denn gerade der Preis der Kohl« hat sich trotz aller Opposition gegen die Kartellpolitik zu den haupten vermocht.

Vi« Fusion mit dem Förder Verein kann ebenso wenig dem Phoenix geschadet haben. Damals wurden die Aktien im Verhältnis von 1 :1 getauscht und nur eine ganz kleine Bar» Zahlung wurde gewährt. Der Phoenix hat seine Vassiva hierdurch also nicht mehr erhöht; freilich wurde das Agio, das sonst bei der Ausgab« von jungen Aktien in den Nes«rv«fonds fließt, mit zur Verrechnung gebracht. Man kann über» Haupt beim Phoenix bemängeln, daß die Ne» serven zu gering sind, daß höhere Abschreibungen auf die Nordsternwerk« notwendig erscheinen. Aber man bilde sich nicht ein, daß schon deshalb, weil die schmalen Reserven ein« Folge der Fusionen sind, diese Fusionen selbst dem Phoenix zum Nachteil gereichen. Auch der Förder Verein kann nur von Nutzen sei«, da er dem Phoenix Noheisen und Halbzeug brachte, die von allen Eisensorten unter dem Konjunkturrückgang am wenigsten ««litten haben. Wären die Fusionen nicht zustande gekommen, so würde der Phoenix durch den jetzigen Ausschlag noch weit mehr zu leiden haben. Wenn die Erträgnisse des Phoenix, erheblicher sinken werden als diejenigen der meisten übrigen großen Montanwerke, so liegt das

darán, baß die Herstellung der feineren Eisen»
fabrikate (Stabeisen, Walzdraht usw.) beim
Phoenix «ine zu große Nolle spielt; «in« vi«!
größere als z. B. b«im Bochumer Verein, der
durch Halbzeug und Schienenproduktion mit
weit kleineren Preisrückgängen zu rechnen hat.
Vor d«r Fusion mit d«m tzöder Verein »nl«
den Nordsternz«ch«n war die Abhängigkeit vom
Markte der sogenannten Produkte 8 (des Stahl»
werkverbandes) noch viel beträchtlicher als jetzt.
Ich glaube daher noch nicht einmal daran, bah
der Phoenix diese Krisis so schwer überstehen
wird. Eine stärker« Ermäßigung der Divi»
dend« als beim Bochumer Verein, der Laura»
Hütte usw. wird sicherlich eintreten, aber mir
scheinen so wesentlich« Ermäßigungen unwahr»
scheinlich, wie sie die immer von Ueber»
treibungen lebende Börse jetzt in die Welt
hinausposaunen läßt. Auch das Schweigen d«r
Verwaltung ist gerade so verständlicher. Wcm
bedenke, daß im vorigen Fahre, als di« Auf»
sichtsratsmitgli«der ihren Aktienbesitz verkauf««
wollten, «in« künstlich erhöhte Dividende gezahlt
wurde. Jetzt scheint man das Bestreben zu haben,
die allmählich veräuhert«n Bestände zu möglichst
niedrigem Kurse zurück zu «rwerben. Darum
ist es begreiflich, wenn di« Verwaltung ein«
Schätzung der Dividende jetzt nicht abgeben
kann; deren höhe wird eben davon abhängen, od
bis zum September der Kurs schon so weit
gewichen ist, wie ihn der Aufsichtsrat sich
wünscht. Ist der Nückkauf aber bis dahin
nicht gelungen, so wird man durch ein« stärker«
Divid«nb«nh«rabs«tzung d«m Wunsche nachzu»
helfen wissen. Bruno Buchwald.

V«r«nt»»ItI Ich ftr denpolitisch«» H«U: »»Il Schnltzl», «ch»»g«nd»lf> «p»nda»«istl. «zfürdenVlrs«nt«U:
«run«Vuch>»^5,
Vtilw Q,, HeMgegtlstftl. Ol: lül all«» «mdn«: DI, «rwl L»»d«ier««, «nN» V, 0, L«nn«li»z« «z fü»
0«V««lch.N>>««ll,;
Robert F«ftl> w!tn I. — W««n»«««la« ». ». b. tz., ««Nn V, «, «3t««Ntz«ly». «. — 2lp«dUi»n fil»
V«st««i!!>>U»«<»»
l>»< F «l«l««l, Wien I, <>«>»» «, !»»<« »ll« ül>»!g«» Zeitnn«»»elschle<z« »nd V»chd»»dl»»g«». —
VIncl »,» V«l t« «z».l«»
». », ». B^ «nltn V. »?, «lUotostl. ««.

"foodjettíciírtft für beutle Kultur, bcgrünbet bon
©ombart / ТЦфарб <5trau&/©eorg SbranbeS / Шфарб
%lutl) er/unter ^littoirfung toon Šugo bon
Unter ftänbigcr OTütoirf ung bon germann «a\$ř / Otto Qulln» «Bterbaiira
3DilİKlm «öldfje / öeore »ronbe« / \$1190 bon gofmannet&al / «atl 3entf<\$
Kummer 26 ^T^ygage^g 26. guni 1908
untere Befer.
It bcm cr^cn 3»»It tritt bev „«morgen" in fein jtoeiteä 3o\$ř. Seine
(SnítoidFIung toar eine ftctig anftcigenbe unb foH eë bleiben. 3>ie
»tué ber faft ипсгте&Hфен, Ифср bem <SinzeInen unfiberfe^baren
bcffcn, toad ber Sag erfgaft unb fturzt, foH поф firengcr toerben aló
bieger. Unb, toenn irgcnb moglidf), toerben toir neue, engere ^erbinbungen
поф mit ber ^iffenfc^aft su fnityfen t>erfud)en. 'Миф bad, toad zur Êtunbc,
i^ren бфтсгден, i\$ren Sorgen gehórt, fod fünfttg^in tne&r 9taum auf biefen
'•Blättern finben. 3>a\$ bie fiitteratur mit bem .heften, toad 'une зидандИф
gemadjt toerben fonnte, im näd)ften Quartal er?фелШen toirb: bebarfd "aud*
brüdílid)er 9erfid)erung? Unb 'поф CËttoad: ind ^arteitoaffer toirb ber
„ЭТогден" аиф fernerhin п1ф! fteuern. 3>cr (Strom bed fiebend ift]fo breit,
feiner ЭДеИсп (Spiel fo farbenfroh unb lenbenlabenb, bag toir bie in>umj>fcr
etagnation abfeitd liegenben Tümpel ftberjeugungdtreuer, боф т^ор^фeр
@c|1тшнд\$ШфКдГеи аиф fernerhin ипбеги^ф^д! зи laffenfeft entfploffenfinb.
3>ie ®п!{фe{ьипд in ber ,^reidnobile \$at ^ф, fe^r toiber unfre
\$1b^ф1, t>et3ôgert, toirb in biefen Фофен енбИф aber erfolgen fönncn.
3>ie 5üUc eingelaufener Arbeiten \$at аиф bem jäljefien 3ВШen ииг <£in>
Haltung bed Oftertermind mit Grfolg getrost.
Oder mit und toeiter toanbem toitt, foU und toiaiommen fein.
Фер Verlag.

80tz M. Wiedemann: Politisches von der Vagdadbahn

2 I

Politisches von der Bagdadbahn.

Von Dr. M. Wiedemann.

<^n meinen an dieser Stelle veröffentlichten Ausführungen über die Zukunft der Bagdad»

<) bahn») behandelte »5 zunächst vorwiegend die wirtschaftliche Seite der Frag«:

heute erübrigt es sich noch, die politischen Folgen kurz zu betrachten, die sich «n

eine Heranziehung des englischen Kapitals zum Bau der Bagdadbahn im Nahmen meiner

Vorschläge knüpfen könnten. Auch möchte ich mein im ersten Artikel über den Hafen

von Mersina ausgesprochenes Urteil noch ergänzen, um darzutun, daß für uns««

Kulturarbeit in Mesopotamien Mersina in erster Linie als Küsten st ützpunkt in

Betracht kommt.

In politischer Hinsicht wird die Ausführung des von mir im ersten Artikel

erläuterten und auch von anderer Seite schon empfohlenen Planes allerdings gewisse

Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, die teils die Stellung Deutschlands im Zweiftro»»

lande, teils die Machtstellung der Türkei selbst berühren werden; nur sind sie nicht

von so großem Belang, daß ihretwegen auf die gesonderte Behandlung der Strecke

Bahra—Bagdad verzichtet werden müßte.

Wie groß das Ansehen Deutschlands in Nord«Syrien und »Mesopotamien bei

Armeniern und Türken, bei Kurden und Arabern, wie sehr alle Bevölkerungsschichten

dort Deutschland als die treibende Kraft beim Ausbau der Bagdadbahn betrachten,

konnte ich während meiner im vorigen Artikel erwähnten Reise vor fünf Jahren

deutlich erkennen.

Schon in Mersina, als wir während einer Wanderung durch das Städtchen un«

mit einem Einwohner in «in Gespräch einließen, war die erste Frage, die an uns ge»

stellt wurde: „Wann wird Deutschland die Bagdadbahn ausbauen?“ Bei den Unter»

Haltungen, die wir jenseits Aleppo während unseres langen Rittes bis Mossul mit

*) Jener Artikel („Was wird au« der Vagdadbahn?") ist, 'gleich dem vorliegenden, wi«

einmal schon bemerkt, im Januar b. I. niedergeschrieben worden. Die Vorgänge der letzten

Wochen auf dem politischen Schachbrett« Europas — dl« Zusammenkunft König Eduards mtt de»

Kaiser von Nuszland und anderes mehr — haben mich in meiner Ansicht bestärkt, baß England

mit seiner Linkreisungspolltil Deutschland gegenüber «in ganz b«stlmmts Ziel verfolgt. Und zw«

möchte ich, gleich Dr. Paul Nohrbach, als treibendes Element in dieser Politik dl« Absicht Eng»

lands erkennen, zu gelegener Zeit, b. h. wenn die Front gegen Deutschland geschlossen ist, »tt

gewissen Forderungen bezüglich des südlichen Teils der Vagdadbahn an die Türkei heranzutreten —

und damit gleichzeitig auch dl« Plön« Deutschlands zu störe«! denn dort in jenem .Wetterwinlt!

am Persischen Golf", wie ich jene Gebiete vor zwei Jahren einmal genannt, fühlt sich England

trotz der beruhigenden Versicherungen der englischen Minister, in seiner Stellung nicht sicher

solange die Vagdadbahn, ohne bah die englische.Negierung eln Wort mitzureden hätte, vom

Norden her dem Persischen Golfe näherrückt. — Mein Vorschlag nun, England den südliche»

Teil der Vagdadbahn zum Ausbau zu überlassen, befagt kurz gefaßt das ein«, daß wir, »it

Nückstcht auf di« gtsamt« Lage unserer auswärtigen Politik, gut täten, in puncto Vagdadbahn, die

nun einmal ganz erklärlicherweise, je weiter der Vahnbau fortschreitet, um so stärker als schwere«

Hemmnis der ägyptllch»indisch«n Politik Englands hervortritt, uns zu einer Verständigung «»s

freien Stücken entschließen, nicht aber warten, bis uns diese Verständigung von England — «nf»

gedrängt wirb. VI^än.

M. Wiedemann: Politisches von der Vagdadbahn 805

türkischen Beamten, mit Armeniern in Urfa, mit angesehenen Kurdenführern und mit den Scheichs nomadisierender Schamar»Araber führten, bildet« die Vagdadbahn das wichtigste und interessanteste Thema.

Die Kurden und Araber sahen dem Nahen der Vahn nicht gerade mit sonder« sicher Freude entgegen, denn sie ahnten, daß mit der Eröffnung der Bahn ein strammeres Regiment einziehen würde, und daß es dann mit dem fröhlichen Räuberleben «in Ende haben würde; aber sie sahen doch auch ein, wenigstens taten sie uns gegenüber so, daß der Vahnbau dem Lande Vorteile bringen würde, die auch für sie von Nutzen werden könnten.

Ohne Einschränkung freudig begrüßt wurde der Vahnbau von den Armeniern, überhaupt von allen Kaufleuten. Die türkischen Beamten äußerten sich, wie nicht anders zu erwarten, durchgängig befriedigt über das Vahnprojekt.

Alle aber — gleichviel ob Christen oder Mohammedaner — sprachen stets in Ehr« furcht von der Person des Deutschen Kaisers, vom mächtigen Freunde des Sultans. Unser fchwarz»weiß»rotes Fähnlein, das wir auf unseren Zelten neben der türkischen Fahne flattern ließen, war ein guter Freipaß für uns und fand allerwärts gebührend« Beachtung, gleichviel ob wir vor den altersgrauen Mauern von Weranschehr, dem Hauptquartiere des Kurdenchefs Ibrahim Pascha, rasteten oder neben dem Lager eines Uraberstammes unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

Südlich von Mossul, in Vagdad und Vassra, spürt man deutlich, daß man sich in der englischen „Interessensphäre“ befindet. Der englische Resident in Vagdad, für den am Ufer des Tigris ein stattlicher Palast errichtet worden ist, reitet mit seiner Gchar indischer Lanzenretter augenscheinlich mit einem gewissen Selbstbewußtsein durch die Straßen der alten Kalifenstadt. In den Straßen von Bagdad hört man neben den Landessprachen Arabisch, Türlich, Persisch nur noch Englisch. Das Französische, das in Mossul, dank der Tätigkeit der französischen Franzistanermission, als Hilfssprache im Verkehr mit der Bevölkerung noch benutzt wird, ist in Bagdad verschwunden.

Vor Jahresfrist etwa wurde aus Vagdad gemeldet, daß am Tigris bei Bagdad eine Kaianlage mit tzebelran für Kosten der türkischen Verwaltung „auf Wunsch der englischen Regierung“ hergerichtet werden sollte. — Als in der Nähe von Bagdad vor zwei Jahren Araber am rechten Ufer des Tigris ihre üblichen Räubereien veranstalteten, erschien ganz unerwartet ein englisches Flußtanonenboot, um die Uebeltäter zur Nechen« schaft zu ziehen.

Pas sind alles so kleine Anzeichen dafür, wie England, für die übrige Welt draußen kaum auffällig, am Tigris sich einzurichten sucht. Die „Integrität“ des tür« tischen Reiches beabsichtigt England dort unten am Tigris gewiß nicht zu verletzen: aber es wünscht, Ordnung geschaffen zu sehen im Hinblick auf die weitausschauenden Pläne, die englische Wasserbautechniker und Kapitalisten zwecks Ausdehnung und Per« besserung der Vewässerungsanlagen am Tigris und Euphrat verfolgen. Unterzieht sich die türkische Landesregierung der Aufgab«, die räuberischen Araberstämme in ihre Grenzen zu weisen, hält sie Ordnung im Lande, dann wird England ohne Grund die Macht« mittel seines Residenten in Vagdad wohl nicht verstärken. Die Gefahr für die »Inte« grität“ des türkischen Reiches am unteren Euphrat und Tigris liegt weniger in der

» C

Expansionslust Englands als in der Untätigkeit und Lässigkeit der türkischen Negierung, die aber zu einem guten Teile darauf zurückzuführen sind, daß der Türkei in jenen Gegenden jede Möglichkeit fehlt, mit Hilfe moderner Verkehrsmittel ihre Stellung dort zu befestigen«.

Vi« Bagdadbahn soll sie hierzu in den Stand sehen. Da ^ber ist man natürlich auch in England vollkommen im klaren; im Hinblick auf die am Persischen Golf zu verteidigenden wichtigen Interessen der englischen Politik sträubt man sich daher, ohne weiteres die Hand dazu zu bieten, die Machtstellung der Türkei in den an den Persischen Golf angrenzenden Gebieten mit Hilfe von Bahn» baulen zu verstärken. Andererseits lassen sich die großen und bedeutsamen Projekte dn englischen Unternehmerekreis«, die auf die Erschließung weiter Landstriche in Süd» Mesopotamien für die Baumwollkultur hinzielen, nur mit hilf« der Bahn Bassr»»

Bagdad verwirklichen. Die Bahn muß also gebaut werden, es sei denn, daß man von englischer Seite auf die Kulturpläne verzichtet. Die Verhandlungen des früher in ägyptischen Diensten tätig gewesenem Wasserbautechnikers Sir Willcox mit dem Sultan, sowie neuere Bericht« über Pläne des Sultans, in seinen Domänen die Bewässerung« anlagen — mit englischer Hilfe — zu erweitern, deuten darauf hin, daß Sir Willcox auf die Durchführung seines Projekts keineswegs verzichtet. Da er in engster Fühlung mit dem diplomatischen Vertreter Englands in Konstantinopel vorgeht, so haben »ir keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die englische Regierung die von Sir Willcox in Süd»Mesopotamien geplanten Arbeiten unterstützen wird. Hierzu wird sie aber in erster Linie der Bahn benötigen, die das neu zu erschließende Kulturland mit der S« in Verbindung bringen soll; sie wird also im Interesse ihrer eigenen Pläne notgedrungen an die Herstellung der Strecke Bassra—Bagdad herantreten müssen. Dieses Moment sollte die türkische Regierung bei ihren weiteren Verhandlungen nicht unberück» sichtigt lassen. Auch England hat ein Interesse daran, daß der Bahnt««» in Süd»Mesopotamien gefördert wird; nur wünscht es, die hierauf gerichteten Bestrebungen in Einklang mit seinen Interessen am Persischen Golf gebracht zu sehen. Das ist der springend« Punkt I Wird die Südstrecke Bassra—Bagdad mit Hilfe englischen Geldes gebaut, dann wird sich die türkische Regierung wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sich England für seine Dienste gewisse Konzessionen wirtschaftlicher oder politischer Ttatur wirb herausholen wollen; aber Sache der türkischen Diplomatie wird es sein, hier» bei nicht weiter zu gehen, als es das Interesse der Türkei zuläßt.

Und nun Deutschland! In wieweit wird sein« Stellung in Mesopotamien durch die Ueberweisung der Strecke Bassra—Bagdad an englische Unternehmer beeinfluß! w«rden können? Am Unterlaufe des Euphrat und Tigris, südlich von Bagdad, Wirt man wohl hier und da den Kopf schütteln über die Nachgiebigkeit der deutsche« Ber» treter im Bagdadbahn«Konsortium, wenn man erfährt, daß englische Kapitalisten auf der Strecke Bassra—Bagdad einrücken; aber für Deutschlands politisches Ansehen in Tlond» Syrien und »Mesopotamien wird es schließlich nichts verschlagen, ob man sich auf den Bazaren in Bagdad und Bassra über die „Nachgiebigkeit“ Deutschlands mißliebig äußert, denn im Nord « n Mesopotamiens liegen die Gebiete, in denen Deutschland am raschesten und sichersten auf Erfolge in wirtschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht rechnen können. Daher sollten wir unbedenklich das Stück Einfluß, das wir durch B«teili»

M. Wiedemann: Politisches von der Vagdadbahn 807

gung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad etwa erlangen könnten, preisgeben z.:> gunsten einer festen, von England ganz unabhängigen Stellung auf der mittleren Teil« ftrecke der Bagdadbahn zwischen Bagdad, Mossul und Werfina.

Wollten wir den Plan einer Beteiligung am Ausbau dieser Strecke, wie in einem Artikel der „Deutfchen Kolonialzeitung“ empfohlen worden ist, aufgeben und uns nur auf die Herstellung der Bahnverbindung zwischen Bulgurlu und Aleppo be» schränken, um auf diese Weise die „Lücke“ zwischen dem kleinasiatischen Bahnnetz und der heute schon von Aleppo bis Damaskus, dem Ausgangspunkte der großen Hedjas» bahn, reichenden Bahnlinie „auszufüllen“, dann würden wir hierdurch eine Nachgiebig» keit England gegenüber bekunden, die allerdings unser politisches Ansehen auch über Mesopotamien hinaus schwer schädigen würde. Zum mindesten muß also das deutsche Kapital alles daransetzen, um sich seinen Anteil am Ausbau der mittleren Teilstrecke der Bahn bis Bagdad zu sichern.

Nur so gewinnen wir die Möglichkeit, aus dem Aufblühen der zwischen Aleppo und Mossul gelegenen Landschaften Nutzen zu ziehen, die keineswegs so wertlos sind, wie der oben erwähnte Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung“ glauben machen will, die vielmehr für die Ausdehnung des Ackerbaues (auch des Baumwollanbaues), der «Rindvieh» und Pferdezücht an vielen Stellen günstige Verhältnisse aufweisen, und die für die Stärkung unseres handelspolitischen Einflusses insofern besondere Vorteile bieten, als dort in den drei wichtigsten Städten — Aleppo, Urfa und Wosful — an» gesehene Handelshäuser bestehen, deren christlich»armenische Leiter sofort bereit wären, bei der Erweiterung des deutschen Handels behilflich zu sein. Steht doch der deutsche Name in diesen Kreisen in besonders hohem Ansehen, seit deutsche Mildtätigkeit es sich zur Aufgabe gestellt, die traurigen Folgen der furchtbaren Christenmassatres, die sich in den 90er Jahren (verg. Jährt.) im Gebiete von Urfa ereigneten, zu mildern und zu beseitigen.

Gegen den Vorschlag, am Ausbau der Teilstrecke Mersina—Killts (Aleppo)—Mossul— Bagdad festzuhalten, konnte allenfalls geltend gemacht werden, daß die Unsicherheit im Lande, die jetzt durch das Räuberunwesen der Kurden und durch die Kämpfe zwischen Kurden und Arabern immer von neuem genährt wird, ein Aufblühen jener Gebiete stets verhindert werden würde. Aber diesem Bedenken gegenüber wäre entgegenzuhalten, daß mit dem Bahnbau, wie in anderen ähnlich gearteten Fällen, bessere, ruhigere Zustände eintreten werden, die ganz naturgemäß auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe fördernd werden einwirken müssen. —

Sprechen somit wirtschaftliche und politische Momente dafür, daß es im Interesse unseres am Bagdadbahnbau beteiligten Kapitals ratsam wäre, wenn wir uns auf Grund des hier näher besprochenen Planes mit England verständigten, so kommt noch ein weiterer Umstand hinzu, der für ein» tatkräftige Beteiligung Deutschlands an den Er» schließungsarbeiten in den Ländern nördlich von Bagdad, selbst auf Kosten einer geringen Einbuße an Einfluß in Süd»Mesopotamien, anzuführen wäre.

Seit Jahren schon verkehren die Dampfer der deutschen Levantelinie (Hamburg) in den Häfen von Syrien und Klein-Asien; uns stehen also deutsche Dampfer für den Waren» und Personenverkehr zur Verfügung, die jederzeit inMerfina

helfend eingreifen können, sobald auch der deutsche Handelsverkehr im Hafen von Mersina durch die Eröffnung der bis Bagdad reichenden mittleren Teilstrecke an Ausdehnung gewonnen haben wird.

Mersina eignet sich schon allein feiner geographischen Lage wegen, weil der zafen von unseren deutschen Heimathäfen aus leicht zu erreichen ist, weit ehe? zum Küstenstützpunkte für unsere Kulturarbeit in Mesopotamien, «ü» die südlichen Endpunkte der Vagdadbahn Vasfra oder Koweit. — Wohl läßt die Hamburg» Amerita-Linie seit dem Sommer 1906 ihre Dampfer regelmäßig die wichtigeren Häfen am Persischen Golf anlaufen; aber „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“. Eine deutsche Dampferlinie im Persischen Golf schafft noch keinen deutschen Handel — i» Persien nicht, weil dort Rußland und England, sonderlich seit dem im herbst ver» gangenen Jahres abgefloffenen Abkommen, den Markt fast vollständig beherrschen, und auch aus rein geographischen Gründen in Zukunft weiter beherrschen werden; — und in Mesopotamien nicht, weil dem deutschen Handel dort noch die nötigen Stützpunkte und Verbindungen fehlen.

Nach Eröffnung der Südstrecke Vasfra—Vagdad wird zwar auch der deutsche Handel in jenen Gegenden sich ausdehnen, ob aber je in dem Maße, daß sich die Aufrechterhaltung eines regelmäßigen Verkehrs deutscher Dampfer im Persischen Golf lohnen würde, erscheint zweifelhaft. In Persien — ich erinnere an den Durch» gangsverkehr über Vasfra—Bagdad nach West»Persien — sind unserem Handel gewisse, durch die geographische Lage des Marktes bedingte Grenzen gezogen, die sich auch durch Bankgründungen und sonstige künstliche hilfsmittel nicht beseitigen lassen. Die Auf» nahmefähigkeit des Mesopotamischen Marktes wird sich erst im Laufe vieler Jah» nach Eröffnung der Südstrecke allmählich heben; Jahre können also vergehen, bis d» deutsche Handel eine gegen heute nennenswerte Ausdehnung gewinnen und den deutschen Schiffen genügend zu tun geben wird.

Auch in Nord»Syrien und »Mesopotamien wird es Zeit — und Geld kosten, bis sich die Produktionstätigkeit des Landes so gehoben haben wird, daß auch der Handel in größerem Umfange aus den veränderten Verhältnissen Nutzen ziehen können. Aber dort wird der deutsche Handel leichter vorwärts kommen als in Mesopotamien; dort brauchen wir keine neue deutsche Schifffahrtslinie zu schaffen, Sie ist schon vorhanden — und wird zu geeigneter Zeit in Mersina gute Dienste leisten, sobald nur erst die mittlere Teilstrecke der Bagdadbahn, nach Durchquerung der zilizischen Ebene, über das Amanusgebirge hinaus bis in die fruchtbaren Gebiete jen» seits des Euphrat und weiter östlich bis nach Mofsul vorgedrungen sein wird. — Um einer raschen Förderung des Bagdadbahnunternehmens willen erscheint es aus den oben angeführten Gründen wünschenswert, wenn man sich in den beteiligten Kreisen zu einer Arbeitsteilung entschließen wollte — im Bahnbau, wie auch auf anderen Gebieten. Der bestehenden Bahnbaugesellschaft bleibt ein genügend großes, ein gewaltiges Arbeitsfeld, wenn sie längs der kleinasiatischen Bahnen und weiter im Vften in Vord-Mesopotamien, mit dem Fortschreiten des Bahnbaues bis nach Bagdad hin, für die Erschließung und Kultivierung des Landes sorgt. Davon getrennt kann Eng» land die Strecke Bassra—Bagdad übernehmen und dort im Süden das Kulturwerk

Julius hart: Gattung und Individuum 809

weiter fortsetzen, das die Bagdadbahngesellschaft unter Führung der deutschen Kapitalgrupp« im Norden durchführt.

Eine reinliche Scheidung! Sie wird zur Folge haben, daß endlich die unsinnige Legende von den „politischen“ Plänen Deutschlands im Zweistromlande verschwindet, und sie wird den Rattenkönig von Plänen und Vorschlägen, von diplomatischen Zügen und Gegenzügen beseitigen, der während der letzten Jahre den Bahnbau vollkommen ins Stocken gebracht hat. Ist erst die Arbeitsteilung auf der hier angedeuteten Grund» läge geschaffen, dann ist auch der Weg frei zur Vollendung des gewaltigen Wertes.

Gattung Und Individuum. Ein Denkfehler der Menschheit.

Von Julius hart.

/V;s ist eine allbekannte und unwiderlegliche Tatsache, daß die Gattung das Individuum ^»I< überlebt

Diese Behauptung, dieser Satz gehört zweifellos zu den Aussprüchen, die wir in jedem Augenblick hören tonnen, die ganz unbeanstandet, wie etwas Selbstverständliches von Mund zu Mund weitergegeben werden. Und wir reden's nicht nur so dahin im Gespräch und im mündlichen Disput, wobei wir nicht besonders acht geben auf die Klarheit und Schärfe unserer Ausdrucksweise — sondern es steht auch so gedruckt in tausend und abertausend Büchern. Wörtlich, wortähnllch oder dem Sinne nach findet sich diese Behauptung bei unseren erleuchtetsten Geistern und reifsten Denkern — und die Philosophen wie die Wissen» schaftler aus allen verschiedenen Gebieten haben sie zu allen Zelten wie ein Unwiderlegliches und Selbstverständliches geglaubt und niedergeschrieben.

Ja, zweifellos spricht dieser Satz eine Grundidee unseres menschheitlichen Denkens aus — und er steht da als eine ehrwürdige uralte Säule unserer Weltanschauung. Ter Fassung, daß die Gattung das Individuum überlebt, entspricht die andere, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, von ihr hervorgebracht oder erzeugt wird. Ursprünglich werden Gattung und Art als das durch und durch Konstante, ganz und gar Unveränderlich»^» vergängliche gerade dem in jedem Augenblick sich verändernden, rasch vergänglichen und flüchtigen Individuum entgegengesetzt. Und wenn die neue Naturwissenschaft auch vor allem darin wurzelt, daß sie die alte Lehre von der Konstanz der Arten beseitigte, so spricht doch auch sie noch immer in einem fort den Satz aus, daß die Gattung das Individuum über» lebt oder erzeugt, und sie bezweifelt nicht, daß jedenfalls die Gattung eine vergleichslos größere Konstanz und Unveränderlichtelt besitzt als das Individuum, dieses an Dauer und Beständigkeit weit übertrifft.

Für unsere "Religionen, Philosophien und Wissenschaften, unsere Staats» und Gesell» schäftslehre, für Moralisten wie Politiker gilt als geradezu klassische Ueberzeugung von jeher dieser Glaube, daß die Gattung etwas ungleich Höheres, Wert» und Bedeutungsvolleres ausmacht als das Individuum, und der tragende Gedanke hier besteht eben darin, daß sich das Individuum deshalb der Gattung unterwerfen und dienstbar fühlen soll. Wie wlr den Satz, daß die Gattung das Individuum überlebt, anstandslos passieren lassen, so scheint uns auch die Behauptung völlig klar einleuchtend und selbstverständlich zu sein, daß das Individuum nur erst durch die Gattung existiert und allein in und durch die Gattung zu leben vermag.

„Man spricht oft, selbst in Kreisen, in denen man keine Metaphysik treibt, von Ab-sichten der Natur, die darauf ausgehen, die Gattung auf Kosten des Individuums zu erhalten. Man beruft sich dafür auf die Tatsache, daß die Gattung das Individuum überlebt“ So lese ich zufällig gerade in einer Abhandlung des ausgezeichneten Physiologen «I. Metchnikoff vom Institut Pasteur zu Paris. Und es ist wichtig, diesen Satz, so wie er dasteht, scharf ins Auge zu fassen. In der Tat steht eigentlich weit mehr noch als die Metaphysik unsere Naturwissenschaft, mehr als der Teleologe der Mechaniker in der Gattung ein Naturwesentliches, ein Naturprodukt, ein Natürlich-Grscheinendes, an dessen Erhaltung der Natur selber mehr gelegen ist als an der Erhaltung des Individuums

Es muß wohl etwas wie ein Schleier der Maya sein, der unsere Sinne umhüllt, wenn wir solche Behauptungen aufstellen und niederschreiben. Wir glauben, eine Tatsache auszusprechen, wir halten es für etwas unwiderleglich Wirkliches, für ein Geschehen der Natur, daß die Gattung das Individuum überlebt — unsere Ideallehre sieht in dem Artlichen ein Mehr, ein Höheres und Vollkommeneres als im Individuellen.

Dieser Gedanke scheint uns vollkommen klar und einleuchtend zu sein. Doch in Wahrheit steckt in diesen Worten ein sinnloses Abrakadabra. Sie umhüllen und verstricken uns wie in einem Nebel, daß wir ziellos und ratlos in einem Kreise umhergehen. Wir glauben, etwas Wertvolles und Bedeutesendes gesagt zu haben, und wir haben überhaupt gar nichts gesagt. Wir haben Worte gebildet, die unser spotten, die, wenn wir sie fassen und halten wollen, wie ein Dampf Zwischen den Fingern zerrinnen. Der Gedanke, daß die Gattung etwas höheres bilde als das Individuum, ist nichts als eine reine und vollkommene Absurdität, und er findet wohl nur deshalb so leicht Zustimmung, weil weder der Sprechende noch der Zuhörende so recht wissen, was damit eigentlich gemeint ist. Und es hat vielleicht wohl gar keinen Lebenswert, über den Sinn derartiger Ideen weiter nachzudenken, weil die menschliche Natur von vornherein ihre Wege geht, und dabei um solche Ideenbildungen sich gar nicht zu kümmern braucht. Denn bei der kritischen Betrachtung muß sich gerade deutlich zeigen, daß der Behauptung von dem Leben der Gattung über das Individuum hinaus keine Tatsache entspricht, daß durch sie nur gar keine Wirklichkeit zum Ausdruck kommt. Als von einer Grundidee unserer herrschenden Weltanschauung wird unser ganzes Dasein bestimmt von der Annahme, daß die Gattung von einem unendlich höheren Werte sei als das Individuum. Unsere Ideallehren, unsere Forderungen gehen wesentlich mit aus von dieser Voraussetzung, die uns eine unbestreitbare Tatsache zu sein scheint. Doch in dieser Urannahme steckt ein grober naiver Denkfehler. Oder sagen wir statt Denkfehler noch besser ein Anschauungsfehler, eine Schwäche des Sehens, ein Mangel der Auffassung. Diese Grundidee der Menschheit ist nichts als der Ausdruck einer Unklarheit und Verwirrung, und sie bringt heillos etwas durcheinander, sie verwechselt und vertauscht unablässig zwei „Gesichte“ miteinander, die nur gerade nicht miteinander verwechselt, nicht durcheinander gebracht werden dürfen. Unsere Anschauungen und Ideen, die wir uns von der Welt gebildet haben, beruhen auf einer Trübung und Irreführung. An den Wurzeln unseres Geisteslebens wohnt ein Zerstörer, der Baum unserer Weltanschauung leidet an einer Vergiftung, und unser Denken und handeln muß vielfach unfruchtbar bleiben, ist ein Säen unter Dornen und Disteln, ein zwecklos Mühen und Arbeiten, da wir seit Jahrtausenden Ideen und Idealen nachjagen, hinter denen in Wahrheit nur eine Absurdität steckt, und nur weil

sie etwas unsinnig Absurdes sind, müßte diese Menschheit von jeher darüber Nagen, daß ihr« Ideen und Ideale sich nicht verwirklichen lassen. Uns geht im allgemeinen die klare Einsicht, das Bewußtsein dafür ab, daß wir mit dem Satze von dem Ueberleben des Individuums durch die Gattung schlechthin nur etwas Unfaßlich»Nebelhaftes, Inhaltsleeres aussprechen, das Bewußtsein für die Verwechslung, den Denk» und Sehfehler, den wir damit begehen. Indem wir uns über die Verwirrung und Vertauschung, die hier vorliegt, klar werden, die Irrtumsquelle entdecken, sind wir vielleicht auf dem Wege dazu, daß wir die Welt und Natur anders sehen und begreifen als der bisherige Mensch.

In dem großen ersten Briefe Schillers an Goethe, der an der Spitze des Briefwechsels der beiden Dichter steht, unterscheidet jener zwischen dem intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und dem spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, und es kann keine größeren Vppostta geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht". Schiller sagt freilich, »beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keine größeren Opvostta geben", und sein ganzes Interesse, sein« Tendenz ist darauf gerichtet, will darlegen, daß der spekulative und der intuitive Geist einander auf halbem Wege begegnen, sich gegenseitig verbinden und befruchten, sollen. Kurz und gut. Schiller vertritt die bekannte alte Idealforderung, die Gegensätze, die von dem üblichen Denken als unüberwindlich gesetzt werden, dennoch zu überwinden.

Dem soll nun aber gerade eine andere Auffassung entgegengeworfen werden. Nein, Intuition und Spekulation sollen sich nicht^auf halbem Wege entgegenkommen, nicht sich verbinden, nicht eins ins andere überfließen. Darin soll eben die Schwäche und Verwirrung unserer herrschenden Grtenntnlslehre gesehen werden, daß sie unablässig so das Intuitive und Spekulative zu vereinigen und ineinanderzubringen suchte. Wir wollen vielmehr den intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und den spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, rein und sauber auseinander halten, und die verschiedenen Gesichte, die sie uns zeigen, nicht durcheinander gehen lassen.

Wer und was ist nun dieser intuitive Geist, von dem Schiller redet? Nicht anders, als unsere ursprüngliche naive, natürliche, durch und durch sinnliche Anschauung, für welche alles in der Natur rein bildmäßig existiert, als eine Erscheinung dasteht. Für dieses unser unmittelbares, natürliches Sehen gibt es allerdings nur Individuen, nur einzelne Dinge, und es gibt nichts, was nicht etwas rein Individuelles wäre. Und all diese einzelnen Dinge sind voneinander verschieden, und unter den Myriaden Dingen gibt es nicht zwei Dinge, die sich gleichen. Die lebendigen Individuen bringen immer wieder nur Individuen hervor, und alles, was lebt, ist ein Individuell»Lebendlges.

Wer und was ist nun der spekulative Geist? Dieses ursprünglich-natürliche Bildsehen macht gerade nicht seine Funktion aus. Er denkt, sagen wir. Er denkt in Abstraktion. <tr bildet Begriffe. <lr hat es nur mit Gattungen und Arten zu tun.

Wir Menschen besitzen eine Fähigkeit des Abstrahierens, vermittle derer wir eine Umgestaltung und Umformung an jener Welt der sinnlichen Bilder und Erscheinungen vornehmen, und wir setzen zum Zwecke einer gedanklichen Weltbetrachtung jene Natur unserer Intuition in eine begriffliche Verstandeswelt um. Wir wollen die Individu«« begreifen, verbegriffllchen, logifizieren. Das heißt, wir machen uns blind gegen die »n« endliche individuelle Verschiedenheit der Welt Dinge, wir kümmern uns nicht um diese

Mannigfaltigkeit, die kein Ding dem andern gleich sein läßt, wir ziehen gleichsam einen Schleier über die Sinnlichkeiten, wir setzen dem natürlich»intuitiven Sehen eine Grenz«. Unter den verschiedenen Naturdingen befinden sich immer wieder solche Dinge, die unter sich mehr Aehnlichkeit besitzen, und unter diesem Gesichtspunkte größerer und geringerer! Ähnlichkeiten vermögen wir die Naturdinge stufenweise in gradmühiger Steigerung aus»zufassen, von einander abzusondern. Verschiedene Dinge, die jedoch unter sich, mit Hinblick auf andere, besonders ähnlich sind, stellen wir gedanklich zusammen, — achten nur auf die hervorstechenden Merkmale, die charakteristischen Bilder, in denen sie übereinstimmen, und sehen ganz davon ab, abstrahieren davon, wir denken es gleichsam »<?>. daß die Natur»individuen außer diesen verhältnismäßig wenigen Aehnlichkeitsmerkmalen noch unendlich viel mehr andere Sinnlichkeiten an sich tragen, wir sehen auch davon ab, daß diese Aehnlichkeit»male bei den verschiedenen einzelnen Dingen doch immer wieder voneinander abweichen. Wir müssen den Schleier um die Sinnlichkeiten weben, und wir wollen diese nur gleichsam wie in Umrissen, in einer allgemeinen Form erblicken. Kraft unseres Vermögens der Abstraktion vermögen wir die einzelnen Dinge gruppenweise zusammenzufassen, in bald größeren und kleineren Gruppen, und indem wir nicht auf die unendliche individuelle Mannigfaltigkeit, sondern nur allein auf das achten, was größere Dinge unter sich allgemein ähnlich erscheinen läßt, konstruieren wir uns Gattungen, Arten, Familien, Ordnungen. Der intuitive Geist hat es nur mit Individuen, der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Wir besitzen zwei Weltgesichte, — zwei Weltauffassungen. Die Welt unseres spekulativ»abstrakten Denkens, unserer Begrifflichkeiten, der Kenntnis von Gattungen und Arten, ist eine andere Welt, als die unseres naiven, natürlich unmittelbaren Sehens. Je mehr wir diesem natürlichen Sehen folgen und uns anvertrauen, desto reicher mannigfaltiger werden die Dinge, je mehr wir die Wege der Abstraktion gehen, desto schattenhafter, umrißloser werden sie. Die Welt der natürlichen Individuen, der sinnlichen Erscheinungen und die Welt der Begriffe, des menschlichen Verstandes sind so verschieden von einander, daß sie nur gerade nicht miteinander verglichen werden sollen. Der uns von altersher beherrschende Wahn, man müsse sie vereinigen, will gerade etwas Sinn» und Zweckloses. Ebenso wenig aber dürfen wir den intuitiven und spekulativen Geist als wirklich oder scheint»? größte Opposita ansehen, zwischen Natur» und Vernunftswelt, der Welt der Bilder und sinnlichen Erscheinungen, und der Welt der Abstraktionen und Begriffe die Kluft wirklich oder scheinbar unüberwindlicher Gegensätze aufreißen. Kraft unserer Fähigkeit der Abstraktion fassen wir die Welt nur anders auf, als trifft unseres sinnlichen Erlebens, wie wir sie kraft unseres Hörens anders empfinden, als trifft unseres Sehens. In dieser Fähigkeit: der anderen Auffassung liegen gerade die Worte „Sinn» und Zweckvoll". Indem wir abstrakt denken, die Dinge der Welt begreifen, vorbegrifflichen, logifizieren, befriedigen wir ein anderes Interesse, lösen wir eine andere Aufgabe, als wenn wir sie unmittelbar»intuitiv, natürlich»sinnlich erfassen. Freilich, die alte Lehre, daß der spekulative Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, uns erst zu der wahren und richtigen 'Wahrheit» ertenntnis hinführe, müssen wir ein für allemal von uns abtun. Durch unser begriffliches Denken werden uns überhaupt keine Naturkenntnisse zugeführt. Alle unsere Abstraktionen und Begriffsbildungen können und wollen uns vielmehr nur die Naturdinge ordnen, find Orientierungen, Kennzeichnungen, Systematisierungen. Der spekulative Geist, der nur nm

Julius hart: Gattung und Individuum 813

Gattungen zu tun hat, nimmt ein Inventarium der Welt Dinge auf, und er spielt die Rolle eines Bibliothekars. Wie dieser kein bücherschaffender, bücherschreibender Mensch ist, so hat auch das begriffsbildende Denken nichts Schöpferisches an sich, sondern es stellt Schemen und Schablonen auf, Grundsätze und Normen, Systeme, kraft deren wir die Bücher, tragt deren wir die Naturdinge in verschiedene Fächer, Schränke, Schubladen unterbringen.

Die Prinzipien, die Kennzeichen, nach denen wir so ordnen und einteilen, können nun bald so und bald so aufgestellt werden, und es wird immer wieder univertalisiert und umgeordnet.

Jede Begriffsbildung beruht aber darauf, daß wir das natürlich Individuelle in der Fülle und Unendlichkeit seiner Erscheinungen und Bilder abkürzen, vereinfachen, schablonisieren. Gattungen und Arten sind künstliche Konstruktionen, doch nicht Naturgebilde selber. Nein gedanklich von uns gezogene »Richtlinien. Man kann sie mit mathematischen Figuren vergleichen. Wie es in der Welt der sinnlichen Naturdinge keine mathematischen Dreiecke und Vierecke gibt, wie als wirklich individuelles Ding nichts existieren kann, was nichts anderes als nur ein Dreieck wäre, so gibt es dort auch kein Gebilde, das etwa nur Tier, nur Pflanze, nur Mensch ist, nichts an sich trüge, als die abstrakt von uns abgelesenen Merkmale, durch die sich die natürlichen Individuen mehr oder weniger ähneln, unter denen wir sie gruppenweise zusammenfassen.

Das Weltgesicht des spekulativen Geistes, in dem nur Abstraktes, Gattungen, Arten, Ordnungen und das Weltgesicht des intuitiven Geistes, in dem die Erscheinungen leben, sind so verschieden voneinander, daß sie schlechterdings nicht miteinander kombiniert werden können, und wer sie dennoch miteinander kombinieren und vergleichen will, der denkt und sieht ebenso verwirrt, als wenn einer Zahlenbegriffe und ziemlich verschiedene Einzeldinge zusammenbringt, sieben Zuckerrüben mit neun Katzen zu multiplizieren sucht und uns die Frage vorlegt, was dabei wohl herauskommt.

In der Tat haben wir uns gerade in diese Verwirrungen schier unlöslich hineinverstrickt, diese furchtbare Absurdität ist gerade unsere menschliche Krankheit und Vergiftung, nach dem Rate Schillers lassen wir den spekulativen und den intuitiven Geist sich auf halbem Weg entgegenkommen und vermählen sie miteinander, und in einem fort kombinieren, vergleichen und vertauschen wir die Formen der Spekulation und der Vernunft mit den Formen der sinnlichen Erscheinungswelt, der Natur. Und all unser menschliches Denken, Sehen und Neden wird dadurch wie mit Blindheit geschlagen und geht in Nebeln und Unklarheiten dahin.

Wenn wir sagen, daß die Gattung das Individuum überlebt, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, daß die Gattung unendlich wertvoller ist als das Individuelle, die Gattung sei das Einheitliche »Konstante, das Individuum das Vielfache» Veränderliche, so reden wir derartig absurd durcheinander — wir halten nicht die Form der Spekulation, den Begriff Gattung und die Naturform, die individuelle Erscheinung auseinander — sondern wir identifizieren die beiden Welten. Wir machen den Begriff Gattung zu einer Naturerscheinung, ein Verstandesprinzip zu einem sinnlichen Ding, wir sagen, daß sie lebt und gebiert, sinnliche Erscheinungen erhält.

Die Gattung kann aber nicht das Individuum überleben. Sondern in der Natur werden immer nur Individuen von anderen Individuen überdauert und überlebt, und wenn alle die Individuen, die wir begrifflich verstandesgemäß als eine Gattung zusammensassen,

81h Julius Hart: Gattung und Individuum

c> °

ausgestorben sind, dann ist auch die Gattung ausgestorben, das heißt, die besonderen Merkmale, aus welchen der Inhalt dieses Gattungsbegriffes gebildet wurde, sind in der Natur verschwunden. Wir können auch nicht sagen, daß die Gattung Mensch, das heißt der abstrakte Begriff Mensch, „der“ Mensch, der nirgendwo in der Natur existiert, sondern allein in unserm Verstand, mehr ist, als irgend ein einziges, einzelnes, menschliches Individuum, wie es in der Welt des intuitiven Geistes lebt. In der Tat ist gerade umgekehrt jeder August Lehmann, jeder Fritz Müller und Isidor Cohn ein Mehr noch, als der Inhalt des Begriffes Mensch ausmacht. Denn jedes einzelne menschliche Individuum muß ja in sich schon alle die Kennzeichen besitzen, aus denen wir jenen Begriff herleiten, und wenn nicht alles, was wir gattungsbegrifflich von »dem« Menschen aussagen, auch bei dem einen einzelnen Individuum schon vorhanden wäre, würde dieses ja doch nichts als Mensch bezeichnet werden können. Wenn wir gewöhnlich sagen, daß ein einzelnes Individuum ja nichts anders ist als nur ein winziges Teilchen der Gattung — so ist umgekehrt nur das Art« und Gattungsgemäße ein Abgesondertes, ein Bruchstück, Teil — ein Ausschnitt aus der unendlichen Fülle eines einzigen und einzelnen Individuums. Und man darf doch zuletzt fragen, ob es nicht einen höchsten Wert besitzt, die uns beherrschende Weltanschauung zu entkräften und in ihren Wurzeln zu zerbrechen, sie als eine Absurdität nachzuweisen — eine Weltanschauung, durch die sich eine große Tendenz hinzieht, das einzelne Individuum als etwas Verächtliches, Geringes, als eine Bagatelle zu behandeln, an der der Natur gar nichts liegt. Man darf fragen, ob es nicht ein Gewinn ist, wenn wir zu einer höheren Vorstellung von der Majestät, der unerschöpflichen Größe des einzig Naturwirklichen, des einzelnen Individuums gelangen. Der spekulative Geist, beherrscht von einer Identitäts« lehre, von der Fiktion, daß das höchste Denken und Trachten ein Einheitstrachten sein müsse, identifiziert in einem fort Vernunft« und Naturformen und verwechelt sie miteinander. Dieses wird zu einer unerschöpflichen Quelle von Verirrungen und Absurditäten. Wir stellen in einem fort rein gedankliche Schemen, Begriffe, Abstraktionen, Ideen so dahin, als wären es sinnlich-wirkliche Naturerscheinungen; und unser menschlicher Geist wird damit wie von einem bösen Geist in einem Kreise umhergeführt, er befindet sich in einem Bann der größten Selbsttäuschung, einer wörtlich und buchstäblich »fixen« Idee, und er gleicht einem Seefahrer, der mit feinem Schiffe auf dem Ozean umhertreut. Auf dessen Meeres« karte befinden sich Linien, welche die Breiten« und Längengrade vorstellen, die wir »in« in der Idee um der Orientierung willen, um die Erdkugel gelegt haben. Der Seefahrer soll nun »irrsinnig« werden und diese mathematischen Linien für naturwrtliche Schranken, Barrieren halten — und wenn er in die Nähe einer solchen Linie kommt, dreht er das Schiff erschreckt wieder um, im schauernden Gefühl, „darüber kann kein Schiff, kein Mensch jemals hinweg“. Er fährt zur Seite, und schon droht wieder so eine unübersteigliche Schranke, noch einmal kehrt er um, doch auch dort gibt's keinen Ausweg — und so sieht sich der arme Seefahrer in feinem Irrsinn ringsum gefangen, erblickt Keckermauern, wo ein freies Lebensmeer sich dehnt, und geht kläglich an seinem Wahn zugrunde. Es hört sich wie ein Märchen an, es erscheint selber wie ein Wahnsinn, es klingt wie die höchste Paradoxie, wenn jemand die Behauptung aufstellt: Der menschliche Geist ist einmal wie dieser Seefahrer irrsinnig geworden, wir leiden tatsächlich an einer schweren Krankheit, die uns in einem fort so im Kreise umherdrehen läßt. Aber diese unerhörte Behauptung

will ich hiermit gelade ausstellen. Ich diagnostiziere die «rankheit als eine Identifizierung und Verwechslung von Vernunftideen und Naturerscheinungen. Vernunftideen, Abstrakt«, Begriffe, Richtlinien, Grundsätze, Prinzipien, mathematische Formeln, die dazu da sind, daß wir die Dinge der sinnlichen Naturwrlrllichkeit ordnen und systematisieren, halten wir bald für folche Naturdinge, bald für Ideale — und setzen uns zwischen jene Vernunftprinzipien wie der Seefahrer zwischen seine Breltegradmauern gefangen und »nachen daraus Gesetze und Gebote, die niemand überschreiten kann. Die herkömmlichen Ideen unserer Weltanschauung, die Ideen von den unüberwindlichen Grenzen, welche dem menschlichen Geist geseht sind, von unlösbaren Welträtseln sind wohl nichts als solch« für naturwrlrllich gehaltene Breltegradlinien, Mißgeburten, erzeugt aus der Durcheinander« wurstelung — aus der Vermählung von spekulativem und intuitivem Geist, aus der blut« schänderischen Umarmung von Natur« und Vernunftformen.

Ich sehe die große Aufgabe darin, die Geschichte des menschlichen Geistes daraufhin zu untersuchen, wie dieser große Wahn in die Welt kam, wie es möglich war, daß der Mensch so irren konnte — welche Verwirrungen damit unter uns für all unser Leben, Tun und Dichten angestiftet werden, und wie wir uns aus diesen Fesseln unseres Geistes befreien. Wir lassen Individuen aus der Gattung entstehen, wir machen einen Begriff zum Gr« zeuger von Wirklichkeiten. Unsere Wissenschaften bringen zuletzt eine absurde Lehre zum Ausdruck, wonach das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat, und all die vielen, ver« schieden««, mannigfaltigen Hühner unserer finnlichen Naturwelt aus dem Vegriff und Wort yuhn hervorgegangen find.

Das Unmögliche eines solchen Vorganges, die Sinnlosigkeit dieser Auffassung springt jedem fofort in die Augen — und dennoch, dennoch ist auf ihr unfer« ganze allerjüngste, allmodernste Naturwissenschaft noch immer begründet. Und dieser geht nur das Vewußt« sein dafür ab, sie weiß nur nicht, in welchem Netz sie verstrickt liegt, und es tut nur not daß sie sich endlich darüber klar wird, zu welchen Absurditäten ihre Verwechslung von Be« griffen und Naturerscheinungen führt.

.Im Anfang war das Wort. Und Gott war das Wort . . . Alle Dinge find durch dasselblge gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. . . ' Dieses Wort sprechen wir noch immer unter dunklen Schauern der Ehrfurcht aus, und wie aus dem Allerheillgsten des Tempels der Mysterien klingt es hervor. Fassen wir es doch ja wörtlich! Notwendig ist gerade, daß wir es durchaus wörtlich sassen. Nur wenn wir es wörtlich nehmen, enthüllt sich uns seine wirkliche Bedeutung!

Hier steckt der große Denk« und Sehfehler, der unser Sprechen, unser Geistesleben verwirrt hat, der doch immer in allen unseren Weltauffassungen, Philosophien und Wissen« schaften fortwirkt, und den wir noch nicht durchschaut, in uns überwunden haben. Den Begründer unserer Weltanschauung müssen wir im Dämmermorgen der Weltgeschichte auf« suchen. Der Mensch hat das Wort — das Wort, nichts weiter — wirklich einmal so hoch eingeschätzt, furchtbar überschätzt. Ls war ihm zuerst ein Zauber und laubermittel, und es wurde zu Gott. Der Glaube an das Wort, an den Begriff, die fo unendlich viel mehr zu sein schienen als eine Naturerscheinung, bildete den Keim einer panlogistischen Welt« anschauung, und die Erkenntnis des Iohannes-Eoangellums ist die Blüte am Baum des PanloglSmus. »Die Natur ist aus der Vernunft entstanden.« Die Überschätzung der

Vernunft, des spekulativen »nur Gattungen sehenden Geistes', des Denkens in Begriffen, des lauten Denkens des begrifflichen Sprechens gibt nichts als diese Ueberschätzung des Wortes wieder, welches im eigentlichsten Sinne zum Gott gemacht wurde.

Wir machen in einem fort und unaufhörlich das Wort zum Gott. Der Panlogismus steckt uns in allen Gliedern.

Aber feine Lehren beruhen auf einer Abfurdltät. Sie sind eine Verwirrung.

Wir lagen, daß das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat. Nicht wahr, ei»

Unsinn!? Aber steht das nicht etwa im Anfang des Iohannesevangeliums geschrieben?

Für alle die verschiedenen, mannigfachen Hühner, die leben, jemals gelebt haben, leben werden —

für sie alle, wie für jegliches Individuum können wir ein und dasselbe Wort setzen. Das begriffliche Wort tzuhn ist die Einheit all der mannigfach-verschiedenen tzühner der Well.

Alle unsere Philosophien und Wissenschaften sagten und sagen uns nun in einem fort, daß

alles darauf ankäme, die Einheit in den Mannigfaltigkeiten zu suchen, die Mannigfaltig»

leiten seien aus der Einheit entstanden und von ihr hervorgebracht, und sie mühten eben

auf eine Einheit zurückgeführt werden. Das Wort tzuhn ist die Einheit der mannigfaltigen

Hühner der Nalur — ei^o sind die mannigfaltigen Naturhühner von dem einen einzigen

Wort Huhn gezeugt worden. Das ist doch eine prachtvolle, unwiderlegliche Logik —

nicht wahr?

Aber unsere Naturwissenschaften logiflzieren wirklich fo. Die Individuen sind ans

der Gattung entstanden. So wurzeln unsere Naturwissenschaften heute in der Lehre, daß

alle die verschiedenen mannigfaltigen Lebewesen, die Individuen der Tier» und Pflanzen»

weit aus einer einheitlichen Zelle, Urzelle entstanden sind, und sie suchen nach dieser Urzelle;

diese variiert den Geist unser Zelt genau so, wie der Glaube an den »Stein der Weisen'

die kÄta Kin7Z2na früherer Jahrhunderte bildete. Aber eine folche Urzelle steckt nur in

unserem Kopfe, und sie kann und konnte niemals in der Natur existieren, well wir in der

Natur eben niemals auf etwas stoßen, was nichts als ein Baum oder ein Tier ist. Die

Eigenart dieser Urzelle besteht allein darin, ein Wort, ein Kollettiivbegriff zu sein, unter

dem wir alle Zellen sprechend zusammenfassen. Aber die wirklichen Zellen sind genau fo wie

die Tiere und Pflanzen rein individuelle Gebilde, und keine kann der andern gleichen. Die

Idee, welche die mannigfachen Organismen der Natur als differenzierte Erscheinungen der

Zelle, als einem angeblich Undifferenzierten, einheitlich Gleichen, gegenüberstellt, beruht auf

einer Konfuston. Und wenn ich sage, daß alle Pflanzen und Tiere Zellenwesen sind, doch

ich will daraus eine Enstehungs» und Kausalitätslehre machen, diese Zellenwesen aus .der'

Zelle herleiten, so hat das denselben Wert, und es ist genau so gescheit, als wenn ich sage:

Alle Naturerscheinungen sind Dinge, also entstehen Bäume, Tiere, Menschen aus dem Ding.

Wohl sind auch die höchstentwickelten Organismen, wenn sie sich vom Mutterwesen zu ihrer

Sondererlstenz ablösen, zuerst Einzellen, aber diese Urzelle, aus der später ein Mensch wird,

muß anders sein als die, aus welcher ein Tier wird, und die Ursprungszelle eines Reptils

wiederum anders als die eines Säugetieres, und die fertigen ausgestalteten Organismen

tonnen untereinander nicht verschiedener sein, als auch schon dies« ersten Urzellen von»

einander verschieden sind. Die höheren Organismen, aus vielen Zellen aufgebaut, sind nur

in anderer Weise mannigfaltig und kompliziert als diese Zellen, aber auch diese müssen in

sich wiederum unendlich füllereich voneinander abweichen. Wäre die Zelle, aus der ein

Vaum entsteht, wirtlich gleich der Zelle, aus der ein Tier emporwächst, wären die Zellen eines Neptils und eines Säugetieres dieselben, so müßte man die Frage aufwerfen, wie es dann lommt, daß die Väume und Tiere verschieden sein können, obwohl sie sich aus demselben Elemente aufgebaut haben. Wenn wir immer wieder sagen, daß unser« Vernunft, unser Denken uns zwingt, die Urzellen als etwas Einfacheres, Einheitliches, Undlfferenzierteres anzusehen, als die hochentwickelten Organismen, so steckt darin gerade der Betrug und die Täuschung des spekulativen Geistes. Einheitlich ist nur das Wort, der Begriff Zelle, unter dem ich die allermannigfachften Iellenindlviduen, wie sie in der Natur existieren, zusammen» fasse. Und die Erhabenheit des Naturwirllichen enthüllt sich uns erst recht, wenn wir uns bewußt werden, baß diese Welt des unendlich kleinen, anstatt ein Einfacheres, Undlfferen» zlerteres zu fein, die allerkompliziertesten Gebilde vielmehr in sich schließ», in ihrer Art nicht minder kompliziert als die höchsten Organismen. Wie diese zUrzelle sind aber all« die .letzten Ursachen" unserer Naturwissenschaften, Aether, Atom, Kraft, Stoff, Energie» Gefetz ufw. nichts als Abstraktionen, Gattungsbegriffe, welche fälschlicherweise zu schaffenden Mächten erhoben werden, die der Gottheit lebendiges Kleid weben.

»Der spekulative Geist hat es nur mit Gattungen zu tun'. Unsere Philosophien und Wissenschaften find wesentlich Ausstrahlungen dieses spekulativen Geistes gewesen, und noch immer tragen sie in sich selber den Glauben, daß in ihm die Wurzeln ihrer Kraft ruhen und stets ruhen müssen. In allen unseren Werken der Naturwissenschaft kann immer nur von einem Art» und Gattungswesen geredet werden, doch von dem' einzigen^ NaturwlrNtchen, dem Individuum, fällt hier kein Wort. Ist das eine Naturwissenschaft?

Ein alter, unüberwundener Panlogismus steckt in uns, der von Anfang an die Vernunftwelt, dl« Welt der Begriffe, Gattungen und Ideen vergötterte, um die Welt der individuellen Naturdinge als nichtige und niedrige zu brandmarken. Mit Hochmut blickte das kritlfche Denken herab auf den »naiven Nealismus' und machte die Menschen miß» trausch gegen ihre Sinne und die sinnliche Natur, und während es für sich die »wahre Erkenntnis" beanspruchte, war hier alles Irrtum und Täuschung. Den intuitiven Geist hat es in uns gelähmt und zerbrochen, und wie ein finsterer Nebel legte sich die Macht der Abstraktion zwischen diesen und die natürlich« Erscheinungswelt. Und alles Selbst» verständliche, Einfache ward unlösliches Problem. »Was ist die Welt? Der Menfch? Die Menschheit? Was ist der Geist? Was ist die Natur? Das Leben? Die Kunst? Kraft? Stoff? Gesetz? (So hat unaufhörlich dieser Panlogismus gefragt, und ganz umsonst danach gerungen, uns eine Antwort darauf zu geben. Und um tausend solcher Begriffe streiten wir uns unaufhörlich umher. Aber niemals werden wir sagen tonnen, was sie sind, aus dem ganz einfachen Grund, weil sie überhaupt nicht sind. Es kommt nur darauf an, einzusehen, daß sie nicht sein können, daß das, was wir als Melt, Stoff, Leben, Natur, Kunst bezeichnen, darum noch nicht etwas wirklich Seiendes vorstellt. Die eine Welt gibt es ebensowenig, wie den einen Menschen, die Natur ist ebensowenig vorhanden wie die Kunst, der Stoff fo wenig wie dl« Kraft, und darüber zu ftrelten, was sie wirklich sind, hat nur gar keinen Zweck und Sinn. Wirtlich, so kann man höchstens sagen, sind es Begriffe, und ganz gleichmäßig läßt sich genau immer dasselbe von ihnen sagen: Welt, Stoff, Kraft, Gesetz, Natur. Kunst sind Worte, Abstratta, unter denen wir verschiedene, viele mannigfache Erscheinungen, Vorgänge, Erlebnisse, Erfahrungen zusammenfassen.

««

Die Aufgabe dieses spekulativen Geistes und der Begriffsbildung ist, wie gesagt, nur eine orientierende und ordnende, und wenn Hansel und Gretel durch den dunklen pfadlosen Wald gehen müssen, in dessen unendlicher Fülle immer verschiedener Bilder sie sich verlieren würden, so werfen sie, um ihren Weg zu kennzeichnen und ihn wieder zu finden, Steine hinter sich, weil diese sonst in dem Walde nicht gefunden werden, und nur Steine streuen sie in einem fort aus. Damit wir uns in der individuellen Mannigfaltigkeit der Dinge zurechtfinden, müssen wir uns gemeinsam über ein Prinzip verständigen, nach dem wir vorgehen, und da kommt allerdings alles darauf an, daß wir an ihm unverbrüchlich festhalten. Wenn nicht jeder ganz genau 1, 2, 3, 4, 5 zählt, dann hat das Zählen keinen Zweck mehr. Aber aus dieser Einheit unseres Prinzips dürfen wir nun keine Einheit der Naturdinge selber machen wollen, und wenn Hansel und Gretel unverbrüchlich an der «inen einzigen Idee festhalten, immer nur Steine hinter sich zu werfen, so tun sie das nicht, weil der Stein das Einheitliche in der Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen des Waldes ausmacht. Der einheitliche Gesichtspunkt, den der spekulative, begriffsbildende Geist aufstellt, das Prinzip seiner Ordnungen, wird nun aber immer wieder von uns für eine Einheit in der Natur selber angesprochen. Wir sagen, daß die Gattung in dem Wechsel, der Vergänglichkeit, der Verschiedenheit der individuellen Gattungsdinge das Konstante, das Nicht-Verschiedene, Einheitliche ist, und wollen dieses Konstante, Einheitliche aus den Naturdingen gleichsam als die Essenz, als ihr Wesentliches herausdestillieren. Alle diese Bemühungen aber müssen unfruchtbar bleiben, weil das künstlich Geregeltere, Regulierende uns nur darum von Vorteil sein kann, weil es in der Natur nicht vorhanden ist. Um einen Weg durch einen unbekannten Wald kenntlich zu machen, knicke ich die Zweige, weil so geknickte Zweige in regelmäßiger Folge in dem Walde sich sonst nicht vorfinden. Die besonderen Merkmale, unter welchen ich die Individuen einer Gattung zusammenfasse, die Gattungsmerkmale selber sind in sich wiederum völlig verschieden und ganz und gar nicht konstant. Konstant ist nur das Prinzip der Gattung selbst: die Aufmerksamkeit auf ein oder wenige Merkmale allein zu richten und hinwegzusehen über ihre Mannigfaltigkeiten.

Ist die Urzelle, die Urpflanze eine Erfahrung, eine Erscheinung, ein Ding, welches der Naturwelt angehört oder angehört, oder ist es eine Idee? Ueber dieses Problem haben einst Goethe und Schiller leidenschaftlich gestritten und konnten ganz und gar zu keiner Einigung darüber gelangen. Und die Menschen haben in einem fort darüber gestritten, und ungelöst steht es noch immer im Mittelpunkt aller Kämpfe des spekulativen Geistes. Eine goethisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung macht das Gattungsartige zu einer Ursache aus der die lebendigen Naturdinge hervorgehen, eine begriffswissenschaftliche kantisch-schillersche Philosophie sieht darin eine Idee, aber sie macht auch zugleich aus dieser Idee das Ideal, sie faßt's teleologisch auf und stellt den einzelnen Menschen als Ziel und Ausgangspunkt, »der Mensch zu werden. Für die eine Meinung ist's ein Woherwirlommen, für die andere ein Wohinwirlsollen. Aber die Gattung ist weder das eine noch das andere, weder ein Urwesen der Erfahrungswelt noch eine Macht der Idealwelt, sondern nur ein Begriff, eine Abstraktion. Und wenn die Menschheit nicht aus den Verwirrungen des Panlogismus sich befreit, so wird sie stets über das abstrakte Wesen der Ideale klagen müssen, und dennoch nicht einsehen, daß ihre Ideale eben nichts als Abstrakta sind und darum einen Idealwelt ganz und gar nicht besitzen. Oder sie lassen die individuellen Dinge der Natur

0 0

Georg Brandes: Erinnerungen 819

aus einem Begriff entstehen, das Mannigfache aus dem Einheitlichen hervorwachsen und werden nie die Grundfrage beantworten können, wie ein Eines ein Vieles fein kann.

Aber der intuitive Geist wird »die harte Schale der Vernunft' fprenge, wie einst der vorkopernikanische Himmel gesprengt werden mußte, und Unendlichkeit wird fluten, wo wir heute unzerbrechliche Mauern sehen. Die Maya-fchleier abstrakten Denkens werden sich zer» teilen, und wir werden dann auch den ganzen tsumor empfinden, daß es Taufende von Jahren dauerte, bevor der spekulative Geist, bevor darvinistische Naturwissenschaft und Mutationstheorie entdeckten, was der intuitive Geist von Viehzüchtern, Bauern und Gärtnern wohl schon in der Steinzeit gewußt hat. Auch die Wissenschaft ist immer nur fortgeschritten, insoweit sie Intuition war; doch noch manche Schleier und Nebel müssen fallen, bis der Mensch wieder ganz auf seine Sinne und den Künstler, der in ihm wohnt, vertraut.

Erinnerungen. Von Georg Brandes.

V.

Ich erwähnte als eifrigen Gegner Vismarcks nach dessen ökonomischen Umschlag

Ludwig Vamberger.

Bamberger war eine tapfere, tätige Natur,- da er wegen seiner Beteiligung an den Unruhen des Jahres 1848 sein Vaterland im Alter von 25 Jahren verlassen mußte, hatte er erst in der Schweiz, in England und den Niederlanden, darauf in Paris gelebt, wo er als Leiter eines großen Bankgeschäftes durch dreizehn Jahre blieb. Der lange Aufenthalt in Frankreich von seinem dreißigsten bis zum vierzigsten Jahre wurde bestimmend für seine geistige Entwicklung. Er war einer der spirituellsten Männer, die man hören oder lesen konnte. Es gab wenige so scharfe und so unterhaltende deutsche Schriftsteller und Redner. Auch im gesellschaftlichen Leben wirkte er anziehend. Sein Witz war urban, formvoll; er langweilte nie.

Als er 1866 nach Erlaß der Amnestie in die deutsche Heimat zurückkehrte, wählte ihn seine Vaterstadt Mainz zuerst ins Zollparlament, dann in den deutschen Reichstag, wo er sogleich einer der Führer der nationalliberalen Partei wurde. Später trennte er sich von ihr, um immer weiter nach links zu gehen. Er war Deutschlands eifrigster Vorkämpfer für den Freihandel, und als solcher stritt er sein ganzes Leben hindurch gegen Konservative und Sozialisten. In dem Maße, wie später der Katheder-Sozialismus immer weitere Verbreitung fand, vergrößerte sich die Zahl der wissenschaftlichen Widersacher Bambergers.

Ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeiten mag den in diesen Fragen Sachverständigen überlassen bleiben. Ich kann nur für seine zweifelloser, persönlichen Überlegenheit einstehen.

Häßlich war er insofern, als es seiner langen, mageren Gestalt und dem unregelmäßigen Gesicht mit dem rötlichen Bart an gefälligen Linien und Verhältnissen fehlte; aber der geistvolle Ausdruck machte alles wieder gut. Er war ein

»

«» » 0

Gentleman und ein Weltmann, sich stets in den Grenzen der guten Sitten und Gebräuche bewegend, einsichtig, ruhig, witzig; ein Menschenkenner, der alle vortrefflichen Menschen schätzte und ohne Gemütsbewegung die jämmerlichen von Herzen verachtete.

Als er 1899 starb, hatte er seine besten Freunde überlebt, sowohl die, die er am meisten liebte, als die, die sich ihm am engsten angeschlossen hatten. Den Dichter Moritz Hartman», den intimen Freund seiner Jugend, verlor er frühzeitig. Er war «Revolutionär gewesen, wie Vamberger in jener Zeit, und später ein politischer Satiriker vom hohen Range geworden. Von dem Historiker Friedrich Kapp, dessen Wesen von dem feinsten Marl des deutschen Stammes gebildet war, sagte er mit «Recht, er sei von denen, die einem das Leben lebenswert machen. Als Schriftsteller war er in der Lage, mehr von seinem eigentlichsten Wesen in seine Schriften hineinzulegen, als Kapp es vermochte. In warmer Bewunderung, dermaßen warm, daß sie sich mit weniger als einem fast täglichen Umgang nicht begnügen konnte, hatte sich ihm der feine Schriftsteller Heinrich homberger angeschlossen, homberger kannte das damalige Italien wie kein anderer; feine italienischen Novellen sind von einer verblüffenden Echtheit. Er war ein kalter und mißvergnügter Beobachter der Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland, mehr als irgendein anderer auf feinem Posten gegen Vaterländerei, lehrreich im Gespräch, wenn er auch ein wenig häufig auf einer Saite spielte. Zu Bamberg«? fühlte er sich durch dessen vollendete Formen hingezogen. Vamberger nahe verbunden war ferner Karl hillebrand, Deutschlands erster Kritiker, der während seiner Verbannung in Frankreich gelebt hatte wie er und eben» falls wie er, ein Weltbürger, außerdem imstande war, vier Sprachen zu schreiben. Der Mann, der täglich mit Vamberger zusammen genannt wurde, sein Freund und Parteigenosse Laster, war ihm als Charakter ebenbürtig, aber Vamberger war Laster überlegen als Geist, zu indirekter Mitteilung befähigt, was Laster mit feiner Aristides« Haltung nicht war.

Vamberger war seinen Freunden eine zuverlässige Stütze, im ganzen eine durch» weg treue Vatur. Wie groß er dachte, zeigt folgendes Stückchen: Einer seiner liebsten Freunde, der ohne Vermögen gestorben war, hinterließ einen Sohn, dessen Vormund Vamberger war. Der junge Mann, der später hervorragende Tüchtigkeit an den Tag gelegt hat, entwickelte sich zum eifrigen Sozialisten und versperrte sich dadurch die Universitätslaufbahn in öesterreich. Vamberger setzte ihm unaufgefordert eine Jahresrente aus. Der junge Mann bezog sie ein paar Jahre, verzichtete aber dann darauf, da es seiner Ieberzeugung widerstrebte, eine feste Unterstützung anzunehmen von einem Mann, der unablässig gegen die Anschauungen kämpfte, die er teilte. Nach Vambergers Tode zeigte es sich, daß er dem Jüngling eine bedeutende Summe vermacht hatte. Das Verhältnis gereicht Vormund und Mündel in gleichem Grad zur Ehre. Vambergers Stellung zu Vismarck war interessant. Mit seinem psycho» logischen Blick erkannte er früher als feine Gesinnungsgenossen, was Bismarck als

» 0

Georg Brandes: Erinnerungen 821

Staatsmann bedeute. Und durch die törichte Urteile der Franzosen über den Kanzler gereizt, veröffentlichte er 1868 in französischer Sprache das Buch *^unzieur cle Lizmarck*, ein Wert, für das Vismarck, wie er selbst in einer feiner Neben erklärte, Grund hatte, ihm dankbar zu sein. Es verrät so viel Scharfblick, daß es noch heutigen tags genießbar ist. Als «Redner im Reichstage wurde Vamberger nach 1878 Bismarcks hartnäckiger Gegner, vor allen Dingen auf ökonomischem Gebiet, aber auch in der Kolonialpolitik, als er sich dem ersten schwachen Versuche zur Erwerbung überseeischer Landesteile widersetzte, mit dem Vismarck die spätere Ausdehnung des Deutschen Reiches außerhalb Europas einleitete.

Als ich eines Tages kraft eines gewissen Mißtrauens gegen den Nutzen parlamentarischer Tätigkeit Vamberger scherzweise fragte, ob er glaube, durch eine seiner Hunderte von Reichstagsreden es erreicht zu haben, daß auch nur eine Stimme anders fiele, als sie sonst gefallen wäre, antwortete er nach einem Augenblick des Nachdenkens: Ich glaube, ein einzigesmal, als ich 1880 Vismarck in der Samoa-Frage angriff. Ich wußte, wie es in Wilhelm Teil heißt, „durch diese hohle Gasse muß er kommen“, und hatte mir ein erschöpfendes Material über die dem Fallissement ausgesetzten Geschäfte in Samoa besorgt, die man durch Uebnahme der Insel unterstützen würde. Da glaube ich wohl, habe ich drei bis vier Abgeordnete veranlaßt, anders zu stimmen, als sie sich vorgenommen hatten, und da schlug ich Vismarck.

Welche Ironie des Schicksals, daß dies das einzige «Resultat von Vambergers parlamentarischer Beredsamkeit war, das er selbst als sicher aufzeigen zu können glaubte, denn wahrscheinlich hätte Deutschland später sehr viel darum gegeben, wenn Vismarck damals Vamberger geschlagen hätte. Später wurde es für das Reich nur schwerer und kostspieliger, in Samoa festen Fuß zu fassen.

VI.

Zur Zeit meiner Ankunft in Berlin stand Eduard Lasker auf der Höhe seines Ansehens. Er hatte zu den Mitbegründern der nationalliberalen Partei gehört und war jetzt ihr anerkannter Führer.

Seine «Redlichkeit, sein reiches Wissen, seine außerordentliche Arbeitskraft und seine Schlagfertigkeit im parlamentarischen Wortgefecht hatten ihm seine Stellung geschaffen. Als ausgezeichnete Jurist hatte er in der Zeit, als die nationalliberale Partei mit Vismarck Hand in Hand arbeitete, einen Hauptanteil an den organisierten Gesetzen des neuen Deutschen Reiches, den Lustzgesetzen usw. gehabt.

Er hatte persönliche und parlamentarische Unerschrockenheit an den Tag gelegt, als er 1873 die sogenannten Gründerschwindereien und besonders den mächtigen Geheimrat Wagener wegen seiner Beteiligung daran angriff. Er selbst war ein armer Mann mit reinen Händen, reinem Leben, zufrieden, daß er für den Sieg seiner Ideen wirken konnte.

822 Georg Brandes: Erinnerungen

Seine politische Stellung änderte sich von dem Tage an (8. März 1878), als Vismarck ihn überfiel, weil er für eine gewisse Selbständigkeit des projektierten Vizekanzlers eintrat. Ich traf Laster am Abend desselben Tages in einer Gesellschaft; er war empört über die Art und Weise, wie Vismarck ihn angeherrscht hatte, kannte aber den Kanzler gut genug, um zu wissen, dieser habe seine Stimmung dermaßen in der Gewalt, daß er ihr nur Luft machte, wenn er eine tiefere Absicht damit verband. Diese Absicht war, wie sich bald herausstellte, die Nationalliberalen abzuschütteln. Aber was Laster nicht durchschaute, war, daß Vismarck ihn stets gehaßt hatte, selbst während er seinen Beistand annahm und sich seines Einflusses bediente — gehaßt mit dem haß des Adligen gegen den Emporkömmling, des Junkers gegen den Juden, des Despoten gegen den Liberalen und des Mannes der Wirklichkeit gegen den Doktrinär. Wie tief dieser haß ging, zeigte sich am schärfsten gelegentlich von Lasters Tod im Jahre 1883, als Vismarck die Annahme eines ihm zur Verlesung im Reichstage zugegangenen Kondolenzbeschlusses vom Hause der «Repräsentanten in Washington» verweigerte.

Bei der heranwachsenden deutschen Jugend war Laster nicht beliebt: sie sah in ihm den letzten Pathetiker des nationalen Freisinns; die Modernisten in ihren Reihen sagten, sie konnten Schiller nicht leiden, weil er den Marquis Posa geschaffen habe, und Posa nicht, weil Laster von ihm abstamme. — Im gesellschaftlichen Leben konnte Laster lehrreich fein, aber unterhaltend war er nicht. Es fiel ihm nicht ein, daß er jemanden langweilen könne, er sprach in einer Wohnstube wie im Reichstage, entwickelte politische und soziale Fachfragen vor Damen, wofür diese es bei einem höflich geheuchelten Interesse bewenden ließen.

Athene war ihm hold; aber er hatte nie den Grazien ein Opfer gebracht.

VII.

Von älteren Politikern war Herr von Grüner, der ehemals als Unterstaatssekretär im Ministerium Schwerin angestellt war und in seinem Wesen der vorbismarckischen Zeit angehörte, eine interessante Persönlichkeit. Was er für Vismarck empfand, war der reine Abfcheu. Es war ein alter, sehr feiner Mann mit der Wohlerzogenheit einer älteren Zeit, der die Moral des Privatlebens auch für die Politik gelten lassen wollte. Er konnte keine Plumpheit verzeihen, auch wo sie mit großen Fähigkeiten gepaart war, und verurteilte die Lügenhaftigkeit, auch wo sie machiavellistisch das Mittel eines politischen Zweckes war. Er empfand auch nicht unbedingte Bewunderung für Vismarcks auswärtige Politik, wie seine Zeitgenossen, fand es z. B. fatal, daß die Freundschaft mit Rußland, kurz nachdem Vismarck sie als turmhoch bezeichnet hatte, so schwankend geworden war, und sah schon damals voraus, daß Rußland Frankreich in die Arme getrieben werden würde.

Herr von Grüner hatte sich längst aus dem politischen Leben zurückgezogen. Mitten in diesem stand ein anderer hitziger Gegner Vismarcks, der große Philologe und Geschichtsschreiber Theodor Mommsen, ein Wunder von Gelehrsamkeit, mit Leidenschaft geladen.

Es war bei ihm gerade keine Empfehlung, ein Däne zu sein, denn als geborener Deutsch-Schleswiger und ursprünglich dänischer Untertan haßte er Dänemark. Er kannte alle Schwächen des Landes und des Volkes, keinen seiner Vorzüge. Nachdem ich ihm in einer Gesellschaft als dänischer Schriftsteller vorgestellt worden war, sagte er die gerade nicht schmeichelhaften Worte: Sie wissen, wenn man einen Dänen hänseln will, erinnert man ihn an seine Literatur. Für ihn bedeutete die Literatur Dänemarks zugleich dessen Schandfleck. Und wenn man fragte, was ihm darin so geringschätzig erschiene, antwortete er in erster Reihe: Ingemanns Romane. Sie waren für ihn der Inbegriff kindischer Lächerlichkeit. Von Grundtvig als Historiker hatte er keine höhere Meinung als von Ingemann als Dichter. Auf die Frage, ob er denn Holberg nicht schätze, antwortete er: I) ja, einigermaßen. Das ist Molière ins Holländische überseht. Holberg erinnert an ihn wie der Esel an das Pferd. — Dann brachte er die Nadel auf die dänischen Philologen. Ich rühmte Madvigs Solidität und sicheres Unterscheidungsvermögen; aber Mommsen hatte sich mit Madvig wegen römischer Antiquitäten überworfen und nannte ihn mit Erbitterung einen plattfüßigen Spießbürger. „Er ist schlimm,“ sagte er, „aber Ussing, sein Affe, ist weit jämmerlicher und schlimmer.“ (Einen ähnlichen Unwillen gegen Madvig traf ich bei dem sinnreichen Philologen Otto Nibbeck, Professor in Leipzig, der oft nach Berlin kam. Er besaß Anlagen zum feinen Verständnis für Poesie und erhob gegen Madvig den Einwand: Er hat nie einen Dichter verstanden.)

Die warme Bewunderung, die ich für Mommsens Römische Geschichte empfand, ließ mich seinen mündlichen Äußerungen nicht mehr Wert beimessen, als sie verdienten. Seine Leidenschaft ging mit ihm durch. Und er gab sich kaum Mühe, gerecht — geschweige denn unparteiisch zu sein. Kam das Gespräch auf Nationalität, Humanität oder Politik, so war seine Nadel flammend.

Es ist bekannt, mit welchem Mangel an Mäßigung er, wie Richard Wagner, sich während des Krieges über das französische Volk äußerte. Noch lange Zeit nachher hielt er an seiner Verachtung des französischen Geistes besonders der Wissenschaftlichkeit in Frankreich fest. Dort gibt es, sagte er, außerhalb Paris keinen Schimmer von wissenschaftlichem Sinn; in der Beziehung steht die kleinste italienische Stadt über Städten von dem Umfange Lyons oder Bordeaux's.

Aber zugleich verabscheute und verachtete er die deutsche Vaterländerei, besonders wie sie sich in der Bewegung gegen die Juden geltend machte, die gerade damals angefaßt worden war und um sich griff. Sie begann um das Jahr

»

»n «

1879, neun Jahre nach dem nationalen Kriege gegen Frankreich, wie die Judenverfolgungen 1819 der nationalen Erhebung gegen Napoleon in einem Abstand von sechs Jahren gefolgt waren. Beide Male hatten die Deutschen jüdischen Glaubens in einer «Reihe mit denen protestantischer und katholischer Konfession gekämpft; im letzten Kriege hatten sogar 327 Juden für die von ihnen bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz bekommen. Nichtsdestoweniger wurde jetzt an den «Rassenhaß appelliert, und Mommsen war der erste und eifrigste in der Abwehr, teils dadurch, daß er seinen Namen unter den Protest der Notablen setzte, teils indem er einen überlegenen Einspruch in der Sache veröffentlichte.

Mommsen war bekanntlich ein Anbeter und Verehrer Cäsars. Jedem Gegner des großen Casus Julius wurde in seiner Geschichte ein schreckliches Zeugnis ausgestellt. Man konnte also von vornherein annehmen, daß er Bismarck günstig gestimmt sei. Doch er hatte nicht umsonst schon 1857 seinen Vorbehalt gegen den Cäsarismus genommen. Er verabscheute Bismarck, und als Politiker bekämpfte er ihn aus Leibeskraften, sah in ihm einzig den Feind der Freiheit. Gambetta konnte er nicht besser leiden, und seltsamerweise verglich er die beiden Männer in gewisser Beziehung miteinander. „Achten Sie auf ihre Umgebungen“, sagte er eines Tages zu mir. „Solche Männer lassen sich am besten nach ihrer Umgebung beurteilen. Bei Gambetta ist es die Bohème, bei Bismarck eine noch schlimmere Sorte.“ Es fiel mir bei Mommsen auf, wie es mich auch öfters im Leben bei hoch angesehenen Historikern (wenn auch nicht solchen «Ranges) frappiert hat, daß sie ihren Zeitgenossen gegenüber gewöhnlich mittelmäßige, zuweilen schlechte Psychologen sind, unterschätzen oder überschätzen. Es fehlt ihnen in der «Regel vollständig an der Sicherheit des Urteils, die der literarische Kritiker in seinem Fache gar nicht entbehren kann. Auffällig ist es außerdem, wie oft Historiker vom Fach im Verhältnis zu ihrer eigenen Zeit sich an Klatsch klammern, an Klatsch glauben. Dies macht zuweilen ihr Urteil über die Menschen der fernen Vergangenheit weniger vertrauenerweckend. Doch für den, der es empfunden, daß die volle historische Wahrheit ein unerreichbares Ideal ist, macht dieser Umstand die Geschichtsschreiber nicht gerade weniger ansprechend. Geniale Männer wie Mommsen oder Michelet wirken, auch wenn sie von ihren Gefühlen mit fortgerissen werden, durch die Mischung von Mitteilichkeitsstudium und Phantasie, mit der sie große historische Bilder geben, die alle freie, sogenannte historische Dichtung übertreffen.

Der ausgezeichnete alte «Mann, der mit feinem scharfgeschnittenen Gesicht, seinem feurigen Blick und feinen langen weißen haaren wie ein Fürst des Gedankens aus» sah, hatte eine Schwäche, die er auch nicht einmal im gesellschaftlichen Verkehr zu verbergen imstande war: einige wenige Gläser «Rheinwein stiegen ihm zu Kopfe. Nachdem ich ihn mehrmals vom Wein umnebelt gefehen hatte, wagte ich eines Abends, als ich ihm an einem Tisch gegenüber saß und mit «Besorgnis bemerkt hatte, wie er immer wieder die Hand nach der Flasche ausstreckte, ihn zu fragen,

Richard Muther: Der Wiener Festzug 825

ob er nicht ein wenig Wasser in seinen Wem wünsche. Er machte schnell eine abwehrende Handbewegung und antwortete: „Wozu? Es ist ja schon Wasser im Wein.“

An demselben Abend sah er bald darauf bewußtlos, mit stieren Blicken da und muhte sich die Treppe hinab und in einen Wagen helfen lassen.

In demselben Jahre erhob Mommsen sich eines Vormittags im «Reichstage und hielt eine so wirre Rede, daß seine politischen Freunde ihn umringten und sich bemühten, seine Worte zu überschreien, während sie zu den Stenographen hinaufschickten und bitten liehen, nicht über das zu berichten, was sie trotzdem aufschnappten konnten. Die Stenographen folgten dem Wink aus Respekt vor dem großen Manne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Festzug. Von Richard Muther.

^/Hs wird so unendlich viel geschrieben, und trotzdem fehlen manchmal Bücher über die hübschesten Themen. Man ist erstaunt, daß noch kein Verleger auf den Einfall gekommen ist, ein historisches Prachtwerk über Festzüge erscheinen zu lassen, denn die Abbildungen, die sich begeben ließen, könnten ebenso interessant sein wie die kulturgeschichtlichen Erörterungen, die der Text ermöglicht.

Mit der Antike wäre anzufangen. Man würde von Hellas, dem Panathenäenzug, dem Parthenonfließen des Phidias sprechen. Dann kämen die Triumphzüge des alten «Rom, von denen uns die «Reliefs der Triumphalsäulen erzählen, und die später in Andrea Mantegna noch ihren klassischen Exegeten fanden. Das Mittelalter mit seinen Prozessionen und Mysterienspielen würde sich anschließen. Man würde die Mosaiken von San Vitale in Ravenna besprechen, die ein so anschauliches Bild von der sinnbetörenden Pracht einer pompa zölemniz im Justinianischen Byzanz vermitteln, würde von den hahnebüchenen Dingen reden, die bald darauf im Norden sich abspielten^ wenn kostümierte Komödianten, die Vorläufer der Passionsmimen von Oberammergau, vor ihrem Auftreten als ambulante Reklame durch die Gassen altdeutscher Städtchen zogen. Mit der «Renaissance hebt dann die Zeit der weltlichen Festkultur an. Man betete zu nichts anderem mehr als zur Schönheit des Lebens, liebte dieses Leben im verklärenden Spiegel der Kunst zu sehen. So mußte jeder denkbare Anlaß, ein Fürstenbesuch, ein städtischer Ehrentag, eine Hochzeit in hohem Hause, den Vorwand zu einem Inonto liefern, ganz abgesehen von den Karnevalszügen, die nun alljährlich veranstaltet wurden. Und es ist lehrreich zu verfolgen, wie alle Tendenzen, von denen die Kunst beherrscht war, ihren Ausdruck auch in den Festzügen fanden. Das 15. Jahrhundert war die Zeit der Zierlichkeit, der lustigen Buntheit. So sprach auch aus den Festzügen jene lindliche Farbenfreude, die aus den Bildern der Quattrocentisten jauchzt. Stutzer in glitzernder «Rüstung, schlanke Pagen in Trikots und blasse, goldübersäte Frauen, wie man sie aus Gozzolis Bildern kennt, bewegten sich in kaleidoskopischem Wechsel über rosenbeströute Straßen; orientalische Teppiche, stilisierte Laubnischen, Blumengirlanden und vergoldete Putten webten sich zu färben»

«>»

frohen Buketts zusammen. Das 16. Jahrhundert war die Zeit der AravitK ripozatz. So machte auch in den Festzügen die ausgelassene Faschingsfreude mehr einer ge» haltenen Würde Platz. Die Kunst war nun klassisch geworden, sie wollte zur Ewigkeit sprechen. Die beabsichtigte Ewigkeitsstimmung glaubten die Maler ihren Vildern am besten dadurch verleihen zu können, daß sie, alles Grelle meidend, die Farben auf einen verwitterten grauen Marmorton abdämpften. Dieses Prinzip des Dekolo» rierens wurde auch für Festdekorationen maßgebend. Ehrenpforten in Sandstein« färbe, streng in der Form, wurden mit farblosen Statuen und "Reliefen geschmückt. Im 17. Jahrhundert ging dieses frostig Feierliche ins bombastisch Rauschende über. Nubens war der Klassiker der Zeit, und die Stadtdeloration von Antwerpen, die er 1635 für den Einzug des Kardinal-Infanten Ferdinand entwarf, scheint das Kolossalste gewesen zu sein, was die Geschichte der Festkultur verzeichnet. Ilepige Triumph» bogen erhoben sich am Eingang jeder Straße, die der Prinz passierte. Stark detolle» tierte allegorische Gruppen, die Erdteile, die Tugenden und Künste begrüßten ihn. Fanfaren schmetterten und Fontänen rauschten. Riesige Pruntwagen in den aus» labendsten Formen des Barock wurden von exotischen Tieren, von Elefanten und Dromedaren gezogen. Das Rokoko liebte diese starken, ruhmrednerischen Effekte nicht mehr. Auch die gebundene Marschroute eines Festzuges sagte den Schmetterlings» Neigungen der Zeit nicht zu. Man liebte das Niedliche, Diskrete, das Flanieren und Tänzeln. So lösten im 18. Jahrhundert die wuchtigen regelrechten Festzüge sich in kapriziöse Bedeuten auf. In Domino und tzaremschleier, ein winziges schwarzes Lärchen wie ein Schönheitspflasterchen auf der Nase, schob man sich auf dem Tanz» boden des Markusplatzes — denn Venedig war ja der klassische Boden des Nidotto — kokettierend und intrigierend dahin. Das 19. Jahrhundert, als der Erbe der Nevo» lution, trug diese alte Kultur zu Grabe. Aus dem Chaos, gärend und brodelnd, begann sich der Geist unserer Zeit zu formen. In dieser Welt, wo alles noch un° fertig, alles im Werden war, fanden sich die Menschen anfangs nur schwer zurecht. Sie wurden zu «Romantikern, träumten aus der Prosa des Alltags sich in versunkene Schönheitswelten hinüber, wo noch Schauben und Baretts, leine Gehröcke und Zylinder getragen wurden. Nebenbei erinnerten sich die Maler wehmütig der Tage, als noch der Künstler mit dem König ging. So kam auch in die Festzüge nun eine romantische Note, die sie vorher nicht hatten. Namentlich kunstgeschichtliche Erinnerungstage, zum Beispiel 1828 der 300. Todestag Albrecht Dürers, muhten das Leitmotiv liefern. Die hübsche Schilderung Gottfried Kellers im grünen Heinrich wird, wenn von solchen Festzügen der Biedermeierzeit die Rede ist, sofort in der Erinnerung lebendig. Was damals noch eine anspruchsflofe Maskerade war, wurde wieder 50 Jahre später zum brillanten Ausstattungsstück. Es war nun die Zeit der Historienmalerei, die Zeit der Meininger. Die nämlichen Theatereffekte, wie sie Cronegt inszeniert und Piloty gemalt hat, kehren in den Festzügen der 70er Jahre wieder, die in den Münchener

0 »

0 0

Nichard Muther: Der Wiener Festzug 82?

Malern besondere glanzvolle Arrangeure hatten. Und Matart war es dann, der diese Prinzipien von der Isar nach der Donau verpflanzte.

Der große Festzug, der 1879 über die Wiener "Ringstraße wogte, bedeutete den krönenden Abschluß dessen, was die Epoche der Historienmalerei in solchen Dingen zu erreichen vermochte. Gewiß, er war nur "Reflex. Wie Matart in seinen Bildern "Rubens imitierte, zehrte er als Festkünstler von den Brosamen, die von dem Tisch dieses Großen abfielen. Imposant muß die Sache aus zweierlei Gründen aber doch gewirkt haben. Erstens war Matart der populärste Künstler des 19. Jahrhunderts, eine Art Nebentaiser von Wien. So wirtte es nicht nur wie "Reflex, sondern wie ein wirtliches Stück "Renaissance, als er auf goldstrotzendem Schimmel in schwarzem "Rubens»Kostüm, das weißbefiederte Barett auf dem Kopf, an der Spitze der Künstler»schaft und umbraust vom Jubel des Voltes sich der kaiserlichen Loge nahte. Zweitens hatte er, bevor er den Festzug inszenierte, auch schon für die Folie gesorgt. Denn Malarts Schaffen bedeutet ja eines der seltsamsten Kapitel der Wiener Kultur»geschichte. Er beherrschte seine Zelt, prägte dem ganzen Leben den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Man baute im Matart-Stil, gab Gesellschaften im Matart-Stil, richtete sich im Matart-Stil ein und spielte im Matart-Stil Theater. So tonnte, weil die ganze Stadt sich auf Malart stilisiert hatte, auch der Festzug, trotz seiner Un»Modernität, fast wie ein Stück Wiener Lebens wirken. Alles, woran man denkt, wenn der Name Matart genannt wird — Prunkwagen und Trophäen, rauschende Vrotatoben und nackte Frauenschultern — klang zu einem einheitlichen Atlord zusammen. Der Festzug von 1908 hatte also eine sehr gefährliche Konkurrenz. Es fehlte ihm das Prestige eines Mannes, dessen Namen allein schon elektrisierend auf die Massen wirkte. Selbst wenn die repräsentierenden Männer von heute — Wagner und Klimt, hoffmann, Moser und "Roller — sich an dem Unternehmen beteiligt hätten, wäre jene alles bezwingende Massenwirtung nicht zu erzielen gewesen. Außerdem hat die Kunstentwicklung, die sich seit 30 Jahren vollzog, uns vor so viel andere ernste Probleme gestellt, daß wir zum Nachdenken über Festzüge leine Zeit behielten. Die Künstler verzichteten darauf, sich an der Sonne versunkener Schönheitswelten zu wärmen, und machten sich daran, für die neuen Lebcsäußerungen einer neuen Zeit einen neuen selbständigen Stil zu formen. Sie erkannten, daß eine lebenskräftige Kunst nur vom Blut ihrer eigenen Zeit sich nähren tonne, und daß auch die Gegen»wart, die so lange verschmähte moderne Wirklichkeit künstlerische Schätze berge, die nur des Entdeckers harnten.

Ein Festzug, der diese Tendenzen klar ausdrücken wollte, dürste also nur ein Stück schönheitverklärten Lebens sein. Er müßte verkünden, daß wir heimisch in unserer Welt geworden sind und wieder den Mut haben, uns gleichwertig neben die Vergangenheit zu stellen. Doch hier kommt schon ein Fragezeichen. Ist unsere Zeit reich genug an künstlerischer Schönheit, um allein die Kosten einer solchen Veranstaltung

»

» 0 »

zu decken? Sogar in Amerika, dem modernsten Lande der Welt, glaubte man der Ausstellung von St. Louis nur dadurch Anziehungskraft verleihen zu können, daß man Szenerien aus dem alten Venedig aufbaute. Und selbst wenn wir genug spezifisch moderne Schönheit hätten, würden die Zuschauer, die ihre Tribünensitze bezahlt haben, doch nicht anderes wünschen? Wir ertappen uns auf einer In»
 konsequenz, in der sich verrät, daß noch immer die «Romantik nachspukt. Ein moderner Festzug ohne historische und ethnographische Beigaben — im Sinne derer, wie sie in der «Renaissance» und Barockzeit stattfanden, würde nicht reizvoll genug erscheinen. Trotz aller scheinbaren Modernität teilen wir noch immer mit den Romantikern die Ansicht, daß die Schönheit nur etwas Vergangenes oder Fernes sein könne. Auch das historische und Ethnographische würde nun eine Neubelebung im Sinne der modernen Kunst gestatten. Denn die Historien- und Genremaler der letzten vergangenen Epoche begnügten sich, kostümierte Statisten inmitten von Atelierszenerien abzumalen. Der Impressionismus hat uns das mettre l'homme vrai c>2N5 5cm milieu vrai gelehrt. Man vermöchte echter zu sein. Man konnte Menschen vorführen, die nicht nur durch die Gewänder, die sie trügen, auch durch Schritt und Geste ihre Epoche und ihr Volkstum ausdrücken, könnte die Szenerien so gestalten, daß ein Einklang zwischen Figur und Milieu bestünde. Die Genremaler begnügten sich ferner, novellistische Einzelzüge aneinanderzureihen und schädigten durch die Fülle dieser gleich»
 gültigen Details die Wirkung des Ganzen, heute haben wir erfaßt, daß SM im Weglassen des Nebensächlichen besteht, daß durch Synthese, durch Vereinfachung, durch Herausschälen des Signifikanten eine weit schlagendere Wirkung als durch die verwirrende Anhäufung episodischer Einzelheiten erzielt werden kann. Sogar dem Theaterstil haben diese Entdeckungen der modernen Kunst wichtige Anregungen gegeben. Doch lassen sie auch für Festzüge sich ausnützen? Schwerlich. Denn die Straße ist etwas anderes als das Theater. Ein verwöhntes Auge wird nie ganz befriedigt sein, wenn historische Gruppen und Bauerntavalkaden sich durch die breiten Straßen einer modernen Großstadt bewegen. Die Stilisierung der Gruppen aber würde einen ruhigen Fond voraussetzen, der die ästhetischen Feinheiten machtvoll zusammenfaßte. Sie gehen verloren, solange als Nepoussoir nur das unruhige Ge»
 wimmel der Zuschauer dienen kann.

Daß der Festzug des 12. Juni die Tendenzen der modernen Kunst ebenso typisch zum Ausdruck brachte wie der von 1879 typisch für die Makart»-Zeit war, läßt sich also keinesfalls sagen. Er erinnerte lediglich daran, daß wir im Zeitalter des Kinematographen leben. Der einzige Gesichtspunkt, von dem die Veranstalter ausgingen, war der, eine unabsehbare Fülle von Bildern wie auf einer Drehfcheibe sich abrollen zu lassen. Trotzdem. Eine so geringe Rolle die Kunst dabei spielte, war er das Schönste und Stimmungsvollste, was ich Zeit meines Lebens sah. Es gibt eben Dinge, die weit mehr als Kunst ergreifen, Dinge, die ein Künstler überhaupt nicht macht, sondern die nur das Ergebnis mächtigerer Faktoren sein können.

Erstens ist es etwas Seltsames um ein Land mit alter Kultur. Es war ein unsagbarer Eindruck, im historischen Teil des Festzuges zu sehen, welche Ewigkeitskette in Österreich die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Alle großen Männer der altösterreichischen Geschichte wurden von ihren wirtlichen Nachkommen, ihrem eigenen Fleisch und Blut dargestellt. Die Enkel — die Salm, Trauttmannsdorff, Palffy, Khevenhüller, Rüdiger von Starhemberg, Nadehky — traten in der Maske der Ahnen auf und verliehen dem Ganzen eine Stammbaumschönheit, die doch etwas anderes als eine schauspielerische Leistung war. Zweitens ist Österreich ein Orbis pictus, ein Land, wo Schönheit blumengleich aus dem Boden spricht. Es war eine Orgie, ein Festschmaus für das Auge, all diese Leute aus Böhmen und Galizien, aus Dalmatien und Polen, aus Steiermark und Tirol, aus Istrien und der Bukowina zu sehen, wie sie in ihrer bunten Nationaltracht sich zu einem färben» sprühenden, schwarzgelb umwundenen Bukett verwebten. Man merkte, wie Märchen entstehen. Gestalten, die aus Mythen, aus alten Heldenliedern, aus Gedichten Walthers von der Vogelweide geschnitten schienen, kamen als lebendige Wesen daher. Und fast mystisch ist die naiv sichere Gestaltungskraft dieser durch die Jahrhunderte unverändert gebliebenen Volkskunst. Man hatte das Gefühl, daß eigentlich jeder Mensch ein geborener Künstler sei, daß ein animalischer Instinkt für Kunst jedem verliehen ist. Denn all diese bunten Gewänder und seltsamen Hüte, all diese Mäntel und Westen, Mieder und Schürzen schienen mit ihren Trägern so organisch verwachsen, die kühnsten Farbentombinationen waren mit so elementarem Geschmack gelöst, daß man fast an den Herrgott dachte, der ja auch jedem Tier, jedem Vogel das passende Fell und Gefieder gibt. Doch selbst diese Dinge, so wundervoll sie waren, blieben an Stimmungskraft hinter anderen zurück. Man muß einen solchen Festzug nur nach Berlin verlegen. Da wäre er von militärischer Exaktheit. Die obligate, auch militärisch disziplinierte Hurrastimmung würde über alles sich breiten, hier sah man, daß ein Kaiser, auch ohne zu posieren, von rein menschlicher Vornehmheit wie von einem Nimbus umstrahlt sein kann, sah, daß ein Bürgermeister gar nicht nötig hat, den Untertan allzusehr zu markieren und bei allem Tatt, mit dem er seine königliche Würde wahrt, doch sehr Schönes zu sagen vermag, sah, daß ein Publikum gar nicht Hurra zu brüllen braucht, und daß trotzdem ein Kontakt, ein viel, viel feinerer Kontakt zwischen dem, der gefeiert wird, und denen, die ihn feiern, bestehen kann. Da der Festzug fast aus dem Stegreif improvisiert werden mußte, ergaben sich auch sonst manche netten, ganz spontanen Pointen, die von einem Etwas durchzittert waren, das wir nicht mehr kennen. Das Pärchen aus Tirol, das dem Kaiser Alpenrosen brachte, und der alte Wurzelsepp, der plötzlich stehen blieb, um ihm auf dem Alpen» hörn ein Kuhreigenföhl vorzublasen, waren so einige von den Dingen, die fast zu Thronen rührten und im Neichsdeutchen nebenbei recht nachdenkliche Empfindungen auslösten.

Verthold Lihmann: Was sollen wir lesen?

Was sollen wir lesen? Vorschläge für ein« deutsche tzausbibliothek.

Von Verthold Litzmann.

IX. Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart.

Unter den Lyrikern aus älterer Zeit, deren Namen von Kindertagen jedem Deutschen durch die Schule vertraut sind, und die daher im deutschen Haus ein ähnliches heimaterecht besitzen oder besitzen sollten wie Schiller, sind vor allem Bürger, Arndt, Uhland, Chamisso, Eichendorff, Nückert, Platen zu nennen. Jedem von uns wird, sobald einer dieser Namen genannt wird, ein Lied im Ohr klingen, «in Bild auftauchen, ein« Stimmung wach werden aus der Jugendzeit, wo wir diese Namen zum erstenmal hörten oder unter einem Gedicht in unserem Lesebuch fanden. Es ist aber damit keineswegs gesagt, daß wir damit auch ihr Bestes und für uns als reife Menschen Wertvollstes kennen gelernt und festgehalten haben, denn die Schule wählt ja und kann ja nicht nach rein künstlerischen Gesichtspunkten wählen; sie verfolgt bei den Dichtungen, die sie den Schülern nahebringt, zugleich ober an erster Stelle pädagogische Zwecke, und gerade manch« der schönsten Dichtungen sind dadurch von vornherein ausgeschlossen, nicht so sehr, weil sie etwas wie schädliche Einwirkung auf das kindliche Gemüt ausüben könnten, als weil sie ihrem Stoff und ihrem Anschauungskreis nach einfach über das kindliche Fassungs« vermögen hinausgehen und daher für die nächsten Zweck« der Schule belanglos sind. Und so ruht in den Liedern dieser Dichter noch un« gehoben ein lebendiger Schatz reiner, Ursprung« lichster Poesie, den zu heben jeder sich selbst bemühen muß, um reich belohnt zu werden. Das gilt vor allem von Uhland. Wer ihn nur von der Schule her kennt, ahnt gar nicht, wie reich er ist und wie reich er noch heute jedem gibt, der ihm still zuhört. In seiner« Frühlingspoesie ist ein Duft und ein Glanz und vor allem eine individuelle Färbung der Landschaft wie der Stimmung, die noch über Goethe hinausführen, in seinen Wander« und Freudenliedern Töne« von tiefster Innigkeit, ahnungsvoller Schwermut und jubelnder Lebensfreude«, die nur in« angeschlagen unser« Seele mitklingen lassen in der« Genießen. Eine Sammlung von fünfzig der schönsten Uhlandschen Gedichte, das wäre es, was wir brauchen könnten. Und etwas von Eichendorff, dem wir nicht nur das wundervollste« Frühlingslied, das vielleicht je in deutscher Sprach« gedichtet worden, „Ueberrn Garten durch die Lüfte“ verdanken, sondern der so recht eigentlich der Poet gewesen ist, der das Bild der spezifisch deutschen Landschaft, mit den sanft ge«

wellten Hügeln, den rauschenden Wäldern und
den zu Tal rieselnden Bächen und lxn g«»
heimnisvollen Stimmen der Mondnacht als
Ganzes geschaut und zum Singen gebracht hat,
mit seiner „Wünschelrute“:
„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Di« da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen.
Triffst du nur das Zauberwort.“[^]
Und eben solche Sammlung der Auswahl
brauchten wir von Aückert, der uns in
Kindertagen das Lied „Vom Bäumchen, das
ander« Blätter gewollt“ und die nachdenklichen
Geschichten von „Cidher, dem ewig Jungen“
und vom „Mann im Syrerland“ erzählt hat,
mit dem wir in Jugendjahren seinen „Liebes«
frühling“ mitdurchlebt haben, und mit d«l
wir, wenn die Sommerfäden über das herbst«
liche Laub fliegen, leise mitsingen: „Aus der
Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied
mir immerdar.“ Auch Chamisso sollt« uns
in einer solchen Auswahl nicht fehlen, wenn
auch vielleicht nicht jeder heute ganz sich mehr
in die Gefühlswelt von „Frauenlieb« und
Leben“ hineinzusetzen vermag. Er hat
außerdem in verhältnismäßig wenig bekannten
Liedern Tön« — tiefernt und heiter — «n«
geschlagen, die dunkle Gefühle im Herzen noch
heute lustvoll wecken.
Wenn wir aber fragen, wer an «rst«r Stell«
von all den Sängern, die nach Goeth« aufge«

Verthold Lihmann: Was sollen wir lesen?
 standen sind, und die nun auch schon lang« die
 Erde deckt, in seinen Liedern die Kämpfe, die
 Ideale, die Dissonanzen des verflossenen Jahr«
 Hunderts zusammenfassend wiederzuspiegeln
 und wiedertönen zu lassen gewußt hat, dann
 gibt es nur «inen Namen als Antwort, der
 sich unmittelbar an Goethe anreihet, und den
 als eines Poeten von Gottes Gnaden jeder
 in Ehren halten muß: Heinrich Heine«.

In diesem Rahmen wäre es eine Ver«
 wegenheit, wollte ich über ihn, dessen
 Lieder, wie die Goethes, Gemeingut der ganzen
 gebildeten Menschheit sind, «in anderes Wort
 sagen als: Lest ihn. Es gibt keine Entschuldigung
 vom Gegensatz der Weltanschauung, der
 politischen Meinung, von Aafsenantipathie, die
 irgendeinem gestattete, Heine« zu ignorieren oder
 gar als Poeten nicht gelten zu lassen. Er ist
 mit all den Unarten, die er reichlich besitzt,
 mit all den Dissonanzen, die in seinem Leben
 wie in seiner Dichtung oft so grell aufschreien,
 «iner der größten Lyriker aller Zeiten, der auch
 da, wo seine Individualität vielleicht dem Ein«
 zeln« verletzend entgegentritt, sich den "Respekt
 vor seiner künstlerischen Persönlichkeit erzwingt.
 Ihn verleugnen, ihn ausschalten« wollen aus
 der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, hieße
 zugleich, fast die gesamte deutsche Lyrik nach
 1830 verleugnen, denn in ihren künstlerischen
 Ausdrucksformen und Mitteln steht sie bis
 in die jüngste Vergangenheit ganz auf Heines
 Schultern. Die Form des Liedes, wie sie Heine«
 vor allem im „Buch der Lieder“ geprägt hat,
 d. h. die Zusammenfassung eines Gefühls, eines
 Stimmungsgehalts in «in Gedicht von prägnanter
 Kürze und melodischer Kraft, das in
 zwei, drei Strophen alles sagt, ist seitdem die
 Form des deutschen Liedes überhaupt geworden.
 Und wer vom Dichter nicht verlangt, daß er
 ihm immer nur seine, des Lesers, Stimmung
 künstlerisch verklärt wiedergibt, wer den Reiz
 zu schätzen weiß «iner Plauderstunde mit einem
 Künstler, dem das Leben sich oft, ja meist, in
 ganz anderen Farben und Linien reflektiert,
 der über das Ernsthafteste lachen und spotten,
 über das scheinbar Gleichgültig« traurig werden
 kann, der wird Heine immer wieder als «inen
 stets willkommenen Gast laden, wenn «r von
 den kleinen Fratzen des Tages sich einmal
 durch ein Lachen befreien will. Jedenfalls geht
 hört das „Buch der Lieder“ in jedes Haus,
 und von den beiden späteren Sammlungen,
 dem „Romanzen“ und den „Neuen Gedichten“,
 wäre dringend zu wünschen, daß sie in «iner
 guten Auswahl bequem zugänglich wären.
 Vor allem aber brauchen wir ein« Aus«
 Wahl aus Eduard Mörike. Das Wort,

das Theodor Storm in seinem „Hausbuch aus
 deutschen Dichtern seit Claudius“, nach meinem
 Urteil die wertvollste Blütenlese, die wir gerade
 für die Zeit von Goethe bis etwa 1880 be-
 sitzen, 1870 schrieb: „bah Mörikes Gedichte in
 leiner Bibliothek fehlen dürften, in der unsere
 poetisch« Literatur auch nur andeutungsweise
 vertreten ist“, das Wort, das damals wie die
 Stimme eines Predigers in der Wüste klang,
 ist ja heute schon von einem starken und tag-
 lich wachsenden Chor aufgenommen, aber trotz-
 dem dürfen wir nicht müde werden, immer
 wieder auf ihn hinzuweisen. In seiner Dichtung
 klingt «in Ton Goethes, klingt Uhland, klingt
 ein Lautenakkord vom Volkslied, und aus weiter
 Ferne zuweilen auch wie ein Aaunen aus
 der Märchenwelt, alles das ist zusammen ver-
 schmolzen zu einem Stimmklang, der einen
 neuen und — so zart und so weich «r ist —
 einen so starken und vollen Ton gibt, dah,
 wer ihn einmal vernommen, ihn nimmermehr
 vergißt. Eben deshalb aber sollte man gerade
 heute, wo die Mörikeausgaben wie Pilz« aus
 der Erde schießen, das Schönst« und A«ifft«
 von ihm, das Ewigkeitswert hat, in einem
 kleinen Bändchen zusammenstellen, das mit
 seinen 100 Seiten schwerer wiegt und reinere
 Freuden bringt, als die mit G«l«genh«its«
 dichtungen belndencn vollständigen Ausgaben")
 Aus seiner Dichtung klingt es wie das Li«d
 von Vrplid, dem Märchenland seiner Phantasie:
 „Du bist Orplid, mein Land!
 Das ferne leuchtet;
 Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
 Den Aebel, so der Götter Wange feuchtet.
 ') Auch die bei I.«nge«!olck>e erschienene von Wil.,
 Vesper h«l«usg«gebene .Aolwa!),' ili vielleicht n«ch nicht
 da« lbeal «iner lolche«.

832 . Verthold Lihmann: Was sollen wir lesen?

Uralte Wasser steigen.

Verjüngt um deine Hüften, Kind!

Vor deiner Gottheit beugen

Sich Könige, die deine Wärter sind,"

Und neben Mörike stellen wir ihn, der,

solange er lebte, nicht müde wurde, bewundernd

zu Mörike aufzuschauen und für ihn zu werben:

Theodor Storm. Als Lyriker ist er ent-

schieden Mörike innerlich sehr verwandt, in

sofern für ihn das lyrische Gedicht reiner

Empfindungsdruck ist; «in Gefühl mit

konzentrierter künstlerischer Kraft, in prä-

gnanter Fassung, in individuell beseelter

rhythmischer Form. Die persönliche Not» ist

gegeben durch ein eigentümliches Gemisch von

fast weiblich zarter Empfindung und verhaltener

Leidenhaftigkeit, die gerade durch die bewußte

Dämpfung des Tones und der Farben zugleich

eine Vorstellung von männlicher Kraft erweckt.

Und das ist es z. B., was ihm als dichterischer

Persönlichkeit das Übergewicht über Aiko»

laus Lenau gibt, mit dem er sich in der

suggestiven Kraft, melancholisch» Seelenstim-

mungen in melancholische Naturstimmungen

zu übertragen oft berührt. Aber während

Lenau, dem wir ja einige wundervolle, in ihrer

Schlichtheit und in ihrem stimmungsvollen

Reiz unübertrefflich» Lieder verdanken, fast

ausnahmslos in Gefühl versinkt, sich — bildet

sich — in Tränen auflöst, klingt auch in die

weichsten Akkord» Storms »Li«bessucht

und ahnender Gefühlsdämmerung, melan-

cholischer Trauer der starke Pulsschlag man-

nlicher Leidenschaft herein, für die auch der

tiefste Schmerz zur Kraft wird. Es spricht zu

uns eine Seele, die so eins ist mit den schöpfe-

rischen Trieben des Lebens, in jedem Augen-

blick so »ins mit der Natur in allen ihren

Erscheinungsformen und Betätigungen, daß

jede Resonanz des Lebens in Freude oder

Schmerz immer wieder in Lebensbejahung aus-

klingt. So ist es auch charakteristisch für ihn,

daß er, der von sich selber einmal gesungen:

Wir können auch die Trompete blasen

Und schreiten weithin durch das Land.

Doch schreiten wir lieber in Maientagen,

Wenn bei Primeln blühen und die Drosseln

schlagen».

Still sinnend an des Baches Rand.

in den nationalen Fragen, die »in« Heimat

Schleswig-Holstein um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts aufs tiefste» erregten, in dem Kampf

auf Tod und Leben mit Dänemark nicht nur

im öffentlichen Leben seinen Mann gestanden»,

sondern auch in seiner Dichtung ergreifend»

Töne männlichen Zorns und zukunftsreueiger

Kampfluft angeschlagen hat. Und bezeichnend

ist ferner für ihn, daß er es nie verwunden

hat, daß man diese Seite seines Charakters

nicht entsprechend gewürdigt und ihn immer nur als den Sänger der Sehnsucht und der Liebe hat gelten lassen. Diese Erfahrung machte ihn auch geradezu ungerecht gegenüber seinen nur wenig älteren Zeitgenossen Emanuel Geibel, dessen Dichtung in den Jahrzehnten der politischen Kämpfe um Deutschlands Einheit von 1840—1870 das Echo aller nationalen Schmerzen und Freuden, vor allem aller nationalen Hoffnungen gewesen ist.

Merkwürdig genug gilt heute Geibel dem jungen Geschlecht als Lyriker nicht recht mehr für voll; er ist ihm bald zu weich und bald zu pathetisch, das Urbild eines Goldschmitt-Lyrikers. Dieses Bild ist aber falsch; wer die bleibende Bedeutung Geibels für die deutsche Lyrik erkennen will, der muß ihn unter dem Gesichtspunkt eines großen nationalen Lyrikers sehen, der in Zeiten schwerer Arbeit als ein „Herold deutscher Ehren“, als ein Prophet und Seher seines Amtes gewaltet hat und zugleich als ein Poet, dem Feuer und Kraft des Wortes in ungewöhnlichem Maße verliehen war, und der um deswillen auch von den heutigen und von den künftigen Geschlechtern in lebendiger Erinnerung bewahrt und in Ehren gehalten werden soll, nicht allein um des Liedes willen, das alljährlich, wenn der Frühling von dem Berg steigt, über die blühende Welt klingt: „Der Mai ist gekommen“.

Theodor Storm hat oft darüber geklagt, daß man ihn nur als Novellisten gelten lassen, daß die meisten seiner Leser keine Ahnung davon hätten, daß er auch

Vcrthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

833

«in Lyriker sei. Hin ähnliches Los ist Konrat»
Ferdinand Meyer beschieden; je größer
täglich der Kreis derer wird, die ihn um seiner
Novellen willen lieben, die Zahl derjenigen,
die de» Lyriker kennen und zu schätzen wissen,
ist noch immer im Verhältnis bescheiden. Und
doch enthält der Vand „Gedicht« von K. F.
Meyer" mit das Schönste, Tiefste und Eigen»
artigste, was die Lyrik des 19. Fahrhunderts
hervorgebracht hat. Wer einmal dem Lyriker
Meyer in die Augen gesehen, wer einmal das
Entfalten dieser tiefen, ernsten, durch stumm
getragene Schmerzen aus tiefer Nacht zum
Licht verklärten vornehmen Männlichkeit in
einem jener in wenigen Tönen zu einem er»
greifenden Dur» oder Mollakkord zusammen»
gefaßten Gedicht« in tiefer Erschütterung mit»
durchlebt hat, d«r wird die Erinnerung daran
nie vergessen. Es ist überall, wie er selbst
gesagt, „das Firnelicht, das große, still«
Leuchten" in seinem Wesen und Gedicht, das
den Leser, auch wo es sich scheinbar nur um
Stimmungen und Erlebnisse des Alltags
handelt, mit dem Ewigkeitshauch berührt.
Nichts Kleines und Kleinliches, und doch in
jedem der Pulsschlag des starken, all« höhen
und Tiefen der Menschheit mit Inbrunst um»
fassenden Lebens, und über all dem männlichen
Ernst, der den Grundakkord gibt, ein blauer
ätherischer Duft, zuweilen ein heiteres Lachen,
«in seliges Jauchzen, wie der Freudenruf, der
in feiner Heimat in der Sonntagsfrüh« von
den Bergen hallt.

ES gibt ein Gedicht, überschrieben „An
Konrad Ferdinand Mey«r":

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit,
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.

Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muh ich denken, der ihn schuf,
Bin ich bei dir».

Der Dichter dies« Bers« ist Detlev
v. Llliencron, d«r jetzt 6» jährige, der
trotzdem heut« noch als Wortführer der jung»
deutschen Lyrik gilt, als der Bahnbrecher, der
für die Jugend und mit der Jugend Neuland
erobert hat. Als im Jahre 1883 seine erste
Gedichtsammlung, „Adjutantenritte", erschien,
war für jeden, der «in Vhr für d«rgleich>,»
hat, das erste Gefühl: das ist ein neuer Ton.
Dies« Lyrik hat mit Heine nichts mehr zu
schaffen, noch weniger als die von Storm und
von Mörile, obgleich letzterer von Hein« gar
nicht und Storm nur ganz vereinzelt beeinflusst
erscheint. Aber beide, Storm wie Mörile,
können das Zeitalter, in dem sie g«bor«n, und
das auch das Zeitalter Heines war, nicht ver»
leugnen. Sie haben dieselben Stimmen in den

Lüfte» umgehen hören, wie er, wenn fi« ihnen auch anders gellungen haben. Dies« Stimmen der Zeit find aber jetzt verhatlt, und der Dichter der neuen Zeit, der ihnen sich ebenbürtig an» schlicht, ist, so verwandt der Stimmungsgehalt eines Teils seiner Lyrik namentlich der Storms erscheint, doch schon durch den Stoff und An» schauungsreis, den die neu« Zeit vor ihm aufgetan hat, auf «inen ganz anderen Ton gestimmt. Auch wer gar nichts wüßt« von den Lebensverhältnissen dieser drei, müßte aus dem veränderten Pulsschlag herausfühlen, daß der jüngste von ihnen der Typus einer tatfreudigen Generation ist, die in der Freude am Schaffen auch eine andere Freud« am Dasein an sich, und damit auch ein« ungleich größere Un» befangenheit im Genuß des Daseins hat, als jene feingestimmten Seelen mit dem nach Innen gelehrten Blick, die in dem engen Kreis nächster Bluts», Stammes» und Empfindungsverwandter die Aesonanz ihres Gefühlslebens suchten, die sich ihnen aus den verstimmenden und ver» bitternden Einflüssen der großen Weltbegebenheiten nicht ergab. Dies gilt auch für Storni trotz seiner Kampflieder, denn fie waren, wie er ja selbst betont, nicht die Töne, die der eigentlichen Grundstimmung seiner Seele «nt» sprachen. Pas Neue bei Liliencron war und ist, daß bei ihm (trotz der nächsten Verwandt» schaft mit Storm, trotzdem er mit diesem in stimmungsvoller Erfassung und der Kunst liebe» voller Kleinmal«r«i der idyllischen Farben und Tön« der heimatlichen Landschaft wetteifert) seine Grundstimmung durchaus nicht idyllisch, sondern heroisch ist, und daß infolgedessen in

Verthold Litzmann: Was sollen wir lesen?

seiner Lyrik auch jene heroischen Elemente zu ihrem Recht gekommen sind, die bisher — wie z. V. bei Geibel — mit einem gewissen Pathos und Rhetorik untrennbar verbunden erschienen. Ein Mann im Kampf, dem am wohlsten zu Sinne ist im Kampf von Mann zu Mann, in der Feldschlacht, und dem auch kein schönerer Tod auf der Welt ist, als „wer vorm Feind erschlagen in grüner Heide, im freien Feld, darf nicht hör'n groß Wehklagen.“ Vi« Ein» drücke von drei Kriegen, in denen er als Berufs» soldat im Felde gestanden, haben sich ihm nicht wie bei der Mehrzahl der Lieder aus den Freiheitskriegen zu mehr oder minder rhetorisch gefärbten Anklagen gegen den Feind oder Er» Mahnungen zur Vaterlandsliebe« verdichtet, sondern sie sind, wie seine Lieder die Freude am Genuß singen, geboren aus dem tiefsten Drange, lebendig in Lust und Grauen Durch» lebtes wiederzugeben im Ton und in der Stim» mung, im Rhythmus, wie sie im Augenblick des Erlebens auf ihn gewirkt haben. Also «in lyrischer Naturalismus. Den Mann im Kampf und in der Freude« des Lebens, das spiegelt Liliencrons Dichtung wieder, mag er von der Feldschlacht, von lecken Liebesabenteuern, von Freude an Schönheit, im Menschen und in der Natur, singen. Und das packt und das hält fest, auch wenn ihm nicht allezeit (in dem Bestreben, das innere Erleben in abfo» luter Naturtreue vor der Seele des Lesers mit allen Farben erscheinen zu lassen) die gestaltende, d. h. das Zufällig« des Geschehnisses ausschaltende und nur den Kern der Tatsachen oder der Stimmung herausarbeitende Kraft bis zum letzten Pinselfrich oder Meißelhieb treu geblieben ist.

Unter den jüngeren Lyrikern, die mit und nach Liliencron zu Wort« kamen und deren Lied, wie seines, in ängstlichen Gemütern zu» nächst die Vorstellung einer völligen Revolution des Geschmackes erweckte, die sich in ihren Wegen und Zielen innig mit den Bewegungen auf dem Gebiet des Romans und Dramas berührten, ist «s nur wenigen beschieden ge» w«s«n, das Aufsehen, das sie durch das Un» gewohnt« ihrer Ausdrucksformen erregten, in «in die« Stimmung«« des Tages überdauernd«« Ansehen, das sich auf «ine geschlossen« liinft» lrische Persönlichkeit stützt, zu verwandeln. Unter den lyrischen Naturalisten der li«b«ns» würdigste und sympathischste ist wohl lx» heut« 55 jährige Gustav Falle, der sich selbst «inen Schüler Liliencrons nennt, der aber (so wenig er seinen Meister im Ton verleugnet) doch «ine eigen« persönliche Note hat. Das Natur» burschentum, die unbändige und dabei doch

tief innerliche Lebensfreudigkeit, die mit ihrem Jauchzen und Lachen den Leser mitforttr«iht, und eine Welt von Sonnenschein, durch die der Frühlingssturm fährt, vor die Se«l« z»»b«rt, erinnert an Liliencron, aber in d«r Form, in der Sprache, in der Komposition ist er w«niger Draufgänger. Er begnügt sich nie, wi« Lili«n» cron das oft tut, nur «in paar Akkorde an» zuschlagen, sondern er weih immer, dief« Allorb« in «in«n musikalischen Satz zu bringen, der eine geschlossen« künstlerisch« Einheit darstellt. Er ist harmonischer.

Von einem vergeistigten Naturalismus kann man, ähnlich wie im Drama, auch in der modernen Lyrik reden, und sein bedeu» tendster Vertreter ist der, mit dem ich dielen Ausblick auf die Lyrik unserer Tag« schließ«, Richard D«hm«l, der jetzt 45 jährige.

Unter begeisterter Zustimmung eines zunächst ganz kleinen Kreises Schaffender (an ihrer Spitze Liliencron) und unter starkem Wider» spruch, der bald in Hohn und Spott, bald in Anklagen wegen Immoralität von s«it«n der Staatsanwaltschaft zu Wort« kam, hat D«hm«l sich mühsam s«in«n Platz erringen, erkämpfen müssen. Er hat es auch den Freunden nicht leicht gemacht? sein« dichterisch« Individualität ist spröd«, und alles eher als liebenswürdig. Es wühlt in seinen an starken und schönen Bildern reichen, aber in ihrer schwülen Sym» bolik oft schwer faßbaren und deutbaren G<» dichten «ine «ig«ntümlich düster« Glut frefs«nd«r Leid«nschaft, di« in grellen Farben und schroffen Dissonanzen ihren künstlerischen Ausdruck sucht. Er ist infolged«ss«n «in Po«t, d«r ni« populär werden wird, den immer nur «in kleiner Kreis Verstehender zu d«n Nroh«n rechnen wird.

Herbert Eulenberg: Nede für eine tzeinefeier
835

Hin«, der in seiner herben, wilden Schroff»
heit, in seinem grübelnden Tiefsinn, mit dem
er sich in die Geheimnisse des Lebens vertieft,
nicht jeden Leser auf die höhe, von der aus
er selbst ins Leben hineinschaut, «mporzutragen
vermag, wohl aber einer, der den, der ihm
bis auf die höh« folgen tonnte, festhält und
nicht wieder losläßt.

Die Lyril Stephan Georges, °Rai»
ner Maria Niltes und ihrer Verwandten
richtet sich so entschieden nur an einen kleinen
Kreis von besonders fein abgestimmten Ge»
niehern, dah sie in dem Nahmen einer ,tz»us»
bit» I io thel", wie ich ihn hier in grohen Um»
rissen zu ziehen versucht habe, einen Platz
Wohl selbst nicht erstreben.

Nede für eine tzeinefeier zu Gunsten einer tzeinebüste im
Foyer des Düsseldorfer Schauspielhaufes.

Von Herbert Eulcnberg.

HsH^eine verehrten Anwesenden, der leider körperlich heute am Erscheinen verhinderte
^^ Heinrich Heine hat mich gebeten, in seinem Namen folgendes zu erklären:
<is hat mich in den elysäischen Gefilden, für die ich seit Paris eine große Vor»
liebe Hab«, sehr erfreut, zu vernehmen, daß man mir im Schauspielhause zu Dussel»
dorf, dem ich seit seiner Begründung viele Sympathien entgegenbringe, eine Büste setzen
will. Obgleich ich gestehen muß, daß ich in bezug auf Denkmäler namentlich in letzter
Zeit etwas, wie ihr Menschen von heute sagt, nervös geworden bin. Wie man die Leiche
weiland Heinrichs IV., römischen Kaisers deutscher Nation, nicht beisetzen und zu Staub
werden lassen wollte, so will man meinen durch ein schweres Leben erkämpften Nuhm
anscheinend durchaus nicht zu Stein und Marmor kommen lassen. Ruhelos, gleich
Pontius Pilatus, wird so ein armer Stein, der meine Züge zeigt, von Land zu Land,
von Korfu bis nach Amerika herumgejagt, und meine Dichtertollegen, die ich bei Leb»
zeiten gehänselt und gequält habe, machen alle Mittage bei Plutos Tafelrunde schaden»
froh schon ihre Witze darüber, die ein weniger Schlagfertiger als ich kaum mehr parieren
könnte.

So ist mir meine Dentmalsangelegenheit mit der Zeit wirtlich ein wenig verleidet
worden, und ich muß offen gestehen, daß ich gegen einen einzigen Kuß der zurzeit
schönsten Düsseldorferin und Landsmännin einen ganzen Wald von meinen Denkmälern
hergeben möchte. Da aber dieses nicht gut möglich ist — denn ihr würdet schaudern
vor mir, meine Geliebten! —, so will ich gerne stillhalten, wenn man meinem An»
gedenl«, in meiner Vaterstadt ein paar Lorberblätter streut, und meinen Kopf dort in
einen stillen Naum hinstellt, meinen Freunden zur Freud« und meinen Feinden zum
Trotz. Ich will ganz ruhig in Stein auf meinem Sockel stehen bleiben und immer lächeln,
und hinter keinem die Nase rümpfen oder die Zunge herausstrecken, mag er auch aus»
sehen wie «in moderner Maßmann, der poetische Vorturner, oder wie «in neuer De»
magogenriecher, oder wie ein Zensor, der bedauert, daß es nicht mehr wie zehn Gebote
gibt. Just der Platz, den man in Düsseldorf für mich ausgesucht, will mir am besten
gefallen, weil ich nach Mitternacht, wenn niemand mehr im Theater ist, nicht mehr
strammstehen muß, sondern meinen Kopf in der Nacht promenieren lafsen und mir die
alten Stellen wieder besehen kann, wo ich als Knabe mit den „haluten" der Bolterstraß«

836 tzerbert Eulenberg: Nebe für eine tzeinefeier

gespielt habe, wo mich das rote Sefchen, des Scharfrichters Töchterlein, auf den Wund geküßt hat, wo ich zum erstenmal Liebe und zum erstenmal Hiebe bekam, wo ich Napoleon und seinen Schimmel gesehen habe, und die Stelle im Hofgarten, wo ich mich entdeckte und fühlte, daß ich ein großer Dichter werden würde, und dabei vor Freude weinte, wie Kolumbus, als er Amerika entdeckte.

Ich will ganz ohne Geräusch diese alten Erinnerungen einsammeln, und die Liebes»paare auf den Bänken im Park sollen nicht erschrecken, wenn sie mich irgendwo er»blicken, wie ich im Mondschein mit meinem Kopf im Grase liege und den Nachtigallen lausche oder zwischen zwölf und eins auf dem Geländer über die Nheinbrücke laufe, und wenn einer das Lied von der „Lorelei“ singt, erschrocken ins Wasser falle. Meinen Feinden in der Stadt aber will ich nachts als Puck erscheinen und ihnen meine frechsten Gedicht« langsam in die Ohren vorlesen, daß sie am anderen Morgen sich vor ihrem eigenen Spiegel entsetzen sollen.

Was mögen nur diese superguten Leute wider mich haben, daß sie noch heute, nachdem ich ihnen zu Gefallen schon vor 52 Jahren gestorben bin, meinen Namen wie den des Gottseibeius aussprechen und sich bei meinen Gedichten und Geschichten de»kreuzigen? Daß ich ein Jude gewesen bin, ist erstlich eine Nebensache, für die sie eigentlich nur mit meiner Mutter böse sein tonnten. Daß ich lein so guter Patriot wie Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt gewesen bin, ist die Schuld der Geschichte, die mir statt eines Vismarcks einen Metternich als politischen Zeitgenossen gegeben hat.

Hätte Madame Clio mich heute in Deutschland zur Welt gebracht, so wollte ich ebenso laut wie ein preußischer Kriegsminister „Die Wacht am Nhein“ mitsingen. Aber für die Karlsbader Beschlüsse, die Zensur und die Zentralunterfuchungstommission über jeden, der „Frei ist der Bursch“ gesungen hatte, tonnte ich mich beim besten Willen nicht begeistern. Bleibt schließlich nur der Vorwurf an mir haften, daß ich zeit meines Lebens eine kaum zu bändigende Vorliebe für das schwache Geschlecht empfunden habe.

Aber ich meine, gegen dieses schöne Laster, falls es überhaupt eins ist, sollte man heutigen»tags bei uns in Deutschland gerade ein wenig toleranter geworden sein.

Fragt zum guten Schlüsse einer oder der andere meiner Gegner, der mich nun einmal nicht ausstehen tann, noch, was ich denn in einem deutschen Theater zu suchen oder zu verlieren habe, so ist dem folgendes klarzumachen: Einmal habe ich selbst der deutschen Bühne zwei Stücke, den „Almensor“ und den „Natcliff“ geschenkt, die auch nicht schlechter sind als die Stücke, die Blumenthal und Kadelburg, meine Brüder in Moses, nicht in Apoll, geschrieben haben, wenngleich sie nur einmal statt hunderte Male aufgeführt worden sind. Ich hätte noch mehr und noch Besseres für das deutsch»Theater schaffen tonnen, wenn ich nicht, gleich Goethe, eine unerträgliche Abneigung gegen das Pfeifen des Publikums gehabt hätte, ähnlich der gegen lange Fahrten auf stürmischer See, so daß ich immer halb trank vor Ekel und Furcht an die still« Küft« meiner Lyrik zurücktrieb.

Infolgedessen mußte ich mich darauf legen, die deutsche Bühne mehr kritisch zu be»trachten und zu hegen, fo wie ein Invalid« sich allmählich eine bloß platonische Lieb«Hurechtmacht. In dies« Nolle eines bescheidenen Hausfreundes habe ich stets getan, was

«» »

Herbert Eulenberg: Nebe für eine tzeinefeier 83?

in meinen starken kritischen Kräften stand: Ich habe Immermanns Stücke gepriesen und was noch mehr heißt, gelesen, ich habe Richard Wagner auf den „Fliegenden Holländer“ und auf die deutchen Sagenstoffe aufmerksam gemacht, ich habe Hebbel geraten, so viel er sich raten ließ. Ich war wie ein Jagdhund immer nach guten Stücken her, und wenn ich nicht mehr aufstöbern konnte, so war es die Schuld der Rebhühner und nicht des Hundes. Ich habe Michael Beer, den Dichter des „Struensee“, entdeckt und wieder zu» gedeckt, ich habe als erster Grabbe ein Genie genannt und als letzter Kotzebue sein Talent vorgeworfen. Ich habe mich um die hohenstaufen verdient gemacht, indem ich lein Stück auf sie verfaßt habe und ihren Dichter Raupach unschädlich zu machen suchte. Ich habe in Paris mit Grillparzer dejeuniert, mit Meyerbeer diniert, mit Offenbach soupiert und mir den Magen dabei verdorben, alles aus Liebe zum deutschen Theater. Ich habe mich sogar für das Ballettkorps interefsiert und mir beim Betrachten seiner Sprünge das Rückgrat verdreht, so daß ich die zehn letzten Jahre meines Lebens im Bett zubringen mußte, alles aus Liebe zum Theater.

WUI man mir also im Theater meiner Vaterstadt an ftiller Stätte ein schlichtes Denkmal ohne jedes Pathos setzen, so habe ich dies, wenn nicht durch meine Gedichte, deren Schönheit übrigens auch Superintendeten nicht mehr leugnen, so doch durch meine Teilnahme für die deutsche Bühne und ihre edlen wie unedlen Bestrebungen durch» aus verdient. Und aus Anlaß dieses für mich so erfreulichen Ereignisses habe ich noch einmal in der Unterwelt den Pegasus gesattelt, der sich hier unten bisweilen von den lebenden Poeten erholt, und habe ähnlich dem Sonett, das ich «inst zum Entsetzen von Juden, Heiden und Christen auf das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt a. M. verfaßt habe, eines zu eigenem Kredit gedichtet, das so lautet:

Setzt mir nur immerzu ein Monument

In Düsseldorf am Rhein, still im Theater,
Daß nicht im Frei'n mich sieht ein Stadtratvater
Und sich erbost, daß man mich heut' noch kennt,
Und manches Mädchen noch für mich entbrennt.
Und er dann heimläuft, fauchend wie ein Kater,
Wild seine Wut ausspeit gleich einem Krater,
Und mich im Grab noch einen Lumpen nennt.

Drum laßt mich euer Bühnenhaus mitzieren
Und lauschen, wenn ihr gute Stücke spielt,
Was Kleist und Goethe einst wie ich gefühlt.

Doch müßt ihr, — denn auch dieses kann passieren! —
Schund geben, der dreist auf die Maffe zielt,
So bttt' ich nur um eins: Schließt fest die Türen! —
Also sprach mit ironischem Lächeln Heinrich Hein«.

3p. a.i Giuseppe Tornielli -j-

Giuseppe Tornielli t.

„Der Graf G. Tornielli und die Gräfin

Lydia Olga, geb. Rostopschin, geben stA) die Ehre,

für Montag, den 6. April, zum Abendessen

einuladen: Mr. Stephen Pichon, Staats»

minister der Auswärtigen Angelegenheiten der

Französischen «Republik, Rt. Hon. Sir Francis

Vertie, Botschafter Großbritanniens, Mr. I.

Aelidow, Botschafter Ruhlands, Mr. Dr. Hill,

Botschafter der Vereinigten Staaten zu

Berlin." — Welch merkwürdige Gesellschaft!

Kaum hat der amerikanische Gelehrte Hill seine

Studierstube verlassen und seinen Fuß auf

den europäifchen Kontinent gesetzt, so wird

dieser neue Vertreter der nordameritanischen

Großmacht, vor dem Kaiser Wilhelm II. das

vertrauliche Zufallswörtchen vom Werth per»

sönlichen Reichtums beim Diplomatenhandwerk

feierlich zurückgezogen hat, ganz unauffällig auch

fchon in eine Gefellfchaft erklärter Deutschen»

feinde gebracht.

„D» werde ich nach dem Aechten sehen!"

meinte Freund Hein, der Vertreter der aller»

stärksten Großmacht auf Erden, und gab un»

eingeladen seine Visitenkarte« in Ar. 73 der

Aue de Grenelle zu Paris ab. Das Abend»

essen muhte in letzter Stund« abgesagt werden

wegen Erkrankung des Hausherrn. „Es handelt

sich nur um einen leichten Fall von Influenza,

beileib« nichts Ernsthaftes," diagnostizierte der

Votschaftarzt Dr. Gu«lpa; denn alle Botschaft»

ärzt« Pflegen mit der Zeit sich durch den Umgang

mit den Diplomaten zu Vefchwichtigungs»

Hofräten zu entwickeln. Dabei war der er»

krankte Botschafter fchon rechtseitig gelähmt

und d«r Sprache beraubt. Als das Ehepaar

des Prinzen von Wales zum Besuche h«r»

beieilte, lag der hochgewachsen« und starkknochige

Mann aus dem plemontesifchen Geschlecht der

Grafen Tornielli von den A«rzten aufg«g«ben im

Todeskampf. Zwei Tage später stand die Groß»

nicht« des Generals Aostopschin (der Aapo»

leons I. glorreichen Si«geszug vom Niemen

bis zur Moskwa durch die Verbrennung Mos»

laus in eine schrecklich« Niederlage verwandelt

hatte) als Witwe an der Bahr« ihres italie»

nischen Gatten; Graf Tornielli hat fein L«b«N

auf 72 Jahre gebracht. —

Das erste größere Gcsandtfchaftsamt be»

Neidete der aus der Schule Wassimos d'Azeglio

stammende Diplomat in den achtziger Jahren

in Bukarest. Zu jener Zeit bildete bi« Haupt»

stadt Rumäniens den Bcobachtungspoftcn der

Diplomatenzunft für die Vorgänge auf dem

Balkan. Von der russischen Gesandtschaft gingen

die Befehl« und Anweisungen aus, wie, wo

und wann die Revolutionen und Gegen»

revolutionen auszubrechen hatten, um Bul»

garien in Flammen zu stecken oder die griechischen und montenegrinischen Banden gegen die Kutzowalachen und Albanesen auszuspielen. DürRubel reiste unaufhörlich. Damals bildeten für den moskowitzischen Despotismus die blutige Erhebung einen hauptausfuhrartikel. Jetzt hat er von dieser Stapelware Verwendung im eigenen Innern. Damals galt noch Bukarest allgemein als Durchgangsposten für begabte und scharfäugige Diplomaten. Für Oesterreich Ungarn stand hier der Pole Agenor Goluchowski, der sich mit Murats Tochter, einer Französin, vermählte und sich derart auszeichnete, daß er bald darauf zwölf Jahre lang als Kanzler den habsburgischen Donaufürstentum leitete. Auch der deutsche Gesandte, der in holländischer Landedelmann aus Kleinflottbeck, der Anno 1886 die neapolitanische Fürstin v. Camporeale heiratete, hat es später zu etwas Tüchtigem gebracht, Bernhard v. Bülow. Graf Tornicelli, der Anno 1879 die Gesandtschaft Italiens beim serbischen Königreich in Belgrad eingerichtet hatte, erlangte auf diesem wichtigen Späherposten die genaue Kenntnis der Balkanwirren, die mit der Niederlage des serbischen Feldzuges und der Verjagung der battenbergischen Fürsten Alexander aus Sofia begannen und heute den Frieden von ganz Europa bedrohen. Zehn Jahre später schickt Francesco Crispien der kaltblütigen Skeptiker Tornielli von Wien über London nach Paris. Zwischen Frankreich und Italien tobte damals der Zollkrieg, der Siziliens Weinbau beinahe tödlich getroffen hatte. Die Aufnahme des italienischen Ver-

5p. 2.: Giuseppe Torielli -j-
treterers an der Seine war frostig, um nicht
zu sagen feindselig. Von Crispi argwöhnten
nämlich die französischen Staatsmänner, bah
er jeden Vorwand zur Herausforderung eines
Krieges ausnützen werde, um die Heere Vis»
marcks über die Vogesen zu schicken. In jenen
Tagen geschah es, dah der russisch« Botschafter
Wohrenheim bei einem Empfang wenigen Ein»
geweihten die feltsam« Formel der diploma»
tischen Kabbala vorwies: „1-s-l —3l" Die
Gräfin Torielli, gleich den meisten Slawinnen
aus gebildeten Ständen mit hervorragendem
Sprachentalent, durchdringendem Verstand und
feinster Charme begnadet, lann als die einzige
Frau eines Dreibundsbeamten bezeichnet
werden, welch« am ersten jene dunlle Gleichung
zu lösen verstand. Der Welt kam dies« Formel
erst dann zum Verständnis, als der Aussenzar
«in Jahr darauf den Präsidenten Felix Faur«
als seinen „Verbündet««" begrüßt« und ganz
Frankreich aufjubelte, dah dieser Zweibunb dem
alten Dreibund militärisch gewachsen sei. Mit
Italien freilich stand dieser Zweibund spoltschlecht:
Auhland versorgt« de« Negus Aegesti, Menelil
von Schoa, mit Waffen, Munition und In»
strultionsoffizieren, und in der Provinz Tigr«
verftanden die französischen Lazzaristenmönche
all« Verhältnisse der erythräischen Kolonie so
vortrefflich auszukundschaften, dah die fpäter«
Niederlage der italienischen Truppen bei Adua
nur zu verständlich wurde. Italien sollt« in
Afrika derart schwer getroffen werden, dah seine
Schwäche in Europa offenkundig wurde. Zu
dieser überaus schwierigen Lage gesellt« sich
noch die „Affäre Alfred Dreyfus". Die beiden
Militärattaches von Schwarzkoppen und Pa»
nizzard, zwei ganz besonders schlaue Kam«»
raden, hatten nämlich beim Liebesmahl in einem
Pariser Aeftaurant «inen Obersten des russischen
G«n«ralftabs zuerst in Champagner und darauf
in fünfzigjährigem Kognak so gründlich «in»
geweicht, bah sich ihm die Zunge löst«, di« dann
allerhand Wissenswertes über die neuesten
Geschütze Frankreichs ausplauderte. Durch eine
Verkettung unglücklicher Zufälle kam der israe»
litische Hauptmann Drefhus in den Verdacht
de« Landesverraths und durch die Fälscherlunst«
der Obersten Esterhazy und Henry auf di«
Teufelsinsel. Die mannhaft« Erklärung des
Reichskanzlers Chlodwig von tzohenloh«, dah
weder das Auswärtig« Amt noch der General»
stab des Deutschen Heeres den Hauptmann
Dreyfus kenne, fruchtete nichts: die Aationa»
listen, Klerikalen und Patrioten Frankreichs
eröffneten unter einem Wuthgeheul ihren
Feldzug gegen di« Juden als Verräther. Di«
italienische Votschaft in Paris wurde zum

Stichblatt der giftigsten Angriff«: denn zu»
fällig atmeten gerade unterm dortigen Personal
drei Juden: der Abtheilungschef Polacco und
zwei Sekretäre. Mit großer Geduld ertrug
der von Haus aus klerikal gesinnt« Tornielli
die gemeinen Angriffe des Antisemitenhaupt»
lings Drumont; nur auf «in amtlich«« Schrift»
stück, worin Panizzardis Glaubwürdigkeit als
offizier in Zweifel gezogen wurde, schrieb b«r
kaltblütige Piemontese dem Minister hano»
taux einen Brief, der tzörner und Klauen und
einen Feuerathem der Entrüstung spüren ließ.
Einen schönen Erfolg stellte später der Abstecher
des nach London zum Jubiläum der Königin
Victoria reisenden italienischen Kronprinzen.
Paares nach Paris dar, zu einer Zeit also, da di«
Erinnerung »n die Theilnahm« des damaligen
Kronprinzen an den Metzger Manövern noch
frisch und blutig in den Gemüthern der Pariser
Bevölkerung haftete.

Mit dem Aegierungsantritt Victor Ema»
nuels III. wird Graf Tornielli der persönliche
Vertrauensmann des Königs in dem Bestreben,
Italien politisch und ökonomisch von den
Zentralmächten Europas unabhängig zu
machen. Der neu« franzöfifch»italienisch«
Handelsvertrag ist Torniellis Werl; der Vcfuch
Emile Loubets und Theophil« Delcassss im
Frühjahr 190h in der Lwig«n Stadt d«r
Triumph seiner Politik der intimst«« An.
Näherung, die durch Abschluß der Vertrag«
zwischen Delcassö auf der «inen, Visconti»
Venosta und Giulio Prinetti auf der andern
Seit« dokumentarisch zum Ausdruck l»m. Im
marokkanischen Konflikt konnte der Graf den
Streittheilen Frankreich und Deutschland durch
kluge Vermittlung manchen guten Dienst er»

840 I. Diot: Kriegsgesang — Bruno Vuchwald: Polittk und Börse

O «

O «

weilen. An dem französisch-englisch.russischen
Einvernehmen hat das Ehepaar Tornielli eifrig
gearbeitet. —

Auf der höhe zwischen Trecate und No>
vara, wo König Karl Albert am 24. März
1849 die vernichtende Niederlage durch Aadetzli
erlitt und in der darauffolgenden Aacht aus
Verzweiflung abdankt«, steht der Weierhof der
Verzweiflung abdankte, steht der Meierhof der alt»
«ingefessenen Familie Tornelli'Brufati di Vergano
mit einem bescheidenen Schlöhlern, das erst eine Er»
Weiterung erfuhr, als Eiufepp« Tornellis Alutt«
aus dem Fürstengefchlecht der Gallarati»ScoUi
aus Bergamo den Aeichthum in di« piemon»
tesische Adelsfamilie brachte. Dort, im Erb»
begräbnis, wurde der letzt« der Diplomaten
aus der großen Zeit von Italiens Einigung
beigeseht: am gleichen Tage, an dem des Deut»
schen Reiches vierter Kanzler als Gast des
italienischen Königs im Quirinal bi« locker
gewordenen Vänder des Dreibundes fester zu
knüpfen verstand. 3p. 2

Kriegsgesang.

Wir Deutschen sind der Erde Salz.

Wir schmieren uns're Flinte

im Parlament mit Redeschmalz,

im Preßbureau mit Tinte.

Gepanzert ist des Deutschen Faust,

nicht minder sein« Schnauze,

und wer des Deutschen Leder laust,

bumbum! bähbäh I — den haut se.

Der Deutschen Faust ist dreigezackt,

ob's hagelt oder wettet.

Und wer uns in die Suppe spuckt,

der wird — bähbäh I — zerschmettert!

Steh'n wir allein? — tln dien! Es sei!

Wir sind des Rufs gewärtig, —

mit Luxemburg und der Türkei

wird uns're Kunst noch fertig.

Drum deutscher Wähler tugenbwert,

dein herz sei nicht beklommen.

Das Pulver trocken, scharf das Schwert!

Sie sollen uns nur kommen!

I. Diot.

Politik und Börse.

/^«it Bismarcks Aegierungszeit hat die aus»

^ wärlig« Politik aufgehört, auf die beutfchen

Vörsen mähgebenden Einfluß auszuüben. Wer

noch in den achtziger Jahren sein Vermögen

in Preußens konsolidierter Aent« angelegt

hatte, wart« mehr von Unruhe geplagt, als

heutzutage einer, der von den Dividenden der

harpener« oder Laurahüttengesellschaft die B«»

burfniss« seines Lebens befriedigt. Di« Zeiten

haben sich vollständig geändert; das Schreck»

gespenst des Krieges, das früher in knappen

Zeitabständen immer wieder aufzutauchen

pflegte, scheint gebannt zu sein. Di« lang»
jährige Friedensdauer in Europa mag «inen
wesentlichen Anteil daran gehabt haben: sicher»
lich sind die Effektenbesitzer dadurch furcht»
loser geworden und lassen sich nicht mehr von
«in«m beliebigen Zeitungsartikel zur Mobili»
sierung ihrer Anlagewert« bestimmen. Und
mit einem gewissen Aecht glaubt man nicht
mehr an große, nach außen hin «ls solch«
erkennbare, politisch« Ereignisse, und weih nur
allzu gut, daß lue Erfolg« nicht auf den
Schlachtfeldern geholt zu w«rb«n brauchen,
sondern ohne Waffen» und Nlutverschwendung
«n all«r Still« ebenso gut durch geschickt« Dipl«»
matie «rreichbar find.

Gerad« deshalb ab«r müßt« bi« Bors« di«
Beurteilung der Politik von g»n« anderen
Gesichtspunkten aus vornehmen, «ls dies früher
der Fall war. Wenn durch den Frenndschafts»
vertrag zweier Länder Deutschland geschädigt
wird, können di« Folgen schlimm«! s«in, als
durch einen Krieg, der doch nicht einmal immer
einen unglücklichen Verlauf zu nehmen braucht.
Ist die systematisch« Isol,«rung Deutschlands
nicht gefährlicher, als es der Krieg mit Frank»
reich «m Jahre 187U gewesen war? Di« famose
MarollopolMI hat ,hr«n Widerhall an d«n
b«utsch«n Börs«n nur deshalb gefunden, weil

0 0

« 0

8111

Bruno Vuchwald: Politik und Börse

Frankreich gleichzeitig seine Guthaben bei unseren Großbanken zurückzog, und die Zins» sähe daher von demselben Augenblick an «ine scharf steigende Aichtung verfolgten. Und würde sich Deutschland« Wirtschaftsleben nicht damals in der Art üppiger Kraftentfaltung befunden haben, so hätte b>« feit Dezennien ungeschickteste politische Haltung der deutschen Diplomatie wahrscheinlich in den Kursen überhaupt keinen Ausdruck gefunden. Und selbst die Tatsach«, daß Deutschland während d«s Marokkozweistes mehrfach dicht vor «inem Kriege stand, ging cm der Börse spurlos vorüber.' Denn hier glaubt man eben nur, was in Zeitungen steht (auch dann meist nur, wenn's aus offizieller Quelle stammt) und hat längst verlernt, mit weitem Blick selbst in noch sichtbarer Ferne wirtenbe Ereignisse zu werten. In den siebenzigec und achtziger Jahren vermochte «in Artikel der „Kölnischen Zeitung", worin Frankreich unter gewissen Voraussetzungen mit dem Kriege ge» droht wurde, Kursrückgänge von 10—20»/» her» vorzurufen; im Zeitalter Bülow's vermag die «nglisch.russische Einkreisung Deutschlands nur ür drei Stunden lang «in« leicht« Ab»chwächung der Börsenpreise zu bewirken, und schon am nächsten Tag« scheint wieder heller Sonnenschein, weil die „friedlichen" Aebeu der beiden Monarchen zu Aeval die Furcht rasch wieder gebannt haben. Man braucht nur diesen Gegensatz hervortreten zu lassen, um die Ver»änderung der beiden grundlegenden Auf»fassungen zu illustrieren.

D«e Beurteilung wichtiger politischer Vor»gäug« durch die Börse wirkt aber baufia auch geradezu komisch. Als wenn einfältig« Kinder Politik machen wollen, so «rfcheint «s uns, auf d«n «rsten Blick betrachtet, wenn wir aus Zeitungsberichten lesen, daß «in einfacher, von gesellschaftlichen Formvorschriften bedingter Austausch von höflichkeitsphrasen geeignet sein soll, ernste Männer über wesentlich« Gefahren hinwegzutäuschen. Da muß man freilich In Betracht ziehen, daß diejenigen Moment«, di« als Grund e«n«r Veränderung des Kursniveaus an der Börse angegeben werden (und von dort ihren Weg in dl« Zeitung«« finden), in Wirk»lichkeit sehr häufig den am wenigsten be»stimmenden Einfluß ausüben. In dem Maße, wie di« eigentlich« Spekulation sich von der Börse zurückgezogen hat, wie di« Banl«n (di« sich hint«r den Kulissen halten) überragend« Bedeutung erhalten haben, ist auch die B«richt»erstattung über den Börsenverkehr imm«r unzu»länglicher geworden. Es ist «in« deutlich« Scheidung zwischen denjenigen Schichten «in«

ge»tr«t«n, die für die Gestaltung der Tendenz
«in« mahg«bend« Aoll« spl«l«n, und d«n«n, die
gewissermaßen als das Proletariat der Börse
zu bezeichnen sind, die nichts w«it«r als die
ausführenden Organe der Großen sind und
in Wirklichkeit gar nicht einmal wissen, aus
welchem Grunde sie den Auftrag haben, die
Kurse herauf» oder herabzusehen. Die Gründe
für die Preisschwankungen werden dann von
ihnen erst nachträglich zu finden gesucht, und
das phantastische Gewebe «iniger wenigen, mit
den wirklichen Vorgängen gar nicht vertrauten
Börsenbesucher Wirt) am Abend den Effekten»
besitzern gedruckt serviert. Die lesen, wie ge»
ringe Bedeutung die ihrer Ansicht nach so
klugen Börsianer diesem oder jenem politischen
Ereignis beigem«ssen haben, und nehmen's für
bar« Münz«; wenn die Börse so wenig reagiert
hat, muß es doch um die Dinge nicht gar so
schlimm stehen. In Wirklichkeit aber haben
sie nur die Ansichten «iniger nichtwissenden
Börsenmakler gelesen, die den fragenden Jour»
nalisten irgend etwas ins Ohr geflüstert haben,
was sie sich nachträglich zur Erklärung einer
Kursbewegung glaubten zurechtlegen zu müssen.
Auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet,
wäre die Art unserer Berichterstattung über
> den Börsenverkehr reformbedürftig, und wenn
wir eine demokratisch geschult« Aktionärsmasse
hätten, wäre «ine Aenderung längst herbeige»
führt worden.

In einer anderen Beziehung find die
Vorgänge der letzten Tage noch lehrreicher.
Die Macht der Großbanken hat sich nicht bloß
darin gezeigt, daß sie im Hintergrunde die
wahre Vörsentendenz bestimmen Und so für
den Außenstehenden ein ganz falsches Bild
entwerfen, sondern auch darin, daß sie die
eigentlichen Wirkungen eines Ereignisses zum
Nutzen ihres eigenen Geschäftsvortelles zu ver»
tuschen vermögen. „Die Kaiserzusammenkunft
in Aeval ging an der Börse spurlos vorüber,
und für die Aktien einiger Großbanken macht«
sich sogar lebhafteres Interesse bemerkbar"; so
konnte man »n den Börsenblättern lesen. In
Wirklichkeit hat die Berliner handelsgejeNschaft
wieder einmal «inen ihrer famofen Schach,
züge ausgeführt, die ihr von jeher reichlichen
Gewinn gebracht haben. Die börsentechnisch
geschickten Direktoren haben erkannt, bah die
klein« Spekulation beim leisesten Lufthauch von
oben gezwungen wäre, die (trotz dem neuen
Börsengesetz) unbedeutenden Vaisseengagements
zu decken. Bei der Geringfügigkeit der Umsätze
würden dies« Kauf« geeignet sein, (trotz Aeval)
die Tendenz zu befestigen. So werden einig«
Makler in die Markte geschickt, um die Kurs«
in die höhe zu tr«lb«n. Die Kuliss« wird
ängstlich, glaubt, bah wer weiß welche „tieferen"
Ursachen die Käufe herbeiführten, und hilft
den Großen beim Gelingen des Spiels. Vi«

Befestigung der Börsentendenz lockt schließlich

einig« d«m Börsengetriebe fernstehend« Spelu»
 lanten herbei; die Kurse steigen dann wieder
 1N»/o, und die Großbanken haben inzwischen
 nach den winzigen Käufen, die sie zum Schein
 an d«n Märkten vorgenommen haben, im ge»
 Heimen ihre Vestände verkleinert. Die Methode
 «ft nicht neu und hundertmal erörtert worden.
 Dennoch gelingt sie immer wieber, und fast
 klingt es schon banal, das rücksichtslose Treiben
 aufdecken zu wollen. Doch die Schäden, die
 für die Volkswirtschaft daraus «rwachsen, sind
 so groß, daß man sich nicht mit einfacher
 Feststellung der Tatsachen begnügen darf. Eine
 Arbeiterfrau, die in strengem Winter aus
 Aot ein paar Holzstücke aus dem Wald« stiehlt,
 wird zu mehrwöchiger Gefängnisstrafe ver»
 urteilt: hier dürfen (unter dem Schuh« der
 Gesetze) Millionär« fortgesetzt sich durch Vor»
 spiegelung falscher, mindestens durch Ver»
 schweigung wahrer Tatsachen, Vermögensvor»
 teil« verschaffen, auf die fie einen rechtmäßigen
 Anspruch n«cht haben: und kaum achtet über»
 Haupt jemand ihres Treibens. Mag sein, bah
 die Veweis« für «ine strafrechtlich« Verfolgung
 niemals zu erbringen sind; ist die Handlung
 darum zu billigen? Die Verwaltung des
 Vochumer Guhstahlvereins gibt in der General»
 Versammlung «ine Erklärung über den Um»
 fang der Geschäftstätigkeit ab, die von jeder»
 mann als Grund zu einer Erhöhung des Kurses
 betrachtet werden muh. Die tritt auch «in,
 und keiner der Direktoren und Mitglieder des
 Aufsichtsrats hält es für ratfam, öffentlich zu
 erklären: „Trelbt den Kurs nicht mit falscher Ve»
 Begründung! ihr habt unser« Zukunftsprognose
 mißverstanden“. Plötzlich, nach einer Steige»
 rung um 20»,», kurz bevor der Tag des
 (Geschäftsabschlusses naht (und sich ein Divi»
 dendenrückgang nicht mehr verheimlichen läßt),
 wird die Erklärung abgegeben. Klare Wort«
 werden umgedeutet; was deutlich gesagt war,
 als Mißverständnis bezeichnet, tzler ist die
 Sprache, nach Talleyiands Wolt, nicht bloß dazu
 erfunden, die Gedanken zu verbergen, sondern
 sogar im Hirn des Hörers die gegenteilig«
 Ansicht hervorzurufen. Da die Direktion des
 Vochumer Guhstahlvereins die wahren Tat»
 fachen gekannt haben muh, kann sie nur ab»
 sichtliche Irreführung beabsichtigt haben; bah
 sich d«« Sprechenden selbst «men Vermögens»
 vorteil verschaffen wollten, ist nicht zu er»
 weisen, doch sehr leicht, dah sl« d«n ihnen
 nahestehenden Emissionsbanken genutzt haben.
 Ein anderes Beispiel. Weil die Berliner
 Handelsgesellschaft die Aktien b«r Wewll.
 warenfabrik Julius Pintsch an die Vörs«

bringen will, wird der Kurs der Handels»
anteile in die höh« getrieben. 2s wird, durch
künstlich erzeugte Nachfrage, der Irrglaub« «r»
weckt, dah diese Emission als besonders günstig
ange chen werde. Manch ein« läuft sich
daraufhin die fo rege begehrten Aktien. In
Wirklichkeit trifft nur das «in« zu, daß das
Emissionshaus froh ist, die so lang« nicht
börsenfähigen Aktien endlich anbringen zu
können. Ist die Emission «rst «inmal geglückt,
so kümmert sich vielleicht niemand mehr um
den Markt. Nur die Käufer find um eine
Erfahrung reicher, in ihrem Vermögen aber
ärmer geworden. In einer Zeit, wo sich täglich
die Lage der Industrie verschlechtert, wo die
Verhältnisse am Eisenmarkt (die Auflösung der
Aoheisensyndikate beweist es von neuem) sich
fchärfer zuspitzen, ist's gewissenlos, n«u«
Emissionen industrieller Wert« vorzunehmen.
Das muh deutlich ausgesprochen und gleich«
zeitig daran erinnert werden, dah die Berlin«
Handelsgesellschaft eben erst durch ihr« Kurs»
treiberei der Eleltrizitätsaltien (kurz vor den
Kapitalserhöhungen) eine sehr häßlich« Probe
ihrer Börsenmanipulationen geliefert hat.
Solange nicht mit aller Schärfe auf
solche Vorkommnisse hingewiesen wirb, wird
der Unfug nicht aufhören. Die Börsenprcss«
schweigt; wie immer. Um so notwendiger ist's
für jeden Unabhängigen, durch Aufklärung un«
wissender Veoölierungsschichten sein Scherflein
beizutragen, um diese das Volkswohl »n«
dauernd schädigende Vörsenpolitil zu durch»
kreuzen. Vruno Buchwald.

V«r»nl»»rllch <ür »cn p«lll!Ich>,'!i Teil: «»rl schniyler, Sch»»»g«nd«rf, Vp»nl>au«rs«r,«»!

lürd«n««rsen»eU: «run««uch»ald,
«tll!» c, heülgrgllslstr, 52; lür »l!«« »übe«! DI, «rlur r»nd«!><r««r, ««rl!n V/, », Lenntnr»»« 3, für
Ocft«reich.Uii«a?»

«ober» Heltl, Wlen I, - Worg«n>V«rln« ». ». b. h^, Berlin V7, 3». St«ll««>-«». <». - »ip«dltl«n für
Otsterrnch.Ungirn

I>«! I. B«!a«l, W!«n I, «rab«n l», l»»!» oll« übrigen Z«!ung«««rlchleß« und Buchhandlungen. ^ Druck
»,n Po, «> »arlti

». « b, h,, ««rlsn V, «?, «A»»s«r. »S

Geschäftliches.

Von Etappe zu Etappe steigerten sich auf
d«r «den zu Ende gegangenen Prinz»heinrich»
Fahrt die Wort« der Anerkennung und Ve»
wunderung seitens der Fahrer für Peters
Union L«dergl«itschutz»Aeifen. Wenn
jemand noch darüber im Zweifel war, so haben
dies« Aeifen jetzt aufs neu« bewiesen, daß sie
den größten Anforderungen in bezug auf Lebens»
dauer und Zuverlässigkeit gewachsen sind, haben
sie doch die ca. 22UU Km lange Strecke hinter sich
gebracht, ohne die Fahrer zum Auswechseln zu
zwingen. Was die« heißen will, wird lelbsl der
Lai« «rmessen können, wenn er die Läng« der
Streck« in Betracht zieht und die B«schaffenhci>
der Straßen, welch« mitunter viel zu wünschen
übrig lieh.